I
51

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Geschichte
der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Vierte berichtigte Auflage.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1881.

Geschichte

der neuesten

deutschen Literatur

von 1830

bis auf die Gegenwart.

Mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Vierte berichtigte Auflage.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1881.

3555
6

Vorwort.

Als ich die Bearbeitung des vorliegenden vierten Bandes der „Deutschen Literaturgeschichte" unternahm — wozu mich nur der dringende Wunsch der verehrten Verlagshandlung bewegen konnte — verkannte ich die Schwierigkeiten nicht, die sich mir auf jedem Schritt entgegenstellen würden. Es läßt sich bei einer in sich abgeschlossenen Epoche der Literatur ein allgemeiner Ueberblick gewinnen; es lassen sich die verschiedenen Richtungen, die sich in derselben geltend machten, aus einander halten und mit Sicherheit charakterisieren; es lassen sich die einzelnen Erscheinungen nach dem größern oder geringeren Einflusse, den sie auf den Gang und die Entwickelung der Gesammtliteratur gehabt, scharf bestimmen. Nicht so ist es bei einer im Werden und in der Entwickelung begriffenen Epoche. So leicht es ist, die hervorragenden Größen von den untergeordneten Schriftstellern auszuscheiden, so schwierig, ja beinahe unmöglich ist es, bei zeitgenössischen Schriftstellern mit Sicherheit abzuwiegen, welche von ihnen ausführlicher zu besprechen und welche nur im allgemeinen Ueberblick der literarischen Leistungen zu erwähnen sind. Vielleicht darf ich behaupten, daß keiner ausführlicher besprochen worden ist, dem es nicht zukäme; dagegen ist es wohl möglich, daß manche nur in den einzelnen Uebersichten erwähnt worden sind, denen eine ausführlichere Besprechung hätte gewidmet werden sollen. Es ist leicht möglich, daß sich hierbei die subjektive Ansicht vorgedrängt hat, so sehr sich der Verfasser bemühte, dieselbe nicht zur Erscheinung kommen zu lassen. Dieß mag auch bei manchen Urtheilen der Fall sein; doch darf wohl erwähnt werden, daß nicht wenige Dichter, und selbst solche, über deren Schöpfungen das Urtheil mehr oder weniger streng lautete, in freundlichen Zuschriften die Richtigkeit desselben anerkannten und mit den darin enthaltenen Andeutungen übereinstimmten. Dagegen könnte dem Verfasser der Vorwurf gemacht werden, daß manche Schriftsteller nicht berührt worden sind, die erwähnt zu werden verdient hätten. Dieß war aber bei dem massenhaften Material, das zu bewältigen war, nicht zu vermeiden; selbst bei der größten Sorgfalt, dasselbe herbeizuschaffen, mußte Manches dem Verfasser entgehen und ihm unbekannt bleiben. Uebrigens darf wohl auch der Umstand erwähnt werden, daß wiederholte Ausgaben eines Buchs, namentlich von Dichtungen, nicht immer von deren Werth zeugen; denn theils sind es nur sogenannte Titelausgaben, theils sind sie nur für einen beschränkten Leserkreis bestimmt, und werden nur aus landmannschaftlichem Interesse gekauft, oder es sind Liebesgedichte, die in den Jahren, wo der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau heranwächst, auch dann lebhaften Anklang finden, wenn der poetische Werth noch so untergeordnet ist.

Noch sind über die Bearbeitung des vorliegenden vierten Bandes einige Bemerkungen zu machen.

Hätte ich schon Anfangs die Absicht gehabt, die Geschichte der Deutschen Literatur bis zur Gegenwart fortzuführen, so würde ich nicht bei Goethes Tod einen Abschnitt gemacht, sondern den dritten Band mit den zwanziger Jahren abgeschlossen und Rückert, Uhland, Platen und Heine nebst ihren Schulen, so wie die Oesterreichischen Dichter in den vierten Band verlegt haben, weil diese durch ihre Verjüngung oder Bekämpfung der Romantik eine neue Zeit beginnen, und durch sie das Nationalbewußtsein wieder aus dem Schlummer geweckt wird, die Idee der Freiheit und der Einheit lebendig in die Literatur eintritt. Weil ich aber Goethes Tod als Grenze der Darstellung angenommen hatte, mußte ich nothwendig alle Erscheinungen bis zum Jahre 1832 in dieselbe aufnehmen. Manche derselben erschienen im Verhältniß zu den Größen des Zeitraums, zu Herder, Goethe, Schiller und selbst zu den Romantikern nur untergeordnet, weshalb ihnen eine ausführlichere Besprechung nicht gewidmet werden konnte. Dagegen gewinnen sie im Verhältniß zu den Leistungen der neueren Zeit, in welche sie hineinreichen, eine weitaus größere Bedeutung, und es war daher unbedingt nothwendig, um ihnen gerecht zu werden, auf sie zurückzukommen und sie mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln. Bei

andern war Dieß nicht nöthig, doch mußten sie, weil der vorliegende Band auch als selbstständiges Ganzes erscheinen sollte, in den einleitenden Bemerkungen erwähnt werden, um die weitere Entwickelung der literarischen Leistungen daran anzuknüpfen.

Die Literatur des Zeitraums, welche der gegenwärtige Band behandelt, unterscheidet sich wesentlich darin von der der früheren Perioden, daß das ganze Volk an den Bestrebungen Theil nimmt, in so fern nämlich, daß nicht nur alle Provinzen des großen Landes, sondern auch alle Stände daran Theil nehmen, und nicht bloß Gelehrte, wie Dieß in früheren Perioden, namentlich seit der Reformation, beinahe ausschließlich der Fall war. Es mußte dieß charakteristische Kennzeichen hervorgehoben werden, was auf die Anlage wesentlichen Einfluß ausübte. Ein zweiter Charakterzug der behandelten Periode ist, wie schon angedeutet, daß in derselben die Ideen der Nationaleinheit und der Freiheit immer lebendiger hervortreten; es war daher unerläßlich, auch Dieß zur Anschauung zu bringen, und daher diejenigen Gestalten besonders zu berücksichtigen, welche diese Ideen vorzugsweise repräsentieren, ohne jedoch die sogenannten conservativen und reaktionären Elemente aus der Darstellung wegzulassen, da sich dieselben, wenn auch nur vorübergehend, übermäßig hervordrängten.

Bei Weitem der größte Theil des Bandes ist vor den großartigen Ereignissen des letzten und des gegenwärtigen Jahres abgefaßt worden; es ist daher natürlich, daß sich die Stimmung, welche damals das ganze Volk ergriffen hatte, auch des Verfassers bemächtigte und der Darstellung ihren Stempel aufdrückte. Seitdem ist die Nationaleinheit, wenn auch nicht in vollem Maße, errungen worden, Deutschland hat durch den Heldenmuth seiner Söhne die Stellung unter den Europäischen Staaten wieder gewonnen, die es seit Jahrhunderten verloren hatte, das Deutsche Volk hat nach Außen die Thatkraft wieder gefunden, die so lange abgestorben zu sein schien und die es nur vorübergehend in den Befreiungskriegen bewiesen hatte. Allein wenn die Einheit der Auffassung nicht verloren gehen sollte, durften diese großartigen Ereignisse auf die Darstellung der wenigen Abschnitte, die während derselben geschrieben wurden, keinen Einfluß ausüben. Allerdings erhalten die literarischen Bestrebungen der Zeit bis 1866 durch diese Ereignisse eine große Bedeutung, weil man diese als Wirkung jener Bestrebungen anzusehen befugt ist; allein diese Wirkung konnte naturgemäß nicht in das Bereich der Darstellung gezogen werden.

Noch habe ich, ehe ich schließe, denjenigen Herren, sowohl Schriftstellern als Verlegern, welche mich bei meiner Arbeit durch ihre Mittheilungen so wesentlich unterstützt haben, meinen lebhaftesten Dank auszudrücken; ihre Zahl ist zu groß, als daß ich sie namentlich anführen könnte.

Aarau, im November 1871.

Heinrich Kurz.

Uebersicht des Inhalts.

Einleitung . . . . . S. 1a
Erster Abschnitt: Poesie 6a
I Lyrische Poesie . . 12a
Karl Ferdinand Dräxler-Manfred 74b
1. Lenzbrief 77a
2. Der Mann 77b
3. Trost 78a
4. Der Kranke . . . . . —
5. Erwachen . . . . . —
6. Die Pappeln 78b
7. Verbot 79a
8. Dichterlohn . . . . . —
Karl von Holtei 79a
1. Worte hat der Mensch allein . 80b
2. A Guschel . . . . . —
3. Bas an der Welt Ende! . . 81a
Karl Adam Kaltenbrunner . . —
1. Beim Sternenschein 81b
2. Dr v'rfrörte Bäm 82a
3. 'S sloan Wölkerl 82b
4. Nöst und Weiberl . . . . —
Franz Theodor Kugler . . . . —
1. Im Frühling 83b
2. Liebesruhe . . . . . —
3. Jungfrau Florenz . . . . . —
Friedrich August von Heyden . 84a
1. Im Walde 85b
2. Die Stille . . . . . —
3. Armes Herz 86a
Gustav Pfizer 86b
1. Zwillingsloos 88a
2. Seelenwanderung 88b
3. Antwort . . . . . —
4. Diamanten und Splitter . . —
5. Das Gasel 89a
6. El sospiro del Moro . . . —
7. Almansor 89b
Eduard von Bauernfeld . . . 90a
1. Das Todtenhemdchen . . . 91b
2. Die Thräne . . . . . —
3. Aus dem poetischen Tagebuch . —
Adolf Bube 92a
1. In einer Sternennacht . . . 93a
2. Das Schneegestöber . . . . —
3. Die Guahibomutter 93b
4. Yngwar 94a
Karl Johann Philipp Spitta . 94b
1. Das Lied der Lieder 95a
2. Freude an der Schöpfung . . —
3. Sehet die Lilien auf dem Felde 95b
4. Im Frühling 96a
Gustav Pfarrius . . . . . —
1. Wie es den Sorgen ergieng . 96b
2. Der deutsche Wald, das deutsche Herz . . . . . —
3. Erdendunkel 97a
4. Ziel und Ende . . . . . —
5. Einheit und Freiheit . . . . —
Eduard Schulz-Ferrand . . . —
1. Abend 97b
2. Die Knospe 98a
3. Leben . . . . . —
Adolf Ignaz Ritter von Tschabuschnigg 98b
1. Waldeinsamkeit 99b
2. Ajar Oileus 100a
3. Antike und moderne Kunst . 100b
4. Des Herzogs Radbot Taufe . —
5. Vox populi, vox dei . . . —
Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld . . . . . —
1. Die erste Thräne 101b
2. Schweige 102a
3. Weil ich nicht vergessen kann —
4. An George Sand 102b
Ida Gräfin von Hahn-Hahn . —
1. Wenn du wärst mein eigen . 103b
2. Prometheus . . . . . —
Friedrich von Sallet 104a
I. Aus den „Gedichten".
1. Der Rhein und die Reben . 107a
2. Don Quixote 107b
3. Das Volkslied . . . . . —
II. Aus dem Laienevangelium.
4. Das Reich Gottes ist inwendig in euch 108b
5. Das Senfkorn 109a
August Kopisch 110a
1. Historie von Noah 111b
2. Das Meeresleuchten 112a
3. Die Heinzelmännchen . . . —
4. Old Mütterchen 113a
Julius Mosen 114b
1. Sehnsucht 115b
2. Bekenntniß 116a
3. Der Zecher als Revolutionär . —
4. Andreas Hofer 116b
5. Die letzten Zehn vom vierten Regiment 117a
Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy . —
1. Des Hagestolzen Geburtstag . 118b
2. Berliner Mai 119a
3. Wer weiß, wozu das gut ist . —
4. Lätitia . . . . . —
Robert Reinick 120a
1. Zwiegesang 121a
2. Trost im Scheiden . . . . —
3. Sommernacht 121b
4. Kuriose Geschichte . . . . —
5. Des Mädchens Geständniß . 122a
6. Unter den dunkeln Linden . . —
7. Blauer Montag . . . . . —
8. Des alten Wanderers Tod . 122b
9. Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind! . . . —
Christian Friedrich Alexander Graf von Würtemberg . 123a
1. Das höchste Glück 124b
2. Der alte Soldat 125a
3. Zapfenstreich . . . . . —
4. Spazierritt . . . . . —
5. Der Namenszug 125b
6. Sahara . . . . . —
7. Der scheidende Schiffer . . 126b
8. An verschiedene Poeten . . —
Karl Ludwig Pfau . . . . . —
1. Unwandelbar 127a
2. Liebesboten 127b
3. Volksweise . . . . . —
4. Schillerlied 128a
Karl Isidor Beck 128b
1. Die Eisenbahn 130b
2. Das junge Palästina . . . 131a
3. Der Zigeunertanz 131b
4. Heimweh
I. Der heilige Abend . . . 132a
II. Die Schwalbe . . . . —
G. Fr. Daumer 132b
1. Falsche Enthaltsamkeit . . . 134b
2. Die Frommen 135a
3. Rosa . . . . . —
4. Heliodora . . . . . —
5. Liane . . . . . —
6. Liebespfeile . . . . . —
7. Eros 135b
8. Der Liebesbote . . . . . —
Franz Dingelstedt 136a
1. Ebbe und Fluth 137b
2. Rosen-Märchen . . . . . —
3. Fromme Wünsche 138a
4. Ein Rückfall . . . . . —
5. Für Anastasius Grün . . . 138b
6. Intra et extra muros . . . 139a
7. Wirth . . . . . —
8. Weiter nichts? . . . . . —
9. Berlin . . . . . —
10. Zweites Lied aus der Fremdenlegion 139a
Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff 139b
1. Alte Kinderzucht 141b
2. Die Lerche . . . . . —
3. Der Haidemann 142b
4. Die junge Mutter 143a
Ernst Freiherr von Feuchtersleben 143b
1. Nach altdeutscher Weise . . 144b
2. Spruch . . . . . —
3. Kophthisch 145a
4. Der Thätige . . . . . —
5. Gnomen . . . . . —
Franz Stelzhamer 145b
1. Dnetts 146a
2. Dá schen Bue . . . . . —
3. Bauernstolz . . . . . —
Ferdinand Freiligrath 146b
1. „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren" 153b
2. Der Mohrenfürst 154a
3. Der Blumen Rache 155a
4. Anno Domini? 155b
5. Die Bilderbibel 156a
6. Löwenritt 156b
7. Am Baum der Menschheit regt sich Blüth an Blüthe . . . 157a
8. Hamlet 157b
Eduard Mörike 158b
1. Begegnung 160a
2. Loose Waare . . . . . —
3. Erbauliche Betrachtung . . 160b
Franz Ritter von Kobell . . . —
1. Die oa, die i moa 162a
2. Mei Himmi 162b
3. 'S Gebet . . . . . —
4. Die Sennderin . . . . . —
5. Schnaderhüpfln 163a
6. Reesbinnerniß 163b
7. Vum Frühjohr . . . . . —
8. Martin Luther 164a
9. Der ernschthafte Mann . . . —
Emanuel (von) Geibel . . . 164b
1. Liebesseligkeit 168b
2. Spielmannslied 169a
3. Leichter Sinn . . . . . —
4. Der Ritter vom Rheine . . 169b
5. Gondoliera . . . . . —
6. Erster Sonnenblick 170a
7. Mahnung zur That . . . . —
8. (Warnung) . . . . . —
9. (Was Noth thut) 170b
10. Die junge Zeit (1847) . . . —
11. Frohe Botschaft 171a
12. Der Bildhauer des Hadrian . —
13. An Jakob Burkhardt . . . 171a
14. Letzter Wunsch 172b
Adolf Peters . . . . . —
1. An die Holdselige 173a
2. Der erstorbene Baum . . . —
3. Die Eiferer 173b
4. Das Unwort 174a
Gustav Theodor Fechner . . . —
1. Der Froschteich 175a
2. „Aus dem Räthselbüchlein" . —
Georg Herwegh 176a
1. Reiterlied 178a
2. Aufruf . . . . . —
3. Das Lied vom Hasse . . . 178b
4. Der Strom . . . . . —
5. Strophen aus der Fremde . . 179a
Elisabeth Glück (Betty Paoli) 179b
1. Die Pythia 181a
2. Wandlung 181b
3. Metamorphosen . . . . . —
4. Kein Gedicht 182a
5. Bewältigung 182b

6. Mit Dir! 183a
7. Gebrochenes Schweigen . . . —
8. Macht der Liebe . . . . . —
9. Bitte an den Geliebten . . . 183b
10. Zum Tagesschluß . . . . . —
11. Requiescat! . . . . . —
12. Die neue Zeit 184a
13. Ein Sommerabend . . . . —
14. Wer nie sein Brod mit Thränen aß 184b

Wolfgang Müller von Königswinter . . . . . —
1. Mein Herz ist am Rheine . . 185b
2. Hast du von den Fischerkindern 186a
3. Stille . . . . . —
4. Glückliche Liebe . . . . . —
5. Wenn dir blond die Locken fliegen 186b
6. Sommersegen . . . . . —

Robert Eduard Prutz 187a
1. Der Rhein 188b
2. Pereant die Liberalen . . . 189b
3. Abendstille . . . . . —
4. Liebe 190a
5. Erinnerung . . . . . —

Victor Friedrich (von) Strauß —
1. Meine Mutter 191b
2. Zusammentreffen . . . . . —
3. Mein Kind 192a
4. Der geheime Bund . . . . —
5. Beruhigung 192b
6. Gottvertrauen . . . . . —
7. Die Biene in der Blume . . 193a
8. Genial . . . . . —
9. Material . . . . . —
10. Volksthümlich . . . . . —
11. Das Epigramm 193b

Friedrich Hebbel . . . . . —
1. Das alte Haus 195b
2. Meeresleuchten 196a
3. Auf dem Meer 196b
4. Welt und Ich . . . . . —
5. Die menschliche Gesellschaft . 197a
6. Die deutsche Sprache . . . —
7. Der Haideknabe . . . . . —
8. Die moderne Komödie . . . 198a
9. Die Censur . . . . . —
10. An einen Jüngling . . . . —
11. Tieck als Dramen-Dichter . . —
12. Neapolitanisches Bild . . . —
13. Welt-Poesie . . . . . —
14. Idee und Gestalt 198b
15. Text und Commentar . . . —
16. Novalis . . . . . —

Dan. Aug. Ehrenfried Stoeber —
1. Verschiedene Standpunkte . . 199b
2. Das Münster in der Sternennacht . . . . . —
3. Wasgau und Schwarzwald . —
4. Des Zechers Leiden . . . . —
5. Seliger Tod 200a

Ludwig Adolf Stoeber 200b
1. An Dichter und Leser . . . 201a
2. Wachtelschlag . . . . . —
3. Die Eichen . . . . . —
4. Preis der deutschen Sprache . 201b
5. Deutsche Sprichwörter . . . 202a

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel 202b
1. Gottes Hilfe 204a
2. Rebe und Rose . . . . . —
3. Noch immer jung . . . . . —
4. Politisches Glaubensbekenntniß 204b
5. Herrentausch . . . . . —
6. Nach den Chathaminseln . . 205a
7. Junker Durst . . . . . —
8. Vampyr 205b
9. Eine Kloster-Bibliothek . . . 206a
10. Schlimm genug 206b

Moritz Graf Strachwitz . . . —
1. Ein wildes Lied 208a
2. Ein Wasserfall 208b
3. Der Himmel ist blau . . . 209a
4. Ein Wort für die Kunst . . —
5. Germania 209b
6. Hie Welf 210a

Adolf Glaßbrenner . . . . . —
1. Weine nicht 211b
2. Zwei Wünsche . . . . . —
3. Die Ruinen 212a

Johann Gottfried Kinkel . . . —
1. Abendstille 213b
2. Abendmahl der Schöpfung . . 214a
3. Gruß an mein Weib 214a
4. Menschlichkeit 214b

Karl Joseph Simrock 215a
1. Mit Liebchen 215b
2. Pommerische Wünsche . . . 216a
3. Der Schelm von Bergen . . 216b

Franz Adolf Friedrich v. Schober 217a
1. Isfendiar 217b

Luise von Plönnies 218b
1. Warum schlägt so laut mein Herz 220a
2. Die arme Seele 220b
3. Auf der Eisenbahn 221a
4. Die sieben Perlen . . . . . —
5. Heloise an Abälard 221b
6. Abälard an Heloise . . . . —

Hermann Rollett 222a
1. Offenbarung 223a
2. Eine Frühlingsnacht . . . . —
3. Zornlied . . . . . —
4. Häfis 223b

Hans Theodor Woldsen Storm 224a
1. Octoberlied 224b
2. Du willst es nicht in Worten sagen . . . . . —
3. Wer je gelebt in Liebesarmen 225a
4. O bleibe treu den Todten . . —
5. Von Katzen . . . . . —
6. Fiedellied 225b

Moritz Hartmann . . . . . —
1. Seit sie gestorben 227b
2. Ein Abend 228a
3. Ein Lied . . . . . —
4. Böhmische Elegie 228b
5. Hora matutina vidi Facientem muros nidi . . . —
6. Gewisse Worte 229a
7. In der Heimath 229b

Alfred Meißner 230a
1. Ein armer Mann 231b
2. Einer Gefallenen 232b
3. Wie stumm mein Vaterland . —
4. Erkenntniß 233a
5. Die Schmiede . . . . . —

Hermann von Gilm 233b
1. Die Georgine 234a
2. Des Frühlings Heilkraft . . —
3. Alpenglühen 234b
4. Der Jesuit . . . . . —
5. Lieder eines Verschollenen . . —
6. Der Tiroler 235a

Karl Rudolf Hagenbach . . . 235b
1. Luther und Melanchthon . . 236a
2. Der Organist 236b

Gottfried Keller 237b
1. Abend 238b
2. An einen Schulgenossen . . 239a
3. Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee . —
4. Erkenntniß 240a
5. Vision . . . . . —

Bernhard von Lepel 241a
1. Zwei Augen die ich weinen sah 242a
2. Sieg . . . . . —
3. Gruß aus Sorrent . . . . . —
4. Der schönste Lorbeer 242b

Adolf Böttger 243a
1. Osterlied 243b
2. Rath . . . . . —
3. Im Garten . . . . . —
4. Du klarer Stern 244a
5. Johannislied . . . . . —
6. Wahre Weisheit . . . . . —
7. Junker Herbst 244b
8. Erkenntniß . . . . . —
9. Ein Zwiegestirn . . . . . —
10. Gebet auf den Bergen . . . —

Karl Heinrich Theodor Zeise . 245a
1. Helgoland 245b
2. Sei liebreich 246a
3. Maiwanderung . . . . . —
4. Thalatta! Thalatta! . . . 246b
5. Des Greises Tod . . . . . —

Theodor Creizenach 247b
1. Mose und Christus 248a
2. Der deutsche Jude 248b

Karl Arnold Schloenbach . . 249a
1. Der Christabend 249b
2. Poesie und Heimath . . . . —
3. Opfern 250a
4. Mondes-Liebe . . . . . —
5. Vor dem Sturme 250b

Rich. Georg Spiller v. Hauenschild . . . . . —
1. Nymphaea 252a
2. (Das Weib) . . . . . —
3. Rheinfall 252b
4. Mannheim 253a
5. (Deutschland) . . . . . —
6. (Die Albigenser) 253b

Rudolf Gottschall 254a
1. Stille Klänge 255a
2. Das Räthsel . . . . . —
3. Den Kindern . . . . . —
4. Strandbild 255b
5. Sonette an die deutsche Bühne —
6. Naturfrieden 256a

Edward Dorer-Egloff . . . . —
1. Des Lebens Perle 257a
2. Den Glücklichen . . . . . —
3. Vertrauen . . . . . —
4. Warnungstäfelchen 257b
5. Der Koran . . . . . —
6. Bedenkliches . . . . . —
7. Immer Lieben . . . . . —
8. Die Strafe . . . . . —
9. Goethes Hermann und Dorothea 258a
10. Die Frauenemancipation . . —

Julius Karl Reinhold Sturm . 258b
1. Lied 260a
2. Die Verlassene . . . . . —
3. Die junge Mutter . . . . . —
4. Im Frühling . . . . . —
5. Bitte 260b
6. Kein Herz 261a
7. Verborgene Wege . . . . . —
8. Der stille Pfad . . . . . —
9. Sonntag . . . . . —
10. Sorge nicht 261b
11. Wohnt Gott in mir, so bin ich stark . . . . . —
12. In Mönchere und Muckerei . 262a

Cajetan Cerri . . . . . —
1. Seliges Sterben 262b
2. An die Einsamen 263a

Julius Hammer 263b
1. Schau um dich 265a
2. (Liebe deinen Nächsten wie dich selbst) . . . . . —
3. (Verzage nicht) 265b
4. (Macht der Natur) 266a
5. (Stimme der Natur) . . . . —
6. (Guter Rath) . . . . . —
7. (Was Noth thut) 266b
8. (Gleichnisse) . . . . . —

Hermann Jäger 267a
1. Das neue Haus 267b
2. Am Morgen . . . . . —
3. Heimweh 268a
4. Gruß aus der Heimath . . . —
5. Die Herberge . . . . . —

Georg Scheurlin 268b
1. Am See 269b
2. Schneeglöckchen . . . . . —
3. Die Nacht . . . . . —
4. Ich möcht ihren Namen schreiben 270a
5. Der drei Burschen Lied . . . —
6. Das Glöcklein im Herzen . . 270b
7. Wirkung . . . . . —
8. Der Samariter . . . . . —

M. Anton Niendorf 271a
Die Johannisnacht 271b

Otto Roquette 272b
1. Herbstahnung 273b
2. Schönes Land . . . . . —
3. Die Waldkapelle 274a
4. Schöne Tage sind gewesen . 274b
5. Die alte Linde . . . . . —
6. Neuer Frühling . . . . . —

Friedrich Martin Bodenstedt . 275a
1. Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt 277a
2. Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten . . . . . —
3. Wohl weiß ich einen Kranz zu winden . . . . . —
4. Wenn der Frühling auf die Berge steigt 277b
5. Verbittre dir das junge Leben nicht . . . . . —
6. Es hat der Schach mit eigner Hand 278a

Uebersicht des Inhalts.

7. Wenn zum Tanz die jungen Schönen . . . . . 278 a
8. Die helle Sonne leuchtet . . 278 b
9. Ich fühle deinen Odem . . —
10. Willst Welt und Menschen recht verstehn . . . . . —
11. Maigruß . . . . . —
12. O sieh die Perlen auf der Schnur 279 a
13. Georgia . . . . . —
14. Frühlingsmahnung . . . . 279 b

Alexander und Mathilde Kaufmann . . . . . 280 a
1. Einladung . . . . . 281 a
2. Mainacht . . . . . —
3. Verrath . . . . . 281 b
4. Der Vandalen Auszug . . . —
5. Die Mönche von Johannisberg 282 a
1. Doppelt weh! . . . . . 282 b
2. Kleine Leiden . . . . . —
3. Klein Christel . . . . . 283 a
4. Wahre Güte . . . . . —

Gall Morell . . . . . 283 b
1. Liebe über alle Liebe . . . 284 b
2. Des Klausners Nachtgesang an die Erde . . . . . 285 a
3. Alpenstimmen . . . . . 285 b

Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz . . . . . 286 b
Und werst du auch, herzinnig Kind . . . . . —

Adolf Pichler . . . . . 287 a
1. Die Linde . . . . . 288 b
2. Hymne . . . . . —
3. Der Weltgeist . . . . . 289 a
4. Der Wein von Meran . . . —
5. S. Florian . . . . . —
6. Drohung . . . . . 289 b
7. Der Markt . . . . . —
8. Reaktion . . . . . —
9. Die Tanne . . . . . —
10. Stoff . . . . . 290 a
11. Ein alter Priester . . . . —
12. Der Lehrer . . . . . —

Robert Waldmüller . . . . 290 b
1. Du selber bists . . . . . 291 b
2. Bericht . . . . . —
3. Morgenlaute . . . . . 292 a
4. Zweierlei . . . . . —
5. Schluß der „Coralla" . . . —

Johann Georg Fischer . . . 293 a
1. Der Preis . . . . . 294 b
2. Ein Gott auf Erden . . . —
3. Feuer und Flamme . . . . 295 a
4. Das Lied der Zukunft . . . —
5. Mein Liebster nur ist mein Gebet 295 b
6. Geweihte Stätte . . . . . 296 a
7. Deines Odems einen Hauch . —
8. An den Tod . . . . . —
9. Auf der Höhe . . . . . 296 b

Julius Rodenberg . . . . . 297 a
1. Junges Blut . . . . . 298 a
2. Um Mitternacht . . . . . 298 b
3. Blühendes Thal . . . . . —
4. An die Abgelebten . . . . —
5. Marie vom Oberlande . . . 299 a

Klaus Groth . . . . . 299 b
1. Orgeldreier . . . . . 300 b
2. De Krautfru . . . . . 301 a
3. De Schlacht bi Hemmingstedt 301 b
4. De junge Wetfru . . . . 302 a
5. En Dünjen . . . . . —
6. Verlarn . . . . . 302 b

Hermann Lingg . . . . . —
1. Leichenfeier . . . . . 304 b
2. Attilas Schwert . . . . . —
3. Der schwarze Tod . . . . 305 a
4. Die Schiffersfrau . . . . 305 b
5. Lied . . . . . —
6. Mycerin . . . . . —
7. Alte Briefe . . . . . 306 a

Emil Rittershaus . . . . . 306 b
1. Was ist Dein? . . . . . 307 b
2. Gebet . . . . . 308 a
3. Außer dir nur, was in dir . —
4. Unsre Zeit . . . . . 308 b
5. Ich sprach zur Sonne . . . —

Franz Ludwig Feodor Löwe . —
1. Kannst dem Frühling du gebieten . . . . . 310 a
2. Die Sage spricht, wo tief ein Schatz . . . . . —
3. Venezia . . . . . —
4. Morte! . . . . . 310 b
5. Aus dem Süden . . . . . 310 b
6. Distichon . . . . . 311 a
7. Ein zweites . . . . . —
8. Die Fahnenwacht . . . . . —
9. Spruch . . . . . —

Hermann Neumann . . . . 311 b
Aus „Lazarus Sonettenkranz" 312 a

Eduard Baltzer . . . . . 313 a
1. Kindeseinfalt . . . . . 314 a
2. Sanftmuth . . . . . —
3. Herzensreinheit . . . . . —
4. Gebet . . . . . —
5. Wuodan . . . . . 314 b

Robert Hamerling . . . . 315 a
1. Romanze aus Neapel . . . 316 b
2. Sanct Basilius in der Hölle . 317 b
3. Die Vögel . . . . . 318 a
4. Im Dienste des Schönen . . —
5. Das Leben . . . . . —
6. Sirocco . . . . . 518 b
7. Lenzesgabe . . . . . —
8. O trockne diese Thräne nicht . 319 a
9. Vaterlandslied . . . . . —

Melchior Meyr . . . . . 319 b
1. Antwort . . . . . 320 b
2. Das Hündchen . . . . . —
3. Der Wein . . . . . —
4. Aus „Bruder Lustig" . . . —
5. Aus „Bruder Lustig" . . . 321 a
6. Erinnre dich! . . . . . —
7. An ein schönes Mädchen . . 321 b
8. Erlebnisse . . . . . —

Karl Gerok . . . . . 322 a
Der Sturm im Meer . . . . —

Julius Grosse . . . . . 323 a
1. Fiammetta . . . . . —
2. Erste Liebe . . . . . 323 b

Adolf Schults . . . . . —
1. Gottes Segen siebenfach . . 324 b
2. Französisch Blut, ein Tröpfelein 325 a
3. Du liebst das Händefalten . —
4. Sieben, Sieben! galt die Zahl 325 b
5. Jugendmuth! o bleib mir treu —
6. Deine Brust, die Vielgetreue . 326 a

Ernst Heinrich Pfeilschmidt . —
1. Der heilige Tag . . . . . 326 b
2 Ein Gleichniß . . . . . 327 a
3. Vom Schmied und seiner Werkstatt . . . . . 327 b

Karl Siebel . . . . . —
1. Das unglückliche Kind . . . 329 a
2. Holzhacker . . . . . 329 b
3. Mädchen und Mutter . . . —
4. Ein Wittwer . . . . . —
5. Erste Liebe . . . . . 330 a
6. Begrabe deine Todten . . . 330 b

Georg Wilhelm Schulze . . . —
1. Habe Geduld, Gott wird dir bald helfen . . . . . 331 a
2. Zur Frühlingszeit . . . . . 331 b

Albert Traeger . . . . . 332 a
1. Mutterherz . . . . . 332 b
2. Dämmerstunde . . . . . 333 a
3. Mein Stern . . . . . —
4. Ein Gruß . . . . . 333 b
5. Maiblumen . . . . . —

Friedrich Marc . . . . . 334 a
1. Liebesbank . . . . . 334 b
2. Nachklang . . . . . —
3. Sicheres Loos . . . . . —
4. Preis des Meeres . . . . . 335 a

Wilhelm Hertz . . . . . —
1. In ihrem Schooße . . . . 336 a
2. Brief aufs Land . . . . . 336 b
3. Frühlingstag . . . . . 337 a
4. Begegnung . . . . . —
5. An den Geliebten . . . . 337 b
6. Blühende Gräber . . . . . —

Meta Heußer-Schweizer . . . 338 a
1. Um Mitternacht . . . . . —
2. Die Sprache der Natur . . 338 b

Karl Stelter . . . . . 339 a
1. Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder . . . . . 340 a
2. Gute Stunden . . . . . 340 b
3. Kindesschlummer . . . . . —
4. Blumen am Wege . . . . 341 a

Otto Banck . . . . . —
1. Die Verwandelte . . . . . 342 b
2. Herkömmliche Kritik . . . . —
3. Im Sturm . . . . . —
4. Humane Gesinnung . . . . 343 a
5. Magres Opfer . . . . . —
6. Allberechtigung . . . . . 343 a

Ernst Scherenberg . . . . . —
1. Morgengang . . . . . 344 a
2. Stürme des Frühlings, brechet herein! . . . . . 344 b
3. Aus „Verbannt" . . . . . —
4. Aus „Verbannt" . . . . . 345 a

Georg Scherer . . . . . —
1. Frühling . . . . . 346 a
2. Aufgeblüht . . . . . 346 b
3. Das Edelweiß . . . . . —
4. Sing, o Mädchen! . . . . 347 a
5. Du gleichst dem See . . . —
6. Antwort . . . . . 347 b
7. Herbstblatt . . . . . —
8. Geborgen . . . . . 348 a
9. Heimweh . . . . . —

II. Didaktische Poesie . . —

Titus Ullrich . . . . . 352 a
Aus dem „Hohen Lied" . . . 353 b

III. Epische Poesie . . . 355 a

Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner . . . . . 374 a
1. Des Harfners Meisterspruch . 375 a
2. Jung Erich und schön Else . 375 b
3. Die Wettfahrt . . . . . 376 b

Otto Friedrich Gruppe . . . 376 a
Aus „Bertha" . . . . . 378 a

Eduard Duller . . . . . 380 a
Das Kind . . . . . 381 a

Julius Mosen . . . . . 382 a
Aus „Ritter Wahn" . . . . 384 a

Ludwig August Frankl . . . 386 b
Aus „Don Juan de Austria" . 388 b

Adelheid von Stolterfoth . . 389 b
Aus „Burg Stolzenfels" . . . 390 b

Karl Beck . . . . . 391 b
Aus „Janko" . . . . . 392 b

Wolfgang Müller von Königswinter . . . . . 394 b
1. Schwert und Pflug . . . . 396 a
2. Der Mönch von Heisterbach . —
3. Kurfürstliche Rechtspflege . 396 b
4. Ein Grab in Köln . . . . 397 a
5. Meister Tancho . . . . . 397 b

Moritz Rappaport . . . . . 398 b
Aus „Bajazzo" . . . . . 399 b

Friedrich August von Heyden . 400 a
Aus dem „Wort der Frau" . . 401 a

Hermann Kunibert Neumann . 403 a
Aus „Nur Jehan" . . . . . 405 a

Katharina Diez . . . . . 406 b
Aus „Agnes Bernauer" . . . 407 b

Ernst Moritz Ludwig Ettmüller 408 b
Aus „Karl der Große" u. s. w. 410 a

Adolf Glaßbrenner . . . . . 412 a
Aus dem „Neuen Reinecke Fuchs" 413 a

Alfred Meißner . . . . . 414 a
1. Simplicitas . . . . . 415 b
2. Der Kreuzzug . . . . . 416 b
3. Eine Mutter . . . . . 417 a

Eduard Mörike . . . . . 417 b
Aus der „Idylle vom Bodensee" 418 a

Gottfried Kinkel . . . . . 419 a
Aus „Otto der Schütz" . . . 420 a

Oskar von Redwitz . . . . . 422 a
Aus „Amaranth" . . . . . 423 b

Otto Roquette . . . . . 424 b
Aus „Waldmeisters Brautfahrt" 425 b

Adolf Böttger . . . . . 427 a
Aus „Habana" . . . . . 428 a

Theodor Fontane . . . . . 429 a
1. Die arme Else . . . . . 430 a
2. Treu-Lischen . . . . . —
3. Die Hamiltons . . . . . 430 b
4. Archibald Douglas . . . . 531 a

Richard Georg Spiller von Hauenschild . . . . . 432 a
Aus „Cordula" . . . . . 433 a

Moritz Hartmann . . . . . 435 a
Aus „Adam und Eva" . . . . 437 a

Johann Paul Ludwig Heyse . 738 b
Aus „die Braut von Cypern" . 440 a

Heinrich Moritz Horn . . . . 442 b
Aus „die Lilie vom See" . . . 443 b

Friedrich Martin Bodenstedt . 444 b
Aus „Andreas und Marsa" . . 445 b

Joseph Victor Scheffel . . . 446 b
Aus dem „Trompeter von Säckingen" . . . . . 448 a

August Becker . . . . . 450 a
Aus „Jung Friedel" . . . . . 451 a

Uebersicht des Inhalts.

Rudolf Gottschall . . . . . 452 b
Aus „Carlo Zeno“ . . . . . 453 a
Julius Grosse . . . . . 455 a
Aus dem „Mädchen von Capri“ 456 b
Karl Arnold Schloenbach . . 457 b
Aus „die Hohenstaufen“ . . . 459 a
Wilhelm Hertz . . . . . 461 a
Aus „Lanzelot und Ginevra“ . 461 b
Robert Hamerling . . . . . 463 b
1. Aus „Ahasverus in Rom“ . 465 b
2. Aus „der König von Sion“ . 467 b
Hermann Lingg . . . . . 468 b
Aus der „Völkerwanderung“ . . 470 a

IV. Dramatische Poesie 471 b

Johann Ludwig Franz Deinhardstein . . . . . 528 a
Aus „Hans Sachs“ . . . . . 530 b
Eduard (von) Bauernfeld . . 531 b
Aus „Bürgerlich und Romantisch“ 533 b
Karl Gutzkow . . . . . 535 a
Aus „Uriel Acosta“ . . . . . 538 b
Amalie Marie Friederike Auguste Herzogin von Sachsen . . 540 b
Aus „Der Oheim“ . . . . . 541 b
Philipp Eduard Devrient . . 542 b
Aus „Treue Liebe“ . . . . . 544 a
Julius Mosen . . . . . 545 b
Aus „Die Bräute von Florenz“ . 547 a
Julius Roderich Benedix . . . 548 a
Aus „Der Vetter“ . . . . . 550 a
Charlotte Birch-Pfeiffer . . . 551 a
Aus „Die Marquise von Villette“ 553 a
Eligius Franz Joseph Freiherr v. Münch-Bellinghausen 554 b
Aus „Der Sohn der Wildniß“ . 557 a
Julius Leopold Klein . . . . 558 a
Aus „Moreto“ . . . . . 560 a
Hans Koester . . . . . 561 b
Aus „Der große Kurfürst“ . . 562 b
Friedrich Hebbel . . . . . 563 a
Aus „Gyges und sein Ring“ . . 565 b
Rudolf Gottschall . . . . . 567 a
Aus „Mazeppa“ . . . . . 568 b
Albert Friedrich Benno Dulk . 570 b
Aus „Kaiser Konrad der Zweite“ 573 a
Leopold Feldmann . . . . . 574 b
Aus „Das Portrait der Geliebten“ 575 a
Gustav Freytag . . . . . 577 b
Aus „Die Journalisten“ . . . 578 a
Heinrich Laube . . . . . 579 b
Aus „Graf Essex“ . . . . . 582 a
Robert Ernst Prutz . . . . . 583 b
Aus „Erich, der Bauernkönig“ . 584 a
Richard Wagner . . . . . 585 b
Aus „Tristan und Isolde“ . . . 586 a
Julius Grosse . . . . . 587 b
Aus „Die Unglinger“ . . . . . 588 a
Paul Heyse . . . . . 590 b
Aus „Die Sabinerinnen“ . . . . 591 a
Salomon Hermann Mosenthal 593 b
Aus „Pietra“ . . . . . 595 a
Gustav Heinrich Gans Edler Herr zu Putlitz . . . . 597 a
Aus „Seine Frau“ . . . . . 599 a
Robert Griepenkerl . . . . . 600 a
Aus „Maximilian Robespierre“ . 601 b
Friedrich Roeber . . . . . 604 a
Aus „Kaiser Heinrich IV.“ . . 605 a
Friedrich Wilhelm Hackländer 606 b
Aus „Zur Ruhe setzen“ . . . . 607 b
Feodor Wehl . . . . . 609 a
Aus „Die Tante aus Schwaben“ 611 b
Albert Emil Brachvogel . . . 613 b
Aus „Narciß“ . . . . . 615 b
Melchior Meyr . . . . . 617 a
Aus „Karl der Kühne“ . . . . 618 a
Guido Theodor Apel . . . . 619 b
Aus „Das Nähkäthchen“ . . . 621 b
Wilhelm Jordan . . . . . 623 a
Aus „Die Wittwe des Agis“ . . 625 b
Otto Ludwig . . . . . 626 b
Aus „Die Makkabäer“ . . . . 629 a
Heinrich Ludwig Robert Giseke 630 a
Aus „Ein Bürgermeister aus Berlin“ . . . . . 632 a
Elise Schmidt . . . . . 634 a
Aus „Der Genius und die Gesellschaft“ . . . . . 636 a
Peter Lohmann . . . . . 637 a
Aus „Die Brüder“ . . . . . 638 b
Johann Georg Fischer . . . . 639 b
Aus „Kaiser Maximilian v. Mexiko“ . . . . . 642 a
Franz Nissel . . . . . 643 b
Aus „Die Zauberin am Stein“ . 646 b
Ferdinand von Saar . . . . 648 a
Aus „Heinrichs Tod“ . . . . 649 b

Zweiter Abschnitt: Prosa . 651 b

I. Prosa-Dichtung . . . —

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg . . . . . 704 b
Aus „Diana“ . . . . . 707 b
Heinrich Joseph Koenig . . . 709 b
Aus William Shakespeare . . . 713 a
Charles Sealsfield . . . . . 714 a
Aus „Ralph Doughbys Brautfahrt“ . . . . . 717 b
Karl Gutzkow . . . . . 719 a
Aus „Der Zauberer von Rom“ . 722 b
Heinrich Laube . . . . . 724 b
Aus „Die Gräfin Chateaubriand“ 727 a
Friedrich Gustav Kühne . . . 729 a
Aus den „Klosternovellen“ . . . 731 a
Theodor Mügge . . . . . 732 a
Aus „Afraja“ . . . . . 734 a
Albert Bitzius . . . . . 736 a
Aus „Uli, der Knecht“ . . . . 738 b
Henriette Paalzow . . . . . 740 b
Aus „Godwie Castle“ . . . . 742 b
Ernst Willkomm . . . . . 743 b
Aus „Rheder und Matrose“ . . 745 a
Adolf Ritter von Tschabuschnigg 746 a
Aus „Grafenpfalz“ . . . . . 748 a
Friedrich Wilhelm Hackländer 749 a
Aus „Das Soldatenleben im Frieden“ . . . . . 752 a
Ida Gräfin Hahn-Hahn . . . 754 b
Aus „Gräfin Faustine“ . . . . 757 a
Fanny Lewald . . . . . 759 a
Aus „Jenny“ . . . . . 761 b
Berthold Auerbach . . . . . 763 a
Aus „Befehlerles“ . . . . . 766 a
Joseph Rank . . . . . 768 a
Aus „Eine Mutter vom Lande“ . 769 b
Christoph Bernhard Levin Schücking . . . . . 770 b
Aus „Paul Bronckhorst“ . . . 773 b
Hermann Kurz . . . . . 775 b
Aus „Schillers Heimathjahre“ . 776 b
Wilhelm Robert Heller . . . 778 b
Aus „Florian Geyer“ . . . . 780 a
Friedrich Gerstäcker . . . . 781 a
Aus „Die Regulatoren in Arkansas“ . . . . . 783 a
Adalbert Stifter . . . . . 784 a
Aus „Abdias“ . . . . . 786 b
Gustav Karl Otto von Struensee 788 b
Aus „Herz und Welt“ . . . . 790 a
Otto Müller . . . . . 792 a
Aus „Charlotte Ackermann“ . . 795 a
Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld . . . . . 796 b
Leopold Kompert . . . . . 798 a
Aus dem „Ghetto“ . . . . . 800 a
Max Ring . . . . . 801 a
Aus „Ein verlorenes Geschlecht“ 803 a
Heinrich Ludwig Robert Giseke 804 a
Aus „Käthchen“ . . . . . 8 6 a
Moritz Hartmann . . . . . 807 b
Aus „Die letzten Tage eines Königs“ 809 a
Richard Georg Spiller v. Hauenschild . . . . . 810 a
Aus „Nach der Natur“ . . . . 811 b
Robert Prutz . . . . . 813 a
Aus „Das Engelchen“ . . . . 814 b
Karl von Holtei . . . . . 816 b
Aus „Die Vagabunden“ . . . . 817 a
Franz Trautmann . . . . . 818 b
Aus „Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern“ . . 820 b
Gottfried Keller . . . . . 822 a
Aus „Die Leute von Seldwyla“ 823 a
Edmund Höfer . . . . . 824 b
Aus „Die Dohlenkönigin“ . . . 826 a
Gustav Freytag . . . . . 827 b
Aus „Soll und Haben“ . . . 830 a
Paul Heyse . . . . . 831 a
Aus „La Rabbiata“ . . . . . 832 b
Fritz Reuter . . . . . 833 b
Aus „Ut de Franzoientid“ . . . 836 b
Joseph Victor Scheffel . . . 837 b
Aus „Ekkehard“ . . . . . 839 a
Melchior Meyr . . . . . 840 b
Aus „Ludwig und Annemarie“ . 842 a
Albert Emil Brachvogel . . . 843 b
Aus „Ein neuer Falstaff“ . . . 845 b
Alfred Meißner . . . . . 846 a
Aus „Die Sansara“ . . . . . 848 b
Friedrich Spielhagen . . . . 849 b
Aus „Problematische Naturen“. 851 b
Julius Rodenberg . . . . . 853 a
Aus „Die Straßensängerin von London“ . . . . . 854 b
August Silberstein . . . . . 856 a
Aus „Die Häuslerin“ . . . . . 858 a

II. Historische Prosa . . 859 b

Friedrich Emanuel (von) Hurter 886 a
Aus „Geschichte Papst Innocenz des Dritten“ . . . . . 888 a
Georg Gottfried Gervinus . . 889 a
Aus „Geschichte der Deutschen Dichtung“ . . . . . 891 b
David Friedrich Strauß . . . 893 a
Aus „Ulrich von Hutten“ . . . 895 a
Ludwig Häusser . . . . . 896 a
Aus „Deutsche Geschichte“: Schlacht bei Großbeeren . . . . . 898 a
Jakob Philipp Fallmerayer . . 899 a
Aus „Fragmente aus dem Orient“ (Besuch im Kloster Vatopädi auf dem heiligen Berg Athos) 901 b
Johann Kaspar Bluntschli . . 902 a
Aus „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts“, Johannes von Müller . . . . . 904 b
Wilhelm Heinrich Riehl . . . 906 a
Aus den „Culturstudien“: Das landschaftliche Auge . . . 907 b
Heinrich von Sybel . . . . . 909 a
Aus „Geschichte der Revolutionszeit“: Lazarus Carnot . . 910 b
Theodor Mommsen . . . . . 912 a
Aus „Römische Geschichte“: Cäsars Charakter . . . . . 913 a
Heinrich Ludwig Beitzke . . . 914 b
Aus „Geschichte der Deutschen Freiheitskriege“: Hoher Aufschwung Preußens . . . . 916 a
Wilhelm Lübke . . . . . 917 a
Aus „Geschichte der Plastik“: Die Niobegruppe . . . . . 919 a

III. Didaktische Prosa . 919 b

Justus (Freiherr von) Liebig . 936 b
Aus „Chemische Briefe“ . . . 938 a
Friedrich Theodor Vischer . . 359 a
Aus der „Aesthetik“ . . . . . 941 a
Karl Vogt . . . . . 942 a
Aus den „Vorlesungen über den Menschen“ . . . . . 943 b
Rudolf Hermann Lotze . . . 944 a
Aus dem „Mikrokosmus“ . . . 945 b
Wilhelm Roscher . . . . . 947 a
Aus „Ansichten der Volkswirthschaft“ . . . . . 948 a

IV. Rhetorische Prosa . 950 a

Johann Georg August Wirth . 954 b
Aus der „Vertheidigungsrede“ . 956 a
Friedrich Theodor Vischer . . 957 a
Aus der „Rede zur Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag“ . . . . . 957 b
Friedrich Julius Stahl . . . 958 a
Aus den „Siebzehn parlamentarischen Reden“ . . . . . 960 a
Karl Heinrich Wilhelm Schwarz 960 b
Aus der „Pfingstpredigt „Die Herrschaft des Geistes“ . . . . 962 b

Uebersicht der Illustrationen.

1) Die Paulskirche in Frankfurt . . . . . S. 1
2) Karl Ferdinand Drärler-Manfred 74
3) Dessen Facsimile . . . . . —
4) Karl von Holtei 79
5) Dessen Facsimile . . . . . —
6) Gustav Pfizers Facsimile 86
7) Eduard von Bauernfeld 90
8) Dessen Facsimile . . . . . —
9) Adolf Bube 92
10) Dessen Facsimile . . . . . —
11) Adolf Ignaz Ritter von Tschabuschnigg . . . 99
12) Dessen Facsimile . . . . . —
13) Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld . . 101
14) Deren Facsimile . . . . . —
15) Friedrich von Sallet 104
16) Dessen Facsimile . . . . . —
17) August Kopischs Facsimile 110
18) Julius Mosen 114
19) Dessen Facsimile . . . . . —
20) Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy 117
21) Dessen Facsimile . . . . . —
22) Christian Friedrich Alexanders Grafen von Würtemberg Facsimile 123
23) Karl Isidor Beck 128
24) Dessen Facsimile . . . . . —
25) Georg Friedrich Daumer 132
26) Dessen Facsimile . . . . . —
27) Franz Dingelstedt 136
28) Dessen Facsimile . . . . . —
29) Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff 140
30) Deren Facsimile . . . . . —
31) Ernst Freiherr von Feuchtersleben 143
32) Dessen Facsimile . . . . . —
33) Ferdinand Freiligrath 146
34) Dessen Facsimile . . . . . —
35) Eduard Mörike 158
36) Dessen Facsimile . . . . . —
37) Franz Ritter von Kobell 161
38) Dessen Facsimile . . . . . —
39) Emanuel (von) Geibel 164
40) Dessen Facsimile . . . . . —
41) Adolf Peters 172
42) Dessen Facsimile . . . . . —
43) Gustav Theodor Fechner 174
44) Dessen Facsimile . . . . . —
45) Georg Herwegh 176
46) Dessen Facsimile . . . . . —
47) Elisabeth Glück 179
48) Deren Facsimile . . . . . —
49) Wolfgang Müller von Königswinter . . . 185
50) Dessen Facsimile . . . . . —
51) Robert Eduard Prutz 187
52) Dessen Facsimile . . . . . —
53) Victor Friedrich (von) Strauß 190
54) Dessen Facsimile . . . . . —
55) Friedrich Hebbel 193
56) Dessen Facsimile 193
57) Daniel August Ehrenfried Stöber 198
58) Dessen Facsimile . . . . . —
59) Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel . . . 202
60) Dessen Facsimile . . . . . —
61) Adolf Glaßbrenner 210
62) Dessen Facsimile . . . . . —
63) Johann Gottfried Kinkel 212
64) Dessen Facsimile . . . . . —
65) Karl Joseph Simrock 215
66) Dessen Facsimile . . . . . —
67) Luise von Plönnies 219
68) Deren Facsimile . . . . . —
69) Moritz Hartmann 225
70) Dessen Facsimile . . . . . —
71) Alfred Meißner 230
72) Dessen Facsimile . . . . . —
73) Gottfried Keller 237
74) Dessen Facsimile . . . . . —
75) Bernhard von Lepel 241
76) Dessen Facsimile . . . . . —
77) Adolf Böttger 243
78) Dessen Facsimile . . . . . —
79) Karl Heinrich Theodor Zeise 245
80) Dessen Facsimile . . . . . —
81) Rudolf Gottschall 254
82) Dessen Facsimile . . . . . —
83) Eduard Dorer-Egloff 256
84) Dessen Facsimile . . . . . —
85) Julius Karl Reinhold Sturm 258
86) Dessen Facsimile . . . . . —
87) Julius Hammer 263
88) Dessen Facsimile . . . . . —
89) Georg Scheurlin 269
90) Dessen Facsimile . . . . . —
91) Otto Roquette 272
92) Dessen Facsimile . . . . . —
93) Friedrich Martin Bodenstedt 275
94) Dessen Facsimile . . . . . —
95) Alexander Kaufmann 280
96) Dessen Facsimile . . . . . —
97) Mathilde Kaufmann . . . . . —
98) Deren Facsimile . . . . . —
99) Gall Morel 283
100) Dessen Facsimile . . . . . —
101) Adolf Pichler 287
102) Dessen Facsimile . . . . . —
103) Johann Georg Fischer 293
104) Dessen Facsimile . . . . . —
105) Julius Rodenberg 297
106) Dessen Facsimile . . . . . —
107) Klaus Groth 299
108) Dessen Facsimile . . . . . —
109) Hermann Lingg 303
110) Dessen Facsimile . . . . . —
111) Emil Rittershaus 306
112) Dessen Facsimile . . . . . —

113) Feodor Löwe 309
114) Dessen Facsimile . . . . . —
115) Eduard Baltzer 313
116) Dessen Facsimile . . . . . —
117) Robert Hamerling 316
118) Dessen Facsimile . . . . . —
119) Karl Siebel 328
120) Dessen Facsimile . . . . . —
121) Georg Wilhelm Schulze 330
122) Dessen Facsimile . . . . . —
123) Albert Träger 332
124) Dessen Facsimile . . . . . —
125) Wilhelm Hertz 335
126) Dessen Facsimile . . . . . —
127) Karl Stelter 339
128) Dessen Facsimile . . . . . —
129) Otto Banck 341
130) Dessen Facsimile . . . . . —
131) Ernst Scherenberg 343
132) Dessen Facsimile . . . . . —
133) Georg Scherer 345
134) Dessen Facsimile . . . . . —
135) Titus Ullrich 352
136) Dessen Facsimile . . . . . —
137) Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner . . 374
138) Dessen Facsimile . . . . . —
139) Otto Friedrich Gruppe 377
140) Dessen Facsimile . . . . . —
141) Ludwig August Frankl 386
142) Dessen Facsimile . . . . . —
143) Moritz Rappaport 398
144) Dessen Facsimile . . . . . —
145) Hermann Kunibert Neumann 403
146) Dessen Facsimile . . . . . —
147) Katharina Diez 406
148) Deren Facsimile . . . . . —
149) Ernst Moritz Ludwig Ettmüller 409
150) Oskar von Redwitz 422
151) Dessen Facsimile . . . . . —
152) Theodor Fontane 429
153) Dessen Facsimile . . . . . —
154) Richard Georg Spiller von Hauenschild . . 432
155) Dessen Facsimile . . . . . —
156) Paul Heyse 439
157) Dessen Facsimile . . . . . —
158) Heinrich Moritz Horn 443
159) Joseph Victor Scheffel 447
160) Dessen Facsimile . . . . . —
161) Julius Grosse 455
162) Dessen Facsimile . . . . . —
163) Karl Arnold Schloenbach 458
164) Dessen Facsimile . . . . . —
165) Johann Ludwig Franz Deinhardstein . . . 528
166) Dessen Facsimile . . . . . —
167) Karl Gutzkow 535
168) Dessen Facsimile . . . . . —
169) Amalie Maria Friederike Auguste, Herzogin zu Sachsen 540
170) Deren Facsimile . . . . . —
171) Philipp Eduard Devrient 543
172) Dessen Facsimile . . . . . —
173) Julius Roderich Benedix 548
174) Dessen Facsimile . . . . . —
175) Charlotte Birch-Pfeiffer 551
176) Deren Facsimile . . . . . —
177) Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen 555
178) Dessen Facsimile . . . . . —
179) Julius Leopold Klein 558
180) Dessen Facsimile . . . . . —
181) Hans Koester 561
182) Dessen Facsimile . . . . . —
183) Albert Friedrich Benno Dulk 570
184) Dessen Facsimile . . . . . —
185) Leopold Feldmann 574
186) Dessen Facsimile . . . . . —
187) Gustav Freytag 577
188) Dessen Facsimile . . . . . —
189) Heinrich Laube 579
190) Dessen Facsimile . . . . . —
191) Richard Wagner 586
192) Dessen Facsimile . . . . . —
193) Salomon Hermann Mosenthal 593
194) Dessen Facsimile . . . . . —
195) Gustav Heinrich Gans Edler Herr zu Putlitz 598
196) Dessen Facsimile . . . . . —
197) Robert Griepenkerl 600
198) Dessen Facsimile . . . . . —
199) Friedrich Roeber 604
200) Dessen Facsimile . . . . . —
201) Feodor Wehl 610
202) Dessen Facsimile . . . . . —
203) Albert Emil Brachvogel 614
204) Dessen Facsimile . . . . . —
205) Guido Theodor Apel 620
206) Wilhelm Jordan 623
207) Dessen Facsimile . . . . . —
208) Otto Ludwig 627
209) Dessen Facsimile . . . . . —
210) Heinrich Ludwig Robert Giseke 630
211) Dessen Facsimile . . . . . —
212) Elise Schmidt 634
213) Deren Facsimile . . . . . —
214) Peter Lohmann 637
215) Dessen Facsimile . . . . . —
216) Franz Nissel 644
217) Dessen Facsimile . . . . . —
218) Ferdinand von Saar 648
219) Dessen Facsimile . . . . . —
220) Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg . 704
221) Heinrich Joseph Koenig 710
222) Dessen Facsimile . . . . . —
223) Charles Sealsfield 714
224) Dessen Facsimile . . . . . —
225) Gustav Kühne 729
226) Dessen Facsimile . . . . . —
227) Theodor Mügge 732
228) Dessen Facsimile . . . . . —
229) Albert Bitzius 737
230) Dessen Facsimile . . . . . —
231) Henriette Paalzow 740
232) Deren Facsimile . . . . . —
233) Ernst Willkomm 743
234) Dessen Facsimile . . . . . —
235) Friedrich Wilhelm Hackländer 750
236) Dessen Facsimile . . . . . —
237) Ida Gräfin Hahn-Hahn 755
238) Deren Facsimile . . . . . —
239) Fanny Lewald 759
240) Deren Facsimile . . . . . —
241) Berthold Auerbach 763
242) Dessen Facsimile . . . . . —
243) Joseph Rank 768
244) Dessen Facsimile . . . . . —
245) Christoph Bernhard Levin Schücking . . . 771
246) Hermann Kurz 775
247) Dessen Facsimile . . . . . —
248) Robert Heller 779
249) Dessen Facsimile . . . . . —
250) Friedrich Gerstäcker 781

Uebersicht der Illustrationen.

251) Dessen Facsimile 781
252) Adalbert Stifter 784
253) Dessen Facsimile . . . . . —
254) Gustav Karl Otto von Struensee 788
255) Dessen Facsimile . . . . . —
256) Otto Müller 792
257) Dessen Facsimile . . . . . —
258) Leopold Kompert 798
259) Dessen Facsimile . . . . . —
260) Max Ring 801
261) Dessen Facsimile . . . . . —
262) Franz Trautmann 818
263) Dessen Facsimile . . . . . —
264) Edmund Hoefer 824
265) Dessen Facsimile . . . . . —
266) Fritz Reuter 834
267) Dessen Facsimile . . . . . —
268) Friedrich Spielhagen 850
269) Dessen Facsimile . . . . . —
270) August Silberstein 856
271) Dessen Facsimile . . . . . —
272) Friedrich Emanuel (von) Hurter 886
273) Dessen Facsimile . . . . . —
274) Georg Gottfried Gervinus 889
275) Dessen Facsimile . . . . . —
276) David Friedrich Strauß 893
277) Dessen Facsimile . . . . . —
278) Ludwig Häusser 896
279) Dessen Facsimile . . . . . —
280) Jakob Philipp Fallmerayer 899
281) Dessen Facsimile 899
282) Johann Kaspar Bluntschli 903
283) Dessen Facsimile . . . . . —
284) Wilhelm Heinrich Riehl 906
285) Dessen Facsimile . . . . . —
286) Heinrich von Sybel 909
287) Dessen Facsimile . . . . . —
288) Theodor Mommsen 912
299) Dessen Facsimile . . . . . —
290) Heinrich Ludwig Beitzke 914
291) Dessen Facsimile . . . . . —
292) Wilhelm Lübke 918
293) Dessen Facsimile . . . . . —
294) Justus (Freiherr von) Liebig 937
295) Dessen Facsimile . . . . . —
296) Friedrich Theodor Vischer 939
297) Dessen Facsimile . . . . . —
298) Karl Vogt 942
299) Dessen Facsimile . . . . . —
300) Rudolf Hermann Lotze 944
301) Dessen Facsimile . . . . . —
302) Wilhelm Roscher 947
303) Dessen Facsimile . . . . . —
304) Johann Georg August Wirth 955
305) Dessen Facsimile . . . . . —
306) Friedrich Julius Stahl 958
307) Dessen Facsimile . . . . . —
308) Karl Heinrich Wilhelm Schwarz . . . .
309) Dessen Facsimile . . . . . —

Geschichte

der

neuesten deutschen Literatur

von 1830

bis auf die Gegenwart.

Geschichte der neuesten Literatur.

Von der französischen Julirevolution 1830 bis zur Auflösung des deutschen Bundes 1866.

Wenn schon in den frühern Zeiträumen die Entwickelung der Literatur von den äußeren Verhältnissen mehr oder weniger bedingt wurde, so ist sie doch in keinem dem Einfluß derselben so sehr unterworfen gewesen, als in der Zeit, die wir jetzt zu besprechen haben. War es daher bei der Darstellung der vorangehenden Perioden nöthig, auf diese Verhältnisse einzugehen, so ist eine Darlegung derselben für die vorliegende ganz unerläßlich.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre hatte sich in Deutschland eine regere Theilnahme an den politischen Erscheinungen kund gegeben; als daher im Juli des Jahres 1830 das Pariser Volk den Thron der Bourbonen stürzte, und die deutschen Regierungen über diesen unerwarteten Schlag in Schrecken geriethen, ergriff man die Gelegenheit, von ihnen freie Zustände zu verlangen. Da aber die Bewegungen meist nur von der Jugend und einem nur kleinen Theil der gebildeten Stände ausgiengen, das Volk in seiner Gesammtheit nur hie und da von ihnen ergriffen wurde, da zudem weder Preußen noch Oesterreich an denselben Theil nahmen, und da es endlich dem französischen „Bürgerkönig" Ludwig Philipp von Orleans gelang, die revolutionäre Strömung in Frankreich einzudämmen, so faßten die deutschen Regierungen wieder Muth, und es trat schon nach zwei Jahren eine Reaktion ein, welche die freien Bestrebungen mit unnachsichtlicher Härte niedertrat. Diese Zeit war um so schmachvoller, als sich in mehreren Ländern, namentlich in Bayern, die Gerichtshöfe zu Schildknappen der Gewalthaber erniedrigten, und eine Reihe von Urtheilen fällten, die auf willkürlicher Auslegung der bestehenden Gesetze beruhten. Bald waren die Gefängnisse mit der Blüthe der Jugend und des männlichen Alters angefüllt; Tausende flüchteten ins Ausland, um sich ähnlichem Schicksal zu entziehen. Nun schien die Revolution vollständig besiegt; aber die Mittel, die man zu ihrer Unterdrückung angewendet hatte, dienten nur dazu, das Feuer zu unterhalten und zu nähren. Das Volk, das bis dahin beinahe überall gleichgültiger Zuschauer geblieben war, fieng an zu denken. Die zahllosen Arbeiter, welche nach der Schweiz, Frankreich, Belgien wanderten, wurden dort von den deutschen Flüchtlingen für die Ideen der Freiheit und der Vaterlandsliebe begeistert und verbreiteten nach ihrer Rückkehr in die Heimat diese Ideen unter dem Volke. Trotz des fortgesetzten Druckes wagten sich diese Ideen gegen Ende der dreißiger Jahre wieder hervor, noch entschiedener, als im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch mehrere freisinnige Maßregeln und Aeußerungen zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. Freilich blieben diese unerfüllt, ja es wurden neuerdings Versuche gemacht, die bisherigen Zustände

zu befestigen; aber die Opposition gewann doch täglich an Boden und nahm vornehmlich dadurch an Bedeutung zu, daß sie in der Idee der Einheit einen Vereinigungspunkt fand. Als daher im Februar des Jahres 1848 Ludwig Philipps moralisch verderbliche Regierung gestürzt und die Republik ausgerufen wurde, und die deutschen Cabinete in noch größeres Schrecken geriethen als im Jahre 1830, brach der lang verhaltene Groll in offenbare Empörung aus, die sich auch auf die beiden mächtigsten Staaten, Oesterreich und Preußen, ausdehnte. Die Regierungen mußten den Forderungen des Volkes entsprechen, es wurde ein deutsches Parlament nach Frankfurt berufen, dessen Allgewalt wie vom Volke, so auch von den Regierungen anerkannt wurde. Aber dasselbe war nicht fähig, seine große Stellung auszufüllen. Bald bewies es seine Rathlosigkeit und seinen vollständigen Mangel an praktischem Blick. Zwar löste es den Bundestag auf und ernannte einen Reichsverweser (Erzherzog Johann von Oesterreich), der ein Reichsministerium einsetzte; aber dies war auch der einzige kräftige Schritt, den es wagte. Statt das Verfassungswerk mit Energie zu fördern, verlor es sich in unfruchtbaren Discussionen und Schwärmereien; statt sich auf das Volk zu stützen, dem es allein sein Dasein zu danken hatte, liebäugelte es mit den Regierungen, unterstützte dieselben gegen die Opposition ihrer Landstände, so daß es allmählich allen Boden verlor und die Regierungen tagtäglich immer mehr an Macht gewannen. Als daher endlich die Verfassung am 27. März mit einer Majorität von 4 Stimmen angenommen und am folgenden Tag Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser von Deutschland mit 290 Stimmen (die übrigen hatten sich der Wahl enthalten) ausgerufen worden war, wies der König die Wahl zurück, weil das Parlament die Befugniß nicht habe, eine solche vorzunehmen. Versuche, die Fürsten zur Annahme der Reichsverfassung zu bewegen, mißlangen; Oesterreich und Preußen riefen die aus ihren Staaten gewählten Mitglieder des Parlaments zurück; andere traten freiwillig aus; der Rest übersiedelte nach Stuttgart, wählte am 6. Juni eine Reichsregentschaft, die das Volk zu den Waffen rief, aber schon am 18. wurde das Parlament durch würtembergisches Militär gesprengt. Die Aufstände, welche in Dresden, in der Pfalz und Baden ausbrachen, um die Regierungen zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen, wurden durch Waffengewalt unterdrückt. Nun begannen Versuche Seitens der Regierungen, zunächst Preußens, eine den Fürsten angenehme Reichsverfassung aufzustellen; aber auch diese scheiterten an der Eifersucht der Dynastien, so daß man keinen anderen Ausweg mehr hatte, als den alten Bundestag wieder einzusetzen (Mai 1851), der wieder Gelegenheit fand, seine frühere Ohnmacht zu beweisen. In den einzelnen Staaten trat die Reaktion noch mächtiger hervor als im Jahre 1830, besonders in Oesterreich, nachdem Italien besiegt, Wien bewältigt, Ungarn mit Hülfe der Russen niedergeworfen worden war; die beschworene Verfassung wurde durch einseitigen Machtspruch aufgehoben, ein verderbliches Concordat mit Rom abgeschlossen, den Jesuiten immer größerer Einfluß gestattet. Auch in Preußen, sowie in den übrigen Staaten war jeder Tag mit Rückschritten bezeichnet. Das Volk verlor unter diesen Umständen allen Muth und alle Hoffnung und es trat eine Zeit der allgemeinen Erschlaffung ein. Als im Jahre 1859 der italienische Krieg ausbrach, in Folge dessen Oesterreich auf die Lombardei Verzicht leisten mußte, raffte sich das deutsche Volk wieder auf, es verlangte neuerdings Umgestaltung des Bundes zu einer kräftigen Einheit und größern Freiheit in den einzelnen Staaten. Oesterreich entsprach diesen Wünschen; es wurde die Verfassung wieder hergestellt; der Kaiser berief im August 1863 die sämmtlichen deutschen Fürsten nach Frankfurt, um mit ihnen eine Bundesverfassung für Deutschland zu vereinbaren; aber wie Oesterreich im Jahre 1850 die Vorschläge Preußens zu einer Neugestaltung des Bundes zurückgewiesen und deren Durchführung unmöglich gemacht hatte, so brachte es jetzt Preußen dahin, daß Oesterreichs Anträge ohne Erfolg blieben, indem es an der Zusammenkunft in Frankfurt nicht Theil nahm. Unterdessen hatten die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins die ganze Aufmerksamkeit des gesammten deutschen Volks und der Regierungen auf sich gezogen. Die Herzogthümer waren im Jahre 1850 von den deutschen Regierungen der dänischen Willkür Preis gegeben worden. Ende des Jahres 1863 hatte der dänische Reichsrath eine Verfassung angenommen, durch welche Schleswig von seinem Verbande mit Holstein getrennt und dem dänischen Reich vollständig einverleibt werden sollte. Bald darauf aber starb der König Friedrich VII.; der Prinz Christian von Glücksburg, der ihm folgte, beharrte auf Schleswigs Einverleibung, was zu einer Bundesexekution führte, die aber bald in eine einseitige Kriegsführung Preußens und Oesterreichs mit Ausschluß der Bundestruppen übergieng. Die Dänen wurden aus den Herzogthümern verdrängt und dieselben von Oesterreich und Preußen besetzt. Die Mißhelligkeiten, welche aus diesem Verhältnisse zwischen den beiden Mächten entstanden, nährten die Eifersucht, die seit 1848 immer größer geworden war, und führten 1866 zu einem Kriege, der die Auflösung des deutschen Bundes zur Folge hatte, so daß alle Hoffnungen auf eine Herstellung der Einheit Deutschlands mit Einem Schlage vernichtet wurden. Zu diesem Ausgange hatte aber wesentlich beigetragen, daß sich schon früh im Volke selbst zwei sich schroff entgegenstehende Parteien, die groß- und kleindeutsche, gebildet hatten, von denen die zweite eine Vereinigung Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs unter der Hegemonie Preußens verlangte, die erste dagegen Oesterreich nicht ausgeschlossen wissen wollte. Jene gründete den sogenannten Nationalverein, verfocht ihre Ansicht in einer eigenen Wochenschrift und entwickelte überhaupt eine große Thätigkeit, so daß es ihr gelang, einen bedeutenden Theil des Volks im Norden mit dem Gedanken an eine Zersplitterung Deutschlands vertraut zu machen.

Auch in den kirchlichen Verhältnissen traten weitgreifende Bewegungen ein. Im Schooß der katholischen Kirche hatte sich schon seit längerer Zeit ein Mißbehagen gegen die immer mehr hervortretende Anmaßung der

ultramontanen Partei und des Jesuitismus kund gegeben, doch fand diese Stimmung erst einen Mittelpunkt, als im Jahre 1844 der Bischof Arnoldi von Trier den „ungenähten heiligen Rock Christi“ zur Anbetung ausstellte und eine Wallfahrt zu demselben anordnete. Diese übertraf die kühnsten Erwartungen der Ultramontanen; aber bald zeigte sich ein Rückschlag. Der Kaplan Ronge in Grottkau erließ schon im Oktober des Jahres ein offenes Sendschreiben an den Bischof, in welchem er die Ausstellung für einen Götzendienst und schmählichen Ablaßkram erklärte, und seine Worte fanden unter Katholiken und Protestanten vielseitigen Anklang. Schon vorher war der Priester Joh. Czersky in Schneidemühl aus der römischen Kirche ausgeschieden; Beide traten nunmehr mit einander in Verbindung, und es bildete sich die erste Gemeinde der Deutschkatholiken in Schneidemühl, denen andere in allen Theilen Deutschlands mit Ausnahme Bayerns und Oesterreichs nachfolgten. Im Jahre 1845 wurde das erste Concil abgehalten, in welchem das Glaubensbekenntniß festgesetzt wurde, dessen Hauptsätze darin bestanden, daß die Heilige Schrift die einzige Grundlage der christlichen Glaubenslehre sein und der Primat des Papstes aufhören solle. In Folge der politischen Bewegungen des Jahres 1848 bildeten sich deutschkatholische Gemeinden auch in Bayern und Oesterreich, aber die Reaktion der folgenden Jahre übte auch hier ihren Einfluß: die Gemeinden wurden in diesen beiden Staaten und auch in protestantischen Ländern aufgelöst, ohne daß jedoch die Bewegung vollständig unterdrückt werden konnte. Noch jetzt bestehen in verschiedenen Theilen Deutschlands deutschkatholische Gemeinden, von denen mehrere sich mit den protestantischen freien Gemeinden zu einem Bund vereinigt haben.

In der protestantischen Kirche erregte David Friedr. Strauß durch sein „Leben Jesu“ (2 Bde., Tüb. 1835. 3. Aufl. 1874), in welchem er die Evangelien kritisch beleuchtete, einen wahren Sturm, der um so bedeutsamer wurde, als er in Bruno Bauer („Kritik der evangelischen Synoptiker“, 3 Bde., Lpz. und Braunschw. 1841—42) und Ludwig Feuerbach („Das Wesen des Christenthums“, Lpz. 1841; „Das Wesen der Religion“, Ebd. 1845) noch kühnere Nachfolger fand. Der zunehmende Abfall der Geistlichkeit von dem Wesen des Protestantismus, der auf Freiheit der Forschung beruht, ihr immer entschiedener hervortretendes Streben nach hierarchischer Gewalt führte zu ähnlichen Erscheinungen wie in der katholischen Kirche. Auf Veranlassung des Predigers Uhlich in Magdeburg bildeten sich Versammlungen der „Protestantischen Freunde“, von ihren Gegnern „Lichtfreunde“ genannt, mit dem Zwecke, die protestantische Kirche auf Grundlage des Evangeliums und im Geiste des Protestantismus weiter zu entwickeln. Bald darauf wurden die Theilnehmer von den Behörden aufgefordert, sich über ihre kirchliche Stellung zu erklären, und dadurch gezwungen, aus der Staatskirche auszutreten und selbstständige Gemeinden zu bilden, die sich bald über einige Theile Deutschlands verbreiteten. Die politischen Ereignisse von 1848 förderten die Entwickelung der „Freien Gemeinden“, wie sie sich jetzt nannten, während sie von der Reaktion der folgenden Jahre noch härter betroffen wurden als die Deutschkatholiken, mit denen sie sich zu einem „Bund freier religiöser Gemeinden“ in so weit vereinigten, als der Grundsatz freier Bewegung festgestellt und die Ausführung dieses Grundsatzes jeder einzelnen Gemeinde überlassen wurde.

Neben diesen freien Aeußerungen des religiösen Sinnes und im Gegensatz zu ihnen, der zur Trennung von den Staatskirchen führte, entwickelten diese eine große Rührigkeit und suchten den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, ja selbst noch größere Macht zu erringen. Sie fanden in ihren Bestrebungen die lebhafteste Unterstützung bei den Regierungen, die, wie früher, so auch jetzt noch, in der kirchlichen Autorität die festeste Grundlage für ihre weltliche Gewalt erblickten. Die großartigsten Erfolge hatte die katholische Kirche in Oesterreich, wo das Concordat vom 25. Sept. 1855 ihr den Jugendunterricht beinahe unbedingt in die Hände gab und zugleich die Protestanten in eine untergeordnete, ja fast herabwürdigende Stellung brachte. Noch anderer Siege rühmte sich die Kirche, die sie vornehmlich der unausgesetzten Thätigkeit der Jesuiten zu verdanken hatte; es gelang ihr, eine nicht geringe Zahl von Protestanten zum Abfall zu bewegen und darunter manche bedeutende Persönlichkeit, selbst solche, die früher den Katholicismus und selbst das Christenthum mit Bitterkeit befehdet hatten. Unter den Neubekehrten sind nicht Wenige, die in der Geschichte der deutschen Literatur eine mehr oder weniger bedeutende Stellung einnehmen (Daumer, Dreves, die Gräfin Hahn-Hahn u. Andere); es verdient aber bemerkt zu werden, daß sie ihre Bedeutung durch die Thätigkeit erwarben, welche sie vor ihrer Bekehrung entwickelt hatten, und daß ihre späteren Erzeugnisse weit hinter ihren früheren zurückblieben.

Der Einfluß der politischen und religiösen Verhältnisse auf die Entwickelung der Literatur wird sich aus der nachfolgenden Darstellung ergeben.

Wir erinnern uns, daß die Wissenschaft in der vorangehenden Periode einen weitgreifenden Einfluß auf die Literatur übte; in der gegenwärtigen ist ein solcher nur während der ersten Jahre bemerkbar, in denen die Hegelsche Philosophie, und zwar deren sogenannte junge Schule oder linke Seite die Kritik mit Talent und Erfolg handhabte. Später trat dieser Einfluß immer mehr zurück, und wurde durch den der Naturwissenschaften verdrängt, der übrigens doch nur in einzelnen Erscheinungen bedeutend war. Dagegen machte sich der Einfluß der Literatur auf die Wissenschaften immer mehr geltend, indem eine Zahl Gelehrte sich einer schönen Darstellung befleißigten, noch mehr aber dadurch, daß viele sich bestrebten, die neuen Forschungen und Ergebnisse im Gebiete der verschiedenen Wissenschaften in allgemeiner faßlicher Sprache darzustellen und sie auf diesem Wege dem gebildeten Theil des Volks zugänglich zu machen. Als eine Folge dieses Bestrebens sind auch die wandernden Versammlungen der Naturforscher, der Philologen u. s. w. anzusehen, so wie die Gründung zahlreicher Vereine, namentlich geschichtsforschender, durch

welche die Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen außerordentlich anwuchs und gediegenere Bildung in die weitesten Kreise verbreitet wurde.

Während in den beiden vorangehenden Zeiträumen einzelne Persönlichkeiten den Gang der Literatur bestimmten (im sechsten Klopstock, Lessing und Wieland, im siebenten Hamann und Herder, dann Göthe und Schiller, später die Romantiker, und endlich Uhland und Rückert, Heine und Platen), vermag in der vorliegenden keine einzige einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß zu gewinnen. Allerdings ziehen einzelne Gestalten die Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich, so Gutzkow, Freiligrath, Geibel, Hebbel, Oskar von Redwitz und einige Andere; auch finden sie eine Zeitlang manche Nachahmer, aber es gelingt ihnen doch nicht, der gesammten Literatur ihren Stempel aufzudrücken oder auch nur eine länger andauernde Bewegung in derselben hervorzubringen; vielmehr sind es die großen Persönlichkeiten des vorigen Zeitraums, deren Einfluß noch fortwährend bald mehr, bald weniger erkennbar fortwirkt.

Zwar bilden sich mehrere literarische Vereine mit poetischen Zwecken, aber es gewinnen dieselben kaum auf ihre eigenen Mitglieder einen wirksamen Einfluß, noch weniger gelingt es ihnen, in den Gang der Literatur einzugreifen. Das sogenannte „Junge Deutschland", auf welches wir später ausführlicher zurückkommen werden, war kein eigentlicher Verein; die Junggermanische Schule, von welcher wir ebenfalls später berichten werden, gewann keinen Boden; der von der Frau Johanna Kinkel in Bonn gestiftete Maikäferverein, an welchem Kinkel, Alex. Kaufmann, Simrock, Schloenbach, Nic. Becker dauernden, Andere vorübergehenden Antheil nahmen, hatte zunächst nur gesellschaftliche Zwecke. In Berlin fanden sich seit 1827 die dort lebenden Dichter und andere, die vorübergehend daselbst verweilten (Platen, Strachwitz, Heyse, Geibel u. A. m.), in einem, wenn wir nicht irren, freien Verein zusammen, der öfters durch eine unbefangene und scharfe Kritik der Mitglieder unter einander und durch häufig veranstaltete Wettkämpfe eine glückliche Wirkung auf deren Produktion ausübte. Unter denselben sind folgende vorzüglich bekannt geworden: Schulz-Ferraud, Hagendorff, Horwitz, L. Kossarsky, die beiden Marggraff, Sallet, in neuerer Zeit Fontane, Lepel u. Andere. In München bestand eine Zeitlang ein Verein für deutsche Dichtkunst, deren Mitglieder (Aug. Becker, Jul. Grosse, Lingg, C. W. Neumann, Heinr. Reder, Herm. Schmid und Trautmann) erfolgreichen Einfluß auf einander übten; später bildeten diejenigen Dichter, welche theils durch König Maximilian II. nach München berufen worden waren, theils sich aus eigenem Antrieb dort niedergelassen, den Verein des „Krokodils", dessen Wirksamkeit jedoch auch meist nur auf dessen Mitglieder beschränkt blieb; es waren Geibel, P. Heyse, Bodenstedt, Hertz, M. Meyr, C. W. Neumann, Dahn, Jul. Grosse, Lingg, Hopfen u. A. m.

Die Wupperthaler Dichter Rittershaus, Stelter, Siebel, Schults, Röber sind nicht zu einem Verein zusammengetreten, aber die Gleichheit ihrer Bildung und ihres Standes — es sind Kaufleute und Fabrikanten — die eigenthümliche Stellung, die sie in dem pietistischen Lande einnehmen, hat ihren Dichtungen einen gleichartigen Charakter aufgedrückt; sie haben sämmtlich eine ernste, sittlich schöne und echt humane Richtung und besonders spricht sich in ihnen ein tiefes Gefühl für Freundschaft und Familienleben aus. Wenn auch die in Wien lebenden Dichter zeitweise mehr oder weniger geschlossene Kreise bildeten, so haben sie sich doch nicht zu Vereinen mit bestimmt ausgesprochenem Zwecke verbunden; aber ihr gegenseitiger Umgang konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf ihre poetische Entwickelung bleiben. Unter denen, die eine höhere Bedeutung erlangten, sind vorzüglich Feuchtersleben, Bauernfeld, Hebbel, L. A. Frankl, Tschabuschnigg, Moritz Hartmann, Meißner, Constant. von Wurzbach, Fr. Halm u. A. m. zu nennen.

Das poetische und literarische Leben blieb jedoch nicht auf die erwähnten Oertlichkeiten beschränkt; haben wir schon im vorhergehenden Zeitraum die Bemerkung machen können, daß das ganze Deutschland an der literarischen Bewegung Theil nahm, so gilt sie von diesem in noch höherem Maße: es ist beinahe keine auch noch so kleine Landschaft, die nicht irgend einen Repräsentanten in der „Nationalversammlung der Dichter", insbesondere der Lyriker hätte. Es wird sich später Gelegenheit finden, diesen Umstand gebührend hervorzuheben, es kann aber schon hier bemerkt werden, daß während früher der Norden beinahe ausschließlich zum Träger der deutschen Intelligenz geworden war, jetzt auch der Süden lebendigen und fruchtbaren Antheil an der geistigen Bewegung nimmt, und daß dieß von um so größerer Wichtigkeit ist, als er mit noch jugendlicher, unerschöpfter Kraft in die Schranken tritt. Es ist daher keine gleichgültige Erscheinung, daß selbst bedeutende Persönlichkeiten des Nordens sich jetzt nach dem Süden wenden, so Hebbel nach Wien, Geibel, Bodenstedt und Andere nach München. Diese allgemeine Theilnahme ist ferner auch deshalb von großer Bedeutung für die weitere Entwickelung der Literatur und namentlich der Poesie, weil jeder Stamm seine Eigenthümlichkeit in den allgemeinen Besitz bringt. Wie im vorigen Zeitraume haben sich auch Ausländer an der Literatur betheiligt, und zwar nicht bloß Deutsche, die außerhalb des deutschen Bundes leben, Schweizer, Elsässer, Kur- und Livländer, Ungarn und Siebenbürger, sondern auch Männer fremder Nationalitäten: Schweden, Engländer und Italiener. Auch diese werden später zu berücksichtigen sein.

Man versuchte zwar auch Organe zu schaffen, in denen sich die poetischen Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigen könnten; aber da diese Organe kein festes und bestimmtes Princip hatten und die Theilnahme der Dichter meist nur zufällig war, so konnten sie doch nicht recht gedeihen. Zwar fanden die Taschenbücher, die seit dem Ende der zwanziger und während der dreißiger Jahre in großer Menge auftauchten, eine Zeit lang ein ziemlich großes Publikum, und ein französischer Kritiker bemerkte seiner Zeit nicht mit Unrecht, daß Deutschland wahrscheinlich ebenso überrascht, ja sogar eben-

so betrübt sein würde, einen Winter ohne Taschenbücher, als einen Frühling ohne Samen oder einen Herbst ohne Ernte zu sein. Allein da sie meist auf novellistische Unterhaltungslectüre berechnet waren, so konnten selbst die besten einen Einfluß auf die poetische Produktion nicht gewinnen. Es ist beinahe lächerlich, wie die Herausgeber sich anstrengten, schon durch den Titel die Neugierde der Käufer zu erregen. Da wurde bald die griechische und römische Mythologie (Urania, Minerva, Orphea und Orpheus, Aglaja, Delphin, Iris, Aurora, Fortuna, Helena, Penelope), seltener die germanische (Iduna), oder die alte Geschichte (Cornelia) in Anspruch genommen, bald die Blumenwelt geplündert (Vergißmeinnicht, Alpenrosen, Immergrün, Rosen, Lilien, Cyanen, Schneeglöckchen, Sonnenblumen); neben diesen erschienen auch Schmetterlinge, Perlen und Diademe, ferner Vielliebchen, Gedenke mein, mehrere Phantasiegemälde, Herbstgaben und Weihnachtsblüthen, sogar ein Aesop, Des Bettlers Gabe und ein wirklicher Bettler, der sich als „Lies mich" ankündigte. Einige waren ausdrücklich bloß den Frauen gewidmet, wie die „Cornelia", „Huldigung den Frauen", „Der Freund des schönen Geschlechts"; eines: „Jeschurun", kündigte sich als Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden an. Diese Ueberfülle brachte mit der Zeit Ueberdruß, und so sehr die Verleger sich bemühten, ihre Taschenbücher durch reiche Ausstattung, besonders durch schöne Kupfer oder Stahlstiche zu empfehlen, so giengen die meisten doch nach und nach ein. In Oesterreich hielten sie sich am Längsten.

Weil die Taschenbücher, welche früher auch poetische Beiträge enthielten, mit der Zeit diese immer entschiedener ausschlossen, erwachte das Bedürfniß nach einem Organ, welches von Jahr zu Jahr die besseren Erscheinungen, besonders im Gebiete der lyrischen Poesie zusammenfaßte; so kam man auf die Idee der Musenalmanache zurück, die im 18. Jahrhundert und am Anfang des 19. eine so große Bedeutung erlangt hatten. Der Leipziger Professor der Aesthetik Amadeus Wendt gab schon im Jahre 1830 einen „Musenalmanach" heraus, der vom Jahre 1832—1839 als „Deutscher Musenalmanach" von Chamisso und Gustav Schwab fortgesetzt wurde. Derselbe bot Anfangs viel Vortreffliches und vereinigte die bedeutendsten Größen der deutschen Dichterwelt; Wendt hatte für den seinen Beiträge von Goethe, Tieck, Uhland, Rückert, Chamisso, Gustav Schwab, A. W. Schlegel u. A. erhalten; in der von Chamisso und Schwab besorgten Fortsetzung war mehr die jüngere Generation vertreten; neben Gedichten der Herausgeber finden sich Beiträge von Anast. Grün, Lenau, G. Pfizer, Freiligrath, Gaudy, V. Strauß, Simrock, Wackernagel, Kopisch, Reinick, Alex. von Würtemberg, den beiden Stöber, Geibel, Wihl, Scheurlin, Schulz-Ferrand, Gruppe u. A. In den letzten Jahrgängen war jedoch die Theilnahme der besseren Dichter so gering, daß das Unternehmen endlich aufgegeben wurde. Es wurden zwei Versuche gemacht, ihn fortzusetzen; im J. 1840 erschien der „Deutsche Musenalmanach" von Ruge und Echtermeyer, der nur zwei Jahrgänge, und ein „Deutscher Musenalmanach" in Leipzig ohne Namen des Herausgebers, der sogar nur Einen Jahrgang erlebte. Im J. 1851 finden wir wiederum zwei „Deutsche Musenalmanache", der Eine wurde von Gruppe in Berlin, der zweite von Chr. Schad in Würzburg herausgegeben. Der erste, der im J. 1855 wieder eingieng, repräsentirte mehr den Norden und zeichnete sich durch die Formvollendung seiner Mittheilungen aus; der zweite, der 9 Jahrgänge erlebte, enthielt vorzugsweise Beiträge süddeutscher Dichter, die sich meist durch ihre Frische und Natürlichkeit charakterisirten. Den letzten Versuch, einen allgemeinen Musenalmanach herauszugeben, bildet das „Deutsche Dichterbuch aus Schwaben" (1864), das jedoch trotz seiner prachtvollen Ausstattung und der beigegebenen schönen Photographien der hervorragendsten Theilnehmer keinen zweiten Jahrgang erlebte.

Daß sich die allgemeinen „Deutschen Musenalmanache" verhältnißmäßig nur kurze Zeit erhalten konnten, hatte seinen Grund zum Theil, so sonderbar es klingt, in der überaus großen Production. Weil nämlich die Zahl der Dichter, insbesondere der lyrischen, so außerordentlich angewachsen war, so konnte eine einzige Sammlung nicht mehr hinreichen, und es entstanden daher provinzielle Musenalmanache, in denen auch diejenigen Dichter Aufnahme finden konnten, die vielleicht von den Redaktionen der allgemeinen Musenalmanache zurückgewiesen worden waren. So tauchte im J. 1833 ein „Neuer Göttingischer Musenalmanach" auf, und im J. 1836 ein „Norddeutscher Frühlingsalmanach", der manches Gute von Sallet, Schulz-Ferrand u. A. brachte. Der von Rückert im J. 1838 herausgegebene „Erlanger Musenalmanach" fand wenig Anklang. Außerdem erschienen noch das „Rheinische Odeon", das zu den bessern Erscheinungen der Art gehörte, ein „Musenalmanach aus den deutschen Ostseeprovinzen", den „Frühlingsalmanach" von Lenau, ein „Schleswig-Holsteinischer", ein „Frankfurter" und ein „Schlesischer Musenalmanach". In der neuesten Zeit gab man diesen provinziellen Sammlungen den Namen Dichterbuch, und so haben wir ein „Oesterreichisches" und ein „Münchner Dichterbuch" zu verzeichnen.

Wie im politischen und kirchlichen Leben, so ist die vorliegende Periode auch in literarischer Beziehung als eine Zeit der Gährung zu bezeichnen, die zum Theil der in den Tagen der Originalgenies während der sechsziger und siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ähnlich ist, ihr aber doch sehr untergeordnet erscheint, weil keine Persönlichkeiten hervortreten, die der Literatur und insbesondere der Poesie einen bestimmten Gang vorzuzeichnen fähig waren, und weil eben deshalb die verschiedenen Bestrebungen als ein mehr oder weniger unsicheres Suchen erschien; denn so wie in der Politik, so hat man auch in der Poesie ein bestimmtes Ziel, aber man schwebt über die Mittel im Unklaren, die zur Erreichung desselben eingeschlagen werden sollen. Die Zeit, die wir zu besprechen haben, unterscheidet sich auch in anderer Beziehung von jener früheren. Damals hatte das stürmische Treiben der jungen Generation zwar auch Gegner, aber diese fanden im

Ganzen wenig Anklang; nicht bloß die Jugend, auch die älteren Leute ließen sich von der allgemeinen Begeisterung für die neue Schule hinreißen. In der gegenwärtigen Periode dagegen stehen sich die entschiedensten Gegensätze gegenüber, und wenn auch Talent und Zahl unverkennbar auf der Einen Seite sind, so hat die andere vielfache Mittel, dieses Uebergewicht zu neutralisiren.

Wiewohl die Mundarten aus einem später zu entwickelnden Grunde in größerem Umfange als je zur poetischen Darstellung verwendet werden, so ist die Sprache doch vorwiegend hochdeutsch. Sie erhält sich in der Poesie im Allgemeinen auf der Höhe des vorigen Zeitraums, bei einer nicht kleinen Anzahl von Dichtern ist der Einfluß der Philosophie unverkennbar, weshalb sich ihre Darstellung in Abstraktionen verliert, wie sie ihre Bilder mehr aus dem innern Leben, aus den Seelenzuständen als aus der Welt der äußern Erscheinungen nehmen. Die Sprache der Prosa ist im Allgemeinen in einem Zustande der Auflösung und es muß die niederschlagende Bemerkung gemacht werden, daß das Gefühl für Reinheit der Sprache immer mehr abnimmt, und wir einem Zustande entgegengehen, der noch verderblicher ist als der zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, weil damals erstens die Sprache nur durch das Eindringen fremder Wörter verunstaltet wurde, jetzt aber auch fremde Redensarten und Wendungen in Unzahl gebraucht werden und selbst die deutsche Wortstellung der französischen immer mehr weicht, und weil zweitens damals die Krankheit nur die höhern Stände ergriffen hatte, während sie in unsern Tagen allgemein verbreitet ist, was ihre Heilung immer schwieriger macht, da die Schriftsprache sich nicht mehr wie früher an der Sprache des Volks wieder verjüngen kann. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Versuchen, dem Uebel zu steuern, aber theils sind sie zu beschränkt und pedantisch, wie die der Männer, welche „Die Eiche" zu ihrem Organ gewählt haben, theils greifen sie das Uebel nicht an der Wurzel an oder verlieren sich in untergeordnete Nebendinge, wie es zum Theil im „Sprachwart" der Fall ist.

Erster Abschnitt: Poesie.

Der Einfluß derjenigen Persönlichkeiten, welche am Ende des vorigen Zeitraums den Gang der Literatur bestimmten, Uhland, Rückert, Platen und Heine, dauert auch in dem vorliegenden eine Zeit lang fort, und namentlich gewinnt der Letzte immer mehr an Bedeutung. Abgesehen von den innern Gründen, die wir im vorhergehenden Bande entwickelt haben, nahm Heines Einfluß zunächst in Folge der französischen Revolution von 1830 zu, auf die er in seinen „Reisebildern" das deutsche Publikum vorbereitet hatte. Noch in anderer Weise wurde er einflußreich. Er hatte nämlich den Weltschmerz erfunden, das heißt die sentimentale Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Freilich war es ihm damit, wie überhaupt mit Allem, nicht sonderlich Ernst; er spielte mit diesem Schmerz, der ihm Gelegenheit gab, einen neuen Ton anzuschlagen. Allein bald fand derselbe bei allen Denjenigen Nachklang, die, mit sich selbst unzufrieden, nur zu leicht geneigt waren, die Schuld ihrer Unzufriedenheit auf die Welt und das Leben zu werfen. Allerdings erhielt diese Richtung, die in ihrer Haltlosigkeit bald ihr Ende gefunden hätte, durch die politischen Verhältnisse eine wirksamere Begründung und fruchtbare Nahrung. Die Reaktion von 1832, welche niederdrückend auf dem ganzen Volke lastete und es mit dem Bewußtsein der Schwäche erfüllte, übte die nämliche Wirkung auf die Poesie und ganz besonders auf die Lyrik, die sich nunmehr in endlosen Klagen und unmännlichem Jammer ergieng. Dieser Zustand war zu erbärmlich, als daß er nicht einen Gegensatz hätte hervorrufen sollen. Man begann zu untersuchen, was der Grund dieser Unzufriedenheit sei, und fand ihn, durch die ähnlichen Untersuchungen in Frankreich angeregt und geleitet, weniger in den rein politischen als vielmehr in den socialen Verhältnissen der Gegenwart. Diese in ihrer Haltlosigkeit darzustellen und zu bekämpfen, dagegen die aus dem Studium der französischen Saint-Simonisten und Socialisten, ganz besonders aber den Romanen der George Sand gewonnenen Ideen zu verbreiten, machten sich einige junge strebende und geistvolle Männer zur Aufgabe, die ursprünglich in keiner näheren Beziehung zu einander standen, aber bald durch äußere Verhältnisse zu einander gedrängt wurden. Selbst der Name, der ihnen gegeben wurde, „Junges Deutschland", war rein zufällig entstanden. Einer dieser Männer nämlich, L. Wienbarg, hatte die Vorrede zu seinen „Aesthetischen Feldzügen" (Hamb. 1834) mit den Worten begonnen: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten", womit er die deutsche Jugend im Allgemeinen im Gegensatz zur älteren Generation meinte. Dem deutschen Bundestag gebührt die Ehre, jenen Worten eine bestimmte Anwendung gegeben zu haben, indem er fünf Schriftsteller, Heine, Laube, Gutzkow, Wienbarg und Theodor Mundt, unter diesem Ausdruck zusammenfaßte, die er als zu einem konstituirten Verein verbunden bezeichnete, während sie, wie gesagt, nur in lockerer, zum Theil in gar keiner Verbindung zu einander standen. Der Bundestag war übrigens durch Wolfgang Menzels Denunciation auf die genannten jungen Männer aufmerksam gemacht worden; er hatte ihre Schriften als Kirche, Staat und Sittlichkeit untergrabend bezeichnet und in diesem Sinne wurden dieselben, ja selbst die noch künftig erscheinenden, durch Bundesbeschluß vom J. 1835 im ganzen Umfange des Bundes verboten. Da auch bald darauf Gutzkow wegen „Verspottung der im Lande anerkannten Religionsgesellschaften" in seinem Roman „Wally" zu zehnwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, so erhielten diese jungen Leute eine Bedeutung, die sie ohnedem niemals erlangt haben würden; ihre Schriften wurden mit größter Begierde gelesen und die ihnen gegebene Bezeichnung als „Junges Deutschland" wurde zum Ehrennamen.

Die gleiche Verfolgung, die sie zu erdulden hatten, veranlaßte sie, sich enger an einander zu schließen, was wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn ihnen die Polizei des Bundes nicht so auszeichnende Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Dieß ist schon daraus zu vermuthen, daß bald die schroffsten Gegensätze zwischen den Einzelnen auftauchten, die selbst zu den hitzigsten Kämpfen führten, so daß sich die kaum geknüpfte Verbindung bald wieder auflöste.

Wir haben die äußere Geschichte des „Jungen Deutschlands" von seinen Anfängen bis zu seiner Auflösung mitgetheilt, um sie im Zusammenhang darzustellen und die folgenden Betrachtungen über ihre Bestrebungen nicht unterbrechen zu müssen.

Das Junge Deutschland — wir fassen unter diesem Namen die Schriften der jungen Männer zusammen, welche oben genannt wurden und zu denen sich schon bald noch einige andere gesellten, die mehr oder weniger in dem Sinn der ersten zu wirken suchten (Herm. Marggraff, Ernst Willkomm, Gust. Kühne, Alex. Jung) — das Junge Deutschland, als dessen Vorläufer Heine und Börne anzusehen sind, fand seine Berechtigung in den politischen, socialen und literarischen Verhältnissen der Zeit, deren Haltlosigkeit immer klarer und lebendiger hervortrat. Nicht mit Unrecht sprach sich Wienbarg in seinen schon erwähnten „Aesthetischen Feldzügen" dahin aus, daß der Staat, die Kirche, die bürgerliche Gesellschaft, die Literatur neu belebt werden müßten, und als Mittel gab er die ästhetische Bildung an. Er wiederholte hiedurch eigentlich nur, was lange vor ihm Lessing, Herder und Schiller, freilich nicht mit so ausdrücklicher Beziehung auf die öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse ausgesprochen und wofür sie in erfolgreicher Weise gewirkt hatten. Dieser Gedanke wurde von Andern lebhaft aufgefaßt, aber auch in einer Weise erweitert, die in nicht langer Zeit die gute Absicht nothwendig vereiteln mußte. Sie stellten die Freiheit der Individualität als Hauptgrundsatz auf, faßten diesen aber in dem Sinne auf, daß jeder Einzelne die Befugniß haben solle, sich willkürlich zu entwickeln und zu bewegen. Daher erklärten sie den Staat und die Kirche für Fesseln, welche der freien Entwickelung der Individuen hemmend entgegenträten und die deshalb zu vernichten seien; daher setzten sie dem Nationalen die reine Humanität entgegen, wobei die Erinnerung an Göthe's Weltliteratur nicht wenig mitwirkte; daher verspotteten sie die freilich lächerliche „Deutschthümelei" und den noch lächerlicheren „Franzosenhaß"; daher endlich verlangten sie Emanzipation der Juden und Emanzipation der Frauen.

Man sieht, daß hier Wahres und Falsches bunt durcheinander gewürfelt war, daß aber das Irrthümliche weit überwog. Denn was zunächst die Emanzipation der Frauen betrifft, so hatte das Junge Deutschland wohl das vollkommenste Recht zu verlangen, daß den Frauen alle unveräußerlichen Menschenrechte in dem Maße gewährt werden sollen wie den Männern, daß ihnen also namentlich die vollständigste Gelegenheit gegeben werde, ihre angebornen Geisteskräfte allseitig zu entwickeln und sie eben dadurch fähiger zu machen, ihrem von der Natur angewiesenen Beruf als Hausfrau und als Mutter im höchsten Maße Genüge zu leisten, weshalb ihnen auch eine freiere, von den Männern unabhängigere Stellung in den bürgerlichen Verhältnissen eingeräumt werden müsse. Hätte sich das Junge Deutschland mit der Aufstellung dieser Sätze begnügt, so hätte es allerdings immerhin Widerstand gefunden, aber es hätte nothwendig siegreich aus dem Kampfe hervorgehen müssen. Allein es lag ihm an diesen Sätzen in der That wenig; es hob vielmehr eine andere Seite mit der ausgesprochensten Vorliebe hervor, nämlich die, daß den Frauen die freie Selbstbestimmung in Bezug auf die Liebe gewährt werden müsse. Diese Forderung scheint sich allerdings von selbst zu verstehen, denn durch Zwang in der Liebe wird Nichts weniger als die Menschenwürde verletzt. Aber das Junge Deutschland verband einen ungleich verschiedenen Sinn mit dieser Forderung; es protestirte nämlich mit derselben einfach gegen die Ehe, es verlangte freies Zusammenleben der Geschlechter. Die Liebe soll allerdings frei und ungezwungen sein; allein es verhält sich mit ihr wie mit der Kunst, sie will eine Form haben und diese Form ist eben die Ehe. Formlose Kunst ist keine Kunst, formlose Liebe ist keine Liebe, sondern bloß Ausdruck der rein körperlichen Sinnlichkeit. Eine solche Emanzipation der Frauen ist daher keine Befreiung, sondern die tiefste Herabwürdigung derselben, weil sie der Willkür des Mannes Preis gegeben werden; durch eine solche Emanzipation verliert die Frau ihre Menschenwürde und wird zum bloßen Mittel für die Sinnlichkeit des Mannes erniedrigt. Man hat dieselbe daher mit vollem Recht als „Emanzipation des Fleisches" bezeichnet.

Das Junge Deutschland war übrigens nicht von sich aus auf diese Ideen gekommen, wie es überhaupt weder selbstständig, noch viel weniger schöpferisch war. Es nahm dieselben aus Frankreich herüber und erinnerte sich zugleich an Heinse, dessen Schriften von Laube herausgegeben wurden, und an Schlegels Lucinde, von der Gutzkow eine neue Ausgabe veranstaltete.

Durch diese Richtung lehnte sich das Junge Deutschland an die Romantik, dagegen trennte es sich von derselben darin, daß es statt des religiösen Princips das sociale zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen machte; aber auch hier herrschte in ihren Ansichten Unklarheit und Uebertreibung, was freilich darin seinen Grund hatte, daß es den jungen Männern an gediegener Bildung fehlte, die durch das Talent nicht ersetzt werden kann. Die Ideen, die sie verkündigten, waren nicht aus dem Studium der Geschichte, nicht aus der tieferen Beobachtung der Zeitverhältnisse hervorgegangen, auch waren sie nicht das Ergebniß philosophischer Untersuchungen oder auch nur ernster Reflexion, vielmehr lagen diese Ideen schon in der Zeit selbst, und dem Jungen Deutschland gebührt einfach die Anerkennung, daß sie dieselben in einer allgemein faßlichen und zugleich lebendig anschaulichen Weise darzustellen unternahmen. Und darin liegt seine eigentliche Bedeutung und Wirksamkeit. Sie wählten zur Entwickelung dieser Ideen vorzugsweise die Form des Romans und der Novelle, wodurch sie auch

Diejenigen, die nur des unterhaltenden Stoffs wegen lasen, in ihre Reflexionen einzugehen zwangen. Freilich konnten sie eben dieser Tendenz wegen keine künstlerischen Gebilde schaffen, ihre Erzeugnisse blieben weit hinter denen ihrer nächsten französischen Vorbilder zurück, aber ihre Schriften gewannen in anderer Weise einen heilsamen Einfluß. Wie schon angedeutet, gaben sich die jungen Männer Mühe, in einer allgemein faßlichen Sprache zu reden, der schwerfälligen, unklaren, ja selbst unverständlichen Sprache der Philosophie einen leichten, fließenden Styl, eine elegante Darstellung entgegenzusetzen. Freilich wurde ihnen bald die Form zur Hauptsache, und da ihnen alle tiefere Kunstbildung abgieng, mußten sie durch äußere Mittel zu wirken suchen, die sie natürlich in kurzer Zeit verbrauchten. So selbstzufrieden Jeder von ihnen mit sich selbst war, so erkannte doch auch Jeder die Schwächen der Andern, und sie zögerten nicht, dieselben aufzudecken. So sagte Laube von Gutzkow, daß er „mit seinem Styl bloß experimentire, der ihm noch kein Innerliches geworden sei", und Gutzkow behauptete von Laube, „er rede eine schwülstige, affektirte Sprache, einen angelernten Jargon".

So ist es begreiflich, daß das Junge Deutschland in kurzer Zeit in sich selbst zerfiel. Es war mit übermüthigem Selbstbewußtsein aufgetreten, hatte in hochtrabenden Phrasen allem Bestehenden den Krieg erklärt, den socialen und literarischen Zuständen mit Vernichtung gedroht und Großes von seinen künftigen Schöpfungen verkündigt; aber von alle dem gieng Nichts in Erfüllung; und so gerieth es bald in völlige Vergessenheit, ja zum Theil sogar in Mißachtung, da es sich selbst bekämpfte, seine ursprüngliche Stellung aufgab und sogar mit der Gewalt zu buhlen begann.

Unterdessen hatte sich eine neue, weitgreifendere Bewegung vorbereitet, die aus dem Schooß der Hegelschen Philosophie hervorgieng. Während dieselbe bis dahin als die mächtigste Stütze des Conservatismus in politischer und religiöser Beziehung gehalten und daher von den Regierungen, namentlich von der preußischen, mit allen Mitteln gefördert worden war, hatte sich aus ihr eine Schule entwickelt, welche den vollständigsten Gegensatz zur bisherigen Auffassung bildete. Sie zögerte nicht, ihre in der Stille gereiften Anschauungen auch öffentlich zu verkündigen. Zwei junge geist- und kenntnißreiche Männer voll Muth und Entschiedenheit, Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer, gründeten im J. 1838 die „Halle'schen Jahrbücher", welche mit schlagender Gewalt der Dialektik die politische und religiöse Reaktion bekämpften und die Fahne der freien Forschung aufpflanzten, die sie für alle Verhältnisse, die religiösen, wie die politischen und literarischen, in Anspruch nahmen. Sie entwickelten eine fruchtbare Kritik dieser Zustände und gewannen bald eine solche Bedeutung, daß das preußische Ministerium mit dem Verbote der Zeitschrift, die bis dahin in Leipzig gedruckt worden war, drohte, wenn sie nicht nach Preußen verlegt und unter preußische Censur gestellt würde, welche Forderung durch die seltsame Behauptung begründet wurde, daß eine Zeitschrift, die sich nach einem preußischen Orte nenne, auch in Preußen erscheinen müsse. Ruge und Echtermeyer zogen vor, Preußen zu verlassen (1841), sie zogen nach Dresden und nannten ihre Zeitschrift „Deutsche Jahrbücher", die nun in noch entschiedenerem Sinne auftraten, aber schon im J. 1843 unterdrückt wurden. Die „Jahrbücher" hatten in literarischer Beziehung vorzüglich die Romantik bekämpft, die sie als die Quelle aller Rückschritte wie in poetischer, so auch in politischer und religiöser Beziehung bezeichneten. Sie wiesen nach, daß dieselbe ein Abfall von der Aufklärung und dem Protestantismus sei und durch ihre mystische Schwärmerei alle Thatkraft im Leben und in der Kunst untergrabe; sie wiesen endlich darauf hin, daß die Poesie nur dann ihre hohe Aufgabe erfülle, wenn sie in die Ideen der Zeit eingehe und den bisherigen mittelalterlichen Anschauungen moderne entgegensetze. Sie wurden hiedurch die Begründer der neuen Richtung in der Poesie.

Zunächst zeigte sich ihr Einfluß darin, daß die Politik auf entschiedenere Weise, als es bisher geschehen war, in das Gebiet der Poesie gezogen wurde und daß die politische Poesie eine Zeitlang vorherrschte, welche nicht wenig dazu beitrug, die Bewegungen des Jahres 1848 vorzubereiten. Wir haben schon angedeutet, wie dieselben ohne Resultat ausgiengen und ihnen eine Reaktion folgte, welche alle „Errungenschaften", wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte, wieder vollständig vernichtete. Auch die Poesie wurde von der Reaktion ergriffen, die Idee der Einheit verschwand und an deren Stelle trat die des Partikularismus, besonders in Preußen, wo Scherenbergs episch-lyrische Dichtungen einen fruchtbaren Boden fanden. Noch entschiedener wurde die Idee der Freiheit in politischer wie in religiöser Beziehung bekämpft; als einflußreichster Repräsentant dieser Richtung ist Oskar von Redwitz zu bezeichnen, dessen Dichtungen von der Partei übermäßig erhoben wurden und die durch ihren glänzenden Schein allerdings zu täuschen geeignet waren. Diesen sowie überhaupt allen excentrischen Richtungen wollte im J. 1851 ein Verein von jungen Gelehrten und Dichtern, zunächst in Hamburg (Krüger und Wulff), der sich den Namen „Junggermanische Schule" gab, entgegentreten, aber so achtungswerth deren Bemühungen waren, so viele frische Talente sich ihnen auch anschlossen (Siebel, Höppl, Oelbermann, Aug. Peters, Pet. Lohmann, H. Schmid, Wuttke u. A. m.) und so große Thätigkeit der Verein eine Zeitlang entwickelte, indem er sogar eine eigene Zeitschrift „Teut" begründete, so waren die Zwecke und Mittel desselben*) zu allgemein und zugleich wieder zu beschränkt, als daß er eine fruchtbare Wirksamkeit hätte entfalten können, namentlich da Krüger, der Leiter und die Seele des Vereins, seine Thätigkeit beinahe ganz darauf beschränkte, einem übertriebenen und unbegründeten Purismus das Wort zu reden.

So groß die Schwankungen sind, die sich seit dem J. 1830 bis in die neueste Zeit kund gegeben haben, so ist ein allgemeiner Charakter der Poesie doch nicht zu verkennen, den man

*) Vgl. „Die Junggermanische Schule. Ziel und Grundsätze derselben dargelegt von ihr selbst". (2. Aufl. Altona 1859.)

am besten als demokratisch bezeichnen kann. Diese demokratische Richtung gibt sich nicht bloß in der politischen Poesie kund, sie ist auch in denjenigen Erzeugnissen nicht zu verkennen, die mit der Politik in keiner Beziehung stehen; ja sie tritt selbst in den Produktionen derjenigen Dichter hervor, welche die demokratischen Elemente bekämpfen, weil sie ja zunächst durch diese hervorgerufen wurden. Noch deutlicher spricht sich diese Richtung darin aus, daß die poetische Produktion nicht mehr auf den Stand der Gelehrten beschränkt bleibt, wie es früher durchweg der Fall war, denn einzelne Ausnahmen haben keine Bedeutung, sondern daß alle Stände nunmehr an derselben Theil nehmen und zwar nicht bloß der gebildete Mittelstand (Künstler, Kaufleute, Gewerbtreibende), sondern einerseits auch der Militärstand, der Adel in großem Umfange und selbst Fürsten und Könige, und andrerseits sogar Handwerker und Bauern. Daß die Juden seit dem Anfang dieses Zeitraums an der geistigen Bewegung regen Antheil nehmen, kann ebenfalls nur der demokratischen Richtung der Zeit zugeschrieben werden. Diese allgemeine Theilnahme hat freilich auch noch einen weiteren Grund, der aber, genau genommen, mit jenem andern in enger Beziehung steht, dem nämlich, daß die geistige Bildung sich in einem früher ungeahnten Maße über alle Provinzen des deutschen Landes verbreitet hat und in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen ist, welchem Umstande vor Allem zu verdanken ist, daß die Poesie wie die Wissenschaft je länger je mehr aufhört, in den Händen der Protestanten zu liegen. War die Theilnahme der Katholiken an denselben selbst noch im ersten Viertel des Jahrhunderts nur schwach und verschwand sie gegen die überwiegende Thätigkeit der Protestanten, so stehen sie jetzt diesen ebenbürtig und manche nehmen sogar eine hervorragende Stellung ein. Sie sind aber meist nicht als Katholiken in die geistige Bewegung eingetreten, und haben daher keinen feindlichen Gegensatz zu den Protestanten gebildet, und es ist daher geradezu unsinnig, von einer katholischen Poesie zu sprechen, oder gar wie der Convertit Moriz Brühl eine „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands" (Lpz. 1854) zu schreiben. Freilich haben Einzelne allerdings als Katholiken oder vielmehr als Ultramontane gedichtet oder wissenschaftliche Forschungen angestellt, aber sie haben nicht bedacht, daß sie dadurch ihren Zweck verfehlen müssen und daß sie, statt dem Ultramontanismus zu nützen, denselben im höchsten Maße gefährden, weil sie nothgedrungen die Bahn der freien Forschung betreten, vor welcher der Ultramontanismus nicht bestehen kann.

Die mannigfaltigen Abwege, auf welche die Poesie gerieth, haben wir zum Theil schon angedeutet*); wir müssen noch Eine Seite hervorheben, die dem Einfluß der Philosophie zuzuschreiben ist. Die Neigung und Gewohnheit des Reflektirens drang nämlich auch in die Poesie, die dadurch immer subjektiver wurde; statt das Besondere zur Allgemeinheit zu erheben, versenkten sich die Dichter in ihre Subjektivität, was sie nicht selten verleitete, derselben einen ihnen fremdartigen Charakter anzudichten; daher man so häufig gesuchten Gedanken und Empfindungen begegnet, deren Ausdruck um so unverständlicher wird, je weniger sie im Wesen der dichtenden Persönlichkeit liegen. Eine nicht weniger bedenkliche Erscheinung ist die fortgesetzte Abhängigkeit von den fremden Literaturen, namentlich der französischen, die besonders nach der Julirevolution eintrat. Trotz allem Geschrei von deutscher Kunst und Wissenschaft wurde die französische Literatur bis in ihre gemeinsten Verirrungen durch Uebersetzungen nach Deutschland verschleppt und von zahllosen Schriftstellern auch nachgeahmt. Es haben sich selbst tüchtige Talente nicht immer von diesem Einfluß frei erhalten können. Wir haben früher öfters Gelegenheit gehabt, den heilsamen Einfluß von guten Uebersetzungen fremder Meisterwerke hervorzuheben, da durch dieselben die Sprache an Gewandtheit und Vielseitigkeit gewinnt, und eine Fülle von neuen Ideen und Stoffen zum Allgemeingut wird; allein wenn selbst das Abgeschmackteste und Gemeinste durch Uebersetzungen eingeführt wird, wenn es namentlich bis in die untersten Schichten des Volks dringt, so ist das Verderben, das daraus entsteht, so groß, daß es die Vortheile weit überwiegt, die durch Uebersetzungen guter Schriften gewonnen werden, namentlich wenn man bedenkt, daß eine große Zahl von Fabrikübersetzern weder die eigene, noch die fremde Sprache gründlich verstehen und daher nicht im Stande sind, den fremden Ausdruck durch den entsprechenden deutschen wiederzugeben, was zur Folge hat, daß eine Menge von undeutschen Ausdrücken und Wendungen in die Sprache eindringt und sie ihres nationalen Charakters beraubt.

Doch sind auch gute Uebersetzungen ausgezeichneter Werke ausländischer Literaturen in großer Zahl erschienen, in denen sich Fortschritte in der Uebersetzungskunst erkennen lassen. Die classische Literatur wurde auch in diesem Zeitraume durch wiederholte Uebersetzungen dem deutschen Volke näher gebracht. Einer der fleißigsten Arbeiter im Gebiete der griechischen Poesie ist Minckwitz, der den Homer (2 Bde. Lpz. 1854 f.) und die griechischen Dramatiker Aeschylus (Stuttg. 1853), Sophokles (Ebd. 1851), Euripides (Lpz. 1836) und Aristophanes (Stuttg. 1854) übersetzte, wobei er freilich der Nachbildung der Form zu viel Gewicht einräumte. Nebst ihm und ihn oft übertreffend ist Donner zu nennen, dessen Uebersetzungen des Homer (2 Bde. Stuttg. 1855—57), Aeschylus (2 Bde. Ebd. 1853 f.), Sophokles (2 Bde. 6. Aufl. Heid. 1868), und Euripides (3 Bde. Ebd. 1841—52), sowie des Pindar

*) Victor Scheffel bezeichnet sie zum Theil in der Zueignung zu seinem „Trompeter von Säckingen", wenn er von demselben sagt:

„Manch Gebrechen trägt er, leider
Fehlt ihm tragisch hoher Stelzengang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfefferung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Blässe."

Und in dem Vorwort zur zweiten Auflage heißt es:

„Die Welt von heut ist dienstbar falschen Götzen.
Die Wahrheit schweigt, die Schönheit schweigt und klagt,
Nur Unnatur und Lüge schafft Ergötzen,
Gott ist vergessen, Mammons Standbild ragt!
Wer da noch singt, der sollte, den Propheten
Nacheifernd, zürnen, strafen, traurig beten."

(Lpz. 1860) Form und Inhalt mit gleich großem Glück berücksichtigen. Außerdem wurden die Tragödien des Aeschylus von Droysen (2 Bde. 2. Aufl. Berl. 1841), die des Euripides von Hartung (19 Bdchn. Lpz. 1848—53) und von Fritze (9 Bde. Berl. 1856—58) und die Komödien des Aristophanes von Droysen (3 Bde. Berl. 1835—38), die Gedichte Pindars von Mommsen (Lpz. 1846) mit Geschick übertragen. Die römische Literatur erfreute sich nicht weniger großer Theilnahme. Die Lustspiele des Plautus wurden von Rapp (Stuttg. 1842) u. Donner (3 Thle. Lpz. 1864) die des Terentius von Benfey (6 Bde. Tüb. 1837 ff.) und Donner (2 Bde. Lpz. 1864), die Tragödien des Seneca von Moser und Pauly (12 Bde. Stuttg. 1828—37) übersetzt. Osiander verdeutschte Virgils Idyllen und Landbau (2 Bdchn. Stuttg. 1837 f.). Ovids Metamorphosen wurden von Pfitz (6 Bdchn. Stuttg. 1833), der Festkalender von Metzger, die Liebes-Elegieen und die Kunst zu lieben von Hertzberg (Ebd. 1854) metrisch übertragen. Den Horatius verdeutschten Günther (2. Aufl. Lpz. 1854) und Brodtmann (Ebd. 1852). Catullus wurde von Theodor Heyse (Berl. 1855), Juvenal von W. E. Weber (Halle 1838) und Persius von Teuffel (Stuttg. 1844) glücklich übersetzt. — In noch größerem Umfang wurden die Literaturen der romanischen Sprachen bearbeitet. Die „Lusiaden" des Portugiesen Camoëns wurden von Donner (Stuttg. 1833) und Booch-Arkossy (Lpz. 1854), dessen „Sonette" von L. v. Arentsschildt (Ebd. 1852), einige von Ruperti übersetzt; die Tragödie „Ines de Castro" von Gomes verdeutschte Alex. Wittich (Lpz. 1841). Die reichere spanische Literatur fand im vorliegenden Zeitraum große Beachtung und es hat sich namentlich Adolf Friedrich von Schack um dieselbe bedeutende Verdienste erworben; seine Uebersetzungen einzelner Stücke des Lope de Vega und Calderon („Spanisches Theater", 2 Bde. Frankf. 1845) sind musterhaft; nebst ihm ist auch Dohrn zu nennen (Spanische Dramen, 4 Thle. Berl. 1841) und Martin (Calderon, 3 Thle. Lpz. 1844). Geibel verdeutschte „Volkslieder und Romanzen der Spanier im Versmaße des Originals" (Berl. 1843) und derselbe gab mit P. Heyse Bearbeitungen spanischer Volkslieder heraus („Spanisches Liederbuch". 2. Aufl. Berl. 1852). Noch häufiger sind die Uebersetzungen italienischer Dichter. Die „Göttliche Comödie" des großen Dante wurde von Kopisch (Berl. 1842), dem König Johann von Sachsen (3 Bde. Dresden 1839—49. 2. Aufl. Lpz. 1866) und von K. Eitner (Hildburgh. 1866), Petrarca's Sonette und Canzonen von W. Krüger (Berl. 1855). Ariosto's „Rasender Roland" von Herm. Kurz (2 Bde. Stuttg. 1855), Tassoni's „Geraubter Eimer" von Kritz (Lpz. 1842) übersetzt, die Gedichte von Michael Angelo Buonarotti dem Aeltern von Gottlob Regis italienisch und deutsch herausgegeben (Berl. 1842); von neueren italienischen Dichtern sind Giacomo Leopardi's Gedichte zuerst von Kannegießer (Lpz. 1837), dann von Robert Hamerling in den Versmaßen des Originals (Hildburgh. 1866) musterhaft verdeutscht worden. Das „Italienische Liederbuch" (Berl. 1860) von P. Heyse enthält vortreffliche Uebersetzungen italienischer Volkslieder, denen die „Volkslieder aus Italien" (Aarau 1860) von Dorer-Egloff beigesellt werden können. — Von Uebersetzungen aus dem Altfranzösischen sind zu erwähnen die Dichtungen des Guyot von Provins von San-Marte, d. h. A. Schulz (Halle 1861) und die treffliche Bearbeitung der „Poetischen Erzählungen" der Marie de France von Wilh. Hertz (Stuttg. 1862); aus dem „goldenen Zeitalter" der französischen Literatur sind zu nennen die Uebersetzung von Racine's Dramen von H. Viehoff (3 Bde. Emmerich 1840 ff.) und von dessen „Phädra" von A. Böttger (Lpz. 1853). Molière's Lustspiele wurden von Duller, Freiligrath, O. L. B. Wolff und L. Lax (5 Bde. Aach. 1837), Voltaire's „Zaire" von Thd. Ruoff (Frankf. 1856) und dessen „Henriade" von E. Schröter (Leipzig 1843) übersetzt.

Aus der neueren Zeit wurden Bérangers Lieder oft, wenn auch meist nur in Auswahl, übersetzt, so von Chamisso, Gaudy und Ph. Engelh. Nathusius; eine Uebersetzung seiner sämmtlichen Gedichte lieferte L. Seeger unter dem Namen L. S. Rubens (3 Bde. Bern 1839 f.); dessen „Letzte Lieder" übertrug Jul. Rodenberg (Hann. 1858); einzelne Dichtungen desselben, so wie von Victor Hugo, Lamartine, Musset, Vigny u. s. w., sind von G. Pfizer, Freiligrath u. A. übersetzt worden. — Die Vorliebe für die englische Literatur hat sich auch in diesem Zeitraum erhalten; Chaucers „Canterbury-Erzählungen" wurden zum ersten Mal von Hertzberg übersetzt (3 Thle. Hildburgh. 1866). Shakspeare's Dramen haben auch nach Schlegel und Tieck noch Uebersetzer gefunden, die freilich, wie Julius Körner (Schneeb. 1836) und Ortlepp (16 Bde. Stuttg. 1838—40), jene nicht erreichen, während sie von A. Böttger, Fischer und Simrock (37 Bdchn. Lpz. 1837), von M. Rapp und Adalb. Keller (37 Bde. Stuttg. 1843—46), so wie neuerdings von W. Jordan, L. Seeger, Simrock u. A. (Hildburgh. 1866) in mancher Hinsicht übertroffen werden. Die „Gedichte" Shakespeares sind von Ortlepp und Gottlob Regis im „Shakspeare-Almanach" (Berl. 1836), „Venus und Adonis" von Freiligrath (Düsseld. 1849) und seine „Sonette" von Bodenstedt (Berl. 1865) übersetzt worden. Miltons Dichtungen fanden in Böttger einen gewandten Uebersetzer (Lpz. 1843), dem man auch eine vortreffliche Verdeutschung von Byrons Werken zu verdanken hat (3. Aufl. 12 Bde. Lpz. 1850); später lieferte auch Gildemeister eine gelungene Uebersetzung dieses englischen Dichters (6 Bde. Berl. 1864). Von Moore's „Poetischen Werken" besitzen wir eine metrische Uebersetzung von Theod. Oelckers (4 Bde. Lpz. 1839). Burns wurde von Ph. Kauffmann (Stuttg. 1840), von Heintze (Braunschw. 1840) und A. v. Winterfeld (Berl. 1863); des Amerikaners Longfellow „Balladen" von Nielo (Berl. 1857), sein „Evangelium" von Belke (Berl. 1854), „Die goldene Legende" von Schultz (Berl. 1859), der „Sang von Hiawatha" von Böttger

(Lpz. 1856) und von Freiligrath (Stuttg. 1857) übersetzt. Einzelne lyrische Dichtungen von Th. Moore, Burns, Longfellow u. A. wurden von Freiligrath, L. v. Plönnies, Adolf Laun („Liederklänge aus England und Spanien", Brem. 1852) und vielen Andern übertragen. — Strodtmanns Thätigkeit als Uebersetzer englischer und französischer Dichtungen erwähnen wir später. — Die skandinavischen Literaturen fanden in diesem Zeitraum mehr Aufmerksamkeit als früher. Die altisländische Edda übersetzte Simrock (2. Aufl. Stuttg. und Tüb. 1855), Prutz des Dänen Holberg „Lustspiele" (Stuttg. 1857). Aus der schwedischen Literatur verdeutschte K. Eichel die „Schauspiele" des Königs Gustav III., K. L. Kannengießer die Gedichte von Erik Sjöberg und Mohnike Tegnérs „Frithjofssage" (8. Aufl. Lpz. 1860), so wie dessen „Sämmtliche Gedichte" (Lpz. 1840). Eben so wurde die Poesie der slavischen Völker in größerem Umfang als früher bearbeitet. Des Polen Mickiewicz „Sonette" übersetzte Schwab (im deutschen Musenalmanach 1833); Kannengießer dessen episches Gedicht „Konrad Wallenrod" (Lpz. 1834) und Spazier den Pan Tadeuß (Ebd. 1836). Die Dichtungen der Russen Lermontow (2 Bde. Berl. 1852) und Puschkin (3 Bde. Ebd. 1854 f.) wurden von Bodenstedt meisterhaft verdeutscht; die Baronin Ida v. Düringsfeld-Reinsberg veröffentlichte „Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder" (Bresl. 1851) und Kapper „Volkslieder der Serben" (2 Thle. Lpz. 1852). Der Ungar Petöfi fand in Kertbeny einen fleißigen Uebersetzer; er verdeutschte dessen „Gedichte" (Lpz. 1858) und das Epos „Held Janós" (Stuttg. 1851).

Die orientalische Poesie erfreute sich nicht geringerer Theilnahme als im vorhergehenden Zeitraum. Die poetischen Bücher des Alten Testaments wurden vielfach übersetzt: wir begnügen uns, die der „Psalmen" von Hammer (Lpz. 1861) zu erwähnen; von den Uebersetzungen aus der spätern jüdischen Poesie nennen wir die „Religiösen Poesien der Juden in Spanien" von M. Sachs (Berl. 1845), dessen „Stimmen vom Jordan und Euphrat" (Berlin 1853) und Steinschneiders „Manna" (Berl. 1847), wo sich manche gelungene Nachbildung befindet. Die metrischen Uebersetzungen, welche Pius Zingerle unter dem Titel „Die heilige Muse der Syrer" (in Ephraims „Ausgewählten Schriften". 2. Aufl. Insbr. 1845—47. 6 Bde.) und „Harfenklänge vom Libanon" (Ebd. 1840) herausgab, sind erfreuliche Bereicherungen der deutschen Uebersetzungsliteratur. Um die Kenntniß der persischen und indischen Poesie machte sich der schon erwähnte Ad. v. Schack durch seine „Heldensagen des Firdusi" (Berl. 1851), „Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (2 Bde. Ebd. 1853) und „Stimmen vom Ganges" (Ebd. 1857) vielfach verdient; Lobedanz übersetzte Kalidasa's Dramen „Sakuntala" (2. Aufl. Lpz. 1861) und „Vikramorvasi" (Ebd. 1861), Max Müller dessen „Lyrische Poesien" (Königsb. 1847). Alb. Hoefer gab „Indische Gedichte in deutscher Nachbildung" heraus (2 Thle. Lpz. 1844). Schließlich erwähnen wir die „Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch" (2 Bde. Frankfurt 1855) von Daumer, in welchem derselbe eine bunte Reihe von Dichtungen des classischen Alterthums, des Orients, der slavischen und romanischen Völker mehr bearbeitete als übersetzte, aber auf diesem Wege den Geist der fremden Poesien meisterhaft wiedergab. Eine ähnliche Sammlung von Ellissen werden wir später erwähnen.

Mit Ausnahme der didaktischen Poesie, welche meist lyrisches Gewand annahm, wurden sämmtliche Gattungen häufig bearbeitet; am Reichsten und Glücklichsten ist die Lyrik vertreten, die nicht nur an sich dem deutschen Charakter mit seiner Gedankenfülle, seinem beschaulichen Gemüth, seiner regsamen Phantasie, aber auch seiner Neigung zur inhaltlosen Schwärmerei am Meisten entspricht, sondern auch besonders durch die Zeitverhältnisse mächtig gefördert wurde, in denen so viele neue Ideen auftauchten, welche von den Dichtern aufgenommen oder auch bekämpft wurden. In der epischen Dichtung finden wir ebenfalls große Rührigkeit, und wenn auch das Beste unzweifelhaft in den kleineren Gattungen erscheint, so treten uns doch auch nicht wenige größere Gedichte entgegen, in denen sich wahrhaftes Talent beurkundet. Zwar hat vielleicht kein einziges die höchste Kunstvollendung erreicht und in den meisten wuchert das lyrische Element allzusehr, aber viele Erscheinungen bürgen dafür, daß noch Größeres zu erwarten steht. Nächst der Lyrik hat das Drama die allseitigste Bearbeitung gefunden; allein wenn wir die Zeit als eine Zeit der Gährung bezeichnet haben, so gilt dieß ganz vorzüglich auch von der dramatischen Poesie. Es ist viel geschaffen worden, aber die meisten Erscheinungen sind nur als Versuche anzusehen, dem Drama neue Bahnen zu eröffnen, wobei die Dichter freilich auf mancherlei Abwege geriethen. Auch hier tritt das lyrische Element häufig störend ein, was zur Folge haben mußte, daß selbst hervorragende Erscheinungen kein Glück auf der Bühne machen konnten.

So steht die Poesie der neueren Zeit weit hinter den großartigen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, sie kann in ihrer Wirksamkeit nicht einmal einen Vergleich mit den Zeiten der Romantik aushalten; aber so wenig dieß geleugnet werden kann, so kann eben so wenig geleugnet werden, daß sie in manchen Beziehungen in wirklichem Fortschritt erscheint. Zwar tritt, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, keine einzige Persönlichkeit auf, die mit schöpferischer Kraft den Gang und die Entwickelung der Poesie zu bestimmen, ihr ihren Stempel aufzudrücken fähig wäre, aber dagegen begegnet uns eine große Fülle von Talenten zweiten Ranges, wie sie seit den Zeiten des Minnegesangs noch nicht wieder erschienen ist. Ferner übertrifft die Poesie unserer Tage, und ganz besonders die lyrische, die früherer Zeiten an Formvollendung, die jetzt zum Allgemeingut geworden ist, während sie früher nur bei den bevorrechteten Geistern anzutreffen war. Ja im Einzelnen werden sogar diese übertroffen, so in der kunstvollen Behandlung des Metrums, im Reichthum und Wohllaut des Reims, worin

selbst untergeordnete Talente eine überraschende Vollendung zeigen. Freilich haben die neueren Dichter diese Höhe nur deswegen erreichen können, weil ihnen durch die ältern vorgearbeitet worden war, weil sie eine allseitig ausgebildete Sprache vorfanden, und sie überhaupt nur die sicher vorgezeichneten Bahnen zu verfolgen brauchten, um ein so glänzendes Ergebniß zu erreichen; allein daß sie es mit verhältnißmäßig leichter Mühe erreichten, benimmt der Thatsache eben so wenig von ihrer Wahrheit als von ihrer Bedeutung. Endlich ist nicht zu verkennen, daß die Poesie auch an innerem Gehalt Manches gewonnen hat: sie hat sich vielfältige neue Stoffe angeeignet und dadurch namentlich eine große Fülle des Inhalts errungen, daß sie die Ideen und Bestrebungen der Zeit in ihr Bereich gezogen hat.

I. Lyrische Poesie.

Was wir von dem Gang der Poesie überhaupt gesagt haben, gilt ganz insbesondere von der Lyrik. In den dreißiger Jahren ist der Einfluß Heine's vorherrschend; bei den Meisten seiner Nachahmer läßt sich aber füglich das Wort des Dichters anwenden:

„Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das haben sie glücklich ihm abgeguckt",

denn sie haben ihm wohl alle Aeußerlichkeiten seiner Darstellung mehr oder weniger glücklich abgelernt, aber der tiefere Werth seiner Dichtung ist ihnen verborgen geblieben. Zunächst ahmte man die epigrammatische Zuspitzung der Heine'schen Lieder nach, und gefiel sich vorzüglich darin, mit einer ahnungsvollen Andeutung zu schließen, die aber nicht motivirt und daher nicht verständlich war, wie bei ihrem Vorbild, sondern meist Zeugniß ablegte, daß den Dichtern die Gedanken ausgegangen waren. Während Heine ferner mit seinen Gefühlen spielte und hinter dem tiefsten Ausdruck des Schmerzes der Satyr verborgen lag, war bei ihnen Alles ernstlich gemeint, um so mehr als sie zugleich ihren Byron und Lenau studierten, die freilich auch Alles ernstlich nahmen, bei denen aber der Schmerz und die Zerrissenheit auch auf der reellsten Wahrheit beruhte, was bei jenen „Schmerzdichtern" nicht der Fall war; vielmehr schraubten sie sich in diese Gefühls- und Empfindungsweise hinein, die ihnen nicht natürlich war und für welche sie auch meistens keinen äußern Anlaß hatten. Die Poesie des Weltschmerzes konnte aber nur deshalb einen so ausgedehnten Umfang gewinnen und sich so lange erhalten, weil sie zum Theil im deutschen Charakter begründet liegt. Ein amerikanisches Blatt sagte einmal: daß, wenn die Deutschen recht vergnügt sein wollten, sie zu singen anfiengen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin?" Und in der That, ohne diese eigenthümliche Lust an der Trauer hätte die Epidemie des Weltschmerzes keine so große Ausdehnung gewinnen können. Heine war vorzüglich dadurch bedeutend geworden, daß er durch seinen Vorgang gezeigt hatte, wie man auch mit den einfachsten Mitteln große Wirkung hervorbringen könne; es war dieß um so glücklicher, als die Romantiker sich so ganz in die Form verrannt hatten, daß über derselben aller tieferer Gehalt verloren gegangen war. Heine's Nachahmer aber hielten sich auch hier bloß an das Aeußerliche und glaubten, ihrem Meister am Sichersten nachzukommen, wenn sie die Form vernachlässigten, ohne daß sie doch durch den Gehalt entschädigt hätten. Doch verfielen nicht alle Dichter der Zeit in diese Abwege, wenn auch die Wenigsten sich der Epidemie des „Weltschmerzes" zu entziehen vermochten. Manche blieben im Ganzen vom Heine'schen Einfluß unberührt, aber sie geriethen in einen entgegengesetzten Fehler; um nicht in die Unwahrheit des eingebildeten und gemachten Schmerzes zu verfallen, widersetzten sie sich überhaupt dem Einfluß der Empfindung und zogen sich in das Gebiet der Reflexion zurück; ihre Poesie wurde moralisch, verständig, und es fehlte ihr aller Schwung und alle Begeisterung. Nur ihre der Natur gewidmeten Gedichte hatten einen größeren Schein von poetischer Stimmung, aber auch nur einen Schein, denn in der That war nicht die poetische Durchdringung des Naturlebens ihr Zweck, sie benutzten die Erscheinungen desselben nur, um irgend einen Gedanken daran zu knüpfen.

Gegen Ende der dreißiger und in den vierziger Jahren nahm die Poesie des sentimentalen Weltschmerzes einen bestimmteren Charakter an, indem die Dichter, statt im Allgemeinen und ohne festen Anhalt, wie bisher, ihre Unzufriedenheit mit der Welt auszusprechen, diese nunmehr auf den Staat und die socialen Verhältnisse richteten. Die Lyrik nahm je länger je mehr einen politischen Charakter an. Es ist die Frage oft aufgeworfen worden, ob die politische Poesie auch berechtigt sei, und es haben Viele dieß verneint, aber offenbar mit dem größten Unrecht. Berechtigt ist jeder Stoff, sobald ihn der Dichter poetisch zu bewältigen vermag; wie sollte nun ein Stoff, der die höchsten Güter der Menschheit betrifft, religiöse und bürgerliche Freiheit, Freiheit der individuellen Entwickelung und Nationalität, nicht berechtigt sein? Die politische Poesie hat schon darum hohe Bedeutung, weil in ihr das Maß des politischen Bewußtseins eines Volks liegt. Wo dasselbe noch schwach ist, wird die politische Poesie auch werthlos sein. Und das war sie auch in Deutschland, als sie aufzutauchen begann, denn sie drückte wohl die Stimmung des einzelnen Dichters, aber nicht die des Volks in seiner Gesammtheit aus, wie es zum Beispiel bei dem Franzosen Béranger der Fall ist. Sie hatte einen allzusubjektiven Charakter, und konnte daher auch nur einen beschränkten Einfluß gewinnen. Zwar erhielt die politische Poesie gegen Ende der dreißiger Jahre mehr Realität, indem sie sich nicht mehr begnügte, unbestimmte Klagen über die traurigen Zustände des Vaterlandes anzustimmen, sondern mit größerer Entschiedenheit anfieng, die freie Bewegung im Staate als ein natürliches Recht zu verlangen und die Einheit des gesammten Vaterlandes als das unerläßliche Mittel zu bezeichnen, durch welches allein Deutschland wieder befähigt würde, eine ehrenvolle Stellung unter den europäischen Staaten einzunehmen; allein es herrschte trotzdem eine große Unklarheit und Verschiedenheit der Ansichten, die sich auch im Volke ver-

breiteten, so daß, als im J. 1848 die Gelegenheit gegeben war, das lang erstrebte Ziel zu erreichen, Niemand recht wußte, wie man die Sache angreifen solle. Die Schwärmerei der Dichter war in das Volk und in das Palament übergegangen und mußte gegen das klare Bewußtsein der reaktionären Partei unterliegen. Die politische Poesie wurde nach dem Sieg der Reaktion immer mehr zurückgedrängt; wenn sich auch einzelne Stimmen hören ließen, so waren es nur mächtige Zornausbrüche oder der Ausdruck der traurigsten Hoffnungslosigkeit, oder auch der Triumphgesang der siegenden Reaktion. Erst als die Schleswig-Holsteinische Frage die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich zog, gewann die politische Poesie wieder eine festere Grundlage; doch erhoben sich nur wenige von den zahlreichen Gedichten, welche diesen fruchtbaren Stoff behandelten, über die Mittelmäßigkeit, gar viele sanken sogar zum Bänkelsängerton herab, und die meisten waren zudem Ergüsse unklarer Schwärmerei, und verloren sich in hochtönende, aber wirkungslose Phrasen oder ergossen sich in abschwächende Klagen. Selbst die Besiegung der Dänen gab der politischen Poesie keine größere Kraft und Bedeutung, weil der Kampf aus dem Bereich der Allgemeinheit in das des speziellen preußischen Interesses gezogen worden war.

Wir haben den Gang der politischen Poesie bis auf die neueste Zeit verfolgt, um ein zusammenhängendes Bild von derselben zu geben; wir müssen daher auf die früheren Zeiten zurückkommen, um die gleichzeitigen Bestrebungen zu besprechen.

Während die politische Poesie seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre den oben erwähnten Aufschwung nahm, erhoben mehrere Dichter, die man als Anakreontiker bezeichnen kann, darunter sehr talentvolle, Widerspruch gegen diese Richtung oder vielmehr gegen das Excentrische derselben, woran sie allerdings Recht hatten. Allein sie übten durch ihre Dichtungen einen ungünstigen Einfluß auf die politische Entwickelung des Volkes. Sie bekämpften nämlich zwar keineswegs die Bestrebungen nach Freiheit und Einheit, vielmehr behaupteten sie, daß auch sie für diese höchsten Güter begeistert seien, allein sie zeigten in ihrer Mäßigung eben die nämliche Unklarheit, eben die nämliche dunkle Schwärmerei, wie jene in ihrer Uebertreibung. Doch wurde das politische Lied nur ausnahmsweise von ihnen behandelt; sie legten die ganze Wucht ihres Talents auf das Liebesgedicht und das Naturlied, das unter ihren Händen zu einer hohen Schönheit der Form und einer großen Mannigfaltigkeit der Anschauung gedieh, doch auch häufig in Sentimentalität verschwamm, weshalb Max Waldau von ihnen sagte, daß sie den „Kanarienvogelgeschmack" repräsentirten. Ihre Dichtungen zeichneten sich durch schönes Maß in Sprache, Form und Inhalt aus, sie trugen vorwiegend den Charakter der Anmuth und Liebenswürdigkeit, aber es fehlte ihnen meist größere Tiefe der Empfindung. Diese Richtung fand in Geibel ihren höchsten und talentvollsten Ausdruck.

Der politischen Lyrik näher verwandt ist die philosophische, die sich um jene Zeit ebenfalls zu bilden begann. Sie trat der politischen Richtung keineswegs entgegen, vielmehr ergriff sie die Ideen der Freiheit und Einheit mit der größten Entschiedenheit, aber, frei von jeglicher Sentimentalität und Schwärmerei, erfaßte sie jene Ideen mit praktischem Sinn und suchte dieselben als die Grundlagen aller sittlichen Entwickelung darzustellen. Diese gedankenreichen und gedankenkräftigen Dichtungen fußten auf philosophischer Ueberzeugung und versenkten sich oft in die gewichtigsten Fragen der Philosophie und Religion, die sie meist mit großer Klarheit auffaßten und darstellten. Einige Poesien dieser Richtung erinnern an die Leibnitzischen Ideen von der Rechtfertigung Gottes; die meisten verkündigten eine großartige Moral. Als der Hauptrepräsentant derselben ist Sallet zu nennen.

Eine eigenthümliche Verschmelzung der anakreontischen und philosophischen Lyrik bildet die orientalische, die, schon früher durch Goethe, später durch Rückert und Platen angebahnt, jetzt eine größere Entfaltung gewann, und theils die Formen, theils den Geist der orientalischen Dichtung in die deutsche zu verpflanzen suchte. Der Preis und die Begründung jener allseitigen Lebensweisheit ist die Grundlage dieser Richtung, die einerseits zum heitern Lebensgenuß, zur Befreiung aller der Menschheit unwürdigen Fesseln auffordert, andrerseits sich in die geheimsten Tiefen der religiösen Anschauung versenkt. Die Eine Seite fand in Daumer und Bodenstedt, die andere in Hammer ihre vorzüglichsten Vertreter.

Die politische Reaktion im Anfang der fünfziger Jahre hatte, wie schon bemerkt, auch eine Reaktion im Gebiete der Poesie zur Folge, die sich zunächst als ein Rückschieben in die dunklen Regionen der Romantik und der süßlichen Schwärmerei kundgab. Nächst dem Liebes- und Naturlied wurde ganz vorzüglich das geistliche Lied von dieser Abschwächung ergriffen und zwar sowohl bei den protestantischen als bei den katholischen Dichtern. Im Allgemeinen wurde die religiöse Poesie frömmelnd, oft artete sie in Zelotismus aus, wobei sie die edle Moral des Christenthums mit wegwerfendem Hochmuth betrachtete, weil der Glaube allein selig mache. Mit noch größerer Entschiedenheit trat sie der philosophischen Ueberzeugung und der freien Forschung entgegen, in der sie allerdings mit Recht ihre größten Feinde erblickte. Um diese Richtung ganz zu charakterisiren, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß sie sich der politischen Reaktion anschloß.

Wir müssen die Lyrik des vorliegenden Zeitraums noch von einer andern Seite betrachten. Es ist wiederholt betont worden, daß die sämmtlichen deutschen Stämme an der poetischen Bewegung Theil genommen haben. Wenn nun auch die oben bezeichneten verschiedenen Richtungen sich überall gleichmäßig gezeigt haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß ein wesentlicher und durchgreifender Unterschied zwischen der Lyrik des Nordens und der des Südens besteht. Die erste hat im Ganzen einen ernsteren Charakter, sie neigt sich mehr zur Beschaulichkeit und zur philosophischen Reflexion; sie artet deshalb weniger in Ueberschwänglichkeit aus, aber sinkt dafür hie und da in das Gewöhnliche herab. In der südlichen Lyrik waltet

die Empfindung und die Phantasie vor, die Darstellung ist jugendlich frisch, kräftig, bilder- und farbenreich, was besonders bei den österreichischen Dichtern der Fall ist, während sich die schwäbischen meist in größerer Einfachheit bewegen und daher auch weniger in das Excentrische verfallen als jene.

Endlich haben wir noch die Dialektsdichtung näher ins Auge zu fassen, die im vorliegenden Zeitraum außerordentlich an Umfang und Bedeutung zugenommen hat, weshalb wir auf dieselbe näher eingehen müssen.

Es hat sich unter den Gelehrten und Nichtgelehrten ein Kampf über die Frage erhoben, ob der Gebrauch der Mundarten in der Dichtung zulässig sei oder nicht; nach unserer Ansicht ist von den Freunden, wie von den Gegnern in der Beantwortung der Frage gefehlt worden, da sie ebensowenig unbedingt bejaht als unbedingt verneint werden kann, wie z. B. L. Wienbarg in einer besondern Schrift gethan hat.*) Diejenigen, die für den Gebrauch der Mundarten in der Poesie kämpfen und sich dabei auf die Griechen berufen, vergessen, daß die griechischen Dialekte stets ihre Selbstständigkeit bewahrt und immer nebst dem allgemeineren attischen Dialekt Schriftsprache geblieben waren, was bei den deutschen Mundarten nicht der Fall ist. Sie hatten daher auch eine Ausbildung erlangt, die sie fähig machte, die tiefsten Gedanken und phantasiereichsten Anschauungen auszudrücken. Von den deutschen Dialekten wird Niemand behaupten wollen, daß auch die reichste und schönste Mundart fähig wäre, einen „Faust", eine Goethe'sche Hymne oder eine Schillersche Ode oder Elegie zu tragen. Weil die deutschen Dialekte sich nicht über das Provinzielle erhoben haben, können sie auch nur Provinzielles darstellen, aber in diesen Beschränkungen können sie Bedeutendes erreichen und mit der hochdeutschen Schriftsprache einen Wettkampf eingehen, der nicht zu ihrem Nachtheil ausfallen wird. Unter Provinziell ist aber nicht bloß das Aeußerliche in Sitten und Gebräuchen zu verstehen, sondern auch das Geistige, das allgemein Menschliche, insofern es bei dem besondern Stamm eine besondere Färbung annimmt. Gemüthlichkeit und Humor z. B. sind allgemeine Eigenschaften des deutschen Charakters, aber wie ganz anders spricht sich die erste bei dem Holsteiner als bei dem Schweizer aus, wie ganz anders bei dem Berliner als bei dem Wiener. Der Gebrauch der Mundart ist vollkommen berechtigt, wenn die Dichtung durch dieselbe eine ihrem Inhalt und ihrer Absicht angemessene Färbung erhält, die ihr im Hochdeutschen nicht gegeben werden kann; er ist nicht berechtigt, wenn dieß nicht der Fall ist. Damit ist freilich das Urtheil über eine große Zahl von mundartlichen Dichtungen gesprochen, die in der neuesten Zeit erschienen sind, da sie nur wie Uebertragungen aus dem Hochdeutschen klingen. Allein auch diese lassen sich aus einem andern Gesichtspunkte erklären und rechtfertigen; es ist der Gesichtspunkt, den wir bei unsrer Mittheilung vor Allem im Auge haben. Man hat das Ueberhandnehmen der Dialektsdichtung als eine Modesache erklären wollen; die Mode mag einigen Antheil daran haben, allein die Erscheinung hat in ihrer Gesammtheit doch einen tiefern Grund. Neben dem immer allgemeiner ausgesprochenen Streben nach größerer und des Volkes würdiger Einheit macht sich nämlich noch eine andere Richtung geltend, die mit der Sehnsucht nach einheitlicher Gestaltung nur scheinbar im Widerspruche, in der That mit ihr in naher und naturnothwendiger Verbindung steht, ja sogar mit ihr an Kraft zunimmt. Es ist dieß der Wille, innerhalb der Einheit die vollste Stammeseigenthümlichkeit zu bewahren. Diese Richtung spricht sich nun zunächst im Gebrauch der Mundart aus, er wird sich — wir zweifeln nicht daran — mit der Zeit auch im Rufe nach selbstständiger Verfassung und Verwaltung der Volksstämme aussprechen.

Noch müssen wir einen Blick auf die verschiedenen Gattungen und Formen der Lyrik während des vorliegenden Zeitraums werfen. Was die Gattungen betrifft, so ist zunächst das weltliche Lied in großem Umfange und mit ebenso großem Glück bearbeitet worden. Aus der bisherigen Darstellung geht schon hervor, welche Stoffe vorzüglich behandelt wurden: es sind die ewigen und rein menschlichen der Liebe und der Naturbetrachtung, der ernsteren Weltanschauung und des heitern Lebensgenusses, unter welchen das Trinklied, wie billig, bei den Deutschen nicht die letzte Stelle einnimmt. Eine erfreuliche Erscheinung ist, daß auch das Familienleben und die Kinderwelt den Stoff einer nicht geringen Zahl von glücklichen Dichtungen bildet. Die Zahl der bedeutenden Liederdichter ist außerordentlich groß; der Aufforderung Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben" wurde im reichlichsten Maße, selbst von Solchen Folge gegeben, denen „Gesang nicht gegeben" war. Das geistliche oder religiöse Lied fand ebenso vielseitige Behandlung, wenn auch lange nicht in demselben Maße wie das weltliche. Die Ode und die Hymne wurde von Fischer, Gottschall, Agnes le Grave, Kinkel, Kopisch, M. Meyr, Minckwitz, Rappe, Strachwitz u. A. m., die Hymne von Banck, Hamerling, Löwe, Pfizer und mit großem Glück von Pichler bearbeitet. Als Dichter von Dithyramben ist Kopisch zu nennen, die Elegie im antiken Sinne behandelten Banck, Bodenstedt, Mor. Hartmann, Hebbel, Heyse, Löwe, Meißner, M. Meyr, Möricke, G. Pfizer, Pichler, Rappe, Schrader, V. von Strauß u. A. m., das Epigramm Banck, Bodenstedt, Mor. Hartmann, Hebbel, Kopisch, Lotze, Löwe, M. Meyr, Möricke, Pichler, Rodt, Sallet, V. Strauß nebst Andern. Unter den südlichen Formen nimmt das Sonett eine hervorragende Stellung ein; es ist beinahe kein Dichter, der sich nicht in dieser schönen Form versucht hätte, und es ist erfreulich, daß die meisten sie mit Geschick und künstlerischem Sinn behandelt haben; auch die Stanze, sowie die Terzine fanden vielseitige und glückliche Behandlung; seltener die Siciliane, das Ritornell, die Sestine und das französische Madrigal und Triolett. Die Canzone erscheint in großer Vollendung (Max Waldau, Hamerling, Alb. Möser).

*) „Soll das Plattdeutsche gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet." Hamburg 1834.

In der Glosse versuchten sich Kugler, Schulz-Ferrand, Rappe u. A. m., geistreiche Tenzonen dichteten Wackernagel, Simrock und Kugler. Endlich blieb auch das orientalische Ghasel fortwährend eine beliebte Form, der sich eine große Zahl von Dichtern bedienten, so Bodenstedt, Daumer, Dingelstedt, Dräxler-Manfred, Hammer, Pfizer, Strachwitz, Waldmüller, Wehl u. A. m.

Indem wir nun zur Betrachtung der einzelnen Dichter übergehen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß wir uns zwar bemüht haben, wie sich auch aus dem Folgenden, wie wir hoffen, ergeben wird, alle diejenigen anzuführen, die wegen ihrer Leistungen einen Anspruch auf Erwähnung machen können, daß uns aber bei der außerordentlichen Masse der neueren Lyriker nothwendig gar Mancher entgehen mußte, der in unsern Mittheilungen eher eine Stelle verdient hätte, als vielleicht Andere, die uns bekannt geworden sind. Wir glauben, daß wir nicht nöthig haben, uns wegen dieses Mangels weiter zu rechtfertigen.

Was die nachfolgende Uebersicht betrifft, so haben wir geglaubt, sie am Füzlichsten nach denjenigen Erscheinungen einzutheilen, die wir im Gang der Literatur als hervorragend und maßgebend erkannt haben. Wir haben gefunden, daß die sämmtlichen deutschen Stämme an der geistigen Bewegung regen Antheil genommen haben; um dieß zur vollsten Anschaulichkeit zu bringen, werden wir daher in erster Linie die sämmtlichen Lyriker nach den Stämmen und Landestheilen vorüberführen, denen sie angehören. Wir haben hiebei den Ort der Geburt grundsätzlich als bestimmend angenommen, was freilich in einzelnen Fällen nicht ganz richtig erscheinen mag, da manche Dichter bei ihrem längern Aufenthalt in andern Ländern eher diesen zugetheilt werden sollten, namentlich wenn sie ihre poetische Entwickelung und Bedeutung in denselben gefunden haben; wenn aber einmal ein allgemeiner Grundsatz festgestellt werden sollte, so konnte doch füglich kein anderer gewählt werden, als der, den wir vorgezogen haben. Wenn auch alle Dichter, die wir überhaupt berühren, in dieser ersten Uebersicht angeführt werden, so werden doch viele nur erwähnt, weil sie besser an anderer Stelle zu besprechen sind. Abgesehen davon, daß die hervorragenden in ausführlicherer Darstellung zu behandeln sind, haben wir noch andere Erscheinungen als die allgemeine Theilnahme an der Poesie hervorzuheben. Als solche haben wir die demokratische Richtung der Poesie erkannt, die sich hauptsächlich in der Theilnahme aller Klassen des Volkes kundgibt; wir werden daher eine Uebersicht der Dichter nach den Ständen geben, denen sie angehören, mit Ausschluß jedoch derjenigen, welche eine vorherrschend gelehrte Bildung haben, weil diese schon in dem ersten Hauptabschnitt genannt werden. Eine weitere Erscheinung ist das entschieden ausgesprochene Streben nach Freiheit und Einheit, welches seinen Ausdruck in der politischen Poesie gefunden hat; wir werden daher derselben eine besondere Darstellung widmen. Wir haben endlich gefunden, daß sich im Volke nächst dem Streben nach Einheit zugleich das Gefühl der Selbstständigkeit der einzelnen Stämme, und daß sich dieß zum Theil in der häufigen Verwendung der Mundarten kundgegeben hat; es wird daher auch diesen eine besondere Betrachtung zu Theil werden, und zum Schluß werden wir eine Uebersicht der Leistungen im Gebiete des religiösen Liedes mittheilen.

Bei der allgemeinen Uebersicht der lyrischen Dichter müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß wir hiebei die zum ehemaligen deutschen Bund gehörigen Länder als Gesammtheit betrachten, was sich von selbst rechtfertigt, da es sich hier nicht um die politische Einheit handelt, sondern um die geistige, die hoffentlich nicht so leicht wird vernichtet werden können als jene. Wir beginnen mit dem Nordosten und zwar mit Preußen, denn ob es gleich nicht zum deutschen Bunde gehörte, so ist es doch ein vorzugsweise deutsches Land und steht zudem mit einem rein deutschen Staat in der innigsten Verbindung. Das Land, das einen Herder der deutschen Literatur gab, hat auch in der neueren Zeit vielseitige und erfolgreiche Theilnahme für dieselbe entfaltet, und es sind unter seinen Dichtern einige, die einen bedeutenden Rang einnehmen. Ferdin. Gregorovius, v. Heyden, Jordan, Lehmann und Rob. Reinick, sowie die Dramatiker Dulk und Bacher, ferner die Frauen Cannot, Pfannenschmied und A. von Michalowska werden wir später, theils ausführlicher, theils an passenderer Stelle besprechen; auch Otto Friedrich Gruppe, der sich vorzüglich durch seine epischen und dramatischen Gedichte wohlverdienten Ruf erworben hat, ist erst in den folgenden Abschnitten näher zu betrachten, doch sind hier seine „Gedichte" (Berl. 1835) zu erwähnen, die Geist und Gemüth verrathen, besonders in den Liedern; die Elegien und Sonette sind formell gelungen. Hugo Hagendorf (Biographie s. im Register!) ist in seinen „Gedichten" (Berl. 1835) noch häufig in Heine'scher Manier befangen; seinem Vorbild hat er jedoch auch die leichte und bewegliche Darstellung abgelauscht; auch finden sich neben oft behandelten auch neue und eigenthümliche Gedanken. In der „Mähre vom hörnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuch" (Zeitz 1837) ist die treuherzige und naive Darstellung der Volksbücher glücklich nachgeahmt. Ein vielversprechendes Talent war E. W. Ackermann, geb. 1821 in Königsberg, gest. 1846 in Neapel, dessen „Poetischen Nachlaß" sein Vater herausgab (Lpz. 1848). Das tiefe Studium des klassischen Alterthums und der längere Aufenthalt in Griechenland und Italien hatte seinen Geist gebildet; seine poetischen wie seine prosaischen Schriften sind reich an großartigen Gedanken und Anschauungen, und den Umfang seines Talents erkennen wir daran, daß er auch das Muthwillige und Zärtliche mit Geschick und Geschmack behandelte.

Pommern ist durch Kugler, Hermann Lembke, Prutz, Pyl, Chr. Fr. Scherenberg, Ernst Scherenberg und Marie Gayette, auf die wir später zurückkommen, würdig vertreten. Edmund Hoefer ist vorzüglich als Novellist bedeutend geworden; seine „Gedichte" (2. Aufl. Lpz. 1853), welche die gewöhnlichen lyrischen Stoffe, Liebe, Natur, Wanderleben u. s. w. behandeln, sind voll Frische

und heiterer Gemüthlichkeit und bewegen sich in fließenden Versen. Nicht ohne lyrisches Talent ist H. Köpert, geb. den 8. Mai 1830 zu Anklam, von 1871—76 Professor in Altenburg. Noch als Student ließ er, durch seinen Landsmann Prutz ermuthigt, eine Sammlung Gedichte „Junge Blätter" (Halle 1853) erscheinen, welche allerdings die große Jugend des Dichters verrathen, der aus Freude über gelungene Reime diese auch für poetisch hält oder gar zu oft schon häufig behandelte Gedanken wiederholt, ohne ihnen durch neue Auffassung aufzuhelfen; aber wenn solche Lieder auch die Mehrzahl bilden, so finden sich doch auch nicht wenige, die durch glückliche Bilder und geistvolle Anschauungen erfreuen. Die „Scenen aus Chriemhild, einem dramatischen Gedicht in 5 Abtheilungen", müssen als ganz verfehlt bezeichnet werden, da die Charaktere und Handlungen in viel zu moderner Weise dargestellt sind. Größeres Verdienst hat sich Köpert durch seine ästhetischen und literarischen Schriften erworben: „Lehrbuch der Poetik" (Lpz. 1860), „Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anh. über Theorie und Geschichte des Epigramms." (Eisl. 1863) und „Ueber Goethe's Götter, Helden und Wieland" (ebd. 1864). Er st. 1876 in Leipzig.

Wenn Schlesien auch die hervorragende Stellung nicht einnimmt, welche es einst zum Mittelpunkt der deutschen Dichtung machte, so sind doch die schlesischen Dichter unserer Tage immerhin den besseren beizuzählen, und die Namen Gottschall, Max Waldau (Spiller v. Hauenschild), Kopisch, Laube, Sallet, Strachwitz und Ida von Düringsfeld gehören nicht nur zu den bekanntesten, einige von ihnen haben einen wenn auch nicht allgemeinen, doch immerhin nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen ausgeübt. Wir werden uns in der Folge ausführlicher mit ihnen beschäftigen; an anderer Stelle sind ebenfalls der Freiherr von Badenfeld und der vielseitig thätige Oettinger zu erwähnen. Hermann Kletke, geb. im J. 1813 zu Breslau, seit 1837 in Berlin, jetzt Chefredacteur der Voßischen Ztg., hat sich vorzüglich durch seine mannigfaltigen Sammelwerke, z. B. „Christliche Blumenlese aus deutschen Dichtern" (Berl. 1839), „Märchensaal aller Völker" (4 Bde. Ebd. 1844 f.) u. v. a. m., durch welche er zunächst Geist und Gemüth der Jugend im Auge hatte, einen geachteten Namen erworben. Aber auch seine eigenen „Gedichte" (Ebd. 1836), und „Lied und Spruch. Neue Gedichte" (Ebd. 1853) verdienen Anerkennung, besonders wegen des sittlichen Ernstes, der liebenswürdigen Milde und der einfachen Kindlichkeit, die sie charakterisirt. — Gotthard Oswald Marbach, geb. am 13. April 1810 in Jauer, Professor der Philosophie in Leipzig, ein vielseitig, namentlich im Gebiete der Philosophie und der Literatur thätiger Schriftsteller, gab unter dem Namen Silesius Minor „Gedichte" heraus (Lpz. 1836; 2. verm. Ausg. 1838), die zwar interessante Stoffe, aber ohne besonderes Glück behandeln. Sie beginnen mit Sonetten auf Deutschlands bedeutendste Dichter der neueren Zeit, denen sich „Heroische Sonette" auf die größten Helden von Achilleus an bis auf Napoleon herab anreihen; aber sowohl diese als jene bewegen sich in den gewöhnlichsten Anschauungen. Die darauf folgenden Lieder sind zum Theil Gelegenheitsgedichte im beschränktesten Sinne des Wortes. Die „Balladen" sind von keiner Bedeutung; die „Liebessprüche" würden sehr gefallen haben, wenn sie zu Gleims Zeiten erschienen wären. Werthvoller sind die „Xenien", in denen sich manche sinnreiche Gedanken befinden. Vom „Buch der Liebe" (Lpz. 1839) könnte man sagen, daß es ohne Liebe geschrieben sei, so kalt sind die Herzensergießungen des Dichters; die „Liebesgeschichten" (Ebd. 1846) sind dagegen gut und geistreich erzählt. — Gustav Freytag hat im Drama und im Roman weit Bedeutenderes geleistet als in der Lyrik, doch sind auch seine Gedichte „In Breslau" (Bresl. 1845), in so ferne sie Zustände der Gesellschaft darstellen, durch geistreiche und lebendige Schilderungen und glückliche Charakteristiken bemerkenswerth. — Richard Kunisch, mit seinem ganzen Namen Kunisch-Richthofen, der einige Jahre in Bukarest und Konstantinopel bei der dortigen preußischen Gesandtschaft angestellt war und seit 1863 Mitglied des Regierungscollegiums in Königsberg ist, gab in noch sehr jugendlichem Alter eine Sammlung Gedichte „Primavera" (Bresl. 1851) heraus, die von späteren, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten, aber noch nicht gesammelten Gedichten weit übertroffen werden. Größeres Talent leuchtet aus seinen Schilderungen orientalischen Lebens, die er unter dem Titel „Bukarest und Stambul" (Berl. 1861) herausgab; sie sind von hoher Anschaulichkeit und oft von orientalischer Färbung. — Albert Emil Brachvogel, dessen später als dramatischer und Romandichter ausführlicher gedacht werden soll, hat für die lyrische Poesie kein besonderes Talent. Seine „Lieder und lyrischen Dichtungen" (Berl. 1861) ermangeln des poetischen Schwungs und aller Originalität; sie behandeln die gewöhnlichsten Gedanken in der gewöhnlichsten Sprache. Die Verse sind zwar fließend und leicht gereimt, aber wer kann dieß heut zu Tage nicht? Sein episches Gedicht „Die Seelenwanderung" (Berl. 1854) zeugt dagegen von gestaltendem Talent; die orientalische und indische Mythologie wird von dem Dichter mit Geschick benutzt, doch fehlt es dem Ganzen an der Klarheit, ohne welche keine Dichtung einen reinen und wohlthuenden Eindruck hervorbringt.

Aus der Lausitz stammen außer Ettmüller, Fechner, Klotilde von Nostitz, von denen später die Rede sein wird, noch folgende drei Dichter: Johannes Minckwitz, geb. am 21. Jan. 1812 in Lückersdorf bei Kamenz, bezog 1830 die Universität Leipzig, um Philologie zu studieren, beschäftigte sich zugleich mit deutscher Literatur, und widmete sich, nachdem er die Würde eines Doctors der Philosophie erworben, literarischen Arbeiten, da er keine Aussicht auf eine öffentliche Anstellung hatte. Im J. 1836 reiste er nach Italien. Nach Leipzig zurückgekehrt, gerieth er mit den bedeutendsten Lehrern der Hochschule in einen literarischen Kampf, der sein Auftreten an derselben hinderte; dagegen erhielt er durch Bunsens Einfluß einen Jahrgehalt vom König vom Preu-

ßen. Im J. 1855 gelang es ihm endlich, sich in Leipzig zu habilitiren, und 1861 wurde er zum Professor ernannt. Minckwitz hat sich durch seine Uebersetzungen griechischer Dichter einen Ruf erworben, der freilich vielseitig angefochten wird; er hat sich ferner durch seine Bemühungen, den Dichtungen Platens eine allgemeinere Anerkennung zu verschaffen, ein nicht zu bestreitendes Verdienst erworben, ob man gleich nicht verkennen darf, daß er denselben viel zu hoch stellt. In seinen eigenen „Gedichten" (Lpz. 1847; 3. Aufl. 1876) strebte er dem Vorgange Platens nach, und dichtete daher vorzugsweise in antiken Versmaßen; unter den modernen Formen behandelte er, wie Platen, vorzugsweise das Sonett. Hat man Platen vorgeworfen, daß er auf die Form allzuviel Gewicht lege, so muß dieser Vorwurf seinen Schüler noch in erhöhetem Maße treffen; wie einseitig er in dieser Beziehung, hat er in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß" (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1864) bewiesen, dessen Urtheile sich beinahe ausschließlich auf die Form beziehen. Ein anderer Vorwurf, der vielseitig gegen Platen ausgesprochen wurde, daß er sich zu sehr überschätze, kann mit größerem Rechte auf Minckwitz angewendet werden, dessen Gedichte nicht selten des poetischen Hauchs entbehren und die selbst formell viel zu wünschen übrig lassen, da in den Sonetten z. B. der Reim nur zu oft gesucht ist und eben deshalb auf triviale Ausdrücke fällt. Verdienstvoller sind seine Oden, in denen er eine große Gewandtheit im Gebrauch der antiken Formen entfaltet; nur sollte er sich nicht beifallen lassen, neue Strophengebäude zu erfinden; dazu fehlt ihm die „schaffende Kraft", deren er sich Gutzkow und Laube gegenüber rühmt („Meine Verdeutschungen des Sophokles und Aeschylos"). — Woldemar Nürnberger, dessen Werke unter dem Namen M. Solitaire erschienen, wird bei den Prosadichtungen näher zu besprechen sein. In seinen lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten „Bilder der Nacht" (Landsberg 1852) drückt sich übrigens schon seine ganze Eigenthümlichkeit aus. Er besitzt eine lebendige, ja man könnte sagen glühende und rastlos schaffende Phantasie, die sich gern in das Grelle und Schauerliche verliert, Tiefe und Reichthum der Gedanken und eine mächtige Gestaltungsgabe. Aber er vermag seine Phantasie nicht zu bemeistern; es fehlt ihm an Mäßigung und zugleich an Geschmack, was sich sowohl in seiner Darstellung im Allgemeinen als insbesondere in seinen Bildern kundgibt. Unter seinen Balladen finden sich übrigens mehrere, die von ergreifender Wirkung sind und noch gewaltiger wirken würden, wenn die Form ihrem Gehalt entspräche. Seine erste Dichtung war ein Epos „Josephus Faust" (Berl. 1842), das noch viel Unreifes bietet, aber schon deswegen Beachtung verdient, weil es sich viel selbstständiger bewegt als die meisten Behandlungen dieses Stoffes, welche dem Meisterwerke Goethe's folgten. — Eduard Kauffer, geb. im J. 1824 zu Wehrsdorf, studierte Theologie in Leipzig, beschäftigte sich aber schon nach Vollendung der Universitätsjahre mit literarischen Arbeiten, und lebte zuletzt in Neuschönefeld bei Leipzig, wo er am 13. April 1874 starb. Seine „Gedichte" (Lpz. 1850; 2. Aufl. 1861) zeugen von künstlerischer Bildung und nicht gewöhnlicher poetischer Begabung; Gedanken und Darstellung sind gleich abgerundet und scheinen in dem nämlichen Momente dem schaffenden Geiste des Dichters entquollen zu sein. Kauffer ist eben so glücklich in der Darstellung der Liebeslust und des Liebesschmerzes, als in der Schilderung des Lebensgenusses und der schönen Natur; überall erscheint er tief gemüthlich. — Karl Gärtner, geb. am 6. Febr. 1821 zu Großnaundorf bei Pulsnitz, studierte von 1843—1846 in Leipzig Theolpgie, und wirkte nach vollendeten Studien theils als Hauslehrer, theils an verschiedenen Anstalten, v. 1862—74 als Direktor des „Freimaurer-Instituts für Mädchen" in Dresden. Seine „Gedichte" (Bresl. 1862) gehören zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der neuesten Lyrik, liebenswürdig durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit, durch ihre auch im Ernste heitere Stimmung, durch ihre melodische Sprache, sowie durch die selbstständige Behandlung der ewigen lyrischen Stoffe: Natur, Frühling, Wanderlust, Wein und Liebe. Viele von diesen Liedern haben den volksthümlichen Ton glücklich getroffen, namentlich wenn sie frisch und harmlos die jugendliche Lebenslust besingen, die keinen andern Grund hat als sich selbst; auch hat sich die Tonkunst dieser anmuthigen Lieder schon früh bemächtigt.

Die Mark Brandenburg, deren Bewohner sich seit den Zeiten des ersten Königs den Namen Preußen beilegen, hat, wie schon in dem vorigen Zeitraum, an der geistigen Thätigkeit und insbesondere an der Poesie einen sehr regsamen und fruchtbaren Antheil genommen. Wir werden die Dichter Ferd. Arndt, H. von Blomberg, W. von Chézy, Fontane, Gaillard, Gaudy, Glaßbrenner, Gutzkow, Heyse, Horwitz, Knak, Kossarsky, Legeler, Niendorf, Putlitz, Ed. Schulz-Ferrand und W. Wackernagel theils ausführlicher, theils an anderer Stelle besprechen; nebst diesen sind aber noch einige andere zu erwähnen. Eduard Boas, geb. den 18. Jan. 1815 zu Landsberg an der Warthe, gest. daselbst im Juni 1853, dem wir öfters wieder begegnen werden, hat in den „Sprüchen und Liedern eines nordischen Braminen" (Lpz. 1842) Sagen orientalischer Völker, der Griechen und des germanischen Alterthums mit tiefem Verständniß bald lyrisch, bald in epischer Ausführung dargestellt. — Hermann Marggraff, geb. am 14. Sept. 1809 in Züllichau, studierte in Berlin, lebte, literarisch beschäftigt, nach einander in Leipzig, München, Frankfurt und zuletzt wieder in Leipzig, wo er am 11. Februar 1864 starb. Wir werden später noch öfters von ihm zu sprechen haben, da er eine vielseitige Thätigkeit entwickelte; hier haben wir nur seine lyrischen Dichtungen zu betrachten. Seine ersten Versuche erschienen mit denen seines Bruders Rudolf in der Sammlung „Gedichte von Rudolf und Hermann Marggraff" (Zerbst 1830); von denselben nahm er nur wenige in einer späteren Sammlung „Gedichte" (Lpz. 1857) wieder auf, und zwar außer den ziemlich gewöhnlichen Liebesliedern einen Cyklus

„Mythen aus der Blumenwelt", die in gebauten Stanzen von jugendlicher und oft unklarer Ueberschwänglichkeit erfüllt sind. Unter den neuern sind diejenigen die besten, in denen er seinem glücklichen Humor freien Lauf läßt. Manche derselben haben eine volksthümliche Färbung, die ihnen gar wohl ansteht („Der Deutsche an der Himmelsthür"). Von den politischen Gedichten sind auch die auszuzeichnen, in denen er den Stoff humoristisch behandelt, und die, wenn auch die Schwächen des deutschen Volkes kräftig verspottend, doch eine tiefe Liebe zu ihm und dem Gesammtvaterland durchblicken lassen. Die Balladen sind nicht gerade selbstständig, man erkennt ihre englischen oder deutschen Vorbilder leicht, aber als Nachahmungen sind sie in Form und Gestalt wohlgelungen. In den Gedichten seines Bruders Rudolf (geb. in Züllichau am 28. Februar 1805, jetzt Professor an der Kunstakademie in München) finden sich schöne Sprüche und geistreiche Sinngedichte. — Karl Wilh. Osterwald, geb. zu Bretsch bei Osterburg in der Altmark am 23. Febr. 1820, bezog nach vollendeter Vorbereitung in Salzwedel und später in Halle die Universität letzterer Stadt, um Philologie zu studieren, wo er zwar wegen Mangels an Mitteln ein sehr eingeschränktes, aber geistig desto regsameres Leben führte. Im J. 1845 wurde er Lehrer am Pädagogium zu Halle, 1850 Conrector am Domgymnasium zu Merseburg, 1865 Rector in Mühlhausen (Thüringen). Osterwald ist ein gelehrter Philologe, aber zugleich auch ein gründlicher Kenner der älteren und neuern deutschen, sowie der modernen Literaturen. In seinen „Gedichten" (Halle 1848) ist der Einfluß der mittelhochdeutschen Dichtung nicht zu verkennen, nicht bloß in dem Abschnitt, in welchem er verschiedene alte Sagen in der Nibelungenstrophe erzählt und den Brief Alexanders über die Wunder Indiens aus dem Pfaffen Lamprecht in freier Bearbeitung mittheilt, sondern auch in den Liedern, die hie und da an die Minnesinger, mitunter auch an das Volkslied erinnern. Die Meisten derselben sind recht lieblich, viele zart, andere jugendlich heiter, alle von großem Wohllaut, so daß sie auch von verschiedenen Tonkünstlern in Musik gesetzt worden sind. In „Allerlei" finden sich witzige Satyren auf die Zeit- und Staatsverhältnisse. Den Schluß bildet „Trips Trill, der Mann der That. Ein Fastnachtsmärchen", in welchem er die Geschichte von dem Schneider, der sieben auf Einen Schlag tödtete, in höchst ergötzlicher Weise mit vielen glücklich angebrachten Anspielungen auf literarische und politische Erscheinungen erzählt. Sinnreich ist die Sammlung „Im Grünen" (Berl. 1853), namentlich in den „Federzeichnungen", hübschen, im elegischen Versmaß abgefaßten Naturschilderungen, insbesondere der Baumwelt. Seine gelungenen geistlichen Lieder erschienen, von D. H. Engel componirt, unter dem Titel „Zur häuslichen Erbauung" (Lpz. 1854), und derselbe Künstler setzte auch Osterwalds Cantate „Winfried und die heilige Eiche bei Geismar" (Ebd. 1852) in Musik. — Julius Schrader, geb. zu Berlin am 28. Dec. 1808, studierte in München, Berlin und Bonn Naturwissenschaften, wurde 1835 Assistent bei der K. Bibliothek in Berlin und ist jetzt Bibliothekar an derselben. Seine „Gedichte" (Berl. 1849), die zum Theil in der Zeit der Jugendliebe, meist aber während einer längeren Reise in Italien und in den Jahren 1848 und 1849 entstanden, sind sehr verschieden an Werth. Das Liebeslied entspricht seiner ernsten Natur nicht, die sich gern in tiefere Gedanken versenkt, daher er auch mit Vorliebe die Hymne und Elegie behandelt, wie er denn später eine besondere Sammlung „Elegien" (Berl. 1854) herausgab. In diesen Dichtungen ist das Studium Goethe's nicht zu verkennen, nur vermißt man die Klarheit des großen Vorbilds. Erfreulich sind besonders diejenigen Hymnen, in welchen der Dichter seine Vaterlandsliebe mit einer nur zu überschwänglichen Begeisterung ausspricht. — Bernhard Ferdinand Julius Endrulat, geb. am 24. Aug. 1828 zu Berlin, studierte daselbst Philologie, wurde 1848 wegen Theilnahme an der Adresse der Studentenschaft an die Nationalversammlung consiliert, im J. 1849 Soldat und machte den Feldzug in Holstein mit, desertirte aber nach dem Waffenstillstand, weil ihn die preußische Politik empörte. Im J. 1850 trat er in das 2. schleswig-holsteinische Jägercorps, wohnte mehrern Gefechten und Schlachten bei, in deren einer er leicht am Kopf verwundet wurde. Er hatte die Aussicht, Offizier zu werden, als die Preußen und Oesterreicher das Land besetzten und das Heer auflösten. Er lebte noch zwei Jahre als Hauslehrer in Holstein, seit 1853 als Lehrer in Hamburg, trat 1864 zu Kiel in die Dienste Herzog Friedrichs, lebte später in Itzehoe, Straßburg i. Elsaß und seit 1876 in Düsseldorf. Seine „Gedichte" (Hamb. 1857) haben viel Liebliches und Tiefempfundenes; insbesondere sind die Liebeslieder wegen ihrer zarten und dabei doch bis zur Leidenschaft sich steigernden Haltung auszuzeichnen. Die Zeitgedichte sind von großer Kraft und sprechen des Dichters unerschütterliches Vertrauen auf eine bessere Zukunft in begeisterten Worten aus. Noch gab Endrulat heraus: „Von einem verlornen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein" (Hamb. 1851) und „Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen mit einem lyrischen Anhange" (Ebd. 1863), in denen sich der nämliche Charakter kundgibt, wie in den Gedichten. — Karl Ernst Eduard Tempeley, geb. am 13. Okt. 1832 in Berlin, studierte daselbst Philosophie und Geschichte, war dann längere Zeit an der „Nationalzeitung" mit literarischen und Theaterkritiken thätig, und ist jetzt Kabinetsrath des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. Seine dramatischen Leistungen werden wir später berühren; durch seine lyrischen Dichtungen „Mariengarn" (Lpz. 1860; 4. Aufl. 1865) erwarb er sich nicht geringen Beifall. Das Büchlein enthält einen ganzen in Liedern dargestellten Liebesroman mit allen gewöhnlichen Ereignissen vom ersten Ahnen der Liebe bis zum Treubruch des Mädchens, dem Schmerz des Geliebten und dessen endlicher Beruhigung, die er in der Erinnerung an die glücklichen Tage findet. Wir begegnen keinen neuen Gedanken und Verhältnissen, auch ist die Darstellung nicht un-

gewöhnlich, aber die Gedichte lassen sich gut lesen, auch fehlt es ihnen nicht an Wärme des Gefühls, und so werden sie wie bisher auch künftighin manches junge Herz erfreuen. — Noch erwähnen wir eines jungen Dichters, Ernst Wegener (geb. zu Wittstock am 5. April 1839), dessen „Jugendlieder und Balladen" (Berlin 1864) zwar noch nicht die gehörige Reife haben, aber für die Zukunft viel versprechen.

In Niedersachsen sind die Hansestädte nicht bloß im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung zahlreich vertreten, Einer ihrer Dichter, Emanuel Geibel, gehört sogar zu den glänzendsten Erscheinungen der neueren Zeit. Diesem, so wie auch dem tiefsinnigen Adolf Peters, dem thätigen Robert Waldmüller (Duboc) werden wir ausführlichere Betrachtung widmen; G. Lotz, Precht, Adolf Schirmer, Sengelmann, Wollheim da Fonseca und die Dichterin Rosa Maria Assing sind an anderen Stellen zu erwähnen. Auch unter den übrigen, die hier zu nennen sind, werden wir mehrern ausgezeichneten Talenten begegnen. Lebrecht Dreves, geb. am 12. Sept. 1816 zu Hamburg, wo er auch seine Schulbildung erhielt, studierte 1836—1838 die Rechte in Jena und Heidelberg, wurde dann Advokat in seiner Vaterstadt und trat im J. 1846 in Wien zur katholischen Kirche über. Seit 1861 lebte er in Feldkirch, wo er 1870 st. Seine „Lyrische Anklänge" (Altenb. 1837) und „Vigilien. Nächtliche Lieder" (Bonn 1839) lehnen sich noch meist an andere Dichter, insbesondere an Eichendorff, dessen Einfluß auch später unverkennbar blieb. Selbstständiger sind die „Schlichten Lieder" (Hamb. 1843) und die von Jos. v. Eichendorff herausgegebenen „Gedichte" (Berl. 1849), in denen sich ein schönes lyrisches Talent, tiefreligiöses Gemüth und liebenswürdige Heiterkeit, so wie ein inniges Verständniß der Natur offenbart. Dreves gab auch „Lieder der Kirche, deutsche Nachbildungen alt-lateinischer Originalien" (Schaffh. 1846) heraus. — Von weitaus größerer Begabung war Cäsar von Lengerke, geb. in Hamburg am 30. März 1803, seit 1829 an der Universität Königsberg thätig, wo er 1835 zum Professor der Theologie und 1851 zum Professor der orientalischen Sprachen ernannt wurde. Er starb am 3. Febr. 1855 zu Elbing. Seine „Gedichte" (Königsb. 1834; 2. Aufl. Danz. 1843), und „Lieder" (Königsb. 1840) zeugen von tiefem Gefühl und lebendiger Phantasie, die jedoch nie das Maß überschreitet; ihre Sprache ist gewandt, ihre Form gefällig und von großem Wohllaut. Er behandelt die vielseitigsten Stoffe mit gleichem Glück, in allen entfaltet er eine große Gedankenfülle und überrascht oft durch Neuheit der Auffassung, mag er die Liebe, den Lebensernst oder den heitern Lebensgenuß oder die Natur besingen. Die „Bilder und Sprüche" (Königsb. 1844) sind klar und tief gedacht und haben meist einen orientalisch-beschaulichen Charakter, während die „Fliegenden Blätter" (Ebd. 1847) von treffendem Witz und glücklichem, oft schalkhaftem Humor erfüllt sind. Das „Lebensbilderbuch" (Ebd. 1851), welches ernste und heitere Bilder vorüberführt, Legenden und Märchen erzählt, schildert mit großer Anschaulichkeit, Wahrheit und Tiefe der Empfindung die Leiden des Volks. Die „Weltgeheimnisse" (Ebd. 1851) beruhen zum Theil auf den Gedanken, die H. Zschokke in seinem „Alamontade" ausführt. — Fr. Heimbertsohn Hinze, geb. 1805 in Lübeck, seit seinem 15. Jahre in Rußland, sollte Kaufmann werden; da er jedoch Abneigung gegen diesen Beruf hatte, gab ihm sein Principal die Mittel, um Medicin zu studieren. Er erwarb sich 1830 den Grad eines Doctors der Medicin, ließ sich dann als Arzt in Petersburg nieder, wo er später zum Staatsrath ernannt wurde. Er starb am 2. Sept. 1851. Seine Gedichte (im 1. Th. seiner „Poetischen Schriften" III Bde. Berlin 1859—1864) verdienen vorzüglich wegen der trefflichen Studentenlieder voll frischer Heiterkeit und köstlichen Humors allgemeiner bekannt zu werden. — Johann Wilh. Schäfer, geb. den 17. Sept. 1809 zu Seehausen im Gebiete der Stadt Bremen, widmete sich seit 1827 in Leipzig philologischen und historischen Studien, und ist seit 1831 an der Hauptschule seiner Vaterstadt bethätigt. Seine vortrefflichen Arbeiten im Gebiete der deutschen Literaturgeschichte können erst später zur Sprache kommen; hier ist er wegen seiner Gedichte, die er unter dem Titel „Liebe und Leben" (Bremen 1851; 2. Aufl. 1858) herausgab, zu erwähnen. Diese sind zwar nicht so bedeutend als jene Schriften, doch finden sich unter gewöhnlichen auch recht gute und selbst neue poetische Gedanken, neben formell ungenügenden auch formell schöne Lieder, und selbstständige Gedichte neben solchen, die offenbar wenigstens in ihrem Gedankengange von andern angeregt wurden. — In des Hamburgers Theodor Laubach „Gedankenbildern" (Hamburg 1851) und „Gedichten" (Ebd. 1856) finden sich einige gute Stoffe, die der Dichter nicht zu verwerthen weiß; Anderes versinkt bis zur faden Reimerei. — W. Wilibald Wulff, der Vater des Nachfolgenden, gab zwei Bände „Gedichte" (Altona 1859) heraus, die als zweite und dritte Auflage bezeichnet, in der That aber zwei ganz verschiedene Sammlungen sind, da sie auch kein einziges Gedicht gemeinschaftlich haben. In beiden Sammlungen herrscht die Reflexion vor, und man begegnet allerdings recht guten, wenn auch nicht gerade neuen Gedanken, die sich in ihrer leichten und gewandten Darstellung recht gut ausnehmen. — Sein Sohn Friedrich Wilibald Wulff, geb. in Hamburg am 6. Febr. 1837, widmete sich zuerst dem Buchhandel, verließ aber denselben und ging 1855 nach Berlin, um an der Hochschule philosophische und historische Vorlesungen zu hören. Im J. 1857 gründete er in seiner Vaterstadt das novellistische Wochenblatt „Nordische Blätter", nahm an der Gründung der junggermanischen Dichterschule Antheil, war bei verschiedenen Zeitschriften thätig und ist jetzt Redakteur der „Jahreszeiten". Außer Novellen und Romanen haben wir von Wulff zwei Gedichtsammlungen „Im Frühling" (Hamb. und Alt. 1856; 2. Aufl. 1858) und „Im Sonnenschein" (Ebd. 1865), die allerdings nichts besonders Ausgezeichnetes darbieten, aber wegen der Einfachheit der Gedanken und der Sprache Lob verdienen. Sie würden noch größeres

Wohlgefallen erregen, wenn sie in ihrer Anlage und Ausführung mehr Mannigfaltigkeit darböten, nicht so häufig als Paraphrasen von Bildern erschienen. — Von größerer Tiefe sind die „Gedichte" (Lpz. 1858) des ausgezeichneten Naturforschers Matthias Jacob Schleiden (geb. zu Hamburg am 5. April 1804, lebt jetzt in Wiesbaden), der sie unter dem Namen Ernst herausgab. Er hat in ihnen die philosophische Auffassung der Natur mit der poetischen auf geistvolle Weise zu vereinigen gewußt.

Schleswig-Holstein hat in der neueren Zeit mehrere Dichter von Auszeichnung hervorgebracht; wir werden diese: Groth, Hebbel, Storm und Zeise, später ausführlicher besprechen, dann die weniger hervorragenden Biernatzki, Lyser, Pfeiffer und O. L. B. Wolff an andern Stellen erwähnen. Hier sind noch die folgenden zwei anzuführen: Adolf Heinrich Strodtmann, geb. zu Flensburg am 24. März 1829, eilte als 19jähriger Jüngling bei der ersten Kunde von der Einnahme Kiels durch die Dänen (1848) unter die schleswig-holsteinschen Fahnen, wurde in dem unglücklichen Treffen bei Bau lebensgefährlich verwundet und brachte den Sommer theils in den Lazarethen, theils auf einem Schiffe als Kriegsgefangener zu. Zum Kriegsdienst unfähig geworden, bezog er nach Auswechselung der Gefangenen im Herbst 1848 die Universität Bonn, wo er sich besonders durch Kinkels Vorlesungen angezogen fühlte. Als dieser wegen seiner Theilnahme am Aufstande in Baden zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt ward, sprach Strodtmann die allgemeine Theilnahme für den Unglücklichen in einem Gedichte aus, das ihm Relegation zuzog, worauf er im Herbst 1850 nach Paris und bald darauf mit einer livländischen Familie als Hauslehrer nach London gieng. Im Sommer 1852 begab er sich nach Amerika, gründete in Philadelphia eine deutsche Buchhandlung und gab ein belletristisches Blatt, „Die Lokomotive", heraus, wobei er in kurzer Zeit den größten Theil seines Vermögens verlor. Nachdem er ein unstätes Wanderleben als Mitarbeiter an verschiedenen deutschen Blättern des Ostens und Westens geführt, kehrte er 1856 nach Deutschland zurück und lebte seit 1872 in Steglitz mit literarischen Arbeiten beschäftigt, unter welchen wir nur seine Ausgabe von Heine's sämmtlichen Schriften und die Monatsschrift „Orion", eine zeitgemäße Fortsetzung der „Halle'schen Jahrbücher", erwähnen. Seine Dichtungen sind ziemlich zahlreich. Zuerst erschienen die „Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning Maria" (Hamb. 1848), hierauf die „Lieder der Nacht" (Bonn 1850), in denen er seinem Haß gegen die bösen Elemente im menschlichen Leben und insbesondere gegen den Despotismus glühenden, oft ins Abenteuerliche ausschweifenden Ausdruck gibt. Die Zeitgedichte „Brutus! Schläfst du?" (Hamb. 1863) sind maßvoller, ohne daß sie an Kraft des Ausdrucks verloren hätten. Die „Gedichte" (Lpz. 1857) und „Ein Hohes Lied der Liebe" (Hamb. 1858) entfalten viel Schönes und Zartgedachtes, so wie sie des Dichters Herrschaft über die Sprache beweisen. Auch als Epiker verdient Strodtmann Beachtung. Es ist zu bedauern, daß „Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß" (Hamb. 1857) in wechselndem Metrum abgefaßt ist, was nur scheinbar die verschiedenen Zustände lebendiger darstellt; es ist dieß eine unkünstlerische Willkür, die an die Romantik erinnert. Wenn man auch zugestehen muß, daß Strodtmann die verschiedenen Formen mit großem Geschick behandelt hat, und daß sie, für sich betrachtet, nicht verfehlen, großen Eindruck hervorzubringen, so stören sie doch die epische Einheit. Am Gelungensten sind die lyrischen Stellen. Strodtmann hat sich noch anderweitige Verdienste erworben. Wir erwähnen die mit Liebe durchgeführte Biographie „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung" (2 Bde. Hamb. 1860), das „Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen des Originals übersetzt" u. s. w. (Hamb. 1862) und „Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder französischer Proletarier" u. s. w. (Ebd. 1863). Strodtmann starb 17. März 1879.

Aus Mecklenburg sind, außer Karl Lemcke, Reuter, dem Dramatiker Köster, der Gräfin Hahn-Hahn und der Romandichterin Clara Mundt, nur Emil Mecklenburg und Adolf Friedrich von Schack zu betrachten, von denen der erste, der auch beim Drama zu erwähnen ist, in den „Neuen Poesien" (Mannh. 1846) mit Schärfe und Bitterkeit die Zustände des Vaterlandes bespricht, im „Poetischen Reisebuch" (Lpz. 1847) trivial und langweilig ist. Der Zweite ist schon als trefflicher Uebersetzer genannt. Seine eigenen „Gedichte", die erst in der neuesten Zeit gesammelt erschienen (Berl. 1866), von denen aber schon viele in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht waren, zeugen von tiefem Ernst, seltener Reife der Gedanken wie des Geschmacks und von großer Innigkeit der Empfindung. Der Umgang mit dem Orient und dem europäischen Süden ist sicherlich nicht ohne belebenden Einfluß auf seine poetische Entwickelung geblieben; allein er hat sich diesem Einfluß nirgends untergeordnet, er hat seine vollste Selbstständigkeit bewahrt, und ist in der Gedankenrichtung, in der Darstellung und im einzelnen Ausdruck vollkommen deutsch.

Aus dem Hildesheimischen stammen Bodenstedt, G. W. Schulze und Goedeke, auf die wir später zurückkommen; aus dem Lüneburgischen und dem Fürstenthum Calenberg der Dramatiker Griepenkerl und der Epiker Tellkampf, so wie M. Mädler, Spitta und G. Schultz, die ebenfalls später zu besprechen sind. Neben ihnen sind noch folgende anzuführen: Friedrich Wilhelm Rogge, geb. zu Lüneburg am 11. Nov. 1809, studierte von 1829—1833 in Göttingen zuerst Theologie, dann Geschichte und Philologie, und suchte zugleich einen ähnlichen Verein wie den Hainbund zu gründen. Nach einer größeren Reise durch Frankreich und England war er bis 1859 Erzieher und Bibliothekar in Schwerin und lebte darnach in Bremen, Hannover u. Colmar. In seinen „Gedichten" (Gött. 1830; 4. Aufl. Lpz. 1847; in den „Sämmtlichen Werken" Bd. 1 u. 2. Berl. 1857) entfaltet er eine große Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Formen. Er besingt den Frühling, die Wolken, die Tages-

zeiten, die Blumen, die Kunst, die Liebe, die Jugend und das Greisenalter, aber überall mehr reflektirend als poetisch gestaltend, so daß selbst die besten Gedanken kalt lassen, die übrigens nicht selten an andere Dichter erinnern. In den „Liedern von Polen" spricht sich lebendige Theilnahme für das unglückliche Heldenvolk aus, die sich jedoch niemals zur Begeisterung der Liebe oder des Hasses erhebt. Die südlichen Formen der Glosse, das Triolett und vor Allem das Sonett behandelt er formell mit Geschick, aber in vielen herrscht der Reim über den Gedanken, daher unlogischer Gang nicht selten ist. Eine Reihe derselben ist dem ersten Napoleon gewidmet, weshalb er, scheint es, Tadel erfuhr, gegen welchen er sich einfach und überzeugend rechtfertigt:

„Und pries mein Lied den Mann im Reich der Wogen,
So hat er groß den Größten einst geschienen;
Mich hat sein Unglück angezogen."

Die in antiken Strophenformen gedichteten Oden und die Elegien sind formell nicht weniger gelungen, und man erkennt bald, daß der Dichter das classische Alterthum gründlich studiert hat, doch ist die Sprache oft schwerfällig. In den Epigrammen begegnet man vielen guten, aber wenig neuen Gedanken. — Ernst Langrehr, geb. am 30. Oct. 1803 zu Celle, studierte von 1821—1824 Naturwissenschaften und die Rechte zu Göttingen, ließ sich 1825 in Lüneburg als Advokat nieder und wurde daselbst 1838 zum Senator und 1839 zum Prätor ernannt. Er gab unter dem Namen Isidor Bürger „Gedichte" (Lüneb. 1836) heraus, die bei viel Bedeutungslosem viel Schönes, klar und tief Gedachtes in leichten, gefälligen Rhythmen, darunter schöne Terzinen, enthalten. In den „Bettlerliedern" erscheint der Bettler als ein mit seinem Schicksale zufriedener Humorist, und so konnte es dem Dichter gelingen, selbst den Prügeln, die jener erhält, einen komischen Anstrich zu geben. Eine Abtheilung der Gedichte wurde unter dem Titel: „Helgoland. Lieder aus der Nordsee" (Hamburg 1840) wieder abgedruckt. Es sind zum Theil frische und auf Wahrheit beruhende Naturgemälde voll scharfer Beobachtung und Menschenkenntniß. — Johann Peter Eckermann, der langjährige Vertraute Goethe's, wurde im J. 1792 zu Winsen im Hannöverschen geboren; er studierte 1821 bis 1823 in Göttingen und kam 1823 nach Weimar, wo er am 3. Dec. 1854 als großherzoglicher Hofrath starb. Er ist durch seine „Gespräche mit Göthe" (Th. 1, 2: Lpz. 1836; 2. Aufl. 1837. Th. 3: Magdeb. 1848) bekannter geworden als durch seine „Gedichte" (2. Aufl. Lpz. 1838), die doch manche hübsche Lieder enthalten, in denen sich heitere Laune mit zarter Herzlichkeit verbindet. — Adolf Ellissen, geb. am 14. März 1815 zu Gartow im Lüneburgischen, bezog im J. 1832 die Universität Göttingen, um sich der Medizin zu widmen, studierte aber mit Vorliebe Geschichte, Literatur, so wie die alten und neuen, auch mehrere orientalische Sprachen, und verlegte sich nach einiger Zeit ganz auf diese Studien, da er fühlte, daß er sich nicht zum Arzt eigne. Ende 1836 ging er nach Paris, von da durch die Schweiz nach Oberitalien und Griechenland, das er in verschiedenen Richtungen bereiste. Nach seiner Rückkehr in die Heimat lebte er eine Zeitlang in München, worauf er sich 1842 bleibend in Göttingen niederließ und im J. 1847 eine Anstellung bei der Universitätsbibliothek erhielt. Im J. 1857 reiste er in die Schweiz, 1860 über Wien und Ungarn nach Constantinopel und Griechenland. Er starb in Göttingen am 5. Novbr. 1872. Wir können hier auf seine politische Thätigkeit seit dem J. 1848 zuerst im Frankfurter Parlament, dann als Mitglied der zweiten Kammer in Hannover nicht eingehen, eben so wenig auf seine gelehrten Arbeiten, nur so viel sei uns erlaubt zu bemerken, daß er als Staatsmann selbst während der drückendsten Reaktion seiner Gesinnung treu blieb, als Gelehrter Fleiß, Geschmack und Scharfsinn an den Tag legte. Seine poetische Thätigkeit eröffnete er mit dem Sonettencyklus „Athen" (Athen 1838), verbessert in „Thee- und Asphodelosblüten. Chinesische, neugriechische und andere Gedichte" (Gött. 1840). Die Sonette enthalten Betrachtungen über Athen, seine Alterthümer und seine Umgebungen, die theils die verschwundene Größe beklagen, theils Hoffnung auf eine glückliche Zukunft ausdrücken. Der Dichter hat statt des fünffüßigen Jambus auch andere jambische, trochäische und anapästische Versmaße gebraucht, gewiß nicht zum Vortheil seiner Dichtungen, die gerade dadurch das schöne Ebenmaß verloren haben, das dem Sonett einen so großen Reiz verleiht. Von großem Interesse sind die dem Chinesischen und Neugriechischen nachgebildeten Lieder, deren poetischer Gehalt von dem Bearbeiter mit großem Glück wiedergegeben worden ist. Unter den eigenen Gedichten findet sich manches zart gefühlte Liebeslied, manche heitere und scharfe Satyre. Ein großes Verdienst hat sich Ellissen durch den „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" (Lpz. 1846) erworben, in welcher er durch eine Auswahl charakteristischer Dichtungen in metrischen Uebersetzungen und Erläuterungen den geistigen, zumal den politischen Entwickelungsgang der Völker in dem Fortgange ihrer Poesie darzustellen bezweckt. Leider ist nur der erste Band erschienen, der die Poesie der Kantaberer, Kelten, Griechen und Kymren vorführt. Seinen klaren und vorurtheilsfreien Geist hat er in der inhaltreichen Abhandlung „Voltaire als politischer Dichter dargestellt" (Lpz. 1852) bewiesen, wie er denn des großen Mannes Verdienste um geistige und politische Entwickelung öfters zu würdigen Gelegenheit hatte. — Adolf Friedrich Philipp Balduin Freiherr von Leutrum-Ertingen, geb. am 18. Aug. 1817 zu Hannover, trat nach Vollendung seiner Studien in würtembergische Staatsdienste, die er 1848 wieder verließ. Er starb 1861 in Karlsruhe. Seine „Gedichte" (Hann. 1850) sind reich an glücklichen Naturschilderungen, an denen er seine von tiefem Denken zeugende Weltbetrachtung zur Anschauung bringt. Auch die humoristische Erzählung gelingt ihm. — Hermann Hölty, ein Großneffe des berühmten Dichters gleichen Namens, über dessen äußere Lebensverhältnisse beim Drama (S. 480) das Nöthige nachzulesen ist, beherrscht in seinen „Liedern und Balladen" (Hamb. 1856. 2. Aufl.

als: „Bilder und Balladen". Hann. 1874) weder die Sprache noch die Form; am Unglücklichsten ist er, wenn er sich in Heine'scher Weise ergehen will. In den Liedern begegnet man jedoch hie und da einem glücklich durchgeführten Gedanken („Als er sie liebte — nicht mehr liebte"). Gelungener sind die Balladen, doch auch hier wirkt die mangelhafte Form störend („Eine graue Geschichte"). Eine frühere Schrift „Irrwege eines jungen Dichters. Nebst einem Anhange von Gedichten" (Lüneb. 1851) ist uns so wenig zu Gesicht gekommen, als eine spätere Sammlung „Ostseebilder und Balladen" (Kiel 1862).

Aus dem Magdeburgischen stammen, außer Banck, Hesekiel, Kühne, Gustav von Meyern und Nathusius, die später zu erwähnen sind, Pröhle u. Bamme. Heinrich Pröhle, geb. am 4. Juni 1822 zu Satuelle im Magdeburgischen, besuchte die Domschule in Halle, später das Gymnasium in Merseburg, studierte 1843—1846 in Halle und Berlin Geschichte und Philologie, bereiste sodann Deutschland und Ungarn, war hierauf an mehreren Lehranstalten thätig und ist seit 1860 Lehrer an der Louisenstädtischen Realschule in Berlin. Wir werden wegen seiner mannigfaltigen und erfolgreichen Thätigkeit noch öfters auf ihn zu sprechen kommen. Seine „Gedichte" (Leipz. 1859) beruhen zum Theil auf der Wirklichkeit, aber so anziehend sie auch dadurch werden, so fehlt ihnen doch die poetische Durchbildung. Nur in wenigen („Die Auswanderer", „Die Einwanderung der Magyaren") ist die Darstellung nicht von prosaischen Einflüssen gestört. — Julius Bamme, dessen bei dem Drama näher gedacht werden soll, gab „Gedichte" (Halle 1861) heraus, die von sehr ungleichem Werth sind, die aber beinahe sämmtlich bald in der Composition, bald in der Sprache die letzte Feile vermissen lassen, was um so mehr zu bedauern ist, als eine nicht geringe Zahl auf tüchtiger und vielversprechender Anlage beruht. So macht es einen unangenehmen Eindruck, wenn verschiedene Reime den nämlichen Vokallaut haben, ohne daß ein Grund dazu vorhanden ist; falsche und gewöhnliche Bilder stören hie und da die Wirkung; öfters stehen die Gedanken ohne allen innern Zusammenhang. Erfreulich sind die wenigen politischen Gedichte, die, alle nebelhafte Schwärmerei vermeidend, die Verhältnisse scharf und richtig auffassen und von begeisterter Vaterlandsliebe durchdrungen sind („Italia"). — Gustav Kühne, der bei den Dramen und der Prosadichtung ausführlicher zu besprechen ist, hat in der neuesten Zeit auch „Gedichte" (Lpz. 1861) herausgegeben, die zwar nicht zur Vermehrung seines Ruhms beitragen, aber doch manche vortreffliche Gabe bieten, und die sich meist sei es durch Tiefe der Gedanken oder durch poetische Auffassung des Stoffes oder durch Wärme des patriotischen Gefühls auszeichnen, wie in dem Gedicht „Germania", das zuerst in seinem Drama „Kaiser Friedrich in Prag" erschien und die ewige und ewig unbefriedigte Sehnsucht nach Einheit des Vaterlandes in einfachen und wirkungsvollen Worten ausspricht.

Westfalen rühmt sich einiger bedeutenden Erscheinungen, die ausführlicher besprochen werden; es sind dieß: Freiligrath, Victor von Strauß und Annette von Droste-Hülshoff; der Graf Bentheim-Tecklenburg, die Lyriker Diepenbrock, von Lepel und die Epiker Löher und Paul Wigand, die Dialektdichter Lyra und Zumbrook und die Frau Mathilde Raven sind an andern Stellen zu erwähnen. Neben diesen sind noch mehrere nennenswerth. Obgleich zum größten Theil in eine frühere Zeit gehörend, wurde Heinrich Aug. Metard Theodor Schumacher doch erst in neuerer Zeit allgemeiner bekannt. Derselbe wurde am 4. Sept. 1790 zu Corbach geboren; er bezog 1809 die Universität Gießen, um Theologie zu studiren, wurde 1811 Rector in Arolsen und zugleich Pfarrer in Wetterburg, begleitete als Konsistorialassessor 1817 den Prinzen Karl von Waldeck auf die Universität Heidelberg und benutzte diese Gelegenheit, um die Rechte zu studieren. Im J. 1819 hielt er sich mit dem Prinzen in Wien, 1820 in der Schweiz auf. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er zum Assessor, bald darauf zum Kammerrath bei der Domainen- und Forstkammer und später zum Archivar ernannt. Im J. 1854 verließ er den Staatsdienst und wählte Pyrmont zu seinem Aufenthalt, reiste 1857 nach Paris und 1860 in das südliche Rußland zu seinem dort wohnenden ältesten Sohne. Unter den Vorbereitungen zu einer Reise nach Moskau erkrankte er an einem Rückenmarksleiden, an welchem er am 18. Jan. 1864 starb. Von Schumacher besitzen wir „Herz, Schmerz und Scherz in Liedern" (Wien 1821), „Bilder aus den Alpen der Steiermark" (Ebd. 1822), und „Gedichte" (Arolsen 1832). Nach seinem Tode, aber von ihm noch zum Druck vorbereitet, erschienen „Gedichte" (Lpz. 1864) und „Jagd und Pferd" (Arolsen 1865). Die früheren Sammlungen sind uns unbekannt geblieben, wir wissen nur, daß die „Bilder" u. s. w. wegen des Liedes „Prinz Johann" von der österreichischen Polizei mit Beschlag belegt und erst freigegeben wurden, als das Lied entfernt worden war. Im J. 1848 tauchte es wieder auf und wurde vielfach verbreitet. Da übrigens die späteren Sammlungen auch ältere Gedichte mittheilen, so ist die Entwickelung des Dichters aus diesen zu erkennen. In seinen ersten Versuchen erkennt man leicht den Einfluß Goethe's, den er besonders in den Balladen in Stoffen, Form und Ausdruck nachzuahmen suchte. Später bewegte er sich selbstständiger, er hatte aus jenen Studien den Vortheil gezogen, daß er, wie sein großes Vorbild, nur „Gelebtes" zum Stoffe seiner Poesien machte. Charakteristisch ist der liebenswürdige humoristische Zug, der seinen Liedern eine eigenthümliche Färbung gibt, selbst denen, die von der tiefsten Empfindung eingegeben sind. Und seine Empfindungen sind auch in den spätesten Dichtungen kräftig und wahr, denn sein „Herz blieb immer grün". Die Elegien sind höchst anmuthig und sinnreich und selbst dann noch reizend, wenn sie Nachbildungen Goethe'scher Poesien sind, wie z. B. des Berner Mädchens Bild beinahe Zug um Zug an Dorothea erinnert. Die größere Erzählung „Florine", die erste Geliebte Heinrichs IV. besingend, bewies des Dichters Gabe, die

tiefsten Herzensempfindungen zu lebendigen Anschauungen zu bringen. Die sichere Naturbeobachtung, die schon in den Gedichten angenehm berührt, tritt in „Jagd und Pferd“ noch lebendiger hervor. Der Dichter, der bis in sein spätestes Alter ein tüchtiger Reiter und Jäger war, gibt uns hier eine Reihe von Bildern, die durch ihre Wahrheit, wie durch ihren liebenswürdigen Humor gleich wohlthätig berühren. Maximilian Freiherr von Oer, geb. am 30. Sept. 1806 auf dem Gute Noltbach im Münsterischen, studierte die Rechte in Bonn, Breslau und Berlin, trat 1830 in den Staatsdienst, aus dem er 1833 seine Entlassung nahm; er starb am 9. August 1846 zu Erfurt. Seine Gedichte, die er unter dem Titel „Meteorsteine“ (Erf. 1835) und seine „Balladen und Romanzen“ (Ebd. 1837), sowie seine „Erzählungen“ (Ebd. 1837) sind in romantischem Geiste gedichtet; er ist insbesondere in der Darstellung der germanischen und altspanischen Heldenwelt glücklich. — Gottfried Dürrefeld, von dem Nichts bekannt ist, als daß er jung verstarb und daß viele seiner „Gedichte“ (Arnsberg 1833) während einer langen Krankheit entstanden sind, war nicht ohne Begabung und wahres Gefühl, doch fehlt es ihm an Tiefe des Geschmacks, was ihn öfters zu seltsamen Formen verleitete. — Der Regierungsrath J. M. Hutterus (über dessen Leben im Register nachgelesen werden kann) zeigt schon in seinen ersten poetischen Versuchen „Dichtungen“ (Münster 1838) ein reiches Talent, große Anmuth und Innigkeit; in einigen Gedichten, z. B. in den „Tannen“, liegen originelle Ideen zum Grunde, die sehr glücklich durchgeführt sind. Eine zweite Sammlung „Gedichte“ (Paderborn 1848) zeichnet sich durch gemüthvolle und tiefe Beobachtung des Lebens aus; von großem Werth sind die „Kerkerfreuden“. In dem letzten Band „Gedichte“ (Trier 1857) finden sich öftere Andeutungen von Schwermuth, die schon beim Erscheinen dieser Sammlung auffielen; aber auch in diesen Gedichten herrscht große Tiefe der Empfindung („Die Kinderlose“, „Ein Friedhof“ u. a. m.). Von seinen Dramen und Prosadichtungen wird später die Rede sein. — Louis von Arentsschildt, geb. zu Osnabrück am 29. Juli 1807, trat im J. 1825 als Cadet in das hannöversche Heer, wurde bald darauf Offizier, verließ aber 1835 die militairische Laufbahn, um in Göttingen zu studieren, worauf er, wie es scheint, sich in den Privatstand zurückzog. Er trat zuerst mit einer kleinen Sammlung „Zerstreute Gedanken. Sonette“ (o. O. 1841) an die Oeffentlichkeit; ihnen folgten „Gedichte“ (Hann. 1845) und „Dichtungen. Neue Sammlung“ (Ebd. 1850). Wenn er in den ersten Versuchen noch nicht zur Klarheit durchdrang und er diese der Form aufzuopfern schien, so hat er in der letzten Sammlung diesen Mangel beinahe immer besiegt; sie bietet viele echt poetische Stoffe in poetischer Auffassung dar, auch enthält sie viele treffliche Uebersetzungen aus Camoens, Tegnér und Geijer. — Rudolf Kuleman, geb. zu Lemgo am 8. Sept. 1811, studierte 1831—35 Theologie in Jena und Göttingen, war dann fünf Jahre lang Hauslehrer in Kurland, lebte hierauf, literarisch beschäftigt, in Stuttgart und wurde 1848 zum Pfarrer seiner Heimat und bald darauf wegen seiner freisinnigen Richtung zum Abgeordneten an den Lippe'schen Landtag gewählt. Bei eingetretener Reaktion sah er sich so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, daß er sein Amt aufgab und sich nach Hannover zurückzog, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Seine „Gedichte“ (Hann. 1841) sind reich an poetischen Gedanken, aber es fehlt ihnen die gehörige Ruhe und die erforderliche Mäßigung; wenn er sich seiner stürmischen Phantasie zu sehr hingibt, wird er dunkel und im Ausdruck geschraubt. Am Glücklichsten ist er in der Naturmalerei. Kuleman hat sich in dem „Trauerspiel in Deutschland“ (Lpz. 1851) auch als Dramatiker versucht, sein episches Gedicht „Judith“ (Dresd. 1863) ist in Anlage einfach und klar, in der Darstellung kräftig und nicht ohne Schwung, aber öfters hart und steif. — Auf Levin Schücking werden wir bei den Prosadichtungen ausführlicher zurückkommen. In seinen „Gedichten“ (Stuttg. 1846) entfaltet er einen großen Reichthum von poetischen Gedanken, denen überall sittlicher Ernst und ideale Auffassung des Lebens, eine milde Gesinnung zum Grunde liegt. Er neigt sich allerdings öfters zur romantischen Darstellungsweise („Waldsprache“), doch wird sie von der Wahrheit der Empfindung bewältigt. Seine Liebeslieder sind von großer Tiefe und Wahrheit; selten finden sich Anklänge von Sentimentalität und dem damals herrschenden Weltschmerz; in nicht wenigen Liedern ist der Einfluß des Minnegesangs unverkennbar. Seine erzählenden Dichtungen erinnern an Freiligrath und die treffliche Annette von Droste-Hülshoff, mit welcher er in persönlicher Beziehung stand; auch das Studium der Uhland'schen Dichtung macht sich geltend. — Friedrich Ruperti, geb. am 23. Febr. 1805 zu Neuenkirchen im Osnabrückischen, diente, einer alten Militairfamilie angehörig, einige Zeit als Cadet in der hannöverschen Artillerie, doch gab er die militairische Laufbahn bald auf, besuchte das Gymnasium zu Bremen, wo seine Familie wohnte, und bezog, um sich dem Studium der Geschichte, der Literatur und der Sprachen zu widmen, 1824 die Universität Jena, wo ihm im Zweikampf der rechte Arm gelähmt ward. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Bremen zurück, wo er bald eine Anstellung als Lehrer erhielt und am 11. Mai 1867 starb. Dem Titel der Sammlung „Dunkles Laub. Jugendgedichte“ (Bremen 1853) entsprechend sind die darin enthaltenen Liebeslieder; sie bewegen sich um Liebesschmerz und Liebesglück und klingen noch sehr jugendlich. Sie lehnen sich meist an irgend ein äußeres Objekt, am häufigsten an eine Naturerscheinung, an die der Dichter seine Empfindungen anknüpft, was freilich, weil ohne innere Nothwendigkeit, gesucht erscheint. Anklänge an Heine sind nicht selten, ja man trifft sogar vollständige Nachahmungen bekannter Lieder desselben („Am Nordpol hier“). Die Sonette sind formell recht hübsch, aber beinahe nur die aus Camoens übersetzten haben einen tieferen Gehalt. Die „Politischen Sonette“ (erstes und einziges Heft Bremen 1848) bewegen sich nur zu sehr in allgemeinen Phrasen und sind daher trotz ihrer freien Gesinnung unerquicklich. Die „Ge-

dichte" (Ebd. 1845; 2. Aufl. 1859) sind meist erzählenden Inhalts; die Stoffe, welche darin behandelt werden, sind zum Theil der Geschichte entnommen und glücklich gewählt, aber diese, wie die übrigen, welche auf eigner und meist glücklicher Erfindung beruhen, sind in der Ausführung nicht immer zur Klarheit durchgedrungen; es ist dies namentlich bei der Erzählung „Der Maler", einer hübschen Modernisirung der Sage vom Pygmalion, sehr zu bedauern. Auch in diesem spricht sich glühende Liebe für Vaterland und Freiheit und Haß gegen den Despotismus aus, so wie ein tiefes Mitgefühl für die Leiden der unterdrückten Völker, insbesondere der Polen, denen einige gute Gedichte gewidmet sind. Die zwei „Erzählenden Gedichte" (Brem. 1850) sind gewandt dargestellt und gereimt und erfreuen durch anziehende Detailmalerei, die übrigens auch den größten Werth der vorher genannten Dichtungen bildet. „Johannes und Magdalene" ist eine legendenartige Erzählung, an der wir nur die orientalische Färbung vermissen (Johannes ist der Lieblingsapostel Jesu; Magdalene seine Geliebte, die von ihrem Vater gezwungen wird, einen Anderen zu heirathen und die später zur Ehebrecherin der Evangelien wird). Die zweite Erzählung führt uns einen deutschen Flüchtling vor, der in der Fremdenlegion in Spanien Dienste genommen und im Lager einem Freunde seine Schicksale mittheilt, die freilich nichts Besonderes darbieten. Die „Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen" (Bremen 1862) sind zum Theil von lebendigem Humor erfüllt; das Lustspiel „Ein Tag im Gasthofe" (Ebd. 1853) beruht auf sehr einfachen Motiven, die aber sehr glücklich ausgeführt sind und bei der gelungenen Charakteristik der Personen, dem lebendigen und heiteren Dialog, so wie der gewandten Versificirung eine glückliche Wirkung hervorbringen. Die „Gedichte" von Gisbert Freiherrn Vincke (Berl. 1860) sind sehr ungleich an Bedeutung, während Sprache und Form in allen anspricht. Das meiste Talent hat er für die Ballade und Sage. Verdienstvoll sind seine Uebersetzungen und Sagen, so wie die von ihm herausgegebene Sammlung „Sagen und Bilder aus Westfalen" (2. verm. Aufl. Hannov. 1857), worin er auch eine Reihe der seinigen aufgenommen hat. Sein Lustspiel in Versen „Zeitvertreib" (Ebd. 1856) ist in Anlage und Ausführung vollständig mißlungen.

Der Niederrhein ist auch in der neueren Zeit eine blühende Pflanzstätte der Poesie; aus seinen schönen und fruchtbaren Ländern stammt nicht nur eine große Zahl von Dichtern, es gehören mehrere derselben zu den trefflichsten Erscheinungen der neueren Zeit. Als bemerkenswerth heben wir zunächst hervor, daß das durch seinen Gewerbfleiß so wie durch seine Neigung zum Pietismus berühmt gewordene Wuppertal auf kleinem Raum eine verhältnißmäßig große Anzahl von Dichtern hervorgebracht hat: Rittershaus, Röber, Adolf Schults, Siebel und Stelter, denen wir ausführlichere Besprechung widmen, dann Joh. Pet. Lange und Langewiesche, die an anderer Stelle zu erwähnen sind. Aus anderen Gegenden des Niederrheins stammen F. A. Märcker, Berger, Nic. Becker, Guido Görres, Hackländer, Hocker, Kaufmann, Kinkel, Lohmann, Wolfg. Müller, Oelbermann, Oertel (Horn), Simrock, Wihl und Zuccalmaglio. Nicht weniger bemerkenswerth ist es, daß eine große Zahl von Dichterinnen diesen Ländern angehören: Rosa Maria Assing, Helene Branco (pseud. Dilia Helena), Katharina Diez, Maria Clementine François, Elisabeth Grube, Emma von Hallberg, Johanne Holthausen (Agnes le Grave), Johanna Kinkel und Adelheid von Stolterfoth. Es wird von allen diesen später die Rede sein. Hier sind nur noch folgende zu erwähnen: Fr. W. German Mäurer, geb. 1815 im Schloß Bensberg am Rhein, mußte wegen politischer Verhältnisse flüchten, lebte längere Zeit in Paris und Zürich und wurde später Professor am Lyceum zu Napoleons-Vendée. Die „Poetischen Lehrjahre" (Paris 1837), mit denen er zuerst an die Oeffentlichkeit trat, und die darauf folgenden „Herzensergießungen" (Lpz. 1848) lassen nur selten dichterischen Geist durchblicken; die ersten, gegen die politischen Zustände in Deutschland gerichtet, sind von zu großer Bitterkeit durchdrungen, als daß es dem Dichter möglich wäre, den Verhältnissen eine poetische Seite abzugewinnen; der Ausdruck erhebt sich nicht über das Gewöhnliche und ist oft sogar niedrig. Unpoetisches findet sich auch in den „Blüthen aus dem Abendlande" (Zür. 1854; 2. Aufl. 1856), besonders wenn er Verhältnisse der Gegenwart berührt, weil die Reflexion die poetische Anschauung zurückdrängt. Doch lernen wir in diesen Liedern den Dichter liebgewinnen, weil seine freie und vaterländische Gesinnung auf Wahrheit und Ueberzeugung beruht und er im Ausdruck derselben eine erfreuliche Mäßigung bewährt, die der Energie des Gedankens keinen Eintrag thut. Seiner beschaulichen Natur, die auch in den Liedern allgemeineren Inhalts vorwiegend erscheint, entsprechen ganz vorzüglich die „Xenien", die „Neuen Sprichwörter", die er besser als Sprüche oder Gnomen bezeichnet hätte, und die „Distichen"; sie enthalten, wenn auch nicht gerade neue, doch immerhin gesunde und kernhafte Gedanken. — Ueber Christian Joseph Matzerath, den Freund Freiligraths, wird das erforderliche biogr. Material im Register zu finden sein. Obgleich seine „Gedichte" (Stuttg. 1838) meist Nachahmungen anderer Dichter sind, und man unter Andern in der „Tochter von Tarent" Goethe, in der „Todesklage um Achilleus" Schiller, in der „Heimkehr" Uhland erkennt, so geben selbst diese Zeugniß von seiner großen Begabung für das Lyrische sowohl als für die kleinen epischen Formen, die Ballade, die Romanze und ganz besonders für die Idylle. Noch entschiedener tritt sein Talent in den Dichtungen hervor, in denen er sich selbstständiger bewegt, und welche nicht weniger durch die poetische Durchdringung der Stoffe als durch ihre reiche und sinnlich anschauliche Sprache bemerkenswerth sind. — Emil Neubürger, geb. im J. 1826 zu Düsseldorf, studierte nach vollendeten Gymnasialstudien Geschichte und Literatur in Bonn und Tübingen, und ließ sich dann in Frankfurt a. M. nieder, wo er im J. 1851 die Leitung einer Erziehungsan-

stalt übernahm. In seinen „Gedichten" (Frankf. 1855) offenbart sich eine große Wahrheit der Empfindung und ein liebevolles, gemüthliches Auffassen der Natur. Seine Darstellung sinkt nie in das Triviale, aber sie ist dagegen ohne Schwung, so daß manche sonst gute und poetisch fruchtbare Gedanken an Wirkung verlieren. In der zweiten Sammlung „Lyrisches und Satyrisches" (Frankf. 1862) ist Fortschritt sichtbar; die „Oden" insbesondere sind in höherem Style abgefaßt; neben denselben ist auch die Idylle „Die Heimkehr" wegen des zum Grunde liegenden Gedankens und der glücklichen Ausführung, die nur zu oft an Voß erinnert, mit Lob zu erwähnen. Die beigefügte Aristophanische Komödie „Der neue Plutus oder der Gott des Reichthums in Frankfurt" hat die Absicht, den schädlichen Einfluß des Reichthums auf den Charakter nachzuweisen, was jedoch nur sehr unvollkommen erreicht wird, da es dem kleinen Drama an einem befriedigenden Abschluß fehlt. Fehlerhaft ist ferner, daß der Anfang eine ganz andere Tendenz zu haben scheint, als diejenige, die sich später als Aufgabe des Stücks erweist.

Hessen besitzt ebenfalls manchen ausgezeichneten Dichter, unter welchen Büchner, Christian Dieffenbach, Dingelstedt, Hessemer, König, Löwe, Müller, Laymburg, Rodenberg und Scriba später zu besprechen sind. Der verstorbene Wilh. Genth, dessen „Dichtungen" (Siegen 1845) von Dräxler-Manfred herausgegeben wurden, verband mit einer tüchtigen Gesinnung einen nicht gewöhnlichen Reichthum an Gedanken und eine bewegliche Phantasie. Seine Sprache ist edel; in der Behandlung ist Platen sein Vorbild, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte und der ihm eine schöne Ode widmete. Seine Sonette, Elegien und Oden, auch seine patriotischen Gedichte („Der deutsche Dom") sind gehaltreich und von würdigem Ernst; auch hat er glückliche Trinklieder gedichtet. — Lorenz Diefenbach, geb. 1806 zu Ostheim, bezog 15 Jahre alt die Universität Gießen, um Theologie und Philosophie zu studieren, lebte hierauf eine Zeit lang in Frankfurt, dann als Pfarrer und Bibliothekar in Solms-Laubach, gab aber diese Stelle wieder auf, um sich ungetheilt den Studien zu widmen, wechselte seinen Wohnsitz mehrmals, bis er sich endlich bleibend in Frankfurt niederließ. Im J. 1845 trat er zur deutschkatholischen Gemeinde über und war 1848 Mitglied des Vorparlaments. Er ist vorzüglich durch seine Leistungen im Gebiete der Sprachforschung berühmt geworden und hat sich durch seine Bemühungen um religiöse Reformen und Bildung des Volkes vielfache Verdienste erworben, doch sind auch seine „Gedichte" (Gießen 1840) und „Gedichte. Zweite Sammlung" (Ebd. 1841) beachtenswerth. Sie fußen meist auf der Betrachtung der Natur, die er mit poetischem Sinne und nicht ohne Originalität auffaßt. Gehaltreich sind seine Ghaselen, deren Form er mit Gewandtheit beherrscht. — Salomo Hermann Mosenthal, der als Dramatiker näher zu besprechen ist, hat für das Lyrische kein hervorragendes Talent, doch enthalten seine „Primulae veris. Gedichte" (Wien 1847) und „Gesammelte Gedichte" (Wien 1866) manche liebliche Blüthe. Er reiht gern Bild an Bild, wodurch seine Lieder Farbe bekommen. - Adolf Doerr, geb. zu Darmstadt am 13. Juli 1817, trat nach vollendeten Rechtsstudien als Accessist zu Frankfurt in den Staatsdienst, später in den Thurn- und Taxisschen Postdienst und starb am 25. Jan. 1868 zu Heppenheim. Seine ersten poetischen Versuche „Titan und Eros. Dichtungen" (Darmst. 1848) fußen zum Theil auf Nachahmung Freiligraths, zum Theil stimmen sie in das Wimmern des Weltschmerzes. Weitaus werthvoller ist sein „Album aus Italien" (Lpz. 1857), welches schöne Schilderungen der italienischen Natur und Geschichte, der italienischen Kunst und Sitte bietet, wobei der Dichter sich leider oft in dunkle Schwärmerei verliert. — Karl Emil Scriba, geb. zu Dieburg bei Darmstadt am 1. Jan. 1823, studierte 1842—1847 in Giessen Theologie, Philosophie und Literatur, redigierte in Friedberg ein demokratisches Blatt, dessen kühne Haltung ihn in mehrfache Prozesse verwickelte. Da er dadurch die Aussicht auf Anstellung verloren hatte, entsagte er der theologischen Laufbahn und gründete 1852 in Friedberg eine Buchhandlung, welcher er noch vorsteht. Außer verschiedenen Aufsätzen und Novellen für Volkskalender und Zeitschriften veröffentlichte er eine Sammlung „Gedichte" (Butzbach 1849; 3. Aufl. Friedberg 1852). Die letzte Auflage ist nicht bloß vermehrt, sie ist auch vermindert; es sind nämlich die politischen Lieder ausgelassen, woran der Dichter sehr wohlgethan hat, weil sie zwar von patriotischer und freier Gesinnung, aber nicht von dichterischem Talent zeugen, das man den übrigen, den Liebes- und Frühlingsliedern nicht absprechen kann, in welchen sich ein reiches Gefühl und lebendige Phantasie ausspricht. — Karl Altmüller, geb. zu Hersfeld am 1. Jan. 1833, erhielt seine Gymnasialbildung in Kassel, worauf er in Marburg, Berlin und München die Rechte studierte. Er lebt seit 1857 in Kassel, wo er 1872 ein Amt als Bibliothekar erhielt. Seine „Gedichte" (Cassel 1864) zeugen von gesunder Empfindung.

Aus Thüringen stammen außer K. Barth, A. Bube, der Gräfin Egloffstein, Ernst Förster, Wilh. Gerhard, Gerstäcker, Hermann Jäger, Otto Ludwig, Elise Sangalli, M. Clausnitzer und K. Ph. Welcker, die später zu besprechen sind, noch folgende Dichter: Joh. Georg Keil, geb. am 20. März 1781 zu Gotha, war eine Zeit lang an der Bibliothek zu Weimar angestellt, siedelte dann nach Leipzig über, wurde 1828 Capitular und 1831 Dechant des Collegiatstiftes zu Wurzen, in demselben Jahre Mitglied der Akademie in Madrid und starb am 4. Juli 1857. Er hat sich besonders durch seine Arbeiten über spanische Sprache und Literatur verdient gemacht; hier ist er wegen seiner „Lyra und Harfe" (Lpz. 1834) zu nennen, einer Sammlung von schönen, in gewandter Form und Sprache abgefaßten Liedern und gelungenen Balladen, unter welchen die heiteren und komischen besonders auszuzeichnen sind. — Friedrich Förster, geb. 24. Sept. 1791 zu Münchengosserstädt, studierte in Jena Theologie, wendete sich aber nach abgelegter Prüfung dem Studium der Archäologie und Kunstgeschichte zu. Im J.

1813 trat er in das Lützow'sche Freicorps, wurde mehrmals verwundet und zum Offizier befördert. Nach dem Frieden wurde er Lehrer bei der Artillerie- und Ingenieurschule, aber wegen einiger mißfälligen Aufsätze in öffentlichen Blättern 1817 wieder entlassen. Er nahm hierauf Theil an der Redaktion verschiedener Zeitschriften, reiste 1830 nach Italien und erhielt nach seiner Rückkehr Anstellung bei dem königl. Museum in Berlin und den Titel eines kgl. Hofraths. Er starb in der Nacht vom 8. zum 9. November 1868. Von ihm sind erschienen „Kriegslieder. Eine Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der freiwilligen Jäger" (Berl. 1838), welche mit anderen Poesien vermehrt, in den „Gedichten" (2 Bde. Ebd. 1838) wieder abgedruckt wurden. Die Kriegslieder, welche zum Theil schon 1813 gedruckt worden waren, sind ganz im Geiste der damaligen Zeit abgefaßt; sie sind nicht ohne romantische Färbung, aber doch weniger „ahndungsgrauend" als andere gleichzeitige Dichtungen. Die Balladen sind recht gut, lehnen sich aber zu offenbar an Goethe an. Am Gelungensten sind die Gelegenheitsgedichte, für welche er überhaupt ein ausgesprochenes Talent hat. Unter denselben ist „Die Runde des großen Kurfürsten" auszuzeichnen, die auf der Sage beruht, daß dessen Reiterstatue in jeder Neujahrsnacht durch Berlin wandert, um zu sehen, was während des verflossenen Jahres gethan worden, wobei der Dichter Gelegenheit findet, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Vaterlandes in glücklichen Bildern darzustellen. Noch dichtete Förster ein Drama „Gustav Adolph" (Berl. 1832) und ein Festspiel „Die Perle auf Lindahaide" (Ebd. 1841). — Karl Ferdinand Haltaus, geb. am 1. Nov. 1811 zu Großgottern, bezog 1832 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, entsagte ihr jedoch bald, um sich dem Studium der Geschichte und der Literatur zu widmen. Im Jahre 1835 wurde er Lehrer der Geschichte und Philologie an der Thomasschule in Leipzig, und starb 1848 in Wurzen. Haltaus ist durch seine geschichtlichen und literarhistorischen Arbeiten in weiteren Kreisen bekannt geworden, wir erwähnen seine Ausgabe des „Theuerdanks" (Quedlinb. und Lpz. 1836); des „Liederbuchs der Klara Hätzlerin" (Ebd. 1840) und seine „Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege" (1. und einzig. Bd. Ebd. 1846). Seine „Gedichte" (Ebd. 1844; 2. Aufl. 1845), die lyrischen sowohl als die erzählenden, geben ein schönes Zeugniß von seiner ernsten und würdigen Gesinnung; die Stoffe sind gut gewählt, aber ihre Sprache ist nicht immer gehoben und dem Gegenstand angemessen. — Wolfgang Maximilian von Goethe, ein Enkel des großen Dichters, geb. 1819, studierte die Rechte, wurde 1852 bei der preußischen Gesandtschaft in Rom, später in Dresden angestellt und lebt gegenwärtig in Weimar. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1851) wurzeln auf dem Studium der Werke seines Großvaters und enthalten neben vielem Unbedeutenden auch manches schöne und sinnige Lied. Das epische Gedicht „Erlinde" (2. Aufl. Ebd. 1851) erzählt ein thüringisches Märchen nicht ohne Gewandtheit, ist jedoch im Ganzen zu didaktisch gehalten. — Die „Knospen und Blüthen" (Nordh. 1823; 2. Aufl. Gött. 1824) von Ludwig Storch, der seine größte Bedeutung als Romandichter hat, blieben im Ganzen ziemlich unbemerkt; mehr Aufmerksamkeit erregten seine „Gedichte" (Lpz. 1854), deren lyrischer Theil durch die Kraft und Wahrheit der Empfindung anzieht, während die epischen Stücke, die ernsten wie die heiteren, eine nicht gewöhnliche Gestaltungsgabe beurkunden. — Berthold Sigismund (dessen Biographie im Register zu finden ist) erwarb sich durch seine „Asklepias. Bilder aus dem Leben eines Landarztes" (Gotha 1857) allgemeinen und wohlverdienten Beifall. Er führt darin mannigfache Bilder aus dem Leben des Volkes vor, für dessen Leiden und Freuden er ein tiefes Mitgefühl besaß, dessen Tüchtigkeit er unter der oft rauhen Schale durch seinen Beruf hatte kennen und schätzen lernen. Dem Inhalt entspricht die einfache volksthümliche Darstellung, die gleich anziehend ist, ob sie sich in ernsten oder heiteren Gegenständen bewegt. Wie tiefgefühlt sind z. B. „Die Frauen", „Zwei volle Häuser", „An der Wiege eines armen Kindes", wie heiter und lebensfrisch „Aus der Praxis", „Ein lieber Patient" u. a. m. Nicht weniger tief faßt er das Naturleben auf, dessen segenreichen Einfluß auf das menschliche Gemüth er sinnvoll und mit echt poetischen Farben darstellt. Den Umfang seines Talents erkennt man an dem Cyklus „Auf der Eisenbahn", in welchem er eine bunte Reihe der verschiedenartigsten Bilder mit gleichem Geschick vor unsern Augen entrollt. Die „Lieder eines fahrenden Schülers. Herausg. von Adf. Stahr" (Hamb. 1853) stellen die Wanderlust der Jugend mit lebensvoller Frische dar, und heben zugleich den Gegensatz zwischen der tüchtigen und kernhaften Vergangenheit und dem Leichtsinn der modernen Zustände hervor.

Nach Obersachsen und dem Anhaltischen gehören die später zu erwähnenden Baltzer, Bäßler, Georgi, Hesekiel, Gust. Jahn, Martin Lange, Philippson, Emil Schneider und Albert Traeger; hier sind folgende zu besprechen: Karl Förster, geb. am 3. April 1784 zu Naumburg, bezog 16 Jahre alt die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, doch widmete er sich mit Vorliebe historischen, philosophischen und philologischen Studien, nahm später aus Mangel an Mitteln eine Hauslehrerstelle in Dresden an, wo er bald die Aufmerksamkeit auf sich zog und 1806 als Adjunkt, 1807 als zweiter, 1828 als erster Professor am Cadettenhause angestellt wurde. Er starb am 18. Dez. 1841. Außer seinen musterhaften Uebersetzungen von Petrarca's „Gedichten" (2 Thle. Lpz. 1818—19; 3. Aufl. 1851), von Tasso's „Auserlesenen lyrischen Gedichten" (2 Thle. Zwickau 1821; 2. Aufl. Lpz. 1844) und von Dante's „Vita nuova" (Lpz. 1841) erschien von ihm „Rafael. Kunst und Künstlerleben" (Lpz. 1827), ein Cyklus von Gedichten, und nach seinem Tode gab seine Gattin Luise, eine Schwester der Brüder Friedrich und Ernst Förster, seine „Gedichte" (2 Bde. Lpz. 1842) heraus, zu denen L. Tieck ein Vorwort schrieb. Ob sie gleich in dem langen Zeitraum von 1815 bis 1840 entstanden sind, tragen sie doch sämmtlich das nämliche Gepräge,

das der männlichen Kraft ohne Leidenschaftlichkeit, die späteren ohne Spur des heranrückenden Alters. Die romantische Schule, die in seinen früheren Jahren die deutsche Poesie beherrschte, konnte bei seinem klaren Geiste keinen Einfluß auf ihn gewinnen, dagegen fühlt man bald, daß er Goethe's Dichtungen mit Liebe und Erfolg studierte. Alles ist klar und geistvoll gedacht, Alles klar und geistvoll geschrieben, Alles im schönsten Ebenmaß ausgeführt. Die meisten Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, die er mit sicherm Takt behandelt, besonders schön diejenigen, in denen er sein Familienglück besingt; sie sind herzlich, wahr und poetisch gehoben. Die Allegorien sind glücklich durchgeführt, die Epigramme und Sprüche durchweg sinnreich, voll edler Lebensweisheit und trefflicher Betrachtungen über Kunst und Literatur; weniger genügen die Epigramme und andere Gedichte, in denen er die Politik herbeizieht; seine politischen Ansichten sind beschränkt. In der Sammlung seiner „Gedichte" findet sich auch der Cyklus „Rafael", worin er das Leben und die Werke des großen Meisters mit tiefer Einsicht und Liebe in gelungenen Bildern vorführt. — Einen ganz entgegengesetzten Charakter erblicken wir in Ernst Ortlepp, der sich freilich auch immer gleich blieb, aber nur im Excentrischen. Derselbe wurde am 1. Aug. 1800 zu Droyßig bei Zeitz geboren; er erhielt seinen Unterricht in Schulpforte, wo er überraschende Fortschritte machte und unter Anderm so große Kenntnisse im Griechischen erwarb, daß er es wagen konnte, Goethe's „Iphigenia" in diese Sprache zu übersetzen. Im J. 1819 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, mußte ihr aber wegen eines bedenklichen Brustleidens entsagen. Von 1825—1830 lebte er bei seinem Vater, mit literarischen Studien und poetischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1830 zog er nach Leipzig, mußte es aber wegen seiner politischen Ansichten 1836 wieder verlassen; er wendete sich nach Stuttgart, wo er bald in dürftige Umstände gerieth, die sich auch nicht besserten, als er wieder in die Heimat zurückkehrte. Dieß und körperliche Leiden, wohl auch noch andere Umstände, die nicht ganz aufgeklärt zu sein scheinen, brachen seine moralische und geistige Kraft; er fieng an, sich dem Trunk zu ergeben, so daß er immer tiefer sank. Seine Lebensverhältnisse und Geisteszustände waren schon lange überaus traurig, so daß es kaum unerwartet klang, als er am 14. Juni 1864 in einem Wassergraben bei Schulpforte todt aufgefunden wurde. Ortlepp hatte ein reiches Talent, das schon in seinen frühesten Versuchen Aufmerksamkeit erregte. Er war Einer der ersten, welche die Politik in den Kreis der poetischen Behandlung zogen. Sein „Osterlied für Europa" (Lpz. 1831), sein „Pfingstgedicht" (Ebd. 1831) und seine „Polenlieder" (Altenb. 1831) sind zum Theil von echtem Gefühl eingegeben, das er in schwunghafter und beredter Weise darstellt; zum Theil sind sie aber voll Geschmacklosigkeit und das rhetorische Pathos wird oft zum lächerlichen Schwulst. Eben so verschieden an Werth sind seine „Gedichte" (Lpz. 1831). „Das Siebengestirn der Kriegshelden. Lebens- und Todtenkränze" (Ebd. 1833) besingt Alexander den Großen, Hannibal, Julius Cäsar, Karl den Großen, Friedrich II. und Napoleon in schwunghaften Versen. „Orlando und Maria, oder das Buch der Liebe. Romantische Dichtung" (Ebd. 1836) zeichnet sich durch gute, mit Glück durchgeführte Erfindung, so wie durch die treffliche Schilderung der Leidenschaften aus. „Bilder der Nacht in lyrischen Rahmen" (Ebd. 1837) sind Ergüsse einer reichen, aber oft wilden Phantasie, die sich im Grausigen gefällt. Zum Theil großartig durch die Glut der Darstellung und die Bilderpracht sind die „Hymnen an Gott und das Kreuz oder die Religionen" (Ebd. 1836). Dagegen sinkt er in den „Liedern eines politischen Nachtwächters" (Stuttg. 1843) zur alltäglichen Phrase herab, und noch tiefer stehen die rohen und formlosen Zeitgedichte „Israels Erhebung und der ewige Jude" (Belle-Vue 1845). Zum letzten Male erwachte sein Talent in den „Klängen aus dem Saalthal" (Naumb. 1856), in denen er seine Sehnsucht nach der Heimat in schönen und tiefgefühlten Liedern besang. Seine Romane haben wenig Werth.

Der Umstand, daß das Meißnerland durch Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels ist, blieb nicht ohne mächtigen Einfluß auf die literarische Produktion; es überbietet hierin, wenn man seinen kleinen Umfang in Betracht zieht, die sämmtlichen deutschen Provinzen, und unter seinen Dichtern sind nicht wenige, die sich eines allgemein verbreiteten Rufs erfreuen. Wir werden Baumgärtner, Jul. Becker, Adolf Böttger, Genast, Julius Hammer, Heller, Moritz Horn, Löser, Meerheimb, Möbius, Aug. Peters, Pfeilschmidt und Adolf Stern, so wie die Dichterinnen Amalia, Prinzessin von Sachsen, Marie Förster, Roswitha Kind, Carol. Leonhardt-Lyser, Anna Löhn und Luise Otto später theils ausführlicher, theils in gedrängter Darstellung besprechen; den König Johann von Sachsen haben wir schon erwähnt; von den übrigen sind folgende Lyriker zu erwähnen: Ernst Georg von Brunnow, geb. am 6. April 1796 zu Dresden, studierte die Rechte in Leipzig, war einige Jahre lang im Staatsdienst, gab aber denselben auf, um seine Thätigkeit der Verbreitung der Homöopathie zu widmen, welcher er die Heilung eines Augenübels verdankte. Er starb in Dresden am 4. Mai 1845. In seinen „Dichtungen" (Dresden 1833; 2. Aufl. Lpz. 1844) finden sich zartgefühlte Lieder; noch werthvoller sind die Balladen und Romanzen, in welchen er interessante Stoffe mit Talent behandelt. Von seinen Novellen ist „Die neue Psyche" (Bunzlau 1837) am Gelungensten; es ist dieß eine glückliche Nachbildung der schönen Episode des Apulejus, die auf die neuen Zeiten angewendet ist; „Der Oberst von Carpezan. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege" (Lpz. 1844) ist dagegen ohne Kunstwerth; besser gelungen ist „Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des 12. Jahrhunderts" (2 Bde. Dresden 1839; 2. Aufl. 1843), der einen fruchtbaren Stoff behandelt, den der Verfasser jedoch nicht beherrschte. — Gustav Theodor Drobisch, geb. in Dresden im J. 1811, früher längere Zeit in Leipzig, jetzt in Dresden lebend,

ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der durch seinen heiteren Humor viele Freunde gewonnen hat. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur „Aus voller Brust" (Lpz. 1848) und „Gedichte ernsten und launigen Inhalts" (Dresd. 1856). Er versteht in hohem Grade, unbedeutenden Anekdoten durch seine launige Darstellung Interesse zu verleihen. — Von Guido Theodor Apel, den wir als Dramatiker später zu besprechen haben, besitzen wir „Gedichte" (Lpz. 1840) und „Vom Herzen zum Munde, Vom Munde zum Herzen. Lieder und Gedichte" (Ebd. 1857). In beiden Sammlungen offenbart sich ein liebenswürdiges und reiches Gemüth, in welchem sich das rein Menschliche in schöner Klarheit abspiegelt. Liebe und Natur bilden den Stoff beinahe aller Gedichte, aber so alt und vielfach besungen diese auch sind, so weiß Apel ihnen doch durch eben so geistreiche als poetisch schöne Gedanken den Reiz der Neuheit zu geben. Nicht weniger anziehend werden die Gedichte durch den reichen Wechsel der Stimmungen, die er, die ernsten und wehmüthigen, wie die heiteren und lebensfrohen, mit gleichem Glück schildert. Aus der ersten Sammlung machen wir insbesondere auf den gehaltreichen und formell schönen Sonettcyklus „Das Jahr der Liebe" aufmerksam, aus der zweiten auf die glücklich erdachten und reizend ausgeführten „Gartenmärchen", die tief empfundenen „Cypressen" und die größere erzählende Dichtung „Junker Hans und sein Liebchen", durch die er, wie früher in der „Melusine. Gedicht in drei Gesängen" (Lpz. 1844) seine Begabung für die epische Dichtung beurkundet hat. — Martin Drucker, geb. 1834 in Leipzig, wo er auch als Advokat lebt, gab mit Adolf Zander „Blüthen aus dem Treibhaus der Lyrik. Eine Mustersammlung" (Lpz. 1855) heraus, in denen die verschiedenen Abirrungen und Manieren der modernen Lyrik durch geschickte Nachahmung derselben glücklich verspottet werden. — Ludw. Ferd. Stolle, geb. zu Dresden den 28. Sept. 1806, studierte in Leipzig die Rechte, welche er aber nach abgehaltener öffentlicher Disputation mit der belletristischen Laufbahn vertauschte. Er lebte in Grimma, s. 1855 in Dresden, wo er 1872 st. Stolle ist vorzüglich durch das humoristische Volksblatt „Der Dorfbarbier" (seit 1844), so wie durch seine Romane bekannt geworden. Als Lyriker verdient er mehr Beachtung, als ihm zu Theil wurde; „Ein Weihnachtsbaum. Ausgewählte Lieder und Gedichte" (Grimma 1847) und „Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise" (Lpz. 1855; 4. Aufl. 1865) gehören zu den besseren Erscheinungen der Zeit, und überraschen, wenn man an seine humoristischen und witzigen Erzeugnisse denkt, durch ernste, öfters sogar durch erhabene Haltung, ihr warmes lebendiges Gefühl und ihre religiöse Färbung. — Theodor Heinrich Oelckers, geb. im J. 1816 zu Leipzig, wo er auch Medizin studierte, wurde in Folge seiner Theilnahme am Dresdner Maiaufstand zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, doch nach 10 Jahren begnadigt. Er lebte seitdem als Schriftsteller in seiner Vaterstadt und st. 20. Jan. 1869. Seine Gedichte, die er unter dem Titel „Meine Mitgefangenen" (Lpz. 1860) herausgab, sind während seiner zehnjährigen Gefangenschaft entstanden; sie sind daher vorwiegend politischen Inhalts, und ergehen sich bald in Klagen über die traurigen Zustände des Vaterlandes, bald drücken sie des Dichters Hoffnung auf die Zukunft aus. In allen spricht sich eine tiefe Empfindung und warme Vaterlandsliebe aus, die nur oft ins Schwärmerische übergeht. Die Liebeslieder sind voll Innigkeit und von poetischem Hauch durchdrungen; in den Sprüchen finden sich viele treffliche Gedanken. Früher hatte Oelckers schon eine Sammlung „Gedichte" (Lpz. 1847) herausgegeben, deren epische Stücke nicht weniger gelungen sind, als die tief gemüthlichen Lieder. — Obgleich über den Kreis hinausgehend, den wir uns gezogen, können wir uns doch nicht enthalten, noch auf einen jungen, an den Meisterwerken des classischen Alterthums gebildeten Dichter, Albert Möser (vgl. das Register!), aufmerksam zu machen. Seine „Gedichte" (Lpz. 1865) bewegen sich in einem engen Kreis: Sehnsucht nach idealer Liebe und Freundschaft, und Preis der Schönheit bilden den Stoff der Lieder, Sonette und Oden, aber es zeigt sich gerade darin der Reichthum seines Talents, daß er diesen Stoffen stets neue Seiten abgewinnt und in ihnen eine große Fülle von poetischen Gedanken entfaltet, die er in meist vollendeter schöner Form darstellt. Die nämliche Herrschaft über Sprache und Form erscheint auch in den „Neuen Sonetten" (Lpz. 1866), in denen er seinem Schmerz über die materialistischen Bestrebungen der Zeit, seinem Schmerz über das Loos des Menschen, der mit Anlagen zum Höchsten geschaffen, sich im Schmutz der Sinnlichkeit und des Egoismus verliert, tiefgefühlten Ausdruck gibt. Eine höchst werthvolle Gabe endlich ist die Canzone „An den Tod" (Lpz. 1866), deren bezaubernd schöne Form im vollsten Einklang mit dem tiefen und würdigen Inhalt steht. Es ist dem Dichter in hohem Grade gelungen, die abstrakten Betrachtungen in das Gebiet der Poesie zu erheben, und seinem Satz, daß der Tod des Lebens Ende nicht sei, dadurch eine doppelte Beweiskraft zu geben. Von großer Vortrefflichkeit sind namentlich die einzelnen Bilder von der Allgewalt des Todes, und es ist kein geringer Beweis von der künstlerischen Kraft des Dichters, daß das Grauen, welches diese meisterhaft gezeichneten Gemälde hervorbringen, in der weiteren Entwickelung immer mehr verschwindet und sich endlich in ruhige Gemüthsstimmung und Gottvertrauen auflöst.

Aus dem Osterlande sind nur die zwei Altenburger Sachse, Vater und Sohn, zu nennen, von denen weiter unten die Rede sein wird. Dagegen bietet das kleine Voigtland mehrere Namen guten Klanges. Julius Mosen und Sturm werden ausführlich, Deez an anderer Stelle besprochen werden. Otto Leonhard Heubner, geb. am 17. Jan. 1812 zu Plauen, studierte 1829 in Leipzig, wo er mit Julius Mosen enge Freundschaft schloß, wurde 1843 Kreisamtmann zu Freiberg, war 1848 Mitglied des Parlaments, wo er zur Linken gehörte, betheiligte sich 1849 an dem Dresdner Maiaufstand, wurde nach Bewältigung desselben verhaftet, zum Tode verurtheilt, zu

lebenslänglichem Zuchthaus und im Mai 1859 gänzlich begnadigt, lebt seitdem in Dresden (1871 Stadtrath). Seine „Gedichte. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verfassers" (1. u. 2. Aufl. Zwickau 1850) sind Ergüsse eines sittlich schönen, für Wahrheit und Freiheit begeisterten Gemüths, das auch von den härtesten Schlägen des Schicksals nicht gebeugt wird. — Julius Schanz, geb. zu Oelsnitz am 19. Sept. 1828, erhielt auf dem Gymnasium eine gründliche classische Bildung, studierte in Leipzig, nahm an den Freiheitsbestrebungen lebhaften Antheil, was ihm mehrjährige Haft zuzog, nach deren Ablauf er sich in Dresden niederließ, später aber nach Italien gieng; er lebt jetzt in Rom. Während seiner Gefangenschaft übersetzte er Macaulays „Altrömische Lieder" (Lpz. 1852); später gab er „Fünfzig Lieder für Componisten" (Ebd. 1856) heraus, welche von des Dichters lyrischem Talent zeugen, das in der kleinen Sammlung „Ein Buch Sonette" (Ebd. 1864) in noch größerer Kraft erscheint. Diejenigen, welche dem schleswig-holsteinischen Volke gewidmet sind, reihen sich durch ihre gewaltige Sprache, wie durch ihre gelungene Form den „Geharnischten Sonetten" Rückerts würdig an; die andern öffnen uns einen tiefen Blick in das Herz und Gemüth des Dichters, dessen begeisterte Kunstbestrebungen so wenig Anerkennung fanden. Geistreich und schwungvoll ist „Schiller. Platen. Byron. Rhapsodien aus Vergangenheit und Gegenwart" u. s. w. (Lpz. 1865), worin er nicht bloß jene, sondern auch die neueren deutschen Dichter charakterisirt. Mit den früheren freisinnigen Ansichten des Dichters in merkwürdigem Widerspruch stehen seine „Hymnen der Völker" (Dresd. 1865), in denen er Napoleon III., Wilhelm I. von Preußen und Johann von Sachsen verherrlicht, die aber wiederum des Dichters große Formvollendung bezeugen, worin er seinem Meister Platen würdig nachstrebt. Aehnliche Unklarheit der politischen Anschauung findet sich auch in der Festgabe „Zur Dantefeier" (Dresd. 1865), die übrigens viel Großartiges in Form und Gedanken darbietet. — In den „Gedichten" (Lpz. 1851) des aus Kloschwitz im Voigtlande gebürtigen Karl Parucker vermißt man Phantasie und Sprachgewandtheit.

Aus Franken sind mehr oder weniger bekannt geworden der Künstler K. Barth, Daumer, Frau des Bordes, Ebrard, Jos. Fasching, Hungari, L. Köhler, Otto Ludwig, Puchta, Redwitz, Scherer, Scheurlin, Mich. Schuler und Stoltze, und nebst diesen, auf welche wir zurückkommen, noch folgende: Ignaz Hub, geb. am 1. Febr. 1810 zu Würzburg, widmete sich daselbst und in Heidelberg philosophischen und literarischen Studien, lebte dann, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in verschiedenen Rheinstädten, jetzt in seiner Heimat. Er gab heraus „Lyraklänge" (Würzb. 1832, neue Ausg. Augsb. 1833) und „Polonia. Gedichte" (Mainz 1833). Außerdem machte er sich durch verschiedene Sammlungen: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter" (4. Aufl. 1866), „Komische Dichtung seit dem 16. Jahrhundert" (1856—66) u. s. w. verdient. — Heinrich Hoffmann, geb. am 13. Juni 1809 zu Frankfurt a. M., wo er jetzt als praktischer Arzt wirkt, schrieb „Gedichte" (Frankf. 1842), deren Grundzug heiterer und muthwilliger Humor ist. Selbst die Liebeslieder haben diesen Charakter, denn er kennt nur das Liebesglück, das er mit heiterem Sinne erfaßt; den Liebesschmerz bannt er mit glücklicher Selbstverspottung („Auf dem Heimwege"). In diesen, wie auch in den Naturliedern, behandelt er zwar meist naheliegende Gedanken, aber wenn sie auch nicht überraschen, machen sie doch durch die geistreichen Einfälle und die humoristische Darstellung einen erfreulichen Eindruck. Daß einem solchen Talent die Weinlieder, überhaupt die Gesänge der Lebenslust gelingen, bedarf kaum der Erwähnung; dagegen muß besonders betont werden, daß er auch in der Darstellung ernster Stoffe glücklich ist, wie dieß manche unter den „Vermischten Gedichten", z. B. „Die Wüste", „Das Hünengrab", mit ihren glücklichen Gleichnissen, wie auch namentlich seine Balladen bezeugen, unter denen einige, wie z. B. „Der Glockenguß zu Breslau", allgemein bekannt geworden sind. Höchst ergötzlich sind die Streiche „Aus dem Lalenbuch" erzählt. Seine Sprache ist einfach und leicht beweglich, der Reim reich und gewandt. — Heribert Rau, auf den wir bei den Romandichtern nochmals zurückkommen werden, ist hier wegen seiner „Gedichte" (Stuttg. 1843) zu erwähnen, deren zweite, zum Theil veränderte Auflage er unter dem Titel „Natur, Welt und Leben. Gedichte" (Lpz. 1856) erscheinen ließ. Sie sind weniger ihres poetischen Werthes, obgleich auch dieser Anerkennung verdient, als ihres sinnigen und tief religiösen Gehalts wegen bemerkenswerth. Die Natur mit ihren Bergen und Seen, mit ihren Blumen und Wäldern ist ihm die Offenbarung Gottes, weshalb er so gern in ihrer Einsamkeit weilt oder sich aus dem Gewimmel des Menschentreibens zu ihr hinaussehnt. Er schaut die Welt mit männlichem Sinn an und ist von dem Gedanken durchdrungen, daß muthiges Streben nach Wahrheit des Lebens Aufgabe ist („Auch ich bin ein Soldat"). In der Abtheilung „Lust und Scherz" sind alte Anekdoten nicht ohne Humor, manche recht frisch erzählt; in einigen Liedern wird der Humor zur leicht erklärlichen Bitterkeit, so wenn er die Thatlosigkeit seines Volkes verhöhnt („Deutsch"). Der Abschnitt „Ernst und Wahrheit", Distichen, die der Dichter merkwürdiger Weise „Canzonen" nennt, enthält treffliche Ansichten über Religion und Lebensweisheit. In den „Religiösen Liedern" kämpft er muthig für Geistesfreiheit, durch welche allein wahre Religiosität und wahres Gottvertrauen errungen, Trug und Heuchelei besiegt werden könne. Die „Poetischen Erzählungen", Balladen und Romanzen, unter denen „Piedra della Madre" und „Die Tigerjagd" auszuzeichnen sind, beruhen theils auf geschichtlichen Motiven, theils auf eigenen meist glücklichen Erfindungen, nur wäre zu wünschen, daß viele weniger formlos gehalten wären. — „Ein Jahr. Poesien-Cyklus auf eine Jahresfolge" (Nördl. 1846) von Rudolf Reither, dessen Biographie im Register nachzulesen ist, bietet eine Reihe von Liedern, Sprüchen, Distichen, Sonetten u. s. w.,

in denen der Dichter, an die Erscheinungen der Natur in den verschiedenen Monaten, an die Feste, an Erfahrungen oder Lectüre anknüpfend, vortreffliche Reflexionen über Gott, göttliches Walten und Lebensverhältnisse in einfacher und klarer Sprache vorüberführt. Ein schönes Gemüth spiegelt sich in „Aus dem Haus. Bilder aus dem Familienleben" (Ansb. 1853), worin der Dichter uns liebliche Gemälde aus dem Leben und den Entwickelungsstufen des Kindes bietet. — Nicht weniger gelungen ist die „Kinderheimath in Liedern und Bildern" (Stuttg. 1837), welche Friedrich Güll mit dem später zu erwähnenden bayerischen Dichter Pocci herausgab. — Christian Schad, geb. 1821 zu Schweinfurt, gest. 1871 in Kitzingen, machte sich als Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs" (s. o. S. 5) vielfach verdient, zu welchem er selbst manche in Ernst und Heiterkeit gleich glücklich empfangene und in gewandter Form dargestellte Gedichte lieferte. — Fr. K. Müller von der Werra wurde am 14. Nov. 1823 zu Ummerstadt im Herzogthum Hildburghausen geboren, gieng 1848 nach der Schweiz, studierte daselbst Medizin, wandte sich aber dann der Literatur zu und lebt gegenwärtig in Leipzig. Mehreren kleineren Sammlungen folgte „Das Buch der Lieder" (Lpz. 1866), in welches er Gedichte der früheren aufnahm. Bei Weitem die meisten sind Gelegenheitsgedichte, was der Dichter schon dadurch andeutet, daß er bei jedem Ort und Jahr der Entstehung angibt. Am Zahlreichsten sind die dem Vaterland und der Freiheit gewidmeten Lieder vertreten. Großer Gedankenreichthum und tief poetische Anschauung ist bei dem durchaus praktischen Zweck der meisten Gedichte nicht zu erwarten, doch mögen sie, bei den Veranlassungen gesungen, für welche sie zunächst abgefaßt waren, ihre Absicht vollkommen erreicht haben. — Christian Höppl, geb. 1826 zu Aitsbach, studierte an mehrern Universitäten Philologie, lebte dann, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, an verschiedenen Orten, zuletzt in der Schweiz, wohin er wegen großer Schuldenlast geflüchtet war, die er sich durch ein unglückliches Unternehmen, die Zeitschrift „Der Rhein", zugezogen hatte. Ohne Aussicht auf glücklichere Verhältnisse, endete er 1862 im Zürchersee durch Selbstmord. Von ihm erschienen „Gedichte" (Stuttg. 1851) und „Ein weltlich Liederbuch" (Hann. 1859), worin sich eine kühne, oft allzukecke Weltanschauung kund gibt; die Märchendichtung „Atlantis" (Hann. 1856) zeugt von epischem Talent. — Die „Runen" (Nördl. 1858) von August Schulte, welche der bekannte Professor Friedrich Hoffmann mit einem Vorwort einleitete, bewegen sich um Kirchhof, Grab, Vergänglichkeit; der düstere Hauch, der sie durchzieht, verschwindet auch in dem letzten Abschnitt „Die Heimkehr" nicht, worin der Dichter seine Versöhnung und Beruhigung durch den Glauben darstellen will. Von Genialität, die der Vorredner an seinem Freunde rühmt, ist im ganzen Büchlein wenig zu finden, wenn auch hie und da poetische Lichtblicke erscheinen, die jedoch auch öfters durch den prosaischen Ausdruck verlieren. — Eine weit erfreulichere Erscheinung ist Ludwig Cölestin Bauer, geb. den 19. Mai 1832 im Dorfe Ingolstadt bei Würzburg, seit 1871 Stadtschulrath in Augsburg, von welchem „Gedichte" (Berl. 1860) erschienen. Hätte er nur die „Lieder der Liebe", welche den ersten Abschnitt bilden, gedichtet, so würden ihm diese schon einen ehrenvollen Platz unter den neuesten Lyrikern sichern, und doch tritt sein Talent am Entschiedensten in den Liedern des heitern Lebensgenusses hervor, die er zuerst neben ähnlichen Poesien anderer Dichter in der Sammlung „Frisch gesungen! Ein Sängerbrevier für Deutschlands Liedertafeln" (Berl. 1861; 2. Aufl. Würzb. 1863) veröffentlichte und später in die zweite Auflage der „Gedichte" (Würzb. 1864) aufnahm. Wie auch alle übrigen Lieder, sind diese von großer Einfachheit in Form und Sprache, und eignen sich vortrefflich für den Gesang, wie denn viele komponirt worden sind, manche sogar mehrfach; ihr eigentlicher Werth beruht aber in dem jugendlich heitern Sinn, der sich der Lebenslust ungetheilt hingibt, ohne je, selbst in den jovialsten Momenten, die Grenze des Sittlichschönen und der Mäßigung zu übertreten.

Aus der Pfalz und den mittelrheinischen Gegenden stammen August Becker, Creizenach, Kilzer, Gustav Pfarrius, Riehl und Kathinka Zitz, so wie die Dialektdichter Lennig, Nadler, C. W. v. Neumann und Schandein; es sind diese füglicher an anderer Stelle zu besprechen, dagegen erwähnen wir hier folgende Dichter: Eduard Brauer, geb. am 2. Nov. 1811 in Karlsruhe, seit 1845 Hofgerichtsrath in Mannheim, veröffentlichte „Gedichte" (2 Bde. Karlsr. 1836—39), in welchen zwar Sprache und Vers nicht ohne Geschick behandelt sind, die aber, mit Ausnahme einiger Balladen, nicht viel Bedeutendes enthalten. — Karl J. Schuler aus Altheim bei Zweibrücken besingt in seinen „Gedichten" (Mannh. 1837) Liebe, Wein und Natur mit Gefühl; auch dichtete er als Fortsetzung von Kleists „Frühling" einen „Sommer" (Münch. 1833), „Herbst" (Stuttg. 1836) und „Winter" (Mannh. 1838), welche sämmtlich gute Bilder enthalten, aber nicht zu einem künstlerisch organisirten Ganzen gediehen sind. In „Kleist" (Zweibr. 1841) hat er den Stoff durch geschickte Verwebung der wichtigsten historischen Momente glücklich behandelt. — Karl Friedrich Schimper, geb. am 15. Febr. 1803 zu Mannheim, studierte zu Heidelberg und München, lebte hierauf in Schwetzingen, Mainz und starb 1867. Seine großen Verdienste um die Botanik sind bekannt; als Dichter ist er durchaus eigenthümlich, aber diese Eigenthümlichkeit hat nichts Großes und Wohlthuendes; sie ist eher bizarr als originell zu nennen. Es muß zunächst auffallen, daß bei ihm, dem Naturforscher, so wenig Natur und Wahrheit zu finden ist; auch von Kunst kann nicht die Rede sein, wenn er sich auch in allen möglichen Formen bewegt und nach einander Sestinen, Rondeaux, Triolette, Madrigale, Sicilianen, Octaven, Glossen, Ritornelle, Ghaselen, antike Strophen, Distichen u. s. w. aufmarschieren läßt. Man sieht überall, daß er Rückert nachstrebt, aber bei der gesuchten und gezierten, geschraubten Sprache, bei dem Jagen nach ungewöhnlichen und seltsamen Reimen wird die Nach-

ahmung zur Karrikatur. Man muß dieß um so lebhafter bedauern, als er gedankenreich ist und eine bewegliche Phantasie hat, und man aus seiner bizarren Behandlung der Sprache leicht ersieht, daß er dieselbe in großem Umfange beherrscht. Eine freilich nicht sehr reiche Zahl von Liedern beweist, daß er sehr Bedeutendes hätte leisten können, wenn er sein Talent hätte frei walten lassen, statt es in Seltsamkeit einzuschnüren. Wir besitzen von ihm „Gedichte" (Erl. 1840) und „Gedichte 1840—1846" (München 1847). — Laurian Moris, geb. 1824 in einem kleinen Orte der Pfalz, betheiligte sich an den Freiheitsbewegungen, was ihm längere Haft zuzog, hielt sich dann in Paris und der Schweiz auf und soll jetzt in Californien leben. Von ihm erschienen „Lieder eines Gefangenen" (Schaffh. 1842), „Sechs Nächte am Zürchersee" (Lpz. 1843), diese wiederholt und vermehrt in „Nächte am Zürchersee" (Berlin 1843) und „Stunden am Meer" (Erf. 1852). Ohne eigentlich zu den politischen Liedern zu gehören, sind alle diese Gedichte von tiefer Vaterlands- und Freiheitsliebe erfüllt, die in den „Liedern eines Gefangenen" einen um so wehmüthigeren und zugleich trostvolleren Eindruck macht, als der Dichter auch im Kerker seinen Anschauungen treu bleibt, und er die sich aufdrängende Muthlosigkeit immer wieder besiegt, so daß er mit Recht sagen konnte: „Und als in Ketten man den Leib geschlagen, Erhob sich stolz die Seele und — blieb frei." — Christian Böhmer, geb. 1823 zu Cusel in der westlichen Pfalz, studierte Theologie in Erlangen, wo besonders A. von Schaden bleibenden Einfluß auf ihn ausübte. Seit 1845 in geistlichem Amte thätig, starb er im Novbr. 1877 als Pfarrer zu Bosenbach. Der Titel seiner „Lieder aus der Fremde und Heimath" (Erl. 1855) deutet schon die Richtung derselben an, indem er unter der Fremde das „eitle Weltleben" und unter der Heimath „die Liebesgemeinschaft in Christo" versteht. In den Liedern aus der Fremde ist übrigens ebenfalls eine religiöse Stimmung vorherrschend, die um so wohlthätiger wirkt, als sie nicht gesucht ist, was übrigens auch meist von den Liedern aus der Heimath zu rühmen ist.

Aus dem Breisgau sind außer der Frau von Rothwell, die später erwähnt wird, noch zwei zu nennen: August Ferdinand Alexander Schnezler, geb. am 4. Aug. 1809 zu Freiburg, studierte in Freiburg und München Philosophie, lebte dann an verschiedenen Orten, zuletzt in München, wo er im J. 1853 in Noth und Elend starb. Seine „Gedichte" (Münch. 1833; 3. Aufl. Karlsr. 1853) enthalten bald zartgefühlte, bald heitere Lieder in volksmäßigem Ton. Ganz vortrefflich sind die humoristischen Gedichte, welche die Lächerlichkeiten des alltäglichen Lebens mit vielem Glück verspotten („Frau Basen-Soiree", „Schlaraffen-Lieder"), und eben so gelungen sind seine Sagen („Vom Mummelsee" u. v. a. m.). — Ein eben so glückliches Talent hat Jos. Victor Scheffel, auf den wir bei der epischen Poesie und im Roman zurückkommen werden. Als Lyriker ist er wegen der „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit" (Stuttgart 1863) zu nennen. Auf der gründlichsten Kenntniß der deutschen Poesie und des Lebens im Mittelalter beruhend, sind die Gedichte im Geiste jener sangreichen Zeit gedichtet, aber so, wie wir wünschten, daß die damaligen Dichter gesungen haben möchten, nämlich mit derjenigen realen Grundlage, die wir an jenen so sehr vermissen. Die einzelnen Lieder tragen entweder den Namen einiger mehr oder weniger bekannten Dichter jener Zeit und sind in ihrem Sinne abgefaßt, oder sie lehnen sich an einzelne Aussprüche, welche zu ganzen Liedern entfaltet werden. Und so hat die „Frau Aventiure" nicht bloß poetischen Werth, sie ist auch eine liebenswürdige Führerin durch die deutsche und selbst die französische Dichtung des Mittelalters. — Eine eigenthümliche Erscheinung ist Ludwig Eichrodt, geb. den 2. Febr. 1827 zu Durlach, seit 1871 Oberamtsrichter in Lahr, der unter dem Namen Rudolf Rodt höchst ergötzliche „Gedichte in allerlei Humoren" (Stuttg. 1853) herausgab. Er ist der Verfasser des vielbelachten „Wanderlieds", welches zuerst in den Münchner „Fliegenden Blättern" zu lesen war. Unter der Ueberschrift „Neuester deutscher Lieder-Parnaß" theilt er eine Reihe von Gedichten mit, in denen er die Manier der bekanntesten und einflußreichsten Dichter der neuen Zeit in Sprache, Form und Inhalt mit überraschender Gewandtheit nachahmt und eben dadurch auf das Glücklichste persiflirt. Manchmal ist er allerdings allzuderb, aber er ist immer witzig, und oft wirklich geistreich. Die Dichter, die er auf diese Weise charakterisirt, sind sehr leicht zu erkennen, ein Beweis, daß ihm die Nachbildung ihrer Eigenthümlichkeit vollständig gelungen ist. Es sind dieß namentlich Heine, Freiligrath, Herwegh, Geibel, Redwitz u. A. m.

Meister Uhlands Zuruf „Singe, wem Gesang gegeben" ist von seinen treuen Schwaben nicht ungehört geblieben, freilich haben auch viele Unberufene ihre Stimme erhoben; aber es findet sich der Berufenen auch eine große Zahl und viele gehören zu den hervorragendsten Erscheinungen der neueren Zeit. Wir erwähnen nur J. G. Fischer, Gerok, W. Hertz, Herwegh, Lingg, Melchior Meyr, Mörike, Pfau, G. Pfizer und den Grafen Alexander von Würtemberg, denen eine ausführlichere Besprechung zu widmen ist; dann Ernst, Eyth, Fetzer, Ph. Koch, Krais, Nikl. Müller, Paul Pfizer, Scheifele und Seeger; den Romanendichter Auerbach und die Frauen Charlotte Birch-Pfeiffer, Wilhelmine Canz und Ottilie Wildermuth, die an andern Stellen besprochen werden. Ihnen reihen sich noch Folgende an: Wilhelm Zimmermann, geb. zu Stuttgart am 2. Jan. 1807, studierte Theologie in Tübingen, arbeitete nach bestandener Prüfung an verschiedenen Stuttgarter Blättern, wurde 1840 Diakonus in Dettingen, 1847 Professor der Geschichte und der deutschen Sprache und Literatur an der polytechnischen Schule seiner Vaterstadt, verlor aber 1851 diese Stelle, weil er als Abgeordneter am deutschen Parlament und in der würtembergischen Kammer eine zu entschiedene Stellung eingenommen hatte. Erst im J. 1854 wurde er wieder angestellt und

zwar als Pfarrer in Leonbronn, von wo er 1864 in gleicher Eigenschaft nach Schnaitheim a. d. Brenz versetzt wurde. Seit 1872 Stadtpfarrer in Owen, st. er 22. Sept. 1878 in Mergentheim. Hier sind nur seine „Gedichte" (Stuttg. 1831; 3. Aufl. 1854) zu erwähnen, in welchen sich Lieder, Parabeln, Räthsel, Balladen, Romanzen und Zeitgedichte finden. In sämmtlichen Gedichten ist Schillers und Uhlands Einfluß nicht zu verkennen, doch sinkt Zimmermann nie zur Nachahmung herab, sondern weiß immer seine Selbstständigkeit zu bewahren, selbst da, wo wir lebendiger an jene Dichter erinnert werden, z. B. in „Faust auf dem Alpenfeld", wo Inhalt und Form auf Schiller hinweisen, oder in den Naturliedern, die in Uhlandischer Weise gehalten sind. Das Motto, welches die „Lieder" einleitet, charakterisirt dieselben vollkommen: „Lust und Schmerzen, Wie sie kamen Aus dem Herzen, Blumen gleich, Eingefaßt in kleine Rahmen, Spiegeln diese Lieder euch." Sie spiegeln in der That des Dichters liebenswürdiges Gemüth; sie sind seelenvoll und machen in ihren einfachen Tönen und ihrer ungesuchten Sprache eine wohlthätige Wirkung. Die „Parabeln und Räthsel" sind in Schillerscher Weise geistreich und poetisch durchgeführt. Die Balladen, in welchen Uhland sein Vorbild ist („Kaiser Friedrichs Tod", „Herzog Ulrich"), sind meist düster gehalten. Die „Zeitgedichte" sprechen des Dichters Schmerz über seines Volkes That- und Rathlosigkeit aus, sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Völker, z. B. im schönen Lied „Der zerschlagene Edelstein" (zuerst unter dem Titel „Räthsel"), worin er Polens Vernichtung in warmen Worten beklagt. — Hermann Kurz, dem wir bei der Prosadichtung wieder begegnen werden, hat „Gedichte" (Stuttg. 1836) veröffentlicht, die bei ihrer Innigkeit und formellen Gewandtheit nicht so früh hätten vergessen werden sollen, als es der Fall zu sein scheint. Als Uebersetzer nimmt Herm. Kurz, wie schon erwähnt, einen ehrenvollen Platz ein, noch mehr durch die vortreffliche Uebersetzung von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolt" (Stuttg. 1844), dessen selbstständiger Schluß alle Beachtung verdient. — Friedrich Ernst, geb. zu Stuttgart im J. 1805, hat in seinen „Dichtungen" (Heidelb. 1837) bewiesen, daß er die geschichtlichen Erscheinungen poetisch zu ergreifen versteht, so wie daß er für die Lebensverhältnisse und die Natur ein tiefes und wahres Gefühl besitzt. — Johannes Scherr aus Stuttgart, jetzt Professor am Polytechnikum zu Zürich, ist vorzüglich durch seine historischen und literarhistorischen Arbeiten bekannt geworden; als Lyriker trat er mit der Sammlung „Laute und leise Lieder" (Schaffh. 1842) auf, die ihrem Titel vollkommen entsprechen. Die „lauten Lieder" sind „Allen Reaktionären gewidmet", welche bald mit scharfen Worten gegeißelt, bald in bitterer Ironie verspottet werden. Die „leisen Lieder" bieten zwar keinen neuen Gedanken, aber sie machen bei der unverkennbaren Gewandtheit in Sprache und Form immerhin einen erfreulichen Eindruck. — Theobald Kerner, der Sohn des Dichters Justinus Kerner, geb. 1817 in Gaildorf, studierte die Medizin und lebt als Arzt in Stuttgart. Seine „Gedichte" (Jena 1843 und Stuttg. 1852) sind voll Geist und gefallen durch die einfache und edle Sprache, so wie durch ihre glücklichen, oft recht anmuthigen Bilder und den heitern Humor, der manche, namentlich erzählende Gedichte belebt. — Obgleich zu Eichstätt im fränkischen Nordgau (am 2. Juni 1811) geboren, rechnen wir Karl Barth doch hieher, weil er in seiner frühesten Jugend nach Augsburg kam; er studierte in München die Rechte, wurde 1839 Rechtsanwalt in Schwabmünchen, 1843 in Landsberg, 1848 in Augsburg und ist zur Zeit Stadtrichter in München. Er nahm an den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 lebhaften und fruchtbaren Antheil, und wurde 1864 in die Kammer der Abgeordneten gewählt, wo er eine hervorragende Stellung einnimmt. Er gab „Mystische Gedichte" (Augsb. 1847) heraus, in denen sich ein frommes Gemüth und eine echt religiöse Gesinnung ausspricht. Den nämlichen Charakter trägt „Der zweite Harfenstein. Ein religiöses Zeitgedicht", welches den dritten Band der „Gesammelten Schriften" (3 Bdchn. Regensb. 1850—51) bildet, während die beiden ersten recht gemüthliche „Erzählungen für die Jugend und Jugendfreunde" enthalten. Barth ist eben damit beschäftigt, eine neue vermehrte Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten, welche, nach den Proben zu urtheilen, die uns vorliegen, von einem bedeutenden Fortschritt in der Behandlung der Form zeugen. Ein schönes Verdienst hat sich Barth durch die Sammlung von „Körners des Aeltern Schriften" (Nürnb. o. J.) erworben, die eine wahre Bereicherung der Literatur sind; und nicht geringeres durch seine „Vertheidigungs-Momente" (Augsb. 1852), welche als der Anfang einer Literatur gerichtlicher Beredtsamkeit in Deutschland angesehen werden dürfen.

Die Zahl der aus Bayern und der Oberpfalz stammenden Dichter ist nicht sehr groß; dagegen finden sich mehrere von bedeutendem Talent unter ihnen. Aurbacher, Fr. Beck, Feldmann, Kobell, Pangkofer, Graf Pocci, Emilie Ringseis und Trautmann sind theils ausführlicher, theils in übersichtlicher Darstellung später zu erwähnen, hier nennen wir folgende: Emil August von Schaden, geb. am 24. Septbr. 1814 zu München, besuchte das Gymnasium in Nürnberg, studierte seit 1834 in München, wo Schellings Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung bleibenden Eindruck auf ihn machten, dann in Berlin, später wieder in München die Rechte, betrieb aber hauptsächlich philosophische Studien, habilitierte sich 1839 in Erlangen, wo er allmählich einen bedeutenden Einfluß auf die Studenten gewann. Im J. 1846 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie. Er starb am 13. Juli 1852 im Hause seiner Mutter zu Nürnberg. Es sind nur wenige Gedichte von ihm bekannt geworden; sie stehen zum Theil in den „Erinnerungen an Emil August von Schaden. Herausg. von H. W. J. Thiersch." (Fr. und Erlangen 1853); aber diese wenigen sind von großer Tiefe, und insbesondere zeichnen sich die Sonette dadurch aus, daß sich die glücklich behandelte Form und der geistvolle

Gehalt zur künstlerischen Einheit verschmelzen. Sehr lesenswerth sind die in den Erinnerungen mitgetheilten Briefe aus Italien, London und Paris, sowie die Abhandlungen über Malerei und Musik. — Sebastian Franz Daxenberger, geb am 3. Okt. 1809 zu München, studierte daselbst, dann in Berlin und Göttingen die Rechte, trat hierauf in den Staatsdienst und stieg in demselben bis zum Ministerial- und Staatsrath. Er starb 22. Januar 1878. Unter dem Namen Karl Fernau gab er „Mythische Gedichte" (München 1835) heraus, in denen er antike Sagen mit Geist und in geschmackvoller Darstellung behandelt; ferner „Blätter aus dem Leben eines Dichters" (Ebd. 1838), gelungene Liebeslieder und „Gedichte" (Regensb. 1845) mit guten Balladen und Legenden. — Leonhard Wohlmuth, geb. am 16. Dec. 1823 zu Hohenzell in Oberbayern, studierte in München Philosophie, Philologie und Rechtswissenschaft, lebte längere Zeit, literarisch beschäftigt, in Landsberg und ist seit dem Frühling 1870 Lehrer an der Kreisgewerbeschule in Bayreuth. Außer Novellen und Dramen hat Wohlmuth „Gedichte" (Augsb. und Münch. 1846; 4. Aufl. 1863) herausgegeben, in denen der Einfluß der Schwäbischen Schule nicht zu verkennen ist und aus denen bald Uhland, bald Justinus Kerner heraustönen. Die „Stimmen der Natur" enthalten glückliche Schilderungen, die sich leider öfters in weltschmerzliches Jammern auflösen. In den „Blättern der Liebe" ist warmes, inniges Gefühl, das der Dichter in einfachen, oft ergreifenden Weisen („Antwort") ausspricht; ein einziges Gedicht („Ballabend") wünschten wir weggelassen, und zwar wegen des widrigen Eindruckes, den es nothwendig auf jedes unbefangene Gemüth zurücklassen muß. Die auf historischer Grundlage beruhenden Gedichte „Der Kaiserdom zu Speyer" haben zu wenig poetisches Leben und sinken nicht selten zur Prosa herab. Unter den „Vermischten Gedichten" sind „Die Thränen" das Gelungenste; es sind recht sinnige und mit wahrer Empfindung durchgeführte Bilder, an denen besonders die inhaltvolle Kürze recht glücklich wirkt. Schmerzlichen Eindruck machen die Gedichte, in denen die auf Oesterreichs und Preußens Zusammenwirken gegründete Einheit Deutschlands verheißen wird. Im Ganzen gehören Wohlmuths Gedichte zu den besseren Erscheinungen der Zeit und sie dürfen um so mehr anempfohlen werden, als die Vergleichung der letzten Ausgabe mit der ersten einen recht erfreulichen Fortschritt beurkundet. — Obgleich in Hamburg (den 9. Febr. 1834) geboren, rechnen wir Friedrich Julius Felix Dahn doch zu den bayerischen Dichtern, weil er schon in der frühesten Kindheit nach München kam, dort erzogen wurde, dort (und später ein Jahr in Berlin) Philosophie, Geschichte und die Rechte studierte und sich dort habilitierte. Im J. 1865 wurde er zum ordentlichen Professor des deutschen Rechts und der Rechtsphilosophie in Würzburg ernannt und 1872 als solcher nach Königsberg berufen. Felix Dahn hat sich vorzüglich durch seine historischen Schriften einen sehr geachteten Namen erworben; er verdient aber auch durch seine „Gedichte" (Berl. 1857) rühmende Anerkennung. Seine tüchtige Gesinnung spricht er schon im ersten Gedichte „Mein Lieben und mein Hassen", seinen heiteren Lebensmuth in der trefflichen „Weltfreude" in ergreifenden, jugendlich warmen Worten aus; sie leiten die Sammlung auf höchst glückliche Weise ein, deren frischer, sittlicher und gemüthstiefer Charakter durch sie trefflich bezeichnet wird. Wie köstlich ist nicht der Cyklus „Mädchenblumen", in welchem er die verschiedenen Mädchengestalten und Mädchencharaktere mit Blumen eben so geistreich, als poetisch wahr und in glücklich wechselnden Formen vergleicht. Gern stimmt man in den Jubel ein, den der Dichter in seinen Frühlingsliedern erhebt; die Liebeslieder sind der Erguß eines gesunden, kräftigen Gefühls; da ist nichts Ueberreiztes, nichts Krankhaftes, sondern überall wahre Empfindung. Höchst lieblich sind die „Stillen Weisen", zu denen er durch eine Zusammenstellung von Anfängen alter Volkslieder angeregt wurde, die er in geistreicher Weise und volksthümlichem Tone ausführt. Die Balladen und Romanzen behandeln glücklich gewählte Stoffe aus Geschichte und Sage mit poetischem Sinn; in der Abtheilung „Didaktisches" endlich findet sich echte Lebensweisheit mit Geist und Klarheit ausgesprochen. Der Versbau der sämmtlichen Gedichte ist gewandt, die Form einfach, die Sprache edel und reich.

Während in den meisten deutschen Ländern der österreichischen Monarchie seit dem dritten Jahrzehend ein reges poetisches Leben aufblühte, schien Tirol an dieser Bewegung den geringsten oder keinen Antheil zu nehmen. Man erklärte sich dies leicht aus dem Druck, den der Ultramontanismus vorzugsweise auf dem schönen Lande ausübte, und man war so ziemlich allgemein der Meinung, daß die sogenannten „Schnaderhüpfel" („Schnodahaggen") die alleinige poetische Produktion des tüchtigen Tirolervolkes seien. In der neueren Zeit ist aber doch trotz der fortdauernden Macht des Jesuitismus und des von ihm ausgehenden Druckes eine große Regsamkeit der Geister sichtbar geworden*), die sich zunächst auf poetischem Gebiete kund gegeben hat, und wir freuen uns, in den Stand gesetzt worden zu sein, auf eine Reihe von Tiroler Dichtern aufmerksam machen zu können, von denen nur sehr wenige außerhalb ihres engern Vaterlandes bekannt geworden sind. Die geistige Bewegung gieng, wie es sich übrigens von selbst versteht, von den Feinden des Ultramontanismus aus, aber es wurden dessen Freunde in dieselbe gerissen, weil sie den Kampf gegen sie aufnehmen mußten. Es traten daher die Parteigegensätze schroff hervor, aber trotz derselben und bei allen sonstigen Verschiedenheiten der Dichter ist denselben doch Etwas gemeinsam, das Anknüpfen an die Geschichte

*) Diese geistige Bewegung begann schon am Ende der zwanziger Jahre. Eine Schaar begeisterter Jünglinge, Studenten der Universität Innsbruck, schlossen einen poetischen Bund und veröffentlichten die „Alpenblumen aus Tirol" (Innsbr. 1827—1829), wo wir zuerst den Namen Johannes Schuler (den wir später besprechen werden), Beda Weber, Jos. Streiter, Jos. Thaler und Pius Zingerle in friedlicher Eintracht begegnen. Die Gegensätze schlummerten noch, doch brachen sie bald los und verursachten bitteren Streit unter den ehemaligen Freunden, von denen die Einen sich entschieden dem Liberalismus, die Andern dem Ultramontanismus zugewendet hatten.

und Natur ihres großartigen Landes. Die bedeutendsten Erscheinungen sind ohne Zweifel Adolf Pichler und Herm. von Gilm, auf welche wir ausführlicher zurückkommen; an anderer Stelle sind Meßmer, Emilie Geiger, Martin Meyer, Isidor Müller, Hans Obrist, Lutterotti, Stricker und Wildgruber zu erwähnen. Hier sind noch die folgenden zu besprechen: Johann Senn, geb. am 1. April 1792 zu Pfunds im Ober-Inthal, kam früh nach Wien, wo er bald mit den ausgezeichnetsten Männern, darunter Feuchtersleben und Schubert, der mehrere Lieder von ihm componirte, Freundschaft schloß. Metternichs Polizei faßte Verdacht gegen die harmlosen Zusammenkünfte der Freunde, und weil man in dem Tagebuche des Einen die Bemerkung fand, er halte Senn für den einzigen, der für eine Idee zu sterben fähig sei, so wurde dieser verhaftet, und nach einem Jahre, obgleich man ihm Nichts zur Last legen konnte, nach Tirol verwiesen. Da ihm jegliche Aussicht auf eine Staatsanstellung verschlossen war, ließ er sich anwerben, marschierte bis Neapel und brachte es trotz aller Hindernisse bis zum Offizier. Doch mußte er wegen andauernder Kränklichkeit seinen Abschied nehmen; er erhielt eine kleine Pension, von der er nicht leben konnte, so daß er sich gezwungen sah, in Innsbruck, wohin er sich gewendet hatte, bei Advokaten Schreiberdienste zu thun. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit philosophischen Studien, namentlich Hegels. Er starb am 30. Septbr. 1857; seine Freunde, von Adolf Pichler angeregt, errichteten ihm ein würdiges Denkmal. Seine „Gedichte" (Innsbr. 1838) zeichnen sich durch Wahrheit der Empfindung („Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet", sagt er im Vorwort), durch Originalität und Tiefe der Gedanken, sowie durch knappe Präcision der Sprache aus, die zwar nicht immer rein und fließend, aber immer kräftig und wirkungsvoll ist. „Der rothe Tiroler Adler" ist, von einer tüchtigen musikalischen Komposition getragen, zum volksthümlichen Lied geworden. Der Cyklus „Oesterreichs Kaiseraar" ist ein großartiges Gedicht zu Ehren Oesterreichs; daß er darin das deutsche Oesterreich von der österreichischen Monarchie nicht trennte, ist für die damalige Zeit begreiflich, können sich doch noch heute nach so deutlichen Lehren Viele nicht zu der Ansicht erheben, daß die deutschen Länder Oesterreichs nur im engsten Verband mit Deutschland geistig und materiell gedeihen können, und daß der Verband mit den ungarischen und rein slavischen Staaten für sie von jeher nur ein Hemmschuh war. — Joseph Thaler, geb. zu Ulten am 15. Okt. 1798, studierte Theologie, trat in den Benedictinerorden, wurde 1824 Priester und st. 1876 als Pfarrer zu Kuens. Er hat mit seinen „Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen von Lertha" (Innsbruck 1840) die Absicht, „den Sinn für Vaterland zu wecken und zu nähren". Die Absicht ist sehr löblich, nur wäre zu wünschen, daß es mit mehr Geist und in einer nicht so steifen Sprache geschehen wäre. Es wird nicht auffallen, daß der mönchische Dichter die „Gedankensperr" für ein Glück, die Gedankenfreiheit für ein Geschenk des Höllenfürsten hält. Thaler hat auch eine Geschichte von Tirol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart im ultramontanen Sinne geschrieben. — Beda Weber, geb. am 26. Okt. 1798 zu Lienz im Pusterthal, lernte als Knabe das Schusterhandwerk und begann erst mit dem 16. Jahre seine Gymnasialstudien zu Bozen; er trat 1821 in den Benedictinerorden, worauf er noch 4 Jahre Theologie studierte und 1825 Anstellung als Professor in Meran erhielt. Er wurde 1848 in das Frankfurter Parlament geschickt und 1849 zum Pfarrer der katholischen Gemeinde in Frankfurt und zugleich zum Domkapitular der Limburger Diözese gewählt. Die Akademien zu Wien und München ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb am 28. Febr. 1858. Beda Weber ist ein vollblütiger Ultramontane; und er gesteht es selbst („Ja, ich bin Ultramontane, Mit den Worten, mit der That"). Freilich will er mit dem Worte eine schönere Bedeutung verbinden, indem er hinzufügt: „Laßt uns alle Ultra sein, Ultra in der Lieb und Treue Für das Vaterland, das freie!" Diese Richtung tritt auch in seinen „Liedern aus Tirol" (Stuttg. 1842) scharf hervor. Es ist in denselben eine reiche Phantasie und Gestaltungsgabe nicht zu verkennen, und seine Naturbilder sind kräftig gezeichnet; allein meistens verschwimmen seine Gedanken in mystischer Ueberschwänglichkeit, die an Clemens Brentano erinnert. Die anonym erschienenen „Vormärzlichen Lieder aus Tirol" (Jena 1850) sind von ihm, obgleich er sie später verläugnete. Weber hat sich außerdem durch sein inhaltreiches Werk „Das Land Tirol" (3 Bde. Innsbr. 1838) und die Ausgabe der „Gedichte Oswalds von Wolkenstein" (Ebd. 1847), dessen Leben er in „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (Ebd. 1850) schilderte, verdient gemacht. Großes Interesse gewähren seine „Charakterbilder" (Fr. 1853), wenn diese auch im entschieden ultramontanen und reaktionären Sinne geschrieben sind. — Joseph Streiter, geb. im J. 1804 zu Bozen, studierte die Rechte, wurde dann Advokat, später Bürgermeister seiner Vaterstadt und 1866 Abgeordneter der Handelskammer. Er verfocht stets das liberale Princip mit größter Entschiedenheit und machte sich hauptsächlich dadurch verdient, daß er unter Metternich es wagte, Tirol in auswärtigen Blättern zu vertreten und den Ultramontanismus zu bekämpfen. Er zuerst hat Tirol in die deutsche Journalistik eingeführt. Streiter starb zu Payersberg bei Bozen 17. Juli 1873. In seinen „Dichtungen" (Innsbr. 1843), die er unter dem Namen Berengarius Ivo herausgab, erfreut uns zunächst die begeisterte Liebe zur Heimat, die er in mehreren Gedichten, am Würdigsten und Tiefsten in dem hymnenartigen Gedicht „Mein Vaterland" ausspricht. Die „Reiselieder", die uns von Mailand durch die Schweiz, den Rhein hinab und über Frankfurt nach Berlin geleiten, sind sehr verschieden an Werth, bald gedankenreich, bald ohne tieferen Gehalt. Von den übrigen Liedern scheinen uns die im scherzhaften Ton am Wenigsten gelungen; viel erfreulicher sind die ernsthaften, in denen sich ein tiefes Gefühl abspiegelt („Der blühende Cactus", „Sterbelieder"). Die kleinen epischen Dichtungen, deren Stoff ihm die Geschichte und Sage Tirols lieferte, sind einfach und klar erzählt;

in dem Mysterium „Himmel und Erde" hat der Dichter den Gedanken, daß Liebe die Erde mit dem Himmel verbindet, nicht unglücklich durchgeführt. Streiter hat sich auch im Drama versucht. „Die Lebensquelle" (Innsbr. 1839) ist ein mit Geschick dramatisiertes orientalisches Märchen; „Der Assessor. Lustspiel in 4 Aufzügen" (Berl. 1850) ist in der Manier Iffflands geschrieben, „Heinrich IV., ein Trauerspiel" (Stuttg. 1846) ist dagegen eine Nachahmung Shakspeare'scher Geschichts-Dramen. Seine „Studien eines Tirolers" (Magdeburg 1862), welche sich mit der neuern Geschichte Tirols beschäftigen, sind zum Theil bissige Pamphlete, die nicht allein die Ultramontanen treffen. — Der Benedictiner Pius Zingerle, geb. am 17. März 1801 zu Meran, früher Direktor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, in späteren Jahren Consultor der Congregation für orientalische Kirchenangelegenheiten, Professor der arabischen und syrischen Sprache an der Sapienza, Scriptor an der Vaticana in Rom, jetzt Prior im Stifte Marienberg, ragt durch seine Leistungen im Gebiete der orientalischen Sprachen hervor. Seine metrischen Uebersetzungen aus dem Syrischen sind schon oben erwähnt worden (S. 11); seine eigenen „Gedichte" (Innsbr. 1843) bewegen sich in religiöser Sentimentalität, ohne besonderen poetischen Werth zu haben. — Der Weltgeistliche Aloïs Flir, geb. zu Landeck am 7. Okt. 1805, Professor der Aesthetik und klassischen Literatur in Innsbruck, hat sich durch seine Vorträge über Aesthetik um Verbreitung eines edleren Geschmacks verdient gemacht, dessen Einfluß schon bei neuen Kirchenbauten thatsächlich hervortritt; von seinem scharfen und zugleich begeisterten Urtheil zeugen seine „Briefe über Shakespeare's Hamlet" (Innsbr. 1865), die schon im Jahrgang 1852 der Zeitschrift „Phönix" erschienen waren, eben so die „Briefe aus Rom" (2. Aufl. Ebd. 1864) und die „Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. Geschrieben in den Jahren 1825 bis 1853" (Ebd. 1865), die namentlich auch über die Vorgänge im Frankfurter Parlament, dessen Mitglied er war, interessante Aufschlüsse geben. Wir kennen von ihm Gedichte, welche „Bilder aus den Kriegszeiten Tirols" (Innsbr. 1846) enthalten; es sind Erzählungen aus dem großartigen Kampf der Tiroler gegen die Franzosen und Bayern, welche den Schlachten- und Todesmuth des kräftigen Bergvolkes kunstlos, aber durch die einfache Natürlichkeit desto wirksamer schildern. „Die Mannharter" (Innsbr. 1852) erzählen die Geschichte einer religiösen Sekte im Unterinnthal mit edler Wärme. Weil der Dichter alles Phantastische, Ueberschwängliche vermied, hat er jene mächtigen Heldengestalten im Bauernkittel mit der lebensvollsten Wahrheit gezeichnet. Im J. 1845 vollendete Flir eine Tragödie in 5 Aufzügen, die wie die „Briefe" erst nach seinem Tode herausgegeben wurde, „Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums" (Innsbr. 1865). Flir starb am 7. März 1859 zu Rom als auditore della sacra ruota. — Ignaz Vincenz Zingerle, der Neffe des obenerwähnten Pius, geb. zu Meran am 6. Juni 1825, wollte sich anfänglich dem Kloster widmen, fand aber in den Zellen von Marienberg keine Befriedigung, und trat ins Leben zurück. Im J. 1848 wurde er Professor am Gymnasium zu Innsbruck, dann Bibliothekar und endlich Professor der deutschen Literatur an der dortigen Universität. Ign. V. Zingerle ist durch seine Forschungen und Arbeiten im Gebiete der deutschen Sprache, Literatur und Sage rühmlich bekannt, von denen wir nur „Tirols Antheil an der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter" (Innsbr. 1851), „Sagen aus Tirol" (Ebd. 1850), „Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche" (mit seinem Bruder Joseph; 2 Bde. Innsbr. 1852 und Regensb. 1854) erwähnen. Seine „Gedichte" (Ebd. 1853) sind weder in Gedanken noch in der Darstellung neu, aber sie erheben sich doch über die alltägliche Mittelmäßigkeit. Die Balladen und Legenden sind im Ganzen gut erzählt; die Lieder zeugen zum Theil von warmem Gefühl, die epigrammatischen Gaben gehören zum Besten der Sammlung, so wie die „Lieder aus dem Märchen Schneewittchen". V. Zingerle, der mit Vincenz von Ehrhart (geb. zu Innsbruck am 13. Sept. 1823, gest. i. J. 1873 in Wien) die kleine Sammlung „Von den Alpen. Zwei Liedersträuße" (Innsbr. 1850) herausgab, hat seinen Antheil in den oben erwähnten „Gedichten" wieder abdrucken lassen; die Beiträge Ehrharts zeugen von Talent für poetische Form und von warmer Liebe für Deutschland. — „Die Alpenzither. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den J. 1848 bis 1850" (Innsbr. 1850) von Johann Mahl-Schedl Ritter von Alpenburg hat keinen reinen Klang, oder vielmehr es ist keine Alpenzither, sondern eine ohrenzerreißende Maultrommel, durch welche der krasseste Servilismus verherrlicht werden soll. — Christian Schneller, geb. am 5. Nov. 1831 zu Holzgau im Lechthale, machte seine Gymnasialstudien zu Hall und Innsbruck, wo Adolf Pichlers Leitung höchst günstig auf seine poetische Entwicklung wirkte. Er gieng 1855 nach Wien, um Medizin zu studieren, wandte sich aber bald dem Lehramte zu, wurde 1856 Prof. in Roveredo, 1867 in Innsbruck und 1869 Landesschulinspektor für Tirol und Vorarlberg. Er trat zuerst mit der Sammlung „Aus den Bergen" (Nürnb. 1857) in die Oeffentlichkeit; sie gewann durch den Glanz der Darstellung und die Lebendigkeit der Naturschilderung vielfachen Beifall, nur nicht in seiner Heimat, ob sie gleich ihrer Verherrlichung gewidmet ist. Seine Liebe zum großen deutschen Vaterlande spricht er in „Jenseits des Brenners. Gedichte" (Innsbr. 1864) in formell schönen Liedern aus. Erfreulich ist es, daß er die Deutschen an den Raub des Elsasses erinnert, den sie sich so schmählich gefallen ließen und gefallen lassen; eben so erfreulich ist, daß er in den „Sonetten aus Wälschtirol" und in einem anderen Sonettencyklus „Der Bote aus Caprera" die Zumuthung kräftig zurückwies, das südliche Tirol aufzugeben; aber wir müssen bedauern, daß er das Recht Italiens, italienisch zu sein, nicht anerkennt. Ein treffliches Gedicht ist „Im Gebirge", in welchem der Dichter beklagt, daß die Bewohner des südlichen Tirols, „die Augen blau und blond das Haar", ihre deutsche Muttersprache aufgegeben haben, welche nur von den Alten verstanden wird, und wir theilen den Schmerz,

den er in tiefgefühlten Worten ausspricht. Noch bedeutender ist die Dichtung „Am Alpsee" (Innsbr. 1860), worin er eine einfache, aber höchst liebliche Sage in fließenden Versen mit reichen, wohllautenden Reimen erzählt. Der Rahmen, in den er die Dichtung einkleidet, ist eine schöne Verherrlichung des zu früh verstorbenen Königs Maximilian von Bayern; aber so gern wir in das Lob einstimmen, das er ihm zollt, glauben wir doch, daß die Dichtung dadurch wesentlich an ihrer Einheit verliert. — Der Weltgeistliche J. G. Vonbank, geb. zu Braz am 5. Sept. 1824, 1850 Gymnasialprofessor, zuerst zu Zara, dann in Innsbruck, jetzt pensionirt, sagt im Vorwort zu seinen „Sonetten" (Innsbr. 1862), daß sich „das Sonett für eine gewisse Spezies kontemplativer Lyrik vorzugsweise zu eignen und von selbst darzubieten scheine." Die seinigen bestätigen diese Ansicht aufs Schönste, denn sie sind, manchen prosaischen Ausdruck und manche unbeholfene Wendung abgerechnet, im Ganzen wohlgebildet und es schmiegt sich die Form dem Gedanken glücklich an. Eben so müssen wir ihm unbedingt Recht geben, wenn er im „Gebet" ausruft: „Endlich siegen die Wahrheit muß, die Lüge unterliegen", nur halten wir den Jesuitismus und dessen Lockungen nicht für Wahrheit. Uebrigens müssen wir gestehen, daß der Dichter seine Ansichten mit Kraft und Geschick dargestellt hat. — Patrizius Anzoletti, geb. am 17. Mai 1838 zu Bozen, wo er jetzt als Professor wirkt, verdient schon deswegen Erwähnung, weil er, so viel wir wissen, der einzige Franziskanermönch ist, der dichterische Versuche herausgegeben hat. „Die Jahres-Zeiten. Ein Cyclus lyrischer Gedichte" (Regensb. 1862) zeugen freilich mehr von gutem Willen als von poetischer Begabung, auch ist ihre Sprache weder reich noch durchweg gebildet, aber die Gedichte erwecken schon dadurch ein günstiges Vorurtheil für ihren Verfasser, weil sich in ihnen ein menschenfreundliches Herz kund gibt, das gern an den Leiden des Volkes Theil nimmt. — Noch müssen wir zweier Sammlungen gedenken, welche Poesien verschiedener Dichter enthalten. In der ersten „Frühlieder aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Adolf Pichler" (Wien 1846) finden sich Gedichte von Vincenz von Ehrhart, Hermann von Gilm, dem früh verstorbenen Adolf Purtscher, Sigm. Schlumpf und Andern, die zum Theil recht hübsch sind; die zweite „Frühblumen aus Tirol" (Innsbr. 1863) bringt anmuthige Frühlings- und Liebeslieder von Ludwig von Hörmann, von der pseudonymen Angelika, von Hans von Vintler, dessen Name an den Tiroler Dichter der „Blume der Tugend" erinnert, von welchem er abstammt, und von Peter Moser (unter dem Namen J. E. Waldfreund), der auch kräftige Epigramme geliefert und „Torquato Tasso's letzte Stunden" von Giovanni Prati recht glücklich übersetzt hat (Innsbr. 1860). Ueber alle diese Dichter findet sich das Nähere im Register.

Die Steirer Dichter A. von Prokesch-Osten und C. G. Ritter von Leitner sind an späteren Stellen zu besprechen, eben so die Kärnthner Ritter von Tschabuschnigg, Friedrich Marx und Fercher von Steinwand, wogegen zwei andere Dichter hier zu erwähnen sind. Ludwig Ißleib ist zwar von Geburt kein Kärnthner; da er aber viele Jahre in Kärnthen lebte und seine Thätigkeit vorwiegend den Interessen dieses Landes widmet, so haben wir ihn billig den Kärnthner Dichtern beigezählt. Er wurde am 8. Febr. 1827 zu Wolfsberg in Thüringen geboren, und widmete sich nach vollendeten Schulstudien der Pharmacie, verließ jedoch diesen Beruf nach einigen Jahren und studierte in Jena Philosophie und Geschichte, namentlich Kunst- und Literaturgeschichte. Im J. 1856 gieng er nach Krain, wo er die Redaktion der „Laibacher Zeitung" und der belletristischen Wochenschrift „Blätter aus Krain" übernahm. Er gerieth in Folge dieser Thätigkeit mit der slavischen Partei in Zerwürfniß, da er ihre Angriffe gegen das Deutschthum mit Energie bekämpfte. Weil er aber bei den Deutschen nicht die gehörige Unterstützung fand, übersiedelte er im J. 1865 nach Klagenfurt in Kärnthen, wo er die Redaktion der „Klagenfurter Zeitung" und im folgenden Jahre auch die Leitung der Monatsschrift „Carinthia" übernahm. Seit einigen Jahren lebt er als Redacteur in Wien. In Anerkennung seiner Bestrebungen für die deutsche Sache verlieh ihm die Gemeinde Feld in Oberkärnthen das Ehrenbürgerrecht. Ißleibs „Gedichte" (Laibach 1858) bewegen sich in einem ziemlich engen Kreise; der Frühling, der Herbst und Winter sind nebst der Liebe die Stoffe, die er vorzugsweise behandelt, aber er entfaltet in seinen Liedern eine große Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen, die um so erfreulicher ist, wenn wir uns an die Eintönigkeit des Minnegesangs erinnern, dem er an Schönheit und Mannigfaltigkeit zwar weit nachsteht, den er aber in der Bedeutsamkeit des Gehalts eben so weit übertrifft. Als wesentlicher Charakterzug seiner Dichtungen erscheint die glückliche Verschmelzung der nordischen Reflexion mit der südlichen Unmittelbarkeit, der Neigung zum scharfpointirten Witz des Nordens mit dem gemüthlichen Humor des Südens. In vielen Liebesliedern erkennt man Heine's Einfluß, man wird oft an bekannte Töne und Gedankenblitze desselben erinnert, aber er unterscheidet sich wiederum wesentlich von jenem dadurch, daß es ihm mit seinen Empfindungen heiliger Ernst ist; nur hie und da begegnet man einem Versuch, das Gefühl in Heine'scher Weise zu verspotten. Eine recht erfreuliche Zugabe sind die gelungenen Nachbildungen aus fremden Sprachen. Noch während seines Aufenthalts in Deutschland hatte Ißleib ein episches Gedicht „Hermannfried" (Jena 1854) herausgegeben, aber der schöne und fruchtbare Stoff war an der unkünstlerischen Behandlung gescheitert. Die Auflösung in einzelne Romanzen oder Balladen, was freilich zur Modesache geworden war, seit Anastasius Grüns „Letzter Ritter" so großen Beifall gefunden hatte, zerstört alle Einheit, wozu auch der Wechsel der metrischen Form das Seinige beiträgt. Die einzelnen Abschnitte sind freilich, jeder für sich betrachtet, recht gut, aber das kann nicht für die mangelhafte Kunstgestaltung entschuldigen. — Ernst Rauscher, geb. zu Klagenfurt am 3. Sept. 1834, besuchte das dor-

tige Gymnasium, studierte dann in Wien. Seit 1859 hat er seinen bleibenden Wohnsitz in seiner Vaterstadt genommen, wo er sich in glücklichen Verhältnissen einer schönen Unabhängigkeit erfreut, die ihm vergönnt, sich literarischer und besonders poetischer Thätigkeit zu widmen, deren erste Frucht er in den „Gedichten" (Klagenf. 1861) veröffentlichte. Liebe, Freundschaft und Natur bilden die Stoffe derselben, die er in einfachen, aber doch mannigfaltigen und dem Inhalt glücklich angepaßten Formen besingt. Man erkennt den Gebirgssohn bald an der Vorliebe, mit welcher er die Alpenwelt zum Gegenstand seiner Dichtungen wählt, aber auch an der Art und Weise, wie er sie auffaßt. Sie sind nicht der Ausdruck begeisterten Erstaunens über die Wunder derselben — er ist ja mitten unter ihnen aufgewachsen —, sondern sie sind der Ausdruck der innigsten Liebe und treuesten Anhänglichkeit. Sie ergehen sich daher nicht in glänzenden Bildern und schwunghaften Reden, sondern bewegen sich in schlichtem, aber nichts desto weniger tiefgefühltem Ausdruck. Eine zweite Sammlung „Gedichte" (Wien 1864) ist vorzüglich dem Preis des Liebesglückes gewidmet; denn wenn auch die ersten Abschnitte als Frühlings-, Sommer-, Herst- und Winterlieder bezeichnet sind, so bezwecken sie in der That doch nichts Anderes, als die folgende „Liebesglück" bezeichnete Reihe. Der Dichter schildert darin das Glück der ersten Liebe, des Brautstandes, der Ehe und des Familienlebens in zarten und gefühlvollen Tönen, deren edle und sittlichschöne Haltung mit Wohlgefallen erfüllt. Der melancholische Zug, der in der ersten Sammlung vorherrscht, verschwindet ganz in der zweiten, die auch in formeller Hinsicht von Fortschritt des Dichters zeugt, dagegen hat er die allzu subjektive Auffassung seiner Stoffe noch nicht überwunden. Unter den „Vermischten Gedichten" sind die lieblichen „Blumenlegenden" auszuzeichnen. Bei dem im Ganzen engen Umfang der Stoffe entwickelt der Dichter einen großen Reichthum an Gedanken und Anschauungen, die zwar nicht immer neu, aber immer selbstständig durchgeführt sind. Die Sprache ist im Ganzen rein und gewandt, nur bricht hier und da der Einfluß der Mundart auf den Reim durch. In den „Elegien" (Ebd. 1866) machen wir vor Allem auf diejenigen aufmerksam, in welchen der Dichter trotz des zerrissenen Bandes sein treues Festhalten an Deutschland ausspricht.

Aus dem von einer nur schwachen deutschen Bevölkerung bewohnten Krain kennen wir einen einzigen, freilich bedeutenden Dichter, Constantin Wurzbach, der zwar auch einzelne gelungene lyrische Gedichte verfaßt hat, aber vorzüglich durch seine epischen Dichtungen bekannt geworden ist, weshalb wir ihn erst später zu besprechen haben.

Wie schon im vorigen Zeitraum, so ist auch in der neueren Zeit Oesterreich reich an Dichtern, und es ist überhaupt die geistige Bewegung so mächtig, daß man sich der Hoffnung überlassen darf, es werden die neuesten Ereignisse das schöne Land mit seinem tüchtigen Volk nicht für immer von Deutschland getrennt haben. Folgende Dichter werden wir theils ausführlicher, theils in übersichtlicher Darstellung an späteren Orten besprechen: Bauernfeld, Sebastian Brunner, Duller, L. Eckardt, Erstenberg, Feuchtersleben, Gartner, Elisabeth Glück, Hamerling, Kaiser, Kaltenbrunner, Klesheim, Kaulf, Rollet, Saar, Sealsfield, Steinebach und Stelzhamer; hier sind die nachfolgenden zu erwähnen: Hermann von Hermannsthal, dessen Biographie im Register zu finden ist, schrieb „Gedichte" (Wien 1830) und „Mein Lebenslauf in der Fremde" (Freib. 1837). Beide Sammlungen zeugen von schönem Talent; die Liebeslieder sind zart empfunden, die Heimatslieder drücken die Sehnsucht nach dem Vaterlande mit tiefem Gefühl aus. — Joh. Karl Braun von Braunthal, mit dem Dichternamen Jean Charles, geb. zu Eger im J. 1802, lebte seit 1830 in Wien, zuerst ohne Anstellung, später bei der Bibliothek der Polizei-Hofstelle verwendet. Er starb am 26. Novb. 1866. Wir werden bei der Romanendichtung auf ihn zurückkommen; als Lyriker ist er wegen verschiedener Sammlungen zu erwähnen. In den „Phantasie- und Thierstücken" (Wien 1836) finden sich Lieder, Fabeln und Märchen, die alle höchst originell und voll des heitersten Humors sind, auch treffende Satyren auf die Zeitverhältnisse enthalten. Die „Gedichte" (Nbg. 1839) bieten gute Sonette und heitere Trinklieder; die Balladen und Romanzen beweisen des Dichters Talent für epische Gestaltung, wie die „Lieder eines Eremiten" (Stuttg. 1840), Klagen eines vom Schicksal hart verfolgten Gemüths, von tiefer Empfindung und Gewandtheit der Darstellung zeugen, die ebenfalls in „Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte" (Dresden 1843) unverkennbar ist, wenn auch Sprache und Form öfters wegen ihrer nachlässigen Behandlung getadelt werden muß. — Die „Gedichte" (II. Wien 1830) von Johann Langer lassen durch ihre harmlose Gemüthlichkeit, ihren heiteren Humor den Oesterreicher leicht erkennen, freilich den Oesterreicher der alten Zeit, dem nebst dem Liebchen der „angebetete Kaiser" und der Prater das Höchste war, was das Leben darbieten kann. — Heinrich Ritter von Levitschnigg, geb. am 25. Sept. 1810 zu Wien, studierte Philosophie, die Rechte, dann Medizin, gab aber auch diese wieder auf, wurde 1830 Soldat, 1832 Lieutenant, nahm aber schon 1834 seinen Abschied und gieng nach Wien, wo er von der Schriftstellerei lange Zeit ziemlich kümmerlich lebte. Er starb daselbst am 25. Jan. 1862. Levitschnigg war nicht ohne Talent, aber, wie so vielen Andern, erlaubte ihm die Nothwendigkeit, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, nicht, auf seine Erzeugnisse die gehörige Zeit zu verwenden. In den „Gedichten" (Wien 1842) ist manches Schöne, selbst Geniale, das von einer gewandten und wohllautenden Sprache noch gehoben wird; aber das Meiste ist zu flüchtig hingeworfen und oft verflüchtigt der Gedanke in Geschwätzigkeit. Die folgenden Sammlungen „West-Oestlich. Gedichte" (Wien 1846) und „Brennende Liebe. Zwei Sträuße" (Ebd. 1852) sind gehaltreicher, aber das Gute geht nicht selten in Schwulst und Uebertreibung unter. Früher erschien „Rustan,

romantisches Gedicht in vier Gesängen" (Stuttg. 1841), das eine in europäischen Märchen öfters vorkommende Geschichte nach Indien verlegt, ohne daß es dem Dichter gelänge, das indische Leben zu vergegenwärtigen. Auch hier fehlt es nicht an Schwulst und unwahren Bildern, aber auch nicht an genialen Stellen. „Ein Märchen" (Pesth 1847) ist weder in Anlage noch in Ausführung gelungen. Unter Levitschniggs Romanen, die zu ihrer Zeit Beifall fanden und allerdings nicht ohne Talent geschrieben sind, erwähnen wir als die gelungensten: „Die Geheimnisse von Pesth" (4 Bde. Pesth 1842; 2. Aufl. 1853) und den „Diebsfänger" (2 Bde. Wien 1860). — Karl Ziegler, geb. am 12. April 1812 zu St. Martin in Oberösterreich, studierte in Wien, stand von 1838—57 im Staatsdienste, lebte seitdem in Wien u. Salzburg u. st. 20. Mai 1877. Es wird ziemlich allgemein den österreichischen Dichtern vorgeworfen, daß ihre Darstellung allzu farbenreich und daß sie allzusehr durch glänzende Bilder zu wirken suchen; dieser Vorwurf trifft die „Gedichte" (Lpz. 1843) nicht, die Ziegler unter dem Namen Carlopago herausgab, und eben so wenig eine zweite Sammlung: „Himmel und Erde. Gedichte" (Wien 1856); vielmehr ist seine Darstellung sehr einfach und selten mit Bildern geschmückt. Nichts desto weniger weiß er zu fesseln, sowohl durch die Wahrheit der Empfindung als durch die Originalität der Darstellung, durch die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Stoffe. Man begegnet wenigen Liebesliedern; häufiger besingt er die Natur, die er in ihrem Zusammenhang mit Menschen und Gott betrachtet, wie denn ein tief religiöses Gefühl seine Dichtung beherrscht. Er ist reich an originellen Gedanken („Des Sängers Herz"), die freilich oft auch seltsam sind („Die Pyramiden"). So verweilt er auch gern bei den Gräbern und er liebt überhaupt das Düstere, Unheimliche, das er oft bis zum Grausenhaften steigert („Geisterstunde"). Häufig kleidet er seine Gedanken in das Gewand der Allegorie, die er sinnig behandelt. — Johann Ludwig Deinhardstein, dem wir im vorigen Bande wegen seiner dramatischen Leistungen besprochen haben, gab auch „Gedichte" (Berlin 1844) heraus, die zwar nicht so bedeutend sind als seine Dramen, aber des Schönen doch nicht wenig enthalten. Sehr viele sind Gelegenheitsgedichte, die er mit Geist behandelt. Die Liebeslieder sind zum Theil recht anmuthig. Neue Gedanken und großartige Anschauungen wird man freilich nicht finden, dagegen nur zu viel Gewöhnliches und Unbedeutendes. — Ludwig Foglár, geb. am 24. Decbr. 1820 zu Wien, besuchte die Hochschule daselbst, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten, ergriff aber bald aus Neigung die kommerzielle Laufbahn und trat 1842 in die Dienste der österr. ersten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft. Er trat zuerst mit einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Cypressen. Dichtungen" (Wien 1841) hervor, die bei allem Ueberwuchern der Sentimentalität doch von Talent zeugten und für die Zukunft Besseres erwarten ließen. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Schon die folgende Sammlung „Strahlen und Schatten. Gedichte" (Lpz. 1846) zeigte bedeutende Fortschritte in Gehalt und Form. Wie in den „Cypressen", so ist auch in diesen Gedichten Schwermuth der Grundton; aber er beruht auf größerer Wahrheit, weil es die Lebens- und Zeitverhältnisse sind, welche diese Stimmung hervorbringen, die sich hie und da zur Bitterkeit steigert. Eine dritte Sammlung, „Ein Stück Leben" (Pesth 1847), bietet Liebeslieder voll leidenschaftlicher Glut; ein Anhang enthält Klagen über die jämmerliche Zeit, die keine Hoffnung aufkommen läßt, während der Dichter in „Still und bewegt. Neuere Gedichte" (Prag 1859) auf echt deutsche Weise sich schwärmerischen Hoffnungen auf die Zukunft hingibt. Seine letzte Dichtung „Minnehof. Roman in Liedern" (Wien 1864) ist uns nicht bekannt geworden. — Die „Gedichte" (Wien 1844) von Otto Prechtler, dem wir im Drama wieder begegnen werden, verbinden Wärme des Gefühls mit Klarheit der Darstellung und Gewandtheit der Form. Seine Gedanken sind nicht immer besonders tief, aber doch immer gehaltreich. „Ein Jahr in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848" (Wien 1849) charakterisiert jene merkwürdige Zeit auf das Beste, indem die Lieder mit dem Ausdruck schwärmerischer Begeisterung und hoffnungsvoller Erwartung beginnen, dann allmählich matter werden und in vollständiger Schwäche abschließen. In den „Zeitlosen" (Ebd. 1855) schlägt der Dichter wiederum kräftigere Töne an; und da die Furcht vor dem Belagerungszustand ihn nicht mehr lähmt, wagt er es wieder, den großen Aufschwung von 1848 zu verherrlichen. Auch in den übrigen Gedichten ist Kraft und Reichthum der Gedanken zu rühmen. — Johannes Nordmann, geb. auf dem Freihof Landersdorf bei Krems in Niederösterreich am 13. März 1820, studierte in Wien Philosophie und Literatur, machte später große Reisen durch Italien, die Schweiz, Deutschland und einen Theil von Frankreich, besuchte hierauf die nordischen Königreiche und lebte nach der Rückkehr eine Zeit lang in Dresden und Leipzig. Beim Ausbruche der Revolution von 1848 war er in Wien Mitglied der Akademischen Legion, und wirkte durch mehrere Schriften („Trutznachtigall", „Die Liguorianer"). Im J. 1849 redigierte er das Journal „Die Zeit", welches bald verboten wurde; hierauf redigierte er 1853 und 1854 die Wochenschrift „Der Salon". Nachdem er 1858 Belgien und Frankreich bereist und sich eine Zeit lang in Würtemberg aufgehalten hatte, kehrte er nach Wien zurück, wo er an der Redaktion des oppositionellen Journals „Der Wanderer" Theil nahm, und seit 1869 der Redaction der N. Fr. Presse angehört. Ein Prozeß, in den er wegen Beleidigung des Königs von Preußen verwickelt wurde, erregte in den weitesten Kreisen großes Aufsehen. Seine „Gedichte" (Lpz. 1847) wurden bei ihrem Erscheinen in Oesterreich verboten; es wäre freilich ein Wunder, wenn die Censur sie unbeachtet gelassen hätte, denn sie sind von einem kräftigen Geiste der Freiheit durchdrungen, der die soziale und politische Jämmerlichkeit mit Muthesmuth geißelt und kühn zum Kampfe gegen den schmachvollen Druck auffordert. In zahlreichen Variationen, in denen der Gedanke jedoch immer neugestaltet

erscheint, schleudert er seine Blitze, die um so gewisser zünden mußten, als sie ein bestimmtes Ziel hatten. Dieses Ziel verfolgt er auch in den unter dem Titel: „Ein Jugendleben" vereinigten und in schönen Terzinen abgefaßten Erzählungen, unter denen wir „Firdusis Ruhm und Tod" und die „Vertauschten Kinder" hervorheben, eine glückliche Nachbildung der alten Erzählung „Der König im Bade". Die düstere Stimmung, die den Dichter bei der Betrachtung des Menschenelends erfassen mußte, tönt auch in den Liebesliedern nach. Ganz anders in „Zwei Frauen" (Wien 1850), in welchen der Dichter die sinnliche Liebe in den glühendsten Farben malt, oder vielmehr die Erinnerung an das höchste Liebesglück, denn er trauert über den Gräbern Magdelenas und Lauras. Ueber Nordmanns Romane werden wir später berichten. — Alexander Patuzzi hat schwungvolle Lieder gedichtet, doch ist er in der epischen Dichtung bedeutender, weshalb wir ihn bei dieser besprechen werden. — Emil Kuh ist uns nur aus seinen „Gedichten" (Braunschw. 1858) bekannt, aus denen ein hübsches Talent hervorleuchtet; nur ist er nicht immer seines Stoffes Herr, und oft läßt er sich allzusehr von seiner Phantasie bemeistern, so daß er von Gedanken zu Gedanken springt, ohne sie recht zur Anschauung zu bringen. Die Form ist lobenswerth, die Sprache gebildet. — Es freut uns, schließlich auf einen Dichter aufmerksam machen zu können, der trotz seines tüchtigen Strebens und seiner hübschen Leistungen wenig bekannt geworden zu sein scheint. Ludwig Bowitsch, geb. am 24. Aug. 1818 zu Döbling bei Wien, seit 1851 Registrator bei der Gensd'armerie-General-Inspektion, verdient als Lyriker und epischer Dichter Anerkennung. Seinen „Poetischen Versuchen" (Wien 1839), die unter dem Titel „Gedichte" (Ebd. 1846) neu aufgelegt wurden, folgten „Volkslieder" (Ebd. 1861) und das „Liederbuch" (Ebd. 1866). Der Dichter hat sich offenbar Unrecht gethan, daß er die Eine dieser Sammlungen „Volkslieder" nannte, weil es in der That keine sind. Er hat zwar Motive aus dem Volksleben behandelt, aber zum größten Theil nicht in volksmäßigem naiven Tone durchgeführt; sie verlieren aber dadurch keineswegs an ihrem Werth, der in der glücklichen Auffassung und lebendigen Darstellung der Gefühls- und Gedankenwelt des Volkes besteht, was ja nicht nothwendig mit volksthümlicher Haltung verbunden sein muß. Das „Liederbuch" bietet eine nicht kleine Reihe von gelungenen Dichtungen, die den poetischen Gedanken durchweg mit großer Klarheit darstellen; die Liebes- wie die Naturlieder zeugen von wahrer Empfindung. Recht sinnreich sind die fabelartigen Gedichte, wie denn überhaupt Bowitsch schönes Talent für die epische Poesie hat. Seine „Romantischen Dichtungen" (Wien 1854) beweisen, daß er sich verständig beschränken kann; so hätte er in „Fernando und Aulv" Veranlassung zu breiterer Ausführung und zu Detailmalerei gehabt, die er aber mit künstlerischem Sinn vermieden hat. In den „Epheuranken" (Ebd. 1854) bietet uns der Dichter einen Cyklus von Balladen, Romanzen und Sagen, deren knappe Haltung den Stoff kräftig hervortreten läßt. „Sindibad" (Ebd. 1860) ist der Titel einer Sammlung, in welcher Stoffe aus Sage, Geschichte und Leben des Orients recht glücklich erzählt sind, während in den „Heroiden. Ein Romanzenbuch" (Ebd. 1864) vorzugsweise Stoffe aus dem Alterthum und dem europäischen Norden behandelt werden. Wie in allen seinen Dichtungen, spricht sich auch hier ein lebendiges Gefühl für Wahrheit und echte Menschlichkeit aus; und so erfreuen auch die „Legenden" (2. Aufl. 1866), in denen Christus den Mittelpunkt bildet, durch den milden und wahrhaft christlichen Sinn, der sie beseelt, so daß wir ihnen in Oesterreich viele Leser und fruchtbaren Boden wünschten. Auch als Verfasser von guten Novellen ist Bowitsch zu erwähnen.

Nicht weniger reich an bedeutenden Talenten ist Böhmen, wo wir außer Frankl, Mor. Hartmann, Herloßsohn, Hilscher, Meißner, Stifter und Weil, die an andern Orten zu erwähnen sind, folgende zu nennen haben: Uffo Horn, geb. zu Trautenau am 18. Mai 1817, studierte in Prag und Wien die Rechte, wo ihm sein Talent glänzende Aufnahme verschaffte. 1840 begab er sich nach Hamburg, wo er mit Gutzkow in Verbindung trat; 1841 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, reiste 1845 nach Oberitalien und in die Schweiz, 1846 nach Norddeutschland, brachte den größten Theil des J. 1847 in Dresden zu, eilte im Mai 1848 nach Prag, wo er sich an der Bewegung zuerst im czechischen Sinne betheiligte, jedoch bald mit der Partei in Zwiespalt gerieth und sich ganz vom politischen Schauplatz zurückzog. Ende 1849 ging er nach Schleswig und machte den Feldzug mit, nach dessen schmählicher Beendigung er nach Trautenau zurückkehrte. Im J. 1857 hatte er einen Schlaganfall, der sich in den folgenden Jahren öfters wiederholte. Er starb am 23. Mai 1860. Uffo Horns „Gedichte" (Lpz. 1847) gehören zum bessern Mittelgut; sie sind in fließender und wohllautender Sprache geschrieben, behandeln mannigfaltige Stoffe zum Theil mit Glück; es fehlt ihnen aber an tiefer Auffassung. Er glänzt vorzüglich in Gelegenheitsgedichten, aber diese sind auch nur auf den augenblicklichen Effekt berechnet. Besser als seine lyrischen Gedichte sind seine Balladen. Er hat sich auch im Drama nicht ohne Glück versucht. „Die Vormundschaft", die er mit Gerle gemeinschaftlich bearbeitete (Stuttg. 1836) ist ein heiteres Lustspiel voll komischer Wirkung; „Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in 1 Akt" (Wien 1839) ist reich an poetischen Stellen, und das Trauerspiel „König Ottokar" (Prag 1846; 4. Aufl. 1859) wurde wegen seiner patriotischen Tendenz in Böhmen mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Als Romanendichter wird er von Vielen zu hoch geschätzt. Seine „Böhmischen Dörfer. Novellen" (2 Bde. Lpz. 1847) sind alltägliche Geschichten. Besser sind die historisch-politischen Novellen „Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844" (Lpz. 1851), weil sie die socialen und politischen Verhältnisse in Betrachtung ziehen, was jene ersten ganz außer Betrachtung lassen, obgleich der Stoff zur Darlegung derselben hätte drängen sollen. Die „Bunten Kiesel. Erzählungen" (Prag 1859)

sind sehr ungleich an Werth, doch ist ein Fortschreiten in der Anordnung des Stoffes, so wie in der Charakteristik der Personen sichtbar, so daß man vermuthen darf, Uffo Horn wäre bei längerem Leben zu größerer Vollendung gelangt. — Friedrich Bach, geb. zu Königgrätz im J. 1817, studierte in Prag Medizin und starb 1865 als Arzt zu Werschetz im Banate. Er gab seine ersten Versuche unter dem Titel „Sensitiven" (Lpz. 1839) heraus. Es haben dieselben im Ganzen wenig Gehalt und die meisten Gedichte sind, um uns eines trivialen, aber sehr passenden Ausdrucks zu bedienen, über einen Leisten geschlagen, der „Liebesfrühling" wie die „Wanderlieder", „Natur und Gemüth" wie die „Lieder vom Sterben". Ueberall begegnet man den gewöhnlichsten Gedanken, die der Dichter durch dichterische Auffassung und Darstellung nicht zu heben versteht. Er hätte daher füglich unterlassen können, sie in den „Gedichten" (Lpz. 1847) wieder abdrucken zu lassen, die des Unbedeutenden noch genug enthalten, wenn auch im Ganzen Fortschritte nicht geläugnet werden können.

Aus Mähren ist uns neben Messenhauser, der bei der Prosadichtung zu behandeln ist, nur Johann Rudolf Hirsch bekannt geworden. Derselbe wurde am 1. Febr. 1816 zu Napagedl geboren, einem czechischen Orte, so daß er mit sechs Jahren noch kein Wort Deutsch verstand. Er studierte seit 1834 in Wien die Rechte, gieng nach Vollendung der akademischen Curse nach Leipzig, wo er den „Kometen" redigierte, kehrte nach einigen Jahren in die Heimat zurück, machte ein glänzendes Staatsexamen, worauf er in Staatsdienste trat, in denen er 1852 zum Hofconcipisten und 1861 zum Ministerialsekretär befördert ward. Er st. 10. März 1872. Hirsch ist ein sehr fruchtbarer Dichter, dem es nicht an reicher Phantasie und Gestaltungsgabe mangelt, der aber bei der Leichtigkeit, mit welcher er Verse bildet, sich verleiten läßt, Alles, was er reimt, für Poesie zu halten, und daher nicht selten zur gewöhnlichsten Prosa herabsinkt. Er gab schon in seinem 20. Jahre Gedichte unter dem Titel „Frühlingsalbum" (Lpz. 1837) heraus, denen das „Buch der Sonette" (Ebd. 1841) folgte. Nach längerer Unterbrechung seiner poetischen Thätigkeit erschien der „Irrgarten der Liebe" (Lpz. 1846; 6. Aufl. 1857), eine Sammlung erotischer Gedichte, die von großer Formenschönheit und seltenem musikalischen Wohllaut sind, aber den Beifall doch nicht verdienen, den sie erhalten haben, weil die Gedanken nicht Ergüsse wahrer Empfindung, sondern oft gesucht und seltsam sind. Der „Soldatenspiegel" (1848) erzählt die Thaten der Oesterreicher in Italien einfach, aber ohne poetische Belebung. Die Sammlung „Reiser und Reisig" (Wien 1850) trägt ihren Namen mit Recht, denn man findet darin weder Blüthe noch Frucht. In den „Liedern ohne Weltschmerz" (Ebd. 1853) bilden die „Fresko-Sonette" den größten und gelungensten Theil; sie zeichnen sich durch kecken Humor und scharfe Auffassung des Lebens aus. Weniger genügt „Eulenspiegels Tagebuch" (Pesth 1856), dessen Witz unerquicklich und trivial ist. Am Glücklichsten ist er in den „Balladen" (Lpz. 1841), „Balladen und Romanzen. Neue Folge" (Wien 1845; 3. Aufl. 2 Thle. Ebd. 1860), die zum Theil glückliche und interessante Stoffe („Freimannssage", „Im Spielberg", „Bild aus der Wüste") mit Geschick behandeln, unter welchen aber auch sich viele ohne poetische Auffassung finden.

Die deutsche Poesie fand aber nicht bloß in beinahe allen zum ehemaligen deutschen Bund gehörigen Ländern umfassende Pflege, sondern auch in den zu fremden Staaten gehörigen Provinzen, in welchen die deutsche Sprache mehr oder weniger vorherrscht. Aus den russischen Ostseeländern stammt der bekannte Romanendichter von Sternberg, der später zu besprechen ist; neben ihm sind noch Mehrere zu nennen. August Heinrich von Weyrauch, geb. zu Riga am 30. April (12. Mai) 1788, gest. 1852 in Dresden, wo er sich seit 1827 aufhielt, schrieb originelle Gedichte (darunter „Die Gazelle"), die bis jetzt noch nicht gesammelt sind. — Roman Freiherr Budberg-Benninghausen, studierte zu Dorpat 1835—38, lebte längere Zeit in Berlin, und nahm später seinen bleibenden Wohnsitz in Reval, wo er als Notar der esthländ. Ritterschaft 1858 starb. Seine „Ersten Lieder" (Dorpat 1838) blieben unbeachtet, die späteren „Gedichte" (Berl. 1842) fanden vielen, wohlverdienten Beifall, denn sie sind gedanken- und sinnreich und bewegen sich in schön gebildeten und wohllautenden Versen. — Andreas Wilhelm von Wittorff, geb. zu Reval am 25. Nov. 1813, studierte seit 1832 in Dorpat Medizin und später Philologie, wirkte dann bis 1854 als Erzieher, meist in Livland, war 1859—69 Sekretär des Wenden'schen Kreisgerichts und lebt seit 1872 in Wenden. Seine „Gedichte" (Lpz. 1844) und eine spätere Sammlung „Federnelken" (Ebd. 1851) sind nicht so originell, als die des vorgenannten Dichters, doch lebt in ihnen die Kraft der wahren Empfindung. — Carl Stern, geb. 1819 in Pjomets, studierte in Dorpat National-Oekonomie und erhielt nach abgelegter Prüfung eine Stelle beim Kataster, die er bis 1855 inne hatte. Er starb 19. Novbr. (1. Dezbr.) 1874 in Dorpat. Seine „Gedichte" (Dorpat 1844) erfreuen nicht nur durch die schöne und gewandte Form, sondern auch durch die glückliche Behandlung der heiteren wie der ernsten Stoffe. — Nicolai Graf Rehbinder, geb. am 6. (18.) Dec. 1823 zu Reval, trat im 17. Jahre in den russischen Flottendienst, nahm aber schon nach fünf Jahren seinen Abschied; er starb in Dorpat 12. Septbr. 1876. Er gab Gedichte unter dem Titel „Blätter" (Reval 1846) heraus und dichtete mehrere Dramen, unter welchen „Rizzio. Trauerspiel in fünf Aufzügen" (Dorpat 1849) namhaft gemacht zu werden verdient. — Th. Robert Grosewsky, geb. den 1. (13.) Mai 1823 in Kurland, studierte in Dorpat und Jena, u. st. 1856 auf seinem Gute Lambertshof. Reiche Phantasie, glückliche Gestaltungsgabe, tiefe Auffassung des Lebens und Verständniß des menschlichen Herzens offenbart sich sowohl in den Liedern „Aus der Einsamkeit" (Reval 1849) als den sechs Liedern „Ein Liebesroman" (Ebd. 1850). — Der begabteste unter diesen nordischen Dichtern ist

Jegór von Sivers. Auf dem Gute Heimthal bei Dorpat am 1. (13.) Nov. 1823 geboren, studierte er in Dorpat Naturwissenschaften und Nationalökonomie, begab sich 1850 auf Reisen, und ließ sich nach dreijährigem Aufenthalte in Central-Amerika, auf den Antillen, in England, Frankreich und Deutschland, auf dem Gute Planhof u. 1857 in Raudenhof bei Wolmar in Livland nieder. Seit 1873 ist er auch Prof. am Polytechnikum in Riga. Seine beiden Sammlungen: „Palmen und Birken. Dichtungen" (Lpz. 1852; 2. verm. Aufl. 1853) und „Aus beiden Welten. Dichtungen" sind vorzugsweise Bilder aus dem amerikanischen und nordischen Leben. Das einleitende Gedicht „Des Deutschen Heimatland" ist warm empfunden und wahr; aber eben deshalb erregt es die schmerzlichsten Gefühle. Das deutsche Vaterland ist in Schutt und Moder zerfallen, heißt es in demselben; die Deutschen sind, wie die Juden, verflucht, in allen Zonen zu wohnen. Es kann nur wenig Trost gewähren, wenn der Dichter hinzufügt: „Ihr seid der Dung dem Acker, Das Völkersalz der Welt", und wenn er in der Schlußstrophe sagt: „Und was am eignen Herde Der Deutsche nimmer fand, Beut nun die ganze Erde: Ein deutsches Heimatland", so findet er doch selbst in diesem Gedanken keine Beruhigung, denn trotz aller Herrlichkeiten, die ihm die Tropenwelt darbietet, kann er die Sehnsucht nach der Heimat doch nicht bewältigen. Die Gestaltungsgabe des Dichters wird recht ersichtlich, wenn man die Bilder der südlichen und nordischen Natur einander gegenüberstellt; es ist ihm in hohem Maße gelungen, die verschiedenartige Großartigkeit der beiden Welten in ihrer vollsten Eigenthümlichkeit darzustellen und mit dem Menschenleben in Beziehung zu bringen. Ausgezeichnet schön sind namentlich die Nachbildungen esthnischer Volkslieder, deren düsteren, oft sogar unheimlichen Charakter er mit großem Glücke wiedergibt. Die sämmtlichen Gedichte sind von einem wohlthuenden gläubigen Sinn durchdrungen, der sich schön mit der Liebe zur Freiheit verbindet, weil er alle Pietisterei von sich abweist. — Alexis Heinrich Karl Adolphi, geb. den 13. (25.) Aug. 1815 auf dem Gute Tignitz bei Pernau in Livland, zeigte schon im Kindesalter dichterische Begabung. Er studierte Medizin in Dorpat, bereiste 1841 und 42 die Schweiz und Oberitalien, hielt sich dann zur Vervollständigung seiner Studien an verschiedenen deutschen Universitäten auf und lebte seit 1846 als Stadtarzt in Wenden, wo er 1874 starb. Es klingt in seinen „Gedichten" (Riga 1863) durch, daß sie erlebt und nicht gemacht sind, so wie er es selbst ausspricht, daß er in seiner Poesie sein Leben verklären will, und daß Wahrheit die Grundlage jeder Dichtung sein müsse. Daneben ist es sein Lieblingsbestreben, seine Heimat Livland zur poetischen Anschauung zu bringen.

Obgleich seit langer Zeit vom deutschen Mutterlande abgetrennt, hatte sich doch im Elsaß ein tüchtiges Element deutscher Gesinnung erhalten, das den Kampf gegen das eindringende Franzosenthum um so glücklicher aufnahm, als es sich auf deutsche Bildung, Kunst und Wissenschaft stützte. Wohl wurde der Kampf, besonders unter dem zweiten Kaiserreiche, von Tage zu Tage schwieriger: denn die höheren Stände des Elsaß waren zum großen Theil schon französirt, und ihre Kinder lernten eher französisch sprechen als deutsch; schon war die französische Sprache in das Bürgerthum und selbst in die Landgemeinden gedrungen, und trotz der Zähigkeit, mit der Bürger und Bauer auch sonst an ihrer Nationalität festhalten, drang das Franzosenthum unaufhaltsam weiter und gewann täglich mehr Boden. So mußte schließlich der Kampf gegen dasselbe zum Nachtheil des deutschen Elements ausfallen, wenn nicht der gallische Hochmuth die Ereignisse von 1871 herbeigeführt hätte, in Folge deren das schöne Land wieder mit Deutschland vereinigt wurde Ehre aber den Männern, welche ihr Leben der Erhaltung des deutschen Nationalbewußtseins gewidmet haben. Am Glücklichsten wirkten und wirken in dieser Beziehung die Dichter, unter welchen die beiden Brüder August und Adolf Stöber eine hervorragende Stelle einnehmen und die wir daher ausführlicher besprechen. Hirtz und Weyermüller sind an andern Stellen zu erwähnen; hier nennen wir noch folgende drei: Theodor Klein, geb. am 20. März 1820 zu Straßburg, gest. daselbst am 23. Febr. 1865 als Vorsteher einer Assekuranzgesellschaft, gab „Frühlingsblüthen" (Straßburg 1840), „Lieder" (Mülhausen 1846) und „Gedichte" (St. Gallen 1857) heraus, die weder in Gedanken noch in Form neu sind, aber die gewöhnlichen Stoffe Natur, Liebe, Heimat, besonders aber diese, mit warmem Gefühl und Innigkeit besingen, und deren echt bürgerliche Gesinnung mit ihrer Gemüthlichkeit und ihrer edlen Sittlichkeit den Dichter liebgewinnen lassen. — Johann Georg Zetter, geb. zu Mülhausen am 4. Mai 1819, widmete sich daselbst seit 1836 geschäftlicher Thätigkeit und starb am 22. Oktbr. 1872. Er machte sich vielfach verdient durch die mit August Stöber gemeinschaftlich besorgte Herausgabe der „Elsässischen Neujahrsblätter" (Mülh. 1843—1848), so wie des republikanischen Blattes „Der Freiheitsbaum" (Ebd. 1848—1849). Von 1856—66 redigierte er das „Elsässische Sonntagsblatt", das einzige deutsche literarische Organ im Elsaß, in welchem er für Aufrechthaltung der deutschen Sprache und Sinnesart, und gegen das Vorschreiten des Franzosenthums beharrlich kämpfte. Als Dichter machte er sich zuerst durch seine unter dem Namen Friedrich Otte herausgegebenen „Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden" (Straßb. 1840) und „Schweizersagen u. s. w. Neue Sammlung" (Basel 1842) bekannt. So gut und charakteristisch dieselben sind, so haben doch seine lyrischen Poesien: „Gedichte" (Basel 1845) und deren zweite veränderte Auflage unter dem Titel: „Aus dem Elsasse. Gedichte" (St. Gallen 1862) entschieden größeren Werth. Da ist Alles gesund und wahr, und wenn auch die dunkeln Seiten des Lebens dem Dichter nicht verborgen geblieben sind, und er für dieselben ein tiefes Gefühl hat („Das stille Haus"), so verirrt er sich doch nie in jammernden Weltschmerz. Bisweilen tönen uns Uhlandische Weisen entgegen („Zwingli's Haus"), doch ist

er auch da keineswegs bloßer Nachahmer; es hängen diese Weisen eben eng mit dem Stoff zusammen. Recht glücklich ist er besonders, wenn er die Natur, den Frühling, den Wald besingt, oder heitere Wander- und Trinklieder anstimmt. — Karl Candidus, geb. am 14. April 1817 zu Bischweiler, seit 1868 evang. Pfarrer in Odessa, hat „Gedichte eines Elsässers" (Straßb. 1846) herausgegeben, die den volksmäßigen Ton glücklich treffen. Besonders anziehend sind die humoristisch gehaltenen Erzählungen und Balladen. Er st. 16. Juli 1872.

In der Schweiz, welche schon im vorigen Zeitraum eine bedeutendere Theilnahme an der Literatur bewiesen hatte, wird dieselbe in dem vorliegenden immer größer, was zum Theil dem Einfluß der deutschen Einwanderung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zuzuschreiben ist. Unter dieser Einwanderung verstehen wir übrigens nicht die zahlreichen Flüchtlinge, welche seit den dreißiger Jahren Schutz und zum Theil eine zweite Heimat in den meisten Kantonen der Eidgenossenschaft gefunden haben, weil diese oft durch eigene Schuld ohne Einfluß geblieben sind, ja sogar einen lange andauernden Fremdenhaß bei der schweizerischen Bevölkerung hervorgerufen haben, — sondern diejenigen Männer, welche seit der nämlichen Zeit an die drei Hochschulen (Basel, Zürich und Bern) oder an die höheren Lehranstalten berufen wurden und in erfolgreicher Weise für Verbreitung deutscher Wissenschaft und Literatur wirkten. Daß unter den beinahe zahllosen Dichtern, welche die Schweiz jetzt aufzuweisen hat, sehr viele diesen Namen nur in sehr beschränktem Maße verdienen, ist eine Erscheinung, welche sich überall wiederholt, aber sie ist hier bedeutsamer, weil sie beweist, daß die Bestrebungen, sich wenigstens in literarischer Beziehung enger an Deutschland anzuschließen — denn eine andere Verbindung werden die Schweizer mit Recht noch lange zurückweisen —, von Tag zu Tag an Umfang gewinnen. Wenn man aber auch die untergeordneten Talente unberücksichtigt läßt, so ist die Menge derjenigen, welche auf mehr oder weniger ausführliche Erwähnung Anspruch machen können, im Verhältniß zur Bevölkerung der deutschen Schweiz noch immer groß genug. Einige von ihnen haben auch außerhalb ihres Vaterlandes verdiente Anerkennung gefunden, Andere sind weniger bekannt geworden, als man billiger Weise erwarten durfte; wir werden diese: Ed. Dorer-Egloff, Rud. Hagenbach und Gottfr. Keller, Gall Morel, so wie die eingebürgerten W. Wackernagel und L. Ettmüller und die Dichterin Meta Häusser-Schweizer später ausführlicher besprechen. Unter den übrigen sind Reithard, Tobler, An der Linth, Reber, Kübler, Corrodi und der Dichter der „Klänge von der Thur" bei der epischen Poesie zu erwähnen, da sie sich vorzüglich durch ihre epischen Dichtungen ausgezeichnet haben; Meyer-Merian, Jakob Stutz, Schild und Mähly sind bei den Dichtern in Mundarten, Oser, Konrad Meier und Rietmann bei dem religiösen Liede, Luise Egloff und Nina Camenisch bei den Dichterinnen zu erwähnen. Haben wir mit den eben Genannten zugleich Diejenigen bezeichnet, welche unter den schweizerischen Dichtern hervorragen, so müssen doch noch einige erwähnt werden, welche jenen zum Theil ebenbürtig sind. Vor Allen nennen wir drei Brüder, welche in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit verdienen. Johann Josef Müller, geb. am 19. März 1815, gestorben nach langen Leiden am 11. Nov. 1861, ausgezeichnet als Staatsmann, gab „Jugendklänge. Dichterische Versuche" (St. Gallen 1838) heraus, welche zwar noch sehr jugendlich klingen, aber ein nicht gewöhnliches Talent verrathen, das er später nicht weiter ausbildete. Von größerer Begabung ist sein Bruder Johann Georg Müller, geb. am 15. Sept. 1822 in Mosnang, gest. in Wien am 2. Mai 1849, im 27. Jahre seines Alters, einer der genialsten Architekten der neueren Zeit. Er hinterließ nur wenige Dichtungen, von denen auch nur ein Theil in seiner von Ernst Förster verfaßten Biographie (St. Gallen 1851) veröffentlicht wurde, aber auch diese wenigen zeugen von seltenem Talent; sie verbinden Reichthum an originellen Gedanken mit einer kräftigen und klaren Sprache. Besonders glücklich sind diejenigen, in denen er seine Ideen über Kunst und Kunstwerke darstellt. Der dritte Bruder, Johann Baptist Müller, geb. 1818, gest. 1864 in Wyl, Kt. St. Gallen, wo er eine bedeutende Fabrik leitete, gab wenige Jahre vor seinem Tode eine Sammlung Gedichte „In freien Stunden" (St. Gallen 1861) heraus, die zwar formell Manches zu wünschen übrig lassen, die aber durch den sittlichen Ernst, die innig fromme Gesinnung und die liebenswürdige Bescheidenheit des Dichters Jeden ansprechen müssen, dessen Herz für wahre Gemüthlichkeit empfänglich ist. Seine Gedichte, insbesondere die „Biblischen Sonette", zeichnen ihn als einen gläubigen Katholiken, dem die Heuchelei und die Unduldsamkeit ein Gräuel ist. — Vor ihnen hätte der Appenzeller J. C. Nänny erwähnt werden sollen, der Gymnasiallehrer in Kreuznach war. Seine „Gedichte" (Frankf. 1833) sind meist kurz, aber gehaltreich, und oft von dem schalkhaften Witz belebt, der den Appenzellern eigenthümlich ist. — Friedrich Franz Xaver Wagner von Laufenburg, jetzt Rathschreiber des Kantons Aargau, hat mehr Begabung für die kleineren epischen Formen, doch sind auch seine lyrischen Poesien nicht ohne Werth. Er hat seine Gedichte noch nicht gesammelt. — Die „Gedichte" (Bern 1851) von Eduard Dössekel (geb. im J. 1810 im Dorfe Seon, Kanton Aargau, seit 1841 Oberrichter) haben einen ziemlich engen Gesichtskreis, er leistet in demselben jedoch recht Gutes, nur sollte er der Form mehr Aufmerksamkeit widmen. — Johann Jakob Honegger, geb. am 23. Juli 1825 zu Dürnten im Kanton Zürich, war eine Zeit lang Lehrer an verschiedenen Anstalten, ist jetzt Dozent a. d. Hochschule in Zürich und mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Seine ersten dichterischen Versuche „Herbstblüthen" (2 Bdchn. Zür. 1851—52; 2. Aufl. Ebd. 1859) ließen, obgleich sie manches Verfehlte, manche Unselbstständigkeit darboten, für die Zukunft Gediegeneres erwarten; er zog aber vor, auf anderem Gebiete sich auszuzeichnen. Seine literarischen Schriften: „Victor Hugo, Lamartine und die französische

Lyrik des 19. Jahrh." (Ebd. 1856) und noch in höherem Grade die „Literatur und Kultur des 19. Jahrh." (Lpz. 1865) sind geistvolle Behandlungen des interessanten Stoffs, dem er neue und fruchtbare Seiten abzugewinnen weiß. — Karl Morel aus Wyl im Kanton St. Gallen, wo er im J. 1823 geboren wurde, sollte sich dem Kaufmannsstande widmen, wurde aber, als er die Schule verließ, von schwerer und langwieriger Krankheit befallen, beschäftigte sich auf dem Krankenlager mit Literatur und Sprachen, und vertiefte sich so sehr in dieselben, daß er nach wiedererlangter Gesundheit sich entschloß, obgleich schon weit über das gewöhnliche Alter hinaus, in Heidelberg Philosophie und Geschichte zu studieren. Er bekleidete nach seiner Rückkehr in die Heimat verschiedene Stellen, zuletzt war er Dozent der Schweizergeschichte an der Hochschule und dem Polytechnikum in Zürich, wo er am 19. April 1866 starb. Karl Morel war eine durchaus liebenswürdige Natur, noch in seinen letzten Jahren voll jugendlicher Begeisterung für Wissenschaft, Kunst und Vaterland, bei jährlich wiederkehrenden Anfällen schmerzhafter Krankheit immer heiter und ruhig. Seine „Gedichte" (St. Gallen 1852) sind der vollkommenste Ausdruck seines eben so liebenswürdigen als kräftigen Charakters. Er ist einer der begabtesten schweizerischen Dichter, reich an echt poetischen Gedanken und Anschauungen; die Sprache seiner Gedichte, bald zierlich und zart, bald kräftig und erhaben, ist immer schön und geschmackvoll, ihr Inhalt von großer Mannigfaltigkeit; neben reizenden und innigen Liebesliedern („An die Nacht") finden sich heitere Trinklieder („Der Kelch in der Runde"), lebendige und treue Naturschilderungen („In die Berge") und treffliche politische Gedichte („Sommerschlacht"). Was aber der Sammlung einen seltenen Werth verleiht, das ist, daß sich nichts Unbedeutendes oder auch nur Mittelmäßiges in derselben findet. Sein dramatischer Versuch „Struensee. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (St. Gallen 1860) hat einige glänzende Stellen, ist im Ganzen jedoch verfehlt. Bedeutender sind seine historischen Schriften, unter welchen wir „Karl Viktor von Bonstetten" (Winterthur 1861) und vor Allem „Die helvetische Gesellschaft" (Ebd. 1863) erwähnen, welche lebhaft bedauern läßt, daß es ihm nicht vergönnt war, ein größeres Werk: „Geschichte des Untergangs der alten Eidgenossenschaft" zu vollenden. — Einer der talentvollsten schweizerischen Dichter ist Balthasar Hunold. Er wurde am 24. April 1828 zu Oberurnen im Kanton Glarus geboren, kam 1843 als Viehhüter zu einem Bauern im Thurgau, wurde später Hausierer und durchzog als solcher bis zu seinem 17. J. fast sämmtliche Kantone der deutschen Schweiz. Im J. 1846 erlernte er das Weberhandwerk und wurde nebenbei Gehülfe des Schulmeisters in seiner Heimatgemeinde mit einem Gehalt von 50 Gulden. Diese Stelle versah er 2 Jahre lang, während deren ihn ein Jugendfreund im Französischen unterrichtete, was ihm die Möglichkeit verschaffte, später nach Innsbruck zu reisen und zuerst das Gymnasium, hierauf die Universität zu besuchen, indem er sich durch Ertheilung von Privatstunden nothdürftigen Lebensunterhalt verschaffte. Jetzt ist er Scriptor im National-Museum in Innsbruck. Hunolds Gedichte, die er unter dem Titel „Wache Träume" (5. verm. Aufl. Innsbruck 1875) herausgab, tragen den Stempel eines ernsten, durch das Leben gereiften Charakters, der auch in der Monarchie das Bewußtsein seiner republikanischen Abstammung nicht verloren hat, dabei mit warmer Liebe dem Lande zugethan ist, das ihm eine ehrenvolle Stellung gewährt. Mit großer Tiefe der Empfindung verbindet er eine große Klarheit, die sich nie in schwärmerische Ueberschwänglichkeit verliert, selbst nicht in den „Liedern der Liebe", die oft durch Neuheit der Gedanken überraschen. Seine Sprache ist einfach und doch gewählt, kräftig und doch, wo der Stoff es verlangt, auch zart, gedrängt und doch klar, weshalb er auch die Sonettenform, die er mit Vorliebe wählt, mit großem Glück behandelt. — Julius Caduff, ein Graubündner, besingt in seinen Gedichten „Aus der Schweiz" (Chur 1859) die Schönheiten seines schönen und großartigen Vaterlandes, die ihn stets auch daran erinnern, für dessen Freiheit kampfgerüstet zu sein. — Ein anderer Graubündner, Placid Plattner, ließ Gedichte unter dem Titel „Aus den rhätischen Alpen" (Einsiedeln 1859) erscheinen, zu denen ihm nicht die ganze Schweiz, wie dem oben genannten Caduff, sondern nur das rhätische Bünden Stoffe gibt; auch besingt er weniger dessen Natur als die Sagenwelt und die großartigen Erinnerungen des freiheitsmuthigen Völkleins, und dieß zwar mit warmer Vaterlandsliebe, aber in meist ungelenker Sprache und oft mit unpoetischem Ausdruck. Es fehlt ihm jedoch nicht an guten Gedanken, die er nur nicht zur vollen Klarheit gestalten kann („Der Ozean und die Alpen"). Den Gedichten ist ein Schauspiel, „Johann Caldar", beigefügt, welches die Gründung des Grauen Bundes behandelt. Auch wenn der Stoff nicht an Schillers „Wilhelm Tell" erinnerte, würde man sich davon wenig erbaut finden, da Anlage wie Ausführung den vollständigsten Mangel an dramatischem Talent verräth und zudem die Sprache wässerig und trivial ist. — Von einem uns unbekannten Sängerpaar C. Pausch und J. J. Brugger wurde „Ein Liederstrauß" (St. Gallen 1858) herausgegeben, der einige hübsche Blüthen enthält. — Wir schließen diese Uebersicht mit den Gedichten eines deutschen Walliser Leo Lucian von Roten, den „Wiederklängen aus dem Rhone-Thal" (Augsburg 1862). Sie beginnen mit begeisterten Vaterlandsgesängen, die wohl auch das Beste der ganzen Sammlung sind; die Liebeslieder sind wohl Ergüsse lebendigen Gefühls, doch findet der Dichter selten den angemessenen Ausdruck, was wir auch an dem sonst schön gedachten Liedercyklus „Mutterfreuden" bedauern müssen. Was wir oben von dem immer stärker erwachenden Bewußtsein des Zusammenhanges der Schweiz mit Deutschland gesagt, findet sich in Rotens Gedichten um so entschiedener bestätigt („An Deutschland", „Des Rheines Wache"), als Wallis wie geographisch so auch in Bezug auf Bildung Deutschland am Entferntesten abliegt. Unangenehm berührt es,

daß der Dichter, der für die Freiheit so begeistert ist, Italiens Bestrebungen so wenig zu würdigen weiß, und sogar auf Neapels König, der wahrlich nicht „königlich fiel", ein Loblied anstimmt.

Aus Ungarn stammen Karl Beck und die Dramatiker J. L. Klein und Alex. Wilhelmi (Zechmeister), auf die wir später zurückkommen. Neben ihnen ist nur noch Julius Schröer (geb. im J. 1825 zu Preßburg, jetzt Professor in Wien) zu erwähnen. Er schrieb „Gedichte" (Wien 1856), die nicht ohne Werth sind. — Der Siebenbürger Kästner ist erst später zu erwähnen, eben so Stephan von Millenkowics aus Orsowa in der Banatischen Militärgrenze.

In den polnischen Ländern treffen wir mehrere deutsche Dichter, deren Familien wohl meist aus Oesterreich und Preußen dahin gekommen sind oder germanisirten Geschlechtern angehören. Von der Frau von Danckelmann, von Dräxler-Manfred, Bogumil Goltz, Kossarski, Kurnik, Rappaport, Roquette und Stier werden wir an andern Stellen sprechen. Hier sind nur folgende zu erwähnen: A. K. de Wilson, von dem wir weiter Nichts wissen, als daß er sich selbst einen Slaven nennt, sagt in seinen „Gedichten" (Posen 1862): „Ein Dichter bin ich nicht, wills auch nicht werden"; es hat ihn dieß nicht abgehalten, über fünfzig Jahre lang (von 1806—1860) zu reimen, aber es hätte ihn abhalten sollen, seine Reimereien drucken zu lassen, die mit wenigen Ausnahmen sehr trivial sind. Doch am Ende findet auch das Triviale sein Publikum, und besonders werden diesem einige komische Gedichte ganz wohl behagen. Uebrigens ist der freie Sinn anzuerkennen, der sich hie und da nicht ohne Lebhaftigkeit ausspricht. — Den Freiherrn Eligius Franz Joseph von Münch-Bellinghausen, der seine Dichtungen unter dem Namen Friedrich Halm herausgab, werden wir bei den Dramatikern ausführlicher besprechen. Als Lyriker nimmt er keinen sehr hohen Rang ein, doch gehört er auch keineswegs zu den gewöhnlichen Mittelmäßigkeiten, daher sich die entgegengesetzten Urtheile erklären lassen, die über ihn gefällt wurden, was übrigens auch darin seinen Grund hat, daß seine lyrischen Poesien sehr ungleich an Werth sind und Unbedeutendes neben Bedeutendem zu finden ist. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1850; 3. Aufl. Wien 1876) und „Neue Gedichte" (Wien 1865) gefallen zunächst durch ihre gewandte und klare Form, die Mannigfaltigkeit ihres Strophenbaues und ihre fließende Sprache, in der jedoch falsche Reime nicht fehlen, so wie durch die Abwesenheit alles Auffallenden, was freilich von der guten wie von der schlimmen Seite zu verstehen ist. Zur schlimmen Seite gehört, daß er sich öfters bestrebt, in Heine'scher Manier zu dichten, worin er jedoch nicht glücklich ist, da ihm der lebendige Witz jenes Dichters abgeht. Daher gelingt ihm selten, durch überraschenden Schluß oder kräftige Contraste zu wirken. Im Ganzen spricht er weniger die Sprache der Empfindung als der Reflexion, aber in dieser ist er glücklich und er entfaltet oft eine große rhetorische Kraft, wie z. B. in dem Gedicht „Italien", dessen Prophezeiung: „Immer zersplittert, nie einig, Nie Ein Athem, Ein Pulsschlag, Ein Leben, Nie Ein Volk, Ein Italien!" durch die neuesten Ereignisse Lügen gestraft worden ist.

Wie schon in dem vorigen Zeitraum betheiligten sich auch in diesem Ausländer an der deutschen Poesie; wir haben namentlich einen Schweden, Friedrich von Schober, einen Engländer, Friedrich Marc, und einen Italiener, Cajetan Cerri, anzuführen, denen wir später eine ausführlichere Besprechung widmen.

Endlich fügen wir noch einige Dichter bei, über welche man im Register das Nähere nachlesen wolle. Georg Lotz weiß in seinen „Gedichten" (Hamb. 1836) schon dadurch zu rühren, daß er Natur, Menschen und Leben mit steter Beziehung auf seine Blindheit betrachtet. — Den „Gedichten" (Lpz. 1840) von H. Lotze mangelt es zum großen Theil an Klarheit, was um so mehr zu bedauern ist, als er alle Eigenschaften besitzt, die man von einem Lyriker erwartet. Eine nicht kleine Anzahl seiner Lieder gehört durch Gehalt und Auffassung, so wie durch die echt poetische Darstellung zu den bessern Erscheinungen der neuern Zeit. — Albert Türcke, dem wir bei den dramatischen Dichtern wieder begegnen werden, ist in seinen „Gedichten" (Berl. 1846) nicht immer glücklich; er hat zu viel Bedeutungsloses aufgenommen und es sind besonders die Lieder mißlungen, in denen er einen humoristischen Ton anschlagen will, während das Ernste seinem Wesen mehr entspricht, wie unter Anderm „Das Heiligenbild" beweist. — Otto Jacobi eröffnet seine „Gedichte" (Berl. 1853) mit einem poetischen Vorwort, in welchem er die wunderbare Macht der Dichtung auf das menschliche Gemüth besingt; leider zeigt sich diese Macht in seinen eigenen Gedichten nicht, deren frömmelnder und reaktionärer Charakter jeder poetischen Gestaltung widerstrebt. Größere Begabung zeigt er in seinen Dramen, die er zum Theil unter dem Namen Otto vom Ravensberg herausgab; doch fehlt es den dreien, die wir kennen: „Buondelmonte. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Ratibor 1833), „König Hiarne. Trauerspiel in 5 Acten" (Berl. 1835) und „Der böhmische Krieg. Trauerspiel in 5 Acten" (Ebd. 1836) an Kunst der Composition; die einzelnen Scenen sind ganz gut, aber sie sind so lose an einander gereiht, daß sie den Eindruck von abgerissenen Bruchstücken machen, wodurch die Handlung alle Wirkung verliert. — In den „Gedichten" (2. verm. Ausg. 2 Bde. Berl. 1858) von F. A. Maercker, deren dritter Band unter dem Titel „Erinnerungen" (Ebd. 1862) erschien, nehmen die Gelegenheitsgedichte einen großen Raum ein, der füglich hätte erspart werden können, da es eben nur Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne des Wortes sind. Die Liebeslieder sind sehr gewöhnlicher Art und zudem ist ihre Sprache, wie auch die der andern Gedichte, nicht selten unbeholfen; auch weiß er den guten Gedanken nicht auch gut durchzuführen („Röschen"). Unter den Vaterlandsliedern klingt „Ein deutscher Gesang" wie Hohn, wenn es heißt, daß in Deutschland Verdienst allein den Adel leihe,

daß der Glaube nicht Zwang und Tyrannei übe, daß der Gedanke nur seine eignen Schranken kenne; allein es ist dem Dichter vollkommen Ernst damit. Am Besten sind die Elegieen, in denen man guten Gedanken begegnet. — Eine größere Begabung verräth Ludwig Percival in seinem „Tannengrün. Dankes-, Trost- und Liebesbüchlein" (Frankf. 1846; 2. verm. Aufl. 1856), nur ist er in der Ausarbeitung seiner Gedichte nicht sorgfältig genug. — Bescheiden nennt Felix Laymburg seine Dichtungen „Weizen und Unkraut" (Lpz. 1852); wenn sich auch, besonders in den „Jungen Liedern" und im Abschnitt „Liebe und Laune" hie und da ein Lied eingedrängt hat, das nicht besonders werthvoll ist, so wüßten wir doch keines zu nennen, das mit Recht als Unkraut bezeichnet werden könnte. Unter den „Naturbildern" befinden sich manche liebliche Schilderungen, in den „Bunten Weisen" neben heiteren Anekdoten auch tiefgefühlte Lieder, die zu den besten der Sammlung gehören („Die Nonne"). — Lehmann, wahrscheinlich ein Lehrer in Preußen, veröffentlichte „Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters, ausgewählt und herausgegeben von Oskar Romaikarg Johannes" (2. Aufl. Marienwerder 1855). Neben den Schilderungen des Meeres, die durch ihre lebendige Anschaulichkeit ansprechen, sind diejenigen Gedichte bemerkenswerth, in denen er das Leben und die Leiden des von Noth bedrückten Schulmannes darstellt. — Unter den „Liedern und Gedichten" (Hamb. 1861) von Karl Lemcke sind diejenigen auszuzeichnen, welche volksthümliche Töne anschlagen. — Ohne Namen des Dichters erschien „Waldeinsamkeit. Eine Dichtung" (Berl. 1860). Es hat dieselbe zwar ein episches Gewand, aber es ist eben nur ein Gewand, das eine Reihe von lyrischen Ergüssen verbinden soll, und diese Einkleidung selbst ist in durchweg lyrischem Tone gehalten. Ein Sänger flüchtet vor des Lebens Sorgen in die Waldeinsamkeit; dort erwacht aber in ihm die Sehnsucht nach Mitgefühl; er kehrt in die Welt zurück, ein holdes Mädchen erfüllt ihn mit der heißesten und reinsten Liebe. Sein Glück sollte aber nicht lange währen: ein früher Tod entriß ihm die Geliebte; an ihrem Grabe entsagte er der Welt und widmete sich mit Wort und That dem Dienste Gottes. Diese einfache Geschichte ist in wohllautenden Versen erzählt; den Kern der Dichtung bilden aber die Lieder, welche die verschiedenen Stimmungen des Sängers, namentlich das Glück und den Schmerz der Liebe mit tiefem und wahrem Gefühl darstellen.

Die Zahl der politischen Dichter ist sehr groß und es finden sich die bedeutendsten Namen unter denselben, auf welche wir später ausführlicher zurückkommen, nämlich Bauernfeld, Karl Beck, Creizenach, Dingelstedt, Annette von Droste-Hülshoff, Duller, Freiligrath, Gaudy, Geibel, Jul. Grosse, Hammer, Mor. Hartmann, Hebbel, Herwegh, Kinkel, Löwe, Mosen, Niendorf, Gustav Pfizer, Prutz, Rodenberg, Sallet, Simrock, Strachwitz, Wackernagel und Zeise. Andere haben wir theils schon erwähnt, theils werden sie in den folgenden Uebersichten noch genannt werden, so Endrulat, K. Förster, Wilhelm Genth, Gruppe, Theob. Kerner, Gust. Kühne, Herm. Marggraff, Mäurer, Mecklenburg, Meerheimb, Moris, Müller von der Werra, Oelckers, Ortlepp, Prechtler, Joh. Scherr, Scriba, Strodtmann und W. Zimmermann. Die meisten dieser Dichter, so wie derjenigen, welche wir sogleich berühren werden, haben dem Fortschritt in politischer, wie in religiöser Beziehung gehuldigt; viele sind dabei in Uebertreibungen verfallen, und haben dadurch das Ziel verrückt, das man einzig und allein im Auge behalten sollte; sie haben namentlich dadurch geschadet, daß in Folge ihrer Uebertreibungen die Partei des Fortschritts zerfiel, und daß selbst solche sich von ihr abwandten, die ihr mit Herz und Seele ergeben waren. Je kecker die politischen Sänger auftraten, desto allgemeiner wurde das Zittern und Tadeln. So rief Smets aus: „Ich auch will von Freiheit singen, Aber kein empörend Lied" (An die unzufriedenen politischen Dichter), und Simrock stellte in dem Gedicht „Freiheit und Gesetz" der „Frau Zügellos" die „Muhme Gesetz" entgegen. In ähnlichem Sinne sprachen Geibel („An Herwegh"), Annette von Droste-Hülshoff („Warnung an die Weltverbesserer") und selbst der „politische Nachtwächter" Dingelstedt machte eine Schwenkung nach der sogenannten conservativen Seite.

Paul Achatius Pfizer, Bruder des als Dichter bekannteren Gustav, geb. am 12. Sept 1801 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Philosophie und die Rechte, trat hierauf in Staatsdienste, wurde 1827 Oberjustizassessor in Tübingen, gab 1831 seine Entlassung, wurde noch in demselben Jahre zum Abgeordneten gewählt, als welcher er 7 Jahre lang in der Kammer eine hervorragende Stelle einnahm; doch verzichtete er 1838 wegen Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen auf eine Wiederwahl. Im J. 1848 wurde er zum Minister des Cultus ernannt und in das Parlament gewählt, legte aber beide Stellen wegen körperlicher Leiden noch in dem nämlichen Jahre nieder. 1851—58 war er Oberjustizrath in Tübingen, wo er 1867 st. P. Pfizer erregte durch seinen „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg. 1831; 2. Aufl. 1832) allgemeines Aufsehen, welches nicht bloß durch die Tiefe der Gedanken und die vortreffliche Sprache, sondern ganz vorzüglich durch die tüchtige Gesinnung hervorgerufen wurde. Dem Buche waren politische Gedichte beigegeben, in denen er seiner Begeisterung für Freiheit und Vaterland kräftigen Ausdruck gab. — Freimund, eigentlich Friedrich Wilhelm Victor Pfeiffer, aus Eutin (geb. am 5. Mai 1810, gest. den 28. Dec. 1841) theilte in seinen „Jugendklängen" (Göttingen 1835), die überhaupt viele hübsche Gedanken enthalten, recht gute politische Lieder mit. Die „Göttinger Burschenlieder" (Bremen 1843) sind der Ausdruck des heiteren, nur der Gegenwart hingegebenen Lebensmuthes des deutschen Studenten. Nicht ganz unwichtig sind seine kleinen Schriften „Göthe's Friderike" (Lpz. 1841) und „Göthe und Klopstock" (Ebd. 1842). — Die „Lieder vom Bodensee" (Bamb. 1843)

von C. K. Emmishofen zeugen eben so sehr von reichem Talent als von glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe, die sich nur zu schroff und mit zu großer Bitterkeit gegen die entgegengesetzte Richtung ausspricht. — Carl August Fetzer, geb. zu Stuttgart am 5. Aug. 1809, studierte in Tübingen und Heidelberg die Rechte und lebt seit 1835 als Advokat in seiner Vaterstadt. Im J. 1845 wurde er zum Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung gewählt, in welcher Eigenschaft er noch jetzt wirkt. Im J. 1848 zum Mitglied des deutschen Parlaments ernannt, war er bis zu dessen gewaltsamer Auflösung Schriftführer. Fetzer gab unter dem Namen Berthold Staufer „Gedichte" (Stuttg. 1840) heraus, die neben vielem Unbedeutenden auch viel Schönes enthalten. Sie haben beinahe sämmtlich die Liebe zum Gegenstand, von ihrem ersten Erwachen durch die mannigfaltigsten Situationen bis zur Erfüllung der höchsten Wünsche. Besonders schön ist die zweite Abtheilung „Liebesgewähr und Liebesfreude", deren schlichte und einfache Lieder innig gefühlt sind. Eine zweite Sammlung „Gedichte" (Stuttg. 1861) sind beinahe ausschließlich politischen Inhalts. Sie besingen die Freiheit und das Vaterland mit der nämlichen Innigkeit und Wärme, die wir in seinen Liebesliedern gefunden haben, übertreffen diese aber durch die vollendetere Form. Ueberall tritt uns ernste Männlichkeit entgegen, die sich auch in den bitteren Klagen nicht verläugnet, die ihm die Thatlosigkeit seines Volkes auspreßt. Rührend sind die Gedichte, in denen er seinem tiefen Mitgefühl für die Niedrigen und Unterdrückten Ausdruck gibt. — J. G. Deeg, aus dem Voigtland, geb. 1814, gest. 1846 in Heidelberg, kämpfte in seinen „Gedichten" (Stuttg. 1843) für die freie Entwickelung in politischer und geistiger Hinsicht. Die Darstellung ist bei aller Kraft von schöner Mäßigung im Ausdruck, wie er denn überhaupt Sprache und Form mit großer Gewandtheit beherrscht; leider verfällt er oft in phrasenhafte Schwärmerei. — Ludwig Seeger, geb. in Wildbad im Schwarzwalde am 30. Okt. 1810, studierte in Tübingen Philologie und Theologie, war längere Zeit Lehrer in Bern, später kehrte er nach Würtemberg zurück, wo er als Mitglied der zweiten Kammer eine nicht unbedeutende Stellung einnahm. Er starb am 22. März 1864. Er war ein Mann von kräftigem Charakter und entschiedener Gesinnung, die er nicht bloß in poetischem Gewande darlegte, sondern auch in seiner öffentlichen Wirksamkeit bethätigte. Ob er gleich in dem „Sohn der Zeit. Freie Dichtung" (Zür. 1843; 2. verm. Aufl. Lpz. 1847) noch jugendlich schwärmt, so ist er sich doch seines Strebens und Zieles weit sicherer bewußt als Herwegh und andere politische Dichter. Er bewegt sich nicht in bloßen Phrasen, sondern er bekämpft die Lüge und Heuchelei, den sclavischen Sinn und die Gleichgültigkeit gegen die Rechte und die Freiheit des Volkes, für welche er muthig eintritt. Er hat auch Lieder der Liebe und Freundschaft gedichtet, die in einer leichten und natürlichen Sprache gehalten sind; seine Balladen sind ebenfalls nicht ohne Werth. — August Peters ist mehr durch seine Romane und Novellen, von denen später die Rede sein wird, als durch seine „Gedichte" (Chemnitz 1844) bekannt geworden. Dieselben sind vorzugsweise politischen Inhalts; sie bieten nichts Außergewöhnliches, sind aber von warmer Begeisterung für Freiheit und Vaterland durchdrungen. Die Liebesgedichte athmen innige Empfindung, sind aber nicht immer sorgfältig durchgearbeitet. — Ernst Dronke hat in seinen „Armensünder-Stimmen. Zwölf Lieder" (Altenb. 1845) das Elend des Proletariats, der Armen und Bedrängten in grellen Farben dargestellt, die allerdings eine große, aber eben keine poetische Wirkung hervorbringen. — Weit gelungener sind die „Socialen Gedichte" (Belle-Vue 1845) von Hermann Püttmann, welche die jammervollen Zustände der Proletarier ohne Phrasenmacherei, aber mit nachhaltiger Wirkung schildern. — Von dem bekannten Agitator Karl Heinzen (geb. zu Grevenbroich in Rheinpreußen, jetzt in Nordamerika) erschienen „Gedichte" (Köln 1841), die nur zum Theil hieher gehören, aber unter diesen zeichnen sich mehrere durch Tiefe des Gefühls und Kraft des Ausdrucks aus („Der Pole", „An die Deutschen"). — Ludwig Köhler, geb. in Meiningen am 6. März 1819, studierte in Jena, Leipzig und München, lebte dann in seiner Vaterstadt, zuletzt in Hildburghausen, wo er am 4. Aug. 1862 starb. Außer mehrern Romanen, die wir später berühren werden, dichtete er „Freie Lieder" (Jena 1846; 2. Aufl. 1849), die manchen guten Gedanken enthalten, z. B. wenn er den Censoren zuruft, daß die von ihnen gemordeten Gedanken sie einst beim Weltgericht umringen und ihr Leben wieder von ihnen fordern würden. Im Ganzen sind die Lieder aber sentimental schwärmerisch und bewegen sich in allgemeinen Phrasen voll unbegründeter Hoffnungsseligkeit. — Adolf Schirmer aus Hamburg schlug in seinen „Gedichten" (Frankfurt 1846) und „Dichtungen" (Wien 1856) kräftige Töne an, die sich auch wohl zur Ironie und selbst zur Bitterkeit steigern. Von größerem Werth sind die nicht-politischen Gedichte, die höchst zart und anmuthig, dabei von großer Klarheit und seltenem Wohllaut sind. Auch hat er in plattdeutscher Sprache gedichtet: „Düt und Dat. Riemels" (Hamb. 1861). — Die „Zeitgedichte" (Leipzig 1846) von Richard Morning sind keck, scharf herausfordernd, und entfalten oft einen treffenden Witz oder auch bittere Ironie. In entgegengesetztem Sinn sind die „Radikalen Lieder" (Lpz. 1847) des pseudonymen Gollenperger gedichtet, die alle radikalen und revolutionären Bestrebungen im Staats- und Kirchenleben, so wie in der Wissenschaft bekämpfen, oft freilich das Edle und Wahre dieser Bestrebungen verkennen, oft aber auch ihre Irrthümer und Ausschweifungen mit Schärfe aufdecken. „Der Lichtfreund, ein romantisches Epos in 12 Gesängen. Der Radikalen Lieder zweite Sammlung" (Lpz. 1848) ist schon deswegen ohne künstlerischen Werth, weil der Dichter sich von seinem Unmuth über den Aberwitz derjenigen hinreißen läßt, welche Alles umstürzen wollen und dabei vor den ärgsten Gräueln nicht zurückschaudern, abgesehen davon, daß er die besonnenen Männer des Fortschritts, die Freunde wahrer Freiheit

dem nämlichen Verdammungsurtheil unterwirft. — Die „Gedichte" (Lpz. 1847) von Eduard Mautner sind mehr wegen ihrer warmen vaterländischen Gesinnung, als wegen ihres poetischen Werthes zu erwähnen. — Wilhelm Torfstecher ist in seinen „Liedern deutscher Zukunft" (Erf. 1850) eben so ohne Zukunft, wie die sogenannte Gothaische Partei, der er Weihrauch streut. Seine früher erschienenen „Blüthen der Liebe" (Prenzlau 1843) sind eben so bedeutungslos. — Die „Lieder aus der Gegenwart" (Stettin 1850) von Franz Jahn ermangeln alles poetischen Hauchs; der Parteihaß, aus dem sie entsprossen sind, kann die Begeisterung nicht ersetzen, um so weniger, da er, als gegen die Besiegten gerichtet, unedel erscheint. — Karl von Thaler (seine Biographie siehe im Register!) gab „Sturmvögel. Ein Sonettenkranz" (Mannh. 1860) heraus, worin er mit warmer Begeisterung und in schöner, streng gehaltener Form der Sehnsucht des gesammten deutschen Volkes nach Einheit kräftigen Ausdruck gibt, und dasselbe mahnt, Alles aufzubieten, um den Wunsch zur Wirklichkeit werden zu lassen. — Georg Michael Schuler, geb. am 14. Mai 1833 zu Würzburg, studierte daselbst Philosophie und Theologie, und ist gegenwärtig Pfarrer in Reßstadt. Wenn die Begeisterung für eine heilige Sache und die Uebung, auf jedes Wort einen mehr oder weniger guten Reim zu finden, zum Dichter stempelte, so würde Schuler ohne Zweifel auf den Namen eines solchen Anspruch machen können. Bekanntlich gehört aber noch Etwas mehr dazu und dieses Etwas findet sich im „Deutschen Landsturm-Büchlein" (Augsb. 1862) nicht vor, vielmehr geht aus diesem hervor, daß der Verfasser selbst poetisch fruchtbare Gedanken, wie in „Europa's Herz", nicht lebendig gestalten kann. „Das Hohe Lied. Ein Singspiel. Metrisch übersetzt und erläutert" (Würzb. 1858), eine glückliche Nachbildung der hebräischen Dichtung, sollte den Verfasser auf sein eigentliches Talent aufmerksam machen. — Die „Zeitklänge. Gedichte aus den J. 1845—1860" (Münch. 1860) von Friedrich Beck erfreuen nicht weniger durch ihre Wärme als durch ihre gebildete Form; es ist ein fruchtbarer Gedanke, die wichtigsten Begebenheiten der letzten Jahre in scharf gezeichneten Bildern vorüberzuführen und dadurch auf die Irrthümer und Fehler aufmerksam zu machen, welche zu immer traurigeren Resultaten führen mußten; dagegen fehlt es dem Dichter an Klarheit des politischen Blickes. Weit weniger genügen seine „Gedichte" (Münch. 1844), die weder durch Neuheit der Gedanken, noch durch Schönheit der Form befriedigen, wenn auch Gemüthlichkeit ihm nicht abzusprechen ist. — Georg Ludwig Hesekiel, der später als fruchtbarer Romanenschriftsteller zu nennen ist, hat „Neue Preußenlieder aus dem Dänenkriege" (Berl. 1864) herausgegeben, die im beschränkt preußischen Sinne gedichtet sind und wenig Freimuth beweisen. Berechtigter war die Sammlung „Der große Kurfürst. Kleine Lieder" (Berl. 1851), weil das Preußenthum darin nicht im Gegensatz zum gesammten Deutschland erscheint, sondern vielmehr in diesem seine wahre Grundlage erkennt. Die „Fünf Bücher deutscher Gedichte" (Berl. 1862) können nur die näheren Bekannten des Dichters interessiren. In eine frühere und schönere Zeit, wo Deutsche mit Deutschen gegen den Bedränger des Vaterlandes fochten, führen uns die „Veteranen-Lieder. Ein Tagebuch aus den Befreiungskriegen" (Lpz. 1865) von Franz von Elsholtz, den wir schon als begabten Dramendichter kennen gelernt haben. Das Büchlein gibt uns eine Reihe von ernsten und heitern Bildern aus jener großen Zeit, die zwar nicht großen poetischen Werth haben, aber das wechselvolle Leben des Kriegers im Lager, auf dem Marsch, in der Schlacht oder im Quartier nicht ohne Anschaulichkeit darstellen.

Die bisher angeführten Dichtungen haben zunächst die allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse im Auge gehabt; wir haben aber noch eine Reihe von solchen anzuführen, welche durch besondere Verhältnisse hervorgerufen wurden. Als im J. 1840 von Frankreich her der Ruf nach der Rheingrenze erscholl, da erwachte im deutschen Volke nach langer Zeit wieder das Nationalbewußtsein mit ungeahnter Kraft. Der allgemeinen Stimmung gab zuerst ein bis dahin unbekannter Dichter, Nicolaus Becker (geb. 8. Oktb. 1809 in Bonn, Aktuar in Köln, gest. am 28. August 1845 zu Hunshofen) in einem an Alphons de Lamartine gerichteten Liede: „Der deutsche Rhein", begeisterten Ausdruck. Durch den Jubel veranlaßt, den dieses Lied erregt hatte*), gab Becker bald nach Veröffentlichung desselben eine Sammlung seiner „Gedichte" (Köln 1841) heraus; allein so groß die Erwartung war, die man allerseits hegte, so fand man sich sehr getäuscht, da man darin nur schwächliche Wiederholungen bekannter Gedanken, aber keine Poesie fand. Freilich hatte man Unrecht, große Erwartungen zu hegen, denn das Lied, auf welches man sie gründete, war keineswegs geeignet, sie hervorzurufen. Es ist, wenn auch fließend und volltönend, doch ohne poetische Tiefe. Es erregte nur deshalb so allgemeine Begeisterung, weil es mit Energie das aussprach, was damals im Herzen aller Deutschen von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee lebte, keinen Fuß breit von dem Vaterlande losreißen zu lassen und den Eroberungsgelüsten Frankreichs muthigen Widerstand zu leisten. Eben weil es die Stimmung des ganzen Volkes aussprach, war es werth, zum Volkslied zu werden, wie es denn bald nach seinem Erscheinen von mehr als 150 Komponisten in Musik gesetzt wurde. Aus demselben Grunde gebührt ihm auch eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur**),

*) Es erwarb ihm nicht bloß den allgemeinen Beifall, sondern auch thatsächliche Anerkennung. Der König von Preußen gab ihm die Mittel, seine Studien fortzusetzen, und Ludwig I. von Bayern beschenkte ihn mit einem goldenen Pokal mit der Inschrift: „Dem Sänger des Rheinlieds der Pfalzgraf des Rheins."

) **Der deutsche Rhein.

An Alphonse de Lamartine.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein.

auch schon deshalb, weil es eine Flut von „Rheinliedern" hervorrief, unter welchen „Der Rhein" von Prutz wohl den ersten Rang einnimmt, der freilich die Frage anders auffaßte, und freie Bewegung verlangte, weil nur ein freies Volk dem Feinde mit Siegeszuversicht entgegentreten könne. Wir können alle die befugten und unbefugten Sänger nicht anführen, welche mehr oder weniger in Beckers Sinne sangen; sie sind übrigens gesammelt in den „Klängen aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Beckersche Rheinlied. Gesammelt und herausgeg. von Z. Funck (Erl. 1840; 2. Aufl. 1841). Von allgemeinem Inhalt, aber ebenfalls durch die damaligen Verhältnisse veranlaßt, sind die „Kriegslieder für das deutsche Volk. Herausg. von Ed. v. Bülow" (Lpz. 1841), und „Deutsche Kriegslieder. Gesammelt von Adolf Böttger" (Ebd. 1841). An dieselben schlossen sich später „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock an bis auf die Gegenwart. Herausg. von Herm. Marggraff" (Ebd. 1843) und „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Von Hoffmann von Fallersleben (Ebd. 1843).

Die Unterdrückung der Herzogthümer Schleswig-Holstein, ihre Erhebung und Kämpfe riefen ebenfalls eine große Anzahl von Dichtungen hervor, unter welchen Eines, welches K. Fr. H. Straß zum Verfasser hat und von M. F. Chemnitz umgedichtet wurde, bald zum allgemeinen Volkslied wurde, denn das ganze deutsche Volk nahm den lebendigsten Antheil an dem Schicksale der nordischen Brüder. Dieses Lied ist aber noch bedeutungsloser als das Beckersche „Rheinlied", in welchem doch männliche Kraft lebte, während uns hier schwächliche, ja beinahe weinerliche Sentimentalität entgegentritt, und wir haben uns immer wundern müssen, daß dieses Lied nicht alle Thatkraft unterwühlt hat. Doch theilen wir es ebenfalls mit, schon deswegen, weil es ein bedeutendes Licht auf die schwärmerisch-sentimentale Richtung des Volkes wirft, die einige Jahre später so großes Unheil verursachte *). Wir können die einzelnen Lieder nicht erwähnen, welche Schleswig-Holstein zum Gegenstande haben; dagegen sind einige Dichter anzuführen, welche ihm eine größere Reihe von Gedichten gewidmet haben. Die hieher gehörigen Gedichte von Strodtmann haben wir bereits erwähnt. Hermann Püttmann besang in den Dithmarschen „Liedern" (Lpz. 1844) den siegreichen Kampf des Heldenvölkleins gegen König Johann im J. 1500 unter Benutzung alter Chroniken und Lieder in kräftig einfacher Sprache. — Von großer Formschönheit sind die kräftigen Sonette „Für Schleswig-Holstein" (2 Hefte. Hamb. 1850—51) von Julius Rodenberg, und die „Kampf- und Schwertlieder" (Altona 1848) von Heinrich Zeise. — Geibel erhob in den „Zwölf Sonetten" (Lübeck 1846) seine Stimme gegen die dänische Gewaltherrschaft, und mahnte die sämmtlichen deutschen Stämme, den bedrückten Brüdern zu Hülfe zu eilen. — Victor Precht, Director der Handelsschule in Bremen, dichtete „Lieder, Schleswig-Holstein geweiht" (Bremen 1850) und „Patriotische Gedichte. Zweite Sammlung" (Ebd. 1853), in denen er die Ausdauer der Länder rühmt und die Thatlosigkeit der deutschen Bruderstämme beklagt. Die historischen Lieder sind

---

*) **Das Lied von Schleswig-Holstein.**

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose,
Flut auf Flut von Bai zu Bai,
O, laß blühn in deinem Schooße
Deutsche Tugend, deutsche Treu!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch, wenn innre Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mildrer Süd belebt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun;
Zage nimmer und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schaun!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt am Ostseestrand,
Bis zur Flut, die ruhlos schäumet
An der Düne flüchtgem Sand:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken,
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppel-Eiche
Unter Einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt
Wanke nicht, mein Vaterland!

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frein;

So lang die Flosse hebet
Ein Fisch in seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

zu breit. — Männlichen Geist athmet „Schleswig-Holstein. Sechsundvierzig Lieder wider die Dänen" (Erl. 1863) von einem Dichter, dessen Namen wir nicht veröffentlichen dürfen, und dem wir im Drama und Roman unter den Namen Gottfried Flammberg und Sigmund Sturm wieder begegnen werden. Von seinen Liedern sind mehrere in volksthümlichem Tone gehalten. — In seiner bekannten Weise, die den tiefsten Ernst mit dem heitersten Humor verbindet, dichtete Hoffmann von Fallersleben „Schleswig-Holstein. Zehn Lieder" (Neueste Aufl. Cassel 1861), von denen einige aus dem J. 1845 stammen; daß sie alle zum Singen sich eignen, dafür bürgt der Name des Dichters, wir möchten aber bezweifeln, daß sie viel gesungen werden, denn außer der vaterländischen und kräftigen Gesinnung ist wenig an ihnen zu loben. — „Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein von F—r" (Lpz. 1864) ist gut gemeint, aber ohne allen poetischen Werth. Verfasser ist Friedrich Rückert.

Die Erhebung des Jahres 1848 rief zwar viele Gedichte hervor, doch sind wenige darunter, die lebensfähig sind; wie die allgemeine Stimmung schwärmerisch, die Meinungen zerspalten und unklar waren, so auch die meisten Lieder aus jener Zeit, mochten sie den deutschen Kaiser, die Einheit des Gesammtvaterlands, die zahme oder die rothe Republik besingen. Wir erwähnen nur die talentlosen Gedichte, in welchen Ed. von Schönau unter dem Titel „Der Freiheit eine Gasse" (Königsb. 1848) für die Republik, „Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder" (Gotha 1849) von Karl Philipp Welcker, der darin für Kaiser und Reich schwärmte. Von demselben erschienen früher „Thüringer Lieder" (Gotha 1831) und „Die tönenden Bilder. Eine Reihe von 43 Holzschnitten" (Gotha 1834), eine geistreiche Erklärung von Holzschnitten alter Meister. — Die „Mahnrufe an das deutsche Volk" (Wien 1866) von Friedrich Wilhelm Helle, die in den Jahren 1857—1866 gedichtet wurden, geben ein freilich trauriges, aber anschauliches Bild der politischen Verhältnisse der Zeit. — Der Krieg Oesterreichs mit Italien und Frankreich veranlaßte die „Geharnischten Sonette" (Neisse 1859) von Hermann Neumann, in denen er in scharfen Worten die Sünden der österreichischen Regierung aufdeckt, Nichts desto weniger zum Kriege gegen Frankreich auffordert, weil er hofft, daß unter Preußens Führung Deutschlands Einheit errungen werden könne.

Theils die wirkliche Theilnahme an dem Unglück anderer Völker, theils die Absicht, dem Unmuth über die eigenen Zustände scharfen Ausdruck zu leihen, öfters aber auch die Gleichgültigkeit gegen die Freiheitsbestrebungen im Vaterland und die deutsche Vorliebe, sich mit der Fremde zu beschäftigen, regte eine Anzahl Dichter an, die Kämpfe und Leiden fremder Nationen zu besingen. So dichtete Gustav Pfizer „Der Griechen Gruß an den neuen König", und den „Tod Ferdinands VII." Die Helden der Reaktion in Spanien fanden in Freiligrath („Aus Spanien") und in Schleifer („Zumalacarregui") begeisterte Lobredner. Am Häufigsten sind die Polenlieder, deren Reihe Platen eröffnet hatte. Allgemein bekannt ist Mosens Lied „Die letzten Zehn vom vierten Regiment"; auch G. Pfizer, Herloßsohn, Ortlepp, Zimmermann, Biernatzki, Moritz Hartmann, Rogge, Ruperti widmeten ihnen einzelne zum Theil treffliche Gedichte. Die „Siebenzehn Polenlieder" (Lpz. 1843) von Otto von Wenckestern werden von Reinhold Jochmanns „Polenliedern" (Lpz. 1846) übertroffen, in welchen das vom Völkermord empörte Gemüth kräftigen Ausdruck findet. — Noch viel werthvoller sind die „Polen- und Magyarenlieder" (Königsb. 1849) von Ferdinand Gregorovius, die von warmem Gefühl für die Freiheit der Völker eingegeben, bei vortrefflicher Darstellung eine Fülle von schönen und bedeutenden Gedanken enthalten, denen er stets poetischen Ausdruck zu geben weiß. Wahres Talent gibt sich auch darin kund, daß er die nationalen Eigenthümlichkeiten mit großer Sicherheit zur lebendigsten Anschaulichkeit bringt, was den „Magyarenliedern" (Berl. 1849) von Ed. von Schönau in hohem Grade abgeht. — Endlich sind auch die Kämpfe der Tscherkessen für ihre nationale Unabhängigkeit besungen worden, so von Hermann Püttmann („Tscherkessenlieder". Hamb. 1841), der seinen Stoff mit Talent und Wärme behandelte, aber zu wenig in die Anschauungsweise des Heldenvolkes eingieng, und von Carl Gaillard („Bilder aus Tscherkessien. Dichtungen". Leipzig 1845), die gut gemeint, aber ohne poetischen Schwung sind.

Die demokratische Richtung der Literatur und vorab der Poesie gibt sich namentlich darin kund, daß alle Stände und Klassen, von den Fürsten an bis zu den Handwerkern und selbst den Bauern, an der geistigen Bewegung Theil nehmen. Während in den früheren Zeiten seit der Reformation die höhern Stände sich von der Theilnahme an der Literatur fern hielten, ja lange Zeit es mit ihrer bevorrechteten Stellung unvereinbar hielten, sich mit der Poesie zu beschäftigen, während sogar in der letzten Hälfte des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts adelige Dichter zu den bewunderten Ausnahmen gehörten, hat seit den dreißiger Jahren die Theilnahme selbst des höchsten Adels täglich zugenommen. König Ludwig I. von Bayern, den wir schon im vorigen Bande erwähnt haben, hat durch sein Beispiel ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß auch andere Fürsten und Mitglieder des hohen Adels es nicht mehr unter ihrer Würde gehalten haben, sich mit Poesie zu beschäftigen, sondern es für eine persönliche, nicht vom Zufall der Geburt abhängige Ehre ansehen, wenn ihr Name neben dem der zeitgenössischen Dichter genannt wird. Ludwigs Sohn und Nachfolger, König Maximilian II., hat zwar keine Sammlung herausgegeben, aber manches Gedicht in verschiedenen Musenalmanachen veröffentlicht. Der regierende König Johann von Sachsen ist früher schon als geistreicher Uebersetzer erwähnt worden; die Prinzessin Amalia von Sachsen ist später zu besprechen, eben so der Graf Alexander von Würtemberg und der Graf von Strachwitz, so wie die Gräfinnen von Egloffstein, Hahn-Hahn, Franziska und Agnes von Schwerin,

von der Schulenburg und Luise zu Stolberg. Die Freiherren von Badenfeld, von Feuchtersleben, Gaudy, von Heyden, von Münch-Bellinghausen, von Oer, Gust. zu Putlitz, von Sternberg und Gisbert Vincke, die Freiinnen Annette von Droste-Hülshoff, von Reinsberg-Düringsfeld u. von Suckow sind theils schon besprochen, theils werden sie später erwähnt. Und so bleiben uns hier nur noch die drei Folgenden zu berühren: Otto Fürst zu Lynar, geb. am 21. Febr. 1793, gestorben am 10. Nov. 1860, veröffentlichte „Gedichte" (Lpz. 1843), die der Erguß eines schönen und vielseitigen Talents sind, welches die verschiedenartigsten Stoffe und Stimmungen mit gleichem Glücke zu behandeln versteht. Die Liebeslieder sind höchst anmuthig und von warmem Gefühl eingegeben; in den Elegien, die hie und da Schillers und Goethes Einfluß verrathen, erscheint der Gedanke stets poetisch gehoben („Die Nachtwanderung"); den Balladen und Romanzen liegen sehr glückliche Stoffe zum Grunde, die er zu großer Anschaulichkeit gestaltet; sie sind dramatisch lebendig erzählt und ergehen sich gern in ausführlichen Schilderungen. Auch als dramatischer Dichter verdient der Fürst von Lynar ehrenvolle Auszeichnung. „Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in 4 Acten" (Lpz. 1842) führt eine großartige Idee: den durch das Wesen des Christenthums bedingten Sieg desselben, mit ruhiger Sicherheit durch. Die Charaktere sind mit der größten Naturwahrheit gezeichnet, die Sprache ist edel, rein und gewandt. Auch hier ist das Studium unserer zwei größten Dichter unverkennbar. Von größerer theatralischer Wirkung sind „Die Mediceer. Drama in 5 Acten" (Lpz. 1842), deren Anlage und Durchführung gleich gelungen sind. — Des Fürsten Fr. von Schwarzenberg „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes" (4 Bde. Wien 1844—45), nebst dem Supplement: „Aus den hinterlassenen Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes" (Ebd. 1848) kennen wir nicht. — Moritz, Reichsgraf zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, geb. am 16. Jan. 1798 zu Rheda in Westfalen, wurde bei den Herrnhutern zu Neuwied erzogen, wo er bis Ende 1813 verblieb. Er wollte den Feldzug gegen Frankreich mitmachen, trat auch als Freiwilliger in das Heer, erkrankte jedoch bald, so daß er zurückbleiben mußte. Nach längerem Aufenthalte im elterlichen Hause trat er 1819 in kurhessische Militärdienste, verließ dieselben 1828, da ihn der Kurfürst zum Kammerherrn ernannte. Der Hofdienst sagte ihm wenig zu, da er sich mit der am Hofe herrschenden Falschheit nicht versöhnen konnte; er gab 1836 seine Entlassung und lebte seitdem an verschiedenen Orten, in Frankfurt, Paris, im südlichen Frankreich, in Würzburg und auf seinem Gute Wasserlos bei Aschaffenburg, überall wohlthätige Anstalten gründend oder fördernd. Er starb in Würzburg am 27. Januar 1877. Wie sein Leben, so ist auch seine Dichtung rein und sittlich schön und auch diese veröffentlicht er, um deren Erlös wohlthätigen oder vaterländischen Zwecken zuzuwenden; so die „Sandkörnlein" (Frankf. 1843) zum Besten des Cölner Dombaues, in welchem er ein Sinnbild deutscher Einheit erblickte. Die „Sagen und Bilder" (Würzb. 1852) nahm er in den gesammelten „Dichtungen" (Würzb. 1866) wieder auf, deren vier Abschnitte er „Lieder und Stimmungen", „Bilder des Lebens", „Zeit- und Gelegenheitsgedichte", „Sagen, Geschichten und Romanzen" betitelte. Alle diese Dichtungen sind in streng religiösem, an das Pietistische streifendem Sinne abgefaßt, wie er denn auch in politischer Beziehung zu den Conservativen gehört, ohne jedoch ein Feind des Fortschritts zu sein. Die „Bilder aus dem Leben" berühren gewöhnliche, ja beinahe alltägliche Verhältnisse, die er mit reinem und warmem Gemüth auffaßt, ohne sie jedoch poetisch zu beleben. In den erzählenden Dichtungen behandelt er meist interessante Stoffe. In einer Reihe von 16 Sonetten erzählt er die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, nicht gerade in sehr poetischer Weise, aber doch immerhin sehr anziehend. — Franz Graf Pocci, geb. am 7. März 1807 zu München, studierte in Landshut und München die Rechte, wurde wegen seiner künstlerischen Bildung 1830 zum Ceremonienmeister ernannt und war seit 1864 Oberstkämmerer. Sein Talent für die Zeichenkunst und Musik entwickelte sich schon frühzeitig; eine schöne Frucht desselben sind die Illustrationen zu verschiedenen poetischen Sammlungen, unter denen wir die mit Güll herausgegebene „Kinderheimat in Bildern und Liedern", so wie mehrere ähnliche Schriften wegen ihrer glücklichen Auffassung des kindlichen Geistes und Gemüthes hervorheben. Seine „Dichtungen" (Schaffh. 1843) bieten zwar weder viele neue Gedanken, noch neue Stoffe, auch erhebt sich die poetische Behandlung nicht über das mittlere Maß, aber sie erfreuen doch durch ihren sittlich schönen Sinn, ihre echt kindliche Gemüthlichkeit und die schlichte Einfalt der Darstellung, mag er die Liebe und die Lebenslust besingen, oder sich in die Waldeinsamkeit vertiefen, oder Legenden erzählen, deren Stoffe immer glücklich gewählt sind. In den „Todtentänzen" (Stuttg. 1857) hat Pocci die bekannten bildlichen Darstellungen des spätern Mittelalters mit eben so viel Tiefe als Humor poetisch verarbeitet; „Der Landsknecht" (München 1861) führt uns das Leben und Treiben dieser mittelalterlichen Söldner in frischen, lebensvollen Gemälden vor. Pocci st. 7. Mai 1876.

„Die Kunst steht auf der Menschheit Höhen" und so dürfen wir wohl auf die Großen der Erde die Künstler folgen lassen, unter welchen sich vorzüglich Maler dichterisch bethätigt haben. So groß der Umfang der bildenden Kunst ist, so hat sie doch ihre Schranken, es läßt sich nicht Alles plastisch darstellen, was den Künstler bewegt. „Was ich nicht malen kann, Das mag im Liede blühn", sagt Johann Peter Lyser (siehe das Register!) in den „Liedern eines wandernden Malers" (Lpz. 1834), welche sich durch Lebendigkeit, Frische und Wärme auszeichnen. — Wilhelm August Corrodi, geb. am 27. Febr. 1826 zu Zürich, bezog, da ihn die Theologie, zu der er bestimmt war, nicht fesseln konnte, im Jahre 1847 die Akademie zu München, und lebt jetzt als Lehrer des Zeichnens an den höhern Stadt-

schulen in Winterthur. Seine „Lieder" (Kassel 1853) zeugen von tiefem Gefühl für die Schönheiten der Natur, die er mit künstlerischem Sinn erfaßt. In den Liebesliedern spukt hie und da Heinescher Einfluß, doch ist sein Humor nie frivol. Seine Sprache ist von großem Wohllaut. Noch bedeutender sind seine epischen Dichtungen, die später zu besprechen sind. — Rudolf Wickenhauser, mit seinem Dichternamen Em. Raulf, geb. zu Wien am 15. Sept. 1817, studierte in Wien, widmete sich aber später der Kunst, deren Ausübung er jedoch aus Gesundheitsrücksichten entsagen mußte. Er lebte längere Zeit in Leipzig, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, und starb daselbst im J. 1860. Unter seinen Gedichten: „Granit und Marmor" (Lpz. 1854) nehmen die Naturlieder die erste, überhaupt eine ausgezeichnete Stelle ein; die Erscheinungen der Natur bieten ihm eine reiche Fülle von Bildern, die eben so neu als treffend und poetisch sind. Auch gab er heraus „Aus der Mappe eines Kosmopoliten. Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken" (Lpz. 1857), die von reicher Erfindungs- und Gestaltungsgabe zeugen. — Die „Gedichte" (Lpz. 1854) von Ernst Förster, dessen bei der Kunstgeschichte weitere Erwähnung geschehen wird, sind in gewandter Form und mit sicherem Geschmack abgefaßt, wie von einem Künstler zu erwarten ist. Sie sind von großer Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form, behandeln die Kunst und die Natur, führen uns nach Italien und von da nach München, verspotten die Anhänger des Alten und bekämpfen zugleich auch das Neue; weil der Dichter seiner Natur nach dem Fortschritt huldigt, aber den Mächtigen gar Manches zu verdanken hat. Von drei andern Malern, Kopisch, Reinick und Keller, wird später die Rede sein, so wie von den Architekten Kugler und Hessemer; J. G. Müller ist schon früher besprochen. Der Kupferstecher Karl Barth, geb. in Eisfeld im Okt. 1787, gest. 1853 in Kassel, hat, so viel wir wissen, seine in verschiedenen Musenalmanachen und Zeitschriften erschienenen Gedichte nicht gesammelt. — Von den Componisten ist Richard Wagner bei dem Drama zu besprechen. Julius Becker, geb. am 5. Febr. 1811 zu Freiberg, zeigte schon früh großes musikalisches Talent, das er seit 1835 in Leipzig ausbildete. Seit 1846 lebte er in stiller Zurückgezogenheit in Hoflößnitz bei Dresden, wo er am 26. Febr. 1859 starb. Seine „Gedichte" (Lpz. 1862), die erst nach seinem Tode erschienen, verrathen den Tonkünstler durch ihren Wohllaut und ihre Sangbarkeit. Sie sind meist sehr kurz, aber bei all ihrer Kürze lassen sie den Gedanken doch lebendig und anschaulich hervortreten. Die lieblichen „Lieder der jungen Müllerin" erinnern durch ihre tiefe Gemüthlichkeit an Eichendorff; andere sind von einem liebenswürdigen Humor belebt, mehrere haben den volksthümlichen Ton glücklich getroffen. Seine Romane „Die Neuromantiker. Musikalischer Roman" (2 Bde. Lpz. 1840) und „Kleebein & Comp. Freie Federzeichnungen in Hogarths Manier" (Lpz. 1841) sind künstlerisch mißlungen, es fehlt oft die Motivirung der bedeutendsten Thatsachen, die Sprache ist ungebildet, oft studentenmäßig, aber es ist Talent der Schilderung und Charakteristik unverkennbar.

Die Schauspieler Benedix, Holtei, Löwe und Wilhelmi (Zechmeister) sind später ausführlicher zu besprechen. Jul. Berdt, Hofschauspieler in Braunschweig, verläßt in seinen Naturliedern, die er unter dem Titel „Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie. Fragment der vier Jahreszeiten" (Braunschw. 1861) herausgab, die gewöhnlichen Gleise. Er gibt nicht bloß Gemälde der äußern Erscheinungen, sondern er dringt mit sicherer Beobachtung in das Wesen derselben und verleiht ihnen dadurch Bedeutung und Leben, daß er sie mit den Menschen in Beziehung bringt. — Die „Lieder und Gedichte" (Lpz. 1851) von Carl Schultes, früher auch Hofschauspieler in Braunschweig, ermangeln nicht der Frische und jugendlichen Lebendigkeit. — Den Schauspielern sind füglich diejenigen Improvisatoren anzureihen, welche ihre Dichtungen herausgegeben haben. Der Erste, der in Deutschland als Improvisator auftrat, ist Oskar Ludwig Bernhard Wolff, der, wenn wir nicht falsch berichtet sind, israelitischer Herkunft war. Am 26. Juli 1799 zu Altona geboren, studierte er zwei Jahre lang die Medicin in Berlin und Kiel, entsagte aber dann derselben, um sich ganz der schönen Literatur zu widmen. Nach Vollendung seiner Studien gab er an zwei Erziehungsinstituten in Hamburg Unterricht, erregte durch einige glückliche Improvisationen Aufsehen, begab sich deshalb auf Reisen, wo ihm ungetheilter Beifall zu Theil wurde. Im J. 1826 wurde er Professor der neuern Sprachen in Weimar, 1830 außerordentlicher Professor und 1838 ordentlicher Honorarprofessor zu Jena, wo er am 16. Sept. 1851 starb. Wolff hatte ein reiches und vielseitiges Talent, mannigfaltige Kenntnisse, aber seine Schriften sind meist zu leicht hingeworfen, so schon seine „Gedichte und poetischen Uebersetzungen" (Lpz. 1834). „Abälard und Heloise. Ein Cyklus epischer Dichtungen" (Bielef. 1838) ist in der Anlage verfehlt, weil der Stoff durchaus lyrisch ist; auch ist die Ausführung oft matt und prosaisch. Er schrieb auch zahlreiche Romane, Novellen und Erzählungen („Schriften". 14 Bde. Jena 1841—43), darunter „Mirabeau und Sophie" nach den Briefen des berühmten Mannes. Seine zahlreichen literarhistorischen Schriften: „Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes" (27. Aufl. Lpz. 1876), „Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur" (7 Bde. Fol. Lpz. 1834—47) sind nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Besser, doch lange nicht erschöpfend ist seine „Geschichte des Romans" (Lpz. 1851). — Die Frau Caroline Leonhardt-Lyser werden wir später erwähnen. — Maximilian Langenschwarz, ebenfalls israelitischer Herkunft, geb. 1806 in Rödelheim bei Frankfurt, war zuerst Kaufmann, reiste seit 1830 als Improvisator durch Deutschland, England und Frankreich, lebte später in Paris, war 1848 in Leipzig, wurde aber bald wieder ausgewiesen. Seine Improvisationen fanden Beifall, und allerdings überraschte er oft durch sehr glückliche, in gewandter Form ausgesprochene Gedanken. Unter seinen gedruckten Schriften erwähnen wir „Das todte Parlament. Gedicht in 130 Canzonen

von N. Z. Charleswang" (Darmst. 1835), worin er die wichtigsten Begebenheiten und Charaktere der englischen Geschichte nicht ohne Schwung vorträgt. Das Drama „Tiphonia von Jakob Zwangsohn" war eine etwas starke Verhöhnung des Publikums, welchem es als ein Werk des Jahres 1648 vorgeführt wurde. — Die „Fidibus. Schelmenlieder" (Danzig 1843) von Lasker sind ohne Witz und Talent. — Ob die andern Improvisatoren Ed. Beermann, Böhringer, Hermann und K. Richter auch Dichtungen haben drucken lassen, ist uns unbekannt.

Hermann Jäger und Wilh. Legeler, die später besprochen werden, machen als Kunstgärtner den Uebergang zu den Industriellen, unter welchen die Buchhändler wiederum der Literatur am Nächsten stehen. So viel wir uns erinnern, hat seit Fr. Nicolai kein Buchhändler an der geistigen Bewegung direct Theil genommen; in der neuesten Zeit sind ziemlich viele als Schriftsteller aufgetreten und mehrere haben sich als Dichter versucht. Freilich hat keiner die Bedeutung des vielverkannten Nicolai errungen, keiner hat einen so mächtigen Einfluß auf den Gang und die Entwickelung der Literatur geübt, wie jener, allein es finden sich darunter doch auch sehr beachtenswerthe Talente. Julius Alexander Baumgärtner, geb. zu Leipzig am 15. Aug. 1797, besuchte die Thomasschule seiner Vaterstadt, lernte dann die Handlung in einem Materialgeschäft zu Schneeberg, worauf er den berühmten Physiker Gilbert auf einer Reise nach Frankreich und England begleitete. Nach seiner Rückkehr trat er in die Buchhandlung seines Vaters ein, deren Leitung er nach dessen Tode im J. 1843 übernahm. Er starb nach längeren Leiden am 9. Sept. 1855. Er gab unter dem Titel: „Minnesang von Alexander Erbach" (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1855) eine Sammlung Gedichte heraus, die allerdings, wie es in dem ihnen vorgesetzten Motto heißt, „aus dem Leben geschrieben", aber nicht immer in poetischer Stimmung entstanden sind. Die meisten sind bloße Gelegenheits- oder vielmehr Stegreifgedichte, aber als solche recht hübsch. — Ueber Karl Emil Scriba ist schon oben berichtet worden. — Von Justus Albert Wohlgemuth, Verlagsbuchhändler in Berlin, besitzen wir unter dem Titel „Leben, Lied und Liebe" (Berl. 1855) Gedichte, deren Form und Sprache viel zu wünschen übrig läßt; achtungswerth ist der vaterländische und fromme Sinn, der sich in ihnen ausspricht. — Von großer poetischer Begabung ist Hugo Oelbermann aus Müllenbach, jetzt, so viel uns bekannt ist, Buchhändler in Bonn. Er hat in den „Gedichten" (Hamb. 1856) und im „Herzbilderbuch. Dichtungen" (Lpz. 1859) alle Fragen, welche die Zeit bewegen, die philosophischen und religiösen wie die politischen, mit Geist und Kühnheit erfaßt, ist ihrer aber nicht immer Herr geworden, so daß seine Gedanken oft in Unklarheit verschwimmen, was er durch das Excentrische des Ausdruckes nicht zu verdecken vermag. Wenn er rein menschliche Verhältnisse, die sanften oder leidenschaftlichen Regungen des Herzens besingt, ist er vortrefflich; er kennt dessen tiefste Geheimnisse und weiß sie mit Schöpfungskraft dichterisch zu gestalten. Dann ist seine Sprache, wenn auch oft leidenschaftlich, doch immer schön und klar, der Vers von ergreifendem Wohllaut („O laß sie blühn", „Wenn ich geglaubt"). „Rosalinde. Eine Herzensgeschichte in Versen" (Königsb. 1854) ist nach einer italienischen Novelle gedichtet, deren überschwänglichen Styl er nur zu treu bewahrt hat. — Wilhelm Langewiesche, geboren zu Möllenkotten bei Schwelm in Westfalen am 4. Dez. 1807, erlernte den Buchhandel in Essen, war 1829 bis 1830 Gehülfe in einer Buchhandlung in Berlin, wo er mit Franz Horn und Rosenkranz nähere Bekanntschaft schloß. Im Jahre 1830 gründete er ein Buchhändlergeschäft in Iserlohn, das er 1837 nach Barmen verlegte u. bis 1872 leitete. Seitdem wohnt er in Godesberg bei Bonn. Langewiesche ist außerordentlich produktiv, doch sind seine Schriften von sehr verschiedenem Werth. Am Bedeutendsten sind die „Vorhof-Klänge von einem Wahrheitsucher" (Barmen 1856; 3. verb. u. verm. Aufl. 1869), welche vom Standpunkte des Zweifelns und Forschens die religiösen und philosophischen Hauptfragen in poetischer Form behandeln. Wo er philosophiert, ist die Darstellung allerdings wenig poetisch, wo er sich hingegen in das Reich der Empfindungen und Gefühle versenkt, überrascht er oft durch neue Behandlung bekannter Stoffe („Ahasverus"), durch wahrhaft poetische Gedanken und glückliche Ausführung („Des Menschen Geburt", „Königs Ohnmacht"). Wir erfreuen uns überall des tiefen Ernstes, so wie der rein sittlichen Gesinnung des Dichters, dessen Zweifel aus dem lebendigsten Drange nach Wahrheit entspringen. Langewiesche's erste poetische Arbeit war ein Drama „Der ewige Jude. Didaktische Tragödie" (Iserlohn 1831), das er unter dem Namen W. Jemand herausgab. Obgleich noch sehr unreif, ist poetisches Talent doch sichtbar. Unter demselben Namen veröffentlichte er „Diabolische Dichtungen" (Ebd. 1833), poetische Bearbeitungen von Teufelssagen; unter dem Namen L. Wiese „Westfälische Volkssagen in Liedern" (Barm. 1841) und „Sagen- und Märchenwald im Blüthenschmuck" (2 Bde. Ebd. 1841—42), deren Volksmärchen und historische Sagen nicht ohne Geschick in gebundener Rede bearbeitet sind. Einige derselben hat er später in die „Vorhof-Klänge" wieder aufgenommen. — „Ein Lied zur That. An die deutsche Nation. Zum Jahresgedächtniß der Schiller-Feier" (Neuwied 1860) von J. van der Beeck, Hofbuchhändler in Neuwied, hat beachtenswerthen Gehalt. — Oscar Roloff, geb. am 26. Jan. 1840 zu Berlin, früher Geschäftsführer der Wohlgemuth'schen Buchhandlung, jetzt Besitzer eines eigenen Geschäftes daselbst, zeigt in der Sammlung „Ein Feenkuß. Poesie und Prosa" (Berlin 1863; 2. Aufl. o. J.) eine hübsche Anlage, die für die Zukunft Erfreuliches verspricht. Er lehnt die Gedanken oft an äußere Bilder, die er nicht ohne Geschick mit denselben in Verbindung bringt, aber es ermüdet dieß zuletzt, weil die nämliche Einkleidung immer wiederkehrt. Die Erzählung „Mistewoi. Aus der Wendenzeit" (Berl. 1861) hat einen guten

Kern, nur ist die Darstellung noch zu jugendlich überwallend. — Emil Schneider, geb. am 29. Jan. 1839 in Mühlberg an der Elbe, erlernte den Buchhandel in Leipzig, bereiste 1858 Rußland, später Frankreich, England und die Schweiz, trat 1862 als Freiwilliger in das Gardeschützenbataillon, war 1864 mit in Schleswig und errichtete 1864 eine Buchhandlung in Torgau. Seine Gedichte „Aus dem Tornister eines Preußischen Freiwilligen" (Mühlberg a. d. Elbe 1864) bieten lebendige Gemälde aus dem Dänenkriege und Bilder aus den verschiedenen von ihm durchwanderten Ländern. Verdienstlich ist seine Bearbeitung von Emersons „Führung des Lebens" (Lpz. 1862).

Noch zahlreicher sind die Kaufleute im engern Sinne vertreten, und unter ihnen finden sich manche, die zu den bedeutendsten Erscheinungen gehören, so namentlich Brachvogel, Glaßbrenner, Hackländer, Robert Waldmüller (Duboc), die Wupperthaler Dichter Rittershaus, Röber, Adolf Schults, Siebel und Stelter, die ausführlicher zu besprechen sind; dann der Elsässer Dichter Weyermüller und der Tyroler Martin Meyer, denen wir bei der Betrachtung des religiösen Liedes und des Dramas wieder begegnen werden. Wilhelm Gerhard, geb. am 29. Nov. 1780 zu Weimar, seit 1806 Besitzer eines Handelsgeschäfts in Leipzig, gest. auf der Rückkehr von einer Schweizerreise zu Heidelberg am 2. Okt. 1858, gehört nach seiner Hauptthätigkeit zwar noch in den vorigen Zeitraum, wo er auch besprochen wurde, doch ist dort seine Bedeutsamkeit nicht genug hervorgehoben worden, weshalb wir ihm nachträglich noch einige Zeilen widmen müssen. In seinen „Gedichten" (4 Bde. Lpz. 1826) schlägt er nämlich oft den Ton des echten Volksliedes mit so viel Glück an, daß mehrere derselben eine weite Verbreitung gewannen und noch jetzt gesungen werden („Auf, Matrosen, die Anker gelichtet", „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn", „Bin der kleine Tambour Veit", „Die Mädchen in Deutschland sind blühend und schön" u. a. m.). Verdienstlich sind „Anakreon und Sappho, freie Nachbildung für den deutschen Gesang" (Lpz. 1818) und die Bearbeitung der serbischen Volks- und Heldenlieder, welche unter dem Titel „Wila" den 3. und 4. Band der Gedichte bilden. Bei Besprechung derselben nennt ihn Goethe, mit dem er in Briefwechsel stand und persönlich bekannt war, „ein leicht auffassendes und glücklich wiedergebendes Talent" (Werke 46, 324 ff.). — Johann Georg Christoph Conrad Hick, geb. in Köln am 14. Juli 1829, besuchte das dortige Gymnasium, trat 1847 als Lehrling in ein Handelshaus, fand aber an dem kaufmännischen Beruf so wenig Befriedigung, daß er nach Ablauf seiner Lehrzeit gern die Gelegenheit ergriff, in die Redaktion der Kölnischen Zeitung als Mitarbeiter und Berichterstatter einzutreten. Er starb 1872. Schon frühe poetische Versuche wagend, hat Hick sein Talent durch rastloses Studium der besten Dichter zu schöner Blüthe ausgebildet; das praktische Leben, in das er seit seinen Jünglingsjahren eingetreten, hat ihn vor der Schwärmerei und Unklarheit bewahrt, denen andere nur in den Büchern lebende Dichter so leicht anheimfallen, ohne daß er jedoch die ideale Anschauung des Lebens verloren hätte. In seinen „Accorden der Seele" (Köln 1863) entfaltet er ein durchaus liebenswürdiges und poetisch bewegtes Gemüth. Die Liebeslieder sind innig und wahr, reich an neuen Anschauungen und glücklichen Situationen und auch die alten im Stoff liegenden Gedanken sind selbstständig erfaßt und durchgeführt („Ein Schutzengel"). Von eben so tiefer als schöner Empfindung zeugen die Gedichte „An meine Mutter", von wahrer Frömmigkeit die „Geistlichen Lieder" („Das Vater unser"). Die „Balladen" behandeln fruchtbare Stoffe mit entschiedenem Glück, in den „Trinkliedern" weht ein liebenswürdiger Humor. Die Sprache ist gebildet und fließend, nur werden manche schöne Gedichte durch offenbare Flickreime verunstaltet. Hick versuchte sich auch im Drama. Als Manuscript gedruckt erschien „Shakespeare und Southampton, oder die letzten Jahre der großen Königin", Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen", welches in Bezug auf Sprache und Gedanken ein liebevolles Studium des großen Britten erkennen läßt, nicht aber rücksichtlich der künstlerischen Gestaltung. Es ist zu wenig Handlung in dem Drama, und diese entwickelt sich nicht klar genug; es ist Vieles allzu fragmentarisch, bedeutende Thatsachen sind nicht hinlänglich motivirt, so die Freundschaft zwischen Shakespeare und Southampton. Der Gedanke, die Enthüllung des Verbrechens Lord Nottinghams und seiner Gemahlin durch die Aufführung Macbeths herbeizuführen, ist recht gut, aber dadurch wurde die ganze Episode mit dem Secretär des Lords vollkommen überflüssig und dadurch auch störend. — Georg Schultz, geb. am 13. Dez. 1809 in Dannenberg (Hannover), widmete sich dem Handel und erwarb sich 1833 in Lintow ein Weingeschäft, das ihm zu einem blühenden Wohlstand verhalf. Zugleich studierte er mit solchem Eifer und Erfolg die Naturwissenschaften und die Astronomie, daß ihn der bekannte Astronom Mädler im J. 1860 aufforderte, die Sonnenfinsterniß in Vittoria zu beobachten. Nach Hannover zurückgekehrt, wo er seit 1855 lebt, machte er sich durch Gründung eines zoologischen Gartens auf Aktien und einer Sternwarte auf eigene Rechnung um Wohnort und Vaterland verdient. Seine „Gedichte" (Hann. 1861; 2. Aufl. Lpz. 1864) sind sehr ungleich. Man kann ihm einen gewissen Reichthum an poetischen Gedanken nicht absprechen, aber es gelingt ihm sehr häufig nicht, sie auch in ein poetisches Gewand zu kleiden, vielmehr verschwinden sie unter der prosaischen Darstellung. Einen solchen Eindruck machen namentlich die Liebesgedichte. Ungleich erfreulicher sind die Naturlieder, in denen man den Freund und Beobachter der Natur leicht wieder erkennt; auch in den Sonetten weht ein tieferer Sinn, besonders wenn sie die Länder, welche der Dichter durchwanderte, zum Gegenstande haben. Von warmer Vaterlandsliebe und bewußtem Freiheitssinn sind die patriotischen Lieder eingegeben, welche er unter dem Titel „Deutschlands Kampf und Klage" (Hann. 1863) herausgab und später in die zweite Auflage seiner „Gedichte" aufnahm. Sie geben ein richtig

aufgefaßtes, wenn auch poetisch nicht immer genügendes Bild der Zustände Deutschlands von 1813—1863.

Von den Fabrikanten ist J. V. Müller schon erwähnt; Zeise wird später besprochen. Philipp Engelhard (von) Nathusius, Sohn des bekannten Guts- und Fabrikbesitzers Gottlob und Gatte der Schriftstellerin Maria Nathusius, wurde am 5. Nov. 1815 zu Althaldensleben bei Magdeburg geboren. Im väterlichen Hause unterrichtet, trat er schon mit 16 Jahren in die Geschäfte seines Vaters ein, führte dieselben bei dessen Tod, obgleich erst 19 Jahre alt, selbstständig fort, studierte einen Winter (1836 auf 1837) in Berlin, machte 1838 und 1839 eine Reise nach Italien, Griechenland und Konstantinopel, gab 1849 das praktische Leben auf und übernahm die Leitung des bekannten, in streng conservativem und pietistischen Sinn gehaltenen „Volksblattes für Stadt und Land". Im J. 1850 ließ er sich in Neinstedt am Harze nieder und gründete dort ein Knabenrettungs- und Bruderhaus; er starb am 16. Aug. 1872 in Luzern. Nathusius hat, wenn auch kein umfangreiches, doch ein in seinen Grenzen bedeutendes und echtes Talent. Seine „Fünfzig Gedichte" (Braunschw. 1839) und „Noch fünfzig Gedichte" (Magdeb. 1841), die zum Theil auf seiner großen Reise entstanden sind, lassen bedauern, daß er ihnen nicht noch mehrere Sammlungen nachfolgen ließ. Sie sind der reine und unmittelbare Ausdruck des poetisch erregten Gefühls, in anspruchslosen, einfachen, aber höchst wirkungsvollen Weisen, die sich oft dem Volkston nähern, dessen scheinbare Gleichgültigkeit gegen Reim und Versmaß sich auch bei ihm findet. Die Liebeslieder sind sinnig und reizend; die Natur erinnert ihn in allen ihren Erscheinungen an die Geliebte, denn „Lieb' ist überall"; ist ja der Frühling selbst die verkörperte Liebe („Liebe als Freier"). „Preußens erster Reichstag" (Berlin 1847) ist in streng conservativem Sinne gehalten. Als meisterhafter Nachbilder fremder Dichtung hat sich Nathusius in den „Hundert und drei Liedern des Pariser Chansonnier P. J. de Béranger" (Braunschw. 1839) bewährt. — Hermann Lembcke, geb. im J. 1827 zu Greifswald, Besitzer einer Buchdruckerei in Küstrin, hat in dem „Liederfrühling. Gedichte" (Berl. 1859) jugendlich frische Lieder veröffentlicht, die von selbstständiger Auffassung zeugen. — Hieher ziehen wir noch den Apotheker Joseph Fasching aus Ansbach, jetzt in Ulm, dessen „Blüthen des Lenzes" (Ulm 1861) einige hübsche Naturbilder und Liebeslieder bieten, denen jedoch tiefere Auffassung abgeht.

Als Uebergang zu den Handwerkern erwähnen wir den Thüringer Friedrich Beyer, lange Zeit Wirth a. d. Rothenburg bei Kelbra, der in den „Gedichten des Rothenburger Einsiedlers" (Lpz. 1860) eben so tief gemüthlich als originell ist. Ohne eigentlich im Volkston gedichtet zu sein, haben seine Lieder doch ganz die Kernhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Volksliedes. — Gustav Jahn ist bei dem religiösen Liede zu besprechen; der tiroler Bauer Hans Obrist wird weiter unten erwähnt werden. — Georg Daniel Hirtz, geb. am 2. Febr. 1804 zu Straßburg, wo er als Drechslermeister lebt, gab „Gedichte. Mit ein. Vorwort v. E. Reuß" (Straßb. 1838; 2. Aufl. 1846) heraus, in denen er sein ganzes Leben abspiegelt, von der Kindheit an, denn er dichtete schon im 12. Jahre, durch die Lehrlingszeit, seine Gesellen- und Wanderjahre bis zu seiner Niederlassung als Meister und zu seinem Familienleben. Nicht mit Unrecht nennt ihn der Herausgeber einen „Meistersänger von altem Schrot und Korn"; Alles ist herzlich, wahr und von deutscher Gemüthlichkeit, wie er denn gern von der Wiedervereinigung seines schönen Elsasses mit dem deutschen Vaterlande träumt („In der Münsterkrone"). — Der Buchdrucker Niklas Müller (seine Biographie siehe im Register), dichtete, ohne Schulbildung zu besitzen, weil er schon früh in das praktische Leben treten mußte, „Lieder. Eingeleitet von G. Schwab" (Stuttg. 1838), aus denen echter und ungetrübter Naturklang heraustönt; denn wenn er auch manche Dichter las und studierte, insbesondere die ihm zunächst liegenden Sänger seines Schwabenlandes, so war seine Eigenthümlichkeit doch zu kräftig, der Einfluß seiner Welt- und Menschenbeobachtung auf seiner langen Wanderschaft zu bedeutend, als daß er aus jenen Dichtern mehr als die Behandlung der Sprache und Form sich hätte aneignen sollen. Von den vier Abschnitten der Sammlung „Natur, Liebe, Leben und höheres Leben" sind die Lieder der beiden ersten am Reichsten und Glücklichsten; sie sind unmittelbare Ergüsse der Empfindung und Anschauung, die nirgends durch Reflexionen getrübt werden, oft von malerischer Schönheit sind („Scheiden", „Vaterlandstöne", „Die stumme Liebessprache"). Für die Ballade hat er weniger Talent. — Ein anderer Buchdrucker, Karl Fröhlich, Sohn eines armen Schuhmachers, offenbart in den „Blumen am Wege" (Kassel 1852) ein echtes Volksgemüth, das in frommem Gottvertrauen und in heiterer Thätigkeit sein Glück findet. Er bleibt in seinen Gedichten innerhalb der Grenzen, die ihm seine Verhältnisse ziehen, aber in diesen bewegt er sich mit großer Freiheit; die Schilderungen der ihm zunächst liegenden Zustände sind frisch und warm. Er gab mit zwei andern Mitgliedern des Berliner Gesellenvereins, dem Buchbinder Gustav Thölde und dem Töpfer Fritz Bethke, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Schneeglöckchen" (Berl 1846) heraus, die auch von den Andern manches Hübsche enthalten. — Der Winzer und Rothgerber Friedrich Hermann aus Mühlheim an der Mosel ist in seinen Gedichten „Aus Feld und Werkstätte" (Trier 1860) der Sprache nicht Herr, aber trotz der Ungeschicklichkeit, mit der er sie handhabt, machen seine Lieder einen angenehmen Eindruck, weil ihnen ein gesunder und oft tiefer Sinn innewohnt. — Mit bemerkenswerther Leichtigkeit behandelt dagegen der Drechslermeister Karl Weise aus dem Preußischen Sprache, Reim und Versmaß, wie er überhaupt eine für seinen Stand ungewöhnliche geistige (nicht gelehrte) Bildung entfaltet, die um so wohlthuender wirkt, als er sie immer nur auf diejenigen Lebensverhältnisse bezieht, die ihm das Schicksal angewiesen. Sein „Familienleben" (Berl. 1861), in welches er früher

schon herausgegebene Dichtungen aufnahm, ist eine wahrhaft köstliche Gabe, die uns einen tiefen und erfreulichen Blick in das Leben des Volks eröffnet. Es tritt uns das rein Menschliche in unverhüllter Wahrheit entgegen, und wir bewundern die Tiefe und Feinheit des Gefühls, die streng sittliche Gesinnung, die glaubenswarme Frömmigkeit, die Kraft, mit welcher die schweren Lebenssorgen ertragen und bekämpft werden, das tröstende Bewußtsein der Pflichterfüllung, — denn alles dieß und zugleich die innigste Eltern- und Kindesliebe führt uns der bescheidene Dichter in lebenswarmen Bildern vor. Wie schön und anschaulich ist gleich in den zwei ersten Gedichten das Walten der Braut, in dem folgenden das der sorgsamen Hausfrau geschildert. Es ist sein eigenes Weib, das er uns mit warmer Gattenliebe schildert, aber es wird bald klar, daß er in ihr überhaupt ein „Weib aus dem Volke" mit ihrer treuen Liebe und aufopfernden Hingebung darstellen wollte. Wunderschön ist der Liedercyklus „Das Zaubertöpfchen", in welchem der Dichter seine Wanderschaft und die Geschichte seiner Liebe erzählt; es ist ein kleiner Roman, der durch seine Wahrheit und Innigkeit viele bändereiche Romane aufwiegt. Die Mutter- und Kindesliebe, die ehrenfeste Gesinnung des Wandergesellen, die leidenschaftliche und doch so zarte Liebe der Jungfrau, die ihr Gefühl sorgsam verbirgt, weil sie glaubt, daß der Geliebte schon früher gewählt habe, alles dieß ist in höchster Wahrheit und mit wahrem poetischen Talent geschildert. Noch könnten wir manches treffliche, von warmer Empfindung und dichterischer Kraft zeugende Gedicht anführen („Am Krankenbette", „Der Greis"), doch müssen wir uns des Raumes wegen auf die bisherigen Bemerkungen beschränken, denen wir nur den Wunsch beifügen, daß der treffliche Drechslermeister viele Leser auch unter den gebildeten Ständen finden möchte.

Die Vertheidiger des Vaterlandes werden es nicht als Mißachtung deuten, wenn wir sie den ehrsamen Handwerkern und Bauern nachfolgen lassen; dem Nährstand gebührt unstreitig der Vorrang vor dem Wehrstand. Von den dichtenden Soldaten sind der Graf zu Bentheim-Tecklenburg, der Freiherr Gaudy, B. v. Lepel, Herm. Neumann, v. Saar, v. Sallet, Joh. Senn, der Graf Alexander von Würtemberg und Constantin v. Wurzbach theils schon erwähnt, theils werden sie weiter unten noch besprochen werden; neben ihnen sind noch folgende anzuführen: Joseph Emanuel Hilscher, geb. am 22. Jan. 1806 zu Leitmeritz in Böhmen, wo das Regiment, bei welchem sein Vater Profoß war, in Garnison lag, trat daselbst 1812 in ein Regimentserziehungshaus, kam 1818 nach Laibach, wo er an einem gemeinen Soldaten, der sich Heinr. Dahl nannte, aber ohne Zweifel von guter Herkunft war, einen kenntniß- und geistreichen Lehrer fand, von dem er unter Anderm die englische Sprache lernte. Im Jahre 1822 wurde er ausgemustert und als Gemeiner „assentiert". Trotz seiner Talente und Kenntnisse brachte er es nie zum Offizier, er starb als Fourier in Mailand am 2. Novbr. 1837; er starb, erdrückt von geisttödtenden Arbeiten, umgeben von Menschen, die für sein inneres Leben kein Verständniß hatten, verbittert über die Welt, die nur äußere Güter achtet, geistig und körperlich gebrochen. Seine „Dichtungen. Originale und Uebersetzungen. Herausgeg. mit einem biographischen Vorwort v. L. Aug. Frankl" (Pesth 1840; 2. verm. Aufl. 1863), die er meistens in der Kaserne, umgeben von einer lärmenden Soldatenmenge, verfaßte, ergehen sich in tiefgefühlten Klagen über das menschliche Elend und die Ungleichheit in der Vertheilung der irdischen Güter; seine trostlose Lage entreißt ihm die rührendsten Schmerzenslaute („Den Fröhlichen", „Bestimmung") und nur die Hoffnung auf spätere Anerkennung seines poetischen Talents erheiterte zuweilen sein düsteres Gemüth. Den größten Theil der Sammlung nehmen vortreffliche Uebersetzungen einer Reihe Dichtungen von Byron und von Ugo Foscolo ein, deren Wesen dem seinigen so sehr entsprach. — Anton Graf von Prokesch-Osten, geb. zu Graz am 10. Dez. 1795, studierte daselbst die Rechte, trat 1813 als Fahndrich in das Heer, zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch Muth und Einsicht aus, wurde 1823 Hauptmann, 1827 Chef des Generalstabs der k. k. Flotte, kam dann, diplomatisch verwendet, nach Griechenland, Aegypten, Italien, wurde 1835 Oberst, später Feldmarschallieutenant und Geheimer Rath, 1849 Gesandter in Berlin, 1853 Bundespräsidialgesandter, 1855 Gesandter in Constantinopel u. 1871 Graf. Er st. 1876. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1844) enthalten anschauliche Reisebilder und wohlgebaute Sonette. — Von Joseph Weilen, dessen bei der dramatischen Poesie nochmals Erwähnung geschehen wird, besitzen wir „Phantasien und Lieder" (Wien 1853), die von lebendiger, oft nicht genug gemäßigter Phantasie zeugen, in schöner Sprache und gewandter Form kräftige und klare Gedanken darstellen. — Zwei bayerische Offiziere, Carl Woldemar von Neumann und Heinrich Reder, veröffentlichten gemeinschaftlich „Soldatenlieder" (Frankf. 1854), die weitaus zu den besten Erzeugnissen der Gattung gehören. C. W. v. Neumann, geb. am 9. Sept. 1830 zu Landau, erhielt seine Erziehung im Kadettencorps zu München, war Mitglied des ehemaligen Vereins für deutsche Dichtkunst, und später des „Krokodils", garnisonierte an verschiedenen Orten, wurde 1859 Hauptmann, trat 1872 in den Ruhestand und lebt jetzt in Regensburg. Von ihm ist die erste und dritte Abtheilung der Sammlung; die erste schildert in humoristischen Liedern das Leben des Soldaten in der Garnison und auf dem Marsche. Da ist Nichts von weichlicher Sentimentalität, die man nur zu oft in den deutschen Soldaten- und Kriegsliedern antrifft; heiterer Leichtsinn ist der Grundton dieser Lieder, die sich mit Glück in volksmäßigen Weisen bewegen, doch fehlt es auch nicht an gelungenem Ausdruck tieferer Empfindung. Auch die dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte" enthält manch schönes Lied, aus dem man die Ueberzeugung gewinnt, daß der Dichter auch andere Stoffe poetisch gestalten kann. Aus der zweiten Abtheilung („Im Feld", „Am Wachtfeuer", „Lieder der Landsknechte") sind die Lieder als

die gelungensten zu bezeichnen, welche das Soldatenleben in epischen Bildern schildern. Von dem Verfasser, H. Reder, ist uns Nichts bekannt. — Richard Albert von Meerheimb, geb. am 14. Jan. 1825 zu Großenhain in Sachsen, erhielt im Kadettenhause zu Dresden seine militärische Vorbildung, wurde 1844 Lieutenant, kämpfte 1849 gegen die „Rebellen" in Dresden, wohin er, obgleich blatternkrank, geeilt war. Reisen nach Italien und Ungarn, ein längeres Cantonnement in der Wendei und die freilich getäuschte Hoffnung auf Theilnahme an einem Kriege gegen Dänemark regten ihn zur Erlernung der italienischen, ungarischen, slavischen und dänischen Sprache an. Er wurde später Hauptmann und machte den Krieg v. 1866 mit, in welchem er am 29. Juni 1866 im Treffen bei Gitschin schwer verwundet wurde. Meerheimb, der einige Schriften unter dem Namen Hugo vom Meer herausgab, ist eine streng aristokratische Natur, und er theilt alle Vorzüge, aber auch alle Nachtheile, welche die aristokratische Geburt verleiht. Seine Begeisterung für das Princip der Legitimität trübt seinen politischen Blick, macht ihn sogar ungerecht gegen großartige Erscheinungen wie Garibaldi, und verleitet ihn, unbedeutende Persönlichkeiten hochzustellen, weil sie auf dem Throne geboren sind. Wo ihn seine Vorurtheile nicht beherrschen, erscheint er durchaus edel und trotz einer gewissen Schroffheit liebenswürdig, so in der „Poeten-Welt" (Dresd. 1859), in der er sich offen und klar darlegt. Gott, König (nebenbei auch das Vaterland) und Minne bilden vorzugsweise den Stoff der beiden ersten Abtheilungen „Poet und Welt", „Poet und Liebes-Leid und Lust"; am Liebsten hört man ihn, wenn er die Frauen, ihre Schönheit und Zucht besingt oder gegen deren Verunglimpfer zürnt. Anmuthig sind die „Liebes-Hymnen" mit ihren reichen und volltönenden Reimen. Den grellsten Gegensatz dazu bildet der dritte Abschnitt „Poet und Dämon", worin sich wilde Leidenschaftlichkeit und der Seelenkampf des Dichters ausspricht, dessen Idealismus mit der Welt in Kampf gerathen ist, aus dem er durch klares Anschauen des Lebens beruhigt hervorgeht, was den Inhalt des letzten Abschnittes „Poet und Gott" bildet. Meerheimb, seit 1872 Oberst z. D., lebt gegenwärtig in Dresden. — Friedrch Marx, geb. im J. 1830 zu Steinfeld in Kärnthen, besuchte das Gymnasium zu Laibach, trat, von Radetzkys Ruhm begeistert, im J. 1849 in das österreichische Heer und marschierte sogleich nach Italien, wo er indeß, statt der geträumten Schlachten und Siege, die engen Fesseln des Garnisons- und Kasernenlebens fand, rückte jedoch schon nach wenigen Monaten zum Offizier vor und wurde im J. 1861 Hauptmann. Der häufige Wechsel der Garnisonen (er war unter Anderm in Mailand, in Wien, im Bade Ischl) gab ihm Gelegenheit, seinen Blick für Land und Leute zu schärfen, so wie er auch mannigfache poetische Anregung fand. Seit 1861 lebte er, für eine Zeit lang aus dem aktiven Dienst scheidend, in Graz, und seit 1878 in Krems a. d. Donau. Seine lyrischen Dichtungen „Gemüth und Welt" (Graz 1862) offenbaren eine schöne poetische Begabung von nicht geringem Umfang. Dem Dichter gelingt es in hohem Grade, seine subjektive Welt zum Allgemeinen zu erheben und abgerundete objektive Lebensbilder zu gestalten. Die Natur, die er mit offenem und liebevollem Sinn erfaßt, gibt ihm eine reiche Fülle von trefflichen Bildern, in deren Verwendung er jedoch sehr mäßig ist. Wenn er auch der Liebe und dem heitern Lebensgenuß manch schönes Lied weiht, so bewegt er sich doch mit Vorliebe in höheren Anschauungen, in denen sich wahre Frömmigkeit, liebenswürdige Menschenliebe und überhaupt eine edle Gesinnung abspiegeln. Marx hat sich auch im Drama versucht; seine beiden Dichtungen „Olympias. Geschichtliches Trauerspiel" (Wien 1863) und „Jakobäa von Bayern. Schauspiel in 5 Aufzügen" (in der „Deutschen Schaubühne" von 1866) lassen zwar in der Anlage Manches zu wünschen übrig, auch hat die Entwickelung nicht immer die wünschenswerthe Klarheit, aber die Kraft und Wahrheit, mit welcher die Charaktere geschildert sind, und die Geschicklichkeit, mit der der oft spröde Stoff bewältigt worden ist, lassen mit Sicherheit erwarten, daß dem Dichter eine schöne Zukunft bevorsteht. — Stephan von Millenkovics, geb. am 9. März 1836 in Orsowa an der walachisch-serbischen Grenze, trat im 14. Jahre in eine militärische Erziehungsanstalt zu Olmütz, wurde 1852 zu einem in Wien garnisonierenden Infanterieregiment „ausgemustert", bald darauf zum Offizier befördert, 1854 dem militärisch-geographischen Institut zugetheilt, später Hauptmann und lebt jetzt als Privatmann in Ehrenhausen. Obgleich er weder im elterlichen Hause noch in seiner späteren Umgebung Anregung zu poetischem Schaffen fand, erwachte der Trieb, seine Empfindungen dichterisch auszudrücken, doch schon in seinen Knabenjahren; aber erst als seine Stellung ruhiger und selbstständiger wurde, konnte sich sein Talent frischer entwickeln, wie er auch erst dann sich allgemeinere wissenschaftliche und künstliche Bildung aneignen konnte. Seine „Gedichte. Eingeführt und mit einer Vorrede versehen von K. Alex. Freih. v. Reichlin-Meldegg" (Heidelb., Weiß 1865; 2. Ausg. 1867), die er unter dem Namen Stephan Milow herausgab, sind zum großen Theil der Liebe gewidmet, die bei ihm nicht als überwallende Leidenschaft erscheint, aber nicht weniger innig und warm ist; sie brachte ihm den Frieden „Bis in der Seele Grund". Zwar ist auch ihm der Liebe Schmerz nicht vorübergegangen, doch ist er in dessen Schilderung maßvoll. Die Naturlieder sind schon deswegen wirkungsreich, weil der Dichter die Beschreibungen nicht bloß an einander reiht, sondern sie erzählend mit einander verknüpft und seinen Empfindungen gleichsam ein episches Gewand gibt („Im Gebirge"). Eine Ode in altklassischer Strophenform („Die Seefahrt") beurkundet des Dichters Compositionskunst; die Schlußstrophe ist äußerst zart und doch von großer Wirkung. Die Sonette, Epigramme und Elegien sind wohl gebaut und reich an guten Gedanken. Die melancholische, oft düstere Stimmung des Dichters läßt sich aus den Zeitverhältnissen erklären, die ihn freilich oft ungerecht gegen manche Bestrebungen zu machen scheinen. Eine schöne Bereicherung

der zweiten Ausgabe ist der Abschnitt „Mit Weib und Kind", in welchem der Dichter die Poesie des Familienlebens mit gemüthlicher Tiefe erfaßt. Auch seine Erzählung „Verlorenes Glück" (Heidelberg 1866) bietet viel Schönes, namentlich in der Charakteristik der Personen.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist die rege Theilnahme der Juden an der geistigen Bewegung und insbesondere an der Poesie. Das Abschließen des Judenthums von seinen christlichen Landsleuten beruht nämlich in der That weniger auf religiösen als auf nationalen Gründen. So lange die Juden als ein fremdes Volk angesehen wurden und sie sich selbst als ein solches betrachteten, war an ein engeres Anschließen nicht zu denken; was man für gegenseitigen Religionshaß hielt, war in der That zum großen Theil Nationalhaß. Nur der demokratischen Richtung der Zeit gelang es, diesen zu besiegen. Die Ueberzeugung, daß allen Ständen und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gleiche Rechte gebührten, mußte auch auf die Verhältnisse der Juden Einfluß gewinnen. Man gewöhnte sich allmählich daran, sie als Deutsche zu betrachten, und dieß hatte die Wirkung, daß man in Bezug auf ihren Glauben duldsamer wurde, und daß die Juden ihrerseits anfiengen, ihre Abgeschlossenheit aufzugeben, sobald sie glauben konnten, daß man ihre vollständige Einbürgerung ernstlich nahm. Sie mußten sich aber bald überzeugen, daß dieß nur gelingen könne, wenn sie sich auf die Höhe der geistigen Bildung des christlichen Volkes stellten, hinter welcher sie bis dahin so sehr zurückgeblieben waren. Seit dem Ende der zwanziger Jahre entwickelte sich unter ihnen eine großartige Regsamkeit, in deren Folge eine bedeutende Zahl von Talenten auftauchte, von denen einige sogar an die Spitze der geistigen Bewegung traten. Da der Demokratismus allein dieß möglich gemacht hatte, so ist es begreiflich und natürlich, daß die Juden die Idee desselben mit aller Begeisterung erfaßten und für deren Verbreitung wirkten.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß Heine und Börne zuerst die Juden mit glänzendem Erfolg in die Literatur einführten — daß sie und Andere zum Christenthum übergiengen, kann nicht in Betracht kommen. Von nicht geringer Bedeutung sind außer ihnen noch Auerbach, K. Beck, Creizenach, Feldmann, L. Aug. Frankl, Kompert, Ludw. Kossarski, ferner Formstecher, die beiden Kalisch, Jul. Kossarsky, Langenschwarz, Lederer, Fanny Lewald, L. Philippson und O. L. B. Wolff, die wir entweder schon erwähnt haben oder die wir noch zum Theil ausführlicher besprechen werden. Als Lyriker sind außerdem noch folgende zu nennen:

Eduard Maria Oettinger, geb. am 19. November 1808 zu Breslau, besuchte das dortige Gymnasium, konnte wegen Mangels an Mitteln seine Studien nicht fortsetzen, gieng deshalb nach Wien, wo er seine journalistische Thätigkeit begann und, wenn wir recht berichtet sind, katholisch wurde. Preßbeschränkungen veranlaßten ihn, nach München zu ziehen, wo er aber ausgewiesen wurde, was ihm auch in andern Städten widerfuhr, so daß er selten lange an Einem und demselben Orte verweilen konnte. Er st. 1872 in Blasewitz. Daß er reimfertig ist und ein niedliches Liedchen drechseln kann, bewies er in den drei Sammlungen „Buch der Liebe" (Berl. 1833), „Neues Buch der Liebe" (Dresd. 1852) und „Blutende Lieder" (Lpz. 1854). Die erste ist noch die beste, obwohl auch viel Mattes und Spielendes mit unterläuft; in den folgenden wird er oft gemein und selbst roh. Wenn der Dichter im Vorwort zu den „Blutenden Liedern" sagt, daß „alle Phasen der Liebe und Treue, alle Uebergänge und Dissonanzen der Falschheit und des Verraths darin ihr Echo und ihr Spiegelbild finden", so mag dieß manchen Leser anlocken, aber wahr ist es nicht, da alle Lieder in dem nämlichen Tone gehalten sind. Die Verschiedenheit beruht nur darin, daß er Eine und dieselbe Geschichte in alle möglichen Länder Europas, Asiens und Afrikas verlegt. Größeren Ruf erwarb sich Oettinger durch die von ihm herausgegebenen humoristischen Witzblätter („Eulenspiegel", „Der Postillon", „Die Staffette", „Der Figaro", „Der Charivari", „Narrenalmanach"), die mit Witz und Geist geschrieben sind, so wie durch seine Romane, die später besprochen werden. — Ludwig Wihl, geb. am 24. Okt. 1807 zu Wevelinghofen bei Aachen, besuchte das protestantische Gymnasium in Köln, wo sich der Erzbischof Graf Spiegel seiner annahm, mit dessen Unterstützung er in Bonn und dann in München klassische Philologie und orientalische Sprachen studierte. Seine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, gieng nicht in Erfüllung, da der damalige König keine Juden zu Professuren zulassen und Wihl nicht abschwören wollte. Er gieng nach Frankfurt, wo er mit Gutzkow bekannt wurde, der ihn zum Mitarbeiter am „Phönix" annahm, worauf er nach London und Paris reiste, dann nach Hamburg gieng, wo Gutzkow den „Telegraphen" redigierte. Doch war mit diesem nicht lange auszukommen; er wendete sich wieder nach Frankfurt, wo ihm ein christlicher Banquier die Mittel gab, ein Erziehungsinstitut zu gründen, das jedoch bald wieder eingieng, da er keine christlichen Zöglinge aufnehmen durfte. Nach einem längeren Aufenthalt in Amsterdam und Utrecht gieng er 1848 nach Paderborn, um an einer politischen Zeitung Theil zu nehmen. Wegen eines Artikels wurde er zu einem Jahre Festungsstrafe verurtheilt, der er sich durch die Flucht entzog. Er ging nach Frankreich, wo er eine Professur erlangte, u. lebt jetzt in Brüssel. Wihl ist ein bedeutendes lyrisches Talent; schon seine „Gedichte" (Mainz 1836) zeugen dafür, ob er sich gleich darin noch in Heine'scher Nachahmung bewegt. Von großer Selbstständigkeit und hohem Werth sind dagegen seine „Westöstlichen Schwalben" (Mannh. 1847). Er schildert darin einen Juden, der, zuerst im Kampf mit Verfolgung und Zweifel, aus demselben mit den Nationen versöhnt und in seinem Glauben befestigt hervorgeht. Die Poesie, heißt es in dem Gedicht „Mein Beruf", soll die Juden emanzipieren und nicht das Schwert; so enthalten die „Schwalben" auch nur Friedensworte. Der Dichter spricht zwar seinen Schmerz über die Zustände seiner Glaubensgenossen aus, aber ohne die geringste Spur von Bitterkeit. Seine

Sehnsucht nach dem heiligen Lande hat durchaus nur religiöse und poetische, keine nationalen Motive; vielmehr will er ein Deutscher sein, aber als solcher verlangt er auch seine unveräußerlichen Rechte. Rührend sind seine Klagen über die Juden in Europa. Die Einen, sagt er, beten das goldene Kalb an und fürchten, daß der Dichter ihnen mit seinen Klagen bei den Gewaltigen schaden möge; Andere haben abgeschworen, den Juden in der Babylonischen Gefangenschaft unähnlich, welche trotz des Druckes ihrem Glauben treu blieben; wieder Andere haben sich den Wissenschaften gewidmet, sind aber dem Geist des Irrthums verfallen, wie jener kabbalistische Rabbiner, der bei einer Brunst den Feuergeist statt des Wassergeistes citierte. Aus Griechenland, heißt es an einem andern Orte, stammt das Schöne, aus Judäa das Wahre; jüdische Moral und Weisheit ist allgemein geworden („Judäa und Hellas"). Im „Ahasver" eröffnet der Dichter seine Ansicht von der Entwickelung und der Bedeutsamkeit des Judenthums. Ahasver, der Jude des Mittelalters, bleibt, durch seine endlosen Wanderungen gebrochen, vor der Versammlung der Völker stehen; der Grundsatz der Brüderlichkeit wird ausgerufen, das Morgenroth eines neuen Tages bricht an, aber der Jude hat keine Lebenskraft mehr, um diesem Siege beizuwohnen. Er stirbt, aber um in neuer Gestalt wieder zu erstehen; es ist der Mensch der neuen Zeit, er nimmt an der Civilisation Antheil, er bringt die Duldung, die er gelernt hat, indem er selbst für seinen Glauben litt; die Duldung ist Eines der Elemente der socialen Wiedergeburt, welche die jüdische Literatur in die Welt gebracht hat. — Sämmtliche Dichtungen sind von tief religiösem Gefühl eingegeben. Der Dichter ist von der Größe der biblischen Bücher durchdrungen, deren Geist und Darstellung er sich in trefflicher Weise aneignet. — K. Georg Reginald Herloßsohn (eigentlich Herloß), geb. am 1. Sept. 1804 zu Prag, studierte daselbst und in Wien, widmete sich der Literatur und hatte beinahe sein ganzes Leben hindurch mit Noth und Mühseligkeiten jeglicher Art zu kämpfen. Seit 1825 in Leipzig, starb er daselbst am 10. Dez. 1849. Außer seinen zahlreichen Romanen, von denen in unserm dritten Bande schon die Rede war, gab er zwei Sammlungen lyrischer Gedichte heraus: „Scherben" (Lpz. 1838) und „Buch der Liebe. Nebst einem Anhange" (Ebd. 1842), in denen er ein weiches Gefühl und reichen Humor entfaltet, diesen besonders in den Trinkliedern. Die Zeitgedichte sind freimüthig, oft bitter, wenn er gegen Pfaffenthum und Despotismus ankämpft. — Michel Berend, geb. 1834 in Hannover, gest. am 5. Sept. 1866 zu Brüssel, wo er sich nach längerem Umherschweifen niedergelassen hatte, gab „Gedichte" (Brüssel 1854; 2. Aufl. 1856) heraus, die sich durch Tiefe und Innigkeit der Empfindung auszeichnen und von denen man mit vollem Rechte sagen kann, sie seien Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute. — Moritz Fränckel gab mit M. Ring, auf den wir später zurückkommen, „Gedichte" heraus, die in orientalischer Farbenglut anschauliche Bilder biblischer Personen enthalten. — Die „Lebenssymptome" (Berl. 1842) von A. Horwitz bieten in den „Lyrischen Nachklängen" anmuthige Liebeslieder mit glücklich gewählten Bildern. Gute, doch selten poetisch gehobene Gedanken finden sich in den „Friedensmomenten". — „Davids Harfe" (Saalfeld 1844) ist eine gelungene Nachdichtung der Psalmen und die „Judenlieder" (Oldenb. 1846) von A. Janssen sind in Inhalt und Form gleich schön. — „Hier und dort. Lieder eines Erdenpilgers" (Berl. 1855) von Ludwig Kossarski ist in düsterer Stimmung abgefaßt. — Heinrich Zirndorf, ein vielseitiger Gelehrter, in Thüringen geboren und in Nürnberg erzogen, entwickelte sein poetisches Talent schon in frühester Jugend an den Büchern des Alten Testaments („An dem göttlichen Wort reifte mein eigenes Lied") und bildete es durch das Studium der griechischen und römischen, so wie der orientalischen und modernen, insbesondere der deutschen Meisterwerke aus, wie seine „Gedichte" (Lpz. 1860) vielfach bezeugen. Er fühlt und dichtet mit orientalischer Glut, doch weiß er sich auch zu mäßigen, so daß er nie, weder in den Gedanken, noch in den Bildern, in Uebertreibung verfällt. Von großer Schönheit sind die Liebesgedichte, die auch formell wenig zu wünschen übrig lassen. Rührend sind die Klagen über die Zustände der Juden, an welche sich jedoch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft knüpft, eine Hoffnung, die sich auf die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion gründet („Ich preise mein Schicksal, daß ich als ein Jude geboren, Daß an der Amme Brust Wahrheit Gevatter mir stand"). Aber wenn er auch von „Israels pilgerndem Stamm" als „seinem Volke" spricht, so bezieht er dieß nicht auf die Nationalität, sondern auf die Religion, denn er will, wie Ludwig Wihl, vor Allem ein Deutscher sein, und wenn er von der Sehnsucht nach dem heiligen Lande singt, so geschieht es in demselben Sinne, wie auch christliche Dichter es thun. — Daß Moritz Rappaport, dessen wir später nochmals gedenken werden, poetische Begabung hat, beweisen seine „Hebräischen Gesänge. Metrisch nachgebildet" (Lpz. 1860). Sie sind voll Schwung und bewahren die orientalische Färbung; doch wird ihre Wirkung an nicht wenigen Stellen wesentlich durch mangelhafte Form geschwächt, vor Allem dadurch, daß der Reim oft verloren geht, weil unmittelbar vor demselben eine längere Pause eintritt und daher eine solche nach dem Reimwort unmöglich wird. Am Gelungensten ist die Nachdichtung des „Hohen Lieds", dessen dramatische Composition vortrefflich zur Anschaulichkeit gebracht wird.

Wie im vorigen Zeitraum, so haben auch in der neuesten Zeit die Frauen einen nicht unbedeutenden Antheil an der Literatur genommen; es ist kein Zweig derselben, welcher nicht von Frauen, zum Theil mit ausgezeichnetem Glück behandelt worden wäre. Am häufigsten haben sie sich neben dem Romane, wie es sich beinahe von selbst versteht, an den Bestrebungen in der Lyrik betheiligt, und einige gehören zu den glänzendsten Erscheinungen in diesem Gebiete, weshalb wir sie später ausführlich besprechen werden. Es sind dieß Bettina von

Arnim, Annette von Droste-Hülshoff, Freifrau von des Bordes, Ida von Düringsfeld, Elisabeth Glück (Betty Paoli), die Gräfin Hahn-Hahn, Meta Heußer-Schweizer und Luise von Plönnies. Die übrigen, von denen mehrere ein nicht gewöhnliches Talent besitzen, können wir nur in kürzerer Uebersicht erwähnen; einige werden füglich nur in den folgenden Uebersichten zu besprechen sein.

Zum Theil noch in die Zeit vor 1830 gehörend, haben wir drei Dichterinnen zu nennen, deren Poesien erst in späterer Zeit und zwar nach ihrem Tode veröffentlicht wurden. Rosa Maria Antoinette Varnhagen, verehelichte Assing, geb. zu Düsseldorf am 28. Mai 1783, gest. in Hamburg den 22. Jan. 1840, ließ von ihrem Bruder, dem großen Biographen, und von dessen Freunden Chamisso, Neumann und Kerner, mit denen sie lebhaften Verkehr unterhielt, von Zeit zu Zeit einzelne Gedichte in Zeitschriften und Musenalmanachen unter dem Namen Rosa Maria erscheinen; sie wurden nach ihrem Tode unter dem Titel „Rosa Maria's poetischer Nachlaß" (Altona 1841) von ihrem Gatten, dem auch als lyrischen Dichter bekannten Arzte D. A. Assing (1787—1842) herausgegeben. Ihre lyrischen Gedichte sind der einfach natürliche Ausdruck wahrer Empfindung, und überraschen durch oft neue sinnreiche Gedanken („Die Aloe", „Frieden"). — Mathilde Septima von Rostitz und Jänckendorf, Tochter des als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordstern bekannten Glo. Adf. Ernst von Rostitz und Jänckendorf, geb. am 27. Jan. 1801 zu Bautzen, gest. im J. 1852, schrieb Gedichte, in denen sich eine innige Frömmigkeit, lebendiges Gottvertrauen und warme Menschenliebe in gewandter und gebildeter Darstellung ausspricht. Sie wurden von ihrem Bruder unter dem Titel: „Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester K. N. u. J." (Lpz. 1853) herausgegeben. — Gräfin Auguste von und zu Egloffstein, aus alter fränkischer Familie entsprossen, wurde am 5. Nov. 1796 in Weimar geboren. Schon in ihrer frühen Jugend in Folge eines zu kleinen, sich immer mehr verengenden Herzens leidend, war ihr Leben eine unabsehliche Reihe der unsäglichsten Schmerzen, die sie mit wunderbarer Geduld ertrug. In einzelnen Augenblicken der Erleichterung schrieb sie ihre Gedanken, die in den Stunden der schmerzlichsten Prüfung durch ihre Seele zogen, mit dem Stifte nieder, da ihre schwache Hand die Feder nicht zu führen vermochte. Diese Aufzeichnungen wurden auf Veranlassung ihrer sie überlebenden Mutter herausgegeben: „Aus einem Tagebuche. Gedichte von Aug. Gräfin von und zu Egloffstein" (Weimar 1864). Sie starb am 1. Nov. 1862 und wurde nach ihrem Wunsche an ihrem Geburtstage, den 5. Nov. beerdigt. Das chronologisch geordnete Tagebuch der edlen Dulderin ist eine der rührendsten Erscheinungen unserer poetischen Literatur; wenn auch jedes Gedicht von den Schmerzen ausgepreßt ist, welche ihr Leben verbitterten, so begegnen wir doch kaum einem leisen Klagelaut; sie sucht und findet in Allem, was sie umgibt, Trost und Ermuthigung, ihre Leiden zu tragen. Der Frühling mit seiner Pracht erfüllt auch sie mit Hoffnung und Vertrauen („Morgenspaziergang"); der Winter ist ihr eine Mahnung, den Freuden der Welt zu entsagen („Winterabend"); die ganze Natur ruft ihr zu, auf Gott zu vertrauen, an seiner Vaterliebe nicht zu zweifeln („Offenbarung"). So oft sich auch die Sehnsucht nach dem Tode in ihrem kranken Herzen regt, so ist diese doch weniger von dem Wunsch eingegeben, von ihren Leiden befreit, als von der Hoffnung, mit Gott vereinigt zu werden. Wenn auch alle Gedichte die nämliche Quelle haben, den nämlichen Hauptgedanken aussprechen, so herrscht in ihnen doch eine große Mannigfaltigkeit der Anschauung, die einen reichen und kräftigen Geist beurkundet, und da auch Sprache und Form von großer Gewandtheit zeugen, der Ausdruck bei aller Einfachheit stets edel, würdig und wahrhaft poetisch ist, so dürfen wir die Gedichte der Gräfin als eine der bedeutendsten Erscheinungen bezeichnen. — Caroline Leonhardt, geb. zu Zittau im J. 1814, vermählte sich mit dem als Maler und Schriftsteller bekannten J. P. Lyser, und nach ihrer Trennung von demselben mit dem englischen Musiker Pierson. Sie trat eine Zeit lang als Improvisatrice auf und erntete als solche nicht geringen Beifall durch die Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und des Reims, so wie durch die Gewandtheit, den Stoffen eine sinnreiche oder poetische Seite abzugewinnen, was auch ihren gedruckten Gedichten („Liederkranz". Dresd. 1834) nachgerühmt werden kann. Ihre „Zehn Novellen" (Meißen 1842) und „Novellen" (Lpz. 1838) zeugen von nicht gewöhnlicher Erfindungsgabe. — Adelheid von Stolterfoth, vermählte Baronesse von Zwierlein, hat ihr Talent vorzugsweise der epischen Dichtung zugewendet, weshalb sie auch später zu besprechen ist. Ihre lyrischen Dichtungen, welche in ihren „Rheinischen Liedern und Sagen" (Frankf. 1839; 4. Aufl. 1859) gesammelt erschienen, lehnen sich beinahe ausschließlich an äußere Erscheinungen, besonders an den Rhein, seine schöne Natur, seine Geschichte und an das Leben seiner Bewohner; sie erhalten dadurch allerdings eine gewisse Gleichförmigkeit, doch wirkt diese keineswegs unangenehm, da sich überall eine edle und freie Gesinnung, warme Vaterlandsliebe und ein schönes weibliches Gemüth ausspricht. Ihre Sprache ist fließend, die Versification gewandt, die Darstellung einfach. — Minna Fischer, von deren Lebensumständen uns Nichts bekannt geworden ist, besingt die Natur nach den verschiedenen Jahreszeiten („Frühlingskranz", „Sommerblüthe", „Herbstblätter", „Wintergrün") in zarten und gemüthlich frommen Bildern. — Einen eben so lebendigen Sinn für die Natur athmen die „Gedichte" (Berl. 1839) und die „Sommer- und Wintersaat in Gedichten" (2. Aufl. Dresd. 1861) von Julie von Großmann; sie verbinden weiches Gefühl mit ansprechender Darstellung. — Von den zwei Schwestern Katharina Diez und Elisabeth Grube, geb. Diez, ist die erstere mehr durch ihre epischen Dichtungen bekannt geworden, als durch ihre lyrischen Poesien; doch sind auch manche derselben gelungen („Blümchen Augentrost", „Die Locke", „Am frühen Morgen"). In den „Biblischen Frauen" (Berlin

1864) ist die von ihr gewählte Sonettenform zu knapp, als daß die Charaktere mit hinlänglicher Schärfe gezeichnet sein könnten; doch sind einige sinnig und anziehend. — Elisabeth Grube, geb. 1803 zu Netphen bei Siegen, gest. am 21. April 1871 zu Düsseldorf, gab mit ihrer älteren Schwester Katharina „Liederkranz" (Düsseld. 1842) und „Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rheine" (2 Thle. Düsseld. 1847), und allein „Gedichte und Erzählungen" (Ebend. 1840) heraus. Ihre fließend gereimten Lieder sind Ergüsse eines echt weiblichen Gemüths, das für Liebe, Freundschaft, Natur und Kunst gleich empfänglich ist. — Caroline von Danckelmann, Adoptivtochter der Gräfin von Danckelmann, geb. am 2. Mai 1806 zu Kalisch, vermählte sich 1822 mit dem Major Freiherrn von Danckelmann, und nach dessen Tode mit dem Lieutenant, späteren Oberstlieutenant von Danckelmann (1829), und lebt, seit 1855 verwittwet, in Potsdam. Ihre Dichtungen „Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau" (Berl. 1846; 5. Aufl. 1857) und „Den Frauen" (Ebd. 1848) behandeln die Leiden und Freuden des Weibes, die Pflichten der Tochter, der Mutter und Gattin, das häusliche Leben in seinen verschiedenartigen Beziehungen mit klarem Gefühl und in einer einfachen, aber ansprechenden Darstellung. Ihre Naturbilder sind voll Frische und Lebendigkeit. — Roswitha Kind, Tochter des bekannten Schriftstellers Joh. Fr. Kind, geb. zu Dresden am 7. Aug. 1814, heirathete 1841 ihren Vetter, den Advokaten A. Kind in Leipzig, und starb am 4. Nov. 1843 an den Folgen ihres ersten Wochenbettes. Von ihren nach ihrem Tode gesammelten „Gedichten" (Lpz. 1843) sind diejenigen auszuzeichnen, in denen das ihr natürliche naive Element vorwaltet; auch ihre Balladen verdienen Anerkennung („Schloßwächters Kind"). — Die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg, geb. am 13. Juni 1799, vermählt 1819 mit ihrem väterlichen Oheim, dem Grafen J. C. E. L. zu Stolberg-Stolberg, seit 1839 verwittwet, gest. 1875, gab bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen „Königslieder" (Stolb. 1841) heraus, welche die Liebe und die Hingebung für den König und dessen Haus als den einzig wahren Patriotismus in ziemlich prosaischer Weise besingen. — Wenn dagegen Elfriede von Mühlenfels aus Wismar in ihren „Gedichten. Mit einem Vorworte von E. F. Göschel" (Berl. 1845) das preußische Königshaus besingt, so erkennen wir bald, daß sie nicht von einseitiger Parteiauffassung geleitet wird, wie die Gräfin Stolberg, sondern daß sie von wirklichem Patriotismus begeistert ist, der übrigens in den Gedichten, welche sie dem Andenken Scharnhorsts und Fichtes widmet, einen höhern Schwung nimmt, da er nicht bloß auf dunklem Gefühl beruht. Von Einsicht und tiefer Empfindung zeugen die Gedichte, in welchen sie große Dichter und Künstler verherrlicht; von ernstem Studium zeugen ihre in antiken Versmaßen gedichteten Oden. — Luise Egloff, geb. am 14. Febr. 1802 zu Baden im Kanton Aargau, erblindete früh, und starb daselbst am 3. Jan. 1834. Durch ihre Erblindung von der äußeren Welt getrennt, entfaltete sich ihr edles Gemüth in der schönsten Fülle; voll Tiefe und Zartheit der Empfindung, suchte und fand sie Trost in der Religion und der Menschenliebe und sprach ihn in einfachen, aber meist melodischen Versen aus („Pfingstlied", „Am Allerseelenfest"). Niemand wird die Lieder ohne Rührung lesen, in denen sie von der Herrlichkeit des Lichts und ihre Sehnsucht nach demselben ausspricht („Die Sonne", „Sehnsucht nach Licht"). — Einen traurigerern Eindruck machen die „Gedichte einer früh Verklärten" (Trier 1844) von Maria Clementine François, welche 1844 im 21. Jahre ihres Lebens an gebrochenem Herzen über die Untreue des Geliebten starb. Tiefer, trostloser Schmerz, der sich oft bis zum Hadern mit Gottes Vorsehung steigert, bilden den Grundzug ihrer Gedichte. — Einen grellen Gegensatz gegen diese rein weiblichen Naturen bilden die drei Dichterinnen, welche welche wir zunächst zu besprechen haben. Luise Aston, Tochter des Pfarrers Hoche zu Gröningen bei Halberstadt, geb. 1815, vermählte sich noch sehr jung mit einem reichen Fabrikanten englischer Abkunft in Magdeburg, mit dessen Ansichten die ihrigen jedoch so wenig übereinstimmten, daß bald eine Scheidung nothwendig wurde. Sie wendete sich nach Berlin, wo sie sich auf den Rath eines Geistlichen zu einer zweiten Ehe mit Aston verband, die jedoch nach kurzer Zeit auch wieder getrennt ward. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde sie, weil politisch verdächtig, 1846 ausgewiesen, worauf sie sich nach Köpenick begab. Das Jahr 1848 führte sie in die Hauptstadt zurück und bald auf den Kriegsschauplatz nach Holstein, wo sie in den Spitälern die Kranken und Verwundeten mit der größten Sorgfalt und Hingebung pflegte. Im J. 1851 verheirathete sie sich mit dem Arzte Meier in Bremen, lebte mit ihm seit 1855 in Rußland, seit 1857 an den verschiedensten Orten Europas, zuletzt in Wangen (Allgäu), wo sie 21. Dezbr. 1871 starb. Ihre poetischen Leistungen „Wilde Rosen. Zwölf Gedichte" (Berl. 1846) und „Freischärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte" (Lpz. 1850) sind weniger wegen ihres dichterischen Werthes, als wegen der darin ausgesprochenen Gedanken merkwürdig. In den „Wilden Rosen" ist die Liebe in allen Beziehungen und Verhältnissen des Lebens, mit allen ihren Folgen ihr Gegenstand, den sie mit großer Gewandtheit und in leicht fließender Sprache behandelt. Die Emanzipation der Frauen, die hier schon angedeutet ist, wird in der zweiten Sammlung mit großer Kühnheit und in einer glühenden Darstellung verfochten, ja es ließe sich aus manchen Aeußerungen mehr herauslesen, als die Verfasserin selbst hineinlegte, wie man sich aus dem „Aspasia" unterzeichneten Vorwort zu der Schrift „Meine Emanzipation, Verweisung und Rechtfertigung" (Brüssel 1846) überzeugen kann, worin sie das Recht der freien Entwickelung und der vollen Menschenwürde für die Frauen verlangt. Einen tieferen Blick in ihr Leben und ihre Anschauungen gewinnt man durch ihren Roman „Aus dem Leben einer Frau" (Hamb. 1847) und „Lydia" (Magdeb. 1848). — Weniger excen-

trisch, obgleich mit eben so großer Energie trat auch Luise Otto-Peters für die Rechte des Weibes in die Schranken. Dieselbe wurde am 21. März 1819 zu Meißen geboren und wuchs in den glücklichsten Familienverhältnissen auf. Die Julirevolution von 1830 begeisterte sie zu ihrem ersten Gedicht, worin sie den Anbruch der neuen Zeit pries. Als ihre Eltern 1836 binnen einem Vierteljahre gestorben waren, lebte sie mit ihren zwei älteren Schwestern und einer Tante in der größten Zurückgezogenheit; im J. 1840 verlobte sie sich, aber ihr Bräutigam, der ihre Entwickelung mit feinem Sinn förderte, starb schon im folgenden Jahre, und sie widmete sich von nun an ausschließlich dem Kampfe für das Vaterland und die Menschheit, zuerst unter dem Namen Otto Stern, dann, als sie für die Rechte der Frauen im Staate in die Schranken trat, unter dem ihrigen. Im J. 1848 nahm sie den lebhaftesten Antheil an den politischen Bewegungen, trat mit August Peters in Briefwechsel, kam 1849 mit ihm persönlich zusammen, blieb, als er im Gefängniß schmachtete, sein Schutzgeist, verlobte sich mit ihm im Zellengefängniß zu Bruchsal, und verheirathete sich 1858 mit ihm, nachdem er zwei Jahre vorher entlassen worden war. Im J. 1859 gründete Peters die „Mitteldeutsche Volkszeitung" in Leipzig, an welcher sie das Feuilleton übernahm, dessen Leitung sie auch nach dem Tode ihres Gatten im J. 1864 fortführte. — Luise Otto hat ihre Ideen in zahlreichen Schriften niedergelegt und mit eben so viel Talent als Begeisterung verfochten. Ihre „Lieder eines deutschen Mädchens" (Lpz. 1847) und „Westwärts. Lieder" (Meißen 1849) athmen die glühendste Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit der Völker, daher sie nebst deutschen Verhältnissen auch die Kämpfe und Leiden der Polen, der Tscherkessen u. s. w. besingt; doch gelingt ihr auch die Darstellung sanfterer Empfindungen. Ihre zahlreichen Romane haben eine zu ausgesprochene Tendenz, als daß sie den Anforderungen der Kunst genügen könnten. In „Ludwig der Kellner" (2 Thle. Lpz. 1843) und dessen Fortsetzung „Kathinka" (2 Bde. Ebd. 1844) bekämpft sie die Standesvorurtheile; „Die Freunde" (3 Bde. Ebd. 1845) erzählen eine Herrnhuter- und Burschenschaftsgeschichte. „Schloß und Fabrik" (3 Bde. Ebd. 1846), ein socialistischer Roman, wurde mit Beschlag belegt und erst nach Umdruck einiger Bogen freigegeben; „Römisch und Deutsch" (4 Bde. Ebd. 1847) ist im Interesse der deutsch-katholischen Bewegung geschrieben, und „Cecilie Telville" (Ebd. 1852) gegen Jesuiten und Pietisten gerichtet. Am Bedeutendsten ist „Nürnberg" (3 Bde. Prag 1860), welches ein treues Bild des deutschen Lebens im 15. Jahrhundert in bürgerlicher und politischer Beziehung entwirft und durch glückliche Charakterisierung der großen Männer jener Zeit (Kaiser Max, A. Dürer, Peter Vischer u. a. m.) sich auszeichnet. — Von 1849—51 redigierte sie die „Frauenzeitung für die höheren weiblichen Interessen" und gründete 1855 den „Allgemeinen deutschen Frauenverein", dessen Organ „Neue Bahnen" sie noch jetzt redigiert. Sie lebt in Reudnitz. — Kath. Zitz, geb. Hallein (Biographie siehe im Register!) machte sich zuerst durch die „Herbstrosen in Poesie und Prosa" (Mainz 1846) bekannt, in denen sich ein nicht unbedeutendes Talent zu erkennen gibt. Am Glücklichsten ist sie, wenn sie sich in ernste Reflexionen vertieft, in denen sich freilich die Wehmuth oft bis zum Düsteren steigert. Auch die poetische Darstellung von Seelenzuständen und Stimmungen gelingt ihr; die Liebeslieder sind innig und warm. Im „Weltpantheon. Eine Festgabe" (Mainz 1856) gibt sie eine Reihe von scharf aufgefaßten Charakteristiken berühmter Männer und Frauen, deren Eindruck leider durch das übelgewählte Versmaß beeinträchtigt wird. Die „Dur- und Molltöne. Neuere Gedichte" (Mainz 1859) behandeln die politischen und kirchlichen Verhältnisse mit entschiedener freisinniger Anschauung, aber ohne sie poetisch zu beleben. — Minna von Mädler, geb. Witte, Gattin des bekannten Astronomen, entwickelt in ihren „Gedichten" (Mitau 1848) einen großen Gedankenreichthum, den sie durch ihre ausgebreitete Literatur- und Sprachkenntniß erworben. Sie gibt Uebersetzungen aus dem Italienischen, Altfranzösischen, Altdeutschen, Dänischen und Englischen, und ist in Darstellung ernster und heiterer Stoffe gleich glücklich („Die Tannen", „Der Sturm vom 18. Juli 1841"). — Helene Rödlich, verm. Branco, geb. am 13. Okt. 1816 zu Düsseldorf, gab unter dem Namen Dilia Helena „Lieder. Mit einem Vorwort von L. Tieck" (Berl. 1848; 3. Aufl. 1868) und „Neuere Lieder" (Ebd. 1849) heraus, die von Tieck zwar überschätzt wurden, die aber jedenfalls des Guten und Schönen viel enthalten. Sie besingt den Frühling und die Blumenwelt, die Gatten- und Kinderliebe mit warmem Gefühl, stört aber den günstigen Eindruck nur zu oft durch Haschen nach gelehrten Ausdrücken und inhaltlose Phrasen. Wegen ihres Wohllauts sind mehrere componirt worden. — Jeanne Marie von Gayette (Biographie siehe im Register!), die ihre „Gedichte" (Lpz. 1850) unter dem Namen Jeanne Marie herausgab, verliert sich allzu sehr in prosaische Reflexionen. — Elise Ludwig, die in ihrem neunzehnten Jahre starb, entfaltete in ihren nach ihrem Tode veröffentlichten „Gedichten" (Augsb. 1850) einen ihr Geschlecht und ihr Alter weit überragenden Geist. Von dem reinsten Patriotismus beseelt, beklagte sie in kräftigen Tönen die Entmuthigung und Schwäche, die sich des deutschen Volkes im J. 1849 bemächtigt hatte. Ihre epischen Dichtungen („Kaiser Heinrich IV. in Kanossa", „Schlacht von Gilboa") zeugen von gestaltendem Talent und großartiger Auffassung der Geschichte. — Maria Anna Löhn, geb. zu Naundorf bei Freiberg (Sachsen) am 30. Nov. 1830, entwickelte schon früh eine lebhafte Phantasie und vielseitiges Talent, wurde von ihrem Vater mit den klassischen Sprachen und Kants Philosophie bekannt gemacht, dichtete schon im 15. Jahre ein dramatisches Gedicht „Odysseus auf Ogygia" in den Versmaßen des „Agamemnon" von Aeschylus, bald darauf ein großes Trauerspiel und ein Lustspiel, die sie verbrannte. Sie wurde Schauspielerin, um die Anforderungen der Bühne gründlich kennen zu lernen, wirkte als solche zuletzt in Dresden, wo sie

sich 1872 mit L. Siegel vermählte. Seit 1877 ist sie Wittwe. In ihren „Gedichten" (Dresd. 1850; 2. verm. Aufl. 1856), so wie in dem episch-lyrischen Gedicht „Giovanna" (Ebd. 1853) finden sich die schwungvollsten Stellen, die trefflichsten Schilderungen leidenschaftlicher Seelenzustände neben den mattesten und schleppendsten Reflexionen. Außer dem „Odysseus" schrieb sie das dramatische Gedicht „Iduna" (beide in der zweiten Auflage der „Gedichte" gedruckt) und zwei Lustspiele: „Der Philosoph" und „Gefahr über Gefahr", welche öfters aufgeführt wurden; die Tragödie „Luisa Strozzi" erschien in der „Schaubühne" von F. Wehl. Auch schrieb sie mancherlei Beschreibungen und Novellen für verschiedene Zeitschriften, die in fünf Bänden gesammelt erschienen, und übersetzte „Alfieri's Leben" aus dem Italienischen. — Sophie Georges, geb. Paalzow, lebte nach dem Tode ihres Gatten in Minden, wo sie im Juni 1850 starb. Ihre Gedichte „Geist und Herz. Herausgeg. von Elise von Hohenhausen" (Bremen 1852) sind mehr Ergebnisse tief religiösen Sinnes als poetischer Begeisterung. Merkwürdig sind die 173 Sonette „Der Zuschauer im Laufe der Jahre 1847—1850" dadurch, daß sie darin die Idee ausspricht, es müsse Deutschlands Einheit von Preußens König ausgehen. Cäcilie Zeller, geb. v. Elsner, geb. 1800 in Halberstadt, heirathete den Geschäftsträger von Maiern und nach dessen Tode den Pfarrer Zeller in Stäfa bei Zürich, den sie ebenfalls durch den Tod verlor. Sie lebte dann in Halle u. st. 1876. Sie hat unter dem Titel „Aus den Papieren einer Verborgenen" (2 Thle. Lpz. 1848; 2. Aufl. 1852—56) eine Sammlung von prosaischen Aufsätzen, Briefen, Auszügen aus ihren Tagebüchern und Dichtungen herausgegeben, in denen sich reiches und tiefreligiöses Gemüth offenbart. Wenn auch der prosaische Theil den poetischen an Tiefe und Fülle der Gedanken weit überragt, so sind doch auch ihre Lieder beachtenswerth; sie sind von einer wahren Empfindung eingegeben, deren Ausdruck stets einfach und würdig, oft von großer Zartheit ist („Gib du mir den sel'gen Sinn", „Die reifende Aehre"). — Das „Alphabet des Lebens" (Berl. 1854) der Gräfin Franziska von Schwerin enthält Betrachtungen und moralische Mahnungen in einzelnen, von einander unabhängigen Gedichten, deren Grundgedanken in alphabetisch geordneten Wörtern bezeichnet werden. Die einfache Darstellung läßt die Klarheit und Wärme der Empfindung lebendig hervortreten, was auch von den frommen Betrachtungen über die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln zu rühmen ist, die sie in den „Sonntagsblättern" (Bresl. 1857) gesammelt herausgegeben hat. Ihre „Jungfrau Viola. Ein Frühlingstraum am Ostseestrande" (Bresl. 1855) zeugt von Talent, aber entbehrt in den Personifikationen der Natur aller Klarheit. Ein zweites episches Gedicht „Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht" (Lpz. 1859) erzählt in zwölf Abschnitten die Geschichte eines Mannes von seiner Geburt bis zu seinem Tode, der, in bedeutenden Verhältnissen lebend, durch Irrthümer zur Wahrheit gelangt. Es hat die Dichterin in diesem Gedichte eine große Beobachtungsgabe und tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens an den Tag gelegt. — Emilie Emma von Hallberg, geb. 1826 in Cöln, gest. das. 1863, ist eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung. Man kann nicht sagen, daß sie „unweiblich" sei, sie hat höchstens vorübergehend Emanzipationsgelüste, und sie will die Schranken des Geschlechtes nicht überschreiten; aber doch fehlt ihr wieder Vieles, was wir bei dem Weibe suchen und lieben. Schon in ihren ersten Dichtungen, die auch die besten sind, „Waldmärchen und Balladen" (2 Thle. Trier 1854—55), tritt ihre excentrische Natur hervor, und offenbaren sich die merkwürdigsten Gegensätze, die oft ohne allen Uebergang auf einander folgen. In einem und demselben Gedichte findet sich die schönste poetische Auffassung neben der trockensten Prosa; an die wildesten Ausbrüche des Schmerzes reihen sich Lieder voll der zartesten Wehmuth; aber auch Gesänge voll Trotz und Hohn. Den ernstesten Klängen folgen Lieder, die von dem heitersten Humor eingegeben sind; aber der neckische Muthwille artet nicht selten in Ausgelassenheit aus. Bald ist die Sprache gewandt, fließend, melodisch, von poetischem Hauch durchweht, und bald verfällt sie in die trivialsten Ausdrücke. Den originellsten, oft nur zu kecken Bildern stehen nicht selten die mattesten zur Seite. Nach Heine gebildet, den sie sich zum Muster genommen, hat sie doch eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt, so daß man zwar überall dessen Einfluß, aber eine eigentliche Nachahmung selten wahrnimmt. Am Auffallendsten ist ihr Bestreben, sich seine leichte Strophen- und Versbildung anzueignen, worin sie oft sehr glücklich ist. In ihren Liedern, welche meist den Schmerz über betrogene Liebe, seltener das Liebesglück besingen, treten die erwähnten Contraste am Schärfsten hervor; weniger in den Dichtungen, die sie „Waldmärchen" nennt, die aber oft in das Gebiet der Fabel hinüberstreifen. Es sind diese überhaupt das Gelungenste, was sie gedichtet. Sie belebt und personificiert die Natur in ganz eigenthümlicher Weise, und wenn sie auch dabei manchmal gar zu kühn verfährt, weiß sie doch immer für ihre Gestaltungen zu interessieren, namentlich wenn sie den Humor vorwalten läßt („Der unglückliche Finke", „Goldkäfers Brautfahrt"). Ihre Schilderungen der Zustände und Begebenheiten sind von der größten Lebendigkeit und machen oft durch Zusammenstellung der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse und Seelenstimmungen die schönste Wirkung („Der Rosenstrauch", „Bilder aus dem Siebengebirge"). Manche Waldmärchen oder Fabeln sind ohne Zweifel Satyren auf bestimmte Persönlichkeiten, doch gewinnen sie auch, ohne daß man die näheren Beziehungen kennt, durch die drollige Darstellung allgemeines Interesse („Die Elster und der Gimpel", „Landjunker Heuschreck und Lieutenant Schmetterling"). Emma von Hallberg ist reich an Erfindung und glücklich in der Ausführung, so auch in den Romanzen, in denen sie die Heine'sche Weise am Auffallendsten nachbildet („Des Henkers Tochter"). — „Die Najade" (Trier 1857), in welcher die Dichterin ihre Liebes- und Herzens-

lieder in einem gut erfundenen und im Ganzen glücklich ausgeführten Märchen veranschaulicht, würde gewinnen, wenn sie nicht durch lyrische Zwischenspiele unterbrochen würde. Die letzten Schriften der Dichterin, welche sie übrigens ohne Namen herausgab: „Heinrich Heine's Himmelfahrt. Eine Geisterstimme" (Trier 1857) und „Die deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satyrisch. Nebst einer Vorrede über einen Injurienprozeß" (2 Hefte. Trier 1857—58) sind das vollgültigste Zeugniß ihres excentrischen Wesens. Die erste ist eine ziemlich grobe Abwehr gegen „Heine's Höllenfahrt", die sie ihrem Landsmann Wolfgang Müller zuschreibt; die zweite enthält Charakteristiken von siebenzehn Dichtern, die oft treffend, oft auch leidenschaftlich parteiisch sind. — Pauline Schanz ist im Epischen bedeutender, als im Lyrischen, doch hat sie auch einige recht gute Lieder gedichtet. — Maria Cannot, geb. zu Königsberg am 26. Jan. 1831, gest. zu Kreuznach am 9. Juli 1854, schrieb „Gedichte" (Brandenburg 1854), die zwar kein besonderes Talent verkündigen, aber durch den zarten, jungfräulichen Sinn wohlthätig berühren. — Von Auguste Rosenberg, verehelichte Kurs, geb. zu Berlin am 26. Nov. 1815, sind zwei Sammlungen Gedichte erschienen: „Epheublätter" (Berl. 1845; 3. Aufl. 1853) und „Gemüth und Leben" (Ebd. 1855), die sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, aber wegen ihres gesunden Sinnes, ihres sittlichen Gehalts und ihrer echt weiblichen Empfindung verdienten Beifall gefunden haben. In der epischen Dichtung „Nora" (Ebd. 1856) ist der Grundgedanke, daß die Liebe allein des Weibes Glück begründe, in angemessener Form gut durchgeführt. „Am Fenster. Ein Novellencyklus" (Pasewalk 1854) bietet gute Erfindungen in lebenswarmer Darstellung, und die Reisebilder „Aus dem Sommer" (Berl. 1856) sind bei ihrer einfachen und natürlichen Darstellung guter Beobachtungen höchst ansprechend. — Maria Laura Förster, Tochter des Professors Karl Förster, geb. zu Dresden am 9. März 1817, zeigte schon in den ersten Kinderjahren eine lebhafte Phantasie; sie lernte früh lesen und schreiben und begann schon im siebenten Jahre ihre Gedanken in Reime zu bringen, und im eilften Jahre hatte sie schon viele Lieder, Sprüche und Erzählungen, ja sogar Dramen gedichtet. Mit dem ernstesten Fleiß sammelte sie reiche Kenntnisse in Sprachen (englisch, französisch und italienisch) und den allgemeinen Wissenschaften; ihr empfänglicher Geist fand später durch größere Reisen im südlichen Deutschland, Rußland (1849—51) und Italien (1853) reiche Nahrung. Sie starb in ihrer Vaterstadt am 28. April 1856. Ihre „Gedichte" (Lpz. 1857) sind lieblich und gehaltvoll, Ergüsse eines echt weiblichen, von inniger Liebe zu Gott und zur Menschheit erfüllten Gemüths, das auch in der Todesahnung sein Vertrauen und seine Kraft bewahrt („Sterben möcht' ich, wenn der Mai"). Ihre Naturlieder sind warm empfunden, die Liebeslieder von großer Zartheit („O wie selig, wer im Herzen", „Du weißt es nicht, wie Du mir wohlgethan!"). — Maria Clausnitzer-Hennes, geb. 1824 zu Endschütz (Thüringen), verheirathet mit dem Componisten Al. Hennes, gest. 1864 in Wiesbaden, ist in ihren „Gedichten" (Lpz. 1858) weder neu, noch tief, aber sie weiß die Empfindungen des weiblichen Herzens mit vieler Anmuth darzustellen. — Julie Pfannenschmidt, die später ausführlicher gewürdigt wird, gab „Gedichte" (Prag 1858) heraus, die vorzugsweise die Liebe, das häusliche Leben und die Familienverhältnisse in zart weiblichem Sinne besingen. — Minna Hensel, Schwester der Luise Hensel, geb. zu Linum am 13. Septb. 1802, war von 1851 bis 1876 Vorsteherin der Elisabethstiftung zu Pankow bei Berlin u. lebt jetzt in Charlottenburg. Ihre „Gedichte", welche Kletke mit denen ihrer Schwester herausgab (Berlin 1859), sind eben so tief religiös, aber frischer und heiterer als die ihrer Schwester. — Die, so viel wir wissen, noch nicht gesammelten „Gedichte" der Baronin von Suckow, geb. Gräfin von Pappenheim, die sie unter dem Namen Emma Niendorf bekannt machte, sind anmuthig und sinnreich. — Von Nina Katharina Camenisch, geb. den 26. April 1826 im Dorfe Sarn, Kanton Graubünden, Tochter ehrsamer Landleute, bei welchen sie noch lebt, besitzen wir „Gedichte eines bündnerischen Landmädchens" (Lpz. u. Chur, 2. verm. Aufl. 1860), die mit liebenswürdiger Natürlichkeit eine große Tiefe des Gemüths verbinden, und die Natur, die Geschichte, die Lebensverhältnisse ihrer großartigen Heimat besingen. — Die „Plattdeutschen Gedichte" der Maria Mindermann werden später erwähnt. — Johanna Holthausen, bekannt unter dem Dichternamen Agnes le Grave, wurde am 5. März 1812 in Cleve (Rheinprovinz) als die Tochter eines Kaufmanns Schugt geboren und verlor ihre Mutter schon im zweiten Jahre ihres Lebens. Von ihrer Stiefmutter ausschließlich zu Haushaltungsgeschäften verwendet, benutzte sie die Nacht zu ihrer geistigen Bildung; sie las viel, lernte ohne Anleitung die französische Sprache und Klavierspielen, wozu sie so große Begabung hatte, daß sie auch schon früh komponierte. Ihr Loos gestaltete sich freundlicher, als sie heirathete, doch wurde ihr Glück durch den Tod ihres jüngsten Kindes, ihres einzigen Knaben, schmerzlich getrübt. Dieser Verlust ergriff sie so gewaltig, daß sie sechs Wochen lang in stummer Trostlosigkeit hinbrütete. Da erblickte sie eines Abends zufällig die Schiefertafel ihres Kindes; wie durch eine plötzliche Eingebung ergriff sie dieselbe und schrieb ein Gedicht nieder, das erste in ihrem Leben. Seitdem dichtete sie täglich und gewann in dieser Beschäftigung Trost und neuen Lebensmuth. Einige Versuche in antiken Formen, die sie dem berühmten Philologen Aug. Böckh zusandte, erhielten dessen Beifall in solchem Grade, daß er die Dichterin in der antiken Metrik unterrichtete. Ihre „Dichtungen" (Berl. 1859) und „Dichtungen. Zweite Sammlung" (Potsd. 1864) zeichnen sich durch große Vollendung der Form aus, sowohl in den gereimten als in den antiken Strophengebäuden, die sie mit großer Sicherheit und Korrektheit behandelt; in allen erkennt man den ausgebildeten Sinn der Dichterin für musikalischen Wohllaut. Ihre Oden und Lieder, ihre Elegien und Episteln haben aber auch

einen bedeutenden Gedankeninhalt, der zwar nicht von sehr großem Umfang, aber von desto größerer Tiefe und Innigkeit ist. Sie starb am 9. Novbr. 1875 in Breslau. — Julie Karoline Henriette Gerhardt, geb. zu Boitzenburg in der Uckermark am 5. Mai 1813, verheirathete sich im J. 1856 mit dem Prediger Köhler in Wurtz bei Zeitz und lebt jetzt als Wittwe in Prenzlau. Ihre Poesien: „Gedichte von Henriette Gerhardt und von ihrem Vater J. G. A. Gerhardt, Prediger zu Boitzenburg, gest. den 23. Mai 1839" (Berl. 1862) lassen in der Form viel zu wünschen übrig. „Ich singe", sagt sie in dem einleitenden Gedicht, „wie der Vogel singt, dem's Gott nur hat gelehrt", und allerdings ist von Kunst wenig wahrzunehmen; dagegen kann ihr Tiefe der Empfindung und gläubiges Gefühl nicht abgesprochen werden. Sie verdient aber auch schon deshalb genannt zu werden, weil sie die Dichterin des in der neuesten Zeit so bedeutend gewordenen Liedes geworden ist: „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben?" Die wenig zahlreichen Gedichte ihres Vaters sind der Erguß eines liebenswürdigen Gemüths. — In den „Gedichten" von Luise Büchner („Frauenherz", Berl. 1861) stimmt die ungelenke Form mit dem Gehalt nicht überein; besser gehalten sind ihre Novellen „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde" (Lpz. 1861), die jedoch nicht alle von gleichem Werth sind. — Die „Gedichte" der pseudonymen Monica (Halle 1864) sind nur dann von größerem Werth, wenn sie den Schmerz über den Tod ihrer sämmtlichen Kinder oder ähnliche Herzensleiden ihrer Freundinnen besingt und ihrem Gottvertrauen lebendigen Ausdruck gibt. — Weniger gelungen, aber gut gemeint sind die Ergüsse des religiösen Gefühls in „Nach Gottes Rath. Gedichte" (Berl. 1863) von Angelika von Michalowska, geb. in Königsberg den 25. Juli 1830, deren Erzählungen „Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben" (Berlin 1860) sich nur hie und da über die Mittelmäßigkeit erheben. — Mathilde Raven, auf die wir später zurückkommen werden, gab „Aus vergangener Zeit. Gedichte" (Celle 1863) heraus, die von nicht gewöhnlichem Talent zeugen. Sie hat Phantasie, Gestaltungsgabe und Gedankenreichthum, Eigenschaften, die jedoch weniger in ihren erotischen Gedichten hervortreten, obgleich auch diese beachtenswerth sind, als in den erzählenden und beschreibenden Dichtungen. Auch entfaltet sie öfters einen glücklichen Humor, der an Hebel erinnert, wenn ihr auch dessen liebenswürdige Naivetät abgeht. — Die Gedichte, welche die Tirolerin Emilie Geiger, verehelichte von Hörmann, unter dem Namen Angelica in den „Frühblumen aus Tirol" (Innsbruck 1863) veröffentlichte, würden beinahe einen männlichen Dichter vermuthen lassen, so kräftig sind sie gehalten, so vortrefflich schildern sie das Leben der Wanderburschen; doch kann sie auch zarte Töne anschlagen, wie ihre Liebeslieder beweisen. — Bertha von Rothwell, geb. Hillebrand, mit der wir unsere Uebersicht schließen, stammt aus Freiburg im Breisgau, wo sie am 7. Aug. 1837 geboren wurde. Sie brachte ihre Kindheit meist in Einsamkeit zu, vertiefte sich schon früh in die Lektüre poetischer Werke und begann im 12. Jahre ihre Gedanken in Verse zu bringen, was sie jedoch selbst ihrer nächsten Umgebung verheimlichte. Von 1856 an brachte sie fünf Jahre lang am Ufer des adriatischen Meeres in der Nähe von Venedig zu, wo der Umgang mit ausgezeichneter Gesellschaft, tiefere Studien der deutschen, italienischen und englischen Literatur und die herrliche Umgebung den bildendsten Einfluß auf ihr poetisches Talent hatte. Im J. 1861 vermählte sie sich mit Rich. Pennefather von Rothwell, einem gebornen Canadier, mit welchem sie Rom und das südliche Italien, die Schweiz, Frankreich, einen Theil von Deutschland und England besuchte, von wo sie im J. 1864 nach Canada reisten. Sie gab ihre Dichtungen erst während ihres Aufenthaltes in Deutschland heraus. Der Titel, den sie ihnen gab: „Stimmen aus der Heimath" (Lpz. 1864), ist nicht ganz passend, da die Gedichte zum Theil vielmehr die Sehnsucht nach der Heimat schildern, oder, wenn dieß nicht der Fall ist, diese Sehnsucht ihnen den wehmüthigen Charakter gibt, der beinahe alle durchdringt. Denn der Liebesschmerz, der vielen zu Grunde liegt, gewinnt ganz besonders dadurch Schärfe, daß sich mit ihm die Sehnsucht nach der Heimat auch dann verbindet, wenn die Dichterin es nicht ausdrücklich bemerkt. Die andern Lieder erhalten durch diese bleibende Stimmung ebenfalls eine düstere Färbung, ja selbst diejenigen, die der Lebenslust gewidmet sind, erscheinen als ein Versuch, den Seelenschmerz zu übertäuben, der daher nur um so gewaltiger hervortritt („Zum Feste").

Es ist beinahe keine Mundart, in der nicht dichterische Versuche gemacht worden wären *); wir heben aus der großen Anzahl die bedeutendsten aus:

In holsteinischer Mundart haben Klaus Groth, den wir später besprechen werden, und Johann Meyer gedichtet, dessen „Ditmarscher Gedichte" (2 Bde. Hamb. 1858—59) wegen ihrer glücklichen Erfassung des Volkslebens mit großem Beifall aufgenommen wurden. Er kennt das Volk in allen seinen Eigenthümlichkeiten, er begleitet es in allen Situationen und Stimmungen, den tief ernsten, wie den humoristisch heitern, und immer mit Glück. Dagegen müssen wir seinen „Plattdeutschen Hebel" (Hamb. 1859) für ein verfehltes Unternehmen erklären; was bei den Dialektsdichtungen das größte Wohlgefallen erregt: die Uebereinstimmung der Gedanken- und Empfindungswelt mit der Sprache, muß bei einer solchen Uebertragung aus einer Mundart in die andere nothwendig verloren gehen. — Franz Bockel, von dem erst bei der Prosa die Rede sein kann, schrieb im Hamburger Dialekt. — Die mecklenburger Mundart ist vorzüglich durch den genialen Reuter repräsentirt, von dem später ausführlicher berichtet wird; ihm strebt Wilhelm Heyse mit Glück nach, wenn er

*) Man vergleiche die vortreffliche Sammlung von Firmenich: „Germaniens Völkerstimmen" (3 Bde. Berl. 1846—1854), bei der nur zu bedauern ist, daß zu wenig Nachweisungen und die wenigen nicht genau genug gegeben sind.

ihn auch nicht erreicht. Er hat schnell nach einander die Sammlungen herausgegeben: „Punschendörp. Plattdütsche Läuschens, Dichtels un Rimels in meklenbörger Mundort" (Neubrandenburg 1861), „De Meklenbörger Burchhochtid un Rosmarin un Ringelbloamen" (Berl. 1862), „Frische Kamiten ut Krischaon Schulten sin Mus'kist" (Ebd. 1862), in denen besonders die Schwänke und humoristischen Erzählungen von Talent zeugen. — Die „Plattdeutschen Gedichte in Bremischer Mundart, nebst einer Sammlung Sprichwörter und Redeweisen" (Brem. 1860) von Maria Mindermann beginnen mit Jugenderinnerungen aus den vier Jahreszeiten, und diese Gedichte sind wohl die besten; die Sagen sind wegen der Stoffe werthvoll, die Sprichwörter sind eine schöne Zugabe. — In altmärkischer Mundart sind die „Pladdüdschen Gedichte" (Berl. 1847; 2. Ausgabe 1861) von Friedrich Ernst; sie gehören durch die echt volksmäßige Auffassung und Darstellung zu den bessern Erscheinungen der Dialektspoesie; sie sind, um uns eines vielgebrauchten, aber hier sehr passenden Ausdrucks zu bedienen, aus dem vollsten Leben und der Gemüthsstimmung des Volks gegriffen, und es gilt dieß sowohl von den lyrischen Gedichten („Dat Danzen", „Häxerei", „Up Wannerschaft"), als von den erzählenden („De Weege", „De Doarn"). — Die „Poetischen Versuche in plattdeutscher Mundart" (Münster 1840; 6. Aufl. 1857) und die „Neuen poetischen Versuche, nebst einem Anhange, enthaltend Lieder mit Melodien" in westfälischer Mundart, von F. Zumbrook, sind im Münsterlandes geschrieben. Der Verfasser ist ein Mann des Volkes im wahren Sinne des Wortes; er liebt es, und weil er es liebt, bringt er in dessen verborgenste Eigenthümlichkeiten und schildert es nach allen Seiten seines Charakters und Gemüths. Er hebt dessen Vorzüge hervor, ohne seine Schwächen zu verheimlichen; er zeigt es in seinen Sitten und Gebräuchen, besonders glücklich in der Darstellung seines Humors und Witzes („De angoahende Krieger"). — F. W. Lyra gab „Plattdeutsche Briefe, Erzählungen, Gedichte u. s. w." (Osnabrück 1845) in der osnabrückischen Mundart heraus. Die Gedichte, die übrigens nur zum Theil von ihm sind, haben im Ganzen weniger Werth als die Briefe, die voll komischer Kraft sind. Unter den Gedichten befindet sich Eines, das wahrscheinlich nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt ist („Fruwwe, ji schollen na Huuse kuomen") und das wir deshalb erwähnen, weil es auch in Schwaben und zwar in einer viel lebendigeren Fassung gesungen wird. — „Döntjes un Vertellses in Brookmerlander Taal, de verbreedste ostfreeske Mundart" (Berl. 1857) von Fooke Hoissen Müller kennen wir leider nicht; nach verschiedenen Berichten sollen sie in den lyrischen wie in den epischen Theilen gleich vortrefflich sein. — Die „Gedichte und Prosa in der aachener Mundart" (Aachen 1853) von Jos. Müller sind beachtenswerth, werden aber von den „Gedichten in trierscher Mundart" (Trier 1850) von Ph. Laven weit übertroffen; zwar verwendet dieser oft die Mundart auf Stoffe, für die sich das Hochdeutsche besser eignen würde, aber sehr viele sind auch echt volksmäßig gehalten und erfreuen besonders durch ihre ungesuchte Naivetät. — Von den mitteldeutschen Mundarten ist die schlesische von v. Holtei, auf den wir zurückkommen, behandelt worden. — Die „Volksklänge in altenburger Mundart (Zwickau 1838) von Fr. Ullrich enthalten manches Gute und sind überhaupt mit Sinn für das Volksthümliche abgefaßt. — Die „Gedichte in hennebergischer Mundart. Mit einer Einleitung von L. Storch (Gotha 1844) von Kaspar Neumann behandeln einfache Stoffe mit vieler Gemüthlichkeit. — Fr. Stoltze, der Redakteur der im frankfurter Dialekt geschriebenen „Krebbelzeitung" entwickelt in seinen Gedichten einen immer regen volksthümlichen Witz. — Die pfälzische Mundart wurde von Friedrich Lennig aus Mainz (1797—1838) mit ausgezeichnetem Glück behandelt. „Etwas zum Lachen" (Mainz 1824; 7. illustr. Aufl. Ebd. 1872), so wie „Die Weinproben. Komische Mainzer Localscenen" (Ebd. 1836) sind echt volksthümlich gehalten und von großer Frische; die Lieder sind nicht weniger ausgezeichnet als die humoristischen Erzählungen. Er ist Meister in der niedern Komik, die er dem Volke glücklich abgelauscht hat, das er mit psychologischer Schärfe schildert („Die Kinderzucht"). — Großes Talent für die Darstellung des Volksthümlichen entwickelt Karl Gottfried Nadler in „Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart" (Frankf. 1847; 6. Aufl. 1873). Während Lennig mehr das Leben der Bauern schildert, hat Nadler vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, die Städter zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt, die er mit eben so viel Wahrheit darstellt als der Nürnberger Grübel, von dem er einige Gedichte in seine Mundart überträgt. Mit schneidendem und treffendem Witz hat er in „Herr Christoph Hochstrumpf" die Zeit der politischen Aufregung in den vierziger Jahren geschildert, dieselbe aber in ihrer höhern Bedeutsamkeit nicht verstanden; auch macht es einen widrigen Eindruck, daß er die Unglücklichen verspottet, die ihre Betheiligung an den politischen Wirren mit dem Tode oder dem Zuchthaus büßen mußten. Er hätte sich begnügen sollen, die lächerlichen Momente in das Bereich der Satire zu ziehen. — Ein dritter Dichter in pfälzischem Dialekt ist Ludwig Schandein, dessen „Gedichte in Westricher Mundart" (Stuttg. u. Augsb. 1854) die Sitten und Gebräuche des Volkes mit großer Anschaulichkeit schildern. Er ist zwar auch nicht ohne Humor, doch tritt bei ihm mehr das wehmüthige Element des Volksgemüths hervor, besonders wenn er „Die Auswanderer" oder die Zeit nach der Unterdrückung des pfälzer Aufstandes zum Gegenstand seiner Darstellung wählt. — Auf von Kobell, der ebenfalls in pfälzischer Mundart gedichtet, werden wir ausführlicher zurückkommen. — Die allemannische Mundart ist unter allen wohl am Meisten dichterisch behandelt worden, namentlich ist beinahe kein Kanton der Schweiz, der nicht einen oder mehrere Dialektdichter aufzuweisen hätte. K. Steinmann, der in der Lahrer Mundart gedichtet, wird bei der epischen

Poesie zu erwähnen sein, eben so die Zürcher Corrodi und Jac. Stutz. — Die „Musespenden in hochdeutscher und allemannischer Sprache" (Heidelb. 1843) von Alfred Walchner sind zu wenig selbstständig; aus den hochdeutschen Gedichten tönen Hölty und Matthisson, aus den allemannischen Hebel zu sehr hervor. — Theodor Meyer-Merian, geb. zu Basel am 14. Jan. 1818, gest. 1867 als Direktor des Bürgerspitales daselbst, gab „Wintermaieli. Gedichte in allemannischer Mundart" (Basel 1857) und „Us der Heimet oder zweites Buscheli Wintermaieli" (Ebd. 1860) heraus, in denen künstlerische Bildung und volksthümliche Naivetät harmonisch verbunden sind; gesunder Humor und herzliche Gemüthlichkeit sind der Charakterzug dieser Dichtungen, die durch ihre lebensvolle Frische ansprechen, so wie durch die wohllautende Sprache, die Neuheit und Zweckmäßigkeit der Bilder und die Fülle der überraschenden Züge („Jung Blut", „Zunderlen"). In hochdeutscher Sprache geschrieben sind „Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart" (Bas. 1864), das in einer einfachen, aber höchst glücklich ausgeführten Erzählung die alte Zeit mit ihrem kernhaften und gemüthlichen Wesen der neuen mit ihrer rastlosen Thätigkeit entgegenstellt, was der Dichter durch die vortreffliche Zeichnung der wenigen Personen der Idylle zur lebendigsten Anschaulichkeit bringt. Eben so gelungen sind die Erzählungen „Der verlorne Sohn. Eine Handwerkergeschichte" (Berl. 1851), „Kienseppli, oder Almosen und Wohlthaten", „Mareili oder das Bettelmädchen" (Lpz. 1860), „Dienen und Verdienen" (Ebd. 1865), die sämmtlich die socialen Verhältnisse der Gegenwart in einem echt christlichen, die frömmelnde Heuchelei bekämpfenden Sinne abgefaßt sind, während er in der Thierkomödie „Die Lichtfreunde" (Berl. 1856) die Uebertreibungen der neuen Reformatoren nicht ohne treffenden Witz persiflirt. Seine Dramen „Adalbert Meyer" (Basel 1846) und „Arnold von Winkelried" (Winterth. 1861) lassen zwar in der dramatischen Gestaltung zu wünschen übrig, dagegen bieten sie viele schöne Einzelnheiten und erfreuen durch die tüchtige Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht. — Ein anderer Basler, Jacob Mähly, geb. am 24. Dez. 1828, Professor der Philologie an dem Pädagogium und der Universität seiner Vaterstadt, bietet im „Rhignurmel. Gedichte in Basler Mundart" (Bas. 1856; 2. Ausg. 1862) eine Reihe von vortrefflichen Genrebildern aus dem Leben der Basler Bürgerwelt, in welcher trotz Dampfmaschinen und Eisenbahnen noch ein reiches Element von reichsstädtischem Wesen mit allen seinen guten und Schattenseiten zu finden ist; es gelingt ihm die Darstellung des Heiteren eben so gut, als des Ernsten und Wehmüthigen („Der Schnelmeister", „Uf em Märt", „'s krank Brüederli"), und in allen weht uns ein gesunder, kräftiger Sinn entgegen. Wenn hie und da Ausdrücke und Wendungen vorkommen, die über den Gesichtskreis des Bürgers hinauszugehen scheinen, so muß man nicht vergessen, daß der Dichter sein Basel im Auge hat, wo gar mancher Handwerker geschichtliche und Sprachkenntnisse, überhaupt eine geistige Bildung besitzt, die man selbst in größeren Städten vergeblich suchen würde. In hochdeutscher Sprache sind die unter dem Titel „Leid und Lied" (Bern 1865) erschienenen Gedichte, welche ein bedeutendes lyrisches Talent offenbaren, namentlich wenn er den Schmerz des Lebens poetisch gestaltet. Die „Trauerlieder auf den Tod meiner Frau", die als Manuscript gedruckt erschienen sind, kennen wir nicht; sie sollen zu seinen besten Erzeugnissen gehören. Unter seinen epischen Dichtungen ist „Das Erdbeben zu Basel" (Bas. 1856; 2. Ausg. 1862) die unbedeutendste. In „Mathilde" (Bas. 1854; 2. Ausg. 1862) erzählt der Dichter in gut gebildeten Stanzen eine Geschichte aus den Zeiten der französischen Revolution, in welcher jedoch die großartigen Erscheinungen derselben kaum angedeutet werden. Das Gedicht bewegt sich daher mehr im Gebiet einer Familiengeschichte, und ist als solche durchaus erfreulich. Am Gelungensten ist „Frieden. Idyll aus der Schweiz in 6 Gesängen" (Bas. 1862), das durch Composition, Ausführung und Form (es ist in Hexametern geschrieben) nicht weniger anzieht als durch die tüchtige Gesinnung und durch den gebildeten Geist, der, wie alle seine Dichtungen, so namentlich auch diese beseelt. „Die Sängerfahrt. Novelle" (St. Gallen 1857) gibt ein gelungenes Bild schweizerischen Lebens. — Franz Joseph Schild, aus Grenchen im Kanton Solothurn (über sein Leben wolle man im Register nachlesen), veröffentlichte „Juraklänge in Solothurner Mundart" (Zür. 1853), den „Großätti aus dem Leberberg" (Soloth. 1863) und „Aus dem Leberberg. Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner Mundart" (Grenchen 1866), welche weniger wegen ihres poetischen Werthes, als wegen der naturgetreuen Schilderung der Sitten und Anschauungen der Bewohner des kleinen Gebiets, dem der Dichter seine Aufmerksamkeit widmete, bemerkenswerth sind. — Johann Georg Scheifele, vulgo Jörg von Spitzispui, schrieb „Gedichte in schwäbischer Mundart" (Heidelberg 1850; 4. Aufl. 1863) mit dem passenden Motto aus Theokrit: „Wird doch die dorische Sprache dem Dorier, denk' ich, erlaubt sein". Er gebraucht aber nicht bloß die schwäbische Sprache, er führt uns auch das schwäbische Leben in Stadt und Land in allen seinen Einzelnheiten vor und es bekommen seine Gemälde dadurch lebendige Anschaulichkeit, daß er ihnen bestimmte Zeitverhältnisse zum Grunde legt. Vortrefflich ist seine Charakteristik der Bauern, die sich aus Pfiffigkeit dumm stellen („Der Rekrut"), höchst ergötzlich die Schnurren aus dem Alten Testament, ein Stoff, der von jeher bei den schwäbischen Volksdichtern katholischer Confession beliebt war; denn daß Scheifele dieser angehört, ist wohl kein Zweifel, da nur ein Katholik die „Betschwester" so scharf und richtig zeichnen konnte. Die meisten Gedichte sind in Gesprächsform, wodurch die Lebensbilder große Anschaulichkeit erhalten. — Friedrich Richter hat in der „Liedergabe in schwäbischer Mundart für jedermann" (Nördl. 1822) Vieles mitgetheilt, das sich seinem Stoffe gemäß besser in hochdeutscher Sprache ausnehmen würde; heiter und ergötzlich sind die Gedichte, in denen das

volksthümliche Denken und Treiben geschildert wird. — „Der Wäldler. Gedichte in der Mundart des bayerischen Waldes" (Würzb. 1858) von Jos. Schurgraf bieten in einem harten und rauhen Dialekte manches Liebliche und Zarte. Besonderes Interesse gewähren die Erzählungen und Sagen, in denen sich das Volksleben charakterisiert. — In bayerischer Mundart dichtete außer Kobell, den wir ausführlicher besprechen, Joseph Anselm Pangkofer aus Riedenburg an der Altmühl (1804—54), der sich auch durch die Begründung der Zeitschrift „Deutschlands Mundarten" ein nicht geringes Verdienst erwarb. Seine „Gedichte in altbayerischer Mundart" (2 Bde. München 1845), und derselben „Neue Folge" (Nürnb. 1854) kommen zwar denen Kobells nicht gleich, doch sind sie zur Kenntniß des Volkshumors nicht ohne Werth. — Karl von Lutterotti versetzte sich in den „Gedichten im Tiroler Dialekt" (Innsbr. 1854) sehr gut in den Geist des Volkes; sein „Auszug der Milizcompagnie von St. Nicolaus 1809", eine dramatische Scene voll frischer und scharfer Charakteristik, wird häufig deklamiert. — Der Bauer Hans Obrist, geb. 1798 zu Stans bei Schwatz und jetzt Gärtner daselbst, gab heraus „Zither und Pflug. Zeitbilder des Jahres 1848" (Innsbruck 1850), worin sich der derbe und kräftige Sinn des tiroler Volkes glücklich abspiegelt. Von den Liedern, die zum Theil im unterinnthaler Dialekt gedichtet, sind manche in den Mund des Volkes übergegangen, was bei ihrem demokratischen Gehalt die Polizei in nicht geringen Schrecken versetzte. Die hochdeutschen Gedichte sind dagegen meist bedeutungslose Reimereien*). — In oberösterreichischer Mundart dichteten Kaltenbrunner und Stelzhamer, von denen später die Rede sein wird; neben ihnen auch Anton Gartner in den „Gedichten in oberösterreichischer Volksmundart, eingeleitet von Adalbert Stifter" (Pesth 1848; 2. Aufl. 1856); seine „Schnaderhüpfl" beweisen, daß er sich ganz in das Leben und in die Denkweise des Volkes versenkt hat, dessen heiterer Humor sich in ihnen wie auch in den andern Gedichten abspiegelt („Der Keschbám"). — Anton Freiherr von Klesheim in Wien dichtete mit ausgezeichnetem Glück in niederösterreichischer Mundart. „'s Schwarzblattl aus'n Weanerwald" (3 Bde. 1843—50; 3. Aufl. 1852) und „Das Mailüfterl. Gedichte in der Wiener Mundart" (Dresden 1853) enthalten eine große Zahl von Liedern, die von herumziehenden Zitherspielern in der Heimat und in der Fremde unter stets erneuter Freude ihrer Zuhörer gesungen werden. — Zum Schluß erwähnen wir noch die „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, nebst freier metrischer Uebersetzung ins Hochdeutsche" (Hermannstadt 1862) von Victor Kästner (1826—51); es sind höchst anschauliche Gemälde aus dem Leben der siebenbürgischen Sachsen, deren Naivetät und tiefe Gemüthlichkeit der Dichter mit großem Glück auffaßt.

Das religiöse Lied fand ziemlich viele Bearbeiter, aber nur wenige Dichter haben kirchliche Zwecke im Auge gehabt. Wenn schon im vorhergehenden Zeitraume die rein subjektive Auffassung des geistlichen Liedes vorherrschte, selbst auch dann, wenn es mit Absicht auf den Gebrauch in der Kirche abgefaßt war, so ist es in dem vorliegenden noch weit mehr der Fall, so daß nur sehr wenige den Charakter des allgemeinen Kirchenliedes darbieten, was freilich bei katholischen Dichtern nicht auffallen kann, da die katholische Kirche den Gemeindegesang nicht kennt. Bei den protestantischen hat die subjektive Auffassung durch den überhandnehmenden Pietismus überaus reiche Behandlung gefunden; oft artet sie in sentimentale Schwärmerei und selbst in Spielerei aus, die nicht selten widrig wird, wenn das religiöse Gefühl sich in geschmacklose Formeln auflöst. Die Bewegungen des kirchlichen Lebens, die wir eben angedeutet haben, fanden auch im religiösen Lied ihren Wiederhall; wir haben daher in der folgenden Uebersicht auf dieselben Rücksicht zu nehmen.

Die religiösen Lieder der katholischen Dichter haben zum großen Theil ultramontane Färbung, doch sind ihrer auch manche, die den lauteren Christusglauben verkündigen. Die Freifrau Annette von Droste-Hülshoff und den Pater Gall Morell werden wir weiter unten ausführlicher besprechen, den liebenswürdigen Hick haben wir schon früher erwähnt, und so haben wir nur noch folgende zu erwähnen: Melchior Freiherr von Diepenbrock, geb. am 10. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, wohnte den sogenannten Freiheitskriegen als Lieutenant bei, wurde durch den ehrwürdigen Bischof Sailer zu Regensburg für die Theologie gewonnen, erhielt im J. 1823 die Priesterweihe, wurde 1845 zum Fürstbischof von Breslau gewählt, und 1850 zum Cardinal erhoben. Er starb am 20. Januar 1853. Er erwarb sich durch die schöne Sammlung „Geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten" (Regensburg 1829; 4. Aufl. Sulzbach 1862) ein unbestreitbares Verdienst um die ältere christliche Dichtung; seine eigenen Poesien, die er theils in der genannten Sammlung, theils in der von Ed. v. Schenck herausgegebenen „Charitas" veröffentlichte, sind von echt christlichem Geiste durchdrungen. — Franz Ferdinand Effenberger gab „Erbauung in sittlich-religiösen Dichtungen" (Prag 1836) heraus, deren sittlich schöne, warm empfundene Gedanken in wohlklingender Sprache dargestellt sind. — Guido Görres, geb. im J. 1805 zu Koblenz, studierte in Bonn, begleitete seinen Vater, den durch sein Talent und seine Kenntnisse, wie durch seine politischen und religiösen Wandlungen berühmt gewordenen Joseph Görres, als derselbe sich gezwungen sah, Deutschland zu verlassen, nach Straßburg, in die Schweiz und zuletzt nach München, wo er am 14. Juli 1852 starb. Ganz in die ultramontane Richtung seines Vaters eingehend, widmete er sein ganzes Leben der Verbreitung ultramontaner Grundsätze mit eben so viel Talent als Ausdauer, aber auch mit einer an Fanatismus grenzenden Entschiedenheit, und davon zeugen nicht bloß die „Historisch-politischen Blätter", nicht bloß seine interessante Schrift „Die Jungfrau von Orleans nach den Prozeß-

*) Auch sein Neffe, Georg Obrist, hat ein schönes Talent; seine noch nicht gesammelten Gedichte lassen für die Zukunft recht Erfreuliches hoffen.

akten und Chroniken" (Regensburg 1834), sondern auch seine „Marienlieder zur Feier der Maiandacht" (Münch. 1843), seine „Gedichte" (Ebd. 1844) und seine „Geistlichen Lieder" (Ebd. 1845), die bei aller mystischen Schwärmerei doch kalt lassen. — Jean Baptiste Berger, geb. am 19. Novbr. 1806 zu Koblenz, studirte von 1825—29 im Collegium de propaganda fide in Rom, kehrte dann in die Heimat zurück, wurde 1830 Priester, 1833 Pfarrer in Boppard am Rhein, wo er noch jetzt als Dekan lebt. Er leitet seine „Gedichte" (Schaffh. 1857), die er, wie alle seine übrigen Schriften, unter dem Namen Gedeon von der Heide herausgab, mit einer Art Vorwort „Mein Lied" ein, in welchem er in herausforderndem, ja selbst übermüthigem und nicht eben sehr anständigem Tone alle die für Spürhunde, langweilige Patrone und Gimpel erklärt, denen seine Dichtungen nicht gefallen sollten; wir bedauern dieses Gebahren um so mehr, als er bei seinem Talent gegen absprechende Urtheile ganz gleichgültig hätte sein können; er hätte sein Selbstbewußtsein auf edlere Weise aussprechen sollen. Die Sammlung besteht aus drei Abschnitten: „Religiöse Lieder", „Marienlieder" und „Die todte Harfe", in denen der Dichter eine reiche Phantasie, eine große Gedankenfülle und eine erfreuliche Gewandtheit in der Behandlung der Sprache offenbart, weshalb getadelt werden muß, daß er derselben häufig nicht die gehörige Aufmerksamkeit widmet. Es ist dieß, scheint es uns, aus einer gewissen unruhigen Hast zu erklären, die er nicht immer bewältigen kann und die sich auch oft im Gedankengange seiner Lieder kund gibt. Die religiösen Gedichte gehören im Ganzen zu den bessern Erscheinungen; wir sagen im Ganzen, denn es finden sich auch nicht wenige darunter, die den bessern Geschmack beleidigen; die meisten dagegen erfreuen durch wahrhaft frommen Sinn und begeistertes Gottvertrauen, durch die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, die sich ihm darbieten und die er oft poetisch durchdringt; nur ist die Darstellung nicht immer würdig genug. Daß der Dichter den römisch-katholischen Standpunkt festhält, gereicht seinen Liedern zum Vortheil, da sie dadurch eine kräftige Grundlage erhalten; aber ist denn dieser Standpunkt mit dem Haß gegen Andersgläubige und mit der Verdammungswuth nothwendig verknüpft? Dieser Haß hat sich aber schon selbst dadurch gerichtet, daß die Gedichte dieser Gattung zu den verfehltesten gehören. Daß die „Marienlieder" oft in das Mystische verfallen, war eine kaum zu vermeidende Folge des Stoffes. Der dritte Abschnitt, der selbst wieder in drei Abtheilungen zerfällt: „Sängerleben", „Bilder" und „Zeitlieder", bietet die Blüthe der Sammlung; der Dichter fühlt sich von jeder äußern Fessel befreit — denn auch das Dogma ist vom poetischen Standpunkt eine solche — und waltet daher schöpferischer und gestaltender mit seinen Stoffen, unter welchen seine schöne Heimat und die Liebe ihn zu tiefgefühlten Gesängen begeistern. In eigenthümlicher, cancionenartiger Form ist ein Theil der „Bilder" gedichtet, die, aus 16 Zeilen bestehend, sonettenartig beginnen, mit dem fünften Vers in eine andere Form übergehen und meist mit der Wiederholung der vier ersten Verse schließen. Der Dichter behandelt diese Form mit großem Geschick, die für den ernsten, oft melancholischen Inhalt recht geeignet scheint; sie behandeln des Dichters Schmerz um die todte Geliebte mit großer Wärme und Innigkeit, und wir bewundern den Gedankenreichthum des Dichters, der den Stoff in den 71 Bildern immer wieder anziehend darzustellen weiß. — Ein kleines Gedicht: „Der Sieg der Wahrheit" (Koblenz 1853) ist der „katholischen Fraction der zweiten Kammer" in Berlin gewidmet, woraus schon seine Tendenz ersichtlich ist. Seltsam ist der Gedanke, welcher der „Reise mit einer Seele" (Schaffh. 1854) zum Grunde liegt. Des Dichters Seele ist mit dessen Herzen unzufrieden, trennt sich von diesem und schwingt sich in unbekannte Sterne, wo sie einer andern Seele begegnet, die ihr Gott zu ihrer Belehrung und Bekehrung schickt. Sie führt des Dichters Seele in verschiedene Sterne, in denen die Abgeschiedenen für ihre verschiedenen Sünden büßen. Es ist also das Gedicht eine kleine Nachahmung von Dante's genialer Hölle, und ist natürlich ganz in katholisch mystischem Sinne durchgeführt. Noch entschiedener tritt diese Tendenz in der Dichtung „Gnaden" (Schaffh. 1856) hervor, worin der Dichter Wundergeschichten in der Weise der Legendenpoesie des Mittelalters mit einer mittelalterlichen Gläubigkeit erzählt, die den Dichtungen poetischen Werth verleiht. — Ludovica Freifrau von Des Bordes, geb. Brentano, Schwester des Romantikers Clemens Brentano, geb. am 10. Jan. 1787 zu Frankfurt a. M., gestorben auf ihrem Schlosse Wasserlos bei Würzburg am 19. Novbr. 1854, nimmt durch ihre „Geistlichen Lieder" (Regensb. 1854) eine hervorragende Stelle unter den katholischen Dichtern religiöser Lieder ein; sie sind gläubige Ergüsse einer schönen weiblichen Seele. — Adolf Wildgruber, geb. zu Innsbruck am 26. Aug. 1820, seit 1844 Priester, war 1848 Feldprediger der Leutascher Schützen, gest. als Professor am Gymnasium in Feldkirch im J. 1854, schrieb „Heilige Dichtungen", die in leichter und gewandter Form tief religiöse Empfindungen aussprechen. — Von Wilhelm Stempfle, dessen Lebensverhältnisse uns unbekannt sind, erschienen „Knospen und Blüthen in Gedichten" (Nördl. 1857), die zum weitaus größten Theile religiösen Inhalts sind. Er besingt die Heilige Jungfrau (und dieß ermächtigt uns, ihn für einen Katholiken zu halten), jedoch nicht in dem jesuitischen Sinne; er besingt den Heiland, diesen aber als den Ausfluß der Liebe Gottes zum Menschengeschlecht, oft übrigens in einer Weise, die an den protestantischen Pietismus erinnert. Die weltlichen Gedichte sind lieblich und zart, an die romantische Weise oder noch näher an die Weise Eichendorffs anklingend. — In der neuesten Zeit hat sich A. Hungari, Pfarrer zu Rödelheim bei Frankfurt a. M., durch seine „Religiösen Gedichte" (Frankfurt, 2. Aufl. 1863) vielseitigen Beifall erworben. Er besitzt nicht die lebendige Phantasie Gedeons von der Heide, dagegen ist er ruhiger, klarer, im Ganzen auch tiefer. Auch tritt bei ihm das confessionelle

Element weit weniger hervor; einige Marienlieder und Gedichte an den Schutzengel ausgenommen, erinnert Nichts an das katholische Bekenntniß des Dichters, der ein von allem dogmatischen Ballast freies Christenthum dem Herzen mit Herzlichkeit vorträgt.

Im Sinne der Deutschkatholiken dichtete außer Heribert Rau, den wir schon besprochen haben, H. Looſe „Christlich deutsche Lieder" (Karlsr. 1843). — Von weitaus größerer Bedeutung ist Friedrich Maximilian Hessemer. Derselbe wurde am 24. Febr. 1800 zu Darmstadt geboren, besuchte das dortige Gymnasium, mußte aber wegen ungünstiger Verhältnisse Soldat werden. Er trat in die hessische Artillerie, erhielt später Urlaub, um die Universität Gießen zu besuchen, wo er mit rastlosem Eifer Naturwissenschaften und Philosophie studierte. Nach Darmstadt zurückgekehrt, widmete er sich unter Leitung seines Oheims Moller der Baukunst, und machte in den J. 1827—30 zu seiner weitern Ausbildung Reisen nach Italien, Griechenland und Aegypten. Noch vor seiner Rückkehr erhielt er den Ruf als Professor der Baukunst am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt a. M., wo er am 1. Dez. 1860 starb. Der künstlerische Sinn, der ihm einen hohen Rang unter den Baukünstlern erwarb, verläugnet sich auch in seinen Dichtungen nicht, und insbesondere ist der kunstvolle architektonische Bau derselben bewundernswürdig, was besonders an seinen „Deutsch-christlichen Sonetten" (Frankf. 1845) zu rühmen ist, deren würdige und bei aller Ruhe doch kräftige Haltung Zeugniß von seiner durchdachten Ueberzeugung ablegt. Noch weitere Verbreitung haben die „Lieder der unbekannten Gemeinde" (Lpz. 1854) gefunden, in denen vortreffliche Betrachtungen über Gott und dessen Verhältniß zur Welt und zu den Menschen mit anschaulichen und poetisch schönen Naturbildern verbunden sind.

Von den protestantischen Dichtern haben wir Spitta, V. von Strauß, Frau von Plönnies, Hagenbach, Böhmer, Langewiesche, die Gräfin Franziska v. Schwerin, Osterwald und Gerok theils schon erwähnt und theils werden wir sie später ausführlicher besprechen. Außerdem haben wir noch folgende zu nennen: Johann Christoph Biernatzki, geb. am 17. Okt. 1795 zu Elmshorn in Holstein, studierte in Jena, Halle und Kiel, wurde dann Prediger auf der Hallig, einer Inselgruppe auf der Westseite der dänischen Küste, und später in Friedrichsstadt, wo er am 11. Mai 1840 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften (8 Bde. Altona 1844), zum großen Theil Erzählungen und Novellen, ist „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee" (Ebd. 1836) das Hervorragendste. Seine „Gedichte" (2. verb. Aufl. 1852), die zum Theil religiösen Inhalts sind, verrathen kein großartiges Talent, wie er denn selbst bescheiden von seiner dichterischen Begabung spricht („Von ferne sah ich nur die Musen nahn"); sie berühren aber wohlthätig durch ihre einfache, biblische Sprache, ihre fromme Gläubigkeit und edle Gesinnung. Die weltlichen Lieder bieten manchen guten Gedanken, doch ist wenig poetische Kraft sichtbar; einzelne erinnern an den bekannten Schmidt von Werneuchen. — Weitaus bedeutender ist Friedrich Julius Krais. Geboren zu Beilstein im Würtembergischen am 29. Nov. 1807, studierte er in Tübingen Theologie, wo Uhlands Vorlesungen großen Einfluß auf ihn ausübten. Im J. 1833 wurde er Pfarrer zu Thalheim bei Heilbronn und 1847 Stadtpfarrer in Güglingen. Zwei große kurz auf einander folgende Brande bewogen ihn, sich 1850 auf die Pfarrei Sondelfingen bei Tübingen versetzen zu lassen. Von hier kam er 1867 nach Osterdingen, wo er 30. Novbr. 1878 st. Schon seine ersten „Gedichte" (Heilbr. 1839. 2. A. 1842) behandeln in dem Abschnitt „Bilder aus dem Heiligthum" religiöse Stoffe, manche mit ausgezeichnetem Glück. Später erschienen „Gesänge unter den Palmen" (Heidelb. 1847) und „Christliche Gedichte" (Reutl. 1859), in denen sich manche gute Legenden, aber auch solche befinden, welche der poetischen Behandlung widerstreben. Die Erzählungen aus den verschiedenen Missionen unter den Heiden bieten zum Theil großes Interesse und sind mit Liebe behandelt. Die Erzählungen für Kinder sind einfach und gut dargestellt. Unter den Liedern, welche meist Betrachtungen bei besonderen Anlässen enthalten, bewegen sich viele in den alten Gedanken, bei andern begegnet man überraschend neuer Auffassung. — Der „Christliche Meerestempel" (Bremen 1841) von Eduard Bohn enthält Gebete und Betrachtungen für Auswanderer während ihrer Meerfahrt; sie sind zum Theil allgemeinen Inhalts, andere sind mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse abgefaßt, die sich bei einer langen Seereise zu ereignen pflegen. — Christian Rudolph Heinrich Puchta, geb. am 19. Aug. 1808 zu Cadolzburg, studierte Theologie und Philosophie, zuerst in Erlangen, wo Schelling und Kraft den größten Einfluß auf ihn ausübten, dann in Berlin, wurde 1832 Stadtvikar in München, 1837 theologischer Repetent in Erlangen, 1839 Professor der Philosophie und Religion am Lyceum zu Speier und 1842 Pfarrer in Eyb bei Ansbach; seit 1852 Stadtpfarrer in Augsburg, st. er das. 1858. Puchta gab unter dem Titel „Der Hausaltar. Morgengruß und Feierabend in christlichen Familien" (Frankf. u. Erlangen 1843; 2. sehr verm. Aufl. 1857) eine Sammlung von religiösen Gedichten heraus, die „der häuslichen Andacht, dem Gottesdienst im Kreis der Familie, aber auch den Stunden einsamen Gebets gewidmet" sind. Form und Einrichtung hat „Der Hausaltar" mit den zu ihrer Zeit vielverbreiteten „Morgen- und Abendopfern" von Witschel gemein; während aber in diesen Gesängen Natur und Schöpfung, Vorsehung und Allmacht, Tugend und Unsterblichkeit die leitenden Gedanken und der vorherrschende Grundton waren, sind es bei Puchta Offenbarung und Gnade, Sünde und Buße, Wiedergeburt und Erlösung; der mehr rationalistischen Richtung Witschels hat er die streng dogmatische entgegengesetzt. Zugleich bestrebte er sich, die religiösen Wahrheiten, wie sie von der heiligen Schrift überliefert sind, in modernes Gewand zu kleiden und die „reinsten Formen der neuern Sangeskunst mit dem echten biblischen

Gehalt zu einer lebendigen Einheit zu verschmelzen". Und dieß ist ihm in hohem Grade gelungen. Der Dichter hat sich am Studium des alten Kirchenliedes herangebildet, dessen tiefe Innigkeit er sich zu eigen gemacht hat; seine Sprache und Versbildung ist von großer Reinheit und von erfreulichem Wohllaut. Viele Lieder sind sangbar, und wenn auch der Verfasser seine Gedichte in Bescheidenheit nur der häuslichen Andacht gewidmet hat, so finden sich doch gar manche darunter, welche sich zum allgemeinen Kirchengesang eignen. Die Reimgebäude sind von großer Mannigfaltigkeit, alle aber, dem Zwecke der Sammlung entsprechend, einfach und dem Inhalt angemessen, wie er denn diejenigen Gedichte, die mehr betrachtend als lyrisch sind, nicht in Strophenformen, sondern in freien Reimverschlingungen abgefaßt hat. Seine Meisterschaft in Behandlung der Sprache hatte Puchta schon früher in einem epischen Gedichte „Zeiten und Dinge" (Erl. 1835) bewiesen, von welchem jedoch nur der erste Gesang „Aurora" erschienen ist. Es ist in schöngebildeten Stanzen von seltenem Wohllaut und großer Reinheit des Reims abgefaßt, aber leider von so großer Unklarheit, daß es nicht möglich wäre, sich ein Bild von dem zu machen, was der Dichter eigentlich damit bezweckt, wenn wir nicht sonst wüßten, daß er darin die Ideen poetisch darstellen wollte, welche Schelling in seiner „Philosophie der Offenbarung" vorgetragen hatte. — Die „Gedichte" (Stuttg. 1843; 3. Aufl. 1856) von Eduard Eyth (über sein Leben findet sich das Erforderliche im Register!) sind in sofern religiösen Inhalts, als sie Hegels und Feuerbachs Ansichten bekämpfen und ihnen das christliche Princip mit großer Ueberzeugungskraft entgegenstellen. Sie machen um so wohlthätigern Eindruck, als sie von jeglicher pietistischer Färbung frei sind. Früher gab er heraus „Harfenklänge aus dem alten Bunde" (Basel 1838), unter welchen die poetischen Bearbeitungen der Psalmen auszuzeichnen sind, und die „Gottesharfe" (Stuttg. 1850). — Die „Neue Poesie aus dem Alten Testament" (Hamb. u. Gotha 1847) des bekannten Theologen und Sprachkundigen Friedrich Wilhelm Karl Umbreit bietet treffliche Nachbildungen der schönsten poetischen Stellen des Alten Testaments, insbesondere der Psalmen und des Hohen Lieds. — Wilhelm Kilzer, geb. zu Worms im J. 1799, gestorben als Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt a. M. am 9. April 1864, erhielt von Rückert, Uhland und Kerner, mit denen er befreundet war, vielfache Anregung, die er glücklich zu benutzen verstand. Seine ersten dichterischen Versuche gab er unter dem Titel „Palmzweige" (Frankf. 1827) heraus, denen eine zweite Sammlung „Feierklänge" (Siegen u. Wiesb. 1844) folgte. Diese brachte nebst vielen neuen Liedern auch einige aus den „Palmzweigen" in verbesserter Gestalt, woraus sich das ernste Streben des Dichters erkennen läßt. In fünf Abschnitten (Gott, Christus, Leben, Natur, Unsterblichkeit) behandelt er die wichtigsten religiösen Fragen mit liebenswürdig frommem Sinn, manchmal auch mit erfreulicher Wärme und tiefer Empfindung („Gott ist uns nahe!"), öfters in einfacher biblischer Sprache („Sündenschuld"), hie und da aber auch in matter, prosaischer Darstellung. — Konrad Meyer aus dem Dorfe Winkel im Kanton Zürich, geb. den 3. Sept. 1824, seit 1862 in Zürich angestellt, entfaltete in seinen „Geistlichen Liedern" (Zürich 1847) ein tief religiöses Gemüth, das auch seine „Jubellieder" (Ebd. 1848) und die schönen „Lieder der Armuth" (Ebd. 1856) belebt. Nicht weniger herzlich sind seine „Gedichte in schweizerischer Mundart" (Ebd. 1848; 2. Aufl. Bas. 1860). Bemerkenswerth endlich ist sein Epos „Die Jungfrau von Orleans. Romantisches Heldenlied" (Zür. 1854), in welchem er die großartige Erscheinung dichterisch verklärte, indem er zugleich der geschichtlichen Ueberlieferung treu blieb. — Karl August Georgi, geb. am 1. April 1802 zu Naumburg, studierte 1822 in Leipzig, wurde 1832 Direktor der Blindenanstalt in Dresden u. st. als solcher 26. April 1867. Seine „Religiösen Lieder" (Lpz. 1847) sind zum Theil schon in die Gesangbücher übergegangen. Außerdem schrieb er „Das Gebet Jesu in 15 Gesängen" (Ebd. 1849). — Von Friedrich Samuel Dreger (geb. in Berlin 1798, seit 1821 Schullehrer daselbst, gestorben den 14. Aug. 1859) besitzen wir „Geistliche Lieder und Gedichte bei Gelegenheiten" (2 Bändchen. Berl. 1850—56), welche wegen ihres schlichten und dabei herzlichen Tones viele Freunde gewonnen haben („Mein Schifflein"). — Friedrich August Köthe, geboren am 30. Juli 1781 zu Lübben in der Niederlausitz, studierte 1800 in Leipzig, wurde 1810 außerordentlicher und 1817 ordentlicher Professor der Theologie in Jena, gab aber schon 1819 wegen Kränklichkeit diese Stellung wieder auf und wurde Superintendent in Allstedt, als welcher er am 23. Okt. 1850 starb. Seine zahlreichen Lieder wurden erst nach seinem Tode in zwei Sammlungen von C. B. Meißner herausgegeben: „Geistliche Lieder. Nebst einer Biographie Köthe's" (Lpz. 1851) und „Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde" (Lpz. 1851), deren Herausgabe er selbst vorbereitet hatte und die während einer schmerzhaften Krankheit im J. 1849 entstanden waren und ihm die trübsten Stunden erheitert hatten. Sie sind der Ausdruck des innigsten Vertrauens auf Gottes Güte, des lebendigsten Glaubens an Christus, aber fern von aller krankhaften Schwärmerei. Können wir auch seine politischen Ansichten nicht theilen („An mein Volk"), so müssen wir die mit Milde gepaarte Ueberzeugung doch ehren. Rührend ist das Gedicht, in welchem er von seiner Gemeinde Abschied nimmt („Mein Testament an meine Gemeinde Allstedt"). Obgleich die Lieder das poetische Tagebuch seiner Krankheit sind und sie sich beinahe ohne Ausnahme auf dieselbe beziehen, so sind sie doch keineswegs eintönig; vielmehr überraschen sie durch den großen Gedankenreichthum, so wie sie durch ihre tiefe Innigkeit die wohlthätigste Wirkung hervorbringen. Auch die „Sprüche" sind ein schönes Zeugniß seiner wahrhaft christlichen Gesinnung, die nicht verdammt, sondern auf der Liebe beruht, daher er sagt: „Die Aergsten der Despoten sind wahrlich die Zeloten". Noch während seines Lebens erschienen „Die

Psalmen in Kirchenmelodien übergetragen" (Lpz. 1845); es sind dieselben treu und mit poetischem Sinne wiedergegeben. Auch die zwei Novellen „Die Wiederkehr" (3 Thle. Ebd. 1847) und „Eine Woche. Idyll-Novelle" (2 Thle. Ebd. 1848) verdienen wegen ihres tiefen Gehalts alle Beachtung. — Johann Jakob Rietmann aus St. Gallen (wir verweisen auf das Register!), leitet seine „Predigten in Liedern" (St. Gallen 1851) mit einem dichterischen Vorworte „Zur Sühne, für die Kritik" ein, in welchem er beklagt, daß er kein Dichter sei; aber eben durch dieses Vorwort beweist er, daß er zu bescheiden von sich urtheilt und ein wirkliches Talent besitzt. Allerdings kommt es in den „Predigten" nicht zur freien Entfaltung, aber es ist dieß nicht Schuld des mangelnden Talents, sondern Folge des Stoffs oder vielmehr der von ihm gewählten Form, in welche er seine Stoffe nicht einkleidet, sondern einzwängt. Sollen die Predigten ein Ganzes bilden, so müssen die einzelnen Theile auch in einem organisch gegliederten Zusammenhange stehen; dieß ist aber keineswegs der Fall, vielmehr haben sie keine Beziehung zu einander. Für sich betrachtet, sind die einzelnen Abschnitte meist recht gelungen; in einigen tritt nur der Predigerton zu stark hervor. Der Dichter ist kein Zelot und nicht konfessionell beschränkt; aber er ist ein entschiedener Protestant, d. h. er protestiert „gegen jedes Unrecht von oben oder unten, gegen jeden Zwang an Geist und Leben, gegen jede Lüge, geweiht oder ungeweiht". — J. Thomas, von dessen Lebensverhältnissen uns Nichts bekannt ist, gab eine Sammlung vorwiegend religiöser Dichtungen unter dem Titel „Nah und Fern. Eine Herbstlese" (Frankf. u. Erl. 1856) heraus, welche in fünf Abschnitten (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Das Neue), theils an die biblische Geschichte oder an biblische Dichtungen, z. B. an das Hohe Lied, theils an die Jahreszeiten sich anlehnend, Bilder des menschlichen Lebens in seinen mannigfaltigen Beziehungen und Erscheinungen mit steter Hinweisung auf Gott und den Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen enthält. Einige dieser Dichtungen erinnern in ihrer Anlage und Ausführung an Schillers „Glocke" („Die Rechte des Herrn"), von der sie jedoch darin verschieden sind, daß sämmtliche Gemälde einen religiösen Hintergrund haben. In ähnlicher Weise behandelt der Dichter die Weltgeschichte, deren Hauptmomente er uns vorüberführt, wobei er namentlich die Geschichte des jüdischen Volks ausführlich betrachtet („Blicke nach der Vergangenheit"). Bei der neuern Geschichte seit dem Sturze des Römerreichs hebt er meistens die kirchlichen Verhältnisse hervor, die er in protestantischem Sinne darstellt („Wandel auf der Zeiten Spur"). Der Dichter entfaltet ein der großen Aufgabe, die er sich gestellt, entsprechendes Talent, nur ist die Form nicht immer glücklich; auch verliert er sich zuweilen in unfruchtbare Reflexionen. — Georg Christian Dieffenbach, geb. am 4. Dez. 1822 zu Schlitz im Hessischen, erhielt seine Vorbildung von seinem Vater und mütterlichen Großvater, dem als pädagogischer Schriftsteller bekannt gewordenen Joh. Fr. Schlez, besuchte hierauf das Gymnasium und die Universität zu Gießen und das Prediger-Seminar zu Friedberg. Seit 1873 ist er erster Stadtpfarrer in seiner Vaterstadt. Seine „Gedichte" (Berl. 1857) enthalten eine große Anzahl Lieder, die nur in sofern zu den religiösen gerechnet werden können, als sie von überzeugungsvoller Gläubigkeit durchdrungen sind. Sie sind weder biblisch noch dogmatisch, auch sind sie nicht zum Behufe religiöser Andacht geschrieben; sie betrachten Natur und Menschenleben vom Standpunkt des gläubigen Christen und erfreuen daher durch Reichthum der Stoffe wie der Gedanken. Des Dichters frommer Sinn artet nirgends in Polemik, niemals in Ueberschwänglichkeit oder phantastische Schwärmerei aus, aber sie sind tief gefühlt und zuweilen sogar von feuriger Phantasie eingegeben. Auch in den andern Gedichten, namentlich in den Natur- und Liebesliedern, spricht sich ein durchaus liebenswürdiger und sittlich schöner Geist aus. Vor den „Gedichten" gab er „Kinderlieder" (Mainz 1854) heraus, die bei ihrer Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Absicht auf das Vollkommenste entsprechen. — Ferdinand Valentin Arndt, geb. am 3. April 1808 zu Berlin, studierte daselbst Philologie und Theologie unter besonderem Einflusse Neanders und des Oberhofpredigers Strauß. Er st. 1867 als Pastor zu Sieversdorf bei Wusterhausen. Seine „Blüthen aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt" (Neu-Ruppin 1861) zerfallen, wie der Titel schon besagt, in drei Abschnitte, von denen die beiden letzten meist Gelegenheitsgedichte sind, darunter einige recht liebliche und tiefgefühlte („Kindleins Lächeln", „Der Lebensabend"). Der Kern der Sammlung findet sich jedoch im ersten Abschnitt, dessen Lieder von wahrhaft frommer Begeisterung und lebendigem Glauben eingegeben sind, dem der Dichter oft echt poetischen Ausdruck zu geben weiß („Am Ostermorgen"). Arndt bewegt sich nicht in den althergebrachten Formeln, auch ist er von der nur allzu oft geheuchelten Zerknirschung pietistischer Dichter weit entfernt, vielmehr ist er von heiterer Lebensfreudigkeit erfüllt, die in seinem Glauben ihre Quelle hat, weshalb seine Gedichte den wohlthätigsten Eindruck auf das Gemüth hervorbringen. Die „Glockenklänge" sind nicht ohne Talent, aber sie müssen nothwendig verlieren, weil sie fortwährend an Schillers großartige Dichtung erinnern und zur Vergleichung auffordern. — Christian Friedrich Heinrich Sachse, geb. den 2. Juli 1785 in Eisenberg, studierte 1804 in Jena Theologie, bekleidete seit 1812 verschiedene geistliche Aemter, wurde 1823 Hofprediger und 1831 Consistorialrath zu Altenburg, wo er am 9. Okt. 1860 starb. Die geistlichen Lieder, die er in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen veröffentlicht hatte, wurden erst nach seinem Tode nebst andern noch ungedruckten und denen seines 1855 im 27. Jahre als Lehrer an der Bürgerschule in Leipzig verstorbenen Sohnes Rudolph Sachse gesammelt (Altenb. 1861). Mit wenigen Ausnahmen sind die Lieder des Vaters bei besonderen Veranlassungen gedichtet, und es sind darunter namentlich die Reformations- und Begräbnißlieder auszuzeichnen. Auch die übrigen sind meist Gelegenheitsgedichte, für welche

Gattung er überhaupt ein seltenes Talent besaß. Besonders sind die heitern Gedichte dieser Art wegen ihrer glücklichen Anlage und ihrer jovialen Durchführung zu erwähnen. Die Lieder des Sohnes sind warm und tief empfunden und der Ausdruck eines liebenswürdigen Gemüths. — Eine sehr erfreuliche Erscheinung sind die geistlichen Gesänge und Lieder, welche H. Sengelmann, über dessen Leben wir im Register berichten werden, unter dem Titel „Soli Deo Gloria" (Hamb. 1861) herausgegeben hat. Er besingt beinahe ausschließlich den Christ und dessen Erlösungswerk, aber „Es tönet frisch und fröhlich Das Lied von meinem Herrn", ruft er denen zu, die in den heiligen Worten nur trüben und düsteren Sinn erblicken, die unter dem Schein, die Welt zu verachten, doch durch ihr Thun die Aufmerksamkeit derselben auf sich ziehen wollen. Die Nachbildungen alter Gesänge sind dankenswerth; einige Lieder in plattdeutscher Mundart erfreuen durch ihre schlichte Einfalt und ihre Innigkeit. — Martin Hugo Lange, geb. den 11. Nov. 1818 zu Schulpforte, wo er seine Schulbildung erhielt, gieng 1837 nach Leipzig und später nach Berlin, um die Rechte zu studieren. Schon bereitete er sich zum dritten Staatsexamen vor, als er sich 1845 entschloß, Theologie zu studieren und deshalb die Universität Halle bezog. Im J. 1849 wurde er zum Diakonus zu Weissensee in Thüringen gewählt und 1853 als Domprediger nach Halberstadt berufen, wo er, obgleich an der rechten Hand gelähmt und an der linken dem Schreibekrampf unterworfen, noch als geachteter Kanzelredner wirkt. Seine Gedichte „Unter den Sternen. Lieder aus dem Tagebuch von Martin" (Halle 1863) hätten eben so gut bei den weltlichen Liedern besprochen werden können, da ein nicht kleiner Theil zu dieser Gattung gehört; doch findet sich auch in den meisten derselben eine religiöse Beziehung, die übrigens beinahe ohne Ausnahme ungesucht, ja oft als nothwendig erscheint. Diese Behandlungsweise, die dem Dichter meist ausgezeichnet gelingt, trägt wesentlich zur glücklichen Wirkung dieser Lieder bei, die sich zudem in einfacher Weise und edler Sprache bewegen. Wir geben ihnen auch den Vorzug vor den eigentlichen geistlichen Liedern, obgleich auch diese wegen ihrer im Ganzen milden Gesinnung und ihrer herzlichen Wärme alle Anerkennung verdienen.

Unter den Dichtern, welche im Sinne der Altlutheraner geschrieben haben, ist uns nur ein einziger bekannt geworden, der nähere Erwähnung verdient. Friedrich Weyermüller, geb. den 21. Sept. 1810 zu Niederbronn, einem Badeorte im untern Elsaß, der Sohn eines kleinen Krämers, folgte seinem Vater in dessen Geschäft, sobald er den ersten Unterricht erhalten hatte. Von heißem Wissensdrang erfüllt, benutzte er die Nächte, um sich weiter auszubilden, wobei er besonders die deutschen Dichter studierte. Schon frühe versuchte er sich in eigenen Dichtungen, die mit der Zeit immer entschiedener eine religiöse Färbung annahmen. An dem Kampfe, der sich in der lutherischen Kirche des Elsasses entspann, nahm er gegen den „seichten Rationalismus und den ungesunden Pietismus" lebhaften Antheil, und es entstanden die „Lutherischen Lieder" (Halle 1854), denen „Der 45. Psalm in sieben deutschen Liedern nachgesungen" (Dresden u. Lpz. 1862) und „Weihnachtstimmen" (Par. u. Straßb. 1864) folgten. Weyermüller hat vorzüglich darnach gerungen, im Sinne des alten Kirchenlieds zu dichten, und es ist ihm so weit gelungen, als es in unserer Zeit überhaupt möglich ist. Er hat namentlich den kirchlichen Volkston glücklich getroffen, was schon daraus erhellt, daß manche seiner Lieder im Elsaß vom Volke gesungen werden. Wenn wir auch mit seiner Ansicht, daß die altlutherische Kirche die einzig wahre ist („Lied eines Lutheraners") nicht übereinstimmen können, vielmehr der Ueberzeugung sind, daß sie eben so gut der Fortbildung und weiteren Entwickelung bedarf, als jede andere, daß ein starres Festhalten an der alten Form dem Wesen des Protestantismus widerspricht, der auf der freien Forschung beruht, so müssen wir doch anerkennen, daß sich in den „Lutherischen Liedern" ein kräftiger und wahrhaft frommer Sinn ausspricht, der immer und selbst dann wohlthätig berührt, wenn er in seinen Anschauungen irrt. W. starb 1877.

Von den protestantischen Dichtern geistlicher Lieder mit vorwiegend pietistischer Richtung werden wir die Frau Meta Heußer-Schweizer später ausführlicher besprechen; unter der großen Zahl der übrigen heben wir folgende hervor: Rudolf Ewald Stier, geb. zu Fraustadt in Posen am 17. März 1800, studierte von 1815 an in Berlin und Halle zuerst die Rechte, hierauf Theologie, bekleidete verschiedene geistliche Aemter, wurde 1850 Superintendent zu Schkeuditz, 1859 Obersuperintendent und Oberprediger zu Eisleben, wo er am 16. Dez. 1862 starb. Wir besitzen von ihm „Christliche Gedichte" (Basel 1825), die in zweiter Auflage als „Gedichte, christliche und biblische. Neue Sammlung und Bearbeitung" (Barmen 1845) verbessert und vermehrt erschienen. Sie sind in schöner Sprache abgefaßt und bewegen sich in pietistischen und oft dunklen mystischen Anschauungen. — Johann Peter Lange, geb. am 10. April 1802 auf der Birs bei Elberfeld, der Sohn eines braven Bauern und Landfuhrmanns, studierte von 1822—25 Theologie in Bonn, war seit 1826 Pfarrer an verschiedenen Orten, wurde 1841 zum Professor der Kirchengeschichte und Dogmatik nach Zürich, 1855 in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen und 1860 zum Consistorialrath ernannt. Lange ist einer der ausgezeichnetsten Theologen, der sich als Lehrer und Schriftsteller mannigfach verdient gemacht hat. Außer dem „Leben Jesu" (5 Thle. Heidelb. 1844—47), der „Christlichen Dogmatik" (3 Bde. Ebd. 1849—52) und der „Geschichte der Kirche" (2 Bde. Braunschw. 1853—54) sind vorzüglich sein „Deutsches Kirchenliederbuch" (Zür. 1843) und die „Kirchliche Hymnologie" (Ebd. 1843) zu erwähnen, durch welche Schriften er die Entwickelung des Kirchengesangs förderte. Er war zu diesem Unternehmen um so mehr berufen, als er selbst schon seit Jahren das religiöse Gedicht mit Glück gepflegt hatte. Zuerst erschienen „Biblische Dichtungen" (2 Bdchn. Elberf. 1832—34), deren biblische Sprache und innige Gläubigkeit

an das Herz spricht, die aber von der pietistischen Richtung seiner Heimat nur zu oft und zu stark gefärbt sind. Die „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtung" (Duisb. 1835) wurzeln ebenfalls auf streng-gläubigem Standpunkte, müssen aber auch durch ihre geistvolle Behandlung diejenigen befriedigen, welche entgegengesetzter Richtung sind; ja, es werden diese selbst anerkennen müssen, daß die gegen den Rationalismus gerichteten „Kleinen polemischen Gedichte" (Ebd. 1835) manche sinnreiche und treffende Epigramme enthalten. Von des Dichters Gedankenfülle und reicher Phantasie zeugen besonders die didaktischen Gesänge „Die Welt des Herrn" (Essen 1835) und „Die Verfinsterung der Welt" (Berl. 1838), von seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit die „Gedichte" (Essen 1843). Noch bedeutender vielleicht sind die religiösen Dichtungen, welche er unter dem Titel „Vom Oelberge" (Frankfurt 1852; verm. Ausg. 1858) veröffentlichte. Es sind darin besonders die Lieder auszuzeichnen, in denen der Dichter sein lebendiges Gottvertrauen in begeisterten Worten ausspricht („Die Heimfahrt"), so wie diejenigen, in denen er mit geistreicher Behandlung seine Gedanken in Form der Parabel einkleidet („Die Pappel", „Die Tanne"). — Von Gustav Friedrich Ludwig Knak, geb. 1806 zu Berlin, gest. 1878 als Pastor an der dortigen Bethlehemskirche, erschien eine Sammlung religiöser Gedichte unter dem Titel „Simon Johanna, hast du mich lieb?" die er später als „Zionsharfe. Geistliche Lieder und Sonette" (Berl. 1840; 3. Aufl. 1843) herausgab. Sie sind eben so tief empfunden als glücklich dargestellt, doch nicht ohne pietistischen Anflug. — Peter Löser, geb. am 9. April 1822 zu Wildschütz in Sachsen, studierte von 1840—43 in Halle unter Tholuck Theologie und starb im J. 1847 viel zu früh, als daß seine vielseitigen Talente hätten zur Reife gedeihen können. Nach seinem Tode erschien „Werthvolles aus dem Nachlasse des jungen Theologen Peter Löser. Mit ein. Vorworte von A. Tholuck, herausgeg. und geordnet von Fr. von der Osten-Sacken und Herm. Odenwald" (2 Bde. 2. neu umgearb. verm. Aufl. Berl. 1853), welches in der That manches Werthvolle enthält, besonders in den „Freundschaftlichen Briefen", aus denen ein gediegener, treuer Charakter spricht. Die Poesien, welche zum Theil aus des Dichters Schul- und Universitätsjahren stammen, sind deswegen schon von Interesse, weil sie die allmähliche Entwickelung des Jünglings und heranreifenden Mannes in kräftigen Zügen vorführen. In den früheren spricht sich ein lebendiger, oft kecker Geist, eine reiche, glühende Phantasie, eine heitere, zuweilen selbst übermüthige Lebenslust aus, die jedoch nie in Frivolität ausartet, ja die sogar tief gläubigen Sinn nicht ausschließt; in den spätern, die beinahe sämmtlich religiösen Inhalts sind, erkennt man den Einfluß der pietistischen Schule Tholucks, der durch die Kränklichkeit des Dichters mächtig unterstützt wurde. — Friedrich Galle, von dem uns nur bekannt geworden ist, daß er als Pastor zu Pösigk bei Radegast starb, veröffentlichte „Gedichte" (Halle 1847), die in ihrer ersten Abtheilung die Absicht haben, „das Lob Gottes zu mehren und sein Reich auf Erden fördern zu helfen, wenn auch oft mehr nur mittelbar durch Hindeutungen auf die Oede und Unwahrheit, welche außerhalb des Reiches Gottes anzutreffen sind". Ließe sich die Oede durch Oede vertreiben, so würde der Dichter seinen Zweck vollkommen erreichen; da dieß aber nicht wahrscheinlich ist, so zweifeln wir, daß er irgend einen Erfolg gehabt hat. Alles ist so prosaisch, daß selbst gute Gedanken, die er Andern entlehnt, unter seinen Händen trivial werden. Von der zweiten Abtheilung, „Gedichte und Lieder für Kinder", rühmt der Verfasser, daß sie bei Kindern, die er unterrichtete, sichtbaren Anklang gefunden hätten. Täuscht er sich nicht, so hat er diesen Erfolg gewiß seiner Persönlichkeit zu verdanken gehabt, nicht aber den Gedichten, von denen kein einziges dem kindlichen Alter entspricht. Wenn es wahr ist, daß „für Kinder das Beste gerade gut genug ist", so wird man sich hüten, ihnen diese vorzulegen, in denen der Gehalt der unbeholfenen Form entspricht. Einem einzigen Gedicht liegt ein fruchtbarer Gedanke zum Grunde („Fortschritte"), aber der Verfasser scheint dieß nicht einmal gewußt zu haben. — Gustav Jahn, geb. am 23. Febr. 1818 zu Sandersleben in Anhalt-Dessau, wurde zum Nachfolger im Geschäfte seines Vaters, eines Weißgerbers, bestimmt, brachte es auch bis zum zünftigen Meister, verließ jedoch diesen Beruf, um sich dem Landbau zu widmen, wozu ihn namentlich auch die Aussicht bestimmte, sich im Winter literarisch beschäftigen zu können. Im J. 1852 wurde er zum Bürgermeister seiner Vaterstadt ernannt; 1858 übernahm er die Vorsteherschaft der Pommerschen Brüderanstalt und des Knabenrettungshauses in Züllchow bei Stettin, wo er eine fruchtreiche Thätigkeit entwickelte. Gust. Jahn hat sich durch seine Volksschriften einen ehrenvollen Namen erworben; aber auch seine „Gedichte" (Lpz. 1845), die er unter dem Namen Gustav Frisch herausgab, verdienen Beachtung. Größeres Aufsehen erregte „Das Hohelied in Liedern" (5. Aufl. Halle 1872), in welchem er beinahe jeden einzelnen Vers des hebräischen Gedichts zu einem ganzen Lied erweiterte. Es ist freilich gewagt, in unsern Tagen nicht nur die mystische Auslegung des Hohenlieds und die Beziehung des Bräutigams auf Christus, der Braut auf die gläubige Seele durchzuführen, sondern auch im Einzelnen die sinnlichsten Bezeichnungen beizubehalten, was oft einen unangenehmen Eindruck hervorbringt; aber kann man sich in die Anschauungsweise des Dichters versetzen, so muß man gestehen, daß ihm seine Bearbeitung in überraschender Weise gelungen ist. Die Sprache hat die orientalische Glut des Originals bewahrt, der Vers ist rein und wohllautend, und manches Gedicht muß nicht bloß den pietistischen Gesinnungsgenossen, sondern jedem empfänglichen Herzen wohlgefallen, wenn man sich dasselbe ohne jene mystische Beziehung denkt. — Die „Zeugnisse aus dem verborgenen Leben" (2 Hefte) des Organisten Peter Friedrich Engstfeld in Duisburg (gestorben am 4. Okt. 1848) sind zwar formell zum Theil unbeholfen, aber man übersieht dieses leicht bei der Wahrheit der Empfindung, die alle meist unter

Sorgen und Schmerz entstandenen Gedichte beseelt. — C. J. St. Czilsky, geb. am 17. April 1820 zu Lychen in der Uckermark, besuchte die Schule, dann die Universität in Halle, später die in Berlin, um Theologie zu studieren, worauf er an verschiedenen Orten als Hülfsprediger, später im Dienste der inneren Mission und seit 1860 als Prediger in Bernstein thätig war. Er st. 1873 in Charlottenburg. In „Kreuz und Krone. Eine Festgabe' (Berl. 1852; 2. Aufl. 1856) hat er versucht, Lieder zu dichten, die zugleich kirchlich und poetisch seien. Wie der Titel schon besagt, hat er sie dem Preise des Heilands gewidmet; sie sind nicht ohne pietistischen Anflug und vermeiden nicht immer die herrnhutische Süßlichkeit, obgleich er diese im Vorwort als Ausflüsse „eines sentimentalen und geschmacklosen Zeitgeschmacks" charakterisiert. Eine zweite Sammlung „Haus und Herz. Einfache Dichtungen verschiedenen Inhalts" (Berlin 1857) erfreuen durch ihre liebenswürdige Kindlichkeit. Czilsky verfaßte auch einen „Faust. Dramatisches Gedicht" (Halle 1843), welches wir nicht kennen. — Friedrich Heinrich Ofer, geb. den 29. Febr. 1820 in Basel, studierte nach gehöriger Vorbildung Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt und später in Berlin, wurde 1845 Pfarrer zu Waldenburg im Kanton Baselland und 1866 Prediger an der Strafanstalt in Basel. Seine „Kreuz- und Trostlieder. Mit ein. Anhange von Liedern auf des Kindes Tod" (Basel 1856; 2. verm. Aufl. Wiesb. 1866) haben durch die häufigen Compositionen, die sie gefunden, ziemlich große Verbreitung erhalten, und in der That eignen sie sich durch ihre musikalische Behandlung ganz vorzüglich zum Gesang. Ihr Gehalt ist dagegen sehr unbedeutend. Sie sind ein fortgesetztes Gewimmer ohne Realität; der geistliche Religionsschmerz ist eben gerade so krankhaft als der profane Weltschmerz. Uebrigens kehren die nämlichen Gedanken immer wieder, die zudem ohne logischen Zusammenhang durch einander gewürfelt sind. Besser sind die Lieder des Anhangs „Auf des Kindes Tod", weil sie sich an gegebene Verhältnisse anschließen und sich nicht bloß wie die „Kreuz- und Trostlieder" in althergebrachten Gemeinplätzen bewegen. Von wirklichem Talent zeugen Ofers weltliche Gedichte, die, so viel wir wissen, noch nicht gesammelt sind; sie sind der Erguß wahrer und nicht bloß gemachter und gesuchter Empfindungen, welche seine religiösen Lieder so sehr verunstalten. — In streng gläubigem Sinne dichtete Carl Scheele „Nach Hause" (Halle 1861). Schon das Motto, das er dem ersten Abschnitt „Jugendfahrt" vorsetzt: „Ehe ich gedemüthigt wurde, irrte ich", bezeichnet den Geist dieser Dichtungen, noch mehr die Lieder der ersten Abtheilung selbst, in denen sich kaum ein leiser Zweifel zu erheben wagt; in ihnen weht noch nicht der unklare Hauch, der den Abschnitt „Deutsche Mystik" durchzieht, noch tönt in ihm das Gewimmer der Zerknirschung, das der Dichter im Abschnitt „Unter dem Kreuz" erhebt. — Als Dichter religiöser Lieder im Geiste der „Freien Gemeinden" ist uns nur Baltzer bekannt geworden, von dem später die Rede sein wird.

Karl Ferdinand Dräxler-Manfred.

Wie mehrere andere Dichter hat Dräxler-Manfred seine ersten Werke zwar schon vor Beginn des Zeitabschnittes veröffentlicht, welchen wir zu besprechen haben, weshalb er auch schon im dritten Band unseres Werkes vorübergehend erwähnt wurde; da er aber später größere Bedeutung erlangte, so müssen wir ihm eine eingehendere Besprechung widmen.

Karl Ferdinand Dräxler wurde am 17. Juni 1806 zu Lemberg, der Hauptstadt von Galizien, geboren. Obgleich seine Eltern Deutsche waren, so war seine Erziehung und sein Unterricht doch vorwiegend polnisch, so daß er, als er später mit seinem Vater nach Prag zog, der deutschen Sprache kaum mächtig war, und er auch in der neuen Heimat unter den Einfluß des Slaventhums gerieth. Doch befreite er sich allmählich von demselben, als er in häufigeren Umgang mit Deutschen kam und die deutsche Literatur kennen lernte. Bald wurden Rückert, Platen und Heine seine Lieblingsdichter, und von ihnen angeregt, machte er selbst poetische Versuche, die ihm nach seiner Ansicht so wohlgerieth, daß er schon im 17. Jahre eine Sammlung derselben herausgeben wollte, was er aber auf den Rath eines

wohlmeinenden älteren Freundes unterließ; doch blieb die Poesie seine Lieblingsbeschäftigung. Er hatte das Glück, mit bedeutenden Männern näher bekannt zu werden, die wohlthätigen Einfluß auf seine dichterische Entwickelung ausübten, so mit Gerle, Marsano, Egon Ebert, Glaser und Anderen. Nachdem er ein Jahr lang in Wien die Rechte studiert hatte, gieng er nach Leipzig, wo er im Verkehr mit dem Aesthetiker Amadeus Wendt und dem Dichter Herloßsohn tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie gewann und sein Talent immer glücklicher entwickelte. Im J. 1826 veröffentlichte er „Romanzen, Lieder und Sonette", denen er 1828 „Neuere Gedichte" folgen ließ. Beide Sammlungen gab er unter dem Namen Manfred heraus, den er später, weil er unter demselben bekannt geworden war, dem seinigen beifügte. Er verbarg sich unter diesem Namen, den er, wie er selbst sagt, aus Tiecks „Phantasus" entnommen hatte, theils aus Rücksicht gegen die Seinen, die mit seiner „Dichterei" unzufrieden waren, theils weil er als Oesterreicher selbst im Auslande Nichts durfte drucken lassen, ohne es der österreichischen Censur zu unterwerfen. Von 1829 lebte er sieben Jahre lang in Wien, wo er sich beinahe ausschließlich mit journalistischen Arbeiten beschäftigte. So angenehm und belebend ihm einerseits der Umgang mit Anastasius Grün, Nicolaus Lenau, Bauernfeld, Seidl u. A. war, so waren dagegen seine äußern Verhältnisse von der Art, daß er die rechte Stimmung zu selbstständigeren Arbeiten nicht finden konnte, da beinahe seine ganze Zeit von seiner journalistischen Thätigkeit in Anspruch genommen wurde. Auch trägt Alles, was er damals veröffentlichte (es sind meist Erzählungen), das Zeichen der Hast und der drückenden Einflüsse. Es gelang ihm endlich, sich von denselben zu befreien. Nachdem er sich trotz seiner trefflichen Concurse vergeblich um eine Professur gemeldet hatte, begab er sich im J. 1837 auf Reisen, zunächst in das südwestliche Deutschland, dann durch Belgien, England, Frankreich und das nördliche Deutschland nach London, was seinen Gesichtskreis bedeutend erweiterte und seinem poetischen Talent eine festere Richtung gab. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er zuerst in Mannheim, dann längere Zeit in Frankfurt a. M., später in Meiningen und Cöln und zuletzt in Darmstadt, wo er die officielle „Darmstädter Zeitung" redigierte und das „Rheinische Taschenbuch" herausgab. Im J. 1852 wurde er von dem reaktionären Ministerium von der Redaktion der „Darmstädter Zeitung" entfernt und momentan in Existenzverlegenheit gesetzt. Doch gründete er alsbald „Die Muse. Blätter für ernste und heitere Unterhaltung", die er fünf Jahre hindurch mit Erfolg herausgab. Im J. 1854 wurde er zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt, welche Stelle er noch bekleidet. Früher schon hatte ihm der Herzog von Meiningen in Anerkennung seiner dichterischen Leistungen den Titel Hofrath verliehen; auch hatte er aus demselben Grunde den luxemburger Orden der Eisenkrone und die würtembergische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten, und auch später wurden ihm ähnliche Auszeichnungen zu Theil.

Die ersten Gedichte, die Dräxler-Manfred veröffentlichte, trugen zwar das Gepräge der Jugendlichkeit (er war damals erst 22 J. alt), und es war namentlich an ihnen sichtbar, daß er noch nicht zur Selbstständigkeit herangereift war, da die Nachahmung anderer Dichter nicht verkannt werden konnte; zudem beherrschte er weder die Sprache noch die Form, denen es an Reinheit und Glätte fehlte; aber dennoch bewiesen diese Versuche, daß er ein echtes Talent besaß. Mit den reiferen Jahren wurde er sich seiner Mängel bewußt, und die zweite Sammlung seiner Gedichte, die über zehn Jahre später erschien als die erste (Frankf. 1838; 4. Aufl. 1861), bewies auf das Unzweifelhafteste, daß er mit Hingebung und Liebe nach größerer Vollendung gestrebt habe. Zwar waren auch in diesen äußere Einflüsse noch sichtbar, aber während er früher von solchen mehr oder weniger beherrscht wurde, waren sie später nur vorübergehend und zeigten sich nur in einzelnen Erscheinungen. Die Dichter, welche nach und nach bestimmend auf ihn einwirkten, lassen sich in seinen Dichtungen leicht erkennen. Zuerst waren es die Romantiker und insbesondere Tieck, in dessen Sinne er übrigens einige schöne Lieder dichtete; später übte Heine einen allgewaltigen, aber eben nicht glücklichen Einfluß aus; denn wie alle Nachahmer dieses Dichters ließ er sich von dessen Eigenthümlichkeit so ganz fesseln, daß er eigentlich nur Variationen von dem gab, was man in den Gedichten seines Vorbildes lesen konnte, wie man sich an dem Gedicht „Erinnerung" leicht überzeugen kann, das in Gedankengang, Haltung und Form ganz den Charakter der Heineschen Dichtung hat. Eben so unverkennbar ist die Nachahmung Freiligraths in der „Scene auf Java", in welcher er sogar wie jener nach fremdartigen Reimklängen hascht, und so ist auch die oberflächlichste Betrachtung hinlänglich, um in dem „Erwachen der Liebe" eine Anlehnung an Uhland, in dem Gedicht „Sempach" eine Nachwirkung von Anastasius Grüns „Letztem Ritter" zu erkennen. Aber, wie schon erwähnt, sind diese Einflüsse nur vorübergehend und der Dichter befreit sich je länger je mehr von denselben, wie er denn immer mehr zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gelangte und er einsah, daß es ihm „wenig fromme, sich den Andern stets anzupassen" („Eigne Weise"). Nur Ein Dichter leitete ihn auch später, Rückert, an dem, wie er in dem ihm gewidmeten Gedichte sagt, sein „Herz in seiner glühenden Begierde nie ermattete". „Begeistert", fügt er hinzu,

„Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Aber man würde unsern Dichter ganz falsch beurtheilen, wenn man ihn als Nachahmer Rückerts bezeichnen wollte; der Einfluß, den dieser auf ihn ausübte, war viel edlerer Natur. Er wurde von ihm angeregt, durch Rückerts Reichthum ist er auf seinen eigenen aufmerksam gemacht worden, und höchstens kann man sagen, daß seine Gedichte, insbesondere

seine Liebeslieder, von Rückertschem Hauch beseelt sind.

Dräxler-Manfred hat zwar kein bahnbrechendes Talent, aber er besitzt alle Eigenschaften, die einen echten Dichter beurkunden; er hat eine lebendige Phantasie, ein tiefes, warmes Gefühl, eine unerschütterliche Liebe zur Wahrheit und einen hohen Adel der Gesinnung; er ist für alles Schöne und Große von wahrhafter Begeisterung durchdrungen, ohne jegliche Beimischung von krankhafter Schwärmerei oder schwächlicher Sentimentalität. Daher ist er von tiefem Widerwillen gegen alles Schlechte und Unwürdige erfüllt, der sich öfter sogar in scharfen Worten ausspricht. Die Poesie ist der Stern, der sein ganzes Leben und Weben leitet; sie ist ihm ein Heiligthum, ihr verdankt er sein höchstes Glück („Lohn des Liedes"), sie hat ihm Segen gebracht und seine Schmerzen geheilt; sie ist es, die sein Herz mit der Liebe zu Gott und zu den Menschen erfüllt, die ihm das Verständniß der Natur eröffnet, ihn die Liebe gelehrt, die ihm gleichgestimmte Seelen zugeführt und ihn über das Gemeine erhoben. Ob er sich gleich der Kunst ganz hingegeben, so hat sie ihn doch keineswegs gegen die großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, gleichgültig gemacht, vielmehr hat er sie in den Kreis seiner dichterischen Behandlung gezogen, sie aber stets, wenn auch mit der Kraft der Ueberzeugung, doch mit erfreulicher Mäßigung behandelt, wie überhaupt edle Haltung und weises Maß ein hervorragender Charakterzug seiner Dichtungen ist. Nirgends verfällt er in Uebertreibung, weder wenn er zürnt oder seinen Schmerz ausspricht, noch wenn er sich in heiterem Humor ergeht. Oft ist sein Lied der tiefgefühlte Ausdruck des Schmerzes, der Unzufriedenheit mit der Welt und mit sich selbst („Die Thräne"), aber es ist ein Schmerz, wie ihn jeder edle Charakter einmal empfindet, er ist nicht gemacht und unwahr, wie in jenen Liedern des Weltschmerzes, die sich eine Zeit lang in jeder neuen Gedichtsammlung breit machten. Neben der Liebe und Begeisterung für die Poesie ist es sein frommer Sinn, der ihn über das Gemeine und Unwahre erhebt; einige seiner schönsten Gedichte beruhen auf religiösen Gedanken, deren biblische Grundlage er, wie in dem trefflichen Liede „Der Mann" (2), poetisch veranschaulicht.

Natur, Liebe, Leben und Kunst sind die Stoffe, die er mit Vorliebe und beinahe ausschließlich behandelt und die seiner Eigenthümlichkeit auch am Meisten entsprechen. Er hat einen offenen Sinn für die Natur, diesen „ew'gen Liebesbronnen", wie es in dem Sonett „Natur" heißt. Glücklich ist er insbesondere in den dem Frühling gewidmeten Liedern, den er z. B. im „Lenzbrief" (1) auf die anmuthigste und glücklichste Weise personificiert. Die einzelnen Erscheinungen sind ihm Sinnbilder menschlicher Gedanken und Gefühle („Der Baum"), aber er weiß die Erscheinung so plastisch und wahr darzustellen, daß die allegorische Beziehung sich nicht hervordrängt; oder wenn dies auch der Fall ist, erscheint die geschilderte Naturerscheinung als glückliches Bild irgend eines Seelenzustandes, wie im „Trost" (3). Eben so glücklich sind die Reiselieder, welche theils die jugendliche Reiselust in vollen Tönen darstellen, theils aber auch durch ernste Rückblicke auf die entfernten Geliebten oder auf die Vergangenheit Bedeutung gewinnen. Nicht weniger erfreulich sind die Lieder, welche reinmenschliche Beziehungen zum Gegenstand haben, auf welche das von ihm angeführte Motto aus Günther: „Schlichte Wort' und gut Gemüth Ist das echte deutsche Lied" gar gut paßt. Wie vortrefflich ist das bei seiner schlichten, beinahe unscheinbaren Darstellung tiefergreifende Lied „Der Kranke" (4), das die Vater- und Kindesliebe in der reinsten Unmittelbarkeit ausspricht, dem das mehr episch sich bewegende Gedicht „Die Entsagende" würdig zur Seite steht.

Wie die Naturlieder sind auch die Liebesgedichte voll Wahrheit; sie stellen das reinste Gefühl mit der liebenswürdigsten Anmuth dar und sind gleich gelungen, ob sie der Liebe Glück oder der Liebe Schmerz aussprechen. Die Liebe allein ist es, die selig macht, heißt es in dem schönen Gedicht „Erwachen" (5), sie ist es, die des Menschen Herz für alles Hohe und Schöne eröffnen und empfänglich machen; ohne Liebe bleibt ihm selbst der Frühling mit seinem Zauber unverstanden, die Liebe macht selbst den Winter zum Frühling; die Liebe eröffnet ihm die tiefsten Geheimnisse, durch sie lernt er die Bedeutung der Natur erkennen, ja sie allein vermag die Natur zu beleben und ihr Sprache zu ertheilen; selbst das Wehen der Pappeln vor den Fenstern der Geliebten (6) wird zum Liebesgruß des Getreuen.

Selten verlieren sich Dräxlers Lieder in allzugroße Breite, eine Klippe, an welcher so viele Dichter stranden; er weiß auch hierin Maß zu halten und den poetischen Gedanken immer bei der größten Klarheit doch in gedrängter Fassung darzustellen; deshalb sind auch seine Sonette musterhaft, in denen er oft, wie im „Verbot" (7) und im „Dichterlohn" (8) den schönen Gedanken durch ein glücklich gewähltes Bild lebendig veranschaulicht. Auch hat er die Gasele nicht ohne Glück bearbeitet („Das Rosenblatt"), eben so die Canzone; „Das Grab in Gutenstein", wo der geniale Raimund ruht, ist eine treffliche Anerkennung des unglücklichen Dichters.

Die Gedichte in den „Fahrten" (Erl. 1840) deuteten auf einen Rückschritt, da sie weder an Inhalt noch in der Form genügen, und unter denen „Meine Reisegeschichte" ganz verfehlt ist, eine eintönige Schilderung einer Reise durch Deutschland, die nur hie und da durch scharfe Bemerkungen über politische und literarische Zustände einiges Interesse erhält. Dagegen zeigt eine spätere Sammlung „Freud und Leid. Lieder und Bilder" (Hannover 1858) auf das Erfreulichste, daß der Dichter noch eben so kräftig und jugendlich fühlt, wie in seinen frühern, zum Theil dreißig Jahre vorher erschienenen Gedichten, ob sich gleich auch der Ernst des Alters kund gibt, namentlich wenn er, wie in den vier „Parabasen", gegen die falschen Richtungen der neuen Zeit ankämpft. Eben so tritt in diesen Dichtungen das unablässige Streben Dräxlers nach größtmöglichster Formvollendung glänzend hervor, ein Streben, das sich schon in seinen ersten Versuchen kund

gibt, wenn er auch in denselben noch oft mit der Sprache zu kämpfen hat. Im Ganzen ist seine Darstellung frisch, lebendig und ungezwungen; die Strophenformen sind äußerst mannigfaltig und dem Inhalt angemessen, der Reim ungesucht und meist rein; die Sprache ist anmuthig und wohllautend.

1. Lenzbrief.

Dieses schrieb mit Abendgolde
Lenz ins blaue Firmament
An die liebereiche, holde,
Mutter, die sich Erde nennt:

„Sei gegrüßt zu tausendmalen!
Meinen vollen Liebesgruß
Send' ich dir in tausend Strahlen
Und in Düften meinen Kuß.
Seit ich bin von dir geschieden,
Vielgeliebte Mutter mein,
Ist kein Frieden mehr hienieden
Und für mich kein Fröhlichsein.
Ach, und deine Klagen tragen
Auch die Lüfte zu mir her,
Die mir sagen, daß ertragen
Du die Trennung kannst nicht mehr.
Darum will ich wiederkehren,
Komme bald zu dir zurück,
Deine Zähren sollen klären
Sich in meinem Sonnenblick.
Scheiden sollen deine Leiden,
Uebertönt durch meine Lust,
Und an Freuden möge weiden
Sich beseligt deine Brust.
Ueberschneit sind deine Hügel,
Deine Blumen abgedorrt,
Uebereis't dein Wellenspiegel,
Deine frohen Sänger fort.
Alle sollen wiederkommen,
Lerche, Nachtigall und Fink,
Bis in Wonne sie vernommen
Meinen ersten Liederwink.
Aber vorbereitet halten
Magst indeß du Hof und Haus;
All die alten Frostgestalten
Treibe sorglich mir hinaus.
Sende Sonnenstrahl entgegen
Mir als Boten für mein Glück;
Feuchten Regen, der als Segen
Perlt im holden Mutterblick.
Daß ja keine Blume säume
Anzuziehn ihr grünes Kleid:
An die Keime sende Träume
Von der Auferstehungszeit.
Bäume sollen sich bemoosen
Und bereit die Rosen stehn;
Denn mit Rosen will ich kosen
Und auf Rosen schlafen gehn.
Mahnung schicke deiner Quelle,
Daß ich steigen will ins Bad:
Ihre helle Silberwelle
Gaukle, wenn der Frühling naht.
Und vor Allem lasse ahnen
Deine Menschen Frühlingslicht:
Doch Profanen gilt dieß Mahnen
Und der ganze Himmel nicht.
Hast du Liebe, Treugesinnte,
Vollen Herzens, gut und still,
Denen künde, leis und linde,
Daß ich sie besuchen will.

Tröste Liebende mit Güte,
Ihre Leiden ziehn vorbei:
Denn Gemüthe, wie die Blüthe,
Lebet wieder auf im Mai.
Bringen will ich manche Gaben,
Manch ein neues buntes Kleid,
Will begaben und will laben,
Spenden will ich Seligkeit.
Allen send' ich stillen Frieden,
Sende buntes Glück herab.
Und den Müden, die geschieden,
Pflanz' ich Blumen auf das Grab.
Und so mögen Seligkeiten,
Fröhlichkeiten aller Art
Durch die Weiten sich verbreiten,
Rings um meinen Thron geschaart.
Aber du, o Mutter, schaue
Auf mit heitrem Angesicht,
Bis die laue Luft, die blaue,
Dir verkündiget mein Licht;
Bis dir naht das Wonnetreiben
Meines frohen Elements,
Bis dahin will ich verbleiben
Liebevoll dein treuer Lenz."

— Als sie diesen Brief bedachte,
War das Abenddunkel nah;
Und als Morgens sie erwachte
War der schöne Schreiber da.

2. Der Mann.

Es war einmal ein blasser Mann,
Der ging hinaus ins Feld
Und sah die bleichen Sterne an,
Die über ihn gestellt.

„Und seid ihr blaß, und seid ihr bleich,
Seid ihr's doch ohne Grund,
Denn eure Welt ist überreich
An Freuden jederstund.

Und seid ihr bleich, und seid ihr blaß,
Seid ihr doch froh dabei;
Denn wo nicht Lieb und wo nicht Haß,
Da ist die Seele frei." —

Und wie er so gesprochen trüb,
Da ging er wieder heim
Und raffte ein Buch, das ihm gar lieb
Durch manchen alten Reim.

Saß nieder ernst, und sann und las,
Las wieder dann und sann,
Das dunkle Auge wurde naß
Und fröhlicher der Mann.

Die Blicke sahen himmelwärts,
Die Lippen sprachen: Ja,
Und plötzlich schien erweicht das Herz,
Dem niemals wohlgeschah.

Im Buch aber geschrieben stund:
„Vergib den Feinden dein,
Und wer dich haßt im Erdenrund,
Dem sollst du gram nicht sein;

Und was dir lieb im Erdenrund,
Lern' es entbehren gern;
Denn wer zu Klagen nie den Mund
Aufthut, gefällt dem Herrn!"

3. Trost.

Sturmgetrieben, ohne Mast,
Fern dem Ziel ersehnter Landung,
Treibt ein Schiff in Todeshast
Durch der Klippen wilde Brandung.

Bei des Wetters Ungestüm,
Sieh, am Takelwerk und Segel
Suchen Rettung doch bei ihm
Sturmverschlagne Wandervögel.

Ohne Compaß, ohne Mast
Durch das Weltmeer, das erboste,
Wankt dein Herz, und sieh, es paßt
Andern immer noch zum Troste.

4. Der Kranke.

Noch nicht Jüngling, nicht mehr Knabe,
Sieh, da hielt mich schwer und bang
Siechthum an dem Rand zum Grabe
Und ich war recht tödtlich krank.

Stumm und keines Sinnes Meister,
Lag ich hin in böser Ruh,
Und dem Heimathland der Geister
Strebte schon die Seele zu.

Da, ich denk' es noch mit Freude,
Schlief auch tiefumwölkt mein Sinn,
Bog der Vater sich im Leide
Ueber mich im Bette hin.

Und er sah mich an so lange,
Seufzte tiefbewegt und bang,
Bis auf meine kalte Wange
Seine heiße Thräne sank.

Diese Thräne, welche Schauer
Flammte sie durch mein Gebein!
Wie wenn Gott der Wintertrauer
Schickt den Frühlingssonnenschein.

Bald war jene Nacht gewichen,
Alle Sinne thauten auf,
Und ein Siecher, halbverblichen,
Stand zum neuen Leben auf.

Und die Alle dem Verlornen
Ihren vollen Schmerz geweiht,
Schenkten jetzt dem Neugebornen
Tausendfache Zärtlichkeit.

Doch wie sie's auch um mich trieben,
So an Huld und Güte reich,
Kam doch Nichts von all dem Lieben
Jener heilgen Thräne gleich.

Jahre kamen und entflohen,
All das Liebe schwand gemach,
Und der Kummer schlich dem frohen
Jünglingsalter neidisch nach.

Wie auch jetzt der Abgrund winket
Und Gefahren trüb und schwer,
Auf die blasse Wange sinket
Keine solche Thräne mehr!

5. Erwachen.

Es war der Frühling längst herangekommen,
Ich aber lag im Winterschlafe tief,
Und hatte nicht den Jubelruf vernommen,
Der Jeden auferweckte, der da schlief.

Auf schlugen Blumen ihre Farbenaugen,
Die Wiesen thaten sich gar prächtig an,
Und neue Frühlingsstrahlen einzusaugen
War jedes Herz und Auge aufgethan.

Die Fluten rauschten lispelnd in die Lüfte,
Die Vöglein schlugen hell im Blätterhaus,
Der Himmel sandte seine milden Düfte
Und Nachts die stille Silberheerde aus.

Da freuten rings sich Alle, die da wallten,
Ein Jeder jauchzte, jubelte und sang:
Es war, als ob ein Blühen und Entfalten
Aus Menschenherzen wie aus Knospen drang.

Doch all die holden Zauber, ach, sie trafen
Mich nicht, und ich verstand ihr Wesen kaum,
Mußt' ich doch stets im Winterschlummer schlafen,
Und sah das Schöne alles nur im Traum.

Der Frühling zog als milder Segenüber,
Der süßen Blüthenbalsam niedergießt,
An meinem inneren Gesicht vorüber
Und hat mich nur im holden Traum begrüßt.

Ich aber schlief; er ging und kehrte wieder
Und neu begann des Spieles heitre Pracht,
Und sank als schönes Traumbild auf mich nieder,
Doch riß mich's nicht aus meiner Winternacht.

Da kam die Liebe mit den Himmelsklängen,
Worin ein Meer von stiller Wonne fließt,
Und hat mit paradiesischen Gesängen
Mich aus den tiefen Träumen aufgeküßt.

Sie hat den Schlaf vom Auge mir gesungen,
Sie hat den Schmerz vom Herzen mir gekost,
Sie hat mit Seligkeiten mich durchdrungen,
Mit Hoffnung und mit wunderbarem Trost.

Sie hat mich Alles, Alles kennen lehren,
Den Himmel, der ein Abbild ist von ihr,
Die tiefe Harmonie dort in den Sphären,
Die schöne Wirklichkeit im Lenze hier.

In ihrem Auge, wie in einem Spiegel,
Da sah ich Alles wundervoll und rein,
Die Seele mit dem mächtgen Himmelsflügel,
Die Welt, das Leben, Schaffen und Gedeihn.

Eh ich noch durch der Liebe Ruf erwachte,
Da war mein Leben nur ein ewger Gram,
Weil ich's im trüben Winterschlaf verbrachte,
Selbst wenn der Frühling in die Fluren kam.

Nun sich die Liebe meiner angenommen,
Ist aufgegangen mir ein Stern der Lust:
Der Frühling mag nun gehen oder kommen,
Für ewig ist es Lenz in meiner Brust.

6. Die Pappeln.

Vor dem Fenster meiner Lieben
Stehen Pappeln wunderschön,
Die mit ihren hohen Trieben
In die weite Ferne sehn.

Abends rauschen sie so milde
Mit verständlichem Getön,
Scheinen ihrem lieben Bilde
Traute Grüße zuzuwehn.

Oftmals stand ich voller Wonnen
Unterm Blätterlabyrinth,

In Gedanken eingesponnen
Und in süßes Traumgewind.

Die Gedanken, sie versanken,
Wie verweht vom Abendwind; —
Wohin alle die Gedanken
Damals wohl gekommen sind?

In die Pappeln aufgestiegen
Sind sie alle ganz gewiß,
In den Blättern sich zu wiegen,
Bis mein Lieb sich sehen ließ.

Darum rauschen Abends Töne
In den Pappeln mild und süß:
Deines Treuen, holde Schöne,
Leiser Liebesgruß ist dieß.

7. Verbot.

Du hast verboten mir, von deinen Küssen
Etwas der Welt im Liede mehr zu sagen,
Du hast mir als Geheimniß aufgetragen
Die Liebeslust, von der wir Beide wissen.

Und Alles, Alles, was mit deinen süßen,
Geliebten Lippen du in schönen Tagen
Mir in das Herz als Segen eingetragen,
Tief in der Seele soll es bleiben müssen.

Doch wie, wenn nun der Lenz bescheint die Hügel,
Ein Körnlein, das ich still ins Erdreich senke,
Bald aufgesprossen ist zur vollen Blume;

So löset, Liebste, wenn ich dein gedenke,
Mein Glücksgeheimniß seine schönen Flügel,
Und wird ein lautes Lied zu deinem Ruhme.

8. Dichterlohn.

Wenn Lieder oft den Dichter reichlich schmücken,
Und ihn gleich einem Baldachin umgeben,
Wenn sie zur schönen Zierde sich verweben,
Um auf sein Haupt als Kränze sich zu drücken:

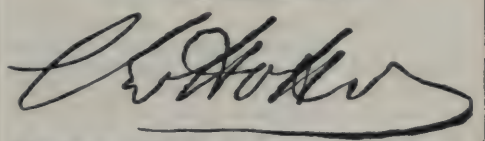
O glaubt es nicht, daß sie ihn je beglücken,
Daß sie als milde Engel ihn umschweben,
Ihm für sein banges vielbewegtes Leben
Die Blume stiller Seligkeit zu pflücken.

Er ist dem armen Taucher zu vergleichen,
Der in die Flut des Meeres sich muß senken,
Dem reichen Kaufherrn Perlen zu erjagen.

So zieht das Dichterherz nach allen Reichen,
Um dich, o Welt, mit Schätzen zu beschenken
Und einen armen Lohn davon zu tragen.

Karl von Holtei.

Schon im vorigen Zeitraum auftretend, gelangte Karl von Holtei doch erst im Laufe der dreißiger Jahre zu allgemeiner Anerkennung, die er sich bis heute zu erhalten wußte. Am 24. Jan. 1798 zu Breslau geboren, besuchte er die dortigen Schulen, zuletzt das Magdalenenm unter Manso, trat im J. 1815 als Freiwilliger in das Heer, verließ aber bei Abschluß des Friedens die militärische Laufbahn und begann in seiner Vaterstadt juristische Studien, die er 1819 aufgab, um sich dem



Theater zu widmen, zu welchem er eine leidenschaftliche Neigung trotz aller Abmahnungen der Seinigen nicht überwinden konnte. Doch war sein Auftreten in Dresden so wenig glücklich, daß er bald darauf der Bühne wieder entsagte und eine Reihe von Jahren als Theaterdichter zuerst in Breslau, dann in Berlin, vorübergehend auch in Darmstadt wirkte, auch durch öffentliche Vorlesungen dramatischer Meisterwerke großen Beifall einerntete. Im Jahre 1833 betrat er neuerdings die Bühne, machte verschiedene Kunstreisen, übernahm 1837 die Direction eines der Berliner Theater, später die der Breslauer Bühne, bis sich auch dieses löste, worauf er sich wieder auf Reisen begab und theils als Schauspieler auftrat, theils Vorlesungen dramatischer Werke hielt, worin er ein seltenes Talent bewies, während er auf der Bühne meist nur in seinen eigenen Dramen gefiel. Im Jahre 1847 siedelte er nach Graz und 1870 nach Breslau über, wo er noch jetzt hochbetagt lebt.

Holtei besitzt ein großes gesellschaftliches Talent, er hat alle Eigenschaften, welche dem Manne im gesellschaftlichen Kreise Anerkennung erwerben, er weiß geistreich zu unterhalten, durch lebendiges Erzählen die Aufmerksamkeit zu fesseln und durch liebenswürdigen Humor die Zuneigung seiner Umgebung zu gewinnen. Diese Eigenschaften spiegeln sich auch im vollsten Maße in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen, in seinen lyrischen Gedichten, in seinen Dramen, in seinen Romanen, in seiner Selbstbiographie. Es haben sich daher seine

Dichtungen eines nicht geringen Beifalls zu erfreuen gehabt; viele seiner Lieder wurden lange Zeit allgemein gesungen und sind auch jetzt noch nicht vergessen.

Diesen Beifall haben sie freilich zunächst und zum größten Theil dem Umstand zu verdanken, daß sie meist leicht sangbar sind, wie er denn selbst fühlte, daß seine Lieder gesungen werden müßten, wenn sie Wirkung haben sollten. Mein Lied, sagt er in der hübschen Allegorie „Gefunden", ist ein Knabe, der sich gern in die Lüfte erheben möchte, aber sich aus eigner Kraft nicht zu erheben vermag; da kommt ihm auf halbem Wege ein geflügeltes Mädchen entgegen, die Melodie, die ihn mit ihren Tönen umarmt und ihn mit sich emporhebt. Den nämlichen Gedanken wiederholt er in verschiedener, aber nicht weniger hübscher Einkleidung in dem Gedichte: „Worte hat der Mensch allein" (1). Holtei ist kein wahrhaft dichterisches Talent, es fehlt ihm die poetische Schöpfungskraft und jener poetische Hauch, der auch im einfachsten Goetheschen Liede so zauberhaft wirkt. Wenn er auch hie und da einen echt poetischen Gedanken hat, so weiß er ihn selten auch poetisch durchzuführen, wie man sich z. B. aus den „Blumenaugen" (im österreichischen Dichterbuch) überzeugen kann. Sein Talent ist, wie schon angedeutet, wesentlich gesellschaftlicher Natur, daher seine besten Gedichte beinahe ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte sind, wozu wir auch ganz füglich diejenigen rechnen, die er in seinen Dramen eingeflochten hat, so ganz insbesondere die Lieder „Denkst du daran?" und „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören" aus dem Singspiel: „Der alte Feldherr". Es läßt sich diese Richtung aus den Titeln erkennen, die er den verschiedenen Abschnitten seiner „Gedichte" (Berlin 1826; 5. verm. Aufl. Berl. 1861) gegeben hat: „Gelegenheitsgedichte", „Prologe. Epiloge. Theaterreden", „Stammbuchblätter. Inschriften. Unterschriften. Theatralische Korallenschnur", „Friedhof"; aber auch die zwei andern Abschnitte: „Lyrische, betrachtende, erzählende Gedichte" und „Lieder nach bestimmten Weisen zu singen", die kaum den dritten Theil der ganzen Sammlung ausmachen, gehören ihrer Mehrzahl nach zu den Gelegenheitsgedichten. Diese hat er freilich nicht zu dem gemacht, was Goethe verlangt, aber man muß anerkennen, daß er, wenn auch manches Matte und Triviale mit unterläuft, seine Stoffe meist geistreich und anziehend behandelt, und ihnen durch heitern Humor eine gewisse Frische zu ertheilen weiß.

Bedeutender als seine hochdeutschen Dichtungen sind seine „Schlesischen Gedichte", die sich zwar nur spät, aber desto glänzendere Anerkennung erwarben (Berl. 1830; 2. Aufl. Bresl. 1850; 15. Aufl. Ebd. 1877). Er wurde zu denselben durch Hebel angeregt. „A Häbel bist de gewesen," ruft er ihm in dem einleitendem Gedichte zu, „Für die Liederle hie! Denn nimmermeh hätt' ihch gesungen In der schläh'schen Weise, hätt's nich aleman'sche getichtet". Erreicht Holtei auch sein Vorbild in der echt poetischen Auffassung nicht, so strebt er ihm doch in der Wahrheit der Darstellung glücklich nach. Er kennt das schlesische Volk und seine Stimmungen, die er in glücklichen Bildern zur Anschauung bringt. Er trifft den naiven Volkston mit großem Glück. Wie seine Sprache nicht die einer besondern Gegend ist, sondern vielmehr eine glückliche, gleichsam zur allgemeinen Sprache erhobene Mischung der verschiedenen Dialekte, so hat er auch die verschiedenen Klassen und Stände des schlesischen Volks in das Bereich seiner Dichtung gezogen und uns bald das Leben und Treiben der Landleute, bald das der Städter vor Augen geführt, wo er denn oft merkwürdig mit dem Nürnberger Grübel zusammentrifft, dem er freilich an Bildung weit überlegen ist. Welchen Stoff er aber auch behandeln mag, überall tritt uns der gutmüthige, behagliche und frohsinnige Charakter des Schlesiers entgegen, so daß Weinhold mit Recht sagen konnte: „Wer Schlesien und die Schlesier kennen lernen will, greife zu Holtei's Gedichten."

1. Worte hat der Mensch allein.

Ach wenn die Blumen singen könnten
Mit ihrem kleinen Rosenmund,
Sie thäten allen Elementen
Des Frühlings Wonnen singend kund:
Durch Hain' und Fluren würd' erglühen
Ein Feuermeer der Melodie! —
Doch Blumen können Nichts als blühen,
Und singen muß der Mensch für sie.

So sing', o Mensch! Denn horch, es singen
Die lieben Vöglein lieb und laut!
Der Erde soll's zum Herzen dringen,
Sie sei des blauen Himmels Braut.
Im grünen Kleide prangt die Schöne,
Gesang mag ihr Entzücken weihn —
Doch Vögel haben Nichts als Töne,
Und Worte hat der Mensch allein.

Wenn Wort' und Töne froh sich finden,
Wie Eines mit dem Andern zieht,
Da werden sie sich gern verbinden,
Da bilden sie vereint das Lied.
Der Vogel preis' in Schall und Klange
Den Lenz, die Blum' in Duftes Lust,
Der Mensch begrüß' ihn im Gesange
Des Wortes aus der Menschenbrust.

Die Blume bleibt am Boden hangen,
Der Vogel schwingt sich flatternd auf,
Und Beide streben und verlangen
Mild ahnend nach dem Licht hinauf.
Der arme Mensch steht zwischen Beiden,
Wie Licht ihn lockt, wie Erd' ihn hält,
Doch Menschenfreuden, Menschenleiden
Verkündet er im Wort der Welt.

2. A Guschel.

1. Ber war'n schund iwivel Tag' im Heu!
Nu is irscht 's letzte Fuder —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel.
Willst de, hä? —
Nu is irscht 's letzte Fuder rei!

2. Fruh Murgens eh-b-de Sunne schien,
Do mußt'ber uf de Wiese —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Do mußt' ber uf de Wiese giehn.

3. Ich kloppte vur der Liesel Haus,
Und nahm se vulgens mite —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Und nahm se vulgens mite naus.

4. Und draußen schrie-g-n de Vägel: gieb!
Und flattern thot der Mulke —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Und flattern thot der Mulkedieb.

5. De Bliemel warn meest klatschenaß;
Im tifften Thaue mäht' ber'sch —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Im tifften Thaue mäht' ber'sch Gras.

6. De Sunne sengte rasnich siehr;
Do trunk ber manches Schlückel —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Do trunk ber manches Schlückel Bier.

7. Viel besser, denn das beste Bier,
Schmackt mer a Guschel wul vo —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Schmackt mer a Guschel wul vo-n-ihr!

8. Zum Fruhstuck, Mittag, Väsperbrut,
Und kiß ich se, do wird se —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Und kiß ich se, do wird se ruth.

9. Und wenn ich einmal sterben muhß,
Do sag ich irschte: noch an'n —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Do sag' ich irschte: noch an'n Kuhß!

3. Bas an der Welt Ende!

1. Spricht der Hanns zu der Greete:
„Hä, wie gutt biſt de mir?"
Spricht de Greete zum Hannſe:
„Ihch luß ni nich vohn Dir!
Magſt de giehn, wu de willt,
Durch a Puhſch, überſch Feld,
Und ich looſe Dir nach
Bas ans Ende der Welt."

2. Spricht der Hanns zu der Greete:
„Nu, verſuch Du's amol,
Looſ zengsrúm úm de Erde,
Mir is Alles eingol;
In de Uder ſpring' nei,
Fleug ins himmelſche Zelt,
Und ich looſe Dir nach
Bas ans Ende der Welt."

Karl Adam Kaltenbrunner.

Aus einer der ältesten Sensenschmiedsfamilien des obern Kremsthales stammend, wurde Karl Adam Kaltenbrunner zu Enns in Oberösterreich am 30. Dez. 1804 geboren. Nach vollendeten Studien in Admont und Linz trat er 1823 in den Staatsdienst, wurde 1842 Direktions-Adjunkt der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, 1859 Vicedirektor und seit 1864 provisor. Vorstand derselben. Er st. 1867.

Kaltenbrunner veröffentlichte zuerst hochdeutsche Poesieen unter dem Titel „Vaterländische Dichtungen" (Linz 1835), in denen er die Schönheiten und die historischen Erinnerungen seines Heimathlandes mit begeisterter Liebe feierte; ihnen folgten später „Lyrische und epische Dichtungen" (Wien 1838). Auch verfaßte er mehrere Dramen: „Constantin XI." (Linz 1836), eine Tragödie in fünf Akten, das Volksdrama „Die drei Tannen", das im J. 1862 unter großem Beifall aufgeführt wurde, so wie eine Reihe Erzählungen, die unter dem Titel „Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten" (Wien 1863), welche sich durch treue Auffassung und poetische Behandlung des Volkslebens vortheilhaft auszeichnen. Am Höchsten steht er jedoch in seinen Dialektsdichtungen „Obderennsische Lieder" (Linz 1845), „Alm und Zither" (Wien 1846) und „Oesterreichische Feldlerchen. Dichtungen und Gesänge in obderennsischer Mundart. Mit Glossar" (2 Bde. Nbg. 1857). Kaltenbrunner kennt und liebt das Volk, aus dem er entsprossen ist; man fühlt es jeder Zeile seiner Gedichte an, daß sie der reinste Ausdruck der Gefühle und Anschauungen des oberösterreichischen Volkes sind, die er mit poetischem Sinne bald in lyrischer, bald in epischer Form darstellt. Unerschöpflich im Lobe seiner schönen Heimat, giebt er uns treffliche Schilderungen derselben oder führt uns Gestalten aus dem Volke vor, oder macht uns mit den Sitten und Gebräuchen derselben bekannt. Wenn auch hie und da die höhere Bildung des Dichters mit Form und Inhalt der Gedichte in Widerspruch steht, so sind dies nur einzelne Ausnahmen, die man leicht übersehen kann; im Ganzen sind seine Lieder durchaus volksmäßig, von ungesuchter Naivetät und dem schalkhaften, oft derben, aber immer liebenswürdigen und gemüthlichen Humor, der das österreichische Volk charakterisiert. Neben den heitern Liedern mit ihren köstlichen und echt volksthümlichen Einfällen finden sich auch manche Gesänge, die von tiefer Empfindung zeugen, aber auch diese tragen ganz den Charakter der naiven Unmittelbarkeit und der gemüthlichen Weltanschauung, die seinen Dichtungen einen so großen und bleibenden Reiz geben.

1. Beim Sternenſchein.

Oft will 's má' nót z'ſammgen,
Denn All's get má ſchel —
Bi bətuſt und bətrübt
In der tiafeſtən Sel.

Da han i' á Mitt'l,
Was koan'n Kreuzər nót koſt't,
Und was hulf' áh, wann es da fált,
Zum Badər á Poſt?

Tuet 's már einwendi' we,
Schau i' auf d' Höh,
Und wiə oft bei dər Nácht
Hat 's mi' z'recht widər bracht!

Die ə haben einen dumpfen, am Meiſten dem á ähnelnden Laut, und werden ungefähr ſo ausgeſprochen wie in dem Franzöſiſchen je, me, te u. ſ. w.

I' schau' — und da stößt 's má
An'n Juhetzer aus:
Den i' such — Er ist auf — —
I' siách Liachtər in 'n Haus!

2. D'r v'rsötzte Bám.

A~ Tannabamərl stoch i'
Bei'n G'schloß in 'n Gart'n sten;
I' wir allmal schier trauri'
Und denk: „So get's úns zwen!

Bist auf dem Platz nót g'wachs'n —
Ausg'riss'n hamt s' di' wo,
Und eing'sötzt da in 'n Gartən,
Ja, d' Stadtleut sán schon so!

Du stest da mitt'n drinnet,
Bist fremd dá, g'hérst nót he,
Und wann dein March dein Herz is,
So tuət's dá g'wiß drin we."

Danschichti' is dós Bámərl,
Sein Hoamət weit hi~ dan;
I' woáß wol, was dər a~get, —
I' kenn's 'm Bámərl an.

Du bist von Berigng abá,
Magst in d'r Öb'n nót sten,
A~ Stoánwánd ist dá' liəbər,
Denn auf dá~ He is 's schen.

Dort get allweil a~ Lúft'l,
Schen frisch und g'sund ás wiə!
Dá' schwárə Dunst wiə dabá,
Der druckt a~n Waldbám niə.

Und wenn á' 's Lúft'l grob wird,
Und oft dá' Wind recht haust, —
A~ Biss'l schúbəln schadt nót!
Er hat 'n oft schon zaust.

Hau, wann dá' Wind nót wáhət,
So kunnt' sí' koánər rúrn;
Dós Rug'ln gibt a~ Frisch'n,
Má stecht, wiə d' Bám dós g'spúrn.

Só treib'nt in d' He 'n Wipf'l,
Und wer'n dábei stoánalt,
Und é' koán Langweil plagt nót
A~n Bám in 'n Tannáwald.

Wiə g'freut 's 'n, wann á~ Vog'l
Auf seine Ast'l kúmmt,
Voll Lustbarkeit sein G'sáng'l,
Wann d' Sunn' aufget, anstimmt!

Schwarzplátt'ln, Fink'n, Drôschərln,
Ds gibt nót oáns á~n Frid;
Dá' Gugər schreit, dá' Hásr,
Und d' Alstern krágətzt mit.

An iədər gibt sein G'sang'l!
Aso is 's recht und guət;
Schau nár ámal in 'n Wald'l,
Wiə stát als 's los'n tuət.

Wiə lusti' springən d' Re um!
'N Bámərn, alt und jung,
Ds g'fallt eán, weil só stengan,
Von 'n Tier'n an iədər Sprung.

In 'n Wald is All's lebendi'!
Al' 's Wassər tuət si' meld'n:
Dort fallt wo oáns von 'n Fölf'n,
Da plodərt wo á~ Quell'n.

Bei deine Kamerad'n
Is Kurzweil allərhand;
Só ród'n dávon, und rausch'n
Mit 'n Öst'n z'samm allsand.

Und dort'n bist du g'wachs'n,
Dort is dein Hoámətbod'n!
Hast deine Leut beinandər,
Und d' Wədern, Göd und God'n.

Dort méchst halt sein, mein Bámərl!
Dorthi~ is dein Begern;
I' glaub' dá 's! Was má' g'wönt is,
Dós hat und tuət má gern.

Du kannst nót wög — bist eing'sötzt, —
Dərbarmt si' Neəm'd mit dir!
Só geb'n nix um dein Hoámwe, —
Schau, 's get dá' halt — wiə mir!

3. 'S kloán Wölkərl.

Du Wölkərl, so weiß,
Wier á Blátt'l Papier!
I' mécht was drauf schreib'n —
An mei~n Schatz was vo~ mir.

I' kan nót zu ihr,
Weil i' weit von ihr bi~;
Avá du obmát, Wölkərl,
Du kimmst heunt no' hi~!

Laß dá schlau'n — und wannst hi~ kimmst,
So grúáß má' s' recht schen!
Ja, kunnt' i' 's statts deiner
So botənweis gen!

Du hast es wol leichter,
Du braugst nix zu'n Zöhr'n,
Hast schen Zeit zu dein'n Roáf'n,
Und 's kán da' 's Neəmd wöhr'n!

4. Nöst und Weibərl.

Der Fink hat sein Nöstərl
Auf's Nást'l hi~baut,
Und er hat si' á glei'
Um a~ Weibərl umg'schaut.

Wiá leicht hat 's a~ Vögərl!
An iədər krigt oán's;
Und i' wár' do' á~ Vog'l,
Han dennást no' koáns.

Hiəzt trag i' má' z'samm
Vo~ dá' Strá, was i' krəg',
Daß i' nachá' mit Danər
In 's Nöst eini flíəg.

Franz Theodor Kugler.

So verlockend für einen Künstler der von Bodmer und Breitinger einst aufgestellte, von Lessing glücklich bekämpfte Satz ist, daß die Poesie nichts Anderes sei als die Malerei, so haben sich die zahlreichen Künstler, welche sich

in der neuern Zeit auch der Poesie gewidmet haben, von diesem Irrthum frei und fern gehalten, es hat vielmehr die Beschäftigung mit der bildenden Kunst einen glücklichen Einfluß auf ihre Dichtungen gehabt, die sich durch Anschaulichkeit und Objektivität vor den sentimentalen subjektiven Poesien so vieler andern Dichter zu ihrem Vortheil unterscheiden.

Franz Theodor Kugler, geb. am 19. Januar 1808 zu Stettin, zeigte schon in früher Jugend Neigung und Talent zur Musik, Malerei und Poesie, und als er nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt im J. 1826 die Universität Berlin bezog, um Philologie zu studieren, setzte er seine Beschäftigung mit der Kunst fort. Im Sommer 1827, den er in Heidelberg zubrachte, widmete er sich vorzugsweise dem Studium der mittelalterlichen Kunst, und als er nach Berlin zurückkehrte, trat er in die Bauakademie, ohne jedoch seine Universitätsstudien zu vernachlässigen. Später aber entschied er sich für das Fach der Kunstgeschichte, welche durch seine zahlreichen Werke wesentlich gefördert wurde. Im J. 1833 wurde er Professor an der Akademie der Künste und Dozent an der Universität, machte 1835 eine Reise nach Italien, um seine kunsthistorischen Studien zu vervollständigen, wurde 1842 zum Mitglied des Senats der Akademie, 1843 für das Fach der Kunstangelegenheiten als Geh. Regierungs- und vortragender Rath in das Kultusministerium berufen und zugleich mit einer Kunstreise durch Deutschland, Belgien und Frankreich beauftragt. Obgleich seine tiefgreifenden und zum Theil genialen Pläne nicht die gehoffte Unterstützung fanden, blieb seine rastlose Thätigkeit doch nicht ohne gute Früchte. Leider ereilte ihn der Tod schon am 18. März 1858.

Kuglers Gedichte*) verrathen schon dadurch den ausübenden Künstler, daß er meist an Erlebnisse oder Naturgegenstände anknüpft; die Kinderzeit, Reiseerinnerungen, Naturscenen bilden die Grundlage seiner lyrischen Poesieen, die in gewandter Form und wohllautender Sprache die Empfindungen darstellen, welche durch jene Gegenstände in ihm geweckt werden. Hie und da thut der Maler allerdings dem Dichter Eintrag, und manches Gedicht erscheint als bloße Beschreibung eines vorhandenen Gemäldes, indem er einfach die Gestalten vorführt, ohne uns auch deren inneres Leben zu enthüllen. Was dem Künstler durch die Zeichnung gelingt, vermag der Dichter nicht auch auf demselben Wege zu erreichen. Oefters auch hält er sich von dem Einfluß der herrschenden Richtung nicht frei, wenn er von unbefriedigter Sehnsucht und bedrückendem Schmerz spricht, ohne daß er uns offenbart, worin diese Sehnsucht oder dieser Schmerz besteht. Aber im Ganzen weht uns eine gesunde Natur aus seinen Gedichten entgegen. Liebe, Natur und gesellige Heiterkeit bilden den Stoff dieser meist kurzen und eben desto wirksameren Dichtungen, die nur dann unangenehm berühren, wenn er in Heinescher Weise den Abschluß nur ahnen läßt, was übrigens nicht häufig der Fall ist. Manchmal streifen die Gedichte an den naiven Ton des Volksliedes, beinahe alle aber bieten sich dem Gesang dar, wie er denn mehrere derselben selbst componirte.

Neben den lyrischen Gedichten finden sich auch Balladen, Sagen und Legenden, die schon in der glücklichen Wahl der Stoffe den echten Dichtersinn erweisen, und deren Anlage und Ausführung vollkommen befriedigt, indem sie bei strenger Begrenzung die anschaulichste Klarheit entfalten.

1. Im Frühling.

Frühling, Frühling! wie so hastig
Drängst du dich hervor ans Licht!
Welch ein überquellend Leben,
Das aus allen Zweigen bricht!

Dieser warmen Lüfte Wehen,
Dieser Knospen junges Grün,
Dürft' ich's fassen, dürft' ich's halten,
Eh zu schnell die Stunden fliehn!

Aber wenn in ihren Armen
Meiner Tage Lenz erwacht,
Schüttle dann auf uns hernieder
Deiner Blüthen vollste Pracht!

2. Liebesruhe.

Was heißest du mich Lieder dichten,
Wie ich vor Zeiten sang vor dir?
Auf Nichts mehr hab ich zu verzichten,
Und alle Wünsche schweigen hier.
Wer möchte, wenn in Frühlings Räumen
Der Blüthen Pracht ihn hold begrüßt,
Hinaus sich in die Ferne träumen,
Wo keine Blüthe sich erschließt!

Ach, ungerufen kommt die Stunde,
Und immer einst zu früh heran,
Da ich, getrennt von deinem Munde,
Der Lieder Tröstung brauchen kann.
Versingen will ich dann die Schmerzen,
Rücktäumen mich in diese Zeit:
Die Sehnsucht nur wohnt in dem Herzen,
Darin der Lieder Saat gedeiht.

Jetzt aber will ich nicht ins Weite,
Nicht schweifen über Berg' und Au'n;
Jetzt laß mich ruhn an deiner Seite,
Und laß mich dir ins Auge schau'n.
O küsse mich und küsse wieder,
O sinne nicht und grüble nicht:
Was wollen dort die armen Lieder?
Uns ward das Leben zum Gedicht.

3. Jungfrau Florenz.

Tangermündesche Sage.

„Guten Morgen, du Sonntagsglocken-Schall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier,
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

Ich will mir winden einen schönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

*) Skizzenbuch. Berl. 1830. — Liederbuch für deutsche Künstler (mit Rob. Reinick). Berl. 1833. — Gedichte. Stuttg. u. Tüb. 1840. — Liederhefte. Stuttg. 1852—1853. 5 Hefte. — Belletristische Schriften. Ebd. 1851—1852. 8 Bde.

Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
Die Christusstirne, die ist ja wund;
Ich will hinab auf die Wiese gehn,
Wo stillere, kühlere Blümlein stehn.

Und drüben, da zieht sich der duftige Wald, —
Wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen, sie tragen, seltsamlich,
Gar heilende, lindernde Kraft in sich.

Wie ist es im Walde so heimlich still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink?
Was schaust mich an, du listiger Fink?" —

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflückt sich Blumen mannigfalt:
Doch als der Kranz nun fertig ist,
Da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und sollt' ich zu spät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?"
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Mittag drückend herauf;
Verstummt ist der Vöglein muntres Spiel,
Und unter den Kiefern da weht es so schwül.

„Ach, Vater, und rufst du dein Töchterlein?
Ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ach, Mutter, und sendest du Boten hinaus?
Sie werden mich finden in keinem Haus!"

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
Sie springt empor in erneuter Hast,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauschet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da versagt ihr der Athem, da wankt ihr Knie,
Da sinkt ohnmächtig zu Boden sie:
„Und muß es hier gestorben sein,
Herr Jesu Christ, erbarm dich mein!"

Doch wie die Sinnen ihr vergehn,
Ist weiter ihr kein Leid geschehn;
Ich glaub, es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht. —

Es kam geflogen der Morgenwind:
Ihr Schläfer alle, wacht auf geschwind!
Da schüttelten sich Baum und Aest',
Da schwangen die Vögel sich aus dem Nest.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was ist's, daß sie so fröhlich lacht?
Ein Hirschlein, sieh! das unerschreckt
Liebkosend ihr die Hände leckt.

Und seine Füße beugt es dann
Und blickt sie klugen Auges an:
„O sprich, wer dich gesendet hat!
O sprich, und führst du mich zur Stadt?"

Sie schwingt sich frischen Muths hinauf,
Das Hirschlein schickt sich an zum Lauf,
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finstre Wald so licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt sie ein durchs alte Thor,
Nun gings, die Gassen ab und auf,
Zur Kirche noch in schnellem Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund,
Lobpreisend Gott mit Herz und Mund;
Und mit den Blumen, die sie gepflückt,
Hat sie des Heilands Bild geschmückt.

Friedrich August von Heyden.

Friedrich August von Heyden, geb. am 3. Sept. 1789 zu Nerfken in Ostpreußen auf dem Landgute seines Vaters, erhielt seinen ersten Unterricht im elterlichen Hause durch einen ausgezeichneten Lehrer, der des Knaben früh erwachte Neigung zur Poesie verständig zu leiten verstand. In reiferem Alter besuchte er das Gymnasium zu Königsberg und nach vollendeten Schulstudien die dortige Universität, um die Rechte zu studieren, wobei er sich mit Eifer und Erfolg mit Geschichte, Literatur und Kunst beschäftigte. Zur Zeit seines Universitätslebens hatte König Friedrich Wilhelm III. seine Residenz nach Königsberg verlegt, Heyden wurde mit andern Jünglingen ausersehen, an einigen Unterrichtsstunden des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., Theil zu nehmen. Später bezog Heyden nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin, wo er die Vorträge F. A. Wolfs und Niebuhrs besuchte, die Universität Göttingen, wo er das Glück hatte, in das Haus der gelehrten und geistreichen Frau Dorothea von Rodda, der Tochter des berühmten L. A. v. Schlözer, eingeführt zu werden, was auf die Entwickelung seines Charakters und seines Talents von dem belebendsten Einflusse war. Dort lernte er mehrere bedeutende Männer, namentlich den durch seinen Versuch über die Reformation bekannt gewordenen geistreichen Franzosen Villers und den berühmten Benjamin Constant kennen. Während der Kriegsjahre trat er unter die Fahnen, nahm jedoch nach dem Frieden seine Entlassung und bestand das Staatsexamen, in Folge dessen er Referendarius bei der Regierung in Oppeln wurde. Dort lernte er die Tochter des Regierungspräsidenten von Hippel (eines Neffen des berühmten Humoristen gleichen Namens) kennen, die er im J. 1826 heirathete, als er zum Regierungsrath in Breslau ernannt worden war. Bei seiner ausgezeichneten Geschäftsgewandtheit, welcher er später die Ernennung zum Oberregierungsrath verdankte, hätte er eine noch glänzendere Laufbahn machen können, wenn er nicht einen beschränkteren Wirkungskreis vorgezogen hätte, der ihm Freiheit und Muße für seine poetische Thätigkeit gewährte; auch verdarb er es mit der herrschenden Gewalt, als er sich im J. 1843 auf das Entschiedenste weigerte, das Censoramt zu übernehmen, und als man ihn doch dazu zwingen wollte, die Erklärung abgab, daß er nie Etwas streichen würde, auch verlauten ließ, er wolle seinen Kindern einen unbefleckten Namen hinterlassen.*) So entschieden seine politischen

*) Ein Gedicht, „Censur" betitelt, das er bei dieser Gelegenheit verfaßte, schließt mit folgender Strophe:

„Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt —
Doch wenn man mich zur Gruft wird künftig tragen,

Ansichten waren, so erkannte doch sein praktischer Blick die Haltlosigkeit der Revolution des Jahres 1848, weshalb er sich auch von den Bewegungen fern hielt. Im J. 1850 wurde er von bedenklichen Krankheitserscheinungen befallen, die durch den Gebrauch eines schlesischen Bades noch gesteigert wurden. Ein Aufenthalt in Karlsbad während des Frühjahres 1851 schien die glücklichste Wirkung zu haben; aber als er, scheinbar gekräftigt, im Sommer nach Breslau zurückkehrte, erschienen die früheren Leiden mit erneuerter Heftigkeit; er erlag ihnen am 5. Nov. 1851.

Fr. Aug. v. Heydens poetische Thätigkeit umfaßt einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren, und es ist begreiflich, daß zwischen seinen frühesten Versuchen und seinen späteren Dichtungen ein großer Unterschied sein muß. Doch ist dieser Unterschied mehr formeller Natur und berührt das Wesentliche wenig oder nicht. Zwar haben Anfangs die Romantiker nicht verfehlt, ihren damals beinahe allmächtigen Einfluß auch auf ihn auszuüben, allein er war schon in seinen Jünglingsjahren so klar und selbstständig, daß er der mystischen Zerfahrenheit der Schule nicht anheimfiel; und als er später in seinen Dichtungen das Reale dichterisch zu gestalten suchte, wußte er es auf sinnreiche Weise mit dem romantischen Element zu verbinden. So liebt er es, die Naturerscheinungen als verkörperte Ideen anzuschauen, es werden die Schilderungen der Natur zu Allegorieen, aber es sind die Ideen der Zeit, welche er auf diese Weise veranschaulicht; er liebt es, die Poesie selbst zum Gegenstand der Dichtung zu machen, aber er stellt sie in ihrem Einfluß auf die Veredlung des menschlichen Herzens und Geistes dar. Eben so wenig hat Heyden seine politischen Ansichten geändert, wenn auch seine späteren Dichtungen zu den früheren in grellem Widerspruch zu stehen scheinen, da er in diesen die freiesten Ideen verkündigt, während er in den spätern die Freiheitsbestrebungen bitter tadelt. Allein er hat diese nur in ihrer Ausartung getadelt, die er freilich mit Unrecht dem Volke zuschreibt, während sie allein dem unpraktischen Sinne oder dem Verrath seiner Führer zugeschrieben werden muß.

In Heydens Dichtungen wiegt zwar zum großen Theil die Reflexion vor, doch ist sie durch die Innigkeit und die gemüthliche Stimmung gemildert, die ein Charakterzug des Dichters ist, und die sich namentlich darin kund giebt, daß sich über die meisten Dichtungen ein religiöser Hauch verbreitet, der um so wohlthuender wirkt, als er weder sentimental noch pietistisch ist.

Die Sprache Heydens ist blühend ohne Ueberschwänglichkeit, klar, ohne ins Platte zu verfallen; die Form beherrscht er mit sicherer Gewandtheit und besonders behandelt er das Sonett und die Terzine mit Meisterschaft.

So sollen nicht um Alles in der Welt
Von mir erröthend meine Kinder sagen,
Daß ich die Forderung meiner Zeit verkannt,
Und Werkzeug war, den Völkergeist zu knechten.
Sie sollen Den, so Vater sie genannt,
Mit edlem Stolze zählen zu den Echten."

1. Im Walde.

Im Walde stilles Wandeln
Ist ewiges Verhandeln
Mit einem großen Geist,
Der mich in allen Dingen
Die Tiefe zu durchdringen,
Den Sinn zu lösen heißt.

Doch ach! wie muß mein Denken
Des Staubes Druck beschränken.
Ich wall' im wachen Traum,
Bald in Gesängen klagend,
Bald Berg und Hain befragend,
Um was? — Ich weiß es kaum.

Der Bäume Wurzeln winden
Gleich Schlangen sich, und binden
Zusammen Holz und Stein.
Sie ranken fort in Klüften,
Sie trinken in den Grüften
Den Saft des Lebens ein.

Und sind sie Boten, welche
Zum tiefsten Lebenskelche
Das Reich des Lichtes schickt,
Wer möchte nicht erkunden,
Was sie tief unten funden,
Wohin kein Auge blickt.

Es braust herab von Gipfeln,
In grünen Eichenwipfeln
Weht ein gewaltig Wort.
Der Wurzeln stumm Erkenntniß
Hallt oben als Bekenntniß
In heitern Lüften fort.

Ich lieg am Fuß der Eichen,
Der Kunde sondergleichen
Lausch ich inbrünstiglich.
Doch was ist festzuhalten?
Den Inhalt zu gestalten
Umsonst bestreb ich mich.

Nun lockt des Baches Rauschen,
Den Sinn ihm abzulauschen,
Weil er so tröstlich klingt.
Auch diese Müh vergebens;
Nur daß den Drang des Strebens
Der Ton in Schlummer singt.

Da girrt im grünen Laube
Der Täuber zu der Taube.
Der Vögel Liederschall
Wird laut im Abendstrahle.
Aus quellenreichem Thale
Schlägt süß die Nachtigall.

Nun bin ich bald beschwichtigt.
Den Forschungstrieb berichtigt
Ein Wort von hehrem Schwung.
Der Wald erklingt von Liebe.
Der Sinn von Allem — Liebe! —
Licht, — Wonne, — Heiligung!!

2. Die Stille.

Wie der Mond im Silberschimmer
Feiernd durch die Lüfte schwebt!
Wie die Flut im Glanzgeflimmer
Leis und leise abwärts bebt!

Stille herrscht in Waldesträumen,
Stille durch das holde Thal,
Und die Seele fühlt einmal
Labung in den wachen Träumen.

Ist das Paradies versunken,
Wo das erste Menschenpaar
Liebe-, wonn- und andachtstrunken
In der Stille glücklich war,
So gewährt des Höchsten Wille
Vom entflohnen Unschuldsglück
Einen Nachhall noch zurück
In der feierlichen Stille.

Da sind Gottes Athemzüge;
Sie beschwichtigen das Herz.
Ahnung lenkt des Geistes Flüge,
Wonnethräne löst den Schmerz.
Leuchtendes vergangner Zeiten
Baut sich auf im Nebelduft.
Stimmen flüstern durch die Luft
Von dem Künftigen, dem Weiten.

Heilge Stille, kühle Quelle,
Wo nach mühevollem Tag,
Lechzend, in so linder Welle
Müde Seele baden mag.
Nimm sie hin, sie will versinken;
Decke sie mit Abendroth.
Süße Stille sei der Tod,
Und Ermattung will ihn trinken.

3. Armes Herz.

Wann, armes Herz, wirst du die Ruh,
Den ungestörten Frieden finden?
Denn ach, hochaufgeregt bist du,
So wie die Meeresflut von Winden.
Der Drang nach Liebe stürmt in dir,
Und kann die Welt dir Liebe geben?
Die Selbstsucht nur ist ihr Panier;
Nach Eitelkeiten geht ihr Streben.

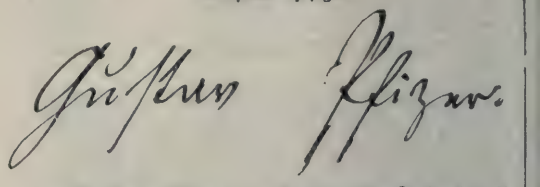
Du mühst dich, armes Herz, im Drang,
Das Menschenwohl zu fördern, — siehe,
Die kalte Welt geht ihren Gang
Und ohne Lohn ist deine Mühe.
Was du zum treusten Wohl gemeint,
Wird stets am Meisten mißverstanden;
Was Pflicht, was Tugend dir erscheint,
Kam längst der kalten Welt abhanden.

Verschmäht, getäuschet, armes Herz,
Zerfleischet dich der Spott der Thoren.
Du hast im namenlosen Schmerz
Der Hoffnung letzten Halt verloren.
Wer rettet, armes Herz, dich nun
Vor der Verzweiflung wildem Grimme?
Ein Jeder hat mit sich zu thun,
Das Mitgefühl hat keine Stimme.

Schließ, armes Herz, dein Heiligthum,
Belehrt nunmehr, den Ungeweihten.
Gönn ihnen nicht den frechen Ruhm,
Dein reines Wollen zu bestreiten.
Doch hege treu den schönen Trieb
In gottgeweihter Tempelstille.
Was dir an Sinn und Kraft verblieb,
Bethätige dein frommer Wille.

Dein Schatz der Liebe wachse da
Für Gegenliebe, die von oben.
Der Menschennoth sei helfend nah,
Damit dich dort die Engel loben.
Den Spott der Thoren achte nicht,
Denn ihre Macht ist nur hienieden;
Dir strömet aus Verheißungslicht
Dann ungetrübter Gottesfrieden.

Gustav Pfizer.



Gustav Pfizer, geb. am 29. Juli 1807 zu Stuttgart, erhielt seine Vorbildung im dortigen Gymnasium und im Seminar zu Blaubeuren, worauf er im J. 1825 die Hochschule Tübingen bezog, wo er sich der Theologie widmete, aber sich zugleich eifrig mit der Philologie und Philosophie beschäftigte. Später war er eine Zeit lang als Repetent daselbst bethätigt. Nachdem er im J. 1834 Italien bereist hatte, wählte er seine Vaterstadt zum bleibenden Aufenhalte; er beschäftigte sich mit mannigfachen literarischen Arbeiten, übernahm 1836 die Redaktion der als Beiblatt zum „Ausland" erscheinenden „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" und 1838, als Gust. Schwab Stuttgart verließ, die Redaktion des poetischen Theiles des „Morgenblatts". Im J. 1846 wurde er zum Professor am Oberghmnasium in Stuttgart ernannt, welche Stelle er bis Ende 1872 bekleidete.

Vielseitig und gründlich gebildet, hat sich Gust. Pfizer als Historiker und Kritiker einen geachteten Namen erworben; es haben auch seine dichterischen Leistungen im Gebiete der Lyrik und Epik vielfache Anerkennung gefunden, wenn sich auch bedeutende Stimmen, insbesondere Goethe (Brief an Zelter vom 4. Oct. 1831), ungünstig über ihn geäußert haben. In der That gehört er zu denjenigen Dichtern, die bei reichem Talent doch keine poetische Schöpfungskraft haben, die daher durch äußere, oft glänzende Mittel zu wirken suchen. Er selbst fühlt und spricht es mit liebenswürdiger Bescheidenheit aus*). In diesem Gefühl suchte er zunächst einen Halt darin, daß er sich an Schiller, hie und da auch an Uhland anlehnte, und von jenem zumeist die philosophierende und rhetorische Richtung annahm, die er freilich nicht wie sein großes Vorbild mit dem Hauch der Poesie zu beleben verstand. Viele seiner Dichtungen würde man ihrem Gedanken-

*) Wenn ich oft in Liedern schon
Ausgeströmt die Seele,
Fühlt' ich, daß der vollste Ton
Meinem Spiel noch fehle,
Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Drin die ewge Flammenglut
Des Prometheus lodre,
Der ein neu Mysterium
Aus vor Allen spreche,
Vom verbotnen Heiligthum
Los die Siegel breche.
(Das letzte Lied. Gedichte. Neue Samml. S. 52.)

inhalte und ihrem Ausdruck nach für Erzeugnisse Schillers halten, wenn ihnen nicht jener Zauber abgienge, der uns in allen, auch den kleinsten Dichtungen des großen Meisters fesselt. Viele erinnern geradezu an einzelne Schillersche Poesieen, so „Die Jungfrau" an „Die Glocke", „Der Dichter" an „Die vier Weltalter". Ganz Schillerisch ist „Des Räthsels Deutung". In andern begegnen wir Schillerschen Gedanken, so in „Antwort" (3), dessen Schluß an eine bei Schiller öfters vorkommende Anschauung erinnert, so in den „Akrobaten", in welchem wir einem bekannten Spruch Tells begegnen*).

Schiller hat viele Nachahmer gefunden, aber die meisten waren es in der Weise, daß man die bekannte Rede des Jägers in „Wallensteins Lager" auf sie anwenden konnte, Wenige nur haben das Wesentliche seines hohen Geistes lebendig erfaßt und unter diesen Wenigen ist Gust. Pfizer Einer der Hervorragendsten. Wenn wir durch seine Dichtungen auch nicht poetisch ergriffen werden, erfreut uns sein Gedankenreichthum, seine kräftige, freimüthige Gesinnung, die durchweg sittliche Schönheit seiner idealen Lebensansicht, seine oft allerdings etwas schwerfällige, aber immer edle und würdige Sprache, der oft glückliche Gebrauch gut gewählter Bilder. Die vorwiegend ernste Stimmung des Dichters läßt sich vielleicht aus dem bedeutsamen Gedicht „Zwillingsloos" (1) erklären, nicht weniger hat aber vielleicht auch die krankhafte Richtung der Poesie in den dreißiger Jahren Einfluß auf ihn gehabt, wenn er auch dieser Richtung mannhaft widerstand. Die Todesahnung, die er öfters ausspricht („Schöner Tag"), hat schon den Charakter des Weltschmerzes und erscheint gesucht und gemacht. Im „Soldaten vor der Schlacht" macht die Todesahnung, welche den Mittelpunkt des Gedichts bildet, eine unangenehme Wirkung, weil sie dem Wesen des Kriegslieds geradezu widerspricht. Mit solchen Liedern gewinnt man keine Schlachten; aber leider findet sich diese unpassende Zuthat in den meisten deutschen Soldatenliedern. Ueberhaupt gibt sich Pfizer oft einer gewissen Sentimentalität hin, die sich im Ausmalen von trüben Bildern gefällt („Des Lebens Unruhe"); ja es erscheinen ihm selbst die Naturgegenstände als von Angst und Noth gedrückt („Der Phönix"). Berechtigter, weil begründet, ist seine Unzufriedenheit mit der bloß nach Genuß strebenden Zeit („Feste").

G. Pfizer gelangt nur dann zu größerer Bedeutung, wenn er höhere Ideen zum Gegenstande seiner Dichtung wählt; in der Darstellung von Empfindungen ist er dagegen nicht glücklich. Seine Liebesgedichte lassen kalt; sie strömen nicht aus dem laut pochenden Herzen, sondern sind meist nur Eingebungen des nüchternen Verstandes; sie können gefallen, wenn sie, wie die „Seelenwanderung" (2), einen Gedanken geistreich behandeln, aber sie werden niemals ein lebendiges Gefühl erwecken. Aehnlich verhält es sich mit den der Natur gewidmeten Gedichten; sie verfallen ins Triviale, wenn der Dichter die Gefühle darstellt, die von den Naturerscheinungen in ihm geweckt werden („Erinnerung an Neapel"); sie gewinnen nur dann höheres Leben, wenn die Naturerscheinungen Gedanken der Lebensweisheit hervorrufen („Der Wintermorgen"), wie er denn das Talent besitzt, in Herders Weise an der äußern Erscheinung deren tiefere geistige Bedeutung zu sinniger Allegorie zu erheben.

Seine Neigung zur Reflexion gibt sich besonders auch in einer Reihe von Elegieen kund, in denen er uns Bilder aus dem griechischen Leben vorführt, und die sich zum Theil an Schiller anlehnen. Eine der schönsten ist „Der verschüttete Bergknappe", nach Hebels schöner Erzählung. Wenige seiner Dichtungen haben die klare, gesunde, von aller krankhaften Sentimentalität freie Objektivität, wie diese Elegieen. Von sehr verschiedenem Werth sind seine politischen Gedichte, wenn auch alle von seiner Vaterlands- und Freiheitsliebe zeugen. So sind „Die Bürger" (1830) breit und das Gedicht „An den deutschen Adel" ist ohne Schwung. Gelungener ist das „Den Landständen von 1833" gewidmete Lied, in welchem er seine Landsleute mahnt, im Kampfe auszuharren und auf eine bessere Zukunft zu hoffen, eine Mahnung, welche übrigens ziemlich überflüssig erscheint, da die Deutschen nur zu geneigt sind, von der Zukunft zu erwarten, was sie durch mehr Thatkraft selbst erringen könnten.

Die vaterländische Gesinnung des Dichters macht ihn keineswegs einseitig; er tritt für die Freiheit überall in die Schranken, wo irgend ein Volk für dieselbe kämpft. Unter seinen Griechenliedern ist namentlich „Der Griechen Gruß an den neuen König 1830" wegen seines prophetischen Inhalts merkwürdig. Er ruft ihm zu:

„Eine Warnung, König! Schlage
Nicht zu hart mit Deinem Stab
An den Fels! Es geht die Sage,
Drin bereitet sei ein Grab!"

Voll Mitgefühl und kräftiger Empfindung sind seine Polenlieder; vortrefflich ist namentlich der „Siegesgruß", ein begeisterter Gesang über einen Sieg der Polen, der deren Befreiung hoffen ließ.

So ernst und oft beinahe düster und schwermüthig Pfizers Dichtungen im Ganzen sind, so finden sich doch auch einzelne heitere Lieder, die um so erfreulicher sind, als sich in ihnen ein gesunder Humor kund gibt („Dolce far niente"), freilich fehlt auch diesen Liedern der poetische Hauch, wie in dem Trinklied „Die Tafelrunde", in welchem ein guter Gedanke glücklich durchgeführt ist.

Die Gewandtheit, mit welcher Pfizer die Sprache und den Reim behandelt, veranlaßte ihn, sich auch in künstlicheren Formen zu bewegen. Unter den zwölf Sonetten „An die Frauen" sind einige trefflich, andere ermangeln der Klarheit; unter den übrigen zeichnen sich mehrere durch Schönheit der Gedanken und geistreiche Wendungen aus, wie „Die Wünsche" und „Diamanten und Splitter" (4), worin der Dichter seinen Schmerz über die Zerrissenheit und Thatlosigkeit des Vaterlandes in

*) „Den Mann beglückt, den wagenden, das Heute!
Hoch schlägt das muth'ge Herz, wenn jeden Tag
Er neu gewinnt des Daseins süße Beute."

tiefgefühlten Worten ausspricht. Auch die italienische Stanze beherrscht er mit Sicherheit („Verwandlungen"); noch glücklicher aber ist er in der Gasele, einer Form, die seiner Eigenthümlichkeit deshalb zusagt, weil die geistreiche Behandlung den Mangel an poetischer Tiefe leicht übersehen läßt, was der Dichter selbst fühlt und im „Gasel" (5) deutlich genug ausspricht.

Pfizers Balladen und größere poetische Erzählungen behandeln meist interessante Stoffe, und viele sind auch in der Ausführung als gelungen zu bezeichnen („El Sospiro del Moro", „Cornelia", „Almansor", „Ovidos letzte Tage", „Gerontes", dessen allmählige Umwandlung zum Unglauben, so wie sein innerer Kampf, als er heucheln sollte, vortrefflich geschildert sind. In den „Salomonischen Nächten" ist die Beschreibung des Zaubergartens äußerst glücklich und von hoher Anschaulichkeit, dagegen sind die Unterredungen, die er mit der Königin von Saba führt, nicht dem Charakter angemessen, wie er von der Bibel überliefert worden ist. Die größeren Erzählungen „Ezzelin, Tyrann von Padua" und „Die Tartarenschlacht" beweisen, daß Pfizer mehr Talent für das Epische hat als für das Lyrische und daß er insbesondere die geschichtlichen Ueberlieferungen poetisch zu gestalten versteht.

Wenn wir die bisherige Darstellung kurz zusammenfassen, zu der wir nur noch hinzufügen, daß Pfizer auch Byrons „Dichtungen" (Stuttg. 1835—39. 4 Sammlungen) nicht ohne Glück übersetzte, so wird sich als Ergebniß herausstellen, daß er zwar keine hervorragende poetische Begabung hat, daß seine Dichtungen aber durch ihren würdigen, sittlich schönen Inhalt, durch ihre vaterländische und freie Gesinnung, so wie endlich durch ihre gewandte Darstellung und schöne Form unbedingte Anerkennung verdienen.

1. Zwillingsloos.

Nicht einsam trat ich ein in diese Welt;
Ein Schwesterchen lag freundlich mir gesellt
In Einer Wiege, und ein Mutterherz
Sah doppelt sich vergütet seinen Schmerz.
Zwei Engel stiegen aus dem stillen Reich,
Wo man der Menschheit Loose wägt, zugleich,
Doch Einem ward die Vollmacht nur gegeben,
Sein Kind zu lenken durch das wirre Leben.

Warum sie so und anders nicht getheilt?
Wer kann's errathen! Rasch davongeeilt
War meine Schwester; nenn ich es ein Glück,
Daß in der Wieg allein ich blieb zurück?
Daß nicht der Tod, der mir so nahe kam,
Auch mich als leichte Beute mit sich nahm?
Doch wenn ich auch dem frühen Grab entfloh,
Ich werde kaum des bittern Vorzugs froh;
Denn, lag ich auch bewußtlos träumend da:
Wem einmal kam die kalte Hand so nah,
Daß sie berührte sein verschwistert Wesen,
Der kann zu echter Freude nie genesen.
Mir raunts ins Ohr bei Jubel und Genuß:
„Du stehst im Schattenreich mit Einem Fuß!
Warum ward Dir verlängert noch die Frist,
Da doch dein Fleisch und Blut gestorben ist?"
Und drum, so weit mir das Gedächtniß reicht,
War mir das Leben nie wie Andern leicht;
Schwer, wie den Schläfer drückt des Alpes Last,
Trüb, wie des Abschieds Stunde wird dem Gast;
Mir bleibt das Herz erkältet und erschreckt,
Mein Mark vom Hauch des Todes angesteckt.
Und du, o Genius, der du bei mir bliebst,
Und dich mit mir durchs irre Leben triebst,
Das, wenns auch den Planeten nicht bewegt,
Doch tausend Sorgen, Stürme, Flammen hegt,
Sprich: ward dir niemals deine Sendung leid?
Gedachtest du des Bruders nie mit Neid,
Der von dem zarten Schützling ungekränkt,
Der Heimat gleich sich wieder zugelenkt,
Und von der Mutter Brust in raschem Flug
Die unbefleckte junge Seele trug?

2. Seelenwanderung.

Ich weiß nicht, ob auf langem Wanderzug
Schon andre Hüllen meine Seele trug?
Ob als Kalif ich auf dem Throne saß?
Ob harmlos ich einmal gelenkt den Pflug?
Ob ich in wilder Schlacht ein Heer geführt
Und wund gedrückt des mächtgen Rosses Bug?
Ob mich vielleicht ein dankbar Volk beweint,
Mich beigesetzt im goldnen Aschenkrug?
Ob ich vielleicht am Galgen einmal starb,
Für Räubereien büßend und Betrug?
Von allem diesem fehlt Erinnrung mir;
Ich bin nicht wie Pythagoras so klug.
Doch weiß ich Eins: daß selig so wie jetzt
Mir niemals noch das Herz im Busen schlug.
An deiner Brust, mein Mädchen, ist mir wohl!
Hier schlösse sich die Wanderung mit Fug.
Ich fühle mich von allen Schlacken rein,
Zur dauernden Vollendung reif genug;
Und meine stille Seele bebt zurück
In ihrer Rast vor einem fernern Flug.

3. Antwort.

So sinnend schritt ich an den Rosengängen,
Wo süße Wohlgerüche mich berauschten,
Viel bunte Vögel Kuß und Liebe tauschten,
Der Lenz sich hob mit Blüthen und Gesängen.

Und tausend Rosen sah ich wohl sich drängen,
Von denen schon halb welk die Blätter rauschten,
Und tausend, die aus zarten Knospen lauschten,
Verheißend, bald die grüne Haft zu sprengen.

Doch eine Rose, die in reifer Milde
Gleich fern von Kindheit wie von Alter blühte —
Im ganzen Garten sucht' ich sie vergebens;

Aus Blumen las ich das Gesetz des Lebens:
Das Schönste lebet nie; nur im Gemüthe
Begegnen dir vollendete Gebilde.

4. Diamanten und Splitter.

Den Diamanten, die das Aug ergötzen
Mit ihren bunten, wunderbaren Strahlen,
Vervielfacht sich der Werth zu tausendmalen
Nach stürmisch aufwärts eilenden Gesetzen.

Wohl mags des eitlen Thoren Herz verletzen,
Der liebt mit seines Goldes Macht zu prahlen,
Wenn vom Regent er hört, den zu bezahlen
Man nicht vermöchte mit des Nabobs Schätzen.

Wärst du, o Deutschland, schmählich nicht zerschlagen:
Der größten Diamanten wärst du Einer,
Und Niemand dürft' um dich zu markten wagen!

Jetzt liegst du werthlos fast in dreißig Splittern;
Du hegst ein köstlich Wasser, wie sonst keiner,
Und mußt vor Juden doch und Christen zittern!

5. Das Gasel.

Es wandte meine Kunst sich zum Gasele,
Damit sie alle Formen sich vermähle.
Ergötzlich ist solch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens markger Kern ihr fehle;
Die Wandrung selbst bereichert schon den Geist,
Ob er auch nirgends plündre oder stehle.
Hier lernt, wie tönender Musik zulieb
Die Sprache sich in mancher Krümmung quäle,
Und von des Gleichklangs strenger Pflicht beherrscht,
Seltsame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künstlers Kunst und Fassung leihet oft
Den Werth dem minder kostbaren Juwele.
Euch fleh ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja selbst die Schwächen nicht verhehle,
Und unter dieses bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die echte Christenseele.

6. El Sospiro del Moro.

Edle Reiter kommen gezogen
Aufwärts den Berg in buntem Zug;
Und Kameele, von Lasten gebogen,
Starke Rosse mit triefendem Bug.

Aber sie ziehen so öd und stille,
Ohne der hellen Trommeten Tusch,
Nicht von des Turbans farbiger Fülle
Wehet der freudige Reiherbusch.

Tief in den Boden die Rosse hauen,
Nach dem Gipfel gerichtet den Blick,
Aber die Männer und die Frauen
Sehen voll Gram ins Thal zurück.

Unter der Last verhaltner Klagen
Quält sich des vordersten Reiters Herz;
Kann das mächtige Roß ertragen
König Boabdil und seinen Schmerz?

Ach! die süße Heimat verloren!
Wo der Himmel so mild und klar!
Aus dem Lande, das sie geboren,
Scheidet der trüben Verbannten Schaar.

Allah segnet des Feindes Fahnen;
Segnende Blitze sind sein Geschoß,
Und des verhaßten Kreuzes Fahnen
Wehen von des Alhambra Schloß.

Angelangt auf dem Gipfel, wenden
Alle zum Thale den finstern Blick;
Und die Fraun mit gekreuzten Händen
Klagen um das verlorene Glück.

Jeder gedenkt, was er besessen
In des fröhlichen Xenils Au'n;
Was er geliebt, er soll es vergessen
Und eine neue Heimat erbaun.

Aber Boabdil, in Gram verloren,
Denket an Krone und Macht und Reich:
Ach! im Purpur war er geboren;
Sterben wird er dem Bettler gleich.

Wandeln soll er auf dornigem Pfade,
Der geruht im seidenen Zelt;
Missen das schönste Recht der Gnade,
Welches üben die Herrscher der Welt.

Daß er noch Einmal sein Herz erquicke,
Schaue noch Einmal der Väter Haus,
Sendet er dürstend heiße Blicke
Ueber die sonnige Landschaft aus.

Aber er sättiget seine Seele
Mit dem schmerzlichen Abschied nicht;
Daß er die fließende Thräne verhehle,
Hüllt im Gewand er sein Angesicht.

Und die Ritter und die Frauen
Denken nicht mehr der eigenen Wehn,
Wenn sie den klagenden Fürsten schauen
An seines Reiches Marken stehn.

Granada lag in goldenem Schimmer
Und der Alhambra in sonnigem Brand —
Da entfloh der König, und nimmer
Sah er sein schönes Vaterland.

Flüchtig verhallt der Sterblichen Klage,
Wie der Wind geht über die Flur;
Und das malmende Rad der Tage
Löschet ehrend des Kummers Spur.

Doch nicht vergaß das seltene Trauren
Eines Königs der heilige Ort;
Und der letzte Seufzer des Mauren
Tönt auf dem Berge noch immer fort.

7. Almansor.

Almansor klagt in der Wüste, verirrt;
Kein Vogel die brennenden Lüfte durchschwirrt;
Im Sande verloren ist jegliche Spur,
Der einzige Quell ist der Thränenbach nur,
Der heiß von den Wangen ihm fluthet.

Da nahet dem Betenden eine Gestalt,
Von weißem, glänzendem Mantel umwallt,
Verheißenden, milden, tröstlichen Blicks
Und glückliche Wendung des drohnden Geschicks
Im Auge, dem seligen, tragend.

Dem Hoffenden reicht sie mit gütiger Hand
Durchwirket mit seltsamen Zeichen ein Band:
„Ein herrliches Wunder gönnt Allah dir;
Verbürget ist mit dem Pfande hier
Dir des liebsten Gebetes Erhörung!"

Almansor beugte sich tief in den Staub;
Doch achtet es seine Seele für Raub,
Jetzt gleich zu verschwenden des Himmels Huld;
Es wuchs ihm die Kraft und die ehrne Geduld;
Er entkam dem Grab in der Wüste.

Nach Jahren wurde das Feld ihm verheert
Und das Haus und die Habe vom Feuer verzehrt;
Doch focht es den Mann, den verarmten, nicht an,
Ihm blieben die Kräfte ja unterthan,
Die er anzurufen noch zögert.

Dann starb ihm die blühende Gattin dahin;
Er sah auch die Leiche mit heiterem Sinn:
„Ich kann ja noch immer zu neuem Glück
Aus dem Grabe die Todte rufen zurück!
Mein bist du, sobald ich gebiete!"

Die lieblichen Kinder auch pflückte der Tod;
„Es führt sammt der Mutter sie mein Gebot
Dem Leben, dem goldenen, wieder zu!“
Er lächelte sanft und schaute mit Ruh
Die Särge versenken im Grabe.

Und Monde und Jahre noch zögert der Greis
Und sparet das mächtige Zaubergeheiß;
Er darf nur wünschen, so kehret das Glück,
Das Leben dem einsamen Hause zurück;
Oft labt sich sein Geist an dem Bilde!

Die tödtliche Krankheit nagt ihm das Mark,
Doch ist noch immer der Talisman stark;
Bald will er beleben nun Kinder und Weib,
Sich selber verjüngen den welkenden Leib;
Die Hoffnung verscheucht ihm die Schmerzen.

An einem Morgen, da müd er erwacht,
Beschließet er fest: heut sei es vollbracht!
Er schlummerte ein und schlummerte fort,
Der Tod, der eilende, nahm ihm das Wort
Von der bleichen, lächelnden Lippe.

Die Nachbarn fanden den Alten todt,
Der immer so froh war in Armuth und Noth;
Sie schmückten den Sarg mit dem seltsamen Band,
Und keiner von allen Weisen im Land
Vermochte die Zeichen zu deuten.

Eduard von Bauernfeld.

Eduard von Bauernfeld, geb. zu Wien am 13. Jan. 1802, wuchs, früh verwaist, in dürftigen Verhältnissen auf, so daß er sich schon in frühen Jahren durch Ertheilung von Privatunterricht erhalten mußte. Es gelang ihm bei seinem festen Willen, trotz seiner Mittellosigkeit, die Rechte zu studieren und im Jahre 1826 eine Anstellung als Konzeptspraktikant bei der niederösterreichischen Regierung zu erhalten. Ein Jahr später wurde er an das Kreisamt im Wiener Wald versetzt, 1830 bei der Hofkammer und 1843 als Konzipist bei der Lotteriedirektion angestellt. Wie die jüngere Generation, mit dem Metternichschen System unzufrieden und für freiere Entwickelung begeistert, gab er im J. 1842 in Leipzig „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“ heraus, worin er namentlich die Abschaffung der drückenden Censur verlangte. Er wagte sogar öffentlich, sich in diesem Sinne auszusprechen. Bei einem Festessen zu Ehren Friedrich Lists im J. 1844 trug er ein Gedicht „Zollverein“ vor, in welchem die Verse vorkommen:

„Und wenn die Gedanken erst zollfrei sind,
Dann wollen wir weiter sprechen.“

Sein Vorgesetzter zog ihn deshalb zur Rechenschaft und versicherte, daß er sich durch solche Aeußerungen seine Zukunft verderbe, und daß sie mit seinem Eid als Beamter in Widerspruch stünden, worauf Bauernfeld erwiederte, das, was er erreicht habe (die Konzipistenstelle mit 800 Gulden Besoldung) sei so gering, daß er vermuthlich gar keine Zukunft habe; übrigens sei er jeden Augenblick bereit, den Beamten dem Schriftsteller zum Opfer zu bringen. Der Freimuth des Dichters imponierte dem Präsidenten, der ihn unangefochten ließ. Im Frühjahr 1845 machte Bauernfeld einen kurzen Ausflug nach Paris und London, bei welcher Gelegenheit er auch das südwestliche Deutschland besuchte. Das freiere Staatsleben, das er auf dieser Reise kennen gelernt hatte, ließ ihn die traurigen Zustände Oesterreichs erst recht gründlich erkennen und sein Schmerz erreichte einen solchen Grad, daß er sich Anfangs 1848 zum Minister des Innern begab und ihm eröffnete, daß er sich entschlossen habe, seine Anstellung aufzugeben und Oesterreich zu verlassen. Der Minister rieth ihm ab, trug ihm dagegen einen längeren Urlaub nach Deutschland mit der Bemerkung an, „daß die Reformen in Oesterreich vor der Thür stünden“. Freilich bedurfte es dazu einer Revolution. Im März 1848 erhob sich Wien mit einer ungeahnten Kraft. Als die Aufregung den höchsten Punkt erreicht hatte, begab sich Bauernfeld mit seinem Freund Anastasius Grün zum Erzherzog-Palatin, um ihm auseinanderzusetzen, daß die allgemeine Aufregung sich nur durch bestimmte Zusage einer Konstitution beschwichtigen lasse; seine Audienz beim Erzherzog Franz Karl in der gleichen Absicht hatte entschiedenen Erfolg. Die Anstrengung in diesen Tagen — er hatte fünf Tage und Nächte kein Auge geschlossen — und die damit verbundene Aufregung zog ihm eine gefährliche Gehirnentzündung zu. Im April war er so weit hergestellt, daß er in die Steyermark reisen konnte, um in der Gebirgsluft neue Kräfte zu schöpfen; doch mußte er die Wahl in das Frankfurter Parlament ablehnen, weil er sich noch zu schwach fühlte, um

neuen Anstrengungen entgegenzugehen. Auch legte er seine Stelle nieder, und er lebt seitdem in seiner Vaterstadt in ruhiger Zurückgezogenheit.

Bauernfeld ist eine echte Wiener Natur, gemüthlich und herzlich, mit einer unbesieglichen Neigung zum Scherz und selbst zur Satyre, die aber, selbst dann, wenn er am Schärfsten geißelt, die ursprüngliche Gemüthlichkeit nicht verläugnet. Dieser Charakterzug erscheint noch durch die feine Bildung veredelt, die sich in seinen sämmtlichen Erzeugnissen kund gibt, wie sich auch die wärmste Ueberzeugungskraft, die reinste Freiheits- und Vaterlandsliebe in ihnen ausspricht. Er ist sich bei allen Wandlungen des literarischen und politischen Treibens, die er erlebte, stets gleich geblieben; nie hat er seine Ueberzeugung gewechselt, und er konnte mit vollem Recht unter sein Bildniß das Motto setzen: „Lieber unvorsichtig als unwahr".

Er ist vorzüglich als Dramatiker bedeutend und ist auch durch seine Dramen berühmt geworden, doch ist er auch als Lyriker beachtenswerth. Wie aus seinem Charakter hervorgeht, sind in seinen Gedichten (Lpz. 1852) namentlich zwei Richtungen zu erkennen: die gemüthliche und die satyrische, die aber oft harmonisch in einander übergehen. Von seinem tiefen und höchst liebenswürdigen Gemüth zeugen vor Allem diejenigen Lieder, in denen er Verhältnisse des häuslichen Lebens, die Beziehungen der Eltern zu ihren Kindern darstellt („Das Kind schläft", „Der Vater mit dem Kind", „Das Todtenhemdchen"), oder einzelne Bilder aus dem Menschenleben vorführt („Die Matrone"), und hier sind besonders die Liebeslieder zu erwähnen, in denen wahrhafte Empfindung nicht zu verkennen ist („Die Thräne"). Die Gedichte mit satyrischer Richtung sind ihm von seiner warmen Freiheits- und Vaterlandsliebe eingegeben; denn so scharf er oft geißelt, so läßt sich immer auf ihn anwenden, was er in „Heines neuesten Gedichten" von diesem Dichter sagt:

„Und wenn du über Deutschland schimpfst,
So kommt's dir aus dem Herzen;
Ach, was wir lieben, das macht uns ja
Die ungeheuersten Schmerzen."

In diesen Gedichten zeigt er einen wahrhaft staatsmännischen Blick, wie in „Atta Trolls Monolog im Zwischenreich", in welchem er die traurigen Zustände Deutschlands während und nach dem Parlament in scharfen Worten geißelt. Mit wahrhaft prophetischem Geist schildert er im Gedicht „Die Kriegslustigen" schon im Oktober 1850 die traurige und für Deutschland so verderbliche Eifersucht Oesterreichs und Preußens. Wenn sie noch Ein Mal ihr Schwert brudermörderisch gegen einander kehren sollten, ruft er aus, dann ist Deutschland verloren; es wird sich fremden Herrschern unterwerfen müssen, und selbst sein Name wird verschwinden.

„Also mahnt der gute Mittler,
Doch er fürchtet sehr, es werden
Nicht die Völker, nicht die Fürsten
Sich an seine Warnung kehren."

Ein Abschnitt der Gedichte führt die Ueberschrift „Poetisches Tagebuch". Dieß ist eine Sammlung von Sprüchen, Sentenzen, Gnomen, Reimen, oder wie man sie nennen will, die zu dem Köstlichsten der ganzen Sammlung gehören. Bald muthwillig scherzend, bald humoristisch lächelnd, bald auch mit Ernst strafend, entfaltet er darin einen großen Reichthum an Gedanken und Anschauungen, die oft an die Goetheschen zahmen Xenien erinnern. Der Dichter hat sie nach ihrem Inhalt in drei Abtheilungen geordnet: in der ersten sind allgemeine, das innere und äußere Menschenleben berührende Sentenzen, in der zweiten Betrachtungen über Kunst und Poesie, in der dritten politische Sprüche zusammengestellt. Alle sind voll tiefen Sinnes, klar und bestimmt; die politischen sind scharf und oft bitter, weil der Dichter die Hoffnung auf eine Besserung der deutschen Zustände nicht ohne Grund verloren zu haben scheint.

1. Das Todtenhemdchen.

Starb das Kindlein,
Ach, die Mutter
Saß am Tag und weinte, weinte,
Saß zur Nacht und weinte.

Da erscheint das Kindlein wieder
In dem Todtenhemd so blaß;
Sagt zur Mutter: „Leg dich nieder!
Sieh, mein Hemdchen
Wird von deinen lieben Thränen
Gar so naß,
Und ich kann nicht schlafen, Mutter!"

Und das Kind verschwindet wieder,
Und die Mutter weint nicht mehr.

2. Die Thräne.

Wie ihre lieben Augen
Heut so verweinet sind!
Wer konnte dich betrüben,
Du liebes, süßes Kind!

Magst lachen oder weinen,
Wie immer hold du bist!
Der Himmel bleibt der Himmel,
Wenn er auch wolkig ist.

3. Aus dem poetischen Tagebuch.

Es darf dir nicht den Sinn verwirren,
Dein Herz fürs Gute nicht erkalten;
Weit lieber mit dem Edlen irren,
Als mit dem Schurken Recht behalten.

Laß das lange Vorbereiten,
Fang' dein Leben an bei Zeiten.

Wie deutsch der alte Goethe war,
Das werden die Deutschen erfahren,
Wenn sie erst Deutsche geworden sind
Nach einigen hundert Jahren.

Das junge Deutschland konnte nie
Einen klingenden Vers gestalten;
Sie nannten sich die junge Poesie,
Und waren älter als die Alten.

„Der Fremde, den wir ewig hassen,
Du kannsts in der Geschichte lesen,
Der sä'te Zwietracht in unsre Massen." —
Ei, warum seid ihr dumm gewesen,
Und habt euch stets entzweien lassen?

„Jetzt sind wir frei." —
Ei, das ist prächtig!
Es bleibt doch Alles Lumperei,
Seid ihr nicht mächtig!

Deutsche Bewegung — es ist zum Lachen!
Wie Alle sich auf die Beine machen!

Das Franzenvolk ist doch
Eine rechte Bagage!
Sie haben immer noch
Geld und Courage.

Sie lernen Nichts, vergessen Nichts —
Zu ihrem Tadel Jeder sprichts;
Ihr Andern aber unterdessen
Habt eben auch das Lernen vergessen.

Ob je ein einiges Deutschland wird,
Wer kanns im Voraus wissen?
Seit tausend Jahren wards aber nicht —
Draus mögt ihr weiter schließen.

Adolf Bube.

Adolf Bube.

Adolf Bube, geb. den 23. Sept. 1802 in Gotha, zog im neunten Jahre mit seinen Eltern in das nahe Molsdorf, wo der Umgang mit der Natur die ersten dichterischen Regungen in ihm weckte, während ihn die historischen Gemälde des Schlosses und die mythologischen Bildsäulen des Gartens zu wissenschaftlichen Forschungen anregten, die er, von der reichen Schloßbibliothek unterstützt, mit Eifer begann und fortsetzte. Unter den Stürmen des Kriegs, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machten, von einem Privatlehrer vorbereitet, bezog er das Gymnasium zu Gotha, das damals in seiner höchsten Blüthe stand. Er gründete mit einigen seiner Mitschüler einen Verein, der wechselseitige Fortbildung zum Zweck hatte. Namentlich feuerte ihn der Umgang mit H. Stieglitz und Gust. von Heeringen zu dichterischen Bestrebungen an. Im Herbst 1821 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studieren, fand aber so wenig Geschmack an derselben, daß er sich bald nur philosophischen, philologischen und belletristischen Studien hingab. Er war dort ein thätiges Mitglied der von Ferd. Hand gegründeten ästhetischen Gesellschaft. Seine Neigung zur Poesie vermittelte die Bekanntschaft mit Knebel, durch den er Goethe, Einsiedel und Böttiger kennen lernte; außerdem gehörten Eckermann, Mosen und H. Döring zum Kreise seiner damaligen Freunde. Nach Beendigung seiner Studien im Herbste 1824 wurde er Erzieher in der Familie des Freih. von Lindemann in Koburg, im J. 1829 Vorleser der verwittweten Herzogin Auguste von Koburg, auf deren Empfehlung er als Erzieher in das Haus ihrer Tochter, Gemahlin des Grafen Mensdorff, Vizegouverneurs von Mainz, kam, wo er auch später als Sekretair der Prinzessin blieb. Auf einer Reise im J. 1832 lernte er auf dem Dampfschiff den großen Walter Scott kennen. Im Herbst 1834 kehrte er in die Heimat zurück, erhielt die Stelle eines Archivsekretairs in Gotha, wurde 1838 zum Oberconsistorialsekretair befördert, 1842 zum Direktor des herzoglichen Kunstkabinets und 1853 zum Herzogl. Archivrath u. Direktor der chinesischen Sammlung ernannt. Seit 1858 leitete er auch den Kunstverein zu Gotha. Er st. das. 17. Oktbr. 1873.

Adolf Bube ließ schon im J. 1825 eine Sammlung Gedichte erscheinen (Gotha), die im J. 1836 eine zweite Auflage erlebte; doch wenn auch darin ein schönes Talent sichtbar war, so gelangte dieses doch erst später zu größerer Bedeutung. Den größten Theil jener ersten Gedichte bildeten Balladen und Romanzen, in denen der Einfluß Schillers nicht zu verkennen ist, besonders in den Stücken, in denen er griechische Mythen behandelt. Eine zweite und dritte Sammlung, „Thüringische Volkssagen" (Gotha 1837) und „Deutsche Sagen" (Ebd. 1839; 4. Aufl. Jena 1842), zeigten merklichen Fortschritt in der Behandlung; in den „Neuen Gedichten" (Jena 1840) entwickelte er eine größere Mannigfaltigkeit der poetischen Anschauungen. Seinen Ruf begründeten aber hauptsächlich die „Naturbilder" (Gotha 1848; 4. Aufl. 1859) und die „Romanzen und Balladen" (Gotha 1850; 3. Aufl. 1866).

Schon in den „Neuen Gedichten" erscheint Freiligraths Einfluß, aber nur in so fern er ihn anregte, ähnliche Stoffe zu bearbeiten; in Auffassung und Behandlung der Stoffe hat aber Bube die größte Selbstständigkeit bewahrt. Es zeigt sich diese schon darin, daß er nicht nach

äußeren Effekten hascht, sondern sich der Einfachheit befleißigt, in so weit die Stoffe eine solche erlauben. Seine Sprache ist dabei sorgfältig, gewandt und wohllautend, die metrische Form mannigfaltig, der Reim reich und rein. Ob er gleich die Gegenden nicht aus persönlicher Anschauung kennt, die er uns in seinen „Naturbildern" und auch in den „Balladen und Romanzen" schildert, denn er hat außer einigen deutschen Ländern nur noch Belgien gesehen, so faßt er sie doch mit aller Schärfe und Wahrheit auf und er trifft oft in wenigen glücklichen Zügen den Charakter der entlegensten und fremdartigsten Landschaften. So führt er uns an das Eismeer, nach Nord- und Süd-Amerika, in die ägyptische Wüste und in die ungarische Haide; aber auch die Heimat begeistert ihn zu manchem Liede, und wir möchten diesen den Vorzug geben, weil sie eigene Anschauung und Empfindung geben. Mit sicherem Takt und echtem poetischen Gefühl vermeidet er, weite Landschaften zu schildern, wo durch Anhäufung von Einzelnheiten die Einheit und Uebersicht verloren geht; er zeichnet nur einzelne Scenen, einzelne Erscheinungen, aber diese lebendig und klar, und er erhöht den Eindruck der Schilderung dadurch, daß er die Ideen anknüpft, die das Anschauen der Naturerscheinung in ihm erweckte, Ideen, die nicht immer neu und tief sind, aber durch Adel und sittliche Würde erfreuen.

Eben so hat der Dichter auch in den Balladen und Romanzen das ethische Bildungselement hervortreten lassen, so wie er sich stets bestrebt, den einfachen Erzählungston zu treffen und Rhythmus und Reim dem jedesmaligen Stoff gemäß zu halten. Auch in diesen Dichtungen führt er uns in die verschiedensten Zeiten und Völker; Alterthum, Mittelalter, neue Zeit, Norden und Süden sind repräsentirt, und überall tritt uns der eigenthümliche Charakter der Völker und Zeiten lebendig und anschaulich entgegen. So ist in denjenigen, welche altnordische Stoffe behandeln, die wilde Glut der nordischen Poesie glücklich getroffen, so in „Yngwar", dessen rhythmischer Gang ein glänzendes Zeugniß von des Dichters Meisterschaft in Behandlung der metrischen Form und des Reims ist, so auch in „Rolfs Fahne", „Hako", während in der „Guahibomutter" das rein Menschliche den ergreifendsten Ausdruck gefunden hat.

1. In einer Sternennacht.

Während rechts im fernen Dunkel
Goldne Sterne niedersinken,
Steigen Sterne mit Gefunkel
Hinter Bergen auf zur Linken.

Was sich läßt am Himmel sehen,
Zeigt sich unten auch im Leben:
Sterne müssen untergehen,
Sollen Sterne sich erheben.

2. Das Schneegestöber.

Wie die kleinen Flöckchen
Bei des Windes Wehn
Hell im weißen Röckchen
Durcheinander drehn!

Wechseltänze schlingen
Sie auf luftgem Plan;
In verworrnen Ringen
Krümmt sich ihre Bahn.

Hast vergebens Mühen.
Rasches Flöckchen dort;
Spottend dein im Fliehen
Schwebt das Liebchen fort.

Andre, die ersiegen
Sich die holde Braut,
An einander schmiegen
Sie sich sanft und traut.

Aber alle kommen
Endlich hin zur Ruh,
Wann die Sonn erglommen,
Deckt Ein Grab sie zu. —

Wahres Bild des Lebens!
Der erringt sich Lust,
Jener hascht vergebens,
Bis ihm bricht die Brust.

Doch in Einen Hafen
Laufen Alle ein;
In der Erde schlafen
Sie im engen Schrein.

3. Die Guahibomutter.

Sieh dort im Kahn gebunden
Das Guahiboweib!
Es bluten Geißelwunden
An ihrem braunen Leib.

Sie denkt an ihre Kleinen,
Die nun im bangen Lauf
Fern am Ucayal weinen,
Und stöhnt zum Himmel auf.

So liegt sie voller Kummer
Schlaflos in tiefer Nacht,
Und, übermannt vom Schlummer,
Nicht weit von ihr die Wacht.

Da greift mit Mannesstärke,
Die Mutterlieb ihr gab,
Sie ungesäumt zum Werke
Und reißt die Fesseln ab.

Sie springt vom Bord des Nachen
Hinaus ins Flutgebiet,
Das mit bezahntem Rachen
Das Krokodil durchzieht.

Sie schwimmt zum fernen Strande,
Wo, dicht verdeckt von Rohr,
Der Jaguar im Sande
Sein Lager sich erkor.

Sie bricht im Wald sich Pfade,
Wo noch kein Fuß gerauscht,
Wo in der Sümpfe Bade
Die Riesenschlange lauscht.

Vom Stachel der Lianen
Wird ihr die Haut zerschlitzt,
Auf scharfgezackten Bahnen
Die Sohle wund geritzt.

Oft glaubt sie zu erliegen
Dem Durst, der Hungersqual;
Ameisen nur und Fliegen
Fängt ihre Hand zum Mahl.

Was in den schwersten Stunden
Wohl kaum ein Mann ertrug,
Von ihr wirds überwunden
Im pfeilgeschwinden Flug.

Und als zum vierten Male
Das Morgenroth erwacht,
Eilt sie dahin im Thale,
Wo ihr die Heimat lacht.

Sie öffnet rasch die Hütte,
Wo mit der Freude Laut
Sie auf der Lagerschütte
Drei theure Kindlein schaut.

Schnell endet sich ihr Weinen,
Sie jubeln auf in Lust,
Es stürzen sich die Kleinen
Der Mutter an die Brust.

Sie aber spricht: „Die Weißen,
Die mich hinweggeführt,
Sind hart, wie Fels und Eisen,
Die keine Klage rührt.

Naht wieder, uns zu scheiden,
Ein fremdes Männerboot,
So wählt, statt Trennungsleiden,
Mit mir den Flutentod!"

Kaum ist das Wort verklungen,
Da sieht sie schon den Kahn,
Aus dem sie kühn entsprungen,
Aufs Neu dem Ufer nahn.

Sie faßt und zieht geschwinder
Als auf der bangen Flucht
All die geliebten Kinder
Sich nach zur Felsenbucht.

Dort stürzt sie sich vom Strande
Ins Flutgebraus hinab
Und reißt vom Klippenrande
Die Kindlein mit ins Grab.

Die Weißen, deren Hiebe
Ihr fernher schon gedroht,
Erkennen: Mutterliebe
Ist stärker als der Tod.

4. Yngwar.

Der Fürst Yngwar
Im Schwedenland,
Mit weißem Haar,
Doch starker Hand,
Führt seine Schaar
Zum Meeresstrand,
Wo in Gefahr
Die Flotte stand.

Wie leis und sacht
Sich Räuber nahn,
Zog Esthlands Macht
Zum Uferplan.
Nun stürzt zur Schlacht
Der Held voran,
Sie tobt und kracht
Auf blutger Bahn.

Er steht und ficht,
Furchtbar bedroht;
Doch zagt er nicht
In tiefster Noth.
Sein Muth verspricht
Ihm Siegesroth,
Da plötzlich bricht
Sein Aug im Tod.

Floß auch sein Blut
Durch Feindesspeer,
Nicht wankt der Muth
Im Schwedenheer.
Es schwingt voll Wuth
Die Eisenwehr,
Stürzt Esthlands Brut
Hinab ins Meer.

Die Nacht bricht ein
Mit schwarzem Haar.
Bei Fackelschein
Senkt Schwedens Schaar
Ins Grab hinein
Den todten Aar,
Und bringt ihm Wein
Und Waffen dar.

Es deckt als Mal
Des Grabes Schooß
Ein Felsen, kahl
Und riesengroß,
Umkreist von Wal
Und Albatros,
Wenn Wetterstrahl
Und Sturm bricht los.

Die Woge prallt
Am Uferhang;
Sie schäumt und wallt
Die Gruft entlang.
Dem Helden schallt
Ihr Grabgesang,
Wie Schlachtlied hallt
Und Siegesklang.

Karl Johann Philipp Spitta.

Je seltener wir Dichtern geistlicher Lieder begegnen, welche wirklich poetisches Talent haben, um so höher müssen wir diejenigen schätzen, welche sich über gewöhnliche, prosaische Reimerei erheben und dem religiösen Stoff auch ein künstlerisch schönes Gewand zu geben verstehen, die ihre frommen Empfindungen in einer wohllautenden und edlen Sprache darzustellen vermögen. Unter diesen Dichtern nimmt Karl Johann Philipp Spitta eine hervorragende Stelle ein. Am 1. Aug. 1801 zu Hannover geb., verlor er seinen Vater, einen Sprachlehrer, schon im 4. Jahre. Seine Mutter ließ ihn unter großen Opfern die Schulen besuchen; aber nachdem er im Gymnasium bis zur Tertia gekommen war, wurde er gefährlich krank und seine Mutter that ihn, als er sich wieder erholt hatte, zu einem Uhrmacher in die Lehre. Allein der Beruf sagte ihm nicht zu; er wollte studieren. Im Herbste 1818 gab seine Mutter seinen Bitten nach; sie ließ ihm Privatunterricht ertheilen, dem er mit solchem Eifer und Erfolg oblag, daß er schon nach einem halben Jahre in die Prima des Gymnasiums aufge-

nommen werden konnte. Im J. 1821 bezog er die Universität Göttingen, wo er nebst Theologie auch andere Disziplinen studierte und als Mitglied der Burschenschaft an dem regen Studentenleben Theil nahm. Nach vollendeten Studien wurde er seit 1824 einige Jahre lang Hauslehrer und Pfarrgehülfe. Im J. 1830 erhielt er die Stelle eines Garnisonspfarrers und Seelsorgers an der Strafanstalt zu Hameln, 1837 wurde er zum Pfarrer in Wechold bei Hoya, 1847 zum Superintendenten zu Wittigen im Lüneburgischen und 1853 zum Superintendenten in Peine im Fürstenthum Hildesheim ernannt. Er starb in seinem Geburtsort am 26. Sept. 1859, wohin er wenige Jahre vor seinem Tode als Superintendent berufen worden war.

Spitta hat nach langer Zeit durch seinen Vorgang gezeigt, daß die religiöse Betrachtung keineswegs der poetischen Auffassung und Darstellung widerstrebe, daß sie durch die dichterische Einkleidung nur um so mehr an Wirkung gewinne. Wahre Frömmigkeit wird durch die poetische Fassung nicht zurückgedrängt, vielmehr kann sich die Wärme des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung nur um so lebendiger und wirkungsvoller aussprechen. Bei seiner poetischen Begabung konnte sich Spitta nicht in die dürre Dogmatik verlieren, die man so gern und mit so vielem Unrecht biblische Sprache nennt, aber sie hielt ihn auch von der sentimentalen und gesuchten Richtung fern, in der das edelste Gefühl zur Spielerei wird. Nur wenige seiner Lieder*) sind für den kirchlichen Gesang, die meisten für die häusliche Andacht bestimmt; aber diesen Zweck erreichen sie auch auf das Vollkommenste. Denn wenn wir auch oben bemerkten, daß er sich nicht in dogmatischen Phrasen bewege, so lebt dagegen eine wahrhaft christliche Gesinnung in seinen Liedern, der Geist der Liebe („Das Lied der Lieder") und des unerschütterlichen Vertrauens auf Gott („Sehet die Lilien auf dem Felde"), der sich dem Menschen tagtäglich in seinen Werken offenbart („Freude an der Schöpfung", „Im Frühling").

1. Das Lied der Lieder.

Es giebt ein Lied der Lieder,
Das singst du immer wieder,
Wenn du es Einmal singen lernst;
Kein Mensch hat je versonnen
Das Lied, so reich an Wonnen
Und doch so lehrreich, tief und ernst.

Es singt von einer Liebe,
Vor der des Lebens Trübe
Wie Nebel vor der Sonne flieht.
Wie weichen alle Schmerzen,
Wenn man so recht von Herzen
Anstimmen kann das schöne Lied!

2. Freude an der Schöpfung.

O du schönes Weltgebäude,
Das der Herr mit Glanz und Pracht
Uns zum Segen und zur Freude
Wunderherrlich hat gemacht!
O wie wird in allen Stücken
Da die Liebe offenbar,
Die den Menschen zu beglücken
So erfindrisch sorgsam war!

Ja, man kann an allen Werken,
Klein'n und großen, nah und fern,
Die verborgne Weisheit merken
Des Allgütgen, unsers Herrn!
Allen ist das Königssiegel
Ihres Schöpfers aufgedrückt,
Erd und Himmel sind ein Spiegel,
Drin man seine Huld erblickt.

In der Nähe, in der Ferne
Man viel tausend Zeugen trifft,
Wie die Blumen, so die Sterne
Sind ja eine heilge Schrift,
Die, dem Kindessinn verständlich,
Wonnevolle Kunde giebt
Von dem Gott, der uns unendlich
Segnet, labet, tröstet, liebt.

O wie ist es schön, zu lesen
In dem aufgeschlagnen Buch
Der Natur von jenem Wesen,
Das man niemals hoch genug
Kann erheben, preisen, loben,
Das uns liebevoll umschlingt,
Dem der Chor der Engel droben
Laut das Dreimalheilig singt.

Ja, dich kenn ich, Offenbarung
Meines Herrn in der Natur,
Seit aus eigener Erfahrung
Ich nicht bloß der Liebe Spur
Angedeutet, aufgeschrieben
In den Werken seiner Hand,
Nein, ihn selbst und all sein Lieben
Wesentlich in Christo fand.

3. Sehet die Lilien auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid,
Mit goldnem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht,
Er sendet dir in stiller Stund
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknets in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein,
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

*) Psalter und Harfe (herausg. v. Adolf Peters). Leipzig 1833; 35. Aufl. 1876. — Zweite Sammlung Ebd. 1842; 23. Aufl. 1876. — Nachgelassene geistliche Lieder (herausg. v. Adolf Peters), Ebd. 1861; 4. Aufl. 1868.

4. Im Frühling.

Kindlein singen auf den Gassen
Und das Vöglein auf dem Dach,
Denn der Sturm hat uns verlassen
Und der schöne Lenz folgt nach.

Wies' und Felder, die noch neulich
Trauerten im Winterkleid,
Grünen wieder so erfreulich
In der warmen Frühlingszeit.

Und der Himmel glänzt mir heller,
Alle Bäume schlagen aus,
Und die Sehnsucht treibt mich schneller
Aus dem alten dumpfen Haus.

Wer verschlösse sich und bliebe
Trüb daheim im Stubenlicht?
Ist es nicht auch Gottes Liebe,
Die das Eis des Herzens bricht?

Gustav Pfarrius.

Gustav Pfarrius, geb. am 31. Dez. 1800 im Dorfe Heddesheim bei Kreuznach, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, dem dortigen reformierten Pfarrer, studierte nach vollendeter Gymnasialbildung Theologie und Philologie in Halle und Bonn, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Saarbrücken, 1834 Oberlehrer und später Professor am Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Er legte 1863 sein Amt nieder, nachdem er vorher zum Ritter des rothen Adlerordens ernannt worden war.

Pfarrius machte sich zuerst durch das „Nahethal in Liedern" (Aachen 1833; 3. Auflage 1869) bekannt, eine poetische Reise durch das Thal der Nahe bis zu ihrem Einfluß in den Rhein, in welcher der Dichter nicht nur die Naturschönheiten schildert, sondern auch die Sagen, Legenden u. s. w., die von den verschiedenen Oertlichkeiten berichtet werden, in ansprechender Weise erzählt. Der Beifall, den diese kleinen epischen Gedichte fanden, aus denen wir nur „Die Gründung Kreuznachs", „Den Trunk aus dem Stiefel", „Michel Mort" erwähnen, veranlaßte den Dichter, sich in einem größern zu versuchen; allein wenn der „Karlmann" (Bonn 1841) auch manche schöne Einzelnheit bietet, besonders in den Schilderungen glücklich ist, so fehlt dem Ganzen doch die epische Gestaltung. Pfarrius kehrte glücklicher Weise zu den seinem schönen Talent angemessenen Stoffen zurück; er dichtete die „Waldlieder" (Köln 1850; 3. Aufl. 1869), die seinen lebendigen Sinn für das Naturleben in einfachen, aber ausdrucksvollen Rhythmen aussprechen. Bald betrachtet er den Wald und das mannigfaltige Leben in demselben mit kindlich naivem Sinne; bald sucht er dessen tiefere Bedeutung zu ergründen; dann läßt er seine Waldlust in einem jugendlich heiteren Liede ertönen, oder er kleidet seine Anschauungen in das Gewand der Fabel und Parabel ein, wobei er oft einen liebenswürdigen Humor entfaltet. Wie der Wald, so haben ihm in den „Gedichten. Neue Sammlung" (Köln 1860) der Sternenhimmel und die Nordsee fruchtbaren Stoff zu poetischen Bildern gegeben, die er mit Liebe und Geschick ausführt. Die beigefügten dramatischen Kleinigkeiten: „Velleda" und „Die Schiffbrüchigen" sind nicht ohne Interesse, ganz trefflich aber sind die kleinen didaktischen Gedichte, die eine tiefe Menschenkenntniß und Menschenliebe verrathen und auch des Dichters Freiheits- und Vaterlandsliebe beurkunden, die sich übrigens auch in vielen andern Dichtungen in tiefgefühlten Worten, aber immer mit großer Klarheit und Ruhe ausspricht. Auch als Erzähler hat sich Pfarrius bewährt in „Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen" (Kreuznach 1861) und in „Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert" (Braunschw. 1863).

1. Wie es den Sorgen ergieng.

Einst wollt ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihrs! rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein ander Mal bleibt ihr zu Haus!

2. Der deutsche Wald, das deutsche Herz.

Der deutsche Wald, das deutsche Herz,
Sie sind einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfüll und Blumentand.

In Baumgestalten mannigfalt,
In Staud und Stengel, Busch und Strauch
Ergrünt der tiefe deutsche Wald, —
Nur selten kommts zu Früchten auch;

Ideengebilde, reich und kühn,
Der Freiheit Heimweh, Weisheit Rath,
Im tiefen deutschen Herzen blühn, —
Nur selten werden sie zur That.

Und wie am schattenreichsten Baum
Ihr keinen Erntesegen schaut,
So wird aus Sehnsucht und aus Traum
Kein wetterfestes Reich gebaut.

O deutscher Wald, o deutsches Herz,
Ihr seid einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfüll und Blumentand.

3. Erdendunkel.

Ich ging einmal am Wanderstab
Durch sonnig Feld mit leichtem Sinn,
Da senkte sich der Tag und gab
Die Erde tiefem Dunkel hin.

Ich irrte pfadlos; doch je mehr
Hier Nacht umgab der Wege Spur,
Je strahlender zog dort das Heer
Der Sterne durch die Himmelsflur.

Am Steine stieß ich mir den Fuß,
Ein scharfer Dorn mein Kleid zerriß,
Doch sandt hinauf ich Gruß um Gruß,
Und pries der Erde Finsterniß.

Kein Stern ja strahlt, wenn Sonnenschein
Die Pfade durchs Gefild umlacht:
Es muß auf Erden dunkel sein,
Willst schauen du des Himmels Pracht.

4. Ziel und Ende.

Vom Strande schaut' ich hinaus ins Meer,
Da schien mir die Welt so öd und leer,
Die Wellen kamen, die Wellen flohn,
So trieben sie's seit Jahrtausenden schon,
Ich sah nicht Ziel noch Ende.

Und wieder schaut' ich zum Himmel empor,
Da zogen die Wolken nach wie vor,
Die Sonne, die tief im Westen hieng,
So heute wie gestern untergieng,
Ich sah nicht Ziel und Ende.

Und wieder schaut' ich entlang den Strand,
Da spielte der Wind mit dem Dünensand,
Hier ließ er ihn sinken, dort hob er ihn auf
In ewig erneuertem Wechsellauf,
Ich sah nicht Ziel noch Ende.

Doch wie ich da stand in Gedanken tief,
Ein Stimmchen meinen Namen rief, —
Sie wars! Vom rasenumgrünten Rand
Der Düne winkte sie mit der Hand:
Da sah ich Ziel und Ende.

5. Einheit und Freiheit.

Als einen wundersamen Fund
Verkündet's weit, verkündet's laut,
Wenn ihr die Einheit je im Bund
Mit ihrer Schwester Freiheit schaut.

Denn aus einander stieben sie
Beim ersten Schritt mit leichtem Schwung,
Die Einheit fort zur Despotie,
Die Freiheit zur Zersplitterung.

Und fragt ihr, welch ein Talisman
Mit diamantnem Zauberband
Die Flüchtigen verknüpfen kann? —
Die Liebe ist's zum Vaterland.

Eduard Schulz-Ferrand.

Eduard Schulz, geb. am 23. (13.) Januar 1813 zu Landsberg a. d. Warthe, kam nach dem Tode seines Vaters, 1825, nach Berlin, wo er seine wissenschaftliche Bildung erhielt. Wider seinen Willen zum Oekonomen bestimmt, konnte er erst spät seine unterbrochenen Studien wieder aufnehmen. Er starb bereits am 23. Okt. 1842 in Berlin.

Eduard Schulz, der seine Dichtungen (Gedichte. Berlin 1834. Neue Sammlung. Ebd. 1835. Lyrisches. Ebd. 1839) unter dem Namen Eduard Ferrand veröffentlichte, war eine echt poetische Natur, aber sein Talent hatte keinen großen Umfang. Man kann ihn nicht besser charakterisieren, als es Chamisso in einigen Worten that. „Ferrand", sagte er von ihm, „spielt nur auf Einer Saite, aber auf dieser wie Paganini." In der That sind seine zahlreichen lyrischen Dichtungen meist Variationen eines und desselben Themas, aber er weiß demselben stets neue Seiten abzugewinnen oder ihm eine andere Einkleidung zu geben. Liebesglück, vorzüglich aber Liebesschmerz bildet den Grundton der meist kleinen Lieder, die weder in Gedanken noch in der Darstellung neu, keine großen Ideen entfalten, durch keine überraschenden Wendungen, aber durch ihre Wahrheit der Empfindung und die melodische Fülle der Sprache erfreuen. Man fühlt es jedem Liede an, daß es auf irgend einem Erlebnisse beruht; jedes ist ein kleines Lebensbild, zu dem ihm die Natur, für die er einen offenen Sinn hat, oder das Leben den Stoff gibt, denn Alles, was er anschaut oder erlebt, und mag es noch so geringfügig sein, gestaltet sich ihm zum Liede. Der Regenbogen, der Schmetterling, die Blumen des Gartens, der Nebel, mit Einem Worte Alles erinnert ihn an die Geliebte oder an die verschwundene Jugendzeit, und er weiß immer eine schöne Beziehung zu finden. Einige Male wird er von Reminiscenzen an Schiller überrascht, „Das Lied" z. B. erinnert lebhaft an die „Macht des Gesanges", „Die Höhen" an die „Sehnsucht" und den „Pilgrim"; meist aber ist Heine sein Vorbild, den er zwar nicht erreicht, den er aber an Adel der Gesinnung weit übertrifft. In der zweiten Sammlung seiner Gedichte läßt er sich freilich oft verleiten, auch dessen frivole Anschauung nachzuahmen und den ernsten Gedanken mit einem witzigen oder ironischen Einfall abzuschließen, aber man merkt es gleich, daß dies nicht in seiner Natur liegt und nicht zu seiner vorwiegend elegisch-sentimentalen Stimmung paßt. Ferrand hat meist in einfachen Formen gedichtet, doch hat er sich auch hie und da in schwierigeren versucht; er hat Triolette, Glossen und Ritornelle gedichtet, die eigentliche Form der letzteren jedoch nicht erfaßt. Seine Balladen sind nicht ohne Geschick entworfen und ausgeführt, manche sind von bleibender Wirkung, alle haben aber einen düstern Charakter, der hie und da ins Grausenhafte übergeht.

1. Abend.

Seit frühem Morgen trug ich schon
Des Tages Hitz und Last,
Nun sehnt der müde Wandrer sich
Nach abendlicher Rast.

Ein nettes, schmuckes Häuschen winkt
Mir dort aus grünem Thal,
Auf seinen hellen Fenstern blinkt
Der Abendsonne Strahl.

Des Weines grüne Ranke schlingt
Sich auf an weißer Wand,
Und bunte Tauben sonnen sich
Auf seines Daches Rand.

Herüber aus dem Gärtchen weht
Der Blüthen süßer Duft,
Und säuselnd spielt im Wallnußbaum
Die goldne Abendluft.

Und Alles grüßt mich wunderbar,
So heimatlich und traut,
Manch wonnig blühnder Kindertraum
Wird mir im Herzen laut.

O dürft ich ruhn in jenem Thal,
Im eng begrenzten Raum!
O flösse dort mein Leben hin,
Ein langer, süßer Traum! —

Die Sonne sinkt, der Nebel steigt
Im Thale auf und hüllt
In stille, tiefe Dämmerung
Das holde Friedensbild.

Ich aber wandre schweigend fort
Und merk es selber kaum,
Denn mächtig regt im Busen sich
Manch selig süßer Traum.

Ich sehe noch das stille Thal,
Das Haus, den dunklen Baum,
Und in dem Häuschen mich und sie —
O wundersüßer Traum! —

2. Die Knospe.

Mein Herz ist eine Knospe,
Die still verborgen keimt,
Und in dem Sturm des Winters
Von schönren Lenzen träumt.

Mein Herz ist eine Knospe,
Durchwallt von süßem Duft:
Sie kann ja nicht erblühen
In eisig kalter Luft.

Mein Herz ist eine Knospe,
Und wenn es liebend bricht,
Entfaltet sich die Blüthe
Dem ewgen Sonnenlicht.

3. Leben.

Ich möchte sterben, jener Wolke gleich,
Die leuchtend durch des Himmels Fernen zieht,
Ein muntrer Wandrer in dem luft'gen Reich,
Der stolz herab auf diese Erde sieht.
Da naht der Abend — träumerisch verblüht
Des Himmels Rosenflur in dunkler Pracht —
Und über ihr, die jugendwarm geglüht,
Zusammenschlägt das dunkle Meer der Nacht.

Ich möchte sterben, wie die Blume stirbt,
Die lächelnd keimt im lauen Frühlingswehn,
Die sehnend um den Kuß der Sonne wirbt,
Wärs auch, in diesem Kusse zu vergehn.
Dann bebt durch ihren Duftkelch süßes Weh,
Die zarten Blätter sinken flammenwarm —
Vergehend schauert sie wie Semele,
Das Kind der Erde, in des Gottes Arm.

Ich möchte sterben, wie der Schmetterling,
Den in der Puppe weckt der Sonne Strahl —
Er sprengt die Hülle, die ihn bang umfieng,
Er gaukelt fröhlich durch das Blüthenthal;
Und jede Blüth' in selgem Liebesrausch
Umfächelt er mit farbger Schwinge Wehn,
Um süß nach flüchtgem Kuß- und Wonnetausch
Im letzten Blüthenkusse zu vergehn.

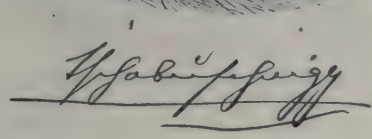
Du heller Traum des Himmels, Wolke, du!
Du Blüthenkind der frühlingswarmen Welt,
Du heitrer, bunter Gaukler ohne Ruh —
Von Trübsinn ist, von Neid mein Herz geschwellt.
Mir spinnt sich langsam, trüb und trüber stets,
Einförmig still dieß wirre Leben ab;
Nach flüchtig kurzem Glück — wie schnell verwehts! —
Nach dunkel ödem Weg in ödes Grab.

— Ich gieng so müde durch das Leben hin —
Ich weiß nicht, wie mir jetzt auf Einmal ward;
Es blitzt so hell durch den umwölkten Sinn:
Wirf an den Busen dich der Gegenwart!
Anklammre sie in hastigem Genuß —
Hinweg mit Zukunft und Vergangenheit!
Berausche froh dich in des Lebens Kuß —
Zu trägem Ruhen ist im Grabe Zeit!

Der Frühlingshauch weht kosend durch mein Haar,
Die schöne Erde lächelt hell mir zu —
Den vollen Becher heb ich, goldenklar!
Umschlinge heißer mich, Geliebte du!
Mag rasch verglühn nun meines Lebens Docht,
Mag brechen dieses Auge, lusterhellt —
Ich lebte! Jetzt — zu fühlen mein ichs — pocht
In einer Menschenbrust der Puls der Welt.

Adolf Ignaz Ritter von Tschabuschnigg.

Adolf Ignaz Ritter v. Tschabuschnigg, geb. am 9. Juli 1809 zu Klagenfurt, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte die Rechte in Wien, worauf er 1832 als Auskultant zu Klagenfurt in Staatsdienste trat. Im J. 1836 wurde er nach Triest und und 1844 wieder nach Klagenfurt versetzt, wo er im J. 1850 zum Oberlandesgerichtsrath ernannt wurde, als welcher er die ersten Schwurgerichtssitzungen in Kärnten eröffnete. Im J. 1854 wurde er in der nämlichen Eigenschaft nach Graz versetzt und im Mai 1859 zum Hofrath beim obersten Gerichtshofe in Wien ernannt, welche Stelle er bis zum 12. April 1870 bekleidete, wo er zum Justizminister für Deutsch-Oesterreich berufen wurde. Doch legte er bereits am 4. Febr. 1871 sein Portefeuille nieder und lebte seitdem theils auf seiner Villa am Wörther See in Kärnten, theils in Wien, wo er am 1. Novbr. 1877 starb. Sein längerer Aufenthalt in Triest, wo er mit mehreren ausgezeichneten Männern in genauer Verbindung stand, hatte auf seine Entwickelung den entscheidendsten Einfluß; er studierte mit Ernst und Erfolg Geschichte, Philosophie und Kunst und erlernte die vorzüglichsten neueren Sprachen. In den Jahren 1836—72 bereiste er nach und nach die Schweiz, Deutschland, Frankreich, Belgien, die britischen Inseln, Italien, Dänemark, Schweden und Norwegen, Ungarn und Polen, Aegypten, Kleinasien und Griechenland, was seinen Gesichts-



kreis und seine Kenntnisse erweiterte, vorzüglich aber seiner Weltanschauung eine zugleich praktische und poetische Richtung gab. Die politische Bewegung im J. 1848 fand an ihm einen entschiedenen Vorkämpfer; der ständische Ausschuß Kärntens, dessen Mitglied er war, sandte ihn nach Wien, um an den Berathungen über die österreichische Reichsverfassung Theil zu nehmen. Er entwickelte im Kärntner Landtag eine eben so große als erfolgreiche Thätigkeit, nahm auch als Mitglied des österreichischen Reichsrathes (seit 1861) und als ständiges Mitglied des österreichischen Herrenhauses (seit 1870) eine hervorragende Stelle ein und sprach stets für die Sicherung freier Zustände, so wie für die Regelung der Finanzverhältnisse. Als Minister trat er entschieden ein für die Aufhebung des Concordats und während des deutsch-französischen Krieges für strenge Neutralität.

Tschabuschniggs bedeutendste Leistungen sind seine Romane, welche wir später besprechen werden, doch verdient er auch als Lyriker Beachtung. Er gab zuerst „Gedichte" (Dresden 1833) heraus, denen er später „Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch" (Berl. 1856) folgen ließ. Beide Sammlungen vereinigte er in den „Gedichten" (3. Aufl. Lpz. 1864). In seinen ersten Versuchen ist der Einfluß Heine's unverkennbar („Vor einer Gesellschaft", „In der lieben Gasse"); in der Folge überwand er denselben, er gewann eine erfreuliche Selbstständigkeit, aber er hatte von seinem Vorbild gelernt, durch die einfachsten Mittel zu wirken. Daher trifft ihn der Vorwurf nicht, den man den österreichischen Dichtern zu machen pflegt, daß sie allzu sehr nach Bildern jagen und überhaupt durch den Glanz der Darstellung zu wirken suchen; seine Sprache ist vielmehr sehr einfach, ja sie sinkt sogar hie und da zur Prosa herab; auch fehlt es ihr öfters an Geschmeidigkeit, dem Reime an Reinheit. Viele Gedichte sind aus Erlebnissen hervorgegangen; es sind diese zum Theil die schwächsten der reichen Sammlung; der Dichter hat diese Erlebnisse noch nicht überwunden gehabt und konnte sie deshalb nicht frei genug anschauen. Wenn er aber den ersten Sturm der Leidenschaft besiegt und er sich zur Entsagung erhebt, da gelingt ihm manches vortreffliche Lied, dessen äußere Ruhe die Macht des Gefühls nur desto lebendiger hervortreten läßt („Vergiß!"). Ueberhaupt ist er am Glücklichsten, wenn er seinen Stoffen mit klarer Ruhe entgegentritt, wie in der „Waldeinsamkeit" (1), in welcher er, wie auch im „Wiederhall", die Natur glücklich zu beleben weiß und eine große Meisterschaft der Schilderung entfaltet, oder in „Ajax Oileus" (2), worin der Dichter seine eigene männlichkräftige Gesinnung in einem großartigen Bilde darstellt, das von antikem Geiste beseelt ist, dessen Wesen er in der Elegie „Antike und moderne Kunst" (3) dem Modernen auf das Anschaulichste entgegenstellt. Wir begegnen in der Sammlung manchem heiteren Liede, doch überwiegt das Ernste, und die Balladen, die er mit Glück behandelt, sind meist düster und selbst schaurig gehalten („Die sieben Grafen von Kuenring"). Er ist sehr glücklich in der Wahl seiner Stoffe, die er zum Theil der deutschen Heldensage entnimmt; mit Vorliebe behandelt er diejenigen, in welchen sich eine höhere Idee zur Anschauung bringen läßt („Van Green", „Eine Zaubermäre"), aber auch solche, in welchen sich die schaffende Phantasie heiter und spielend ergehen kann („Elfenmärchen"). Eigenthümlich ist es, daß der Dichter seine epischen Stoffe in einer Reihe von Bildern darstellt, die er in Sonettenform einkleidet („Eine Klosteridylle"). Nur selten betritt er das Gebiet der Politik („Das neue Märlein vom deutschen Kaiser", „Freiheit"), aber seine freie Gesinnung in Staat und Kirche tritt öfters unverhüllt hervor: „Des Herzogs Radbot Taufe" (4), „Vox populi, vox dei" (5), „Winkelried", „Béranger" u. a. m.

1. Waldeinsamkeit.

Schwüler, glühender Mittag zittert
Ueber die Flur, die Pflugschar ruht verlassen;
Unter dem Lindenbaum, mancher Jahrhunderte
Harmlos sinnigem Zeugen,
Liegt die müde Schaar der Mäher,
Froh des kreisenden Henkelkrugs;
Selbst die Axt im Walde verstummt,
Durch welke Wipfel dringen
Goldene Sonnenstrahlen, entsandt wie
Feurige Pfeile.

Aber tief in des Waldes innerstem Schattenkreis,
Wo uralte Bäume, dorischen Säulen gleich,
Ueberwölbt zum Tempel von Laubdach stehn,
Wo den cyklopischen Felsen
Des Epheus Ranke umflattert
Und der blauen Glocken schwankender Blumenstrauß,

Sitzt der große Pan
In beschaulicher Heimlichkeit.
Zerstört sind seine Altäre längst,
Und nicht mehr raucht ihm
Auf goldner Schale köstliches Opferblut;
Doch in Waldeinsamkeit schleicht er sich oft noch,
Und erfreut sich wie einst der süßen Kühle
Auf weich schwellendem Moos des Waldes.

Abseits rauscht eine Quelle, die Najade
Lagert sich traut zu ihm und mahnt ihn
Froh geschwätzig an Götterfabeln
Schönen, uralt fröhlichen Inhalts;
Scheuen Gangs darauf aus des Waldes Dickicht
Naht die Schaar der Nymphen,
Furchtsam zagenden Blickes um sich spähend,
Nach des krystallnen Wassers
Kühlendem Bade sehnsuchtsvoll.

Silbern zuerst umspielt den Fuß die Welle,
Die holde Einsamkeit erweckt
Bald Vertraun und schalkhaftes Wohlbehagen;
Glänzende Schleier sinken, und es feiert der Wald
Enthüllter Schönheit heilige Gegenwart.
Ueber den Uferplan schäkert harmlose Lust,
Jetzt ins Gebüsch entspringend, dann gehascht
Und bestraft mit Küssen;
Andre plätschern in heller Flut,
Schaukeln, wiegen sich drauf und tauchen unter,
Und die Wellen drängen einander lüstern,
Neidvoll um der tadellosen Glieder
Holde Berührung.

Horch, da tönt das Horn der Jagd,
Nur ein Triller, und schon zerstäubt das
Unvergleichliche Götterbild;
Wie der Sprung des Rehbocks
Bricht's ins Dickicht,
Und über des Ufers Blumen flattern
Glänzende, zarte Libellen hin.

2. Ajax Oileus.

Recht so, Ajax, die Arme geschürzt
Wie zum Kampf, und den Nacken steif,
Und in den Augen diesen nie bezwungenen Blick!
Laß ihn immerhin den eindringenden Poseidon;
Die Fluten branden, es wankt der Fels, — immerzu!
Und den mächtigen Dreizack schwingt der erzürnte Gott;
Fernab treibt das gebrochne Schiff,
Und in die Flammen stößt wie in Segel der Sturm.
Wohl! es mag stürzen der Fels, sinken der Held,
Untersinken ins feindliche Reich,
Kein Ajax mehr sein, —
Aber den Sieg erringe der Gott nicht!

Unbezwingbar ist der Mensch, frei wie ein Gott,
Die Freude theilt er mit den Unsterblichen nicht,
Die leichte, ambrosische,
Mühsam ringt er Früchte der Erde ab,
Seine Saaten kann ihm ein Gott zertreten,
Seine Blumen — aus Scherz und Laune;
Aber sein Wille ist fest, unbeugsam,
Und dämonisch wie Götterwille.

Du bist mein Held, Ajax!
Breche der Fels, ströme drüber die Brandung hin,
Als ob Ajax
Nie Götter und Schicksal gehöhnt;
Aber diesen erhabenen Blick
Wirf dem stürmenden Gott zu im Sinken,
Und besiegt, Ajax, hast du gesiegt!

3. Antike und moderne Kunst.

Ja, hier lebt der Olymp, durch Lorbeer rauscht Hippokrene,
Denn wo die Götter sind, steigt der thessalische Berg.
Der ist Zeus, wer verkennt die Kraft und die Ruhe des Löwen, —
Kaum erst dem Kampfe entrückt, stellt sich Herakles zum Kampf;
Auch Antinous kommt und vom Belvedere Apollon,
Hebe bietet den Krug, und Ganymed wird entführt.
Doch zu verwirren den Blick stehn dort zwei herrliche Weiber,
Beide vollkommner Gestalt, reich an entzückendem Reiz,
Aphrodite ist hier, und dort ist auch Aphrodite,
Wie sie dem Griechen gelebt, — wie sie Canova erschuf.
Aber der Knoten entschürzt sich: göttlich dem Meere entsteigt die
Eine, während verliebt diese dem Bade entschlüpft.

4. Des Herzogs Radbot Taufe.

Im Klosterhofe zu Langen ist heut viel Klerisei,
Es wird ein Fest begangen, gar eine seltne Weih,
Herr Radbot wird getaufet, der Fürst des Friesenstamms,
Gereinigt von dem Makel unseligen Heidenschlamms.

Sanct-Wolfram harrt im Dome in seiner besten Tracht,
Mit dem goldenen Bischofsmantel, am Haupt der Inful Pracht:
Jetzt tritt ins Thor der Friese, das Kleid von lichtem Stahl,
Er schreitet stolz und langsam, sie warten allzumal.

Daneben steht in der Tiefe voll Schnörkel seltner Art
Das Marmorbecken, Engel und Teufel drauf gepaart;
Sanct-Wolfram grüßt den Radbot: „Zum Taufquell steig getrost." —
Herr Radbot folgt nicht gerne, er scheut sich vor dem Rost.

„Mein Sohn, jetzt kniee nieder!" Herr Radbot zögert damit,
Sein Vater trug eine Krone, und er ist noch nie gekniet.
„Leg ab den Helm vom Haupte!" — „Er will die Locken licht
Wohl gar von der Stirne mir scheeren, als ständ ich am Hochgericht?" —

Und dennoch folgt er und kniet nun fast bis zum Gürtel im Born,
Er neigt das Haupt, man weiß nicht, vor Andacht oder vor Zorn;
Sanct-Wolfram begießt ihn mit Wasser; er schüttelt die Locken; wärs Wein,
Er schlürfte in durstigen Zügen die reichen Fluten ein.

„Du bist erwählt und berufen und glücklich zu preisen gewiß,
In der Hölle sind all deine Ahnen, dein wartet das Paradies."
Da springt aus dem Becken der Friese: „Sind in der Hölle die Väter mein,
So mag auch ich nicht den Himmel, ich will bei ihnen sein!"

5. Vox populi, vox dei.

Volkes Stimme — Gottes Stimme!
Wahr ist Eines: tauben Ohren
Gehen beide meist verloren,
Donnern sie nicht wild im Grimme.

Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld.

Ida von Düringsfeld, geb. am 12. Nov. 1815 zu Militsch in Schlesien, genoß nur eines sehr fragmentarischen Unterrichts, da sie ihren Aufenthalt oft wechseln mußte, aber sie

Ida von Düringsfeld

Ida von Düringsfeld ist vorzüglich durch ihre Romane berühmt geworden, die später zu besprechen sind. Hier haben wir uns zunächst mit ihren lyrischen und epischen Dichtungen zu beschäftigen. Ihr poetisches Talent, das sich in den „Gedichten von Thekla" (Dresd. 1835) schon in überraschender Reife zeigte, erscheint in einer spätern Sammlung „Für Dich" (Bresl. 1850; 2. Aufl. Lpz. 1865) in seiner vollsten Ausbildung; es hat zwar nicht an Umfang, aber wesentlich an Tiefe zugenommen; dagegen vermißt man in den spätern Gedichten hie und da die jugendliche Frische, die reizende Unmittelbarkeit der Empfindung, die in den früheren unwiderstehlich anzieht. Thekla's Lieder sind Ergüsse einer jungfräulichen Seele, die auch bei der größten Energie des Gefühls und des Willens doch immer mädchenhaft bleibt. In den Gedichten der Baronin von Düringsfeld erkennen wir das hochgebildete Weib, das über eine Welt von Erfahrungen gebietet und im Bewußtsein ihrer geistigen Kraft diese gern hervortreten läßt, sich aber auch in Sprache und Darstellung manche Freiheiten erlaubt, die der künstlerischen Wirkung Eintrag thun. In allen ihren Dichtungen herrscht eine große Klarheit des Gedankens, den sie immer poetisch zu gestalten weiß; sie ist reich an neuen Stoffen oder gewinnt den alten neue, oft sehr glückliche Seiten ab. Bei der Klarheit ihres Denkens und der Kraft ihres Geistes verfällt sie niemals in schwärmerische Sentimentalität, auch dann nicht, wenn sie die Liebesahnung oder den Liebesschmerz besingt.

ersetzte denselben durch eifriges Studium. Schon mit ihrem fünften Jahre begann sie Verse zu machen, ehe sie noch schreiben konnte. Mit 14 Jahren schickte sie einige Gedichte an die „Abendzeitung", welche den Beifall des Herausgebers Theod. Hell erhielten, was sie ermuthigte, im J. 1835 eine Sammlung unter dem Namen Thekla herauszugeben. In Breslau, wo sie einen Winter zubrachte, lernte sie Französisch und Italienisch und erhielt Unterricht im Klavier; noch einflußreicher war es, daß ihre Mutter im J. 1835 mit ihr nach Dresden zog, um ihr Unterricht im Gesang und in den Sprachen ertheilen zu lassen. Sie lernte dort Tiedge und Retzsch kennen, die bildend auf sie einwirkten. Als sie nach Schlesien zurückgekehrt war, förderte die Einsamkeit ihres Aufenhaltes ihre literarische Thätigkeit, die auch nicht unterbrochen wurde, als sie sich im Oktober 1845 mit dem Freiherrn Otto von Reinsberg verheirathete. Vielmehr wurde dieselbe durch ihre Ehe begünstigt, da sie mit ihrem Manne größere Reisen machte, die sie zum Studium der Sprachen, Geschichte und Sitten der Völker benutzte, mit denen sie in Berührung kam. So studierte sie in Venedig die Geschichte der merkwürdigen Dogenstadt, in Prag die czechische Sprache, im Waadland die dortigen Dialekte, in Dalmatien die südslavischen Sprachen, in Belgien das Vlämische. Seit 1859 lebte sie mit ihrem Manne theils in Prag, theils in Leipzig, meist aber auf Reisen. Sie starb in Stuttgart am 25. Okt. 1876.

Der Beifall, den Thekla's Gedichte gefunden hatten, ermunterte die junge Dichterin, sich auch im Epischen zu versuchen. „Der Stern von Andalusien. Ein Cyklus von Romanzenkränzen" (Lpz. 1836), obgleich auf Studium des spanisch-arabischen Mittelalters beruhend, entsprach den Erwartungen nicht; die Dichtungen hatten zu wenig episches Leben. Einen bedeutenden Fortschritt zeigte dagegen „Amimone. Ein Alpenmärchen vom Genfersee" (Berl. 1852), in welchem das Phantastische mit dem wirklichen Leben in glückliche Verbindung gebracht wird. Die Erfindung ist zwar nicht neu, aber sie ist mit Talent und Selbstständigkeit ausgeführt, und besonders sind die mannigfaltigen Charaktere mit Glück gezeichnet. Verdienstlich sind ihre Uebersetzungen czechischer und italienischer Volkslieder („Böhmische Rosen". Bresl. 1851, und „Lieder aus Toskana". Dresd. 1854; 2. Aufl. Prag 1859).

1. Die erste Thräne.

Du hast gesiegt, du hast das Herz erschüttert,
Das keine Macht noch brach;
Die erste Thräne, die im Auge zittert,
Spricht furchtbar deine Scheideworte nach.

Ich habe viel geduldet und ertragen,
Was Mancher nicht ertrug;
Mein Stolz erhob mich über das Verzagen,
Wenn mich des Schicksals ehrne Ruthe schlug.

Ich sah mein Vaterland in schnöden Ketten,
Und feige Sclaverei sein Loos;
Ich fühlte meine Kraft und konnt's nicht retten —
Doch für die Thränen war der Schmerz zu groß.

Ich war zu kühn, bald haßten mich die Großen,
Und zum Verbrechen ward mir meine Pflicht;
Ich wurde aus der Heimat fortgestoßen,
Und gieng und schwieg und weinte nicht.

Die Mutter starb, die letzte meiner Lieben,
Der letzte Freund verrieth mein Herz;
Ich weinte nicht, ich war mir selbst geblieben,
Und dieß Bewußtsein trieb mich himmelwärts.

Da sah ich dich. — O nimmer kann ichs sagen,
Wie Alles, was in meiner Seele schlief,
Und jedes Bild aus meinen bessern Tagen
Dein süßer Blick ins volle Leben rief.

Des Herzens unstät schweifende Gefühle
Verschmolzen in ein einziges Gefühl;
Mein ganzes Wesen rang nach Einem Ziele
Allmächtig hin, und du warst dieses Ziel.

Mein Traum war kurz — zwei himmelvolle Stunden,
Dann riß die Wahrheit schrecklich mich empor;
Und ich, den kein Geschick noch überwunden,
Ich weinte, als ich dich verlor.

Mein Dasein ist vollendet und die Scene
Des Lebens ist nun leer;
Leb wohl! Ich weinte dir die letzte Thräne —
Jetzt hat die Erde keine Qualen mehr.

2. Schweige.

Den Finger leg ich auf die Lippen
Und sage: schweige, schweige, schweige;
Was sind dir denn die fremden Menschen,
Daß ihnen sich dein Innres zeige?

Was fühlen sie von deinen Schmerzen?
Was wissen sie von deiner Wonne?
Dem Himmel magst du dich vertrauen,
Dem Mond, den Sternen und der Sonne.

Und auch den Wolken und den Wellen,
Und jeder Blume, jedem Zweige;
Doch trittst du wieder unter Menschen,
Dann denk an mich und schweige, schweige!

3. Weil ich nicht vergessen kann.

Wenn ein Blick sich von uns wendet,
Welcher einst von Liebe sprach,
Und der süße Traum geendet,
Und der Hoffnung Anker brach,
Alle Blüthen sich entfärben —
Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergessen, oder sterben,
Wenn er nicht vergessen kann.

Du auch hast mir einst gesendet
Deiner Blicke süßen Glanz,
Und dich von mir dann gewendet
Und zerrissen meinen Kranz,
Hold gelockt mich ins Verderben,
Treulos mich verlassen dann,
Und ich sehne mich zu sterben,
Weil ich nicht vergessen kann.

Was dein Mitleid mir auch spendet,
Was dein Blick mir auch verspricht —
Zwischen uns ists nun geendet,
Deine Freundschaft will ich nicht. —
Eins nur wollt ich mir erwerben,
Doch ich konnt es nicht — wohlan,
Laß es sein denn und mich sterben,
Da ich nicht vergessen kann.

4. An Georges Sand.

Du bist erhöht und in den Staub getreten,
Gekrönt mit Ruhm, gezeichnet mit Verhöhnung,
Für Tausende und dich ist nie Versöhnung,
Und dir zu nahen, würden sie erröthen.

Ich nahe dir — ich biete dir die Rechte,
Ich liebe dich und will es frei bekennen.
Nimm meine Hand zum Bund — nicht soll uns trennen,
Was ich an dir verlöscht, vergessen möchte.

Wenn du nicht bist wie wir, und nicht ertragen
Und lächeln willst, es ist nicht dein Verschulden;
Du kannst es nicht. Drum kämpfst du, wo wir dulden,
Und sprengst die Fesseln, die wir still ertragen.

Wohl hast du viel gefehlt in irrem Streben,
Hast manche Schranke frevelnd überschritten,
Die heilig ist; allein auch viel gelitten,
Und deinem Schmerze kann ich viel vergeben.

Doch Jene, die dich richten und verdammen,
Was wissen sie von dir und deinem Geiste?
Schlug in ihr Herz, das öde, das vereiste,
Ein Funken je von deines Herzens Flammen?

Durchreißt ihr Blick die Sonne, die sie blendet?
Verstehen sie, der Armuth bleiche Hüter,
Den Reichen wohl, der, stolz auf seine Güter,
In kühnem Uebermuth sie frei verschwendet?

Und hat ihr Herz aus Wunden je geblutet,
Wie tückisch sie verhüllte Feinde schlagen?
Und ist ihr Herz in todesdunkeln Tagen
Von namenlosen Thränen überflutet?

Gewiß, sie müssen, fest, in Einem Bunde,
Abwehren dich von ihrem kalten Leben,
Denn ihre Seele könnte ja erbeben
Von einem Liebeshauch aus deinem Munde.

Ida Gräfin von Hahn-Hahn.

Ida Marie Luise Sophie Friederike Gustave Gräfin von Hahn-Hahn, geb. Gräfin von Hahn, erblickte das Licht der Welt am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin. Da ihr Vater den Feldzügen von 1813—15 beiwohnte und später als Direktor wandernder Schauspielertruppen seinen Aufenthalt stets wechselte, war sie ganz der Leitung ihrer Mutter anvertraut, die nur äußerlich auf ihre Bildung gewirkt zu haben scheint. Die zerrütteten Vermögensumstände des Vaters blieben nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das junge Mädchen, das schon frühe große Eitelkeit und Glanzsucht an den Tag legte und sich daher glücklich schätzte, als ihr der reiche Graf Adolf von Hahn-Hahn seine Hand anbot. Die Ehe war jedoch nicht glücklich, sie wurde schon nach drei Jahren

(1829) gelöst. Die Gräfin benutzte die ihr gewordene Unabhängigkeit zu größeren Reisen; sie besuchte die Schweiz, Italien, Spanien, Frankreich, Schweden und endlich auch den Orient. In der Zwischenzeit hielt sie sich in Wien, Berlin und Dresden auf. Sie hatte diese Reisen nicht so sehr in Folge des Wunsches unternommen, die Länder und Völker kennen zu lernen, als vielmehr von einer beständigen Unruhe getrieben, die theils Wirkung ihrer nervösen Reizbarkeit, theils Folge ihrer häuslichen Mißverhältnisse war. Diese Reizbarkeit erreichte den höchsten Grad, als sie ein Auge verlor, ein Unglück, das sie sich übrigens selbst zugezogen hatte, weil sie sich den Anordnungen des sie behandelnden Arztes, des berühmten Dieffenbach, nicht gefügt hatte. Die Revolutionsjahre mußten auf die aristokratisch gesinnte Gräfin einen niederdrückenden Eindruck machen, und leicht gelang es dem Herrn von Ketteler, nachmaligem Bischof von Mainz, der damals katholischer Pfarrer in Berlin war, und durch seine berühmt gewordenen Predigten „Die großen socialen Fragen der Gegenwart" mächtiges Aufsehen erregt hatte, die Gräfin zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen (1850), in deren Interesse sie nun eine Reihe von Schriften herausgab, die, wie dieß gewöhnlich bei Convertiten der Fall ist, den blindesten Fanatismus zur Schau tragen („Von Babylon nach Jerusalem". Mainz 1851. „Aus Jerusalem". Ebd. 1851) und deren Nichtigkeit Abeken eben so geistreich als mild und scharf zugleich nachgewiesen hat („Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben mit einer Nachschrift an Ida Gräfin Hahn-Hahn". Berlin 1851). Im J. 1852 trat die Gräfin zu Angers als Novize in ein Kloster, verließ es aber wieder und gründete ein Kloster in Mainz.

Ihre Romane, die ihren Ruf begründeten, werden später besprochen werden. Das Gebiet der Lyrik betrat sie zuerst in den „Gedichten" (Lpz. 1835). Es sind dieselben sehr verschieden an Werth; wenige erreichen eine wahrhaft poetische Höhe, manche sind durchaus bedeutungslos, vielen fehlt die Einheit der Haltung, indem sie poetisch beginnen und prosaisch ausklingen oder umgekehrt; die meisten sind Mittelgut. Man begegnet manchen Nachklängen bekannter Gedichte („Nachtlied", „Liedchen" u. a. m.), oder Wiederholungen bekannter lyrischer Entwickelungen („Liebeswünsche"). Der Grundzug der Gedichte ist Unzufriedenheit mit dem Leben und dem Schicksal, die sich trotz des hie und da hervortretenden Gottvertrauens oft in schneidenden Worten ausspricht („Prometheus", „Schicksalslied"). Daher begegnet man wenigen Liedern, die das Liebesglück, desto mehr solchen, die den Liebesschmerz besingen, worunter manche von wahrem Gefühl zeugen. Die „Gedichte" sind für die Charakteristik der Gräfin deshalb von Bedeutung, weil sie in denselben einen ganz andern Standpunkt einnimmt als in ihren später erschienenen Romanen und in ihren katholisierenden Schriften. Sie hat das Weibliche noch nicht verläugnet, sie hat die ausschließlich aristokratische Richtung noch nicht eingeschlagen, vielmehr hat sie ein tiefes Gefühl für das Vaterland („Am Rhein") und die Freiheit, wie sie denn den großen Märtyrern derselben: „Cato", „Rousseau" und „Hutten" begeisterte Worte widmet, und Thränen für die Leiden der Völker hat („Wiegenlied einer polnischen Mutter", „Der polnische Auswanderer"). Die „Neuen Gedichte" (Lpz. 1836) bieten zuerst Reiseerinnerungen, aus denen wir „Andreas Hofer" und „Tell" hervorheben. Der große Liederkranz „Kampf auf der Wartburg" ist deshalb ganz verfehlt, weil er die bekannte Sage in modernem Geiste darstellt. In den „Venezianischen Nächten" (Lpz. 1836) schildert sie ihren eigenen Liebesschmerz in drei leidenschaftlich ausgeführten Erzählungen, von denen die beiden ersten von den Dogen Marino Falieri und Pietro Gradenigo auf historischer Grundlage, die dritte und beste auf eigener Erfindung beruhen. Die „Lieder und Gedichte" (Berl. 1837) bewegen sich in der nämlichen Weise wie die früheren Sammlungen, nur tritt schon der Geist ihrer zweiten aristokratischen und emanzipationssüchtigen Periode schärfer hervor, während in „Unserer lieben Frau" (Mainz 1851) der Mariencultus nach seinen mannigfaltigsten Formen nach Anleitung der Litanei besungen wird.

1. „Wenn du wärst mein eigen".

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst du mir sein,
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,
Und alle Wonn und alles Glück
Mir schöpfen nur aus deinem Blick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie wär die Welt dann schön,
Es bliebe Nichts zu wünschen,
Als stets dich anzusehn;
Und ganz versunken in mein Glück,
Erhielt die Welt nicht Einen Blick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie würd ich dann so gut;
Auf deine Hoheit stützte
Ich meinen schwachen Muth.
Mein höchster Lohn, mein höchstes Glück
Erglänzte mir in deinem Blick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie schien mir hold der Tod,
Er träfe uns zusammen; — —
Und, gleich dem Abendroth,
Wär er der Schluß des Tags voll Glück,
Verzehrend süß, ein Liebesblick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Bis einst mein Auge bricht,
So würd ich droben sagen:
„Ich laß ihn ewig nicht!
Im Himmel selbst ohn ihn kein Glück!"
Das ist mein Trost, mein Hoffnungsblick.

2. Prometheus.

Auf dem rauhen Felsenbette
Schmachtet der Titanensohn,
Und der Geier und die Kette
Ward dem Mächtigen zum Lohn,

Der mit kecken, starken Händen
Sich den Göttern gleichgestellt,
Himmelsfeuer wollt entwenden,
Selbst zu schaffen eine Welt.

Und der alte Titan lieget
Jetzt auf seinem harten Pfühl,
Und der Gott, der ihn besieget,
Treibt mit ihm ein grausam Spiel.
Also ists: Wer Großes wollte,
Groß zu leiden sei bereit;
Denn der neidsche Gott, er grollte
Nimmer mit der Niedrigkeit.

Aber warum ohn Erbarmen
Kehret er auf mich den Groll? —
Warum gießt er mir, dem Armen,
Leidensbecher übervoll? —
Warum kann ich mich nicht retten
Von der dornenreichen Bahn? —
Warum schmiedet er in Ketten
Mich dem Felsen Schicksal an?

Ach, um so viel Schmerz zu tragen,
Bin ich kräftig nicht genug,
Sich auf Himmelspfad zu wagen,
Zittert meines Genius Flug.
Wo die Götter Schätze hüten,
Blieb dem Sinne unbekannt,
Denn es fielen Wunderblüthen
Mühlos nur in meine Hand.

Nicht zum Kämpfen, noch zum Ringen
Ist gemacht der schwache Arm,
Und der Geist kann nicht bezwingen
Jedes Leid und jeden Harm.
Heimisch nur in Lied und Liebe,
Bin ich furchtsam wie ein Kind,
Fliehe aus dem Weltgetriebe,
Zage dort, wo Stürme sind.

Dennoch ward des Schmerzes Siegel
Auf die Stirne mir gedrückt,
Er umweht mit Rabenflügel
Dieses Haupt, zur Erd gebückt.
Weil zwei Blumen ich gebrochen,
Die auf meinem Weg erblüht,
Ist der Fluch mir ausgesprochen,
Vor dem jede Wonne flieht.

Zu gebeugt, um ihn zu wenden,
Kann ich Nichts, gar Nichts mehr thun
Als nur flehn, er möge enden,
Ich auf so viel Schmerzen ruhn.
Nage denn, du grimmer Geier,
Nage, bis das Herz mir bricht.
Süße Liebe, traute Leier,
Ach, warum schützt ihr mich nicht!

Friedrich von Sallet.

Friedrich von Sallet, geb. am 20. April 1812 zu Neisse, verlor seinen Vater im zweiten Jahre. Als seine Mutter sich 1816 mit dem damaligen Assessor Jungnitz in Breslau verheirathete, kam er mit in diese Stadt, wo er bis zum zwölften Jahre blieb. Er zeigte früh ein lebhaft aufgeregtes Gemüth und machte schon auf der Schule verschiedene poetische Versuche. Merkwürdig und die künftige Richtung

Friedrich Sallet.

des gereiften Mannes bezeichnend ist, daß er nur mit Widerwillen zur Confirmation und auch später nie wieder zum Abendmahl gieng. Im J. 1824 trat er in das Cadetten-Corps zu Potsdam, zwei Jahre später in das zu Berlin, wo er bis 1829 blieb. An beiden Orten machte er sich mit den vaterländischen Dichtern, besonders mit Schiller bekannt, was ihn zu eigenen Arbeiten anregte. Gedichte, Lustspiele und prosaische Aufsätze drängten einander. Nach bestandenem Offizier-Examen trat er im J. 1829 als Seconde-Lieutenant in das 36. Infanterie-Regiment, das damals in Mainz lag. Er hatte nun Gelegenheit, das Leben kennen zu lernen, aber sowohl das nur nach äußerm Schein trachtende Treiben seiner Standesgenossen, als das leere und affektierte Wesen der vornehmen Welt erfüllte ihn bald mit Mißbehagen und Widerwillen, so daß er sich bald von jeder Gesellschaft zurückzog und nur mit einigen gleichgesinnten Freunden Umgang pflegte. Seine Muße widmete er dem Studium der Dichter, namentlich der deutschen, unter welchen er Goethe wegen der objektiven Wahrheit und der künstlerischen Form seiner Dichtungen am Höchsten schätzte, wogegen er die Dichter von Schicksalstragödien und die überschwänglichen Romantiker gründlich haßte, wie er sie denn in einigen dramatischen Scenen: „Zubereitung des Klingemannschen Faust“ und „Fragment aus: Blutigste Schuld und blutigste Rache“ mit treffendem Witz geißelte*). Ueberhaupt neigte er sich in seinen poetischen Versuchen immer entschiedener zur Satyre, wie

*) Beide Stücke sind erst nach seinem Tode in „Leben und Wirken Friedrich von Sallets“ (Bresl. 1844) gedruckt worden.

er denn auch sich selbst nicht schonte. Dieser Hang sollte nicht ohne nachtheilige Folgen für ihn bleiben. Eine Satyre über den Militärstand erregte so großes Aufsehen, daß er in Untersuchung gezogen und vom Kriegsgericht zur Cassation und zehn Jahren Festungsstrafe verurtheilt wurde, die jedoch vom König auf zwei Monate Festungsarrest gemildert wurde. Er brachte diese Zeit in Jülich zu, wo er eine außerordentliche poetische Thätigkeit entwickelte. Bedeutend wurde sein Arrest für ihn dadurch, daß er den festen Entschluß faßte, ernste militärische Studien zu machen. Er blieb diesem Entschluß auch getreu, als er von Jülich nach Trier kam, wohin er versetzt worden war; aber wenn diese Studien auch einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so behielt er noch genug für Kunst und Poesie, so wie für das Studium der neuen Sprachen und des Lateinischen. Von großem Einfluß auf seine ganze Entwickelung war der vertraute Umgang mit Duller, der damals in Trier lebte. Ende des Jahres 1834 reiste Sallet nach Berlin, um die Kriegsschule zu besuchen. Außer den militärischen Wissenschaften studierte er mit stets wachsendem Eifer Geschichte, Nationalökonomie und Sprachen, und nicht zufrieden, sich die Schriftsprache der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier angeeignet zu haben, suchte er sich sogar mit den Dialekten bekannt zu machen. Mit dem ihm eigenthümlichen Feuer wendete er sich auch während seines Aufenthaltes in Berlin dem Studium der Hegelschen Philosophie zu, die ihm Anfangs widerstrebte, so daß er sich sogar in einer kleinen Novelle über deren Terminologie lustig gemacht hatte. Diese verschiedenartige Thätigkeit zog ihn immer mehr von der Poesie ab, und weil er weder Zeit noch Stimmung zu dichterischen Arbeiten fand, bildete sich in ihm der Glaube aus, als ob er überhaupt kein Talent zur Poesie habe. Der dadurch entstandene Zwiespalt in seinem Innern wurde nicht wenig dadurch gefördert, als er im Sommer 1837 nach Trier zu seinem Regimente zurückkehren mußte, weil die Nachlässigkeit im Besuch der Vorlesungen das Mißfallen seiner Vorgesetzten erregt hatte. Die Abhängigkeit, in die er sich wieder versetzt sah, drückte ihn aber so sehr, daß er sich schon nach einem Jahre entschloß, seinen Abschied zu nehmen. Er begab sich nach Breslau, das er seitdem nicht wieder verließ. Dort waren Anfangs seine Familie und einige Freunde sein einziger Umgang; seine Zeit widmete er theils der Fortsetzung seiner Studien, namentlich dem der Hegelschen Philosophie, theils schriftstellerischer Thätigkeit, durch welche er sich zum Theil seinen Lebensunterhalt erwerben mußte. Die Sehnsucht nach persönlicher Freiheit hatte auch die nach politischer hervorgerufen; was die Julirevolution trotz der allgemeinen Begeisterung nicht hatte bewirken können, das bewirkten die fehlgeschlagenen Hoffnungen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Ueberhaupt wurde er immer praktischer, und in der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich vorzüglich mit politischer Schriftstellerei. Im Jahre 1841 heirathete er, aber das Glück, das er in seinem Familienkreise fand, war von kurzer Dauer: er starb in Folge eines Luftröhren- und Lungenleidens am 21. Febr. 1843 zu Reichau bei Nimptsch.

Wenn wir Sallet auch als Dichter zu schätzen haben, so wird er uns doch noch mehr durch seine Gesinnung lieb und verehrungswürdig. Er war ein edler Charakter von der reinsten Sittlichkeit; er war für alles Große und Schöne begeistert und der rückhaltlosesten Aufopferung für das, was er als gut erkannt hatte, fähig. Noch ehe er sich dessen bewußt wurde, schlug sein männlich starkes Herz für die Freiheit in Staat und Kirche, deren Verherrlichung ihm je länger je mehr zur Lebensaufgabe wurde; allein er unterschied sich wesentlich von andern politischen Dichtern darin, daß er den Sieg der Freiheit nicht sowohl von revolutionären Bewegungen, als von der zunehmenden Bildung der Völker erwartete. So sagt er in einem Epigramme: „Wollt ihr Einen sehen, der mit stillem Geist Und voll herzinniger Milde Eine ganze Welt zusammenschweißt, Schaut auf zu Christi Bilde". In wahrhaft christlichem Sinne wollte er die Menschenwürde zur Anerkennung bringen und durch eine veredelte Moral auf die Umgestaltung der Staatsverhältnisse hinwirken. Dabei war er von der reinsten Liebe zu seinem Volke erfüllt, und es zeigt sich diese am Entschiedensten, wenn er die Mängel des deutschen Charakters rügt, dessen übergeduldige Gutmüthigkeit, Bedientendemuth, Unselbstständigkeit und nebelhafte Schwärmerei schildert, wie im „Aechten Deutschthum", einem Gedichte, das man tagtäglich wieder lesen sollte und das wir nur wegen seines zu großen Umfanges nicht haben mittheilen können. Er hat darin Aehnlichkeit mit dem oft verkannten und verlästerten Börne, dem er auch einen tiefgefühlten Nachruf widmete.

Sallets „Gedichte" (Berl. 1835; 3. Aufl. Hamburg 1852) geben uns ein übersichtliches Bild seines Entwickelungsganges. In der ersten, „Naturleben und junge Liebe" überschriebenen Abtheilung ist der Dichter noch nicht zum Bewußtsein seines eigenthümlichen Talents gelangt; er lehnt sich darin noch an die Romantiker und später an Anastasius Grün. Die Sprache ist noch sehr ungleich, so daß die schönsten Gedanken oft durch die trivialsten Ausdrücke verunstaltet werden, so z. B. in der „Sühne". Doch sind auch manche Gedichte durchaus vortrefflich, wie das schöne Trinklied „Rhein und Reben" (1). Der Rhein braust von alten Helden, von Minnegesang und Loreleis Zauber; die Reben lauschen, und was sie gehört, bewahren sie treu, bis sie es im Weine ausströmen, so daß der Trinkende von Heldenkraft, Dichtergeist und Liebesgluth erfüllt wird. — Der zweite Abschnitt „Zerrissenheit" ist aus religiösen Zweifeln und aus dem Gefühl entsprungen, daß es dem Strebenden unmöglich ist, sich mit der wirklichen Welt zu befreunden, denn das Leben steht mit dem Ideal in Widerspruch und es ist das Loos der Begeisterung, von der Welt stets verspottet zu werden, was der Dichter mit geistreicher Behandlung im „Don Quixote" (2) zur Anschauung bringt. Im dritten Abschnitt „Epigrammatisches und Lehrhaftes" begegnen wir einer Fülle von eben so schönen als originellen Gedanken, wie sich denn Sallet überhaupt durch großen Gedanken-

reichthum auszeichnet. Die „Romanzen, Balladen und Legenden", welche den vierten Abschnitt bilden, sind vielleicht, vom poetischen Standpunkt betrachtet, das Beste, weil er darin den Gedanken meist zu plastischer Anschaulichkeit gestaltet hat („Die Elfenwirthschaft", „Der starke Hakon"). „Hornissenkönigs Noth" ist in Strophenbau, Versmaß, Sprache und Anschauungsweise eine glückliche Parodie der „Nibelungennoth" und voll heitern Humors. Von großer Schönheit ist auch das „Volkslied" (3), das eine glückliche Charakteristik des Volksliedes enthält; ein eben so inniges Verständniß des Volkslebens gibt sich im heiteren „Wanderlied" kund. Einzelne Parabeln sind glücklich erdacht und eben so glücklich durchgeführt („Baum und Bach"). Im fünften Abschnitt „Pantheismus" hat der Dichter seine Zweifel überwunden; er ist mit Gott versöhnt, den er als das in jeder Erscheinung sich offenbarende schöpferische Wesen erkennt. In den Gedichten dieses Abschnittes erkennen wir eine Verwandtschaft mit Angelus Silesius, von dessen weichlicher Sentimentalität er jedoch sehr entfernt war. Der sechste Abschnitt endlich behandelt die Zeitfragen in dem entschiedensten demokratischen Sinne. Er will die Freiheit, weil sie allein die Wahrheit ist; er bekämpft die Knechtschaft, weil er in ihr die Quelle der Lüge erkennt. Viele dieser Gedichte beziehen sich auf die preußischen Verhältnisse, die er mit Offenheit und Muth in ihrer Haltlosigkeit darstellt und die leicht zu erkennen sind, wenn er sie auch in Parabeln und Räthsel einkleidet. Ihm, dem thatkräftigen Manne, war Nichts widerlicher als die Thatlosigkeit der Deutschen, die er in den „Zwei tragisch-komischen Geschichten" mit prophetischem Geiste schildert. Einst, heißt es darin, war das dumme Volk zu Verstand gekommen, so daß alle Throne zitterten; aber es war nur ein vorübergehendes Aufflackern, bald verfiel es wieder in seinen alten Stumpfsinn und ließ sich nach wie vor mißhandeln.

Aus der früheren Zeit stammen die „Sonette an Mathilde", welche voll tiefer und wahrer Empfindung bei vollkommener Beherrschung der Form einen reichen Gedankeninhalt haben; der Dichter stellt in ihnen die Gefangenschaft auf der Festung und die der Liebe auf geistvolle Weise zusammen.

Je mehr sich Sallet mit Philosophie beschäftigte, je tiefer er in die kirchlichen und Staatsverhältnisse eindrang, je mehr er zur Ueberzeugung gelangte, daß unsere Zustände nach jeglicher Seite auf Unwahrheit und Heuchelei beruhen, desto entschiedener machte er es sich zur Aufgabe, dieselben zu bekämpfen. In diesem Sinne entstand das „Laienevangelium" (Berl. 1842), in welchem er die Summe seiner philosophischen und religiösen Lebensansicht niederlegte. Es ist dieß eine freie Erläuterung des Neuen Testaments, durch welche er eine veredelte, auf den ewigen Grundsätzen des Christenthums beruhende Moral den oft engherzigen dogmatischen Anschauungen entgegensetzen wollte. Der Mensch, dieß war seine Grundansicht, soll der Erde angehören, für die er geboren ist, er soll sich ihr mit allen seinen Kräften, Gedanken, Gefühlen und Handlungen widmen, und sich nicht durch selbstsüchtige Rücksichten auf ein künftiges Leben fesseln und leiten lassen, denn, wie Seume es schon ausgesprochen hat, der Himmel hat uns die Erde verdorben. Das Christenthum ist umfassender Entwickelung fähig; es soll daher die Aufgabe der neuen Zeit sein, die in demselben liegenden Grundideen weiter auszubilden. Da es gerade die Theologen und insbesondere die Pietisten sind, welche dieser Fortentwickelung widerstreben, so ist das „Laienevangelium" in einzelnen Abschnitten gegen dieselben gerichtet, so in dem Abschnitt „Das Reich Gottes ist inwendig in euch" (4), im „Gebet des Herrn"; auch die Jesuiten werden gebührend in ihrer Heuchelei geschildert („Die falschen Propheten") und nicht weniger eifert er gegen die „gedankenmordenden Regenten" („Der Kindermord"), die ja ihre festeste Stütze in der religiösen Heuchelei finden. Ohne in die Ansichten eines Strauß und Anderer einzugehen, ist ihm doch in Christi Leben und Lehre Vieles nur Bild und Sage, so z. B. „Die Versuchung". Nicht der Teufel hat Christus versucht, denn neben Gott ist kein ihm widerstrebender und an Macht gleichstehender Teufel denkbar; Christus hat sich selbst überwunden, er hat die Welt mit ihren Lockungen verschmäht, um das Reich der Wahrheit und des Geistes für die Menschheit zu gewinnen. — Obgleich die Absicht Sallets in dem „Laienevangelium" durchaus auf Belehrung gerichtet war, so war doch seine Stimmung bei der Bearbeitung der erhabenen Gedankenwelt so gehoben, daß er diese nur in metrischer Form entsprechend behandeln konnte; aber da diese nur Mittel war, so legte er wenig Werth auf die künstlerische Ausführung und es ist diese daher sehr ungleich; bald ist das poetische Gewand vortrefflich, oft ist aber auch die Sprache und Darstellung hart und schwerfällig.

In demselben Sinne wie das „Laienevangelium" ist auch die Schrift „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit" (Lpz. 1844) abgefaßt. Sie ist im Sinn und Geist der Hegelschen Philosophie gegen die sogenannten Gläubigen gerichtet, welche im alleinigen Besitz des wahren Glaubens zu sein vorgeben, die Erde für ein Jammerthal ansehen und die Menschheit als von Natur sündhaft verachten. Denn Gott, sagt er, ist überall, die Erde mit Allem, was sich auf und in ihr befindet, ist seine Schöpfung; wer das läugnet, der läugnet Gott. Daran knüpft er seine politischen Ansichten, welche darauf hinausgehen, daß Volkssouveränetät die einzige vernünftige Grundlage des Staatslebens ist.

In eine frühere Zeit gehören die Märchen „Der Johanniswürmerprinz" und „Schön Irla". Das erste ist recht gut erzählt, die Reden sind makamenartig in gereimter Prosa. Weniger Befriedigung gewährt die Ausführung; namentlich hat das Betragen des Knaben gegen seine Pflegeältern etwas Verletzendes; denn wenn sie auch seine höhere Natur nicht erkannten, so hatten sie ihm doch Liebe und Aufopferung bewiesen, die er nicht mit Undank hätte belohnen dürfen. „Schön Irla" hat bei trefflichen Stellen voll poetischer Erhabenheit viel romantischen Nebel; das Epische wird von der lyrischen Haltung zu sehr verdrängt.

Sallets „sämmtliche Schriften" erschienen in Breslau 1845 in 5 Bänden.

I. Aus den „Gedichten"

1. Der Rhein und die Reben.

Hohe, liebe Burgen blinken
Golden in der Sonne Schein,
Steil hinab die Wände sinken
Von zerborstenem Gestein.
Doch darunter und daneben
Lachen üppig grüne Reben.

Tief hinab ins Thal sie blicken,
Spiegelnd sich im grünen Rhein,
Beide trinken mit Entzücken
Ja denselben Sonnenschein.
Rebendüfte wallen nieder,
Rauschen tönt als Antwort wider.

Was die frohen Kinder senden,
Das erfreut den alten Herrn,
Dafür will er Märchen spenden,
Denn die Reben hörens gern.
Er erzählts mit leisem Rauschen
Und die Reben stehn und lauschen.

Wie vor vielen hundert Jahren
Einst Held Siegfried, liebentbrannt,
Zu der Hofburg kam gefahren
Und sein süßes Liebchen fand.
Er erzählts mit leisem Rauschen
Und die Reben stehn und lauschen.

Wie die starken Helden zogen
Fort zum Rachekampf mit Schall.
Schwerter klangen, Speere flogen —
Fern der Heimat starben All'.
Er erzählts mit vollem Rauschen,
Bebend leis die Reben lauschen.

Wie die Saiten rauschend klangen
Zu dem süßen Minnesang,
Kündend heißes Liebesbangen
Oder heißen Liebesdank.
Er erzählt's mit leisem Rauschen
Und die Reben stehn und lauschen.

Wie schön Lurlei mit Gesängen
Lockend ruft vom schwarzen Riff;
Schiffer horcht den Zauberklängen —
Da versinken Mann und Schiff.
Alte Zauberklänge rauschen,
Und die Reben stehn und lauschen.

Alles, was sie still belauschen,
Wahren sie in treuer Brust,
Bis sie selbst als Wellen rauschen,
Golden hell, des Zechers Lust;
Aber zaubrisch festgebunden
Sind im Wein die alten Kunden.

Daß der Zauber denn sich löse,
Klingt die vollen Römer an!
Welch harmonisches Getöse!
Ha! gelöst vom Zauberbann,
Strömen Liebe, Kampf und Lieder,
Wie ihr trinkt, durch Brust und Glieder.

Was der alte Rhein verkündet,
Fühlt ihrs in der Rebe Blut?
Uns durchpulset und entzündet
Heldenkraft und Liebesglut.
Keiner sitze still, zu lauschen!
Laßt die lauten Lieder rauschen!

2. Don Quixote.

1.

Don Quixote, edlen Dranges,
Steigt auf seine edle Mähre,
Und sein Angesicht, sein langes,
Glänzt vom Strahl der Heldenehre.

Fänd er besser Roß und Waffen,
Feind ihm gleich an Seelenadel —
Wahrlich wär er nicht geschaffen
Für Gespött und frechen Tadel.

Denn die Welt will er beschützen,
Will Gewalt und Unrecht strafen;
Doch die Welt will stille sitzen,
Will geknechtet sein und schlafen.

Und für Ritter, Eisenfresser
Fand er Nichts als Eseltreiber,
Für Prinzessinnen und Schlösser
Kneipen und gemeine Weiber.

Weil er schön die Welt sich dachte
Und sie fand so gar erbärmlich,
Ist er nun der Ausgelachte,
Als verrückt und geistesärmlich.

Daß der Bursch selbst, hohl und nüchtern,
Sancho Pansa, seiner spottet,
Ob er gleich, gezähmt und schüchtern,
Knechtisch hinterher ihm trottet.

2.

Und der edle Ritter reitet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher That bereitet,
Stets als toller Narr bewundert.

Und Begeistrung ist sein Name.
Stets getäuscht in Götterwerken,
Muß er endlich selbst mit Grame
Seines Thuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend sind die Zeiten,
Und die Thatkraft ist vertaget,
Darum scheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überraget.

Murrend folgt dem edlen Ritter
Der Verstand mit Krämersinne,
Hofft, ob er auch tadelt bitter,
Daß er durch den Herrn gewinne. —

Reite, Ritter, trotz dem Schelten,
Fort bis in den Tod vergebens!
Droben leuchten andre Welten,
Würdig deines Heldenstrebens.

3. Das Volkslied.

1.

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er ans Lieb gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigall muß schlagen;
Als ich ihre rothen Wangen gesehn,
Da mußte mein Herze schlagen.

Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Waldlaub muß erzittern;
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herze zittern.

Erdbeeren roth erglühn im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög ich durch die Lüfte.

Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
Mögt hier im Wald nicht weilen?

In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn muß scheiden;
Das Weinen mir sehr nahe war,
Da ich sie mußte meiden.

Und Nachts da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne;
Mein Liebchen, ach! das ist gar weit,
Mein Liebchen ist gar ferne!"

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor;
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn ins Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihrs glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder wehts der Wind,
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und Manchem hats gefallen,
Und er behielts im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da sang ers vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte mans singen und klingen
Von Land zu Lande bald.

2.

Da kam einmal des Wegs gegangen
Ein feines Herrlein mit magern Wangen,
Von Staub beschmuzt den feinen Rock,
Und hinkend sehr am zierlichen Stock.
Das Ränzel schief auf dem Rücken saß,
Und eine Brill auf der krummen Nas.
Als der nun matt des Weges zieht,
Hört er auf Einmal jenes Lied
Von einem wandernden Burschen singen.
Das thät ihn in Verwundrung bringen.
Er eilt ihm nach und zieht den Hut
Und hastig er ihn fragen thut:
„Mein Lieber! sagen Sie, wenns gefällt:
Wer machte dies Lied in aller Welt?" —
Der Bursche sieht ihn an und lacht:
„Das ist curios! Wer es gemacht?
Mein Treu, es fiel mir noch niemals ein,
Daß so Etwas gemacht kann sein." —
„Sie scherzen, Lieber! Viel liegt mir dran.
Wer es gedichtet, sagen Sie an!" —
„Ei! meint der Herr, ich sei so weit
Umhergewandert in dieser Zeit,
Daß Jeder mir bekannt soll sein,
Der weiß zu singen ein Liedel fein?" —
„So sagen Sie nur, wo Sie es gelesen?" —
„Daß ich ein rechter Narr gewesen!
Ich bin Gesell, Herr, arbeit und wandre;
In Büchern studieren laß ich Andre.
Ich hört' es wo, und weil mirs gefiel,
Hab ichs gesungen oft und viel." —
„So sein Sie so gütig, mirs zu dictieren,
Daß ichs in der Brieftasche mag notieren." —
„Mein'twegen, Herr. Doch scheint es mir,
Es sei für die Kehle, nicht fürs Papier." —
Drauf singts der Bursch, der Andre schreibt.
Der Bursch denkt: „Was der für Narrheit treibt!"

Mocht kaum ein Monat verstrichen sein,
Da wars gedruckt zu sehn gar fein,
Und sehr gelahrt war zu lesen am Schluß,
Der Autor sei ein Anonymus.

II. Aus dem „Laienevangelium."

4. Das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Die Pharisäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werde?
Er sprach: „Was denkt ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kömmen wirds mit äußerer Geberde.

Man wird nicht sagen: hier ists oder dort,
Noch auch: jetzt oder dann wird es beginnen.
Es ist und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es ist in euch allein, im Geist tief innen." —

So sprach der Herr. Ich aber hör auch noch
Tief seufzend faseln nur vom Jammerthale,
Nach Freiheit schmachten aus des Lebens Joch,
Aus Erdendunkel nach des Himmels Strahle.

Thoren! mit solchem Muth, so träg und klein,
Fühlt ihr euch irgendwo in Gottes Reiche.
Die Nacht, die Knechtschaft ist in euch allein,
Bis sie durch euch dem Licht, der Freiheit weiche.

Seid ihr doch, wie ein Kind, unwissend, wild,
Frohlockend ob des Zauberspiegels Welten,
Bis es im Wahn, dahinter sei das Bild,
Hineinschlug toll, daß Glas und Bild zerschellten.

Kleinmüthig seufzt ihr: „Besser wird es dort!"
Den Blick, bethränt, zum blauen Nichts erhoben.

Die Erde aber dreht sich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten und kein Oben.

Die Sterne, die des Nachts herniedersahn,
Rollen am Tag tief unter euren Füßen.
Versucht's! durchschifft des Raumes Ozean,
Wo Welten sich, vorübersegelnd, grüßen.

Ihr schwebt und schwankt, umspähend weit und breit,
Kein Festland rings, kein Port dem Kahn, dem matten.
Rings in der Wüste der Unendlichkeit
Keiner Oase Quell und Palmenschatten.

Kein Paradieseseiland voll Musik,
Wo Gott der Herr ist Wirth und Festbereiter,
Preisgebend eurem neugierfrohen Blick
Ein Menschenangesicht, ehrwürdig heiter.

Und zögt ihr suchend auch von Stern zu Stern:
Nur wunderlich und fremd wird's euch gemahnen.
Gott und sein Reich sind überall euch fern.
Wo ihr sie mitbringt nicht auf euren Bahnen.

Wagt's! und seid innerlich von Gott erhellt! —
Auffauchzt's, wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß sich rings die dämmergraue Welt
In des Gedankens Rosenschimmer tauchen.

Was ihr so fern gesucht, es ist so nah!
Jahrtausende und Meilenmillionen
Schwinden in Nichts dahin, denn Gott ist da.
Er sitzt im Geist auf unsichtbaren Thronen.

Gott war dir fern. Du sahst im Weltenall
Nur todten Stoffs maschinenhafte Regung.
Gott lebt in dir. In Schwung und Glanz und Schall
Siehst du des Geistes ew'ge Fortbewegung.

Und lägst du tief in dumpfster Kerkernacht:
Im Kerker kannst du Gottes Reich erbauen.
Ruf' ihn! er fährt in deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigst du trüb jenseits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüstig Wirken sei dein Hoffen.
Du bist in Gott, du warst's von Anbeginn,
Und hier wie dort steht dir der Himmel offen.

5. Das Senfkorn.

Das Himmelreich ist einem Senfkorn gleich,
Der Samen kleinstem; doch in spröder Hülle
Verschließt es Kraft, die, unvertilgbar reich,
Sich aufthun muß zu ew'ger Segensfülle.

Und Gott ergriff's und sät' es in sein Feld.
Begraben, doch nicht todt, im dunkeln Raume
Lag's, bis es schoß, von Werdekraft geschwellt,
Zur Staud' empor, die Staud' empor zum Baume.

Die Tief' umklammert seiner Wurzel Macht,
Des Stammes Schaft steigt auf aus grünen Matten,
Weithin ins Blau streckt er der Zweige Pracht,
Weithin aufs Grüne wirft er frische Schatten.

Die wonn'ge Laubeskrone bebt und braust,
Denn Gottes Hauch durchweht die grüne Halle.
Des Himmels Vögel, so zerstreut gehaust,
Sie nahen schaarenweis' und jauchzend alle.

Wie sie sich droben wiegen mit Gesang,
Springt unten, hellen Blickes, auf die Quelle. —
Die ihr gewallt, gestrebt so lang und bang,
Nun naht euch all der heilgen Ruhestelle!

Schau! hier und dort und aller Orten her
Der Menschen Volk, bald einzeln, bald in Zügen,
Wie sie sich wimmelnd drängen mehr und mehr
Zur Quelle hin mit ihren leeren Krügen!

Den dürstet nimmermehr, der Einmal trank,
Denn ewges Leben rauscht durch seine Glieder.
Nun lagert euch auf durstge Rasenbank!
Horcht auf! Gesäusel weht herab und Lieder.

Wie froh erschreckt blitzt euer Blick empor!
Denn Jeder hört erklärt geheimstes Ahnen.
Ob sich dein Stamm in Eisesnacht verlor,
Ob, glutgesengt, durchlechzt der Wüste Bahnen.

Wie nah, wie dämmernd fern dein Vaterland, —
Hier horchst du deiner eignen Sprache Tönen.
Was Dichter, Denker je geahnt, erkannt,
Das muß sich hier erfüllen und verschönen.

Der Weiße drückt dem Schwarzen warm die Hand,
Weil, Brüder, sie sich rasch verstehn und lieben,
Und Aller Blick ist suchend hingewandt
Nach denen, die der Ruh noch fern geblieben.

O naht euch Alle doch! Nicht fehlts an Raum.
Je mehr ihr seid, je breiter wächst die Krone.
Lockt euch nicht Säuseln und Gesang zum Baum
Vom letzten End der Welt mit leisem Tone?

Ihr Wüstenwandrer! bitter täuscht' euch oft
Ein schwindend Bild, wenn ihr, verschmachtend, leuchtet;
Doch nicht umsonst habt ihr das Ziel erhofft —
Hier ists die Wahrheit selbst, die grünt und leuchtet.

Die ihr euch schleicht durch feuchte Waldesnacht,
Wo schauerlich die schweren Zweige rauschen,
Kein Himmelsblick euch Trost ins Herze lacht.
Und blutge Räuber in den Schluchten lauschen —

Eilt her, wo frei, mit Licht und Ton, der Geist
Das All durchdringt, ja selbst der Gottheit Tiefen!
Auch sie bringt mit, die lauernd euch umkreist,
In deren Brust die milden Stimmen schliefen.

Hier werfen sie, die niedre Gier verlockt,
Erstaunt sich findend, blutgen Stahl zur Erde.
Kein Herz, das solchem Segen sich verstockt,
Es wird Ein Hirte sein und Eine Heerde. —

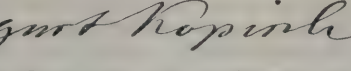
Und ihr, die, ängstlich suchend, ihr gebückt
Das Gras durchwühlt mit peinlichem Beginnen,
Welch kümmerlicher Wahn hat euch berückt,
Daß der Erfüllung ihr nicht werdet innen?

Zu euch hernieder schlich von Mund zu Mund
Vom Senfkorn eine dumpf verscholline Sage,
Und im Gebet, das Antlitz fest am Grund,
Lagt ihr und saht die Sonne nicht am Tage.

Auffahrend, werdet ihr mit Schreck gewahr,
Das Senfkorn sei verloren, sei zertreten.
Ihr scheltet wohl die frohen Völker gar,
Weil sie nicht todte Worte mit euch beten.

Was sucht ihr noch das todte Senfkorn bang?
Es ist schon längst lebendger Baum geworden.
Hört ihr Gesäusel nicht und Liebesklang?
Kommt, lagert euch und seid von unsrem Orden!

August Kopisch.



August Kopisch, geb. zu Breslau am 26. Mai 1799, besuchte nach gehöriger Vorbereitung das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf welchem er schon mancherlei dichterische Versuche machte. Ob er gleich so große Fortschritte an den Tag legte und so bedeutendes Talent entwickelte, daß ihn sein Lehrer Manso für einen gelehrten Beruf zu gewinnen suchte, hatte ihn die Liebe zur Kunst so mächtig ergriffen, daß er sich entschloß, sich derselben zu widmen, und deshalb im J. 1815 die Akademie zu Prag und später die zu Wien bezog. Doch wurde er den Wissenschaften und der Poesie nicht untreu, vielmehr gab er sich ihnen mit um so größerem Eifer hin, als er ihnen nur einen Theil seiner Zeit widmen durfte. Von großer Bedeutsamkeit für die eigenthümliche Entwickelung seines poetischen Talents war der Umgang mit Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, durch den er mit den serbischen Volksliedern bekannt wurde. Ein unglücklicher Sturz auf dem Eise gab seinem Leben eine entschiedene Wendung, da seine Hand in Folge desselben untauglich geworden war, den Pinsel zu führen. Zwar hoffte er immer Heilung, und er reiste deshalb, nachdem er im J. 1819 Breslau besucht und sich drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien; aber als er zur Ueberzeugung gekommen war, daß das Uebel nicht geheilt werden könne, verließ er Rom, wo er eine Zeit lang gelebt hatte und gieng nach Neapel, wo er im vertrautesten Umgang mit Platen sich ganz dem Studium des Volkslebens und der Volkspoesie hingab, worin er die beste Anleitung in dem Lustspieldichter Camarino fand, der ihn als Don Augusto Prussiano auf das Theater brachte; denn Kopisch war wegen seiner heitern Gesellschaftlichkeit bei den höhern wie den niedern Ständen Neapels beliebt, und er war sogar durch die Entdeckung der sogenannten blauen Grotte unter dem Felsen von Capri, von der er später eine sehr schöne Schilderung gab, eine populäre Persönlichkeit geworden. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Neapel und andern Ortschaften des südlichen Italiens kehrte er 1828 nach Deutschland zurück, hielt sich ein Jahr lang in Schlesien auf, und zog dann nach Berlin, wo er einen Jahresgehalt und den Titel Professor erhielt. Die vier letzten Jahre seines Lebens wohnte er in Potsdam, wo er im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. mit einer Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten um Potsdam beschäftigt war. Er starb ganz unerwartet auf einem Besuch bei seinen Verwandten in Berlin am 6. Febr. 1853.

In Kopisch ist dreierlei charakteristisch, der Humor, die Anschaulichkeit und die schöne Form seiner Darstellung. Der erste lag in seinem heitern Wesen, die beiden andern Seiten waren zunächst die Wirkung seiner künstlerischen Bildung und der Umgang mit Platen. Sein heiterer Sinn zieht sich durch seine sämmtlichen Dichtungen und ist selbst in den ernstesten nicht zu verkennen. Die Ausübung der Kunst drängte ihn auch in der Poesie zur plastischen Gestaltung und zur Detailmalerei, worin er meist außerordentlich glücklich ist; ihr hatte er nicht weniger das Streben nach schöner Form zu verdanken, worin er durch den Umgang mit Platen wesentlich bestärkt und gefördert worden. Wenn Minckwitz in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß" behauptet, daß er in der äußern Form durchweg nachlässig und des Sprachmaterials durchaus nicht Herr sei, so hat er ihn offenbar verkannt; er hat dieses Urtheil nur deshalb fassen können, weil er dabei lediglich seine Oden in antiken Versmaßen vor Augen hatte und diese mit denen des großen Verskünstlers Platen verglich. Bei allem Reichthum der Phantasie, der Gedanken war Kopisch doch zum höhern lyrischen Schwung nicht befähigt, und er verkannte sich und sein Talent, wenn er in Nacheiferung seines Freundes Oden und Dithyramben schrieb; man sieht ihnen allen den Zwang an, den er sich dabei anthat. Sie sind steif, gesucht, ohne Sinn für den Rhythmus und beinahe inhaltsleer. Ueberhaupt war sein Wesen so ganz auf das Heitere des Lebens gerichtet, daß er die ernsteren Seiten desselben gleichsam von sich abwies, und es ist auch nur so zu erklären, warum er, der vertraute Freund Platens, für die Idee der Freiheit gleichgültig war, ja sich sogar feindlich gegen sie verhielt, wie er sie denn gelegentlich auf nicht eben geistreiche Weise persiflirte*).

Diese Abneigung hatte freilich auch in seinem persönlichen Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. ihren Grund, den er als geistreichen Kenner und Beschützer der Kunst verehrte, als Staatsmann und Regenten weit überschätzte. Wenn aber den Oden die Schönheit der Form und die Beherrschung der Sprache vollständig abgeht, so treten diese beiden Seiten in seinen lyrischen und epischen Gedichten in großer Meisterschaft hervor. Es sind auch nur diese, welche ihm einen Platz in der Geschichte der Literatur sichern.

Unter seinen lyrischen Dichtungen stehen die zahlreichen Gelegenheitsgedichte weitaus am Tiefsten, und sie hätten von dem Herausgeber seiner „Gesammelten Werke" (5 Bde. Berlin 1856) nicht aufgenommen werden sollen, da sie eben nur Gelegenheitsgedichte, d. h. für den Augenblick geschaffen waren. Da Kopisch eine große Leichtigkeit im Reimen hatte, wurde er bei jeder Gelegenheit aufgefordert, ein Gedicht zu machen, und da er zur Unterhaltung und Fröhlichkeit der Gesellschaft gern das Seinige beitrug, so entsprach er immer den Aufforderungen seiner Freunde, selbst dann, wenn seine Stimmung zur dichterischen Produktion nicht geeignet war. Nur hie und da sind in diesen Gedichten Geistesfunken bemerkbar, z. B. in einem „Künstlervereinslied", in welchem er dem Bildhauer zuruft: „Sculptor, dein Bild, es steckt Längst schon im Marmelstein, Hau nur, was drum ist weg, Fertig wirds sein!" Wenn ihn aber seine Stimmung zur Produktion drängte, dann schuf er Lieder, welche zu den

*) „Franzosen, schickt uns Weine De première qualité, Und laßt uns ungeschoren Mit eurer liberté."

besten in dieser Gattung gehören. Da sprudelt es von Witz, Humor und geistreichen Einfällen; wir bewundern die treuherzige Schalkheit, die sich in der Einkleidung, in der rhythmischen Bewegung, in der naiven Sprache kund giebt. Er weiß seinen Stoffen meist eine neue originelle Seite abzugewinnen und ihnen durch Gemüthlichkeit der Darstellung und geschickte Behandlung der äußern Form ein echt poetisches Leben einzuhauchen. Daher sind mehrere derselben weit verbreitet und zu wahren Volksliedern geworden, wie die treffliche „Historia von Noah" (1), die wir unten mittheilen, und außerdem die dramatisch-lebendige „Historia, wie der Thurmbau zu Babel unserm Herrn Gott übel gefiel, und was darnach geschah"; „Satan und der schlesische Zecher", „Das war ein guter Zug", die ebenso ergötzlich in ihrem Inhalt als gelungen in der Form sind. Ueberhaupt gilt das von allen den Gedichten, die in den Werken unter den Ueberschriften „Weinlieder" und „Weinhumor" zusammengestellt sind. Von weit geringerer Bedeutung sind die lyrischen Gedichte ernsten Inhalts, und namentlich die Liebeslieder, welche nur selten neue Gedanken oder eine eigenthümliche Behandlung darbieten. Eines der besten, „Das Meeresleuchten", haben wir unten mitgetheilt (2). Noch weniger genügen seine oberländischen Lieder, die weder in Gedanken noch in Darstellung neu sind.

Am Glänzendsten tritt das Talent des Dichters in seinen lyrisch-epischen Poesien hervor; in der naiv humoristischen Darstellung der Sagenwelt und in volksthümlichen Schwänken ist er ebenso eigenthümlich als glücklich. In diesen entwickelt er eine große Virtuosität in Sprache, Versbau und Reim. Wir erstaunen oft über den Reichthum des Ausdrucks, am Meisten aber über die treffliche Nachahmung der Naturlaute, durch welche seine Darstellung die lebendigste Wirkung hervorbringt. Die metrische Form dieser Dichtungen ist von großer Mannigfaltigkeit und immer mit Glück behandelt; der Reim ist oft von großer Keckheit, aber auch immer von großer Wirkung. Doch dürfen wir nicht verhehlen, daß er, seiner Herrschaft und Kunst sich bewußt, sich öfters gehen läßt und z. B. die malenden Wörter so übermäßig häuft, daß er dadurch matt und langweilig wird. Mit Vorliebe behandelt er die Sagen von den kleinen Geistern, die den Menschen hülfreiche Hand darbieten, ihnen öfters unschuldige Neckereien zufügen, ihre Neugierde oder Bosheit aber damit bestrafen, daß sie dieselben verlassen. Er greift diese Sagen mit naiv kindlichem Gemüth auf, und er weiß insbesondere die humoristischen Elemente derselben mit Glück zur Anschauung zu bringen. Die meisten dieser Dichtungen, die er unter dem Titel „Allerlei Geister" (Berl. 1848) herausgab, sind höchst ergötzlich, wenige lassen zu wünschen übrig. Das gelungenste von Allen sind „Die Heinzelmännchen" (3), die auch das sicherste Bild von der Eigenthümlichkeit und der Meisterschaft des Dichters in Behandlung der Sprache und des Strophenbaues geben. „Die Zwerge auf dem Baume", „Der Klopfer", „Die Tennerbänk'sen" sind als nicht weniger gelungene Variationen der „Heinzelmännchen" zu erwähnen.

Die volksthümliche Natur des Dichters tritt ebenso lebendig in den Schwänken hervor, in welchen er Volkswitze dichterisch verarbeitet. In mehreren, z. B. im „Kräher", im „Starken Toback", im „Gestrichenen Scheffel" u. a. m. erzählt er auf ergötzliche Weise, wie der Teufel betrogen wurde; zu Andern gaben ihm Lalenburger Streiche den Stoff, die er mit unnachahmlichem komischen Ernste darstellt, so in dem Schwank „Das grüne Thier und der Naturkenner", oder in den „Histörchen", in denen er eine ganze Reihe von Lalenburger Streichen erzählt, und in denen schon die Einkleidung ergötzlich ist, weil sich die Dummen gegenseitig verspotten.

Zwar sind die ernsten Balladen den komischen Dichtungen nicht gleich zu setzen, ja es finden sich darunter nicht wenige, in denen die Wahl oder die Bearbeitung des Stoffes ungenügend ist, besonders wenn er sich an die Darstellung des Heldenzeitalters wagt. Wenn er sich dagegen in den Schranken des bürgerlichen Lebens hält, wie in „Old Mütterchen", oder allgemein menschliche Leidenschaften zur Anschauung bringt, wie in „Psaumis und Puras", gelingt es ihm den wahren Ton zu treffen, und namentlich ist „Old Mütterchen" (4) eine durch Einfachheit und tiefe Gemüthlichkeit der Darstellung musterhafte Erzählung. Durch Einfachheit und Ruhe des Tones bringt der Dichter auch in „Psaumis und Puras" die größte Wirkung hervor. Diese, zwei mainottische Häuptlinge, entzweien sich wegen eines erbeuteten Schiffs, auf welches Beide alleinigen Anspruch erheben. Beide schwören, sich zu rächen, und Beide verfallen auf dasselbe Mittel: Jeder raubt die Gattin des Andern und verkauft sie als Sclavin. Von dem Markte zurückkehrend begegnen sie einander, „Gedenkend Beide, Wie sie sich vordem nur Holdes thaten, Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich, Starren lange sie — bis Beider Augen Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen, Bis sie fallen Herz an Herz!" — Und nun raffen sie sich auf, besteigen ihr Schiff, jagen dem Sclavenfahrzeug nach und befreien nach muthigem und siegreichem Kampfe ihre geliebten Gattinnen.

Kopisch versuchte sich auch im größeren Epos, doch fühlte er selbst, daß er einem solchen Unternehmen nicht gewachsen sei, und sowohl der „Longobardenzug" als „Banso der Samaïte" blieben Fragmente. Von größerem Werth sind dagegen seine Uebersetzungen: „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln" (Berl. 1818) und „Dante's göttliche Komödie" (Ebd. 1848), die er mit schätzbaren Erläuterungen und Abhandlungen begleitete.

1. Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noä Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,

Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han." —

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles so und so.
Der Noah ward ohn Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann, und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach Ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr:
Das macht' ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

2. Das Meeresleuchten.

(Barcarole.)

O komm in mein Schiffchen,
Geliebte, daher!
Die Nacht ist so still und
Es leuchtet das Meer.

Und wo ich hin rudre,
Entbrennet die Flut,
Es schaukelt mein Nachen
In wallender Glut. —

Die Glut ist die Liebe,
Der Nachen bin ich:
Ich sink in den Flammen,
O rette du mich!

3. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cölln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, ... man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe mans gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten,
Und rupften
Und zupften,
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten ....
Und eh ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk .... bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war.
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg in Eil,
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Verappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken ....
Eh sichs der Zimmermann versah ....
Klapp! stand das ganze Haus .... schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben,
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot .... das neue, vor!

Beim Fleischer gieng es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl im Wind!
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten,
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf ....
Wapp! hing die Wurst schon da im Ausverkauf:

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten,
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten,
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.

Und eh mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock .... bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht;
Die Heinzelmännchen kommen sacht:
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien,
Und vermalereien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch husch husch husch! — verschwinden All'.

O weh! nun sind sie Alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun.
Ein Jeder muß sein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben,
Und schniegeln
Und biegeln,
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

4. Old Mütterchen.

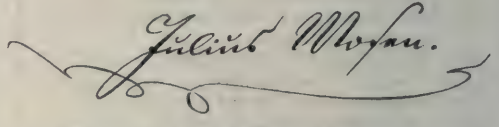
O schöner Wintersonnenschein,
Du lockst ins Freie Groß und Klein!
Old Mütterchen läßt man im Haus allein! —
Old Mütterchen zählt an hundert Jahr,
Doch war in die Ferne ihr Blick noch klar.
Ihr Ruhebett war so gestellt,
Daß schauen sie konnt in Gottes Welt:
Und — wie sie so durchs Fenster sah
In die Husumer Bucht, was sah sie da?
Die Ufer waren von Schnee so weiß,
Die See stand fest als blankes Eis,
Und über das weit gefrorne Meer
Jagt' Alles auf Schlittschuhn hin und her;
Ein Jeder schwingt sich auf seine Weise,
Die ganze Stadt schien auf dem Eise.
Es war ein Gewimmel und ein Gelauf,
Man stellte Zelt' und Buden auf;
Auch fuhren auf Schlitten die Knaben die Frauen,
Die waren geputzt wie zum Feste zu schauen.
Das muntere Volk im jubelnden Reigen
Berührt Old Mütterchen gar eigen:
Wo neulich noch schlugen und tobten die Wogen,
Ward wie mit Flügeln auf Spiegeln geflogen;
Wo sonst nur schwammen Schiff und Fische,
Stellte man heut Bänke und Tische,
Man schmauste und trank und sang und sprang,
Es wurde Keinem die Weile lang.
Da dacht in ihrer Einsamkeit
Old Mütterchen längstvergangner Zeit,
Wo sie die gleiche Lust erfahren,
Eh sie gelangt zu zitternden Jahren,
Wie mancher junge schmucke Gesell
Sie einst gefahren im Schlitten schnell.

Sie dacht auch des Gatten und ihrer Knaben,
Die ungestümes Meer begraben,
Wie heimgegangen all ihr Lieben
Und sie zuletzt so einsam blieben.
Da seufzte sie: Gott vergisset mein
Und läßt mich hier ganz seelenallein,
Ich muß hier als ganz unnütz sein;
Den Fremden schaff ich nur Beschwerden,
Was soll ich noch fürder auf dieser Erden?
Doch wie Old Mütterchen das spricht,
Straft sie ihr Herz: O sündge nicht:
Der Rathschluß Gottes ist verborgen,
Laßt ihn allein bestimmen und sorgen.
In solchen und anderen Gedanken
Blickt weiter sie auf das Schwingen und Schwanken,
Und spricht zu sich selber: Thun doch heute
Als wär Meer Land die tollen Leute;
Ist wohl so gesichert die breite Fläche,
Daß hie und da das Eis nicht breche?
Und wie sie dem nachsinnt, nicht lange,
Pocht ihr das Herz in der Brust so bange,
Als könne solch ein Unglück geschehn,
Als sollte sie bald Entsetzliches sehn.
Da erblickt sie über dem bunten Gewimmel
In fernster Ferne ein Wölkchen am Himmel,
Ein weißes, und spricht: Das deutet Sturm,
Und Niemand läutet doch heut vom Thurm.
Kommt Sturm mit der springenden Flut im Bunde,
Zerbricht er das ganze Eis in der Runde,
Und alle die fröhlichen seligen Leute
Versinken in Schollen und Schäumen heute.
Ich will doch rufen, daß Einer warnet,
Eh Alle des Todes Netz umgarnet.
Sie ruft: „Ist Keiner, der hören will?"
Sie ruft, doch Alles ist todtenstill.
Es ist wohl Niemand, Niemand im Haus.
Da müht sie sich aus dem Bett heraus
Und kriecht zum Fenster auf Händen und Füßen,
Da muß der Frost es fest verschließen.
Das Volk darf auf dem Eise nicht bleiben!
Sie hat keine Rast, sie zerschlägt die Scheiben,
Sie ruft hinaus — sie winkt — sie schreit —
Zu schwach, zu matt! ach, Alle sind weit!
„Herr Gott, was fang vor Leid ich an,
Wenn ich das Volk nicht warnen kann?
Die Wolke wird größer, o bange Pein!
Sie werden Alle verloren sein;
Ich kenne das Sturmgewölk genau
Als leiderfahrne Schiffersfrau.
Allmächtiger Gott! o Herre mein!
Laß hören doch mein schwaches Schrein.
Denn zögert das Warnen noch wenig Minuten,
Versenkt sie Alle das Rollen der Fluten."
Da hört sie ein Knabe; doch lacht er und läuft,
Weil, was sie ruft, er nicht begreift.
„Ach, Alle, Alle eilen nur zur Freude,
Und wissen nicht, wie bald zum Leide!
Wie rett ich, wie helf ich, Gott, gieb Licht!
Ich bin zu schwach, ich treffe das nicht."
Da zuckt ein Gedanke ihr durch den Sinn,
Sie müht sich kriechend zum Herde hin,
Und faßt einen Brand und entzündet das Stroh
Im Bett: das brennet lichterloh.
Sie rief: „So schaff ich ein Feuerzeichen,
Bald wird der Brand das Dach erreichen."
Indem der Qualm das Zimmer füllt,
Ergreift sie den Mantel und flieht verhüllt;
Doch kann sie vor Alter nicht schnell von der Stelle,
Nur langsam erreicht sie der Thüre Schwelle.
Da schlägt die Lohe zum Dach hinaus.

„Leb wohl, geliebtes Vaterhaus.
Und kann ich nur das Volk erretten,
Mag Gott mich selbst im Himmel betten."
Doch giebt der Herr, der Alles schafft,
Den schwachen Gliedern fürder Kraft,
Sie erreicht die Straße und ruht am Stein.
Da gewahren von Weitem die Leute den Schein
Und sagen: „Dort muß ein Feuer sein!"
Und rennen herzu. — Old Mütterchen schreit:
„Laßt das! Mit dem Feuer hats gute Zeit.
Ich lockt' euch mit dem Feuer herbei,
Daß ihr vernähmet, was ich schrei.
Laßt brennen mein Haus und eilt zum Thurm,
Seht dort die Wolke, und läutet Sturm,
Daß alles Volk zum Lande kehr,
Eh Sturm erregt das wilde Meer!"
Da schauen die Leute die Wolke erschreckt
Und sagen: „Die Frau hat Gott geweckt!
Und rennen in Eile hin zum Thurm
Und läuten aus Leibeskräften Sturm.
Der Qualm, das Läuten ruft Alle herbei,
Man eilt zum Strande mit bangem Geschrei,
Und Alles ruft: „Geschwind, geschwind!"
Da floh das Husumer Volk vor dem Wind.
Sie gaben die Zelte, die Buden Preis,
Denn fernher kam das Meer schon weiß,
Hoch über dem jagenden flüchtenden Volke
Verbreitet sich fliegend des Sturmes Wolke.
Die Husumer zeigten jenen Tag,
Wie man auf Schlittschuhn fliegen mag:
Der ganze Schwarm wie weggeblasen,
Dicht, dicht dahinter des Sturmes Rasen.
Hei! wie es die leichten Buden, die Zelte
Hinwarf und zerschellt in die Welt hinschnellte.
Sturmvögel kamen mit Schreien geflogen,
Der ganze Himmel schwarz umzogen,
Darunter im Sturm der Springflut Wogen.
Man hörte sie schon bis her zum Strande,
Und als der letzte Mann am Lande,
Hob, wie aufathmend, das Meer in der Bucht
Weithin mit Gedonner des Eises Wucht.
Wie von springenden Rossen ein wildes Heer,
Sprang Brandung, Sturm auf Sturm daher,
Und wogte zu Trümmern den Spiegel, der eben
Noch trug des Volkes fröhliches Schweben,
Zerbrach ihn und thürmte und rollte im Lauf
Ein Gebirg von Schollen am Ufer herauf.
Und wieder stürzt' es zurück ins Gebraus,
Und wieder warf es das Meer heraus.
So tobte der Sturm die ganze Nacht
Und schwieg erst, als Gott Tag gemacht;
Und als die Sonne stieg empor,
Da sammelte sich das Volk zum Chor,
Und sungen Lieder und priesen Gott,
Der sie errettet aus solcher Noth.

Old Mütterchens Haus war niedergebrannt,
Doch als ihre That ward stadtbekannt,
Da sah man das ganze Volk hinkommen,
Wo gute Leute sie aufgenommen.
Der Bettler, der Bürgermeister nicht minder,
Sie nannten sich Alle Old Mütterchens Kinder.
War ohne sie doch Alles verloren,
Sie hatte sie Alle neu geboren,
Drum wollt ihr Jeder ins Auge blicken,
Sie laben und herzen und süß erquicken,
Und brachten ihr für ihre Habe
Viel tausend neue schöne Gabe.
Old Mütterchen aber in Freudenthränen
Sprach: „Niemand soll aus der Welt sich sehnen,
Und sei er noch so hoch betagt
Und siech und matt! Wer weiß, wer sagt,
Wozu Der droben
Ihn aufgehoben.
Laßt uns den Herrn des Himmels loben!"

Julius Mosen.



Vorzüglich durch seine epischen und dramatischen Werke, dann auch durch seine Prosadichtungen berühmt geworden, hat Julius Mosen auch als Lyriker einen solchen Ruf erworben, daß wir ihm auch in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. Am 8. Juli 1803 zu Marienei, einem Dorf des sächsischen Voigtlands, geboren, wo sein Vater Schullehrer war, erhielt er von diesem den ersten vorbereitenden Unterricht, worauf er das Gymnasium zu Plauen besuchte und im J. 1822 die Universität Jena bezog, wo er die Rechte studierte. Obgleich ihn der Tod seines Vaters im J. 1823 in drückende Verlegenheit versetzte, gelang es ihm doch, einen lang gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen; er reiste mit einem Freunde nach Italien, wo er bis zum J. 1826 verblieb. Nach seiner Rückkehr vollendete er seine juristischen Studien in Leipzig, wurde zuerst Advokat und 1831 Aktuar am Patrimonialgericht Kohren bei Leipzig. Als dasselbe 1834 an den Staat übergieng, ließ er sich in Dresden als Advokat nieder, wo er durch seine

Dramen die Aufmerksamkeit auf sich zog, so daß er im J. 1844 mit dem Titel eines Hofraths als Dramaturg nach Oldenburg berufen wurde, in welcher Stellung er sich unbestreitbare Verdienste um die Hebung des deutschen Theaters erwarb. Leider wurde er schon bald darauf von einer Krankheit überfallen, die trotz aller Mittel immer mehr Fortschritte machte, ihn des Gebrauchs seiner Glieder beraubte und ihm sogar das Sprechen erschwerte. Seit Jahren konnte er das Bett nicht verlassen, aber trotz seiner Leiden und der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes blieb sein Geist frei und ungebeugt und er nahm fortwährend ungeschwächten Antheil an Allem, was das Vaterland berührte; ja er fand noch die Kraft, in tiefgefühlten Gedichten die Ehrentage Schillers und Fichtes zu feiern, den Tod Arndts und Uhlands zu beklagen. Er starb am 10. October 1867.

Das traurige Geschick des edlen Dichters hatte die allgemeinste Theilnahme erregt, die sich auf eine zarte und ehrenvolle Weise dadurch kund gab, daß die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke ermöglicht wurde (Oldenburg 1863. 8 Bde.), deren erster Theil die lyrischen Gedichte enthält, die in Leipzig im J. 1836 in erster, im J. 1844 in zweiter vermehrter Auflage erschienen waren. Wir können freilich im Ganzen mit den Lobsprüchen nicht übereinstimmen, die ihm namentlich in der neuern Zeit von der Kritik ertheilt wurden, und unsere abweichende Ansicht findet darin schon eine Stütze, daß Mosen vom Publikum so ziemlich vergessen war, bis in neuerer Zeit sein Unglück die Aufmerksamkeit wieder auf ihn wendete. Seine Lobredner geben selbst zu, daß er keine neuen Bahnen gebrochen, keine neue Epoche begründet hat; dieß würde jedoch unser Urtheil noch nicht bestimmen, denn auch ein Dichter zweiten und dritten Ranges kann Bedeutendes und Bleibendes leisten und die vorgezeichnete Bahn mit Selbstständigkeit betreten. Das ist aber bei Mosen im Ganzen nicht der Fall; vielmehr hat er sich von seinen Vorbildern, den Romantikern und später der Heine'schen Richtung nie ganz befreien können, ja selbst andere Einflüsse machen sich hie und da fühlbar, wie in den „Frühlingsliedern", die nur zu sehr an Wilh. Müller erinnern. Am Unangenehmsten berührt die ewig wiederkehrende Klage, die keinen bestimmten Gegenstand hat, weshalb seine Lieder meist in blasse Ahnung verschwimmen, so, um nur einige Beispiele anzuführen, in den Gedichten „Die Nixe", „Der träumende See", „Hänflingsnest". Sehr oft sind die einzelnen Strophen eines Liedes nur Variationen eines und desselben Gedankens, so daß es an Bewegung und Fortschreiten mangelt wie in „Botschaft", „Aus der Fremde"; auch die „Sehnsucht" gehört hieher, die noch dazu durch Seltsamkeit des Gedankens auffällt, ohne daß dieser durch poetische Auffassung und Darstellung gehoben würde. Aus eben diesem Grunde können wir dem „Treuen Boten", von dem man rühmte, daß er zart und tief empfunden sei, keine Neigung abgewinnen. Der Dichter oder sonst irgend Jemand hat seit seiner Jugend einem Storchen alle Jahre einen Brief an sein „Traumbild" im fernen Morgenland mitgegeben, und auf jeden durch den nämlichen Boten eine Antwort in unerklärlicher, sonderbarer Schrift erhalten; und eben jetzt wartet der Storch wieder auf einen Brief. Nur selten tritt überhaupt der poetische Gedanke klar und anschaulich hervor, das „Bekenntniß" (2) steht in dieser Beziehung beinahe ganz allein da, und bildet durch die Tiefe und Wahrheit des Gefühls den überraschendsten Gegensatz gegen die übrigen in unklarer Ahnungsseligkeit verschwimmenden Lieder. Am Nächsten steht ihm die „Rosenblüthe". Ebenso erfreulich sind die Weinlieder, die im Sinn und Charakter verschiedener Menschen gedichtet sind. Der Mystiker trinkt und trinkt, weil im Wein ein tiefes Geheimniß ruht; der Revolutionär spottet alles Zwangs, nach Zecherrecht will er sich von dem Joche der Frauen, des geldfordernden Wirths und selbst des Rausches befreien, und ihm jubelt der Chor mit dem Rufe „Rebellion" zu (3).

Den Charakter der Unklarheit tragen auch die lyrisch-epischen Gedichte, die Balladen, von denen nur wenige ein bestimmtes, anschauliches Bild gewähren oder einen befriedigenden Abschluß bieten.

Am Höchsten steht Mosen in seinen politischen Liedern, aber auch da ist er sehr ungleich, denn neben kräftigem Ausdruck des vaterländischen Gefühls findet sich auch nebelhafte romantische Schwärmerei, neben dem festen Vertrauen auf den deutschen Geist („In Gutenbergs Album") begegnet man auch dem Schmerz über getäuschte Hoffnung („Die Völkerschlacht bei Leipzig"). Und selbst manche unter den besseren (z. B. der „Zuruf") hinterlassen keinen ganz günstigen Eindruck, weil sie auf allgemeine Phrasen hinauslaufen, weil sie ohne eigentlichen Gegenstand sind, vom Feinde und Kampf die Rede ist, ohne daß der Dichter es wagt, diesen Feind auch nur zu nennen. Oder ist dieß etwas Anderes als eine Phrase, wenn es in „Frisch, mein Lied" heißt, sein Lied solle in die Kerker dringen und mit der Macht seines Wortes die Ketten der unschuldigen Gefangenen brechen? Nur dann ist Mosen ganz glücklich, wenn er seinen Liedern bestimmte Verhältnisse unterlegt, wie in „Andreas Hofer" (4) und noch mehr in den „Letzten Zehn vom vierten Regiment" (5), die wegen ihrer Unmittelbarkeit zu Volksliedern geworden sind, wie denn Mosens Ruf als Lyriker sich vorzüglich auf diese Gedichte gründet.

1. Sehnsucht.

Wär ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde ans Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär ich die Sonne,
Ich sög mich vor Wonne
Ins dampfende Meer;
Wie sollt es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Lieder und Schmerzen
Verglüh ich allein
Und sinke in Flammen
Und Asche zusammen.

2. Bekenntniß.

So bist du mein, ich halte dich umschlungen
In meiner tiefsten Seele mit Gewalt,
In dir hab ich mein eignes Selbst errungen,
Es ward mein Traum zu freundlicher Gestalt;
Und als ich mich in dich erst ganz verloren,
War ich mir selbst gewonnen und geboren.

Es rauschten wohl, eh ich dich sah, die Bäume,
Und Sturm und Wolke zogen drüber hin,
Vorbei die Menschen und die bunten Träume,
Verschlossen und gefesselt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwanden,
Da hatt ich mich und alle Welt verstanden.

Es war mein Blick, eh ich dich sah, verhüllet,
Und in mir eine Steppe öd und leer;
Nun ist das ganze All von dir erfüllet,
Ich sehe Nichts, was nicht durch dich erst wär;
Und so muß ich mit innigem Entzücken
An meine Brust in dir mein Leben drücken.

3. Der Zecher als Revolutionär.

Zecher.
Greift, wackre Brüder, zu dem Kruge,
Erwäget wohl die große Zeit,
Wie sie sich jetzt von altem Truge,
Vom schweren Joche rings befreit!
Und wir nur sollten nicht es wagen,
Nach unserm Zecherrecht zu fragen?
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.
Rebellion! Rebellion!

Zecher.
Es scheint, als wenn die zarten Schönen
Mit sammt dem edlen Rebensaft
Das edle Zechervolk verhöhnen,
Das große Volk in seiner Kraft?
Decretum stat: die Schönen sollen
Von nun an uns nur lieben wollen!
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.
Rebellion! Rebellion!

Zecher.
Und auch der Wirth will oft nicht borgen,
Der Zecher aber braucht den Wein!
Beim Trinken giebt es keine Sorgen,
Der Wirth, der aber schenke ein! —
Er mag sich an der Stirne reiben
Und ruhig, sittsam weiter schreiben! —
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.
Rebellion! Rebellion!

Zecher.
Sonst saß man ernsthaft in der Runde
Und schlich sich zweifelnd bald nach Haus;
Doch jetzt, jetzt erst zur Morgenstunde
Laviren wir so so! nach Haus;
Die Leute aber sollen sagen:
„Der brave Mann kann was vertragen!"
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.
Rebellion! Rebellion!

Zecher.
Auf tausend Tafeln sei geschrieben
Dieß große Wort mit süßem Naß,
Mit goldnem Wein, der übrig blieben
Vom allerbesten alten Faß:
Weinkönig soll Der sein vor Allen,
Der nie berauscht vom Stuhl gefallen!
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.
Rebellion! Rebellion!

4. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heilgen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt.
So wie ich steh auf dieser Schanz;
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal,
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

5. Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren tausend auf den Knieen:
„Kein Schuß im heilgen Kampfe sei gethan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten gieng es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heilge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dieß Leid gethan.
Weh Allen, die im Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an. —
Doch fragt ihr, wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ists gethan;
Herr Gott im Himmel! schenk ein gnädig End
Uns Letzten noch vom vierten Regiment!" —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland,
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein „Wer da!" schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!"

Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy.

Franz Freiherr Gaudy, wie er sich beständig in seinen Schriften nannte*), geb. am 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. O., war der Sohn eines preußischen Generals. Er zeigte schon früh einen lebhaften Geist, dessen Ausbildung sich sein wissenschaftlich gebildeter und weltkundiger Vater angelegen sein ließ. Er lernte Deutsch und Französisch zugleich

sprechen und machte überhaupt überraschende Fortschritte, zugleich entwickelte er aber auch eine solche Unbändigkeit des Charakters, daß man sich endlich gezwungen sah, ihn außer dem Hause erziehen zu lassen, was jedoch eben so wenig von Erfolg war. Als sein Vater zum Gouverneur des Kronprinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., ernannt worden war (1810), wurde er mit diesem bekannt, theilte mit ihm gymnastische Uebungen und war auch sonst öfters in seiner Gesellschaft. Zugleich besuchte er das Collége français in Berlin, das er im J. 1815 mit Schulpforte vertauschte, wo er drei Jahre verblieb, worauf er in das erste Garderegiment zu Potsdam eintrat. Im J. 1819 wurde er Offizier, wurde aber zwei Jahre darauf nach Breslau versetzt, wo er sich an Holtei, Schall und Fr. Barth anschloß, die sein dichterisches Talent erkannten und ihn zur Veröffentlichung seiner Versuche veranlaßten. Nachdem er an mehreren Orten in Garnison gestanden, auch wegen Zweikampfs eine Zeit lang auf der Festung gewesen, verließ er 1833 den Kriegsdienst und ließ sich in Berlin nieder, wo er in näherem Umgang mit Chamisso, Kopisch, Häring u. A. m. glückliche und literarisch fruchtbare Jahre verlebte. In den J. 1836 und 1838 bereiste er Italien. Er starb schon bald darauf in Folge eines Schlagflusses am 5. Februar 1840. An seinem Todestage schrieb er noch folgende Verse nieder, welche den Schluß eines noch lange nicht vollendeten Gedichtes bilden sollten:

*) „Vielleicht", wie er selbst in dem von dem liebenswürdigsten Humor eingegebenen Aufsatz „Besuch bei einem Dichter" sagt, „weil er sich Nichts aus den drei ominösen Buchstaben (von) machte, und den Leuten bloß zeigen wollte, daß er ein freier Herr sei und sich um Niemanden schere."

„Da trat mit fälligem Wechsel in der Hand
Ein harter Gläubiger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt."

Gaudy hatte kein schöpferisches Talent, d. h. er schlug in seinen Dichtungen keinen eigenen Weg ein; aber er war auch nicht bloßer Nachahmer. Wenn sich auch der Einfluß der bedeutendsten Dichter seiner Zeit auf seine eigenen Produktionen nicht verkennen läßt, wenn auch seine Gedichte und Novellen bald an Heine, Chamisso, Béranger und selbst an Goethe, bald an Eichendorff, Hoffmann und Jean Paul erinnern, so beweist er doch überall eine unverkennbare Selbstständigkeit; er hat diese Dichter nicht eigentlich nachgeahmt, sondern ihre Eigenthümlichkeit in sich aufgenommen und mit der seinigen harmonisch verbunden. Unter seinen zahlreichen Dichtungen*) nehmen wohl die leichten Lieder, namentlich die mit heiterem satyrischen Ton den ersten Rang ein, besonders diejenigen, in denen Bérangers Einfluß sich kund giebt, dessen französische Auffassungsweise er jedoch mit Glück in eine deutsche umzugestalten versteht. Sein Humor giebt sich nicht bloß dann kund, wenn er Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens darstellt, wie in „Des Hagestolzen Geburtstag" (1) und zahlreichen andern Dichtungen dieser Art, sondern auch, wenn er die traurigen Zustände des Vaterlandes in ihrer Erbärmlichkeit zeichnet. Gerade weil er dann nicht, so sehr er auch von Unmuth und Zorn erfüllt sein mag, diesen zurückdrängt und ihn in Humor auflöst, macht er um so größere Wirkung, wie im „Berliner Mai" (2) und im Lied „Wer weiß, wozu das gut ist" (3), wo er die Gefahr, die dem Vaterlande von Rußland her droht, durch die scheinbare Gleichgültigkeit, die er dagegen an den Tag legt, um so lebendiger und ergreifender hervortreten läßt. Die Sprache in allen diesen ist anmuthig, leicht, fließend, der Ausdruck stets angemessen, der Refrain glücklich behandelt.

Daß Gaudy auch ernste Töne anzuschlagen weiß, hat er, ohne von seinen Elegieen, die eine Goethesche Haltung haben, oder von einigen tief gefühlten Liebesliedern zu sprechen, vorzüglich in seinen „Kaiserliedern" (Leipzig 1835) bewiesen, welche den größten Helden des Jahrhunderts von seinem ersten Auftreten in Brienne bis zu seinem Tode auf St. Helena mit echt poetischer Begeisterung und in würdiger Sprache besingen. Man hat dem Dichter vielseitig den Vorwurf gemacht, daß er den Unterdrücker des Vaterlandes zum Gegenstand dieser Dichtungen gemacht; es zeugt dieß aber nicht sowohl von Patriotismus, als vielmehr von Beschränktheit, da Napoleon von dem Dichter nicht in seiner besonderen Beziehung zu Deutschland aufgefaßt worden ist, sondern in seiner allgemeinen Erscheinung, wozu er das vollkommenste Recht hatte; und wer mag läugnen, daß er ein großer, der dichterischen Verherrlichung würdiger Charakter war? Die „Kaiserlieder" bilden eine Art Romanzenkranz, ähnlich dem „Letzten Ritter" von Anastasius Grün, der dem Dichter ohne Zweifel vorschwebte; die einzelnen Theile sind durchaus selbstständig und haben nur den allgemeinen Zusammenhang, daß sie sämmtlich einzelne Züge aus dem Leben des Helden darstellen. Echt tragisch schließt der Dichter mit einer Art Epilog „Lätitia" (4), in welchem er die den Heldensohn überlebende Mutter in ihrem großartigen Schmerze darstellt.

Daß aber das Heiterlaunige das eigentliche Gebiet des Dichters ist, bezeugen seine Romanzen und Balladen, in denen er sich im oft muthwilligen Humor ergeht; sie sind den ernsten vorzuziehen, obgleich auch unter diesen manche wohlgelungene Gedichte sich befinden. Die größeren Erzählungen, die er in den „Korallen" (Glog. 1834) veröffentlichte, „Aniela" und „Pauline" erfreuen durch Lebhaftigkeit und Glanz der Darstellung, so wie durch die Wahrheit der Charaktere und Scenen.

*) Sämmtliche Werke. Herausg. von A. Müller. Berlin 1844. 24 Bdchn.

1. Des Hagestolzen Geburtstag.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen;
'Ne theure Sippschaft! Was wirds sein!
Die unfrankierten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Ist doch das leidge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Susannen fragen,
Was sie von dem Geschreibsel hält?

Was tausend! Verse! — Das gesteh ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — Was seh ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — spät —
Glück — Augenblick — in fernsten Tagen" —
Wo hat der Jung in aller Welt —
Da will ich doch Susannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält?

'S ist richtig. Zweiundsechzig Jahre
Sinds heut — — ich dachte nicht daran;
Doch still davon. Kein Mensch erfahre
Ein Wort. Noch sieht man mirs nicht an.
Fest ist mein Schlaf, gesund mein Magen,
Wenn auch das Haar ins Graue fällt —
Ich will doch gleich Susannen fragen:
Wie alt mich wohl die Alte hält?

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schwester, meinem Pathen,
Muß ich doch manchmal ein Präsent —
Selbst will zur Post den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erst Susannen fragen:
Ob sies nicht für Verschwendung hält?

Susanne ist ja sonst verständig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt sie nein, so wend ich
Ein neu Merinokleid daran.
Kein Mensch darf mich zu meistern wagen —
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Susannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was sie davon hält?

Mein Gimpel pfeift mit leisem Tone:
„God save the king", als wünscht' er Glück.
Das alte treue Thier, ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerstück,

Und Nachmittags nehm ich 'nen Wagen
Vors Thor — ja — nach dem Türkschen Zelt —
Nur will ich erst Susannen fragen,
Ob heute sich das Wetter hält?

2. Berliner Mai.

Die Nachtigall und der Zeisig,
Die leiden am Schnupfen beid,
Verkriechen sich stumm in Reisig
Und sträuben ihr Federkleid.

Blaßgrüne Eichenblätter,
Sie zittern nackt und bloß;
Gern kröchen sie bei dem Wetter
Zurück in den Knospenschooß.

Es fror von der Kastanie
Die Blüthe starr und steif,
Denn als satyrische Frange
Umspinnt sie Schnee und Reif.

Doch wenn auch die Vögel verstummen,
Rollt auch der Frost das Blatt —
Maikäfer summen und brummen
Diensteifrig vor der Stadt.

Maikäfer, drei ganze Dutzend
Ließ schwärmen die Polizei,
Sonst wähnten Berliner stutzend,
Verboten wäre der Mai.

3. Wer weiß, wozu das gut ist.

Freund, was machen ihre Musen? —
„Ruhen. Ich studiere Sprachen." — Wie? —
„Ja, der Kamtschadalen und Tunguſen." —
Gott! weshalb just grade die? —
„Ei, wer kann es mir verkünden,
Was im Schooß der Zukunft ruht?
Ob nicht einst für unsre Sünden —
Kurz, wer weiß, wozu das gut?" —

Thorheit! Doch zu andern Dingen.
Auf Sie rechn ich bei der Jagd. —
„Nichts. Ich lerne, wie man Schlingen
Zu dem Fang der Zobel macht." —
Zobelfang in unsern Kiefern? —
„Möglich, daß ich als Tribut
Einst noch muß manch Dutzend liefern —
Kurz, wer weiß, wozu das gut?" —

Aber, Freundchen, welche Schrollen!
Eingeschenkt, ein einzig Glas. —
„Trinken Sie, so viel Sie wollen.
Mein Getränk ist Schnaps und Quas.
Spritzen übe man bei Zeiten,
Eh den Giebel packt die Glut.
Vorher muß man sich bereiten —
Kurz, wer weiß, wozu das gut?"

4. Lätitia.

An des Kapitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft
Eine Marmorsäule, träumend schweigsam auf der Trümmergruft.
Staub bestreut die andern alle; sie allein erbebt, umlaubt
Von des Epheus Witwenschleier, ihr vom Blitz verschontes Haupt.

An des Kapitoles Schwelle steht ein hoher Lorbeerbaum:
In dem höchsten Wipfel regt sich zögernd noch ein Lebenstraum;
An der Felsen Rippen klammert sich der Wurzeln zähe Kraft,
Doch die welken Arme starren weithin, leblos, geisterhaft.

Stolzer strebte keine Krone zu des Himmels Dom empor:
Ueberschattend sieben Reiche, glich ihr keine je zuvor;
Keine haben die Orkane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,
Haben keiner, langsam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr geraubt.

Auf des Kapitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
Deren Wonne, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,
Deren Hoheit, deren Elend keines Volkes Sage nennt.

Ragend so vor allen Frauen, wie vor Männern ragt' ihr Sohn,
Thronet sie, der Mütter erste, Mutter von Napoleon,
Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,
Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen hehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weiht,
Jugend, holde Liebesschöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:
Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein;
Leuchten sah von Jedes Stirne sie des Diademes Schein,
Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Goldreifs Glanz erblich, —
Tiefer senkte ihre Krone nur, die Märtyrkrone, sich.

Alle: Vater, Mutter, Gatten, riß der Tod von ihrer Brust,
Knickte Knospen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,
Ließ den Riesensohn verschmachten auf dem meerumrollten Stein,
Mordete den Sohn des Sohnes, — sie verschmäht er, sie allein.

Neiden darfst du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,
Das die finstern Schicksalsschwestern flochten einst für Hekuba;
Aller Kinder Leichen thürmten sich zum Hügel um sie her,
Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergoß,
Als die blühnden Sprossen grausam traf des Götterpaars Geschoß.
Auf die Todten fiel ein todtes Auge, früh zu Stein erstarrt,
Während deins noch auf den zährenstillnden Todesschleier harrt.

Fallen soll des Weltendramas Vorhang: Omnes exeunt!
Spricht des großen Trauerspieles Schöpfer jetzt mit ernstem Mund.
Dem Verhängniß hingeopfert, sanken Fürsten, sank der Chor, —
Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ewgen Roma, von der Riesin Gruft herab,
Frage, ob es einen Helden, deinem Sohne gleichen, gab?
Frage jede deiner Schwestern, ob sie mehr als du beweint?
Deine Frage wird von Jeder mit verhülltem Haupt verneint.

Robert Reinick.

In der Geschichte der deutschen Literatur begegnen wir mehrmals Künstlern, namentlich Malern, welche zugleich einen hohen Ruf als Dichter erwarben; wir erinnern nur an Salomon Geßner und an den Maler Müller. Doch war bei diesen, so bedeutend ihr dichterisches Talent auch war, die Poesie der Kunst untergeordnet; jene erhielt ihre Richtung durch diese, und ihre Dichtungen werden eigentlich erst recht verständlich, wenn man sich mit ihren Leistungen als Künstler bekannt macht. Auch in der neueren Zeit haben sich, wie wir wissen, mehrere Maler als Dichter einen Namen gemacht; aber es tritt bei ihnen meist das umgekehrte Verhältniß hervor: bei ihnen überwiegt die Poesie und drängt die künstlerische Beschäftigung mehr oder weniger zurück, obgleich dieselbe immerhin noch bemerkbaren Einfluß auf ihre dichterischen Erzeugnisse ausübt. Neben den schon erwähnten Kugler und Kopisch ist es hauptsächlich der Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, der die eben gemachte Bemerkung hervorruft.

Robert Reinick, der Sohn eines Kaufmanns, wurde am 22. Febr. 1805 zu Danzig geboren. Seine schwächliche Gesundheit hielt ihn als Kind von dem Umgange mit Altersgenossen und von der Theilnahme an den gewöhnlichen Kinderspielen ab, weckte aber eben deshalb in ihm den Sinn für die Natur und für ernstere Beschäftigung. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo ihn die Lektüre Homers und Theokrits zu dichterischen Versuchen anregte, zugleich aber auch eine so entschiedene Neigung zur Kunst in ihm weckte, daß er sich nach abgelegter Maturitätsprüfung entschloß, sich der Malerei zu widmen. Er gieng deshalb im J. 1825 nach Berlin, wo er unter Begas bald ausgezeichnete Fortschritte machte. Dort wurde er mit Hitzig, Eichendorff, Chamisso und andern hervorragenden Männern bekannt, schloß sich aber vorzüglich an Kugler an, der ihn zu fortgesetzter Beschäftigung mit der Poesie anregte. Später gieng Reinick nach Düsseldorf, dessen Malerschule unter Schadow sich des größten Rufes erfreute. Dort verlegte er sich auf die Kupferstecherkunst, in welcher er bald Ausgezeichnetes leistete; allein es wurde ein Augenübel, das ihn wiederholt befiel, durch das Aetzen der Kupferplatten so bösartig, daß er sich gezwungen sah, nicht nur diese Beschäftigung aufzugeben, sondern überhaupt Düsseldorf zu verlassen, so glücklich er sich dort auch im Umgang mit Immermann, Schnaase, Uechtritz und den dort vereinigten Künstlern fühlte. Da die Aerzte ihm riethen, sich in ein milderes Klima zu begeben, reiste er im Herbst 1838 nach Rom, wo er drei glückliche und für seine geistige und künstlerische Entwickelung einflußreiche Jahre verlebte. Aber auch dort befiel ihn sein Uebel von Neuem und er kehrte deshalb 1841 nach Deutschland zurück, um in Gräfenberg durch den Gebrauch der Wasserkur Heilung zu suchen, die er aber erst fand, nachdem er noch zwei Jahre lang in seiner Vaterstadt die Seebäder gebraucht hatte. An Körper und Gemüth gestärkt, ließ er sich im J. 1838 in Dresden nieder, das ihn durch seine reichen Kunstschätze und seine lieblichen Umgebungen unter allen deutschen Städten am Meisten anzog. Dort verlebte er, zugleich mit der Poesie und der Kunst sich beschäftigend, glückliche Jahre, als er, noch nicht volle 47 Jahre alt, von Allen, die ihm näher standen und von seinen zahlreichen Verehrern tief betrauert, am 7. Februar 1852 plötzlich starb.

So Treffliches Reinick als Maler leistete, so ist er doch vorzüglich durch seine dichterische Thätigkeit bekannt geworden. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß er eine Zeit lang überschätzt wurde, was wohl zunächst in der regen Theilnahme seiner Freunde und anderer Künstler seinen Grund hatte; allein wenn man seine Dichtungen auch nicht so hoch stellen kann, als es von mehrern Seiten geschehen ist, so verdienen sie doch nach ihrem Inhalt und ihrer Form volle Anerkennung. Reinicks Talent ist beschränkt, aber es ist an ihm zu rühmen, daß er dessen Grenze nie überschritten, dagegen innerhalb derselben recht Glückliches geliefert hat. Natur, Liebe, gesellige Lust sind die Stoffe, in denen er sich bewegt und die er mit Glück behandelt. Seine Lieder sind unmittelbare Ergießungen seines Gemüths, und wie dieses rein, kindlich, heiter ist, so sind es auch seine Dichtungen, die, fern von aller Uebertreibung und jedem falschen Prunk, in einfacher, aber immer ansprechender Darstellung, den Gedanken in der anmuthigsten Klarheit erscheinen lassen. So beschränkt seine Stoffe sind, so weiß er ihnen doch immer neue Seiten abzugewinnen, und er überrascht oft durch die originellen Wendungen, die ihm sein heiterer Humor eingibt, ob er den Frühling oder die Liebe besingt (4. 5). Liebenswürdige Schalkhaftigkeit bildet einen Grundzug seiner Dichtungen, doch kann er zu Zeiten auch ernst sein, und die Lieder dieser Gattung gehören zu seinen gelungensten (3). In seinen Naturliedern ertönt der fröhliche Jubel eines kindlichen Gemüths, doch artet dieselbe öfters in Spielerei aus, die sich besonders in der Nachahmung von Naturlauten kund gibt. Am Erfreulichsten sind diejenigen, in denen er die Erscheinungen der Natur mit der Liebe in ungezwungene Verbindung bringt (1); doch auch seine übrigen Liebeslieder sind bei ihrer liebenswürdigen Naivetät oder ihrer tiefen und wahren Empfindung ansprechend; so die beiden schönen Gedichte „Trost im Scheiden" (2) und „Unter den dunkeln Linden" (6), in denen der glücklich angebrachte Refrain die beste Wirkung macht. Nicht weniger glücklich sind die Gedichte, in denen er sein tiefreligiöses Gefühl ausspricht (9), oder in denen er Scherz und Ernst mit echtem Humor glücklich verbindet (8). Seine Trinklieder sind von der heitersten Lebenslust eingegeben; manche reizen durch ihre köstlichen Einfälle, in denen sich der glückliche Humor des Dichters kund gibt (7).

Wenn schon seine „Lieder" (Berlin 1844; 5. Aufl. 1863) von seinem kindlichen Sinne zeugen, so hat er diesen noch entschiedener dadurch beurkundet, daß er in späteren Jahren seine dichterische Thätigkeit beinahe ausschließlich der Jugend widmete. So gab er nach und nach ein „Illustrirtes ABC-Buch für große und kleine Kinder" (Lpz. 1845) heraus, ein

Märchen „Die Wurzelprinzessin“ (Ebd. 1848) und „Lieder und Fabeln für die Jugend“ (Ebd. 1849), und zuletzt den „Illustrirten Jugendkalender“ (4 Jahrgg. Ebd. 1849—52), den er bis zu seinem Tode fortsetzte. Der nämlichen kindlichnaiven Richtung seines Gemüths haben wir die hochdeutsche Uebersetzung von „Hebels Allemannischen Gedichten“ (Ebd. 1851) zu verdanken, zu welcher L. Richter vortreffliche Zeichnungen lieferte.

Formell sind Reinicks Lieder durchaus untadelhaft; die Sprache ist rein, der Vers wohllautend, der Strophenbau glücklich und mannigfaltig; sie bieten sich gleichsam von selbst dem Gesang an, weshalb viele derselben von den bedeutendsten Componisten (Spohr, Marschner, Schumann, Kücken, Lindpaintner u. A. m.) in Musik gesetzt wurden, wie andererseits ihre plastische Anschaulichkeit die hervorragendsten Künstler (Schadow, Lessing u. A.) anregte, sie bildlich darzustellen („Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde“, Düsseldorf 1838).

1. Zwiegesang.

Im Fliederbusch ein Vöglein saß
In der stillen schönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der stillen schönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh,
Sang Vöglein, hört' das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegesang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was sang das Vöglein im Gezweig
Durch die stille schöne Maiennacht?
Was sang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die stille schöne Maiennacht?
Von Frühlingssonne das Vögelein,
Von Liebeswonne das Mägdelein.
Wie der Gesang
Zum Herzen klang,
Vergeß ich nimmer mein Leben lang!

2. Trost im Scheiden.

Du ziehst dahin, der Trennung Schmerz,
Wie trüg ihn wohl das arme Herz,
Wenn nicht ein süßer Trost ihm bliebe?
Wo du auch wandelst, bin ich dein,
Wo du auch weilst, du bist ja mein,
Ich hab ja dich und meine Liebe!

Ich hab ja meine Lieb und dich!
Wer könnte nur beklagen sich,
Dem solch ein Trost noch übrig bliebe?
Kann wohl dein Herze was erfreun,
Daß ich nicht sprách: Es ist auch mein?
Ich hab ja dich und meine Liebe!

Die Herrlichkeit der schönen Welt,
Die jetzt dein liebes Aug erhellt,
Glaub nicht, daß dir allein sie bliebe.
Und faßt dich Schmerz, was Gott verhüt,
Ich trag ihn still und freudig mit;
Ich hab ja dich und meine Liebe!

Die Lieb, die mir ins Herz gebannt,
Trägt mich zu dir durch Meer und Land;
Wer sagt denn, daß ich einsam bliebe?
Ich jauchz und wein mit dir zugleich,
Bin auch nicht arm, bin ja so reich,
Ich hab ja dich und meine Liebe!

3. Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen.
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo sich Erd und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Da ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote sein;
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu.

4. Kuriose Geschichte.

Ich bin einmal etwas hinausspaziert,
Da ist mir ein närrisch Ding passiert:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang:
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?

Und als ich weiter bin fortspaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passiert:
In kleinem Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;
Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fieng sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?

Und als ich wieder zurückspaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passiert:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich gieng an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüsterten Zwei,
Und 's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?

5. Des Mädchens Geständniß.

Der Abend war so wunderschön,
Da giengen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn,
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und gieng so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand,
Und küßt' mich leise auf den Mund;
Und ich, ich konnt nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
Wars doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.
Ich hätts auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär;
Und doch! — wär es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt sich doch noch sehr!

6. Unter den dunkeln Linden.

Zurückgekehrt zum Heimatsort,
Seh endlich ich im Thale dort
Die alten dunkeln Linden!
Dort hat sie mich zuletzt geküßt,
Hat mir noch lange nachgegrüßt!
Bald werd ich sie nun finden.

Und doch ist mir das Herz so schwer.
Welch tiefe Stille rings umher!
Es rauschen nur die Linden;
Und aus dem süßen Blüthenduft
Ein kleiner Vogel lockt und ruft,
Als müßt ich dort sie finden.

Das war des Liebchens liebster Schall,
Der Sang der lieben Nachtigall
In einer dunkeln Linden;
Das war von je ihr liebster Baum,
Da träumten wir so schönen Traum,
Da war sie stets zu finden! —

Und als ich kam dem Orte nah,
Manch schwarzes Kreuz erblickt' ich da,
Umrauscht von dunkeln Linden;
Dazu ein Grab, noch frisch umblüht,
Da sang die Nachtigall ihr Lied, —
Da war mein Lieb zu finden!

7. Blauer Montag.

'S ist doch närrisch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut so wunderbarlich gleich nach einer Seite kippt!
Doch das macht uns erst Courage; denn die Mädel, seht doch an,
Lachen, wo sie uns nur schauen, haben ihre Lust daran.

Ach, du allerschönstes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag ist ja heute, warum läufst du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebster Schatz!
Was nur blau und lustig, hat ja heut in unserm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln allzusammen, unser Liedel so wie wir,
Doch da können schlechte Schuster und Poeten nur dafür.
Denn wir gehen ganz gerade, nur die Stiefel gehen krumm,
Und wir singen wie die Lerchen, doch was ist das Liedel dumm!

Liedeldumm, Liedeldumm, Liedeldumm — — —!

8. Des alten Wanderers Rath.

Junge, wanderst du durchs Land,
Mach es nicht wie die Philister,
Die mit Tröbel allerhand
Sich beschweren den Tornister.
Was doch nützen dir die Lumpen! —
Weite Stiefel, einen Humpen,
Frisches Herz und frische Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!

Sind die Stiefel fest und weit,
Wirst du gehen und nicht sinken;
Ist der Humpen gut und breit,
Kann man schon sein Pensum trinken;
Durch die reine frische Kehle
Strömt das Lied aus voller Seele;
Doch das Alles ist entbehrlich,
Bleibt dein Herz nur frisch und ehrlich.

Bricht der Humpen: ei was schadts?
Auch aus einem Stiefel trinkt sichs,
Sucht der Fuß durchs Leder Platz:
Auch mit offnem Stiefel singt sichs,
Ward die Kehl ein wenig rostig:
Nur das Lied klingt etwas frostig;
Aber — ist das Herz gesprungen,
Gute Nacht, ihr armen Jungen!

Trinken? — O das Herz auch trinkt
Freud und Lust in vollen Zügen.
Gehn? — Und wenn der Fuß auch hinkt,
Kann das Herz noch immer fliegen.
Singen? — Trotz den Nachtigallen
Kann ein fröhlich Herz erschallen;
Drum bewahrt,s zu allen Zeiten.
Junge, mag dich Gott geleiten!

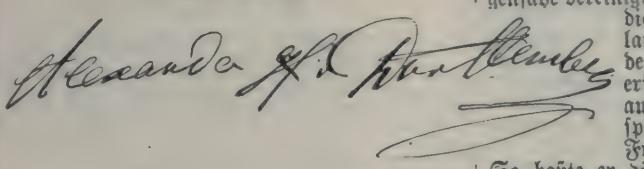
9. Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind.
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräftger That bewähre sich dein Wille;
Vor Gott erkenne deine Schwäch und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Vor Menschen mußt du stets nach Siegen streben,
Zumeist im Kampf mit eignem bösen Triebe;
Gott kannst du gänzlich dich zu eigen geben,
Denn er ist ja die ewge Vaterliebe.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl als ein Kind! —
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe:
Dem Wohl der Brüder gelt all dein Bestreben,
So kräftigest du dich zu höhrer Liebe.
Doch diese Liebe, die du sollst erringen,
Im Kindesherzen ist ihr Keim gelegen.
Drum tödte nicht mit selbstisch eitlen Dingen
Der Paradiesesblume zarten Segen.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblühn im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Flieh nicht des Lebens Wirrsal und Beschwerde,
Doch laß nicht Sorge gänzlich dich umspinnen!
Der ewgen Jugend dieser schönen Erde
Erhalte rein und lauter deine Sinnen.
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum und Blüthenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

Christian Friedrich Alexander Graf von Würtemberg.



Christian Friedrich Alexander Graf von Würtemberg wurde am 5. Nov. 1801 zu Kopenhagen geboren, wo sein Vater, Herzog Wilhelm von Würtemberg, in dänischen Diensten stand. Er war noch ein Kind, als sein Vater in die schwäbische Heimat zurückkehrte; dort und in der Schweiz erhielt er seine erste Bildung. Früh trat er in würtembergische Militärdienste; doch da ihm bei seinem Thatendurst das Soldatenleben im Frieden immer mehr verhaßt wurde, gab er endlich seine Entlassung, die ihm mit dem Titel eines Obersten ertheilt wurde. Seitdem lebte er an verschiedenen Orten, längere Zeit in Wien, überall von seinen Umgebungen geliebt und geachtet und glücklich im Schooße seiner Familie. Er hatte im J. 1832 geheirathet und seine Ehe war mit vier Kindern gesegnet worden. Doch schon wenige Jahre darauf brachen schwere Prüfungen über ihn herein, denen er zwar mit festem Muthe entgegentrat, die aber sein Gemüth so mächtig ergriffen, daß auch seine Gesundheit dadurch untergraben wurde. Im Winter 1843 suchte er unter dem milden Klima Italiens Erheiterung und Heilung, doch wurde seine Seele auch dort immer trüber, und es ergriff ihn mächtige Sehnsucht nach der geliebten Heimat; er wollte auf seinem schönen Landgute Sarach sein Leben beschließen. Auf den Rath seiner Aerzte gieng er in das Wildbad, doch nahm seine Krankheit dort schnell zu und er starb an einem Hirnschlag am 7. Juli 1844*).

Der Graf von Würtemberg trat zuerst im „Morgenblatt" unter dem Namen Sandor v. S. als Dichter auf; später gab er unter seinem eigenen Namen Beiträge zu Chamissos und Schwabs „Deutschem Musenalmanach", welche er dann gesammelt und vermehrt herausgab („Gedichte". Stuttg. 1837). Ihnen folgten die „Lieder des Sturms" (Ebd. 1839), die „Gesammelten Gedichte" (Ebd. 1841) und zuletzt die Sonette „Gegen den Strom" (Ebd. 1843). Er hatte kein unbedeutendes dichterisches Talent, doch war er von Natur zu unruhig, als daß er zur vollen Entfaltung hätte gelangen können, wozu auch sein krankhafter Gemüthszustand wesentlich beitrug. Die dadurch in ihm sich bildende Unzufriedenheit mit der Welt wurde durch den Umgang mit Lenau, mit dem er vertraute Freundschaft geschlossen hatte, noch vermehrt, und so übte auch das größere Talent seines Freundes unverkennbaren Einfluß auf seine Dichtungen aus, die nicht selten den Weltschmerz zur Schau tragen, obgleich in besseren Augenblicken seine kräftige Natur denselben überwand, wie er denn selbst die Dichter mit ernst mahnenden Worten warnte, sich diesem nichtigen Gefühl hinzugeben (8). Ueberhaupt finden sich in ihm die größten Gegensätze vereinigt, die er nicht bewältigen konnte, die ihn nicht zur Klarheit gelangen ließen. So war er von der glühendsten Vaterlandsliebe erfüllt; aber sie bezog sich nur auf die äußeren Verhältnisse: sie sprach sich nur als Haß gegen Frankreich und gegen Rom aus. So haßte er die gelehrte Schulbildung, weil sie auf dem Lateinischen beruhe, das „den kräftigen Aufschwung der teutschen Erziehung entnerve und zurückhalte" („Der Römerfeind"), ja er sieht in den Schulen nur Gefängnisse, in denen die Jugend verkümmern müsse („An ein Schulhaus, das aus einer Ruine gebaut wurde"). Er will, was er namentlich in den Sonetten „Gegen den Strom" ausspricht, Verbesserung der deutschen Zustände, aber er kennt die wahre Quelle des Uebels nicht, als welche er mit unpoetischem Ingrimm das junge Deutschland, die Hegelianer und ganz vorzüglich die Juden bezeichnet. Seine besten Gedichte sind die „Lieder eines Soldaten im Frieden", die er seinen „Kameraden bei dem achten teutschen Armeekorps zugeeignet", in welchen sich ritterlicher Thatendurst und edle Gesinnung in kräftiger, meist wohllautender Darstellung ausspricht. Es sind männliche Klagen, die aus dem tiefsten Gefühl entsprungen sind. Ruhe ist ihm Krankheit, That Gesundheit; das höchste Glück ist der Tod fürs Vaterland (1). Beneidenswerth ist der alte Soldat, der in der Erinnerung an die großen vergangenen Tage den lästigen Frieden zu ertragen vermag (2). Die Tagwacht, der Zapfenstreich, Alles stimmt ihn zur Ungeduld, zur Sehnsucht nach der blutigen

*) Die Bewohner der Gegend erzählen, daß er, als er in Wildbad einen kostbaren Ring verloren, gesagt habe, die Nixe der Quelle habe ihn genommen, um ihn an sich zu binden, und daß er bald darauf gestorben sei.

Schlacht; und sollte einst beim Verlesen sein Name abgehen, so ist auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab doch immer besser als Frieden (3). Einen Ersatz für kriegerisches Treiben findet er in der Jagd und im nächtlichen Ritt auf wildem Roß (4) daher er einen Kameraden mahnt, ihn als Jagdgenossen zu begleiten, und ihn warnt, seine Kraft in unsittlichem Leben und Trunksucht zu vergeuden („An einen Trinker"). Zwar bin ich auch „kein Kostverächter", sagt er („Bekenntniß"),

„Doch hab ich wohl erkannt:
Das Höchste sind im Leben
Nicht Weiber, Wein und Spiel;
Es müssen Männer streben
Nach einem höhern Ziel."

Großartig gedacht und ausgeführt sind die „Lieder des Sturms", in welchen er den brausenden Orkan personificiert und redend einführt. Der Orkan hat ein Sklavenschiff untergehen lassen; vom Anblick eines vom König Philipp mit seiner Gegenwart beehrten Auto's da fé empört, hat er dessen Armada vernichtet, dagegen ein von mächtigen Eisblöcken gefesseltes Schiff befreit. Vom Nordpol eilt er die afrikanische Wüste, wirbelt den Sand auf, unter dem er eine Karawane vergräbt, nur der Scheik entgeht dem Verderben, dessen herrliches Roß den Sturmwind selbst an Schnelligkeit besiegt (6). Ein kleines Epos ist „Kornik", die Schilderung eines französischen Korsaren und seiner Thaten, der mit Heldenmuth sich der größten Uebermacht entgegenstellt, die mächtigsten Schiffe der Britten in den Grund bohrt und mit eben so großer Todesverachtung unzählige Menschenleben vom Wassertode rettet. Den Schluß dieser Lieder bildet das Gedicht: „Ahasver und Bonaparte", das die politischen Ansichten und Vorurtheile des Dichters in helles Licht setzt. Der Sturm ereilt ein mit Erzeugnissen Aegyptens beladenes Schiff; die ganze Mannschaft ist in Verzweiflung, nur ein Jüngling scheint von der Gefahr Nichts zu wissen; er träumt von Schlacht und Sieg. Da öffnet sich ein Sarkophag; Ahasver tritt heraus und verheißt dem Jüngling, daß er nicht verderben werde, denn er solle noch die Geschicke der Welt leiten, er solle ihm helfen, seinen Haß gegen das Kreuz zu kühlen. Diesem Machtwort muß sich der Sturm fügen; er schließt seinen Bericht:

„Dem Jüngling folgt' ich nach auf fernen Zügen,
Im Kaiserglanz, an manchem großen Tage
Sah ich um ihn den finstern Geist der Lügen
Und jenen Fremdling aus dem Sarkophage."

In den „Bildern vom Plattensee" schildert der Dichter mit lebendigen Farben das Räuber- und Zigeunerleben, dessen poetische Seiten er glücklich veranschaulichte. Doch spricht sich in ihnen schon die Düsterheit aus, die sein Gemüth immer mehr erfaßte; noch stärker tritt sie in den „Traumbildern" hervor, die oft an das Unheimliche grenzen, wie „Die Nonne", die als die Letzte in ihrem ausgestorbenen Kloster sich selbst die Todtenglocke läutet. In den „Bildern aus den Alpen" ist, wie schon in den „Bildern vom Plattensee", das epische Element von der lyrischen Stimmung zu sehr niedergedrückt. Dagegen sind in diesen wie in jenen die Naturerscheinungen mit lebendigem Gefühl erfaßt und poetisch verklärt. Seine Schilderungen gewinnen dadurch Leben, daß er die Naturerscheinungen mit Glück personificiert; so sind in den „Stimmen aus dem Rohre" die schwarzen Gewitterwolken wilde Rosse, die vom Tschikosch (Pferdehirt) getrieben werden, dessen Peitsche der rollende Donner ist. Weniger wild sind die „Waldbilder", die von sanfteren Gefühlen beseelt sind, so der „Namenszug" (5), der seine Liebe zur verstorbenen Mutter in wenigen, aber ergreifenden Worten besingt.

Seine Darstellung entspricht den Stoffen, die er mit Vorliebe wählt; sie ist rasch und von männlicher Kraft. Seine Bilder sind gewaltig und kühn, oft freilich auch das Maß des Schönen überschreitend, was auch von dem Ausdrucke gilt; besonders verleitet ihn sein Franzosenhaß, wie in dem sonst schönen Romanzencyklus „Andreas Hofer", die Grenzen des Schicklichen und Schönen zu überschreiten. Wie glücklich er dagegen das Bild mit dem dargestellten Gedanken zu verbinden, ihn durch dasselbe lebendig zu veranschaulichen weiß, beweist das schöne Gedicht „Der scheidende Schiffer" (7).

1. Das höchste Glück.

Wenn heiß die Wunden brennen,
Die mir der Frieden schlug,
Dann laß waldein ich rennen
Mein Roß im wilden Flug.

Dann eil ich zu der Quelle
Gleich dem geschoßnen Wild,
Des Baches kühle Welle
Mir bald die Schmerzen stillt.

Von Außen Nichts als Frieden,
Doch im Gemüthe Krieg,
Den wildesten hienieden,
Und zweifelhaft der Sieg.

Wenn plötzlich nun ertönte
Der Schlachttrompete Ruf,
Das Blachfeld rings erdröhnte
Von schnellem Rosseshuf;

Und wenn die Völker schlügen
Nun eine große Schlacht,
Die Wahrheit alte Lügen
Besiegt' nach langer Nacht:

Dann hätt ich wohl gefunden
Für meine wunde Brust
Den Strom, um zu gesunden
In hoher Siegeslust.

Und wäre mir beschieden
Ein blutig Kriegerloos,
Ich sänke dann in Frieden
Dem Erdball in den Schoß.

Ich ließe meinen Erben
Den Ruhm statt Gold zurück;
Fürs Vaterland zu sterben
Ist doch das höchste Glück.

2. Der alte Soldat.

Ich steh allein in dieser Welt,
Als wie ein Fels im Meere;
Ich habe weder Gut noch Geld,
Hab Nichts als meine Ehre.

Sturmvögel wild im luftgen Kreis
Des Felsen Haupt umschweben,
Und Sturmgedanken mich, den Greis,
Verfolgen durch das Leben.

Zum Angriff hört' in mancher Schlacht
Ich die Trompete schmettern,
Und war in dichter Pulvernacht
Umzuckt von tausend Wettern.

Den Felsen trifft der Wetterstrahl,
Der Fels bleibt unerschüttert;
Mich traf die Kugel ohne Wahl,
Ich habe nicht gezittert.

Besitze weder Weib noch Kind,
Die Kameraden starben,
Und meine einzgen Freunde sind
Mir meine tiefen Narben.

Verscheucht den Schlaf um Mitternacht
Das Brennen tiefer Wunden,
Dann denk ich froh an manche Schlacht,
An hohe Siegesstunden.

Und hätt ich die Erinnrung nicht
Von jenen großen Tagen,
So könnt ich auch den Frieden nicht,
Den lästigen, ertragen.

3. Zapfenstreich.

Es wirbeln die Trommeln den Zapfenstreich,
Zur Nachtwache blasen Trompeten,
Die Töne ergriffen mich tief sogleich,
Die ferne herüber gewehten.

Am Waldhang saß ich und dachte der Zeit,
Wo Mancher, der heut beim Verlesen
Sein „Hier" im Uebermuthe noch schreit,
Auf dem Feld der Schlacht wird verwesen.

Da ladet der wilde Soldatentod
Wohl Manchen zum blutgen Reigen;
Vergebens tönt dann das Aufgebot,
Beim Verlesen wird Mancher wohl schweigen.

Noch tönet herüber durch dunkle Nacht
Der Zapfenstreich aus der Kaserne;
O! tönte er lieber nach blutger Schlacht
Aus feindlichem Land in die Ferne.

Und geht beim Verlesen mein Name einst ab,
Und ist mir vom Schicksal beschieden
Auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab,
Ists immer noch besser als Frieden.

4. Spazierritt.

Wie herrlich ists, auf wilden Rossen
Zu jagen durch die grüne Nacht.
Wie kämpft sich da so unverdrossen
Die wechselnde Gedankenschlacht.

Da dringt empor zum Himmelsbogen
Die kräftge Männerrede frei,
Man ist dem eitlen Trug entzogen,
Der Stadt und ihrem Einerlei.

Wir sind nicht ganz von dieser Erde,
Wenn wir im goldnen Abendschein
Auf flugbegabtem treuen Pferde
Frisch jagen über Stock und Stein.

Es ist, als ob herrüberwehten
Die Lüfte frei aus beßrer Welt,
Als eine Stärkung dem Planeten,
Der nur noch morsch zusammenhält.

Die Straße wird zum luftgen Faden,
Das Roß gar flüchtig weiter spinnt,
Des Reiters Geist auf solchen Pfaden
Den meisten Raum für sich gewinnt.

5. Der Namenszug.

Ich stand auf meinem Lieblingsstand
Im Wald von grünen Eichen;
Auf einem hohen Stamme fand
Von meiner Schrift ich Zeichen.

Der todten Mutter Namenszug
Hatt ich hineingeschnitten:
Gar eine tiefe Wunde schlug
Ich in des Baumes Mitten. —

Vergessen war der Eiche Schmerz,
Vernarbet ihre Wunden;
Doch nach der Mutter klagt mein Herz
Und kann nicht mehr gesunden.

6. Sahara.

Des Nordpols rauher Frost
Hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin in einem Nu
Nach Afrika geflogen.

Die Brandung höher schlug
Ich auf an Nubiens Küste,
Und hob mein Wolkenhaupt
Ueber der großen Wüste.

Die alte Sahara schlief.
Es zogen Karawanen
Zu des Propheten Grab
Die trügerischen Bahnen.

Sie eilten ernst dahin
In dicht gedrängten Schaaren,
Auf friedlichem Kameel,
Auf wilden Dromedaren.

Voran ein tapfrer Scheik,
Auf hohem Berberrosse,
Gebietet ernsten Blicks
Dem buntgemischten Trosse.

Fürwahr, ein edel Roß,
Wohl werth, daß wir begännen
Auf Leben oder Tod
Ein vielgewagtes Rennen.

Ich schüttelte mein Haupt,
Die Pilger aufzuschrecken,
Und aus dem langen Traum
Die Wüste zu erwecken.

Am fernen Himmelsrand
Mit Quell und frischem Grase
Gleich einem Hafen winkt
Die rettende Oase.

Seht dorten euer Ziel,
Dahin mögt ihr euch retten,
Sonst hält euch Sahara fest
Mit glühend heißen Ketten.

Im Flug begann ich nun
Den allertollsten Reigen
Und ließ den heißen Sand
Zu hohen Wirbeln steigen.

Bald war der lange Zug
Verhüllt in dichtem Staube,
Die Karawane fiel
Der Wüste Brand zum Raube.

Der Scheik allein entflieht
Auf einem flüchtgen Pferde,
Ein herrlich Thier, zu gut
Für diese schlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenrosse
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genosse.

Durch weite Nüstern jagt
Still, gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In lang gehaltnem Zuge.

In seinen Adern rinnt
Geschmolzner Stahl in Gluthen,
Und tausend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluthen.

Der Wiederrist so scharf
Wie eines Schwertes Kanten,
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln schönes Spiel
Wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Hast
Durch schnellen Lauf zu stillen.

Die seidnen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen;
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In rasend schneller Flucht
Jagt' ich den edeln Schimmel,
Ich jagte schneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht sein Augenstern,
Und wie bei dem Kometen
Fern hin im Silberglanz
Des Schweifes Haare wehten.

Ein Tiger rauscht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheik auf seinem Roß
Ist mir davongeflogen,
In der Oase Grün
Ist singend er gezogen.

Ich aber stürmte fort,
Fort durch die heiße Wüste,
Mit lautem Donnerwort
Den kecken Reiter grüßte.

7. Der scheidende Schiffer.

Die Segel auf! Fort aus dem Land,
Das Treue mir gelogen!
Zerrissen sei der Liebe Band,
Die so mich hat betrogen!

Mein einzig Liebchen sei fortan
Die schlanke Brigantine,
Die auf des Sturmes finstrer Bahn
Bewahrt die heitre Miene.

Schön war der Falschen Angesicht,
Schön ihres Busens Schwellen;
Hebt tausend schönre Busen nicht
Die See in hohen Wellen?

Einst liebt' ich wohl, die dunkle Gluth
In ihrem Aug zu schauen;
Ist schöner nicht die tiefe Fluth
Der See, der dunkelblauen?

Und soll ich Einmal untergehn,
Soll mich der Tod umstricken,
Seis lieber in des Sturmes Wehn
Als in des Weibes Blicken.

8. An verschiedene Poeten.

Habt ihr den Schmerz des Lebens denn begriffen,
Daß ihr es wagt, zu unmannhaften Klagen
Die Saiten, die verstimmten, anzuschlagen
Zum trüben Lied aus geistiger Knechtschaft Tiefen?

Der wahre Schmerz ist still. Wie über Rissen
Der Adler kreist nach Beute, sturmgetragen,
So kreist um das Gemüth, das er will jagen,
Der Schmerz mit blutgem Dolche, wohlgeschliffen.

Nicht darf zur Krankheit des Gemüthes sinken
Die Poesie. Sie soll das Herz euch heben,
Entreißen euch dem trägen Erdenzuge.

Ein stark Gemüth scheut nicht des Stahles Blinken,
Frei wird es aufwärts mit dem Adler schweben,
Die Klage folgt nicht seinem mächtgen Fluge.

Karl Ludwig Pfau.

Karl Ludwig Pfau, der Sohn eines Gärtners, wurde zu Heilbronn am 25. Aug. 1821 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, gieng statt auf die Universität, wie sein Vater wünschte, nach Paris, wo er eine Zeit lang als Gärtner arbeitete, und sich dann mit dem Studium der französischen Sprache und Literatur, mit Zeichnen und Malen beschäftigte. In die Heimat zurückgekehrt, besuchte er die Universität Tübingen, gründete 1848 das Witzblatt „Eulenspiegel", nahm an den nationalen Bewegungen lebhaften Antheil, wurde Mitglied des Landesausschusses, und mußte, in den Hochverrathsprozeß verwickelt, in die Schweiz flüchten. Im J. 1852 gieng er wieder nach Paris, beschäftigte sich mit dem Studium der schönen Künste und gab, der

Sprache ganz mächtig, ein französisch geschriebenes Buch über die Kunst heraus. Nachdem er von Paris aus nach Brüssel, Antwerpen und London gegangen und sich in diesen Städten längere Zeit aufgehalten hatte, kehrte er nach 14jähriger Entfernung in die Heimat zurück, redigierte zuerst den Stuttgarter „Beobachter" und schrieb für die „Allgemeine Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen über Kunst, welche ihm eine anerkennende Zuschrift der Münchner Akademie erwarb, und die er bald darauf in erweiterter Form unter dem Titel „Freie Studien" (Stuttg. 1865) als selbstständiges Werk herausgab.

In Pfaus „Gedichten" (Frankfurt 1847; 2. Aufl. 1858) erkennen wir bald den Sohn des Volks, der in und mit der Natur aufgewachsen ist, bald den gemüthlichen Schwaben, der des tiefen Ernstes wie des heiteren Humors gleich fähig ist; bald auch den durch gründliche Studien und Lebenserfahrung hochgebildeten Mann, der sich der Aufgabe des Menschen und Dichters bewußt ist. Aber wenn in den einzelnen Liedern bald dieser, bald jener Zug vorwiegt, so lassen sie die andern, wenn auch nicht scharf durchblicken, doch wenigstens immer ahnen, und in manchen erscheinen sie harmonisch zur Einheit verbunden. Einfachheit und Wahrheit ist der hervorstechende Charakterzug seiner Dichtung, ob er gewöhnliche Lebenserscheinungen poetisch erfaßt oder in die Tiefe des Herzens dringt, ob er mit liebenswürdiger Naivetät das Volksleben in seinen mannigfachen Aeußerungen darstellt, oder die Natur behaglich anschaut, die ihm die schönsten Bilder bietet, oder ob er die Gedankenwelt in das Gebiet der Poesie zieht. Man kann nicht von ihm sagen, daß er sich am Volkslied herangebildet habe, vielmehr liegt die volksmäßige Auffassung in seinem eigenen Wesen, daher er uns das Fühlen, Empfinden des Volks in seiner reinsten Unmittelbarkeit darstellt („Burschenlieder", „Mädchenlieder", „Volksweisen"). Wenn irgend ein Einfluß bemerkbar ist, der sich bei ihm geltend machte, so ist es der des großen französischen Liederdichters Béranger, dessen Ton er manchmal so meisterhaft trifft, daß man dieses oder jenes Gedicht für eine Uebersetzung halten möchte. Mit jenem Dichter hat er auch die wärmste Vaterlandsliebe gemein, die ihn zu manchem schönen Liede begeisterte („Der Auswanderer", „Heimkehr"), aber ihm auch Veranlassung gab, die deutschen Zustände theils mit heiterem Spott („Die Honoratioren"), theils mit bitterer Ironie in ihrer Nichtigkeit darzustellen. In den „Stimmen der Zeit" (Heilbr. 1848) hat sich der Dichter oft zu sehr von seiner Entrüstung hinreißen lassen. Die „Deutschen Sonette auf das Jahr 1850" (Zürich 1849) kennen wir nicht. In Gemeinschaft mit Moritz Hartmann hat Pfau „Bretonische Volkslieder" (Köln 1859) in Uebersetzung herausgegeben, die eine schöne Bereicherung der Volksliederliteratur sind.

1. Unwandelbar.

O fürchte nicht, wenn dir das Alter
Vom Haupte Blüth um Blüthe bricht,
Daß dann ein Blick, ein trüber, kalter,
Fall auf dein bleiches Angesicht.

Wohl bläßer wird der äußre Schimmer,
Doch heller wird der innre Schein;
Drum lieber nur und tiefer immer
Schau ich ins Auge dir hinein.

Da seh ich all die Liebesfülle,
Die reicher ward von Jahr zu Jahr;
Es dringet durch des Alters Hülle
Der Seele Schönheit hell und klar.

Da seh ich nicht die müden Wangen,
Der Jahre Furchen seh ich nicht —
Es ist mir strahlend aufgegangen
Dein innres Engelsangesicht.

2. Liebesboten.

Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein;
Es will ihn Alles lind umfassen,
Es will ihm Alles Bote sein.

Die Thäler blühn, die Wipfel klingen,
Die Auen grüßen, wo er zieht;
Und manche trauten Orte singen
Von Liebe ihm ein heimlich Lied.

Und wo er wandelt auf den Wegen,
Lauscht seinem Wunsch das stille Land,
Und bringet Blumen ihm entgegen
Zu einem süßen Liebespfand.

Und Vögel tragen seine Lieder
Auf ihren muntern Schwingen fort,
Und seine Grüße hallen wieder
Zum fernen Lieb von Ort zu Ort.

Und Windes Wehn und Waldes Rauschen,
Die bringen tausend Küsse mit;
So kann er Liebeskunde tauschen
In weiter Welt auf jedem Schritt.

Und selbst des Himmels goldne Sterne
Sind seiner Liebe zugethan,
Und ziehen in die dunkle Ferne
Von Herz zum Herzen lichte Bahn.

Und Alles will ihn lind umfassen,
Und Alles will ihm Bote sein, —
Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein.

3. Volksweise.

Es steht eine Lind im tiefen Thal,
Darunter bin so manches Mal,
So manches Mal
Mit meinem Lieb gesessen.
Jetzt steht der Baum so dürr und kahl:
Mein Schatz ist über Berg und Thal,
Ja, Berg und Thal,
Der hat mich wohl vergessen!

Und auf dem Berg, da steht ein Haus,
Da gieng mein Lieb wohl ein und aus,
Wohl ein und aus,
Und sah ins Thal hernieder;
Jetzt tobet dort der Stürme Graus,
Mein Schatz, der zog ins Land hinaus,
Ins Land hinaus,
Und kehret nimmer wieder!

Und ob dem Haus, da steht ein Stern,
Der sieht mein Lieb wohl in der Fern,
Wohl in der Fern
Fortwandeln durch die Gassen;
Ich hatte meinen Schatz so gern,
Geklaget sei es Gott dem Herrn,
Ja, Gott dem Herrn,
Daß er mich hat verlassen.

4. Schillerlied.

(Zum Pariser Schillerfest gedichtet.)

Wohl bist du uns geboren,
Gestorben bist du nicht:
Du lebst so unverloren,
Wo deutsche Zunge spricht.
Du gibst uns, großer Meister,
Ein einig Vaterland —
Die Brüderschaft der Geister,
Das ist der Einheit Band.

Dein Wort hat uns gestählet,
Dein Lied uns Trost gebracht;
Dein Hauch hat uns beseelet
Am großen Tag der Schlacht.
Mit Tells Geschoß, ein Rächer,
Stehst du in neuer Zeit —
Der ist der Kettenbrecher,
Der uns den Geist befreit.

Du hast in ewge Töne
Das flüchtge Wort gebannt,
An höchste Menschenschöne
Die höchste Kraft gewandt.
Hell brennt in deutschen Busen
Dein heilig Feuer noch —
Die liebste deiner Musen,
Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geschmückt;
Du hast dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Wenn des Gedankens Größe
Den Stamm in Splitter schlug —
So ist für Deutschlands Blöße
Dein Purpur groß genug.

Das Reich, es liegt in Scherben,
Doch stehn wir ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das solche Männer zeugt.
Den du gestreut, der Same,
Er schießt in Aehren schon —
Gesegnet sei dein Name,
O Deutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker, nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Werde!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, Ein Land, Ein Ziel.

Karl Isidor Beck.

Karl Beck

Karl Isidor Beck, geb. zu Baja in Ungarn am 1. Mai 1817, ist der Sohn eines jüdischen Kaufmanns; er selbst ist jedoch Protestant; ob er schon als Kind in der reformierten Religion erzogen wurde oder später zu derselben übergieng, ist uns unbekannt. Er lernte erst im 9. Jahre Deutsch, dieses wie Alles, was auf der Schule gelehrt wurde, mit überraschender Schnelligkeit, wie er sich denn durch seinen strebsamen Fleiß, aber auch durch seine Unbändigkeit auszeichnete. Im 12. Jahre verfaßte er sein erstes Gedicht über den Aetna in lateinischer Sprache, wofür ihn der Erzbischof von Kalocsa mit einem goldenen Kreuz beschenkte. Die ersten deutschen Bücher, die er las, waren die Romane von Lafontaine, Kramer, Spieß und Andern dieses Gelichters, welche seinen romanhaften Sinn noch bestärkten, der sich schon darin kund gab, daß er am Liebsten mit Zigeunern verkehrte und sogar mit einem wilden, aber schönen Zigeunermädchen ein Liebesbündniß schloß. Er war untröstlich, daß er sich von demselben trennen mußte, als sein Vater seinen Wohnsitz nach Pesth verlegte. Dort besuchte er das Gymnasium, wo er seine Studien mit solchem Erfolg betrieb, daß er schon im 16. Jahre die Universität Wien beziehen konnte, um Medizin zu studieren. Er hatte das Glück, in Jacob Kaufmann einen Freund zu finden, der durch seinen gebildeten Geschmack

und seine verständige Kritik einen heilsamen Einfluß auf seine geistige Entwickelung hatte. Beck veröffentlichte schon damals einzelne poetische Versuche, welche Aufmerksamkeit erregten. Im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Wien wurde er von einem heftigen Nervenfieber befallen, das ihn so schwächte, daß die Aerzte ihm riethen, einen andern Beruf zu erwählen. Er gieng deshalb nach Pesth, um sich dem Handel zu widmen; doch beschäftigte er sich in seinen Mußestunden eifrig mit dem Studium der schönen Literatur; er las die bessern deutschen, englischen und italienischen Dichter. Je tiefer er in deren Geist eindrang, desto verhaßter wurde ihm sein neuer Beruf; noch vor Ablauf eines Jahres gieng er nach Leipzig, wo er zwar ein wildes Studentenleben führte, aber zugleich edleren Umgang aufsuchte und sich vorzüglich an Kühne anschloß. Daß er der Poesie treu blieb, bewiesen seine „Nächte. Gepanzerte Lieder", die er damals herausgab.

In Leipzig lernte er Ottilie von Goethe kennen, die ihn zu einem Besuch nach Weimar einlud, wo er im Umgang mit ihr und ihren Söhnen Wolfgang und Walther glückliche Tage verlebte. Dort entstand „Der fahrende Poet" (Ebd. 1838). Zwei Jahre darauf erschienen die „Stillen Lieder" (Ebd. 1840); aber seine rastlosen Arbeiten hatten ihn so erschöpft, daß er der Ruhe und Stärkung bedurfte; er reiste nach Helgoland, um die Seebäder zu gebrauchen. In Hamburg lernte er Gutzkow und Wienbarg kennen. Als er mit gekräftigtem Körper nach Leipzig zurückgekehrt war, studierte er eifrig die Naturwissenschaften und Geschichte, dichtete das Trauerspiel „Saul" (Ebd. 1841) und „Janko, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen" (Ebd. 1841), diesen in vier Wochen. Die poetische Schilderung der heimatlichen Verhältnisse erweckte in ihm ein so mächtiges Heimweh, daß er bald darauf nach Pesth reiste, wo er sich an der Zeitschrift „Der Ungar" betheiligte, aber viele Widerwärtigkeiten erfuhr, da man ihn trotz seiner Verherrlichung der Heimat anfeindete, weil er in deutscher Sprache schrieb. Den schönsten Trost fand er im Umgang mit der geistreichen und liebenswürdigen Edelfrau Ernestine von Farkaß. Im Jahre 1843 gieng er nach Wien, wo er in innigen Verkehr mit Nic. Lenau trat, und im folgenden Jahre nach Berlin, wo er seine gesammelten „Gedichte" (Berl. 1844. 9. Aufl. 1869) herausgab. Dieselben wurden bei ihrem Erscheinen confiscirt, doch bald darauf auf Befehl des Königs wieder freigegeben. Von Alex. v. Humboldt, Schelling, Boeckh und Varnhagen von Ense ausgezeichnet, verlebte er in Berlin glückliche Tage; besonders günstig für ihn war der Umgang mit dem Dichter Titus Ulrich, der ihm mit liebevollem Ernst die Mängel seiner Dichtungen nachwies. Später reiste er in die Schweiz, wo er mit Freiligrath und Herwegh zusammentraf. Eine Frucht seines dortigen Aufenthalts waren die „Lieder vom armen Mann" (Berl. 1846. 4. Aufl. 1861), von denen in wenigen Wochen zwei starke Auflagen vergriffen wurden. Nach kurzem Aufenhalt in Pesth gieng er wieder nach Berlin, wo er die „Monatrosen" (Berl. 1848) herausgab, die aber in Folge der Märzereignisse schon nach dem zweiten Heft eingiengen. Im J. 1849 kehrte er nach Wien zurück und heirathete im Sept. die 18jährige Julie Mühlmann, die er in Berlin hatte kennen lernen und deren Erziehung er zum Theil geleitet hatte. Schon nach einem halben Jahre verlor er sie durch den Tod, und dieser Verlust erdrückte ihn fast. Drei Jahre lang irrte er ruhelos in Deutschland umher. In der Folge lebte er abwechselnd in Pesth und Wien, bis er sich 1875 zum zweitenmale verheirathete und in Weinhaus nächst Wien dauernd niederließ. Von ihm erschienen seitdem „Gesänge aus der Heimat" (Dresd. 1852. 4. Aufl. 1862), der Roman „Mater Dolorosa" (Berl. 1853. 2. Aufl. 1854) und die versificierte Erzählung „Jadwiga" (Lpz. 1853).

Karl Beck ist eines der bedeutendsten Talente der Gegenwart, eine echte Dichternatur, die sich selbst in den Irrthümern und Mängeln kund gibt, wie sie besonders in seinen ersten Dichtungen erscheinen. Er ist empfänglich für alles Schöne und wahrhaft Poetische, in welcher Gestalt es auch erscheinen mag, und er versteht es bei seiner lebendigen und reichen Phantasie nach seiner eigenthümlichen Erscheinung zu gestalten; er ist eben so glücklich in der Auffassung des einfachsten Naturlebens als in der Schilderung des Völkerkampfs, eben so glücklich in der Darstellung heiterer und lieblicher als großartiger und schauriger Verhältnisse, wenn ihn seine Natur auch vorzugsweise zur Behandlung der letzteren drängt. Sein echtes Dichtertalent offenbart sich schon darin, daß bei ihm Alles auf Wahrheit der Empfindung beruht, daß ihm Alles aus der innersten Seele quillt, daß nichts Gemachtes zu finden ist, indem selbst da, wo er sich von seiner glühenden Phantasie zur Ueberschreitung des Maßes verleiten läßt, immer ein echter und wahrer Kern verborgen liegt. Diese Maßlosigkeit des Ausdrucks, nicht der Gedanken, erscheint besonders in seinen ersten Versuchen, in denen der Geist des jungen Dichters noch in voller Gährung war. Die „Nächte. Gepanzerte Lieder" fallen durch ihre Ueberfülle der Bilder auf, unter denen sich manche schöne und bei ihrer Kühnheit doch angemessene, aber auch sehr viele gesuchte, geschmacklose, ja selbst widerliche finden. Der Stoff dieser Lieder ist die Freiheit, aber wenn diese auch nur in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt wird und der Dichter keine Beziehungen auf besondere Staatsverhältnisse eintreten läßt, so faßt er sie doch wieder nicht so unbestimmt und wesenlos auf, als z. B. später Herwegh. Er weiß dabei, was er will; es ist vor Allem die geistige Freiheit, für die er kämpft, die politische ist ihm nur eine Grundbedingung zur Erreichung derselben. Freilich tritt dieses Bewußtsein nicht überall klar hervor, und der Dichter hat daher später alle mehr ins Nebelhafte sich verlierenden Stücke aus der Sammlung ausgeschlossen und mit wenigen Ausnahmen nur die beibehalten, in denen er einen bestimmten Gegenstand behandelte, z. B. den effectreichen „Gang um Leipzig" und „Schillers Haus in Gohlis". Noch bedeutender ist „Die Eisenbahn" (1), in welcher er mit wahrhaft prophetischem Ton die Aufgabe des Dampfes und der Eisenschienen besingt. Das tiefste Gefühl für das Elend und die geistige Herabwürdigung der Juden spricht sich in den fünf Gedichten aus (2), die er unter dem Titel „Das

junge Palästina" zusammenfaßte, wie er auch in seinen spätern Dichtungen den Armen und Unterdrückten sein Talent widmete.

„Der fahrende Poet", welcher bald nach den „Nächten" erschien, beurkundet schon einen wesentlichen Fortschritt des Dichters. Zwar treten auch hier noch die oben gerügten Mängel hervor, auch hier findet sich manche Uebertreibung und Geschmacklosigkeit, namentlich in den immer noch überwuchernden Bildern, wenn er z. B. die Bäume Ausrufungszeichen in der Schöpfung Gottes nennt; aber zugleich offenbart der Dichter in höchst erfreulicher Weise sein gestaltendes Talent. Indem er uns nach einander nach Ungarn, nach Wien, nach Weimar und auf die Wartburg führt, zeichnet er uns mit großem Glück und hinreißender Lebendigkeit die verschiedenen Nationalitäten, denen er auf seinen Wanderungen begegnete. Allerdings bleibt er hinter seinem Vorbild, Byrons „Childe Harold", weit zurück, aber er wird auch bei strenger Vergleichung doch von diesem nicht herabgedrückt. Unter den schönen Einzelnheiten heben wir nur die Schilderung des Zigeunerlagers hervor (3), deren glühende Farben doch nie ins Grelle ausarten. In dem Abschnitt „Weimar" ist die Schilderung Schillers ganz vortrefflich, wie er denn diesem seiner Natur nach weit näher stand als dem künstlerisch gebildeten Goethe.

Wer an Becks dichterischem Talente zweifelte und in seinen „Nächten" wie in dem „Fahrenden Poeten" nur jugendlich überwallendes Blut, sturmhaftes Haschen nach Effekt erblickte, mußte durch die „Stillen Lieder" zu einem günstigeren Urtheil gedrängt werden. In diesen hat er die Maßlosigkeit seiner Darstellung überwunden; die Bilder überwuchern nicht mehr, und wo sie erscheinen, sind sie, wenn auch oft glänzend und kühn, doch angemessen und geschmackvoll. Die „Stillen Lieder" sind der schöne und tiefe Ausdruck seines innern Lebens, der Liebe und der Häuslichkeit. Sie verbinden die erfreulichste Wärme mit Wahrheit und Natürlichkeit, und der Schmerz, der sich in ihnen ausspricht, hat Nichts von der Zerrissenheit des Weltschmerzes, ob sie gleich in der Zeit entstanden sind, in welcher dieser in der deutschen Dichtung wucherte. Außer dem durch seine Einfachheit ergreifenden „Heimweh" (4) könnten wir noch manches Gedicht anführen, das durch lebhaftes Gefühl, kräftigen Inhalt und Frische der Empfindung wohlthätig berührt; wir nennen nur die schönen Lieder „Still für sich", „Regen", „Ich liebe dich" u. s. w.

Obgleich im hymnenartigen Schwung sich bewegend, ist die „Auferstehung" doch nicht weniger maßvoll in der Darstellung. Dieses Gedicht, in welchem der Verfasser sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit mit poetischer Wärme ausspricht, führt uns zwar die einzelnen Verhältnisse nicht vor, wie die späteren „Lieder vom armen Mann", aber es macht einen weit wohlthätigeren Eindruck als diese, die das Elend oft zu genau zergliedern. Die „Gesänge aus der Heimat" schildern uns Scenen aus dem ungarischen Freiheitskrieg oft mit hinreißender Anschaulichkeit, oft aber auch ohne poetischen Schwung.

Daß Beck übrigens auch als epischer Dichter Bedeutendes geleistet hat, werden wir später sehen.

1. Die Eisenbahn.

Gleich ists den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
An die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen,
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren —,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen! eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur bezeichnet,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im tollen Fieber?
Möcht es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit,
Diese Schienen Hochzeitsbänder,
Trauungsringe blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst, am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen.
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Gemäuer
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.

Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

2. Das junge Palästina.

Land der Wunder! Land der Träume!
Dich begrüßet mein Gesang!
Deine Cedern stehn; noch immer
Braust dein Meer mit wildem Klang.
Aber deine Helden fielen,
Und verstummt ist dein Prophet,
Und von deinen Saitenspielen
Ist das letzte Lied verweht.

Dort begrüßt der Rauch die Lüfte!
Steht der Priester am Altar?
Nein, o nein, die Opferdüfte
Bringt der Türke frevelnd dar.
Bläst des Rauches Nebelstreife
Hoch empor zum Himmelszelt,
Wirft die Asche aus der Pfeife
Auf die Asche — einer Welt.

Land! du heiligstes von allen,
Du des Himmels holde Braut,
Du bist in den Staub gefallen
Und dein Bürger jammert laut.
Seine Kleider sind zerrissen,
Staub und Asche deckt sein Haupt,
Und die Erde ist sein Kissen,
Und so weint er fort — und glaubt.

Wird der Retter ihm erscheinen?
Bricht er dann das Joch entzwei?
Aber Millionen meinen,
Daß er längst gekommen sei.
Wenn er käme, wenn er bräche
Das verhaßte Kettenband;
Wenn er käme, wenn er spräche:
Ziehet ins gelobte Land.

Tempel will ich euch erbauen,
Priester geb ich euch hinzu,
Einen König, Aecker, Auen,
Lebt vereint und lebt in Ruh! —
Ach, nach Wundern fragt der Jude,
Sieht in Wolken seinen Hort;
Aber von der theuren Bude
Geht er nicht um Welten fort.

Jubelt, Könige der Erde!
Euch gelang der große Plan;
Rückzukehren zu dem Herde
Seiner Heimat, nennt er Wahn:
Denn ihr machtet ihn zum Sklaven;
Daß er nicht die Fessel bricht,
Muß er tief im Drucke schlafen —
Schläft man tief, so träumt man nicht.

Grollt man, schwört er sich zum Götzen
Einer dunkeln Unterwelt?
Hat man zu des Lichtes Schätzen
Ihm nicht jedes Thor verstellt?
Sterne, Bänder am Gewande?
Nichts von dem, was glänzt und gleißt;
Aber starke, schwere Bande
Legte man um seinen Geist.

Und er muß das Dunkel lieben,
Hebt das Antlitz scheu empor,
Denn es steht darauf geschrieben:
Daß ein Gott ihn auserkor.
Und so gehts von Tag zu Tage.
Und er kauft und wägt und mißt;
Dann nur endet seine Plage,
Wenn sein Markt zu Ende ist.

3. Der Zigeunertanz.

Die Stube ist mit Räucherwerk gewürzt,
Spiel auf, Zigeuner! Mädchen, her die Hand!
Den Schnurenrock, ich hieng ihn an die Wand,
Des Hemdes Aermel hab' ich aufgeschürzt,
Die Arme in die Seite festgedrückt,
Die schwarze Trobdelmütze schief gerückt.
Die Binde schlaff, die Sporen fest geschnallt;
Es stöhnt der Dudelsack, das Zymbal schallt.
So stehst du mir genüber, reizend Weib,
Die Schleifen knüpfend um den schlanken Leib.
Dein Busen quillt, der Seufzer fliegt zu mir,
Dein Herz erbebt, die Füße zittern dir.
An meiner Brust dein flammendes Gesicht,
Zum Teufel denn: Zigeuner, spielst du nicht?

Ha, wie dein Fuß den Boden kaum berührt,
Ha, wie du hüpfst, von meinem Arm geführt!
Wir schwingen, Brust an Brust, im Fieberdrange
Uns leicht beflügelt über Zeit und Raum;
Ja, des verlornen Edens süßer Traum
Ruht eingesargt im Grübchen deiner Wange;
Um deiner Glieder schlankgeformten Baum
Rollt sich in Ringen deine Lockenschlange,
Berührt die Wange mir in scheuer Flucht —
Mir träumt, daß ich in Paradieseslauben
An Evas Brust zu lehnen mich versucht.
Die Schlange spricht zu mir: Du darfst es glauben,
Auf ihren Lippen blüht die süße Frucht,
Und trägst du kein Gelüst, so schnell zu rauben?

O dieser Mund, wo süßer Honig schäumt,
Ist das gelobte Land, das mir geträumt!
Ich gleiche hier dem sterbenden Propheten,
Ich darf es sehen, aber nicht betreten. —
Da hallt und schallt das Zymbal wilder drein,
Du läßt mich los, du tanzest nun allein;
Mit offnen Armen winkst und lockest du,
Und sperrst doch gleich die weißen Thore zu;
Dein Lockenhaupt, bald rechts, bald links gewiegt,
Dein Kleid, dein Haar und deine Seele fliegt!
Ich seh dich an, du wendest rasch dich um,
Du fliegst, ein Vögelein, um mich herum,
Der Klang ermattet, grollt und schweigt im Schmerz,
Du stöhnst und sinkst mir zahm ans wilde Herz.

Nun klingt das Zymbal wieder wild darein,
Ich lasse dich, ich tanze nun allein:
Den Tänzer freut es, kühn empor zu springen,
Mit seinen Sporen dröhnend anzuklingen;
Er schlägt mit einer Hand die andre wund,
Des Fußes Spitzen gräbt er in den Grund,
Er pocht mit seinen Fersen dumpf und tief,
Als ob die Trommel zur Reveille rief,
Er würfelt dann die Füße rück und vor,
Dann springt er wieder sturmbewegt empor,
Er faßt die Braut, sie drehen sich und drehen,
Bis ihre Sinne schwindelnd übergehen;
Sie fassen sich, wie wir uns jetzt umfassen,
Und sinkend — doch nicht von einander lassen.

Sie fassen sich, wie wir uns jetzt umfassen,
Und sinkend doch nicht von einander lassen. —
So stehst du mir genüber, reizend Weib,
Die Schleifen knüpfend um den schlanken Leib. —
Er lebt und stirbt im Wald auf hartem Stein,
Und die Zigeunermutter scharrt ihn ein. —
Herr Wirth, und bringt die nassen Flammen her,
Stoß an, das Herz ist voll, das Glas ist leer! —
Ha, wie die Bilder mir den Sinn verwirren,
Die Traumgestalten durch einander irren;
O tragt mich fort, o tragt den Sehnsuchtskranken,
Ihr meine schlummerlosen Nachtgedanken,
Zu meiner Donau muthigem Gebraus,
In meine Vaterstadt, ins Vaterhaus!

4. Heimweh.

I. Der heilige Abend.

Allein, allein am Weihnachtsfest
Im großen deutschen Land!
Und hätt so gern ans Herz gepreßt
Manch warme, liebe Hand.

Allein! Ich gieng betrübt hinaus
Durch Nebelnacht und Wind,
Und dachte an das Elternhaus,
Ein arm, verloren Kind.

Des Mondes Scheibe rollte leis,
Mein Auge rollte schnell;
Es hieng der Reif am kahlen Reis;
Die Fenster brannten hell.

Dort sah ein Kind im Hochgenuß
Die Weihnachtsbäume blühn,
Daran so manche Silbernuß
Und bunte Kerzen glühn.

Dann schlief es ein auf Pfühlen weich,
Nicht ahnend, was ich litt,
Es nahm die Nüsse silberreich
In seine Träume mit.

Ich aber gieng verstört nach Haus,
Und nahm den kahlen Baum,
Und nahm des Sturmes hohl Gebraus
Mit mir in meinen Traum.

II. Die Schwalbe.

O sieh die Schwalbe, Knabe mein!
Sie sitzt am Simse, tief bekümmert,
Indeß dein schadenfroher Stein
Das Nest, das traute, ihr zertrümmert.

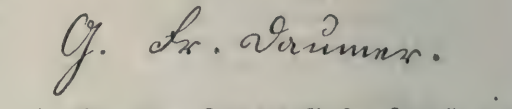
Du wirfst mit ungetrübter Lust
Den Stein in die geweihten Hallen;
Sie schaut mit Gram in junger Brust
Die theuren, letzten Trümmer fallen.

Sie flattert fort, sie fliegt umher
Vereinsamt auf den weiten Auen
Du weißt es nicht, es ist so schwer
Die neue Heimat sich zu bauen.

Du ruhest längst und schlummerst fest,
Wenn noch die Schwalbe schweift und irret,
Ach, und um ihr zerstörtes Nest
Mit heimatlosem Flügel schwirret,

Wenn ich in düstrer Mitternacht
Vereinsamt schweife vor den Thoren,
Und an das Vaterhaus gedacht,
Das ich verlassen und verloren.

Georg Friedrich Daumer.



Wie seiner Zeit des Grafen Leopold von Stolberg, so erregte in unseren Tagen der Uebertritt Daumers zur katholischen Konfession die größte Verwunderung; und doch konnte in der That in dem Einen wie in dem andern Fall nur Der wirklich überrascht werden, der den Entwickelungsgang der beiden Männer nicht beobachtet hatte. Ob wir gleich hier auf dieses Verhältniß nicht näher einzugehen haben, wird sich die Richtigkeit unserer Behauptung doch schon aus den nachfolgenden kurzen Andeutungen ergeben, aus denen sich übrigens der alte Erfahrungssatz wiederum bestätigt, daß die Gegensätze sich oft berühren und eine Uebertreibung leicht zur andern führt.

Georg Friedrich Daumer, geb. zu Nürnberg am 5. März 1800, war als Knabe kränklich, daher er wenig Umgang mit Altersgenossen hatte, sich meistens mit Musik und Lectüre beschäftigte und namentlich viel in der Bibel las, so daß ihn seine Mutter zum Geistlichen bestimmte. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals unter Hegels Leitung stand, der auf seine geistige Entwickelung bleibenden Einfluß übte. Im J. 1817 bezog er die Universität Erlangen, um sich der Theologie zu widmen. Die pietistische Richtung, die dort vorherrschte und die in dem Naturforscher

Schubert und in dem Theologen Kanne einflußreiche Stützen hatte, ergriff auch ihn um so leichter, da er schon auf der Schule Neigung zur schwärmerischen Frömmelei hatte. Allein bald begannen sich Zweifel in ihm zu regen, die allmählich so mächtig wurden, daß er der Theologie entsagte, und, nachdem er noch Schellings Vorlesungen besucht hatte, nach Leipzig gieng, um sich ausschließlich der Philologie zu widmen. Nach Beendigung seiner Studien wurde er 1822 Lehrer an der lateinischen Schule und 1827 Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt; doch gab er theils wegen Kränklichkeit, theils wegen seines unangenehmen Verhältnisses zu dem Rektor, einem strengen Orthodoxen, schon 1833 seine Stelle auf und widmete sich ausschließlich literarischen Arbeiten, die sich zunächst auf philosophisch-theologischem Gebiete bewegten. Noch als Lehrer hatte er die „Urgeschichte des Menschengeistes" (Berl. 1827) geschrieben, welcher einige Jahre später die „Andeutungen eines Systems speculativer Philosophie" (Nürnb. 1831) folgten, in welchen er einen speculativen Theismus zu begründen versuchte. Die Heuchelei, die er gerade bei denjenigen bemerkte, welche äußerliche Frömmigkeit zur Schau trugen, entfremdete ihn je länger je mehr dem positiven Christenthum, das er als die Quelle jeder Heuchelei betrachtete, da die Kirche vor Allem Entsagung predigte, die ihm als eine sündhafte Entfernung von der natürlichen Bestimmung des Menschen erschien (1). In dieser Ansicht wurde er vornehmlich bestätigt, als er den persischen Dichter Hafis kennen lernte, der Lebenslust, Wein und Liebe als die wahre Aufgabe des menschlichen Daseins predigt. Und doch ist es eben dieser Hafis, der ihn wieder zu seiner ursprünglichen pietistischen Richtung zurückführte, was aber erst nach Jahren eintrat. Denn anfänglich lockten ihn vornehmlich des persischen Dichters Sarkasmen gegen die Heuchelei und er stellte es sich zur Aufgabe, dieselbe mit allen Waffen zu bekämpfen. Nachdem er in einigen Schriften („Philosophie, Religion und Alterthum". Nürnb. 1833, „Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte". Ebend. 1835) vorbereitende Andeutungen gegeben, trat er in den Werken „Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer" (Braunschw. 1842) und „Die Geheimnisse des christlichen Alterthums" (2 Bde. Hamb. 1847) auf das Entschiedendste hervor. Das Christenthum, entwickelte er darin, sei nicht eine Fortbildung des Judenthums, sondern ein Zurückgehen in den alten mit Menschenopfern und Menschenfresserei verbundenen Molochdienst, der den Juden und den benachbarten Völkern im höchsten Alterthum gemeinschaftlich gewesen. Die Juden hätten später bei zunehmender Gesittung die Menschenopfer in Thieropfer umgewandelt, doch sei eine Secte dem alten Glauben treu geblieben, und aus dieser sei Jesus hervorgegangen, der ihr neuen Schwung gegeben, woraus sich der Abscheu erkläre, den die Römer gegen das Christenthum gehegt. Aber schon war, ihm selbst unbewußt, der Umschwung in ihm vorbereitet. Hafis verherrlicht nämlich das Weib in seinen Dichtungen als die höchste Einheit des Geistig-Sinnlichen, als die vollendetste Erscheinung des Reinmenschlichen. Dieser Anschauung schloß sich Daumer mit der ganzen Kraft seines poetischen Gemüths an, und er predigte sie in dem Werke „Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung" (3 Bde. Hamb. 1850), worin er dem Christenthum, als der Religion der Barbarei, die Verehrung des Weibes als die Religion der Liebe entgegensetzte. Nun war der Schritt zum Bekenntniß des Katholizismus in der That nur noch ganz äußerer Natur; denn wo ist die Verehrung des Weibes mehr ausgeprägt, als in dem Mariencultus? Daumer war in der That schon katholisch, als er seine „Geheimnisse des christlichen Alterthums" schrieb, denn schon 6 Jahre vorher hatte er unter dem Namen Eusebius Emmeran die „Glorie der heil. Jungfrau Maria" (Nürnb. 1841), eine Sammlung von Marienlegenden, herausgegeben, die bei seinen bisherigen Freunden das höchste Erstaunen hervorbrachten und von Ludwig Feuerbach als „ein toller romantischer Raptus" bezeichnet wurde. Eine vermehrte Ausgabe erschien unter dem Titel: „Marianische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen und Originalpoesien." Münster 1839. So war denn der Uebertritt Daumers zum Katholizismus lang vorbereitet und eine nothwendige Folge seiner poetisch-philosophisch-religiösen Entwickelung, und tiefer prüfend, als Daumers deutsche Landsleute, sagte Saint-René-Taillandier schon bald nach dem Erscheinen der „Glorie" in der Revue des deux Mondes voraus, daß Daumer später „höhere Töne als die Hafisischen" anschlagen würde. Seit seinem öffentlichen Uebertritt, der im J. 1858 erfolgte, hat er ausschließlich im Interesse seines neuen Glaubens geschrieben. Er st. in Würzburg am 14. Decb. 1875.

Dem voranstehenden Lebensabriß fügen wir nur noch hinzu, daß der mysteriöse Findling Kaspar Hauser bei ihm untergebracht und von ihm unterrichtet wurde, bis man ihn unter strengere Aufsicht brachte, als er von einem Unbekannten im Hause Daumers meuchelmörderisch überfallen worden war.

Daumer ist kein schöpferisches Talent, dagegen besitzt er wie Herder den offensten Sinn für alles Poetische, wo und in welchem Gewand es sich auch zeigen mag; daher ist er auch wie Herder in seinen Nachbildungen und Bearbeitungen fremder Poesien weitaus glücklicher als in seinen eigenen Dichtungen. Ob er gleich die größte Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und der Form besitzt, so hat er — und auch darin, wie ferner in seiner Vorliebe für die Volkspoesie, ist er mit Herder verwandt — doch weniger sich bemüht, die fremde Form nachzubilden, als den Geist und Sinn der fremden Dichtungen in seiner vollsten Reinheit wieder zu geben. Den ersten Versuch, sich Fremdes anzueignen, machte er in „Bettina. Gedichte aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen" (Nürnb. 1837); doch ist ihm seine Absicht, die in prosaischer Sprache abgefaßte Poesie der merkwürdigen Frau in eine metrische umzugestalten, im Ganzen wenig gelungen und seine Gedichte sind meist weit prosaischer als Bettinas Prosa.

Weitaus glücklicher waren seine schon erwähnten Nachbildungen des großen persischen Dichters Mohammed Schemseddin, mit dem Beinamen Hafis, (2 Sammlungen, Hamburg 1846—52), welche in Sprache und Form gleich meisterhaft sind und denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie mit der größten Liebe bearbeitet sind. Daumer hat die schönen Blüthen der persischen Poesie durch eben so feine als freie Behandlung zu seinem Eigenthum gemacht, um so mehr als die Verherrlichung des Weibes, der Preis naturgemäßen Lebens, die Verspottung der bürgerlichen und kirchlichen Heuchelei, welche die Elemente der Hafisischen Dichtung sind, auch der Ausdruck seiner eigenen Ansichten war.

Dem „Hafis" folgten „Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte" (Hamb. 1848). Auch hier zeigt Daumer seine Meisterschaft in der Aneignung fremder Poesie; wenn auch der orientalische Geist in seiner lebendigsten Eigenthümlichkeit wiedergegeben ist, macht doch jedes einzelne Gedicht den Eindruck der vollsten Originalität. Daumer hatte aber bei dieser Sammlung nicht bloß den Zweck, die fremden Dichtungen in Deutschland einzubürgern, er wollte durch dieselben auch der christlichen Weltanschauung, wie er sie aufgefaßt hatte, feindlich entgegentreten. Daher vereinigte er hier Alles, was die Religion Mahomeds in glänzendem Lichte erscheinen ließ, wogegen er freilich alles dasjenige sorgfältig vermied, was mit einer höheren Lebensansicht unvereinbar ist.

Als selbstständiger Dichter trat Daumer nur in seinen „Frauenbildern und Huldigungen" (3 Bde. Lpz. 1853) auf; aber wie wir schon angedeutet haben, bleibt er in denselben weit hinter seinen Nachbildungen zurück. Abgesehen davon, daß die meisten Gedichte, welche diese Sammlung bilden, eigentlich nur Nachklänge des persischen Dichters sind und durch denselben hervorgerufen wurden, so sind sie in der That mehr Ergebnisse geistreicher Reflexion als der Ausdruck poetischer Anschauungen. Die einzelnen Bilder, die er nach und nach vorführt — es sind deren fünfzehn —, haben wenig Individualität, sie sehen sich alle einander gleich, und es ist dies leicht zu begreifen, weil er in diesen Bildern nicht sowohl Personen, als seine eigenen Gedanken darstellen wollte. In den meisten erhebt er sich mit Schärfe gegen die konventionellen Sittlichkeitsgesetze, als die Freiheit und das Glück der Menschen beschränkend (4). Wie einmal irgend ein Italiener oder Franzose sagt, die Schamhaftigkeit liege nicht im Hemde, so sagt Daumer (I, 212), die Sittsamkeit sei eine solche Schmach und Barbarei, wie die des Pabstes Paul, der den nackten Figuren Michel Angelos Hosen habe anklecksen lassen. Er gibt oft seinem gerechten Unwillen gegen die Heuchelei, die öffentlich fromm thue und heimlich sündige, scharfen Ausdruck, aber diese Heuchelei rechtfertigt die öffentliche Sünde nicht. „Diese Dichtungen", sagt Daumer in der Vorrede zu seiner „Polydora" (S. VII), „gehen darauf aus, die bei uns herrschende Trennung des sinnlichen Moments von Geist und Gemüth zu tilgen, und es mit diesen zusammen wieder in die schöne Totalität der reinen, unzerrissenen Menschennatur hineinzustellen, in der es so würdig und entzückend schön bei den großen, menschlichen Alten zur Geltung gekommen." Allein wenn auch die Sinnlichkeit ihre Rechte hat, und es ist eine Empörung gegen die Anordnung der Natur, dies unterdrücken zu wollen, so ist die Schamhaftigkeit nicht weniger ein naturgemäßes Gefühl, das, wie die Genesis so schön sagt, im Menschen erwachte, sobald er von dem Baume der Erkenntniß genossen hatte. Die Schamhaftigkeit ist kein Gegensatz der Sinnlichkeit, es kann sich diese mit dem reinsten Sittlichkeitsgefühl verbunden finden, wie wir es bei den Griechen finden, weil bei ihnen die Sinnlichkeit als naiver Ausdruck des Naturtriebs erscheint; wo aber diese Naivetät fehlt, wird die nackte Sinnlichkeit zur Schamlosigkeit, so z. B. in vielen altdeutschen Erzählungen und in den französischen Romanen des 18. Jahrhunderts. Diese Naivetät, die wir selbst in den älteren italienischen Novellisten anerkennen müssen, ist aber mit unsern Bildungszuständen unvereinbar, und sie ist eben so wenig wieder zu beleben als der antike Götterdienst. Daher war Daumer in seinen Frauenbildern in einen solchen Irrthum verfallen, als Heinse in seinem Ardinghello, ob wir gleich die beiden keineswegs zusammenstellen wollen, da Daumer von falschen philosophischen Anschauungen ausgieng, Heinse dagegen von der unreinsten Sinnlichkeit geleitet wurde.

Noch haben wir die schon angeführte „Polydora. Ein weltpoetisches Liederbuch" (2 Bde. Frankf. 1855) zu erwähnen, worin Daumer eine eben so reiche als schöne Auswahl von volksthümlichen Poesien aller Zeiten und Völker veröffentlichte, die er mit der ihm eigenen Meisterschaft wiedergab, unter welchen wir vor Allen die altgriechischen Dichtungen als vorzüglich gelungen hervorheben.

Aus „Hafis".

1. Falsche Enthaltsamkeit.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirst du nur im Rausch empfahn;
Denn daß der Unberauschte nicht
Ganz finster sei, das ist ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und spat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor seinem Stern!
Und o, wie ist es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe sei, das ist ein Wahn.

2. Die Frommen.

Ich sehe keine Sonne mehr —
Wo ist sie hingekommen?
Ich spüre keine Wonne mehr —
Wer hat sie weggenommen?

Von frischer Oste Moschushauch
Blieb keine Spur zurücke;
Vergiftet ist die Luft umher
Und jede Brust beklommen.

Verschüchtert ist die Nachtigall,
Entblättert ist die Rose;
Es ist die Welt so liebeleer
Und nur von Haß entglommen.

Verwandelt in ein Leichenfeld
Ist Gottes schöne Schöpfung;
Es schwirrt der Raben schwarzes Heer —
So wollten es die Frommen.

Aus den „Frauenbildern".

3. Rosa.

So, wie du bist, so liebt man dich;
So, wie du bist, entzückest du;
Drum meide jede Besserung
Und lebe fort in süßer Ruh!
Du sollst es sein zu aller Frist,
Und wärst du nicht mehr, wie du bist,
So wärst du nicht mehr du.

4. Heliodora.

„Fiat justitia;
Pereat mundus!"
Eben so grausam
Ist die Moral auch,
Eben so sinnlos
Redet auch sie:
„Mögen zu Tausenden
Herzen auf Herzen
Bluten und brechen,
Wanken nur meine
Satzungen nie."

5. Liane.

Warum so trüb, mein liebes Kind,
Dein Auge so geweint?
„Es schien mir Einer wohlgesinnt,
Und hat es falsch gemeint."

Und hat es Einer falsch gemeint
Mit dir, lieb Engelein,
Das konnte nur der böse Feind,
Kein Mensch gewesen sein.

Aus „Polydora".

6. Liebespfeile.

Es rastet' unser Rosen,
In Schlaf gesunken, Eros;
Da nahet' eine muntre,
Muthwillige Mädchengruppe,
Entwendete die Pfeile,
Die er im Köcher hegte,
Zerbrach sie, daß es krachte,
Und warf sie in den Sand.
Der kleine Gott erwachte
Und sahe zu und lachte.

„Ihr denket euch," so sprach er,
„Ich sei nun ohne Wehre;
Ich aber, ich versehre
Tief, wie kein andrer Schütze,
Auch ohne diesen Tand.
In eurem Auge sitz ich;
Mit eures Auges Strahlen
In alle Runde blitz ich;
Bewehrt mit diesen lichten,
Lebendigen Geschossen,
Steck ich ohn alle Mühe
Die ganze Welt in Brand."

7. Eros.

Du, liebe Schwalbe, pflegtest,
Wenn laue Lüfte siegen,
Alljährlich herzufliegen
Und hier dein Nest zu baun;
Doch wenn die Fröste dräuen,
Dann gehst du fort, dann ziehst du
Den Nil hinauf, nach Memphis;
Dann eilst du, dich zu betten
In wohnlichere Gaun.

Mir bauet unaufhörlich
Sein Nest im Herzen Eros.
Der Kleinen ist hier Einer,
Der flügge wird; ein andrer,
Der noch im Ei stecket,
Und wiederum ein andrer,
Der kaum dem Ei entschlüpfte,
Und ewig ist ein Flattern,
Und ewig ist ein Piepen;
Die Alten sind beschäftigt,
Die junge Brut zu füttern;
Und nicht sobald erwachsen
Ist selbige, so zeigt sich
Auch schon ein neuer Nachwuchs.
Was ist zu thun? Es frommet
Da keine Gegenwehr.
Ich weiß sie, diese kleinen
Und doch so losen Gäste,
Nicht aus der Brust zu treiben;
Was auch geschieht, sie bleiben
In dem gewohnten Neste;
Denn allzu zahlreich ist es
Und allzu übermächtig,
Ein solch Grotenheer.

8. Der Liebesbote.

Gehe nun, o Dorkas, geh und sag es ihr!
Alles, Alles sag ihr! Eile, fliege! — Halt!
Ich besinne mich; noch Etwas hast du ihr
Auszurichten — warte doch! Was eilst du denn
So gewaltig? Höre mich geduldig an,
Und dir in die Seele präge festiglich,
Was du höreſt! Melde der Abscheulichen
Zum Beschlusse noch — allein, verdient sie denn,
Daß man noch mit ihr verkehre? — Besser ist
Schweigen und sich stumm und stolz zurückziehn.
Sage Nichts, nein, sage von dem Allem ihr
Keine Sylbe! — Wehe mir! Ich faſele.
Ach, es ist kein Wunder, wenn ich irre bin.
Gehe nur! Sie muß es hören ganz genau
Alles, Alles; keine Sylbe mangele
An der Botschaft. — Doch wozu, wofern ich es
Recht bedenke, braucht es eine Botschaft hier?
Bleibe, Dorkas, bleib! Ich gehe selber hin.

Franz Freiherr von Dingelstedt.

Franz Dingelstedt

Deutschland ist reich an Konvertiten; wie die Konfessionen, so hat auch die Politik viele und bedeutende aufzuweisen. Der Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, gehört zu den letzteren, und es machte sein Uebertritt aus dem liberalen Lager in das konservative (um uns eines gewöhnlichen, obgleich ganz unpassenden Ausdrucks zu bedienen) nicht weniger Aufsehen, als der Konfessionswechsel Daumers.

Franz Dingelstedt, geb. am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg, besuchte von 1822 bis 1831 das Gymnasium zu Rinteln und darauf bis 1835 die Universität Marburg, wo er Theologie und Philologie, besonders neuere Sprachen studierte. Nach Vollendung seiner Studien trat er als Lehrer in das Erziehungsinstitut für junge Engländer zu Ricklingen bei Hannover, wurde aber schon 1836 an das Lyceum Fridericianum in Kassel berufen, von wo er nach 2 Jahren wegen Veröffentlichung einiger mißliebigen Gedichte an das Gymnasium in Fulda versetzt wurde, wo er die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" herausgab, die allerdings nicht geeignet waren, ihn bei der Regierung seines Vaterlands beliebt zu machen. Obgleich er von derselben nicht beunruhigt wurde, fühlte er sich unter dem Hassenpflugschen Regimente doch nicht behaglich, und da er sich zudem nach größeren Verhältnissen sehnte, nahm er im J. 1841 seine Entlassung. Er wendete sich zuerst nach Augsburg, wo er an der „Allgemeinen Zeitung" Beschäftigung fand; hierauf bereiste er, hauptsächlich als deren Korrespondent, Frankreich, England, Belgien und Holland. Von Wien, wo er sich hierauf eine Zeitlang aufhielt, beabsichtigte er den Orient zu bereisen, gab jedoch diesen Plan auf, als ihm im J. 1843 der König von Würtemberg die Leitung seiner Privatbibliothek übertrug und ihn zugleich zum Hofrath ernannte. Drei Jahre später wurde er zugleich unter dem Titel eines Legationsraths zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt. In Folge der glänzenden Aufnahme, welche sein Trauerspiel, „Das Haus der Barneveldt" in München gefunden hatte, wurde er im J. 1850 als Intendant des Hoftheaters dahin berufen, wo er sich durch verständige Leitung desselben nicht geringe Verdienste erwarb, insbesondere dadurch, daß er die namhaftesten Künstler Deutschlands zu Mustervorstellungen der Meisterwerke Lessings, Schillers und Goethes vereinigte. Doch wurde er schon nach 6 Jahren entlassen, weil er sich, wie es scheint, einflußreiche Männer zu Feinden gemacht hatte. Aber er fand noch in dem nämlichen Jahre 1857 eine ähnliche Stellung als Generalintendant des Hoftheaters und der Hofkapelle in Weimar. Hier blieb er zehn Jahre lang. Seitdem lebt er in Wien, wo er zunächst zum artistischen Direktor des Hofoperntheaters und 1875 zum Generaldirektor der beiden Hoftheater ernannt wurde. 1876 erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand.

Wie in politischen Anschauungen, so hat Dingelstedt auch als Dichter Umwandlungen erlebt; es soll dieß jedoch keineswegs ein Vorwurf sein, da diese Umwandlungen zugleich Fortschritte sind, und es ist zu bedauern, daß seine vielfachen Beschäftigungen als Theaterintendant ihn allzusehr von der Poesie entfernten, so daß er offenbar die Höhe nicht erreichte, die er bei seinem reichen Talent erwarten ließ. Wir begegnen ihm zuerst unter Heineschem Einfluß, auch ist er von der „weltschmerzlichen Seuche" nicht ganz verschont geblieben („Sylvesterspruch"); dann finden sich manche Freiligrathsche Anklänge, aber immer bewahrt er eine gewisse Selbstständigkeit, so daß er in der That nur äußerlich und formell von diesen Einflüssen mehr oder weniger beherrscht wird, wie er denn in der „Zuneigung", die er seinen „Gedichten" (Stuttg. u. Augsb. 1845. 2. Aufl. 1858) vorsetzte, mit vollem Rechte sagt: „Und kühner als nach fremden Stoffen Griff ich ins eigne Herz hinein". Mit richtiger und bescheidener Selbsterkenntniß fügt er hinzu, daß ihm der Guß nicht immer gelungen sei, wovon er auch den wahren Grund angibt. „Doch Eins wird sich in Allem zeigen, Was dichtend ich ins Leben rief: Es ist, oft allzusehr, mein eigen, Gelehrte nennen's subjektiv!" Seine Lieder sind daher, eben weil sie auf dem Leben fußen und aus ihm hervorgegangen sind, frisch und lebendig; aber er hat oft das Individuelle zu starr beibehalten und zu wenig in das Allgemeine gehoben. Daher erscheinen manche Lieder als Gelegenheitsgedichte (z. B. „Beim Sekt"), die nur für den Augenblick geschaffen und als solche schön und wohlgerathen sind, aber auf keine bleibende An-

erkennung Anspruch machen können. Aber selbst die weniger gelungenen Lieder haben einen eigenthümlichen und oft unwiderstehlichen Reiz durch die Grazie ihrer Haltung und die meist vollendete Form der Darstellung. Dingelstedt behandelt die Sprache und den Vers mit seltener Eleganz, Leichtigkeit und Harmonie, zugleich mit einer, wir möchten sagen, gesellschaftlichen Klugheit und Zierlichkeit, durch welche selbst das Bedenkliche eine gewisse Würde gewinnt. Ueberhaupt ist die Mäßigung zu bewundern, die er nach jeder Seite hin und selbst in den leidenschaftlichsten Momenten zu bewahren weiß; so ist er im Gebrauch von Bildern eher karg als verschwenderisch, ob er gleich in der Wahl und Ausführung derselben sehr glücklich ist und namentlich schon bekannte Bilder in neuer, sinnreicher Weise auffaßt, so in der „Wasserfahrt" auf den Schiffen des Lebens: „Wiege, Ehebett und Sarg", in „Ebbe und Fluth" (1), wo er die Liebe mit dem Monde vergleicht, der jene Bewegungen des Meeres hervorbringt. So gelingt ihm auch die Allegorie, die er mit liebenswürdiger Zartheit behandelt, wie im „Rosenmärchen" (2) und im „Immergrün".

So reich Dingelstedts Sprache ist, so wenig Mannigfaltigkeit gewährt er in den poetischen Gedanken, wie sich insbesondere aus den Liebesliedern ergiebt, in denen er beinahe ohne Ausnahme, freilich immer anmuthig und zierlich, eine Naturerscheinung als Symbol des dargestellten Gedankens zum Grunde legt, oder bekannte lyrische Formen variirt, wie in der „Schildwache", in den „Frommen Wünschen" (3) und im „See-Stern" („Wär' ich der Wind, ich wollte pochen"). Das lyrische Epos „Ein Roman" scheint er in der Absicht verfaßt zu haben, um seine Virtuosität in der Darstellung der Liebe nach ihren verschiedensten Seiten und Verhältnissen leuchten zu lassen; tiefes und abgestumpftes Gefühl, leidenschaftliche Glut und gleichgültiger Rückblick auf genossenes Liebesglück; Zartheit der Empfindung und Frivolität sind in den glücklichsten Bildern veranschaulicht, aber es sind unzusammenhängende Bilder, deren Wechsel nirgends motivirt ist. Die höchste Tiefe und Reinheit der Empfindung begegnet uns aber in den schönen „Hausliedern", in denen er sein eheliches Glück — er hat sich 1844 mit der berühmten Wiener Sängerin Jenny Lutzer verheirathet — in bald zarten, bald glühenden Tönen besingt (4).

Auch als politischer Dichter nimmt Dingelstedt einen bedeutenden Rang ein. Vortrefflich ist das Gedicht „Sylvester Jordan", welches eine glückliche Charakteristik des edlen, schwergeprüften Mannes und seines Strebens gibt, und von tiefem Gefühl für dessen Unglück durchdrungen ist. Großes Aufsehen machten die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1840), welche durch Hoffmanns „Unpolitische Lieder" hervorgerufen wurden, die sie an Kraft nicht erreichen, an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form weit übertreffen, wie er denn München in Sonetten, Berlin in Ghaselen und die „Letzte Liebe", welche er als Anhang beifügt, in Canzonen besingt. Unerquicklich ist der beschränkte Judenhaß, den er in diesen Liedern zur Schau trägt; höchst erfreulich dagegen die Vertheidigung des edlen Anastasius Grün gegen die ihm gemachten unbilligen Vorwürfe (5). Weitaus besser und tiefer sind die „Lieder aus der Fremden-Legion", die er in seinen „Gedichten" veröffentlichte, in welchen sich sein Schmerz über die heillosen Zustände des Vaterlands, über dessen Schmach und Nichtigkeit ausspricht (6). Sehr begreiflich ist es, daß Dingelstedt mit dem Treiben des Frankfurter Parlaments nicht zufrieden war, aber der Spott, den er in den „Fresken aus der Paulskirche", („Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte", Stuttg. und Tüb. 1851) über dasselbe ausgoß, traf meist nicht sowohl die Verkehrtheit der deutschen Gelehrten und Philister, denen vor Allem das Mißlingen der Erhebung zuzuschreiben ist, als vielmehr die Ideen, welche durch das Parlament ihre Gestaltung hätten gewinnen sollen; weshalb diese „Fresken" (6) in der That unerquicklich sind und ihm den Vorwurf zuzogen, daß seine freien Gesinnungen von der Hofluft erstickt worden seien, so daß ihm Creizenach zurufen durfte: „Da du nur aus Knabenlaunen Dich dem Freiheitsgeist ergabst, Warum soll man heut erstaunen, Daß du dich an Hofgunst labst?" Weit erquicklicher sind die übrigen Theile der Sammlung, die „Prologe, Reden und andere Gelegenheitsgedichte", die seiner Stellung am Stuttgarter Hof ihren Ursprung verdanken.

1. Ebbe und Fluth.

Jungfräulein ging am Strand der See,
Ihr war so wohl ums Herz, so weh;
Sie sprach: „Du weites, wildes Meer,
Was treibst so unstät dich umher,
Daß bald in Ebbe, bald in Fluth
Dein Busen wogt und niemals ruht?"

Darauf die See zur Antwort singt:
„Das ist der Mond, der dies vollbringt;
Wann er mir naht auf lichter Bahn,
Dann stürm ich jauchzend himmelan,
Und flieht er, ziehn ihm allgemach
Die Wellen sehnend, seufzend nach!"

Jungfräulein flüstert still für sich:
„O Herz, mein Herz, nun kenn ich dich!
Auch dich bewegt ein hoher Stern,
Dir ewig nah, dir ewig fern.
Du strebst zu ihm empor voll Glück,
Und bebst doch bang vor ihm zurück!

Laß ebben, Herz, laß fluthen, See!
Uns Beiden ist so wohl, so weh!
Wenn Liebe nicht die Welt mehr treibt,
Was ist, das ihr noch übrig bleibt?
Kommt, herbe Luft und süße Pein,
Und wiegt mich weich und wechselnd ein."

2. Rosen-Märchen.

Lebte einst ein Schwesternpaar,
Das, vereint in treuer Liebe,
Auch mit gleichem Herzenstriebe
Einem Mann ergeben war;
Doch des Mannes Sinn erglühte,
Für die holder Aufgeblühte,
Und die Andre trug ihr Leid
Schweigend, ohne Haß und Neid.

Höchster Schmerz und höchste Lust
Hat die Schwestern nicht geschieden,
Ihrer Kindheit goldner Frieden
Herrschte fort in ihrer Brust;
Also hat an Einem Tage
Sie mit gleichem Flügelschlage
Plötzlich auch der Tod berührt
Und ins selbe Grab geführt.

Aus dem grünen Hügel war,
In einander fest verschlungen,
Nächstes Jahr emporgedrungen
Zweier Rosen Zwillingspaar:
Eine roth, in Farbe sprühend,
Wie beglückte Liebe glühend,
Weiß die andre, bleich und mild,
Schmerzlicher Entsagung Bild.

3. Fromme Wünsche.

Ich wollt, ich wär der Abendstern;
Dann schlich ich in dein Fensterlein,
Um mit den allerschönsten Strahlen
Dir einen goldnen Heilgenschein
Um das geliebte Haupt zu malen!

Ich wollt, ich wär die Rebe nur;
Dann schläng ich um des Fensters Rand
Mich auf zu einer grünen Laube
Und böte deiner weißen Hand
Freiwillig meine erste Traube!

Ich wollt, ich wär ein Schmetterling;
Dann schwärmt' ich gaukelnd um dein Licht,
Bis es die Flügel mir verbrannte,
Und wieder fliehen könnt ich nicht,
Wie sie mich auch verjagt' und bannte!

Ich wollt, ich wär die Nachtigall;
Dann ließ ich mich im Lindenbaum
An deinem Fenster häuslich nieder
Und sänge dich in frühen Traum
Mit einer ganzen Brust voll Lieder!

Am liebsten wär ich selbst der Traum;
O dann umschwebt' ich deine Ruh
Mit mannigfaltigsten Gestalten:
Die meine thät ich auch hinzu,
So lange, bis du sie behalten.

4. Ein Rückfall.

Hinweg die Bücher, das Papier,
Der welke Blätterhauf!
Im Sturmschritt, Weibchen, ans Klavier,
Reiß alle Deckel auf!
In meiner Brust Gewitter drohn,
Die alten Stürme schwellen;
Rasch träufle einen reinen Ton
Wie Oel in wilde Wellen!

O Stimme, süß und wunderbar,
Wie dringst du tief ins Herz,
So voll wie Gold, wie Silber klar,
Und mächtig wie das Erz!
Die viele Tausend einst entzückt
Zu lautem Jubelrausche,
Wie bin ich doch so hoch beglückt,
Wenn ich dir einsam lausche!

Zu deinen Füßen ausgestreckt,
Ein kranker Träumer liegt,
Von Sang und Klang gelind erweckt,
Gelinder eingewiegt;
Ins Fenster schielt der Mondenschein,
Und die Gardinen wallen,
Und eifersüchtig fallen ein
Im Busch die Nachtigallen.

Nur zu! schon löst in Harmonien
Sich jeder Mißklang auf;
Es schmilzt das Eis, die Schatten fliehn
Mit deiner Töne Lauf.
In meiner Brust den alten Schmerz
Besiegten deine Lieder:
Er kam als Dämon in das Herz,
Als Engel geht er wieder!

5. Für Anastasius Grün.

— Auf dem Kalenberge, Juli 1841. —

Wo Du einst, im Arm die Harfe, giengest Deine Dichterpfade,
Durch die Kaiserstadt und längs der Donau lustigem Gestade,
Bin ich jüngst Dir nachgeschritten, treulich und mit frommem Fuß,
Dich im Munde, Dich im Herzen edler Anastasius!

War mir doch, als ob die Welle größer Deinen Namen rauschte,
Ob Dein Auge groß und feurig, aus dem Grün der Reben lauschte,
Um den Kalenberg ergoß sich und den Felsen Leopold
Deiner Dichtung lichter Nimbus und der Abendsonne Gold.

Ja, es waren diese Bäume, die um Deine Stirn gesäuselt
Hier am Söller hat der Nachtwind Deine Locken kühl durchkräuselt,
Dort hast Du geruht im Grase, ewiger Gedanken voll,
Als das hohe Lied vom Frühling glühend Deiner Brust entquoll.

Aber Wunder! wo Du giengest, über Dornen und Gebeine
Keimten unter Deinen Schritten Blumen aus dem dürren Steine,
Und Dein Blut, die Spur des Weges, das auf leere Blätter floß,
Sieh, wie es in rothe Rosen überall befruchtend sproß!

Das ist wahrer Dichtersegen: auch den Schutt in Brod verwandeln,
Brunnen zaubern aus dem Felsen, und wo Andre reimen, handeln;
Ein Poet in Werk und Worten, thatest Du, wie Keiner that,
Dafür reift auch rings im Lande tausendfältig Deine Saat!

Und daß unter Korn und Blumen auch die Schlange Dir nicht fehle,
Zischt nun heimlich die Verleumdung um die offne Dichterseele;
Der Verdacht, mit Lauerblicken schleicht er um Dein sichres Haus,
Und weil Du in Liebe schlummerst, schreit er Dich für — scheintodt aus.

Tritt ihn nieder, letzter Ritter, diesen schadenfrohen Drachen,
Komm, daß wir die eitle Lüge durch ein Lied zu Schande machen,
Sag es, daß Du nimmer treulos uns und Dir gewesen bist,
Daß Dein Dichterschild so rein noch, wie Dein Grafenwappen ist!

O sie will es nie begreifen, ihre Prosa und Gemeinheit,
Daß ein Geist wie Du, ein Name bürgt für der Gesinnung Reinheit,
Nur das Schlechte glaubt sie willig, und wo wer zu wanken droht,
Zerrt sie ihn mit frohem Jubel zu sich nieder in den Koth.

Du erliege nicht und weiche ihren Stein- und Hagel-Würfen,
Wisse, daß Dir Alle trauen, die sich selbst noch trauen dürfen,
Aber weh, wenn erst der Dichter an dem Dichter zweifeln muß — —
Ach, nur das nicht auf uns Alle, das nicht, Anastasius!

Schön auf Deiner Väter Schlosse mag sichs rasten, träumen, lieben,
Doch wann sind die Adler jemals lang auf ihrem Horst geblieben?
Nicht der Muße kann gehören, wer der Muse angehört,
Und schon Schweigen ist Verbrechen, wenn zum Reden sie beschwört.

Steig herab von Deinen Alpen, laß die Almen und die Thale,
Statt auf Deine Hirtenflöte horch auf unsre Hornsignale,
Reiß Dich aus dem Schooß Armidas, säumender Rinaldo, los —
Glücklich kannst Du nicht mehr werden, warum warst Du einmal groß?

Aus den „Fresken in der Paulskirche".

6. Intra et extra muros.

Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht,
Draußen indeß grundschlecht wird es dem Volke zu Muth.

7. Wirth.

Welch schöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!
An seinem Grabe kann die Inschrift stehen:
Er starb wie Moses auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von vorn gesehen.

8. Weiter nichts?

Centralgewalt, Centralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Centrum und Gewalt.

9. Berlin.

Frei nach Schiller.

Kaum hat das kalte Fieber der Deutschomanie euch verlassen,
Bricht in der Preußomanie gar noch ein hitziges aus.
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande,
Bitt ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

10. Zweites Lied aus der Fremdenlegion.

Helgoland, 1855.

Ihr seht für meinen Hochverrath
An Deutschland scheel mich an;
Hat nicht dasselbe, was ich that,
Manch großer Herr gethan?

Fragt meinen Alten: sein Papa,
Der gleichfalls Kriegsmann war,
Liegt drüben in Amerika
Wohl an die siebzig Jahr!

Wer weiß, wie viele Pfunde schwer
Georg Rex für ihn gab?
Wir hatten Nichts davon und er —
Ein frühes, fremdes Grab.

Gelt, was ein Landesvater thut
Für Sich, ist Allen recht,
Doch für ein armes junges Blut,
Wie ich, da heißt es schlecht?

Ei, hab ich nicht die Kreuz und Quer
Gesucht seit Jahr und Tag
Im ganzen deutschen Reich umher,
Wo man zwei Arme mag?

In Schleswig-Holstein Anno Neun,
Da that ich tapfer mit;
Wie jagten wir den dänschen Leun
Auf jeden Schritt und Tritt!

Das ganze Deutschland sang dazu
Sein meerumschlungen Lied,
Bis Rußland rief: Den Hahn in Ruh,
Und England: Ruh im Glied.

Als drauf der Welsche, der Magyar,
In deutsche Lande fiel,
Da zog man unsren Erbfeind gar,
Den Russen mit ins Spiel.

Was sich begab, was ihr geschah
Vom Herren wie vom Knecht,
Der alten Frau Germania
Schien Alles gleich und recht.

Am End ward mir das Ding zu toll
Ich habe fortgemußt:
Großvaters Kriegerader schwoll
Mir zornig in die Brust.

Ich gieng aufs Postamt hin und sprach
Den Schreibern ins Gesicht·
Erträgt ein ganzes Land die Schmach,
Ein ganzer Kerl thuts nicht!

Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Wie wohlthuend, nicht bloß im Leben, sondern auch in der Dichtung, wahre Frömmigkeit ist, die aus dem Herzen quillt und auf unerschütterlichem Glauben wurzelt, gegenüber der fanatischen und heuchlerischen Frömmelei, wie sie sich bei katholischen und protestantischen, bei jüdischen und mohamedanischen Zeloten offenbart, wird uns recht klar, wenn wir die Poesien der ebengenannten Dichterin lesen, welche zudem zu den glänzendsten Erscheinungen der dichtenden Frauenwelt gehört. Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff, geb. am 10. Jan. 1797 auf Hülshoff bei Münster, verbrachte bei andauernder Kränklichkeit ihre Jugend in völliger Abgeschiedenheit von der Welt; die treffliche Erziehung, die sie erhielt und die bei ihren ausgezeichneten

Annette v. Droste-Hülshoff

Talenten die schönsten Früchte trug, verlieh ihr jedoch eine so große geistige Selbstständigkeit, daß sie sich mit vollster Sicherheit bewegte, als sie später (sie war schon 27 J. alt) in Köln, Bonn und Koblenz in größere Verhältnisse kam. Nach dem Tode ihres Vaters zog sie auf das Gut Rischhuus bei Münster, das ihrer Mutter zum Wittwensitz angewiesen war. In dieser Einsamkeit beschäftigte sie sich hauptsächlich mit der Poesie und den Wissenschaften und fand ihre angenehmste Erholung im Umgang mit der Natur, für deren Schönheiten sie einen tiefempfänglichen Sinn hatte. Ihre zunehmende Kränklichkeit veranlaßte sie, ein milderes Klima aufzusuchen; sie zog nach Mersburg am Bodensee zu ihrem Schwager, dem durch seine Kenntnisse und Sammlungen im Gebiete der älteren deutschen Literatur bekannten Freiherrn Jos. von Laßberg, wo sie am 24. Mai 1848 starb.

Annette von Droste ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der neueren Zeit. Originell, ja selbst genial, gewährt sie eine merkwürdige Vereinigung widerstrebender und entgegengesetzter Elemente, die sie zur vollsten Harmonie zu verbinden weiß. Ohne je ihre Weiblichkeit zu verläugnen, die sie oft in der zartesten und liebenswürdigsten Weise ausspricht, streift sie durch die Tiefe ihrer Gedankenwelt, die Kraft und Kühnheit ihrer Sprache an das Männliche, wie sie denn selbst sagt: „Mir gab Natur ein kühnes Herz", aber sie ist weit entfernt, die Emanzipationsgelüste ihrer Zeit zu theilen. Durch Geburt und Erziehung an die Aristokratie gebunden, daher von der größten Vorliebe für die Vergangenheit erfüllt, verkennt sie die Vorzüge des modernen Lebens nicht und sie hat den lebendigsten Sinn für die bürgerlichen und häuslichen Tugenden, und wenn sie auch das Bewußtsein ihres vornehmen Standes hat, so ist sie doch nicht stolz auf ihren Adel, ebenso wenig als auf ihre katholische Religion, der sie mit der lebendigsten Begeisterung und dem innigsten Glauben zugethan ist. Ihre Sprache ist meist kräftig, oft hart, doch auch oft weich und melodisch; ihre Bilder sind neu, hie und da kühn, immer bedeutend.

Selten ist die Liebe der Gegenstand ihrer Lieder*), aber sie entwickelt dann eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens, wie in dem lieblichen Gedichte „Junge Liebe", das voll Zartheit und Naivetät, und dessen Schluß unübertrefflich schön und wahr ist. Ein junges Mädchen, das sich zum Ersten Mal der Liebe bewußt wird, stellt sich die Frage, was sie wohl thun würde, wenn sich ihre Mutter und ihr Geliebter zugleich in einem brennenden Hause befänden, worauf sie nach kurzem Bedenken ausruft: „Retten, retten würd ich Mama, Und zum Karl in die Flamme springen!" Von der höchsten Wirkung ist das Gedicht „Die junge Mutter" (4), in welchem die Dichterin die Mutterliebe in tief ergreifender Weise schildert. Rührend zeichnet sie die Liebe der Gattin in der „Beschränkten Frau", deren Beschränktheit eben in ihrer Liebe zu ihrem Gatten und in ihrem Vertrauen auf Gott besteht. Haben wir in diesen und einigen andern ähnlichen Liedern („Ein Brief aus der Heimat", „Das vierzehnjährige Herz") das tiefe Gemüth der Dichterin kennen und lieben lernen, so tritt uns dagegen der höchste Ernst und die würdigste Lebens- und Weltanschauung in andern entgegen. Sie zürnt oft mit der Gegenwart und den modernen Zuständen, denen sie eine edlere Vergangenheit entgegensetzt. „Vor Vierzig Jahren" ist eine treffliche Schilderung der alten naiven Zeit im Gegensatz zur kalten, selbstsüchtigen Gegenwart. Nicht mit Unrecht ruft sie die „Alte Kinderzucht" (1) zurück, wo der Vater noch der geliebte Herr des Hauses war, dem die Kinder, im Vertrauen auf seine Liebe und seine Erfahrung unbedingten Gehorsam leisteten, wogegen in der „Neuen Kinderzucht" die Selbstüberhebung der heranwachsenden Jugend die Einigkeit und den Frieden der Familie nur zu oft zerstört. Uebrigens läßt sich die Dichterin von ihrem Zorn gegen die moderne Erziehung überwältigen, so daß dieses Gedicht dem ersten an poetischer Haltung weit nachsteht.

„Mein Blick war klar und mein Erkennen stark", sagt sie ein Mal; wie wahr dieses Selbsturtheil ist, giebt sich in ihren sämmtlichen Dichtungen kund. Den „Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich" ruft sie in kräftigen und edlen Tönen zu, zur Natur und Wahrheit, zur Frömmigkeit und zum häuslichen Leben zurückzukehren, und sich in ihren Dichtungen zu bescheiden; sie warnt die Einen vor falscher Sentimentalität, die Andern vor

*) Gedichte. Münster 1838. Gedichte. Stuttg. u. Tüb. 1844. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. Hann. 1860.

frivolen Emanzipationsgelüsten. Diese Kraft der Gesinnung ist bei ihrer Kränklichkeit nur um so bewundernswürdiger; sie zeigt sich selbst dann, wo sie wie im „Sylvesterabend" in rührenden Worten ihre Ahnung eines baldigen Todes ausspricht; aber nicht die Nähe des Todes erfüllt sie mit Schmerz, sondern der Gedanke, daß ihre Mutter lange um sie weinen werde.

Ihr poetisches Talent tritt vielleicht in den „Haidebildern" am Klarsten vor; es sind wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung, die um so mehr überraschen, als die Natur, die sie umgab und schilderte, wenig Poetisches zu haben scheint. Aber sie weiß selbst die einsamen und öden Flächen, die schwarzen Moorgründe mit poetischem Leben zu beseelen, weil sie die Allmacht der Natur auch in den kleinsten Erscheinungen zu entdecken versteht; und so zaubert sie uns gleichsam eine neue Welt, die voll Leben und Interesse ist. Das konnte sie durch eine Detailmalerei erreichen, die sich bis auf das Geringfügigste erstreckt, aber sie überragt die Naturschilderungen Matthissons und ähnlicher Dichter weit, weil sie die hundert Einzelnheiten zu einem Gesammtbild zu verknüpfen und die Naturerscheinungen mit seltenem Glücke zu personificieren weiß, so daß die öden Haiden sich unter ihrer Hand mit dem regsten Leben füllen. Wir haben aus diesen Gedichten nur Eines „Die Lerche" (2) aufnehmen können, aber es wird dieß hinreichen, die Meisterschaft der Dichterin zur Anschauung zu bringen.

Nicht weniger glücklich ist sie in der Ballade, in welcher sie mit Vorliebe schaurige oder düstere Stoffe behandelt. Ohne nach Effekt zu haschen, wird ihre Darstellung durch die glückliche Anordnung des Stoffes und den kräftigen, malerischen Ausdruck höchst wirkungsvoll. Beinahe alle zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung und durch originelle Wendungen aus, so „Die Krähe", wo eine alte Krähe und ein alter Rabe dem jüngeren Geschlecht ihre Erlebnisse mittheilen; „Das Graue", eine vortrefflich erzählte Gespenstergeschichte, „Der spiritus familiaris" des Roßtäuschers, in welchem die Dichterin die alte Sage kunst- und geistvoll zu einem großartigen Bilde gestaltete. Fast episch ist „Der Knabe im Moor", wo sie die verschiedenen Sagen an den Gang des Knaben anknüpft und sie dadurch gleichsam aus der Vergangenheit in die Gegenwart versetzt. Im „Haidemann" (3), d. h. der Nebelschicht, die sich zur Herbst- und Frühlingszeit des Abends über die Haide legt, schildert sie die Erscheinung in ihrer allmählichen Entwickelung, welche durch die Anlehnung an die spielende Kinderwelt Leben und episches Fortschreiten gewinnt.

Ihre rein religiösen Dichtungen sind nach ihrem Tode unter dem Titel „Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhange religiöser Gedichte" (Stuttg. u. Tüb. 1851) veröffentlicht worden. Gleich entfernt von Mysticismus und Allegorisirung sind sie der einfache Ausdruck des rein menschlichen Verhältnisses zu Gott, aber bei aller Einfachheit doch voll Andachtsglut. Obwohl streng katholisch und kirchlich, haben sie doch nicht den leisesten Anklang jener Verdammungssucht, die sich in neueren Zeiten so gern breit macht.

1. Alte Kinderzucht.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,
Vor ihm in grünlichem Pokal der Rebe Feuertrank;
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,
Ein ernster Vierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn", sprach der Patriarch, es klang die Stimme schier bewegt;
„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt;
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen.
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

Zu Gottes Ehr und deiner Pflicht und nach der Vordern Art
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn bebaart.
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

Mein Vater — tröst ihn Gott, er fiel in einem guten Straus! —
War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus,
Sein treues Auge wußte wohl, der Kinder Heil zu wahren.
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig Jahren.

So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn, zum frohen Greis,
Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen weiß,
Wie mag, wer seiner Launen Knecht, ein Herrenamt bezwingen?
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht er Früchte bringen?

Nur von der Pike dient sichs recht zum braven General.
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!
Mit tausend Thränen hab ich sie in unsre Gruft getragen,
Denn eines Vaters heilge Hand hat nie zu hart geschlagen.

Mein Haar ist grau, mein blödes Aug hat deinen Sproß gesehn;
Bald füllst du meinen Sitz, und er wird horchend vor dir stehn.
Gedenk der Rechenschaft, mein Sohn, lehr deinen Blick ihn lesen,
Gehorsam sei er dir, wie du gehorsam mir gewesen!"

So sprach der Patriarch, und schritt entlang die Buchenhall,
Ehrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Vasall,
Und seinen Knaben winkt' er sacht herbei vom Blüthenhagen,
Ließ küssen ihn des Alten Hand, und seinen Stab ihn tragen.

2. Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde, oder trink im Blau.
Glührothe Pfeile zucken auf und nieder,
Und wecken Thauesblitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.

Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug;
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes Acht;
Du, mit dem Saphirbecken, Genziane,
Zwergweibe du mit deiner Seidenfahne,
Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"
Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Masliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;
Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage:
Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte, hat die erste Stätte
Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs Neue singt
Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!
Frisch auf, ihr Musikanten in den Hallen,
Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
Und, florbeflügelt Volk, heb an den Chor.
Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium,
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Horniſt, der Käfer, schnurrt,
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Baſſist die Biene eingeschritten:
Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
Das Contraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen in einander schießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's muſiziert aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
Bringt eure Schätze, und du Fabrikant,
Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant!"

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen,
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewaltge Stufen, wie der Träger groß;
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg, und sank zum Ginsterstrauch.

3. Der Haidemann.

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch,
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
Der Haidemann kömmt! —"

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried,
Und freun sich, wenn die Wasserspinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras, —
Seht, wo noch grad die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Haas,
Der Haidemann schwillt! —"

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus,
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
Der Haidemann braut! —"

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen,
Und vor ihm her die Heerde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenschaaren
Heimschwemmt im grauen Ocean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht,
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Haidemann steigt! —"

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Geziſche
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder kommt, kommt schnell herein,
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang im Ried;
Jetzt ists unheimlich draußen sein,
Der Haidemann zieht! —"

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,
Mit Hünenschritten gleitets fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;
Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad uns! wie es zuckt und bräut,
Wie's schwehlet an der Dünenscheid! —
Ihr Kinder, faltet eure Händ,
Das bringt uns Pest und theure Zeit —
Der Haidemann brennt! —"

4. Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier",
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin,
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall, — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

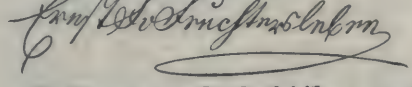
„Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding!" —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
„Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erndtefest zerrissen."
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?"

„Madame, wir haben heut Mariatag!"
„So hoch im Mond?" sie kann sich nicht besinnen. —
„Wie war es nur?" — doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsichtge Schritte übern Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz."

„Du dufte Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.



Wie Annette von Droste bei ihrer männlichen Kraft ein ganzes Weib im schönsten Sinne des Wortes, so ist der Dichter, zu dem wir uns wenden, bei aller weiblichen Zartheit, die ihn charakterisiert, ein ganzer Mann im vollsten und edelsten Sinn, ein Mann, der für alles Große und Edle begeistert war, der sein reiches Talent und seine Thätigkeit der leidenden Menschheit widmete, mochte das Leiden in individuellen Verhältnissen oder in allgemeinen bürgerlichen und politischen Zuständen liegen, ein Mann, der für die freie Entwickelung schrieb und handelte, weil er diese als die Grundlage der Menschen- und Weltverbesserung erkannte.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben, geb. am 29. April 1806 zu Wien, verbrachte seine Kinderjahre auf dem Land, was nicht nur auf seinen schwächlichen Körper, sondern auch auf die Entwickelung seiner Seelen- und Geisteskräfte den wohlthätigsten Einfluß ausübte. Im 6. Jahre trat er in die theresianische Akademie, wo er bis zum 19. Jahre verblieb. Die ersten und lebhaftesten Regungen des geistigen Bedürfnisses in seiner Entwickelung waren poetischer Natur; der Einfluß seines verehrten Lehrers Jacobi leitete ihn zum philosophischen Denken, das von nun an sein

Dichten beherrschte. Die Begünstigung der akademischen Zöglinge für zukünftige Anstellung nicht achtend, wählte er, von Neigung zu Unabhängigkeit, so wie zum Studium der Natur und der Menschen bestimmt, die Arzneiwissenschaft zu seinem Beruf. Während seiner Studienjahre auf der Universität schloß er sich an geistreiche Altersgenossen (L. A. Frankl, Schubert, Meyrhofer, Schober und Schwind) an, die, wie er selbst sagt, seine idealen Bestrebungen in ein geordnetes Bett leiteten und das fruchtlose Streben in ein fruchtbares Erkennen umwandelten. Im J. 1833 erwarb er sich die Würde eines Doktors der Medizin; aber als er eben im Begriff war, sich eine für seine geistige und materielle Existenz förderliche Bahn zu ebnen, stürzte ihn der plötzliche tragische Tod seines Vaters in Armuth; diese schwere Prüfung gab seinem „Charakter jene ernste Folie, die ihm von da an geblieben ist", aber sie hatte die glückliche Folge, daß er seine bisherige, bis ins Unendliche zersplitterte Richtung besiegte und sich nunmehr rastlos seiner Wissenschaft hingab, worin er durch eine glückliche Ehe, die ihm häusliche Ruhe und Stille bereitete, nicht wenig gefördert wurde. Im J. 1840 wurde er zum Sekretär der Gesellschaft der Wiener Aerzte ernannt, hielt im J. 1844 an der Hochschule freie Vorträge über ärztliche Seelenkunde, die zahlreich besucht wurden, und zu deren Behuf er das „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde" herausgab, das wie in Deutschland, so auch in England die günstigste Aufnahme fand. Vorher hatte er schon die kleine Schrift „Zur Diätetik der Seele" (Wien 1838) herausgegeben, deren hohe Bedeutsamkeit schon daraus hervorgeht, daß sie bis jetzt 41 Auflagen erlebt hat. Im J. 1847 wurde er zum Vizedirektor der medizinisch-chirurgischen Studien ernannt. Als im J. 1848 das bisherige politische System gestürzt wurde, trug man ihm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts an; da er aber überzeugt war, daß er in dieser vorzugsweise politischen Stellung keine erfolgreiche Thätigkeit würde entwickeln können, lehnte er sie beharrlich ab, nahm aber die Stelle eines Unterstaatssekretärs in diesem Ministerium an, wo er eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichtswesens anbahnte, aber mit so vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatte, die er nicht besiegen konnte, daß er noch vor Ende des Jahres seine Entlassung nahm. Die übermäßige Anstrengung, die er sich zugemuthet hatte, noch mehr aber der tiefe Schmerz über die getäuschten Hoffnungen untergruben seine Gesundheit; er starb am 3. September 1849.

Feuchtersleben ist kein glänzendes Talent; oder vielmehr er hat die Gabe nicht besessen zu glänzen; er versteht es nicht, in großartig scheinenden Phrasen Nebelhaftes zu reimen, was so manchem neuern Dichter einen oft weit verbreiteten Ruf gewonnen hat. An den Alten und an Goethe herangebildet, verbindet er die größte Klarheit mit dem tiefsten Ernst, und obgleich er die Schwärmerei preist (5, 9), so war doch Niemand von dem, was man gewöhnlich unter diesem Worte versteht, weiter entfernt als er; denn er begriff darunter die ewig junge Begeisterung nach einem bestimmt gedachten Zweck. Daher war ihm auch das Nebel- und Phrasenhafte in der Literatur, das „Teuto-mystisch-Romantische" zuwider, was man so gern mit dem Ausdrucke „Modern" verhüllen will („Der moderne Kritikus an die Alten"), wogegen er die so oft verkannten und verlästerten älteren Dichter gegen die rohen Angriffe in Schutz nimmt, die nur zu oft wiederholt werden (5, 4. 5). Seine Dichtungen*) gewinnen daher weder durch Kühnheit des Ausdrucks, noch durch glänzende Pracht der Darstellung; ja er legt sogar allzu wenig Werth auf die Form, ob er gleich selbst in den schwierigen eine große Gewandtheit besaß. Dagegen erfreuen sie durch die tiefe Welt- und Lebensbetrachtung, die er in ihnen niederlegte, durch die edle, nach jeder Seite hin freie und reine Gesinnung, die von aller Gemeinheit unberührt bleibt. Er ist wie in seiner Diätetik der Seele auch in seinen Dichtungen ein ächter Seelenarzt, der den Menschen mahnt, mit Ruhe und Muth dem Lebenskampf entgegenzugehen, sich gegen Alles zu verwahren, was die Kraft zu lähmen vermöge, durch rastlose Thätigkeit den Leiden und Schmerzen des Lebens zu begegnen (3. 4).

1. Nach altdeutscher Weise.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am Liebsten hat,
Muß meiden:
Wiewohl Nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als scheiden! ja scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter sein,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen aus einander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

2. Spruch.

Beachte sorgsam Alles,
Die Welt wie das Gedicht,
Den Weisen, wenn er schweigt, und
Den Thoren, wenn er spricht.
Des Menschen Aug verträgt nicht
Das ungetrübte Licht,
Und ohne Träumen hätte
Das Wachen kein Gewicht.
Erkenne, was dir wurde,
Woran es dir gebricht!

*) Gedichte. Stuttg. u. Tüb 1836. 4. Aufl. 1848. Sämmtliche Werke. Herausgegeben v. Fr. Hebbel. 7 Bde. Wien 1851—1853.

Was Welt und Stunde fordern,
Vollbringe und zaudre nicht!
Wer sinnt und sinnt und zögert,
Bleibt trotz dem Sinn ein Wicht —
Den nenn ich einen Helden,
Der, wenn er fällt, noch ficht.
Verschließ in Groll dein Herz nicht,
Es liebe, bis es bricht;
Erinnre dich und hoffe!
Vergiß und fürchte nicht!

3. Kophthisch.

Sei liebevoll-thätig und tugendhaft-klug,
So bist du dir selbst und den Brüdern genug;
Man schaffet in ur-vorgezeichneten Kreisen,
Bewußtlos die Thoren, halb-wissend die Weisen:
Den Kopf wie das Herz und die Hände dazu,
Erschafft man sich Freiheit, am Ende sich Ruh;
Und bist du nur redlich beim Wahren geblieben,
Entschlossen im Handeln, beständig im Lieben,
Im Denken stets klar, im Empfinden gesund,
Mit Schlechten im Kampf, mit den Guten im Bund, —
So lebst du in jedem Moment — unbeirrt
Von jenem, der war, und von jenem, der wird.

4. Der Thätige.

Ich setze meinen Wanderstab
Beharrlich auf die Erde,
Sie sei nun Wiege oder Grab, —
Im Stabe liegt das Werde.

Im Stabe, den des Mannes Kraft
Als ernste Waffe schwinget,
Mit dem er sich zur Klippe rafft,
Und in die Tiefe dringet;

Und senkt er ihn vertrauend ein,
So muß er grünend sprießen;
Und schlägt er gläubig auf den Stein,
So muß die Quelle fließen.

5. Gnomen.

1. Genieße deiner Kraft;
Man lebt nur, wenn man schafft.

2. Ein schönes Wort
Gilt hier und dort;
Ein gutes Wort
An jedem Ort;
Ein wahres Wort
Pflanzt sich allmählich fort und fort.

3. Mach dir klare Augen eigen,
Alles wird sich herrlich zeigen.

4. „Gleim, Hagedorn! Du gute Zeit!
Da sind wir jetzt ganz andre Leute!"
Ja leider! waren jene Armen
Gesund nur, fühlend und gescheidt.

5. Dich Wieland auch, den edel-frohen,
Den heiter-menschlichen, den hohen,
Verachten längst die Gründlich-Rohen.

6. Selbst dir — zu deiner Kämpfe Lohne —
Dir, Lessing! mäkeln sie an deiner Krone:
„Er hat wohl Manches eingelenkt,
Doch war er selbst noch zu beschränkt!"
Das heißt: vernünftig wars begonnen,
Und thöricht ward es fortgesponnen.

7. „Wir wandeln auf Vulkanen!"
Ich hab es auch gemerkt;
Doch auf den Schreckensbahnen
Fühl ich mich erst gestärkt;
Wo Lavaströme flossen,
Dort wächst der beste Wein —
Drum muthig, ihr Genossen!
Froh wird die Lese sein.

8. Mit „Frank und Froh" ist Nichts gethan;
Volksunterricht! da hebt es an.

9. Schwärmerei! man sagts und dünkt sich
So beruhigt-groß dabei;
Aber glaubt: Kein Adler schwingt sich
Lichtwärts ohne Schwärmerei.
Und kein Sprechen und kein Streben,
Nur ein schaurig Einerlei,
Keine Freude, ja kein Leben
Gäb es ohne Schwärmerei.

Franz Stelzhamer.

Franz Stelzhamer, geb. am 29. Novb. 1802 zu Großpiesenham in Oberösterreich, der Sohn einfacher Bauersleute, besuchte zuerst die Dorfschule und vom 14. bis 22. Jahre die Gymnasial- und Lycealklassen in Salzburg. Nach dem Willen seines Vaters sollte er Geistlicher werden; er aber gieng nach Graz und absolvierte hier das Rechtsstudium, trat jedoch später, um den zürnenden Vater zu versöhnen, in das Seminar zu Linz und studierte Theologie. Infolge einer Rüge verließ er am Schluß des zweiten theolog. Cursus das Seminar und durchzog nun, von unüberwindlicher Wander- und Sangeslust erfüllt, mit der Zither unter dem Arm die schönen Gauen der Heimath und sang in jedem Dorf seine fröhlichen Lieder, die so ganz dem Sinn und dem Leben des Volks entsprachen. Im J. 1845 verheirathete er sich, lebte dann bis 1850 in Linz, bis 1852 in Ried, darnach in Salzburg; hier verlor er sein Weib, worauf er sein früheres Wanderleben wieder aufnahm. Seit 1862 von verschiedenen Seiten unterstützt, gieng er 1868 eine zweite Ehe ein und ließ sich dauernd in Henndorf bei Salzburg nieder, wo er am 14. Juli 1874 starb.

Stelzhamer ist ein Volksdichter im wahren Sinne des Worts; er hat nicht bloß, wie so viele Andere, die in irgend einem Dialekt gesungen haben, die äußere Form, die Mundart seiner Heimat wiedergegeben, seine Liedchen stellen uns das österreichische Volk in seiner ganzen Wahrheit dar, mit seiner treuherzigen Naivetät, seinem heitern Humor, seiner kräftigen, aber keineswegs rohen Natürlichkeit. Alles, was in den einfachen Dorfverhältnissen vorkommen mag, gibt ihm Stoff zu größeren oder kleineren Liedern, welche das innere und äußere Leben mit größter Wahrheit und Objectivität schildern. So beschränkt diese Verhältnisse sind, so berühren sie doch, was jede Menschenbrust bewegt, Liebe, Natur und Lebenslust. Die Liebe bildet vorzugsweise den Gegenstand dieser Dichtungen, in denen der Dichter eine

tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens verräth. Bald heiter, ja meist muthwillig, bald aber auch in ernsteren Tönen schildert er uns die verschiedenen Abstufungen dieser Leidenschaft, die den Menschen um so mächtiger ergreift, je weniger er von konventioneller Bildung berührt ist. Leider haben wir gerade die schönsten Lieder nicht mittheilen können, weil sie — das Einzige, was man tadeln könnte — allzulang ausgesponnen sind. In einem größern Gedicht: „D'Ahnl" (Großmutter) hat Stelzhamer eine höchst liebliche Dorfgeschichte erzählt, in welcher der Dichter alle Faktoren des Bauernlebens auf das Kunstvollste und mit wahrhaft poetischer Haltung zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat. So einfach die Geschichte an sich auch ist, so gewährt sie doch durch die glückliche Behandlung der leidenschaftlichen und gemüthlichen Momente so wie durch die gelungene Schilderung der äußeren Verhältnisse das lebhafteste Interesse.

Stelzhamer hat sich auch in hochdeutschen Dichtungen versucht; doch wenn auch in diesen sein poetisches Talent sich nicht verläugnet, so fühlt man doch bald, daß er sich nicht in seinem Elemente bewegt*).

1. Dnettá.

So dnettá gehts zsamm,
Und so dnettá troiffts zue:
I bogógn dár áf d'Nacht
Und du mir in dá Frue.

Und so dnettá gehts zsamm
Und so dnettá troiffts zue;
Du volangstá kain'n Fried,
Und i laß dá kai Rue.

Und so dnettá gehts zsamm,
Und so dnettá troiffts zue,
Daß du á Dirndl bist
Und i á Bue.

Und wógn den — so dnettá
Da sán má bonand,
Und á wógn den — so dnettá
Bringt ús nix vonand.

2. Dá schen Bue.

Und weil i schan worn bi
A Kerl soviel schen,
Na, so wieri ains thain
Und wir heiráthen gehn;
Und fuech már bó Schenste
Fünf Stund in án Krais·
I brauch nix als viel Glück
Und schóns Wóder auf d' Rais.

3. Bauernstolz.

Schau, wie dá Herr Bauer
Und sá Báuring fúrsauft —
Mit zwai Ráppeln — juck, juck!
Daß 'n Teurel schier grauft.

Wie só d' Knecht á meh báman
Und d' Dirna meh bláhn,
Zwanns halt numal dá Widhopf
Und d' Widhópfin wá'n.

Wie schébert nót 's Uhrghäng,
Wie klingán nót d' Knópf,
Und daß d' Dúechl recht rauschen,
Wie dráhn s' dá nót d' Kópf.

Hau, wipft nót á 's Stúettl
Und steigt nót dá Hengst,
Wannst d' Schábräcken áf só thuest,
Und d' Schellnkránz umhängst.

*) Lieder in oberens'scher Volksmundart. Wien 1837. 2. Bd. 1844. 3. Bd. Regensb. 1845. 4. Bd. Linz 1868. Gedichte. Stuttg. u. Tüb. 1855. Liebesgürtel. Hochdeutsche Lieder. Preßb. 1876.

Ferdinand Freiligrath.

Wenn wir den Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, in seiner eigenen Weise charakterisieren wollten, so würden wir ihn bald mit einer Oase, bald mit einem Meteor vergleichen; mit einer Oase, weil er in einer Zeit auftrat, wo die deutsche Lyrik sich zum größten Theil in den Sand der Nachahmung Goethescher und noch häufiger Heinescher Lieder oder anderer Weisen verloren hatte, und er mitten in dieser Wüste plötzlich mit seiner kräftigen Eigenthümlichkeit, mit der Farbenpracht seiner Darstellung, mit der überraschenden Wahl seiner Stoffe erschien; mit einem Meteor, weil der Glanz, den er um sich verbreitete, beinahe eben so plötzlich

verschwand, als er erschienen war. So kurz aber seine Blüthezeit auch war, so war dieselbe sowohl rücksichtlich seiner Leistungen als seines Einflusses auf seine Zeit von so großer Bedeutung, daß eine ausführlichere Besprechung seiner dichterischen Wirksamkeit gerechtfertigt erscheint.

Ferdinand Freiligrath, geb. am 17. Juni 1810 zu Detmold, besuchte bis 1825 das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo besonders der Unterricht des durch seine Werke über Stilistik und Rhetorik bekannten Falkmann fördernd auf die Entwickelung seiner Anlagen wirkte. Da sein Vater, welcher Lehrer an der Bürgerschule war, nicht die Mittel hatte, ihn seine Studien fortsetzen zu lassen, besonders aber weil die Familie auf das Erbe eines reichen Oheims in Edinburg hoffte, verließ er das Gymnasium, um sich, wie es scheint, gegen seine Neigung dem Kaufmannsstande zu widmen. Er trat bei einem andern Oheim in Soest in die Lehre, wo er bis 1831 blieb. Da ihm genügende Muße gewährt wurde, um sich weiter auszubilden, wendete er dieselbe vorzüglich dazu an, die neueren Sprachen gründlich zu erlernen. Aber wenn es auch zunächst die Rücksicht auf seinen Stand war, die ihn zu diesen Studien veranlaßte, so trat bei seinem geweckten Sinn für das Schöne die bloß praktische Behandlung bald zurück und er vertiefte sich je länger je mehr in das Studium der schönen Literatur. In Soest hatte er allerdings öfteren Umgang mit Grabbe, den er schon von der Schule her kannte, doch trat er zu ihm keineswegs in ein innigeres Verhältniß, wie oft behauptet wurde, was schon aus der Verschiedenheit des Alters und des Standes erklärlich ist. Als er seine Lehrzeit vollendet hatte, trat er in Amsterdam in ein bedeutendes Handelshaus, wo er bis 1836 verweilte. Von dort zurückgekehrt, lebte er ein Jahr lang ohne Anstellung in Soest, und hierauf bis 1839 als Commis in Barmen. Durch Chamisso und Schwab ermuthigt, zu deren Musenalmanach er schon in Amsterdam Beiträge geliefert hatte, entsagte er dem Kaufmannsstande, um sich ganz der Poesie zu widmen. Er zog nach Unkel am Rhein, wo er seine nachherige Gattin, Ida Melos aus Weimar, Erzieherin bei einer englischen Familie, kennen lernte. Im September machte er eine Reise nach Süddeutschland und wollte dann nach Thüringen, um die nöthigen Vorbereitungen zu seinem neuen Hausstand zu treffen. Den Winter verlebte er theils in Monre, bei der Familie seiner Braut, theils in Weimar, wo er in Eckermann, Bürck, dem Maler Schramm u. A. theure Freunde gewonnen. Nachdem er sich 1841 verheirathet hatte, wählte er Darmstadt zu seinem Aufenthalte. Daselbst wurde er 1842 durch Verleihung eines Jahrgehaltes von 300 Thalern überrascht, welche ihm der König Friedrich Wilhelm IV. aussetzte. Er ließ sich nun in St. Goar am Rhein nieder, wo er im Umgange mit mehreren bedeutenden Persönlichkeiten zwei glückliche Jahre verlebte. So besuchten ihn Emanuel Geibel, später Hoffmann von Fallersleben, der den folgenreichsten Einfluß auf seine Zukunft haben sollte. Durch ihn wurde nämlich Freiligrath, der bis dahin von den politischen Strömungen unberührt geblieben war, mit den Wünschen und Bestrebungen des Liberalismus in Deutschland bekannt gemacht, die er mit solchem Feuer ergriff, daß er Ende 1844 auf seinen Jahrgehalt verzichtete, um sich, durch keine Rücksichten gebunden, der neuen Richtung frei hingeben zu können. Im Bewußtsein, daß der verhängnißvolle Schritt, der den König allerdings beleidigen mußte, und daß zudem sein keckes Auftreten gegen die herrschende Gewalt, ihm Verfolgung zuziehen würde, verließ er Deutschland, gieng nach Belgien und bald darauf in die Schweiz, wo es ihm jedoch nicht gelang, eine gesicherte Stellung zu erwerben. Da die Schriftstellerei ihn und die Seinigen nicht vor Mangel schützen konnte, wendete er sich nach London, wo er als Correspondent eine genügende Anstellung im Banquierhaus F. Huth u. Co. fand. Schon wollte er der Einladung des amerikanischen Dichters Longfellow folgen, als die Erhebung des Jahres 1848 ihn nach Deutschland zurückrief. Er gieng nach Düsseldorf, wo er sich der demokratischen Partei anschloß und bald einer ihrer hervorragendsten Führer wurde. Wegen des Gedichts „Die Todten an die Lebenden" in Untersuchung gezogen und verhaftet, wurde er vom Geschwornengericht unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung freigesprochen. Er gieng hierauf 1850 nach Köln, um an der „Neuen rheinischen Zeitung" Theil zu nehmen, allein schon bald wieder mit politischer Untersuchung bedroht, flüchtete er nach London, wo er seitdem, in einem Handlungshause beschäftigt, seine freilich sehr beschränkten Mußestunden literarischen Arbeiten, namentlich Uebersetzungen englischer Poesien widmete. Im J. 1868 verlor er diese Stelle, und da inzwischen eine allgemeine Amnestie erlassen worden, so kehrte er im Oktbr. nach Deutschland zurück, wo ihm in Anerkennung seiner Leistungen ein bedeutendes Kapital zur Verfügung gestellt wurde. Er siedelte nach Stuttgart, später nach Cannstadt über, wo er 18. März 1876 st.

Freiligrath ist ein großes poetisches Talent, so sehr dies auch von verschiedenen Seiten bestritten worden ist, die sich vermuthlich dadurch irre führen lassen, daß sich dieses Talent allerdings nur in einem beschränkten Kreis bewegt. Er besitzt eine reiche und lebendige Phantasie, die ihm die fremdesten Verhältnisse zur klarsten Anschauung bringt; er besitzt ein tiefes und warmes Gefühl, eine glückliche Empfänglichkeit, einen offenen Sinn für die Erscheinungen des Lebens und der Natur, in welcher Gestalt sie ihm auch entgegentreten. Ein wesentlicher Zug seines dichterischen Charakters ist die kühne Leidenschaftlichkeit, mit welcher er seine Gegenstände erfaßt, die Unruhe, die sein ganzes Wesen durchdringt, die sich in der Auffassung sowohl als in der Ausführung seiner Stoffe kund giebt, es mögen sich diese auf die nächstgelegenen oder auf die fremdartigsten Verhältnisse beziehen. Aus dieser glühenden Phantasie, dieser Leidenschaftlichkeit ist seine Vorliebe zum Außerordentlichen, zum Excentrischen zu erklären, die beinahe seine sämmtlichen Dichtungen charakterisiert; aus ihr seine Neigung, vorzugsweise das Thatkräftige zum Gegenstand seiner Poesien zu wählen, wobei er freilich auch oft Kraft mit Rohheit verwechselt, die Grenzen des Schönen überschreitet, und das Gräßliche in den Kreis seiner Darstellungen zieht.

Doch wir können den Dichter nicht besser charakterisieren, als er es selbst thut. Schon in seinem ersten Gedicht, das er im sechszehnten Jahre verfaßte, „Moos-Thee", tritt er uns mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen und prophezeit seine künftige Entwickelung. Er ist krank und muß Thee von isländischem Moos trinken, das in jenem nordischen, von Eis umströmten, von unterirdischem Feuer durchwühlten Eiland gewachsen ist. Er fühlt sich durch den Genuß kühner und stärker, seine Pulse schlagen rascher, wild stürmt das Blut durch die Adern. Und so möchte er in seinem ganzen Leben der Insel gleichen, die ihm den Genesungstrank gewährt. „Feuer lodre, Feuer zucke Durch mich hin mit wildem Kochen, Selbst der Schnee, in dessen Schmucke Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen Von der Flamme, die von Innen Mich verzehrt; wie roth und heiß Hekla Steine von den Zinnen Wirft nach der Faaröer Eis: — So aus meinem Haupt, ihr Kerzen Wilder Lieder, sprühn und wallen Sollt ihr, und in fernen Herzen Siedend, zischend niederfallen." —

Nicht weniger bedeutend und charakteristisch ist ein anderes Gedicht „Der Reiter", in welchem er seine Ansicht von der Poesie ausspricht. Er findet sie vorzugsweise in Allem, was seltsam, abenteuerlich, ungeheuer ist; ja es wäre Poesie, sagt er, wenn ihn sein Dänenroß an ein Felsenstück schleuderte, daß „seiner Stirne dunkel Blut entquölle". Eben daraus läßt sich erklären, wenn er sich in demselben Gedicht mit Seneca, die Poesie mit Nero vergleicht, die ihm das Leben raubt; wenn er in einem anderen „Bei Grabbes Tod" in die Klage ausbricht: „Der Dichtung Flamm ist allezeit ein Fluch!" Sie war es allerdings für Grabbe, weil ihm alles Maß fehlte, sie mußte es auch für Freiligrath sein, weil die leidenschaftliche Glut seiner Phantasie ihn selbst körperlich aufreiben mußte, weil die Leidenschaft sich sogar zum aufzehrenden Fieber steigerte, wovon er sich selbst so bewußt war, daß er diesem krankhaften Zustand ein eigenes Gedicht widmete („Fieber"), das in Composition und Ausführung gleich vortrefflich, aber in seinem Eindruck höchst unerquicklich ist.

Diese eigenthümliche Natur seiner Dichtungen, denen bei allen Mängeln Großartigkeit der Gedanken nicht abgesprochen werden kann, mußte schon bald die Aufmerksamkeit erregen, und in der That, kaum hatte er eine nicht sehr große Reihe von Gedichten im „Morgenblatt" und in dem von Chamisso und G. Schwab herausgegebenen „Musenalchanach für 1835" bekannt gemacht, als er vielfach aufgefordert wurde, eine Sammlung derselben zu veranstalten, welche auch nicht lange darnach unter dem Titel „Gedichte" (Stuttg. 1838) erschien, und die so großen Beifall einerndtete, daß in 16 Jahren nicht weniger als vierzehn Auflagen erschienen.

Der Beifall, der dem jungen Dichter in so hohem Grade zu Theil wurde, gründete sich zunächst auf die eigenthümlichen Stoffe, die er behandelte, so wie auf die eben so eigenthümliche Form derselben. Wir müssen daher beide Seiten noch näher betrachten.

Hatten sich die Lyriker der Zeit vorzüglich mit der Welt der Empfindungen beschäftigt, die sie mehr oder weniger individuell auffaßten, mehr oder weniger in das Gebiet der Reflexion zogen, so wählte Freiligrath vorzugsweise äußere Erscheinungen zum Gegenstand seiner Dichtungen, und zwar beinahe ausschließlich solche, welche unsern gewohnten Anschauungen fern lagen. Er führte uns in das wunderbare Morgenland, in die eben so wunderbaren Gebiete des innern Afrikas oder Amerikas. Zwar war der Orient seit Goethes „Divan" schon vielfach poetisch behandelt worden; aber die Dichter hatten nur allgemein menschliche Stoffe gewählt, die sie mit orientalischer Färbung, in orientalischen Formen darstellten; sie besangen in solcher Weise die Liebe, den Wein oder die Lebensklugheit. Freiligrath gieng kühner zu Werke: er führte uns mitten in die Wüsten Afrikas oder in die amerikanischen Urwälder, er schilderte uns das Leben der wilden Negerstämme oder der gewaltigen Raubthiere in ihren blutigen Riesenkämpfen; das Meer mit seinen Wundern und Schrecknissen und das Leben auf demselben; er wählte mit einem Worte die Naturkraft zum Gegenstande seiner Dichtungen. Man hat ihm vorgeworfen, daß er solche Stoffe nur aus Neigung zum Seltsamen und Abenteuerlichen oder gar aus der gemeinen Sucht, originell sein zu wollen, gewählt habe; dieser Vorwurf beruht auf einer vollständigen Verkennung des Dichters und seiner Entwickelung. Wenn die Neigung zum Seltsamen und Abenteuerlichem nicht verneint werden kann, so war diese doch nicht gesucht und unwahr, sondern sie lag tief in seinem ganzen Wesen und die Vorliebe zu fremdartigen Stoffen war eine nothwendige Folge seiner geistigen Entwickelung und der äußern Verhältnisse, in denen er sich schon früh befand. Seine Schilderungen fremder Völker und Länder, seine glänzenden Bilder des Meeres sind nicht bloß Geschöpfe seiner Einbildungskraft, sie hängen mit seinem Leben und seinem Gemüthe zusammen. Das schöne Gedicht „Die Bilder-Bibel" (5) giebt uns darüber Auskunft, worin er den „Freund aus Kindertagen" besingt, „dessen Bildergaben den spielvergeßnen Knaben Nach Morgenland versetzten", durch den sein Aug eine fremde Welt begrüßte, „Palm, Kameel und Wüste, Und Hirt und Hirtenzelt sah." Die Liebe zum Morgenlande, die er als Knabe aus der Bilderbibel eingesogen hatte, erhielt neue Nahrung, als ihm später, da er in Soest die Kaufmannschaft erlernte, Reisebeschreibungen in die Hände fielen, die seine Lieblingslektüre wurden. Endlich trug sein längerer Aufenthalt in Amsterdam nicht wenig dazu bei, seine Sehnsucht nach fremden Welttheilen zu verstärken. Die Erzählungen der Reisenden, mit denen er zusammentraf, der Anblick des Meeres und von Schiffen der verschiedensten Nationen, von Fremden aus allen Welttheilen und mancher anderer fremdartiger Erscheinungen, so die eines schlittschuhlaufenden Negers nährte seine Vorliebe, die er in dem schönen Gedichte „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren" (1) mit feurigen, hinreißenden Worten ausspricht. Dieses Gedicht begründet seine Sehnsucht nach der Fremde noch in anderer, charakteristischer Weise, indem er, wenn auch nicht ausdrücklich, doch

verständlich genug, seine Unzufriedenheit mit den deutschen Zuständen ausspricht. In Arabien, ruft er aus, würde das ganze Volk, es würden Männer mit glühendem Herzen, wie er, seinen Gesängen zuhorchen, was er vom kalten und klugen Norden nicht zu erwarten habe. Ueberhaupt war sein ganzes Sinnen so durchaus mit der Fremde verwachsen, daß Alles ihn an dieselbe erinnerte, und es wird nur dadurch das Gedicht, „Vier Roßschweife" erklärlich, das er im J. 1832 im Eilwagen verfertigte, in welchem ihm der Anblick der Schweife der Rappen, die diesem vorgespannt waren, in das Morgenland versetzten; und so erinnert ihn der Anblick eines Feldherrngrabes im Kölner Dom an das Grab eines Mahrattenführers („Zwei Feldherrngräber").

War der Dichter, wie wir gesehen, durch die Verhältnisse, in denen er seine Jugend zubrachte, veranlaßt worden, das Leben in den fremden Welttheilen zum Gegenstand seiner Dichtungen zu wählen, so trieb ihn dagegen seine eigenthümliche Natur zur Wahl der besonderen Stoffe, die er bearbeitete. Heitere, anmuthige Verhältnisse, deren sich ihm eine Fülle dargeboten hätte, sagten seiner glühenden Phantasie, seiner Leidenschaftlichkeit nicht zu; ihm konnten nur solche Stoffe behagen, in denen sich die Naturkraft in ihrer ganzen Größe offenbarte, sollte sie sich auch auf grelle und selbst widerliche Weise aussprechen. So führt er uns im „Löwenritt" (6), einem seiner in Composition und Ausführung gelungensten Gedichte, dem er auch zum großen Theil seinen Ruf zu verdanken hat, die Bewohner der Wüste in lebendiger Schilderung vor, als deren Mittelpunkt und Beherrscher der Löwe in seiner ganzen Kraft und Majestät erscheint. Bewundern wir hier die glückliche Auffassung des Naturbildes, das bei aller seiner gewaltigen Größe nur das Gefühl der Erhabenheit erweckt, so hat er in dem Gedicht „Unter den Palmen", in welchem er sich selbst nachahmt, das Gewaltige zum Gräßlichen gestempelt. Ein Tiger hat einen Weißen erwürgt, ein Leopard will ihm die Beute entreißen, es entspinnt sich ein blutiger Kampf, der lang unentschieden bleibt, dem aber durch eine Riesenschlange ein Ende gemacht wird, die den Weißen, den Tiger und den Leoparden mit ihren mächtigen Windungen umstrickt und zermalmt.

Die Vorliebe zum Gräßlichen und Ungeheuren läßt ihn oft solche Stoffe wählen, die bei aller Pracht der Darstellung einen widrigen Eindruck machen. In der „Seidenen Schnur" schildert er uns einen Großwessir, an dessen Brust eine üppige Circassierin ruht. Während er in dem Anblick ihrer Schönheit schwelgt, erscheint plötzlich der Aga der Eunuchen, der ihm die verhängnißvolle seidene Schnur bringt. Er wirft sie fort, schlingt sich der Geliebten langes Haar um den Hals und stößt ihr den Dolch tief ins Herz. „Sie zuckt empor; sie will entfliehn; Die Haare, sie erdrosseln ihn! Um seinen Mund spielt gräßlich Lächeln, Dumpf durchs Gemach schallt Beider Röcheln". Die vortreffliche Schilderung des Einzelnen kann mit dem gräßlichen Schluß nicht versöhnen, der geradezu empörend ist. Eben so wenig ist die „Afrikanische Huldigung" zu rechtfertigen, in welcher der Dichter nur zu lange und mit zu großem Wohlgefallen bei der Schilderung der blutigen Scenen verweilt. Auch das Gedicht „Anno Domini . . . . .?" bietet des Gräßlichen zu viel. Der Dichter schildert uns den Tod der Königin Brunhilde, die, an den Schweif eines wilden Hengstes gebunden, durch das Frankenlager geschleift wurde; er zeigt uns, wie jedes Glied, von den Hinterhufen des wilden Rosses zerschlagen, in seinen Fugen verrenket wurde, wie ihr Blut das Feld bedeckte, ihre Augen aus den Höhlen traten, ihr Gehirn aus dem Schädel hervorspritzte. Erfüllt diese Schilderung schon an sich mit Widerwillen, ja beinahe mit Ekel, so wird dieses Gefühl noch dadurch gesteigert, daß wir keinen Grund haben, die ungeheuere Marter für gerechtfertigt zu halten, denn dieser gegenüber ist das einzige Wort „Sünderin", welches die Hinrichtung rechtfertigen soll, kein hinreichendes Motiv für dieselbe; es geht spurlos vorüber. Allerdings wird dieser Anfang des Gedichts einigermaßen dadurch gerechtfertigt, daß er als bildliche Vergleichung das Nachfolgende einleiten soll, und daß wir allerdings durch dasselbe in die Stimmung versetzt werden, die der Dichter hervorrufen mußte, um uns für das Spätere empfänglich zu machen; aber es hätte der Dichter auch ohne diese widrigen Malereien den Leser auf die Furcht und das Entsetzen vorbereiten können, mit dem er ihn im Folgenden erfüllt. Einigermaßen tritt zwar das Gräßliche des Anfangs zurück, weil wir von der Schilderung des Weltuntergangs unwiderstehlich hingerissen werden und wir das Frühere darüber vergessen; doch ist es immerhin zu bedauern, daß er sich in den Anfangsstrophen nicht hat mäßigen können, weil das Gedicht ohne diesen Mangel in jeder Beziehung vollkommen wäre.

Im „Scipio" erscheint das Gräßliche am Ende des Gedichts und macht dadurch einen doppelt widrigen, weil bleibenden Eindruck. Der Negersklave Scipio preist seinen Herrn wegen seines Reichthums glücklich; er habe ausgedehnte Ländereien, zahlreiche Sklaven, Schiffe; zudem besitze er eine reizende Gattin, habe die besten Jagdhunde und die besten Gewehre, er könne der Ruhe und Kühle genießen, wenn aus Westen der schwüle Landwind wehe, die geschicktesten Köche wetteifern, ihm die besten und schmackhaftesten Speisen zu bereiten; „Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen; Kein anders kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen Stärkt es; o zürne nicht — ich meine Menschenfleisch!" Es scheint, als ob das ganze Gedicht nur wegen des überraschenden, aber nicht erfreulichen Schlusses gemacht worden wäre, und dieß wiederholt sich noch in anderen Gedichten, die auf einen mehr oder weniger witzigen Einfall hinaus laufen, so im „Sheik am Sinai". Ein alter Sheik läßt sich vors Zelt hinaustragen, um die Neuigkeiten zu hören, welche die Karavanen aus Afrika gebracht. Er erfährt, daß die Franken in Algier eingezogen seien, auf dessen Thürmen die dreifarbige Fahne wehe. Die Erinnerung an die Großthaten der Franzosen und ihres Führers in Aegypten taucht mit aller Lebendigkeit in ihm auf, voll Begeisterung erkundigt er sich nach Napoleon; da zeigt ihm ein Mohr auf

einer Münze das Bild des Sultans, der gegenwärtig das Frankenreich beherrsche. „Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge, Ob dieß der Sultan sei, dem er die Wüstenwege Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht: Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne! Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne! Der, den ich meine, ist es nicht!" Wer fühlt nicht, daß das in Anlage und Ausführung gleich vortreffliche Gedicht durch den Schluß gänzlich verunstaltet wird, das überdieß nur dem verständlich ist, der da weiß, daß der damalige König von Frankreich, Ludwig Philipp, am Anfang der dreißiger Jahre in den Pariser Witzblättern mit einer Birne verglichen wurde! Hier ist offenbar Heinescher Einfluß, der sich auch in anderen Dichtungen zeigt. Ganz in Heines Weise ist z. B. der pikante Schluß in dem Gedicht „Die Todten im Meere", welches an sich schon einen widrigen Gegenstand in widrig ausführlicher Entwickelung behandelt. Der Dichter schildert nämlich darin die Leichname und Gebeine der vom Meere verschlungenen Schiffahrer, wie sie von Polypen umsponnen, von der Tiefe buntem Geschmeiß gierig ausgesogen, von Fisch und Wurm benagt werden. So liegt, fährt er fort, mancher rüstige Gesell unter den grünen Meereswogen, keine Blume ziert sein Grab, keine Freundesthräne fiel auf sein Gesicht. Würde das Gedicht mit diesem rührenden Gedanken schließen, so würde es uns mit dem Vorhergehenden versöhnen, aber es wird die erwachende Rührung vollständig durch die letzte Strophe vernichtet. „Was thut's? — und daß sein Angesicht Kein Thränenregen schlug, Den Todten im Meere kümmert's nicht! Es ist ja naß genug!" Wie hier so löst sich auch das Ganze im „Vorgefühl" in einen frostigen Witz auf. Der Dichter sieht in die Zukunft, die ihm nur Trauriges verkündet; zuletzt sieht er sich selbst auf der Bahre, von Niemanden beklagt. „Mein Sterbehemd war rein und weiß; doch war Es nicht das Hemd der Waschfrau Chamissos."

In allen diesen Gedichten spricht sich seine Neigung zum Gräßlichen und Grausenhaften genugsam aus; ja er sucht es, wie einst E. T. Hoffmann, mit Begierde auf, mit dem er auch das gemein hat, daß das Entsetzen darüber, das er mit so glühenden Farben schildert, ihn selbst ergreift, er sich vor den grausenhaften Erscheinungen fürchtet, die er heraufbeschworen hat. „Weh", ruft er in der Geisterschau aus, „Weh, was hab ich euch gestört, Schlummrer auf dem Grund der Meere! Weh, wo ist des Griechen Schwert, Daß ich eurem Zürnen wehre!"

Haben wir in der bisherigen Darstellung die Mängel hervortreten lassen, die in Freiligraths Dichtungen verletzen, Mängel, die um so schroffer hervortreten, als sich in ihnen meist der gewaltige, geniale Geist des Dichters kund gibt, so liegt uns jetzt ob, auch seine großen Vorzüge zu besprechen, in so fern sie nicht schon berührt worden sind.

Zunächst haben wir die Selbstständigkeit hervorzuheben, die sich schon in seinen frühesten Erzeugnissen kund gab. Er schloß sich keiner Richtung oder Schule an, wenn auch, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, hier und da fremdartige Einflüsse nicht zu verkennen sind. So besingt er auch den Weltschmerz nicht, der in den ersten Jahren seines Auftretens in der höchsten Blüthe stand, ob er gleich von demselben nicht ganz unberührt blieb. Vor Allem aber ist seine Meisterschaft in der Schilderung zu bewundern, worin er von keinem Dichter übertroffen, von Wenigen erreicht wird. Er malt selbst die fremdesten Gegenstände mit so lebendiger Anschaulichkeit, mit solcher Glut und Pracht der Farben, daß selbst der kühlste Leser sich hingerissen fühlen muß, besonders wenn er uns in die Wunderwelt der fremden Welttheile führt. Und diese Schilderungen sind in ihrer Ausführung von der größten Mannigfaltigkeit; bald ergeht er sich in reichem Detail, das er stets charakteristisch auffaßt, bald weiß er uns in wenigen Zügen das anschaulichste und vollständigste Bild eines inhaltreichen Gemäldes zu geben, so in der Schilderung der abendlichen Stille im „Mohrenfürsten", ja oft bringt er durch eine eigenthümlich abgebrochene, einfache Erwähnung der Gegenstände die größte Wirkung hervor. Man würde jedoch seine dichterische Bedeutsamkeit verkennen, wenn man ihn als bloßen Maler bezeichnen wollte, wie es häufig geschehen ist; er steht unendlich hoch über Matthisson, mit welchem man ihn hat vergleichen wollen. Er lehnt nämlich die Beschreibung beinahe immer an eine Reihe von Vorgängen, so daß die Schilderung zu einem episch fortschreitenden Gemälde wird; so im „Löwenritt" (6), so in der „Mirage", wo er diese Naturerscheinung an die Geschicke eines in der Wüste verschmachtenden Emirs knüpft. Nur selten ermangeln seine Gedichte des Lebens und der Bewegung und sinken zu bloßen Beschreibungen herab, wie in dem „An das Meer", wo er den Reichthum desselben rühmt und die Schätze aufzählt, die es in seinem Innern birgt.

Die große Wirkung, welche seine Gedichte hervorbringen, liegt aber nicht bloß in der eigenthümlichen Wahl der Stoffe und in der eben so eigenthümlichen Auffassung und Behandlungsweise derselben, sondern auch in der dem Stoff und der Behandlung ganz angemessenen Sprache, die er überhaupt mit seltener Meisterschaft beherrscht. Er ist im einzelnen Ausdruck wie in den Wendungen stets kräftig und originell; seine Bilder sind neu, kühn, ja selbst gewaltig. Hierzu kommt noch seine eigenthümliche Behandlung des Reims (er hat nur ein einziges Gedicht „In Schillers Album" in antikem Versmaße geschrieben). Er liebt nämlich die Verbindung fremdartiger Klänge im Reime. Es ist dieß freilich im Allgemeinen zu tadeln, weil sie zwar das Ohr erfüllen, aber den Geist unbeschäftigt lassen; allein es sind solche Reimverbindungen berechtigt und sie werden selbst zu einer Schönheit, wenn sie dem Inhalt und dem Charakter des Gedichts entsprechen, was bei den von Freiligrath gewählten Stoffen und ihrer Ausführung der Fall ist, so in der „Piratenromanze", welche uns alle Töne vorführt, die der alle Meere durchziehende Schiffer je gehört haben mag. Freilich läßt sich Freiligrath, wie der größere Reimkünstler Rückert, bei dem Bewußtsein seiner Herrschaft über den

Reim, oft hingehen; er behandelt ihn nicht selten mit Nachlässigkeit und läßt ihn gleichgültig auf die bedeutungs- und tonlosesten Wörter fallen; oft ist der Reim unrein, was um so unangenehmer wirkt, als seine Sprache sonst melodisch ist; aber auch dann bringt er oft unerwartete Wirkung hervor.

Auch im Versbau ist Freiligrath ein Meister, und die Wirkung seiner Gedichte liegt zum Theil in der rhythmischen Kraft der Verse, deren Gang und Bewegung auf das Ohr den nämlichen Eindruck machen, wie die Gedanken auf das Gemüth oder die Phantasie. Nur ist auch hier zu bedauern, daß er den Vers, wie den Reim, hie und da allzu nachlässig behandelt; es fehlt ihm oft an Einheit, indem er in den folgenden übergreift, so daß auch dadurch der Reim verloren geht. Er hat mit Vorliebe den seit langer Zeit zurückgedrängten und sogar verachteten Alexandriner angewendet, und wie er mit selbstbewußtem Stolz sich ausdrückt, wieder „zu Ehren gebracht". In seinem ihm gewidmeten Gedicht „Der Alexandriner" vergleicht er ihn, wohl allzu kühn, mit einem Wüstenroß aus Alexandrien, dessen Wildheit nur von einem muthigen und geübten Reiter geleitet werden kann. „Das ist", ruft er aus, „der Renner nicht, den Boileau gezäumt, Und mit Franzosenwitz geschulet!" Allerdings hat Freiligrath den Alexandriner, dessen Natur er, vielleicht unbewußt, erkannte, im Ganzen sehr glücklich behandelt, aber sein Ausfall auf den französischen Alexandriner ist ungerecht, da dieser alle Eigenschaften hat, die dem deutschen Alexandriner, wie er bis dahin behandelt wurde, vollständig abgiengen: denn er bewegt sich in großer Freiheit und Mannigfaltigkeit, und ist durchaus melodisch, da der Ton, auf welchem er beruht, des größten Wechsels fähig ist und sich somit den darzustellenden Gedanken auf das Schönste anschmiegen kann.

Nicht so glücklich ist Freiligrath im Gebrauch der Terzine, in welcher zwar Chamisso sein Vorbild war, den er aber in keiner Weise erreicht hat.

Wir haben bis jetzt den Dichter von der Seite kennen lernen, die seinen Ruf begründete; er ist aber auch noch in mehreren anderen Beziehungen bemerkenswerth, die wenig oder gar nicht beachtet wurden.

Zwar sind seine **Romanzen und Balladen** im Ganzen nicht als gelungen zu bezeichnen, da sie mehr Zustände als Handlungen darstellen, und sie sich von den übrigen hauptsächlich auf Schilderung beruhenden Gedichten in der That wenig unterscheiden, so daß er z. B. den „Löwenritt" eben so gut eine Romanze oder Ballade hätte nennen können, als die meisten Dichtungen, die er ausdrücklich mit diesem Namen bezeichnet; so gleich die erste „Der Mohrenfürst" (2). Dieser rüstet sich zum Kampf mit dem mächtigen Feind; in der Ueberzeugung, siegreich zurückzukehren, verabschiedet er sich von der Geliebten mit dem Versprechen, ihr die reichsten Geschenke zu bringen. Er zieht unter dem Jubelrufe seines Heeres ab. Während der Kampf im Palmenthale tobt, bereitet die Geliebte das Siegesmahl und schmückt sich mit dem kostbarsten Geschmeide, um den Sieger würdig zu bewillkommnen. Doch vergeht der Tag, es bricht die Nacht herein, ohne daß sie Nachricht erhalten. Endlich berichtet ein blutender Flüchtling, die Schlacht sei verloren, der Geliebte gefangen und als Sklave verkauft. Da stürzt sie zur Erde, von gewaltigem Schmerz erfüllt, und zerdrückt den Schmuck, den sie in der Siegeshoffnung angelegt hatte. Ein zweites Bild zeigt uns den Fürsten, wie er vor dem Thor eines Circus steht und die türkische Trommel schlägt, aber bewußtlos, denn er denkt an sein Vaterland, an die verlorne Schlacht, an die verlorne Geliebte, bis endlich seinen Augen Thränen entstürzen und „mit dumpfem Klang Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang." Auch hier wird das epische Element von dem beschreibenden zu sehr zurückgedrängt; aber dieses ist in solcher Pracht, mit so lebendiger Anschaulichkeit ausgeführt, daß wir den erwähnten Mangel gern vergessen. Bewundernswürdig ist namentlich der Ausdruck der wechselnden Stimmung; die Siegeshoffnung des Fürsten und seines Heeres, das freudige, allmählich in bange Ahnung übergehende Gefühl der Geliebten, mit der sie des Fürsten Rückkehr erwartet, die Verzweiflung über die Nachricht seiner Gefangenschaft und zuletzt das dumpfe Hinbrüten desselben, das endlich dem wildesten Schmerze weicht. — Alles dieß ist mit unübertrefflicher Meisterschaft gezeichnet. Noch erwähnen wir das „Banditenbegräbniß", in welchem der schauerlich ernste Vorgang mit großer Kunst geschildert ist.

Liegen auch den Balladen und Romanzen vorzugsweise ausländische Stoffe zum Grunde, so hat er doch auch einige gedichtet, in denen er mehr allgemeine oder heimatliche Verhältnisse besingt. Unter diesen ist das Gedicht „Der Blumen Rache" (3) unbedingt eines seiner gelungensten, das in Stoff, Anlage und Ausführung gleich vortrefflich ist. Wie Goethe im „Fischer" nach seiner in den Gesprächen mit Eckermann ausgesprochenen Bemerkung das Verlockende des Wassers dargestellt hat, so hat Freiligrath in „Der Blumen Rache" die schädliche Wirkung veranschaulichen wollen, welche der starke Geruch der Blumen in der Nacht auf den schlafenden Menschen macht. Aber wie Goethe hat auch er den abstrakten Gedanken durch kunstvolle Behandlung in das Gebiet des epischen Gedichts gezogen. Eine Jungfrau schläft auf dem weichen Lager; in ihrem Gemach ist eine mit Blumen angefüllte Vase. Da treten aus deren Kelchen ihre Geister hervor, die der Dichter mit Glück in einer dem Charakter der Blumen angemessenen Weise zeichnet; aus der Rose eine schlanke, reichgeschmückte Frau, aus dem Eisenhut ein geharnischter Ritter, aus der Narcisse ein Knabe, der mit lüsternen Blicken an das Bett der Jungfrau eilt, um heiße Küsse auf ihren Mund zu drücken, während die andern sich um das Lager wild im Kreise schwingen und ihr Rache verkündigen, weil sie sie der Mutterbrust der Erde entrissen habe, worauf sie sich über die Schlafende neigen, und ihre Düfte über sie aushauchen. Als die Sonne das Gemach wieder beschien, war die Jungfrau eine Leiche.

Man hat dem Dichter öfters den Vorwurf gemacht, daß er so ganz ausschließlich fremde Gegenstände behandle, einen Vorwurf, den er

in dem Gedicht „Meine Stoffe" beantwortet, indem er einfach entgegnet, daß auch die Wüste Palmen hervorbringe. Er hätte freilich dieser kurzen und bedeutsamen Rechtfertigung die weitere Bemerkung hinzufügen können, daß er auch, obgleich allerdings in beschränktem Maße, näher liegende Stoffe bearbeitet hat. Den Uebergang zu denselben machen diejenigen, in denen er die Auswanderer besingt. Eines derselben, „Die Auswanderer", stammt schon aus dem J. 1832, er dichtete es also während seines Aufenthalts in Amsterdam, wo er oft Gelegenheit hatte, Züge von Auswanderern zu sehen. Das Gedicht ist voll Leben und tiefen Gefühls, im Gegensatz zu seiner Sehnsucht nach der Ferne erinnert er den Abziehenden an die glücklichen Gegenden, die sie verlassen. Merkwürdig und bezeichnend für seinen damaligen Standpunkt ist es, daß er die Frage: „O sprecht! warum geht ihr von dannen?" unbeantwortet läßt. Offenbar wußte er keine zu geben; es war ihm diese Selbstverbannung unerklärlich. Später erkannte er deren Grund. Im „Tod des Führers" läßt er den Greis den Seinigen zurufen: „Brecht auf nach Abend! Abendwärts glüht Morgenroth! Dorten laßt uns Hütten bauen, Wo die Freiheit hält das Loth! Dort laßt unsern Schweiß uns säen, Wo kein todtes Korn erliegt! Dort laßt uns die Scholle wenden, Wo die Garben holt, wer pflügt!" Vielleicht sein vollendetstes Erzeugniß (wir bedauern, es wegen seines allzu großen Umfangs nicht mittheilen zu können) ist „Der ausgewanderte Dichter", eine Reihe von Gemälden, die er als „Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus" bezeichnet, die jedoch auch in der vorliegenden Gestalt ein Ganzes bildet, dessen einzelne, mit einander äußerlich nicht verbundene Theile durch den Grundgedanken zusammengehalten werden. Ein deutscher Dichter hat aus Unmuth und Unzufriedenheit sein Vaterland verlassen; er hatte Nichts, worauf er sein Haupt legen konnte. Jetzt baut er sich im Urwald sein erstes Haus. Die neuen Anschauungen, die mit gewohnter Meisterschaft geschildert werden, wecken neue Lieder in seiner Brust; aber wer wird sie hören? — Das Andenken an die verlassene Heimat begleitet ihn überall hin, es verläßt ihn selbst in seinen Träumen nicht. Das Gefühl der Einsamkeit, das mit aller Macht in ihm rege wird, als er einen Trupp Indianer mit Weibern und Kindern erblickt, hat seinen Stolz gebrochen, der ihn in die Ferne trieb; er ist dem Haß entflohen, aber auch der Liebe. Er stirbt nun gebrochenen Herzens. Die Indianer bestatten ihn und schildern ihn nach den Eindrücken, die er auf sie gemacht hat. Aehnlich im Gedanken ist „Die Tanne", die er uns in ihrer Größe und Tüchtigkeit auf den heimatlichen Bergen und dann als Mast vorführt, wo sie sich nach der grünen Einsamkeit sehnt. So seltsam auch dieser Gedanke ist, so ist er doch so glücklich ausgeführt, daß er die von dem Dichter beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt.

Je länger, je mehr wird die Liebe zur Heimat in ihm lebendig; es offenbart sich selbst dann, wenn er es auch nicht ausspricht. Der Wald erinnert ihn an die glückliche Kinderzeit und an die Märchen, die damals seine Seele erfüllten („Im Walde"). Und so beziehen sich die Gedichte, welche er in seiner zweiten Sammlung „Zwischen den Garben" (Stuttgart 1849) bekannt machte, mit wenigen Ausnahmen auf heimatliche oder gemüthliche Verhältnisse. Wir erwähnen nur das vortreffliche Gedicht „Rolandseck", in welchem er zur Wiederherstellung der eingestürzten Ruine aufforderte, und dessen begeisterte und wahrhaft poetische Sprache den beabsichtigten Zweck vollkommen erfüllte. Vortrefflich sind auch einige Liebesgedichte, z. B. „O lieb', so lang du lieben kannst", und „Ruhe in der Geliebten", welche allein hinreichen, den Dichter vor dem Vorwurf zu schützen, als ob er nicht auch tief gemüthliche Saiten anschlagen könnte. Als er im J. 1842 mit Schücking „Das malerische und romantische Westfalen" herausgab, leitete er es mit einem schön gedachten und kräftig durchgeführten Gedicht: „Freistuhl zu Dortmund" ein, in welchem er den bisherigen Stoffen entsagte, um seine Dichtung ausschließlich dem Vaterlande zu widmen. Er schloß es mit den bedeutsamen und prophetischen Worten: „Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht; — Ans Herz der Heimath wirft sich der Poet, Ein Anderer und doch Derselbe!" Er ahnte damals noch nicht, daß dieser Ausruf in einem ganz andern Sinn, als er damit verband, zur Wahrheit werden sollte. Als er Dieß niederschrieb, war er zwar, wie übrigens immer, von warmer Vaterlandsliebe erfüllt; allein sie gieng über die gewöhnliche, in Deutschland nur zu häufige Schwärmerei nicht hinaus, die mit stark klingenden Phrasen befriedigt ist und alles positiven Halts entbehrt. Die politische Entwickelung des Volks war ihm gleichgültig, oder vielmehr er hatte dieselbe noch keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Er lebte ausschließlich der Dichtkunst, beschäftigte sich nur mit den ihm nahe liegenden Stoffen; die größten Weltbewegungen giengen spurlos an ihm vorüber, oder, wo auffallende Erscheinungen ihn doch in Anspruch nahmen, betrachtete er sie lediglich von seinem poetischen Standpunkt. So besang er den Don Diego Leon, der auf Esparteros Befehl als Verräther erschossen wurde („Aus Spanien"), nicht weil er in ihm den Träger einer höhern Idee erkannt hätte, sondern weil er dessen Muth in den Schlachten und im Tode bewunderte, weil es ihn mit Schmerz erfüllte, daß er auf Befehl seines Waffenbruders erschossen wurde, mit dem er in dem nämlichen Zelt geschlafen, in der nämlichen Scheuer gerastet, mit dem er aus demselben Becher getrunken hatte, er besang ihn, weil ihn der politische Mord empörte. Diese Anschauungsweise war durchaus berechtigt, und man hatte damals durchaus Unrecht, den Dichter als den Verfechter der Legitimität, als den Feind der Freiheit darzustellen, denn das Gedicht gab hierzu auch nicht die geringste Veranlassung, da es durchaus keine politischen Beziehungen enthält, vielmehr sagt er ausdrücklich: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, Als auf den Zinnen der Partei." Eben so wenig war man berechtigt, solche Folgerungen aus dem Gedicht „Ein Brief" zu ziehen, in welchem er Herweghs bekanntes Schreiben an den König von Preußen lächerlich machte; denn der Brief war in der That lächerlich.

Beinahe unmittelbar darauf ließ Freiligrath

ein Büchlein erscheinen, in welchem er mit der größten Entschiedenheit als Verfechter der politischen Freiheit auftrat („Mein Glaubensbekenntniß" Mainz 1844). Es war natürlich, daß diejenigen, welche ihm wegen jener zwei Gedichte zugejubelt hatten, ihn nunmehr mit der größten Entrüstung für einen Abtrünnigen ausschrieen und seine Bekehrung zum Liberalismus auf das Mildeste für eine Charakterschwäche erklärten, indem er sich von Hoffmann von Fallersleben habe verleiten lassen, seinen bisherigen Ansichten zu entsagen. Allerdings hat Hoffmann Einfluß auf Freiligrath ausgeübt, aber nicht in der Weise, wie man diesem vorwarf, sondern dadurch, daß dieser ihm die Augen über die politischen Zustände des Vaterlands öffnete, die ihm bis dahin unbekannter gewesen waren als die Zustände des inneren Afrikas. Daß er schon vorher Sinn für die Freiheit hatte, geht sogar aus dem Brief an Herwegh hervor, noch entschiedener aus dem Gedicht: „Mit raschen Pferden jagt die Zeit", in welchem er seinen Unmuth gegen Diejenigen ausspricht, welche die Göttin zum Götzenbild herabwürdigen. Aber die Freiheit war ihm in der That nur eine abstrakte Idee, wie die Vaterlandsliebe; erst als er tiefer in die politischen und socialen Zustände zu blicken, ihre Erbärmlichkeit zu erkennen begann, faßte er jene Ideen mit praktischem Sinne auf, dem er in einer Reihe von Gedichten Ausdruck gab. Daß er dieses mit dem ihm eigenthümlichen Feuer, mit der Kühnheit der Gedanken und der Sprache that, die wir in seinen frühern Gedichten haben kennen lernen, daß er auch hier öfters das rechte Maß überschritt, in Gedanken und Ausdruck die nämliche Energie, hie und da die nämliche Wildheit offenbarte, daß er sich von seinen Gefühlen hinreißen ließ, war eine nothwendige Folge seines innersten Wesens. Er ist ein Anderer geworden und doch Derselbe geblieben: seine politischen Gedichte haben durchaus den nämlichen Charakter wie die früheren. Er hat den Stoff gewechselt, nicht aber die Form, nicht die eigenthümliche Anschauung. Und wie seine früheren Dichtungen auf Wahrheit beruhten, so auch seine politischen. Da ist kein leerer Enthusiasmus, kein bloßes Phrasengeklingel, keine hohle Reflexion; es spricht aus allen die reinste Ueberzeugung, daß nur die Freiheit Deutschland einig und stark machen könne, daß mit derselben das deutsche Volk alle andern überragen müsse, wie er denn im tiefgefühlten Gedicht „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe" (7) voll begeisterter Liebe ausruft: „Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume Wird einst vor allem dieses Deutschland sein." Wer wird es ihm verargen, wenn er bei solcher Erwartung in „Hamlet" (8) über die Rath- und Thatlosigkeit des Volkes zürnt, wenn der Mord eines Wilddiebs („Vom Harze"), wenn die Noth der schlesischen Weber („Aus dem schlesischen Gebirg") ihn mit tiefer Entrüstung erfüllt?

Diesen Dichtungen folgten zwei andere Sammlungen, die eine unter dem Titel „Ça ira!" (Herisau 1846), die andere unter dem Titel „Neuere politische und sociale Gedichte" (Düsseldorf 1849, Heft 2. Braunschw. 1850), in denen er theils die traurigen Zustände schildert, welche das deutsche Volk bedrängen, theils zur Erhebung gegen den Druck auffordert, und die Freiheit als das köstliche Gut besingt, das mit hingebender Aufopferung erkämpft werden soll, weil, wenn wir auch im Kampfe untergehen, unsere Nachkommen die Früchte desselben genießen werden.

Fassen wir in kurzen Zügen die obige Darstellung von Freiligraths Wirksamkeit zusammen, so ergiebt sich, daß er nach zwei Seiten von bedeutendem Einflusse war. Durch seine ersten Dichtungen hat er der Lyrik neue Bahnen eröffnet, indem er ihr neue Stoffe zuführte und sie mit neuen Formen bereicherte. Und wie er in seinen Dichtungen der Weltschmerzpoesie, so wie den gewöhnlichen Natur- und Liebesliedern einen bedeutsameren Inhalt entgegensetzte, so ließ auch seine kräftige und kühne Sprache die Haltlosigkeit und Schwäche in der Darstellung der meisten damaligen Poesien so lebendig hervortreten, daß man dieselbe je länger je mehr zu besiegen suchte. Durch seine späteren Dichtungen endlich hat er der politischen Poesie einen festeren Grund und eine festere Gestaltung gegeben, indem er sie von der Reflexion und hohlen Schwärmerei befreite, die sich nur in glänzenden Phrasen bewegte, und dadurch daß er die Verhältnisse mit eben so großer Wahrheit als poetischer Auffassung darstellte.

Endlich haben wir noch ein Verdienst des Dichters zu berühren, das er sich durch seine vortrefflichen Uebersetzungen aus fremden Sprachen erwarb. Er hält sich in denselben stets treu an sein Vorbild, das er mit echt poetischem Sinn reproduziert, wobei er immer so viel Rücksicht auf Wohllaut und Schönheit des Verses und die Eigenthümlichkeit und Reinheit der deutschen Sprache nimmt, daß man selten oder nie an den fremden Ursprung erinnert wird. Außer den zahlreichen französischen und englischen Dichtungen (namentlich von Jean Raboul, Musset, Walter Scott, Th. Moore, Cunningham u. A. m.), die er in den „Gedichten" und in der Sammlung „Zwischen den Garben" veröffentlichte, hat er Victor Hugos „Oden" (Frankf. 1836) und „Dämmerungsgesänge" (Ebd. 1837) in so meisterhafter Weise übertragen, daß sie wiederholte Auflagen erlebten.

1. „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren".

Wär ich im Bann von Mekkas Thoren,
Wär ich auf Yemens glühndem Sand,
Wär ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;

Dann zög ich wohl mit flüchtgen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet!
Dann hielt ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luftgem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hienge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildniß spricht;
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn:
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Des Nachts als nimmermüde Späher
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sinas glutgeborstnen Höhn;
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn;

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Ha, Männer, denen glühnd wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr auf mitternächtger Küste,
Der Norden ach! ist kalt und klug.
Ich wollt, ich säng im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

2. Der Mohrenfürst.

I.

Sein Heer durchwogte das Palmenthal,
Er band um die Locken den Purpurshawl;
Er hieng um die Schultern die Löwenhaut;
Kriegerisch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm,
Den goldumstreiften, den schwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte fest:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfest!

Sieh, glänzende Perlen bring ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persias Meerflut Korallen umzischt,
Da haben sie triefende Taucher gefischt.

Sieh, Federn vom Strauße! laß sie dich schmücken!
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!"

Aus dem schimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete, fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut,
Und des Nigers räthselhafte Flut.

„So führ uns zum Siege! so führ uns zur Schlacht!"
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn*)
Feuerte schmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüste färbt sich roth. —

So tobt der Kampf im Palmenthal!
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
Sie füllt den Becher mit Palmensaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltstäbe Schaft.

Mit Perlen, die Persias Flut gebar,
Durchflocht sie das krause, schwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn und
Den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

Sie setzt sich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauscht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne sticht,
Die Kränze welken, sie achtets nicht.

Die Sonne sinkt, und der Abend siegt;
Der Nachtthau rauscht und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh,
Augen und Blumen schließen sich zu.

Ihr Busen schwillt vor Angst empor;
Da naht ein flüchtiger blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, gen Westen gebracht!

Ans Meer! den blanken Menschen verkauft!"
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

II.

Auf der Messe, da zieht es, da stürmt es hinan
Zum Circus, zum glatten, geebneten Plan.
Es schmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo springt.

Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchsprengt
Der Türkenrapp und der Brittenfuchs,
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verschleiertem Thor
Steht ernst ein krausgelockter Mohr;
Die türkische Trommel schlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er sieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er sieht nicht der Rosse gewagten Sprung.
Mit starrem, trocknem Auge schaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

*) Die Trompete der Neger.

Und daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

3. Der Blumen Rache.

Auf des Lenzes weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen
Duftge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen:
Dünn wie Spinnweb ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger,
Aus der blauen Iris folgen
Schwerbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narcisse
Schwebt ein Knab mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die Andern wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen.

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schlanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lenzes Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern, —
Blumenduft hat sie getödtet!

4. Anno Domini.....?

Hört mich, Kleingläubige! — wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durchs Frankenlager schleife,
Der Sohn des Chilperich, der andere Chlotar;

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib, verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht.

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünstige, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da von jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eisgem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug, und das Kameel, drauf man sie Morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn;

So wird dereinst, hört mich, ihr Kalten und Verständgen,
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbändgen
Courbetten schießt durch den Abgrund des Raumes hin
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes Händen
Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die sie sclavisch hat wandeln müssen
Vom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft zerrissen;
Sie muß ihm folgen als Trabant; tief in den Raum
Schleift er sie mit sich fort; er schnaubt, und Funken sprühen
Durchs All; sein Schweif durchweht es stolz; denn mit sich ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.

Wer hält den Rasenden? — die Sonne tritt zurücke
Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht Eines Blicke
Mehr sichtbar ist; dann wird es kalt und finster sein,
Und jezuweilen nur, wenn sie den Grenzen neuer,
Entfernter Sonnen nahn, wird, wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen Schein

Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtodten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen; im blutrothen
Gewande steht alsdann der Himmel, siedend zischt
Die See. Vorüber schießt der Wilde, von der Hitze
Gejagt. Nacht folgt aufs Neu dem momentanen Blitze;
Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die erlischt,

Und bebt vor Kälte; bis, wenn lange Zeit verronnen,
Sie wieder deine Glut fühlt, mildeste der Sonnen,
Einst ihre Mutter du! Bei deinem ersten Strahl
Zuckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen rinnen
Wie Freudenthränen; doch zum ersten Mal von hinnen
Reißt sie das Flammenroß, und neu wird ihre Qual.

Doch endlich wird geleert sein deines Zornes Schale,
O Herr! Du winkst! — sie brennt! sie glüht zum ersten Male
In eignem Licht, doch ist es eines Dochtes Brand,
Der sich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung sieht mit Staunen
Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Posaunen,
Und die Wagschale schwebt in des Weltrichters Hand.

Ein Flammengürtel blitzt und wallt von Pol zu Pole;
Die Berge stürzen sich mit Zischen in die Soole
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum und Rauch;
Und — doch, dann will ich mich empor im Grabe richten,
Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende dichten —
Ich zittre; mit der Hand bedeck ich Stirn und Aug.

5. Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zonen Pforten,
Ein kleiner reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug eine fremde Welt,
Sah Palm, Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte;
Ihr Ziehn und Heerdentränken,
Das hab ich oft gesehn,
Konnt ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder,
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren
Erneuten Farben da;

Als säh ich in grotesken
Verworrenen Gestalten
Aufs Neue die Moresken,
Die bunten, mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich!

Als trät ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn.
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläubge Aug dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

6. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewaltgen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schleicht durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flüchtgen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler luftger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sandgem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebendgem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

7. Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth an Blüthe.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth an Blüthe,
Nach ewgen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die Eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen,
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sahn doch schon manche sterbend und geknickt.
Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt!
Durchs Laub Hispanien ernst auf ihrem Gange
Stürmt die Geschichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morsch und faul schon lange
Zerflatternd hinsauft übern Bosporus?

Doch neben diesen, die des Weltgeists Weben
Vom Aste schüttelt mit gewaltger Kraft,
Sehn wir ans Licht auch andre Triebe streben,
Hellaugig, freudig, voll von jungem Saft.

O, welch ein Sprossen, welch ein reich Entfalten!
O, welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knospe sahn auch wir sich spalten,
Wie manche platzen, laut und voll und stolz!

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sichs im Schooß! dem Bersten scheint sie nah —
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther von der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! — dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig sich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zusieht, daß kein Mehlthau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Bast man wegwirft und die Scheere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinander faltest,
O Hauch des Lenzes, weh auch uns heran!
Der du der Völker heilge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küß sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allem dieses Deutschland sein!

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth an Blüthe,
Nach ewgen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die Eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen —
Und ihre Loose ruhn in Gottes Hand!

8. Hamlet.

Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Da steht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, muthgen That
Fehlt ihm die frische, muthge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Thun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rath — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verse seinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällts ihm einmal ein zu fechten:
So muß Polonius Kotzebue
Den Stich empfangen statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh,
Versöhnt sich selber ins Geheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkönigen —
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beschönigen!

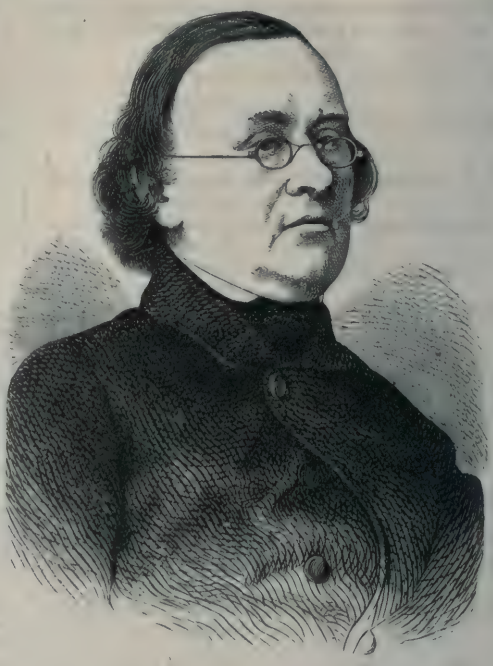
Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt,
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlagnen, die sein Haß
Preis gab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab Acht, Held, daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff dich auf, und komm zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der flehnden Leiche!

Mach den Moment zu Nutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh mit französischem Rapier
Dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dieß Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich nicht selbst ein Stück von dir,
Du ewger Zauberer und Säumer!

Eduard Mörike.



Eduard Mörike, geb. am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte die Seminare zu Urach und Tübingen, um sich dem geistlichen Stande zu widmen; doch zog ihn seine Neigung zur Dichtkunst und seine Liebe zu den Griechen und unter den Deutschen zu Goethe oft von den theologischen Studien ab. Nichts desto weniger bestand er die Prüfung, und als er im J. 1826 Tübingen verließ, wurde er Pfarrgehülfe an verschiedenen Orten und 1834 Pfarrer in Kleversulzbach bei Weinsberg. Nach ungefähr 10 Jahren gab er jedoch wegen andauernder Kränklichkeit diese Stelle auf und privatisierte zuerst in Mergentheim, seit 1851 in Stuttgart, wo er zugleich als Lehrer am Katharinenstifte wirkte; 1866 legte er auch dieses Amt nieder, zog 1870 nach Nürtingen, 1871 wieder nach Stuttgart u. st. hier am 4. Juni 1875.

Beinahe alle Kritiker und Literarhistoriker erklären Mörike für einen höchst bedeutenden Dichter, ja man hat sogar behauptet, daß „seit Goethes Jugendpoesie keine in solcher ursprünglichen Frische gesungen" sei. Am vollsten ertönt Mörikes Lob in der Betrachtung, die ihm der geistreiche Vischer gewidmet hat und in der er selbst im kleinsten Gedicht ein Meisterwerk erblickt. Wir müssen gestehen, daß wir diese Ansicht in keiner Weise theilen und Mörikes Dichtungen weder in Form noch in Gehalt für so bedeutend halten können. Betrachten wir zunächst seine lyrischen Gedichte (Stuttg. 1838. 4. Aufl. 1867), so muß uns sogleich der Umstand Bedenken erregen, daß eine sehr große Anzahl Gelegenheitsgedichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind. Man kann ihnen zwar einen gewissen poetischen Hauch nicht absprechen, auch enthalten sie manchen neuen und geistreichen Gedanken, aber der Dichter ist doch beinahe immer an der Gelegenheit kleben geblieben; er hat den besondern Fall nicht zur Allgemeinheit zu erheben vermocht, so daß der Inhalt dem Leser fremd bleibt. In diesen, wie auch in den meisten übrigen ist die Sprache keineswegs durchgebildet und Nichts weniger als reich. Man kann sich vielleicht durch die übermäßige Zahl von neuen

Wortbildungen täuschen lassen; aber wir halten dafür, daß solche gerade von Spracharmuth zeugen. Die deutsche Sprache ist so reich, daß sie dem Dichter stets den angemessenen Ausdruck gewährt, wenn er sie beherrscht. Wir meinen zwar nicht, daß der Dichter nicht neue Wörter schaffen dürfe; aber wir glauben, daß es ihm nur dann gestattet sei, wenn er wirklich einen neuen Begriff zu bezeichnen hat. Bedient er sich aber eines neuen Wortes zum Ausdruck eines gewöhnlichen Begriffs — und das ist bei Mörike häufig der Fall — so entsteht zwischen Gehalt und Form ein Widerspruch, der nothwendig unangenehm berühren muß. Je großartiger solche Wörter tönen, desto widriger ist ihre Wirkung. Ferner ist die Sprache sehr häufig zu abstrakt, wodurch sie gesucht und phrasenhaft wird. Selten erhebt er sich zur klaren objektiven Darstellung. Seine Bilder sind gesucht und entbehren in ihrer Ausführung der Anschaulichkeit. Statt vieler nur Ein Beispiel. Nachdem er in der „Herbstfeier" berichtet, daß vor der nahen Feier noch manche Brust beklommen sei, heißt es „Thaut auch nicht wie Frühlingsregen Lieblicher Gedankenschwarm? Erdenleben, laß dich hegen, Uns ist wohl in deinem Arm!" Wenn man sich noch den „thauenden Gedankenschwarm" wollte gefallen lassen, was ist unter dem „Arm des Erdenlebens" zu verstehen? Und ist das „hegen" nicht augenscheinlich bloß des Reims wegen da?

Betrachten wir den Gehalt seiner Gedichte näher, so werden wir eben so wenig ein günstiges Urtheil fällen können. Abgesehen davon, daß in vielen Gedichten der Gedankengang bis zur Unklarheit verwirrt ist, begegnen wir nur zu häufig ganz alltäglichen, noch öfter seltsamen Gedanken. Den Liebesgedichten geht nach unserm Gefühl Wahrheit der Empfindung ab und zudem fehlt es ihnen an Mannigfaltigkeit der Situationen. Man behauptet, daß er sich in die lebendigste Wirklichkeit versenke und den Naturgehalt der Empfindung eben so tüchtig ans Licht fördere als Göthe. Wir dagegen sind der Ansicht, daß er den „Naturgehalt der Empfindung" in einer Weise ans Licht fördere, die keineswegs lobenswerth ist, weil seine Weise, um es mild auszudrücken, unzart ist. Wenn er z. B. in der schon erwähnten „Herbstfeier" den Mädchen zuruft, die wildesten Tänze zu schlingen, und ihren Kranz, der ihre Locken schmückt, zu zerreißen und dann hinzufügt: „Doch den andern, den ich meine, Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht! Und zumal im Mondenscheine, Und zumal in solcher Nacht"; so ist dies nach unserm Gefühl unsittlicher als die freieste Erzählung von Boccaccio, weil das jungfräuliche Gefühl durch solche Warnung tief verletzt werden muß. Ebenso widerlich ist die „Nimmersatte Liebe", wo das Küssen in wildes Beißen ausartet. Aus dieser Reihe wählen wir zur Mittheilung „Die Begegnung" (1), weil sich aus derselben der Charakter des Dichters und seine Darstellung klar erkennen läßt. Schon die Situation ist seltsam: Zwei Liebende begegnen sich, nachdem sie die Nacht mit einander zugebracht haben; er will sich ihr voll Entzücken nahn, sie sehn sich freudig und verlegen an; er träumt von den Küssen, die er in der Nacht mit ihr getauscht, sie aber biegt schnell um die Ecke. So seltsam dieß auch ist, so hätte ein größerer Dichter wohl Etwas daraus machen können; ihm ist es nicht gelungen, da schon der Ausdruck durchweg mangelhaft ist. Es mag angehen, daß der Sturm mit einem Besen verglichen, aber daß er als „ungebeten" bezeichnet wird, ist wenigstens sehr überflüssig. Das „unstäte Glühen des Gesichtchens" ist sehr unklar und wird durch die Vergleichung mit einer vom Wind zerblasenen Rose nicht deutlicher. Was unter den „ungewohnten" Schelmen zu verstehen ist, läßt sich nicht leicht einsehen, eben so wenig glücklich ist die Zeile: „Er steht, von Anmuth hingerissen"; denn dieß kann doch nur heißen, daß er selbst von Anmuth erfüllt war (man vergleiche von Furcht, von Bewunderung hingerissen), während der Dichter sagen wollte, daß der Bursche von der Anmuth des Mädchens hingerissen war. Solche unstatthafte Ausdrücke und Phrasen, die in beinahe jedem Gedichte wiederkehren, haben ihren nächsten Grund in der Unklarheit des Denkens und Empfindens, eine Unklarheit, die sich auch in den allegorischen Dichtungen (z. B. „Tag und Nacht", „Die Elemente") kund gibt.

Man hat ferner an Mörike gerühmt, daß er in vielen Gedichten den echtesten Ton des Volkslieds getroffen habe; auch damit können wir nicht übereinstimmen. Es ist weder die Sprache und Form, noch der Inhalt volksmäßig. Die Balladen und Romanzen sind unklar und nebelhaft und die Stoffe theils seltsam, theils ungenügend durchgeführt, oft ganz inhaltsleer. Nur zwei Beispiele. In der Ballade „Der Schatten" läßt der Graf seine Frau schwören, daß sie ihm während seiner Abwesenheit treu bleiben wolle. Während sie schwört, sieht er ihren Schatten an der Wand. „Ein Schauer ihn befällt". Auf der Reise stirbt er in Folge von Gift, das sie ihm gemischt. Sein Geist kommt in die Burg, als sie eben ihren Buhler erwartet. Am Morgen fand man sie todt hingestreckt, ihr Schatten war aber noch an der Wand und blieb, bis die Burg zerfiel; „Wohl stünd' er sonst noch heute dort." Ein solcher Schluß ist in einem kindlich naiven Märchen ganz passend, hier ist er geradezu abgeschmackt. Uebrigens ist in der ganzen Ballade keine einzige Thatsache motiviert. Man weiß nicht, warum der Anblick des Schattens den Grafen mit Schauer erfüllt; es scheint, als ob der Schatten erst beim Tode der Gräfin wieder sichtbar geworden wäre, weil er im umgekehrten Fall doch schon Aufsehen hätte erregen müssen. Noch seltsamer ist die Idylle „Der alte Thurmhahn". Ein alter Hahn wird vom Thurm abgenommen, der Pfarrer stellt ihn auf den Ofen seines Studierzimmers; nun beschreibt der Hahn den Ofen und berichtet von dem Leben des Pfarrers. Wenn auch diese Schilderungen an sich gefallen, wie denn Mörike in niederländischer Detailmalerei glücklich ist, so ist die Einkleidung doch gar zu nichtssagend. Unter den erzählenden Dichtungen ist eigentlich nur die Legende „Erzengel Michaels Feder" gelungen, und selbst da auch nur im zweiten Theil.

Wir haben nur Eine glückliche Seite an den Dichtungen Mörikes auffinden können, das ist der Humor. Wenn er sich diesem überläßt,

wenn er Stoffe wählt, die sich in beschränkten Verhältnissen bewegen, wie in der Elegie „Lose Waare“ (2), welche an Goethes „Römische Elegieen“ erinnert, in der „Erbaulichen Betrachtung“ (3) oder in der „Häuslichen Scene“, die wir leider ihres zu großen Umfangs wegen nicht mittheilen können, da ist er oft wirklich köstlich, und wir bedauern, daß er sein eigenthümliches Talent nicht besser erkannt und verwerthet hat, daher er denn hie und da Stoffe, die sich für die humoristische Behandlung vorzüglich eignen, mit unpassendem Ernste darstellt, z. B. in der „Waldplage“, die dadurch matt und prosaisch wird.

Mörikes größtes Verdienst liegt aber nach unserer Ansicht in seinen glücklichen Uebersetzungen aus den alten Sprachen.

1. Begegnung.

Was doch heut Nacht ein Sturm gewesen,
Bis erst der Morgen sich geregt!
Wie hat der ungebetne Besen
Kamin und Gossen ausgefegt!

Da kommt ein Mädchen schon die Straßen,
Das halb verschüchtert um sich sieht;
Wie Rosen, die der Wind zerblasen,
So unstät ihr Gesichtchen glüht.

Ein schöner Bursch tritt ihr entgegen,
Er will ihr voll Entzücken nahn:
Wie sehn sich freudig und verlegen
Die ungewohnten Schelme an!

Er scheint zu fragen, ob das Liebchen
Die Zöpfe schon zurecht gemacht,
Die heute Nacht im offnen Stübchen
Ein Sturm in Unordnung gebracht.

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
Die ihm das süße Kind getauscht,
Er sieht, von Anmuth hingerissen,
Derweil sie um die Ecke rauscht.

2. Lose Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schön schwarze Tinte verkauf ich!“
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf sein feuriger Blick mich oben im Fenster,
Eh ich michs irgend versah, huscht' er ins Zimmer herein.
„Knabe, dich rief Niemand!“ — „Herr, meine Waare versucht nur!“
Und sein Fäßchen behend schwang er vom Rücken herum.
Da erhob sich das halbzerrissene Jäckchen ein wenig
An der Schulter und hell schimmert' ein Flügel hervor.
„Ei, laß sehen, mein Sohn, du führst auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm! soll ich dich rupfen sogleich?“
Und er lächelt, entlarvt, legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! sie sind nicht verzollt — stört die Geschäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll es umsonst, und bleiben wir Freunde!“
Dieß gesagt und gethan, schlüpft' er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch: denn will ich was Nützliches schreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

3. Erbauliche Betrachtung.

Als wie im Forst ein Jäger, der, am heißen Tag
Im Eichenschatten ruhend, mit zufriednem Blick
Auf seine Hunde niederschaut, das treue Paar,
Das, Hals um Hals geschlungen, brüderlich den Schlaf,
Und schlafend noch des Jagens Lust und Mühe theilt:
So schau' ich hier an des Gehölzes Schattenrand
Bei kurzer Rast auf meiner eignen Füße Paar
Hinab, nicht ohne Rührung; in gewissem Sinn
Zum ersten Mal, so alt ich bin, betracht ich sie,
Und bin fürwahr von ihrem Dasein überrascht,
Wie sie, in Schuh' bis übern Knöchel eingeschnürt,
Bestäubt da vor mir liegen im verlechzten Gras.

Wie manches Lustrum, ehrliche Gesellen, schleppt
Ihr mich auf dieser buckeligen Welt umher,
Gehorsam eurem Herren jeden Augenblick,
Tag oder Nacht, wohin er nur mit euch begehrt.
Sein Wandel mochte thöricht oder weise sein,
Den besten Herrn, wenn man euch hörte, trugt ihr stets.
Ihr seid bereit, den Unglimpf, der ihm widerfuhr,
— Und wäre sein Beleidiger ein Reichsbaron —
Alsbald zu strafen mit ergrimmtem Hundetritt,
Doch hiefür hat er selber zu viel Lebensart.
Wo war ein Berg zu steil für euch, zu jäh ein Fels?
Und glücklich immer habt ihr mich nach Haus gebracht.
Gleichwohl noch nie mit einem Wörtchen dankt' ich euch,
Vom Schönsten, was mein Herz genoß, erfuhrt ihr nichts!

Wenn, von der blausten Frühlingsmitternacht entzückt,
Oft aus der Gartenlaube weg vom Zechgelag
Mein hochgestimmter Freund mich noch hinausgelockt,
Die offne Straße hinzuschwärmen raschen Gangs,
Wir Jünglinge, des Jugendglückes Uebermaß
Als baaren Schmerz empfindend, ins Unendliche
Die Geister hetzten, und die Rede wie ein Feuer troff,
Bis wir zuletzt an Kühnheit mit dem sichern Mann
Wetteiferten, da dieser Urwelts-Göttersohn
In Flößerstiefeln vom Gebirg zum Himmel sich
Verstieg und mit der breiten Hand der Sterne Heer
Zusammenstrich in einen Habersack und den
Mit großem Schnaufen bis zum Rand der Schöpfung trug,
Den Plunder auszuschütteln vor das Weltenthor —
Ach, gute Bursche, damals wart ihr auch dabei,
Und wo nicht sonst, davon ich jetzo schweigen will!

Bleibt mir getreu, und altert schneller nicht als ich!
Wir haben, hoff' ich, noch ein schön Stück Wegs vor uns;
Zwar weiß ichs nicht, den Göttern sei es heimgestellt.
Doch, wie es falle, laßt euch nichts mit mir gereun.
Auf meinem Grabstein soll man ein Paar Schuhe sehn,
Den Stab darüber und den Reisehut gelegt,
Das beste Sinnbild eines ruhenden Wandersmanns.
Wer dann mich segnet, der vergißt auch eurer nicht.
Genug für jetzt! denn dort seh ichs gewitterschwer
Vom Mittag kommen, und mich däucht, es donnert schon.
Eh uns der Regen übereilt, ihr Knaben, auf!
Die Steig hinab! zum Städtchen langt sichs eben noch.

Franz Ritter von Kobell.

Franz Ritter von Kobell, geb. zu München am 19. Juli 1803, erhielt seine Vorbildung auf einem Gymnasium seiner Vaterstadt, worauf er die Universität Landshut bezog. Bald nach Vollendung seiner Studien wurde er Ende 1823 beim Conservatorium der mineralogischen Sammlungen des Staates als Adjunkt ange-

Fr. v. Kobell.

stellt, 1826 zum außerordentlichen und 1834 zum ordentlichen Professor der Mineralogie an der Münchner Hochschule ernannt. Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn schon vorher (1827) zum ihrem außerordentlichen Mitgliede gewählt, im J. 1842 erhielt er die Ernennung zum wirklichen Mitgliede. Von seinen weiteren Lebensumständen erwähnen wir nur, daß er seit 1834 mehrere wissenschaftliche Reisen machte, nach Griechenland, Italien, Frankreich, Holland und durch alle deutschen Staaten, wo er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in nähere Berührung kam.

Seine trefflichen Arbeiten im Gebiete der Naturwissenschaften, insbesondere der Mineralogie, durch welche er diese Zweige wesentlich förderte, erwarben ihm nicht nur die allgemeinste Anerkennung, sondern auch vielfältige Ehrenbezeugungen; er erhielt den belgischen Leopold- und den hessischen Ludwigsorden, wurde Ehrenmitglied vieler Vereine und 1869 Sekretär der mathematischen Klasse der Akademie.

Während Stelzhamer aus dem Volke hervorgegangen ist, hat sich Franz von Kobell in dasselbe hineingelebt und sich dessen Thun und Treiben, Denken und Empfinden so ganz angeeignet, daß man geneigt wäre, ihn für ein Kind jener Gebirgsbewohner zu halten, die er uns in seinen Dichtungen vorführt. Er ist mit dem heitern, gemüthlichen, kernhaften, aber auch oft derben Völkchen des bayrischen Tirols auf das Vollständigste verwachsen, so daß es ihm nicht bloß in seinen äußern Lebensbeziehungen, sondern auch in seinem innersten Fühlen klar vorliegt und er die tief poetischen Elemente dieses Gebirgslebens mit Sicherheit zu erfassen weiß. Es ist dieß um so bewundernswürdiger, als er, wie wir gesehen haben, nicht bloß den gebildeten Ständen angehört, sondern selbst ein Gelehrter im umfassendsten Sinne des Wortes ist. Aber freilich, da seine Studien ihn zum vertrauten Umgang mit der Natur veranlaßten und er in die tiefsten Geheimnisse derselben drang, mußte ihn diese mit leidenschaftlicher Liebe gepflogene Beschäftigung auch fähig machen, das Naturleben im Volke zu erkennen und zu lieben. Dieses hat er uns in seinen „Gedichten in oberbayrischer Mundart" (München 1839; 8. Aufl. 1877) bald in lyrischen, bald in erzählenden Darstellungen in unübertrefflicher Objektivität vorgeführt, so daß wir nach den ersten Seiten schon mitten in jene Gebirgswelt, mitten unter das kräftige, aber auch der tiefsten Empfindung fähige Volk versetzt zu sein glauben. Das Leben in und mit der Natur macht den Menschen kindlich, heiter, muthwillig und selbst neckisch und humoristisch; daher Kobells Gedichte uns auch vorzugsweise diese Seiten vorführen, sie erreichen dieß oft mit den einfachsten, aber um desto wirkungsvolleren Mitteln, z. B. wenn sich der Bursch in „Die oa, die i moa" (1), nachdem er deren Schönheit und Frische gepriesen, plötzlich an einen Zuhörer wendet und mit dem Zuruf abschließt: „Woaßt, die oa, die i moa". In dieser Zeile, die aus dem tiefsten Verständniß des Volkes hervorgegangen ist, bricht das Gefühl des Liebenden, den es drängt, sein Liebesglück der ganzen Welt mitzutheilen, in ganzer Kraft hervor. Nicht weniger tief spricht sich das innigste Liebesgefühl in „Mei Himmi" aus (2), wo der Liebende sich den Himmel ohne die Geliebte nicht zu denken vermag. Und kann die unschuldige Naivetät besser dargestellt werden als in „S Gebet" (3)? Die Macht der Verzeiflung über den Mord des Geliebten ist in der „Sennderin" (4) mit erschütternder Wahrheit geschildert; der Dichter hat den Wechsel der Empfindungen, welche die Brust des unglücklichen Mädchens durchziehen, mit derselben Schnelligkeit und Kraft gezeichnet, wie sie in ihr stürmten. Das Volk ist schnell mit der Rache bereit, aber das menschliche Gefühl, das unentweiht in ihm lebt, lehrt es auch, daß eine Sünde gebüßt werden muß, wenn sie auch noch so viele Entschuldigungsgründe darbietet, daher der Dichter mit vollem Recht uns auch das tragische Ende des Weibes erzählt. Ein großer Theil der Gedichte behandelt das Leben und Treiben der Gebirgsjäger. Ein junger Wildschütz hat den Jäger erschossen und eilt, noch von der Geliebten Abschied zu nehmen. („In an' Augenblick"); ein alter Jäger kommt ohne Beute nach Hause und will den Grund seines Unmuths verheimlichen, aber sein jüngster Knabe hat ihn errathen und flüstert ihn den Andern zu, als der Alte eingeschlafen ist („Der Verdruß"). Ein junger Bursch freit um die Tochter eines Försters; dieser will ihm das Mädchen aber nur unter der Bedingung geben, daß er einen Baum nenne, den er noch nicht verzeichnet habe, ob man ihn gleich von der Försterei aus sehen könne; als er traurig wie der Abt bei Bürger einhergeht, gibt ihm ein Freund den Rath, den Burzelbaum zu nennen („Der b'sunderni Baum").

In oberbayrischer Sprache sind auch die drei größeren Gedichte „Der Hansl vo' Finsterwald, Der schwarzi Veitl, und 'S Kranzner Rosei" (München 1852), so wie die „Schnadahüpf'ln und Sprüchl'n" (Ebend. 1846) abgefaßt. Der Dichter hat diese volksthümliche Form mit großer Meisterschaft behandelt, und uns in kleinen vierzeiligen Gemälden, von denen jedes ein Ganzes bildet, und doch wieder mit den übrigen im innigsten Zusammenhang steht, das Volk in seiner Lust am Gesang, am Tanz, an der Jagd, an der Natur, in seinem heitern Humor und neckischen Muthwillen mit den lebendigsten und wahrsten Farben dargestellt (5).

Die „Gedichte in Pfälzischer Mundart" (5. Aufl. München 1862) und die „Pälzischen G'schicht'n" (Ebend. 1863) zeigen uns den Dichter in einem ganz andern Element. Hier ist es vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, das Leben und Denken des mehr oder weniger philisterhaften Städtebewohners, das uns entgegentritt, mit seinem Aberglauben „Reef'hinnerniß" (6), seinem griesgrämischen Humor „Vum Frühjohr" (7), oder seiner Weinhausphilosophie „Martin Luther" (8). Auch hier ist treffliche Komik, aber während der Gebirgsbewohner der neckende Theil ist, erscheint hier der Philister als das lächerliche Objekt, was um so komischer wirkt, als er es nicht merkt, sondern vielmehr sehr geistreich zu sein glaubt. Die Behandlung der Sprache und die treffliche Auffassung des Volkslebens erscheint um so bewundernswürdiger, als Kobell, wie wir wissen, kein geborner Pfälzer ist.

Außer den „Hochdeutschen Gedichten" (München 1852) hat Kobell auch ein größeres didaktisches Gedicht „Die Urzeit der Erde" (München 1856) verfaßt, zu welchem er durch Ungers „Flora der Vorwelt" und Humboldts geologisches Gemälde im 2. Bande des „Kosmos" begeistert worden ist, und in welchem er seine wissenschaftlichen Kenntnisse mit großer Kunstfertigkeit in poetisches Gewand eingekleidet hat.

1. Die oa, die i moa.

Is am Himmi koa Stern,
Daß i'n schauget so gern
Als a Diandl am Land,
Als die oa, die i moa.

Wohl weiß auf der Höh
Is der frisch gfallne Schnee,
Und is do nit so weiß
Wie die oa, di i moa.

Wohl schö is der Tag,
Wanns a schöner sei mag,
Und is do nit so schön
Wie die oa, die i moa.

Was Frischers siehst nit,
Was a Pfersibaamblüth,
Und is do nit so frisch
Wie die oa, die i moa.

So lieb und so fein,
Moanst, wear nix wie da Wein,
Und is do nit so fein
Wie die oa, die i moa.

Und weil s' halt so fein,
Daß s' nit feiner kunnt sein,
Drum so sich i s' so gern,
Weißt, die oa, die i moa.

2. Mei Himmi.

I woaß an bsundern Himmi,
Da haust koan Heiliger drinn,
Und dangersicht is der Himmi,
Wie oaner nach mein Sinn.

Der Himmi hat a Paar Fensterln,
Schaugt aber koa Sternerl 'raus.
Hat aa koa goldeni Sunneuhr,
Und macht ihm aa nix draus.

Der Himmi is a Hüttn,
Und just dees gfollt mir dro,
Wie 's drinn so schö und liebli,
Ma siechts ihm gar nit o.

I moan, du kunsts derrothen,
Was in dem Himmi woar,
Ja, ja es is mei Dirndl,
Und die is so viel roar.

Und mueß i amol sterben,
I gieb mi willi drei,
Wann s' grad mi mit mein Himmi
Im Himmi lassn 'nei.

Denn meiner mueß a Stückerl
Gar gwiß von dem dort sey,
Und wo dees Stückerl sei'n thuat,
Da setz' i's wieder ei.

3. 'S Gebet.

A gar kloans Dierndl mit der Muatta
Hat in der Kirch in Sunnta' bet't,
Und 's Maderl war so voller Andacht,
Als wann s' es halt recht nöthi hätt.
Dees hat der Muatta goar guat gfall'n,
Und nach der Kircha sagt s' dazua:
„Du bist amahl a rechti Frummi,
Du host scho bet't in aller Fruh;
Wos host jetz' bet't, dees mueßt ma sagn,
Du Schatzerl, du, so brav und nett."
Und 's Maderl sagt auf ihre Fragn:
„Daß d' Kirch bald aus werd, hon i bet't."

4. Die Sennderin.

A Senndrin hat a Kalbn gfuacht,
Da hat s' an Jager gfund'n,
Der war d'erschlagen jämmerli,
An Händ und Füßn bundn.
„O Sendrin, liebi Senndrin mei,
Schneid o die Strick, i bitt di fei,
Du siehst, wie elend daß i bi.
O hilf, i bitt, sunst bin i hi!"

Die Senndrin schaugt a guati Weil
Ihr hat sei Freiheit gar donn Eil;
Do endli noagt se si zun ihm,
Als helfet s' von de Strick und Riem,
Und longsam ziegt s' ihm's Messer 'raus;
Da kimmt den Jager on a Graus.
Was dreht d' Augn denn so weg?
Was mocht ihm denn an sellen Schreck?

Die Senndrin sagt ihm staad ins Ohr
(Ihm kimmts so laut wie Dunner vor):
„Mein Buabn hast d'erschossen mir
Wos moanst, wos ghört denn dir dafür?"
Sie geht und schneidt zwoa Darn 'zsamm,
Daß 's just a Kreutzl gebn habn,
Dees steckt s' bein ihm in Bodn 'nei,
Und keilts gar fest in Stoaner ei.
„Versteht mi", sagt s', „wanns Schnee o geit,
So woaß ma do, wo oaner leit.
Und schaugt 'n nomal furchtbar o,
Wirfts Messer weg und geht davo.
Der Winter is kemma grauß kalt,
Und gfrorn hats, es war a Gwalt,
Und gschniebn hats schon Tag und Nacht,
Und 's Eis hat schier zum Ferchtn kracht.

Da wadt a Wei in tiefn Schnee,
Tracht't nach der Wallfahrt auf der Höh,
Gar bloach is's und is muetterseloa,
Wer wird denn jetz a Wallfahrt thoa?
Bei so an Wetter, 's is a Graus,
Da jagt ma ja koan Hund nit 'naus.
Und 's Wei, dees arbet' bis in d' Nacht,
Hat d' Wallfahrt nimmermehr damacht;
Gar bald verweht und kloa verschniebn,
Is s' todt am Kreuzweg liegn bliebn.

Das Wei, schau, war die Sennderin.
So gar scharf sey, bringt nie koan Gwinn;
Wer gar so hart und wüthi thuat,
Der schad't ihm selm, es thuat kon Guat.

5. Schnaderhüpfln.

Daß 's geit alti Hern,
Ko' glaabn, wer will;
Aber junge, die geits,
O da kenn i gar viel.
Und hast damit zschassa,
So thaan s' dir was o,
Und da ko'st nimmer schlafn,
Denkst alleweil dro.

A' loaniga Mensch
Ko' nix bsunders derlebn;
Grad a' Wasser, dees stoabt,
Thuat an Regnbogn gebn.

A Bix ohni Ho,
Und a Diendl ohni Mo,
Und a Jager ohni Schneid,
Da is's allemal gfeit.

Und d' Freud und die Traurigkeit,
Taugn nit zamm,
Es geit Bliemi'n aa koa,
Die a schwarzi Farb han.

A fröhliche Sinn
Is a sunniga Tag,
Wo ma überall klar
Umanond schauen mag.

Und a trauriga Sinn,
Der is Nebi und Regn,
Und da ko'st auf koa' Weitn
Nix Schöns nit d'ersegn.

I wünsch ma nit viel,
Möcht' a' Moda grad sey,
Und zum Diendl ins Haus,
Nacha zieget i' ei'.

Möcht a Nagerl grad sey,
Und i' gebet was drum,
Denn da traget mi 's Diendl
Im Mieda mit 'rum.

Und d' Lieb hat a Sprach,
Die mar überall kennt,
Und wo die nimmer gredt wird,
Da hat d' Welt an End.

Es gfallt oan ja 's Lebn
Als Junger so wohl,
Für was denn der Brauch,
Daß mer alt wern soll?

Seidat bin i gwesn,
Da kenn i mi aus,
Und gar gern stehn i Schildwacht
Beim Diendl sein Haus.

6. Reeshinnerniß.

Ich kann halt gar nit weiter kumme,
Es is e wahri Noth,
Uf heut hatt ich mers vorgenumme,
Da war die Sunn so roth.
Und geschtert, wie ichs überleech,
Laaft so e Sapperlott,
A dummer Haas mar über'n Weech —
Do reesa? — bhüt mich Gott!
Am Mondtach fangt mar nie was a,
Am Sunntach wollt ich geh,
Do muß, als wärs mer angetha,
E Schwein am Stadtthor steh;
Uff morche do werds juscht e Johr,
Daß mer de Weache bracht,
Der Tach kann freilich nix d'rvor,
Doch weeß mers als nit recht.
Drum weeß ich nit, was anzufange,
For deßmol gehts mer bös, —
Dann deß werd doch ke Mensch verlange',
Deß ich am Freitach rees!

7. Vum Frühjohr.

Wie hab ich se so gern die Zeit,
Wann 's Frühjohr wiedder kummt,
Wann Alles grünt in Herrlichteit
Un Alles singt un summt,
Es blühn die Glöckcher uffm Feld,
Die Primlcher derbei,
Un Blume bringt dar ganze Welt
Der luschtig schöne Mai.

Ich weß nit, wo ich deß so lern,
Denk ich ans Liebche fei,
Im Frühjohr hab ichs doppelt gern,
Als wie im Herbscht de Wei,
Un denk ich an die Hochzeit aach,
So bild ich mers halt ei
Un treems im Schlof un wann ich wach,
Im Frühjohr muß se sey!

Nur eens is schad un 's geschicht halt nit, —
Ich wollt, wenns Frühjohr kám,
Brächts aach e Stückche Jugend mit
De Mensche wie de Beem;
Uns aber wehrts gar knickerich,
Was jedi Pflanz genießt,
Deß is des eenziche, was mich
Am Frühjohr als verdrießt.

8. Martin Luther.

Der alte Martin Luther war
Doch gar ke übler Mann,
E Mann vun áchtm Schrot un Korn,
Wie mer een finne kann.

Sei Spruch vun Wein, Weib un Gesang,
Den stoßt 'm keener um,
Un wár die Welt noch übergscheit,
Un wár se noch so dumm.

Dann deß is e Trifolium,
Wo gar nix drüber geht,
Natürlich, wenn se gut un sei,
Wie ers halt aach versteht.

Un denkt mer nor e bische noch,
So fallts em selber ei,
Wie lumpich ohne die die Welt
Un lendelahm müßt sey.

Do gábs ke Lieb, ke Poesie,
Un, was schier árger wár,
Kenn Markobrunner, kenn Bordeaux,
Un kenn Champagner mehr.

Da wár e wahri Wassernoth,
Weeß Gott, for Leib un Seel,
Un thát ke Mensch mehr luschtich sey,
Wár Alles schepp un scheel.

Drum hot der alte Martin Recht,
Sei Spruch is schö un klar,
Un 's is nor schad, daß halt der Mann
Erschrecklich luthrisch war.

9. Der ernschthafte Mann.

Ich hab amol 'n Mann gekennt,
Der hot gar nie gelacht,
Hot wie die Katz, wenns dunnert, als
A grämlich Gsicht gemacht.

Ich hab gefracht, wer ist denn der?
Da hot mer Einer gsacht,
Er hátt mit 're Papierfabrik
Amol sei Glück gemacht.

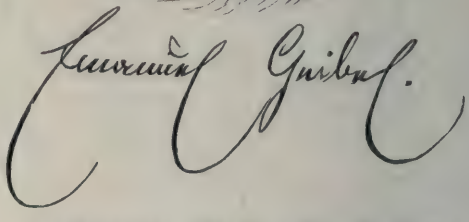
Un seitdem thát er nix mehr thu
Als lese wie verruckt,
Un Alles lese, was mer hátt
Uf sei Papier gedruckt.

Der Mann, der war me intressant,
Hab sei Bekanntschaft gmacht,
Un die vun seiner Biblethek,
Die 'n ums Lache gebracht.

Do war das merscht Philosophie,
A Theel war Kirche streit,
No, denk ich, daß begreif ich wohl,
Do lache wenig Leut.

Doch Eens, deß hátt ich nit gemeent,
Ja Eens, deß war mir neu,
Es war aach ganz a hübsch Paket
Moderne Luschtspiel derbei.

Emanuel (von) Geibel.



Emanuel Geibel, geb. zu Lübeck am 18. Okt. 1815, bezog, nachdem er seine wissenschaftliche Vorbildung in seiner Vaterstadt erhalten, im J. 1835 die Universität Bonn, um Philologie und Theologie zu studieren. Doch widmete er sich bald ausschließlich den klassischen Studien und der Poesie, namentlich als er im folgenden Jahre nach Berlin übersiedelte und dort das Glück hatte, mit Chamisso, Gandy, Gruppe, Kugler u. A. näher bekannt zu werden. Noch ehe er seine Studien vollendet hatte, erhielt er die Stelle eines Erziehers beim russischen Gesandten in Athen. Seinen Aufenthalt in Griechenland benutzte er zur Fortsetzung seiner Studien des klassischen Alterthums, wobei ihm sein Jugendfreund Ernst Curtius fördernd zur Seite stand. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich dem Studium der romanischen, besonders der spanischen Literatur, weshalb ihm (1841) die Einladung des Barons von der Malsburg, eine Zeitlang bei ihm auf dem Gut Escheberg zu verweilen, sehr willkommen war, da ihm dort ein reicher

Vorrath an spanischen und italienischen Büchern zu Gebote stand. Im folgenden Jahre kehrte er nach Lübeck zurück. Auf Verwendung des bekannten Friedr. von Rumohr erhielt Geibel vom König von Preußen eine Pension von 300 Thalern, so daß er nunmehr sorgenfrei und unabhängig leben konnte. Er zog nach St. Goar am Rhein, um den Dichter Freiligrath, dessen Talent er hoch schätzte, persönlich kennen zu lernen, und brachte den Sommer 1843 dort zu. In den folgenden Jahren wechselte er seinen Aufenthalt häufig, bis er 1852 vom König Maximilian II. von Bayern als Vorleser der Königin berufen und zugleich zum Professor der Aesthetik ernannt wurde. Bald darauf verlieh ihm der König den Civilverdienstorden der bayrischen Krone und damit die Würde des persönlichen Adels. In dem Münchener Dichterkreise nahm Geibel die hervorragendste Stelle ein. So lange sein hoher fürstlicher Gönner lebte, fühlte er sich in München wohl und glücklich und manche poetische Blüthe entsprosste seiner reichbegabten Phantasie. Dies schöne Verhältniß schwächte sich nach dem Tode des Königs Max merklich ab und löste sich schließlich ganz. Denn als Geibel im Spätjahr 1868 zu Lübeck, gelegentlich der Anwesenheit Königs Wilhelm von Preußen, seiner Begeisterung für die neue Wendung der Dinge, zumal für die Einheitsbestrebungen Deutschlands, in einem Begrüßungsgedichte Ausdruck gegeben hatte und dafür von der bayrischen Presse heftig angegriffen worden war, legte er seine Professur und gleichzeitig seine Stelle als Kapitular des Maximiliansordens nieder, verzichtete auch auf seinen Jahrgehalt und auf das Indigenat des Königreichs Bayern und siedelte nach seiner Vaterstadt über, nach der es ihn immer heimwehartig zurück verlangt hatte. Gleichzeitig erhöhte der König von Preußen Geibels Jahrgehalt um mehr als das Dreifache und die Stadt Lübeck verehrte ihm das Ehrenbürgerdiplom.

Wenn heutzutage lyrische Dichtungen in einem Vierteljahrhundert über fünfzig Auflagen erleben, wie es bei Geibels ersten „Gedichten" (Berl. 1840. 76. Aufl. 1874) der Fall ist, da muß der Dichter ein außergewöhnliches Talent besitzen oder es müssen äußere Verhältnisse zu diesem merkwürdigen und seltenen Erfolg beigetragen haben. Ohne daß wir ihm im Entferntesten große Begabung abstreiten, können wir doch nicht glauben, daß diese der Hauptgrund der so großen Verbreitung seiner Gedichte und des ungeschwächten Beifalls ist, den sie sich so lange Zeit zu erhalten wußten. Er ist darin weder genial, noch selbst originell; wir finden weder großartige Gedanken, noch eine unwiderstehlich hinreißende Begeisterung, überhaupt Nichts, was Epoche machen, die Dichtung in eine neue Bahn leiten könnte, ja wir möchten behaupten, daß Mancher unter den neueren Dichtern mehr Stoff dazu hat als er. Es fehlt ihm an jeder energischen Eigenthümlichkeit, an entschiedenem Charakter, der sich bei kräftigeren Naturen in jedem Worte ausspricht. Ohne von den großen Meistern der deutschen Dichtung, ohne von Klopstock, Tieck und überhaupt den Romantikern zu sprechen, so ist kaum eine vertrautere Bekanntschaft mit Uhland, Heine, Freiligrath und vielen Anderen nöthig, um sie sogleich in jeder Zeile wieder zu erkennen; auch das schönste Gedicht Geibels trägt keinen Stempel, der es unbedingt als sein Eigenthum ausweist, denn, wie wir Alle aus Göthe wissen, ist dazu nicht eben nöthig, daß der Dichter eine besondere Manier habe. Wenn wir nicht irren, so ist der Beifall, den Geibels erste Gedichte erhielten, zweierlei Ursachen zuzuschreiben. Sie erschienen erstens zu einer Zeit, wo man des „Weltschmerzes" und der „rothen" Sturmpoesie überdrüssig zu werden begann. Das deutsche Volk war nach den Aufregungen der dreißiger Jahre in die frühere Gleichgültigkeit zurückgefallen, und kam daher einem Dichter freudig entgegen, der es in die Welt der idyllischen Empfindung wieder einzuführen wußte, der zwar für Freiheit schwärmte, aber zugleich auch mahnte, dieselbe geduldig von der Zeit zu erwarten. Ein zweiter Grund ihrer günstigen Aufnahme ist in ihrer weichlichen Haltung zu suchen, die namentlich die Frauen für sich gewann, und es hat Geibel sich daher vollkommen erkannt, als er sagte, daß seine Lieder so lange nicht vergessen werden, als es „Backfische" auf der Welt gebe. Dazu kam, daß er die Sprache und die Form mit großer Meisterschaft beherrscht; seine Gedichte, auch die bedeutungslosesten, schmeicheln sich durch die Glätte und Anmuth der Darstellung, wie durch den melodischen Fluß des Rhythmus, die Volltönigkeit der Reime ein, so daß viele Lieder zum Gesang zu reizen scheinen.

Der Mangel an Charaktereigenthümlichkeit zeigt sich schon darin, daß viele Gedichte leicht andern Dichtern zugeschrieben werden könnten, oder daß man in ihnen leicht an andere erinnert wird. Wer denkt nicht unwillkürlich an Heine bei dem „Nachtlied", an Eichendorff bei dem Lied: „Herab von den Bergen zum Thale"; „Zwei Könige" erinnern an Uhland, „Der Sklav" an Freiligrath; manche „Distichen aus Griechenland" an Goethe, andre Gedichte an die Minnesinger, denen er schon durch die Eintönigkeit der Liebes- und Naturlieder ähnlich ist. Ohne gerade an bestimmte Dichter zu erinnern, bieten uns viele Lieder doch keine neuen Gedanken und keine neuen Anschauungen. Was „Der Schmetterling", was die meisten Stücke in den „Liedern als Intermezzo"*), was die „Verlorene Liebe" u. s. w. besagen, das ist uns schon zur Genüge, oft allerdings schlechter, nicht selten aber auch besser vorgesungen worden. Daß schöne Versifikation und fließende Darstellung allein noch kein Gedicht bilden, wenn sie nicht sinnreiche Gedanken oder tiefe Empfindungen einrahmen, das beweisen uns die „Drei Bitten", die „Schlaflosigkeit"; noch weniger ist die Anreihung einzelner Bilder Poesie, wie in „Cita mors ruit". Die göttergleiche Hoheit der Poesie besteht darin, daß sie bei dem freiesten Spiel und dem feurigsten Schwung der Phantasie die höchste Klarheit bewahrt, sich streng innerhalb der logischen Gesetze bewegt, oder, um uns eines gebräuchlicheren Ausdruckes zu bedienen, daß jede Empfindung, jeder Gedanke,

*) Bei dieser Gelegenheit können wir uns nicht enthalten, die Unart der neuen Dichter zu tadeln, ihren lyrischen Ergüssen keine Ueberschriften zu geben, was freilich oft darin seinen Grund hat, daß gar manches Gedicht keinen hervorstechenden Gedanken, keine das Ganze beherrschende oder eine nur sehr unklare Stimmung hat.

jede Thatsache motiviert sei, d. h. als nothwendig erscheine. Der Mangel an solcher Motivierung findet sich nicht selten bald in der Anlage, bald in der Ausführung der Geibelschen Gedichte. Bei der Betrachtung einer zerfallenen Burg wird sich die Phantasie in die alten Zeiten versetzen, in denen die Hallen noch vom lebendigsten Treiben erfüllt waren; sie wird sich dieses nach allen Seiten ausmalen und so anschaulich als möglich zu vergegenwärtigen suchen. Aber das wird Jeder thun, der mit den früheren Zuständen vertraut und nicht allzuträgen Geistes ist. Dazu braucht er keines Dichters, und wenn Geibel doch in der „Rothenburg" einen Dichter als Beschauer hätte einführen wollen, hätte er ihm ganz andere Gedanken unterlegen müssen, als solche, die sich jedem Andern auch aufdrängen. Beim „Knaben mit dem Wunderhorn" fragen wir billig, worin das Wunderbare des Horns liege, da wir von demselben auch gar weiter Nichts erfahren, als daß es wie jedes andere Horn den Widerhall weckt. Was soll man sich unter dem Lied „Die stille Wasserrose" denken? Im See ist eine Wasserrose, der Mond bescheint sie, ein Schwan sieht sie singend an und will im Singen vergehn. „O Blume, weiße Blume, Kannst du das Lied verstehn?" Wahrscheinlich so wenig wie wir. In welcher Beziehung steht der Schwan zur Wasserrose? warum ist er an sie festgebannt? das und Anderes sind Fragen, die sich nicht lösen lassen. Soll das Lied eine Allegorie sein, dann ist es schwer, ja unmöglich, ihre Bedeutung ausfindig zu machen. Das ist der Fluch der neuern deutschen Dichtung, ja des deutschen Lebens überhaupt, daß Dichter und Leser mit dem unklar oder halb Gedachten zufrieden sind und man gerade solch unreife Frucht für poetisch, tief oder geistreich hält. Wir könnten noch manches Gedicht dieser Art anführen, auch wohl manche, in denen man unwürdigen Gedanken begegnet, wie in dem Gedicht „Einer jungen Freundin", dessen Schluß geradezu widrig ist.

Der lyrische Dichter hat allerdings die Aufgabe, seine innere Welt, die Welt seiner Empfindungen und Anschauungen darzustellen, allein er muß sich zugleich über sein eigenes Ich erheben; er soll in seinen Empfindungen und Anschauungen die allgemein menschlichen Gefühle so zur Anschauung bringen, daß jeder Leser sie als die seinigen wiedererkennen oder sie doch wenigstens zu den seinigen machen kann, wie Geibel selbst so schön als richtig sagt:

„Das ist des Lyrikers Kunst, auszusprechen, was Allen gemein ist,
Wie ers im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf,
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leihn, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt."

Dem Leser liegt es nicht daran, was Geibel als Geibel, sondern was er als Dichter, als Repräsentant des Menschenthums, denkt, fühlt, glaubt, hofft, lehrt, lobt oder tadelt. Wenn Goethe im „Mailied" ausruft: „Wie herrlich leuchtet Mir die Natur", so denkt Niemand dabei an des Dichters Persönlichkeit, sondern jeder Leser bezieht es je nach Umständen, Lage und Zeit mehr auf sich selbst. Und sogar in den „Römischen Elegieen", in denen uns Goethe ein Stück seines Lebens vorführt, vergessen wir über den Inhalt vollständig des Dichters Person. Wie ganz anders bei Geibel, in dessen Liedern uns sein eigenes Selbst immer so entschieden und so oft entgegentritt, daß es uns unmöglich wird, dieselben zu unserm Eigenthum zu machen.

Am Wenigsten befriedigen die politischen Gedichte, die freilich viel zur günstigen Aufnahme der Sammlung beigetragen haben mögen, weil sie ganz der allgemeinen Abgespanntheit entsprachen, in die das deutsche Volk zur Zeit ihres Erscheinens verfallen war. Wir verdenken es ihm nicht, daß er von den Phrasen Herweghs Nichts wissen wollte*); aber ist sein politisches Glaubensbekenntniß nicht auch auf Phrasen gegründet? Es ist nicht genug, daß man sich rühme, die Freiheit und das Vaterland zu lieben, man muß es auch durch Thaten beweisen, dadurch beweisen, daß man das Volk heranbilde, auf daß es wisse, was es zu thun habe, wenn die Zeit herankommt, wo es gilt, für Freiheit und Vaterland einzustehen. Geibel hat aber durch seine politischen Gedichte nur die nebelhafte Schwärmerei genährt, die von jeher Deutschlands Unglück war. Wenn es auch ganz wahr ist, daß der Geist siegen muß, so ist es vor Allem nöthig, den Geist zu wecken; solche Lieder wie die politischen Gedichte Geibels aber sind eher geeignet, ihn in süßen Schlummer zu wiegen.

Ein Erbtheil der romantischen Periode ist der Gebrauch falscher und unangemessener Bilder. Es ist widersinnig, das Große durch Kleines, das Belebte durch Lebloses anschaulich zu machen, oder einen Begriff durch einen solchen zu versinnlichen, der von einem andern Sinne aufgefaßt wird; dergleichen sind bei Geibel nicht selten**). Endlich hat Geibel dem Ausdruck nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. Die Härte in der „Apologie", wo es heißt: Spring' ich hastig auf, auf weiße Blätter Die gereimten Träume festzubannen", macht einen mehr als übeln Eindruck. Was ist ein „Segenstern?" („Der Page"). Wie matt ist: „Drei Tage nach diesem" („Des Wojewoden Tochter"), oder „Ein Pascha sonder Gleichen" („Der Sklav")! Das schönste Gedicht wird verunstaltet, wenn sich auch nur ein einziges Wort als Nothbedarf des Reimes wegen erweist; und auch solche Mängel kommen hie und da vor, so im „Gesicht im Wald":

Sie schmiedeten an einem großen Schwert;
Zweischneidig wars, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Spitze nadelscharf und unversehrt."

Allerdings bieten die „Gedichte" auch manche vortreffliche Gabe, die einen wahren Dichter

*) Das bekannte Gedicht „An G. Herwegh" erschien in den „Zeitstimmen," (Lüb. 1841), wurde aber von Geibel nicht in die spätern Sammlungen aufgenommen.

**) Wir führen nur eine Strophe aus der „Frühlingsoffenbarung" an, in der solche unangemessene Bilder gehäuft erscheinen:

Wie Weihrauchswolken steigt der Blüthe Düften;
Gleich goldnen Kerzen flammt das Licht der Sonnen,
Als Jubelhymnen fluthen in den Lüften
Die Stimmen all von Vöglein, Laub und Bronnen.

und als Beispiel von gesuchten und zugleich widrigen Bildern die Zeile aus „Clotar":

„Und wo prosaisch bald und bald poetisch
Des Geists Rakete durch die Luft sich schwänzt."

beurkunden, aber sie verschwinden fast unter dem Mittelgut, und es ist beinahe anzunehmen, daß gerade dieses Mittelgut das Glück der „Gedichte" gemacht hat*). In wenigen Gedichten spricht sich das Bewußtsein des Liebesglücks so mächtig, so glühend und wahr aus, als im Lied „O schneller, mein Roß" (1); da ist nichts Nebelhaftes, nichts Sentimentales, nichts Gemachtes; man fühlt, wie dem Liebenden die Brust zerspringen möchte, weil er die Seligkeit, die ihn durchströmt, verschweigen muß; man fühlt sein ganzes Glück, als er endlich in dem einfachen „Sie ist mein" seinem Gefühle Ausdruck gibt. Von eben solcher Innigkeit und Wahrheit ist „Spielmanns Lied" (2), dessen Refrain die einzelnen Strophen auf äußerst glückliche Weise verbindet. Keine Reminiscenz aus Goethe, aber Goethisch aufgefaßt und durchgeführt ist der „Leichte Sinn" (3); „Der Ritter vom Rheine" (4) ist ein vortreffliches Trinklied. An Wohllaut der Sprache, der besonders im Wechsel volltönender Vokale und in den kräftigen Reimworten liegt, ist die „Gondoliere" (5) unübertrefflich. Im schönen Sonett „Erster Sonnenblick" (6) ist der sehr gewöhnliche Einfluß des Wetters auf das Gemüth poetisch verklärt. Und so könnten wir noch manches schöne und tiefgefühlte Gedicht nennen, wie die „Abendfeier in Venedig", mehrere von den „Distichen aus Griechenland", unter welchen das „Grab des Themistokles" sinnvoll gedacht ist, „Der Einsiedler", „Sanssouci" u. s. w.

Diese und andere Gedichte in der ersten Sammlung ließen erwarten, daß der Dichter auf dem Wege sei, kräftigere Töne anzuschlagen; diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Doch haben wir hierbei die „Zeitstimmen" (Lübeck 1841) nicht im Auge, in denen es zwar nicht an kraftvollen Worten fehlt, die sich aber im Ganzen immer noch in den althergebrachten Tiraden von deutscher Treue, deutschem Glauben, deutscher Kunst und natürlich auch von deutscher Philosophie bewegen („Ein Lied vom Rhein"). Vertrauen und Hoffnung sind die Feen, auf die der Dichter baut („Hoffnung"); zur That mahnt er — und auch dieß ist bezeichnend — nur dann, wenn er von fremden Völkern und Zuständen spricht („Der Alte von Athen"), oder wenn er gegen fremde Unterdrückung zürnt, wie in den „Zwölf Sonetten. Für Schleswig-Holstein" (Lübeck 1846); aber auch diese sind vorzugsweise von Klagen erfüllt und sind Rückert's „Geharnischten Sonetten" keineswegs ebenbürtig, wenn sie auch an Formschönheit ihnen nahe stehen. Von dem edlen Zorn, der Rückerts Sonette durchglüht, dem Zorn, der weniger gegen den Feind als gegen die eigene Schwäche gerichtet ist und der allein die schlummernde Thatkraft aufzuwecken vermag, von diesem ist keine Spur, und wenn der Dichter einmal einen Anlauf nimmt, wie in dem Sonett „Mahnung zur That" (7), so geht es ihm wie dem deutschen Rhein, der sich im Sand verliert. Noch trübseliger sind die „Deutschen Klagen vom Jahre 1844", die trefflich geeignet sind, Furcht statt Muth zu erwecken (8). Charakteristisch, nicht bloß für den Dichter, ist es, daß er das Heil nicht von der „Selbstaufraffung" des Volks erwartet, sondern von einem Messias(9).

Wenn wir gesagt haben, daß der Dichter kräftigere Töne angeschlagen habe, so läßt sich dieß, wie oben gezeigt worden, nicht auf die politischen Dichtungen anwenden, wohl aber von den meisten andern, welche er in den „Juniusliedern" (Stuttg. 1848. 19. Aufl. 1871) gesammelt herausgab, durch deren Titel er selbst schon andeuten wollte, daß man in der neuen Sammlung Männlicheres zu erwarten habe, als in der früheren. Was namentlich in die Augen fällt, ist die größere Klarheit und die größere Schärfe der Gedanken, die ungleich größere Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die sich vor Allem in den Liebes- und Naturliedern kund giebt. Auch größere Gestaltungskraft wird sichtbar, so in dem „Lied des Corsaren", ganz besonders in dem schönen Gedicht „Die junge Zeit" (10), wo er das Weben und Treiben, den Drang und die Hast unserer Tage zu einem meisterhaften Bilde ausführt, dessen gigantische Größe durch die von prophetischem Geiste erfüllten Schlußstrophen die höchste Anschaulichkeit gewinnt. Diese Strophen sind auch in anderer Beziehung charakteristisch, indem sie von der Glaubensinnigkeit eingegeben sind, die ein wesentliches Element seiner Weltanschauung bildet und wie die früheren, so auch die späteren Dichtungen durchdringt, die ihn überall, in der Natur wie in der Weltgeschichte, das Walten der göttlichen Allmacht, ihre Weisheit und Liebe erkennen läßt, die ihn mit einem lebendigen Vertrauen auf diese Liebe erfüllt, mit einem Vertrauen und Glaubensmuth, die er, wie in der „Frohen Botschaft" (11), so auch in manchem andern Lied in warmen, tiefgefühlten Worten ausspricht.

Die „Neuen Gedichte" (Stuttg. 1857) führen uns im Ganzen in keinen neuen Gedankenkreis; Liebe, Natur und Wein werden auch hier in mannigfachen Weisen besungen, die um so erfreulicher berühren, als in ihnen mehr Ruhe und Klarheit herrscht, ohne daß sie an Tiefe der Empfindung verlieren; ja es tritt diese noch mehr hervor, eben weil sie sich in größerer Klarheit ausspricht. Wir verweisen vor Allem auf den letzten Abschnitt: „Ada. Tagbuchsblätter." Die Idee, welche der Dichter in der „jungen Zeit" in so ergreifender Weise ausgesprochen hatte, wiederholt er in neuem Gewande in den beiden Gedichten „Mythus vom Dampfe", das sich durch poetische Gestaltung des Realen auszeichnet, und „Babel", zu welchem ihn wohl das „Babylon" in der „jungen Zeit" veranlaßt haben mag. Den schreiendsten Gegensatz zu den glaubensvollen Liedern des Dichters bilden die „Historischen Studien", ein Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles. Faust hatte sich in die Betrachtung der Weltgeschichte versenkt, um das ewige Gesetz daraus zu erkennen, das die Geschicke der Völker leitet. Die Weltgeschichte ist ihm die sicherste Lehrerin der Menschheit,

„Denn wer nur das Vergangne recht erkannt,
Wird auch das Gegenwärtige durchschauen,
Er wird getrost mit doppelt sichrer Hand
Am großen Bau der Zukunft bauen."

*) Der Dichter sagt selbst in dem Sonett „Unbekümmert".

„Denn sinnlos hat die Welt zu allen Zeiten
An Mittelmäß'ges ihre Gunst verschwendet."

Aber Mephistopheles entgegnet ihm mit wahrhaft teuflischem Hohn, daß der Mensch sich nur von seiner Leidenschaft, seiner Genußsucht leiten lasse, daß, wenn diese spreche, alle Lehren der Vergangenheit für ihn verloren seien, zu welcher Meinung Faust sich zu bekehren scheint, da er kein Wort der Entgegnung findet. Wir würden diese trostlose Weltbetrachtung bei Geibel nicht begreifen, wenn nicht aus der Schlußrede des Mephistopheles hervorgienge, daß der Dichter es auf die liberalen Bestrebungen abgesehen hat, von deren Verkündigern er Nichts hofft. Denn, sagt Mephistopheles, so sehr ihr Mund auch von Recht und Licht voll ist, so laut sie von goldenen Zeiten schwärmen, so treiben sie es nicht anders als Diejenigen, die sie befehden, sobald sie einmal die Gewalt in Händen haben. Wenn Dieß aber auch in vollem Umfange wahr ist, so lehrt uns die Geschichte, daß trotzdem die Menschheit im steten Fortschreiten begriffen ist, und daß die „neuen Herren" gar Manches von dem festhalten mußten, was sie verkündigt hatten, ehe sie zur Gewalt gelangten. Viel wahrer hat der Dichter im „Tod des Tiberius", einer seiner gelungensten Dichtungen, die Entwickelung der Weltgeschichte aufgefaßt. Der Tyrann liegt im Sterben; von der glühendsten Menschenverachtung erfüllt, wirft er das Scepter, es den Furien übergebend, zum Fenster hinaus. Ein deutscher Krieger, der bei Christi Kreuz Wache gestanden, hebt es auf und unwillkürlich erinnert er sich an des Dulders Blick, darin Schmerz und Segensfülle lag, und ahnend sah er über Germaniens Eichen

„Dieß Kreuz erhöht als Siegeszeichen
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann und Glorie straht' um ihn."

Eben so schön spricht sich die feste Ueberzeugung, daß neues Leben aus den Ruinen blühe, im „Bildhauer des Hadrian" aus (12).

Wie in den „Juniusliedern", so finden sich auch in den „Neuen Gedichten" zahlreiche Sprüche und Distichen, in denen der Dichter bald in einfach schlichten Worten, bald in höherem Styl die Ergebnisse seiner Lebensbetrachtung oder seiner Kunststudien darlegt. Wenn sie auch keine großartigen und schöpferischen Gedanken enthalten, sind sie doch sinnreich und durch ihre würdige Haltung erfreulich. Auch manche gelungene Balladen sind den „Neuen Gedichten" beigegeben; doch tritt in ihnen das lyrische Element zu stark vor dem epischen hervor.

Geibels jüngste Gabe „Gedichte und Gedenkblätter" (Stuttg. 1864) führt uns zum Theil in die ersten Zeiten seiner Dichtung zurück, indem sie uns nebst neuen auch „Jugendlieder" bringt. Aber auch von den neuen Liedern versenken sich manche in die Vergangenheit; sie enthalten Klagen über den Verlust geliebter Todten, namentlich seiner ihm früh entrissenen Gattin. Wenn auch nicht dem Inhalt und ihrer Tendenz nach, doch formell bieten uns die „Oden" Neues, die in altklassischen Versmaßen gedichtet sind. Hatte er in den „Neuen Gedichten" unter Anerkennung von Platens hohem Verdienst um die Kunst dessen Dichtung als undeutsch bezeichnet („Das wollen wir Platen nicht vergessen"), so hat er in der letzten Sammlung nicht bloß dessen Vorgang nachgeahmt, sondern auch in der Ode „An Jakob Burkhardt" (13) den Gebrauch der klassischen Formen als zweckmäßig und nothwendig dargestellt. Unter den Liedern mit politischer Färbung zeichnen wir Eines aus, das eine in der neuesten Zeit verkannte Wahrheit überzeugend an das Herz legt, die nämlich, daß die Einheit des Vaterlandes nicht auf Kosten der Mannigfaltigkeit erstrebt werden soll (14), die bei der bisherigen Zerspaltung schon Großes hervorgebracht und noch Größeres erzeugen würde, wenn sie sich mit der Einheit verbände.

Fassen wir die bisherige Darstellung zu einer kurzen Charakteristik des Dichters zusammen, so ergiebt sich, daß Geibel zwar, wie schon ausgesprochen, kein schöpferischer, bahnbrechender Geist ist, daß er über keinen umfassenden Gedankenkreis herrscht, daß er in seinen politischen Anschauungen unklar und allzubeschränkt ist und sich zu gern schwärmerischen Träumereien von Kaiser und Reich hingiebt; dagegen lassen sich auch die bedeutenden Vorzüge nicht verkennen, die sich in seinen Dichtungen kund geben. Er beherrscht den Gedankenkreis, den er dichterisch behandelt, mit überraschender Sicherheit, und weiß ihn in immer neuen Variationen zur Anschauung zu bringen. Seine Sprache und Darstellung ist nicht gewaltig und hinreißend, sie bewegt sich aber im schönsten Gleichmaß und im einschmeichelndsten Wohllaut. Welche Form er auch behandeln mag, die einfachste wie die schwierigste, immer erscheint sie in meisterhafter Vollendung, wie sie auch mit seltenem Verständniß dem Inhalte der Dichtungen angepaßt ist.

1. Liebesseligkeit.

O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last
Mein süßes Geheimniß zu tragen.

Es liegt ein trunkener Abendschein
Rothdämmernd über den Gipfeln,
Es jauchzen und wollen mit fröhlich sein
Die Vögel in allen Wipfeln.

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rosigen Himmeln all
Mein Glück, mein Glück verkünden!

Oder ein Sturm mit Flügelgewalt
Zum Meere hinbrausen, dem blauen,
Und dort was im Herzen mir glüht und schallt,
Den verschwiegenen Wellen vertrauen!

Es darf mich hören kein menschlich Ohr;
Ich kann wie die Lerche nicht steigen,
Ich kann nicht wehn wie der Sturm empor,
Und kann's doch nimmer verschweigen.

So wiss' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wißt es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! Es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde.

2. Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reise,
Und sing hinfort durchs weite Land
Nur noch die Eine Weise:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und wandr ich durch den laubgen Wald,
Wo Fink und Amsel schweifen:
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hörts der Wind,
Der spannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geschwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel ichs auf meinen Zügen,
Da singens bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger summt es vor sich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fischer wirft sein Netz ins Meer
Und singts zum Ruderschlage:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und frischer Wind und Waldvöglein,
Und Fischer, Mägd und Jäger,
Die müssen alle Boten sein
Und meiner Liebe Träger.
So kommts im Ernst, so kommts im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn Dus hörst, da pocht dein Herz,
Du spürst es, wer es sende:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

3. Leichter Sinn.

Und wie wär es nicht zu tragen
Dieses Leben in der Welt?
Täglich wechseln Lust und Plagen,
Was betrübt und was gefällt.
Schlägt die Zeit dir manche Wunde.
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber Eine selge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf.

Wisse nur das Glück zu fassen,
Wenn es lächelnd dir sich beut;
In der Brust und auf den Gassen
Such es morgen, such es heut.
Doch bedrängt in deinem Kreise
Dich ein flüchtig Mißgeschick,
Lächle leise, hoffe weise
Auf den nächsten Augenblick.

Nur kein müßig Schmerzbehagen!
Nur kein weichlich Selbstverzehrn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Wiege sie mit Liedern ein.
Froh und ernst, doch immer heiter
Leite dich die Poesie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es selbst nicht, wie.

4. Der Ritter vom Rheine.

Ich weiß einen Helden von seltener Art,
So stark und so zart, so stark und so zart,
Das ist die Blume der Ritterschaft,
Das ist der Erste an Milde und Kraft,
So weit auf des Vaterlands Gauen
Die Sterne vom Himmel schauen.

Er kam zur Welt auf sonnigem Stein
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein;
Und wie er geboren, da jauchzt überall
Im Lande Trompeten- und Paukenschall,
Da wehten von Burgen und Hügeln
Die Fahnen mit lustigen Flügeln.

In goldener Rüstung geht der Gesell,
Das funkelt so hell, das funkelt so hell;
Und ob ihm auch Mancher zum Kampf sich gestellt,
Weiß Keinen, den er nicht endlich gefällt;
Es sanken Fürsten und Pfaffen
Vor seinen feurigen Waffen.

Doch wo es ein Fest zu verherrlichen gilt,
Wie ist er so mild, wie ist er so mild!
Er naht, und die Augen der Gäste erglühn,
Und der Sänger greift in die Harfe kühn,
Und selbst die Mädchen im Kreise
Sie küssen in heimlicher Weise.

O komm, du Blume der Ritterschaft,
Voll Milde und Kraft, voll Milde und Kraft!
Tritt ein in unsern vertraulichen Rund,
Und wecke den träumenden Dichtermund,
Und führ uns beim Klange der Lieder
Die Freude vom Himmel hernieder!

5. Gondoliera.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.
Die Luft ist weich wie Liebesscherz,
Sanft spielt der goldne Schein,
Die Cither klingt und zieht dein Herz
Mit in die Lust hinein.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Das ist für Liebende die Stund,
Liebchen, wie ich und du;
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es schläft das Meer in Ruh.

Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück
Und wehrt dem Kusse nicht.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

6. Erster Sonnenblick.

Nach so vielen trüben, trüben Nebeltagen
Du goldner Schein, der aus dem Blauen fließt,
Und klar durch meine Seele sich ergießt,
O Schein des Trosts, laß meinen Gruß dir sagen!

Ich war mit Angst und Traurigkeit geschlagen,
Doch nun ists gut, da sich der Strahl erschließt,
Und leise, leise, wie die Rose sprießt,
Darf Lust und Hoffnung aufzublühen wagen.

O scheltet nicht, daß ich, ein Sohn der Erde,
Und tief im Wesen der Natur vereint,
Von ihrem Angesicht geleitet werde;

Ihr seht ja doch, daß, wenn die Mutter weint,
Das Kind verstummt mit trauriger Geberde
Und wieder lächelt, wenn sie froh erscheint.

7. Mahnung zur That.

Das Elsaß, roth im Schmuck der Purpurtraube,
Den Blutrubin in unsres Reichs Geschmeide,
Aus brach der Frank ihn mit des Schwertes Schneide,
Daß er in seines Königs Kron ihn schraube.

Doch da ers that, lag unser Volk im Staube
Blutrünstig, mit zerrißnem Eingeweide,
Und so ersäuft in tausendfachem Leide,
Daß Keiner fragen mochte nach dem Raube.

Und dennoch grollen wir mit unsern Vätern,
Daß sie, wiewohl bis auf den Tod zerspalten,
Verloren, was verloren blieb uns Spätern.

Wie sollten *wir* nun, die wir stark uns halten,
An unsern Enkeln werden zu Verräthern,
Das thuend, drum wir unsre Ahnen schalten!

8. (Warnung.)

O hüte dich, zu spielen mit dem Schwert!
Ein Dämon wohnt, ein feindlicher, im Eisen,
Du weißt nicht, lässest du es kruchtend kreisen,
Obs nicht in deines Freundes Busen fährt.

Und hat man kühn zu schleudern dich gelehrt,
Laß keinen Ball vom Berg zur Tiefe reisen!
Wer sagt dir, ob er nicht auf schneegen Gleisen
Zur tödtlichen Lawine sich verkehrt!

Und wenn es stürmet wie in unsern Tagen,
Kein müßig Wörtlein gieb dem Wind zum Raube,
Daß er es könn im Lande weiter tragen.

Ein schlimmer Herold ist der Wind, das glaube,
Und hat Ein Wort schon manchen Mann erschlagen,
Der hoch war, wie die Ceder überm Staube.

9. (Was Noth thut.)

Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sags dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weiter trag als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern er diese Worte,
Du Greis, noch sprich sie an des Grabes Pforte:
„O Schicksal, gib uns Einen, Einen Mann!"

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Brenner!

Ein Mann ist Noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch und ehrnem Schenkel.

10. Die junge Zeit (1847).

Wohl schwillt mir hoch die Brust mit raschem Klopfen.
Seh ich, im Angesicht des Schweißes Tropfen,
Die junge Zeit, wie sie gewaltsam ringt,
Wie sie, zu stetem Werk geschürzt die Lenden,
Ein neuer Herkules mit Kinderhänden
Das Ungeheure schon vollbringt.

In tausend Schmieden bei der Essen Brande
Gießt sie das Erz, und schweißt in Eisenbande
Die weiten Länder, die ihr unterthan;
Vom müden Saumroß, das sich wund getragen,
Nimmt sie das Joch, und schirrt vor ihrem Wagen
Den Dampf, den wilden Riesen, an.

Durch Felsenschachte wühlt sie ihm die Gänge
Gewölbt und fest, daß in der düstern Enge
Des Schlotes Feuer roth wie Fackeln sprühn;
Sie schlägt ihm übers Thal mit Strom und Weilern
Wie einen Aquädukt auf hundert Pfeilern
Von Berg zu Berg die Brücke kühn.

Im Schiff, das keck entgegen jedem Winde
Ihr Dämon treibt, durchfliegt sie pfeilgeschwinde
Zum fremden Küstenland die salzge Bahn;
Stolz flattert wie ein Busch von schwarzen Federn
Der Rauch am Mast, und grollend in den Rädern
Knirscht der bezwungne Ocean.

Des frostgen Nords, des heißen Südens Sterne
Schlingt sie zum Kranz, schon giebt es keine Ferne;
Vorm Hammerschlage ihrer mächtgen Hand,
Wie einst vor Israels Posaunenschalle
Die Mauern Jerichos, zerbarst im Falle
Des Raumes ehrne Scheidewand.

Und sieh, nun braust es her auf tausend Wegen:
Was nie sich schaute, tritt sich keck entgegen,
Bunt sind die Trachten, das Gedräng ist dicht —
Der Bergschütz grüßt den Reitersmann im Panzer,
Der deutsche Bauer schaut dem Steppenpflanzer
Ins tiefgebräunte Angesicht.

O welch ein endlos Wühlen, welch ein Rauschen!
O welch ein Markt, welch Hinundwiedertauschen
Von Schätzen, wie sie jede Zon erzieht!
Jeder ist Kaufmann, und mit ewgem Schwanken
Von Mann zu Mann gehn Waaren und Gedanken,
Des Juden Gold, des Sängers Lied.

Der todte Buchstab weicht lebendger Rede,
Gekämpft wird Blick in Blick der Geister Fehde,
Und wieder schließt sich Hand in Hand der Bund;
Frohlockend spürt der Stamm im Bruderstamme
Sein eigen Blut, es schwebt wie eine Flamme
Der Freiheit Wort auf jedem Mund.

Glück auf, und magst dus stets im Herzen tragen
Bei deiner Hast, bei deinem Mühn und Wagen!
Glück auf, Glück auf, du junge Zeit von Erz!
Und doch — muß ich so ganz versenkt dich schauen
In Stoff und Wucht — beschleicht mit leisem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz:

Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben Einer sitzt auf ewgem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest, zu zersplittern,
Wie jenen Thurm von Babylon.

11. Frohe Botschaft.

Nach langem, bangem Winterschweigen
Willkommen heller Frühlingsklang!
Nun rührt der Saft sich in den Zweigen
Und in der Seele der Gesang.
Es wandelt unter Blüthenbäumen
Die Hoffnung übers grüne Feld;
Ein wundersames Zukunftsträumen
Fließt wie ein Segen durch die Welt.

So wirf denn ab, was mit Beschwerden,
O Seele, dich gefesselt hielt!
Du sollst noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing im Blauen spielt.
Der aus den kahlen Dornenhecken
Die rothen Rosen blühend schafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tiefem Leid zu junger Kraft.

Und sind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld:
O glaube, größer ist die Gnade,
Und unergründlich ist die Huld.
Laß nur zu deines Herzens Thoren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein.

12. Der Bildhauer des Hadrian.

So steht nun schlank emporgehoben
Der Tempelhalle Säulenrund;
Getäfelt prangt die Kuppel droben,
Von buntem Steinwerk glänzt der Grund.
Und hoch aus Marmor hebt sich dorten
Das Bild des Donnrers, das ich schuf;
Du rühmst es, Herr, und deinen Worten
Folgt tausendstimmger Beifallsruf.

Und doch, wie hier vor meinen Blicken
Das eigne Werk sich neu enthüllt,
Mich selber will es nicht erquicken.
Und fast wie Scham ist, was mich füllt:
Ob Nichts am hohen Gleichmaß fehle,
Ob jedem Sinn genug gethan:
Kein Schauer quillt in meine Seele,
Kein Unnennbares rührt mich an.

O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
Daß sie kein großer Puls durchbebt,
Kein Sehnen, das, getheilt von Allen,
Im Künstler nach Gestaltung strebt;
Das ihm nicht Rast gönnt, bis ers endlich
Bewältigt in den Marmor stößt,
Und so in Schönheit allverständlich
Das Räthsel seiner Tage löst.

Wohl bändgen wir den Stein und küren,
Bewußt berechnend, jede Zier,
Doch, wie wir glatt den Meißel führen,
Nur vom Vergangnen zehren wir.
O trostlos kluges Auserlesen,
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt!
Was schön wird, ist schon dagewesen,
Und nachgeahmt ist, was uns glückt.

Der Kreis der Formen liegt beschlossen,
Die einst der Griechen Geist beseelt;
Umsonst durchtasten wir verdrossen
Ein Leben, dem der Inhalt fehlt.
Wo lodert noch ein Opferfunken?
Wo blüht ein Fest noch, das nicht hohl?
Der Glaub ist, ach! dahingesunken,
Und todter Schmuck war sein Symbol.

Sieh her, noch braun sind diese Haare,
Und nicht das Alter schuf mich blaß;
Doch gäb ich alle meine Jahre
Für einen Tag des Phidias.
Nicht weil des Volks verstummend Gaffen,
Der Welt Bewundrung ihm gelohnt;
Nein, weil der Zeus, den er geschaffen,
Ihm selbst ein Gott im Sinn gethront.

Das war sein Stern, das war sein Segen,
Daß ihn mit ungebrochnem Flug
Der höchsten Urgestalt entgegen
Der Andacht heilger Fittich trug.
Er durft im Reigen der Erkornen
Voll Glanz noch den Olympos sehn,
Indeß wir armen Nachgebornen
In götterloser Wüste stehn.

Da uns der Himmel ward entrissen,
Schwand auch des Schaffens himmlisch Glück;
Wohl wissen wirs, doch alles Wissen
Bringt das Verlorne nie zurück.
Und keine neue Kunst mag werden,
Bis über dieser Zeiten Gruft
Ein neuer Gott erscheint auf Erden,
Und seine Priesterin beruft.

13. An Jakob Burkhardt.

Soll denn ganz zuwachsen der Pfad, den Klopstock
Einst gebahnt, den griechischer Schönheit selig
Hölderlin, und tönenden Schritts der ernste
Platen gewandelt?

Wohl mit Fug einheimischer Formen Reichthum
Hat die Kunst aufs Neue beseelt, und machtvoll,
Sein Gesetz vom Munde des Volks empfangend,
Strömt der Gesang ihr.

Aber dankbar ihren Erweckern, sei sie
Vorgen Kampfspiels gerne gedenk und lasse,
Den sie einst helltönig verschoß, den Pfeil nicht
Rosten im Köcher.

Schön im Reim hinströmt das Gefühl; die Tonkunst
Freut sich fein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt;

Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung
Auf der langausrollenden, tongeschwellten
Woge des Rhythmus.

14. (Letzter Wunsch.)

Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach Außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschaart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

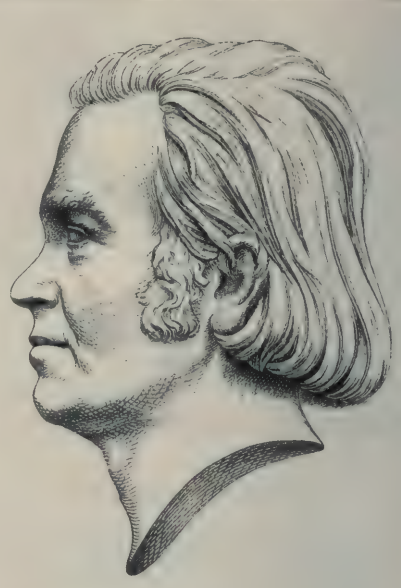
Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und festgezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch giebts ein klares Spiel.

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord?

Laß michs Einmal noch vernehmen,
Laß michs Einmal, Herr, noch sehn;
Und dann will ichs ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

Adolf Peters.



Adolf Peters, geb. am 9. Febr. 1803 zu Hamburg, wurde wegen der kriegerischen Verhältnisse von seinen Eltern zu einem mütterlichen Oheim nach Hameln geschickt, wo er das Gymnasium besuchte. Schon entwickelte sich in ihm — was selten genug vereinigt gefunden wird — eine gleich lebhafte Neigung für Mathematik und Poesie. Nachdem er sich auf den Wunsch seines Vaters einige Jahre hindurch in Rechnungs- und Vermessungsgeschäften geübt, bezog er im Herbst 1822 die Universität Göttingen, um Philosophie, vorzüglich aber mathematische und Naturwissenschaften zu studieren. Seine Neigung für die Poesie erhielt neue Nahrung durch den Umgang mit Ph. Spitta, dessen geistliche Lieder er herausgab. Beide bildeten den Mittelpunkt einer freien poetischen Genossenschaft, an die sich Pape, Hauthal, Heccius, Preuschen, Schuhmacher u. a. begabte Jünglinge anschlossen. Auch H. Heine war oft bei ihnen, ob er es gleich liebte, sie mit ihrem Enthusiasmus für das deutsche Volkslied zu necken. Im Jahre 1825 zog Peters nach Leipzig, worauf er 1826 einen Ruf als Lehrer der Mathematik an das Blochmann'sche Erziehungsinstitut in Dresden erhielt, mit welcher Stellung er die eines Lehrers am Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium verband. Beide Stellen gab er 1843 auf, um Muße für dichterische Arbeiten, so wie für mathematische Forschungen zu gewinnen, deren Ergebnisse er in einigen Schriften niederlegte, welche als eine Bereicherung der Wissenschaft anerkannt sind. Seitdem und auch schon vorher ertheilte er dem früheren Kronprinzen von Sachsen und dessen Bruder, sowie dem jetzigen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Unterricht in der Mathematik. Im Jahre 1851 wurde er zum Professor der Mathematik und der Naturwissenschaft an der Landesschule St. Afra zu Meißen ernannt, wo er bis 1873 wirkte und 5. Juni 1876 st.

Peters gewann schon durch seine erste Gedichtsammlung „Gesänge der Liebe" (Dresden 1840) den Beifall der Kritik und eines größeren Publikums, wie schon daraus hervorgeht, daß dieselbe schon seit längerer Zeit vergriffen ist. In einfacher Sprache, welche hie und da an das Volkslied erinnert, giebt uns der Dichter in den einzelnen Bildern, die er nach und nach aufrollt, einen ganzen Liebesroman von der ersten Ahnung der erwachenden Leidenschaft bis zum Glücke des Besitzes. Alle Erlebnisse und Stimmungen der Liebenden werden uns in lebendiger Wahrheit und mit großer Innigkeit der Empfindung vorgeführt: Sehnsucht, Hoffnung, Zweifel, Trennung, Wiedersehen, Schmerz und Wonne, Brautstand, mit Einem Wort Alles, was die Liebe an Glück und Unglück darbietet, bildet den Inhalt der tiefgefühlten Lieder. Diesen schließen sich wohlgebildete Sonette und „Launige Liebeselegien" an, die das Liebesglück mit liebenswürdiger Heiterkeit schildern.

Einen höheren Schwung nahm Peters in „Natur und Gottheit. Preisgesänge" (Meißen 1859. 3. Aufl. Lpz. 1866). Die Natur ist dem Dichter das Gewand, in das sich die Gottheit hüllt, um dem Menschen verständlich zu werden; jede einzelne Erscheinung, die kleinste wie die größte, die Distel wie die Sonne, die Lilie wie die Eiche, ist der Ausdruck, oder besser gesagt, die Offenbarung irgend einer höheren Idee, die sich dem reinen Gemüth von selbst aufdrängt, wie es so schön in „Naturfagen" heißt:

Aus Himmelstiefen spricht Natur;
Und ist dein Herz ihr Schlüssel nur,
Dann klingt dir jedes Schöpfungswort
In ewgen Harmonieen fort."

Nur ein Naturforscher konnte so tief in die Geheimnisse des Naturlebens dringen, aber auch nur ein Dichter konnte diese Geheimnisse in ihrer höheren Bedeutung erfassen. Wie schon der erste Abschnitt „Natur" von des Dichters Glaubensinnigkeit zeugt, so gibt er ihr in dem zweiten „Die Gottheit" begeisterten Ausdruck. Das ist die Sprache der wahren Frömmigkeit, die in dem Weltenschöpfer nicht bloß die Allmacht, sondern auch die Liebe erkennt, denn wie er so schön in der „Duldung" sagt: „Liebe ist der Vater und der Sohn, und der heilige Geist ist Liebe." Am Größten erscheint der Dichter in den Hymnen „Die ewigen Säulen", die den Glauben, die Liebe, die Freiheit, das Vaterland, die Natur, Erde und Himmel in begeisterten Worten besingt und mit der tröstenden Ueberzeugung schließt, daß der Tod nur der Anfang neuen, höheren Lebens sei.

1. An die Holdselige.

Das schöne Buch, von dir ersehn,
Ich halts und hange drüber;
Ach säßest du nur nicht so schön,
So hold mir gegenüber.

Ich seh dich an und wieder an,
Mein Lesen will nicht glücken;
Das Schönste, was man lesen kann,
Les ich in deinen Blicken.

Und, still versenkt, entziffre ich
Die lichten Hieroglyphen:
Hell glänzt das Wort: „Ich liebe dich!"
Aus meiner Seele Tiefen.

2. Der erstorbene Baum.

Am Walde sank ein Lärchenstamm, es wich
Der sandge Boden, der ihn kärglich nährte,
Da lag der starre Leichnam schauerlich,
Vertrocknet waren selbst die Flechtenbärte.

Doch eine junge Blüthe guckte roth,
Ein Weidenröschen, durch die morschen Aeste:
So blickt das Leben ewig durch den Tod
Und Jugendsprossen sind des Alters Gäste.

So fröhlich scheint, so tröstlich haucht mir zu
Aus Todesnacht des Lebensengels Lippe
Und flüstert: einst durchbricht die Grabesruh
Ein Himmelskeim, frei von des Todes Hippe.

3. Die Eiferer.

Bewahre mich, Herr,
Vor den Eifrern, den Tyrannen,
Den Frommen, die versteift sind,
Und den Heilgen, die überreift sind.

Sie halten mich an
Auf der Gasse,
Sie berücken mich
Im Gemache.

Sie seufzen über mich
Und schreien Zeter wider mich.

„Siehe, wir erretten dich
Von dir selbst,
Wider dich selber
Vom Satan!"

Sie tragen einen Schild
Mit ihrem Bekenntniß:
„Hier, Sünder,
Unterschreibe!"

Zögerst du, Weltling?
Sperrst dich?
Das ist Hochverrath
Am Herrn!

Von Hochmuthsfäule bist du angefressen
Und vom großen Eitelkeitsteufel besessen!"

Und schwingen die Mönchsgeißel
Und weisen die Knebelstricke.

Denn sie kennen, die verzagt sind
Vor Gott,
Und wissen, wer zittern muß
Vor ihnen.

So kommt denn, ich unterschreibe —
Mit drei Kreuzen.

Hinweg die Hand
Des blutigen Schreckbilds,
Das ihr schnitztet!

Die unbewegliche,
Mag sie mich führen?
Die Knochenhand
Zerfällt.

Denn er wandelt, der Erstandne,
Ein Lebendger,
Führt mich, ein fehlend Kind,
Zu Vatern und Brüdern.

Und der liebende Vater
Nimmt jedes Kind auf,
Das im innersten Herzen
Sein heiliges Leben trägt,
Sein göttlich Wesen
Im Sohn erkennt,
Dem Verklärer
Selig anhangt,
Ewig nachstrebt.

Erbarmend fällt
Selbst in die Schatten
Sein Vaterblick,
Auf die Unzähligen.
Ungetroffen
Von Christi Strahl.

Keinen fragt er:
„In welcher Gestalt erschaust du mich?
Mit welchem von meinen tausend Namen
Rufst du mich an?"
So viel der sterblichen Zungen sind,
Er kennt das Lallen der Kinder alle
Und redet mit jedem in seiner Sprache;

Schenkt allen Trost,
Erneut den Segen,
Himmlische Hoffnung
Richtet sie auf.

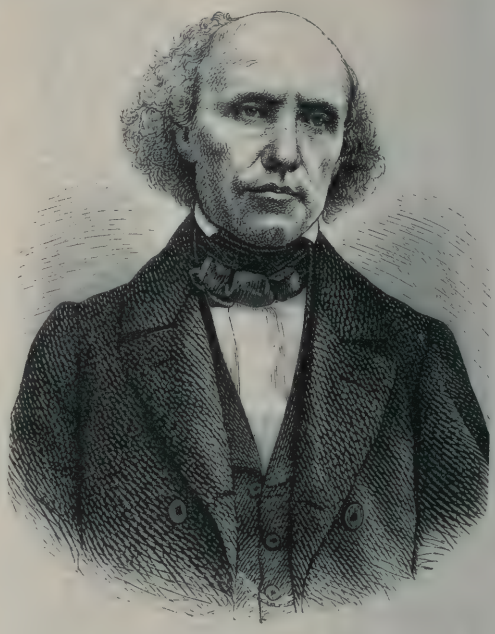
4. Das Urwort.

Halt fest an Einem Wort, mein Sohn,
Es ist das Urwort, ist der Ton,
Gehört vor Abraham und Christ,
Das Wort der Ewigkeit: Er ist!

Aus jedem Erdenstaube klingts,
Von allen Sternen niederdringts,
Von aller Völker Lippen sprichts,
Aus deinem eignen Innern brichts:

In aller Pein der Finsterniß
Das Licht, beseligend gewiß,
In Alles, was da lebt und denkt,
Als Wahrheitsanker eingesenkt.

Doch wie er sei? — Der heilge Zwist
Verklingt im Jubelton: „Er ist!"
Und wie du horchst, dringt auf dich ein
Der Wiederklang: Ich werde sein!



Gust. Theod. Fechner.

Gustav Theodor Fechner.

Gustav Theodor Fechner, geb. den 19. April 1801 zu Groß-Sährchen in der Niederlausitz, verlor seinen Vater, den Geistlichen dieses Dorfes, schon in seinem 5. Jahre. Bis zu seinem 13. Jahre wurde er von seinem mütterlichen Oheim, Pastor Fischer, erzogen und unterrichtet, worauf er das Gymnasium in Sorau, später die Kreuzschule in Dresden und hierauf ein halbes Jahr lang die dortige medizinisch-chirurgische Akademie besuchte. Mit vollendetem 16. Jahre (1817) bezog er die Universität Leipzig, wo er noch das Studium der Medizin absolvierte, das Doctorexamen bestand, aber nicht promovierte, weil das Studium der Physiologie, Physik und Chemie eine größere Anziehungskraft auf ihn ausübte, als die praktische Medizin. Er habilitierte sich und wurde zuerst zum außerordentlichen, im J. 1834 zum ordentlichen Professor der Physik in Leipzig ernannt. Ein hartnäckiges Augenleiden, das er sich durch anstrengende optische Versuche zugezogen, zwang ihn, seine Stelle niederzulegen (1840). Zwar trat nach 3 Jahren eine plötzliche Besserung ein, doch nahm er seine frühere Stellung nicht wieder ein; jedoch hält er Vorlesungen an der Universität und nimmt lebhaften Antheil an den Arbeiten der k. sächsischen Societät der Wissenschaften. Obgleich er der Medizin abtrünnig wurde und den Standpunkt derselben in einigen Schriften persiflirte*), haben die medizinischen Facultäten zu Leipzig und Breslau sich und ihn dadurch geehrt, daß sie ihm die Würde eines Doctors ertheilten.

Fechners Verdienste als Gelehrter, namentlich im Gebiete der Philosophie und der Physik, überragen seine dichterischen Erzeugnisse, die er sämmtlich unter dem Namen Dr. Mises herausgab; und unter diesen sind die an gesundem und treffendem Witz reichen satyrisch-humoristischen Schriften**) von größerer Bedeutung als seine Dichtungen in gebundener Rede („Gedichte" Lpz. 1841). Doch bieten auch diese des Schönen, Tiefempfundenen und Sinnreichen viel. Als ein würdiger Nachfolger Gerhards erwies er sich in dem innigfrommen „Lied in Trübsal". Die „Berglieder" enthalten glückliche Bilder aus der Natur und dem Menschenleben. Auch unter den Balladen finden wir einige gelungene („Die Botschaft von der Jagd", „Die kleine Marie"); noch erfreulicher sind diejenigen Gedichte, in denen er seinem köstlichen Humor freien Lauf läßt, wie im „Froschteich" (1). Das Bedeutendste sind aber ohne Zweifel seine Räthsel, die er in dem „Räthselbüchlein" (Lpz. 1850) sammelte. Sie sind zum Theil während seiner Augenkrankheit entstanden, und vielleicht haben sie

*) Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht (Lpz. 1821. 2. Aufl. 1832. — Panegyricus der jetzigen Medicin u. Naturgeschichte (Ebd. 1822) — Schutzmittel für die Cholera (Ebd. 1832. 2. Aufl. 1837).

**) Stapelia mirta (Lpz. 1824). — Vergleichende Anatomie der Engel (Ebd. 1825).

ihre geistreiche Behandlung diesem unglücklichen Umstand zu verdanken, da der Dichter sich Muße geben konnte und mußte, den Stoff nach allen Seiten zu betrachten, von denen er aufgefaßt werden konnte. Daher ist die Ausführung meist neu und überraschend, öfters auch von wahrhaft poetischem Geist erfüllt oder von heiterem Humor belebt.

1. Der Froschteich.

1.

Zum grünen Teich gieng man spazieren;
Ich mußt ein schönes Fräulein führen; —
Mit zarten Reden, Schritten sacht,
Hin gieng es durch des Frühlings Pracht.

Sie sprach zu mir von dem Gefallen
An Maiengrün und Nachtigallen,
Wie gern sie auf dem Lande wohnt
Und schaut zum lieben, süßen Mond.

Als sie das Alles mir entdeckte,
Zum Teich heraus sein Köpflein steckte
Ein Frosch, der auch des Lenzes froh,
Nur fand er nicht die Worte so.

Das Fräulein schwamm ganz in Gefühlen,
Der Frosch im Wasser, in dem kühlen,
Sie schlug den Blick zum Himmel auf,
Da guckte auch der Frosch hinauf.

Und wie sich ihre Augen drehn,
Im Kopf herum sie ihm auch gehn;
Sie rief: „o schöner Blumenhag!"
Das Fröschlein rufte: quak, quak, quak!

So Fröschlein, Fräulein schwärmten beide,
Fröschlein im Sumpf, Fräulein in Seide.
Hätt lieber mit dem Frosch gequakt,
Als mich ans Fräulein angehakt.

2.

Gesegnet mit Gefühlen kamen
Herzu jetzt auch die andern Damen.
Sie zu begrüßen allzugleich,
Schrie brekeker der ganze Teich.

Da hat man laut die Frösch gepriesen,
Daß ihr Gefühl sie mit bewiesen;
Und Eine Stimme gab es nur,
Daß alles schön in der Natur.

Weil also man die Frösche lobte,
Kam einer gleich, der es erprobte;
Der Schönsten sprang er auf das Bein
Und quakte zärtlich: „Ich bin dein."

Die ist in Ohnmacht gleich gefallen,
Ringsum Geschrei ertönt von Allen,
Und nach dem Frosch fällt mancher Schlag;
Der hüpft ins Wasser: quak, quak, quak.

2. „Aus dem Räthselbüchlein."

Der Fingerhut.

Zuerst vom ersten Paare:
Das ist ein kleiner Mann,
Der Künste wunderbare,
Und tausendfältge kann;

Nichts giebt es zu bestellen,
Wozu er nicht gewandt,
Und ein paar Spießgesellen
Sind stets dabei zur Hand.

Er fiedelt, wollt ihr tanzen,
Hilft überall im Haus,
Schreibt Verse, tödtet Wanzen,
Reibt Flecken sorgsam aus;
Doch giebt auch viel zu klagen,
Er ist ein Mausedieb,
Liebt, Schnippchen euch zu schlagen,
Und hat das Leckern lieb.

Ihr könnt es euch kaum denken,
Wie schmiegsam, biegsam, rasch
Das Männlein von Gelenken,
Das geht euch husch und hasch!
Jetzt bückt und drückt, versteckt sichs,
Scheint jetzt verschwunden ganz,
Dann wieder reckt und streckt sichs
Steht da als langer Hans.

Zuweilen, nicht zu frieren,
Seht ihrs wohl eingepackt;
Doch besser sich zu rühren,
So geht es lieber nackt;
Und wenn es sich will schmücken, —
Wem fiele sonst dieß ein? —
So trägt es auf dem Rücken
Gern einen großen Stein.

Der dritten Sylbe wegen
Bemüht jetzt euern Witz:
Ein Dach ists gegen Regen
Und Sonne jedem nütz.
Die Bodenkammer drunter
Enthält bald Dieß, bald Das;
Oft Stroh und alten Plunder;
Dann Schad um den Gelaß!

Oft Sachen sinds gar feine,
Salz, guter Spiritus,
Rosinen, große, kleine,
Auch manche harte Nuß;
Oft sinds nur Kraut und Rüben,
Oft gar ist Alles leer. —
Man kann das Dach verschieben
Und rücken kreuz und quer.

Zum Ganzen nach den Stückeln:
Der ersten Sylben Schelm,
Will man den Kopf ihm prickeln,
Setzt gern es auf als Helm;
Dann zwischen Lanzenspitzen
Sich regt er ungescheut;
Will nur das Helmlein sitzen,
So thut sie ihm kein Leid.

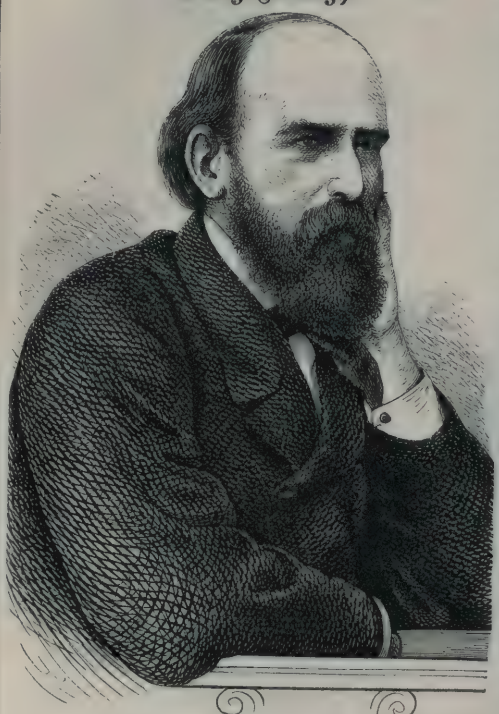
2.

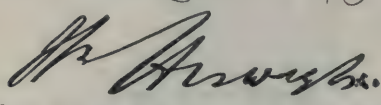
Der Brief.

Ein weißer Vogel kommt geflogen,
Geflogen über Meer und Land;
Bei Tag und Nacht ist er gezogen,
Da greif ich ihn mit meiner Hand.

Nun heb mir an, dein Lied zu singen!
Ich harrte lange schon darauf.
Er schweigt; da brech ich, ihn zu zwingen,
Ihm seinen rothen Schnabel auf.

Georg Herwegh.





Wenn sich die Behauptung, daß der Dichter ein Kind seiner Zeit sein, oder, wie man es auch auszudrücken beliebt, daß er nur moderne Ideen und Verhältnisse darstellen solle, als unrichtig erwiesen hat, so ist es bei dem Dichter, den wir jetzt zu betrachten haben. Denn dieser ist wie Wenige ganz aus seiner Zeit hervorgegangen, deren Wünsche und Bestrebungen er mit großem Glücke und unter dem ungemessensten Beifall seiner Zeitgenossen behandelt; aber weil er eben nur auf der Zeit fußte, ist er mit derselben auch verschwunden, wozu freilich noch etwas Anderes beitrug, das sich im Laufe der Betrachtung ergeben wird.

Georg Herwegh, geb. zu Stuttgart am 31. Mai 1817, trat nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in das protestantisch-theologische Stift Tübingen, fand aber im Studium der Theologie so wenig Befriedigung, daß er noch vor Abschluß der akademischen Laufbahn nach Stuttgart übersiedelte*) und Mitarbeiter an der von Aug. Lewald herausgegebenen Zeitschrift „Europa" wurde. Bald darauf traf ihn das Loos, in das Militair einzutreten; die Beleidigung eines Offiziers, der ihn in eine Untersuchung verwickelte, bewog ihn zur Flucht; er wendete sich nach Emmishofen im Kanton Thurgau, um an der von dem bekannten Publicisten Wirth herausgegebenen „Volkshalle" Theil zu nehmen. Doch zog er sich nach einiger Zeit zurück, weil ihm die Tendenz des Blattes zu gemäßigt war; er wendete sich nach Zürich, wo er, von den dortigen Deutschen aufgemuntert, seine „Gedichte eines Lebendigen" (Zürich u. Winterthur 1841. 10. Aufl. 1877) herausgab. Dadurch erhielt er die Mittel nach Paris zu reisen, und nach kurzem Aufenthalte daselbst im J. 1842 eine Reise durch Deutschland zu machen, wo er von der liberalen Partei überall, wo er verweilte, mit Jubel begrüßt wurde. In Berlin wurde er von dem berühmten Arzte Schönlein dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt, der, sich ihm gegenüber würdig benehmend, ihm beim Abschiede mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde sein" die Hand reichte. Vielleicht hätte ein Anderer, der mehr Takt und Menschenkenntniß besessen hätte, als Herwegh, diese Zusammenkunft fruchtbar machen können, aber daß ihm Beides im hohen Grade abgieng, bewies er nur allzu bald. Als er nach Königsberg, dem Ziel seiner Reise, gekommen war, vernahm er, daß das preußische Ministerium eine von ihm beabsichtigte Zeitschrift verboten habe. Statt den König einfach um Zurücknahme dieses Beschlusses zu bitten, schrieb er diesem einen Brief, in welchem er ihn mit Vorwürfen überhäufte; vielleicht hätte der König dieses kindische Gebahren nach seiner Weise ins Lächerliche gezogen, wenn nicht der Brief bald darauf veröffentlicht worden wäre. Dieß soll zwar gegen seinen Willen geschehen sein; allein die erste Verbreitung mußte doch zunächst von ihm ausgegangen sein. Wie dem auch sei, die Folge dieser Veröffentlichung war, daß er aus Preußen ausgewiesen wurde. Seine Reise blieb jedoch nicht ohne glücklichen Erfolg für ihn, er hatte in Berlin die Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns kennen gelernt, die er bald darauf heirathete. Nach einem kürzeren Aufenthalte in der Schweiz, wo er das Bürgerrecht im Kanton Baselland erwarb, machte er eine Reise durch Südfrankreich und Italien und ließ sich dann in Paris nieder, wo er einen zweiten Band „Gedichte" (Zür. u. Winterth. 1844) herausgab, die aber wenig bemerkt wurden. Durch die Revolution des Jahres 1848 hoffte er, auf anderem Felde Lorbeeren einzuärndten, er fiel, sehr zur Unzeit und zum großen Nachtheil der Bewegung, im April 1848 mit einer Schaar deutscher und französischer Arbeiter in Baden ein, wurde aber nach kurzem Treffen bei Schopfheim am 27. April von würtembergischen Truppen geschlagen; er ergriff die Flucht unter Umständen, die nicht verfehlen konnten, ihn lächerlich zu machen, da sie mit dem Inhalte seiner Lieder in zu grellem Widerspruche stand. Seitdem wechselte er seinen Aufenthalt mehrmals; er weilte in Paris, Genf, Zürich, seit 1866 in Baden-Baden, wo er am 7. April 1875 starb.

Wie schon angedeutet, ist Herwegh vor Allem ein Kind seiner Zeit. Er hat den Ideen, den Wünschen und Bestrebungen derselben zuerst einen kräftigen Ausdruck gegeben, und es war vorzüglich dieser Umstand, der ihm einen so enthusiastischen Beifall verschaffte, wie selbst unsere größten Dichter, weder Göthe noch Schiller erlebt haben. Aber wie die Zeit, in der und für

*) Nach andern Berichten soll er wegen feindseliger Haltung gegen einen Lehrer aus dem Stift entlassen worden sein.

welche er dichtete, in ihren Ansichten und Wünschen höchst unklar war, so auch ihr Dichter. Es sind allgemeine Phrasen, in denen er sich bewegt, Phrasen, die keine bestimmte Unterlage haben. Freiheit, Haß des Despotismus, Aufruf zum Kampf, das sind die Gedanken, die den Liedern des „Lebendigen" zu Grunde liegen; aber es fehlt ihnen bestimmte Gestaltung; in den meisten verschwimmt die Idee in nebelhafte Schwärmerei. Es sind blendende Blitze, die der augenblicklichen Stimmung entsprungen sind, nicht aber Ergebnisse einer alle Lebensverhältnisse beherrschenden Ueberzeugung. Daher sind auch die schroffsten Widersprüche in ihnen zu finden. So fordert er einmal den König von Preußen auf, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen, und bald darauf schwärmt er für die Republik. Was er vom König wollte, hat er wohl selbst nicht gewußt; er solle das deutsche Volk in den Kampf führen, ruft er ihm zu, aber wohin? warum? wozu? Das sind Dinge, die außer dem Gedankenkreise des Dichters liegen. Bei dieser Unbestimmtheit ist es erklärlich, daß es den meisten Liedern an logischer Entwickelung fehlt, daß die wenigsten organische, in sich abgeschlossene Gebilde sind. Herwegh hat vorzüglich zweien Dichtern nachgeeifert, dem Deutschen Platen und dem Franzosen Béranger; aber von dem ersten hat er kaum etwas mehr als einige orthographische Sonderbarkeiten (die Toten, das Haubt u. s. w.), von dem zweiten den Refrain angenommen. Allein wie tief steht er da hinter seinem Vorbild. Während bei dem französischen Dichter der Refrain mit dem allgemeinen Gedanken des Gedichts sowohl als mit dem besondern der einzelnen Strophe in der engsten Verbindung steht, und die Wiederholung daher zugleich eine Steigerung der Empfindung beurkundet, wirkt der Refrain bei Herwegh beinahe durchgehends abschwächend, weil ihm diese doppelte Beziehung fehlt. Ist bei Béranger der Refrain ein nothwendiges Ergebniß des dargestellten Gedankens und der im Liede herrschenden Stimmung, so ist bei Herwegh das Lied nur des Refrains wegen gedichtet. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, „Das freie Wort", „Der Freiheit eine Gasse", „Béranger" u. a. m. Auch das „Reiterlied" (1), das von einigen Kritikern so sehr gerühmt wurde, leidet an diesem Gebrechen, und außerdem verstößt es gegen alle Wahrheit. Die Schaar hat die Nacht auf den Pferden zugebracht, sie reitet beim Anbruch des Tages noch immer vorwärts, und doch befindet sie sich im Wirthshause, („Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind"), und auf Einmal befindet sie sich wieder mitten im Schlachtgetümmel („Die Kugel saust, es blitzt der Speer"). Aber wollte man auch über diese Unklarheit der Situation hinwegsehen, so kann das Lied doch nicht befriedigen. Weit entfernt, von Kampfeslust beseelt zu sein, denkt der Reiter nur an Niederdrückendes, an das „Restchen Römisch Reich", er widmet die Scherben des zerschlagenen Glases dem Liebchen, und der Refrain tönt nur vom Sterben. Ein Reiter, der sich bewußt ist und nur daran denkt, daß er ins Verderben und in den Tod reitet, wird im Kampf gewiß kein Held sein. Der „Aufruf" (2) hat dem Dichter viele unverdiente Vorwürfe zugezogen, und bloß deshalb, weil das Lied mißverstanden wurde. Wenn der Dichter mahnt, die Kreuze niederzureißen, so hat er dieselben keineswegs in symbolischer Bedeutung als Sinnbilder des Christenthums gemeint, sondern er hat nur das Material derselben im Sinne gehabt, weil man daraus Schwerter verfertigen könne. Aber daß ein solches Mißverständniß möglich war, bewies die Unklarheit des Gedichts, das in der That nur einen einzigen guten Gedanken hat, aber auch dieser (in der vierten Strophe) ist nicht Eigenthum des Dichters, sondern den geharnischten Sonetten Rückerts entlehnt*), und zudem sehr verwässert, ja geradezu zu Unsinn gestempelt. Denn wenn sich der Ausdruck „Und kein golden Korn dem Feld" einigermaßen erklären läßt, indem man sich hinzudenkt, daß keines ausgesäet werden solle, so ist dagegen der letzte „Vor der Freiheit, vor dem Siege, Seh kein Säugling aus der Wiege Frohen Blickes in die Welt!" in keiner Weise zu rechtfertigen, da man sich dieß nur dann als möglich denken kann, wenn der unglückliche Säugling von seinen Pflegerinnen fortwährend gequält wird. Dergleichen Unklarheiten kommen häufig vor, und nur wenige Gedichte, wie „Das Lied vom Hasse" (3) sind mehr oder weniger davon frei, aber alle blenden durch ihre rhetorische Pracht, den stürmischen Ausdruck, der unwillkürlich mit sich fort reißt und den Leser in dieselbe unklare Stimmung versetzt, welche den Dichter beherrscht.

Uebrigens ist Herwegh keineswegs ohne Begabung, wie einzelne Gedichte beweisen, aber es sind eben nicht die politischen, nicht diejenigen, welche seinen Ruf begründet haben. In den „Sonetten" finden sich einige, deren Inhalt und Form gleich befriedigt, die rein menschliche Gefühle mit echt poetischem Sinne aussprechen, wie z. B. in dem „Strom" (4), der bei allen seinen Windungen doch immer das Eine Ziel, den Ocean, verfolgt, als Bild dessen, was der Mensch sein und thun soll. Ergreifend wahr sind die „Strophen aus der Fremde" (5), in deren erstem Theil das Heimweh, und im zweiten das Loos des Menschenherzens mit poetischer Kraft und rührender Innigkeit geschildert ist. Es ist zu bedauern, daß Herwegh sich in das politische Lied verfangen hat, zu welchem ihm Nichts weniger als Alles fehlte, da er weder Klarheit des Willens, noch Klarheit der Anschauung besaß. So mußte sein Talent vernichtet werden, wie der zweite Band seiner „Gedichte" (Zür. u. Winterth. 1844) nur zu offenbar beweist, in welchem er persönlich bissig wird und wohlfeilen Spott ausschüttet.

Noch haben wir zu erwähnen, daß Herwegh Lamartine's sämmtliche Werke (Stuttg. 1839—1840 5 Bde., der sechste ist von Gustav Diezel) nicht ohne Glück übersetzte.

---

*) Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

1. Reiterlied.

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben.

Und schnell den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dieß Restchen — nun, wem bring ichs gleich?
Dieß Restchen dir, o römisch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

2. Aufruf.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Ambos legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein.

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutscher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, sie soll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferstehen
Kostet eine Höllenfahrt.

Deutsche, glaubet euren Sehern,
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz;
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rest ein blutend Herz!

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Hört er unsre Feuer brausen
Und sein heilig Eisen sausen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden
Und kein golden Korn dem Feld;
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten sei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land;
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerst, laß die letzten Wogen
Fluchend knirschen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
Und wir wollen Priester sein!

3. Das Lied vom Hasse.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem solls
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsre Glut zu schüren.
Da ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!"

Bekämpfet sie ohn Unterlaß,
Die Tyrannei, auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß
Als unsre Liebe werden.
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

4. Der Strom

Ich kann oft stundenlang am Strome stehen,
Wenn ich entflohen aus der Menschen Bann;
Er plaudert hier, wie ein erfahrner Mann,
Der in der Welt sich tüchtig umgesehen.

Da schildert er mit seiner Jugend Wehen,
Wie er den Weg durch Klippen erst gewann,
Ermattet drauf im Sande schier verrann,
Und jedes Wort fühl ich zum Herzen gehen.

Wie wallt er doch so sicher seine Bahn!
Bei allem Plänkeln, Hin- und Wiederstreifen
Vergißt er nie: „Ich muß zum Ocean!"

Du, Seele nur willst in der Irre schweifen?
O tritt, ein Kind, doch zur Natur heran,
Und lern die Weisheit aus den Wassern greifen!

5. Strophen aus der Fremde.

1. Auf dem Berge.

Da waren sie, der Erde höchste Spitzen!
Doch wo ist der, der einst an sie geglaubt?
Das Auge sieht die Sonne näher blitzen,
Doch arm und sonnenlos ist dieses Haubt.

Ich sehe die granitnen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau sich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief beklommen schlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parse beten,
Hier singen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerstimme des Propheten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermessen —
In diesen Bergen suchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergessen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck, der Noth da unten allzumal!
Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual!

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenstreifen,
Und ladet mich gleich selgen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen
Und möcht doch lieber auf der Erde sein.

2.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod!
Mich in dem Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittich blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust verklinget. —

Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Elisabeth Glück (Betty Paoli).

Betty Paoli.

Wenn wir bei der Besprechung von Geibels lyrischen Gedichten die Behauptung aufgestellt haben, daß der Dichter seine persönlichen Empfindungen zu allgemeinen stempeln, daß sein Ich als solches zurücktreten müsse, so leidet diese Behauptung allerdings eine Einschränkung, dann nämlich, wenn das innere Leben des Dichters so eigenthümlich ist, daß wir es nicht in unser Bewußtsein aufnehmen, nicht zu unserem Eigenthum machen können. Wir nehmen eben deswegen dem Dichter gegenüber eine andere Stellung ein; seine innere Welt, so subjektiv er sie auch auffaßt und darstellt, wird für uns zum Objekt der Betrachtung, was freilich nur dann eintreten kann, wenn die Eigenthümlichkeit des inneren Lebens, das uns vorgeführt wird, von ungewöhnlicher Bedeutung ist. Eine solche Erscheinung ist die Dichterin, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Elisabeth Glück, geb. zu Wien am 30. Dez. 1815, verlor ihren Vater, einen geachteten Arzt, frühzeitig; da ihre Mutter jedoch wohlhabend war, verflossen ihre Kinderjahre in glücklicher Heiterkeit. Als aber die Mutter durch den Bankerott eines Handelshauses ihr Vermögen verlor (Elisabeth war damals 15 J. alt), traten Zeiten der Noth ein, die noch dadurch vergrößert wurde, daß sich der Mutter eine rastlose Sucht zu wandern bemächtigte. Die beständige Veränderung des Wohnortes

übte einen störenden Einfluß auf den Unterricht des jungen Mädchens, dagegen wirkte der stete Wechsel der Umgebungen und Verhältnisse mächtig auf ihre Phantasie, so daß sie sich leidenschaftlich mit Poesie beschäftigte, besonders als sie drei Jahre lang, vom 18. bis zum 20. Jahre, in Rußland in der größten Einsamkeit und ohne jeglichen Umgang lebte. Nach Wien zurückgekehrt, war sie, wie sie selbst sagt, ihres Zieles sich bewußt, d. h. sie hatte erkannt, daß die Beschäftigung mit der Poesie die Aufgabe ihres Lebens sei. Im Jahre 1843 wurde sie Gesellschafterin bei der Fürstin von Schwarzenberg, der Wittwe des Feldmarschalls. Der Umgang mit dieser gebildeten Dame war für sie höchst wohlthätig und einflußreich; sie gewann, wie sie selbst sagt, an geistigem Ueberblick und Verständniß der Menschen und Dinge, wie an innerem Halt. Nach dem Tode der Fürstin im J. 1848 machte sie eine Reise durch Deutschland und Frankreich; seit 1850 lebt sie meist in Wien literarisch beschäftigt; so lieferte sie zuerst im „Lloyd", später in der „Oesterreichischen Zeitung" geistvolle Besprechungen der neuen Erscheinungen im Gebiete der schönen Literatur und der Darstellungen im Burgtheater. Ein schönes Zeugniß ihrer tiefen Einsicht in das Wesen der Kunst giebt ihre neueste Schrift „Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung". (Wien 1865.)

Wie Annette von Droste, der sie ein tief und edel gefühltes Gedicht gewidmet hat, ist Betty Paoli von echtem Dichtertalent beseelt und man darf sich billig wundern, daß sie so wenig Anerkennung gefunden hat, während sie solche doch in weit höherem Maße verdiente, als manche Dichter und Dichterinnen, denen es durch bloß äußerliche Mittel, durch blendenden Glanz der Darstellung gelungen ist, ein zahlreiches Publikum um sich zu schaaren.

Wie wir schon angedeutet haben, sind die Poesieen der Dichterin*) in ihrer weitaus größten Zahl durchaus subjektiv und sie bewegen sich in einem sehr beschränkten Kreis: Schmerz über verrathene Liebe ist der Inhalt derselben. Aber was den Liedern an Mannigfaltigkeit des Stoffs abgeht, ersetzt sie in vollstem Maße durch den überraschenden Reichthum der Auffassung und poetischen Gestaltung, so daß ihre Lieder nicht als Variationen eines und desselben Gedankens erscheinen, sondern vielmehr beinahe jedes einzelne den Eindruck einer neuen poetischen Anschauung macht. Man kann die Dichterin nicht vollständig begreifen und würdigen, wenn man die Entwickelung ihrer Seelenzustände nicht kennt. Glücklicher Weise hat sie uns damit bekannt gemacht. Offenbar gehört nämlich der Abschnitt „Astern", obgleich erst in der zweiten Sammlung „Nach dem Gewitter" veröffentlicht, zum Theil in eine frühere Zeit, als die vorher erschienenen „Gedichte". Darin schildert sie uns das erste Erwachen und das rasche Anwachsen ihrer Liebe, die sie mit tiefer Innigkeit und Wärme, aber auch mit der heitern Ruhe schildert, die das Bewußtsein der Gegenliebe gewährt, dem sie in einem lieblichen Gedicht (10) seelenvollen Ausdruck gibt. Dieses Bewußtsein macht sie um so glücklicher, als sie ihre Jugend in trostloser Einsamkeit zugebracht und keine liebende Seele gefunden hatte, an die sie sich mit warmer Innigkeit hätte anschließen können. Da erscheint ihr in der Dunkelheit ihres Geschickes die Liebe und sie, die früher den Stürmen des Lebens muthig entgegentrat, wird sich bei dem einfachen „Ich liebe dich" des Geliebten ihrer weiblichen Schwäche bewußt (2). Sie lebt von jetzt an nur in dem Geliebten; er hat sie mit der Welt versöhnt; seine Liebe ist ihr, was die rauschende Quelle dem Wanderer der Wüste, die Küste dem müden Segler, der Wittwe ihr einziges Kind, dem Sklaven sein Befreier („In einer Abendstunde"). Jedwedem Schmerz, ruft sie an einem andern Orte aus,

„Jedwedem Schmerz, der mein Gemüth zernagt,
Und jeder Lust, die mir geblüht auf Erden,
Ja, meinem eignen Ich hab ich entsagt
Um, liebdurchglüht, ein Liebeshauch zu werden."

Nur mit ihm und in ihm kann sie leben; sie ist sein eigen, sie hält treu zu ihm, wohin ihn auch das Geschick verschlage; sie will mit ihm, wie das ewige Heil, so auch das ewige Verderben theilen (6). Und so fühlt sie schon bei den ersten Regungen der Liebe, daß, wenn sie sich ihr einmal hingegeben, sie über ihr Dasein entscheiden werde, daher ruft sie dem Geliebten zu „Sprich ihn so leicht nicht aus, den ersten Schwur" (9). Und was sie befürchtet, trat nur zu bald ein; der Geliebte verrieth und verließ sie. Zwar erwachte zugleich das Bewußtsein ihrer weiblichen Würde, und sie wies die mitleidigen Tröstungen des Verräthers mit edlem Stolze zurück (11); aber sie erkannte zugleich, wie glühend sie ihn geliebt, wie sich ihr ganzes Wesen an ihn gekettet hatte. Lange war in ihrer Brust die Leidenschaft verhüllt und stumm geblieben, als aber der Augenblick der Trennung gekommen, da wird die stille Glut zur verzehrenden Flamme und sie ruft ihm leidenschaftlich schmerzvoll noch zu, wie sehr sie ihn geliebt (7). Wenn sein Verrath auch ihr Herz zerrissen hat, so wird sein Bild in alle Zukunft, als ewige Pyramide in der Sahara ihrer tiefsten Brust über allen Schmerz und alle Lust emporragen (5), und wenn ihr auch Worte des Zorns und der Rache entfallen, so liebt sie den Verräther doch stärker als je („Geständniß"). Sie flüchtet zur Poesie, der einzig treuen Gefährtin ihres Daseins, die an ihres Lebens Pforte stand, und sie bis zum Tod begleiten wird („Abschluß"). Und es strömen ihr die Lieder in reicher, ungeahnter Fülle zu, aber alle haben nur Einen Inhalt, denn der Schmerz ist die unversiegbare Quelle ihres Gesanges, und wie einst Alexander der Pythia den Orakelspruch, daß er unüberwindlich sei, mit Gewalt entriß, so hat ihr der Schmerz jedes Lied abgedrungen (1). „Meine ganze Poesie", ruft sie „Einem Tadler" zu, „Ist nur ein lautes Offenbaren, Von all den stillen Schmerzen, die Des Weibes Seele kann erfahren".

*) Gedichte. Pesth 1841. 2. verm. Aufl. Ebd. 1845. „Nach dem Gewitter". (2. Band der Gedichte.) Ebd. 1843. 2., um die Hälfte verm. Aufl. 1850. Romancero. Lyz. 1845. Ebd. 1850. 2. verm. Aufl. Ebd. 1856. Lyrisches u. Episches. Pesth. 1855. Neue Gedichte. Ebd. 1850. Neueste Gedichte. Wien 1869.

Aber als ihr Schmerz ruhiger wurde, erkannte sie auch, daß nur das tiefste Unglück ihr Talent wie ihre Seelenkraft hatte zur reichen Entfaltung bringen können, und es ist rührend, wie sie dem Geliebten für seinen Verrath dankt (8); sie sendet ihm noch einen Gruß des Segens zu und preist den Weltengeist, der sie gelehrt, was Leben, Kämpfen und Liebe heiße (13). Eben so rührend ist ein anderes Gedicht, in welchem sie in edler Sprache und würdiger Haltung eine neue Bewerbung zurückwies, und es ist dieses überhaupt äußerst charakteristisch, da es tiefe Blicke in ihre Seele werfen läßt. Meine Jugend, sagt sie, war vernichtet; ich war ein Weib und mußte kämpfen wie ein Mann. Einmal schien die Liebe mich beglücken zu wollen, doch kaum erblüht, sank das Glück vom Tode getroffen und nur die Wunde blieb zurück. Der Lebensüberdruß legte sich um mein Gemüth und es ist der Liebe nicht mehr fähig. Das Weib, das aus den sündlichen Begierden heraustrat und durch rauhe Wirklichkeit erfahren, was andere Frauen zu denken nie versucht, das mag wohl zum Forschen taugen, allein zum Lieben nicht (4). Daher warnt sie eine junge Freundin, „mit dem Herzen zu lieben" („Rath"), daher erweckt ihr der Anblick eines jungen Mädchens, das sie an ihre eigene Jugend erinnert, tiefen Kummer, weil sie ahnt, daß sie bestimmt sei, „entschwundener Jugend Glück in ihr ein zweites Mal noch zu betrauern" (14).

Wenn auch Liebe und Liebesschmerz ihr Leben und ihre Dichtung erfüllt, ist ihre edle Seele doch für alles Schöne empfänglich und das Unglück hat ihr Herz nicht verhärtet. Sie erfaßt die Natur mit tief poetischem Sinn (13), auch wirft sie tiefe Blicke in die Geschichte und in die Zeitverhältnisse (12). Wir könnten noch manches seelenvolle Gedicht namentlich anführen, z. B. „Einem jungen Mädchen", worin sie die belebende Herrlichkeit der Poesie, aber auch die Gefahr für diejenigen, die sich ihr ergeben, mit begeisterten Worten schildert. Doch müssen wir uns beschränken und nur noch erwähnen, daß die Dichterin sich auch mit Glück in der epischen Poesie versucht hat; nur sind die größeren Dichtungen im „Romancero" zu breit und zu lyrisch gehalten. Am bedeutendsten darunter ist „Maria Pellico", die Schwester des berühmten Dichters und Dulders, und „Stabat Mater", in welchem sie die Entstehung des berühmten Kirchengesangs von Pergolese in tief ergreifender Weise erzählt. Wie im Lyrischen, so ist auch in diesen Dichtungen der Versbau volltönend und leicht fließend, der Ausdruck ungesucht und doch gewählt, die Diction einfach und doch voll Schwung. Betty Paoli ist im Gebrauch der Bilder sparsam, und diese sind immer höchst anschaulich und oft ergreifend, wie in den „Metamorphosen" (3) und im „Requiescat" (11).

1. Die Pythia.

Ich dichte nicht in frohen Stunden —
Mein Leben ist an solchen leer!
Ich dichte nicht, um zu gesunden —
Genesung giebts für mich nicht mehr.

Ich dichte nicht, um zu erstreben
Des Ruhmes gleißnerische Pracht,
Die, statt Unsterblichkeit zu geben,
Ein zweites Mal nur sterben macht.

Ich dichte nicht, um mich zu krönen
Mit meiner Leiden Dorngeflecht;
Die Menge würde mich verhöhnen
Und sprechen: „Es geschah dir Recht!"

Mein Lied quillt aus demselben Borne,
Aus dem das Wort der Pythia brach,
Als rauh und wild im Siegerzorne
Der Macedonier zu ihr sprach.

Des Schicksals nachtumflorten Willen,
Der Zukunft keimevollen Grund
Sollt ihm der Seherspruch enthüllen,
Allein verschlossen blieb ihr Mund.

Doch Nichts kann sein Verlangen wenden,
Nichts beugen seinen starren Sinn!
Mit frevelhaft vermeßnen Händen
Faßt er die bleiche Priesterin.

Zum Schlunde, dunkel, unergründlich,
Drängt er sie zürnend mit Gewalt,
Bis: „Ja! du bist unüberwindlich!"
Sie angst- und zorndurchschaudert lallt. —

So ward, was jemals ich gesungen,
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Mir nur erpreßt und abgedrungen
Vom wilden Ueberwinder Schmerz.

2. Wandlung.

Willst du erschaun, wie viel ein Herz kann tragen,
O blick' in meins!
So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
War wohl noch keins.
Doch mitten in den wüthendsten Orkanen
Erhob ich mich,
Und schritt dahin auf meinen fernen Bahnen —
Wie stark war ich!

Wie ward mir doch nun so mit Einem Male
Die Kraft geraubt?
Es trotzte muthig dem Gewitterstrahle
Mein stolzes Haupt;
Doch als du zu mir sprachst mit leisem Grüßen:
„Ich liebe dich!"
Da sank ich still und weinend dir zu Füßen —
Wie schwach bin ich!

3. Metamorphosen.

Seht dort den Regentropfen beben
An jenes Baumes dunkelm Stamm!
Als Demant glänzt er hell im Schweben,
Doch sinkt er nieder, wird er Schlamm. —
Allein, ihn wieder aufzuraffen
Und ihn, der farblos erst und fahl,
Aufs Neu zum Demant umzuschaffen,
Genügts an einem Sonnenstrahl.

So zittert auch am Baum des Lebens
Das Frauenherz im Sturm der Welt,
Sein Ringen, Kämpfen ist vergebens,
Zu schwach ist seine Kraft, es fällt!
Doch um sich leuchtend zu erheben,
Von seinem tiefen Sündenfall,
Und ätherklar empor zu schweben,
Braucht es nur einen Liebesstrahl.

4. Kein Gedicht.

A vingt-cinq ans le coeur se
brise ou se bronze.
Chamfort.

O, wäre mir das heitre Loos gefallen,
Das stillbeglückend andern Frauen fällt,
In schirmender Beschränkung hinzuwallen
Durch eines engen Kreises kleine Welt;

Mein Herz gleich einer Blume zu verschließen,
Vor jedem Sturm und jedem Weh der Zeit,
Des Lebens Freuden harmlos zu genießen
In ahnungsloser Unbefangenheit.

Doch anders hat sich mein Geschick gewendet,
Ein Kampfplatz nur war meine Lebensbahn;
Der Kindheit Blüthenruh ward mir entwendet
Und hingeopfert einem eitlen Wahn.

In starrem Zwang verflossen jene Tage,
In strenge Regeln ängstlich eingeschult,
Indessen meines jungen Herzens Klage
Um frische Luft und Sonnenlicht gebuhlt.

Ich rang dawider, doch es war vergebens;
Und als ich nun entwachsen jener Zucht,
Da drang die feindlich finstre Macht des Lebens
Wild auf mich ein mit ihrer ganzen Wucht.

Mich schirmte keines Freundes treues Lieben,
Durch meinen Frost drang keines Herzens Glut,
Und in die Fremde ward ich fortgetrieben
Ohn andre Stütze als den eignen Muth.

Was ich bedurfte, mußt ich selbst erringen,
Auskämpfen selber jeden herben Streit,
Und drückend lasteten auf meinen Schwingen
Die schweren Fesseln der Nothwendigkeit.

Weh Jedem, der in seinem Thun und Lassen
Dem inneren Gesetz nicht folgen kann!
Mein Unglück läßt sich in zwei Worte fassen:
Ich war ein Weib und kämpfte wie ein Mann!

Daß ihm am Tag der Schlacht die Wehr nicht fehle,
Erwarb mein Geist sich Schärfe, Kraft und Licht,
Doch blüthenlos blieb meine ernste Seele —
Im Waffenkleid pflegt man der Blumen nicht.

Nur Ein Mal wagt' ich, Besseres zu hoffen;
Verheißend lag vor mir ein schönes Glück;
Doch kaum erblüht, sank es, zum Tod getroffen,
Und eine Wunde nur blieb mir zurück.

So glitt, fast ungeahnt an mir vorüber
Des Liebesfrühlings träumrische Gestalt,
Und trüber ward mein Sinn und immer trüber,
Mein Herz, gleichwie die Todten, schwer und kalt.

Und wie vom Hauch der herbstlich scharfen Winde
Sich rauh verhärtet manch ein zartes Reis:
So legte sich um mein Gemüth die Rinde
Des Lebensüberdrusses starr wie Eis.

Und nun, da schon mein beßres Theil im Grabe,
Da meine Stirn des Zweifels Brandmal trägt,
Nun, da ich es schon fast vergessen habe,
Was einst so stürmisch meine Brust bewegt;

Nun, da im Lebenssande meine Zähren
Versickert längst, da ich mit stolzem Sinn
Nichts mehr vermissend, Alles kann entbehren,
Tritt deine Liebe leuchtend zu mir hin!

Suchst du denn Rosen unterm Leichentuche,
Und grünes Laub am blitzerschellten Stamm?
Zu spät! der Segen wird an mir zum Fluche —
Mein Schicksal ist ein andrer Bileam!

O warum bist du damals nicht gekommen,
Als ich nach Liebe suchte, nach ihr rief?
Jetzt kann mir dein Erscheinen nicht mehr frommen,
Denn meine Sonne steht schon allzutief! —

Das Weib, das aus den häuslichen Bezirken
Heraustrat in das brausende Gewühl,
Mit eigner Hand zu schaffen und zu wirken,
Gezwungen zu beherrschen sein Gefühl;

Das, fortgetrieben von den heimschen Laren,
Auf mühevoller, ruheloser Flucht,
Durch rauhe Wirklichkeit gelernt, erfahren,
Was andre Fraun zu denken nie versucht;

Das, wie Oedip, mit unheilvollem Munde
Des dunkeln Räthsels düstre Lösung fand,
Von der die Sphinx des Glaubens sich zur Stunde
Verzweifelnd stürzet von dem Felsenrand: —

Das mag wohl ferner mit erschloßnen Augen
Rasch vorwärts streben auf der Bahn zum Licht,
Zum Forschen, zum Erkennen mag es taugen;
Allein zum Lieben und zum Küssen nicht!

Und darum ists, daß ich von dir begehre:
Laß mich allein mit meinem Geistesschmerz!
Der Liebe Lust, der Liebe Grameszähre,
Sie füllen nicht mein abgrundtiefes Herz!

Du aber stehst in deiner Jugend Prangen,
Um welche nie ein trüber Schatten floß,
Dein Auge flammt, es blühen deine Wangen —
Drum geh und suche dir ein beßres Loos!

Und denke nicht, daß ich dein frommes Werben
Hochmüthgen Sinns verworfen und verschmäht!
Ich sage dir ja nur, was man im Sterben
Zu allem Glücke sagt: „Zu spät! zu spät!"

5. Bewältigung.

Und weil ich einst in dunkelselger Stunde
Dir weihte meines Lebens Lust und Gram,
Weil gottbegeistert ich von deinem Munde
Der Liebe süßbestrickend Wort vernahm;

Weil meine Brust an deiner hat gelegen,
Weil einst dein Haupt geruht in meinem Schooß,
Und weil als frommer heilger Liebessegen
Auf deine Stirne meine Thräne floß;

Weil du verstanden meiner Pulse Beben,
Weil einst dein Kuß geglüht auf meiner Hand,
Weil ich ein Theil einst war von deinem Leben
Und weil du mich einst deine Braut genannt: —

So wird fortan in allen künftgen Tagen
Hoch über allem Schmerz und aller Lust,
Dein Bild als ewge Pyramide ragen,
In der Sahara meiner tiefsten Brust.

Wohl oft verhilft der Zeit zu grausen Siegen
So manches Herz durch schnöden Selbstverrath;
Doch meines wird ihr nimmer unterliegen —
Es hat mehr Flammen, als sie Asche hat!

Wohl oft erstirbt an bittrer Nichterhörung
Die Liebesglut in einer Thräne Naß;
Doch meine lebt gesichert vor Zerstörung,
Denn noch viel stärker ist sie als dein Haß!

6. Mit dir!

Nimm mich mit, wohin dein Fuß
Auf des Lebens Pfaden gehet,
Denn da weht mir Heimatsgruß,
Wo dein süßer Athem wehet.

Nimm mich mit, wenn kühn dein Geist
Fliegt durch alle Himmelsräume
Und zur Erde, die verwaist,
Bringt des Jenseits goldne Träume.

Nimm mich mit, wenn ins Gefecht,
Wo du heldenherrlich streitest,
Für der Menschheit heilig Recht,
Du, ein edler Ritter, schreitest.

Nimm mich mit, wenn still gebückt
Zu der tiefen Geisterquelle
Deine Seele sich erquickt
Mit des Denkens Lebenswelle.

Nimm mich mit, es sei dein Theil
Wonne, Jammer, Leben, Sterben!
Nimm mich mit ins ewge Heil,
Und ins ewige Verderben!

7. Gebrochenes Schweigen.

Als Krösus stummer Sohn das Schwert im Schwunge
Ob seines Vaters theuerm Haupt sah schweben,
Zerriß das Weh die Fessel seiner Zunge,
Und flehend rief er: „Schont des Königs Leben!"

So ist in meiner Brust auch lange, lange
Die Leidenschaft verhüllt und stumm geblieben,
Nicht folgte ich der Seele mächtgem Drange,
Zu sprechen dir von meinem tiefen Lieben.

Doch jetzo, da der Augenblick gekommen,
Der irdisch ewge Trennung uns soll bringen,
Will mir mein stolzes Schweigen nicht mehr frommen,
Die Angst der Seele läßt sich nicht bezwingen.

Jetzt, da erschienen ist die nächtge Stunde,
Wo du für stets mir sollst entrissen werden,
Ringt sich der Schrei vom lang verstummten Munde:
„Ich liebe dich wie weiter Nichts auf Erden.

Ich liebe dich am unruhvollen Tage
Und in der Nächte stillen Einsamkeiten,
Mit jedem Blick, mit jedem Herzensschlage,
Ich liebe dich für alle Ewigkeiten."

Doch weh! nicht wie der lydsche Fürst beschirmen
Kann ich mein Glück vom grausen Todesstreiche;
Sein Ruf drang siegreich durch des Schicksals Stürmen: —
Der meine klagt nur mehr an einer Leiche.

8. Macht der Liebe.

In diesen Blättern hier magst du es deutlich lesen,
Was meiner Seele du, der sterbenden, gewesen.

Nicht nur, was du mir warst, auch was du mir noch bist
Und stets mir bleiben wirst zu jeder Lebensfrist.

Durch dich fand ich den Muth, mich fördernd zu erheben,
Mit kühner Zuversicht nach höchstem Glück zu streben.

Durch dich fand ich den Stolz zu fördern an den Tag
Das Große, das vordem verhüllet in mir lag.

Durch dich find ich die Kraft, das Aergste zu ertragen,
Und, reich durch mich allein, dem Glücke zu entsagen.

Wohl lagen stets in mir der Muth, der Stolz, die Macht,
Doch zur Entwicklung hast du schneller sie gebracht.

Drum als Gelegenheit muß dankend ich dich loben,
In der den eignen Werth ich glorreich konnt erproben.

9. Bitte an den Geliebten.

Sprich ihn so leicht nicht aus, den ersten Schwur,
Der über meine Tage soll entscheiden!
Noch bist du mir ein holdes Traumbild nur;
Noch ist mirs möglich, deine Näh zu meiden.
O hüte dich, in frevlem Uebermuth
Mit jenem Schwur ein flüchtig Spiel zu treiben
Frag erst dein Herz, ob wahrhaft seine Glut,
Ob es für immer will mein eigen bleiben?

Und sagt es dir: „Nicht für die Ewigkeit
Ist dieser Liebesbrand in mir entglommen!"
Dann nimm, o nimm, so lange es noch Zeit,
Den Schwur zurück — ich hab ihn nicht vernommen!
Noch kann ich ohne allzu wilden Schmerz,
Was ich gewünscht, doch nie gehofft, vergessen;
Allein zu bitter wärs, müßt ich dein Herz
Verlieren einst, nachdem ich es besessen.

10. Zum Tagesschluß.

Im tiefsten Innern
Ein süß Erinnern
Und einen Gruß
Zum Tagesschluß!

Daß Gottes Güte
Mein Glück behüte,
Daß seine Treu
Stets mit dir sei;

Daß deine Seele
Sich mir vermähle
Auf ewiglich, —
Das bete ich.

Auf ihn nur zähl ich,
Uns Beid' empfehl ich
Fromm seiner Wacht —
Nun, gute Nacht!

11. Requiescat!

Was willst du mich mit frommem Trug bethören?
Was hältst du mich mit sanftem Arm umfangen?
Die Zeit der Liebe ist ja doch vergangen —
Was willst du ihr Gespenst heraufbeschwören?

Wir können uns nicht fürder angehören!
Mag glühend auch mein Herz nach dir verlangen,
Der Kuß, den Mitleid haucht auf meine Wangen,
Nicht trösten kann er mich, nein! nur empören.

Laßt uns so kindisch, thöricht nicht verfahren
Wie jenes Volk, das kalten starren Leichen
Des Lebens Anschein suchte zu bewahren.

Wenn Liebe starb, was soll der Liebe Zeichen?
Ihr Herrlichstes, wir haben es erfahren,
Jetzt laß mich dir die Hand zum Abschied reichen.

12. Die neue Zeit.

1.

Weil mir die Gegenwart nicht will behagen,
Und kummervoll mein Blick sich von ihr wendet,
Glaubst du, ich sehne thöricht und verblendet
Zurück mich nach den hingeschwundnen Tagen?

O wahrlich, nein! nicht ihnen gilt mein Klagen!
Wo ist das Herrlichste, das sie vollendet?
Den Hort der Menschheit haben sie verschwendet,
Den Geist verfolgt und an das Kreuz geschlagen.

Wem ließen sie ein anderes Gedächtniß
Als das der Schmach, selbstsüchtig niedern Strebens,
Und ihrer würdig ist auch ihr Vermächtniß!

Entsprang in ihrem Pfuhl nicht das Gewürme,
Das giftig zehrt am Marke unsers Lebens?
Sie säten Wind — wir ärndten nun die Stürme!

2.

Wenn im Gebirg auf fernen Alpenhöhen,
Wo Nichts vernehmbar als der Windsbraut Grollen,
Sich thürmen rings des Eises blaue Schollen,
Schneewolken ihren Inhalt niederwehen;

Da ist es, ach! wie leicht vorauszusehen,
Es werde, von des Frühlings Luft durchquollen,
Einst die Lawine donnernd niederrollen,
Und Schreckenspfade der Zerstörung gehen.

Mit vollem Rechte magst du vor ihr zittern,
Verwüsten wird sie blühnde Wiesenhänge,
Die Eichen wie die junge Saat zersplittern.

Des Friedens Haus wird sie in Trümmer schlagen,
Doch ist darum der Winter nur, der strenge,
Und nicht der Hauch des Frühlings anzuklagen.

13. Ein Sommerabend.

Der Vögel süße Lieder fluten
Aus blühnder Bäume Wipfelkranz,
Die Rosen scheinen zu verbluten,
Die Lilien streuen duftgen Glanz.

Ringsum von Schönheit und von Wonne
Ein unergründlich tiefes Meer;
Am Abendhimmel weilt die Sonne,
Als fiele ihr das Scheiden schwer.

Noch Einen letzten Schimmer sprühend
Ringt sie sich bange zögernd los,
Und sinkt, in tiefrem Roth erglühend,
In ihres Wolkengrabes Schooß.

Doch wie Erinnerung, die milde,
Treu ausharrt bei versunknem Glück,
Bleibt lang noch auf dem Nachtgefilde
Ein stiller Dämmerschein zurück;

14. Wer nie sein Brot mit Thränen aß.

Nichts weiß ich von dem Vaterhaus,
Nichts von der Kindheit Paradiesen;
Früh trat ich in die Welt hinaus,
An meine eigne Kraft gewiesen.
Hinschwanden meines Frühlings Tage
In Sorg und Arbeit, Müh und Plage,
Das drohende Gespenst der Noth
Fühlt' ich mich grauenhaft umschlingen,
Mit allen Kräften mußt ich ringen,
Wie oft mein Innerstes bezwingen,
Mich fügen fremdem Machtgebot!
Gepriesen seist du, Weltengeist!
Der mich gelehrt, was Leben heißt!
Die schönen Götterbilder, die
Mein tiefes Dunkel sanft durchlichtet,
In Schutt und Trümmer sanken sie,
Vom Leben schonungslos gerichtet,
Gestürzt die schimmernden Idole!
Die lohe Flamme todte Kohle!
Im Herzen tiefer stets der Sporn
Des Zweifels, kaum mehr zu ertragen,
Der Drang, durch all die dunkeln Fragen
Mich kühn und siegreich durchzuschlagen
Zu der Erkenntniß Weiheborn!
Gepriesen seist du, Weltengeist!
Der mich gelehrt, was Kämpfen heißt!

Die Liebe, dran ich bis zum Sarg
Begeistert hoffte festzuhalten,
Des Meuchlers scharfe Waffe barg
Sie still in ihres Mantel Falten.
Getroffen von der Todeswunde,
Rang bebend sich von meinem Munde
Der Schrei: „Auch du, mein Brutus, du?"
Doch unbeirrt von Schmerzensgluten,
Sandt ich in heiligem Ermuthen
Ihm, der mich frevelnd hieß verbluten,
Noch einen Gruß des Segens zu.
Gepriesen seist du, Weltengeist!
Der mich gelehrt, was Lieben heißt!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Geboren am 5. März 1816 im Städtchen Königswinter am Fuß des Siebengebirgs, erhielt Wolfgang Müller seinen ersten Unterricht zu Bergheim im Jülicher Lande, wo sein Vater im J. 1820 als Kreisphysikus angestellt worden war. Im J. 1827 kam er auf das Gymnasium zu Düsseldorf, wohin ihm seine ganze Familie im folgenden Jahre folgte, und ihm Gelegenheit gab, mit den Malern Achenbach, Rethel, Jean Becker und Reinick bekannt zu werden, in deren Umgang er die Kunst verstehen und würdigen lernte. Im J. 1835 bezog er die Universität Bonn, um Medizin zu studieren, neben welcher er die Poesie mit Eifer pflegte, in der er sich, von dem Philosophen Fichte aufgemuntert, schon auf dem Gymnasium versucht hatte. In Bonn übten Simrock und und Kinkel einflußreiche Wirkung auf den jungen Dichter, und auch die Bekanntschaft mit Kaufmann, Delius, Arens, Matzerath und Freiligrath wirkte belebend auf ihn. 1839 setzte er

sein Studium in Berlin fort, wo er im Herbst promovierte. Der Aufenthalt in Berlin brachte ihn in nähere Berührung mit Eichendorff, Bettina von Arnim, Kopisch, Kugler, Gruppe, Gutzkow und Laube. Nachdem er 1841 das Staatsexamen bestanden, kehrte er an den Rhein zurück, absolvierte in Düsseldorf sein militärisches Dienstjahr als Eskadronschirurg, gieng Anfangs 1842 nach Paris, wo er die Hospitäler besuchte, zugleich aber auch das dortige Leben nach allen höheren Beziehungen kennen lernte und im Umgang mit Heine, Herwegh und Dingelstedt vielfache Anregung erhielt. Nachdem er noch die rheinischen Bäder besucht hatte, ließ er sich in Düsseldorf als praktischer Arzt nieder, wo ihm trotz seiner Jugend beinahe die ganze Praxis seines Vaters zufiel, der um diese Zeit plötzlich gestorben war. Das Revolutionsjahr 1848 brachte ihn als Abgeordneten von Düsseldorf in das Frankfurter Vorparlament, worauf er sich indeß von der Politik zurückzog. Im J. 1853 verlegte er seinen Wohnsitz nach Köln, wo er zuerst seinen Beruf als Arzt fortsetzte, ihn aber später aufgab, und 1869 siedelte er nach Wiesbaden über. Er st. 29. Juni 1873 im Bade Neuenahr.

Wolfgang Müller hat seinen Ruf weit mehr seinen epischen Dichtungen, von denen später die Rede sein wird, als seinen lyrischen Poesien zu verdanken, doch auch diese haben zum Theil nicht bloß vorübergehenden Werth, wenn sie sich auch nicht durch große Eigenthümlichkeit auszeichnen. Nachdem er ziemlich zahlreiche Dichtungen in verschiedenen periodischen Schriften veröffentlicht hatte, gab er eine Sammlung unter dem Titel „Junge Lieder" (Düsseld. 1841) heraus, die er vermehrt als „Gedichte" (Frankf. 1847. 2. Aufl. Hann. 1857) erscheinen ließ. Wenn er auch hin und wieder die Kunstformen der klassischen und romanischen Poesie nicht verschmäht, so sehen wir ihn doch vorzugsweise im Anschluß an das Volkslied auftreten. Er bestrebt sich hauptsächlich deutsch zu sein und sucht daher den einfachsten Ausdruck für Gefühle und Gedanken. Dabei ist seine Darstellung frisch und lebendig, die Stimmung heiter und voll edler Lebenslust; doch gelingt ihm auch manches Lied mit ernstem Grundton. Neben der Liebe mit ihrem Glück und ihrem Schmerz, der Natur, dem Frühling und Herbst besingt er vorwiegend den Strom seiner Heimat, dessen anmuthige und romantische Ufer, den rheinischen Wein und die rheinischen Mädchen; ja selbst, wo er den Rhein nicht erwähnt, scheint dieser doch ihm vorgeschwebt zu haben; auch hat ihm dieß den Namen des vorzugsweise rheinischen Dichters erworben. Die Gedichte, die er unter der Ueberschrift „Haus und Heerd" vereinigt hat, sind der schöne Ausdruck liebenswürdiger Gemüthlichkeit und tiefen Gefühls für das häusliche Glück. Obgleich die Liebe zum Gesammtvaterland sich in seinen Dichtungen oft mit wohlthuender Wärme ausspricht, so finden sich doch keine eigentlichen politischen Lieder in den erwähnten Sammlungen; diese Richtung entspricht seinem Wesen so wenig, daß sein Versuch („Oden der Gegenwart". Düsseldorf 1848) ganz verfehlt ausfiel und man es ihm leicht ansieht, wie sie ihm nur durch die Zeitströmung gleichsam abgedrungen wurden.

1. Mein Herz ist am Rheine.

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn.
O, wo ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit sehnender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust,
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geschlecht,
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht!
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn.
O, möget ihr immer dieselben mir sein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

2. Hast du von den Fischerkindern.

Hast du von den Fischerkindern
Das alte Märchen vernommen,
Die auf dem schwanken Kahne
Allein ins Meer geschwommen?

Sie pflückten sich Wasserrosen,
Sie sangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
Im süßen Wechselspiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als sich der Tag entschwungen,
Sie kehrten nimmer wieder;
Ihr Name ist verklungen.

Und weißt du: wir sind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe;
Das Meer ist unsre Liebe,
Die wird uns wohl zum Grabe.

3. Stille.

Die Luft so still und der Wald so stumm
An dieser bewachsenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wiesenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen sprießen umher,
Rings fließen süße Düfte,
Ohne Rauschen ragt der Bäume Meer
Hoch in die sonnigen Lüfte.

Nur Amselschlag einsam und weit
Und Falkenschrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal grasende Rehe.

Natur, in dein Leben still und kühl
Liege ich selig versunken:
Ein süßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

4. Glückliche Liebe.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und bist du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

Einst holten wir Bursche die Birke voll Muth,
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Wie lachtest du, Herzlieb, verstohlen heraus!

Das Fest gieng vorüber, da gabst du zur Stund
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund;
Mein warst du, o Schatz, und, o Schatz, ich war dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit sein.

Und sieh, nicht umsonst stand die Ros' auf der Haid,
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid;
Wir theilten zur Erde den Tanz und das Lied,
Wir schnitten die Trauben und wurdens nicht müd'.

Jetzt stürmet der Winter so kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir sitzen zu Hause Ein Herz und Ein Sinn,
Im Herzen ist Sommer, blüht Liebe darin.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und kehrst du, für ewig vereint sind wir beid:
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

5. Wenn dir blond die Locken fliegen.

Wenn dir blond die Locken fliegen,
Kennst du kein Gefühl von Sorgen,
Welt und Leben siehst du liegen
Wie den grünsten Frühlingsmorgen;
Jubeln, singen, schwärmen, hoffen,
Das sind deiner Seele Triebe;
In das Herz, das heiter offen,
Kehrt als süßer Gast die Liebe.

Du empfängst sie, ach, mit Beben,
Pflegst sie weinend, pflegst sie lachend,
Weihst ihr all dein Thun und Streben,
Tage träumend, Nächte wachend;
Doch es trägt der Strom vorüber,
Kehrend nie, die Rosenblüthe,
Auch dein Leben zieht sich trüber,
Flieht die Jugend dem Gemüthe.

Aber ist verwelkt die Blume,
Sind die Becher ausgetrunken,
Wohl dir, glüht im Heiligthume
Deines Herzens treu der Funken,
Gieng dir nicht auf rauhen Wegen,
Innigkeit und Liebe scheiden,
Blieb die Liebe dir ein Segen
Auch im schmerzlich bittern Leiden!

Ob der Süd von Blumen glänze,
Farben wirken nicht und Düfte,
Wie im Norden, wo für Kränze
Karg die Erde, trüb die Lüfte.
Ach, die Liebe wird vergehen,
Weiß sie nur von Glück und Scherzen,
Mag in Wonne sie erstehen,
Heilig wird sie erst durch Schmerzen.

6. Sommersegen.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und schwillt die Frucht am Baume;
Die Lerche schweigt, die Biene nur
Schwärmt blühnden Linden nur entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir hinaus, stillernst versunken;
So wie die Welt von Sonnenpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn so sicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie ist so wonnig, voll und warm:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

Robert Eduard Prutz.

R. E. Prutz.

In der Geschichte der deutschen Literatr treten uns nicht selten Männer von Talent ohne Charakterkraft und wiederum eben so häufig Männer mit ehrenwerther Charakterkraft ohne hervorragendes Dichtertalent entgegen. Um so mehr haben wir diejenigen zu schätzen, bei denen sich Beides vereinigt findet. Es ist dies der Fall bei Robert Eduard Prutz, dessen Muth weder durch Verfolgung noch durch körperliche Leiden gebeugt werden konnte. Derselbe wurde am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren, in dessen Gymnasium er sich zu wissenschaftlichen Studien vorbereitete. Im J. 1834 bezog er die Universität Berlin, wo er sich, wie später in Breslau und Halle, dem Studium der Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte widmete. Nachdem er 1838 in Halle promoviert hatte, machte er eine große Reise, worauf er wieder in jene Stadt zurückkehrte und an den „Halle'schen", später „Deutschen Jahrbüchern" lebhaften Antheil nahm und von 1841 an nebst dichterischen Arbeiten eine Reihe sehr bedeutender Schriften im Gebiete der allgemeinen und der Literaturgeschichte herausgab, auf die wir am geeigneten Orte zurückkommen. Seine entschieden liberale Richtung zog ihm mancherlei Unannehmlichkeiten zu, so daß er sich schon im J. 1840 bewogen fand, nach Dresden zu übersiedeln, von wo er sich im folgenden Jahre nach Jena wandte. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange, er wurde polizeilich 1843 aus den Weimarischen Staaten ausgewiesen, weil er ein Gedicht an Dahlmann ohne Erlaubniß der Censurbehörde hatte drucken lassen. Er gieng wieder nach Halle, wo er sich zu habilitieren wünschte, was ihm jedoch nicht gestattet wurde, und als er 1846 nach Berlin gezogen wurde, gelang es ihm erst nach langem Kampf, die Erlaubniß zu literarhistorischen Vorlesungen zu erhalten, welche sich eines zahlreichen Besuchs erfreuten. Im J. 1847 übernahm er die dramaturgische Leitung des Hamburger Stadttheaters, wo er „Dramaturgische Blätter" herausgab; doch sagte ihm diese Stellung nicht lange zu; er gab sie auf und zog bald darauf wieder nach Dresden, wo er nach Ausbruch der Februarrevolution zahlreich besuchte Vorlesungen über die neuesten Zeitereignisse hielt. Im März 1848 begab er sich wieder nach Berlin, wo er im constitutionellen Club längere Zeit sehr thätig war, aber nur zu bald den Mangel an praktischem Sinn der ganzen Partei kennen lernte. Im November gieng er in seine Vaterstadt, wo er 1849 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Literatur an der Universität Halle erhielt. So erfolgreich er in dieser Stellung wirkte, weil es ihm wie Wenigen gelang, seine Zuhörer anzuregen und für höhere Anschauungen zu gewinnen, so fühlte er sich doch unbehaglich, theils weil er mit den Behörden in Konflikt kam, theils weil ihn der Neid einiger Kollegen in unangenehme Berührungen brachte; er gab daher 1859 seine Entlassung und nahm seinen Wohnsitz in Stettin, wo er zuerst mit Wolfsohn, dann allein das „Deutsche Museum" herausgab, das bald eine hervorragende Stellung unter den Zeitschriften verwandter Richtung einnahm. Fortgesetzte Kränklichkeit nöthigte ihn, später von der Redaktion zurückzutreten, aber er blieb nichts desto weniger literarisch thätig. Er starb nach längerem Unwohlsein am 21. Juni 1872 am Gehirnschlage.

Prutz trat zuerst als politischer Dichter auf, indem er dem Lied Becker's „Sie sollen ihn nicht haben" ein anderes entgegensetzte, „Der Rhein" (1), worin er in kräftigen Tönen aussprach, daß aller Gefahr, die von der Fremde her drohe, nur durch Freiheit im Innern erfolgreich begegnet werden könne, daher er den Fürsten zuruft, das Wort frei zu geben, und dem Volke, den knechtischen Sinn zu besiegen, der es für jeden Kampf unfähig mache. So wenig poetisch das Gedicht auch war, so konnte es bei der Kraft und Schönheit der Sprache, bei der Wahrheit der Gedanken nicht verfehlen, großen Eindruck zu machen, und die günstige Aufnahme, die es fand, zeichnete dem Dichter die Bahn an, die er weiter verfolgen sollte. Auch enthielten die „Gedichte" (Leipz. 1841. 4. Aufl. Ebd. 1857) und noch mehr die „Neuen Gedichte" (Zür. u. Winterth. 1843. 2. Aufl. Mannh. 1849) eine Reihe politischer Lieder, die sämmtlich von der vaterländischen und freien Gesinnung des Dichters zeugen und bei aller Entschiedenheit doch nie in die stürmische Schwärmerei Herweghs verfallen, sondern immer eine gewisse Mäßigung bewahren, und sich auch darin von anderen politischen Liedern unterscheiden, daß sich in ihnen ein klarer Gedanke ausspricht, weil der Dichter wußte, was er wollte. Weil er aber wußte, was er wollte, muß man be-

dauern, daß er in seinen Liedern den Gedanken nicht scharf genug zusammendrängte, sondern sich in rhetorische Breite verlor, wodurch der Eindruck nothwendig abgeschwächt werden mußte. Wie viel wirkungsvoller würde z. B. „Die Rechtfertigung" sein, in welcher er die politische Poesie ihren Gegnern gegenüber in Schutz nimmt, wenn sie um die Hälfte kürzer wäre und die Gegensätze dadurch kräftiger hervorträten, abgesehen davon, daß die vorletzte Strophe durch ihre ins Niedrige verfallende Haltung störend eingreift. Auch „Die erste Saat", ein durch Tiefe der Empfindung ausgezeichnetes Gedicht, würde gewinnen, wenn die einzelnen Gedanken weniger breit ausgesponnen wären. Selbst kürzere Lieder sind zu weit ausgedehnt. So würde die „Freie Presse", in der er mit glücklichem Witz die gesetzliche Bestimmung verspottet, daß nur Schriften von zwanzig Bogen censurfrei sein sollten, gewiß größeren Effekt machen, wenn die zwei letzten Strophen nicht noch angeschweißt wären, die einem ganz andern Gedankengang angehören. Am gelungensten sind die Gedichte mit satyrischer Haltung, so das „Lügenmärchen", in welchem der Dichter ein politisches Schlaraffenland schildert, ohne Adel, Soldaten, Pässe, Spione, Censur, Philosophen, Pietisten, wo die Volksdeputirten sich frei äußern dürfen und die Theologen voll Sanftmuth sind. Eben so vortrefflich ist „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", eine gelungene Parodie auf Freiligraths bekanntes Gedicht mit der nämlichen Ueberschrift. Wie dieser sich nach Arabien wünscht, um ein bewegtes Leben zu führen, so Prutz nach der Türkei, um, von jeder Aufregung und jeglicher Theilnahme an den Welt- und Menschengeschicken frei, in sinnlicher Behaglichkeit gedankenlos das Dasein hinzuträumen. Der zweite Theil des Gedichts, in welchem er ausmalt, was er thun würde, wenn er Großvezier würde, enthält nur einige gute Stellen, steht im Ganzen aber im Widerspruch mit der ersten Abtheilung. Je entschiedener und treuer der Dichter an seiner Ueberzeugung fest hielt, um so mehr mußte er den flauen Liberalismus mit seinen hochtrabenden Phrasen verachten; diesem Gefühl hat er in dem Gedicht „Pereant die Liberalen" (2) wenn auch nicht poetischen, doch schneidenden Ausdruck gegeben, ohne freilich dadurch, wie die neuesten Erfahrungen gezeigt haben, die Feigheit in Muth verwandeln zu können.

Unter den Liebesliedern der „Gedichte" sind diejenigen auszuzeichnen, welche den Schmerz über verlornes Glück schildern, und auch die Sonette des nämlichen Inhalts sind in Bezug auf Form und Gedanken bemerkenswerth; doch werden sie von den erotischen Gedichten in der späteren Sammlung „Aus der Heimath" (Lpz. 1858) weit überboten, in denen das Glück des Besitzes und Genusses mit den lebendigsten Farben sinnlicher Glut dargestellt wird. Freilich scheinen sie manchmal die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten, („Hymnen der Nacht"). Dagegen finden sich auch nicht wenige, die bei aller Wärme der Empfindung von großer Zartheit sind, so die „Abendstille" (3), „Liebe" (4) und „Erinnerung" (5). In ähnlicher Weise, doch mit verhältnißmäßig größerer Mäßigung besingt der Dichter in zwei folgenden Sammlungen „Aus goldenen Tagen" (Prag 1861) und „Herbstrosen" (München 1865) das Liebesglück und zeigt sich auch in diesen als Meister der Form und der Sprache, sowie er eine Fülle von neuen sinnreichen Gedanken entfaltet.

Die verschiedenen Sammlungen enthalten auch eine Reihe von erzählenden Gedichten, in denen wir die nämliche Formvollendung, die nämliche Herrschaft über die Sprache finden, wie in den lyrischen Gedichten; aber auch hier verliert sich der Dichter oft zu sehr in Ausmalung des Einzelnen, wodurch wie dort die Wirkung wenn nicht vernichtet, doch wenigstens gestört wird. Auch ist die lyrische Beschaulichkeit zu stark vorwiegend, die Ausführung zu wenig dramatisch lebendig. Bei allen diesen Mängeln sind manche Balladen von großer Schönheit; wir erwähnen vor Allem „Die Mutter des Kosaken", deren Mittheilung allein der allzu große Umfang verbot, „Liebesrache" und „Bretagne". „Ein Märchen", das zuerst abgesondert erschien (Lpz. 1841), erinnert durch die humoristische Haltung an Wieland, und erfreut durch den vollendet schönen Bau der Stanzen, die sich in großer Leichtigkeit bewegen und von außerordentlichem Wohllaut sind. Allein das Ganze macht doch keinen angenehmen Eindruck. Eine Allegorie ist nur dann ein Kunstwerk, wenn das Bild an sich, welches eine Idee oder eine Reihe von Gedanken zur Anschauung bringen soll, in sich so vollkommen abgeschlossen ist, daß es auch Wohlgefallen erregt, wenn man an die darunter verborgene Idee nicht denkt oder sie nicht einmal versteht, wie wir in „Mahomets Gesang" von Göthe ein unübertreffliches Muster haben. Das „Märchen" von Prutz aber kann nur einigermaßen befriedigen, wenn man fortwährend daran denkt, daß er das Geschick des deutschen Volks darstellen wollte, welches sich in den Befreiungskriegen für seine Fürsten aufopferte, den Riesen Napoleon bezwang, zum Lohn aber mit Versprechungen hingehalten wurde, bis man sich stark genug fühlte, das Verlangen nach der verheißenen Freiheit mit Gewalt zu unterdrücken.

1. Der Rhein.

1840.

Der deutsche Rhein! — Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein! — Gedächtniß unsrer Siege,
Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die in heilgem Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft!—

Ich sah ihn auch — es waren böse Zeichen,
Novemberwolken hiengen drüber hin,
Nicht strömen, nein, mich dünkt, ich sah sie schleichen,
Die goldne Flut wie eine Bettlerin:
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf.

Ich sah das Land — die Trauben sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn,
Ließ weit hinaus mein flammend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien:
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felsen mir bereit;
Doch grad heraus: man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es, ist gefeit!

Wer hat nun Recht, zu sagen und zu singen
Vom freien Rhein, dem freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so muthig klingen,
Beim ewgen Gott, sie dünken mich wie Hohn!
Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niedersenken
Mit bittern Thränen voller Zorn und Scham!

Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen:
Dich schließ im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängerart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt!
Euch Deutschen gilt es, nah und fern, euch Allen,
So weit ein Hauch von deutschem Munde fliegt:
Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu bestehn;
Nicht jene Burgen werden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir, werden schweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

S gibt einen andern, kräftigern Genossen,
Als jener Trümmer bröckelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
Der siegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer ists, das unauslöschlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
Drum frisch gewagt und euch mit ihm verbündet:
Es ist der deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen,
So wird das Andre sich von selbst befrein.
Wagts und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebts ein hellres, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif! Ich wags und sag es laut;
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größres auch vertraut!

Sei deutsch, mein Volk! Verlern den krummen Rücken,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth gestittigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht —
Ein offnes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. —

So wirds erreicht! Und wann in künftgen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Denn dann gelangs, ihn ewig fest zu flechten,
Die goldne Freiheit soll die Fessel sein;
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!

2. Pereant die Liberalen.

1845.

Pereant die Liberalen,
Die nur reden, die nur prahlen,
Nur mit Worten stets bezahlen,
Aber arm an Thaten sind;
Die bald hier-, bald dorthin sehen,
Bald nach rechts, nach links sich drehen,
Wie die Fahne vor dem Wind:
Pereant die Liberalen!

Pereant die Liberalen,
Jene blassen, jene fahlen,
Die in Zeitung und Journalen
Philosophisch sich ergehn;
Aber bei des Bettlers Schmerzen
Weisheitsvoll mit kaltem Herzen
Ungerührt vorübergehn:
Pereant die Liberalen!

Pereant die Liberalen,
Die bei schwelgerischen Mahlen,
Bei gefüllten Festpokalen
Thurm der Freiheit sich genannt,
Und die doch um einen Titel,
Censor werden oder Büttel
Oder gar Denunciant:
Pereant die Liberalen!

3. Abendstille.

Nun ruht die Welt mit Schweigen,
Der laute Tag verrann,
Die goldnen Sterne steigen
Helleuchtend himmelan;
Rings, wie mein Ohr mag lauschen,
Ist Alles stumm und todt,
Nur leise Wellen rauschen,
Geküßt vom Abendroth.

O Liebste, komm und neige
Dein lächelndes Gesicht,
Wie durch die dunkeln Zweige
Des Mondes Silber bricht;
Ein seliges Ermatten
Schließt leis mein Auge zu,
O komm in diese Schatten,
So weich, so mild wie du!

Von deinem Arm umschlungen,
Gelehnt an deine Brust:
O holde Dämmerungen,
O nächtlich süße Lust!
Nichts bietet mehr das Leben
Und Nichts die Erde mir,
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht versenkt in dir!

4. Liebe.

Was die Liebe kann begehren,
Liebe darf es frei gewähren.

Was von Liebe ward verschuldet,
Gern von Liebe wirds geduldet.

Alles Fehlen, alles Irren,
Liebe weiß es zu entwirren;

Trägt mit seliger Geberde
Alle Noth und Schuld der Erde;

Am Geliebten jeden Flecken
Weiß sie sorgsam zu verdecken;

Ja, ihn völlig freizusprechen,
Lächelnd theilt sie sein Verbrechen.

5. Erinnerung.

Und hast du recht geliebt einmal,
Sei dirs zur Freude, seis zur Qual,
O halte das Gedächtniß fest,
Auf daß es nimmer dich verläßt.

Gieb ihm als deinem besten Schatz
Im tiefsten Herzen einen Platz.
Gleich wie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den du geschickt,
Und jeden Kuß, der dich erquickt,
Und selbst der Trennung bittern Schmerz,
O schließ es Alles treu ins Herz:

Auf daß, wenn einst nach Jahren spät
Der Frost des Alters dich umweht,
Du an verschwundner Tage Glück
Noch laben magst den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So spielt um dich Erinnerung
Und macht das alte Herz dir jung.

Die Rose welkt wohl über Nacht,
Vergänglich ist der Erde Pracht,
Nur was du liebst, o Herz, ist dein;
Das soll dein Trost im Sterben sein.

Victor Friedrich (von) Strauß.

Victor Friedrich Strauß, geb. zu Bückeburg am 18. Sept. 1809, verlor seine Eltern frühzeitig; doch hinterließen sie ihm so viel Vermögen, daß er seiner Neigung, sich der Wissenschaft zu widmen, folgen konnte. Er besuchte die Gymnasien zu Bückeburg und Lemgo, sowie das Pädagogium zu Halle; dann wirkte ein mehrmonatlicher Aufenthalt zu Dresden, wo er mit Tieck bekannt wurde, und häufig mit den dort lebenden Künstlern verkehrte, vielfach fördernd auf ihn. Zwischen den Interessen für Kunst, Poesie und Speculation schwankend, entschloß er sich auf besondere Anregung zum Rechtsstudium und bezog zu diesem Zwecke die Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen, ohne dabei jenen Interessen untreu zu werden. Im J. 1832 trat er in den Staatsdienst. Durch Zeiterscheinungen hervorgerufenes Bedürfniß veranlaßte ihn, nach einigen Jahren ein vollständiges theologisches Studium durchzumachen, welches seine spätere religiöse Richtung bestimmte. Seit dem J. 1840, in welchem er zum Archivrath ernannt wurde, begann er auch an den Naturwissenschaften lebhaften Antheil zu nehmen. Im J. 1846 brachte ihn eine Sendung nach Berlin in Beziehung zu den bedeutendsten dort lebenden Männern. Während des Revolutionsjahres 1848 stand er an der Spitze der conservativen Partei, was ihm die Ernennung zum Cabinetsrath erwarb; und als 1850 der Bundestag seine unterbrochene Thätigkeit wieder aufnahm, wurde er zum Gesandten an demselben und zum Geh. Cabinetsrath ernannt. Im J. 1851 nahm er als fürstlicher Bevollmächtigter Antheil an den Ministerialconferenzen in Dresden, nach deren Beendigung ihm der österreichische Adel verliehen wurde. Seitdem lebte er abwechselnd in Bückeburg und in Frankfurt a. M., bis die Ereignisse von 1866 seiner Stellung als Bundestagsgesandter ein Ende machten; jetzt in Dresden.

Ursprünglich den freisinnigen Ansichten in Bezug auf Kirche und Staat huldigend, wendete er sich in der Folge entschieden der entgegengesetzten Richtung zu, in beiden Verhältnissen durch die Ueberstürzung der Parteien veranlaßt. Das bekannte „Leben Jesu" seines Namensvetters

in Tübingen machte auf ihn einen so mächtigen Eindruck, daß er, als er schon in den Staatsdienst getreten war, gründliche theologische Studien machte, hebräisch lernte, sich mit Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte beschäftigte und in Folge davon die Ueberzeugung gewann, daß die Wahrheit nur im strengkirchlichen Lehrbegriff zu finden sei. Wie entschieden liberal er in frühern Jahren war, bezeugen manche Gedichte aus jenen Zeiten, in denen er sich gegen jede Bevormundung des Geistes ausspricht, die Censur verdammt, sogar zur That auffordert und die Reaction scharf züchtigt, so z. B. in „Publikandum" mit dem Refrain: „Doch Pharao der Weise spricht: Ruh ist die erste Bürgerpflicht; Haltets Maul und murret nicht!" Die unklare Schwärmerei des Jahres 1848, die Zerrissenheit der liberalen Partei und deren unverständige Uebertreibungen zogen ihn in das conservative Lager, dem er von da an immer getreu geblieben ist. Dieser Wechsel der Ueberzeugung, der wohl zu bedauern, aber auch zu entschuldigen, ja sogar zu rechtfertigen ist, hatte natürlich auch den größten Einfluß auf seine Dichtung, die von nun an den Charakter der strengsten Kirchlichkeit und des entschiedensten Conservatismus annahm. Wenn er früher besonders Lebensfröhlichkeit und Naturfreude besang, wurde später das gläubige Christenthum vorzugsweise der Mittelpunkt seiner Dichtung. Daß aber sein Talent sich gleich blieb, daß er in seinen spätern Poesien nicht nur die schöne Form bewahrte, die seine früheren auszeichnet, sondern auch seine Gedanken mit gleicher poetischer Innigkeit darstellte, bürgt dafür, daß er nicht, wie leider so manche Andere, bloß äußerlich und aus materiellen Gründen sich bekehrt hatte.

Sein dichterischer Charakter tritt schon in der ersten Sammlung, die er veröffentlichte („Gedichte" Bielefeld 1841) in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Kraft hervor. Die gewandte Behandlung des Verses und Reims und die einfache, aber wirkungsvolle Darstellung wird durch die Tiefe und Wahrheit der Empfindung gehoben, mit welcher er jeden Stoff veredelt, mag er häusliche Verhältnisse, die Liebe zur Mutter (1) oder zum Kind (3), das Erwachen der ersten Liebe (2), die Liebe zum Vaterlande (4) oder auch die Natur und die gesellige Freude besingen. Nirgends begegnet man hochtrabenden Phrasen, nirgends gemachter oder geheuchelter Begeisterung, überall spricht sich edle und tüchtige Gesinnung aus. In den „Elegien" finden sich außerordentlich schöne Stellen, sie führen bestimmte Situationen mit großer Gewandtheit durch. Die „Epigramme" (7—11) zeichnen sich durch sinnreiche Gedanken und glückliche Behandlung der metrischen Form vortheilhaft aus. Die meisten sind reflektierend, manche satyrisch bitter gegen Mystiker, Jesuiten und Heuchler. Die religiösen Lieder (5. 6) entspringen aus dem lebendigsten Gottvertrauen und berühren um so wohlthätiger, je weniger sie phrasenhaftem Pietismus huldigen. So streng kirchlich er sich in den „Liedern aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr" (Hamb. 1843) bewegt, so hält er sich doch auch in diesen fern von aller pietistischen Redseligkeit. Am wenigsten genügt die letzte Sammlung „Weltliches und Geistliches in Gedichten und Liedern" (Hamb. 1856), wo der Dichter vor dem Parteimann zurücktritt.

1. Meine Mutter.

Längst haben sie dich geschlagen
Ins weiße Leichentuch,
Du, deren Schooß mich getragen,
Du, die mich im Herzen trug.

Liegst selber im Mutterschooße,
Das Moos wächst über den Stein;
Die Welt, die verwandelte, große,
Hat lange vergessen dein.

Die dein gedachten mit Danken,
Die reden längst nicht mehr,
Es waren die Armen, die Kranken;
Sie schlafen rings um dich her.

Wie haben so frühe begrabend
Sie dich hinunter gebracht!
Mein Frühroth war dein Abend,
Mein Morgen deine Nacht.

Voll Lieb und Dankes küssen
Wollt ich die Hände dein,
Da hab' ich dich suchen müssen
Tief unter dem kalten Stein.

O könnt ich dich umschlingen!
Wie ward meine Liebe so neu!
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all deine Liebe und Treu?

Deine Enkel will ich führen
Einst an den moosigen Stein;
Da soll dein Hauch sie berühren,
Dein frommer Geist sie weihn.

2. Zusammentreffen.

Kühl und stille wars in mir
Wie am Quell im Thale,
Eh ich Stuhl an Stuhl bei ihr
Saß zum ersten Male.

Aber als ich mit ihr sprach,
Glitt ihr Tüchlein nieder,
Bückt' ich selbst mich schnell darnach,
Bückt' sie sich hinwieder.

Plötzlich streifte Stirn an Stirn,
Streifte Wang an Wange.
Taumelnd ward mirs im Gehirn
Und die Brust schlug bange.

Lachend fuhr sie rasch zurück,
Und ich mußte gehen;
Doch seit jenem Augenblick
Ists um mich geschehen.

Immer taumelt mirs im Hirn,
Schlägts im Busen bange,
Immer fühl ich Stirn an Stirn,
Fühl ich Wang an Wange;

Und die Glut im Herzensgrund
Wird mich noch ersticken,
Darf ich nicht bald Mund an Mund,
Brust an Brust sie drücken.

3. Mein Kind.

Komm, lieber Knabe, des Vaters Lust,
Komm, schmiege dich eng an meine Brust;
Laß tief in die blauen Augen mich sehn,
So rein und so heilig, so freudig und schön.

Als ich deine Mutter ins Haus gebracht,
Hat ein Engel Wohnung bei mir gemacht;
Und dennoch waren wir einsam und arm,
Bis sie dich mir gelegt in den Vaterarm.

Da stieg mit unsäglicher Liebesgewalt
Der Himmel herunter in Kindesgestalt,
Er strahlte aus deines Auges Schein
Unschuldig und selig und fromm und rein.

O könnt ich bewahren so rein dich und gut,
Dich nimmer entlassen aus treuer Hut,
Vor den Stürmen des Lebens dich halten warm,
Wie du friedlich da lächelst in meinem Arm!

Doch leis, unhörbar und flügelgeschwind
Die Zeit uns über die Häupter rinnt.
Sie reift dich zum Knaben, zum Jüngling, zum Mann;
Du blickst in die Ferne und schreitest von dann!

Du baueſt dir eigenes Haus und Herd,
Viel Andere werden dir lieb und werth;
Dich trägt auf Flügeln die junge Zeit,
Die Eltern bleiben dahinten weit.

Dann ists nicht anders, es mag dann sein!
Doch noch, mein Knabe, noch bist du mein.
Komm, lieber Knabe, des Vaters Lust,
Komm, schmiege dich eng an meine Brust!

4. Der geheime Bund.

Laut an offner Tafelrunde,
Wo auch Horchern Nichts entschlüpft,
Singen wir von einem Bunde,
Den wir heimlich angeknüpft.
Willkür und Gewalt erschrecken,
Wenn er handelt, wenn er spricht;
Doch er ist nicht zu entdecken,
Zu zersprengen ist er nicht.

Sonst geschahs, daß man im Dunkeln
Sich mit Hand und Mund verschwor,
Sich berieth beim Sternenfunkeln,
Sich besprach von Ohr zu Ohr.
Andre Zeiten, andre Leute;
Denn die Leute sind die Zeit.
Frank und frei bekennt man heute
Diesem Bunde sich geweiht.

Und so lassen wir ihn leben!
Daß er sich in seiner Macht
Wie ein Löwe mög erheben,
Der aus seiner Ruh erwacht;
Daß er wie die Sonne wandle
Nach des Morgens Purpurlicht,
Daß er wachse, wirke, handle,
Bis die letzte Fessel bricht.

Leise keimts in seinen Saaten;
Ja, die Ernte kommt heran,
Und wir dürfen ihn verrathen,
Den man nicht verrathen kann:
Von des Rheines goldnen Fluten
Bis an Polens blutgen Sand
Ists der stumme Bund der Guten
Für ein freies Vaterland.

5. Beruhigung.

O mein Herz, gieb dich zufrieden
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was Er will!
Harre nur! vertraue still!
Geh des Wegs, den Er dich sendet!
Er begann und Er vollendet.

Hüllt Er dich in Dunkelheiten,
So lobsing Ihm aus der Nacht;
Sieh, Er wird dir Licht bereiten,
Wo dus nimmermehr gedacht.
Häuft sich Noth und Sorg umher,
Wird die Last dir allzuschwer,
Faßt Er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär auch alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich, —
Dank Ihm; o der Herr ist freundlich,
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank Ihm, Er schickt seinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kennst du nicht sein Morgenroth?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm und Wind
Boten seines Willens sind;
Und kanns nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann Er senden.

O so laß denn alles Bangen!
Wirke frisch, halt muthig aus!
Was mit Ihm du angefangen,
Führet Er mit dir hinaus.
Und ob Alles widersteht,
In Vertraun und in Gebet
Bleib am Werke deiner Hände,
So führt Ers zum schönsten Ende.

6. Gottvertrauen.

Bist Du, Herr der Meere,
Nur mit uns im Nachen,
Wenn des Himmels Stürm erwachen,
Wenn die Wellen wüthen
Und das Schiff bedecken, —
Dann soll uns ihr Grimm nicht schrecken:
Denn zu Dir
Rufen wir
Und Dein Wort und Winken
Heißt die Wogen sinken.

Wenn wir Dich nur haben,
Mag die Erde zittern,
Thürm und Mauern niedersplittern,
Mag der Flamme Wüthen
Wider uns sich kehren,
Häuser, Hab und Gut verzehren,
Menschenwuth,
Mord und Blut,
Haß und Feindestücken
Mögen auf uns rücken.

Laß den Höllenfürsten
Unsern Frieden stören,
Fleisch und Blut in uns empören,
Laß die Hand des Todes
Ihre Sichel schärfen
Und den Leib zu Boden werfen,
Laß verzagt,
Angeklagt
Ihrer Sünd' und Fehle,
Zittern Herz und Seele: —

Wenn wir Dich nur haben
Und in solchen Tagen
Glauben als ein Senfkorn tragen,
Wirst auf unser Rufen
Du in Eil erwachen
Und des Kampfs ein Ende machen.
Auf Dein Wort
Ist sofort
Jeder Sturm geschieden,
Ringsum Still und Frieden.

Herr, auf Deinem Schiffe
Laß mit Dir uns fahren,
Dräun auch Stürme mit Gefahren
Die auf Dich vertrauen,
Nie mit Kleinmuth zagen,
Werden dennoch staunend sagen:
Wie ist der
Hoch und hehr,
Dessen Wort und Dräuen
Erd' und Himmel scheuen.

7. Die Biene in der Blume.

Bist du so spät noch, Bienchen, hinein in die Blume geflogen,
Daß der geschlossene Kelch plötzlich gefangen dich hielt?
Summend bewegst du umsonst die geschwungenen Flügel und müht dich,
Ihr zu entfliehen, umsonst gegen die duftende Wand.
Komm, ich befreie dich schnell! — O weh, mit schmerzlichem Stiche
Lohnest du mir, und drückst tiefer dich nur in den Kelch? —
Doch ich verstehe dich, Bienchen, es nahm dich Liebe gefangen,
Und mein eigenes Herz, Bienchen, erkenn' ich in dir.

8. Genial.

Nur wo die göttliche Strenge der Form mit der göttlichen Freiheit
Ewgen Gehaltes sich paart, waltet des Genius Hauch.

9. Material.

Nicht an dem Sandstein liegts, noch am Marmor. Genius, bilde!
Und den verachtetsten Stein adelt die göttliche Form.

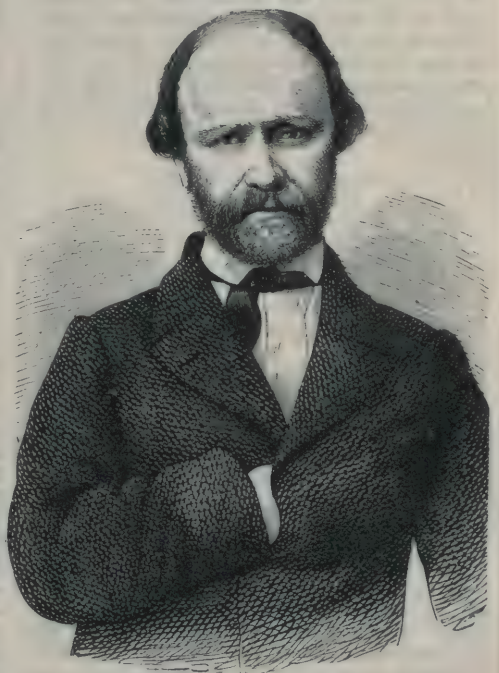
10. Volksthümlich.

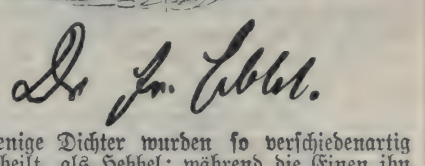
Schön prangt dir in der Hand die zerbrochene Blüthe des Apfels;
Doch von dem Stamme getrennt, schwellet sie nimmer zur Frucht.
Siehe, so fruchtlos wird dein edelstes Streben verwelken,
Das du getrennt von des Volks Leben und Glauben verfolgst.

11. Das Epigramm.

Sei, Epigramm, wie die Bien und saug aus Blüthen den Honig,
Doch in die täppische Faust bohre den Stachel mit Lust.

Friedrich Hebbel.





Wenige Dichter wurden so verschiedenartig beurtheilt, als Hebbel; während die Einen ihn für einen Stern erster Größe erklärten und von ihm eine neue Epoche in der deutschen Poesie erwarteten, sahen Andere in ihm nur ein Talent sehr untergeordneten Ranges. Es ist daher nöthig, seine Dichtungen einer gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen.

Friedrich Hebbel, geb. am 18. März 1813 zu Wesselburen, einem Dorfe in Dithmarschen, erhielt einen nur sehr dürftigen Unterricht; um so größeren Einfluß übten das nahe Meer, so wie die alten Sagen und die Geschichten aus der Heldenzeit seines Volks auf seine regsame Phantasie. Er selbst nennt in einem Briefe die Nordsee seine Amme. Außer der Bibel und geistlichen Liedern waren die alten Volksbücher von Siegfried und Genovefa lange Zeit seine einzige Lektüre, deren nachhaltiger Einfluß sich in der Wahl der von ihm später behandelten Stoffe (Judith, die Nibelungen, Genovefa u. s. w.) kund giebt. Als er 15 J. alt war, wurde er Schreiber bei dem Vogt seines Kirchspiels,

wo er bis zu seinem 22. J. aushalten mußte, so viele Pläne er auch machte, eine angemessenere Stellung zu erringen. Endlich gelang es ihm, die Theilnahme der bekannten Schriftstellerin Amalie Schoppe, geb. Weise, zu gewinnen, der er einige lyrische Gedichte zugeschickt hatte. Sie veranlaßte ihn, nach Hamburg zu ziehen, wo er sich für die Universität vorbereitete. Er gieng zuerst nach Heidelberg, dann nach München, wo er sich Anfangs neben der Jurisprudenz mit Philosophie beschäftigte, gegen die er bald einen unbezwinglichen Widerwillen faßte, so daß er sie ganz aufgab und sich dem Studium der Geschichte und der Literatur zuwandte. In München entstanden viele lyrische Gedichte und er gieng dort auch mit Plänen für dramatische Arbeiten um, wie er selbst berichtet:

„Hier zeigte wie im Traume
Sich mir die Judith schon,
Dort unterm Tannenbaume
Sah ich den Tischlersohn;
Da drüben winkte leise
Mir Genovefas Hand,
Und in des Weihers Kreise
Fand ich den Diamant."

Nach Vollendung seiner Studien und Erwerbung der Doctorwürde kehrte er nach Hamburg zurück, wo er sich ganz der Poesie widmete und rasch nach einander die „Judith", die „Genovefa" und den „Diamant" dichtete. Während des großen Brandes wäre er beinahe vom wüthenden Pöbel erschlagen worden, der ihn für einen Engländer hielt; sein Plattdeutsch rettete ihn. Bald darauf reiste er nach Kopenhagen, wo er mit Oehlenschläger und Thorwaldsen vertraute Bekanntschaft schloß; König Christian VIII. bewilligte ihm ein Reisestipendium. Er gieng zuerst nach Paris, wo er sich ein Jahr aufhielt, darauf nach Rom, wo er ausschließlich mit Malern umgieng, und nach Neapel, wo er besonders mit Mommsen, Hettner und A. Stahr verkehrte. Als er nach anderthalb Jahren Italien verließ, hatte er die Absicht, sich dem akademischen Lehrfach zu widmen und nach Kopenhagen zurückzukehren; auf der Rückreise lernte er die begabte Schauspielerin Christine Enghaus kennen, die ihn so fesselte, daß er seinen Aufenthalt von Tag zu Tag verlängerte, und sich endlich mit ihr vermählte und Wien zu seinem bleibenden Wohnsitz wählte. Im J. 1848 nahm er an den politischen Bewegungen Antheil, trat jedoch allmählich zu der gemäßigt liberalen Partei zurück, so daß er nach dem Siege der Reaktion unangefochten blieb. Er starb am 13. Dec. 1863.

Hebbels Ruhm gründet sich zunächst auf seine dramatischen Dichtungen, doch haben sich auch seine lyrischen und epischen Gedichte viele Freunde erworben. Wir haben zunächst nur über diese zu berichten.

Ein römischer Magister, sagt Hebbel in „Horaz und seine Regel", habe vor fast zweitausend Jahren den Dichtern den Rath gegeben, ihre Werke sieben Jahre lang (Horaz spricht sogar von neun Jahren) im Pulte liegen zu lassen, ehe sie dieselben herausgäben; dieser hohle Spruch halte sich dogmengleich noch immer oben, „Und platter Köpfe gibts genug, Die ihn als tiefe Weisheit loben". Nicht was mühsam zusammengereimt werde, sondern was frisch und lebendig aus dem Busen quelle, sei wahre Dichtung. Hebbel ist hier in einem Irrthum befangen, den man so häufig bei Dichterlingen findet, und der auf vollständiger Verkennung der dichterischen Thätigkeit beruht. Der dichterische Gedanke mag wohl die plötzliche, blitzgleiche Eingebung des Genius sein, die künstlerische Gestaltung kann nur Sache der reiflichen Ueberlegung sein; wo diese fehlt, wird ein Gedicht wohl durch den poetischen Gehalt erfreuen, nicht aber von bleibender Wirkung sein können. Wenn aber Hebbel behauptet, daß kein Geist noch jene Regel befolgt habe, der für die Ewigkeit gedichtet, so hat er vergessen, daß Göthe seine „Iphigenie" gerade sieben Jahre lang im Pulte behalten hat, ehe er sie veröffentlichte, vergessen, daß, obgleich sich in der ersten prosaischen Bearbeitung schon alle poetischen Elemente vorfinden, die das Drama beleben, diese eben doch noch nicht das vollendete Kunstwerk war, als welches es in der letzten Bearbeitung erscheint. Freilich macht die ängstliche Sorgfalt für die äußere Form ein Werk noch nicht zu einer Dichtung im wahren Sinne des Wortes, wenn es seine Entstehung nur der nüchternen Reflexion verdankt und nicht der schöpferischen Eingebung der Phantasie, aber eben so wenig wird es auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen können, wenn der Dichter bei der ersten mehr oder weniger unvollkommenen Gestaltung stehen bleibt. Hebbel scheint zwar selbst seinen Irrthum einigermaßen eingesehen zu haben, denn als er seine „Gedichte" (Hamb. 1842) und seine „Neuen Gedichte" (Lpz. 1848) neu herausgab: „Gedichte. Gesammtausgabe, stark verm. u. verb." (Stuttg. u. Augsb. 1857), so hat er in dieser nicht nur eine nicht kleine Anzahl ganz weggelassen, welche er für verfehlt ansah, sondern auch manche andere wesentlich verbessert, und diese Veränderungen beschränken sich nicht etwa bloß auf metrische Verbesserungen oder auf angemessenere Darstellung im Einzelnen, sondern er hat oft die ganze Anlage und Gestaltung eines Gedichts geändert, theils durch Auslassung, theils durch Hinzufügung ganzer Strophen, oder auch durch Umstellung derselben. Aber im Allgemeinen fehlt seinen lyrischen und kleineren epischen Gedichten doch die künstlerische Gestaltung und Ausführung; die Gedichte erscheinen uns in der Form, die er ihnen im ersten Feuer des poetischen Schaffens gegeben, wo dieses ihn so vollständig in Anspruch nahm, daß die Rücksicht auf künstlerische Gestaltung ganz zurücktrat. Wenn daher auch seine Gedichte durch den Reichthum der poetischen Gedanken, durch die Genialität der Anschauungen zur Bewunderung hinreißen, so wird dieselbe durch die mangelhafte Gestaltung gar sehr geschwächt. Die Sprache versteigt sich oft ins Uebertriebene, Schwülstige und Absonderliche, öfters sinkt sie bis zur Trivialität herab, der Ausdruck wird oft mitten im erhabensten Schwung matt und prosaisch. Ja es kommt sogar vor, daß der Reim ihn zu seltsamen und abenteuerlichen Gedanken zwingt, so, wenn es im „Scheidelied" heißt:

„Kein Lebewohl, kein banges Scheiden,
Viel lieber ein Geschiedensein!
Ertragen kann ich jedes Leiden*),
Doch trinken kann ich's nicht wie Wein."

Wenn er in dem Gedicht „Bei einem Gewitter" wünscht, „in einem Blitz zu verspritzen, was er an Kraft und Muth besitzt, müßt dann auch auf ewig ruhn", so erscheint der an sich gute Gedanke abenteuerlich, weil er unklar ausgedrückt ist.

Eben so begegnet man nichtssagenden Phrasen, wie wenn es in dem nämlichen Gedicht heißt:

„Das nenn' ich eine Abschiedsstunde,
Die leere Ewigkeiten würzt."

Es ist um so mehr zu bedauern, daß Hebbel auf die Abrundung und künstlerische Gestaltung seiner Gedichte zu wenig Werth legte, als sich in beinahe allen ein echt poetischer Keim findet und manche, die er mit mehr Liebe behandelt zu haben scheint, wie „Das alte Haus" (1), „Meeresleuchten" (2), beinahe als vollendet bezeichnet werden können. Von großer Schönheit ist die Ode „Auf dem Meer" (3), dessen Composition an den von ihm so sehr verlästerten Horaz erinnert. Die „Offenbarung" zeugt von tiefer Innigkeit des Gefühls und ist auch formell untadelhaft.

Die Sonette, deren Form er nicht immer beherrscht und die oft Härte der Sprache und Unrichtigkeit des Metrums zeigen, sind meist zu abstrakt gehalten. Er bedient sich dieser Form oft, um seine Unzufriedenheit mit den bürgerlichen und politischen Verhältnissen auszudrücken, wie in dem Sonett „Die menschliche Gesellschaft" (5), dessen Schärfe zur Bitterkeit sich steigert. Unter den Elegien zeichnen wir „Die deutsche Sprache" (6) aus, nicht weil sie eben Neues bietet, sondern weil sie alte Wahrheiten wiederholt, die den neuen Dichtern und Prosaikern nicht eindringlich genug ans Herz gelegt werden können. Das Haschen nach selbstgebildeten Wörtern zeugt sehr häufig weit eher von Spracharmuth als von neuen Gedanken und Begriffen.

Die zahlreichen Epigramme sind von sehr verschiedenem Werth; doch überwiegt die Zahl der mittelmäßigen und ungenügenden die der guten weit. Hebbel hat jeden zufälligen Gedanken in Verse gebracht, der sich im Lauf des Gesprächs wohl gut ausnimmt, aber bedeutungslos erscheint, sobald ihm eine metrische Form gegeben wird. Zudem beherrscht er diese keineswegs, namentlich sind die Pentameter gewöhnlich lahm (in einem derselben finden sich eilf einsylbige Worte und nur ein zweisylbiges). Mehrere Epigramme erfreuen durch die tiefere Weltanschauung und die darin ausgesprochene Lebensweisheit „An einen Jüngling" (10); am Besten sind jedoch diejenigen, in welchen er ästhetische Fragen oder Verhältnisse behandelt: „Die moderne Komödie" (8), „Tieck als dramatischer Dichter" (11), und ganz besonders „Welt-Poesie" (13). Manchmal gelingt es ihm nicht, den Gedanken zum Verständniß zu bringen, wie in „Idee und Gestalt" (14).

Seine Liebe zur Seltsamkeit, zum Abenteuerlichen tritt in den Balladen beinahe noch greller hervor, als in den lyrischen Gedichten, und viele sind zudem von großer Unklarheit; auch verlieren sich manche in wesenlose Breite, z. B. „Die Odaliske", wo es ganz unerklärlich ist, warum der Dichter weitläufig auseinander setzt, daß sie nicht aus dem Norden stamme, sondern ein Erzeugniß des Südens sei. Die Ballade „Der Haideknabe" (7) — Erzählung von Beraubung und Ermordung eines Knaben — würde bei seinem Inhalt und der schönen Composition, so wie bei der bewegten dramatisch lebendigen Darstellung vortrefflich sein, wenn sie nicht durch das Ende verunstaltet wäre, das auf Einmal unmotivierte mythische Züge vorbringt, die um so weniger gefallen können, als sie noch dazu nachgeahmt sind. „Der Liebeszauber" ist in Anlage und Ausführung gleich lobenswerth, nur wird man dadurch unangenehm berührt, daß, während der Held des Gedichts bis zur Mitte Alles selbst berichtet, plötzlich der Dichter als Erzähler eintritt, ohne daß dieß auf irgend eine Weise motiviert wäre. Man könnte sagen, der Held und der Dichter seien in der That Eine und dieselbe Person; es ist wohl möglich, daß es sich so verhält, aber es tritt keineswegs klar hervor; und wenn dieß auch der Fall wäre, so wäre ein solcher Wechsel immerhin unkünstlerisch. Es ließe sich vollkommen rechtfertigen, wenn der Dichter im Anfang den Helden als eine von ihm verschiedene Persönlichkeit auftreten ließe und er dann im Feuer der Darstellung es gleichsam vergäße und sich selbst als den Helden der Ballade erscheinen ließe; es würde dieß überraschen und den Eindruck steigern. Das umgekehrte Verfahren kann dagegen nur den Eindruck schwächen.

So ergiebt sich aus den bisherigen Betrachtungen, daß Hebbel zwar ein nicht gewöhnliches Talent besitzt, daß er über eine Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen zu gebieten hat, daß er aber dieselben selten in künstlerischer Vollendung zur Anschauung bringt.

*) Also doch auch das Scheiden?

1. Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr
Der Lieb und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um Alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der muntre, kräftge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in den Fensterschein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses Alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ichs nicht an Würde?

Und hab ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hats in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und, wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird Dieß dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ists, als schritten
Die todten Väter all heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche Kinderlust:
„Laß stehn das Haus, laß stehen!"

Indessen ist der Mauermann
Schon ins Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an,
Und Stein und Ziegel fliegen.
„Still, lieber Meister, geh von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen."

2. Meeresleuchten.

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus still empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den sie erkor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen sich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da sie selbst auf ewig wich.

Lächelnd gönnte sie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer sein Leuchten
Bis auf diesen Tag zurück.

3. Auf dem Meer.

(Bei einer Ueberfahrt nach Kopenhagen im Feuerjahr 1842.)

Allheilig Meer! Es donnern deine Klänge
Mir so gewaltig ins erschreckte Ohr,
Als brächen die verhaltnen Fluchgesänge
Begrabener Titanen draus hervor.

Sie stürzten sich hinab in deine Wogen,
Sie wollten sterben; aber um den Tod
Hat deine falsche Tiefe sie betrogen,
Sie tragen noch des Lebens öde Noth.

Sie wissens jetzt: man kann nicht einzeln sterben;
So lange noch ein Zwerg auf Erden lebt,
Wird sich kein Gott den ganzen Tod erwerben,
Ob er im Meer, im Aetna sich begräbt.

Sie sehen jetzt die blöden Menschen kauern
Um ihres großen Daseins Aschenrest;
Da grollen sie: soll das denn ewig dauern?
Wie lange hält der Wurm die Wärme fest?

Uns kreiste doch das Ganze in den Adern,
Das jetzt zu Tropfen tausendfach zerrann;
Wir mußten dennoch mit den Göttern hadern,
Jetzt haben Legionen gnug daran!

So grollen sie im Aetna und im Grunde
Des Meers, und nicken langsam wieder ein;
Doch nach Jahrhunderten ruft eine Stunde
Sie abermals zurück ins öde Sein.

Dann wähnen sie: nun ist die Welt am Ende,
Und dies Erwachen ist das letzte Weh!
Dann wirft der Eine seine Feuerbrände,
Dann rast der Andre in dem Schooß der See.

Ich ahnt' es längst! die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgestört,
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört!

Wars Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit seiner Aetnafackel angesteckt?
Und ists ein Andrer, oder ists derselbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeist weckt?

Wohlauf! Zurückgeschlagen sind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere fern und nah!
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zusammen,
Wie Aeschylos es im Prometheus sah.

4. Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Oceane
Willst du, der Tropfen, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane.

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen,
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst, wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

5. Die menschliche Gesellschaft.

Wenn du verkörpert wärst zu einem Leibe
Mit allen deinen Satzungen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie schamlos knechten,
Damit dem Todten diese Welt verbleibe;

Die Gott verflucht im höllischen Getreibe
Die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

Da dürfte dir das schlimmste deiner Glieder,
Keck, wie es wollte, in die Augen schauen,
Du müßtest ganz gewiß vor ihm erröthen!

Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder,
Der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen,
Du hast das Amt, zu rauben und zu tödten.

6. Die deutsche Sprache.

Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, doch schön ist
Auch die französische nicht, nur die italische klingt,
Aber ich finde sie reich, wie irgend Eine der Völker,
Finde den köstlichsten Schatz treffender Wörter gehäuft,
Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er sich leicht verwebt mit fremden Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Ichs, dem er entsprang, nicht verliert.
Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz,
Ueberläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung
Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz.
Hütet euch nur, ihr Dichter, in dieser edlen Verläugnung
Ihn zu kränken, zerbrecht nicht mit dem Joche das Maß;
Glaubt nicht zu gewinnen, wenn, kindisch zerstochen, die Dämme
Bersten und reißen; es führt wieder nach Babel zurück.
Oder wer setzte Barbaren im Ungebundnen die Grenze?
Paßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel sind der Sprachen auf Erden, schon dieses sollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;
Darf sich aber darum ein Jeder die eigene bilden?
Besser wäre der Mensch stumm, wie die Fische im Meer!
Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt;
Fand ein Göthe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,
Wären sie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz sich erneut:
Alt sind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Rosen,
Frisch ist der Duft und im Kranz thut sich der Meister hervor!

7. Der Haideknabe.

Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haideort,
Er ward drum erschlagen am Wege
Und war doch nicht langsam und träge.

Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
Sein Meister und heißt ihn sich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erschrecke.

„Ach Meister, mein Meister, sie schlagen mich todt,
Die Sonne ist ja wie Blut so roth!"
„Sie ist es für dich nicht alleine,
Drum schnell, sonst mach ich dir Beine!"

„Ach Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
Das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifst du —" zum Stock, will er sagen,
Er sagts nicht, er wird schon geschlagen.

„Ach Meister, mein Meister, ich geh, ich geh,
Bringt meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und sucht sie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!"

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Haide, nebelnd, gespenstiglich!
Die Winde darüber sausend,
„Ach, wär hier Ein Schritt wie tausend!"

Und Alles so still, und Alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um,
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
Der alte Hirt schaut eben heraus,
Des Knaben Angst ist gestiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du bist ja von frommer Art,
Vier gute Groschen hab ich erspart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
Am nächsten Sonntag ein gutes Bier,
Dieß Geld hier, ich trag es mit Beben,
Wer nahm mir im Traum nur das Leben?"

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er schnitt sich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn schaute!

„Ach Meister Hirte, ach nein, ach nein,
Es ist doch besser, ich geh allein!"
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten".

„Da sind die vier Groschen!" Er wirft sie hin
Und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken.
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

„Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
Ei, Eile mit Weile, du bist ja noch Kind,
Auch muß das Geld dich beschweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren?

Komm! setz dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott soll mich verdammen,
Triffts nicht mit deinem zusammen!"

Er faßte den Knaben wohl bei der Hand,
Der leistet auch nimmermehr Widerstand,
Die Blätter flüstern so schaurig,
Das Wässerlein rieselt so traurig!

„Nun sprich, du träumtest — „„Es kam ein Mann"" —
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?"

„„Er zog ein Messer!"" „War das, wie dieß?" —
„„Ach ja, ach ja!"" — „Er zogs" — „„Und stieß — ""
„Er stieß dirs wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle?"

Und fragt Ihr, wie's weiter gekommen sei?
So fragt zwei Vögel, sie saßen dabei,
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böse noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

8. Die moderne Komödie.

Wollt ihr wissen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie sie bei den Modernen verschlingt!
Individuen sind als solche schon komisch, an sich schon,
Wer sie noch steigert, der bringt meistens auch Fratzen zur Welt.

9. Die Censur.

Haltet die Uhr nur an und denkt, nun wird es nicht Abend!
Stand die Zeit schon still, weil ihr Weiser es that?

10. An einen Jüngling.

Großmuth möchtest du üben, du möchtest verschwenden, doch leider
Hat dir, klagst du, das Glück neidisch die Mittel versagt.
Wirb um Kenntniß und Weisheit, so kannst du Alle, die darben,
Reicher machen und wirst selber nicht ärmer dadurch!

11. Tieck als Dramen-Dichter.

Wär es wirklich so schwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, so ist es gethan!

12. Neapolitanisches Bild.

Fleißig hämmert der Schmied, mein Nachbar, da naht sich bedächtig
Ihm der heischende Mönch, willig auch reicht ihm der Mann,
Den er noch kaum verdient durch frühe Arbeit, den Groschen,
Und es beut ihm der Mönch einen gedoppelten Dank,
Erst die Madonna zum Kuß und dann die Dose zum Schnupfen,
Jener küßt und nimmt ruhig die Prise darauf.

13. Welt-Poesie.

Keine edlere Flamme, die Völker in Eins zu verschmelzen,
Als die poetische, nur gehen wir Deutsche zu weit,
Wenn wir den Persern die Tropen für unsre Gedanken entlehnen;
Denn es wird nur verlangt, daß wir die Perser verstehn.
Oder wäre die Zeit der letzten Versöhnung gekommen,
Wenn man persisch bei uns dichtet, in Persien deutsch?
Wenn wir die Stimme des Frühlings am Lech als Bulbul begrüßen,
Während ein neuer Hafis dort von der Nachtigall singt?

14. Idee und Gestalt.

Blumen nur hätt ich gemalt und Bäume und Kräuter, Nichts weiter?
Lieber Tadler, nur so wird die Sonne gemalt.

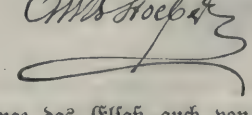
15. Text und Commentar.

Nicht verbinde dem Ochsen das Maul, wenn er dir drischet!
Also sagte der Herr, da er auf Sinai stand.
Aber, mißbraucht er die Freiheit, erfrecht er sich, Aehren zu fressen,
Gib ihm einen darauf! Also erläuterts der Mensch.

16. Novalis.

Was die Sonne bestrahlt, das male, aber sie selber
Male nimmer, sie geht nicht hinein in Ein Bild!

Daniel August Ehrenfried Stöber.



So lange das Elsaß auch von Deutschland getrennt war, und so viele Elsässer den Zusammenhang mit dem Mutterlande vollständig vergessen hatten, was namentlich bei den gebildeten Ständen der Fall war, bei denen der Gebrauch der deutschen Sprache auch immer mehr abnahm, so gab es doch manche ehrenwerthe Ausnahme, in Vielen lebte noch das Bewußtsein deutscher Nationalität, welches auch bei dem

Volke lebendig zu erhalten sie mit treuem Eifer bemüht waren, indem sie durch gehaltreiche Schriften in deutscher Sprache dem Vordringen französischer Sprache und Sitte entgegenarbeiteten. Unter den Ersten dieser tüchtigen Männer sind die beiden Dichterbrüder zu nennen, mit denen wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

August Stöber, Sohn des ebenfalls als Dichter bekannten Ehrenfried Stöber, wurde am 9. Juli 1808 zu Straßburg geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium, in dessen oberster Klasse er den damals ertheilten Preis für poetische Leistungen erhielt, studierte dann auf der Akademie seiner Vaterstadt die Theologie, widmete sich aber nach Vollendung seiner Studien dem Jugendunterricht. Nachdem er seit 1833 Privatlehrer in Oberbronn gewesen, wurde er 1838 zum Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Buchsweiler und zugleich zum Oberschulrath ernannt, 1841 als Professor nach Mülhausen berufen, welche Stelle er bis 1871 inne hatte. Dagegen verwaltet er noch jetzt das Amt eines Ober-Stadtbibliothekars (seit 1864) und eines Konservators des historischen Museums (seit 1874), auch wurde er 1865 zum Officier d'Académie ernannt.

Seine gründlichen Forschungen im Gebiete elsässischer Sage, Geschichte und Literatur, die er theils selbstständig erscheinen ließ, theils in Zeitschriften veröffentlichte, können wir hier nur vorübergehend erwähnen. Unter deselben sind besonders die auch für die allgemeine deutsche Literaturgeschichte nicht unwichtigen Monographien „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" (Bas. 1842), „Der Aktuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse" (Mülhausen 1855) hervorzuheben.

Seine „Gedichte" (Straßb. u. Heidelb. 1842. Neue verm. Ausg. Mülhausen u. Frankf. 1867), die er zum Theil zuerst in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften erscheinen ließ, enthalten viele gelungene Naturbilder, lebendig wahre Darstellungen von Seelenzuständen und äußern Verhältnissen, voll feinen Anstands ohne Ziererei, voll Lebenslust ohne Frivolität, voll frommer Gesinnung ohne kopfhängerische Pietisterei. Warmes Gefühl spricht sich wie überhaupt in allen Liedern so insbesondere auch in denen aus, welche seine Sehnsucht nach dem verlornen Vaterland in schön gewählten Bildern darstellen. Die frischeste Heiterkeit und der liebenswürdigste Humor weht aus seinen Trink- und Gesellschaftsliedern, sowie aus seinen Märchen, unter welchen das bekannte „Vom Fürchtenlernen" recht ergötzlich erzählt ist. August Stöber hat sich auch mit Glück in der Ballade und poetischen Behandlung der Sage versucht; aus dem volksthümlichen Ton derselben erkennt man leicht, daß der Dichter sich gern und viel in den Kreisen des Volks bewegt und wie dessen äußeres Leben scharf beobachtet, so auch dessen Anschauungen und Gefühlswelt mit klarem Sinn aufgefaßt und poetisch reproduzirt hat, was auch seinen in der elsässischen Mundart abgefaßten Gedichten großen Reiz verleiht. Eine schöne Zugabe der neuen Ausgabe sind die „Weinblüth-Phantasien auf Hohkönigsburg" (im Wasgau), die er, wie billig, dem Meisterkenner und Meisterdichter des Weines, Wilhelm Wackernagel, gewidmet hat.

1. Verschiedene Standpunkte.

Zum höchsten blauen Aether trug
Den Adler seines Fittichs Flug;
Im reinen Duft, im Sonnenglanz
Vergißt er seines Horstes ganz;
Die Erde scheint ihm arm und klein:
Wer möcht so tief da unten sein!

Die Nachtigall im dunklen Hain
Stillselig träumt und schlägt allein:
„Du labst dich in dem Sonnengold,
Dir sind die reinen Lüfte hold,
Doch, Lieber, hoch im Strahlenglühn
Siehst du nicht, daß mir Rosen blühn."

2. Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einzgen Freunde, — dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längstvergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

3. Wasgau und Schwarzwald.

„Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh auf euren lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh ich durch den Wald,
Ahn manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: „„ihr müsset Brüder sein!""
Und schau ich euch ins Auge klar,
So find ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischendrin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!"

4. Des Zechers Leiden.

Ich bin ein armer, armer Mann
Und habe viel zu leiden,
Muß tragen mehr, als oft ich kann
In diesen schweren Zeiten.

Das machet nicht der klare Quell
Mit seinem kühlen Wasser,
Und flöß er noch so silberhell,
Nie macht' er mich zum Prasser.

Das machet nicht die Maienluft,
Nicht Stern- und Mondgeblinke,
Und nicht der süße Blütenduft,
Den ich gemüthlich trinke.

Mein Dränger ist der böse Wein,
Der falsche, undankbare,
Dem ich doch ungetheilt und rein
Mein durstig Herz bewahre.

Schlürft ich ein Dutzend Flaschen kaum
Getrosten Muths hinunter,
So steigen auch aus seinem Schaum
Gleich tausend blaue Wunder.

Weht noch so lau und lind der Wind,
Ohn Saus und ohn Gebrause,
So komm ich oft zu Frau und Kind
Im größten Sturm nach Hause.

Ich geh zur Schenke zwar allein
Heraus, ohn jeden Schlüssel,
Doch tret zu meiner Thür ich ein,
Begleitet mich — ein Büffel.

Der Wein, der Wein nimmt mich beim Schopf,
Sucht, wie er mich beliste,
Behängt mich bald mit einem Zopf,
Bald gar mit einer Kiste.

Letzthin an meinem Pudelhund
Verübt er arge Tücke:
Ich gieng mit ihm zur Schenke, und —
Kehrt mit 'nem Spitz zurücke.

Oft scheint er zu versöhnen sich,
Schenkt mir ein niedlich Hähnchen,
Und wählet gar zum Träger mich
Von manchem leichten Fähnchen.

Er lacht mir zu, und sieht es gern,
Steh ich in vollem Dampfe,
Und schmückt mich dann mit einem Stern
Nach treubestandnem Kampfe.

5. Seliger Tod.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus,
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus!"

„„Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür,
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!""

„Und mag dir nimmer grauen,
So ists die beste Zeit!
Und willst du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein steht bereit!"

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind.
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb wohl, leb wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum lieben Himmelreich!

Der Sturm, der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein,
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
Ins weite Meer hinein.

Die Sonne scheint mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den dunkeln Wellen,
Ja Wellen,
Hintreibt der Todtenschrein.

Ludwig Adolf Stöber.

Ludwig Adolf Stöber, des Vorigen jüngerer Bruder, geb. den 7. Juli 1810 zu Straßburg, widmete sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, auf der dortigen Akademie dem Studium der Theologie, wurde nach Vollendung desselben 1832 Erzieher der Söhne des Präfekten Sers, Pairs von Frankreich, von 1836—1839 Hauslehrer und Pfarrvikar zu Oberbronn und Mietesheim, hierauf Religionslehrer an den niedern und höhern Schulen der Stadt Mülhausen, 1840 Pfarrer daselbst und Mitglied des Schulraths; seit 1860 ist er Präsident des reformierten Consistoriums und Oberschulrath.

Wie sein Bruder August, mit dem er die „Alsabilder, vaterländische Sagen und Geschichten" (Straßburg 1836) herausgab, veröffentlichte er seine Dichtungen zuerst in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern, worauf er sie gesammelt herausgab: „Gedichte" (Hann. 1845). Später ließ er „Reisebilder aus der Schweiz" (St. Gallen 1850), „Neue Reisebilder aus der Schweiz" (Ebd. 1857) und „Reformatorenbilder" (Basel 1857) erscheinen. Seine Ansicht von der Poesie, ihrer hohen Aufgabe und Würde spricht er in dem schönen Gedicht „An Dichter und Leser" aus; die fromme Gesinnung, die darin lebt, durchzieht seine sämmtlichen Dichtungen, in denen er die Natur und ihre Schönheiten, die Liebe, den Lebensernst und den Glauben besingt. Seine Naturbilder, die durch Einfachheit und Wahrheit der Schilderung ansprechen, gewinnen noch dadurch höheres Interesse, daß der Dichter an die Erscheinungen der Natur bedeutsame Ideen anknüpft. Seinem warmen Gefühl für Deutschland giebt er oft lebendigen Ausdruck; unter den Gedichten, welche den Preis der deutschen Sprache besingen, ist das seinige eines der schönsten und ergreifendsten, weil es zugleich den Schmerz der Trennung, wenn auch nicht ausspricht, doch ahnen läßt. Wie sich fromme Gesinnung mit heiterer Lebenslust verträgt, ersehen wir aus seinen Trinkliedern, die von frischem und reichem Humor eingegeben sind. Auch seine epischen Dichtungen verdienen alle Anerkennung; wie in denen seines Bruders weht auch in ihnen ein echt volksthümlicher Hauch. („Das Lügenfeld", „Gustav Adolf der Schlangentödter" u. a. m.)

1. An Dichter und Leser.

Willst du dichten — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete;
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor haueſt.

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahneſt,
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahneſt.

2. Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt,
Der muntre Wachtelschlag,
Wenns aus dem Kornfeld bickerwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels der Quell.

„Sei wohlgemuth! Sei wohlgemuth!"
Das ist der Wachtel Rath!
„Brennt noch so heiß der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüßt des Tages Last und Müh."

„Vertrau dem Herrn! Vertrau dem Herrn!"
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht."

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das ist der Wachtel Lehr.
„Die Felder sind zur Ernte weiß,
Gebt unserm Gott die Ehr!
Für jede Garbe Gott sei Dank,
Die unter eurer Sichel sank!"

„Vergeßt nicht mein! Vergeßt nicht mein!"
Das ist der Wachtel Bitt.
„Und räumt mir auch ein Restchen ein
Von eurem Aehrenschnitt;
Vergesset nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut."

„Behüt euch Gott! Behüt euch Gott!"
Das ist der Wachtel Gruß.
„Es kömmt die bittre Wintersnoth,
Darum ich scheiden muß:
Der Herr bewahr euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wieder komm."

3. Die Eichen.

Schon blüht es ringsum fort und fort,
Nur an den Eichen sah ich sitzen
Noch stets die welken Blätterspitzen,
Die schon im Herbst dahin gedorrt.

Kaum daß der Winterstürme Hast,
Die an den Stämmen wild gerüttelt,
Ein wenig Laub herabgeschüttelt —
Das meiste saß noch fest am Ast.

Doch nun ich wieder komme heut —
Wie steht so frisch im Blätterkranze
Der Wald im allergrünsten Glanze!
Wie hat sich Alles schnell erneut!

Was nicht dem rauhen Sturm gelang,
Hat innre Zeugekraft errungen:
Es wich das dürre Laub dem jungen,
Dem sanftgeschwellten Knospendrang.

Ach! meines Volkes Freiheitsbaum,
Wohl steht er noch nicht grün und laubig!
Des alten Blattwerks, dürr und staubig,
Ist abgestreift ein wenig kaum!

Doch Muth! ist auch gewichen nicht
Dem Sturm der Zeit das längst Verdorbne;
Herab muß fallen das Erstorbne,
Wenn junge Kraft von Innen bricht!

4. Preis der deutschen Sprache.

Muttersprache deutschen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heilge Laute gabst du mir.
Sollt ich deine Fülle missen,
O, mich kränkte der Verlust,
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust.

O, wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort so voll und reich,
Mächtig wie Posaunen dröhnen,
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig,
Leihst du jedem Geist den Mund,
Thust Prophetenernst gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilts dem edeln Vaterlande,
Seiner Freiheit, seiner Ehr,
Gilt es gegen schnöde Bande
Heilgen Kampf und tapfre Wehr:
Wie die Schlachttrompete schmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dieneſt du dem freien Mann.

Von der Heimat trauten Räumen,
Von des Hauses Lust und Schmerz,
Von der Kindheit Rosenträumen
Sprichst du wie ein Mutterherz;
Weißt in farbenhellen Bildern
Und im goldnen Märchenstyl
Treu die Kinderwelt zu schildern
Und der Häuslichkeit Asyl.

Des Gemüthes tiefsten Saiten
Lockst du ab den hellen Laut;
Seine zartsten Heimlichkeiten
Hat das Herz dir anvertraut:
Liebesweh und Liebeswonnen,
Sehnsucht und Befriedigung,
Was im Busen sich entsponnen,
Kündet deiner Töne Schwung.

Maienlust und Herbstestrauer,
Alpengrün und Gletscherpracht,
Blüthenduft und Windsbrautschauer,
Wiesenglanz und Waldesnacht
Deutest mit geweihten Zeichen
Du, Vertraute der Natur,
Wie Druiden unter Eichen
Lauschten auf des Gottes Spur.

Immer forschend, unerschrocken,
Zu gewinnen edlen Fund,
Senkst du deine Taucherglocken
In der Wahrheit tiefsten Grund,
Sammelst an verborgnem Riffe
Einen reichen Perlenkranz:
Aller Wissenschaft Begriffe
Leuchtend in des Wortes Glanz.

Ja, so weit als die Gedanken,
Fliegst du deinen hohen Flug,
Schwebend über engen Schranken
Wie der Wandervögel Zug,
Weltumfassend sei dein Streben,
Wie des Himmels blaue Flur,
Reich und rege wie das Leben,
Groß und frei wie die Natur!

5. Deutsche Sprüchwörter.

Die Sprüche, die geklungen
Von alten deutschen Zungen,
Die alten goldnen Lehren,
Die haltet recht in Ehren.
„Morgenstund hat Gold im Mund —"
Drum, was könnt Ihr Beßres thun,
Als ihr trinkt ein Gläschen nun
Gleich in dieser frühen Stund

Ja, wenn Eure durstgen Lippen
Goldnen Weines Fülle nippen,
Treibt Ihrs recht und macht es kund:
„Morgenstund hat Gold im Mund."
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

Brüder, merket auf: „Der Krug
Geht zum Brunnen, bis er bricht."
O, drum geht zum Brunnen nicht,
Thut des Wassers keinen Zug;
Wollt Ihr lang Euch frisch erhalten,
Müßt Ihr Euch zum Weine halten;
„Denn der Krug" — vergeßt es nicht! —
„Geht zum Brunnen, bis er bricht."
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

„Müßiggang, ja Müßiggang,
Ist des Teufels Ruhebank."
Flaschen, Flaschen aus dem Schrank!
Rundgesang und Becherklang!
Eingeschenkt und ausgetrunken,
Nur nicht müßig hingesunken,
Denn — mir grauet! — „Müßiggang
Ist des Teufels Ruhebank!"
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

„Alte Liebe rostet nicht!" —
Schon vor Jahren liebten wir
Diesen Wein, den goldnen hier;
Nun, Ihr Brüder, ist es Pflicht,
Daß wir diesem guten, alten
Kameraden Treue halten.
Trinkt, bis jeder Zeuge spricht:
„Alte Liebe rostet nicht!"
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel.

Wilh Wackernagel

Wenn der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, weit weniger bekannt geworden ist, als seine trefflichen Leistungen in mehreren Gebieten der Lyrik es verdienen, so läßt sich dieß zum Theil wenigstens daraus erklären, daß man über dem Gelehrten den Dichter übersah. Allerdings sind Wackernagels gelehrte Schriften im Verhältniß weitaus bedeutender als seine Dichtungen, er gehört als Gelehrter unter die Größen ersten Rangs, was sich von ihm als Dichter nicht behaupten läßt; aber man hätte doch auch nicht vergessen sollen, daß sein Dichtertalent von nicht geringem Einfluß auf seine gelehrten Werke gewesen ist, die sich durch geschmackvolle Behandlung des Stoffes von denen der meisten Gelehrten, namentlich so vieler Germanisten auszeichnen.

Wilhelm Wackernagel, geb. am 25. April 1806 zu Berlin, besuchte die dortigen Gelehrten-

schulen, wo er sich schon mit dem Studium der altdeutschen Sprache beschäftigte, das er auch auf der Universität von 1824—1827 unter Lachmann mit Eifer und Erfolg fortsetzte, ohne daß er die classischen Studien vernachlässigt hätte. Von 1828—1830 hielt er sich in Breslau auf, kehrte 1831 nach Berlin zurück und nahm 1833 einen Ruf nach Basel als Professor der deutschen Sprache und Literatur an, da es ihm nicht gelang, in Preußen eine seinen Kenntnissen und Talenten angemessene Stellung zu erhalten. Im J. 1836 erklärte ihn die preußische Regierung des Bürgerrechts verlustig, worauf ihm die Stadt Basel das ihrige schenkte, in Folge dessen er im J. 1854 in den Großen Rath gewählt wurde. Mehrere größere Reisen nach Frankreich, Italien und Spanien, die er zum Theil aus Gesundheitsrücksichten unternahm, unterbrachen seine literarische Thätigkeit nicht, wovon die inhaltsreichen und geschmackvollen Schriften „Pompeji" (2. Aufl. Bas. 1851) und „Sevilla" (Ebd. 1854) glänzendes Zeugniß geben. Er st. 21. Decbr. 1869.

Als Dichter trat er zuerst mit den „Gedichten eines fahrenden Schülers" (Berlin 1828) hervor, die er noch als Student herausgab. Wenn in denselben auch Spuren dichterischen Talents nicht zu verkennen waren, so konnten sie sich doch nur eines untergeordneten Beifalls erfreuen, weil sie sich in der Wahl der Stoffe, sowie in der Ausführung derselben zu wenig selbstständig bewegten. In den „Neueren Gedichten" (Zürich u. Frauenf. 1842), welche in fünf Büchern seine poetischen Ergüsse von 1832 bis 1842 enthalten, hat er dagegen alle und jede Abhängigkeit abgelegt, und wenn auch manches Lied durch ein fremdes Vorbild, insbesondere durch Rückert angeregt worden sein mag, so ist die Behandlung doch sein vollstes Eigenthum. Den Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller seiner Dichtungen bildet das fromme Gottvertrauen, der christlich gläubige Sinn, in welchem wir wohl kindliche Pietät, aber keinen Pietismus zu erkennen vermögen, wie oft ihm dieser auch vorgeworfen worden ist. Das erste Buch enthält vorzugsweise Klagen über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, die jedoch nicht den widrigen Eindruck des Weltschmerzes hervorbringen, weil sie sich in vertrauensvolles Aufblicken zum Himmel auflösen. Im zweiten Buch hat er die düstere Stimmung überwunden; Lebensmuth, Freude an der Natur bildet den Inhalt dieser Lieder; er preist den Frühling mit um so größerer Innigkeit, als auch seinem innern Leben ein neuer Frühling aufgegangen ist, der ihn mit Lebensfreudigkeit erfüllt. Daran schließen sich Lehren der Weisheit: Gott hilft nur dem Muthigen (1), und nur aus treuer Thätigkeit in dem angewiesenen Lebenskreise erblüht der wahre Segen (2). Das dritte Buch gibt uns meist gelungene Gelegenheitsgedichte; das vierte: „Lieder aus dem Brautstande", preist das Glück, die Geliebte des Herzens und mit ihr den schönsten Zweck des Lebens gefunden zu haben, in warmgefühlten und harmonischen Tönen. Im fünften Buch sprechen uns vorab die Schilderungen schweizerischer Alpengegenden an. Manche Lieder dieser Sammlung begegnen uns wieder in den „Zeitgedichten" (Bas. 1843), wohin sie auch entschieden gehören, z. B. das schöne Gedicht „Noch immer jung" (3), in welchem er Gott dankt, daß er noch jugendlichen Sinn besitzt, das Böse zu hassen und das Gute zu lieben. Die „Zeitgedichte" sind bei ihrem Erscheinen von der Einen Seite heftig getadelt, von einer andern mit Freude aufgenommen worden: von beiden mit Unrecht, weil sie den Standpunkt des Dichters verkannten, da beide in ihm einen Feind der Freiheit erblickten. Sein Standpunkt ist aber kein anderer als der, welchen der treffliche Justus Möser vor hundert Jahren einnahm, der, ein Feind der Zerstörung wie des Stillstandes, fortschreitende Entwickelung aus den bestehenden Zuständen empfahl. Wackernagel will keine Revolution, aber er ist auch weit entfernt, ein Feind des Fortschritts zu sein (4); er will die Freiheit, aber er will sie nicht als ein unseliges Gnadengeschenk von Frankreich; er will Deutschlands Einheit, aber mit Achtung der historisch begründeten Stammeseigenthümlichkeiten (5). In allen Gedichten dieser Sammlung erkennen wir die echteste Vaterlands- und Freiheitsliebe, die sich freilich auch oft in bitterer Weise gegen die Maßlosen aller Parteien ausspricht (6).

Den ernsten „Zeitgedichten" folgte das heitere „Weinbüchlein" (Leipz. 1845), welches das Lob des edlen Rebensaftes und der edlen Trinkgenossen in weinseligen Tönen besingt, wobei der Dichter eine eben so reiche Phantasie als Gestaltungsgabe entfaltet. Da begegnet man keinen althergebrachten Phrasen; Alles ist neu, eigenthümlich und genial in der Auffassung, klar, gefällig, sangbar in der Darstellung. Wie prächtig ist der Durst personificiert, der aus einem zarten Knäblein zu einem unbesiegbaren Riesen wird und den Dichter in einen Keller stößt, wo er aus Furcht, ihm wieder zu begegnen, bis zur Nacht bleiben und den Wein Wacker nagelproben will (7). In einem andern Gedicht erscheint der Durst als Vampyr, der durch alle Straßen nach einer hochgewölbten Brust sucht, um sie auszusaugen. Endlich findet er einen schönen Mann im braunen Röcklein, dessen Brust er leeren, mit dessen Herzblut er sich stärken will, um auch den andern Gleiches widerfahren zu lassen (8). Den Liebes- und Lorbeerkränzen zieht der Dichter den Kranz des Wirthshauses vor, denn der Mensch gedieh doch erst zur Vollendung, seit er den süßen Seim der Rebe kennen lernte, wie denn auch der Mond deutlich genug lehre „Wie ein Trinker trinken soll: Setzt ein Viertel auf das andre! Endlich seid ihr voll." Wie der Wein alles Guten Ursprung ist, so hat ihm auch Guttenberg die Erfindung der Presse zu verdanken. So tolerant der Wein auch macht, so kann sich der Dichter doch gelegentlich des Spottes nicht enthalten, aber freilich mit einer Gutmüthigkeit, die selbst die Verspotteten zum Lächeln zwingen muß (9). Doch wir müßten das ganze Büchlein abschreiben, wenn wir alle originellen Einfälle berichten wollten, die in den buntesten Formen — antiken Oden, Octaven, Gaselen, Makamen u. s. w. — uns entgegentreten; wir erwähnen nur noch, daß Wackernagel die alte Dichtung „Der Wiener Meerfahrt" in ergötzlicher Weise erneuert hat.

1. Gottes Hilfe.

Bricht unter dir die Brücke,
Denk nicht, daß Gottes Hand
Dich aus dem Wasser zücke
Und heb ans trockne Land.

Gott wollte sich erbarmen,
Als er dir Arme gab:
Nun rudre mit den Armen
Dich selber aus dem Grab!

2. Rebe und Rose.

Verschämtes Weinen hats begonnen,
Bescheidnes Blühen fortgesetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du sollst dich mühn, die Hände regen,
Still, emsig, treulich, nimmer ruhn:
Der Himmel hat den reichsten Segen
Gesetzt auf ein bescheidnes Thun.

Was ist denn von der Rose blieben?
Hell lachte durch die Au ihr Glanz.
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hangen blieb der Dornenkranz.

3. Noch immer jung.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in den Beinen mir,
Blut mir rollt in den Adern.

Doch lobpreisen und danken auch
Soll ich, daß im Gemüthe
Noch die Liebe nicht ward Rauch,
Nicht zu Asche verglühte.

Schon wölbt höher die Stirne sich:
Aber gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte.

Und wo Dünkel des Unverstands
Pocht, ihm selber genügsam,
Bin noch heut ich ein Jüngling ganz,
Unschmiegsam und unfügsam.

Doch wo liebend es mich berührt,
Da auch schlagen zusammen,
Da im Augenblick angeschürt,
Der Begeisterung Flammen.

Still beseligt und hoch entbrannt
Kann noch immer ich schwärmen
Freiheitfroh für das Vaterland,
Noch mich sehnen und härmen.

Noch auffauchzend und mitentrückt
Schwillt mein Herz, wenn die Jugend
Himmelher wie ein Blitz durchzückt
Glaub an Gott und die Tugend.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Dir auf klingendem Psalter,
Weil noch Bein und Geäder mir
Nicht durchfröstelt das Alter:

Das, wo muthiger Lebenswind
Sauft und brauft und begeistert,
Gleich aufs Hemmen und Dämmen sinnt,
Zagt und zweifelt und meistert;

Dem zum Hoffen das Herz zu eng,
Und zu weit um zu lieben;
Das gleichgültig vom Weltgedräng
Sich läßt tragen und schieben;

Das des Albernen auf der Welt
Längst gewohnt und des Schlimmen,
Nicht mehr werth es der Mühe hält,
Sich darob zu ergrimmen.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß ich glaubend erfassen,
Daß ich stoßen noch kann von mir,
Noch kann lieben und hassen.

4. Politisches Glaubensbekenntniß.

Kein Freund von wurzellosen Freiheitsbäumen
Bin ich, und werde nie um einen tanzen:
Noch lieb ichs auch, inmitten junger Pflanzen
Nicht allzuviel vom alten Wust zu träumen.

Und nicht mit faul geschloßner Hand zu säumen,
Als stünden wir am Ende schon des Ganzen:
Ich hoffe, wenn ich räumen muß die Schanzen,
Sie einem frischen Nachmann einzuräumen.

Ihr aber suchet nur im Abgestorbnen
Den Lebensgrund, nur hinten die Geschichte,
Und schraubt das Werk zurück, mühselig jammernd.

Euch selbst enterbend all des Neuerworbnen,
Schwingt ihr die Art, damit der Wald sich lichte,
Und sitzet dann, den kahlen Stumpf umklammernd.

5. Herrentausch.

Wie doch über Nacht verändern
Kann sein Herz ein Unterthan!
Heut gehört er diesen Ländern,
Morgen wieder jenen an.

Heute spürt er ganz begeistert
Nichts als Oldenburger Mark:
Morgen früh wird er gemeistert
Und beglückt von Dänemark.

Heute für den Herrn der Dänen
Weit gen Norden schlägt sein Herz:
Morgen mit der Liebe Thränen
Blickt und fleht er Hunte-wärts.

Denn es schrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauschvertrag.

Solch ein Handel, solch ein Wandel
Hat mich aber nie erbost:
Ists kein schnöder Seelenhandel
Nun, so ists ein guter Trost,

Daß die Herrn schon selber schätzen
Herrenrecht für Kleinigkeit,
Wenn nur der vertauschte Fetzen
Bleibt am gleichen großen Kleid;

Selber die unzweifelbare
Klare Wahrheit räumen ein,
Kleines Land sei kurze Waare,
Aber groß der Zollverein;

Selbst gestehn, man könne tauschen
Herrn um Herren so bequem,
Und dem Einen heute lauschen,
Morgen aber lauschen dem:

Wie man auch in einem Zimmer
Tauscht die Bilder an der Wand,
Ohne Schaden, weil ja immer
Bleibt das Haus im gleichen Stand.

6. Nach den Chathaminseln.

Und bist du erst gezimmert, deutsche Flotte,
So mußt du nach den Chathaminseln steuern,
Den wüsten, wilden, eben nicht geheuern,
Dran wir uns selbst geworden sind zum Spotte.

Machts wieder gut, ihr Schiffe! Führt die Rotte
Der Uebel all, was irgend Platz in euern
Gewölbten Bäuchen hat von Abenteuern
Und Abenteurern, führt dahin mit Gotte!

Das liebe Lehnrecht, oder rechte Lehen,
Den Schmuggelhandel der Episkopalen,
Des Druckes Druck und Schrein und giftig Winseln,

Den großen Ehbruch der gemischten Ehen:
Kurzum die Junker, Pfaffen, Radicalen,
Schafft fort die alle nach den Chathaminseln!

7. Junker Durst.

Als der erste Sonnenstral
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe schrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenster kam er so
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab, und stellte sich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durst,
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Stral hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie sie flammt und sprühet.

Willst du heute sicher sein
Vor so großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja, wenn du im Beutel hast
Nur noch Einen Heller,
Wend ihn dran und miethe dich
Ein im tiefsten Keller."

Also sprach er, und verschwand,
Aber ich, vermessen,
Hatte seinen guten Rath
Alsobald vergessen,
Rannte durch die ganze Stadt,
Straßen auf und nieder:
Sieh, da stand auf Eins vor mir
Junker Durst schon wieder.

Jetzo wars kein Knabe mehr,
War ein tüchtger Degen,
Und er sprach: „Du willst mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unversehens hatt er sich
An mir aufgeschwungen,
Und da gieng ich nun und trug
Diesen großen Jungen.

Und er saß mit schwerer Wucht
Fest mir auf dem Nacken,
Endlich streckt' ich meine Faust,
Um ihn derb zu packen.
Also rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Riesen.
Was er für ein Recke war,
Hat sich bald erwiesen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer schneller;
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erst gieng er mir zu Leib,
Und ich mußt erliegen:
Eh ich mich versah, so fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Krämpe!
Labe dich nach unserm Strauß!"
Gieng und zog die Krämpe.

Hier nun sitz ich ganz in Angst
Bei dem großen Fasse,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm ich auf die Gasse.
Lieber wart ich, bis es Nacht
Ist geworden droben.
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelprobeu.

8. Der Vampyr.

Keine Ruh auf meinem kalten Pfühle,
Keine Ruh in meiner dunklen Nacht:
Durch die Straßen sternenhell und kühle
Treibt mich des Verlangens Zaubermacht;
Sonder Rast und Ruh
Such ich immer zu;
Alles schlummert, meine Sehnsucht wacht.

Ob in keiner von den stillen Kammern
Ruhet eine hochgewölbte Brust,
Dich sichs lohnte gierig zu umklammern,
Auszusaugen mit erneuter Lust?
Wieder such ich heut,
Was mich sonst erfreut:
Meiden hab ichs nur zu lang gemußt.

Sieh, ummauert dort von festen Ziegeln,
Sieh, es schlummert dort ein schöner Mann,
Wohlverwahrt mit Schlössern und mit Riegeln,
Und ein braunes Röcklein hat er an.
Seine Brust, wie voll!
Dieser Jüngling soll,
Mich mit Blut zu füllen soll er dran.

Bis zum Grunde will die Brust ich leeren,
Schlürfen will ich seines Herzens Blut:
Neues Leben soll er mir gewähren,
Neu erwecken die erloschne Glut;
Ists um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das ganze Volk erliegt der Wuth.

9. Eine Klosterbibliothek.

„Ceciderunt in profundum“ —
Sehet euch im dunkeln Grund um,
Seht euch rund um,
In rotundum!
„Summus Aristoteles,
Plato et Euripides
Ceciderunt in profundum.“

Für die Librei die Liebhaberei,
Woher sie wohl kommt? Mein Lieber, ei, ei!
Liber libri, die sind ja nicht hie:
Hier ist ja nur Liber Liberi.

Unsre Folianten und
Unsre Quartanten und
Unsre Taschen-
Ausgaben sind rund:
Tonnen und Fässer und Flaschen.

Schwache Augen haben die Herrn,
Und sind doch fleißige Leser;
Sie studieren gar zu gern:
Drum tragen sie allzeit Gläser.

Das Eine rühm ich ganz besonders;
Ich habs erprobt, und denke deß:
Es sind die Bücher sammt und sonders
Editiones principes.

Und dorten gar die Incunabel,
Die von sich selber trunken wiegt,
Drinn eine plauderhafte Fabel
Mit offnen Schelmenaugen liegt!

Lectionis varietas,
Die ist vor Allem reichlich:
Hier ein kräftiges herbes Naß,
Dort Eines süß und weichlich.

Lesarten wirst du auch, Gott helf!
Die besten nur entdecken;
Von der Lese des Jahres elf
Stehn Bücher in allen Ecken.

Der Styl ist klar und flüssig,
Und schön und deutlich die Lettern.
Man wirds nie überdrüßig,
In solchen Büchern zu blättern.

Und les ich den, meine Seele hüpft,
Weil er den blühenden Styl versteht;
So wie man nur den Zapfen lüpft,
Gleich springt hervor ein ganz Bouquet.

Hier möcht ich ein Professor sein,
Und mit dem Capitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos studieren:
Da würd ich profitieren.

10. Schlimm genug.

Wenn man wie wir zu Felde zieht,
Sind Flaschen viel zu friedlich;
Wenn man wie wir aufs Große sieht,
Sind Gläser viel zu niedlich.

Statt Flaschen müssen Fässer sein,
Und statt der Gläser Humpen:
'S ist schlimm genug, daß man den Wein
Nicht kann aus Brunnen pumpen.

Moritz Graf Strachwitz.

Das Talent allein macht noch keinen Dichter, sagt Platen in der ersten Parabase zur „Verhängnißvollen Gabel“; nur der wird Unsterbliches leisten, der auch nach kunstvollendeter Form ringt. Der Dichter, den wir jetzt besprechen, hat diesen Ausspruch Platens, den er als seinen Meister verehrte, wohl beherzigt; aber seine Dichtungen beweisen uns, daß es noch ein Drittes gibt, ohne welches Unvergängliches nicht erreicht werden kann; es ist dieß ein bedeutender Inhalt, ein klarer, bewußter Zweck. Was wir darunter verstehen, wird sich aus dem Folgenden ergeben; für jetzt erwähnen wir nur, um jedem Mißverständniß vorzubeugen, daß wir unter dem bedeutenden Inhalt keineswegs bloß welterschütternde Thatsachen oder großartige Gedankenverbindungen begreifen, vielmehr sind wir der Ansicht, daß selbst das kleinste Liebeslied einen solchen Inhalt gewähren kann.

Moritz Graf Strachwitz wurde am 13. März 1822 zu Peterwitz bei Frankenstein in Schlesien geboren. Nach gehöriger Vorbereitung bezog er die Universität Breslau, um sich den juristischen Studien zu widmen, die er in Berlin vollendete. Er wurde hierauf Referendar beim Kreisgericht zu Grottkau, gab aber, wie es scheint, diese Stellung bald auf, um seine Wanderlust zu befriedigen. Er reiste nach Schweden und Norwegen, deren Natur und Sagenwelt auf sein dem Excentrischen geneigten Wesen großen Eindruck machte und ihn zu manchen gelungenen Dichtungen begeisterte. Diese Eigenthümlichkeit führte ihn später, nachdem er eine Zeitlang auf seinem Gute Schebetau in Mähren gelebt hatte, nach Italien. Zu Venedig erkrankte er, er eilte in die Heimat zurück, erlag aber dem schnell um sich greifenden Uebel in Wien, wo er, erst 25 Jahre alt, am 11. Dezember 1847 starb.

Wie wir schon angedeutet haben, war Strachwitz von der Natur mit einem reichen Talent begabt; er besaß eine glühende Phantasie und tiefe Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur und im Menschenleben. Mit ungestümer, in das Schwärmerische abirrenden Jugendkraft verband er eine für seine Jahre seltene Beharrlichkeit, die sich in dem nie nachlassenden Streben nach schöner Form ausspricht, worin er schon in seinen frühern Gedichten eine große Meisterschaft an den Tag legt. Uebrigens ist er, wie in Allem, so auch hierin keineswegs

pedantisch und er steht nicht an, sich in Versmaß, Reim oder Ausdruck die größte Freiheit zu erlauben, wenn er dadurch irgend eine bedeutende Wirkung hervorbringen kann. Und so kann man füglich auf ihn anwenden, was er in dem schönen Sonett „An das Sonett" sagt: „Der ist ein Meister, der die Form bemeistert". Seine Gewandtheit und Meisterschaft zeigt sich, wie in den einfachsten Strophengebilden, die übrigens von großer Mannigfaltigkeit sind, so auch in den schwierigeren Formen, dem Sonett, der Stanze, der Terzine und dem Gasel, ja selbst in den antiken Strophengebäuden. Dieses unbedingte Lob bezieht sich aber keineswegs auch auf den Gehalt seiner Dichtungen, welche vielmehr in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig lassen. Strachwitz ist nämlich der wahrste Repräsentant der deutschen Jugend, deren schönste Kraft oft in gehaltloser Schwärmerei verdampft. Im stolzen Bewußtsein ungeschwächter Jugendkraft, voll leidenschaftlicher Glut und Thatendurst sehnt er sich nach Kampf, in dem er seine Kraft könnte austoben lassen; aber es fehlt ihm der Gegner, und so werden die mächtigsten Streiche, die er führt, zu bloßen Lufthieben. Man freut sich zwar an dem brausenden Jugendmuth, der aus jeder Zeile sprudelt, aber man kann sich des Lächelns doch nicht enthalten, wenn man bemerkt, daß dieser Jugendmuth ohne Gegenstand ist. „Mein Blut ist warm", so lautet das Motto zu den „Romanzen und Märchen", „mein Herz ist jung, Gern läuft es fort mit mir, Gern schwingt es der Begeisterung Glutfarbiges Panier." Eine Folge dieser gegenstandslosen Begeisterung — und es ist dieß wiederum ein echt deutscher Zug — ist, daß er bei aller Energie seines Wesens oft sentimental wird und seine Sehnsucht nach That und Kampf in weichlichen Schmerz ausartet. Als die Ursache seiner eigenen Thatlosigkeit erscheint ihm die Thatlosigkeit und Schwäche seiner Zeit, daher sein Unmuth und Zorn sich vorzugsweise gegen die Philisterhaftigkeit und Feigheit wendet, welche die Welt beherrscht, gegen die gemeine Gesinnung, die alles Edle und Große in den Staub hinabzieht und das Gemeine bewundert. „Hier sieht man, was zur Sonne strebt, Für Dohl' und Raben an, Und was bei uns im Aase gräbt, Heißt Adler oder Schwan." (Ein Gesicht.) Am entschiedensten tritt aber seine ganze Eigenthümlichkeit in dem charakteristischen Gedicht „Ein wildes Lied" (1) hervor; er wünscht Völkergroll und Völkermord herbei, nur um der trägen Ruhe zu entgehen, die ihn erdrückt. Zwar begegnen wir auch dem Ausdruck der Vaterlandsliebe, der Sehnsucht nach Freiheit, aber in so untergeordneter Weise, so ganz nebenbei, daß es weniger aus seinem eigenen Innern hervorgegangen als ihm von Außen aufgedrungen zu sein scheint. Es waren eben die Schlagwörter der Zeit.

Den „Liedern eines Erwachenden" (Bresl. 1842. 5. Aufl. 1854), die wir bis jetzt betrachtet haben, folgten „Neue Gedichte" (Ebd. 1848. 4. Aufl. 1858), in denen wir einen bedeutenden Umschwung wahrnehmen, und wenn uns die ersten an Friedrich Stolberg erinnerten, so wird die Aehnlichkeit der beiden Dichter durch die „Neuen Gedichte" bestätigt, eine Aehnlichkeit, die sich sogar einmal in der Wahl und der in den Hauptzügen übereinstimmenden Behandlung des nämlichen Gegenstandes kund gibt, wir meinen nämlich das Gedicht „Der Wasserfall" (2), der eine neue Bearbeitung von Stolbergs „Felsenstrom" zu sein scheint. Seit dem Erscheinen der „Lieder eines Erwachenden" hatte die politische Dichtung in Deutschland einen entschiedenen Charakter angenommen; die allgemeinen liberalen Phrasen waren von revolutionären Ideen verdrängt worden. Jener hatte sich, wie einst Stolberg, der Graf anschließen können; diese waren ihm ein Gräuel. Freilich wendet sich sein Unmuth zunächst gegen Heine und dessen Schule*), deren Abirrungen er mit vollem Rechte geißelt; aber er hat nicht bloß mit dieser, er hat überhaupt mit der Zeit gebrochen. In den Einheitsbestrebungen sieht er nur den Untergang des Vaterlands; seinem Schmerz darüber gibt er in dem schönen Gedichte „Der Himmel ist blau!" (3) echt poetischen Ausdruck, einem Gedichte, dessen Wirkung durch die glücklichen Gegensätze in jeder Strophe unwiderstehlich wäre, wenn wir vergessen könnten, daß die darin ausgesprochene Vaterlandsliebe nur ein abstraktes, in das Leben nicht eingreifendes Gefühl ist. Der Widerwille gegen die neuen Bewegungen führte ihn zum Rückblick auf die Vergangenheit, wo Alles schöner war, wo man selbst besser zu lieben verstand („Sonst und jetzt"). Er, der früher nur von Schlachtgetümmel träumte, der in dem „Hymnus an den Zorn" voll Thatendurst ausruft „Magst du, Zorn, mich immerhin verderben In dem Leuchten, in dem Lodern, Besser in der Flamme sterben, Als im faulen Schlamme modern", er sehnt sich jetzt in den Buchenwald hinaus, um von Tannhäuser und der Lorelei, von Erlenkönigs Töchterlein und der Genovefa zu träumen, wo ein märchenhaft Entzücken sein Herz erfüllen könne („An die Romantik"). Offenbar hat es ihn überrascht, daß man aus Phrasen Ernst machen wollte; er, der in einem Sonette in den „Liedern eines Erwachenden" Gott sagen ließ:

„Nicht mag ich kriechend Den im Staube sehen,
Den ich erschuf, der Herrscher aller Zeiten,
Denn nur der Freie mag zum Himmel schweben."

richtet seine schärfsten Pfeile gegen die neuen Freiheitsbestrebungen („Der gordische Knoten"), deren kurzer Sieg im Jahre 1848 ihn wahrscheinlich ganz niedergebeugt haben würde; er, der sich früher nach Kampf sehnte, klagt in den schöngebauten Terzinen „Ein Wort für die Kunst" (4), daß die „Zeit thatendurstig" sei, daß die Freiheit sich der Poesie bemächtigt habe. Nur darin ist er sich treu geblieben, daß sein Herz für das Vaterland noch in jugendlicher

*) „Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab ich nicht verlernt, vor Gott zu beten,
Von Frauenliebe sing ich gar zu gerne,
Drum hab ich nie mit Füßen sie getreten.
So kann ich nicht, wie Eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom René und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lied bewitzeln:
Ich mag Euch nicht mit solchem Schmutze kitzeln."
(Prolog zu den „Neuen Gedichten".)

Begeisterung glüht; freilich hat auch seine Vaterlandsliebe keinen rechten Halt, sie hat etwas Abstraktes, wie selbst aus dem sonst trefflichen Gedicht „Germania“ (9) ersichtlich ist.

Es ist begreiflich, daß sich der Dichter bei seinem Widerwillen gegen die Bewegungen der Zeit gern in entfernte Länder und Zeiten flüchtete, wo er ihm zusagende Stoffe fand, die er mit freiem, von keiner Rücksicht beengtem Sinn behandeln konnte. Und in der That bilden die Dichtungen, die er unter der Ueberschrift „Nordland“ und „Romanzen und Historien“ veröffentlichte, bei Weitem die gelungensten Partien seiner „Neuen Gedichte“. Ganz besonders sind die Balladen hervorzuheben. Es läßt sich zwar darin Uhlandscher Einfluß nicht verkennen, wie in der Ballade „Das Herz von Douglas“, doch weiß er sich die Uhlandsche Weise selbstständig anzueignen. Als eine der besten dieser Dichtungen zeichnen wir die Ballade „Hie Welf“ (6) aus, die auch deswegen merkwürdig ist, weil sich der Dichter darin zu einer höhern Anschauung der Geschichte erhebt.

1. Ein wildes Lied.

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Menschen hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That.

Die Freiheit schlummert im harten Schooß
Friedseliger Tyrannei,
Nur der Krämer, er sucht noch ruhelos
Sein goldenes Straußenei.

Viel Lerchen schwirren im Sonnenlicht,
Indeß die Gebirge ruhn,
Sie stören den Schlaf der Lawine nicht,
Der Donner, er wird es thun.

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Aug der Zeit:
So wollt ich, es bräche den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit;

So wollt ich, es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm,
So wollt ich, es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenroth!

Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasselnder Reitersturm,
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt:
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

2. Ein Wasserfall.

Ich steh am zorngen Katarakte,
Mein Herz ist still und traumbeschwert,
Mein Hirn ist müd vom Donnertakte,
Mein Auge starr hinabgekehrt.

Ich kanns nicht lassen, hinzustarren,
Wie sich die Woge ewig jüngt
Und ewig in die Felsenbarren
Verzweiflungsvoll herniederspringt.

Es ist ein unabläßig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch,
Seit Ewigkeiten ists erschollen,
Und Ewigkeiten schallt es noch.

Du wilder Sohn des Felsenspaltes,
O Strom! ich weiß es, was dich quält,
Ich weiß ein Lied, ein ernstes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt: —

— Zur Zeit der Götter und der Riesen,
Da strömtest du von Anbeginn
In blumenreichen Paradiesen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warst ein trotzger Stürmer,
Dir frommte nicht der ebne Pfad,
Du wäreſt gern, ein Bergethürmer,
Den ewgen Göttern selbst genaht.

Du wolltest kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Scheitel rollt,
Und weil dus nicht erreicht im Leben,
So hast dus durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette schwoll dein Wasser,
Du warfest in dieß Klippengrab,
Ein rasch entschloßner Lebenshasser,
Selbstmordend häuptlings dich hinab.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerstört aus eigner Macht,
Du warst der erste Selbstvertilger,
Der erste Selbstmord war vollbracht.

Und sahst du nun erfüllt dein Hoffen,
Sahst du den Himmel, ward er dein? —
Noch immer steht der Abgrund offen,
Noch immer donnerst du hinein.

Das ist die Strafe von den Göttern
Für die titanisch frevle Lust,
Daß im beständigen Zerschmettern
Du doch beständig leben mußt.

Nie sah man Rast in deinem Schlunde,
Seit du dein Haupt hineingebeugt,
Du stirbst zehn Mal in der Sekunde
Und zehn Mal wirst du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnoth,
Es ist ein ewger Tod im Leben,
Ein ewges Leben in dem Tod. —

Ich sehe, wie im immer schnellern
Und schnellern Sturz du ringend bangst,
Und höre aus den Felsenkellern
Das Brüllen deiner Todesangst.

Ich reiße mich aus deiner Nähe,
Und steige von dem Bergesjoch,
Doch wenn ich rückwärts nach dir spähe,
So rauschest, rollst und ringst du noch!

3. Der Himmel ist blau!

Der Himmel ist blau! Den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenstral
In Rheinweinperlen leuchtet? —
Zerschmettre den Römer an der Wand,
Mit Thränen die Lippen wasche,
Und traure um Dein Vaterland
In Asche, in Asche!

Der Himmel ist blau! Wir sind noch jung,
Viel Lieder verbergen Fluten;
Wer läßt nicht gern die Begeisterung
In klingender Woge bluten! —
Laß weinen die Harfe unter der Hand
Ein Grablied, thörichter Knabe,
Sie schleppen indeß Dein Vaterland
Zu Grabe, zu Grabe!

Der Himmel ist blau! Holdselige Frau,
Gepriesen sei Dein Name!
Wer küßt nicht gern den Wonnethau
Vom Auge seiner Dame! —
Aus dem Herzen schneide den süßen Tand,
Der Minne wende den Rücken,
Sie reißen indeß Dein Vaterland
Zu Stücken, zu Stücken!

Der Himmel ist blau! Die Jagd ist laut,
Ha, fürstliche Freude der Männer!
Wer reitet nicht gerne durchs Haidekraut
Den lang sich streckenden Renner! —
Laß fallen die Zügel aus der Hand,
Von der Ferse schlage die Sporen,
Es geht indeß Dein Vaterland
Verloren, verloren!

Der Himmel ist blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen,
Es hungert das Volk und die Bösen schrein
Den Aufruf ihm in die Herzen! —
Das ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißens mit frechen Händen;
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

4. Ein Wort für die Kunst.

Die Zeit ist thatendurstig, thatenschwanger,
Die Freiheitsmütze prahlt auf kühnen Stirnen,
Das Diadem, der Purpur hängt am Pranger.

Durchs Reich der Dichtung geht ein tobend Zürnen,
Der Aufruhr flutet um die höchsten Spitzen
Rothglühend aus vulkanischen Gehirnen.

Aus tausend Federn läßt er Flammen spritzen,
Aus tausend Zungen ruft er zu den Waffen,
Aus tausend Mänteln läßt er Dolche blitzen.

Die Dichtkunst ward zur Fechtkunst umgeschaffen,
Sie muß dem Arme der Vernichtung dienen,
Muß Speere schütteln, oder Bogen straffen.

Sie haun mit ihr nach Thron und Hermelinen,
Sie werfen sie als Pechkranz auf die Zinnen,
Sie dienen nicht der Kunst, die Kunst dient ihnen.

Wann wird der zornge Strom das Meer gewinnen?
Wann löscht die Glut, wann grünt es in den Thalen?
Wann wird man wieder süße Lieder sinnen?

Es trägt die Kunst ihr eisern Loos mit Qualen.
Laß, Herr, die Göttliche in ihrer Hoheit
Nicht untergehn, ein Opfer der Vandalen,
In dieses Meinungsstreits ergrimmter Rohheit!

5. Germania.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen
Land der Adler und der Leuen,
Land, Du bist dem Tode nah,
Sieh Dich um, Germania!

Dumpf in Dir, o Kaiserwiege!
Gährt der Keim der Bürgerkriege,
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst Du da,
Schüttle Dich Germania!

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer: nein! und nimmer: ja!
Sage: ja! Germania!

Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr Dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er Dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah,
Sieh Dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe,
Und Dich dann septembrisiere,
Denn die Marats sind schon da,
Wahre Dich, Germania!

Daß Dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt Du der Weltenblüthe,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß Du stralst von Meer zu Meere,
Und Dein Wort sei fern und nah
Und Dein Schwert, Germania!

6. Hie Welf.

Fürwahr, ihr Longobarden, das war ein schwerer Tritt,
Den Friedrich Barbarossa durch Mailands Bresche ritt,
Licht war das Roß des Kaisers, ein Schimmel von Geburt,
Das war mit welschem Blute geschreckt bis über den Sattelgurt.

Es saß der Hohenstaufe in Stahl von Fuß zu Kopf,
Er stemmte wider die Hüfte den schweren Schwertesknopf,
Das Haupt zurückgeworfen, die Lippe kniff sich schlimm,
Sein Bart stob all zu Berge und jedes Haar war Grimm.

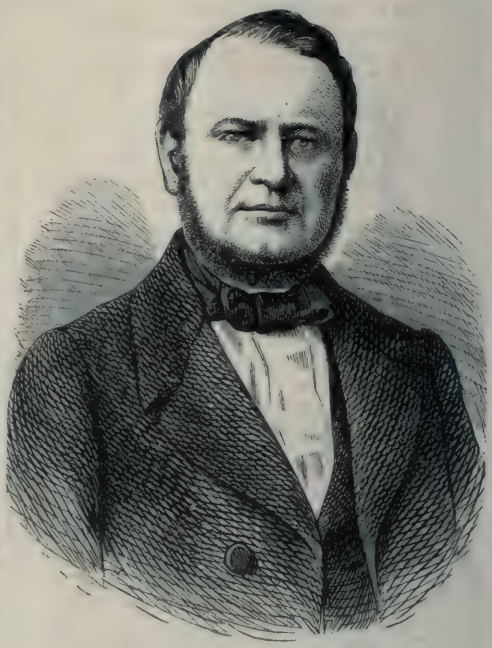
Wie lagest Du, o Mailand, Du sonst so hoch und frei,
Zertreten im blutigen Staube, Du Perle der Lombardei!
Der Schutt im Winde wirbelte, wo Säulen geragt unlängst,
Und über den Marmor stampfte der schwerhufige Friesenhengst.

Und Stille über den Trümmern und Stille in dem Troß,
Da zügelte der Rächer sein kaiserliches Roß.
Und tiefer ward die Stille, denn Alles stand zur Stell,
Quer auf des Siegers Wege lag ein sterbender Rebell.

Der bäumte sich gewaltig mit halbem Leib hochauf,
Und sah mit unauslöschlichem, tödtlichem Grimm herauf,
Er wimmerte nicht: „Erbarmen!" Er winselte nicht: „Gott helf!"
Er knirschte unter dem Helm vor sein trotziges: „Hie Welf!"

Das packte den Vertilger, wie fest er sich geglaubt,
Ihm schlug ein schwarzer Gedanke die schweren Zügel ums Haupt,
Er sah an südlichem Meere ein dunkelroth Schaffot,
Drauf kniete der letzte Staufe das letzte Mal vor Gott.

Adolf Glaßbrenner.



Adolf Glaßbrenner, geb. zu Berlin am 27. März 1810, war schon auf der Schule, in der er neben Gutzkow saß, durch die Epigramme, die er auf Schüler und Lehrer machte, geliebt und gefürchtet. Sein Wunsch, Theologie zu studieren, konnte wegen der beschränkten Verhältnisse seiner Eltern nicht in Erfüllung gehen; er mußte sich dem Kaufmannsstande widmen; doch setzte er in seinen Mußestunden seine Studien und seine poetischen Versuche fort, von denen einige schon im J. 1827 in Berliner Blättern erschienen. Er war kaum 20 J. alt, als er sich entschloß, sich ungetheilt der Poesie zu widmen. Er übernahm die Redaktion des Sonntagsblattes „Don Quixotte", das durch seine populär-witzige Haltung, seine volksmäßige und doch gehaltene, nie zur Gemeinheit herabsinkende Sprache bald den allgemeinsten Beifall erwarb, aber wegen seines Freimuths endlich verboten wurde, ob es gleich unter Censur erschien. Mit dem J. 1832 begann Glaßbrenner unter dem Namen „Brennglas", den er auch später beibehielt, eine Reihe kleiner Schriften unter dem Titel „Berlin, wie es ist — und trinkt" herauszugeben, durch welche der Berliner Witz und die Berliner Mundart bald in ganz Deutschland bekannt wurde. Die „Bilder und Träume aus Wien" (Lpz. 1835), die Frucht eines längeren Aufenthaltes in dieser Stadt, wurden sogleich nach ihrem Erscheinen in Oesterreich verboten; was der Dichter geträumt hatte, wurde nach wenig mehr als einem Jahrzehent doch zur Wirklichkeit, wie denn auch seine sich zunächst auf Preußen beziehenden Schriften auf die politische Entwickelung des Volkes nicht ohne Einfluß blieben. Im J. 1840 verheirathete sich Glaßbrenner mit der schönen und geistvollen Schauspielerin Adele Peroni, weshalb er nach Neu-Strelitz übersiedelte, wo dieselbe angestellt war. 1843 erschienen „Verbotene Lieder eines norddeutschen Poeten" (Zürich. 3. Aufl. unter d. Titel: „Gedichte". Berl. 1851); da dieselben aber in der Schweiz gedruckt waren, wurden sie schon deshalb verboten; nicht besser ergieng es dem „Neuen Reineke Fuchs" (Lpz. 1845). Bei der ersten Kunde von der Erhebung Berlins im März 1848, in welcher er zum Theil seinen Einfluß erkannte, eilte er dahin; so hoffnungsreich er hinkam, so niedergeschlagen kehrte er nach 2 Jahren wieder nach Neu-Strelitz zurück, wo er jedoch bei der Reaktion solche Bedenken erregte, daß er nach kurzer Zeit des Landes verwiesen wurde. Er wendete sich mit seiner Gattin, die sich unter drückenden Bedingungen pensioniren ließ, um ihm folgen zu können, nach Hamburg, wo er „Die verkehrte Welt" (Ffk. 1856), die „Komische Tausend und Eine Nacht" (Hamb. 1852) und „Caspar der Mensch" (Hamb. 1850) herausgab. So glücklich die Verhältnisse waren, in denen er in Hamburg lebte, so mußte er sich doch 1858 entschließen, nach Berlin zurückzukehren, weil

man damit umgieng, ihm das Heimatsrecht in Preußen zu entziehen. Das Leben hatte in Berlin seit seiner Entfernung ein ganz anderes Aussehen gewonnen, der heitere Humor, der sarkastische Witz war von einer trüben und selbstsüchtigen Stimmung verdrängt worden. Daher beschränkte Glaßbrenner seinen Umgang auf den Kreis weniger Freunde, und verfaßte Jugendschriften, unter welchen „Lachende Kinder" und „Sprechende Thiere", so wie die früher erschienene „Insel Marzipan" hervorzuheben sind, welche letztere in Oesterreich verboten wurde. Außerdem setzte er seinen im J. 1846 begonnenen „Komischen Volkskalender" bis 1865 fort. Er st. am 25. Septbr. 1876.

Glaßbrenner ist der echte Repräsentant des Berliner Witzes, dessen Schärfe aber oft durch die von seiner Mutter, einer Schwäbin, angeerbte Gutmüthigkeit gemildert wird. Er war Einer der Ersten, die es wagten, die deutschen und selbst die preußischen Verhältnisse in ihrer Haltlosigkeit darzustellen; aber weil er ihre Schwächen mit ebenso vielem Freimuth aufdeckte als mit immer treffendem Witze dem Gelächter Preis gab, warf man ihm Gemeinheit vor. Doch ist kein Vorwurf ungerechter als dieser; denn wenn er sich auch vorzugsweise im Niedrig-Komischen bewegt, so weiß er doch immer das rechte Maß zu halten. Er ist allerdings muthwillig in seinen Scherzen und seine gegen den Adel, die Höfe, die Regierungen gerichteten Pfeile waren den Getroffenen freilich höchst unangenehm, weil sie eben trafen; aber da er nur das Veraltete oder wirklich Schlechte, das Lächerliche und überhaupt Alles persiflierte, was zu der vorgeschrittenen Bildung des gesammten Volkes im Widerspruch stand, so waren seine Aus- und Einfälle, die übrigens immer witzig und geistreich waren, vollkommen berechtigt. Seine hieher gehörigen Lieder kann man als eine veredelte Straßenpoesie bezeichnen; sie reproduzieren die Anschauungen des witzigen Berliner Proletariats, indem sie das Rohe desselben abstreifen, aber die Kernhaftigkeit, Lebendigkeit und komische Kraft in dessen Sprache mit großem Glück bewahren. Er versteht es namentlich, seine Gedichte mit einem ganz unerwarteten Einfall zu schließen, wie in „Weine nicht" (1) und in den „Zwei Wünschen" (2), wodurch er unwiderstehliche Wirkung hervorbringt. Wir könnten noch eine Reihe von solchen glücklich durchgeführten Liedern nennen, die alle auch singbar sind, wir begnügen uns, noch „Die Raupe", „Die Sternschneuzen" und „Die Sklaven-Emanzipation" zu erwähnen. Auch „Die Ruinen" (3) können hieher gezogen werden, welche jedoch bei aller Schalkhaftigkeit eine große Tiefe des Gefühls beurkunden und an Chamissos „Schloß Boncourt" erinnern, in welchem der nämliche Gedanke dargestellt wird. Glaßbrenners immer reger Muthwille versucht sich übrigens auch an anderen Stoffen und er ist dann nicht weniger glücklich als in den politischen („Die Seufzer"). Es gehört dahin ein Theil seiner Liebesgedichte, während andere von ernster und warmer Empfindung zeugen. Er beherrscht in allen die Sprache und den Vers mit großer Gewandtheit, ja es hat ihn dieselbe sogar zu Künsteleien verleitet, wie in dem „Rheinweinlied", dem er nach der Weise der Pegnitzschäfer die Form eines Weinglases gegeben hat; aber freilich ist diese Form gehaltvoller als die ähnlichen Spielereien der Dichter des Blumenordens.

1. Weine nicht!

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil es mir nicht macht Behagen,
Daß ich soll den Maulkorb tragen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Soll ich dummer Junge bleiben,
Und mein Wohl nicht selbst betreiben?
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil sie mir mein Geld verprassen,
Ohne Nachricht, wo sies lassen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil ich bin in tausend Banden
Und in sechsunddreißig Landen!
Darum, darum weine ich
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil ich bin civilisieret,
Und mich Rußland karbatschieret!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil ich hab mein Blut verspritzet
Und sie mir mein Recht stibitzet!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, darum weine nicht,
Weine nun nicht mehr!
Wenn Du einsiehst Deine Schwächen,
Werden sie Dir — was versprechen!
Darum, darum weine nicht,
Weine nun nicht mehr!

2. Zwei Wünsche.

Ach, zwei Wünsche wünscht ich immer,
Leider immer noch vergebens,
Und doch sinds die innig-frömmsten,
Schönsten meines ganzen Lebens!

Daß ich alle, alle Menschen
Könnt mit gleicher Lieb umfassen, —
Und daß Einge ich von ihnen
Morgen dürfte hängen lassen.

3. Die Ruinen.

„Ach wie ungemein poetisch
Die Ruinen auf den Höhn!"
Fräulein, Sie sind sehr ästhetisch;
Ja, Ruinen, sie sind schön.

Und das Fräulein — drob geschmeichelt —
Fährt in der Ekstase fort,
Während sie den Bulldog streichelt:
„Wie poetisch ist es dort!

Grüner Wald, das ewge Leben,
Immer sprossend, immer jung,
Und der greise Stein daneben:
Träumende Erinnerung!

Epheu schlingt sich um die Blöße,
Will sie grün erhalten noch;
O du Bild zerfallner Größe,
Wie poetisch bist du doch!"

Fräulein, Sie sind sehr ästhetisch;
Sie empfinden schön und wahr,
Und Sie sagens so pathetisch,
Daß es selber mir wird klar.

Ja, ich sehe: auf den Höhen
Sind nur noch Ruinen da!
Wo die alten Zwinger stehen,
Rauscht der Wald Hallelujah!

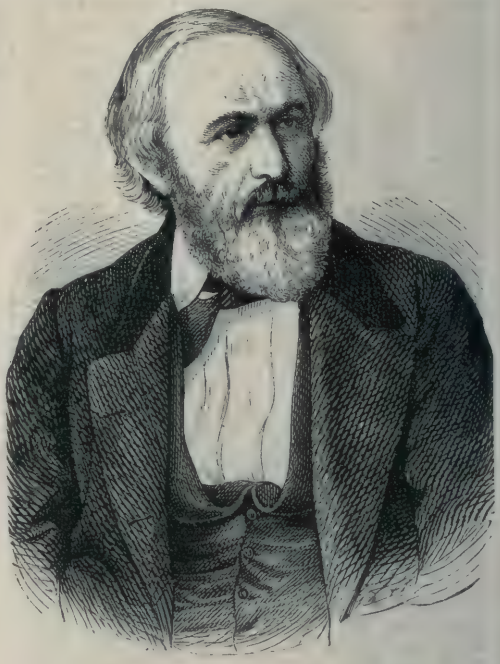
In die Burgen der Tyrannen
Drang der Geist zerstörend ein,
Trieb die Räuberbrut von dannen,
Warf hinunter Stein auf Stein.

Heilger Geist, du einge Dreiheit,
Gott im Menschen, habe Dank!
Auf den Bergen schon ist Freiheit,
Herrscht im Thal auch noch der Zwang!

Heiser schreien dort die Raben
Um den Schutt der Tyrannei:
Ihre Knochen sind begraben,
Und der Geist, der Geist ist frei!

Ja, mein Fräulein, gottvertrauend
Schau ich auf die stolzen Höhn!
Hochpoetisch, herzerbauend
Sind Ruinen, wunderschön!

Wunderschön die düstren Mienen
Durch das grüne Laubgewind!
Doch das Schönste an Ruinen
Ist, daß sie Ruinen sind!



Gottfried Kinkel.

Johann Gottfried Kinkel.

Johann Gottfried Kinkel, geb. am 11. Aug. 1815 zu Oberkassel, besuchte das Gymnasium in Bonn und studierte daselbst Theologie. Seine pietistisch düster gestimmte Mutter und Schwester übten großen Einfluß auf ihn, daher er auch als Student sehr zurückgezogen lebte. Er hatte sich schon früh poetisch versucht, aber erst mit der Liebe nahm sein Talent einen größeren Aufschwung. Im Febr. 1834 rettete er mit einem Freunde drei Kinder aus dem Wasser. Ende des nämlichen Jahres gieng er nach Berlin, wo er seine theologischen Studien unter Marheineke, Hengstenberg und Neander fortsetzte. Schon in der ersten Nacht seines dortigen Aufenthaltes leistete er Hülfe bei einem Brand, wobei er sein bestes Kleid verbrannte; die Anschaffung eines neuen nahm seine dürftige Börse so sehr in Anspruch, daß er, um Geld zu verdienen, Theaterrecensent und Corrector wurde. Im Herbst 1835 kehrte er nach Bonn zurück, wo er mit Geibel bekannt wurde, der ihn fortwährend ermunterte, sein poetisches Talent weiter auszubilden; bei einem Besuch in Barmen lernte er Freiligrath kennen. Nach abgelegtem Licentiatenexamen wurde er 1836 Privatdozent der Theologie. Schon mit dem Plan umgehend, eine Geschichte der christlichen Kunst zu schreiben, reiste er im Herbst 1837 nach Italien, wo er bis zum Frühling des folgenden Jahres blieb. Nach Bonn zurückgekehrt, trat er mit Simrock, Freiligrath, Matzerath und Wolfg. Müller in nähere Verbindung. Im J. 1839 lernte er Johanna Mockel, die seit mehreren Jahren geschiedene Frau des Buchhändlers Mathieux in Köln kennen, mit der er sich später vermählte und die bei ihrem klaren und doch phantasiereichen Geiste einen großen Einfluß auf ihn gewann. Sie gab den ersten Anlaß zur Gründung des „Maikäferbundes", der anfänglich nur den Zweck hatte, alle Freunde der Poesie und Kunst in Bonn zu einem heiteren Zirkel zu vereinigen, und ein Witzblatt („Der Maikäfer") herauszugeben, später aber höhere Zwecke verfolgte. Diesem Verein ge-

hörten außer Johanna und Kinkel die Dichter Simrock, Alex. Kaufmann, Schloenbach und Nic. Becker an. Kinkel wurde um dieselbe Zeit Religionslehrer am Gymnasium und 1840 Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln, wohin er jeden Sonntag fuhr. Seine Predigten, die er später herausgab („Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bilderreden Christi, nebst Anhang einiger Festpredigten" Köln 1842) erwarben sich durch ihre rhetorische Fülle, ihren gediegenen Inhalt und ihre kunstschöne Form ungetheilten Beifall. Immer mehr der Orthodoxie entsagend, machte er sich die Geistlichkeit und durch seine Wahrheitsliebe die Professoren zu Feinden, welche geradezu erklärten, daß sie sich einer Anstellung des jungen Mannes widersetzen würden; sein Verhältniß mit Johanna, als einer geschiedenen Katholikin, erregte Anstoß, er verlor sogar seine Stelle in Köln. Am 22. Mai 1843 verheirathete er sich mit Johanna, nachdem sie zur protestantischen Kirche übergetreten war. Der Haß verfolgte ihn auch jetzt noch, die Denunciationen häuften sich, er bekam Verweise, die ihn bewogen, seine Stelle als Religionslehrer niederzulegen und zur philosophischen Facultät überzutreten, worauf er seine Vorlesungen über Kunstgeschichte begann, die sich eines zahlreichen Besuchs erfreuten. Im J. 1845 erkrankte er gefährlich, und als er durch seiner Gattin sorgsame Pflege gerettet worden, ergriff sie die nämliche Krankheit, die endlich seiner treuen Hingebung wich. Im J. 1846 wurde er zum außerordentlichen Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt, und erhielt bald darauf einen Ruf nach Berlin, der jedoch wegen eines von ihm veröffentlichten Gedichts („Männerlied") zurückgenommen wurde. Kinkel hatte schon seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. an der politischen Bewegung regen Antheil genommen; bei der Erhebung des J. 1848 entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit. Die traurige Haltung des Parlaments, die immer mehr zunehmende Unterdrückung der Freiheitsbestrebungen, die Auflösung der Nationalversammlung in Berlin, als deren Mitglied er sich durch großes Rednertalent auszeichnete, führte ihn immer entschiedener der republikanischen Partei zu. Er betheiligte sich an der gewaltsamen Erstürmung des Zeughauses in Siegburg, flüchtete in die Pfalz und schloß sich dem pfälzisch-badischen Aufstande an. Am 29. Juni 1849 verwundet und gefangen, wurde er zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt, vom König aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. In das Zuchthaus nach Naugardt gebracht, wurde er zu den gewöhnlichen Sträflingsarbeiten angehalten. Im April 1850 wurde er wegen seiner Theilnahme an der Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg vor die Assisen gestellt, von denselben in Folge seiner glänzenden Vertheidigungsrede freigesprochen. Nachdem ihm auf der Rückkehr von Köln ein Fluchtversuch mißlungen, wurde er nach Spandau gebracht, wo er die nämliche Behandlung erfuhr wie die dort gefangenen Diebe und Mörder; er mußte, wie diese, eine Zwangsjacke tragen, wie diese Wolle spinnen, bis es ihm im November 1850 unter Mitwirkung des Studenten Karl Schurz zu entfliehen gelang. Er wendete sich zunächst nach England, dann 1851 nach Amerika, wo er jedoch nur kurze Zeit verblieb. In London, wohin er sich wieder begab, hatte er das Unglück, seine Frau zu verlieren, die aus dem Fenster herabstürzte. Im J. 1866 wurde er als Professor am eidgenössischen Polytechnikum nach Zürich berufen.

Kinkels „Gedichte" (Stuttg. 1843, 6. Aufl. 1857) blieben bei ihrem ersten Erscheinen ziemlich unbemerkt; erst als sein Name durch seine politische Thätigkeit und namentlich durch sein Unglück allgemeiner bekannt wurde, begann man auch seinen Dichtungen Aufmerksamkeit zu schenken. Und sie verdienten sie im hohen Grade, denn es offenbart sich in ihnen ein reiches poetisches Talent und eine eben so reiche geistige und künstlerische Bildung, eine reine edle Seele, ein weiches, tief empfindendes Gemüth neben kräftigem männlichen Sinn. Ein großer Theil seiner Gedichte lehnt sich an Erlebnisse, und selbst da, wo der Stoff entfernt liegt, blickt die Anwendung auf sein Leben und seine Erfahrungen durch, wie in „Scipio", der sich mit edlem Stolz weigert, sich gegen die Verleumdungen seiner Gegner zu rechtfertigen. Aber auch dann, wenn er ganz persönliche Verhältnisse darstellt, weiß er seinen Empfindungen einen solchen Ausdruck zu geben, daß sie sich über das Individuelle erheben und zum Ausdruck allgemein menschlicher Gefühle werden („Beim Tode meiner Mutter Maria").

Kinkels Gedichte sind so ganz Ausfluß seines innern Lebens, daß sie uns ein Bild seiner geistigen und künstlerischen Entwickelung geben. In einigen ist er noch vom herrschenden Weltschmerzfieber ergriffen („Götterdämmerung"), in anderen überläßt er sich unklaren, nebelhaften Empfindungen („Nacht in Rom"); wieder andere sind von der größten Gläubigkeit durchdrungen, („Abendstille, Sonette an Johanna", „Gebet"), während manche sich pantheistischen Anschauungen zuneigen („Abendmahl der Schöpfung"). Die meisten haben eine elegische Färbung, aber neben ihnen begegnen wir dem heitersten Humor, wie in dem schönen Cyklus „Die Weine", in welchem er die Geschichte des Weins erzählt und die verschiedenen Arten in passenden Formen charakterisiert, den Chier in alkäischen Strophen, den persischen Wein in Gaselenform, den Rheinwein in der Nibelungenstrophe, die Lacrimä Christi im Sonett, den Champagner in muntern gereimten Daktylen, den Krätzer in Knittelversen. In den „Oden" ist Platen sein Vorbild, von dem ihm sogar einzelne Gedanken vorschweben, so erinnern „Sapphos Lieder" an Platens „Loos des Lyrikers". Noch größeres Talent hat Kinkel für die epische Dichtung, von welcher wir an einem spätern Orte sprechen werden.

1. Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungenen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haurt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort!
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskundgem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heimschen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! In Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Seis mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Seis mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

2. Abendmahl der Schöpfung.

Wie liegt verklärt das Berggelände
Im purpurklaren Abendstral!
Wie bieten freundlich sich die Hände
Der rauhe Fels, das sanfte Thal!

Zur Linken steigt der Reben Fülle
Hinauf durch Steingeröll und Dorn;
Zur Rechten rauscht in falber Hülle,
Schon mächtig reifend, goldnes Korn.

O selig, mitten inne schweifen
Auf engem Pfad durch laue Luft,
Vom Korn die letzten Blüthen streifen
Und saugen Rebenblüthenduft!

Bald wird vom Strahl der Sommersonnen
Dieß Korn zum Brod bereitet sein;
Sich selber opfernd, in die Tonnen
Gießt bald die Traub ihr Blut als Wein.

In Ahnung bin ich schon begnadet,
Mein Gottestempel wird die Flur;
Zu ihrem Abendmahle ladet
Mit Brod und Wein mich die Natur.

3. Gruß an mein Weib.

Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht!
Nach all dem Kampf ist doch erglommen
Der Stern der stillen Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß Dirs heimisch sein im Hause,
Darin Du nun gebeutst als Weib.

Ein Jüngling nicht im Jubelrausche
Jauchzt Dir die wilden Schwüre zu;
Nicht wie die Braut im Wonnetausche
Trittst über meine Schwelle Du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf Deinen Wangen liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß Dich mir zu rauben kam.

Doch ungeschwächt durch alle Plage
Gieng mit uns diese heilge Glut;
In unsers Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz! Mit festem Sinne
Erwiesen wirs der feigen Welt,
Daß einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeihs Gott denen, die uns hassen —
Dir beut die Hand ein armer Mann;
Du magst mit Einem Blick umfassen
Das Gut, das ich Dir bieten kann.
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Gieng Alles ehrlich, wie es soll,
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus von Schätzen übervoll!

Doch blieb aus meiner Eltern Habe
Ein traulich Lager für uns zwei,
Und daß uns Brod und Becher labe,
Stellst Du den eignen Tisch herbei.
Der Frühling sendet seine Düfte
Vom Garten her in reichem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: „Komm, o komm!“ die Nachtigall.

Und staunst Du morgen, froh erwachend,
Bricht prächtger Sonnenglanz herein,
Durchs hohe Fenster grüßt Dich lachend
Das wunderbare Land am Rhein.
Wir schreiten mit verjüngter Stärke
An unser Schaffen ohne Rast,
Und nach vollbrachtem Tagewerke
Bin ich am eignen Herd Dein Gast.

4. Menschlichkeit.

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt,
Und auf verschiednem Opferherde
Die Götter mannichfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch schönern Altar weihn;
Es werden junge Leiden kommen
Und neue Freuden werden sein.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau ich der Zeiten Ringen an;
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht eine Brust gemacht;
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt,
Daß sich im süßen Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und Nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig schaut.

So schau ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Karl Joseph Simrock.

Karl Joseph Simrock, geb. am 28. Aug. 1802 zu Bonn, studierte daselbst und in Berlin die Rechte, wurde 1823 Auskultator, 1826 Referendar, aber 1830 wegen seines Gedichts „Die drei Farben" aus dem Staatsdienst entlassen, worauf er sich den seit seiner Universitätszeit betriebenen Studien der germanischen Sprachen und Literaturen ungetheilt hingab, und zugleich poetisch thätig war. Im J. 1850 wurde er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn ernannt. Als solcher starb er 18. Juli 1876.

Simrocks Verdienste um die ältere deutsche Literatur durch seine vortrefflichen Uebersetzungen der hervorragendsten Denkmäler sind allgemein bekannt*), sie zeichnen sich sowohl durch die geistvolle Auffassung der Dichtwerke, als durch die gewandte Behandlung der Formen und die höchst angemessene Sprache aus, welche von den älteren Ausdrücken und Wendungen so viel beibehält, als sich irgend mit dem Geiste des Neuhochdeutschen verträgt, so daß seine Uebertragungen eine höchst anmuthige alterthümliche Färbung erhalten.

*) „Das Nibelungenlied" (Berl. 1827. 32. Aufl. 1876); „Der arme Heinrich von Hartmann von Aue" (Ebd. 1830); „Gedichte Walthers von der Vogelweide" (Ebd. 1833. 3. Aufl. 1862); „Wolfram von Eschenbach" (2 Bde. Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1876); „Die ältere und jüngere Edda" (Stuttg. 1851); „Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde" (2 Thle. Lpz. 1855); „Der Wartburgkrieg" (Stuttg. 1855); „Gudrun" (Stuttg. 1843. 3. Aufl. 1856); „Das kleine Heldenbuch" (Ebd. 1848. 2. Aufl. 1857); „Das Amelungenlied" (3 Bde. Ebd. 1849).

In seinen eigenen Poesien ist zunächst die Gesinnungstüchtigkeit und die begeisterte Vaterlandsliebe zu rühmen, die als die Grundlage seines poetischen Schaffens bezeichnet werden kann. Seine „Gedichte" (Lpz. 1844) können den Einfluß seiner altdeutschen Studien nicht verläugnen, ohne daß er jedoch zur unselbstständigen Nachahmung herabsänke, vielmehr hat er die alterthümlichen Elemente mit den modernen zur schönsten Harmonie verbunden. Seine Darstellung ist immer ruhig, gebildet und den besungenen Stoffen angemessen. Aus seinen Liedern tönt uns warme Innigkeit entgegen; sie sind reich an schönen Gedanken, die er meist in gedrängter Form, aber immer klar und wirkungsvoll darstellt. Sie besingen die Liebe und die Natur („Schweizerreise") mit gleich tiefem Gefühl. Ganz vortrefflich ist er im geselligen Lied, in welchem er mit liebenswürdigem Humor zum heiteren Genuß des Lebens auffordert („Bonner Faschingslieder"), wobei er jedoch nie die Grenzen des Ziemlichen überschreitet, wie denn schon Mäßigung ein Charakterzug seiner Dichtung ist. Mit W. Wackernagel und Franz Kugler hat er schöne Terzinen gedichtet („Wein, Weib und Gesang"). Noch entschiedeneres Talent hat er für das Epische, und seine „Deutschen Sagen", die ernsten wie die heiteren, gehören durch ihre höchst anschauliche Darstellung und ihre poetische Durchführung zu den besten Erscheinungen in dieser Gattung. Mit Auszeichnung ist „Wieland der Schmied. Heldengedicht" (Bonn 1830. 3. Aufl. 1857), zu erwähnen, in welchem er die Ueberlieferungen zu einem ganz im Sinne des Mittelalters gedachten Epos verarbeitet hat. Eben so glücklich, obgleich in ganz andrer Haltung, ist „Bertha die Spinnerin" (Ff. 1853), worin er die schöne Sage von der Mutter Karls des Großen mit heiterem Humor erzählt und vortreffliche Abhandlungen über die Sage beifügt. Noch erwähnen wir seine „Rheinsagen" (Bonn 1836. 7. Aufl. 1874) und die verdienstvolle Erneuerung der „Deutschen Volksbücher" (19 Bde. Frankf. 1841 ff.), unter welchen wir die ergötzliche Bearbeitung der „Sieben Schwaben, Was sie sich unterstanden haben" (Ebd.) hervorheben.

1. Mit Liebchen.

Und kommt der Abend lind und warm,
Thun wir nach altem Brauch:
Ein Jeder nimmt sein Lieb an Arm
Und meines nehm ich auch.
Durch laute Stadt und grünes Feld
Laß uns zusammen wandeln
Wie künftig durch die Welt.

Vor jeder Hütte wirbt ein Paar
Um Kuß und Minnesold,
Die Sternlein in des Mondes Schaar
Sind sich einander hold;
Er selber blickt mit bleichem Schein
So sehnlich und begehrlich
In unsre Lust hinein.

Das Bächlein, das vom Felsenhang
Ins Thal hernieder hüpft,
Das Vöglein, das mit Lustgesang
Durch Blüthenzweige schlüpft,
Die Abendwinde lau und schwül:
Was kommen sie zu suchen
Als Lieb und Mitgefühl?

Hier rasten wir auf moosgen Höhn,
Wir haben ja nicht Eil:
Was all die Andern suchen gehn,
Das ward uns schon zu Theil:
Des eignen Wesens Widerklang
Und im verwandten Busen
Der gleichen Wünsche Drang.

Nun schalle Busch und Haideplan
Von Kuß und Minnelaut:
Ihr Sterne, nehmt ein Beispiel dran
Und koset süß vertraut:
Kein schöner Glück ist auf der Welt,
Als wenn sich stäte Liebe
In treuen Armen hält.

2. Pommerische Wünsche.

Sieben Wünsche ding ich mir aus —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Hält man noch so sparsam Haus
Kommt man nicht mit dreien aus,
Denn es muß auf dieser Erden
Noch gar Vieles besser werden:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Erstens wünsch ich, daß in der Welt —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Jeder Kiesel auf dem Feld
Wär geschlagnes Silbergeld,
Denn dann könnte man verschnaufen
Und sich Semmelwürste kaufen:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Zweitens wünsch ich, Wasser wär Wein —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Denn es stände gar zu fein,
Trieb die Oder Moselwein,
Daß man an der Ostseeküste
In Pispot ersaufen müßte:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Drittens wünsch ich, Pommerisch Land —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Läge fern in Samarkand,
Oder an der Tiber Strand,
Denn es müßt in Hinterpommern
Mir auch Herbst und Winter sommern:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Viertens gäb ich Alles darum —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Schwämmen gleich den Fischen stumm
Fraun in jedem Teich herum.
Ja, da wollt ich nicht ermangeln
Täglich mir ein Paar zu angeln:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Fünftens wär es herrlich fürwahr —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Wenn die Nächte stets so klar
Wären wie der Tag es war;
Ich besähe gar zu gerne
Mir bei Tageslicht die Sterne:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Sechstens wünsch ich, Fürsten und Herrn
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Gäben auf Verlangen gern
Portefeuille und Ordensstern:
Ich und meine zwölf Geschwister
Würden gleich Finanzminister:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Siebentens wünsch ich — aber gemach!
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Wünschen auch ist Ungemach
Und ich bin kein Mann von Fach:
Ei so wünsch ich, daß beileibe
Künftig Nichts zu wünschen bleibe:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

3. Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt auf dem Römer war heute Königswahl
Und Abends drehn Vermummte sich bei der Fackeln Stral:
Der König ist gekoren,
Des Reiches Noth beschworen,
Ihr Masken, schwingt euch froh im Saal.

Zum Tanze lädts, zum Tanze! Der König fliegt dahin
Und mit dem schwarzen Ritter die junge Königin:
Wer ist wohl der Beglückte,
Den solche Ehre schmückte?
Sie wäre Fürsten Hochgewinn.

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer keucht:
Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz gereicht?
Es ist der schwarze Ritter,
Er tanzt fürwahr nicht bitter,
Ja keiner schwebt so frei und leicht.

Und immer ists der Schwarze, den sie zum Tanze führt:
Doch ist sie wohl zu tadeln, daß sie den Tänzer kürt? —
Die Larven werden fallen,
Dann muß sein Name schallen,
Dann zeigt sich, ob es ihm gebührt.

„Wollt ihr euch nicht entmummen, Herr Ritter, es ist Zeit,
Die Larven alle fielen, laßt schauen, wer ihr seid." —
„Das, Herrin, nicht begehre!
Bei Dein und meiner Ehre,
Du forderst unser Beider Leid."

„Wärt ihr des Reiches Aechter", begann der König hehr,
Hier dulden Ehrenwächter jetzt keine Masken mehr."
Da kann er sich nicht bergen:
„Der Scharfrichter von Bergen!"
Erschrocken schallt es rings umher.

„Unehrlicher, Dein Athem befleckt die Königin,
Den Frevel wirst du büßen, der Tod ist dein Gewinn.
Legt Hand an ihn, ihr Schergen,
Den Scharfrichter von Bergen,
Zum Richtplatz schleift ihn selber hin."

„Was könnt es helfen?" spricht er, „die Königin blieb entehrt;
Ich will euch besser rathen, Herr König, zieht das Schwert,
Schlagt mich damit zum Ritter:
Beschimpft sie dann ein Dritter,
Das räch ich ritterlich bewehrt." —

„Der Rath ist gut, knie nieder, ich lohn ihn mit der That:
Du bist ein Schelm gewesen und schelmisch war dein Rath,
So heiße Schelm von Bergen:
Der darf sich nicht verbergen,
Dem dieß der Deutsche König that."

Und wieder lärmts zum Tanze, gar mancher Tänzer keucht:
Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz gereicht?
Es ist der schwarze Ritter,
Er tanzt mit offnem Gitter,
Kein Reichsfürst tanzt so frei und leicht.

Franz Adolf Friedrich von Schober.

Franz Adolf Friedrich von Schober, geb. am 17. Mai 1798 auf dem Edelsitze Torup in Schweden, kam nach dem Tode seines Vaters schon im fünften Jahre nach Schnepfenthal, im achten in das Benediktinerstift Kremsmünster, wo er Gymnasium und Lyceum absolvierte, worauf er die Universität Wien bezog, um die Rechte zu studieren. Nach einem längeren Aufenthalt in Schweden, kehrte er nach Wien zurück, wo er sich mit wissenschaftlichen und künstlerischen Studien beschäftigte, und einen seltenen Kreis von Talenten um sich versammelte, die alle durch ihr Zusammenleben wesentlich gefördert wurden, so den Tonkünstler Franz Schubert, den er aus drückenden Verhältnissen zog, den Maler Moritz von Schwind, dessen Talent er zuerst würdigte, und den Freiherrn von Feuchtersleben, den er aus trüber Stimmung zu frendiger Thätigkeit erweckte. Im J. 1829 ging Schober nach Ungarn, wo er drei Jahre verlebte. Später begleitete er Franz Liszt auf seinen Kunstreisen, worauf er allein große Reisen durch Italien, Frankreich, die Schweiz, Belgien und Deutschland machte. Als er nach Wien zurückkehrte, fand er seine Ernennung zum Großherzoglich Sächsischen Legationsrath, was ihn veranlaßte, nach Weimar zu gehen, wo er 12 Jahre lang im vertrauten Verhältnisse mit dem Großherzog lebte. Seine Verheirathung mit der bekannten Jugendschriftstellerin Thekla von Gumpert bewog ihn, nach Dresden zu übersiedeln, wo er bis zur Trennung seiner Ehe acht Jahre in stiller Zurückgezogenheit lebte. Jetzt hat er seinen Wohnsitz in München. Schober ist eine wissenschaftlich und künstlerisch durchgebildete Natur; er schaut die Welt und die Kunst mit sicherem Blick an und zieht aus seinen Betrachtungen die fruchtbarsten Resultate, die er in seinen „Gedichten" (Stuttg. 1842. 2. Aufl. Lpz. 1865) niederlegte. So gedankenreich dieselben sind, so sind sie doch nicht das starre Ergebniß der kalten Reflexion, sie strömen aus dem vollen Herzen; er mag die Natur, die Liebe, die Kunst oder die Freundschaft besingen, immer sind seine Gedichte Ergüsse wahrer und reiner Empfindung. Die Hälfte der Sammlung sind Sonette, und bilden nebst der reizenden Erzählung „Isfendiar", der schönen Allegorie „Die Heilquelle", welcher die Erinnerung an „Mahomets Gesang" von Göthe keinen Eintrag thut, und einigen anderen Gedichten die Blüthe der Sammlung. Der Dichter hat diese Form vollständig in seiner Gewalt; er weiß den bedeutendsten Inhalt in die engen Grenzen zu gießen, ohne daß er an Klarheit und der Ausdruck an Kraft und Schönheit verliere. Wie in den „Accorden", die wir oben noch hätten erwähnen sollen, einer Sammlung von tiefgedachten Sprüchen, wie überhaupt in seiner ganzen Dichtung spricht sich in den Sonetten ein edler, männlich gereifter Geist und eine milde, harmonische Lebensanschauung aus. Wir machen insbesondere auf die „Palingenesien", die er schon früher besonders herausgegeben hatte (Breslau 1826) und auf die geistreichen und zum Theil witzigen Schattenrisse aufmerksam, in denen er deutsche und fremde Dichter mit großem Glücke charakterisiert.

1. Isfendiar.

Aar an Schnelle, Leu an Muth,
Reitet Isfendiar, der Held,
Mit der treuen Schaar ins Weite,
Dürstend nach der Feinde Blut;
Trifft sie, und nach kurzem Streite
Hat er sie in Flucht gestäubt,
Und ihr kühner Führer bleibt
Mit der ungemeßnen Beute
Ihm gefangen in den Händen,
Führt ihn in sein hohes Zelt,
Läßt ihm Pfeif und Sorbet spenden,
Und verehrt drei volle Tage
Ihn als seinen werthen Gast;
Spricht dann ernst: „Nun sei gefaßt,
Geh zum Tode ohne Klage."
Drauf erwiedert jener wild:
„Gerne lasse ich mein Leben,
Ist die Rache doch gestillt!
Gift hab ich Dir eingegeben,
Und eh noch zwei Tag' entschweben,
Hast Du seine Kraft verspürt!"
Sagts — und wird zum Tod geführt.

Als Isfendiar vernommen,
Prägt ers in den Busen tief;
Alle, die mit ihm gekommen,
Schnelle er zusammen rief,
Heißt sie auf die Pferde sitzen,
Denn es ist zur Stadt noch weit,
Und gemessen seine Zeit;
Eilend will er sie noch nützen.

Meines Lebens Rosenkrone!
Du der Freude Königin,
Die mir Wonne nur gegeben,
Kannst du mir es wohl verzeihen,
Daß ich dir es so nun lohne?
Nicht mit Lust ihn zu umweben,
Nur dem Tode ihn zu weihen,
Ob erschöpft vom langen Ritte,
Ob von Schauern schon durchflossen,
Heißet doch mit frohen Blicken
Isfendiar die Kampfgenossen
Sich nach guter Kriegersitte
Zu dem Siegeseinzug schmücken.
Hurtig aus der reichen Beute
Werden Stoffe aufgerollt,
Seidne, blumenüberstreute,
Mannichfach durchwirkt mit Gold;
Und in prächtigen Kaftanen
Ausgeziert mit Perl und Stein,
Ueberschient mit goldnen Spangen,
Sieht man bald die Tapfern prangen.
Ueberwallt von bunten Fahnen,
Geht der Zug zur Stadt hinein,
Wo mit frohen Siegesweisen
Jubelnde sie laut empfangen.
Isfendiar, den Alle preisen,
Reitet an der Helden Spitze,
Todtenweiß sind seine Wangen,
Ausgelöscht die Feuerblitze,
Die sonst aus dem Auge drangen,
Und man sieht, daß wilde Flammen
Tief an seinem Leben nagen. —
Doch er faßt sich stark zusammen,
Trotz belebt die hohe Miene,
Und die edlen Glieder ragen
Furchtbar aus dem rothen Kleide;
Herrschend blickt das Mondgeschmeide
Aus des Turbans Sammetgrüne,
Und in seiner Faust die Klinge
Gibt der Pauke, gibt der Zinke
Lustig kreisend frohe Winke,
Daß ihr Jubelschall erklinge.
Rauschend wirbeln tausend Klänge,
Wiehern und Gestampf von Rossen,
Und im freudigen Gedränge
Rasseln mit den hellen Lanzen
Wonnetrunken die Genossen,
Und die goldnen Franzen tanzen
Eine Glorie um den Blassen.
Also glanzvoll, jubelnd, singend
Geht der Zug durch lange Gassen,
In Geleitschaft der Vesire,
Geht zum Schach und zur Moschee,
Spenden reichend, Gaben bringend.
Doch das langverhaltne Weh,
Das des Helden Mark durchbohrte,
Kann er länger nicht bestehn!
Reitet nun zu Fatmes Pforte,
Fast schon mit dem Tode ringend,
Doch die Schmerzen noch bezwingend,
Heißt er die Gefährten gehn,
Und verschwindet in der Thüre. —
Doch es hat am lieben Orte
Kaum die Süße ihn empfangen,
Fühlt er seine Kraft vergangen;
Und er sinkt verstellungslos,
Von dem weichen Arm umfangen,
Aufgelöst in ihren Schooß.
Und er spricht mit schwacher Stimme:
„Wolle schauernd nicht erbeben,
Sporenschlag beschwingt die Pferde,
Kaum berühren sie die Erde,
Und eh noch zum zweiten Male
Sich die goldne Sonnenschale
Licht- und farbeströmend leerte,
Können sie vom Hügelrücken
Schon im Thal die Stadt erblicken.
Nimm ihn, den Geliebten, hin! —
Jene wilden Kriegerschaaren,
Die in Ungemach und Noth
Treulich mir Genossen waren,
Die mit mir getrotzt dem Tod,
Ach, sie sollen nicht erfahren,
Wie ich an der Erde hänge,
Sollen mich nicht sterben sehn. —
Wenn aus meinem matten Auge
Eine heiße Thräne dränge,
Würden sie es wohl verstehn?
Aber du! die mir ein Eden
Schuf auf diesem dunklen Sterne,
Du erträgst die Schwäche gerne,
Kannsts verstehen und vergeben,
Daß ich an dem schönen Leben,
An des Daseins süßen Fäden,
Schmachtend wie ein Kindlein sauge,
Und vom warmen Mutterherzen
Nimmer lassen kann und will.
O bekämpfe diese Schmerzen,
Dieses folternde Gefühl,
Das den Busen mir zerrissen,
Liebevoll mit deinen Küssen!
Trunken werd ich dann nicht wissen,
Steht das Blut in meinem Herzen,
Ob vom Tod, — ob von Genüssen, —
Selig — oder sterbend still;
Wenn in meine Todeswunde,
Heilend bis zum tiefsten Grunde,
Mild dein Athem niedertaucht!" —
Sagt es — und an ihrem Munde
Hat er seinen Geist verhaucht.

Luise von Plönnies.

Luise von Plönnies, geb. am 7. November 1803 in Hanau, einzige Tochter des als Mensch, Arzt und Naturforscher gleich ausgezeichneten Obermedicinalraths Leisler, verlor ihre geist- und gemüthvolle Mutter im 4., ihren Vater, der sich später wieder vermählt hatte, im 10. Jahre. Nach dem Tode desselben blieb sie bis zum 14. Jahre bei ihrer Stiefmutter, dann kam sie in das Haus ihres mütterlichen Großvaters, des Geheimenraths von Wedekind, in welchem sie vielfache geistige Anregung und insbesondere in ihrer Großmutter, einer edlen Frau von seltener Charaktergröße, liebevolle Leitung fand. Im J. 1824 verheirathete sie sich mit dem genialen jungen Arzt Aug. von Plönnies, der als Hofmedikus nach Darmstadt berufen worden war. Er wurde ihr im J. 1847 durch den Tod entrissen, worauf sie sich in die Landeinsamkeit nach Jugenheim zurückzog, um sich der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder ungestört widmen zu können. Im Jahre 1860 übersiedelte sie wieder nach Darmstadt, wo sie am 22. Jan. 1872 starb. Ihr Sohn Wilhelm, gleichfalls Dichter, war ihr wenige Monate vorher im Tode vorangegangen. Noch

haben wir zu erwähnen, daß sie einige Reisen, namentlich nach Belgien machte, wo sie sich längere Zeit aufhielt, um die vlämische und niederländische Sprache und Literatur zu studieren. In Anerkennung ihres Strebens und ihres Talents wurde sie zum Mitglied der königlichen Akademie von Brüssel und der literarischen Akademie von Gent und Antwerpen ernannt. Sie hat ihre Beobachtungen und Erfahrungen während dieses Aufenthaltes in den interessanten „Reiseerinnerungen aus Belgien" (Berl. 1845) niedergelegt.

Luise von Plönnies zeigte schon früh eine außergewöhnliche Phantasie. Als sie erst 3 Jahre und 7 Monate alt war, erzählte sie ohne jegliche Veranlassung ihrem Vater Folgendes, das dieser sogleich aufzeichnete. „Lieber Vater, es war ein gut Kindchen, das hatte ein Bachstelzchen; da kam ein Gassenbub und schlägt das Vögelchen todt, und da kam ein ander gut Kindchen, und küßte das Bachstelzchen und da wurde es wieder lebendig." Der letzte Zug ist wirklich allerliebst und zeugt von früh erwachter Erfindungsgabe. Diese zeigte sich aber erst nach dem Tode ihres Vaters in größerer Fülle, und von da an blieb ihr die Poesie eine treue Freundin in allen Lagen des Lebens und bei jeder Stimmung ihres beweglichen Innern. Sie schloß sich, wie die liebenswürdige Dichterin selbst sagt, den nächsten Familienereignissen an, und begleitete sie in Küche und Kinderstube. Luise von Plönnies bildete ihre Sprache und ihr Talent zuerst an den Engländern, deren Dichtungen sie schon früh liebgewann, und in Uebersetzungen nachdichtete. Der würdige Ernst, der begeisterte Schwung, die lichtvolle Klarheit, die Einfachheit der Form, die ihre eigenen Schöpfungen charakterisieren, sind zum Theil eine Frucht dieser Studien, die sie in mehreren Sammlungen veröffentlichte („Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen". Frankf. 1843; „Ein fremder Strauß". Heidelb. 1844; „Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts". München 1864). Durch diese Uebersetzungen, welche meist nur Vortreffliches mittheilen und die Urtexte mit großer Sprachgewandtheit und tiefem Verständniß wiedergeben, hat sich die Dichterin ein hochzuschätzendes Verdienst erworben, nicht weniger durch ihre Uebertragungen aus dem Vlämischen und Holländischen, da sie durch dieselben in eine bei uns wenig bekannte Literatur einführte. („Ein fremder Strauß", „Joost van den Vondels Luzifer". Berl. 1845.)

So sehr ihre eigenen Dichtungen („Gedichte". Darmst. 1844; „Neue Gedichte". Ebd. 1850) von dem Geiste der englischen durchdrungen sind, so tragen doch alle den Stempel der größten Selbstständigkeit. In allen erkennen wir das edle deutsche Weib, dessen Gefühlstiefe jedoch niemals in hohle Schwärmerei ausartet. Sie kennt das weibliche Herz und schildert dessen Regungen mit der ergreifendsten Wahrheit. Die Liebe ist ihr Lebenselement, und sie weiß ihren mannigfaltigsten Beziehungen, ihrem Glück und ihrem Schmerz, ihrer Hingebung und ihrer Kraft den treffendsten Ausdruck zu geben; es glückt ihr deren Darstellung eben so gut in lyrischen Tönen, als in epischen Gestaltungen. So besingt sie mit tiefem wahren Gefühl das Glück des Liebesschmerzes in dem schönen Gedicht „Warum schlägt so laut mein Herz?" (1), die Macht der Liebe in der schönen Erzählung „Quintin Messys, der Schmied von Antwerpen", der, von ihrer Allgewalt getragen, zum berühmten Maler wurde, und noch rührender in der trefflichen Ballade „Eine arme Seele" (2), die Auerbach in seinem Roman „Auf der Höhe" geschickt benutzt und in einfach ergreifender Weise erzählt hat. Uebrigens ist sie auch in der Behandlung anderer Stoffe sehr glücklich. Im Gedicht „Der Flachs" führt sie in kurzen, aber lebendig gestalteten Zügen das menschliche Leben von der Wiege bis zum Brautalter und zum Sarg in Glück und Elend, in Tugend und Laster vor. Die farbenprächtige „Tinctura thebaica", die in ihrem kräftigtönenden Bilderreichthum an Freiligrath erinnert, führt uns in die Traumwelt des Opiumrausches mit lebendiger Wahrheit ein. Ihr tiefes Gefühl für die Natur spricht sie in manchen trefflichen Gedichten aus, deren Schilderungen oft anmuthig, oft großartig sind („An die Nordsee", „Abschied vom Meer"). Daß ihr auch die rein geistigen Interessen nahe liegen, beweist uns das Gedicht „Auf der Eisenbahn", in welchem sie die Macht des Dampfes mit wahrhaft poetischer Anschauung schildert und mit dem Wunsch schließt, daß auch dem freien Wort eine eben so unwiderstehliche Gewalt zu Theil werde (3). Ihrem frommen Sinn, den wir übrigens in

allen ihren Dichtungen ahnen, hat sie in den „Lilien auf dem Felde“ (Stuttg. 1864), einer Reihe von religiösen Dichtungen, Ausdruck gegeben, die, wie durch ihren tiefen Gehalt, so durch ihre wohllautende Sprache zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehören. So oft das Vaterunser von deutschen und fremden Dichtern poetisch behandelt worden ist, wir glauben kaum, daß es je tiefer, ergreifender aufgefaßt worden, als in den „Sieben Perlen“ (4) unserer Dichterin.

Wie glücklich sie die Sprache und die Form beherrscht, tritt vielleicht nirgends klarer hervor, als in den zwei Sonettenkränzen „Abälard und Heloise“ (Darmst. 1849) und „Oskar und Gianetta“ (Mainz 1850), welche beide die Macht der Liebe besingen. In dem ersten sind die Originalbriefe der Liebenden der rothe Faden, an welchem die Dichterin ihre Darstellung entwickelt, doch hat sie manchen Gedanken erweitert, manchen neuen im Geiste der Briefe hinzugefügt. Vortrefflich hat sie darin den Uebergang der glühendsten Leidenschaft zur himmlischen Liebe, die Macht des männlichen Ernstes auf das liebende Frauengemüth zur Anschauung gebracht (5—8). In ähnlicher Weise bewegt sich „Oskar und Gianetta“, in welchem Oskar den Norden und die nordische Liebe mit ihrer tiefen Innigkeit und Reinheit, Gianetta die südliche Glut repräsentiert. Außer den Balladen und Romanzen hat sie auch mehrere größere epische Dichtungen herausgegeben. „Ruth“ (Stuttg. 1864) gefällt durch die große Zartheit der Darstellung, wenn man sich auch bald bewußt wird, daß die Dichterin das wesentliche Element der biblischen Erzählung nicht erfaßt hat. Nach einer von Adolf Holtzmann mitgetheilten Sage ist die „Sawitri“ (Münch. 1862) im Ganzen glücklich behandelt, wird aber von „Maryken van Nimwegen“ (Berl. 1853) weit übertroffen, obgleich die Anlage verfehlt ist. Nach der niederländischen Sage, welche die Dichterin bearbeitete, schließt nämlich Maryken einen Bund mit dem Teufel, weil das Bewußtsein, in der Welt allein zu stehen und Niemanden zu besitzen, an den sie ihr liebebedürftiges Herz lehnen könne, sie mit Verzweiflung erfüllt. L. v. Plönnies legt dem Bündniß andre, nicht glücklich gewählte Motive unter, sie macht aus Maryken einen weiblichen Faust, was der Natur des Weibes widerspricht. Dagegen ist die Ausführung äußerst glücklich, die Darstellung ist voll Anmuth und besonders zeichnen sich die Schilderungen durch ihre Lebendigkeit und ihre poetische Wahrheit aus. Auch das Märchen „Die sieben Raben“ (Münch. 1862) ist reich an formellen Schönheiten, so wie die selbstständige Bearbeitung der Sage von großer Erfindungsgabe zeugt.

1. Warum schlägt so laut mein Herz?

Warum schlägt so laut mein Herz?
Ist es Wonne, ist es Schmerz?
Es ist Glück und Schmerz zugleich
Ach, ein Glück so schmerzensreich,
Ach, ein Schmerz so reich an Glück,
Daß ich nie ihn geb zurück.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Jedem Glück auf dieser Welt
Ist sein Schmerz auch zugesellt;
Beide lassen nie sich los,
Werden mit einander groß.
Darum birgt die höchste Lust
Tiefsten Schmerz in ihrer Brust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Liebesglück ist selger Schmerz,
Liebesschmerz ist Glück fürs Herz,
Fern, ach, fern floh Liebesglück,
Liebesschmerz nur blieb zurück!
Doch im Schmerz noch liebt die Brust
Des entschwundnen Glückes Lust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

2. Die arme Seele.

Seufzt eine arme Seele
In ihrer Höllenpein:
„Dürft ich noch Einmal schauen
Den Herzallerliebsten mein!“

Es seufzt die arme Seele,
Ihr dünkts manch hundert Jahr,
Bis daß die Zeit der Buße
Endlich verronnen war.

Ihr Schutzgeist nahet freudig
Auf Flügeln weiß wie Schnee.
Er nimmt sie in die Arme
Zu heilen all ihr Weh.

Er spricht mit weichen Tönen:
„Komm, arme Seele du,
Ich trage dich dem schönen,
Dem goldnen Himmel zu.“

Die Seele spricht zum Engel,
Der sie im Arme hält:
„Ach, dürft ich nur noch Einmal
Hinunter auf die Welt.

Will tausend Jahr noch dulden
Die schlimme Höllenpein,
Darf ich noch Einmal sehen
Den Herzallerliebsten mein.“

Des Engels Auge leuchtet
In heilgem Liebesstral,
Er trägt die arme Seele
Hinab ins Erdenthal.

„Dort unter den grünen Linden,
Da sind ich meinen Schatz,
Ich durft ihn immer finden
An diesem lieben Platz.“

Und als den grünen Linden
Sie nahen unsichtbar,
Saß unter ihren Zweigen
Ein glücklich Liebespaar.

Die arme Seele bebet
Und spricht kein einzig Wort,
Da trägt sie still der Engel
In seinen Armen fort.

Er trägt sie hoch und höher
In blauer Luft empor,
Bis daß sie endlich stehen
Am goldnen Himmelsthor.

Da spricht die arme Seele:
„Ich darf ja nicht hinein,
Muß tausend Jahr noch dulden
Die schlimme Höllenpein."

Der Engel aber schauet
Sie an mit selgem Blick:
„Du littest tausend Jahre
In Einem Augenblick."

3. Auf der Eisenbahn.

Rascher Blitz, der hin mich trägt,
Pfeilschnell von der Glut bewegt,
Sausend durch des Tages Pracht,
Brausend durch die dunkle Nacht,
Donnernd über Stromesschäumen,
Blitzend an des Abgrunds Säumen,
Durch der Berge mächtge Grüfte,
Durch der Thäler nächtge Klüfte,
Durch der Saaten goldne Wogen,
Ueber stolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte buntes Weben. —
Könnt, wie du, das freie Wort
Sausend ziehn von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm schlagen,
Stürmisch so von dannen tragen,
So aus Einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern!
Freies Wort, wer gründet Schienen,
Deinem Bahnzug stark zu dienen?

4. Die sieben Perlen.

Die Perlen sind dir wohlbekannt,
Im goldnen Faden eingereiht,
Der wunderbar sich dehnt und spannt,
Umfassend Zeit und Ewigkeit.
Die sieben Bitten, dran das Herz
Am Morgen sich und Abend hängt,
In die sich Angst und Glück und Schmerz
Im gläubigen Gebete drängt,
Das „Vaterunser", weit und breit
Gesprochen von der Christenheit.

Die Perlen sind des Hauses Schatz,
Vererbt von Kind auf Kindeskind,
Das Herz des Kindes ist der Platz,
Wo neu der Schmuck an Werth gewinnt;
Denn wenn er trüb geworden war,
Von Erdenseufzern heiß umweht,
Am Kinderherzen wird er klar,
Berührt vom kindlichen Gebet,
Die Engel schauen selig drein,
Da leuchtet er im Himmelsschein.

Habt auf die sieben Perlen Acht,
Sie bringen euers Hauses Werth;
Sie sind die unsichtbare Macht,
Der lichte Kreis um euern Herd.
Die Schlange, Zwietracht, weicht zurück
Vor diesem lichten Friedenskreis,
Der in sich schließt der Seelen Glück,
Weil er sie weckt zum Gottespreis!

Habt auf die sieben Perlen Acht,
Sie sind das letzte heilge Band,
Damit des Heilands Friedensmacht
Die ganze Christenheit umwand;
Zerreißt den goldnen Faden nicht,
In den der Herr sie eingereiht,
Den Glauben nicht — wenn er zerbricht,
— Zerbricht der Seelen Seligkeit.

5. Heloise an Abälard.

I.

Gott weiß, ich hab nach Anderm nie getrachtet,
Als einzig nur nach dir, o du mein Leben!
Nicht wollt ich mich durch Glück und Rang erheben,
Nach deinem süßen Selbst hab ich geschmachtet.

Nicht was die Menge groß und herrlich achtet,
Ersehnt ich, meines Herzens heißes Streben
War einzig, ganz mich dir dahin zu geben,
Würd ich darum von aller Welt verachtet.

Und hätt Augustus mir die Kaiserkrone
Geboten, daß ich auf dem Herrscherstuhle
Der Welt als stolze Gattin mit ihm throne:

So ruf ich Gott den Ewigen zum Zeugen,
Daß es mir größer schien, als deine Buhle
Mein Haupt in Schmach und Niedrigkeit zu beugen.

II.

Wird, von der Liebe heilgem Geist durchdrungen,
Nicht jedes Weib der Erde zur Madonne,
Nicht jedes Kind ein Heiland und in Wonne
Aufs Neu der alte Feind, der Haß bezwungen?

So wähn ich oft, im Traum von dir umschlungen,
Des künftgen Lebens Himmel schon gewonnen,
Von einem Stral der ewgen Liebessonnen
Den neuen Leib in Seligkeit durchdrungen.

Ja, Mann und Weib sind Träger jener Flammen,
Die schöpferisch das weite All durchglühen,
Drum strömen sehnsuchtsinnig sie zusammen.

Wenn alle Kräfte ihres Seins zur Klarheit
Gelangt, als Krone ihres Bunds erblühen,
Dann gibt sich kund des Bundes innre Wahrheit.

6. Abälard an Heloise.

I.

Die nur vom Erdenreize stammt, die Liebe,
Gleicht unsres Lenzes wonnevoller Rose,
Ein Kind der Erde, theilt sie Erdenloose,
Geboren, daß sie mit dem Lenz zerstiebe.

Blind folgend der Natur gewaltgem Triebe,
Bleibt ihrem Bunde fern das Ewge, Große,
Sie ist die reizende, doch willenlose,
Nichts lebt in ihr, das nach dem Lenz noch bliebe.

Doch unsre Liebe, die erstarkt zur Tugend,
Ist ihrer tiefen Wahrheit sich bewußt;
Enttaucht dem heißen Wonnerausch der Jugend,

Dringt sie in Tiefen der verwandten Brust;
Das Unvergängliche in Trümmern suchend,
Ahnt sie im Tod des ewgen Lebens Lust.

II.

Als Weltendichter hab ich mir gedacht
Den höchsten Gott, der Alles wirkt und schafft,
Der aus dem unerschöpften Born der Kraft
Unendlich zeugt in gränzenloser Macht.

Durch Weisheit stets zum Schönsten angefacht,
War, um die Welt zu lösen aus der Haft
Des Todes und der sündgen Leidenschaft,
In ihm der Liebe heilig Werk erwacht.

Daß Leben neu entkeime der Vernichtung,
Vermählte seine Weisheit er der Erde
In seines heilgen Geistes Liebesdichtung.

Die Weisheit sprach: „Der Mensch sei auserkoren!"
Die Allmacht rief herab ihr göttlich: „Werde!"
Da ward der Geist der Lieb im Wort geboren.

Hermann Rollett.

Hermann Rollett, geb. am 20. Aug. 1819 in Baden bei Wien, widmete sich 1840 der Chemie und Pharmacie auf der Universität Wien, wählte aber nach vollendetem Studium den Schriftstellerberuf, verließ im J. 1844 sein Vaterland, lebte eine Zeitlang bei Justinus Kerner in Weinsberg, gieng 1845 nach Jena, 1847 nach Ulm, dann nach Leipzig, wo er aber wegen seiner freisinnigen Schriften ausgewiesen wurde, was ihm nach einander auch in Weimar, Hildburghausen und Nürnberg widerfuhr, worauf er sich nach der Schweiz begab. Seit 1854 lebt er wieder in Baden bei Wien.

Rollett ist ein fruchtbarer Dichter; er gab nach einander heraus „Liederkränze" (Wien 1842), „Frühlingsboten aus Oesterreich" (Jena 1845. 2. Aufl. 1849), „Lyrisches Wanderbuch eines Wiener Poeten" (Frankf. 1846), „Frische Lieder" (Ulm 1848. 2. Aufl. 1856), „Ein Waldmärchen aus unserer Zeit" (Lpz. 1848), „Republikanisches Liederbuch" (Lpz. 1848), „Dramatische Dichtungen" (Lpz. 1851. 3 Bde.), „Jucunde" (Ebd. 1853) und zuletzt „Ausgewählte Gedichte" (Lpz. 1865). Da Rollett in dieser letzten Sammlung Alles aufgenommen hat, was ihm aus den früheren der Erhaltung werth schien, Manches auch verbesserte, so ist es billig, daß das Urtheil sich zunächst auf diese stütze. Sie wird mit einer Abtheilung „Naturstimmen" eröffnet, welchen der Dichter folgendes Motto vorgesetzt hat:

„Natur spricht laut in Wort und Schrift;
Du mußt nur Windeswehen,
Und Duft und Klang und Wald und Trift
Und Fels und Meer verstehen."

Dieses Motto charakterisiert die „Naturstimmen" vortrefflich, in welchen sich der Dichter in das Leben der Natur versenkt und des Menschen Beziehungen zu derselben in oft lieblichen Bildern darstellt. In allen spricht sich ein weiches, liebevolles Gemüth aus, dessen Stimmung vorwiegend elegisch ist. Seine Frühlingslieder sind voll Leben und plastischer Anschaulichkeit und können den Vergleich mit Wilh. Müllers Gedichten des nämlichen Inhalts aushalten. Die Sprache ist reich und melodisch, nur machen die ungeeigneten Inversionen einen unangenehmen Eindruck (z. B. Liebe mich, ich küsse dich wach, Zu der Knospe das Lüftchen sprach.) Solche dem Geist der Sprache widerstrebende Inkorrektheiten sollte sich kein Dichter, der auf Formschönheit irgend Anspruch machen will, jemals erlauben, und lieber wie Ariosto eine Strophe hundertmal bearbeiten, bis es ihm gelingt, Form und Inhalt in Einklang zu bringen. Auch ist Rollett in der Wahl seiner Bilder nicht immer glücklich, manchmal beleidigen sie sogar den guten Geschmack. Wenn man in den „Liebesklängen" auch hie und da Gedanken begegnet, die sich schon bei andern Dichtern vorfinden, so sind sie doch durch die Einkleidung sein Eigenthum geworden, auch verschwinden diese vor den zahlreicheren, die seinem eigenen Innern entsprungen sind. Alle aber sind eben so zart als warm gefühlt. Die „Freiheitsgesänge" bilden eine ganze Geschichte seit dem J. 1842 bis zur neueren Zeit. Erfreulich ist in denselben die Klarheit und Bestimmtheit der darin ausgesprochenen Ideen. Der Dichter liebt sein schönes Oesterreich, weil es ein Glied des großen deutschen Landes ist, er liebt Deutschland, weil Oesterreich dazu gehört; er kann und will sich Eines ohne das andere nicht denken. Und doch mußtest du es erleben, guter Rollett, daß deine schöne Heimat aus dem Bund blutig ausgestoßen, daß sie dem Magyaren- und Slaventhum zur Beute hingeworfen wurde. Hat dich der Schmerz nicht aller Sangeskraft beraubt, wirst du wohl ein noch zornigeres „Zornlied" anstimmen, als dasjenige, das du im J. 1846 sangst. Aus den „Bunten Blättern" hätte wohl manches Gedicht ausgeschieden werden sollen, das bei gedankenreichem Inhalt formell mißlungen ist, darunter namentlich die in Distichen abgefaßten. Doch findet sich auch Vortreffliches darunter, wie „Ein Sonntag", dessen Mittheilung wir uns wegen seines zu großen Umfangs versagen müssen. Statt jener mißlungenen hätte der Dichter nicht wenige andere aus früheren Sammlungen aufnehmen können, die wir in den „Ausgewählten Gedichten" sehr ungern vermissen, so um nur Eines zu nennen, „Unter der Linde", worin, an die reizende Schilderung eines Sommerabends anknüpfend, das Glück des Landlebens mit anmuthigen Farben dargestellt wird. Die „Romanzen" und „Sagen" behandeln mannigfaltige Stoffe bald mit tiefem Ernst, bald mit heiterem Humor, manchmal in echt volksthümlichem Ton. Weniger gelungen sind im Ganzen die „Helden" und die „Märtyrer", in denen der Stoff offenbar den Dichter überwältigt hat, so daß er oft an demselben kleben blieb. — In den dramatischen Versuchen „Die Ralunken" und „Thomas Münzer" tritt die Tendenz zu mächtig hervor, über welcher die dramatische Gestaltung verloren geht.

1. Offenbarung.

Ein jeder Baum, der brauſt in Wettern,
Und jede Blume auf der Flur,
Und jeder Zweig iſt voll von Blättern
Der Offenbarung der Natur.

Auf jedem Blatt ſteht licht und offen:
„O glaub an helle Frühlingsluſt!“
Auf jedem Blatt ſteht grünes Hoffen,
Stillflüſternd um die Blumenbruſt.

Auf jedem Blatt ſteht groß geſchrieben:
„Der Geiſt der Lieb durchweht die Flur!“
Auf jedem Blatt ſteht: „Lieben! lieben!“
Als Offenbarung der Natur.

2. Eine Frühlingsnacht.

Der Tag iſt verſunken ſo ſchnell, ſo ſchnell,
Die Abendglocken verklangen,
Und die Sterne flimmern ſo hell, ſo hell
Und der Mond iſt aufgegangen.

Und es weht ſo mild durch die klingende Au,
Durchflogen vom Glühwurmsglanze,
Und die Blumenkelche ſind voll vom Thau
Zum Labtrunk beim Elfentanze.

Und ich ſteh vor meiner Liebſten Haus —
Die ſchlummert bei offenem Fenſter —
Der Bäume Schatten wehn ein und aus
Wie holde Traumgeſpenſter.

Und es ſprühen hellfunkelnd aus und ein
Wie glühende Liebesgedanken
Johanniswürmchen mit hellem Schein
Durch die Roſen, die's Fenſter umranken.

Die Elfen tanzen im Wieſengrund,
Vom duftigen Thauwein trunken,
Und ich pflücke Blumen zur Geiſterſtund,
Beſtreut mit lebendigen Funken.

Die ſollen mir liebliche Boten ſein,
Die ſollen mein Lieb mir grüßen,
Und ich werfe ſie leiſe zum Fenſter hinein —
Da liegen ſie ihr zu Füßen,

Und hauchen ſie an mit ſüßer Luſt,
Und die glühenden Würmchen fachen,
Daß, tiefaufathmend aus wogender Bruſt,
Mein Lieb vom Traum muß erwachen. —

Und als ich am Tag vorüber gieng,
Da ſtand ſie am Fenſter ſinnend,
Am Strauß vor ihr eine Thräne hieng,
Auf mich hernieder rinnend.

Und ſie war ſo ſtill und ſie war ſo bleich,
Doch glühte ihr Auge trunken,
Und ſie lachte mich an ſo liebereich,
In ſeligen Traum verſunken.

3. Zornlied.

1846.

Ihr klagt ob frevler Tyrannei,
Ihr zürnt und flucht und ſingt und ſchreibt
Doch kommt der rechte Tag herbei —
O wie es da beim Alten bleibt!

Ihr donnert über Fürſtentrug
Und glüht in lichtem Zorngebraus,
Doch habt ihr euch geſchimpft genug,
Dann iſts auch mit dem Wetter aus.

Bei Rebengold und Becherklang,
Da ſchwört ihr Fluch der Tyrannei,
Doch kaum verhallt der Zorngeſang,
Da kommt der Jammer ſchon herbei!

Dann beugt ihr willig euch ins Joch —
O unverbeſſerlich Geſchlecht —!
Und träten ſie euch frecher noch, —
Sie hätten faſt am Ende Recht!

4. Hâfis.

Drei Perſer fanden einſt im Mondenſchein
Sich bei Hâfis, dem großen Sänger, ein.

Sie fanden ihn, zur Seit die ſchönſte Frau,
Bei goldnem Wein in duftger Roſenau.

Der Eine frug ihn —: „Sangesmeiſter, ſag,
Wie mir ein fröhlich Lied gelingen mag?“

Hâfis entgegnet, heitern Angeſichts:
„Sei nur begabt und grām dich über Nichts!“ —

„Doch ſprich“ — fragt Dieſer fort — „wie mach ichs dann,
Wenn ich vor Leid nicht fröhlich werden kann?“

Darauf Hâfis —: „Wohl Jeder Leid erlebt, —
Der Starke doch darüber ſich erhebt!“ —

Der Andre fragt: „Du Quell der Weisheit, ſag,
Wie ſicher ich ein Weiſer werden mag?“

Hâfis darauf —: „Nimm Alles nur, wie's iſt,
Und ſchau, daß immer guten Muths du biſt!“ —

„Doch ſprich — wenn Willkürherrſchaft und Trug und Liſt, —
Wie ſoll ich Alles nehmen da, wie's iſt?“

„Da hab nur“ — ſprach Hâfis — „ein wenig Witz
Und fahr darein als Geißel oder Blitz!“ —

Der Dritte fragt: „Du Preis der Frauen, ſag,
Wie man das ſchönſte Weib erringen mag?“

Hâfis darauf —: „Was iſt ein ſchönes Weib?
Nur ſchöner Geiſt iſt ſchön in ſchönem Leib!“ —

„Doch, hör Hâfis! wie wird mir ſolch ein Weib
Mit ſchöner Seele Glanz in ſchönem Leib?“

„Da ſei vor Allem“ — ſpricht Hâfis — „ein Mann
Der ohne Zwang ein Herz bezwingen kann!“ —

Drauf dankten die drei Perſer dem Hâfis,
Und giengen weiter — ihrer Sach gewiß. —

Ob die drei Fragenden ihr Ziel erreicht —?
Beſtimmt weiß man es nicht; — kann ſein — vielleicht!

Doch ſo viel iſt gewiß, daß weder Nam
Noch Lied vom Erſten auf die Nachwelt kam;

Und daß vom Zweiten weder weiſes Wort
Noch weiſe That lebt in der Nachwelt fort;

Und daß der Dritte lang vergebens warb,
Und dann als alter Junggeſelle ſtarb.

Hans Theodor Woldsen Storm.

Hans Theodor Woldsen Storm, geb. am 14. Sept. 1817 zu Husum in Schleswig, besuchte die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, später das Gymnasium in Lübeck, wo er zuerst Goethes „Faust", Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen" und Heine's „Liederbuch" kennen lernte, die sämmtlich von bleibendem Einfluß auf ihn waren. Vom J. 1837 studierte er zuerst in Kiel, dann in Berlin, zuletzt wieder in Kiel die Rechte, wo er mit Theod. Mommsen in nahen Verkehr trat. Beide begannen die Sammlung Schleswig-Holsteinischer Sagen, die später in umfangreicherer Weise von Müllenhof herausgegeben wurde, und veröffentlichten mit Tycho Mommsen eine Sammlung ihrer Gedichte („Liederbuch dreier Freunde"). Nach abgelegter Staatsprüfung ließ sich Storm als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, verlor aber 1852 wegen Betheiligung an der deutschen Bewegung der Herzogthümer seine Bestallung als Anwalt, weßhalb er gegen Ende 1853 mit seiner Familie die Heimat verließ, nachdem er zuvor die Zusicherung einer Anstellung im preußischen Justizdienste erhalten hatte. Fast drei Jahre lang arbeitete er als Assessor am Kreisgericht zu Potsdam, von wo aus er mit Kugler, Fontane, Heyse u. A. eine ziemlich lebhafte Verbindung unterhielt, obgleich diese einer zum Theil sehr verschiedenen Richtung angehörten. Doch befand er sich in dieser Stadt „des adelichen Offizierkasinos" ziemlich unbehaglich; es war ihm daher sehr angenehm, daß er im Herbst 1856 nach Heiligenstadt in der Provinz Sachsen als Mitglied des Kreisgerichts versetzt wurde, wo er in angenehmen Amts- und gesellschaftlichen Verhältnissen lebte, bis er 1864 von seinen Landsleuten zum Landvogt des Amtes Husum berufen wurde. Seit 1867 ist er Amtsrichter daselbst.

Storms Dichtungen charakterisieren sich zunächst dadurch, daß sie nach jeder Beziehung hin strenges Maß halten; sie verlieren sich niemals in zu weitschweifige Malerei, oder allzu breite Reflexion, und wenn er andrerseits sowohl den Schmerz des Lebens in ergreifenden Tönen als die Lebenslust in heiteren Bildern darzustellen weiß, wenn er sich bald in tiefem Ernst, bald in schalkhaftem Muthwillen ergeht und nach beiden Seiten zu fesseln weiß, so bleibt er überall in den Grenzen künstlerischer Mäßigung. Diese beweist er auch in der Wahl seiner Stoffe; er hascht nicht nach ungewöhnlichen und seltsamen Verhältnissen und Gegenständen, durch welche oft minder begabte Dichter zu täuschen suchen; er weiß, daß gerade die nächstliegenden Stoffe, Natur, Liebe, Familienglück, Vaterland, die reichsten und belohnendsten sind, daß sie, obgleich so alt wie das Menschengeschlecht, doch immer jung bleiben und sich in der Brust des wahren Dichters immer wieder erneuen wie die Blumen des Frühlings. Seine männlich ernste und dabei jugendlich hoffnungsvolle Lebensanschauung tritt uns im „Oktoberlied" (1) freundlich entgegen; das Gedicht „Du willst es nicht in Worten sagen" (2) ist aus der tiefsten Kenntniß des weiblichen Herzens hervorgegangen; dabei ist der Gedanke so plastisch anschaulich dargestellt, daß wir das zwischen Liebe und Scham schwankende Mädchen mit ihren anmuthigen Bewegungen vor uns zu sehen glauben. Die beseligende Macht der Liebe ist in dem kurzen Gedicht „Wer je gelebt in Liebesarmen" (3) ergreifend ausgesprochen. Von tiefer, echt menschlicher Empfindung zeugt das folgende „O bleibe treu den Todten" (4), wogegen das nächste „Von Katzen" (5) von wahrem Humor eingegeben ist und das „Fiedel-Lied" (6) die Wanderlust der Musikanten in liebenswürdig heiterer Weise erklärt.

1. Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch Einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissens doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

2. Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen,
Doch legst dus brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube,
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

3. Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt er sterben, fern, allein,
Er fühlte noch die selge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

4. O bleibe treu den Todten.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben, doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlst es nicht;
Sie schaun dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Der Mund vermags nicht mehr.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

5. Von Katzen.

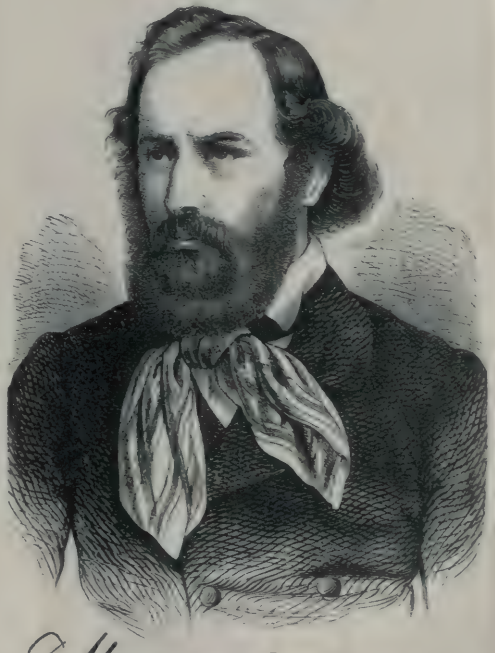
Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche — —
Die wollte von den sechsen fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dieß verruchte Weib.
Ich half ihr beim! — Der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchsen auf und schritten binnen Kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein sah,
Sie wuchsen auf, und Nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neun und vierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang ich an mit sechs und funfzig Katzen!?

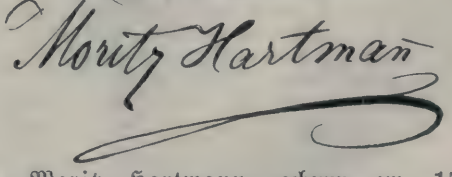
6. Fiedellied.

Musikanten wollen wandern!
Durch die Saiten geht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige geht der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterrein.

Moritz Hartmann.





Moritz Hartmann, geboren am 15. Oktober 1821, stammt aus dem Dorfe Duschnik bei Przibram in Böhmen, das ihm

den Stoff zu seiner vortrefflichen Erzählung „Der Krieg um den Wald“ geliefert hat. Seine Eltern waren nicht unbemittelt, aber kinderreich. Schon mit dem siebenten Jahre wurde er in die Fremde geschickt, weil sich selbst die Mittel zum allerersten Unterricht im Dorfe nicht vorfanden. Später erhielt er einen Hauslehrer, worauf er die Gymnasien zu Jungbunzlau und Prag und seit 1838 die Universität dieser Stadt besuchte. Die zwei Jahre, die er als Student zubrachte, waren für seine Entwickelung von großer Bedeutung. Damals begann nämlich der fanatische Czechismus zu erwachen, was in den deutschen Studenten, die sich durch strebsames, idealistisches Streben bemerkbar machten, Liebe und Begeisterung für Deutschland und deutsches Wesen erweckte. Im J. 1840 bezog er die Universität Wien, doch mußte er bald darauf, da er vom 18. Jahre an auf sich selbst gewiesen war, eine Stelle als Hofmeister annehmen. Um diese Zeit machte er eine Fußreise durch Oesterreich, Oberitalien, die Schweiz und Süddeutschland. Auf Anrathen Lenaus, der ihm väterlich gesinnt war, verließ er 1844 Oesterreich und reiste nach Leipzig, wo er im folgenden Jahr die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Kelch und Schwert“ herausgab, die schon nach wenigen Wochen eine zweite Auflage erlebte. Da es damals in Oesterreich streng untersagt war, selbst im Auslande Etwas drucken zu lassen, ohne es vorher der österreichischen Censur zu unterwerfen, zog er sich Verfolgungen zu, die ihn zu Kreuz- und Querzügen durch Deutschland zwangen, bis es ihm endlich gelang, die belgische Grenze zu erreichen. Dort fand er zwar Ruhe, aber auch vielfache Noth, da es ihm schwer wurde, sich die nöthigen Mittel zum beschränktesten Lebensunterhalt zu erwerben. Nach einem längern Aufenthalt in Brüssel gieng er 1846 nach Paris, wo er die Vorlesungen im Collége de France besuchte und mit Béranger, Alfred de Musset und den deutschen Flüchtlingen, insbesondere mit Heine bekannt wurde. Noth und Sehnsucht trieben ihn nach Deutschland zurück. Nach einem längeren Aufenthalt in Hannover, Leipzig und Berlin versuchte er, heimlich nach der Heimat zurückzukehren. Verrath zwang ihn zur Flucht. Ende 1847 lockte ihn eine Zeitungsnachricht, daß sein Prozeß niedergeschlagen sei, wieder nach Böhmen, aber nach einigen Wochen wurde er plötzlich in Prag verhaftet. Die Februarrevolution brachte ihm die Freiheit. Er wurde in den „Nationalausschuß“ gewählt, wo er den fanatischen Czechen gegenüber die deutsche Partei vertrat. Diese schickte ihn nach Wien an den Kaiser, um die Ausschreibung der Wahlen zum Parlament zu erwirken. Da Dieß nicht gelang, schrieb man die Wahlen von sich aus. Hartmann wurde von mehreren Bezirken gewählt und er gieng für Leitmeritz nach Frankfurt, wo er sich an die Linke, und schon bald darauf an die äußerste Linke anschloß. In den Septembertagen bewirkte er die Vermittelung der Linken und gieng mit deren Abgeordneten auf die Barrikaden. Im Oktober reiste er mit Robert Blum nach Wien, wo er an den Kämpfen thätigen Antheil nahm. Nach Eroberung der Stadt gelang es ihm zu entfliehen und Frankfurt zu erreichen, wo er die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ herausgab, die ihm bei ihrer ungezügelten Derbheit viele Feindschaften zuzog. Er wanderte mit dem sogenannten Rumpf nach Stuttgart und schloß sich nach dessen Auflösung der bewaffneten Bewegung in Baden an. Der Verlust der Schlacht bei Waghäusel zwang auch ihn zur Flucht; er erreichte glücklich die Schweiz und entgieng so den Steckbriefen Oesterreichs, die auf Hoch- und Landesverrath, Aufruhr mit bewaffneter Hand und Majestätsbeleidigung lauteten. Nach einigen Wanderungen durch die Schweiz ließ er sich zuerst in Montreux und dann in Genf nieder, wo er mehrere Dichtungen schrieb, dabei fleißig studierte, namentlich Geologie, Philosophie und Sprachen. Im J. 1850 reiste er durch Frankreich nach England, durchwanderte Irland und Schottland, schiffte dann nach Holland und gieng durch Belgien nach Frankreich. Er brachte den Winter in dichterischer Thätigkeit in Paris zu, gieng im Frühling 1851 nach der Provence und Languedoc, um daselbst die alte Sprache und die Geschichte der Protestanten zu studieren. Eine Frucht seines dortigen Aufenthaltes war sein inhaltreiches „Tagebuch aus Provence und Languedoc“. Im Sommer 1852 machte er einen Ausflug ins innere Frankreich und nach der Bretagne, und reiste im J. 1853 zum zweiten Male nach England, von wo er nach Ausbruch des Kriegs als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung nach dem Orient zog. Sein dortiger Aufenthalt, der gegen anderthalb Jahr währte, bildet eine ununterbrochene Kette der interessantesten Erlebnisse und der intensivsten Leiden. Sterbend kam er im Sommer 1855 nach Paris zurück. Zwei Jahre lang lag er im Bett, mehr als zwei Jahre dauerte die Reconvalescenz. Obgleich noch nicht amnestiert kehrte er im J. 1859 auf einige Monate nach Deutschland zurück, wohin ihn unwiderstehliche Sehnsucht zog; einen längern Aufenthalt wagte er im folgenden Jahre; er reiste nach Hamburg und Dänemark und von da durch Deutschland und die Schweiz über Genf, wo er seine nachmalige Frau kennen lernte, nach Italien, dessen nördliche und mittlere Theile er nach allen Richtungen durchzog, um die dortigen Verhältnisse zu beobachten. Im Frühjahr 1861 kehrte er nach Genf zurück, wo er sich im Juni verheirathete, das Bürgerrecht erwarb und als Professor der deutschen Literatur an der Akademie angestellt wurde. Da ihm aber ein Sohn geboren ward und er wünschte, daß derselbe seine Jugendeindrücke in Deutschland erhalte, übersiedelte er, obwohl noch immer nicht amnestiert, im Herbst 1863 nach Stuttgart, wo er später die Redaktion der Zeitschrift „Freya“ übernahm. Seit 1868 in Wien als Redacteur der „Neuen freien Presse“ lebend, starb er am 13. Mai 1872.

In Moritz Hartmann ehren wir nicht bloß das Talent, sondern auch die tüchtige Gesinnung, die sich in dem bunten Wechsel seines Lebens stets gleich blieb; denn wenn auch das reifere Alter und die größere Erfahrung seine Ansichten über Staatsverhältnisse und Persönlichkeiten gemildert haben mag, so verloren sie dennoch Nichts an Innigkeit und Ueberzeugungskraft, vielmehr gewannen sie an Wahrheit und praktischer Bedeutung. Daß sein bewegtes

Leben Einfluß auf seine poetischen Arbeiten hatte, braucht nicht erst angedeutet zu werden, aber es tritt der augenblickliche Eindruck doch nur in wenigen derselben hervor, wie er denn beinahe immer eine große Mäßigung sowohl in den Gedanken als im Ausdruck derselben an den Tag legt. Und es ist diese Mäßigung und Ruhe um so mehr anzuerkennen, als wir sie bei seinem bewegten Leben kaum erwarten durften, das übrigens nicht allein in den äußern Verhältnissen, sondern auch in seiner Natur lag, wie er denn in dem Gedicht „An Theresa" selbst sagt „Ich will die Welt kometenhaft durchkreisen Und fliehn und kommen ohne Rast und Ruh". Ob sich gleich das Talent Hartmanns vorwiegend dem Epischen zuneigt und seine dahin gehörenden Dichtungen, von denen später die Rede sein wird, am Gelungensten sind, so hat er doch auch als Lyriker Bemerkenswerthes geleistet. Seine lyrischen Gedichte zeugen von tiefem Gefühl und Gedankenreichthum, sowie von Klarheit der Ideen und Empfindungen, was sich schon darin beurkundet, daß seine Lieder meist kurz sind und doch den Gedanken mit der wünschenswerthesten Schärfe zur Erscheinung gelangen lassen. Auch die Form ist meistens untadelhaft; nur stört an manchen Stellen der Gebrauch fremder Wörter, die im Reime zudem gesucht erscheinen, die Darstellung wird durch dieselben zu abstrakt und erhält ein gelehrtes Aussehen, was immer unpoetisch wirkt. Auch sind manche Lieder zu subjektiv, sie sind zu sehr aus dem vorübergehenden Gefühl hervorgegangen, das an sich wohl schön und gut sein mag, aber dem Leser zu entfernt liegt, ihn daher auch zu wenig ergreift. Dieß gilt namentlich von den Liebesliedern, unter denen sich jedoch viele finden, die voll der zartesten Innigkeit sind, wie „Seit sie gestorben" (1) oder schöne Gedanken durchführen („Doppelter Frühling"). In vielen spricht sich die lebendigste Ehrfurcht vor dem Reinweiblichen aus und es gehören diese zu seinen wirkungsvollsten Schöpfungen, so die „Symphonien", in denen er die Milde und Schönheit besingt. Der Dichter klagt zwar, daß ihm noch kein Lied gelungen sei, in welches er sein ganzes Leben und Fühlen habe zwingen können, daß es ihm, wie dem Zauberlehrling von Goethe, noch nicht gelungen sei, das rechte Wort zu finden (3); wir würden aber in dieser Klage schon den wahren Dichter erkennen, der stets mit seinen, auch den besten Leistungen unzufrieden ist, wenn wir ihn nicht schon in einer Reihe von Dichtungen als solchen lieb gewinnen müßten. Unter diesen heben wir namentlich diejenigen hervor, in denen er die Mutterliebe und das Mutterherz besingt, wie „Ein Abend" (2), „Gewisse Worte" (6) und „In der Heimat" (7), Gedichte, in denen sich die reinste Empfindung in liebenswürdiger Innigkeit ausspricht. Eben so bedeutend sind die Gedichte, zu denen ihm sein geliebtes Böhmen den Stoff gibt. Die Böhmischen Elegien, von denen wir Eine mittheilen (4), sind tiefgefühlte Klaglaute über den Raub des Glaubens, der Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlands, dessen Volk von List und Heuchelei regiert und zum Bettler herabgewürdigt ist. So sieht der Dichter in der engsten Verbindung mit Deutschland den einzigen Weg zur Rettung und, tiefer blickend als die meisten seiner Landsleute, ist er der begründeten Ueberzeugung, daß Oesterreich nur dann zur gesicherten Freiheit gelangen könne, wenn es die nicht deutschen Gebietstheile von sich werfe, wie dieß auch der einzige Weg sei, der Deutschland zur Einheit führen könne. Das tiefe Gefühl für sein Böhmen und dessen Unglück giebt aber nicht bloß den erwähnten Gedichten einen melancholischen Charakter, dieser verbreitet sich beinahe über alle seine Dichtungen, ja er wird sogar zur Bitterkeit in „Hora matutina" (5). Eine Reihe Gedichte ist dem deutschen Gesammtvaterland gewidmet. Es sind diese meist vortrefflich und von echtem Gehalt. Der Dichter fordert darin zur That auf, denn diese allein könne retten, mit Liedern sei es eben so wenig gethan („Deutsche Freiheitslieder"), als mit Errichtung von Denkmälern („Deutsche Monumente"). Diese Gedichte, und darin sehen wir ihren großen Vorzug, sind weder schwärmerisch dunkel, noch rhetorisch glänzend; sie sprechen den Gedanken in einfacher und doch ergreifender Weise aus. Noch erwähnen wir die Lieder, welche dem unglücklichen Polen gewidmet sind. Dem Haß gegen Rußland, der durch dessen schmähliches Eingreifen in die ungarische Bewegung neue Nahrung erhalten mußte, gibt er in dem „Riesen, der mit jedem Völkermord zu wachsen scheint", begeisterten Ausdruck. Wohlthuend ist es, daß der Dichter bei seiner Begeisterung für sein Vaterland tiefes Gefühl für die leidende Menschheit, die unterdrückten Völker hat; dieß spricht sich in dem Gedicht „Die Drei" auf rührende Weise aus, in welchem ein Zigeuner und ein Jude klagen, daß sie kein Vaterland haben, und ein Pole voraussieht, daß auch ihm dieß traurige Schicksal bevorstehe. Noch müssen wir erwähnen, daß Hartmann ein glücklicher und geschmackvoller Uebersetzer ausländischer Dichtungen ist, unter welchen wir die mit L. Pfau verdeutschten „Bretonischen Volkslieder", die Uebersetzung der „Gedichte des Ungarn Petöfy", die bulgarischen Volkslieder u. s. w. erwähnen.

1. Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist mir Eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben,
Denn über meines Herzens Riß
Fühl ich ein ewges Leiden schweben,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, bin ich stolz und kühn: —
Ich weiß es nun, was Herzen tragen;
Was sind mir fürder alle Mühn?
Was gibt es ferner noch zu wagen,
Seit sie gestorben?

Seit sie gestorben, lebt im Herzen mir
Ein Bild der heiligsten Verklärung,
Bin ich ein Baum, der für und für
Die Heilge schützet vor Zerstörung,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist ein fester Wall
Von Einsamkeit um mich gezogen,
Vergebens ist der Ueberfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, hat die tiefste Ruh
Sich heimisch in mein Herz gesenket,
Die Seele schließt die Augen zu
Und ahnt und träumt mehr, als sie denket,
Seit sie gestorben.

2. Ein Abend.

Aus frühster Kindheit ein Erinnern
Ist mir vor allen andern lieb —
Das mir in meinem trüben Innern,
Ein lichter Stern, noch hangen blieb.

Die Mutter saß bei spätem Lichte,
Das kranke Schwesterlein im Schooß —
Von ihrem blassen Angesichte
Hernieder Thrän auf Thräne floß.

Es war ein kummerstilles Weinen —
Noch wußt ich Nichts von Niobe,
Doch fühlt ich, wie sich kann versteinen
Ein Mutterherz bei solchem Weh.

Ich saß im Winkel tief verborgen
Und sah sie an beim Lampenschein,
Und fühlte Neid um all die Sorgen
Der Mutter für mein Schwesterlein.

So wollt ich ruhn in ihrem Schooße,
Bestralt von ihrem nassen Aug —
Die Mutterlieb, die heilge, große,
Empfinden in des Seufzers Hauch. —

Mein Schwesterlein war bald genesen,
Und mit mir ward der Glaube groß,
Daß ihr wie Balsam sei gewesen
Der Thräne Thau, der für sie floß.

Des Knaben Wunsch und Glaube — beide,
Sie haben später sich bewährt —
Ich hab mit manchem tiefen Leide
Der Mutter Herz für mich genährt.

Und je mehr Thränen da geflossen,
So liebevoller schlug ihr Herz;
Und Linderung hat sie gegossen,
Genesung in so manchen Schmerz.

3. Ein Lied.

Ein einzig Lied nur möcht ich singen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erspäht,
Der alle Wunden macht gesunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbrochner Becher
Das Lied mir, das ich sang bis jetzt —
Ich schlürfe draus, ein durstiger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt.

So soll ihm nie der Rausch entsteigen,
Wie's immer mir im Herzen schäumt —
Solls nimmer Paradiese zeigen,
Und Houris, wie's der Zecher träumt?

Natur! Ich stand an deiner Pforte:
Sie that sich auf — wenn ich gewacht —
So gib mir nun das Wort der Worte,
Daß ich es rufe durch die Nacht.

Ich habe, Liebe! dir geblutet,
Vertrau mir der Erkenntniß Wort,
Das tief verborgen in mir flutet
Und das mich dränget fort und fort.

Was kann denn mehr, ein Lied zu singen,
Die arme Dichterseele thun,
Als selber sich zum Opfer bringen,
Und in der Liebe nimmer ruhn?

Ich leide, bis ich ausgelitten,
Ich liebe, bis ich ausgelebt,
Dann kommt die Zeit wohl — wo inmitten
Von Lieb und Schmerz ein Lied entschwebt.

4. Böhmische Elegie.

Dreimal unselig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine,
Es ist ein Leid aus alter Zeit
Und gleich bemoostem Leichensteine.

Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warschaus Schutt noch glutet;
Da bist im Wald ein todtes Reh,
Das längst im Stillen sich verblutet.

O Gott, die Weißenberger Schlacht
Erreicht wohl Ostrolenkas Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht
Hat trübre als Sibiriens Schauer.

Ruhmlos zieht durch die Welt dein Gram - -
Kein Dichter wagt es, laut zu trauern,
Er fühlet seiner Knechtschaft Scham —
Die Harfe hängt an öden Mauern.

Musik, Musik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch deinen Söhnen,
Sie zieht ins weiteste Gefild
Und bettelt um des Mitleids Thränen.

Sie machet über Belt und Sund
Und zum Ohio Bettlerreisen,
Und singt und klagt die Herzen wund
Mit den geheimnißvollen Weisen.

Und wenn beim Klang der Normann weint,
Die Wilden sich der Thränen schämen,
Sie wissen nicht, daß sie, vereint,
Nur dich beklagen, armes Böhmen! —

5. Hora matutina vidi Facientem muros nidi.

Heut ich aus dem Fenster schaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand sein Nestlein baute.

Klümplein Erde, Federn, Halme
Trugs herbei und sang zur Arbeit,
Gott zu preisen — süße Psalme.

Und ich hielt mich sorglich stille,
Denn das Vöglein nicht zu stören
Bei der Arbeit, war mein Wille.

Und ich dachte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen
Und für seine Armuth sorgen.

Aber fühlen meine Blicke
Mußt es, denn es floh von dannen
Und es kehrte nicht zurücke.

Und ich mußte selbst mich fragen:
Sind so bös der Menschen Augen,
Daß ein Vöglein sie verjagen?

Kann die Liebe selbst nicht lindern
Ihre bösen Zauberkräfte
Und des Vöglein Angst vermindern?

Und doch sind die Augen Spiegel
Und des innern Seelenräthsels
Namentragende Wappenspiegel?

Darum floh das Vöglein eben,
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künftgen Unheils beigegeben.

Liebend hätt ich es geheget
Als der Einsamkeit Genossen,
Mondenlang vielleicht gepfleget.

Aber endlich aufgegangen
Wär in mir der böse Wille
Und ich hätt es doch gefangen,

Und in einen düstern Bauer
Hätt ichs eingesperrt despotisch
Und verdammt zu ewger Trauer.

Wohl dir, daß du fortgeflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen! —

6. Gewisse Worte.

O, Worte giebts, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante springen
Und stets von Neuem aufwärts klingen,
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.

Es sind die Worte, die sich senken
In unsers Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren,
Des Lebens Wucht hatt ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig-mild:
„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!"

O Gott, wie blaß sind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!"

Und sitz ich Nachts allein und schaue
Mit faltger Stirne, düstrer Braue
Tief zu des Bechers goldnem Grunde,
Ist mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
„O Gott! wie blaß sind deine Wangen!"

7. In der Heimat.

Im Schimmer des Morgenthaus
Erglänzte die Erde helle,
Ich saß vor der Mutter Haus
Harrend und allein auf der Schwelle.

Noch waren die Fenster geschlossen,
Geschlossen noch Thür und Thor,
Und meine Thränen flossen
Allmächtig und glücklich hervor.

Nicht wollt ich, daß vom Schlummer
Sie meinethalben erwacht,
Sie, die so oft schon in Kummer
Um mich verweinet die Nacht.

Sie sagen, der Schlaf am Morgen
Bringt wieder die Kraft zurück
Für des Tages Mühen und Sorgen —
Er stärke sie für das Glück.

Und einen heißen Kuß
Drückt ich auf die Schwelle gerühret,
Es hat sie ja ihr Fuß
Gewiß noch gestern berühret.

Auf dieser Schwelle ja stehn
Die Leidenden und die Armen,
Die hoffend auf zu ihr sehn,
Zu ihr und ihrem Erbarmen.

Wie oftmals stand ich dabei,
Wenn sie die Gaben vertheilte,
Ihr mildes Wort wie Arznei
Die Kranken und Duldenden heilte.

Wie zu dem Heiligenbilde,
So sahn sie zu ihr hinan;
Sie that ihre Thaten der Milde,
Und wußte nicht, was sie gethan.

Kaum war verkühlt der Ofen,
Schon auf das heilige Brod
Die dankenden Thränen trofen
Der lächelnden Kinder der Noth.

Noch trug der Baum seine Blätter,
Noch deckte nicht Schnee das Land,
Schon trugen gen Frost und Wetter
Die Nackten fort ihr Gewand.

O, wenn für die Menschheit, die kranke,
Ich jemals ein Weh gefühlt,
Ich weiß, wem das ich danke,
Warum es niemals verkühlt.

Und wenn von Lieb zwei Funken
Je diese Brust durchglüht,
Aus welcher Glut sie gesunken,
Ich weiß es, aus welchem Gemüth.

Ich singe vom schlichten Weibe,
Nicht gewohnt der Ruhmeslieder,
Und wie ich dieses schreibe,
Rinnt meine Thräne nieder.

Alfred Meißner.

Alfred Meißner, geb. am 15. Okt. 1822 zu Teplitz, wo sein Vater, der Sohn des zu seiner Zeit vielgelesenen Romanschreibers Gottlieb Meißner, Badearzt war, erhielt die ersten poetischen Anregungen von seiner Mutter, einer Schottin, die ihm oft schottische Volkslieder vorsang. Im J. 1831 zogen seine Eltern nach Karlsbad, er aber wurde in das nahe Piaristengymnasium von Schlackenwerth geschickt, wo er bei der klösterlichen Schulzucht geistig wenig gefördert wurde. Es war daher ein Glück, daß seine Eltern im J. 1835 nach Prag übersiedelten, wo ihm durch die bessere Lehrmethode, vorzüglich aber durch den Umgang mit einigen strebenden Mitschülern ein neues Leben aufgieng. Unter diesen schloß er besonders mit Moritz Hartmann ein inniges Freundschaftsbündniß; mit ihm studierte er die alten und neuen Dichter, mit ihm wetteifernd, übte er sich in deutschen und lateinischen Versen. Nachdem er die zwei philosophischen Jahrgänge absolviert und in diesen sich voll Eifer mit der Herbartschen Philosophie beschäftigt hatte, bezog er die Universität, um sich der Medizin zu widmen. Noch vor Abschluß seiner Studienjahre machte er eine Reise nach Italien; in Wien traf er mit Hartmann, der Prag schon früher verlassen hatte, wieder zusammen und er lernte durch ihn Karl Beck und Lenau kennen, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machten. Auf der Rückreise wurde ihm sein Koffer entwendet, in welchem sich ein Epos aus der Zeit der böhmischen Gegenreformation befand. Im Juli 1846 promovierte er als Doctor der Medizin, gieng aber bald darauf nach Leipzig, um einen Verleger für seinen „Ziska" zu suchen, den er auch dort erst vollendete. Hierauf reiste er nach Paris, wo er während eines zehnmonatlichen Aufenthalts Heine und viele ausgezeichnete Franzosen kennen lernte. In die Heimat zurückgekehrt, verließ er dieselbe bald wieder, da ihn die Spaltungen zwischen Deutschen und Czechen in eine unbehagliche Stellung gebracht hatten, indem er als Deutscher von den Anmaßungen der Czechen verletzt wurde und er doch wieder die tiefste Theilnahme für diesen bisher ganz unterdrückten Volksstamm fühlte. Er gieng zuerst nach Frankfurt, um die dortige Entwickelung der Dinge zu beobachten; aber, da er bald einsah, daß vom Parlamente Nichts zu erwarten sei, reiste er Ende 1848 wieder nach Paris, wo er, literarisch beschäftigt, bis zum Jahre 1850 blieb. Ueber London kehrte er nach Prag zurück, wo er bis 1869 weilte. Seitdem lebt er auf seiner Villa in Bregenz.

Um Alfred Meißner recht zu verstehen, muß man sich stets daran erinnern, daß er ein Böhme ist, daß ihn die glühendste Begeisterung für sein schönes Vaterland, daß ihn der tiefste Schmerz über dessen Unglück erfüllt. „Wo hat" ruft er einmal aus (Trümmer IV)

„Wo hat die Heimat einen treuern Sohn?
Mein Herz gehört dem Vaterlande ganz;
In meinen Liedern jeder Trauerton
Klagt von verlorner Größe, todtem Glanz."

Er ist stolz auf die Vergangenheit, da Böhmen eine großartige Stellung einnahm, zumeist auf die hussitische Bewegung, von der er mit Recht sagt, daß in ihr der erste Funke des Lichtes lag, das später zur hellleuchtenden Flamme wurde. Aber diese Größe ist verschwunden, das Volk, das einst so mächtig gegen religiöse und politische Tyrannei kämpfte, ist niedergeworfen, es ist so tief herabgewürdigt, daß es sogar seine großen Ahnen als Ketzer verabscheut. Der Schmerz darüber erfüllt den Dichter so ganz, daß seine sämmtlichen Dichtungen von demselben durchzogen sind, daß es auch diejenigen färbt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die in keiner Beziehung zu Böhmen oder auch nur zu religiösen und politischen Anschauungen stehen. Allein jene Kämpfer, jene Hussiten waren Czechen, und er ist deutschen Stammes, und es besteht zwischen Czechen und Deutschen ein tief eingewurzelter Haß. Die Czechen sehen in

den Deutschen Eindringlinge und Unterdrücker ihrer Nationalität, die Deutschen sehen mit dem stolzen Bewußtsein ihrer höheren Bildung und einflußreicheren Stellung auf die Czechen mit Verachtung herab, und so hat man es dem Dichter wiederholt zum Vorwurf gemacht, daß er das Czechenthum verherrliche. Er steht auf einem höhern Standpunkt als diese Tadler, auf einem höheren als leider auch seine czechischen und deutschen Landsleute; er steht auf dem Standpunkt, zu dem sich das böhmische Volk in seiner Gesammtheit erheben muß, wenn es zur Ruhe, zur Freiheit gelangen will. Daß sich zwei Volksstämme in den Besitz des Landes theilen, ist eine Thatsache, die nicht rückgängig gemacht werden kann; sie sind gleich berechtigt und sollen sich als gleich berechtigt ansehen und gemeinsam nach dem gemeinsamen Ziele, der Freiheit, streben. Dieß ist der große Gedanke, der als Grundlage von Meißners Dichtungen zwar nicht ausgesprochen, aber doch klar genug angedeutet liegt.

Diese Anschauung führt den Dichter jedoch noch zu umfassenderen Ideen. Sie hat ihn zur Achtung aller und jeder Nationalität geleitet, er will die Freiheit und Selbstständigkeit nicht bloß für die Böhmen, nicht bloß für die Deutschen, sondern für alle Völker; aber er will nicht bloß politische, er will vor Allem auch religiöse Freiheit, weil ihn die Geschichte so wie der gegenwärtige Zustand Böhmens belehren, daß religiöse Unduldsamkeit zur Vernichtung alles wahrhaft Menschlichen führt, daher er von dem glühendsten Haß gegen jegliches Pfaffenthum erfüllt ist. Das Elend, in welchem sein Volk schmachtet, hat ihn für alles Elend, in welchem Gewand es auch erscheine, empfänglich gemacht.

Dieß sind die Ideen, welche Alf. Meißner in seinen „Gedichten" (Lpz. 1845. 12. Aufl. Ebend. 1872) ausführt. So großartig diese sind, so trefflich ist auch ihre Darstellung, in der sich die Wahrheit der Ueberzeugung kräftig abspiegelt, weil die Gedanken und die Stoffe auf der reinsten Realität beruhen. Der Ausdruck ist kräftig, glühend, ja selbst leidenschaftlich, ohne daß jedoch die Grenzlinie des Schönen jemals überschritten würde. Seine Bilder sind treffend, oft großartig und durch ihre Neuheit überraschend, wie er denn auch in seinen Schilderungen von Charakteren, äußeren und Seelenzuständen, von Naturscenen äußerst glücklich und von der größten Anschaulichkeit ist. Seine Verse lauten voll und melodisch und seine Strophenbildungen sind bei ihrer Einfachheit doch nicht ohne Mannigfaltigkeit.

Es ist kein Zweifel, daß Lenau, dem er ein tiefgefühltes Gedicht gewidmet hat, daß Byron und die G. Sand, die er ebenfalls in zwei vortrefflichen Dichtungen verherrlicht hat, auf ihn Einfluß gehabt haben; aber dieser Einfluß war weniger bestimmend als bestärkend; er hat sich an ihnen gekräftigt, aber er wäre auch ohne sie das geworden, was er geworden ist, weil seine Dichtung aus seinem eigenen, aus seinem tiefsten Innern hervorgegangen ist. Man hat ihn unter die Weltschmerzdichter zählen wollen, aber gewiß mit Unrecht; denn was diese charakterisiert, die Unbestimmtheit des Gefühls, die allgemeine, gegenstandlose Unzufriedenheit, die eigene Zerrissenheit, dieß Alles ist bei Meißner nicht zu finden. Sein Schmerz hat immer ein bestimmtes Objekt, sei es das Unglück des Einzelnen, wie im Gedicht „Ein armer Mann" (1), wo er das Elend des Proletariats in eben so kräftigen als rührenden Zügen darstellt, in „Einer Gefallenen" (2), in der man unbegreiflicher Weise die Vertheidigung der Prostitution finden wollte, während er das Jammerbild einer Verführten mit tiefem Gefühl vor die Augen führt, sei es das Unglück seines Vaterlands in dem Schmerzensruf: „Wie stumm mein Vaterland!" (3) oder das Unglück der Völker, denen das Vaterland geraubt wurde, wie in der „Schenke", einem Gedicht von hinreißender Schönheit und Kraft, das wir leider wegen seines zu großen Umfangs nicht mittheilen können. Daß aber Meißner auch den Frieden und das ruhige idyllische Glück verstehen und schildern kann, das beweisen die Gedichte „Erkenntniß" (4) und „Die Schmiede" (5). Doch ist über seine meisten Dichtungen ein melancholischer Hauch verbreitet, der selbst in den Liebesliedern wiederkehrt und nicht bloß in den besungenen Verhältnissen liegt, sondern aus der oben erwähnten düsteren Stimmung seines Gemüths hervorgeht. Alle tragen den Stempel der Wahrheit und es sind die Liebesschmerzen eben so wenig gemacht und geheuchelt als sein Schmerz um das geknechtete Vaterland.

1. Ein armer Mann.

Die finstre Nacht kommt schnell heran,
Ganz ohne Mond und Sternenhelle.
Was schleichst du dort, du bleicher Mann,
Und suchst im Strom die tiefste Stelle?
Ich halte dich vom Sprung zurück,
Den Arm um deinen Leib geschlagen;
Ich trotze deinem finstern Blick
Und will mit dir ein Ringen wagen!

Er lachte auf und sprach so still:
„Giebt es noch viel so treuer Seelen?
Komm, setze dich hieher, ich will
Ein Stückchen Leben dir erzählen.
Trankst du die bittre Mähr hinab,
Wird deine Faust mich nicht mehr halten,
Du gönnst mir wohl ein gutes Grab,
Gehüllt in meines Mantels Falten.

Sieh her! ich bin ein Sohn der Noth,
Die mich von früh an auserkoren.
Am Pflaster hat mich und im Koth
Ein unbekanntes Weib geboren.
Der flinke Dieb, das bleiche Weib,
Das Liebe feil hält in den Gassen,
Sind mir vielleicht verwandter Leib,
Geschwister, die mich früh verlassen!

Wie meiner Kindheit Zeit verrann?
In öde Nacht ist sie verklungen!
Ich ward ein Jüngling, ward ein Mann
Und hab in Mühsal schwer gerungen.
Doch hatte mich aus andrem Teig
Als mein Geschlecht der Herr geknetet,
Ich war der Knecht nicht, den ihr feig
Beschimpft, erniedrigt und zertretet.

Das Schicksal warf mich wild herum;
Wo Englands Essen blutig flammten,
Sah ich in Schmerzen stumpf und stumm
Die neuen Höllen und Verdammten.
Nach Frankreich kommend übers Meer,
Sah ich erschrocken und mit Grausen,
Wie Lava gähnend, um mich her
Der Proletarier Massen brausen!

Und Männer faßten meine Hand —
Wie ihre Augen düster lohten —:
Auch du trägst Lumpen zum Gewand,
Auch du bist Einer der Heloten!
Auch dich beschimpfte man als Knecht,
So oft die Stirn du wolltest heben;
Doch bist du Mensch und hast ein Recht
Auf einen Antheil Lenz und Leben!

Dies Recht dahin! das wars, was tief
Des Armen Brust schon längst empfunden.
Vor der Paläste Fenstern rief
Ich oft im Wahnsinn meiner Wunden:
Habt Achtung vor des Menschen Bild!
Laßt ab, den Armen zu entehren!
Seid mild und gut! Wie, wenn sich wild
Einst gegen euch die Waffen kehren?

Ich bin gewandert, hab gesehn,
Es steigt empor in bösen Zeichen,
Ein Kampf liegt in den ersten Wehn,
Ein Kampf der Armen und der Reichen.
Wie, wenn aus der Heloten Schooß,
Wie, wenn aus armer, dunkler Wiege
Ein Racheengel, stark und groß,
Der Zukunft Spartakus entstiege?

Noch ist es Zeit! Ist euch nicht bang?
Und weckt euch Nichts aus eurem Wahne?
Denkt euch der Heere Wandergang,
Voran des Bettlers Kleid als Fahne!
Denkt euch den Krieg, des Kriegers Raub!
Denkt euch die Massen wild und brausend!
Es sinkt in Asche, sinkt in Staub,
Woran gemodelt ein Jahrtausend!

Sie hören Nichts, sie schlummern gut,
Des Mahners Stimme kann nicht frommen;
So mag denn über dich, du Brut,
Du stolze Brut, das Aergste kommen!
Ich aber, der bestimmt, zu schaun
Dieß böse Kämpfen und Verzagen,
Ich kann im irren Morgengraun
Mein traurig Sein nicht mehr ertragen.

Ja, dieses Herz erträgts nicht mehr —
Des Volkes Tage sind noch ferne.
Verzweiflung braust im Sturme her —
Leb wohl, mein Freund, ich sterbe gerne!
In eine große Finsterniß
Steig ich herunter beim Verscheiden;
Doch Eines ist und bleibt gewiß:
Was nicht mehr ist, kann nicht mehr leiden!"

Er sprachs und eine Thräne floß,
Die Wangen bleicher noch zu färben:
In andern Tagen wärst du groß,
Und mußt nun hingehn, um zu sterben.
Warum erwachtest du zum Licht,
O Mann des Volks, Helot des Lebens?
Der Himmel selbst ersetzt dir nicht
Des Lebens Lenz! Es ist vergebens!

Der Mann des Volks, der auferwacht
Aus Stumpfsinnsnacht in Lebensmitten,
Gewahrt, wie ihm die rohe Macht
Den Weg zum Licht ganz abgeschnitten;
Den faßt des Wahnsinns starke Faust,
Den packen gräßliche Gewalten!
Die Nacht ist schwarz, das Wasser braust —
Leb wohl! ich kann dich nicht mehr halten.

2. Einer Gefallenen.

Da dir die Erde und des Himmels Dom
Nichts als ein Sarg ist und ein Sargesdeckel,
Der Mensch Nichts als ein täuschendes Phantom,
Das Leben Nichts als Oede und als Ekel;

Da dir das Unglück Alles, Alles nahm,
Ja selbst die Thränen, die um Mitleid werben,
Und du nur Einen Bruder hast: den Gram —
So wünsch ich dir, mein Kind, recht bald zu sterben!

Du warst so schön! Der alte Künstlerheld,
Der einem Steine Götterreiz gegeben,
Er hätte sein Cytherenbild zerschellt,
Hätt er wie ich dich einst gesehn im Leben!

Du warst so rein! Im Buch des Engels, der
Abrechnung hielt von deinen Thaten allen,
War stets das schwarze Blatt der Schulden leer —
Und doch — ein Weib, bist du als Weib gefallen!

Und nun verstoßen von der Eltern Dach,
Geschmäht von aller Welt, du bleiche Rose,
Verhöhnt von dem, der dir die Treue brach, —
So stehst du da und hältst dein Kind im Schooße.

Dein todtes Kind! O drück es an dein Herz,
Und such die Spuren des entschwundnen Lebens;
Du weißt ja doch in deinem heilgen Schmerz,
Es sei die Bürgschaft göttlichen Vergebens.

Ich aber spreche: „Stirb, du müder Leib,
Und leicht und schön mag dir das Sterben werden —
Die Mutterschaft tilgt alle Schuld am Weib,
Die Mütter nur sind Heilige auf Erden.

Doch du, verklärtes Weib, bist lebenssatt;
So magst du schwinden gleich dem Abendstrale,
Wie eine Perle Thaus am Rosenblatt,
Wie Hörnerklang im tiefen Föhrenthale.

Da dir die Erde und des Himmels Dom
Nichts als ein Sarg ist und ein Sargesdeckel,
Der Mensch Nichts als ein täuschendes Phantom,
Dieß Leben Nichts als Oede und als Ekel;

Da dir das Unglück Alles, Alles nahm,
Ja selbst die Thränen, die um Mitleid werben,
Und du nur Einen Bruder hast: den Gram —
So wünsch ich dir, mein Kind, recht bald zu sterben!

3. Wie stumm mein Vaterland.

Wie stumm mein Vaterland! Es flüstert kaum
Zum grauen Himmel, der darüber hängt,
Es zittert wie ein winterlicher Baum,
Die Aeste an einander fest gedrängt,
Und rings umher verhüllt der tiefe Schnee
Gefrornes Blut und eingesargtes Weh.

Dort singt der Dichter ohne Lohn und Dank,
Ein armer Gaukler, seines Herzens Noth,
Des Reichen Halle reicht ihm keinen Trank,
Des Armen Hütte keine Krume Brod.
Den Fuß im Schnee, das Haupt auf einem Stein,
In seines Kummers Mantel schläft er ein.

Was sollt der arme Mann auch singen im Gedicht,
Da es ringsum so kalt und leichenhaft!
Der Vorzeit Größe? Ach, sie duldens nicht!
Der Jetztzeit Schmach? Man straft's mit Kerkerhaft!
Um nicht zu singen seiner Mutter Hohn,
Legt auf den Mund die Hand der treue Sohn!

4. Erkenntniß.

Ich stand am Abhang einer Felsenwand,
Die Alpenrose mit dem Fuß zertretend;
Tief unter mir ein sommergrünes Land,
In zwanzig Sonntagsmorgenglocken betend.

Welch stilles Bild! Der starre Felsen trug
Sein niedres Hüttlein auf umzäunter Erde,
Im Thale tiefer unten gieng der Pflug,
Am Bergesabhang zogen Hirt und Heerde.

Ich hatte aller Städte Noth geschaut,
Nun ward ich still beim Heerdeglockenklingen,
In meinem Zweiflerherzen rief es laut:
O horch! so fröhlich kann die Armuth singen!

Auch hier ist Armuth! Ihre Thräne tauft
Den Säugling für die Welt, die endlos böse;
Doch ist sie hier kein Weib, das sich verkauft,
Sie ist ein Kind und arglos ihrer Blöße.

Und ich verstand, daß fröhlich, fromm und gut
Die vielgeprüfte Menschheit dann nur werde,
Wenn sie in seligem Vergessen ruht
Bei Müh und Arbeit an der Brust der Erde.

5. Die Schmiede.

Wunderbarer Dämmrungsfriede
War es, der die Erd umfieng,
Als ich jüngst an einer Schmiede
Geisterstill vorübergieng.

Drinnen bei des Feuers Helle
Schlug der Schmied sein sprühend Erz,
Draußen auf der niedern Schwelle
Schloß sein Weib ihr Kind ans Herz.

Solches schauend, dacht ich trübe
An mein Leben wilder Hast,
Reich an Kampf und arm an Liebe,
Ohne Ruh und Besperrast!

Und zum Weibe sprach ich bange.
Blühe fort, so schön und gut,
Die mich anstarrst, weil so lange
Schon mein Blick auf dir geruht.

Hältst dein süßes Kind geborgen,
Drückst es an dein Angesicht,
Wie du schön in deinen Sorgen,
Junge Mutter, ahnst du nicht.

Säuge nur an deinen Brüsten
Deine Söhne rauh und stark
Und kein kränkliches Gelüsten
Treffe ihr gesundes Mark,

Daß sie nie die Seuchen kennen,
Die im Triumphatersten
Böse oder Thoren nennen:
Bildung, Civilisation.

Aber du, mein Schmied, vollbringe,
Was das Schicksal dir gebot,
Und mit Armeskräften ringe
Täglich um dein täglich Brod.

Schmied an deinem rothen Herde
Für der armen Menschheit Wohl
Deine Pflugschar, unsrer Erde
Schönstes, heiligstes Symbol!

Hermann von Gilm.

Hermann von Gilm, geb. am 1. Nov. 1812 zu Rankweil in Tirol, besuchte das Gymnasium in Feldkirch und später die Universität zu Innsbruck, wo der nähere Umgang mit Johann Schuler und Johann Senn von Bedeutung für seine Entwickelung wurde. Nach Vollendung seiner juridischen Studien trat er in den Staatsdienst, arbeitete bis 1847 in verschiedenen Kreisämtern Tirols, wurde 1847 als Hofkanzleikonzeptspraktikant nach Wien berufen und später zum Bezirkskommissär ernannt. Im J. 1856 kam er als Statthaltereisekretär nach Linz, wo er am 31. Mai 1864 starb.

Gilm blieb der Bewegung im J. 1848 fremd; daß er im Herzen dem großartigen Aufschwunge des österreichischen Volks zugethan war, kann nicht bezweifelt werden, wenn man seine Gedichte kennt; aber er hatte, wie viele Andere, den Muth nicht, an der Bewegung Theil zu nehmen. Wagte er es ja nicht einmal seine Gedichte drucken zu lassen, so daß sie erst nach seinem Tode gesammelt erschienen (2 Bde. Wien 1864—65). Viele waren allerdings in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut erschienen, aber es waren eben nur diejenigen, welche, im gewöhnlichen Gleise sich bewegend, die Aufmerksamkeit der Metternichschen Polizei nicht auf sich zogen; die andern, in welchen er seinem Zorn gegen den finstern und unduldsamen Jesuitismus beredten Ausdruck gab, giengen nur in Abschriften von Hand zu Hand, verbreiteten aber nicht wenig Entsetzen unter den Dienern der Polizei und den Ultramontanen, um so mehr, als man vergeblich nach dem Verfasser spürte. In diesen gegen den Jesuitismus gerichteten Gedichten, die übrigens nicht in die Sammlung aufgenommen wurden, ist Etwas vom Geiste Bérangers, wenn auch Gilm ihm an Umfang und Tiefe des Talents nicht verglichen werden kann. Wie der große französische Dichter mahnt er an die Klaglieder des hebräischen Propheten, wie jener weiß er durch gelungenen Spott den Feind in seinem Innersten zu treffen. Gilms Liberalismus war nicht Ergebniß philosophischer Betrachtung, sondern Folge seiner begeisterten Liebe zu seinem Vaterlande Tirol, das unter der Zwangsruthe des Ultramontanismus sittlich und geistig immer tiefer sank. Daher sind seine Gedichte immer mit Beziehung auf die Heimat abgefaßt, was ihnen eine reale Grundlage gibt, die bei so vielen

politischen Gedichten zu ihrem Nachtheile vermißt wird. Er bewegt sich nicht bloß in abstrakten Phrasen, die wohl Anfangs durch ihren vollen Klang täuschen, aber je länger je mehr kalt lassen. Daß neben Tirol ihm auch Deutschland heilig war, ersehen wir aus manchem schönen Gedicht, am Entschiedensten aus dem schönen „Schützenlied", dessen Mittheilung wir uns seines Umfangs wegen versagen müssen. Gilm hat jedoch nicht bloß sein Vaterland besungen, sein edles Gemüth war für alle schönen Regungen empfänglich, in deren Darstellung er eine liebenswürdige Tiefe der Empfindung entfaltet. Seine Anschauungen sind oft neu, aber immer ungesucht wie seine Sprache; und gerade die einfache Natürlichkeit gibt seinen Liedern einen hohen Reiz.

1. Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin;

Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begösse dich mit Juni-Licht?
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Wie, Träumerin, lock ich vergebens?
So reich mir schwesterlich die Hand,
Ich hab den Frühling dieses Lebens,
Wie du den Maitag, nicht gekannt.

Und spät, wie dir, du Feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz;
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

2. (Des Frühlings Heilkraft.)

Der Vater ist seit Jahren blind:
Blind sein ist mehr als sterben;
Die Mutter hat ein krankes Kind
Und kann nicht viel erwerben.

Der Knabe war noch nie so warm,
Obgleich das Fenster offen,
Seitdem des Winters harter Arm
Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küßt das kranke Kind
Zum ersten Mal im Jahre;
Es spielt ein weicher warmer Wind
Mit seinem seidnen Haare.

Und wie sein Aug am Himmel hängt,
Als möchts dahin entfliehen;
Im Wangengrübchen langsam fängt
Ein Röslein an zu blühen.

Und, süßes Wunder! Plötzlich als
Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
Es seine beiden Hände.

Die Mutter weiß vor Freud nicht Rath,
Bricht aus in lautes Weinen ....
Das war des Frühlings erste That
Und keine von den kleinen.

3. Alpenglühen.

Die Sonne sinkt, an ihrem letzten Blitze
Verglühn die Wälder, mehr und mehr verblassen
Des Himmels Rosen, nur die Bergesspitze
Kann von dem glühnden Sonnenkuß nicht lassen.

Die Dunkelmänner rümpfen ihre Nasen;
Ja, meine Herrn, was nützen alle Klagen?
Die Lichter sind einmal nicht auszublasen,
Und diese Leuchter sind nicht wegzutragen.

4. Der Jesuit.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es lächelt nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Schritt.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh,
Und hat ein bleich Gesicht,
Und drückt am Tag die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

Es trägt ein langes Traurgewand
Und kurzgeschornes Haar,
Und bringt die Nacht in jedes Land,
Wo schon die Dämmrung war.

Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und blickt es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesus trug ein farbig Kleid
Und seine Brust war bloß;
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jesus' offnes Auge war
So frei wie sein Gebot,
Und Jesus trug ein lockig Haar,
Und seine Wang war roth.

Am dattelreichen Palmenbaum
Da lehrt er sein Gebet,
Und träumte seiner Liebe Traum
Am See Genesareth.

Drum seh ich solch 'nen Finsterling,
So fällt mir immer ein,
Wie kann man solchem wüsten Ding
So schönen Namen leihn?

5. Lieder eines Verschollenen.

Zueignung.

Du sahst den Inn, wie er ein Junggeselle
Die Flur durcheilt, noch eingedenk der Lehren,
Des Abschiedskusses seiner Mutterquelle,
Sich gegen jede Fessel zu empören.

Du sahst die Berge, unsrer Treue Zeugen,
Die Monumente unsrer stolzen Siege,
Wie sie besorgt sich in die Thäler neigen,
Wie Mutterbrüste an des Kindes Wiege.

Der Epheu kriecht um bröckelnde Ruinen;
Auch du warst dort, und sahst das goldbesäumte
Geliebte Thal zu deinen Füßen grünen,
Und wie der Bach im Steingerölle schäumte.

Du sahst die Kunst in überirdscher Blüthe
Mit Stralenkronen in den Kirchen prangen:
Des ganzen Volks treuherziges Gemüthe
Im Lächeln des Madonnabildes gefangen.

Doch einem Dichter bist du nicht begegnet
Dem Wildbach gleich im Stürzen und im Tosen,
Der Ketten bricht und Diamanten regnet
Als Brautgeschmeid für seine jungen Rosen.

Sieh dich nur um! Erkennst du die Standarten?
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte,
Die dulden auf der Erde keinen Garten,
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe.

Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
Zu dem im Wald die Vögel sich vereinen,
Und ihre Wächter nimmer es verhüten,
Daß Nachts die Blumen um die Sonne weinen –

So hat mein Lied sich auch zu dir gestohlen,
Durch all die Späher und die Seelenschergen,
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittig mich verbergen.

6. Der Tiroler.

(An einen ausgezeichneten Geigenspieler.)

Sie haben uns das freie Wort gekettet;
Der alten Zeiten feuchte Kerkernacht
Hat mit dem jungen Morgenstern gewettet,
Daß ihr in diesem Lande bleib die Macht!
Und sie gewinnt! — Die Hoffnung geht zu Neige;
Was rufst Du nach dem Tage, kühner Mann,
Ich sag es Dir: „Sie legen deine Geige,
Das Kind des Lichtes, in den Bann."

Sie wissen, daß die Berge heimlich grollen,
Sie aber achten ihre Stimme nicht;
Sie wissen, daß die Wälder sie nicht wollen,
Doch keine Furcht entheitert ihr Gesicht;
Sie wissen, daß in mancher kühnen Seele
Der Haß erstarkt an ihrem Uebermuth,
Sie ändern keinen Ton in ihrer Kehle
Und schneiden keinen Zoll von ihrem Hut.

Wenn sie dich hören, ihre bleichen Wangen
Sie werden bleicher, werden fahl wie Lehm,
Zum ersten Mal ergreift sie Furcht und Bangen
Und Deine Geige trifft ihr Anathem,
Sie, die zum Vater hat den Frühlingsmorgen,
Zur Mutter eine Nachtigall, warum?
Sie glauben ihre Feinde drin verborgen
Wie einst im Roß von Ilium.

O sie sind klug! denn in dem engen Raume
Der Violine schlummern tief versteckt
Die Geister all, bis sie, aus ihrem Traume
Von ihres Meisters schneller Hand geweckt,
Die Leiber baden in der Morgensonne,
Die Brust sich kühlen an der Gletscher Eis,
Und in des Sieges übermüthger Wonne
Die Locken zieren mit dem Lorbeerreis.

Wer ist der schöne Jüngling, der vor Allen
Die freie Sprache seines Volkes spricht?
Von seinem runden spitzen Hute fallen
Die bunten Federn ihm ins Angesicht.
Der enggepreßten Brust wird wieder wohler,
Sieht man solch sonnenhelle Menschenstirn!
Wie heißest Du? „Ich heiße der Tiroler
Und meine Heimat ist der Firn.

Ich kenn der jungen Mädchen süße Lieder,
Die ihrer Herzen neue Sehnsucht singt,
Und wie ein frommer Pilger knie ich nieder,
Wenn aus dem Dorf die Abendglocke klingt.
Ich war dabei, als aus den sichern Röhren
In Feindesbrust so manche Kugel pfiff,
Und unser Adler — satt des Grüns der Föhren —
Nach einem Kranz aus Eichenblättern griff.

Und heimlich trag ich Grüße in die Berge
Von Jenen, die der Glaubenshaß verbannt;
Nach unsern Bäumen — draußen sind nur Zwerge —
Nach unserm Himmel strecken sie die Hand.
Und diese Grüße, wer will sie erwidern? –
Erst brechen wir der Schlange das Genick,
Erst muß der Sieg der Wahrheit uns verbrüdern,
Dann rufen unsre Brüder wir zurück!"

Habt ihr's gehört? — Du aber, Mann der Geige,
Du weckest Deine Geister noch zu früh;
Noch grünt kein Blatt an unserm Siegeszweige.
Und Deine Schwester, ach, die Poesie,
Ist noch ein Kind; laß sie erst Jungfrau werden;
Wenn diese Jungfrau den „Tiroler" liebt —
Und muß sie nicht? — dann ist Tirol auf Erden
Das Land, wo's keine Finsterniß mehr giebt.

Karl Rudolf Hagenbach.

Karl Rudolf Hagenbach, geb. in Basel am 4. März 1801, Sohn des als Arzt und Botaniker bekannten Professors Karl Friedrich Hagenbach, erhielt seinen ersten Unterricht in Privatschulen, besonders in dem nach Pestalozzischen Grundsätzen von Hopf geleiteten Institut, in welchem auch der später als Sprachforscher berühmt gewordene Schmeller Unterricht ertheilte, durch den er manche Anregung zur Poesie erhielt. Nachdem er die sehr dürftigen propädeutischen Vorlesungen der damaligen philosophischen Facultät besucht hatte, begann er das Studium der Theologie in Basel, das er dann in Bonn unter Lücke und Gieseler, und in Berlin unter Schleiermacher und Neander fortsetzte. Im J. 1823 nach Basel zurückgekehrt, schloß er sich an De Wette an, der unterdessen dahin berufen worden war. Dieser ermunterte ihn, sich der akademischen Thätigkeit zu widmen, er habilitierte sich noch in demselben Jahr als Privatdozent in der Kirchengeschichte, wurde bald darauf Lector, dann außerordentlicher und endlich ordentlicher Professor der Theologie. Im J. 1828 wurde ihm die Würde eines Doctors der Theologie **honoris causa** ertheilt. Nicht bloß als akademischer Lehrer, sondern auch als Mitglied des Erziehungsraths, des Verfassungsraths (1846) und dann des Großen Raths erwarb er sich namhafte Verdienste. Er starb am 7. Juni 1874.

Hagenbach nennt sich selbst mit einer bei Dichtern nicht sehr häufigen Bescheidenheit einen Dilettanten in der Poesie; aber wenn er auch nicht zu den bahnbrechenden Geistern gehört, so sind doch seine Dichtungen von einem echt poetischen Gefühl eingegeben, für das er stets den einfachsten, aber immer wirkungsvollen Ausdruck zu finden weiß. Ist seine Phantasie

auch nicht reich und feurig, so besitzt er dagegen Klarheit der Anschauung und Tiefe des Gemüths, die ihn befähigt, die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens in ungetrübter Reinheit in sich aufzunehmen und wiederzugestalten. Hagenbachs Dichtungen wirken weder durch überraschende Originalität, noch durch Neuheit der Gedanken, der Bilder oder der Darstellung, aber sie erfüllen den Leser mit wohlthuendem Gefühl, weil sie aus dem Herzen quellen. Ob er gleich einen Abschnitt seiner „Gedichte" (Bas. 1845. 2. Aufl. Ebd. 1863) „Geistliches" betitelt, und diese Gedichtsreihe somit den weltlichen entgegensetzt, so läßt sich dieser Unterschied bei ihm doch nicht festhalten, da auch die nicht zu den „geistlichen" gehörenden Gedichte von einem religiösen Hauche durchzogen sind, der übrigens niemals in das Sentimentale oder Pietistische umschlägt, was schon deshalb unmöglich ist, weil er das Leben mit klarem Blick und heiterer Seele anschaut. Die Innigkeit seines Gemüths tritt uns in den „Natur- und Wanderliedern" so wie in dem Abschnitt „Aus der Haus- und Kinderwelt" freundlich und oft erhebend entgegen. Die Gedichte der letzten Abtheilung sind meist aus der Gelegenheit erwachsen und erfreuen durch ihre herzlich naive Auffassung, so wie durch den liebenswürdigen Humor, der sie beseelt. Man lernt in ihnen nicht bloß den Dichter, sondern auch den Menschen, den liebevollen Gatten und Vater schätzen und lieben. Ueberhaupt ist Hagenbach im Gelegenheitsgedichte glücklich; die zahlreichen Stücke dieser Gattung beweisen, daß er das besondere Verhältniß geistreich und belebend zu erfassen weiß.

Noch höher schlagen wir seine epischen Dichtungen an. Die „Sagen und Erzählungen" behandeln glücklich gewählte Stoffe mit poetischem Sinn. Mit wenigen Ausnahmen ganz vortrefflich sind die epischen Dichtungen, die er unter dem Titel „Luther und seine Zeit" (Frauenfeld 1838) zusammenfaßte. Er gibt uns darin eine Reihe von einzelnen Bildern aus dem Reformationszeitalter, deren Hauptperson Luther ist. Die meisten sind von geringem Umfang, aber von desto entschiedenerer Wirkung, weil der Dichter das Wesentliche des Stoffs mit Sicherheit erfaßt und alles Nebenwerk von sich entfernt hält. Den Glanzpunkt der Dichtung bildet unsers Bedünkens der Abschnitt „Eh- und Hausstand. Stillleben und Tod", in welchem der Dichter die reichste Veranlassung findet, sein inniges Gemüthsleben so wie seinen frischen Humor zu offenbaren.

1. Luther und Melanchthon.

Mit Axt und Säge schreitet
Dort Einer in den Wald,
Hat sich den Weg bereitet
Durch Dick und Dünne bald,
Daß er die Dorn' und Hecken
Auf Eins zusammen hau,
Nimmt ers mit Stumpf und Stecken,
Mit Klötzen nicht genau.

Und wo sich in dem Wege
Hat Unkraut angehäuft,
Frech rankend durchs Gehäge
Ein Wildfang sich verläuft,
Da fegt ers allzusammen
Nach Waldesrecht und Brauch
Und wirft es in die Flammen,
Was kümmert ihn der Rauch?

Dem strengen Mann zur Seite
Ein milder Gärtner steht,
Der giebt ihm das Geleite,
Wenn in den Forst er geht;
Wo Jener sägt und hauet,
Da fährt er säuberlich,
Er pflanzet, gießt und bauet
Und freut am Wachsthum sich.

Und wo er baut und gießet,
Gedeiht die Saat so mild,
Die frei und kräftig sprießet
Auf grünendem Gefild;
Viel jungen Nachwuchs ziehet
Er liebevoll heran,
Und wer die Bäumlein siehet
Hat seine Freude dran.

Der fromme Gärtnermeister
Am Namen wird erkannt,
Philipp Melanchthon heißt er,
Schwarzerd zu deutsch benannt;
Daß mit dem Milden werde
Gepaart die stille Kraft,
Dringt aus der schwarzen Erde
Ins Mark des Baumes Saft.

2. Der Organist.

Auf und nieder wogt die Gassen
Dort die aufgeregte Schaar,
Und es dringen ein die Massen
In die Kirchen, wo verlassen
Steht der Hochaltar.

„Nieder", ruft es immer wilder,
„Nieder mit dem Götzenthum!"
Kreuz und Fahnen, Lichter, Bilder,
Bunter Scheiben Flammenschilder
Stürzen um und um.

Meister Ulrich Zwingels Lehre
Hat besiegt die stolze Bern:
„Wer da wehren kann, der wehre,
Daß die Meß nicht wiederkehre
Auf den Tisch des Herrn."

Nach Sanct Vinzenz' Münsterhallen
Wälzet sich der Menge Strom,
Keine Feierlieder schallen,
Keine Beter sieht man wallen
Nach dem heilgen Dom.

Mag auch festlich im Kalender
Heut des Heilgen Name stehn,
Nimmer soll der Segenspender
Seiner Priester Prunkgewänder
Am Altare sehn.

Einzig treu dem alten Glauben
Blieb der Kirche Organist:
„Schmuck und Bilder mögt ihr rauben,
Eines müßt ihr mir erlauben
Noch zu dieser Frist.

Einmal noch will ich mich laben
An dem frischen Orgelhauch;
Kann ich dieses Eine haben,
Wohl! dann mögt ihr mich begraben
Mit der Orgel auch."

Und er schafft sich durchs Gedränge
Festen Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug gestockten Menge
Raschen Laufs voran.

„Hin zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, springet auf!
Wo noch schlummernd in der Wiegen
All die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!"

Wie mit leisem Geisterbeben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen sie zu schweben,
Hoch und höher sich zu heben,
Wie der Aar sich schwingt.

Und der Dämmrung süße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menschenleeren Räume
Wälzet seine Wogenschäume
Der gewaltge Strom.

Seelenvolle Phantasieen
Ringen mit des Schmerzes Drang,
Die sich suchen, die sich fliehen,
Kaum gebunden sich entziehen
Jedem Regelzwang.

„Heilge Orgel, himmlisch Wesen,
Die zu meiner süßen Braut
Ich vor Allen hab erlesen,
Du, an der mein Herz genesen,
Seit ich dir getraut!

Bald nun wirst du ewig rasten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen schwarzen Tasten
Allen meinen Kummer lasten,
Eh das Herz mir bricht.

Blast, ihr Bälge, Pfeifen klinget!
Rausche mächtig, du Pedal!
Frisch hervor, Register! springet,
Klaget, jubelt, zürnet, singet,
Ach, zum letzten Mal!

„Armer Judas", hebt zu klagen
Nun die Orgel wimmernd an,
„Armer Judas, kannst das wagen,
Armer Judas, soll ich sagen,
Was hast du gethan?"

Stiller Wehmuth Thränen rollen
Ihm in seinen dunkeln Bart,
Bis zur letzten jammervollen
Liebesschwermuth angeschwollen
Ihm die Seele ward.

Nimmer kann er es vollenden,
Ohnmacht überwältigt ihn;
Ach, sie kommen, sie zu schänden,
Seine Braut, mit rohen Händen,
Taumelnd sinkt er hin.

Zu Sanct Vinzens Münsterhallen
Dringet jetzt der Stürmer Heer,
Wild Gelächter hört man schallen,
Unter Beiles Schlägen fallen
Noch der Heilgen mehr.

Wie die Bilder sie zerschlagen,
Rissen sie der Orgel Haus
Jubelnd aus den letzten Fugen,
Und den Organisten trugen
Sie zum Grab hinaus.

Gottfried Keller.

Der Aufschwung, den die Poesie in der Schweiz während der drei ersten Jahrzehnte genommen hatte, setzte sich in den folgenden in gesteigertem Maße fort. Waren früher nur einzelne Dichter zu nennen, so ist deren Zahl heute bedeutend angewachsen und wenn auch, wie überall, des Mittelmäßigen und Ungenügenden weitaus mehr ist, als des Guten, so finden sich doch auch nicht wenige sehr erfreuliche Erscheinungen, unter welchen **Gottfried Keller** einen ausgezeichneten Rang einnimmt. Derselbe wurde am 19. Juli 1819 in Zürich geboren. Da er seinen Vater, einen nicht sehr vermöglichen Drechslermeister, schon früh verlor, sorgte seine Mutter für seine Erziehung, ob ihr gleich nur beschränkte Mittel zu Gebote standen. Nachdem er die Zürcher Schulen durchgemacht hatte, widmete er sich der Landschaftsmalerei, gieng 1840 nach München,

kehrte aber, da ihm nichts Rechtes gelingen wollte, 1842 nach Zürich zurück, wo er sich mit verschiedenen literarischen Studien und besonders mit Poesie beschäftigte. Da er fühlte, daß ihn das Selbststudium nicht sicher genug fördere, gieng er im Herbst 1848 nach Heidelberg und von da 1850 nach Berlin, wo er bis 1855 blieb. In die Heimat zurückgekehrt, beschäftigte er sich längere Zeit mit literarischen Arbeiten, bis er im J. 1861 zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich und gleichzeitig zum Mitglied des Großen Raths ernannt wurde; die erstere Stelle legte er 1876 nieder.

Gottfried Keller ist eine tief poetische Natur, empfänglich für alles Schöne und Große, ein kindliches Gemüth, das die Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens unmittelbar auf sich wirken läßt und mit unbefangener Seele künstlerisch reproduziert. Reine Humanität ist der Grundzug seines Wesens, sein Herz schlägt warm für die Menschheit, für die Armen und Unterdrückten, er ist fröhlich mit den Fröhlichen und weint mit den Unglücklichen; er ist für jede höhere Idee begeistert, aber mit eben so warmer Begeisterung bekämpft er das Schlechte. In ihm ist Alles wahr, daher er auch vom tiefsten Haß gegen die Unwahrheit, vom lebendigsten Abscheu gegen die Heuchelei erfüllt ist, in welchem Gewande sie auch erscheinen mag, im katholisch-jesuitischen oder im protestantisch-pietistischen. Wie ihn in der Politik die Heuchelei der sogenannten Liberal-Conservativen empört, so in der Philosophie die der Materialisten. So finden sich bei ihm die zartesten, anmuthigsten Töne und Farben neben dem kräftigsten Manneswort, die ernsteste und würdigste Stimmung neben dem heitersten Humor, ja oft Beides in wunderbar schönem Verein.

Die Natur bildet den Mittelpunkt seiner Dichtung, wie ihn seine Liebe zu derselben veranlaßt hatte, sich der Landschaftsmalerei zu widmen. Wenn er in derselben nichts Bedeutendes erreichte, so mag dieß wohl darin seinen Grund gehabt haben, daß er die Natur nicht mit den Augen des plastisch gestaltenden Künstlers anschaute, sondern mit dem Gefühle des Dichters in sich aufnahm. Wir kennen keine Landschaften von ihm, aber wir glauben, nicht fehlzugreifen, wenn wir vermuthen, daß er in seinen Gebilden allzusehr darnach strebte, seine poetischen Anschauungen zu gestalten, und darüber die äußere Wahrheit vernachlässigte; und wie sein Landsmann Salomon Geßner in seinen Poesien den Maler allzumächtig hervortreten ließ, so mag Keller in seinen Landschaften den Pinsel allzusehr als Dichter geführt haben. Aber wie Geßners Landschaften einen so hohen Reiz dadurch gewinnen, daß sich ein poetischer Hauch über sie verbreitet, so liegt ein Theil der Wirkung in Kellers Liedern darin, daß sie die äußeren Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens mit plastischer Anschaulichkeit darstellen, was eine Folge seiner künstlerischen Beschäftigung ist.

Unter den größeren Gedichten, die wir des Umfangs wegen nicht mittheilen konnten, müssen wir vorzüglich zwei erwähnen, die „Feueridylle" und die „Gedanken eines lebendig Begrabenen". Das erste stellt in einer Reihe von Bildern den Brand des einem reichen und geizigen Bauer gehörigen Hauses dar. Die Schilderung der nach und nach anwachsenden Brunst, der Einzelnheiten, die sich dabei ereignen und bei welchen der Charakter des Bauern immer lebendiger hervortritt, ist von der größten Wahrheit und Anschaulichkeit, und wir bewundern vor Allem die Einfachheit der Mittel, mit welchen der Dichter die größte Wirkung hervorbringt. — Die Wahl des Stoffs in den „Gedanken eines lebendig Begrabenen" scheint uns zwar verfehlt; es ist psychologisch nicht denkbar und auch physisch nicht möglich, daß ein Mensch, auch der Gelassenste und Muthigste, in solchem Zustande so klar, so ruhig und logisch richtig die Gedankenreihe entwickeln kann, wie sie der Dichter ihm zuschreibt; auch ist der Stoff an sich widrig; er hat nicht die erhebende Kraft des rein Tragischen, weil der Mensch als willenloses Werkzeug des blinden Geschicks erscheint. Aber abgesehen davon und die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses zugegeben, ist die Ausführung meisterhaft, und der Dichter hat darin eine große Erfindungskraft und einen eben so großen Gedankenreichthum an den Tag gelegt, den wir einem glücklicheren Stoff zugewendet wünschten.

1. Abend.

In Gold und Purpur tief verhüllt,
Willst du mit deiner Leuchte scheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne, dich nun plötzlich meiden?
Du hast mein Herz mit Lust entzündet,
Du allerschönste Königin;
Wenn mir dein Stralenantlitz schwindet,
Ist nicht das Feuer todt und hin?

O reiche mir noch Einen Stral,
Der labend, leuchtend auf mich falle,
Daß ich aus diesem Dämmerthal,
An deiner Hand hinüber walle!
Ich will dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel, wie das blaue Meer,
Als Schäfer deine Lämmer treiben,
Die Morgenwolken vor dir her.

Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an deinem Hofe weilen,
Als deines Glanzes letzte Spur
Von deinem Siegszug kündend eilen!
Ich präg als Lehrer neue Lieder
Den Lerchen, deinen Kindern, ein —
Du willst mich nicht? du tauchest nieder? —
Ich bin im Schatten, bin allein!

Verlassen, bang wend ich mich ab,
Die Welt ist eine todte Kohle;
Was jüngst nur Klarheit wiedergab,
Staubt, Asche, unter meiner Sohle. —
Doch schau: wie ich gen Osten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf:
In rosig mildem Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf.

Leis, magisch kommt der Riesenstern
Auf grünen Wipfeln hergegangen;
Er ist nicht kalt, er ist nicht fern,
Nein, warm und nah, wie zum Erlangen.
Ist er der Sonne Aehrenleser,
Der nach verlornen Stralen jagt?
Ist er der Sonne Reichsverweser,
Bis wieder sie im Osten tagt? —

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte;
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in seiner Kette!
Ist nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus,
Und schafft die Nacht zu hellem Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus.

2. An einen Schulgenossen.

Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenoß aus ersten Knabenjahren?
Wie weit sind auseinander wir gefahren
In unsern Schifflein auf des Lebens Wogen?

Wenn wir die Untersten der Klasse waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderisch und schwärmrisch uns belogen
Von Aventüren, Liebschaft und Gefahren!

Da seh ich just, beim Schimmer der Laterne,
Wie mir gebückt, zerlumpt ein Vagabund
Mit einem Häscher scheu vorübergeht —:

So also wendeten sich unsre Sterne?
Und so hat es gewuchert, unser Pfund?
Du bist ein Spitzbub worden, ich — Poet!

3. Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee.

So bist du eine Leiche!
So ist die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es ist ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Standst du schon silberweiß:
Und noch ein Jünglingsleben,
Ein zwanzigjähriges eben,
Trankst du begierig, durstger Greis!

Des Mittelalters Schwingen,
Mit letztem, bebendem Klingen,
Umfachten die Wiege dir:
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauschen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieften,
Die aberhundert Schriften,
Was uns erfüllt die Brust:
Das zog dir all vorüber,
Dämmernd heran, hinüber,
Du aber hast es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen
— Ich hör die Finken schlagen —
Als durch den grünen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
Ins Herz des Föhrenstockes
Hat deiner Jugend Axt geschallt.

Hast du dem deutschen Sänger,
Dem edlen Schlittschuhgänger
Den Stahlschuh hier gereicht? —
Du hast vor funfzig Jahren
Den See hinaufgefahren
Den funfzigjährigen Goethe vielleicht?

Vorüber deiner Leiche
Flieht heut der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verschwunden sind die Spuren,
Wo heitere Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben stolzer Kronen,
Zwei Revolutionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachttrommeten
Sind deiner Stirn vorbei geschwirrt.

Der unsre Welt gewendet,
Wie seine Hand geendet
Im Meere, still und fern:
Mit seinem ehrnen Tritte
Fiel just er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du sahst auf deinem Felde
Erstaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durchs Saatengrün:
Und als sie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen,
Der Väter Haus — in Flammen sprühn!

Doch Alles ist in trüben
Gebilden dir fern geblieben,
Ein Räthsel dir und Traum;
Auch die vorüber jagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum.

Doch in Dir hell erglühte
Das Urlicht und erblühte
Ein grünes Urwaldreis:
Oft sah ich dein Auge scheinen,
Als obs in heilgen Hainen
Noch ruht auf der Runensteine Kreis.

Du hast den Stier gezwungen,
Du hast das Beil geschwungen,
Daß Dorn und Eiche fiel:
Wer diese harte Erde
Mit eiserner Pflugschar kehrte,
Erlernt auch leicht des Krieges Spiel.

Es schliefen heimliche Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemüthes Grund;
Du sangst noch hin und wieder
Verscholline Schwänk und Lieder,
— Freund Uhland wohl ein guter Fund.

Vom Weltend die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahst wallen du und wehn:
Doch jener nahen Firnen,
Die ragen zu den Gestirnen,
Hast selber den Fuß du nie gesehn.

Und dennoch ists das ächte,
Das bleibende Volk, das rechte,
Das auf der Scholl erblaßt,
Auf der es ward geboren!
Das Schifflein geht verloren,
Deß Anker diesen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf euch zu soll steigen
Der Kronen kalte Pracht.
Hernieder laßt uns dringen,
Demüthigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hütte Nacht!

4. Erkenntniß.

Willst du, o Herz! ein heitres Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Thor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Thun!
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Werth bestimmt nach falschen Zeichen.

Thu frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen;
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

5. Vision.

Ich gieng am grünen Berge hin, wo sich der Weih im Aether wiegt
Und reisemüd der Sonnenstral ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Rosen einsam blühn, die Föhre hoch den Gipfel kränzt
Und drüberhin noch eine Burg von weißen Sonnenwolken glänzt.

Ich dacht an dich, mein süßes Kind! an unsrer Herzen stillen Schlag,
An unser heimlich Liebesband, und was daraus noch werden mag.
Ich dachte noch gar mancherlei, was sehnend mir die Brust bewegt,
Und was auch jetzt im Traum vielleicht dein spiegelklar Gemüth erregt.

Und wie in solcher Weihezeit mein Gott schon manchmal zu mir trat,
Erschien er jetzo in des Bergs frisch jugendgrüner Eichensaat,
Der jungen Stämme schlanke Schaar umschwankte säuselnd seine Knie;
So groß und herrlich gieng er her vor meiner regen Phantasie.

Sein Haupthaar war wie Morgengold und wallte gar so reich und schwer,
Und in den klaren Augen ruht ein ätherblaues Liebesmeer;
Ein Regenbogen zog um ihn als Gurt die edle Farbenluft:
Er trug 'nen weißen Blüthenstrauß von jungen Linden an der Brust.

Es traf mich seines Auges Stral wie warmer Sonnenschein im Mai,
Und als er meinen Namen sprach, erhob mein Haupt sich stolz und frei;
Ich wuchs und blühte rasch empor, daß ich mir selbst ein Wunder schien,
Und wandelte mit leichtem Schritt an Gottes hoher Seite hin.

Und plaudernd nun erzählte ich Gott all mein irdisch Thun und Sein;
Doch alles Dieß besteht ja nur aus dir, du schönes Kind, allein.
Aus vollem Herzen sprach ich drum von dir, von dir die ganze Zeit;
Er aber spiegelt lächelnd sich in meiner frohen Seligkeit.

Dann trug ich ihm auch klagend vor, wie ich so gar ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof, um Bett und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland, um eine ganze Heimat traut,
Darin ich dich empfangen könnt als reichgeschmückte Herzensbraut.

Es mußte doch einmal geschehn, drum schilt mich nicht und werd nicht roth;
Hör an, wie mir der Herr für dich gar eine schöne Mitgift bot.
Er sprach: „Zu wenig und zu viel hast du verlangt, mein lieber Sohn!
Drum thu ich dir noch viel dazu und nehm ein wenig auch davon.

Ich gebe euch nicht Haus und Hof, doch meine ganze reiche Welt,
Darinnen ihr euch lieben könnt, wie's euren Herzen wohlgefällt.
Zwei jungen Seelen ist zu eng das größte Haus, seis noch so weit:
Doch finden sie noch eben Raum in meiner Schöpfung Herrlichkeit.

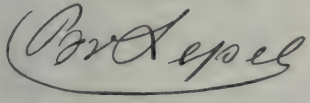
Der ganze Lenz soll euer sein, so weit nur eine Blume blüht,
Doch nicht das allerkleinste Beet, um das sich eine Hecke zieht.
Ich gebe euch kein Prunkgemach, kein Silberzeug, kein Kerzenlicht,
Weil sich ob Silberbronnenschall Goldstern an Stern zum Kranz euch flicht.

Und Alles soll besonders blühn für euch, und schöner, wo ihr geht,
Dieweil euch in mein Paradies ein eigen Pförtlein offen steht.
So führe deine junge Braut getrost in deine Heimat ein;
Brautführer soll mein lieblichster und allerschönster Frühling sein.

Die Anmuth sei die Ehrendam bei deines Herzens Königin,
Ihr hübscher, zarter Page sei ein immergrüner Jugendsinn.
Zum Haushofmeister geb ich euch ein leicht und fröhlich Gottvertraun;
Es ist ein klug erfahrner Mann, dürft auf ihn wie auf Felsen baun."

Ist unser Haus nicht gut bestellt und auserlesen das Gesind?
So zaudre nun nicht länger mehr und folge mir, du blödes Kind!
Ich glaub, auf deinen Wangen spielt vom Morgenroth ein Widerschein:
Sobald die Sonn am Himmel steht, will ich als Freier bei dir sein.

Bernhard von Lepel.



Bernhard von Lepel, geb. am 27. Mai 1818 in Meppen (Hannover), verlebte eine unstäte Jugend; 1825 und 1826 besuchte er die Schule in Stralsund, 1827 die in Mannheim, 1828 war er bei seinem väterlichen Oheim, Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, in Rom; von 1829 bis 1833 war er wieder in Mannheim, dann lebte er bis 1836 in Berlin und Züllichau, worauf er in preußische Kriegsdienste trat. Von 1844—1847 besuchte er die allgemeine Kriegsakademie und machte 1848 den Feldzug in Schleswig mit, worauf er seinen Abschied nahm. In den J. 1840 und 1846 machte er Reisen nach Italien; seit 1852 lebt er in Berlin.

Lepel trat zuerst mit den „Liedern aus Rom" (Berl. 1846) in die Oeffentlichkeit. Sie unterscheiden sich wesentlich von den Liedern andrer Dichter, welche sich in die Schönheiten der Natur oder der Kunst versenken und darüber die bürgerlichen, religiösen und Staatsverhältnisse vergessen, während Lepel beinahe ausschließlich diese behandelt. Daß er als Protestant von der Pfaffenherrschaft wenig erbaut ist, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, wohl aber, daß er sich von seinem wohlbegründeten Zorn über die Heuchelei allzusehr hinreißen läßt, was der Wirkung seiner Darstellung nicht geringen Eintrag thut. Dieß gilt insbesondere von den unter der Ueberschrift „Rom" zusammengefaßten Liedern, welche eigentlich nur dadurch anziehen, daß sie den Gegensatz zwischen dem alten und neuen Italien in scharfen Zügen zeichnen. Größere Ruhe und daher auch mehr poetisches Leben herrscht in dem „Ausflug nach Neapel"; anziehend sind die „Genrebilder", in denen der Dichter einzelne Gemälde aus dem italienischen Leben mit heiterem Humor entwirft, der Glanzpunkt der Sammlung ist aber „Die Wittwe von Capri", in welcher der Dichter in schön gebauten Terzinen einen einfachen Liebesroman erzählt, dessen warme Innigkeit und Zartheit gleich anziehend ist. Lieblich ist die Schilderung der Wittwe, die trotz der erwachenden Liebe zum Fremdling die rührendste Treue gegen den verstorbenen Gatten bewahrt. Wie sehr es dem Dichter um die Kunst Ernst ist, ersehen wir aus den jüngst erschienenen „Gedichten" (Berl. 1866), die erfreuliche Fortschritte in Gehalt und Form erweisen. Die Sammlung ist nicht sehr umfangreich, was wohl des Dichters Strenge gegen sich selbst beizumessen ist, aber desto reicher ist sie in der Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Formen, desto reicher in der gedankenvollen Behandlung derselben. Schon die „Bilder und Balladen", mit denen die Sammlung eröffnet wird, bestätigen dieses Urtheil, da beinahe alle Töne und Farben, deren das kleinere epische Gedicht fähig ist, in ihnen repräsentirt sind und alle den Stoff plastisch anschaulich oder dramatisch lebendig darstellen. Auch die lyrische Abtheilung erfreut durch Wärme und Wahrheit der Empfindung, so wie durch Anmuth der Form, die gleich gelungen ist, ob der Dichter einfache Liederstrophen oder stolz einherschreitende Terzinen, mit dem Reim spielende Gaselen oder das den Gedanken streng einrahmende Sonett behandelt. Am Höchsten steht er aber in den Oden, deren antike Strophen kunstvoll gebaut sind und einen großen Gedankenreichthum entfalten. Die erste „An Humboldt", die schon früher in besonderm Druck erschienen war (Berl. 1847) und welche des genialen Naturforschers großartige Forschungen poetisch darstellt, zeugt von großer Herrschaft über die Sprache, so wie von der schöpferischen Kraft des Dichters, der auch das Abstrakteste zur poetischen Anschaulichkeit bringt und eine reiche Fülle von kühnen und treffenden Bildern entfaltet. Die eigenthümliche Form ist zwar wohl überdacht und glücklich durchgeführt, doch würde das Gedicht bei einfacherem Strophenbau gewiß noch größere Wirkung hervorbringen. So trefflich die „Fest-Hymne an Pius IX." aus dem J. 1846 ist, so erfüllt sie doch mit tiefer Wehmuth, weil man nicht umhin kann, dem schönen Bild des duldsamen und freiheitliebenden Priesters das des späteren Jesuitenfreundes entgegenzusetzen. Früher schon erschien „Die Zauberin Kirke. Heitre Reime" (Berl. 1850), worin der Dichter in Heinescher Sprache und Form die revolutionären Wühler und die reaktionären Pietisten auf höchst ergötzliche Weise verspottet. Vortrefflich ist das Intermezzo, die Erzählung von des Odysseus Aufenthalt bei der Zauberin Kirke; die alterthümliche Färbung ist kunstvoll mit dem durchblitzenden modernen Humor verschmolzen und die wohlgebauten Anapästen bilden einen wirkungsvollen Gegensatz zu den leichten und leichtfertigen Strophen der übrigen Theile. Meisterhaft ist die Predigt des pietistischen Candidaten Jobs, namentlich wenn er zu Gott betet, er möge den Juden weniger, den Frommen mehr Geist geben. Lepels Versuch im Drama „König Herodes. Tragödie in fünf Akten" (Berl. 1860) ist nicht gelungen; es fehlt ihm die Mäßigung, die sonst den Dichter charakterisiert.

1. Zwei Augen, die ich weinen sah.

Zwei Augen, die ich weinen sah,
Wie hab ich euch so lieb!
Die Seele lag mir offen da,
Die euch zum Weinen trieb.

Zum Fenster sahet ihr heraus,
Daran die Rose hing,
Doch saht ihr nicht, wer vor dem Haus
So still vorüber ging.

Wie hielt in seinem holden Bann
Ihn dieses holde Blau —
Da endlich seht ihr sanft ihn an
Und lächelt durch den Thau.

Für alle Zeiten steht es da,
Was ich ins Herz mir schrieb:
Zwei Augen, die ich weinen sah,
Wie hab ich euch so lieb!

2. Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab ihn überstanden.
Noch fühl ich blutend seine ganze Schwere,
Denn gegen mich erhub ich meine Wehre,
Zerschlug die Träume, die mich süß umwanden.

Mir ist, nun ihre Bilder seufzend schwanden,
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts kehre,
Den in die Schlacht die Stimme rief der Ehre,
Und der die Frevler trieb aus seinen Landen.

Nun steht das Volk mit Schwert und Schild und Lanze
Vor seiner Schaar ihn durch die Straßen reiten
Und die Besiegten hinter seinem Glanze.

Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,
Bleich ist das Antlitz unter seinem Kranze,
Und solchen Kampf bestand' er keinen zweiten.

3. Gruß aus Sorrent

an die Freunde in Berlin.

Sei gegrüßt, herzlieber Verein am Spreefluß!
Goß die Kunst auch heuer in Deinen Saal oft
Die so reich sonst strömende Fluth, die Klangfluth
Edlen Gesangs aus?

Zogst Du oft lustwandelnd hinaus zum Stadtthor,
Hast im Wald Du Lieder geprüft mit Weisheit?
Oder, ach, ob Deine zersprengte Schaar nur
Sömmerlich ausruht!

Mancher schweift klangbildend an fernem Strand jetzt,
Nach Panorm selbst segelte jüngst ein Mitglied;
Aber heut suchts heitren Genuß und Rast im
Kühlen Sorrento.

Sieh, es steht dort auf des umlaubten Dachs Plan;
Luftgen Rock trägts, luftigen leichten Strohhut,
Und es wird zum Kinde verwandelt dort beim
Reizendsten Ballspiel:

Denn, entsandt aus schneeiger Mädchenhand, im
Bogen fliegt ihm zweier Orangen Wurf zu,
Und zurück dann wirft es und wieder fängts den
Duftigen Goldball;

Fängt und wirft, wirft Küsse sogar dem Ball nach, —
Darf es heut noch pflegen des Spiels so harmlos?
Lächelnd gönn ihm — gönne dem Freund den Abschied
Flüchtiger Jugend;

Denn er ahnt selbst ernsterer Zeiten Ankunft,
Denn er fühlt selbst mitten im frohen Scherz schon,
Daß der Traum holdwinkenden Jugendglücks auf
Immer dahin flog.

Lieblich flog, gleich dieser geschwungnen Goldfrucht,
Wechselvoll ihm oft in die Hand der Glückswurf, —
Doch die Hand warf tändelnd zurück den Tand stets,
Wie sie es jetzt thut.

Schönre Frucht, nach deren Besitz das Herz strebt,
Süßer Lohn mühvoller und ernster Arbeit,
Du allein sollst bleiben, wofern dich Gott dem
Strebenden zuwirft.

Aber bald nun eile der Wandrer heimwärts,
Wo der Tag zu edlem Gesang ihn aufruft,
Wo er froh Dich wieder vernimmt und dankbar,
Stimme der Freundschaft!

4. Der schönste Lorbeer.

Das schwerste Leid trägt, wer es verbergen muß,
Dreifach beklemmt Stillschweigen des Menschen Brust,
Doch dieses Leid, nicht theilts der Dichter,
Offen verkündet er, was ihn schmerzet.

Frei wird die Brust ihm, schüttet er ganz sie aus,
Auf schließt er Euch, was tief und geheim er hegt,
Läßt Euch in seine Wundenmale
Legen die zweifelnden, kalten Hände.

Dann aber weh ihm, wenn des beseelten Klangs
Schönheit allein Euch reizte den Sinn, das Herz
Nicht trieb zu sanftem Mitgefühl, dann
Theilt der Verkannte das Loos Arions, —

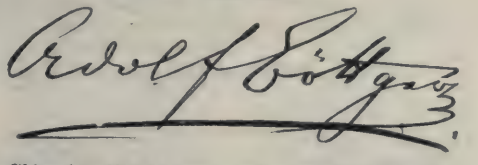
Den kaltes Schiffsvolk über den Pontus fuhr,
Doch reizte nur sein prächtiges Goldgewand
Das Herz der Räuber, nicht ergriff sie,
Was er entlockte den goldnen Saiten.

Dem Lied, das nicht eindrang in der Menschen Herz,
Schmiegt sich die Meerfluth, leise zur Ruh gewiegt,
Und seine Kunst rührt selbst die Schaaren
Froher Delphine, die heim ihn tragen.

Balsam empfing, wer klaget in Klängen, wenn
Des Liedes Seel' in andere Seelen tönt
Und selbst in stumpfen Herzen leise
Weckt ein Gefühl der begrabnen Kindheit.

Des schönsten Lorbeers rühme sich der allein,
Den für ein Lied mit feuchterem Glanze still
Ein Auge traf, — so sanfte Stralen
Mögen erhellen ihm dunkle Nächte.

Adolf Böttger.



Adolf Böttger, geb. zu Leipzig am 21. Mai 1815, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Nikolai- und später auf der Thomasschule daselbst und bezog 1836 die dortige Universität, wo er sich mit philologischen Studien, vorzüglich neueren Sprachen beschäftigte. Seit dem privatisierte er in seiner Vaterstadt. Er starb in Gohlis am 16. Novbr. 1870.

Böttger erwarb sich durch seine meisterhafte Uebersetzung von Byrons Dichtungen (Lpz. 1840) sogleich allgemeine Anerkennung; aber auch seine selbstständigen Dichtungen wurden mit Beifall aufgenommen, vor Allem seine epischen Poesien, auf die wir später zurückkommen. Seine lyrischen Gedichte*) gehören zwar nicht zu den großartigen Erscheinungen, auch haben sie keine ausgeprägte Eigenthümlichkeit, was freilich oft eben so sehr ein Mangel als ein Vorzug sein kann, dagegen besitzen sie alle die Eigenschaften, die man von lyrischen Dichtungen zu erwarten befugt ist. Sein angebornes Talent hat sich an den von ihm übersetzten Meisterwerken fremder Völker genährt und groß gezogen, ohne dadurch sich verleiten zu lassen, auch fremdartige Empfindungs- und Anschauungsweise anzunehmen, vielmehr tritt uns überall das reinste deutsche Bewußtsein entgegen. Sprache und Form behandelt er mit seltener Gewandtheit; alle seine Verse sind von großem Wohllaut und zierlicher Beweglichkeit. Seine Liebes- und Naturlieder zeugen von großer Empfänglichkeit, sowie von tiefem Gefühl; die Sonette sind wohlgebildet und inhaltsreich, die Epigramme meist gehaltvoll, sie prägen den Gedanken oft scharf und klar aus, bisweilen aber werden sie durch ein unglücklich gewähltes Bild getrübt, was bei dem sonst so geschmackvollen Dichter um so unangenehmer berührt.

*) Frühlingsmelodien. Lpz. 1846. — Gedichte. Ebd. 1846. 8. Aufl. 1851. — Wartburglieder. Ebd. 1847. — Neue Gedichte. Ebd. 1854. — Gesammelte Werke. 6 Bde. Lpz. 1864—1866.

1. Osterlied.

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle;
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

2. Rath.

Was dich erfreut, was dich bewegt,
Verschließ es treu in deiner Brust,
Der scheelen Blicke Neid erregt
Des Frohsinns blumenheitre Lust.

Das Herz, von Liebe still umhegt,
Treibt Blüth und Früchte fort und fort,
Die keines Wetters Blitz zerschlägt,
Die keine Sommerschwüle dorrt.

Mit einer Seele, die dich liebt,
Erhaben über Menschenstreit,
Genieße, was die Erde giebt,
In seliger Verborgenheit.

3. Im Garten.

Du ruhest unter dem Lindenbaum,
Der steht in goldner Blüthe,
Und Engel wandeln durch den Raum
Und durch dein fromm Gemüthe.

Du träumest unter dem Lindenbaum,
Der haucht süßduftigen Segen,
Und streut in deinen lichten Traum
Den blühenden Sternenregen.

Am Busen liegt dir, der Liebe Stern,
Ein Röslein mit hellen Tröpfchen,
Wie an Marias Brust des Herrn
Frommblickendes Engelsköpfchen.

Und droben über dem Lindenbaum
Aus klarem Himmelslichte
Webt eine Lerch in deinen Traum
Unsterbliche Gedichte!

4. Du klarer Stern.

Du klarer Stern, der meine Nacht
Mit freudgem Kuß hinweggelacht,
Wer je dich sah, vergißt dich nicht,
Wo giengst du hin, du schönes Licht —
Ich suche dich auf Berg und Höhn,
Denn ach! — du warst so schön, so schön!

In deines Auges mildem Glanz
Verlor sich meine Seele ganz,
Und im Verlust ward mir erst klar,
Daß in mir Geist und Leben war;
Nun such ich mich in dir, mein Stern,
Doch ach! — du bist so fern, so fern!

5. Johannislied.

Auch der Todten in der Gruft
Laßt uns fromm gedenken,
Die wir noch in heitrer Luft
Frei die Blicke lenken.

Athmen sie als Blumen doch
Aus des Grabes Moose,
Ihre Seele grüßt uns noch
In dem Duft der Rose.

Auf den kalten Leichenstein
Legt lebendge Blüthen,
Und der Thränen Opferwein
Wird sie frisch behüten.

Was das Grab geheim auch barg,
Kränze laßt drauf hangen,
Liegen wir doch selbst im Sarg
Irdschen Wahns gefangen.

Und der Himmel klar und rein
Sendet Blumenengel,
Sendet Thau und Sonnenschein
In die Nacht der Mängel.

Süßer Rausch, im Blumenduft
Sein Gemüth versenken!
Auch der Todten in der Gruft
Laßt uns fromm gedenken.

6. Wahre Weisheit.

Willst wahre Weisheit du für dich gewinnen,
So geh aufs Feld, wo frische Blumen sprießen,
Von ihnen lernst das Leben du genießen,
Erkenntniß zeigt sich deinen durstgen Sinnen.

Und will der Lug des Frömmlers dich umspinnen,
Der nur den Glauben hemmt, statt zu erschließen,
So geh zum Bach, deß Wellen rauschend fließen,
Und das Geheimniß Gottes hörst du rinnen.

Nur Eine große Kirche gibt es, Eine,
Die jedes Herz erfüllt mit Liebeswonne:
Natur, Natur mit ihrem Heilgenscheine.

Und willst du drinnen beten zur Madonne,
Nimm dir ein süßes Liebchen, wie das meine,
Schön wie der Lenz und blendend wie die Sonne.

7. Junker Herbst.

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eschenspeer zur Hand,
Zieht durch Gebirg und Felder;
Der Pfeil zuckt von der Senne schnell,
Bei Hussaruf und Hundsgebell
Durchkeucht der Hirsch die Wälder.

Wild durch der Eichen alten Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behend die Glieder;
Hält Rast dann auf dem moosgen Block,
Schwingt Weinlaub in des Haars Gelock
Und blickt ins Thal hernieder.

Und wo ins Thal dein Auge schaut,
Erglänzen Früchte schmelzbethaut,
Schwillt blau am Stock die Traube;
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Fliegt rasch das Grün der Blätter fort,
Und Scharlach hängt am Laube.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn
Und stürmt aufs Neu durch Busch und Dorn
Vom felsgethürmten Gipfel. —
Auf seinen Ruf dahergebraust
Kommt Sturm, der Jagdgesell, und saust
Das Laub von Zweig und Gipfel.

8. Erkenntniß.

Blindlings schleudert der Fuß des Ungeweihten den Stein fort,
Während der Weisere draus helle Demanten sich schlägt.
Schöne Gedanken umdämmern so Manchen wie schimmernde Blüthen,
Doch nur der Genius bricht leicht sich die reifende Frucht.

9. Ein Zwiegestirn.

Byron und Platen, ihr leuchtet als Dioskuren der Schönheit,
Dieser so klar wie der Tag, Jener so hehr wie die Nacht.
Beide Poeten, erscholl euch der Angstruf sterbender Freiheit,
Hellas und Polen verfocht euer begeistertes Lied.
Ein Loos ward Euch: im Leben verpönt euch der heimische Blödsinn,
Classischer Aether umwob euer verblutendes Herz!

10. Gebet auf den Bergen.

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freudge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie auf deinen stillen Hügeln,
Natur! von dir allein belauscht,
Und betend fühl ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht.

Wie sich dem Sohn aus Levis Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt,
So in des Waldes grüner Flamme
Seh ich dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn ich deines Auges Licht,
Und in der Blume, die ich küsse,
Küß ich dein heilges Angesicht!

Karl Heinrich Theodor Zeise.

Heinrich Zeise, geb. am 19. April 1822 zu Altona, wurde von seinem Vater, einem durch naturwissenschaftliche Werke bekannten Apotheker und Fabrikanten chemischer Präparate, zu dem nämlichen Beruf bestimmt. Er bestand seine Lehrzeit in Landsberg an der Warthe, arbeitete sodann in Altona und Kopenhagen als Gehülfe und bereitete sich unter Oersted, Schouw und Zeise zugleich zum Staatsexamen vor, welches er im J. 1844 mit Auszeichnung bestand. Er kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, wo er sich, der Pharmacie entsagend, der praktischen Chemie zuwandte, in welcher er bis 1875 als Besitzer einer chemischen Fabrik wirkte. Im J. 1846 unternahm er eine größere Reise durch Norwegen, Schweden und Dänemark, wo er die dänischen Dichter Oehlenschläger, Andersen, Winther, Holst und Möller, so wie die norwegischen Schriftsteller Asbjörnsen und Jörgen Moe kennen lernte, von denen er Gedichte und Novellen übersetzte, wie er denn auch naturwissenschaftliche Werke von Oersted und Schouw in die deutsche Sprache übertrug. Jetzt lebt er in Friedrichsruh.

Heinrich Zeise veröffentlichte zuerst einzelne Dichtungen in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften. Die günstige Aufnahme derselben ermunterte ihn, eine größere Sammlung herauszugeben: „Gedichte" (Altona 1847), denen bald eine zweite „Neuere Gedichte" (Kiel 1850) und später eine dritte „Aus meiner Liedermappe" (Altona 1861) folgte. Außerdem gab er heraus: „Kampf- und Schwertlieder" (Ebd. 1848) und „Deutsche Kriegs- und Siegeslieder" (Ebd. 1864), eine Sammlung von Schlachtgesängen verschiedener Dichter, unter welchen die seinigen zu den bessern gehören.

Zeise ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unter den neuern Lyrikern; er verbindet jugendliche Heiterkeit des Gemüths mit sittlichem Ernst, Zartheit der Empfindung mit männlicher Kraft der Seele, und so machen seine Gedichte stets einen wohlthätigen Eindruck, wenn man auch hie und da wünschen möchte, daß er der Sprache mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er ist nicht inkorrekt, aber der Ausdruck ist nicht immer gewählt und steht auch wohl unter dem Einfluß des Reims; Zeise besitzt aber eine solche Herrschaft über die Sprache, daß er diese Mängel leicht vermeiden könnte. Der Inhalt seiner Lieder bietet reiche Mannigfaltigkeit, Landschaftsgemälde, namentlich aus dem skandinavischen Norden, Liebes- und Trinklieder, vaterländische Gesänge bilden die größte Anzahl, aber auch manche andre Lebensbeziehungen werden vom Dichter behandelt, und überall beruhen die Gedichte auf tiefer Beobachtung und unmittelbarer Auffassung, er mag Naturscenen oder Lebensverhältnisse darstellen. Vor Allem aber erfreut der reine Sinn, der aus seinen Dichtungen hervorleuchtet, die edle, menschliche Gesinnung, das warme Gefühl für die Armen und Unterdrückten, so wie endlich seine begeisterte Vaterlandsliebe, die er auch in den schwersten Bedrängnissen nie verläugnete.

1. Helgoland.

Aus der Nordsee grünen Wogen ragt ein Felsen stolz empor,
Den ein wackres Friesenvölkchen sich zum Wohnsitz auserkor,
Rings umbraust von wilden Fluten, ist sein Feld der Meeresplan,
Und sein Pflug, der kleine Nachen, bricht mit scharfem Kiel sich Bahn.

Auf den Feldern keine Saaten, auf der Insel grünt kein Baum,
Nur der Tang zieht um den Felsen einen dunkelgrünen Saum.
Keine Blüthe labt das Auge, dich erfrischt kein Blumenduft,
Doch so weit die Blicke schweifen, grün das Meer und blau die Luft.

Ja, das Meer, das ist der Acker, den der Friese keck befährt,
Der verschwenderisch ihm bietet, was sein freies Herz begehrt.
Auf dem Meer ist seine Heimat, stets winkt ihm der weite Plan,
Seis im goldnen Sonnenglanze, seis im donnernden Orkan;
Stets siehst Du die stolzen Männer, wenn die Flut im Sturme droht,
Springen in die leichten Kähne, wenn ein Schiff in Fahr und Noth.

Und sie zwingen ihre Nachen durch die wildempörte Flut,
Kraft im Arme, scharf das Auge, und im Herzen Heldenmuth.
Heil dem kleinen Friesenstamme, der so treu die Insel liebt,
Und die grüne Meereswoge, die am Klippensaum zerstiebt;
Manch Jahrhundert noch umbrause Wogenschwall die Felsenwand,
Segnend Deine kühnen Söhne, sturmerprobtes Helgoland.

2. Sei liebreich.

Treu bewahre im Gemüthe
Und beschirme früh und spät
Jede Knospe, jede Blüthe,
Die auf deinen Wegen steht.

Seis die Knospe hoch am Baume,
Seis ein fröhlich plaudernd Kind,
Seis am grünen Wiesensaume
Eine Blume, weich und lind.

Halt den Wurm auf öder Stätte
Nicht für klein und für gering,
In der Schöpfung ewger Kette
Sieh ihn an als starken Ring.

Nach den Sternen magst du trachten,
Wenn dein Geist den Staub besiegt,
Doch des Kiesels sollst du achten,
Der zu deinen Füßen liegt.

Hoch und herrlich ist die Stärke,
Die von Seelenadel zeugt,
Wenn sie sich zum Liebeswerke
Zu dem Schwachen niederbeugt.

Gibst du den gesunknen Ranken
Neuen Halt und frischen Stand,
O, dann reichst du auch den Kranken
Und Gefallnen deine Hand.

Sei ein Denker oder Dichter,
Form in Erzen oder Stein,
Vor dem ewgen Weltenrichter
Sollst du Mensch vor Allem sein.

Treu bewahre im Gemüthe
Und beschirme früh und spät
Jede Knospe, jede Blüthe,
Die auf deinen Wegen steht.

3. Maiwanderung.

Bei dem Klange der Schalmeien,
Und geschmückt mit Kranz und Strauß,
Zogen wir zur Zeit der Maien
In den grünen Wald hinaus;
Schritten über frische Wiesen
Mit dem leichten Wanderschuh,
Holder Knabe, sei gepriesen,
Blüthenreicher Frühling du.

Auf den Fluren, auf den Wellen,
Auf der grünen Blätterpracht,
Welch ein Wogen, welch ein Schwellen,
Welch ein Jubeln glutentfacht.
In den Wäldern welche Stimmen,
Amsellied und Finkenschlag,
Um die Blumen summten Immen,
Um die Blüthen tausendfach.

Purpur färbt der Mädchen Wangen,
Freude hob die junge Brust,
Jugendfrische Lieder klangen
Bei des Lenzes selger Lust.
Laßt, entledigt aller Lasten,
Unter Buchen hoch und schlank,
Die erschöpften Glieder rasten
Auf dem Moos, der weichen Bank.

Selge Ruhe, selger Frieden,
Den Dir heißer Kampf geraubt,
Und der lange Dich gemieden,
Spielt Dir heut um Brust und Haupt.
Senkt sich segnend auf Dich nieder,
Haucht ins Herz der Sehnsucht Glut,
Lebenskraft in Deine Glieder,
In die Brust den heitern Muth.

4. Thalatta! Thalatta!

Mag preisen den grünen und rauschenden Wald
Der Jäger in lautem Gesange,
Wenn das Horn, wenn das liebliche Waldhorn schallt,
Wenn leiser und leiser der Ton verhallt,
Hinsterbend in zitterndem Klange.
Ich preise des Meeres donnernd Gekrach,
Ich preise die rollenden Wogen,
Den heulenden Sturm und der Wellen Schlag,
Vom Gischt der Brandung umzogen.

Das Meer, das Meer nur ist fesselos,
Es sendet im Sturme Dir Grüße,
Es birgt unendliche Schätze sein Schooß,
Die wirfts Dir bei donnernder Wogen Getos,
Ein grollendes Weib, vor die Füße.
Des Auges Blitz und der Locken Pracht
Verräth ein inbrünstig Verlangen,
Sie zieht dich hinab in die finsterste Nacht,
Dich mit starkem Arm zu umfangen.

Das Meer verschlingt und das Meer begräbt,
Was die Hand des Menschen erschaffen;
Du siehst, wie der Muthigste wankt und erbebt,
Wenn es im Sturm seine Stimme erhebt,
Wenn Schlünde entgegen Dir klaffen.
Es tanzt auf dem Wogenkamme das Schiff,
Es zittern die Masten, die schwanken,
Die Wellen schleuderns mit Macht auf das Riff,
Zersplitternd die Rippen und Planken.

Wer nie an die ewigen Götter geglaubt,
Wer Tugend verachtet und Ehre,
Wem schnöde die Welt das Höchste geraubt,
Der hebt zu den Sternen empor das Haupt,
Der betet auf endlosem Meere.
Und wenn die Woge dann leiser wallt
Und spiegelklar sich gestaltet,
Erkennt er voll Demuth die höchste Gewalt
Und hält seine Hände gefaltet.

Mag preisen den Wald und die grünende Flur
Der Hirt im Gesang und im Liede,
Er findet der Gottheit ewige Spur
Auf deinen Triften, du heilge Natur,
Und ins klopfende Herz zieht der Friede.
Ich aber preise des Meeres Gekrach,
Die rollenden, donnernden Wogen,
Den heulenden Sturm und der Wellen Schlag,
Vom Gischt der Brandung umzogen.

5. Des Greises Tod.

Heut grade sind es siebzig Jahr,
Seit ich ins Leben trat,
Mein Herz blieb jung, mein Auge klar,
Das Alter bleichte nur mein Haar,
Auf dornenvollem Pfad;
Doch heut ist mir so wohl zu Muth,
Ich fühl, es geht zum Sterben,
Reicht mir voll Wein den Becher gut,
Dann, Leib, zerbrich in Scherben.

Es war ein Maientag wie heut,
Und Wald und Flur belaubt,
Ich saß im Garten hocherfreut,
Es hat der Apfelbaum gestreut
Die Blüthen auf mein Haupt.
Den Becher, den Ihr jetzt erschaut,
— Ich bin wie neugeboren, —
Trank ich zur Ehr der süßen Braut,
Die sich mein Herz erkoren.

Mild, wie der Frühling draußen war,
Zog er ins Haus hinein,
Mein Lieb trug Rosen in dem Haar,
Ihr Auge leuchtete so klar
Wie sanfter Sternenschein.
Als fest ich in den Arm sie nahm,
Da sah ich Rosen prangen,
Die sproßten auf in süßer Scham
Auf ihren frischen Wangen.

Und wieder wars zur Maienzeit,
Die Luft so wonnewarm,
Vom Baum die Blüthe niederschneit,
Sie aber hielt voll Freudigkeit
Ein Knäblein auf dem Arm.
Und jubelnd füllt' ich den Pokal
Zum Dank der schönsten Gabe,
Heil dir, mit lichtem Augenstral,
Mein blondgelockter Knabe!

Und wie auch Mond auf Mond verschwand,
Es blieb im Herzen Mai,
Doch höchstes Glück hält nimmer Stand,
Es zog der Winter in das Land,
Da brach mein Herz entzwei.
Denn als der Winter rauher ward,
Erblaßte meine Rose,
Sie sank mit ihrer Knospe zart
Bei wildem Sturmgetose.

Ich aber saß stumm und allein
Bei Tage und bei Nacht,
Mich labte nicht ein Tropfen Wein,
Ich hab in meiner höchsten Pein
Der Rosen nur gedacht.
Der Becher auf dem Tische stand,
Nie füllte ich ihn wieder,
Und nahm ihn zitternd meine Hand,
So flossen Zähren nieder.

Ich blieb allein, ein nackter Baum,
Der Knospen all beraubt,
Und wiegte, wie im schweren Traum,
In klarer Lüfte weitem Raum
Mein gramgebeugtes Haupt.
Und jedes Jahr, das kam und gieng,
Fand mich an trauter Stätte,
Die Zeit fügt ewig Ring an Ring
Zur großen Schmerzenskette.

Fragt Ihr, was mir auf Erden blieb?
Sie giengen all voraus:
Die Rose roth, mein süßes Lieb,
Die Knospe auch, der junge Trieb,
Mit Locken, blond und kraus.
Den Becher füllt zum letzten Mal,
Laßt Ruhe mich erwerben, —
Der Greis leert lächelnd den Pokal,
Und legt sich hin zum Sterben.

Theodor Creizenach.

Theodor Creizenach, geb. am 17. April 1818 zu Mainz, Sohn des israelitischen Lehrers und Predigers Michael Creizenach, kam im 7. Jahre nach Frankfurt a. M., wohin sein Vater berufen worden war. Als er seine Schulstudien, die oft durch Krankheit unterbrochen worden waren, vollendet hatte, bezog er die Universität Gießen, später die zu Göttingen und Heidelberg, in welcher er 1839 die philosophische Doctorwürde erwarb. Von da an brachte er eine Reihe von Jahren in wechselnden Lebensstellungen zu; längere Zeit lebte er im Hause des Freiherrn Anselm von Rothschild als Lehrer und Erzieher in London und Paris. Im J. 1843 begründete er zu Frankfurt den jüdischen Reformverein, der bei seiner abstrakten Haltung zwar in den betreffenden Kreisen manches Gute anregte, aber kein dauerndes Ergebniß haben konnte. Das Jahr 1854 verbrachte Creizenach großen Theils in Italien. Nach seiner Rückkehr trat er in die protestantische Gemeinde ein. Durch diesen Uebertritt amtlos geworden (er war bis dahin Lehrer am israelitischen Philanthropin), beschäftigte er sich seitdem mit Privatunterricht und literarischen Arbeiten; auch hielt er öffentliche Vorträge, die zahlreich besucht wurden und Beifall fanden. Die Leitung der literarischen Wochenschrift „Frankfurter Muse" besorgte er Anfangs gemeinschaftlich mit Otto Müller, später allein. Im J. 1859 wurde er als Lehrer an die höhere Bürgerschule, 1863 als Professor der Geschichte und Literatur an das Gymnasium berufen. Er st. am 6. Decbr. 1877.

Creizenachs Dichtungen*) erschienen sämmtlich, als er noch nicht zum Christenthum übergetreten war, was den Charakter derselben genugsam erklärt. Tiefes Gefühl für die unterdrückte Stellung seiner Glaubensgenossen, Schmerz über deren geistige Verkommenheit, Sehnsucht und Bestreben, sie in politischer wie in geistiger Hinsicht zu erheben, das sind die Grundzüge seiner Dichtungen, aus denen sich die weiteren Folgerungen ergeben, daß der Dichter in der Freiheit das Mittel zur Veredlung nicht bloß des jüdischen Volks, sondern des ganzen Menschengeschlechts erblickte. Wenn schon darin der Keim seines Uebertritts zum Christenthum, als der Religion der Freiheit lag, so wurde dieser um so entschiedener zur Entwickelung gebracht, als der Dichter schon früh zum Bewußtsein gelangte, daß er ein Deutscher sei, und daß das Judenthum wesentlich auf dem Gefühl beruhe, einem eigenen, dem auserwählten Volk Gottes anzugehören.

Dieses Bewußtsein, zum deutschen Volke zu gehören, die innigste Liebe zum deutschen Vaterlande spricht sich in einer Reihe von schönen Liedern aus („Schlachtgesang", „Vom Straßburger Münster", „Erinnerung an Börne"), und diese sind es vor Allen, welche uns den Dichter liebgewinnen machen. Ihnen reihen sich diejenigen an, in denen er die Freiheit ver-

*) Zur Jubelfeier der Universität Göttingen (Gött. 1837) in Gemeinschaft mit Moriz Carriere. — Dichtungen (Mannh. 1839). — Gedichte (Frankf. 1848. 2. Aufl. 1851).

herrlicht, die Freiheit, die den Menschen erst zum Menschen macht. Diese wünscht er namentlich für Deutschland herbei, dessen Geschichte seit den Freiheitskriegen er in der Liederreihe: „Der dreißigjährige Friede. Lebensbilder statt der Todtenkränze" poetisch darstellt und deren Tendenz er schon in dem aus Byron entlehnten Motto ausspricht: „Der Freiheitskampf, erst angefacht, Vom Ahn im Blut dem Sohn vermacht, Wird einmal doch zum Sieg gebracht", wie er das schöne im J. 1842 abgefaßte Gedicht „An Ludwig Philipp, nach dem Tode des Thronerben" mit den bedeutungsvollen und prophetischen Worten schließt: „Der Menschengeist, der jede Fessel bricht, — Erkenn' es nur — er trägt auch deine nicht." —

Die Ideen, welche Creizenach vorzüglich beseelen, mußten seinen Dichtungen eine elegische Färbung geben, die auch in denjenigen bemerkbar ist, welche andere Stoffe behandeln, so namentlich die, in denen er Lebensweisheit vorträgt („Der kürzeste Tag", „Scherz und Ernst" u. a. m.). Alle erfreuen aber durch die einfache und prunklose Form, die demungeachtet nicht ohne Schwung ist. Wir heben zur Charakteristik des Dichters zwei Gedichte (wir mußten uns des Raumes wegen beschränken) heraus, in denen sich seine Eigenthümlichkeit mit am Schärfsten kundgibt. Im ersten „Mose und Christus" läßt uns der Dichter in sein Innerstes blicken; er erklärt uns, warum er nicht schon früher zum Christenthum übergetreten ist; im zweiten „Der deutsche Jude" erkennen wir den Grund, der ihn schließlich bewegen mußte, den lang überlegten Schritt zu thun: er wollte ganz ein Deutscher sein.

1. Mose und Christus.

Der einst von Gotteskraft getrieben,
Umwallt von Horebs Flammenroth,
Im Arme trug auf Stein geschrieben
Jehovahs heiliges Gebot,

Er hat entfacht in Weihestunden
Die Opferflammen am Altar
Und mit Gesetzes Kraft gebunden
Den kecken Willen seiner Schaar.

Doch höher schwoll der Liebe Fülle,
Wie Psyche von der Puppe umkreist;
Zu eng ward des Gebotes Hülle
Dem ahnungsvollen Menschengeist.

Da nahte Jesus als Befreier,
Er führt ein neues Licht herauf,
Und löst in hoher Liebesfeier
Die steingeschriebne Satzung auf.

Und somit ist für uns geendigt
Der lange unheilvolle Streit;
Durch Mose ward ein Volk gebändigt,
Durch Jesus eine Welt befreit.

Sie ward befreit? Die kühnen Züge
Des freien Worts, das er gelehrt,
Sie sind durch Unverstand und Lüge
Zur Sklavensatzung schnöd verkehrt.

Es zeigt die Welt durch ihr Beginnen,
Da den Befreier sie verwarf,
Daß sie in ihrem dumpfen Sinnen
Noch stets des Bändigers bedarf.

Ich aber soll in diesen Tagen
Mich fügen dem entweihten Brauch,
Und Christi Zeichen auf mir tragen,
Das Nichts mehr hat von seinem Hauch?

Nein, laßt mich sein Begeistrungsfeuer
Im Busen hegen warm und rein;
Dann werd ich, Jesus, dir getreuer
Als alle deine Pfaffen sein.

2. Der deutsche Jude.

I.

Ich stand auf deutscher Berge Gipfeln
Und sah der Sonne Morgenrauch;
Da kam von fernen Cederwipfeln
Zu mir ein längst vergeßner Hauch.
Ich träumte von dem heilgen Strome,
Vom Tempel, der so herrlich war;
Und schaute statt der mächtgen Dome
Nur Zions stürzenden Altar.

Da flüsterten die alten Sagen;
Vom Libanon da hats gebraust
Wie in der Urwelt grauen Tagen,
Als meine Ahnen dort gehaust.
Und als im Sturm die Flammen glühten,
Worin die Welt sich hat erneut,
Ward auch das Volk von Sturmes Wüthen
Nach allen Winden hin zerstreut.

So ward, ein Flüchtling, ich verschlagen
Vom Jordan bis zum alten Rhein;
Und wo die Ritterburgen ragen,
Da soll ich nun ein Fremder sein.
Es haben sich in goldne Halmen
Die deutschen Felder eingehüllt;
Warum von Palmen und von Psalmen
Wär unser Sehnen angefüllt?

Nein! wenn sich auch ein leises Mahnen
Noch regt an die vergeßne Zeit,
Sind meine Dienste doch den Fahnen
Des edlen, starken Kampfs geweiht.
Und wie aus längst versunknen Westen
Noch Moos und Bäume blühn hervor,
So steigt auch aus den alten Resten
Der Drang zum neuen Licht empor.

So ruft es mir im Busen heftig:
Die Zeit vollendet ihren Lauf!
Es steht der Geist der Liebe kräftig
Aus modernden Gesteinen auf.
Die Liebe läßt sich nicht verkümmern;
In Staub die alte Herrlichkeit!
Denn hoch ersteht aus Schutt und Trümmern
Der Lebensbaum der neuen Zeit!

II.

Schön ist des Ostens Sommertag,
Mehr duftend als Jasmin und Flieder;
Und was ein Herz erfreuen mag,
Gießt er aus seinem Horne nieder.
Doch mag gedeihen Feld und Au,
Das ist noch nicht der rechte Thau;
Ein beßrer Sommer kam uns heuer.
Des Nordens tiefes Nebelgrau
Verklärte hell des Geistes Feuer.

Das deutsche Volk, das bis zum Belt
Den dunklen Urwald konnte lichten,
Hat nicht umsonst die weite Welt
Belehrt in Büchern und Gedichten.
Des Volkes echte Stimme preist!
Gekommen ist die Siegesstunde.
Messias, der uns schon umkreist,
Messias wird der deutsche Geist
Dem alten wie dem neuen Bunde.

Karl Arnold Schloenbach.

Karl Arnold Schloenbach ist ein Dichter im vollen Sinne des Worts, und wenn er auch nicht immer das Höchste erreichte, so war dieß weniger dem Mangel an Schöpfungskraft als ästhetischen Verirrungen zuzuschreiben. Wenn er auch seine Thätigkeit vorzüglich dem Epos und Drama widmet, so hat er doch im Lyrischen das Beste geleistet. Schon seine erste Sammlung „Geschichte, Gegenwart, Gemüth. Gedichte" (Hamb. 1847) offenbart ein schönes Talent, das zwar noch jugendlich überwallt, auch oft zu sehr nachahmend sich bewegt, aber auch dann einen gesunden Kern nicht verkennen läßt, ein tüchtiges Streben offenbart, das noch reifere Früchte verspricht. Begegnen wir in der Sammlung auch manchem gebrauchten und schon oft selbst verbrauchten Gedanken, manchem schon vor ihm behandelten Stoff, so ist dieß aus der Jugend des Dichters leicht zu erklären, dem es noch, wenn wir uns so recht ausdrücken dürfen, an geistiger Erfahrung fehlte; allein auch dann erkennen wir das produktive Talent, weil er dem Alltäglichsten eine neue, bedeutende Seite abzugewinnen weiß. Auch spricht sich in der Sammlung durchweg ein so reiner Sinn, ein so warmes Herz aus, daß wir den Dichter liebgewinnen müssen. Acht Jahre später erschien die „Weltseele. Dichtungen" (Lpz. 1855), worin Schloenbach die Erwartungen sogar noch übertraf, zu denen man durch seine ersten Poesien berechtigt war. Es läßt sich zwar an einzelnen Gedichten manches aussetzen; so ist die Sprache oft nicht sorgfältig behandelt, besonders aber stört öfters der Mangel an Klarheit, der zum Theil seinen Grund in falschen Bildern hat; aber es bleibt, wenn man auch eine Reihe solcher mangelhafter Stücke ausscheidet, noch Vieles, was vom reichen Talente des Dichters glänzendes Zeugniß gibt. Der Grundgedanke, der in der „Weltseele" in den mannigfaltigsten und geistvollsten Variationen behandelt wird, ist der, daß alle Erscheinungen der Natur, selbst die unscheinbarsten, vom Weltgeist durchdrungen sind, ein Gedanke, den wir schon bei Herder und nach ihm bei andern Dichtern finden, den aber Schloenbach weit tiefer verfolgt, da er nicht bloß die sichtbare Welt, sondern auch die von der Physik und Chemie („Poesie und Heimat", „Opfern") entdeckten Naturgesetze in das Bereich der Poesie zieht und diese Gesetze mit dem Leben in Verbindung bringt, sie als Bilder menschlicher Gefühle, Empfindungen, Leidenschaften, Wünsche oder Thätigkeiten gebraucht. Alles in der Welt ist Poesie, man muß die Erscheinungen nur in ihrer tieferen Bedeutung erfassen; dieß ist der Gedanke des schönen Gedichts „Poesie und Heimat", welches einen bedeutsamen Gegensatz zu Freiligraths „Reiter" bildet. Alles in der Welt hat eine Seele, so das Meer („Meeresklage und Trost") und Liebe ist das Wesen aller Erscheinungen („Mondes-Liebe"). Auch wo der Dichter diese ganz objektiv betrachtet, gelingen ihm die großartigsten und anschaulichsten Schilderungen voll Schwung und Farbenglut („Vor dem Sturme").

1. Der Christabend.

Ich saß im einsamen Zimmer allein
Und schaute hinaus in die Nacht;
Von drüben erglänzte des Christbaums Schein
Und droben die stille Pracht.

Und ich sann und sann über frühere Zeit,
Wo die Brust so mächtig anschwoll;
Das Herz wurde eng, das Herz wurde weit, —
Es wurde so heiß und voll.

Da glaubt ich: hoch über Berge weit
Und über das Nebelmeer,
Da walle im schönen blauseidnen Kleid
Mein holdes Mädchen einher! —

Als früher ich noch so ein Knäbchen war,
Ich will es freudig gestehn,
Da glaubt ich, an jedem Christabend gar
Das Christuskindchen zu sehn.

Da glaubt ich, hoch über Berge weit
Und über das Nebelmeer,
Da walle im schönen blauseidnen Kleid
Das Christuskindchen einher.

O Zeiten der Liebe und Kindheit schön,
Wie seid ihr einander so gleich!
Da sieht man hoch auf des Lebens Höhn
Und fühlt sich so rein und so reich.

2. Poesie und Heimat.

Ihr Dichter fragt oft: „Was ist Poesie?!"
Und sucht sie auf in weltenfernem Raume,
Und jagt ihr nach mit schwelgendem Genie,
Und sucht sie auf in süßem Wahn und Traume.

Der Sonne wollt ihr neuen Glanz verleihn,
Und Düfte schenken süßen Blüthendolden,
Den Himmel erst zu einem Himmel weihn,
Und wohl das Gold, das reine, noch vergolden.

Jagt durch die Welt, der Dichtung Ahasver,
Und keine Heimat kann euch glücklich binden;
Doch Poesie ist immer um euch her,
Und in euch selbst müßt ihr die Heimat finden.

Da, horch ein Ton! Wie rasch ist er verrauscht,
Doch wie prophetisch ist sein weites Klingen,
Habt ihr in ihm nur das Gesetz belauscht,
Wonach die Welten sich harmonisch schwingen?

Ein Stückchen Glas, das euch zu Füßen blinkt,
Das sehnsuchtsvoll der Sonne Glanz gesogen —
O Poesie, die sein Gesetz durchdringt:
Der Wolken Pracht, die Pracht der Regenbogen.

Im Tropfen Wasser, der am Glase hängt,
Die Poesie des Ruhens, der Bewegung,
Die jeden Stoff mit Lieb und Haß getränkt —
So aller Stoffe ewge Wechselregung!

Da hier ein Blatt! Wie das poetisch spricht!
O schaut nur recht! In seiner Adern Quellen
Verkündet es ein ewiges Gedicht:
Des Lichtes Strömen und des Lichtes Wellen!

Ein Flämmchen hier durch einen Druck der Hand,
Wie stralt es euch gedankenvoll entgegen,
Habt ihr darin nur das Gesetz belauscht,
Wie sich des Weltalls Wärmekräfte regen.

Die kahle Haide ist ein Mutterschooß
Von ewger Schönheit! Schaue nur, o schaue
Auf kahler Haide jenes kleine Moos,
Die Poesie in seinem Wunderbaue!

So Poesie, wo nur ein Odem quellt,
Und unsre Heimat, wo sie liebreich waltet.
So ist denn Heimat uns die ganze Welt,
Wenn in uns selbst sich eine Welt gestaltet.

3. Opfern.

Wenn sich verwandt zwei Stoffe finden, —
So lehrt es aller Bildung Lauf, —
Und wollen sich als Ganzes binden,
Löst sich erst Eins im Andern auf.

Dann erst entfliehet, was sie trennte,
Es bleibt zurück nur was verwandt,
So, aus dem Kampf der Elemente,
Glüht sich der echten Liebe Band.

Wie doch Natur in ewgem Walten
Zum stolzen Menschenherzen spricht:
Sich opfern heißt erst sich gestalten,
Und ohne Opfer liebst Du nicht!

4. Mondes-Liebe.

Holdes Mondlicht! Mildes Leuchten!
Wunderbares Zauberbild!
Sag, was ist das für ein Zauber,
Der aus deinen Stralen quillt?

Deute mir das bange Sehnen,
Das dein Blick in uns erschließt,
Jenes weiche, trunkne Träumen,
Das dein Glanz in uns ergießt!

„Liebe! Liebe! ist mein Zauber,
Meines Dankes süße Pflicht;
Denn von ihr, der großen Erde,
Kommt mir erst mein liebes Licht.

Und nun geb ich ihr zurücke,
Nur mit meiner Lieb getränkt,
Was mich ihr so herrlich machte,
Was sie liebend mir geschenkt.

Nun erleucht ich ihre Nächte,
Gebe sanften Frieden ihr! — —"
O — das sind ja deine Worte,
Mädchen, die du sprachst zu mir!

Mädchen — Mondlicht meiner Seele!
Holdes, reines Liebesbild!
O, nun kenn ich auch den Zauber,
Der aus deinem Aug mir quillt!

5. Vor dem Sturme.

Sie hängen dräuend, tief und schwer,
Die ungeheuren Wolkenballen.
Gebannt das heiße, dunkle Meer, —
Kein Ton, kein Hauch, kein leises Wallen.

Die nackten grauen Felsen glühn,
Und um sie her der Gluten Zittern;
Aus nächtger Bucht phosphorisch Sprühn,
Fernher das Winken von Gewittern.

Gespenstig fest des Schiffes Last,
Rings blutlos düstre Angesichter;
Matrosen regungslos am Mast,
Wie starre Sünder vor dem Richter*).

Richard Georg Spiller von Hauenschild.

Richard Georg Spiller von Hauenschild, dessen Dichtungen unter dem Namen Max Waldau erschienen, wurde am 24. März 1822**) in Breslau geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters lebte er nebst seiner Mutter bei seinem Großvater in Katscher, einem kleinen Städtchen Schlesiens, dann bei einem benachbarten Geistlichen, der ihn in den Anfangsgründen unterrichtete, ihm nebenbei aber „eine unglaubliche Masse theologischer Spezialitäten, Dogmatik und Patristik beibrachte, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren ins Fabelhafte Citate aus jenen Feldern schleudern konnte". Nachdem er später an verschiedenen Gymnasien seine Vorbereitungsstudien vollendet hatte, bezog er die Universität Breslau, um sich der Jurisprudenz zu widmen; bald aber beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit Philosophie, neueren Sprachen und Geschichte, für welche er schon auf dem Gymnasium große Vorliebe gezeigt hatte. Diese Studien setzte er in Heidelberg fort, wo er sich die Doctorwürde in der Absicht erwarb, als Docent der Kunstgeschichte aufzutreten. Da ihn jedoch Familienverhältnisse hinderten, seinen Plan auszuführen, begab er sich auf Reisen und besuchte einen großen Theil von Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Italien und Belgien. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beabsichtigte er, seine juristischen Studien wieder aufzunehmen, um sich die Aussicht auf eine diplomatische Laufbahn zu eröffnen; da seine politischen Ansichten aber mit dem herrschenden System immer entschiedener in Widerspruch geriethen, gab er diesen Plan auf. Bei dem Ausbruch der politischen Wirren im J. 1848 zog er sich auf sein Gut Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien zurück, wo er nach langen Leiden am 20. Jan. 1855 starb.

Wenn die Darstellung subjektiver Ansichten über öffentliche oder auch allgemeine menschliche Verhältnisse als Tendenz bezeichnet wird, so könnte man Max Waldau — warum sollten wir ihn nicht mit seinem bürgerlichen Schrift-

*) Durch Versehen ist Ludwig Pfau, der hier stehen sollte, schon S. 226 besprochen worden.

**) So gab er selbst an; doch soll er nach der Versicherung seiner Hinterlassenen erst im J. 1825 geboren sein.

stellernamen bezeichnen, den er selbst seinem adeligen vorzog? — allerdings zu den Tendenzdichtern zählen, denn alle seine Dichtungen hatten Einen und denselben Zweck, den Preis und die Verherrlichung der Freiheit. Aber er ist doch eben so wenig ein bloßer Tendenzdichter, als es Schiller war, weil er nicht bloß die zufälligen Verhältnisse seiner Zeit im Auge hatte, sondern die gesammte Entwickelung des Menschengeschlechts, dessen Veredlung nur durch die Freiheit und in der Freiheit zu erringen sei. Auch wenn er die Tagesfragen behandelt, schaut er sie von einem allgemein menschlichen Standpunkt an. Er verliert sich niemals in nichtssagende Phrasen, weil er sich dessen bewußt ist, was er will; nie läßt er sich durch beliebte Schlagwörter selbst seiner Gesinnungsgenossen täuschen, weil er die Vergangenheit kennt und einen klaren Blick in die Zukunft wirft, so daß seine begeisterten Worte nicht bloß prophetisch klingen, sondern auch in der That in Erfüllung gegangen sind oder ihrer Erfüllung unverkennbar entgegen gehen.

Und seine Worte bringen eine um so großartigere Wirkung hervor, als sie einer echten Dichterbrust entströmen. Wenn er im Vorwort zu seinen „Canzonen" sagt: „Der Kampf für Reinmenschliches, für konsequente Harmonie und innigsten Zusammenhang der physischen Individualität mit jener, die wir Seele nennen, ist die Grundlage alles meines Strebens"; so hat er damit auch seine Dichtung charakterisiert, in welcher wir vor Allem den innigsten Zusammenhang der Form mit dem Gehalt bewundern. Er ist der Form vollkommen mächtig, so daß sie immer in größter Harmonie mit der Gedankenwelt erscheint, die er darstellt; er bewegt sich in den schwierigsten Formen, der Canzone, dem Sonett, der Oktave mit der nämlichen Leichtigkeit, wie in den einfachsten lyrischen Strophen, unter denen manche von ihm erfundene vom schönsten und wirkungsvollsten Bau sind. Seine Darstellung ist glänzend und von höchster Gewandtheit, seine Sprache rein und reich. Seine schöpferische Phantasie führt ihm eine Fülle der farbenreichsten und anschaulichsten Bilder zu, die er meist den Erscheinungen der Natur entnimmt, für welche er ein tiefes und warmes Gefühl hat.

Seine ersten dichterischen Versuche „Ein Elfenmärchen" (Heidelb. 1847) und „Blätter im Winde" (Paris 1847. Neuer Abdruck Lpz. 1848) entbehren zwar noch zum großen Theil der innern und äußern Vollendung; der Dichter ist noch in Gährung begriffen, daher der Gedanke oft unklar, die Sprache noch ohne Maß ist; doch zeugen schon diese Dichtungen von großartigem, selbstständigem Talent. Seine politischen Gedichte sprechen nicht bloß die allgemeinen politischen Ideen, welche damals Deutschland in Bewegung setzten, in klaren und scharfen Worten aus, sie zeugen davon, daß er tiefer blickte, als die meisten Zeitgenossen, daher er auch von der Schwärmerei frei blieb, die im J. 1848 vorzüglich dazu beitrug, die großartige Erhebung in eine Posse ausšterben zu lassen. „Laßt schlafen die alte deutsche Schmach, Laßt schlafen den alten Kaiser!" ruft er den Schwärmern zu, die damals auf den Kaiser harrten, wie die Juden auf den Messias, von ihm erwartend, was sie nur von ihrer Kraft und ihrem Verstand hätten erwarten sollen. Neben den kräftigen, oft allerdings auch überkräftigen Tönen findet sich der Ausdruck zarter Gefühle; seine Liebesgedichte sind warm empfunden, ob sie sich auf besondere Verhältnisse beziehen, oder die Liebe als allgemein menschliches Gefühl darstellen (1). Noch in demselben Jahre folgten die „Canzonen" (Lpz. 1848), in welchen er diese bis dahin noch selten gebrauchte Form, „unter allen südlichen die bildsamste und gefälligste", in meisterhafter Weise behandelt und durch seine Behandlung unwiderleglich zeigt, daß sie sich nicht bloß zur Darstellung „mystisch bebender Gefühle, nebelhafter, ahnungsfroher Hoffnungen" eigne, sondern auch „zu größeren reflektierenden Gedichten, zu kleinen Schildereien, sogar zu humoristischen Capriccios passe", daß man sie mit Vortheil zu denselben Zwecken gebrauchen könne, zu denen man bis dahin nur das Sonett verwendet habe, indem man auch jede einzelne Strophe als selbstständiges Ganzes behandeln könne. Die „Canzonen" zerfallen in drei Abtheilungen, die erste „Fantasie über unbeliebte Motive" war schon in den „Blättern im Winde" abgedruckt; hier erscheint sie vielfach und zu ihrem Vortheil verändert. Der Dichter führt den oben schon angeführten Gedanken durch, daß das Heil der Welt nur in der Harmonie des physischen und intellektuellen Lebens zu erreichen sei: „Denn Höchstes wird dem Menschen nur gelingen, Wenn sie recht innig hell zusammenklingen". Aus ihrer Trennung, deren Ursache in dem herrsch- und verfolgungssüchtigen Priesterthum zu suchen ist, entspringt alles Böse, und nur eine neue Generation wird es vermögen, jene ursprüngliche Einheit wieder herzustellen; dem Weib allein kann es aber gelingen, ein besseres Geschlecht zu erziehen (2). Im zweiten Abschnitt „Am Krater" entwickelt der Dichter ein großartiges Talent für Naturbeschreibung, so auch in der dritten Abtheilung „Kaleidoskop", worin er den praktischen Beweis gibt, daß sich die Canzone vollkommen zur Darstellung einzelner Bilder und Gedanken eigne (3) und selbst zu „humoristischen Capriccios passe" (4).

Noch gelungener ist „O diese Zeit! Canzone" (Hamb. 1850), eine tiefgefühlte Klage über die Schmach des deutschen Volks, das sich in Rath- und Thatlosigkeit selbst aufgegeben. Es erfüllt ihn die tiefe Erniedrigung seines Volks um so mehr mit dem tiefsten Schmerz, als er es aus vollstem Herzen liebt und von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß es die Welt beherrschen könnte, wenn es wollte (5). Von ergreifender Stärke sind die Stellen, in denen er die dunklen Blätter der Revolutionsjahre schildert, den Malmöer Waffenstillstand, die Blutscenen in Ungarn und Wien, die Unterdrückung der republikanischen Bewegung in Baden und der Pfalz.

Die höchste Vollendung der Form erreichte der Dichter in der „Canzone: Sirvente von Pierre Cardinal" (Hamb. 1850), einem Troubadour des 13. Jahrhunderts. Max Waldau hat aus einer Reihe Bruchstücke der Sirventen des Provenzalen ein treffliches Kunstwerk geschaffen, dessen schwungvolle und wohllautende

Sprache den kräftigen Gedankeninhalt auf das Lebendigste hervortreten läßt. Das schnöde Treiben schwacher und tyrannischer Fürsten, die heuchlerische Verfolgungssucht blutgieriger und habsüchtiger Pfaffen wird darin mit einer Gewalt der Darstellung geschildert, der es leicht anzusehen ist, daß der Dichter an die deutschen Zustände dachte, als er dieses Gemälde aus der Zeit der Albigenserkriege „wiederdichtete" (6).

1. Nymphaea.

Vom Himmel ist ein heller Stern gefallen,
In einem See ist leuchtend er versunken,
Verlodert ist der goldne Himmelsfunken,
Und Wellen, leise rauschend, drüber wallen.

Doch Blüthen schickt er aus den Flutkrystallen,
Sie blicken still, von süßer Sehnsucht trunken,
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken,
Und selig wandern durch azurne Hallen.

So sank die Liebe in des Menschen Leben,
Und schmückt es froh mit tausend Blüthensprossen,
Die aus der eignen Brust zu Tage streben.

Sie sehnt sich nach den alten Lichtgenossen,
Doch fühlt sie Himmelsklänge um sich schweben,
Wo Herzen sind, von stillem Glück umflossen.

2. (Das Weib.)

Die Freiheit hört' ich preisen, und begeistert
Für sie die Sänger greifen in die Harfen.
Sie warben sich im Westen und im Osten
Kampfbrüder, die mit ihnen Speere warfen,
Ein Wollen hatte sich der Welt bemeistert —
Und doch — mein gutes Schwert hängt noch am Pfosten.
Mags rasten und verrosten,
Für eine halbe Freiheit zieh ichs nimmer!
Was nützt es, thatendurstig Brand zu schüren,
Und immer neu zu küren
Den — frischbetünchten — alten Lügenschimmer?
Wir können unsre Feinde nicht verbannen,
So lange wir noch Alle selbst Tyrannen.

Genug der Klage! Noch ist Nichts verloren,
Mit Einem Rucke nur zu Boden müßte
Die ganze Schmach, die ganze alte Schande,
Das luggetragne, künstliche Gerüste,
Wir müßten Menschen sein, und abgeschworen,
Vergessen haben alle andern Bande;
Dann steht im Lichtgewande
Der ganze Mensch, als wahrer Schöpfungskönig,
Entschlackt und groß, er hat den Bund vollzogen,
Und stolz in kühnen Wogen
Erschallt der Freiheitsjubel tausendtönig, —
Bis zu den Sternen dringt das Festgetöse,
Denn mit der Halbheit kam und — stirbt das Böse.

Doch wo der Held, so Großes zu vollbringen?
Wir sind im Fluch der Zeiten stumpf geworden,
Das Langversährte herrscht in unsern Adern,
Der Mißlaut webt sich nimmer zu Akkorden,
Wir stecken fest in unsrer Kette Ringen,
Und lassen nicht von kleinlich feigem Hadern.
Nur starke Felsenquadern,
Nur klare, ungetrübte Männerseelen
Vermögen solchen Tempelbau zu gründen
Und solches Licht zu zünden!
Es wäre Lüge, wollten wirs verhehlen,
Daß Keiner jetzt so fern von aller Schwäche,
Daß er die starken Kerkerriegel bräche.

So muß ich meinen Blick zum Weibe wenden,
In seinem Schooße ruht das Heil der Erde,
Die Zukunft lebt in ihm, um die wir beten.
Und kommt der Blitz, er flammt von seinem Herde,
Zu sengen dort, dort frische Pracht zu spenden,
Und göttlich groß ins Heiligthum zu treten.
Die Mahnung der Propheten,
Wo findet sie noch eine sichre Stätte?
Wo hallen wider ihre ersten Schmerzen?
Nur in des Weibes Herzen!
Das Weib ist Weib, auf des Parquetes Glätte,
Wie in der Hütte, die fast unzugänglich, —
Für Schlimmstes und für Bestes gleich empfänglich.

Mir klingt sie nach, die alte schöne Sage,
Daß, wunderhold sein Schöpfungswerk zu krönen,
Der Herr zu allerletzt das Weib gedichtet.
In seinem Geiste mochte widertönen
Das ganze Riesenlied der Schöpfungstage,
Die ganzen Zauber, die er aufgeschichtet.
Er hat mit Fleiß gesichtet,
Geläutert und verklärt die Höhn und Tiefen,
Der wärmsten Glut gepaart die Scham, die Milde,
Und zu lebendgem Bilde
Vereint die Triebe, die im Weltall schliefen.
Er gab ihm, um das Höchste zu gewähren,
Die Macht, der Menschen Retter zu gebären.

Er schuf das Weib zur Mutter! Süßer klinget
Kein Ton, kein irdisch Wort, — von heilger Rührung
Macht es die tiefgeheimsten Fibern zittern;
Ein Talisman, bewahrt es vor Verführung,
Sein Zauber, der durch alle Räume dringet,
Ist Tröstung in des Sturmes Ungewittern.
Zerstieben und zersplittern
Vor seinem Laut muß jede Höllenschranke,
Und gilt es eine Obmacht zu erkennen,
Wir werden keine nennen,
An die sich unsre Seele lieber ranke;
Die treusten und die ewig reinsten Triebe,
Sie sprechen aus dem Worte: Mutterliebe!

Zu Euch denn ruft des Dichters heiße Bitte,
Zu Euch, der zarten Keime erste Wärter:
Sorgt, daß sie frei und kräftig sich entfalten,
Zieht ein Geschlecht, das weicher sei und härter,
Das muthig fortwirft die gemachte Sitte,
Und dessen Stirne immer rein von Falten.
Nie wird ein Herz erkalten,
In das Ihr Eure volle Liebe legtet;
Es wagt mit Glut und ohne zages Säumen
All das verborgne Träumen,
Das Ihr in Eurer Brust verschlossen hegtet,
Der Welt und ihren Stürmen zu vertrauen,
Um Euch und sich den Tempel zu erbauen.

3. Rheinfall.

Der Kahn ist schaukelnd bis zum Fels getrieben,
Ein Satz, und festgeklammert steh ich oben,
Dicht überm Sturz auf schlüpfrig engem Plane,
Ha, dieses Kochen, Zischen, Sprühen, Toben,
Dies Funkeln, Schäumen, Kommen und Zerstieben!
— Auf, donnre zu, entfesselter Titane!
In Deinem Brüllen ahne
Ich tiefgeheimen Sinn und ernste Zeichen:
Man kann den Geist der Völker niederzwängen,
Ihn dämmen und bedrängen, —
Besiegen nie, — dem Strome wird er gleichen,
Der wüthend endlich Flut auf Fluten thürmet
Und unaufhaltsam in die Freiheit stürmet.

4. Mannheim.

Wahrhaftig, wie des Sonntags zur Parade,
So stehen aufmarschiert die Häusermassen,
Getüncht, geputzt und zierlich Zeil um Zeile;
Es ist, als wenn das Leben sie verlassen,
Sogar der alte Vater Rhein wird fade,
Er langweilt und hat selber Langeweile.
Auf eine halbe Meile
Sieht man Verwaiste stehn und mächtig gähnen;
Was ist zu thun? — so hört man sinnig fragen.
Ich weiß es nicht zu sagen!
So brummt ein Jeder zwischen seinen Zähnen.
Sieht man zehn Menschen durch die Straßen rennen,
Bei Gott, man muß es einen Auflauf nennen.

5. (Deutschland.)

Wer liebt die Winternacht, die lange, bange,
Die endlos, glanzlos Erd und Himmel decket?
Wer liebt es, einsam vor sich hin zu brüten,
Wenn wimmernd nur sein Hund die Hand ihm lecket?
Wer liebt, die jetzt so überreich im Schwange,
Erfrorne Herzen und erfrorne Blüthen?
Wer liebt des Sturmes Wüthen,
Wie's jetzt an meines Fensters Scheiben rüttelt?
Mich fröstelts an, kömmt es so wild geschnoben,
Wie finstrer Geister Toben,
Und scheues Graun hat immer mich geschüttelt,
Sang mir die Windsbraut ihre Schauerweisen
Und ihren Jammer, ihren sterbend leisen.

Ich hört' ihn oft zu Land und auf den Fluten,
Ich hört' ihn schrill und schneidend, tausendstimmig,
Denselben Schrei der Luft, dieselben Laute,
Unheimlich rasend bald, wie Flüche grimmig,
Bald stöhnend, wie ein Mensch, der im Verbluten,
Halbtodt, nochmals umsonst nach Rettung schaute.
Und ich gestehs, mir graute
Vor dieser Klage, dieser wesenlosen,
Wie vor dem Hohngelächter des Verbannten,
Wenn ihn die Geistverwandten
Beim letzten Abschied, heftig weinend, kosen.
Ich hört' ihn auch, den Schrei in fremden Landen,
Er that mir weh, drum hab ich ihn verstanden.

Er griff mir in die Brust mit scharfem Zahne,
Und doch, als zög ihn Sehnsucht mir entgegen,
Als ob er seines Lebens einen Splitter,
Den fremde Wetterwolken trüb umhegen,
In meiner Brust, in meinem Herzen ahne
Und ihn beschwöre in des Sturms Gewitter.
Sein Ruf war rauh und bitter,
Weil seine Töne stets mich nur erinnern,
Daß sie das Uebermaß verzerrter Liebe —;
Weil mächtig heiße Triebe
Ihm Antwort geben tief in meinem Innern,
Und mit ihm klagen, so wie Kinder weinen,
Wenn von der Mutter Wimpern Thränen scheinen.

— Er ist der deutsche Geist, im All verloren,
Der Geist, der das Gedankenreich beflügelt,
Der uns die Fernen in die Nähe rückte,
Derselbe Geist, der zwei Mal Rom gezügelt,
Der Geist, der Allergrößtes oft geboren,
Der überall die erste Blume pflückte.
Sein Gottesathem drückte
Auf alles Hohe der Vollendung Zeichen,
Er ist in Ost und West, in Süd und Norden
Eins mit dem All geworden,
Der deutsche Geist, dem keiner zu vergleichen!
Er ist der Geist, dem sich die Völker neigen,
Indem sie auf der — Deutschen Nacken steigen.

Der deutsche Geist, der in den Lüften wimmert,
Das körperlose Bild, der Sturmgedanke,
Mit seiner Zaubermacht und seinen Klagen,
Mit seinen Schätzen, seinem Lebenstranke,
Mit seinem Lichte, das die Welt durchschimmert,
Und seiner Wuth, mahnt mich an alte Sagen.
Wem ward in Kindertagen
Nicht von der Königin der Luft gesungen,
Die allen Reiz, nur keinen Leib empfangen,
Nur keine weichen Wangen,
Nur keinen Mund, zum Küssen hold gezwungen,
Kein stolzes Haubt, um hoch empor zu ragen,
Und keine Stirn, die Krone drauf zu tragen?

Ein Leib, ein Leib nur für die deutsche Seele,
Ein Deutschland nur, nicht dreißig deutsche Länder,
Nur deutschen Grund für freie deutsche Herde,
Ein einzig Band statt all der bunten Bänder,
„Hie Deutschland!" dann aus jeder deutschen Kehle,
Und Deutschland spricht das Recht der ganzen Erde.
O, nur Ein Mal dies: „Werde!"
Das stürmisch wohl, doch nicht Verzweiflung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubel weiter senget
Und Schloß und Grüfte sprenget,
Allüberall sein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! Doch nur ein freier, reiner,
Ein Leib in Fesseln ist so gut als keiner.

6. (Die Albigenser.)

Rauchsäulen rings umher und Feuerzeichen;
Wo Blumen blühten, qualmen Aschenhaufen,
Noth ist in Schloß und Hütte eingezogen;
Die Einen jammernd ihre Haare raufen,
Die Andern knirschend aus der Heimat weichen,
Um Rast zu finden auf der Fremde Wogen.
Sie fliehn. Des Hauses Bogen,
Von dem der Mutter Sang einst widerhallte,
Bricht krachend hinter ihrem Fuß zusammen,
Und zügellose Flammen,
Umlecken das Gebäu, das traute, alte ....
So ließ ein Fürst, Dich, großer Gott, zu ehren,
Ein lächelnd Stück vom Paradies verheeren!

Und welch Verbrechen war so streng zu sühnen?
Was ließ auf Land und Leute ihn ergrimmen? —
— Ist es Verbrechen, daß die Schwalben fliegen,
Verbrechen, daß im Meer die Fische schwimmen,
Daß Blumen duftig blühn, und Bäume grünen?
All ihr Verbrechen war ihr Unterliegen.
Erst durch der Feinde Siegen
Ward ihres Geistes Drängen zur Empörung,
Denn die Gewalt ist Recht, das Recht ist Sage
Urlängst begrabner Tage,
Und eine Siegesfeier der Zerstörung. —
Sie sind besiegt, was soll uns weiter kümmern?
Sie sind besiegt, da galt es zu zertrümmern.

Der Sturz macht selbst aus Tugend ein Verbrechen!
Das ist der Satz. Weh euch, die ihn gefunden!
Gewalt ist Recht! Das Recht ist eine Sage!
Auch daran denkt in jenen schweren Stunden,
Wenn Jetztbesiegte ihre Ketten brechen,
Und Jeder vor Euch tritt mit einer Klage.
Dann waget nicht die Frage:
Wo ist die Schuld, was haben wir verbrochen?
Gewalt ist Recht! Ihr habt das Recht vernichtet,
Ihr habt Euch selbst gerichtet.
Und seid verurtheilt, eh ein Wort gesprochen.
Gewalt ist Recht! Des Feindes Banner siegen,
Und Eure Schuld ist Euer Unterliegen.

Rudolf Gottschall.

Rud. Gottschall.

Rudolf Gottschall, geb. am 30. Sept. 1823 in Breslau, kam schon früh mit seinem Vater, einem preußischen Artillerieoffizier, nach Mainz und Koblenz. Nach Vollendung seiner Vorbereitungsstudien auf den Gymnasien der beiden Städte, bezog er die Universität Königsberg, um die Rechte zu studieren. Seine Theilnahme an einer Katzenmusik gegen einen politisch verhaßten Mann zog ihm das consilium abeundi zu, er gieng nach Breslau, wo er ein Jahr darauf relegiert wurde. Nach längerem Aufenthalt bei dem gesinnungsverwandten Grafen Reichenbach wurde ihm die Fortsetzung seiner Studien in Berlin gestattet, im J. 1846 erwarb er sich in Königsberg die Würde eines Doctors der Rechte. Er hatte die Absicht, dort als Docent aufzutreten; er mußte jedoch davon abstehen, da der damalige Minister Eichhorn verlangte, daß er binnen Jahresfrist Beweise veränderter Gesinnung beibringen solle. Er widmete sich nun gänzlich der Literatur und Kunst und übernahm zugleich die dramatische Leitung der Königsberger Bühne. Im J. 1853 nahm er seinen Wohnsitz wieder in Breslau; 1862 übernahm er die Redaktion der „Ostdeutschen Zeitung" in Posen, trat aber noch in demselben Jahre wieder zurück, da er sich bei seinem Bestreben, die feindselig einander gegenüberstehenden Nationalitäten zu versöhnen, beide Parteien zu Gegnern machte. Nachdem er im J. 1863 eine Reise nach Italien gemacht, zog er nach Leipzig, wo er seitdem die „Blätter für literar. Unterhaltung" und die Monatsschrift „Unsere Zeit" redigiert. 1865 ernannte ihn der Großherzog v. Weimar zum Hofrath und 1877 erhob ihn der deutsche Kaiser in den Adelstand.

Gottschall ist einer der begabtesten, fruchtbarsten und vielseitigsten Dichter der Gegenwart, dessen lyrische, epische und dramatische Erzeugnisse gleich beachtenswerth sind. Wie Max Waldau, mit dem er auch in persönlichem Verhältnisse stand, haßt und bekämpft er das Schlechte und Niedrige und ist für alles Hohe und Schöne begeistert. Wenn er auch in seinen späteren Dichtungen ruhiger und maßvoller geworden ist, als in seinen früheren, manche Ideen, für die er einst schwärmte, mehr oder weniger verlassen zu haben scheint, so ist er seinen Ansichten und Bestrebungen doch keineswegs untreu geworden, und er hat die jugendliche Kraft und Glut auch in seinen männlichen Jahren bewahrt. Er herrscht über einen umfassenden Gedankenkreis, seine Anschauungen sind tief und originell, seine Darstellung glänzend, oft nur zu glänzend, so daß über dem Bilderreichthum und der Farbenpracht die Klarheit des Gedankens verloren geht. Seine ersten Dichtungen, „Lieder der Gegenwart" (Königsb. 1842) und „Censurflüchtlinge" (Zür. u. Winterthur 1843), die, wie ihr Titel schon besagt, politischen Inhalts sind, zeugen von schöner Begabung, aber bewegen sich allzusehr in allgemeinen Phrasen und sind zudem von zu großer rhetorischer Breite, als daß sie einen mehr als vorübergehenden Eindruck hervorbringen könnten. Die „Wiener Immortellen. Sechs Gedichte" (Hamb. 1848) sind von der glühendsten Empörung gegen die Blutscenen eingegeben, welche die Kaiserstadt und mit ihr die ganze gebildete Welt mit Schauder und Entsetzen erfüllten. Der darin ausgesprochene Abscheu ist erklärlich und natürlich, aber der Dichter läßt sich vom demselben zu mächtig hinreißen, als daß die poetische Auffassung nicht darunter leiden sollte. Seine Freiheitsliebe und die Einflüsse der Zeit verleiteten ihn, für die damals grassierende Emancipation des Weibes als Kämpfer einzutreten. Seine zwei hieher gehörigen Dichtungen „Madonna und Magdalena. Zwei Liebesdithyramben" (Bresl. 1845) und „Die Göttin. Ein hohes Lied vom Weibe" (Hamb. 1852) machen einen bald angenehmen, bald widrigen Eindruck. Wo er das „Ewig Weibliche" verherrlicht, ist er zart und liebenswürdig; wenn er aber die rein sinnliche Liebe preist, die ihr angelegten Fesseln bekämpft, und zwar nicht bloß die bürgerlichen, sondern auch die moralischen, entbehrt die Dichtung der sittlichen Würde. Seine in der „Göttin" ausgesprochene Sehnsucht nach dem heitern Kultus des alten Griechenlands, so reizend er sie auch darzustellen weiß, kann den Leser nicht mit der nämlichen Sehnsucht erfüllen, weil der Dichter in dem alten Götterdienst nicht die künstlerische Seite hervorhebt, wie Schiller, sondern ausschließlich die schrankenlose Herrschaft der sinnlichen Liebe preist.

Wenn die „Gedichte" (Hamb. 1849) noch mancherlei Anklänge an die Schwärmereien der angeführten Dichtung darbieten, so tritt uns in ihnen, noch mehr aber in den „Neuen Gedichten" (Bresl. 1858) eine gereiftere Lebensanschauung entgegen, die sich auch darin kund

gibt, daß er oft allen rhetorischen Glanz verschmäht und in einfacher Sprache und Darstellung die bleibendste Wirkung hervorbringt. Gottschall legt Werth darauf, ein moderner Dichter zu sein, in Stoff, Anschauungsweise und Form sich den herrschenden Ansichten anzubequemen; nur geht er hierin viel zu weit, indem er neben dem Modernen auch der Mode zu viel einräumt. So hat er sogar versucht, antike Formen zu modernisieren, indem er die griechischen Strophen mit dem Reim verband. Seine Versuche sind freilich geistreich und mit Gewandtheit durchgeführt, aber sie werden gewiß nie Eingang finden, weil die rhythmische Bewegung der antiken Strophe und der moderne Reim sich gegenseitig aufheben, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man seine in dieser Weise behandelten Gedichte mit lauter Stimme liest*).

1. Stille Klänge.

Wie rührt mich diese Liebesfülle,
Die kaum geahnt sich mir erschließt
Und eines Himmels selge Stille
Mir in die tiefste Seele gießt.
Dann möcht ich wieder vor Entzücken
Aufjauchzen laut in wilder Lust,
Und ewig dich an meine Brust,
Wie jetzt in heißer Glut, in heißer Liebe drücken.

Doch ach, der Liebesbund der Seelen,
Der ist nur ein verfehmtes Glück.
Ich muß es wie ein Räuber stehlen,
In einsam stillem Augenblick.
O Welt, wie sinnlos ist dein Treiben,
Und deine Sitte, wie verrückt!
Für Sünde gilt, was uns entzückt;
So will ich ewig denn ein großer Sünder bleiben!

2. Das Räthsel.

Du fragst mich unter heißen Küssen,
Warum wir leben, lieben müssen,
Warum so früh die Locke bleicht?
O ahn es jetzt in süßem Beben:
Ein schweres Räthsel ist das Leben,
Allein die Liebe löst es leicht!

3. Den Kindern.

Ros'ge Wolken spielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die sich breit hinausgeschoben
In des Abendhimmels Pracht.

Und so treibt ihr unter Lachen,
Ros'ge Knaben, euer Spiel!
In die Lüfte steigt der Drachen
Und das Blasrohr trifft das Ziel.

Doch mir ists aufs Herz gefallen,
Was Euch einstens quält und drängt
Da das Leben über allen,
Wie ein schweres Wetter hängt.

*) Gottschall hat seine Ansicht in der „Poetik" (Bresl. 1858 S. 236) geistreich, aber nicht überzeugend entwickelt; wenn er später irgendwo sagt, daß, wenn seine in gereimten antiken Strophen abgefaßten Gedichte die Richtigkeit seiner Behauptung nicht darthun sollten, die Schuld an ihm liege, so thut er sich selbst Unrecht, denn es ist nur die Form, die die volle Wirkung ihres poetischen Gehalts hindert.

4. Strandbild.

Das Fischerdorf ist leer,
Am Strande stehn die Frauen,
Die aufs bewegte Meer
Mit trüben Blicken schauen.

Es war ein arger Sturm,
Der sich zur Nacht erhoben.
Die Leuchte auf dem Thurm
Erlosch vor seinem Toben.

Hier Planken an den Strand
Stürmts aus dem Flutenreiche,
Daneben ruht im Sand
Wohl manche nasse Leiche.

Das Meer verschlang den Rest,
Froh stießen sie vom Lande.
Jetzt ists ein Todtenfest —
Nur Wittwen stehn am Strande.

5. Sonette an die deutsche Bühne.

I.

Du, deutsche Bühne, spiegle die Geschichte!
Denn nur ein groß Geschick bewegt die Herzen,
Daß sie das Kleine gern und leicht verschmerzen —
Trost weht aus dem begeisterten Gedichte.

O leuchte mit des Geistes ewgem Lichte
Und nicht mit schnellerloschnen Alltagskerzen!
Wohlfeile Rührung, possenhaftes Scherzen,
Der Tag erschufs, es wird mit ihm zu nichte!

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten!
Hier winkt der Dichtung nie die Lorbeerkrone!

Zeig uns, wie Cäsar zagt am Rubicone,
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwischen Gurlis und Eulalien schwanken!

II.

Auch laß die Klytämnestren und Medeen
In ihren Gräbern ruhn, die mörderischen!
Sie können nimmer ihre Zeit erfrischen
Mit ihres Schicksals moderduftgem Wehen!

Die Sonn ist müd, die Gräuel anzusehen!
Uns soll nicht mehr die Schlangenbrut umzischen!
Zertrümmert ruhn die Bilder in den Nischen —
Laßt auch die Götter stumm zum Orkus gehen!

Ihr tischt ein Mahl auf aus zerstückten Gliedern!
Wie anders jene hochgepriesnen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!

Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meistern!

III.

Auch folgt den Franken nicht! Gerechte Rüge
Trifft all ihr flüchtig Blitzen, lüstern Naschen,
Des Lustspielnetzes allzufeine Maschen —
Der geistge Kern ist hohl und eitel Lüge.

Und ob auch schicklich ihres Plans Gefüge,
Und ob sie manchen Scherz im Spiel erhaschen —
Es ist ein Blitz nur aus geladnen Flaschen,
Kein Blitz des Himmels und der Adlerflüge.

Der Deutsche aber sieht den Aether leuchten
Und lacht mit seinem Aug, dem thränenfeuchten,
Herab auf all das bunte Spiel der Welt!

Und die Gestalten, sprudelnd, kraftgeschwellt,
Wo sie Thaliens heitre Kränze tragen,
So reich an Geist und wohligem Behagen!

6. Naturfrieden.

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegnen Walde,
Wo das Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert;

Wo das Mühlrad ruht vom geschwätzgen Treiben,
Dunkler Epheu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrankt, bis zum Giebeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend röthet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Matten Sammt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken:

Selig hier zu ruhn in beglücktem Frieden,
Fern vom Lärm des Tags, von der Welt geschieden,
Eine liebe Hand an das Herz zu drücken,
Doppelt Entzücken!

Fern ab zieht Gewog der bewegten Zeiten,
Wo die Völker sich um den Lorbeer streiten,
Triumphierend auf die zerstörten Schranken
Zeigt der Gedanken!

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit;
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ewge Gaben sinds, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Blinden offenbar, wie den größten Sehern!
Wieg und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden!

Edward Dorer-Egloff.

Edward Dorer-Egloff, geb. am 7. November 1807 zu Baden im Kanton Aargau, wurde schon bald nach Vollendung seiner Studien in den Großen Rath gewählt, von diesem zum Tagsatzungsgesandten ernannt und kurze Zeit darauf vom damaligen Vorort als eidgenössischer Commissar in den Kanton Basel geschickt, wo er für die Rechte der Landschaft wirkte. Er nahm sodann als Abgeordneter des Kantons Aargau Antheil an der sogenannten Badener Conferenz, welche zum Zwecke hatte, geeignete Mittel gegen die Uebergriffe des Ultramontanismus aufzufinden. In diesen verschiedenen Stellungen hatte er eine solche Geschäftsgewandtheit an den Tag gelegt, daß er zum Gerichtspräsidenten des Bezirks Baden und einige Jahre später zum Mitglied der Kantonsregierung und als solches mehrmals zum Landammann gewählt wurde. Die Verfassungswirren des Jahres 1841 bewogen ihn, da er in wesentlichen Punkten nicht mit seinen Collegen übereinstimmte, seine Entlassung zu geben; er zog sich in seine Vaterstadt zurück, wo er, in tiefer Abgeschlossenheit lebend, sich beinahe ausschließlich mit den Wissenschaften und mit der Poesie beschäftigte, selbst dann noch, als in den letzten Jahren seines Lebens die drohende Erblindung seiner Augen ihm Lesen und Schreiben erschwerte, ja oft unmöglich machte. Er starb am 24. März 1864.

Ed. Dorer-Egloff

Dorer wollte sich ursprünglich der Kunst widmen; die schon in seiner Jugend Bedenken erregende Schwäche seiner Augen zwang ihn, einen andern Lebensberuf zu ergreifen. Doch hatte die wenn auch kurze Beschäftigung mit der Kunst den glücklichsten Einfluß auf seine ganze Entwickelung und insbesondere auf seine poetischen Erzeugnisse. Noch bedeutender wirkte auf dieselben sein tief eindringendes Studium Goethes, dem er einen großen Theil seines Lebens widmete. Wie tief sein Verständniß der Werke des großen Meisters war, bezeugt unter Anderm seine treffliche Monographie „Ueber Goethes Jery und Bätely“ (1852), die leider nicht in den Buchhandel kam, so wie eine Reihe von Distichen, in denen er seine Verehrung gegen den großen Dichter aussprach.

Bei seiner großen Begabung war Dorer von seltener Bescheidenheit; ob er gleich befugter gewesen wäre, als mancher andere Dichter unserer Tage, mit seinen Poesien öffentlich aufzutreten, ließ er sie doch nur als Manuskript für seine Freunde drucken, so daß er nur in einem sehr beschränkten Kreise bekannt und gewürdigt wurde. Es hatte dieß übrigens den Nachtheil, daß er seinen Dichtungen nicht immer die nöthige Sorgfalt zuwendete, weshalb man hie und da Inkorrektheiten begegnet, die bei aufmerksamer Durchsicht leicht hätten entfernt werden können. Es ist dieß um so mehr zu bedauern, als geschmackvolle Behandlung ein charakteristischer Zug seiner Poesien ist. Obgleich die meisten derselben aus seinen spätern Jahren stammen, so weht in ihnen doch ein jugendkräftiger Sinn, der seinen erotischen Gedichten, namentlich den Liebeselegien, einen großen Reiz verleiht; es spiegelt sich in ihnen eine Heiterkeit des Gemüths, die dem gereifteren Alter gewöhnlich nicht mehr eigen ist. In diesen wie überhaupt in seiner ganzen Dichtung weht der Geist der reinsten Humanität, die sich über alle Vorurtheile des Standes, der Nationalität und der Konfession erhebt und uns in dem Dichter auch den Menschen lieben läßt. Wie seine Gedichte, so verdienen auch seine „Volkslieder aus Italien nebst einer Ballade zu Shakspeares Romeo und Julie" (Baden 1860) allgemeiner bekannt zu werden, sie sind mit großer Sprachgewandtheit und tiefem Verständniß übersetzt.

1. Des Lebens Perle.

Im Liede sei als Perle,
O Liebe, du gegrüßt!
Die Jugend ist die Muschel,
Die deinen Keim umschließt;
Und schwindet hin die Jugend,
Du, Süße, schwindest nicht;
Es leuchtet fort die Perle,
Wenn auch die Muschel bricht.

2. Dem Glücklichen.

O traue nicht dem falschen Glücke!
In seinen Reizen lauert Tücke.
Dir winkt der See so still und helle;
In seinen Reizen lauert Tücke.
Du folgst; da ist der Sturm zur Stelle;
Du sinkst, ein Raub der wilden Welle.
O traue nicht dem falschen Glücke!
In seinen Reizen lauert Tücke.

3. Vertrauen.

Nie vermagst, o Zeit, du mir den Glauben
An des Schönen Macht und Sieg zu rauben.
Blumen fallen wohl vor deinem Walten,
Doch ihr Kern, im Mutterschooß erhalten,
Läßt im Lenz sie neuen Schmelz entfalten;
Störst du auch der Liebe goldne Träume,
Blühn sie aus des Herzens tiefstem Keime
Wieder licht in dunkle Erdenräume.
Nie vermagst, o Zeit, du mir den Glauben
An des Schönen Macht und Sieg zu rauben.

4. Warnungstäfelchen.

Willst Du hoch zu Berge steigen
Ueber jähe Felsenwand,
Muß ein scharfer Blick Dich leiten
Zielbewußt von Hand zu Hand.

Fehlt Dir dieser, laß das Wagen;
Bleibe da im Thale stehn;
Besser ist es, zu entsagen,
Als im Schwindel zu vergehn!

5. Der Koran.

Muß am Koran Manches schelten;
Doch sein Sprüchlein laß ich gelten:
„Gottes ist der Orient;
Gottes ist der Occident!"
Mag der Koran auch vergehen,
Ewig bleibt das Wort bestehen.

6. Bedenkliches.

Des Mannes Krone bleibet das Weib zu allen Zeiten!
So steht es in der Bibel; wer wird mit dieser streiten?

Auch ist der Spruch geschrieben von Salomo dem Weisen;
Der Weise dient der Wahrheit; wie kann er falsch uns weisen?

Er trug ja selbst die Krone und hielt sich tausend Frauen;
Erfahrung macht den Meister; wer wird ihr nicht vertrauen?

Nur Eines bleibt bedenklich: die besten Fürsten klagen:
O Krone, goldne Krone, wie bist du schwer zu tragen!

7. Immer lieben.

Nur der Jugend ziemt die Liebe,
Hör ich junge Spötter sagen.
Wie! dem Zauber süßer Triebe
Soll des Alten Herz entsagen?

Knospen schwellen, Rosen prangen;
Wonne ist es, sie zu sehen!
Keine Knospe trägt Verlangen,
Daß die Rosen da vergehen.

Alle Herzen müssen glühen;
Liebe gleicht dem Frühlingsscheine;
Läßt die Reben frisch er blühen,
Regen sich die alten Weine.

Junge Liebe, alte Liebe
Müssen freundlich sich vertragen.
O! dem Zauber süßer Triebe
Kann kein Menschenherz entsagen.

8. Die Strafe.

Wenn mein Vater mich sonst, den wilden Knaben gezüchtigt,
Mußte ich ernstlich gemahnt küssen die strafende Hand.
Wenn mein Mädchen nunmehr mich schmält mit zürnenden Lippen,
O wie dankbar und gern küßt' ich den strafenden Mund!

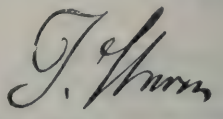
9. Goethes Hermann und Dorothea.

Dorotheas Geschick sang Goethe; ihm lauschten die Musen;
Jede verlangte entzückt, daß er ihr widme sein Werk.
Aber es ordnete klug, daß keine ihm zürne, das Ganze
Goethe in Lieder und gab Jeder der Holden ein Lied.

10. Die Frauenemancipation.

Herrschte das schöne Geschlecht und müßten die Männer gehorchen,
Besser wäre fürwahr! Alles auf Erden bestellt.
Glaubst Du, ich schwärme, mein Kind, ein Träumer, in künftigen Zeiten?
Nein! die Erfahrung allein spricht in dem Worte sich aus.
Mochte herab von der Kanzel voreinst mir der Pfarrer mit Salbung
Sprechen von höllischer Qual, sprechen von himmlischer Lust,
Lächelte still ich; mir schien es ein Märlein, zur Täuschung ersonnen,
Aber Du hast mich, mein Kind, trefflich des Bessern belehrt.
Zürnt mir Dein Blick, dann seh ich und fühl ich die Leiden der Hölle,
Wie mir, dem Knaben, voreinst eifernder Ernst sie gemalt;
Aber sobald Du mir freundlich erscheinst im Glanze der Schönheit,
Und auf den sehnenden Mund, Gute, mir drückest den Kuß:
O dann wird mir die Welt von himmlischem Lenze beseelet,
Und die seligste Lust kehrt in das Herz mir zurück.
Wärest der Papst Du, mein Kind, wer spräche von Ketzer und Bannstrahl?
O ein einziger Blick machte uns gläubig und gut!
„Herrlich!“ rufst Du, „ein Mädchen als Papst! wie wäre das möglich!“
Eine Johanna, mein Kind! saß auf dem heiligen Stuhl.
Was vor Zeiten geschah, kann jetzt und künftig geschehen.
Ei! Du lächelst dem Wort! Reizt die Tiara Dich nicht?
O wie stralte ihr Gold so schön auf den wallenden Locken,
Und wie schimmerte Dir licht in dem Händchen der Stab!
Wie umschlänge in Lust die Stola Dir Nacken und Busen!
Und wie weckte Dein Blick heilige Glut in der Brust!
Nun? — Du schüttelst das Köpfchen; es scheint Dir eitel mein Reden?
Ist Dir der römische Stuhl etwa vor Alter zu morsch?
Oder erscheinen Dir nun die Zeichen der Herrschaft entbehrlich?
Sei es, was es auch sei! nimmer bestreite ich Dich;
Beugte den Papst nicht schon Napoleons mächtiger Zepter;
Jagte Mazzinis Getrieb nicht ihn als Flüchtling aus Rom?
Werden die Zeichen der Macht nicht aller Orten befeindet?
O ich verstehe Dich jetzt! sträubendes, schweigendes Kind!
Schönheit und Güte im Bund, sind einzig die sichre Tiara;
Ihnen zu jeglicher Zeit bleibet die Schlüsselgewalt!

Julius Carl Reinhold Sturm.



Julius Sturm, geb. am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstenthum Reuß, verlebte eine glückliche Jugend unter der liebevollen Leitung seines Vaters, der als kirchlich gesinnter Mann von umfassender allgemeiner Bildung einen heilsamen Einfluß auf den Sohn ausübte. Im J. 1829 besuchte er das Gymnasium zu Gera, studierte von 1837 bis 1841 Theologie in Jena, nahm hierauf eine Hauslehrerstelle in Heilbronn an, wo er während seines zweijährigen Aufenthalts Justinus Kerner, Julius Krais und Nikolaus Lenau kennen lernte. Nachdem er sodann in Sachsen in ähnlicher Stellung gelebt, wurde er zum Erzieher des Erbprinzen von Reuß j. L. ernannt, als welcher er theils in Schleiz, theils in Meiningen sechs glückliche Jahre verlebte. Im J. 1851 wurde er Pfarrer in Göschitz bei Schleiz und 1858 in Köstritz, 1878 auch Kirchenrath.

Wenn die wiederholten Ausgaben von poetischen Werken, ganz besonders aber von lyrischen Dichtungen nicht selten ganz äußeren Umständen zugeschrieben werden müssen, so daß sich daraus nicht einmal die Theilnahme des Publikums mit Sicherheit ermessen läßt, so ist dieß bei Sturms Dichtungen*) gewiß nicht der

*) Gedichte. Lyz. 1850. 4. Aufl. 1873. — Fromme Lieder. Ebd. 1852. 8. Aufl. 1875. — Neue Gedichte. Ebd. 1856. — Neue fromme Lieder und Gedichte. Lyz. 1858. — Für das Haus. Liedergabe. Ebd. 1862. — Zwei Rosen. Das hohe Lied der Liebe. Ebd. 1854.

Fall; sie haben ihre große Verbreitung lediglich ihrem Werth zu verdanken, der nicht bloß in der echt poetischen Erfassung seiner Stoffe, sondern auch in der formell schönen Durchführung derselben besteht. Julius Sturm ist eine in sich abgeschlossene, harmonische Natur, die sich ihres Strebens so wie ihrer Kräfte bewußt ist, daher auch die Grenzen derselben nie überschreitet und sich innerhalb derselben mit Sicherheit und Anmuth bewegt. In seinen zahlreichen Dichtungen findet sich nichts Gemachtes und Unwahres, kein Haschen nach äußerem Effekt, weder in der Wahl der Stoffe, noch in der Darstellung, welche stets einfach, aber belebt und würdig ist. Wenn er einmal sagt: „Das ist der Lieder bestes, Das aus dem Herzen dringt", so hat er mit diesen Worten die seinigen vollkommen charakterisiert; denn sie sind ohne Ausnahme Ergüsse der wahrsten Empfindung, mag er die Liebe oder die Natur, häusliche Zustände oder das Vaterland besingen, mag er das Leben von seiner ernsten Seite betrachten oder sich in heiterem Humor („Gute Nacht") ergehen oder seinem Zorn gegen das Gemeine und Niedrige Ausdruck geben („Simson und die Philister"). Wenn er auch zwei Sammlungen als „Fromme Lieder" bezeichnet, so stehen die andern, die er als „Gedichte" einführt, keineswegs mit jenen in Widerspruch, vielmehr sind die Einen wie die Andern von demselben Geist eingegeben, und wenn auch die „Frommen Lieder" vorzugsweise religiöse Betrachtungen enthalten, so sind die „Gedichte" nicht weniger von frommer Gesinnung durchdrungen als jene. Die Liebe, die Ehe, die Natur, das Vaterland sind ihm eben so sehr etwas Heiliges als der Glaube, und so kirchlich seine religiöse Richtung ist, so ist sie doch keineswegs engherzig; vielmehr ist ihm das Christenthum die Religion der Liebe, der Duldung, der Humanität. Wenn er auch die „düsteren Asceten" nicht tadeln mag, die den Frieden im Entsagen suchen, so findet er ihn dagegen im heiteren Genuß des Lebens (8). Er betrachtet die Erde nicht mit Verachtung, wie die pietistischen Dichter; ihre Gaben sind ihm heilig, weil sie ja Offenbarungen von Gottes Güte und Gnade sind. Viele unter seinen „Frommen Liedern" haben allerdings eine rein kirchliche Haltung, viele sind Paraphrasen biblischer Sprüche, aber auch in diesen gelingt es ihm, das poetische Element herauszufinden oder auch hineinzulegen (9). Die meisten aber sind Ergüsse allgemein religiöser Empfindungen, seines Gottvertrauens (10), seiner Ergebung in den Willen des Allmächtigen (11).

Weil ihm das Christenthum die Religion der Liebe ist, erfaßt er das ganze Leben mit Liebe; er ist für alles Schöne und Edle empfänglich; er versteht die geheimsten Regungen des menschlichen Herzens und insbesondere offenbart er ein tiefes Verständniß des weiblichen Gemüths, ob es in jungfräulicher Schüchternheit das erste Aufblühen der erwachenden Liebe vor der Mutter und vor sich selbst zu verbergen sucht („Am Fenster"), oder in späten Jahren in der Erinnerung an das verschwundene Liebesglück lebt („Die alte Jungfer"), oder sich in Mutterseligkeit dem geliebten Kinde widmet und opfert (3). Mit derselben Zartheit und Innigkeit führt er uns alle reinmenschlichen Verhältnisse vor; das Kinderleben, die Kinderlust, das Eheglück, die Elternliebe, mit Einem Worte Alles, was dem Menschen als Menschen zunächst liegt, bildet den Stoff seiner reizenden Lieder, und in allen weiß er den angemessenen Ton zu treffen; er kann die naive Anschauung des kindlichen Geistes eben so wahr darstellen („Der Kinderengel"), als das Geheimniß der erwachenden Liebe (7) oder den tiefen Schmerz des vom Geliebten treulos verlassenen Mädchens (2) oder den des Gatten, dem der Tod die geliebte Gattin entrissen und der nur in der Sorge um das neugeborne Kind Kraft findet, den herben Verlust zu ertragen (5). Seine Liebeslieder sind der Ausdruck wahrer und reiner Empfindung (1), tief gefühlt, ohne je in das Ueberschwängliche zu verfallen, reich an neuen Gedanken und Situationen. Sie lehnen sich oft an naheliegende Naturerscheinungen, wie ihm überhaupt die Natur Offenbarung der Liebe ist und er es liebt, seine Gedanken an Naturbilder bald in volksthümlicher, bald in allegorischer Weise anzureihen. Seine Naturbeschreibungen sind äußerst glücklich durch die gelungene Detailmalerei, wobei er sich mit sicherem Kunstverständniß nie in anschauungslose Breite verliert, und sie sind von der schönsten Wirkung, wenn er dem Leblosen Leben verleiht (4).

Eine große Zahl seiner Gedichte sind dem Vaterlande geweiht, dessen Schmach er um so tiefer fühlt, als er es mit der feurigsten Begeisterung liebt. Sie spiegeln die Zeit ab, in welcher er sie dichtete; bald sind sie der Ausdruck der kühnsten Hoffnung, bald der schmerzlichsten Hoffnungslosigkeit; in den Einen geißelt er die Rath- und Thatlosigkeit des Volks, das sich in hohlen Phantastereien verlor (6); denn ob Kaiserlich- oder Republikanischgesinnte, Alle waren gleich in Schwärmerei befangen, und der Dichter hatte das vollkommenste Recht, die letzten zu verhöhnen („Namensveränderung"), wobei er freilich in Gefahr gerieth, mißverstanden zu werden. Die meisten vaterländischen Gedichte sind in Sonettenform abgefaßt, die er meisterhaft behandelt und die in ihrer kräftigen Haltung, ihrem Ideenreichthum, der trotz der engen Schranken klar zum Ausdruck gelangt, an Rückerts „Geharnischte Sonette" erinnern. Auszuzeichnen ist die Ballade „Barbarossa", in welcher der Dichter die bekannte Sage verwendet, um die Trostlosigkeit der deutschen Zustände darzustellen. Der Kaiser erwacht und sendet seinen Zwerg aus, der mit der frohen Botschaft zurückkommt, daß die Raben verschwunden seien und ein mächtiger Aar um den Kyffhäuser kreise. Der Kaiser will sich selbst überzeugen, aber es hat sich Nichts verändert; der Zwerg war getäuscht worden. Beide gehen traurig wieder in den Berg und schlafen wieder ein. „Wie lange? Gott mag's wissen, Es steht in seiner Hand; Er schütz dich, mein zerrissen, Zerspalten Vaterland!" —

Obgleich vorzugsweise Lyriker, hat Sturm auch manche gelungene Erzählungen, Balladen („Ein glückliches Haus", „Ein deutscher Postillon"), manche schöne Legenden („Die wandernde Traube" „Frau Else") und Parabeln („Eitler Ruhm", „Der Bauer und sein Kind") gedichtet. Endlich müssen wir noch die „Zwei

Rosen" wegen ihrer Eigenthümlichkeit erwähnen. Der Dichter hat darin nämlich das Hohe Lied Salomos in zwei verschiedenen Auffassungen bearbeitet, ein Mal als „Rose Sarons" in Liedern der sinnlichen Liebe, das andere Mal als „Rose Zions" in der althergebrachten mystisch-allegorischen Beziehung auf Christus und die Kirche. Wenn sich auch das Dichtertalent in beiden Behandlungen nicht verläugnet, so scheint diese Zusammenstellung unpassend, indem sich beide Bearbeitungen neutralisieren.

1. Lied.

Wenn Dein Auge freundlich
In das meine blickt,
Fühlt sich meine Seele
Allem Leid entrückt;

Und es lacht das Leben
Mich so freundlich an,
Und des Himmels Pforten
Sind mir aufgethan;

Und mir ist, als zög ich
Jubelnd mit Dir ein,
Und als könnt ich nimmer
Wieder traurig sein.

Doch kaum daß Du scheidest,
Schwindet auch der Traum,
Düsteren Gedanken
Giebt die Seele Raum;

Und mir ist, als stünd ich
Auf der Welt allein,
Und als könnt ich nimmer
Wieder fröhlich sein.

2. Die Verlassene.

Was hab ich armes Kind gethan,
Was sehen mich so spöttisch an
Die Leute auf den Gassen?
Und wenn er treulos mich verließ,
Und wenn sein Schwur sich falsch erwies, —
Ich hab ihn nicht verlassen.

Verzeih es ihnen, lieber Gott,
Sie wissen nicht, wie tief ihr Spott
Mir in die Seele schneidet;
Sie ahnen nicht den bittern Schmerz,
Den dieses arme, arme Herz
Um Lieb und Treue leidet.

3. Die junge Mutter.

Der Knabe weint, die Mutter legt
Den holden Liebling auf die Kissen;
Doch er, vom Weinen aufgeregt,
Will Nichts von Rast und Schlummer wissen.

Da singt die Mutter Lied um Lied,
Und immer süßer wird die Weise,
Und um das kleine Bettchen zieht
Der Schlummer seine Zauberkreise.

Und wie die Weise sanft verklingt,
Wird immer leiser auch das Weinen,
Bis am geschloßnen Auge blinkt
Die stumme Thräne nur dem Kleinen.

Bald spiegelt auch ein lichter Traum
Sich in den klaren Zügen wieder,
Die Mutter aber athmet kaum
Und beugt sich zu dem Liebling nieder;

Mit scheuem Finger hüllt sie dicht
Den Schläfer in die warmen Decken,
Sie möcht ihn küssen, wagt es nicht
Aus Furcht, ihn mit dem Kuß zu wecken.

Sie blickt ihn lange selig an,
Und geht dann fort, und kehret wieder,
Und thut, was sie nicht lassen kann,
Und beugt sich küssend zu ihm nieder;

Und sinkt, vom Dankgefühl durchweht,
Auf ihre Knie am kleinen Bette,
Und spricht ein inniges Gebet,
Und sucht dann selbst die Schlummerstätte.

4. Im Frühling.

Der Frühling kam, der Frühling rief
Vom Berg ins Thal hinunter:
„Wär euer Schlaf auch noch so tief,
Ihr Schläfer, werdet munter!"

Da regten tausend Keime sich
Und wurden stark und stärker,
Und dehnten sich und streckten sich
Und sprengten ihre Kerker.

Da traten Blätter zart und weich
Aus kleinen braunen Wiegen,
Um schüchtern an den schlanken Zweig
Sich innig anzuschmiegen.

Da sprang Schneeglöckchen pfeilgeschwind
Aus seinem grünen Bette;
Es glaubte schon das schöne Kind,
Daß es verschlafen hätte.

Da öffneten sich allzumal
Die Särge der Winterschläfer;
Da spielten in der Sonne Stral
Die Mücken und die Käfer.

Da wurden auch die Veilchen wach,
Die tief im Grase wohnen,
Und bunte Primel folgten nach
Und weiße Anemonen.

Da fieng mein Herz zu klopfen an,
So schmerzlich und so bange;
Ein Strom von bittern Thränen rann
Heiß über meine Wange.

Der Lieben hab ich still gedacht,
Die grüne Hügel decken.
Und die der Lenz mit seiner Macht
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

5. Bitte.

Als um das Kindlein sich Dein Arm geschlossen
Und als es trank an Deiner Brust in Frieden,
Da sprachst Du betend: „Möge Gott hienieden
In seiner Gnade Schein Dich lassen sprossen."

Dann riefst Du aus und Freudenthränen flossen:
„Das höchste Glück hat uns der Herr beschieden,
Was kann das Leben uns noch Schönres bieten?
Zur reichsten Blüthe hat es sich erschlossen."

Da leise, leise kam der Tod gegangen
Und küßte Dich auf Deine blühnden Wangen. —
Ich stand allein mit mutterlosem Kinde.

O, bitte Gott um Segen für uns Beide,
Daß ich getrost voran dem Knaben schreite
Und er durch mich den Weg zur Mutter finde.

6. Kein Herz.

Das ist der schwere Fluch, der auf uns ruht,
Daß wir gleich Kindern nach den Sternen greifen
Und als Phantasten mit erhitztem Blut
Irrsternen gleich ins Ungemeßne schweifen;

Daß wir, gestachelt durch der Lüste Glut,
Vom Baum der Früchte pflücken, eh sie reifen,
Und wenn sie sauer sind, mit kindscher Wuth
Sie von uns schleudern und dann greinend keifen.

Uns fehlt die Kraft, uns fehlt das ernste Streben,
Das keine Mühe spart und keinen Schweiß
Im Ringen um des Lebens höchsten Preis;

Künstlich im Treibhaus reifte unser Leben:
Fad ist der Kern, wie auch die Schale gleißt,
Todt ist das Herz, am Schwindel krankt der Geist.

7. Verborgene Wege.

Hier flog ein kühner Adler himmelan:
Bezeichne mir auf Wolken seine Bahn.

Da glitt ein Schlänglein fort im Sonnenschein:
Bezeichne seinen Weg mir am Gestein.

Dort flog ein Schiff nach einer fernen Flur:
Bezeichne mir im Meere seine Spur.

Vermagst Du Dies, dann zeig ich Dir den Pfad,
Auf dem die Liebe sich dem Herzen naht.

8. Der stille Pfad.

Nicht tadl ich euch, ihr düsteren Asceten,
Die ihr den Frieden suchet im Entsagen
Und gern euch übt im Dulden und Ertragen
Und rure Zeit verbringet mit Gebeten.

Ich mag ja auch die Straße nicht betreten,
Auf der die Thoren wetten, ringen, wagen,
Und, um ein Schattenbild sich zu erjagen,
Von Neid getrieben, ruhlos sich befehden.

Doch theilen kann ich auch nicht eure Loose,
Da ich mich gern im Strom der Freude bade
Und gern dem Glücke ruhen mag im Schooße.

Drum wandl ich singend stille Lebenspfade,
Und lausch der Nachtigall, und pflück die Rose,
Und preise fröhlich meines Gottes Gnade.

9. Sonntag.

O Sonntag, stiller Gottesengel,
Du kommst in diese Welt voll Mängel
Ein Bote unsers lieben Herrn;
Noch herrscht im Thale tiefes Schweigen,
Da eilst Du schon vom Berg zu steigen,
Begrüßt vom frühen Morgenstern.

Und angeglüht von seinem Strale
Trägst Du die volle goldne Schale
Und wanderst still von Haus zu Haus,
Und bringst ihn uns, den heilgen Frieden,
Den uns der Werktag nicht beschieden,
Und segnend gießest Du ihn aus.

Und fort und fort aus Deinem Munde
Ergeht an uns die frohe Kunde
Von ihm, der uns das Heil erwarb,
Der unsre Strafe hat getragen,
Und der, für uns ans Kreuz geschlagen,
Am Kreuze für uns litt und starb.

Du rufst, Du nahst, die Schranken fallen,
Ein heilger Geist weht in uns Allen,
Kein Bruder steht dem andern fern;
Und was die Woche hielt geschieden,
Das einigt sich in Deinem Frieden
Und dienet liebend Einem Herrn.

10. Sorge nicht!

Herz, laß deine Sorgen sein,
Sorgen schafft Angst und Pein,
Und frommt doch nicht;
Vertrau auf Gott den Herrn
Sein' Hülfe ist dir nicht fern,
Gott schlummert nicht.

Sieh nur die Lilien an,
Wer hat sie angethan
Mit solcher Zier?
Gott webt zu aller Zeit
Ihnen das Feierkleid,
Webt es auch dir.

Nimm doch der Vöglein wahr,
Die, aller Sorgen bar,
So fröhlich sind:
Gott nährt sie spät und früh;
Bist du nicht mehr als sie,
Nicht Gottes Kind?

Gotteskind, hörst du nicht,
Wie so vernehmlich spricht
Dein Jesus Christ?
„Herz, laß dein Sorgen sein,
Trachte nach Dem allein,
Was droben ist."

11. Wohnt Gott in mir, so bin ich stark.

Wohnt Gott in mir, so bin ich stark
Und kann der Welt nicht unterliegen,
Denn seine Kraft durchströmt mein Mark,
Und wie er will, so muß sichs fügen;
Die Welt kann Dem nicht widerstehn,
Der sie heißt werden und vergehn.

Wohnt Gott in mir, so bin ich kühn,
Mein Leben ruht in ihm verborgen,
Und in Gefahr bau ich auf ihn,
Und werf auf ihn all meine Sorgen;
Sein Arm mein Schild, sein Wort mein Schwert,
Wo ist ein Held gleich mir bewehrt?

Wohnt Gott in mir, so bin ich frei
Und werde keinem Joch mich beugen,
Und werde ohne Furcht und Scheu
Freimüthig für die Wahrheit zeugen;
Bleib ich doch frei, ob man mich legt
In Kerker und in Ketten schlägt.

Wohnt Gott in mir, so bin ich reich
Und darf vor keinem Mangel beben;
Denn wer ist meinem Herren gleich,
Dem alle Welten untergeben?
Von Segen träufet jeder Pfad,
Den ich auf sein Geheiß betrat.

Wohnt Gott in mir, so bin ich froh,
In meinem Herzen wohnet Frieden;
Und ob der Erde Lust mich floh
Und ihre Freuden mich gemieden:
Ich trag in mir mein Glück und Heil,
Gott selber ist mein Freudentheil.

12. In Möncherei und Muckerei.

In Möncherei und Muckerei
Sucht ich nie meinen Ruhm,
Und nie hieng ich der Heuchelei
Beliebten Mantel um.

Hab nie ein fein studiert Gesicht
Dem Markt zur Schau gestellt,
Mit eiteln Heuchlerworten nicht
Geflunkert vor der Welt.

Der eignen Würde mir bewußt,
Gilt gleich mir Lob und Spott;
Denn in den Tiefen meiner Brust
Wohnt der lebendge Gott.

Und werth gilt mir nur seine Gunst,
Und nicht der Welt Geschrei;
Nur ihm verdank ich meine Kunst,
Und meine Kunst ist frei.

Ich bin die Harfe, die erbebt,
Wenn er sie tönen heißt,
Und was in meinem Liede lebt,
Ist Geist von seinem Geist.

Cajetan Cerri.

Lange blieb Italien von deutscher Wissenschaft und Poesie unberührt; um so erfreulicher ist es, daß sich in neuerer Zeit eine regere Theilnahme für dieselbe kund gibt. Unter den verschiedenen Erscheinungen, welche dieß bestätigen, ist die wohl die merkwürdigste, daß ein Italiener in deutscher Sprache gedichtet und sogar sehr Anerkennenswerthes geleistet hat. Cajetan Cerri, geb. am 26. Mai 1826 zu Bagnolo in der Lombardei, kam im J. 1849 nach Wien, wo er deutsch lernte und die Naturwissenschaften studierte, und wo er, so viel wir wissen, noch jetzt als Beamter lebt. Indem er sich schon früh mit der Literatur seiner neuen Heimat beschäftigte, gewann er die Sprache und die Poesie derselben lieb, so daß er zu eigenen poetischen Versuchen in dieser Sprache angeregt wurde, die bei seinem tüchtigen Talent so glücklich geriethen, daß sie die Anerkennung zunächst seiner näheren Umgebung, dann auch eines größeren Publikums fanden. Er hat bis jetzt drei Sammlungen veröffentlicht: „Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners" (Wien 1850), „Inneres Leben. Neuere Gedichte" (Ebd. 1860) und „Aus einsamer Stube. Dichtungen" (Ebd. 1864). In allen beweist er eine große Herrschaft über die Sprache, deren ganzer Umfang vor ihm zu liegen scheint. Merkwürdig ist die innere Verschiedenheit der ersten und der beiden folgenden Sammlungen. Während die „Glühende Liebe" Lieder bietet, die von sinnlicher Glut erfüllt sind, für welche ihm die feurigsten Ausdrücke und die glänzendsten Bilder in reicher Fülle zuströmen, bewegen sich die beiden späteren Sammlungen vorzugsweise im Gebiete der Lebensbetrachtung. Die Lieder der „Glühenden Liebe" sind beinahe durchgängig Variationen Eines und desselben Themas, dem der Dichter jedoch keine Mannigfaltigkeit abzugewinnen weiß; in den nachfolgenden Dichtungen begegnen wir dagegen einem erfreulichen Reichthum an Beobachtungen und an Gedanken, die, wenn auch nicht neu, doch immer schön und oft tief sind. Die Gedichte der ersten Sammlung lehnen sich meist an deutsche oder italienische Vorbilder, und man gewahrt leicht, daß die Dichter der dreißiger und vierziger Jahre einen großen Einfluß auf Inhalt und Form dieser ersten Versuche gehabt haben, während spätere Dichtungen nach jeder Seite beinah durchgängig eine große Selbstständigkeit bewahren. Nur hie und da begegnen Gedichte, die einen äußern Einfluß nicht verkennen lassen; aber auch dann ist Cerri von bloßer Nachahmung entfernt: er greift vielmehr irgend einen fruchtbaren Gedanken eines andern Dichters auf und behandelt ihn dann auf eigene Weise und immer geistvoll. Was er in der „Glühenden Liebe" in enger beschränkter Auffassung sagt: „Und weltbefreien kann doch nur die Liebe", führt er in den späteren Dichtungen im umfassenden Sinne der Christuslehre durch. Wir können den Geist, der diese Lieder beseelt, nicht besser bezeichnen, als durch die Mittheilung des Gedichts „An die Einsamen", dessen Grundgedanke in den übrigen auf die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse und Gemüthsstimmungen angewendet erscheint.

1. Seliges Sterben.

Aurelie.

Wildgroß das Aug, der Blick voll Glutbegehren,
Auf weißem Nacken schwarze Lockenringen
Gleich wie auf Lilienblättern Rabenschwingen,
Und an dem Hals statt Perlen Wollustzähren,

So stehst du da: im lockenden Gewähren
Schwellt auf die Brust, aus ihrer Haft zu dringen —
Was fiebert meine Stirn? — Dämonen zwingen
Mich hin zu dir — oh sprich nicht von Entbehren.

Und gälts das Grab — wo Aetnaflammen sprühen,
Muß es sich herrlich sterben und vergluten;
Drum an dein Herz! dann will ich gern verbluten.

Dann will ich gern, wenn unsre Küsse glühen,
Vergehn berauscht von deines Blickes Wonne —
Und stirbt der Aar, so seis im Stral der Sonne!

2. An die Einsamen.

Nicht den Großen, nicht den Reichen,
Die, betäubt von goldnen Lügen,
Sich auf Rosen und auf weichen
Mädchenarmen lüstern wiegen,
Und im Strahl von tausend Wonnen
Sich berauschen und sich sonnen —
Nicht den Frohen tönt mein Lied;
Denn das Lied gleicht jener Blume,
Die dem Schmerz zum Eigenthume,
Nur in stiller Nacht erblüht.

Aber euch, ihr Kummervollen,
Die ihr keinen Hafen findet,
Gleich Kometen, die da rollen
Heimatlos und unergründet,
Euch, die ihr an Noth gekettet,
Und auf Dornen hart gebettet,
Arm und einsam kommt und geht:
Euch umschwebt mit sehnsuchtsmüder,
Weißer Schwinge meiner Lieder
Friedenstaube sturmverweht.

Denn ihr seid es, stille Denker
Mit dem thränenfeuchten Blicke,
Die vom Gram geweihten Lenker
Unsrer menschlichen Geschicke;
Was ihr sinnend habt erfahren,
Wird vielleicht nach langen Jahren
Als ein Morgenroth erglühn,
Und in eurer Brust, der kranken,
Reifen jene Lichtgedanken,
Die des Weltalls Bahnen ziehn.

Doch die Menschen wissen nimmer,
Daß in Stuben kalt und enge,
An der Lampe kargem Schimmer
Euer Haar ergraut; die Menge,
Die nicht fragt nach eurem Wachen,
Wird euch richten und verlachen,
Wenn Ihr, stumm das Haupt gesenkt,
Fern im Schatten der Cypressen,
Weltverlassen und vergessen,
Ueber Ewigkeiten denkt.

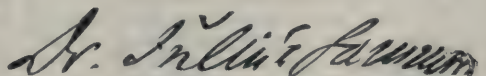
Und verlacht und schwer gerichtet
Ward Columbus einst in Banden,
Und verhöhnt stets und vernichtet,
Was der Genius unverstanden
Aus dem dunklen Sichgestalten
Von urkräftigen Gewalten
Uns als neue Schöpfung bot:
Scheele mußte Hunger leiden,
Watt die Narrensjacke kleiden,
Und ein Camoens starb in Noth.

Noth und Leiden! — Das die Kränze
Für den Abend eures Lebens,
Das betrübt ward schon im Lenze
Eines sonnendurstigen Strebens:
Werdet groß in bittren Zähren,
Lernt Entsagen und Entbehren,
Wandelt an des Bettlers Stab;
Und sind dann in nächtgen Stunden,
Einst verblutet eure Wunden,
Winkt euch — ein vergeßnes Grab!

Oh! wie gerne möcht ich stillen
Eurer Pulse Glutverlangen,
Eure Narben sanft verhüllen
Und die Bläße eurer Wangen;
Oh! wie gerne möcht ich bringen
Euch ins Herz und es umringen
Mit der Hoffnung rosgem Wahn;
Doch umsonst — der Wehmuth Zeichen
Darf von eurem Haupt nicht weichen —
Jedem Sterne seine Bahn!

Also muthig, still getragen,
Bis das Herze liegt in Stücken;
Seid wie Blumen, die nicht klagen,
Daß wir grausam sie einst knicken;
Mögt ihr klanglos auch vergehen,
Euer Bau wird fortbestehen,
Denn ihn schützt Unsterblichkeit,
Und ein Gott lebt, der geschrieben:
„Bei den Armen nur und Trüben
Werd ich sein für alle Zeit."

Julius Hammer.



Julius Hammer, geb. am 7. Juni 1810 zu Dresden, besuchte die Kreuzschule seiner Vaterstadt und bezog 1831 die Universität Leipzig, um sich nach dem Wunsche seines Vaters der Jurisprudenz zu widmen, doch zog ihn das Studium der Geschichte, Philosophie und Literatur mehr an. Als er 1834 nach Dresden

zurückgekehrt und mit Tieck und Th. Hell in Verbindung gekommen war, entschloß er sich, von diesen aufgemuntert, sich ganz der literarischen Laufbahn zu widmen, weshalb er 1837 wieder nach Leipzig gieng. Die Absicht, sich an der Universität zu habilitieren, wurde, wie schon früher, auch dies Mal wegen Mangels an hinreichenden Mitteln vereitelt; er sah sich sogar gezwungen, sich durch literarische Arbeiten durchzubringen; so gab er mehrere Novellen heraus, nahm an verschiedenen Zeitschriften Theil und begründete selbst eine solche, „Das Nordlicht", die jedoch bald wieder eingieng. Von 1845 an lebte er in Dresden, wo er zuerst den Gedanken der Schillerstiftung anregte, für deren Ausführung er auch mit großer Hingebung thätig war. Im J. 1859 zog er nach Nürnberg, wo er einige glückliche Jahre zubrachte; im J. 1862 kehrte er in die Heimat zurück und bezog seinen Landsitz in Pillnitz, wo er am 23. Aug. in Folge einer Entzündung starb.

Hammer begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einem kleinen Lustspiel „Ein seltsames Frühstück", das erst 1862 im „Album des literarischen Vereins in Nürnberg" gedruckt erschien, dem später zwei andere Lustspiele: „Auch eine Mutter" und „Zur Wiederkehr", so wie ein Schauspiel „Die Brüder" (Dresd. 1856), folgten. Eben so versuchte er sich in der Novelle („Adelich und Bürgerlich". Lpz. 1837; „Leben und Traum". 2 Bde. Ebd. 1839; „Stadt- und Landgeschichten". 2 Bde. Altenb. 1845) und im Roman („Einkehr und Umkehr". 2 Bde. Dresd. 1856), doch treten alle diese Erzeugnisse weit hinter seine lyrisch-didaktischen Dichtungen zurück, für welche er ein ausgesprochenes Talent hatte, wie sie auch seinem ernsten, beschaulichen Wesen am Innigsten entsprachen. Die Sammlung „Schau in dich und Schau um dich" (Lpz. 1851. 25. Aufl. 1878), mit welcher er zuerst auftrat, erwarb ihm sogleich den ungetheiltesten Beifall und zeichnete ihm den Weg vor, den er fortan zu verfolgen habe. In zehn Abschnitten gibt der Dichter ernste Betrachtungen über das Leben und seine mannigfaltigsten Beziehungen, köstliche Lehren der Lebensweisheit, die auf tief religiösem Grunde beruhen und in einfacher und edler Sprache ohne alle Ueberschwänglichkeit dargestellt sind. Er geht von dem Gedanken aus, daß der Mensch in sich und um sich schauen, in dem eignen Wesen die Welt und in der Welt die eigne Seele kennen lernen solle (1). Aus dem Verständniß des Ich wird milde Gesinnung und Beurtheilung, aus der wahren Selbstliebe die Liebe des Nächsten erwachsen. Denn die sind in traurigem Wahn befangen, die da glauben, der Mensch sei in Sünde geboren, und müsse daher vor Allem darnach streben, sich selbst zu verachten, um zur Seligkeit zu gelangen. Wie kann man aber die göttlichen Worte befolgen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", wenn man sich selbst haßt? (2). Die größte Sünde ist, sich selbst aufzugeben, sich von Schmerz und Unglück zu Trostlosigkeit hinreißen zu lassen; wer kräftig ankämpft, wird auch endlich siegreich aus dem Kampf hervorgehen (3), wie der Frühling den Winter, wie das Sonnenlicht die Nacht besiegt. Die Natur ist überhaupt die beste Führerin, der sich der Mensch anvertrauen kann; in ihrer Betrachtung wird er Kraft und Liebe wiedergewinnen (3); wer sich mit frommem Gemüth in sie versenkt, wird in ihr den lebendigsten Trost finden (4), den er bei den Menschen umsonst suchen würde (4). Eine zweite Sammlung: „Zu allen guten Stunden" (Lpz. 1854. 4. Aufl. 1870), deren Abschnitte nach den Monaten des Jahres bezeichnet sind, enthält Manches, was aus den früheren Lebensjahren des Dichters stammt, und ist daher für die Kenntniß seiner inneren Entwickelung nicht ohne Wichtigkeit. Die zum Theil bitteren Erfahrungen, die er machen mußte, boten ihm Stoff zu mancherlei Klagen über das Leben; doch war er zu kräftigen Geistes, als daß er sich dem Schmerz willenlos hingegeben hätte. Wenn diese Sammlung auch der ersten weder an Gehalt noch an Schönheit der Form gleichkommt, wie er denn in der zweiten Auflage Manches verbesserte, z. B. die makamenartigen Gedichte in festere Form brachte, so enthält sie des Schönen und Guten doch noch viel; es sind namentlich die der Lebenslust gewidmeten Gedichte auszuzeichnen. Der ersten Sammlung ist die dritte „Fester Grund" (Lpz. 1859. 3. Aufl. 1868) beinahe ebenbürtig. Wie in jener mahnt er mit eindringlichen Worten zur Liebe, zur Pflichterfüllung, zur Thätigkeit (6); wie in jener knüpft er oft seine Lehren der Weisheit an die Erscheinungen der Natur; zudem ist sie mannigfaltiger, indem der Dichter seine Ideen in Form von Parabeln, Balladen und Legenden darstellt. Wenn auch in demselben Geist gedichtet und zum Theil in dem nämlichen Gedankenkreis sich bewegend, sind die Gedichte der folgenden Sammlungen „Auf stillen Wegen" (Lpz. 1859) und „Lerne, liebe, lebe" (Ebd. 1862) keineswegs bloße Wiederholungen der früheren; vielmehr bieten sie entweder neue Anschauungen oder fassen früher schon dargestellte Gedanken von neuen Seiten auf und geben in dem einen wie in dem andern Fall von des Dichters Gedankenreichthum glänzendes Zeugniß.

War schon in manchen Gedichten der letzten Sammlungen der Einfluß orientalischer Poesie, der er ernste Studien gewidmet hatte, unverkennbar, so tritt er in der neuesten „Unter dem Halbmond. Osmanisches Liederbuch" (Lpz. 1860) entschieden hervor. Es sind die darin enthaltenen Gedichte übrigens nicht Uebersetzungen auch nicht einmal Nachbildungen orientalischer Poesien, vielmehr hat der Dichter sich in das Leben und die Anschauungsweise des Morgenlandes hineingelebt und im Sinne desselben seinen Ideen neue Gestaltung gegeben. Und er hat sich auch hier als echter Dichter beurkundet; denn er hat nicht bloß im Gebiete des didaktischen, das ihm ja von Natur nahe lag, sondern auch in den Liedern der Lebenslust und der Liebe Vortreffliches geschaffen und das orientalische Gepräge überall äußerst glücklich getroffen. Eine schöne Frucht seiner Beschäftigung mit der orientalischen Dichtung sind endlich auch „Die Psalmen der heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen" (Lpz. 1861), in denen er die großartigen Gesänge des hebräischen Volks mit überraschender Kraft und Gewandtheit in deutsches Gewand gebracht hat.

1. (Schau um dich.)

Schau in dich und schau um dich; lern in dem eignen Wesen
Die Welt und in der Welt die eigne Seele lesen!

Lies nur mit freiem Sinn und lies mit heilgem Ernst,
Daß du den wahren Sinn in dir verstehen lernst;

Den Sinn, den Gottes Geist, wie auf ein reines Blatt,
Als du das Licht erblickt, dir eingeschrieben hat;

Der, was du wollen sollst, dir stets getreulich sagt,
Und wenn du säumig bist, dich vor dir selbst verklagt;

Der deiner Kräfte Maß dich sicher prüfen heißt
Und dich von deiner Pflicht zu deinem Rechte weist;

Der zum Gehalt in dir die Form dich finden lehrt
Und mehr nicht von dir heischt, als was er dir gewährt;

Daß er viel Gutes dir und Schönes mag gewähren,
Sei unablässig nur bemüht, ihn zu erklären.

Doch ist die Schrift in dir nur von dem Buch ein Theil,
Das aufgeschlagen liegt zu deinem Glück und Heil;

Vom großen, schönen Buch der Welt, die dich umgiebt,
Die aus der Liebe Geist entsprang, der dich auch liebt.

Drum wende von dem Theil, daß sich dein Aug erquicke,
Wenns auf dir selbst geruht, zum Ganzen deine Blicke.

Das volle Menschenleben vergleiche mit dem deinen,
Bis du den Grundton beider vernehmen magst als einen.

So wirst du selbst ein Ganzes, so wirst du im Erklären
Zur wahren Selbsterkenntniß, zur Freiheit dich verklären.

Schau um dich und schau in dich; lern in dem eignen Wesen
Die Welt und in der Welt die eigne Seele lesen!

2. (Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.)

Wie du dich selber liebest — so steht das Wort geschrieben,
Vom reinsten Mund gesprochen — sollst du den Nächsten lieben.
Sie aber predgen dir in ihrem finstern Wahn,
Wie sündhaft du gewesen von Kindesbeinen an,
Wie du unwürdig seist in deinem ganzen Trachten,
Und wie's so selig sei, sich selber zu verachten,
Sich als ein Wurm zu fühlen und sich im Staub zu winden,
Um Gnade vor dem Zorn des Himmels einst zu finden.
Du armes Menschenbild, das so, dir selbst geraubt,
Mit irrgewordnem Herzen dem falschen Worte glaubt!
Dir selber sollst du grollen und sollst den Nächsten lieben?
Sollst nah sein deinem Bruder und aus dir selbst vertrieben?
In dir jedwede Regung, die menschlich ist, ertödten,
Vor jedem Schlag des Herzens erschrecken und erröthen?
Den Tod im Leben suchen, statt ihn in freudgem Ringen
Mit der lebendgen Kraft des Lebens zu bezwingen?
Steh auf vom Staub, steh auf! Zerreiß die Kettenlast,
Die du, ein scheuer Sklav, gebückt getragen hast!
Steh aufrecht, wie du sollst, denn so schuf das Gesetz
Der ewgen Liebe dich, und flieh der Heuchler Netz,
Mit dem sie dich, dein Selbst, umstricken und ersticken;
Sie lähmen frevelvoll mit ihren Schlangenblicken
Dir deines Geistes Lichtkraft, der freien Seele Schwung,
Und ihre Stimm ist Wahnwitz der Gotteslästerung.
Sie stellen einsam dich, ach! in ein Jammerthal
Und geben zum Geleite dir Selbstvernichtungsqual;
Sie sagen dir: die Wonnen des Jenseits zu erwerben,
Mußt du für jede Freude des Diesseits erst ersterben!
Sie lassen dich Verwesung aus jeder Blume wittern,
Bei jedem Athemzuge vorm ewgen Tode zittern,
Verdammen dich, durchs Leben auf Dornen hinzugehn,
Und drohn dir mit der Hölle, wenn sie dich lächeln sehn.
O, sieh die Sonne lächeln, die Blumen und die Sterne,
Schau in dich und schau um dich, und lerne freudig, lerne,
Daß Gott die Liebe ist, und daß der Liebe Ruf
Dich und die ganze Welt, die schöne Welt, erschuf!
Wenn du dich selber hassest, wie kannst du Liebe hegen?
Wie kannst du Segen spenden, ruht in dir selbst kein Segen?
Die Liebe, die in dir, die dir von Gott gegeben
Für alles Leben, ist auch für dein eignes Leben.
Du bist ein Theil des Alls und nicht von solcher Kleinheit,
Daß du nicht in dir trägst des großen Ganzen Einheit.
Dein Ich sei wie die Quelle, die kühles Laub umschattet,
Wo sanft der Wandrer ruht, vom heißen Pfad ermattet;
Es streut die Sonne lieblich viel tausend goldne Funken
Auf ihn und auf die Quelle, von der sein Mund getrunken.
Wenn sie kein grün Gehege um sich geschaffen hätte
Und in die Sonn allein gestarrt auf kahler Stätte,
Sie wäre bald vertrocknet und an der Glut vergangen,
Und keine Lippe hätte erquickt an ihr gehangen,
Kein Vöglein hätte traulich ein Liedlein ihr gesungen,
Kein fröhlich Gottgrüßdich wär zu ihr hingeklungen.
O, laß sie nie versiegen, die „Quell" in deiner Brust,
O, laß um sie ihn grünen, den Schmuck schuldloser Lust,
Sei dir, dir selbst ein Freund, und daß dus Andern seist,
Sei dirs mit reinem Herzen, mit ungetrübtem Geist;
Dann bleibt dein Ich gesund, dann bleibt dirs liebenswerth
Und zeugt die Ichsucht nicht, die heiß am Leben zehrt.
Sei freies, schönes Ich, ein Ich und Du zugleich,
Durch das Gesetz der Liebe in dir und Andern reich!
Und wollen finstre, falsche Propheten dich bethören,
So laß mit freudger Stimme das Wort des Meisters hören,
Das er gesprochen hat, von Gottes Geist getrieben:
„Wie du dich selber liebst, sollst du den Nächsten lieben!"

3. (Verzage nicht!)

Was zagst du ohne Trost und Muth,
Weil dich der Sturm umbraust?
Der Himmel wird dich nicht verlassen,
Wenn du dir selbst vertraust.

Er führt uns nicht am Gängelband,
Er lehrt uns, frei zu sein;
Wir sollen nicht in unsrer Schwäche
Nach seiner Gnade schrein.

Nur der, der muthvoll ringt und strebt,
Ist würdig des Gebets;
Der Gottesfreund, der wahre Fromme,
Ist auch der Starke stets.

Das Glück, das dir von Außen kommt,
Ist leicht wie dürre Spreu;
Nur was aus deiner Seel erwachsen,
Bleibt deiner Seele treu.

Bist du nur Eins mit Sturm und Nacht
Und wildem Wettergraus,
So bleiben dir auch milde Tage
Und Sonnenschein nicht aus.

Und sinkt dein Glücksstern, ist gewiß
Ein neuer dir nicht fern.
Getrost, mein Herz! Der Stern des Abends
Ist auch der Morgenstern!

4. (Macht der Natur.)

Durch die Felder mußt du schweifen,
Die im Sonnenstrale prangen,
Durch die grünen Wälder streifen,
Ist dein Herz von Gram befangen;
Laß von Quellen, laß von Bächen
Ueber dich den Segen sprechen!

Nicht in einer dumpfen Klause
Sitze mit des Schmerzes Geistern,
Herren werden sie im Hause,
Draußen wirst du sie bemeistern;
Draußen vor dem freien Glücke
Fliehn sie scheu und klein zurücke!

In der Lüfte Wellen tauche
Deine Brust, die kummerschwüle,
In des Himmels reinem Hauche
Deine heiße Stirne kühle;
Schau, allüberall liegt offen,
Wie gediegnes Gold, das Hoffen!

Wieder lernst du frohe Lieder,
Und mit menschlich schönem Triebe
Lerneſt du die Liebe wieder,
Ach, die längst vergeßne Liebe;
Quellen, Bäume, Blumenkerzen
Reden dir von Menschenherzen!

5. (Die Stimme der Natur.)

Ich gieng allein durch ernste Waldesnacht —
Der Donner hatte längst von fern gegrollt —
Als sich ein Sturm erhob mit wilder Macht,
Wie wenn er alle Eichen stürzen wollt.

Wie wühlt er brausend durch ihr grünes Haar,
Wie sucht er gierig ihres Lebens Mark!
Doch ihre Stämme trotzen der Gefahr
Und standen unerschüttert, still und stark.

Und als das Wetter schwieg — mit leisem Schall
Doch mancher Tropfen von den Blättern rann —
Da stimmten wie zuvor die Vöglein all
Froh wieder ihre alten Lieder an.

Ich lauscht' entzückt dem jubelnden Gesang,
Ich sog erquickt den süßen Walddust ein,
Der mir in vollem Strom entgegendrang,
Und leise sprach ich in mich selbst hinein:

„Nimmer vergiß, was hier dein Herz erfuhr,
Und wenn ein Sturm dich überwältgen will,
So denk der heilgen Stimme der Natur,
Die mahnend zu dir sprach: Sei stark und still!

Dann bleiben, was dir Schlimmes auch geschieht,
Stets rein gestimmt die Saiten deiner Brust,
Und auch nach trüben Zeiten wird dein Lied
Nicht ärmer sein an froher Sängerlust."

6. (Guter Rath.)

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh;
Und hast du Thränen noch, so weine,
O, weine satt dich ungesehn,
Doch vor dem Aug der Menschen scheine,
Als wär dir nie ein Leid geschehn.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So such auf stillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für starke Treu und freie That;
Um vor dir selber zu bestehen,
Trägst du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf du kämpfen mußt.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So seis zu neuem dir ein Ruf;
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf;
Wenn deine süß entzückte Seele
Ganz voll von heilger Freude ist,
O, nicht den Neid der Menschen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich bist!

Verachte kühn der Selbstsucht Streben,
Wie oft sie dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demüthig wirf in nächtger Stille
Vor deinem Gott dich auf die Knie
Und bete: „Es geschеh dein Wille!"
Doch vor den Menschen beug dich nie.

Und wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast dus, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor den Menschen schweige still!

7. (Was Noth thut.)

Willst Gutes du und Schönes schaffen,
Das lebensvoll das Leben mehre,
Mußt du dich ernst zusammenraffen
Und darfst nicht scheun der Arbeit Schwere.

Da hilft kein Schwärmen bloß und Hoffen,
Kein Traum von künftiger Entfaltung;
Nein, ringen mußt du mit den Stoffen,
Und stark sie zwingen zur Gestaltung.

8. (Gleichnisse.)

Ein Garten zur Blüthenzeit beim Sternenlicht
Ist, süßes Mädchen, dein holdes Angesicht.

Dein schwarzes Lockenhaar in ernster Pracht,
Erfüllt von Wohlgerüchen, ist die Nacht.

Und in der Nacht zwei leuchtende Wundersterne,
Schöner als alle Gestirne der Himmelsferne.

Wie die Terrasse schimmert im Mondesscheine,
So schimmert die Stirn dir, die sanft umschattete, reine.

Planeten neigen sich gegen einander in Bogen:
Sie sahen die Linien deiner Braun gezogen.

In ihrem Schatten erhebet stolz und mild
Sich eines Hügels schön geformtes Bild.

Dem frischerblühten Rosengeheg am Teich,
Wo Schwäne ruhn, sind deine Wangen gleich.

Wie zwischen Granatglut schimmert der springende Quell,
So blinkt es von Perlen, wenn du lächelst, hell.

Doch süßer, als Paradieses-Blüthenduft,
Würzt deines Purpurmundes Hauch die Luft.

Und wo das lieblichste Plätzchen im Garten sei
Für glücklich verschwiegene Liebeständelei?

O, könnt ich berühren nur Ein Mal dein schelmisches Kinn
Und, Mädchen, dir sagen, wie heiß ich von Liebe bin!

Hermann Jäger.

Hermann Jäger, geb. am 7. Okt. 1815 zu Münchenbernsdorf im Weimarischen, sollte die militärische Laufbahn ergreifen; ein Büchsenschuß, der ihm das Gelenk des rechten Arms zerschmetterte, änderte diesen Plan. Da sein Vater, Oberpfarrer in seiner Vaterstadt, schon früh starb und kein Vermögen hinterließ, mußte er einen Beruf ergreifen, dessen Erlernung nicht mit allzuviel Kosten verbunden war. Er trat deshalb in den botanischen Garten Belvedere bei Weimar in die Lehre, und bildete sich später in verschiedenen Gärten ersten Ranges aus, in Gotha, Hamburg, Schönbrunn, Nymphenburg. Von Wien und München aus machte er größere Reisen nach Ungarn, Tyrol, Italien, die Schweiz und Frankreich. Ueberall durchzog er die schönsten Gegenden und besuchte die Kunstsammlungen. Nach einem längern Aufenthalt in Paris nahm er die Stelle eines Chefs der Gärten des Grafen Talleyrand in Vermeuil an; aber ob sie gleich einträglich war, fühlte er sich im Umgang mit Franzosen nicht glücklich, er gab seine Entlassung, gieng nach England und kehrte über Belgien in die Heimat zurück. Nachdem er eine untergeordnete Stellung in einem Hofgarten zu Weimar drei Jahre lang bekleidet hatte, gieng er nach Berlin, wurde aber schon nach wenigen Monaten als Hofgärtner für die Gärten in Eisenach und Wilhelmsthal zurückberufen und 1873 zum Hofgarteninspektor ernannt.

Jäger ist einer der ersten Gartenbaumeister unsrer Tage und nimmt als Schriftsteller im Fache der Gartenbaukunst in Deutschland wohl den ersten Rang ein; von seinen Schriften über dieselbe sind mehrere in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Weniger bekannt sind seine „Gedichte“ (Lpz. 1851), die ohne Zweifel größere Theilnahme gefunden hätten, wenn sie zu einer günstigeren Zeit erschienen wären. Er eröffnet seine Sammlung mit einer Reihe von „Landschaften“, die er mit künstlerischem Auge und poetischem Sinne schildert. Unter den „Balladen, Romanzen, Sagen und Genrebildern“ finden sich nicht wenige, die durch ihre echt poetische Auffassung und fließende Darstellung, nicht weniger durch die darin sich aussprechende tüchtige Gesinnung erfreuen. Ob er ernste und selbst schaurige oder heitere Stoffe behandelt, immer weiß er den rechten Ton zu treffen, nie überschreitet er die Grenzen des Ziemlichen, nie hascht er nach Effekt und doch bringt er stets eine bleibende Wirkung hervor. Nicht minder glücklich sind die „Lieder und Gedanken“, deren Stoffe: Liebe, Wein und Natur bald mit tiefem Gefühl, bald mit heiterem Humor behandelt sind. Eine der schönsten Gaben sind aber die „Bilder und Lieder aus dem Gesellenleben“, welche die fast schon ganz entschwundene Romantik jenes Wanderlebens nach allen ihren Seiten um so lebendiger vergegenwärtigen, als die Dichtung ganz auf der Wirklichkeit beruht. Nur wer dieses Wanderleben mit seinen mannigfaltigen Abwechselungen selbst durchgemacht hat, kann es so lebhaft und wahr schildern, nur ein echtes Dichtergemüth kann die poetischen Elemente desselben so sicher auffassen. Viele reihen sich durch die Tiefe der Empfindung und die wohllautende Sprache würdig an Eichendorff's ähnliche Dichtungen; in andern ist der volksthümliche Ton der Gesellenlieder mit großem Glück getroffen. Seine vaterländische und freie Gesinnung hat der Dichter am Schluß in kräftigen Tönen ausgesprochen. — Nicht bloß verdienstlich wegen ihres Inhalts, sondern auch anziehend durch die glücklich durchgeführte, dem Stoff und Zweck entsprechende Form sind die „Angelroder Dorfgeschichten. Eine unterhaltende und lehrreiche Erzählung für Bauern und Bauernfreunde“ (Lpz. 1851), in welcher die belehrenden Stellen mit der anziehenden und selbst spannenden Geschichte kunstreich verwoben sind.

1. Das neue Haus.

Großmutter sitzt in dem neuen Haus,
Es will ihr gar nicht gefallen;
Sie sieht so grämlich zum Fenster hinaus
Auf Prachtgebäude und Hallen.

Das neue Haus ist so groß und hell,
Das alte war klein und düster;
Doch zög Großmutter zurück zur Stell,
Wärs auch noch kleiner und wüster.

Dort hat sie ein liebes Fenster klein,
Da saß sie vom Morgen bis Abend;
Da schien so freundlich die Sonne hinein,
Großmutter wärmend und labend.

Sie sah in das grüne Feld hinaus
Und hörte die Vögel singen,
Und gegenüber im Gotteshaus
Vernahm sie der Orgel Klingen.

Nun hat sie das liebe Fenster nicht mehr,
Hört nicht die Orgel mehr tönen.
Sie betet, da rasseln Wagen einher,
Wie um die Andacht zu höhnen.

Es ist ihr Alles so leer und weit
Im neuen stattlichen Hause.
Sie seufzt und wünschet herbei die Zeit
Der Ruhe in enger Klause.

2. Am Morgen.

Ich hab so süß von ihr geträumt,
Nun ist der Tag von Gold umsäumt.
Wie ist mir nun so leicht und wohl!
Die Brust so wonnig und so voll!
Das Herz will mir vor Lust zerspringen,
Die ganze Welt möcht ich umschlingen!

Wie ist die Luft so leicht und rein!
Wie lacht die Flur im Sonnenschein!
Wie singen heut die Vöglein schön,
Als könnten sie mein Glück verstehn.
Habt Vöglein Dank für eure Lieder,
Singt morgen mir so lieblich wieder!

Ich hab so süß von ihr geträumt,
Nun ist der Tag von Gold umsäumt,
Nun schwebet überall ihr Bild
Vor meinen Blicken engelmild;
Und ists auch licht in allen Räumen,
So will ich fort und fort doch träumen.

3. Heimweh.

Das Glas im frohen Kreise
Geht fleißig um und um,
Da wird der tollste Zecher
Auf Einmal still und stumm.

Er schaut die lustge Kleine,
Die Schenkin, träumerisch an.
Hats ihm das Schelmenauge
Mit Liebe angethan?

Es gleicht ja seiner Liebsten
Die neue Kellnerin;
Nun schweifen die Gedanken
Weit in die Ferne hin.

Die er schon halb vergessen
Bei Spiel und Trinkgelag,
Die klopft an seinem Herzen
Nun an mit lautem Schlag.

Da schleicht ein weiches Sehnen
Sich tief ins Herz hinein,
Da rollen ein Paar Thränen
Verstohlen in den Wein.

Die Kameraden lachen,
Da schleicht er heimlich fort,
Und an dem dritten Tage
Liegt hinter ihm der Ort.

4. Gruß aus der Heimat.

Bin an die Donau gekommen,
Sah sinnend dem Wasser zu;
Da kam ein Zweiglein geschwommen
Und suchte am Ufer Ruh.

Ich hab es an mich gezogen,
Hab freundlich ihm zugelacht;
Das Zweiglein haben die Wogen
Aus meinem Lande gebracht.

Ach, solche Blumen nicht stehen
Hier unten auf dieser Flur,
Auf schimmernden Bergeshöhen
Der Heimat blühen sie nur.

Willkommen, du lieber Gesandte!
Wie geht es den Lieben mein?
Ach, daß ich im Ungarlande
So fern den Theuren muß sein!

5. Die Herberge.

Die rechte Herberg kennt man schon
Von Weitem an dem Klange;
Der fremde Wandrer folgt dem Ton,
Und fragt darnach nicht lange.

Er schreitet fest die Straße her,
Ist er auch noch so müde,
Und drückt ihn auch das Bündel schwer,
Folgt dem bekannten Liede.

Das führt ihn vor ein schönes Haus
Mit einem goldnen Schilde;
Sein Handwerk streckt den Arm heraus
Und grüßt ihn aus dem Bilde.

Und tritt er ein, da schweigt der Sang,
Da gehts ans Händedrücken.
Gesell besinnt sich gar nicht lang
Und trinkt von freien Stücken.

Da wird gefragt, woher? wie weit?
Landsleute sind gefunden,
Kamraden, die er sah vor Zeit.
So fliehen schnell die Stunden.

Was eine rechte Herberg ist,
Die kennt man schon am Klingen,
Und was ein rechter Bursche ist,
Der muß auch brav mit singen.

Georg Scheurlin.

Georg Scheurlin, geb. am 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim in Franken, verlor seinen Vater frühzeitig, so daß er bei der Mittellosigkeit seiner Mutter die begonnene wissenschaftliche Laufbahn nicht verfolgen konnte. Er widmete sich, um doch einigermaßen auf geistigem Boden zu bleiben, dem Lehrerberuf. Nachdem er seit 1821 fünf Jahre lang im Liederskronschen Erziehungsinstitut zu Erlangen gewirkt hatte, wurde er an die Stadtschule zu Ansbach berufen. Sein Gehalt, der Anfangs 200 Gulden betrug, stieg mit der Zeit bis auf 400 Gulden, eine freilich sehr geringe Summe, da er für Mutter und Schwester, so wie für die eigene zahlreiche Familie zu sorgen hatte. Um dieser schweren Aufgabe zu genügen, gab er Unterricht in der Musik, für die er ein entschiedenes Talent hatte, so wie im Zeichnen und Malen; auch übernahm er die Redaktion des Ansbacher Tageblatts. König Maximilian II., der sein Talent schätzte, berief ihn im J. 1852 nach München, wo er in der Kanzlei des protestantischen Oberconsistoriums mit einem Gehalt von 550 Gulden, zwei Jahre darauf als Geh. Ministerialsekretär im Staatsministerium des k. Hauses und der öffentlichen Arbeiten mit einer entsprechenden Gehaltsverbesserung angestellt wurde. Und so war er allerdings von den Sorgen befreit, die ihn so lang bedrückten, dagegen war seine Thätigkeit in seinem neuen Wirkungskreise so ganz in Anspruch genommen, daß er die Poesie nur noch wenig pflegen konnte. Er st. a. 10. Juni 1872.

Scheurlin besitzt ein echt poetisches Talent, dessen große Kraft schon darin klar hervortritt, daß er, ob er sich gleich hie und da an die Romantiker und Uhland anlehnt, die größte Selbstständigkeit bewahrt, was um so mehr alle Anerkennung verdient, als er nicht durch gründliche wissenschaftliche Bildung gehalten wurde. Seine Stoffe sind zwar beschränkt, meist behandelt er die Liebe und den Frühling, aber in immer neuen Variationen, welche durch

Gg. Scheurlin.

die Wahrheit der Empfindung — denn bei ihm ist Nichts gemacht, sondern aus dem Leben und dem Herzen hervorgegangen —, durch die männlich ernsten und würdigen Gedanken, so wie durch die edle Einfachheit und den Wohllaut der Sprache jedes fühlende Herz fesseln müssen. Die Natur, die er mit voller Liebe erfaßt, gibt ihm die glücklichsten Bilder, an die er beinahe in der Weise des Volkslieds seine dichterischen Anschauungen anknüpft, wie in dem lieblichen Gedichte „Am See" (1). Wir sagen, beinahe im Wesen des Volksliedes, denn wenn auch einige Lieder in Haltung und Form an dasselbe streifen, wie „Der drei Burschen Lied" (5), und „Wirkung" (7), wenn er auch die kindliche Naivetät und die tiefe Gemüthlichkeit besitzt, die dem Volkslied eigen ist, so entfernt er sich doch von demselben durch die künstlerische Haltung und Form seiner Dichtungen. Hie und da bricht zwar die Lebenslust in kräftigen Tönen hervor, wie in dem lieblichen „Schneeglöckchen" (2), aber im Ganzen ist der Grundton seiner Poesie elegisch, wie es bei seinen gedrückten und beschränkten Lebensverhältnissen kaum anders möglich war; aber nie läßt er sich von den Sorgen erdrücken, denn es erhält und kräftigt ihn das lebendigste Gottvertrauen und die vom Hauche Gottes erfüllte Natur. Seiner milden, menschenfreundlichen Gesinnung, die überall durchbricht, gibt er im „Samariter" (8) den rührendsten Ausdruck. Manchmal erhebt er sich zum Schwung der Hymne („Frage"), und beweist, daß er bei seinem Talent auch Größeres schaffen könnte. Seine Liebesgedichte sind tief empfunden und reich an eigenthümlichen Gedanken. Wie lieblich sind z. B. folgende Zeilen:

„Das Veilchen und die Rose
Und all der Blumen Pracht,
Die geht der Frühling dichten,
Dieweil er dein gedacht."

Auch die Darstellung des Liebesschmerzes gelingt ihm, und immer weiß er dabei, wie in dem tief empfundenen Liede „Ich möcht ihren Namen schreiben" (4) eine schöne Mäßigung zu bewahren, was überhaupt ein charakteristischer Zug seiner Dichtung ist, der sich auch darin kund gibt, daß seine Lieder meist kurz und in dieser Kürze inhaltsreich sind, wie z. B. „Die Nacht" (3).

Wir besitzen von Scheurlin zwei Sammlungen: „Gedichte" (Ansbach 1851. 2. Ausg. Ebend. 1852) und „Heideblumen" (Heidelb. 1858).

1. Am See.

Es ruht der See — wie einer Thräne Schmerz —
Im dunklen Thal, vom Aether überblaut;
Es ruht der See, — so ruht ein stilles Herz,
Darin das Leben sinnend sich beschaut.

Wie ein Gedanke, einsam, sehnend trägt
Ein Kahn sich hin; die Laute klingt am Bord.
Es schläft der See; — wenn oben leis bewegt,
Doch unten schweigend träumt die Tiefe fort.

Die Möve rauscht, der Mond beglänzt die Flut,
Entseelte Hoffnung streuend durch das Feld, —
Verblühter Traum! — Es schläft der See; so ruht
Ein Herz, das stumm begraben seine Welt.

2. Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: „Heraus, heraus,
Heraus, ihr Schläfer, in Flur und Haid,
Es ist nicht fürder mehr Schlafenszeit;
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald,
Die Blüthen erwachen, sie säuseln bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus,
Zu Leben und Weben heraus, heraus!" —

So tönt Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hörens wohl Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesammt aufgewacht,
Und läutet noch immer und schweigt nicht still,
Ob nicht dein Herz auch erwachen will? —
So öffne nun doch den engen Schrein
Zeuch aus in die junge Welt hinein;
In das große, duftige Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut! —

3. Die Nacht.

Es zieht die Nacht so tief, so schön,
Den fernsten Himmel legt sie offen,
Und wer sie Frühlings mag durchgehn
Mit einem stillen, süßen Hoffen,

Dem blüht sie auf, ein stralend Weib,
Das Antlitz halb im Wolkenschleier,
Den Sternengürtel um den Leib. —
Und durch die Welt ist stumme Feier.

Und wer auf weichem Flaume will
Verlornes in Erinnrung säumen,
Dem naht die Nacht und schmücket still
Sein eng Gemach mit leisen Träumen.

Und wenn der Tag in Sorgen schwand,
Wer nicht sein kleines Glück gefunden,
Dem legt die Nacht die weiche Hand
Zu mildem Frieden auf die Wunden.

Sie hat für Jeden Trost und Huld,
Der ihren Segen mag erfassen,
Und nur ein Herz in seiner Schuld
Ist doppelt in der Nacht verlassen.

4. Ich möcht ihren Namen schreiben.

Ich möcht ihren Namen schreiben
In jed Vergißmeinnicht,
Und tief die Feder tauchen
Ins goldne Sternenlicht;
Denn blau sind ihre Augen
Und blau ist meine Treu,
Blau wie der junge Himmel,
Drin Lenz und Liebe neu.

Ich möcht ihr Bildniß malen
Auf lichten Himmelsgrund
Mit Rosenglut die Wangen
Mit Nelkenduft den Mund;
Denn roth ist ihre Farbe
Und roth ist meine Lieb,
Die sie mit Rosendornen
Mir tief ins Herze schrieb.

Ich möcht einen Becher leeren
Voll dunklem Traubenblut
Und Erd und Himmel stürzen
Hinab in heißer Flut; —
Denn, ach, ihr schönes Auge,
Ist treulos, wenn es grüßt,
Und falsch die süße Lippe,
Wie heiß sie immer küßt.

5. Der drei Burschen Lied.

Was tönt herauf so sondrer Klang?
Drei Bursche ziehen die Straß entlang,
Die singen manch Liedlein alt und neu
Von ihrer Liebe, von ihrer Treu.

Der Erste erhebt die Stimme klar:
„Mein Schatz, dich liebt' ich manch schönes Jahr;
Und müßt ich nicht in die Fremde weit
Dein blieb ich immer, du süße Maid."

Der zweite ein Blümchen bricht am Rain:
„In jeder Ferne gedenk ich Dein! —
Wie Lied und Welle, verfliegend kaum, —
Geht stille Liebe in selgem Traum."

Der Dritte wohl traurig setzt den Stab:
„Die mich geliebet, sie ruht im Grab! —
Doch treu im Herzen mir wird sie blühn: —
Denn Lieb in Schmerzen bleibt ewig grün!" —

6. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag;
Was es nur meinen und sagen mag?
Es pocht dein Herz die ganze Nacht,
Hast du das, Kindlein, schon bedacht?
Und pochts so lang, oft laut, oft still,
Hast du gefragt, was Herzchen will? —

Ein rührig Glöcklein ist es eben,
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben;
Er hiengs an deiner Seelen Thür
Und läutet es selber für und für,
Und stehet draußen und harret still,
Ob ihm dein Glaube öffnen will,
Und läutet fürder und harret fein,
Du wolleſt rufen: „Herein, herein!"

So pocht dein Herz wohl Tag für Tag,
Und endlich so thuts den letzten Schlag,
Und mit dem letzten, den es gethan,
Da pocht es selber am Himmel an,
Und stehet draußen und wartet still,
Ob ihm Gott Vater wohl öffnen will,
Und stehet draußen und harret fein,
Er wolle rufen: „Herein, herein!"
Und sprechen: „Komm nur, mein lieber Gast,
Ich fand bei dir auch fromme Rast;
Wie du gethan, so geschеh dir heut:
Geh ein in des Himmels ewge Freud!"

7. Wirkung.

Es zog der schmucke Jägersmann
Hinab zum dunkeln Wald, trarah!
Und als er trieb zum dichten Tann,
Wohl wars ein blondes Mägdlein,
Das er im grünen Laub ersah.

Sie stand so schön und stand so licht,
Wie eine Blume steht im Thal,
Als eine Rose, wenn ihr bricht
Die keusche Knospenhülle,
Empor geküßt vom Morgenstral.

Sie stand so licht und stand so schön; —
Was sinnst du, stummer Waidgesell?
Das Wild entrinnt zu fernen Höhn,
So träumend ruht dein Auge,
So still dein Fuß gebannt zur Stell.
Die Rüde bellt, er hört es nicht,
Und nicht das Horn, das weckend rief;
Sie stand vor ihm so süß und licht; —
Er legt die Hand aufs Herze,
Drin schwillt ein Seufzer schwer und tief.

Mag rauschen fort das freie Wild,
Verloren blickt der Jägersmann;
Sie stand vor ihm so schön und mild: —
„Fahr hin, du grüner Himmel,
Wohl andrer Stern gieng auf im Tann!"

8. Der Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb in dir,
O geize nicht und gib ihn her,
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,
Auch zu Palästen trag sie nicht,
Doch tritt dereinst an deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht,

Dann sprich: „Bedarfst du wohl des Oels?
Zeig deine Wunde, hier mein Krug,
Und in der Herberg pfleg ich dein,
Wenn diese Gabe nicht genug."

Ob Dank, ob Undank dir vergilt,
Du ziehe stillen Gangs davon;
Daß du ein innres Wort erfüllt,
Sei deinem Herzen schönster Lohn.

Und was dir noch im Kruge blieb
Von Liebe, senk es nicht ins Meer:
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

M. Anton Niendorf.

M. Anton Niendorf, geb. am 24. Dez. 1826 im Städtchen Niemegk, wurde, als er die Stadtschule verließ, Lehrer, besuchte von 1844—1846 das Seminar zu Potsdam, gieng hierauf nach Berlin, wo er Unterricht ertheilte und zugleich Vorlesungen an der Hochschule besuchte. Im J. 1849 wegen der „Stunden der Andacht. Gesänge aus Berlins Revolutionszeit. Nebst e. Pfingstreise durch die Hölle im J. 1848" (Berl. 1849) der Ehrfurchtsverletzung gegen den Monarchen angeklagt, wurde er zu achtmonatlichem Gefängniß verurtheilt und hierauf aus Berlin verwiesen. Er wurde Hauslehrer auf dem Lande, lernte sich für die Landwirthschaft interessieren und pachtete 1854 das Rittergut Rußdorf, da es ihm, der nur 223 Thaler im Vermögen besaß, nur dadurch gelang, daß Freunde und Verwandte die nöthige Caution von 2000 Thalern vorschossen. Seine intelligente Bewirthschaftung und glückliche Umstände setzten ihn in den Stand, im J. 1863 den Wolfswinkel bei Zahna, eine wüstliegende Feldmark, anzukaufen, die er in eine ertragsfähige Gegend umwandelte. Seit 1875 Besitzer einer Buchhandlung in Berlin, starb er in Niederlößnitz am 12. Juni 1878.

Die obengenannten „Stunden der Andacht" erzählen die Berliner Märzrevolution und den Sieg der Reaktion im Herbst 1848 in so scharfem Ton, daß man sich über seine Verurtheilung nicht wundern darf, vielmehr darüber, daß er mit so mäßiger Gefängnißstrafe davon kam. Eine Frucht seines Aufenthalts auf dem Lande war „Die Hegler Mühle, ein Cyklus märkischer Gedichte" (Berl. 1850. 2. Aufl. 1860). Der Stoff derselben ist so beschränkt wie die Oertlichkeit, aber der Dichter weiß ihn zu ziemlich reicher Mannigfaltigkeit auszubilden. Der Dichtung liegt eine einfache Geschichte zum Grunde, die sich in einer fortlaufenden Reihe von Liedern entwickelt, deren Sprache oft absichtlich in das Provinzielle übergeht, was allerdings dem Ganzen eine eigenthümliche, oft wirkungsvolle Färbung gibt. Die Gedichte sind überhaupt durch und durch von heimatlicher Luft und Sitte belebt, so werden z. B. die abergläubischen Meinungen des Volks sehr glücklich als Motive verwendet („Die Johannisnacht"). Alles beruht auf der strengsten Realität, die der Dichter poetisch verklärt; nur hie und da tritt die Wirklichkeit zu mächtig hervor, so in der Klage der „Maid von der Hegler Au" um den Verlust ihrer Unschuld; der Dichter verirrt sich darin zu breit in das Einzelne, was unangenehm berührt. In den „Gedichten" (Berl. 1852. 4. Aufl. Berlin 1876) ist wie schon in der „Hegler Mühle" der Refrain oft und gut behandelt. Der Dichter lehnt in Weise des Volkslieds den Gedanken gern an eine Naturerscheinung; die Sprache ist meist kernhaft und kräftig, der Ausdruck aber öfters derb prosaisch und trivial, so daß Vortreffliches dadurch verunstaltet wird („Auf dem Bahnhof zu Zahna"). Unter den sechs Abschnitten zeichnen sich besonders die „Lieder eines Gefangenen" und die „Lieder der Heimkehr" durch Wärme des Gefühls aus; rührend sind namentlich die Klagen um die betrogene Hoffnung der Freiheit und Liebe. Unter den „Liedern der Liebe" sind diejenigen auszuzeichnen, die das Liebesglück in heiteren, oft muthwilligen Tönen besingen. Außerdem haben wir noch von Niendorf zwei epische Dichtungen und ein Lustspiel. „Anemone" (Berl. 1853), in welcher einzelne Züge aus verschiedenen Stoffen verbunden erscheinen, verliert sich in romantischem Dunkel. Wie schon die Exposition, so ist auch die ganze Erzählung unklar. Der Gebrauch veralteter Wörter ist hier, wie in „Liebenstein. Eine thüringische Sage" (Ebd. 1853) unnatürlich affektiert, weil kein Grund zu ihrer Einführung vorliegt. In beiden Dichtungen ist die allzu sichtbare Nachahmung der mittelalterlichen Poesie nicht gelungen. Das Lustspiel „Karl Theodor, Fürst zu Solms-Braunfels, oder die Entsagungsurkunde" (Wittenb. 1862) zeugt von dramatischem Talent, ob sich gleich der Dichter im Stoff vergriffen, oder vielmehr denselben falsch aufgefaßt hat, so sehr die späteren Ereignisse seine Prophezeihungen zu bestätigen scheinen. Nicht die Kleinstaaterei ist Deutschlands Unglück, sondern der Mangel an innigerer Verbindung der einzelnen Staaten zu einem großartigen Ganzen, wodurch sie erst allseitig lebenskräftig werden.

Die Johannisnacht.

O Anne, lieb Anne, schläft Knapp und Knecht?
Hast recht gelauscht und getäuscht Dich nicht?
Schläft er vor Allem, der lose Wicht,
Den noch im Schlafe man fürchten möcht?
Bei Gott im Himmel! Du sänkst ins Grab,
Wenn drunten ein sterblich Aug Dich sähe!
Jetzt flink! und lege die Kleider ab,
Mit bloßen Füßen zur Treppe gehe!

O Anne, lieb Anne, was hallt so laut?
— 's ist Dein eigen Herze, vor dem Dir graut;
's ist nur Dein Herze, kein Männerschritt;
Es schläft ja Alles, laß Dich nicht necken!
Doch schleich Du leise mit Elfentritt.
Die lauschende Ruh nicht aufzuwecken.
Das Sträuchlein hole vom Kellerhals,
Im Flurschrank bereit liegt Pfeffer und Salz;

Dann eile hinaus die Hinterpforte
Und murmle sacht die geseiten Worte:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch!
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!"
Im Dorfe drüben, horch, schlägt es voll;
Zwölf zählt die Uhr in der Stube drin.
Schon schleicht der Nordschein gen Norden hin,
Wo er die Sonne begrüßen soll.
Das ist die Nacht, die Johannisnacht!
— Dort muß in der Hecke der Spaten liegen;
Was zitterst? Was zögerst? Flink seis vollbracht;
Laß fallen das Hemdlein — die Nacht ist verschwiegen.
„Thut zu die Augen, ihr Sternelein;
O nur für ein Weilchen schlaft einmal ein!"
Mein Gott, was thut nicht ein liebend Weib!
O Anne, lieb Anne, was zucktest eben?
Strich kalt Dir über den weichen Leib
Ein thauiger Zweig der Himbeerreben?
— Hör auf beim siebenten Spatenstich,
Streu Pfeffer und Salz und denk an Dich!
Nun kannst in die Grube das Sträuchlein legen,
Beim Scharren sprechen den zweiten Segen:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch!
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!
Rother, Du rother Johannissaft,
Gott segne Deine geweihte Kraft!"
Wars recht gethan? Was meinst? Was meinst?
Geh nun zum Fluß mit dem Sprengfaß auch.
Mit heilgem Wasser gieß ein den Strauch.
— Ach Anne, lieb Anne, was weinst? Was weinst?
O weine nur, weine, Du armes Kind,
Laß Johannisthränen aufs Sträuchlein fließen;
Vielleicht, daß sie eben so gut ihm sind,
Als ein geweihtes Johannisgießen.
Doch Anne, lieb Anne, mach Dir nicht Pein!
Nun gehe getrost, es muß ja sein:
Und glaub, wenn Dich die Sternlein schaun,
Sie meinen ein Englein mag da gehen.
Wie sie gewiß in den Himmelsaun
So ihrer viel schon wandeln gesehen.
Und sah Dich ein Mensch, was Gott verhüt,
Er glaubt, er sah ein Gespenst, und flieht.
Geh hin, geh her und murmle leise
Zum Dritten den Spruch in geseiter Weise:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch!
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!
Rother, Du rother Johannissaft,
Gott segne Deine geweihte Kraft!
Rothe, Du rothe Johannisbeer,
Je mehr Er Dich esse, je lieb Er mich mehr!"
O heilge, heilge Johannisnacht,
Vom Wunderglauben so hold umblüht!
Die Blumen bluten, der Leichwurm zieht;
Die Bäche rauschen voll Wundermacht;
Klapprose, Camill und Rittersporn
Erfüllen sich still mit heilgen Säften;
Der Nachtthau fällt aufs reifende Korn
Und wehret der Mutterfrucht giftgen Kräften.
O heilge, heilge Johannisnacht,
Und hast der Liebe so hold gedacht!
— Was läuft die Anne zum Mühlenbach
Und steigt noch Ein Mal den Bleichsteg nieder?
Horch, horch, ein Plätschern, ein leises Ach!
Es rauscht am Ufer der blühnde Flieder.
Tauch selbst Dich ins Heil, Du gläubig Kind!
Dann flink ins Hemde, ins Haus geschwind!
Es wird Dich der Glaube zum Himmel tragen
Und träumen wirst Du und lächelnd sagen:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch;
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!
Rother, Du rother Johannissaft,
Gott segne Deine geweihte Kraft,
Rothe, Du rothe Johannisbeer,
Je mehr er Dich esse, je lieb Er mich mehr!"

Otto Roquette.

Dr. Otto Roquette

Otto Roquette wurde am 19. April 1824 zu Krotoschin in der preußischen Provinz Posen, hart an der schlesischen Grenze geboren. Da die häufigen Versetzungen seines Vaters, eines Beamten, seiner Schulerziehung hinderlich zu werden drohten, kam er in das Haus

seines Großvaters väterlicher Seite, eines Geistlichen in Frankfurt an der Oder, wo er das Gymnasium durchmachte. Nachdem er in Berlin, Heidelberg und Halle vorzugsweise Philosophie, Geschichte und neuere Sprachen studiert hatte, erhielt er im J. 1853 eine Stellung am Blochmann'schen Institut in Dresden, welche er drei Jahre lang bekleidete, worauf er nach Berlin übersiedelte. Er übernahm an der dortigen Kriegsakademie den Unterricht in der allgemeinen Literaturgeschichte, gab aber diese Stellung schon nach einem Jahre auf und privatisierte, bis er 1867 Lehrer der deutschen Sprache u. Literatur a. d. Gewerbeakademie in Berlin wurde. Seit 1869 wirkt er als Lehrer für dieselben Fächer am Polytechnikum in Darmstadt.

Die lyrischen Dichtungen, die Otto Roquette unter dem Titel „Liederbuch" (Stuttg. 1852. 2. Aufl. als „Gedichte" 1859) herausgab, sind, wie er in der ihnen vorgesetzten Widmung sagt, Lieder der Jugendbegeisterung, des Schmerzes und der Lust aus der Zeit, in welcher er Traum für Leben, Blüthen für Früchte nahm, worauf Enttäuschung und bitterer Schmerz folgte. Wenn ihnen auch größere Tiefe der Anschauung fehlt, so gefallen sie doch durch ihre frische Jugendlichkeit, die einen erfreulichen Gegensatz gegen den ewigen Weltschmerz anderer Dichter bildet („Da schmähen sie das Leben aus"); selbst der Herbst ist ihm eine Erneuerung des Frühlings („Herbstahnung"), der Winter verkündigt ihm das Wiedererwachen der Natur („Decembernacht"). Die Wanderlieder sind von jugendlichem Lebensmuth durchdrungen („Vom Berg ergeht ein Rufen"). In den heiteren Trinkliedern spricht sich die liebenswürdigste Lebenslust in edler Weise aus; sie versetzen selbst den älteren Leser in jene Zeiten, wo die Gegenwart so glücklich, die Zukunft so klar und vielversprechend war. In andern Liedern, die der Lebenslust gewidmet sind, herrscht ein liebenswürdiger Leichtsinn, der von neckischem Humor veredelt wird; manchmal wird er muthwillig und übermüthig, doch ohne je zu verletzen („Tanzlied"). Roquette besitzt ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur, die in ihm die edelsten Empfindungen wecken, wie er denn von jugendlichem Haß gegen alles Schlechte und Heuchlerische erfüllt ist. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sein Talent nicht auch dem Vaterland gewidmet habe; es muß freilich unangenehm berühren, daß ein sangbegabter Jüngling keinen Ton findet, um die Herrlichkeit des eigenen Volks oder den Schmerz über dessen Schmach zu besingen, aber der Dichter ist nur nach dem zu beurtheilen, was er giebt, nicht nach dem, was wir von ihm dargestellt wünschten. Die erotischen Lieder verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden; sie schildern das Erwachen der jugendlichen Liebe mit eben so viel Kraft als Zartheit. Auch den Liebesschmerz weiß er trefflich zu schildern. Seine Lieder sind meist kurz, dabei jedoch inhaltreich; er versteht es, sich zu beschränken, was so vielen andern Dichtern abgeht. Oefter trifft er den Ton des Volkslieds, ohne nach demselben zu haschen. Seine Sprache ist korrekt, die Darstellung fließend, der Vers melodisch.

1. Herbstahnung.

Still verborgen unterm Laube
Hat die Rebe abgeblüht,
Bald nun schwillt die Purpurtraube,
Tief vom Sommertag durchglüht.
Athmend rauscht sie durchs Geranke,
Ahnungswonnevoll durchbebt,
Wie zum Liede der Gedanke
In des Sängers Brust sich webt.

Sprüht der Herbst in tausend Farben,
Frisches Leben würzt die Luft,
Ob auch Frühlingsblüthen starben:
Doch noch Blumen, doch noch Duft!
Wohl, der Mai hat seine Wonne,
Stiller Knospen Seligkeit,
Doch der Herbst ist meine Sonne,
Und der Herbst ist meine Zeit!

Das ist echtes Jugendfeuer,
Das ist echte Frühlingslust,
Wenn der Herbst zu ewig neuer
Wonne dehnt und hebt die Brust.
Wenn mit Rebenlaub gekrönet
Rings uns winkt der Feuersaft,
Nachtigallen übertönet
Goldner Lieder freie Kraft!

Greif zum leichten Wanderstabe,
Geh entlang den schönen Rhein:
Schönster Berge schönste Gabe
Goldne Luft ists, goldner Wein.
Schau die Höhen, schau die Tiefen,
Wie es glühet überall,
Schau die Ufer blitzend triefen
Wie von flüssigem Krystall!

Ha, Krystall von echtem Flusse
Lauter wie der Berge Gold,
Angeglüht vom Sonnenkusse,
Gruß und Sang sei dir gezollt!
Schlürft ihn, Brüder! Schaum und Neige
Daß aus frisch lebendgem Trunk
Uns in goldnen Bildern steige
Zukunft und Erinnerung!

2. Schönes Land.

Hei! das ist ein schönes Land,
Lauter Hopfengärten!
Daß sich all die Zapfen doch
Lieblich schnell verklärten!
Dürste ich doch weiblich schon
Im Vorübergehen,
Ist der Segen all gebraut,
Wie wirds dann mir gehen?

Hei! das Land wird schöner noch,
Lauter goldne Gerste!
Ach, von allem Ungemach
Ist der Durst das schwerste!
Hopfen rechts und Gerste links,
Staubger Weg dazwischen,
O da muß sich in die Lust
Wohl auch Wehmuth mischen!

Sei getrost, mein durstig Herz,
Dir auch schlägt die Stunde,
Wo mit edlem Quell du stillst
Deine tiefe Wunde!
Noch stehn Gerst und Hopfen hier
Kindlich unbefangen,
Bald als Bräutigam und Braut
Solln sie sich umfangen.

Hopfenbräutgam, Gerstenbraut,
Sind die zwei vermälet,
Ja, das giebt ein brav Geschlecht,
Stark und auserwählet!
Hurtig, Brüder, laßt es stets
Wohnung bei euch machen,
Und es wird ein brav Geschlecht
Auch in euch erwachen!

3. Die Waldkapelle.

Steht ein Kirchlein tief im Wald
Mit ergrauter Mauer,
Das getrotzet der Gewalt
Aller Zeitenschauer.
Stürmend manch Jahrhundert zog
Hastigen Schritts vorüber,
Doch auch Blüthenzweige bog
Jeder Lenz darüber.

Wer bestanden einst Gefahr
Treu mit den Genossen,
Hält zusammen fest und wahr,
Stark und unverdrossen:
Also ringsum auch der Wald
Breitet seine Zweige,
Daß das Kirchlein nicht so bald
Sich zum Falle neige.

Die geborstne Schwelle mag
Manch Geheimniß wissen,
Drauf manch Knie gebeuget lag,
Manch ein Herz zerrissen.
Das bemooste Kreuz von Stein
Bei Marias Bilde
Linderte so manche Pein
Durch des Glaubens Milde.

Ob im härenen Gewand
Hier der Pilger kniete,
Flehend, daß ihm Gottes Land
Eine Freistatt biete?
Ob zur Morgenandacht hier
Fromm der Meßner schellte?
Lange schweigt das Glöcklein schier,
Das so lieblich gellte.

Kränzte hier ein Mägdelein
Hold mit Maienglocken
Das Marienbild von Stein
Und die eignen Locken:
Ihr, der Heilgen ward es kund,
Was kein Blick gesehen,
Ihr gestand der süße Mund
Liebliche Vergehen.

Trafen hier des Jägers Ohr
Ferne Waldhornklänge,
Aus dem grünen Thal empor
Frohe Wanderfänge;
Wars ein wildes Taubenpaar,
Das hier nistend girrte;
Wars ein Reh, das vor Gefahr
Flüchtend hier verirrte:

Kirchlein, immer gabst du Schutz,
Immer Trost und Segen,
Immer tratst mit heilgem Trutz
Du dem Sturm entgegen.
Und die Hoffnung grünt und blüht
Noch in deinem Mooose,
Durch den Epheu, nimmer müd,
Nickt die Waldesrose.

4. Schöne Tage sind gewesen.

Schöne Tage sind gewesen,
Flüchtig, wie ein Schmetterling,
Da an dir mein ganzes Wesen,
Nur an dir, an dir nur hing.
Da wir noch in stiller Wonne
Unter blühendem Jasmin
Saßen, und die Abendsonne
Sahn zur goldnen Ferne ziehn.

Jene Tage sind vorüber,
Jene Flammen sind verglüht,
Jene Sonne zog hinüber
Zu den Bergen still und müd.
Und nur der Erinnrung Flügel
Tragen sie der Seele zu,
Wie ein Ruf zu Thal und Hügel
Weckt des Widerhalles Ruh.

5. Die alte Linde.

Schau, wie mit ihrer grünen Kraft
Die alte Linde spielet,
Von Frühlingswinden wogenhaft
Durchrauschet und durchwühlet.
Sie sah schon oft das weite Thal
Am Morgen sich verschönen,
Und hört im letzten Abendstral
Die letzten Lieder tönen.

So sollst auch du in stiller Kraft,
O Herz, die Welt beschauen,
Und nach des Winters öder Haft
Dem Frühlingslicht vertrauen.
Es blühn auch dir, sie blühen all,
In Duft die Knospen wieder,
Und durch die Brust mit Klang und Schall
Ziehn tausend neue Lieder.

6. Neuer Frühling.

Neuer Frühling ist gekommen,
Neues Laub und Sonnenschein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,
Jedes Auge saugt ihn ein.
Und das ist ein Blühn und Sprießen,
Waldesduften, Quellenfließen,
Und die Brust wird wieder weit,
Frühling, Frühling, goldne Zeit!

Von dem Felsen in die Weite
Fliege hin, mein Frühlingsgsang,
Ueber Ströme und Gebreite,
Durch Gebirg und Blüthenhang!
Darf nicht wandern, muß ja bleiben,
Ob's mich ziehn auch will und treiben,
Doch so weit der Himmel blaut
Singen, singen will ich laut!

Wie die Welt auch wechselnd gehe,
Wie das Schicksal auch mich treibt,
Komme Glück und komme Wehe,
Fest doch weiß ich, was mir bleibt:
„Fester Muth der freien Seele
Und die freudge Liederkehle,
Lebenslust und Lebensdrang,
Goldnes Leben im Gesang!"

Friedrich Martin Bodenstedt.

Friedrich Martin Bodenstedt, geb. am 22. April 1819 zu Peine im Königreich Hannover, wurde von seinen Eltern zum Kaufmann bestimmt und daher, nachdem er die nöthige Vorbildung durch einen Hauslehrer erhalten, nach Braunschweig in ein Institut geschickt, um sich für diesen Beruf vorzubereiten, worauf er als Lehrling in ein Handelshaus trat. Allein seine Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung und zur Poesie, die man auf diesem Wege unterdrücken wollte, erwachte nur desto mächtiger, und er benutzte alle Freistunden, selbst die Nacht zu wissenschaftlichen Studien und zu poetischen Arbeiten. Endlich gelang es ihm, sich von den ihm auferlegten Fesseln zu befreien, er besuchte die Universitäten Göttingen, München und Berlin, wo er dem Studium der Geschichte und Philosophie, der alten und neuen Sprachen mit Eifer und Erfolg oblag. Im J. 1840 wurde er Erzieher bei dem Fürsten Galitzin in Moskau, wo er drei Jahre lang, zum Theil auf dessen Gütern im Innern des Reichs, zubrachte und die Gelegenheit benutzte, die russische Sprache zu erlernen. Im J. 1844 gieng er nach Tiflis, um daselbst die Leitung eines pädagogischen Instituts und später den lateinischen und französischen Unterricht am dortigen Gymnasium zu übernehmen. Da er jedoch nicht russischer Unterthan werden wollte und seine Gesundheit zudem in Folge seiner angestrengten Studien geschwächt war, gab er seine Stellung auf und er durchstreifte, wie früher Armenien, so jetzt einen großen Theil der kaukasischen Länder und kehrte dann über das Schwarze Meer, die Krim, die Türkei und die Jonischen Inseln nach Deutschland zurück. In Tiflis war er mit dem Dichter Mirza-Schaffy bekannt geworden, der ihn nicht bloß in den orientalischen Sprachen unterrichtete, sondern durch seinen seltenen Charakter auch den größten Einfluß auf den jungen Dichter ausübte. Im J. 1846 ließ er sich in München nieder, wo er durch List nationalökonomischen Studien zugeführt wurde; den Winter 1847 brachte er in Italien zu, wo er sich mit Kunststudien beschäftigte. Im Mai 1848 gieng er nach Triest, wo er die Redaktion des „Oesterreichischen Lloyd" übernahm, doch verließ er in Folge der Wiener Oktoberrevolution diese Stellung wieder. Er gieng nach Berlin, wo er sich an verschiedenen politischen Blättern bethätigte, aber schon 1849 als Vertreter der preußischen Freihandelspartei nach Paris geschickt wurde. Im Sommer 1850 war er auf dem Friedenscongreß zu Frankfurt, wo er für die Interessen der Elbherzogthümer zu wirken suchte. Am Ende dieses Jahres übernahm er die Redaktion der „Weserzeitung" in Bremen, trat aber 1852 von derselben zurück, um sich ungetheilt der Poesie widmen zu können. Nachdem er eine Zeitlang in Kassel, dann in Thüringen gelebt hatte, nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in München, wohin er von König Maximilian II. eingeladen worden war, der ihm bald darauf die Professur der slavischen Sprachen und Literaturen an der Universität übertrug. Von 1867—69 führte Bodenstedt die Leitung des herzoglichen Hoftheaters in Meiningen, privatisierte dann daselbst bis 1873, später in Hannover und jetzt in Wiesbaden.

Im J. 1850 veröffentlichte Bodenstedt die Beschreibung seiner Reise von Moskau nach Tiflis, der Hauptstadt von Georgien, seiner Wanderungen durch Armenien und seiner Rückreise bis zum Hafen von Kertsch unter dem Titel „Tausend und Ein Tag im Orient" (2 Bde. Berl.). Dieses Buch erregte sogleich lebhaftes Aufsehen durch die lebendige Darstellung der darin mitgetheilten Ereignisse und die wenn auch gedrängte, doch höchst anschauliche Schilderung der vom Verfasser besuchten Länder und Völker, die er nicht als bloßer Tourist, sondern als Dichter beobachtet hatte. Was aber dem Buch den größten Reiz verlieh, war, daß der Verfasser, wie einst Chapelle in Frankreich und später Thümmel in Deutschland, seinen Schilderungen eine große Zahl von Liedern eingewebt hatte. So anziehend auch die pro-

saischen Theile des Buchs waren, so traten sie doch hinter den Liedern so sehr zurück, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, dieselben mit einigen vermehrt besonders unter dem Titel „Die Lieder des Mirza-Schaffy" (Berlin 1851. 78. Aufl. 1877) herauszugeben. Er hatte diese Dichtungen nämlich in seiner Reiseschilderung seinem tartarischen Lehrer Mirza-Schaffy zugeschrieben und für Uebersetzungen ausgegeben. Man zweifelte um so weniger an der Richtigkeit dieser Aussage, als er sich schon mehrfach durch Sprachgewandtheit und tiefes Erfassen der Eigenthümlichkeiten fremder Poesien bekannt gemacht hatte*). Nur der berühmte Sprachforscher Jos. von Hammer hatte die Ueberzeugung, daß die Lieder keine Uebersetzungen seien, und Bodenstedt hat denn auch neuerdings erklärt, daß dieselben seine eigenen Schöpfungen seien. Wir haben an diesen Liedern eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die sich von den übrigen orientalisierenden Dichtungen von Göthe's „West-östlichem Divan" bis zu den neuesten Erscheinungen dieser Art wesentlich und zwar sehr zu ihrem Vortheil unterscheiden. Und dieser Unterschied liegt darin, daß jene Dichter den Orient aus den ihnen zugänglichen Quellen, Poesien, Reiseschilderungen u. s. w. studiert und mit mehr oder weniger Talent aufgefaßt haben, während Bodenstedt die merkwürdigen Völker des Morgenlands und ihre Dichtung aus persönlicher lebendiger Anschauung und Jahre langem Umgang hatte kennen lernen und sich ihre eigenthümliche Lebensanschauung vollständig angeeignet hatte. So sind seine Lieder nicht Nachbildungen dieses oder jenes Dichters, sondern selbstständige Erzeugnisse seines vom orientalischen Geist befruchteten Talents. Er entrollt uns in denselben das lebendigste Gemälde des orientalischen Lebens und Denkens im Sinne des „Weisen", der sich von den Fesseln des Aberglaubens und den zufälligen, von der Zeit und den Verhältnissen hervorgerufenen Satzungen des Korans befreit und in Folge dessen eine höhere Lebensanschauung gewonnen hat. Mahnung, das Leben und die von Gott gegebenen Güter in edler Fröhlichkeit zu genießen, ist der Grundton dieser Lieder (5), der in zahlreichen, stets neuen und geistvollen Variationen erklingt und bei allem Farbenglanz orientalischer Darstellung doch nie in Schwulst und Unklarheit ausartet. Unerschöpflich ist der Dichter im Preis der Schönheit und ihrer Macht, die selbst die Frömmler und Heuchler bezwingt (7), unerschöpflich im Preis der Geliebten, der im ganzen Weltall Nichts zu vergleichen ist (1), durch die ihm schon auf Erden des Paradieses Pforten offen stehn (2), die er lieben muß, wie sie ihn, weil es im Schicksalsbuch urzeitlich so vorgeschrieben steht („Kind, was thust Du so erschrecken"), für die er den schönsten Liederkranz zu winden weiß, so lange er seiner Sinne Meister ist, während ihm in der heiligen Glut des Kusses die Töne zum Liede fehlen, wie man die Sonne im Mittagslicht nicht malen kann (3). Selbst die wunderschöne Frühlingszeit mit ihren Blüthen und ihrem Grün gewinnt erst deshalb höhere Weihe, weil ihn die Geliebte im Lenz mit dem ersten Kusse beglückt hat (4). Wie die Sonne sich im Meere spiegelt und alle Wellen von ihrem Glanze erzittern, so spiegelt sich die Geliebte im Meere seiner Lieder, die alle von ihrem Glanz erglühn (8); überall fühlt er ihren Odem, überall erblicken sie seine Augen, sie kann nur im Meere seiner Gedanken untergehen, „Um wie die Sonne Morgens Schön wieder aufzustehn!" (9). Viele Lieder und Sprüche enthalten Lehren der Lebensweisheit, die, wenn auch nicht immer neu, doch immer schön dargestellt sind (10). Auszuzeichnen sind ferner diejenigen Lieder, in denen sich der Verfasser über die Poesie und einzelne Richtungen derselben ausspricht; sie zeugen von tiefer und klarer Einsicht in das Wesen der Kunst. Er verspottet „Das häßliche Reimgebimmel, Das ewige Flammen von Hölle und Himmel", er verspottet das Ueberschwängliche, denn, sagt er, „alles gemeinem Verstand Unverständliche hat seinen Urquell im Unverstand"; er verspottet die Sänger, „Die in erkünsteltem Gram sich strecken, Ewig in falschen Gefühlen entbrennen, Weil sie das rechte Gefühl nicht kennen". Vortrefflich ist die Satyre auf die sentimentalen Dichter („Eine alte Geschichte in neue Reime gebracht") und auf diejenigen, welche sich wegen ihrer Verslein ohne Saft und Kraft stolz aufblähen. Wenn in allen diesen Liedern und Sprüchen die orientalische Anschauungsweise auch vortrefflich durchgeführt ist, so ist es doch ganz offenbar, daß der Dichter deutsche Verhältnisse im Auge gehabt hat, und es reichen dieselben hin, um die Ueberzeugung hervorzubringen, daß Bodenstedt und nicht der tartarische Weise sie verfaßt hat. So viel Stoff das dünne Liederbuch auch noch darbieten könnte, müssen wir uns doch beschränken, wir erwähnen nur noch Eines: „Es hat der Schach mit eigner Hand" (6), um auch auf die kecke humoristische Seite des Dichters aufmerksam zu machen*).

Außer den „Liedern des Mirza-Schaffy" hat Bodenstedt noch mehrere Sammlungen veröffentlicht: „Gedichte" (Bremen 1852. 2. Aufl. Münch. 1857); „Aus der Heimat und Fremde. Neue Gedichte" (Berl. 1856); „Altes und Neues" (Ebd. 1859). Obgleich diese im Ganzen der ersten Sammlung nicht gleich stehen und sich Manches vorfindet, das besser weggeblieben wäre, wie es mit Recht in den „Ausgewählten Dichtungen" (Berl. 1864) geschehen ist, so bieten sie doch auch nicht wenige vortreffliche Stücke, die auch wegen der darin ausgesprochenen tüchtigen Gesinnung auszuzeichnen sind. Ueberall spricht sich reines und frommes Gefühl, aber zugleich auch Haß gegen Pfaffenthum und Heuchelei aus („Die kriegerischen Nazarener"). Großes Interesse gewährt unter Anderem „Mein Lebenslauf", in welchem der Dichter die Entwickelung seines poetischen Talents schildert. Von höherem poetischen Werth sind diejenigen Gedichte, in welchen er das Vaterland besingt und dessen Verfall beklagt

*) Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlg. aus ihren Gedichten. Aus dem Russ. übers. Lpz. 1843. — Die poetische Ukraine. Stuttg. 1845.

*) Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß die „Lieder des Mirza-Schaffy" in alle europäischen Sprachen, ins Serbische sogar zweimal übersetzt wurden.

(14), denn daß er unter „Georgia“ (13) Deutschland versteht, spricht er in der letzten Strophe deutlich genug aus. Unter den „Liedern aus dem Hochlande“ sind einige vorzüglich gelungen, z. B. das mit der Anfangszeile „Die Berge stehn in dunkeln Reihn“, wo er die Jugendlust, die keinen andern Grund als das fröhliche Gemüth hat, meisterhaft schildert. Das „Buch Edlitam“ (Umsetzung des Namens „Mathilde“), das dem Preise seiner Braut und Gattin gewidmet ist, bietet manches zarte und tiefgefühlte Lied. Am Gelungensten ist aber unter allen der Abschnitt „Aus dem Morgenland“, in welchem wir unter Andern vortreffliche Naturschilderungen treffen, z. B. im „Steppenbrand“ und im „Terek“, welches an „Mahomets Gesang“ von Göthe erinnert, ohne freilich diesem gleichzukommen, da es der tieferen Bedeutung ermangelt, oder die der Götheschen Dichtung nur schwach abspiegelt.

Hatte Bodenstedt seine Meisterschaft in den schon erwähnten Uebersetzungen ausländischer Dichtungen bewiesen, so übertraf er diese noch bedeutend in den Uebersetzungen der poetischen Werke der Russen Michael Lermontoff (Berl. 1852) und Alex. Puschkin (Ebd. 1854), so wie neuerdings durch die vortreffliche Uebertragung von Shakespeares „König Lear“ (Ebd. 1865) und vor Allem von des großen Britten „Sonetten“ (Ebd. 1861. 2. Aufl. 1866), die durch ihn erst Eigenthum des deutschen Volkes geworden sind.

Auf Bodenstedts epische Dichtungen werden wir später zurückkommen.

1. Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt.

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Rosen auf duftigem Blumenfeld,
Selbst mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich ich Zuleikha, mein Mädchen, nicht!

Denn der Engel Busen ist liebeleer,
Unter Rosen drohen die Dornen her,
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht;
Sie alle gleichen Zuleikha nicht!

Nichts finden, so weit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuleikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesschein,
Kann sie mit sich selbst nur verglichen sein!

2. Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten.

Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten
Den Frommen zur Belohnung offen stehn,
Und buntgeschaart die Menschen aller Orten
Davor in Zweifel, Angst und Hoffen stehn:

Werd ich allein von allen Sünden dorten
Von Angst und Zweifel nicht betroffen stehn,
Da lange schon auf Erden mir die Pforten
Des Paradieses durch dich offen stehn!

3. Wohl weiß ich einen Kranz zu winden.

Wohl weiß ich einen Kranz zu winden
Aus Blumen, die ich selbst gepflückt —
Wohl auch das rechte Wort zu finden,
Ob ich betrübt bin, ob beglückt.

So lang ich meiner Sinne Meister,
So lang ich weiß, was mir gefällt,
Gehorchen dienstbar mir die Geister
Der Blumen- und der Feenwelt.

Doch in der heilgen Glut des Kusses,
Im Wunderleuchten des Geschicks,
Im Augenblick des Vollgenusses,
Im Vollgenuß des Augenblicks:

Da fehlen mir zum Lied die Töne,
Gleichwie der Nachtigall der Schlag,
Weil wohl der Mensch das höchste Schöne
Genießen, doch nicht singen mag.

Wer kann die helle Sonne malen
In höchster Glut, im Mittageslicht?
Wer nur sie sehn mit ihren Stralen
Von Angesicht zu Angesicht!

4. Wenn der Frühling auf die Berge steigt.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstral der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nur mit Einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höhn
Bis zum Thale weit:
„O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!“

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt —
Lüfte lind und lau
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht so rein und blau,
Schallt es von den Höhn
Bis zum Thale weit:
„O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!“

Wars nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als Dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von Dir, Du wunderschöne Maid,
Ich den ersten langen Kuß genoß!
Durch den Hain erklang
Heller Lustgesang,
Und die Quelle von den Bergen sprang —
Scholl es von den Höhn
Bis zum Thale weit:
„O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!“

5. Verbittre Dir das junge Leben nicht.

Verbittre Dir das junge Leben nicht,
Verschmähe, was Dir Gott gegeben, nicht!

Verschließ Dein Herz der Liebe Offenbarung,
Und Deinen Mund dem Trank der Reben nicht!

Sieh, schönern Doppellohn als Wein und Liebe
Beut Dir die Erde für Dein Streben nicht!

Drum ehre sie als Deine Erdengötter,
Und andern huldige daneben nicht!

Die Thoren, die bis zu dem Jenseits schmachten,
Sie lassen leben, doch sie leben nicht.

Der Mufti mag mit Höll und Teufel drohen,
Die Weisen hören das und beben nicht.

Der Mufti glaubt, er wisse Alles besser,
Mirza-Schaffy glaubt das nun eben nicht!

6. Es hat der Schach mit eigner Hand.

Es hat der Schach mit eigner Hand
Ein Manifest geschrieben,
Und alles Volk im Farsenland*)
Ist staunend stehn geblieben.

„Wie klug der Sinn, wie schön das Wort!"
So scholl es tausendtönig —
Man jubelt hier, man jubelt dort:
„Heil, Heil dem Farsenkönig!"

Mirza-Schaffy verwundert stand,
Das Schreien war ihm widrig,
Er sprach: „Denkt man im Farsenland
Von Königen so niedrig?

Stellt man so tief im Farsenland
Der Fürsten Thun und Treiben,
Daß man erstaunt, wenn mit Verstand
Sie handeln oder schreiben?"

7. Wenn zum Tanz die jungen Schönen.

Wenn zum Tanz die jungen Schönen
Sich im Mondenscheine drehen,
Kann doch Keine sich so lieblich
Und so leicht wie meine drehn!

Daß die kurzen Röcke flattern,
Und darunter, roth bekleidet,
Leuchtend wie zwei Feuersäulen
Sich die vollen Beine drehn!

Selbst die Weisen aus der Schenke
Bleiben stehn voll Lust und Staunen,
Wenn sie, spät nach Hause schwankend,
Sich berauscht vom Weine drehn!

Auch der Muschtahid**), der fromme,
Mit den kurzen Säbelbeinen,
Spricht: „So lieblich wie Hafisa
Kann im Tanz sich Keine drehn!"

Ja, vor dieser Anmuth Zauber,
Vor Hafisas Tanzesreigen,
Wird sich noch berauscht die ganze
Gläubige Gemeine drehn!

Und was in der Welt getrennt lebt
Durch verjährten Sektenhader,
Wird sich hier versöhnt mit uns in
Liebendem Vereine drehn!

O, Mirza-Schaffy! welch Schauspiel,
Wenn die alten Kirchensäulen
Selber wanken, und sich taumelnd
Um Hafisas Beine drehn!

*) Farsenland = Persien. Die Perser nennen sich selbst Farsi.
**) Oberpriester der Schiiten.

8. Die helle Sonne leuchtet.

Die helle Sonne leuchtet
Aufs weite Meer hernieder,
Und alle Wellen zittern
Von ihrem Glanze wider.

Du spiegelst Dich, wie die Sonne,
Im Meere meiner Lieder!
Sie alle glühn und zittern
Von Deinem Glanze wider!

9. Ich fühle Deinen Odem.

Ich fühle Deinen Odem
Mich überall umwehn —
Wohin die Augen schweifen,
Wähn ich, Dein Bild zu sehn!

Im Meere meiner Gedanken
Kannst Du nur untergehn,
Um wie die Sonne Morgens
Schön wieder aufzustehn!

10. Willst Welt und Menschen recht verstehn.

Willst Welt und Menschen recht verstehn,
Mußt Du ins eigne Herz Dir sehn.
Willst Du Dich selbst recht kennen lernen,
Mußt Du Dich aus Dir selbst entfernen.

* * *

Wer sich beurtheilt nur nach sich,
Gelangt zu falschen Schlüssen —
Du selbst erkennst so wenig Dich,
Als Du Dich selbst kannst küssen.

11. Maigruß.

Die Quelle springt, der Kukuk ruft,
Es blitzt der Thau auf Halm und Blume,
Und Pappeln steigen durch die Luft
Wie Thürme im Waldheiligthume —
Frisch wogt um mich ein Blüthenmeer,
Der Wald erklingt von Lustgetöne,
Aus Baum und Büschen weht es her —
Die Welt erstand in neuer Schöne!

Und wie die Welt voll Uebermuth
Sich regt unnennbar süßen Dranges,
Schwillt auch mein Herz von neuer Glut,
Und Blumen treibt es des Gesanges;
Was mir der Maitag Schönes beut
Will ich mit Jubeltönen grüßen,
Und alle Sorgen tret ich heut
Wie dürres Laub zu meinen Füßen!

Sei mir gegrüßt, Du Nachtigall!
Ich singe Dich, von Dank durchdrungen —
In Deiner süßen Stimme Schall
Auch schon viel tausend Mal besungen,
Ich brauche nicht Entschuldigung
Sing ich Dein Lob aufs Neue wieder:
Dir ziemt stets neue Huldigung,
Denn ewig neu sind Deine Lieder!

Das Blatt, das welk vom Baume sinkt,
Bringt mir vergangner Freuden Mahnung,
Und jede Rosenknospe winkt
Mir, wie ein Sinnbild freudger Ahnung.
Gedanken steigen in mir auf —
Den Wellen gleich im Wasserspiegel —
Die Maiensonne drückt darauf
Ihr majestätisch Flammensiegel.

Mit diesem Sonnensiegel schwing
Dich, Blatt, zur Wohnung meiner Lieben,
Und meines Herzens Grüße bring,
Und sing ihr vor, was ich geschrieben —
Umstrale sie wie Sonnenschein,
Durchglühe sie mit deinem Feuer,
Und mögest du ihr theuer sein,
Wie mir die Liebste selber theuer!

12. O, sieh die Perlen auf der Schnur.

O, sieh die Perlen auf der Schnur,
In lichtem, funkelndem Gestral —
Zerreiß das seidne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal.

Du siehst sie fallen, suche nur
Und sammle sie mit emsger Hand —
Zerrissen ist die seidne Schnur,
Die alle schön zusammenband.

Und was in meinen Liedern klingt,
Und meine ganze Herzenswelt:
„Du bist's, um die sich Alles schlingt,
Die Alles schön zusammenhält."

O halte fest, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch Dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch Dich ich selber nur!

13. Georgia.

„Georgia, du schönes Land!"
So hört' ich einst ein klagend Lied beginnen —
Es steht ein Greis auf seines Hauses Zinnen;
Derweil vom Auge dicke Thränen rinnen,
Singt er gewaltig durch die helle Nacht:

Georgia, du schönes Land!
Du Vaterland der Schönheit und der Reben,
Von Bergesmauern ist dein Reich umgeben,
Die dich vertheidigend stolz die Häupter heben —
Sie schützen dich — wenn du sie schützen willst.

Georgia, du schönes Land!
Aus alten Zeiten sind Erinnerungen
Von deinem Ruhm durch alle Welt gedrungen,
Von großen Sängern ward dein Lob gesungen:
Und du verläugnest all die Herrlichkeit!

Georgia, du schönes Land!
Weh! deine Söhne sind zu Sklaven worden,
Durch deine Straßen ziehen Räuberhorden,
Feig unterwarfst du dich dem Zaar vom Norden —
Wo blieb, mein Volk, dein Stolz und deine Macht?

Georgia, du schönes Land!
Sieh, hoch von deinen grünen Bergen ragen
Graue Ruinen, die noch Zeugniß tragen,
Wie's war in jenen alten, schönen Tagen,
Den Tagen deiner Mannheit, deiner Kraft!

Georgia, du schönes Land!
Noch hell durch deine grünen Auen schwellen,
Des heiligen Kyros sagenreiche Wellen,
Doch oft schon färbten sie die Raubgesellen
Des Nordens roth mit deiner Kinder Blut . . .

Georgia, du schönes Land!
Ward deinem Volk sein hoher Wuchs zu eigen,
Den stolzen Leib in Knechtesjoch zu beugen,
In Sklaverei vor Sklaven sich zu neigen?
O, Schmach dem Volk, das kampflos untergeht!

Georgia, du schönes Land!
Was herrlich in der Welt, ward dir verliehen:
In üppiger Fülle deine Gärten blühen,
In wilder Schöne deine Berge ziehen,
Kein Land zeugt Weiber deinen Weibern gleich!

Georgia, du schönes Land!
Und schuf der Herr die Schönheit deiner Weiber,
Ihr glühend Aug, die lockend schlanken Leiber,
Der frechen Lust zu fröhnen deiner Räuber?
Und du kannst Zeuge ihrer Schande sein!

Georgia, du schönes Land!
Gab dir der Herr den Feuertrank des Weines,
Dich einzuschläfern in den Ketten deines
Dir aufgezwungnen Zwingherrn? — O, des Scheines
Der Sonne, die dir stralt, bist du nicht werth!

Georgia, du schönes Land!
Dacht ich: man braucht den Namen nur zu ändern,
So gilt das Klagelied noch stolzern Ländern,
Getroffen von denselben Wehesendern,
Die Ost und West mit gleicher List umziehn . . .

14. Frühlingsmahnung.

Nun ward von uns genommen
Des Winters Leid und Weh,
Der Frühling ist gekommen,
Es wirbelt Blüthenschnee.
Belebend zieht der Maienhauch
Durchs Land und durch die Herzen auch:
Es rauscht aus allen Bäumen,
Schallt aus der Ströme Lauf:
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Aus Berg und Thälern wallen
Die Bäche hin zum Strom;
Hoch wölbt sich über allen
Der blaue Himmelsdom.
Es rauscht manch Strom durchs deutsche Reich,
Allein im Ziel sind alle gleich:
Sie rauschen und sie schäumen
Ins Meer in stolzem Lauf.
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Es wurzeln tief im Grunde
Die Bäume tausendfach,
Doch krönt zu stolzem Bunde
Sie nur Ein Schattendach —
Wie von Natur auch mannichfalt:
Sie bilden einen einzgen Wald.
O lerne von den Bäumen,
Lern aus der Ströme Lauf:
Wach auf aus deinen Träumen
Mein Vaterland, wach auf!

Der Frühling ist erstanden,
Die Winterhülle sprang,
Gelöst sind alle Banden,
Die uns gequält so lang.
O du Europas großes Herz,
Die Feinde dräun dir allerwärts,
Wie lange willst du säumen
Zu neuem Siegeslauf?
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Alexander und Mathilde Kaufmann.

Alexander Kaufmann, geb. am 15. Mai 1821 in Bonn, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und studierte hierauf daselbst die Rechte, wurde aber zugleich durch Simrock auf altdeutsche Literatur geführt und durch den von Kinkel gegründeten Maikäferbund zur poetischen Thätigkeit angeregt. In den Jahren 1842 und 1843 leitete er die Erziehung des Erbprinzen Karl zu Löwenstein, studierte dann noch einmal in Bonn Geschichte und deutsche Alterthumskunde und trat nach einem längeren Aufenthalte in Berlin, wo er die Brüder Grimm, Tieck, Humboldt, Gruppe, Eichendorff u. A. kennen lernte, 1850 als Archivrath in Löwensteinische Dienste. Seitdem lebt er in Werthheim, weniger jedoch mit literarischen als mit archivalischen Arbeiten beschäftigt.

Alex Kaufmann.

Im J. 1857 vermählte er sich mit Mathilde Binder, der Tochter des bekannten ersten rechtskundigen Bürgermeisters Binder in Nürnberg. Dieselbe wurde daselbst am 5. Dez. 1835 geboren. Trübe Familienverhältnisse verbitterten schon ihre Kindheit, ein vielleicht hierdurch herbeigeführtes chronisches Halsübel ihre Jugend. Durch Daumer auf die Poesie geführt, schrieb sie in ihrem 17. Jahre den größten Theil der „Blüten der Nacht" (Lpz. 1856), die sie später unter dem Namen Amara George herausgab. Nachdem sie den Winter 1855 auf 1856 zu Düsseldorf im Hause des bekannten Professors Adolf Schrödter und dessen künstlerisch hochbegabter Gattin zugebracht, gewann sie im J. 1856 durch eine Kur in Soden die verlorne Gesundheit und mit derselben erneuten Lebensmuth wieder. Nach ihrer Verheirathung trat sie im J. 1858 zur katholischen Kirche über, ohne ihren langjährigen Freund Daumer davon in Kenntniß zu setzen, der im nämlichen Jahr den nämlichen Schritt that.

Amara George

Alexander Kaufmann hat in der „Einleitung" zu seinen „Gedichten" (Düsseldorf 1851) seine Dichtung selbst in heiterer Weise vortrefflich charakterisiert. Liebeslieder waren die ersten Erzeugnisse seiner Muse, dann dichtete er Sagen, vorzugsweise von Mönchen, daran schlossen sich Trinklieder. Aber

„Er hat gewüthet, wie der Censor nicht
Gewüthet hätte, mit gewaltger Scheere,
Er hat gestrichen jegliches Gedicht.
Das von des Lebens Leid, des Lebens Freud
Gesungen, denn das Leben ist nicht leer:
's ist reich und bunt — schaut wacker nur umher!"

In männlichen Jahren hat er jedoch nicht bloß von Liebe, Lust und Wein gesungen: „Er hat ein Herz für seiner Heimat Loos, Ihm hat die Zeit manch ernstes Lied gegeben"; und gern hat er sich in die künftige Zeit geträumt, „da Fürstenzwist und Völkerkampf geschlichtet". Jedenfalls ist er bei der Ausscheidung des Un-

genügenden mit großer Strenge verfahren, und unter den mitgetheilten Gedichten findet sich wohl nicht Eines, dessen Entfernung man wünschen möchte, denn auch die kleinsten Lieder und Sprüche haben irgend eine anziehende Seite. Uns haben diejenigen mit am Besten gefallen, welche die Natur besingen, die er mit tiefem Gefühl und frommem Gemüth auffaßt. Auch als erzählender Dichter verdient Kaufmann Anerkennung; seine Sagen, Balladen und Geschichtsbilder, von denen sich viele in der von seiner Gattin herausgegebenen Sammlung „Mythoterpe", so wie in den von ihm gesammelten „Mainsagen" (Aschaffenb. 1853) befinden, gefallen schon durch die glückliche Wahl der Stoffe, vorzüglich durch die einfache und doch wirkungsvolle Darstellung, die gleich gelungen ist, ob er ernste oder heitere Gegenstände behandelt.

1. Einladung.

Die Erde prangt als Frühlingsbraut,
Nun möcht ich viele Tausend Gäste
Mit fröhlichem Maiglockenlaut
Einladen zum Hochzeitsfeste!

Ich möcht von Nah und Ferne mir
Die Lieben zusammen läuten,
Auf daß im duftenden Waldrevier
Sie Alle sich mit uns freuten!

Und läuten die Glöcklein nicht laut genug,
Mag auch die Amsel singen,
Und die Lerche solls auf ihrem Flug
Ueber alle Höhen klingen.

Vor Allem soll Frau Nachtigall
Mit hellem Geschmetter künden:
„Herbei, herbei, ihr Fröhlichen all,
Zu den blühenden Frühlingsgründen!"

2. Mainacht.

Die Röthe verglühet
Der Tag ist aus;
Wie traulich dunkelts
Im Lindenhaus!
Der erste Becher,
Wem sei er gebracht?
Dir, fröhliche, selige
Maiennacht!

Wie glüht im Krystalle
Der duftige Wein!
Wir senkten auch Kräuter
Und Blumen hinein.
Das funkelt und flammet —
O blühende Pracht
Der fröhlichen, seligen
Maiennacht!

Die Mägdlein rücken
Vertraulicher her;
Es kennt ja die Mainacht
Den Zwang nicht mehr.
Fort, Tanten und Basen —
Was soll uns die Wacht
In der fröhlichen, seligen
Maiennacht?

Da steigt auch das Mondlicht
Und spiegelt im Rhein
Den flimmernden, flammernden
Vollmondschein;
Die Sterne blinken
So lustig entfacht
Durch die fröhliche, selige
Maiennacht.

Die Sterne blinken,
Und wer nicht heut
Mittrinket und küsset,
Sich mit uns freut,
Der sei in der Acht
Und Aberacht —
O fröhliche, selige
Maiennacht!

3. Verrath.

Die Wasserlilie kichert leis:
„Ich muß euch ein Ding verrathen,
Ich muß euch verrathen, was gestern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter und Basenschaft
Den Strom hinunter geglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben Nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab es wohl gesehn
Tiefher aus dem lauschenden Grunde."

4. Der Vandalen Auszug.

Wie die Thürme Neu-Karthagos hell im Morgenglanze stralen!
In dem Hafen stolz gerüstet liegt die Flotte der Vandalen,

Hoffend, harrend, doch kein Lüftchen weckt der Segel schlaffe Falten,
Und wie niemals sieht man heute den Gebieter zögernd halten.

An der Spitze seines Fahrzeugs steht der Held in tiefem Sinnen,
Und der Krieger fragt den Krieger: „Sprich, was mag der Fürst beginnen?

Sprich, wohin sich unsre Kiele zu erneuten Thaten wenden?"
Plötzlich flammt des Helden Auge, zuckt das Schwert in seinen Händen:

„Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, die wir selbst dem Sturmwind gleichen!
Gährt es nicht in allen Schlünden? Das ist gottgesandtes Zeichen!

Pfeift es nicht um Mast und Rae? Rauscht nicht wilder jede Welle?
Scheucht nicht steigendes Gewölke diese unwillkommne Helle?

Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, dessen Nahn wir Alle spüren:
Welchem Volk die Götter grollen, dahin wird ihr Hauch uns führen!"

Ruder schlagen, wie lebendig ist mit einem Mal die Flotte!
Hörner gellen, wilde Lieder singt die mordbegierge Rotte;

Mächtig stürmts auf allen Meeren, daß die Kiele sausend jagen —
Wem die Götter grollten? — Roma, deine Trümmer mögens sagen!

5. Die Mönche vom Johannisberg.

Von Fuld der wackre Abt kam einst zu visitieren,
Ob auf Johannisberg die Reben recht florieren?

Die Trauben fingen schon braungoldig an zu blinken —
Der Abt lud den Konvent zu einem Abendtrinken.

Er sprach: „Der künftge Herbst wird sicher uns erfreuen;
Ein Fläschlein minder, mehr, wir brauchens nicht zu scheuen:

Her aus dem Mutterfaß! Doch halt, bevor wir zechen,
Nehmt Eur Brevier, ihr Herrn, ein kurz Gebet zu sprechen!"

„„Brevier —?"" „Ja, das Brevier!" Sie möchten schier versinken,
Sie suchen, suchen — „Laßts: Beginnen wir zu trinken!

Die Flaschen her! Weiß Gott, das heiß ich doch vergeßlich,
Daß ich den Stöpselzug daheim ließ — es ist häßlich!"

„„Den Stöpselzug?"" Im Nu fährts da in alle Taschen,
Und giebts im Augenblick Korkzieher mehr als Flaschen.

„Bravo, ihr frommen Herrn! Dieß Stückchen sind ich heiter,
Daran erkenn ich recht die echten Gottesstreiter.

Bravo, ihr frommen Herrn! Welch reicher Gottessegen
An Stöpselziehern — ei, was guckt ihr so verlegen?

Laßts euch für heute nur nicht weiter Kummer schaffen,
Bis morgen — still! ihr Herrn, ergreifen wir die Waffen!"

Die oben erwähnten „Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George" (Lpz. 1856), welche von ihrem nachmaligen Gatten Alexander Kaufmann eingeführt wurden, sind, wie dieser im Vorworte sagt, „keine fröhlichen, farbigen Zierpflanzen, es sind ernste, düstere, schene Blumen, die nicht unter der warmen Mittagssonne erfreulichem Glanze aufgewachsen, sondern, in Stunden nächtlicher Finsterniß durch Thränen des Schmerzes begossen und genährt, sich einsam zu Licht und Luft emporgerungen haben." Amaras Gedichte sind aus Erlebnissen der traurigsten Art hervorgegangen, und tragen daher den Stempel der vollsten Wahrheit. Man sieht es ihnen an, daß der in ihnen geschilderte Schmerz nicht gemacht, nicht geheuchelt ist; man sieht es ihnen vornehmlich darin an, daß die Größe und Tiefe des Schmerzes das unverkennbare Talent der Dichterin herabdrückte und ihr oft die Fähigkeit nahm, für das herbe, sie bewältigende Gefühl den rechten Ausdruck zu finden. Wo sie aber den ihrer Empfindung angemessenen Ton fand, da sind ihre Lieder vortrefflich und von der ergreifendsten Wirkung. Als ihr Schicksal eine glücklichere Wendung nahm und ihre Stimmung heiterer wurde, sprach sich Dieß auch in ihren Dichtungen aus, wenn sie auch vorwiegend ernst blieben. Dieß bezeugen ihre erzählenden Dichtungen, die schon zum Theil in den „Blüten der Nacht", dann in der von ihr herausgegebenen „Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, G. Fr. Daumer und Alex. Kaufmann" (Lpz. 1858) erschienen. Vor Allem aber sind die „Mythen und Sagen der Indianer Amerika's. In deutscher Darstellung" (Düsseld. 1856) auszuzeichnen. Die Dichterin hat diese Sagenwelt mit sicherem Sinn aufgefaßt und in einer ruhig sich bewegenden, einfachklaren Sprache dargestellt, aus welcher die männlich kräftige und zugleich menschlich tiefe Eigenthümlichkeit der Indianerstämme lebendig wahr hervortritt. Beachtung verdient darunter „Die Königin des Schnees und das Paradies der Tetonen", worin die selbst die Geisterwelt besiegende Macht der Menschenliebe in einem eben so lieblichen als kräftigen Bilde zur Anschauung gelangt.

1. Doppelt weh!

Viel Schmerzen haben mir die Brust durchwühlt,
Viel Thränen haben mir den Blick getrübt;
Mich dünkt jedoch, erst heut
Hätt ich den allerherbsten Kelch geschlürft.

Denn es gewöhnt auch seine Qual der Mensch;
Doch wenn ihm einmal süß das Glück gelacht,
Dann wehe, doppelt weh,
Kehrt es sich eilends wieder ab von ihm!

Gram, Sorge, Druck, Verfolgung aller Art
Hat mich der Blüthe meines Seins beraubt;
Mein Himmel, er war stets
Mit Grau bedeckt und ohne Licht mein Pfad.

Still duldet' ich und starb ich hin. Da sieh,
Mit einem Male blickte mir ein Stern,
Ein goldner, himmlischer,
Und lichtete die Nacht, die mich umgab.

Andächtig hab ich aufgeschaut zu ihm,
Vertraut auf ihn, wie man auf Gott vertraut;
Jedweder Grenze bar
War meines Herzens tiefe Glut für ihn.

Und nun, wie ists? Die alte Düsterniß
Umlagert mich; ich bin allein mit mir,
So schauerlich allein —
Wann wirst du wieder scheinen, o mein Stern?

2. Kleine Leiden.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz sich nie versagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen!
Was erhabne Mächte senden,
Täglich ist mirs und vertraut;
Jene nur sind das Verhaßte,
Feindliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren!
Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Lust in letzter Noth,
Wenn ein Opfer fürs Geliebte
Unsre Qual und unser Tod!

Doch wie selten ists gestattet,
Schön zu leiden, schön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel,
Siegespalmen in den Händen!
Wie zermalmend, all sein armes,
Dunkeles, verlornes Sein
Hinzuopfern einer langen
Würdelosen Lebenspein!

3. Klein Christel.

(Schwedische Ballade.)

Klein Christel tritt zum Stall hinein,
Beschaut sich hier die Rosse fein;

Die weißen und die schwarzen all,
Die braunen und scheckigen allzumal.

Ein stolzer Rappe prangt im Hauf,
Den zäumt sie sich und schwingt sich auf,

Und reitet also wohlbewehrt
Ins Land hinein mit Schild und Schwert.

Drei Tage spornt sie des Rosses Braus;
Da ragt vor ihr ein Kerkerhaus.

Und mit den Fingern so weiß und zart,
Aufbricht sie die Thüre so fest und hart.

„Komm", ruft sie, „komm, süß Buhle mein,
Und grüße frei der Sonne Schein!"

Aufsteigt ein Mann mit irrem Wank,
Von Wunde, Gruft und Mangel krank.

„Herr Gott, wie bist du matt und bleich!
So blühend einst, an Kraft so reich!"

Mit Noth der Mann ein Roß besteigt,
Mit seinem Lieb von hinnen fleugt.

Deß sagt man Märe dem König an:
„Er, den du fiengst, ist frei gethan."

„Wer ist so frech, wer ist so kühn?
Auf, auf, ihr Diener, und fahet ihn!"

Der König selber in seiner Wuth
Jagt an und schauet das junge Blut.

Das kehrt sich um und hebt den Arm,
Haut ein so grimmig in den Schwarm.

Es liegt so Mancher in seinem Blut,
„Halt ein, o Knabe, du wehrst dich gut.

Halt ein und schone die Diener mein!
Sollst haben mein eigenes Töchterlein.

Sollst haben die herrlichste Königsmaid,
Denn du bist viel kühnlich in Kampf und Streit."

Klein Christel lachte: „Das wäre mir leid,
Zu freien die herrlichste Königsmaid.

Mein soll ein mannlicher Kämpe sein;
Denn ich bin ja selber ein Jungfräulein."

4. Wahre Güte.

Wann bist du gut und edel?
Wann bist du wahrhaft rein? —
Wenn dir's gelingt, die Seele
Vom Neide zu befrein.

Gall Morel.

P. Gall Morel.

Je ungewöhnlicher und überraschender es ist, einen Mönch als Dichter auftreten zu sehen, um so erfreulicher ist eine solche Erscheinung, wenn wir in dem Dichter auch den Menschen lieben lernen, der in den engen Klostermauern ein weites und warmes Herz für alles wahrhaft Menschliche bewahrt hat.

Benedikt Morel, geb. den 24. März 1803 zu St. Fiden bei St. Gallen, erhielt von seinem Vater, einem angesehenen Kaufmann, eine diesem Stand angemessene Bildung, obschon er demselben schon sehr früh entschieden abgeneigt war. Im J. 1812 trat er in die drei Jahre vorher gegründete katholische Knabenschule, in welcher er, wie er sich selbst ausdrückt, „das Vergnügen hatte, alljährlich andere Direktoren, Professoren, Lehrbücher, Lehrpläne und Methoden vor sich vorbeigehen zu sehen". Ein im J. 1818 in der Schule grassierendes Nervenfieber veranlaßte seine Versetzung in die Klosterschule von Einsiedeln, wo er schon im folgenden Jahr ins Noviziat des Stiftes trat und den 14. Mai 1820 das Ordensgelübde ablegte, bei welcher Gelegenheit er den Klosternamen Gall erhielt. Im Herbst des nämlichen Jahres wurde er an der damals noch kleinen Stiftsschule Lehrer der sogenannten Rhetorik, 1832 Professor der Philosophie, bald nachher für einige Jahre Musikdirektor, 1835 Bibliothekar und 1839 zugleich Archivar, nachdem ihm schon 1836 die Direktion der Gymnasialstudien übertragen worden war. Im J. 1846 brachte die Wahl des jetzigen Abtes eine bedeutende Aenderung in die Verhältnisse Morels, indem er der Archivverwaltung enthoben, zum

Subprior und bald nachher zum Rektor der sehr erweiterten Schule und Lehrer der Aesthetik und Philologie des neugegründeten Lyceums auch zum Bibliothekar ernannt wurde. Seinen weit über die engen Klostermauern hinaus reichenden Gesichtskreis hat er nicht bloß seinen vielseitigen Studien, sondern auch dem Umstande zu verdanken, daß er Gelegenheit hatte, die Welt in größerem Maßstabe zu sehen; bedeutenden Einfluß hatten insbesondere seine Reisen nach Italien und Deutschland. Er starb am 16. Dezbr. 1872.

Pater Gall Morel hat sich durch vielfache geschichtliche und literarhistorische Arbeiten, auf die wir hier nicht einzugehen haben, den weitverbreiteten Ruf eines gründlichen und geistvollen Forschers erworben; er hat sich zudem durch mehrere Volksschriften und Schulbücher um die Volks- und Jugendbildung wesentliche Verdienste erworben, und wenn das Stift Einsiedeln als Wallfahrtsort weltberühmt ist, so hat es vorzüglich durch des Paters Gall großartige Thätigkeit den beschränkteren, aber begründeteren Ruf erworben, daß es weitaus das gebildetste unter allen schweizerischen Klöstern, daß seine Schule die beste unter allen Klosterschulen ist, und wenn sie auch den andern bessern Anstalten der Eidgenossenschaft nicht gleichsteht, so ist dieß eine Folge ihres eigenthümlichen Wesens, dem sich ihr gelehrter und geistvoller Rektor unterwerfen muß.

Pater Gall ist ein gläubiger Katholik, ein katholischer Priester und Mönch, und seine Dichtungen*) sind vorzugsweise religiösen Inhalts mit vorwiegend katholischer Färbung. Ohne diesen Glauben zu theilen, ehren wir ihn, wenn er der frommen Ueberzeugung entstammt, was bei Pater Gall um so unzweifelhafter der Fall ist, als er hie und da andeutet, daß das Klosterleben auch seine Schattenseiten hat, so in dem Gedicht „Die Insel". „Hätte ich dort ein Hüttchen", ruft er aus, „Und einen Freund im niedern Dach, Wie lebt ich ruhig und zufrieden, Von Sorge fern und fern von Neid." Der katholische Ritus hat viele poetische Seiten, und diese weiß der Dichter glücklich aufzufassen und sinnig darzustellen; öfters aber sind die Gedichte allzu dogmatisch gehalten, wodurch ihnen Frische und freie Bewegung entzogen wird. Unzweifelhaft die besten sind diejenigen, in welchen die fromme Empfindung ohne konfessionelle oder dogmatische Färbung (1) sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Liebe („Morgenlied") in einfachen, tiefgefühlten Tönen sich ausspricht. So wenig im Ganzen der Einfluß seines Standes zu verkennen ist, so findet sich keine Spur von Intoleranz und von finsterer Ascese. Nur wenn er politische Verhältnisse berührt, verliert er die ihm sonst eigene ruhige Milde; wenn er aber die neue Zeit und ihre Bestrebungen verkennt und nur deren Auswüchse beachtet, so ist dieß sehr begreiflich, da die Gedichte dieser Richtung in den Jahren entstanden sind, in denen sich die Parteien schroff einander gegenüber standen.

Wenn die fromme Färbung durch den Stoff geboten ist, so kann sie auch bloß die dichterische Behandlung zur Quelle haben; wenn aber die fromme Gesinnung auch solche Gedichte beseelt, die mit der religiösen Anschauung nicht nothwendig verbunden sind, so darf man mit Sicherheit voraussetzen, daß sie ein bedeutendes Element im Wesen des Dichters bildet. Dieß ist bei Pater Morel der Fall. Was er auch besingen mag, die Natur, das Leben, die Kunst, überall blickt mehr oder weniger kräftig seine Glaubensinnigkeit hervor. Weil diese aber auf dem ewigen Gebote der Liebe beruht, so ist sein Herz auch für alle rein menschlichen Regungen („Mutterliebe", „Des Klausners Nachtgesang an die Erde") empfänglich. Seine „Wanderlieder" geben davon Zeugniß, welche zum Theil vortrefflich sind, den Charakter der Landschaften, Städte, Gegenstände scharf und sinnig erfassen und mit poetischem Sinn, oft in kräftiger, selbst kühner Sprache darstellen, auch immer mit schönen und edlen Gedanken schließen. „Kunst und Religion" ist ein nicht unwürdiges Seitenstück zu A. W. Schlegels „Bund der Kirche mit den Künsten"; zu den besten Gedichten gehören die „Alpenstimmen" (3), in denen der Dichter die verschiedenen Stimmungen des Gemüths, so wie die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens und der Natur mit großer Anschaulichkeit darstellt. Eine Reihe Dichtungen können als Parabeln und Paramythien bezeichnet werden, die in Herders Sinne gedichtet sind und den Geist der reinsten Menschen- und Gottesliebe athmen, z. B. „Das Wunder der Schöpfung" (dieß ist nämlich das Menschenherz), „Klage und Belehrung" u. a. m. Auch die „Legenden" verdienen Beachtung; nur hätten wir einige gern vermißt, in denen das Wunderbare weder auf poetischem, noch auf sittlichem Grunde beruht, sondern nur im Interesse irgend einer Klosterbrüderschaft erfunden wurde.

Pater Galls Sprache ist reich und kräftig, nur hie und da dialektisch gefärbt, was besonders auf den Reim störend einwirkt; überhaupt legt er zu wenig Gewicht auf die Form, was bei seiner tiefen Einsicht in das Wesen der Kunst, von der mehrere Abhandlungen glänzendes Zeugniß geben, um so mehr auffällt.

*) Gedichte. Einsied. 1852. — Gedichte. 2. Samml. Ebd. 1859. — Cäcilia. Relig. Gedichte. Ebd. 1863.

1. Liebe über alle Liebe.

Am Charfreitag.

Nun weiß ich, was die Liebe ist,
Zu Deinem Kreuz gewendet,
Wo Du mein Heiland, Jesus Christ,
Geliebet und geendet.
Die müden Arme öffnest Du,
Mich sterbend zu empfangen,
Und neigst Dein heilig Haupt mir zu
Voll liebendem Verlangen.

Nun weiß ich, was die Liebe kann,
Da Du den Tod bezwungen,
Und selbst Dein Herz mir aufgethan,
Vom scharfen Speer durchdrungen.
Du ließest Dich so hoch erhöhn,
Daß wir Dich alle sehen,
Und Alle, die vorübergehn,
Dein Liebeswort verstehen.

Nun weiß ich, was die Liebe thut,
Die treu im Tode bleibet,
Und mit dem eignen Herzensblut
Dem Freunde sich verschreibet.
Mit Wermuth hat sie sich berauscht,
Um meinen Durst zu stillen,
Und Ruhm mit bittrer Schmach vertauscht
Um meiner Ehre willen.

Nun weiß ich, wie die Liebe siegt,
Ausharrend bis zum Ende,
Das Auge bricht, die Seele fliegt
In Gottes Vaterhände.
Vergebens knirscht der starke Tod,
Die Hölle droht vergebens;
Die Liebe siegt in Todesnoth,
Hoch springt der Quell des Lebens.

Und ward die Liebe nun so klar
Am Kreuze mir beschrieben,
So will auch ich recht kindlich wahr
Den Allertreusten lieben,
Will, was mir auch die Welt verspricht,
Nur seine Huld erwerben,
Denn größre Liebe gibt es nicht,
Als für die Freunde sterben.

2. Des Klausners Nachtgesang an die Erde.

Ich trete vor mein enges Zellenfenster,
Und blick hinaus, ins stille Dunkel hin.
Was träumst du, Erde, still und feierlich?
Was schlummerst du so wunderbar und leise?
Dich hat die Mutter, die für Alle sorgt,
Die heilge Vorsicht hat dich eingewiegt
Zum süßen Schlaf. Sie zog den dunkeln Schleier
In großen Bogen über deine Wiege,
Daß nicht der höhern Sonne Licht dich blende,
Sie legte dich so sanft ins weiche Bettlein,
Und wacht mit Sternenaugen über dir,
Mit ihrer Liebe sanften Augensternen.

Du athmest noch in leisen Abendlüften,
Als schwebten bange Träume über dir.
Es rauscht und schlägt wie raschbewegte Pulse
In allen Adern deiner Bäch und Ströme.
Was schlägt dein Puls so stark? Ersenfzest du,
Weil über dir, der Friedlichlieblichen,
Die Menschenkinder haßentflammet wandeln? —

Vergiß die Menschen, gute Tellus, sieh,
Auch sie bezwingt der Friedespender Schlaf,
Und auf und neben dir schläft manches Herz,
Das lieblich träumend herben Gram vergißt.

O schlummre, gute Erde, schlummre fort,
Erwecke nicht mit deiner Stimme Donner
Den Armen, der von Seligkeiten träumt,
Den Kranken, der nach bangdurchächztem Tag
Mit dir den Schlummer fand. O sag ihn nicht
Mit deines Odems Brausen aus den Fluren
Des Glücks, die er so lang entbehrte.

Wie schön, o Erde, ist dein sanfter Schlaf,
Ich küsse deine Stirn, nun, gute Nacht!
Auch mich umfasse nun der Vorsicht Arm.
Ich lege mich in ihre Wiege nieder,
Um bald mit dir, o Erde! aufzustehn,
Wenns dämmert auf den morgengrünen Hügeln,
Und dann die Mutter sichtbar wieder kommt,
Das schöne Licht in ihrer Hand, und fröhlich
Die Kinder weckt. — Wenn dann die Blumen alle
Die Augen wieder öffnen, dann erwache
Auch ich aus meinen Träumen, hebe Aug
Und Hand empor zum gottgesandten Licht,
Und spreche: „Heil der großen heilgen Mutter,
Der weisen Vorsicht, die zur rechten Stunde
Die Kindlein allesammt zu Bette bringt,
Und wieder sie zum muntern Spiele ruft!
Ich will ihr folgen, wie die Sterne folgen,
Bescheiden, still, doch unermüdet wandelnd,
Und lieblich glänzend um die Brudersterne.
Und wenn sie mich zum letzten Schlafe ruft,
Es sei! ich folg auch dann der Göttlichen,
Der letzte Schlaf ist ja kein ewiger,
Ist ja nur Schlummer vor dem ewgen Tag."

3. Alpenstimmen.

Ich war vom Vetter Präsident geladen,
's war eben seiner Tochter Namensfest
Und Abends ausgesuchte Soiree;
Herminia, Lutgarda, Hildigunde,
Elisa, Frieda, Bertha, Isabella
Und andre Viele prangten da im schönsten Schmuck;
Von Düften eine ganze Musterkarte
Erfüllt den Saal; es rauschen Crinolinen.
Man setzt sich: „Hildigunda, an den Flügel!
Du Herrliche, du Unvergleichliche,
Du mußt uns heute was zum Besten geben!"

Sie läßt sich zehn Mal bitten, endlich aber
Beim eilften Mal entschließt sich Hildigunda;
Und wie die Schleusen einmal sind geöffnet,
Ergießt sich auch ein Strom von Polkas,
Mazurkas, Scherzos ohne Scherz
Und Variationen ohne Wechsel,
Von Meistern, die Paris am Besten zahlt.

Dazwischen bläst zuweilen auf der Flöte
Erminio, des Präsidenten Neffe.
Auch deklamiert die siebenjährge Emma
Den zarten Löwenritt von Freiligrath,
Und Alles klatscht ihr Beifall zum Ersticken.
Nach jedem Stücke kehrt das Klatschen wieder,
Und dann ein grelles, obligates Schnattern.

Mir war, ich weiß nicht, wie ich sagen soll,
„Als ging ein Mühlrad mir im Kopf herum"
Bei diesem Streit von Stimmen des Salons.
Bald schnappte mir das Aug nach frischem Grün
Und bald der Mund nach unverfälschter Luft,
Am Meisten doch das Ohr nach Kraft und Wahrheit.

Zum Glück, als eben monoton und herzlos
Von Herz das neue Stück geklimpert wurde,
Entschlief ich sanft und sank ins Reich der Träume.
Ich träumte, und das werd ich nie vergessen,
Ein holder Engel packte mich am Haar
Und zog mich rasch empor, hinaus ins Dunkel.
Es gieng der Flug dem Alpgebirge zu;
Da stellte mich der Engel auf ein Felsjoch,
Das schwarz aus mondesbleichem Schneefeld aufstarrt,
Das war ein andres Schaun, ein andres Duften.
Ich trank mir erst so recht die Lunge voll,
Trank einen Rausch von Alpenluft mir an.

Das Auge schweifte gierig hin und her
Und folgte droben schwarzen Wolkenzügen
Und unten den zerrißnen Wolkenschatten;
Da sprach der Genius: „Nun merke auf!
Vernimm mit rechter Lust die Alpenstimmen,
Die sich zur Riesenharmonie vereinen!"

Er schwieg, ich lauschte. Da beganns zu brummen
Im tiefen Basse, wie wenn ferne Donner rollen.
Die Lauwe wars, die niederdonnerte,
Daß weit an Flühn das Echo widerhallt.
Dann immer schwärzer ward der Himmel;
Der Föhn begann sein grelles Lied zu blasen;
Das pfiff gewaltig durch die starren Firnen.

Dann wieder dumpfes Brausen, ein Gestöhn
Wie Hilferuf Versunkner in den Klüften.
Zum Lauwensturz gesellt sich ferner Donner
Und tiefes Tosen des empörten Waldbachs,
Ein Orgelsturm auf Gottes Alpenorgel;
Ein Pfiff dazwischen, 's war ein Murmelthier,
Das seinen Wächter auf den Grat gestellt;
Ein Schrei, es war der Schrei des Lämmergeiers,
Der hungernd über mir im Kreise flog;
Nun wieder plötzlich ein gewaltig Krachen,
Als würde jach der Firnen Grund gespalten,
Der Gletscher war es, der dem Katarakt,
Der Lauwe und dem Donner Antwort gab.

Mir schwoll das Herz von überselger Lust,
Und von dem rohen Widerstreit der Töne
Lauscht' ich hinauf zur Harmonie der Sterne,
Wo, rein von Mißton, auf den goldnen Saiten
Der Sternenharfe Gott sein Weltlied singt.

Ich trags nicht mehr, sprach ich zu meinem Führer,
Mich drückt der Alpen Donnerklang zu Boden.
„So komm", erwiderte darauf der Engel,
„Du wirst noch andre Alpenstimmen hören."
Dann gieng es niedwärts von den höchsten Firnen,
Hinab, wo weiches Grün die Höhen schmückt,
Die Alpenrose an den Felsen saugt
Und mählich sich der Zwerg der Tanne spreizt;
Dann giengs auf grüne Matten, neben Bächen,
Die ringsum lustig aus den Runsen sprudeln;
Da weilten wir am Fuß der Wettertanne;
Die Sonne war indessen aufgegangen,
Die Scheitel des Gebirgs mit Rosen kränzend,

Da sang der Alpengeist ein sanftres Lied.
Von naher Fluh vernahm ich frohes Jodeln
Im Wechsel mit des Alphorns Melodie.
Die süßen Töne meiner Heimat hört' ich.
Und bald darauf den Klang der Heerdenglocken.
Das Rind, nach frischen Morgenlüften schnuppernd,
Muht auch sein Lied, begleitet von der Ziege,
Die meckernd über Stock und Steine hüpft.
Dazwischen rieselten die hundert Bächlein,
Der Urhahn balzt, die Vöglein flöten;
Es war ein wunderschönes Pastorale.

Und als ich so den Stimmen allen lauschte,
Scholl oben von dem Kirchlein bei der Klause
Das Glöcklein hell zu mir herab, und unten
Vom nahen Thaldorf Morgenglockenklang
Herauf. Da sank ich betend auf die Kniee.
Auch meine Stimme in dieß Lied zu mengen,
Und ich vermocht es nicht; nur stilles Ahnen
Von beßrer schweizerischer Harmonie,
Von frisch urkräftigem und echtem Sang
Ergriff mich, — als ein ungestümes Klatschen
Mich aus dem wunderschönen Traume weckte.

Das Klatschen galt der neusten Phantasie
Der faden, leeren Stimmen des Saions.

Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz.

Haben wir im Pater Gall Morel einen katholischen Dichter kennen lernen, dessen Lieder von glaubensvoller Frömmigkeit eingegeben sind, und deshalb auch den Nichtkatholiken wohlthätig berühren, so machen dagegen des Freiherrn Oskar von Redwitz „Gedichte" (Mainz 1. und 2. Aufl. 1852) einen unangenehmen Eindruck und gewiß selbst auf gute Katholiken, weil sie der Ausdruck unklarer, von phantastischer Schwärmerei getragener Frömmelei sind; und wenn auch nicht zu läugnen ist, daß ihm mehr poetische Mittel zu Gebote stehen als dem Einsiedler Mönch, so wird man doch immer dessen gesunde Dichtung der krankhaften des Barons vorziehen, die man oft geneigt wäre für das Erzeugniß eines protestantischen Pietisten zu halten, wenigstens ist seine Gefühlsschwelgerei und Gefühlsspielerei ganz im Geiste des protestantischen Pietismus, dem er gar Manches abgeborgt zu haben scheint, z. B. wenn er sagt, daß er Dieses und Jenes thue, eine Blume pflücke, eine Reise unternehme und dergleichen mehr, weil es Gottes Wille sei. So ahmt er die Pietisten auch in der süßlich sentimentalen Sprache nach, bedient sich wie sie gern der Verkleinerungsformen: Vögelein, Blümelein, Engelein und hundert andre ähnliche Bildungen jagen sich einander. Selbst die „Minnelieder" sind von diesem Geiste erfüllt; die Liebe ist ihm in der That nur eine günstige Gelegenheit, seine Predigten anzubringen. Zudem bewegt er sich beinahe immer in Vergleichungen; seine Geliebte ist ihm ein Schloß, ein Kirchlein, sein Herz vergleicht er mit dem Wald u. s. w. Dieß bringt eine gewisse Eintönigkeit hervor, die jedoch nicht so widerlich ist, als das sich fortwährend wiederholende Hervortreten seines Ichs und die inhaltslosen Phrasen, aus denen die „Kreuzritterlieder" bestehen. So fließend seine Sprache zu sein scheint, so ist er derselben doch nicht immer mächtig, wie die undeutsche Wortstellung in manchem Gedicht beweist.

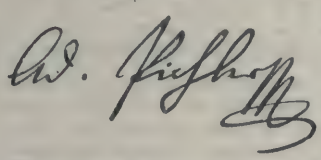
Und weißt du auch, herzinnig Kind.

Und weißt du auch, herzinnig Kind,
Warum ich so lächle, da's stürmt und schneit?
Laß du nur ruhig brausen den Wind,
Er bringt ja die selige Weihnachtszeit.

Da schmücken wir unsre Herzen fein
Als Christbäumchen einander aus,
Und unsre Lieb ist der Kerzenschein,
Wie soll da funkeln das ganze Haus!

Und all die Gedanken von Lieb und Treu,
Die hängen als goldne Aepfel wir dran;
Und ach, da werden wir Kinder aufs Neu
Und schauen voll Jubel den Christbaum an.

Adolf Pichler.



Dem Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, würde schon eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur anzuweisen sein, wenn seine Leistungen weniger bedeutend wären, als sie es in der That sind, ja man würde ihn mit Anerkennung nennen müssen, selbst wenn er nicht als Dichter zu erwähnen wäre, weil er sich auch dadurch große Verdienste erworben hat, daß er die Liebe zur vaterländischen Poesie in weiteren Kreisen seines Heimatlandes verbreitet, junge Talente herangezogen und unterstützt und mit glücklichem Erfolg für die geistige Verbindung Tirols, ja selbst auch des entfernteren Kärntens mit dem übrigen Deutschland erfolgreich gewirkt hat. Wenn von nun an Tirol auch in der Geschichte der deutschen Literatur genannt wird, so ist es wesentlich sein Verdienst.

Adolf Pichler, geb. am 4. Sept. 1819 im Unterinnthal, besuchte das Gymnasium in Innsbruck, jedoch unter den dürftigsten Verhältnissen, die ihn auch zwangen, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, als er die Universität bezog. Nebenbei studierte er mit seinem Freunde Adolf Purtscher die Hegelsche Philosophie, las die klassischen Werke der Griechen und Römer, und Luthers Bibel, die er sich aus Bayern verschafft hatte. Von Joh. Schuler erhielt er die von der Censur verbotenen Werke; weitere Anregung boten die ästhetischen Vorträge des oben (S. 35) erwähnten Professors Flir. Pichler gründete einen Verein gleichstrebender Studierenden, der bald die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zog, aber doch unbelästigt blieb, weil er sich auflöste. Denn Pichler hatte Mittel gefunden, sich dem Studium der Medizin zuzuwenden, weshalb er Innsbruck verließ. Er fuhr im Septbr. 1842 mit seinem Freunde Purtscher auf einem kleinen Schiffe nach Wien; sie ruderten und kochten selbst. In Wien beschäftigte sich Pichler neben den Naturwissenschaften mit dem Studium der Kunst und der griechischen Literatur. Stets in reger Verbindung mit der Heimat, gab er mit den Genossen seines Strebens die „Frühlieder aus Tirol" (Wien 1846) heraus, die freilich nur arg verstümmelt erscheinen durften. Im J. 1848 nahm Pichler lebendigen Antheil an dem großartigen Aufschwunge; als aber die Italiener die deutsche Grenze bedrohten, zog er am 15. April als Hauptmann einer von ihm aufgebotenen Schaar Tiroler gegen die Feinde und nahm an den Gefechten bei Ponte tedesco und Caffaro Theil. Nach vollendeter Dienstzeit löste sich die Compagnie auf, und Pichler erhielt den Orden der eisernen Krone. Nach Wien zurückgekehrt, betheiligte er sich an den weiteren Ereignissen nicht, weil er voraussah, daß die herrschende Anarchie zur Reaktion führen würde. Als Wien gefallen war, zog er sich nach Tirol zurück, wo er die Erlebnisse des Jahres 1848 in zwei Broschüren schilderte: „Aus den März- und Oktobertagen" und „Aus dem wälschtirolischen Kriege". Ihre freie Sprache erregte manches Bedenken gegen seine Anstellung am Gymnasium, die auch erst später bestätigt wurde. Noch Ein Mal verließ er Tirol, er eilte nach Schleswig-Holstein, um am dortigen Kampfe Theil zu nehmen, kam jedoch zu spät, denn bereits war Alles verrathen, und so kehrte er mit traurigem Herzen in die Heimat zurück. Wie alle Männer von freier Gesinnung hatte er von nun an Gehässigkeiten aller Art und kränkende Zurücksetzung zu erleiden. Da jede freisinnige Wirksamkeit unmöglich war und jedenfalls nutzlos gewesen wäre, zog er sich vom Leben ganz zurück, um sich ungetheilt der Kunst und Wissenschaft zu widmen, namentlich der Botanik und Geologie, weshalb er auch zahlreiche Wanderungen durch die Alpen Tirols unternahm. Seine Beobachtungen und Entdeckungen in diesem Gebiete haben ihm einen ehrenvollen Namen unter den Alpengeognosten erworben. Als daher der Lehrstuhl der Naturwissenschaften an der Universität erledigt war, schlug ihn die Fakultät für denselben vor, die Regierung versagte ihm jedoch die Bestätigung. Erst im J. 1867, als eine freiere Strömung durch Oesterreichs Politik gieng, erhielt er den Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie. Das im J. 1860 erwachende Parteileben rief ihn zu erneuter Thätigkeit; unter den Kämpfern für die Sache des Liberalismus und der religiösen Duldung steht er in erster Linie; seine zahlreichen Zeitungsartikel gegen den Fanatismus der Ultramontanen werden von diesen eben so sehr gefürchtet, als sie die Verbreitung freisinniger Ansichten befördern.

Pichlers edle Natur, sein weiter Gesichtskreis, seine Energie und begeisterte Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, die wir aus dem kurzen Lebensumrisse haben kennen lernen,

spricht sich auch in seinen poetischen Werken aus. Daß er, der Tiroler, der Naturforscher, in seinen „Gedichten" (Innsbr. 1853) der Natur manches Lied widmet, würden wir nicht erwähnen, wenn wir nicht auch zu berichten hätten, daß er diese immer mit den Augen des tiefen Beobachters und des schaffenden Dichters betrachtet; sie erhalten dadurch einen großen Reiz, daß man aus ihnen herausfühlt, wie sie auf seinen Wanderungen unter dem unmittelbaren Eindruck der Natur entstanden sind, wie ein Theil der erotischen Lieder des Dichters Umgang mit dem Volk und seine Kenntniß des Volksliedes nicht verläugnen können. Wir wissen nicht, ob wir uns irren, wenn wir die „Lieder der Liebe" als Allegorien auffassen, in denen der Dichter unter dem Bilde der Geliebten die Freiheit besingt und seinen Schmerz über deren Unterdrückung, so wie seinen unerschütterlichen Glauben an deren endlichen Sieg ausspricht; ist es der Fall, so ist diese Liederreihe als ein Muster der Gattung zu bezeichnen, da Bild und Gegenbild sich vollständig decken, die Gedichte auch dann noch poetischen Werth haben, wenn man ihre tiefere Bedeutung nicht erkennt. Daß Pichler auch Talent für das Epische hat, beweisen die erzählenden Gedichte, unter welchen „Ein Deserteur" (Seume in Amerika), „Das Schwanenlied der Sibylle" und einige Legenden sich durch treffliche Darstellung auszeichnen.

Ist schon in den „Gedichten" der ernste Sinn des Dichters und die Fülle tiefer Gedanken zu erkennen, so treten diese Züge in den „Hymnen" (Innsbr. 1855. 2. Aufl. Nürnb. 1857) in noch höherem Maße hervor. Doch sind es nicht bloß die großartigen Gedanken, die den Leser fesseln und zu wiederholtem Lesen der Hymnen reizen, sondern auch der Ausdruck derselben, der durch seine erhabene Einfachheit an die Meisterwerke der Griechen erinnert, an denen der Dichter sein Talent herangebildet und großgezogen hat. Er beherrscht die Stoffe, die er besingt, so wie die Sprache mit einer wunderbaren Sicherheit, daher die höchste Begeisterung immer mit schöner Mäßigung verbunden ist, niemals in Ueberschwänglichkeit ausartet. Nicht weniger bemerkenswerth ist die metrische Form. Pichler führte nämlich dabei die Dreigliederung des Strophenbaues ein, nicht um Pindar nachzuahmen, sondern weil er in ihr ein Kunstgesetz erkannte, welches ja auch den Minnegesang beherrschte. Mit ähnlichem Glück behandelt Pichler auch das elegische Versmaß in Elegien und Epigrammen, die leider noch nicht vollständig gesammelt sind. Sie berühren die verschiedenen Kreise des Lebens, der Liebe, der Natur, des Staates und der Literatur, bald lieblich schäkernd, bald geistreich sich ergehend, hier scharf tadelnd, dort mit warmer Begeisterung lobend, in naiver, wie in witziger Darstellung glücklich.

Pichler hatte von Wien die Entwürfe mehrerer Dramen mitgebracht, er vollendete davon „Die Tarquinier. Trauerspiel" (Innsbr. 1860), welches den Untergang dieses despotischen Königshauses behandelt, und „Rodrigo. Trauerspiel" (Ebd. 1862), dessen Stoff der altspanischen Geschichte entlehnt ist. Beide enthalten großartige Stellen, aber wenn auch die Anlage und Durchführung im Ganzen befriedigt, so glauben wir doch, daß Pichlers Talent vorwiegend lyrischer Natur ist. Ganz vortrefflich sind dagegen seine Reiseschilderungen „Aus den Tirolerbergen" (Ebd. 1862), in denen er von seinen zahlreichen Wanderungen berichtet und daran Mittheilungen über Natur, Geschichte, Sage, Poesie, Kunst und Wissenschaft knüpft, die eben so tief als geschmackvoll sind. Er entfaltet darin einen großen Reichthum an den mannigfaltigsten Kenntnissen, ohne damit zu prahlen; in seinen Urtheilen ist er zugleich mild und entschieden, scharf nur gegen den Jesuitismus, dessen unheilvolle Wirksamkeit er durch überzeugende Thatsachen nachweist. Von den eben im Druck begriffenen „Allerlei Geschichten aus Tirol" kennen wir noch zu wenig, als daß wir darüber ein Urtheil abgeben könnten; wenn jedoch das Ganze in der Weise fortgeführt wird, wie der Anfang, woran nicht zu zweifeln ist, so wird es der vorher genannten Schrift ebenbürtig und eine erfreuliche Ergänzung zu derselben werden.

1. Die Linde.

Auf ödem Feld steht traurig eine Linde
Zum Himmel auf mit hochgehobnen Zweigen,
Daß er gebiete wild dem rauhen Winde
Und bald dem Frühling heiße niedersteigen.

Da flicht der Winter in den stolzen Wipfel,
Um sie zu trösten, seine Stralenkrone,
Von ferne grüßen sie der Alpen Gipfel
Gleich Königen auf hohem Sternenthrone.

Sie aber denkt, wie einst beim lauen Weste
Die Blüthen sich aus brauner Knospe hoben,
Die zarten Blätter um die schlanken Aeste
Das leicht bewegte Frühlingskleid ihr woben,

Und wie die Wellen dann mit leichtem Kosen
Ihr Bild verklärt am Maientage zeigten,
Das Veilchen nickte und die wilden Rosen
Sich ihr zu Füßen leise flüsternd neigten.

Und als ihr süßer Athem sich ergossen,
Da schwebten froh die Bienen auf und nieder,
Die Vögel bauten in den jungen Sprossen
Und sangen um das Nest die Liebeslieder.

Sie denkt zurück, wie bei des Juli Brande
Die Wolken dunkel durch den Himmel zogen,
Die Blitze weithin leuchtend durch die Lande
Vergebens in die grüne Krone flogen.

Es schwieg der Sturm, da schwebt' im Abendrothe
Der Friede traulich durch die dunkeln Räume,
Am Berge stieg der Mond, sein liebster Bote,
Und wob um ihre Zweige Märchenträume.

Sie denkt zurück und steht im tiefen Leide
Gleich jener hehren Mutter schmerzbefangen,
Unwillig schüttelt sie das Eisgeschmeide
Vom Stamme und die lichtbeglänzten Spangen.

2. Hymne.

Früh naht der Abend schon und hüllt
In mattes Grau die schwellende Beere
Des Weinstockes, das goldene Korn.
Ferne steigen am Abhang
Des Berges düstere Föhren, darüber
Wie aus der Asche des Tages auf Brandaltären
Lodern purpurn die Gletscher.

Mild weht dein Hauch mich an wie Duft
Der letzten schönsten Blume im Herbste
Und voll Innigkeit leuchtet dein Blick.
Könnt ich wandeln mit dir einst
Von Rosen heiter die Stirne umschlungen,
Wallende Nebel zu Füßen im Thal, hoch oben
Schweben Adler im Lichte.

Dem Menschen jedoch blieb es versagt,
Lange zu stehn auf seliger Höhe,
Oder gleich Göttern mit leichtem Tritt
Von olympischer Spitze empor zu schweben.
Ob das Morgenroth die stolze Stirne umfließt,
Ob du hinschleichst in trüber Dämmerung:
Bald schauen still und ernst auf Moder
Mit ewig klarem Auge die Pilger des Himmels
Und wallen vorbei in heiliger Nacht!

3. Der Weltgeist.

Du ewig waltender Geist!
In seliger Einheit strömst du durch das Weltall,
Die Wogen drr Unendlichkeit verebben in dir
Wie des Abends still die Meersluth.
Du leuchtest als Licht aus funkelnder Steine Pracht,
Du lächelst aus der Blume lieblichem Antlitz
Und dem Nachtgewölk entfliegt dein Blitz.

Mich hast empor du geführt
Aufs höchste Gebirg, wo kaum an wilder Felswand
Die Föhre sich noch festklammert, ruhig und stolz
Prangt das Edelweiß am Vorsprung.
Du sendest die Nacht versöhnend und mild herab
Und deine Sterne, sie verkünden im Reigen
Ihr und dein Gesetz, die Harmonie.

Doch aus dem Thale dringt noch Geläut
Wie Hauch des Friedens empor,
Und tief ergreift die Seele der Liebe sanfter Gruß.
Eins in dir mit dem Leben laß auch dort wandeln mich,
Wo der Kahn hingleitet auf dunkler Fluth
Und sich die Schifferin spielend zur Welle neigt.

4. Der Wein von Meran.

Goldener Wein von Meran!
Wie zeigst du die feurige Kraft im Kreise
Der Jünglinge, welche die Mondnacht
Versammelt am moosigen Baumstamm
Zu Scherz und frohem Gelag.

Heiter erschallt der Gesang
Und tönet hinaus zum Geläut der Becher
Ins mächtige Rauschen des Bergstroms,
Wie senket in Auge sich Auge schon
Und glüht mit freudigem Glanz!

Ich lehne mich still zurück am Tisch,
Da schwebt dein Bild mit der Rebe Duft
Auf luftigen Ranken her zu mir;
Du winkst und gern folg ich,
Umweht von ambrosischen Träumen, dir nach:
Schon dämmert der See und es ragt der Berg
Ins Abendgewölk aus der Fluth auf.

Schaukelnd empfängt uns der Kahn,
Wir gleiten vorüber im Flug an Schluchten
Und Felsen, von denen im Windhauch
Zur Primel des sonnigen Ufers
Die Alpenrose sich neigt.

Wieder erhebst du die Hand,
Wir landen im Schatten der dunkeln Föhren,
Du wählst dir zum Sitze den Felsblock,
Und bring ich dir Blumen und Epheu,
Begrüßt mich freundlich dein Blick.

So pflück ich noch feucht von frischem Thau
Des Daseins lieblichste Blüthen ab
Und reiche sie spielend dir zum Schmuck. —
Was kommen mag? still Herz!
Ich hebe den Becher mit funkelndem Wein
Und trink ihn begeistert entgegen dir,
O Genius heiliger Zukunft.

5. S. Florian.

Heiliger Florian, du stehst mit dem Eimer am Brunnen,
Und der Gläubigen Schaar ruft dich in Feuersgefahr.
Täglich siehst du das Mädchen, wie kannst du ruhig es dulden,
Daß sie mit glühendem Blick wild mir den Busen entflammt?

6. Drohung.

Kreuzige, Mädchen, dich nur und tauche den Finger ins Weihfaß,
Nimmer entgehest du doch Eros dem heidnischen Gott.
Siehst du ihn hier? er steht und lauert hinter der Säule
Mir zur Seite geschmiegt, welcher dir lang schon gefolgt.
Zärtlich fleh ich zu dir; du seufzest fromm zur Madonna,
Senkend die Wimper scheu, trifft dich der glühende Blick.
Weigere, Holde, dich nicht; wenn Heide und Christ sich versöhnen,
Feiert die Kirche sogar ihren erhabnen Triumph.

7. Der Markt.

Geh mir nicht auf den Markt und schleich dich nicht in die Nähe,
Wie du heute gethan, als mich die Mutter gesandt.
Eier sollte ich kaufen, Gemüs und bläuliche Pflaumen,
Was die Woche hindurch fordert der Küche Bedarf.
Ach wie schmälte sie mich! Schlecht war die Butter gewogen,
Und das verdorbene Kraut leider zu theuer bezahlt.
Irren mußte ich stets, ich sah von den Körben auf dich hin
Und beim freundlichen Gruß hörte ich nimmer den Preis.
Bleibe mir fern vom Markt, was würd erst sagen die Mutter,
Wüßte sie, daß ich das Herz neben dem Gelde verlor.

8. Reaktion.

„Seht, ich habe gesiegt!" so ruft laut prahlend der Winter,
Hungriger Raben Gekrächz tönt in des Sturmes Gebraus.
„Hast du gesiegt? Sieh her! schon keimt dir das Veilchen zu Füßen,
Hoch mit Jubelgesang steigen die Lerchen ins Blau."

9. Die Tanne.

Hoch im Gebirg stand ich; ich hörte das Rauschen des Stromes,
Und im wildesten Sturm glitt die Lawine vorbei.
Donner sangen mich ein, in dem Mondschein tanzten die Elfen,
Bis mich frühe der Aar weckte mit heiserem Schrei.
Tief in das Mark drang mir das Jauchzen des kräftigen Senners,
Stürzte die Gemse dem Schuß, bebte mir bang das Gezweig.

Endlich spähte der Meister mich aus; vom Beile getroffen,
Fuhr ich sausend zu Thal, wo mich die Säge zerschnitt.
Brettchen und Brettchen verband des Kundigen Finger zur Geige,
Wundern dürft ihr euch nicht, daß sie so zauberisch tönt.
Jauchzend im tödtlichen Schmerz und weinend in zuckender Wonne:
Was die Tanne gelebt, tönt sie hinaus in die Welt.

10. Stoff.

Nicht das ewige Rom mit seinen prunkenden Tempeln,
Die mit blutigem Raub Sieg und Triumphe gefüllt,
Ward mir zum Liede bestimmt; doch ragen erhaben die Alpen,
Gletscher krönen das Haupt, Reben umwinden den Fuß.
Wie Horaz und Properz des Homeros Lieder vernahmen,
Stolz im Marmorpalast, hör ich im Wald den Gesang.
Selbst die Vorzeit wird lebendig auf grünender Alpe.
Tritt Gumäos zu mir keck in des Senners Gewand.
Fern auch blieben die Musen mir nicht, es lächelt die Liebe
Freundlich und hold, wie sie je nur dem Römer gelacht.
Lorbeer wächst und Jasmin auch hier, zum Kranze gewunden
Prangt er mit Edelweiß schön an der Stirne der Maid.
Sollt ich wählen, ich nähm nicht für Traminer Falerner,
Syrischer Salbe Gedüft spendet der nordische Speik.

11. Ein alter Priester.

Würdiger Greis voll Liebe mit viel erfahrenem Sinne,
Wie ein Heiligenschein schmückt dich das Silbergelock.
Mild, ein lauteres Oel, entfließen die Reden der Lippe,
Um zu erquicken das Herz, welches in Kummer vergieng.
Gern so denke ich mir den Jünger der göttlichen Liebe
Wenn er von Pathmos' Fels lehrte mit tröstendem Mund.
Jeglichen irdischen Fluch, du hast ihn getödtet am Kreuze,
Das nicht auf dem Gewand, nein in der Seele du trägst.
Uebrig blieb dir allein noch die holde Verklärung der Liebe,
Liebe allein ists noch, welche dich Menschen verknüpft.

12. Der Lehrer.

Tief in nächtlicher Schlucht, durchbrodelt von höllischen Flammen,
Hebt sich des Minos Thron, nur von Seufzern umschwirrt.
Finster blickt er und streng, da naht sich zitternd ein Seelchen,
Weil es so federleicht, schenkt ihm Charon den Lohn.
Vor des Gewaltigen Blick verschwand es fast in das Nichts hin,
Als er zu fragen begann, flog es wie Blättchen im Herbst.
„Steh mir", rief er, „und sprich: wer bist Du? was für Gewerbe
Triebst Du oben am Licht, bist Du Dir sündenbewußt?"
Aengstlich den Rücken gekrümmt, begann zu säuseln das Seelchen:
„Knaben das ABC lehrt ich um elenden Sold
Droben im deutschen Land, und schwang ich zu heftig die Ruthe,
Halt mir gnädiglich fern zorniger Furien Hieb!"
Sanftes Lächeln umfloß die Lippen des zornigen Richters,
Cerberus selber schloß grinsend das alte Gebiß.
„Was Schullehrer und Deutscher dazu! nicht ist es gesündigt,
Aber ein Unglück doch, wem es auch immer passiert.
Dort in Elysiums Flur, dort sei Dir ewig gebettet —
Deutscher und Lehrer dazu! Wahrlich Du littest genug.
Daß Dir aber gewiß der Himmel werde zum Himmel:
Was Du erlebt, vergiß, trinkend letheische Flut."

Robert Waldmüller.

Charles Edouard Duboc, der seine Dichtungen unter dem Namen Robert Waldmüller herausgab, wurde am 17. Sept. 1822 zu Hamburg geboren, wo sich sein aus Havre stammender Vater niedergelassen hatte. Der Knabe zeigte schon früh großes Talent für Malerei und Musik und er hätte sich gern der Kunst gewidmet; da aber sein Vater kein Vermögen, wohl aber eine ziemlich zahlreiche Familie hinterlassen hatte, und die ausschließliche Beschäftigung mit der Kunst keine Bürgschaft für eine spätere sorgenfreie Existenz darbot, so mußte, er, wiewohl ungern, den kaufmännischen Beruf ergreifen, der ihn je länger, je mehr anwiderte. Doch bot ihm dieser Gelegenheit die Welt zu sehen; er mußte in Angelegenheiten des Handelshauses, bei welchem er angestellt war, nach Havre, dann nach Paris, wo er ein ganzes Jahr verweilen konnte, nach Kopenhagen, Warschau, Wien und in das Innere von Ungarn reisen, und später die sehenswerthesten Gegenden Deutschlands, der Schweiz und auch Belgien und England besuchen. Doch konnte er sich mit seinem Berufe nicht versöhnen und er fühlte sich glücklich, als er die ihn drückenden Fesseln abwerfen konnte, nachdem er ein volles Jahrzehend dieselben getragen und ihn nur poetisches Schaffen vor Verzweiflung gerettet hatte. Er heirathete im J. 1854, reiste dann mit seiner Gattin nach Italien, wo er zwei Jahre verblieb. Nach Deutschland zurückgekehrt, wählte er Dresden zu seinem Aufenthalte, von wo aus er von Zeit zu Zeit kleinere Ausflüge und größere Reisen machte, z. B. im J. 1857 unter Anderm nach Griechenland.

Seine „Gedichte" (Hamb. 1857) sind meist reflektirend und allegorisch, aber durchweg geistreich und voll origineller Gedanken, in denen sich eine tiefe und feine Menschenkenntniß offenbart, und die eine Fülle der trefflichsten Lehren der Lebensweisheit enthalten, welche an Rückerts „Weisheit des Brahmanen" erinnern. Es zieht sich durch dieselben ein melancholischer Hauch, der selbst in denjenigen durchbricht, welche zum Lebensgenuß und zur Heiterkeit aufmuntern; aber er artet niemals in Zerrissenheit und Weltschmerz aus. Davor bewahrte ihn seine schon erwähnte Neigung zur Reflexion, die Nichts Kränkliches und Nebelhaftes aufkommen ließ. Unter den Sonetten sind diejenigen, welche die Form streng durchführen, auch in ihrem Gehalt den andern vorzuziehen. Die Gaselen sind gehaltreich und wohlgebildet, wie er denn überhaupt Sprache und Form mit großer Gewandtheit beherrscht. Eine zweite Sammlung: „Lascia passare" (Hamb. 1857) bietet Dichtungen aus Italien, in denen Natur, Volk und Kunst mit hoher Anschaulichkeit und tiefem Verständniß in mannigfaltigen Formen geschildert werden. „Die Nonne" in Terzinen und „Italienische Kirchenstudien" in Hexametern bilden den Glanzpunkt der Sammlung, namentlich die letztern, die eine Reihe der trefflichsten, durch ihre Wahrheit anziehenden Bilder vorüberführen, indem der Dichter das Treiben in den italienischen Kirchen schildert. Eben so glückliche Genrebilder aus dem deutschen Le-

ben mit seiner poetischen Gemüthlichkeit finden sich in der kleinen Sammlung „Unterm Schindeldach" (Hamb. 1851), mit welcher Waldmüller die poetische Laufbahn betrat. Den guten Eindruck, den Stoff und Sprache macht, verwischt zum Theil die unpassende Form; die Nibelungenstrophe eignet sich für idyllische Darstellungen nicht. In den Erzählungen in „Des Dichters Nachtquartier" (Hamb. 1853) wählte er mit richtigerem Tact den fünffüßigen reimlosen Jambus, dessen ernster Gang dem Ernst der dargestellten Stoffe vollkommen entspricht. Diese sind einfach, aber poetisch bedeutend, und es wird ihre Bedeutsamkeit durch die würdige Darstellung noch erhöht, in welcher die erzählenden Theile von den lebendigen Naturschilderungen wirkungsvoll eingerahmt sind*). Weniger glücklich sind „Merlins Feiertage" (Hamb. 1853), deren metrische Form, der gereimte achtfüßige Trochäus, sich allzu eintönig bewegt. Merlin ist der Dichter, der hier, wie in der vorigen Dichtung, verschiedene Geschichten erzählt, die er auf seinen Wanderungen erfahren. In den „Irrfahrten. Gedicht in vier Büchern". (Berl. 1853) versuchte sich der Dichter in einer umfassenderen Composition. Ein junger Jäger, der seine Braut verlassen (der Grund wird nicht einmal angedeutet), wird von der Elfenkönigin mit einem Zauberhorn beschenkt, das ihm die Liebe aller Herzen gewinnt, so daß selbst die Braut den Bräutigam verläßt, und durch dessen Kraft er sich überall hin versetzen kann. Die höchste Liebe, ruft sie ihm zu, sei sein Zweck und Ziel, doch so leicht es ihm werde, das Herz der Frauen zu gewinnen, so müsse sein Herz schuldfrei bleiben, sonst würde das Glück verschwinden, wenn er sich dessen Genuß überlassen wolle. Er kommt nach Spanien, nach Schweden, nach dem Orient; überall gelingt es ihm, die Liebe der schönsten Mädchen zu erwerben und sie ihren Geliebten zu entreißen, aber im Augenblick des höchsten Glückes ergreift ihn die Verzweiflung und er entflieht. Zuletzt kehrt er in die Heimat zurück und vermählt sich mit der verlassenen Braut. Die Anlage der Dichtung ist nicht glücklich, schon deswegen nicht, weil das Einzelne nicht motiviert ist. Dagegen ist die Darstellung glänzend, die Schilderungen sind frisch und voll sinnlicher Glut. Das Höchste hat Waldmüller in seinen „Dorfidyllen" (Stuttg. 1860) erreicht, in denen sich sein großes Talent für Naturschilderung und Darstellung des einfachen, aber innerlich bedeutenden Lebens in seinem vollen Umfange zeigen konnte. Ihr Inhalt ist sehr mannigfaltig und die Darstellung schmiegt sich ihm auf das Trefflichste an. Aus allen spricht des Dichters tiefes Gemüth und Menschenliebe, alle sind durch die echt poetische Auffassung und Wahrheit der Charaktere, so wie der erzählten Begebenheiten gleich ausgezeichnet, und wenn vielleicht „Die Goldforelle" den Vorzug vor den andern verdient, so stehen ihr diese doch sehr nahe. Von großem und nicht bloß vorübergehendem Interesse sind die „Wanderstudien. Italien, Griechenland und Daheim" (2 Bde. Lpz. 1861), die von der scharfen Beobachtungsgabe nicht weniger glänzendes Zeugniß geben, als von seinem tiefen Verständniß der Kunst, das auch seinem Roman „Gehrt Hansen" (4 Bde. Berl. 1862) bleibenden Werth verleihen würde, wenn nicht schon die treffliche Darstellung dafür bürgte, die auch in seinen „Novellen" (Berl. 1860) zu rühmen ist.

*) Wir theilen unten den Schluß der ersten Erzählung „Coralla" mit, zu dessen besserem Verständniß Folgendes hinreichen wird: Auf einer Wanderung wird der Dichter im Wald von der Nacht überfallen; er hört Klagelaute und bald darauf gibt ihm ein Hund Zeichen, daß er ihm folgen solle, und führt ihn an einen Bach, bei welchem eine Jungfrau leblos liegt. Es gelingt ihm, sie wieder zum Leben zu erwecken, und sie führt ihn in eine mitten im Wald liegende Hütte, die von einem schwachsinnigen Greise geöffnet wird. Die Jungfrau scheint von einem tiefen Schmerz erfüllt zu sein, unter Thränen schlummert sie ein und auch er überläßt sich endlich dem Schlafe. Das Folgende berichtet das mitgetheilte Bruchstück.

1. Du selber bists!

Du selber bist dein schlimmster Feind!
Sei vor dir selbst nur auf der Hut,
Und siehe da — was düster scheint,
Wird Alles hell — wird Alles gut.

Dich hat ein Wort verletzt? — was kann
In einem Worte Großes sein,
Siehst dus nicht selbst für Großes an,
Legst du nicht selbst erst Gift hinein!

Denk du doch immer: — der es sprach,
Er nahms im Herzen längst zurück,
Vergiß es, trag es doch nicht nach,
Beschäm ihn doch durch Wort und Blick!

Es dankt dir keine Seele ja,
Wenn du in Unmuth dich verzehrst,
Wenn du, was immer dir geschah,
Die Zahl der Grollenden vermehrst.

Blick dich gesund am Wiesengrün,
Blick dich gesund am Himmelblau,
An hellem Aug und Wangenglühn,
Und halt dich nicht zum Wolkengrau!

Da ist die echte Lebenslust,
Da wird zum Heilkraut jedes Gras —
Den Gram ersinnt die eigne Brust,
Bedenke das, behalte das!

Du selber bist dein ärgster Feind!
Sei vor dir selbst nur auf der Hut,
Und siehe da, was düster scheint,
Wird Alles hell, wird Alles gut.

2. Bereift.

Im Silberschmucke ist der Baum erwacht,
Der Himmel blaut, die Nebel sind verschwommen;
Nun steht er da, beschämt ob all der Pracht,
Bewegungslos, entzückt und doch beklommen.

Wer schmückte ihn so hold in Einer Nacht,
Wer hat das dürftge Ansehn ihm genommen?
Die liebe Sonne blinkt ihn an und lacht,
Und hütet sich dem Schmuck zu nah zu kommen.

Vorüber zieht der Mensch und staunt und spricht:
„Wie rein dies Silberbild auf blauem Grunde,
Kein Pinsel gibt es wieder, kein Gedicht! —

Eins gleicht ihm nur: in früher Morgenstunde
Der Unschuld heilig reines Angesicht,
Das von dem eignen Reiz noch ohne Kunde."

3. Morgenlaute.

Wenn ich dem Schlummer Morgens mich entwinde,
Trifft zweierlei Geräusch mein lauschend Ohr;
Zuerst der Kapuziner rauher Chor,
In deren Nachbarschaft ich mich befinde;

Dann eine Mutter, die an ihrem Kinde,
— Uns trennt nur eine Wand von Kalk und Rohr —
Mit Kuß um Kuß sich freut, sie hebts empor,
Sie drückt und herzt das liebe Angebinde.

Welch Gegensatz! Zu Gottes Ehr und Preise
Die Unnatur des trägen Mönchthums dort —
Hier die Natur im freisten Vollgenuß!

Was ist dem Höchsten wohl die liebste Weise?
Des Nichtsthuns geistlos hergeplerrtes Wort?
Der jungen Mutter stillbeglückter Kuß?

4. Zweierlei.

Gar mancher Stachel, spitz wie eine gute Lanze,
Schützt der Limone Zweig, gleich dem der Pomeranze,
Ob beider Herbheit auch sie schon vor Näschern sichre, —
Wohl fühlen sie sich doch erst hinter Wall und Schanze;
Derweil, durch Nichts beschirmt, die süße Apfelsine
Vom Zweig hernieder grüßt in ihrer Schönheit Glanze.
Sie ist der Anmuth gleich, die, Labsal allen Augen,
Der Ziererei noch fremd, gehts nun zum Spiel, zum Tanze,
Die, ohne Arg und Falsch und ohne Eigenliebe,
Kaum an sich selber denkt, erfreut durchs schöne Ganze,
Doch jene andern Zwei? — Zu Ende führ das Gleichniß,
Wer sich getroffen fühlt in seinem Stachelkranze!

5. Schluß der „Coralla".

Die Nacht war schon im Scheiden und der Stral
Des letzten Mondenviertels spielte bläulich
Durch die umrankten Scheiben, als sein Licht
Mich weckte.
Sie war schon erwacht und schaute,
Noch in derselben Lage, nur den Kopf
Auf ihre Hände stützend zu mir auf,
Mit langem Blick aufmerksam mich betrachtend.

Still wars im Hüttchen, auch die Dunkelheit
Umhüllte Alles noch, was nicht der Stral
Des Monds erreichte; — zitternd spielte er
Um das Gesicht des Mädchens, dessen Wangen
Noch von dem Schlummer sanft geröthet waren,
Und ruhte bläulich auf dem schwarzen Haare,
Das, aufgelöst, in lieblicher Verwirrung
Um ihren Nacken floß, und brach sich schimmernd
In ihrer Augen glänzend feuchten Sternen,
Die spähend mich bewachten. Schönstes Bild!
Du Menschen-Antlitz, das der Schlummer küßte
Und das noch nicht des Tages Glut berührte; —
Wie rein du bist, wie frisch, wie jung — wie heilig! —

Als sie so vor mir auf den Knieen lag,
Und ich ihr in die dunklen Augen schaute,
War mirs, als sähe ich ihr junges Leben
Vom ersten Athemzuge an, da sie
In schönrer Gegend, unter mildrem Himmel,
Das junge, goldne Licht der Welt erblickte,
Bis zu der jetzt verrinnenden Sekunde.
Ein Kind sah ich sie, zwischen Blumen spielen
Und ihres Lebensmorgens froh genießen;
Dann kamen fremde, schmutzige Gestalten —
Zigeuner schienen mirs — die mit dem Kinde,
Dem weinenden, durch Wald und Felder zogen,
In kalte Länder, unter rauhe Menschen;
Dann sah ich sie, dem Mädchenalter nahe,
Bunt angethan auf schwankem Seile tanzen,
Dann wieder einsam an dem Heerweg bettelnd,
In dürftgen Kleidern, fast dem Frost erliegend,
An einem rauhen, düstern Wintertage
In dieser Hütte bleibend Obdach finden, —
In dieser selben Hütte! — auch den Greis
Erblickte ich, doch war er stark und rüstig.
Wenn auch schon grau von Haaren, und er trug
Ein rothes Wamms und einen rothen Mantel,
Ein Sammtbarett mit voller Reiherfeder
Und in der Scheide stak das breite Schwert.

So zog in fest gezeichneten Gestalten
An meinem Geiste Jahr um Jahr vorüber;
Aufblühen sah ich sie, des Südens Pflanze,
Und nach der Sonne schmachten; sah das Mädchen
Zur Jungfrau reifen und nach einem Herzen, —
Nach einem Mutter-, einem Schwesterherzen
Die Hände sehnend in die Lüfte strecken
Und dann die leergebliebnen, schmerzdurchwühlt,
Aufs eigne Herz, aufs übervolle, pressen; —
Nach einem Kinde sah ich sie verlangen,
An ihn von ihrer Liebe Ueberfluß
Den besten Theil aufopfernd zu verschenken, —
Nach einem Menschen, einem lieben Wesen! —

War, was ich sah, ein Spiel der Phantasie?
Hatt ich sie reden hören? — klang nicht noch
Gedämpften Tons an meinem Ohr die Stimme,
Die ich vorhin vernommen? — Wunderbar! —
Nicht wüßte ichs! — Wie uns oft, unbewußt,
Ein Duft, ein Ton anweht, der dem Gedächtniß
Urplötzlich eine lange, lange Kette
Von längst vergeßnen Dingen wieder vorführt, —
So war auch dieser Bilder bunte Reihe
An mir vorbei gezogen, und nicht wußt ich:
War es ein Hauch, ein Wort, ein Blick gewesen,
Der sie mir vor die Seele hingezaubert;
Nur daß nicht Täuschung, sondern nackte Wahrheit
Der düstern Kunde Inhalt war, — das fühlt' ich! —

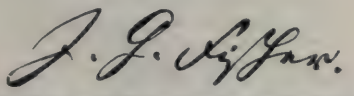
Noch regte sie die Lippen; — dann die Wangen
Mit ihren Händen kühlend, stand sie langsam
Und sinnend auf; die Dämmerung erhellte
Mit mattem, kaltem Licht den Hüttenraum.
Und in dem Winkel rührte sich der Alte.
Zum Feuerherde trat sie, nahm das Krüglein,
Das noch vergessen in der Asche stand,
Und goß den Wein in meine Wanderflasche;
Dann nahm den Kittel sie und, mir ihn reichend,
Hob sie den Wanderstecken von der Erde,
Entriegelte die Thüre, schürzte sich
Und führte, an der Hand mich haltend, schweigend
Mich in den morgenhellen Wald hinaus.

Die Vöglein zirpten leise im Gezweige,
Die Luft war still und lau; ein feuchter Duft
Stieg wie ein Weihrauch aus den tausend Kräutern
Und Blumen, die dem Morgen sich erschlossen.

Als wir den Pfad erreichten, den ich gestern
Verlassen hatte, um dem Hund zu folgen,
Ließ meine Hand sich langsam aus der ihren
Und wandte halb sich ab; ein kalter Schauder
Durchzitterte die liebliche Gestalt,
Die traurig dastand, wie des Südens Palme,
In Schnee und Eis verpflanzt, die Blätter senkt
Und frierend nach dem Blick der Sonne schmachtet.
— Dann gieng sie.
Doch des kalten Nordens Sohn
Hielt sie zurück und, ihre Hände fassend,
Drückt er auf Stirn und Lippen seinen Kuß.
Still ließ sie es geschehn; zurückgebogen
Stand sie die Augen fest gen Himmel richtend,

Und trank erst ruhig, dann mit durstger Hast
Den lang entbehrten, süßen Trunk der Wonne;
Die Wangen glühten und es hob die Brust
Sich ungestüm, als ob ein innrer Sturm
Die schönste Büste zu zersprengen drohte.
— Dann wandte sie sich langsam; schwanken Schritts,
Mit beiden Händen ihre Wangen deckend,
Und das Gesicht tief auf die Brust gesenkt,
Trat sie den Heimweg an; — noch Einmal blickte
Zurück sie und an einem Baum sich haltend,
Sprach sie mit tiefer, halb erstickter Stimme:
„Wascht Eure Lippen in dem nächsten Quell
Und hütet sie, — daß sie Euch nie verrathen!
Denn nach des Volkes finsterm Glauben sind
Unehrlich sie durch meinen Kuß geworden —;
Wißt, wer ich bin —: des Henkers Pflegekind."

Johann Georg Fischer.



Joh. Georg Fischer wurde zu Groß-Süssen in Württemberg am 25. Okt. 1816 geboren. Die Reize, die das Thal seiner Heimat, das Filsthal, in Bergen und Wäldern darbietet, die schweigende Erhabenheit, womit der Hohenstaufen nebst andern Ruinen einstiger Herrlichkeit herabsieht, weckten in dem durch Latein und Musik angeregten Knaben früh den poetischen Zug inniger Naturversenkung wie zu begeistertem Verlangen nach großen historischen Bildern. Sein Zusammenleben mit der Natur hat die erste Seite dieses Zuges mehr begünstigt als die andre, bis ihm, der schon früh zum Lehrfach bestimmt wurde, während seiner Studienzeit in Tübingen nebst fortgesetzter Pflege des Einen auch die Gelegenheit zur Pflege des Andern aufthat. Denn es waren die Naturwissenschaften, die geschichtlichen, literarhistorischen und philosophisch ästhetischen Studien, die ihn vorzugsweise beschäftigten. Im J. 1846 wurde er an der Stuttgarter Oberrealschule als Professor für Geographie und Geschichte, deutsche Sprache und Literatur angestellt, und 1857 verlieh ihm die Universität Tübingen das Diplom als Doctor der Philosophie.

Fischer ist eine echt schwäbische Dichternatur, die den heitern Humor wie den würdigsten Ernst gleich glücklich zu behandeln weiß und Beides oft mit so feinem Takt und Gefühl verbindet, daß sie sich harmonisch durchdringen, Eines durch das Andre gehoben wird. Unbewußt vielleicht hat er in dem vortrefflichen Gedicht „Beim alten Herrn" sein eigenes Wesen geschildert, seine eigene Lebensanschauung niedergelegt. Diese jugendliche Frische des Geistes, diese herzliche Gemüthlichkeit, diese Entschiedenheit der Ansichten bei aller Milde der Gesinnung, dieses tiefe Erfassen der Natur, Alles was uns den alten Herrn so liebenswürdig macht, Alles findet sich bei dessen Dichter, der sich eben so leicht in die Zeiten der ersten Jugend versetzen, sich in ihre Gedanken, Wünsche und Vergnügungen zurück denken kann („Das Geheimniß", „Knabenlust"), als er den höchsten Lebensernst mit männlichem Sinn und großartiger Anschauung zu erfassen vermag („An den Tod" (8), „Wolken"). So entfaltet er, obgleich immer derselbe, doch eine reiche Mannigfaltigkeit in Gedanken und Anschauungen, indem er alle Verhältnisse des Lebens, alle Regungen des menschlichen Herzens in das Bereich seiner Dichtung zieht. In der freien Natur aufgewachsen, die ihn stets mit neuer Kraft und neuem Lebensmuth erfüllt (7), hat seine Liebe zu ihr durch die wissenschaftliche Beschäftigung mit derselben zugenommen, ohne daß dadurch die poetische Empfänglichkeit und Anschauung verkümmert worden wäre; vielmehr ist diese dadurch nur noch gefördert worden, weil er die Natur nicht bloß mehr nach ihrer rein äußerlichen Erscheinung auffaßte, sondern sich auch ihres geheimsten Wesens bewußt ward. Daher sind seine Naturlieder so frisch, so lebendig und ergreifend, daher seine Landschaftsschilderungen so anschaulich und wirkungsvoll; daher ist ihm auch Gott in der Natur gegenwärtig, und die Natur ist ihm wiederum das Vor- und Sinnbild der Liebe. Wie die Blumen auf den Fluren vom Hauche des Frühlings hervorsprossen, so auch die Liebe im Menschenherzen („Der Segen"). Was der Frühling für die Erde ist, das ist die Liebe für den Menschen, sie ist die Blüthe seines Lebens, die Seligkeit auf Erden, die er in hinreißenden Tönen schildert (2). Das Bewußtsein des Liebesglückes gibt sich bald in heiterem Wortspiele kund („Mein und Dein"), bald auch im Ausdruck der leidenschaftlichsten Glut („Ueber Nacht"), oder in der Darstellung des Zaubers, welchen die Liebe über die Welt verbreitet („Lebenslauf"). Bisweilen kleidet der Dichter seine Empfindungen in das Gewand des Volksliedes, dessen Einfachheit die Tiefe und Macht des Gefühls nur um so lebendiger hervortreten läßt (1), hie und da überläßt er sich auch schalkhaftem Muthwillen.

der um so glücklicher wirkt, je ernster er dabei aussieht („Handwerksbrauch", „Lockvögel"). Ueberhaupt entfaltet er einen seltenen Reichthum von Gedanken und Situationen, die er alle mit dem größten Glück und der ergreifendsten Wahrheit darzustellen weiß. Wie schön und tief gefühlt ist, um nur Eines zu erwähnen, die weibliche Liebe in den zwei so ganz entgegengesetzten Gedichten „Feuer und Flamme" (3) und „Mein Liebster nur ist mein Gebet" (5). Aber auch andere Lebensverhältnisse werden von ihm mit dichterischem Sinn und tiefer Empfindung aufgefaßt, und oft weiß er mit einem einzigen Pinselstrich das reichste Gemälde zu entwerfen, so wenn er in „Selig" das Mutterglück, im „Weißdornenbüschlein" die väterliche Liebe durch bloße Andeutung zur lebendigsten Anschaulichkeit bringt. Auch das Leben des Volks gibt ihm Stoff zu gelungenen Gedichten, in denen er bald sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Armen („Unter der Brücke"), bald seine Freude an dem kernhaften und lebensfrohen Treiben der untern Stände ausspricht, wobei er den dem deutschen Volk eigenthümlichen Humor vortrefflich zur Anschauung bringt („Fuhrleut").

Daß er auch höhere Verhältnisse des Lebens behandelt, haben wir schon angedeutet. Vorzüglich ist es die Kunst, für welche er ein tiefes Verständniß hat („Den Manen Conradin Kreuzers", „Mozarts Sendung", „Beethoven"), und das Vaterland, das er in höhern Tönen besingt. Seine vaterländischen Gedichte, in denen wir Uhlands Geist und Gesinnungstüchtigkeit freudig wieder aufleben sehen, sind von wahrer Begeisterung und der innigsten Liebe eingegeben. Wie wenige politische Dichter ist er sich des Zieles bewußt, nach welchem er strebt, es ist die Einheit, für deren Erreichung kein Opfer zu groß, kein Preis zu hoch ist, wofür er selbst vor tyrannischer Diktatur nicht zurückschreckt („Nur Einen Mann aus Millionen"); denn die Einheit ist für Deutschland so nothwendig, als sie einst für Altengland war („Der Protektor"); denn

„Wenn es oben faul geworden,
Wo die Krone blühen soll,
Greift hinab die Weltgeschichte
In die Erde, tief und voll,
Und sie formt im frischen Schachte,
Wo der Geist des Volkes schafft,
Aus dem Mark granitner Stücke
Eine große Menschenkraft."

Seine Liebe zu seinem Volk geht sogar bis zur Schwärmerei, so, daß er sich der Hoffnung hingiebt, die Welt zu Deutschlands Füßen zu erblicken („Du bist mein Volk und ich dein Sohn") und einst Freiheit und Recht in Deutschland herrschen zu sehen*). Dafür bürgt ihm die Entwickelung des Menschengeschlechtes, die sich in dessen Geschichte offenbart, der er ein tiefgedachtes Gedicht gewidmet hat („Die Unsterbliche").

Fischers Sprache ist durchaus frisch und originell, ohne gesucht zu sein; er scheut nicht vor einem überkräftigen oder naiven, volksthümlichen Ausdruck, selbst mitten im höchsten lyrischen Schwung, wenn er den darzustellenden Begriff mit markiger Kraft bezeichnet. Dagegen ist er durchaus fern von conventionellen Phrasen und verbrauchten Bildern, oder er weiß diesen eine neue überraschende Seite abzugewinnen. Der Versbau ist vortrefflich, leicht fließend, wohllautend und er bewegt sich in den mannigfaltigsten Rhythmen, denen er durch malerische Alliterationen Leben und Reiz zu geben vermag („Wolken"). Oft erinnern seine Verse durch ihren Schwung, wie durch ihren Inhalt an seinen großen Landsmann Schiller, dessen Geist auch in seinen dramatischen Erzeugnissen weht, auf welche wir später zurückkommen.

*) So heißt es im 10. Gesang der „Excursionen am Bodensee":

„Ja, deutsches Volk, dir ruf ich zu:
Du bist das Volk der Zukunft, du!"

1. Der Preis.

Es ist kein hoher Berg so hoch,
So tief kein tiefes Thal,
Es dringt hinauf ein Vögelein,
Hinab ein Sonnenstral.

Und wärst du selbst die Perl im Meer,
Und wärst das Alpengold,
So hoch und tief hätt ich dein Herz,
Kostbares Kind, geholt.

2. Ein Gott auf Erden.

Des Herzens Sehnen war erreicht:
Du lagst in meinen Arm geschlossen,
Und Liebe, der kein Lieben gleicht,
Hab ich an deiner Brust genossen:
„Wir sind allein auf dieser Welt!"
Rief meine Seele froh vermessen,
„Denn Erd und Himmel kann vergessen
Der Mann, der dich im Arme hält.

Wie leis, wie stille ists umher!
Und keine Seele kann uns lauschen,
Ich höre wie ein süßes Meer
Die Säume deines Kleides rauschen;
Im weiten Garten ich und du!
Und vor den armen Menschen allen,
Die ungeliebt vorüber wallen,
Schließt er die sichern Thore zu.

O traute, selge Blätternacht,
Mit deinen dämmerlichen Hallen!
Hier darf der Liebe ganze Macht
Aus voller Seele überwallen;
Wie bist du, liebes Angesicht,
Von Küssen, die ich hier genossen,
So abendröthlich übergossen
Mit holdem, träumerischem Licht!

Sieh, wie ihr holdes Wipfelpaar
Mit freudig einverstandnem Schweigen
Zwei Bäume dort so voll, so klar
Im Winde hin und wieder neigen!
So willig neigt sich unsre Brust
In der Umarmung selgem Schwanken
Der Liebe einzigem Gedanken,
Der Liebe grenzenloser Lust.

Wie glüht der Rosen volle Last,
So tief am Strauch herabgesunken!
Als hätten sie vor Wonne fast
Ihr jubelnd Haupt zu schwer getrunken;
Heil dir, du Blumenkönigin!
Auch dir muß überschwenglich Leben
Die weichgeschaffne Brust durchbeben,
Wo ich so froh, so selig bin.

Wie tief zu deines Herzens Glut
Halt ich, o Kind, mein Haupt gebogen!
Als hört in seiner heißen Flut
Den Himmel selbst ich eingesogen.
Ja, wo des Lebens höchste Lust
Ein Gott erfahren will auf Erden,
Ein Mann der Liebe muß er werden,
Du Erdenkind, an deiner Brust!"

3. Feuer und Flamme.

Und die euch jetzt so sittig thut,
So ruhig an Geberden,
Die war ein wildes, keckes Blut,
Als sollts ein Knabe werden.

Es scheute Regen nicht und Schnee
Und blieb nicht in der Stuben,
Sprang oft vor Freuden in die Höh
Und spielte mit den Buben.

Trat ihm ein Bach in seinen Lauf,
Da ists nicht stehn geblieben,
Das leichte Kleidlein rasch hinauf!
Und husch, da war es drüben.

Ob auch der Vater drohend stand
Vor dem verwegnen Blute,
Es küßte schmeichelnd seine Hand,
Daß ihm entfiel die Ruthe.

Und die nun Jungfrau worden, wißt,
Die kecke, wilde Kleine,
Die ihr als Kind so oft geküßt,
Die nenn ich jetzt die Meine.

Und die vor euch so sittig thut,
Die thut nicht so vor Allen;
Die läßt den Drang verborgner Glut
Noch heut in Strömen wallen.

Er glüht und wogt, der alte Braus,
Und bricht wie Feuerflammen
An mir in tausend Küssen aus,
Sind wir allein beisammen.

4. Das Lied der Zukunft.

„Wirf deine Harfe an den Stein!
Zerreiß die Saiten deiner Leyer!
Die Welt von heute ist gemein,
Unwürdig einer Liedesfeier;
Vom Himmel riß man längst den Gott,
Den sonst verherrlichte der Glaube,
Und Treu und Liebe sind ein Spott,
Ein Spott der Kranz von Eichenlaube.

Denkst du des Lebens Dürftigkeit,
Die längstbeklagte, zu beklagen,
Und bei den Götzen dieser Zeit
Nach feilem Dienste umzufragen?
Willst du der Vorzeit Sinn und Art
Erneun im Zauber des Gesanges,
Und an der schnöden Gegenwart
Dich rächen mit der Macht des Klanges?"

So spricht die Welt, für die du sangst,
Getreues Lied, in deinem Glauben,
So spricht die hoffnungslose Angst
Und will dir Muth und Zukunft rauben —
Und gräbt sich selber ihre Gruft;
Auf, wappne dich, du Macht der Lieder,
Schwing deine Harfe in die Luft,
Und Muth und Glaube leben wieder.

Wohl sinds der Klagelieder gnug,
Genug der Poesien des Zornes,
Doch einen neuen, vollen Zug
Wag aus dem Quell des Liederbornes;
Dem trägen Heute laß den Lauf,
Und laß sie ruhn, die gestern starben,
Schon glühn am Morgenhimmel auf
Der Zukunft lebensfrische Farben.

Dort klingts wie Frühlingswellenschlag,
Dem starren Winterschlaf zu Leide,
Dort weben Geister Nacht und Tag
Der Zeit an einem neuen Kleide;
Es rauschet wie ein kühn Gedicht
Das frische Kleid vom frischen Leben.
Auf, Liederlust, und säume nicht,
Auch deine Blüthen drein zu weben.

Und Freiheit heißt das neue Kleid,
Und Recht und Liebe seine Säume;
Die ihr verzagt und traurig seid,
Sehts wallen durch des Himmels Räume,
Und glaubt, es kommt der Tag heran,
Da sich ein Mann, ein Held bereitet,
Der, mit dem Kleide angethan,
Erlösend durch die Lande schreitet.

Der eilt im Sturm dem Siege zu,
Zu dem wird jedes Herz sich neigen,
Und hat die Erde Fried und Ruh,
Wird er herab zum Volke steigen.
Der seis, ihr Lieder, den ihr preist,
Dem faßt der Hoffnung Chöre schallen,
Und vor dem Gott, der ihn verheißt,
Die Menschheit gläubig niederfallen.

O hoher Preis und Ruhmesglanz,
Den ihr in solchem Dienst ersungen!
O unverwelklich schöner Kranz,
Den ihr um solch ein Haupt geschlungen!
Der Sänger stirbt, das Lied verschwebt,
Und rasch verklingen die Gedichte;
Doch ein unsterblich Leben lebt
Ihr Geist im Strome der Geschichte.

5. Mein Liebster nur ist mein Gebet.

Ich bete alle Tag und Stund
Um Glück für seine Seele,
Mit Freud schaff ich die Hände wund,
Wenn ich von ihm erzähle
Und wenn der Tag hinunter geht,
Mein Liebster nur ist mein Gebet.

Ein Gärtlein hab ich ihm gesät,
Das gibt so frische Kühle,
Und wenn die Sonne drüber steht,
So deck ichs vor der Schwüle;
Er weiß nicht, daß ichs ihm gesät:
Mein Liebster nur ist mein Gebet.

Mit reichen Ehren mag die Stadt,
Mit Würden ihn bedenken:
Wie ihn mein Herz in Ehren hat,
Kann ihn kein Mensch beschenken;
Ich habe nicht auf Gold gesät,
Mein Liebster nur ist mein Gebet.

Ich geh zum Thau ins Gartenland
Und wasch mir ab die Thränen,
Man weiß ihm einer Andern Hand,
Wer fragt nach meinem Sehnen?
Doch ob mein Stern hinunter geht:
Mein Liebster nur ist mein Gebet.

6. Geweihte Stätte.

Wo Zweie sich küssen zum ersten Mal,
Bleibt nach auf Erden ein Duft und Stral;

Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg,
Von seligem Zittern bebt der Steg;

Und der Baum geht früher in Blüth und Blatt,
Wenn ein Sonnenregen geregnet hat.

Die Erde wimmelt von Klang und Licht,
Wie Feiertag ists, und ist doch nicht.

Wär auch die Sonne am Untergehn,
Auf Erden ists eben wie Auferstehn.

Und naht eine Mutter, sie hält entzückt
In die Arme tiefer ihr Kind gedrückt;

Denn Alles ist Seele und Sonnenstral,
Wo Zwei sich küßten zum ersten Mal.

7. Deines Odems einen Hauch.

Und so hüllest du mich wieder,
Treuer Wald, in deine Nacht,
Leib und Seele leg ich nieder
In die Arme deiner Macht.

Hab ich niemals doch vergebens
Mich versenkt in deine Haft;
Schon durchs tiefste Herz des Lebens
Rinnt mir deines Odems Kraft,

Daß ich morgen in der schwülen
Abgeschiedenheit von dir
Noch die Strömung werde fühlen
Eines Lebenshauchs von ihr.

8. An den Tod.

Kling an, Gesell, auf du und du,
Und munter eingeschlagen!
Ich kam so lange nicht dazu,
Dir Freundschaft anzutragen.
Was soll das Fremd- und Fernestehn?
So mag ichs nimmer treiben.
Auf du und du! — nun ists geschehn,
Und so solls ehrlich bleiben.

Wohl hört' ich deine Rüstung oft
Ob meinem Scheitel rauschen,
Sah deinen Schatten unverhofft
Bei meinen Rosen lauschen;
Und wenn bei Küssen mich beschlich
Ein Traum von Ewigkeiten,
Er rief mir: „Du, denk auch an mich,
Ich hol mein Theil bei Zeiten!"

Doch wie ein Jäger in dem Wald
Auf fernem Pfad verschwindet,
Erlosch mir dein Gedächtniß bald,
Wo du dich angekündet;
Von heute aber, da ich dir
So nah mich angedrungen,
Sei dein Gedanke friedlich mir
In Alles einbedungen. —

Du seist ein alter Feind des Lichts,
So wollen Viele meinen,
Und Andre auch, du seist das Nichts,
Und mögest nur verneinen;
Ich sage: du bist treu und klar,
Drum hab ich dich erlesen,
Die Wahrheit machst du offenbar
Und scheidest Schein und Wesen.

Vergängliches wie sich gebührt,
Das lässest du verderben,
Hast nie Unsterbliches berührt,
Wo du verhängt ein Sterben;
Und streifst du ab den Erdenkranz
Von einem Menschenleben,
Du thusts, um in den Götterglanz
Sein Ewiges zu heben.

Jetzt kommst du wie im Heldengang
Heran auf schnellem Wagen,
Jetzt wie ein leichter Traumgesang,
Vom Abendroth getragen;
So tratst du ein auf leiser Spur,
Als mir die Braut gestorben.
Die dich verkennen, haben nur
Dein reines Bild verdorben. —

Wie wirst du mich, in welcher Nacht
Zum letzten Schlafe legen?
Am Liebsten komm in einer Schlacht
Zu meines Volkes Segen;
Komm wie des Weltgeschickes Rad,
Mich plötzlich zu zermalmen —
Sie liegen schön gemäht am Pfad,
Die reifen Erntehalmen.

Des weisen Griechen Becher füllst
Du Jenen nur zu Ehren,
Die du wie Helden zieren willst;
Den darf ich nicht begehren. —
Wie Nebel am Gebirge, sieh,
So laß mich auch verschwinden;
Doch komme, wann du willst und wie,
Du sollst mich freundlich finden.

9. Auf der Höhe.

Ueber der Entschlafnen Gräbern
Baun die Lebenden den Thron,
Und in dieses Sommers Düften
Wehn des nächsten Keime schon.
Doch nur dir, o Menschenseele,
Wurde dieser Kunde Glück,
Und ins Künftge und Vergangne
Blickst du vorwärts und zurück.

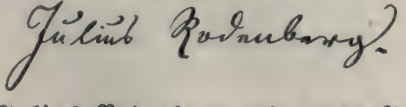
Riesig in den Gang der Jahre
Ragt des Eichenstammes Kraft,
Unbewußt, daß ein Jahrtausend
An dem Wunder hat geschafft,
Und der Vogel, der im Laube
Einen Halm zum Neste legt,
Ahnet nicht, daß er die Freude
Eines nächsten Lenzes pflegt.

Du allein, o Menschenauge,
Hast den Vorhang aufgelüpft,
Dein Geschlecht aus Näh und Ferne
In ein leuchtend Bild verknüpft,
Zwischen alt- und neuer Erde
Die Atlantis überbrückt,
Und ins Goldgefäß von heute
Frucht des Alterthums gepflückt.

Um den Lorbeer deiner Väter
Läßt dich werben deine Zeit,
Und du hast an ihre Thaten
Deines Daseins Spur gereiht;
Doch am Tiefsten prägt ins Leben
Seine Ewigkeit der Mann,
Der für seinen liebsten Glauben
Als ein Opfer sterben kann.

Morgen, was du heut gewesen,
Dankt ein Andrer dem Geschick,
Aber aller Zeiten Fülle
Zeigte dir ein Augenblick;
Noch die Hoheit darfst du denken
Eines spätsten Menschensohns,
Und im Wehen dieser Stunde
Schwebt der Geist Anakreons.

Julius Rodenberg.



Julius Rodenberg, geb. am 26. Juni 1831 zu Rodenberg in Kurhessen, weshalb er sich in seinen ersten Schriften Julius von Rodenberg nannte, stammt aus der wohlhabenden jüdischen Familie Levy, welchen Namen er später mit dem jetzigen vertauschte. Von sorgsamen Eltern und tüchtigen Hauslehrern gut vorgebildet, wurde er, um sich für den Kaufmannsstand vorzubereiten, in die höhere Bürgerschule zu Hannover geschickt, wo seine metrischen Versuche die Aufmerksamkeit des durch eigene poetische Arbeiten bekannten Professors Tellkampf auf sich zogen, durch dessen Vermittlung seine Eltern bewogen wurden, ihn für eine wissenschaftliche Laufbahn vorbereiten zu lassen. Er bezog das Gymnasium zu Rinteln, wo er seine poetischen Versuche fortsetzte und schon im letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts Sonette „Für Schleswig-Holstein" (2 Hefte, Hamburg 1850—51) veröffentlichte, die ihm die Freundschaft Max Waldaus erwarben. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, studierte er die Rechte auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin, wo er sich im J. 1854 die juristische Doctorwürde erwarb. Während seines Aufenthaltes in der letzten Stadt wurde er in die dortigen literarischen Cirkel eingeführt, namentlich in die reichen Varnhagenschen Kreise, wo er den „letzten Scheidestral des geistreichen und romantischen Berlins" noch sah. Im J. 1855 begann er sein Wanderleben. In Paris, wohin er sich zuerst wendete, hatte er mancherlei Beziehungen zu berühmten Malern, Musikern und Dichtern. Hierauf gieng er nach London, wo er sich bald heimisch fühlte (seine Familie stammt mütterlicherseits aus England), wozu die freundliche Aufnahme wesentlich beitrug, die er bei Freiligrath und Kinkel fand. Mit der Zeit wurde er mit Persönlichkeiten aus allen Ständen und Gesellschaftsklassen bekannt, so daß er das englische Leben in London und in den Provinzen in allen seinen Höhen und Tiefen kennen lernte, besonders mit der Literatur und Kunst vertraut wurde. Nachdem er England und Irland in den wesentlichsten Richtungen durchwandert, in den interessantesten Theilen längere Zeit verweilt hatte, durchstreifte er Belgien, Holland, die Nordwestküste von Deutschland bis zu den friesischen Inseln, und Dänemark. Von Kopenhagen, wo er sich längere Zeit aufhielt, reiste er wieder nach London und durchwanderte die schottischen Hochlande. Nun zog es ihn nach Italien; auf der Fahrt nach Venedig wurde er unvermuthet in Triest gefesselt; er blieb Monate lang dort, machte Ausflüge in die Gebirge und eine größere Reise in das Land der Kroaten bis zur türkischen Grenze, und verließ Triest erst, nachdem er sich dort verheirathet hatte. Er setzte seine Reise mit seiner jungen Frau fort, besuchte Venedig und kehrte über Oberitalien und die Schweiz, wo er sich mehrere Monate aufhielt, nach Berlin zurück, wo er seinen festen Wohnsitz aufgeschlagen hat und sich eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Die Frucht seiner Reisen hat Rodenberg in einer Reihe von Schriften niedergelegt, die wir so wie seine Romane später berühren werden. Auch als lyrischer Dichter ist er sehr fruchtbar. Außer den schon erwähnten Sonetten „Für Schleswig-Holstein" veröffentlichte er „Fliegender Sommer. Eine Herbstgabe" (Bremen 1851), „Lieder" (Hann. 1853. 2. Aufl. 1855), „Musikalische Sonette" (Ebd. 1854), „Deutsche Antwort auf eine welsche Frage" (Ebd. 1859) und „Gedichte" (Berlin 1864. 2. Aufl. 1865). Diese zahlreichen Sammlungen und die wiederholten Ausgaben derselben

lassen schon vermuthen, daß Rodenberg ein nicht gewöhnliches Talent besitzt, und in der That sind seine Lieder von großer Frische und gewandter Darstellung; ihre Sprache ist fließend und wohllautend, der Versbau einfach und rhythmisch schön. der Reim meist rein und angemessen. Zwar begegnen uns nicht viele neue Gedanken und neue Anschauungen, aber er weiß Altes und Bekanntes anmuthig und zierlich auszusprechen, so daß man ihn gern hört und Manches auch gern zum zweiten und dritten Male liest, so namentlich die Lieder, in denen er das Glück der heiteren Jugend preist, noch mehr jedoch diejenigen, welchen eine reale Anschauung zum Grunde liegt, wie die verschiedenen Seebilder und Darstellungen aus dem Leben der Meeresanwohner oder der von ihm besuchten Bergvölker. Die Leichtigkeit, mit welcher Rodenberg die Sprache, den Vers und den Reim behandelt, hat ihn leider verleidet, gar Manches in seine Sammlungen aufzunehmen, was, in einem heiteren Kreise oder auch nur einem Freunde in gemüthlicher Stunde vorgelesen, zur Erhöhung der Geselligkeit beitragen kann, aber bei dem größeren Publikum ohne Wirkung bleiben muß. Sehr lobenswerth sind seine Uebersetzungen und Nachbildungen fremder Poesien, der „Volksliedchen und Sprüche der Waliser", der „Schottischen und Irischen Volkslieder" oder einzelner englischer und französischer Dichter, z. B. von Th. Moore und Beranger („Bérangers letzte Lieder. Verdeutscht." Hann. 1858.)

Rodenbergs epische Dichtungen „Dornröschen" (Bremen 1851), das er schon auf der Schule dichtete, „König Haralds Todtenfeier. Ein Lied am Meere" (Marb. 1852. 3. Aufl. 1855) und „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie" (Hann. 1853. 3. Aufl. 1855) bieten viele schöne Einzelnheiten, treffliche Schilderungen ernster, selbst düsterer und heiterer Verhältnisse; ihre Anlage erinnert aber zu sehr an ihre Vorbilder, „Haralds Todtenfeier" an „Sigurds Brautfeier" von Geibel, „Die Kriegshistorie" an Roquettes „Waldmeister".

1. Junges Blut!

Hätt ichs nimmer doch gedacht,
Daß die Lieb so traurig macht!
Mag nicht schlafen, mag nicht wachen,
Mag nicht weinen, mag nicht lachen.
Traurig sitzen, einsam wallen,
Ei, wem könnte das gefallen?
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

Hätt ichs nimmer doch gedacht,
Daß die Lieb so lustig macht!
Habe einen Gruß gefangen,
Da sie mir vorbeigegangen;
Augen blitzten, Lippen glühten,
Und ein Duft wie Veilchenblüthen . . .
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

Hätt ichs nimmer doch gedacht,
Was die Lieb aus mir noch macht!
Bald geseufzt und bald gesungen,
Bald geklagt und bald gesprungen.
Warm und kalt wie Märzensonne,
Wonneschmerzen, Schmerzenswonne,
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

Hätt ichs nimmer doch gedacht!
Warme Lieb kommt über Nacht.
Eben noch in dunkler Hülle,
Nun in warmer, rother Fülle.
O wie voll im lichten Moose,
Rosenliebe, Liebesrose —
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

2. Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert Alles,
Von keinem Hauch gestört,
Kaum daß man leisen Schalles
Den Bach noch rieseln hört.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund noch wach.

Und Alles, Lust und Schmerzen,
Bracht ich in mir zur Ruh;
Nur Eins noch wacht im Herzen,
Nur Eins: und das bist Du!

Und Deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liede
Und Nachts wird er zum Traum.

3. Blühendes Thal.

Wo ich zum ersten Mal Dich sah,
Wie üppig grünt die Wiese da!
Wo ich zum ersten Mal Dich sprach,
Da blühn die Veilchen unterm Hag.
Wo ich Dich küßt' in dunkler Nacht,
Da lodert nun der Rose Pracht.
Doch wo ich Abschied nahm in Leid,
Da rauscht nun eine Trauerweid:
So blüht und rauscht das ganze Thal
Von unsrer Liebe Lust und Qual.

4. An die Abgelebten.

Ihr, deren Herzen matt und kalt,
Weil Ueberdruß Euch brachte Leid:
Sagt immerhin, die Welt sei alt, —
Wir wissen nur, daß Ihr es seid!

Fürwahr noch scheint so hell die Sonn,
Wie sie am Schöpfungstage schien;
Aus seinen Tiefen quillt der Bronn,
Voll ist der Wald von Melodien.

Auf breiten Schwingen wiegt die Luft
Sich über grünen Bergen hin;
Es haucht die Rose süßen Duft,
So lieblich wie von Anbeginn.

Mit lautren Wellen um den Fels
Rauscht noch manch tiefe, kühle Flut;
Und in der Traube goldnem Schmelz
Vereint sich Erd und Himmelsglut.

Auch Männer giebt es noch zu schaun,
Stark, wie das Alterthum sie pries;
Und reizender als unsre Fraun
War Eva nicht im Paradies.

O Welt voll Freudenüberfluß,
Jung, wie zu Anfang bist Du heut,
So lange noch im Liebeskuß
Das Schöpfungswunder sich erneut.

So lang noch in der Traube Saft
Das Dasein sich vergeistigt hat,
Und von der Erde Lebenskraft
Noch Kunde giebt ein grünes Blatt;

So lange noch die Rosen blühn
In der fröhlichen, seligen Maienzeit:
So lange wolln wir singen kühn
Von unsrer Jugend Ewigkeit.

So lang wolln wir erfüllen gern
Des Daseins friedlichen Beruf;
Und dankbar preisen Gott den Herrn,
Daß er die Welt so schön erschuf!

5. Marie vom Oberlande.

Wie sind so schön auf Helgoland
Die Mädchen und die Weiber!
Der rothe Rock mit gelbem Band
Umschließt die schlanken Leiber.
Ja, Perlen sinds von klarem Schein
Im öden Dünensande:
Die schönste Perle nenn ich mein,
Marie vom Oberlande!

Es grünt ein Bäumlein auf dem Falm,
Ein Häuslein steht darunter;
Rings um die Thür wächst Busch und Halm,
Und rauscht allzeit so munter.
Aus Rosen schaut ein Fensterlein
Wohl nieder bis zum Strande:
Die schönste Rose nenn ich mein,
Marie vom Oberlande!

„Zum grünen Wasser" heißt ein Saal —
Das ist ein fröhlich Klingen,
Wenn bei der Sonntagslichter Stral
Die lustigen Schiffer springen.
Wie leuchtet dann der Mädchen Reihn
Im festlichen Gewande:
Die schönste Dirne nenn ich mein,
Marie vom Oberlande!

Vom flachen Strande stößt ein Kahn,
Der Wind, die Wellen toben;
Ein Fensterlein ist aufgethan,
Ein Tüchlein webt von Oben.
Ach Gott, es muß geschieden sein,
Ob wild die See auch brande:
Auf Wiedersehn, Herzliebste mein,
Marie vom Oberlande!

Klaus Groth.

Seit Voß wurde die niederdeutsche Mundart nur von wenigen, noch dazu nur unbedeutenden Dichtern zu poetischen Darstellungen verwendet; der in der Ueberschrift genannte Dichter hat sich das große Verdienst erworben, den schönen, weichen Dialekt zur poetischen Sprache zu erheben und ihm eine Stelle neben dem Hochdeutschen zu erkämpfen.

Klaus Groth

Klaus Groth, geb. am 24. April 1819 zu Heide, einem Marktflecken in Holstein, besuchte das Seminar zu Tondern, um sich zum Lehrer vorzubereiten; sein Wunsch zu studieren konnte, wahrscheinlich wegen beschränkter Vermögensverhältnisse, nicht in Erfüllung gehen. Nach abgelegter Prüfung erhielt er die Stelle eines Mädchenlehrers in Heide, wo er seine freie Zeit zur Erweiterung seiner Kenntnisse benutzte; er studierte mit eisernem Fleiß Philosophie, Mathematik und die Naturwissenschaften, auch erlernte er mehrere Sprachen (Lateinisch, Schwedisch, Dänisch, Italienisch, Griechisch und Altdeutsch). Im J. 1847 nahm er, von beschränkten Köpfen als zu hochstrebend angesehen, seine Entlassung, um sich für das höhere Schulfach vorzubereiten, mußte aber, weil er in Folge seiner allzugroßen Anstrengung krank wurde, diesen Plan aufgeben. Er ließ sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Femarn nieder, wo er sechs Jahre blieb und den größten Theil seiner Gedichte verfaßte. Obgleich noch nicht vollkommen hergestellt, be-

gab er sich im August 1853 nach Kiel, um den Quellen literarischer Bildung näher zu sein und zugleich die Seebäder von Düsternbrook zu gebrauchen, die wohlthätig auf seine Gesundheit wirkten. Im J. 1854 reiste er nach Hamburg, machte von dort aus eine größere Erholungsreise nach Süddeutschland und der Schweiz, verweilte längere Zeit in Bonn, begab sich alsdann nach Dresden und nach einem längern Aufenthalt in dieser Stadt wieder nach Kiel, wo er sich habilitierte, nachdem ihm die Universität Bonn in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Sprache das Diplom eines Doctors der Philosophie verliehen hatte. Im J 1866 wurde er zum Professor ernannt.

Klaus Groth war bei aller gelehrten Bildung, die er sich mit Mühe erworben, doch ein Mann des Volks im vollsten und schönsten Sinn des Worts geblieben, er hatte die Denk- und Empfindungsweise desselben in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bewahrt. Daher schildern seine Dichtungen das Volk nicht bloß mit großer Wahrheit, was auch ein anderer Dichter könnte, sondern er schildert es im Sinne des Volks selbst; es ist das Volk selbst, das aus seinen Liedern, Erzählungen und Idyllen spricht und dem er nur den rechten Ausdruck geliehen hat. Er hat daher seinen Dichtungen „Quickborn" (Hamb. 1852. 8. Aufl. 1860) mit vollem Recht den erläuternden Beisatz: „Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarschischer Mundart" gegeben und sie nicht bloß als Bilder aus dem Volksleben bezeichnet. Und er konnte dieß um so füglicher thun, als er das Leben des ditmarschen Volks in seinem ganzen Umfang vorüber führt, nach seinen innern und äußern Vorzügen, in seinen bürgerlichen und geschichtlichen Verhältnissen, in seinem Zusammenhang mit der Natur und der Thierwelt, in seinen verschiedenen Ständen, in seinen Sitten und Gebräuchen, mit Einem Wort in allen seinen Eigenthümlichkeiten, wobei der Dichter jedoch nie vergißt, die rein menschlichen Empfindungen hervortreten zu lassen. Der „Quickborn" gibt uns daher ein eben so reiches als wahres Gemälde jenes Völkchens der Ditmarschen, das so großartige Erinnerungen hat, und das, durch seine Lage von den großen Weltbewegungen entfernt, seine alten Sitten und Gebräuche, seine alte Denk- und Empfindungsweise bis jetzt noch so treu und fest bewahrt hat. Dieses Volk und dessen Land spiegelt sich in Groths Dichtungen in der vollsten Treue und Wahrheit ab, doch hat er als echter Dichter Alles abgerundet und im richtigsten Sinne des Worts idealisiert, d. h. er hat das, was nur als Keim im Geist und Herzen des Volks liegt, zur vollsten Blüthe entfaltet. In dieser Weise führt er uns die einzelnen Stände und Klassen des Volks vor, den Fischer, den Müller, das Milchmädchen u. s. w., oder er schildert allgemeine menschliche Empfindungen, die er an einem individuellen Leben zur Anschauung bringt; so in der „Krautfrau" (2), die das Glück der Stadtbewohner beneidet, aber am Ende findet, es sei doch besser, gesund zu sein, wenn man sich auch plagen muß; in der alten Harfenistin, die der alten Zeiten gedenkt, wo sie jung und schön war, und überall, wo sie hin kam, Freude verbreitete, während sich jetzt Niemand mehr um sie bekümmert. Eine Magd hat ihren Geliebten verloren, der in der Schlacht geblieben ist; es war der Sohn ihrer Herrschaft. Seine Eltern, ruft sie voll Schmerz aus, haben doch noch einen Trost, sie haben noch einen zweiten Sohn, ich habe Nichts als Thränen, ihn zu beweinen. Und wenn seine Kameraden seine Tapferkeit rühmen, ist's mir, als ob ich das Schießen und ihn rufen höre: „Meine Anna, komm nur bald!" (6). Eben so tief gefühlt ist „Die junge Wittfrau" (4) und das herrliche Liedchen (5), das in einfachen und ergreifenden Zügen die ewig junge Liebe eines alten Ehepaars schildert. In manchen Stücken entfaltet er eine Fülle von köstlichem Humor, der ihm so natürlich ist wie die Tiefe der Empfindung; so im „Orgeldreier" (1). Die „Familienbilder" und die Balladen, die er unter der Ueberschrift „Wat sich dat Volk vertellt", vereinigt hat, sind kleine Meisterstücke in Stoff, Ton und künstlerischer Abrundung; ihnen reihen sich die Bilder aus der Heldenzeit an, in denen sich die Vaterlandsliebe des Dichters mit begeisterter Kraft ausspricht (3). Die größern Erzählungen und Idyllen, von denen wir leider keine mittheilen können, „Hanne ut Frankrich", „Peter Kunrad", „Peter Plumm" erfreuen durch die lebendigste Naturwahrheit, ihre künstlerische Anlage und Durchführung, so wie durch die gelungene Darstellung. Ueberhaupt ist Groth seiner „süßen Muttersprache", der er ein so schönes Lied gewidmet hat („Min Mutterspraak"), im größten Umfange mächtig, er verwendet sie zu den mannichfaltigsten Formen und Rhythmen, selbst zu antiken Versbildungen (in Hexametern), ohne ihr die geringste Gewalt anzuthun.

Dem „Quickborn" ließ Groth eine Sammlung Erzählungen „Vertellen" (2 Bde. Kiel 1855—1859) und eine Idylle „Rothgeter Meister Lamp un sin Dochder" (Hamb. 1862) folgen, die zwar der schönen Einzelnheiten viel enthalten, aber im Ganzen jene erste Sammlung weder an Vielseitigkeit noch an Tiefe und Innigkeit erreichen, doch sind in einzelnen Stücken der „Vertellen" z. B. in „Detlef" die Charaktere von großer Originalität. — Groth hat sich auch in hochdeutschen Dichtungen versucht: „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn" (Hamb. 1854); aber das Hochdeutsche ist nicht das Element, in welchem er sich frei und leicht bewegt.

1. Orgeldreiher.

Ik sprung noch inne Kinnerbüx
Do weer ik al en Daugenix,
Dat sän ok alle Nawers gliks:
„De Jung dat ward en Sleef."
Wat schert mi all dat Snaetersnak!
Ik sing und dreih min Dudelsack,
Belach den ganzen Rummelpack,
De mi keen Süsselnk gev!

Min Vader schick mi hen na Schol,
Ik hal mi oft en Puckel vull
Un mak den Rekter splütterndull:
Min Lex, den wuss ik schlech.
Sum sus — dat wull der gar nix rin!
Ik slöt den Kram tum Dömel hin,
En Prester steek der doch nich in!
Mi stunn dat Swart inn Weg.

Min Moder leet mi'n netten Knüll
Vull Wutteln un Kantüffelpüll;
Dat weer er letzte gude Will:
Ik schull'n Plantasche grünn.
Harr ik man Lust hatt, Gras to mei'n,
Ann Ellbagn van inne Schit to klei'n,
Mitn Sack umme Nack den Rogg to sei'n,
So kunn ik Goldkorns sinn.

Kantüffeln weern der as min Hot,
Un Wutteln as min Been so grot,
Un Dreck to klei'n in Aewerflot —
Dat weer di en Vergnögn!
Min Ol sin Saen, de weer ni dumm:
„Bunt Arbeiden ward man stif un trumm;
Ik sett den Knüll in Sülwer um
Un tehr vun min Vermögn."

Juchheisa! in en Reiterbür!
Bequaste Steweln blank in Wichs!
Klar is de Kees, de Junker fir!
So gung ik denn to Mark.
Klei du in Dreck bet aewern Kopp!
Din Fru sett di en Spint derop,
Un hatt se di de Jack utkloppt,
So humpel du to Kark!

Min Geld is all, min Knüll vertehrt,
De Junker is keen Dreelnk werth,
Min Knep hess ik vun buten lehrt;
Sus sum — de Welt geit rum!
Wat schert mi all dat Rummelpack!
Ik hess min heel Musik um Nack,
Ik sing min Leed un mak min Snack
Un dreih min Orgel rum.

2. De Krautfru.

„Kraut! Kraut!"
De Heiders slapt gebóri ut!
Hier sünd noch Luken vaer.
Uns Annre ward dat nich so gut,
Wi maet der fix hendaer!
Ik kam nu all vunn Butendik
Ut't natte kole Haf;
Dee reckt sik mal un wunnert sik —
Un seilt noch wedder af.

„Kraut! Kraut!"
De Dare pumpt er Ammer vull
„Kraut! lebendi un krall!
Min Deern, wenn't jümmer töben schull,
Warn se vaer Abnd ni all!"
Dar kumt Een mit en Achndeelssett:
„Min Kind, de Kraut sünd rar! —
Scheerkrauten? ne! de weern ni fett,
De waßt bet tokum Jahr."

„Kraut! Kraut!"
Wa weer de Jümfer al in Staat,
In Schoh un Strümp un all!
De Hals so witt, de Haar na'n Drath,
Als schull se glik to Ball!
Un Unserener stiggt barfot
Bun Büsum na de Heid,
Un hett se denn er Solt op Brot,
So ist aln grote Freid.

„Kraut! Kraut!"
Wa lett dat Mark doch wunnerschön
Mit all de Lust un Pracht!
Un rund herum de Böm so grön,
Dat Allens levt un lacht!
Un Hus bi Hus en Bank so witt
Un Finstern spegelglatt,
Un de dar binn' un buten sitt,
De levt und freit sik satt.

„Kraut! Kraut!"
O wahn ik hier un harr min Brot
Un keek hier Sünnabends ut!
Mi dünkt, mi weer dat Hart so grot,
As wull't mi baben rut
De Boden all in Sünnenschin,
De Wagens un de Per:
Min Gott! wa kunn ik glücklich sin,
Wenn't blot en Heider weer!

„Kraut! Kraut!"
Wa weer de Mann doch dodenblass,
De dar ut't Finster kik!
Bewahre! ik entzück mi fast
Un meen, ik seeg en Lik! —
Ne, lewer sund un guden Moth,
As krank un inne Heid!
Bewahr mi man de lewe Gott,
Dat mi't nie slechter geit!

3. De Schlacht bi Hemmingsted.

(1500 Febr. 17.)

De König to den Herzog sprok: „Och hartlev Broder min
Wa krigt wi dat frie Ditmarscher Land? segg an, wa kamt wi in?"

As dat Reinold vun Mailand hör, de mit sin gelen Bart,
Do seggt he: „Wi schickt de Garr en Bad, dat uns en Bistand ward."

Sobald de Garr dat Wort man hör, rüst' se sik mächti sehr,
Se rüst' wul föfteinbusent Mann, und trock daer de Heiloh her.

Un as de Garr bi den König keem: „Och Herr, min lewe Herr,
Wo liggt dann nu dat Ditmarscher Land, in Heben oder op de Eer?"

„Das nich mit Keden ann Himmel bunn', op Eer is dat to finn'."
Do sä de Junker Slenz mit Moth: „Denn müllt wi't bald gewinn!"

He leet de Trummelslager slan, de Fahne, de leet he fleegn,
Se trocken ut aewer Weg un Steg, bet se dat Ländken seegn. —

„Nu wehr di, Bur, de Garr, de kumt;" vun Möldorp jagt se her,
De Helm un Panzers schint as Gold, as Sülwer schint de Per.

König Hans un all wat Adel kumt mit groten Lerm un Schall.
De Wulf, de lurt mit wäcke Burn bi Braken achtern Wall.

Bun Möldorp trock das swart hendal, wul dörtig dusent Mann:
Bun Wörden il en lütten Tropp en Mäden gung vaeran.

„So hölp uns Heer, du heft dat Rik in Himmel un op Eer!"
Wulf Isebrand störtt uf de Schanz, twe Hunnert achterher.

Un op de Panzers fulln de Slåg, un Rüters in den Sand,
Un vun de Geest dar keemn de Burn, un de Floth keem aewert Land.

Van dal vun Heben full de Snee, op Per un Minsch de Slåg,
Blank war dat Moor un witt de Geest, un blödi warn de Steg.

De Buern schregen: „Stekt de Per un schont de Rüterknechts!"
Un sprungen barfot mit Kluwerstöck un slogen links un rechts.

Un reten inne Gröben dal un störrten se in Slamm,
Bet Minsch un Beh sik drängn un drungn all langs den smallen Damm.

„Nu wahr di, Garr, de Bur, de kumt!" He kumt mit Gott den Heern,
Bun Heben fallt de Snee heraf, de Floth de stiggt vun nerrn.

Un wit ut alle Dörven her kumt Hölp un frischen Moth:
„Nu schont de Per — de ridt wi noch — un slat de Rüters dot!"

In Slick un Slamm sack menni Heer, de sunst op Siden leeg,
In Swinmoor liggt nu menni Een, de harr en golden Weeg.

Keen Nam so grot int Holstenland un nich in Dännemark,
Dar ligt se nu ahn Krüz un Steen, dar ligt se ahn en Sarg.

De Garr, de full mit Junker Slenz, so grot un stolt he weer,
De lange Reimer Wimersted, de keem un steek em daer.

Mit nauer Noth, in Angst un Sorg keem König Hans dervan.
In Möldorp leet se Beer un Win un Bradens inne Pann.

Dat gev en Fest! na Noth un Dod, und Friheit weer dat Arf.
Dat mak de Düwels Isebrand un de Dusentdüwelswarf!

4. De junge Wetfru.

Wenn Abends roth de Wulken treckt,
So denk ik, och, an di!
So trock verbi dat ganze Heer,
Un du weerst mit derbi.

Wenn ut de Böm de Blaeder fallt,
So denk ik glik an di:
So füll so menni brawe Jung,
Un du weerst nit derbi.

Denn sett ik mi so truri hin,
Un denk so vel an di.
Jk et alleen min Abendbrot —
Un du büst nich derbi.

5. En Dünjen.

Wi gingn tosam to Feld, min Hans,
Wi gingn tosam to Rau,
Wi seten achtern Disch tosam,
So warn wi old un grau.

Bargop so licht, bargaf so treg,
So menni, menni Jahr, —
Un doch, min Hans, noch ebn so leef,
As do in brune Haar.

6. Verlarn.

Sin Moder geit un jammert,
Sin Vader wischt de Thran,
Jk melk de Köh un feg de Stuv,
Mik lat se stan un gan.

De Nawers kamt to trösten,
Un snackt en hartli Wort,
Un wenn se tröst, un wenn se weent,
Slik ik mi truri fort.

Des Abends inne Kamer,
Bi depe düstre Nach,
Denn ween ik all de Laken natt
Bet an den hellen Dag.

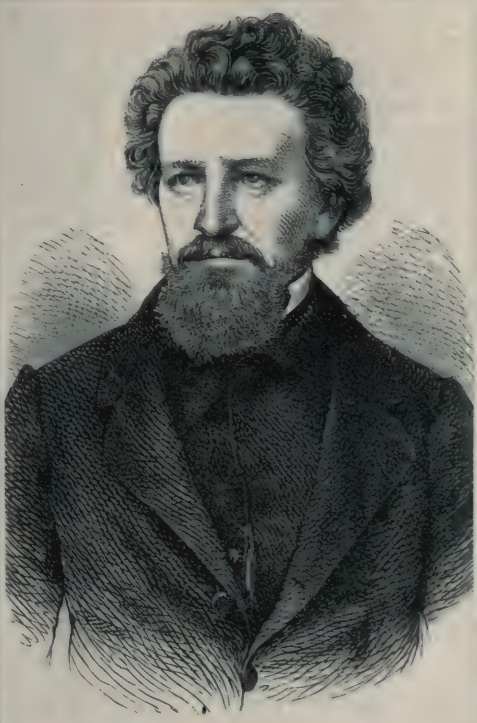
Se hebbt je noch en annern,
Se hebbt je noch en Saen:
Jk heff je nix as bittre Thren,
Un mutt so heemli ween.

Un kamt sin Kameraden
Un seggt, we brav he weer,
So mutt ik rut alleene nan Hof,
Un legg mi anne Eer.

Mi dünkt, ik hör dat Scheten,
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dünkt, ik hör, he röppt, he röppt:
„Min Anna, kumm man bald!"

Hermann Lingg.

Hermann Lingg, geb. am 22. Januar 1820 in Lindau am Bodensee, verlebte unter den Augen seines wohlwollenden Vaters und seiner überaus sanften Mutter, welcher er einige tiefgefühlte Gedichte widmete, eine ruhige und glückliche Jugend. Er besuchte die Schulen Lindaus und das Gymnasium zu Kempten, worauf er 1837 die Universität München bezog, um Medizin zu studiren. Nachdem er noch zum Behufe seiner weiteren Ausbildung Freiburg, Berlin und Prag besucht, und 1843 in München zum Doctor der Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe promoviert worden, trat er 1846 als Militairarzt in das bayerische Heer, welche Stellung es mit sich brachte, daß er seinen Aufenthalt öfter wechselte. Einen mehrwöchentlichen Urlaub benutzte er zu einer Reise nach Italien, wo er insbesondere Rom und Neapel besuchte. Im J. 1851 wurde er pensioniert und er ließ sich in München nieder, wo er sich mit geschichtlichen und philosophischen Studien, besonders aber mit Poesie beschäftigte, der er schon in seiner früheren Stellung seine freie Zeit gewidmet hatte. Unangenehme Familienverhältnisse und andere Umstände, die nicht vor die Oeffentlichkeit gehören, verbitterten sein Leben und bereiteten ihm drückende Sorgen, denen die freundschaftliche Theilnahme Geibels und die Unterstützung des zu früh verstorbenen Königs Maximilian II., der ihm einen Jahrgehalt ertheilte, ein Ende machte.



Linggs „Gedichte" (Stuttg. 1854. 7. Aufl. 1871), welche durch Geibel eingeführt wurden, errangen sich in kurzer Zeit großen Beifall. Dieser war zunächst durch diejenigen hervorgerufen worden, die er unter dem Titel „Geschichte" zusammengefaßt hatte, und allerdings waren die Stoffe, die er gewählt, nicht bloß an sich bedeutend, sie traten auch aus der gewöhnlichen Bahn des Liebes- und Naturliedes heraus, das von so vielen berufenen und unberufenen Dichtern gepflegt wurde. Die großen Gegenstände riefen auch große Ideen hervor, an die man eben nicht sehr gewöhnt war. Dazu kam die düstere, ja oft unheimliche Haltung dieser Gedichte, welche immerhin einen gewissen, für manche Naturen unheimlichen Reiz hat. Dieß zusammengenommen erklärt es, daß selbst strenge Kunstrichter die zahlreichen Schwächen und Mängel übersahen, welche diese Gedichte verunstalten und die man nicht ungeneigt war für originell und genial zu halten. Schon die Form dieser Dichtungen ist ungenügend, und zwar verstoßen sie oft gegen die ersten Anforderungen der Kunst. Man begegnet nur zu häufig unreinen und ein gebildetes Ohr verletzenden Reimen (z. B. Schooß — entsproß und so noch vielen); der Reim beherrscht sehr häufig den Gedanken; so muß, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, die „Stalllatern" ein Fabrikat von Bern sein, weil sich dem Dichter kein anderer Reim darbot, und so bedünkt es uns, daß die seltsamen Reime, welche ziemlich häufig vorkommen, einen ähnlichen Grund haben, obwohl sie auch wohl durch die Sucht herbeigeführt worden sein mögen, durch Seltsamkeit zu wirken, was man auch Freiligrath vorgeworfen hat, dessen auffallende Reime jedoch meist mit dem Inhalt harmonierten, was bei Lingg viel seltener der Fall ist. Es werden überhaupt in dem ganzen Bande wenige Gedichte zu finden sein, in denen nicht Reime vorkommen, welche von der Noth eingegeben wurden. Der Strophenbau entbehrt der leichten, harmonischen Bewegung, wenn der Dichter die gewöhnlichen einfachen Formen verläßt, und insbesondere macht es eine unangenehme Wirkung, wenn Reimstrophen mit einer reimlosen Zeile endigen, was häufig vorkommt. So wirkungsvoll es ist, wenn in reimlosen Dichtungen an passenden Stellen der Reim plötzlich eintritt, so verletzend ist die umgekehrte Behandlung, da das an den Reim gewöhnte Ohr die Wiederholung desselben erwartet und in seiner Erwartung getäuscht wird. Eine solche Dissonanz mag in komischen Dichtungen oft an ihrem Platze sein, sie kann wohl auch in ernsten Poesien hie und da, wenn sie geschickt angebracht ist, bedeutende Wirkung machen; aber wenn sie sich oft und ohne innere Nothwendigkeit wiederholt, wie im „Phrygien-Gesang", zerstört sie allen Reiz des Rhythmus. In nicht wenigen Gedichten macht die Versbewegung den Eindruck von Knittelversen, oder sie tritt so zurück, daß wir Prosa zu lesen glauben. Eben so läßt die Sprache sehr viel zu wünschen übrig. Viele Ausdrücke und Bilder sind allerdings aus dem schon erwähnten Bestreben, durch Seltsamkeit zu wirken, hervorgegangen, wie das Wortungeheuer „Sommersonnwendnacht", dessen Härte und Ungefügigkeit schon den Dichter hätte warnen sollen, wie ferner der „hölzerne Delphin" für Schiff („Phönizier"), das blutdurstlechzende Heimweh („Römischer Triumphgesang") und viele andere hochtönende Phrasen und Bilder ohne wahren Gehalt. Der Härten finden sich übrigens eine große Anzahl, und es wird manches sonst hübsche Gedicht dadurch verunstaltet, wie die „Alten Briefe" (7) durch den Schlußvers: „Ach zu hart wär sonst um dich der Schmerz", mit seinen neun einsylbigen Wörtern, der zudem seinem Inhalte nach mit dem Ganzen in keinem Zusammenhange steht, ja ganz unverständlich ist. Ueberhaupt ist die Sprache oft steif, der Dichter hat sie nicht in seiner Gewalt, so daß er sehr häufig die Gesetze der deutschen Wortstellung verletzt*).

Die Stoffe der Abtheilung, die wir zunächst im Auge haben, sind allerdings bedeutend und für die dichterische Behandlung äußerst fruchtbar und ergiebig. Welche Reihe von großen Gedanken und Anschauungen erwecken nicht die Namen Salamis, Alexander, Spartacus, Velleda, Attila, Mahomed, Timur, Lepanto, was erwartet man nicht von Dichtungen, welche die

*) Ein Beispiel wird genügen, dieß darzuthun; die erste Strophe in den „Ansiedlern", einem Gedicht, das außerdem ein Muster von Unklarheit ist, lautet folgendermaßen:

„Einige warf die Fluth ans Land,
Andre kühn wie wilde Pferde
Auf der neuen Erde
Wuchsen auf, am Pflug die Hand,
Stark durch Mühsal und Beschwerden."

Phönizier, einen römischen Triumphator, den Normannenzug, die Vehme, den schwarzen Tod u. s. w. zum Gegenstand haben; aber wie weit ist der Dichter hinter dem zurückgeblieben, was man billiger Weise erwarten darf. In erster Linie vermißt man in beinahe allen Gedichten einen logischen Zusammenhang der Gedanken, der selbst bei dem größten Schwung und Feuer nicht fehlen darf, wenn er auch nicht ausgedrückt ist. Bei Lingg stehen die Gedanken aber nicht selten ohne alle innere Verknüpfung und scheinen wie zufällig durch einander gewürfelt. Eben deshalb kommt auch der Hauptgedanke, der einem Gedichte zum Grunde liegt, nicht zur klaren Anschauung, und nur sehr wenige bringen einen befriedigenden Gesammteindruck hervor, wie die „Leichenfeier" (1) oder „Die Schiffersfrau" (4), aber ihr Gegenstand ist auch einfacher und lag dem Dichter näher. Eines der besten ist „Der schwarze Tod" (3), aber ist weit davon entfernt, ein vollendetes Kunstwerk zu sein. Es hätte mit der achten Strophe abschließen sollen, denn Alles, was nach derselben folgt, ist rein überflüssig und schwächt eben deshalb den Eindruck. Was kann uns daran liegen, daß der Tartarchan oder ein Negerfürst von der Seuche befallen wird, wenn wir wissen, daß sie ganze Geschlechter und Stände hinrafft, daß sie den schnellsten Reiter ereilt, daß ihr kein Schloß zu hoch ist? Nicht weniger mangelhaft ist „Attilas Schwert" (2). Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß es heißt, Hunnenkrieger hätten es gefunden, obgleich nur Eber und Wölfe den gefeiten Platz wußten; aber wie ist das Folgende zu entschuldigen? Attila schwingt es „wie zum Wurf"(!) nach Westen, den Hunnen *scheint* es wie ein Meteor, und nun wird es wirklich eines, das am Himmel sich wie ein Kometenglanz ausdehnt, und auf dem Bosporus als „schwanke, blasse Sterne" erscheint. Der Dichter hätte offenbar die Sache ganz ins Wunderbare spielen lassen sollen; dem Schwingen des Schwertes hätte ein vollständiges Wunder folgen, der Himmel hätte sich mit Feuersglut überziehen sollen, die in Byzanz ihren Höhepunkt erreicht hätte, wozu dann das „Schlachtgetümmel in der Luft" vortrefflich gepaßt hätte. Aber er hätte dann die schwache Endstrophe anders bilden müssen. So ist auch das „Lied der Städte", ein schöner und fruchtbarer Stoff, unglücklich durchgeführt und wird in der letzten Strophe sogar widerlich.

So oft Lingg einfachere, ihm näher liegende Stoffe behandelt, wie die „Leichenfeier" (1), die „Schiffersfrau" (4) oder „Mycerin" (6) ist er vortrefflich, so auch in den kleineren Liedern, in denen sich ein wehmüthiges Gefühl ausspricht, wie in dem „Lied" (5), in der „Versöhnung" und noch manchen andern, wo jedoch auch in Sprache und Form Manches anders zu wünschen wäre. Es fehlt ihm also nicht an großem poetischen Talent, er besitzt Phantasie, Reichthum an Gedanken, und daß er auch Gestaltungsgabe hat, ersieht man aus den „Reisebildern" und dem Abschnitt, den er „Weltleben" betitelt, aus welchem wir nur „Eismeer und Südsee" besonders hervorheben. Was ihm fehlt, das ist künstlerische Durchbildung, ohne welche es unmöglich ist, den Stoff zu durchdringen und ihm die Abrundung zu geben, die alles Ueberflüssige entfernt, nichts Nothwendiges übersieht; ihm fehlt die Ruhe, die dem Künstler eben so nothwendig ist als die Begeisterung. Kann er diese gewinnen, kann er die nöthige Mäßigung und Selbstbeherrschung finden, so wird er gewiß noch Großes hervorbringen, denn er hat, wie schon gesagt, ein bedeutendes Talent, er ist nicht bloß ein mittelmäßiger Lyriker, wie Einige haben behaupten wollen.

1. Leichenfeier.

Traurig, mit gesenkten Flügeln,
Schwebt der Legionen Aar
Von der Tiber dunklen Hügeln
Um den flammenden Altar.
Auf dem Sarg mit Lorbeerzweigen
Liegt der Kaiser bleich und stumm,
Seine Krieger schaun mit Schweigen
Auf das Todesheiligthum.

Während sie den Holzstoß zünden,
Ruft ein weißer Priesterchor,
Cäsars Ankunft zu verkünden,
Zu den Sternen dies empor:
„Nehmt ihn auf in eure Mitte,
Diesen Siegesgott der Welt,
Der sie einst im Segensschritte
Einer Sonne gleich erhellt."

Züngelnd schlagen auf die Flammen
Um den Sarg, ein glühend Meer,
Schwert und Schilde schlägt zusammen
Laut mit Klageruf das Heer;
Fahl wie Asche liegt der Todte,
Matt verglimmt der Scheiterhauf;
Doch der Aar, sein Flügelbote,
Schwingt sich zu den Göttern auf.

2. Attilas Schwert.

Unterm Eichbaum auf der Haide
Liegt ein Riesenschwert uralt,
Oft in seiner dunklen Scheide
Zuckt es durch den Felsenspalt.

Heimlich warten Gnom und Elfe,
Wachsam bei dem großen Schatz;
Aber Eber nur und Wölfe
Wissen den gefeiten Platz.

Endlich findens Hunnenkrieger,
Attila empfängt den Hort,
Und er ruft: „Als Weltbesieger
Grüßt mich hier ein Götterwort."

Sprichts und schwingt das Schwert der Ahnen
Wie zum Wurf nach West empor,
Allen Hunnen und Alanen
Schien es wie ein Meteor.

Hoher Widerschein am Himmel
Dehnt sich wie Kometenglanz;
Durch die Luft ein Schlachtgetümmel
Hört der Kaiser in Byzanz.

Hörts und ruft den Astrologen,
Der ihm nun, wie Alles schweigt,
Auf des Bosvors dunklen Wogen
Schwanke, blasse Sterne zeigt:

„Kaiser, Gott und Götter schlafen,
Deine großen Feinde nahn,
Mische Gift und opfre Sklaven,
Thaten hast du nie gethan!"

3. Der schwarze Tod.

Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Egyptenland
In rothen Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsaug ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

Thal ein und aus, Berg auf und ab,
Ich mäh zur öden Haide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassernoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg thu ich beerben.

Es hilft euch Nichts, wie weit ihr floht,
Ich bin ein schneller Schreiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Waare;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig aus seinem Schatz heraus
Und streck ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau ins Aug hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brod und Wein,
Der hungert nur nach Staub allein,
Den durstets, heimzugehen.

Im Osten starb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselman,
Man hört auch Nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgetorbnes Schiff,
Und Alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd und leer
Die Stadt der Todten finden.

4. Die Schiffersfrau.

Wir sahn dem Schiff am Ufer nach,
Bis Wind die Segel fiengen,
Bis über die See das Dunkel brach,
Und die Augen übergiengen,
Dann kehrten wir heim, allein und zerstreut,
Wir Frauen und Töchter der Schifferleut.

Seitdem ists nun im zweiten Jahr,
Daß dich die Wogen treiben,
Du irrst durch ferne Todesgefahr
Und ich muß Wittwe bleiben.
Ich schaukle zu Haus in der Wiege dein Kind,
Und dich, dich schaukelt der wilde Wind.

Oft fallen mir alle die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder sangen.
Vergessene Menschen in fremder Tracht
Besuchen mich oft im Traume der Nacht.

Sie schütteln ihr lang durchnäßtes Haar,
Und grüßen wie fremde Boten,
Sie reichen einen Ring mir dar
Und Grüße von dem Todten,
Von dir, von dir — ich erwach und wein
Und schlafe die Nacht nicht wieder ein.

Es lechzt vielleicht dein heißer Mund,
Und ich kann dich nicht laben,
Du liegst vielleicht im Meeresgrund
Sarglos und unbegraben;
Ach, daß ich selbst den Trost verlier,
Im Frieden einst zu ruhn bei dir!

5. Lied.

Kalt und schneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz ist bang und leidend
Deinetwegen, schönes Kind!

Deinetwegen,
Süße Macht,
Ist mein Tagwerk ohne Segen
Und ist schlaflos meine Nacht.

Stürme tosen
Winterlich,
Aber blühten auch schon Rosen,
Was sind Rosen ohne dich?

6. Mycerin.

Mycerin, Aegyptens König,
Hebt das Recht auf seinen Thron,
Herrscht in Milde, Kraft und Weisheit,
Löst sein Volk von Noth und Frohn,
Herrscht ein Schutz und Schirm der Armen,
Aller Flüchtigen Asyl;
Niemals war seit Isis Tagen
Glücklicher das Volk am Nil.

Aber bald sein bestes Wollen
Stört ein dunkler Widerstand,
Fieber schleicht durch seine Städte,
Typhons Glut verzehrt das Land,
In die Heerden brechen Seuchen,
Seine Dämme bricht das Meer,
Auf die kaum gebornen Saaten
Stürzt sich das Insektenheer.

Und der König, schwer von Sorgen,
Ruft die Priester zum Palast:
„Saget mir, o Sonnenkinder,
Bin den Göttern ich verhaßt?
Fraget die Orakel alle,
Bringet allen Opfer dar,
Fraget, wann sich endlich schließe
Dieses düstre Trauerjahr?“

Und die Priester kehren wieder,
Schlagen auf ein Palmenbuch:
„Sieben Jahre wirst du leben
Dir und deinem Land zum Fluch!
Deine Herrschaft haßt der Himmel,
Weil du, Sterblicher, gewagt,
Eigenmächtig zu beglücken
Jeden, der vor dir geklagt;

Weil du nahmst die Schuld vom Haupte,
Das gerechte Strafe trug,
Weil du standst am Bett des Kranken,
Den ein Gott mit Seuche schlug,
Weil die Fesseln deiner Völker,
Weil der Zeiten Finsterniß
Eigenmächtig, freveltrotzig
Deine Königshand zerriß.“

„Seis denn, Priester,“ spricht der König,
„Solchem Schicksal biet ich Hohn,
Und zur Lüge will ich machen
Eurer Sprüche nichtig Drohn:
Fackelglanz durchströme Memphis,
Jede Nacht sei Tag, sei That,
Und ich lebe jene Sieben
Doppelt, eh die Stunde naht.

Ja verzehnfacht will ich leben,
Doppelt jeder That mich freun,
Zwiefach jede Schuld vergüten,
Doppelt jeden Segen streun;
Gießet aus all meine Schätze;
Theilet aus mein Gold und Korn,
Mit dem Segen meines Volkes
Trotz ich Eurem Götterzorn!“

7. Alte Briefe.

Eine Schrift giebts, deren Züge
Ohne Thränen ich nicht sehen kann,
Denn sie redet keine schöne Lüge,
Die ein leeres Herz ersann. —
Alle Worte sind nur Zeugen
Einer Liebe, tief, unwandelbar,
Einer Liebe, die durch Nichts zu beugen,
Die die Liebe meiner Mutter war.

Ob ich dich auch nicht mehr habe,
Deine stille, treue Liebe blieb,
Modert auch die Hand im Grabe,
Die mir diese Thränen schrieb.
Wie vor Jahren noch bewegen
Deine Sorgen heut mein Herz,
Lindernd fließt um mich dein Segen,
Ach zu hart wär sonst um dich der Schmerz!

Emil Rittershaus.

Emil Rittershaus.

Emil Rittershaus, geb. am 3. April 1834 zu Barmen im Wupperthal, erhielt seinen ersten Unterricht von einem Privatlehrer, dem weitgereisten und vielerfahrenen Friedrich von Borckel, der in Uebereinstimmung mit der hochbegabten Mutter des Knaben auf dessen geistige und gemüthliche Richtung einen heilsamen und bleibenden Einfluß ausübte. Hierauf besuchte er die höheren Lehranstalten seiner Vaterstadt. Der Wunsch, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen, fand bei seinem Vater, einem angesehenen Kaufmann, kein Gehör, vielmehr mußte er gegen seine Neigung den Beruf seines Vaters ergreifen. Im J. 1849 begann er seine Lehrzeit, blieb nach Vollendung derselben noch bis 1856 in Barmen, lebte dann 7 Jahre lang in Elberfeld, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte. Sein kaufmännischer Beruf veranlaßte ihn zu vielen und großen Reisen; er besuchte England, Frankreich und Holland, auch Süd- und Norddeutschland und die Schweiz zu wiederholten Malen.

Außer seiner Mutter und seinem Lehrer, denen er mit dankbarem Herzen schöne Gedichte widmet („Am Todestag der Mutter“; „Friedrich von Borckel“) übten die politischen und socialen Gedichte Freiligraths, Herweghs, Kinkels u. A. m. großen Einfluß auf seine poetische Entwickelung, und dieser Einfluß wurde einer-

seits durch die großartigen Bewegungen des Jahres 1848 und andererseits dadurch noch mächtig gefördert, daß er in seiner Heimath Gelegenheit hatte, den Pietismus und das Muckerthum in ihrer abschreckendsten Gestalt kennen zu lernen. Aber so lebhaft er an dem politischen Aufschwung des deutschen Volks Theil nahm, so sehr ihn auch jene religiösen Irrthümer anwiderten, so ließ er sich doch nie verleiten, in seiner politischen und religiösen Opposition das Maß zu überschreiten. Wenn auch demokratisch gesinnt, blieb er den Schwärmereien der damaligen Zeit fremd, und obgleich ein entschiedener Feind der Heuchelei, bewahrte er einen lebendigen Glauben und mit demselben die ihm angeborene Heiterkeit des Gemüths. Wollte man seinen Gedichten ein bezeichnendes Motto vorsetzen, so würde sich Nichts besser eignen, als der alte schöne Turnerspruch: Frisch, frei, fröhlich, fromm, der seine Poesie vollkommen charakterisiert. Sein Talent ist nicht von großem Umfang, auch nicht von ungewöhnlicher Tiefe, aber es ist in seinem Kreise ganz und vollkommen. Rittershaus ist eine gesunde, in sich abgerundete, harmonische Natur, und dieß spricht sich auch in seinen Gedichten aus. Da ist nichts Gemachtes, Willkürliches, Gelogenes, sondern Alles ist wahr, Alles aus den äußern oder innern Erlebnissen des Dichters hervorgegangen. Jedem Gedicht liegt offenbar eine besondere Veranlassung zum Grunde, aber nur wenige könnten als Gelegenheitsgedichte im beschränkten Sinne des Wortes bezeichnet werden, weil der Dichter in dem Einzelnen auch immer das Allgemeine zu finden weiß. Sinnige Lebens- und Naturbetrachtung, Verherrlichung des Familienlebens, insbesondere des ehelichen Glückes bildet den Grundzug seiner Gedichte. Entfernt von schwächlicher Sentimentalität und „selbstgeschaffnen Schmerzen", besitzt er ein warmes Herz, das die Welt und Menschheit mit Liebe umfaßt; daher will er der Gegenwart leben, für sie wirken und handeln („Was ist dein?") daher haßt er, von der hohen Aufgabe der Kunst durchdrungen, die falsche Poesie, sie mag als Weltschmerz, als Schwärmerei und „Kraftgenialität" oder als „Amaranthlerei" erscheinen („Sonette"). Der Ernst seiner Lebens- und Weltanschauung ist mit liebenswürdiger Heiterkeit verbunden, die nebst dem Bewußtsein jugendlicher Kraft und Beweisterung ein charakteristischer Zug seiner Dichtung ist. Nur die trübe Gegenwart, die nur Träumer und keine Männer mehr hat, kann ihm schmerzliche Klagen entlocken und der Schmerz steigert sich auch wohl zum Zorn („Unsere Zeit").

Rittershaus ist der Form nicht immer Meister, und er gestattet sich insbesondere nur zu häufig Abweichungen von den Gesetzen der Wortstellung, auch ist die Sprache nicht ohne Härte; es ist dieß um so mehr zu bedauern, da er diese kleinen Mängel leicht bewältigen könnte, wie sich schon daraus ergiebt, daß gerade die besten Gedichte in dieser Beziehung am reinsten sind. Sonst sind seine Verse fließend und nicht selten von großem Wohllaut; auch ist er in der Behandlung des Refrains oft sehr glücklich.

1. Was ist dein?

(An einen Freund.)

I.

„Erinnrung", sprachst du, „ist das einzge Gut,
Was du dein eigen nennst für alle Zeiten.
Das Bild des Todten, der im Grabe ruht,
Wird nimmer, nimmer aus dem Sinn dir gleiten.
Auf raschen Flügeln eilt die Zeit von hinnen:
Schon morgen können Freunde Feinde sein.
Der Falschheit Fahnen wehn von tausend Zinnen,
Die Todten nur, die Todten nur sind dein!"

O nein, mein Freund! Die Todten lasse ruhn,
Das Leben hat dir alle Lust gegeben;
Das Leben segnet all dein Denken, Thun;
All deine Schmerzen lindert sanft das Leben.
Die Trauer legt umsonst die Thränenmassen,
Cypressenkränze auf den Leichenstein.
Dir bleibt nur Eins; dies Eine lern erfassen:
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Weh, wenn Erinnrung du zum Trost erkorst!
Aus dürren Blättern wird den Kranz sie winden.
Sie läßt den Schmerz um das, was du verlorst,
Die herbe Qual dich doppelt tief empfinden.
Was willst zurück den Blick du sinnend wenden?
Nur vorwärts schaun das kann von Segen sein.
Das Leben nur kann frische Blüthen spenden,
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Was ist das Glück, das die Erinnrung schafft?
Nur Schattenbilder, wesenlose Schemen!
Nur Nachtgespenster, die die beste Kraft,
Den Muth zum Streben deinem Herzen nehmen.
Erinnrung lehrt ein einzig Lied dich singen,
Das Lied, daß eitel alles Erdensein.
Laß andre Lieder aus der Harfe klingen!
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Dein ist der Kelch, den deine Rechte schwingt!
Dein ist die Blume, die du dir gebrochen!
Dein ist der Kuß, den dir die Liebe bringt,
Und dein des warmen Freundesherzens Pochen!
Die Rosen brich, o, brich die frischen rothen!
Die frischen Rosen spenden Duft allein.
Lieb die Lebendgen! Laß sie ruhn, die Todten,
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

II.

Einst kommen Tage aller Rosen bar.
Ich hab's bedacht, ich hab es wohl erwogen.
Die Maientage, mild und sonnenklar,
Sind eh wirs glauben, schon vorbeigezogen;
Doch, wenn der Lenz, der Mai mit vollen Händen
Den Blüthensegen auf die Erde streut,
So wird der Herbst dafür die Früchte spenden,
Wenn er auch keinen Blüthensegen beut.

So bist auch dann du noch nicht lustberaubt.
Ja, selbst der Herbst hat seinen Blumensegen!
Sahst du nicht auf des todten Sommers Haupt
Den Asternkranz die Hand des Herbstes legen?
Noch Balsam giebt es stets für alle Wunden,
Und freudenlos ist keine Lebensstund,
Das Leben hält noch in den letzten Stunden
Dir seinen Lebensbecher an den Mund.

Ein hohes Wort sprach einst der Heiland dort,
Da er gestanden hat im Kinderkreise.
„Wie Kinder werdet!“ klang des Heilgen Wort;
„Das Himmelreich ist ihrer!“ sprach der Weise.
O, kennst du wohl die Seligkeit der Kinder?
O, weißt du, was der Kinder Himmel ist?
Das ists, daß sie des Stundenglückes Finder;
Das ists, daß schnell ein Kinderherz vergißt!

Hast du vollbracht, gethan, was du gesollt,
So keimt die Saat empor zu goldnen Aehren,
So wird die Liebe, wird die Freundschaft hold
Dir deine Sterbestunde noch verklären;
So wird sie helfend ihre Hand dir reichen,
Wenn dich bedrängt, wenn dich bedrückt die Noth,
Wenn deines Glückes helle Sterne bleichen
Und ob dem Haupt die Wetterwolke droht.

Die Welt ist besser, als dein Mund sie nennt.
Weh, wenn dein Aug nur eitel Lüge schaute!
Noch manches Herz in Liebesflammen brennt,
Drin nie die Falschheit ihren Tempel baute.
Beim ewgen Gott! es ist nicht Trug und Schimmer
Die Glut des Edlen, die den Busen schwellt.
O, halt ihn fest, o, laß den Glauben nimmer,
Den Glauben an die Menschheit, an die Welt!

Nein, senk nicht trüb und düster du das Haupt!
In Lieb und Freundschaft lern das Herz versenken.
Wer selbst sich traut, wer an sich selber glaubt,
Der wird auch Andern gerne Glauben schenken.
Lieb die Lebendgen! Ihnen weih dein Streben!
Laß „Leben“ stets dir Zweck des Lebens sein.
Mit ganzer Seele gib dich hin dem Leben,
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

2. Gebet.

Nicht fleh ich um den Segen ewgen Glückes,
Nicht fleh ich um ein flüchtig Erdengut.
Gieb, Ewger, nur in Stürmen des Geschickes
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig schreiten,
Ob still die Luft, ob wild die Stürme wehn,
Und Eines gieb mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!

Nur Der ist arm, der einsam zieht die Pfade,
Von dem hinweg der Liebe Engel fliehn.
Dir, Schicksal, Dank! Du hast in deiner Gnade
Der Lieb und Freundschaft Segen mir verliehn.
O, Alle, die mir Liebe je gespendet,
Auf Blumenauen laß sie ewig gehn,
Daß nie ihr Glück und ihre Wonne endet!
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!

Sieh, ihre Freuden will ich jubelnd theilen,
Mich soll bewegen, was ihr Herz bewegt;
Ich weiß es, meine Wunden werden heilen,
So lang sie mild die Hand der Liebe pflegt!
An ihrer Freude soll mein Herz sich sonnen,
Wenn welkend meines Glückes Blumen stehn,
Und ihre Wonnen seien meine Wonnen —
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!

3. Außer dir nur, was in dir!

Die Lüge steht von Pol zu Pol
Ein Lügennetz gewebt,
Denn Jeder schaut nur in der Welt,
Was ihm im Busen lebt!

Wie's innen, so ists draußen auch!
Ists innen licht und hell,
So dünkt die Welt dir lieb und schön
Ein reicher Freudenquell.

Doch ist dein Herz geplagt, gequält,
Von Gram und Sorgen matt,
So scheint die Welt dir öd, und fahl
Ein jedes Blüthenblatt.

Wer Nacht und Trug im Busen hegt,
Sieht immer Nacht und Trug;
Wer Gott im tiefsten Herzen trägt,
Sieht ihn im Weltenbuch!

4. Unsre Zeit.

O Zeit, wie bist du thatenarm!
Im Süden wie im Norden,
Da ist der schwachen Träumer Schwarm
So groß, so groß geworden!

Sie sinnen hin, sie sinnen her
Und hoffen schmerzzerrissen,
Doch ist kein Sporn die Hoffnung mehr,
Sie ist ein Ruhekissen!

Zu Männerthaten fehlt der Sporn.
Wo ist die Kraft geblieben?
Sie haben nicht die Kraft zum Zorn
Und nicht die Kraft zum Lieben.

Sie haben nicht mehr „Ja“ und „Nein“,
Nur feiges Achselzucken,
Und wissen Eines nur allein:
Sie wissen sich zu ducken!

O Zeit, so matt, der Kraft so bar,
Es muß mein Lied dich schelten.
Wie ist so groß der Träumer Schaar,
Doch wie sind Männer selten!

5. Ich sprach zur Sonne.

Ich sprach zur Sonne: „Sprich, was ist die Liebe?“
Sie gab nicht Antwort, gab nur goldnes Licht.
Ich sprach zur Blume: „Sprich, was ist die Liebe?“
Sie gab mir Düfte, doch die Antwort nicht.

Ich sprach zum Ewgen: „Sprich, was ist die Liebe?
Ists heil'ger Ernst? Ists süße Tändelei?“
Da gab mir Gott ein Weib, ein treues, liebes,
Und nimmer fragt' ich, was die Liebe sei!

Franz Ludwig Feodor Löwe.

Franz Ludwig Feodor Löwe, Sohn des als Darsteller von Heldengestalten berühmten Ferdinand Löwe und Bruder der ausgezeichneten Sängerin Sophie, nachmaliger Gattin des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Friedrich von Liechtenstein, geb. den 5. Juli 1816 zu Kassel, besuchte das Lyceum in Mannheim und betrat nach dem frühen Tode seines Vaters die dramatische Laufbahn. Er debütirte in Mannheim und wirkte darauf in Hamburg und Frankfurt. Seit 1841 ist er an der k. Hofbühne in Stuttgart als Schauspieler und Regisseur angestellt. Er reiht

Fr Feodor Löwe

sich den tüchtigsten Künstlern der Gegenwart ebenbürtig an; sein Leicester in „Maria Stuart", sein Faust, Karl Moor, und vor Allem sein Hamlet sind vollendete Kunstleistungen, in denen er die Intention des dramatischen Dichters in der höchsten Treue wiederzugeben und, jede Effektmacherei verschmähend, stets nach Wahrheit und poetischer Auffassung strebt. Und so sind es auch im Conversationsstücke sowohl im Ernst als im Humor die tief angelegten Gestalten, in denen seine feine Bildung und seine Meisterschaft in der Darstellung besonders hervortritt, eine Meisterschaft, die er nebst seinem angebornen Talent vorzüglich dem ernsten Studium der Kunst verdankt, wie er selbst im schönen Sonett „Vereinsamt" sagt:

„Nur nach und nach gelang mir ein Erheben,
Ein strenger Meister regelte mein Streben
Und lehrte mich, das schöne Maß zu lieben."

Die Universität Gießen ertheilte ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie.

Löwe begann seine poetische Laufbahn mit einer Sammlung „Gedichte" (Stuttg. 1843), denen „Eine Dichterweihe" (Ebd. 1850) und „Lieder aus Frankfurt" (Ebd. 1850) folgten. Was er in diesen Sammlungen mittheilt, scheint er selbst in späteren Jahren als Studien angesehen zu haben, da er im Ganzen nur wenige in die nachfolgende Sammlung „Gedichte" (Ebd. 1854. 2. verm. Aufl. 1860) aufnahm. Und in der That waren jene ersten Dichtungen, obgleich immerhin von Talent, und ganz besonders von ernstem Streben zeugend, doch mehr Studien nach Platen (Gaselen), Freiligrath („Der Marcusplatz") und hie und da auch nach Heine („Sängerin der Wiesenpfade") als selbstständige Ergüsse des eigenen Innern. In der letzten Sammlung verschwindet dieser äußere Einfluß immer mehr, nur hat er das bewahrt, was sich aus solchen Studien gewinnen läßt: Formschönheit, Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung und erweiterter Gesichtskreis. Der Dichter eröffnet seine Sammlung mit einer Reihe erotischer Gedichte „Blätter der Liebe", die von inniger und zarter Empfindung eingegeben sind (1), in denen er seine Gedanken gern an gut gewählte und glücklich durchgeführte Bilder anreiht (2). Manche sind freilich nicht frei von Sentimentalität, die auch in andern Gedichten unmotiviert durchbricht, ja sogar deren Eindruck vernichtet („Reiterlied", „Der Schreiner"). Die „Vermischten Gedichte" erfreuen durch Mannigfaltigkeit der Stoffe und durch ihre zierliche Form. Frühling, Herbst, Waldeinsamkeit, Bach, See und Meer erwecken in ihm eine Fülle von poetischen Gedanken, die von anschaulicher Naturmalerei glücklich eingerahmt werden. Einen höheren Schwung nimmt er in dem Abschnitt „Venedig"; die verschwundene Größe der alten Dogenstadt, an die das Meer, die Paläste, die Brücken, die Kirchen bei jedem Schritt erinnern, erfüllt ihn mit tiefer Wehmuth, der er den glücklichsten Ausdruck zu geben weiß (3. 4); unangenehm berührt es aber, daß der Dichter kein Verständniß und keine Liebe für das begeisterte Ringen des italienischen Volks nach Freiheit und Unabhängigkeit hat („La repubblica nuova"), das in unsern Tagen seine vollste Rechtfertigung gefunden. Die „Sonette aus dem Süden" sind in Form und Gehalt gleich vortrefflich; sie verbinden südliche Glut mit einer wohlthätigen Ruhe, die an Platen erinnert; ausgezeichnet sind namentlich diejenigen, in welchen die südliche Natur geschildert wird (5). Die epischen Gedichte, die unter dem Titel „Gestalten" vereinigt sind, haben meist einen tief lyrischen Ton, doch fehlt es ihnen nicht an epischer Anschaulichkeit („Das Horn zu Ronceval", „Serapis"); manche sind mit köstlichem Humor erzählt („Schwäbische Erbschaft"); wir haben aus dieser Gattung „Die Fahnenwacht" (8) mitgetheilt, weil sie vielfach mißverstanden worden ist. Man hat getadelt, daß der Sänger sich damit brüste, die Dame, die er liebe, nicht zu nennen, man hat dabei vergessen, daß der Dichter uns mit diesem Gedichte in die Zeiten des höfischen Minnegesangs versetzt, wo es für Schande galt, den Namen der Geliebten bekannt zu machen. Eine der schönsten Gaben dieser Abtheilung ist der „Prolog zur Schillerfeier", dem sich der spätere Prolog zur Uhlandfeier" würdig anreiht; in beiden ist das innerste Wesen dieser großen Dichter mit Sicherheit erfaßt und in schwungvollen Octaven lebendig gestaltet. Wie die Sammlung mit jugendlich gefühlten Liebesliedern beginnt, so schließt sie mit einem männlich gedachten „Buch der Betrachtungen", in welchem der Dichter treffliche Lehren der Lebensweisheit in Liedern und Reimsprüchen (9) ans Herz legt, wie schon in den früher mitgetheilten „Distichen" (6. 7), in denen er auch seine Ansichten über Kunst, namentlich des Schauspielers, in geistreicher Weise ausspricht.

1. Kannst dem Frühling du gebieten.

Kannst dem Frühling du gebieten:
„Keine Blüthen sollst du tragen!“
Kannst dem Sprosser du gebieten:
Nicht in Liedern sollst du klagen!“

Kannst dem Lichte du gebieten:
„Heute soll es nimmer tagen!“
Kannst dem Himmel du gebieten,
Seine Sterne zu versagen?

Kannst dem Adler du gebieten,
Sich zur Sonne nicht zu wagen —
Dann gebiet auch meinem Herzen,
„Nicht in Lieb für dich zu schlagen!

2. Die Sage spricht: wo tief ein Schatz.

Die Sage spricht: „Wo tief ein Schatz
Im Schooß der Erde ruht,
Da brennt ein Feuer in der Nacht,
Da hält ein Kobold Hut.

Der Magier aber schleicht herbei,
Der kennt ein mächtig Wort,
Das schnell den argen Hüter bannt,
Und hebt empor den Hort.“

So ist dein großes Auge mir
Ein wundersames Licht,
Das aus der seidnen Wimper Nacht
Wie Zauberfeuer bricht.

Es wacht ob einem seltnen Schatz:
Der ist das Herze dein.
Wie gerne hób ich ihn empor,
Fiel nur das Wort mir ein!

3. Venezia.

Der dich in deiner Größe sah,
Den Purpur um die üppgen Glieder,
Derselbe Mond, Venezia,
Schaut noch auf die Lagune nieder;
Er sah dich blühen, stolz gedeihn,
Sah fallen dich im Sturm der Jahre,
Und naht sich jetzt mit seinem Schein,
Dich zu verschönen auf der Bahre.

Denn du bist todt! Des Löwen Flug
Ermattet und dein Glanz zerflossen,
Es hat den langen Reisezug
Der letzte Doge still geschlossen.
Wohl wehn drei Flaggen noch im Wind,
Doch sind es nicht dieselben Farben,
Venedigs bunte Wimpel sind
Zerrissen, und die Edeln starben.

Staub frißt an deinen Wappen lang,
Der Rost an deinen Wehrgehängen,
Dich, schöne Perle, trägt als Fang
Der Doppelaar in seinen Fängen;
Was jetzt durch deine Gassen schreit,
Es ist nicht mehr das alte Streben —
Nur Athmen der Vergangenheit
Gesunkner Größe Schattenleben.

Zerfallener Paläste Pracht,
Wie eine Stein gewordne Trauer,
Die Mäler von gebrochner Macht
Umflort die Nacht mit ihrem Schauer.
Wo sonst ein festlich Lärmen klang
An hoher Häuser feuchter Schwelle,
Tönt jetzt der Gondoliere Sang,
So trüb wie die Lagunenwelle.

4. Morte!

Als von der Riesentreppe
Der letzte Doge schritt,
Und seines Mantels Schleppe
Auf diesen Stufen glitt,
Als Piazza und Piazzette
Die stolze Zeit verträumt,
Da hat das Meer sein Bette
Wildfreudig überschäumt.

Als nun von Brück und Bogen
Der Doppeladler sah,
Da donnerten die Wogen
Der blauen Adria;
Sie rauschte laut: „Bin ledig,
Von schwerer Fessel frei!
Venedig, o Venedig,
Der Trauring brach entzwei!“

Wie hieß er, der die Pforte
Nur des Senats gewahrt,
Und leis schon: „Sono morte!“
Gemurmelt in den Bart?
Fürwahr die ernsten Worte
Venedig blieben dir,
Denn „Sono morte, morte!“
Klingts durch die Lüfte hier.

Zerbrochen und zersplittert
Das mächtige Dogat!
Verödet und verwittert
Liegt die Lagunenstadt,
Die ränkevolle rasche,
Durch eigne Schuld beraubt,
Des goldnen Buches Asche
Auf dem gebeugten Haupt.

Wie dort im Dämmergrauen
Die schwarze Gondel schwebt,
Gleich einem Sarg zu schauen,
Der auf den Wellen bebt;
Die Wellen zagen, klagen
Und schlagen scheu zurück,
Es scheint der Sarg zu tragen
Venedig und sein Glück!

Hüll nicht in Prachtgewänder,
Was längst verfallen war,
Zieh nicht dreifarbge Bänder
Durchs graugemischte Haar;
Zeig auf der greisen Stirne
Würdig ein ewig Weh —
Doch ach, du wardst zur Dirne,
Steinerne Niobe!

5. Aus dem Süden.

Es spielt die Luft noch mit des Gottes Haaren,
Der längst, in saitenkundger Hand die Zügel
Der müden Rosse in die Wellenhügel
Der blauen Salzflut schimmernd eingefahren.

Nun kommt die Nacht, mit tausend wunderklaren
Lichtfunken am Gewand; in ihre Flügel
Hüllt sie des Hasses und der Lieb Geklügel
Und sendet ihrer Träume bunte Schaaren.

Nun Rudertaktschlag, Wellenlustgestöhne,
Der schlanken Schifflein unermüdet Tanzen,
Und Tag und Nacht vermählt in Dämmerschöne!

Da kommt der Mond, sein Banner aufzupflanzen,
Und Alles still! — nur dort noch Lautentöne,
Und übers Wasser klingend Tassos Stanzen!

6. Distichon.

Ruhig entschlossen die Bahn geschritten, den einzigen Richtpunkt
Fest in das Auge gefaßt! dann nur gelangst du zum Ziel.
Lerne die Sage verstehn: wer schweigend und ohne Zurückschaun
Naht dem bezauberten Hort, hebt ihn allein auch empor.

7. Ein zweites.

Lerne die Grenze genau erkennen, die streng dir gezogen,
Wo deine eigene Kraft endet und fremde nur wirkt.
Hast du dich also geprüft, dann stellst du dich selbst und bescheiden,
Wie es der Tüchtige ist, hinter den besseren Mann.

8. Die Fahnenwacht.

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
Die Hand am Schwert, stets fertig zum Gefechte;
Hell klingt sein Lied, hinüber trägts die Nacht
Ins ferne Lager der Tyrannenknechte:
Die Dame, die ich liebe, nenn ich nicht,
Doch hab ich ihre Farbe mir erkoren;
Ich streite gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeschworen!

Die Nacht verrinnt, Kampf bringt der junge Tag;
Der Sänger will nicht von der Fahne weichen.
Es blitzt sein Schwert, doch ists ein Blitz und Schlag,
Und singend schlägt er Lebende zu Leichen:
Die Dame, die ich liebe, nenn ich nicht,
Kommt nur heran, die Brust mir zu durchbohren!
Ich sterbe gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeschworen!

Der Tod ist satt, gewonnen ist die Schlacht;
Aus tiefen Wunden strömt des Sängers Leben.
Auf blutger Fahne, die er treu bewacht,
Hört man ihn sterbend noch sein Lied erheben:
Die Dame, die ich liebte, nannt ich nicht,
Mein Leben ist, die Ehre nicht verloren;
Ich stritt und fiel für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeschworen!

9. Spruch.

Bedenke dieß: Schon manchmal trat ein Segen
In der Gestalt des Unglücks dir entgegen,
Dir fehlte nur in jener Zeit des Leidens
Der klare Blick des scharfen Unterscheidens.

Hermann Neumann.

Hermann Neumann hat ein vorwiegend episches Talent, weshalb wir erst später ausführlicher von ihm berichten. Doch verdienen auch seine lyrischen Gedichte, die übrigens viel später erschienen, als die epischen, weit mehr Beachtung als sie bis jetzt gefunden zu haben scheinen. Allerdings ist die Auswahl der Lieder, die er in den „Gesammelten Dichtungen" (Neisse 1856) veröffentlichte, nicht streng genug; es hätten manche mit Fug und Recht weggelassen werden sollen, die größere Zahl ist jedoch von echtem Werth; und wenn sie auch nicht durch die Darstellung blenden, die durchgehends einfach und schlicht, aber zugleich klar und kräftig ist, so bieten sie doch einen gediegenen Inhalt; sie sind eben so gedankenreich als tief empfunden. Wahres und inniges Gefühl durchdringt die Liederreihe, die er unter dem Titel „Für die Geliebte" zusammenfaßt und in welcher er nach einander das Glück der Liebe, das Glück der Ehe mit begeisterter Wärme und zuletzt den Schmerz der Mutter um den verlorenen Liebling in rührenden Tönen besingt. Aber so schön auch diese Gedichte sind, so werden sie doch von dem Sonettenkranz „Lazarus. Trost und Rath für Leidende" (Neisse 1858) weit überboten. Diese Sonette, 188 an der Zahl, entstanden während einer langen und schmerzhaften Krankheit, sind in der That nichts Anderes als eine Geschichte derselben, aber freilich keine medizinische, sondern eine echt poetische, indem der Dichter in scharfen Zügen die mannigfaltigen und wechselnden Stimmungen seiner Seele während seiner Krankheit darstellt. Ruhiges Dulden, Vertrauen auf Gott und Ergebung in seinen Willen, Liebe und Dankbarkeit gegen sein treues Weib, das ihn mit der größten Aufopferung pflegte, Liebe zu seinen Kindern, Hoffnung auf endliche Genesung, aber auch Mißmuth, Hoffnungs- und Trostlosigkeit, ja selbst Verzweiflung, die ihn am Gewaltigsten erfaßt, wenn er sich einbildet, daß die Liebe seiner trefflichen Gattin erkalte, der Wunsch, am Leben zu bleiben und für die Geliebten ferner sorgen zu können, und wiederum der Wunsch, bald erlöst zu werden, damit sich das Leben der Gattin und der Kinder heiterer gestalte, das sind die Empfindungen, die nach und nach sein Herz bestürmen, und denen er immer neuen, immer ergreifenden Ausdruck gibt. Und obgleich das Gefühl der körperlichen Abschwächung und der Schmerz ihm diese Sonette auspreßt, so bleibt sein Geist doch immer so gesund und kräftig, daß er immer Herr seines Stoffes bleibt und er denselben mit einer Objektivität behandelt, als wenn er nicht selbst der Gegenstand der Dichtung wäre. Nur einem wahren Dichtergeist konnte es gelingen, einer so großen Anzahl von Sonetten über einen so beschränkten und scheinbar so undankbaren Stoff einen so reichen Gehalt zu geben, daß der Leser nie ermüdet, sondern vielmehr von jedem einzelnen Sonett angeregt wird, auch das folgende zu lesen. Dem trefflichen Inhalt entspricht auch die Form, die der Dichter mit großer Kunst behandelt, so daß jeder Gedanke klar, vollständig und ohne

überflüssige Auswüchse zur Erscheinung gelangt. Noch war der Dichter nicht ganz genesen, als er bei Gelegenheit des italienischen Kriegs „Geharnischte Sonette für 1859“ (Neisse) herausgab, die zwar formell denen des „Lazarus“ nicht gleichkommen, aber gesunde Ansichten über die Zeitverhältnisse in kräftiger Sprache darstellen.

1. Aus „Lazarus. Sonettenkranz.“

1.

Wenn ich von diesem Leid nicht sollt genesen,
Im langen Siechthum schleppen mich zur Bahre,
Durch viele trübe, kummervolle Jahre
Unrettbar dulden soll so viel des Bösen;

Dann gieb, Du großes, namenloses Wesen,
Gieb, daß mir zweierlei nicht widerfahre,
Damit ich mir den Glauben noch bewahre:
Du kannst verdammen, aber auch erlösen.

Von diesen Bitten nenne ich Dir Eine:
Gieb, daß ich niemals ungerecht erscheine,
Und ohne Grund kein Menschenherz betrübe;

Daß ich in Demuth mich zu leiden übe,
Und doch erhaben bleibe, wie ich liebe,
Und niemals ein durch mich Gekränkter weine.

2.

Wann schläfst Du, Gute? — Stets bei Tag und Nacht,
So oft ich suche, find ich Deine Hand,
Ihr sanfter Druck ist mir zu wohl bekannt,
Und hat mich ruhig stets und froh gemacht.

So hältst Du unermüdlich Krankenwacht,
Läßt nieder Dich auf meines Lagers Rand,
Kühlst leise streichelnd meiner Stirne Brand,
Hast neu den Lebensmuth mir angefacht.

Und stehst Du lauschend über mich gebeugt,
Hast mir zum Kuß den holden Mund gereicht,
Und schaust mild lächelnd zu dem Kranken nieder;

Dann hebe ich des Geistes Schwingen wieder,
Balsamsche Wärme strömt durch meine Glieder,
Und sieh, der Dämon vor Dir, Engel, weicht.

3.

Im Buch der Bücher mag ich gerne lesen,
Seitdem mein Leben also ist erschüttert,
Mein angstvoll Herz vor jedem Hauch erzittert,
Und ich nicht hoffe, jemals zu genesen.

Das Buch der Bücher ist mein Trost gewesen,
Beruhigung fand ich, wenn ich tief erbittert,
Erfrischung wie die Auen, wenns gewittert,
Befreiung von dem Fluch des irdisch Bösen.

Wer auf Ihn hofft, soll nicht zu Schanden werden!
Das ist der Trost, der jene heilgen Blätter
Erleuchtet, wie der Blitz die dunklen Wetter.

Auf Dich, o Gott, in tiefer Pein der Erden,
Auf Dich, o Gott, hoff ich, — sei Du mein Retter,
Und laß mich nicht, mein Gott, zu Schanden werden!

4.

Wer jahrelang in enger Haft gefangen,
Vernommen hat nur seiner Ketten Klirren,
Den schweren Schritt des wortverschloßnen Sbirren,
Durch den nur Speis und Trank zu ihm gelangen;

Wer jahrelang mit eingefallnen Wangen,
Ob Schneesturm braust, ob junge Tauben girren,
Die Blicke ließ durchs Krankenzimmer irren,
Dem ist erstorben jegliches Verlangen.

Von langer Haft und langem Leid bezwungen,
Ist der Gewohnheit stiller Macht gelungen,
Zu tödten langsam jede Kraft des Strebens; —

Hab ich euch nun im rechten Ton gesungen?
Doch wahrlich, selbst ein Gott bekämpft vergebens
Den Drang zur Freiheit und die Lust des Lebens!

5.

O weintest Du um mich die letzten Thränen
An meinem Grab und giengest dann von dannen;
Du würdest beten, würdest dich ermannen,
Erfreuen wieder in dem Reich des Schönen.

Ich mag Dich nicht den Freuden all entwöhnen,
Die gütge Götter recht für Dich ersannen,
Nicht in die dumpfe Krankenstube bannen,
Wo Du nur hörst den Siechen trostlos stöhnen.

An jedem Abend und an jedem Morgen
Seh ich Dein rothgeweintes Aug voll Sorgen,
Und wünsche, daß dieß Leid nur möge enden.

Ich fleh zum Himmel mit erhobnen Händen:
Er möge endlich doch den Tod mir senden, —
Dein Leid — bei mir im Grabe wärs geborgen.

6.

Zu Haus! Zu Haus! Es wohnt in diesem Worte
Ein wunderbarer, ein tief heilger Sinn,
O keine Lippe spricht es kalt dahin,
Kein Herz schlägt ruhig, kehrt zu diesem Orte.

Zu Haus! zu Haus! Sie schaute aus der Pforte,
Mein Weib, mein Alles, was ich ward und bin,
Mein Fleisch und Blut, mein Hoffen, mein Gewinn,
Mein treuer Engel über Herd und Horte.

Ein „Du! o Du!“ — Sie sank an meine Brust,
Ich küßte Ihr die Thränen von den Wangen,
Indeß die Kinder jauchzend uns umsprangen.

O meine Kinder! — Süße Vaterlust!
Zu viel, zu viel, zu reicher Gottessegen!
Ich kann nicht schreiben mehr vor Herzensschlägen!

7.

Wer stets bereit mit Lächeln und mit Scherz
Der Liebe schönste Zeichen zu verschwenden,
Will nur die Menge locken und verblenden; —
Ein Herz voll Liebe ist ein stolzes Herz.

In ihm wird sich die Freude und der Schmerz
Zur Ruhe und zur Heiterkeit vollenden,
Doch trägt es nicht sich selber in den Händen
Und bietet sich zum Lohn an allerwärts.

Wer wahrhaft liebt, verschließt sein bestes Gut
Vor den Entweihungen profaner Blicke
Und vor der Welt leichtfertigem Getriebe.

Doch wo er liebt, da weiht er Seel und Blut,
Und bleibet treu im Unglück wie im Glücke, —
Denn ernst und ewig ist die wahre Liebe!

8.

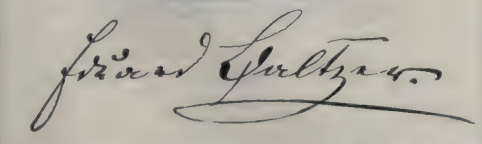
Wo bin ich? Gott! — Mich wiegen weiche Wogen,
Od-Feuer seh und fühl ich kühlend sprühen,
Die ganze Welt erfüllt von Melodieen;
O süße Schönheit, wärest Du erlogen?

Wär's nur ein Traum, der mich so hold betrogen?
Ein Traum? o Gott! — sind Träume mir verliehen,
Muß das Bewußtsein wieder mir erblühen,
Vorüber wär der Tod an mir gezogen!

Balsamsche Müdigkeit hält mich umfangen,
Und mäßigt sanft ein jegliches Verlangen,
Ich fühle, höre, schaue Harmonie!

Das dank ich Dir, o Gott, Du sprachst: „Erblüh!
Erblühe neu!" — Ich beuge Dir mein Knie,
Und Dankeszähren feuchten meine Wangen!

Eduard Baltzer.



Eduard Baltzer, geb. am 24. Okt. 1814 zu Hohenlinden im Herzogthum Sachsen (bei Leipzig), erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, studierte von 1834 bis 1836 in Leipzig, hauptsächlich Philologie und Philosophie, und bis 1838 Theologie in Halle. Im J. 1841 wurde er Diakonus in Delitzsch; später wurde er zum Prediger an der Moritzkirche in Halle, und beinahe zugleich an der Hauptkirche St. Nicolai in Nordhausen gewählt; da er aber an den reformatorischen Bestrebungen der „protestantischen Freunde" lebhaften Antheil genommen und wegen der preußischen Agende mit dem Consistorium in Streit gerathen war, wurde diesen Wahlen Seitens der Regierung die Bestätigung verweigert. Nun legte Baltzer sein Amt nieder und wurde Mitbegründer und Prediger der freien Gemeinde in Nordhausen. Im J. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Vorparlaments und der Berliner Nationalversammlung, in welcher er zur Linken gehörte. Als er während der Sitzungen derselben in Privatangelegenheiten eine Reise nach Nordhausen unternahm, wurde er im Städtchen Ellrich in Folge eines von der Gegenpartei angesponnenen Auflaufs schwer verwundet und es gelang ihm nur mit Noth, der Wuth des fanatisierten Pöbels zu entkommen. Als er wieder hergestellt war, erfolgte die Sprengung der Nationalversammlung; er wurde bald darauf in den wegen der Steuerverweigerung angehobenen Prozeß verwickelt, aber freigesprochen. Zum Vorsteher der Stadtverordneten erwählt, wurde er bei der eingetretenen Reaktion dieser Stelle wieder enthoben. Auch die Existenz der freien Gemeinde kam während dieser Zeit in Gefahr; sie wurde geschlossen, gieng aber aus dem gegen sie anhängig gemachten Prozeß siegreich hervor, so daß sie ihre Versammlungen wieder halten durfte. Als seit 1858 das politische Leben einen neuen Aufschwung nahm, entwickelte Baltzer wieder eine erfolgreiche Thätigkeit; 1859 wurde er, als freireligiöse und deutschkatholische Gemeinden sich zu einem „Bunde freireligiöser Gemeinden" vereinigten, zum Vorsitzenden des Bundesvorstandes gewählt, und im J. 1865 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger neuerdings zum Vorsteher der Stadtverordneten.

Baltzer verbindet ein reiches und vielseitiges Talent mit einer großen Kraft und Gediegenheit des Charakters, die sich in seinen Schriften wie in seinem Leben ausspricht. Von dem Gedanken durchdrungen, daß die religiöse Reform für den wirklichen Fortschritt im Leben der Völker absolut nothwendig sei, und daß sie nur durch das Volk selbst ins Leben gerufen werden könne, geht sein Streben zunächst dahin, dieses für dasselbe empfänglich zu machen. Seine meisten Schriften verfolgen diesen Zweck, so ganz besonders seine Dichtungen: „Aus dem Evangelium. Wahrheit und Dichtung" (Nordh. 1855) und „Aus der Edda. Nachklänge in neuen Liedern von Etlar Ling" (Ebd. 1858). In der ersten Sammlung erzählt der Dichter die wichtigsten Begebenheiten aus Jesu Leben oder dessen Reden und Aussprüche, indem er zwar im Allgemeinen den Evangelien folgt, überall aber die modernen Weltanschauungen und Lebensverhältnisse zum Grunde legt. Die Erzählungen sind im Ganzen recht gut, aber es fehlt ihnen der poetische Hauch und mit die-

sem auch die tiefere Wirkung. Gelungener, doch auch nur zum Theil, sind die Gedichte, in denen er Jesu Reden und Parabeln zum Grunde legt; am Besten sind die kleinen Sprüche, zu welchen einzelne Bibelstellen Veranlassung gegeben haben. Im Ganzen ist aber nicht zu verkennen, daß das Bestreben, die Begebenheiten und Aussprüche mit Beziehung auf unsere Tage mit ihren Wünschen und Richtungen darzustellen, der poetischen Behandlung Eintrag gethan haben. Weil der Dichter diesen Irrweg in den Liedern „Aus der Edda" meist vermied, und er die Ueberlieferung rein und unmittelbar auf sich wirken ließ, sind die darin enthaltenen Lieder weit besser; außer dem poetischen Verdienst haben sie auch das weitere, daß sie auf eine treffliche Weise in die altnordische und somit auch in die altdeutsche Mythologie einführen.

I. Aus dem Evangelium.

1. Kindeseinfalt.

(Matth. 5, 3.)

Holde Kindesseele,
Selig froh Gemüth,
Das im Thau der Thräne
Schöner nur erblüht:
Will mich still verklären
In Dein Bild hinein;
Werde dann erst selig,
Selig wieder sein!

2. Sanftmuth.

(Matth. 5, 5.)

Blitz und Sturm zerstören
Paradiesesflor;
Linde Lüft und Stralen
Zaubern es hervor;
Also ist die Liebe
Stärker als der Zorn,
Licht und Leben fließen
Nur aus ihrem Born!

3. Herzensreinheit.

(Matth. 5, 8.)

O du Gottesauge,
Reizend schöner Quell:
Wie so Alles spiegelt
In Dir klar und hell!
Und doch stralts viel schöner
Noch ins Herz hinein,
Wenn mein Herz nur spiegelt
Still und froh und rein!

4. Gebet.

(Joh. 8, 8. 10. 30.)

Geist der Welten, Quell der Wesen,
Jede Seele ist dein Thron!
In Dir bin ich stets gewesen,
Du mein Vater, ich Dein Sohn!

Du hast Dich mir selbst gegeben,
Du allein, Du bist mein Hort;
Was ich fühle, ist Dein Leben,
Was ich denke, ist Dein Wort.

Vater, ja, in Dir erwerb ich
Alles, was mich selig macht;
In Dir leb ich, in Dir sterb ich,
Wenn mich ruft des Todes Nacht.

In Dir duld ich — ohne Schmerzen,
In Dir werd ich — täglich neu;
Du bist Puls in meinem Herzen,
In Dir bin ich stark und frei.

II. Aus der Edda.

Wuodan.

Feiern laßt uns Wuodans Minne,
Weihen uns dem höchsten Gott!
Alle Seelen, werdet inne
Seines Geistes Machtgebot!
Ihm zu dienen, ihm zu gleichen,
Schwört bei seinen heilgen Eichen!

Er nur führt den Weltenzügel,
Wohnt im weiten Sternenhaus,
Sendet auf des Sturmes Flügel
Flammend seine Boten aus:
Bebt die Eich in seinem Zorne, —
Betet Riese, Zwerg und Norne!

Geht er still in tiefer Wonne,
Alles segnend, durch die Flur,
Naht er mild im Stral der Sonne,
Sanft im Odem der Natur;
Raunt er in der Eiche Zweigen:
Betet an in heilgem Schweigen!

Schirmt die Saat er in den Gauen
Und den Schiffer auf dem Meer,
Lehrt er Männer Staaten bauen,
Schwerter führen und den Speer;
Spricht er Recht im Eichenhaine:
Schwört ihm Treu am Runensteine!

Tönt er Dir im Harfenklange,
Spricht er durch des Priesters Mund,
Lebt er in des Skalden Sange,
Giebt er sich dem Seher kund;
Rauscht er sanft im Eichenlaube:
Lauscht, — und betet an im Staube!

Wie im Süden, so im Norden,
Wuodan ist's, der Alles schafft,
„Nimmer alternd, ungeworden,"
Aller Wesen Geist und Kraft;
Steht in ihm, — wie seine Eichen, —
Fest und schön und ohne Gleichen!

Feiern laßt uns Wuodans Minne,
Weihen uns dem höchsten Gott!
Alle Seelen, werdet inne
Seines Geistes Machtgebot!
Ihm zu dienen, ihm zu gleichen,
Schwört bei seinen heilgen Eichen!

Robert Hamerling.

Robert Hamerling, wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren. Seine Eltern lebten daselbst in beschränkten Umständen und würden wohl nicht im Stande gewesen sein, ihm eine höhere Bildung geben zu lassen, wenn er nicht anderweitige Unterstützung gefunden hätte. Der lebhafte Naturssinn, geweckt von der Wald- und Bergnatur, in welcher er aufwuchs, die sehr ungewöhnliche Frühreife des Gemüths und der Phantasie, wie auch ein poetisches Formtalent, das sehr früh, schon mit dem achten Jahre sich ankündigte, erweckten ihm Gönner, durch deren Beihülfe es ihm möglich wurde, seine Gymnasialstudien als Sängerknabe im Stifte Zwettl zu beginnen und in Wien zu vollenden. Unter diesen Gönnern war auch die Prinzessin Luise von Frankreich, nachherige Herzogin von Parma, die den dichtenden Knaben in seinem Geburtsorte, wo die vertriebene Königsfamilie ein Schloß besaß, kennen gelernt hatte. Während er in Wien seinen Gymnasial- und Universitätsstudien oblag, in dürftigen Umständen, aber ganz in der Welt seiner Ideale lebend, entwickelte sich die philosophisch-poetische Doppelrichtung seines Geistes zu einer umfassenden Allgemeinheit der Bestrebungen, die sich in allen Gebieten des Wahren und des Schönen mit Heißhunger zu ergänzen und zu bekräftigen strebte. Während er die Medizin zu seinem Fachstudium gewählt hatte und derselben eifrig oblag, widmete er sich zugleich auch linguistischen Studien (Sanskrit und Persisch) und den Naturwissenschaften. Als das historisch-philologische Seminar gegründet wurde, trat er, ohne seine medizinischen Studien ganz aufzugeben, in dasselbe ein, wobei er nur die Absicht hatte, sich mit den Alten gründlich vertraut zu machen. Aber häusliche Verhältnisse legten ihm die gebieterische Nothwendigkeit auf, eine Lehrerstelle anzunehmen. Nachdem er zuerst in Wien und dann in Graz angestellt gewesen, wurde er später an das Gymnasium nach Triest versetzt. Im J. 1866 bat er wegen Kränklichkeit um Entlassung von seiner Stelle; sie wurde ihm in Anerkennung seiner poetischen Leistungen mit einem über die normale Gebühr um das Doppelte erhöhtem Ruhegehalt, welcher in Verbindung mit dem Erträgniß einer großmüthigen Schenkung, die ihm von einer Freundin seiner Dichtungen, einer edlen, ihm persönlich unbekannten Matrone in Wien, zu Theil geworden, ihm seitdem gestattet, ganz der Durchführung seiner poetischen Pläne zu leben. Er hält sich seitdem in Graz auf.

Robert Hamerling gehört unstreitig zu den glänzendsten Erscheinungen der Gegenwart und seine Dichtungen müssen um so mehr unsere vollste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als sie bei all ihrer Trefflichkeit doch die Ueberzeugung erwecken, daß er noch Größeres hervorzubringen vermag, eine Ueberzeugung, die darin ihren Grund hat, daß er von Anbeginn nach idealer Vollkommenheit strebte, und daß dieses Ideal mit jeder neuen Dichtung strengere Forderungen stellte. Daher geben seine Dichtungen Zeugniß von seinem rastlosen Streben und in Folge dessen von seinen eben so raschen als bedeutenden Fortschritten. Zwischen dem Erscheinen der „Venus im Exil. Mit lyrischem Anhang“ (Prag u. Lpz. 1858) und der Veröffentlichung des „Schwanenlieds der Romantik. Mit einem Anhang von Hymnen“ (Prag 1862) liegen nur 4 Jahre; aber welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen beiden Dichtungen bemerkbar. Beide führen den nämlichen Grundgedanken durch, in beiden entfaltet der Dichter eine große Herrschaft über Sprache und Form, in beiden bewundern wir den lebendigen Fluß der Diction, den Reichthum und die Tiefe der Gedanken, die Fülle der poetischen Anschauungen, den Wohllaut der Verse und des Reims; aber während der Dichter in der „Venus im Exil“ zu einer Allegorie seine Zuflucht nimmt, die zwar schön gedacht und glücklich durchgeführt ist, aber im Ganzen kalt läßt, weil sie doch mehr oder weniger auf Abstraktion beruht; während diese Dichtung zwischen Lyrik und Epik mitten inne schwebt und außerdem reichlich mit didaktischen Elementen angefüllt ist, wodurch alle Einheit verloren geht, ist dagegen im „Schwanenlied der Romantik“ der lyrische Charakter durchgehends festgehalten und zugleich tritt uns eine weit größere Objektivität der Anschauung entgegen als in der „Venus“. In den sechszig größeren und kleineren Gedichten, aus denen das Ganze besteht, entwickelt sich der Grundgedanke in einer einfach logischen Ordnung, durch welche er in einer nur desto größeren Klarheit und Anschaulichkeit hervortritt. Der Dichter durchwandert das herrliche Venedig, dessen Prachtgebäude ihn schmerzlich daran erinnern, daß

sie der „göttliche Drang nach Lebensschöne schuf, der noch im Menschengemüth Nachtönte schöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht". Der Anblick der unermeßlichen Sternenwelt gießt ihm Trost ins Herz; es geht ihm eine Welt versunkner Herrlichkeiten auf, zu denen er sich in der Ruhe der Nacht flüchtet. Die Wunder Indiens und Aegyptens, das heitere Griechenland, die Romantik des Mittelalters ziehen vor seinem Geiste vorüber; aber mit dem anbrechenden Tag dringt eine von der kühlen Morgenluft getragene Stimme zu seinem Ohr, welche die Wunder der neuen Zeit der verschwundenen Herrlichkeit entgegensetzt. Ist auch des Schönen Zauber verschwunden, so herrscht jetzt des Wissens Macht, durch welche sich der Mensch zum Herrn der Natur erhebt, deren Gesetze er erforscht und sich unterwirft. Nun folgt eine Reihe von herrlichen Gemälden, in denen der Dichter die Erfindungen des Jahrhunderts vor unsern Augen entrollt. Aber ihm entgeht nicht, daß diese Herrlichkeit zum krassesten Materialismus führt, dessen schauerliche Folgen nicht weniger glücklich geschildert werden. Und nun stellt er in begeisterten Gesängen der nüchternen, von Eigensucht erfüllten, nach dem Götzen des Mammons ringenden Welt des Geistes und Gedankens die der Empfindung und des Herzens, dem Cultus des Goldes den Cultus des Schönen und Idealen entgegen, dem er sein Leben und seine Dichtung widmet, und er schließt, nachdem er in erhabenem Gesang das Vaterland gepriesen, mit der Mahnung an sein Volk, am Idealen festzuhalten, dessen Banner ihm anvertraut ward. „Halte", ruft er ihm zu,

„Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn."

Die kleinern lyrischen Dichtungen, welche der „Venus" und dem „Schwanenlied" beigefügt waren, finden sich in der größeren Sammlung lyrischer Gedichte wiederholt, welche Hamerling unter dem Titel „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern" (Prag 1862. 6. verm. Aufl. Hamb. u. Lpz. 1877) herausgab. Ideale Anschauung und Erhabenheit bildet, wie in den bis jetzt erwähnten Dichtungen, so auch den Grundzug der Poesien dieser Sammlung, welche einen großen Reichthum an Gedanken darbietet, die oft durch ihre Neuheit überraschen, ob sie sich gleich ganz ungesucht aus den vorangehenden entwickeln. Man könnte versucht sein, Hamerling mit Platen zusammenzustellen, aber die Aehnlichkeit beider Dichter liegt nur darin, daß Beide nach den Griechen sich gebildet haben, wobei Hamerling jedoch eine größere Freiheit bewahrt hat. Auch hat er offenbar mehr Gemüth als Platen, und endlich ist ihm die schöne Form nicht das Einzige, wornach er strebt, wenn er auch dieser die größte Aufmerksamkeit widmet. Der erhabene Grundton seiner Dichtungen erinnert oft an Schiller, und doch ist kein neuerer Dichter weiter von der Nachahmung desselben entfernt als er. Selbst wo er Gedanken durchführt, die Schiller behandelt hat, entfaltet er die größte Selbstständigkeit. Man vergleiche z. B. die „Lenzesgabe" mit Schillers „Theilung der Erde". Wenn Hamerling sich auch in allen Formen gleich glücklich bewegt, und er den leichten, heiteren, ja oft selbst den humoristischen Ton mit dem schönsten Erfolg behandelt, wie seine Liebeslieder und die „Lieder aus Venedig" beweisen, so möchten wir doch im Ganzen den hymnenartigen Gesängen den Vorzug geben, die dem Ernste seines Gemüths und der Erhabenheit seiner Gemüthsstimmung am Meisten entsprechen, und in denen sich der lyrische Schwung mit der klaren Objektivität der Darstellung zu wohlthuender Einheit verbindet. Die große Mannigfaltigkeit der Formen und des Gedankeninhalts dieser Dichtungen macht es schwer, den ganzen Umfang und die ganze Tragweite seines Talents in einzelnen Beispielen nachzuweisen, um so mehr als uns der Raum leider nicht erlaubte, eine größere Auswahl zu treffen; doch hoffen wir, daß es uns mit den nachfolgenden Mittheilungen gelungen ist, die wesentlichsten Seiten seiner Dichtung zur Anschauung zu bringen.

Noch haben wir, außer seinem größeren Epos, auf das wir später zurückkommen, eine kleine, aber überaus treffliche Dichtung Hamerlings zu berühren. Im „Germanenzug. Canzone." (Wien 1864), dessen vollendet schöne Behandlung der schwierigen Form dem reichen Gehalt entspricht, erzählt der Dichter die Wahrsagung der Mutter Asia an den Führer der Germanen, bevor diese die Grenzen Europas überschreiten, was ihm Gelegenheit giebt, der Liebe, die er zu seinem Volke trägt, der hohen Meinung, die er von seinem Wesen und seiner Aufgabe hat, tiefpoetischen Ausdruck zu geben, wobei er nicht vergißt, es daran zu erinnern, daß es gesendet wurde „als ein Volk der That, zu leben Nicht bloß als Träumer", und daß seine Stärke nur in seiner Einigkeit besteht.

1. Romanze aus Neapel.

Die schöne Königin der Nacht
Entrollte den Sternenfächer:
Es liegt das Meer in ruhiger Pracht
Und taghell glänzen die Dächer.

O Napoli, du selige Stadt,
Wie blinken deine Zinnen!
Wie winkst du mit schimmernder Berge Grat
Den wonnig entzückten Sinnen!

Gebreitet in den unendlichen Raum
Erscheint den trunknen Gedanken
Der Sternenhimmel ein Weihnachtsbaum
Voll glitzernder Sprossen und Ranken.

Es hängen die Sterne wie Nüsse dran,
Von blankem Silber umflittert;
Tief unten erstaunt der Meeresplan,
Von Stralenwonne durchwittert.

Und siehst du das duftige Felseiland,
Dort wo zur Serenade
Die Wellen rauschen im goldnen Sand
Auf Capris Felsengestade?

Und siehst du verklärt von Zauberschein
Die lauschige Grotte blinken?
Dort, Liebste, wollt ich, wir zögen ein —
Schon seh ich die Meerfee winken.

Dort wogt mit lieblichem Schmeichellaut
Das Meer durch die Felsenhalle,
Und flutet und ebbt und schimmert und blaut
Um die Pforte mit lustigem Schwalle.

Es umloht die Glut, die befeuchtende,
Den Kahn im blauen Reviere,
Das Ruder umstäuben leuchtende
Demanten und Saphire.

Mit dir in jenes Zauberreich,
Vom blauen Schimmer umflossen,
Träum ich mich hin, im Kahne weich
Und wonnig hingegossen.

Es wiegt die Liebe, du liebes Kind,
Uns zwischen Himmel und Erde;
Wir fragen, ob wir schon oben sind,
Entrückt der irdschen Beschwerde?

Denn wo beginnt die Meeresflut?
Wo endet der Aetherbronnen?
Ist Alles doch in Eine Glut
Hold in einander geronnen! —

Dann kräuselt sich plötzlich der blaue Golf,
Wo so ruhig die Wellen schliefen,
Und es regt sich der grimme Wasserwolf
In seinen gräulichen Tiefen —

Horch, wie der Wind in die Segel pfeift!
Horch, wie er mit keckem Finger
Tief in die Wogenharfe greift,
Ein toller Minnesinger!

Und es tanzen die Wogen ihr wildes Spiel,
Und es wälzt ihre heulende Rotte
Sich gegen der Liebe schönes Asyl,
Die blauende Wundergrotte.

Wir drinnen aber, wir merkens nicht:
In den Armen des Wonnetraumes
Ruhn wir, geblendet von Glück und Licht,
Auf den bräutlichen Rosen des Schaumes.

Und wie der Blumenglocke Raum
Oft birgt in duftigem Grunde
Zwei Falter und ihren Liebestraum
In maienseliger Stunde,

Reißt auch die Blume der Sturm dahin,
Die Falter merken und wissen
Es nicht: so sterben mit Göttersinn,
In des Abgrunds Arme gerissen,

Wir Liebende, noch von Rosen umsprüht
Und von blauen Funken umstoben,
Und sinken hinunter, selig erglüht,
Vereint in des Sturmes Toben.

So, Liebste, so möcht ich den schönsten Tod,
Den Tod der Liebe sterben!
Sind Tod und Liebe doch Morgenroth
Dem irdischen Looſe, dem herben.

Es krönen das sterbliche Menschengeschick
Im düsteren Weltgetriebe
Mit einem himmlischen Augenblick
Der Tod nur und die Liebe.

2. Sanct Basilius in der Hölle.

„Du warst ein heilger Mann, Basil, doch Ketzer auch:
auf deinem Haupt
Ruht ungelöst der Bannfluch Roms, der dir des Himmels
Anspruch raubt!"
Mit solchem Worte zu Basil des Himmels Pförtner tritt
herfür
Und weist ins ewge Dunkel ihn, und schließt ihm Edens
goldne Thür.

Basilius vernimmt das Wort und steigt mit heitrem Angesicht
Hinab zur Hölle, wohlgemuth, als giengs ins helle Himmelslicht.
Es wallt vor ihm ein Engel her mit flügelschneller Tritte
Schwung,
Zu weisen ihm im glühenden Pfuhl den ewgen Ort der
Peinigung.

Und offen, siehe, gähnt der Schlund, jedoch der Heilge bebet
nicht;
Er blickt hinab mit hellem Aug und mild erglänzt sein
Angesicht:
Wars doch, als fiel ein sanfter Schein, ein ungewisser selger
Stral
Ins Dunkel und durchzitterte gemach den düstern Ort der
Qual.

Vorm Angesicht des Mönchs, so hold, so fromm verklärt
und engelmild,
Die höllsche Meute prallt zurück, als wärs ein blanker
Zauberschild:
Und alle die Verdammten rings wie frohgetröstet auf ihn
schaun,
Als müsse Himmelsmanna gleich statt Pech und Schwefel
niederthaun.

Da führt der Engel tiefer ihn, wo toller braust der Hölle
Spiel
Und Satanasse wilder dräun; doch immer lächelt noch Basil.
Habt ihr gesehn, wie Lava stockt, sich träger wälzt, gerinnt
und ruht?
So stockte vor dem Tritt Basils der flammenrothe Strom
der Glut.

Zu Füßen fallen Funken ihm, als wärens weiche Röselein,
Zu Nimbus wird ob seinem Haupt der Flammenlohe
Widerschein;
Von oben weht es um ihn her wie Fittige der Seraphim:
Die theilen in der tiefsten Höll des höchsten Himmels Lust
mit ihm.

Da ruft zurück den Heiligen der Engel aus dem Pfuhl empor,
Und bringt zurück zum Pförtner ihn, hoch an des Himmels
goldnem Thor,
Und spricht: „O Petrus, diesen Gast, ihn laßt nicht dort
am dunklen Strand:
Nur ein Geringes fehlte noch, so löscht' er aus der Hölle
Brand!" —

Der sprachs, doch eine Stimme hehr sich aus der Höh vernehmen ließ:
„Wer in sich einen Himmel trägt und um sich schafft ein
Paradies,
Dem weigr ich meine Näh umsonst: tritt in der Heilgen
selge Schaar!" —
Denn Himmel und Hölle zwingt der Geist, und Gnade führt
ihn wunderbar.

3. Die Vögel.

Selig sind die Geflügelten,
Denn sie wohnen im Elemente des Klanges!

O Mutter Erde, wie du
Die Blumen theilen mußt mit dem Hades,
So mit dem Aether die Vögel!

Ich preise sie,
Die Leichthinschwebenden, immer Beweglichen,
Die Losgelösten vom Mutterbusen, woran
Wir anderen Kinder
So ängstlich kleben: sie aber vertraun sich
Dem starken Vater, dem Aether,
Der in der Höhe sie tränkt
Mit seinem Herzblute, dem Licht,
Und stärket auch die Brüste der Schwächsten.

Licht aber ist Klang. Wer Einmal saugt das Licht,
Dem fließt auch süß der Ton, und Klanggewaltige sind
Auch Drachenbekämpfer. Apollon führt
Die Lyra wie den Bogen,
Es singt der Vogel und stürzt,
Der glanz- und klangfrohe,
Feindselig ewig
Herunter auf den Wurm,
Der stumm ist und im Dunkel dahinkreucht.

Wann endet aber die Kampfesnoth? Wann kommt
Die heilige Sabbathstille? Die höchste Kraft,
O siehe, sie ist auch immer gesellt
Der höchsten Sehnsucht nach Ruhe.
Steig auf den Gipfel der Andes
Und blick empor!
Siehe, den Blick überflügelt der Condor!
Hoch über dir
Zerrinnt er,
Ein schwarzer Tropfen, ins blaue Luftmeer.
Aufwärts reißt ihn nach seliger Stille der Drang
Ueber den ewigen Kampf der Kleinen, und so
Stürzt er einsam empor
Ins himmlische Lichtelement und schläft
Geruhig auf seinen Schwingen.

4. Im Dienste des Schönen.

Wer immer sich dem Dienste weiht des Schönen,
Bereite sich, des Leibes Kelch zu trinken:
Der Wunsch, nicht ruhmlos einst hinab zu sinken,
Wird quälend ihm des Schicksals Neid verpönen.

Entfacht dein Aug die Flamme der Kamönen,
Wird oft auch drin der Glanz der Thräne blinken;
Wenn Lorbeerkränze deinem Haupte winken,
So sei gefaßt, daß Dornen auch es krönen!

Wie selig oft auch deine Pulse beben,
Nicht immer wirst du dich auf Blumen wiegen,
Nicht immer hoch auf goldner Wolke schweben.

Der Muse Liebling kann den Tod besiegen,
Doch beugt dafür den Nacken ihm das Leben,
Und zwingt ihn, schnödem Joche sich zu schmiegen!

5. Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die krystallne Flut
Vom Weltenabgrund ewig ins goldne Licht
Des Himmels aufwärts, aber ewig
Wieder zurück in die Tiefe stürzt er!
Die Säule steigt sehnsüchtigen Sprungs hinan;
Doch eh des Urlichts Quelle sie ganz erreicht,
Zerstäubt die Flut, ohnmächtig ach, in
Tausend verlorene lichte Perlen!

Die aber sprühn hellgoldig im Glanz des Tags,
Und freun des Spiels sich, freun sich der kurzen Lust
Des Aetheranhauchs, überm Abgrund
Eine beglückte Minute schwebend:

Sie jauchzen steigend, jauchzen im Fallen auch,
Und wissen nicht mehr, taumelnd und glanzberauscht,
Ob in den Schooß sie der Vernichtung
Oder der ewigen Liebe sinken!

6. Sirocco.

Sirocco, der gliederlösende,
Brütet über dem Golf.
Weiche Nebel hängen herein
Ueber Meer und Stadt,
Und trübe brennen in den Gassen die Lichter,
Die abendlichen:
Doch um so feuriger blitzen
Die schwarzen Augen der Schönen,
Und die weichen Lüfte stimmen das Herz begehrlich.
Ueber den Markt hin lockt es,
Zu folgen dem Schwarm
Der Müßiggänger,
Dieweil er arglos in sich trinkt
Den holderschlaffenden,
Süß-aufregenden,
Unvermerkt das Herz berauschenden Südhauch.

Sie sagen, Müdigkeit triefe von seinen Schwingen,
Und lähme, weich-einschmeichelnd, schaffende Thatkraft;
Ich aber lieb ihn:
Himmlische Müdigkeit ist Mutter des Schönen.

Der Adler nicht, der machtvoll kreist um die Gipfel des Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenroth —
Du, müder Schwan,
Der hinschmilzt in süßen Gesängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du bist der Vogel Apollons!

7. Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen,
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet:
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet,
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hin gab ich, was die Einzelnen erfreuet,
Doch dir nur schenk ich dieß gesammte Prangen,
Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!"

8. O trockne diese Thräne nicht.

O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe wars, die sie gebar,
Der selge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell —
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus so heilgem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Enthlühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
In deinem Aug, dem blauen.
Und immer lockt michs wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schonst der Perle sonst, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert!

9. Vaterlandslied.

Ja Vaterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil,
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
Nur, sieh ich, nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu niegesehnem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemüthes im frostgen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk erröthe nicht,
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
Du müssest „staatsklug" werden, es heische das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrals;
Hoch halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf die starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

Melchior Meyr.

Melchior Meyr, geb. am 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen im schwäbischen Riesgau, besuchte die deutsche und lateinische Schule zu Nördlingen, die Gymnasien zu Ansbach und Augsburg, die Universitäten München und Heidelberg. In München hörte er die Vorlesungen Schellings, die von großem Einfluß auf seine Entwickelung waren; er gab das begonnene Studium der Jurisprudenz auf, um sich ganz der Dichtkunst und Philosophie zu widmen. Das Jahr 1837 verbrachte er zu Erlangen im freundlichem Verkehr mit Rückert; nach dreijährigem Aufenthalt in München reiste er im Spätjahr 1840 nach Berlin, wo er im Umgang mit den bedeutendsten Männern in Kunst und Wissenschaft zwölf Jahre verweilte, den philosophischen und politischen Kämpfen beiwohnte und unter kritischer und journalistischer Thätigkeit zu der Bildung reifte, die er in seinen Werken dargelegt hat. Seitdem lebt er abwechselnd in München und in seiner Heimat, mit poetischen Produktionen und philosophischen Forschungen beschäftigt.

Unter den neueren Dichtern gehört Melchior Meyr zu denjenigen, welchen die Anerkennung nicht zu Theil geworden zu sein scheint, die ihnen gebührt. Zwar haben seine Erzählungen ein großes und dankbares Publikum gefunden, auch haben seine Dramen eine Zeitlang Beifall geerntet, dagegen scheinen seine lyrischen „Gedichte" (Berl. 1857) nur Wenigen bekannt geworden zu sein. Und doch gehören sie zu dem Besten und Schönsten, was die neuere Zeit hervorgebracht hat. Sie befriedigen in gleicher Weise durch ihren gedankenreichen Inhalt, wie durch ihre schöne Form, durch ihre Wahrheit wie durch die poetische Auffassung und Durchführung. Der Dichter versichert uns in einem lesenswerthen Vorwort, daß in seinen Gedichten nichts Gemachtes, nichts willkürlich Erfundenes zu finden sei; es hätte dieser Versicherung nicht bedurft, man wird selbst bei dem flüchtigsten Durchlesen derselben überzeugt, daß sie aus seinem Innern erwachsen sind, daß sie Erlebnisse seines Denkens und Strebens darstellen. Man wird allerdings oft an andere Dichter erinnert, an Göthe, an Schiller, an Platen, allein abgesehen davon, daß es eben kein übles Zeichen ist, wenn man an solche Größen erinnert wird, so kann von einer eigentlichen Nachbildung oder Benutzung keineswegs die Rede sein, wie denn der Dichter, einem Vorwurf der Art zuvorkommend, in einem Spruch selbst sagt:

„Im Einzelnen mag ich euch ähnlich sein,
Das Ganze jedoch ist einzig mein."

Mit Schiller hat Melchior Meyr allerdings eine große Verwandtschaft: wie in jenem großen Dichter entwickelt sich gleichzeitig der Trieb zur poetischen Produktion und zur philosophischen Spekulation; mit Goethe hat er die Lust zum Fabulieren, den Drang, das Erlebte poetisch zu gestalten, gemein; sein kräftig männlicher Charakter, seine Begeisterung für die Kunst erinnert an Platen, auch ist er kampfbereit wie dieser. Aber alles Dieß ist er auf eigenthümliche selbstständige Weise, die zum

Theil dadurch bedingt ist, daß er, obgleich hochgebildet, doch seinen volksmäßigen Ursprung nie verläugnet. Dieser tritt in seinen Dichtungen unverkennbar hervor und beurkundet sich schon durch den echt volksthümlichen Humor, der viele derselben beseelt, so wie durch die naive Auffassung der Natur und des Lebens. Wir erkennen diese volksthümliche Ader schon in seinen Liebesliedern, in denen sich die reinste, liebenswürdigste Empfindung ausspricht, die warm und tief gefühlt sind, ohne in schrankenlose Leidenschaftlichkeit zu verfallen. Wenn die Gedanken, wie z. B. in dem Gedicht „An ein schönes Mädchen" (8), auch nicht neu sind, so mögen sie doch kaum jemals besser ausgedrückt worden sein.

Wie Alles überhaupt, so sind auch seine Epigramme gedankenreich; mehrere wie die „Antwort" (1) und „Das Hündchen" (2) erinnern in so fern an Goethes Epigramme aus Venedig, als sie von demselben heitern Geiste beseelt sind. Welche Stoffe Melchior Meyr auch behandelt, er ist immer mit ganzer Seele und mit seinem ganzen Talent dabei; während er die ernsten Verhältnisse des Lebens mit edler Würde darstellt, entfaltet er den reichsten Humor, wenn er dessen heitere Seiten schildert. So ist der „Bruder Lustig im neunzehnten Jahrhundert", aus welchem wir zwei Stücke mitgetheilt haben (4. 5), ein kleines Meisterwerk humoristischer Auffassung und Darstellung. Wie köstlich ist diese Schilderung eines fidelen und gemüthlichen Lumpen, wie ergötzlich sind die einzelnen Situationen erdacht und durchgeführt und wie philosophisch wahr ist der Schluß, denn solche Naturen wie der Bruder Lustig werden, vor Allem in Deutschland, wenn sie ausgetobt haben, insgemein die ärgsten Philister, weil sie außer dem jugendlichen Uebermuth und Leichtsinn Nichts haben, was ihnen im Leben einen Halt geben könnte.

Die „Religiösen Gedichte" sind Ergüsse einer wahren und warmen Inbrunst; sie erbauen und erheben unendlich mehr als die pietistischen Seufzerlein, weil sie nicht mit dem religiösen Gefühl spielen, weil sie aus dem tiefsten Gottesbewußtsein hervorgegangen sind (7). Des Dichters frommer Sinn spricht sich nicht bloß in den „Religiösen Gedichten" aus, er offenbart sich auch in solchen, in welchen er seine Lebensanschauung poetisch entwickelt und Lebensweisheit lehrt (6). — Daß der Dichter der „Erzählungen aus dem Ries" auch das äußere Leben poetisch ergreifen und plastisch gestalten kann, bedarf kaum der Erwähnung; ein schönes Beispiel davon ist der treffliche „Junisonntag", in welchem er uns eine Reihe von lebensvollen und anschaulichen Bildern von dem Treiben des Volkes an einem schönen Sommertag vorführt.

Wie in der Behandlung des Stoffes, so ist Meyr auch in der Behandlung der Form und der Sprache durchaus glücklich. Meist liebt er einfachen Strophen- und Versbau, doch ist er in dieser Einfachheit sehr mannigfaltig. Indeß beherrscht er auch die schwierigen Formen mit großer Gewandtheit; seine „Sonette" wie seine „Oden" (3) sind von großem Wohllaut, wie er in ihnen eine große Kunst der Composition an den Tag legt.

Melchior Meyr starb am 22. April 1871.

1. Antwort.

Welch ein Geschäft ich erwählt, mein Freund? ich lieb und ich lobe,
Und so verbring ich gewiß lieblich und löblich die Zeit.

2. Das Hündchen.

Niemals war ich dem Hundegeschlecht ein besonderer Gönner
Und ich begriff nur schwer Andrer Vergnügen daran.
Doch seitdem mit Gekos mein Mädchen das muntere Hündchen,
Welches zu Hause gekauft mir zu der Holden gefolgt,
Streichelte (und ich sahs, nicht ohne des Herrn zu gedenken!) —
Find ich so traut und so nett Nichts als ein solches Geschöpf.
Wie es an mir aufhüpft, der ich gut und freundlich es halte,
Wie es so schön mir thut, wie es so lustig mir bellt!
Und mir scheint in der Welt kein Bild so bedeutend und heimlich,
Als wenn spät, da ich still wandre den dämmernden Pfad,
Munter das Thier mich umkreist und in gleichem, gemessenem Laufe
Ueber der Au Nachtgrün ziehet den helleren Streif.

3. Der Wein.

Freunde, leer und los von Gefühl sein, hieß zwar
Göttlich schon, doch bleibt mir verhaßt auch Einsicht,
Wenn sie klar und kalt der geliebten Erde
Bilder betrachtet.

Reicht den Wein mir her, daß erglüht die Wange,
Daß in Lieb und Lust ich beseligt schwelge,
Daß vor Aug und Herz mir bezaubernd holde
Schöpfungen gaukeln! —

Himmelstrank! — Als einst den verbotnen Apfel
Aß der Mensch, trieb Gott ihn hinaus zur Plage,
Bannte streng ihn fort zu so vielen öden,
Traurigen Stunden.

Da erschien ihm drauf die verhängte Strafe,
Doch zu groß und schwer, und er schenket dich ihm,
Daß du manchmal doch ihn versenkst in Edens
Selige Fülle!

4. Aus „Bruder Lustig".

Ihr Reichen, die ihr jeden Wein
In euren Kellern führet,
Ihr wißt nicht, welche Seligkeit
Das Herz beim Trinken rühret.

Ihr laßt als Herrn euch nur herab,
Die Sorten zu probieren,
Und nickt ihr Beifall, müssen sie
Zuletzt sich gratulieren.

Mir, wenn das Glück mir eine gönnt
Von den berühmten Lagen,
Ists ein Ereigniß, eine Lust,
In Worten nicht zu sagen.

Ein Wunder steht die Flasche da!
Es würde der Entzückte
Nicht daran glauben, wenn er sie
Nicht mit den Händen drückte.

Er schenkt, er nippt, er kostet ihn —
Er wagt es, ihn zu trinken,
Und möchte vor dem Himmelstrank
Anbetend niedersinken.

Er fühlt den Adel, fühlt die Kraft,
Sein Auge blickt nach oben,
Er trinkt und trinkt und setzt nur ab,
Um Gott den Herrn zu loben.

Das ist ein Glanz, ein Wohlgeruch,
Ein Strömen und ein Flammen! —
Es lodert alle Poesie
In Einen Punkt zusammen.

Wo wärt ihr Reichen je bewegt
Von solchen Wonneschauern?
Genau genommen müßte man
Von Herzen euch bedauern.

Und doch, so schlecht begreift der Mensch,
Was dient zu seinem Frommen,
Daß jetzt der Wunsch in mir sich regt,
In euren Fall zu kommen!

5. Aus „Bruder Lustig".

Keine Schulden soll ich machen?
Nur von dem, was ich besitze,
In so schlechten Zeiten leben?
Schweigt, sonst bringt ihr mich in Hitze!

Euer Rath ist gut für Reiche,
Deren Renten stets sich mehren,
Doch für unser Einen muß man
Ihn für abgeschmackt erklären.

Hätt ich niemals borgen wollen,
Himmel, welch ein Hundeleben
Hätt ich in der Welt geführet!
Nimmer würd ich mirs vergeben!

Daß ich Welt und Menschen kenne,
Daß ich Torten kenn und Weine,
Daß mein Kopf erleuchtet, dank ich
Meinen Schulden ganz alleine.

Daß ich froh mein Loos ertrage,
Daß ich lernte mich gedulden,
Daß ich frevelnd nie gemurret,
Dank ich einzig meinen Schulden.

Und natürlich, wie die Menschen
Immer hoffen auf der Erde,
Hoff auch ich, daß ich sie später
Wieder heimbezahlen werde.

6. Erinnre dich!

Mit Sehnsucht wünschest du das Glück herbei,
Du zürnest, daß es nicht gekommen sei? —

Giebts etwas Schöneres als Männlichkeit,
Mit Ungemach und Noth im edeln Streit?

Giebts etwas Schöneres als heitern Blick,
Umflutet von Verlust und Mißgeschick?

Als Vorwärtsdringen auf gehemmter Bahn
Zum Ehrenpreis bestrittnen Siegs hinan?

Ists nicht die Frucht, mit kühnem Muth gepflückt,
Die tiefer als geschenkte dich beglückt?

Ja, ließ nicht Gott selbst diese Welt entstehn,
Um männlich kämpfen gegen Noth zu sehn —

Und dem Geschaffenen als höchsten Ruhm
Zu gönnen selbsterrungnes Eigenthum? —

Drum nutz dein Leid und preise Gott dazu:
Wär es nicht da, drum bitten müßtest du!

7. An ein schönes Mädchen.

Du, liebes Kind, du weißt es nicht,
Wie leicht es dir gemacht ist.
Wie holderquickend Lust und Licht
Von selbst in deiner Macht ist.

Ich muß in Freud und Leid erglühn,
Ich muß in Schmerzen ringen,
Ich muß mich denkend, schaffend mühn,
Das Werk hervor zu bringen,

Das Menschenherzen laben kann
Und tröstend sie erheben,
Und ihnen Freude, die entrann,
Im Bilde wiedergeben.

Du, Holde, darfst erscheinen nur
Und lächeln nur und scherzen:
Verweht ist aller Sorge Spur
Und selig sind die Herzen.

8. Erlebnisse.

Das große Leid, das große Glück
Sind heilvoll gleicherweise,
Sie führen dich zu Gott zurück
Im Klageruf, im Preise.

Wenn du zu ihm den Blick erhebst,
Getrübt von heißen Zähren,
Wenn du in einem Schmerz erbebst,
Wo Trost nur Er gewähren,

Wo Rettung Er nur senden kann;
Und wenn der arme Kranke,
Der Heilung wiederum gewann,
Dankt mit entzücktem Danke:

Da bietet sich, da öffnet sich
Sein Vaterherz! Mit Grauen
Und Wonnebeben füllt es dich,
Ins Innerste zu schauen!

Da wird in Seel-Erschütterung
Ein Liebesbund geschlossen,
Aus dem in Geistereinigung
Die reinsten Freuden sprossen!

Und eingeweiht in großer Zeit,
In wunderbaren Schauern,
Wird er in Ruh und Heiterkeit,
Er wird unendlich dauern.

Karl Gerok.

Karl Gerok, geb. am 30. Jan. 1815 zu Vaihingen, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, wo sein poetisches Talent unter Gust. Schwabs Leitung geweckt wurde. Von 1832 bis 1836 studierte er Theologie in Tübingen, besuchte aber auch die Vorlesungen von Baur, Strauß und Vischer. Nach vollendeten Studien wurde er Predigergehülfe seines Vaters in Stuttgart, 1840 Repetent am Tübinger Seminar, 1844 Diakonus in Böblingen und 1849 Prediger in Stuttgart, wo er 1862 zum Stadtdekan und 1868 zum Prälaten befördert ward.

So großen Beifall seine „Predigten" (3 Bde. Stuttg. 1863—1865) fanden, so wurde er doch vorzüglich durch seine „Palmblätter" (Stuttg. 1857. 25. Aufl. 1877), bekannt, welche in vier Abtheilungen („Heilige Worte, Heilige Zeiten, Heilige Berge, Heilige Wasser") eine Reihenfolge von poetischen Erläuterungen biblischer Stellen enthalten. Bald sind es ganze Verse des Alten oder Neuen Testaments, bald einzelne Sätze und oft sogar nur einzelne Worte, welche der Dichter gleichsam glossiert, weshalb er es auch liebt, diese in den Strophen als Refrain erscheinen zu lassen, welchen er mit großem Geschick und Glück behandelt. Dieß konnte ihm aber nur gelingen, weil ihm in der Ausführung des Themas großer Gedankenreichthum zu Gebote steht. Man merkt es bald, daß der Dichter als Kanzelredner gewohnt ist, aus scheinbar bedeutungslosen oder wenig ergiebigen Sätzen eine Fülle von Gedanken oder Anschauungen zu gewinnen, und es tönen seine Dichtungen oft wie versificierte Predigten. Auch zeugen sie in der That mehr von rhetorischer Kraft als von poetischer Begeisterung. Aber eben deshalb sind sie auch, obgleich von strenger Gläubigkeit, doch von aller nebelhaften Schwärmerei entfernt, die sich bei religiösen Dichtungen sonst so leicht und gern eindrängt. Vielmehr sind sie von der erfreulichsten Klarheit, und wenn auch die Gedanken, die er aus seinem Thema schöpft, oft überraschen, so stehen sie doch immer zu einander im strengsten logischen Zusammenhang. Bewundernswürdig ist namentlich das Geschick, mit welchem der Dichter verschiedenartige Gedankenreihen an einander knüpft, wie er aus der Darstellung biblischer Geschichten oder Verhältnisse den Uebergang zu Betrachtungen findet, die sich an die Gegenwart wenden. In ähnlicher Weise und mit gleichem Geschick hat Gerok in den „Pfingstrosen" (Stuttg. 1864) die Apostelgeschichte behandelt.

Der Sturm im Meer.

Matth. 9, 21—27.

Es braust der See Tiberias,
Es schwankt das leichte Boot,
Die Jünger kämpfen schreckensblaß
Mit schwerer Sturmesnoth,
Er aber schläft mit Frieden
Als wie im sichern Haus
In seligem Ermüden
Vom heißen Tagwerk aus.

Er schläft, umrollt vom Donnerhall,
Vom Wetterschein umblitzt,
Er schläft, gewiegt vom Wogenschwall,
Von Gischt und Schaum umspritzt,
Er schläft, die Wellen decken
Das schwache Schifflein schier,
Da kreischts in jähem Schrecken:
Herr, hilf, sonst sinken wir!

„Kleingläubige, was zagt ihr doch?"
Sieh da, vom Sturm umwallt,
Ersteht im Schifflein still und hoch
Die herrliche Gestalt,
Reckt in die Wetternächte,
Reckt in das Sturmgebrüll
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und ob der See noch leise schäumt
Und tief im Grunde kocht,
Die Elemente sind gezäumt,
Der Abgrund unterjocht:
Der Donner kennt die Stimme,
Davor die Welt erbleicht,
Daß er in dumpfem Grimme
Sich ins Gebirge schleicht.

Mit blankem Schlegel wie ein Schwan,
Gelassen schwebt das Boot
Dahin auf spiegelheller Bahn
Im milden Abendroth;
Die Menschen aber fragen:
Was ist das für ein Mann,
Vor dem die Stürme zagen? —
Und beten Jesum an.

Ja, bet ihn an, und wenn dein Schiff
Auf wilden Wogen schwebt,
Und wenn vor Klipp und Felsenriff
Dein schwaches Herze bebt,
Und wenn im Sturm und Wetter
Auf Menschen kein Verlaß,
Dann, Seele, ruf den Retter
Vom See Tiberias!

Und schweigt er dir und schläft er noch:
Halt an und ruf mit Macht,
Zur rechten Stunde hört er doch,
Ist nie zu spät erwacht,
Reckt in die Wetternächte,
Reckt in das Sturmgebrüll
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und wenn durchs Herz das wilde Heer
Der Leidenschaften stürmt,
Die Seele wie ein zornig Meer
Sich hoch in Wogen thürmt,
Dann weck vom Schlummerkissen
Im Herzensgrunde tief,
Im innersten Gewissen
Den Meister, der da schlief.

Ersteht im Herzen still und mild
Die himmlische Gestalt,
Dann legt vor seinem Friedensbild
Sich Sturm und Unruh bald;
Dann schwebt auf ebnem Pfade
Dein gottgelaßner Sinn
Im Friedenshauch der Gnade
Sanft ob dem Abgrund hin.

Herr Jesu bleibst nur du am Bord
Mein göttlicher Pilot,
Dann schwimmt mein Schifflein fröhlich fort,
Dann fürcht ich keine Noth,
In deinem Gottesschirme
Land ich auf ebner Bahn
Durch Sonnenschein und Stürme
Im Port des Friedens an.

Julius Grosse.

Julius Grosse ist durch seine epischen und dramatischen Dichtungen zu wohlverdientem Ruhme gelangt, es müssen dieselben in einem späteren Abschnitte besprochen werden. Wenn er auch als Lyriker in seinen „Gedichten" (Kassel 1857) nicht die nämliche Höhe erreicht, und man ihm nicht mit Unrecht Ungleichheit in der Behandlung, sowie Verstöße gegen den guten Geschmack vorwirft, so ist doch auch in solchen Liedern, deren Mängel nicht entschuldigt werden können, eine poetische Ader nicht zu verkennen und sie sind bei allen ihren Fehlern den Gedichten mancher anderer Dichter vorzuziehen, die das Höchste geleistet zu haben vermeinen, wenn die Form ihrer Lieder nur recht sauber gehalten ist. Wir gehören keineswegs zu denjenigen, welche die Form für eine Nebensache halten, vielmehr haben wir hier und an anderen Orten schon oft Gelegenheit gehabt, es auszusprechen, daß nur die Dichtung auf Leben Anspruch machen kann, die bei tiefem Gehalt auch eine künstlerische Gestaltung hat; allein wenn diese keinen entsprechenden Inhalt darbietet, so wird das Gedicht möglicher Weise eine Zeitlang Anerkennung finden, aber bald wird man wahrnehmen, daß man sich durch den Schein hatte täuschen lassen. Neben jenen mangelhaften Dichtungen finden sich aber bei Grosse nicht wenige andere, die auch formell untadelhaft sind, und diese erregen ein um so größeres Wohlgefallen, als sie frisch empfangen und mit jugendlicher Kühnheit ausgeführt sind. Gern vertieft er sich in das Düstere und Schaurige, das er in grellen Farben mit einem oft beinahe zu ängstlichem Detail ausmalt; und mit eben so großer Vorliebe geißelt er das heuchlerische Pfaffenthum und die Tyrannenwirthschaft geist- und gemüthloser Regierungen, was übrigens eine Beschlagnahme der Gedichte zur Folge hatte. Aber neben diesen treffen wir auch manches tiefgefühlte Liebeslied, das des Dichters poetisches Talent noch lebendiger hervortreten läßt.

1. Fiammetta.

Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen, dunklen Augen,
Weißt Du schon, wozu sie taugen,
Und wie feucht die sanfte Pracht,
Wenn das Herz voll Scham und Sorgen,
Still verborgen.
An ein süßes Glück gedacht?

Schelmisch Mädchen, schelmisch Mädchen
Mit den kleinen, weißen Händen,
Kennst Du schon die süßen Spenden:
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend schweifst Du,
Spielend greifst Du,
In die Lüfte unverwandt.

Süßes Mädchen, süßes Mädchen,
Immer laß Dein Lied ertönen
In der Sommernacht, der schönen,
Die von Träumen zärtlich glüht!
Pries doch Mancher schon verwegen
Liebessegen,
Der ihm selbst noch nie geblüht!

Aber plötzlich warum schweigst Du,
Thränenthau ins Aug ergossen?
Ist die Knospe schon erschlossen?
Wohl, sein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenstralen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieser Mund!

2. Erste Liebe.

So hat noch Niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt' er mich an
Und schaute mir in die Seele,
So unwiderstehlich, so tief hinein,
Als wollt er schaun, wo ein Fältelein
Ihm Etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in seinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es selbst noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendets wie Weihnachtskerzen.

So hat noch Niemand mich geküßt!
Nicht Vater, noch Mutter beim heilgen Christ
Nach all den bunten Geschenken!
Doch alle nun gäb ich mit Lächeln hin,
So fröhlich ist mir, so selig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

Adolf Schults.

Adolf Schults, geb. am 5. Juni 1820 in Elberfeld, war der Sohn eines Seidenwebers von der strengsten kirchlichen Richtung; seine Mutter, eine Französin, die durch die Kriege der Republik nach Deutschland verschlagen worden war, hatte das lebhafte Temperament ihres Volks und eine den Stand ihres Mannes weit überragende Bildung. Schults brachte seine Kinderjahre in einer fast ländlichen Zurückgezogenheit zu, in welcher er die Liebe zur Natur und das tiefere Verständniß derselben gewann, aber zugleich eine Schüchternheit, die er nie überwand und die damals so groß war, daß er schon am ersten Tage der Realschule entlief, in der er nach Vollendung der Elementarschule seine weitere Ausbildung erhalten sollte, und daß er trotz aller Vorstellungen nicht wieder in dieselbe zu bringen war. Er trat

im 14. Jahre in ein Handlungshaus als Lehrling und hat von dieser Zeit an bis an sein Ende mit Abneigung, aber mit Fleiß und Pflichttreue als Comptoirist gearbeitet, seine freie Zeit für seine Ausbildung mit eiserner Geduld und Ausdauer benutzend. Im J. 1843 heirathete er, aber obgleich seine Gattin ihm mit der hingebendsten und aufopferndsten Liebe zugethan war, und er sich in ihrem Besitz glücklich fühlte, begann bald darauf eine Reihe von trüben Tagen, die ihn bis an seines Lebens Ende begleiteten. Sein Widerwillen gegen seinen Beruf verstimmte ihn von Tag zu Tag mehr; dazu kamen peinliche Kopfbeschwerden (er hatte sich dieselben dadurch zugezogen, daß er bei einer Kahnfahrt ins Wasser gestürzt war); der Gebrauch der Bäder in Homburg (1845) hatte keinen glücklichen Erfolg. Zwar war seine ökonomische Stellung mit der Zeit besser geworden, aber die Vermehrung seiner Familie vermehrte mit den Ausgaben auch die Sorgen, die täglich drückender wurden und seine Nervenreizbarkeit steigerten. Nach längerem Siechthum starb er am 2. April 1858.

Die ersten Versuche, mit welchen Adolf Schults öffentlich auftrat („Gedichte. Erste Samml." Magdeb. 1843. 2. Aufl. 1847) erregten sogleich ein günstiges Vorurtheil für den jungen Dichter. Wenn auch Manches im Gehalt wie in der Form zu wünschen übrig ließ, so erfreute die Jugendfrische, die Schärfe und Klarheit der Sprache, die körnige Einfachheit des Ausdrucks, die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die sich in den meisten Gedichten kund gab. Einzelnes war sogar vortrefflich, namentlich die „Blumenlieder" und die Naturbilder, welche an die Erscheinungen der sichtbaren Welt geistreiche Ideen anknüpften, so wie die inhaltreichen Reimsprüche. Die darauf folgenden „Märzgesänge. 25 Zeitgedichte" (Magdeb. 1848), in denen er sich mit leicht erklärlicher Bitterkeit über die socialen Zustände aussprach, wurden von den zur nämlichen Zeit erschienenen „Liedern aus Wisconsin" (Ebd. 1848) weit übertroffen, die in schwungvollen Weisen die Freiheit mit Begeisterung besingen. Unglücklich dagegen war der Gedanke, in den „Leierkastenliedern" (Meurs 1849) bekannte ältere Gesänge in bänkelsängerischem Ton umzuformen. Sein Talent trat erst in den drei weiteren Sammlungen „Haus und Welt. Neuere Gedichte" (Elberf. 1851), „Zu Hause. Ein lyrischer Cyklus" (Ebd. 1851) und „Der Harfner am Heerd" (Ebd. 1856) in seiner vollsten Kraft und Eigenthümlichkeit hervor. In „Haus und Welt", dem die „Lieder aus Wisconsin" und die „Märzgesänge" wieder beigefügt waren, schildert der Dichter den Druck, der auf dem Leben des Proletariers lastet, die Sorgen, die sein Dasein verkümmern und verbittern, aber auch die Innigkeit der Liebe, welche das Elend ertragen läßt, mit rührender Wahrheit. Von der nämlichen Wehmuth durchdrungen sind die Lieder, welche die Sammlung „Zu Hause" bilden, in denen alle Beziehungen des häuslichen Lebens mit eben so viel Gefühl als Treue poetisch verklärt werden. Im „Harfner am Heerd" schildert der Dichter mehr die Lichtseiten des häuslichen Lebens; er eröffnet uns darin die ganze Tiefe des Vaterherzens, die ganze Innigkeit des liebenden Gatten. Die erste Abtheilung „Siebenfacher Segen" ist seinen sieben Kindern gewidmet, denen er nach Geschlecht, Alter, Neigung und Anlagen in einfach herzlicher Weise warm empfundene Worte zuruft und dabei den tiefsten Blick in seine eigene schöne Seele eröffnet, die sich der heiligen Aufgabe eines Vaters bewußt und von begeisterter Liebe für das Vaterland und die ganze Menschheit durchdrungen ist. In der zweiten Abtheilung „Neue Jugend" schildert er die frische Kraft, die ihn bei den wachsenden Anforderungen des Lebens erfüllt; er spricht sich Muth zu, die alten Leiden zu vergessen, sein Herz für das Elend seiner Mitmenschen warm zu erhalten, oder er versenkt sich in die Zeit seiner ersten und einzigen Liebe, in der er die treue Gattin gefunden, welcher die dritte Abtheilung „Leid und Lust" ganz gewidmet ist. Bald schildert er seinen Schmerz bei ihrer gefahrvollen Krankheit, bald sein Glück über ihre Genesung, oder er preist ihre aufopfernde Thätigkeit, ihre sich nie verläugnende Liebe, oder er freut sich mit ihr des blühenden Kindersegens. Alle diese Lieder bewegen sich in einfach schlichten Worten und Rhythmen, aber sie sprechen zum Herzen, wie sie aus dem Herzen des Dichters entströmt sind; sie sind der liebenswürdigste Ausdruck eines treuen, liebevollen Gemüths. Wir können sie nicht eher verlassen, als bis wir den Wunsch ausgesprochen haben, es möchte jeder Vater und jede Mutter sie lesen und beherzigen.

In den epischen Versuchen des Dichters „Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus" (Lpz. 1853) und „Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht" (Elberf. 1855) erkennen wir die nämliche tüchtige Gesinnung, wie in seinen Liedern, aber sie sind viel zu lyrisch gehalten. „Martin Luther" ist in einzelne Romanzen oder Lieder aufgelöst, von denen einzelne allerdings vortrefflich sind („Bruder Martin", „St. Peters Dom", „Ufnau", „Der Sohn der Zeit"), die aber durch kein festes Band zusammengehalten werden. Gelungener ist „Ludwig Capet", der zwar auch keinen epischen Gesammteindruck gewährt, aber schon formell dadurch bessere Wirkung macht, daß der Dichter ein einziges Versmaß (fünffüßige gereimte Jamben) festhält und nicht wie im „Luther" die verschiedensten Strophenformen gebraucht.

1. Gottes Segen siebenfach.

Gottessegen, siebenfach,
Ist herabgekommen;
All mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schönrer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei,
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send, o Sonne, den hellsten Schein
Nieder auf die Lieben,
Daß sie wachsen und gedeihn,
Meine blühenden Sieben!

Gönn, o Erde, den freisten Raum
Allen zum Entfalten,
Daß sie reihen sich, Baum an Baum,
Um den Stamm, den alten!

2. Französisch Blut, ein Tröpfelein.

Französisch Blut, ein Tröpfelein
Das rollt in deinen Adern;
Das fliegt so rasch ins Köpfelein
Und macht geschickt zu hadern.

Es macht dir hell die Aeugelein
Und röthet dir die Wangen; —
Ich hab es von der Mutter mein,
Und du von mir empfangen!

Und ward ich drum ein Franke? nein!
Ich bin ein Deutscher blieben,
Und lernte nur so heißer mein
Geliebtes Deutschland lieben.

So mags denn immer also sein:
Ich will es nicht beklagen,
Daß du, mein Kind, ein Tröpfelein
Mußt welschen Blutes tragen!

Der Blume gleichs am edlen Wein,
Dein Tröpflein fremd Geblüte: —
Du bist ein deutsches Mägdelein
An Geist und an Gemüthe!

3. Du liebst das Händefalten.

Du liebst das Händefalten,
Mein Sohn, mein dritter Sohn;
Ich seh im Geist dich walten
Als frommer Priester schon.

Wer hat es dich gelehret?
Ich selber that es nicht;
Doch Keinem sei gewehret,
Wer so die Hände flicht.

Gefaltne Hände werden
Kein böses Werk begehn,
Wenn gleiche Gottgeberden
Auch tief im Herzen stehn.

Eins aber will nicht taugen:
Sie falten nur zum Schein!
Das halte stets vor Augen,
Das präge tief dir ein!

Und sie zu falten immer,
Das ist vom Argen auch:
Das ist ein alter, schlimmer,
Ein fauler Pfaffenbrauch.

Die Hände sollst du regen,
Drum hast du sie empfahn!
Sie falten, bringt erst Segen,
Wenn du dein Werk gethan.

4. Sieben, Sieben! galt die Zahl.

Sieben, Sieben! galt die Zahl
Heilig nicht den Alten?
O, so laß uns sieben Mal
Denn sie heilig halten!

Heilig muß dem Vater sein
Jeglich Haupt der Kinder;
Alle schließ ins Herz er ein,
Keines mehr noch minder.

Heilig sei ihm allezeit,
Was sie heilig achten;
Was sie halten hochgeweiht,
Soll er nicht verachten.

Heilig sei ihm all ihr Schmerz,
Ob sie still ihn tragen,
Oder an der Mutter Herz
Weinend laut ihn klagen.

Heilig sei ihm ihre Lust
Und ihr kindlich Scherzen;
Heilig ihm, was unbewußt
Quillt aus ihrem Herzen.

Heilig jeder reine Trieb,
Der nach oben strebet;
O, daß heilig ihnen blieb,
Was sie heut erhebet! —

Sieben, Sieben! galt die Zahl
Heilig nicht den Alten?
O, so laß uns sieben Mal
Denn sie heilig halten!

5. Jugendmuth! o, bleib mir treu.

Jugendmuth! o, bleib mir treu
In der Welt, der alten!
Jugendglut! o, steh mir bei
In der Welt, der kalten!

Jugendglut! und muß ich arm
Auch durchs Leben wandern,
Halte du das Herz mir warm
Für das Loos der Andern!

Jugendmuth! und steh ich klein
Vor der Großen Blicken,
Lehre du mich, stolz zu sein,
Nicht mich feig zu bücken!

Jugendglut! o, lasse heiß
Für das Schöne glühn mich!
Jugendmuth, des Wahren Preis
Lehre laut und kühn mich!

Jugendglut! o, gieb mir Muth,
Daß ich steh fürs Rechte!
Jugendmuth! o, gib mir Glut,
Daß ich haß das Schlechte!

Jugendglut! o, steh mir bei
In der Welt, der kalten!
Jugendmuth! o, bleib mir treu
In der Welt, der alten!

6. Deine Brust, die vielgetreue.

Deine Brust, die vielgetreue,
Die mit tausend Sorgen rang,
Die von Jahr zu Jahr aufs Neue
Tausend Schmerzen still bezwang;
Wie ein Held nach schweren Siegen
Endlich sinken muß dahin,
Also muß sie nun erliegen,
Die getreue Dulderin!

Deine Hand, die nimmermüde,
Die so treulich, für und für,
Wie ein stiller Gottesfriede
Hütete die Schwelle mir —:
Die, der Deinen Glück zu schaffen,
Nimmermehr gerastet hat —
Endlich muß sie doch erschlaffen,
Und sie senkt sich todesmatt.

Und dein Auge, spät und frühe
Forschend mit besorgtem Blick,
Ob der Kindlein Wange blühe,
Trübe Nichts ihr stilles Glück;
O, dein Auge, mit dem süßen
Liebereichen milden Schein —
Endlich muß es doch sich schließen,
Balde wirds erloschen sein!

Und der Mund, der mich vor Zeiten
Durch ein leises Ja beglückt
In der Stunde, der geweihten,
Eh mich noch sein Kuß entzückt: —
Der da sprach: ich bin dein eigen,
Bin dein eigen ganz und gar!
O, der Mund — er soll nun schweigen,
Schweigen nun auf immerdar!

O, wie soll ichs lernen tragen,
Dieses unermeßne Weh?
Dir auf ewig soll ich sagen,
Ach, auf ewig dir Ade?! —
Wie ein Held nach langen Siegen
Ach, so sinkst du nun dahin,
Ach, so mußt du nun erliegen,
Du getreue Dulderin!

Ernst Heinrich Pfeilschmidt.

Ernst Heinrich Pfeilschmidt, geb. am 20. Okt. 1809 zu Großenhayn, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, seit seinem 12. Jahre mehrere Privatanstalten in Dresden. Im J. 1823 trat er in eine lithographische Anstalt und besuchte zugleich die Akademie der Künste. In Folge eigenthümlicher Umstände entsagte er dem künstlerischen Beruf und faßte, 17 J. alt, den Entschluß, Theologie zu studieren. Die Schwierigkeiten, die sich ihm bei seiner Mittellosigkeit, seinem vorgerückten Alter und dem Mangel an der nöthigen Vorbildung entgegenstellten, überwand er durch seinen kräftigen Willen und die menschenfreundliche Unterstützung eines ihm wohlwollenden Geistlichen. Nachdem er sich durch Privatunterricht hinlänglich vorbereitet hatte, trat er 1826 in die Kreuzschule und bezog 1830 die Universität Leipzig, wo er neben den theologischen Vorlesungen auch allgemein wissenschaftliche besuchte. Im dritten Jahre seines Studiums wurde ihm der erste Preis für eine bei der Reinhardschen Stiftungsdeputation eingereichte Predigt zu Theil. Nach vollendeter Universitätszeit und glücklich abgelegten Prüfungen kehrte er nach Dresden zurück, wirkte eine Zeitlang als Hauslehrer, wurde 1834 Collaborator an der Kreuzschule und 1838 Diakonus an der Annenkirche, mit welchem Amt das eines Hausgeistlichen am Maternispital verbunden war. Außerdem wurde er zum Hausgeistlichen der Blindenanstalt ernannt, um die er sich vielfach verdient machte. Seit 1865 Archidiakonus an der Annenkirche, trat er 1874 in den Ruhestand.

Von der umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit Pfeilschmidts (er hat außer Predigten und Gelegenheitsreden mehrere historische Werke verfaßt) haben wir hier nur seine Dichtungen ins Auge zu fassen. Er trat erst in älteren Jahren mit denselben in die Oeffentlichkeit, aber wenn ihnen auch jugendliche Begeisterung abgeht, so sind sie doch voll Kraft und männlicher Innigkeit, und es weht in ihnen ein Geist liebenswürdiger Milde, der den Leser wohlthuend anspricht. Die „Heiligen Zeiten" (Lpz. 1858) enthalten eine Reihe von Gedichten, welche zunächst durch kirchliche Feste hervorgerufen wurden. Aber wenn man in ihnen gereimte Erklärungen der Evangelien und Episteln oder allgemeine Stoßseufzer suchen wollte, würde man sich sehr getäuscht finden; die Gedichte sind zwar durchaus von religiösem und frommem Sinn eingegeben, aber sie sind nicht beschränkt kirchlich, sondern großherzig christlich, wie denn der Dichter in dem einleitenden Gesang den Wunsch ausspricht, „daß in Herzen, warm und wahr, Welt und Kirche sich versöhne". Die „Heiligen Zeiten" befassen sich eben so wenig mit dogmatischen Erörterungen, vielmehr sind es Worte des Lebens, die sie verkünden, Worte der Liebe, die dem reinsten Christusglauben entquollen und die der Dichter geschickt an die Bedeutung irgend eines Festes zu knüpfen weiß (1), oder er wird durch das Fest an menschliche Verhältnisse erinnert, die er im Geiste des echten, milden Christenthums darstellt („Am heiligen Abend"). Mehrmals kleidet der Dichter seine Ideen in Gleichnisse und Allegorien ein, die er mit großem Geschick zu behandeln versteht (2. 3). In allen diesen Liedern, sowie in den eingestreuten epischen Dichtungen waltet tief poetische Anschauung, die von einer leichten und wohllautenden Darstellung, fließenden Reimen und gut gebauten Versen getragen und gehoben wird.

1. Der heilige Tag.

Einst kam der Erd eine heilige Nacht
Herauf über Bethlehems Auen,
Da haben die Engel eine Botschaft gebracht,
Die erfüllt wir noch immer nicht schauen.

Sie ließen den heiligen Lobgesang
Das „Ehre sei Gott!" dort erschallen;
Doch „Frieden auf Erden!" ihr Lied auch erklang,
„Und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Wo ist nun der Frieden? Im Nord oder Süd?
Wo Morgen und Abend sich scheidet?
Im Hause? Im Staat? Auf der Kirche Gebiet?
Wo der Arme den Reichen beneidet?

Ich finde ihn nimmer! Ich schaue den Streit,
Den wilden, vom Hasse entbrannten.
Es hat der Glaube die Brüder entzweit,
Die nach Christi Namen sich nannten.

Es darbt noch immer ein hungerndes Heer
Von Wittwen, von Waisen, von Alten,
Und immer noch waltet, an Mitleid leer,
Die Selbstsucht in tausend Gestalten.

Drum komm, drum komm, du heiliger Tag,
Doch endlich ein Mal auf Erden,
Wo die Liebe, die göttliche, Alles vermag,
Wo zu Brüdern die Streitenden werden!

Komm, heiliger Tag, wo der Glaube nicht mehr
Gestattet, den Bruder zu hassen;
Komm, heiliger Tag, wo der Reiche nicht leer
An Gütern den Armen wird lassen!

Komm, zünd in der Herzen Tempelraum
Die Kerzen der Lieb an, die lichten!
Komm, pflanz in die Seelen den Weihnachtsbaum
Des Friedens mit goldenen Früchten!

Dann ist der Engel Verheißung erfüllt;
Dann jauchzen — nicht himmlische Heere,
Nein, Menschen, der Himmlischen Ebenbild:
„Dem Urquell der Liebe sei Ehre!"

2. Ein Gleichniß.

Hart war der Winter. Ringsum lag
Des Schneees viel und bei sich sprach
Der Winter drob: „Es soll fortan
Kein Frühling mehr der Erde nahn!"

Und just, als so der Winter spricht,
Verkriecht sich scheu das Sonnenlicht;
Laut knarrt und dröhnt des Flusses Eis,
Vom Schnee belastet bricht das Reis.

Der Winter freut sich wohlgemuth,
Daß Alles seinen Willen thut.
Schon richtet er sich wohnlich ein,
Dünkt sich des Landes Herr zu sein.

Doch ach! Kein Monat geht ins Land,
Hat sich sein Glück in Leid gewandt.
Hell scheint die Sonn am Himmelsblau
Herab auf Berg und Thal und Au.

Und aus den Zweigen wunderbar
Dringt ungezählter Knospen Schaar.
Die Erde eilt, mit jungem Grün
Sich schmückend, bräutlich aufzublühn.

Sie blüht. Es lacht im Sonnenglanz
Der Fluß zu seiner Fische Tanz,
Indeß voll Lust im nahen Wald
Das Lied der Frühlingssänger schallt.

Der Mensch auch fühlts, daß neue Kraft
Sich weithin regt, und er entrafft
Sich träger Ruh. Aus engem Haus
Eilt in die Flur der Mensch hinaus.

Er eilt hinaus; er jauchzt, er spricht:
„Der Winter bannt den Frühling nicht.
Er kommt, ob auch das Machtgebot
Des härtsten Winters ihn bedroht.

„Er kommt: er siegt. Es fragt das Licht
Der Sonne nach dem Winter nicht.
Die Sonne scheint. Sie hat den Muth,
Daß sie, was ihres Rechts ist, thut!"

So spricht, wenn froh der Frühling naht,
Der Mensch und lernt: „Es ist die That,
Die That, die frische, ist die Kraft,
Die Frühling aus dem Winter schafft!"

3. Vom Schmied und seiner Werkstatt.

Ich kenn ein kleines verborgenes Haus,
Da gehen viel Leute stets ein und aus.
Ein Schmied wohnt drin. Den ganzen Tag
Und die Nacht durch pocht sein Hammerschlag.

Das kleine Haus ist das Menschenherz,
Ein geht und aus die Freude und der Schmerz,
Viel Gutes und Böses verkehren auch dort,
Und erscheinen im Leben als That und als Wort.

Der Schmied ist der Puls, der rastlos sich regt,
Von seinem Schlag wird das Haus bewegt,
Wenn er nicht mehr hämmert, dann wirds still,
Das geschieht, wenn Gott, sein Meister, es will.

Dann zieht nicht die Freude mehr und der Schmerz
In das kleine Haus, in das Menschenherz.
Vom Bösen, vom Guten geschieden stehts leer,
Bald zerfällt es in Asche — der Schmied ist nicht mehr.

Doch was er gehämmert bei Tag und bei Nacht,
Was er Gutes gewirkt und Böses vollbracht,
Vor der Welt er gewesen, im Stillen geschafft,
Das bleibt, das hat ewige Lebenskraft.

So schmiede denn rastlos in mir fort,
Du wackrer Gesell, nach des Meisters Wort,
Laß sprühen die Funken! Zur Arbeit brav!
Nach tüchtigem Thun winkt sanft der Schlaf.

Carl Siebel.

Carl Siebel, geb. den 13. Jan. 1836 zu Barmen, erhielt zuerst Privatunterricht im väterlichen Hause, besuchte dann die Realschule seiner Vaterstadt und hierauf die höhere Lehranstalt zu Rheydt. Im J. 1850 trat er als Lehrling in das Handelsgeschäft seines Vaters; da er diesen Beruf nicht freiwillig gewählt und wenig Neigung zu demselben hatte, ergriff ihn Mißstimmung und selbst Verbitterung, die er durch Beschäftigung mit der Poesie zu bemeistern suchte. Seine ersten Versuche erschienen im Jahre 1853 im „Album aus dem Wupperthal". Die Jahre 1856 bis 1859 brachte er in Berlin und England, mit Studien und literarischer Thätigkeit beschäftigt, zu. In der Absicht, auch nach Frankreich zu gehen, besuchte er 1860 die Seinigen in Barmen; da er sich aber bald darauf verlobte und heirathete, sah

er sich dadurch veranlaßt, als Handelsgehülfe in das Geschäft seines Vaters einzutreten. Später von einem Brustleiden befallen, suchte er auf der Insel Madeira vergebens Heilung; denn kaum von dort heimgekehrt, starb er zu Elberfeld am 10. Mai 1868.

Noch bevor Siebel seine größeren Reisen antrat, gab er unter dem Namen Emil Thilva eine Dichtung „Tannhäuser" (Iserlohn 1854) heraus, die im J. 1858 mit einer anderen Dichtung: „Ein Sohn der Zeit. Aphorismen aus der Gegenwart" vermehrt erschien. Die Sage ist in eigenthümlicher Weise aufgefaßt; Siebels Dichtung faßt, so zu sagen, die beiden Theile des Goethe'schen Faust in einen engen Rahmen zusammen, wodurch das Ganze freilich allzu skizzenhaft wird. Doch tritt der Gedanke, der der Dichtung zum Grunde liegt, klar genug hervor und die Darstellung verräth schon eine große Herrschaft über Sprache, Rhythmus und Reim. „Ein Sohn der Zeit" hat eine epischere Gestaltung als der „Tannhäuser", obgleich auch hier das Skizzenhafte noch nicht überwunden ist und die einzelnen Bilder nicht auch äußerlich verknüpft sind. Der Stoff ist bedeutend und wäre einer größeren Ausführung werth. Der Erzählung ist eine Reihe von lyrischen Gedichten angefügt, die im Sinne des modernen „Sohnes der Zeit" gedacht sind und daher Manches enthalten, was nur in diesem Umstand seine Rechtfertigung findet. Weitaus bedeutender sind die zwei Sammlungen lyrischer Gedichte, welche Siebel später erscheinen ließ: „Gedichte" (Lpz. 1856. 2. Aufl. Iserlohn 1859. 3. Aufl. Ebd. 1863) und „Arabesken" (Ebd. 1861). Das allgemeine Urtheil über die in diesen beiden Sammlungen mitgetheilten Dichtungen müßte schon günstig ausfallen, wenn man nur die Mannigfaltigkeit der Stoffe, den großen Reichthum an sinnvollen Gedanken, die schöne, melodische Form, welche viele hervorragende Componisten bewogen hat, sie in Musik zu setzen, wenn man nur die edle und korrekte Sprache ins Auge fassen wollte; es muß sich das Urtheil aber noch günstiger gestalten, wenn man in das Einzelne eingeht. Wir wollen uns bei den Liebes-, Wein- und Wanderliedern nicht aufhalten, so viel Schönes und Tüchtiges sie darbieten, so reizend sie die Heiterkeit des liebenden Gemüths, das Glück des jugendlichen Frohsinns darstellen; wir wollen auch die Abtheilung: „Aus der Innenwelt. Beschauliches und Stimmungen" mit ihren gedankenvollen Liedern und inhaltreichen Sprüchen, so wie die hymnenartigen Gedichte in den „Arabesken" nur im Vorübergehen erwähnen, um sogleich auf das aufmerksam zu machen, was wir für das Vortrefflichste von Allem halten: dieß sind die „Bilder aus dem Leben", welche den ersten Abschnitt der „Gedichte" bilden. Der Dichter beurkundet schon seinen Beruf dadurch, daß er in dem engsten Rahmen und mit den einfachsten Mitteln die vollständigsten Gemälde vorführt, denen zum Gesammteindruck auch nicht der leiseste Pinselstrich fehlt. Und sie entfalten ein so tiefes Verständniß des Menschenherzens, eine so wohlthuende Liebe zum Menschengeschlecht, eine so tiefe Empfindung für die Leiden der Armen und Unglücklichen, daß wir in dem Dichter auch den Menschen lieb gewinnen müssen, der uns in so tief empfundenen, warmen Worten zuruft, daß die Liebe das ewige Leben ist („Begrabe deine Todten"). Der Dichter hat das Leben und die Menschen tief beobachtet, aber nicht bloß mit dem Auge des Verstandes, sondern auch, wenn wir das Bild gebrauchen dürfen, mit den Fühlhörnern des Herzens, daher offenbart er uns die geheimsten Regungen der menschlichen Seele, indem er ihnen poetische Gestaltung gibt. Er schildert mit gleichem Glück die Stimmungen der höhern, wie der niedern Stände („Haß und Liebe", „Holzhacker"), die Kindesliebe („Mutter und Sohn"), das erwachende Gefühl und Bewußtsein der Liebe in der aufblühenden „Jungfrau", die Liebe der Gattin („Die zweite Frau"), die auch der Tod nicht schwächen kann („Großmütterlein"), die des Mannes („Ein Wittwer"), die Mutterliebe in „Das unglückliche Kind" und drei ergreifenden Bildern aus des Lebens Nachtseite („Mädchen und Mutter", „Eine andere Gefallene", „Die Kindesmörderin") und die Vaterliebe („Arzt und Vater"), und eben so vertieft er sich in das Leben, Sinnen und Treiben der Kinderwelt („Mairegen"), in das Leben und Fühlen der Armen („Ein Bettlerkind"), in das Leben derer, die einsam ihr Dasein vertrauern müssen und ihr Elend um so tiefer fühlen, je wärmer ihr Herz für die Liebe schlägt („Ein einsam Kämmerlein"). — „Religion und Liebe. Roman aus

dem Tagebuche eines Anonymen" (Hamb. 1860), der ohne Namen des Verfassers erschien, erzählt die Lebens- und Entwickelungsgeschichte eines jungen Theologen, der durch Einfluß eines geistreichen und edlen Freundes, so wie auch des schrankenlosen Lebens in Paris allmählich von der strengen Orthodoxie zum Atheismus übergeht, trotz dieser Umwandlung eine Pfarrstelle annimmt und in dieser Ruhe, Glück und allgemeine Achtung findet, weil er sich in jedem Lebensverhältniß als einen edlen Charakter erweist. Allerdings ist das Ganze mit großer psychologischen Schärfe durchgeführt; allein ein solcher Charakter ist doch nur eine Ausnahme, und eine Ausnahme kann nicht der Vorwurf eines Kunstwerks sein.

1. Das unglückliche Kind.

„Ihm ist nicht wohl; er hat geklagt!
O könnt ich tragen seinen Schmerz!
Wärs schlimm nicht, hätt er Nichts gesagt,
Mein einzger Bub, mein süßes Herz!
Ich hör ihn nahn! er wird es sein!"
Die Mutter springt herzu geschwind,
Und sieh: auf Krücken wankt herein
Ein arm, unglücklich, traurig Kind.

Achtjährig scheint es achtzig alt; —
Die Wangen eingefallen sind,
Die Brust neigt sich zur Erde bald —
Ein arm, unglücklich, traurig Kind!
Und neben ihm mit leichtem Muth
Zwei Mädchen tanzen froh herein;
Zwei kleine, frisch, wie Milch und Blut;
Das sind des Armen Schwesterlein.

Die Mutter sieht die Beiden nicht; —
„Mein einzger Bub! mein süßes Herz!"
Hebt auf den Schooß ihn sanft und spricht:
„Wie ist dir? legte sich der Schmerz?" —
Die Mädchen schmiegen sich heran,
Ob nicht für sie ein Muttergruß; —
Sie schaut nur ihren Buben an —
Und spricht ihm zu mit Wort und Kuß.

„Schenk, Mutter, mir das bunte Band!
O bitte, liebe Mutter du!" —
Die Kleinste fasset ihre Hand
Und spricht ihr lächelnd, schmeichelnd zu.
Sie nimmt das Band von ihrer Brust,
Schaut fragend ihren Knaben an: —
„Willst dus nicht, meine einzge Lust?!"
Und giebts dem armen Buben dann.

Die Beiden gehn zur Seite hin
Und tändeln bald in Spiel und Spaß —
Es hat schon längst ihr froher Sinn
Vergessen, daß man sie vergaß.
Er schmiegt sich an der Mutter Brust
Und lächelt selig und beglückt.
Und lächelt er — so stralt in Lust
Der Mutter Auge hoch entzückt. —

Ist denn die Mutterliebe blind?
O sieh! zur Seit die Mägdelein, —
Ein arm, unglücklich, traurig Kind
Sollt ihrem Herzen lieber sein?
Das ist, was ewig wunderbar:
Schlägt die Natur die Wunden nur,
Giebt jederzeit auch immerdar
Ersatz und Balsam die Natur.

Ein Kind — auf Krücken schleichts einher —
Genießen wirds sein Leben nie! —
O! wenn es nie geboren wär,
Wohl besser wärs; — und dennoch, sieh!
Es schmiegt sich an der Mutter Brust
Zufrieden, selig und beglückt.
Und lächelt es — so stralt in Lust
Der Mutter Auge hoch entzückt.

2. Holzhacker.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühsten Morgen;
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder;
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis
Die furchenreiche wieder. —

So haben sorgen sie gemußt
Seit langen, harten Jahren.
Und Keiner hat es wohl gewußt,
Wie glücklich Beide waren.

3. Mädchen und Mutter.

Blühende Wange! lächelndes Aug!
Mädchen und Kind, und über den Zwein
Duftet und schäfert des Frühlings Hauch,
Spielet des Lenzes sonniger Schein.

„Grüß dich Gott, du rosige Maid,
Wem bewahrst du die Knospe im Arm?
Selbst nicht entwachsen der Frühlingszeit,
Wahrst du vor Dornen sie, hältst du sie warm?"

„„Wem?"" Sie sprach und wußte nicht was,
„„Wem? ich weiß nicht!"" und unbewußt
Wurde sie roth und wurde sie blaß,
Drückte sie fester das Kind an die Brust.

Weiter gieng ich; da rannen heiß
Perlen zwei ihre Wangen herab.
„„Spottet man auch! der Himmel weiß,
O mein Kind, wie lieb ich dich hab!""

4. Ein Wittwer.

„Willst du nicht weiter singen
Und hoch mich lassen springen?
O bitte! thu es doch,
Glaubst du, ich fürcht mich noch?"
Ein blondgelockter Kleiner
Steht auf des Vaters Schooß:
„So groß wie ich, ist keiner!
O Vater! sieh, wie groß!"

Ernst sind des Vaters Mienen,
Schwermuth schwebt über ihnen,
Und wie zur Erd er blickt,
Wird eine Thrän zerdrückt.
Dann preßt er seinen Kleinen
Bewegt an seine Brust: —
„Vater! du mußt nicht weinen,
Sonst mit ich weinen muß!"

Er faßt die kleinen Hände
Und schaut — als wollt ohn Ende
Er in die großen blaun
Unschuldgen Augen schaun:
„Dieselben Augen sind es,
Es ist derselbe Blick, —
Nun ruht im Glück des Kindes
Stets meiner Liebe Glück!

Es steht von ihrem Lieben
In jedem Blick geschrieben!
O dürfte sie sich hier
An ihm erfreun mit mir!"
Und wieder preßt den Knaben
Er fest an seine Brust:
„Du meine höchste Gabe,
Du meine größte Lust!"

5. Erste Liebe.

„Wie sie mich Alle betrachten!
Wie sie mich Alle besehn!
Denken und ahnen wohl Alle,
Was doch so stille geschehn." —
Die Sonntagsglocken läuten
Und locken feierlich.
Die Sonne scheint. Die Schöpfung
Sonntäglich schmücket sich.
Im Herzen Feierfreude,
Geht Jung und Alt hinaus —
Wandert mit müßgem Schritte
Den Weg zum Gotteshaus.

„Doch käme er nun gegangen,
Glaub, daß erröthen ich müßt.
Hätt ich nur erst es gestanden —
Wenn es die Mutter nur wüßt! —
Gieng ich mit ihm dann zur Kirche,
Schmiegt mich an ihn heran:
Die Leute alle schauten
Uns wohl verwundert an!" —
Es stralt ihr blaues Auge,
Die Wange färbt sich leis; —
Der Busen hebt sich selig,
So leicht und doch so heiß.

Wie werden Alle mich grüßen!
Schon hör ich reden sie laut:
„Denk nur — er hat's ihr gestanden,
Sie ist die glückliche Braut!" —
Und sieh, es bleiben schüchtern
Die Burschen alle stehn
Und wagen kaum ihr kühnlich
Ins schöne Aug zu sehn!
Sonst toben sie und jauchzen
Selbst nach der Kirche hin —
Doch stets — kommt sie gegangen,
Wird still ihr wilder Sinn.

„Wie sie mich Alle betrachten!
Wie sie mich Alle besehn!
Denken und ahnen wohl Alle,
Was doch so stille geschehn!" —
Nun tritt sie in die Kirche,
Auch hier beschaut man sie; —
Sie denkt an ihn und sinket
Erröthend auf die Knie.
Darf sies? Nur Ein Gedanke
Beweget ihren Sinn;
Nie betete sie tiefer —
Sie betet mit für ihn.

6. Begrabe deine Todten.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dein Leben,
Lebendige Todte sein;

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein;
So wirst du, und bist du ein Todter,
Ein ewig Lebendes sein!

Georg Wilhelm Schulze.

Georg Wilhelm Schulze.

Georg Wilhelm Schulze, geb. am 7. April 1830 zu Göttingen, verlor seine Eltern schon im zartesten Knabenalter. Nach des Vaters Tod brach für ihn und seine vier Geschwister durch bittere Armuth eine Zeit schwerer Noth an, in der sie in alle Welt zerstreut wurden. Nach mancherlei Schicksalen kam Georg Wilhelm in das Waisenhaus seiner Vaterstadt, wo ihm, weil er studieren wollte, gestattet wurde, das Gymnasium zu besuchen. Da er Vieles nach-

zuholen hatte und zudem Privatunterricht ertheilen mußte, auch eine gefährliche Augenkrankheit seinen Eifer lange Zeit hemmte, konnte es ihm nur der angestrengteste Fleiß möglich machen, im J. 1850 die Universität zu beziehen, um Theologie zu studieren. Auch jetzt mußte er sich seinen Unterhalt durch Ertheilung von Privatunterricht verschaffen. Seine größte Freude war ihm, in Göttingen oder in den Landeskirchen der Umgegend zu predigen, wobei er eine seltene Rednergabe entwickelte, die, von seiner jugendlich-feurigen Glaubensinnigkeit unterstützt, ihm vielfache Anerkennung erwarb, unter Anderm den homiletischen und königlichen Preis. Nach abgelaufener Studienzeit und nachdem er sich die Würde eines Doctors der Philosophie erworben, wurde er im J. 1856 Hauslehrer und hierauf Seelsorger in Meklenburg; 1858 gieng er als Erzieher eines jungen Barons nach Berlin, wo er im J. 1860 als Missionsprediger in die Dienste der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden trat. Jetzt ist er Prediger der Christusgemeinde in Berlin.

Schulzes „Geistliche Lieder" (Halle 1858. 7. Aufl. Ebd. 1866) gehören zu den besten Erscheinungen in diesem Gebiete. Sie sind der treueste Ausdruck seines innigen Gottvertrauens, das ihn in allen Lagen des Lebens begleitet, ihn in trüben Stunden gestärkt und mit neuem Arbeitsmuthe erfüllt hat. Es ist begreiflich, daß viele der sehr zahlreichen Gedichte die nämlichen Gedanken wiederholen, doch erhalten sie eine gewisse Neuheit, da sie der Dichter auf verschiedene innere und äußere Verhältnisse bezieht. Liebe zu Christus, der selbst die Liebe ist, Zuversicht in Gottes ewige Güte, Hingebung in dessen Willen bilden die Grundlage dieser Lieder, die auch in formeller Hinsicht Anerkennung verdienen. Die pietistische Färbung, die sich öfters kund gibt, mag vielleicht manchen Leser abstoßen, allein wir glauben, daß auch diese in der Poesie wie im Leben berechtigt ist, wenn sie sich von Heuchelei und Glaubenshochmuth fern hält. Mit großer Gewandtheit macht er hie und da von der Alliteration Gebrauch, die, obgleich oft gehäuft, doch immer ungesucht erscheint (2).

1. „Habe Geduld, Gott wird Dir bald helfen."

Ob auch Deine Sonne sinket,
Dir nicht scheint des Mondes Stral,
Ob kein golden Sternlein blinket
In der Trübsal finsterm Thal:
Trau auf Gott! auf Deinem Pfade
Führt getreu Dich Seine Huld!
Harr auf Ihn und seine Gnade,
Einst wirds hell! O hab Geduld!

Ob Du nimmer kannst verstehen
Seines Waltens Wunderrath,
Wenn Du siehst die Seinen gehen
Bittrer Leiden Dornenpfad,
Während Sünder herrlich leben
Trotz des Frevels und der Schuld:
Dort wird Er den Schleier heben,
Dort wirds hell! O hab Geduld!

Ob Du nicht kannst Frieden finden,
Trost nicht für Dein armes Herz,
Ob der Muth Dir will entschwinden
In des Lebens Angst und Schmerz:
Zage nicht: Gott wird es wenden!
Hoff auf Seine Vaterhuld!
Deines Leidens Nacht wird enden,
Bald wirds hell! O hab Geduld!

Wie die kleinen Vöglein kommen
Abends all ins traute Nest,
So nimmt droben auf die Frommen,
Der die Seinen nicht verläßt.
Drum auf Ihn wirf Deine Sorgen,
Denn Er sorgt für Dich voll Huld!
Nach der Nacht giebt er den Morgen,
Dann wirds hell! O hab Geduld!

2. Zur Frühlingszeit.

Leise lispeln linde Lenzeslüfte,
Lust und Liebe lächelt überall,
Blauer Blümlein süße Balsamdüfte
Wehen wonnig über Berg und Thal.

Frei von Fesseln fließt die frohe Welle,
Flutet fort durch Wald und Wiesenplan,
Und des Haines helle Silberquelle
Wallt erwacht die duftumflossne Bahn.

Gottes Odem haucht mit weichem Wehen
Frühlingskindern lieblich Leben ein,
Aus der Erde Schooß sie schön erstehen,
Aufgeküßt vom lichten Sonnenschein.

Alles **lebt** zu neuem Leben wieder,
Freut sich fröhlich frischer Frühlingspracht.
Segnend heben Engel ihr Gefieder
Ueber Gottes Welt in stiller Nacht.

Alles **liebt** im milden Maienlichte,
In der selgen Zeit der Lieb und Lust,
Alles **lobt** vor Seinem Angesichte
Gott den Herrn mit dankerfüllter Brust.

Alles **betet.** In den Blüthenbäumen
Lobend laut ein Chor von Sängern singt,
Hebt sich hoch hin zu des Himmels Räumen,
Daß sein Lied weit aller Welt erklingt;

Wenn der Mond aus Abenwolken leuchtet,
Himmelan der Blumen Opfer steigt,
Und von Thauesperlen mild befeuchtet
Blüth und Blatt sich duftig nieder neigt.

Frühling ist der **Betaltar** der Frommen,
Gottes Herold; rings sein Ruf erschallt:
„Lobt den Herrn, der segnend ist gekommen,
Lobt den Herrn in Flur und Feld und Wald!"

Und so wolln wir dankend niederfallen,
In der Lerche Frühlied stimmen ein,
In das Abendlied der Nachtigallen,
Süß erklingend bei dem Sternenschein.

Wolln Ihn loben, bis wir einst Ihn sehen,
Droben auf des Himmels heilgen Höhn,
Und in selger Klarheit schaun erstehen
Jenen ewgen Frühling licht und schön!

Albert Traeger.

Albert Traeger, geb. zu Augsburg am 12. Juni 1830, erhielt seine Schulbildung zu Naumburg an der Saale, wohin seine Eltern gezogen waren, als er kaum das achte Lebensjahr erreicht hatte. Er studierte von 1848 bis 1851 in Halle und Leipzig die Rechte und Staatswissenschaften, wurde 1862 Rechtsanwalt und Notar in Cölleda (Thüringen) und kam 1875 als solcher nach Nordhausen. Von 1859 bis 1864 gab er das von ihm begründete „Leipziger Sonntagsblatt zur Unterhaltung" heraus.

Albert Traeger ist einer der talentvollsten Lyriker der neuesten Zeit. In seinen „Gedichten" (Lpz. 1858. 7. neuvermehrte Aufl. Ebd. 1870) entfaltet er ein liebevolles Gemüth, das alle schönen und edlen Regungen des menschlichen Herzens mit tiefer Innigkeit erfaßt und mit der lebendigsten Wahrheit und oft in wenigen Zügen auf das Anschaulichste poetisch zu gestalten weiß. Das innere Leben und Fühlen des Weibes mit seiner unerschöpflichen Liebesfülle, mit seiner sich nie verläugnenden Aufopferungsfähigkeit ist kaum jemals inniger geschildert worden, und insbesondere sind diejenigen Lieder Ergüsse der tiefsten und wahrsten, aus dem Herzen unmittelbar quellenden Empfindung, in denen er das Mutterherz und die Mutterliebe besingt, die selbst über das Grab hinaus ihre segnende Macht bewahrt, deren Keime schon im Gemüthe des heranwachsenden Mädchens liegen, das den Bruder mit liebender Sorgfalt hütet. Seine Liebeslieder sind nicht weniger vortrefflich, nicht weniger der Ausdruck wahrer Empfindung, ob er das Glück oder den Schmerz der Liebe besingt, und es berühren diese letzteren namentlich wohlthätig, weil sich des Dichters edle Gesinnung in ihnen ausspricht, der auch für die treulose Geliebte nur Segensworte hat. Wie glücklich er in der Darstellung der verschiedensten Stimmungen ist, beweist die Liederreihe, die er unter dem Titel „Kleinigkeiten" zusammenfaßt und in denen er, wie übrigens auch in manchen andern, den rein menschlichen Gefühlen der Treue, der Freundschaft, des Mitleids warmen Ausdruck gibt. Ueberhaupt ist das lebendige Mitgefühl für die Leiden der Menschen eine der schönsten Seiten des Dichters; Niemand wird die „Den Armen" gewidmete Liederreihe ohne Rührung lesen, in welcher er den so oft verkannten Seelenadel der vom Leben Bedrängten mit hinreißenden Worten darstellt. Auch dürfen wir seine Vaterlandslieder nicht vergessen, in denen er auf der Höhe der politischen Anschauung steht. Im Ganzen weht ein gewisser schwermüthiger Geist durch Traegers Gedichte, der aber meist durch glaubensvolle Zuversicht auf die Zukunft veredelt ist. Seine Sprache ist von großer Einfachheit, die Darstellung immer würdig und edel, der Versbau von erfreulichem Wohllaut. Seinen gebildeten Geschmack hat Traeger in den von ihm veranstalteten Sammlungen „Stimmen der Liebe" (Lpz. u. Heidelb. 1861), „Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund" (Lpz. 1864) und „Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter" (Lpz. 1865) an den Tag gelegt. „Die letzte Puppe" (Wien 1864) ist eine höchst anmuthige, geist- und poesiereiche Soloscene, „Die Uebergänge" (Lpz. u. Heidelb. 1860) zeugen von Talent für die Novelle.

1. Mutterherz.

Ich hörte trauern Euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich Euch fragen:
Habt Ihr denn keine Mutter mehr?
Habt Ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran Ihr geruht,
Den Schooß, drinn Ihr so weich gesessen,
So sicher wie in Gottes Hut?

Die Mutter seht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Liebe dauern,
So lang ein Mutterherz noch schlägt!
O Mutterherz, du Born der Milde,
Du gottgeweihter, heilger Ort,
Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde,
In dir weilt still die Liebe fort.

Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonnst dich in seiner Freuden Glanz,
Sein Leiden nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz;
Gequält, gemartert und zerstochen,
Liebst du im herbsten Schmerze noch,
Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,
Im Brechen segnest du es doch!

Drum, hält Euch Gram und Leid umfangen,
Seid eigner Schuld Ihr Euch bewußt,
So lehnt die thränenfeuchten Wangen
An Eurer Mutter treue Brust;
Und ist die Mutter Euch geschieden,
Weint Ihr allein in finstrer Nacht,
O glaubt: ihr Herz ließ sie hinieden,
Es hielt bei ihrem Kinde Wacht!

2. Dämmerstunde.

Wenn sich der Sonne letzter Schimmer
Sacht fortstahl übers Nachbardach,
Bin einsam ich in meinem Zimmer,
Und stille Träume werden wach.

Die führen mich von meinem Sitze
Ins ferne wohlbekannte Haus,
Dort von des Tages Last und Hitze
Ruht eine alte Frau jetzt aus.

Die Stirn gefurcht, gefurcht die Wangen,
Die Lippen welk, das Haupt bereift,
Sie läßt es matt herniederhangen,
Indeß der Blick ins Weite schweift;

Der Blick, aus dem mit Jugendfeuer
Ein voller Stral der Liebe bricht,
Nichts ist so schön mir und so theuer,
Als dieses treue Angesicht.

Sonst that des Tages letzter Schatten
Noch keinen Einhalt ihrer Kraft,
Nun aber fühlt sie sich ermatten,
Seit nicht mehr für den Sohn sie schafft.

Der Sohn — sie hat das Haupt erhoben,
Es klopft das Herz, die Lippe bebt,
Dabei gefaltet sie nach oben
Die frommen Hände zitternd hebt.

Da fühl ich, wie der gleiche Schauer
Durch meine tiefste Seele geht,
Und alles Sehnen, alle Trauer
Sich friedlich lösen im Gebet.

Gesegnet, heilge Dämmerstunde:
Die lang und weit geschieden sind,
Du einst in stiller Andacht Bunde
Die Mutter wieder und ihr Kind.

3. Mein Stern.

O laß Dein Auge freundlich auf mir weilen,
Es blickt mir Ruhe tief ins Herz hinein;
Wie sich die Wolken vor der Sonne theilen,
Flieht all mein Schmerz vor seinem milden Schein.

Wollt ich als Kind mein Abendsprüchlein lallen,
Dann sah ich fromm zu einem Stern empor:
Es war mein Stern, ich fand ihn unter allen,
Bis ich mit meiner Kindheit ihn verlor.

Da ruhen auf mir Deine lieben Augen,
In denen meiner Kindheit Himmel lacht,
Dann sehe stets aus ihrer Tiefe tauchen
Ich den verlornen Stern in alter Pracht.

4. Ein Gruß.

Bei Dir sah ich die Rosen blühen,
Ich folgte Dir durch Wald und Au,
Wir schauten still den Tag verglühen,
Es kühlte uns des Abends Thau;
Wie weich die Luft, wie zaubrisch helle,
Dein Auge feucht, Dein Blick so mild,
Und auf des Flusses flüchtger Welle
Wiegt schaukelnd sich des Mondes Bild.

Wie hab ich ganz und voll genossen
Des Sommers und der Liebe Lust,
Die süßen Bilder sind zerflossen,
Doch blieb die Freude in der Brust,
Da ist kein Bangen und Verzagen,
Kein Seufzen nach verlornem Glück:
Ein jeder von den schönen Tagen
Ließ Reiz und Duft bei mir zurück.

Sind längst entblättert auch die Rosen,
Sie blühen fort im Herzen mir,
Die Welle rauscht, die Lüfte kosen,
Und Alles träumt und spricht von Dir.
Da hat der Tag nicht Eine Stunde,
Zu der ich treu nicht Dein gedacht,
Und macht der Mond die stille Runde,
Sag ich Dir leise gute Nacht.

Nicht um Vergangnes laß mich klagen,
Nein, hoffend mich der Zukunft weihn,
Du schiedest mit des Sommers Tagen,
Mir bleibt der Trost: Auch Du denkst mein!
Zwei Herzen, die sich ganz verstehen,
Ob eins auch von dem andern schied:
Ich weiß, ich muß Dich wiedersehen,
Bis dahin grüße Dich mein Lied.

5. Maiblumen.

Die weite Stadt auf nacktem Fuße
Durchwandert sie von Haus zu Haus
Und bietet scheu mit blödem Gruße
Des Lenzes liebste Kinder aus:
„Maiblumen kauft! kauft aus Erbarmen,
Auf Stroh der Vater sterbend liegt,
Die Mutter auf den welken Armen
Ein schmachtend Kind in Thränen wiegt!"

Ist das des Frühlings erstes Grüßen,
Ein Weheschrei der bittern Noth?
Sie feilscht mit seinem Duft, dem süßen,
Um einen Bissen trocken Brod;
Maiglöckchen, Perlen, die voll Liebe
Der Braut ins grüne Haar er flicht,
Wie, darum sproßten Eure Triebe,
Daß ein verhungernd Kind sie bricht?!

Und dieses Kind — die zarten Glieder
Verhüllen schlechte Lumpen kaum,
Das blaue Auge spiegelt wieder
Des jungen Lenzes schönsten Traum,
Die Locke schließt mit goldnen Rahmen
Ein rührend Bild der Unschuld ein,
Und selber rufst Du Deinen Namen,
Du Maienblume zart und rein.

Der Mutter Wangen, hohl und mager,
Verblichen in der dumpfen Luft,
Den Vater auf dem Sterbelager
Umwehest Du mit frischem Duft,
Und wie vom Hauch des Abendwindes
Das Maienglöckchen leis erklingt,
So tönts um sie, wenn ihres Kindes
Gebet sich auf zum Himmel schwingt.

Du zarte, lenzentsproßte Blüthe,
Die Gott so hold und rein erschuf,
Daß treu sein Auge Dich behüte,
Daß Mitleid wecke Dir Dein Ruf:
„Maiblumen kauft! kauft aus Erbarmen,
Auf Stroh der Vater sterbend liegt,
Die Mutter auf den welken Armen
Ein schmachtend Kind in Thränen wiegt!“

Friedrich Marc.

Friedrich Marc, geb. am 13. Mai 1819 zu London, wurde in Deutschland erzogen, da sein Vater, ein Deutscher, der im Missionsdienst der anglikanischen Kirche angestellt war, ihn demselben Berufe widmen wollte. Da er jedoch keine Neigung zu demselben hatte, verließ er in seinem 20. Jahre Heidelberg, wo er studierte, um eine Hauslehrerstelle bei einer in Wiesbaden wohnenden englischen Familie anzunehmen. Seine Muße verwendete er zum Studium der orientalischen Sprachen, da er die Absicht hatte, in den Orient zu gehen, um dort bei einem englischen Consulate Beschäftigung zu finden. Nachdem er jedoch in Gießen die Würde eines Doctors der Philosophie erworben, gieng er 1845 nach London, wo er an verschiedenen Anstalten thätig ist und auch Vorträge über Geschichte für das gebildete Publikum hält.

An den besten deutschen Dichtern herangebildet, namentlich dem Vorbilde Platens nachstrebend, ist die Form seiner „Gedichte“ (London 1858; 3. Aufl. 1868) edel, gebildet und künstlerisch schön. Er ist der Sprache in hohem Grade Meister und nur hie und da tritt eine Unbeholfenheit zu Tage, die jedoch um so weniger hoch angeschlagen werden darf, als ähnliche in Dichtungen geborner Deutschen nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Gedichte sind im Ganzen gehaltvoll, reich an tiefen Gedanken und echtpoetischen Anschauungen; es wäre daher zu wünschen, daß der Dichter manche nicht aufgenommen hätte, in denen die Darstellung allzusehr zur nüchternen Prosa herabsinkt. Die Sammlung beginnt mit dem Abschnitt „Minneblüthen“, in zwei Theilen, von denen der erste dem Liebesglück, der zweite dem Liebesschmerz gewidmet ist. Nicht weniger wahr und tief empfunden sind die Gedichte des zweiten Abschnitts „Ein Tag an der Meeresküste“, die zudem durch hohe Anschaulichkeit der Schilderungen erfreuen; noch höher stehen jedoch diejenigen Gedichte, welche den Abschnitt „Deutsche Auswanderung“ bilden und in denen der Dichter die Auswanderer von ihrem Abzug an bis zu ihrer Niederlassung im fernen Westen begleitet und die verschiedensten Stimmungen und Situationen mit großem Glück darstellt; namentlich müssen wir bewundern, wie richtig der Dichter die Neigung der Deutschen zur ahnungsvollen Schwärmerei aufgefaßt hat. Schwerwiegend in Gedanken und Form sind die wenigen Oden, in denen Platens Geist zu leben scheint, so wie die elegienartigen Bilder aus Paris, welche zugleich des Dichters Scharfblick in der Beurtheilung der politischen Verhältnisse beurkunden, und diejenigen Elegien, welche deutsche Landschaften und deutsches Leben zum Gegenstande haben.

1. Liebesdank.

Wie war zuerst ich arm vor dich getreten!
Du reichtest milde, was mir schnöd geraubt,
Du lehrtest wieder wie ein Kind mich beten;
Ich glaube wieder, seit ich dir geglaubt.

Die klare Stirne gibt dir frohe Kunde,
Wo sonst sich Schmerz und Finsterniß ergoß,
Und Melodien entschlüpfen einem Munde,
Der bitter sonst Gesängen sich verschloß.

Du gabst die frohe Welt dem Herzen wieder,
Das längst in öde Stille sich gebannt,
Du stiegst ein Engel in mein Leben nieder,
Vom Himmel zur Erlösung mir gesandt.

Mein neues Dasein will ich dir nur danken,
Die du so reich mir jeden Schmerz versüßt;
Die Hände laß uns ineinander ranken,
Und muthig wird der trübste Tag begrüßt.

2. Nachklang.

O daß ich nichts von deinem Leben wüßte,
Und wärst du doch ein seelenvoller Stein,
Dann stünd ich jetzt beglückt vor deiner Büste
Und deine Schönheit nennt ich ewig mein.

Nie würd ich müde, deine Huld zu preisen,
Ich dächte deiner Todeskälte kaum,
Behänge dich in manchen schönen Weisen,
Voll süßer Trauer, weil du nur ein Traum.

Ich dürfte mein den Lenz der Schönheit wähnen,
Dich liebend träumen mir vereint;
Nun aber weckt dein Bild nur bittre Thränen,
Es zeigt mir, ach, mein todtes Glück versteint.

3. Sicheres Loos.

Düstern Blicks schaut reifender Zeiten Unheil,
Wer das Schicksal wog der vergangnen Tage.
Blitzen gleich fährt über den Pfad der Menschheit
Ewige Wahrheit.

Was gebeut stets rollendem Gang des Sternlaufs,
Was dem Sturmflug auch des Gedankens Stillstand?
Sammt dem Titan schmettert hinab die Gottheit
Werke der Selbstsucht.

Sichres Loos trifft, wenn in des Rades Speichen
Freiem Dampfroß wirft ein bethörter Arm sich,
Sichres Loos, wenn prunkender Stolz und Herrschsucht
Thürmen die Zwingburg.

4. Preis des Meeres.

Willkommen tönendes Rauschen,
Vom Meer du herrlicher Klang;
O Wonne, wieder zu lauschen
Dem ewigen Jugendgesang!

Es strahlt dir, Meer, in den Mienen
Die Größe so siegesbewußt,
Und wenn die Völker ihr dienen,
So führst du zu Ehren und Lust.

Du schüttest lockend vom Horne
Des Segens die Gaben heran,
Und zeigst zum glänzenden Borne
Des Glückes der Menschen die Bahn.

Es lockt dein Wogen vom Lande,
Das mächtige, männlichen Muth;
Es schlägt die Herzen in Bande
Und zieht sie hinaus in die Flut.

Da weckst du kühnes Beginnen
Und lehrest die Schiffer im Streit
Mit Stürmen Vließe gewinnen,
In goldnen Fernen bereit. —

Wenn Freiheit wehte mit Wahrheit
Dem länderumschiffenden Zug,
Geschärfte Blicke mit Klarheit
Erkennen die Lüge, den Trug:

Dann mehr als Schätze beglücken
Wohl sollte der Schiffenden Gruß,
Wenn wiederkehrend sie drücken
Auf eigenen Boden den Fuß. —

Es beut die Völkergemeinschaft
Die Gaben der Länder sich dar;
So weicht von ihrer Vereinschaft
Verwüstender Fehden Gefahr.

Noch herrschen trennende Feinde,
Doch werden sie endlich gebannt,
Wenn laut die Völkergemeinde
Die Pflichten der Brüder bekannt.

Dich Meer nun wollen wir preisen,
Das Menschen zu Menschen gesellt,
Und fahren in friedlichen Gleisen,
Versöhnend in feindlicher Welt.

Wilhelm Hertz.

Wilhelm Hertz, geb. den 24. Sept. 1835 zu Stuttgart, verlebte die zwei ersten Jahrzehnte seiner Jugend in seiner Vaterstadt, deren Schulen er besuchte, bis er im Mai 1855 die Universität Tübingen bezog, wo er sich den Studien der Philosophie und der germanischen Philologie widmete. Nachdem er sich durch eine unter Uhlands freundlichem Rath gereifte Arbeit „Ueber die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter", die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte, wendete er sich im Winter 1858 nach München, wo er sich dem Dichterkreise Geibel, Heyse, Bodenstedt, Lingg u. A. anschloß. Durch die Kriegsbewegung des Jahres 1859 seinen Studien entrissen, trat er als Lieutenant in das württembergische Heer, nahm jedoch noch vor Ablauf eines Jahres seinen Abschied, um eine größere wissenschaftliche Reise durch Frankreich, England und Schottland anzutreten. Im J. 1861 kehrte er nach München zurück, wo er sich 1862 an der Universität für germanische Alterthumskunde habilitierte. Seit 1869 wirkt er als Prof. der Literaturgeschichte am Polytechnikum daselbst.

Wilhelm Hertz.

Seine epischen Gedichte, sowohl die größeren als die Balladen, sind erst später zu besprechen, seine Uebersetzungen „Roland, das älteste französische Epos" (Stuttg. 1861) und „Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen" (Ebd. 1862), Beides gelungene Nachbildungen der älteren französischen Literatur, sind nur der Vollständigkeit wegen zu erwähnen. Als lyrischer Dichter machte er sich durch seine „Gedichte" (Hamb. 1859) vortheilhaft bekannt. Die Zeilen, mit welchen er das letzte Gedicht „An die Jugend. Widmung als Epilog" schließt,

„Im Reich der Dichtung ist die Schönheit Tugend,
Und Priesterin der Schönheit ist die Jugend",

könnten füglich dem Büchlein als Motto vorgesetzt werden. Denn die meisten darin enthaltenen Gedichte sind dem Preise und der Verherrlichung der Schönheit gewidmet, als deren edelste Verkörperung ihm das Weib erscheint. Der Cultus der Schönheit ist ihm daher auch Cultus des Weibes, und dieser Cultus ist die Liebe, aber freilich die sinnliche Liebe, die ihren höchsten Ausdruck im Genuß findet. Diesen

schildert der Dichter mit südlicher Glut und einer hie und da allzu plastischen Anschaulichkeit, in der man den Einfluß der römischen Elegiendichter und der mittelalterlichen Dichtungen der Deutschen und Franzosen nicht verkennen kann. Wir sind weit entfernt, den Dichter wegen seiner Stoffe zu tadeln, und wir gehören keineswegs zu denen, die sein „profanes Dichten Mit Händen, Blick und frommem Seufzer richten", allein wir glauben, daß die poetische Darstellung des sinnlichen Genusses nur dann gerechtfertigt ist, wenn sie als der ewige Ausdruck des in der Natur liegenden Triebes erscheint, wie es z. B. bei Homer und und selbst bei manchen Italienern der Fall ist, wobei sowohl den Dichtern als den Lesern jeder Gedanke an Lüsternheit weit abliegt. Eben so sind solche Darstellungen poetisch zu rechtfertigen, wenn sie der Dichter mit neckischem Muthwillen behandelt und sie durch den komischen Effekt, den sie hervorbringen, jeden gemeinfrivolen Eindruck zurückdrängen, worin Ariosto so bewundernswürdig ist. Liegt aber der Darstellung des sinnlichen Genusses weder naive Empfindung, noch muthwilliger Scherz zum Grunde, dann überschreitet sie die Grenzen der poetischen Schönheit und verletzt das sittliche Gefühl, was dem Dichter nie und nimmermehr gestattet sein kann. So schön daher die „Liebe im Wetter" ist, wenn man nur die formelle Erscheinung ins Auge faßt, so unangenehm berührt sie durch die Art der Ausführung, wogegen eine andere Elegie „In ihrem Schooß", obgleich von der nämlichen leidenschaftlichen Glut erfüllt und die lebendigste Sinnlichkeit darstellend, von schöner Wirkung ist, weil sie mit weiser Mäßigung nur das darstellt, was auch das keuscheste Auge sehen dürfte. Selbst das Gedicht „An den Geliebten" ist poetisch vollkommen berechtigt; denn wenn es auch die Geheimnisse der Liebe allzu scharf andeutet, so konnte Dieß nicht vermieden werden, weil der Dichter die Macht der liebenden Hingebung in ihrer ganzen Größe darstellen wollte.

Der Dichter müßte kein Deutscher sein, wenn er nicht auch sentimental sein könnte; einige Lieder in diesem Geiste („Frühlingstag"; „Begegnung" u. a. m.) bilden einen erfreulichen Gegensatz gegen jene wildglühenden Gesänge, und erfreuen um so mehr, als das sentimentale Element von schwächlicher Krankhaftigkeit weit entfernt ist. Was er aber auch besingen mag, so ist die Form von großer Schönheit, oft von hoher Vollendung; er behandelt die antiken Bildungen, das elegische Versmaß und die klassischen Strophen („Die Rückkehr der Muse"; „Blühende Gräber") mit gleicher Meisterschaft wie die modernen Reimgebilde und die Sprache ist eben so reich und gewandt als wohllautend.

1. In ihrem Schooße.

Dir im Schooße ruhte mein Haupt, mit schmiegenden Armen
Deckteſt du Wangen und Haar schmeichlerisch kosend mir zu;
Ueber dir nickte in blauender Luft die rankende Rose,
Drüben am Berge sank eben die Sonne hinab.
Ihrem Strale folgte dein Blick, zum träumenden Auge
Schaute vom athmenden Schooß trunkenen Sinnes ich auf.
Wechselnd neigte die blendende Brust mit weicher Berührung
Meiner brennenden Stirn leise und kühlend sich zu.
Deines Nackens schmiegsame Beugung schimmert' im Lichte,
Und ob all der Pracht blühte das lächelnde Haupt.
Erd und Himmel spiegelte mir dein seliges Auge,
Schwindelnd blickt' ich hinein, schwindelnd verlor sich der Blick.
Drüben am Baum durchspielte der Wind die hangende Laube,
Meinem Herzen gieng sehnendes Träumen vorbei.
Immer stralender wurde dein Blick, und herrlicher hob sich
Aus dem dunkelnden Grund hell die verklärte Gestalt.
Keine Sterbliche lächelt so süß, so hielt nur auf Latmos
Cynthias keuscher Arm ihren Geliebten im Schooß.
Bang erstöhnte mein Herz, als käme der silberne Wagen,
Welcher den göttlichen Leib leis in die Lüfte entführt.
Süß geängstigt umschlang ich dir da die schwellenden Hüften,
Und es bog sich dein Haupt lieblich erröthend herab.
Meine Augen deckteſt du mir mit schelmischen Händen,
Aber es sog sich dein Mund sanft an dem meinigen fest.
Armer Endymion! dir ward nur ein göttliches Traumbild,
Mein ist ein lebender Leib, blühend in Göttergestalt.

2. Brief aufs Land.

An Irenion.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut.
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen,
Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte aufs Land; ich mein' ihn zu sehen,
Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pfluge sich müht:
Lieder des Landmanns singt er, und ungelehrige Weisen
Bläst sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein. —
Und wo weilest du nur, mein Liebchen, im fernen Gelände,
Während des Tages Glut leise am Himmel verglimmt?
Giengst du hinaus mit den Mädchen, zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das dem belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt?
Drüben vom Waldessaum zieht sachte die Heerde herüber,
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrest du heim vom Berg durch säuselnde Waldung
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berührt.
Oder weilst du am Quell unferne dem dämmernden Garten?
Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.
Unter die Röhre stellst du den Krug, die Blumen zu tränken,
Die dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblühn.
Längst schon überstrudelt der Krug, du sitzest am Raine,
Blickest mit träumendem Aug in den verrinnenden Bach.
Wüßt ich doch, wessen du denkst! Und käm ich, ein staubiger Wandrer,
Unter dem Mantel versteckt, leise die Straße herauf!
Neben dich setzt' ich mich nieder und spräche: Mädchen, mich dürstet!
Und vom heimlichen Traum fährst du erschrocken empor. —
Warte nur, schelmisches Kind! der Weg ist mir lange zu weit nicht,
Und in strengere Haft führ ich den Flüchtling zurück. —
Nein, ich störe dich nicht! Doch kehrst du mir wieder, so sollst du
Meinem sehnenden Leid reichliche Buße erflehn!

3. Frühlingstag.

Sonnenschein auf allen Dächern,
In den Gassen laue Luft,
Silberbläulich stralt der Himmel,
Und die Berge stehn in Duft.

Junges Herz, hinaus ins Freie,
Und vorbei an Liebchens Haus!
Schau, vor ihrem offnen Fenster
Steht ein frischer Blumenstrauß!

Möcht ich doch vor Allem wissen,
Wem die holden Blumen sind?
Doch der Schelm läßt sich nicht blicken,
Nur der Vorhang bebt im Wind.

Heute Abend hinterm Garten
Soll ich die Geliebte sehn;
Ob dann wohl die bunten Blumen
Morgen noch am Fenster stehn?

Auf! Hinaus durch Thor und Brücke!
Fern durch Wald und Wies und Hag!
Nur im Wandern wird genossen
Dieser erste Frühlingstag.

Müd vom Jubel, müd vom Sehnen,
Und vom Wandern reg und warm,
Kehr ich auf verstohlnen Wegen
Heimwärts in der Liebsten Arm.

Bring ihr Küsse, bring ihr Lieder,
Wie mans hört am grünen Hag:
Nur in Liedern, nur in Küssen
Endet recht ein Frühlingstag.

4. Begegnung.

Du hast mich längst verlassen,
Längst hin ist Lust und Weh;
Da rührt mein Herz sich leise,
Wenn ich dein Antlitz seh.

Dein Reiz ist lang verwelket,
Mir blühet ewig jung
Auf deinen bleichen Wangen
Selge Erinnerung.

Es steht die alte Gasse
Sehnsüchtig vor mir da,
Wo ich am Sonntagmorgen
Zum ersten Mal dich sah.

Die abendliche Laube
Ergrünt in goldnem Stral,
Da ich dein rosig Antlitz
Geküßt zum ersten Mal.

Und alle Liebespfade
Gröffnen sich vor mir,
Die ich in blauen Tagen
Gewandelt einst mit dir.

All deiner Liebe denk ich,
Der Falschheit denk ich nicht!
Mir weht wehmüthger Friede
Von deinem Angesicht;
Dein Herz nur möcht ich fragen,
Ob es nun glücklich sei;
Da blickst du bang zu Boden,
Ich gehe rasch vorbei.

Du hast mich längst verlassen,
Längst hin ist Lust und Weh;
Doch rührt mein Herz sich leise,
Wenn ich dein Antlitz seh.

5. An den Geliebten.

Wie ist es nur so bald geschehen,
Daß ich dir, Mann, mein Alles gab?
Darf ich dir in die Augen sehen,
Und wendest du dein Haupt nicht ab?
O laß mich ruhn in deinen Armen!
Dein Blick ist hold und voll Erbarmen.

Gewiß, du hältst es nicht für Sünde,
Daß ich dich liebe, theurer Mann!
Denkst Böses nicht von deinem Kinde,
Das dir nun Nichts mehr geben kann.
Hätt ich noch mein jungfräulich Leben, —
Ach, nochmals würd ich dirs ergeben!

So hast du ganz mich hingenommen,
Vorüber ist der Kindheit Scherz,
Nun mögen Leid und Schmerzen kommen!
Du drückst ja schirmend mich ans Herz.
O daß so hold dein Sinn verbliebe,
Mich werth zu achten deiner Liebe!

Ich lieg vor deinem Geist im Staube,
So herrlich stehst du neben mir;
Doch ists dein Herz, an das ich glaube,
Und betend blick ich auf zu dir:
Ach, Leib und Seele bis ans Ende
Befehl ich nur in deine Hände.

6. Blühende Gräber.

Leis verglüht der Tag in den Pappelzweigen,
Glockentöne wiegen den Wald in Schlummer,
Durch des Friedhofs träumende Stille wehts wie
Ewige Sehnsucht.

Sehnsucht eines lange erloschnen Lebens,
Sehnsucht alter, lange vergeßner Liebe,
Ausgelittne Schmerzen, verblühtes Glück aus
Früheren Tagen.

Drang des Lebens, bildender Schöpferodem,
Deines Waltens heilige Nähe fühl ich,
Fühle dich im Säuseln entschlafner Sehnsucht
Ueber den Gräbern!

Nicht, Natur, Allmutter, vergißt du deiner
Todten Kinder: aus den erstorbnen Herzen
Steigt die Liebe stralend empor in tausend
Blumen des Frühlings.

Meta Heußer-Schweizer.

Meta Heußer, geb. Schweizer, geb. am 6. April 1797 zu Hirzel im Kanton Zürich, erhielt einen nur sehr mangelhaften Unterricht, der sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkte. Obschon nur mit Klopstock und einzelnen Liedern bekannt, drängte es sie schon früh, durch das fleißige Lesen der Bibel und die schöne Gebirgsnatur angeregt, ihre Empfindungen dichterisch zu gestalten. Sie kam selten und nur auf kurze Zeit aus ihrem Heimatsdorfe, vermählte sich dort auch mit dem geachteten Arzte Heußer, den sie 1859 durch den Tod verlor, und starb daselbst am 2. Januar 1876.

Obgleich Meta Heußer die Welt und die Menschen nur in den engen Verhältnissen kennen lernte, in denen sie stets lebte, so hatte sie doch früher im Hause ihres Vaters, des Pfarrers ihrer Heimatgemeinde, und später bei ihrem Gatten Gelegenheit, sich Menschenkenntniß zu erwerben; denn wie sie selbst sagt, die menschlichen Leidenschaften, die guten wie die bösen, treten in den beschränktesten Verhältnissen eben so mächtig, ja oft noch klarer hervor als in der großen Welt. Die scharfe Beobachtung der sie umgebenden Menschen, der Umgang mit wenigen trefflichen Personen, die spätere Bekanntschaft mit den besten deutschen Dichtern erweiterte ihren Gesichtskreis und entwickelte ihr poetisches Talent, das sie vorzüglich dem religiösen Liede widmete. Ihre Gedichte erschienen zuerst einzeln in verschiedenen Jahrgängen von A. Knapps „Christoterpe" und später gesammelt unter dem Titel „Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von A. Knapp" (Lpz. 1858. 2. verm. Ausg. unter ihrem Namen. Ebd. 1863). Die Sammlung zerfällt in vier Abschnitte, welche den poetischen Gedankenkreis der Dichterin bezeichnen: Naturanschauungen, Inneres Leben, Mutterworte, Gelegenheitsgedichte. Meta Heußer-Schweizer ist eine der bedeutendsten Dichterinnen geistlicher Lieder; sie verbindet die größte Einfachheit mit der tiefsten und wahrsten Empfindung. Ihre Dichtungen sind der ungetrübteste Erguß ihres schönen, liebevollen Herzens; nirgends begegnet man gesuchten oder unwahren Gedanken. Wenn auch alle Lieder mild und oft selbst weich sind, auch eine gewisse pietistische Färbung nicht fehlt, so ist doch weder Krankhaftes, noch selbst Sentimentales in ihnen zu finden; vielmehr zeugen sie von dem gesundesten Geist und Gefühl; sie sind der treueste Spiegel einer echt weiblichen Seele und einer echt weiblichen Kraft.

1. Um Mitternacht.

(Zwischen den Bettchen der schlafenden Kinder.)

Dunkel ists! des Lebens laute Töne
Sind verstummt in tiefer Mitternacht;
Sterne wandeln dort in lichter Schöne, —
Alles schlummert, nur die Liebe wacht.

Mutterliebe hier in dunkler Tiefe,
Mutterliebe dort im Himmelslicht!
Ruhe, Herz! wenn deine Lieb entschliefe:
Jene Liebe schläft, noch schlummert nicht.

Auch an euch, ihr Blumen meines Lebens,
Meine Kindlein, hat sie längst gedacht; —
Schlummert nur, es halten nicht vergebens
Eure Engel hier die stille Wacht!

Hier ist Bethel, hier ist Himmelsleiter;
Boten Gottes steigen auf und ab,
Die der Herr als schützende Begleiter
Seinen Kleinen mit ins Leben gab.

Fühl ich ihrer Flügel leises Wehen?
Gilt ihr leiser Gruß der Mutter auch?
O noch mehr begehrt des Glaubens Flehen,
Denn der Engelnähe Friedenshauch.

Tritt herein mit deinem reichen Segen,
Du, der Mütter hört und Kinder liebt,
Die durchgrabne Hand auf sie zu legen,
Die uns jede Himmelsgabe giebt!

Dein sind sie! Du hast sie mir gegeben —
Wieder leg ich sie an deine Brust;
Da versiegle sie zum ewgen Leben,
Mache deiner Liebe sie bewußt!

Wärest du nicht mein, du Trost der Sünder, —
Schaut' ich dieses Lebens Klippen an:
Thränen hätt ich nur für meine Kinder;
Doch du lebst und nimmst dich unser an.

Birg sie, Herr, in deinen treuen Armen, —
Heile du der Sünde frühen Schmerz!
Leite ihren Gang durch dein Erbarmen; —
Weißt ja um das arme Menschenherz!

War der Eltern Irrsal und Verderben
Mit dem ersten Herzenschlag ihr Theil,
O so laß von dir sie Andres erben, —
Deiner Unschuld bluterrungnes Heil!

Schreib ins Buch des Lebens ihre Namen,
Jene neuen, die die Welt nicht kennt,
Halt im heilgen Bunde sie zusammen;
Bind sie, Herr, wenn je die Welt sie trennt!

Soll es auch für sie durch Nächte gehen,
Rührt ihr Klagen schmerzlich einst mein Ohr:
O so führe aus den bittern Wehen
Schöner deines Lebens Sieg hervor!

Weide deine Schafe! laß mich schauen,
Daß sie nie auf fremder Weide gehn,
Und in deines Paradieses Auen
Freudig einst um ihren Hirten stehn!

Schlummert denn in eures Hirten Namen,
Kindlein, der sein Reich euch zugesagt!
Sein Verheißen bleibet Ja und Amen; —
Nächte fliehn, — der ewge Aufgang tagt!

2. Die Sprache der Natur.

Seid mir gegrüßt, ihr grünen Schatten,
Du wildes, ernstes Felsenthal,
Ihr Alpen und ihr Blumenmatten,
Verklärt vom Abendsonnenstral.
Es forscht mein Herz mit Kindesfragen
In deiner Bilderschrift, Natur:
In Hymnen aufgelöste Klagen —
Sein Echo — tönen Hain und Flur.

Als, reich an Blumen und an Träumen
Hell vor mir lag der Kindheit Bahn,
Da wurde unter meinen Bäumen
Ein Gotteshaus mir aufgethan.
Zu frühe schloß sich seine Pforte,
Das Leben wurde schaal und leer;
Mein Ohr vernahm die Gottesworte
Am Busen der Natur nicht mehr.

Da war ich mir der tiefen Wunden
Des armen Herzens nur bewußt;
Auf Erden war kein Heil gefunden,
Kein Frieden in der eignen Brust;
Es schien des Morgenlichtes Helle
Mir trüb in den getrübten Blick,
Und die bewegte Silberwelle
Gab meine Klagen nur zurück.

Doch als in wunderbarer Klarheit
Der Freund vor meine Seele trat,
Der uns verklärt in Lieb und Wahrheit
Des ewigen Erbarmens Rath;
Als er die treue Hand mir reichte,
Die einst für uns geblutet hat,
Durch Kampf und Tod den Weg mir zeigte
Zur Heimat in die Gottesstadt, —

Und nun den Frieden wieder brachte,
Den Sturm beschwor in süßer Ruh:
Da ward es Licht um mich, da lachte
Mir Erd und Himmel wieder zu.
Nun scheint die Welt mir rings verkläret,
Sie ist ja meines Gottes Welt!
Des Vaters liebe Stimme höret
Des Kindes Herz in Wald und Feld.

Die Morgenröthe lächelt wieder,
Die Botin frohen Auferstehns;
Es gehn die Sterne auf und nieder
Zum Bilde süßen Wiedersehns;
Es spricht nach der Gewitterstunde
Des hohen Bogens Farbenpracht
Von Gottes ewgem Friedensbunde,
Den mit uns Armen Er gemacht.

Du Lieb und Huld, die nimmer endet,
Und unser keines je vergißt!
Dir sei mein Leben zugewendet,
Bis sich mein Auge brechend schließt,
Dann weht dein Hauch um meinen Hügel,
Und schmückt ihn mit der Hoffnung Grün;
Die Liebe trägt als Engelsflügel
In ihre Heimat still mich hin.

Karl Stelter.

Der jüngste der Wupperthaler Dichter, Karl Stelter, wurde am 25. Dez. 1823 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Weber, konnte nicht viel auf seine Erziehung verwenden, so daß er bis zum 14. Jahre nur den gewöhnlichen Elementarunterricht erhielt; doch hatte er es seiner großen Lernbegierde und leichten Fassungsgabe zu verdanken, daß sich ein alter Herr seiner annahm und ihm Sonntags Unterricht im Französischen und in der Geschichte ertheilte, was ihm die Möglichkeit gab, in eine Seidenfabrik einzutreten, in der er nach fünf Jahren zum Commis befördert wurde. In dieser Zeit war er bemüht, sich durch Lektüre und Privatstunden weiter auszubilden. Im Februar 1845 verließ er die Heimat, um sich der Bühne zu widmen; mißverstandener Drang, auf diesem Wege die Poesie in seine Lebensstellung herüberzuführen, hatte diesen Entschluß hervorgerufen. Nachdem er eine Zeit lang mittellos in der Fremde zugebracht und schon der Verzweiflung nahe war, fand er ein Engagement bei einer Gesellschaft am Rhein, bei welcher er bis zum Herbst alle Lagen dieses glänzenden Elends durchzumachen hatte. Von seinem Wahn geheilt, kehrte er in die Heimat und zum kaufmännischen Berufe zurück, in welchem er nach mehren Jahren der Noth und Sorge endlich eine befriedigende Stellung fand.

Karl Stelter

„Die Poesie auch äußerlich zum Lebensberufe zu nehmen", schrieb einst Uhland an einen jungen Mann, der ihm Gedichte zur Beurtheilung zugeschickt hatte, „würde ich selbst dem entschiedensten Dichtertalente niemals anrathen; auch diesem ist, nach meiner Ansicht, ein Wiederhalt in anderwärtiger Berufsthätigkeit nöthig und heilsam." Stelter erkannte früh genug die Wahrheit dieses Ausspruches, an dessen Verkennung schon manches Talent zu Grunde gegangen ist. Und er darf sich freuen, daß er zur richtigen Einsicht gelangte, denn, ohne zu erwähnen, daß er sich eine ehrenvolle Stellung in der Welt erwarb, hat ihm sein Beruf die Mittel geboten, vielseitige Erfahrungen zu sammeln, Leben- und Menschenkenntniß zu erwerben, seinen Gesichtskreis zu erweitern und sein inneres Wesen zu kräftigen. Gerade der Widerspruch des Lebens mit der Poesie giebt dieser Reife und Kraft, und bewahrt sie vor dunkler Gefühlsschwärmerei und namentlich vor Selbstüberschätzung. Daß Stelter bei dem

festen Bewußtsein seines Talents doch in diesen bei jungen Dichtern so häufigen Irrthum nicht verfiel, hat er dadurch bewiesen, daß er aus der ersten Auflage seiner „Gedichte" (Lpz. 1857) mehr als ein Drittel in die zweite (Ebd. 1862) nicht aufnahm und sie durch neue ersetzte, die unverkennbares Fortschreiten zeigen, selbst im Vergleich zu denen, die er aus der ersten Sammlung beibehielt, die er aber zum Theil auch wesentlich verbesserte („Blumen am Wege"). Der Abschnitt „Stimmungen" giebt uns ein klares Bild von der innern Entwickelung des Dichters, dessen herbe Erfahrungen seinen Charakter nicht weniger kräftigten als sein Talent, wie wir aus manchem schönen Gedicht wahrnehmen, in welchem er seine gediegene Weltanschauung niederlegt und fruchtbare Lehren der Lebensweisheit ertheilt. Hie und da ist die Stimmung düster („Für dich allein"), doch weiß er sich wieder zur Lebensfreudigkeit aufzuraffen („Verzweifle nie"). Warmes Gefühl und liebenswürdige Gemüthlichkeit durchzieht die Lieder „Aus der Familie", und wir verweilen gern bei ihm, wenn er mit kindlichem Sinn das Leben der Kinder schildert. Die „Naturbilder" sind anmuthig und von großer Anschaulichkeit; einen besondern Abschnitt hat er dem Preis der „Blumen" gewidmet. „Das alte Lied der Liebe" tönt uns in neuen Weisen voll tiefer Empfindung und Zartheit entgegen. Daß sein Talent vorwiegend lyrisch ist, erkennen wir aus den „Balladen und Bildern", in denen das epische Element sich meist in lyrische Empfindung auflöst. — So lebendig und warm auch die Gedichte Stelters sind, so verirrt er sich doch nie in das Ueberschwängliche, weder im Inhalt noch im Ausdruck; der Gedanke tritt überall klar und kräftig hervor, und es ist ein nicht geringer Vorzug, daß er immer in der kürzesten Fassung erscheint, die eben deshalb um so wirkungsvoller ist. Die lyrisch-epische Dichtung „Die Braut der Kirche" (Bresl. 1858) enthält manche glückliche Stellen, doch ist sie als Ganzes unreif und verfehlt. Stelters neuestes Erzeugniß „Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen" (Elberf. 1866) beurkunden einen großen Fortschritt in der Darstellung des Epischen; haben wir bei den Balladen in den „Gedichten" bemerken müssen, daß das lyrische Element in ihnen zu mächtig vorherrscht, so tritt es hier ganz zurück; der Dichter gestaltet seine Stoffe mit großer Anschaulichkeit und Wahrheit und es gelingt ihm, die verschiedenen Oertlichkeiten und Zustände in eine ihnen angemessene Form und Sprache einzukleiden, ob er uns in die Märchenwelt Spaniens oder der arabischen Wüste, in die Urwälder Amerikas, oder auch in die Wirklichkeit einführt.

1. Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder.

Das war der Kummer, daß in jungen Tagen
Die Hoffnung nur die Zukunft anerkannt,
Es war Enttäuschung nach mißglücktem Wagen,
Als das Ersehnte doch das Herz nicht fand.
Da blieben stumm die hellen Freudenlieder
Und doch sprach eine Stimme trostbereit:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

Des Sommers Schwüle drückte auf der Stirne,
Die, schweißgebadet, kämpfte mit dem Wahn,
Der schwergelagert auf dem heißen Hirne,
Das über eines Lebens Schickung sann.
Die Seele schlug die Geistesaugen nieder,
Doch leise mahnt die Stimme selbst im Leid:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

Da kam der Herbst des schon bewegten Lebens
Und manches falbe Blatt entfiel dem Baum.
So manches Streben zeigte sich vergebens,
So manches Hoffen als ein leerer Traum.
Der früh sich glaubte seines Glückes Schmieder,
Dem bleibt als Losungswort nur noch im Streit:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

Des Winters Eis begrub dann alles Hoffen
Und in den Wolken schwand der Sterne Schein,
Es liegt das Lebensbuch dem Auge offen,
O, daß kein Blatt zerrissen möchte sein! —
Schrieb drin die Zeit auch tiefe Runen nieder,
Raubt doch die Zuversicht selbst nicht der Neid:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

2. Gute Stunden.

Zähle nicht die bangen Stunden,
Die des Lebens Nacht entsteigen,
Zähle nur, wenn sie entschwunden,
Wie viel Sterne Dir sich zeigen.

Denn aus diesen lichten Sternen,
Die am Abendhimmel leuchten,
Kannst den sichern Trost Du lernen,
Daß sie Wolken nie verscheuchten.

Immer wenn die trüben wieder
In ihr Nichts zurückgesunken,
Blicken klar und mild hernieder
Diese goldnen Stralenfunken.

So des Lebens gute Stunden,
Reich, unzählig wie die Sterne —
Möchten Jedem sie bekunden,
Wie er schwere tragen lerne!

3. Kindesschlummer.

Stör nicht den Schlummer des Kindes,
Heilig ist seine Ruh,
Leise auf Flügeln des Windes
Trug ihm sein Engel sie zu.
Da, wo die Wiege gestanden,
Der seine Seele entschwebt,
Wird noch mit rosigen Banden
An seiner Zukunft gewebt.

Halb nur gehört es der Erde,
Halb noch dem Himmel an,
Noch trat des Lebens Beschwerde
Hindernd nicht auf seine Bahn.
In seinen schlummernden Träumen
Liegt noch das himmlische Glück.
O, aus den seligen Räumen
Ruf es nicht störend zurück!

4. Blumen am Wege.

Mir armen Blum am Wege,
Mir wird kein Freundschaftsgruß,
Wo ich das Köpfchen rege,
Tritt mich des Wandrers Fuß.

Ich blühe unbeachtet
Die kurze Sommerzeit,
Vor Sonnenglut verschmachtet
Im staubbestreuten Kleid.

So sinkt mein junges Leben
Ins ungeschmückte Grab,
So sterb ich, wenn ich eben
Mich erst erschlossen hab.

Und doch blüh ich am Wege,
Blüh für die ganze Welt,
Die, statt daß sie mich pflege,
Mich arm und werthlos hält.

Doch was mit Mühn und Sorgen
Auf schmuckem Beet sie pflegt,
Das ist vor Noth geborgen
Weil sies im Herzen trägt.

Otto Banck.

Wenn auch vornehmlich durch seine literarhistorischen oder kritischen Arbeiten bekannt, verdient Otto Banck auch als Dichter und insbesondere als Lyriker Anerkennung. Am 17. März 1824 zu Magdeburg geboren, erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, der Wechsel zwischen Stadt- und Landleben, mehrere Reisen, die er mit seinen Eltern machte, weckten frühzeitig sein poetisches Talent. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und nach vollendetem Kurse die Universität, um sich dem Studium der Geschichte und der Philosophie zu widmen, welchem sich später Kunstästhetik, Literatur- und Culturgeschichte hinzu gesellten. Nach Beendigung seiner Studien bereiste er (1845) mit seinem ältern Bruder, dem bekannten Liedercomponisten Carl Banck, anderthalb Jahre lang Italien, wo er sich dem Studium der bildenden Kunst, besonders der Malerei zuwandte, ohne dabei Natur, Volk und Geschichtsentwickelung aus den Augen zu lassen. Vom J. 1846 an übernahm er am „Dresdner Tagblatt" die kritische Thätigkeit in Bezug auf Drama, bildende Kunst und alle in die freie Produktion einschlagenden literarischen Erscheinungen. Diese Arbeiten und die damalige Glanzperiode des Dresdner Theaters gab Veranlassung, daß er sich dem kritisch-dramatischen Studium der deutschen Bühne als einer Lebensaufgabe zuwandte. Von 1859 an lebte er 5 Jahre in Süd-Deutschland, vorzüglich in München, machte jedoch während dieser Zeit größere Studienreisen in Deutschland, nach Italien und sieben Mal nach den gesammten Alpengebirgen („Alpenbilder" 2 Bde Lpz. 1863). Seit 1864 hat Banck seinen bleibenden Wohnsitz in Dresden genommen, wo er die geist- und inhaltsreichen „Kritischen Wanderungen in drei Kunstgebieten" (2 Bde Lpz. 1865) herausgab. Außerdem hat Banck lebhaften Antheil an mehreren Zeitungen und Zeitschriften genommen.

Otto Banck

Banck ist ein Dichter von nicht geringer Begabung, der bei regsamer, oft glühender Phantasie und einem nicht gewöhnlichen Reichthum an Gedanken einen durch tieferes Studium der Kunst und der besten Dichter aller Zeiten ausgebildeten Geschmack besitzt. Für alles Schöne empfänglich, besonders für die Reize der Natur, hat er in seinen „Gedichten" (Lpz. 1858) denselben manches schöne Lied gewidmet, das von sinnigem Verständniß und echt poetischer Auffassung zeugt. Einmal läßt er sich in der übrigens geistvollen „Symphonie" zu romantischer Behandlung verleiten, sonst ist er durchgehends klar und anschaulich, wie in dem „Gewitter" und im „Landschaftsmaler" und in den übrigen Gedichten, in denen er Italien besingt. Seine Liebeslieder zeugen von tiefem und wahrem Gefühl; er weiß in diesen wie in den der Natur gewidmeten Gedichten dem ewigen Stoff neue Seiten abzugewinnen und in schöner wohllautender Form darzustellen. Besonders glücklich ist er in der poetischen Entfaltung des weiblichen Liebelebens, wie in dem lieblichen Gedicht „Die Verwandelte" (1), und in den „Weiblichen Stimmen", einer Reihe von Liedern, in denen er die Stimmungen des weiblichen Gemüths mit Meisterhand zeichnet. Manche seiner Gedichte haben einen volksthümlichen Anklang, einige sind sogar nur Varia-

tionen oder Bearbeitungen von Volksliedern („Um Liebe"), was man ihm unbegreiflicher Weise zum Vorwurf hat machen wollen, ohne zu bedenken, daß er dazu eben so gut berechtigt war, als Goethe in seinem „Heidenröslein" u. a. m.; wahrscheinlich hatte man übersehen, daß er diesen Vorwurf schon im Voraus in der „Herkömmlichen Kritik" (2) in seiner Haltlosigkeit dargestellt hatte. Neben den weichen und lieblichen, auch wohl stürmischen Liedern finden sich viele, in denen er kernhafte Gedanken über Leben und Lebensverhältnisse in kräftiger Darstellung ausspricht, wie in dem schönen Gedicht „Im Sturm" (3); daß er aber auch heiter, frisch und von gesundem Humor sein kann, beweisen seine Wanderlieder und geselligen Gesänge. In seinen Hymnen, aus denen wir den schönen „Sonnensegen" nur hervorheben wollen, eifert er glücklich seinem Vorbilde Goethe nach, an den er sich übrigens hie und da beinahe zu merklich anlehnt, wie in „Genius und Fatum", wo einzelne Stellen und zum Theil auch der Gang und die Idee an „Mahomets Gesang" erinnern. Die freien Rhythmen der Hymnen sind von großem Wohllaut und schöner Bewegung; so ist er auch meist glücklich in der Behandlung verwickelten Strophenbaues; dagegen können wir uns mit seinen Versuchen, Gottschall nachahmend die antike rhythmische Bewegung mit dem Reim zu verbinden („Sehnsucht"), nicht befreunden, indem sich beide Formen gegenseitig aufheben, die Eine die andere herabdrückt, so daß keine zur vollen Wirkung gelangt.

Seine „Balladen" haben zu wenig epische Anschaulichkeit, dagegen verdienen seine zahlreichen Epigramme, Sprüche und Gnomen alles Lob. Er charakterisiert sie in einem ihnen vorgesetzten Motto folgendermaßen:

„Bald sind wir Sinngedicht, bald Epigramm,
Bald zornig wie ein Bär, bald friedlich wie ein Lamm;
Oft wie ein Sittenspruch, oft was didaktisch heißt,
Bald der Zerstörung Blitz, bald der Betrachtung Geist;
Nicht selten grob, ironisch und satyrisch,
Dann wieder tief erregt, dämonisch ernst und lyrisch,
Als fühlten wir die Offenbarung nah sein —
Mit Einem Wort, wir gleichen unserm Dasein."

Es sind diese Epigramme ein glänzendes Zeugniß von des Dichters Gedankenreichthum, von seiner tiefen Beobachtungsgabe, seiner Welt- und Menschenkenntniß. Auch in den Epigrammen begegnen wir manchem bekannten Gedanken, wie in „Humane Gesinnung" (4) und „Magres Opfer" (5), allein es haben dieselben durch ihre kernhafte Einkleidung den Reiz der Neuheit erhalten. Zu den besten gehören diejenigen, in denen er seine Ansichten über Kunst und Poesie niederlegt, wie in der trefflichen „Allberechtigung" (6). Nur in Einer Ansicht können wir mit dem Dichter nicht übereinstimmen. In dem die „Vermischten Gedichte" einleitenden Motto sagt er: „Natur und Kunst vertragen nicht Ein strenges Schematisieren; Wie wolltet ihr wohl jedes Gedicht Treffend klassifizieren?" Dagegen ist zu bemerken, daß sich in der Natur Alles nach festen Gesetzen bewegt, wenn wir sie auch nicht alle erkannt haben. So verhält es sich auch mit der Kunst, auch diese hat ihre ewigen Gesetze, und es muß sich daher jedes Gedicht unter Eines derselben bringen lassen, wenn es nicht eine Mißgeburt ist.

1. Die Verwandelte.

Wie schlief dir hinter Berg und Thal,
In deines Lebens Morgen,
Noch all die tiefste Wonn und Qual
Verborgen!
Du standst so keck und lose,
Du knospende Gestalt,
Wie eine wilde Rose
Im Wald.
Warst ja die lustge Jägersmaid,
Abends wie Morgens früh!
Nun aber schlich das süße Leid
Sich auch zu dir, Marie.

Du lachtest, nun ist still dein Sinn;
Wo sind die jauchzenden Stunden
Des übermüthigen Lachens hin
Geschwunden?
Wie war dein Mund zum Plaudern,
Dein Schelmenmund geneigt!
Nun spricht er nur mit Zaudern
Und schweigt.
Und dennoch bist voll Seligkeit,
Seliger warst du nie,
Denn ach! der Herzen süßes Leid
Durchbebt auch dich, Marie.

2. Herkömmliche Kritik.

Wenn du nicht bloß als süßer Träumer singst,
Und auch Gedankenkraft zu Markte bringst,
So sind die prosadürrsten Richter
Gleich mit dem Urtheil zur Hand:
„Du bist ein Denker, kein Dichter,"
Denn für dies Kastengeistgelichter
Ist Poesie nur schöner Unverstand,
Und nahmst du aus Liedern des Volkes gar
Einzelne Strophen, um innig und wahr,
Vielleicht einen schönen verlornen Ton
Aus matter Umgebung zu retten,
So kannst du sicher wetten,
Nachahmer oder Dieb nennt dich der stumpfe Hohn,
Und was du sagen magst, es bleibt dabei:
Reminiscenzenriecherei
Ist flacher Köpfe Losungswort;
Weil ihnen selbst niemals Gedanken kommen,
So fragen sie natürlich immerfort:
„Wo hat sie Der und Jener hergenommen?"

3. Im Sturm.

Sei tapfer, wenn die Masten krachen!
Daß du nicht schreckversteinert stehst,
Du wirst die Wogen dienstbar machen,
Sobald du klug das Steuer drehst.

Laß die verzweifelten Gedanken,
Daß sich dein Kompaß nicht verwirrt,
Und nie dein Schiff aus sichern Schranken
Der offnen See zur Brandung irrt.

Gern packt das Unglück deine Schwächen, —
O kämpfe, daß du nicht erliegst!
Und kannst du auch den Sturm nicht brechen,
So brich nur selbst nicht und du siegst!

4. Humane Gesinnung.

Nur wen'ge Menschen sah ich ruhig scheinen
Beim eignen Mißgeschick; doch niemals fand ich Einen,
Der nicht mit christlicher Ergebenheit
Ertragen hätte seines Nächsten Leid.

5. Magres Opfer.

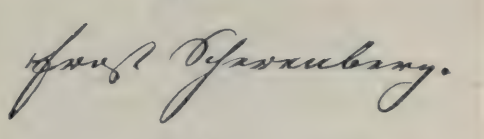
Wer erst im Alter tugendhaft, enthaltsam wird, und wahr, —
Was ihm der Teufel übrig ließ, bringt er dem Himmel dar.

6. Allberechtigung.

Kannst du im brennenden Busche nicht
Die Flamme der Gottheit erblicken,
So laß dich der Rose süßes Licht
Voll Glanz und Duft entzücken:
Es redet Natur in jeglichen Schranken
Zu dir mit Offenbarungsgedanken;
Drum, was du als Künstler im Kleinsten gesehn,
Verkünd es nur! denn es ist groß und ist schön.

Ernst Scherenberg.

Ernst Scherenberg, Sohn eines Kaufmanns und Schiffsrheders, geb. am 21. Juli 1839 zu Swinemünde auf der Insel Usedom, verlor seine Mutter, an der er mit der innigsten Liebe hieng, schon im 11. Jahre, so daß ihr Verlust auf das Gemüth des Knaben den bleibendsten Eindruck machte. Im Herbst 1852 wurde er von seinem Vater, der sich kurz vorher zum zweiten Mal verheirathet hatte, nach Stettin geschickt, um dort das Gymnasium zu besuchen. Da jedoch sein Vater wünschte, daß er sich einem praktischen Beruf widme, trat er im J. 1854 in die Gewerbschule über, und gieng im Herbst 1856 nach abgelegter Abgangsprüfung nach Berlin, wo er als Lehrling ein volles Jahr in einer Maschinenfabrik arbeitete, ohne der Poesie zu entsagen, zu welcher schon in Stettin die unwiderstehlichste Neigung in ihm erwacht war; unter dem Klange des Hammers entstand in seiner Seele manches Gedicht. Der Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Leben wurde immer heftiger und so brach er, nachdem er noch ein halbes Jahr lang die Vorlesungen im Gewerbeinstitut besucht hatte, mit seiner bisherigen Laufbahn. Nach schweren inneren und äußeren Kämpfen wurde es ihm möglich, im J. 1858 die Akademie der Künste zu beziehen; aber er konnte sich auch mit dieser neuen Beschäftigung nicht versöhnen, daher er sich entschloß, sich nunmehr ungetheilt der Poesie zu widmen. Einige politische Lieder, die er im J. 1859 veröffentlichte, erwarben so großen Beifall, daß er sich ermuthigt fühlte, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Aus tiefstem Herzen. Gedichte" (Berl. 1860. 2. Aufl. 1862) herauszugeben; ihnen folgte eine zweite Sammlung: „Verbannt. Dichtung" (Ebd. 1861. 2. Aufl. 1864) und endlich eine dritte: „Stürme des Frühlings. Neue Gedichte" (Ebd. 1865), in welcher auch die vorige wieder abgedruckt wurde. Im Sommer 1862 trat er in Verbindung mit der Zeitschrift „Victoria", gab dieselbe aber 1864 wieder auf, um sich von den Folgen einer Krankheit zu erholen. Noch in demselben Jahr verlegte er, einem Ruf des Buchhändlers Westermann folgend, seinen Wohnsitz nach Braunschweig, wo er bis 1869 das „Braunschweiger Tageblatt" redigierte. Seitdem lebt er in Elberfeld als Chefredacteur der „Elberfelder Zeitung"



Scherenberg behandelt einen nur engen Kreis von Stoffen. Liebesschmerz und Liebeslust, Heimweh, Liebe zu Vater und Mutter und Vaterland, das ist der Gedankenkreis, in dem er sich bewegt; aber so beschränkt dieser auch ist, so gelingt es ihm doch, uns zu fesseln, weil seine Lieder tief und zart gefühlt sind. Alle sind, wie der Titel einer seiner Sammlungen besagt, „aus dem tiefsten Herzen" hervorgegangen und beruhen unverkennbar auf der Wirklichkeit. Haben sie aber eben deshalb einen großen Vorzug, daß sie Gelegenheitsgedichte im Sinne der Göthe'schen Auffassung sind, so dürfen wir nicht verbergen, daß sie zum Theil zu subjektiv gehalten sind, weshalb manche ihre Wirkung auf den Leser verfehlen, der, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zu wenig in Mitleidenschaft gezogen wird. Dieser Mangel ist allerdings vorzüglich in den früheren Dichtungen am Meisten fühlbar, während die späteren ihn mehr oder weniger besiegen, wie das schöne Lied

„Morgengang" beweist (1). Unter seinen Dichtungen haben vorzüglich die patriotischen großen Anklang gefunden, und einige namentlich „Stürme des Frühlings brechet herein" (2), „Flamm auf, du deutsches Morgenroth!" „Schleswig-Holstein, eins und frei", fanden nicht nur vielfachen Abdruck in den freisinnigen Zeitungen, sondern wurden auch öfters in Musik gesetzt; und doch müssen wir auch in diesen die allzu subjektive Haltung als einen Mangel bezeichnen. Sie sind zu entschieden Ergüsse des Augenblicks, als solche freilich höchst gelungen, wie ihre Wirkung bei ihrem Erscheinen beweist; aber wir möchten bezweifeln, daß ihre Wirkung nachhaltig sein kann, auch schon deswegen, weil die Begeisterung an Schwärmerei streift. Weitaus das Beste sind die Lieder, welche Scherenberg unter dem Titel „Verbannt" herausgegeben hat. Es ist dies ein kleines Epos in Liederform, in welchem die Schicksale eines Deutschen geschildert werden, der im Kampf für des Vaterlandes Freiheit und Einheit gefangen wurde, mit Weib und Kind nach Amerika entfloh, dort zwar eine sichere Existenz, aber keine Ruhe fand, weil er das Vaterland nicht vergessen konnte. Sein Weib stirbt am gebrochenen Herzen. Endlich hört er, daß sich sein Volk wieder erhoben habe, aber er ist zu alt, um am Kampf Theil zu nehmen. Dagegen eilt sein Sohn ins Vaterland und kehrt nach zwei Jahren zurück, um den Vater in die freie Heimat mitzunehmen; allein dieser fühlt sein Ende herannahen; er fühlt sich glücklich genug, daß er die Freiheit des Vaterlands noch erlebt habe. Dieß schildert der Dichter in fünfzig bald weichen und wehmüthigen, bald kräftigen Liedern, die er dem Verbannten in den Mund legt, und die einzeln so wie in ihrer Gesammtheit die vollste Wirkung hervorbringen.

1. Morgengang.

Ein warmer Frühlingsregen
Fiel heimlich über Nacht,
Da sind auf allen Wegen
Die Knospen aufgewacht.

Aus frisch erschloßner Blüthe
Lacht rings der Morgenthau:
Still sinnend im Gemüthe,
Schreit ich durch Wald und Au.

Noch gestern starr in Träumen
Die Welt des Frühlings lag,
Und schien aus Wolkensäumen
So golden doch der Tag!

Die still ihr Haupt versteckte
Bei lichter Sonnenpracht,
Die scheue Knospe weckte
Ein Regen über Nacht. — —

O Mensch, schau hin und klage
Fortan im Unglück nicht!
Du siehst: was wären Tage
Voll lauter Sonnenlicht? —

Damit zu reichem Segen
Der Frühlingskeim erwacht,
Giebt ihm der Himmel Regen,
Giebt ihm der Himmel Nacht:

Und daß zu voller Schöne
Erblüh des Menschen Herz,
Schickt uns ein Gott die Thräne,
Schickt uns ein Gott den Schmerz. — —

So sinnend im Gemüthe,
Schreit ich durch Wald und Au;
Aus frisch erschloßner Blüthe
Lacht rings der Morgenthau.

Ein warmer Frühlingsregen
Fiel heimlich über Nacht,
Da sind auf allen Wegen
Die Knospen aufgewacht.

2. Stürme des Frühlings, brechet herein!

Nur unter Stürmen entsendet sein „Werde"
Mahnend der Lenz in den schlummernden Schacht,
Nur unter Stürmen erhebt sich die Erde,
Wenn sie vom Schlafe des Winters erwacht.
Sollen die eisigen Fesseln zerbrechen,
Sollen sich Ströme und Fluren befrein,
Willst du den Lenz — nun so mußt du auch sprechen:
„Stürme des Frühlings, brechet herein!

Stürme des Frühlings auch giebts, wenn zum Streite
Einmal die Geister des Volkes erstehn;
Stürme des Frühlings auch sinds, die uns heute
Wieder mit warnender Stimme umwehn.
Aber wer wollte vor ihnen verzagen?
Winkt nicht im Morgen schon rosiger Schein? —
Boten nur sind sie von schöneren Tagen —
Stürme des Frühlings brechet herein!

Brüder, verbunden durch Einen Gedanken,
Stehn wir als Erben des Vätergeschlechts,
Stehen im Sturme wir, ohne zu wanken,
Fest auf dem Fels des beschworenen Rechts!
Mögen auch heut wir im Kampfe erliegen,
Hüllt auch noch Ein Mal der Winter uns ein —
Tagt doch ein Morgen, an welchem wir siegen! —
Stürme des Frühlings, brechet herein!

3. Aus „Verbannt."

Wenn Söhne andrer Lande
Sich sammeln im Verein,
Seis ernst zu festem Bande,
Seis froh zum Becher Wein, —

Und dann aus Einem Munde
Das Lob der Heimat schallt:
Wie donnernd durch die Runde
Gleich lauter Jubel hallt;

Wie da die Blicke flammen,
Wie hoch die Brust sich spannt:
„Heil dir, von dem wir stammen,
Du stolzes Vaterland!" — —

Doch weh! — in unserm Kreise
— O Heimat, welche Schmach!
Wirds still — wenn Einer leise
Nur deinen Namen sprach.

4. Aus „Verbannt."

Laut durch den Wald tönt unsrer Aexte Schallen,
Noch hebst du himmelhoch dein Haupt, o Baum, —
Im nächsten Augenblicke wirst du fallen,
Du träumst zum letzten Mal den Frühlingstraum.

Du bebst, du wankst zu Boden nun zersplittert —
Und Wolken Staubes wirbeln in die Höh —
Weshalb michs nur so wunderbar erschüttert,
Daß ich, du stolzer Stamm, dich fallen seh?

Den Schaft der Axt, die dich gefällt, umschlossen,
Sinkt kraftlos plötzlich nieder meine Hand,
Und auf das rüstge Schaffen der Genossen
Blick ich mit düstrem Auge unverwandt:

Sie trennen Zweig von Zweig und Ast von Aste! —
Und wenn zu neuem Schlag ein Arm sich hebt,
Fühl ich, wie in dem Krampf, der mich erfaßte,
Mein Herz erbangend tief im Busen bebt.

Und mühsam wie ein Träumer, der erwachte,
Führ sinnend ich an meine Stirn die Hand —
Da plötzlich wird mirs klar, woran ich dachte: —
So sinkst auch du dahin, mein Vaterland!

Georg Scherer.

Georg Scherer, geb. am 16. März 1828 zu Dennenlohe bei Ansbach, studierte in München Philosophie und Philologie und promovierte in Tübingen. Im J. 1849 wurde er Erzieher im Hause des Freiherrn von Reischach, siedelte später nach Stuttgart über, wo er anfangs seinen literatur- und kunstgeschichtlichen Studien lebte, 1865 aber zum Docenten der Aesthetik und Literaturgeschichte am Polytechnikum u. 1875 zum Professor und Bibliothekar an der kgl. Kunstschule ernannt wurde. Größere Reisen zum Zwecke seiner Studien führten ihn durch Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Italien.

Georg Scherer machte sich um die Kinderwelt und so auch um die Eltern durch sein „Illustriertes deutsches Kinderbuch" (Lpz. 1849. 6. Aufl. 1873) und sein „Räthselbüchlein für Kinder" (Ebd. 1862), ebenso um das Volkslied durch die „Alten und neuen Jägerlieder" (Ebd. 1862), die „Alten und neuen Studentenlieder" (Ebd. 1862), besonders aber durch „Die schönsten deutschen Volkslieder" mit ihren eigenthümlichen Singweisen (Ebd. 1863, 2. verm. Aufl. 1868) vielfach verdient. Die gründliche Beschäftigung mit dem Volksliede hatte nicht bloß das Ergebniß, daß er treffliche Sammlungen veranstaltete, sondern daß auch sein eigenes Talent durch das tiefere Eindringen in das Wesen des Volkslieds wesentlich gefördert wurde. (Gedichte 1864, 3. illustr. Aufl. Lpz. 1870.) Er hat zwar keineswegs darnach gestrebt, das Volkslied nachzubilden, — es finden sich nur wenige Gedichte, in welchen eine solche Absicht vermuthet werden könnte — aber er hat sich dessen Einfachheit und natürliche Wahrheit vollkommen angeeignet und sie künstlerisch gestaltet. Daher sind die Formen seiner Lieder eben so einfach als ihre Sprache; so ungesucht und schlicht der Ausdruck ist, so macht er doch größere Wirkung als die glänzendsten Phrasen, weil er die Empfindungen in ihrer reinsten Unmittelbarkeit darstellt, und ihnen auf das Vollkommenste entspricht, ob sie dem beglückten oder schmerzerfüllten Herzen entströmen. Wie sehr aber der Dichter zugleich nach künstlerischer Vollendung strebte, und in wie hohem Grade er Dieß erreicht hat, davon zeugt nicht allein die treffliche Composition seiner Stoffe, sondern auch der reizende Wohllaut seiner Sprache, den er besonders durch die feinsinnige Behandlung der Vokallaute erreicht, welche in reicher Mannigfaltigkeit wechseln, oder auch nach Umständen in wirkungsvoller Assonanz sich wiederholen.

Wenn schon die Form seiner Lieder den echten Dichter beurkundet, so wird Dieß durch die Wahl und die Ausführung der Stoffe in hohem Grade bestätigt. Es findet sich kein Lied, das nicht einen wahren und tiefen Gehalt hätte, denn alle sind aus dem Leben erwachsen, sie sind, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine poetische Biographie des Dichters, der unter inneren und äußeren Kämpfen heranreifte, wie wir schon in dem Widmungsgedicht erfahren:

„Kein heitres Loos ist mir gefallen,
Als ich des Lebens Bahn betrat;
Ich durfte nie auf Blumen wallen,
Mühsam durch Dornen gieng mein Pfad.
Der Jüngling nannte nur sein eigen,
Was ihm die eigne Kraft gewann;
Und kann ich reife Früchte zeigen —
Das Glück hat keinen Theil daran."

Aber er hat eine männliche Seele, die dem Schmerz nicht unterliegt, diesem kräftig ins

Auge schaut, nicht in Verzweiflung sich auflöst (1), das Leben und die Erfahrungen haben ihn zur Ueberzeugung gebracht, daß er nur auf sich bauen dürfe („Verbirg's"). Die Liebe hat ihm herbe Schmerzen bereitet, aber wenn ihn auch der Verlust der Geliebten unglücklich macht, so denkt er doch nur in der ersten Aufwallung des Gefühls mit Bitterkeit an dieselbe („Am Strand"); er leiht ihr vielmehr seine eigene edle Empfindung und legt ihr Wünsche für sein Glück in den Mund („Einer jungen Frau"); am Grabe der Mutter hat er Ruhe und Gleichmuth gefunden („Lebewohl"), einen Gleichmuth, der freilich auf alle Hoffnung verzichtet (7), da er bis zum Tode an das verlorne Glück denken muß (9), wie er mitten im Liebesglück von trüben Ahnungen ergriffen wurde („Du sitzest am Klavier"), ein Glück, das er auf die sinnigste Weise zu besingen wußte. Die Frühlingsherrlichkeit entlockt der ganzen Natur Klänge der Luft, kein Lied aber vermag den schönen Frühling der Liebe zu besingen (4). Das reiche Gemüth der Geliebten, das er so schön mit einem See vergleicht (5), hat ihn der Einsamkeit entrissen, in der er verkümmerte (8). Nächst der Liebe besingt Scherer die Natur mit eben so tiefem Gefühl und zarter Innigkeit. Sie ist ihm ein Spiegel des menschlichen Herzens, seine Gefühle, seine Wünsche und Hoffnungen, aber auch eine getreue Führerin auf der dornenvollen Bahn des Lebens. Alle Naturerscheinungen sind ihm bedeutsame Bilder des Lebens (6); „Die Waldrose", Die einsame Tanne", „Der Wind", „Aehren und Blumen", „Die Alpenrose" sind Symbole, in denen sich die verschiedenen Regungen der Seel gleichsam verkörpern. Aber auch die gegenseitigen Beziehungen der Naturgegenstände erkennt er mit poetischem Sinn, und er läßt sie durch glückliche Personifikation derselben auf das Anschaulichste hervortreten (2. 3).

1. Frühling.

O sieh, wie nun der blaue Himmel
Verklärt zur Erde niederschaut,
Und lächelnd ob dem Lenzgewimmel
Die Stirne küßt der holden Braut!

Nur du, mein Herz, gehst in Gedanken
Verloren durch die Blüthenwelt;
Erwach, durchbrich die engen Schranken,
Wirf ab, was dich gefesselt hält!

Vergiß, was dir geraubt das Leben,
Was starb und was gezogen fort!
Der Zukunft nur gehört dein Streben,
Und „Vorwärts!" heißt dein Losungswort.

Leg an, mein Geist, die blanken Waffen,
Herz, trink der Liebe Sonnenlicht!
Du mußt dir selbst den Frühling schaffen,
Die Andern schenken dir ihn nicht.

Und was nicht in der Jugend Tagen
Zur Blüthe kommt als frische That,
Das wird auch keine Früchte tragen,
Wenn deines Lebens Herbst sich naht.

2. Aufgeblüht.

Im dunkeln Waldesschooße
Träumt still am Dornenstrauch
Im Knospenkelch die Rose
Vom milden Frühlingshauch.

Ich weiß nicht, wer es leise
Der Nachtigall verrieth,
Daß sie des Liedes Kreise
Nachts um die Rose zieht.

Sie singt von Quellenrauschen,
Von blauem Waldesduft,
Wo Blumen Küsse tauschen
In lauer Lenzesluft.

Die Rose hörts mit Beben
In ihrem stillen Traum;
Es birgt ihr Blüthenleben
Die enge Knospe kaum.

Sie ringt und bebt und glühet,
Und wie der Tag erwacht,
Da ist sie aufgeblühet
In wunderbarer Pracht.

Von süßen Schauern trunken
Lauscht sie des Liedes Schall;
Doch in den Reiz versunken
Schweigt nun die Nachtigall.

3. Das Edelweiß.

Was blickst du, bleiches Felsenkind,
So still, so räthselhaft mich an?
Du, die so kühn um Liebe minnt,
Hast du auch mirs schon angethan?
Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
Ins Auge schau ich dir hinein;
Du nimmst die Sinne mir gefangen
Wie Alphornklang im Mondenschein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch überm Abgrund blühst du schlicht
Bei Gletschereis und ewgem Schnee,
Und thronst im stillen Heiligthume
Des Hochgebirges stolz und frei —
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn muthig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenschütz und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unwegsamen Pfade hin.
Sie überkommts wie Alpenglühen
Und fieberhaft ihr Auge flammt,
Erschaun sie dein geheimes Blühen
Und deiner Blätter weißen Sammt.

Wohl bist du hold dem kühnen Muth,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Stolz nickst du von des Aelplers Hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht.
Der Jüngling Nachts mit süßen Sorgen
Dich scheu vor Liebchens Fenster legt,
Beglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen still am Busen trägt.

Doch ach! nicht jedem Wandrer glückt
Das Wagniß, kühn um dich versucht:
Er liegt, von deinem Reiz berückt,
Zerschellt in tiefer Felsenschlucht.
Dort spricht kein Priester fromm den Segen,
Sie setzen ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und keine Blumenkränze legen
Sie auf sein moderndes Gebein.

Nur Sonnenschein und Mondlicht grüßt
Zuweilen mitleidsvoll hinab,
Und eine stille Glorie fließt
Dann um sein einsam Felsengrab.
Du aber thronst im Heiligthume
Der Berge fort, so kalt, so frei —
Des Hochgebirges Zauberblume,
Der Alpen stolze Lorelei.

4. Sing, o Mädchen!

O Wunder, das der Welt geschah
Nach wintertrüben Tagen —
Es grünt, es blüht, der Lenz ist da,
Und Nachtigallen schlagen;
Es singt in jedem Busch und Strauch,
Wohlan, o Mädchen, sing nun auch!

Nun schwärmt von dem gewohnten Dach
Ins Feld hinaus die Taube;
Es tönt um jeden Wiesenbach,
Um jede Blüthenlaube;
Ein Klang ist jeder Frühlingshauch,
Wohlan, o Mädchen, sing nun auch!

Und fragst du, was aus voller Brust
Die Nachtigallen singen,
Warum in heller Liederlust
Die Wälder all erklingen?
Das ist die Frühlingsherrlichkeit
Der Welt in schöner Maienzeit.

Sing mit! Doch wie, was kündet mir
Der Purpur deiner Wangen?
Ist schon ein andrer Frühling dir
Im Herzen aufgegangen?
Dann weiß ich wohl, kein Lied vermag
Zu preisen solchen Maientag.

5. Du gleichst dem See.

Noch unbekannt mit Schmerz und Sorgen,
Gehegt in treuer Eltern Hut,
Gleichst du dem See am Sonntagmorgen,
Der still im Schooß der Berge ruht.

Ist er nicht tief wie dein Gemüthe,
Klar wie dein Aug und wie dein Sinn?
Es zittert der Gedanken Blüthe
Wie lichte Segel drüber hin.

Leicht spielt noch des Gefühles Welle
Wie hier die Flut den Strand entlang;
Horch, tönt im Glöcklein der Kapelle
Nicht deiner Silberstimme Klang?

Zu deiner jungen Schönheit suchen
Nur scheu die Blicke sich den Pfad,
Wie schüchtern aus des Waldes Buchen
Die Rehe ziehen zum Gestad.

Und wenn dir plötzlich Stirn und Wangen
Ein hold Erröthen überfliegt,
Ists wie der Morgenröthe Prangen,
Das weich sich auf den Wogen wiegt.

Noch ruht der See in Duft gehüllet;
Doch wenn der Sonne goldner Schein
Das Thal mit Licht und Glanz erfüllet —
Was wird das für ein Morgen sein!

O wär ich dann der Hirtenknabe,
Der singend durch die Berge zieht,
Und der, gelehnt an seinem Stabe,
Herab in all den Zauber sieht!

6. Antwort.

Du siehst mich ernst und fragend an,
Als wolltest du im Aug mir lesen:
„Bist du denn noch derselbe Mann,
Der du vor Jahren bist gewesen?“ —
O ich versteh dein leises Fragen
Und deinen scheuen Druck der Hand;
Wohlan, es soll dir Antwort sagen
Das Meer; komm mit herab zum Strand!

Du sahst, wie es am Tag getobt,
Wie es an Wällen und an Schiffen
Aufschäumend seine Kraft erprobt,
Und wie es brach an Felsenriffen.
Nun ziehn im Mondlicht seine Wogen
So friedlich und so still daher,
Als hätt es nie ein Sturm umflogen;
Und doch ists noch dasselbe Meer!

7. Herbstblatt.

Wie bist du doch so still geworden,
Mein Herz, das einst so stürmisch schlug
Und mich auf jubelnden Akkorden,
Der Lerche gleich, gen Himmel trug!

So hast du ihn ja doch gewonnen,
Den Gleichmuth, den so manches Mal,
Wenn eine Hoffnung war zerronnen,
Die Welt dir stets umsonst empfahl.

Und träumst du von vergangnen Tagen,
Wird wie dem Vöglein dir zu Muth,
Dem erst ein Blitz den Baum zerschlagen,
Darin sein Sängernest geruht.

Nun sitzt mit zitterndem Gefieder
Auf welkem Ast es krank und matt;
Vergessen sind die frohen Lieder,
Die's laut im Lenz gesungen hat.

Und ach! die wunden Schwingen tragen
Nicht hin, wo seine Sehnsucht weilt —
Ins Land, nach dem in kühlen Tagen
Beglückt die Schaar der Brüder eilt.

So trauert es denn still entgegen
Dem Winter, der es mitleidsvoll
Dann zu den todten Blumen legen
Und unterm Schnee begraben soll.

8. Geborgen.

Dort steht ein armes Kind am Zaun;
Es sieht in den blühenden Bäumen
Des Gartens die Vöglein sich Nester baun,
Und kann an den Blumen kaum satt sich schaun,
Versunken in wonniges Träumen.

Aus dem Gartensaale die Freude lacht;
Hell klingen durchs dichte Gehege
Der luftigen, lauschigen Blätternacht
Die Becher und Lieder; doch wer hat Acht
Des Kindes draußen am Wege? —

So stund verlassen und wandermüd
Ich einst am Wege des Lebens
Und schaute hinab in dein reiches Gemüth,
Darinnen ein ewiger Frühling blüht;
Ich sang — und ich sang nicht vergebens!

Du öffnetest mir zu seliger Lust
Des Herzens verschwiegene Tiefen;
Nun wohn ich, ein König, in deiner Brust
Und hebe die Schätze, die unbewußt
In der jungen Seele dir schliefen.

9. Heimweh.

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimat war —
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerdar.

Und kann auch nie ein Herz zurück
Zum Herzen, dran es selig lag —
Es singt von dem verlornen Glück
Noch bis zu seinem letzten Schlag.

II. Didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie tritt auch in der neuesten Zeit so wie in dem vorigen Zeitraum sehr zurück, in so fern eigentliche Lehrgedichte größeren oder kleineren Umfangs nur in verhältnißmäßig geringer Zahl erscheinen. Würde man die poetischen Erscheinungen seit 1830 weniger nach ihrer äußeren Form als nach ihrer Tendenz betrachten, so ergäbe sich ein ganz anderes Verhältniß, da bei einer großen Anzahl von lyrischen Dichtern die Reflexion in hohem Grade vorherrscht. Wir haben Dieß in der Darstellung der Leistungen im Gebiete der Lyrik oft zu bemerken Gelegenheit gehabt und manchen Dichter wegen der von ihm gebrauchten lyrischen Formen im ersten Abschnitt behandelt, den wir mit in den vorliegenden hätten ziehen können, wenn wir zunächst den Inhalt und die Absicht seiner Dichtungen hätten berücksichtigen wollen. Die schon berührten oder noch zu erwähnenden Poesien dieser Art erheben sich im Ganzen nicht zu der Tiefe und Originalität, durch welche sich Rückert und Leopold Schefer ausgezeichnet haben, in den besseren weht jedoch dagegen ein einfacher, praktischer Sinn und selbst diejenigen, in denen das beschauliche Element vorwaltet, sind im Ganzen klar und verständlich. Auch sind sie formell zum großen Theil durchaus lobenswerth; die Sprache ist rein, gemäßigt, der Vers gut und sicher gebaut, der Reim untadelhaft. Einige didaktische Dichtungen sind in so fern formlos, als sie epische, dramatische und lyrische Form in eigenthümlicher Weise durcheinander würfeln. So wenig man diese, wir möchten sagen, abenteuerliche Mischung vom künstlerischen Standpunkt billigen kann, so gehören doch gerade diese, was den Gehalt betrifft, zu den bedeutenderen Erscheinungen in diesem Gebiete; indem sie die Mängel und Gebrechen der Zeit, die Unzulänglichkeit der Zustände besprechen, nähern sie sich der Satire, und es wird diese Gattung überhaupt in einer ansehnlichen Reihe von hieher gehörigen Dichtungen behandelt. Wie schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts hat die Satire auch in der Zeit, die wir zu betrachten haben, eine beinahe ganz ausschließliche Richtung. Während nämlich in den früheren Zeiten die sittlichen Zustände den Stoff der satirischen Dichtungen bildeten, hat sie sich seit Wernicke beinahe nur mit den literarischen, in der neuesten Zeit auch mit den politischen Zuständen beschäftigt. Wir erinnern, was den vorhergehenden Zeitraum betrifft, an die Schiller-Götheschen Xenien, an Kotzebue und die romantische Schule. In der Dichtung der Gegenwart tritt diese Richtung noch viel entschiedener hervor, nur begegnen wir freilich keiner Erscheinung, die den Xenien oder den satirischen Dramen Kotzebues und Tiecks ebenbürtig wären. Am gehaltreichsten sind noch die Epigramme, in denen sich eine große Anzahl von Dichtern versucht hat.

Unter den Dichtern, die schon im vorigen Abschnitt besprochen wurden, und deren lyrische Poesien vorwiegend auf Reflexion beruhen oder die nebst lyrischen auch rein didaktische Dichtungen, insbesondere auch Epigramme verfaßt haben, sind namentlich die folgenden hervorzuheben: Bauck, Bauernfeld, Berger (Gedeon von der Heide), Böttger, Fechner, Feuchtersleben, Geibel, Hammer, Hebbel, Herwegh, Hirsch, von Kobell, Joh. Peter Lange, Martin Lange, Marbach, Möricke, Peters, Pfau, Pichler, Reither, Gräfin Franziska von Schwerin, Sigismund und Victor von Strauß. Neben ihnen sind außer Titus Ullrich, dem eine ausführlichere Besprechung zu widmen ist, noch folgende zu erwähnen.

Ernst Müller, von dessen Lebensumständen uns Nichts bekannt geworden ist, dichtete „Das Lied von Gott. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in 4 Gesängen für denkende Religionsfreunde" (Lpz. 1836), dessen Formen — es ist in alcäischen Strophen geschrieben — mit der allzustreng logischen Entwickelung in unauflöslichem Widerspruche steht. Es ist zwar reich an guten und schönen Gedanken, aber es fehlt ihm an poetischem Schwung, wodurch die Wahl der Form noch verfehlter erscheint. Den nämlichen Fehler der allzu systematischen Anordnung des Stoffes bemerken wir in dem Lehrgedicht „Die Sterne. Ein Schöpfungslied in

5 Gesängen" (Hann. 1837) v. D. Pape. Dadurch ist der Dichter verleitet und selbst genöthigt worden, Manches in das Gebiet seiner Darstellung herbeizuziehen, was einer künstlerischen Auffassung widerstrebte und eben deshalb mit den zahlreichen echt poetischen Stellen im Widerspruch steht, dieselben sogar nicht wenig herabdrückt. Es ist dieß um so mehr zu bedauern, als Pape die wahrhaft poetischen Seiten seines Stoffes aufzufinden weiß und sie mit einem anerkennenswerthen Talente behandelt. Auch formell ist das Gedicht werthvoll; zwar möchte die Wahl desselben, die italienische Stanze, nicht ganz zu billigen sein, da der Stoff eher den Hexameter oder ein anderes reimloses Versmaß zu fordern scheint; allein die Oktave ist im Ganzen so glücklich behandelt, daß man sich leicht mit der Wahl dieser Form versöhnt. Seine „Epigramme" (Hamb. 1833) enthalten gute Gedanken in einer reinen und gebildeten Sprache. Derselbe Dichter schrieb noch „Die Thäler. Episch-idyllisches Gedicht" (Götting. 1827). — Alle drei Sachen werden gewöhnlich, aber irrthümlich dem Dichter Ludwig Pape zugeschrieben, einem Bruder von Samuel Christian Pape (S. Bd. III). Dieser gab „Lieder und Elegien" (Celle 1834) heraus und „Christusharfe. Relig. Gedichte" (Tüb. 1823). Von Th. Scheerer besitzen wir eine Nachahmung des Goetheschen „Faust", die er selbst als solche durch die Umkehrung des Namens bezeichnete. Der „Stauf, eine Dichtung" (Berl. 1838) ist vornehmlich gegen die neuere Philosophie gerichtet, deren Unhaltbarkeit in den wichtigsten Verhältnissen des Lebens mit viel Humor, geistreichem Witz und in einer gewandten Sprache dargestellt wird. Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß Scheerer dem Meister, dem er nachstrebt, ein gründliches und fruchtbares Studium gewidmet hat, daß er sich aber eben deshalb von einer sklavischen Nachahmung frei zu halten wußte. „Der Mensch und die Bücherwürmer. Philosophisch-satirische Dichtung in drei Gesängen" (Lpz. 1841) von Karl Rößler erinnert ebenfalls an Goethes Faust; denn auch hier finden wir einen vom Studium der Philosophie und dem Getriebe des Lebens unbefriedigten Menschen, der aber zuletzt durch den Glauben zum innern Frieden gelangt. Einen berühmteren Namen als die Vorgenannten hat sich Heinrich Laube erworben, der jedoch erst später ausführlicher zu besprechen ist. Hier ist er wegen seiner didaktisch-epischen Dichtung „Jagdbrevier" (Lpz. 1841) zu nennen, welches zwar zu seinen schwächsten Productionen gehört, aber doch merkwürdig genug ist. Daß es dem Gedicht an einer rechten Einheit fehlt, hat der Dichter selbst gefühlt, weshalb er in dem Vorwort, das er „Warnung" betitelt, sagt, das „Jagdbrevier sei eine Sammlung einzelner Gedanken, Schilderungen, Verse und Liederfetzen, die er auf Jagdhäusern, auf stillen Wald- und Lagerplätzen niedergeschrieben" habe. Die Absicht des Dichters ist, das Treiben des Jägers in den verschiedenen Monaten des Jahres zu schildern, wobei er natürlich das Leben der Thierwelt in das Bereich seiner Darstellung zieht. Man kann diesen Stellen ein gewisses Interesse nicht absprechen, besonders wenn sie ins Gebiet der sagenhaften Erzählung streifen, aber es fehlt ihnen das höhere poetische Leben, und wenn sich hie und da die Auffassung über die gemeine Prosa erhebt, so wird sie von den klappernden und monotonen Versen vollständig wieder vernichtet.

Es hieße die Grenzen der Kunst allzusehr einschränken, wenn man die Theilnahme an den Kämpfen der Zeit aus ihrem Gebiete entfernen wollte; man würde in diesem Falle die Gesänge des Tyrtäus und Rückerts geharnischte Sonette vom künstlerischen Standpunkte unbedingt verdammen müssen. Wenn der Dichter dem Stoffe, den er gewählt, eine höhere Bedeutung zu geben, ihn in das Gebiet des allgemein Menschlichen zu erheben weiß, wenn er für die Ideen und Anschauungen, die er vorträgt, von wirklicher Begeisterung erfüllt ist, die freilich eben so weit von dunkler Schwärmerei als von finsterm Fanatismus entfernt sein muß; dann kann ihm die Befugniß nicht abgesprochen werden, einen solchen Stoff zu wählen, solche Ideen und Anschauungen in das Gebiet der Kunst zu ziehen. So oft es dem Dichter gelingt, die Wünsche und Bestrebungen seiner Partei als solche darzustellen, die aus einem allgemein menschlichen Interesse hervorgehen, wenn er sich eben dadurch über das Beschränkte der Partei zu erheben weiß, ist seine Berechtigung unverkennbar. Wenn er aber sich und sein Talent zum Sklaven der Partei macht, diese mag sein, welche sie auch sei, wenn er die Kunst dadurch herabwürdigt, so verdient er um so höheren Tadel, je größer seine Begabung ist. Ein solcher Sklave seiner Partei ist Sebastian Brunner. Derselbe wurde am 10. Dez. 1814 zu Wien geboren, studierte daselbst Theologie, wurde 1844 Doctor der Philosophie und 1848 Doctor der Theologie, versah verschiedene Kaplaneien, und wurde 1853 zum Feiertagsprediger an der Universitätskirche zu Wien und 1865 von Pius IX. zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Sebastian Brunner hat ohne Zweifel ein nicht unbedeutendes Talent, er hat eine reiche Quelle von Witz und Humor und er hätte für unsere Tage das werden können, was Abraham a Santa Clara für die seinigen war, wenn er eine edlere Natur wäre. Wir wollen nicht an ihm tadeln, daß sein Witz voll Gift und Galle ist, denn wenn auch künstlerische Höhe damit unvereinbar ist, weil die Persönlichkeit zu stark hervortritt, so kann doch auch trotz dem eine gewisse Größe der Wirkung erreicht werden; dagegen muß die Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit, in der er sich beinahe ausschließlich bewegt, jeden Unbefangenen mit Widerwillen, ja sogar oft mit Ekel erfüllen und jede Wirkung, die sein scharfer und oft treffender Witz hervorbringen könnte, vollständig vernichten, ja es übermannen ihn seine rohen Zornausbrüche so sehr, daß sie selbst seinen angebornen Witz zurückdrängen. So ist sein didaktisches Gedicht „Die Welt ein Epos" (Wien 1845. 5. Aufl. Regensb. 1877) eine fanatisch-geistlose Verlästerung der Philosophie, dessen Nichtswürdigkeit recht lebendig hervortritt, wenn man es mit dem obenerwähnten „Stauf" von Th. Scheerer zusammenhält. Das Ganze ist nur eine Wiederholung der althergebrachten kapuzinermäßigen Phrasen, welche in ungefüge Verse und harte Reime gebracht

sind. „Der Nebeljungen Lied" (Regensb. 1845. 5. Aufl. 1877) und „Der deutsche Hiob" (1. u. 2. Aufl. 1846) sind gegen die politischen, literarischen und religiösen Zustände der Zeit gerichtet; es findet sich darin mancher gute Einfall, aber poetischen Werth haben die beiden Dichtungen nicht. Aus dem „Deutschen Hiob" ist ein Abschnitt „Johannes Ronge, der Luther des 19. Jahrh." im besonderen Druck erschienen. Die „Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk" (Regensb. 1855) gehören zu seinen witzigsten Leistungen, aber auch hier überwuchert die gemeine Gesinnung, die sich in pöbelhaften Ausfällen gegen die edelsten Dichter Deutschlands gefällt. Eben so gemein ist die Schrift „Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben" (2 Bde. Wien 1855), in welcher er unter Anderm Schiller und Goethe mit einer an Unsinn gränzenden Wuth verlästert, und zwar vorzüglich deshalb, weil sie Protestanten waren. Ueberall blickt der Pfaff durch, der natürlich auch diejenigen Katholiken nicht verschont, die nicht seines Gepräges sind. Was man von dem „Deutschen Reichsvieh" (2. Aufl. Wien 1849) zu erwarten hat, zeigt schon der anständige Titel. Brunner hat sich übrigens erst nach und nach in diese Gemeinheit hineingewüthet; sein früher erschienener Roman „Des Genies Malheur und Glück. Ein Spiegelbild mit Land- und Wienerfiguren sammt Reflexen und Reflexionen" (2 Bde. Lpz. 1843) läßt zwar den Charakter, den er später bis zur Abscheulichkeit entwickelte, schon durchblicken, allein es bewegt sich der Roman doch in einer gewissen Mäßigung, welche den glücklichen Humor und den reichen Witz lebendig hervortreten läßt. Die Darstellung des lüderlichen Genies, das aus Genußsucht, Faulheit und Selbstüberschätzung zu Grunde geht, ist mit großem Geschick und ausgesprochenem Talent für das Komische durchgeführt, — „Der Sohn des Atta Troll. Ein Wintermachtstraum" (Lpz. 1850) von einem Ungenannten, ist eine zwar bittere, aber wohlverdiente Satyre auf das Frankfurter Parlament, das aus Schwächlingen, politisch unreifen und unpraktischen Leuten zusammengesetzt war, die sich durch hohle Phrasen, z. B. von Deutschlands Aufgabe, deutsche Bildung nach dem Orient zu verbreiten, zu den unklugsten Schritten verleiten ließen, welche das schmähliche Ende der schönen Erhebung zur Folge hatten. — Eine weit erfreulichere Erscheinung ist Wilhelm Legeler. Am 26. Dez. 1801 zu Berlin geboren, widmete er sich, da Kränklichkeit ihn zwang, die begonnenen medizinischen Studien aufgegeben, der Gartenkunst, die er in der Gärtnerlehranstalt zu Neu-Schöneberg bei Berlin erlernte, in welcher ihm nach vollendetem Cours der Unterricht in der Mathematik und im Planzeichnen übertragen wurde. Nachdem er im J. 1828 die Universität Berlin nochmals bezogen, um Naturwissenschaften zu studieren, wurde er 1831 zum k. Gartenobergehülfen und 1835 zum k. Hofgärtner ernannt. Er trat 1871 in den Ruhestand und starb zu Potsdam am 18. Aug. 1873. Im J. 1852 erhielt er die goldene Medaille für Wissenschaft, 1860 den Titel eines Professors und 1861 den Rothen Adler-Orden. Legelers schriftstellerische Leistungen im Gebiete der Gartenkunst sind anerkannt, weniger seine Dichtung „Der Mensch und die Natur. Ein Lehrgedicht" (Potsdam 1851), die jedoch nicht ohne Verdienst ist. Sie entstand in Folge eines Aufenthalts in Helgoland im J. 1850, wo die Erhabenheit des Meeres so mächtig auf ihn wirkte, daß die Empfindungen und Ansichten, welche die naturwissenschaftlichen Studien schon früher in ihm hervorgerufen hatten, eine dichterische Form gewannen. Freilich liegt das Poetische auch nur in der Form, allein wenn auch prosaische Anschauung vorwiegt, namentlich in der zweiten Abtheilung „Die Natur", so erfreut uns doch die tief ernste und wahrhaft fromme Gesinnung, die das Gedicht belebt. — Alois Meßmer, geb. am 11. Nov. 1822 zu Naserait, studierte Theologie zu Brixen, wurde dort Professor der Theologie und starb am 23. Aug. 1857 zu Albano bei Rom. Durch seine „Reiseblätter" (4 Bde. Innsb. 1855—58) wurde er dadurch einflußreich, daß seine darin niedergelegten Bemerkungen über Kunst die tirolische Geistlichkeit, die wenig liest, aber große Achtung vor dem gebildeten Standesgenossen hatte, zu lebendigerer Theilnahme an den neuen Kunstbestrebungen anregten. Nach seinem Tod erschien der erste Gesang eines Gedichts „Religion und Kunst" (Innsbr. 1862). Wenn derselbe auch nicht gerade neue Gedanken enthält, die Anschauungsweise sich auch nicht über den Standpunkt der Romantiker erhebt, so ist er immerhin beachtungswerth, theils wegen der im Ganzen befriedigenden Form (Oktaven), theils wegen der Absicht des Dichters, das Verhältniß von Religion und Kunst philosophisch und historisch zu erfassen. — C. G. Kühn ist in den „Drei Büchern Epigramme" (Berl. 1852) nicht frei von Zornausbrüchen gegen Andersdenkende, doch verfällt er nicht in Brunners Pöbelhaftigkeit. Die darin enthaltenen Bemerkungen über Kunst und Literatur sind oft recht glücklich, und der Spott, der über manche verfehlte Erscheinung im Gebiete des Staatslebens ausgegossen wird, ist vollkommen berechtigt, so oft er die Grenzen der Mäßigung nicht überschreitet. — Weniger Talent verrathen die „Epigramme" (Fkf. 1853) von F. J. Mohr, doch finden sich auch in ihnen recht gute und treffende Gedanken. — P. B. Piringer gibt in seinem Lehrgedicht „Der Christbaum" (Erl. 1848) gehaltvolle Schilderungen des Lebens und der Lebensbeziehungen, indem er in Nachahmung von Schillers Glocke die einzelnen Erscheinungen an den Weihnachtsbaum und dessen Ausschmückung u. s. w. anlehnt. — Ob die „Epigramme und Sinnsprüche eines Unparteiischen. Herausgegeben von Justus Steinbühl" (Münch. 1848) von dem Herausgeber herrühen, wissen wir nicht, haben aber Grund, es zu vermuthen. Viel Poesie ist in ihnen nicht zu finden, dagegen begegnet man manchem guten Gedanken über literarische, politische und religiöse Verhältnisse. — Einiges Aufsehen erregten zur Zeit die „Xenien der Gegenwart" (Hamb. 1850) von Adolf Glaßbrenner und Daniel Sanders, die sich vorzüglich mit den damaligen Zuständen in Deutschland beschäftigen, das Frankfurter Parlament und dessen Hauptpersonen zwar mit vollem Recht, aber mit so

großer Bitterkeit verspotten, daß die poetische Anschauung gänzlich verloren geht und selbst die Sprache und die Form darunter leidet. — Eine in mannigfacher Hinsicht interessante und bedeutende Erscheinung ist Ludwig Philippson. Am 27. Dez. 1811 zu Dessau geboren, verlor er seinen Vater schon im 4. Jahre. Von seiner Mutter und seinem älteren Bruder in der Liebe zur Wissenschaft erzogen, folgte er diesem im J. 1825 nach Halle, wo er die lateinische Schule des Waisenhauses besuchte, und später nach Berlin, wo er Philologie, Philosophie, Naturwissenschaften und Geschichte mit feurigem Eifer studierte und seine Kenntnisse in der biblischen Literatur erweiterte. Einige gelehrte Schriften, deren erste er schon als Student in seinem 18. Jahre schrieb, zogen die Aufmerksamkeit auf den talentvollen Jüngling; die in Jena erscheinende Allgemeine Literaturzeitung machte ihn zu ihrem Mitarbeiter und die dortige Universität ertheilte ihm das Doctordiplom. Im J. 1833 ernannte ihn die jüdische Gemeinde zu Magdeburg zu ihrem geistlichen Führer und Lehrer, wo er durch seine Predigten und besonders durch die im J. 1836 gegründete „Allgemeine Zeitung des Judenthums" eine segensreiche und weitverbreitete Wirksamkeit entwickelte. Seine großartigen Bemühungen zur Verbesserung der socialen und politischen Zustände seiner Religionsgenossen in Preußen, Rußland, Italien, Spanien und selbst in der Türkei hatten meistens einen glücklichen Erfolg. Im J. 1862 gab er seine Stellung auf, da er das Unglück hatte, beinahe gänzlich zu erblinden; er zog nach Bonn, wo er, von seiner Gattin unterstützt, seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetzte. Philippsons Bestreben, das Judenthum nach Außen wie nach Innen den Ansprüchen der Zeit gemäß zu fördern, hat ihm die dankbarste Anerkennung aller Gebildeten gesichert, aber auch manchen Tadel von Seiten der jüdischen wie der christlichen Dunkelmänner zugezogen, den er jedoch immer siegreich zurückwies. Als Dichter versuchte sich Philippson zuerst in den „Stimmen und Stimmungen aus der Zeit" (Magdeb. 1849), deren gesinnungstüchtige Gedanken jedoch durch die ganz ungenügende Behandlung der an sich unglücklichen Form verdunkelt werden. Weit gelungener ist „Das Ich. Ein Lehrgedicht" (Lpz. 1859), dessen Form (der Hexameter) dem ernsten Gegenstand, den er behandelt, vollkommen angemessen ist. Indem der Dichter darin den Menschen in seinen äußern und innern Verhältnissen bespricht, gelangt er zur wichtigen Frage, was dessen Aufgabe sei, und er findet sie an der Hand der Philosophie und der Religion darin, daß der Mensch sich für ein höheres Leben vorbereiten und desselben würdig machen solle. Alles ist klar und verständig entwickelt, und dabei weiß sich der Dichter stets auf der Höhe der poetischen Darstellung zu halten, die oft an den großartigen Schwung der alttestamentarischen Schriften erinnert. Das „Ich" erschien schon früher in der von ihm und seinem Bruder unter dem Titel „Saron" (5 Bde. Lpz. 1855—63) veranstalteten Sammlung, zu welcher er auch außer einer Reihe Novellen zwei Dramen lieferte „Esterka. Trauerspiel in 4 Akten" und Jojachin. Trauerspiel in 4 Aufzügen". Das erste ist gut angelegt, die Charaktere sind mit Geschick gezeichnet, die Darstellung ist ernst und würdig; dagegen ist der Schluß verfehlt; es ist nicht bloß verletzend, sondern auch dem ganzen Wesen des trefflichen Ben-Joseph widersprechend, daß derselbe den Mord der geliebten Esterka nicht verhindert, was doch in seiner Hand lag. Den gottbegeisterten Seher Jeremias zum Mittelpunkte eines Dramas zu machen, wie Philippson in „Jojachin" versucht, war ein kühnes Unternehmen; wenn es nicht mißlang, hat der Dichter dies vorzüglich dem zu verdanken, daß er den Propheten mit dessen eignen Worten einführt. Die etwas schlappe metrische Form thut dem Ganzen nicht wenig Eintrag. Die Novellen, welche Philippson im „Saron" mittheilt, stellen mannigfache Verhältnisse des jüdischen Lebens dar, das der Dichter mit begeisterter Liebe, aber auch mit Unparteilichkeit schildert. Er hätte aber doch daran denken sollen, daß auch Christen seine Novellen lesen, denen die oft wiederkehrenden hebräischen Wörter und Sätze unverständlich sind, wenn sie auch für jüdische Leser etwas ganz Gewöhnliches bezeichnen. Abgesehen davon ist diese Einmischung fremder Sprachelemente immerhin unkünstlerisch, und ist dieß ein Mangel, der selbst noch talentvollere Erscheinungen, wie die Romane des Jeremias Gotthelf, vollständig verunstalten. In das Epische hinübergreifend ist Friedrich Becks „Theophanie" (Gotha 1855), welche vom strengkatholischen Standpunkt die Offenbarungen Gottes darstellt, aber niemals in zelotische Polemik verfällt, sondern stets edel und würdig gehalten ist. — Der Versuch, den ein uns sonst unbekannter Dichter, J. C. Klenau, im Lehrgedichte machte, kann nicht als gelungen bezeichnet werden. „Die Jahreszeiten. Lyrisches Gedicht in 4 Gesängen" (Berl. 1861) erheben sich in Auffassung der Naturverhältnisse sowohl als in der Sprache nicht über prosaische Mittelmäßigkeit. — Als Epigrammendichter ist noch C. Manuel zu nennen, dessen „Wilde und zahme Xenien" (Berl. 1859) viele gute Gedanken und geistreiche, hie und da tief einschneidende Bemerkungen über Literatur und Politik enthalten. — Obgleich an das Leben des 90jährigen Weisen Omar anlehnend, sind doch die „Drei Friedhofs-Rosen. Dichtung" (Lpz. 1860) von Ernst Pfeilschmidt füglich der didaktischen Gattung zuzuschreiben, da der Dichter den epischen Rahmen nur als ganz äußerlichen Rahmen gebrauchte und ihn zudem mit so wenig Geschick durchführte, daß er in der That nur stört, statt die einzelnen Theile der Dichtung zu einem Ganzen zu verbinden. Als didaktisches Gedicht ist es sehr beachtenswerth, da es eine Fülle der trefflichsten Gedanken über Welt, über Leben und das Verhältniß der Menschen zu Gott und zu ihren Mitmenschen enthält und es von demselben Geist der Milde und wahrer Religiosität beseelt ist, was wir schon in des Dichters „Heiligen Zeiten" liebgewonnen haben.

Titus Ullrich.

Titus Ullrich wurde am 22. Aug. 1813 in Habelschwerdt, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Glatz, in dem Hause seines Großvaters geboren, wohin seine Mutter wegen der kriegerischen Ereignisse gezogen war, um ihre Entbindung an ruhiger Stätte abzuwarten. Da sein Vater die Landwirthschaft betrieb und es auf dem Lande an den erforderlichen Bildungsmitteln fehlte, wurde er von seinem sechsten Jahre an seinem Großvater, einem vielseitig gebildeten und strebsamen Manne, zur Erziehung übergeben. Derselbe übte den wohlthätigsten Einfluß auf den geistvollen Knaben; durch ihn empfing er die trefflichste Einführung in die Wissenschaften und zugleich die ersten Anregungen zur Poesie, die sich schon in seinem 12. Jahre in einem ersten Versuche bethätigten. Auch auf dem Gymnasium zu Glatz, das er seit 1825 besuchte, beschäftigte er sich häufig mit poetischen Versuchen, ohne jedoch die Schulstudien zu vernachlässigen; auch erlernte er die neuern Sprachen und übte sich im Zeichnen und Malen. Im J. 1832 bezog er die Universität Breslau, ein Jahr später die zu Berlin, wo er sich vorzugsweise dem Studium der Philosophie und der Alterthumswissenschaften widmete. Im J. 1836 promovierte er als Doctor der Philosophie, in der Absicht, sich als Dozent zu habilitieren. Allein der bald darauf erfolgte Tod seines Vaters zerstörte diese Pläne, da er sich gezwungen sah, von nun an selbst für seine Existenz zu sorgen. Er ertheilte Privatunterricht, wodurch er sich freilich ein sorgenloses Leben nicht schaffen konnte, vielmehr hatte er oft mit eindringender Noth zu kämpfen. Doch trat er dieser muthig entgegen und fand in der Beschäftigung mit der Poesie die Kraft, ihr die Stirne zu bieten. Neben derselben begann er seit dem J. 1840 sich mit Kunststudien zu beschäftigen, wobei ihm die Kunstschätze Berlins treffliche Hülfe leisteten. Im J. 1848 wurde er Mitarbeiter an der neugegründeten „National-Zeitung", für welche er das Referat über künstlerische und theatralische Angelegenheiten übernahm. Diese Stellung, die ihm bessere Existenzmittel sicherte, hemmte ihn aber an der Ausarbeitung größerer poetischer Pläne. Zur Erweiterung seiner künstlerischen Anschauungen reiste er im J. 1854 nach Italien, das er bis nach Sicilien durchzog; im J. 1857 begab er sich im Auftrag der Nationalzeitung nach Manchester, um die dortige große Kunstausstellung zu studieren und über dieselbe zu berichten; von dort bereiste er Schottland und kehrte über London, Paris und Belgien nach Berlin zurück. Ende 1860 gab er seine Stellung bei der Nationalzeitung auf, indem er im Bureau der General-Intendantur der königlichen Schauspiele angestellt wurde, was er seinen theatralischen Berichten in der genannten Zeitung zu verdanken hatte.

Titus Ullrich erregte schon bei seinem ersten Auftreten die größte Aufmerksamkeit, was sowohl in der Tendenz und dem Inhalte seines Gedichts „Das hohe Lied" (Berl. 1845), als in dessen poetischer Bedeutsamkeit seinen Grund hatte. Wir haben die Tendenz hier nicht zu beurtheilen, die der Dichter schon in dem der Dichtung vorgesetzten Motto ausspricht: „Ein Jeder ist geboren, König zu sein und Priester der eigenen Gottesnatur", aus welchem leicht ersichtlich ist, daß er die Feuerbachische Idee vom „Gottmenschenthum" poetisch darstellen will. Dagegen haben wir zu berichten, wie er diese Idee dichterisch entwickelt. Das Ganze zerfällt in fünf Theile, deren erster, eine hymnenartige Einleitung schon auf den Schluß hindeutet. Der zweite Theil besteht aus einer Reihe epischer Bilder, die in ihrer Gesammtheit die Geschichte der innern Entwickelung des strebenden Menschen darstellen. Zuerst erscheint der Knabe am Christabend, neugierig schaut er heimlich in das Zimmer, in welches das Christkindlein die Geschenke bringt, aber es ist die Mutter, welche die Gaben vertheilt, und so verliert er schon seinen ersten, beseligenden Kinderglauben. Hierauf zeigt er uns den heranwachsenden Jüngling mit seinem Wissensdrang, der ihn zuerst glücklich macht, bald aber ihn in ein Meer von Zweifeln stürzt, die so mächtig auf ihn eindringen, daß er sie selbst im lärmenden Jubel des Abschiedsgelages nicht zurückdrängen kann. Hat er sich schon da einsam gefühlt, so wird das Gefühl der Einsamkeit in der großen volkreichen Stadt, in die er sich begibt, noch quälender. Immer wieder taucht die Frage in ihm auf: „Was bin ich? — Was der Hauch, der in mir weht, der zitternd bangt, ob er auch fortbesteht?" Die Geschichte soll ihm Aufklärung geben, aber alle ihre Antworten sind trostlos; er wendet sich zur Natur; aber es wird ihm nur die traurige Lehre: „Daß sich ein Stäubchen winzig und vergessen, Mit unsrer Wichtigkeit im Weltenrund kann messen." Auch

die Philosophie führt zu keinem befriedigenden Ergebniß; „Denn seltsamlich, was dieser Wahrheit rühmt, das schien Dem Andern blinden Wahnes Mühe.“ Am Bette des sterbenden Freundes knien dessen Geliebte und preisen ihn im Gebete glücklich, daß er zu einem besseren Leben eingehe, aber er kann nicht an den Allmächtigen glauben, der das Geschehene nicht ungeschehen machen kann. Der Frühling erfüllt ihn mit neuer Lebenslust: „Ha! neu aufgrünende Maienzeit, Das ist die Unsterblichkeit, Die du mir prediget heut, Daß, ob es lange wie todt geruht, Neu gährt, immer neu mein Blut, Daß, wieder entfacht, Der Genuß erwacht.“ Er stürzt sich in den Genuß, den die Liebe bietet, aber, aus dem Traume erwachend, tauchen die alten Fragen mächtiger in ihm auf. Er flüchtet zur Poesie, von dieser zur Musik, zum Tanz, zu Gelagen, zum Spiel, aber Alles kann ihn kaum für Augenblicke beruhigen. Ernste Betrachtungen auf dem Kirchhof vermehren seinen Unglauben, so auch die Betrachtung des Weltgetriebes, wo es den Schlechten gut, den Guten schlecht ergeht. Aus dem Geschäftsleben flüchtet er wieder in die Einsamkeit; es wird ihm klar, daß alles Streben der Menschen dahin gehe, sich selbst zu entfliehen, das Gefühl zu betäuben, „daß sie am End im All nur bleiben, was sie sind: Alleinsam“. Der dritte Theil „Requiem“ ist gleichsam ein Todtengesang auf den Trümmern des zusammengesunkenen Alten und Hergebrachten, trägt aber zugleich in dem Schlußsatz: „Die Völker sterben, die Götter sterben — und immer, immer übrig bleibt allein — der Mensch“ die ersten Keime des Fortschrittes in sich. Der vierte Theil zeigt uns den Menschen, der sich von jeder Autorität befreit hat, in seinem Denken und Empfinden das Reinmenschliche allmählich entwickelt und zur Herrschaft erhebt, wobei auch die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete des socialen und politischen Lebens in den Kreis gezogen werden. Dieß wird an einzelnen Personen aus dem Leben zur Anschauung gebracht, die trefflich dargestellt sind, die wir aber des Raums wegen nicht einzeln verfolgen können. Der fünfte Theil endlich faßt die Ergebnisse der früheren in der Schöpfungsgeschichte der Religion der Zukunft zusammen.

Es ist im „Hohen Liede“ ein tiefpoetisches Talent nicht zu verkennen, das sich schon in der Behandlung des Stoffes erweist. Statt seine Gedankenwelt in lehrhafter Weise systematisch durchzuführen, und dieselbe, wie man an Lehrgedichten gewöhnt ist, mit dichterischen Mitteln aufzuschmücken, ergeht sich der Dichter in lyrischen, hymnenartigen Monologen oder er führt uns anschauliche Lebensbilder vor. Wenn aber dadurch die poetische Auffassung und Durchführung gerettet wird, geht die künstlerische Gestaltung verloren, die schon durch das Unruhige und Stürmische, welches das Ganze durchzieht, unmöglich gemacht wurde. Abgesehen von den durch dieses Stürmische herbeigeführten Mängeln in der Diction und in der Behandlung des Verses, abgesehen von den eben dadurch auch verursachten Wiederholungen, ist alles Einzelne schön und tüchtig, aber eben nur als Einzelnes. Das nämliche Urtheil muß auch über Ullrichs zweite Dichtung „Victor“ (Berl. 1847) gefällt werden, ja vielleicht in noch höherem Maße, da sich mancher Abschnitt findet, der offenbar ohne Rücksicht auf das Ganze verfaßt wurde. Der „Victor“ hat dadurch schon eine Art historischer Bedeutung, daß es das letzte vor den Märztagen des Jahres 1848 in Preußen confiscirte Buch war, eine wichtigere jedoch dadurch, daß es die politischen und socialen Bestrebungen der dreißiger und vierziger Jahre poetisch veranschaulicht. Unmittelbar vor den Ereignissen im J. 1848 veröffentlicht, verkündigte das Gedicht den bald darauf ausgebrochenen Sturm, aber zugleich auch die Erfolglosigkeit desselben, indem es deutlich den Mangel an Thatkraft und noch mehr den Mangel an praktischem Blick betonte, dem vorzugsweise das Mißlingen der so gewaltig beginnenden Erhebung zuzuschreiben ist. Viele Abschnitte des Gedichts sind durchaus vortrefflich, so die Darstellung der Schlechtigkeit der Gerichte, wobei dem Dichter insbesondere die bayerischen während der dreißiger Jahre vorgeschwebt zu haben scheinen. Daß das Talent Ullrichs vorwiegend lyrisch ist, erhellt schon aus den beiden erwähnten Dichtungen; die lyrischen Gedichte, welche er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, bestätigen dieses Urtheil in vollem Maße und es ist zu wünschen, daß der Dichter sich endlich entschließe, dieselben zu sammeln.

Aus dem „Hohen Lied“.

Im Anfang war der Mensch! Er war im All das All!
Der Welt gleich, die in seinen Gründen
Noch schlummern läßt ein dunkler Flutenschwall,
Ein Lebensfunke im Entzünden, —
Ein Keimesdasein, eingehüllt von Dämmernissen,
So eines Kindeshauptes Schläf umfließen.

Da sprach der Mensch das mächtge Schöpfungswort:
Ich bin! —
Flugs dunklen Erdreichs Nacht entglühte
Und schoß in lohem Flammenspiel dahin
Des Lichtes reine Sonnenblüthe:
In Goldazur verweht das schattige Getümmel,
Und Stern um Stern entknospeten die Himmel!

In ihre Tiefen stürzte brausend sich die See,
Und ließ ob ihren Wundern allen
Den blauen Schleier auf der schwanken Höh,
Den schaumesperlgestickten, wallen,
Derweil die Berge kühn empor, Titanenwogen,
Dem jungen Lichte froh entgegenflogen!

Und selber Er — der Mensch — steht da im Angesicht
Der Welt, Empfindung ganz und Schauen,
Thaufrisch liegts von des ersten Morgens Licht
Um seine Stirn, um seine Brauen,
Und in die Locken, denen flatternde Lüfte kosen,
Flieht jeder Stral des Aufgangs mai'ge Rosen!

Glanzvoll schwimmt Alles, wie in Einem großen Blick,
Seiner Unendlichkeit entstralet,
Der voll in Einem Lächeln alles Glück
Des Daseins lebensglühend malet,
Wie in des Tages uferlosem Glanzesmeere
In Eins verschwimmt das Licht der Sternenheere.

Und dieser Blick, dems kaum den Raum zu messen gilt,
Den klüftend Erd und Himmel spannen —
Ein Blick, — und ob dem Strom, der stralerfüllt
Die Sonnenkreise rollt von dannen, —
Schwebt hehr sein Geist, ein ernst gedankenmächtig Wehen, —
Der Geist des Herren ob der Wasser Höhen!

Sein ist die Welt, — mit ihm zumal getaucht empor,
Ein ganzes All und ganz sein eigen,
In das ein fremdes Haupt niemals zuvor
Den fremden Schatten konnte neigen:
Ein einzger Horizont, — Erfüllung ohne Streben, —
Allgegenwart, durchrauscht von Einem Leben!

Und der Natur, der Lebensmutter, ihr gebot
Der Mensch und sprach: Du sollst nicht pflücken,
— Dich trifft am selben Tage sonst der Tod! —
Der Früchte Eine, die da schmücken
Als Sterne hell den Baum in meinem Weltengarten,
Deß du sollst pflegen und ihn treulich warten!

Und listiger denn Alles war die Schlange: Zeit —
Hernieder gleißte sie zu sprechen:
Eva-Natur, verbot der Mensch dir heut,
Vom Baum hier nicht die Frucht zu brechen? —
Er weiß es, daß du dann an Macht ihm würdest gleichen,
Frei sein, wie er in seines Geistes Reichen!

Und die Natur genoß — indeß sie schaute an
Des Baumes frische Pracht und Größe:
Da wurden ihr die Augen aufgethan
Und wurd gewahr des Staubes Blöße,
Und mußt sich vor des Menschen Angesicht verhüllen,
Weil sie gefallen war von seinem Willen!

Und Er, der Mensch und Herr, rief ihr: Dieweil du nahmst
Von meinem Baume, sollst du werden,
Sprach er im Zorn zu ihr, — wovon du kamst,
In ewgem Wechselspiel — zur Erden!
Und mit der Schlange stets soll deine Feindschaft währen,
Und alles Dings, so du noch wirst gebären!

Dann zu der Schlange: Du, von allem Ding verflucht
Seist du, dieweil du sie verführtest,
Sollst lebenslang nur zehren Staubesfrucht,
Und aller Staub, den du berührtest,
Daß er zerstob, wird sich zu neuer Form verbinden,
Und höhnen dich, — daß du nicht Ruh sollst finden!

Bekümmert sah der Mensch vergehen itzt Natur,
Daß sie des Todes mußte sterben,
Daß sie hinfort auf ihre Creatur
Dieß Gramverhängniß mußt vererben, —
Und sah sie trüb und elend zum Gespenst erblassen,
Daß er sie kaum vermochte mehr zu fassen!

Wohin sie floh, schlich immer nach, wohin sie gieng,
Des Todes gierige Hyäne,
An ihrer Nächte dunkler Wimper hieng
Der Mond als helle, volle Thräne,
Und was Aurora früh in Prangen konnt bescheinen,
Das mußte schon des Abends Gram beweinen!

Ach! nach Erlösung rang sie, wenn sie schmerzvoll schuf,
Aus dieses Zufalls Würfelstürzen,
Zum Menschen drang ein lauter Weheruf
Der Creatur, die Qual zu kürzen!
Da fühlt er seine Hoheit in Erbarmen wanken,
Und schickte seinen Sohn ihr: den Gedanken! —

Er kam — und führte jeglich Wesen auf die Bahn
Des Weltenziels, des Einen, großen,
Und zu der Schlange trat er dann heran,
Auf ihren Kopf den Fuß zu stoßen,
Daß sie in ihren eignen Schweif sich mußte beißen
Vor Schmerz, — ein Bild der Ewigkeit zu heißen!

Und die Natur blickt auf zum Menschen, froh erlöst
Zu seines Wesens Form und Dauer,
Und sinkt an seine Brust, um so erlöst
Hier zu vergehn in Lebensschauer:
Wie über Edens Auen dieses Tages Sonnen
Ins Eine, große Sternenall zerronnen!

Und so vollendete der Mensch die Werke all
Die er erschuf vom Anbeginne:
Zur Melodie verklärt sich Klang und Schall,
Das Leben athmet kosge Minne,
Des Schlafes Balsam träufelt leise Nacht hernieder,
Und Morgenroth jauchzt Auferstehungslieder!

Mit Menschenzungen tönt Natur Geheimnißsang,
Ins Tagsbewußtsein klar errettet,
Mit Menschenzungen spricht ihr Höherdrang,
Der Zufall und Vernichtung kettet:
Zum Menschen wird das All! Erschaffen und Erlösen
Ist Keimniß und Verklärung in sein Wesen!

Es grüßt und küßt sich End und Anfang flugesheiß,
In Eins zusammen eng gezogen,
Es schlingt sich Lebensbildung Kreis in Kreis,
Mitwärts in engern, raschern Bogen
Um Einen Punkt, um Einer Sonne Geistesklarheit:
Nenn sie Empfinden, Dichtung, Wissen, Wahrheit!

Vollendet ist das All! — Sieh her, sieh hin! — was strebt,
Wie es zum Einklang sich gerungen, —
Und in des Alls Vollendung webt und lebt,
Harmonisch selber so durchklungen,
Der Mensch! Das ist der Tage siebenter, der neue,
Der Tag der Ruh, — des wahren Sabbaths Weihe!

Ein ewger Tag! — Dort sieh die Zeit, die stumme, steht
An des Palastes Colonnade,
Sie legt die graue Hand, von Staub umweht,
Auf seiner Zinnen Goldfaçade;
Und dort! — Wie lehnt sie ernst und kalt am Herrscherthrone.
Und bricht gemach Juwelen aus der Krone!

Sie steht am Quell und gießt die Urn herab vom Firn,
Bis sie, des Gießens einstens müde,
Sie stützt des Berges schneegebleichte Stirn
Als urgranitne Karyatide,
Sie ist der alte Atlas, der nicht ruht, nicht rastet,
Dem aller Himmel Wucht die Schultern lastet!

Ihr Blick hängt hoch im Allzenith! Mit Sonnenlicht
Nicht erst braucht sie ihr Aug zu waffnen,
Die Nacht verbirgt vor ihr das Antlitz nicht,
Sie schaut den Keim, den halberschaffnen,
Sie stürzt, ein Taucher, in des Weltalls Abgrundsferne
Und bringt herauf die Perlen neuer Sterne! —

Doch einen Geist, dieß Sein, das in Gedanken lebt,
In allen Weiten, allen Nähen,
Als alles Lebens Blüthenäther webt,
Vermag sie nimmer zu erspähen:
Da ist kein Saum, an dem sie fassend könnte streifen,
Und wo sie greift, wird sie nach Schatten greifen!

Des Geistes Pulse mißt der höhnsche Zeiger nicht,
Der auf die bleiche Locke weiset,
Und auf das todesfahle Angesicht,
Und auf ein Herz, das, halb umeiset,
Nur matt noch kann des Blutes kühlern Strom entsenden,
Weil heute soll dieß Stoffgebilde enden!

Der Geist — er schafft Allgegenwart! An seinem Kuß
Bleibt Eine Stunde ewig hangen!
Des Menschen tiefstes Sein in Füll und Schluß
Hält schooßgleich, was da ist, umfangen:
Das All ist sein Gehalt, — sein Wesen Gottes-
walten,
Die Freiheit seine Form und sein Entfalten!

IV. Epische Poesie.

Wenn auch die lyrische Poesie bis in die neuesten Zeiten an Umfang wie an innerer Bedeutung unter allen Gattungen die erste Stelle einnimmt, so ist doch nicht zu verwundern, daß sich seit dem Ende der vierziger Jahre auch die epische Poesie eines nicht geringen Aufschwungs zu erfreuen hat. Zwar begegnen wir keinem einzigen Dichter, der wie Klopstock oder Goethe, und wenn wir die kleineren epischen Dichtungen ins Auge fassen, wie Goethe und Schiller oder selbst wie Uhland der epischen Poesie seinen Stempel aufgedrückt hätte, ja es ist dieß noch weniger der Fall als in der Lyrik, in welcher Freiligrath und wenigstens in äußerer Beziehung Geibel einen freilich vorübergehenden Einfluß gewonnen haben. Aber wenn auch kein einziger Dichter eine solche, die Entwickelung der epischen Poesie bestimmende Höhe erreicht hat, so treten uns doch manche entgegen, in denen bei reicher Begabung und ernstem Streben episches Talent anzuerkennen ist. Es ist schon Dieß ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes, daß bei größeren Dichtungen die Auflösung des Stoffes in eine Reihe von Romanzen immer mehr abnimmt und die Dichter sich bemühen, ein einheitliches Kunstwerk zu schaffen. Die sogenannten Romanzenkränze, durch welche jede künstlerische Gestaltung vernichtet wird, scheinen zum Theil wenigstens durch die Untersuchungen Lachmanns über das Nibelungenlied hervorgerufen worden zu sein (die Forschungen Wolfs über Homer blieben ohne Einfluß auf die deutsche Dichtung). Die Behauptung desselben, daß das Nibelungenlied aus einer Anzahl selbstständiger, von einander unabhängiger, von verschiedenen Dichtern verfaßter Lieder zusammengeschweißt sei, wurde nicht nur als das großartigste Ergebniß deutscher Kritik angestaunt, man beeilte sich — wie man denn in Deutschland gern Alles auf den Kopf stellt — die merkwürdigsten Folgerungen daraus zu ziehen, namentlich die, daß ein Epos gar nicht gemacht werden könne. Da die Dichter, von denen sich viele mit dem Studium der älteren Sprache und Poesie beschäftigten, der allgemein gewordenen Ansicht huldigten, so versuchten sie es nicht einmal, ihren epischen Dichtungen eine künstlerische Gestaltung zu geben, sondern glaubten, das Höchste zu erreichen, wenn sie eine Reihe von einzelnen Romanzen, Balladen oder Liedern zusammenstellten, in denen der Stoff, ohne innern und äußern Zusammenhang verarbeitet war. Glücklicher Weise machten die Untersuchungen Holtzmanns dem erwähnten Vorurtheil ein Ende, und von da an verschwanden die Romanzenkränze immer mehr und wurden von Dichtungen verdrängt, in denen sich ein mehr oder weniger entschiedenes Streben nach künstlerischer Gestaltung kund gab.

Außer der eben besprochenen, aus den Lachmannschen Untersuchungen hervorgegangenen Ansicht trat auch eine von verschiedenen Aesthetikern aufgestellte Behauptung der Behandlung des größeren Epos hindernd entgegen, die Behauptung nämlich, daß unsere modernen Verhältnisse und unsere Bildungsstufe von den Zuständen und der Cultur des Alterthums, ja selbst von der Anschauungsweise des Mittelalters zu weit abliege, als daß man fähig sein könnte, Stoffe des Alterthums oder des romantischen Mittelalters episch zu behandeln; daß ferner unsere Welt viel zu compliciert sei und sich allzu sehr von der Natur entfernt habe, als daß die jetzigen Verhältnisse und Zustände zu epischen Gestaltungen benutzt werden könnten. Wenn aber das Wesen des Epos darin besteht, daß es eine äußerlich oder innerlich bedeutende Begebenheit, nicht bloß eine einzige Handlung, in ihren Ursachen und Wirkungen, in allen ihren Wechselbeziehungen darstellt, und dieselbe durch bestimmte, psychologisch wahre Charaktere vollenden läßt, daß es ferner den Charakter der Hauptpersonen durch die Situationen und die lebendige Theilnahme, das folgenreiche Eingreifen derselben in die Begebenheit zeichnet, so wie auch durch den Einfluß, den sie auf die anderen Personen machen; wenn es mit Einem Wort die Aufgabe des Epos ist, die Charaktere plastisch hervortreten zu lassen, so können wir nicht einsehen, warum eine solche Aufgabe nicht zu allen Zeiten und somit auch in der unsrigen gelöst werden könnte. Daß man auch antike Stoffe mit Glück behandeln könne, hat Goethe in seiner „Iphigenia" bewiesen; wenn er das Epos „Achilleis" nicht fortgesetzt hat, so lag dieß allerdings zum Theil in der Wahl des Gegenstandes, großentheils aber und vorzüglich darin, daß er die Fortsetzung längere Zeit aussetzte und darüber, wie es ihm oft begegnete, die Lust an der Vollendung verlor. Doch scheint auch diese von verschiedenen Aesthetikern aufgestellte und ziemlich verbreitete Ansicht nach und nach zu verschwinden, wenigstens zeugt dafür, daß neuere Dichter sich durch dieselbe nicht haben abschrecken lassen, ihre Stoffe der Sage oder Geschichte des Alterthums und des Mittelalters zu entnehmen.

Es ist, wie schon berührt, erfreulich und es verdient Anerkennung, daß die neueren Dichter sich je länger je mehr der epischen Poesie zuwenden, es ist anzuerkennen, daß sie sich bemühen, kunstgemäße Gebilde zu schaffen; dagegen darf nicht verschwiegen werden, daß im Allgemeinen kunstvollendete, ächt plastische Gestaltung in den epischen Dichtungen selten anzutreffen ist. Es ist ein beinahe durchgängiger Mangel derselben, daß die Subjectivität des Dichters zu mächtig hervortritt, weshalb denn auch das lyrische Element nicht bloß vorwiegt, sondern oft sogar die Dichtungen vollständig beherrscht. Daher sind sie im Durchschnitt arm an Handlung, aber desto reicher an lyrischen Ergüssen, oder auch an Schilderungen, welche zwar für sich und ohne Rücksicht auf das Ganze vortrefflich sein mögen, aber die dem Wesen des Epos zuwider sind und dessen Einheit zerstören. Wie sehr die Dichter ihren subjectiven Stimmungen nachzugeben geneigt sind, wie sehr sie sich von

ihnen sogar beherrschen lassen, ersehen wir schon daraus, daß eine große Anzahl von Dichtungen in mannigfaltigen metrischen Formen abgefaßt sind. Es ist uns zwar nicht unbekannt, daß manche Kritiker die Dichter eben deshalb mit Lobeserhebungen überhäufen; aber gerade der Grund, der sie zu solchem Lobe veranlaßt, ist, genau betrachtet, der größte Tadel, den man gegen die betreffenden Dichter aussprechen kann. Sie sind zu loben, sagen nämlich jene Kritiker, daß sie für die verschiedenen Stimmungen auch denselben entsprechende Formen zu finden wissen. Allein schon der Ausdruck „Stimmungen" hätte von der Unrichtigkeit der Behauptung überzeugen sollen, da er sich doch zunächst auf die Subjectivität des Dichters bezieht, welche im epischen Gedicht nicht hervortreten soll. Aber wollte man ihn auch auf die handelnden Personen der Dichtung beziehen, so wäre die Behauptung immer noch unrichtig. Im Epos treten die handelnden Personen nicht eben so unmittelbar ins Leben, wie im Drama, sondern nur durch die Vermittlung des Dichters, sie sprechen ihre Empfindungen und Gefühle nicht unmittelbar aus, denn selbst wenn sie redend eingeführt werden, sind ihre Reden doch nur Erzählung des Dichters, daher selbst ihre aufgeregtesten Stimmungen nicht in ihrer ursprünglichen Leidenschaftlichkeit erscheinen können und dürfen. Wenn schon im lyrischen Gedicht ein Wechsel der Form nicht zu billigen ist, wie wir öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, läßt er sich im Epos auf keine Weise entschuldigen; er ist schon deswegen zu tadeln, weil er die äußere Einheit vernichtet, die bei jeder, namentlich bei jeder größeren Dichtung unerläßlich ist. So oft uns ein solches episches Gedicht mit wechselnder metrischer Form begegnet, fällt uns jener Sonderling bei E. T. A. Hoffmann ein, der, als er sich ein Haus baute, zuerst alle vier Mauern ohne jegliche Oeffnung aufführen, und erst als die innere Einrichtung vollendet war, Thüren und Fenster herausschlagen ließ, die aber zum größten Ergetzen der zuschauenden Menge immer an Stellen herausgeschlagen wurden, wo man es am Wenigsten erwartete. Kein einziges Fenster war in gleicher Entfernung von dem andern angebracht, keines in gleicher Linie wie das andere, so daß das Haus den widrigsten Anblick darbot. Besah man das Innere, so mußte man freilich gestehen, daß Alles für die besondern Bedürfnisse des Besitzers zweckmäßig eingerichtet sei; allein Dies konnte mit dem unangenehmen, alles Schönheitsgefühl beleidigenden Eindruck nicht versöhnen, den das Aeußere machte; und Sachverständige erklärten, daß ein wahrer Künstler die zweckmäßige innere Einrichtung des Hauses mit der äußern Schönheit hätte verbinden können.

Doch haben auch manche Dichter zum großen Vortheil ihrer Dichtungen die Einheit der Form bewahrt und in der Wahl derselben mehr oder weniger Tact bewiesen. Den Hexameter haben unter Andern Dieterici, Doerr, Gregorovius, Griepenkerl, Hebbel, Holdau, Kannegießer, Klemm, W. Müller, der ungenannte Dichter des Epos „Otto der Große", Tellkampf und Türcke gebraucht; Bärmann, Dürrbach, Goßmann, Groschvetter, Schütt, Seidel, Steger, Adelheid von Stolterfoth und Tobler haben ihre Dichtungen in der italienischen Stanze geschrieben; die Nibelungenstrophe findet sich bei Ettmüller, Hegener, Eug. Hermann, Rodenberg und mehrern Andern; in der neuesten Zeit sind die vierfüßigen Jamben mit gepaarten Reimen mit Vorliebe gebraucht worden, so von Gardthausen, Hertz, Pauline Schanz, Stamm und dem Prinzen Emil von Wittgenstein; reimlose fünffüßige Jamben haben Friedrich, Hamerling und Rantzau gebraucht; Platen nachfolgend hat Ellen in reimlosen fünffüßigen Trochäen und A. Jordan in reimlosen vierfüßigen Trochäen gedichtet, was noch weniger zu billigen ist, da der spanische Trochäus dem jambischen Gang der deutschen Sprache nicht angemessen ist.

Was die von den epischen Dichtern behandelten Stoffe betrifft, so sind sie äußerst mannigfaltig und viele sind mit Glück und Tact gewählt; dagegen finden sich bei einzelnen Dichtern auch solche Stoffe, die ihrer Natur nach der epischen Behandlung widerstreben, indem sie sich nur für das Drama eignen. Im Epos bildet nämlich die Begebenheit den Kern und den Mittelpunkt der Dichtung, nicht aber die Person, welche gleichsam nur Mittel ist, um die Begebenheit zur Erscheinung zu bringen; im Drama hingegen ist die Person Kern und Mittelpunkt und die Handlung ist nur Mittel, um den Charakter der Person zur Erscheinung zu bringen. Nur wenn Begebenheit und Person, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zugleich abschließen, ist der Stoff dem Epos angemessen; wo Dieß nicht der Fall ist, wenn vielmehr mit dem Abschluß der Person nicht auch zugleich die Begebenheit vollendet ist, kann sich der Stoff nur für das Drama eignen. Wir wollen Dieß in Kurzem an zwei Beispielen klar zu machen suchen. Columbus ist ein durchaus epischer Stoff, aber nur wenn die Dichtung mit der Entdeckung der neuen Welt abschließt, denn diese Entdeckung ist die Begebenheit, die der Dichter poetisch darzustellen hat; die weiteren Schicksale des großen Mannes stehen mit ihr in keiner engeren Verbindung, als z. B. die weiteren Entdeckungen durch Cortez und Pizarro, ja sie stehen nicht einmal in einem so genauen Zusammenhang als diese, welche nothwendige Folgen der ersten Entdeckung waren, während die Mißhandlungen, welche Columbus später zu erdulden hatte, keineswegs unvermeidliche Wirkungen seines großartigen Unternehmens waren. Wollte man seine letzten Schicksale in das Bereich der Dichtung ziehen, so würde die Einheit derselben vollständig vernichtet werden. Dagegen würden seine letzten Schicksale sich vortrefflich zum Stoff eines Dramas eignen, weil dann nicht die Begebenheit, sondern die Person den Gang der Dichtung bestimmen würde. Ebenso wenig kann der Herzog Bernhard von Weimar zum Gegenstande eines Epos gewählt werden, weil die Begebenheit, der dreißigjährige Krieg mit seinem Tode nicht abgeschlossen ist und die Dichtung daher des Abschlusses entbehrt, wogegen er einen dankbaren Stoff für das Drama bietet, wenn er als Träger der Handlung dargestellt wird, die mit seinem Tode vollständig abschließt.

Viele Dichter haben geschichtliche Stoffe gewählt, was freilich vielleicht die schwierigste

Aufgabe der epischen Kunst ist; denn die poetische Behandlung der Geschichte fordert mehr als jeder andere Gegenstand ein großes productives Talent. Der Dichter muß das Geschichtliche — die Begebenheiten, wie die handelnden Personen — in ihrer vollsten Wahrheit darstellen, welche in der Wirklichkeit selten oder niemals zur vollsten Erscheinung gelangen, gerade wie das innere Wesen des einzelnen Menschen sich um so weniger in seinen Gesichtszügen vollständig ausspricht, je bedeutender seine geistige Größe ist. Der epische Dichter muß daher in eben derselben Weise schöpferisch verfahren wie der Maler, der die ganze Seele der abgebildeten Person in ihren Zügen zur Erscheinung bringt. Der epische Dichter darf daher der geschichtlichen Ueberlieferung nur in sofern treu bleiben, als sie mit dem innern Wesen der historischen Begebenheit nicht in Widerspruch steht; er muß die Ueberlieferung berichtigen, wo sie fehlerhaft, er muß sie ergänzen, wo sie mangelhaft ist. Da sich mit dieser nothwendigen schöpferischen Kraft eine glückliche Wahl des zu behandelnden Stoffes verbinden, da der Dichter zudem eine große Kunst der Composition und eine eben so große Kunst der Ausführung entwickeln muß, so ist es begreiflich, daß das Höchste nicht leicht erreicht werden kann; im Allgemeinen ist aber nicht zu läugnen, daß manche hieher gehörige Dichtung der neueren Zeit zu den erfreulichen Erscheinungen zu rechnen ist.

Indem wir nun zur Darstellung der größeren historischen Gedichte übergehen, wollen wir die Dichter nach den besondern, von ihnen behandelten Stoffe zusammenstellen. Das kühnste Unternehmen ist wohl dasjenige, welches H. Rebenstock gewagt hat. Er hat nämlich versucht, in dem Gedicht „Walhalla der Menschheit" (2 Bde. Krefeld 1847) die Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit darzustellen und sich dabei ins Einzelne zu versenken, was die allgemeine Anschauung oft außerordentlich stört. Doch hat der Dichter das Mögliche geleistet; denn wenn auch die zum Grunde liegende Idee, daß die Geschichte der Menschheit ein streng geordnetes Ganzes, und jede einzelne Erscheinung ein nothwendiges Glied desselben bildet, nicht klar und entschieden genug hervortritt, so werden wir dagegen durch das gelungene Detail, durch die reine Sprache und die Schönheit der Darstellung entschädigt. Nicht weniger gewagt ist die poetische Darstellung der Völkerwanderung, welche Lingg unternommen hat, und auf die wir ausführlicher zurückkommen müssen.

Die Biblische Geschichte wurde von mehreren Dichtern, zum Theil mit großem Glück und erfreulicher Selbstständigkeit poetisch behandelt. Die „Israelitischen Gedichte" (Stuttg. 1829) von Eduard Arnd, „Abrahams Opfer", „Moses", „Die Tochter Jephtahs" sind einfach und schlicht, jedoch nicht ohne künstlerische Anlage und Darstellung; auch erhebt sich der Verfasser an geeigneten Stellen zu begeistertem Schwung. Ueber den „Moses" von Rappaport werden wir an späterer Stelle berichten; so auch über die „Rachel" von L. A. Frankl. Der „Joseph, ein idyllisch episches Gedicht in 5 Gesängen" (Tangermünde 1853) von Karl Dieterici bleibt der biblischen Ueberlieferung nur in so fern getreu, als es nöthig war, um den biblischen Charakter zu bewahren, und die künstlerische Abrundung es erlaubte. Es ist in fließenden Hexametern geschrieben. Auf die „Dichtungen nach dem Alten Testament" und „Joseph" von Katharina Diez werden wir später zurückkommen; über die „Judith" von Rud. Kulemann und die „Ruth" von Luise von Plönnies haben wir schon berichtet. Dichtungen nach dem Neuen Testament sind von Mehreren gegeben worden. „Christus der Ueberwinder. Ein Gedicht in 5 Gesängen" (Oppeln 1841) von K. Moritz ist wegen seiner klaren Durchführung zu loben; den nämlichen Gegenstand behandelte Friedrich August Steger mit zu großer Breite („Der Heiland. Ein Epos in 12 Gesängen". Zeitz 1841); von C. Siebels „Jesus von Nazareth" (Lpz. 1856) sagte Leopold Schefer nicht mit Unrecht, daß gegen dieses jedem Vernünftigen ganz genügende edle Leben Jesu das vom lieben Rückert von Holz oder Stroh sei. Auf eine Parabel sich gründend, dichtete Hermann Daum den „Verlornen Sohn. Moderne Dichtung" (Magdeb. 1851), einen Romanzencyklus, der den biblischen Stoff allegorisierend auf die modernen Verhältnisse anwendet. Ferdinand Wirth besang in der „Mariade, oder Maria, Jungfrau und Mutter Gottes. Religiöses Epos in 12 Gesängen" (Würzb. 1844) die heilige Jungfrau von ihrer Empfängniß und Geburt an bis zu ihrem Tode und ihrer Himmelfahrt mit willkürlicher Abweichung von der kirchlichen Ueberlieferung in ziemlich guten Hexametern. Außer Schramms „Paulus. Ein Epos" (Soran 1842) wurde dieser Apostel auch und zwar besser von Heinrich Alexander Seidel gefeiert, der in seinem „Paulus. Geistliches Gedicht in 10 Gesängen" (Schwerin 1845) die Ueberlieferung mit großer innerer Wahrheit und im Geiste derselben mit tiefem Gefühl erweiterte. Das Gedicht ist in reinen und wohllautenden Stanzen abgefaßt. Endlich erwähnen wir noch „Das jüngste Gericht. Gedicht in 5 Gesängen" (Düsseld. 1841) von Nikolaus Stehling, der freilich dem großartigen Stoff nicht gewachsen war, ob ihm gleich eine gewisse Kraft der Phantasie nicht abgesprochen werden kann.

Die jüdische Geschichte behandelt K. Heigel in „Bar-Cochba, der letzte Judenkönig" (Hann. 1857); er führte den interessanten Stoff, der von Möbius dramatisch bearbeitet wurde, mit Geschick aus. Doch steht Adolf Stern (über sein Leben vergleiche man das Register!) ohne Vergleich höher, dessen „Jerusalem. Epische Dichtung" (Lpz. 1858) freilich als Kunstwerk nicht genügt, da es ihr an einem das Ganze zusammenhaltenden Mittelpunkt fehlt, und das lyrische Element viel zu stark hervortritt; dagegen ist die Zeichnung einzelner Charaktere von großer Schönheit, die Schilderung des Römerlagers ist höchst anschaulich, voll Bewegung und Kraft, wird aber noch von der Schilderung des Tempelbrandes übertroffen, in welchem der Dichter eine hinreißende Macht der Darstellung entwickelt. Wir besitzen von ihm noch „Poetische Erzählungen" (Lpz. 1855), „Zwei Frauenbilder" (Ebd. 1856) und „Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen"

(Ebd. 1853), in denen allen die gut gewählten Stoffe von der glücklichen Composition und der angemessenen Darstellung gehoben worden. Von epischer Behandlung der Geschichte des Alterthums ist uns nur „Hannibals Tod" (Bremen 1857) von P. J. Willatzen bekannt geworden, welches durch die liebevoll eingehende und psychologisch tiefe Charakteristik des großen karthagischen Feldherrn anspricht. Dagegen ist die griechische Mythe mehrmals behandelt worden. Von Eugen Groschvetter wurde „Der Tod des Phaethon. Epische Dichtung" (Altenb. 1836) in gut gebildeten Octaven und fließender Sprache bearbeitet. Ebenfalls in Octaven ist „Psyche. Episches Gedicht in 3 Gesängen" (Mannh. 1836) von Ado Schutt, der jedoch den schönen Stoff nicht zu durchdringen vermochte; noch ungenügender ist der nämliche Gegenstand von A. H. Clodius: „Psyche. Ein Gedicht in 12 Gesängen" (Lpz. 1838) behandelt worden, da der Verfasser die schöne Mythe mit großer Willkür in eine auf das Christenthum angewendete Allegorie verwandelte. Verdienstlicher ist „Telemachos und Nausikaa. Episches Gedicht in 9 Gesängen" (Nbg. 1846) von K. L. Kannegießer, worin gründliches Studium des Alterthums nicht zu verkennen ist; aber auch dieses wird von dem Epos „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen" (Lpz. 1858) von Ferdinand Adolf Gregorovius weit übertroffen. Geboren 19. Jan. 1821 zu Neidenburg in Ostpreußen, erhielt er seit 1832 seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gumbinnen, worauf er 1838 die Hochschule Königsberg bezog, um Philosophie und Theologie zu studieren; doch gab er letztere nach vollendetem dreijährigen Cursus wieder auf, um sich geschichtlichen Studien zu widmen, denen er auch treu blieb, als er mehrere Jahre als Hauslehrer und dann als Vorsteher einer öffentlichen Schule in kleinen Ortschaften zubrachte. Er kehrte, um diese Studien mit reicheren Hülfsmitteln fortzusetzen, 1846 nach Königsberg zurück, von wo er 1852 nach Italien reiste, das er in allen Richtungen durchzog. Bis 1875 hielt er sich in Rom auf; seitdem lebt er in München. Seine früher in Königsberg und später in Italien veröffentlichten historischen Werke und Reisebeschreibungen werden wir an geeigneter Stelle berühren. Sein noch in Deutschland geschriebener Roman „Werdomar und Wladislaw aus der Wüste Romantik" (2 Thle. Königsb. 1841) ist als jugendlich wilder Ausbruch des tastenden Talents bemerkenswerth; von scharfer und besonnener Auffassung zeugte dagegen die Schrift: „Ueber Goethes Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen" (Ebd. 1849). Eine der schönsten Früchte seines Aufenthaltes in Neapel und Pompeji war das Epos, das wir hier zu besprechen haben. Der Dichter hat im „Euphorion" seine gründlichen historischen und archäologischen Studien mit großem Glück poetisch verarbeitet; er hat sich mit solcher Sicherheit in das antike Leben hineingedacht, daß es uns aus seiner Dichtung mit der größten Wahrheit und Anschaulichkeit entgegentritt. Das Talent des Dichters erscheint sowohl in der glücklichen Anordnung des Stoffes, da es ihm gelingt, die Betrachtungen über Kunst und Anderes als nothwendige Theile der Handlung darzustellen, als auch in der Behandlung des Details; die Charaktere der Personen sind ebenso meisterhaft gezeichnet, als die Schilderungen des furchtbaren Naturereignisses, mit welchem das Ganze schließt. Sprache und Form — es ist in volltönenden und vortrefflich gebildeten Hexametern geschrieben — entsprechen dem tiefen Gehalt. Noch erwähnen wir seine gelungene Uebersetzung der „Lieder des Giovanni Meli von Palermo aus dem Sicilianischen" (Lpz. 1856), in welchem er sich neuerdings als Meister in der Behandlung der Sprache und Form bewies.

Indem wir zu den epischen Gedichten übergehen, welche die deutsche Geschichte behandeln, haben wir zuerst diejenigen zu erwähnen, welche die Kämpfe mit Rom zum Gegenstande haben. Friedrich Gustav Klemm, geb. 12. Nov. 1802 zu Chemnitz, seit 1834 Bibliothekar und später Oberbibliothekar in Dresden, welche Stelle er einige Jahre vor seinem Tode (1867) wegen völliger Erblindung aufgeben mußte, ist vorzüglich wegen seiner gründlichen kulturhistorischen Arbeiten bekannt geworden; hier ist er wegen seines in Hexametern abgefaßten „Herfest. Sechs Gesänge" (Zerbst 1829) zu nennen, eines zusammenhängenden Bruchstückes eines größeren, nicht zum Abschluß gekommenen Epos, in welchem der Suevenfürst Ariovist im Kampf mit Cäsar dargestellt wird; das Gedicht enthält manche gute Stelle, ist aber in der Ausführung sehr ungleich. Daß der Römerbesieger Hermann trotz des nicht leicht zu bewältigenden Stoffes reizte, ist begreiflich. Zuerst trat A. M. G. Rugo mit seinem in Romanzen aufgelösten „Hermannslied" (Jena 1832) hervor, in welchem vor Allem ein tiefes Hineinleben in die damaligen Zustände vermißt wird. Mehr Talent entwickelte Kuno Graf zu Rantzau-Breitenburg in der „Armin-Sage" (Mannh. 1839), deren acht Gesänge in reimlosen, nur in bedeutenden Stellen gereimten Jamben geschrieben sind. Daß der Dichter die altgermanische Mythologie benutzte, ist allerdings dem Stoff angemessen, allein er hat dadurch seine Dichtung dem größeren Leserkreis entzogen, der mit dieser Mythologie unbekannt ist. Unerquicklich ist „Das Hermanns-Lied" (Frankf. 1851) von Friedrich Lucä schon durch den unkünstlerischen Gebrauch verschiedener Formen, da die Nibelungenstrophe, vierzeilige gereimte Strophen, Hexameter und elegisches Versmaß willkürlich durch einander geworfen sind; ebenso unerquicklich wird es durch die Breite der Darstellung. Obgleich auch in abwechselnden Versmaßen geschrieben, berührt das Epos „Hermann der Deutsche. Ein Heldenlied" (Bremen 1855) von einem Ungenannten doch weniger unangenehm, da der Dichter bei der Wahl der Formen mit größerem Tact verfährt. Gut gemeint, aber freilich ohne jeden poetischen Werth ist das „Leben und Wirken Winfried's Bonifazius, des Apostels der Deutschen" (Coblenz 1834) von Joh. Leonard Pfaff, Bischof zu Fulda, den wir auch deshalb anführen, weil er Einer der wenigen geistlichen Fürsten ist, welche ihre Muße der deutschen Poesie gewidmet haben. Heinrich der Vogler wurde von Roquette besungen; wir werden dieses Gedicht später besprechen. „Otto der Große und die Ungarn. Ein episches Ge-

dicht in 24 Gesängen" von Fr***. Herausg. von Fr. Beck (München 1839) ist zu breit gehalten; sonst ist der dankbare Stoff nicht ohne Talent bearbeitet. Auf die „Hohenstaufen" von Schloenbach werden wir unten zurückkommen. Den „Conradin" des Münchner Professors Söltl kennen wir nicht. Ebenso ist uns keine epische Dichtung bekannt, welche die Zeit von Rudolf von Habsburg bis ins 15. Jahrhundert herab behandelt; erst die größeren reformatorischen Bestrebungen haben wieder die Aufmerksamkeit der Dichter auf sich gezogen. Von Hermann Daum, Prediger in Groß-Leinungen (Sachsen), ist „Johannes Hus, der Märtyrer von Constanz" (Magdeb. 1852), eine Dichtung, in welcher der edle Zorn gegen das unwürdige Pfaffenthum nie das Maß überschreitet. Die Sprache ist kräftig, das Nibelungenmaß mit Gewandtheit behandelt, der Reim meist rein und vollendet. Aehnliches Lob kann dem, „Johannes Huß. Ein Gedicht in 9 Abtheilungen" (Schwelm 1854) von H. Frantz nicht ertheilt werden; es ist dieß nur eine prosaische Biographie. Der „Ziska" von Alfred Meißner ist später ausführlicher zu besprechen. Albert Türcke hat in „Sickingen. Eine Landsknechtsgeschichte" (Berl. 1855) einen höchst unpassenden Bänkelsängerton angestimmt, der ihn zu manchen Ungeschicklichkeiten verleitete, was um so mehr zu tadeln ist, als aus vielen Einzelnheiten hervorgeht, daß er Besseres hätte leisten können. In edlerer Weise hat Paul Bressel in „Franz von Sickingen. Ein erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter" (Lpz. 1860) den nämlichen Gegenstand behandelt, indem er bei aller historischen Treue die poetischen Seiten hervorzuheben wußte. „Hutten auf Ufnau. Eine Idylle in 7 Gesängen" (Dessau 1858) von Albert Türcke ist schon deshalb verfehlt, weil der Stoff nicht epischer, am Wenigsten idyllischer Natur ist. Der Dichter fühlte, daß die letzten Lebenstage des großen Mannes zur Ausfüllung eines größeren Ganzen nicht hinreichten, daß das eigentliche Interesse in den Kämpfen und Leiden des Märtyrers liege; er suchte daher die früheren Schicksale seines Helden einzuflechten, wobei er aber ein sehr unpassendes Mittel wählte, indem er sie den sterbenden Hutten erzählen läßt. Die poetischen Bearbeitungen von „Luthers Leben" durch Rudolf Hagenbach und Adolf Schults haben wir schon erwähnt. „Gustav Adolfs Heldentod für Deutschlands Freiheit. Ein historisches Gedicht in 4 Gesängen" (Kassel 1833. 3. Aufl. 1845) von G. Friedrich hat den dreifachen Druck wohl andern Gründen als seinem poetischen Werth zu verdanken, denn es ist in Form und Darstellung gleich ungenügend, doch ist es noch besser als „Gustav Adolf. Gedicht in 9 Gesängen" (Lpz. 1844) von Karl Hermann Simon, welches noch dazu von abschreckender Breite ist. Der „Große Kurfürst. Ein vaterländisches Gedicht" (Berl. 1857) von Eugen Hermann hat nur biographischen Werth. Erfreulicher ist „Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht" von A. Jordan (Berl. 1856), das nicht bloß vom vaterländischen Sinn des Dichters zeugt. Durch Bearbeitung von Stoffen aus der Preußischen Geschichte machte sich in neuerer Zeit vorzüglich ein Dichter bekannt, dem wir größere Aufmerksamkeit widmen müssen. Christian Friedrich Scherenberg, geb. 5. Mai 1798 zu Stettin, widmete sich, nachdem er das Gymnasium besucht, dem Kaufmannsstande, führte ein mannigfach bewegtes und wechselvolles Leben, bis er durch sein Gedicht „Waterloo" die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich zog, der ihn zum Bibliothekar im Kriegsministerium ernannte. Er gab als Handlungsdiener „Vermischte Gedichte" (Berl. 1845) heraus, die wenig Anklang fanden; um desto überraschender war der Erfolg, den seine epische Dichtung „Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht" (Berl. 1849. 6. Aufl. 1869) hatte, der freilich weniger ihrer Bedeutsamkeit als dem Umstand zuzuschreiben ist, daß das specifische Preußenthum sie in seinen besondern Schutz nahm. Wir wollen damit übrigens nicht auch behaupten, daß das Gedicht werthlos sei, vielmehr erkennen wir die bedeutenden Vorzüge desselben gern an, die sich aber leider mit eben soviel bedeutenden Mängeln verbinden. Nach wahrhaft genialen Blitzen und ächt poetischer Stimmung sinkt der Dichter oft plötzlich zur mattesten Prosa herab; die derbkräftige Sprache mit kernhaften Bildern und Wendungen wechselt mit geschmackloser Sprachmengerei, unedlen und selbst trivialen Ausdrücken, fehlerhaft gebildeten Wörtern und Inkorrektheiten aller Art; die oft überraschend schöne und malerische Darstellung wird nicht selten von abenteuerlichen und unklaren Stellen, gewaltige Schilderungen werden von schwülstigen und bombastischen Tiraden unterbrochen, so daß man bald von der Großartigkeit der Dichtung hingerissen, und gleich darauf von Widerwillen erfüllt wird. Dazu kommt, daß es dem Gedicht an schöner Verbindung der einzelnen Theile, an künstlerischer Anordnung fehlt, das Ganze den Eindruck einer chaotischen Verwirrung hinterläßt. Diesen Mangel an künstlerischer Durchbildung und Selbstbeherrschung zeigen auch die folgenden Dichtungen „Ligny. Ein vaterländisches Gedicht". (Berl. 1850. 4. Aufl. 1870), „Leuthen" (Ebd. 1852) und „Abukir, die Schlacht am Nil" (Ebd. 1856), in welchen zudem noch weniger Erfindungsgabe zu bemerken ist als im „Waterloo", so daß die Dichtung oft in chronikartige Reimerei ausartet. Fedor von Köppen, geb. 8. März 1830 zu Colberg in Pommern, ist seit 1848 Offizier in der preußischen Armee, als welcher er dem Feldzug gegen Dänemark 1864 beiwohnte, nach dessen Beendigung er mit seinem, dem 4. Grenadier-Garde-Regiment in die Garnison Coblenz einrückte. Ob er am Feldzug von 1866 Theil genommen hat, ist uns unbekannt. Von besonderm Einfluß auf seine ästhetische Ausbildung war der Besuch des literarischen Sonntags-Vereins Tunnel, wo er in freundschaftlichem Zusammenleben mit Fontane, Lepel, Blomberg, Chr. Fr. Scherenberg u. A. Anregung und Ausbildung fand. Wie der Letztgenannte, dem er am Meisten nachstrebte, besang er ausschließlich die Preußischen Waffen. Er gab nach und nach heraus „Die Schlacht bei Schleswig zu Ostern 1848, ein vaterländisches Gedicht" (Breslau 1850), „Preußens Erhebung" (Berl. 1855), in welchem die Einleitung von der Schlacht bei Jena bis zum bekannten Aufruf des Königs mehr als

drei Viertheile des Gedichts einnimmt, das Ende nichts Anders enthält als den Bericht der unmittelbarsten Folgen dieses Aufrufs, Alles in sehr prosaischen Reimen. Eine Fortsetzung dieses Gedichts ist „Wrangel" (Ebd. 1856), in sofern als darin die militärische Geschichte Preußens von den Freiheitskriegen an bis zum Belagerungszustand und der Zersprengung der Nationalversammlung dargestellt wird, wobei jedoch nur die Begebenheiten hervorgehoben werden, an denen Wrangel Theil nahm. Der preußische Patriotismus, der sich hier, wie auch in den übrigen Dichtungen ausspricht, wäre ganz lobenswerth, wenn er nicht von Parteileidenschaft entstellt wäre. Ist schon in den genannten Gedichten der Mangel an Anschaulichkeit fühlbar, so tritt er in „Groß-Görschen" (Berl. 1856) noch mehr hervor, und auch da verfällt die Darstellung häufig in matte Prosa. Obgleich auch nur in einzelnen Stellen sich zu poetischer Gestaltung erhebend, ist das Gedicht „Colberg 1807" (Colberg 1857) doch gelungener als die vorigen, weil der Dichter für drei Heldengestalten, Schill, Nettelbeck und Gneisenau, die mit Liebe gezeichnet sind, Interesse zu erwecken weiß.

Der Kampf Tirols gegen Bayern und Franzosen bot einen zu belohnenden Stoff, als daß er nicht manche Dichter zu dessen Darstellung hätte reizen sollen, doch hat ihn keiner von denen, die uns bekannt geworden sind, wir wollen nicht sagen künstlerisch ausgeführt, sondern nicht einmal poetisch durchdrungen. Nikolaus Stehling verfaßte „Deutschlands Freiheitskämpfe. Drittes Buch: Andreas Hofer" (Düsseld. 1845), aber es fand dieser Versuch so wenig Beifall, daß der Dichter bei demselben stehen blieb. Die mangelnde Poesie wird im „Andreas Hofer. Balladencyklus" (Fulda 1856) von Emil von Boxberger durch den darin kräftig ausgesprochenen Patriotismus einigermaßen ersetzt, und es ist dieses Gedicht auf jeden Fall besser als des Nämlichen „Prinz Eugenius. Romanzenkranz" (Ebd. 1855), der sich durch die Biographie des Helden durchschleppt. Am Besten hat Georg Fischer die großartigen Kämpfe der Tiroler dargestellt; sein „Haspinger. Ein Heldenbild" (Ulm 1859) erfreut nicht bloß durch die darin sich kundgebende Begeisterung; der Dichter hat den schönen Stoff auch mit Geschick angelegt und durchgeführt. Siegmund Schlesinger gab in „Vindobona. National-epische Dichtung" (Wien 1837) eine poetische Geschichte der großen Donaustadt von ihrer Gründung bis ins 12. Jahrhundert in 4 Abschnitten, die selbst wieder aus einzelnen Romanzen bestehen.

Die Bayrische Geschichte wurde von Ed. Duller, auf den wir zurückkommen, behandelt, nach ihm auch von Johann Bartholomäus Goßmann aus Frammersbach in Unterfranken, der als Professor in München starb. In „König Max I. Gedicht in 4 Gesängen" (Würzb. 1836) hat er nicht nur einen an sich unbedeutenden Stoff gewählt, sondern denselben auch durch niedrige Schmeichelei noch herabgedrückt. Es ist in Octaven geschrieben, so wie „Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld, epische Skizze des 30jähr. Kriegs" (Ebd. 1838), welches edler gehalten ist, aber den Stoff nicht bewältigt.

Aus der Sächsischen Geschichte ist uns außer den später zu erwähnenden Dichtungen von R. von Meerheimb und Adolf Böttger nur „Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern" (Freiberg 1857) von August Peters bekannt, dem wir bei der Besprechung des Romans wieder begegnen werden. Das Gedicht zeugt zwar nicht von besonderer epischer Begabung, dagegen verdient die Charakteristik des Helden ungetheiltes Lob. Größeres Talent entwickelt er als Lyriker. Seine „Gedichte" (Chemnitz 1844), in denen besonders die Sonette durch reichen Gedankeninhalt und Schönheit der Form Auszeichnung verdienen, sind warm empfunden und von großem Wohllaut. Nach Hannover und Braunschweig führt uns „Das Welfenlied" (Berl. 1854) von Gustav von Meyern. Am 10. Sept. 1820 zu Kalvörde im Magdeburgischen geboren, studierte er die Rechte, trat in Gothaische Civil- und Hofdienste, war bis 1868 Intendant der Hofkapelle und des Hoftheaters, privatisierte seitdem in Constanz u. st. dort 9. März 1878. Da „das Welfenlied" die Geschichte des Welfenhauses bis auf die neuere Zeit erzählt, so kann von künstlerischer Composition und Einheit nicht die Rede sein; so ungenügend es aber als Ganzes ist, so tüchtig ist das Einzelne; die Personen sowohl als die Zustände sind mit dichterischem Sinn aufgefaßt und mit lebendiger Anschaulichkeit dargestellt, so aus der ältern Zeit Heinrich der Löwe, aus der neuern der Herzog Friedrich Wilhelm, welcher letztere auch von Ernst Wilhelm Trapp in „Friedrich Wilhelm von Braunschweig im J. 1809. Ein Gedicht in 10 Gesängen" (Braunschw. 1853) eben so würdig als kräftig verherrlicht wurde. Vorher hatte G. v. Meyern „Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte" (Lpz. 1850) herausgegeben, in welchen der originelle Gedanke mit Glück durchgeführt wird, die Monate nach ihrem Charakter in Märchenbilder zu fassen. Von seinen Dramen wird später die Rede sein. Alexander Eduard Johann Joseph Patuzzi, geb. 11. März 1813 zu Wien, widmete sich dem Buchhandel, studierte hierauf Medizin und Geschichte, durchwanderte sodann Deutschland, Italien und die Schweiz, wurde 1850 Mitredaktor der Grazer Zeitung und lebte seit 1851 in Wien. „Der Thron von Würtemberg" (Chur 1848. 2. Ausg. 1852), ein Balladencyklus, wurde wohl während des Dichters Aufenthalt in Stuttgart begonnen und vielleicht auch ausgeführt. Wenn auch G. v. Meyerns „Welfenlied" weder in poetischer Auffassung der Personen noch in formeller Hinsicht erreichend, sind doch einzelne Gemälde nicht ohne Werth. Eben so bietet „Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr" (Ulm 1841) manche Gedichte, die von poetischem Sinn und Talent zeugen. Patuzzi st. in Wien am 10. April 1869.

Wir erwähnen noch einige Dichtungen, die einzelne Persönlichkeiten zum Gegenstande haben. Die schöne und unglückliche Augsburgerin Agnes Bernauer, welche in Balladen und Romanzen vielfach besungen und von mehreren Dichtern dramatisch behandelt wurde, bildet auch den Stoff einiger epischen Gedichte. Emil Seippel ist in „Engel Agnes. Ein Lied der Liebe" (Barmen 1851) mit vollem Recht von der

historischen Wahrheit abgegangen, indem er den Herzog Albrecht nach Ermordung der Geliebten freiwilligen Tod in der Donau suchen läßt, in welche Agnes gestürzt worden war. Eben so sind die Motive, die er von ihrer Ermordung anführt, unhistorisch, aber poetisch von großer Wahrheit und Wirkung. Obschon sich in der „Agnes Bernauer. Poet. Studie" (Bresl. 1853) von C. Hermann ein gewisses einseitiges Talent nicht verkennen läßt, so ist sie doch weder dem vorhergehenden Gedicht ebenbürtig, noch viel weniger der „Agnes Bernauer" von Katharina Diez, auf welche wir unten zurückkommen.

Von reicherem Inhalt sind zwei Dichtungen, in welchen zwei großartige Heldengestalten verherrlicht werden, die sich beide durch Muth, Tapferkeit und Verständniß des Kriegs aus den untersten Ständen zu den höchsten militärischen Stellen emporgeschwungen haben. Karl Ueberhorst hat in „Hans Georg Derfflinger. Ein Reitergesang aus alter Zeit" (Berl. 1859) den Helden und dessen Zeit mit liebevoller Anschaulichkeit dargestellt und eine Dichtung geschaffen, die der trefflichen Biographie des großen Generals von Varnhagen von Ense beinahe ebenbürtig ist. Franz Löher, geb. am 15. Okt. 1818 zu Paderborn, wo er eine Zeit lang als Referendar arbeitete, bereiste 1846 und 1847 Nordamerika, wurde 1849 in die zweite preußische Kammer gewählt, habilitierte sich 1853 in Göttingen und wurde 1855 Professor der Geschichte in München. Da er in „General Spork" (Gött. 1854) dessen ganze Lebensgeschichte vorführt, so kann das Gedicht auf den Namen eines Kunstwerkes keinen Anspruch machen, was übrigens auch nicht in der Absicht des Dichters lag, da er ausdrücklich sagt, daß er weder ein Gedicht, noch eine Romanzenreihe geben wolle, sondern bloß die Geschichte eines originellen tüchtigen Mannes und seiner Zeit. Die Mannigfaltigkeit der Situationen verleiht dem Ganzen zwar viel Leben, aber der Dichter hat manche aufgenommen, die einer poetischen Behandlung widerstrebten, so daß in solchen Stellen die Darstellung, die im Ganzen von großer Kraft ist, zur prosaischen Reimerei herabsinkt. G. N. Bärmanns „Adlev IV., der Held von der Schaumburg. Ein vaterländisches Gedicht in 7 Gesängen" (Hamb. 1832) vertiefte sich allzuwenig in die Zeit und deren äußere und innere Verhältnisse.

Die Geschichte der Schweiz wurde, wie wir später sehen werden, meist in einzelnen oder mehreren ineinander gereihten Balladen behandelt, doch gab sie auch den Stoff zu einigen größeren Dichtungen. Außer Roquette, der später besprochen wird, haben sich vorzüglich zwei Schweizerische Dichter Anerkennung erworben. Salomon Tobler, geb. am 10. Dez. 1794 in Zürich, studierte daselbst die Theologie, versah seit 1819 verschiedene Pfarreien, bis er 1861 wegen vorgerückten Alters seine Entlassung nahm. Er lebt jetzt in der Nähe seiner Vaterstadt, sich mit Literatur und Kunst beschäftigend. Er stand schon in reiferem Mannesalter, als er seine erste Dichtung „Die Enkel Winkelrieds" (Zür. 1837) herausgab, und es ist dieselbe in der That auch die Frucht eines gereiften Sinnes, eines männlichen, sich nie in hohle Phrasen verlierenden Patriotismus. Der Dichter erzählt den Heldenkampf des kleinen Halbkantons Nidwalden gegen die französische Uebermacht im J. 1798, der allerdings der poetischen Momente und Charaktere viele enthält, einfach, wahr und natürlich; und wenn einerseits die hie und da unnöthige Breite zu tadeln ist, verdienen auf der andern Seite die getreuen und plastisch anschaulichen Schilderungen der einzelnen Kämpfe und der großartigen Localitäten, so wie die Charakteristik der Personen, ungetheiltes Lob. Eine zweite epische Dichtung „Columbus" (Zür. 1846) beurkundet einen wesentlichen formellen Fortschritt des Dichters, der darin die italienische Stanze in ihrer reinen Gestalt mit großem Glück behandelt, während er in der ersten sich derselben nur anzunähern wagte. Von richtigem epischen Sinn zeugt, daß er nicht die ganze Geschichte des großen Mannes dargestellt hat, sondern nur dessen erste Fahrt nach Amerika bis zu seiner Rückkehr und dem Triumphzug in die Heimat. Ein wesentlicher Charakterzug beider Dichtungen ist die schöne Mäßigung, die der Dichter selbst in den Stellen zu bewahren weiß, die einen weniger durchgebildeten Geist leicht zu Ueberschreitungen hätte verleiten können, so in der trefflichen Schilderung des Einzugs der Franzosen in den „Enkeln Winkelrieds" und in der vielleicht noch schöneren Schilderung des Sturms und in der meisterhaften Erzählung der Empörung der Schiffsmannschaft im „Columbus". Der zweite Dichter, den wir zu erwähnen haben, Thomas Bornhauser, wurde am 26. Mai 1799 zu Weinfelden im Kanton Thurgau geboren, studierte nach vollendeter Vorbereitung die Theologie in Zürich, worauf er Pfarrer in Metzingen, später in Arben wurde. Durch das gründliche Studium der alten Klassiker zum Republikaner gebildet, nahm er lebhaften Antheil an den politischen Bewegungen im J. 1830, die er zum Theil selbst hervorrief und leitete; der Kanton Thurgau verdankt vorzüglich ihm die kräftige Entwickelung, die dem kleinen Staat eine ausgezeichnete Stellung in der Eidgenossenschaft verschaffte. Im J. 1851 gab er wegen Kränklichkeit seine Entlassung und zog sich nach Müllheim zurück, wo er am 9. März 1856 starb. Der kräftige und reine Sinn der ihn in seiner politischen Wirksamkeit nie verließ, charakterisiert auch seine Dichtungen, die in ihrer Mehrzahl der Freiheit und seinem Vaterlande gewidmet sind. Sein letztes Werk „Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampf der Appenzeller" (Frauenfeld 1853) ist auch sein bestes; zwar ist es keineswegs kunstgerecht, aber es weht darin ein so frischer, naturkräftiger Geist, es ist so ganz der Ausdruck der tüchtigen, echt republikanischen Gesinnung des Dichters, daß es jeden unbefangenen Leser fesseln muß. Es ist um so erfreulicher, als sich darin ein wesentlicher Fortschritt gegen sein früheres Epos „Heinz von Stein, oder die Schlacht an der Schwarzach" (Zür. 1836) kund giebt, worin er nur durch Ungeheuerlichkeiten aller Art zu wirken suchte, wie auch seine Romane „Ida von Tockenburg, oder die schrecklichen Folgen der Eifersucht" (Schwäbisch Hall 1840) und „Herzog Johann, oder Königsmord und Blutrache" (2 Thle.

St. Gallen 1844) des Ungeheuerlichen viel bieten. Seine „Lieder" (Trogen 1832) sind frisch und volksthümlich, wie er denn in allen seinen Dichtungen vorzüglich das Volk im Auge hatte.

Von dichterischen Bearbeitungen aus der Niederländischen Geschichte ist uns nur Ein Gedicht „Die Geusen. Epische Dichtung" von J. L. K. F. Seyffarth bekannt geworden, welche Emil Palleske nach des Dichters, eines Holländers, Tod herausgab (Elberf. 1860). Es weht darin ein gesunder, edler Sinn und der talentvolle Dichter hat es verstanden, den lebensvollen Stoff poetisch durchzudringen.

Die Englische Geschichte wurde von Adelheid von Stolterfoth, die wir im Nachfolgenden ausführlicher besprechen werden, und dann auch von Herm. v. Bequignolles poetisch bearbeitet, dessen „Blondel. Ein Lied vom Kreuze" (Lpz. 1851) in den mystischen Schwärmereien der Romantiker verfangen und zu subjectiv lyrisch gehalten ist, weshalb, einige gute Balladen abgerechnet, die lyrischen Einschiebungen am Besten sind, obgleich auch in diesen die schwärmerisch sentimentale Haltung unangenehm berührt. Wilhelm Osterwald, den wir schon bei der lyrischen Poesie erwähnt haben, schrieb „König Aelfred. Epische Dichtung" (Berl. 1855) in der unpassenden Titurelstrophe. Die gründlichen historischen Studien, die dem Gedicht zum Grunde liegen, haben den Dichter zu sehr überwältigt, als daß er zu einer poetischen Erfassung des Stoffs hätte gelangen können.

Von den Dichtern, welche ihren Stoff der Französischen Geschichte entnommen haben, ist O. L. B. Wolff schon erwähnt worden. Wie der schon genannte Konrad Meier hat auch der bei der Lyrik besprochene Joseph Fasching „Die Jungfrau von Orleans. Ein Gedicht in 7 Gesängen" (Ulm 1856) episch behandelt, dabei aber eine so ungeeignete Form gebraucht (achtzeilige Strophen mit dreifüßigen Versen), daß auch die besten Stellen unerquicklich werden. Auf Adolf Schults, der dem unglücklichen König Ludwig XVI. eine schöne Dichtung gewidmet hat, sowie auf den Freiherrn Gaudy und dessen „Kaiserlieder" werden wir später zurückkommen. Außer diesem hat auch Constantin Wurzbach Edler von Tannenberg den großen Helden des 19. Jahrhunderts besungen. Am 11. April 1818 zu Laibach geboren, studierte Wurzbach in Graz die Rechte, trat 1836 in die Armee, wo er von unten auf diente. In Krakau garnisonierend, lernte er Polnisch und gewann für die polnische Literatur eine so große Vorliebe, daß er sich auch später noch erfolgreich mit ihr beschäftigte. Als er Offizier geworden war, entschloß er sich zu den Studien zurückzukehren; er besuchte die Vorlesungen in Lemberg, wohin er versetzt worden war, erwarb sich 1843 die Doctorwürde, und trat 1844 in Civildienste über. Zuerst an der Universitätsbibliothek in Wien, dann an der Hofbibliothek angestellt, wurde er 1849 zum Archivar im Ministerium des Innern ernannt, als welcher er die Bibliothek des Ministeriums gründete, an deren Spitze er bis 1874 stand, wo er in den Ruhestand trat. Er lebt seitdem in Berchtesgaden. Der Kaiser v. Oesterreich erhob ihn in den Ritterstand. Unter dem Namen W. Constant gab er eine Sammlung „Mosaik" (Krakau 1841) heraus, welche außer Uebersetzungen aus verschiedenen Slavischen Sprachen mehrere gute Balladen enthält. Vorher schon hatte er die schöne Dichtung „Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzenkranz" (Krakau 1838; 2. Aufl. Hamb. 1857) veröffentlicht, die eine treffliche Charakteristik des Volkes und seiner geschichtlichen Entwickelung bietet und in der rührenden Klage über verschwundene Größe ergreifend ist. „Der Page des Kaisers. Ein Gedicht von der Treue" (Düsseld. 1854), welches von einer formell schönen und inhaltreichen Canzone „Napoleon" eingeleitet wird, ist zwar in der Ausführung weniger gelungen, und es tritt die schöne, ihm zu Grunde liegende Idee von der Allgewalt des Geistes nicht klar genug hervor; allein man wird selbst bei dem Bewußtsein dieses Mangels von der Begeisterung des Dichters unwillkürlich fortgerissen. Glücklicher ist Wurzbach in den kleineren poetischen Erzählungen und Balladen, deren er in den „Gemmen" (Hamb. 1854) und in den „Cameen" (Düsseld. 1856) eine Anzahl bietet und unter welchen sich ganz besonders das sinnige und gemüthvolle Fastnachtsmärchen, „Die Brautschau des Gyges" und „Der Schwank von Oliver" durch zarte Behandlung, durch glückliche Darstellung und liebenswürdigen Humor auszeichnen. Wurzbach hat sich außerdem durch das treffliche „Schillerbuch" (Wien 1859) und das seiner Vollendung entgegensehende „Biographische Lexikon des Oesterreichischen Kaiserstaats" verdient gemacht.

Aus der Italienischen Geschichte hat die Gräfin Hahn-Hahn, wie schon berichtet, den Dogen Marino Falieri, Karl Förster den großen Raphael besungen; dieser unsterbliche Meister bildet auch den Mittelpunkt des Epos „Die Sixtinische Madonna. Ein erzählendes Gedicht in 10 Gesängen" (Braunschw. 1836) von Wolfgang Robert Griepenkerl, das sich durch Adel und Tiefe der Empfindung, so wie durch kunstgerechte Entwickelung des glücklich erdachten Stoffes und durch die schöne, in wohlgebauten Hexametern sich bewegende Darstellung auszeichnet.

Die Spanische Geschichte behandelte Ida von Düringsfeld im „Stern von Andalusien" und Sal. Tobler im „Columbus", welche zwei Dichtungen wir schon besprochen haben; der „Columbus" von L. A. Frankl wird später erwähnt werden, so wie die Dichtungen von K. Beck, welche Ungarische und Polnische Verhältnisse darstellen.

Siegfried Kapper hat schon dadurch ein tüchtiges Talent beurkundet, daß er in „Lazar der Serbenczar" (Wien 1851), dessen 2. Aufl. unter dem Titel „Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen" (Lpz. 1853) die zerstreuten Lieder zu einem künstlerisch geordneten Ganzen zusammengestellt und sie in vortrefflicher Uebersetzung wiedergegeben hat, noch mehr aber dadurch, daß er die Lücken, welche sich zwischen einzelnen serbischen Liedern ergeben, mit großem Tact und Geschick ausgefüllt hat, so daß sich seine Ergänzungen von den ursprünglichen Gesängen nicht leicht unterscheiden lassen. Musterhaft in Anordnung

und Uebersetzung sind auch die von demselben herausgegebenen „Gesänge der Serben" (2 Thle. Lpz. 1852).

Wie die Geschichte, so fand auch die Sage, insbesondere die deutsche und das Volksmärchen, vielfache Behandlung. Die altdeutsche Sage behandelte der schon erwähnte Hugo Hagendorf in der „Mähre vom hörnen Siegfried". Wilhelm Stricker, geb. 1833 im Achenthal, jetzt Actuar zu Knittelfeld in der Steiermark, veröffentlichte in der Grazer Wochenschrift „Der Aufmerksame" (1857) ein kleines Epos „König Laurin", wahrscheinlich mit Benutzung mündlicher Ueberlieferungen, während der „König Laurin und sein Rosengarten. In neue Reime gebracht" von Gottlieb Putz (Insbr. 1868) den im alten Gedicht überlieferten Gang der Sage befolgt. „Wieland der Schmied" von Simrock ist schon früher erwähnt worden. Der Sagenkreis von Karl dem Großen ist, wie schon berichtet, von Pfarrius und von Simrock, dann von L. Ettmüller behandelt worden, dem wir eine ausführlichere Besprechung zu widmen haben. Ohne Kunst und Composition, aber von reichem Inhalt ist „Das Zauberschwert. Epos in 13 Gesängen" (Braunschw. 1836) von Karl Sternberg, in welchem, an Karl den Großen anlehnend, eine Reihe von Harzsagen mitgetheilt werden. Philipp Koch, geb. am 5. Jan. 1804 zu Ulm, später Lehrer in Lindau, gest. im J. 1866, gab, ohne sich zu nennen, „Die Haymonskinder. Ein Gedicht in 20 Gesängen" (Nördl. 1840) heraus; er folgte dem altfranzösischen Roman, der sich bei uns als Volksbuch eingebürgert hat, vermochte jedoch nicht, die dichterische Größe der schönen Sage festzuhalten. Max Maria von Weber, der Sohn des berühmten Componisten, hat in „Rolands Graalfahrt" (Lpz. 1852) eine nicht unbedeutende Erfindungsgabe und ein schönes Darstellungstalent, an passenden Stellen auch schönen Humor entwickelt. „Roland und Hildegunde" (Berl. 1857) von Albert Gebhard ist zum großen Nachtheile des schönen Stoffs in eine Reihe von Romanzen aufgelöst; eben so hat „Eginhart und Emma. Ein episch-lyrisches Gedicht" (Frankf. 1860) von Eduard Ziehen durch den willkürlichen Wechsel der Form wesentlich verloren, was um so mehr zu bedauern ist, als der schöne Stoff sonst beinahe durchgehends mit Glück behandelt ist. Das Einzige ist zu tadeln, daß Eginharts Nebenbuhler, während er ihm nach dem Leben trachtet, auf eine so ganz zufällige und unmotivierte Art seinen Tod findet. Otto Friedrich Gruppe, der die Karlssage und zugleich die Longobardische Geschichte mehrfach bearbeitete, bleibt späterer Besprechung vorbehalten. In „Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht" (Trier 1855) hat Nicolaus Hocker die schöne alte Sage ohne besonderes Glück neu behandelt; übrigens verdient das Streben nach naiver Auffassung und alterthümlicher Haltung Lob, wenn auch der Erfolg der Absicht nicht entsprach. Thüringer Sagen haben Ißleib, den wir schon besprochen haben, und Katharina Diez, die wir weiter unten ausführlicher erwähnen, poetisch behandelt; den „Wartburgkrieg" der Gräfin Hahn-Hahn haben wir ebenfalls schon erwähnt. An diesen Sängerkrieg erinnert „Klinschor. Ein Gedicht" (Nürnb. 1864) von E. Solger, aber nur in sofern, als wir in dem Helden den zauberkundigen Gegner Wolframs von Eschenbach erkennen, denn des Sängerstreites wird nicht gedacht, wie denn das Ganze ein abenteuerliches Gemische von Zeiten, Personen und Gedankenverbindungen ist, aus dem man sich schwer herausfinden kann. Und zudem ist die Darstellung oft trostlos prosaisch. Ungleich tüchtigere Begabung tritt uns aus dem Epos „Der Tannhäuser" (Weimar 1854) von Adolf Franckel aus Wien entgegen; aber das Gedicht kann, so viel schöne Stellen es enthält, doch nicht befriedigen, theils weil die dargestellten Begebenheiten so wirr durcheinander laufen als des Helden Leben, theils weil die epische Erzählung beinahe ganz in Schilderungen und Beschreibungen aufgeht. So schön diese sind, so glücklich die Abschnitte sind, in denen der Dichter einzelne Begebenheiten in balladenartiger Form vorträgt, so kann wegen der mangelnden Einheit das Ganze doch keinen wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Ein großer Mangel des Gedichts ist, daß die Gestalt des getreuen Eckart nicht lebendig genug hervortritt. Die poetische Bearbeitung dieser schönen Sage durch C. Siebel, und Apels „Melusine" sind schon besprochen worden. „Lothar und Maller. Ein episches Gedicht" (Münch. 1863) von Friedrich Beck in der glücklich behandelten Nibelungenstrophe bietet eine gute Erzählung des bekannten Stoffs. „Die schöne Magelone. Volksmärchen in 12 Gesängen" (Lahr 1856) von Ellen ist im Geiste der schönen Dichtung aufgefaßt. Einfach und schlicht, jedoch nicht ohne Gewandtheit hat Adolf Steppes die liebliche Sage von der „Griseldis" behandelt (Darmst. 1839). Von Livius Fürst, geb. in Leipzig 27. Mai 1840, wo er jetzt als Arzt lebt, besitzen wir das „Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach Moritz Schwinds gleichnamigem Bilde" (Lpz. 1863), in welcher der Stoff verständig geordnet und in einfacher, aber fließender Sprache behandelt ist. Ihr folgte das „Dornröschen. Eine Märchendichtung" (Lpz. 1865), welche durch das unpassende monotone Versmaß (es ist in reimlosen vierfüßigen Trochäen geschrieben) von seiner Wirkung viel verliert; auch ist die Anordnung des Stoffs allzu chronikartig, die Darstellung hie und da matt, im Ganzen aber poetisch belebt. Das „Märchen von den sieben Raben" wurde auch von Luise von Plönnies und das vom Dornröschen von Jul. Rodenberg bearbeitet. In eigenthümlicher Weise hat Max Jähns im „Reinhart" (Berl. 1859) die Märchen vom Dornröschen, Schneewittchen u. a. zu einem Ganzen verschmolzen, wodurch die selbstständige Bedeutsamkeit der einzelnen bis auf einen gewissen Grad verschwindet. Dabei hat der Dichter jedoch ein nicht geringes Talent künstlerischer Composition und in der Ausführung eine reiche Phantasie entwickelt, der die blühende, echt poetische Darstellung entspricht. Das „Schneewittchen vom Graal. Epos in 12 Gesängen" (Münster 1856) von Joseph Pape ist in seiner Tendenz schwärmerisch und unklar; der Dichter theilt den alten Irrthum aller Romantiker, daß

Deutschland nur auf Grundlage der Bildung, der Staats- und Religionsverhältnisse des Mittelalters groß und frei werden könne. Die nämliche Nebelhaftigkeit herrscht in „Josephine. Romanzen" (Münster 1854) von demselben Dichter. Das „Schneidermärchen" von Osterwald haben wir bereits erwähnt, eben so die epische Behandlung der Faustsage von Nürnberger. Die Sage vom ewigen Juden ist vielfältig behandelt worden; außer der Bearbeitung derselben durch Eduard Duller und den großartigeren von Julius Mosen und Robert Hamerling, die wir später besprechen werden, haben wir noch den „Neuen Ahasver" (Jena 1841) von Ludwig Köhler zu erwähnen, dessen an sich gute Idee ungenügend ausgeführt ist. Ahasver kann nicht sterben, ehe Wahrheit und Freiheit auf Erden herrscht, seine durch die gewaltsamen Umstürzungen und Völkerbewegungen immer wieder genährte Hoffnung wird immer wieder vernichtet und auf Börnes Grab überläßt er sich der Verzweiflung. In neuester Zeit hat S. Heller „Ahasverus. Ein Heldengedicht" (Lpz. 1866) in Terzinen veröffentlicht, in welchem er mit tiefem Blick und in schöner Form eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit vorführt, wobei aber das epische Element allzusehr vor der Reflexion zurücktritt, die allerdings immer bedeutend, oft großartig ist, aber die dichterische Gestaltung hindert, zu welcher er kein ausgesprochenes Talent hat, wie viele Stellen des Gedichtes beweisen. Auch die Sagen und Märchen der verschiedenen deutschen Volksstämme fanden mehr oder weniger glückliche Bearbeitung. „König Rübezahl und seine Gnomen. Gedicht in 20 Gesängen" (2 Thle. Frankf. 1842) von Heinrich Schwarzschild erzählt des Berggeistes Bewerbung um die schöne Emma, die seine Geistermacht durch weibliche List besiegt, während G. Deutschmann in „Rübezahls Schwänken" (Prag 1861) eine größere Reihe von Sagen in einfacher Darstellung berichtet. Die schöne Leandersage vom Traunsee behandelte Otto Prechtler in dem romantischen Epos „Das Kloster am See" (Ebend. 1847), dessen wohllautende Stanzen sich dem lieblichen Inhalt glücklich anschmiegen. Daß Christian Schneller eine tiroler, Wolfgang von Goethe eine thüringer Sage poetisch bearbeitet haben, ist schon berichtet worden. Friedrich Ernst hat „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals" (Stuttg. 1840) in einem Romanzenkranz, Wilhelm Hertz, der ausführlicher zu besprechen ist, Heinrich von Schwaben besungen. Amélie Speyer, verehelichte Linz, geb. 22. Mai 1824 zu Bamberg, erhielt im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, verlebte als junges Mädchen einige Zeit in München in einem Kreise bedeutender Menschen, die auf ihre Geschmacksbildung vortheilhaften Einfluß ausübten. Mit 19 Jahren einem preußischen Offizier verlobt, vertauschte sie die Heimat mit der Rheinprovinz. Häufiger Wechsel des Aufenthalts trug wesentlich dazu bei, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Jetzt lebt sie in München. Sie trat zuerst mit den „Märchen von einer Mutter erdacht" die sie Anfangs ohne Namen (Stuttg. 1858), in zweiter und dritter Ausgabe (Ebd. 1860 und 1862) unter dem Namen Amélie Godin herausgab, in die Oeffentlichkeit. Nachdem sie eine ähnliche Sammlung „Märchen aus Feld und Wiese" (Ebd. 1860) herausgegeben, die nicht weniger gelungen sind als jene ersten, ob sie gleich weniger Anklang fanden, wagte sie einen größeren Versuch in dem Roman „Eine Katastrophe und ihre Folgen" (Bresl. 1862), in welchem sie eine feine Beobachtungsgabe entwickelt. Die Erfindung ist einfach, aber bedeutend, die Ausführung gewährt steigendes Interesse, obgleich die Verfasserin nicht, wie es jetzt beinahe allgemein Mode ist, darauf ausgeht, aufregende Spannung hervorzubringen, hinter welcher sich nur zu oft Mangel an Erfindungsgabe und an tieferem Erfassen der Verhältnisse verbirgt. Die Sprache ist fließend und würdig, nur wäre die Einflechtung der Münchner Mundart an einer Stelle wegzuwünschen, die nicht nothwendig ist und das Ganze verunstaltet. Ihre letzte uns bekannt gewordene Dichtung „Der Magdborn. Eine Sage aus dem Rheinlande" (Wittenb. 1864) bewegt sich in wohllautenden Reimen und gut gebildeten Versen; der Stoff ist dichterisch erfaßt und mit großer Zartheit dargestellt. Die Anordnung ist geschickt, die Begebenheiten entwickeln sich ungesucht und die Charaktere sind mit großer Sicherheit gezeichnet. G. Dürrbachs, eines Elsässers, „Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet" (Zür. 1836) ist in schönen, wohlklingenden Octaven und in reiner Sprache geschrieben, aber es fehlt dem Gedicht an künstlerischer Behandlung, besonders stören die ohne jegliches innere Motiv eingeschobenen Episoden. Das von Ida von Düringsfeld bearbeitete „Alpenmärchen" ist früher erwähnt, über Hauenschilds Graubündner Sage ist später zu berichten.

Mehrere Dichter haben die altnordische Mythe zum Gegenstande poetischer Bearbeitung genommen; so löblich es aber auch ist, nationale Stoffe zu wählen, so bedenklich erscheint es, sich dem skandinavischen Alterthum zuzuwenden. Die Mythologie steht unserem Bildungszustand zu fern; die wenigsten Leser haben eine auch nur oberflächliche Kenntniß derselben, noch weniger aber Sinn dafür. Abgesehen davon wird es immer bedenklich sein, sie zum Stoffe größerer Dichtungen zu nehmen; denn wenn ihr auch manche schöne und besonders großartige Idee zum Grunde liegt, so fehlt ihr doch die harmonische Abrundung, welche die griechische Mythologie charakterisiert, sie hat vielmehr ein barbarisches Gepräge, das sich kaum überwinden läßt, wovon „Balders Tod. Episches Gedicht in 3 Gesängen" (Karlsr. 1837) von A. Schütt einen vollgültigen Beweis giebt. Noch deutlicher ergiebt sich dieses aus den Versuchen zweier begabterer Dichter, aus Geibels „König Sigurds Brautfahrt" (Berlin 1846) und aus Rodenbergs „König Haralds Todtenfeier" (Marb. 1853), in denen die moderne Anschauungsweise und Weltbetrachtung mit dem alterthümlichen Stoff nicht harmoniert. C. A. Bruhin hat in seinem Gedicht „Der Skalde. Nordlands Sagen" (Glarus 1854) ein eingehendes Studium an einen nicht immer dankbaren Stoff verwendet, doch ist dasselbe immerhin besser als sein Roman „Arnold" (Bern 1858), der in Form und Gehalt bedeutungslos ist. Ob Hegeners „Gunhilde" (Berl. 1857) eine

altnordische Märe behandelt, wissen wir nicht, da sie uns nicht bekannt geworden ist. Adolf Sterns „Sangkönig Hiarne" ist schon erwähnt worden; den nämlichen Stoff hat Curt Oswalt im „Harald Sängerkönig, d. i. das Lied von der Liebe Macht" (Lpz. 1857) warm und ergreifend dargestellt. Von W. F. Vollmer, gest. in Berlin 1864, der unter dem Namen W. F. A. Zimmermann mehrere naturwissenschaftliche Schriften herausgab, erschienen unter dem Namen C. Morvell „Romantische Erzählungen in poetischem Gewande" (4 Thle. Lpz. 1834), welche meist in Jamben geschrieben sind und in gewandter Sprache Sagen und geschichtliche Thatsachen aus den verschiedensten Zeiten und Völkern darstellen. Von großem Umfang ist A. Johns „Kolostogade, ein Heldengedicht aus den Sagen der persischen Vorzeit" (2 Bde. Prag 1832); ist aber die Ausdauer des Verfassers dieser 26 Gesänge zu bewundern, so würde die des Lesers, der sich durcharbeitete, noch mehr zu bewundern sein.

Eine große Anzahl von epischen Dichtungen behandeln Stoffe, die von den Dichtern mehr oder weniger selbstständig erfunden worden sind; die hierher gehörigen Dichtungen von Apel, Brachvogel, Elisabeth Glück, Emma von Hallberg, Höppl, Auguste Kurs, Levitschnigg, Anna Löhn, Oelbermann, Puchta, Sallet, der Gräfin Franziska von Schwerin und Strodtmann, sowie die „Waldeinsamkeit" eines Ungenannten haben wir schon erwähnt; eine ausführlichere Besprechung der epischen Gedichte von Aug. Becker, Gottschall, Mosen, Wolfgang Müller, Neumann, Redwitz und Scheffel wird weiter unten nachfolgen; für jetzt sind folgende zu erwähnen; „Der Wunderstein. Romantisches Gedicht in 5 Gesängen" (Quedlinb. 1837) von Cl. Frantz ist ein verwirrtes Gewebe von Kämpfen mit Drachen, Riesen, Geistern, das trotz der Anhäufung übermenschlicher Wesen, von Nonnen, Feen, Elfen u. dgl. m. doch kein Interesse zu erwecken vermag. In die orientalische Welt mit historischem Hintergrunde führt „Zuleima und Saladin. Ein episches Gedicht in 3 Gesängen" (Zeitz 1838) von Fr. Aug. Steger. Auch „Antonello. Gedicht in 4 Gesängen" (Kiel 1841) von Gustav Gardthausen hat einen historischen Hintergrund, doch sind die handelnden Personen meist Geschöpfe der eigenen Erfindung des Dichters, der hierin und in seinen Schilderungen eine lebendige Phantasie an den Tag legt. Die Anordnung des Stoffes, so wie die gewandte Sprache verdienen alles Lob. Von demselben besitzen wir ein anderes Gedicht „Die Ostsee" (Hamb. 1847), in welchem die deutsche Kleinstädterei mit Humor und treffendem Witze geschildert wird. Victor von Strauß besingt im „Richard" (Bielefeld 1841) die Bekehrung eines für Freiheit glühenden Jünglings, der dadurch die Geliebte erwirbt, daß er für seinen Fürsten in den Kampf zieht. Das Gedicht ist in sehr gut gebildeten Hexametern geschrieben. Ein anderes Epos des nämlichen Dichters „Robert der Teufel, eine christliche Heldensage in 12 Gesängen" (Heidelb. 1854) hätten wir schon früher erwähnen sollen. Es erzählt die alte bekannte normannische Sage, an die es mit andern Sagen, nicht in Verbindung gebracht, sondern nur ausgeputzt ist, indem der Dichter, statt selbst neue Motive für die Entwickelung zu erfinden, solche nur aus andern Ueberlieferungen oder Dichtwerken entlehnt. Eine gewisse Erfindungsgabe ist jedoch nicht abzustreiten; sie zeigt sich in der Masse von Ungeheuerlichkeiten und Gräßlichkeiten, die dem Helden zugeschrieben werden, welche natürlich zu dem Behufe angehäuft worden sind, um die spätere Bekehrung des Scheusals recht lebendig hervortreten zu lassen. „Des Sängers Grab. Ein modernes Epos" (Lpz. 1844) von R. Eichner fand bei der Censur keine oder nur zweideutige Gnade, da sie manche Stellen zu drucken verbot, was die Tendenz des Gedichts sicher genug bezeichnet. Hätte sie die übermäßige Reflexion, die übrigens von Geist zeugt, gestrichen, so würde es dem Gedicht zum Vortheil gereicht haben, da die Handlung kräftiger hervorgetreten wäre. Eben so wenig Handlung bietet der „Hesperus. Gedicht in 3 Gesängen" (Wien 1844) von Theodor Stamm, dessen „Gedichte" (Lpz. 1845) manches Gute enthalten. Julian Heins hat in „Alvila. Eine Dichtung in 6 Gesängen" (Lpz. 1846) die Märchenwelt glücklich mit den Ideen der Gegenwart in Verbindung gebracht. „Wladislaw und Dissepli. Eine tscherkessische Erzählung" (Lpz. 1846) von J. H. Sievers interessiert schon durch den Stoff, dessen Darstellung von dem Talent des Dichters Zeugniß giebt. Weit bedeutender ist jedoch „Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien in 4 Gesängen" (Dresden 1848; 2. Ausg. 1860) von Richard von Meerheimb, dessen episches Talent sogar die unangemessene, und wie schon erwähnt, dem rhythmischen Gang der deutschen Sprache widerstrebende Form der vierfüßigen reimlosen Trochäen zu besiegen vermochte. Wir heben nicht hervor, daß der Dichter schon durch die aus dem Ganzen hervorleuchtende Gesinnung, durch die reine Theilnahme an dem Schicksal der gemordeten Völker ein günstiges Vorurtheil erweckt. Es war ein glücklicher Gedanke des Dichters, neben den Tscherkessen auch Polen einzuführen, es hat dadurch die Dichtung an Mannigfaltigkeit und Leben gewonnen. Daß der Dichter dem Lande und dem Volke der Tscherkessen ein gründliches Studium gewidmet, geht aus jeder Zeile des Gedichts hervor; er hat sich so ganz in die Sitten und Lebensverhältnisse des heldenmüthigen Volks hineingelebt, daß wir uns mitten unter demselben zu befinden glauben. Diese Wahrheit und Anschaulichkeit verleitete sogar einen nicht unberühmten Orientalisten, den Professor Kolenati in Brünn, in seiner „Bereisung Circassiens" einige Stellen des Gedichts als Proben tscherkessischer Volksgesänge abzudrucken, welche ihm sein Dollmetscher, ein geborner Abadze, mitgetheilt habe. Ja es hat der gelehrte Professor auch Schilderungen von Gefechten und Nationalgebräuchen aus dem Gedicht in Prosa übersetzt. Die Erfindung der dargestellten Handlung ist eben so glücklich als ihre Anordnung; die Sprache, der man nur hie und da zu viel Breite vorwerfen könnte, eine Folge des Versmaßes, ist schön, rein und fließend, die Darstellung ist würdig und durch glücklich gewählte und mit poetischem Sinn ausgeführte Gleichnisse belebt. So schön

und anschaulich der Gebirgs- und Guerillaskrieg in dem erwähnten Gedicht dargestellt ist, so trefflich ist der großartige Schlachtenkampf in einem andern „Die Sachsen an der Moskwa" (Dresd. 1853; 2. Aufl. 1860) dem Dichter gelungen, namentlich sind die Reitertreffen mit eben so viel Verständniß als dichterischem Schwung geschildert; auch die Charaktere sind, oft in wenigen Zügen, meisterhaft gezeichnet. Der Zorn über Deutschlands Unmacht Dänemark gegenüber begeisterte den Dichter zu der kleinen Dichtung „Trutz Dänemark und Kopenhagen" (Dresden 1863), worin er den Feldzug Karls X. Gustav, Königs von Schweden, erzählt, der im 17. Jahrhundert über den zugefrornen Belt nach Kopenhagen zog. In diesem wie im vorhergehenden erkennt man das Studium der altdeutschen Heldenlieder, sowie der Uhlandschen Rhapsodien, denen sie mit Glück nacheifern. Ein wahres Verdienst erwarb sich Meerheimb durch die Umdichtung des Magyarischen Nationalgedichts „Paul Kinischi, der ungarische Volksheld" (Pest 1865), dessen Inhalt steigendes Interesse erweckt, das durch die kernhafte, demselben entsprechende Darstellung gehoben wird. In „Soldaten-Welt" (Dresd. 1857) hat der Dichter eine große Zahl von Balladen und Erzählungen vereinigt, welche bald in tiefernstem, bald in heiterem, hie und da humoristischem Tone interessante Begebenheiten und Charaktere aus dem Kriegsleben, und zwar mit Vorliebe aus dem deutschen und insbesondere dem sächsischen darstellen; auch vermeidet er, was dankbar anerkannt werden muß, Begebenheiten zu wählen, in denen Deutsche gegen Deutsche kämpfen. Daß er Italiens und Ungarns Kämpfe gegen Oesterreich in anderm Sinne auffaßt, als die der Polen und Tscherkessen gegen Rußland ist eben so wenig zu billigen als die Einmischung französischer Phrasen, welche zur poetischen Wirkung keineswegs beitragen, sondern dieselbe vielmehr beeinträchtigen. „Das Buch für Edelfrauen und edle Frauen" (Dresd. 1862) führt uns eine Galerie durch Talent, Muth und echt weibliche Gesinnung ausgezeichneter Frauen vor, welche mit Liebe gezeichnet sind; wir müssen bedauern, daß sich in diese schönen Poesien einige Mißtöne in Folge der politischen Vorurtheile des Dichters eingedrängt haben, der, von seiner vorgefaßten Meinung geblendet, gar nicht bemerkt hat, daß in „Adelgunde, Herzogin von Modena" die Fürstin vor der Trefflichkeit des Volks verschwindet, das sich in seinem berechtigten Zorn und Haß selbst bezwingt, bei welchem Ein Wort genügt, um „den Funken menschlich edlerer Gefühle zu entzünden". Der uns schon bekannte Friedrich Maximilian Hessemer hat in „Jussuf und Nafissa" (Frankf. 1847) ein bekanntes orientalisches Märchen in erfreulich selbstständiger Weise bearbeitet; mit seltenem Geschick ist der orientalische Sinn und Geist reproduziert; Anschauungsweise, Reflexion, die bilderreiche Darstellung und selbst der eigenthümliche Schwulst erinnert an das Morgenland. Sein Gestaltungstalent hat sich auch in seiner letzten Dichtung „Ring und Pfeil. Ein Gedicht in 10 Gesängen" (Frankf. 1859) nicht verläugnet. Adolf Doerr, den wir schon bei der lyrischen Poesie haben kennen lernen, hat in „Ismelda Lambertazzi" (Darmst. 1850) den historischen Verhältnissen viel zu wenig Rechnung getragen. Nicht ohne Gewandtheit der Darstellung erzählt Joseph Friedrich Arnoldi in „Benno" (Berl. 1853) die in vielerlei Ueberlieferungen mitgetheilte Geschichte eines in der Wiege vom Tode geretteten Mädchens, das später als von hohem Geschlecht abstammend erkannt und ihrem Retter, einem armen Fischerknaben, als Belohnung vermählt wird, als dieser durch seine Tapferkeit den mächtigen Landesfeind besiegt. C. A. Weber entwickelt in der „Jungfrau von Damaskus. Romantisches Gedicht in 4 Gesängen" (Magdeb. 1852) eine nicht geringe Erfindungsgabe, die er jedoch mehr den Episoden als der Haupthandlung zuwendet. Im „Athelstan" (Kassel 1853) von K. Arend ist die Versification und die Darstellung recht hübsch, der Inhalt nicht ohne Interesse. Von Felix Dahn, den wir schon als talent- und geistvollen Lyriker haben kennen lernen, besitzen wir ein kleines Epos „Harald und Theano" (Berl. 1855), in welchem der Dichter seine gründlichen und tiefeingehenden historischen Kenntnisse mit großem Glück poetisch verwerthet hat. Er hat die Handlung nach Cypern verlegt, zu der Zeit des absterbenden römischen Kaiserthums, als die Sachsen ihre Eroberungsfahrten bis ins mittelländische Meer ausdehnten, und so gewinnt er die Möglichkeit, die interessantesten Gegensätze vorzuführen; auf der Einen Seite die üppige Sittenlosigkeit der Römer, unter denen nur noch einzelne Charaktere an die vormalige Großartigkeit erinnern, auf der andern die rohe Kraft der nordischen Barbaren mit ihrem Glauben an Treue und Manneswort, den die feigen Römer benutzen, um sie zu verderben; hier der alte Götterdienst, den selbst seine Anhänger verhöhnen, dort das neuentstehende Christenthum, das seine Bekenner, wenn nicht zu kräftiger That, doch zur heldenmüthigen Duldung der größten Martern begeistert. Die handelnden Personen und Völkermassen sind sämmtlich in scharfen Zügen charakterisiert, die Localitäten und Begebenheiten mit der größten Anschaulichkeit gezeichnet. August Hermann Francke, als dramatischer Schriftsteller unter dem Namen Heinrich Lindau bekannt, geb. 18. Apr. 1830 zu Halle, wurde bei dem frühen Tod seines Vaters genöthigt, sich gegen seinen innern Beruf einer praktischen Thätigkeit zuzuwenden. Nachdem er sich zuerst im Bergwesen, dann im Baufach versucht hatte, widmete er sich schließlich dem Postfach und lebt jetzt als Postbeamter in seiner Vaterstadt. Sein erster dichterischer Versuch war das in Prosa abgefaßte „Märchen der Thränen" (Halle 1848), das er unter dem Namen Mittau herausgab. Ihm folgte „Ein Frühlingstraum. Gedicht in 7 Gesängen" (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1853); dieser zeugt zwar nicht von Erfindungsgabe, da die märchenhaften Verhältnisse zum Theil entlehnt sind, auch beweist er keine große Gestaltungskraft, da die beiden Hauptpersonen, Arthur und Margarethe, weder in ihrer äußerlichen Erscheinung, noch in ihrem innern Wesen charakteristisch hervortreten; doch ist im Ganzen ein schönes Talent sichtbar, das nur größerer Klarheit bedarf, um Gelungeneres zu leisten. Ob im „Kyffhäuser" (Ebd. 1859),

einem zweiten epischen Gedicht desselben, Fortschritt wahrzunehmen ist, können wir leider nicht beurtheilen, da wir dasselbe nicht kennen. „Abdul" (Berl. 1852) von Heinrich Landesmann, der Anderes unter dem Namen Hieronymus Lorm herausgab, schwebt zwischen didaktischer und epischer Poesie, ja die Reflexion ist auch da noch mächtig, wo der Dichter berichtet oder schildert. Das Gedicht ist zwar nach jeder Seite hin bedeutend, aber das Ueberwuchern des didaktischen Elements zerstört die künstlerische Wirkung, was um so mehr zu bedauern ist, als der Dichter ein so entschiedenes Talent hat, daß es ihm auch bei einer mehr künstlerischen Durchführung gewiß gelungen wäre, die dem Gedicht zu Grunde liegende Idee hervortreten zu lassen. „Alma" (Lpz. 1853) von Ludwig Stiebritz, dessen Lebensverhältnisse uns unbekannt geblieben sind, führt uns in die Zeit der Religionsgräuel in Frankreich zur Zeit Karls IX. Hugo, der Sohn des Grafen Tavannes, bekennt sich zur neuen Lehre; sein Vater flucht ihm, er flieht aus dem väterlichen Schloß, geräth unter liguistische Reiter, denen er nur durch seine Geistesgegenwart entgeht. Er gelangt in die Schweiz; in den Bergen des Jura verirrt, trifft ihn Gregor, der greise Diener des greisen Bertram, der selbst wegen seines Glaubens aus Frankreich hatte flüchten müssen, nachdem ihm sein einziger Sohn von Feindeshand getödtet, sein Schloß verbrannt worden war. In der Verborgenheit lebend, hatte ihm seine später verstorbene Gattin eine Tochter geboren, die, nun zur schönen Jungfrau erblüht, in Hugo die innigste Liebe erweckte, wie auch er in ihrem Herzen Liebe erweckt hatte. Nach einiger Zeit, die Hugo in Genf zubrachte, warb er um die Geliebte, für die er in schöner Lage ein Häuschen hatte bauen lassen, dem ähnlich, von welchem sie scheiden sollte. Als Bertram in dasselbe trat, sah er das Bild von Hugo's Vater, es war der, der seinen Sohn ermordet hatte; er reißt seine Tochter mit sich fort. Doch die Liebenden blieben sich treu, wenn sie auch keine Aussicht auf Wiedervereinigung hatten. Als Hugo nach längerer Zeit erfahren, daß Heinrich IV. den Thron bestiegen und Religionsduldung befohlen, zugleich auch, daß sein Vater sterbend den Fluch zurückgenommen habe, wagt er es, den alten Bertram wieder aufzusuchen. Als er hin kommt, steht die Hütte in Flammen, Hugo rettet die Geliebte, und der Vater segnet ihren Bund. Dieß die einfache Geschichte des Gedichts, das nur den Fehler mit so vielen andern theilt, daß es zu reflectirend und lyrisch gehalten ist, so daß die Handlung allzu sehr zurückgedrängt wird, was namentlich im zweiten Buch der Fall ist. Pauline Schanz, geborene Leich, geb. 10. Sept. 1828 zu Leipzig, verlebte eine glückliche Kindheit, in der sie schon dichterische Anlagen zeigte. Da ihr Vater, als sie 12 Jahre alt war, sein bedeutendes Vermögen verlor, wurde sie zur Erzieherin erzogen, als welche sie später zwei Jahre in Chemnitz lebte. Da ihr Vater schon im J. 1848 gestorben war und ihre Mutter bei ihrer Kränklichkeit der Pflege bedurfte, kehrte sie zu ihr nach Dresden zurück, wo die Familie schon früher ihren Aufenthalt genommen hatte. Dort heirathete sie 1853 den Dichter Julius Schanz, von dem sie indessen seit mehreren Jahren geschieden ist. Außer vielen Gedichten und Novellen, die sie in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, gab sie zwei lyrisch-epische Dichtungen heraus, die erste „Liaude. Eine Märchendichtung" (Zwickau 1854) unter dem Namen ihres Mannes, die zweite „Das Rosenmärchen" (Berl. 1855) unter ihrem eigenen, beide lieblich und sinnig, beide gleich schön in Auffassung und Darstellung, zart in Gedanken und Sprache, beide in fließenden Versen. In späterer Zeit hat Pauline Schanz beinahe ausschließlich Kinderschriften verfaßt, die wegen ihrer angemessenen und sittlich-reinen Haltung vielfachen Beifall erworben haben. „Schloß im Wald" (Berl. 1852) von A. Jordan, würde gewiß weniger breit erscheinen, wenn der Dichter statt der reimlosen vierfüßigen Trochäen ein anderes Versmaß gewählt hätte. Wilhelm Schultz verfolgt in seinem Epos „Der Rhein. Gedicht in 13 Gesängen" (Lpz. 1855) diesen durch die Nichtswürdigkeit der Fürsten und die Schwäche des Volkes zum Gränzfluß gewordenen Strom von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung in beinahe immer gehobener Sprache, die Personificationen sind meist glücklich. „Nior Atta. Ein Gedicht" (Berl. 1855) von Eduard Schmidt würde, wenn der Dichter nicht vierfüßige reimlose Trochäen gewählt hätte, gewiß größere Anerkennung gefunden haben, als ihm zu Theil geworden zu sein scheint; denn es gewährt bei der schönen Erfindung und der gelungenen Ausführung, in welcher nur das Gräßliche zu gräßlich dargestellt ist, ein immer steigendes Interesse. Die „Luana" (Berl. 1855) von Gustav zu Putlitz, dem wir beim Drama wieder begegnen werden, beginnt mit einer Einleitung, auf welche eine zweite folgt; diese berichtet von einem Traum, der dem Dichter so behagt hat, daß er in den folgenden Abschnitten noch von drei oder vier Träumen erzählt. Und so geht Alles gar träumerisch zu. Da der Dichter auch seine eigenen träumerischen Gedanken in großer Ausführlichkeit mittheilt, so bleibt für die Handlung nur wenig Raum übrig, der aber vollkommen genügt, weil sie sich auf wenige Zeilen zusammendrängen läßt. Man hat dabei nur zu bedauern, daß die schöne Sprache, der fließende Vers und der wohllautende Reim einem so nichtssagenden Märchen, wie der Dichter seine „Luana" nennt, verwendet worden ist. Nicht gehaltreicher ist „Was sich der Wald erzählt. Ein Mährchenstrauß" (Berl. 1850), worin in der Weise der Romantiker die Blumen und Bäume redend eingeführt werden; aber man vermißt die tiefe Mystik der Tieckschen Dichtungen, die immerhin poetisch wirkt; statt derselben tritt uns gar zu häufig die gewöhnlichste Prosa entgegen. Die pseudonyme Lola Milford versuchte, die Emancipation des Weibes und des Fleisches poetisch zu begründen, allein ihr „Triclinium. In 3 Gesängen" (Weimar 1856) konnte schon deshalb keinen Erfolg haben, weil sie den Stoff nicht bewältigt, was schon der Mangel an verständiger Anordnung beweist. Von dem Prinzen Emil von Wittgenstein, den wir bei Erwähnung der fürstlichen Dichter hätten nennen sollen, besitzen wir zwei epische Gedichte,

die von glücklicher Begabung zeugen. In „Aßlan Aga“ (Frankf. 1856) gewährt der glückliche Stoff — die Scene der Handlung ist Kurdistan — eine große Freiheit der Behandlung, die der Dichter auch mit Talent benutzt. Das zweite Gedicht „Hadshi-Jurt“ (Ebd. 1860) besingt die Heldenkämpfe der Tscherkessen mit liebevollem Eindringen in deren Sitten und Charakter, doch erreicht es Meerheimbs „Gulat“ weder in der Lebendigkeit der Darstellung, noch in der glücklichen Schilderung des Volkslebens. Karl Schütze hat in „Assad der Hirt. Romantisches Gedicht“ (Berl. 1857) seinen Stoff zum Theil aus orientalischen Märchen entlehnt, denselben zwar nicht künstlerisch beherrscht, aber er hat im Einzelnen ein schätzenswerthes Talent beurkundet. Das gesegnete Weinjahr 1857 begeisterte Theodor Meurer zu einem schönen Gedicht „Siebenundfünfziger. Ein Lied vom Rhein“ (Coblenz 1858), das wir unbedingt zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit rechnen dürfen. Wir wollen nicht hervorheben, daß der Dichter Sprache, Vers und Reim in seiner Gewalt hat, daß die Darstellung fließend und gewandt ist, daß seine Schilderungen, unter anderen die der Weinlese, äußerst glücklich sind; dagegen müssen wir auf den heiteren, jugendlich frischen Sinn aufmerksam machen, der das Gedicht belebt, auf die glückliche Verbindung der Märchen- und Traumwelt mit der wirklichen und ganz besonders auf die treffliche Composition, die vom künstlerischen Bestreben des Dichters zeugt, was sich schon in den eingefügten lyrischen Stellen kund giebt, welche nicht subjective Empfindungen des Dichters, sondern organische Theile der dargestellten Handlung sind. Diese ist zwar sehr einfach, aber der Dichter weiß ihr durch die geistvolle Darstellung ein immer steigendes Interesse zu geben; nur die letzten Gesänge scheinen mehr aus politischen als künstlerischen Gründen angeschweißt zu sein. Und doch übertrifft es, was die Composition betrifft, ein anderes Epos, „Die Kimmung. Gedicht in 9 Gesängen“ (Lpz. 1864) von Carl Lüdecke, in welchem die Vertheilung des Stoffs in neun Abschnitte ganz willkürlich ist, da deren in der That nur drei sind, die freilich an Umfang so ungleich wären, daß der Dichter, um das Gleichmaß herzustellen, den Einen zerspalten mußte. Ein weiterer Mangel liegt darin, daß der an Bedeutung und Umfang wesentlichste Theil der Erzählung einer handelnden Person in den Mund gelegt wird, was einen Stillstand in der epischen Entwickelung hervorbringt. Noch bedenklicher ist der Stoff selbst, der sich eher zu einem Cramerschen Romane oder einem französischen Melodrama eignen würde, als zu einem ernsthaften Epos. Trotzdem aber zeigt sich im Gedicht, namentlich in der glücklichen Schilderung der Situationen und der landschaftlichen Bilder ein entschiedenes Talent, was der Dichter mit liebenswürdigem Selbstbewußtsein ausspricht: „Gleich alten Freunden grüßen Des Nordens Stürme mich, des Südens Flammen, Und ihrer Farben reiche Töne fließen Vertraulich in ein buntes Bild zusammen.“

Das von Voß begründete, von Goethe zur Meisterschaft entwickelte idyllische Epos fand im vorliegenden Zeitraum mannigfache und zum Theil glückliche Behandlung. Mehrere haben wir schon erwähnt, namentlich die von Groth, Mähly, Matzerath, Meyer-Merian, Neubürger, Stelzhamer und Waldmüller (Duboc); einer ausführlicheren Besprechung bleiben die von Moritz Hartmann, Moritz Horn, Mörike und Wolfg. Müller vorbehalten. Melchior Meyr, den wir schon als Lyriker haben schätzen lernen und dem wir bei der Prosadichtung wieder begegnen werden, versuchte sich zuerst im idyllischen Epos. „Wilhelm und Rosine, ein ländliches Gedicht“ (München 1835), dessen acht Gesänge in schön gebauten und wohllautenden Hexametern Land und Leute des Rieses schildern, mag zwar bei dem einfachen Stoff zu breit ausgedehnt erscheinen, aber der Dichter weiß auch die gewöhnlichste Erscheinung mit so liebenswürdiger Gemüthlichkeit auszumalen, daß man stets gern bei derselben verweilt. Auch W. Elias hat in der Idylle „Die Liebenden. Ein Gedicht in 9 Gesängen“ (Leipzig 1835) den einfachen Stoff gut durchgeführt. „Der Dammbruch, oder das Pfarrhaus zu Weidau. Ein Natur- und Familiengemälde in 4 Gesängen“ (Elbing 1839) von Hermann Krüger giebt gute, auf Beobachtung gegründete und poetisch gehobene Schilderungen des im Norden Deutschlands für Uferbewohner so bedeutungsvollen Naturereignisses. Die Wahrheit des Ausspruches, daß der Reiz einer Dichtung nicht in dem Stoff als solchem, sondern in dessen Behandlung liege, wird durch die „Pepita. Italienische Idylle“ (Leipzig 1844) von Eduard Boas bestätigt, deren an sich unbedeutender Gegenstand durch die poetische Aus- und Durchführung lebendiges Interesse erregt, das der Dichter nicht nöthig gehabt hätte durch zu scharfes Betonen des sinnlichen Elements noch zu erhöhen. August Corrodi hat mit Glück dem Vorgang seines genialen Landsmannes Martin Usteri nachgeeifert. Schon in seinem ersten größeren Versuch „De Herr Professer. Idyll usem Züripiet“ (Winterthur 1858) beweist er, daß er den Dialekt seiner Heimat mit Gewandtheit und Geschick zu dichterischen Darstellungen zu gebrauchen versteht. Nicht weniger glücklich ist „De Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet“ (Ebd.), in welchem, wie schon im ersten, die gelungenen Naturschilderungen mit ihrer plastischen Anschaulichkeit den Maler verrathen. Wenn manchen Dialektsdichtern mit Recht der Vorwurf gemacht wird, daß sie zwar die Sprache des Volks gebraucht, aber nicht dessen Gedanken- und Empfindungswelt, sondern vielmehr die der gebildeteren Klassen dargestellt hätten, der Gebrauch der Mundart daher ungeeignet sei und mit dem Inhalt in Widerspruch stehe; so kann dieser Vorwurf die Dichtungen Corrodis nicht treffen. Allerdings kommt ihm dabei ein Umstand zu Statten, der ihn nicht wenig begünstigt, der nämlich, daß in der Schweiz auch in den gebildeteren Ständen das volksthümliche Element noch in beinahe ungeschwächter Kraft fortlebt. Der größeren Städte giebt es nur wenige, und selbst in diesen ist der bürgerliche Sinn, den man vielleicht am Besten mit dem Ausdruck „reichsstädtisch“ bezeichnen könnte, noch keineswegs verschwun-

den; die höhere Bildung aber ist in der Schweiz nicht auf die Städte beschränkt, man findet selbst in den kleinsten Ortschaften eine mehr oder weniger große Anzahl von Personen, die eine im Leben gewonnene höhere, ja sogar solche, die eine gelehrte Bildung besitzen. Aber sie sind selbst in diesen Ortschaften geboren, haben ihre Jugend darin zugebracht und stehen daher mit der Masse der Bevölkerung in der innigsten und lebendigsten Verbindung, so daß sie in deren Gedanken- und Empfindungswelt leicht und sicher eingehen, oder vielmehr es ist diese auch die ihrige, die nur durch die höhere Stellung veredelt und erweitert ist. So ist es denn begreiflich, daß Corrodi seine Professoren, Vikare und Doctoren ganz in der Sprache reden läßt und reden lassen kann, die der Bauer ihrer Ortschaft spricht, daß diese Personen Ausdrücke gebrauchen, die man vergeblich in hochdeutschen Schriften suchen würde, und es steht damit nicht im Widerspruch, wenn er ihnen Gedanken und Redewendungen in den Mund giebt, die über den Gesichtskreis gewöhnlicher Dorfbewohner hinausgehen. Diese Bemerkung hat insbesondere „De Herr Dokter. Herbstidyll usem Züripiet" (Winterthur 1860) hervorgerufen, welches das treueste Bild der eben bezeichneten Bevölkerung giebt. Die Darstellung ist von großer Lebendigkeit, die Personen sind scharf und mit Liebe gezeichnet, indem deren Charaktere in ihren Reden und Handlungen zur Anschauung gebracht werden. Durch das Ganze weht ein liebenswürdiger Humor, der in den verschiedenen Personen mannigfaltig gefärbt erscheint, wodurch sie eine kräftige Individualität gewinnen. „Die Verlobung. Ein ländliches Gedicht in 8 Idyllen" (Sondersh. 1844) von G. F. Eduard Crusius erinnert zwar oft an Vossens „Luise", doch ist diese Erinnerung eben nicht störend, und das Gedicht hinterläßt jedenfalls einen angenehmeren Eindruck, als das „Licht und Leben in Stillnau. Ein Erntefestlied" (Erlangen 1845) von Johannes Friedrich, das eine unerquickliche Ausgeburt des Erlanger Pietismus ist. Wohlthätig berühren dagegen die „Glockentöne, oder der Feierabend eines Greises. Ländliches Gemälde" (Lpz. 1854) von Karl Kirsch, in denen sich eine wahrhaft fromme, von aller Pietisterei freie Gesinnung ausspricht. Die einfache Begebenheit ist im Ganzen glücklich dargestellt, nur die dem Homer nachgeahmte Wiederholung einzelner Schilderungen und Reden macht einen unangenehmen Eindruck, weil sie gar zu absichtlich herbeigezogen ist und dem Gedicht überhaupt die Naivetät abgeht, die allein Solches genießbar machen könnte. Allerdings hat auch Goethe in „Hermann und Dorothea" eine ähnliche Wiederholung, aber diese giebt sich ganz natürlich und ist der Haltung des Gedichts vollkommen angemessen. „Die Landsgemeinde" (St. Gallen 1849) von An der Linth giebt ein ziemlich treues Bild einer solchen Volksversammlung in den rein demokratischen Kantonen der Schweiz, und ist in so fern beachtenswerth, wenn auch poetische Gestaltung vermißt wird. Der Verfasser, ein Glarner, hat in der „Näfelser Fahrt. Ein Gedicht in schweizerischer Mundart" (Ebd. 1852) die Feier anschaulich, aber ziemlich prosaisch beschrieben, die jährlich am Tage der im J. 1386 über die Oesterreicher gewonnenen Schlacht bei Näfels in dieser Ortschaft unter zahlreicher Theilnahme des Glarner Volkes begangen wird. „Anna. Eine Idylle in 7 Gesängen" (Kiel 1850) von Karl Heinrich schildert das Landleben in Holstein mit großer Wahrheit, aber nicht immer poetisch genügend. Adolf Tellkampf, geb. zu Hannover am 23. Mai 1798, als 17jähriger Jüngling bei Waterloo mitkämpfend, seit 1835 Director der höhern Bürgerschule seiner Vaterstadt, ein höchst verdienter Schulmann, gestorben in seiner Vaterstadt am 9. März 1869, dichtete eine Idylle „Irmgard. Ein Gedicht in 12 Gesängen" (Hann. 1850), das diejenige Anerkennung nicht erhalten zu haben scheint, die es im hohen Grade verdient, was wir weniger einer wirklichen Gleichgültigkeit des Publikums zuschreiben, als dem unpassenden Druck des Gedichts — auch solche Aeußerlichkeit entscheidet nicht selten über das Schicksal eines Buchs. Denn in der That gehört die „Irmgard" zu den erfreulichsten Erscheinungen im Gebiete des idyllischen Epos. Wie Goethes „Hermann und Dorothea", den der Dichter offenbar zu seinem Vorbild genommen, ist die dargestellte Begebenheit mit einer großartigen geschichtlichen Thatsache, der Erhebung Deutschlands im J. 1813, in Verbindung gebracht, nur steht sie noch in weit näherer Beziehung zur Handlung, indem mehrere Personen mitwirkend eintreten, wodurch der idyllische Charakter allerdings einigermaßen getrübt wird. Doch liegt darin kein Vorwurf, da der Dichter die besondern Verhältnisse mit den öffentlichen in eine organisch nothwendige Verbindung gebracht hat. Es war ein glücklicher Gedanke, das Gedicht mit den zwei größten Gestalten der damaligen Zeit gleichsam einzurahmen, indem es mit Napoleon eröffnet und mit Blücher geschlossen wird. Daß Tellkampf auch in verschiedenen lyrischen Gattungen Gefälliges leistet, beweisen die „Zerstreuten Blätter", die er „für die Nächstbefreundeten als Manuskript" hat drucken lassen. Wie die „Irmgard" ist auch „Bernhard und seine Kinder. Ein ländliches Gedicht" (2. Aufl. Stuttg. 1851) von Erdmann Müller in guten Hexametern geschrieben. Der Stoff desselben ist beschränkter, aber der Dichter hat demselben durch Wärme der Darstellung Interesse verliehen. „Der Pachthof. Idylle" (Kassel 1852) von Max Holdau steht den erwähnten Dichtungen in Form und Gehalt nicht gleich. Wenn tüchtige und edle Gesinnung allein hinreichte, eine Dichtung zu schaffen, so würde „Anne und Lisbeth. Poetische Erzählung von Charlotte K. geb. S. v. C." (Dresd. 1853) einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der zeitgenössischen Literatur einnehmen; allein die Erzählung ist zu prosaisch gehalten, als daß an ihr etwas mehr als ihr sittlicher Geist gelobt werden könnte. Bedeutender ist ihre zweite Idylle „Der Alpensee" (Lpz. 1858) mit geschichtlicher Unterlage aus den tiroler Kämpfen — denn ohne Zweifel ist deren Verfasserin Charlotte Krug, geb. Schnorr von Carolsfeld keine andere als die obgenannte Charlotte K. In „Robert und Ludmilla. Eine Idylle" (Augsb. 1854) von Franz Huber sind zwar idyllische Verhältnisse

dargestellt, aber es fehlt ihnen die poetische Gestaltung. Der Tiroler Isidor Müller, der, wenn wir nicht irren, eine gelehrte Bildung erhielt und später aus uns unbekannten Gründen als Bauernknecht diente, schrieb „Die Braut des Kaiserjägers. Epische Dichtung" (Innsbr. 1854), worin das Leben des tiroler Volkes mit großer Anschaulichkeit dargestellt wird. Außerdem hat man von ihm „Friedrich mit der leeren Tasche. Tirolisches Nationalschauspiel in 5 Acten" (Innsbr. 1845). Ergötzlich ist „Der Lahrer Prozeß in Lahrer Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen" (Lahr 1855) von K. Steinmann, worin die früheren Verhältnisse der kleinen Stadt nach ihren Licht- und Schattenseiten mit frischem Humor berichtet werden. Werner Bergmann hat in „Minona" (Hann. 1856) südamerikanisches Leben geschildert. Wenn „Volkmann und Rosta, oder das Landleben" (Tangermünde 1857) von Karl Dieterici mit Recht als gemüthlich bezeichnet werden kann, so erscheint dagegen „Der Christabend. Festidyll" (Halle 1. u. 2. Aufl. 1856) von Friedrich Doerr nur als behaglich. F. Rohde hat seiner Idylle „Heinrich und Lenore" (Berl. 1857) ein größeres Interesse dadurch zu geben gesucht, daß er der dargestellten Handlung den dänischen Krieg des Jahres 1848 mit seinem schmählichen Ausgang zum Hintergrund gegeben hat. Paul Wigand, geb. am 10. Aug. 1786 zu Kassel, seit 1833 Stadtgerichtsdirector in Wetzlar, seit 1848 im Ruhestand lebend, gest. 1866, hat sich als ausgezeichneter Geschichtsforscher durch seine zahlreichen Schriften allgemeine Anerkennung erworben; weniger bekannt ist, daß er auch als Dichter zu nennen ist. Unter dem Namen W. Hesse gab er nämlich „Ländliche Erzählungen" (Wetzlar 1857) heraus, zwei Idyllen, unter denen besonders die zweite „Stadt und Land" durch den einfachen, aber bedeutenden Stoff anspricht, der mit liebenswürdiger Heiterkeit und Wärme des Gefühls ausgeführt ist. Karl Ernst Ferdinand Bäßler (über welchen das Register die nöthigen biographischen Daten bringen wird), gab außer den „Legenden und Balladen" (Berl. 1851) den „Willfried. Episches Gedicht in 9 Gesängen" (Ebd. 1859) heraus, eine gut angelegte Dorfgeschichte, die wie die „Irmgard" von Tellkampf zur Zeit der Leipziger Schlacht vorfällt und wie diese, ja noch in entschiedenerer Weise, die handelnden Personen mit den damaligen Verhältnissen in enge Verbindung bringt. Ob der Stoff auf einer wirklichen Begebenheit beruht, was wahrscheinlich ist, oder ob ihn der Dichter erfunden hat, so ist er jedenfalls mit Glück und Talent durchgeführt, und es ist insbesondere die Zeichnung der Charaktere durchaus lobenswerth, namentlich der der muthigen Jungfrau, welcher die glückliche Lösung des drohenden Verhältnisses gelingt. Zu wünschen wäre, daß der Feldherr, unter welchem wohl der Fürst von Schwarzenberg zu denken ist, unter seinem Namen vorgeführt würde, da ein Grund, diesen zu verschweigen, nicht vorhanden ist; eine bloße Bezeichnung als Fürst oder Feldherr ist immer zu abstrakt und daher ohne die nothwendige Anschaulichkeit. Die weitaus bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Idylle ist „Mutter und Kind. Ein Gedicht in 7 Gesängen" (Hamb. 1859) von Friedrich Hebbel. Sie würde dem Dichter schon einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur sichern, wenn er ihn nicht schon durch seine dramatischen Dichtungen gewonnen hätte. Auch hier hat die schaffende Hand des Dichters aus einem unscheinbaren Stoff ein Gemälde hervorgezaubert, das in seiner Gesammtheit wie in den einzelnen Partien gleich reizend ist. Schon die beiden ersten Gesänge, in denen der Dichter Bilder der Armuth und des Reichthums einander entgegenstellt, beweisen dessen Gestaltungskraft, die sich in Schilderung der Zustände wie in der Zeichnung der Personen kund giebt, in denen wir edle Menschen, nicht zwar in der Art der mittelmäßigen Romane und Dramen, sondern wahre Menschen, wie sie das Leben bildet, kennen lernen: Arme, die bereit sind, noch Aermere zu unterstützen; Reiche, deren Glück im Wohlthun besteht. Der Glanzpunkt des Gedichts liegt aber in den letzten Gesängen. Der reiche Herr lebt nämlich in kinderloser Ehe, was seine geliebte Frau mit täglich sich erneuendem Schmerz erfüllt, den er nicht zu mildern vermag. Der Arzt und Hausfreund giebt den Rath, ein fremdes Kind anzunehmen; die arme Magd des Hauses, welche mit einem tüchtigen, aber eben so armen jungen Mann verlobt ist, soll ein entferntes Landgut als Besitzthum erhalten, wenn sich Beide entschließen, ihr erstes Kind der Herrschaft abzutreten. Sie gehen die Bedingung ein, aber als die Zeit kommt, wo sich die Mutter von dem Kind trennen soll, will sie lieber im Elend leben, sie flieht mit dem Kind, ohne es dem geliebten Mann zu sagen, weil sie weiß, daß er sich nicht entschließen würde, sein Wort zu brechen. Er aber eilt ihr nach und findet sie auch; Liebe zu Weib und Kind bringt ihn zum Entschluß, ebenfalls auf das bisherige Glück zu verzichten; er bringt Alles in Ordnung, nimmt von dem Ertrag des Guts nur so viel, als der Lohn des letzten Knechtes und der letzten Magd betragen würde und reist mit Weib und Kind ab, in der Absicht, nach Amerika auszuwandern. Doch gelingt es der Herrschaft, die von der Vater-, Mutter- und Gattenliebe gerührt ist, die Flüchtlinge vor ihrer Einschiffung zu entdecken und sie lassen ihnen Kind und Gut als vollständiges Eigenthum. Was wir nur in trockenen Zügen mittheilen konnten, ist mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und zugleich mit einer großen Kunst der Darstellung entwickelt, die auch dem geringsten Zug Bedeutung verleiht. Großartig ist namentlich der Kampf der Mutter und ihr endlicher Entschluß zu fliehen geschildert, und nicht weniger trefflich die Liebe des Mannes zur entflohenen Gattin und zum Kinde, die ihn bewegt, seinem Versprechen untreu zu werden; denn daß er zugleich den bisherigen Wohlstand aufgeben muß, kommt bei ihm gar nicht in Betrachtung; trefflich endlich ist die Schilderung des Seelenglücks der inneren Ruhe der Beiden, als der wichtige Entschluß gefaßt ist.

Wir haben noch von den wenigen Versuchen im komischen Epos zu sprechen, die während des vorliegenden Zeitraumes gemacht wurden.

Die hiehergehörigen Dichtungen Gollenpergers und Lepels haben wir schon besprochen; von Glaßbrenner und Rappaport wird später die Rede sein. Nicht ohne Einfluß von Goldsmiths „Gulliver" ist die „Geranopygmaiomachie, oder Kampf der Kraniche mit den Pygmäen. Komisches Gedicht in 5 Gesängen" (Pesth 1837) von Heinrich Ernst Pöschl; doch gereicht dies dem Gedicht nur zum Vortheil, das voll gesunden Humors ist und vom Talent des Dichters in Schilderung und Charakterzeichnung zeugt. Unter dem Namen Ferdinand Bereslas erschien „Der Ameisen- und Immen-Krieg. Ein komisches Heldengedicht in 5 Gesängen" (Berl. 1841) von Ernst Ferdinand Bäßler. Dieses lehnt sich zwar in Anlage und Ausführung an Homers „Batrachomyomachie"; denn hier wie dort wird ein Prinz getödtet; hier wie dort erregt Dies einen Krieg zwischen den beiden Reichen; hier wie dort sitzen die Götter zu Rath; hier wie dort erscheint eine Hülfe, dort die Krebse, hier der Sperling, der freilich den Krieg dadurch entscheidet, daß er sich beide Mächte wohl schmecken läßt; aber bei aller dieser allgemeinen Aehnlichkeit zeigt der Dichter im Einzelnen doch große Selbstständigkeit und eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe. Zudem erhält das Gedicht einen großen Reiz dadurch, daß Alles mit dem größten Ernst dargestellt ist, so daß dieser mit dem Inhalt einen höchst ergötzlichen Kontrast bildet. Hätte Karl Schröder, dessen Dramen vortheilhaft bekannt sind, die in der „Krethiplethiade. Ein heroisch-komisch-romantisch-idyllisches Epos" (Berl. 1855) zerstreuten Hiebe auf Dichter und Philosophen, auf Conservative und Communisten, auf Jesuiten und Pietisten zu selbstständigen Satyren erweitert, würde er ohne Zweifel Besseres geleistet haben; denn er hat Scharfsinn, das Mangelhafte in den verschiedenen Erscheinungen zu erkennen und Talent, die erkannten Gebrechen darzustellen. Leider hat er diese besten Theile seines Gedichts in einer abenteuerlichen Composition versteckt, die so ganz aller Ueberlegung mangelt, daß er sich gezwungen sah, mit dem zweiten Gesang aufzuhören, weil er nicht mehr wußte, wie er die Sache weiter bringen sollte. Die „Chronik des Pfaffen Mauritius" von Moritz Hartmann werden wir später erwähnen. Johannes Scherrs „Hans von Dampf. Satire" (1. Heft Zür. 1850) läßt bei seiner oft cynischen Haltung nicht bedauern, daß sie unvollendet geblieben ist.

Wir schließen unsere Uebersicht mit der Besprechung der kleineren epischen Dichtungen, welche in dem vorliegenden Zeitraum sehr zahlreich erscheinen, wenn auch einzelne Gattungen nur wenig vertreten sind, so namentlich die Fabel und Parabel, welche außer den schon erwähnten Bowitsch, Hammer, Moritz Hartmann, Hermannsthal, Morel, Pfarrius, Sturm und W. Zimmermann nur noch von einem einzigen Dichter in größerem Maße behandelt wurde. Wilhelm Hey, geb. zu Leina im Gothaischen am 27. März 1789, gest. als Superintendent in Ichtershausen am 19. Mai 1854, ist wegen seiner geistlichen Lieder schon im vorigen Bande erwähnt worden; seine beinahe zwanzig Jahre später erschienenen „Funfzig Fabeln für Kinder" (Hamb. 1833) und „Noch funfzig Fabeln" (Ebd. 1837) haben seinen Namen fast allgemein bekannt gemacht. Sie erschienen nicht nur in wiederholten Ausgaben, sondern wurden auch fast in alle europäischen Sprachen übersetzt. Und in der That verdienten sie diese Anerkennung, die ihnen nicht bloß wegen der beigegebenen trefflichen Zeichnungen von O. Speckter zu Theil wurden, denn sie besitzen die Wahrheit und Einfachheit, welche den Grundzug der Fabel bilden muß, und zugleich sind sie bei ihrer dramatischen Behandlung von großer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit.

In größerem Umfang erscheint die poetische Erzählung, sowohl die ernste als die heitere, und der Schwank. Schon haben wir bei Besprechung der lyrischen Poesie folgende berührt: Candidus, Drobisch, Endrulat, Fr. Ernst, Gaudy, Groth, Hammer, Hebbel, Wilh. Heyse, Holtei, Kaltenbrunner, Kobell, Kopisch, Krais, Leutrum-Ertingen, Löwe, Mähly, Nadler, Nordmann, Oer, Rau, Mathilde Raven, Ruperti, Scheifele, Schild, Schober, Schurgraf, Simrock, Adolf Stern, Aug. und Ludw. Adolf Stöber, Strachwitz, Sturm, Wagner, Wilson, Wohlmuth und Constantin Wurzbach; außer ihnen sind noch folgende zu nennen: Ignaz Hub, dessen wir schon früher gedacht haben, dichtete gute ernste und heitere Erzählungen, so wie Sagen und Balladen, die jedoch noch nicht gesammelt sind. Unter den Erzählungen, welche Adolf Pichler in seinen früher erwähnten Gedichten mittheilt, ist „Der Deserteur" auszuzeichnen, worin er einen Zug aus Seumes Leben anschaulich und ergreifend darstellt. Von Ludwig Kalisch, der später noch zu berühren ist, besitzen wir eine Sammlung „Poetische Erzählungen", welche gewandte Sprache mit anschaulicher Darstellung verbinden. Fritz Reuter wird erst später ausführlicher besprochen werden. Ueber Jac. Stutz ist schon im dritten Band berichtet worden. Dagegen sind des Münchner Studienlehrers A. Schöppner „Augsburgerinnen. Bildnisse deutscher Frauen der Vorzeit" (Augsb. 1850) hier zu erwähnen, in denen er in einer nicht sehr poetischen Sprache dreizehn mehr oder weniger berühmte Augsburgerinnen besingt. Marlo's poetische Erzählungen („Im Hafen. Lyrische und epische Dichtungen". Wien 1849) sind in Stoff und Ausführung als gelungen zu bezeichnen. Die „Sänge und Klänge" von August Nitzschke (Braunschw. 1854) hätten füglicher bei der Lyrik erwähnt werden sollen, da sie nur wenige epische Dichtungen enthalten; aber auch diese verdienen wegen ihrer Eigenthümlichkeit und angemessenen Darstellung lobende Erwähnung. Von Heinrich von Treitschke besitzen wir „Vaterländische Gedichte" (Gött. 1856), in denen er Stoffe aus der älteren deutschen Geschichte mit patriotischer Begeisterung erzählt; auch die „Studien" (Lpz. 1857) enthalten poetische Erzählungen von gut gewählten und gewandt durchgeführten Stoffen. Die Sage und das Märchen wurde ebenfalls vielfältig bearbeitet; schon früher erwähnt wurden Boas, Bowitsch, Bube, Hermannsthal, Alex. und Mathilde Kaufmann,

Kopisch, Kugler, Langewiesche, Lengerke, Osterwald, Pfarrius, Plattner, Rollet, Schild, Schnezler, Schurgraf, Simrock, Aug. Stöber, Storch, Vincke und Zetter. Noch verdient A. Wilhelm Zuccalmaglio Erwähnung, der seine Dichtungen unter dem Namen Waldbrühl, seinem Geburtsorte, herausgab. Derselbe, väterlicher Seits von einer alten florentinischen Familie, mütterlicher Seits von einer vlämischen (Deycks) stammend, wurde im J. 1803 geboren. Er studierte die Rechte in Heidelberg, wo er wegen seines musikalischen Talents mit dem berühmten Thibaut in nähere Beziehung kam. Im J. 1830 gieng er nach Rußland, wo er die Erziehung der Kinder des Fürsten Gortschakoff übernahm; 1840 in die Heimat zurückgekehrt, wechselte er seinen Wohnsitz öfter und st. 1869 zu Nachrod. Zuccalmaglio hat sich um das Volkslied in musikalischer Beziehung vielfache Verdienste erworben; dagegen trug er zu mancher Fälschung der Texte bei, indem er Stellen, an die er sich nicht mehr erinnerte, willkürlich, obgleich nicht ungeschickt, ergänzte. Eine Frucht seines Aufenthalts in Rußland und verschiedener Reisen in die benachbarten slavischen Länder war die „Slavische Balalaika" (Lpz. 1848), in der er russische, polnische und serbische Volkslieder bekannt machte. Hier ist er wegen seiner Dichtung „Die Mosellieder" (2. Aufl. Coblenz 1859) zu nennen, zu der ihn eine Reise in die schönen Moselgegenden begeisterte. Als Ganzes ist das Gedicht ungenügend, da es in Form einer Reisebeschreibung die Ufer des Flusses schildert und dabei auf das Volk und dessen Sage, Geschichte und Sitte eingeht; durch diese Form wird das Gedicht schwerfällig und selbst langweilig, so daß man durch die bessern Stellen nicht entschädigt wird. August Rodnagel, geb. 1803 in Darmstadt, gest. daselbst 1853 als Gymnasiallehrer, hat sich durch seine zwei Sammlungen „Deutsche Sagen, aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller gesammelt" (Dresd. u. Lpz. 1836) und „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen" (Darmst. 1839) verdient gemacht. Seine eigenen Sagen und Balladen, die er theils in diese Sammlungen aufgenommen, theils in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, zeugen sowohl von seinem glücklichen Tact bei der Wahl seiner Stoffe, als von großer Gewandtheit in deren Behandlung. Nikolaus Hocker, über dessen Leben wir im Register berichten werden, veröffentlichte „Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, aus dem Munde deutscher Dichter. Als Anhang: Hagen von Throneck und die Nibelungen" u. v. A. (Trier 1852), worin seine eigenen Beiträge mehr als ein Drittel des Ganzen bilden. Da er dieselben, wie es scheint, vorzüglich abgefaßt, um die Lücken auszufüllen, so ist es begreiflich, daß sie den mitgetheilten von Wolfg. Müller, A. Schults, Simrock und einigen Andern nicht gleichkommen. Verdienstvoller ist der Anhang, der interessante Mittheilungen enthält.

Die Legende fand im vorliegenden Zeitraum nur wenige Bearbeiter; wir haben die bedeutendsten schon im Laufe der Darstellung erwähnt; so Bowitsch, Daxenberger, Hammer, Krais, Kugler, Morel, Pocci, Rollet, Ruperti, Sturm, Wagner, Zingerle; andere werden sogleich besprochen werden, und es bleibt uns außer Peter Fischbach, in dessen „Heiligen Geschichten und Sagen" (Düsseldorf 1843) der zum Theil neuere, oft wahrhaft poetische Stoff mit Liebe behandelt ist, nur noch Adolf Pichler zu nennen, in dessen Gedichten einige gute Legenden mitgetheilt sind. Dagegen wurden die Ballade und Romanze nebst der Rhapsodie von einer äußerst großen Anzahl Dichter bearbeitet. Genannt haben wir schon Bowitsch, Brunner, Brünnow, Bube, Candidus, Dahn, Daxenberger, Dräxler-Manfred, Annette von Droste-Hülshoff, Fechner, Förster, Freiligrath, Gaudy, Geibel, Hagenbach, Emma von Hallberg, Hebbel, Hick, Hirsch, Heinrich Hoffmann, Hölty, Uffo Horn, Alex. Kaufmann, Kopisch, Kugler, Lingg, Löwe, Elise Ludwig, Marbach, Herm. Marggraff, Matzerath, Gall Morel, Niklas Müller, Nürnberger, Oelckers, Oër, Gust. Pfizer, Luise von Plönnies, Prutz, Rau, Mathilde Raven, Rollet, Ruperti, Scheurlin, Schücking, Schulz-Ferrand, Seeger, Simrock, Aug. und L. Adolf Stöber, Storch, Strachwitz, Tschabuschnigg, Vincke, Wagner, Wegener, Graf von Würtemberg, W. Zimmermann und Pius Zingerle; ausführlicher werden Duller, Fontane, Hartmann, Leitner, Meißner, Wolfg. Müller und Adelheid von Stolterfoth zu erwähnen sein. Ueber Jac. Stutz ist schon im dritten Bande berichtet worden. Neben diesen sind noch folgende zu nennen: Karl Friedrich Günther, geb. im J. 1807 zu Altenburg, seit 1849 Diakonus in Ronneburg, gab „Romanzen und Balladen" (Lpz. 1842) heraus, die in Haltung und Darstellung gleich selbstständig und in denen die gut gewählten Stoffe mit Geschick behandelt sind. Johann Jakob Reithard, geb. im J. 1806 zu Küßnacht bei Zürich, bekleidete verschiedene Lehrerstellen, nahm in den dreißiger Jahren lebhaften Antheil an den politischen Bewegungen in der Eidgenossenschaft, wurde 1840 Schulinspektor des Kantons Glarus, welche Stelle er nach einigen Jahren aufgab. Er gieng nach Zürich, wo er sich mit Verläugnung seiner bisherigen Ansichten der damals herrschenden conservativen Partei anschloß. Er starb am 9. September 1857. Reithard hatte ein ausgesprochenes poetisches Talent, das zwar in den „Knospen" (Zür. 1829) noch wenig sichtbar war, desto reichlicher aber in den „Gedichten" (St. Gallen 1842) hervortrat. Ohne ihm Begabung für das Lyrische abzusprechen, war sein Talent doch vorzüglich dem Epischen zugewendet, und seine Balladen, Rhapsodien und Legenden (darunter vornehmlich „Die Geister am Greifensee") sind frisch und lebendig erzählt; die Sprache ist zwar nicht ohne Mängel, aber im Ganzen doch rein, und die Form ist meist gelungen und dem Stoff angemessen. Namentlich ist er glücklich in Darstellung des Grauenhaften. Auch seine „Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen" (Frankf. 1853) verdienen Aner-

kennung, ob sie gleich den früheren Balladen nicht gleichkommen und manche sich nicht über gewöhnliche Reimerei erheben. Alfons von Flugi, ein Graubündner, gab in dem „Prättigauer Freiheitskampf. Ein Bild aus der Geschichte Graubündens" (Chur 1844) begeisterte, jedoch nicht poetisch durchgebildete Darstellungen der großartigen Kämpfe der schlichten Bauern gegen die kriegsgeübten Heere der Oesterreicher. Albrecht Gerstell, geboren am 24. Jan. 1819 zu Königslutter im Braunschweigischen, studierte nach vollendeten Gymnasialstudien die Rechte in Göttingen, versah mehrere gerichtliche Beamtungen und ist jetzt Gerichtsrath in Braunschweig. Seine epischen Dichtungen in „Romanzen und Lieder" (Braunschw. 1847) bieten glücklich gewählte Stoffe dar, die er nicht ohne Geschick behandelt, wenn er sich auf Darstellung einfacher Verhältnisse beschränkt („Das Geisterschiff"), wogegen ihm umfangreichere Dichtungen mißlingen, wie das „Sängerleben"; auch die lyrischen Gedichte verrathen Talent. Lieblich sind die Märchen, die er unter dem Titel „Bilder aus der Traumwelt" (Lpz. 1852) herausgab. Von größerer Bedeutung ist Balthasar Reber. Am 7. Dez. 1805 zu Basel geboren, studierte er von 1825—1830 in Berlin Philologie, Geschichte und Theologie, privatisierte hierauf in seiner Vaterstadt, wurde hier 1852 Professor der Geschichte u. st. am 13. März 1875 Wir haben hier seine gediegenen historischen Arbeiten nicht zu berücksichtigen, unter denen „Felix Hemmerlin von Zürich" (Zür. 1846) auch literarhistorisch wichtig ist; als Dichter hat er sich durch seine „Bilder aus den Burgunderkriegen (Bas. 1855) Anerkennung verdient, die von schönem Talent zeugen und durch kräftige Schilderungen, wie durch glückliche Charakteristik der Personen und Zustände erfreuen. Die in verschiedenen Almanachen veröffentlichten epischen Gedichte verdienten gesammelt zu werden. Sechs Bilder aus der Geschichte und Sage der kleinen Stadt Wyl im Kanton St. Gallen veröffentlichte ein Ungenannter unter dem Titel „Klänge von der Thur" (St. Gallen 1865). Bis auf das letzte sind alle ansprechend, besonders jedoch die zwei ersten „Bruder Berchthold in Wyl" und „Rudolf von Habsburg in Wyl", die zwar künstlerischer Gestaltung ermangeln, aber durch kräftige Sprache und kühne, oft allerdings auch seltsame Bilder Aufmerksamkeit erregen. Hugo Freiherr von Blomberg, geb. am 26. Sept. 1820 in Berlin, besuchte das Gymnasium und die Hochschule seiner Vaterstadt; er sollte Jurist oder Landwirth werden, aber von früher Jugend unwiderstehlichen Trieb zur Kunst fühlend, ist die Malerei sein Lebensberuf geworden. Von seinen Leistungen in derselben erwähnen wir nur seine Skizzen zu Dante's „Göttlicher Comödie", die namentlich nach der phantastischen und coloristischen Seite hin vielfache Anerkennung gefunden haben und von der eine photographische Nachbildung mit erklärendem Text erschien (Berl. 1864), für welche ihm der König Johann von Sachsen, bekanntlich Einer der bedeutendsten Kenner Dantes, das Ritterkreuz des Albrechtsordens verlieh. Seine in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze über Kunst und Kunstgeschichte sind geistreich und fördernd. Nachdem er eine Anzahl Gedichte in verschiedenen Almanachen veröffentlicht hatte, für die ihm großer Beifall zu Theil geworden war, gab er sie, mit neuen vermehrt, unter dem Titel „Bilder und Romanzen" (Bresl. 1860) heraus. Sie gehören zu den besten Erscheinungen in dieser Gattung. Schon die glückliche Wahl, die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Stoffe zeichnet sie aus, noch mehr aber die kunst- und geistvolle Behandlung. Blomberg ist Meister der Form, wie namentlich seine kunstvoll gebildeten Terzinen beweisen; er beherrscht die Sprache, die bei ihrer Einfachheit doch wirkungsvoll ist; er ist glücklich in der Zeichnung der Charaktere, malerisch in der Schilderung der Zustände und Lokalitäten; er mag uns in das Mittelalter führen („Der Graf vom Linzgau") oder in die neuere Zeit („Otto Martin von Schwerin"), nach Frankreich („Der Herr von Argouges") oder nach Schottland („John Morton") und nach Böhmen („Matthias Hunyades") oder in das Familienleben der Juden („Vom Richter Simon"), immer weiß er die eigenthümlichen Verhältnisse, wenn auch oft nur durch kurze Andeutungen, klar und anschaulich mit der größten Wahrheit darzustellen. Wir können unmöglich alle Stücke nennen, die Auszeichnung verdienen; wir begnügen uns, noch auf diejenigen aufmerksam zu machen, in denen er Stoffe aus der Kunstgeschichte behandelt („Ein Portrait von Alba"; „Die Freske zu San Gregorio" u. a. m.), und fügen hinzu, daß ihm die ernste Ballade („Der Köhlersohn") — und die meisten Dichtungen sind eher zu den Balladen, als zu den Romanzen zu rechnen — eben so gut gelingt, als die Sage, selbst wenn er einen schon bekannten und bearbeiteten Stoff wählt („Das Urtheil des Tok-tamish"), und daß seine Legenden zu den besseren der Gattung aus der neueren Zeit gehören („Sanct Phokas"). Blomberg lebte seit 1851 in Berlin im Kreise der bedeutendsten Künstler und Dichter, siedelte 1868 nach Weimar über u. st. hier am 17. Juli 1871. Obgleich weit weniger bedeutend, sind die Balladen und Romanzen in den „Gedichten" von Karl Fink (Hann. 1860) wegen ihrer wirkungsvollen Einfachheit zu loben, so auch die poetischen Erzählungen und Sagen. P. J. Willatzen, geb. 1824 zu Silberstedt im Herzogthum Schleswig, war Lehrer in Hadersleben, wurde jedoch unter der dänischen Herrschaft wegen seiner politischen Ansichten von seiner Stelle entlassen, kam 1851 als Lehrer nach Bremen und wurde hier 1865 zum Lehrer an der Hauptschule erwählt. Willatzen hat sich vorzüglich durch seine „Nordlandsharfe" (Elberf. 1858) mit gelungenen Uebersetzungen skandinavischer Dichtungen Anerkennung erworben, aber auch seine „Gedichte" (Hadersl. 1860) und „Gedichte. Zweite Sammlung" (Bremen 1862) verdienen namentlich wegen der von schöner Gestaltungsgabe zeugenden Balladen und Romanzen lobende Erwähnung.

Wir gehen nun zur Betrachtung derjenigen Dichter über, denen wir eine ausführlichere Besprechung widmen zu müssen glaubten.

Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner.

Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner, geb. am 18. Nov. 1800 zu Graz, verlor seinen Vater schon in seinem 5. Jahre. Seine Mutter heirathete in zweiter Ehe den Cameralverwalter Pokorny in Rothenfels, in welchem der Knabe nebst seinen zwei jüngern Brüdern einen zweiten Vater fand. Weil er aber dort nur mangelhaften Unterricht erhalten konnte, wurde er seinen in Graz wohnenden Großeltern anvertraut; er besuchte dort die unteren Schulen, trat 1812 in das Gymnasium und studierte seit 1818 Philosophie und die Rechte. Während dieser ganzen Zeit lebte er mit Ausnahme der Ferien die er bei seinem Stiefvater zubrachte, im k. k. Convicte, dessen Abgeschlossenheit und verschiedenartige Beschränkung ihm oft genug beschwerlich fiel. Um sich daher nicht neuem Zwange zu unterwerfen, beschloß er, sich dem Lehrerstande zu widmen; er erhielt provisorische Anstellung am Gymnasium zu Cilli, später in Graz; allein da die meisten Lehrerstellen Ordensgeistlichen anvertraut wurden, somit wenig Aussicht auf Beförderung vorhanden war, trat er in die Dienste der steiermärkischen Stände, deren Körperschaft er durch seine Familie angehörte. Nachdem er 10 J. lang in untergeordneter Stellung seine Geschäftstüchtigkeit bewiesen, wurde er 1836 einstimmig zum zweiten und 1837 zum ersten Sekretär gewählt. Erholung von seinen vielseitigen Beschäftigungen fand er auf Reisen, auf welchen er die österreichischen Länder, Deutschland, Belgien und England besuchte. Das Jahr 1848 häufte seine Geschäfte dermaßen, daß seine Gesundheit den Anstrengungen erlag, und als die Reaktion immer mächtiger wurde, gab er 1854 seine Entlassung, zumal da auch seine vortreffliche Gattin krank geworden war und ihr der Aufenthalt in Italien verordnet wurde. Doch starb sie unerwartet in Pisa. Er kehrte mit ihrer Leiche nach Graz zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis man ihn 1858 in die Vorstandschaft des 1811 gegründeten Johanneums zog und ihn zu einem der Curatoren ernannte, als welcher er sich mannigfache Verdienste um Kunst und Wissenschaft erwarb. 1864 gab er jedoch seine Entlassung von dieser Stelle, um sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen.

Leitners „Gedichte" blieben in erster Auflage (Wien 1825) ziemlich unbemerkt; die zweite sehr vermehrte Auflage, die über ein Vierteljahrhundert später erschien (Hann. 1857) erfreute sich größeren Beifalls, wie sie denn auch in der That wesentliche Fortschritte erwies. Doch ist er, und zwar zum Vortheile seiner späteren Dichtungen, dem einfachen, treuherzigen und edlen Charakter der früheren treu geblieben, und wenn ihn auch das eigene Wesen oft zur Darstellung des Wehmüthigen veranlaßte, so hat er dabei stets wahrhaft künstlerische Mäßigung an den Tag gelegt; er ist nie in krankhafte Schwärmerei oder in eben so krankhafte Sentimentalität verfallen. Bei dem Adel der Gesinnung, die sich durchweg in seinen Dichtungen ausspricht, und der unläugbaren künstlerischen Durchbildung, die ihm eigenthümlich ist, muß es doppelt auffallen, daß er sich hie und da solcher Ausdrücke bedient, die nicht nur höchst unpoetisch sind, sondern auch den natürlichen Geschmack verletzen. Diesen freilich sehr bedauerlichen Mangel abgerechnet, ist die Darstellung in den lyrischen wie in den epischen Stücken bei all ihrer Einfachheit recht glücklich. In den Liedern begegnen wir manchem schönen und neuen Gedanken, und wir freuen uns der gemüthlichen Frömmigkeit, die recht aus der Tiefe des Herzens quillt („Drang aus der Ferne", „Des Schifferjungen Abendfahrt"). Die Sonette bilden einen Glanzpunkt der Sammlung; viele derselben verdienten wegen ihrer Form so wie wegen ihres trefflichen Gehalts allgemeinere Verbreitung („In der Alpenhütte", „Das Erdbeben", „Der Gang auf dem Meere"). Nicht weniger glücklich sind die Sinngedichte, die oft durch höchst anmuthige und zarte Gedanken überraschen. Am Höchsten steht Leitner jedoch in den Balladen, die sich durch glückliche Wahl und eine wahrhaft schöpferische Entfaltung des Stoffs, durch die echt künstlerische Composition und die vollendete Darstellung auszeichnen. Er weiß die Sprache, den Ton und die Form dem Gegenstand auf bewundernswürdige Weise anzupassen, so daß die meisten dieser Gedichte als Muster ihrer Gattung bezeichnet werden können. Mit Vorliebe behandelt er

grauenhafte Stoffe, deren Darstellung ihm um so glücklicher gelingt, als er sie mit psychologischer Schärfe entwickelt und zugleich mit sicherem Takt alles Uebertriebene und Ungeheuerliche vermeidet.

1. Des Harfners Meisterspruch.

Im tiefen, alten Haine, in hoher Eichen Kreis,
Auf grauem Felsensteine, da sitzt der Harfnergreis,
Er starret hoch begeistert in Stern- und Wolkenlauf,
Und singet laut, und meistert die Saiten ab und auf.

In langen, goldnen Locken ein Knabe sitzt dabei.
Es weckt wie Trauerglocken, wie Siegesmelodei —
So Wehmuth und Entzücken in ihm der Harfe Ton.
Man sichts an seinen Blicken, er ist des Sängers Sohn.

Nun schwinden und verklingen die Töne allgemach,
Die letzten nur noch singen des Waldes Elfen nach.
Der Knabe lauscht und lauschet, drauf weint er laut vor Lust,
Und fällt, vom Lied berauschet, dem Vater an die Brust.

„O Vater! lehr mich singen so recht nach deiner Art,
Daß all es muß bezwingen die Herzen weich und hart."
Da lächelt stolz und zittert vor Vaterlust der Greis,
Und küßt ihm, tief erschüttert, der Stirne reinen Kreis.

„Mein Sohn! und willst du singen so recht nach meiner Art,
Daß all es muß bezwingen die Herzen weich und hart,
So mußt du erst erfahren tief innig Schmerz und Lust,
Doch sollst du nicht bewahren es dann in stiller Brust.

Mußt aufzuhellen wagen den dunklen Meeresgrund,
Was du geheim willst tragen, das eben thue kund;
Was tief in dich sank nieder, wie in den See der Stein,
Das sinket tief auch wieder ins fremde Herz hinein."

Kein Wort davon verwehet, verschlungen hats der Sohn,
Und jede Nacht erflehet er Sang und Lautenton.
Sie saßen oft beisammen beim Saitenklang allein,
Die muntern Irrlichtflammen, die tanzten dann im Hain.

Einst plötzlich schwieg er stille, der Alte, und erblich,
Die Hand, nicht wars sein Wille, am Spiel herniederstrich,
Es regte sich gelinde nur Silberhaar und Bart
Und Faltenkleid im Winde, sonst saß der Greis erstarrt.

Der Knabe kniete weinend vor ihm im Mondenglanz,
Und wand, die Reiser einend, ihm einen frischen Kranz.
Im hehren Raum der Eiche legt fromm er ihn zur Ruh,
Und deckt die theure Leiche mit grünem Rasen zu.

Er haut mit seinem Schwerte dem Baum den Namen ein,
Und küßt die heilge Erde, und wandert aus dem Hain.
Da schaut aus goldnen Haaren gar bleich sein Angesicht,
Nun hat er Schmerz erfahren, nur, ach! — die Freude nicht.

Von Berg und Strom geführet, durchzog er manches Land,
Doch schwebte unberühret die Harf an seiner Hand.
Er horchte gern den Klängen bei Spiel und Festgesang,
Doch schien er zu verdrängen den eignen Liederdrang.

Einst lehnt er still inmitten der Horcher, da gar mild
Ermahnet ihn mit Sitten das schönste Frauenbild:
„Du blonder Harfenknabe! wohlauf, und fasse Muth,
Laß rauschen uns zur Labe der Saiten goldne Fluth."

Er schlägt die Augen nieder; und höbe doch sie gern,
Ihm dünket zart Gefieder ihr Schleier in der Fern!
Wie Liederkeim entwinden sich Seufzer seiner Brust:
„Ich muß vorerst empfinden des Lebens höchste Lust."

Da bebet und erblühet von stiller Gluth die Maid,
Mehr als die Rose glühet und bebt am Brustgeschmeid.
Und aus der Menge schleichet der Knabe träumend fort,
Er wanket und entweichet zum allerstillsten Ort.

Und bang im Mondenstrahle umwandelt er das Schloß,
Er weinet tief im Thale, im kühlen Waldgesproß.
Was neigt am Fensterbogen sich aus der Schleier Kreis,
Was kommt herab geflogen auf grünen Schwingen leis?

Die Jungfrau nickt hernieder vom Fenster, spitz und schmal,
Auf grünem Laubgefieder die Rose sinkt ins Thal.
Er drückt die Ros' ans Herze, — sie hieng an ihrer Brust, —
Er fühlts, er kennt zum Schmerze nun auch die höchste Lust.

Und nun mit Sturmgewalten, ein heilger Strom, entquoll
Das Lied den tiefsten Spalten des Herzens übervoll.
Von Tod und Liebe rauschte des Sängers erstes Lied,
Und Thal und Jungfrau lauschte, bis Nacht und Vollmond schied.

So sang er nun zur Zither in mancher Felsburg Raum,
Da saßen Fraun und Ritter, verstummend, wie im Traum.
Und stand er auf, sich neigend, und schritt aus dem Gemach,
So blickten Alle schweigend mit nassen Augen nach.

2. Jung Erich und schön Else.

Schön Else sitzt auf dem Leichenstein,
Sie harret so bang im Halbmondschein!
„Herzliebster, sprich, wo verzogst du so lang?
Mir wurde auf der Heide gar bang
Hier unter den stillen Kirchhoflinden."

Ich schlich so sacht und leise, damit
Dein harter Vater nicht höre den Tritt.
„Herzliebster, hier wandeln die Geister umher,
Bei diesem Grabstein wart ich nicht mehr,
Hier unter den stillen Kirchhoflinden."

Und wandeln hier Geister gleich durch die Nacht,
Verscheun sie die Menschen und halten uns Wacht.
Drum lasse sie wandeln und herze mich traut,
Hier weilt kein Späher, ders mit anschaut,
Hier unter den stillen Kirchhoflinden.

„Und siehst nicht die Eule dort sitzen du?
Die schaut uns mit glühenden Augen zu."
Laß schauen die Eule! — und schließ mich ans Herz,
Hier lauscht kein Verräther auf Kuß und auf Scherz,
Hier unter den stillen Kirchhoflinden.

„Und hörst du nicht klagen die Unk im See,
Als riefe sie über uns Unheil und Weh?" —
Da schlug jung Erich ums Liebchen den Arm,
Und sLiebchen vergaß dabei Sorg und Harm
Wohl unter den stillen Kirchhoflinden.

Die Eule flog zur Burg auf das Dach,
Und kreischte heiser: Erwach! erwach! —
Die Unke kroch in den Brunnen von Stein,
Und sung in den öden Burghof hinein:
Dort unter den stillen Kirchhoflinden —

Da fuhr der Alte vom Schlaf empor:
„Was summt mir heut für ein Lied ums Ohr?"
Es krähte der Hahn, und der zweite darauf,
Da fuhren auch Erich und Else auf
Wohl unter den stillen Kirchhoflinden.

Leb wohl, Treuliebchen! — Ade! Ade!
Bis morgen Nachts ich dich wieder seh.
„Ade, Herzliebster! — Ich stelle mich ein,
Hier ists ja so friedlich, so heimlich und fein,
Hier unter den stillen Kirchhoflinden."

„Halt an," riefs jetzo dazwischen, „halt an!
Jetzt wehr dich des Lebens, du frecher Kumpan!" —
Da klirrten die Degen. — „Um Gottes Gebot!
Schlag nicht den lieben Vater mir todt.
Hier unter den stillen Kirchhoflinden.

„Herr Jesus! — mein Vater, — was kam dich an?
Du hast mir erstochen den viellieben Mann!" —
Schön Else sank in die Knie zugleich,
Und wusch mit Thränen die schöne Leich
Wohl unter den stillen Kirchhoflinden.

Drauf legten sie sanft jung Erich zur Ruh,
Und deckten mit grünem Wasen ihn zu.
Bald stellte sich auch schön Else ein;
Es war ja so friedlich, so heimlich und fein
Wohl unter den stillen Kirchhoflinden.

Die Wettfahrt.

„Welch Schiff kommt dort gefahren mit schwarzen Wimpeln am Mast?
Was braust es übers wallende Meer in solcher Hast?"
„Ihr edlen Königssöhne! von Thule schifften wir aus,
Zu künden, daß Euer Vater todt liegt im Trauerhaus."

Da wischt Holmar, der Aeltre, die Thräne vom Aug und ruft:
„Zu früh bist du gestiegen, o Held! in deine Gruft."
Und Holm, der Jüngre, spricht: „Sei ihm Alvater hold!
Wer aber soll nun tragen seine Kron aus rothem Gold?"

„Laß rings entzwei sie schneiden," versetzt Holmar gewandt,
„So bleibt ein Goldreif Beiden uns sammt dem halben Land."
Drauf sagt der Jüngre finster: „Das duld ich nicht im Traum;
Sitz ich auf Thules Throne, hat drauf kein Zweiter Raum."

„Laß kiesen denn," meint Jener, „die Recken edelfrei,
Die gewaltigen Seehelden, wer jetzt ihr König sei?" —
„Nein!" schreit der Ungestüme, „nicht fremder Willkür kann
Sich knechtisch unterwerfen, wer selbst ein freier Mann."

„So greif zum Würfelbecher," spricht Holmar rathbereit,
„Auf daß die Götter selber entscheiden den Bruderstreit."
„Nicht Menschen und nicht Göttern, „erwidert Holm, „vertraut
Das Glück und Heil des Lebens, wer auf eigne Kraft noch baut.

Wer will nach Kronen streben, ist er der herrlichen werth,
Schont nicht sein ärmlich Leben, mißt mannhaft Schwert mit Schwert."
„Nicht doch, nicht doch, mein Holm! Die Kron ist hohes Gut;
Doch kann ich darum vergießen nicht theures Bruderblut.

Hör an mich, Ungefüger! sieh nicht so unwirsch drein,
Ich geh mit dir einen Wettkampf, einen kühnen, ein.
Willst sein du ein Inselkönig, so gut als Einer je,
So mußt du können bändigen die wilde, wogige See.

Wir treiben in fremden Meeren hier weit vom Heimatland,
Laß rüsten uns zwei Fähren und steuern nach seinem Strand.
Und wessen Hand die erste berührt den theuern Grund,
Den soll als König grüßen der Andre zu selber Stund."

„Wohlan, ich bins zufrieden!" ruft Holm frohgemuth,
„So laßt vom Bord uns nieder der Nachen zwei in die Fluth."
Drauf steigen die Königssöhne Jeder in sein Boot,
Und Purpur auf ihrem Heimweg zog auf das Abendroth.

Wohl bäumten sich widerspänstig goldmähnige Wogen auf,
Doch peitschten die jungen Helden die Schäumenden an zum Lauf.
Und rasch in wilden Sätzen, gehetzt durch Schlag und Stoß,
Mußte sie nordwärts tragen manch brausend Wellenroß.

Doch wie auch Beide bezwingen mochten das alte Meer,
Einander abzuringen den Sieg, war ihnen zu schwer.
Es hüpften und schlüpften die Boote dahin in gleicher Eil,
War ihnen zu tief kein Abgrund, kein Wogenberg zu steil.

So schifften sie Tag um Tage, schifften sie manche Nacht,
Zuletzt ermattet Beide, kaum mehr des Kampfs bedacht.
Da plötzlich stieg aus dem Meere, felszackig und sonnenglüh,
Das heilge Väter-Eiland vor ihnen im Glanze der Früh.

Und schier zusammen schraken die Helden vor Bangen und Lust,
So nah vor sich erschauend Gewinn oder Verlust.
Sie faßten von Neuem rüstig des Ruders Eichenschaft,
Und schlugen die trägen Wellen mit doppelter Hast und Kraft.

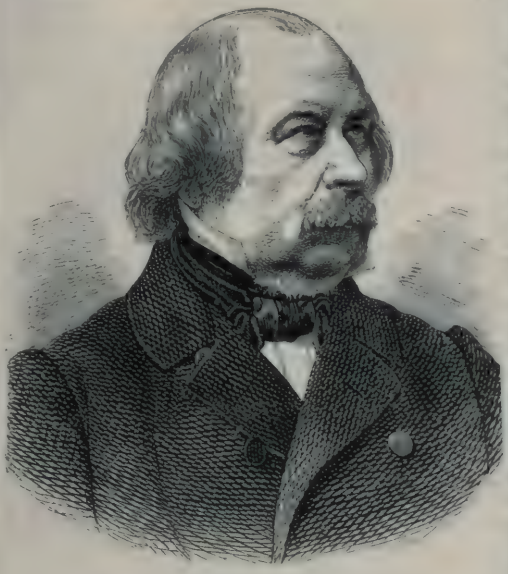
Und jäh voraus glitt Holmar, nur wenige Speere lang,
Doch nimmer überholbar, wie auch der Jüngre rang.
Da rasch, wie Jener will landen, haut Dieser sich ab die Hand,
Und schleudert weit die Blutige voraus in den Küstensand.

Entsetzt starrt Holmar den triefenden Stummel an:
„Wehe Bruder, lieber Bruder! was hast du da gethan!"
Und Holm, der Kühne, spricht: Was ich will, das will ich recht,
Drum bin ich jetzo König, du aber bist — mein Knecht."

Otto Friedrich Gruppe.

Otto Friedrich Gruppe, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Fabrikbesitzers zu Danzig, geb. 15. April 1804, sollte dem Berufe seines Vaters folgen und erhielt daher eine demselben angemessene Vorbildung. Im 16. Jahr entschloß er sich jedoch zum gelehrten Studium, er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1825 die Universität Berlin, um Philosophie zu studieren. Zugleich beschäftigten ihn naturwissenschaftliche und philologische Studien, unter letzteren besonders auch altdeutsche unter Lachmann; auch ward er durch Freunde zum Studium der Kunst und ihrer Geschichte veranlaßt. Kaum der Universität entwachsen, trat er als Schriftsteller in verschiedener Richtung auf und erwarb sich schnell Anerkennung; so wurde es ihm möglich, sich selbst nach dem Verlust seines väterlichen Vermögens von dem Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten ein unabhängiges Leben zu sichern. Im J. 1835 übernahm er die Leitung des literarischen Feuilletons der Preußischen Staatszeitung, wurde 1842 unter dem Mi-

nister Eichhorn im geistlichen Ministerium zunächst für das Kunstfach verwendet, im J. 1844 zum Professor an der Berliner Hochschule ernannt, als welcher er verschiedene Fächer der Philosophie und ihrer Geschichte lehrte. Bekanntlich trat er schon früh als Gegner Hegels auf. Seit 1862 beständiger Sekretär der Akademie der Künste, starb er zu Berlin am 7. Januar 1876.



O. F. Gruppe.

Gruppe ist von großer Vielseitigkeit, die auf seine ebenfalls große Productivität eben so guten als schlimmen Einfluß ausgeübt hat; guten, weil seine Schriften dadurch an innerem Gehalt gewonnen haben, schlimmen, weil er sich allzusehr zersplittert hat. Wir befassen uns hier nicht mit seinen beachtenswerthen Arbeiten im Gebiete der Literaturgeschichte, der Philosophie und Philologie*); seine lyrischen Dichtungen haben wir schon berührt, und seine aristophanische Komödie „Die Winde" bereits im dritten Bande erwähnt; hier haben wir zunächst seine epischen Dichtungen zu besprechen. Die zahlreichen Balladen, welche die Sammlung seiner Gedichte enthält, sind nur zum Theil gelungen (z. B. „Der Wrack"), viele sind zu schnell hingeworfen und entbehren anschaulicher Gestaltung oder verlieren sich in Reflexionen. Entschiedneres Talent entwickelt er in seinen größeren Dichtungen, in denen er sich jedoch zum Theil in der Form verfehlte, so in „Alboin, König der Longobarden, ein Gedicht in 6 Büchern" (Berl. 1830), das in fünffüßigen, und in „Theudelinde, Königin der Lombarden" (Ebd. 1849), die in den nothwendig zur Breite verleitenden vierfüßigen reimlosen Trochäen abgefaßt ist. Allerdings behandelt er diese, wie überhaupt jede Form mit großem Geschick und es gelingt ihm, bei seinem ausgezeichneten Erzählertalent das Interesse für seine Personen zu erregen. Um so bedenklicher ist das Ende, das den angenehmen Eindruck, welchen das Ganze macht, gründlich verwischt. Agilulf, dem von einem mit Prophetenblick begabten Knaben, dessen Herkunft Niemand kannte, verkündet worden war, daß er nach des Autharis Ermordung König werden und dessen noch jungfräuliche Wittwe heirathen würde, hatte ihr diese Prophezeiung mitgetheilt, so wie auch, daß er den Knaben auch von sich gestoßen. „Aber Eines doch verschwieg er — O daß er es jetzt verschwiegen — Denn nicht wieder kehrt die Stunde." Der Knabe war wieder gefunden und lebte, von König und Königin geliebt, am Hofe. Einst brachte er der Königin einen Strauß; wie er sie erblickte, erröthete er, und auch die Königin erröthete, „Aber er ins Herz getroffen Tief von einem dunkeln Schatten — In Gedanken gieng er abwärts: „Die Gestalt! — o Gott, wie ist mir! Fremde, fremde!" Als Theudelinde einen Sohn geboren, war Alles glücklich, nur der Knabe nicht, der jetzt erst sich unglücklich fühlte, seine Eltern nicht zu kennen, eine Ahnung durchbebte ihn, aber Dieß machte ihn noch unglücklicher und er entfloh. Ein Mädchen, das Theudelinde gebar, sah dem Knaben täuschend ähnlich. Nach Jahren fühlte der König seinen nahen Tod, da sprach er zu Theudelinde: „Jener Knabe mit den schwarzen Locken und dem blauen Auge" — Aber der Tod hinderte ihn zu vollenden. Und damit schließt das Gedicht, ohne die verschiedenen Räthsel zu lösen, die entweder hätten ganz verschwiegen oder gelöst werden sollen. Denn hier handelt es sich nicht bloß um Befriedigung der Neugierde, sondern um Abrundung des Gedichts.

Vor „Firdusi, ein episches Gedicht in 7 Büchern" (Stuttg. u. Augsb. 1856) und „Ruth, Tobias, Sulamith, drei biblische Gesänge" (Berl. 1857), die uns nicht bekannt geworden sind, war „Kaiser Karl. Eine epische Trilogie" (Berlin 1852) erschienen, deren ersten Theil „Königin Bertha. Ein romantisches Epos" der Dichter schon früher allein veröffentlicht hatte (Berl. 1848). Was er in der ersten Ausgabe der „Bertha" von der Behandlung des Stoffes sagt, daß er hie und da im Sinne künstlerischer Composition von der Quelle abgewichen sei, indem er die Ueberlieferung theils vereinfacht, theils motiviert und bereichert habe, findet auch auf die zwei andern Theile „Karl und Hildegard. Ein romantisches Epos" und „Eginhard und Emma. Ein romantisches Epos" seine volle Anwendung; er hätte hinzufügen können, daß er die Quellen gründlich studiert und fleißig benutzt habe. Am Wenigsten gelungen ist der dritte Theil, obgleich auch dieser nicht ohne Vorzüge, und insbesondere das idyllische Leben der Liebenden an-

*) Ariadne. Ueber d. tragische Kunst d. Griechen. Berl. 1834. Reinhold Lenz, Leben und Werke. Ebd. 1861. Deutsche Uebersetzerkunst. Hannov. 1859. Leben und Wirken deutscher Dichter. 5 Bde. Berl. 1864 f. — Antäus, e. Briefwechsel üb. speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache. Ebd. 1831. Wendepunkt d. Philosophie im 19. Jahrh. Ebd. 1834. Gegenwart und Zukunft d. Philosophie in Deutschland. Ebd. 1855. — Die Römische Elegie. Kritische Untersuchungen mit Uebersetzungen. 2 Bde. Lpz. 1838 u. s. w.

muthig und zart dargestellt ist. Die beiden andern Theile sind, was freilich der Stoff mit sich brachte, reicher an Thatsachen, welche lebendig und ergreifend dargestellt werden, auch sind die Personen mit plastischer Anschaulichkeit geschildert. „Bertha" hätte wohl bedeutend gewonnen, wenn der Dichter eine andere Form gewählt hätte, denn die kurzen vierzeiligen Strophen mögen wohl zu kleineren Dichtungen passen, aber bei einer längeren erscheinen sie doch sehr eintönig; haben ja sogar die achtzeiligen, in denen „Karl und Hildegard" abgefaßt ist, eine ähnliche Wirkung, und es würde dem Gedicht zum Vortheil gereicht haben, wenn die Strophe, was sie doch eigentlich ist, als Nibelungenstrophe behandelt worden wäre. Beide Dichtungen, deren Ton an Uhland erinnert, der sicherlich auch Vorbild war, berichten die Begebenheiten beinahe in chronologischer Ordnung, aber durch die Hervorhebung des Bedeutenden und das Zurückdrängen des Unbedeutenden hat das Ganze Licht und Farbe gewonnen. Und wenn man auch auf diese Dichtungen den Modeausdruck „spannend" nicht anwenden kann, so darf man doch behaupten, daß der Dichter das Interesse bis ans Ende nicht bloß zu bewahren, sondern auch zu steigern weiß, und daß der Abschluß durchaus befriedigend ist. — Pipin, Dieß ist in Kurzem der Inhalt der ersten Dichtung, den wir zum Verständniß des mitgetheilten Bruchstücks angeben, läßt um Bertha, die Tochter des Königs von Oesterreich, werben; die Abgesandten haben sich verschworen, die Tochter Eines von ihnen für jene auszugeben, und wollen sie ermorden. Einer widersetzt sich dem Verbrechen und sie wird in der Wildniß zurückgelassen, von wo sie zu einer Mühle gelangt, in der sie aufgenommen wird. Nach einiger Zeit kommt Pipin, der sich auf der Jagd verirrt hatte, dahin, verliebt sich in sie, die er für die Tochter des Müllers hält, und zeugt mit ihr einen Sohn, den er, als er zum kräftigen Knaben herangewachsen war, an den Hof beruft, und später zu seiner fernern ritterlichen Ausbildung an den Hof des Königs von Oesterreich schickt. Auf der Hinfahrt besuchte er seine Mutter, die den Vater ihres Sohnes für einen vornehmen Ritter hält, wie auch Karl keine Ahnung davon hat, daß seine Mutter eine Königstochter ist. Der König und die Königin von Oesterreich sind wegen Karls Aehnlichkeit mit ihrer Tochter und einer Nadel, welche dieser gehört hatte, überzeugt, daß er ihr Enkel ist; da er aber entschieden behauptet, daß seine Mutter die Tochter eines Müllers sei, entschließen sie sich, selbst in die Mühle zu reisen, wo sich Alles aufklärt. Als sie nun zu Pipin kommen, flüchtet die falsche Bertha und Karls Mutter wurde dann als Königin feierlich vermählt.

Aus „Bertha".

Der Morgen.

Nun öffnet sich des Tages Thor,
Und über der Berge Gipfel
Stieg rosig der frische Morgen empor,
Röthend der Tannen Wipfel.

Und Bertha in ihrer Kammer Raum
Schlug auf die Augen, die schönen,
Es weckte sie aus dem Morgentraum
Draußen im Hof ein Tönen.

Sie sprach ein kurzes Morgengebet;
Umspielt von rosigen Scheinen,
Sie kleidet schnell sich: „Es ist schon spät,
Ich muß hinab zu den Meinen!"

Es war von Leuten der Hof erfüllt,
Des Königes Ingesinde,
Die hohen Krüge zum Rand gefüllt,
Saß traulich unter der Linde.

Sie sprangen vom Sitz und beugten sich
Vor der Königstochter, der hehren,
Und im Garten die Ritter neigten sich,
Die hohe Herrin zu ehren.

Der König und die Königin dann
Kamen des Wegs geschritten,
Sie führten den jungen Rittersmann,
Den Enkel in ihrer Mitten.

„O meine Eltern, die ich verlor!"
Sie neigt auf das Knie sich nieder,
Sie blickte dann zum Himmel empor,
Ihr bebten nicht mehr die Glieder.

Es hob sie der Vater an seine Brust,
Sprachlos mit stillem Umfangen,
Die Mutter empfing sie mit Herzenslust,
Und küßt' ihr den Mund und die Wangen.

„Wir haben dich wieder, du süßes Herz,
Nach langem, langem Entbehren,
Von deiner Freude, deinem Schmerz,
Ließ keine Kunde sich hören.

O warst du glücklich auch immerdar?
Hat deine Seele gelitten?"
Sie sprach: „Ich bin ja glücklich! fürwahr!
Ich bin ja in eurer Mitten!"

Die Königin sprach: „Daß dein Gemal
Dich so verstoßen, wie kam es?
Wie kamest du, Kind, in dieses Thal?
Du hattest wohl viel des Grames?"

„O Mutter, forsche nur heute nicht,
Du sollst es morgen erfahren,
Die Kunde, die wohl das Herz dir bricht,
Von meines Leidens Jahren."

Dann hat sie zu ihrem Sohn sich gewandt
Mit mutterliebendem Blicke
Und ihn ergriffen bei seiner Hand:
„Jetzt hab ich doch dich zurücke!

Jetzt wirst du mir nicht so schnell entfliehn,
Jetzt wirst du länger verweilen!"
„Nein" sprach er, „wir müssen zu König Pipin,
Wir haben noch heute zu eilen!"

Er sprach es so froh und voller Lust,
Und hatte nimmer ein Ahnen,
Es sei das Wort durch der Mutter Brust
Ein Schwert und ein schmerzlich Mahnen.

„O Mutter, was ist, das dich erschreckt?
Ich will gen Aachen dich führen,
Zu König Pipin, daß aufgedeckt
Die Unthat sei nach Gebühren.

Du bist die Tochter des Königs hier,
Bist nicht die Magd in der Mühle!
Kein Bastard bin ich! — So folge mir!
Es ist dein Leiden am Ziele!"

„Wohl bin ich die Tochter des Königs hier,
Und du sein Enkel" — da brachen
Die Thränen ihr aus. — „So eilen wir„
Sprach Jener, „zum Vater nach Aachen!"

„Ach," sprach Frau Bertha mit schluchzendem Mund:
„So bleibet es nicht verborgen,
So wird es euch doch schon heute kund,
Ich wollt es verschweigen bis morgen!

Der Knab ist nicht des Königs Pipin,
Nun sollet ihr Alles wissen —
Es ließ ein Ritter ihn hier erziehn —
Lieb „hatte mich hingerissen."

„Was sagest du, Tochter? armes Herz!
Jetzt tagt mir schreckliche Kunde!
O Gott, ich verstehe deinen Schmerz,
Und deines Herzens Wunde!"

Der König sah sie bedauernd an,
Es rann herab auf die Wange
Eine Thräne wohl dem greisen Mann,
Und Alle schwiegen sie lange.

Da rief der Karl: „Nein, nimmermehr,
Großvater, so ists mit nichten!
Betrübet euch darum nicht so sehr,
Ich muß euch anders berichten.

Ich bin der Sohn des Königs Pipin!
Das laß ich nimmer mir nehmen!
O Mutter, ich weiß es ja selbst durch ihn,
Du brauchst dich nimmer zu schämen!"

„Des Königs Pipin? — du bist es nicht!
Gott wolle die Schmach mir wenden!"
Und sie verbarg ihr schönes Gesicht
Wohl schluchzend mit ihren Händen.

„O Mutter! verläugnest du deinen Sohn,
Verläugnest du meinen Vater!
Wohl sitzet mein Vater auf dem Thron,
Pipin, der Throne Berather!"

Frau Bertha, die deckt ihr Angesicht
Noch immer mit ihren Händen;
Und alle staunten und wußten nicht,
Wie Dieses solle noch enden.

Doch des Müllers Tochter in schnellem Lauf,
Das war ihr guter Gedanke,
Zu Berthas Kammer sprang sie hinauf,
Und holte aus Berthas Schranke

Das theure Bildniß, und wie sie es fand,
Da eilte sie schnell hinunter,
Und gab das Bildniß in Berthas Hand,
Zusprechend freundlich und munter.

Und Jene rief: „O Sohn, mein Sohn!
Hier siehe des Vaters Bildniß!
Ein Ritter ist es — nicht fern dem Thron —
Mein Trost einst in der Wildniß!"

„Nun ja!" rief Karl, „der König Pipin!
Was brauchen wir da zu streiten,
Mein Vater ist es, wohl kenn ich ihn,
Ich muß ihn wohl kennen von Weiten!"

Er gab es dem Köhler von Schlachtenbrand,
Der drehet es hin und wieder,
Und wie er den König Pipin erkannt,
Versetzet er fest und bieder:

„Ich sag es auf meine Ritterehr,
Und setze dafür mein Leben,
Das ist der König!" — „Was wollet ihr mehr!"
Sprach Karl, „nun wißt ihr es eben!"

Frau Bertha hatte der Worte Lauf
Gelauscht mit bebenden Sinnen,
Ihr schönes Antlitz hellte sich auf,
Sie sollte Freude gewinnen.

Der König sagte: „Des Himmels Hand
Hat hier gewaltet, gerichtet,
Und hat uns den Knaben Karl gesandt,
Der hat das Dunkel gelichtet."

Da trat in den Kreis der Eremit,
Der lange von Fern geblieben,
Es hatte sein sündenbeschwert Gemüth
Ihn jetzt zu reden getrieben.

Er sprach: „So ist es! Des Himmels Huld
Hat sichtbarlich hier geschaltet,
Und hat gewendet der Sünde Schuld,
Und wunderbarlich gewaltet.

Der König Pipin ist dein Gemal,
Und ist der Vater des Sohnes;
Ein Engel führt' ihn in dieses Thal,
Und der ist der Erbe des Thrones.

Und daß er der Vater des Kindes ist,
Das hat er mir selber gebeichtet,
Doch er weiß nicht, daß du sein Ehweib bist —
O, daß ihr nun schnell ihn erreichtet!"

Nun warf er Bertha zu Füßen sich hin,
„O Königin, mir verzeihe!
Und kennst du mich auch, wer ich bin?
Ich bin ein Kind der Reue!

Als dich verriethen im schwarzen Wald
Die Grafen, und wollten dich tödten,
Da jammerte mich deine junge Gestalt,
Ich half dir in deinen Nöthen.

Erkennst du, Königin, nun mich wohl,
Erkennst du den Eremiten?
Der Eremit ist der Graf Riol,
O wolle Vergebung ihm bieten!"

Sie sprach: „Vergebung brauchest du nicht,
Ich schulde dir ja mein Leben;
Ja, Vater, so ist es, wie er spricht,
Mich tödten wollten sie eben:

Und dieser Mann hier rettete mich;
Doch irrt' ich verlassen im Walde,
Und als ich betete brünstiglich,
Erschien der Müller mir balde.

Der Müller hielt mich mit seiner Magd
In dieses Thales Enge!
Doch hat mir mein hoffend Herz gesagt,
Daß Rettung noch zu mir dränge.

Da kam ein Ritter in dieses Thal,
Ach, dem mein Herz sich ergeben!
Und dieser Ritter war mein Gemal,
Doch Das erfuhr ich erst eben.

Ja Sohn, du bist des Königs Pipin,
In rechter Ehe geboren,
Und alle Thränen und Sorgen fliehn,
Und alles Leid ist verloren!

Und liebe Eltern, es nahet euch
Noch eure Tochter in Ehren" —
Der Karl rief: „Auf, und lasset uns gleich
Die Reise nach Aachen kehren!"

Eduard Duller.

Eduard Duller, geb. am 8. Nov. 1809 zu Wien, verlor seinen Vater, noch ehe er das Licht der Welt erblickte; der zweite Gatte seiner Mutter behandelte ihn jedoch mit großer Liebe und gab ihm eine sorgfältige Erziehung und freute sich seines sich schon früh entwickelnden poetischen Talents. Noch sehr jung bezog Duller die Universität seiner Vaterstadt, um sich zunächst philosophischen, später juristischen Studien zu widmen; aber die Neigung zur Poesie trat immer entschiedener hervor; und als ein Drama „Meister Pilgrim", das er in seinem 17. Jahre zur Aufführung brachte, mit Beifall aufgenommen wurde, entschloß er sich, ganz der Poesie und der literarischen Beschäftigung zu leben. Seine freie Gesinnung fand in Oesterreich unter dem Metternichischen Drucke keinen Boden, er verließ daher im J. 1830 sein Vaterland und wendete sich zuerst nach München, lebte dann eine Zeit lang in Trier, wo er mit Sallet ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, und in Frankfurt, wo er 1834 den „Phönix" gründete, der zwar Beifall fand, aber doch schon 1838 eingehen mußte. Im Jahre 1836 wählte er Darmstadt zu seinem bleibenden Wohnsitz. Trotz seiner großen Thätigkeit gelang es ihm nicht, sich eine sorgenfreie Existenz zu schaffen. Der Deutsch-Katholicismus fand in ihm einen begeisterten Anhänger, aber seine warme Theilnahme an demselben, so wie an den politischen Bewegungen im J. 1848 u. 1849 hatte für ihn die Folge, daß er sich genöthigt sah, Darmstadt zu verlassen. Er ließ sich in Mainz nieder, wo er als Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde wirkte, nachdem er in Heidelberg das theologische Examen bestanden hatte. Seine rastlose Thätigkeit zog ihm Nervenleiden und endlich eine längere Krankheit zu, der er nach großen Leiden am 24. Juli 1853 in Wiesbaden erlag.

Duller hatte ohne Zweifel ein reiches poetisches Talent, aber da er dasselbe zunächst benutzte, um seine Lebensanschauung, seine Wünsche und Ideale darzustellen, die Poesie nur als Mittel zu seinen Lebenszwecken gebrauchte, konnte er sich nicht zu der Höhe entfalten, die er unter andern Verhältnissen erreicht haben würde. Aber bei alle dem sind seine Dichtungen nicht ohne poetischen Werth; ihr größter liegt aber in der tüchtigen Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht. Zwei Ideen sind es vornehmlich, die den Mittelpunkt seiner Dichtungen bilden, Religion und Vaterland; aber wenn sie bei Klopstock ohne gegenseitige Verbindung neben einander auftreten, schmolzen sie bei Duller gleichsam zu einer einzigen, oder, um es vielleicht besser auszudrücken, jede derselben war durch die andere bedingt. So hatte seine Vaterlandsliebe, wenn nicht den größten, doch einen sehr bedeutenden Antheil an seinem Uebertritt zum Deutsch-Katholicismus; er wollte Deutschland von jedem fremden Einfluß befreit wissen. Mit Recht sagt er daher in der seinen „Gedichten" (Berlin 1845) vorgesetzten „Weihe":

„Mein Dichten ward, mein Sein zu eigen
Dem hohen einzgen Vaterland!"

Und wie die Vaterlandsliebe seine kirchliche Richtung bestimmte, so erhielt sein Patriotismus eine religiöse Färbung; es ist derselbe nicht bloß Ansicht und Gesinnung, er ist ein religiöser Cultus.

Als epischer Dichter (von seinen übrigen Leistungen ist an andern Stellen die Rede) trat Duller zuerst in dem Balladencyclus „Die Wittelsbacher" (Stuttg. 1831) auf, in welchem er, Anastasius Grüns „Letzten Ritter" nachahmend, das Bayrische Herrschergeschlecht poetisch zu verherrlichen suchte. Doch hat er sein Vorbild lang nicht erreicht, weder in der poetischen Auffassung, noch in der dichterischen Sprache (er bediente sich der Nibelungenstrophe); das Ganze erscheint mehr als eine gereimte Geschichte, in der nur einzelne Stellen von poetischer Wirkung sind. In „Freund Hein. Grotesken und Phantasmagorien" (Stuttg. 1833) besingt er den Tod in einer Reihe von mannigfaltigen Bildern, unter denen einige sehr gelungen sind, z. B. „Die Waschfrau", „Der Schuldner" u. s. w. Dem Ganzen fehlt jedoch die künstlerische Einheit, und viele Bilder verirren sich allzusehr in das Mystisch-symbolische. Weitaus bedeutender ist „Der Fürst der Liebe. Dichtungen" (Lpz. 1842. 2. Aufl. Kassel 1854), der überhaupt seine gelungenste Leistung ist. Wenn er auch hier einen didaktischen Zweck verfolgt und sich darin seine Entrüstung gegen alles Schlechte und Verkehrte, gegen die Tyrannen, die bestochenen Richter, die Heuchler, gegen Trug und Herzlosigkeit in rhetorischer Fülle ausspricht, so hat er seinen Ideen poetische Gestaltung gegeben, indem er dieselben in einer Reihe von epischen Bildern darstellt. Nur sind dieselben oft allzu düster gehalten, z. B. in der „Hungersnoth" u. a. m. Das gelungenste ist ohne Zweifel „Das Kind", das wir unten mittheilen.

Die „Gedichte" bestehen zum größten Theil aus Balladen, deren Stoff er meist aus der deutschen Sage und Geschichte entnahm. Es ist in denselben der Einfluß Uhlands nicht zu verkennen und er behandelt sogar Stoffe, die mit manchen Uhlandischen verwandt sind: „Sängerkönig", „Friedrich der Sieghafte von der Pfalz", dessen Abschnitt „Das Mahl auf dem Heidelberger Schloß" bekanntlich auch von G. Schwab poetisch behandelt wurde.

Das Kind.

In heller Tagespracht
Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht;
Durchduftet sind von Würz und Spezerein
Die Säle; stumme Sclaven streun
Aufs Neue Weihrauch in die goldnen Becken.
Musik ertost; hinschwebt in leichtem Tanz
Die zierliche Ménade, Wollust ganz,
Und sinkt ermattend dann auf seidne Decken.

Ihr schwarz Gelocke fließt
Herab in üppgen Wellen und umschließt
Den schlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glühnd ins Herz sich schmiegt
Dem Fürsten und durchrieselt seine Glieder.
Sie ist entschwebt. Ein Atlasvorhang rauscht;
Entgürtelt stehet sie dahinter, lauscht,
Und von den Schultern sinkt die Hülle nieder.

Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis einschläfernd noch ein Brautlied schallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und sie,
Und Kuß um Kuß wird Melodie.
Er schlummert endlich ein, betäubt, befangen
Vom Liebeszauber, liegt an ihrer Brust wie todt,
Rosenumkränzt der mächtige Despot,
Sie bleibt noch wach vor fieberndem Verlangen.

Ihr wird so bang, als hielt
Am Herzen sie ein kaltes, ehrnes Bild;
So hart dünkt ihr des Fürsten schwellend Bett,
Wie eines Sarges rauhes Brett;
Der Druck des Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
Als wie geweihten Harzes edler Duft
Beim Todtenamt in lang verschloßner Gruft,
Und wie Geruch von Katafalkes-Kerzen.

Fort schläft er todesschwer,
Kein Laut, kein Säuseln hörbar rings umher,
Sie preßt vor Graun ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
Vergebens! — Horch! Emporgeschreckt
Springt sie jetzt auf und läßt den Schläfer fahren.
Was wimmert durch die Nacht? So deutlich klang
Es, gleich als ob ein Kind in Schmerzen rang;
Sie bebt vor Frost, deckt sich mit ihren langen Haaren.

Ja, wie aus Kindes Mund,
Und dumpf, als schölls herauf aus tiefem Grund.
„Wach auf", ruft sie; — „ein Mord, nah am Gemach!"
Er regt sich, halb im Schlaf, halb wach,
Und stammelt bleich: „Auf, faßt den Mörder, Schergen!"
Drauf sie zu ihm: „Hörst wimmern dus?" — „Ich hörs" —
„So hilf, ehs schon zu spät! Errett es! Schwörs!
Wir suchens . . . nächste Nähe muß es bergen."

Zurück rauscht die Gardin,
Sie nimmt die Lampe, Beide eilen hin
Durch Sál und Prunkgelasse, Eins umfaßt
Das Andre bang, — sofort in Hast.
Hier wars! — — Nein dort! . . . Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie schleichen bebend fort; —
Nichts hörbar als der Wächter Losungswort,
Nichts sichtbar als der Partisanen Schimmern.

Schneebleich ins Schlafgemach
Zurücke kommen sie, und Graun folgt nach,
Und haucht sie an, zupft sie am Nachtgewand.
Los reißt sich aus der Nymphe Hand
Der Fürst, verhüllt die Augen sich, die Stirne.
Ists Graun? Ists Scham? Sie faßt ihn schmeichelnd an.
„Hinweg die Hand!" ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abscheu! Fort von mir, du Dirne!"

Und vor die Schwelle stößt
Er sie, die heiße Lieb ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewissen durch die nächtge Ruh.
An seine Kissen tritt herzu
Ein bleiches Kind mit einer Wund im Herzen —
Ein luftges Bild . . . . Er stürmt entsetzt hinaus,
Er weckt die Diener all in seinem Haus:
„Licht! Licht! Anzünder Lampen, Fackeln, Kerzen!"

Und als der Morgen graut,
Läßt ers verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geschah in meinem Schloß heut Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.
Wer mir den Thäter bringt, dem will ich fürstlich lohnen!"
Da schaart das Volk sich, bangend ob dem Wort,
Als träfe All ein einzger neuer Mord,
Wenn Frevel sich nicht scheut, im Fürstenschloß zu wohnen.

Doch wie der Fürst auch schreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gaun
Und träuft in alle Herzen Graun; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenseit des Grenzsteins sie, und eilt herbei
Zur Hauptstadt; wer ihn siehet, senkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis ist ein Verbannter.

Der Alte aber tritt
Zum finstern König hin mit festem Schritt.
„Ich kann dirs sagen, Fürst," so hebt er an,
„Wer diesen Frevel hat gethan;
Du wirst mich tödten, wenn du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit sprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr ich heim ins Vaterland,
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren.

Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band; bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag emporgebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das sollt im Grund lebendig ihr einsargen!

Und wie er rieth, geschahs
Und ohne Scheu und Scham und Mitleid sahs
Dein Ahn, o Fürst, wie man das Kindlein hub
Hinab, und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchsen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun steht das Schloß, gefeit; kein Feind nimmts ein;
Das Kindlein aber lebt noch unterm Stein.
Denn Gottes Engel sind mit ihm darinnen.

Und ob dein Schloß auch gleißt
Mit goldnem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, Du hasts gehört bei Nacht,
Wie es in seinen Schmerzen wacht!
Es wächst so lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, so trotzig sie auch steht,
Ein Odem Gottes ists, der sie zerweht.
Und über Nacht ist sie in Asch zerstoben.

Das Kind, o Fürst, das lebt
Im Grabe, wisse, daß es einst begräbt
All Deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es betreut;
Wann es im Wachsthum hoch geschossen,
Wird es mit seinem heilgen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchstoßen!

Fragst du, wie heißt das Kind? —
Antwort giebt dir der nächste Frühlingswind,
Der Dich nicht fragt, ob Du ihn auch gebannt,
Ruft: Freiheit ist das Kind genannt,
Das Gotteskind, das schnöde Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig wie für todt,
Auf dessen Haupt Du wandelst jetzt, Despot!
Doch Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben!"

Den Fürsten fasset Graus,
Er bebt, und mit ihm bebt und wankt sein Haus;
Es neiget sich der Zinnen goldne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Estrichs glatter, schöngefügter Spiegel,
In Staub stürzt jeder Säule goldner Knauf.
Horch! Ein Triumphlied schallt vom Grund herauf:
Geborsten ist der Grund; es schmolz das Siegel.

Julius Mosen.

Wenn wir von Mosens lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen gesagt haben, daß sie im Ganzen unklar seien, so müssen wir dieses Urtheil auch in Bezug auf seine größern epischen Dichtungen wiederholen, die übrigens schon deshalb merkwürdig sind, weil sie gleichsam in prophetischem Geist des Dichters eigenes Schicksal ahnen lassen, da er in dem ersten einen Menschen darstellt, der nicht sterben will und in dem zweiten einen, der nicht sterben kann.

„Das Lied vom Ritter Wahn. Eine uraltitalische Sage in 24 Abenteuern" (Lpz. 1831) ist, wie schon der Titel besagt, einem älteren italienischen Volksepos*) entnommen, welches der Dichter freilich mit der größten Selbstständigkeit bearbeitet hat, indem er nur die äußeren Begebenheiten beibehielt, diese aber mit deutschem Sinn und deutscher Tiefe entwickelte, wie er denn vermuthete, daß die Sage ursprünglich deutsch gewesen und von den Germanen in das südliche Italien gebracht worden sei, was sich übrigens mit Bestimmtheit nicht nachweisen läßt, da die einzelnen Züge der Sage, die sich in andern deutschen Märchen wiederfinden, so allgemeiner Natur sind, daß sie auch bei andern Völkern vorkommen. Ein reicher und tapferer Ritter in Griechenland — dieß ist im Kurzen der Inhalt der Dichtung — zieht aus, um den zu suchen, der ihn vor dem Tode bewahren kann; diesem will er ewig dienen. Er bekämpft die wildesten Thiere und die mächtigsten Riesen. Nichts kann vor seiner Kraft bestehen. Drei wunderbare Alte, denen er begegnet, Jrd**), Raum und Zeit, versprechen ihm Jahrhunderte langes Leben, wenn er bei ihnen bleiben will, allein am Ende müsse er doch mit ihnen sterben. Auf seiner andern Wanderung gelangt er in einer Wüste zur Fee Morgana, die sich als die trojanische Helena zu erkennen giebt; denn sie lebt noch und wird noch so lange leben, bis sie mit ihm im Tode sich vereinigt. Auf ihren Rath setzt er seine Wanderung fort. Er gelangt an das Thor des Himmels, wo er mit dem Tode ringt und diesen nach hartnäckigem Kampf überwindet. Nun tritt er in den Himmel, wo ihm der Sohn Gottes das ewige Leben verspricht. So lebt er lange selig unter den Seligen, bis er endlich von Heimweh nach der Erde ergriffen wird. Es wird ihm ein Pferd gegeben, mit der Warnung, nie von demselben herabzusteigen, widrigenfalls er dem Tode verfallen würde. Auf der Erde findet er Alles verändert, die drei Alten sind todt, der alte Gottesdienst ist verschwunden, der Herr, den er im Himmel kennen gelernt, wird jetzt auch in Griechenland angebetet; es ist mehr als ein Jahrtausend vergangen, seitdem er seine Wanderung angetreten. Der Tod stellt ihm nach und sucht ihn zu veranlassen, von seinem Pferd abzusteigen; er entgeht aber immer den ihm gelegten Fallstricken, bis ihm einmal ein Wagen begegnet, auf dem sich Helena befindet. Von seiner Leidenschaft bethört, springt er in den Wagen, wo ihn der Tod erfaßt, der den Wagen als Fuhrmann begleitete.

Die Ausführung zeugt von großem poetischen Talent; die Begebenheiten sind vortrefflich erzählt, die Charaktere sind von großer Wahrheit und Anschaulichkeit, die Schilderungen sind von seltener Schönheit; alles Einzelne ist erschöpfend und doch ohne die geringste Breite dargestellt; die Sprache ist einfach, aber von großer Kraft und, wo der Inhalt es verlangte, auch von seltener Anmuth. Die Darstellung ist immer edel, nirgends findet sich Uebertriebenes oder Gesuchtes, nirgends begegnet man blendenden bildlichen Ausdrücken, die den Gedanken eher verbergen als darlegen. Aber bei allen diesen Vorzügen macht das Ganze keine erfreuliche Wirkung, weil es offenbar eine bestimmte Idee zur Anschauung bringen wollte, die aber nicht mit Sicherheit zur Erscheinung gelangt, wie dieselbe denn auch beinahe von Jedem, der die Dichtung besprach, in anderer Weise aufgefaßt wurde. Zwar sagt der Dichter in den Anmerkungen zum „Ahasver", daß er im „Liede vom Ritter Wahn" gesucht habe, „die zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringende Seele zur poetischen Anschauung zu bringen", aber wenn man auf die Entwickelung des Ge-

*) Istoria di Senso che cerca di non morir mai.

*) Was der Dichter unter diesem Jrd versteht, können wir nicht erklären. Manche Literarhistoriker sehen in ihm den Tod, was aber nicht sein kann, da Jrd ja stirbt und der Tod später wieder erscheint.

dichts zurücksieht, überzeugt man sich leicht, daß seine Absicht ihm nicht gelungen ist.

Und doch steht der „Ritter Wahn", als Kunstwerk betrachtet, noch höher als der „Ahasver. Epische Dichtung" (Dresden 1838). Ahasver hat zwei Kinder, Ruben und Lea, die nach dem Tode seiner Gattin sein ganzes Glück ausmachen. Ihre Schönheit zieht das lüsterne Auge eines Fürsten aus der Familie der Cäsaren auf sich; der Vater soll sie ihm abtreten. In der Verzweiflung wendet er sich an Christus, dessen Wunderthaten den allgemeinsten Glauben an seine Macht erweckt hat, dieser aber entläßt ihn mit der trostlosen Antwort, daß Jerusalem untergehen müsse. Ahasver tödtet seine Kinder, um sie nicht der Schmach Preis geben zu müssen. Bald darauf wird Christus zum Tode geführt; als er unter der Last des Kreuzes bei Ahasvers Hause niedersinkt, und er diesen bittet, an seiner Schwelle rasten zu dürfen, stößt er ihn mit Spottworten zurück, worauf ihm Christus zuruft, daß auch er von nun an keine Ruhe mehr finden würde. Im Tempel, wohin Ahasver voll Schrecken über diesen Fluch flüchtet, erfährt er aus dem Munde des Engels Michael, daß er doch zur Ruhe gelangen könne, wenn er es über sich vermöge, reuig an Gottes Vaterbrust zu flüchten. Drei Fristen seien ihm dafür gewährt, drei Mal würden ihm seine Kinder wiedergegeben werden, wenn er aber die dritte Frist vergeblich vorübergehen lasse, müsse er bis zum Weltgerichte auf der Erde wandern. Ahasver heirathet wieder, und wiederum sind seine zwei Kinder nach dem Tode seiner Gattin sein höchstes Glück. Es war zur Zeit des Kaisers Titus. Bei der Belagerung Jerusalems nimmt er Theil am Kampfe, aber als aller Widerstand vergeblich ist, will er dem Feinde und den Christen seine Rettung nicht verdanken, er stößt seine Kinder in die Flammen des brennenden Tempels, aber ob er sich gleich auch in dieselben stürzt, lassen sie ihn unversehrt. Der dritte Gesang führt in die Zeiten Julians des Abtrünnigen. Ahasver, der wieder zwei Kinder gezeugt hatte, erhält von dem Kaiser den Befehl, Jerusalem und den Tempel wieder aufzubauen; aber Gott verwirrt die Bauleute, so daß sie Nichts zu Stande bringen; die Heidenpriester verkündigen, daß der Bau nur dann gelingen könne, wenn man zwei Kinder verschiedenen Geschlechts opfere. Ahasver als der Aelteste soll das Opfer vollziehen. Da erscheinen seine Kinder, die er in der Wüste zurückgelassen hatte, und die voll Sehnsucht nach dem Vater ihm nachgezogen waren. Verzweifelnd stürzt Ahasver hin, Christus aber entzieht die Kinder dem Opfertode. Und darauf zerreißt die Erde bis zum Grunde, eine mächtige Feuersäule schießt empor und vernichtet den ganzen Bau. Ahasver aber beginnt wieder seine Wanderungen, von Haß gegen Christus erfüllt, der ihm seine Kinder gestohlen. Jahrhunderte vergehen, Mohammed verkündet eine neue Religion. Die Araber ziehen gegen die Römer, die sich unterdeß zum Christenthum bekehrt hatten; als sie Jerusalem bestürmen, schließt sich Ahasver ihnen an mit dem Schwur, keinen Christen bei Christi Grab zu verschonen. Die Stadt wird erobert, alle Christen sind niedergehauen, nur zwei Kinder knieen bei dem heiligen Grabe, es sind Ahasvers Kinder, die ein Engel hingebracht hatte. Ahasver erkennt sie; noch im Glück der Umarmung begriffen, erinnert man ihn an seinen Schwur; er trotzt den Arabern, da fallen seine Kinder, von ihren Pfeilen getroffen, die an seiner Brust wie Glas zersplittern. Aus langer Ohnmacht erwachend, ruft er verzweifelnd aus, daß er von nun an gegen Gott kämpfen wolle, bis er die Menschheit von ihm errettet habe, bis Gott den Menschen die brüderliche Hand reiche oder sie vernichte. Da erscheint ihm Christus. Ich bin nicht herabgekommen, sagt er, Frieden zu bringen, sondern das Schwert:

„Du hast zuerst die Fehde angenommen,
In ihr zerbrochen alle irdischen Schranken,
Mir gegenüber hast du dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.
So ringe weiter! weiter! Zwischen Beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden."

Im „Ahasver" stellt sich, wie der Dichter es selbst ausdrückt, „die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, gleichsam der in einem Einzelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte, erst in unbewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gott des Christenthums schroff gegenüber"; es ist somit das Gedicht in der That eine Erneuerung der altgriechischen Mythe des Prometheus mit Beziehung auf die modernen Lebensverhältnisse. So viel Großartiges die Dichtung auch darbietet, so ist der Gesammteindruck derselben doch nicht erfreulich. Schon die Exposition ist nicht glücklich. Allerdings mußte motiviert werden, weshalb Ahasver Christum haßte und ihn von seinem Hause stieß; allein das vom Dichter gebrauchte Motiv, daß Christus Ahasvers Kinder nicht retten wollte, ist nicht gut, weil einerseits der rein menschliche Schmerz des Vaters über den Verlust seiner Kinder ihn, wenn auch nicht rechtfertigte, doch gewiß entschuldigte, und andererseits Christus durch seine Weigerung als lieblos erscheint, um so mehr als der Grund, den er anführt, daß Gott Judäa verderben wolle, sehr unglücklich gewählt ist, da er denselben eben so gut bei allen denen hätte vorschützen können, die er bis zum letzten Augenblicke geheilt hatte, Ahasver aber sein Volk und Land keineswegs im höhern Grad repräsentierte, als jeder Andere, der bei Christus Heilung und Trost gefunden hatte. Auch die Darstellung bietet manche Schwächen dar; so ist die Ueberhäufung der Bilder und Gleichnisse, deren er öfters zwei und mehr an einander reiht, zu tadeln, da hierdurch die Wirkung der einzelnen geschwächt und sogar aufgehoben wird.

Beide Dichtungen sind in unvollkommenen Terzinen abgefaßt, in denen die mittlere Zeile stets reimlos bleibt; was nothwendig eine unangenehme und selbst störende Wirkung hervorbringen muß, da man stets den fehlenden Reim erwartet. In größeren Strophengebilden mögen reimlose Verse oft recht zweckmäßig sein, in kleineren könnten sie höchstens dann eintreten, wenn dadurch eine komische Wirkung erzielt werden sollte.

Aus „Ritter Wahn".

Fünftes Abenteuer.

Fee Morgana.

Ob Regenströme gleich vom Himmel flossen,
Ob aus der dunkeln Wetterwolke gleich
Zu seiner Seite Blitze niederschossen:

So konnte doch den Ritter nichts bewegen
Von seiner Fahrt nach Osten abzustehn;
Fort giengs durch Hagelschauer, Sturm und Regen!

Und mochte brausend auch ein Strom ihm mitten
Durch seinen Weg mit tausend Wogen ziehn,
Mit seiner Schwimmkraft ward er doch durchschnitten.

In Angst und Noth, mit Kämpfen und mit Ringen
Währt sieben Jahre schon die harte Fahrt;
Doch Nichts vermochte seinen Sinn zu zwingen.

Schon lang vergeblich war es, nachzufragen
Nach jenem Helden, der des Todes Arm
Besiegen könnte, brechen und zerschlagen.

Denn, zog er noch so müde durch die Wüste,
Doch fand er nirgendwo ein gastlich Dach,
Noch einen Menschen, der ihn freundlich grüßte.

So irrt in unwirthbaren, wüsten Oeden
Erschöpfet Ritter Wahn; der Sonne Gluth,
Des Sandes Brennen scheint ihn fast zu tödten.

Schon auch beginnt das Roß ihm zu ermatten;
Und dennoch rieselt nirgendwo ein Born,
Und nirgends beut ein Baum ihm kühlen Schatten.

Vom Sonnenglanze wird sein Aug geblendet,
Es brennt die Gegend rings in rothem Schein,
Von einem Glutmeer, Dämpfen gleich, entsendet.

Halb hat der Ritter schon sich aufgegeben;
Denn unbezwingbar scheinet ihm die Noth
Und kaum zu retten noch das arme Leben,

Da selbst das Roß wegmüde hingesunken,
Und er bewußtlos ist herabgestürzt,
Häuptlings, der Mähn entgleitend, matt und trunken.

Ach! was ist Noth, wenn man auf Rettung sinnen,
Was Angst, die auszusprechen man vermag,
Der man mit Kraft noch irgend kann entrinnen?

Ja, was ist Tod im Arm sogar der Lieben
Noch gegen solch unheilbar schwere Pein,
Wo der Verzweiflung selbst nicht Raum geblieben?

Doch ward auch dies Mal wahr das Wort erfunden,
Daß uns die Rettung stets am Nächsten ist,
Wenn uns am Engsten hält die Noth umwunden.

Denn mitten noch in trübem Sinnesbrüten
Gemahnts ihn plötzlich, als erbraust es laut,
Gleich Büschen, Stromflut, Blumen, Baum und Blüthen.

Dann hört sein Ohr viel tausend Stimmen singen,
Und vieler Vöglein wunderlieben Schall,
Die ganze Luft durchhallend, lustig klingen.

Er sieht empor, kann kaum dem Auge trauen:
Welch hohe Pracht, welch wunderschönes Land
Sich aufgethan dem nimmersatten Schauen!

Vielgrüner, hoher Palmenwald schwankt dorten,
Viel Blumen steigen himmelhoch empor,
Erblühen blau und röthlich aller Orten;

Springquellen hochaufrauschend lustig stiegen
Krystallnen Säulen gleich so funkelhell,
Als könnte niemals ihre Flut versiegen.

Viel grüne Schmetterlinge leuchtend zogen,
In Blüthen hieng manch goldnes Vögelein
Und sog und webt' in schwanker Wipfel Bogen.

Ei, was da rings für süße Früchte hiengen
So groß und schwer in rothen Goldes Schein,
Indem rings durch die Lüfte Düfte dringen!

Und mitten aus der Bäume grünen Fächern
Ragt hoch in Goldlicht prangend hehr ein Schloß
Mit Säulen, Treppen und mit Silberdächern.

O, Paradies! glückselig, wer dich funden!
O. Paradies! glückselig, wer dich sah!
Wer müßte dort nicht aller Pein gesunden!

Auf steht der Ritter, fasset bei den Zügeln
Das treue Roß; wie giengs hinüber schnell
Zu dieses Eilands Blumenhügeln!

Welch üppge Fluren, dufterfüllte Matten!
Welch schönes Wechselspiel im Farbenschein!
Und saftig Grün, erquicklich tiefe Schatten!

Wie dieß so wonniglich den Ritter grüßet,
Da schwindet leicht ihm alle Müdigkeit,
Indeß vor lauter Lust die Brust zerfließet.

Er läßt das Roß auf wunderfettem Rasen
Ergehen sich und zügellos
Und in den blätterreichen Stauden grasen,

Steigt nun zum Schloß hinan. Das Thor steht offen.
Schnell tritt er ein. O Wunder, das er sah!
Wie steht von all dem Schimmer er betroffen!

Im allerreinsten Ebenmaße schlingen
Sich um den weiten, glanzerfüllten Hof
Zwei weite Gäng umher in halben Ringen.

Statt Säulen stehn jungfräuliche Gestalten,
In Marmor ausgehauen, schlank und fein,
Die das Gebälk mit zarten Händen halten.

Der Boden, ausgelegt mit Edelsteinen,
Ergötzt das Auge mit manch schönem Bild,
Wie sanft verschmolzen sich die Farben einen.

Smaragde formen grüngerankten Teppich,
Karfunkel sind als Rosen eingestreut
Und bilden kunstreich buntgestickten Teppich.

Hei! wie Das sternenähnlich funkelt, pranget!
Da giebt es, was des Ritters Auge labt,
Was nur der allerkühnste Wunsch verlanget.

Daß er gekommen in ein Schloß, wo Feen
Gebieten, merkt er wohl, und wagt es kaum
Bis zur lazurnen Treppe hinzugehen.

Er rufet laut, er stößt ins Hifthorn schnelle;
Niemand erscheinet, noch erwidert ihm.
Er ruft noch Einmal: Niemand kommt zur Stelle.

Er steigt hinauf: viel tausend Lampen schimmern,
Obgleich es Tag ist, längs der Treppe hin.
Daß angestralt die bunten Pfeiler flimmern.

Und an den Wänden hangen prachtvoll Schilder;
Aus Erz gegossen stehn in Blenden hier
Viel edler Herrscher riesenhafte Bilder.

Von einem neuen Thor zieht er die Riegel,
Tritt ein und staunend schauet er herum;
Denn Deck und Wände sind ein einzger Spiegel.

Da stürzt er taumelnd fort aus solchem Schimmer,
Aus dem Gestaltenmeer des Spiegeltrugs,
Nach einem andern hochgewölbten Zimmer.

Wie viel, wie lange müßt ich euch berichten,
Sollt ich erzählen von der Lieblichkeit
Der hier gemalten heiligen Geschichten!

Bald wähnt man in des Meeres tiefste Gründe
Zu schauen, bald ins fernste Sternenhaus,
Bald in der Erde gluterfüllte Schlünde.

Doch mag der Ritter nicht dabei verweilen;
Nicht hält ihn Götter- oder Heldenmär
Ab von dem Vorsatz, weiter vorzueilen;

Denn endlich hofft er doch, den Herrn zu finden;
Der solch ein prachtvoll Wunderwerk gebaut,
Weiß auch ersehnte Mär gewiß zu künden.

Noch Eine Pforte thut sich auf. Verschieden
Von andern Zimmern war dieß Zimmer schier,
Und doch war nie ein schönres wohl hinieden.

Mit himmelblauen, goldgestickten, langen
Duftartgen Schleiern war der Boden gar
Bedecket und die Wände rings behangen.

Draus lachten glühe, frisch gepflückte Rosen;
Windharfen hört man aus den Wänden sanft
In langen, schmelzenden Accorden tosen,

Nach denen Mägdelein mit nackten, weißen
Und zarten Füßlein tanzten leicht und schön
Verschlungnen Arms in vielverschlungnen Kreisen.

Doch konnte nichts den Ritter Wahn bestricken;
Denn mächtig zog zur Königin der Schaar
Sein Aug ein hochbezaubertes Entzücken.

Die saß auf einem lichten Blumenthrone,
Aus Tulpen und aus Lilien aufgebaut,
Aus heller Mandelblüth und rothem Mohne.

Und ob auch Schleier um sie lose flossen,
Nicht bargen sie die Reize der Gestalt,
Die ebenmäßig leicht hin schien gegossen.

Als Zeichen ihres feenhaften Waltens
Führt Mistelzweig, und einen Spiegel sie
Als Herrscherin vielfältigen Gestaltens.

Und vor ihr steht des heilgen Grales Schale,
Aus dem hervor ein wunderseltsam Licht
Sich blendend bricht in magisch hellem Strale.

Der Ritter neiget sich zu sanften Grüßen,
Dann, scheu Verzeihung flehend, tritt er vor
Und wirft sich ehrfurchtsvoll zu ihren Füßen.

„Verzeih dem Wagniß", spricht er, „Aphrodite,
Wenn ich mich stelle deinem Angesicht
Und nur Gebete statt der Opfer biete."

Die Fee versetzt: „Laß ab von deinem Wahne!
Helene bin ich, ob Frau Venus mich
Auch nennt der Völker Lied und Fee Morgane.

Vorausgesehen hab ich längst dein Kommen,
Und lange hab ich deiner schon geharrt;
Drum sei zuvörderst, Ritter, mir willkommen!"

Alsbald nun läßt sie ihm die Schale reichen,
Willkommner Ankunft süßen Labetrunk,
Der heilge Gral wars mit symbolschen Zeichen.

Wie wird dem Ritter, als er trinkt, zu Muthe!
Ein Feuerstrom durchglühet seine Brust
Und mischt sich wonneheiß mit seinem Blute.

„Helene, sagst du? Wahrlich, ja, Helene!
O lebte sie, „sprach Wahn," fürwahr, du wärest
Sie selbst, zu der ich mich in Träumen sehne."

„Und lebte sie nicht mehr?" beginnt zu fragen
Die schöne Fee, indem den Schleier sie
Vom holden Antlitz hat zurückgeschlagen.

Der Ritter meint, in Wonne zu vergehen
Vor diesem Huldblick, starrt sie an und staunt,
Wie angezaubert, kann sich satt nicht sehen.

Sein Auge wurzelt fest in ihrem süßen,
Holdselgen Antlitz, das die Locken braun,
Wie Abenddämmrung schleierhaft umfließen,

Des Schwanennackens Schnee, der Schultern Prangen,
Des vollen Busens sanft gewölbte Pracht,
Das süße Roth der zartgeformten Wangen,

Das alles ist so leicht, so schön verwoben,
Als hätt aus Meeres Schaum sich eben erst
Die Minnegöttin selbst emporgehoben!

Der Ritter schwelgt mit heiß erglühten Sinnen,
Berauscht vom Anschaun solcher Himmelshuld:
Ach wer auch könnte soviel Reiz nicht minnen?

„O, heilger Glut allselge Herzdurchzückung!
Helene! ja, du bist Helene selbst,"
Ruft Wahn; „o überschwängliche Beglückung!

Helene, Freundin, künde mir: berichten
Von deinem Tod die Mären lügenhaft?
Doch Thor, was frag ich? Wer mag dich vernichten?"

„Siehst du die Mistel hier in meinen Händen?"
Entgegnete die Fee; „die wahrt mich jung,
Bis ich mit dir vereinigt kann vollenden."

An ihre Brust, an ihren Hals gesunken
War Ritter Wahn; sie barg das zarte Haupt;
Wer hätt an diesem Mund sich satt getrunken!

„Noch aber ist die Stunde nicht gekommen.
Nach Osten geht, Geliebter, nun dein Weg!" —
Sprach süß ihr Mund, das Herz schien ihr beklommen. —

Doch müssen einst wir uns noch wiedersehen,
Um dann vereinet in das Todtenreich
Zu stillem Traume still hinabzugehen."

Sie beut noch Einmal ihm die weichen Wangen;
Schwingt dann die Mistel und — o Wundermär! —
Schnell war die Fee sammt Feenschloß vergangen.

Wie oft ein Wolkenbild vor uns entstehet,
Das uns entzückt, das aber, kaum geschaut,
Schon wieder dann in blaue Luft zergehet:

So war die Jungfrau mit des Schlosses Hallen
In aller Herrlichkeit und aller Pracht
Zergangen, gleich des leichten Rauches Wallen.

Betäubt auf einer grünenden Oase
Stand träumend Ritter Wahn, sein treues Roß
Gelagert neben ihm in hohem Grase;

Und dennoch lags, wie Wüst', ihm vor den Blicken.
Er fühlt sich an das Herz, an seine Stirn
Und weiß sich nicht in solchen Traum zu schicken.

Er fühlt den Trunk noch, den er kaum genossen,
Die sonderbare Glut, die ihm durchs Herz
In alle Fibern kräftig ist geflossen.

Sein Aug ist hell, wie nimmer es gewesen;
Durchsichtig liegt vor ihm der Erde Kern.
Darinnen schaut er allerseltsam Wesen,

Wie Gnomen unten in den tiefen Grüften
Die Adern der Metalle schließen auf,
Mit großen Hämmern schmieden in den Klüften;

Wie weiter oben kocht auf manchem Herde
Der Erdenmännlein Schaar der Wurzeln Saft,
Und weiße Keime pflanzet in die Erde;

Wie unten sich ergießt durch finstre Spalten
Ein brausend Meer mit einem grausen Heer
Viel schauerlicher, häßlicher Gestalten.

Draus ranken aufwärts Bäume von Korallen,
Und er vernimmt, wie hehren Orgelton,
Der Kräfte Walten, wie ein Donnerhallen.

Ja! selbst verständlich war ihm, was in Lüften
Die leicht beschwingten Vögel sangen fern,
Indeß sie lustig durch die Wolken schifften.

Doch mitten durch dies Treiben und dies Klingen
Hört er die Fee: „Nach Osten immer vor
Mußt du, o Held, o mein Geliebter, dringen!"

Da schwang sich auf das Roß der flinke Reiter;
Nach Osten hin, dem Sonnenaufgang zu
Gieng fort und fort die Fahrt und immer weiter.

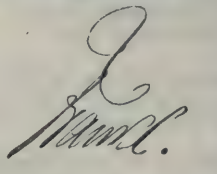
Doch ob er weiter ward und weit getragen,
Des süßen Minnebildes kann er nicht,
Nicht seines Liebedurstes sich entschlagen.

„So lebst auch du, so lang ich leben werde,"
Sprach er, „Helene, heißgeliebte Braut!
Und lebst mit mir auf dieser schönen Erde?

Wohlauf! so muß ich jene Burg noch finden,
Wo Einer thront, der mit der kräftgen Hand
Den Tod bezwingen kann und ewig binden."

Ludw. Aug. Frankl, Ritter von Hochwart.

Wenn die Vorwürfe, die man den jüdischen Schriftstellern der neuern Zeit macht, bei einigen vielleicht gerechtfertigt sind, Vorwürfe, denen Wolfgang Menzel den herbsten und jedenfalls sehr tadelnswerthen Ausdruck gegeben hat, indem er behauptet, daß sie den guten Geschmack verdorben und einen Gifthauch von Irreligiosität und Entsittlichung um sich verbreitet hätten, so können sie den Dichter nicht treffen, den wir jetzt zu besprechen haben, da sich in ihm die höchste Kraft religiöser Ueberzeugung mit tief sittlichen Anschauungen verbindet und seine Werke von dem edelsten Geschmack zeugen.



Ludwig August Frankl, geb. zu Chrast in Böhmen am 3. Februar 1810, erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause und in der Volksschule des Ortes, wobei darauf gesehen wurde, daß er mit der deutschen zugleich die böhmische Sprache erlernte. Da ihn seine Eltern einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmten, ließen sie ihm bei einem katholischen Geistlichen Unterricht im Lateinischen ertheilen. Die Lectüre der deutschen Dichter weckte in ihm schon früh den Sinn für Poesie. Im Jahre 1823 trat er in das Piaristengymnasium in der Prager Neustadt. Durch den im Jahre 1825 erfolgten Tod seines Vaters mittellos geworden, sah er sich gezwungen, sich durch Ertheilung von Privatunterricht die nöthigen Unterhaltungsmittel

zu verschaffen. Nach beendigten Gymnasialstudien kehrte er in die Heimath zurück, wo er als ältester Sohn das Geschäft seines Vaters übernehmen sollte, doch gelang es seiner Mutter, Dieß abzuwenden, und er gieng Ende 1826 nach Leutomischl, um im dortigen Piaristencollegium Philosophie zu studieren. Aus dieser Zeit stammen mehrere Balladen und Dramen, von denen „Die Brautnacht" zum großen Mißfallen der Piaristen aufgeführt wurde. In den Ferien 1827 gieng er nach Wien, wo er dem Freiherrn von Hormayr ein episches Gedicht in Hexametern, „Jan Paucir", überreichte, das dieser im „Archiv" abdrucken ließ. Ende 1828 begab sich Frankl nach Wien, um Medizin zu studieren; seinen Unterhalt mußte er auch jetzt durch Ertheilung von Privatunterricht gewinnen. „Das Habsburgslied", das er 1832 veröffentlichte, verschaffte ihm den Umgang und die Freundschaft der bedeutendsten Wiener Schriftsteller; auf einer Reise nach Dresden und Leipzig wurde er mit mehreren norddeutschen Dichtern, unter Andern mit Tieck bekannt. Im Januar 1837 promovierte er in Padua als Doctor der Medizin, worauf er Italien bis Neapel bereiste und in der Anschauung der großartigen Kunstwerke alter und neuer Zeit, so wie durch den Umgang mit bedeutenden Künstlern und Gelehrten mannigfache Anregung fand. In Mailand lernte er den Dichter Hilscher kennen, dessen Nachlaß er nach dessen bald darauf erfolgtem Tode herausgab. Nach Wien zurückgekehrt, nahm er 1838 die ihm angebotene Stelle eines Sekretärs der Wiener israelitischen Gemeinde an und lebte, dem ärztlichen Berufe entsagend, der Literatur und seinem Amte. Er übernahm die Redaction des „Oesterreichischen Morgenblattes" und gab seit 1842 die „Sonntagsblätter" heraus, welche mit Geist, Takt und Geschmack redigiert, von den besten Talenten Wiens unterstützt, viel zur Entwickelung des geistigen Strebens in Oesterreich beitrugen. Nach der Unterdrückung der Revolution durch den Fürsten Windischgrätz wurden die „Sonntagsblätter" verboten und sind seitdem nicht wieder ersetzt worden. Er selbst sollte sogar wegen einer von ihm beabsichtigten Geschichte der Wiener Revolution verbannt werden, doch wurde der Befehl wieder zurückgenommen. Im Jahre 1856 reiste er nach Jerusalem, um eine Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt daselbst ins Leben zu rufen, eine zweite Reise nach Palästina unternahm er im J. 1865. Später betheiligte er sich an der Gründung der israelitischen Blindenanstalt auf der Hohenwarte bei Döbling, daher das Prädikat „Ritter von Hochwart", mit welchem ihn wegen seiner literarischen und humanitären Verdienste der Kaiser von Oesterreich Ende 1876 in den Ritterstand erhob.

Frankls epische Dichtungen gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen in diesem Gebiete. Schon sein erster Versuch „Das Habsburgslied. Historische Balladen" (Wien 1832), in denen er den „Letzten Ritter" von Anastasius Grün zum Vorbilde nahm, erwarb ihm verdiente Anerkennung. Ihnen folgten „Epische und lyrische Dichtungen" (Ebd. 1833) und die „Sagen aus dem Morgenlande" (Lpz. 1834), in denen er durch die Wahl der Stoffe sowohl als durch ihre Behandlung echt poetischen Sinn und geläuterten Geschmack beurkundete. Durch diese kleineren Arbeiten trefflich vorbereitet, unternahm er ein größeres Werk, „Christophoro Colombo. Episches Gedicht" (Stuttg. 1836), das von der gestaltenden Kraft und der fruchtbaren Phantasie des Dichters ein glänzendes Zeugniß ablegte. Es besteht aus drei Gesängen, deren Titel „Die Sendung," „Die Fahrt" und „Die Entdeckung" den Inhalt schon hinlänglich bezeichnen. Dem Dichter ist es namentlich gelungen, den großartigen Geist des genialen Mannes im Fortgang der Erzählung immer lebendiger hervortreten zu lassen, indem er solche Ereignisse ausführlicher darstellt, die geeignet sind, eine neue Seite seines Wesens zur Anschauung zu bringen. Ganz vortrefflich ist insbesondere die Erzählung der Meuterei des Schiffsvolkes. Von der gemeinen Ueberlieferung abweichend, nach welcher Columbus es durch Versprechungen und auf Bedingungen hin zur Ruhe gebracht habe, begründet er die Unterwerfung der Meuterer dadurch, daß Columbus sie durch die Ueberlegenheit seines Geistes und die Energie seines Benehmens zum unbedingten Gehorsam zwingt. Mit feinem Talent hat der Dichter zwei andere Gesänge von dem eigentlichen Epos abgetrennt und sie als selbstständig und nicht zu den andern gehörend schon dadurch bezeichnet, daß er ihnen eine andere Form gegeben hat; sie sind nämlich in Canzonen gedichtet, während das Epos in Octaven abgefaßt ist. Der erste dieser Gesänge schildert uns den Helden, wie er, von seinen großartigen Ahnungen erfüllt, die Theilnahmlosigkeit seiner Zeitgenossen beklagt, bei denen er keine Unterstützung findet. Da erscheint ihm der Genius der neuen Welt, der ihm in reichen Gemälden dieselbe schildert, zugleich aber auch im Spiegel der Zukunft zeigt, welches Elend derselben und ihm selbst bevorsteht. Doch kann dieß den Helden nicht bewegen, seinen Hoffnungen zu entsagen, vielmehr fühlt er „neue Kraft sich regen, Was er gedacht, ins Leben zu bewegen." Im Schlußgesang „Colombos Tod" erscheint der Held auf dem Sterbebett; der Gedanke an den schwarzen Undank, der ihm zu Theil geworden, erfüllt ihn mit dem herbsten Schmerz, „doch soll nicht sein so schmerzlich ihm das Ende, Er soll nicht scheiden also tief vernichtet, Es dehnen sich hinaus des Saales Wände, Ins Unbegränzte kann sein Auge sehen"; eine Vision enthüllt ihm die welthistorischen Folgen seines Unternehmens, er stirbt mit der beseligenden Ueberzeugung, daß er mit der neuen Welt auch der Welt die Freiheit entdeckt habe, die sich mit der Zeit über die ganze Erde verbreiten werde.

Eine kleinere Dichtung „Rachel. Biblisches Gedicht" (Wien 1842) ist eine tiefgefühlte Klage über den trostlosen Zustand der Juden, die, wie in der Vorzeit, so auch jetzt „um ein goldnes Kalb tanzen". Ist Frankl in diesem Gedicht ein ganzer Jude, so ist er wieder in „Don Juan de Austria. Heldenlied" (Lpz. 1846) ein ganzer Oesterreicher, ein ganzer Deutscher; wie aber Beides sich so innig verbinden kann, darüber giebt er uns in der „Rachel" Aufschluß, wenn er sich an die Stammmutter des jüdischen Volkes wendet und zu ihr fleht:

„Lehre Heimweh deinem Volke,
In ein Kanaan will sein Herz?
Fahre denn als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

„Don Juan de Austria" ist nicht sowohl ein Epos als eine Zusammenstellung selbstständiger Gesänge, in denen der Dichter einzelne Begebenheiten aus dem Leben des Helden vorführt; indeß werden sie durch einen, wenn auch schwachen, doch äußerst lieblichen Faden zusammengehalten, erst durch die Jugendliebe Don Juans zu Marien, der schönen und engelreinen Tochter des Dichterhelden Cervantes, und dann durch die Mutterliebe, welcher der Dichter in der Mutter Don Juans eine überaus schöne und tief empfundene Gestaltung gegeben hat. Eines großen Dichters würdig ist der Gesang, in welchem Don Juan durch die Erinnerung an die Jugendgeliebte und die Erkennung der ihn treu pflegenden Mutter, die er nie gesehen hatte, mit himmlischem Trost erfüllt, den Heldengeist aufgiebt. Am 15. März 1848 veröffentlichte er ein Gedicht „Die Universität", das erste censurfreie Blatt in Oesterreich, das in einer halben Million Exemplare verbreitet, von 27 Musikern componiert und das populärste Flugblatt jener Zeit wurde.

„Ein Magyarenkönig" (Lpz. 1850), ein Gedicht in Balladen, das ohne Namen des Verfassers erschien, wurde auf Befehl der Belagerungsbehörde in Pesth öffentlich vernichtet, weil man darin, wohl mit Recht, eine Anspielung auf die Blutscenen in Ungarn erblickte. Es wurde später im „Helden- und Liederbuch" (Prag 1861. 2. Aufl. 1863) wieder abgedruckt, ohne von der Polizei beanstandet zu werden. Diese Sammlung wiederholte auch die „Rachel" und Einiges aus den morgenländischen Sagen; mehrere andere Balladen sind hinzugefügt, in denen meist ein schöner Stoff mit Talent dargestellt ist; vortrefflich ist die Reihe mit der Ueberschrift „Glaubensstreiter", in denen jüdische und christliche Märtyrer verherrlicht sind. Auch die „Ahnenbilder" (Lpz. 1864) sind eine einfache Wiederholung der obengenannten Dichtungen. Einem jüdischen Märtyrer ist „Der Primator. Gedicht in 7 Gesängen" (Wien, 1861) gewidmet, worin die rohe Behandlung der Juden in den früheren Jahrhunderten und der unsägliche Jammer, der solcher Gewaltthat folgte, in ergreifender Weise dargestellt wird. — Noch hat sich Frankl durch eine gelungene Uebertragung serbischer Nationalgesänge verdient gemacht, die er unter dem Titel „Gusle" (Wien 1852) herausgab, so wie auch durch die drei Gedichte „Hippokrates und die moderne Medicin" (Ebd. 1853), „Die Charlatane" (Ebd. 1854) und „Hippokrates und die Cholera" (Ebd. 1854), von denen die beiden ersten sieben, das dritte drei Auflagen erlebte, und in welchen er den medicinischen Charlatanismus mit vielem Humor und treffendem Witze geißelte, ein nicht geringes Talent zur Satyre beurkundet.

Aus „Don Juan de Austria".

Im engen Hüttenraum, die Lippen trocken,
Liegt Don Juan, vom Fieberbrande heiß.
Oft färben sich die schwärzest dunklen Locken
In einer Nacht, voll Seelenkummers, weiß:
So giebts Geschicke, die urplötzlich stocken
Und frieren machen heißes Blut zu Eis.
Hat es dich angehaucht aus giftgem Munde,
Bringt andres Gift die frühe Todesstunde?

Die Nonne, die uns betend hinter Bäumen
Entschwand auf ihrem mitternächtgen Gang,
Sitzt an dem Lager, lauscht den Fieberträumen,
Und jedem Wort und jedem Athem bang.
O könnte machen sie sein Leben säumen,
Sie zögerte mit ihrem Tod nicht lang,
Schön ist vom Pelikan die Wundermäre,
Daß er, sich tödtend, seine Jungen nähre.

O Mutterherz, der ewgen Liebessonne
Irdischer Widerglanz, nur du bist wahr.
Ein selger Rausch ist alle Liebeswonne,
Ein Mutterherz allein bleibt ewig klar.
Wie pocht das deine dir, du bleiche Nonne!
Du brächtest seinen letzten Tropfen dar,
Die Flammen, die in diesem Herzen wühlen,
Die heiße Stirne deines Sohns zu kühlen!

Als einst dein Mund, dein Blick um Einlaß flehte
Im Dornenkloster, dachtest du wohl nicht
Daß noch Einmal dein Fuß die Welt betrete;
Demüthig stiller Wandel schien die Pflicht,
Seit dir vom Haupt der Kronenglanz verwehte,
Verglommen war der Liebe goldnes Licht.
Die einen Kaiser einst beseligt haben,
Die Jugend und die Schönheit sei'n begraben!

Wie Götter einst genaht dem sterblich Schönen,
Süß schaurig sie beglückt und sie geweiht,
Kam er, ein Schicksal, dich als Weib zu krönen —
Und dich zerstörend traf die Seligkeit
Des abgrundtiefen Glücks. Doch zu versöhnen
Magdlicher Mutterschaft so tiefes Leid,
Willst du dein Kind im Leben nie begrüßen,
Und so die selge That im Kloster büßen.

Und oft, wenn Kunde drang in seine Mauern
Von deinem Sohn, dem kühnen Heldensohn,
Wie jubelte dein Herz in selgen Schauern;
Doch sprach die scheue Lippe nie davon,
Sie könnten dein Geheimniß dir erlauern —
Und ist es nicht die schwerste Buße schon:
Des Kindes Ruhm und Hoheit durstig schlürfen,
Und nie: Mein Sohn ists, mein Sohn! sagen dürfen?

Ihm nie zu nahn mit treuem Muttergruße,
Begraben sein für ihn, lebendig todt?
Und doch, du nahtest jetzt mit raschem Fuße,
Dich drängt zu ihm ein innerstes Gebot.
Frei fühlst du dich der angelobten Buße,
Dir dünkt sein Ruhm, sein ewges Heil bedroht,
Du bist für ihn vom Grabe auferstanden,
Den Kronen locken zu der Hölle Banden.

Er wird der Mutter Warnungswort vernehmen —
Der Nonne sagt ein menschlich milder Geist,
Daß an der Ketzerjäger Diademen
Das Blut vergoßnen Menschenrechtes gleißt.
Er muß sie hören, muß die Luft verfehmen,
Die ihn vom Weg des blauen Aethers reißt.
Kein Fleck darf seines Ruhmes Sonne schwärzen,
Rein leb ein Kind in seiner Mutter Herzen.

Du kommst — o welch ein Anblick! Schnell vergessen
Ist deine Sendung, Leben, Gott und Welt!
Und mit der Glut von allen Feueressen
Der Erde hat das Weh dein Herz geschwellt.
Die Mutter kommt, ihr Kind ans Herz zu pressen,
Von allen Leuchten des Gefühls erhellt,
Sie kommt, zum ersten Mal die Züge schauen —
Und drüber weht des Todes kaltes Grauen.

Zum Steine ward das Weib nach griechischer Sage,
Als ihr der Gott die Kinder hingerafft;
Doch alle waren ihr die frühern Tage,
Und alles Heil beglückter Mutterschaft.
Doch du? ach du! Bei lautlos tiefer Klage
Pflegt sie den Sohn mit weiblich frommer Kraft.
Sie betet nicht und sie vergießt nicht Zähren,
Es wird der Herr, was ihm gefällt, gewähren.

Und schon gesendet hat er schöne Träume
Dem jungen Helden auf dem Sterbepfühl:
Auf thun vor ihm sich unermeßne Räume,
Drin wälzt die rothe Schlacht sich todesschwül.
Er schwingt das Schwert, er hält des Rosses Zäume,
Und überherrscht das tolle Schlachtgewühl.
So liegt er Stunden schon in Fieberflammen —
Und Flotten, Heere stürmen wild zusammen.

Und sieghaft stets, wie einst in frischem Leben,
Scheint er in der geträumten Schlacht zu sein.
Die Sonnenkugel ist im Sinken eben,
Und wälzt ein Meer von Abendroth herein.
Jetzt wähnt er, sich im Sattel zu erheben:
„Das Roß gespornt und in den Feind hinein!
An unsre Hufe will der Sieg sich heften!"
Er ruft und springt empor mit Riesenkräften.

Rasch hält die Nonne seinen Leib umschlungen.
„Jesus Maria!" ruft sie aus entsetzt.
Und plötzlich, wie von diesem Laut bezwungen,
Sinkt er zurück, von Ruhe sanft gelegt.
Der Schlachtruf seines Lebens ist erklungen,
Auf schlägt er hell die blauen Augen jetzt,
Und staunend blickt er rings umher im Kreise —
Die Nonne kniet am Lager weinend leise.

Marias Gruß — und dunkle Nebel fliegen
Von diesem Klang empor mit Einem Mal:
Voll rother Morgengluten sieht er liegen
Der Kindheit Glück und Villagarcias Thal,
Quiadas Schloß, die Waldung tief verschwiegen,
Der Spielgenossen wilde, muntre Zahl,
Ein Mädchen auch mit goldnen Lockenwellen,
Wie Feen schlank, mit Augen wunderhellen.

Wem ward nicht schon bei früher Morgenstunde
Ein Gruß von fremd-bekanntem Angesicht?
Man quält, es schwebt der Name auf dem Munde,
Tagüber sich und kennt den Grüßer nicht —
Und plötzlich — Andres sinnend, tauchts im Grunde
Der Seele auf, so wie des Blitzes Licht:
Es war ein Freund, der treue, wohlbekannte,
Der einen Gruß, vorbeigeeilt, uns sandte.

Als ob ein Schleier plötzlich abgesunken,
Wird ihm die liebliche Erscheinung klar:
Das Mädchen, das, von seinem Anblick trunken,
Vor seinem Rosse hingesunken war,
Hat auf Cervantes Schiff ihm still gewunken,
Beglänzt von rothen Fackeln wunderbar.
Er blickt so mild, ein seliges Erinnern,
Wie Hauch durch Harfen, klingt in seinem Innern.

„Jugendgespielin! Schön, daß du gekommen;
Weil ich verlassen bin, naht Liebe mir
Und giebt sich zu erkennen. Liebentglommen
War oft mein Herz, nur Sehnsucht ward nach dir.
Schön, daß du kommst mit deinem milden, frommen,
Verklärten Angesicht, o weile hier!
Lustwandelnd seh ich dich in einem Garten
Mit meiner Mutter fromm der Blumen warten.

Nie sah ich dich zuvor, der Liebessonne
Irdischen Widerglanz, o Mutterherz!
Und niemals gab ich meiner Mutter Wonne."
So redend blickt er schmerzlich himmelwärts.
Und zitternd rafft sich auf die bleiche Nonne,
Entzücken jauchzt in ihr und tiefster Schmerz:
„Mein Sohn, mein Sohn!" sie rufts und sinket wieder
An seinem Lager in die Kniee nieder.

„Wer ruft mich noch? Besorgt ist alles Leben!
Bist du es, Mutterherz?" Er spricht es matt.
In ihrer Seele mehr Gefühle beben,
Und Alles, was sie je durchzittert hat,
Die Laute, die noch seinem Mund entschweben,
Sind süßer, als was je gehört sie hat:
Und selig weint voll Jubel und voll Schmerzen
Ein Liebeshymnus aus dem Mutterherzen.

Er lauscht, wie man, verirrt, von Nacht umgossen,
Den Glockenstimmen lauscht aus fernem Thal,
Die Ahnung naher Heimat ist erschlossen
Und freier athmet sichs mit einem Mal.
Er regt sich nicht, die Augen nachtumflossen,
Nach Innen ist gesenkt ihr heller Stral.
Ein stilles Lächeln spielt um Mund und Wangen —
Einhält die Mutter, lauscht dem Hauch mit Bangen.

„Hörst du mich noch? Mein Kind, mein Kind, verweile!"
„Du singst ein schönes Lied, mein weißer Schwan!
O singe, süßer Liedermund, und theile
Melodisch mir die blaue Aetherbahn.
Mich trafen scharf des Bruders giftge Pfeile,
Doch sink ich nicht, du flügelst mich hinan.
Ein schönes Schlaflied singst du deinem Kinde
Von Mutterliebe — Nachwelt — Stralenbinde —"

Er schweigt. Die Nonne senkt das todtenbleiche
Und bange Antlitz auf des Helden Hand.
Frei zieht die Seele schon zum Sternenreiche —
Durchs Fenster wirft der rothe Abendbrand
Leis einen Purpurmantel auf die Leiche,
Der seine Sehnsucht nicht im Leben fand.
Ein tiefes Schweigen rings, nur hörbar hämmert
Ein banges Herz; das Abendroth verdämmert.

Adelheid von Stolterfoth.

Adelheid von Stolterfoth, verehelichte Freifrau von Zwierlein, geb. 11. Sept. 1800 zu Eisenach, verlor ihren Vater schon im 5. Jahr, nach dessen Tod seine Wittwe mit ihren Kindern zuerst nach Erlangen, 1816 nach Bingen, und 1819 nach Langenwinkel am Fuße des Johannisbergs in der Nähe von Geisenheim zog, wo ein reicher Verwandter, der Geheimerath Baron von Zwierlein lebte. Adelheid, deren poetisches Talent sich schon früh entwickelt hatte, benutzte die reiche Bibliothek ihres Verwandten zu ihrer weiteren Ausbildung.

Nach dem Tode ihrer Mutter im J. 1825 nahm sie ihren Aufenthalt im Hause der Zwierleinschen Familie, die sie in den folgenden Jahren auf ihren Reisen nach England, der Schweiz und Oberitalien begleitete. Bei einem Besuche des Stiftes Birken bei Baireuth (1832), welchem sie seit ihrem 12. Jahre angehörte, lernte sie Jean Pauls Wittwe kennen, die sie im folgenden Jahre nach München begleitete, wo sie mit den bedeutendsten Männern, unter Andern mit Platen, in nähere Verbindung trat. Im Sommer des nämlichen Jahres kehrte sie an den Rhein zurück, von wo sie mehrere Reisen machte, so im Sommer 1840 nach Tyrol, 1841 nach Holland und Belgien. Im J. 1844 vermählte sie sich mit ihrem alternden Oheim, der ihr aber kurze Zeit darauf durch den Tod entrissen wurde. Sie starb Ende Decbr. 1875 zu Wiesbaden.

Wollte man Adelheid von Stolterfoth nach ihren lyrischen und kleineren epischen Gedichten beurtheilen, die sie in zwei Sammlungen veröffentlichte*), so würde man wohl den edlen, echt weiblichen Sinn und die öfters in begeisterten Worten sich aussprechende vaterländische Gesinnung anzuerkennen haben, man würde manche Ballade („Frauenlobs Tod"), manches tiefgefühlte Lied, („Letztes Lied") als gelungen bezeichnen, man würde gestehen, daß die Dichterin Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur besitzt und ihrem geliebten Rhein manchen schönen Gesang gewidmet hat; aber man würde auch hinzufügen müssen, daß sie in allen diesen Liedern und Balladen selten die Sprache und die Form beherrscht, daß der Reim sehr häufig nicht des Gedankens, sondern der Gedanke des Reims wegen eintritt, daß überhaupt alle diese Dichtungen eine zwar liebliche, aber doch nur mittelmäßige Begabung beurkunden. Ganz anders aber muß das Urtheil ausfallen, wenn man ihre größeren Werke prüft, von denen das Eine „Alfred. Romantisch-episches Gedicht in 8 Gesängen" (Wiesb. 1834. 2. Aufl. Frankf. 1840) früher erschienen ist, als die oben erwähnten Sammlungen. Wir können auf den Inhalt der schönen Dichtung nicht näher eingehen, da eine auch nur kurze Uebersicht bei dem großen Reichthum an Begebenheiten den uns gegönnten Raum weit überschreiten würde; dagegen dürfen wir nicht verschweigen, daß die Composition des reichen Stoffs eben so glücklich ist als dessen Ausführung, aus der unverkennbar hervorgeht, daß die Dichterin die großen epischen Dichter Italiens sowie die Geschichte des heldenmüthigen angelsächsischen Königs gründlich studiert hat. So reich die Begebenheiten sind, so vielfach verschlungen und durch Episoden unterbrochen sie auch erscheinen, so sind sie doch in vollster Klarheit und Uebersichtlichkeit entwickelt. So zahlreich und mannigfaltig die handelnden Personen auch sind, so hat sie die Dichterin doch sämmtlich kräftig und wahr charakterisiert; so häufig die Schlachtgemälde sind, so begegnet man doch keiner Wiederholung. Besonders gelungen sind die Frauengestalten und die Liebesverhältnisse, die mit großer Zartheit dargestellt sind. Auch die Form verdient alles Lob; die Octaven sind fließend und wohlgebaut und die Dichterin hat sich nur an wenigen Stellen durch den Reim beherrschen lassen. — Ein zweites episches Gedicht: „Burg Stolzenfels. Romantische Dichtung" (Frankf. 1842) ist nicht weniger gelungen. Kurt von Rays, der Kammermeister Werners von Falkenstein, Erzbischofs von Trier, auf Stolzenfels ist durch einen Fremdling, Manso, verleitet worden, nach dem Stein der Weisen zu forschen; er hat sein ganzes Vermögen, das seiner Tochter Elsbeth aufgeopfert und selbst das anvertraute Geld des Erzbischofs verbraucht. Dieser wird eben erwartet; Kurt ist in Verzweiflung und entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Manso, der den Greis betrogen und alles Geld sich angeeignet hatte, fühlt, daß mit dem Erscheinen des Erzbischofs seine Schandthaten entdeckt werden müssen, denn er ist ein wegen Mordes verfolgter Mönch. Er will noch diese Nacht entfliehen, aber von Liebe zu Elsbeth entbrannt, die selbst zum Ritter Reinhart von Westernburg Liebe fühlt, will er sie diesem nicht gönnen. Er überredet sie, daß ihr Vater mit dem Blut einer reinen Jungfrau den Stein der Weisen gewinnen könne, und sie entschließt sich zu sterben, um den Vater zu retten. Schon hat sie den Dolch gezückt, als Reinhart ihr denselben aus den Händen reißt und von ihr den Grund ihres Beginnens erfährt. Er erkennt sogleich Mansos Schlechtigkeit, er läßt ihn, der schon entflohen war, verfolgen; um zu entkommen, stürzt sich dieser in den Rhein, wird aber von der Last des Goldes hinabgezogen. Daß der Ritter von Westernburg später um die Jungfrau warb, deren herrliches Gemüth sich ihm so ganz unverhüllt offenbart hatte, läßt die Dichterin mit Recht nur ahnen.

*) Rheinischer Sagenkreis. · Ein Cyklus von Romanzen, Balladen und Legenden des Rheins. Frankf. 1835; Rheinische Lieder und Sagen. Ebd. 1839. 4. Aufl. 1859.

Aus „Burg Stolzenfels".

Doch droben — bleich am Herd steht Kurt von Rays
Er bebt — auf seiner Stirn liegt Todesschweiß,
Um ihn sind hundert Gläser und Phiolen,
Schmelztiegel, Erze, halbverglühte Kohlen,
Erstickend qualmt umher ein blauer Dampf.
Und Kurt stöhnt auf, die Brust verengt von Krampf:
„Nichts — wieder Nichts! so sei verflucht der Tag,
Wo ich zuerst im Licht der Sonne lag, — —"
Er fährt empor — er schlägt und tritt mit Füßen
In die Tinkturen, daß sie sich ergießen
Ein einzger Strom durch dieses Vielerlei
Von Kupfer, Schwefel, Eisen, Zinn und Blei.
„Ha! mischet euch nun so zum Stein der Weisen
Verfluchte Säfte, die sich falsch erweisen!
O Manso, Manso! — wo ist hin mein Gut
Und mehr — und mehr — ich sühn es nur mit Blut,
O meine Tochter, süßes Engelskind,
Ich laß dich arm zurück wie Bettler sind!
Arm! eles Wort voll Hohn und Bitterkeit,
Voll stillem Grämen und voll lautem Leid,
Voll wilder Flüche und voll Thränen heiß,
Voll bleicher Sorgen und voll Müh und Schweiß.
Arm — arm — ich wollte schmücken dich allein,
Du solltest Erbin stolzer Güter sein;
Du solltest Edelstein und Perlen tragen,
Hoch über alle Ritterfräulein ragen,

Und beim Turnier, die Schönste aller Schönen,
Den Tapfersten mit deinem Kranze krönen, —
Geliebt, geehrt — und einst im goldnen Haar
Trügst du vielleicht ein Grafenkrönlein gar;
Warum nicht —? Gold ist Herrscher und Regent,
So weit die Erde diesen Zauber kennt.
Nun aber bist du arm, in Noth und Mühen,
In Dunkelheit und Gram wirst du verblühen;
Nun aber ist verschmolzen und verraucht
Mein Gut und deins — o Gott, und mehr verbraucht,
Und von dem Gold des Herrn, mir anvertraut,
Weh — wehe mir, mein Tod wird schmachvoll sein,
Denn morgen zieht er Rechnung fordernd ein."

Schon drei Mal hats geklopft, erst leis, dann laut,
Doch Kurt hört Nichts, von dumpfer Nacht umgraut;
Er schlägt die Brust, zerreißt sich wild das Kleid
Und rauft sein Haar in ungemeßnem Leid.
Nun tönts: „„Mach auf, mein Vater, auf geschwind!
Läßt du vor Angst um dich vergehn dein Kind?""
Kurt horcht; er ordnet eilig sein Gewand,
Das wilde Haar und seine kalte Hand
Schiebt zögernd nun den Riegel vor der Thür, —
„Du, Elsbeth, noch so spät — was willst du hier?
's ist Mitternacht mein Kind — geh, geh zur Ruh,
Denn dies Gemach, du weißt es, bleibt dir zu." —
„Nicht länger mehr —" sie drängt sich durch den Spalt
Der niedern Eisenthür halb mit Gewalt,
Und steht nun da im weißen Nachtgewand,
Die Ampel in der hochgehobnen Hand.
Um ihren Nacken, um die Schultern rollt
Halb aufgelöst der Flechten weiches Gold.
Ein greller Stral mit seinem rothen Licht
Fällt auf ihr sorgenbleiches Angesicht,
Die braunen Augen, sanft und engelmild,
Und zeigt des Schmerzes und der Schönheit Bild,
Doch noch ein andrer halbgebrochner Schein
Zeigt — sein Geheimniß ihr und seine Pein.

„Vergib mir, Vater, — doch die Knechte sagen,
Es wären Flammen durch den Thurm geschlagen;
Da eilt' ich fort, mir ward um dich so bang,
Nicht hab ich dich belauscht, doch klopft' ich lang
Und hörte — noch durchbebt es mein Gebein —
Das Schreckenswort: mein Tod wird schmachvoll sein.
O Vater, Vater! sag es deinem Kind,
Was deine Sorgen, deine Schmerzen sind?
Warum seit lange schon ein finstrer Gram
Dich, selbst die Lieb für mich gefangen nahm?
Wohl! Du bist ein Arept, machst Gold aus Eisen
Und suchst mit Manso nach dem Stein der Weisen,
Ich weiß es, Andre haben mirs vertraut;
Doch sag, warum dir vor dem Tode graut? —"
„Warum, warum? Dahin ist all mein Gut,
Dort liegt verschlackt das letzte bei der Glut,
Mein Wissen, meine Werke sind nur Dunst.
Nichts — — oder die geheimnißvolle Kunst,
Wie sie in alten Schriften mancher Art
Mehr als dreitausend Jahre wird bewahrt,
Ist nur ein Gaukelspiel, in Abgrundsnacht
Von bösen Geistern uns zum Hohn erdacht. —
Ich bin ein Bettler — —"

„Nein, mein Vater nein,
Was ich ererbt vom Oheim ist auch dein;
Der schöne Wald, die Wiesen, jener Bau
Im Maienfeld mit Thürmen, alt und grau. — —"
„Unglücklich Kind! wend ab dein Angesicht,
Dein klares Aug und fluch dem Vater nicht;
Denn statt dir Glanz und Reichthum zu erwerben,
Lebst du in Gram nun, wirst in Sorgen sterben; —
Längst ist verpfändet, was du dein genannt,
Ich machte dich zur ärmsten Magd im Land."
Sie stürzt an seine Brust — „Des Herrn Gebot
Ist heilig deinem Kind bis in den Tod!"
„„Arm sein ist trüb — doch frisch und heiter ziehn
Die Bauern drunten zu der Arbeit hin,
Die Kinder spielen doch, die Frauen singen,
Wenn sie ihr Tagwerk hier und dort vollbringen.
Mein Vater, traure nicht! Dahin ist hin;
's ist irdisch Gut, mir bleibt mein froher Sinn,
All meine Lieb für dich und fleißge Hände,
Auf daß ich Noth und Sorgen von uns wende:
Den Webstuhl kann ich meisterlich beschicken,
Die Spindel drehn, in Gold und Seide sticken;
Auch fühl ich einen Schatz in meiner Brust,
Von was, kann ich nicht sagen, — bald ists Lust,
Bald Andacht, blick ich auf zum Himmelszelt,
Bald ists Vertraun zu Menschen, Gott und Welt.
Nein, traure nicht! auch bleibt Dir ja dein Sold,
Und immer war der Erzbischof Dir hold. — "
Kurt fährt empor —: „Weh mir verlornem Mann!
Erfahr es denn, daß Nichts mich retten kann:
Herr Werners Truhen alle sind geleert,
Ich bin ein Dieb und sterbe drum entehrt,
Doch Manso sterbe mit: er führte mich
An diesen Abgrund tief und fürchterlich,
Und sein Geheimniß nehm er mit hinab,
Weil er nicht reden will, ins dunkle Grab."

Elsbeth verhüllt ihr Antlitz starr und bleich,
Aus ihrem Aug entquellen Thränen reich.
Was hat sie dann in dieser Schreckensnacht
Für eitle Plane nicht für Kurt erdacht, —
Und All und All umsonst! — der Tag bricht an,
Wo Bischof Werner und die Gäste nahn.

Karl Beck.

Das bedeutende Talent, welches Karl Beck in seinen lyrischen Dichtungen entwickelte, ließ erwarten, daß er auch Größeres zu schaffen fähig sei. Und diese Erwartung wurde nicht getäuscht; schon ein Jahr nach Veröffentlichung der „Stillen Lieder" erschien „Jankó, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen" (Lpz. 1841), eine Dichtung, die nach vielen Seiten hin merkwürdig ist. Ein deutsches Mädchen, dieß ist in kurzen Zügen ihr Inhalt, war als dreizehnjähriges Kind von einem Manne am Grabe seiner Gattin gefunden und, da sie eine Waise war, angenommen worden. Später war er mit ihr nach Ungarn gezogen und hatte sich dort als Wirth eine geachtete Stellung erworben. Eines Nachts wird die Schenke von Räubern überfallen; Einer verhilft ihr zur Flucht, auf welcher sie vom Roßhirten Jankó getroffen wird, der sogleich Lärm macht und Marias Pflegevater rettet. Jankó, der früher mit einer Zigeunerin zusammengelebt, sie aber später verlassen hatte, wirbt um Maria. Sie entschließt sich, ihm auf den Wunsch ihres Vaters ihre Hand zu geben, doch mit entschiedenem Wider-

willen, da sie den Gutsherrn liebte. Bei der Hochzeit erscheint dieser, es gelingt ihm, die Braut zu verführen; die Zigeunerin verräth es, Jankó tödtet den Herrn und wird ein Räuber, als welcher er zuletzt hingerichtet wird. Maria kehrt mit ihrem Pflegevater nach Deutschland zurück, ist lange Zeit schwermüthig, bis sie von einem Knaben entbunden wird, der dem Grafen ähnlich sieht, worauf sie gesundet und ihren Pflegevater bis zu dessen Tod treulich pflegt.

Die Composition des Gedichtes reizt zum entschiedensten Lobe und zum schärfsten Tadel. Lob verdient sie dadurch, daß eine große Menge von Begebenheiten auf den kurzen Zeitraum von zwei bis drei Tagen zusammengedrängt ist, ja daß die Hauptmasse derselben auf den ersten Tag fällt, ohne daß dadurch der Entwickelung Gewalt angethan wäre, welche vielmehr dadurch an Uebersichtlichkeit und klarem Verständniß gewinnt. Zu tadeln ist dagegen, daß der Dichter glaubte, das wilde Leben auch in einer wilden Form darstellen zu müssen. Der Dichter hat darin zwar auch eine nicht geringe Kunst entwickelt, da trotzdem die Klarheit im Gange der Begebenheiten nicht verloren gegangen ist; aber da der Leser bei den wild durcheinander brausenden Gesängen die zum vollen Genusse der Dichtung nöthige Ruhe verliert, so geht auch ein großer Theil der Wirkung für ihn verloren. Ein zweiter Mangel und zwar ein sehr wesentlicher liegt im Schluß, der in drei kleinen Romanzen einen Zeitraum von mehreren Jahren umfaßt, wodurch es den Anschein gewinnt, als ob dem Dichter die Lust an einer gleichmäßigen Vollendung vergangen wäre. Zudem hat der Schluß an sich etwas Verletzendes, da er nicht glücklich motiviert ist. Auch die Ausführung giebt zu Lob und Tadel Veranlassung. Die wilde Gestaltung haben wir schon angedeutet. Zwar sind die einzelnen Gesänge, für sich betrachtet, von großer Schönheit, und ihre Form ist für den einzelnen Fall auch vollkommen angemessen, allein im Zusammenhang stört das Durcheinanderwerfen der mannigfaltigsten Formen den künstlerischen Eindruck; der bunte Wechsel von lyrischen und epischen Formen, von verschiedenartigen Strophen, von gereimten und reimlosen Versen, denen sich sogar Makamen anreihen, erscheint als Ergebniß unkünstlerischer Willkür. Der Ausdruck verfällt öfters ins Ungeheuerliche, doch ist er im Ganzen edel und echt poetisch, besonders sind die lebendigen, meist der Natur entnommenen Gleichnisse von oft überraschender Schönheit. Die Charaktere sind scharf und wahr gezeichnet, nicht weniger glücklich sind Land und Volk in mannigfaltigen Erscheinungen geschildert; Alles ist von der größten Wahrheit und lebendigsten Anschaulichkeit. Einzelne Scenen, z. B. der Tanz, das Einfangen der Pferde u. s. w., sind von höchst malerischer Wirkung.

Lange Zeit nach dem „Janko" veröffentlichte K. Beck ein zweites Epos „Jadwiga. Gedicht in 11 Gesängen" (Lpz. 1853), in welchem er, wie in jenem das ungarische, so das polnische Leben in seinen merkwürdigsten Erscheinungen zur Anschauung bringt. Es ist in dieser zweiten Dichtung ein sichtbarer Fortschritt der künstlerischen Behandlung anzuerkennen, da sie sich in einer gleichmäßigen Strophenform bewegt. Der Dichter hat zum großen Vortheil seiner Dichtung erkannt, daß man zur Darstellung der mannigfaltigsten Verhältnisse keineswegs auch mannigfaltigere Formen bedürfe, daß durch die Einheit der Gestaltung auch die Einheit des Inhalts wesentlich gefördert werde. Auch in diesem Gedicht hat Beck seine Compositionskunst so wie seine Meisterschaft in Gestaltung und Schilderung bewährt. Jadwiga, eine polnische Wittwe, fährt mit einem Kind von einem großen Feste zurück; auf dem Wege wird sie von einem Rudel Wölfe verfolgt; der Kutscher spannt zwei Pferde aus, um sie den Bestien zu opfern und dadurch Zeit zur Flucht zu gewinnen, dann opfert sich der Kutscher selbst, aber auch nutzlos, zuletzt kämpft Jadwiga mit einer Wölfin, die sie verwundet; aber während sie an die andern Kinder zu Hause denkt, an ihre Verlassenheit, wenn sie umkommen sollte, raubt ihr die Wölfin das Kind und es gelingt ihr zu entfliehen. Aber sie fühlt, daß sie ihre Mutterpflicht verletzt habe, als sie sich ihr Kind halb freiwillig habe rauben lassen, und sie läßt sich in der Verzweiflung durch den Alten des Dorfes tödten. Das Gedicht bietet wenig Charaktere und wenig Situationen, aber die Einen wie die andern sind mit der lebendigsten Dichterkraft gestaltet und es müssen die Schilderungen der winterlichen Landschaft, die verschiedenen Kämpfe mit den Wölfen und ganz besonders die Darstellungen der Gemüthszustände als meisterhaft bezeichnet werden. — Auch die Erzählung „Mater Dolorosa" (Berl. 1853) führt ein Stück polnischen Lebens vor, aber aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, wo der polnische Adel noch im vollen Glanze seiner Macht, seines Reichthums und seiner Rohheit stand; das Gemälde erhält durch die Schilderung der Pariser Sitten der damaligen Zeit einen lebendigen und wirkungsvollen Gegensatz.

Aus „Jankó".

Zweites Buch.

1.

Die Mitternacht ins Dörflein kam,
Das längst entschlief in süßer Ruh;
Des Herdes Glut, sie hatte längst
Die spuckendrothen Augen zu;
Kein Rosseshuf den Grund zerstampft,
Des Mondes Strahlen wachen nur;
Den Monolog, den dumpfen, spricht
Der Pendel in des Thurmes Uhr.

Zuweilen ruft in Ungeduld
Des Hühnerhofes Padischah,
Der stolze Hahn! Er träumt gewiß,
Daß er die schönste Henne sah;
Zuweilen nur die Katze sucht
Das eingeschlafne Vögelein;
Zuweilen bellt ein Hund hinauf
Zum schlummerlosen Mondenschein.

Drei Wandrer nahn der Schenke sacht,
Erklettern rasch den Bretterzaun,
Den Stahl im Gurt! Verwildert weht
Der Bart im Angesichte braun;
Die Hose, die zinnoberroth
So grell an ihrer Lende brennt —
Sie sagt, daß es Hußaren sind
Vom Blankensteiner Regiment.

„Ach! Friedenszeit, ach! jeden Tag
Paraderitt im alten Trott!
Sechs Kreuzer Sold, ach! früh und spat
Den Dienst versehn, — du großer Gott!
Da lebts im Wald sich besser, hei,
Als Räuber, als ein freier Mann:
Was uns behagt, das finden wir,
Und wers nicht leidet, kommt heran!“...

Zerschneiden rasch das Fensterglas
Mit dem gezackten Feuerstein,
Und schwingen sich und steigen rasch
Herab ins stille Kämmerlein.
Da schläft die Maid, das Angesicht
Vom Hochgenuß des Schlummers heiß,
Es ebbet und es wogt die Brust,
Und glänzt wie Schaum des Meeres weiß.

„Wir reißen aus dem warmen Bett
Und knebeln fest den deutschen Hund,
Daß nimmer uns sein Angstgeschrei
Verrathe in des Dorfes Rund.
Du bleibst und horchst und trennst dem Kind
Das weiße Hälslein rasch vom Rumpf,
Ha, liefre nun dein Meisterstück!“...
So sprechen zwei der Räuber dumpf.

Zwei gehn. Da fährt das Mädchen auf,
Erschrocken auf vom tiefen Schlaf,
Und schauert bang und hat geträumt,
Daß sie das Beil des Henkers traf;
Und hört entsetzt, halb schlummernd noch,
Wie schrill ums Haus der Rabe krächzt,
Und hört entsetzt, wie halb erstickt
Der wildgeschleifte Vater ächzt.

Sie liegt gekrümmt und athmet kaum
Im kalten Schweiß des Angesichts;
Sie blickt empor so flehentlich —
Er flüstert: „Närrchen, fürchte Nichts!“...
Und grimmig tritt ein Räuber ein:
„Ist sie geschlachtet?“... „Gleich, sogleich!
Laß mich allein, ich hebe schon
Den Arm zum letzten Todesstreich.“

Sie liegt gekrümmt und athmet kaum,
Er flüstert: „Närrchen, fürchte Nichts!
So komm, so geh, so rette dich,
Beim Schein des lieben Mondenlichts!
Und wenn er uns sein Gold geschenkt,
Dann rett ich auch den Vater Dein, —
Und betest Du, dann bete mit
Für die verfluchte Seele mein!“...

Sie flieht. Er hat sich blitzesschnell
Mit seinem Stahl den Arm geritzt,
Daß sprudelnd heiß das schöne Blut
Die Dielen und das Bett bespritzt;
Er färbt das Beil, und färbt die Hand,
Benetzt den Mantel und den Schuh,
Wirft Pfühl auf Pfühl, und legt und deckt,
Als deckt er eine Leiche zu.

Und grimmig tritt ein Räuber ein:
„Ist sie geschlachtet?“... „Still und todt!
Das Taubenblut, es schminkt gewiß
Mein Angesicht, das blasse, roth.
Doch tödtet noch den Alten nicht,
Bevor er uns die Schätze weist,
Vergraben tief, und schlau versteckt
Im finstern Kellerloch zumeist!“...

2.

Sie war durchs Kammerfensterlein
Gestiegen auf die Straßen still,
In fieberischer Todespein
Nach Hülfe rufen will.

Umsonst, umsonst! mit Macht, mit Macht
Die Angst den zarten Busen schnürt,
Wie wenn ein böser Traum der Nacht
Ans Bett Gespenster führt.

Da braust es wie des Sturmes Well,
Horch Peitschenknall und Roßgetrapp!
Drei Kreuze schlägt der Reiter schnell.
Es zuckt, es stutzt der Rapp ....

„Bist du ein ruhelos Gespenst?
Und sprich und wie erlös ich dich?
Wo flammt die Glut, in der du brennst?
Ich folge, führe mich!“...

„Ich brenne nicht in Höllenglut,
Bin nicht ein grabentstiegner Geist,
Bin ein Geschöpf aus Fleisch und Blut,
Das Gott den Herren preist!

Ich bin des Schenken Töchterlein,
Und bin den Schlächtern bang entflohn,
Die räuberisch den Vater mein
Mit blankem Beil bedrohn.“...

Des deutschen Wirthes Töchterlein?
Ich sah dich nicht in Jahr und Tag,
Bist groß geworden, schmuck und fein,
Seit ich auf Haiden lag.“

„Da nimm den Zaum, hin muß der Rapp,
Wo tief der Sand den Grund bedeckt,
Daß seines Hufes dumpfer Trapp
Die Räuber nicht erschreckt.

Sei stumm und still! Ich rufe dann
Zum Kampf die Freunde schnell herbei,
Mit Axt und Sense, Mann an Mann
So schlagen wir die Drei.“...

Sie faßt den Zaum, es bebt die Hand,
Der Busen nackt, die Füße bloß!
Und setzt sich frierend auf den Sand,
Und weint in ihren Schooß.

Da neigt den Kopf das treue Roß,
Haucht wärmend an das Mädchen bleich —
Und eine Sternenschnuppe schoß
Erlöschend in den Teich.

„O, wenn die Sternenschnuppe streicht,
Dann bricht ein Herz auf Erden hier!
Schon steht mein Vater jetzt vielleicht,
O großer Gott, vor Dir!“...

3.

„Horch! Horch! Was regt sich in der Rund?
Ihr Freunde laßt uns eilen!
Laß tödten uns den deutschen Hund!"...
„Ei laßt uns immer weilen!
Schön Rößlein steht im Stalle noch,
So geht und seht und stehlt es doch;
Ich mag indeß dem Alten
Den morschen Schädel spalten!"...

Zwei gehn ... — „Nun sieh ich rette Dich,
Die Fesseln kann ich lösen.
Nicht weine, Mann, — doch segne mich,
Den wüsten Sohn des Bösen!
Leg mir aufs Haupt die Hände lind,
Und wisse nur, es lebt Dein Kind.
Ich hab mit meinem Blute
Gerettet Dir die Gute! ...

Flieh, flieh!" da braust es dumpf im Thurm,
Da wogt es in den Gassen;
Und Kameraden auf zum Sturm!
Die Hunde losgelassen! —
Und Mann an Mann, in Saus und Braus
Umringen sie das stille Haus,
Die Axt ans Thor gewittert,
Daß es mit Macht zersplittert.

Triumph, so brüllt der volle Chor!
Die Raubgesellen rennen:
„O konnt ich nicht, ich alter Thor
Das Haus zu Asche brennen?
Dann konnten wir so schön, so bald
Entfliehen in den sichern Wald,
Indeß die Gottverfluchten
Den Brand zu löschen suchten!

Ha wie die Bauern, uns zu fahn
Die Bullenbeißer hetzen,
Die Thiere mit dem scharfen Zahn
Die Mäntel uns zerfetzen!"...
Und schnaubend stürmt das Volk herbei,
Und fluchend, keuchend fliehn die Drei,
Von zwanzigfachen Bissen
Die Beine wund gerissen.

„Nun Brüder, rechts! Ich sehe dort
Ein schwarzbemähntes Fohlen,
Ha, drauf geschwungen! — fort und fort
Wie auf des Windes Sohlen!
Doch seht, was glänzt und zuckt und liegt
Ans schwarze Rößlein eng geschmiegt?"...
„Der Sand, der weiße, flimmert
Vom vollen Mond beschimmert."

Und fliehend schleudern sie den Blitz
Der Streitaxt vor die Hunde,
Und raffen auf die Steine spitz
Sie schleudernd in die Runde,
Daß wenn der Kies am Boden rollt,
Flugs hinterdrein die Meute trollt,
Hui nach dem Ziele laufend,
Und um den Brocken raufend.

Sie jagen rechts, sie jagen heiß,
Da steht die bleiche Dirne,
Im Nachtgewande schloßenweiß,
Verschwörend die Gestirne!
Und angstgefoltert rufen zwei:
„Von Blut ist mein Gewissen frei,
Ich hab Dich nicht erschlagen,
Der hat die Schuld zu tragen!"...

„Daß Ihr die Last von Eurer Brust
Auf mich zu wälzen strebet!
Und ist es Euch noch nicht bewußt,
So hört: die Dirne lebet!"...
„Hast uns verrathen? schlugst sie nicht?
Hast uns verkauft, Du feiger Wicht?"...
Und tauchen ihm in die Seite
Den Stahl — und rennen ins Weite!

Ha, wie die Bullenbeißer jach,
Sich um die Leiche balgen!
Auf, auf, und jagt den Beiden nach,
Und holet sie zum Galgen!
Der Köter hängt an ihrem Ohr.
Triumph! so brüllt der ganze Chor,
Lebendig eingefangen,
Und nächsten Mond gehangen! ...

O schöne Sommernacht, es ist
Dein Zauber dir genommen!
O schöne Sommernacht, Du bist
Um deinen Frieden kommen!
Du hast den Weidenbaum belauscht,
Der auf dem Acker Gottes rauscht,
Und sahst in Mutterzähren
Die Rose still gebären.

Hast dein geheiligt Werk bestellt,
Gekühlt so manche Stirne!
Und schautest eine große Welt
Im kleinen Menschenhirne;
Und sahst mit ihren Herbsten fahl,
Und sahst mit Sang und Maienstrahl
Des Herzens Jahreszeiten
An dir vorübergleiten;

Und hast die Mutter still beschaut,
Vom warmen Lager springend,
Ihr schreiend Kindlein liebetraut
In süßen Schlummer singend —
Und dürstend, saugend hängts in Lust
An der geduldigen Mutterbrust —
Und hörtest Engel reden
Von dem verlornen Eden!

O, schließ den Bilderkasten zu,
Die Sterne sind verglommen,
Im Thurm hat nicht die Glocke Ruh,
Die Menschen gehn und kommen.
Die Peitsche gellt, des Reiters Sporn.
Es stößt der Hahn ins Wächterhorn,
Schon schickt sich an der Morgen
Für Duft und Thau zu sorgen ....

Triumph, Triumph! Hei, Saus und Braus!
Die Massen wogen dichter,
Noch schlummertrunken tritt heraus
Des Dorfes weiser Richter.
Mit Fesseln sind die Schergen nah
Und lautlos stehn die Räuber da,
Und knirschen mit den Zähnen,
Und wissen Nichts von Thränen!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Wie Müllers lyrische Dichtungen, so sind auch beinahe seine sämmtlichen epischen Gedichte, die größeren, wie die kleineren, dem Rhein und der Verherrlichung desselben gewidmet und in ihnen weht auch der heitere leichte Sinn, der jene belebt; doch soll damit nicht gesagt sein,

daß ihm ein ernster Ton nicht auch gelinge. Unter seinen zahlreichen epischen Dichtungen sind im Ganzen die kleineren den großen vorzuziehen, die er in den Balladen und Romanzen (Düsseld. 1842) und in der „Lorelei" (Köln 1851. 3. Aufl. 1858) sammelte; daß in dieser aber nicht alle gleichen Werth haben, ist schon dadurch bedingt, daß er die Absicht hatte, die gesammte Sagenwelt des Rheins poetisch darzustellen, er daher hie und da eine Dichtung einschob, die er nur der Vollständigkeit des Stoffs wegen abfaßte; es sind diese meist daran zu erkennen, daß deren Schluß mißlungen ist. Indem er in der „Lorelei" den Rhein von seinen Quellen bis zu seinen Mündungen verfolgt und auch die Nebenflüsse in den Kreis seiner Bearbeitungen zieht, giebt er uns eine reichhaltige Sagengeschichte, in der sowohl die mythischen als die historischen Sagen zahlreich bedacht sind, welchen sich Legenden und Schwänke anschließen. Manche von ihnen sind zu kleinen Epen erweitert, wie z. B. „Der starke Hermel", „Die sieben Schwaben". Einige beruhen auf eigener Erfindung, es sind diese jedoch am Wenigsten gelungen, wie es denn überhaupt dem Dichter an schöpferischer Erfindungsgabe mangelt, was aus seinen größeren Dichtungen am Schärfsten hervortritt, in denen er viele Züge, aus theils bekannten Märchen oder andern Dichtungen entlehnt, ohne sie selbstständig zu verarbeiten; vielmehr scheint er von seinen Vorbildern so mächtig bedrückt, daß er sich von ihrer Auffassungs- und Darstellungsweise nicht befreien kann. Es ist dieß schon in seinen Balladen und Sagen bemerklich, von denen diejenigen am Schwächsten sind, deren Stoff schon von Andern behandelt worden war, z. B. „Das Mahl zu Heidelberg", „Der bucklige Musikant", „Nichts Neues", das von der Hebelschen Erzählung weit übertroffen wird.

Müllers erste größere Dichtung „Die Rheinfahrt" (Frankf. 1846) stellt Natur und Leben, Kunst und Geschichte des Rheins in lebensvollen Gemälden dar, die freilich nur lose zusammengehalten werden, aber für sich betrachtet von großer Wirkung sind. Der „Rheinfahrt" folgte „Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen" (Stuttg. u. Tüb. 1852), die einen großen Fortschritt in der künstlerischen Behandlung des Stoffs beurkundete. An die Geschichte zweier Liebenden anlehnend, die durch Beharrlichkeit von Seite des Mädchens, durch Muth, Aufopferung und jegliche Tüchtigkeit von Seite ihres Geliebten den Bauernstolz des Vaters besiegen, giebt der Dichter eine vortreffliche Darstellung des Dorflebens in den Rheingegenden, in dem nach einander die Weinlese, das Treiben im Wirthshaus, die Feier des St. Martinsabends, die Winterbeschäftigung und die Winterlust, der Eisgang und das Maifest in anschaulichen Gemälden vorgeführt werden. Allerdings bilden diese Schilderungen den Kern der Dichtung, aber sie sind mit großem Geschick in die erzählte Begebenheit verwebt, so daß sie selbst zu organischen Theilen der epischen Handlung werden. Als Kunstwerk betrachtet, steht ihm „Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen" (Köln 1854) nicht gleich, da in ihm, und zwar besonders in den ersten Gesängen die Reflexion zu stark hervortritt. Den Stoff hat der Dichter dem Amerikaner Washington Irving entlehnt, zugleich aber manche Züge aus andern Märchen und bekannten Dichtungen hineingearbeitet. Obgleich Wieland, dem der Dichter ohne Zweifel nachgestrebt hat, keineswegs weder in der Behandlung der Form, noch in der Ausführung erreicht ist, so ist das Ganze doch erfreulich, besonders durch den liebenswürdig humoristischen Ton, der das Gedicht belebt. Weniger reflectierend und besser angelegt ist „Der Rattenfänger von Sankt Goar. Rheinische Kleinstädtergeschichte" (Köln 1854; 2. Aufl. 1857). Der Dichter ist darin wieder ganz in seinem Element, der Schilderung des Lebens am Rhein, von welchem er eine neue und eigenthümliche Seite poetisch darstellt; denn wenn sich auch die Kleinstädterei mit ihrem philiströsen Charakter im ganzen lieben Deutschland ähnlich sieht, so hat sie doch überall wieder ihre eigenthümlichen Färbungen, und die rheinische ist jedenfalls eine der interessantesten, und Müller hat dieses Leben eben so scharf aufgefaßt als glücklich dargestellt. Wie im „Rattenfänger", so fehlt es auch in „Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte" (Köln 1858) nicht an mancherlei Entlehnungen aus andern Schriften, in jenem aus Hebel, in diesem aus dem „Simplicissimus", aus Löher und ebenfalls aus Hebel und auch hier erreicht Müller seine Vorbilder nicht. Mit der Geschichte des berühmten Reitergenerals wollte der Dichter zugleich ein Gemälde der Zeit des 30jährigen Kriegs geben; er suchte, die Ereignisse und Gestalten lebendig und interessant zu gruppieren, so daß die Staatsgeschichte nicht zu viel Raum einnehme, die Schlachten nicht zu bunt auf einander folgten, das culturgeschichtliche Element durchleuchte und man das Bild des Helden nicht aus den Augen verliere. Es ist ihm dieß auch bis auf einen gewissen Grad gelungen; nur ist das Historische doch zu weit ausgedehnt und zugleich für Leser, die die Geschichte nicht kennen, zu knapp gehalten. Die Anlage des Gedichts ist übrigens recht glücklich und die Darstellung im Ganzen gelungen, nur fehlt es der Schilderung der Schlachten an Anschaulichkeit; es treten die einzelnen Gestalten sowohl als die Massen zu wenig hervor. Sein Erzählertalent hat Müller in seinem letzten epischen Gedicht „Aschenbrödel" (Frankf. 1862) von Neuem beurkundet; und es würde das Gedicht gewiß noch schönere Wirkung hervorbringen, wenn es nicht in den vierfüßigen reimlosen Trochäen abgefaßt wäre, die ihn, wie so viele Andere, zur Breite gezwungen haben.

Müllers epische Dichtungen haben im Allgemeinen keinen höhern Kunstwerth, aber es sind ihnen bedeutende Vorzüge nicht abzusprechen. Vor Allem bewundern wir an ihm die schöne Mäßigung, die ihn jede Uebertreibung vermeiden läßt. Seine Sprache ist reich und gebildet, seine Verse sind wohllautend, seine Reime beinahe immer glücklich und ungesucht. Er ist weder in Gedanken noch in Darstellung neu, aber jene sind immer schön und diese ist immer einfach, ruhig und klar. Er ist überhaupt nicht schöpferisch, aber er besitzt das Talent, den Stoff, wenn er sich nicht von irgend einem Vorbild beherrschen läßt, gewandt und anschaulich zu entfalten.

1. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr,
Der fühlte, daß er sterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief dann der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne werth —
Da gab er seinen Segen.

„Mein ältster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß,
Und aller Ehren walten! —

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben!" —

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen!

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

2. Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach,
Und forscht dabei in Gottes heilgem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor,
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heilger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer sitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er sagts. — Da murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr!"

„Der Letzte dieses Namens," tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan." —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ists, der drei Jahrhunderte verschwand!

Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar;
Er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!"

3. Kurfürstliche Rechtspflege.

Herr Max Franz hält zu Bonn seinen Hof
Als Kölner Kurfürst und Erzbischof,
Führt Krummstab und Scepter dem Volk zum Dank,
Und liebte auch Lust und Witz und Schwank. —
Einst, da er eben Grillen fieng,
Sah er durchs Fenster — das Fenster gieng
Grad in den breiten Schloßhof hinein —;
Dort erblickt er ein armes Bäuerlein.
Das Männchen im blauen Kittel stand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
„Da möcht ich doch wissen, meiner Seele,
Was diesem armen Teufel fehle!" —
Er öffnet das Fenster, so wie er sprach,
Und winkte den Bauer in sein Gemach.
Gar ängstlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürst fragte: „Was fehlt dir, Mann?"
Und Jener nahm sich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterem Schmerz
Wohl über die Herrn auf der Kanzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen sei,
Wie sie ihn schon seit Jahren und Tagen
Vertrösteten, ohne Bescheid zu sagen. —
Max Franz, der forschte nach dem Recht
Und sprach: „Ja langsam ist das Geschlecht,
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie sollen dir ordnen Deine Sachen!
Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh gleich zu den Herren hinunter
Und frage sie, wie das Urthel steh,
Und thun sie aufs Neu dir mit Grobheit weh,
Dann rufst du den Kanzlisten: Marsch!"
Und er sprach vier Worte: . . . .
Der Spruch wars, den Götz von Berlichingen
Einst durch das Fenster ließ erklingen;
Der Vater Göthe hat ihn geschrieben,
Ich thus nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürst sprach,
Das geb ich den Herren getrost aufs Dach. —
Er geht und traut schon seinem Siege. —
Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. —
Blaukittel tritt in die Kanzlei.
Bald hört der Herrscher drin ein Geschrei:

„Den frechen Schurken, haltet ihn fest!“ —
Doch der gestochen ins Wespennest,
Der Bauer stürmt athemlos heraus,
Ihm folgen in ungezügeltem Braus
Die Dintenfässer und Aktenstöße
Ihm folgen mit verletzter Größe
Die Herren in Talar und Perrücken,
Sie wollen den Frevler reißen zu Stücken.
Doch wie sie stürmen, poltern, fegen,
Da tritt der Herrscher ihnen entgegen.
„Mein Gott,“ so ruft er, „welch ein Spektakel!
Giebts Sündflut, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
Wohlan, Ihr Herren, gebt an den Grund!“ —
Da starren sie offen Nasen und Mund,
Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
Sie stehen da wie die alten Weiber.
Doch ernster fährt sie der Kurfürst an:
„Ich will jetzt wissen, was Ihr gethan!“
Und stotternd erzählte Einer da,
Was ihnen für Schimpf vom Bauer geschah:
„Der freche Bauer war gar zu barsch,
Er sprach vier Worte: . . .“
Der Spruch wars, den Götz von Berlichingen
Einst durch das Fenster ließ erklingen;
Der Vater Göthe hat ihn geschrieben! —
Da hat der Kurfürst die Hände gerieben,
Und lächelnd sprach er gleicher Weile:
„Ihr Herrn hat Das denn solche Eile?“ —
Er schaute herum gleich einem Luchse,
Doch ringsum schwiegen die Federfuchse.
Auch sagt man, es ließen die Genarrten
Den Bauer nicht mehr auf sein Urtel warten.

Ein Grab in Köln.

Du siehst des Klosters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein:
In dieser Mauern düsterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein,
Es kost so warm die Rose drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Rosen Schein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wundersame Brüderpaar,
Das in derselben Schmerzenstund die Mutter schmerzenfroh gebar.
Die Kinder sogen Eine Brust, Ein Priester tauft sie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte sie, — sie wuchsen stark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug, darin des Lebens frischer Stral,
Verspielten sie die Jugendzeit im Sonnenschein durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Gestalt und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte Jeder sich mit Lust an goldner Bruderliebe Stral.

Da rief der Krieg. Die Trommel scholl, die Banner wallten stolz hinaus,
Fürs Vaterland begeistert ließ das Jünglingspaar sein Ahnenhaus.
Sie sattelten die Hengste schnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen sie und sangen kühn dem Heer voraus.

So ritten sie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten sie denselben Traum im Schlaf der Nacht,
In Lust und Leid hat Jeder nur des Andern Lust und Leid bewacht;
Sie zogen treu verschlungen heim, als nach dem Sieg der Friede lacht.

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß Jener dann Dasselbe nicht? —
Sie schauten Eine Jungfrau Beid, in beiden Herzen ward es Licht;
Sie liebten Beide tief und warm, und übten Beide Bruderpflicht,
Sie gönnten Beide sich das Glück und thaten Beide still Verzicht.

Die Liebste soll des Andern sein? — Und heimlich zogen Beide fort.
In heilgem Eifer eilten sie zugleich an einen heilgen Ort,
Und fanden Beide wieder sich in eines Klosters Ruheport;
Sie sagten ab der frohen Welt, gelobten Beid ihr Priesterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einst für ihrer Freiheit Pfand.
Zur Messe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauschte manches Goldgewand,
Und Gottes segnend Heiligthum erglänzte in der Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Lust,
Es wärmte Jeder sich als Greis noch an des Bruders glühnder Brust.
Sie starben an demselben Tag, und Keiner litt des Freunds Verlust:
Die Leiber fasset Eine Gruft, die Geister Eine Himmelslust. —

Die Sonne sinkt. Wie spielet hier so lind und leis die Abendluft!
Wie glüht des Westens Abschiedskuß! Wie hellen Gruß der Vogel ruft!
Es stehn, verschlungen Zweig und Laub, zwei Rosensträuche auf der Gruft:
Sie einen hold die Blüthenglut, sie einen hold den Blüthenduft.

Meister Tancho.

Zu Aachen durch die Gassen
Da tönte lustger Braus;
Von Mann und Weib verlassen
Stand öde jedes Haus.
Mit seinem Hofgelage
Kam selber Karl zur Schau:
Es war an diesem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen“,
Begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleißgen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnaden Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem freudgen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier,
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir!" —

Der Meister ward gerufen,
Karl reichte ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund;
Und Kupfererz und Eisen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk ging unverdrossen
Der rüstge Künstler dann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne
Vertauscht mit schlechtem Zinn!

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht;
Die Form ward abgebrochen:
Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem wackern Meister Heil! —

Mit freudgen Angesichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt Keiner falschen Glanz.
Man zieht zur Glockenstufe
Die Glock und fügt sie ein,
Und frohe Jubelrufe
Erschallen mächtig drein.

Und Karl ritt aus der Menge
Zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge —
Kein Laut tritt in sein Ohr:
„Nicht liegts an meiner Stärke,
Die regte Größres schier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt zur Mitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit schwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Prasseln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann;
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen,
Und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen
Ihm erst die Augen auf.
Und weitum Alles schweiget;
Der alte Kaiser spricht:
„Wo Gottes Hand sich zeiget,
Da reden Menschen nicht!"

Moritz Rappaport.

Dr Moriz Rappaport

Moritz Rappaport, geb. zu Lemberg am 9. Febr. 1808, widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt und seit 1822 in Wien das Gymnasium absolviert hatte, nach dem Wunsche seines Vaters, eines durch Geistesreichthum ausgezeichneten Israeliten, dem Studium der Medizin. Sein poetisches Talent, das schon früh erwachte, nährte sich gleichzeitig an der ältern hebräischen Poesie und der deutschen Literatur. Als er im J. 1833 zum Doctor der Medizin promoviert worden war, kehrte er in die Heimat zurück, wo er bald eine ausgebreitete Praxis gewann. Um einen Mittelpunkt für das deutsche Element zu gründen, gab er eine literarische Zeitung „Leseblätter" heraus, die sich bald eines großen Rufs und Leserkreises erfreute. Im J. 1848 nahm er an den politischen Bewegungen regen Antheil, die „Constitutionsweihe und Amnestie" war das erste ohne Censur in Galizien gedruckte Gedicht, welchem eine Zahl anderer politischer Dichtungen folgten. Bei eintretender Reaktion zog er sich von dem politischen Leben zurück, erwarb sich jedoch als Mitglied des Stadtraths und als Leiter des Lemberger Spitals vielfache Verdienste. Seit 1872 lebt er in Wien.

Außer den früher schon erwähnten hebräischen Gesängen und den obengenannten politischen Liedern verfaßte Rappaport mehrere Gelegenheitsgedichte, die wegen ihres gediegenen Inhalts und ihrer schönen Form großen Beifall fanden. Er besang in denselben Deutschlands geistige Größen, deren Bedeutsamkeit er tief erfaßte und poetisch zur Anschauung brachte:

„Göthe. Seinen Manen geweiht" (Wien 1852), „Prolog zur Schillerfeier" (Lpz. 1859); „Am Todestage Moses Mendelssohns" (Ebd. 1860); „Festgedicht zur Lessingfeier" (Ebd. 1860). Vorher schon hatte er eine größere Dichtung veröffentlicht: „Mose. Episches Gedicht" (Ebd. 1842), die ihm verdienten Beifall erwarb. Wenn auch der Wechsel der Form nicht zu billigen ist — der erste und fünfte Gesang sind in Canzonen, die mittleren Gesänge in Octaven abgefaßt — wenn auch chronologische Erzählung einer Lebensgeschichte die künstlerische Gestaltung nicht aufkommen läßt, so hat der Dichter dagegen sichern Takt und Geschmack darin bewiesen, daß er nur die wichtigsten Momente aus dem Leben des großen Gesetzgebers behandelt und manche Einzelnheiten übergeht, die wegen ihrer poetischen Bedeutsamkeit manchen andern Dichter zur Behandlung gereizt hätten, wodurch aber das Ebenmaß der Dichtung verloren gegangen sein würde. Die Dichtung ist gleichmäßig von religiöser und poetischer Begeisterung getragen; man fühlt es ihr bald an, daß der Dichter ihr seine ganze Liebe gewidmet, daß er von tiefer Verehrung für den großen Propheten durchdrungen ist, der das Gesetz verkündigte, zu dem er sich nach so vielen Jahrtausenden bekennt.

Eine merkwürdige und einigermaßen auch seltsame Erscheinung ist ein zweites Gedicht „Bajazzo" (Lpz. 1863). Es besteht dasselbe aus zwei Abtheilungen, deren erste eigentlich als Anhang zur zweiten gedacht werden sollte. In dieser nämlich ist die Geschichte einer jüdischen Familie erzählt, die in Folge der Verschiedenheit in den religiösen Ansichten der einzelnen Mitglieder untergeht. Der Vater, ein polnischer Jude und reicher Kaufmann, ist durch tiefes Studium und den Einfluß seiner gebildeten und gemüthreichen Frau, einer Deutschen, zu geläuterten Ansichten gelangt; ihm steht ein Freund gegenüber, der streng an den alten Gebräuchen hängt und durch die Macht seiner Rede und seiner Ueberzeugung es dahin bringt, daß Jener von Zweifeln gefoltert wird. Der Gegensatz der beiden Ansichten ist mit Talent und Geist dargestellt, und der Dichter hat die entgegengesetzten Meinungen mit so klarer Objectivität ausgesprochen, die Gründe und Gegengründe mit solcher Schärfe entwickelt, daß man in Bezug auf dessen eigene im Zweifel wäre, wenn nicht das Ende auf das Entschiedenste darthäte, daß er den reformatorischen Bestrebungen im Schooße des Judenthums zugethan ist. Von wesentlichem Einfluß auf die Entwicklung ist der Sohn des Kaufmanns, der das väterliche Haus an dem Tag heimlich verläßt, wo er sich mit einer liebenswürdigen Verwandtin vermählen soll, um einer Seiltänzerin zu folgen, zu der er eine leidenschaftliche Neigung gefaßt hatte. Die Nachricht seiner Entfernung bringt dem Vater und der Braut den Tod; er aber schließt sich der Seiltänzertruppe an und wird ihr Bajazzo, was der Dichter freilich nicht ausdrücklich sagt, aber deutlich genug erkennen läßt. Zur Begründung der im Laufe des Gedichts ausgesprochenen Ansichten hat der Dichter einige allegorische Erzählungen eingewoben, die auch selbst dann von großer Wirkung sind, wenn man die allegorische Beziehung unberücksichtigt läßt. In einer derselben ist die bekannte Sage von der Matrone zu Ephesus mit großem Glück selbstständig bearbeitet. Dieser Bajazzo nun bildet den Mittelpunkt der ersten Abtheilung, indem ihm die Betrachtungen über mannigfaltige Lebensverhältnisse zugeschrieben werden. Die einzelnen Abschnitte waren ursprünglich selbstständige Gedichte, die mit einander in keinem Zusammenhang standen. Sie haben meist eine satyrische Tendenz, indem sie die verschiedenen Erscheinungen im Gebiete des politischen, religiösen, bürgerlichen und literarischen Lebens in ihrer Haltlosigkeit darstellen. Erfreulich ist der gesunde und vaterländische Sinn, der sich darin ausspricht. Mit feinem Takt und richtiger Beobachtung ist unter Anderm der deutsche Staatsmann geschildert, der in der neuesten Zeit auf die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse einen so wesentlichen Einfluß ausgeübt hat.

Aus „Bajazzo".

Ein Mägdlein jung spazieren gieng,
Es war ein Kind, ein schönes,
Voll Sorgen ihm das Köpfchen hieng,
Es denkt an Dies und Jenes.
Und wie es so dachte an Allerlei,
Da gieng es an einer Grube vorbei,
Und wie die Gedanken im Korbe ihr wallen,
Da ist die Jungfrau in die Grube gefallen.

Ein Jüngling grad vorüber zieht,
Hört bang ein Schreien, Weinen,
Und wie er in die Grube sieht,
Spricht er zur herzgen Kleinen:
„Ich will dich befreien aus Noth und Pein,
Doch gieb mir erst das Versprechen dein,
Gelobe als Gattin mir anzugehören,
Mir Hand und Herz und Lieb zu gewähren."

Versprichts die Jungfrau, und ernennt
Als Zeugen dieses Bundes
Die Katze, die vorüber rennt,
Die Grube, stummen Mundes.
Da steigt er so lustig zur Tiefe hinab,
Befreiet das Liebchen aus sumpfigem Grab,
Und Beide bekräftgen, das heilge Versprechen
Mit Treue zu wahren, und nimmer zu brechen.

Die Jungfrau harrt — ein Jahr entflieht,
Kein Jüngling läßt sich blicken,
Ein zweites rasch vorüberzieht,
Kein Jüngling läßt sich blicken.
Sie harret, und harret, getreulich dem Eid;
Er aber hat eine Andre gefreit,
Eine Andre treulos zur Gattin erkoren.
Die hat ihm ein Knäblein, ein holdes geboren.

Und an der vollen Mutterbrust
Gedeihts zu kräftgem Leben,
Der Eltern Glück, der Eltern Lust,
Ein frisches Röslein eben.
Erschallet auf Einmal ein Jammergeschrei,
Voll Schrecken eilet die Mutter herbei,
Todt liegt der Knab zu der Wärterin Füßen,
Es hat ihn die Katze, die schlimme, gebissen.

Der Himmel gnädig niederblickt
Zu einer Mutter Sorgen,
Ein zweites Knäblein sie beglückt,
So stralend wie der Morgen.
Und wie da der Lenz die Blumen verstreut,
Da spricht zur Wärtrin die Mutter erfreut:
„Mein Söhnchen so süß, hinaus mußt du wandern,
Mein Blümchen so hold, zieh hin zu den Andern."

Nach schaut noch lang ihr treuer Blick
Der Wärtrin, die gegangen,
Bald kehrt mit Schluchzen sie zurück,
Entsetzt, mit fahlen Wangen.
„O Herrin! o Herrin! ein Unglück so schwer!
Der Liebling, der süße, er ist, ach, nicht mehr!
Er spielt unter Blumen mit kindlichem Lallen,
Und ist in die Grube, die tiefe, gefallen."

Zerrauft die Mutter wild ihr Haar
Mit krampfgewundnen Händen,
Weint blind sich fast das Augenpaar,
Der Jammer will nicht enden.
Aber der Vater, vernichtet, zerstört,
Todtbleich dasitzet, still in sich gekehrt,
Der Mund ist verstummt, kein Laut ihn geweckt,
So sitzt sieben Tag er, am Boden gestreckt.

Dann mit des Ernstes Vollgewicht
Erhebt er sich vom Orte,
Wäscht Hände sich und Angesicht,
Und spricht die schweren Worte:
„Nicht klaget die Katze, die Grube nicht an!
Es haben die Zeugen die Pflicht nur gethan;
Es waltet kein Zufall, die Summe des Leides
Sie ist die Frucht bloß gebrochenen Eides!"

Friedrich August von Heyden.

So bedeutend Friedrich von Heydens Talent für das Lyrische ist, so hat er doch als Epiker noch Größeres geleistet. Seine epischen Dichtungen zeichnen sich durch glückliche Wahl und ebenso glückliche Durchführung des Stoffes aus. In allen entwickelt er eine große Erfindungsgabe und reiche Phantasie, wie ein nicht gewöhnliches Talent der Gestaltung; die Charaktere sind kräftig und mit großer Wahrheit gezeichnet, die Erzählung ist klar, selbst wenn die Begebenheiten in reicher Fülle zuströmen, die Schilderungen der Zustände wie der Naturscenen zeugen von tiefer Beobachtung, und endlich beherrscht er die Sprache wie die Form mit gleicher Meisterschaft.

Sein erster Versuch „Die Gallione" (Lpz. 1825) ist zwar noch ohne Sicherheit der Behandlung in Composition und Darstellung; dagegen erwarb ihm schon der zweite „Reginald. Romantisches Gedicht in 5 Gesängen" (Berlin 1830), den er schon im J. 1828 vollendete, allseitige Anerkennung. Er erzählt darin die Geschichte zweier Zwillingsbrüder, von denen der Eine, Reginald, schon bei seiner Geburt der Mutter entrissen und heimlich erzogen worden war, so daß ihn Niemand kannte, während er selbst, nach langer Abwesenheit in Palästina in die Heimat zurückgekehrt, seinen Bruder Heinrich erkannte und für ihn eintrat, als dieser von den Feinden gefangen genommen war. Es war freilich gewagt, die Aehnlichkeit von Zwillingsbrüdern, d. h. einen Stoff, der sich vorzüglich für das Lustspiel eignet, zu einem ernsten Epos zu verwenden; aber man muß gestehen, daß Heyden ihn mit großem Glück durchgeführt hat. Weit bedeutender ist jedoch „Das Wort der Frau" (Lpz. 1843; 21. Aufl. 1875), über dessen Tendenz er sich selbst in einem Briefe an Th. Mundt folgendermaßen aussprach: „Der große Gedanke der Frauenemancipation ist von diesem Zeitalter auf das Kläglichste und Gemeinste mißverstanden worden, und zwar nur allein deshalb, weil es keine Epoche gab, welche an den Begriff wahrer — nicht bloß in Formen beruhender — menschlicher Freiheit und Liebe ärmer war als die gegenwärtige. Ich wollte im „Wort der Frau" anschaulich machen, daß die Zeit, welche man in der deutschen Geschichte vorzugsweise die echt deutsche und starke mit Grund nennt, den Frauen die würdigste Beachtung widmete, und daß die Helden jener Perioden ihnen deshalb gestatteten, stark, frei und bedeutend zu sein, weil ihr eignes Wesen nur auf Kraft und Freiheit fußte, und weil Liebe und Treue in ihnen war." Wenn gegen diese Anschauung der Hohenstaufenschen Zeit auch Manches eingewendet werden könnte, so war der Dichter doch befugt, sie in dem von ihm angegebenen Sinn aufzufassen, und er hat sie mit großem Glück durchgeführt. Kaiser Heinrich VI. und dessen Oheim, Pfalzgraf Konrad, Bruder Friedrichs I., (Dieß ist in gedrängten Zügen der Inhalt der Dichtung) beabsichtigen, Konrads Tochter Agnes mit Philipp August von Frankreich zu vermählen; ihre Mutter Irmengard erklärt sich gleich Anfangs unbedingt dagegen, weil sie nicht bloß den Glanz der Stellung, sondern vor Allem das Glück ihrer geliebten Tochter im Auge hatte, die schon als Kind mit dem Sohn Heinrichs des Löwen von Kaiser Friedrich verlobt worden war und die kindliche Neigung zu demselben noch bewahrte. Die Beiden hatten sich zwar seit lange nicht mehr gesehen, aber ein glücklicher Zufall brachte sie wieder zusammen und fachte die Neigung zu leidenschaftlicher Liebe an. Obgleich nun Kaiser Heinrich und Konrad der Verbindung der Liebenden ihr Machtwort entgegensetzten und auch Heinrich der Löwe, der stolze Welfe, aus Haß gegen die Waiblingen erklärte, daß er nie in die Vermählung der Liebenden einwilligen würde, so siegte doch die Mutterliebe, die weibliche Milde, Entschiedenheit, Kraft und List über die unbesiegbar scheinenden Hindernisse, und sie erkämpfte die Einwilligung aller Widerstrebenden, nachdem sie die Liebenden schon heimlich hatte trauen lassen. Wir theilen die schöne Stelle mit, in welcher die Pfalzgräfin, nachdem ihr Gemahl schon seine Einwilligung gegeben, die Rechte des Weibes gegen die rohe Willkür des Kaisers vertheidigt und alle Betheiligten, zuletzt sogar den Kaiser gewinnt.

Der herrlichen Gestalt der Pfalzgräfin stellt der Dichter im „Schuster zu Ispahan. Neupersische Erzählung in Versen" (Lpz. 1850) das Bild einer gemeinen Frau entgegen, daß, um der Eitelkeit zu fröhnen, keinen Anstand nimmt, das Leben ihres Mannes der größten Gefahr auszusetzen. Sie quält ihren Mann, den Schuster Ahmet, so lang, bis er sich für einen Stern-

kundigen ausgiebt, damit er durch reichen Gewinnst ihr ähnlichen Schmuck verschaffe, wie ihn die Frau des Hofastrologen besitzt. Der Zufall will, daß der erste Versuch über Erwarten gelingt, und so treibt sie ihn stets wieder zu neuen, gefährlicheren Versuchen. Das Glück steht ihm jedoch immer zur Seite, und zugleich gewinnt ihm seine Schönheit und sein edler, liebenswürdiger Charakter die Liebe der Tochter des Schah und die Freundschaft des Prinzen Abbas, der durch ihn das Vertrauen seines Vaters und Antheil an der Macht erlangt, wofür er mit der Hand der Prinzessin belohnt wird, nachdem er sein schlechtes Weib verstoßen. Der anmuthige Wechsel heiterer und ernster Scenen verleiht der Dichtung großen Reiz, für welche der Dichter das Interesse nicht bloß bis ans Ende zu erhalten, sondern mit großer Kunst zu steigern weiß.

Kurze Zeit vor seinem Tode veröffentlichte Fr. von Heyden noch „Die Königsbraut. Gedicht in 5 Gesängen" (Lpz. 1851), in welcher die Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig durch Wunder und Liebe in meistens gut gebauten Terzinen erzählt wird. Das Gedicht, das manche gute Schilderung darbietet, entwickelt auf kleinem Raum eine große Mannigfaltigkeit und vermeidet die rhetorische Ueberfülle, die im „Wort der Frau" oft störend eintritt, dem es jedoch in der Behandlung nachsteht, da es Maschinen und Personen einmischt, die ganz unnöthig erscheinen, während im „Wort" jede, auch die untergeordnetste Person zur Entwickelung der Handlung als nothwendig erscheint.

Aus dem „Wort der Frau."

Die Gräfin ohne Zagen zum Kaiser wendet sich
„Ihr habet, mein Herr Vetter, kein einzig Wort für mich?
Dieß muß ich sehr bedauern. Steht Euch dieß Fest nicht an,
So sind Euch alle Pforten des Schlosses aufgethan."

„Ja", — spricht er, — „sie sind offen; ich gehe stolz hinaus.
Ich überlasse zürnend dem Welfen dieses Haus,
Bis es, im Sturm erobert, mein Wort in Trümmer schlägt,
Ein Dach darf nicht bestehen, das meine Feinde hegt.

Noch bin ich deutscher Kaiser, wies jemals einer war.
Wer mich beleidigt, schreitet in äußerste Gefahr.
Und wärs mein eigner Oheim, ja wärs mein einzger Sohn,
Mir stehn vor allem Andern mein Herrscheramt, mein Thron."

Der Pfalzgraf fährt entrüstet aus Agnes Armen auf.
„Herr Kaiser", — ruft er drohend, — „zum Abgrund geht der Lauf.
Ich werd es nimmer dulden" — „Was wollt Ihr dulden nicht?"
— Fällt Heinrich ein. — „Man schweiget, so lang der Kaiser spricht."

Eh wir mit Euch verhandeln, wird oft der Himmel grau.
Ihr seid der Knecht der Gattin. Ich sprach mit Eurer Frau,
Euch, meine stolze Muhme, sag schweren Kampf ich an.
Was nie den Weibern ansteht, habt Ihr höchst keck gethan.

Nur Männer sind zu Lenkern des Schicksals hingestellt,
Die Frauen sind zum Dienen gesetzet in die Welt.
Und wenn die Frau vermessen die Hoffart sich erlaubt,
So nimmt man ihre Spindel und schlägt ihr auf das Haupt."

Aufs Haupt, noch einmal sagichs, das sie zu hoch erhebt.
Ich dulde nicht am Helden, daß er mir widerstrebt.
Mein Wollen und Bestimmen darf nur allein bestehn,
Und sollt ich dessentwegen durch Ströme Blutes gehn.

Was sind mir tausend Leben bei meinem großen Ziel!
Nicht mehr als Thurm und Läufer in jenem eiteln Spiel.
Was Ihr gethan, zerreiß ich, und werf es in die Glut,
Ich will in meinem Hause nicht freches Welfenblut.

Was heut ist Eure Tochter, nicht kümmert meinen Sinn.
Weib ist sie nicht des Welfen, nur seine Buhlerin.
Der Bund ist null und nichtig, den ich genehmigt nicht.
Den eiteln Spruch der Kirche mein Kaiserwort zerbricht.

Ich hab Euch meine Muhme zum letzten Mal genannt.
Nicht Ihr, nicht Eure Tochter seid ferner anerkannt.
Mein Oheim mag es halten, mit wem es ihm beliebt;
Es ist dieß Wort das letzte, das Euch der Kaiser giebt."

„Doch wahrlich nicht das letzte", — spricht muthig Irmengard, —
„Das Euch, erzürnter Kaiser, von meiner Seite ward.
Ihr seid zu hoch gewachsen in Eurem stolzen Glück,
Ich geb in strenger Weisung Euch Euer Maß zurück.

Ihr scheltet, Ihr beleidigt, und schmäht Euch selbst damit.
Der Kirche Spruch ist ewig, liegt außer Eurem Schritt.
Daß Euch der Spruch nicht zusagt, gilt wahrlich einerlei.
Vermählet sind die Beiden, und also bleibts dabei.

Fürwahr, sehr übel wär es um Menschenglück bestellt,
Wenn Eigensucht beherrschte nach Willkür diese Welt.
Trotz hundert Kaisern bleibet die Selbstbestimmung frei,
Danach ward hier gehandelt, und merkt: — es bleibt dabei.

Dieß Kind ist meine Tochter, der Mann dort ist mein Sohn.
Seht nicht nach meinem Hause, seht nur nach Eurem Thron.
Seid ihr darauf nicht menschlich, so bricht er bald entzwei.
Hier steht mir zu das Hausrecht, hier, — und es bleibt dabei.

Ob Ihr uns anerkennet, ob Ihr mich Muhme nennt,
Acht ich, bei Gott, so wenig, als obs in Island brennt.
Was wir sind, uns zu nehmen vermag nicht Euer Schrei,
Wir geben uns die Würden, und folglich — bleibts dabei.

Ihr wollt dieß Schloß erobern, zerstören im Gefecht?
Vergebt mir, mein Herr Neffe, nicht wißt Ihr, was Ihr sprecht.
Kein Waibling wird hier stürmen; kein Welfe kommt herbei.
Ich lach Euch aus vom Söller, und ruf: es bleibt dabei.

Ihr habt von mir empfangen vorerst nun, was Euch frommt.
An Euch, viel edle Fürsten, nun auch die Reihe kommt.
Für eine böse Sieben sollt Ihr mich halten nicht,
Wenn hier, ach sehr genöthigt, mein Mund viel Herbes spricht.

Der Wurm selbst, wenn getreten, hebt sich und sticht gar sehr.
Das ist der Wurm, und wahrlich, ich bin wohl etwas mehr.
Wenn ich hier wiederholte mehrfach der Worte drei,
Will ich, mit Gunst, erläutern den Spruch: Es bleibt dabei.

Montjoie! ruft der Franzose beim Angriff in der Schlacht.
Hic Waibling hic! — der Deutsche, wenn er den Sieg sich macht.
Sie künden so den Feinden, daß ihre Kraft sich spannt.
Nun, Losungswort der Meinen hab ich vorhin genannt.

Meint nicht, daß Konrads Gattin dieß stets im Munde führt.
Sie macht damit sich selten, wie Solches sich gebührt.
Gefällig sanfte Sitte die Frau vornehmlich schmückt.
Doch muß den Zahn sie zeigen, wenn man sie unterdrückt.

Hier steht mein hochverehrter, mein trefflicher Gemahl.
Er hat jen Wort vernommen im Jahre kaum zwei Mal.
Und wenn er es vernommen, nach leichtem Wortgefecht
Sprach stets er gütig lächelnd: nun, Irmengard hat Recht.

Ihr billigt Dieses, merk ich, als schön und ehrenhaft,
Weil bei der edeln Milde nur wohnt die wahre Kraft.
Der Ahnen hohe Richtung habt Ihr daran erkannt,
Die Romas freche Wölfin bekämpft und übermannt.

Sie wohnten unter Eichen, ein Volk von großer Art.
Keins hat die Frauenwürde wohl herrlicher bewahrt.
Sie hörten Götterausspruch von ihrer Weiber Mund,
Als Priesterinnen machten die Krieg und Frieden kund.

Und warum galt bei ihnen der Fraun: „es bleibt dabei?"
Weil sie die Starken waren, und weil sie waren frei.
Die Stärke nur erkennet die Zartheit innerlich,
Und wahre Stärke duldet nur Freiheit neben sich.

Nun frag ich, ob an Stärke man bei dem Kaiser glaubt,
Nimmt er der Frau die Spindel und schlägt ihr auf das Haupt?
Die Schwäche nur wird Roheit, wo sie sich sicher meint,
Weil ihr der Gegner schwächer noch, als sie selbst ist, scheint.

Und einer solchen Schwäche, die mit dem Schwächern ficht.
Entkeimet auch der Segen der wahren Freiheit nicht.
Sie will das Allerschwächste, nur Sklaven mehr und mehr.
Sie will nur stumpfe Mägde des Harems um sich her.

Aus der des Hauses wuchert des Reiches Sklaverei.
Ihr saht die Morgenländer; — sagt, Deutsche, sind sie frei?
Geht dort die wahre Tugend mit Starkem Hand in Hand?
Und jene stolze Reiche, sprecht, — hatten sie Bestand?

Damit besteht das Deutsche, seid Eurer Ahnen werth.
Und von dem Kaiser fordert, daß er die Freiheit ehrt.
Weil nur allein der Freie des Weibes Werth ermißt,
Belehrt ihn, was den Frauen der Starke schuldig ist.

Ein Weib gab seinem Vater die Herrschaft von Burgund,
Ihm eins Siciliens Krone, wie Jedem von Euch kund.
Wer nicht für Wohlthat, — sagt ihm, — geziemend danken mag,
Sei nicht der Wohlthat würdig, verdient des Himmels Schlag.

Er hat geschmäht die Frauen, die Gott zu Hütern schuf
Der höchsten, schönsten Freiheit. Zwingt ihn zum Widerruf.
Für Eure Mütter, Weiber kommt muthig auf den Plan,
Und weiset Euren Kaiser zu bessern Sitten an.

Ich rufe nicht die Ritter, nur Männer sollt ihr sein.
Von Eurem Ritterthume denk ich fürwahr sehr klein.
Es kniet nur vor der Dame, so lange sie gefällt,
Dem Manne sei die Tugend das Höchste dieser Welt.

Ich rief Euch, und Ihr zaudert? — Ihr lächelt spitz und schweigt?
Ihr hegt nur Höflingssitte, die vor der Macht sich neigt.
Bin ich denn ganz verlassen? zeigt sich kein Edler mir,
Das Frauenwort zu wahren? Wo weilt ein solcher?" — „Hier!"

So rufet eine Stimme, stark tönend, wie Metall.
Und aus dem Seitenzimmer kommt dieser tiefe Schall.
Die Blicke zucken Aller dahin mit Einemmal.
— Wer zeigt sich in der Thüre? Wer schreitet in den Saal?

Im fürstlichen Gewande, mit Augen stolz und klar,
Den Herzogshut von Golde gedrückt aufs Silberhaar,
Tritt ein der große Welfe, der alte Löwe, nickt
So stolz wie der Gebieter, wenn er auf Diener blickt.

Die Fürsten stehn versteinert. Der Kaiser selbst ist still,
Wie wenn ihm Athem fehlet zu künden, was er will.
Der greise Herzog redet die Gräfin freundlich an:
„Ihr riefet nicht vergeblich. Hier ist, hier kommt ein Mann.

Es ist dem Fürstenworte das Frauenwort verwandt.
Für jenes hat nicht selten gestritten meine Hand.
Nun tret ich ein für dieses, und wo der Löwe steht,
Sei wohl gefaßt ein Jeder, der nah vorüber geht.

Herr Kaiser, wenn die Frauen Ihr hier zu schmähen meint,
Habt Ihr von Werken Gottes das Edelste verneint.
Ihr nennt Euch selber edel, indessen läugnet nicht,
Daß edler als das Edle, was Edles giebt ans Licht.

Wer aber seinen Ursprung gemein und niedrig macht,
Hat selbst sich in Gemeinheit und Niedrigkeit gebracht.
Ob Solcher zwanzig Kronen aufs Haupt sich häufen kann,
Er ist kein wahrer Herrscher, weil er kein Ehrenmann.

Man nennet mich den Löwen. So viel ist davon wahr,
Daß ich die Brust geboten noch jeglicher Gefahr,
Daß meinen Eisenwillen noch wankend nie gemacht
Die sturmbewegte Brandung der höchsten Uebermacht.

Noch gestern hätt ich lieber den Sohn im Sarg geschaut,
Als an der zarten Rechten der Hohenstaufenbraut.
Was hat mich so verwandelt, daß nachließ ich den Bund?
Nur eines Weibes Weisheit, nur eines Weibes Mund.

Und da ich zu vertreten gewöhnt bin auf und an,
Was ich in Willensfreiheit mit guter Kraft gethan,
So tret ich vor Euch selber, als Löwe, ganz allein,
Für eine gute Sache, Herr Kaiser, die nun mein.

Und wer den Werth der Frauen hier schmähn will noch einmal,
Für den werf ich den Handschuh — da liegt er! — in den Saal,
Und geb ihm die Benennung des Unwerths in den Kauf.
Wer Lust dazu verspüret, heb meinen Handschuh auf."

Der Herzog blicket drohend im ganzen Kreis umher.
Der Kaiser und die Fürsten sind still und athmen schwer.
Zuletzt zieht Herzog Philipp den Handschuh von der Hand,
Wirft ihn zu dem des Herzogs als zweites Ehrenpfand.

Und mit der sanften Stimme, die doch so kräftig klar,
Spricht er: — „Da liegt auch meiner, und voll ist nun das Paar.
Dem Welfen als Genosse der Hohenstaufe naht.
Hier stehen wir verbrüdert, ein Mann und eine That.

Es gilt den Werth der Frauen. Wir bieten hohen Kauf.
Wer nicht den Preis will zahlen, heb unsre Pfänder auf.
Wer mit uns fühlt und denket in freiem deutschem Sinn,
Der werfe seinen Handschuh dort zu den unsern hin."

Da, wie von einem Munde, mit dröhnender Gewalt,
Der Ruf von allen Fürsten den weiten Saal durchschallt:
„Da lieget auch der meine": gesprochen und gethan.
Mit Handschuhn ist bedecket im Nu der ganze Plan.

Der Kaiser schweiget immer und schweiget fast zu lang.
Es ruhn die Augen Aller auf ihm erwartungsbang.
Da zieht er selbst den Handschuh, wirft zu den andern hin,
Und rufet: „Preis den Frauen! — Der Kaiser hat verziehn."

Dem Welfenherzog reichet er mild die Rechte hin,
Sagt gütig: „Edler Vetter! Gott lenket Herz und Sinn.
Der Bund, der hier geschlossen, beschließet unsern Streit,
Seid wieder meinem Reiche, was in der bessern Zeit."

„Ich wills"— entgegnet Dieser. — „Verfolget Euer Glück,
Wenn es in Welschland blühet, mich laßt getrost zurück.
Den deutschen Frieden hütet Euch hier des Welfen Arm,
Wird Euren Thron beschützen, so lang dieß Herz noch warm."

Der Kaiser wirft sich glühend an seine Brust. So stehn
Sie lange, lange, lange. Viel Augen übergehn.
Und Irmengard und Konrad — sie treten freundlich ein,
In größere Versöhnung geschlossen auch zu sein.

Agnes, der junge Heinrich allein noch bleiben fern.
Da gehet auf auch ihnen der Gnade schöner Stern.
Der Kaiser küßt sie Beide, die hocherröthend knien.
Und alle Fürsten dringen mit Freudenruf um ihn.

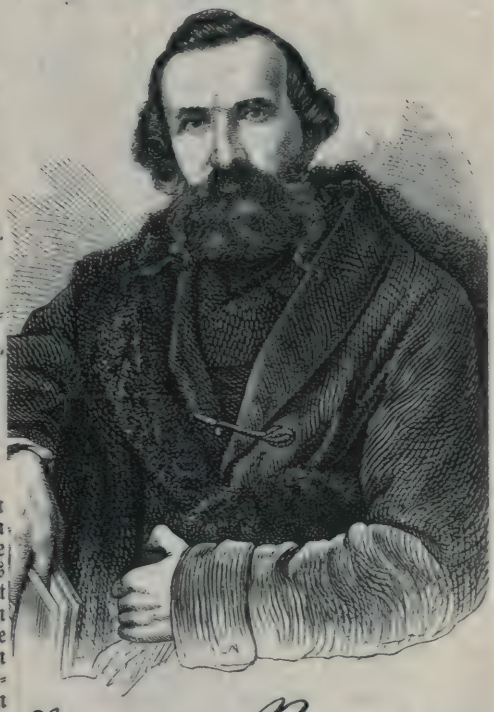
Zum jungen Welfen wendet der Kaiser sich mit Huld.
„Es hat von Dir genommen der Frauen Hand die Schuld.
Mein Oheim möge lange der Stolz der Deutschen sein;
Doch Du sollst einst ihm folgen als Pfalzgraf hier am Rhein.

Und somit hat vermittelt ein gottgeliebtes Paar,
Was zwischen Welf und Waibling der Zwietracht Anlaß war.
Die feindlichen Parteien vereinigt dessen Kuß.
Ein bräutliches Umarmen ist Deutschlands Friedensschluß.

Was ich im Zorn gesprochen, ich nehm es froh zurück.
Des edeln Herzens Stimme bestimme Völkerglück.
Das Wort der Frau bezeichne, was rein und menschlich sei.
So ward ein Gottesurtheil ihr mild: „Es bleibt dabei."

Hermann Kunibert Neumann.

Hermann Kunibert Neumann, geb. am 12. Nov. 1808 zu Marienwerder, wurde, da er sehr schwächlich war, in seinem dritten Jahre einem greisen Oberförsterpaare übergeben, das mitten in einem Tannenwalde wohnte. Dort blieb er bis zum sechsten Jahre und kam dann zu einem Schullehrer auf dem Lande. Ohne irgend welche Kenntniße kehrte er in seinem zwölften Jahre nach Hause, erhielt vorbereitenden Unterricht und besuchte das Gymnasium in Marienwerder, und später in Elbing. Im J. 1826 trat er in die preußische Armee, stand zuerst in Elbing, bald darauf in Wesel und Düsseldorf, verließ aber den Militärdienst im J. 1839 als Premierlieutenant. Im J. 1840 trat er in die Militärverwaltung zu Düsseldorf, wurde Ende 1841 als Vorstand der Garnisonverwaltung nach Wetzlar, 1842 als Garnison-Verwaltungs-Oberinspektor nach Torgau versetzt. Im J. 1848 ward der stille Dichter durch das zwingende Vertrauen der Bürger in die politische Bewegung gezogen, ward Leiter fast sämmtlicher Vereine der Stadt und des Kreises, organisierte die Bürgerwehr, gieng als Vertreter vieler Vereine zum constitutionellen Congreß nach Berlin, wurde von der Bäckerinnung durch Diplom zum Bäckermeister ernannt, erhielt aber Ende des Jahres den Befehl, Torgau zu verlassen um die Garnisonverwaltung in Glatz zu übernehmen. Dort wurde er von der durchweg katholischen Bevölkerung der Grafschaft in die Volkskammer gewählt. In derselben gehörte er zur Partei Waldeck. Nach Auflösung der Kammer lebte er in Glatz und seit 1853 als Garnison-Verwaltungs-Oberinspector in Neisse in tiefer Zurückgezogenheit nur seinem Amte, seiner zahlreichen Familie und der Poesie, indem er in der Beschäftigung mit derselben seine anhaltenden körperlichen Leiden und den Druck schwerer Sorgen jeglicher Art zu vergessen sucht. Das Kriegsjahr 1866 brachte ihm neue Sorgen, die nur ein Vaterherz zu ermessen vermag, da drei Söhne den Fahnen folgten, zwei im preußischen, der älteste im österreichischen Heere. Glücklicher Weise konnte er alle drei nach beendigtem Feldzuge wieder an sein Herz schließen.



Hermann Neumann

Wir haben Naumann schon als begabten lyrischen Dichter kennen lernen; seine epischen Dichtungen sind noch bedeutender und sichern ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der vaterländischen Literatur. Wir übergehen seine ersten Versuche, die er im ersten Theil seiner „Dichtungen" (Düsseld. 1838) gesammelt herausgab, „Frisholdlein und Rosaliebe", ein

phantastisches Märchen, das schon früher besonders erschienen war (Elberf. 1835), „Die Wunderperle" und „Des Dichters Reich" sind noch im phantastisch-romantischen Sinne gehalten, verrathen aber schon des Dichters gestaltendes Talent, das durch die häufigen lyrischen Reflexionen immer wieder durchbricht. „Das Glück der Ehe" beurkundet schon einen wesentlichen Fortschritt, indem es reale Verhältnisse in schöner Form poetisch verklärt. Noch bedeutender ist „Johannes", eine Idylle voll plastischer Anschaulichkeit, in welcher das Unheimliche jedoch nicht hinlänglich motiviert ist und daher willkürlich erscheint. Die Neigung zum Düsteren spricht sich auch in „Des Dichters Herz" aus (Wesel und Lpz. 1836; 3. Aufl. Neisse 1859). Ein Greis schaut auf sein Leben zurück; drei Klänge haben ihn durchs Leben geleitet; „Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben". Neumanns Meisterschaft im Bau der italienischen Stanze, die schon in der eben erwähnten Dichtung zu erwähnen war, tritt in „Nur Jehan. Gedicht in 4 Gesängen" (Torgau 1843; 2. Aufl. Bresl. 1852) beinahe noch glänzender hervor, wie es auch als Epos höher steht. Der Dichter führt uns in die paradisischen Gegenden Indiens die er mit anschaulicher Lebendigkeit schildert. Dort lebt in der Nähe der Kaiserstadt, aber in tiefer Zurückgezogenheit, ein junges Weib, die seit drei Jahren mit Taimador, einem Diener des Herrschers Jehangir in freier Ehe verbunden ist, doch erlaubt ihm sein Dienst, nur die Nächte bei ihr zuzubringen. Jehangir hat ein Fest ausgeschrieben, in welcher er der Schönsten eine goldene Rose zuwerfen will, um sie zur Gemahlin zu erheben. Kumela sieht in einer Grotte verborgen, wohin sie Taimador gebracht hat, dem Feste zu; Jehangir wirft die Rose, die in der Nähe Kumelas niederfällt; sie ergreift sie; aber als Alles sich hindrängt, um sie zu Jehangir zu führen, entflieht sie und verbirgt sich im Felsengebirg. Taimador findet sie auf, er meldet ihr, daß Jehangir sie aufsuchen lasse; sie aber will den Geliebten nicht mit dem Thron vertauschen; er redet ihr zu, und sagt, daß dem, der sie bringe, die reiche Landschaft Kashmir zur Belohnung versprochen sei, der Lohn sei zu groß, als daß er nicht suchen sollte, ihn zu verdienen; sie werde, erwiedert sie, auch dem Verräther treu bleiben, da werden sie von den Leuten des Kaisers überrascht, und sie muß ihnen folgen, entschlossen, sich das Leben zu nehmen, wenn sie gezwungen werden sollte, ihre Treue zu brechen. Wie sie vor dem Throne steht, erkennt sie in Jehangir ihren geliebten Taimador, der ihre Treue hatte prüfen wollen. Den schönen Stoff von des Weibes Treue, das alle Prüfungen, auch die schwersten siegreich besteht, hat der Dichter mit Liebe und Talent behandelt und sowohl in den Schilderungen der Scenerien eine reiche Phantasie, als in der Charakteristik der Helden eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens entfaltet.

Wir haben nie mehr Grund gehabt, die unkünstlerische Auflösung des Epos in einzelne, nur durch den Inhalt zusammenhängende Romanzen zu bedauern, als bei Neumanns „Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge" (Lpz. 1846), nicht nur weil der Stoff sich ganz füglich in einer künstlerisch abgerundeten Ausführung hätte behandeln lassen, sondern und ganz vorzüglich deshalb, weil der Dichter, wie sich aus „Nur Jehan" und selbst aus dem vorliegenden Gedicht deutlich genug erhellt, die Fähigkeit im vollen Maße gehabt hätte, den schönen Stoff zu einem strengen Kunstwerk zu gestalten. Jede einzelne Abtheilung ist freilich für sich betrachtet, von großer Schönheit, voll Kraft und Leben, die wechselnden Formen sind meisterhaft behandelt und sind dem Inhalt der Gesänge ganz angemessen. Die in den ernsten, wie in den humoristischen Stellen gleich gewandte Darstellung, der freie, tüchtige Sinn, der das Ganze beseelt, muß uns mit Liebe und Verehrung gegen den Dichter erfüllen, aber je reicher uns sein Talent entgegentritt; um so entschiedener müssen wir ihn tadeln, daß er die erste und höchste Anforderung der Kunst nicht beachtet hat.

In seiner letzten Dichtung „Dinonhy. Gedicht in drei Gesängen" (Lpz. 1865) ist Neumann wieder zur italienischen Stanze zurückgekehrt, und mit ihr zur künstlerischen Gestaltung seines Stoffs, der uns in die Urwälder und Sandwüsten Afrikas mit ihren Schrecken führt, von denen er lebenswarme Gemälde entwirft. Wie in „Nur Jehan" besingt der Dichter auch hier die Macht der treuen Liebe mit eben so tiefem Gefühl als psychologischer Wahrheit in schöner, stets wohllautender Sprache. Der Portugiese Don Almar wird in Afrika von einem schönen Negermädchen drei Mal vor den verfolgenden Feinden gerettet. Er vermählt sich mit ihr, wird aber mit ihr auf der Flucht erschlagen, von einem Juden verrathen, der ihn aus Portugal begleitet hatte, um sich an ihm zu rächen, der seine Tochter verführt und verlassen hatte. Der tragische Schluß zeugt von des Dichters tüchtigem Sinn wie von seinem echten Talent; weder die Mannesgröße Don Almars noch die weibliche Hoheit Dinonhys haben ihn verleitet, sie einem glücklichen Ende zuzuführen, oder vielmehr gerade diese Größe bestimmt ihn zum tragischen Ausgang, da Don Almar wegen seines Vergehens gegen die Tochter des Juden, Dinonhy wegen ihres Verraths an ihrem Volke doch nicht zur innern Ruhe hätten gelangen können.

Sehen wir auf Neumanns Leistungen im Gebiete der lyrischen und epischen Poesie zurück und erwähnen wir noch, daß er auch in Dramen sich versuchte, so müssen wir nicht nur seine große Fruchtbarkeit bewundern, sondern auch anerkennen, daß er ein reiches Talent hat, das von der sittlich schönen Gesinnung gehoben wird, die sich in allen seinen Dichtungen mit Wärme ausspricht; Tiefe der Empfindung verbindet sich in ihm mit sicherer Gestaltungsgabe, schöne und gewandte Sprache mit Meisterschaft in der Behandlung der Form; namentlich sind wie seine Sonette auch seine Stanzen vollendet zu nennen, denen er bald liebliche Anmuth, bald hinreißende Kraft einzuhauchen weiß.

Der oben aufgeführten Biographie von Herm. Neumann haben wir noch hinzuzufügen, daß der Dichter nach längerer Krankheit am 8. Novbr. 1875 zu Neiße gestorben ist.

Aus „Nur Jehan".

Kumela trieb mit raschen Ruderschlägen
Den Nachen fort, indeß Taimador sprach:
„Weißt du, o Mädchen, daß auf allen Wegen
Der Kaiser spüret seinem Lichte nach?
Denn seine Welt will er zu Füßen legen
Nur Jehan Dir, du riefst die Liebe wach
In seiner Brust, drum ob du arm geboren,
Zur Kaiserin bist du allein erkoren!"

„Ein hohes Wunder hab ich dir erschlossen,"
Erhob Kumela ihr erregtes Wort,
„Und Shahlimars gedenk ich fast verdrossen,
Was ist des Kaisers eitles Prangen dort?
Verschwunden ist es rasch, was schwer entsprossen,
Doch dieser Bau lebt durch die Zeiten fort,
Und nur wenn alle Festen donnernd beben,
Stürzt er zusammen mit dem Weltenleben.

In diesen ungeheuren Räumen beuget
Der Sklave selbst sich vor dem Herren nicht,
Denn an den ries'gen Marmorsäulen steiget
Stolz sein Gedanke zu dem Sonnenlicht;
Hier wo das kleine Menschenleben schweiget,
Und Indra nur aus dunkeln Höhlen spricht,
Hier steigt der Letzte zu dem Höchsten wieder,
Der Höchste aber zu dem Letzten nieder.

Drum wünschte ich, mein armer Nachen trüge
Den Kaiser Jehangir und all sein Glück,
Hier sagt' ich ihm, daß seine Hoheit Lüge,
Sagt' ihm mit stolzem Wort und stolzem Blick,
Daß, wenn mein Herz an deinem Herzen schlüge,
Ich gern verlach sein glänzendes Geschick,
Und wenn zum schönsten Weib er mich erkoren,
Er an dem treusten seine Lieb verloren."

Sie schwieg wie zürnend, und den See durchschnitten
Sie schneller jetzt in neue Nacht hinein,
Doch als sie wieder durch die Felsen glitten,
Umspielt sie plötzlich zauberischer Schein:
Des Himmels Blau, des Silbers Weiße stritten
Hier um den Sieg, vermischt bald, bald allein,
Um an den Pfeilern, die herniederhangen,
Mit feuchtem Glanz wie Morgenthau zu prangen.

Noch staunt Taimador in die Farbenschöne,
Da rauscht das Wasser unter ihrem Kiel,
Aufzitternd bald wie ferne Orgeltöne,
Bald wie der Aeolsharfe flüsternd Spiel,
Und fort und fort durch kreuzende Kanäle,
Durchs große Labyrinth zum dunklen Ziel
Begleitet sie dies Tönen und dies Klingen,
Gleich Geisterchören, die im Wasser singen.

Sie landeten. Es folgt durch Nacht und Schweigen
Der holden Führerin auf enger Bahn
Taimador wieder; rohe Stufen steigen
Sie bei der Fackel dunkler Glut hinan.
Nur wie ein Punkt will sich die Helle zeigen,
Doch führt sie nicht ein Irrlicht nur zum Wahn,
Denn plötzlich treten sie aus dunklem Grunde
In einer Höhle lichterfüllte Runde.

Die Wölbung ist durchbrochen und gespalten
Und üppge Ranken dringen aus der Höh,
Und wissen sich am Marmor zu entfalten,
Wie dunkles Grün auf blendend weißem Schnee,
Ein Garten auch, von liebevollem Walten
Gepflegt zur Blüthe, und in seiner Näh
Ein kleines Haus, ein Sitz vor seiner Pforte;
Wer staunte nicht, fänd ers an solchem Orte?

Doch als den Freund die holdeste der Frauen
Zum Sitze führt und nach dem Bogen zeigt,
Den hoch und breit die Marmorblöcke bauen,
Da hat der Wunder höchstes ihn erreicht;
Das ganze Paradies kann er erschauen
Mit einem Blick, das Thal, dem keines gleicht,
Ja, Kashmir ists mit Städten und mit Seen,
Mit goldnen Zinnen und mit weißen Höhen!

Das große Shahlimar im Sonnenglanze,
Der blaue Spiegel mit dem Inselheer,
Und Sirinagur mit dem Tulpenkranze,
Der Behut stürmend nach dem fernen Meer,
Und volles Leben wie geschmückt zum Tanze,
Kameele ziehn und Barken hin und her,
Die dunklen Wälder und die hellen Matten
Bis zu den Schluchten und den Felsenplatten.

So liegt es vor ihm — weit, im reinsten Lichte,
Mit sommerwarmer Blüthenpracht geschmückt,
Wohin er auch das scharfe Auge richte,
Sieht er zu neuem Staunen sich entrückt;
Gleich einem großen herrlichen Gedichte,
Das neu genossen höher nur entzückt,
Wird hier die Lust, wohin der Blick auch kehret,
Mit neuem Zauber wunderbar genähret.

„Reizvolles Leben, reizender empfunden
Glühst du Natur in heißer Trunkenheit,
Und schlingst den Kranz, den Indras Hand gewunden
Dir um das Haupt in Liebesseligkeit!
Schön ist, zu ruhn in nächtig stillen Stunden,
Doch schöner ist, was diese Stunde beut,
Bei hellem Licht, bei sonnenwarmen Glänzen
In Einsamkeit sein holdes Lieb zu kränzen!"

Taimador sprichts und hält sie fest umfangen,
Die fest um ihn die weißen Arme schlägt,
„Wiß, „rief er dann," so weit in dieses Prangen
Dein scharfes Auge dich herniederträgt,
So weit wird auch für deine Tulpenwangen,
Für dich dies holde Thal als Preis erlegt,
Denn Jehangir schwur Kashmir dem zu eigen,
Der es erringt, zu dir den Pfad zu zeigen."

„Wie thöricht ist der Kaiser so zu schwören,
Und dennoch ist der hohe Preis zu karg,
Den Einen kann er nimmer doch bethören,
Ihn, der es weiß, wo sich Kumela barg;
Und könnt der Zufall Jehangir belehren,
So würd sein Kaiserbette nur mein Sarg,
Denn auch ich schwur, und Frauenschwüre gelten
Bis zu dem Tod und noch in jenen Welten!

„Ja, deine Treue, sie ist ohne Wanken,"
Antwortet ihr der Freund, „doch du gedenk:
Des Mannes Herz hat nicht so enge Schranken,
Ein Fürstenthum, ein Kashmir zum Geschenk,
Und du ein Weib, ein Spiel nur der Gedanken,
Dies Thal so weit und dieser Arm so eng,
Jetzt knechtisch dienen und — ein Weib verrathen,
Und Herrscher sein im schönsten aller Staaten;

Wer weiß, wie lang ich selber widerstehe
So hoher Lockung, — bin ich doch ein Mann,
Dem niemals schwindelt auf der Ehrsucht Höhe,
Der keck zum Thron die Stufen steigt hinan;
Drum laß dir rathen, Mädchen, eh ich gehe,
Nimm selbst dies Kashmir, diese Krone an,
Sei Kaiserin! — ich will es gern verzeihen,
Denn solch ein Loos kann Liebe wohl entzweien!"

Sie springt empor, und ihre Blicke glühen
In unbeschreiblich zornentbrannter Wuth,
So mögen wohl der Löwin Augen sprühen,
Setzt sie das Leben ein für ihre Brut,
„Ja", ruft sie wild, „nur mir kannst du erblühen,
Du zweifellose, starke Liebesgluth!
Geh hin, Verräther, um den Preis zu werben,
Doch wiß, mir treu werd ich dich hassend sterben!"

Wie ist sie schön im zornigen Verzagen,
Denn eine große heiße Thräne bricht
Aus ihrem Aug, und dunkle Schatten jagen
Auf ihrer Stirne, kämpfend mit dem Licht; —
Und jetzt — das Knie gebeugt, den Arm geschlagen
Um ihren Freund, das holde Angesicht
An seine Brust gelehnt, — nur ihm ergeben,
Hebt sie ihr Wort mit schmeichlerischem Beben:

„Verzeihung Herr! Dich hassen? Nur dich lieben,
Im Leide selbst, das mir vom Freunde ward,
Doch scherze nicht, zum Kampfe mich zu üben,
Der ach! vielleicht zu bald schon meiner harrt;
Denn leicht zu zweifeln, leicht sich zu betrüben,
Das ist der Frauen und der Liebe Art,
Doch gilts zu kämpfen, — bei dem Werth der Frauen!
Auf meine Stärke kann Taimador bauen!"

„Ich baue drauf! und staunen sollen Alle,
Die jemals zweifelten an Weibertreu!"
Er rief es laut in die gewölbte Halle,
Und wie ein Geisterwort erklang es neu;
„Wie auch mein Loos in diesem Kampfe falle,
Von einem Zauber werd ich ewig frei:
Vom Zweifel lassen und die Liebe halten,
Von Liebe lassen und in Schmerz erkalten!"

O meine Taube, streichelt dein Gefieder,
Das röthlich schimmernde, Taimadors Hand,
Dann fühl ich mich in sicherm Schweigen wieder
Auf deinem stillen zauberischen Land."
So sprechend, beugt der Freund sich zu ihr nieder
Und schlingt um ihren Hals ein Perlenband:
„Ich dachte dein und dachte unsrer Nächte,
Und ihre Zahl flocht ich in dies Geflechte."

Sie will ihm danken, doch in ihrem Munde
Erstirbt das Wort, denn plötzlich wird es laut,
Und Krieger steigen aus dem Felsengrunde
Und knieen jauchzend vor der Kaiserbraut.
„Wir kennen dich an jenem Perlenbunde,
Zum Zeichen hats Taimador uns vertraut;
Ihm folgten wir durch Schluchten und durch Seen,
Für Jehangir die Herrin zu erflehen!"

Der Führer sprichts zum schönsten Marmorbilde.
Die Königin der Frauen ward zu Stein,
Ihr Angesicht voll Ruhe und voll Milde,
Ihr Auge ohne Regung, tief und rein,
So steht sie lang und schaut in das Gefilde,
Das fröhlich lacht im goldnen Sonnenschein,
Bis endlich sie das große Auge wendet
Und, Einen suchend, seine Stralen sendet.

Sie trifft ihn nicht, denn ihren Blick gemieden
Hat er, der jüngst ihr einzger Schützer war;
Geflohn, verrathen, ewig nun geschieden
Von ihrem Glück und elend immerdar —
So steht sie da, die jüngst voll tiefem Frieden.
„Gebt eine Leuchte mir!" ruft sie zur Schaar.
Man reicht die Fackel ihr; aus lichter Runde
Voran den Kriegern steigt sie zu dem Grunde.

Katharina Diez.

Katharina Diez, am 2. Dec. 1809 zu Netphen an der Sieg, einem kleinen westfälischen Dorfe geboren, zeigte schon frühe dichterische Anlagen. Nach dem Tode ihrer Eltern fand sie bei ihrer Schwester Elisabeth, verehelichte Grube in Düsseldorf, die wir ebenfalls als begabte Dichterin haben kennen lernen, eine zweite Heimat, wo ihr Talent frische Anregung fand. Im J. 1846 zog sie nach Berlin zu einer andern dort verheiratheten Schwester, doch kehrte sie nach zwei Jahren wieder nach Düsseldorf zurück, wo sie jetzt noch lebt, nachdem sie ihre treue Schwester Elisabeth 1871 durch den Tod verloren hat. Durch Vermittelung der verwittweten Königin von Preußen wurde ihr eine kleine Pension zu Theil, und der Schillerverein hat im J. 1863 durch Uebersendung von 100 Thalern seine Verpflichtung gegen die edle, von schweren Erkrankungen heimgesuchte Dichterin erkannt. Im März 1864 ernannte die Königin Elisabeth von Preußen die bürgerliche Dichterin zur Ehrenstiftsdame des adelichen Stiftes Kuppel.

Katharina Diez.

Wenn wir oben (S. 59) gesagt haben, daß Katharina Diez mehr durch ihre epischen Dichtungen bekannt geworden sei, so ist das nicht also zu verstehen, daß diese jenen vorzuziehen seien, vielmehr stehen die lyrischen als Kunstwerke betrachtet, höher als die epischen, weil sie der Natur der lyrischen Poesie entsprechen,

während die epischen Dichtungen fortwährend ihre Aufgabe vergessen und ins Lyrische hinüberschweifen, und zwar in solchem Maße, daß nicht die handelnden Personen ihre Empfindungen und Gefühle in lyrischen Ergüssen aussprechen, sondern die Dichterin überall mit dem Ausdruck ihrer Empfindungen und Gefühle die Personen und deren Handlungen begleitet. Freilich sind diese Stellen immer vortrefflich, gedankenreich, zart, von großer Innigkeit, in blühender Sprache, in fließenden und wohllautenden Versen dargestellt, so daß man sie nur mit Befriedigung lesen kann; aber wenn man auch die Dichterin deshalb lieb gewinnt, so muß man sich doch bei kalter Prüfung gestehen, daß sie die epische Dichtung als solche zerstören. Ihr erster Versuch „Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen" (Essen 1845) berichtet in abwechselnden Versmaßen, eine Form, die sich auch in den folgenden Dichtungen wiederholt, die ganze Lebensgeschichte der edlen Frau, was freilich schon von vornherein eine künstlerische Gestaltung unmöglich macht. Die „Dichtungen nach dem Alten Testament" (Berl. 1852) bestätigen, was wir im Allgemeinen über die epischen Poesien der Dichterin gesagt haben. Die „Hagar" besteht aus einer Reihenfolge von Monologen, in denen sie ihre Verstoßung und die Leiden beklagt, die sie mit ihrem Kinde auf ihrer Wanderung durch die Wüste erfahren. Einzelnes ist vortrefflich, besonders die Stellen, wo die Mutterliebe ergreifenden Ausdruck gewinnt. In „Ruth" ist die plötzlich entstehende Liebe derselben und die nach und nach sich entwickelnde Liebe des Boas glücklich geschildert, doch ist auch hier das Lyrische überwiegend und um so weniger zu entschuldigen, als es nicht die Gefühle der handelnden Personen, sondern die Empfindungen der Dichterin darstellt. „Abrahams Opfer" ist ein unglücklicher Stoff, dessen dramatische Behandlung zudem unpassend ist. Wie in diesen, zeugt auch im „Joseph. Gedicht nach dem Alten Testament" (Berl. 1855) die Charakteristik der Personen von Menschenkenntniß und glücklicher Beobachtung, dagegen ist Alles zu modern gehalten; man vermißt den orientalischen und biblischen Ton, obgleich das Gedicht sich genau an die alttestamentarische Ueberlieferung hält. Es ist diese genau wiedergegeben, es ist Nichts hinzugedichtet, und man vermißt insbesondere die tieferen psychologischen Motive, welche die Handlungen der Personen bestimmen. Dagegen ist das Gedicht mit einer Fülle von Reflexionen ausgestattet, die allerdings an sich schön sind, aber den epischen Gang zerstören. Auch in der „Agnes Bernauer" (Berl. 1857) herrscht die Reflexion allzusehr vor und zudem wird die epische Erzählung von der Schilderung zurückgedrängt, was freilich eine unvermeidliche Folge des einfachen Stoffes ist, der zu wenig Thatsachen darbietet, als daß er sich zu epischer Gestaltung eignen könnte. Abgesehen davon aber, läßt sich dem Gedicht das ungetheilteste Lob nicht versagen, und es ist ein Fortschritt der Dichterin sichtbar. Wie in keinem früheren hat sie den Stoff schöpferisch behandelt, und es zeichnen sich einzelne Erfindungen durch ihre Trefflichkeit aus. Wir machen namentlich auf das eben so glücklich gedachte als lebendig ausgeführte erste Zusammentreffen des Herzogs Albrecht mit der schönen Bürgerstochter von Augsburg aufmerksam, auf das vortrefflich motivierte und mit echt poetischem Sinn berichtete Wiedersehen der Liebenden im Wald, und endlich auf den glücklichen Schluß, in welchem die Dichterin der Ueberlieferung treu bleibt, ihm zugleich aber eine solche Wendung giebt, wodurch der Charakter des Herzogs veredelt erscheint.

Wir erwähnen hier sogleich die „Frühlingsmärchen" (Berl. 1851) und die „Neuen Märchen aus Wald, Feld und Wiese" (Ebd. 1854), die an die ähnlichen Gebilde des Gustav zu Putlitz und der Gräfin Franziska von Schwerin erinnern, ferner den „Onkel Martin" (Stuttg. 1859) und „Thoms. Aus dem Dorfleben. Zwei Erzählungen" (Ebd. 1860), idyllische Geschichten, denen Naturwahrheit abgeht.

Aus „Agnes Bernauer".

Und reichlich wählt sie aus dem Schrein,
Was ihr von ihrer kleinen Habe
Entbehrlich schien, zur milden Gabe.
Dann hüllt das schöne Haupt sie ein
In dichte Schleier und durch das Dunkel
Des Abends eilte sie hinaus;
Es leuchtete ihr der Sterne Gefunkel
Mit freundlichem Licht ins kleine Haus.
So trat sie ins enge, dumpfe Gemach —
Doch von dem Schmerzenslager, ach!
Wie sonst nicht streckte zum dankenden Segen
Die Kranke ihr die Hand entgegen,
Es schien so schmerzlich getäuscht ihr Blick,
Als Agnes auf mit leisem Drucke
Die Thüre macht — es war als zucke
Ihr Haupt vor dem schönen Bild zurück,
Das doch so oft in andern Tagen
Ihr Trost und Freude nur hergetragen.

„O, sagt, was bangt, was kümmert Euch:"
So fragte die Maid mit sanftem Munde,
„Was seh ich Euch so trüb und bleich?
Verhehlt mir nicht die Trauerkunde."

„Weh mir, die Kinder schickt' ich aus,
Mir Brod zu holen ins leere Haus,
Die Sonne glänzte so hell am Morgen —
Da zogen sie aus — der Tag ist zu Ende! —
Könnt Ihr ermessen meine Sorgen? —
So ruft das Weib und ringt die Hände.
Mein Otto, er hörte nicht auf zu flehen,
Bis ich ließ das Schwesterlein mit ihm gehen,
Maria, das zarte, das schwächliche Kind! —
Wie langsam Stund auf Stunde verrinnt! —
Wie gräßlich die Nacht durch das Fenster dunkelt! —
Wie schauerlich bleich das Sternenlicht funkelt! —
Wer bringet nach Haus die Kinder mein?
Wer wird in der Nacht ihr Hüter sein?" —
„Gott ist es, der schaut aus dem Sternenzelt,
Er hat auf alle Wege gestellt
Seine Engel, die breiten aus die Schwingen,
Wo fromme Kinder einsam gehn;
Sie werden auch die Euren sehn
Und wieder treu nach Hause bringen." —

Die Jungfrau spricht es mit sanftem Ton,
Und kaum daß sie das Wort gesprochen,
Da ist die Sorge schon entflohn! —
An der Thüre hört man ein freudiges Pochen —
Und jauchzend herein mit schnellen Sprüngen
Der Knabe fliegt auf die Mutter zu,

Seine Arme ihr fest um den Nacken sich schlingen
Und zärtlich fragt er, was weinest Du? —
Ich weiß es wohl, wir blieben lange,
Hab schon gedacht, daß es dir bange — —
Das Schwesterlein fiel auf dem Wege nieder —
Doch nun — nun hast du uns Beide wieder! —

Und siehe, hinter dem Knaben stand
Ein Jüngling im schlichten Rittergewand,
Doch schön, wie Künstler die Erzengel malen,
Prächtig umglänzt von des Mondes Strahlen,
Es mußte die hohe Gestalt sich bücken,
Der niedern Decke im kleinen Gemach:
Vom Lager ertönte ein freudiges Ach! —
Denn siehe, er trägt auf kräftigem Rücken
Den Liebling der Mutter, das zarte Kind,
Und hält es mit schützenden Armen gelind.
Des Mägdleins kleines Angesicht
Glänzt über ihm, wie ein Sternlein licht,
Sein langes goldnes Lockenhaar,
Das sanft zu beiden Seiten sich theilte,
Gleich eines Engels Flügelpaar,
Das schützend auf seinen Schultern weilte,
Der Mutter aber, o, wie drang
Sein Wort in ihr Herz wie Himmelsklang:
„Hier ist Euer Kind, auf meinem Wege
Fand ich es, liegend am Gartengehege,
Den Knaben daneben, mit Zittern und Klagen,
Zu schwach, um es selber nach Hause zu tragen.
Wie nahm ich so gern auf die Schulter mein
Die kleine, süße, liebliche Bürde!
Das Brüderchen zeigte den Weg nach heim —
Kaum dacht ich, daß er ihn finden würde;
Die Nacht ist dunkel, doch diese Schwelle,
Scheint wie die Stufe des Himmels mir helle!"
Die letzten Worte wie im Traum,
Sprach er leise und wußt es kaum,
Als über die glückliche Mutter geneigt
Agnes das liebliche Antlitz ihm zeigt;
Und während Mutter und Kinder voll Lust
Weinend und lachend umschlungen sich halten,
Sich küssen und ruhen Brust an Brust —
Da stehn vor einander die hohen Gestalten,
Der Jüngling, die Jungfrau, mit stummen Fragen —
Und schauen sich an mit freudigem Zagen. —
Wohl leuchtete in dem dürftigen Raum
Der Beiden Schönheit, gleich dem Karfunkel,
Der leuchtet aus schwarzer Grube dunkel,
Wie durch die Nacht ein seliger Traum.
Verwirrt sie schlagen die Augen nieder —
Und heben mit leisem Entzücken sie wieder —
Und wissen es nicht, daß versunken sie stehn
Und sich einander ins Angesicht sehn. —
So eilen auf dunklen Wolkenwegen
Zwei glänzende Sterne sich plötzlich entgegen —
Und gießen ihres Lichtes Flammen
In Einen Freudenstral zusammen! —

Der Jüngling aber, als würd es schnelle
In seiner Seele auf einmal helle,
Naht sich der Maid und faßt ihre Hand;
Er spricht: „O, schöne Jungfrau mein!
Du bist es, die man mir genannt,
Die ich von jedem Mund hör preisen.
Du kannst nur Agnes Bernauer heißen;
Du kannst fürwahr nur ein Engel sein!"

Da steht, von holder Scham umflossen,
Von hellem Purpur übergossen,
Die schöne Jungfrau und ihre Hand
Zieht aus des Jünglings Hand sie zurück
Und sieht ihn an mit flehendem Blick. —
„Agnes Bernauer werd ich genannt,"
Mit leisem Tone sie schüchtern spricht,
„Ein Engel aber bin ich nicht,
Bin nur ein armes Erdenkind
Und sündig wie alle Menschen sind." —

Es war in ihrem Wort so zart
Demuth mit stiller Hoheit gepaart,
Daß, wie von Schuld getroffen, nieder
Der kühne Jüngling senkt den Blick
Und zaghaft tritt von ihr zurück;
Doch bald naht er sich schüchtern wieder
Und schaut zu ihr empor aufs Neue
Mit einem Blick so voller Treue,
So voll von Demuth und von Leid,
Spricht er zu ihr: „Verzeiht, verzeiht!
Wenn ich zu dreist, zu kühn es wagte,
Zu reden, was das Herz mir sagte; —
O, hebet Euer Angesicht
Und sagt mir nur: ich zürne nicht!"

O, diesen Blick, so treu und wahr,
Wie drang er zu des Mägdleins Herzen
Mit süßen, wehmuthsvollen Schmerzen
Und doch wards ihr so licht und klar
In seinem dunkelhellen Schein,
Als müßt in ihm ein Himmel sein!
Ein leiser Seufzer, ihr unbewußt,
Hebt höher ihre junge Brust,
Sie senkt das helle Auge und spricht:
„Gott hüte Euch! — ich zürne nicht!"

Dann haucht sie schnellen Scheidegruß
Der Kranken zu und herzt die Kleinen,
Die ihre Aermchen fest vereinen,
Zu halten ihren flüchtgen Fuß;
Doch, wie ein Reh so scheu und schnelle
Entflieht sie über der Hütte Schwelle.

Der Jüngling aber steht entzückt,
Als hätt er einen seligen Traum
Geträumt in diesem armen Raum
Und zu der Stelle er hin sich bückt,
Wo hold vor ihm die Jungfrau stand —
Als müsse er diese Stelle segnen,
So streckt er über sie die Hand;
Es sieht die Arme staunend regnen
Einen Strom von Gold, so reich und blank,
Daß ihre Augen wie geblendet!
Er spricht zu ihr: „Das sei mein Dank,
Daß Gott mich hat hierher gesendet —
Die Hütte muß gesegnet sein,
Wo seine Engel kehren ein!
Lebt wohl! und betet für meine Seele,
Daß Gott sie hüte vor Schuld und Fehle."
Dann eilt er auch hinaus. — Die Armen,
Die in der Hütte bleiben zurück,
Die heut ein himmlisches Erbarmen
Hat überschüttet mit reichem Glück,
Sie heben die Hände empor nach oben,
Die stille Nacht hört sie beten und loben!

Ernst Moritz Ludwig Ettmüller.

Ernst Moritz Ludwig Ettmüller, geb. am 5. Oct. 1802 zu Gersdorf in der sächsischen Oberlausitz, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, der dort Prediger war, besuchte dann seit 1816 das Gymnasium in Zittau und

studierte von 1823—1826 in Leipzig zuerst Medicin, bald aber widmete er sich ausschließlich dem Studium der germanischen Sprachen und der Geschichte. Auch betheiligte er sich mit großem Eifer an den Bestrebungen der Burschenschaft. Nachdem er anderthalb Jahre in der Heimat privatisiert hatte, gieng er 1828 nach Jena, wo er 1830 promovierte, sich bald darauf habilitierte und Vorlesungen über mittelhochdeutsche Dichter hielt. Im J. 1833 wurde er als Professor der deutschen Sprache und Literatur an das Gymnasium von Zürich berufen und gleichzeitig Docent an der dortigen Hochschule; 1863 zum Professor an der letzteren ernannt, legte er sein Gymnasiallehramt nieder. Er starb im April 1877.

Ettmüller hat sich als Kenner der germanischen Sprachen einen geachteten Namen erworben und eine Reihe von schätzenswerthen Schriften in diesem Gebiete herausgegeben; wir nennen nur die Uebersetzung der „Lieder der Edda von den Nibelungen" (Zürich 1837) und die des „Beowulf" (Ebd. 1840), in denen er die alliterirende Form der Vorbilder wiedergibt. Auch seine eigenen poetischen Versuche, das kleine Epos „Adalgis", welches er in dem Jahrbuch „Alpina" (Soloth. 1841) veröffentlichte, die „Deutschen Stammkönige" (Zürich 1844), und „Das verhängnißvolle Zahnweh, oder Karl der Große und der heilige Goar" (Ebd. 1852) sind in dieser Form abgefaßt. Wenn auch in diesen Dichtungen poetisches Talent unverkennbar ist, so hat doch die Form, so gut er sie auch behandelte, ihre größere Verbreitung verhindert, da dieselbe in kleineren Dichtungen wohl noch hingenommen, bei größeren dagegen für unsere Ohren ungenießbar wird. Glücklicher Weise verließ er dieselbe in einem andern Gedicht „Kaiser Karl der Große und das fränkische Jungfrauenheer. Ein Beitrag zum unvergänglichen Ruhme der Frauen in 23 Liedern von Frauenlob dem Jüngern" (Zür. 1846). Hrothland verläßt mit tapfern Genossen den Hof Karls des Großen, um Abenteuer aufzusuchen. Gerhard von Fratta hält den Augenblick für günstig, sich an Karl wegen einer ihm zugefügten Beleidigung zu rächen. Auf seine Veranlassung zieht Marsil, der König der Mauren in Spanien, mit mächtigen Heerschaaren gegen Karl, auf seinen Rath lockt er die Fremden in einen Hinterhalt, wo Alle trotz der tapfersten Gegenwehr erschlagen werden; nur Karl entkommt unter dem Schutze des heiligen Georg. Als er sich der Verzweiflung hingiebt, räth ihm ein Bote Gottes, die fränkischen Jungfrauen zu bewaffnen und mit ihnen den Mauren entgegenzuziehen. Während dieselben aufgerufen und bewaffnet werden, entspinnt sich ein arger Zwist im Lager der Heiden; ein großer Theil der verbündeten Fürsten verläßt den König, dessen geschwächtes Heer von Furcht ergriffen wird, als es die zahlreichen Schaaren Karls heranziehen sieht; Marsil entschließt sich zur Unterwerfung; er führt seine Truppen mit gesenkten Waffen den Jungfrauen entgegen, die freilich nicht wenig zittern, als sie die Feinde heranmarschieren sehen. Doch Karl erklärt ihnen den Stand der Dinge und nun erheben sie lauten Jubel über den erfochtenen Sieg. Als sie auf der Heimfahrt vor Aachen lagern, verwandeln sich ihre vor den Zelten aufgesteckten Speere in Bäume, ihre Schilde in Schüsseln und Mulden, ihre Schwerter in Spindeln, wodurch die Männer von der Furcht befreit werden, künftighin den Frauen unterthan zu sein. Karl entläßt sie mit großen Belohnungen. Dieß ist der freilich nur sehr magere Abriß des Gedichts, das sowohl in der Ausführung der angegebenen Thatsachen als in den eingefügten Episoden eine reiche Mannigfaltigkeit gewährt, die sich in großer Klarheit und Uebersichtlichkeit entwickelt. Wie die Anordnung des Stoffes, verdient auch das Detail die vollste Anerkennung. So sind die Schlachtengemälde von der lebendigsten Anschaulichkeit, ob der Dichter ganze Massen vorführt oder Einzelngefechte schildert; eben so trefflich ist die Siegesfeier und der Zwist der Mauren, die Klage Karls über die verlorne Schlacht, das Aufgebot und die Heerschau der Jungfrauen, ihr Auszug, ihr Sieg und ihre Heimkehr geschildert. Nicht weniger vortrefflich ist die Zeichnung der Personen, deren Charakter und äußere Erscheinung er in wenigen Zügen zur lebendigsten Anschauung bringt. Mit großer Kunst hat der Dichter eine Menge schöner und guter Gedanken angebracht, bei denen er zum Theil die Verhältnisse unsrer Zeit im Auge hat, die er aber sehr glücklich auf die geschilderten Zustände anzuwenden weiß. In diesen Stellen entwickelt er einen köstlichen Humor, so wenn er die Staatsmänner verspottet, die alles Heil im Gleichgewicht der Staaten erblicken, oder wenn er die Orden und Titel, oder die pedantischen und rathlosen Räthe der Krone lächerlich macht, oder im König Marsil einen geist- und wortreichen Fürsten unserer Zeit persifliert, oder die liebenswürdigen Schwächen der Frauen schildert. Nicht vergessen dürfen wir, daß in dem Gedicht Alles mit großer Ueberlegung motiviert ist — wir erwähnen in dieser Beziehung nur den Zwist der heidnischen Fürsten — und daß der Dichter

zwar auch das Wunderbare, aber in sehr mäßiger Weise und mit Rücksicht auf die Ueberlieferung als Motiv gebraucht. Die Form des Gedichts — die Nibelungenstrophe — ist sehr glücklich behandelt, die Darstellung ist fließend und gewandt und stets dem Inhalt angemessen, bald kräftig und kernhaft, bald heiter und naiv. Die Sprache ist reich und erhält durch geschickten, immer ungesuchten Gebrauch alter Wörter, deren Bedeutung übrigens aus dem Zusammenhang leicht ersichtlich ist, einen eigenthümlichen Reiz.

Aus „Karl der Große" u. s. w.

Das Aufgebot.

Was wären wohl die Männer, wärt ihr nicht, holde Frau'n?
Man würde nach Nordens Sage nur Ungeheuer schaun;
Ein Volk gar unverträglich, zu Händeln stets geneigt,
Gar sonder Recht und Sitte: Wasthrudnir selbst es deutlichst zeigt.

Gewiß, ihr lieben Frauen, ihr widersprecht mir nicht.
Ihr habt die besten Gründe, bezeichnet ihrs als Pflicht,
Daß stets die Männer lauschen auf eurer Augen Wink:
Und wers nicht thut, den Frauen, ja den verdammt mit Recht ihr flink.

Denn euch gebührt die Herrschaft in Kirche, Staat und Haus!
Ihr wißt Dieß selbst am Besten und zieht die Stirne graus,
Besinnt sich auch nur Einer und folgt er nicht sogleich:
Denn Frauen, ihr beschützet voreinst das heilge römsche Reich!

Da zupft mich Turpin am Aermel und raunt: „Was soll das sein?
Jungfrauen, schrieb ich, Jungfraun, Jungfrauen zart und fein
Besiegten dort die Heiden, und Frauen thatens nicht:
Wer da will Geschichte schreiben, dem sei die Wahrheit erste Pflicht!"

Sehr wohl, ehrwürdiger Bischof! Doch wollt ihrs recht beschaun,
Es freiten jene Jungfraun und wurden also Fraun.
Doch Keine darum sich minder der That zu rühmen pflag:
Drum ehrt man auch die Frauen mit Recht deshalb bis diesen Tag.

Die Männer auch, so da lebten in jener großen Zeit,
Erkannten der Fraun Verdienste, wie billig, sonder Streit,
Und warben ohne Wanken bei Tage wie bei Nacht,
Bis sie das muntre Hannchen zu Rom auf Peters Stuhl gebracht.

Jetzt freilich steht es anders. Die schlimme Männerwelt
Vergaß, o Schmach! sie gänzlich. Wer unterm Himmelszelt,
Wer thäte Dieß für Eine von euch wohl jetzt? Fürwahr,
Der Undank herrscht auf Erden! auch hieran wird es offenbar.

Doch wären auch alle Männer dem Ruhme der Frauen blind,
Getrost! noch lebt Euch einer: verwehet es nicht der Wind
Das Wort, und bleibt der Männer Vernunft nicht völlig taub,
So leg ich, holde Frauen, zu Füßen euch den schnöden Raub.

O Wonne, wenn ich sähe, daß wieder eine Frau
Auf Peters Stuhle säße! So wahr der Himmel blau,
Ich würde freudigst ziehen gen Rom, ihr meinen Gruß
In Ehrfurcht darzubringen, zu küssen ihr den schönen Fuß.

Für jetzt nun will ich melden der Jungfraun hohe That.
Ihr wißt es wohl noch alle, wie Karl auf des Engels Rath,
Ein Flüchtling, zog gen Aachen. Des Engels Wort allein
Gab Muth ihm zum sauren Gange; er säße sonst jetzt noch auf dem Stein.

Wie staunten die guten Bürger, da sie betrübt, zu Fuß,
Allein ihn kommen sahen, traun, Jeden es wundern muß!
Sie zogen aus den Fenstern die Köpfe scheu zurück:
„Der Kaiser! seht den Kaiser! O weh, Das kündet nimmer Glück."

Wer sah, daß je der Kaiser so dürftig und so still
Von gutem Kampfe kehrte? Nun glaube, wer da will,
Des großen Sieges Kunde, die jüngst der Kanzelar
Dem Volke thät zu wissen; man sieht, daß es ein Traum nur war."

„Ja sonst", begann da Benzo, da zog er anders her,
Zu Rosse hoch, goldstralend, umringt von Schwert und Speer,
Unter, hinter ihm in Fesseln gefangener Feinde viel:
Der Himmel woll uns schützen; ich fürchte, der Teufel trieb sein Spiel!"

So sprachen Aachens Bürger und krauten sich hinterm Ohr,
Und manches Weib vor Schrecken die Spindel selbst verlor.
Die greisen Muhmen straften die Welt um ihre Lust,
Und selbst die Kindlein weinten aus Furcht an ihrer Mütter Brust.

Doch Karl mit raschem Fuße durchschritt der Straßen Raum:
Sein Antlitz hüllte der Mantel, man sah die Augen kaum.
So schritt der hohe Kaiser auf manchem Nebensteg
Hin nach der Pfalz; er kannte, wies schien, recht wohl noch den Weg.

Wie traf sichs gut! Versammelt, als Karl die Pfalz betrat,
War grad im weiten Saale des Reiches hoher Rath.
Vom Fenster her rief Landfrid, da Karl so ganz allein
Und recht nach Diebes Weise betrat des Hofes bunt Gestein:

„Der Kaiser kommt! der Kaiser!" Da flog von Mund zu Mund
Das Wort, wer kommt? der Kaiser? der Kaiser? gebt es kund!
Um Gott, was will Das sagen? Drauf sprangen all empor
Die Herren durcheinander; denn Karl erschien in des Saales Thor.

„Euch wolle Gott beschützen, ihr Herren insgemein!
Ich komm euch unerwartet? ich komm auch ganz allein!
Es gieng mir leider übel! mein Heer der Heide schlug:
Vielleicht in kurzen Tagen sein Roß ihn schon vor Aachen trug!"

Da fahlten rothe Wangen vom plötzlichen Schrecken schnell;
Da starrten todt die Blicke, so scharf sonst und so hell.
Kein Wort da fand die Zunge, ob offen auch der Mund;
Mit Mühe nur gab endlich der Kanzler seine Weisheit kund.

„Die Heiden stehn vor Aachen? Ihr seht uns bleich vor Schreck!
Das wolle Gott verhüten! Das wäre, traun, zu keck!
Erhabner Herr und Kaiser, ersinnt ihr da nicht Rath,
Wir sind, ihr seid verloren, verloren ist der ganze Staat."

„Wie helf ich? „sprach der Kaiser;" berathet euch und mich!"
„O Herr," versetzte der Kanzler, „ein schneller Federstrich,
Ob der vielleicht uns hülfe, — wenn ihr der Basken Land —"
„Verstummt!" rief Karl mit Zorne, „und rathet mir nicht Unverstand!"

Ihr wißt es, ich bin geschlagen. Ihr habt es schlecht bedacht:
Wie bot ich, was der Heide schon unter sich gebracht?
Besinnt euch besser, ihr Herren! besinnt euch besser! sprecht,
Wie züchtigen wir den Heiden, wenn er zu nahn sich erfrecht?"

„Verzeiht, o Herr und Kaiser, Das hatt ich übersehn:
Das Land ist schon erobert. O Frevel wird geschehn,
Wie Keiner noch erlebte. Verruchter Gerhard du,
O wärst du nie geboren, ich fände Rettung im Nu!

Nun kann ich das Leid mir deuten, das Leid, das mir geschah,
Als todt ich gestern morgen die Gäul im Stalle sah!
O weh, daß ich dieß Zeichen nicht früher recht verstund!
Es gab, jetzt seh ichs deutlich, es gab mir unsern Tod da kund!

Ich weiß euch nicht zu rathen; mein Kopf ist öd und leer.
Nie ward in meinem Leben mein Amt mir noch so schwer!
Ich sehe nirgends Rettung: das Eine Heer ist todt,
Das andre hält der Sachse, und Hrothland kennt nicht unsere Noth."

„Ja", sprach da Landfrid grollend, „Der kümmert sich viel ums Reich!
Juckts ihn nach Abenteuern, fort ist er auch sogleich.
Das macht ihm mehr Vergnügen, als für das Reich zu stehn:
Und ihr, erhabener Kaiser, ihr laßt ihn jedes Mal auch gehn!

Da habt ihrs nun, Herr Kaiser; ihr wißts, wir riethen nicht
Zu diesem Unglückskriege: wir kannten unsere Pflicht;
Noch ließen wir Hrothland ziehen. Ihr selbst ergrifft das Schwert,
Ihr selbst ließt Hrothland ziehen: ihr habts nicht anders begehrt!"

„Und Dieß sind meine Räthe?" Der Kaiser Karl da sprach,
„Dieß Franken? Nun beim Himmel! ich sehe, die Feder brach
Das Schwert euch. Nahm euch wirklich, die mehr in kleiner List
Vertraut dem kühnen Muthe, die Furcht selbst der Gedanken Zwist?"

„Verkennt uns nicht, Herr Kaiser," versetzte der Kanzelar
„Es steht auf unserm Leibe kein einziges falsches Haar.
Verlangt ihr Deß Beweiße, die werden euch sogleich:
Wir saßen stets und riethen für euch und für das ganze Reich.

Wir hielten, dieweil ihr kriegtet, ein strenges Halsgericht.
Wir luden dreier Male den schnöden Böswicht,
Den Gerhard; doch er stellte sich nicht, wies denn so geht:
Drum hieng man ihm im Bilde, wie dieß in unsern Rechten steht.

Er hat" — „O schweigt der Possen", zerbrach ihm Karl das Wort,
„Ihr redet sonst mir wahrlich all die Geduld noch fort.
Ich sollt euch billig schicken, da Sinn und Witz euch lahm.
Doch mag es sein, da selber der Himmel uns zu Hülfe kam.

Vernehmt, ich will gebieten, und merkt es mir genau:
Es sollen Boten eilen in jeden fränkischen Gau,
Entbieten alle Jungfraun bis vierundzwanzig Jahr
Von sechszehn an gerechnet: die retten uns aus Noth und Fahr."

„Ihr wollt, erhabner Kaiser", sprach Matfrid da geschwind,
„Doch nicht den Heiden senden so manches holde Kind?
Das muß das Volk empören, es greift zu Spieß und Schwert."
„Schweigt", rief der Kaiser zürnend, „bis man zu hören euch begehrt!

Verzagt das Herz der Männer, so wird der Franken Ruhm
Der Jungfraun Muth bewahren; der schützt mein Kaiserthum,
Der wird das Kreuz beschirmen: ihr Lob ob Allem ragt."
Darauf erzählt der Kaiser, was ihm der Engel dort gesagt.

Die Räthe zwar erst meinten, der höchsten Einsicht voll,
Doch nur im tiefsten Herzen, die Sache klinge toll;
Wer hörte je denn Gleiches? jedoch, da sonder Wank
Der Kaiser drauf vertraute, wars endlich ihnen auch zu Dank.

Allein man weiß, daß immer ein schlichtes nacktes Ja
Dem Munde der Räthe bittert; so meinten auch diese da:
Ein solches Heer zu leiten, erheische doch viel Geduld,
Verstand, der besten Laune, Besonnenheit und Ernst und Huld.

Der Kaiser jedoch beharrte darauf mit festem Sinn,
Und blitzte mit seinen Augen und strich den Bart am Kinn.
„Der Himmel wills!" rief laut er, „drum stimmt nur schleunigst bei:
Wo laut der Himmel redet, schweigt billig eure Klügelei."

Da ritten denn schnelle Werber in jeden fränkischen Gau
Und hielten an allen Orten die strengste Mädchenschau,
In Städten, Dörfern, Burgen; und die man schon erfand,
Der legten des Kaisers Pfennig die Werber in die weiße Hand.

Daß sie nur schöne wollten, geschahs auf Karls Geheiß,
War es nur Werberlaune? Das sage, wers da weiß.
Turpin verschweigt den Umstand und hat wohl guten Grund;
Denn jenes Engels Botschaft thät davon nicht ein Wörtlein kund.

Doch hatten dabei die Werber genug Verdrießlichkeit.
Wenn Eine nicht sie wollten, flugs war der Spiegel bereit,
Der Schönheit feinster Kenner, und jede Maid verglich
Sein Wort mit dem der Werber, und Keine, so gerüstet, wich.

Der Väter und der Neffen, der Ohme, der Liebsten Mund,
Beschwurs, und Mütter und Muhmen bestätigtens all im Bund:
In diesem Streite hätten die Mädchen das klarste Recht,
Und sähens nicht die Werber, so wären nur ihre Augen schlecht.

Auch half ein schuldlos Mittel wohl Mancher aus der Noth;
Denn war sie bleich, so färbte sie flugs die Wangen roth.
Das thäte sie, meinte Jede, mit Recht für des Kaisers Heil,
Und eh daheim sie bliebe, das Leben wär ihr eher feil.

Drum, wollten des Kaisers Werber nicht schmälern des Kaisers Ruf;
So mußten sie schön wohl finden, was schön der Spiegel schuf.
Das thaten sie denn auch klüglich und schlossen Aug und Mund:
Sie warben, was zu werben, und machten Karls Befehle kund:

Die Zeit, den Ort der Sammlung benannten sie getreu.
Im ganzen Reiche waren so kühne Dinge neu;
Drum gab es viel zu reden, und damit kam die Zeit,
Die hin berief die Jungfraun gen Aachen und von da zum Streit.

Doch als der Tag sich nahte, bestimmt zur großen Schau,
Da warbs so manchem Knaben ums liebe Herzlein flau.
Sie flehten wohl und baten „Vergiß nicht, Traute, mein,
Erblickst du dort am Hofe die süßen Junker glatt und fein!

Und wenn ein frecher Heide dir nach der Wange haut,
Dann hoch den Schild gehoben! so, Kind! dann aufgeschaut!
Da Gott im Himmel selber den rothen Münden hold,
Wie könnte dich ein Heide verfehren und der Hölle Sold?

Drum Kind, nur drauf geschlagen! der Heide schrammt dich nicht:
Wer möcht auch wohl verderben so holdes Angesicht?
Doch flehte dich ein Heide um Leben, Leib und Blut,
Da laß dich nicht erbitten; er meinte sonst, dir fehle Muth.

Und komme treu mir wieder, wie treu du, Liebchen, gehst.
Bedenk es wohl und immer; in Gottes Dienste du stehst.
Nur Treue wird er schirmen; drum bleibe, Kind, mir treu:
Und wankst du nur um ein Härlein, der Heide raubt dich ohne Scheu."

Die Väter, Brüder, Neffen und Ohme weinten sehr,
Und Mütter und Muhmen und Nichten, die weinten noch viel mehr.
Doch fröhlich zog von dannen der kühnen Jungfraun Schaar
Von Neugier voll und Hoffnung, des Kummers und der Sorge bar.

Schaarweis aus jedem Gaue betraten sie die Bahn
Und kamen wohl behalten in Aachens Mauern an.
Bis vor die Burg des Kaisers schritten sie dicht geschaart.
Zum Klange der Trommeln und Zinken; des Schalles ward da nicht gespart.

Wie schlug das Herz des Kaisers bei solchem Anblick stolz:
Ihm däuchte die Macht der Heiden dagegen nur faules Holz.
Wie labt' er seine Blicke an solcher Stralen Glanz:
Schon fühlt' er auf seinem Haupte des schönsten Sieges Ehrenkranz.

Vom Fenster in lauter Freude nicht selten er eilte fort
Und trug in höchster Selbstheit hinab des Willkomms Wort.
Von Einer Maid zur andern mit flinkem Fuß er gieng:
Da gabs ein Händedrücken, als er die Jungfraun empfieng.

Und schmückten auch nicht Bärte der stolzen Krieger Kinn;
Er meinte doch, es bringe solch Heer dem Reiche Gewinn.
Er sah, wie seine Schranzen erlagen ohne Schlag:
Der Heid auch wird ihm fallen, er glaubt es fest, erschien sein Tag.

Geherbergt wurden freundlichst die Jungfraun in der Stadt,
So viel sie der Schönen faßte, die jetzt vom Wege matt;
Die andern unter Zelten im Freien wohl verpflegt:
Es gieng auf Reiches Kosten, und wohl wars Geld angelegt.

Adolf Glaßbrenner.

Da wir im Abschnitt von der lyrischen Poesie den dichterischen Charakter Glaßbrenners schon dargestellt haben, können wir sogleich auf die Besprechung seiner epischen Dichtungen eingehen. „Der neue Reinecke Fuchs", (Frankf. 1846. 4. Aufl. 1866) hätte eben so gut als die „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais unverschämt genannt werden können; und die Polizei muß ihn in der That dafür gehalten haben, da sie ihn sogleich nach seinem Erscheinen mit Beschlag belegte. Nur hätte sie sich auch daran erinnern sollen, daß die „Hochzeit des Figaro" die Revolution verkündigte, und daß der „Neue Reinecke" wohl ebenfalls eine Aehnlichkeit mit dem französischen Drama haben könne. Und in der That, das Gedicht ist eine so bittere, ja man kann wohl sagen giftige Satyre gegen die damaligen Zeitverhältnisse, insbesondere gegen das Königthum, das seine Aufgabe nicht begriff, gegen den impotenten Bundestag (der Dichter spricht freilich nur von einem Hundestag), der nur dann Kraft entwickelte, wenn es sich darum handelte, die Freiheit der Völker zu unterdrücken, gegen den immer mehr um sich greifenden Einfluß des Jesuitismus, den der Dichter mit einem naheliegenden und passenden Ausdruck Fuchsitismus nennt, es sprach sich eine solche Unzufriedenheit, ein solcher Haß gegen die Regierungen, ja selbst eine solche Verachtung derselben in einer so entschiedenen und unverhüllten Sprache aus, daß man schon daraus entnehmen konnte, es sei das Gedicht nicht bloß der Ausdruck der Meinung eines Einzelnen, sondern der des gesammten Volks oder wenigstens der überwiegenden Mehrheit desselben. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat der „Neue Reinecke Fuchs" eine historische Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf. Als Kunstwerk läßt es sich dagegen in keiner Weise mit den alten Bearbeitungen der Thiersage vergleichen. Wenn in dieser den Thieren auch menschliche Sprache beigelegt und menschliche Handlungen zugeschrieben werden, so vergißt man doch niemals, daß es Thiere sind; was sie sprechen und thun, ist stets ihrem ausgeprägten thierischen Charakter gemäß. Im „Neuen Reinecke" können selbst die Thiernamen den Leser nicht bestimmen, dabei an Thiere zu denken, eben so wenig als wenn man in einem Romane den Namen Wolf, Bär, Fuchs, Löwe u. s. w. begegnet. Die handelnden Personen sind nicht bloß ganze Menschen, es sind sogar oft bestimmte Persönlichkeiten, die kenntlich genug gezeichnet sind. Auch bietet das Gedicht zu wenig Handlung, es ist allzusehr mit Reflexionen überladen und es sind diese häufig allzu breit ausgesponnen. Aber bei allen diesen Mängeln ist es doch eine der besten Satyren der neueren Zeit, die nicht bloß geistreich und witzig ist, sondern auch die verspotteten Zustände und Personen mit großer Wahrheit und Anschaulichkeit schildert, und durch ihre gute und fließende Versification, ihre heitere Darstellung Wohlgefallen erregt. Daß der Blick des Dichters sich nicht auf die nächsten Verhältnisse beschränkte, sondern auch die späteren Zeiten übersah, beweist der Schluß des Gedichts. Der Fuchs wird nämlich vom erwachten Volke halbtodt geprügelt, aber „Der Fuchs und das Fuchsitenkind Sind schlaue, schuftge Leute, Und wenn sie nicht gestorben sind, So leben sie noch heute."

Ein zweites Epos „Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht" (Frankf. 1856; 6. Aufl. 1873) ist ebenso glücklich versifizirt; der Wechsel des Metrums erscheint hier als Verspottung dieser Mode vollkommen berechtigt, wie auch die Ghaselenfabrikation durch einen Liebesbrief in „Doppelghaselenform" glücklich persiflirt wird; und so wird auch die neue Kunst nicht gescheut. Doch ist es vorzüglich das bürgerliche, religiöse und politische Leben, welches der Dichter zum Gegenstande seines immer witzigen, immer geistreichen Spottes macht. Er ist dabei an komischen Einfällen unerschöpflich, wobei nur zu bedauern ist, daß er zu oft in das Allegorische verfällt. Inhalt und Tendenz des Gedichts giebt sich schon darin zu erkennen, daß der Titel am Ende steht. Die Handlung geht im Stern der verkehrten Welt vor, wohin der

Dichter nach seinem Tode kommt. Er bewohnt die Residenz Dummdummdumm; die Gräfin Lotte bezahlt ihm monatlich dreißig Scudi, um ihm als Magd dienen zu dürfen. Sobald der Sultan seine Ankunft erfährt, macht er ihm seine Aufwartung, bei welcher ihn der Dichter mit einem Calabreserhut und einem Dolch, in Schlafrock und Pantoffeln empfangen muß, denn wenn er es nicht thäte, müßte er zur Strafe zehn Jahre lang den Verhandlungen der ersten Kammer beiwohnen. Der Dichter erhält einen Orden, weil er den Sultan für den dümmsten Menschen erklärt, den er je gesehen; er muß ihn tragen, bis er sich um den Staat verdient gemacht hat, dann muß er ihn aber wegwerfen. Die Minister führen den Titel Rock, z. B. Finanzrock; wessen Name sich auf den des Sultans reimt, gehört zum höchsten Adel und kommt in die Regierung, Namen mit halben Reimen machen zum Deputierten. Im Gesetzgebungs-Cadaver, d. h. der Deputirtenkammer muß Einer nach dem Andern auftreten und schweigen, worauf abgestummt wird. Das Zunftrecht ist im Reich auf das Vortrefflichste entwickelt, so darf z. B. nur der Zuckerbäcker Zuckererbsen verkaufen. Wer einen Brief erhält, muß eine Abgabe dafür zahlen, daß ihn die Polizei zuerst gelesen hat. Jeder, der ausgehen will, muß einen Paß haben, so z. B. der Schneider, der einen neuen Rock zu seinem Kunden trägt; überhaupt muß Jedermann passiv sein, d. h. einen Paß haben; nur Betrüger und Diebe sind ausgenommen. So oft ein Sultanchen geboren wird, trauert das Volk aus Schmerz dafür, daß sich wieder Einer für das Wohl des Volks aufopfern muß. Doch trifft die Satyre des Dichters nicht bloß die Lächerlichkeiten der politischen Verfassungen, er gießt seinen Spott auch über den Jesuitismus, die Communisten, die emanzipationslustigen Frauen, die Gelehrten aus, und überall sind seine Einfälle neu und treffend.

Aus dem „Neuen Reinecke Fuchs".

1. Kapitel.

Bei Thieren hat es niemals Noth,
Wenn ihnen stirbt ein König todt;
Im Augenblick, so es geschah,
Ist eben solcher König da.
Was sonst auch Gutes fehlt dem Vieh,
Ein König fehlt ihm nun und nie.

So war denn auch im Bärenreich
Ein andrer Herrscher da sogleich
Von alleredelstem Geblüte,
Von ganz vorzüglichem Gemüthe,
Von frommem Sinn und bestem Willen,
Die hohe Aufgab zu erfüllen,
Von Muth und Weisheit, hellem Geist,
Und Allem, was man sonst noch preist.
Der hatte auch es nicht verschmäht,
Zu werden Seine Majestät,
Und alle fürchterlichen Plagen
Des Herrscherthumes zu ertragen,
Und zwar mit solchem Eifer, daß,
Als sich das Volk erbot fürbaß,
Ihm Einges davon abzunehmen,
Er sich dazu nicht wollt bequemen.

Der sprach herab von seinem Throne
Daß Gott gegeben ihm die Krone,
Und er sie würdig wolle tragen
Und stillen seines Volkes Klagen,
Und sprach so manches schöne Wort,
Daß jubelnd man rief hier und dort:
„So viel wie dieser Fürst verspricht,
So viel versprach noch Keiner nicht!

Die Großen standen rundherum:
Kein Mund blieb leer, kein Auge stumm!
Es war das freudigste Bewegen,
Denn solch ein Wort ist schon ein Segen!
Man sah nur glückliche Gesichter,
Man brannte hunderttausend Lichter,
Und schmückte auch das kleinste Haus
Mit Hoffnungsgrün und Blumen aus.
Es tönten Pauken und Schallmein,
Die gläubge Orgel stimmte ein,
Und orgelte in Einem fort
Wohl über dieses Fürsten Wort,
Und alle Zweifel hieß man fliehn
Und glaubte nur an Gott und Ihn.

Herr Reinecke ließ sich nicht sehen;
Man sprach, es sei um ihn geschehen,
Er habe seinen Rang verloren,
Und schon ein Andrer sei erkoren
Deß Wesen nicht die Selbstsucht sei
Und Trug und List und Schelmerei;
Der nicht in solchem Weltgewebe
Von niederträchtgen Ränken lebe,
Und immerdar mit frommen Augen
Die Kraft der Thierwelt auszusaugen,
Den edlen Geist zu unterdrücken,
Der feindlich allem Knien und Bücken,
In Finsterniß und Aberglauben
Die höchsten Güter sich zu rauben,
Freiheit und Wahrheit zu ermorden,
Wie Reinke und sein böser Orden.

Doch ob man ihn auch nicht gewahrte,
Wars doch, als ob sich offenbarte
Durch manche Thaten, manche Streiche,
Wie fort und fort sein Gift noch schleiche
Im Körper dieses Staates, den
Wir bald in Trübniß wieder sehn.

Vom Fuchse selbst war keine Spur;
Doch las man in der Zeitung nur,
So flüsterte man sich ins Ohr:
„Das kommt mir wie vom Fuchse vor!"
Der Künstler rief: „Herr Bruder, he,
Merkst Du nicht was vom Reinecke?"
Es sprach so manches Vieh im Amte:
„Spukt denn der Fuchs noch, der verdammte?"
Im armen Volk lief ein Gemucke
Und ein Gemurre von dem Fuchse;
Ja selbst manch Vieh von hohem Rang,
Es witterte den Fuchsgestank!
Es sprach ein jedes Blatt und Buch
Vom Hühner- und vom Hasen-Fluch.

„Wenns so ist," sprach ein kluges Pferd,
Als Staatsmann lange hochgeehrt,
„So kann der Fürst beim besten Willen
Die Klagen seines Volks nicht stillen;
So sucht sein edelmüthger Sinn
Vergebens das Woher, Wohin!
Denn schleicht der Fuchs noch durch das Land
So ist die Hoffnung draus verbannt,

Und mit ihr gegenseit Vertrauen,
Ohn das Verschwendung alles Bauen,
Ohn welches nie der Geist erscheint,
Der Volk und Fürst zur That vereint!
Statt dessen schauen durch das Fenster
Des Staatsgebäudes die Gespenster
Des Argwohns und der Heuchelei,
Der Schlaffheit, List und Kriecherei,
Und statt des Lorbeers wachsen Ruthen,
Und nimmer, nimmer führts zum Guten!"
„Wie aber", sprach darauf zum Pferd
Ein alter Esel, hochgeöhrt,
„Wie aber wird die böse Sieben
Der Thierwelt aus dem Reich vertrieben?
Ist dieser schlaue Fuchsengeist,
Wie ihr uns so gelehrt beweist,
Ein solch verderbend, schleichend Gift,
Das unsres Staates Herze trifft,
Wie wollet Ihr, Herr Medicus,
Ableiten diesen bösen Fluß?"

Darauf das Pferd: „Es ist nicht leicht;
Doch wird ein jedes Ziel erreicht
Durch Offenheit und Thatenkraft.
Man befreie die Wissenschaft,
Erlöse sie von den Lehren,
Mit denen List und Trug verkehren,
Man gebe den Gedanken frei!
Im ganzen Vaterlande sei
Oeffentlichkeit, offener Krieg
Der Geister, deß Sieg
Stets die Tugend ist,
Und der nur böses Blut vergießt!
Der Alles sondert aus der Thiere Reihn,
Was falsch, verderblich und gemein,
Der Jeden am Staate beschäftigt,
Und diesen erhebt und kräftigt,
Der ihn erlöst, von aller Knechtschaft,
Und Jedem sein göttliches Recht verschafft!"

Der Esel sprach kein Wort dagegen,
Doch fand er diesen Plan verwegen;
Natürlich, denn mit langen Ohren
War Baldewein ja schon geboren,
Und darum eben à tout prix
Ein ungemein loyales Vieh,
Das nicht gern dachte, lieber schlief,
Und immer I-a, I-a! rief,
Und das sich ließ mit Knuten schlagen,
Bekams nur Disteln in den Magen.
So hat es denn nicht mehr verkehrt
Hinfürder mit dem edlen Pferd.

Alfred Meißner.

Außer einigen Balladen, welche den düstern Charakter tragen, den wir als Eigenthümlichkeit seiner lyrischen Dichtungen haben kennen lernen, hat Meißner ein größeres episches Gedicht „Zizka. Gesänge" (Lpz. 1846; 11. Aufl. Ebd. 1872) herausgegeben, welches wie die zahlreichen schnell aufeinander folgenden Ausgaben darthun, großen Beifall gefunden hat. Wie wir schon oben (S. 230) bemerkt haben, war Meißner nach Leipzig gereist, um einen Verleger für dieses Gedicht zu suchen, da er wohl wußte, daß es in Oesterreich unter den damaligen Censurverhältnissen nicht gedruckt werden dürfe. Da der Verleger außerordentlich schnell drucken ließ, mußte er das noch unvollendete Gedicht in aller Eile zu Ende bringen, so daß einzelne Gesänge darunter litten. Dennoch war die starke Auflage schon nach vier Monaten vergriffen, so daß eine zweite und auch bald eine dritte nöthig wurde, die zahlreiche Verbesserungen und Bereicherungen darboten.

Das Gedicht hat den Aufstand, die Kämpfe und Siege der hussitischen Böhmen unter dem großen Zizka zum Gegenstand, welchen der Dichter mit der nämlichen Leidenschaftlichkeit und demselben vaterländischen Sinn behandelt, den wir in seinen lyrischen Gedichten haben kennen lernen. Er faßt diese Kämpfe von dem höchsten Standpunkt auf, er will ihre Bedeutsamkeit für die geistige Entwickelung der Menschheit darstellen, wie er es im „Schlußgesang" ausspricht.

„Der Kelch für Alle!" dieses Donnerwort,
Es trat von hier aus in die Weltgeschichte;
Nun braust es durch der Erde Lande fort
Und ruft der Herrschaft Sclaven zu Gerichte — —
Ob halbverstanden es im Geist geruht,
Die Welt erschrak von dem gewaltgen Schalle;
Nicht nur der Kelch mit Christi heilgem Blut,
Der Kelch des Lichts und Lebens sei für Alle!

Das Gedicht wäre deshalb an sich schon höchst beachtenswerth, wenn es auch in poetischer Beziehung weniger Anerkennung verdiente, weil es historische Bedeutung hat, in so fern nämlich es in dem jesuitischen Oesterreich wie früher schon Lenaus „Savonarola" und „Albigenser" für die religiöse Freiheit einsteht und das geisttödtende „Pfaffenthum" in seinen festesten Verschanzungen bekämpft, weil es uns die Gewähr giebt, daß Oesterreich zu neuem kräftigem Leben aufblühen wird, das weder Concordat noch Jesuitenmissionen aufzuhalten im Stande sind*).

Wenn auch der Kampf der Hussiten gegen ihre Dränger der Gegenstand des Gedichts ist, so hat ihm der Dichter doch mit Recht in Zizka einen Mittelpunkt gegeben, in jenem gewaltigen Helden, der selbst noch, als er des Augenlichts beraubt war, von seinem Wagen oder seinem Streitrosse aus die Schlachten leitete und seine schlechtbewaffneten Bauern gegen die trefflich gerüsteten und zahlreichen Truppen der Feinde zum Siege führte. Er hat uns in den vorbereitenden Gesängen mit Glück den Grund und Ursprung des mächtigen Aufstandes gegeben, indem er den Märtyrertod des unglücklichen Huß durch einen Augenzeugen berichten läßt, der durch seine Erzählung das Volk zur Empörung reizt, die dann auch blutig ausbricht, als ein unkluger Steinwurf aus dem Fenster des Prager Rathhauses den Redner verletzt. Der Dichter hat endlich auch die Theilnahme Zizkas dadurch glücklich motiviert, daß er auch persönliche Rache an den Feinden der Hussiten zu nehmen hatte, da ein Pfaff seine Schwester entehrt hatte, die sich dann aus Verzweiflung in die Fluthen eines Sees stürzte. Aber so glücklich dieß Alles ist, so macht doch das Gedicht als Ganzes keinen günstigen Eindruck, weil ihm in der Ausführung alle Einheit fehlt. Schon dieß läßt unbefriedigt, daß das Gedicht mit Zizkas Tod

*) Dieß war schon vor 1866 niedergeschrieben.

schließt, denn wenn er auch die Hauptperson ist, so ist doch der Kampf der Hussiten der eigentliche Gegenstand der Dichtung, und dieser ist mit Zizkas Tod noch lange nicht beendigt. Wir erfahren aber von diesem Nichts weiter, und die Hussiten verschwinden, wie wenn ihre großartige Empörung bedeutungslos gewesen wäre. Es war freilich schwer, Beides zu vereinigen, Zizka zum Haupthelden zu machen, und zugleich die Erzählung des Kampfes bis zum Ende durchzuführen; aber es ist dieß eine Schwierigkeit, die der Dichter hätte überwinden sollen und können, wenn es selbst auf Kosten der Ueberlieferung geschehen wäre, welche der Dichter übrigens an manchen Stellen schon nicht treu bewahrt hat, was er sich als Dichter auch erlauben durfte. Auch die Form, die der Dichter seinem Gedicht gegeben hat, ist unkünstlerisch. Statt uns ein einheitliches Gemälde zu geben, das sich in Darstellung eng verknüpfter und wechselseitig motivierter Begebenheiten in epischer Klarheit vor unsern Augen entrollt, hat er die Dichtung in einzelne Bilder oder „Gesänge" aufgelöst, die nur durch den allgemeinsten Faden der Geschichte lose zusammengehalten werden. Es ist diese epische Formlosigkeit stets zu tadeln; im „Zizka" wird sie ganz unleidlich, weil sie sich sogar auf die metrische Form erstreckt, die in den einzelnen Romanzen, ja selbst innerhalb derselben in bunter willkürlicher Weise abwechselt, bald in einfach epischer Erzählungsform, bald in den mannigfaltigsten Strophengebilden erscheint. Es entsteht dadurch die Unruhe, die dem epischen Gedicht unangemessen ist und den Dichter zu lyrischen Ergüssen dahinreißt, die selbst einmal den Schwung und die Form der Hymne annehmen.

Wenn aber das Gedicht als Ganzes betrachtet den Anforderungen und Gesetzen der Kunst nicht genügt, so verdient es dagegen in den Einzelnheiten die vollste Anerkennung, und es ist beinahe kein Gesang, dem man nicht alles Lob zugestehen könnte. Die Schilderungen der Natur, die Zeichnung der Charaktere, die Darstellung der mannigfaltigen Verhältnisse, Alles ist gleich gelungen. Die Sprache ist von großer Lebendigkeit, oft gewaltig, wenn der Dichter die römische Tyrannei oder das Unglück des Volks schildert. Die einzelnen Bilder sind mit Glück ausgewählt und mit Geschick behandelt, jedes Einzelne in seiner Art meisterhaft durchgeführt. So treten uns die Reden der verschiedenen Personen durchaus charakteristisch entgegen; des Ritters von Chlum Bericht von dem Tod des Märtyrers Huß ist schlicht und einfach und bringt gerade dadurch die größte Wirkung hervor, während die Rede des Jan von Zelau mit ihrem stürmischen Gang, der doch die rhetorische Kunst nicht zu verdecken vermag, unwiderstehlich hinreißt. Er weiß, daß er auf seine Zuhörer, meistens rohe Bauern, am Besten durch Bilder und Gleichnisse wirken kann. Ein König, erzählt er ihnen, sei auf der Jagd durch Verräther von seinen Getreuen getrennt worden. Als sie im Begriff waren, ihn zu ermorden, habe er sie gebeten, nur noch Ein Mal auf dem Jagdhorn blasen zu dürfen; sie hätten es gestattet, weil sie gewußt, daß seine Begleiter zu weit entfernt seien, um die Töne zu hören. Aber kaum hatte er das Horn angesetzt, als seine Hunde herbeirennen, und, den König rettend, die Verräther zerreißen. So habe man auch, schließt er, den edlen Huß, den Feind der Großen und Verstockten, durch heuchlerische Versprechungen von seinen Getreuen weggelockt. Nun habe man die Böhmen Hunde genannt, so wollten sie denn auch treue Hunde sein und den großen Todten rächen. Wie vortrefflich ist im Abschnitt „König Wenzel" dieser grausame Wütherich gezeichnet! wie ergreifend ist das erste Auftreten Zizkas geschildert, dessen Größe wir schon ahnen und die in den folgenden Gesängen immer lebendiger, immer anschaulicher hervortritt. Einer der trefflichsten Abschnitte „Die Adamiten" ist leider zu lang, als daß wir ihn mittheilen könnten. Wenn Meißner nur diesen Gesang gedichtet hätte, würde er Anspruch auf die vollste Anerkennung haben, so meisterhaft ist die fanatische Verirrung dieser Sectirer, ihr Fest und ihre Niederlage geschildert. Aber auch die von uns mitgetheilten Stücke sind vortrefflich. Im Gesang, der die Ueberschrift „Simplicitas" hat (1), erzählt der Dichter, wie ein altes Weib zu Constanz im Glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, einen Bündel Reisig zu Hussens Scheiterhaufen getragen habe. Huß sah sie, als sie sich herbeidrängte, mit einem Blicke von solcher Milde an, wobei er das Wort Simplicitas aussprach, daß sie davon ganz erschüttert wurde; sie wollte das Reisig wieder wegnehmen, aber sie wurde daran verhindert, und das Entsetzen über ihre That warf sie ohnmächtig nieder, als sie den Scheiterhaufen brennen sah. In der Nacht erwacht sie und sie erblickt den Herrn von Chlum, der des Märtyrers Asche sammelt. Diesem folgt sie von nun an bis nach Böhmen und schließt sich dort dem Hussitenheere an. Sie hat aber Sinn und Sprache verloren, und nur das einzige Wort „Simplicitas" ist ihr im Gedächtniß geblieben. Wir wollen auf die tief psychologische und zugleich echt poetische Entwickelung des Gesangs nicht erst aufmerksam machen, sie tritt von selbst kräftig genug hervor, was auch bei dem ebenfalls mitgetheilten Stück „Eine Mutter" (3) der Fall ist, das in seiner Einfachheit von ergreifender Wirkung ist. Des Dichters wohlbegründete Empörung gegen das heuchlerische und mordsüchtige Pfaffenthum, findet in dem Abschnitt „Der Kreuzzug" (2) beredten Ausdruck, so wie er die Verleitung des unwissenden Volkes auf der Einen Seite und die großartige Hingebung der Hussiten an ihre gerechte Sache in wirkungsvollen Zügen meisterhaft schildert.

1. Simplicitas.

Ein armes Weib an einem Krückenstabe
Folgt dem Hussitenheer auf allen Zügen.
Wie den Bestattern auf dem Weg zum Grabe
Oft in der Ferne folgt ein alter Rabe.

Um ihr Gesicht, voll klagender Geberde,
Verstört, die grauen Locken niederwallen,
Ihr alter Leib ist hager und verfallen,
Und jeder Tag beugt ihn noch mehr zur Erde.
Wenn sich der Abend nach geschlagner Schlacht
Wehmüthig senket auf die Fluren nieder,

Und das Hussitenheer mit voller Macht
Einstimmt in seine heilgen Lieder —
Indeß der Nebel wandelt durch die Thäler,
Die fernen Wälder Klaggesänge rauschen,
Und um die aufgehäuften Leichenmäler
Der Geier kreist — des Mordes graue Hehler,
Der Frist des ungestörten Mahls zu lauschen —
In solchen Stunden, wenn der Vollmond scheinet
Auf die verlornen Gründe, wüsten Steine,
Sitzt das geheimnißvolle Weib alleine
Bei ihrem Bündel, und sie weinet, weinet.

Seltsames Weib! was soll dein einsam Klagen,
Schlug dich der Herr mit schrecklichem Gerichte?
Auf deiner Stirn steht seltsame Geschichte,
Ich, der die Schrift versteht, will sie euch sagen.
Als Huß zu Konstanz stand am Marterpfahle,
Und um den heilgen Mann mit lautem Singen
Wachskerzen in der Hand, die Cardinale
Mit rothem Hut, wie Henkersknechte, giengen —
Da brach den Weg sich durch die Henkersreihn
Ein altes, abgezehrtes Mütterlein.
Ein Bündel Reisig trug sie auf dem Rücken,
Fast bis zur Erde drückt es ihre Glieder —
Ein Kreuzlein schlagend und mit frommen Bücken
Legt sies als Opfer auf den Holzstoß nieder.

Huß hats gesehn! und Schmerz ists, nicht Erbarmen,
Was seine Stimme wunderbar verklärt,
Als dächt er: Wehe denen, die dir, Armen,
Als gottgefällig solch ein Thun gelehrt!
Glaubst du, o Weib, dein kleines Bündel Sünden
Jetzt abzuwerfen, mit dem Bündel Scheiter?
Und hilft ein Scheit mein feurig Bett zu zünden,
Wird es zur Sprosse deiner Himmelsleiter?
Doch sagt ers nicht. Nur eine Thräne rinnet
Die Wange ihm hinab in stillem Gleise,
Sein Mund will lächeln, seine Stirne sinnet —
Sankta Simplicitas! so spricht er leise.

Du heilge Einfalt! Wort voll milder Klagen,
Des Reinsten würdig, den die Welt getragen —
Das Mütterlein hat zwar dich nicht verstanden,
Allein der Blick voll Vorwurf und voll Trauern,
Das Lächeln selbst, schon in des Todes Banden —
Mehr als ein Blitz ihr Innerstes durchschauern.

Sie will ihr Holz vom Scheiterhaufen reißen,
Es ist zu spät. Ins harrende Gedränge
Wirft sie zurück ein Mann in Stahl und Eisen,
Und lauter schwellen an der Pfaffen Sänge.
Der Holzstoß brennt! Das Feuer schlägt zusammen.
Das dürre Holz loht auf wie tausend Kerzen,
Der Alten ists als zuckten alle Flammen,
Die Huß umlodern, auch nach ihrem Herzen.
Da sinkt sie hin. An ihren tauben Sinnen
Vorbei des letzten Kampfs Sekunden rinnen,
Mit ihrem Frevel, ihrem tiefen Grausen,
Und dem Verklärungspsalm im Flammenbrausen.

Wie sie erwacht, ists Abend, dunkler Abend,
Am Himmel sieht es schwarz, gewitterschwanger —
Unfern dem Rheine, auf dem Todesanger
Kniet noch ein Mann, still in der Erde grabend.
Sinds Flüche, sinds Gebete, die er stammelt
Wie er im Helm die schwarze Asche sammelt?
Nun schleicht er fort, die Alte folgt ihm stumm
Der Mann im Mantel ist der Herr von Chlum.
Und wie der Silberbart beim Sternenschimmer
Fortzieht zu Roß, den Kummer zum Begleiter,
Weit, ohn zu rasten, weit und immer weiter —
Die wunderbare Alte folgt ihm immer.

Seltsame Fügung, dunkler Schicksalsschluß!
So kommt sie bis zum Lande der Hussiten
Und küßt, wohlfahrend, jeden Stein, wo Huß
In beßrer Zeit gepredigt und gelitten.
Das arme Weib! In ihres Herzens Nöthen
Schleicht sie auf ihren Knien ins Kelchnerheer,
Entblößt die Brust und zeigt auf Schwert und Speer,
Als flehe sie, daß sie die Krieger tödten.
Erinnrung starb im Hirn der armen Alten,
Und auch die Sprache. Doch im Herzensgrunde,
Hat sie ein einzges, fremdes Wort behalten:
Simplicitas! Sie sprichts mit zagem Munde,
Die Krieger ahnen nicht des Unglücks Schwere,
Das auf der sinnverstörten Greisin lastet;
Doch bis ihr armes Herz im Grabe rastet,
Simplicitas heißt sie im ganzen Heere.

2. Der Kreuzzug.

Das Kleid gefärbt in Schwefelpfuhlen
Und in der Hölle dunklem Strom,
So sitzt, bewirthend ihre Buhlen,
Auf goldnem Stuhl das stolze Rom.
Die Metze schwelgt im Schoos der Fürsten,
Bis ihr die üppge Brust verdorrt,
Und ihre heißen Lippen dürsten
Nach Tyrannei und Völkermord,
Kund vor dem Thor des Vatikanes
Hat sie gethan ein Zauberwort,
Das auf dem Flügelroß des Wahnes
Nun braust durch alle Lande fort.
Es ist ein Wort wie Pest und Plage,
Ein Wort wie Höllenfürstenhuld;
Wer Ketzer mordet vierzig Tage,
Holt Ablaß sich von jeder Schuld!

Und rings im Land mit frischen Kräften
Rafft sich empor, was schuldbewußt,
Läßt sich ein rothes Kreuzlein heften
Als Gotteswehre vor die Brust.
Kein Sünder will zu Hause rasten,
Von Kriegern wühlt es wie ein Meer,
Von Köln und Mainz und Trier hasten
Die Kirchenfürsten vor dem Heer.

So oft erklungen durch die Reiche
Von einem Volk der Sterbeschrei,
Ziehn, sich zu werfen auf die Leiche,
Die Völkergeier auch herbei.
Ihr Flügelschlag ward oft vernommen,
Die Weltgeschichte kennt den Ton —
Doch wehe, wenn die Geier kommen
In deinem Namen Religion!

Dann giebts kein Hoffen für die Armen,
Kein Halten an ein irdisch Recht,
Sind Menschenherzen ohn Erbarmen,
Sind Pfaffenherzen doppelt schlecht.
Ein Morden giebt es wie von Wilden,
Und augenrollend stimmt der Wahn
Auf den zertretnen Schlachtgefilden
Sein gräßliches Te deum an.

Und also stirbst du, armes Böhmen,
Nie sah die Welt ein gleiches Weh,
Des Landes Blut aus tausend Strömen
Erstarrt in Wintereis und Schnee.
Die Flur wird stumm, die Städte fallen,
Stets kleiner wird der Kämpfer Bann,
Allein ein Wahlspruch lebt in Allen,
Er heißt: Bis auf den letzten Mann!

3. Eine Mutter.

Es gehet und wehet die Kunde durchs Land,
Es trafen die Heere am Moldaustrand.
Sie haben ein Treffen geschlagen,
Auf hölzerner Brücke, hoch über dem Fluß,
Da trafen die Deutschen die Kinder des Huß,
Die Kinder des Kelches erlagen.

Und unter dem Tritte der Pferde zerbrach
Die hallende Brücke mit Donnergekrach,
Es wichen die Pfeiler im Falle.
Die Reiter, das Fußvolk voll Wunden und Blut,
Sie stürzten kopfüber hinab in die Flut,
Da sanken, ertranken sie Alle.

Die böhmische Mutter, sie höret die Mähr,
Ihr Sohn ist mit im versunkenen Heer,
Ihr letzter geboren, verloren.
Es heulet der Sturmwind, die Nacht ist kalt,
Sie flieht durch den sausenden, brausenden Wald,
Ihr letzter geboren, verloren!

Durch starrende Felsen, so wüst und so leer,
Kommt donnernd und brausend die Moldau daher
Um sinkende Trümmer und Thore.
Am Saume des Strands, wo der Weidenbusch rauscht,
Da sitzet die Mutter und lauscht und lauscht,
Ein zerschossener Vogel im Rohre.

Und wie sie so lauscht mit dem Auge voll Glut,
Da hebt und regt sich die grollende Flut,
Es röthen sich seltsam die Wogen.
Ists Glühn des Morgens, das so sie bestralt?
's ist Herzblut der Edeln, das also sie malt —
Und jetzt kommen Leichen gezogen.

Viel Leichen mit bleichem, erstarrtem Gesicht,
Sie kommen daher wie zum Todtengericht,
Der Blutschaum auf offenem Munde.
Gewappnete Krieger, ein gräßlicher Knäul,
Rings um sie die Wogen mit Klagegeheul
Auftauschend vom Grunde, vom Grunde.

Die Leichen der Pferde, sie schleppen so schwer
An Zügeln und Bügeln die Reiter einher,
Es grinsen die bleichen Gesichter.
Mit gläsernen Augen, mit wallendem Haar,
So treibt auf der Flut die gespenstige Schaar,
Die Schaar sie wird dichter und dichter.

Die böhmische Mutter erfasset ein Graun,
„O Herr des Himmels, den Sohn laß mich schaun;
Ihn, den ich geboren in Schmerzen.
O Jesus Maria, da nahet er schon
Als blutige Leiche der herrliche Sohn.
Die klaffende Wunde am Herzen.

Was blickst mit metallenen Augen mich an,
Du sollst nicht schwimmen zum Ocean,
Mein wirst du, du herrliche Leiche."
Sie kämpft mit den Leichen, sie ringt mit der Flut,
Sie trinket der Helden hellrothes Blut
O, daß sie den Sohn nur erreiche.

Vergebenes Ringen! nun ist es geschehn,
Es weichet die Erde, die Sinne vergehn —
O Herr, und der Leichen kein Ende —
Die böhmische Mutter, der böhmische Sohn,
Sie treiben auf jagenden Wellen davon,
Im Kampfe verflochten die Hände.

Eduard Mörike.

Eduard Mörike hat, wie wir gesehen haben, wegen seiner lyrischen Gedichte und seiner Balladen bei vielen Kritikern und Literarhistorikern eine Beurtheilung gefunden, mit der wir nicht übereinstimmen konnten, dagegen können wir im Ganzen das von Jenen über seine „Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In 7 Gesängen" (Stuttg. 1846. 2. Aufl. 1856) gefällte Urtheil unterschreiben, denn es sind die Mängel dieses Gedichts so offenbar, daß auch seine entschiedensten Lobredner dieselben nicht unbeachtet lassen konnten. Eine kurze Uebersicht des Inhalts wird sie zum Theil schon erscheinen lassen. Schneider Wendel und Steffen, sein Verwandter sitzen bei der Kapelle, deren Geschichte ihnen der alte Fischer Martin erzählt. Als man nämlich den Grund gegraben, berichtet er, fand man alte eherne Opfergeräthschaften und einen Kriegsgott, die man zum Theil einschmolz, um daraus eine Glocke zu gießen. Die gab aber, weil der heidnische Geist noch darin war, keinen Ton, bis ihn ein Franciskaner beschwor, worauf die Glocke gar lieblichen Ton hören ließ. Seitdem wallfahrteten die Frauen zur Kapelle, denn welche die Glocke läuten hörte, gebar keine stummen oder tauben Kinder. Doch verlor später die Glocke ihre Kraft und man behauptete, sie sei gestohlen und vertauscht worden; seitdem ist das Kirchlein zerfallen. Zwar, setzte er hinzu, glaubt man, daß keine Glocke mehr vorhanden sei, doch wisse er, daß sie noch im Thürmchen hänge. Dieß sagte er, um den Schneider zu prüfen, worauf er sich entfernte, sich aber in der Nähe versteckte, wo er denn hörte, daß dieser seinen Vetter überredete, mit ihm die Glocke zu stehlen. Der Schiffer Tom liebt die Gertrud, ein schönes Mädchen, aber hart von Gemüth, das ihn oft quälte. Als er sie einst, um sie wegen ihres ungebührlichen Betragens zu strafen, sechs Tage lang vermieden hatte, erfährt er von seinem Freunde Martin, daß sie mit dem reichen und dummen Müller von Bürnau verlobt sei. Martin tröstet ihn und verspricht ihm, dem Ehepaar einen Streich zu spielen. Dieser bestand darin, daß er mit seinen Freunden am Hochzeitabend den Wagen mit der Ausstattung der Braut, dazu Bänke und Stühle nebst Speise und Trank auf eine Waldwiese schaffte, und dort Alles, namentlich das Ehebett aufstellte und ein gebackenes Kind in die Wiege legte. Die jungen Bursche und Mädchen des Dorfes, die der Hochzeit nicht beigewohnt hatten, versammelten sich auf der Wiese, schmausten und tanzten bis zum anbrechenden Tag, wo sie sich heimlich in das Dorf zurückbegaben. Einer der Heimgekehrten, machte Lärm, das Brautfuder sei gestohlen und ließ merken, wo es hingebracht worden sei. Das Ehepaar begab sich unter Begleitung des ganzen Dorfes hin, wo der Anblick Jammer und Jubel erregte. Der dumme Müller frißt das Kind, Alles wird wieder aufgeladen. Am folgenden Abend begiebt sich der Schneider mit Stephan auf den Thurm, auf welchen der alte Martin einen alten Hut gehängt hatte, den sie für die Glocke halten. Als sie hinaufgestiegen, ertönt

eine Klarinette mit der Melodie „Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen;“ es war der alte Martin, der sich im Thurm versteckt hatte. Der Schneider verspricht ihm drei Maß Wein, wenn er die Sache nicht ausbringen wolle, was dieser annimmt.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß das Gedicht aus zwei ganz verschiedenen Schwänken besteht, von denen der Eine ohne allen Grund und Zusammenhang in den ersten eingeschoben ist, wodurch die Einheit der Dichtung zerstört wird. Es ist nicht zu läugnen, daß der Dichter aus den beiden Schwänken Alles gemacht hat, was sich daraus machen ließ, allein es ließ sich eben wenig daraus machen; sie hätten wohl den Stoff zu kurzen Erzählungen gegeben, aber zu einer längeren Dichtung sind sie zu dürftig. Der Dichter hat sie zwar in die Breite gezogen, aber gerade dadurch hat er ihre Bedeutungslosigkeit recht deutlich hervortreten lassen. Ja zu diesen zwei Theilen kommt eigentlich noch ein dritter, die Liebesgeschichte der Schäferin Margarete und des Schiffers Tom, in welchen nach der schnöden Untreue Gertruds die alte Neigung zur Jugendgespielin wieder erwachte; denn es ist dieß in der That eine Episode, die mit dem zweiten Schwank, in welchen sie eingeschoben ist, nicht in Verbindung steht. Auch die Form ist nicht glücklich; die Hexameter sind nicht leicht und fließend genug, wie es der Stoff verlangt hätte; sie würden sich mit ihrem schwerfälligen Rhythmus eher zu Schlachtgemälden eignen als zur Darstellung heitrer und selbst komischer Begebenheiten. Die Sprache ist in Folge dessen eben so wenig angemessen, hie und da leidet sie sogar an Unverständlichkeit.

So fehlerhaft die Anlage des Gedichts und so mangelhaft dessen Form ist, bietet es im Einzelnen viel Schönes und wahrhaft Poetisches, so namentlich die oben erwähnte Episode; auch die Charaktere sind mit Sicherheit und Takt gezeichnet.

Aus der „Idylle vom Bodensee“.

Sonntag war es gewesen, und schweigende, finstere Nacht wars,
Als mit seinem Gesellen der Schneider den Gang nach dem Kirchlein
Antrat, bestens mit Allem versehn, was die Absicht erheischte,
Ihn durchjästete ganz, wie ein giftiges Fieber, die Habgier,
Seit er die Glocke gesehn, die vermeintliche, drüben vom Hügel.
Denn am hellen Mittag dort standen sie, spähten und blinzten,
Oefter den Standpunkt wechselnd, hinauf; und die Hand vor die Sonne
Ueber dem Auge gedeckt, rief, schluckend in freudigem Schrecken,
Wendel zumal: „Da ist sie, bei Gott! Mit der unteren Schweifung
Sticht sie finster ins Licht, wie der Alte gesagt! und ein Weltsding,
Ein allmächtiges, wie mich bedünkt — die macht uns zu schaffen!“
— Gleichfalls sah der Geselle sie dann und bekräftigt es lebhaft.
Trug hingegen war Alles und Gaukelwerk des durchtriebnen Greises. Er war mit dem frühesten Tage bereits in dem Thürmchen
Oben gewesen, indem er den Chor von Außen erklettert
— Siebenzigjährig ein Jüngling noch —, in die Lücke des Kirchdachs
Stieg und über das Steckengewölb weglaufend zur Schnecken-Treppe gelangte, von welcher hinabwärts hoch das Gemäuer
Halte, der Stiegen beraubt. Dort aber ins Glockengehäuse
Hatte der Alte den Speck, um die diebischen Katzen zu fangen,
Heimlich gebracht und war, wie er kam, bald wieder gegangen,
Jetzt, in der Nacht, schon lange bevor ankamen die Diebe,
Wartet er ihrer am Felsengestad, dicht unter dem Kirchlein.

Weit noch waren die Schneider entfernt, die beschwerliche Leiter
Zwischen sich tragend; der Meister voran und hinten der Bube.
Während sie nun so giengen und Keiner ein Wort mit dem Andern
Redete, häufig die Ohren gespitzt, anhielten und horchten,
Kamen dem Wendel Gedanken der Furcht. Ihm fiel nach einander
Ein, was er früh in der Schule gehört von Wundergeschichten,
Bald wie ein Heiligenschänder gestraft ward, bald wie ein Räuber
Sein ruchloses Beginnen gebüßt, noch eh es vollbracht war;
Jener zumal, von welchem erzählt wird, daß er die Mutter
Gottes bestohlen im Dom, ihr strahlendes Bild am Altare,
Und wie die Himmlische seiner geschont anfänglich und stille
Hielt, da er frech aus der Hand ihr die goldene Kugel gebrochen,
Ja noch geduldig es litt, die Erbarmende, daß er den Mantel
Ihr von der Schulter geraubt, aus gediegenem Silber getrieben;
Aber indem er die Hand ausstreckte zuletzt, ihr die Krone
Selber zu nehmen vom Haupt — urplötzlich die mächtigen Arme
Warf sie um ihn und hielt so gefangen ihn bis an den Morgen,
Wo die staunende Menge den schon Entseelten befreite.
Noch auf den heutigen Tag steht sie mit gebogenen Armen,
Zum Wahrzeichen, die Heilige, dort und zur ewigen Warnung.
„Aber,“ — so tröstete Wendel sich bald — „hab ich doch im Leben
Nichts dergleichen geglaubt! Und dächt ich, es wäre die Wahrheit,
Schaut' ich die lumpige Glocke doch nicht. Ja wenn es die ächte
Wär, und man führte sie über den See, ich wollte noch eher
Denken, es hätte Gefahr; daß sie etwa, schwerer und immer
Schwerer von selbst sich machend, das Schifflein brächte zum Sinken.
Aber so ist es ein Wechselbalg, ein elendiger. Diebe
Haben hieher sie gebracht, drum holen auch Diebe sie wieder.“

Dieß und Anderes sprach er bei sich. Und sie standen am Kirchlein,
Traten hinein und rasteten nicht erst, sondern der Bube
Schlug gleich Feuer und steckte das Blendlicht an (das der Schneider
Eigenhändig gemacht), es wurde die Leiter gerichtet
Und sie stiegen hinauf nach einander mit Feilen und Zangen
Bis an die steinernen Stufen und weiter sofort; der Geselle
Dießmal voran. Doch unhörbaren Tritts, in geringer Entfernung
Folgte der Fischer und blieb in der obersten Wendung der Treppe
Unter dem Schlupfloch stehn, so, daß er nur halb mit dem Kopfe
Ragt' aus dem Boden hervor, den Jene so eben betraten.
Doch kaum hatte der Schneider beim streifenden Scheine des Lichtes

Flüchtig erblickt, was im Stuhl dort Zweifelhaftes herabhieng,
Als ihm der Muth einsank, und jetzo, näher getreten,
Starreten Beide mit offenem Mund. Denn, ach, statt der Glocke
Schwebt ein Ungeheuer von Hut, dreieckig am Stricklein!
Nicht ein solcher fürwahr, wie er Sonntags während der Predigt
Hinter dem Sitze des Schultheiß hängt, andächtiger Stille,
Noch wie der Schäfer ihn hat am festlichen Tage des Wettlaufs
Auf dem Gröninger Markte, geziert mit farbigen Nesteln;
Nein, wie im Acker der Landmann ihn aus der werdenden Furche
Unter der Pflugschar ziehet hervor und ihn wirft in den Graben;
Gelb vom Regen gewaschen der Filz und gedörrt an der Sonne,
Löcherig, ohne Gestalt, ein Auswurf seines Geschlechtes.

Sprachlos waren die Zwei, unfähig, ein Glied zu bewegen.
Schnöden Verraths Ahnung und die Angst unauslöschbarer Schande
Trieb dem unseligen Schneider den Schweiß aus. Selber das tiefe
Schweigen des Orts — nur der Nachtwind blies durch die lockeren Laden —
Ward ihm ängstlich und schien nach größere Schrecken zu bergen.
Und so kam es auch jetzt; denn die nächtliche Stille zerrissen
Gellende, schreiende Töne der Dorf-Clarinette mit Einmal,
Fröhlich genug, doch verzweiflungbringend dem Ohre der Frevler,
Und es entstürzte dem Nest jählings vor Entsetzen der Eule
Noch schwach flatternde Brut, daß der Flaum an den Balken umherflog.
Gar wohl kannten die Weisen des schelmischen Liedes die Beiden,
Welches begann: Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen.
Eben so schnelle erriethen sie auch den unsichtbaren Spielmann,
Welcher zu spielen so lang fortfuhr in beschleunigtem Zeitmaß,
Bis ihm das Lachen den Blast abstieß, ihm die Pfeife vom Mund sank
Und er sich jetzo nach Lust ausschüttete, Thränen vergießend.
Vor aus dem Dunkel nun trat er und stand von der Leuchte beschienen.
Wendel gelangte zum Wort und ruhigen Tones begann er:
„Alter! Ihr habt zwei Schneider im Garn — was hälfe das Läugnen!
Lacht nur, ich lache vielleicht noch mit: doch, seid Ihrs zufrieden,
Bleibe der Spaß unter uns! Wie meint Ihr, könnet Ihr schweigen?
Drei Maß Wein Bärnauer Gewächs sind Euer noch heute."
„Seis drum — sagte der Fischer, „es gilt! Hier nehmet die Hand drauf."

Gottfried Kinkel.

Außer mehreren gelungenen Balladen und Legenden („Dietrich von Bern", „Der Maure von Tetuan," „Dorothea," „Petrus"), unter denen sich namentlich „Die Windsbraut" durch glückliche Erfindung, treffliche Personification und lebendigen Gang auszeichnet, hat Gottfried Kinkel eine einzige größere epische Dichtung verfaßt; aber diese sichert ihm eine ansehnliche Stelle unter den deutschen Epikern zu. „Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern" entstand im Jahr 1841 im Rausch der neuen Liebe zu seiner nachmaligen Gattin, erschien aber zuerst 1843 in den „Gedichten", dann 1846 in besonderem Druck, von welchem 1876 die 48. Auflage nöthig wurde. Otto, ein kecker Jägersmann, fährt auf einen von ihm allein geleiteten Kahn den Rhein herab, landet in der Nähe von Cleve, wo er mit dem alten kernhaften Förster Hugo zusammentrifft, mit welchem er an den Hof zieht, wo ein großes Armbrustschießen Statt findet. Hugo thut den besten Schuß mitten in die Scheibe, aber Otto thut einen noch besseren, indem er den Bolzen Hugos mit dem seinigen zerspaltet. Es wird ihm der erste Preis zugesprochen, den ihm Elsbeth, die reizende Tochter des Grafen Dietrich ertheilt, deren Schönheit ihn mit solcher leidenschaftlichen Liebe erfüllt, daß er in die Dienste des Grafen tritt. Bald wird er durch sein tüchtiges und zugleich bescheidenes Wesen der Liebling des Hofes, und obgleich Elsbeth seine in einem Liede ausgedrückte Liebe streng zurückweist, kann sie doch selbst ihr Herz nicht bewahren. Ein anderer Diener des Grafen, der neidische Ebbo, hat das Geheimniß durchschaut und verräth es dem Grafen. Obgleich dieser nicht darauf eingeht, sieht die Gräfin schärfer und sorgt dafür, daß die Beiden nicht mehr allein zusammentreffen. Als aber später eine große Jagd veranstaltet wird, übergiebt der Graf seine Tochter der Obhut Ottos. Ein gehetzter Auerochse bedroht die junge Gräfin; um ihm zu entgehen, springt sie in einen Weiher, in welchem sie dem Ertrinken nahe ist, als Otto sich ihr nachstürzt und sie rettet. Die Dankbarkeit entlockt ihr das Geständniß der Liebe. Während sie im Hause Hugos ruht, entdeckt Otto diesem, daß er der Sohn des Landgrafen Heinrich von Thüringen sei und sich geflüchtet habe, weil sein Vater ihn in ein Kloster habe stecken wollen. Nach einiger Zeit kommt Herr Homburg nach Cleve; er hatte den Auftrag, den Aufenthalt Ottos auszukundschaften. Als dieser sich entdeckt sieht, flieht er zu dem braven Förster; der Graf, der unterdessen von Homburg erfuhr, daß Ottos älterer Bruder gestorben sei und der Vater ihn aufsuchen lasse, um ihn in dessen Rechte zu setzen, schickt den Ebbo ab, um ihn herbeizuholen, mit dem strengen Befehl, keine Gewalt zu gebrauchen; da dieser jedoch sich anschickt, den alten Hugo zu erschießen, der den Eingang zu Ottos Kammer vertheidigt, wird er von des Försters Hund zu Boden gerissen und erwürgt. Nunmehr begiebt sich Otto freiwillig an den Hof, wo er die geänderte Lage der Dinge erfährt. Bevor Elsbeth erfahren, wer Otto sei, erklärt Graf Dietrich, um sie zu prüfen, daß er ihre Liebe zum jungen Jägersmann bemerkt habe, und er sie ihm vermählen wolle. Zuerst empört sich ihr fürstlicher Stolz; sie gesteht zwar ihre Liebe zu Otto, doch würde sie nie einwilligen, eines Dienstmanns Weib zu werden. Als aber der Graf erklärt, es würde, wenn sie beharre, Otto sein Leben in einem Kloster vertrauern müssen, und Ottos stummer Mund zu fragen schien: „Ists denn

so schwer, dem Stolz entsagen? Ich gab um dich mein junges Leben, Du willst mir nicht die Ahnen geben?" da stürzte sie sich an des Geliebten Brust. Noch ehe Otto in die Heimat zog, wurde die Hochzeit gefeiert.

Die anmuthige Geschichte, die schon von andern Dichtern behandelt worden ist, hat in Kinkel ihren glücklichsten Bearbeiter gefunden. Er hat die alte Sage in ihrer reinsten Erscheinung aufgefaßt und die romantische Seite derselben mit aller Treue bewahrt, ohne sie mit dem mystischen und bombastischen Beiwerke zu verunstalten, das man bei anderen Bearbeitungen mittelalterlicher Verhältnisse nur zu oft angehäuft findet. So schlicht und einfach die Erzählung zu sein scheint, so ist sie doch mit tiefem Verständniß der Kunst angelegt und durchgeführt, und wir bewundern vor Allem die Zartheit, mit welcher das Liebesverhältniß in allen seinen Phasen dargestellt wird. Begebenheiten, Charaktere und Naturscenen sind mit gleichem Glück geschildert und überall mit wirkungsvoller Mäßigung. Nirgend läßt sich der Dichter zu inhaltloser Breite verleiten und doch ist auch nirgend zu knappe Kürze zu gewahren. — Kinkel hatte schon in den „Gedichten" Bruchstücke aus einer zweiten lyrischen Dichtung mitgetheilt; es ist diese der „Grobschmied von Antwerpen", der, als das Obige schon zum Druck vorbereitet war, vollendet erschienen („Gedichte. 2. Sammlung". Stuttg. 1868). Der interessante Stoff — der Schmied Quintin Messys wird aus Liebe zur Tochter eines Malers selbst zum Maler — ist mit Talent verwerthet, und einzelne Stellen sind von großer Vortrefflichkeit, doch ist das Ganze dem „Otto" nicht ebenbürtig, dem es in der glücklichen Abrundung weit nachsteht.

Aus „Otto der Schütz".

Schön Elsbeth mit den Schützen ritt
Ins Thal hinab mit sachtem Schritt.
Schon witterten den Wasserduft
Die Falken, gierig nach dem Raube,
Und schrien wild nach Licht und Luft,
Laut schüttelnd die verhaßte Haube.
Schon zeigte sich des Waidwerks Ziel;
Der kleinen Wasservögel viel
Verkrochen sich im Schilf am Weiher.
Doch stehen blieb ein starker Reiher,
Der schaute trotzig und verwegen
Des Feindes Angriffsstoß entgegen.
Schön Elsbeth löst des Falken Band;
Er reckte sich auf ihrer Hand,
Und sträubte zornig sein Gefieder,
Doch duckt er sich gehorsam wieder.
Nun aber hub sie seinen Hut;
Da schwang der Vogel keck die Schellen
Und stürmte hoch mit wildem Muth
Und ließ den Jubelruf ergellen.
Schnell faßt sein scharfes Aug den Feind,
Der seinem Groll zu trotzen scheint;
Fast naht er ihm in jähem Lauf,
Da schwingt der Reiher rasch sich auf
Und beut mit starken Flügelschlägen
Dem Gegner seine Brust entgegen.
Nun strebt ein Jeder obzusiegen
Und will den andern überfliegen,
Und Beide wild mit Pfeilesschnelle
Erheben sich zur Sonnenhelle.
Der Reiher stellt sich unbehut,
Da stößt behend auf ihn der Falk —
Drauf harrte längst mit tückschem Muth
Der wohlerfahrne arge Schalk —
Schnell reckt er vor den spitzen Schnabel
Und spießt den Falken auf die Gabel;
Recht mitten brach die Brust entzwei,
Er endete mit kurzem Schrei
Und fiel mit schwirrendem Gefieder
Zu seiner Herrin Füßen nieder.
Der Reiher aber im Triumph
Sah nieder auf des Feindes Rumpf,
Und schwang in blinder Siegeslust
Die weiten Kreise stolzbewußt.
Da ward vom Tod er doch ereilt;
Denn Otto hat schon unverweilt
Auch seinen Falken losgebunden,
Den besten, den man je gefunden.
Den hatt er nach der Kunst gelehrt,
Wie man des Reihers Waffen wehrt,
Und nun im rechten Augenblick
Zog er die Haub ihm vom Genick.
Jach rauscht er auf: in weitem Kreis
Umzog den Sieger er mit Fleiß,
Mit manchem trügerischen Stoß
Macht er ihn kühn und sorgenlos,
Als wär zu bang er, bei dem Nacken
Den starken Gegner anzupacken.
Zuletzt, da schon der Reiher träg,
Hub er sich über ihn, und schräg
Schoß er zum Halse links hernieder.
Weit stob des Vogels weiß Gefieder,
Und nun im wilden Todeskampfe
Mit gellem Schrei und grimmem Krampfe
Strebt fort des Wunden matter Flug,
Der oft im Flattern überschlug;
Doch mit des Schnabels spitzem Zahn
Hielt sich der Falke grimmig an,
Indeß die Schenkel stark von Fängen
Sich in des Gegners Seiten drängen,
So ließ er sich entlang dem Weiher
Fortschleppen von dem matten Reiher.

Rasch ritt schon Otto Beiden nach
Und spähte nach des Vogels Falle,
Da — rechts von ihm ein jäher Krach!
Die junge Fichte sprang mit Knalle,
Durch dicht Geheg in schneller Flucht
Brach eines Ungeheuers Wucht:
Es war der Auerstier! Mit Macht
War er vorbeigestürmt der Jagd
Und wollte durch das tiefe Moor
Zum hohen Bergeskamm empor,
Von wo er sich zu seinem Schaden
Beim niedern Wald zu Gast geladen.
Nun schoß er mit gewaltgem Satz
Hervor auf offnen Wiesenplatz,
Ein Sohn der Hölle schwarz und wild,
Unbändger Kraft ein schaurig Bild.
Dumpf drang aus seiner Brust die Stimme,
Er schnaubte wild im Rachegrimme.
Denn aus den Seiten grausig floß
Ihm Schweiß von Speeren und Geschoß;
Die Klauen troffen ihm vom Blute
Der Hunde, die er niederwarf,
Wenn sie mit allzukeckem Muthe
Begegneten dem Horne scharf.
Und als die Beiden er erschaut,

Die neuen Feinde, auf dem Plan,
Rollt er den Schweif und brüllte laut
Und stierte glasigen Augs sie an.
Doch Elsbeths bunter Federhut
Und ihres Zelters weiße Pracht
Empörten zu Vernichtungswuth
Den düstern Sohn der Waldesnacht.
Still stand er einen Augenblick —
Dann sträubt er borstig sein Genick
Und senkte schon zum Stoß im Zorn
Tod drohend das gewaltige Horn.
Umsonst, daß Ottos lauter Schrei
Ihn lockte zu erneutem Streite —
Er sauste wild an ihm vorbei
Und schoß voran nach Elsbeths Seite.

Doch wo der Mensch des Lebens Zier
Verloren giebt dem Ungeheuern,
Da bleiben Listen noch dem Thier,
Die es zur Rettung kühn befeuern.
Denn Elsbeths Pferd, gewandt und klug,
Zog rasch den straffen Zügel freier
Und brauste langgestreckt im Flug
Vorüber zwischen Wald und Weiher.
Auch Otto, männlich rasch gefaßt,
Legt ein den kurzen Jägerspeer,
Und spornt sein Roß zu wilder Hast.
So sausten sie am Ufer her:
Elsbeth zuerst, der Ur sodann,
Und hinter ihm der kühne Mann.
Bald hätte nun des Zelters Kraft
Die Maid dem trägen Feind entrafft:
Schon that sich auf des Waldes Wilde,
Dort siegte wohl der Renner leicht,
Wenn erst das ebne Blachgefilde
Sein angstbeschwingter Lauf erreicht:
Doch weh, es zwingt das Todesgrauen
Die Maid, im Ritt zurückzuschauen —
Umsonst, daß Ottos lautes Wort
Sie drängt zur linken Seite fort;
Den Zügel zieht sie an im Krampf —
Was frommte nun des Thieres Kampf!
Zur Rechten wird es abgelenkt,
Wo vorn der Wald den Weg verengt,
Und rechts des Weihers düstre Flut
Wie lauernd auf ein Opfer ruht.
Jetzt jagen sie auf hohem Damm —
Da springt hervor ein Eichenstamm
Der tief in harten Fels gezwängt
Plötzlich den Pfad zusammendrängt.
Ringsum die jähen Klippen düstern:
Das Pferd hält an mit weiten Nüstern,
Und schnaubend, zitternd starrt es an
Des Feindes todverkündend Nahn.
Auch Otto im Verzweiflungsgraus
Sah schon den sichern Stoß voraus —
Da hub sich Elsbeth hoch im Bügel,
Fest packte sie die straffen Zügel,
Und riß das Thier mit klarem Muth
Herüber zu des Weihers Flut.
Mit aller Kraft ein Gertenhieb
Das Pferd zum kühnen Sprunge trieb,
Der von dem steilen Damm im Flug
Hinunter in den Abgrund trug.
Das Thier setzt an — allein es kürzt
Verzagt den Satz im halben Sprunge,
Und über seinen Nacken stürzt
Elsbeth hinab in jähem Schwunge.
Das Pferd, sich selber überlassen,
Weiß bald den besten Rath zu fassen,
Und rennt an dem gewaltgen Ur
Vorbei auf kaum verlaßner Spur,
Vorbei an Otto dann, und leicht
Hats bald den freien Raum erreicht.
Still steht der Ur mit stieren Blicken
Und will zum Sprung hinab sich schicken,
Wo Elsbeth aus den Fluten winkt
Und tiefer, tiefer schon versinkt.
Da trifft ihn Ottos Meisterstoß,
Recht wo das Ohr am Nacken schließt,
Wo aus des Lebens tiefem Schooß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer in mächtgem Pralle,
Und Otto selber kam zu Falle,
Weil ihm sein todverschöpftes Roß
Im Gegenstoß zu Boden schoß.

Da war er hin dem Feind gegeben,
Und sie versank im kalten Grab,
Wenn nicht ein neu versiegelt Leben
Den Beiden die Frau Minne gab.
Denn eh noch Otto auf sich schwingt,
Ertönt ein Horn, und grimmgemuthet
Hervor ein mächtger Rüde springt;
Der packt den Ur, der matt verblutet.
Der Förster Hugo eilt ihm nach,
Der schnell des Ures Spur erjagte;
Kaum schaut er die Gefahr und jach
Beginnt den Kampf der Unverzagte.
Geschützt von dem gewaltgen Hunde
Giebt er dem Grausen Wund auf Wunde.
Doch Otto stürzt sich in die Flut —
Ach, längst ist Elsbeth schon gesunken!
Doch schwimmt noch hoch ihr Federhut
Und zeigt, wo sie den Tod getrunken.
Er taucht hinab — o Glück! er faßt
Mit starkem Arm die süße Last;
Er taucht hinauf mit kräftgem Stoß:
Ein starker Schwimmer, sammt der Bleichen,
Er zwingt das dunkle Todesloos
Und hebt sie zu des Lichtes Reichen.
Ihr Haar, vom Naß des Hafts beraubt,
Umfließt sein kühngehobnes Haupt —
Das Leben spürt er neu sich regen,
Sie neigt sich seiner Brust entgegen,
Sie fühlt mit innigem Erwarmen
Sich in des Vielgeliebten Armen.
Er schwimmt mit ihr zum Ufersaum;
Da stand ein junger Weidenbaum;
Den faßt er bei den schwanken Zweigen,
Die sich zum Wasserspiegel neigen,
Und hebt mit seiner nervigen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand.
Sie schlägt die Augen auf zum Licht,
Sie schaut ihm still ins Angesicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf seinen Mund in selgen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn fest und fester an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneschauer,
Vergessen Sorg und Angst und Trauer!
Er schmiegt in stolzer süßer Lust
An ihren Busen seine Brust.

O Priester Tod, du treuer, ächter!
Du schmiedest fest der Liebe Band;
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Rasch einst du Busen, Mund und Hand.
Du sprengst im ungeheuern Schwanken
Des Lebens scharfgezogne Schranken;

In deinem grausen Donnerlaut
Ergiebt dem Mann sich kühn die Braut.
Denn vor der aufgesprengten Pforte,
Die eine Ewigkeit erschließt,
Da gilt das Herz nur statt der Worte,
Das dann sein tiefst Gefühl ergießt.
So einteſt du in dieser Stunde
Ein scheues Paar zu ewgem Bunde.
Sie haben tiefste Qual erfahren
Und dann genossen höchstes Glück —
Es nimmt ein Leben lang von Jahren
Des Todes Gaben nie zurück!

Oskar von Redwitz.

Oskar Freiherr von Redwitz, geb. am 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach, verlebte seine Kindheit in Kaiserslautern in den Mauern des dortigen Centralgefängnisses, dessen Beaufsichtigung seinem Vater bald nach des Sohnes Geburt übertragen worden war. Er besuchte später die Schulen in Speyer, Weißenburg und Zweibrücken, und studirte seit 1841 Philosophie und Jurisprudenz in München und Erlangen. Von 1846—1849 arbeitete er als Rechtspraktikant in Speyer und Kaiserslautern, besuchte häufig das nahe gelegene Gut Schellenberg, wo er an der Seite seiner Braut, Mathilde Hoscher, einen großen Theil seiner „Amaranth" dichtete, die ihm 1851 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Aesthetik und Literaturgeschichte an der Wiener Universität erwarb. Doch blieb er nur kurze Zeit dort; schon im folgenden Jahre zog er sich nach Schellenberg zurück, wo er bis 1853 als Gast seiner Schwiegermutter weilte; dann lebte er acht Jahre auf seinem Stammschlosse Schmölz in Oberfranken, weitere neun Jahre in München, ein Jahr in Aschaffenburg und nahm endlich 1872 auf seiner bei Meran erworbenen Villa „Schillerhof" dauernden Wohnsitz. Während eines Zeitraums von 10 J. gehörte er dem bayrischen Landtage als Abgeordneter an und war als solcher Mitglied der liberalen Partei. Die Universität Würzburg verlieh ihm 1851 das Diplom eines Dr. phil. und der König von Bayern 1871 den hohen Orden der bayrischen Krone.

Oskar von Redwitz' erste Dichtung „Amaranth" (Mainz 1849. 31. Aufl. 1877) erwarb ihm sogleich eine Anerkennung, die kaum unsern größten Dichtern zu Theil geworden ist. Freilich war dieß nur in der Zeit der geistigen Abspannung möglich, die auf die Erhebung des Jahres 1848 folgte, und nur möglich, weil der katholische Ultramontanismus und der protestantische Pietismus sich vereinigten, den Dichter für einen poetischen Heiland zu erklären, durch den die deutsche Poesie wieder zur strengsten Gläubigkeit geführt werden müsse. Dazu kam das begeisterte Lob aller sentimentalen und weichlichen Gemüther, die sich von dem ahnungsvollen Dunkel und der Gefühlsüberschwänglichkeit der Dichtung bezaubern ließen. Wir sind weit entfernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß sein Gedicht eine katholische, und selbst nicht, daß es eine ultramontane Tendenz hat, wohl aber daraus, daß er sie in sentimentale und süßliche Empfindelei aufgehen läßt, daß er sich in dogmatische Erörterungen und Spitzfindigkeiten verliert. Aber auch die künstlerische Behandlung ist zu tadeln, da sie vollständig mißlungen ist. Schon daß das Gedicht eine wahre Musterkarte aller möglichen Versmaße ist, und daß diese zudem mit der größten Willkür wechseln, zeugt von des Dichters unkünstlerischer Bildung; noch mehr tritt dieser Mangel in der Composition hervor, die gänzlich zerfahren ist. Von einer epischen Entwickelung ist keine Spur; die einzelnen Abschnitte stehen mit einander weder in logischem, noch in künstlerischem Zusammenhang. Die „Amaranth" ist ein episches Schubladenstück, aus dem man beinahe jeden einzelnen Abschnitt herausnehmen und in das man ähnliche einschieben könnte, ohne daß es Schaden litte. Es hat dieß darin seinen Grund, daß das Gedicht nicht sowohl Begebenheiten erzählt, als vielmehr Situationen schildert, die zudem in einer Flut von Reflexionen, Empfindeleien und dogmatischen Auseinandersetzungen verschwimmen, weshalb das Ganze den Eindruck einer Reihe von Guckkastenbildern macht, von denen das zweite die Erinnerung an das erste auslöscht. Da jeder Abschnitt als selbstständiges Ganzes gedacht und ausgeführt ist, so ist es begreiflich, daß alle Einzelheiten gleichmäßig behandelt sind, daß dem Unbedeutenden eben soviel Gewicht beigelegt wird, als dem Bedeutenden, und daß es daher der Dichtung an Licht und Schatten fehlt. Manche Abschnitte sind allerdings, wenn man sie als selbstständige Balladen, Romanzen

oder Lieder betrachtet, recht gut, aber als Theile eines größeren Ganzen betrachtet, verlieren sie aus den angegebenen Gründen allen Werth.

Die Sprache der Dichtung ist dem Inhalt entsprechend, d. h. sie ist süßlich, oft gesucht, nicht selten unklar. Häufig begegnet man Ausdrücken, deren Bedeutung man vergeblich zu entziffern suchen würde, wenn nicht der Zusammenhang einiges Licht auf sie würfe. Wer weiß z. B. was „Ein Rößlein mit Gedankenhufen" ist? Metaphern, denen eine unklare Anschauung, Halbgedachtes zu Grunde liegt, kommen häufig vor; fehlerhafte Gleichnisse sind ebenfalls nicht selten, und hin und wieder wirken solche sogar komisch, z. B. wenn es heißt, daß dem Baume, wenn seine erste Knospe im Frühling sprießt, so zu Muth sein muß, als dem Jüngling, dem die Geliebte den ersten Kuß auf die Lippen drückt.

Die in der „Amaranth" berichtete Begebenheit ist einfach. Der junge Walther zieht nach Italien, um sich nach dem Willen seines verstorbenen Vaters mit der reichen Ghismonda zu vermählen. Unterwegs lernt er im Schwarzwald die fromme Amaranth kennen, zu der er in Liebe entbrennt, die auch von ihr erwiedert wird. Doch setzt er seine Reise fort, um des Vaters Versprechen zu erfüllen; er findet in seiner Braut ein stolzes, gemüthloses und ungläubiges Wesen, das ihm Amaranth desto herrlicher erscheinen läßt. Alle Versuche, sie zu bekehren, scheitern an ihrem starren Gemüth; als er sie auf dem Gang zur Trauung auffordert, vom Unglauben abzulassen, verhöhnt sie ihn, worauf er sie verläßt, in den Schwarzwald zurückkehrt und Amaranth heimführt. Ohne Zweifel ist dieß ein tüchtiger Kern, den ein wahrer Dichter zu einer lebensvollen Gestaltung hätte entwickeln können; aber abgesehen von den oben bezeichneten wesentlichen Mängeln sind einzelne Punkte der Erpfindung geradezu verletzend. So läßt Ghismondas Vater um Walther werben; so will Walther der Amaranth seinen Brautring aufdringen; Walther ist über seiner Braut Herzlosigkeit und Unglauben empört, aber er wird von ihrer üppigen Erscheinung gefesselt, und während seine Sinnlichkeit seine bessere Ueberzeugung besiegt, entschuldigt er sich damit, daß er das Versprechen seines Vaters halten müsse, dem er doch noch vor dem Traualtar untreu wird. Und dazu bewegt ihn nicht das harte und böse Gemüth seiner Braut, nicht das Bewußtsein, daß er eine andere liebt, nicht die Ueberzeugung, daß er diese unglücklich macht, die ihm ihre erste reine Liebe gewidmet hat, sondern der Umstand, daß Ghismonda seine Frage nicht beantwortet, ob sie auch Christum ihren Heiland erkenne, und zwar, wie der Dichter unkluger Weise ausdrücklich bemerkt, aus Stolz nicht beantwortet.

Durch den Beifall ermuntert, den die „Amaranth" gefunden hatte, ließ Redwitz bald darauf eine zweite epische Dichtung erscheinen „Ein Märchen" (Mainz 1850); aber obgleich auch dieses mehrere Auflagen erlebte, so mußten sogar des Dichters Verehrer gestehen, daß die „Tändelei mit Sonnenschein und Waldesduft, mit Vogelgesang und Wellengerieſel" eine gar zu geschmacklose Kost sei.

Aus „Amaranth".

Gondelfahrt.

Der See ist ganz mit sich allein,
Ihn überkömmt das Schlafen;
Ihn sang verhallend der Regen ein
Vom Schloße her des Grafen.
In einem kühlen Bett er liegt,
Hat nimmer seines Gleichen;
Kein Königskind ist so gewiegt
In all der Erde Reichen.

Die Ammen sind das Felsgestein,
Viel hohe Fraungestalten;
Die beugen sich zu ihm hinein,
Die betend sein Haupt umhalten;
Dort lehnen zwei halbeingenickt,
Umschlungen zu innigem Paare,
Doch ewig wach die Alte blickt,
Fernüber mit schneeigem Haare.

Wohl treuer nimmer Mütter sind,
Als solche Wartefrauen;
Sie alle nur im fremden Kind
Ihr eignes Bildniß schauen;
Sie nehmen den Sammt vom eignen Kleid,
Damit das seine zu schmücken,
Des eignen Hauptes Laubgeschmeid
Auf seine Stirn sie drücken.

Doch auch der Himmel schmückt sein Bett,
Er giebt ihm all sein Prangen
Den Mond, als himmlisch Amulet,
Hat er ihm umgehangen;
Sein blaues Friedensparadies
Hält schirmend ihn umbogen,
Ihm haben die Sterne ihr goldnes Vließ
Verklärend angezogen.

Und erst die Nacht, die singt ihn ein
Mit ihren Wiegengesängen;
Längs hin am Strand in Kluft und Stein
Die luftgen Harfen hängen;
Sie rauschen aus Cypressen bald
Wie alte Heldensagen,
Bald flüstern sie im Lorbeerwald
Wie sehnend Liebesklagen.

Und drüben am Strand im bleichen Licht,
Durchs Dunkel der Oliven
Des Schlosses weißer Giebel bricht,
Wie Eis aus Meerestiefen;
Von seiner Herrin träumt der See,
Sie käme bald gefahren,
Und kräuselnd spielt der Finger Schnee
In seinen schimmernden Haaren.

Und wogend die feuchte Brust sich hebt,
Ihm kömmt ein selig Ahnen;
Der Kranz auf seinen Locken bebt,
Da rauschts in den Platanen, —
Und schaukelnd und plätschernd mit reizender Tracht,
Die Gondeln vom Strande stoßen;
Es klingeln die Lauten, es glühn in die Nacht
Die Ampeln wie Lilien und Rosen.

Und in der reichsten Gondel ruht
Das Paar auf sammtenen Sitzen,
Am Baldachin voll Purpurgluth
Die lichten Franzen blitzen;

Der Edelknab ist Gondelier,
Gar stolz hinausgebogen;
Ihn grüßt in schwanker Reiherzier
Sein Antlitz aus den Wogen.

Wohl geht ein Flüstern leis ringsum,
Ein Biegen und ein Senken;
Das Brautpaar nur allein ist stumm,
Es hat wohl viel zu denken;
Es senkt das Haupt der Bräutigam,
Dreht spielend an seinem Ringe,
Sie starrt hinaus, sie knüpft voll Schaam
Das Gürtelband zur Schlinge.

Da hat sie von der Gondel Kiel
Die Harfe herauf gezogen,
Drückt fest ans Herz das goldne Spiel,
Vom nackten Arm umbogen;
Und zitternd Klang um Klang sie weckt,
Sie sollen mit ihr klagen;
Herr Walther fest den Ring sich steckt,
Sein Aug ist aufgeschlagen.

Sie lehnt vom Fackelschein umflammt,
Das Haar im Nachtwind lose;
Aus ihrer Wange bleichem Sammt
Taucht eine matte Rose;
Ihr leuchtend Auge starrt ihn an
Wie eine stumme Klage:
Was hab ich dir zu Leid gethan?
Gieb Antwort meiner Frage!

Herr Walther biegt zu ihr heran
Von dem geschwellten Pfühle,
Ihm ist, als ob geheim den Kahn
Zum tiefsten Grund es spüle;
Und ohne daß sein Herz es denkt,
Reicht er die Hand hinüber,
Und wieder sich sein Antlitz senkt,
Die Locken quellen drüber.

Sie läßt, des Liebsten Hand im Schoos,
Die Harfe wieder hallen;
Es brechen ihr die Thränen los,
Auf seine Hand sie fallen;
Die zuckt, als fiel es brennend drauf,
Sie spürts durch alle Glieder;
Er hebt das Haupt vom Schwertesknauf
Legt ihr den Arm ums Mieder.

Da hebt, umfaßt von seinem Arm,
Sie singend an zu klagen,
Sie blickt ihn an in reizendem Harm,
Er kann es kaum ertragen;
Als wär mit der verschleierten Nacht
Sie im geheimen Bunde,
Durchkreist ihr Aug mit trügender Macht
Der Wasser stumme Runde:

„Ahnst du, mein Lieb, den Geist der Welt?
Er kömmt einhergezogen
Herab vom höchsten Sternenzelt
Bis zu den tiefsten Wogen.
Er stieg hervor aus der Natur,
Darin er aufgegangen —"
Was hält sein Arm so zitternd nur
Das Herz der Braut umfangen?

„Die Berge spüren seinen Hauch,
Er flüstert rings im Riede;
Cypressenkron und Myrthenstrauch
Durchströmt er in lispelndem Liede. —"

O Walther, es grüßt dich am Himmel dort
Wie deiner Mutter Züge!
Es weht um dich ihr frommes Wort:
Kind! Glaube nicht der Lüge!

„In meinem Garten auf sein Geheiß
Beginnen die Rosen zu springen,
Von ihm gelehrt im Lorbeerreis
Die Nachtigallen singen. —"
„O Amaranth, was weinest du,
Kniest betend vor dem Bette?
Was nickst du mir so schmerzlich zu,
Als ob ich nicht lieb dich hätte? —"

„Mir selber ist sein Odem nah,
Wie bin ich von Schauern durchronnen!
Mein Lieb! Auch wir entflossen ja
Zwei Tropfen vom ewigen Bronnen! — —"
Da stockt ihr Odem, ihr Lied, es bricht
Wie von geheimen Gewalten;
Sie sinkt zurück, aufs Angesicht
Muß sie die Hände halten.

Herr Walther bricht vor ihr ins Knie,
So heiß und so erkaltet,
Er beugt sich zitternd über sie,
Die Hand er ihr entfaltet;
Er muß ihr an die Lippe roth
Zu langem Kusse sinken;
Ihm ist, als tränk er dran den Tod,
Und doch! Er muß ihn trinken.

Otto Roquette.

Um die nämliche Zeit wie die „Amaranth" erschien „Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen" (Stuttg. 1851) von Otto Roquette. Auch dieses Gedicht erlebte eine große Zahl von Auflagen (die 43. 1876); doch haben weder ultramontane, noch pietistischere Parteien dessen Verbreitung befördert, und wenn auch manche sentimentale und romantisch schwärmende Gemüther sich von der „Brautfahrt" angezogen fühlten, so hat sie gewiß auch nicht weniger manche jugendkräftige Seele angesprochen. Prinz Waldmeister wird auf seiner Brautfahrt zur Prinzessin Rebenblüthe, der Tochter des Königs Feuerwein, von einem Professor, der mit seinem alten Freunde, dem Kaplan, spazieren gieng, aufgegriffen und in die Botanisierbüchse gesteckt. Singende Studenten stören das Gespräch der Beiden, und der Kaplan ergießt sich in Zornausbrüchen gegen die muthwillige Jugend und den Mißbrauch des Weins; noch gewaltiger wird aber sein Zorn erregt, als er die Studenten in seinem Garten bei seinem Wein trinkend und singend erblickt, den seine Köchin ihnen gebracht hatte. Der Hofstaat des Prinzen wartet vergeblich auf ihn, bis ihm endlich die Nachricht seines Unglücks berichtet wird. Alles eilt in das Haus des Kaplans, wo der Professor die Nacht zubrachte, und quält diesen mit Brennen und Stechen u. s. w., doch werden auch viele von dem Professor erschlagen und unterdessen ergreift der Prinz die Gelegenheit, sich zu befreien. Er eilt zu seiner Braut, wo er feier-

lich empfangen wird; alle edlen und unedlen deutschen Weine bringen ihren Glückwunsch. Im Keller zu Johannisberg trifft man Vorbereitungen zur Hochzeit; die Diener des Prinzen beschließen, noch weitere Rache an dem Kaplan zu nehmen, der die herrliche Gottesgabe des Weins so oft geschmäht und verläumdet habe. Die Gelegenheit bietet sich dar, als der Kaplan auf einem Spaziergange in ein Wirthshaus geräth, in welchem die Studenten sich der Jugendlust hingeben. Sie ziehen ihn halb widerwillig in ihren Kreis und setzen ihm so lange zu, daß die Wein- und Kräutergeister ihm in den Kopf steigen und er zum Entsetzen seiner Pfarrkinder, denen er so oft Enthaltsamkeit und Mäßigung vorgepredigt hatte, das tollste Zeug treibt.

Das ganze Gedicht ist von einer jugendlichen Heiterkeit beseelt, die den Leser unwiderstehlich hinreißt und ihn über die Mängel hinwegsehen läßt, als deren größter der zu bezeichnen ist, daß man nicht recht weiß, ob der Dichter die Kräuter und Weine personificiert hat oder nicht, oder vielmehr, daß er zwischen der doppelten Auffassung hin- und herschwankt. Als Glanzpunkte der Dichtung sind das Zechgelage der Studenten und die Episode von der Liebe des Jägers zum Winzermädchen zu bezeichnen, worin die märchenhafte Verbindung des Prinzen Waldmeister und der Prinzessin Rebenblüthe einen realistischen Gegensatz erhält.

Die Dichtung, welche Roquette der ebenerwähnten folgen ließ „Der Tag von St. Jacob" (Stuttg. u. Tüb. 1852), hat den Beifall nicht gefunden, aber auch nicht verdient, der jener zu Theil ward. Es fehlt ihr an Einheit, indem zwei Handlungen neben einander geführt werden, die zwar in einander greifen, aber nur ganz äußerlich verbunden sind, die Liebesgeschichte eines Landmanns aus Einer der Waldstätte und seiner Pflegeschwester und der Heldenkampf der Schweizer gegen die Armagnaken, welche der Volkswitz so prächtig „Arme Gecken" nannte. So viele poetische Schilderungsmittel der Dichter auch aufbietet, so giebt er doch kein anschauliches Bild des Landes, vielmehr sogar ein falsches, indem er z. B. von Weinbergen an den Ufern des Vierwaldstätterees spricht und die Heldin von Alpnach über Gletscher nach dem Jura ziehen läßt. Die Sprache ist dem Munde der schlichten Landleute oft ganz unangemessen, z. B. wenn das Mädchen die „Glorie" ihres Geliebten rühmt. Auch die Verse sind hart, was der Dichter selbst gefühlt hat, da er sein Lied ein „starres, sprödes" nennt. Nicht besser ist „Herr Heinrich. Eine deutsche Sage" (Stuttg. u. Tüb. 1854), die mit der märchenhaften Beziehung Heinrichs des Voglers zur Fee Ilse beginnt und dann dessen Liebe zur Tochter Kaiser Konrad's erzählt, deren Herkunft Heinrich erst erfährt, als Konrad ihm auf dem Sterbebette seine Wahl zum Kaiser bekannt macht. Auch hier hat der Dichter die doppelte Handlung nicht zur harmonischen Einheit gestaltet. Ein drittes Epos „Hans Heidekuckuck" (Berl. 1855), das ebenfalls eine historische Unterlage hat, entbehrt der Jugendfrische, die in vielen Gedichten Roquettes und in seinem „Waldmeister" so sehr anspricht. Von seinen kleineren epischen Dichtungen erwähnen wir nur das höchst ergötzliche „Doctordiplom". Der liebe Gott will promovieren, bringt dem Professor eine Dissertation, wird jedoch abgewiesen, weil sie nicht gelehrt genug sei und viel Bedenkliches, ja Polizeiwidriges enthalte; auch habe er die Collegien nicht fleißig genug besucht. Der Satan schreibt ebenfalls eine Dissertation, die er aus tausend andern, namentlich aber aus den Werken des Professors zusammenträgt und er erhält unter den größten Lobeserhebungen das Doctordiplom.

„Hernach war ein großer Doctorschmaus, Die ganze Fakultät gieng bespitzt nach Haus, Und ist hinfort daran kein Zweifel, Daß alle Gelehrten reitet der Teufel."

Aus „Waldmeisters Brautfahrt".

Dort wo der Gießbach vom Gebirg
Heruntertanzt mit hellem Ton,
Durch grüner Dämmerung Bezirk
Schweift wandelnd just des Waldes Sohn.
Frisch blickt er drein, als wär der Wald
Sein Königreich, sein Thron die Felsen,
Hoch, jugendkräftig von Gestalt,
Schlank wie die üppig grünen Elsen.
Ein Jägerhut, die Feder drauf,
Beschattet die gebräunte Wange,
So steigt er kühn den Fels hinauf,
Der schräg sich hebt am Bergeshange.
Dort überblickt man weit das Thal
Im morgenhellen Sonnenstral.
Hoch in der Bäume grünen Wipfeln
Mit leisem Rauschen spielt die Luft,
Und fernher zu des Berges Gipfeln
Dringt Glockenton und Frühlingsduft.
Und unter eines Eichbaums Schatten
Streckt er sich nieder in das Gras.
In seinem dunklen Auge gatten
Sich Stolz und Muth, — doch noch Etwas
Zieht oftmals durch der Seele Spiegel
Mit weicherm Glanz, als läge tief
Im Busen ein geheimes Siegel,
Noch ungelöst, noch unverstanden,
Und doch zur Lösung immer mahnend,
Und sanftere Gedanken fanden
Den Weg, ein tief Geheimniß ahnend.
Und sieh, was zieht des Jägers Hand
Verstohlen, zögernd jetzt hervor?
Es ist — ein einfach blaues Band.
Wie? ob das Jemand hier verlor?
Ob er es nahm? Obs ihm gegeben?
Wie ist dem Jäger nur geschehen!
Er blickt es an, als könnt im Leben
Ihm Nichts so süßen Anblick geben.
Und ist doch dran nicht viel zu sehn!
Nun schaut er auf. Sein treuer Hund
Zu seinen Füßen blickt verständig
Ihn wedelnd an, als sei ihm kund,
Was ihn bewege so lebendig.
Da springt der Jäger auf, erschreckt,
Als ob Verrätherblick hier lauschte,
Er horcht und hat doch Nichts entdeckt,
Als daß es in den Zweigen rauschte
Er späht umher, rings in die Rund,
Und straft mit stolzem Trotz die Glieder,
Und — wars doch nur sein treuer Hund,
Der ihn belauscht, der sagts nicht wieder!
Doch gleich als sei sein Stolz verletzt
Von einem spöttisch innern Wort,

So drängt es nun, und treibt und hetzt
Ihn aus dem Waldreviere fort.
Sein Antlitz decket dunkle Röthe,
Als sei das Räthsel von dem Band
Dem ganzen Walde schon bekannt!
O daß sich jetzt nur Etwas böte,
Mit Einem Ruck die wilde Regung,
Das widerstrebend trotzge Blut
Zu dämmen aus geschwellter Fluth
In die gemessene Bewegung!
Ha, dort die Büchse! Schnell ein Schuß,
Und wärs nur in die blauen Lüfte!
Und wie es donnert durch die Trifte,
Wogt schon in ruhigerem Fluß
Die heiße Lebensströmung wieder,
Als wären so mit Donnerton
Verscheucht die Lauscher und die Späher.
Die aber waren nicht entflohn,
Die saßen fest und saßen näher,
Als ers geahnt, als ers gewußt,
Die saßen in der eignen Brust.
Doch glaubt ers nicht, und pfeift im Gehn
Ein Stückchen seiner Jägerlieder
Mit hellem gellendem Getön.
So steigt er von den Felsen nieder.

Waldmeister schaut ihm lächelnd zu
Und spricht zur Freundin an der Seite:
„Mein hold Gemahl, und wähnest du,
Daß Dem das Wild nur Lust bereite?
In dessen Herzen wards schon reger,
Waldmeister kennet ja die Jäger!"
Spricht Rebenblüthe: „Jenes Band,
Maria hat es einst getragen."
Waldmeister drauf: „In seiner Hand
Ists nun, was kannst du mehr noch fragen?
Warf er es weg? O nein, behende
Verbargens bebend fast die Hände.
Und, hör mich an, ich will dir künden
Warum sein Wesen stolz und starr:
Glaubt mir, Natur schafft wunderbar
Tief in des Menschenherzens Gründen.
Sieh diesen an. Die junge Brust,
Noch ungelöster Räthsel voll,
Ward nur der Kraft sich erst bewußt,
Die frisch, ursprünglich sie durchquoll.
Das Waldrevier war seine Welt,
Hier unterm grünen Laubgezelt
Fand er Entzücken, fand Genügen,
Und schlürfte es in vollen Zügen,
Und horch, da schmettert eines Tages
Ein fremdes Vöglein durch den Hain,
Das schönste ists des ganzen Hages,
Wie trillerts hell im Sonnenschein!
Er horcht, er hats noch nie vernommen,
Wo ist das Vöglein hergekommen?
Und voller stets tönt seine Weise,
Und all die andern horchen leise.
Doch, wie gekommen, ists entflogen,
Der Jäger suchts, er spürts nicht auf,
Der ganze Wald ist schon durchzogen,
Er wiederholet seinen Lauf.
Er findets nicht, es kam nicht wieder,
Es sucht sich einen andern Wald,
Allein die Töne seiner Lieder
Sind nimmermehr dem Ohr verhallt.
Sie summen immer süßre Weisen,
Die andern Lieder sind entflohn,
Sie säuseln stets in innig leisen
Akkorden wohlbekannten Ton.

Wie? Sind sie wirklich denn verloren,
Die andern Klänge? Knall und Schuß,
Und Sturmgebraus aus Wolkenthoren?
Des muntren Jagdhorns helles Dröhnen,
Der Meute Toben durch den Wald,
Des Wiederhalles Antworttönen,
Daß das Gebirge donnernd schallt?
Will sich denn stets zum Ohre drängen,
Und weiter noch, ins Herz sogar,
Mit immer weicheren Gesängen
Das fremde Liedlein? Wunderbar!
Bald ist es Last, bald ists Genuß,
Er sträubt sich, daß ers dulden muß,
Der kräftge Jäger, nicht gewöhnt.
Daß ihn ein fremd Gefühl verhöhnt.
Er muß es dulden ohne Wahl,
Der Baum der Kraft, er treibet Blüthe,
Noch weht es duftend durchs Gemüthe,
Und sieh, er liebt zum Erstenmal!
Doch noch ist nicht das Wort gesprochen,
Das schwer gesundne Zauberwort,
Das all die Knospen aufgebrochen.
Nun hälts zurück, nun treibt es fort,
Nun möchten alle Töne klingen,
Nun heben, senken sich die Schwingen,
Und was Geheimniß ist gewesen,
Das treibt, das drängt, das muß sich lösen —
Komm, komm, in jenen dunklen Gründen
Den Jäger wieder aufzufinden.
Da ist er! Tritt an ihn heran —
Er spürts — er lauscht — er ist im Bann!"

Und sieh, der Jäger fühlt ein Fächeln,
Als ob ihn Rebenduft umwehe,
Er träumt von einer holden Nähe,
Von zweier Veilchenaugen Lächeln!
Er träumt — der Wald wird ihm zu enge,
Und der Gedanken bunt Gedränge
Macht ihn vergessen, daß schon neben
Ihm, statt des Waldes, blühn die Reben.
Er athmet auf aus seinen Träumen,
Er sieht sich fern des Waldes Bäumen,
Er schwankt, ob weiter? ob zurück?
Mit zögerndem, verstohlnem Blick
Sieht er des Winters Haus, den Hügel —
Und wie dem Knaben, der, dem Zügel
Der Streng entsprungen, nach der Frucht,
Des Nachbargartens goldner Spende
Klopfenden Herzens, halb in Flucht
Und halb im Angriff streckt die Hände,
So klopft das Herz des Jägers heftig.
Doch lustig tanzen und geschäftig
Prinz und Prinzessin vor ihm her,
Und locken, bis von Ungefähr
Er steht dicht vor des Winzers Haus.
Sie kichern, wie er sich geberdet,
Als sei die halbe Welt gefährdet,
Und lachen den Verlegnen aus.

Jetzt blickt er an der Gartenthür
Zum kleinen stillen Haus empor.
Wie sind die Blumen all in Flor,
In bunter Reih, in schönster Zier!
Sein Hund fliegt freudig mit Gebelle
Hinauf die überlaubten Stufen:
„Fingal, zurück!" Da hilft kein Rufen,
Er bebt, kaum kann er von der Stelle.

Maria hörts, erschrickt und zittert,
Soll sie dem Aug, den Ohren traun?
Von Lust halb und von Angst erschüttert,

Wagt sie es kaum, hinaus zu schaun.
Da springt schnell durch die offne Pforte
Fingal mit lustgem Sprung herein,
Als wär er längst bekannt am Orte,
Umtänzelt er die Herrin sein.
Erröthend sieht Maria nun
Des treuen Thiers gelehrig Schmeicheln,
Und sie erwidert schnell sein Thun,
Liebkosend ihn mit sanftem Streicheln.
Sie tritt heraus, der Jäger steht
Dort grüßend unterm Laubengange,
Und durch zwei junge Seelen geht
Ein Himmelsodem selig bange.
Noch wechseln sie kein Wort, doch bellend
Springt Fingal hin und springet her,
Sich ihm bald und bald ihr gesellend,
Den strengen Herrn nicht fürchtend mehr
Sie nähern sich, sie sehn sich an —
Nicht hält sich mehr der Jägersmann.
Er faßt des Mädchens beide Hände,
Ein langer Blick — wer Worte fände!
Und dann, — die Knospe ist gesprungen,
Sie halten innig sich umschlungen.

Adolf Böttger.

Die epische Dichtung ist, wie wir schon oben gesagt haben, Adolf Böttgers eigentliches Gebiet. Wenn auch keines von seinen zahlreichen epischen Gedichten den höchsten Grad der Vollendung erreicht, so ist doch auch keines, das nicht Anerkennung verdiente, und mehrere gehören zu den bessern Erscheinungen der Zeit. Neben einer reichen und fruchtbaren Phantasie, die nie in das Uebertriebene und Unnatürliche abirrt, besitzt er eine große Gestaltungsgabe, die sich eben sowohl in der sicheren Zeichnung der Charaktere als in den Naturschilderungen kund giebt, welche durchgängig wahr und anschaulich sind. Er ist eben so glücklich in der Wahl als in der Behandlung seiner Stoffe, in deren Darstellung er stets den richtigen Ton trifft. So weiß er in der Darstellung der verschiedenen Zeiten und Nationalitäten, in denen sich seine Gedichte bewegen, das Costüme mit großer Sicherheit durchzuführen und die wahrsten und lebensvollsten Gemälde zu entfalten. Seine Sprache ist reich, gewandt, er behandelt die metrische Form mit seltener Meisterschaft. Der Reim ist reich und wohllautend, und er weiß durch denselben oft die größte Wirkung hervorzubringen, besonders wenn er des komischen Effektes wegen die kühnsten Verbindungen wagt.

Eine seiner frühesten epischen Dichtungen „Till Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht" (Lpz. 1849), das er übrigens schon vor den Märztagen des Jahres 1848 schrieb, ist leider unvollendet geblieben, so daß sich nicht beurtheilen läßt, was es als Ganzes geworden wäre. Die Abschnitte, die er daraus veröffentlichte, sind von dem glücklichsten Humor eingegeben, mit welchem er emancipationssüchtige Frauen, habgierige, ihre Schriftsteller mißbrauchende Verleger, heuchlerische Pietisten, taglöhnernde Literaten scharf und glücklich persiflierte. Unter dem Einfluß des Revolutionsjahres 1848 und seiner bejammernswerthen Folgen entstand „Hyazinth und Lilialide. Ein Frühlingsmärchen" (Lpz. 1849), bei welchem nur das zu tadeln sein möchte, daß die Beziehungen auf die Zeitverhältnisse zu scharf hervortreten, was den Genuß der Dichtung einigermaßen verkümmert, weil man durch die Anspielungen von derselben abgezogen wird. Wo sich solche Beziehungen nicht aufdringen oder gar nicht vorhanden sind, ist die Dichtung von der größten Wirkung. — Unter dem Titel „Düstere Sterne" (Lpz. 1851) veröffentlichte Böttger drei Erzählungen „Pausanias", „Magdalene" und „Don Juan", von denen die erste durch reiche Mannigfaltigkeit der Situationen, die zweite durch glückliche Witze anspricht. Des Dichters glänzendstes Erzeugniß ist „Habana" (Lpz. 1853), das noch größere Wirkung hervorbringen würde, wenn die Form nicht willkürlich wechselte; auch macht dies keine angenehme Wirkung, daß die einzelnen Abschnitte meist nur aus wenigen Strophen oder Zeilen bestehen und immer nur Einen Gedanken oder Eine Thatsache enthalten, was dem Ganzen den Charakter des Abgerissenen und Zerhackten aufprägt. Die innere Tüchtigkeit der Dichtung ist jedoch so groß, daß man selbst diese wesentlichen Mängel übersieht. Die Naturschilderungen sind von großer Pracht und lebensvoller Anschaulichkeit; die Begebenheiten sind klar entwickelt und mit großer Kunst dargestellt, die Charaktere scharf und wahr gezeichnet. Die Liebe der Indianerin Guara zu ihrem Retter, dem Spanier Sanchez, die wachsende Leidenschaft derselben, ihr Haß gegen den Mörder ihres Kindes, ihr Entschluß, ihren ganzen Stamm zu verderben, ihr endlicher Wahnsinn und ihr Tod, Alles das ist vortrefflich motiviert und eben so vortrefflich ausgeführt. Wie sicher er seinen Stoff beherrscht, beweist die unten mitgetheilte Stelle, zu deren Verständniß wir Folgendes beifügen. Der wilde Macabo, der sich um Guara bewarb, aber von ihr gehaßt wurde, hatte die Liebenden überfallen, war jedoch von herbeieilenden Spaniern niedergeworfen, gefesselt und darauf in das Gefängniß der Veste Ropla geworfen worden; die mitgetheilte Stelle erzählt, wie es ihm gelang, sich zu befreien.

Von reicher Phantasie und großer Gestaltungsgabe zeugt „Der Fall von Babylon" (Lpz. 1855); spannendes Interesse gewähren die poetischen Erzählungen, die er unter dem Titel „Cameen" (Ebd. 1856) veröffentlichte. „Das Buch der Sachsen" (Ebd. 1858), das in selbstständigen Rhapsodien die Hauptmomente der sächsischen Geschichte erzählt und die bedeutendsten Fürsten so wie andere berühmte Männer vorführt, beweist des Dichters Talent, in den verschiedensten Erscheinungen das poetische Element aufzufassen und in „Göthes Jugendliebe" (Eb. 1862) ersehen wir, daß ihm der gemüthliche Humor eben so gut gelingt, als ihm der witzige und selbst boshafte im „Eulenspiegel" gelungen ist.

Aus „Habana".

Reglas Felsenveste spiegelt
Schaukelnd sich auf Meereswogen,
Die der Sonne letzter Glutschein
Ueberstreut mit Feuerrosen.
Tiefe Stille — nur das Ave
Zieht verhallend durch die Lüfte
Von dem Mund andächtger Beter.

Droben in dem dumpfen Kerker,
Den kein Lichtstral je erhellte,
Liegt Macabo, Flüche murmelnd,
Auf der feuchten Binsenmatte.
Seine Ketten rasseln schaurig,
Wenn er sich verhaltnen Grimmes
Auf dem Lager hin und her wirft;
Wüthend seine Fäuste ballend,
Zerrt er an der Eisenfessel,
Doch da fruchtlos all sein Streben,
Sinkt er matt zurück aufs Lager;
Zu den Göttern geht sein Wehruf.

Langsam richtet jetzt Macabo
Sich empor, und greift und tastet
An der moderfeuchten Mauer;
Endlich nähert einem Steine
Sich die nervge Hand — er ist es,
Den er emsig rastlos suchte.
Und er preßt sich an die Quadern,
Reibt und scharrt mit seiner Kette,
Mit den Klammern, die sich schließen,
Der Granitwand morsche Fugen,
Daß der Mörtel niederbröckelt,
Und der Kalk sich löst in Stücke.
Immer heißer, immer schärfer
Mit vor Kraft verbißnen Lippen
Schabt und ruckt und schiebt der Wilde
An der Platte, daß sie rüttelt,
Locker weicht aus ihrer Lage.

Süßer Lohn von mondenlanger,
Unverdroßner Müh und Arbeit!

Freudig grinsend fühlt Macabo,
Daß am Ziel er seines Strebens,
Fiebrisch zuckt ihm jeder Muskel,
Wie der Stein aus Fug und Banden
Sich heraushebt —
Horch! Da dreht sich
In dem Kerkerschloß der Schlüssel;
Klirrend fällt der Riegel nieder,
Und zur Thüre tritt mit derbem
Männerschritt herein der Wächter;
In der Rechten eine Fackel,
Einen Korb in seiner Linken,
Wein darin und Brot und Früchte.

Und zum Wilden, der sich hurtig
Vor dem losgerißnen Steinblock
Hingeworfen und mit Aechzen
Krankheit lügt und Schwäche heuchelt,
Kehrt sich barschen Tons der Spanier:
„Was vertrieb dich von dem Lager,
Daß du kauerst hier im Winkel?
Was soll dein Gestöhn und Winseln!
Hier ist Futter, rothe Bestie!
Deinen Leib kannst heut noch mästen,
Hier sind Früchte, hier ist Palmwein,
Nimms und weide deine Gurgel
An der letzten Henkermahlzeit!

Morgen in der Dämmerfrühe
Harrt der Halsbandorden deiner,
Der mit pressendem Verlangen
Dich umschnürt und zu den Göttern
Deine Heidenseele wirbelt.
Fluch den Deinen, daß mit Golde
Sie nicht ausgelöst dein Leben!"

Nieder zu Macabos Füßen
Setzt der Spanier Trank und Speise,
Und verläßt dann stumm den Kerker.
Rasselnd schließen sich die Riegel.

Wie ins Anschaun eines theuren
Götzenbildes süß verloren,
Blickt Macabo auf die Früchte,
Auf den würzgen Saft im Kruge.
Aber schauervoll durchrieselnd,
Eiskalt wie ein Beil den Nacken,
Fährt ihm noch das Wort des Spaniers,
Ihm der Fluch der Henkermahlzeit
Durchs Gebein — er schreckt zusammen,
Jäher Abgrund klafft verschlingend
Vor der wuthdurchtobten Seele.
Nach dem Weinkrug faßt er krampfig,
Leert ihn halb; mit beiden Händen,
Die vor innerm Grolle zittern,
Hebt er ihn empor und stammelt
Zu dem düstern Geist des Unheils
Sein Gebet und sein Gelübde:
„Du böser Geist, deß Arme riesig groß
Erschütternd wühlen in dem Erdenschoos,
Der Fieber, Pest in Schauerhöhlen braut,
Mit ihrem Fluch die Frücht und Blüten thaut,
Daß die verruchte, falsche Menschenbrut
Den Tod draus athmet, Gift zerstört ihr Blut;
Du großer Geist, dich ruf ich flehend an,
Lös meine Ketten, brich den Kerkerbann.

Guaras Herz durchbohr der Rache Pfeil,
Und Sanchez Haupt zerschmettr ein Donnerkeil.
Hilf mir zur Flucht, mit deiner List und Macht,
Häng drüber tief die schwarze Wimper Nacht!
Beim Kranich, hier in meine Brust geätzt,
Schwör ich dir, urgewaltges Wesen, jetzt,
Dankopfer Menschenblutes dir zu weihn,
Sammt der Erschlagnen Seufzer, Flehn und Schrein!
Den letzten Trunk trink ich dir drunten zu;
Die Stunde drängt — nun hilf und rette du!"

Riesenkräftig, löwenmarkig
Rafft er jetzt sich auf, und klammert
An den Stein sich, zerrt und rüttelt,
Daß er rollend niederwuchtet.
Durch die Höhlung drängt er pressend
Halb den Leib, und sieht mit Schrecken,
Daß er — weh! in eine Zelle
Matt von Lampenlicht beschienen,
Doch ins Freie nicht hinausblickt.
An der Wand in tiefem Schlummer
Liegt gestemmt auf einen Schemmel
Ein Soldat und schnarcht behaglich.

Furchtbar überläufts Macabo,
Qualvoll drängt ihn die Minute;
Den Verrath gilts zu ersticken
Oder sichern Tod zu leiden —
Ein Gedank — er hat entschieden.
Schlangengleich quetscht durch die Oeffnung
Er sich stracks, erklimmt die Diele,
Todeskraft strömt durch das Mark ihm,
Nur ein Ruck — die Ketten springen —
Und im Anlauf tigergierig
Stürzt er auf den Spanier nieder,
Daß entseelt der Arme hinrollt.

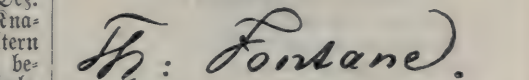
Rasch die Kleider ihm entreißend,
Knüpft er sie zum Strick zusammen,
Dann ein Satz zur Gitterluke, —
Um den Eisenring die Schlinge
Flugs geworfen — und hinunter
Glitscht er langsam an der Mauer.

Schon begann der Tag zu dämmern,
Als Macabo auf den Vorsprung
Einer Felsenklippe, blutend,
Athemlos, erschöpft herabsank.
Doch minutenlange Rast nur,
Und das Herz schlägt freudebebend,
Daß entronnen er dem Feinde,
Seinem Kerker, seinen Martern,
Seinem angedrohten Tode;
Und er achtet kaum mit Lächeln
Seiner wunden Glieder Brennen,
Als er von dem Felsgesteine
An den Zacken niederklettert;
Häuptlings stürzt er in die Wogen,
Die zu seinen Füßen rollen,
Daß die weißen Wasserkämme
Ueber ihn zusammenschlagen:
Dann mit festem Stoß sie theilend
Schwimmt gerettet er, gesichert
Seines Dorfes Hütten zu.

Theodor Fontane.

Theodor Fontane, geboren am 30. Dez. 1819 zu Neu-Ruppin, verlebte seine Knabenjahre in Swinemünde, wohin seine Eltern seit 1827 ihren Aufenthalt verlegt hatten, besuchte von 1833 die Berliner Gewerbschule, da er sich dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie zu widmen gedachte. Erst 1849 widmete er sich ausschließlich schönwissenschaftlichen Arbeiten. Nachdem er sich schon eifrig mit dem Studium der englischen Sprache und Literatur beschäftigt hatte, reiste er 1852 und zum zweiten Male 1855 nach England, wo er an drei Jahre verblieb und dessen Literatur, Theater und Kunst ein tiefeingehendes Studium widmete. Seit 1859 lebt er wieder in Berlin, schriftstellerisch thätig, und ist seit 1876 erster Sekretär der Akademie d. K.

Theodor Fontane trat zuerst mit einer kleinen Sammlung „Männer und Helden. Acht Preußenlieder" (Berl. 1850) in die Oeffentlichkeit, in denen er meist Preußische Krieger aus der Zeit Friedrich's II. in derber und den Bänkelsängerton glücklich nachahmender Weise besang. Größeres Talent entwickelte er in dem Balladen-Cyklus „Von der schönen Rosamunde" (Dessau 1850. 3. Aufl. Dresd. 1863), worin er den bekannten schonen Stoff mit großer Selbstständigkeit in schöner und gewandter Form erzählte. Wenn wir auch nicht wüßten, daß er die englische Poesie mit Vorliebe studiert und sich lange Zeit in England aufgehalten hat, würde man es aus seinen „Balladen" (Berl. 1861) erkennen, und zwar nicht blos aus denen, welche er mehr oder weniger frei englischen Dichtern nachgebildet hat, sondern auch aus seinen selbstständigen Schöpfungen. Schon dieß ist bezeichnend, daß er zum großen Theil Stoffe aus der englischen Geschichte wählt, aber auch die anderen, welche er entweder selbst erfunden oder nach irgend



einer Ueberlieferung behandelt hat, athmen ganz den Geist der englischen Balladen. Davon sind jedoch die in der genannten Sammlung wiederholten Preußenlieder und einige andere auszunehmen, die vor seinem Aufenthalt in England entstanden sind, und mehr den Charakter der deutschen Dichtung an sich tragen. In allen entwickelt er eine schöne Gestaltungsgabe, die sich sowohl in der anschaulichen Darstellung der Begebenheiten als in der kräftigen Zeichnung der Charaktere ausspricht.

Fontane verdient aber noch als lyrischer Dichter Anerkennung; seine „Gedichte" (Berl. 1851) erfreuen durch Gedankenreichthum, glückliche Behandlung der Form und eine einfache, aber stets edle Sprache. Wie in den Balladen macht er einen mäßigen Gebrauch von Bildern, aber es machen dieselben durch ihre glückliche

Wahl stets eine gute Wirkung. Seine Reiseskizzen „Ein Sommer in London" (Dessau 1854), „Aus England. Studien über englische Kunst, Theater, Presse u. s. w." (Berl. 1860) und „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" 3 Thle. (Ebd. 1862—71) zeichnen sich durch gefällige Darstellung und interessanten Inhalt aus.

1. Die arme Else.

Die Mutter spricht: „Lieb Else mein,
Du mußt nicht lange wählen;
Man lebt sich in einander ein,
Auch ohne Liebesquälen;
Manch Eine nahm schon ihren Mann,
Daß sie nicht sitzen bliebe,
Und dünkte sich im Himmel dann,
Und Alles ohne Liebe."

Jung Else hörts und schloß das Band,
Das ewge am Altare,
Es nahm zur Nacht des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war zu Sinn, als ob der Tod
Zur Opferbank sie triebe,
Sie gab ihr Alles nach — Gebot,
Und Alles ohne Liebe.

Der Mann ist schlecht, er liebt das Spiel,
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hause weint zu viel,
Und ewig schrein die Kinder;
Spät kommt er heim, er kost, er — schlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägts, wie nur die Liebe trägt,
Und Alles ohne Liebe.

Sie wünscht sich oft, es wär vorbei,
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber sucht sie, immer neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie schmeichelt ihm, und ob er dann
Auch kalt bei Seit sie schiebe,
Sie nennt ihn ihren liebsten Mann,
Und Alles ohne Liebe.

2. Treu-Lischen.

„Mein Lieschen, stell das Weinen ein,
Auf Regen folgt ja Sonnenschein,
Ich kehr mit Schwalb und Flieder
Und wohl noch früher wieder."

Der Bursche sprachs. Vom Giebeldach
Sah ihm Treu-Lieschen lange nach,
Bis Hoffnung wiederkehrte
Und ihren Thränen wehrte.

Die Aeuglein wurden wieder klar,
Das Herze jeden Kummers bar, —
Sie wußte, mit dem Flieder
Kam ihr der Liebste wieder.

Der Frühling kam mit Duft und Klang,
Treu-Lieschen harrte mondenlang,
Herbstwind durchfuhr den Garten, —
Vergeblich war ihr Warten.

Wohl kam der Frühling viele Mal,
Ihr Liebster nimmermehr ins Thal,
Doch Lenz um Lenz aufs Neue
Rief sie: „Nun kommt der Treue!"

Es konnt ihr Herz, das Jahr um Jahr
Dem Liebsten treu geblieben war,
Es konnts ihr Herz nicht fassen,
Er habe sie verlassen.

Grau ward ihr Haar, welk ihr Gesicht,
Das Alter kam, sie wußt es nicht,
Ihr Hoffen und ihr Lieben,
Ihr Herz war jung geblieben.

Und als der Tod sie heimgeführt,
Hat ihn das treue Herz gerührt,
Und mit des Liebsten Mienen
Ist er vor ihr erschienen.

3. Die Hamiltons

oder:

Die Locke der Maria Stuart.

Lord William kam zu sterben,
Lord William Hamilton;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Nun höre mich an, Sir John!

Ich lasse dir Land und Leute,
Unsren Namen und unsren Ruhm,
Ich lasse Dir, mehr als Alles,
Dieser Locke Heiligthum.

Ich sah die Locke fallen,
Ich hörte der Scheere Schnitt —
Und als Maria gebetet,
Da betete leis ich mit.

Da hab ichs still geschworen:
Zu tragen in Leid und Lust,
Zu tragen in Jubel und Thränen,
Diese Locke auf der Brust.

Ich hab sie in Thränen getragen
Und laß erst im Tode davon; — —
Für die Stuarts zu leben und sterben
Das schwör auch Du, Sir John."

Lord William hat es gesprochen,
Sir John hats treu gemeint:
Erst barg er still die Locke,
Dann hat er still geweint.

Er trug sie zwanzig Jahre
Und als sein Stündlein kam,
Er mit des Vaters Worten
Die Locke vom Herzen nahm.

Er gab sie seinem Sohne
Und der Sohn dem Enkel dann;
Ihr Erbtheil war die Treue,
Und der Locke Talisman.

Und als auf blinkendem Zelter
König James gen London zog,
Und als auf schwarzem Schaffote
Karls Haupt vom Rumpfe flog.

Und als an der Boyne wieder
„Stuart" das Feldgeschrei, —
In Lust und Leid, die Locke
Und die Hamiltons waren dabei.

Und waren dabei zuletzt auch,
Als auf Cullodens Plan
Ihre Augen das Distelbanner
Noch einmal flattern sahn.

's war wieder ein Lord William
Und wieder ein Sir John,
Ein Alter und ein Junger,
Doch Jeder ein Hamilton.

Der Junge focht zu Fuße,
Der Alte focht zu Roß,
Bis eine engliſche Kugel
Ihn aus dem Sattel ſchoß.

Hin reicht er ſeinem Sohne
Die Locke, roth von Blut,
Er hatte nicht Zeit zu ſprechen,
Er ſprach nur: „Wahre ſie gut!"

Er wahrte ſie gut, der Junge,
Manch Mond und manches Jahr,
Der Junge ward ein Alter, —
Das Herz blieb, wie es war.

Und als in letzten Tagen
Ihm Kunde kam ins Haus:
„Sie trugen im fernen Süden
Den letzten Stuart hinaus;"

Da ſprach er, als er ſterbend
Seinem Sohne die Locke gab:
„Die Stuarts ſind geſtorben,
Doch die Treue kennt kein Grab."

Und ſiehe die Hamiltons wahren
Bis heut ihren alten Ruhm;
Doch Eines mehr als Alles,
Der Locke Heiligthum.

Archibald Douglas.

„Ich hab es getragen ſieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr;
Wo immer die Welt am Schönſten war,
Da war ſie öd und leer.

Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme, was da kommen ſoll
Und komme, was da mag."

Graf Douglas ſprichts. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch, roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Her jagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf ſich aufgericht,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, ſchaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knieen gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugeſpitzt.

Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich Dich fiſchen und jagen froh
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

O denk an Alles, was einſten war,
Und ſänftige Deinen Sinn,
Ich hab es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„Ich ſeh Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör Deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Er iſt ein Douglas doch.

Ich ſeh Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das iſt alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär ein verlorner Mann."

König Jakob gab ſeinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt gieng ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneſchall,
Ich will es nicht fürder ſein,
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall —
Und ihm ſchütten die Körner ein.

Ich will ihm ſelber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder aufs Neu
Die Luft im Vaterland.

Und willſt Du nicht, ſo hab einen Muth,
Und ich will es danken Dir,
Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier."

König Jakob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht,

„Nimms hin, nimms hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du.

„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und du reitest an meiner Seit,
Da wollen wir fischen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit."

Richard Georg Spiller von Hauenschild.

„Cordula. Graubündtner Sage." Frühlingslied von Max Waldau (Hamb. 1851. 2. Aufl. 1855) erzählt die Befreiung des Gotteshausbundes von dem Druck der Vögte. Adam von Cawogask nimmt einen Greis auf, der von den Knechten des Vogtes von Gardovall verwundet worden war, als er seinem Sohn zur Flucht verhalf, der im Gebiete der Burg ein Wild erlegt hatte, und läßt ihn dann durch Volker, um ihn der Rache des Vogts zu entziehen, in einen Wald bringen. Volker, der seine Eltern nicht kannte, hatte als Knabe Cordula, Adams Tochter, gerettet, als sie mit ihm von einer Lawine verschüttet worden war. Seitdem waren Jahre vergangen; Cordula war zur blühenden Jungfrau, Volker zum kräftigen Jüngling erwachsen. Bei dem täglichen Umgang war die kindliche Neigung der Beiden zur glühenden Liebe geworden; Volker, der den Abstand zwischen der reichen Erbin und dem armen, elternlosen Jüngling begriff, mied das Haus Adams je länger, je mehr, doch war er heimlich immer um die Geliebte und kam ihr bei jeder Gelegenheit zu Hülfe. Cordula hielt ihr Gefühl für Sünde; sie wallfahrtet nach Madulein, wo sie einem greisen Mönche beichtet, der, ihre Unschuld erkennend, sie freundlich tröstet. Auf dem Rückweg wird sie von drei Knechten des Vogtes überfallen und fortgeschleppt; Volker, der dazu kommt, eilt ihnen nach und es gelingt ihm, die Jungfrau zu befreien. Unterdessen war der Herr der Knechte mit Reisigen gekommen, es entspinnt sich ein Kampf mit herbeieilenden Bauern, welche nach tapferer Gegenwehr vor der Uebermacht flüchten müssen. Volker bringt Cordula zu ihrem Vater, der ihre Liebe billigt; aber weil er Unheil von Seite der Gewaltherrscher voraussieht, bestimmt, daß die Heirath erst nach einem Jahr stattfinden soll. Unterdessen sucht Adam im Volke den Gedanken an Vertreibung der Gewalt zu wecken und zu nähren. Am Abend vor der Hochzeit, als Adam und Volker abwesend waren, erscheint der Vogt, dem es zwar nach dem Besitz der Jungfrau gelüstet, der aber, von ihrem würdevollen Benehmen besiegt, sich wieder entfernt. Einer seiner Knechte, Rolf, überredet ihn, die Jungfrau entführen zu lassen; er giebt diesem den Auftrag, sie zu holen; es begegnet ihm Adam, dem er des Vogtes Willen bekannt macht. Da dieser einsieht, daß hier nur List helfen könne, schwört er, seine Tochter selbst am folgenden Tag in die Burg zu bringen. Während der Nacht sammelt er seine Freunde, die ihre Hülfe zusagen. Am Morgen befiehlt er seiner Tochter, ihr Brautgewand anzulegen und ohne ihr mitzutheilen, was er vorhat, geht er mit ihr auf die Burg. Unterwegs schließen sich die Freunde dem Zug an, und erst da entdeckt Adam seiner Tochter den Willen des Vogts. Als der Vogt die Ankunft Cordulas vernimmt, geht er ihr entgegen; er will sie umfassen, aber Adam schlägt ihn nieder; die bewaffneten Bauern, die unterdessen in einem Hinterhalte verborgen lagen, und mit ihnen Volker, eilen herbei; die Burg wird erstürmt und erobert, worauf sie in das Dorf zurückkehren, um die Hochzeit der Liebenden zu feiern.

Dieß ist der gedrängte Inhalt der Dichtung, der freilich den großen poetischen Reichthum nicht ahnen läßt, den der Dichter in der Ausführung des Stoffes entwickelt hat. Die Naturschilderungen sind von seltener Großartigkeit und zugleich von großer Wahrheit; die Begeben-

Hauenschild

heiten sind mit wenigen Ausnahmen klar und lebendig erzählt; die Zeichnung der Charaktere, selbst der untergeordneten, zeugt von eben so tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, als von der Gestaltungskraft des Dichters; namentlich sind die Stellen von unübertrefflicher Schönheit, in denen er das innere Leben der Personen zur Anschauung bringt. So ist die Schilderung der Verzweiflung Cordulas, als sie in der Nähe der Burg erfährt, daß der Vogt ihrer begehre, des größten Dichters würdig; ergreifend ist der Schmerz des Vaters dargestellt, der seiner Tochter den Plan der Verschworenen nicht entdecken darf, um denselben nicht voreilig zu verrathen. Die reiche und fließende Sprache und der rhythmische Fall der Verse erinnert an Gottfried von Straßburg. Die zweite Bearbeitung zeugt von dem künst-

lerischen Streben des Dichters, der beinahe keine Zeile unverändert gelassen hat; doch ist es ihm nicht gelungen, alle Mängel der ersten Bearbeitung zu tilgen. Daß die Erzählung hier und da unklar ist, haben wir schon bemerkt; die Bilder sind manchmal geschmacklos („Der Erinnerung Heu"), vor Allem ist aber die Ueberfülle von Reflexionen zu tadeln. Es sind dieselben, an sich betrachtet, zwar von großer Schönheit, und sie würden, zu selbstständigen Gedichten verarbeitet, an Tiefe des Inhalts und Trefflichkeit der Darstellung Nichts zu wünschen übrig lassen; aber, in das Gedicht verwebt, stören sie dessen epischen Gang um so mehr, als in ihnen der Dichter zu sehr hervortritt.

Ein ebenso großes Talent tritt uns in „Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Dichtung von Max Waldau" (Hamb. 1854) entgegen, da sich darin eine eben so fruchtbare Erfindungs- als Gestaltungsgabe beurkundet. Rahab ist die feile Dirne, welche den Juden unter Josua ihre Vaterstadt Jericho verrieth, und deshalb bei der Erstürmung der Stadt allein nebst den Ihrigen verschont wurde. Die Motive dieser That berichtet die Bibel nicht, wie sie überhaupt zu dem eben Mitgetheilten Nichts hinzufügt. Es reizte den Dichter, „eine rein menschliche Erklärung für einen in seiner grausen Großartigkeit durchaus vereinzelt stehenden Verrath zu suchen". Er hat ihn auf folgende Weise motiviert. Rahab ist von einem Vornehmen verführt und dann auf die niederträchtigste Weise geschändet worden. Während ihrer Abwesenheit war das väterliche Haus niedergebrannt und ihre Eltern waren in den Flammen umgekommen. Man bezeichnete sie allgemein als die Urheberin des Brandes und sie mußte sich auf Befehl des Königs in der ihr angewiesenen Wohnung Allen Preis geben. Aus Rache verräth sie die Stadt, verfällt aber nach Erstürmung derselben in Wahnsinn, da ihr im Kampf zum Tode verwundeter Bruder sie verflucht, als er ihren Verrath erfährt. Ohne Zweifel ist das Motiv der Rache glücklich erfunden und beruht auf Kenntniß des weiblichen Charakters, der seiner Leidenschaft, sie mag als Liebe oder Haß erscheinen, Alles aufzuopfern vermag; dagegen sind die Thatsachen welche Rahab zu ihrer That veranlaßten, durchaus ungeeignet, da die Schändlichkeiten, die der Unglücklichen zugefügt worden, eine viel zu vereinzelte Erscheinung sind, als daß sie zum Gegenstand einer Dichtung gewählt werden dürften; denn die Poesie hat vor Allem die Aufgabe, allgemein menschliche Verhältnisse darzustellen.

Aus „Cordula".

Die Lawine. — Volker und Cordula.

„Es war, als ob am Himmelsrund
Derselbe Stern für Beide zog,
So daß sie jeder erste Fund
Zusammen erhob aus der Fremde Gewog;
Und wie verschieden auch immer gestaltet
Ihr Schicksal sich zunächst entfaltet,
Man sah, vom selben Rocken rann
Der Faden, den ihr Leben spann. —
Wo ihn die Mutter gebar zum Licht,
Das wußt er wahrlich selber nicht,
Und die er seine Sippe nannte,
Die waren nur menschlich ihm Verwandte,
Bei denen er oft in freundlicher Hut
In tobendem Wetter und Nachts geruht.
Ein Knabe war er wandernd gekommen,
Der Vögel fieng und Pfeile schnitzte,
Und liebreich ward er aufgenommen,
Wo irgend ein gastliches Feuer blitzte:
Es lag in seinen Augen ein Bann,
Der ihm die Herzen im Fluge gewann.
Heut war er hier, und morgen dort,
Ihm ward zur Heimath jeglicher Ort,
Doch seine Herzensheimat schien
Das Hochgebirg, und bergwärts ziehn
Sah man den Burschen, der kräftig gereift,
Stets eh die Wolken das Frühroth streift.

Ihr hatten die Rosen zehnmal kaum
Mit duftger Wonne geschmückt den Raum
Und friedlicher Kindheit träumerisch Spiel,
Noch wiegte froh ihr knospend Gemüth,
Als längst sein Blick ein ernstes Ziel
In kühner Jagd zu erreichen bemüht.
Das Leben erkämpft er sich Schritt um Schritt,
Und warb und rang, und stritt und litt, —
Ihm ragten am Lebens-Rosenstrauch
Viel Dornen und dürre Zweige auch.
Doch heiter strebt' er fort und fort,
Im Herzen des Muthes reichen Hort
Stieg Felsen hinan, die schroff und steil,
Und fällte Gemsen mit Bolz und Pfeil. —
Da fand er einst, — er war auf der Flucht,
Schneestürze bedrohten von Oben die Schlucht, —
Ein schlafendes Kind im Haidekraut,
Das hatte sich ohne Sorge sein Bett
Aus Moos und Kräutern warm und nett
Hart zwischen den Pfad und den Schlund gebaut.
Es mochte mit einer Mähherschaar,
Die jetzt noch fern auf der Alme war,
Verlassen haben der Eltern Haus,
Erdbeeren zu pflücken für Spiel und Schmaus,
Und hüpfte hin und her und sprang,
Und machte dreifach denselben Gang.
Dann ward es müde vom rauhen Steg
Und mußte ruhen auf halbem Weg.
Nun lag es da von den Menschen fern,
Vergessen auf öder Alpenwand,
Vergessen zwischen Himmel und Land,
Halb eine Blume, halb ein Stern: —
Als Blume bald vom Schnee erstickt,
Als Stern vom Sturme hinabgeschickt,
Nun lag es freundlich da und schlief,
Und sog die Luft behaglich tief,
Den Kopf in den nackten Arm geschmiegt,
Das goldene Haar vom Winde gewiegt.
Aufzuckend leise der Wimpern Saum,
Wie wenn das Herz umflüstert ein Traum,
Vom Schlafe geröthet das liebe Gesicht
Und mild verklärt vom Abendlicht —
So lag wie in der Mutter Schooß
Das Kind im Neste ahnungslos.

Schon krachts in der Höh und stöhnt und brüllt,
Als würden die Rippen des Berges enthüllt;
Die Luft wird schwül und drückend schwer,
Und heulend sauft sie im Sturme daher;
Die Vögel entflattern wie herbstlich Laub

Und nieder rieselt eisiger Staub.
Hier schleicht nicht leise heran der Tod,
Vorsichtig schleifend die knöchernen Sohlen,
Und flüstert ins Ohr kein giftig Gebot
Und winkt nicht schweigend und tückisch verstohlen;
Hier ringt er nimmer Brust an Brust
In blutig rasender Schlachtenlust,
Wo Kraft sich messen kann mit Kraft,
Und glühend entfesselte Leidenschaft
Siegloses Leben des Reizes beraubt,
Siegreichen Tod ein Glück noch glaubt;
Hier hüllt er, ein zwiefach grausiger Fluch,
Lebendige selbst in das Leichentuch.
Die Berge, die riesigen Orgelpfeifen,
Die müssen ein schaurig Requiem dröhnen,
Der Sturm muß Tasten auf Tasten greifen
Und blasen, daß die Bälge stöhnen ....
Und drüber wölbt sich zuckend die Luft
Als bleierne Kuppel zum Dome der Gruft.
Wer mit der Sekunde nicht enteilt,
Wer zaudernd, sinnend, berathend verweilt,
Dem wälzt sich eine Welt auf die Welt,
Die ihn für immer begraben behält.
Und Volker blickt auf das rosige Kind,
Und wieder hinauf nach Nebel und Wind:
Dann schleudert er fort Geschoß und Stock,
Dazu von der Schulter den Gemsenbock,
Der tagelangen Gefahren Lohn, —
Und hält in den Armen das Mädchen schon,
Und eilt, so sehr ihn die Last auch hemmt,
Und späht, wo nieder ein Fels sich streckt,
Der überhängend ein Plätzchen deckt.
Kaum ist er gefunden, und kaum erreicht,
Als auch der Aether jäh erbleicht:
Hinunter prasselt und donnert und dröhnt,
Was eben noch den Berg gekrönt,
Felsblöcke, körniges Eis und Schnee,
Ein stürzender Berg, ein strömender See,
— Der Berg zerschmettert zu Schutt und Kies,
Der See erstarrt zu Flocken und Gries, —
Das rollt und wälzt sich endlos fort
Und schwillt und wächst von Ort zu Ort,
Zerknickt die Tannen mit grauser Kraft
Und schießt als Wurfspeer weiter den Schaft.
Der Boden zittert und wankt und wiegt,
Bis rings die Stätte begraben liegt,
Weithin begraben Hügel und Grund,
Des Berges Flanken schrundig und wund,
Mit Splittern und Grond das Thal gefüllt
Und leichenfahl die Sonne verhüllt ....
War Alles vorüber, Alles vorbei?
Verschlungen selbst der letzte Schrei?
Hat ihre Flucht zur Rettung genützt,
Der Felsenhang ihr Leben geschützt?
Wer kann es wissen? Die graue Wand
Wol aufrecht unter den Trümmern stand,
Doch mag sie leicht ein Grabmal sein,
Denn weit umher giebt blendenden Schein
Ein Schneegefilde kalt und dicht:
Der Schleier, einst vor des Berges Gesicht,
Umfängt jetzt faltig seine Hüften,
Und keine Hand vermag, ihn zu lüften.
Ob sie geborgen oder vernichtet,
Ob all ihr Leben zu Ende gedichtet,
Das wüßten sie selber nicht zu sagen,
Auch wenn in der Brust die Herzen noch schlagen.
Das Sausen, das über sie niederkam,
Dem Hirne alles Besinnen nahm;
Zu Boden vom Wirbel der Luft gepreßt,
Hielt sinkend Eins am Anderen fest,
Und dachte nicht mehr, und träumte nicht,
Und schloß die Augen für alles Licht ....
Darüber verrollte lange Zeit,
So blaß und leer wie die Ewigkeit. —

Doch endlich erweckt ein dumpfes Gefühl
Den Jäger auf seinem Felsenpfühl.
Den Athem spürt er schon beengt,
Den Leib in ein eisiges Laken gezwängt;
Er regt die Hand, doch kann ers kaum,
Und wie er zu tasten versucht im Raum,
Da findet er steif sich hingestreckt
Und Brust und Leib mit Schnee bedeckt.
Erst drückt die Angst ihn bleischwer nieder
Und fesselt aufs Neue seine Glieder,
Dann spornt und hetzt sie ihn zum Kampf
Und schnellt ihn aufwärts wie im Krampf;
Ihm pocht das Herz, sein Athem fliegt,
Doch hofft er, so lang die Kraft nicht versiegt,
Und greift und stemmt, und zuckt und stößt,
Bis endlich die lastende Decke sich löst,
Mit Einemmal die Rinde zerspringt,
Und Haupt und Rumpf empor sich ringt.
Noch sind ihm die Sinne halb gefangen,
Und wie er drängt, und wie er stürmt,
Da spürt er rings mit Starren und Bangen
Haushohen Schnee zum Trichter gethürmt,
Der rechts und links an den Stein sich schmiegt,
Dieweil er selbst auf dem Grunde liegt.
Als bleicher Halbmond grenzt sich oben
Des Kraters freie Oeffnung ab,
Und rüstig gilts, die Kraft zu proben,
Sonst weigert seine Beute das Grab.
Kaum trägt ihn der Schnee, oft wühlt sich der Fuß
Versinkend ein und rollt im Schuß
Nach Unten die losen, bröckelnden Massen;
Oft will den Klimmer der Muth verlassen,
Wenn, da die Höhe fast erreicht,
Der starren Faust die Schneeschicht weicht,
Und er, dem schon das Herz sich geweitet,
Nun wieder hinab in die Tiefe gleitet.
Er kann nicht rasten, er muß hinan,
Und immer neu der Kampf sich entspann —
Da ragt er glücklich über den Rand ....
Wer könnte sagen, was er empfand?!
Er ist entronnen der frostigen Gruft,
Er athmet erquickende Sommerluft,
Mit tausend Sternen lichterloh
Begrüßt ihn das Leben wonnig und froh, —
Ihn aber befremdet der nächtige Schein,
Ihm ist, als müßt es Tag noch sein ....
Erst wars genug, daß er leben darf,
Auch weiß er, was ihn nieder warf,
Doch starrt er umher und sinnt sich zurecht,
Als steckt er in eines Traumes Geflecht,
Daß weiter hinab die Lawine schoß,
Und nur ihr Gefolg, ihr rieselnder Troß,
Nach beiden Seiten vom Felsen zertheilt,
Mit minderer Wucht sein Lager ereilt,
Das wird ihm ohne Mühe bekannt,
Doch sinnt er immer noch unverwandt —
Und plötzlich erfaßt ers mit lautem Schrei,
Daß ja das Kind noch zu retten sei.

Verzweifelnd stiert er hinab in den Schlund,
Und wagt nicht zu hoffen auf glücklichen Fund,
Sein Klettern hat die Rettung erschwert,
Denn, wäre das Kind auch unversehrt,
Jetzt ward es sicher beschüttet zu tief,
Als daß es nicht für immer entschlief.

Doch, soll er selbst, wo möglich bloß,
Das herzzerreißende Todesloos,
Zur Wahrheit machen, indem er geht? ...
Wie hat ihn so rührend angefleht
Der friedliche Schlaf und das Kindergesicht ....
Er kanns nicht lassen, er läßt es nicht,
Und ob ihn die alte Gefahr auch bedroht,
Er hört nur seines Herzens Gebot.
Kaum daß er die Muskeln straffer fühlt,
So gleitet er nieder und starrt und wühlt,
Bis er die Hand, die tief im Verließ
Die seine bewußtlos von sich stieß,
Aufgreift im schaurig kalten Schacht;
Dann gräbt er weiter mit ganzer Macht,
Befreit den Leib und befreit das Haupt,
Und — hat die Kleine dem Eise geraubt.
Er hebt das Kind ... es lastet dumpf,
Und unbeweglich bleibt sein Rumpf,
Die Glieder sind spröde, die Lippen steif,
Die Wimpern umblitzt krystallner Reif ....
Er eilt, von grauser Angst beschwingt,
Die alten Stufen hinan und bringt
Hinauf in den lauen, belebenden West
Das Kind im Arme treu und fest.
Da haucht ers an und küßt es lang,
Und horcht an der Brust unsäglich bang:
Sein eignes Herz kaum pochen mag,
Daß hörbar werde des andern Schlag;
Und selbst den Athem hält er zurück
Und harrt, wie auf ein seliges Glück
Daß ihn ein Hauch des Kindes berührt;
Und immer wieder lauscht er und spürt,
Umschlingt und küßt, und preßt und reibt,
— Doch regungslos die Kleine bleibt.
Da ringt er die Hände, klagt und weint,
Und trostlos er im Herzen meint,
Die Leiche sei nur entrissen dem Schlund,
Um still sie zu betten in Friedhofsgrund. —
So wars ein schwerer, trauriger Gang:
Durch Trümmer und Schnee den Berg entlang,
Mit keuchender Brust und brechenden Knien,
Das Kind am Herzen, hinunter zu ziehn.
Zum Tod erschlafft und fieberheiß,
Die Augen trüb und die Stirn voll Schweiß,
Gelangt er ins Dorf. Kaum ists erreicht,
Als auch die letzte Kraft entweicht, —
Er fleht nur noch mit heiserem Schrei
Die lang ersehnte Hilf herbei,
Dann wird der Kopf ihm wüst und schwer,
Er sinkt auf den Rasen und fühlt Nichts mehr.

Moritz Hartmann.

So anerkennungswerth das lyrische Talent Hartmanns ist, so stehen wir doch nicht an, zu erklären, daß er für die epische Dichtung einen weit entschiedeneren Beruf hat, denn er besitzt eine unverkennbare Gestaltungsgabe, die sich insbesondere darin kund giebt, daß er die charakteristischen Eigenthümlichkeiten fremder Nationalitäten mit sicherer Schärfe aufzugreifen und in anschaulicher Weise darzustellen versteht. Ob er uns Stoffe aus dem alten oder neuen Rom, aus Spanien oder Indien, aus England oder Frankreich vorführt, immer treten die Begebenheiten und Personen in der größten historischen Wahrheit auf, welche durch die poetische Behandlung verklärt wird. Wie in seinen lyrischen Gedichten ist auch hier die Einfachheit der Darstellung und die künstlerische Mäßigung zu rühmen, ja es tritt dieselbe hier noch lebendiger hervor. Nirgends hascht er nach effektvollen Worten und Phrasen, und doch weiß er immer den wirkungsvollsten Ausdruck zu finden. Seine Balladen haben oft einen düsteren Hintergrund; der Schmerz um das unglückliche Vaterland konnte den Dichter nicht zu heiteren Bildern gelangen lassen; aber überall zeigt sich des Dichters menschenfreundliches Herz, das für jegliches Elend, für jede Seelengröße tiefes Gefühl hat. Wir erwähnen nur die ergreifende Dichtung „Kiwin", eine treffliche Verherrlichung der Liebe des Weibes, das, von seinem ascetisch-fanatischen Mann verstoßen, ihm überall folgt, seinen Schlaf bewacht, ihn pflegt, ohne daß er es weiß, und immer wieder verstoßen, immer wieder seinen Schritten folgt. Aber des trefflichen Weibes Aufopferung bleibt nicht ohne glückliche Wirkung; mit ihrem Tod wird es ihm klar, daß die wahre Religiösität nicht in äußeren Werken oder Gebeten, sondern in der hingebenden Liebe besteht. Vortrefflich ist die Erzählung „Die Böhmischen Bauern", welche die Sage behandelt, daß der Kaiser Friedrich noch lebe. Ja er lebt noch, ruft der Dichter aus, er lebt noch im Herzen und in den Wünschen der Geknechteten.*) In „Herrn Mannwelts Woche" spricht sich des Dichters Entrüstung über die Trostlosigkeit der Lebensverhältnisse aus. Die Frommen beten, aber jagen die Armen von ihrer Thür weg; die Kaufleute betrügen, der Greis heirathet ein junges Mädchen, die Mütter geben ihre Kinder feilen Ammen, die Eheleute scheiden und stoßen ihre Kinder in das Elend, das Volk verjagt einen tyrannischen König und jubelt einem neuen zu, der es noch ärger bedrängt. Ueberall, wohin Mannwelt seine Blicke richtet, trifft er Elend und Bosheit, nur in der freien, einsamen Natur findet er Ruhe und Zufriedenheit.

Nicht weniger gelungen sind die Parabeln, deren tiefer Sinn lebendig zur Anschauung gelangt; so „Die Perlen" und die „Lampe". In der ersten verspotten die Araber die perlenfischenden Engländer, denn ihnen werden doch trotz aller Anstrengung die schönsten nicht zu Theil, welche Gottes Engel im tiefsten Meeresgrunde bereiten. Aber einst wird sie ein Auserwählter finden, und Dieser wird ein Araber sein.

„Ahnung eines Unerreichten ists, was jedes Volk beseelt,
Und das Höchste zu erringen, glaubt sich jedes auserwählt."

In der „Lampe" klagt die Frau eines Rabbi, daß sie am Sabbath Nichts zu essen und keine passenden Kleider habe. Der Rabbi zeigt ihr eine Lampe, diese sei von Gold, aus ihrem Erlös könne sie alle ihre Wünsche bestreiten. In diesem Glauben lebt sie von Sabbath zu Sabbath und stirbt selig.

*) Des Volkes Kinderblick durchdringt die Hüllen,
Der Kaiser lebt in Geist und Freiheitswillen,
Die schlechte Heiden jetzt in Banden halten.
Des Volkes Glaube wird ihn einst beschwören,
Die Fessel sprengt er dann und kommt, zu hören,
Dann bebt, ihr Heiden! denn die Gläubgen walten!
(Des Kaisers Geist. Sonett.)

Die Sammlung „Schatten" (Darmst. 1851) enthält außer einem lyrischen „Intermezzo" mehrere poetische Erzählungen, die mit einer einzigen Ausnahme („Kalotas oder der Bund der Gleichen. Ein Traum") nicht weniger durch ihren echt poetischen Gehalt als durch ihre vortreffliche Darstellung fesseln. Diese erinnert durch ihre leicht bewegliche Sprache, ihre fließenden Reime, die gelungenen Schilderungen und die meist glücklichen Bilder an Wieland, mit dem Hartmann bei seinem ernsten Wesen sonst nichts Gemeinschaftliches hat. Unter denselben ist die erste „Sackville" auch die beste, bei der wir jedoch eine andere oder gar keine Einkleidung wünschten. Herzog von Sackville, Dies ist der Gang der Erzählung, wartet mit den Seinigen in einer einsamen Herberge des Hochlandes auf den Herzog von Brüce, seinen vertrauten Freund, um sich mit ihm auf Leben und Tod zu schlagen. Brüce hatte nämlich den Ritt, den Sackville einst mit Böhmens Königin gemacht, am Versailler Hof in verletzender Weise erzählt. Auf Bitte seiner Begleiter berichtet ihnen Sackville die Begebenheit. Nach der Schlacht am weißen Berg war er nach Prag geeilt, um die Königin Elisabeth zu retten, mit der er aufgewachsen war, und der er auch als Page gedient hatte. Als er in die königliche Burg kommt, ist Alles geflohen, nur die Königin, die vergessen worden war, findet er in einem Winkel des Hofs. Er schwingt sie auf sein Pferd und rennt mit ihr davon. Die folgende Beschreibung der Flucht und der mancherlei Hindernisse, die zu besiegen sind, ist voll Leben und poetischer Anschaulichkeit; mit der größten Zartheit schildert uns der Dichter, wie der junge Krieger, der das schöne Weib in den Armen hält, von der innigsten, schon lange in ihm schlummernden Liebe erfüllt ist, aber nur die Locke der Schlafenden zu küssen wagt. Am Abend des zweiten Tags kommen sie in ein Schloß, das erst vor wenigen Stunden verlassen worden war. Der Ritter bringt die Königin in ein Gemach, wo sie sich der Ruhe überläßt; er aber bleibt am Thore, um für die Sicherheit der hohen Frau zu wachen. Doch überfällt ihn der Schlaf. Vor Tagesanbruch wird er durch nahen Lärm aufgeschreckt; es sind die Reiter, die sie schon lange verfolgen. Sie stürmen herbei; Sackville, durch die Dunkelheit gedeckt, erlegt Viele; doch fängt schon seine Kraft an zu ermatten, als die Königin mit dem treuen Roß erscheint und ihm eine Hinterpforte zeigt, durch die sie entfliehen. Bald bemerken es die Feinde und stürmen ihnen nach. Endlich erreichen sie, Dank dem trefflichen Pferd, die sächsische Grenze; allein eine hohe Felswand versperrt ihnen den Weg. Sie konnte wohl erklommen werden, aber dem Pferd war sie unzugänglich. Um das treue Thier nicht in die Hände feilen Trosses fallen zu lassen, ersticht er es, nachdem er es noch voll Liebe und Dankbarbeit geküßt. Dann erklimmt er mit der Königin die steile Felswand und sie sind gerettet. Kaum hatte Sackville seine Erzählung geendigt, als Brüce mit einer bewaffneten Schaar erscheint. Die Freunde beginnen den Kampf, in welchem Beide fallen. — Wir bedauern, daß der Dichter den schönen Stoff, den er seinem Freunde, dem berühmten englischen Schriftsteller Thomas Carlyle verdankt, in der berichteten Weise eingekleidet hat. Wenn er die Begebenheit einfach erzählt hätte, würde die Darstellung vielleicht noch an Frische und Lebendigkeit gewonnen haben; aber wenn auch Dies nicht der Fall wäre, so ist die Einkleidung doch störend. Denn erstens ist die Ursache des Zweikampfs nur ganz vorübergehend mitgetheilt, man ist immer gespannt, Näheres zu erfahren, und dann bricht das Ganze mit der kurzen Erwähnung des Zweikampfs ab, so daß man sich keine Rechenschaft geben kann, warum dieser nur erwähnt ist.

Die nämlichen Vorzüge und die nämlichen Mängel, beide jedoch nicht in dem gleichen Grad, theilt die zweite Erzählung „Die Verbannten aus Locarno", in welcher der Dichter den Zug der wegen ihres Glaubens aus Locarno verstoßenen Protestanten über die Alpen nach Zürich berichtet. Auch hier wird uns die Begebenheit nicht unmittelbar vorgeführt, sondern als Bericht des Haupts der Verbannten mitgetheilt, was ebenfalls einen schwachen Abschluß zur Folge haben mußte.

Eine seiner schönsten Dichtungen, vielleicht die gediegenste, ist „Adam und Eva. Eine Idylle in 7 Gesängen." (Lpz. 1851.) Neckisch sind die Ueberschriften der einzelnen Gesänge: „Die Schöpfung", „Das Paradies", „Das Paradies und die Schlange", „Der Baum der Erkenntniß", „Der Baum des Lebens", „Und er soll dein Herr sein", „Aus dem Paradiese ins Leben", welche sämmtlich auf die biblische Erzählung hinweisen, so daß man eine poetische Bearbeitung des Sündenfalls erwartet; aber obgleich der Stoff aus der neuesten Zeit, aus den Jahren der Napoleonschen Kriege ist, so sind jene Ueberschriften doch dem Inhalt der Gesänge vollkommen angemessen. Als die Russen, Dieß ist in Kurzem der Inhalt der schönen Idylle, zwar als Freunde nach Böhmen kamen, aber dort ärger hausten als die Feinde, schickte ein Pächter seine Nichte Eva unter der Obhut seines angenommenen Sohnes Adam in eine im dichten Wald verborgene Hütte, um sie vor allen schlimmen Einflüssen zu bewahren. Thätigkeit und geschwisterliche Liebe macht ihnen die Einsamkeit zum Paradies. Einst wird Eva von einem russischen Offizier, der zufällig in die Nähe gekommen war, überfallen; Adam befreit sie, und so rettet er sie auch später einmal, als sie auf einer Wanderung durch den Wald von einem Wolf überfallen wurden. Unter solchen Verhältnissen war ihnen unbewußt die geschwisterliche Neigung zur innigsten Liebe geworden, der die Jungfrau, von der Trefflichkeit des Jünglings besiegt, in ihrer reinen Unschuld zuerst Ausdruck gab. Pater Cyrillus, der ihnen in ihrer Einsamkeit rathend und helfend beigestanden hatte, segnet ihren Bund, der Vater, der eben gekommen ist, um sie wieder in die Heimat zu führen, bestätigt denselben. Der einfache Stoff ist vom Dichter auf das Glücklichste entfaltet worden, was ihm zunächst durch die trefflichen Schilderungen gelungen ist, die um so größere Wirkung hervorbringen, als sie mit dem Gang der erzählten Begebenheit im engsten Zusammenhange stehen; wir erwähnen vor Allem die großartige Schilderung des Gewitters, von

welchem die Liebenden auf einer Wanderung durch den Wald überfallen werden, den Kampf des Jünglings mit dem heißhungrigen Wolf, dann aber auch die anmuthigen Schilderungen des ruhigen Naturlebens, das mit tief poetischem Sinn aufgefaßt ist. Nicht vergessen dürfen wir zu bemerken, daß auch die Charaktere trefflich gezeichnet sind, alle in kräftiger Individualität hervortreten, was der Dichter oft durch wenige Züge erreicht.

Wir dürfen endlich die „Reimchronik des Pfaffen Maurizius" (Frankf. 1849) nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, die den Abscheu aller Halben, Feigen und Verräther im vollsten Maße auf sich gezogen hat, welche glücklich waren, ihr Gewissen damit übertäuben zu können. Wir müssen sie zwar vom dichterischen Standpunkt ebenfalls verdammen; denn der Dichter ist von zu gewaltigem Zorn erfüllt, als daß er die Verhältnisse poetisch gestalten könnte. Aber wir finden seinen Zorn begreiflich, da er die schönsten Hoffnungen des Vaterlandes schmählich vernichtet sah. Uebrigens enthält die „Reimchronik" manche schöne Stellen, darunter wir nur die treffliche Schilderung der begeisterten Wiener Kämpfer, die tiefgefühlte Erinnerung an die gemordeten Jellinek, Becher, Blum erwähnen, die aber noch von dem trefflichen, dem Grafen Batthiany gewidmeten Gesang übertroffen werden, welchen der Dichter später noch in den „Schatten" aufnahm.

Aus „Adam und Eva".

Also sprachen und wanderten sie! Unselige Kinder,
Sie bemerkten es nicht, umgeben, bedeckt von dem Dickicht,
Daß die Sonne schon sank und daß im Osten die Wolken
Drohend und düster geballt, sich zusammen gezogen und daß der
Säuselnde Wind, der Bote des Sturms, schon bewegte die Wipfel,
Erst als in Nacht sich zu wandeln begann das zitternde Zwielicht,
Das sie umgab, das Laub aufrauschte und tiefer der Wind zog,
Dort und hier aufwirbelnd die Gruft eines einstigen Frühlings —
Erst als dickere Tropfen mit Macht durchhallten das Laubdach,
Sahen sie auf, wie aus Träumen erwacht, und dachten der Heimkehr,
Schnell hat Eva ihr Röckchen geschürzt — schon giengen sie vorwärts.
Aber wohin? so fragten besorgt sie nach wenigen Schritten,
Und sie erinnerten sich, daß sie die Wege nicht kannten,
Und daß zu weit sie gedrungen hinein in den düsteren Urwald.
Adam sah ringsum. Nichts sah er als Bäume bei Bäumen,
Welche die Dämmerung schon zusammen geschoben zu Mauern,
Nichts als dunkles Gestrüpp und nie betretene Pfade.
Was im sonnigen Licht so freundlich erschienen und heimlich,
Jetzt anstarrte sie Alles mit schreckend verändertem Antlitz.
„Vorwärts!" rief er doch aus und schwenkte den Hut in den Lüften.
„Vorwärts! es gilt nur, vorzudringen zu menschlichen Stätten,
Ehe der Regen noch mächtiger fällt, und eh das Gewitter
Ueber uns tobt. Es rollt schon näher und näher der Donner."
Weiter giengs durch Gebüsch, doch deckte den Wald schon die Nacht zu.
Wilder erbrauste der Sturm, er pfiff durch Dornen und Büsche,
Sauste in Wipfeln und Zweig, und fern laut krachten und stürzten
Mancher vermodernde Stamm, und manche noch grünende Krone.
Zischend zuckte der Blitz und zerschlitzte die zitternden Himmel,
Polternd rollte durch kochende Wolken der grollende Donner,
Murrend brummte durch Schlucht, Kluft, Bucht der wühlende Sturzbach.
Schon erschüttert vom Wind ergoß sich der Sturm aus den Zweigen,
Und durchnäßte den schlüpfrigen Pfad der eilenden Wandrer,
Schon durchschnitt ihren Weg der plötzlich geborene Wildbach,
Der von den Bergen herab sich stürzte mit Steinen und Stämmen.
Adam erhob mit kräftigem Arm die liebliche Jungfrau,
Drückte sie fest an die Brust und stieg in die schäumenden Fluthen,
Aber sie brandeten hoch bis zum Gürtel dem kräftigen Jüngling.
Da erhob er die theuere Last hoch auf in die Lüfte,
Zitternd schlang, doch lächelnd, sie ihm um den Nacken die Hände,
Und sie hielt ihn umfaßt, bis er wieder ans Ufer sie setzte.
Dann vom Leibe sich zog er den Rock und hüllte die Jungfrau
Warm und sorgsam ein, um sie vor dem Regen zu schützen,
Welcher nur mächtiger stets und wilder vom Himmel herab fiel;
Dann vom Halse sich wand er das Tuch und schlangs um den Hals ihr.
Lächeln mußte das Kind und sie scherzten ob der Verkleidung.
Und so giengen sie hin stets weiter und spottend des Unfalls.
Aber es wurde zuletzt doch schweigsam die liebliche Jungfrau,
Tückisch hatten der Dorn, das Gestein ihr zernagt und zerrissen
Und durchlöchert schon ganz das vom Regen erweichere Schuhwerk,
Hier und dort blieb hängen ein Stück von Schuhen und Strümpfen,
Und es wandelte fast auf entblößeten Füßen die Jungfrau,
Und der Dorn, er stach, es stießen die spitzigen Steine.
Adam merkte es bald an manchem verhaltenen Seufzer,
Und er sprach kein Wort und faßte sie wieder behende
In die Arme und trug sie fort, das verzärtelte Kindlein,
Vorsichtig durch das Gestrüpp, daß nicht sie stechen die Dornen,
Sorglich und hoch in der Luft durch jeglichen tobenden Wildbach.
Aber es wüthete fort der Sturm — es stürzte der Regen
Unaufhörlich herab, es rollte der Donner, und Nacht lag
Dick und schwarz auf dem Wald, und oftmals mußte der Jüngling
Halten, bis wieder der Blitz aus dem Dickicht zeigte den Ausweg.
Endlich ruhte er aus an der Wand der zackigen Felsschlucht,
Denn es hatte sein Aug beim Blitzen erspähet die Höhle.
Die ein gewaltiger Stein als schützendes Dach überwölbte.
Tief aufathmend setzte er da die liebliche Last ab.
Trocken noch war der Platz und rein und behaglich den Wandrern,
Denn es vermochte nicht Sturm hier einzudringen, nicht Regen,
Und so saßen sie da erholend vom mühsamen Weg sich,
Und betrachteten still und geborgen das herrliche Schauspiel,
Wie aus schwarzem Gewölk der Blitz in Zacken herabfuhr,
Und in bläuliches Licht eintauchte die schwankenden Bäume.

Da erscholl ein Geheul hervor aus der Tiefe der Waldschlucht.
Zuckend fuhr der Jüngling auf — es fragte die Jungfrau:
„Welch ein Geheul ist Das? Warum, o Adam, erschrickst du?
Sind es Wölfe vielleicht?" — Es sagte abbrechend der Jüngling:
„Thorheit! verschwunden ist längst aus der Gegend der letzte der Wölfe."

„Adam," — sprach sie darauf. — „wär Dies das Geheul eines Hundes,
Wäreſt du nicht ſo erſchreckt. Auch heißt es, daß immer im Urwald
Wölfe noch ſind, o Adam, und ich erinnere jetzt mich,
Was der Knecht uns erzählt, daß, wie er noch Schmuggler geweſen,
Er, von Soldaten verfolgt, ſich einſt in den Urwald geflüchtet,
Und dort Wölfe geſehen." — Es ſprach der kräftige Jüngling:
„Thorheit iſts; ſie ſind ſeit funfzig Jahren verſchwunden,
Und was man ſich erzählt, ſind leere erdichtete Sagen.
Aber um dich zu beruhigen, will ich am Eingang der Höhle
Feuer anzünden, Das ſcheucht den erdichteten Wolf und den wahren."

„Feuer? allein woher?" ſo fragte mit Zittern die Jungfrau.
„Freilich", ſprach er darauf mit beſorgteren Blicken, „es fehlen
Stahl und Stein." Er gieng in die Tiefe der Höhle und kam bald
Wieder zurück mit trockenem Holz, das dort er gefunden,
Sprechend: „Wir machen es ſo, wie die armen Nomaden Kamtſchatkas."

Und er begann, mit eifriger Kraft die Hölzer zu reiben,
Heiß bald trat auf die Stirne der Schweiß, bald fiel er in Tropfen.
Eva ſtand indeß am Eingang der Höhle und ſtarrte
Vorgebeugeten Leibs hinaus in das Dunkel, und horchte
Furchtſam auf das Geheul, das kam ſtets näher und näher.
Da! — was leuchtet dort durch die Nacht bei glühenden Kohlen,
Starr erſt ohne Bewegung und dann ein ſteigendes Irrlicht?
Augen waren es, ach! die leuchtenden Augen des Wolfes.
Ein durchdringender Schrei entſtieg dem Buſen der Jungfrau.
„Hilf! es iſt ein Wolf!" ſie rief es mit ſterbender Stimme,
Und vor Schrecken erſtarrt anlehnte ſie ſich an die Felswand.

Aber es warf der Jüngling von ſich behende die Hölzer,
Eilte hervor und drängte zurück in die Höhle die Jungfrau,
Dann vor dem Eingang ſtellt er ſich hin, des Kampfes gewärtig,
Breit und feſt — aufſchürzt er ſchnell an den Armen die Aermel,
Wirft den Hut vom Kopf und ſtreicht hinters Ohr ſich die Locken,
Ballet die Fäuſte und ſtramm und gerad ausſtreckt er die Arme.
Alſo ſtand er. Es ſuchte ſein Aug den feindlichen Unhold.
„Wenn es nicht mehrere ſind, mit Einem beſteh ich den Kampf noch!"
Murmelt er vor ſich hin und näher erglänzen die Kohlen,
Und ſie kommen heran — aufſteigt ein wüthendes Heulen —
In der Höhle liegt auf den Knien und betet die Jungfrau.

Aber es hält das Thier nur wenige Schritte von Adam,
Mißt ſeinen Feind und murrt. Lang dauerten dieſe Sekunden,
Schon dem Jüngling zu lang; ſchon rafft er ſich kräftig zuſammen,
Und will ſelber den Kampf mit dem mächtigen Feinde beginnen.
Aber da ſpringt ihn an mit gewaltigem Sprunge das Unthier,
Raſch weicht Adam zur Seite und neben ihm ſtürzet das Thier hin,
Weit und lang die Glieder geſtreckt vom wüthenden Falle,
Nur der Arm iſt geſchlitzt von den Zähnen des Thieres dem Jüngling.
Aber er fühlet es nicht und wirft mit der Schnelle des Blitzes
Sich auf den Feind und drückt, bevor er ſich wieder erhebet,
Ihm auf den Rücken das Knie und krallt in den knochigen Nacken
Kräftig die Hände ihm ein und in das borſtige Rückgrat,
Und ſo preßt er und hält er ihn feſt an den Boden gekettet.
Heulend krümmt ſichs unter der Wucht und ſucht zu befrein ſich.
Aber mächtiger ſtets bewältigt der kräftige Arm ihn
Eva läuft mit zitternder Angſt um die Gruppe der Kämpfer,
Betend und weinend zugleich und klagend und rufend nach Hilfe.
Selber möchte ſie helfen ihm gern die liebliche Jungfrau,
Aber ſie weiß nicht, wie? und will vor Jammer verzagen.

„Gieb," ſo ſpricht der Jüngling, „gieb aus der Taſche des Rockes,
Den du trägſt, in die rechte Hand mir das Meſſer und ſchnell wird
Dir verſchwinden die Angſt und gründlich beendet der Kampf ſein."
Aber ſie hörte nicht mehr — ſie lief hinaus aus der Höhle,
„Hilfe!" ruft ſo mächtig ſie kann, die liebliche Jungfrau.
„Hilfe, und Hilfe!" ertönts, allein es vertönt in dem Schwalle
In dem Lärmen des Bachs, der nieder ſich ſtürzt in die Schluchten,
In dem Brauſen des Walds, im Toben des rollenden Donners.
Dennoch rufet ſie ſtets und noch mit erloſchener Stimme,
Und ſie rufet es noch und ringet verzweifelnd die Hände,
Da aufs Neue das Heulen erſchallt von der Höhle herüber,
Und ſie rufet es noch, als ſchon mit Lachen der Jüngling
Neben ihr ſteht und zum Scherz auch „Hilfe!" rufet und „Hilfe!"
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn und weint vor Luſt und vor Freude,
Und ſie umſchlingt ihn feſt und ruft: „Gerettet, gerettet!"

„Ja!" ſo ſpricht er darauf und küßt die thränenden Augen
Ja, du Theure, ich bin und du biſt glücklich gerettet.
Ein wohlthätiger Blitz hat gezeigt mir den felſigen Abgrund,
Welcher zu Füßen uns gähnt, durchtobt vom ſchäumenden Wildbach,
Und ſo zerrt an den Rand ich den Wolf, und warf ihn hinunter.
Selig mög er ruhn, er wird nicht wieder erſtehen.
Mit zerſchmettertem Leib ankam er gewiß in der Tiefe,
Und es hat ſchon die Flut ihm gegeben ein würdig Begräbniß."
Schweigend lehnte das Mädchen ihr Haupt an die Schulter des Jünglings,
Ach! ſie war von der Angſt erſchöpft und der plötzlichen Freude,
Faltete andachtsvoll die Hände und folgt' ihm zur Höhle.
„Ruhe hier aus," ſo ſprach er beſorgt und mit zärtlicher Stimme,
„Bald iſt vertobt die Wuth des Sturmes, es ſinket der Regen
Nur noch leiſe herab, und ferne vergrollet der Donner,
Bald wird leuchten der Mond und uns nach Hauſe geleiten."

Paul Johann Ludwig Heyſe.

Paul Johann Ludwig Heyſe, der Sohn des bekannten Sprachforſchers K. W. L. Heyſe, geb. 15. März 1830 in Berlin, beſuchte vom 8. bis 17. Jahre das Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, ſodann die Univerſität, wo er ſich unter Böckh und Lachmann philologiſchen Studien widmete. Durch Scheibel ſchon im Frühjahr 1847 bei Kugler eingeführt, wurde er durch denſelben zum Studium der Kunſt-

und Culturgeschichte sowie zu eigenen Productionen angeregt. Im Jahre 1849 gieng er nach Rom, wo er ein Jahr lang unter Diez die romanischen Sprachen studierte; 1850 kehrte er nach Berlin zurück; 1852 reiste er nach einem Aufenthalt in Baden-Baden und der Schweiz nach Italien. Seit 1854 lebt er in München, wohin er vom König Max berufen worden war.

Die erste Dichtung, welche Paul Heyse veröffentlichte, „Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen" (Berl. 1852), war zwar von sehr kleinem Umfang, aber es ließ sich in ihr schon ein sehr bedeutendes Talent erkennen, das eine große Herrschaft über die Sprache, als auch die Gabe besaß, aus einem unscheinbaren Stoff ein lebensvolles Gemälde zu schaffen. Vor Allem zeichnete sich das Gedicht dadurch aus, daß es sich in den einfachsten Sprach- und Darstellungsformen bewegte und demungeachtet Charaktere und Begebenheiten in einer Weise entwickelte, welche die größte und bleibendste Wirkung hervorbrachte. Ein zweites Gedicht „Urica" (Berl. 1852) entsprach den Erwartungen nicht, die das erste erregt hatte. Wenn auch die schwierige Form, eine eigenthümlich gebaute Stanze, darin mit großer Kunst behandelt ist, wenn auch einzelne Schilderungen von ergreifender Lebendigkeit sind, so werden diese Vorzüge von dem Mangel an Klarheit herabgedrückt, der an verschiedenen Stellen die Anschaulichkeit unterbricht; auch die laxe Composition hindert eine vollere Wirkung; endlich ist die Entwickelung, man könnte sagen widrig, da sie keineswegs psychologisch motiviert ist. Und es hat der Dichter sehr übel daran gethan, daß er hierin von der Quelle, die ihm den Stoff lieferte, abgegangen ist, denn die gleichnamige Novelle der Herzogin von Duras hat eine ungleich schönere Lösung, die zugleich von weit aus großer poetischer und psychologischer Wahrheit ist.

Erfreulicher ist dagegen „Die Braut von Cypern. Novelle in Versen. Mit einem lyrischen Anhang" (Stuttg. 1856), in welcher Heyse ebenfalls eine fremde Dichtung, eine Novelle Boccaccios bearbeitet und diese zwar auch in ihrem Schlusse verändert, aber hierbei weit glücklicher ist als in der „Urica". Während er bisher nur ernste und selbst grausenhafte Verhältnisse behandelt hatte, wählte er in der „Braut" einen heitern Stoff, in dessen Durchführung er einen reichen Humor entfaltete, der durch den Gegensatz zu den ernsteren Stellen kräftig gehoben wird. Von großer Trefflichkeit ist die Schilderung des Tölpels Cimone und meisterhaft ist seine Umwandlung durch die Wirkung dargestellt, den der Anblick der Schönheit auf ihn macht. Das Gedicht ist von Wielandscher Grazie durchdrungen, die sich auch in den schalkhaften und muthwilligen Stellen nicht verläugnet. Unter dem Titel „Hermen" (Berl. 1854) gab Heyse verschiedene Dichtungen heraus, unter welchen „Die Furie" von seinem Talent für das Launige zeugt. Die Furien sind auf einem Rachezug begriffen; die jüngste verliert einen Schuh und geht zu einem Schuhmacher, um sich einen andern zu kaufen. Während er daran arbeitet, kommt seine Geliebte, sie wird eifersüchtig auf die Furie, ergreift deren Schlangengeißel und peitscht sie. Unterdessen hatten die andern Furien ihre Schwester vermißt, sie suchen sie und kommen zum Schuhmacher, dessen Geliebte sie für die Verlorne halten und mit sich nehmen. In der „Margharета Spinoleta" erzählt er die bekannte rührende Geschichte jener Ragusanischen edlen Jungfrau, welche des Nachts zu ihrem Geliebten über einen Meeresarm schwamm, indem sie sich nach der Leuchte richtete, die Jener am Ufer anzündete. Ihre Brüder, darüber empört, ermordeten den Geliebten, hiengen eine Laterne an den Mast eines Schiffs, fuhren dann mitten ins Meer, so daß ihre Schwester, die sich nach der Laterne richtete, zuletzt entkräftet untersank. In den zwölf „Idyllen aus Sorrent", deren Sprache und Form alles Lob verdient, erscheint

Paul Heyse

italienische Glut und nordische Kälte mit sicherem Gefühl verschmolzen; auch hier ist das Talent des Dichters für das Schalkhafte und Muthwillige anzuerkennen. „Thekla. Ein Gedicht in 9 Gesängen" (Stuttg. 1858), dessen Hexameter mit großer Kunst gebildet sind, erzählt die Bekehrung der Griechin Thekla, ihre Kämpfe und ihre Leiden nebst ihrer wunderbaren Rettung, als der Scheiterhaufen, auf dem sie gefesselt stand, schon von den Flammen ergriffen war. Auch in diesem Gedichte, das Heyse offenbar mit vieler Liebe behandelte, hat er eine große Kunst der Schilderung entfaltet: die Schilderungen des Cybelefestes, der Christenversammlung, der wunderbaren Rettung Theklas bilden die Glanzpunkte der mit lebendigem Gefühl erzählten Legende.

Ergreifend sind in „Rafael. Eine Novelle in Versen“ (Stuttg. 1856) die Leiden eines von Eifersucht und Liebe bedrängten Weibes, so wie das Glück und der Schmerz der leidenschaftlichen Liebe dargestellt.

Alle epischen Dichtungen Heyses zeugen von des Dichters großer Meisterschaft in der Behandlung der Form, worin er von Wenigen erreicht, von Keinem vielleicht übertroffen wird; dagegen befriedigen nur einige in Bezug auf die künstlerische Anordnung des Stoffs, während das Detail meist vortrefflich ist und sowohl durch echt poetische Auffassung als glückliche Beobachtung erfreut.

Als Lyriker verdient Heyse wegen der Wahrheit der Empfindung und der dem Inhalt immer angemessenen Darstellung alles Lob; ausgezeichnet sind seine Uebersetzungen; mit Geibel gab er das „Spanische Liederbuch“ (Berl. 1852 in 2 Auflagen), allein das „Italienische Liederbuch“ (Ebd. 1860) heraus.

Aus „Die Braut von Cypern“.

Auf Cypern also und vor grauen Jahren
Gabs einen Kaufmann, reich an Geld und Gut,
Dem, stets bewahrt vor Stürmen und Corsaren,
Manch wackres Schiff sich schaukelt auf der Flut.
Und doch die liebsten seiner Güter waren
Ihm seine Söhne, frisch an Seel und Blut.
Ergetzt uns ja zumeist von allen Gaben
Was wir nächst Gott uns selbst zu danken haben.

Nur Einer war zu seinem Gram geboren,
Der Schönste zwar, und doch sein steter Kummer.
Jedwede Mühe schien an ihm verloren,
Den trägen Geist zu rütteln aus dem Schlummer.
Er ging umher, wie mit verschloßnen Ohren
Verschloßnem Mund ein Tauber und ein Stummer,
Und mußt er einem ja ein Wörtlein gönnen,
Hätt ihn ein Kind an Witz beschämen können.

Er hieß Galeso. Doch bei allen Leuten
Wars Brauch, daß sie ihn nur Cimone hießen.
Dies dunkle Wort weiß ich euch nicht zu deuten,
Da ich des Cyprischen mich nie beflissen.
So was wie „Tölpel“ wird es wohl bedeuten,
Boccaccio sagt es auch, Der muß es wissen.
Genug, mit diesem Namen rief man ihn,
Der ihm durchaus nicht ehrenrührig schien.

Der Vater selbst ergab sich in sein Loos,
Von vieren Einen dummen Sohn zu haben.
Am Ende ward er wirklich auch zu groß,
Zu hoffen auf noch unentdeckte Gaben.
Er sprach ihm also von dem Lehrer los,
Der Frucht erzielt an seinen andern Knaben,
Und dessen Kunst im Schreiben, Rechnen, Lesen
Nur bei dem Jüngsten gar umsonst gewesen.

Denn allzu rasch hat Eines angeschlagen:
Der Kinderzucht **ultima ratio**
So gut in jenen, wie in unsern Tagen.
Cimone, zwar in allen Künsten roh,
Begriff die Eine schnell, die Kunst zu schlagen,
Und übte sie an seinem Lehrer so,
Daß dieser wackre, vielerfahrne Mann
Im Schüler bald den Meister sich gewann.

Was war zu thun? Man mußt ihn laufen lassen,
Ein Füllen, dem der Zaum nicht anzuheften.
Die Brüder giengen längst auf fernen Straßen
Der Bildung nach, den Weibern, den Geschäften.
Cimone blieb daheim und schlug gelassen
Die Tage, Wochen, Jahre todt nach Kräften.
Doch sonst unschädlich, that er Niemand weh,
Und haßte Nichts als nur das Abece.

Zwar schien er auch von Liebe Nichts zu wissen;
Den Vater liebt' er kaum, Gott nicht zu sehr,
Sich selbst am Wenigsten. Denn abgerissen
Mit wirren Haaren gieng er stets umher.
Sein Sammtrock war, kaum angeschafft, zerschlissen,
Und ein Barett besaß er bald nicht mehr.
Der Vater, ihm den Unfug zu verleiden,
Ließ endlich ihn wie seine Knechte kleiden.

Das war ihm eben recht. Von da an blieb er
Ganz aus den Mauern weg der dumpfen Stadt.
Ein Leben gleich dem ärmsten Bauer trieb er,
Schlief auf dem Stroh, aß sich am Herde satt.
Sein Vater hatt ein Landgut, wo der Cypr
Auf Felsen reift an wohlgeschirmter Statt,
Maisfelder wogten und Orangengärten
Ihm Schatten, Blut und Frucht zugleich bescheerten.

Da braucht' es Arme, und im Arm Cimones
War Mark genug, um Viere zu beschämen.
Kein Knecht vermaß sich, mit des Herrensohnes
Gewaltger Muskelkraft es aufzunehmen.
Er pflegte jedem Tagewerk, obschon es
Oft nicht das feinste war, sich zu bequemen,
Als thäts ihm Noth, den Uebermuth der Kräfte
Zu bändigen durch knechtische Geschäfte.

Mit einem Faustschlag fällt er jedes Thier,
Daß ihm der Schädel tödlich schütterte.
Und wenn sich losgemacht ein junger Stier,
Der hörnerwetzend Freiheit witterte,
Cimone fieng ihn ein im Waldrevier,
Riß ihn zu Boden, daß er zitterte.
Dann führt' er ihn nach Haus, pfiff seinen Hunden
Und wandert' auf die Jagd für lange Stunden.

Denn fast vergaß ich, Etwas liebt sein Herz:
Die beiden Rüden, die ihn stets umsprangen.
Bald nahm er sie und warf sie himmelwärts
Um am Genick sie wieder aufzufangen,
Bald, hingelagert, hatt er seinen Scherz,
Wenn wüthend sie auf seiner Brust sich rangen,
Und hetzte laut die ungethümen Bestien;
Es schien im Mindsten nicht ihn zu belästigen.

Doch auch ein nützlicher Vergnügen fand sich
Für ihn und sie: den stolzen Hirsch zu jagen.
Ein Wölflein auch, ein Luchs und Eber stand sich
Nicht wohl dabei, mit ihnen es zu wagen.
So kam mein junger Wildling in die Zwanzig
Und schien dem Welltlauf wenig nachzufragen,
Von des Gedankens Blaß nicht angekränkelt,
Doch desto breitrer Brust und schlank geschenkelt.

Nun wars im Juni eines Nachmittags,
Wo Thier und Menschen große Glut betäubte.
Das müde Meer, im Sonnendunste lags,
Kein Lüftchen gieng, das eine Welle sträubte
Im tiefen Wald anstatt des Vogelschlags
Klang nur der Bach, der von der Klippe stäubte,
Dem Hirsche, dem Cimon den Rest gegeben.
War heut der Tod bequemer als das Leben.

Sein Jäger, ſonſt ein Freund von Vierzehnendern,
Heut ſchilt er ſelbſt auf den gewichtgen Braten.
Es wär ihm lieber, leer nach Haus zu ſchlendern.
Zumal er weit ins Land hineingerathen.
Doch da Geſchehnes ſelten mehr zu ändern
Und oft uns drücken unſre beſten Thaten,
So geht Cimon, die Hund ihm nach mit Schnaufen,
Verdroſſen leckend an den blutgen Traufen.

Der Wald zog ſich im Innern meilenweit
Die Höhn entlang, und ſchirmte ſo den Rücken
Landhäuſern, die, nicht nach der Schnur gereiht,
Mit bunten Gärten das Geſtade ſchmücken,
Die Reichen bargen hier zur Sommerszeit
Sich mondenlang vor des Scirocco Tücken,
Und oft erſcholl am Waldſaum ihrer Töchter
Geſang und Tanz und fröhliches Gelächter.

Mehr braucht es nicht, daß allen Nachbarpfaden
Der Menſchenfeind Cimone ſtets entflieht.
Doch heut, mit dem verwünſchten Hirſch beladen,
Wählt er den nächſten Weg durch dieß Gebiet.
Zum Glück erſcheint in Stein- und Laub-Arcaden
Ihm Nichts, was einem Menſchen ähnlich ſieht;
Ein jedes Haus gleicht einer ſichern Veſte,
Vor deren Thoren Wache ſteht die Sieſte.

Wie nun ganz friedlich und gedankenlos
Der kleine Jagdzug wandelt ſeine Straßen,
Auf Einmal ſtehn in eines Wäldchens Schooß
Die Hunde ſtill und wittern mit den Naſen.
Ihr Jäger ſtutzt und ſpäht; ſie winſeln bloß
Und fegen mit dem Schwanz den hohen Raſen.
Da plötzlich ſchimmernd aus den grünſten Schatten
Sieht er das Wild, das ſie gewittert hatten.

Ein Fleck des Waldes wars, den Gärtnerhände
Entwildert ſchon, allein nicht zahm gemacht.
Ein Quell ſprang aus den Büſchen vor behende
Und plätſchert in ein Becken, überdacht
Von wilden Roſen. Hohe Lorbeerwände
Umhegten dieſen Traum der Waldesnacht.
Von Ferne ſah das Landhaus eines Reichen
Herüber durch die immergrünen Eichen.

Und hier, ins Moos am Brünnlein hingeſtreckt,
Lag eine Jungfrau, ſchlafend in der Hitze.
Ein luftig ſommerlich Gewand bedeckt
Den ſchlanken Leib bis zu der Füßchen Spitze.
Cimone ſteht wie aus dem Schlaf geweckt,
Wie angeſengt von einem flüchtgen Blitze;
Die Hunde ſelbſt, die täppiſchen Geſellen,
Sehn, daß es hier unziemlich ſei, zu bellen.

Ein Künſtler, deſſen Feuergenius
Manch großes Irrlicht ruhig überragt,
Genelli, den die Zeit verkennen muß,
Weil dieß Geſchlecht Nichts mehr nach Größe fragt,
Malt uns den Liebesgott, wie er am Fuß
Der Eiche ſchläft. Das Waldesdunkel tagt
Von ſeiner Fackel, die im Boden ſteht,
Und ihm zur Seite ruht ſein Kampfgeräth.

Und eine Löwin, fraßbegierig, ſchleicht
Am Waldrand zu des Knaben Schlummerſtätte.
Allein ſobald ihr Scheelblick ihn erreicht —
Als ob ſie bang den Gott gewittert hätte,
Hebt ſie die Tatze, duckt ſich und entweicht.
So mit den blöden Thieren in die Wette
Wird ſich Cimon in Tiefen ſeiner Bruſt
Zum erſten Mal des Göttlichen bewußt.

Die Schläferin ließ ſich fürwahr nicht träumen,
Welch wilder Sippſchaft ſie den Weg verlegte.
Feſt lag die Wimper mit den ſchwarzen Säumen,
Kaum daß den Mund einmal ein Seufzer regte,
Wenn ſich der Wind, erwachend in den Bäumen,
Mit ſchwülem Hauch um ihre Bruſt bewegte.
Den bloßen Armen, die ihr Haupt umfiengen,
War viel zu wohl, zu löſen ihre Schlingen.

Das Angeſicht war frei; nur daß ſich eine
Der dunkeln Flechten um die Stirn verſchoben.
Die Wangen ſchimmerten in Jugendreine,
Die zarte Bruſt war mädchenhaft gehoben.
Von ſo viel Adel, Herbigkeit und Feine
War dieſe ſelige Geſtalt umwoben,
Daß auch ein größrer Kenner als Cimone
Sie nennen mußte des Geſchlechtes Krone.

Und er nun gar, mein armer dummer Junge,
Sonſt allen Weibern blind vorbeigerannt,
Er wär auch jetzt vorbei mit einem Sprunge,
Doch hält ein Zauber ſeinen Fuß gebannt.
So ſteht er vor ihr, wie mit blöder Zunge
Der erſte Menſch vorm erſten Weibe ſtand.
Da aber brach Gott Vater ſelbſt das Schweigen;
Und hier — will denn kein Gott ſich gnädig zeigen?

O heilges Wunder! uralt iſt die Welt,
Und dennoch ſteht am Anfang aller Dinge
Das Herz, in das ein Strahl der Schönheit fällt.
Als ob dich eine Schöpfung neu umfienge,
Wird dir die Bruſt erſchüttert und geſchwellt,
Es trifft dich wie ein Schlag von Adlerſchwinge,
Die Thräne fühlſt du dir im Auge beben —
Nun weißt du erſt, lebendig ſei dein Leben.

Sie aber, die mit himmliſchen Organen
Nie in ſich ſaugen dieſe Lebenskraft,
Die nie, in Gold und Staube wühlend, ahnen
Den reinen Schatz verklärter Leidenſchaft, —
Ein dumpfer Nebel liegt auf ihren Bahnen,
Begier allein dünkt ihnen weſenhaft;
Der bleib uns fern, der nicht zu ſcheiden wüßte
Die Schönheitstrunkenheit vom Rauſch der Lüſte!

Es lag auf dieſes Mädchens Stirn und Brauen
Unſchuldge Majeſtät, ſelbſt unbewußte,
Daß, wer nicht würdig war, ſie anzuſchauen,
Sich als ein Knecht vor ihr empfinden mußte.
So ſpürt Cimon ein ungewohntes Grauen,
Dem ſeine Seele nicht zu wehren wußte;
Ahnt gar vor dieſem edeln Menſchenbilde
Die eigne dumpfe Niedrigkeit der Wilde?

Ein dunkler Zug der Andacht, der ihn faßte
Zum erſten Mal, hält ſein Gemüth im Zaum.
Als ob ein ſchweres Schickſal auf ihm laſte,
Steht er von Fern und wagt zu athmen kaum,
Obwohl er wie im Fieber darauf paßte,
Daß ſich, ermuntert aus dem letzten Traum,
Die Wunderſchöne möchte zu ihm neigen
Und was die Wimper noch verhüllt ihm zeigen.

Indeſſen ſchlief das Fräulein immer fort,
Wer weiß, wie lang. Still wars um dieſe Stunde,
Kein lebend Weſen nahte ſich dem Ort,
Als Freund Cimon und ſeine biedern Hunde.
Die aber ſprachen alle drei kein Wort.
Die letztern nur — verzeihlich wars im Grunde —
Beginnen endlich doch ſich langzuweilen,
Da ſie die Kurzweil ihres Herrn nicht theilen.

Anfangs vermag sie noch ein Blick zu bändgen,
Ein Fußtritt und ein Speerhieb zu regieren.
Doch wilder murren schon die Unverständgen,
Die endlich heulend die Geduld verlieren.
Die Schläferin erwacht, fährt mit den Händchen
Sich übers Antlitz, sieht bei seinen Thieren
Cimone stehn, und in des Schrecks Erbleichen
Vergißt sie Rufen, Fliehn und all dergleichen.

Auch unser Freund versäumt, was üblich ist;
Sich zu entschuldgen, mocht er wenig taugen.
Hatt er doch nur geharrt so lange Frist,
Um endlich auch zu schaun die hellen Augen.
Indeß er Alles um sich her vergißt,
Ihr Licht allein in seine Brust zu saugen,
Besinnt das Fräulein sich, und dreist und dreister
Rückkehren die verscheuchten Lebensgeister.

Denn ob Cimone gleich kein Mädchen kannte,
Sie kennen ihn, die Alt und Jungen alle,
Und Manche, der er scheu vorüber rannte,
Gestand sich ein, daß er ihr wohlgefalle,
Obwohl die Welt ihn einen Tölpel nannte.
Das Fräulein zwar war nicht in gleichem Falle,
Doch sagte sie zu ihm mit gütgem Tone
Und holdem Lächeln: „Guten Tag, Cimone!"

Er aber gab den Gruß ihr nicht zurücke,
Er starrte nur sie an. Zu Häupten schoß
Ein Schwindel ihm von unbekanntem Glücke,
Da wie Musik ihr Grüßen ihn umfloß.
Sie ahnt nicht, was so seltsam ihn berücke,
Und mehr und mehr wird ihre Sorge groß:
Wenn seine Wildheit jetzt ihn überkäme,
Was fängt sie an, daß sie allein ihn zähme?

So stellt das kluge Kind sich unbefangen
Und steht mit Hoheit auf von ihrem Quelle.
Ein leichtes Roth entbrennt auf ihren Wangen,
Da sie mit tapferm Schritt, doch nicht zu schnelle,
An ihm vorbeigeht mit geheimem Bangen.
„Behüt dich Gott, Cimone!" spricht sie helle.
Doch er, dem alle Menschenfurcht geraubt ist,
Sagt: „Ich geleit Euch, Fräulein, wenns erlaubt ist."

Das Jungfräulein erschrickt und ist geneigt,
Ein wenig mißzutraun so sanften Sitten.
Doch wenn ein Löwe höflich sich erzeigt,
Wie dürfte sichs ein armes Reh verbitten!
Sie geht voran und staunt bei sich und schweigt,
Er hinter ihr mit seinen Riesenschritten,
Und immer schwankt im Gehn um seine Lenden
Das Hirschenhaupt mit seinen vierzehn Enden.

Der Wald hört auf, und durch des Gartens Gitter
Tritt leichtern Muths das schöne Mädchen nun.
Hier hofft sie, loszuwerden ihren Ritter,
Doch pflegt ein ganzer Mann Nichts halb zu thun.
Gedankenvoll den Laubengang durchschritt er
Und ließ auf ihr allein das Auge ruhn.
Erst als die Villa wird den Blicken frei,
Besinnt er sich, daß er ein Fremder sei.

Auch läbt sie ihn nicht ein. Mit kurzem Gruße
Schlüpft sie hinein und ach! verschwindet drinnen.
Da steht er nun und hat die schönste Muße,
Des Glückes schnellem Wechsel nachzusinnen.
In so beschaulichem Gedankenfluße
Verfällt er auf ein löbliches Beginnen:
Er hebt den Hirsch von seiner Schulter schnelle
Und legt ihn widmend nieder an der Schwelle.

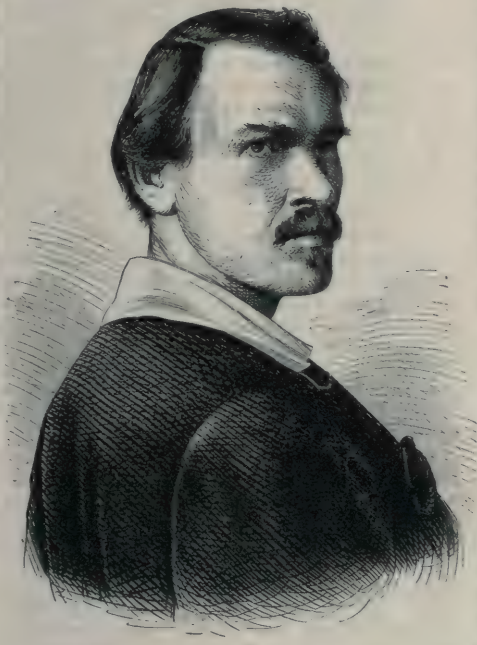
Dann aber macht er eilig sich davon,
Als hätt er, statt zu bringen, ihn gestohlen.
Ihm brennt der Kopf — er meint bei jedem Ton,
Man setz ihm nach, um ihn zurückzuholen.
Durchmessen ist der kleine Garten schon,
Er stürmt den Waldweg hin auf flüchtgen Sohlen
Und macht erst Halt an jener Quelle Rand,
Wo er sein himmlisches Verhängniß fand.

Heinrich Moritz Horn.

Heinrich Moritz Horn, geb. zu Chemnitz am 14. Nov. 1814, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog im J. 1833 die Hochschule Leipzig, wo er neben dem Studium der Rechte auch ästhetische und historische Vorlesungen besuchte. Der Besuch des Theaters und der Concerte des Gewandhauses übte vortheilhaften Einfluß auf seine künstlerische Bildung aus. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt im J. 1836 gieng er nach Dresden, wo er sich ein Jahr lang bei einem Advokaten für eine praktische Laufbahn vorbereitete. Nach Chemnitz zurückgekehrt, arbeitete er beim dortigen Amt, an welchem er 1841 als Aktuar angestellt wurde. Seine Neigung für die Bühne, welcher er sich sogar früher ganz zu widmen beabsichtigte, regte ihn zur Begründung eines dramatischen Vereins an, dessen glückliche Erfolge ihn zur Bearbeitung französischer Stücke, so wie zu eigenen dramatischen Arbeiten veranlaßten. Seit 1857 lebte er in Zittau, bei dessen Justizamt er als Assessor angestellt war, u. st. daselbst am 24. Aug. 1874.

Horns erste Dichtung „Die Pilgerfahrt der Rose" (Lpz. 1852; 3. Aufl. 1863) hat durch die Composition des genialen Schumann große Verbreitung gefunden; aber daß ein episches Gedicht in Musik gesetzt wird, möchte schon an sich beweisen, daß es kein episches Gedicht ist. Und in der That überwuchert das Lyrische in solchem Maße, daß das Epische beinahe ganz verschwindet. Von einer künstlerischen Entfaltung des Stoffes kann dabei natürlich nicht die Rede sein, da selbst die lyrischen Ergüsse willkürlich durch einander geworfen sind und häufig nicht aus den dargestellten Begebenheiten erwachsen. Die Erfindung ist seltsam genug. Eine Elfenrose wird auf ihr Bitten zum Mädchen; statt des gehofften Glücks erfährt sie Leid auf Leid, das zum Theil jedoch der Klage nicht werth ist, endlich heirathet sie einen Jäger, der von einem Wilddieb erschossen wird, worauf sie vor Schmerz stirbt. Das Romantische und Märchenhafte ist zur poetischen Darstellung ohne Zweifel eben so berechtigt, als das Reale, aber nur wenn das märchenhafte Element so kräftig und sicher erfaßt wird, daß es den Schein einer realen Welt gewinnt. Wo dieß nicht der Fall ist, wo es sich in haltlose Willkürlichkeit verliert, wo diese Willkürlichkeit auch die Form erreicht, da hat alle Kunst ein Ende, und die Dichtung kann selbst durch die schönsten Einzelnheiten nicht gerettet werden, die der „Pilgerfahrt der Rose" allerdings nicht abgesprochen werden können; denn die lyrischen Stellen enthalten viel Schönes, Liebliches und Zartes.

Eine zweite Dichtung „Die Lilie vom See" (Lpz. 1853) beginnt mit einer Vorgeschichte, die allerdings besser als Episode in die Haupthandlung hätte eingefügt werden können; abgesehen davon ist dieselbe durchaus schön. Elsbeth, die sich eben vermählen sollte, erfährt, daß ihre Schwester, die für das Kloster bestimmt war, ihren Bräutigam liebt und von ihm geliebt wird; sie schenkt der geliebten Schwester alle ihre Güter und tritt selbst unter dem Namen Anna ins Kloster. Dort wird sie in ihrer Zelle unter Beihülfe des Klostervogts von einem Wüstling überfallen; auf ihr Gebet verleiht ihr Gott die Kraft, die eisernen Gitter mit ihrer schwachen Hand zu zerbrechen und sie stürzt sich in den See. Der Ritter und der Vogt nebst dessen Reisigen eilen an das Ufer, um sie zu retten.



„O Wunder, im grünen Blätterkahne
Steht Schwester Anna, das Nonnengewand
Hat sich zum weißen Lilienkelche
Um die Verklärte ausgespannt.
Ein wasserblaues Kleid umwallt
Die hohe, prächtige Gestalt,
Und ein meergrünes Dämmerlicht
Sich um die blonde Locke flicht,
Lautlos steht an dem Uferrand
Die Schaar vom Kloster festgebannt.
Da hören sie die Worte laut:
„Die Lilie bin ich vom Klostersee,
Und schirmen wird forthin die Braut,
Die keusch und rein, vor jedem Weh
Die Hand, die Gottes ewige Macht
Zu brechen Eisen, stark gemacht."

In derselben Nacht war dem Klostervogt ein Mädchen geboren worden, Markitta, die zur schönen Jungfrau erwuchs, aber schon früh sich herzlos zeigte. So gelobte sie einem Jüngling Liebe, wenn er ihr von einem hohen Felsen ein Blümchen bringe; der Jüngling stürzt in einen Abgrund, liegt lange gefährlich krank. Als er ihr das Blümchen bringt, findet er sie in den Armen eines Andern, den er in den See stürzt, worauf er in das heilige Land zog und dort im Kampfe fiel. Markitta hatte bald Beide vergessen, und ihr Auge auf den schönen Fischer Rudolf geworfen, der jedoch seiner geliebten Libella treu blieb. Um sich zu rächen, läßt sie sich einen Liebestrank von einer Hexe brauen, den sie am Hochzeitstage dem Bräutigam kredenzt; als Dieser ihn an den Mund setzt, erscheint die Lilie vom See und warnt ihn. Voll Grimm eilt Markitta zur Hexe, die sie ermorden will, wird aber von Dieser in den Strauch Belladonna verwandelt. Es ist schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe ein nicht geringer Fortschritt ersichtlich. Zwar ist auch die „Lilie vom See" kein harmonisches, wohl angelegtes Kunstwerk, da die Begebenheiten allzu chronikartig an einander gereiht sind und die einzelnen Abschnitte nur sehr lose zusammenhängen, zwar tritt auch hier das lyrische Element viel zu mächtig hervor und das Versmaß wechselt ebenfalls willkürlich ab; allein es ist die Haltung des Gedichts doch viel epischer, die Handlung entwickelt sich rasch und übersichtlich, das Märchen- und Sagenhafte ist viel richtiger motiviert und innerlich wahrer; endlich sind die Personen glücklicher gezeichnet, nur Markittas Charakter hat der Dichter zu wenig begründet, was doch nothwendig gewesen wäre, um das Herzlose und Wollüstige desselben zu erklären.

Mit einer dritten Dichtung „Magdala" (Lpz. 1855) verließ Horn die romantisch-märchenhafte Welt, und wendete sich der realen Welt zu. Schon das Versmaß, der reimlose fünffüßige Jambus, den er bei dieser Dichtung wählte, bewies, daß er sich mehr in den gewöhnlichen Schranken bewegen wolle; nur hätte er ihn mit mehr Aufmerksamkeit behandeln sollen. Daß er die meist kurzen Abschnitte mit einem Reime schloß, ist nicht zu rechtfertigen, da hierzu kein Grund vorlag. Die Darstellung ist im Ganzen zu wenig gehoben, sie ist sehr häufig geradezu prosaisch. Die Erzählung selbst ist allzusehr ins Breite gezogen, und der Schluß derselben nicht hinlänglich motiviert. Noch weniger gelungen ist die Idylle „Die Dorfgroßmutter" (Lpz. 1856), deren unbedeutender Stoff vom Dichter nicht lebendig gestaltet ist, am Wenigsten sind aber seine „Neuen Dichtungen" (Prag 1858) zu loben, deren Criminalgeschichten zwar grauenhaft, aber Nichts weniger als poetisch sind, so daß es lebhaft zu bedauern ist, daß der Dichter sein bedeutendes Talent nicht in erfreulicherer Weise verwerthet hat.

Aus „Die Lilie vom See".

Durch die hohen Fensterbogen,
Von Gardinen dicht umzogen,
Schaut der Abend, sternenklar,
Und Markitta, jugendfrischer,
Wollustheißer, zauberischer
Als das Weib des Potiphar,

Ruht im selgen Liebeswahne
Auf rothsammtner Ottomane
Leicht verhüllt vom Schleier nur,
Und die üppge Nacht der Locke
Küßt die weiße Blumenglocke
Und das Stirnband von Azur.

Von des Nackens weicher Fülle
Glitt die reichgestickte Hülle,
Leuchtend steigt des Busens Schnee,
So, vom Jugendglanz umflossen,
Lustverlangend hingegossen,
Gleicht sie einer Danae.

Einer Ampel trauter Schimmer
Hellt das duft-durchhauchte Zimmer,
Wirft ihr zauberisches Licht
Auf des Sophas goldne Lehne
Und der reizenden Sirene
Schelmisch lächelnd Angesicht.

Lauschend zählt sie Stund um Stunde,
Horch! Aus hell metallnem Munde
Trifft ein Glockenton ihr Ohr.
„Ja er naht!" Sie zählet wieder,
Drei Mal fällt der Hammer nieder
An dem kleinen Pfortenthor.

„Ja, er naht, o laß mich siegen,
Liebesgöttin, laß erliegen
Ihn der Liebe süßem Laut.
Laß der Worte brünstig Flehen
In die tiefste Seele gehen
Bis des Herzens Rinde thaut."

Und der Fischer tritt ins Zimmer,
Ungewohnter Glanz und Schimmer
Blendet fast sein Augenlicht.
„Seid willkommen!" spricht die Holde,
„Wüßt ich, wie ich danken sollte,
Daß Ihr kamt, ich weiß es nicht."

Ohne nur den Fuß zu regen,
Steht er staunend und verlegen
Vor Markitta, und das Blut
Steigt in stürmischem Verlangen
Aus dem Herzen in die Wangen
Und erstorben ist sein Muth.

In die schwellend weichen Kissen
Sinkt er, ohne es zu wissen,
Und die holde Zauberin
Zieht, nach seinem Kusse lüstern,
Unter Schmeicheln, unter Flüstern,
Ihn zum heißen Herzen hin.

Süßer als der Ton der Flöten
Lispelt sie: „Willst du mich tödten,
Mich, die glühend heiß dich liebt,
Die für dich, ohn zu erbeben,
Dieser Jugend blühend Leben
Hin wie eine Blume giebt?

Komm, o komm in meine Arme,
An dies Herz, das lebenswarme,
Meiner Seele Licht und Lust;
Oder lockt dich nicht die Rose,
Die dem lauen Westgekose
Schamhaft reicht die junge Brust?"

Und mit stürmischem Verlangen
Will sie küssend ihn umfangen —
Sieh, da steigt Libellas Bild
Aus des Herzens tiefem Grunde,
Wird in der Versuchungsstunde
Seiner Liebe Wehr und Schild.

Springt, getroffen wie von Bissen
Einer Schlange, von dem Kissen,
Und mit festem Ton er spricht:
„Nimmer, Herrin, wirds gelingen,
Mich in Euer Netz zu schlingen,
Euch, Markitta, lieb ich nicht.

Laßt drum ab, mich zu bethören,
Denn Libella angehören
Dieses Herz und diese Hand;
Eine Schuld trag ich mit Schmerzen,
Daß ihr Bild aus meinem Herzen,
Wenn auch kurze Zeit nur, schwand.

Und nun laßt mich sonder Weilen
Unerkannt von hinnen eilen,
Spart uns beiden Reu und Weh."
Sprichts und aus den Fensterbogen
Nieder in die dunkeln Wogen
Springt er in den Klostersee.

Seine kräftgen Arme schlagen
Rudergleich die Fluten, tragen
Zu Libellas Haus ihn hin.
Doch Markitten ohne Sinnen
Findet in dem Zimmer drinnen
Früh die alte Pförtnerin.

Friedrich Martin Bodenstedt.

Wir haben nur zu oft Gelegenheit gehabt, auf die zur Mode gewordene Auflösung der epischen Gedichte in vereinzelte Romanzen aufmerksam zu machen, oder wie man die Abschnitte nennen will, in denen sie mehr oder weniger willkürlich zerfallen, und auf die andere Mode, mit eben so großer Willkür von einer metrischen Form zur andern überzuspringen. Bei untergeordneten Talenten läßt sich dieses einigermaßen entschuldigen, weil sie dadurch einen gewissen Schein von Formgewandtheit und Formenreichthum gewinnen, bei bedeutenden Talenten ist es aber in keiner Weise zu rechtfertigen. Ein solches Talent ist Friedrich Bodenstedt, aber es ist leider auch seine „Ada, die Lesghierin" (Berl. 1853) ein solches Epos, in welchem der Mangel an künstlerischer Ausstattung selbst die zahlreichen trefflichen Einzelnheiten herabdrückt, die von des Dichters hoher Begabung zeugen. Wir finden beinahe alle Elemente vereinigt, aus denen sich eine kunstvollendete Dichtung bilden ließe. Schon der Stoff ist glücklich gewählt. Der Dichter führt uns mitten in die großartigen Kämpfe der Tscherkessen mit den Russen, wobei er seine gründliche Kenntniß des Landes und Volkes mit großem Geschick verwerthet. Emir Hamsad ist zur Blutrache gegen Ibrahim, den Sohn Ali Begs, verpflichtet; während er den Feind aufsucht, kommt er in das Haus, in welchem

sich die Familie verborgen hielt, um der Blutrache zu entgehen. Er wird von Ada, der Schwester Ibrahims, die ihn nicht kennt, gastfrei aufgenommen, und auch er erfährt erst jetzt, wer die Jungfrau ist, die schon beim ersten Anblick seine Liebe gewonnen, die sie mit gleicher Leidenschaft erwiderte. Da entflieht er, und indem er in den Wildnissen herumirrt, kämpfen Liebe und Rache in seinem Herzen. Dem Derwisch Mohammed gelingt es, den Frieden zwischen den beiden Familien wieder herzustellen, freilich durch eine entsetzliche That, indem er den Ibrahim in einen Abgrund stößt und den Glauben verbreitet, als ob er durch göttliche Fügung gestorben sei, damit die Blutschuld getilgt sei. Den Derwisch hatte Vaterlands- und Freiheitsliebe zu dieser That veranlaßt, weil er in der Vereinigung aller Kräfte das einzige Mittel sah, sich der Russen zu erwehren. So gelang es ihm auch, Ali Beg, den Wolf von Lesghistan, für Schamyl zu gewinnen und dessen Einwilligung in die Heirat der Liebenden zu erhalten; aber mitten unter den Hochzeitsfeierlichkeiten werden die Tscherkessen von den Russen überfallen, die das Brautpaar gebunden fortführen und im Russenlager Beide tödten. An diese Liebesgeschichte reiht sich, wie schon aus den obigen Bemerkungen ersichtlich ist, die Schilderung der Kämpfe, wodurch das Ganze allerdings eine großartigere Gestaltung gewinnt, aber zugleich die eigentliche Geschichte herabdrückt, weil den Kämpfen eine verhältnißmäßig zu große Entfaltung gegeben ist. Ebenso werden die Hauptpersonen, Emir Hamsad, Ada und der Wolf von Lesghistan, so bedeutend sie auch sind, von den noch großartigeren Charakteren Schamyls und des Derwischs, allzusehr zurückgedrängt. Die Erscheinung Schamyls gehört zu dem Trefflichsten, was die neuere epische Poesie darbietet; der Dichter hat ihn mit großer Kunst weniger durch dessen persönliches Eingreifen in die Handlung gezeichnet, als durch den ungeheueren Einfluß, den er als Prophet und Held auf sein Volk hervorbringt; und gerade dieses beinahe mystische Dunkel, in welches er ihn einhüllt, bringt die außerordentlichste Wirkung hervor. Fügen wir noch hinzu, daß die Schilderungen der Natur, der Kämpfe, der Sitten und Gebräuche, der Gegensatz zwischen den armseligen Feueranbetern und den wollüstigen Bajaderen, Anderes nicht zu erwähnen, von seltener Schönheit und echt poetischer Entfaltung sind, so müssen wir unser lebhaftes Bedauern wiederholen, daß der Dichter alle diese Elemente nicht zu einem Kunstgebilde vereinigt und außerdem noch, daß er die Handlung durch schöne, aber allzu breite Reflexionen, so wie durch vortreffliche, aber unpassend angebrachte Lieder unterbrochen hat.

Daß Bodenstedt künstlerischer Gestaltung fähig ist, hat er in den „Epischen Dichtungen" (Berl. 1862) bewiesen. Die erste derselben „Andreas und Marfa" erfreut schon durch die gleichmäßige Form, sie ist in einer eigenthümlichen schön gebauten neunzeiligen Stanze abgefaßt, deren Reimfülle von großer Wirkung ist. Auch ist der Stoff nicht weniger glücklich; Groß-Nowgorod wird von dem „grausen Zar" Iwan IV. erobert und zerstört; nur das Haus von Marfas Vater und dessen Familie wird verschont, weil er zum Frieden gerathen hatte. Andreas, der Jugendfreund und Geliebte Marfas, war unterdessen in die Fremde gezogen, um Hülfe gegen die drohende Macht des Zars zu gewinnen; erst nach der Stadt Untergang war er zurückgekehrt. Als die Liebenden vor dem Altare standen und schon getraut waren, erscheinen Abgesandte des Zars, die den Auftrag hatten, die schönsten Jungfrauen des Landes nach Moskau zu führen, aus denen sich der Zar eine zur Gemahlin wählen wollte. Andreas leistet muthigen Widerstand, wird aber schwer verwundet, und Marfa wird nach Moskau geführt, wo sie der Zar aus zweitausend Jungfrauen erwählt. Nach langem Widerstreben entschließt sie sich, dem Zar die Hand zu reichen, weil sie den Geliebten für todt hält, und sie den Zaren zu milderen Gesinnungen zu bewegen hofft. Die Trauung findet unter ungünstigen Vorbedeutungen Statt. Noch an demselben Abend erscheint Andreas; Marfa ist entschlossen, mit ihm zu fliehen; aber sie werden von Iwan überrascht, Marfa sinkt vor Schrecken todt nieder, Andreas ersticht sich. „Des Zaren Herz brach von demselben Schlage, Der ihres traf. Er floh die Herrlichkeit Des Thrones ganz, beschloß in Reu und Klage, Versöhnt mit Gott, im Kloster seine Tage." Die nämliche Kunst der Gestaltung erscheint auch in den beiden andern Dichtungen („Der Edelfalke;" „Nino"), die sich wie die erste zudem auch durch psychologische Entwickelung der Charaktere auszeichnen.

Aus „Andreas und Marfa".

Das Wiederfinden.

Sie will sich opfern für des Volkes Glück,
Zum Werkzeug Gottes sieht sie sich geweiht;
Zum Himmel will sie blicken, nicht zurück
Nach trügerischer Erdenseeligkeit.
Wie wenn ein Wandrer in der Dunkelheit
Von Fern den Schimmer eines Lichtes sieht:
Es winkt ihm Trost, ob auch der Weg noch weit
Und voll Beschwer durch Sümpfe führt und Ried:
Er hat ein Ziel doch, das ihn rettend nach sich zieht.

Doch weh, verlockt sein Aug ein falscher Schimmer,
Und täuscht der Hoffnung Stimme Herz und Ohren
Ein Herz, das Glück gekannt, vergißt es nimmer!
Obs der Entsagung Eide auch geschworen,
Die Sehnsucht bleibt nach Dem, was es verloren.
Der Lieb Erinnrung läßt sich nicht versenken
Nach Willkür. Glaubt, wer sich ein Ziel erkoren,
Auch frei zu sein, im Handeln und im Denken:
Sinds höhre Mächte doch, die seine Schritte lenken.

Beim offnen Fenster saß am späten Tag
Marfa gesenkten Hauptes trüb allein,
Da plötzlich hallts am Boden wie ein Schlag:
Durchs Fenster vor ihr nieder fiel ein Stein,
Dran hieng ein Brief. Sie nahm ihn, sah hinein —
Er kommt von ihm! Das ist Andreas Hand!
Er ist gerettet, lebt noch, ist noch mein! . . . .
Sie blickt hinaus, sah, wie er fern dort stand,
Ob er verkleidet war, gleich hat sie ihn erkannt.

Und schnell wirft sie, wie ihr der Brief gebot,
Zusammt dem Stein ihm diese Antwort nieder:
„Ich harre dein, getreu bis in den Tod."
Laut klopft ihr Herz, ihr beben alle Glieder,

Heiß fiebernd zuckts durch Stirn und Augenlider,
Und, ganz der wirren Freude hingegeben,
Die theuren Züge ließt sie immer wieder,
Auf Polster hingestreckt, die wie von Leben
Beseelt, nach jedem Druck sich schwungvoll wieder heben.

Er schrieb an sie: „Geheilt sind meine Wunden,
Nah bin ich Dir in alter Lieb und Treue.
Mit Gottes Beistand, der mich ließ gesunden,
Entführ ich Dich; ob auch Gefahr noch dräue:
Gott ist mit uns, daß sich der Bund erneue,
Von Ihm gesegnet durch des Priesters Wort.
Gieb Antwort mir, dran sich mein Herz erfreue!
Ich weiß uns einen sichern Zufluchtsort;
Am Hochzeitsabend spät wart mein am Fenster dort!"

Die Zeit entschwand, der Hochzeitstag ist da,
Kanonen donnern, alle Glocken dröhnen —
Und solche Pracht, wie hier enthüllt war, sah
Wohl nie die Welt ein Hochzeitsfest verschönen;
Denn nicht bloß gilts, die Zarenbraut zu krönen:
Noch eine andre Braut ist auserwählt,
Eudoxia, die Schönste aller Schönen,
Die mit dem Sohn des Zaren sich vermählt,
Daß Kron und Diadem ihr künftig doch nicht fehlt

So nahten der Erfüllung ihre Loose,
Mit königlichem Festschmuck angethan,
Die bleiche Lilie und die üppige Rose.
Als sähn sie eine Braut des Todes nahn,
Wars Allen, die die Schmerzensreiche sahen,
Als Marfa durch die neugierstumme Menge
Am Arm des Zaren schritt, der im Kaftan
Von purpurrothem Sammt, stolz, mit Gepränge
Sie zum Altare führt. Stumm theilt sich das Gedränge

In Ehrfurcht vor dem hohen Paar, umgeben
Von Fürsten und Bojaren. Aus vielen frommen
Gemüthern Dankgebete aufwärts schweben
Und Segenswünsche, die von Herzen kommen,
Die heilige Weihrauchurne ist entglommen,
Geweihte Kerzen halten in der Hand
Brautpaar und Zeugen. Doch die sie genommen,
Entsinkt verlöschend plötzlich Marfas Hand.
Schon naht der Patriarch im goldnen Meßgewand.

Man eilt, ein andres Kerzchen ihr zu reichen;
Der Zar schaut unruhvollen Blickes drein,
Rings allem Volke däuchts ein böses Zeichen.
Und als der Patriarch, das Paar zu weihn,
Herantrat, fragend: „Wollt Ihr einig sein
In Liebe?" — sah sich Marfa schweigend um.
Doch ihr der Kirche Segen zu verleihn,
Uebt er sein heilig Amt, bleibt sie auch stumm.
Leis durch die Menge ging ein Flüstern und Gesumm.

Der Abend kam. Mit dunklen Wolkenschleiern.
Verhüllt der Himmel sich. Kein Sternlein wacht.
Doch in der Stadt, das Zarenfest zu feiern,
Ein Meer von Lichtern strahlt hinweg die Nacht.
Denn wie der Tag zur Rüste ging, erwacht
Die Lust erst recht bei allen Festesfrohen.
Hoch überm Mosquastrom, voll hehrer Pracht
Der Kreml glänzt im Lichtschmuck seiner hohen
Zahllosen Kuppeln weit, und tausend Fackeln lohen

Wetteifernd mit buntfarbiger Lämpchen Funkeln.
Verborgen liegt vor all dem Lichterschein
Der Gang bei Marfas Wohnung nur im Dunkeln,
Doch hell erleuchtet sind der Fenster Reihn.
Sie weilt im prächtigen Brautgemach allein,
Im Auge Thränen und im Herzen Trauer —
Da schleicht Andreas unbemerkt herein
Zum Gang, stemmt eine Leiter an die Mauer
Und späht in Vorsicht aus, ob Niemand auf der Lauer.

Ein Laut von ihm: am Riegel wird geschoben
Und klirrend ist das Fenster aufgesprungen.
Kaum hat sie ausgeblickt, ist er schon oben,
Hat rasch ins Zimmer sich herein geschwungen.
Und er hält sie und sie hält ihn umschlungen.
Da plötzlich ließen Marfas Kräfte nach,
Wirr starrt ihr Aug ... Zu schwer hat sie gerungen
Mit ihrem Schicksal, die im Brautgemach
An des Geliebten Brust wie todt zusammenbrach.

Er hebt die Sinkende mit starkem Arm,
Will schnell die süße Last von dannen tragen —
Ach, diese kalte Hand wird nicht mehr warm,
Das treue Herz hat aufgehört zu schlagen.
Doch drängt die Zeit, hier hilft kein Flehn und Klagen,
Er eilt, mit ihr zum Hof hinabzuklimmen;
Weh ihm! Die Leiter ist davongetragen,
Im Gange unten sieht er Lichter glimmen,
Sieht Menschen nahn und hört verworrnen Schall von Stimmen.

Vom Fenster trägt er seine süße Last
Zurück, — da pochts von Außen an das Zimmer;
Andreas öffnet nicht, krampfhaft umfaßt
Er Marfa mit der Linken; heftiger immer
Pochts an die Thür, man schlägt sie ein; beim Schimmer
Von Fackeln naht der grause Zar. Ihm graut
Vor dem unseligen Bilde und sein grimmer
Blick droht Verderben wie er Marfa schaut
In eines Andern Arm, sein Weib, ihm angetraut

Todt liegt sie vor ihm, und ins eigne Herz
Ist rasch Andreas scharfer Stahl gedrungen.
Er ruft, sein brechend Auge himmelwärts
Gekehrt: „Du Himmel weißt, wie ich gerungen!"
Und seine Marfa hält er fest umschlungen,
Stürzt leblos mit ihr auf denselben Schleier,
Derweil Iwan, von Wuth und Schmerz bezwungen,
Knieschlotternd stand, ein unhellvoller Freier —
So hielt der grause Zar mit Marfa Hochzeitsfeier.

Da lag sie, die ein fremder Arm umschlang;
Ihr Brautgewand ward ihr zum Todtenkleid.
Vertieft in ihren Anblick stand er lang,
Sein wilder Zorn schmolz hin in Weh und Leid.
Und nicht umsonst war sie dem Tod geweiht!
Des Zaren Herz brach von demselben Schlage
Der ihres traf. Er floh die Herrlichkeit
Des Thrones ganz, beschloß in Reu und Klage,
Versöhnt mit Gott und Welt, im Kloster seine Tage.

Joseph Victor von Scheffel.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist „der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein" (Stuttg. 1854. 51. Aufl. 1877) von Joseph Victor Scheffel, dessen poetische Begabung wir schon im Abschnitt von der Lyrik haben kennen und schätzen lernen. So viel äußere Aehnlichkeit „der Trompeter" auch mit andern epischen Gedichten der neueren Zeit hat, so ist er doch wieder durch den besondern Geist, der ihn beseelt, ganz von denselben verschieden. Diese Verschiedenheit liegt namentlich

in dem frischen, kecken Humor, der das Gedicht durchzieht und der die seelenvolle Tiefe der ernsten Stellen desto kräftiger hervortreten läßt, dann aber auch in der großen Naturwahrheit der Charaktere, wie der Schilderungen und der erzählten Begebenheiten. Dem Dichter sind die Localitäten, in die er die Geschichte verlegt, die Sitten und Sagen des Volkes, mit Einem Worte Alles, was die Grundlage des Gedichts bildet, stets gegenwärtig, so daß dem Leser Alles mit der größten Anschaulichkeit entgegentritt. Weniger scharf sind die Zeitverhältnisse gezeichnet (die Begebenheit findet kurz nach dem dreißigjährigen Kriege Statt), doch ist der Stoff von der Art, daß Dieß keineswegs störend wirkt. Jung-Werner, der in Heidelberg relegiert worden, weil er in einem kecken Liede der Pfalz-

Jos. Vict. Scheffel

gräfin seine Liebe bekannt hatte, zieht mit seiner Trompete, die er meisterhaft bläst, durch den Schwarzwald, kommt zu einem Pfarrer, der ihn gastfreundlich aufnimmt und dem er seine Lebensgeschichte erzählt. Auf dessen Rath geht er nach Säckingen, gewinnt durch sein Blasen die Gunst des Freiherrn, der ihn zu seinem Schloßtrompeter ernennt. Bald gewinnt er auch die Neigung Margarethens, der Tochter des Freiherrn. Werner schlägt einen Angriff der empörten Bauern ab, wird verwundet, von Margarethen gepflegt, was die Gelegenheit herbeiführt, sich gegenseitig ihre Liebe zu gestehen. Aber als er bei dem Freiherrn um die Hand der Tochter wirbt, weist ihn Dieser ab, weil er nicht ebenbürtig sei. Entschlossen, nie oder als ebenbürtig zurückzukehren, verläßt Werner das Schloß, besteht manches Abenteuer, kommt zuletzt nach Rom, wo er Kapellmeister des Papstes wird. Um diese Zeit war auch Margarethe mit der Aebtissin von Säckingen dahin gekommen; der Liebesschmerz hatte sie krank gemacht, man hoffte, daß Zerstreuung sie wieder heilen würde. In St. Peters Kirche sehen sich die Liebenden, Margarethe wird ohnmächtig und zieht dadurch die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich, der, sobald er den Zusammenhang erfahren, seinen Kapellmeister zum Ritter und Marchese ernennt und die Liebenden verlobt, worauf sie in die Heimat zurückkehren.

So einfach die Geschichte ist, so hat sie der Dichter mit reichem Leben ausgestattet; es sind die einzelnen Verhältnisse mit poetischer Kraft zu lebensvollen Gemälden entfaltet; wir erwähnen nur die Schilderung von Werners Zug durch den Schwarzwald, die Erzählung seines Studentenlebens; ferner die schöne Stelle, wo Margarethe von Werner in der Kunst, die Trompete zu blasen, unterrichtet wird, die Schilderung des Kampfes gegen die aufrührerischen Bauern, die seines Aufenthalts in Rom, wo der Dichter in ganz ungezwungener Weise den Cardinal Borghese, Bernini, Salvator Rosa, die Königin Christine, den gelehrten Naudäus einführt. Ferner haben wir einige glückliche Episoden zu erwähnen, die Geschichte des heiligen Fridolins und die Erbauung des Klosters und des Städtchens Säckingen, die köstliche Geschichte der Gefangenschaft des Freiherrn in Vincennes, wo sein Tabackrauchen ihm die Liebe der edlen Leonore du Plessis erwirbt, die Schilderung des Fischfangs u. s. w. Einige Episoden sind dagegen nicht glücklich angebracht und machen, weil sie gänzlich unmotiviert sind, eine nicht günstige Wirkung. Dahin gehört namentlich die Episode vom stillen Mann und der Besuch bei den Zwergen.

Wenn wir oben gesagt haben, daß „der Trompeter" sich wesentlich von andern epischen Gedichten unterscheidet, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß auch er der herrschenden Mode nicht ganz entgehen konnte, den epischen Gang durch lyrische Einschiebungen zu unterbrechen. Ein ganzer Abschnitt besteht aus verschiedenen Liederreihen, die zwar an sich des Dichters lyrisches Talent von Neuem bekunden, aber der künstlerischen Gestalt doch wesentlich Abbruch thun. Nicht zu billigen sind ferner manche Allegorien, die Personification des Rheins, der Tiber, des Obelisken, wobei der Dichter freilich, wie in den Liedern, eine reiche Fülle von schönen Gedanken entfaltet, die aber doch der epischen Haltung widerstreben. Endlich ist auch der Schluß zu schnell herbeigeführt; Werners ferneres Treiben nach seiner Entfernung von Säckingen ist zu oberflächlich angedeutet.

Bei allen diesen Mängeln nimmt, wie schon bemerkt, „der Trompeter von Säckingen" einen hervorragenden Rang unter den neuen epischen Gedichten ein. Trotz der angegebenen Störungen des epischen Gangs schreitet die Handlung lebendig vorwärts und gewinnt, je länger, je mehr an Interesse; die Sprache ist rein und poetisch schön; sie ist reich und durch den Gebrauch glücklich angebrachter Ausdrücke aus dem Volksleben oder alterthümlicher Wörter belebt. Die Vorzüge des „Trompeter" bezeichnet der

Dichter in der „Zueignung“ mit liebenswürdigem Humor in folgenden Worten:

„Manch Gebrechen trägt er leider
Fehlt ihm tragisch hoher Stolz ganz,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Bläſſe.
Nehmt ihn, wie er ist, rothwangig,
Ungeschliffner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem schlichten Strohhut.

Aus dem „Trompeter von Säckingen“.

Der hier sitzt, heißt Werner Kirchhof,
In der Pfalz ist meine Heimath,
In der Pfalz zu Heidelberg.
Dort am Neckar hab den süßen
Traum der Kindheit ich geträumt,
Bin auch in der Schul gesessen,
Hab Latein gelernt und Griechisch,
Und ein immer durstiger Spielmann
Lehrt mich früh Trompete blasen.
Wie ich achtzehn Jahr geworden,
Sprach der Vormund: „Junger Werner,
Seid begabt mit hellem Kopf und
Leidlichem Ingenium,
Seid vom rechten Holz geschnitten,
Ihr müßt ein Juriste werden.
Das bringt Ehr und Amt und Würden,
Bringt auch güldene Ducaten,
Und mir ist, ich seh Euch schon als
Seiner Kurfürstlichen Gnaden
Wohlbestallten Amtmann, und ich
Zieh dann selbst vor Euch den Hut ab.
Ja, schier wag ich die Vermuthung,
So Ihr Euch nur wacker haltet,
Wartet Eurer noch ein Stuhl im
Hohen Reichsgericht zu Wetzlar.“
Also ward ich ein Juriste,
Kaufte mir ein großes Tintfaß,
Kauft' mir eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus Juris,
Und saß eifrig in dem Hörsaal,
Wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brunnquell, der Professor,
Uns das römische Recht docierte!
Römisch Recht, gedenk ich deiner,
Liegts wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegts wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geflunker mußt ich hören,
Wie sie einst auf römschem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gaius Dieß behauptet
Und Herr Ulpianus Jenes,
Wie dann Spätre drein gepfuschet,
Bis der Kaiser Justinianus,
Er, der Pfuscher allergrößter,
All mit einem Fußtritt heimschickt,
Und ich wollt oft thöricht fragen:
„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum entsprossen
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?
Traurig Loos der Epigonen!
Müssen sitzen, müssen schwitzen,
Hin und her die Fäden zerren
Eines wüst verschlungnen Knäuels,
Gibts kein Schwert und andre Lösung?“ —

Oftmals nächtig bei der Lampe
Saß ich brütend ob dem Codex,
Las die Gloß und den Cujacius
Bis mich Kopf und Haupthaar schmerzten.
Doch der Fleiß blieb ohne Segen.
Lustig flogen die Gedanken
Von den Lettern in die Weite
Zu des strengen Herrn Cujacius
Schöner Tochter, die dereinstmals
Glücklicher Pariser Jugend
Vom Catheder ihres Vaters
Hefte süß melodisch vortrug.
Statt Usucapion und Erbrecht,
Statt Novella hundertachtzehn,
Schaut ein schwarzgelocktes Mägdlein
Grüßend aus dem Corpus Juris.
Aus der Hand entfiel die Feder,
Umgestülpt ward Tint und Sandfaß,
Und ich griff nach der Trompete;
Usucapion und Erbrecht
Und Novella hundertachtzehn,
Klagend im Adagio, zogen
Sie hinaus aus der Studierstub
Fenster in die Sternennacht.

Ja, der Fleiß blieb ohne Segen.
Eines schönen Morgens schritt ich,
Unterm Arm das Corpus Juris,
('S war die schöne Elzevirsche
Rotterdamer Prachtausgabe)
Nach der Heugaß, nach dem Pfandhaus.
Levi Ben Machol, der schnöde
Jude mit den scheelen Augen,
Nahms in seine Vaterarme, —
Nahms und zahlte zwei Dublonen.
Mögs von ihm ein Andrer lösen!

Bin ein kecker Bursch dann worden,
Streifte viel durch Berg und Thäler,
Streifte nächtlich durch die Straßen
Sporenklirrend, serenadend,
Und so Einer schief wollt blicken,
Fuhr die Hand mir an die Wehre:
„Zur Mensur! Die Klingen bindet!
Los! —“ Das schwirrte durch die Lüfte
Und auf manche glatte Wange
Hat mein Schläger flott und schneidig
Sich ein Stammbuchblatt geschrieben.

Hab mich auch, ich muß gestehen,
Nicht stets in sehr fein gewählter
Company herumgetrieben,
Und am Liebsten saß ich trinkend
Oben im Pfalzgrafenschlosse
Bei dem Wunder unsrer Tage,
Bei dem Kunstwerk deutschen Denkens,
Bei dem Heidelberger Faß.
Ein ehrwürdger Siedler hauste
Dort, es war des Kurfürsts Hofnarr,
War mein alter Freund Perkeo.
Der hat aus des Lebens Stürmen
Zu contemplativer Trinkung
Sich hieher zurückgezogen,
Und der Keller war Asyl ihm.
Lebte drin in sinnger Pflege

Seiner und des großen Fasses,
Und er liebt es — treure Liebe
Nimmer hat die Welt gesehen, —
'S war, als sei er ihm vermählt.
Blank fegt ers mit großem Besen,
Fort jagt' er die bösen Spinnen,
Stund ein Festtag im Kalender
Schmückt' ers zart mit Epheukränzen,
Und er sang den Morgengruß, und
Sang das Schlummerlied dem Fasse,
Schnitzte auch sein eigen Standbild
Treu in Holz als Angebind ihm.
Aber wenn vom Fassesmunde
Er den Lohn sich küssend schlürfte,
Dann ergieng er sich in kühnem
Schwunge; — oft zu seinen Füßen
Lauscht' ich den seltsamen Reden:
„Oben heißts, ich sei ein Narre.
Laß sies schwatzen, lieber Junge,
Nimmer kümmert das Geschwatz mich.
O die Welt ist dumm geworden!
Wie sie tappen, wie sie haschen
Nach der Wahrheit, und es fährt doch
Immer ihre Stang im Nebel,
Auf die Gründe aller Dinge
Muß der Mensch zurückgehn und er
Muß der Forschung Endergebniß
In concrete Formen bringen.
So gewinnt er Weltanschauung;
Solchen Zweck erstrebend trink ich.
Cosmogonisch ist mein Trinken:
Seh den Weltenraum als eine
Lustig große Kellerwölbung,
Drin als Ur- und als Centralfaß
Ist die Sonne aufgepflanzet
Und in Reih und Glied die kleinern
Fässer — Fixstern' und Planeten.
Wie die Fässer mannigfache
Sort und Qualität des Weines,
Bergen die Weltkörper einen
Vielgestuften Geisterinhalt,
Landwein der, — der Rüdesheimer;
Doch das Erdfaß birgt Gemischtes:
Gährende Zersetzung hat den
Geist betrübt halb, halb verflüchtigt.
Der Materie und des Geistes
Gegensatz wird durch das Denken
Zu organisch höhrer Einheit.
Also über Wein und Fasse
Schwebt mein schöpferisches Trinken,
Und wenn durch den Schädel mir des
Weins Revelationen brausen,
Wenn mein morscher Leichnam taumelnd
An dem Fasse niedersinkt:
Das ist der Triumph des Geistes.
Ist die That der Selbstbefreiung
Aus des Daseins nichtgen Schranken.
„So erschließt in meiner Klause
Klar sich mir die Weltenordnung.
Anders stünd es um die Menschheit,
Hätten die Germanen ihren
Innersten Beruf erkannt und
Das Panier des stillen Trunkes,
Den bewußten Cult des Weines —
Wie den Feuerdienst die Perser —
Durch die ganze Welt getragen!"
O Perkêo! besser stünd es
Auch mit mir, wenn deiner Weisheit
Niemals ich mein Ohr geliehen!
'S war ein scharfer Wintermorgen.
Drunten in dem lauen Keller
Hielt der Zwerg und ich, selbander,
Einen philosophischen Frühtrunk.
Aber wie im Mittagsscheine
Ich heraustrat, schien die Welt mir
Etwas seltsam auszuschauen.
Rosig schimmerten die Lüfte,
Engel hört' ich musiciren,
Auf dem hohen Schloßbalcone
Stand im Kreise edler Fräulein
Huldvoll die Gebieterin,
Die Kurfürstin Leonore.
Dorthin flog mein keckes Auge,
Dorthin flog mein keckes Sinnen,
Weggeweht war der Verstand mir.
Schmachtend trat ich zur Terrasse
Und begann die tolle Weise,
Die der Pfalzgraf Friedrich einstmals
Der engländischen Gemahlin
Liebeskrank gesungen hat:

„Ich kniee vor Euch als getreuer Vasall,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Befehlet, so streit ich mit Kaiser und Reich,
Befehlet, so will ich für Euch, für Euch
Die Welt in Fetzen zerhauen.

Ich hol Euch vom Himmel die Sonn und den Mond,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Ich hol Euch die Sterne sonder Zahl,
Wie Fröschlein sollt ihr die funkelnden all
Gespießt am Degen erschauen.

Befehlet, so werd ich für Euch zum Narr,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Ja, Narre bin ich schon sonder Befehl,
Das Sonnlicht blendet mich allzu hell
Aus Euren zwo Augen, den blauen."

* * *

Hört ihr die Trompeten blasen?
Hört ihr die Kartaunen krachen?
Dort bei Prag am Weissenberge
Wird um Böhmens Kron gewürfelt,
Pfalzgraf — 's war ein kurzer Winter!
Pfalzgraf — hast die Schlacht verloren!
Sporn den Gaul und such das Weite!
O du schönste aller Frauen,
Wie mußt ich vom Traum erwachen!
Der Pedell kam angeschritten
Und citiert' mich vor den Rector:
Grimmig faltete die Stirne,
Grimmig schüttelte die Locken,
Grimmig kündete das Urtheil
Der Rector Magnificus:
„Habt ob unbefugtem Blasen
Und noch unbefugterm Singsang
In der Burg geweihtem Frieden
Stadt und Hochschul in drei Tagen
Zu verlassen; weitre Strafe
Ist Euch auf besondre Fürsprach
Der Frau Fürstin nachgesehn."
Stadt verlassen! wie ein Traum klangs,
Und war thatsächliche Wahrheit.
Doch bezahlt' ich, was in solchen
Fällen etwas ungewöhnlich,
Vorher noch die Schulden alle,
Und ich ritt am dritten Tage
Aus dem Weichbild, und am vierten
Aus den kurpfälzlichen Landen.

Ungekränkt, ob auch die Heimat
Mir den Riegel vorgeschoben;
Will sie drum nicht minder lieben;
Die Trompet, des Unheils Werkzeug,
Hängt' ich fröhlich um die Schulter,
Und mir ahnt', sie soll auch wieder
Mir zum Segen fröhlich schmettern.
Weiß zwar nicht zur Stund, nach welchem
Ziel mich Roß und Sturm noch tragen,
Doch ich schaue nicht zurück.
Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen,
Und dem Muthgen hilft das Glück.

August Becker.

Die unvollständigen biographischen Angaben, welche der Verfasser dieses Werkes früher über den genannten Dichter brachte, sind wir in der Lage, wesentlich ergänzen zu können und verweisen wir die Leser auf das Register. Becker hat sich durch sein „Jung Friedel, der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des sechszehnten Jahrhunderts" (Stuttg. u. Augsb. 1854) vielseitiges Lob erworben, aber sich auch manchen Tadel zugezogen, und Beides nicht mit Unrecht. August Becker hat allerdings ein nicht gemeines Talent, aber er hat dasselbe nicht künstlerisch ausgebildet. Zwar weiß er den Vers und den Reim mit Gewandtheit zu behandeln, die Sprache ist fließend und von poetischem Hauch durchzogen; er ist, wenn auch nicht sehr gedankenreich, doch keineswegs gedankenarm. Dagegen fehlt es ihm an künstlerischem Halt, jedenfalls an einem kräftigen epischen Sinn. Dieß leuchtet schon daraus hervor, daß die Handlung seines Gedichts beinahe zum bloßen Rahmen herabgedrückt wird, in welchem er seine lyrischen Ergüsse, Lieder und Balladen, unterzubringen sucht, welche auch in poetischer Beziehung den Glanzpunkt der Dichtung bilden. Dadurch wurde er von der epischen Entwickelung abgezogen, in Folge dessen die Handlung oft unterbrochen werden mußte und ganz stille steht; und was noch übler ist, er wurde dadurch zu manchen Breiten und selbst zu Wiederholungen veranlaßt, die den aufmerksamen Leser unangenehm berühren. Die Wahl des Stoffs ist glücklich; Schilderung des Lebens im 16. Jahrhundert nach seinen verschiedensten Beziehungen; aber der Dichter hat dieselben nicht zu einem Gesammtbilde zu vereinigen gewußt, und zudem hat er das Ganze ohne Noth in das Mystisch-Romantische gezogen. Insbesondere ist die Vermischung des Christlichen und Heidnischen ungenügend oder vielmehr gar nicht motiviert. Es ist nicht leicht, einen kurzen Ueberblick des Gedichts zu geben; denn trotz der zahlreichen Begebenheiten ist doch eigentlich wenig Handlung in demselben. Jungfriedel ist der Sohn eines Grafen und eines Landmädchens. Nach dem Tode des Vaters werden Mutter und Kind von dem alten Grafen verstoßen; sie flüchtet in ein einsames Kloster, wo sie bald stirbt. Auf dem Todtenbett erscheint ihr Frau Holle und verspricht ihr, für den Sohn zu sorgen. Dieser wird von einer guten alten Frau aufgenommen, die seine Phantasie mit Erzählungen alter Sagen erfüllt; besonders macht auf ihn die vom Altfriedel großen Eindruck, der von Frau Holle eine Zauberfiedel erhalten hatte, auf welcher er die wunderbarsten Melodien ertönen läßt. Nach einigen Jahren erscheint ein blinder Geiger mit seiner Tochter Maria, der sich im Dorf niederläßt. Jungfriedel lernt von ihm geigen, und erfährt Näheres von der Zauberfiedel, die zu erlangen sein sehnlichster Wunsch ist. Sie ist im Besitz eines alten Grafen, welcher, wie wir erfahren, Jungfriedels Großvater ist. Als Maria und Jungfriedel herangewachsen waren, entwickelt sich in ihr die innigste Liebe zu ihrem Spielgenossen, der sie aber nicht bemerkt. Als daher Frau Holle ihm wiedererscheint und ihn zum Wandern auffordert, denn nur wenn er das Leben mit seiner Lust und seinem Schmerz habe kennen lernen, würde er die Zauberfiedel erhalten, verläßt er das freundliche Dorf und Marie, deren tiefen Schmerz er nicht ahnt. Ueberall singend und spielend, überall gut aufgenommen, erblickt er im Schwarzwald ein Mädchen, das seine ganze Seele mit Liebe erfüllt; er trifft sie in Straßburg wieder, wo er durch einen Zufall zum Glauben veranlaßt wird, daß auch sie ihn liebe. Doch weiß er noch nicht, wer sie ist. Um Ruhm zu erwerben, zieht er nach Frankfurt zur Kaiserkrönung; er spielt und singt vor dem Kaiser, wo er die übrigen Sänger besiegt und namentlich durch das Loblied auf Kunigunde, so hieß die Geliebte, die auch gegenwärtig war, die größte Begeisterung erweckte. Auch der alte Graf ist gegenwärtig und erkennt in Jungfriedel die Züge seines Sohnes. Doch ist dieser zu sehr von den Gedanken an die Geliebte erfüllt, als daß er auf die Reden des Grafen hören möchte. Er zieht Kunigunden nach; in Straßburg führt ihn ein glücklicher Zufall in ihr Haus, aber er erfährt, daß sie verlobt ist. Im tiefsten Schmerz wird er Soldat. Im Kriege, den er als Trompeter mitmacht, entreißt er Marie, die mit ihrem Vater ausgezogen war, ihn zu suchen, den Händen eines wilden Reiters. Er selbst war verwundet worden und wird von Marie gepflegt. Als er geheilt war, zieht er wieder nach Straßburg, wo er zu Kunigundes Begräbniß kommt. Da erfaßt ihn namenloser Schmerz und er entsagt der Welt; er wird ein Mönch, legt sich die ärgsten Büßungen auf und wird immer finstrer. Da erscheint ihm Frau Holle, aus deren Unterredung er wieder neuen Lebensmuth schöpft. Er entflieht dem Kloster, eilt zu Marie, die aber nach ihres Vaters Tod ebenfalls in ein Kloster gegangen war. Er geht nun zu seinem Großvater, wo der Kaiser sich befand, den er auf einer Jagd von großer Lebensgefahr errettet und der ihm aus Dankbarkeit Mariens Gelübde lösen zu lassen verspricht. Der Graf giebt ihm die Zauberfiedel, worauf er stirbt; Jungfriedel heirathet Marie, mit der er in das geliebte Dorf zieht. Nicht lange dauert das Glück; es zieht ihn immer an den Elfensee, aus dem er endlich nicht wiederkehrt.

So verläuft das Epos in den Sand, wie der Rhein, an dessen Ufern ein großer Theil der Handlung spielt. Wenn aber das Gedicht als Ganzes nicht befriedigen kann, so ist es dagegen reich an trefflichen Einzelnheiten, und der Dichter

weiß die verschiedensten Zustände, die er vorüberführt, mit großer Anschaulichkeit darzustellen, das Leben auf dem Lande, das Wanderleben des Sängers, der Wettgesang im Kaisersaal, das wilde Kriegerleben und das sich selbst quälende Brüten des einsamen Mönchs, die Liebesfreude und der Liebesschmerz — Alles ist mit Glück und in wohllautenden Versen geschildert, was um so mehr bedauern läßt, daß der Dichter nicht die rechte Form für das Ganze zu finden wußte.

Aus „Jung Friedel."

1. Eine Spinnstube.

Es ist ein Abend im Advent,
Da draußen Alles trüb und düster.
Am Ofen, wo das Harzscheit brennt,
Da geht ein trauliches Geflüster,
Denn bei dem Rocken Mädeln sitzen,
Die ihre Aeuglein lassen blitzen
Dort nach den Burschen, die sich freuen
Beim Lieb zu sein, beim holden, treuen.
Großmutter sitzt im Stuhl beim Stroh,
Es zittert und es wankt ihr Knie,
Doch daß das junge Volk so froh
Beisammen sitzt, Das freuet sie.
Sie denkt: „Es ist um mich so traut
Als hätt der Herr hieher gebaut."
Sie sinnt und horcht, die Spindel surrt
Und hinterm Herd der Kater knurrt;
Der großen Kinder goldne Fibel
Liegt offen neben ihr — die Bibel;
Rothkelchen ihrem Enkel pickt
Aus seinen Händlein Brod und Saamen, —
Dann hat sie fröhlich aufgeblickt
Und spricht: „So singt in Gottes Namen
Ihr Burschen und ihr Mägdelein!
Ich bin 'mal lustig auch gewesen
Und in der Bibel kann man 's lesen:
In Ehren darf man fröhlich sein."
Da spitzen sich viel rothe Lippen
Im schönen lieben Jungfernkranz,
Die Burschen aber erst noch nippen
Von ihres Weines Feuerglanz,
Damit die Stimmen goldner tönen,
Wenn Dies sie singen mit den Schönen:

Schön-Else sitzt des Nachts allein
Spinnt Hanf oder spinnt Wolle;
Da blickt ein graues Haupt herein,
Sieht, ob der Faden zart und fein,
Ob schnell die Spindel rolle:
„Grüß Gott, Frau Holle!"

Elslein ist fleißig immerdar,
Drum schneit es zarte Flocken,
Drum hängt sich Flachs so rein und klar
Als wie ihr goldgelb langes Haar
Dem Mägdlein an den Rocken:
„Dank euch, Frau Holle!"

Schön-Elslein spinnt nur immer fort,
Die Flocken dichter fallen,
Der Flachs, der wuchs an hohem Ort,
Die Woll kommt von den Lämmern dort,
Die an dem Himmel wallen:
„Dank euch, Frau Holle!"
So lang Schön-Else, spinnt und webt
In Lein oder in Wolle,
So lange sie auch glücklich lebt,
Bis daß man sie darin begräbt
Tief unter kühler Scholle:
„Gute Nacht, Frau Holle!"

Das Lied verklingt, Großmutter blickt
Gar ernsthaft drein und nickt und nickt
Und spricht: „Das Liedlein redet wahr,
Frau Holle kommt wohl jedes Jahr;
Den Fleißigen bleibt stets sie gut,
Schenkt ihnen Glück und frommen Muth.
Ihr könnt sie Abends öfters sehen,
Sie kann jetzt grade draußen stehen."
Den Mädeln gruselt wie sie spricht,
Die Burschen aber glaubens nicht,
Und Einer spöttelt gar verwegen,
Das hat Großmütterlein empört
Und eifrig spricht sie ihm entgegen:
„Gott segn uns, wenn sie Das gehört!"
Die Mädeln fahren gar erschrocken
Vom Stuhl empor und von dem Rocken,
Als säh Frau Holle schon herein,
Doch Mutter Else fällt jetzt ein:
„Gar mächtig ist die gute Frau!
Man sagt, sie sei schon alt und grau, —
Ei ja! Oft sah man sie zur Zeit
Als hätt es auf ihr Haar geschneit,
Als hätt sie keinen Zahn im Munde;
Sie ging gebückt, gerad wie ich,
Als tröche sie zu jeder Stunde
Ins Grab hinein, gerad wie ich.
Doch hat man sie auch schon gesehn
Als die liebreizendste der Feen,
Mit einem Rosenangesicht,
Mit Augen, wie der Sonne Licht,
Mit Locken, wie das reinste Gold,
Kurz, über alle Maßen hold,
Und ihres Mundes Lippenglut
Wie Abendroth und Morgenglut.
Dann wird sie Hulda auch genannt,
Die Königin im Geisterland.
Doch kommt sie alt nun oder jung
Stets bringt der Güter sie genung,
Sei es im Schnee, sei es im Regen —
Für Haus und Fruchtfeld lauter Segen.
So thut sie Gutes mancherlei,
So mancher Mutter stand sie bei,
Und starb die Mutter, — statt der Todten
Hat sie dem Kind die Brust geboten.
Doch, die von ihr nur spöttlich sprechen,
Die glaubens nicht — sie wird sich rächen,
Kommt wohl zur Nacht im wilden Heer
Mit grausem Wettersturm daher,
Kommt mit der Haide wilden Frauen,
Die stets dem Menschen feindlich sind;
Dann faßt die Spötter doch ein Grauen,
Wenns schneit und tobt im mächtigen Wind,
Und Gott genade Denen,
Die sich dann sicher wähnen."

2. Das Straßburger Münster.

Früh Morgens kommt er einst zum Strom
Gen Straßburg vor das Brückenthor.
Das Münster, Gottes höchster Dom,
Strebt da vor seinem Blick empor —
Tief in des Himmels dunkle Bläue,
Vom Morgensonnenstrahl durchglüht —
Die Riesenblume, deutscher Treue
Und deutscher Kunst und Kraft entblüht. —

Ums Münster liegt die Mauerkette,
Die ganze Stadt, weit ausgebreitet,
Still fließt der Rhein in seinem Bette,
Da Friedel auf der Brücke schreitet,
Und dann mit Staunen aus dem Land
Die treue Fiedel in der Hand,
Die Pfauenfeder auf dem Hut
Durchs Thor hinein in frommem Muth.
Es war in goldner Sonntagsfrühe,
Vergessen heut der Woche Mühe,
Als er die alte, reiche Stadt
Mit ehrfurchtsvollem Schritt betrat.
Und da er sich jetzt umgesehen,
Wo rings die hohen Häuser stehen,
Die vielen Thürme, langen Gassen,
Wollt ihn sein leichter Muth verlassen.
Das Münster in der Sonne Pracht,
Voll Majestät hoch über allen,
Bezeugt ihm jetzt der Menschen Macht,
Die dort zu seinen Thoren wallen,
Weil seiner Glocken luftge Lieder
Hell klingen von dem Thurme nieder.
Da kamen sie, die greisen Männer,
Wie Könige einhergeschritten,
Der Weisheit und des Rechtes Kenner,
Die Wächter frommer Bürgersitten.
Da kamen sie, die greisen Frauen,
Die Sonnen blühender Familien,
Die Töchter, lieblich anzuschauen
Wie junge Röslein und Lilien;
Und dann die Söhne, hoch und stark,
Voll Jugendkraft und gutem Mark,
Des Wasgaus jungen stolzen Eichen
In ihrer Schönheit zu vergleichen.

O Bürgerweisheit, Kunst und Kraft,
Du reichste Ader deutschen Lebens!
Was du gethan, was du geschafft,
Zeigt einst die Hoheit deines Strebens.
Die Dome stehn im reichen Land
Zum blauen Himmel hoch gereckt,
Als ob ein Riese seine Hand
Anbetend gegen Gott hinstrecket.

O Bürgerkraft, o deutscher Geist!
Als junger Aar bist aufgeflogen,
Und hast mit kühnem Flug umkreist
Die Feinde, die dich überzogen.
Wie leuchteten im hohen Rath
Der Väter fromme, weise Reden!
Wie leuchtete die kühne That
Der jungen Bürger in den Fehden!

O Bürgerkraft, o Bürgermuth,
Der Wind, der deine Segel schwellte,
Das war des freien Athems Glut,
Vom Alpensee bis hin zum Belte.
Euch blühte frisch der Freiheit Mai!
Zu Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Speier
Trug man sein deutsches Herz so frei,
Der Aar im Horste trägts nicht freier.

Wie wallten sie so hoch und hehr
Die kühnen, stolzen Städtefahnen!
Längst sind sie flügge übers Meer,
Dem deutschen Geist den Weg zu bahnen!
O Hansabund, du Bund so stark!
Warfst du den Handschuh zum Befehden,
Erbebt' das stolze Dänemark,
Und bebten Engelland und Schweden!
O wahre Gott dich, Bürgerkraft!
Denn bist du todt — das Reich muß schwinden!
Und lägst du auch in enger Haft,
Laß er dich wieder Freiheit finden.
Wohl hast du es dem Herrn geweiht,
Was du geschaffen und gestaltet!
Ja, sein ist Kraft und Herrlichkeit,
Die stets in deinen Werken waltet.

Rudolf Gottschall.

„Die Göttin", Rudolf Gottschalls ersten epischen Versuch, haben wir schon früher bei Besprechung seiner lyrischen Dichtungen erwähnt, weil das epische Element vor dem lyrischen und didaktischen so sehr zurücktritt, daß es kaum noch bemerkt wird. „Carlo Zeno" (Breslau 1852, 3. Aufl. 1876), den er bald darauf erscheinen ließ, beurkundet einen mächtigen Fortschritt in der epischen Behandlung, obgleich noch mancherlei Mängel nicht überwunden waren. Diese bestehen namentlich darin, daß er kein harmonisch gegliedertes, sondern in verschiedene Abschnitte zerfallendes Epos gab, die mit einander nur in der losesten Verbindung stehen, ferner darin, daß er sich ebenfalls von der Mode hinreißen ließ, mit der Form zu wechseln, eine Abirrung, die übrigens auch beinahe nothwendige Folge der ersten war. Denn da die fünf Gesänge, aus denen der „Carlo Zeno" besteht, in der That ganz in sich abgeschlossene, ganz verschiedenartige Verhältnisse veranschaulichende Dichtungen sind, so lag es nahe, sie auch durch die Form von einander zu unterscheiden. Auch die Ausführung ist nicht ohne Fehler. Freilich ist dieser Fehler von der Art, daß mancher Dichter ihn darum beneiden könnte; er hat sich nämlich von dem großen Gedankenreichthum, der ihm zu Gebote stand, überfluthen lassen, so daß er an manchen Stellen in rhetorische Breite verfällt. Dieß wird besonders aus den langen Monologen ersichtlich, die er seinen Personen in den Mund legt und die wegen ihres zwar immer inhaltreichen, aber zu großen Umfangs den raschen Gang der Handlung stören.

Diese Mängel verschwinden freilich gegen die großen und seltenen Vorzüge des Gedichts. Was zunächst die Darstellung betrifft, so ist diese von der größten Schönheit; sie hat Alles, was den Leser hinreißen kann; die Sprache ist nicht nur gewandt und fließend, sie ist auch von der reizendsten poetischen Färbung, sie ist würdig und edel und wird auch in den unbedeutendsten Stellen nie matt, vielmehr weiß der Dichter gerade solchen Stellen durch überraschend neue Wendungen oder kräftige Ausdrucksweisen und glückliche Bilder eine höhere Bedeutung zu geben. Seine Schilderungen sind meisterhaft, von der größten Anschaulichkeit und Wahrheit; sie sind gleich vortrefflich, ob er schwelgende Gelage oder idyllische Scenen, Land- oder Seeschlachten, den Sturm oder die Pest beschreibt. Der Stoff ist höchst bedeutend. Carlo Zeno ist eine großartige Erscheinung, die der poetischen Verherrlichung würdig war; ein heldenmüthiger Charakter, der sich in Glück und Unglück gleich groß erweist, in allen Lagen des Lebens die moralische Größe bewahrt. Und doch hat der Dichter keinen Romanhelden aus ihm gemacht; er hat ihm kein Wort in den Mund gelegt,

keine Handlung beigelegt, die nicht naturnothwendig aus seinem Wesen folgte. Auch die übrigen Personen sind trefflich gezeichnet, die üppig schöne Eudoxia, der Venetianer Pisano, der Paduaner Carrera, die liebenswürdige Bianca Giustiniani, und wie sie noch heißen mögen.

Mehr als zehn Jahre später ließ Gottschall ein zweites Epos erscheinen „Maja. Ein Lotosblumenkranz" (Bresl. 1864), in welchem die Geschichte eines jungen englischen Arztes erzählt wird, der während des bekannten indischen Aufstandes, von den Seinigen getrennt, flüchtet, von einem Hindumädchen vor deren Landsleuten verborgen wird, dann unter mannigfaltigen Abenteuern zu den englischen Truppen gelangt, wo er seine Retterin wiederfindet, die sich mit einem Theil derselben in die Luft sprengt, da sie die Feinde durch Hoffnung auf reiche Beute verleitet hatte, ihr in einen unterhöhlten Pagodentempel zu folgen. In mehreren Episoden ergänzt der Dichter das Gemälde des indischen Lebens, dem er ein tief eingehendes Studium gewidmet zu haben scheint. Das Gedicht theilt die Vorzüge, welche wir am ersten wahrgenommen haben, und namentlich zeigt sich die Meisterschaft des Dichters in Schilderungen in ihrem ganzen Glanze.

Aus „Carlo Zeno".

„Kennt ihr, o Freunde, ein Piratenleben?
Ihm hab ich mich im Dienst des Staats ergeben,
Und mich der See, der wilden kecken Braut,
In wilder Ehe lustig angetraut,
Frei wie das ungehemmte Element,
Das nur die Wonnen der Zerstörung kennt.
O Lust, der Blitz zu sein, der trifft und zündet,
Ob auch kein Schlachtendonner ihn verkündet.
O Lust, den übermüthgen Feind zu necken
Mit ewig neuen, unverhofften Schrecken!
Uns kümmern keine Klippen, keine Brandung,
Im wilden Sturm versuchen wir die Landung;
Hold immer ist das Glück der kühnen Schaar,
Wir fürchten nicht, wir bringen die Gefahr.
Und unsre Heimath ist die Wasserwüste;
Wo unser Banner naht — erbebt die Küste;
Und jeder Strand und jedes Meer verkündet
Ein Feuerwerk, das lustig wir entzündet.
Manch Genuesenschiff gab Oel und Docht,
Zu leuchten uns zur Nacht mit Feuerschein,
Und manches Mahl hat da das Meer gekocht,
Zu reich gewürzt mit Indiens Spezerein.
Manch Festgewand von Purpur oder Seide,
Der Schönen Genuas ersehnte Freude,
Hat da so hell und lichterloh gebrannt,
Wie einst der Dejanira Brautgewand.
Und Gold und Silber, noch so tief verborgen,
Schmolz in das Meer, das gierig es verschlang.
Das macht jetzt keinen Neid und keine Sorgen,
Verkauft kein Weib, macht keinen Schuldner bang;
Das baut Galeeren nicht und nicht Paläste,
Und keine Jungen kriechen aus dem Neste.
Da ruht im Schoos des Meeres unverbrannt
Des Landes schönstes Kind, der Diamant,
Gebettet weich im Tang, als ob er schliefe,
Und angestaunt von jedem Aug der Tiefe.
Fragt dort Siciliens und Liguriens Strand,
Wie oft die Nacht erhellt ein lustger Brand!
Der Aetna nur, der Alte, schneebedeckt,
Der mit Zerstörung seine Lenden gürtet,
Mit seinen Donnern Erd und Himmel schreckt,
Mit heißer Lava Land und Meer bewirthet,
Er schien uns zuzulächeln aus der Wolke
Und neigte sich wie segnend seinem Volke.
Bezeug es uns, vollblütges Genua,
Im Glanz erstickt, wir ließen dir zu Ader.
War unser schreckenreiches Banner nah,
Wie flohn vor uns die feindlichen Geschwader!
Am Ufer die liguriſchen Kastelle,
Oft unbewacht, doch fest und hochgethürmt,
Wir haben sie zu nächtger Zeit gestürmt,
Uns nähernd auf geheimnißvoller Welle.
Dann giengs gen Ost, um unsre Handelsflotten
Im Archipel vor jedem Feind zu schützen,
Dort zu zerbrechen seines Handels Stützen,
Die Wurzeln seiner Herrschaft auszurotten.
Dann nach Byzanz; — dem Kaiser, dem befreiten,
Johannes, unsrem treuen Bundsgenossen,
Half ich den lang ersehnten Thron erstreiten.
Der Griechen Volk hat sich mir angeschlossen;
Galatas Genuesen sahn mit Zagen
Den schönen Sieg, den wir davongetragen.
Andronikus ist aus Byzanz verbannt;
Fest ruht das Scepter in Johannes Hand.
Mit Kronen spielen wir, wie mit Denaren,
Doch besser ists, sie schenken, als sie nehmen.
Kein Kaiser wird die Horden der Barbaren,
Die wilden Thiere aus den Steppen zähmen.
Dann giengs nach Beirut, wie ihr mir befohlen,
Um schützend eine Zufuhr abzuholen.
Dort trafen mich die abgesandten Boten.
Wie schlug mein Herz in namenlosem Bangen!
Zurück zur Vaterstadt, der schwerbedrohten,
Trieb ohne Ruhe mich ein heiß Verlangen.
Wie neidet' ich den Möven ihren Flug,
Der sie so rasch zur fernsten Insel trug!
Und immer wieder stand vor meinem Blick
Ein nächtig Graun, ein Bild, vor dem ich bebte:
Venedig unterliegend dem Geschick,
In Flammen stehend, todt die Republik,
Auf deren Schutt das Drachenbanner schwebte;
Und träumend fuhr ich auf vom leisen Schlaf,
Ob nicht mein Ohr die Schreckenskunde traf.
Da auf den Höhn von Rhodus trägt die Welle
Ein genuesisch Schiff, zahlreich bemannt!
Es hat, gleich einem schwimmenden Kastelle,
Die Segelflossen prahlend ausgespannt,
Und schien mit seinem riesig breiten Rücken
Die Flut bis auf den Grund hinabzudrücken.
Der Leviathan, hoch im Meer gethürmt,
Ward gleich im Flug von Rechts und Links bestürmt.
Da peitscht mit seinem Rüssel umgewandt
Die Flut der schwere Meereselephant,
Sucht zu entwinden sich den Löwenkrallen,
Die ihn von allen Seiten überfallen.
Wir enterten das Schiff — Das war ein Wüthen!
Dreihundert Männer standen, kämpften, fielen.
Wie Frühlingsstürme niederstreun die Blüthen —
So sanken Leichen auf des Deckes Dielen.
Da trifft ins Eine Auge mir ein Pfeil;
Ein andrer lähmt den Fuß zu gleicher Zeit.
Der Leib ist wund, allein die Seele heil,
Und ruft das Vaterland — ich bin bereit.
Zeigt mir den Feind — mich dürstets ihn, zu schlagen,
Das Wild aus den Lagunen aufzujagen;
Gebt mir und meiner Schaar den schwersten Posten,
Wir sind's gewohnt, den Todeskelch zu kosten."
Und so geschahs. Schon in der nächsten Nacht
Stand das Geschwader Zenos auf der Wacht

Bei Brandolos versenkten Meereswällen,
Um die im Zorn gehemmte Fluten schwellen.
Die Nacht war still, es liegt das Meer im Dunkeln,
Wie Feuerwerke seine Wogen funkeln,
Hell leuchteten der Schöpfung Lebensfunken —
Ein Blitz — sie waren in der Nacht versunken.
So taucht ein Menschenleben auf und flieht,
Ein flüchtiges Atom, im All verglüht.
Der Mond im Ost stieg feurigroth empor,
Warf einer Fackel gleich ins Meer den Brand,
Als hätte ihn der Sturm vorausgesandt,
Zu öffnen ihm des Himmels nächtges Thor.
Die Wogen schauerten so ahnungsvoll,
Als zögen sie entzückter Lust entgegen;
Die Locken flatterten, der Busen schwoll,
Durch alle Pulse ging ein feurig Regen.
Ein donnergleiches Brausen in der Ferne
Verscheucht vom Horizont die ersten Sterne —
Da dröhnt ein Stoß; Das sind des Sturms Posaunen!
Der Bräutgam naht, die freudgen Wogen staunen.
Und jede hat sich schlank emporgethürmt,
Steht aufrecht, den Ersehnten zu begrüßen.
Doch wenn der Wilde treulos weiter stürmt,
Da stirbt sie weinend hin zu seinen Füßen
Nicht länger hält der Anker die Galeere —
Schon schwankt die erste haltlos auf dem Meere,
Schon stürzt es über sie wie Bergeslasten,
Und trunkne Fluten tanzen um die Masten.
Die zweite folgt dem ungestümen Reigen —
Das ist ein rastlos Schwanken, Steigen, Neigen,
Ein Thyrsustanz, von wilder Lust beflügelt,
Am Arm des Sturms ein Taumel ungezügelt.
Die Genuesen sehn von ihren Schanzen
Ins Meer die ankerlosen Schiffe tanzen.
Sie stürzen an den Strand in wilder Hast,
Der Venetianer Dämme zu vernichten;
Sie schleppen näher der Bombarden Last,
Die sie auf die versenkten Kiele richten.
Doch Zeno sucht, im donnernden Orkan
Zum Schutz mit den Galeeren sich zu nahn.
Wie schwankt am Bord das riesge Wurfgeschütz,
Wie zuckt vom Deck der kunstgeschaffne Blitz!
Wie lechzend hoch empor die Woge züngelt,
Das Dampfgewölk verschlingt, das ihn umringelt,
Es scheint ein Krater in der Flut versteckt,
Der Flammen selbst in ihren Tiefen weckt,
Den Strand mit ausgeworfnen Felsen schreckt.
Bald steht die Flutenmauer aufgethürmt,
Wie eine Schanze, die das Schiff beschirmt!
Bald schwingt es sich empor auf ihre Spitze,
Und schleudert hoch herab die Todesblitze.
Da scheints, als flögen durch die Weltennacht
Des Chaos Kinder, junge Meteore;
Als lieferten die erste heiße Schlacht
Die Elemente vor der Schöpfung Thore,
Der glühe Mond mit eines Dämons Lachen
Verbirgt sich hinter Wolken fern und still,
Und höhnt die Fluten, deren offner Rachen
Mit allen Sternen ihn verschlingen will.
Und mitten drin im Kampfe der Titanen
Dies Heldenvölklein auf gehöhlter Borke,
Mit schwanken Masten, flutbenetzten Fahnen,
Wie Liliputer schwimmend auf dem Korke.
Da wird vom Strudel Zenos Schiff erfaßt,
Geschleudert an den Strand vom grimmen Sturm.
Der Genuesen Schaar vom nahen Thurm
Begrüßt mit Jubel den willkommnen Gast.
Das war von Flut und Sturm ein grausam Spiel,
So nah zu setzen das ersehnte Ziel;
Wie üben sich die Schützen unverdrossen,
Wie regnets rings von Steinen und Geschossen!
Wie Hagelwolken auf die Saatgefilde,
So schauerts nieder auf die Helm' und Schilde.
Als ob er erst die Sichel schwingen lernte,
So scheint der Tod erstaunt ob seiner Ernte.
Hier bei zerbrochnen Rudern schwimmen Leichen;
Der Steuermann umklammert fest das Steuer,
Das Auge halb verhüllt vom Todesschleier.
„Pflanz auf, o Zeno, der Ergebung Zeichen!"
So rufen bittend, drohend die Genossen.
Doch Zeno steht unbeugsam, unerschüttert,
Ob auch der Mast schon in die Lüfte splittert,
Er winkt dem besten Schwimmer fest entschlossen:
„Hier ist das Tau und hier das Meer — nun schwimme
Zum nächsten Schiff und trotz der Fluten Grimme,
Und kannst du meine Barke nicht erreichen,
Die rettend uns ins hohe Meer bugsiert,
So geben wir dem Feind, was ihm gebührt —
Kein Pünktchen mehr — ein Wrack und unsre Leichen."
Der Schwimmer stürzt sich in die Flut — er rafft
Zusammen wie verzweifelt seine Kraft.
Doch rückwärts schleudern ihn gethürmte Wogen,
Wie wandelnde Gebirge näherrückend,
Herüberschießend in gewaltgem Bogen,
Mit ihrer Last den Ringenden erdrückend.
Doch sieh! Er taucht empor — des Sturms Genoß,
O mögst du glücklich auf den Wellen reiten!
Ihn trägt mit Macht ein schäumend Flutenroß
Auf Einmal fort in unverhoffte Weiten.
Dort sinkt er in ein Grab; doch unverloren
Hat neu die neue Welle ihn geboren.
Er hält das Tau wie krampfhaft in der Hand,
Es wächst und wächst, entrollt sich lang und länger.
Den Schwimmer deckt die steile Flutenwand,
Bald winkt Erlösung aus der Hand der Dränger.
Ein Freudenschrei — ein Ruck! Es spannt, es hält!
Werft die Geschütze über Bord! Wie zischt
Die Flut empor, hoch spritzend Schaum und Gischt,
Wenn solch ein Erzkoloß zur Tiefe fällt,
Mit solcher plumpen, dröhnenden Gewalt,
So ungeberdig und so ungestalt,
Das Erz noch von der schweren Arbeit heiß,
Daß es die Woge kaum zu löschen weiß.
Erleichtert hebt vom Strand sich die Galeere;
An zieht das Tau — in trotzigem Behagen,
Wie auch die Fluten ihre Seiten schlagen,
Beginnt sie nun zu ringen mit dem Meere.
Und auf die aufgethürmte Wogenburg
Klimmt sie heran und kämpft sich siegend durch.
Es sieht der Feind das müdgehetzte Wild
Erstaunt vom Todeslager sich erheben,
Sich decken mit der Flut krystallnem Schild
Aus dem Gehege fort ins Weite schweben.
Nach sendet er die zürnenden Geschosse
Voll Wuth, daß solche Beute ihm entgangen.
Rings taumeln in das Meer die Steincolosse,
Und Pfeile zischen um das Haupt wie Schlangen.
Und Zeno, der auf dem Verdecke weilt,
Mit festem Schritt den schwanken Raum durcheilt,
Durch die Musik des Todes unbeirrt,
Die ohne Takt und Rast ums Haupt ihm schwirrt,
Das Steuer leitend und mit Donnerstimme
Den Dreizack schwingend ob der Fluten Grimme.
Er fährt zurück, von einem Pfeil getroffen,
Und tief am Halse klafft die Wunde offen.
Doch rasch ermannt er sich, zerbricht mit Kraft
Des tückschen Pfeiles leichtbeschwingten Schaft.
Und mag das Erz auch haften in der Wunde —
Es sinkt des Lebens Preis in solcher Stunde.
„Quill ungehemmt hervor, du heißes Blut!

Der Lorbeer wächst, genetzt von deiner Flut!
Nur vorwärts — wie's auch vor den Augen flimmert,
Noch schwankt am Himmel nicht der Stern der Pflicht,
Der Stern des Ruhms, der treuen Bürgern schimmert,
Die fest dem Tod gesehn ins Angesicht.
Der rechte Pfeil fehlt diesem Bogenspanner,
Er trifft des Lebens Mark, die Ehre nicht!
Nur vorwärts — seht, schon winkt das Markusbanner!
Es wallt, geküßt vom ersten Morgenlicht!
Gerettet ist das Schiff, ist bei den andern;
Nun kann ich selbst getrost hinüberwandern.
Die Wunde brennt; fortströmt das Blut, das warme —
Bleich sinkt der Held in seiner Freunde Arme."

Julius Grosse.

Julius Grosse

Julius Grosse, geb. am 25. April 1828 zu Erfurt, besuchte das Gymnasium zu Magdeburg, wohin sein Vater 1833 versetzt worden war, machte 1846—1849 den Cursus eines Geometers durch, worauf er die Universität Halle bezog, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Doch waren seine juristischen Studien nicht von Dauer; literarische Bestrebungen, sowie Versuche in der Malerei verleideten ihm das sogenannte Brodstudium und veranlaßten ihn, im Jahre 1852 nach München zu gehen, wo er die Akademie der bildenden Künste bezog. Der Verkehr mit dem dortigen Dichterkreise drängte ihn immer entschiedener zur rein literarischen Thätigkeit und er übernahm im J. 1855 die Stelle eines ständigen Mitarbeiters an der Beilage der „Neuen Münchener Zeitung", für welche er über sieben Jahre lang Kunst- und Bühnenberichte, sowie literarische Kritiken in großer Anzahl lieferte. Unterbrochen wurde diese Thätigkeit nur durch eine größere Reise nach Italien und durch einen längeren Aufenthalt in Leipzig, wo er die Redaction der „Illustrirten Zeitung" übernehmen sollte, was sich jedoch durch Krankheit zerschlug. Im J. 1862 ging die „Neue Münchener Zeitung" als „Bayerische Zeitung" in den Besitz der Regierung über, die ihm die Redaction des nicht politischen Theils übertrug, eine Stellung, die er bis zum Eingehen des Blattes, Ende 1867, inne behielt. Im J. 1870 folgte Grosse einem Rufe als Generalsekretär der Schillerstiftung nach Weimar und siedelte 1875 nach Dresden, dem nunmehrigen Vorort derselben, über.

Die „Epischen Dichtungen" (München 1860) von Jul. Grosse rechtfertigten die günstige Aufnahme, welche seinen lyrischen Gedichten zu Theil geworden war. Diese neue Sammlung bot drei Dichtungen: „Das Mädchen von Capri", „Farek Musa" und „Der graue Zelter", unter welchen die erste ohne Zweifel als die gelungenste zu bezeichnen ist, wenn ihr auch die andern nicht sehr nachstehen.

Ein Maler, mit dem ein russischer Graf, Alessandro, in Neapel Freundschaft geschlossen hatte, vertraut ihm, daß er in Capri ein holdes Kind treulos verlassen, er könne erst dann Ruhe wiederfinden, wenn sich ein Freund entschlösse, sie zu trösten und ihn zu ersetzen. Um ihn, den Kranken, zu beruhigen, entspricht der Graf seinem Wunsch. Auf der Fahrt nach der Insel trifft er mit einem schönen Mädchen zusammen, die ihren Bruder in die Stadt begleitet hatte, wo er in das Heer hatte eintreten müssen. Es gelingt ihm, sie zu trösten, und es entspinnt sich in der Stille der Nacht, während alle Reisenden schlafen, ein vertrautes Verhältniß zwischen den Beiden, das sich in Capri fortsetzt, wo er längere Zeit verweilt und über dem schönen Liebesglück das dem Freunde gegebene Versprechen vergißt. Eines Tags fragt er im Liebesübermuth Graziella, so hieß die Geliebte, ob sie schon geliebt habe. Da entdeckt sie ihm, daß sie von Einem, den sie innig geliebt, verlassen worden sei; zwar habe sie Dieß nicht so sehr geschmerzt, denn Aehnliches sei schon Vielen begegnet, allein es habe ihr Herz empört, daß er ohne Abschied fortgegangen sei und ihr habe sagen lassen, er wolle ihr den Freund zur Tröstung schicken. Sie habe ihm Rache zugeschworen, und eben so sehr hasse sie den Freund, den er schicken wolle; sie könnte diesen ruhig vergiften, fügte sie hinzu. Aus Rache an dem Ungetreuen habe sie sich der neuen Liebe hingegeben, die sie nun auch getröstet und gestärkt habe. Fünf Tage lang vermied Alessandro, zur Geliebten zu gehen, aber endlich trieb ihn die Sehnsucht, sie aufzusuchen und sie zur Gattin zu verlangen. So glücklich sie sein Erbieten macht, so will sie sich doch nicht von der schönen Heimat trennen, wo sie kindliche Pflicht gegen die alte Mutter zurückhalte; auch würde sie in der Fremde stets fürchten, dem Treulosen zu begegnen. Er gesteht ihr, daß er der von ihr erwartete Freund

sei. Entrüstet flucht sie dem Verräther und dem Freund, dieser verläßt sie zürnend, denn er fühlt, daß sie den Maler noch liebt und sich der neuen Liebe nur hingegeben hat, um den Treulosen zu vergessen. Aber auf der Fahrt nach Neapel wird er ruhiger; er zweifelt nicht mehr, daß sie ihn doch wirklich liebt, und er faßt den Entschluß, nach Capri zurückzukehren, dort seine Wohnung aufzuschlagen und die Geliebte zu heirathen. In Neapel sucht er den Freund auf; dieser war eben gestorben, er hatte einige Zeilen an ihn hinterlassen, in welchen er gestand, daß er die Geliebte verlassen, weil er, brustkrank, seinen Tod vorausgesehen, was das zerrissene Gemüth Graziellas beruhigen mußte. Alessandro konnte es ihr freilich nur schriftlich mittheilen, denn da Napoleon eben Rußland den Krieg erklärt hatte, eilte Alessandro in die Heimat, um am blutigen Kampfe Theil zu nehmen. An der Beresina glückte es ihm, Graziellas Bruder vom nahen Tode zu erretten; er pflegte den Verwundeten und entließ ihn, reich beschenkt, in die Heimat. Zwar entdeckte er sich ihm nicht, doch sagte er ihm so viel, daß Graziella bei des Bruders Bericht ihn erkennen und sich liebevoll dankbar an den Geliebten erinnern mußte.

So einfach die Fabel des Gedichts, so reich ist ihre Ausführung, in welcher der Dichter das Gemüthsleben seiner Personen mit eben so viel Talent zur Anschauung bringt, wobei er eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens entfaltet. Vortrefflich ist insbesondere, daß das, was nicht bloß Graziella, sondern auch die Leser verletzen mußte, durch des Malers letzte Zeilen so wohlthuend gelöst wird. Von großer, oft überraschender Schönheit sind die einzelnen Schilderungen, namentlich die Fahrt nach Capri und die letzte Zusammenkunft der Liebenden, die mit der ewigen Trennung schließt. Mit großem Glück sind kleine Episoden eingeflochten, welche zur Belebung des Ganzen wesentlich beitragen. Wir erwähnen vor Allem die Schilderung des Volkes und des Lebens auf der Insel, die einem Pfarrer in den Mund gelegt wird, welchem Alessandro begegnet, als er die Geliebte aufsucht. Die Sprache ist wohllautend, der Ausdruck edel, die Darstellung klar und fließend; die Bilder sind stets glücklich und die Verse meist gut gebildet.

Wir wissen nicht, ob das „Mädchen von Capri" auf eigener Erfindung des Dichters beruht; dieß ist wenigstens nicht der Fall bei den zwei andern Dichtungen, deren Stoff entlehnt ist, ob wir gleich die Quelle nicht nachzuweisen vermögen. Im „Farek Musa" berichtet der Dichter von einem reichen Jüngling, den ein Mädchen, das er verschmäht hatte und ohne es zu erkennen als Sklavin kauft, durch List in Armuth und Elend stürzt, bis sie endlich, von seiner Liebe überzeugt, ihm entdeckt, daß Alles nur Schein war und er noch sein ganzes Vermögen und zudem ihre Liebe besitzt. Bekannter ist der dem „grauen Zelter" zu Grunde liegende Stoff. Ein Fräulein soll einen von ihr gehaßten Mann heirathen, aber als sie mit dem verhaßten Bräutigam in dessen Wohnung zieht, schlägt ihr Zelter, ein Geschenk des von ihr Geliebten, unbemerkt von der Begleitung einen Nebenweg ein und bringt sie in das Schloß des Geliebten. In beiden Dichtungen entfaltet der Dichter einen köstlichen Humor.

Weniger glücklich ist „Gundel vom Königssee. Epische Dichtung aus dem bairischen Hochland in 7 Gesängen" (Lpz. 1864). Zwar bietet es ebenfalls viele einzelne Schönheiten, und es sind insbesondere die trefflichen Naturschilderungen zu erwähnen; Grosse sieht überall mit dem Auge des Malers und fühlt mit dem Herzen des Dichters. Dagegen sind die verschiedenen Motive nicht scharf genug hervorgehoben, was den Eindruck oft außerordentlich schwächt. Vor Allem aber ist zu tadeln, daß sich der Dichter erlaubt, mundartliche Ausdrücke zu gebrauchen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß viele derselben allen Lesern, die nicht mit der Mundart des bayerischen Gebirgs vertraut sind, ganz unverständlich bleiben; von größerer Wichtigkeit ist, daß die Einheit der Darstellung vollständig vernichtet wird, und wir halten das Einmischen der Mundart für eben so unkünstlerisch und verderblich, als das Einmischen fremder Worte, da in der That Beides sich auf gleiche Weise gegen die Reinheit der Sprache versündigt.

Aus dem „Mädchen von Capri".

Also kam der Abend heran und die Zeit, wo das Marktschiff
Heimwärts fährt; allwöchentlich zwei Mal kommts nach Neapel,
Um der Hauptstadt Markt zu versorgen mit Wein und Orangen,
Herrlichen Feigen und Fischen des Meers. Schon spät war es dies Mal,
Eh es gerüstet zur Abfahrt war. Noch tanzten am Pharo,
Trunken vom Weine, die Leute des Boots zum Fischergesange,
Lallten von Tarantella, Bottiglien und Mädchen und nahmen
Zutrauensvoll in die Mitte mich gleich und heischten ein Trinkgeld,
Gerne gab ich mehr, denn berauscht war ich selbst in Gedanken.
Schon die Trauernde meint' ich zu sehen auf einsamen Felsen,
Weit hinstarrend ins Meer, Ariadne gleich, der verlaßnen
Deren Thränen ein Bachus besiegt und in Lächeln gewandelt.
Also den Sinn entbrannt, hernieder stieg ich ins Fahrzeug.
Rings schon waren die Bänke gefüllt—Marinari und Mönche,
Weiber betend den Rosenkranz und nackende Kinder.
Ave Maria wars. In Glut aufflammte der Golf noch
Weit in flüssigem Glanz. Fern blitzten Burgen und Villen
Silberschimmernd; aber am Gipfel hoch des Vesuves
Schwamm eine rosige Wolke des Rauchs, doch ohne Bewegung,
Als verbärge sie Götter dort. Im nächtigen Schatten
Standen die Meerkastelle, der Mastenwald in dem Hafen;
Draußen aber im Glanz, im fernen, strahlte das Eiland,
Reich an Sagen, ein felsiger Dom von Schwalben umflogen.
Ueber ihm glänzte ein Stern schon klar, und freudig begrüßt' ich
Ihn als Zeichen der Liebe; doch Amor zürnte dem Fremdling
Und voll Schalkheit fügt' er es anders, als es beschlossen,
Wie kein Sterblicher weiß, was ihm gesponnen der Schelm hat.

Aber als nun die Nacht einbrach und das Auge sich wandte,
Müde der Ferne, um näher die bunte Gesellschaft zu mustern,
Die mich begleitete: wunderbar — weit holdere Reize

Blühten mir in der Näh. Zu Seiten mir lagert ein Priester
Auf dem Packtuch breit, doch ihm zu Füßen und tiefer
Zwischen den Körben am Boden gestützt bemerkt ich ein Mädchen,
Blaß in bräunlicher Schöne, wie Bronzen der griechischen Göttin,
Eh sie die Luft mit Giftgrün schmückt, und ehe die Asche
Sie mit eisernem Ton geschwärzt. Das Mädchen war stille,
Flocht zwei Kindern die Zöpfe zurecht, wohl jüngern Geschwistern,
Sah dann ernst vor sich hin und flüsterte leise Gebete
Andachtvoll. Welch seltene Mischung kindlicher Unschuld
Und jungfräulicher Innigkeit beseelte dies Antlitz!
Groß und gedankenvoll zuweilen schlug sie das Auge
Trauerumflort zum Himmel empor. Dann küßte sie wieder
Ihre Kleinen zerstreut. Mit unbeschreiblichem Zauber
Hielt mich die liebliche Gruppe gebannt. Doch lange vergeblich
Sann ich auf Listen, den Platz mit dem geistlichen Vater zu wechseln;
Denn der Gute war breit, und angewachsen wie Felsen
Hielt er die beste Stelle besetzt, wie Viele auch sonst wohl
Pflegen im Land. Nur im Fall, daß zu höherem Rang sie berufen,
Dann wegrücken all Zeit auch gern die Beglückten der Erde;
Drum erhöht ich den Platz mit meinem Gepäcke und endlich
Mit lateinischem Vers Virgils, des holden, gelang es.
Denn ich stellte mich krank, und als er mich fragte versetzt ich:
„Infandum, regina, jubes renovare dolorem.
Zahnschmerz, würdigster Herr, vom Luftzug spür ich von links her;
Aber Ihr könnt mir helfen, mein Vater, wollt Ihr die Stelle
Tauschen mit mir. Madonna verleiht Euch sicher zum Lohne
Einstens den rothen Hut dafür." Dies sprach ich lateinisch —
Zaubrer Virgil! Du thatst dein Amt. Zwar schirmtest du Roma
Und Neapel dereinst. An ehernen Wunderbildern
Klangen die Glöckchen, sobald Barbaren bedrängten das Weltreich,
Brücken aus Luft und Städte auf Eiern bautest im Meer du,
Sprengtest den Berg Posilipp, vertriebst die Schlangen aus Napel;
Nie doch hast du Priester bekehrt, vom Platze zu weichen.
Schmunzelnd that ers sofort, sobald er Lateinisch vernommen.

Völlig indeß sank Dunkel herein. Nicht lange so war ich
Mitten im Plaudern mit ihr. Und lieblich kehrte die Antwort,
Kehrte die Frage zurück. Bald wußt ich die Trauer des Mädchens;
Denn vom Bruder für lange Zeit war sie heute geschieden.
Früher gehorcht' er der Mutter nur, dem Rufe des Tanzes
Und Tamburins. Heut folgt' er gezwungen dem Wirbel der Trommel
Und den Fahnen des Reichs. Denn drohender zogen die Wolken
Rings des Krieges heran. Wer weiß, ob ihm Ehre bescheert einst
Oder ein blutiger Tod auf fremder, feindlicher Erde.
„Schütz ihn, Madonna!" und brünstig erhob sie die flehenden Hände,
Wieder voll Wasser standen die Augen ihr. Wahrlich auf Erden
Schien mir sie heilig, so süß Nichts mehr — als Liebe der Schwester,
— Als ihr Bruder zu sein. Manch Trostwort weckte das andre.
Und so wurden wir bald vertraut, als hätten wir Monde,
Jahre bereits mitsammen verlebt. Darauf als ein Lüftchen
Sich von Osten erhob, aufrollt' ich ein blumengesticktes
Persisches Tuch, die Luft der Fraun. Sie litt es geduldig,
Als ich es ihr um den Nacken schlang. Darauf als sie müde
Einzuschlummern schien und auf die Fässer sich stützte,
Lud ich sie ein, ihr Köpfchen auf meine Kniee zu legen,
Wies im Gedränge auf Reisen zu Schiff die Freiheit gestattet.
Zwar sie weigert' es erst aus Scheu; nicht lange doch währt es:
Lächelnd sah sie empor noch Ein Mal und legte ihr Köpfchen
Wieder auf mich, daß reich mich überströmten die Locken.
Also geschlossenen Auges das Leben, das athmende, fühlt' ich
Ruhen auf mir, im Scheine des Schlafs, denn der lächelnde Mund sprach:
Sieh, ich bin wach und warte auf dich. Noch lange versunken
Starrt' ich die ruhende Schönheit an. Dann beugt' ich mich leise,
Wie wenn ein Wandrer im Busch des Waldsees Nymphen belauschet,
Badend im Mondlicht, oder des Mittags schlafend am Ufer.
Plötzlich schlug sie die Augen auf, die träumerisch dunkeln,
Doch an unendlicher Güte so reich. Wars Kühnheit des Raubes,
Wars magnetische Kraft, daß sich die Lippen gefunden?
Willenlos war es geschehn, und blindlings küßten sie wieder.
Aufrecht zog ich sie dann empor, und sie lehnte sich schüchtern
An die Schultern mir an, doch bald vertraulich und furchtlos.
Und nun begann ich selbst, die Locken ihr scherzend zu ordnen
Reich in phantastischer Märchenpracht. Ein sammtenes Hutband
Schlang ich darum, doch mit seidenem Tuch umwand ich die Stirn ihr
Turbanähnlich. So saß sie geschmückt und schmiegte sich innig
Halb im Wachen und Schlaf in meine umschließenden Arme.

Karl Arnold Schloenbach.

Karl Arnold Schloenbach, geboren am 31. August 1817 auf einem Hütten- und Bergwerke bei Missen an der Sieg, sollte sich dem Militärstande widmen, doch widerstrebte dieß seinem ganzen Wesen und er studierte theoretische Landwirthschaft. Von 1841—1842 war er als Domänenamtssekretär in Mühlheim a. Rhein angestellt, wo er Kinkel kennen lernte, von welchem er in den Dichterkreis des Maikäfervereins eingeführt wurde. Dieß entschied seinen Hang nach poetischer Entwickelung, auch veranlaßten ihn seine freisinnigen Ansichten, den Staatsdienst zu verlassen. Rötschers Werk über das Wesen und die Bedeutung der Schauspielkunst erfüllte ihn mit solcher Begeisterung, daß er sich der Bühne zu widmen beschloß. Vergeblich rieth ihm Rötscher, zu dem er nach Bromberg reiste, davon ab. Nach mannigfachen Studien und Schicksalen in Königsberg und Leipzig, kam er im Herbst 1845 nach Oldenburg, wo er bis zum Frühling 1846 im Hause Mosens wohnte, an welchen ihn Rötscher empfohlen hatte. Später ließ er sich in Hamburg nieder, wo er seine schriftstellerische Laufbahn begann. Im Sommer 1848 zog ihn jahrelange Freundschaft mit seiner nachmaligen Frau, einer Tochter der berühmten Sophie Schröder, nach Coburg, wo er 2½ Jahr lang eine freisinnige Zeitung redigierte, von der

er jedoch zurücktrat, als die Reaction immer mächtiger wurde. Von den Polizeibehörden fortwährend beunruhigt, mußte er seinen Aufenthalt öfters wechseln. Von Dresden zog er nach Leipzig, im Herbst 1855 nach Mannheim, wo er sich verheirathete, Vorlesungen hielt und die „Süddeutschen Blätter für Kunst und Wissenschaft" gründete. Im Herbst 1857 zog er wieder nach Coburg, wo seine Frau am Hoftheater ein Engagement gefunden hatte und er über drei Jahre lang die Erziehung mehrerer Knaben leitete. Er starb dort nach längeren Brustleiden am 17. Sept. 1866.

Arnold Schloenbach

Wir haben oben gesagt, daß Schloenbachs lyrische Dichtungen höher stünden als seine epischen; doch sind auch diese aller Beachtung werth. Zwar ist sein erster Versuch in diesem Gebiet „Aus der Blumenwelt. Ein Märchenepos" (Dresd. 1852) noch ziemlich schwach; die zum Grunde liegende Idee gelangt nicht zur Klarheit und das lyrische Element herrscht zu gewaltig vor. Aber er entwickelte schon in einer folgenden Dichtung eine sehr bedeutende Gestaltungsgabe. Allerdings können „Die Hohenstaufen. Ein Epos in 6 Gesängen" (Hildburgh. 1859), die wie die vorgenannte Dichtung anonym erschienen, auf den Namen eines Epos keinen Anspruch machen, da die sechs Gesänge und zum Theil sogar die einzelnen Lieder, aus denen die Gesänge bestehen, nur einen chronologischen, keineswegs aber einen künstlerischen Zusammenhang darbieten. Auch hat die Anlage mancherlei Mängel zur nothwendigen Folge gehabt, unter welchen wir besonders die allzu rasche Darstellung derjenigen Verhältnisse hervorheben, in denen die Hohenstaufen entweder nicht oder nur in untergeordneter Weise betheiligt sind, wodurch die Berichte nicht selten der wünschenswerthen Klarheit ermangeln. Sehen wir jedoch davon ab, daß Schloenbach seine Dichtung mit Unrecht ein Epos genannt hat, was sie nicht ist und nie werden konnte, betrachten wir dagegen die einzelnen Abschnitte als selbstständige Dichtungen, so muß das Urtheil ungleich günstiger ausfallen. Zunächst ist lobend anzuerkennen, daß der Dichter der Geschichte so weit Rechnung getragen hat, als sich irgend mit dem Zweck der Dichtung vertrug, daß er die Lücken der Ueberlieferung im Geist der Geschichte mit poetischem Sinn ergänzte, und daß er die Begebenheiten und Personen in ihrem wahren Lichte darstellte, was sich unter Anderm schon daraus kund giebt, daß er das Streben der Hohenstaufen, wenigstens der gewaltigsten unter ihnen, sich in den Besitz von Italien zu setzen, mit richtigem Blick als Deutschlands Unglück bezeichnet; nur hätte er noch schärfer hervorheben sollen, daß sie im Ganzen das deutsche Reich nur als Mittel gebrauchten, jenen Zweck zu erreichen. Beinahe jeder einzelne Abschnitt zeugt von des Dichters poetischer Kraft, und wenn wir alle schönen Einzelnheiten namentlich erwähnen wollten, müßten wir beinahe jeden Abschnitt bezeichnen. Denn er trifft alle Töne gleich gut und weiß sie alle angemessen darzustellen. Außer den unten mitgetheilten Stellen sind noch manche andere als hervorragend zu bezeichnen, so die Charakteristik des redegewaltigen Bernhard von Clairvaux, die Schilderung von Mailands Fall, der Festtage zu Mainz, wo er die deutschen Sänger in kurzen Zügen glücklich charakterisirt, der Kinder Kreuzzug u. a. m. Von großer Kraft und zuweilen von hinreißender Schönheit sind namentlich die Abschnitte, in denen er die beiden Friedrich und Heinrich VI. vorführt.

Die nämlichen Mängel und die nämlichen Vorzüge wiederholen sich in „Ulrich von Hutten. Ein vaterländisches Gedicht in 20 Liedern" (Berl. 1862). Auch hier zerfallen die Lieder in einzelne unabhängige Abschnitte, von denen manche viel zu knapp gehalten sind, so daß Jemand dem die Geschichte nicht genauer bekannt ist, sie kaum verstehen kann. Manche sind gar zu anekdotenmäßig gehalten. Ferner ist die bloße Anführung der Schriften Huttens zu abstrakt; einzelne, z. B. die Reden gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg hätten den Dichter zur poetischen Reproduktion begeistern sollen. Der großartigen Stellen sind sehr viele, so ist diejenige, in welcher der Mord des Hans von Hutten berichtet wird, von ergreifender Schönheit und Kraft. Wie in den „Hohenstaufen" entfaltet der Dichter auch hier eine tüchtige, echt vaterländische Gesinnung, und auch hier müssen wir das lebendige Ergreifen und tiefe Erkennen der großen Zeit und der großen Gestalten rühmend anerkennen.

Einen neuen Ton schlug der Dichter in dem Gedicht „Was sich der Wein erzählt." (Münch. 1862), worin er die romantisch sentimentalen Dichtungen von Putlitz u. A. mit viel Talent persifliert, zugleich aber auch zeigt, wie Jene

hätten erzählen sollen. Die einzelnen Geschichten, zu denen ihm nur zum Theil mündliche Ueberlieferungen vorlagen, sind vortrefflich ausgeführt und zeugen von des Dichters Phantasie und Gestaltungsgabe, sowie von dessen reichem Humor.

In den „Garibaldi-Liedern" (Hamb. 1862), einem kleinen Epos in drei Gesängen, dessen Inhalt schon der Titel bezeichnet, und in „Der Stedinger Freiheitskampf. Ein vaterländisches Gedicht in 18 Gesängen" (Bremen 1864) kehrte er zum ernsten Epos zurück. Das zweite steht künstlerisch am Höchsten, indem es einen einfachen, aber bedeutenden Stoff, den Heldenkampf des tapfern Völkleins der Stedinger gegen die Grafen von Oldenburg und den Erzbischof von Bremen, in organischem Zusammenhang darstellt und durch vortreffliche Schilderung der Localitäten, verschiedener Naturerscheinungen, z. B. eines Sturms, der Sitten und Volksgebräuche poetisch belebt.

Aus „Die Hohenstaufen."

1. Albero, Erzbischof von Trier.

Der Kaiser Konrad an der Werra stand,
Nah an der Fulda stand der Sachsenfeind,
Und zwischen Beiden lag das grüne Land
In saftger Saat; der Sonne Gluth vereint
Der beiden Heere hellen Waffenglanz
Zu einem weiten wundersamen Leuchten;
Erquickend weht es von der Berge Kranz;
Es strahlt des Thaues diamantnes Feuchten
Milliardenfach auf Gräsern und auf Halmen;
Laut rauschen auf des Waldes ewge Psalmen.

„O schrecklich ists, daß solchen Gottesmorgen,
Der Haß, der Zorn und Menschenblut entweiht!
O schrecklich ists, daß nun in Angst und Sorgen
Der Bruderkampf aufs Neu das Land entzweit!"
So, — tiefbewegt, — hat Mancher laut gedacht,
Und tausend Andre habens nachempfunden.
Es hat Natur in ihrer Zaubermacht
Der Männer Trotz mit Liebe überwunden.
Sie hat auch hier mit ihrem Glanz vereint:
Denn wie bei Konrad, fühlt man auch beim Feind.

Vor Allen friedlich, — nur in andrer Weise, —
Stimmt auch Albero, Erzbischof von Trier.
Ihm waren Frohsinn, Sang und edle Speise
Weit lieber stets als Beten und Brevier.
Hoch ob der Feindschaft lodernden Parthein,
Dem Sterblichen in Rom und jedem Reiche,
Stand ihm das Ewge in dem edlen Wein,
Im Feuergeist, dem jeder andre weiche.
Oft hat beglückt ers an sich selbst erfahren,
Was dieser Geist dem Geist kann offenbaren.

Wohl konnt er kämpfen, konnt er rühmlich wagen,
Wenn ihn sein Kaiser, wenn die Pflicht ihn rief.
Doch stets behaglich; und vor jedem Schlagen
Trank er erst wacker, aß er gut und schlief,
Bis die Trompeten ihn zum Kampfe weckten.
Dann einge Becher rasch noch an den Mund,
Bis, wie er glaubte, sich die Kräfte weckten
Und so der Mensch erst recht vom Kampf gesund.
Drum wo er gieng, und wo er ritt und stritt:
Es muß sein Wein als Waffenbruder mit.

Und auch nach Sachsen wurd ihm mancher Eimer
In großen Tonnen treulich nachgefahren,
Und zwar ein alter, echter Rüdesheimer.
„Am Wenigsten darf man den besten sparen":
Das war sein Grundsatz, und so läßt er nun
Die edlen Tonnen vor die Zelte wälzen
Für jeden Herrn. Das gab ein emsges Thun!
Des Weines Gluth muß auch das Letzte schmelzen
Um aller Brust von starrem Groll und Zorn,
Aus jeder Tonne quillt ein Liebesborn.

Man schickt Gesandte zu den Sachsen hin,
Und wars nun freilich nicht nach Krieges Brauch,
Doch nach der Sachsen uralt deutschem Sinn:
Mit einem Becher und mit manchem Schlauch.
Das Friedenswort hat guten Grund gefunden;
Vom Feind zum Feinde geht der Eine Becher.
Leer sind die Schläuche und man sieht verbunden,
Treu Arm in Arm die alten, braven Zecher.
Ins Kaiserlager kommen jetzt die Sachsen
Und Alle trinken wie in Eins verwachsen.

Albero sorgt, daß stets der Becher wandre;
Nie voll, nie leer, — so immer in der Schwebe.
Ein gutes Wort gibt immer gleich das andre, —
Des Friedens Saat sproßt aus dem Saft der Rebe;
Von solchem Naß stets fruchtbar angegossen,
Wächst rasch die Saat zu einer vollen Blüthe:
Bis übers Jahr wird Waffenruh geschlossen,
Das Sachsenland durch seines Kaisers Güte
Dem stolzen Heinrich wieder zugebracht.
So schließt der Kampf, und nun zur Becherschlacht.

Das Ungemeinste sah man jetzt erst leisten,
Als gieng durchs Lager einer Wüste Dürsten.
Sie tranken brav, die Sachsen; doch am Meisten
Die alten Baier- und die Schwaben-Fürsten.
Albero strahlt von Wein und Friedenswonne,
Und allgemein hat man den Mann verehrt.
Er streift mit Ehrfurcht eine leere Tonne
Und nennt den Wein „das echte Siegesschwert."
Er schaut umher mit Schmunzeln und mit Lächeln,
Wie sich die Trinker mit den Schilden fächeln.

Und bis zum Abend woget das Getreibe,
Doch da geschehn gar wunderbare Sachen.
Ganz schief herunter hängt des Mondes Scheibe,
Die Sterne hüpfen und die Berge lachen.
Die Nachtigallen singen: „Rüdes — — heimer!"
Die alten Bäume fangen an zu wackeln,
Die leeren Tonnen tanzen und die Eimer, —
Das wird zu arg! Herbei, herbei die Fackeln!
Die Pferde vor! — Und mögen sie auch schwanken —
Fort, fort nach Haus! mag auch der Boden wanken!

2. Friedrich I. Rückzug aus Italien.

Wohl will der Blick sich jetzt auf Mailand richten,
Doch sorglich prüft der Kaiser seine Macht.
Auch ruft das Reich mit vielen ernsten Pflichten,
Drum hat er maßvoll seinen Zorn bewacht.
Den Einen Theil des Heers entläßt er gleich
Und mit dem kleinsten, doch dem treusten, andern
Will auf dem Rückweg in das deutsche Reich
Er erst Italien stolzen Schritts durchwandern.
Es soll nicht heißen, daß der Kaiser fliehe,
Wenn er auch jetzt nicht gegen Mailand ziehe.

Und stets gefaßt auf offnen Ueberfall,
Geht Friedrich vorwärts; doch ihm folgt die Tücke,
Und der Verrath geht mit ihm überall.

Verona baut ihm eine falsche Brücke:
Wenn ihre Mitte Friedrichs Heer erreicht,
Stürzt sie zusammen mit der Heldenlast,
Heran der Feind von beiden Ufern schleicht,
Die Heerestheile, — die getrennten, — faßt;
Dem Theil im Fluß droht noch mit Todesstoß
Ein nah verborgnes, ungeheures Floß, —

Das war der arge, unheilschwangre Plan.
Schon hielt Verderben rings das Heer umspannt;
Doch Friedrichs Augen, die wie Sonnen sahn,
Sie haben plötzlich Alles klar erkannt.
Was nun zu thun? Da schwebt die Todesbrücke,
Schon dort und hier des Feindes Banner wehn;
Ein deutscher Held kehrt nie den Weg zurücke,
Ein deutscher Held bleibt nicht am Wege stehn.
Es gilt ein kühnes, unerhörtes Wagen:
„Mit Gottes Macht! — Die Brücke muß uns tragen!"

Es zeigten ihm die Klammern und die Fugen,
Die Balken, Joche, Stricke, Nägel, Keile,
Daß sie das Heer in Marschesschritt nicht trugen;
Doch kam es plötzlich an in Sturmeseile,
Und gäbe Gott dazu den rechten Segen,
So könne wohl der seltne Flug gelingen,
Und dieses Wagniß, fürchterlich verwegen,
Dem Feind, der nachfolgt, das Verderben bringen.
So ists beschlossen in der kühnen Seele
Und durch das Heer gehn leise die Befehle.

Und als ob Niemand von der Tücke wüßte,
In seiner steten, ruhgen Marschesweise,
Betritt das Heer das gleißende Gerüste.
Die Feinde nahn in immer dichterm Kreise,
Das Riesenfloß sieht man schon krachend schweben; —
Da hebt sich Friedrich hoch und stolz im Bügel:
„Wer seinen Kaiser lieb hat und sein Leben
Der folge mir!" und wie auf Sturmesflügel
Dahin das Heer auf schwanker Brücke saust,
Von seiner Hurrahs Donnerschall umbraust.

Und nun das Schwert der Rache in die Hände:
Vor schrecklichem Erstaunen starr und bleich
Steht an der kühn errungnen Brücke Ende
Der Eine Feind; er fällt dem Todesstreich.
Der andre war in ungestümer Jagd
Dem Heere nach, — da faßt ihn das Verderben:
Jetzt erst die Brücke auseinander kracht,
Es giebt ein grauses Sinken, Würgen, Sterben;
Zermalmend kommt auch noch das Riesenfloß, — —
Kein Mann entkam dem zorngen Wasserschoß.

Mit neuer Kraft nach solcher Rettungsthat
Schritt an der Etsch das Heer des Kaisers nieder;
Doch immer noch verfolgt es der Verrath,
Bringt die Gefahr ihm neu und größer wieder.
Links schäumt der Strom durch schauerliche Gründe,
Rechts ragen Felsen schroff und wild empor,
Vor jedem Schritte klaffen Brüche, Schlünde;
Der ganze Weg gleicht einem Schreckensthor
Zur Unterwelt; so enge war sein Raum;
Er faßte einen einzgen Reiter kaum.

Und vor dem Ausgang steht mit scharfer Wehr
Zahlreich der Feind in kriegerischem Klang,
Doch ruhig vorwärts bringt das deutsche Heer:
Da plötzlich wie aus dunklen Wolken sprang
Dem Heer zu Häupten eine Felsenwand,
Mit einem alten mächtgen Räuberschloß,

Davor sein Heer mit starker Mannschaft stand,
Umhäuft von Schleudern und von Wurfgeschoß.
Kein Sterblicher kann hier vorüberkommen,
Der nicht vom Leben Abschied schon genommen.

Und höhnisch ruft der Raubherr von der Burg:
„Nicht wahr, Ihr Herrn! Das ist ein trefflich Gitter?
Kein Fischlein kommt mir ohne Zins hindurch.
Wollt Ihr vorbei, so stelle jeder Ritter
Mir seinen Harnisch und sein gutes Roß;
Der Kaiser aber zahle tausend Pfund."
Des Zornes helle Röthe übergoß
Das Antlitz Friedrichs: „Sagt dem bösen Hund
Gott mög uns eh an Leib und Seel verderben,
Eh wir mit Räubern um die Lösung werben!"

Doch gilt auch hier kein Bleiben und kein Weichen,
Und wie auch forscht und suchet Aug und Hand:
Der Blick nur kann die dräunde Burg erreichen.
Zwar strebt zur Seite eine Felsenwand,
Die mit dem Haupt die Burg noch überragt,
Doch schießt sie jäh und glatt in grause Tiefen;
Kaum daß ein Mensch es je nur hat gewagt,
Die Echos zu erwecken, die dort schliefen.
Ein jeder Schritt führt über Todesgrüfte,
Ja selbst die Geier meiden das Geklüfte.

Doch Einer ist, der nie Gefahr bedacht,
Dem keine Furcht das Angesicht kann bleichen,
Und einzig denkt: „Der Fels ist unbewacht,
Von dort herab kann man die Burg erreichen,
Drum müssen wir und werden ihn gewinnen!"
Er sucht zweihundert Jünglinge sich aus,
Mit ihnen gleich das Wagniß zu beginnen;
Leise und heimlich ziehn die Kühnen aus;
Voran der Held, der diesen Zug erdachte,
Den würdgen Namen nun noch würdger machte.

O Wittelsbach! Hochedler Sohn der Scheyern,
Die der Geschichte ewig grüne Blätter
Durch manch Jahrhundert stolzen Lautes feiern:
Du wackrer Otto! warst der kühne Retter.
Schon steigen sie; aus jeder klüftgen Ritze
Bohren sie Tritte mit dem starken Dolch.
Oft schlängelt sich um seine helle Spitze
In Farbenschiller ein getroffner Molch:
Aus feuchten Höhlen krächzen schwirrnde Eulen,
Und Wolf und Luchs aus dumpfer Tiefe heulen.

Arm, Schulter, Lanze wird zur festen Leiter,
Zum Ruhesitz des Freundes Kopf und Brust;
So geht es furchtbarsicher immer weiter,
Zwar todtenstill, doch kühnen Siegs bewußt.
Ob sie ein Zauber magisch festgehalten:
Kein Einzger stürzt, und sieh — schon sind sie oben.
Otto zuerst; er kniet mit Händefalten,
Den ewgen Gott in heißem Dank zu loben.
Dann hat das Banner jauchzend er geschwungen,
Das er sich unten um den Leib geschlungen.

Und aus zweihundert Heldenherzen schallt
Ein Jubelruf hinunter in das Thal,
Der durch die Burg wie Todesdonner hallt.
Zweihundert Schwerter glühn im Abendstrahl,
Sie glühn der Burg herab wie Racheflammen.
Jetzt neu geregt die schon gestärkten Glieder;
Die Helden tragen Felsgestein zusammen
Und schleuderns auf die Mannschaft unten nieder,
Dann folgen sie dem fürchterlichen Regen
Mit Gemsensprung auf nie betretnen Wegen.

Verzweiflung reißt von starrem Staunen los
Des Raubherrn Schaar; sie springen auf wie Tiger.
Die Burg erdröhnt von wildem Hieb und Stoß.
Fast wird die Burg der deutschen Helden Sieger:
Da steigts empor zu jubelndem Erretten!
Der Kaiser kommt zu Hülfe seinen Treuen;
Man warf von Oben Leitern, Balken, Ketten, —
Dran giengs hinauf zu fröhlichem Erneuen
Des schweren Kampfs. Bald ist die Burg vernichtet,
Sind Herr und Diener mit dem Strang gerichtet.

Vom Feind am Engpaß sah man keine Spur,
Frei jeder Weg; es war ein prächtges Siegen;
„Solch eine That lohnt sich durch Thaten nur:
Die Grafschaft Garda hast Du Dir erstiegen!"
Sprach Friedrich nun zu seinem Wittelsbach,
Und wehrt dem Dank durch lieben Gruß der Hand;
„Folgt nach Trident jetzt eurem Kaiser nach,
Von da zurück ins theure Vaterland!"
So zogen sie. — Mit neuem Ruhm gepaart,
Kam Friedrich heim von erster Römerfahrt.

Wilhelm Hertz.

Das allgemeine Urtheil, welches wir über Wilhelm Hertz bei Gelegenheit seiner lyrischen Dichtungen gefällt haben, gilt auch vollkommen von seinen epischen Poesien, weshalb wir es hier nicht wiederholen, sondern sogleich zur Betrachtung der einzelnen Gedichte übergehen, von denen das erste „Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in 10 Gesängen" (Hamb. 1860) auch in Umfang und Gehalt das bedeutendste ist. Es behandelt dasselbe einen Stoff aus der von den deutschen Dichtern des Mittelalters oft besungenen Artussage, die der neuere Dichter zwar benutzt, aber in selbstständiger Weise bearbeitet hat. Einer der Ritter der Tafelrunde, Lanzelot vom See, unterhält ein Liebesverhältniß mit Ginevra, der Gemahlin des Königs Artus; des Königs Neffe Mordred entdeckt dieses Verhältniß, macht ihn aufmerksam und überrascht mit ihm die beiden Liebenden in nächtlicher Zusammenkunft. Lanzelot schlägt sich tapfer durch die das Gemach umringenden Wachen, verwundet den Mordred und entflieht; Ginevra wird aber gefangen und zum Scheiterhaufen verurtheilt. Als sie hinausgeführt wird, erscheint Lanzelot und befreit sie, wobei er Gaweins vier jüngere Brüder niederreitet, was diesen mit solchem Schmerz erfüllt, daß er den König drängt, Lanzelot zu bekriegen. Artus zieht gegen Lanzelots Schloß Joyeuse Garde, wohin dieser Ginevra geflüchtet hatte. Der König wird schwer verwundet auf Joyeuse Garde gebracht, wo ihn Ginevra so treulich pflegt, daß er sich mit ihr versöhnt. Lanzelot war aber schon vorher in die Bretagne abgezogen. Von Ginevra gedrängt, zog Artus mit Heeresmacht nach. Während er aber Lanzelot belagert, wird Mordred, dem Artus sein Land und seine Gemahlin anvertraut hatte, von leidenschaftlicher Liebe zur schönen Königin entflammt, und erklärt sich zum König, um sie heirathen zu können. In der Brautnacht entflieht jedoch Ginevra und findet Zuflucht in einem Kloster. Als Artus dieß vernimmt, kehrt er in sein Land zurück, wird aber in heißer Schlacht von Mordred erschlagen, der später halb wahnsinnig in das Kloster kommt, wo Ginevra sich befand, dieselbe erdolcht, und dann selbst von Lanzelot getödtet wird, der aber selbst von dem Feind tödtlich verwundet wird und neben Ginevras Leiche sein Leben aushaucht.

Hertz hat in seinem Gedicht nicht bloß eine gründliche Kenntniß der Sage und der verschiedenen Dichtungen des Mittelalters bewiesen, welche dieselbe behandeln, sondern auch oft die Sprache derselben mit Geschick und feinem Takt nachgebildet. In der Ausführung hat er seine Vorbilder in so fern weit übertroffen, als er die Seelenzustände der Personen mit größerer psychologischer Schärfe charakterisiert hat, und es sind unter Anderm die Stellen, in denen er Ginevras Reue und Mordreds erwachende Liebe zur Königin darstellt, von großer Schönheit und psychologischer Wahrheit. Daß er in Darstellung der sinnlichen Liebe eine große Meisterschaft bewährt, wissen wir schon aus seinen lyrischen Dichtungen.

Einen Stoff aus der deutschen Heldensage bearbeitete Hertz in „Hugdietrichs Brautfahrt", welche er in dem von Geibel herausgegebenen „Münchener Dichterbuch" (Stuttg. 1862) veröffentlichte. Das Gedicht, das auch in selbstständiger Ausgabe erschienen ist, erfreut durch die frische, volksthümliche Behandlung, so wie durch die Naturwahrheit der Schilderungen. Nicht weniger schön ist „Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage" (Lpz. und Stuttg. 1869), worin sich des Dichters Meisterschaft in Behandlung des Verses und Reims neuerdings bewährt. Er ist, wenn wir nicht irren, einigermaßen von der Ueberlieferung abgegangen, denn nach dieser hat nicht die Kaisertochter, sondern irgend eine andre Person den Brief des Kaisers mit einem andern vertauscht; aber der Dichter hat eben dadurch seinen künstlerischen und poetischen Sinn beurkundet, da nunmehr der Bräutigam nicht mehr willkürlich aufgedrungen erscheint, der schöne Jüngling vielmehr von der hohen Jungfrau selbst gewählt wird.

In den „Gedichten" theilt Hertz eine Reihe von Balladen mit, die mit wenigen Ausnahmen düstere, ja selbst schauerliche Stoffe behandeln. Sie sind meist kurz, aber stets vollkommen abgerundet. Eine größere Zahl stellt Stoffe aus der nordischen oder altdeutschen Heldensage dar; sie zeugen von seiner gründlichen Kenntniß der alten Ueberlieferungen, er weiß jedoch mit so sicherm Takte zu ergreifen, daß sie sich auch demjenigen in vollständigster Klarheit entwickeln, der mit ihnen nur wenig oder nicht vertraut ist. So wahr die Gestalten, Begebenheiten, Sitten und Gebräuche gezeichnet sind, so behandelt er Alles mit solcher Kunst und Gewandtheit, daß die Dichtungen niemals den Eindruck des Fremdartigen hinterlassen, welchen gerade andere weniger begabte Dichter hervorzubringen suchen.

Aus „Lanzelot und Ginevra".

Dritter Gesang.

„Und hielte auch in dieser Nacht
Vor Deiner Thür die Hölle Wacht,
Ich gieng' durch all ihr Grauen,
Dein Himmelsbild zu schauen!

Und wäre Gift Dein Lippenroth,
Und wär' Dein süßer Leib mein Tod,
So würd ich noch im Sterben
Um seine Minne werben!" —

Aufsprang der Held im Nachtgewand
Und nahm das bloße Schwert zur Hand;
Lautlosen Trittes wandelt er
Durch Saal und Gänge kalt und leer,
In deren weite Säulenreihn
Der Mond ergoß den blauen Schein.
Nichts rührte sich, nur fern herbei
Drang aus dem Tann des Wolfes Schrei
Und aus des Thurms zerfallnen Kammern
Der Eulenbrut halbmenschlich Jammern.
Herr Lanzelot schlich an der Wand
Mit tastend vorgestreckter Hand,
Bis ihn ein Lichtstreif fein und helle
Hinführte zur vertrauten Schwelle.

Durch des Gemaches laue Luft
Gieng fremder Blumen würzger Duft,
Und aus der Lampe Muschelschalen
Erquollen reiche Dämmerstrahlen.
Das Lager glänzte erzgegossen,
Von blauer Seide rings umflossen,
Darauf mit träumerischem Sinn
Lag aller Frauen Königin.
Ihr holdes Haupt ruht sehnsuchttrunken,
In seiner Locken Gold versunken,
Leicht floß um ihre weißen Glieder
Ein rosenheller Schleier nieder.
Da fühlt sie eines Kusses Brand
Und hebt in süßem Schreck die Hand,
Doch er umfängt mit Sturmgewalt
Die wonnig blühende Gestalt. —

O Liebesnacht! In selgem Schweigen
Durchwandelst du den Sternenreigen,
Du fällst des Tages neidische Schranken,
Versenkst im Fühlen die Gedanken,
Du sühnst manch freudenlos Geschick
Mit einem Wonnenaugenblick
Und spendest ungemessen
Dein trunkenes Vergessen!
O Liebesnacht! In deiner Hut
Des Werdens tief Geheimniß ruht.
Du tränkst den Keim im Erdenschooße,
Du sprengst die grüne Haft der Rose
Und hüllst verschämter Wangen Schein
In deine keuschen Schatten ein! —

Ginevra ruht, im Traum gewiegt,
An ihres Helden Herz geschmiegt,
Der Dank der Liebe glühet licht
Auf ihrem weichen Angesicht;
Doch wie zum Schlaf sich neigt die Lust,
Erwacht der Schmerz in ihrer Brust:
„O warum faßt mich oft ein Weh,
Wenn ich Dein liebes Antlitz seh'?
Warum ist meines Herzens Recht
Der Menschensatzung banger Knecht?
Was grenzt mein paradiesisch Land
So nahe an der Hölle Rand,
Daß ich des Heißgeliebten Kuß
Mit Sünde mir erkaufen muß?" —
Da kost ihr Haupt der kühne Mann
Und blickt sie lange sinnend an:
„So fühlst Du schon im Herzensgrunde
Die düstre Schwere dieser Stunde?
Verrath zischt in des Königs Ohren,
Den Frieden haben wir verloren,
Und soll ich jetzt von hinnen gehn
Wann werden wir uns wiedersehn?
In diesen Gärten, diesen Mauern
Wird der Verräther Auge lauern,
Und gegen unsrer Liebe Leben
Wird Haß und Zorn den Dolch erheben.
Drum frommt es wohl uns Beiden,
Ginevra, daß wir scheiden.
Es zieht mit mir aus diesem Haus
Der Zwietracht blutger Geist hinaus,
Und wandern will ich fern und weit
Und hoffen auf die Gunst der Zeit.
Ja, süßes Lieb, das fühl ich klar,
Wir scheiden nicht auf immerdar,
Denn **mein** bist Du, und diesen Glauben
Soll Dir nicht Pfaff, nicht König rauben:
Kein Band im wirren Weltgetriebe
Ist heilig als das Band der Liebe!"

Er neigt sich, um aus ihren Augen
Ein helles Thränenpaar zu saugen —
Da trifft ein Schlag die Thür mit Macht
Fortdröhnend durch die stille Nacht,
Und Tritte hallen durch den Gang,
Geschrei und dumpfer Waffenklang.
Ginevra hüllt halb todt vor Schrecken
Sich bebend in des Lagers Decken,
Doch Lanzelot preßt zornentbrannt
Den Schwertgriff in der starken Hand
Und springt empor in jähem Grimme,
Denn draußen hört er Mordreds Stimme:
„Herr Lanzelot, Ihr seid gefangen!
Des Frevels Saat ist aufgegangen."
Der Held erschließt die Pforte schnell,
Einstürmt ein muthiger Gesell.
Doch Lanzelot sperrt nun die Thür
Und wirft den starken Riegel für.
Dann aber lief er wüthend an
Den völlig erzbewehrten Mann
Und gab ihm einen mächtgen Schlag,
Von dem er todt zu Boden lag.
Doch des Gefallnen Kampfgewand
Zog er sich an mit rascher Hand;
Ihm schnallte Panzerhemd und Schienen
Ginevra mit verstörten Mienen.
„Hei, „rief der Held," wo lebt der Mann,
Der sich behender wappnen kann?"

Er riß die Thür auf mit Gekrach
Und stürmte wild aus dem Gemach,
Mit flammenhellen Schwertesschlägen
Bewillkommt' er die fremden Degen,
Elf Männer warens stark und hehr
Mit hohem Helm und gutem Speer.
Doch Lanzelot erhob mit Lust
Den Schildrand vor die breite Brust;
Der Held der zarten Frauenliebe,
Er dachte da der alten Hiebe,
Mit denen er in jungen Tagen
Der Drachen Schuppenhaupt zerschlagen,
Und hell scholl im gewölbten Gang
Erbarmungsloser Schwerterklang,
Und heißes Blut in vollen Bächen
Sah man aus krachenden Helmen brechen.

Sie sanken alle Mann für Mann,
Das Blut hinab die Treppe rann,
Und strauchelnd über Freundesleichen
Begann selbst Mordreds Fuß zu weichen,

Doch an der Wendeltreppe Rand
Hielt er mit Riesenkräften Stand;
Bis heute blieb die Flucht ihm fremd,
Und ans Geländer festgestemmt
Stritt er mit grimmigem Gebahren,
Die alten Ehren sich zu wahren.
Hoch schleudert' er den Schild empor
Und drängte wilden Ganges vor.
Doch Lanzelot mit schnaubendem Munde
Schlug in den Hals ihm eine Wunde,
Daß ihm aus Ring und Spangen
Der Adern Quellen sprangen.
Nun kam sein Herz in große Noth,
Er sah die Mannen alle todt,
Und dunkel wards ihm vor den Sinnen, —
Da wich er blutbeströmt von hinnen.

Indeß erwachten von dem Schalle
Im weiten Schloß die Schläfer alle;
Es schilt der Knecht, es kreischt die Zofe,
Des Wächters Sturmhorn gellt im Hofe.
Ginevras Frauen eilten hin
Nach ihrer bleichen Herrscherin,
Die, schreckdurchzuckt bei jedem Schlag,
Auf nackten Knieen betend lag.
Sie knieten schweigend zu ihr nieder,
Verhüllten die erstarrten Glieder
Und strichen ihr voll Angst und Bangen
Die Locken von den weißen Wangen.

Da tritt in blutger Waffen Schein
Herr Lanzelot zur Thür herein,
Und mit verjüngten Herzensschlägen
Eilt ihm die Königin entgegen:
„Du lebst! Nun will ich Alles leiden.
O glücklich Weh! — O selges Scheiden!
Nun schau es offen alle Welt,
Wie mich Dein Arm umschlungen hält.
Hier endet meines Lebens Lauf,
Die Hoffnung und die Furcht hört auf,
Und aller Zwang, der mich umwoben,
Ist wie ein schwüler Traum zerstoben. —
Leb wohl, und fliehe rasch von hier!
Mein Liebessegen zieht mit Dir,
Und mag das Bild glückselger Zeiten
Dich durch die öde Welt geleiten!
Noch küß ich Dich, noch faß ich Dich, —
Und jetzt auf ewig laß ich Dich." —

Da schlingt der Held in tiefem Harme
Um ihren Leib die starken Arme:
„Komm mit mir! Komm! Wer soll Dich retten
Vor Arthurs Zorn, vor Schmach und Ketten?" —
Sie aber windet sanft sich los:
„Das Morgen ruht in Gottes Schooß.
Ich bleibe hier und will den Feigen
Den Muth der Heldenminne zeigen.
Der meine Lieb nicht konnt erringen.
Der soll mich auch zur Furcht nicht zwingen.
Mein Schicksal bannt mich in dies Haus:
Nicht ziemt mir Flucht, ich harre aus!" —

Er blickt ins Aug ihr ernst und stumm,
Er nickt ihr zu, er kehrt sich um
Und schreitet rasch aus dem Gemach,
Sie schaut ihm von der Schwelle nach.
Doch als er fern im Gang verschwunden,
Da bluten ihres Herzens Wunden,
Und lautlos sinkt die Königin
Zu den erschlagnen Männern hin.

Da gellt ein Jagdhorn ihr ins Ohr,
Erzfäuste zerren sie empor,
Und vor ihr glüht in rothem Licht
Des Königs zürnend Angesicht.
Er hält mit seiner linken Hand
Des wunden Mordred Arm umspannt
Und winkt mit seiner Rechten
Den dienstbereiten Knechten:
„Hinweg das buhlerische Weib!
Versenkt in Nacht den sündgen Leib!
Die Richter sind geladen:
Ihr möge Gott genaden!"

Robert Hamerling.

„Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen" (Hamb. 1866. 12. Aufl. 1877) von Robert Hamerling ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete der neueren Epik. Schon die Wahl der Form zeugt von sicherem künstlerischem Gefühl. Das Gedicht ist nämlich in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt, die für den ernsten, dramatisch lebendigen Gang weit geeigneter sind als gereimte Verse, besonders wenn sie in Strophenform gebunden wären. Freilich behandelt der Dichter diesen Jambus mit derselben Meisterschaft wie die lyrischen Strophengebäude; er versteht ihn allen seinen poetischen Bedürfnissen anzupassen. Eben so vortrefflich ist die Sprache; sie ist rein und volltönend, originell, ohne gesucht zu sein, voll poetischen Schwungs ohne Ueberladung, dabei von der durchsichtigsten Klarheit. Vor Allem aber zeugt die Composition von tiefer, reifer Ueberlegung, wie von künstlerischem Sinn. Zwar liegen zwischen dem vierten und dem fünften Gesange mehrere Jahre, allein der Dichter hat die ersten und letzten Gesänge so geschickt verknüpft, daß der lange Zwischenraum beinahe unbemerkt bleibt. Sowohl im ersten als im zweiten Theil aber sind die dargestellten Begebenheiten mit solcher Kunst auf den kurzen Zwischenraum von wenigen Jahren zusammengedrängt, daß das Gedicht eine höchst erfreuliche Uebersichtlichkeit gewinnt. Es zeigt uns den eigentlichen Helden des Gedichts, den Kaiser Nero, zuerst auf einer nächtlichen Wanderung durch die Straßen Roms, dann läßt er ihn in eine abgelegene Spelunke eintreten, wo er verschiedene Abenteuer mit dem dort versammelten Gesindel besteht, dessen rohe Sinnlichkeit ihm so sehr behagt, daß er es auf den folgenden Abend zu einem großen Feste einlädt, zu welchem er auch die vornehmsten Römer und Römerinnen beruft. Nero erscheint dort als Gott Dionysos, der eine neue Botschaft, die des Genusses, verkündigt. Während sich Alles den sinnlichsten Ausschweifungen überläßt, hat er Gelegenheit, seine Mutter Agrippina in einem Gespräch mit ihrem Buhlen, dem Tänzer Paris, zu belauschen, wobei sie die Drohung fallen läßt, daß sie den Britannicus auf den Thron erheben würde, wenn sich Nero ihrer Leitung entziehen wolle. Da beschließt er ihren Tod, und um seine Macht zu zeigen, auch den Untergang Roms, das er am Abend des Tags, wo seine Mutter in den Fluthen des Meeres ihren Tod findet, durch seine trunkenen Gäste niederbrennen läßt. Dies der Inhalt der vier ersten

Gesänge. Zwischen diesen und den beiden folgenden sind, wie schon berichtet, mehrere Jahre vergangen, da Rom unterdessen aus seiner Asche und zwar in größerer Pracht als vorher wieder erstanden ist. Im fünften Gesang wird Neros bevorstehender Fall angedeutet, der den Inhalt des letzten bildet.

Wie die Anlage, so zeugt auch die Ausführung von künstlerischer Ueberlegung, die sich zunächst in der Charakteristik der Personen und in der Motivierung ihrer Handlungen kund giebt. Nero ist ein mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers begabter Mensch, der die entarteten Römer seiner Zeit verachtet und sie daher behandelt, wie sie es verdienen. Er hat den Glauben an die Menschheit verloren, nur Ein Gefühl hält ihn noch mit derselben verbunden, die ihn erwärmende und selbst beseligende Ueberzeugung, daß ihn seine Mutter liebt. Als ihm auch diese Ueberzeugung geraubt wird, da zerreißt auch das letzte Band, das ihn an die Menschheit knüpft, er ist nunmehr zu Allem fähig, er läßt seine Mutter umbringen und Rom in Brand stecken. Vortrefflich ist endlich sein Untergang motiviert. Seine Größe lag in der Kraft seines Willens; aber diese Kraft untergrub er durch das Uebermaß des sinnlichen Genusses. Als er Alles besaß, was ihm die ganze römische Welt darbot, als ihm Nichts mehr zu wünschen übrig blieb, da brach auch seine Kraft zusammen, und er ließ die Empörung Galbas heranwachsen, bis sie nicht mehr zu bändigen war. Muthlos entflieht er aus Rom, aber als durch die Treue der ihn begleitenden Germanen, durch die begeisterte Verkündigung der christlichen Liebe, die er in der Versammlung der Christen hörte, in welche er zufällig gerathen war, da erwacht wieder der Glaube an die Menschheit und in diesem findet er den Muth, sich durch freiwilligen Tod der schmachvollen Hinrichtung zu entziehen, die ihm drohte. Nicht weniger scharf und wahr sind die andern Charaktere gezeichnet, so der weise Seneca, der stets mit philosophischen Sentenzen um sich wirft, dabei aber an allen Orgien Neros Theil nimmt; die junonisch schöne Agrippina, die sich trotz ihres Stolzes und ihrer männlichen Geisteskraft allen sinnlichen Genüssen überläßt; der ruchlose Mohr Tipellio, dem es Wollust war, die grausamen Befehle seines kaiserlichen Herrn auszuführen.

Die große Gestaltungsgabe des Dichters tritt namentlich auch in den Schilderungen hervor, welche die größte Anschaulichkeit mit der lebensvollsten Wahrheit verbinden. Wir würden nicht erwähnen, daß Hamerling eine tief eingehende Kenntniß des damaligen Roms in seinem Gedicht niedergelegt hat, wenn wir nicht hervorheben müßten, daß er seine Gelehrsamkeit so glücklich in die epische Entwickelung verwebt, daß sie als Ergebniß seiner gestaltenden Phantasie erscheint. In den Schilderungen entwickelt er einen unerschöpflichen Reichthum von poetischen Mitteln, die ihn befähigen, die verschiedenartigsten Verhältnisse mit gleicher Kraft und Anschaulichkeit darzustellen, so die Gärten Neros am Aventin, das Bacchanal, die Frauenschönheit nach ihren mannigfaltigen Erscheinungen in der kindlichen Actäa, in der junonischen Agrippina, oder der blonden Poppäa; so den Brand der gewaltigen Stadt, den muthvollen Tod der zu den wilden Thieren gesperrten Christen, Neros goldenes Haus mit den darin aufgespeicherten Schätzen. Von besonderer Schönheit sind die Schilderungen der wollüstigen Scenen, welche, ob sie gleich in ihrer ganzen Nacktheit gezeichnet sind, oder vielleicht gerade deswegen im Leser kein anderes Gefühl aufkommen lassen, als Entsetzen über die tiefe Versunkenheit des römischen Volkes. Alle diese Schilderungen sind von einer hinreißenden Farbenpracht; sie grenzen oft an das Märchenhafte, und doch überschreiten sie niemals die Grenzen der strengsten Wahrheit. Eben so glücklich, eben so wahr und tief wie die äußern Erscheinungen sind auch die Gemüthszustände geschildert.

Das Gedicht führt den Titel „Ahasver", und doch haben wir diesen bis jetzt noch nicht erwähnt; warum wir es unterlassen haben, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Ahasverus ist, wie es sich am Ende des Gedichts erweist, nicht der ewige Jude der bekannten Sage, sondern Kain, der zuerst den Tod in die Welt brachte, und daher zum Dank und zur Strafe von demselben ewig verschont bleibt. Mit dem ewigen Juden hat er in der That nur Das gemein, daß auch ihn „die tiefste Todessehnsucht" erfüllt, wodurch er zu Neros Gegensatz wird, in welchem der „höchste Lebensdrang" personificiert ist. Darin scheint uns aber ein Fehler der Dichtung zu liegen; denn dieser Gegensatz konnte psychologisch den Ahasverus nicht bestimmen, den Kaiser zu verfolgen, ihn zu neuen Gräuelthaten zu veranlassen, damit Nero endlich selbst auch von Todessehnsucht erfaßt werde. Dieser Fehler ist um so unerklärlicher, als Ahasverus zugleich einen ganz anderen Stempel trägt. Er ist, wie gesagt, nicht der ewige Jude, sondern der ewige Mensch, oder besser gesagt, der Repräsentant der Menschheit im Gegensatz zum einzelnen Menschen. Nero ist der höchste Typus des einzelnen Menschen, er fühlt in sich titanische Kraft, die ihn zur Selbstüberhebung, ja zur Selbstvergötterung verleitet; aber neben derselben macht sich das Gefühl der Vergänglichkeit seines Wesens immer wieder geltend. Und dieses Gefühl ist als Ahasverus personificiert, der den Tyrannen vom ersten Augenblick an bis zu seinem Tode begleitet. Ahasverus reizt ihn zu neuen Gräuelthaten; sehr begreiflich: je mächtiger in dem Tyrannen das Gefühl seiner Nichtigkeit erwacht, um so mehr drängt es ihn, seine Macht zu zeigen, und so ist es kein Widerspruch, wenn Ahasverus einerseits ihm den Gedanken zum Brande eingiebt, ja selbst die erste Fackel in die Häuser wirft und er andererseits im Namen der Menschheit den Fluch über ihn ausspricht. Es ist Dieß vielmehr ein Beweis, daß der Dichter der Allegorie eine feste Gestaltung zu geben wußte. Ahasverus führt Nero zu einem Nekromanten, der ihm die Todten heraufbeschwören soll; das Gefühl seiner Nichtigkeit ist schon so mächtig geworden, daß er Höheres über sich anerkennt. Zum letzten Male erscheint Ahasverus dem Tyrannen, als das Gefühl seiner Nichtigkeit ihn übermannt und er sich daher in sein Schwert stürzt.

Vorstehendes war schon gedruckt, als Hamerling ein neues Epos „Der König von Sion" (Hamb. u. Lpz. 1869) veröffentlichte, daß nach

wenigen Monaten schon in dritter Auflage erschien. Und in der That verdient das Gedicht eine solche Anerkennung im höchsten Grade. Es hat die Herrschaft der Wiedertäufer in Münster zur Zeit der Reformation zum Gegenstand und den „König von Sion" (Johann von Leyden) zum Helden. Das Bild, das der Dichter von der eben so merkwürdigen als gewaltigen Erscheinung giebt, ist historisch vollkommen treu und wahr, in so fern es das innerste Wesen der Thatsachen und der Personen eröffnet, und der Dichter war daher vollkommen berechtigt, im Einzelnen von der historischen Wahrheit abzuweichen, so namentlich in Bezug auf die Todesart des Helden, der bekanntlich nach der Eroberung von Münster durch den Bischof unter den gräßlichsten Martern hingerichtet wurde, während ihn das Gedicht sich selbst den Tod geben läßt. Nach der Geschichte unterwarf er sich reuig dem Todesurtheil; reuig zeigt ihn auch der Dichter; die Todesart ist am Ende gleichgültig, das Wesentliche ist die Reue und die Sühne. Das Gedicht beginnt mit dem Einzuge der holländischen Wiedertäufer in Münster und endet mit ihrem Untergang; es zeigt uns in großartigen Zügen die Gründung des „neuen Sion" und dessen allmähliche Entartung, wobei der Dichter ein tiefes Verständniß der Zeit und ihrer Strömungen zeigt und ein treffliches Gemälde der Schwäche und Rathlosigkeit des deutschen Reichs entfaltet. Wir können leider in das schöne Gedicht nicht näher eingehen, sondern müssen uns auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Der Gang der Erzählung ist einfach und bei allem Reichthum der Einzelnheiten doch höchst übersichtlich. Die Gestaltungskraft, die wir schon im „Ahasverus" bewundert haben, tritt hier vielleicht noch großartiger hervor: alle Personen, selbst die untergeordnetsten sind mit der lebendigsten Wahrheit und Schärfe gezeichnet. Zuerst tritt uns der fanatische Schwärmer Matthisson entgegen, der, wie zur nämlichen Zeit Sebastian Frank, lebhaft fühlt, daß Luther in seinem reformatorischen Werk einseitig auf halbem Wege stehen geblieben ist, mit dessen finstrer Tugend der Held des Gedichts, ein an Leib und Seele schöner Jüngling von tiefem Gemüth und poetischem Sinn ein neues Element, die Lust, verbinden will, was aber von der Masse mißverstanden wird, die ihn die Vielweiberei einzuführen zwingt, wodurch der Grund zur sittlichen Entartung des Gemeinwesens gelegt wird, die zur völligen Auflösung desselben führt. Daß er Dies zugab, ist seine Schuld, da es mit seinem höchsten Grundsatz im Widerspruch stand. Vortrefflich ist seine Liebe zur Nonne Hilla geschildert, vortrefflich geschildert, wie er durch diese Liebe seine edle Seele ganz entfaltete, vortrefflich, wie er den innern Halt verliert, als er zur Ueberzeugung gelangt, daß sie ihn nicht wieder geliebt hat. Neben der dämonischen, schlangenartigen Divara ist der mißgestaltete Krechting sein böser Genius, der ihn verleitet, seine Macht aus den Händen zu geben, was Jener tückisch benutzt, um das Volk in den Strudel der Gemeinheit hinabzuziehen. Wir erwähnen noch den tüchtigen Volksmann Knipperdolling, der bei aller Kraft des Leibes ein willenloses Werkzeug Derer ist, die ihn zu mißbrauchen verstehen, den Komödianten Lips, der als Schalksnarr des Königs einen frischen Humor und klaren Verstand an den Tag legt, den fanatischen Rollmann, der in der Einsamkeit an Tractaten arbeitet und darüber allen Zusammenhang mit der Wirklichkeit verliert, so daß er von der Auflösung des Reiches Sion überrascht wird, als er wieder erscheint. Von großer Schönheit sind die Schilderungen, deren Wahrheit um so mehr zu bewundern ist, als der Dichter das Land nicht persönlich kennt, das er in so lebendigen Gemälden vorführt. Ob er uns den Wald und die Haide schildert, oder den Markt mit seinem Gewimmel, das häusliche Leben, die Schlacht in ihren Massen wie in ihren Einzelkämpfen, den Krönungszug des Königs, die Orgien der entarteten Wiedertäufer, das Leben der herumziehenden Gaukler, des „wandernden Stammes" der Zigeuner, der Landsknechte, der Mönche und Domherrn, den Fanatismus der verschiedenen Religionsparteien: Alles ist mit gleicher Musterhaftigkeit, mit der lebendigsten Anschaulichkeit und in echt poetischen Zügen dargestellt. Aber es ist nicht bloß das hohe Talent des Dichters, das wir bewundern, wir freuen uns auch der edlen und freien Gesinnung, die sich unverhüllt im ganzen Gedicht kund giebt, der Klarheit, mit welcher er die Bestrebungen der Wiedertäufer darstellt, deren großer Gedanke noch jetzt die Welt bewegt, deren Kampf noch jetzt fortgekämpft wird. Noch erwähnen wir, daß der Dichter die späteren Ausgaben wesentlich verbessert hat, namentlich in Bezug auf die Form — das Gedicht ist in Hexametern abgefaßt — die jetzt beinahe Nichts mehr zu wünschen übrig läßt. —

Zum Verständniß des mitgetheilten Bruchstückes diene Folgendes: der Schwärmer Matthisson hält ein großes Gericht über die Bücher, die sich in Münster vorfanden; er wirft nach einander die papistischen Schriften aus den Klöstern, Urkunden, Schuldbücher u. A. m. aus den Archiven, und was ihm sonst aus den Häusern gebracht wurde, in einen brennenden Scheiterhaufen, in blindem Fanatismus Alles verdammend, was nicht wiedertäuferisch ist. Und so will er auch Ovids Göttergeschichten in die Flammen schleudern, als ihn Jan von Leyden daran hindert, was diesem Gelegenheit giebt, seine Ansichten auszusprechen.

I. Aus „Ahasverus in Rom".

Der Brand.

Von Neros Bacchanal ist hingestürmt
Die wüste, rasende Bacchantenschaar
Und fällt in Romas Gassen lärmend ein
Mit Cimbelklang und lautem Evoë.
An ihrer Spitze, siehe, trabt Silen:
Behängt ist seines Langohrs Haupt mit Weinlaub
Und frischen Rosenkränzen, dran das Thier
Behaglich rupfend nascht, indeß der Reiter
Roms Pöbel aufruft, fröhlich mit zu schwärmen
In Festesjubel, der den neuen Gott
Der Erde feiert, Nero-Dionysos.
Dicht hinter ihm her keucht ein Lastthierschwarm,
Hochauf mit Schläuchen Feuerweins belastet,
Aus welchen quillt für alle durstigen Kehlen
In Fülle goldnes Naß. Auch blinkend Gold
Wird ausgeworfen aus gefüllten Seckeln,

Drauf sich in wilder Hast die Menge stürzt.
Hoch lassen Tausende den Nero leben,
Dem Zug der Bacchen schließen sie sich an
Und stimmen ein in ihren Jubelruf.
So wächst der Strom der Rasenden zuletzt
Zur unabsehbarn Flut, vor deren Tosen
Roms sieben Hügeln zittern. In die Schenken
Zerstreut ein Schwarm sich hier und dort, bezecht
Mit Neros Golde lärmvoll sich, und stürzt
Sich wieder auf die Gassen. Doch nicht bloß
Dem Volke — Roms Bewohnern allen ist
Entboten Neros Festgruß, und alsbald
Auch in Palästen, halb aus Sklavenscheu
Vor dem Tyrannen, halb aus eignem Drang,
Sucht Schlemmerei, sich wüst zu überbieten
Bei rauschenden Gelagen, wo der Name
Des Nero-Dionysos wild ins Klingen
Der Becher schallt! —
So ist ganz Rom zuletzt
Hineingezogen in den bachschen Taumel:
Einbricht die Nacht, es wächst die Raserei,
Die Römerstadt ist eine trunkne Phryne.
Der Bacchen Schaar durchschwärmt mit ihren Fackeln
Die Gassen, in verzücktem Wahnwitz tobend.
Da schleudert ein Bacchant — ists nicht der Alte,
Der Alte, mit den düstren Feueraugen?
Er schleudert als Bacchant die Pechkranzfackel
Auf eines Hauses Dach. Beifall zujauchzt
Dem Wagestück die trunkne Pöbelhorde
Und grüßt der ersten Flamme Glanzgeflacker.
Und anderswo versuchen Andre schon
Das gleiche graufe Wagniß. Hier und dort
Aufloderts plötzlich in die Nacht. Der Pöbel
Umsteht, umtanzt, umjauchzt die brennenden
Behausungen der Reichen, hört behaglich
Die lustge Flamme prasseln. Schreck verbreiten
Die Brände nur ins Innre stolzer Räume.
Es stürzen auf die Gassen die Bewohner.
Zu löschen wird versucht, doch die Bacchanten
Verhindern es mit tollen Scherzen. Sieh,
Mit den Getreuen naht auf seinem Esel
Silen und richtet seiner Schläuche Röhren
Auf brennendes Gebälk, als wollt er löschen
Den Brand mit goldnem Weingerieſel. Doch
Dazwischen werfen sich die durstgen Zecher,
Auffangend jenes kostbar süße Naß
Mit Mäulern, unersättlich. Anderswo
Wirft ein Bacchant ins emsige Gewimmel,
Das helfend, löschend einen Brand umdrängt,
Mit vollen Händen Gold, und sieh, die Helfer,
Sie lassen stracks das brennende Gebäude,
Und raufen sich um jenes blanke Gold.

Von Einem Ende Roms zum andern wandert
Die Flamme auf Bacchantenfackelspitzen.
An hundert Stellen lodert Feuer auf:
Erst wirbelt Rauch empor in lichter Wolke;
Die Wolke glüht bald silberweiß, bald rosig,
Durchstickt mit Millionen goldner Funken,
Die prachtvoll in der dunklen Luft zerstieben,
Und alle Nachbardächer überschneien.
Und dichter auch und dunkler qualmts dazwischen:
Das Feuer loht erst trübroth durch den Rauch,
Dann schlägt es siegend durch in seinem Goldglanz,
Dann steht der Dachfirst lichterloh, fast rauchlos,
In weißlich klaren Flammen prachtvoll da!
Auf Zinnen, Giebeln, ragen Marmorbilder,
Quadrigen, rings umwallt von Rauch und Funken,
Und stürzen in die Glut. Es bersten Quadern
Mit donnerndem Gekrach. In blauen Flammen
Loht schmelzend Erz, und über lodernden
Oelströmen steht ein rabenschwarz Gewölk.
Der Brand hat aufgestört die wüsten Schlemmer.
Mit weingerötheten Gesichtern stürzen
In purpurnen Gewändern Männer sich
Und holde Fraun, die Kränze noch im Haar,
Aus brennenden Prunksälen auf die Straßen,
Und händeringend rennen hin und her
In buntgemischtem Wirbel Herr und Sklave
Und Greis und Kind. Aus brandumglühtem Haus
Stürzt Der, um sich zu retten, Jener stürzt
Hinein, zu retten seine letzte Habe.

„Hier brennts, und hier und hier und hier!“ so gellts
Verwirrt in Schreckensrufen durch einander.
Hier wird gewinselt und dort wird gefleht,
Der flucht und Jener betet zu den Göttern.
Dazwischen schallt Gelächter, roher Scherz,
Und stets noch übertäubt den Braus der Stimmen
Der Thyrsusschwinger schallend Evoë.

Mit ihrer Habe flüchten Tausende:
Kleinode rettet Der in wilder Hast,
Der schleppt mit Werkgeräth, Gewanden sich,
Ein Andrer rettet wie besinnungslos
Werthlosen Trödel in des Herzens Angst.
Da läuft ein Mütterlein mit einem Topf,
Den sie vom Herd gerissen. Besser hat
Trimalcion, der reiche, sich besonnen:
Fortschleppen läßt er seine goldnen Schätze
Von schweißbedeckter Sklavenschaar; er selbst
Folgt hinterdrein in seidner Sänfte Kissen.
Doch Bahn ist nicht für ihn im Volksgewimmel:
Es stockt der Zug im Schwarme, der ihn anhält
Mit stürmischem Halloh, ihn lachend plündert,
Und endlich aus der Sänfte johlend reißt
Den dicken Schlemmer selbst. Die Wirrsal wächst
Entsetzlich in dem rasenden Gedräng
Der Tausende, die durch einander flüchten.
Es wälzen endlos sich die Menschenmassen
Durch enge Gassen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände.
Zertreten werden Kinder, Greise, Weiber,
Begraben unter Trümmersturz, erstickt
In Wolken Rauchs. Zuletzt wälzt über Haufen
Von Leichen und den Wust zerstreuter Habe
Sich wachsende Verwirrung wie ein Meer
Von Schrecken, drin das Auge keine Welle,
Kein einzeln Schreckensbild mehr unterscheidet.
Und weiter stets und weiter thut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf:
Weiß glühnde Balken leuchten wie die Zähne
Des Ungeheuers aus der rothen Glut.
Es tanzen hoch in jubelnden Spiralen
Lodernd empor purpurne Flammenbänder
Und flattern wie Standarten der Zerstörung
Rings um die Zinnen her und um die Hügel.
Die Feuerseen, sie dehnen weit und weiter
Sich aus und fließen endlich in ein Meer
Zusammen. An dem Holzwerk in den Buden
Des Circus frißt das glühnde Flammenthier
Sich wie an leckrem Schmause voll, und dann,
Gleich einem Raubthier, das ans Wasser kommt,
Durstlechzend schlürfts mit seinem heißen Rachen
Des Oelmarkts ungeheuren Vorrath aus.
Schon ists ein fettgemästeter Koloß,
Doch noch nicht satt. Es sind die Niederungen
Schon überglutet, und die Hügel stehn
In Rauch gehüllt. Bald aber schlägt hoch über
Den Rauch der Höhen noch hinaus die Flamme.

Schon sind die Hügel Roms Vulcanen gleich,
Und speien Glut und Asche wie aus Kratern.
In Feur steht Palatin und Aventin,
Und nun umlodert auch ein Flammenkranz
Des Forums edelstolze Prachtgebäude,
Die mit den hohen Giebeln, Marmorfriesen,
Mit Bogen, Colonnaden, furchtbar schön
Aufragen wie verklärt im Feuerschein.
Und sieh, hinüber nun zum hohen, ernsten
Marmornen Capitol auch züngelts schon
Und glutroth steht die heilig stolze Höh!
Nun lodert wie von tausend riesigen
Wachtfeuern auch das weite Marsfeld auf.
Das wüthge Element. es schweift sogar
Bis zu den schweigsamen Cypressengräbern
Des Esquilin — selbst übern Tiberstrom
Entsendet es die glühnden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich stillen Gärten
Am grünen Hange des Janiculus.
In weiter Ferne, schwarz und düster hebt
Am Rand des Horizonts sich vom glutrothen
Nachthimmel ab das schweigende Gebirg.

Basiliken und Tempel, Mausoleen,
Und Thermen, Portiken, Amphitheater
Und Naumachien und riesge Circusbauten
Stehn in den Flammen da wie feurige
Denkmäler. Colossalsche Säulen stemmen
Wie kampflustglühende Giganten sich
Dem Brand entgegen mit granitnen Panzern;
Doch dieser sprengt die Panzer ihnen, leckt
Der Eisenklammern schmelzend Erzgefüg
Wie heißes Blut aus ihrem Leib und wirft
Die Unterhöhlten tückisch in die Asche.

Nichts ist dem Ungeheuer allzugroß,
Doch Nichts auch zu gering, und Nichts verschmäht es,
Und ruht nicht, bis es Alles, auch das Kleinste,
Verwandelt hat in Staub und Asche. Gleich
Ist Alles ihm und Alles macht es gleich.
Mit Einer Gier verschlingts die Citrustische
Der Reichen wie des Brückenbettlers Krücke,
Holznäpfe wie murrhinische Gefäße,
Des Cynikers Sandalen wie des Consuls
Lictorenbeile und curulischen Sitz.
Es wirft die Reichen aus den seidnen Kissen
Und sprengt die Riegel des Ergastulums,
Und stößt Gefangne vor die Kerkerthür.
Es schwelgt im Ueberrest lucullscher Mahle
Und gräbt wie leichengierige Hyänen
Die Aschenurnen aus den Mausoleen,
Und schlürft sie aus. Den Bart des Philosophen
Sengt es mit gleicher Wollust wie die Maske
Des Harlekins. Schandsäulen stürzt es hin
Wie Ehrenbogen. Kränze fegt es weg
Von den Standarten, siegesruhmgekrönt,
Wie von der Thür im Haus der Buhlerin...

So schwelgt in seinem Fraß das Riesenthier,
Und wo es naht, da flüchtet sich, was lebt.
Nur noch die Plündrer wagen sich ins Innre
Der Häuser und nur das Verbrechen noch
Schlägt in umlohter Einsamkeit zuweilen,
Von keinem Späherauge mehr behelligt,
Ein kurzes, freches Hohngelächter auf.
Es ist ja Rom, das brennt, das lasterhafte,
Das frevelvolle Rom; so manchen Gräul
Bedeckt des Augenblicks Verwirrung: Jeder
Ist nur sein eigner Freund: nicht Brüder, Gatten,
Nicht Mütter giebts: jetzt stößt der Feind den Feind
Geheim und ungestraft ins Flammengrab.
Dort steht ein schönes Weib und scheint zu schwanken,
Ob ihr Juwelenkästchen, ob ihr Kind
Sie mit sich aus den Flammen retten soll;
Sie schwankt nicht lange — sieh, sie nimmt das Kästchen.
Der Greis mit weißem Haar dort, kein Aeneas
Trägt aus der Glut auf seinen Schultern ihn —
Er hat zu lang gelebt, und Sohneshand
Schob am Gemach den Riegel grinsend vor,
Worin er jetzt verkohlt... Hinweg, hinweg
Von dieser Schau! wirf deinen Feuermantel
Darüber, Riesenbrand! Dein Wüthen ist
Dem Aug erträglicher als Menschentücke!
Du bist noch groß und herrlich im Vernichten!
Von Dem, was brennende Penaten schaudernd
Erblicken, eh sie in die Asche sinken,
Kehr' ich zurück zu deinen Schreckensbildern. —

II. Aus „Der König von Sion."

Wieder ein anderes Buch nun reicht ihm der grinsende Krechting,
Und er las: „Des Ovidius Naso Göttergeschichten,
Zierlich anjetzt in Reimen verdeutscht." Ein stattlicher Band wars,
Und mit Bildern der Götter und Göttinnen lieblich geziert auch.
„Fabelgeschwätz," so rief der Prophet, mit düsterer Strenge;
„Tand, der die Geister entfremdet dem Ernst, mit den lieblichen Worten
Und mit den üppigen Bildern in weichliche Träume sie wiegend —
Fort auch dieses!" Er riefs, und erhob in den Händen das Buch schon,
Um es mit kräftigem Schwunge hinab in die Flammen zu schleudern.

Doch wer tritt da plötzlich hervor? Ha, siehe, der bleiche
Träumer, der Jüngling-Mann, mit den reinen und stolzen und ernsten
Zügen, den sehnenden Augen, den Lippen, die dürsten nach Leben,
Jan von Leyden. Zuerst am heutigen Tage, seit jenem,
Da er nach Münster gelangt, entreißt er dem brütenden Schweigen
Sich, worein er versank, zu vereinen sich mühend des Meisters
Lehre, die kühn zwar, frei, doch düster und ernst, mit dem eignen
Gährenden Drang, den Gedanken der eigenen feurigen Seele.
Nicht Ein Laut war entflohn seit Wochen dem Munde des Träumers,
Doch nun trat er hervor und, erfassend den Arm des Entflammten,
Rief er ihm zu: „Halt ein, o Prophet! nicht allzugewaltig
Schür und nähre den Brand, sonst wird er, uns über den Scheitel
Wachsend, auch Sion verzehren zugleich mit dem schuldigen Babel!
Laß uns den Sänger, o Freund! laß leben in Sion die schönen
Fabeln und Bilder der Dichter! Es wechselt auf Erden die Wahrheit,
Ewig wahr ist die Fabel allein auf den Lippen der Sänger!
Wirf ins Feuer die Bibel, und lösche die Lampen, die dämmrig-
Matt uns erhellten die Nacht, da es Tag nun geworden; doch nimmer
Schmähe das liebliche Licht, das aus wieder erstandenen Rollen,

Wieder erstandenen Bildern der Heiden heraus uns den ersten
Heiteren Stral in die dunkle, die mönchisch-verdüsterte Welt warf!
Sie, die aus Welschlands Schutte gegraben die Bilder der alten
Götter, ihr Grabscheit wars ja zuerst, was die Festen des Mönchthums
Schaufelnd gelockert, eh Wort und Schrift sich zur Fehde beflügelt!
Ist durch sie doch der lieblich-erhabene Name der Schönheit
Ueber die Alpen gedrungen! Da sahn wir, wie trüb und wie traurig
Hier uns das Leben umgab, und es floß in verkümmerte Seelen
Wieder ein männlich Gefühl, es erschlossen sich wieder die Sinne.
Wirf ins Feuer, was todt, o Matthisson, doch verschone,
Was zu erneuertem Leben erwacht! Da den Phönix der Wahrheit
Du hellblickend erkannt, der, alt und schwach, in die Flammen
Eben zu stürzen sich sehnt, so verkenne den Phönix der Schönheit
Nicht, der so eben verjüngt aus dem flammenden Grab sich emporhebt!
Wie du die Evangelisten gestürzt und die Bibel verbrannt hast,
Hat man nicht so dereinst auch die heiteren Götter der Alten
Grollend ins Feuer gestürzt? Doch sieh, es verzehrten die Flammen
Auch nur ihr sterbliches Theil — als Götter nur sind sie vernichtet,
Aber als leuchtende Bilder der Schönheit, Leben verklärend,
Sind sie nun wieder entstiegen dem Grab: frisch, hehr, in verjüngtem
Reize verbinden sie sich dem befreienden Geiste der Zeiten,
Unserem Geist, dem die Stätte wir eben bereiten in Sion!
Laß uns den Sänger, o Freund, und der Armuth heiteres Erbe;
Laß uns die lieblichen Märchen, die lieblichen Bilder der Dichter!" —

Also der muthige Jüngling. Da war wie getroffen ins tiefste
Herz der ergraute Prophet. Sein flammengehärteter Sinn war
Einwurfs nimmer gewohnt. „Man merkt," rief er, „daß umher du
Zogst mit der Rotte der Gaukler, der liederlich-schnöden Gesellen:
Liederlich sind sie ja immer, die Gaukler, die Komödianten!
Liederlich sind sie, die Singer und Reimer, die Lautner und Harfner!
Liederlich sind, die hantieren mit Pinsel und Meißel! Sie geben
Ehre mit zierlichen Worten dem Schönen, in lieblichen Bildern
Stellen sies dar; sie erbauen die schönsten, die herrlichsten Tempel,
Aber im eigenen Geist tief drinnen, da sind sie des Unflaths
Voll und der Unschönheit, unlauteren Sinns und verwildert!
Und indeß sie um sich her verklären die weltlichen Dinge,
Hängt es wie Spinnengeweb um ihre verödeten Seelen!
Seht, wie Babel sich brüstet mit üppig-verlockenden Künsten!
Seht, wie zu Rom auf dem Stuhle der Päpste, der weichliche, bunte
Tand mit jeglicher Schmach sich verschwistert! Da herrschet die Hoffart,
Und die Tiara befleckt sich mit heimlichem Mord und mit Blutschand!
Darum stürz ich mit allem papistischen Zauber auch diesen!
Darum verbann ich aus Sion die weichlichen üppigen Künste;
Darum schleudr ich hinab in die Glut dies Buch wie die andern." —

„Willst du von Neuem," so rief der erglühende Jüngling, „zur düstern
Zelle gestalten die Welt, nur daß uns der Zauber des Schönen
Nicht zum Bösen verlocke? Mir trachtet die Seele nach reinem,
Göttlichem Leben wie dir! Doch wahrlich, ohne der Anmuth
Herzenerhebenden Reiz nicht möcht ich leben auf Erden,
Auch mit Heiligen nicht! Und kannst du des Guten und Edlen
Würdigen Ernst nicht einen mit heiterer Freude des Lebens,
Sag nicht, daß du erlöset die Welt und begründet das neue
Sion, die Stätte des Heils! — Du saßest in trauriger Kammer,
Still, dein schwärmender Sinn, zuwandt er sich immer nur Einem
Pole des Lebens: es wölbte sich eng dir der Kreis der Betrachtung
Ueber dem Haupt! Ich aber, ich habe durchwandert die Lande
Jugendlich offenen Sinns; von wärmerer Sonne befeuert
Ward mir das Blut, und zerstreut hat helleres Blau mir die nordschen
Nebel im Geist. So erschloß sich die Welt mir des Geistes und Herzens
Voll und ganz; nun glüh ich nach Einem: zu schauen auf Erden
Endlich in seligem Bunde vereinigt die Lust und die Tugend!
Siehe, so spiegelt sich anders in deinem und anders in meinem
Geiste das Sionsreich! Bis hieher, o Meister von Harlem,
Sind wir zusammen gewandert; nun aber, nun zweiet der Pfad sich
Dir und mir; so entfalten geschiedene Banner in Sion
Wir in ehrlichem Streit, und den Irrenden richte das Schicksal!" —

Also der Jüngling, und rings aufhorchend erschrack die Gemeine
Vor den gewaltigen Worten, mit welchen dem hohen Propheten
Jan von Leyden getrotzt. Es erstaunten die Bürger von Sion
Vor des gebietenden Jünglings Gestalt, schon neigten im Stillen
Ihm die Gemüther sich zu, durch heimlichen Zauber gewonnen.

Hermann Lingg.

Es giebt für den Geschichtschreiber der Literatur nichts Unerquicklicheres, als sich zu der Erklärung gezwungen zu sehen, daß ein Dichter sein bedeutendes Talent an einem Stoffe verschwendet hat, der von vornherein jeder künstlerischen Behandlung widerstrebt. Die Völkerwanderung bildet schon an sich kein abgeschlossenes und eng zusammenhängendes Ganzes, wie

z. B. der Trojanische Krieg, es läßt sich nicht einmal die Zeit genau angeben, wo die große Völkerbewegung aufgehört hat, selbst wenn man nur die germanischen Völkerschaften im Auge hat, wie es bei Lingg der Fall ist. Vermuthlich führt Lingg die Geschichte bis zur Bildung des Longobardischen Reichs, d. h. bis 568, so daß sein Gedicht „die Völkerwanderung. Erstes und zweites Buch" (Stuttg. 1866—1867), welches mit dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts beginnt, einen Zeitraum von beinahe 200 Jahren umfaßt. Es geht schon daraus hervor, daß hierbei an Einheit weder der Begebenheit noch der Helden zu denken ist; vielmehr treten so viele bedeutende Persönlichkeiten hervor, und der Dichter behandelt dieselben mit so ganz gleicher Liebe, daß keine besonders hervortritt, jede vorhergehende vielmehr durch die nachfolgende in den Hintergrund gestellt wird. Dadurch, daß die ganze Völkerwanderung in den Stoff aufgenommen wurde, mußten auch die einzelnen Begebenheiten herabgedrückt werden; der Dichter konnte keiner einzigen den nöthigen Umfang, die nöthige Ausführung und Sorgfalt zuwenden. Wie in der Wirklichkeit, so geht es auch im Gedicht stürmisch und wild zu; der Stoff reißt den Dichter von einer Begebenheit in die andere, so daß es auch bei wiederholtem Durchlesen nicht möglich ist, eine klare Uebersicht des Ganzen zu gewinnen. Wenn wir ohne alle Uebergänge vom Orient ins Abendland, von Norden nach Süden, aus Italien an den Rhein, von Byzanz nach Rom geführt werden, macht dieß beinahe den nämlichen Eindruck, wie die berühmte Reise in der Jobsiade, nur hat diese den Vorzug, daß sie komisch wirken will. Eine Folge dieser stürmischen Entwickelung ist es nun, daß das Wesentlichste oft nur in kurzen Zügen angedeutet, wogegen Unbedeutendes breit ausgesponnen wird, z. B. das Hin- und Herziehen der griechischen Gesandtschaft an Attila, wobei freilich der Dichter die Absicht haben mochte, die hunnischen Sitten zur Anschauung zu bringen, was ihm aber nicht einmal in vollständiger Weise gelungen ist. Aus demselben Grunde ist einer der schönsten Abschnitte des Gedichts „die griechische Insel" mit Rücksicht auf das Ganze als eine ungehörige Episode zu bezeichnen, da der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum schon entschieden war, und ein Versuch, auf einer abgelegenen Insel die alte Religion wiederherzustellen, ist so ganz untergeordneter Natur, daß er auf die Entwickelung der Begebenheiten ohne allen Einfluß bleiben mußte.

Die Behandlung eines so umfangreichen geschichtlichen Stoffs mußte nothwendig zur gereimten Chronik führen, und wir können das Gedicht unmöglich anders als mit dieser Bezeichnung charakterisieren. Der Dichter drückt seinem Gedicht diesen Stempel schon durch den „Prolog" auf, eine höchst unerquickliche gereimte Chronik der römischen Kaiser von Augustus bis zu Julianus Apostata, welche den Dichter zwang, oft zur mattesten Prosa herabzusinken („Der Dienst der Tempel und die Staatsverwaltung Erfahren bald die größte Umgestaltung"), was ihm aber auch in dem Gedicht selbst nicht selten widerfuhr. Mit dieser chronikmäßigen Anlage steht das Bestreben, den Stoff dichterisch zu beleben, in schroffstem Widerspruch, was Ungleichheit in der Behandlung des Einzelnen zur Folge haben mußte.

Die Anlage mußte nothwendig auch von nachtheiligem Einfluß auf die Ausführung sein. So war es nicht zu vermeiden, daß ganz ähnliche Verhältnisse wiederholt wurden. Die Eile, die durch den Stoff geboten war, hat nicht selten zur Knappheit in der Darstellung geführt, die an vielen Stellen zur Dunkelheit wird, so daß man den Sinn und Zusammenhang nur mit Mühe errathen kann. Diese Knappheit der Darstellung fällt namentlich in den Schilderungen der Schlachten und Heerzüge auf, denen häufig alle plastische Anschaulichkeit abgeht. Daß der Ausdruck öfters zur matten Prosa herabsinkt, haben wir schon bemerkt, die Bilder sind hie und da seltsam, gesucht und unnatürlich, manchmal ganz bedeutungslos, und eben so bedeutungslos sind viele der eingestreuten Reflexionen. Auch die Form läßt viel zu wünschen übrig. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß die Stanze nicht gleichmäßig durchgeführt wird, da sie nicht durchgängig mit weiblichem Reime beginnt; ein größerer Mangel ist, daß der Reim dem Ohr gar häufig verloren geht, weil derselbe entweder auf einem untergeordneten Begriff liegt oder nach ihm keine Pause eintritt. Zudem wird der Gedanke oft vom Reime beherrscht.

Bei allen diesen zahlreichen und wesentlichen Mängeln ist das große Talent des Dichters nicht zu verkennen; es zeigt sich sogar in den Verirrungen. Eine solche ist es z. B., daß die Dichtung mit der Einführung einer allegorischen Person, des Hungers, beginnt, wodurch der Dichter uns in die Zeiten Zacharias und der Sächsischen Dichterschule zurückführt. Aber abgesehen von der Unzweckmäßigkeit einer solchen Maschine, die hier auch in keiner Weise nöthig erscheint, ist die Stelle von großer Schönheit, und ähnliche meisterhafte Schilderungen finden sich in großer Zahl. Neben den oben berührten bedeutungs- und selbst geschmacklosen Bildern finden sich andere, die neben dem Reiz der Neuheit den einer großartigen Naturbetrachtung gewähren. Wie sehr die Wahl des Stoffes die erwähnten Mängel bedingt, erhellt ganz besonders daraus, daß die eingeflochtenen Episoden, selbst die kürzesten, die Glanzpunkte der Dichtung bilden. Und so müssen wir mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns schließen, daß der Dichter sein großes Talent an einem Stoff verschwendet, zu dessen Wahl ihn nur ein übel angebrachter Patriotismus verleiten konnte.

Das dritte Buch (Stuttg. 1868), welches erst erschien, nachdem Obiges schon dem Druck übergeben war, theilt die Vorzüge und Mängel der beiden ersten. Es umfaßt einen Zeitraum von beinahe einem ganzen Jahrhundert, und führt in sieben Gesängen Klodwig und die Franken, den großen Gothenkönig Theodorich, Gelimer, den Untergang des Vandalenreichs, die letzten Gothen und die tragische Geschichte von Alboin und Rosamunde vor, mit welcher das Ganze nicht eigentlich schließt, sondern nur endigt.

Aus der „Völkerwanderung".

1. Buch. 5. Gesang.

Die griechische Insel.

An einer Küste, wo in blauen Buchten
Zum schönsten Strand die Meereswelle geht,
Verschließt das Eiland hinter unbesuchten
Berghöhn ein Thal von Blumenduft durchweht.
Der Epich überwuchert Fels und Schluchten,
Am Abhang, wo die schlanke Palme steht,
Blühn dicht und wild die Lilien und Päonien,
Und milde Lüfte wehn vom nahen Jonien.

Cypressengänge führen vom Gestade
Zur heitern, hochgelegnen Wohnung hin.
Mit Hermen prangt Hofmauer und Arkade,
Die Pinie breitet ihren Baldachin
Ums platte Dach, und hoch wirft die Cascade
Ihr schirmend Netz von zitterndem Rubin.
Den Garten schließt in seinen kühlen Schatten
Ein Portikus, belegt mit Porphyrplatten.

Von hier kann man durch dunkle Rebgelände
Ins Innre dämmernder Gemächer schaun,
Wo sich in Arabesken heitre Wände,
Was zwischen ihnen vorgeht, anvertraun.
Im Bade lacht, als ob er mitempfände,
Aus dunkler Nische keck der Marmorfaun;
Gemalte Früchte, Wildpret, Vögel, Fische
Verkünden dort die reichbesetzten Tische.

Hier unter epheulaubumrankter Linde,
Im Arm den jungen Bacchus, lacht Silen;
Der Alte beugt sich nach dem schönen Kinde,
Und läßt ihn, neckend, reife Trauben sehn.
Wie lockt den jungen Gott das Rebgewinde!
Wie schön müßt ihm ein Kranz von Trauben stehn!
Schon will er, scheints, im kindischen Entzücken
Die Feuergeister aus der Beere drücken.

Der Fruchtbarkeit Geheimniß zu bedeuten,
Glänzt Ceres dort, und weiter rechts und links,
Die Tatzen aufgehoben zum Erbeuten,
Mit schlafenden Gesichtern Sphinx und Sphinx,
Ein Herkules mit Keul und Löwenhäuten,
Und Hirt und Heerde, Flöten und Syrinx;
Diana ruht, ermüdet von der Birsche,
Auf einem Fels und liebkost ihre Hirsche.

Dort sieh, der Sonnengott, er spannt den Bogen,
Furchtbar und schön, es droht sein hoher Blick,
Erhabner Zorn sträubt seine Lockenwogen
Vom Glanz der Stirn um Schulter und Genick,
Und rings um ihn, vom Immergrün umzogen,
Sieht man die holden Töchter der Musik,
Aus jedem Buschwerk lacht, aus jeder Grotte
Das Marmorbild von einem holden Gotte.

Hier wohnt ein Römer, einst des Kaisers Sklave,
Dann Freigelaßner, dann sein Günstling, jetzt
Vom bangen Rom in ein Asyl zur Strafe
Von Rom — und in ein Paradies versetzt.
Und seine Schuld? Vielleicht sah einst im Schlafe
Der Cäsar sich von einem Mann verletzt,
Der Jenem ähnlich war, und Schmeichler kamen,
Und warnten ihn vor seines Freundes Namen.

Im Herzen war er Heide stets geblieben,
Gebot war ihm der Christusglaube nur,
Wie konnt er dauernd ein Bekenntniß lieben,
Wozu kein Drang der innersten Natur,
Wozu ihn nur Befehl und Furcht getrieben?
Und hier, wo nimmermehr der Hof erfuhr,
Was angebetet ward in diesen Gründen,
Beschloß er, neu den Götterdienst zu gründen.

Er wagts, auf eines Tempels öden Schwellen
Ein Leben, dem die Zeit sich abgewandt,
Aus eignem Machtspruch wieder herzustellen,
Und sieh, der Himmel, den das Kreuz verbannt,
Beginnt, aufs Neue sich ihm aufzuhellen!
Des Altars Opfergluth, schon ausgebrannt,
Erfüllt noch Einmal, eh sie lischt für immer,
Das schöne Inselland mit seinem Schimmer.

Und ihn, wie einst den greisen Labdakiden,
Als auf Kolonos er gebeugt und blind,
Ins Dunkel trat des Hains der Eumeniden,
Begleitete sein schön und einzig Kind.
Auf ihrer Stirne lag ein ernster Frieden,
Ihr Herz war noch, wie Kinderherzen sind,
Schuldlos und priesterlich umwallt vom Schleier,
Vollbrachte sie Gebet und Opferfeier.

Oft, wenn sie mit den goldnen Weiheschalen
Zum frommen Dienst bekränzt im Tempel stand,
Wenn sich das Purpurlicht der Frührothstrahlen
Mit ihrer Wangen Andachtsgluth verband,
Und schneeweiß auf die reichen Goldsandalen
Herniederfloß ihr schimmerndes Gewand,
Erstand im Volk der alte Glaube wieder,
Es stiegen Himmlische zur Erde nieder.

Sie stund am Meer allein und unbeachtet,
Wenn sanft des Abends letzter Glanz zerstob,
Und von den seidnen Wimpern übernachtet,
Durchflog den Blick, wenn sie das Haupt erhob,
Ein Feuer, wie aus Sapphos Liedern schmachtet,
Ein Feuer, dem sich sanfter Schmerz verwob.
Denn als schon bald die Winterstürme tobten,
Hielt ihr das Meer noch ferne den Verlobten.

Telestes wars, in Sikyon geboren,
Wohin einst mit dem reichen Hausaltar,
Nachdem die Freiheit in Athen verloren,
Sein mächtiges Geschlecht entflohen war.
Zum Bräutigam der Römerin erkoren
Von beiden Eltern, war er manches Jahr
Auf Reisen fern gewesen, um die Lehren
Der Schulen Roms und in Athen zu hören.

Doch er, der in so manchem Feuerliede
Von Freiheit und vergangner Größe sprach,
Der späte Sohn Athens war kein Pelide,
Er sah, ein thatenloser Telemach,
Gelähmt von Roms allmächtiger Aegide
Dem großen Vorbild seiner Ahnen nach;
Bald wand'en um das Haupt des Hoffnungslosen
Statt wilder Lorbeern Myrten sich und Rosen.

Der Sonnenglanz, der einst Athen verklärte,
Schien noch in ihrem seelenvollen Blick,
Der Schmerz, der nagend seine Brust verzehrte,
Der Schmerz um die gefallne Republik;
Er wußte, daß auch sie im Busen nährte
Den Jammer um der Heimath Wehgeschick,
Und beider Herzen band im Liebesbande
Die Liebe zum verlornen Vaterlande.

Vor Anker lag ein Fahrzeug, ihm gerüstet,
Das reichlich von den reichsten Waaren trug,
Womit Corinth auf seinem Markt sich brüstet:
Geschmeide, Seidenstoff und Schmuck genug,
Darnach die Augen einer Braut gelüstet.
Sobald ein guter Wind die Segel schlug,
Durchflog sein Schiff, da kaum der Tag erschienen,
Aegeas Fluth, begleitet von Delphinen.

Allein das Meer, durch das am Tag in stiller
Und heitrer Fluth das Schiff geruhig schwamm,
Verwandelt sich vor Nacht in dunklen Schiller
Und rollt empor den weißen Drachenkamm;
Der Regen strömt, die Winde pfeifen schriller,
Furchtbar droht hier und dort ein Klippendamm,
Bald überspült, bald aufgedeckt von Wogen,
Durch welche pfeilschnell kommt das Schiff gezogen.

Und angstvoll mit dem vorgebeugten Segel
Bemüht sichs durch die wilde Wetterschlacht,
Es zückt in die gethürmten Wellenkegel
Der Blitz herab; der Mast, die Planke kracht;
Unheimlich flattern graue Sturmesvögel,
Wie Schatten in der ungeheuren Nacht —
Als wollten sie den Schiffern prophezeien,
Und klagend sie dem Wellentode weihen.

Indessen fleht zum höchsten Segensspender,
Zu Zeus, die Braut, gewarnt durch manchen Traum,
Es steigt ihr Opferrauch dem Blitzentsender,
So oft Gewitter ziehn am Himmelssaum.
Sie ruft den Sonnengott, den Heilvollender,
Und alle Götter in dem Aetherraum,
Vor allen aber Aphroditens Güte,
Daß ihre Huld den Bräutigam behüte.

Es spricht zu ihr der Greis: „O Kind, Cythere
Sei gnädig! Kränz mit Rosen und Akanth
Ihr Bild, auf daß Telestes wiederkehre!
Mir bangt für ihn, sein Schiff ist leicht bemannt,
O sieh, wie dunkel wird es auf dem Meere!
Von Knidos hat er Boten mir gesandt."
Die Wolken rollen dunkler sich zusammen
Und nah' und näher glühn die Wetterflammen.

Sie kniet am Ufer, dran die Wogen prallen;
Wo eines Tempels Wölbungen durchstöhnt
Der wilde Sturm, läßt sie die Locken wallen,
Vom Wetterleuchten wunderbar verschönt.
Da ists als ob ein sanfter Laut von allen
Den Götterbildern zu ihr niedertönt.
„Sei ruhig!" scheinen sie ihr zuzusprechen,
„Bald wird Neptun die Macht der Woge brechen.

„Doch hör', o Liebliche! nicht Stürme werden
Dir je so schrecklich sein als jener Geist,
Der uns Olympiern die Macht auf Erden,
Der euch den heitern Jugendtraum entreißt,
Wenn euer armes Herz in Schuldbeschwerden
Ein dunkles Jenseits halb mit Klagen preist:
Dann Sterbliche, dann sehnet euch zurück
Nach eurer Götterzeit verlornem Glück!"

So klangs herab, und sie mit bangem Schritte
Wankt vom Altar. „Was wars, das ich gehört?
Als ob ein tönend Weh die Luft durchschnitte,
Als ob ein Stern, in seiner Bahn zerstört,
Ein Klaglied sang! — Doch horcht! hat meine Bitte
Den Sturm nicht übertönt? Ich bin erhört?"
Und heller schon, so sehr die Wogen branden,
Erschallt der frohe Ruf: „Sie finds, sie landen."

Sie kommen schon, und wie noch halb mit Bangen
Die Jungfrau nach dem Strand eilt, drängt Telest
Sich aus dem Volk und eilt, sie zu empfangen,
Und hält sie jubelnd an sein Herz gepreßt.
Sein fluthbethautes Haar netzt ihre Wangen,
Er hält sie freudig mit den Armen fest,
Die, Nächte lang im Kampf mit Sturmgefahren,
Geprüft und stark wie Götterarme waren.

„Geliebte, bin ich nicht dem Meer entstiegen,
Und komme wie Leander aus der Fluth?
Du darfst es glauben, siehe nur, da liegen
Korallen, funkelnd wie die Abendgluth;
Gesteine, die den Sonnenglanz besiegen,
Und Perlen, deren voll die Tiefe ruht.
Dieß schenkten Nymphen mir für ihre süße
Holdselge Schwester, die als Braut ich grüße."

Er sprichts und legt mit Lächeln seine Hände
Auf ihre Schultern sanft, faßt ihre Hand
Und ruft: „Mir ist, als ob ich erst empfände,
Wie süß das Leben ist, o theures Land,
O ringsum ihr geliebten Gegenstände,
Jonien, mein schönes Vaterland!
Dank Götter! Was sich künftig noch begebe,
Für diese Stunde dank ich, daß ich lebe!"

Jetzt durch den Garten eilt und kommt, begleitet
Von Fackeltragenden, in froher Hast
Antenor zu den Glücklichen und breitet
Die Arme nach dem theuren Sohn und Gast.
„Komm", ruft er, „komm, das Fest ist schon bereitet,
Dein sei auf ewig, die Dein Arm umfaßt!
Zu Hymenäen stimmen wir die Leier,
Noch diese Nacht sei eure Hochzeitfeier."

Nun blüht der Garten hallend vom Gesange,
Und Blumen blühn von Wohlgerüchen schwer,
Aus grünem Dickicht zückt die bunte Schlange,
Die Nachtigall fliegt im Gebüsch umher.
Ein Oelwald dehnt sich manche Parasange
Tief dunkelnd aus bis weit ans blaue Meer.
Der Pinie Schatten glüht in Abendröthe,
Hymen, o Hymenäen tönt die Flöte.

IV. Dramatische Poesie.

Nächst der lyrischen Poesie wurde im vorliegenden Zeitraum vorzüglich das Drama mit Eifer gepflegt; die große Thätigkeit auf diesem Gebiet ist schon daraus ersichtlich, daß jährlich eine Reihe von Sammlungen erschienen, welche ihre Spalten bekannten und unbekannten Dichtern eröffneten. Einige waren schon früher begonnen worden, andere wurden erst jetzt begründet, mehrere mußten allerdings wegen Mangel an Theilnahme aufgegeben werden, sie wurden aber meist durch neue ersetzt. Daß in diesen Sammlungen manches Gute mitgetheilt wurde, und daß hie und da ein junges aufstrebendes Talent Gelegenheit fand, öffentlich aufzutreten, was ihm ohne ein solches Organ nicht gelungen wäre, darf nicht verschwiegen werden; doch ist, was sie mittheilen, meist nur Mittelgut und nicht Weniges darf als abgeschmackt bezeichnet werden*). Ein

*) Castelli, dramatische Sträußchen. Wien 1809 ff. — Cosmar, Alex., dramatischer Salon. Berl. 183? ff. — Jahr-

weiteres Zeugniß von der großen Theilnahme, deren sich die dramatische Poesie erfreute, geben die ziemlich zahlreichen Schriften, welche sich über dieselbe, und zwar sowohl im Allgemeinen, als auch über die einzelnen Gattungen und über die Schauspielkunst verbreiteten*). Auch die größeren Zeitschriften und Revuen brachten manche tüchtige Aufsätze über das Drama und die dramatische Literatur, so namentlich die „Deutsche Vierteljahrschrift", „die Gegenwart" und „Unsere Zeit". Trotz der großen Produktivität, die beinahe von Jahr zu Jahr zunahm — nur in einzelnen Jahren war sie weniger fruchtbar — wurde doch im Verhältniß für die Bühne wenig geleistet, wodurch sich dieselbe gezwungen sah, nach ausländischen, vorwiegend französischen Lückenbüßern zu greifen, was übrigens, wie wir sogleich sehen werden, auch in andern Umständen seinen Grund hatte.

Wir müssen nämlich vor Allem die Hindernisse bezeichnen, mit denen die dramatische Poesie zu kämpfen hatte und die namentlich ihrer künstlerischen und bühnengerechten Entwickelung entgegentraten, diese störten oder aufhielten. Soll sich das Drama großartig und lebenskräftig entwickeln, muß es vor allen Dingen einen nationalen Charakter haben, worunter wir nicht verstehen, daß es ausschließlich oder doch vorzugsweise nationale Stoffe, sondern daß es jeden Stoff, welcher Art er auch sei, im nationalen Sinn behandle. Dazu gehört aber eine Nation, die in ihrem ganzen Umfang eine gleichartige Bildung, einen gleichartigen Geschmack, eine gleichartige Anschauung des Lebens und der Weltverhältnisse hat, in welcher das tiefste, alle Stämme, alle Stände und Klassen erfassende Bewußtsein lebt, ein einiges, unzertrennliches Ganzes zu sein. Schon Lessing fand es wunderlich, daß die Deutschen ein Nationaltheater haben wollten, da sie doch kein Volk seien, d. h. denen ein großes öffentliches Leben und ein nationaler Gemeingeist fehle. Zwar ist dieser seitdem nicht bloß erwacht, er hat eine noch im ersten Viertel des Jahrhunderts ungeahnte Kraft gewonnen, doch ist er lange noch nicht in alle Provinzen, in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen. Noch ist die Scheidewand zwischen Süden und Norden, zwischen Katholiken und Protestanten nicht gefallen, und daher erklärt es sich, daß selbst bedeutende Erscheinungen bloß im Norden oder bloß im Süden Beifall erwarben. Daher ist auch eine Darstellung von Charakteren, Handlungen und Sitten der nationalen Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit beinahe unmöglich, da sie einen bloß provinziellen, nicht aber einen allgemeinen Charakter haben. Weil aber der dramatischen Poesie ein fester nationaler Boden fehlt, so sucht sie denselben im Ausland, sie holt den dramatischen Stoff bei den Italienern, Engländern, ja selbst im Orient, vorzüglich aber bei den Franzosen, übersetzt ihn, oft schlecht genug, ins Deutsche, oder ahmt ihn nach, wenn der Dichter sich größere Kraft zutraut. Der Mangel an nationalem Bewußtsein hat außerdem die verderbliche Folge, daß die Deutschen, und vornämlich die höheren und gebildeten Klassen, die Sitten, Manieren und Moden des Auslandes, und auch hier wieder vornämlich der Franzosen, nachäffen, so daß der gesellschaftliche Ton dieser Stände vorwiegend französisch ist. So lange aber das deutsche Volk in Sitte und gesellschaftlichem Leben so unselbstständig, abhängig ist, wird es nie zu einem wahrhaft nationalen Drama, namentlich nie zu einer nationalen Komödie gelangen. Allerdings darf dieser Charakter einer Anzahl von Erscheinungen nicht abgesprochen werden, wie sich aus der späteren Darstellung ergeben wird, aber es sind dieselben doch nur vereinzelt und sie verschwinden vor der großen Zahl von Dramen, die als Nachbildungen des Auslandes bezeichnet werden müssen.

Zwar findet sich und fand sich namentlich in den Dreißiger und Vierziger Jahren Manches, was den verschiedenen Stämmen gemeinschaftlich war, aber dieses Gemeinsame hatte sich nicht aus dem Volke entwickelt, sondern war ihm aufgedrungen worden. Wir erinnern zunächst an den „durchlauchtigen deutschen Bund," der sich um so folgsamer gegen das Ausland zeigte, als er seine ganze Kraft gegen die Freiheitsbestrebungen richtete; wir erinnern an die Untersuchungscommissionen, an die despotischen Minister der einzelnen Staaten, an die drückende Beamtenherrschaft, an die Junkerei und Militairwirthschaft. Den lähmendsten Einfluß übten vielfache Maßregeln der Regierungen, unter welchen außer den Verboten selbst noch nicht geschriebener Werke vor Allem die Censur zu nennen ist, die bis zum Ende der Vierziger Jahre in manchen Staaten mit beispielloser Strenge geübt wurde. Durfte ja in einem nordischen Staate keine Persönlichkeit aus dem regierenden Hause auf die Bühne gebracht werden, selbst wenn sie schon vor Jahrhunderten gelebt hatte. Und wenn ein Drama bei der von scharfen Preßgesetzen unterstützten Censur Gnade gefunden hatte, vielleicht unter der Bedingung, daß der Dichter die schönsten Stellen streichen mußte, so drohten ihm noch willkürliche Polizeiverbote, die meist aus bedeutungslosen, oft sogar lächerlichen Gründen, wohl noch ohne Angabe derselben erlassen wurden. So wurde unter Anderem in Wien Laubes „Bernsteinhexe" verboten, weil darin ein höherer Beamter bloßgestellt wird; in Wien und Berlin des nämlichen Dichters „Struensee"

---

buch deutscher Nachspiele, herausg. v. K. v. Holtei. Berl. 1822 ff. — Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausg. v. F. W. Gubitz. Berl. 1821 ff. — Kurländer, F. A. v., Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater. Wien 1811 ff. — Hell, Th., dramatisches Vergißmeinnicht aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt, von Th. Hell, (Winkler). Dresd. 1823 ff. — Taschenbuch dramatischer Originalien, herausg. v. Dr. Franck. Lpz. 1837 ff. — Zedlitz, J. Chr. Baron v., Almanach fürs Lustspiel. Stuttg. 1839.

*) Biedenfeld, Freih. v., die Komische Oper. Lpz. 1848. — Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. Lpz. 1863. — Devrient, Eduard, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 5 Bde. Lpz. 1848—1874. — Henneberger, Aug., das deutsche Drama der Gegenwart. Greifsw. 1853. — Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausg. v. E. Willkomm und A. Fischer. Lpz. 1837 ff. — Kneschke, Emil, das deutsche Lustspiel. Lpz. 1861. — Lewald, Aug., Theater-Revue. Stuttg. 1835 ff. — Lohmann, P., die dramatische Dichtung mit Musik. Lpz. 1864. — Mähly, J., Wesen und Geschichte des Lustspiels. Lpz. 1862. — Rötscher, H. Theod., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 4. Abth. Berlin 1837—1842. — Desselben „Kunst der dramatischen Darstellung." 3 Thle. Ebd. 1841—1846. — Desselben dramaturgische Probleme, Entwickelungen und Kritiken. 1. (und einziger) Jahrg. Dresd. 1865. — Allgemeines Theaterlexikon. 7 Bde. Altenb. u. Lpz. 1839—1842. — Wagner, Richard, Oper und Drama. 2. Aufl. Lpz. 1868. — Wehl, Feodor, Didaskalien. Lpz. 1867. — Wolzogen, Alfred, Freiherr von, über Theater und Musik. Historisch kritische Studien. Bresl. 1860.

aus Rücksicht gegen die königliche Familie von Dänemark, in Berlin Laubes „Prinz Friedrich" und Gutzkows „Zopf und Schwert", weil die Dichter es gewagt hatten, Personen aus dem Geschlecht der Hohenzollern dramatisch zu behandeln; ebendaselbst wurde „Moritz von Sachsen" von Prutz verboten, weil darin ein Anverwandter des Preußischen Königshauses vorkommt, (das Stück spielt zur Zeit Karls V. und der Anverwandte ist ein Markgraf von Kulmbach), in Stuttgart endlich, um damit die lang noch nicht erschöpfte Aufzählung zu schließen, wurde die Darstellung der „Karlsschüler" von Laube untersagt, obgleich der darin auftretende Herzog Karl von Würtemberg sehr zart und zurückhaltend behandelt und von seinen Gewaltthätigkeiten nur Das erwähnt ist, was zur Zeit geschah, als Schiller in der Karlsschule war. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen der Dichter schon bei Anlage und Ausführung seiner Dramen gedrückt und gelähmt sein mußte, da Censur und Polizeiverbote wie Damoklesschwerte ihm stets gegenwärtig sein mußten. Diese Verhältnisse sind in dem „Lustspiel-Preisaufgabe. Ein vaterländisches Lustspiel in 1 Akte, (Lpzg. 1841) von einem ungenannten Dichter höchst ergetzlich und zugleich mit scharf einschneidendem Witze dargestellt worden, weshalb wir dessen Inhalt schon hier mittheilen. Schon der Zusatz auf dem Titel „Ein vaterländisches Lustspiel" ist ein bitterer Hohn. Die Generalintendanz der Schauspiele eines deutschen Staats, der leicht zu erkennen ist, schreibt bei dem fühlbaren Mangel an neuen guten deutschen Originallustspielen einen Preis aus für Lustspiele, die zwei und eine halbe bis drei Stunden ausfüllen, nicht nach alten Stücken gearbeitet oder aus fremden Sprachen übertragen sind, und sich durch gut gezeichnete Charaktere, interessante Handlung, gewandten, in der Sphäre des gebildeten Lebens sich bewegenden humoristischen Dialog auszeichnen. Ein junger Literat will concurrieren; seine Freunde besprechen sich mit ihm über den zu wählenden Stoff, aber man findet, daß dabei so viele Rücksichten zu beobachten sind, daß es nicht möglich ist, ein neues gutes deutsches Originallustspiel zu schaffen; denn, sagt Einer, „was original deutsch ist, Pedanterei, Titelsucht, Kleinigkeitskrämerei, Schüchternheit, Engherzigkeit, Maulsperre, Pantoffelseligkeit, Frömmelei, Bornirtheit, Philisterei, unsere unbegreiflich kindische Leichtgläubigkeit und Imbecillität, uns durch schöne Reden hinhalten und betrügen zu lassen, unsere kriechende Gefälligkeit, unser schales Leben, wo Nichts zu loben ist, unsere sinnlosen Titulaturen und Bücklingsschmeicheleien, kurz alle die Aeußerungen jener süßlichen Hingabe, welche Herder mit dem derben Wort deutsche Hundsfötterei nennt — alles Dieß muß wegbleiben. Alle verletzenden Beziehungen müssen vermieden werden, Protestanten und Katholiken, Pietisten und Tartüffes, Stände und Beamte, Liberale und Servile, Koburger Sechser und Hofräthe, Das alles muß ganz außer Spiel bleiben. Die Charaktere dürfen nicht adelich und nicht bürgerlich, nicht katholisch und nicht protestantisch, nicht frömmelnd und nicht heuchelnd, nicht servil und nicht liberal, nicht Knechte und nicht Herren, nicht kalt und nicht warm, nicht Fisch und nicht Fleisch sein. Das Stück dürfte nicht auf der See spielen, weil man eine Anzüglichkeit auf unsere Marine und Seehandlung darin wittern könnte."

Aber wenn auch die politischen Verhältnisse wesentlich dazu beitrugen, daß die dramatische Poesie sich nicht frisch entwickeln konnte, so waren sie doch nicht das einzige Hinderniß. Einen Theil der Schuld, und zwar keinen geringen, trugen das Publikum, die Theaterdirectionen und die Dichter selbst. Ein Theil des Publikums besuchte das Theater nur, um sich von des Tages Lasten und Sorgen zu zerstreuen, und fand sich daher am Meisten durch die aus Frankreich geborgte oder nachgeahmte leichte Waare befriedigt; ein anderer, nicht geringer Theil wollte auf der Bühne wie im Roman nur Spannendes, oder nach dem modischen Ausdruck „Packendes", Aufreizendes sehen, und dieß mußte den Dichter natürlich zu Produktionen verleiten, in denen das Uebertriebene, Excentrische, Gräßliche vorwaltet. Die Theaterdirectionen mußten sich allerdings, um finanziell bestehen zu können, dem Geschmack und den Wünschen des Publikums fügen; allein sie thaten Dieß in einem zu großen Umfange; sie ließen alberne Possen oder Schaustücke zu wiederholten Malen darstellen, während bessere Stücke aus früherer und neuerer Zeit selbst dann nicht wiederholt wurden, wenn sie mit Erfolg und Beifall aufgeführt worden waren. Eben so fröhnten die Theaterdirectionen der Schaulust des Publikums durch Bevorzugung der Oper und der Ballette. Dies hatte aber den großen Nachtheil, daß die dramatischen Dichter sich beflissen, in ihren Dramen, namentlich in den Tragödien und ernsten Schauspielen mit den Opern zu wetteifern und durch großartige Dekorationen, Krönungszüge, massenhaftes Einführen von Personen u. A. m. die Schaulust des Publikums zu reizen und zu befriedigen. Daß Dieß aber auf den Gang der Dramen von schädlichem Einfluß sein mußte, leuchtet von selbst ein, indem die Dichter nach opern- und balletähnlichen Effekten haschten, und diesen alles Uebrige unterordneten.

Wenn die Dichter auch einigermaßen zu entschuldigen sind, daß sie sich den Wünschen des Publikums und den Anforderungen der Theaterdirektionen fügten, so sind sie in anderer Beziehung nicht zu rechtfertigen. Viele von ihnen standen noch unter dem Einfluß der romantischen Schule und förderten daher Werke zu Tage, die in Folge ihrer ins Ungemessene und Phantastische sich verlierenden Anlage jeder theatralischen Aufführung unzugänglich bleiben. Eben so verderblich, ja noch verderblicher war die unbesiegliche Neigung der Deutschen zu philosophieren, weil gerade viele vorzügliche Talente von derselben befangen waren und sie durch ihre Behandlungsweise ihre Dramen der Bühne eigensinnig entzogen. Denn es lag ihnen weniger daran, eine bedeutende Handlung kunstgerecht zu entwickeln, als ihre oft tiefsinnigen, oft aber auch seltsamen und grillenhaften Ideen auszusprechen. Statt das Leben und die Welt in einer inhaltreichen Handlung und an bedeutenden Personen darzustellen und auf diesem Wege irgend eine große Idee zur lebendigen Anschauung zu bringen, verloren sie sich in Abstraktionen und philosophische Phrasen, oder versenkten sich in Ent-

wickelung psychologischer Probleme. Diese Dichter verzichteten natürlich von vorn herein auf die theatralische Aufführung ihrer in solcher Weise behandelten Dramen, und kümmerten sich deshalb wenig oder gar nicht um künstlerische Organisation ihrer Dichtungen, was sie um soweniger nöthig hatten, da sie bloß für die Lectüre schrieben, worin ihnen schon Schiller in seinem „Don Carlos" vorangegangen war, der freilich von seinem Irrthum wieder abkam, so sehr er sich in der Nachschrift zum ersten Entwurfe des „Don Carlos" bemüht hatte, zu beweisen, daß die dramatische Einkleidung von einem weit größeren Umfange sei, als die theatralische Dichtkunst.

Wenn trotz aller dieser Hemmnisse nicht nur die dramatische Production immerhin sehr groß war und eine nicht kleine Anzahl von Erscheinungen als bedeutend bezeichnet werden können; wenn namentlich in der neuesten Zeit das Bestreben immer kräftiger hervortritt, bühnen- und kunstgerechte Stücke zu schaffen; so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß das Drama einer schönen Zukunft entgegen reift. Wir dürfen um so mehr an dieser Hoffnung halten, als die Betrachtung der dramatischen Erzeugnisse seit Ende der Zwanziger Jahre bis jetzt uns ein unverkennbares und bedeutendes Fortschreiten darthut. So wurden die romantischen Verirrungen im Allgemeinen besiegt, wenn hie und da auch noch Dichter in denselben befangen sind. Die Zeit unmittelbar nach 1830 ist Eine der unfruchtbarsten, die Bühne wurde meist mit schlechten Uebersetzungen schlechter Stücke überschwemmt, mit denen nur die spießbürgerlichen Effektstücke konkurrierten. In der Mitte der Dreißiger Jahre entwickelte sich eine große Produktivität. Es wurden die charaktermalenden, sittenschildernden Compositionsstücke mit entschiedener Liebe bearbeitet, und wenn auch kein so hervorragendes Talent als Kotzebue, und Iffland auftrat, so sind jene Dramen doch in sofern bedeutend, als sie im Ganzen durch feinere Formen, gebildetere Sprache und verwickeltere Motive die genannten Dichter übertreffen. Zu gleicher Zeit begann auch das junge Deutschland das Drama zu bearbeiten, und wenn auch dessen erste Versuche den Erwartungen nicht entsprachen, so wirkten sie doch durch die jugendlich kräftige Auffassung der Charaktere, durch die neuen, oft gewaltigen Ideen, die sie darin aussprachen, durch die steten Beziehungen auf die Zeit. Die Bewegung, die sich vor den Revolutionen von 1848 beinahe des gesammten Volkes bemächtigt hatte, wurde auch in den dramatischen Produktionen sichtbar. Sie haben beinahe sämmtlich einen unruhigen, revolutionären Charakter; sie verkündigen den Sturm, der mit unaufhaltsamer Kraft alle Staaten des deutschen Bundes erfassen sollte. In den folgenden Jahren der Reaktion trat größere Ruhe, ja eine Art Abspannung ein, doch offenbarte sich zugleich ein entschiedenes Streben nach künstlerischer Behandlung. Auch beginnt das reine Bücher- und Literaturdrama immer mehr in den Hintergrund zu treten, ob es gleich bis jetzt noch nicht ganz verschwunden ist. Es wurden vorzüglich antike Stoffe mit Vorliebe bearbeitet, in denen, gleichsam als Mahnung an Das, was man hätte sein sollen, das Wesen des wahren Republikaners dargestellt wurde. In der neuesten Zeit werden hauptsächlich moderne Stoffe und sociale Fragen dramatisch behandelt und zugleich macht sich das Bestreben immer mehr kund, den Anforderungen der Kunst und der Bühne zu genügen.

In diesen allgemeinen Zügen der geschichtlichen Entwickelung des Dramas ist zugleich der Charakter desselben ausgesprochen, den man mit Einem Worte als in einzelnen Momenten schwankend, aber im Ganzen als fortschreitend bezeichnen kann; denn es ist unverkennbar, daß das Drama seit dem Auftreten des jungen Deutschlands sich von der bisherigen Bahn zu befreien und eine neue einzuschlagen sucht, daher die mannigfaltigen Experimente zu erklären sind, die man beinahe von Jahr zu Jahr wahrnehmen kann; daher auch das Grillenhafte zu erklären ist, das sich oft übermäßig vordrängt. Darin haben auch manche Auswüchse ihren Grund, da einzelne Dichter durch raffinirte Behandlung geschlechtlicher Verhältnisse, Zweideutigkeiten, die nicht selten widerlich sind, ihre Genialität zu offenbaren und das Publikum zu gewinnen suchten. Dieses Bestreben, neue Bahnen zu eröffnen, hat auch manche Dichter und darunter mehrere von großem Talent, verleitet, die Gesetze der Kunst unbeachtet zu lassen, ja sie muthwillig zu übertreten. So erscheint bei ihnen große Willkür in der sceniſchen Behandlung. Es mag die Einheit der Zeit und des Orts wohl als ein drückender und die poetische Gestaltung lähmender Zwang erscheinen, aber es bleibt immerhin unkünstlerisch und tadelnswerth, wenn ein Drama einen Zeitraum von zehn und mehr Jahren umfaßt und die Localität in jedem Akte vier Mal und öfter wechselt. Als ein wesentlicher Charakterzug des modernen Dramas darf ferner das übermäßige Streben nach Effekten bezeichnet werden; aber, wie Gutzkow in seinen „Beiträgen" richtig bemerkt, „ein Rechenexempel von Effekten, eine Combination von Situationen giebt nie ein lebendiges Bild; es kann erschüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele." Endlich ist es für das moderne Drama charakteristisch, daß ihm sehr häufig eine entschiedene Tendenz zum Grunde liegt, die um so weniger zu rechtfertigen ist, wenn es vorübergehende Tagesfragen im Sinn der momentan herrschenden Anschauung behandelt. Der Dichter darf nie zum Nachbeter der besonderen Zeitstimmung sein, vielmehr soll er diese beherrschen und in höherem Sinn zu entwickeln suchen.

Ehe wir zur Betrachtung der einzelnen dramatischen Gattungen übergehen, welche im vorliegenden Zeitraum bearbeitet worden sind, müssen wir einen Punkt berühren, der gerade jetzt große Bedeutung gewonnen hat. Es wird nämlich die Behauptung aufgestellt, es sei die Aufgabe des Dramas der Gegenwart, mit vollständigem Ausschluß antiker, überhaupt solcher Stoffe, die der Zeit fern liegen, nur solche zu behandeln, welche entweder aus der unmittelbaren Gegenwart entnommen sind oder mit ihr doch in geistiger Beziehung stehen. Nur solche, sagt man, sind dem Publikum verständlich, nur solche können daher auch die Wirkung hervorbringen, welche jedes dramatische Kunstwerk hervorbringen muß, wenn es seinem nächsten Zweck entsprechen soll. Wir sind keineswegs der Ansicht, daß moderne Verhältnisse und Zustände von der Bühne aus-

geschlossen sein sollen, und wir sind weit entfernt jener Behauptung mit den Worten Schillers entgegenzutreten:

„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann dieser Misere Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn!"

denn die Verhältnisse der Gegenwart sind allerdings ganz anderer Art als diejenigen, welche in den Dramen Schröders, Iffflands und Kotzebues dargestellt werden, und die Fragen, welche die Zeit bewegen, bürgerliche und religiöse Freiheit, Kampf gegen das Pfaffenthum, gegen die Jesuiten und Militärherrschaft, Verbesserung der socialen Zustände haben ihre vollste Berechtigung. Aber damit können wir nicht übereinstimmen, daß das Drama sich auf Darstellung moderner Verhältnisse, auf Behandlung moderner Stoffe beschränken solle. Was letztere betrifft, so sind sie ja nicht einmal erst aus der Gegenwart hervorgegangen, sie sind so alt als die Geschichte reicht, sie sind nicht ihrem Wesen, sondern nur ihrer Formulierung nach verschieden. Sie können daher eben so gut an antiken, überhaupt an fernliegenden Verhältnissen zur Anschauung und zum Verständniß gebracht werden, als wenn man sie an modernen Zuständen darstellt. Und wenn auch diese Stoffe für die dramatische Behandlung geeignet sind, so bieten sich ihr noch eine große Menge anderer dar, die nicht weniger angemessen erscheinen. Die oben erwähnten Stoffe beziehen sich beinahe ausschließlich auf den Staat, auf den Bürger, nicht aber auf den Menschen an sich, auf seine Leidenschaften, seine Fehler und Gebrechen, seine individuellen Wünsche und Bestrebungen. Nun sind aber die antiken Zustände gerade zur dichterischen Darstellung solcher Stoffe äußerst günstig, weil die Menschen darin in ihrem einfachsten und reinsten Wesen erscheinen. Man bringt als Beweis, daß die Behandlung antiker Verhältnisse nicht mehr zeitgemäß sei, daß sich Dramen dieser Art nicht auf der Bühne erhalten könnten; aber es liegt Dieß gewiß weniger an der Wahl des Stoffes als in der Behandlungsweise der Dichter.

So wie auf moderne, so legt man auch auf nationale Stoffe Gewicht, aber sicherlich mit eben so viel Unrecht. Nicht die Volksthümlichkeit des Stoffs giebt dem Drama Werth und Wirkung, sondern die Volksthümlichkeit der Auffassung und Darstellung. Der Dichter behandle den fremden Stoff so, daß er dem Verständniß des deutschen Volks nahe gebracht werde, daß er auf dasselbe wirke, es erhebe, bilde, heranziehe. Dieß wird er freilich nicht erreichen, wenn er den fremden Stoff auch im Sinn der fremden Nation oder gar in der fremdartigen Form behandelt. Er darf weder die Griechen, noch die Engländer oder die Franzosen kopieren, sondern Verhältnisse und Charaktere der Anschauungsweise und der Bildungsstufe des deutschen Publikums nahe bringen. Nicht als ob man die griechischen Heroen zu deutschen Rittern machen soll, wie sie Racine zu französischen Gentilshommes machte, nicht als ob er die römischen Republikaner zu deutschen Reichsstädtern machen sollte, wie sie Shakespeare zu Londoner Pflastertretern machte. Man kann das Costüm bewahren und doch Zustände und Charaktere so auffassen und darstellen, daß sie dem deutschen Volk verständlich werden. Goethe hat in dieser Beziehung in seiner Iphigenie ein großartiges Muster aufgestellt; er hat darin rein griechische Sitten, rein griechische Charaktere vorgeführt, und doch würde Euripides sie nimmermehr in solcher Weise haben auffassen und darstellen können, weil sie eben mit deutschem Geist und in deutschem Sinne aufgefaßt und dargestellt sind. Die herrliche Antigone des Sophokles wird auf der deutschen Bühne immer unverständlich bleiben; man behandle sie in deutschem Geist und sie wird auf das Publikum die nämliche Wirkung hervorbringen, wie seiner Zeit die des Sophokles auf das griechische. Wenn Goethes Iphigenie auf der Bühne keine große Wirkung hervorbringt, so liegt Dieß nicht im Stoff, nicht in der Auffassung, sondern darin, daß dem Dichter überhaupt der dramatische Effekt Nebensache war; wie Dieß auch aus seinem „Tasso" und der „Natürlichen Tochter" ersichtlich ist, die doch moderne Verhältnisse und Charaktere behandeln. Warum gefällt Schillers „Jungfrau von Orleans", warum sein „Wallenstein", sein „Wilhelm Tell"? Weil die „Jungfrau", obwohl sie einen fremden Stoff behandelt, obwohl die Handlung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorgeht, obwohl das Costüm bewahrt wird, doch in einer Weise aufgefaßt ist, die nur einem deutschen Dichter möglich ist; „Wallenstein", weil Schiller vermieden hat, die Gegensätze der Stämme und der Religionsparteien zu betonen, weil er, was man ihm mit Unrecht vorgeworfen, verständiger Weise selbst den dreißigjährigen Krieg nur oberflächlich berührt hat, weil er endlich nicht Deutsche den Deutschen, sondern den Schweden, dem Kaiser den übermüthigen Feldherrn entgegengesetzt hat, der wie der Kaiser katholisch war und aus des Kaisers Land stammte; „Wilhelm Tell" endlich gefällt, weil er die Schweizer, einen deutschen Volksstamm, nicht im Kampf mit einem andern deutschen Volksstamm vorführte, sondern mit einem herrschsüchtigen Fürstenhaus, so daß die Dichtung das österreichische Volk als solches nicht verletzen konnte.

Die Sprache der meisten dramatischen Dichter ist im Allgemeinen schön und von poetischem Schwung, doch schleicht sich selbst bei den besseren manche Inkorrektheit ein und es ist auch hier im Durchschnitt Abnahme des Sprachgefühls nicht zu verkennen. Zum Verderbniß der Sprache, von der in den einleitenden Bemerkungen (S. 6) gesprochen wurde, haben ganz vorzüglich die Uebersetzungen französischer Dramen beigetragen, die oft von wahrhaft haarsträubender Schlechtigkeit sind; und das Publikum hat selbst so wenig Sinn für Reinheit und Volksthümlichkeit der Sprache, daß es sich die ärgsten Ungeheuerlichkeiten ungestraft gefallen läßt, z. B. wenn Carl Niemann in der Uebersetzung von Scribes „Minister und Seidenhändler" il s'est effrayé mit „er hat sich erschrocken" übersetzt. Aber auch in Originalstücken wird die Sprache oft genug auf das Gründlichste mißhandelt, so wenn ein gewisser Christern in seinem Lustspiel „Fortuna" (Hamburg und Lpzg. 1842) unter Anderem schreibt „Es hat sich Jemand ertrunken", was freilich zu dem ganzen Stücke paßt, das wie sein dreiactiges Drama „Die Literaten" von Unsinn sprudelt. — So nehmen die französischen Wortstellungen in wahrhaft

erschreckender Weise selbst bei guten und talentvollen Schriftstellern überhand, was der Sprache das Gepräge des Judendeutsch giebt, nicht zu erwähnen, daß ihr dadurch ein schönes und wirkungsvolles Mittel entzogen wird, durch Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung irgend einem Begriffe eine hervorstechende Bedeutung zu geben.

Wie früher Lessing die Alexandriner seiner Vorgänger mit der Prosa vertauschte und hierdurch einen natürlicheren Dialog begründete, so haben die besseren dramatischen Dichter der Dreißiger Jahre den zerfahrenen Versgebilden der Romantiker ebenfalls und mit demselben glücklichen Ergebniß die prosaische Darstellung entgegengesetzt. Doch sahen sie bald ein, daß die Tragödie und das ernste Drama eine kunstmäßigere Form verlange, und sie sind zum reimlosen fünffüßigen Jambus als dem der deutschen Sprache entsprechendsten Vers zurückgekehrt. Und es wurde derselbe später beinahe ausschließlich gebraucht. Doch findet in seiner Behandlung große Willkür Statt, und viele Dichter haben meist ohne Grund den antiken Trimeter oder irgend ein anderes Versmaß eingemischt, was der nothwendigen Einheit der Form wesentlich schadet. In Nachahmung Shakespeares haben viele Dichter auch einzelne Scenen in Prosa geschrieben, dabei aber nicht immer einen richtigen Takt und gesunden Geschmack bewiesen. Wie Schiller haben viele neuere Dramatiker in den reimlosen Jambus Reime eingemischt, aber es ist dieses wirkungsvolle Mittel nicht selten zum großen Nachtheil der Dichtungen im Uebermaß angewendet worden, indem der Reim bei jeder nur einigermaßen bedeutenden Phrase, oft aber auch bei ganz bedeutungslosen aus Effekthascherei gebraucht wurde. Manche Dichter reimen sogar ganze Reden oder doch längere Theile derselben, wodurch das Drama einen überwiegend lyrischen, daher ganz ungeeigneten Charakter erhält. Selbst bessere und künstlerisch gebildetere Dichter haben sich zu dieser geschmacklosen Effekthascherei verleiten lassen. Endlich sind auch in arger Verkennung der dramatischen Kunst und in unglücklicher Nachahmung der Romantiker lyrische und epische Versmaße, und zwar nicht bloß in einzelnen Stellen und Scenen, sondern durch das ganze Drama gebraucht worden; so sind „Die Verliebten. Schauspiel in 3 Aufzügen" (Aschaffenb. 1834) ganz in Oktaven geschrieben.

Unter den Gattungen, welche in diesem Zeitraum bearbeitet wurden, nimmt das historische Drama, was die Masse der Produktion betrifft, wohl den ersten Rang ein. Auch haben viele Dichter den von ihnen behandelten geschichtlichen Stoff in würdiger Weise aufgefaßt und mit künstlerischem Sinn verarbeitet. Sie haben sich bestrebt, das Wesen der Zeiten und Personen anschaulich zu machen, die Thatsachen als eine innig zusammenhängende Reihe von Ursachen und Wirkungen vorzuführen und zu dem Zwecke mit glücklichem Takte Thatsachen erfunden, welche die Lücken der Ueberlieferung ergänzen, den Personen Gedanken und Anschauungen zugeschrieben, die ihren historischen Charakter erst recht lebendig und wahr hervortreten lassen. Daneben treffen wir aber auch eine nicht geringe Zahl von Dichtungen, die, sei es in Auffassung der Geschichte, sei es in Behandlung der künstlerischen Form, öfters auch nach beiden Seiten den Anforderungen der Kunst nur in geringerem Maße, wohl auch gar nicht entsprechen. Viele haben den geschichtlichen Stoff zur Darstellung von modernen politischen oder socialen Ideen mißbraucht, noch Andere haben ihn zu gewöhnlichen sentimentalen Liebesgeschichten herabgewürdigt. Und es haben gerade diese Tendenz- und Liebesdichter am Wenigsten Erfindungskraft an den Tag gelegt und sich in hohlen Phrasen oder lyrischen Ergießungen verloren. Es ist nicht zu verkennen, daß sehr viele Dichter gründliche Studien, sowohl historische als künstlerische gemacht haben und in letzterer Beziehung haben wir besonders hervorzuheben, daß eine nicht geringe Anzahl sich Shakespeare, Andere Schiller zum Muster genommen und je nach ihrem größeren oder geringeren Talent im Sinn und Geist jener großen Männer echte Dichtungen geschaffen oder sie nur äußerlich nachgebildet haben, daß die Einen durch übergroße Kraft und selbst Rohheit des Ausdrucks, durch Uebertreibung der Charaktere und Situationen, durch Ueberfülle der Begebenheiten und willkürliche Composition, die Anderen durch Entfaltung von rhythmischem Pomp, und Sentenzenreichthum ihren Zweck zu erreichen suchten. Auch Goethe hat Nachahmer gefunden; doch hat wohl Keiner die künstlerische Vollendung mit tief poetischer Auffassung des Stoffes zu verbinden gewußt, wie ihr Vorbild, und sie haben meist nur Das erreicht, daß ihren Dichtungen der dramatische Effekt fehlt, daß sie daher auch für die Bühne unbrauchbar sind.

Den Stoff haben die Dichter der Sage und Geschichte beinahe aller Zeiten und Völker entnommen; in Folge des erwachten Nationalbewußtseins ist vorzüglich die deutsche Sage und Geschichte behandelt worden, und doch bietet die deutsche Geschichte im Verhältniß nur wenige wahrhaft dramatische Stoffe, wie schon daraus zu ersehen ist, daß die Dichter immer wieder zum Cherusker Hermann, zu Heinrich IV, zu den Hohenstaufen, zu den Wittelsbachern, zu Bernhard von Weimar zurückkehren. Und wenn die dramatische Dichtung den Zweck hat, zu bilden, zu erheben, insbesondere für Vaterland und Volk zu begeistern, so werden Stoffe aus der deutschen Geschichte diesen Zweck am Wenigsten erreichen, sie werden meist eine entgegengesetzte Wirkung haben, da sie zum größten Theil das Volk an seine politische Schwäche und Zerrissenheit erinnern, die politischen und religiösen Leidenschaften von Neuem erregen und somit den Zweck, Gemeingeist und patriotische Gesinnung zu erwecken, nicht nur verfehlen, sondern ihm geradezu entgegenarbeiten. Allerdings ist die deutsche Geschichte nicht arm an bedeutenden und selbst großartigen Gestalten; dagegen waren die Verhältnisse, in denen sie lebten und wirkten, traurig und selbst jämmerlich und mußten die Größe jener hervorragenden Persönlichkeiten wesentlich herabdrücken. Kämpfe gegen die Freiheit der italienischen Städte, Kämpfe gegen das Papstthum, dem sie stets schwächlich unterlagen, Kämpfe der Herzoge gegen die Kaiser, die zur fortwährenden Abschwächung des Reichs führten, Kämpfe der Großen untereinander, in denen nur das gemeinste dynastische Interesse leitete, Das ist im Allgemeinen das Wesen der deutschen Geschichte

im so hoch gepriesenen Mittelalter. Und später sind die Zeiten der Reformationswirren, des dreißigjährigen, des siebenjährigen Krieges weniger traurig. Daher haben auch im Ganzen nur Wenige unter den bedeutenderen Dichtern die deutsche Geschichte zum Stoff ihrer Dramen gewählt, diesen vielmehr im Auslande gesucht. Ganz ungeeignet erscheinen die Stoffe aus der deutschen Sage und den ersten historischen Zeiten. Die deutsche Sage ist zu grandios, sie hat zudem noch zu viele barbarische Elemente, als daß diese in ihrer ganzen Größe und rauhen Ursprünglichkeit für die Bühne verwendet werden könnten. Und geschieht es doch, so werden sich unbewußt moderne Anschauungen eindrängen, welche den Charakter der Sage nothwendig vernichten. Auch die Urgeschichte des deutschen Volks eignet sich wenig für die dramatische Behandlung, da Zeit und Verhältnisse zu weit abliegen, oder vielmehr weil sie zuwenig bekannt sind und der Dichter leicht in Gefahr geräth, Personen und Zustände zu schildern, die bloße Geschöpfe seiner Einbildungskraft sind. Wir haben oben gesagt, daß der Dichter die Befugniß habe, die Lücken der Geschichte zu ergänzen, damit er Dieß aber könne, muß er hinlängliche Anhaltepunkte haben, an denen er fortbauen kann, was aber bei der deutschen Geschichte im Zeitalter Hermanns nicht der Fall ist.

Neben dem historischen Trauer- und Schauspiel ist auch in der neuen Zeit das historische Lustspiel ziemlich häufig und oft mit großem Glück behandelt worden. Sehr viele Dramen dieser Gattung haben eine beschränkte patriotische Tendenz, in der die Poesie meist untergegangen ist. Zu den historischen Dramen sind endlich auch die Literatur- und Künstler-Dramen zu rechnen, die noch häufiger erscheinen als in den früheren Perioden, und von denen manche so bedeutend sind, daß sie das Vorurtheil, als ob Dichter und Künstler nicht als Stoff eines dramatischen Gedichts gebraucht werden könnten, vollständig entkräften.

Trauer- und Schauspiele ohne historische Grundlage, in denen rein menschliche Verhältnisse dargestellt werden, sind zwar nicht in dem Maße behandelt worden als die historischen Dramen, doch sind auch sie ziemlich zahlreich, und es gehört ein Theil derselben zu den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der dramatischen Literatur. Manche gehören zu den sogenannten Bücherdramen, die schon dadurch für die Bühne unbrauchbar sind, daß sie sich in philosophische Abstraktionen verlieren und sogar oft in der Sprache der Schule abgefaßt sind. Die bürgerlichen Trauerspiele und Familiendramen erscheinen ziemlich häufig. Die Schicksalstragödie, diese unglückliche Abart des Dramas, ist nur von sehr wenigen Dichtern bearbeitet worden. Dagegen ist, von den mit so großem Beifall aufgenommenen Dorfgeschichten angeregt, eine neue Gattung, das Volksschauspiel, aufgetaucht. Unter den noch nicht sehr zahlreichen Stücken dieser Art finden sich manche treffliche Arbeiten, aber auch solche, die nur auf den äußerlichen Effekt berechnet sind. Eine nähere Betrachtung derselben zeigt, daß nicht nur die meisten, sondern auch die besten Stücke dieser Art im Süden entstanden sind, was wohl zunächst darin seinen Grund hat, daß das Volk im südlichen Deutschland, besonders in Oestreich, wenn auch weit weniger gebildet als die Norddeutschen, mehr Sinn für das einfach Poetische hat als jene, wie denn das eigentliche Volkstheater vorzugsweise im Süden blüht. Hier kann wohl auch die Bemerkung beigefügt werden, daß das Literatur- und Bücherdrama vorzüglich im Norden seine Heimat hat, während es im poetischeren Süden nur wenig vertreten ist.

Das Lustspiel hat erst in den neueren Zeiten einen größeren Aufschwung genommen; in den Dreißiger Jahren sind nur höchstens zwei oder drei Dichter zu nennen, die Bedeutenderes geleistet haben. Damals wucherten die Uebersetzungen aus dem Französischen und es verstiegen sich die Dichter höchstens zu Nachahmungen französischer, viel seltener englischer Vorbilder. Es ist bezeichnend, daß Diejenigen, welche eigene Schöpfungen auf die Bühnen brachten, diese als Originallustspiele ankündigten und auch jetzt noch oft ankündigen. Das Publikum war so sehr daran gewöhnt, nur Uebersetzungen oder Nachahmungen dargestellt zu sehen, daß die Dichter es für nöthig fanden, ihre Werke als selbstständige Dichtungen zu bezeichnen. Freilich hat die Bezeichnung „Originallustspiel" nicht selten gerade so viel Werth, als wenn die chinesischen Kaufleute den Lobpreisungen ihrer Waarenlager die Bemerkung hinzufügen: „Hier wird nicht betrogen". Obgleich die Produktion von „Originallustspielen" seit den Vierziger Jahren bedeutend zugenommen hat, so besteht doch die größere Masse der aufgeführten Stücke immer noch aus Uebersetzungen oder Nachahmungen. Dies hat seinen Grund darin, daß im Ganzen nur wenige Dichter wirklich Bedeutendes und Bleibendes geleistet haben. Die Franzosen verstehen im Allgemeinen die Bedürfnisse der Bühne besser, sie sind praktischer und glücklicher in der Wahl ihrer Stoffe. Auch ist das feinere gesellschaftliche Leben allgemeiner als in Deutschland, daher die Dichter es aus eigener Anschauung und Beobachtung kennen, während es der deutsche Theaterdichter meist nur aus den französischen Bühnenstücken kennen lernt, was natürlich zur Folge hat, daß, wenn auch die Personen deutsche Namen haben, die Handlung in deutschen Residenzen spielt, die Lustspiele einen vorwiegend französischen Charakter tragen. Uebrigens trägt auch das Publikum nicht wenig Schuld an den massenhaften Uebersetzungen, da es von vorn herein ein entschiedenes Vorurtheil für Alles hat, was aus Paris kommt. Soll man die deutsche Lustspieldichtung im Allgemeinen charakterisieren, so hat man zunächst zu bemerken, daß sie sich meist in beschränkten bürgerlichen Kreisen bewegt, oder daß, wenn sie größere Verhältnisse behandelt, sie aus der Lectüre erwachsen sind, nicht aber aus der Beobachtung des Lebens. Nur wenige Dichter, die durch ihre Stellung bevorzugt waren, haben auch das höhere, feinere gesellschaftliche Leben mit Talent und Wahrheit geschildert. Die provinzielle Zerspaltung Deutschlands, die abgeschlossene Entwickelung der einzelnen Stämme, der schon berührte Mangel an allgemeiner und gleichartiger Bildung hat den bedeutendsten Einfluß auf das Lustspiel gehabt, indem sich in demselben der Charakter des Nordens und des Südens scharf ausprägt. Während das nordische Lustspiel sich

in scharfem, beißendem Witz ergeht, sich mit Vorliebe der Satyre hingiebt, und durch ungewöhnliche Situationen zu wirken sucht, herrscht im Lustspiel der südlichen Völkerschaften heiterer Humor und frische Laune; der Norden glänzt durch geistreiche, oft aber auch gesuchte Einfälle, während im Süden ursprüngliche und natürliche Naivetät vorherrscht.

Viele Lustspiele bewegten sich Anfangs noch in der alten Form der Kotzebueschen und Iffland'schen Stücke, und haben auch ungefähr gleichen Inhalt. Väter, Onkel und Tanten, in deren Rücken eine Liebesintrigue gespielt wird, und die endlich ihre Einwilligung in die Verbindung des Liebespaares geben müssen, witzige und schelmische Bedienten, naive oder intrigante Kammerzofen, Charaktere der alten Komödie, haben sich auch im neuen Lustspiel erhalten; als neue sind hinzugekommen jüdische Bankiers, die sich den Schein geben, als ob sie Kunst und Wissenschaft beförderten, und jede Gelegenheit ergreifen, mit den Summen zu prahlen, die sie zu diesem Zwecke verwendet haben, abgeschmackte Literaten, anmaßende Journalisten, politische Kannengießer aller Art. Das neuere Lustspiel bewegt sich zwar auch noch in den bürgerlichen Familienkreisen, doch häufig auch in der vornehmeren und gebildeteren Gesellschaft. Das Salonlustspiel und Conversationsstück ist von mehreren Dichtern mit großem Glück behandelt worden. Ferner sind in Nachahmung französischer Vorbilder einige zum Theil gelungene Versuche im politischen Lustspiel gemacht worden; die meisten dieser Gattung verlieren sich jedoch in abstrakte Reflexionen und haben überhaupt ein allzu didaktisches Gepräge. Einen großen Umfang gewinnt das historische Lustspiel und endlich ist auch das sogenannte aristophanische Lustspiel mehrfach behandelt worden, wobei zu bedauern ist, daß die Dichter die unpassende antike Form und die antiken Sprachwendungen beibehalten haben, was den Dichtungen einen großen Theil ihrer Wirkung raubt, da die Form und Sprache allzu fremdartig ist, um Wohlgefallen zu erregen. Das Wesen des aristophanischen Lustspiels liegt aber nicht in der Form, sondern im Inhalt und in der Behandlung; sie liegt in der witzigen, scharf geißelnden Darstellung der mannigfaltigen Verhältnisse und Zustände der Gegenwart, und es wird dieselbe nur dann die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, wenn dafür eine passende, allgemein verständliche Form vorgefunden wird.

Die Posse, welche sich früher und auch noch in den Dreißiger Jahren nur in den trivialsten Verhältnissen bewegte, nimmt einen immer größeren Aufschwung, indem sie das geistige und politische Leben in ihr Bereich zu ziehen sucht. Der Süden, namentlich Wien, ist die ursprüngliche Heimat der Posse, doch hat sie sich jetzt auch in Norddeutschland eingebürgert, und besonders ist Berlin in dieser Gattung außerordentlich fruchtbar. Sie verfolgt oft höhere, namentlich politische Zwecke, doch sucht sie meist durch den sprichwörtlich gewordenen „höheren Blödsinn" zu wirken, was ihr auch sehr oft in großem Maße gelingt. Die Posse mit ihren Couplets hat das Vaudeville verdrängt, das man in den Dreißiger Jahren zum Theil mit Glück einzubürgern versuchte.

Endlich haben wir noch die Oper zu erwähnen. Wenn auch einige Operntexte — denn von der Musik ist natürlich hier ganz abzusehen — von poetischem und gestaltendem Talente der Dichter zeugen, so sind die meisten doch unbedeutend, eine nothwendige Folge des Uebergewichts, das der Componist über den Dichter, die Musik über die Poesie hat. Die Dichtung wird von dem Componisten nur als ein ganz untergeordnetes, äußeres Mittel angesehen, seine musikalischen Ideen zu verwerthen, und er zieht solche Texte vor, die ihm alle mögliche Freiheit lassen. In der neuesten Zeit hat sich eine bedeutende Coalition gegen diese falsche Anschauung erhoben, selbst ein Musiker von großer Genialität, Richard Wagner, hat die Rechte der Poesie gegen die Musik verfochten; er will nicht, daß die Eine Kunst bloße Dienerin der andern sei, allein er will, wie auch Lohmann („die dramatische Dichtung mit Musik" Lpz. 1864), daß jedes Drama auch in Musik gesetzt und somit gesungen werde, was auf der vollständigsten Verkennung des innersten Wesens der dramatischen Dichtkunst beruht, und zur gänzlichen Vernichtung der Kunst führen müßte.

Indem wir nunmehr zur Darstellung der einzelnen Leistungen übergehen, folgen wir der Ordnung, die wir in der allgemeinen Uebersicht zum Grunde gelegt haben und beginnen daher mit denjenigen Dramen, welche eine geschichtliche Grundlage haben, mögen dieselben Tragödien, Schauspiele oder Komödien sein, um die Bearbeitungen gleichartiger Stoffe nicht zu trennen.

Den Gang der Geschichte im Allgemeinen befolgend, besprechen wir zunächst die Dramen, welche ihren Stoff aus dem Alten und Neuen Testamente, sowie aus der späteren Geschichte der Juden entnommen haben. Doch werden wir hier, wie auch in den spätern Abschnitten, immer auch die andern dramatischen Erzeugnisse der Dichter sogleich berühren, um ein Gesammtbild ihrer poetischen Thätigkeit zu geben. In die ältesten Zeiten führt uns Gottfried Kinkel mit seinem „Nimrod. Ein Trauerspiel" (Hann. 1857). Die Dichtung ist reich an bedeutenden Gedanken und lyrischen Schönheiten, aber sie ist kein künstlerisches Werk; sie konnte schon deshalb keines werden, weil der Dichter sie mit der ausgesprochenen Absicht unternahm, darin seine Ansichten von der Entstehung und Entwickelung der Staaten, insbesondere von der Entwickelung des Despotismus und des Tyrannenthums zu veranschaulichen. Auch die Form ist ungeeignet; zwar herrscht der jambische Rhythmus vor, aber er wird nicht selten vom trochäischen und daktylischen unterbrochen; ferner wechseln kürzere und längere Verse willkürlich ab und endlich erscheint der Reim für die Darstellung der behandelten großartigen Verhältnisse unangemessen. Bei alle Dem ist das bedeutende Talent des Dichters nicht zu verkennen, das sich unter Anderm in der trefflichen Charakteristik der Hauptpersonen, namentlich Nimrods, Abrahams, Ismaels und der heldenmüthigen Ada glänzend beurkundet. „Der ägyptische Joseph. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen (Augsb. 1854) von J. N. Stützle, soll nach des Verfassers Versicherung „zum Lesen und zur Aufführung gleich geeignet" sein; es wird aber weder bei dem Leser noch bei dem Zuschauer Befriedigung hinterlassen. Besser ist

„Joseph und seine Brüder. Biblisch-Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Regensb. 1858) von R. Behrle. Die Darstellung ist einfach und ruhig, die Gesinnung fromm ohne Zelotismus. Einer der talentvollsten Bearbeiter der biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments ist Sigmund Wiese, von dessen Lebensumständen uns leider Nichts bekannt geworden, als daß er im J. 1800 zu Culm in Westpreußen geboren wurde, nach Vollendung seiner Studien in Döberitz bei Potsdam literarisch beschäftigt lebte und im August 1864 zu Genthin in der Provinz Sachsen gestorben ist. Seine Compositionen sind meist gut, die Sprache ist rein und edel, der Dialog nicht ohne Lebendigkeit. In der Ausführung ist er originell, oft auch seltsam und nicht frei von Uebertreibungen, zu welchen ihn seine stets arbeitende Phantasie verleitete. Er begann seine dramatische Laufbahn mit „Drei Trauerspiele" (Lpz. 1835), von denen das erste „Die Wilden und die Ansiedler" den Kampf der Ureinwohner Nordamerikas mit den englischen Kolonisten, in würdiger, oft zur höchsten Leidenschaft sich erhebender Sprache schildert. Die Charakteristik der amerikanischen Häuptlinge, aber auch die der Engländer, ist ausgezeichnet gelungen. Die Situationen sind echt dramatisch und oft von erschütternder Wirkung. Das zweite Trauerspiel „Die Märtyrer" stellt die siegende Gewalt des Christenthums über die verschiedensten Charaktere dar, an die Verfolgungen anknüpfend, welche die ersten Christen in Aegypten vom Staat, vom Volk und den Priestern zu erleiden hatten. Die Glaubensinnigkeit und Ueberzeugungstreue ist mit hinreißender Begeisterung dargestellt. Wenn diese beiden Trauerspiele sich bei aller Kraft des Ausdrucks und Großartigkeit der Situation von jeder Uebertreibung freihielten, so kann Dies von dem dritten, „Chlotar und Sulamith" nicht auch gerühmt werden. Ob es gleich das schwächste ist, so verläugnet sich die poetische Gestaltungskraft des Dichters doch auch in diesem nicht, und es ist unter Anderm die Scene auf den Kirchhöfen der Juden und Christen von großer Vortrefflichkeit. In den „Drei Dramen" (Lpz. 1836) macht das Haschen nach Seltsamkeiten oft einen ungünstigen Eindruck. Das erste derselben „Die Freunde. Trauerspiel in 5 Akten" behandelt die Freundschaft zweier Krieger, eines Preußen und eines Franzosen im Ganzen zwar mit Talent, aber sie ist für die Persönlichkeiten allzu schwärmerisch und sentimental gehalten, was den Dichter zu manchen Unwahrscheinlichkeiten verleitet hat. „Paulus. Ein Drama" hat zu wenig Handlung und verliert sich allzusehr in dogmatische Erörterungen. Des Apostels Reden haben Nichts, was die Gemüther ergreifen könnte, und so stehen die Wirkungen mit den Ursachen im Widerspruch. In „Beethoven. Drama in 3 Akten" erkennt man den Einfluß von Goethes „Tasso". Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren veröffentlichte Wiese den „Don Juan. Ein Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1840), das allerdings von des Dichters Erfindungsgabe und seinem Talente in der Behandlung der Charaktere zeugt, die sich sämmtlich in der lebendigsten Individualität bewegen, in welchem aber das Gräßliche zu überhäuft und zu übertrieben ist, so daß es am Ende Widerwillen erweckt. Von jetzt an wählte der Dichter seine Stoffe ausschließlich aus der biblischen Geschichte. Im Jahre 1844 erschienen „Moses. Drama" (Berl.) und „Jesus. Drama" (Ebend.). Beide sind von der glühendsten Begeisterung eingegeben, die den Dichter nur zu häufig zu unkünstlerischer Breite hinreißt. In beiden sind die Charaktere höchst selbstständig aufgefaßt und mit großer Kunst entfaltet; beide sind reich an erhabenen und tiefen Gedanken, die in schöner, poetisch wirksamer Sprache dargestellt sind. In den letzten Arbeiten des Dichters ist Abnahme seiner Kraft sichtbar. Am Wenigsten gelungen sind „Zwei geistliche Dramen. Der Apostel Petrus. Der Apostel Paulus". (Berl. 1851) und „Die Seleuciden und die Hasmonäer." Trauerspiel in 5 Akten" (Eb. 1861), die sich in unkünstlerische Breite verlieren. — J. M. Hutterus, den wir schon als lyrischen Dichter kennen und schätzen gelernt haben, hat in „Jephthah und seine Tochter. Dramatisches Gemälde aus der heiligen Vorzeit". (Trier 1856) die Zeit- und Lebensverhältnisse mit sicherem Talent und poetischem Sinn erfaßt. Das nämliche Talent hatte er schon früher in den „Montenegrinern. Trauerspiel" (Eb. 1853) bewiesen, in denen er die Sitten und Anschauungen, wie die bürgerlichen und politischen Zustände mit Geschick darstellt. „David. Drama in drei Aufzügen" (Eb. 1851) stellt den Kampf des neuen Judenthums gegen das alte in schöner Sprache, gediegener Entwickelung und kunstmäßiger Composition dar. Weit weniger bedeutend als Hutterus ist Eduard Kreuzhage in der „Tochter Jephthas. Lyrisches Trauerspiel in drei Aufzügen" (Mainz 1861), dessen Titel schon die verfehlte Auffassung beurkundet. Die Geschichte Simsons wurde ohne Vergleich am Besten von Alb. Dulk bearbeitet, auf den wir später ausführlich zurück kommen.*) Eduard Müller (über sein Leben siehe das Register!) hat in „Simson und Delila. Eine Tragödie in 5 Akten" (Bresl 1853) schon dadurch, daß der Held nicht aus freiem Willen handelt, sondern durch zauberhaften Einfluß bestimmt wird, bewiesen, daß er die ersten Gesetze der dramatischen Kunst nicht kennt. Des österreichischen Dichters Wilhelm Gärtner „Simson. Tragödie in 5 Handlungen" (Wien 1849) erinnert an die alten biblischen Spiele, denen es auch darin ähnlich ist, daß der Verfasser die zahlreichen Personen nicht zu beherrschen vermag. Es war ein kühnes Unternehmen des Dichters, in „Amadäus. Dramatisches Märchen in 5 Handlungen" (Wien 1846), die Faustsage in neuer Gestaltung zu bearbeiten, und wenn darin auch dramatisches Talent unverkennbar ist, so war er der Aufgabe doch nicht gewachsen. Weitaus glücklicher ist „Andreas Hofer. Trauerspiel in 5 Abtheilungen" (Lpz. 1845), in welchem die gründliche und wahre Zeichnung der Zustände und Personen alles Lob verdient. Das Talent des Dichters zeigt sich vor Allem darin, daß er aus Hofer keinen bramarbasierenden Bretterhelden gemacht, sondern ihn als den einfachen, tüchtigen Bauern, der er

*) Künftigbin werden wir, um stets wiederkehrende Phrasen zu vermeiden, Dichter, die entweder erst später behandelt werden, oder von denen schon früher die Rede war, einfach nennen, ohne eine weitere Bemerkung beizufügen.

war, geschildert hat. Er erscheint zwar immer würdig und selbst gedankenreich, aber wenn er z. B. mit dem edelsten Anstand dem Vizekönig von Italien gegenüber tritt, wenn er diesen durch feine treffenden und geistreichen Bemerkungen überrascht, so bleibt er in seiner Haltung und in seinen Reden immer natürlich und wahr; ihm selbst ist seine geistige Hoheit unbewußt. Er ist der würdigste Repräsentant des tirolischen Volkes, dessen Schwärmerei für Vaterland und den angestammten Herrscher etwas tief Rührendes hat; es hat diese Liebe zum Kaiser das vollständige Gepräge einer religiösen Verehrung, da sich das Volk denselben als segenbringenden Vater denkt, und es ist dieses Gefühl so tief gewurzelt, daß es auch dann nicht erschüttert werden kann, wenn auch Alles erkennen läßt, daß Tirol schmählich aufgeopfert worden ist.

Häufiger als Simson wurde Saul dramatisch bearbeitet, und allerdings ist der Stoff weitaus fruchtbarer. Außer K. Gutzkow und J. G. Fischer ist zunächst Karl Beck zu nennen, dessen „Saul. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1841) in eigenthümlicher Weise aufgefaßt ist. Er hat nämlich den Kampf des Priesterthums mit dem Königthum ganz unbeachtet gelassen, was übrigens in keiner Weise zum Tadel berechtigt. Er hat den Schwerpunkt der Handlung auf die Furcht Sauls vor David gelegt, in welchem er den Räuber seiner Krone haßt, eine Furcht, welche die Prophezeiungen Samuels und der Hexe von Endor in ihm erweckten. Die Anerkennung von Davids wunderbarer Waffenthat Seitens des Heeres und des Volks, die Freundschaft Jonathans und die Liebe seiner Tochter Merob zu David steigern seinen Haß und seine Furcht. Es war ein vortrefflicher Gedanke des Dichters, dem König in Gestalt des Heiden Moab die Verkörperung seines bösen Dämons in ihm beizugeben, mit dessen Tod daher auch der böse Dämon ihn verläßt. Nicht weniger zu rühmen ist der trefflich motivierte Wechsel des Wahnsinns und der Verstandesklarheit in Saul, die hingebende Liebe Merobs, die treue Freundschaft Jonathans. Dagegen ist der Plan verfehlt, da Sauls Untergang nicht sowohl eine Folge seiner Handlungen als vielmehr seines zerrissenen Gemüths ist, er somit eigentlich willenlos erscheint. „König Saul. Trauerspiel in 5 Akten (Berl. 1860) von Hermann Kette" ist weniger gelungen als ein anderes, später zu besprechendes Drama desselben Dichters. Von einem schönen Talente zeugen die „dramatischen Gedichte" von F. C. Honcamp (Soest 1847). Das erste derselben, „Agnes Bernauer. Trauerspiel" gefällt durch würdige Behandlung des Stoffs sowie durch maßvolle und poetisch gehobene Sprache, Vorzüge, die auch sein „Saul. Trauerspiel" theilt, an dem außerdem Einfachheit des Plans und glückliche Charakterzeichnung zu loben ist.

Hermann Hölty, ein Großneffe des Dichters gleichen Namens, wurde am 4. Novbr. 1828 zu Uelzen im Hannöverschen geboren, erhielt seinen ersten Unterricht an seinem Geburtsorte und in Osterode, worauf er vom 10. bis zum 20. Jahre das Gymnasium in Lüneburg und seit 1849 die Universität Göttingen besuchte, auf welcher er sich der Theologie widmete. Von 1852 bis 1860 lebte er als Hauslehrer theils in der Nähe von Bremen, theils in Holstein, theils in Mecklenburg, wurde 1860 als Pfarrer nach Hoyershausen bei Alfeld berufen, 1862 Pfarrer in Holtersee bei Hannover und 1863 Pastor an der Johanniskirche in Hannover, welches Amt er noch jetzt bekleidet. Hölty hat unverkennbar ein schönes dichterisches Talent was in seinem „Saul. Eine Tragödie in 5 Aufzügen" (Hann. 1865) noch klarer hervortritt als in seinen lyrischen Gedichten und selbst in seinen Balladen. Man wird darin nicht leicht eine Stelle finden, die nicht von poetischem Sinne zeugte und daß Hölty auch dramatische Begabung hat, beweist schon die schöne Composition der Tragödie, in welcher sich Alles klar und übersichtlich gestaltet. Aber diesem Talent fehlt noch die künstlerische Sicherheit, woraus sich die nicht unwesentlichen Mängel der Dichtung erklären lassen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß der Kampf des Priesterthums mit dem Königthum zu wenig hervorgehoben ist; dagegen dürfen wir nicht verschweigen, daß in Folge dessen der Charakter Sauls schwankend und schief aufgefaßt ist. Was ihn bewegt, ist nicht das Gefühl seiner Würde als König, nicht das Bewußtsein seiner hohen Aufgabe (nur selten, z. B. im Monolog des ersten Aufzugs spricht er sich in diesem Sinne aus), es ist vielmehr nur kleinlicher Neid auf Samuel und zudem eine seiner Stellung unwürdige Eitelkeit. Was aber am Meisten vermißt wird, Das ist, daß der Dichter eine Reihe von Thatsachen und Handlungen vorführt, ohne sie zu motivieren. Wir sind z. B. vollkommen im Dunkeln, warum alle Brüder Davids auf ihn neidisch sind und ihn hassen; warum sein ältester Bruder ihn verräth und sogar den König zu dessen Ermordung anreizt; und eben so ist es unklar, warum Samuel gerade Einen von Isais Söhnen zum Könige salben will. Daß alle Schwestern Davids ihn lieben und verehren, bedurfte an sich keiner Begründung, da Geschwisterliebe sich von selbst versteht, aber hier wäre eine nähere Begründung deshalb nöthig gewesen, weil alle seine Brüder ihn hassen, die Geschwisterliebe somit als Motiv nicht vorausgesetzt werden kann. Uebrigens sind die fünf Töchter Isais vollkommen überflüssig; sie treten nur in der 5ten Scene des letzten Aktes auf, wo sie nach einander „ihren Part" sprechen, um später nicht wieder zu erscheinen. Ein zweites Drama des nämlichen Dichters „Das Gelübde. Ein Mysterium in 5 Aufzügen" (Kiel 1863), das von mehreren kritischen Zeitschriften gelobt wird, kennen wir leider nicht. David ist der Held in Alfred Meißners „Weib des Urias. Tragödie in 5 Acten" (Lpz. 1851), in deren geschickter Exposition schon der tückische Charakter des Hohenpriesters Nathan, der echt weibliche der Bathseba und der selbstsüchtige des Königs David zur klaren Anschauung gebracht wird. Auch die übrigen Charaktere sind mit Talent gezeichnet, besonders Urias als ein ehrlicher und ehrenhafter Soldat, tapfer im Kampf, sittlich rein, von lebhaftem Ehrgefühl und hingebender Treue. Auch Joab ist gut aufgefaßt, weniger sind Absalon und Dagon gelungen. Dies Drama hat aber zu wenig Handlung, und doch fehlt es derselben an Einheit. Denn die zweite Hauptperson, Bathseba, tritt zuletzt ganz in den Hintergrund und

die Handlung bewegt sich um den Kampf zwischen Königthum und Priesterthum, der jedoch unaufgelöst erscheint. Einem zweiten Drama Meißners „Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1853) wurde der Vorwurf gemacht, daß darin Goethes Clavigo nachgeahmt sei. Allerdings wird man daran erinnert, da hier wie dort zwei Freunde vorkommen, von denen der Eine ehrgeizig und ein Schriftsteller, der Andere mit seinem kalten Verstande den ersten zu falschen Schritten verleitet; aber Dies ist doch Alles, da Charaktere und Handlung vollkommen verschieden sind. Im Glandover hat der Dichter die moderne Selbstsucht auf das Glücklichste personificiert und deren unheilvollen Einfluß auf das Leben zur lebendigsten Anschauung gebracht. „Der Prätentant von York. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1857) behandelt denselben Stoff, den Schiller in „Warbeck" bearbeiten wollte und dessen Entwurf sich erhalten hat. Doch hat Meißner diesen Entwurf in keiner Weise benutzt, dagegen hat er dem „Demetrius" Manches nachgebildet, z. B., daß Warbeck Anfangs selbst überzeugt ist, daß er der Sohn Richards ist, daß er später die Geschichte seines Herkommens erfährt und in Folge dessen eine vollständige Veränderung in ihm vorgeht. In der Ausführung derselben ist er aber wieder ganz selbstständig. Das Trauerspiel ist dramatisch mit Geschick angelegt und mit Talent durchgeführt und Vieles ist geradezu vortrefflich gelungen, z. B. der Schluß, in welchem Warbeck seine edle und großherzige Natur beurkundet, dadurch nämlich, daß er seiner geliebten Gemahlin sein Herkommen entdeckt, indem er sie nicht täuschen will, und dadurch, daß er lieber in den Tod geht, als daß er sich für einen Betrüger anerkenne. Den „Jojachin" von Ludwig Philippson, dessen Held der Prophet „Jeremias" ist, haben wir schon früher erwähnt. K. L. Werthers dramatische Dichtungen, 1. Susanna und Daniel, 2. Liebe und Staatskunst (Berl. 1855) sind sehr ungleich. Während der sehr dankbare Stoff der Susanna höchst unglücklich ausgeführt ist, zeichnet das zweite Drama sich dadurch aus, daß es das politische Element gebührend hervorhebt, daher Elisabeth als Hauptperson erscheint, wenn auch der Untergang ihres Lieblings unsere volle Theilnahme gewinnt. Die Geschichte der Judith ist von Hebbel behandelt worden, wir werden dieselbe später ausführlich besprechen. Die großartige Erscheinung der Makkabäer hat mehrere Dichter zur dramatischen Bearbeitung gereizt. Außer Siegmund Wiese, den wir schon oben erwähnt haben, und Otto Ludwig, auf den wir weiter unten zurückkommen, sind noch zwei Dichter zu nennen. Leopold Steins „Hasmonäer. Histor. Drama in 5 Akten" (Fk. 1859) sind nicht ohne Geschick bearbeitet. Ph. H. Wolff hat den Stoff in „Makkabäus. Drama in 5 Akten" (Berl. 1860) mit Begeisterung behandelt, deren Grund jedoch weniger in der poetischen Auffassung als in der Religion des Verfassers zu suchen ist. Des nämlichen Dichters „Mohammed, Drama in 5 Akten" (Berl. 1860) ist noch weniger gelungen und kann Voltaires Tragödie nicht ersetzen. Mit größerem Geschicke hat er den „Wilhelm von Oranien. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1860) bearbeitet; die Handlung gewährt steigendes Interesse und der Charakter des Helden ist mit großer Wahrheit dargestellt.

Die Geschichte des Neuen Testaments ist weniger häufig bearbeitet worden als die des Alten, aber Eine unter diesen Bearbeitungen, der „Jesus" von Dulk, gehört zu den großartigsten Dichtungen der neueren Zeit. Der nämliche Stoff ist von Siegmund Wiese und außerdem von Wilhelm Frohne bearbeitet worden, dessen „Christus. Geistliches Gedicht in 5 Abtheilungen" (Köln 1852) roh in Anlage und Ausführung, trivial und selbst gemein in der Sprache ist. Den Herodes haben Hebbel und Lepel behandelt, und außer ihnen Rudolf Neumeister, dessen „Herodes der Große. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1853) von nicht gewöhnlichem Talent zeugt, aber darin verfehlt ist, daß Verhältnisse und Charaktere zum Theil modernisiert sind. In einem zweiten Drama des nämlichen Dichters „Hannibal und Livia. Trsp. in 5 Aufz." (Lpz. 1856) hat er den Stoff nicht beherrscht. Den Pontius Pilatus behandelte Karl Theodor Pyl. Derselbe geb. zu Greifswald am 10. Nov. 1826, besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich dem Studium der alten Kunst und Literatur sowie der Philosophie widmete, welche Studien er später in Göttingen und Berlin fortsetzte. Nachdem er sich 1850 in Berlin das Doctordiplom erworben, habilitierte er sich 1853 in Greifswald, wo er noch als Docent wirkt. Sein erster dramatischer Versuch „Heinrich Rubenow, oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Drama in 5 Aufzügen" (Greifsw. 1853) befriedigte ihn so wenig, daß er ihn vollständig umarbeitete (Eb. 1864), und er nur den Gang der Ereignisse und die Charaktere im Allgemeinen beibehielt. In dieser zweiten Bearbeitung hat der Dichter alles Gewicht auf Rubenows Charakter gelegt, dessen Gerechtigkeitsliebe, menschliche Milde, Liebe zu den Wissenschaften kräftig und mit Liebe gezeichnet ist. Dadurch hat aber der Dichter die Handlung so sehr zurückgedrängt und wichtige Momente in so rascher Eile abgefertigt, daß das Ganze keinen wohlthätigen Eindruck zurück läßt, wie es denn allzusehr das Gepräge eines Gelegenheitsgedichtes trägt. Sein „Pontius Pilatus. Drama in 5 Aufzügen" (Greifsw. 1854) ist in Anlage und Ausführung vollständig mißlungen, wie der Dichter selbst in seiner Schrift „Schillers Bedeutung für unsere Zeit" (Eb. 1859) zugesteht, wo er sich überhaupt gegen die Berechtigung des religiösen Dramas ausspricht. Einen nicht unbedeutenden Fortschritt machte er in „Albrecht Dürer. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1865). Der Charakter des Helden so wie der des Hans Sachs ist mit Geschick gestaltet, nur scheint es ungeeignet, daß die humoristische Figur des dichtenden Schuhmachers in gereimten Tetrametern durchgeführt, während alles Andere in fünffüßigen Jamben abgefaßt ist. Interesse gewährt es, daß der Dichter Dürers eheliches Verhältniß in neuem Lichte und den ehelichen Conflikt mit versöhnendem Schlusse dargestellt hat. Die Tragik des Dramas liegt im Kampfe zwischen dem deutschen Sittlichkeitsideal und dem romanischen Schön-

heitsideal, das durch Titians Tochter Lavinia vertreten wird. — Zu den Pilatus-Dramen gehört auch „Claudia Porcula. Dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen" (Fkf. a. O. 1859) von P. L. Seidler, da die Heldin des Gedichts die Frau des Pontius Pilatus ist. Judas Iscarioth ist von Elise Schmidt behandelt worden. Wilhelm Molitor, Domherr in Speyer, bearbeitete die „Maria Magdalena. Dramatisches Gedicht" (Mainz 1863); eine spätere Arbeit desselben ist „Die Freigelassene Neros. Dramatisches Gedicht" (Mainz 1865). Die bekannte Legende der Veronika wurde von Emilie Ringseis dramatisch behandelt. Dieselbe, die Tochter des bekannten Geheimrath J. Nepomuk von Ringseis, wurde am 15. Nov. 1831 zu München geboren, wo sie noch im väterlichen Hause lebt, in welchem sie Gelegenheit hatte, mit den bedeutendsten Männern der Universität, der Akademie der Künste und vielen auswärtigen Größen bekannt zu werden, die ihren Vater besuchten, was nicht ohne bleibenden Einfluß auf ihre geistige und gemüthliche Entwickelung blieb. In ihrem 21. Jahre verfaßte sie die „Veronika. Schauspiel in 3 Aufzügen" (1854), von dem im J. 1859 eine dritte neubearbeitete Auflage erschien. Aber auch diese neue Bearbeitung ist Nichts weniger als gelungen. Die Handlung ist unbedeutend und verflüchtigt sich in endlosem Hin- und Herreden über die Frage, ob Jesus von Nazareth der Messias sei oder nicht. Die wenigen Thatsachen sind ungenügend oder gar nicht motiviert. Die ausführliche und mit scharfen Farben geschilderte Darstellung der Leiden Jesu ist unpassend, da sie Widerwillen erregen, ohne daß sie für dessen Göttlichkeit zeugen, ja vielmehr einen umgekehrten Eindruck hervorbringen. Komischen Effekt macht es, daß Veronika das Ganze mit einem lateinischen Spruch aus der römisch-katholischen Litanei beschließt. Das Gelungenste im Drama ist die Darstellung von Veronikas Gemüthszustand. Sie hält nämlich Jesum für den wahren Messias und Gottes Sohn, geräth aber in Zweifel, als er sich fangen, fesseln und schlagen läßt, und doch kann sie sich von ihrem Glauben nicht trennen. Die Verzweiflung, in die sie darüber geräth, ist vortrefflich geschildert und bezeugt das poetische Talent der Dichterin. „Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in 3 Aufzügen" (München 1858) ist ebenfalls ohne Handlung, unklar und verworren; auch hier verliert sich die Dichtung in Hin- und Herreden, das zu keinem Ziele führt. Freilich ist die Sage, daß die Sibylle in mystischen Worten anzeigt, daß Christus eben sterbe, kein dramatischer Stoff. „Die Getreue. Märchenspiel in 5 Aufzügen nach dem Volksmärchen vom singenden, springenden Löweneckerchen" (München 1862), das sich an die Grimmische Darstellung anschließt, ist zwar mit romantischer Willkür, aber auch mit poetischem Sinn behandelt. Die Apostel Petrus und Paulus wurden von Siegmund Wiese dramatisch bearbeitet. „Paulus. Eine Tragödie" (Bielef. 1836) von Wilhelm Angelstern ist bis auf die Katastrophe, die unbegründet eintritt, in Anlage und Motivierung gelungen. Die Charakteristik ist tüchtig: Nero mit seinem höhnischen Uebermuth ist meisterhaft gezeichnet; die schändliche Poppäa, der alte Jude Simon mit seinem Christenhaß, Seneca und insbesondere Paulus selbst, dessen Schmerz über sein früheres Leben glänzend geschildert ist, Servilia, Timotheus, mit Einem Wort alle Personen sind wahr und hinreißend geschildert. Ein zweites Drama des nämlichen Dichters „Angelica. Eine moderne Tragödie" (Bielef. 1839), 2. verb. Aufl. Bremen 1860) ist nicht weniger gelungen. Es stellt mit Talent und Geist den unseligen Einfluß der alleinseligmachenden Kirche auf die Familie dar; der Jesuitismus, der, alles menschlichen Gefühles bar, den Glauben und dessen Einfluß auf das Herz benutzt, um seine Zwecke zu erreichen, sollte es auch Glück und Leben kosten, ist scharf und doch in keiner Weise übertrieben geschildert. Die Conflikte sind durchaus natürlich, die Motive psychologisch wahr, die Leidenschaften mit glühenden und wahren Farben dargestellt; der Dialog ist lebhaft und gehaltreich. Die trefflichen Schilderungen stehen mit der Handlung im innigsten Zusammenhang und beleben sie. Die Sprache ist rein, gebildet und poetisch schön. — Die spärere Geschichte des jüdischen Volkes hat zu mehreren Dramen den Stoff geliefert. „Titus. oder die Zerstörung von Jerusalem" Historisches dramatisches Gedicht in 4 Akten (Lpz. 1855) von Julius Koßarski ist zu phantastisch gehalten; die schönen Einzelnheiten verlieren sich in den langen Reden und Gesprächen. Daß nicht Jeder, der lyrisches Talent hat, auch befähigt ist, ein Drama zu schaffen, beweisen Leonhard Wohlmuths dramatische Werke. „Die Zerstörung von Jerusalem. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Nbg. 1857) ist in Anlage, Ausführung und Form gleich mangelhaft. Die meist übelgebildeten reimlosen Verse sind oft von gereimten unterbrochen, die schon deßwegen keine, oder vielmehr eine schlechte Wirkung machen, weil die Reime meist unrein sind. Die Nachahmung Goethes, hymnenartige Stellen einzuflechten, ist bei der ganzen Haltung unpassend, noch unpassender ist es aber, den Gesprächen eine solche Form zu geben. Ahasver ist eigentlich die Hauptperson des Dramas und doch tritt er nur auf, um sich zu überzeugen, ob Jesu Verkündigung vom Untergange Jerusalems sich erwahre. Die Charaktere sind nicht scharf gehalten; so läßt sich der blutdürstige Tyrann Simon, ein ehemaliger Räuber, die größten Grobheiten sagen, sogar die Krone entreißen, ohne Diejenigen auch nur verhaften zu lassen, die ihm Solches bieten. Von größerem poetischen Werth ist „Mozart. Künstlerlebensbild. Drama in 4 Aufzügen" (Nbg. 1856). Hieße der Titel Bilder aus dem Leben eines Künstlers, so würde man die schöne Sprache, die oft geistvollen Anschauungen, die Wärme des Gefühls loben dürfen; als Drama bezeichnet, macht das Gedicht einen Anspruch, der nicht zu rechtfertigen ist. „Elisabeth von Bayern. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Nbg. 1856) kennen wir nicht, vermuthen aber, daß es die erste Bearbeitung der „Letzten Hohenstaufen. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen" (Augsb. 1863) ist. Wenn dieses wirklich der Fall ist, so muß die erste Bearbeitung allerdings sehr mißlungen gewesen sein, denn auch diese zweite ist ziemlich werthlos. Der Ausdruck ist oft trivial, jedenfalls ohne poetischen Schwung. Karl von Anjou ist zu

einem Ungeheuer gemacht, welcher Freude an den Qualen der Menschen hatte, während er doch nur aus Politik grausam war. Noch unglücklicher als im ersten Drama ist Wohlmuth im Lustspiel. „Ein treuer Freund. Lustspiel in 3 Aufzügen" (Landsberg 1868) ist gedehnt und langweilig. Paul Heinrich August Möbius, geb. zu Leipzig am 31. Mai 1825, ein Nachkomme Luthers im 9. Gliede, bezog nach vollendeten Gymnasialstudien die Universität seiner Vaterstadt, an der er Theologie und Philologie studierte, ging zu weiterer Ausbildung nach Berlin, wurde 1848 Lehrer und später Schuldirektor in Leipzig, 1868 Seminardirektor und Schulrath in Gotha, wo er seit 1872 als vortragender Rath im Ministerium thätig ist. Möbius hat ein einziges Drama „Bar Kochba. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1863) geschrieben, aber dieses ist durchaus beachtenswerth. Die Conflikte sind geschickt herbeigeführt, die Leidenschaft des in seinen Geliebten beleidigten Weibes, und dessen Rachsucht ist vortrefflich geschildert. Bar Kochba, der großartige Held, geht unter, theils weil er jeden Halt in seiner Umgebung verliert, als der Glaube an ihn und den erwarteten Messias schwindet, theils weil er sich von Allem trennt, was ihn liebt. Er fällt im Bewußtsein seiner menschlichen Schwäche. Die Charaktere sind nach den verschiedenen Nationalitäten (Juden, Samaritaner, Römer u. s. w.) scharf gezeichnet, die Handlung ist geschickt entwickelt, doch hätte der Fall des Helden mit dem Falle Jerusalems zusammentreffen sollen. Auch sind die Reden oft zu lang, so daß dadurch die Handlung aufgehalten wird. Denselben Stoff hat später auch Oskar Elsner behandelt. „Bar Kochba, der Messias. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Bresl. 1868).

Die Griechische Sage und Geschichte fand im vorliegenden Zeitraum ziemlich zahlreiche Bearbeitungen, unter denen manche zu den besseren Erscheinungen gehören. Oswald Marbach, dessen lyrisch-epische Dichtungen schon besprochen wurden, hat mehrere antike Stoffe dramatisch bearbeitet. Unter denselben nimmt wohl seine „Medeia. Tragödie (Lpz. 1858) den ersten Rang ein, die im griechischen Sinne aufgefaßt ist, alles Moderne glücklich vermeidet, doch Nichts enthält, was mit unsern Begriffen und Anschauungen im Widerspruche stünde. Die „Medeia" ist eine Frucht tiefeingehenden Studiums der griechischen Kunst, was schon aus der trefflichen Exposition, dann aber auch aus der maßvollen Haltung selbst bei den leidenschaftlichsten Stellen ersichtlich ist. Weniger gelungen ist der „Hippolyt, Tragödie" (Lpz. 1858), dessen Motive meist nicht glücklich erfunden sind, da sie auf bloßen Mißverständnissen beruhen. Nur der Zug ist glücklich, daß Hippolyt und Phädra von Liebe zu einander entzündet sind, und Beide ihre Leidenschaft verheimlichen oder bekämpfen; doch verliert dieser Zug durch die weitere Entwickelung seine Bedeutung, da die Motive, welche die Katastrophe herbeiführen, schwach und unwahr sind. Phädras Amme offenbart nämlich deren Liebe dem Hippolyt, in Folge dessen dieser der Königin mit Verachtung begegnet, weßhalb sich Diese tödtet, aber, um sich zu rächen, den Hippolyt in einem Briefe bei Theseus verklagt, der deshalb seinem Sohn flucht und dadurch Ursache von dessen Tode wird. Weitere Zeugnisse von O. Marbachs Studien der griechischen dramatischen Kunst sind „Proteus. Ein Satyrspiel", die aristophanische Komödie „Herodes" und die Bearbeitung mehrerer griechischen Trauerspiele, von welchen wir die „Antigone" des Sophokles (Lpz. 1839) erwähnen. Die römische Geschichte gab ihm den Stoff zu „Brutus und Cassius. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1860), dem es an dramatischer Einheit fehlt, während die Charaktere mit Talent gezeichnet sind. „Ein Weltuntergang" (Lpz. 1861) ist uns nicht bekannt. Eines seiner frühesten Dramen „Papst und König, oder Manfred der Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1843) beweist sein poetisches Talent um so mehr, als der unglücklich gewählte Stoff mit Geschick behandelt ist. Endlich erwähnen wir noch, daß er Shakespearrs „Romeo und Julia" (Lpz. 1867) und dessen „Coriolan" mit Erfolg bearbeitet hat. Die düstere Sage von Atreus und Thyest behandelte J. C. Schmid; „Die Brüder. Mythische Tragödie in 3 Abtheilungen" (Wien 1847) zeugen von dramatischem Talent, sowie des nämlichen Dichters „Sophonisbe. Tragödie in 5 Akten" (Eb. 1847); doch entspricht in beiden die Sprache nicht dem tüchtigen Gehalt. Der öfters genannte Friedr. Beck schrieb einen „Telephos. Tragödie (Münch. 1858), dessen schöne Sprache bedauern läßt, daß die klassische Ruhe zur Kälte wird. Die Sage vom Meleager behandelte P. Heyse. Emil Palleske, geb. am 5. Jan. 1823 zu Tempelburg in Pommern, studierte in Berlin und Bonn, wurde hierauf Schauspieler, seit 1845 in Oldenburg, gab aber 1851 seine Stellung auf, und lebt jetzt literarisch thätig in Thal. Vorzüglich durch sein ausgezeichnetes Leben Schillers berühmt geworden, hat er sich auch als Dramatiker Achtung erworben. Sein „Achilles. Drama" (Gött. 1855) erfreut zwar durch maßvolle Haltung und edle Einfachheit, doch ist dessen Anlage verfehlt. In „König Monmouth. Ein Drama" (Berl. 1853) wird die glückliche Charakteristik der meisten Personen durch die geschickt herbeigeführten Situationen, so wie durch die schwungvolle Sprache gehoben. Doch wird es noch von „Oliver Cromwell. Ein Drama" (Berl. 1857) übertroffen. Die Großartigkeit des Helden wird schon bei seinem ersten Auftreten zur Anschauung gebracht, aber sie entfaltet sich in ihrem ganzen Umfang, in ihrer vollen Bedeutsamkeit erst mit den Verhältnissen. Es ist dem Dichter vorzüglich gelungen, zu zeigen, wie die Verhältnisse Cromwells Thätigkeit bestimmen und wie er wiederum diese Verhältnisse beherrscht. Victor von Strauß, dessen wir schon bei der Lyrik und Epik Erwähnung gethan, hat auch als Dramatiker Beachtungswerthes geleistet. In „Polyxena. Tragödie in 5 Aufzügen" (Hdlb. 1851) hat er den einfachen Stoff mit antiker Einfachheit ausgeführt. Wenn auch das rhetorische Element zu stark vorwaltet, so tritt das dramatische doch ziemlich kräftig hervor. Glücklich ist der Gedanke, daß Polyxena erst unmittelbar vor ihrem Tode erfährt, daß sie dem Achilles auf dessen ausdrücklichen Befehl geopfert werden solle. Und jetzt geht

sie gefaßt dem Tode entgegen, weil sie in der Unterwelt wieder mit demselben vereinigt werden soll. Hier hätte aber das Drama auch enden sollen, denn die beiden letzten Scenen, namentlich die letzte, schwächen die Wirkung vollständig. Des Dichters erstes Drama „Katharina. Trauerspiel in 5 Akten" (Halle 1828) behandelt einen einfachen Stoff, der in der Ausführung Interesse gewinnt. Die „Gudrun. Ein Schauspiel" (Fkf. 1855) ist dagegen vollständig mißlungen; ist der Stoff schon ein Mißgriff, so ist es die Form und Haltung noch entschiedener. Der willkürliche, durchaus unbegründete Wechsel des Versmaßes wirkt schon störend und vernichtet die nothwendige Einheit der Form. Neben den fünffüßigen Jamben erscheinen ganz undramatische acht- und fünffüßige Trochäen, die zudem nicht immer glücklich gebildet sind, ferner vierfüßige Anapästen und noch andre mehr. Die drei ersten Akte sind ganz verfehlt, weil sie ausführlich entwickeln, was nur kurz hätte ausgedrückt werden können, indem es zur Handlung nicht wesentlich beiträgt. In der Ausführung folgt der Verfasser zu ängstlich dem alten Gedicht, wodurch das Drama zum dramatisirten Epos wird, nicht zu erwähnen, daß dies mannigfache Wiederholungen veranlaßt. Auf die „Kassandra. Ein Trauerspiel" (Wien 1856) von Heinrich Zirndorf scheint die Erinnerung an die Propheten des Alten Testaments einigen Einfluß gehabt zu haben. Bekanntlich hatte Goethe die Absicht, seiner „Iphigenia in Tauris" eine „Iphigenie in Delphi" folgen zu lassen; diese Idee, welche der große Dichter nicht zur Ausführung brachte, wurde von einigen neueren erfaßt. Außer Friedrich Halm ist Karl Schröder zu nennen, in dessen „Iphigenia in Delphi. Dramatisches Gedicht" (Berl. 1854) das antike Leben mit Einsicht aufgefaßt und dargestellt ist; auch ist die lebensvolle Wahrheit der Charaktere zu rühmen. Die gelungene Charakteristik der Personen ist ebenfalls in dessen „Verschwörung des Catilina. Drama" (Berl. 1855) anzuerkennen, auch ist der Dialog rasch und inhaltreich; dagegen ist die Composition mangelhaft, die Handlung findet meist hinter den Coulissen Statt, daher zu viel erzählt wird, und die Erzählung oft in zu große Breite ausartet. Es scheint beinahe, als ob der Dichter selbst Zweifel an seinem dramatischen Talente gehabt hätte, wenn er bedeutungsvolle Momente, z. B. die Senatssitzung, in welcher Cicero seine Anklage gegen Catalina erhebt, erzählen läßt, statt sie in Scene zu setzen, und doch besitzt er ein nicht gewöhnliches Talent, das selbst dann nicht zu verkennen ist, wenn er den Shakespeare zu offenbar nachahmt, z. B. in den Scenen, in denen er die römischen Bürger auftreten läßt, oder in der Rede an das Volk, die zu lebhaft an die Rede des Antonius in Shakespeares „Cäsar" erinnert. Joseph Victor Widmann, ein begabter junger Dichter aus der Schweiz, hat in der „Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel" (Winterth. 1865) den fruchtbaren Stoff mit Ernst und Geschick behandelt. Auch „Der geraubte Schleier. Dramatisiertes Märchen nach Musäus" (Ebend. 1864) zeugt von tief poetischem Sinn. Leider hat sich der Dichter in die romantische Behandlungsweise Tiecks allzusehr verfangen und diesen sogar noch überboten. Er personificirt nämlich nicht bloß die mannigfaltigsten Naturerscheinungen, sondern selbst allerlei Dinge, die von Menschenhand verfertigt sind. Diese Partien sind an sich allerdings sehr hübsch und von wahrer Poesie durchdrungen, aber sie vernichten den dramatischen Gang der Handlung. Uebrigens ist der Titel der Dichtung zu bescheiden, denn der Verfasser hat von Musäus eigentlich Nichts weiter entlehnt, als daß der Schwanenjungfrau der Schleier geraubt wurde, und sie wieder zu den Ihrigen zurückkehrte, als sie sich desselben wieder bemächtigen konnte. Die „Iphigineia in Aulis. Tragödie" (Berlin 1862) von Fr. Bicking, und des nämlichen Dichters „Iphigineia in Tauris. Tragödie" (Eb. 1863) kennen wir nicht. Von der lieblichen Idylle der Nausikaa, welche bekanntlich Goethe ebenfalls dramatisch zu bearbeiten unternahm und dessen Fragmente, wenn wir nicht irren, Heinrich Viehoff zu ergänzen versuchte, sind uns zwei Bearbeitungen bekannt geworden. Die „Nausikaa. Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1854) von Alexander Fischer wurde nach dem Tode des vielversprechenden Dichters von Adolf Stern herausgegeben. Die Tragödie zeichnet sich durch Zartheit der Auffassung und Charakteristik aus. Vor seinem Tode veröffentlichte der Dichter „Mas' Aniello. Geschichtliche Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1839), die in Anlage und Ausführung verfehlt ist, aber in mehreren Volksscenen von der poetischen Kraft des Dichters Zeugniß giebt. Die „Nausikaa. Schauspiel in 4 Akten mit Musik und Tanz" (Berl. 1855) von Adolf Widmann gefällt durch glückliche Auffassung des lieblichen Stoffs. Später wiederholte er die Dichtung mit drei andern Dramen in den „Dramatischen Werken" (2 Thl. Lpz. 1858). „Sara Haßfurter, ein bürgerliches Schauspiel" schildert mit Glück und Talent ein dämonisches Weib, das zu seinen an sich nicht tadelnswerthen Zwecken alle Mittel, selbst unerlaubte anwendet, und sich selbst den Tod giebt, um sich der äußeren Gewalt des Staats nicht zu unterwerfen. „Kaiser und Kanzler, historisches Schauspiel" führt uns Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler Petrus von Vinea dramatisch lebendig vor; doch hat der Dichter den modernen Anschauungen zu großen Einfluß gestattet. „Don Juan de Maranna" behandelt die Don Juansage in eigenthümlicher Weise.

Max Remy bearbeitete die „Merope. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1860). Karl Ernst Eduard Tempelley, dessen liebliches „Mariengarn" wir schon rühmend erwähnt haben, dichtete außer „Johann Huß. Historisches Trauerspiel" (Berl. 1853), das er unter dem Pseudonym Karl Ernst herausgab (Siehe unten, S. 517 a), eine „Klytämnestra. Tragödie" (Berl. 1857), die auf mehreren Bühnen unter großem Beifall gegeben wurde, ein Erfolg, der bei antiken Stoffen nicht sehr gewöhnlich ist. Allerdings zeugt die Tragödie von sehr bedeutendem Talent, und die Ausführung ist im Ganzen von großer Vortrefflichkeit. Wenn sich die „Klytämnestra" jedoch nicht auf der Bühne erhalten konnte, so hat dies wohl seinen Grund in einigen sehr wesentlichen Mängeln, die bei den zahlreichen Schönheiten des

Stücks wohl eine Zeit lang übersehen werden konnten, endlich aber doch bemerkt werden mußten. So ist Klytämnestra nicht glücklich gezeichnet. Wenn sie noch so sehr über Iphigenias Tod jammert, wenn sie sich und Andere noch so sehr überreden will, daß die Erinnerung an die geopferte Tochter sie zur Rache reize, so erscheint dies Gefühl nur gemacht, um sich selbst zu täuschen, um einen plausiblen Grund zu haben, den Gemahl zu ermorden, dessen Rache sie wegen ihrer Untreue fürchten muß. Vortrefflich dagegen ist der Umstand, daß Aegisth nicht aus Liebe um Klytämnestra geworben, sondern nur um sich an ihrem Gemahl zu rächen. Als Klytämnestra zur Ueberzeugung gelangt, daß Aegisth sie nur als Mittel brauchte, verliert sie allen Halt; diese Ueberzeugung mußte sie vernichten, denn sie hat den Agamemnon nur aus Liebe zu Aegisth ermordet, von dem sie wieder geliebt zu sein glaubte. Damit hätte aber auch das Drama schließen sollen, denn daß Klytämnestra ahnt, ihr Sohn Orest werde sie tödten, Orest, der eben in die Fremde geschickt wird, ist ein zu schwacher Schluß. Ein zweites Drama des Dichters „Hie Welf — Hie Waiblingen! Vaterländisches Drama" (Lpz. 1859) ist zu lyrisch gehalten, was schon aus den lyrischen Formen ersichtlich ist. So schön die betreffenden Stellen sind, so zerstören sie doch die dramatische Entwickelung, was um so mehr zu bedauern ist, als die Dichtung von großer Gestaltungsgabe zeugt. Die Charaktere treten scharf hervor und die Leidenschaften sind mit tiefer Menschenkenntniß dargestellt. Der Kampf Friedrichs I. mit Heinrich dem Löwen ist mit großer Anschaulichkeit zur Erscheinung gebracht, so wie die Selbstsucht der Fürsten, welche Anhänglichkeit und Treue, Vaterlandsliebe, kurz jedes bessere Gefühl mit Füßen treten, um ihre Macht auf Kosten des Reichs zu vergrößern. Die Penelope wurde von Adolf Glaser dramatisch bearbeitet. Am 15. Dez. 1829 zu Wiesbaden geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat dann im 15. Jahre in das Geschäft seines Vaters, eines Fabrikanten in Mainz, was ihm später Gelegenheit gab, größere Reisen zu machen. Die Beobachtung der geistigen Bewegungen der verschiedenen Nationen, die er kennen lernte, erweckte in ihm den Wunsch nach geistiger Thätigkeit. Im Jahre 1853 gieng er nach Berlin, wo er philosophische, historische und literarische Vorlesungen besuchte, führte hier mit großer Gewandtheit von 1856—1878 die Redaktion der neu gegründeten Westermann'schen „Illustrirten Monatshefte" und lebt seit dem J. 1878 als Schriftsteller in Darmstadt. Seine „Penelope. Schauspiel" (Hamb. 1854), die er unter dem Namen Reinald Reimar herausgab, ist reich an Gedanken, die zwar nicht gerade tief und nicht immer neu, aber stets in edler und würdiger Sprache, nur hie und da in zu großer Breite dargestellt sind. Die Composition ist einfach und klar, die Ausführung bis auf den letzten Akt befriedigend, in welchem der Dichter erzählen läßt, was er hätte vorführen sollen. Er ist freilich dadurch einer großen Schwierigkeit entgangen, aber es ist eben zu tadeln, daß er ihr aus dem Wege gegangen ist. Ein früheres Drama „Kriemhildens Rache. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (und einem Vorspiel) von Reinald Reimar (Hamb. 1853) sollte besser heißen: Das Nibelungenlied in Gesprächsform und moderne Anschauungsweise umgesetzt. Daß die Composition mangelhaft ist, beweist schon das Vorspiel, das in wenigen Scenen die Erzählung von Siegfrieds Thaten und von dessen Brautwerbung, freilich kaum skizzenhaft, enthält, was entweder ganz hätte übergangen oder in der Tragödie selbst hätte angebracht werden sollen. Auch in „Galileo Galilei. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1861) ist der Stoff zu wenig dramatisch, als daß des Dichters unverkennbares Talent ein Kunstwerk daraus hätte bilden können. — J. A. Overbecks „Krösos. Eine Tragödie in 5 Aufzügen" (Altona 1844) ist in Trimetern abgefaßt, die immerhin fremdartig klingen, wenn sie auch noch so gut gebildet sind. Der Stoff ist unerquicklich, weil er unsern Anschauungen gar zu sehr widerstrebt. Antike Stoffe sind überhaupt nur dann für die dramatische Bearbeitung geeignet, wenn sie allgemein menschliche Verhältnisse behandeln. „Gyges von Hebbel ist später zu besprechen. Polykrates. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1835) von Wilhelm Schnitter erfreut durch glückliche Benutzung der bekannten Geschichte. Die gute dramatische Anlage und Entwickelung wird von einer schönen, inhalt- und gedankenreichen Sprache unterstützt. Weit weniger gelungen ist „Maria. Trauerspiel in 5 Akten", welches den ersten Band der „Dramatischen Schriften" (Lpz. 1842) bildet (ein zweiter ist, so viel wir wissen, nicht erschienen). Diese „Maria" beruht auf ermüdender Wiederholung des nämlichen Motivs; ein Dutzend Verliebter rauben nämlich die Heldin einander ab, wie weiland die Königin von Golkonda, wobei natürlich Mord und Todtschlag geschieht; doch stirbt sie, verschieden von jener Königin, als Jungfrau. So tief „Maria" unter dem „Polykrates" steht, so tief und noch tiefer steht unter diesem des Verfassers „Fortunat. Trauerspiel in 5 Akten" (Stralsund 1855), der so roh behandelt ist, daß man sich wirklich freuen muß, daß der Held nicht der Fortunat des Märchens ist, sondern ein Geschöpf der Phantasie des Dichters, wenn ja von Phantasie die Rede sein kann. Der „Leonidas. Ein Trauerspiel in 5 Abtheilungen" (Lpz. 1860) des Barons E. Erstenberg ist durchaus verfehlt. Leonidas, der einmal sagt: „An Worten arm ist der Spartaner", scheint Dies nicht auf sich zu beziehen, denn er hält immer lange Reden. Unter mancherlei Seltsamkeiten, ist folgende die seltsamste. Xerxes hat seine Tochter zum Tode bestimmt; sie wird gerettet, bei Leonidas erzogen und ihm am Tage der Schlacht vermählt; sie tödtet sich, als sie erfährt, wem sie das Leben verdanke. Besser, obgleich noch nicht über die Mittelmäßigkeit sich erhebend, ist „Der Sieger von Gravelingen. Drama in in 5 Akten und einem Vorspiel" (Lpz. 1860). Auch darin begegnet man zu langen Reden, die nicht immer gehaltreich sind. Die Diction ist klar und würdig, aber ohne poetischen Schwung. Das Bestreben der geschichtlichen Ueberlieferung treu zu bleiben, hat den Dichter oft gelähmt. Der Sieger von Gravelingen ist bekanntlich der Graf Egmont. Fritz Eickhorns „Pausanias. Eine Tra-

gödie in 5 Akten" (Düsseld. 1858) würde schon wegen der Mannigfaltigkeit der darin gebrauchten Formen mißfallen, wenn auch größeres Talent darin sichtbar wäre. Seine übrigen Dramen „Charlotte Corday" (Eb. 1857), „Der Damascenerschmied von Solingen. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Eb. 1857), und „Zwei Extreme. Lustspiel in 4 Acten" (Eb. 1859) sind gewöhnliches Mittelgut; in letzterem hat der Dichter durch zahlreiche, oft sinnlose Uebertreibungen zu wirken gesucht. Die berühmte Hetäre Lais bildet die Hauptperson eines Dramas der Gisela von Arnim, (Tochter der Bettina), deren „Dramatische Werke" (3 Bde. Berl. 1857—1865) folgende Stücke enthalten: „Ingeborg von Dänemark. Drama in 3 Akten", „Das Herz der Lais. Drama in 1 Akte", „Trost in Thränen. Drama in 5 Akten" und „Das Steinbild der Cornelia. Drama in 5 Akten". Alle haben den nämlichen Charakter. Die Darstellung ist breit und sich wiederholend, bald hochtrabend und bald matt prosaisch, der Ausdruck gesucht, seltsam, bombastisch, oft widrig und unverständlich; dabei ist die Dichterin in einzelne Wendungen so verliebt, daß sie dieselben bis zum Ekel wiederholt. Plan und Ausführung sind gleich mangelhaft, der Dialog ungenügend; öfters spricht jede Person, ohne sich zu bekümmern, was die andern sagen, oder die Personen halten langathmige Reden, die sich mitten im Dialog wie Monologe ausnehmen. Erfreulich sind dagegen „Die letzten Messenier. Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1855), von Guido Conrad in welchen Zeit, Volk und Charaktere mit gleichem Glück und gleicher Wahrheit aufgefaßt sind. Ein noch entschiedeneres Talent haben wir in Ludwig Eckardt anzuerkennen, der sich nur allzusehr von Tendenzen, die der Kunst fern liegen, hat beherrschen lassen. Derselbe, am 16. Mai 1827 zu Wien geboren, studierte in seiner Vaterstadt, wurde 1846 zur Zeit der Galizischen Bewegung wegen einiger „Polenlieder" verhaftet und mit dem Spielberg bedroht, jedoch auf Seidls Fürsprache nach dreimonatlichem Gefängniß frei gegeben. Im folgenden Jahre zog er sich durch freimüthige Korrespondenzen in das deutsche „Ausland" neue Untersuchung und Geldstrafe zu. An der Märzrevolution von 1848 nahm er lebhaften Antheil, was ihn nach der Einnahme von Wien durch Windischgrätz zur Flucht zwang. Er wendete sich nach Dresden, wo er in Folge des Maiaufstandes neuerdings flüchten mußte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich gieng er in die Schweiz, ließ sich in Bern nieder, wo er als Docent an der Hochschule über 10 Jahre lang wirkte. Im Jahre 1860 wurde er als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur nach Luzern berufen, wo ihm sein freisinniges Auftreten den Haß der Geistlichkeit in solchem Maße zuzog, daß sich die Regierung gezwungen sah, ihn zu entlassen. Er wendete sich nunmehr nach Karlsruhe, wo er Anstellung bei der Hofbibliothek fand. Auch hier mußte er dem Haß der Ultramontanen weichen (1862). Er gieng nach Mannheim, wo er an dem republikanischen „Deutschen Wochenblatt" regen Antheil nahm. Nach dem Krieg von 1866 und dem Sturz des reaktionären und ultramontanen Ministeriums Belcredi kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er Vorlesungen hielt. Er starb auf einer Reise zu Tetschen in Böhmen am 1. Febr. 1871. Eckardts erstes Drama „Sokrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Jena 1858, 3. Aufl. 1863) ist auch sein bestes; es wurde vom Münchener Preisgericht als eine höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete Dichtung bezeichnet, und zwar mit vollem Recht. Das Drama ist zwar nicht ohne wesentliche Mängel, aber es würde, wenn diese noch größer und zahlreicher wären, Anerkennung verdienen, daß der Dichter es unternahm, uns den Sokrates, Plato, Aristophanes, die Sophisten, die Demagogen und Priester in einem einheitlichen Gemälde vorzuführen; um so mehr gebührt ihm diese Anerkennung, als ihm das kühne Wagniß in überraschender Weise gelungen ist. Das Drama zeichnet sich durch eine Fülle von schönen und edlen Gedanken aus, und wenn man unter ihnen manchen fremden begegnet, so hat sie sich der Dichter doch immer mit Glück angeeignet. Weniger zu rechtfertigen ist es, daß der Dichter hie und da Ideen und Anschauungen der neuesten Zeit den alten Griechen in den Mund gelegt hat. Die Charaktere sind im Ganzen gut gehalten, nur scheint es uns, daß Chärephon als gar zu einfältig dargestellt wird. Platos und Hellenes Liebe ist zu romanhaft, daher dem Geiste des Alterthums widersprechend, eben so romanhaft ist die Episode von dem Raube der Tochter des Sokrates und zudem ist dieselbe ohne allen Einfluß auf die Entwickelung der Handlung. Die Gerichtsverhandlung, in welcher doch ein Schwerpunkt des Ganzen liegt, ist ohne nachhaltige Wirkung. Die Reden sind zu schwach; sie hätten, wenn auch nicht überzeugen, doch blenden sollen, und Dies thun sie nicht. Daß das Urtheil unmittelbar nach der Rede des Sokrates gefällt und er zum Tode verurtheilt wird, ist undenkbar, da doch nur ein Theil der Richter schon im Voraus gegen ihn eingenommen war. Ganz vortrefflich ist es, daß der Dichter den Charakter Xanthippens, ohne ihm seine Herbheit zu benehmen, dadurch veredelt hat, daß ihr Benehmen gegen Sokrates durch die Liebe zu ihren Kindern motiviert wird. Die dritte Auflage der Tragödie ist zugleich eine mit Rücksicht auf theatralische Darstellung abgefaßte Bearbeitung, welche mancherlei Vorzüge vor der ursprünglichen Gestalt hat. Namentlich ist in ihr manches Ueberflüssige ausgeschieden worden. Auch hat die Exposition in der neuen Bearbeitung viel gewonnen.

Die folgenden Dramen stehen tief unter dem „Sokrates", nicht etwa, weil eine Abschwächung des Talents zu bemerken wäre, sondern weil er solche Stoffe gewählt und ihnen solche Tendenzen unterlegt hat, die den Dichter nothwendig zu Phrasenhaftigkeit, falschen Charakterzeichnungen und unrichtigen Motiven verleiten, und ihm die künstlerische Gestaltung und poetische Durchführung unmöglich machen mußten. In „Friedrich Schiller. Drama in 5 Aufzügen" (Jena 1859) hat Eckardt zwar gesucht, durch die das Ganze durchziehende Idee eine Einheit hervorzubringen, es ist aber mißlungen, da sich das Drama in einzelne Gemälde auflöst. Von den Charakteren ist Lotte von Lengefeld durchaus verfehlt; sie erscheint zu naiv und sogar kindisch, und ist dabei ein arger Blaustrumpf.

Auch ist zu tadeln, daß sich der Dichter öfters von der historischen Ueberlieferung entfernt; es ist bei einem solchen Stoff, der Jedem bekannt ist, durchaus ungeeignet. Uebrigens enthält das Drama manchen tüchtigen Gedanken und es sind einzelne bekannte Anekdoten und Züge mit Geschick benutzt. „Palm. Ein deutscher Bürger. Trauerspiel in 5 Akten" (Jena 1860) ist von edler Begeisterung eingegeben; doch mit der Begeisterung allein ist es nicht abgethan; das Drama verlangt Handlung, Thaten und einen thatkräftigen Helden, Palm aber ist nur ein duldendes Opfer. Wie Lotte von Lengefeld, so ist auch Palms Tochter allzu naiv. Franz ist falsch gezeichnet. Wenn er auch schwankenden Charakters ist und sich leicht bestimmen läßt, so hätten doch die vom Dichter gebrauchten Motive ganz anders behandelt werden sollen, so daß man an dessen endliche Bekehrung glauben könnte, ohne ihn für einen Dummkopf halten zu müssen, der er doch nicht ist. Eben so fehlerhaft gezeichnet ist Forster, die Hauptperson in „Weltbürger und Patriot. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Jena 1862). Er geht unter, weil er aus mißverstandenem und zu weit getriebenem Cosmopolitismus das Vaterland und das Ausland verräth. Die Tendenz beherrscht das Drama in solchem Maße, daß poetische Entfaltung unmöglich wird. Sehr ungeeignet ist es, daß der französische Feldherr Custine in gebrochenem Deutsch spricht, weil Dies ihm ein lächerliches Ansehen giebt, das er doch nicht haben soll. Von selbstbewußter Kraft des Dichters zeigt „Josephine. Drama in 5 Aufzügen" (Mannheim 1870), in welchem er es wagte, die gewaltigen Naturen der Revolution und des Kaiserreichs auf die Bühne zu bringen. Wenn auch das Drama der Absicht nicht ganz entspricht, so ist doch schon das Unternehmen lobenswerth. Unter den Personen ist Talleyrand am wenigsten geglückt. Er wird zum Bourbonisten gemacht, der er doch nicht war, es werden ihm Pläne zugeschrieben, die er nicht hatte und nicht haben konnte. Talleyrand hat zwar die Verhältnisse mit unübertrefflicher Sicherheit benutzt, er hat sie aber nicht gemacht. — Den Alcibiades hat Hans Koester zum Helden eines Dramas gemacht; außer ihm auch F. B. von Schweitzer in „Alcibiades, oder Bilder aus Hellas. Lustspiel und historisches Charakter- und Zeitgemälde in 4 Akten" (Fkf. 1858), der auch einen „Friedrich Barbarossa. Dramatisches Gedicht in 4 Akten" (Eb. 1858) verfaßt hat. Wenzel Messenhauser, geb. 4. Januar 1813 zu Proßnitz in Mähren, seit 1829 Soldat, im Oktober 1848 Oberkommandant der Wiener Nationalgarden, als welcher er nach Einnahme der Stadt am 16. Nov. standrechtlich erschossen wurde, ist mehr durch sein tragisches Geschick und seine Prosadichtungen bekannt geworden, als durch seinen „Demosthenes. Ein Trauerspiel in 4 Akten" (Wien 1841), das in Composition und Darstellung gänzlich verfehlt ist. Denselben Stoff behandelt Leop. Arends' „Demosthenes oder Hellas Untergang. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1848), dem es zwar an dramatischer Einheit fehlt, das aber ein anschauliches Gemälde der damaligen Verhältnisse in Griechenland giebt und den großen Redner und Staatsmann in würdiger Weise zeichnet. Georg Schmidt-Ebers, von dem uns nur bekannt ist, daß er in den Fünfziger Jahren gestorben ist, hat im „Timoleon. Trauerspiel in 5 Abtheilungen" (Lpz. 1849) den Kampf zwischen Bruderliebe und Liebe zu Freiheit und Vaterland mit Talent geschildert und den Charakter der Zeit glücklich getroffen. Weniger gelungen ist sein „William Penn. Dramatisches Gemälde der Gründung Philadelphias in 4 Abtheilungen" (Lpz. 1850), dessen undramatische und unpoetische Haltung durch die darin ausgesprochene schöne Gesinnung nicht aufgewogen wird. „Timoleon. Tragödie" (Bresl. 1854) von Karl Arthur Müller hat Nichts von der dramatischen Frische und Kraft, die den talentvollen Dichter sonst auszeichnet. Gelungener sind „Geächtet oder Otto der Große und sein Haus. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1867) und „Der Fluch des Galilei. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1867), dessen ungenügende Composition jedoch die Wirkung schwächt, die in der markigen Charakteristik und der schönen Sprache liegt. In „Goethe-Tasso. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzuge" (Jena 1853) hat er das Verhältniß Goethes zur Herzogin Amalia in ähnlicher Weise darzustellen versucht, wie Goethe das Verhältniß Tassos zu Leonore von Este; aber es mußte dieser Versuch schon deswegen mißlingen, weil der Dichter stets beflissen war, sich von dem Einfluß des Goethischen Meisterwerks fern zu halten und dieses ihm doch immer vor der Seele schwebte. Ueberhaupt hat Arthur Müller ein entschiedeneres Talent für das Lustspiel und das Volksschauspiel als für die Tragödie, obgleich ihn das unmäßige Haschen nach äußerem Effekt oft auf Abwege führt, so in „Ein' feste Burg ist unser Gott. Volksstück in 5 Aufzügen" (Jena 1861), welches die Vertreibung der Lutheraner aus Salzburg und deren Aufnahme in Preußen zum Gegenstande hat. Mangelhafte Composition schadet auch wesentlich einem andern Stücke: „Ein Haberfeldtreiben. Volksschauspiel in 5 Aufzügen" (Münch. 1866), das außerdem durch Wahrheit in Charakterzeichnung, Darstellung des Volkslebens, durch glückliche Situationen und eine meist tüchtige Darstellung von großer Wirkung ist. Viel komische Kraft bewies er in dem Lustspiel „Gute Nacht Häuschen", worin er den Kampf gegen den von der Kaiserin Maria Theresia beschützten Jesuitismus zur Anschauung bringt. Weniger edel gehalten ist „Ein Ritt ins deutsche Reich. Lustspiel" (1866), welches zur Zeit des siebenjährigen Krieges spielt, aber in der That die Siege Preußens im Jahre 1866 und die Abschaffung der kleinen Staaten verherrlicht. Sein Talent für komische Situationen erscheint vorzüglich auch im Lustspiel „Die Verschwörung der Frauen oder die Preußen in Breslau", worin der alte Dessauer mit Liebe gezeichnet ist, nicht weniger in „Der Teufel ist los", welches das an sich höchst komische Verhältniß Gottscheds zum schalkhaften Rost mit lebhaften Farben schildert. — Alexander der Große gab den Stoff zu zwei Trilogien. Die Eine „Alexander der Große. Charaktergemälde in 3 Abtheilungen" (Stuttg. 1836) von L. Bauer besteht aus den drei Dramen „Alexander und Memnon. Schau-

spiel in 5 Aufzügen", „Eine Nacht in Persepolis" und „Alexander und seine Freunde. Trauerspiel in 5 Aufzügen". Die Charaktere und Zustände sind mit oft genialem Sinn dargestellt, aber der Dichter hat soviel Gewicht auf die Charakterzeichnung gelegt, daß er darüber die künstlerische Entwickelung der Handlung vernachlässigte. Eben so wenig gelang es dem zweiten Dichter F. A. Maercker seiner in Trimetern abgefaßten „Alexandrea. Tragische Trilogie" (Berl. 1857) mit den Abtheilungen „Philippos", „Demosthenes" und „Alexander der Große", deren jede aus 5 Akten besteht, trotz oder vielleicht wegen des großen Umfangs eine klare und überschauliche Entwickelung zu geben. Sie enthält übrigens viele schöne Einzelnheiten, wie auch sein „Karl Martell. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1859) und „Karl der Große. Tragödie in 5 Akten" (Eb. 1861), in denen wie in der „Alexandrea" dramatische Anlage und Wirkung vermißt wird. Die „Olympias" wurde von Fr. Marx, „Die Wittwe des Agis" von Wilhelm Jordan, „Perseus von Macedonien" von Franz Nissel, „Der letzte Grieche" (Philopömen) von Julius Grosse und „Heliodora" von J. L. Klein dramatisch behandelt. „Leo Bardas. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dessau 1852) von F. Rohde bietet den sich so oft wiederholenden Fehler, daß es kein Drama ist und sich in Breite verliert. Es hat wenig Handlung, die Motive sind häufig schwach und die Hauptcharaktere sind schwankend. Am Besten ist der unheilvolle Einfluß des heuchlerischen Pfaffenthums dargestellt. Uebrigens zeugt das Drama von poetischem Sinn und die Sprache so wie der Vers sind mit lobenswerther Gewandtheit behandelt. Auch in seinem „Desiderius. Trauerspiel" (Dresden 1860) ist dichterisches Talent sichtbar, das aber nicht zur klaren Erkenntniß dessen gekommen ist, was ein Drama sein soll. In die spätere Geschichte Griechenlands gehört „Constantin" XI." von K. Adam Kaltenbrunner.

Die Römische Geschichte ist von den neueren Dramatikern in eben demselben Umfang bearbeitet worden wie die Griechische. Mit der Sage beginnend, haben wir zunächst die „Dido" von Franz Nissel zu erwähnen, sodann „Die Sabinerinnen" von Paul Heyse und „Die Tarquinier" von Adolf Pichler. K. Hugo, eigentlich Karl Hugo Börnstein (seine Biographie siehe im Register!) bewies in seinem gesinnungstüchtigen „Brutus und Lucretia. Drama in 4 Akten" (Wien 1845), daß er Zeit und Personen mit Geschick zu behandeln versteht, aber auch, daß es ihm an künstlerischer Mäßigung fehlt. Eben so wenig hat er sich in der philosophirenden „Großen Fibel in zwei dramatischen Dichtungen" (2. Aufl. Wien 1844) zu beschränken gewußt, was um so mehr zu bedauern ist, als beide Stücke „Das Schauspiel der Welt" und „Der Stein der Weisen" schöne poetische Anschauungen und kräftig gestaltete Charaktere darbieten. „Ein Ungarkönig. Drama in 4 Akten" (Pesth 1847) ist die Bearbeitung eines ursprünglich in ungarischer Sprache geschriebenen Schauspiels, das nicht ohne Poesie, aber in der Anlage höchst verwirrt ist. Großes Aufsehen erregte in der neuesten Zeit Albert Lindner durch sein Drama „Brutus und Collatinus" (Berl. 1866) welches den preußischen Schillerpreis von 1000 Thalern erhielt, und diese Auszeichnung nicht nur deßhalb verdiente, weil es das beste unter den bei der Preiserwerbung eingezogenen Stücken war, sondern weil es wirklich von einem sehr bedeutenden Talente zeugt. Allerdings kann man der Dichtung den Vorwurf machen, daß ihr die dramatische Einheit fehlt, daß die Sprache ungleich ist, dagegen muß man anerkennen, daß die Situationen geschickt herbeigeführt und mit poetischer Kraft entwickelt, daß endlich auch die Charaktere mit großer Wahrheit gezeichnet sind. Seine poetische Begabung hatte A. Lindner schon früher durch seine mit Begeisterung erfaßten Dramen „Dante Alighieri" (Jena 1855) und „William Shakespeare. Schauspiel in 3 Abtheilungen" (Rudolstadt 1864) beurkundet. Den Appius Claudius Regillensis und dessen Ankämpfen gegen die Bestrebungen der Plebejer behandelt K. Twesten in „Ein Patricier. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1848) mit trefflicher Auffassung des römischen Charakters der verschiedenen Personen, in deren Reden er eine Fülle von tüchtigen, oft großartigen, ihrem Wesen angemessenen Gedanken ausspricht. Den nämlichen Stoff behandelten Peter Lohmann sowie auch Friedrich Röber, später Hedwig Henrich in „Virginia. Trauerspiel mit Anhang von Gedichten" (Stuttg. 1853), die ihn mit Talent und ganz besonders mit weiblicher Würde durchgeführt hat. Auch ist ihre glückliche Auffassung des republikanischen Römersinnes anzuerkennen. Eben so glücklich hat Alfred Königsberg die römische Größe in „Manlius. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1864) aufgefaßt. Früher hatte er in „Deutsche Kämpfe. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1862) den Kampf zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen mit Geschick dramatisiert. In der neuesten Zeit hat er in dem „Sekretär des Generals von Tauenzien oder Vorurtheile. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1866) Lessing mit gutem Erfolg auf die Bühne gebracht. Zwar hat der Dichter frühere und spätere Begebenheiten aus dem Leben des trefflichen Mannes in die Zeit seines Aufenthalts in Breslau herbeigezogen, aber sie doch so behandelt, daß selbst ein mit dessen Lebensgeschichte vertrauter Zuschauer und Leser die chronologischen Unrichtigkeiten leicht übersehen kann. In der Charakteristik findet sich manches Uebertriebene, die meisten Personen aber sind glücklich aufgefaßt und dargestellt, insbesondere Lessing mit seiner Unbestechlichkeit, seinem schneidenden Witz und seinem humanen Freisinn. Die Sprache ist, von einigen modernen und überspruderlnden Wendungen abgesehen, im Ganzen rein und würdig, der Dialog lebendig und inhaltreich. Daß Oswald Marbach den Coriolan nach Shakespeare bearbeitet, haben wir oben erwähnt. F. A. Toelcken entwickelt in „Das Gesetz und die Republikaner. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1849) ein recht hübsches Talent und zugleich ein tiefes Verständniß des republikanischen Staatslebens. Papirius Cursor, der seinen Schwiegersohn Quintus Fabius Maximus zum Tode verurtheilt, weil er gegen seinen Befehl gesiegt hatte, ist ein würdiger

Repräsentant des großen Römersinns. Der große karthagische Feldherr Hannibal wurde, wie schon erwähnt, von Rudolf Neumeister bearbeitet. Die Karthagerin Sophonisbe ist ein so glücklicher und fruchtbarer Stoff, daß er eine größere Zahl von Dichtern zur Bearbeitung reizte. Außer Friedrich Röber, ist zunächst A. von Hake zu erwähnen, dessen „Sophonisbe. Trauerspiel in 1 Akt" (Lpz. 1839) bei gedrängter Kürze inhaltreich ist und durch gute Charaktere, Zeichnung und eine einfache, aber immer edle Sprache erfreut. Die „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten" (Gotha 1857) von Eduard Rüffer ist zwar in der Anlage ungenügend, spricht aber durch schöne und gehaltreiche Darstellung an. In der „Hermannsschlacht. Drama in 5 Aufzügen" (Gotha 1862) des nämlichen Dichters ist es ihm nicht gelungen, den Gegensatz des Alles verschlingenden Römerthums und des Strebens der Germanen nach nationaler Unabhängigkeit klar zur Anschauung zu bringen. Seine „Lurelei. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Gotha 1862) ist zu prosaisch, und „Die Walpurgisnacht. Lustspiel in 3 Aufzügen" (Eb. 1863) ungeachtet des glücklichen Dialogs und des heiteren Witzes doch wegen der mangelhaften Composition ohne dramatische Wirkung. Ein anderer Bearbeiter der Sophonisbe ist Hermann Hersch. Derselbe wurde 1821 zu Jüchen in der preuß. Rheinprovinz von armen jüdischen Eltern geboren, war sieben Jahre lang Kaufmann, studierte dann in Bonn und lebte dann als dramatischer Schriftsteller in Berlin, wo er 27. Juli 1870 starb. Hätte er nur die „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten" (Ff. 1859) verfaßt, so würde er schon vollkommene Anerkennung verdienen, denn sie gehört unzweifelhaft zu den besten Bearbeitungen des Stoffs. Die Anlage zeugt von Verständniß der dramatischen Kunst; die Begebenheiten und Charaktere erscheinen in der schönsten Wechselwirkung und es sind die Hauptpersonen, Sophonisbe und Scipio in ihrer antiken Größe würdig aufgefaßt. Größeres Aufsehen erregte er jedoch durch „Die Anne-Lise. Schauspiel in 5 Akten" (Ff. 1859), deren Held der junge Fürst Leopold von Dessau ist, der nachmals unter dem Namen „Der alte Dessauer" berühmt wurde. Seine Liebe zur liebenswürdigen Apothekerstochter, die er trotz aller Einwendungen, Intriguen und Standesvorurtheile heirathete, ist mit Glück und Heiterkeit geschildert, wie denn das Stück weit eher ein Lustspiel ist als ein Schauspiel. Die Personen, besonders aber die beiden Liebenden und die Mutter des jungen Fürsten sind mit echtem Dichtersinn gestaltet; dagegen kann nicht entschieden genug getadelt werden, daß der Hofmeister des Prinzen in gebrochenem Deutsch spricht, was höchst unüberlegt oder ein Beweis ist, daß der Dichter keine Ahnung von den Sitten eines deutschen Hofes hat. Der Hofmeister ist nämlich ein Franzose, und da alle Personen des Hofes nicht bloß Französisch verstanden, sondern sogar vorzugsweise Französisch sprachen, so hat er nothwendig in seiner Muttersprache mit ihnen gesprochen. Da aber diese Sprache hier natürlich keine Anwendung finden konnte, so blieb Nichts übrig, als den Hofmeister ebenfalls in gutem Deutsch sprechen zu lassen. Es liegt durchaus kein Grund vor, warum ihm diese Sprache nicht geläufig sein konnte, und es würde gewiß keinem Leser oder Zuschauer auffallen, wenn er sich derselben bediente. Dadurch aber, daß er in gebrochenem Deutsch spricht, wird er zur Karikatur, und er bringt komische Wirkung hervor, was mit seinem ganzen Charakter im Widerspruch steht. Des nämlichen Dichters „Krebsmühle. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berlin 1860) behandelt den bekannten Prozeß des Müllers Arnold mit dem Kammergericht in Berlin und die gut gemeinte, aber immerhin despotische Entscheidung Friedrichs II. nicht eben sehr glücklich. Der „Benedictus Schwartz. Schauspiel in drei Aufzügen" (Eb. 1865) ist uns unbekannt, und so haben wir nur noch seine „Maria von Burgund. Historisches Lustspiel in 5 Aufzügen" (Ff. 1860) zu erwähnen, die übrigens den Vergleich mit Deinhardsteins und Freytags Behandlung des nämlichen Stoffs nicht aushält. — J. F. Horns „Sophonisbe. Tragödie in 5 Akten" (Kiel 1862) zeigt eine gute Auffassung des Stoffs, verständige Motive, und einen raschen, gehaltvollen Dialog mit inhaltreichen, den Charakteren entsprechenden Sentenzen. Auch ist die Charakterzeichnung gelungen. Vortrefflich gedacht und ausgeführt ist der Gegensatz des Scipio und der Sophonisbe, wenn jener die Gnade und Hülfe der Götter erfleht, diese der Götter Hülfe trotzig herausfordert. Durchaus gelungen ist ferner der Charakter der Sclavin Chrysis, der Vertrauten der Sophonisbe. Sie ist griechischen Ursprungs und hochgebildet, daher Sophonisbe sie zur Freundin wählen konnte. Der Dichter hat die Verschiedenheit ihrer Charaktere mit großem Glück gezeichnet und benutzt. Chrysis ist eine milde, sanfte, echt weibliche Gestalt, Sophonisbe männlich kühn und starken Geistes. Auch die Männer, Scipio, Massinissa, Lälius, Syphax, sind vortrefflich gezeichnet. Die Handlung schreitet rasch vorwärts und wird nirgends durch leere Declamationen aufgehalten. Leider hat der Dichter durch den Gebrauch verschiedener metrischer Formen der künstlerischen Gestaltung wesentlich geschadet. So schön unter Anderm die Octaven sind, so sind sie bei dem antiken Stoff doch ganz unpassend, da sie ihm ein modernes Gepräge geben, welches mit der sonst gelungenen antiken Haltung im Widerspruch steht. Eben so wenig ist zu loben, daß die Reden oft mit gereimten Versen beginnen und dann in reimlose übergehen, oder daß sie mit reimlosen Versen beginnen und enden, während in der Mitte gereimte erscheinen. Die „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten" (Dresden 1862) von R. Prölß ist das Ergebniß eines hübschen Talents, dem es nicht an Gestaltungsgabe fehlt, die auch in „Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Akten" (Dresd. 1864) erscheint, welche übrigens der Bearbeitung Gottschalls nicht ebenbürtig ist. Im „Michael Kohlhaas. Trauerspiel in 6 Akten" (Dresd. 1863) hat der Dichter ein warnendes Beispiel für Diejenigen aufgestellt, die ihr gutes Recht auf ungesetzlichem Wege erreichen wollen, während ein gesetzlicher Weg möglich ist. Er hat darin die ewige Idee, die vom Apfelbiß und Prometheus an bis zu Faust herab in so mannigfacher Weise ausgesprochen erscheint, nicht

ohne Glück in ein neues Gewand gekleidet. „Das Recht der Liebe. Lustspiel in 5 Akten" (Dresd. 1847) beruht auf der oft behandelten Verwickelung, daß sich der Herr für den Diener, die Dame für das Kammermädchen ausgiebt, und ist ebenso heiter als geschmackvoll ausgeführt. Emanuel Geibel, dessen lyrische Dichtungen wir oben eingehend besprochen haben, nimmt als Dramatiker eine weniger hervorragende Stellung ein, und Dieß hat seinen Grund theils darin, daß er sich in der Wahl der Stoffe irrte, theils daß er keine entschiedene Sicherheit in der formellen Behandlung zu gewinnen wußte. Daß übrigens alle seine Dramen, wenn sie auch nicht künstlerisch vollendet sind, einzelne Stellen von großer Schönheit bieten, braucht bei seinem poetischen Talent kaum erwähnt zu werden.

In seinem ersten Drama „König Roderich. Tragödie in 5 Aufzügen" (Stuttg. u. Tüb. 1844) tritt keine einzige Persönlichkeit so gewaltig hervor, daß sie den Mittelpunkt der Handlung bildete. Roderich, Julian, Palayo, Florinde, alle haben gleichen Anspruch auf den Titel der Tragödie. Der Ausdruck ist hie und da unklar und selbst inkorrekt, manchmal wohl auch trivial und prosaisch; die Bilder sind nicht immer glücklich und öfters mit epischer Breite ausgeführt. Die Gedanken sind wohl passend und schön, aber nicht neu und man begegnet im Verlaufe der Dichtung manchen Reminiscenzen. Hat der Dichter in „Roderich" nicht aus dem Stoff gemacht, was aus demselben hätte gemacht werden können, so tritt in „Brunhild. Eine Tragödie aus der Niblungensage" (Stuttg. u. Augsb. 1857) das Entgegengesetzte ein, freilich nicht gerade zum Vortheil der Tragödie. Bei der verfehlten Wahl des Stoffs war der Dichter nämlich genöthigt, Personen und Verhältnisse zu modernisiren; wenn diese nun aber, als modern betrachtet, vortrefflich gehalten sind, so stehen sie im Widerspruch mit der allgemein bekannten Ueberlieferung, und dieß muß nothwendig der dramatischen Wirkung schaden. Der Dichter hat das Ungeheure und Wunderbare zum größten Theil beseitigt, aber ohne dieses wird die Handlung mehr oder weniger bedeutungslos. Allerdings ist die Dichtung reich an sinnigen Gedanken, die in schöner, wahrhaft poetischer Sprache dargestellt sind, allein man könnte oft mit Chriemhildens Worten fragen: „Wie kommt dein rother Mund zu solcher Weisheit?" denn es sind eben moderne Gedanken, und die Anschauungen sind oft sogar eher griechisch als nordisch. Auch ist der Wechsel des Metrums nicht zu billigen, da er durch Nichts motivirt ist, und endlich sind dem Dichter manche Inkorrektheiten des Ausdrucks entschlüpft. Die romantisch-schwärmerische „Loreley" (Hannover 1861) ist als Operntext ausgezeichnet; Erfindung und Ausführung sind durchaus gelungen, da der Dichter Gelegenheit fand, sein lyrisches Talent vorwalten zu lassen. Die Verse sind von reizendem Wohllaut, der zur musikalischen Behandlung auffordert. „Meister Andrea. Lustspiel in 2 Aufzügen" (Stuttg. u. Augsb. 1855) ist nach einer italienischen Novelle bearbeitet, welche dem „Dicken Tischlermeister" von Tieck zum Grunde liegt. Die Geschichte ist im Ganzen gut in Scene gesetzt, aber uns scheint, als ob die Persönlichkeit eines „echten Künstlers", wie Meister Andrea doch ist, für einen solchen Scherz (man bringt ihn nemlich dazu zu glauben, daß er ein Anderer sei) unpassend gewählt ist; ein Tischlermeister paßt jedenfalls besser dazu. Auch macht es einen widrigen Eindruck, daß der gute Andrea wegen seiner Zerstreuung so hart bestraft wird: er hatte Freunde eingeladen, es aber vergessen, weshalb sich diese rächen wollen. Solches läßt sich in einer Novelle gut lesen, aber auf der Bühne ist es unpassend. Auch ist da die Sache so unglaublich, daß der Zuschauer unmöglich in den Scherz eingehen kann. Geibels letztes Drama „Sophonisbe. Tragödie in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1868) zeigt die nämlichen Mängel, die schon in seinem ersten sichtbar waren, wenn sie auch in andrer Weise erscheinen, was eine nothwendige Folge des verschiedenen Stoffes ist. Was zunächst den Ausdruck betrifft, so ist derselbe allzu offenbar den Griechen nachgebildet, was hie und da zu Unklarheit und gesuchten Wendungen veranlaßt. Auch sind ungeeignete Bilder nicht selten. Die Charakteristik der Personen ist im Ganzen gelungen; um so mehr fällt es auf, daß der Dichter den Knaben Hiram eine Sprache sprechen läßt, die mit seinen Jahren und seiner geistigen Entwickelung im vollsten Widerspruche steht. Bei Scipio hat der Dichter wohl Napoleon im Sinne gehabt, was keineswegs zu tadeln ist; in der Ausführung hat er aber wenigstens an Einer Stelle fehlgegriffen. Er hat nämlich die Macht des Feldherrn über den Soldaten vortrefflich zur Anschauung gebracht, aber dabei unbeachtet gelassen, daß Scipio nicht zu Römern, nicht zu langjährigen Bundesgenossen spricht, sondern zu Barbaren, die sich erst seit Kurzem und zwar nur aus Haß gegen Karthago mit den Römern verbunden hatten, so daß seine Rede, die für Römer berechnet war, in der That keinen Eindruck auf jene Barbaren machen konnte. Die Auffassung des Verhältnisses der Heldin zu dem Römischen Feldherrn ist neu und tief gedacht. Sophonisbe liebt Diesen, weil sein hoher Geist dem ihrigen entspricht, sie glaubt sich von ihm verrathen, und will ihn ermorden. Schon hat sie den Dolch auf ihn gezückt, als ihr ein Brief zu Gesichte kommt, in welchem er mit Bewunderung von ihr spricht, und er den Römern verheißt, sie zur Bundesgenossin zu gewinnen; der Dolch entfährt ihren Händen und sie gesteht ihre Absicht dem Feldherrn ein. Indessen vernimmt sie, daß sich ihre vertrauteste Freundin, die Priesterin Thamar, für das Vaterland geopfert habe. Sie wird dadurch an ihre Pflicht gegen das Vaterland erinnert; aber bei ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Scipio kann sie sich nicht entschließen, ihm feindlich zu begegnen; unfähig, im Kampfe zwischen Liebe und Pflicht Partei zu ergreifen, sieht sie nur ein einziges Mittel, ihm ein Ende zu machen, den Tod. Moritz Heydrich, der am 13. März 1820 zu Dresden geboren, in Leipzig studierte und, so viel uns bekannt ist, seit 1851 in Loschwitz lebt, behandelte im „Tiberius Gracchus, geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dresden 1861) den Kampf der Römischen Demokratie gegen die Patrizierherrschaft, wobei er alle Anspielungen auf die deutschen Verhältnisse in aner-

kennenswerther Weise vermied und nirgends eine Tendenz durchblicken ließ; doch bringt es der Stoff mit sich, daß man unwillkürlich an die neuesten Erscheinungen auf politischem Gebiet erinnert wird. Die Tragödie ist zwar nicht ohne Längen, aber sonst durchaus gelungen, der Dichter entwickelt darin eine nicht gewöhnliche dramatische Kraft, die Anlage ist klar, der Stoff übersichtlich angeordnet, die Personen sind mit Sicherheit individualisirt, die Sprache ist würdig und angemessen, so daß das Drama bei höchst einfachen Mitteln und gründlicher Motivirung eine bedeutende Wirkung hervorbringt. Leider hat der Dichter dem Bau der Verse nicht immer hinlängliche Aufmerksamkeit gewidmet. Großen Beifall erwarb sich Heydrich durch „Prinz Lieschen. Posse in 3 Aufzügen" (Dresden 1861), ohne ihn jedoch zu verdienen. Die Erfindung ist nicht neu (Lieschen, die sich als Schulmeister verkleidet, wird von einem dummen Edelmann für den Kronprinzen gehalten) und die Ausführung ist Nichts weniger als gelungen. Die Charaktere sind übertrieben, der Humor ist nicht natürlich, der Witz ist weder fein und gebildet, noch bewegt er sich in dem „höhern Blödsinn", der wider Willen Gelächter erregt. Endlich ist die Lösung schlecht motivirt. Hermann Brandes behandelte den „Cajus Gracchus. Trauerspiel in 5 Akten" (Braunschw. 1860). Franz Trautmann, der später bei der Prosadichtung ausführlicher zu besprechen ist, hat auch eine Reihe von dramatischen Dichtungen veröffentlicht, die seinen Romanen jedoch nicht ebenbürtig sind. Aus der Römischen Geschichte bearbeitete er den „Jugurtha. Trauspiel in 5 Akten" (München), in welchem sich die Handlung in so große Breite verirrt, in so viele Einzelnheit zersplittert, daß die Uebersichtlichkeit ganz verloren geht. In den übrigen Stücken hat er sich schon in den Stoffen vergriffen, die eher zur novellistischen als zur dramatischen Behandlung geeignet sind, daher die Entwickelung unklar ist, wie im „Schloß Latour. Original-Lustspiel in 4 Akten" (München 1846), dessen Handlung oft stehen bleibt, und wie in „Frauenhuld tilgt jede Schuld. Historisches Charakter-Lustspiel in 5 Akten" (Eb. 1853). Gelungener als diese sind „Das Debüt wider Willen. Dramatischer Scherz in 1 Akt" (Eb. 1851), und „Blemers Leiden. Original-Lustspiel in 1 Akt" (München 1864), welches nach Anlage und heiterer Ausführung als sein bestes Drama zu bezeichnen ist. Der „Jugurtha. Ein dramatisches Gemälde in 3 Handlungen" (Stuttg. 1861) von Eugen Ruland ist nicht ohne Geschick behandelt. B. Weber, nicht zu verwechseln mit dem Tiroler Beda Weber, hat in „Spartakus. Tragödie" (Wien 1846) den fruchtbaren Stoff glücklich behandelt. Die Motive sind einfach, aber wahrhaft tragisch. Die Darstellung ist im Ganzen würdig, artet aber hie und da in Trivialität aus. Der „Spartacus. Trauerspiel in 5 Akten" (Freib. 1861) von T. de Sechelles erlebte eine zweite Aufl." (Würzb. 1862). Neben Carl Schröder haben auch Kürnberger und Lingg den Catilina dramatisch behandelt. Ferdinand Kürnberger, dessen Prosadichtungen später zu erwähnen sind, hat in seinem „Catilina. Drama in 5 Aufzügen" (Hamb. 1855) ein bedeutendes dramatisches Talent entwickelt. Obgleich darin nicht weniger als funfzig Personen auftreten, außerdem noch Abgeordnete der Allobroger, Männer aus Hetrurien, Männer aus Heraklea, Lictoren, Bewaffnete, Sensenschmiede, Soldaten und Sklaven, so gelingt es ihm doch, diese Massen in lebensvoller Anschaulichkeit und Individualität vorzuführen. Wie die Exposition, so ist auch die weitere Ausführung gelungen, die sich nur hie und da in Breite verliert. Die römischen Zustände und die Tyrannei Roms den andern Völkern gegenüber sind mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt, die Versammlungen des Senates sind mit wahrer Meisterschaft in Scene gesetzt, und die Schilderung der nichtswürdigen Senatoren und Ritter, die nur an sich, nicht an das Vaterland denken, ist von unwiderstehlicher Wirkung. Die Sprache ist würdig und von poetischer Schönheit, nur wäre die geschmacklose Einmischung lateinischer Brocken wegzuwünschen. Hermann Lingg's „Catilina. Trauerspiel in 5 Akten" (Münch. 1864) giebt neuerdings Zeugniß von seinem großartigen poetischen, aber zugleich von seinem vorwiegend lyrischen Talent, woraus sich ergiebt, daß er keine Begabung für das Drama hat, wie er denn unglückliche Stoffe gewählt oder glückliche unglücklich behandelt hat. Das Bewußtsein, daß er durch dramatische Mittel nicht zu wirken vermag, hat ihn verleitet, durch Seltsamkeiten Wirkung hervorzubringen. Nicht anders läßt sich in „Catilina" die Einführung der Parzen und die Erscheinung des Lars erklären, was zu dem Unglauben der Zeit und Catilinas insbesondre wenig paßt. Man fragt sich vergeblich, welchen Plan der Dichter bei der Abfassung des Dramas verfolgte, es herrscht ein solcher Wirrwarr, der Wechsel der Scenen ist so schnell und unmotivirt, daß man bald den Zusammenhang verliert. Auch fehlt es nicht an Wiederholungen jeglicher Art. Einen widrigen Eindruck macht es insbesondere, daß die Verschworenen sich immer gegenseitig beschimpfen. Der Dialog ist ohne festen logischen Gang, die Sprache hart und geschraubt, oft bis zur Trivialität prosaisch. Einzelnes ist dagegen von großer Trefflichkeit, besonders wenn er sich seinem lyrischen Talent hingiebt, z. B. die erste Scene des zweiten Aktes und manche Reden Catilinas. Auch den „Walkyren. Dramatisches Gedicht in 3 Akten" (Münch. 1864) fehlt es an künstlerischer Gestaltung, was freilich zum großen Theil im verfehlten Stoffe liegt. Uebrigens macht das Ganze doch einen bessern Eindruck als der „Catilina", weil Willkür in der Behandlung bei dem mythischen Stoff eher erlaubt war. Doch sind manche Mängel gar zu auffallend. Gleich Anfangs ist der Argwohn Hamals, daß seine Brüder ihm die Herrschaft entreißen wollen, ganz unmotivirt. Die Walkyren verkünden sich als Prophetinnen und doch entgeht ihnen, daß drei Jünglinge in der nächsten Nähe sind; der Ostgothenkönig Walarmir will mit den Hunnen brechen, aber erst lange nachher erinnert er sich, daß seine Söhne als Geißel bei Attila sind, und zwar muß er noch von dem Hunnenboten darauf aufmerksam gemacht wer-

den; Dieß alles sind Züge, aus denen ersichtlich ist, daß der Dichter den Stoff nicht zu beherrschen weiß. Uebrigens enthalten auch die Walkyren manche hochpoetische Stellen. Merkwürdiger Weise hat, soviel wir wissen, nur ein einziger Dichter den Cäsar zum Helden eines Dramas gewählt, nämlich Eduard Arnd, dessen „Israelitische Gedichte" schon früher besprochen wurden. Seinem „Cäsar und Pompejus. Eine Tragödie." (Hamb. 1833) fehlt es zwar an dramatischer Gestaltung, die Handlung bewegt sich zu rasch, so daß man ihr nicht folgen kann und sie denen, welche keine genauere Kenntniß der Geschichte haben, unverständlich bleiben muß. Es ist Dieß schon beim Lesen der Fall, um wie viel mehr muß es bei der Ausführung stören, wo der Zuschauer keine Zeit hat, über das Gehörte nachzudenken. Das Ganze löst sich in einzelne Scenen auf, von denen beinahe jede, für sich betrachtet, trefflich ist, die aber zu wenig in einander greifen. Die Charaktere sind scharf und wohl aufgefaßt, werden aber des gerügten Mangels wegen nicht recht lebendig. Den „Brutus und Cassius" von Oswald Marbach, haben wir schon erwähnt. J. C. Hauch aus Norwegen, geb. 1790, gest. 1872 als Professor an der Akademie zu Soröe, hat in „Tiberius, der dritte Cäsar. E. Tragödie in 5 Handlungen" (Lpz. 1836) dramatische Begabung bewiesen. Er hat nicht nur die Charaktere, namentlich Tiberius, Sejan und Germanicus mit Glück gezeichnet, es sind auch die Situationen meist von großer Wirksamkeit. In der „Belagerung von Mastricht. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1834) finden sich gelungene Volksscenen, in welchen jedoch die nemlichen Gedanken zu oft wiederholt sind. Eben so gelungen ist der Gegensatz des wahren Patrioten und des Philisters dargestellt, der in ruhigen Zeiten viel vom Vaterlande spricht, aber kleinlaut wird, wenn es seine Vertheidigung gilt, bei der Etwas zu verlieren ist, der aus Furcht vor möglichem Verlust die wahre Gefahr nicht erkennt. Vortrefflich ist ferner der verderbliche Eifer der protestantischen Geistlichkeit geschildert, die nicht weniger unduldsam und blutdürstig ist als die katholische, deren hinterlistige Heuchelei auch hier lebendig zur Erscheinung gelangt. Eine schöne Episode ist der Schmerz der Spanierin Isabella um ihren getödteten Sohn. Die Mutterliebe reizt sie zur Rache und, von dem Jesuiten Ignatio verleitet, zum Morde Oraniens, der jedoch ihrem Anschlag entgeht. Der geistreiche Ferdinand Gregorovius hat, wahrscheinlich durch die Zeitverhältnisse verleitet, am „Tod des Tiberius. Tragödie" (Hamb. 1851) sein Talent an einem unglücklichen Stoffe verschwendet, den auch Chn. und Fr. Kiedaisch: „Der Tod des Tiberius. Ein dramatischer Versuch" (Stuttg. 1862) ohne besonderen Erfolg gewählt haben. Karl Gutzkow, dem eine ausführlichere Besprechung gewidmet werden soll, hat den Kaiser Nero zum Stoff eines Dramas gewählt, neben ihm, aber freilich in sehr untergeordneter Weise, W. Molitor, den wir schon erwähnt haben. „Nero. Tragödie in 5 Akten" (Münch. 1852) ist schon deswegen verfehlt, weil der Held als das vollendete Werkzeug seiner Umgebung erscheint, indem er sich immer nur von dem Einen befreit, um sich von einem Andern gebrauchen zu lassen. Von größerem Werth sind Schleichs „Gesammelte Lustspiele und Volksstücke" (2 Bde. München 1863), ob sie gleich durchaus nicht als vollständig gelungen bezeichnet werden können. Zunächst ist zu bemerken, daß die Sprache nicht sehr gebildet, und daß der Dichter auch da Provinzialismen einmischt, wo sie nicht nur von keiner Bedeutung sind, sondern sogar die Einheit der Darstellung stören. In einzelnen Stücken reden Personen in der Mundart, aber ohne hinlängliche Motivirung, weil in demselben Stücke Andere hochdeutsch sprechen, die nach Zeit, Land und Umständen nicht anders als im Dialekt reden sollten. Eines der besten Stücke ist das erste, „Bürger und Junker. Altbürgerliches Charakterbild in 4 Akten", das zuerst einzeln erschien (Münch. 1855). Es ist dieß ein echt deutsches, ein echt bayerisches Stück. Der Plan ist sehr einfach, aber giebt dem Dichter Gelegenheit zu manchen wirksamen, zu mehreren komischen Situationen. Die mannigfaltigen Charaktere sprechen durch individuelle Auffassungen; in den meisten ist der Ton der Zeit glücklich getroffen. Das Komische in den Schwächen der edleren Charaktere tritt kräftig hervor, ohne daß dieselben jedoch dadurch lächerlich werden. Selbst die den Bürgerstand herabwürdigende Stellung des Adels verletzt nicht und wirkt nicht widerlich, weil der Dichter auch die wahrhaft schönen Seiten des Verhältnisses zwischen Adel und Bürger darzustellen versteht. „Der Bürgermeister von Füßen", ein Stück, das zur Zeit des Bauernkrieges spielt, hat manche gute und wirksame Scene, doch sind die politischen Anschauungen zu sehr modernisirt. „Die Haushälterin" ist von frischem Humor eingegeben und ist reich an guten und wirksamen Einfällen. In „Ansässig" hat der Dichter das ehemalige Zunftwesen dargestellt; der Humor, der sich darin ausspricht, macht jedoch auf der Bühne keine Wirkung. Unter den Dramen, welche den Kaiser Nero behandeln, nimmt ohne Vergleich „Der Günstling eines Kaisers. Tragödie in 5 Aufzügen" (Hamb. 1862) von Goldhann die erste Stelle ein, worin die psychologische Auffassung der Charaktere mit der poetischen in vortrefflicher Weise verbunden ist. Die Schilderung der Leidenschaften macht um so größere Wirkung, als sie in den verschiedenen Personen individualisirt erscheinen. Von tiefer Ueberlegung zeugt der vom Dichter durchgeführte Gegensatz des Christen- und des Heidenthums. Die Erfindung ist im Ganzen lobenswerth, nur verschwimmt die Tendenz am Ende, so daß das Stück keinen rechten Ausgang hat. „Herculanum" in „Dramatische Dichtungen" (Clausthal 1860) von E. Buchholz macht keinen Anspruch auf künstlerische Entwickelung. Franz Kugler, dessen lyrische und epische Dichtungen früher erwähnt wurden, ist als Dramatiker eine Zeit lang überschätzt worden. Er konnte allerdings dadurch bestehen, daß er seine Stoffe geschickt anlegte, sie klar und übersichtlich ausführte, der Dialog sich im Allgemeinen leicht bewegte und die Sprache, ohne besonders hervorragende Schönheiten darzubieten, meist korrekt war. Allein es fehlte den

Dramen an einem tieferen Gehalt und an poetischer Verklärung der Stoffe. Ein durchgängiger Mangel seiner Dramen, die in seinen oben angeführten „Belletristischen Schriften" gesammelt sind, erscheint schon in seinem ersten Versuch; „Pertinax. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1847) verfehlt seine Wirkung, weil die Handlung oft stecken bleibt, es ihr an raschem Fortgange fehlt. Am Besten unter allen ist „Jakobäa. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1848), obgleich auch darin die Handlung nicht rasch fortschreitet und manche untergeordnete Situation in zu großer Breite ausgeführt wird. Nicht ohne Geschick ist die Katastrophe herbeigeführt. Obgleich geistreich und von kräftigem Sinn, versäumt Jacobäa von leidenschaftlicher Liebe befangen, den rechten Augenblick, der Verrätherei entgegen zu treten, die ihrerseits diese Schwäche zu benutzen versteht und sie ins Verderben reißt. Das Wagniß, einen Stoff dramatisch zu bearbeiten, der von Lord Byron in großartiger und E. T. A. Hoffmann in eigenthümlicher Weise behandelt worden war, mußte bei Kuglers untergeordnetem Talent scheitern, und in der That ist sein „Doge und Dogaresse. Trauerspiel in 5 Aufzügen" durchaus mißlungen. Die vorbereitenden Motive treten zu grell hervor, so daß sie ihre Wirkung schon im Voraus verrathen. In „Hans von Baisen. Trauerspiel in 5 Akten und einem Vorspiel" (1850), worin der Zerfall des deutschen Ordens geschildert wird, sind die Verhältnisse nicht mit der nothwendigen Klarheit entwickelt, weil der Dichter den Stoff nicht zu bewältigen vermochte. Eine der willkürlichsten Compositionen ist „Die Tatarische Gesandtschaft. Schauspiel in 5 Aufzügen" (1850), die nur einigermaßen durch die Schilderung einiger Charaktere, namentlich des Feldmarschall Derfflinger und seines früheren Mitgesellen Kilian Neumann, gerettet wird. Die Kleinigkeit „Vor Tische. Lustspiel in 1 Aufzuge" (1851) ist von größerem Werth als seine ersten Stücke. Der Einfluß, den ein Koch auf seinen Herrn, einen eingefleischten Gastronomen, zu gewinnen und zu benutzen versteht, ist recht ergötzlich. Auf den Kaiser Hadrian von Heyse ist bei ausführlicher Besprechung der Dramen dieses Dichters einzugehen; endlich erwähnen wir noch die „Cäcilia, Historische Tragödie" von J. Weißbrodt (Münster 1863), deren Handlung in die Zeiten des Kaisers.

Die französische Geschichte ist von einer nicht kleinen Anzahl von Dichtern dramatisch behandelt worden und zum Theil mit entschiedenem Glück. Der staatskluge und despotische Philipp August ist der Held der schon besprochenen „Ingeborg von Dänemark" von Gisela von Arnim und von F. Th. Wangenheims „Krone und Herz. Tragödie in 5 Aufzügen", das er nebst zwei andern Stücken in der Sammlung „Dramatisches" (Cassel 1846) veröffentlichte. Die Exposition dieser Tragödie ist eben so unklar als die Ausführung; doch tritt der unselige Einfluß des nach Allgewalt strebenden Papstthums noch ziemlich lebendig hervor. Größeres Talent hat der Dichter in „Die Juristen. Eine Komödie in 5 Aufzügen" bewiesen, deren Erfindung glücklich und deren Lösung überraschend ist, indem dem tragischen Stoff durch geschickt angebrachte Motive ein heiterer Ausgang gegeben wird. Auch „der Egoist. Original-Schauspiel in 5 Aufzügen" beruht auf einer guten Erfindung, doch sind die Charaktere zum Theil unwahr und überladen. „Philipp August, König von Frankreich. Dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen" von einem Ungenannten (Berl. 1850) stellt den Kampf des Königs mit seinen Vasallen und dem Papst dar; das Drama ist mit großer Ueberlegung componirt und mit Geschick ausgeführt. In die Zeiten Franz I. fällt das später zu besprechende Trauerspiel „Karl von Bourbon" von Robert Prutz. Eduard Mohr hat in seinem „Coligny. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Amsterd. 1857) eine nicht gemeine Gestaltungsgabe und großen Gedankenreichthum an den Tag gelegt; es ist daher lebhaft zu bedauern, daß es sowohl in der Anlage, in der Alles zersplittert erscheint, als in den Hauptmotiven verfehlt ist. Gelungener ist „Francesco del Pazzi. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Amst. 1862), worin die berühmte Verschwörung der Pazzi gegen die Medici in klarer und wahrer Auffassung der Verhältnisse dargestellt wird. Unter den neueren Dramatikern verdient Johann Heinrich August Ebrard mit Auszeichnung genannt zu werden, dem zudem wegen seines freisinnigen Wirkens als Theolog Anerkennung gebührt. Derselbe wurde am 18. Jan. 1818 zu Erlangen geboren, studirte nach vollendeten Gymnasialstudien von 1835 bis 1859 zuerst in Erlangen, dann in Berlin, war hierauf zwei Jahre lang Hauslehrer, habilitirte sich 1841 in Erlangen, und wurde 1844 nach Zürich und 1847 nach Erlangen als Professor der Theologie berufen. Im J. 1853 wurde er zum Rath am Consistorium für die unirte Kirche der Rheinpfalz in Speier ernannt, wo er unter harten Anfeindungen von Seiten der altlutherischen Partei bemüht war, die bestehende Union auszubauen und zu befestigen. Im J. 1861 gab er, da er sich nicht dazu hergeben wollte, Gewaltmaßregeln des Ministeriums zu unterstützen, seine Entlassung und er lebt seitdem in Erlangen, wo er von der Erlaubniß, Vorlesungen halten zu dürfen, Gebrauch macht. Die französische Geschichte zur Zeit Heinrichs III. u. IV. behandelte er in „Duplessis-Mornay. Eine Tragödie von Gottfried Flammberg" (Ff. 1859), die leider ohne Rücksicht auf die Bühne bearbeitet ist, wie denn die Darstellung bei dem zu raschen Scenenwechsel unmöglich ist, der übrigens auch den weiteren großen Nachtheil hat, daß die Uebersichtlichkeit im Gang der Handlung verloren geht. Dagegen ist die treffende Charakteristik selbst der Nebenpersonen zu loben, nur Heinrich IV. erscheint zu schwach, ja man könnte sogar sagen erbärmlich; daß er sich von Gabriele einreden läßt, Duplessis widersetze sich seiner Thronbesteigung, daß er aus Mißmuth und Zorn hierüber zum Katholicismus übertritt, nicht aber um dem Land Ruhe zu bringen, ist weder historisch wahr, noch poetisch zu rechtfertigen. Die Tragödie ist reich an schönen und tiefen Gedanken, die nur hie und da zu rhetorisch breit ausgeführt werden, auch begegnen Wiederholungen, wenn auch nicht der Worte, doch des Sinnes, wodurch manche Scene schleppend wird. Die Darstellung ist

klar, ruhig und würdig, zwar nicht gerade hochpoetisch, aber auch ohne jegliche Art von Schwulst und Schwärmerei. Die freie, allen äußeren Zwang bekämpfende Gesinnung, die der Dichter in seiner praktischen Wirksamkeit zeigte, findet in der Tragödie einen durchaus würdigen Ausdruck. Noch bemerken wir, daß die Volksscenen mit großem Geschick behandelt sind. „Rudolph von der Pfalz. Eine Trilogie von Gottfried Flammberg. Otto Krondorfer. Mutter und Sohn. Rudolfs Tod" (Ff. 1861) ruft die Bemerkung hervor, daß es immer bedenklich ist, einen Stoff zu einer Reihe von Dramen zu gestalten. Es läßt sich beinahe immer annehmen, daß das Ganze bei größerer Ueberlegung und kunstmäßiger Durcharbeitung in Ein Stück hätte zusammengezogen werden können, das um so bedeutender hätte werden müssen, als alle Weitschweifigkeit und Breite vermieden worden wäre und die Motive durch ihre gedrängte Darstellung eine weitaus größere Wirkung hätten hervorbringen müssen. Aber auch in der jetzigen Gestalt ist das Drama werthvoll, und es ist dem Dichter gelungen, jeden Theil als selbstständiges Ganzes zu gestalten, obwohl ein strenger Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen herrscht. So bildet „Otto Krondorfer" eine geschickte Exposition des Ganzen, indem die Entfremdung Rudolfs von seiner Mutter das Motiv alles Folgenden ist. Die Charaktere sind, wie in den übrigen Abschnitten, so auch hier vortrefflich gezeichnet, nur ist die letzte Rede Krondorfers psychologisch unwahr, da er, der gemeine Schurke, sich darin zur Höhe eines Märtyrers erhebt. Die größte Schwäche der zwei letzten Theile besteht darin, daß der Dichter den bedeutendsten Begebenheiten allzu schwache Motive unterlegt, die zudem fast immer gleicher Art sind; sie beruhen meist auf irgend einem Zufall, einer kleinen Verspätung. Der Dialog ist rasch und inhaltreich, die Sprache dem Charakter der Personen durchaus angemessen. Das dritte Drama „Hermann. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen" (Erlangen 1861) ist mit dramatischem Sinn componirt; die bedeutenden Verwickelungen sind mit großem Geschick gelöst. Heinrich IV. ist der Held eines kleinen Dramas von Deinhardstein, der später zu besprechen ist, und einer größeren Tragödie von Georg Köberle. Derselbe am 21. März 1821 zu Nonnenhorn am Bodensee geboren, besuchte das Gymnasium zu Augsburg, trat dann in das Collegium germanicum zu Rom, entfloh aber aus demselben und veröffentlichte „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings" (Lpz. 1846), die großes Aufsehen erregten. Nachdem er in München Philosophie und die Rechte studierte, ging er 1845 nach Leipzig und lebt jetzt als Schriftsteller in Wien. „Der erste Bourbone auf Frankreichs Thron. Geschichtliche Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1851) zeugt von poetischem Sinn und dramatischer Gestaltungsgabe, wenn auch manche Breite wegzuwünschen wären. Den Glanzpunkt bildet die vortreffliche Darstellung des Verhältnisses Heinrichs IV. zu seinem treuen Sully; von großer Schönheit ist die Schilderung der Mutterliebe der Königin; wirkungsvoll sind die Scenen, in denen des Königs Geliebte Henriette von Balsac von den entgegengesetztesten Leidenschaften bestürmt wird, ergreifend der Auftritt, in welchem sie den König vor dem beabsichtigten Meuchelmord warnen will und ihr plötzlicher Tod bei dem Anblick des Ermordeten. Das Motiv, welches Ravaillac zur Ermordung des Königs bewog, ist weder der Geschichte gemäß, noch gut erfunden: man hatte ihn nämlich überredet, daß Heinrich seine Schwester entehrt habe. In einem früheren Versuche. „Die Medizäer. Drama in 5 Akten" (Mannh. 1849) ist dramatische Begabung ebenfalls nicht zu verkennen, auch entwickelt der Dichter darin einen großen Gedankenreichthum, aber es verliert sich in rhetorische Breite, wodurch die Handlung allzusehr zurückgedrängt wird. B. Kaim hätte bei der Bearbeitung seines Dramas „Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra. Geschichtliches Original-Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Lpz. 1834) bedenken sollen, daß aus der Anhäufung von Greueln noch keine Tragödie wird, und daß Dieß kein Beweis von Originalität ist. In die Regierung Ludwigs XIII. fällt „Cinq-Mars. Trauerspiel in 5 Aufzügen" von Andreas May, einem in München lebenden Beamten. Wie auch in seinen andren Stücken, die er in den „Dramen" (2 Thle. Lpzg. 1867) veröffentlichte, hat er in „Cinq-Mars" den fruchtbaren Stoff nicht auszubeuten verstanden, es gelingt ihm nicht, die einzelnen Begebenheiten gehörig zu motiviren, dagegen ist Dialog und Sprache von frischer Lebendigkeit. Bedeutender als „Die Jünger der Freiheit. Schauspiel in 5 Aufzügen" und „Zenobia, die letzte Heidin. Trauerspiel in 5 Aufz." ist „Der Courier in die Pfalz, oder die Schlangen und Jupiter. Lustspiel in 5 Aufzügen", das von frischem Humor eingegeben ist, und „Wittenberg. Drama in 5 Aufzügen", das von Fortschritt in der künstlerischen Behandlung zeugt. Am Gelungensten ist „Amnestie", ein Drama, dessen Situationen gut erfunden und wirkungsvoll dargestellt sind, und das durch humane und liberale Gesinnung Wohlgefallen erregt. Die Zeit Ludwigs XIV. bildet den Stoff eines Dramas von J. L. Klein, auf den wir zurückkommen, wie auf Charlotte Birch-Pfeiffer, Heinrich Laube und Paul Heyse, welche Stoffe aus der Zeit Ludwigs XIV. dramatisch bearbeiteten. In dieselbe gehört auch „Herzog Richelieu, seine Welt und seine Zeit. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen" (Münch. 1840) von F. George Grötsch, das ein gelungenes Gemälde der Zeit der Regentschaft giebt, in welchem insbesondere die Eleganz und feine gesellschaftliche Bildung der damaligen höheren Gesellschaft und deren tiefe sittliche Verdorbenheit glücklich geschildert ist. Die französische Julirevolution und die deutschen Märzrevolutionen des J. 1848 und ihre Folgen veranlaßten viele Dichter, Stoffe aus der ersten französischen Revolution zu bearbeiten, welche allerdings viele dramatische Motive darbietet. K. Klausa entwickelt in „Berg und Gironde. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Bresl. 1862) ein hübsches dramatisches Talent, das die Sprache mit Geschick zu behandeln weiß. Die Gironde und Robespierre sind von Robert Griepenkerl, auf den wir zurückkommen, dramatisch bearbeitet worden. F. v. Heine-

manngab in „Robespierre. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Braunschw. 1850) eine gelungene Charakteristik des merkwürdigen Mannes, den seine grenzenlose Freiheitsliebe zum Tyrannen machte, der Ströme Bluts vergießen ließ, ohne blutdürstig zu sein. Das Drama enthält viele echt dramatische Situationen, von denen jedoch einzelne in der Ausführung scheiterten. Ergreifend ist der Schluß, wo Robespierre zur Erkenntniß gelangt, daß er den rechten Weg zur Erreichung seines Ideals verfehlt habe. Georg Büchner, geb. am 17. Okt. 1813 in einem Dorf bei Darmstadt, gieng nach vollendeten Gymnasialstudien 1831 nach Straßburg, um Medicin und Naturwissenschaften zu studieren, 1833 nach Giessen, wo er sich außer seinen Fachstudien mit Geschichte und Philosophie beschäftigte. Im J. 1834 gründete er daselbst die Gesellschaft der Menschenrechte, die vorzüglich zum Zwecke hatte, freisinnige Flugschriften zu verbreiten. Um einer drohenden Verhaftung zu entgehen, ergriff er die Flucht und gieng zunächst nach Straßburg, wo er sich wieder eifrig mit den Wissenschaften beschäftigte. zugleich aber auch poetisch thätig war. Im J. 1846 wendete er sich nach Zürich, wo er als Privatdocent auftrat und sich bald des größten Beifalls erfreute. Aber die übergroße Anstrengung zog ihm eine gefährliche Krankheit zu, der er am 19. Febr. 1837 erlag. Sein Drama „Dantons Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit" (Ffk. 1835), das zuerst 1833 von Gutzkow mit willkürlichen Aenderungen herausgegeben wurde, verdient das große Lob nicht, das ihm bei seinem Erscheinen beinah allseitig zu Theil wurde, aber zeugt immer von bedeutendem Talent. Er schrieb es in sechs Wochen während der größten Aufregung nieder, daher es auch den Stempel dieser Eile zeigt. Es geht darin Alles stürmisch zu. Von einem Plan ist keine Spur zu finden, die Scenen sind willkürlich an einander gereiht und könnten gerade so gut in einer andern Ordnung erscheinen. Sie gewähren keinen äußern, selbst keinen innern Zusammenhang. Auch die Sprache ist stürmisch und wird oft abenteuerlich. Büchner hat daher die Dichtung mit Recht als eine Reihe von dramatischen Bildern bezeichnet. Diese sind nun, einzeln betrachtet, wirklich großartig und selbst genial, so unter Andrem die Scene zwischen Robespierre und Danton, in denen die einander gegenüber stehenden Ideen lebendig dramatisch vergegenwärtigt werden. Aber die Gestalten sind keine Franzosen, es sind deutsche spekulative Köpfe. Auch ist zu tadeln, daß der Dichter nur die Eine, die grässliche Seite des Lebens in Paris während der Revolution schildert, was weder historisch wahr, noch poetisch zu rechtfertigen ist. Sein Lustspiel „Leonce und Lena" ist ein Nachklang aus der romantischen Schule und erinnert öfters an Tiecks „Blaubart". Es enthält einzelne gute Einfälle, doch ist der Witz meist gesucht; die Sprache ist confus, die Ausführung voll Seltsamkeiten. Die schwärmerische, aber edle Corday wurde, wie schon berichtet worden, von Eickhorn dramatisch behandelt, außerdem noch von Max Kurnik bearbeitet, der, zu Santomysl in Posen im J. 1819 geb., sich zuerst dem Lehrfache widmete, später die Universität Breslau bezog, um Philosophie und Philologie zu studiren, und seit 1846 beinahe ausschließlich mit journalistischen Arbeiten beschäftigt ist. Seine „Charlotte Corday, ein Revolutionsdrama" ist, so viel wir wissen, nicht gedruckt erschienen, eben so wenig als sein Drama „Der Verbrecher aus dem Volke" und sein Lustspiel „Ein Mann", welche sämmtlich unter Beifall aufgeführt worden. Ferner behandelt Julius Bamme den nämlichen Gegenstand. Am 10. Juli 1828 zu Cönnern im Herzogthum Sachsen geboren, besuchte derselbe das Pädagogium in Halle, dann von 1849 bis 1852 die Universitäten Halle, Leipzig und Berlin, wo er sich vorzüglich mit dem Studium der romanischen Sprachen beschäftigte. Seitdem lebte er in Gotha und dann in seiner Vaterstadt, wo er am 19. August 1871 starb. Seine „Charlotte Corday. Drama" (Magdeburg 1852) ist nur in wenigen Einzelnheiten erfreulich. Die Sprache ist geschraubt und gesucht und entspricht der Unklarheit der Gedanken. Die Heldin ist ganz falsch aufgefaßt; sie spricht wie ein überspannter deutscher Student, der nur Collegien gehört und das Gehörte halb verdaut wieder an den Mann bringen will. Von einem Dialog ist nicht die Rede, da nicht ein Austausch von Meinungen Statt findet, sondern der Gedanke der Einen Person von der folgenden einfach fortgesetzt wird. Nicht besser ist „Maria Stuart, oder die Reformation in Schottland. Drama in 5 Akten" (Halle 1860), in welcher die hochtrabenden Worte füe den Ausdruck der gewöhnlichsten Gedanken einen höchst unangenehmen Eindruck hervorbringen. Außerdem ist die Sprache sehr unkorrekt und verletzt die einfachsten Gesetze des Styls; die Verse sind beinahe ohne Ausnahme schlecht gebaut. Hie und da begegnen Versuche, Shakespeare nachzuahmen, aber immer am unrechten Ort. Die Handlung wird durch lange theologische Dissertationen in ihrem Fortgang aufgehalten. Maria Stuart ist viel zu schwarz geschildert, es sind der Greuel gar zu viele gehäuft. Allerdings begegnet man auch einzelnen, aber nur wenigen guten Stellen. „Die Adoptivtochter. Schauspiel in 5 Akten" (1862), in welcher eigene Erlebnisse des Dichters dargestellt sein sollen, ist ohne alle Handlung, und verliert sich in breiten, langweiligen Dialogen ohne Inhalt, deren Sprache oft von trostloser Unbeholfenheit ist. Ernst Rommel, geb. zu Hannover am 19. Juli 1819, wurde nach dem Tode des Vaters von seiner Mutter im streng orthodoxen Glauben erzogen, was in ihm den lebhaften Wunsch erweckte, Theologie zu studiren, wozu ihm jedoch bei der tiefen Armuth seiner Mutter alle Mittel fehlten. Er entschloß sich daher, sich dem Lehrerstande zu widmen, und besuchte deshalb das Schullehrerseminar, und schon stand er im Begriff, seinen Beruf praktisch als Hauslehrer zu beginnen, als religiöse Zweifel ihn bewogen, diesen aufzugeben. Um seinen Unterhalt zu verdienen, wurde er Schriftsetzer, benutzte aber jeden freien Augenblick und selbst den größten Theil der Nacht, um sich fortzubilden. Nachdem er im 23. Jahre geheirathet, verließ er den neuen Beruf und beschäftigte sich mit bibliothekarischen und schriftstellerischen Arbeiten. Im J.

1848 nahm er lebhaften Antheil an der Bewegung; seit 1849 ist er an der Bibliothek der polytechnischen Schule angestellt. Seine „Charlotte Corday. Eine historische Tragödie in 5 Akten" (Hann. 1856) ist als Ganzes unbedeutend, bietet aber im Einzelnen vieles Erfreuliche, so die schöne Stelle, in welcher Durand von der Heldin spricht. Diese ist überhaupt glücklich charakterisirt, und so sind auch Marat mit seinem Cynismus und Robespierre, wenn auch in wenigen Zügen, doch treffend und anschaulich geschildert. Auch finden sich viele schöne und mit poetischem Sinn ausgedrückte Gedanken. Ernst Gustav Lässig bearbeitete die unglückliche „Elisabeth, Prinzessin von Frankreich. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpzg. 1834) mit mittelmäßigem Erfolg. Außer dem schon erwähnten Ludwig Eckardt und dem später zu nennenden J. L. Klein und Griepenkerl wurde Napoleon von dem Berner Professor Gelpke dramatisch behandelt. Er bezeichnet seinen „Napoleon. Dramatisches Gedicht" (Bern 1854) als eine Trilogie, ob er gleich nur aus zwei Theilen besteht: „Der Brand von Moskau. Großes historisches Drama in 5 Aufzügen" und „die große Völkerschlacht bei Leipzig. Großes historisches Drama in 5 Aufzügen". Das Gedicht behandelt den Stoff mit geschichtlichem Sinn, zwar mehr episch als dramatisch, aber mit Talent. Vorzüglich gelungen ist die Episode der Liebe Poniatowskys zur Tochter Rostopschins, des Gouverneurs von Moskau. Napoleon gegenüber erscheinen die drei feindlichen Herrscher gar zu unbedeutend.

Die italienische Geschichte bietet eine große Zahl fruchtbarer Stoffe, die auch von den neuen Dichtern mit Vorliebe behandelt wurden. Venetianische Geschichten wurden von dem schon erwähnten Franz Kugler und dem später zu besprechenden Salomon Mosenthal behandelt, außer ihnen auch von Oskar von Redwitz, dessen „Doge von Venedig. Historische Tragödie" (Mainz 1863) zwar zu seinen bessern dramatischen Arbeiten gehört, aber doch viel zu wünschen übrig läßt. Die Motive sind schwach und zudem nicht neu. So erinnert des Dogen Foscari Verhältniß zum Spion Bevilacqua an Fiesko und den Mohren; daß aber die verächtliche Behandlung, die der Doge dem Spion wiederfahren läßt, die Ursache alles nachfolgenden Unheils wird, ist zu unwahrscheinlich, und noch unwahrscheinlicher ist es, daß dieser Bevilacqua, der noch dazu ein Fremdling ist, eine so große Gewalt ausübte. Eben so unglücklich ist der Umstand, daß Loredano zum Tode verurtheilt wird, weil er den Dogen beleidigt hatte. Ein nicht weniger schwaches Motiv ist, daß Bevilacqua das Testament Loredanos entwendet, was so bedeutende Folgen hatte, und man fragt sich unwillkürlich, wie wußte er, daß ein solches Testament vorhanden sei, wie konnte er es entwenden, da Saffi, dem es übergeben worden war, es gewiß in sicherem Verschluß hielt, wenn er es nicht schon vernichtet hatte, was das Wahrscheinlichste ist? Sein erstes Drama „Sieglinde, eine Tragödie" (Mainz 1854), die sich an Kaiser Albrechts Tod anlehnt, trägt wie die „Amaranth" eine poetisch-mystische Sentimentalität zur Schau, und ist in Anlage und Entwickelung durchaus von romantischer Willkür. Ihr folgte „Thomas Morus. Historische Tragödie" (Eb. 1856), die ein christliches Drama sein soll, aber nur ein römisch-päpstliches Machwerk ist. Es wäre unvernünftig, dem Dichter das Recht zu bestreiten, das Wesen des Katholicismus poetisch darzustellen, aber er muß ihn dann in seiner tieferen Bedeutung auffassen, was aber nicht gelingen kann, wenn er ihn dem Protestantismus entgegen stellt, weil gerade dann dessen Schwächen hervortreten müssen, wenn er nicht das Wesen des Protestantismus wissentlich verfälscht. In der dramatischen Behandlung herrscht die eigenthümliche Symmetrie, daß jeder Aufzug mit einer Volksscene eröffnet wird. Diese Volksscenen sind übrigens viel zu breit und geschwätzig, als daß sie von Wirkung sein könnten. Dramatisch verfehlt ist ferner, daß Anna Boleyns Schicksal noch herbeigezogen wird, als Morus schon todt ist. Die Handlung wird durch die häufigen und breiten theologischen Auseinandersetzungen allzu oft aufgehalten. Redwitz läßt häufig wie andre mittelmäßige Dichter Reime in bedeutungslosen Stellen eintreten, was nicht nur wirkungslos ist, sondern sogar die Wirkung schwächt. Das gereimte Vorwort zum „Thomas Morus" muß schon deshalb erwähnt werden, weil sich der Dichter darin mit einem Adler vergleicht und sich einen Sänger von Gottes Gnaden nennt. In „Philippine Welser. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (Mainz 1859) ist es nicht bloß für den Herzog, sondern auch für den Zuschauer verletzend, daß der Kaiser in der letzten Scene das Erscheinen seines Sohnes für „ein listig Spiel" hält. Dieß war nach dem, was vorangegangen, psychologisch unmöglich. Eben so zu tadeln ist, daß der Kaiser in dieser Scene die Philippine noch versucht und sich stellt, als ob es ihr nur um den Glanz der Verbindung zu thun gewesen sei. Dieß ist ein abgenutzter theatralischer Streich, den ein wahrer Dichter jedenfalls vermieden hätte. Solches ist nur in den Birch-Pfeifferschen Stücken am rechten Ort. Ob sich gleich auch sonst noch mancherlei Mängel in der dramatischen Entwicklung vorfinden, so ist doch gegen die früheren Dramen ein erfreulicher Fortschritt wahrnehmbar, ebenso in dem „Zunftmeister von Nürnberg. Schauspiel in 5 Akten" (Mainz 1860), in welchem jedoch die Lösung auf eine gar zu wohlfeile Art herbeigeführt wird. Das Drama stellt den Kampf der Zünfte mit dem Patriciat dar; es ist Dieß ein dankbarer Stoff, dessen Behandlung im Ganzen zu loben wäre, wenn der Dichter den Personen nicht moderne Ideen und Anschauungen an die Stelle der damals geltenden zugeschrieben hätte. Das Lustspiel „Verbot und Befehl" von F. Halm stellt die Eigenthümlichkeiten der ehemaligen Verfassung von Venedig in heiterer Weise dar. Ergiebiger war die Florentinische Geschichte. Die Verschwörung der Pazzi wurde von Eduard Mohr und vor ihm von Otto Fürsten zu Lynar in den „Medicern. Drama in 5 Akten" (Lpzg. 1842) behandelt, worin die Zeichnung der Charaktere und die Behandlung der einzelnen Situationen von Ta-

lent zeugen. „Die Ritter von Rhodus. Trauerspiel in 4 Akten" schildert die Eroberung dieser Insel durch Soliman, dessen Charakter gut gezeichnet ist; nur ist es sehr unwahrscheinlich, daß er, der Besieger der Christen, die Ahnung gehabt hat, der Halbmond werde einst vor dem Kreuz erbleichen. Die Feindschaft der Häuser Buondelmonte und Uberti wurde von Julius Mosen, das Haus Buondelmonte von Otto Jacobi, die Mediceer von Hans Koester dramatisch behandelt. M. Plate entwickelt in „Lorentino von Medici. Trauerspiel" (Bonn 1836) ein schönes, aber noch unausgebildetes Talent. Joseph Rank, der durch seine Dorfgeschichten, die später zu erwähnen sind, berühmt geworden ist, schrieb „Der Herzog von Athen. Historisches Schauspiel in 4 Akten" (Lpzg. 1854), dessen Held Walther von Brienne ist, der Feldhauptmann von Florenz gegen Pisa, der sich später der Herrschaft bemächtigte. Die Charaktere sind alle mit Talent gezeichnet mit Ausnahme des Helden, der ein gar zu gewöhnlicher Tyrann ist. Der gut angelegte Plan giebt vielfältig Gelegenheit zu wirkungsvollen Situationen. Die Sprache — das Drama ist in Prosa abgefaßt — ist würdig und von poetischer Kraft. „Filippo Lippi. Drama in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1852) von dem Maler Heinrich Rustige führt mit Talent und poetischem Sinn in die italienischen Verhältnisse zur Zeit der Mediceer ein. Die Erfindung ist durchaus lobenswerth, die Ausführung besonnen und würdig. Hie und da hindert zu große rhetorische Breite den raschen Verlauf der Handlung. In „Conrad Widerhold. Dramatisches Charakterbild in 5 Akten" (Eb. 1856) hat der nämliche Dichter deutsches Leben mit vaterländischem Sinn dargestellt, und sein „Kaiser Ludwig der Baier. Historisches Schauspiel in 5 Akten" behandelt die bekannten Verhältnisse dieses Kaisers mit Friedrich von Oesterreich mit historischer Treue und poetischem Sinn; doch vermißt man dramatische Kraft. Der große Staatsmann und Schriftsteller Macchiavelli begeisterte Elise Schmidt zu einem Drama, und dessen Sohn Lodovico Macchiavelli ist eine Hauptperson in den „Florentinern. Trauerspiel in 5 Akten" (Reutl. 1866) von dem Schauspieler A. L. Schenk aus Innsbruck, dessen „Michael Kohlhaas. Romantisches Trauerspiel in 4 Akten. Nach Heinrich von Kleists Novelle frei bearbeitet" (Eßlingen o. J.) zwar theatralisch wirksam, dramatisch aber nicht gelungen ist. Fr. Halm ist der einzige Dichter, der die Geschichte von Bologna dramatisch bearbeitete. Aus der Römischen Geschichte hat der Volkstribun Rienzi vorzüglich die Aufmerksamkeit der Dichter auf sich gezogen, und allerdings ist Dieß ein Stoff, der nicht nur an sich bedeutend und fruchtbar ist, sondern auch wegen seiner politischen Tragweite zur dramatischen Behandlung reizen mußte und es ist auch bezeichnend, daß die meisten Dramen, welche den merkwürdigen Römer zum Gegenstand genommen haben, am Ende der Vierziger Jahre erschienen, und also gleichsam den bald darauf ausbrechenden Sturm verkündigten. Neben Julius Mosen und Julius Grosse die später erwähnt werden, sind noch drei andere Dichter zu nennen. Kirner hat in „Cola di Rienzi. Trauerspiel" (Lpzg. 1845) die Zeitverhältnisse richtig aufgefaßt, und ist in der dramatischen Behandlung nicht unglücklich gewesen, auch ist er reich an schönen Gedanken, die in poetischer Sprache ausgedrückt sind. Karl Gaillard wollte in seinem „Cola Rienzi. Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1846) den Helden als einen zweiten Brutus erscheinen lassen, der durch seine Verstellung die Feinde täuschte; es ist ihm Dieß aber nicht gelungen. Die Rede, in welcher Rienzi das Volk zum Aufstand bewegen will, ist kraft- und wirkungslos; philosophische Floskeln sind in Rom gar zu übel angebracht. Einige gute Motive gehen verloren, weil sie ohne Geschick behandelt sind. Aehnlicher Art ist „Thomas Aniello"; doch sind hier wie auch im „Rienzi" Spuren von Talent sichtbar, was selbst in seinem ersten Versuch „Ottavio Ghalfagna, oder die Rose von Santa-Croce. Trauerspiel in 5 Akten" (Berlin 1844) der Fall ist, worin sich der Dichter meist in rhetorische Phrasen verliert und sich überhaupt jugendlich überstürzt. C. Essellen hat in seinem „Rienzi Cola. Ein Trauerspiel in 5 Akten" (Arnsb. 1848) den Helden zwar nicht der geschichtlichen Ueberlieferung gemäß, aber sonst glücklich geschildert. Francesca von Rimini wurde von Hans Koester und Paul Heyse, Maria Moroni von letzterem dramatisch behandelt. Wir werden auf Beide zurückkommen. Von Ernst Meyer ist „Galileo Galilei. Ein historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpzg. 1862) und von Julius Minding „Sixtus V. Historisches Drama" bearbeitet worden. Beide Stücke zeugen von Talent, besonders „Sixtus V.", in welchem der Dichter die Gegensätze des demokratischen, monarchischen und pfäffischen Elements mit großem Glück zur Anschauung gebracht hat. Das monarchische Element ist durch den Papst, das pfäffische durch die Jesuiten repräsentiert, welche jenen angriffen, weil er aus dem Papstthum eine erbliche Monarchie machen wolle. Ein echt tragischer Stoff, „Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1835) ist von Friedrich Schön in eigenthümlicher Weise, aber mit entschiedenem Glück bearbeitet worden. Lucrezia Cenci, in zweiter Ehe mit Francesco Cenci vermählt, hat aus erster Ehe zwei Kinder, Giacomo und Beatrice. Um letztere vor den standhaften Nachstellungen Francescos sicher zu stellen, läßt sie ihn ermorden. Durch Zufall verdächtig geworden, wird sie eingezogen; sie gesteht nach zweimaliger Folter und so auch Giacomo: Beatrice dagegen hält die Folter aus. Als sie aber erfährt, daß ihre Mutter gestanden, giebt sie sich als die Schuldige an, um die Mutter zu retten. Der Papst ist geneigt, zu begnadigen; als er aber eben unterschreiben will, wird ihm berichtet, daß ein Steinmetz seine alte Mutter ermordet habe, und er muß daher, um nicht parteiisch zu erscheinen, das Todesurtheil gegen die drei vollziehen lassen. Die Anlage ist ganz gut, und mit Gefühl durchgeführt, einzelne bedeutende Situationen sind dagegen nicht gehörig entwickelt. Die Neapolitanische Geschichte wird zunächst durch Johanna I. Königin von Neapel, von Otto Prechtler vertreten, der eine ehrenvolle Stellung unter den östreichi-

schen Dramatikern einnimmt, von dessen Dramen aber zu wenig gedruckt sind, als daß sich ein abschließendes Urtheil über ihn gewinnen lasse. Am 21. Januar 1813 geboren, sollte sich Derselbe dem geistlichen Stande widmen, und schon hatte er nach vollendeten philosophischen Studien den ersten Schritt ins Kloster gethan, als er sich entschloß, seinen Studien eine andere Richtung zu geben, weshalb er sich nach Wien wandte, wo er an Grillparzer und Feuchtersleben theilnehmende Beschützer fand. Im J. 1834 trat er in den Staatsdienst, wurde 1856 Archivdirektor im Finanzministerium, trat 1866 in den Ruhestand und lebt jetzt zu Linz in Oberösterreich. Prechtlers lyrische und epische Dichtungen haben wir schon erwähnt; ob seine Operntexte, deren er beinahe vierzig schrieb und die von den besten Componisten in Musik gesetzt wurden, im Druck erschienen sind, haben wir nicht ermitteln können, auch von seinen zahlreichen Dramen sind nicht alle gedruckt worden „Johanna von Neapel. Historische Tragödie in 5 Akten (Wien 1850) ist in Anlage und Ausführung gleich gelungen, und es sind insbesondere der Charakter der Königin und ihres Gemahls Andreas von Ungarn mit großem Talent gezeichnet. Sein frühestes Drama, „Die Braut aus Süden, eine Dichtung." (Wien 1836) beruht auf einer guten Erfindung, auf dem talentvoll durchgeführten Gegensatz des südlichen und nordischen Charakters. Die Sprache ist fließend, der Dialog beweglich, so wie „König Heinrich IV. von Deutschland. Historisches Drama in 5 Akten" (Wien 1846). Die Liebe Heinrichs zur schönen Gräfin Emma von Spatenberg veranlaßt ihn zu einem Bruch mit dem Reich und führt ihn an den Rand des Verderbens, aber giebt ihm auch Gelegenheit, seine moralische Kraft zu zeigen, indem er willenskräftig seine Leidenschaft besiegt. Die Charakteristik der Personen ist durchaus gelungen, und so sind auch die Motive glücklich erfunden, namentlich ist die Entsagung Emmas vortrefflich motiviert. Von mehren andern Dramen, unter Andern von „Adrienne", dem „Falconiere", der „Rose von Sorrent", von „Paola Rocca", von „Michel Colomb", „Die Kronenwächter" wird berichtet, daß sie unter mehr oder weniger Beifall aufgeführt wurden. Der merkwürdige Aufstand des Thomas Aniello fand mehrere Bearbeiter, unter welchen wir Alexander Fischer und Karl Gaillard schon erwähnt haben und Pet. Lohmann noch später erwähnen werden. Vor ihnen hatte ihn schon Wilhelm Zimmermann behandelt, dessen „Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1833) unter Einfluß von Schillers Wilhelm Tell entstanden und der weder dramatisch noch theatralisch gelungen ist. Es tritt beinahe nach jeder Scene eine Localveränderung ein; Eine und dieselbe Person erscheint in zwei unmittelbar auf einander folgenden Scenen an zwei verschiedenen Orten. Die Handlung will oft nicht vorrücken und das Ganze ist ohne tiefen Gehalt. Eine der besten Bearbeitungen des Stoffs ist „Masaniello. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1856) von dem Freiherrn K. v. Fircks (über dessen Lebensverhältnisse das Reg. berichtet), wenn sich auch gegen Anlage und Sprache Manches einwenden läßt. „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz. Drama in 3 Akten" (Eb. 1856) ist dramatisch bedeutend, dagegen der Inhalt weniger allgemein ansprechend. Mehrere Dramen, in denen Neapolitanische und Sicilianische Verhältnisse behandelt sind, werden später bei denjenigen besprochen, welche die Hohenstaufen betreffen. Nach Corsica führt uns ein Drama von Fr. Halm, der später zu erwähnen ist.

Die Spanische Geschichte bot in Roderich dem letzten Könige Gothischen Stammes, einen anziehenden Stoff, der mehrfach bearbeitet wurde, zuerst von Joh. Karl Braun von Braunthal, dessen „Graf Julian. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berlin 1831; 2. Aufl. 1838) bei vielen Schwächen auch viel Schönes bietet, die Sprache hat meist ein echt tragisches Gepräge, aber wird oft abenteuerlich. Ein zweites Drama „Die Geopferten. Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Wien 1834) wird durch die gereimten Trochäen eintönig. Zwar ist „Shakespeare. Drama in 3 Akten. Nach L. Tiecks Novelle: Dichterleben" (Eb. 1836) einfach dialogisirt, doch ist es für die Bühne nicht unbrauchbar. In „Faust. Tragödie" (Lpzg. 1835) führt der Dichter seinen Helden in die verschiedensten Situationen wie Goethe, an den man nur zu oft erinnert wird. „Don Juan. Drama in 5 Abtheil." (Lpzg. 1842 2. Aufl. Dresd. 1844) ist eine unerquickliche Zusammenstoppelung der Juan- und Faustlage, hat aber viel einzelne Schönheiten. Emanuel Geibels und Adolf Pichlers Dramen „Roderich" und „Rodrigo" sind schon früher erwähnt worden, den Untergang der Maurenherrschaft behandelt Heinrich Ritter von Levitschnigg in „Löwe und Rose. Trauerspiel in 5 Akten". Die Charaktere sind verständig gezeichnet, die Conflikte geschickt herbeigeführt und mit Glück entwickelt. Ein Hauptmangel ist, daß der Haß Omars gegen die Abencerragen nicht motiviert ist, wenigstens nicht genug, da hierin doch das bewegende Princip des Ganzen ist. Auch ist es fehlerhaft, daß der Haß den Löwen (Tarik) nicht besonders betrifft, daß ein eigentlicher Kampf zwischen ihm und Omar nicht besteht, wodurch der Held (Tarik) zur untergeordneten Person wird. Gustav Kühne, der bei dem Roman ausführlicher zu behandeln ist, schrieb die „Isaura von Castilien", die wie sein „Kaiser Friedrich III. in Prag" ohne höheren Werth ist. Gelungener ist seine Fortsetzung von Schillers „Demetrius" und noch weit bedeutender „Die Verschwörung von Dublin. Drama in 5 Akten" (Lpzg. 1856), worin die echte tragische Anlage, die einfache, vortrefflich motivierte Verwickelung, die nur im Untergang des Helden ihre Lösung finden kann, weil Dieser, durch persönliche Rücksichten geleitet, seiner Ueberzeugung zuwider den Kampf mit England beginnt, so wie die lebendige Entgegenstellung des englischen und irischen Charakters und der kräftig sich bewegende Dialog gleichmäßig zu loben ist. Fernando IV. bildet den Stoff eines Dramas von Friedrich Halm, von dem später die Rede ist. „Astolf. Dramatisches Gedicht in 5 Akten" (Lpzg. 1842) von Eduard Gervais beruht auf einer reichen, meist mit Geschick durchgeführten Handlung, die von den Charakteren bedingt wird.

Einige Personen scheinen überflüssig, jedenfalls der Einsiedler, der zwar den Zuschauer von der Unschuld Astolfs überzeugt, nicht aber die handelnden Personen, zu deren Ueberzeugung er am Schlusse wieder hätte eintreten sollen. Der Schlußgedanke, welcher der „Braut von Messina" nachgebildet ist, erscheint zu bedeutungslos. Wie so manche andre Dramatiker glaubte auch J. N. Bachmayr im „König Alfonso". Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1860) durch Anhäufung von Mord und Todtschlag tragisch zu wirken; während er das Wesen der Tragödie in „Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1851) viel richtiger ergriffen und durch tiefes Auffassen des Volkslebens dramatische Begabung an den Tag gelegt hatte. Den großen Entdecker von Amerika behandelte Carl Werder in „Columbus. Tragödie" (Berlin 1858) mit Geist, aber ohne poetischen Sinn. Die Anlage ist überlegt, aber die Katastrophe unglücklich motiviert. Die Sprache ist kräftig, der Dialog gedankenreich, der Vers aber nicht glücklich gebildet. Der „Columbus. Ein historisches Trauerspiel" (2. Aufl. Wiesb. 1863) von Karl Kösting ist uns unbekannt geblieben, doch läßt sich trotz des wiederholten Druckes nicht Bedeutendes erwarten, da ein andres Drama des Dichters „Zwei Könige. Ein historisches Trauerspiel" (Eb. 1863) in keiner Weise genügt. Es ist darin der Ton der Zeit nicht getroffen; die Liebe spricht sich im 8. Jahrhundert anders aus als im 19. Das Drama bewegt sich überhaupt in modernen Phrasen, spitzfindigen Reden und gesuchten Wendungen. Die Sprache ist wild, stürmisch, selbst roh in der Art jetziger Packträger, nicht aber barbarisch, wie in den Zeiten Karls des Großen. Die Charaktere sind über einen Leisten geschlagen: Desiderius rast, Gilberge rast, Adelgis rast. Der Umschlag im Charakter des Desiderius ist nicht motivirt, die Handlung ist unbedeutend, im zweiten Akte stockt sie ganz. Die Verse sind hart und schlecht gebaut. Ein drittes Drama „Shakespeare" (Eb. 1864), in welchem des großen Dichters Jugendgeschichte behandelt wird, bietet viele schöne Einzelnheiten, aber der Gedanke, ihm in Ahasver eine Art Mephistopheles beizugeben, ist für den Stoff doch entschieden unpassend und giebt der Dichtung ein zu allegorisches Gepräge. Perez wurde von A. Gutzkow, Don Juan von Oestreich von Julius Mosen und Putlitz, Philipp V. von Gottschall behandelt, die alle später ausführlicher besprochen werden.

Einen Stoff aus der Portugisischen Geschichte bearbeitete Hermann Kette, dessen Saul schon oben erwähnt worden ist, hat im „Don Jose von Tavora. Drama in 5 Aufzügen" (Berl. 1852) die Verhältnisse zur Zeit Pombals mit anerkennenswerthem dramatischem Talent in schöner, poetischer Sprache entwickelt. Doch treten die Liebesverhältnisse, die der Dichter mit Vorliebe und großer Kunst darstellt, zu mächtig hervor, so daß die wichtigen politischen Beziehungen zu sehr zurück gedrängt werden.

Altnordische Stoffe behandelte außer Flir, Pet. Lohmann und H. Lingg noch Joseph Eutychius Kopp. Geb. am 25. April 1793 zu Beromünster im Kanton Luzern, studierte seit 1812 in Freiburg Theologie, Philologie und Geschichte, wurde 1819 Professor d. griech. Sprache in Luzern, trat 1864 in den Ruhestand und st. am 26. Oktbr. 1866. Kopp entwickelt in dem Trauerspiel „Harald und Sigrith" große Kenntniß des altnordischen Lebens, aber ist darin wie in den übrigen Stücken seiner „dramatischen Gedichte" (3 Bdchen Luzern 1855—59) in „Rudolf von Habsburg", und „Herzog Karl von Burgund" eben so geschmacklos als in seinen gründlichen Geschichtswerken. Otto Jacobi, der seine Dramen unter dem Namen Otto vom Ravensberg herausgab, verfaßte einen „König Hiarne. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1835), der mehr Beachtung verdienen würde, wenn er nicht durch romantische Sentimentalität abgeschwächt wäre. Ein wesentlicher Mangel ist ferner, daß das Motiv, die Berserkerwuth des Königs Friedlef, zu häufig wiederkehrt, wodurch es an Wirkung verliert. Uebrigens beurkundet das Drama dramatische Gestaltungskraft, wie auch „Buondelmonte. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Ratibor 1833). „Richardetto. Drama in 1 Akt" (Lpz. 1838) ist dadurch beachtungswerth, daß es oft gebrauchte Motive in neuer und wirkungsvoller Weise benutzt. „König Erich von Schweden. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1855) ist im Ganzen mißlungen, im Einzelnen, besonders in den Volksscenen, tüchtig. „Der böhmische Krieg. Tragödie in 5 Akten. Des dreißigjährigen Kriegs erster Theil" (Berl. 1856) ist zu breit gehalten und durch Ueberhäufung von Personen auch für die Bühne unbrauchbar. In „Mansfeld und Tilly. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1840) ist die Nachahmung Schillers in Sprache und Gedanken zu offenbar, die einzelnen Scenen sind zu willkürlich an einander gereiht. „Gustav Adolf und Wallenstein. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1840) ist planlos und sucht durch überkräftige Sprache zu wirken. Wie in den übrigen Dramen, so finden sich auch hier manche Scenen, die von poetischem Talent eingegeben sind.

Die Dänische Geschichte ist durch „Düwecke" von Salomon Mosenthal repräsentirt, auf den wir zurückkommen. Den nemlichen Stoff behandelt Hermann Marggraff in „Das Täubchen von Amsterdam. Trauerspiel in 5 Akten nebst einem Vorspiel" (Lpzg. 1849), worin die Charaktere scharf und meist äußerst glücklich gezeichnet sind. Düwecke erscheint als ein reines, kindliches Gemüth, ohne Selbstsucht und Ehrgeiz, nur ihrer Liebe lebend, ihre Mutter dagegen als herrsch- und rachsüchtig, daher zu jeglichem Frevel bereit; der König ist grausam und tyrannisch, und doch der Liebe sich beugend. Die Leidenschaft ist trefflich geschildert, in welcher Gestalt sie auch auftritt. In der Entwickelung finden sich manche Schwächen, welche die Wirkung stören; so sind die Motive, welche den Schloßhauptmann Torben Ora bewegen, Düwecke zu vergiften, nicht glücklich erfunden, der Schluß „Heil König Christiern, Heil!" ist verletzend und zudem psychologisch unrichtig, da die Verschwörer, der unterdrückte und verhöhnte Adel, dem der König in derselben Stunde das Recht zu richten entzogen und einem Bauerngericht übertragen hatte, dessen Blutdurst nur allzu gut kannte. Glücklich ist

dagegen der Gedanke, die Königen Isabella einzuführen, da der Dichter durch diese in ihren heiligsten Rechten beleidigte edle Frau Düweckens schöne Natur zur vollständigsten Erscheinung konnte gelangen lassen. Die Diction des Trauerspiels ist im Ganzen gediegen, nur stören hie und da überschwängliche in unklaren Bildern sich bewegende Redensarten. Weniger gelungen als „Düwecke" ist „Elfride. Trauerspiel in 5 Akten" (in Gubitz Jahrbuch 1841), eine Studie nach verschiedenen Vorbildern, die man leicht erkennt, worin der Dichter allzusehr durch überhäufte Greuel Effekt zu machen sucht. „Kaiser Heinrich IV. Tragödie in 5 Aufzügen" ahmt zu augenfällig Shakspeare und Schiller nach, und wird dadurch phrasenhaft. — Der unglückliche Struensee ist von Heinrich Laube, der später zu besprechen ist, und von Karl Morel, den wir schon erwähnt haben, dramatisch behandelt worden.

Einen Stoff aus der Schwedischen Geschichte bearbeitete Julius Grosse in „die Ynglinger", auf die wir zurückkommen. Erich XIV. wurde von Otto Jacobi, von Robert Prutz, dem ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, und früher von Ernst Willkomm, der uns als Romanendichter wieder begegnen wird, dramatisch behandelt. Sein „Erich XIV. König von Schweden. Ein dramatisches Gedicht in 3 Theilen" (Lpzg. 1834) ist eine glückliche Trilogie, in welcher der Charakter des edlen und unglücklichen Helden vortrefflich zur Anschauung gebracht wird. Viele Scenen zeugen von poetischer Kraft und dramatischer Kunst. In „Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1833) hat der Dichter beinahe seine ganze Kraft auf den Charakter des Helden gelegt, der mit großem Talent entwickelt ist. Die Sprache ist würdig und von poetischer Schönheit, doch nicht immer ohne jugendliche Uebertreibung. Gustav Adolf wird füglicher bei der deutschen Geschichte erwähnt; Christina ist von Laube behandelt worden, so wie vor ihm von Wilhelm Vogel einem Schauspieler (der, 1772 in Mannheim geboren, im J. 1843 in dürftigen Umständen in Wien starb), in „Christina von Schweden, Drama in 3 Aufzügen nach Van der Velde". Vogel hat den überlieferten Stoff nicht ohne Geschick in dramatische Form gebracht; außerdem schrieb er den „Onkel von Wien, oder die ungleichen Pflegetöchter. Schauspiel in 4 Aufzügen. Frei nach dem Italienischen" (Augsb. 1839), ein Drama, das nicht ohne Interesse ist, aber dessen Charaktere zum Theil übertrieben sind. „Witzigungen, oder wie fesselt man die Gefangenen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Nach den Englischen" (Wien 1843) ist eine geschickte Bearbeitung eines heiteren und gut angelegten Stücks. In „Ein Handbillet Friedrichs II., oder Incognitos Verlegenheiten. Lustspiel in 3 Aufzügen" (Eb. 1843) ist der Gedanke, den alten Fritz durch einen seiner alten Generale in allen seinen äußern Eigenheiten nachahmen zu lassen, ganz gut; nur füllt er nicht den langen Akt aus, es werden die guten Witze so lange breit getreten, bis sie endlich langweilig werden. Eben so breit gehalten ist „Das Duell-Mandat, oder Ein Tag vor der Schlacht bei Roßbach. Drama in 5 Aufzügen" (Eb. 1843), das übrigens einige wirksame Scenen hat. Karl XII. wurde von Rudolf Gottschall behandelt, und vor ihm von Julius Bacher in „Karls XII. erste Liebe. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Königsb. 1850). Wenn es auch von Talent zeugt, daß der Zuschauer das Geheimniß bald durchschaut, welches den Personen unbekannt ist, so ist doch das Ganze mißlungen, und es ist besonders die Charakeristik des Helden verfehlt. Ein gutes bürgerliches Drama ist dagegen des nämlichen Dichters „Lady Seymour. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1864), während in der „Brautschau Friedrichs des Großen" die geschichtliche Wahrheit zu augenfällig verletzt ist, was der Dichter hätte vermeiden müssen, da die Verhältnisse Jedermann bekannt sind. „Gustav III." Tragödie, von Arnold Schloenbach (Dramatische Werke. Dresd. 1852) behandelt einen glücklichen Stoff mit Geschick und Talent, und es ist darin insbesondere die treffende Charakteristik anzuerkennen. In „Burgund und Waldmann" ist zwar die Wahl des Stoffs eben so glücklich, doch ist die Ausführung weniger gelungen. „Ein spanischer Eid. Trauerspiel" entspricht den Erwartungen nicht, die es Anfangs erregt, da es sich in Uebertreibung und Unnatürlichkeit verliert. „Der letzte König von Thüringen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten" (Jena 1854) gehört zu den besten Dramen des Dichters und es ist namentlich die Composition und die Charakteristik, so wie der lebhafte Dialog und die fließende Sprache zu rühmen.

Bei dem großen Reichthum der Englischen Geschichte an wirksamen dramatischen Stoffen war es zu erwarten, daß die Dichter derselben vorzügliche Aufmerksamkeit schenkten. Einen Zug aus der früheren Geschichte behandelt Fr. Halm in „Ein mildes Urtheil". Katharina Howard wurde, wie schon angeführt, von Prölß, dann auch von Rud. Gottschall dramatisch bearbeitet. Oskar von Redwitz behandelte, wie oben berichtet wurde, den großartigen Kanzler Thomas Morus. Auch Friedrich Steinebach, geb. am 21. Oct. 1821 zu Wien, seit 1843 im Staatsdienste, dichtete einen „Thomas Morus. Ein historisches Trauerspiel", das von tüchtigem Sinn zeugt. Interesse gewähren auch seine übrigen Dramen „Der Liebestraum: Ein Märchen" (Wien 1845), „John Norbi. Ein historisches Trauerspiel" (Eb. 1847) und „Leni Wind oder die Enthusiasten" (Eb. 1847), eine gegen die übertriebene Verehrung der Jenni Lind gerichtete Satyre. „Der Prätendent von York", von A. Meißner ist schon erwähnt worden. „Johanne Gray. Trauerspiel in 5 Akten" (Dresden 1833) von Eduard Sommer würde bei größerer Beschränkung gewiß auch auf der Bühne gute Wirkung thun. Die Charaktere sind mit Ueberlegung und Talent gezeichnet, besonders sind Johanna Gray und die Königin Maria gelungen, die sich als Trägerin der Majestät von allen Rücksichten, selbst denen der Dankbarkeit und des gegebenen Worts entbunden glaubt. Den nämlichen Stoff behandelte Albert Benno Türcke in „Johanna Grey. Tragödie" (Berlin 1854) mit einer Willkür, die an die Sturm- und Drangperiode erinnert, ohne daß der Dichter deren Rechtfer-

tigung beanspruchen könnte. Die Tragödie ist in Anlage und Ausführung wie in der Charakteristik mißlungen. Ohne Vergleich besser sind „Die Portenser. Dramatisches Gedicht" (Berl. 1853), worin die am Anfang der Reformation von den Päpstlern gemachten Versuche geschildert werden, die abgefallenen Seelen der allein selig machenden Kirche wieder zurückzuführen, und zugleich das kräftige Widerstreben der Evangelischen, die über alle Intrigues und Machinationen siegen. Die Handlung ist reich, beinahe überreich; die Motive sind glücklich gewählt, die Charaktere mit Geschick gezeichnet und die Volksscenen mit gestaltendem Talent ausgeführt. Einen glücklichen Stoff hat Albert Türcke im „Winterkönig. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1856) auch glücklich durchgeführt. Die Zeichnung der Charaktere ist gelungen, besonders die der Königin. Ein andres Gemälde aus dem dreißigjährigen Krieg entfaltet der Dichter in „Stadt Magdeburg. Ein Volksdrama in 5 Akten" (Berl. 1866), dessen Volksscenen vorzüglich gut gelungen sind. Die Königin „Elisabeth" wurde von Charl. Birch-Pfeiffer zum Stoff eines Dramas gewählt. Außer K. L. Werther, den wir schon erwähnt haben, ist Graf Essex auch von Laube und Lohmann, die wir später besprechen, dramatisch bearbeitet werden. An die Maria Stuart, einen Stoff, den Schiller so meisterhaft gestaltete, wagten sich auch in der neueren Zeit einige Dichter. Von Jul. Bamme ist es schon erwähnt worden. Hermann Müller führt in „Maria, Königin von Schottland. Dramatisches Gedicht in 5 Akten" (Altona 1840) die Geschichte der unglücklichen, aber nicht schuldlosen Fürstin bis zu dem Punkte, wo Schillers Trauerspiel beginnt, nicht ohne Talent der Darstellung und Composition, aber ohne künstlerische Mäßigung. „Maria Stuart in Schottland" von der Baronin Marie Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky, geb. 1830 zu Zdislowetz in Mähren, gehört zu den gelungeneren Bearbeitungen des Stoffs. Der Königin Liebling Rizzio ist der Held eines Trauerspiels des schon erwähnten Grafen Rehbinder und eines andern von Hans Koester, der noch zu besprechen ist. Franz Bermoth verfaßte „Karl I. König von Großbritannien, Trauerspiel in 5 Akten" (Magdeb. 1840), das weder in Anlage noch in der Ausführung die Mittelmäßigkeit erreicht, in einer Sprache geschrieben ist, die jedem Verständniß Hohn bietet, einen großen Reichthum an Bildern und Metaphern zur Schau trägt, die an Unsinn ihres Gleichen vergeblich suchen. Hermann Theodor Schmid bearbeitete den nämlichen Stoff in „Karl Stuart I. Trauerspiel in 5 Akten" nicht ohne Glück. Der Dialog ist gewandt und gehaltreich, durch Sentenzen belebt, die zwar nicht neu, aber stets passend angebracht sind. Der Charakter des Königs in seiner mit Halsstarrigkeit verbundenen Schwäche ist sicher durchgeführt. Daß Cromwell als Heuchler dargestellt ist, hat vollkommene Berechtigung, aber hätte feiner aufgefaßt werden sollen, wie es ihm in der 4. Scene des 3. Akts gelungen ist, in welcher er dem greisen Stafford, dem treuen Anhänger des Königs, mittheilt, daß dieser seine Tochter verführt habe, eine Scene, die in jeder Beziehung vortrefflich ausgeführt ist. Das Talent des Dichters bewährt sich auch in den andern Stücken, die er in seinen „Dramatischen Schriften" (2 Bde. Lpzg. 1853) veröffentlichte. Am wenigsten gelungen ist „Bretislav. Trauerspiel in 5 Akten", das sich allzusehr in unmenschlichen Greueln gefällt und zudem in der Ausführung unklar ist, da die Person, welche eigentlich Alles leitet, Wlaska, bis zum Ende räthselhaft bleibt. Auch „Rafael. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzug" befriedigt nicht, da es an aller Handlung fehlt. „Christoph der Kämpfer. Schauspiel in 5 Akten" könnte füglich eher als Trauerspiel bezeichnet sein, da die ganze Handlung einen tragischen Charakter hat, und es nicht gerade nöthig ist, daß der Held des Stücks untergeht. Es ist darin die Charakteristik der meisten Personen vorzüglich gelungen, und einzelne Scenen sind von großer Wirkung. „Straßburg. Trauerspiel in 5 Aufzügen" bringt die Erbärmlichkeit des deutschen Reichs, das sich die ehrwürdige Stadt ohne Schwertstreich rauben ließ, und eben so die heimtückische französische Politik, aber auch die Trefflichkeit des Straßburgischen Volks im Gegensatz zu den käuflichen Patriziern zur lebendigen Anschauung. „Der Theuerdank. Romantisches Lustspiel in 3 Akten", worin erzählt wird, wie der Erzherzog, nachmaliger Kaiser Maximilian I., als Minnesänger durch das Land wandert und durch die Liebe eines edlen Fräuleins den ihm gestellten Schlingen entgeht, läßt sich angenehm lesen, hat aber keine besonderen Vorzüge. In „Camoens. Trauerspiel in 5 Akten" sind die politischen mit den persönlichen Verhältnissen glücklich verbunden; die Darstellung ist würdig und poetisch, nur hie und da bei unbedeutenden Stellen erscheint sie zu hochtrabend. Auch stören einige Reminiscenzen, z. B. in der sonst so schönen Scene, wo Camoens von der Geliebten Abschied nimmt. Der Schluß ist etwas willkürlich. Der von seinem König so schmählich geopferte Strafford wurde von J. L. Klein und von Pet. Lohmann, vorher schon von Paul Freih. von Wangenheim (gest. 1848) mit historischer Treue und poetischer Auffassung bearbeitet. In seinen „Dramatischen Werken" (Stuttg. 1848) theilte dieser überdieß noch „Noy und seine Söhne" mit, ein ergötzliches Spiel, in welchem sich tiefer Ernst verbirgt. In „Lucy. Historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpzg. 1866) von Felix Freiherr von Stein-Kochberg ist auch Strafford der eigentliche Held, den der Dichter jedoch so wenig betonte, daß er sein Drama nicht nach demselben, sondern nach einer zwar einflußreichen, aber immerhin untergeordneten Person benannte. Das poetische Talent des Dichters tritt nicht bloß in der gut durchgeführten Handlung, sondern auch in der schönen, oft schwungvollen Sprache hervor. Karls I. mächtiger Gegner Cromwell wurde, wie schon erwähnt, von Emil Palleske, und dann auch von den noch zu nennenden Julius Mosen, Pet. Lohmann und Heinrich Laube bearbeitet. In „Elisabeth Cromwell. Tragödie in 5 Akten" (Karlsruhe 1836) von Gustav Bacherer aus Müllheim in Baden (1810—1850) ist der Charakter des Protektors durchaus schief aufgefaßt. König Mon-

mouth von Emil Palleske ist ebenfalls schon berührt worden. Siegmund Wallace hat in „Karl II. von England und sein Kanzler, Historisch-dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Hamb. 1854) ein nicht gewöhnliches Talent poetischer Gestaltung an den Tag gelegt. Den nämlichen Stoff bearbeitete auch Charl. Birch-Pfeiffer. „Prinz und Apotheker, oder der letzte Stuart. Lustspiel mit Gesang in 4 Aufzügen" (1862) von Friedrich Adami beruht auf Verwechselung des Prinzen mit einem Apothekerlehrling, was zu mancher echt komischen Scene Anlaß giebt. Ueberhaupt ist Adami nicht ohne dramatisches Talent, seine Charakterzeichnung befriedigt meist immer, er ist glücklich in Erfindung von Verwickelungen und sein Dialog ist nicht ohne Lebhaftigkeit. Von seinen übrigen Stücken nennen wir „Provinzialunruhen", „Eine Dorffamilie", „Königin Margot u. s. w." Wilhelm von Oranien von Gustav zu Putlitz ist später zu besprechen; Gustav Kühne's „Verschwörung von Dublin" ist schon erwähnt worden, dagegen ist später noch über „Die Jacobiten" von Franz Nissel, den „Statthalter von Bengalen" von Heinrich Laube, so wie über Rudolf Gottschalls „Nabob" und „Pitt und Fox" zu berichten.

Die Geschichte der Niederlande fand in Fr. Marx einen strebenden Bearbeiter, dessen Jakobäa von Bayern (eigentlich von Holland) schon früher erwähnt wurde. Die verschiedenen Dramen, welche Maria von Burgund zum Gegenstande haben, werden füglicher in der deutschen Geschichte unter denjenigen erwähnt, deren Held Maxmilian I. ist. Der Graf Egmont ist der Held eines schon erwähnten Dramas von Erstenberg; der große Wilhelm von Oranien wurde, wie früher berichtet von J. C. Hauch und Ph. H. Wolff dramatisch behandelt. Eines der ausgezeichnetsten Dramen aus der Niederländischen Geschichte ist „Das Haus der Barneveldt" von Dingelstedt, das 1850 als Manuskript für Bühnen im Druck erschien. Es ist an demselben zunächst die reiche und wahrhaft poetisch Sprache so wie der wohllautende und glücklich gebildete Vers zu rühmen. Weniger genügt die Composition; der Stoff ist allzu massenhaft, so daß die Entwickelung darunter leiden mußte. Die Tragödie zerfällt in der That in zwei Dramen, in den Tod des Oldenbarneveldt, welche den Stoff des ersten Aufzugs bildet, und in die Rache, welche dessen Söhne und Verwandte an Moritz von Nassau nehmen, die in den folgenden vier Akten dargestellt wird. So vortrefflich diese beiden Theile an sich sind, so sehr schaden sie sich durch ihre Vereinigung, und namentlich wird der zweite dadurch herabgedrückt, daß die großartige Erscheinung des Oldenbarneveldt und sein Tod eine so mächtige Wirkung hervorbringen, daß die nachfolgende Entwickelung keinen bleibenden Eindruck mehr zu machen fähig ist. Ein zweites Drama des nämlichen Dichters „Der Aerntekranz. Vorspiel für die Weimarische Jubelfeier" (Weimar 1857) auf den hundertjährigen Geburtstag des Großherzogs Karl August ist eben so gehaltreich als geistvoll ausgeführt. Dagegen ist „Hardy, oder der Aufstand in Lüttich im J. 1790. Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten mit einem Vorspiel" (Lpzg. 1854) von Friedrich Paschalis zu erwähnen, das unter dem Einfluß des Jahres 1848 gedichtet wurde, was zur Folge hatte, daß es dem Drama an Einheit der Auffassung fehlt, daß die politischen Verhältnisse Belgiens im J. 1790 bald mit der lebendigsten Wahrheit dargestellt, bald mit den deutschen des Jahres 1848 vertauscht werden. Abgesehen davon zeugt das Gedicht von schönem Talent, das in einer Reihe von Scenen zur Erscheinung gelangt, die durch lebendige, geistvolle und wahrhaft poetische Ausführung glücklich erfundener Situationen eine bleibende Wirkung hervorbringen.

Aus der Schweizergeschichte hat W. Rueß „die Schlacht bei Morgarten" (Luzern 1840) und, wie früher schon erwähnt., Theodor Meyer Merian den opfermuthigen Winkelried zum Gegenstand eines Dramas genommen. Die Zeit der Burgunderkriege behandelten E. Friedrich in „Hans Waldmann. Ein Drama in 5 Akten" (Winterthur 1854), K. Gengenbach, dessen „Schlacht bei Murten. Heldenspiel in 5 Abtheilungen" gut angelegt und so glücklich ausgeführt ist, als es ohne poetischen Schwung geschehen konnte; J. Eutych Kopp, Arnold Schloenbach und Melchior Meyr haben die Zeit der Burgunderkriege dramatisch behandelt, so wie auch A. Businger, dessen „Irmgrund oder die versöhnte Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481 (Lucern 1845) freilich wenig poetisches Talent verräth. In die nämliche Zeit gehört auch „Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Sursee 1838), von einem Ungenannten, der seinem Stoff nicht gewachsen war. Den Kampf Genfs mit Savoyen behandelte Julius Fröbel, der Neffe des bekannten Pädagogen Friedrich Fröbel. Derselbe geb. im J. 1806 zu Griesheim bei Stadt Ilm, besuchte 1815 das Gymnasium zu Rudolstadt, 1817—1824 die Erziehungsanstalt seines Oheims zu Keilhau, war dann zuerst in Stuttgart, später in München mit geographischen Arbeiten beschäftigt und besuchte zugleich seit 1827 die Vorlesungen der Universität. Nachdem er in Jena und Berlin seine Studien fortgesetzt hatte, erhielt er einen Ruf als Professor an der Industrieschule und später an der Hochschule in Zürich, gab diese Stellung jedoch 1844 auf, um sich ganz dem Betriebe einer von ihm gegründeten Buchhandlung zu widmen, die durch den Verlag einer Reihe demokratischer Schriften einen nicht unbedeutenden Einfluß gewann, aber auch die Verfolgung der deutschen Regierungen zu bestehen hatte. Im J. 1848 nahm er von Dresden aus, wo er seit einiger Zeit lebte, eifrigen Antheil an den revolutionären Bewegungen, wurde Mitglied des Frankfurter Parlaments, gieng als Abgeordneter eines Clubs nach Wien, wurde bei der Einnahme der Stadt verhaftet, aber, glücklicher als sein Genosse Robert Blum, vom Kriegsgericht freigesprochen. Nach Auflösung des Parlaments kehrte er in die Schweiz zurück, verließ dieselbe jedoch bald darauf, und wendete sich nach Nordamerika, wo er ein Speditionsgeschäft gründete. Seit 1857 nach Europa zurückgekehrt,

lebte er zuerst in Wien, jetzt, soviel wir wissen in München, wo er an der officiellen Zeitung bethätigt war. Seine republikanischen Gesinnungen suchte er in „Die Republikaner. Ein historisches Drama in 5 Akten" (Lpzg. 1848) poetisch zu gestalten, an welchem die strenge Durchführung der Charaktere insbesondere des Herzogs und seines Gegners, die gute Entwickelung der Fabel und die gedankenreiche Sprache zu rühmen ist. Wie der Dichter, so sind auch seine Republikaner edel gesinnt, aber zur Schwärmerei geneigt, die jedoch nie den festen Boden verliert. Die Volksversammlung bildet den schwächsten Theil des Dramas; es fehlt den Reden das Hinreißende, was allein eine solche Versammlung, die noch in ihren Ansichten schwankt, zur Ergreifung einer Partei zu bestimmen vermag. In die Zeit des schweizerischen Bauernkriegs fällt J. J. Schädelins „Claus Leuenberger. Historisches Drama in 4 Abtheilungen" (Bern 1837), dessen Held mit Heinrichs von Kleist „Michael Kohlhaas" Aehnlichkeit hat; nur ist er größer, bedeutender, einsichtsvoller, patriotischer; er hat nicht bloß sich, sondern vor Allem das Vaterland im Auge. Charaktere und Situationen sind mit lebensvoller Wahrheit geschildert, vorzüglich gelungen sind die Volksscenen, von denen einige in Erfindung und Ausführung vorzüglich zu nennen sind. Man sieht es ihnen an, daß der Dichter seine Studien für dieselben nicht bloß bei Shakspeare und Andern gemacht, sondern daß er das Volk selbst beobachtet hat. Die Verschwörung des edlen Henzi in Bern, welche schon Lessing zu bearbeiten unternommen hatte, wurde von Th. Meyer-Merian (im Berner Taschenbuch), von C. A. Bruhin („Henzi, Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Zürich 1863), zuletzt von Franz Krutter, Oberrichter in Solothurn. („Samuel Henzi, oder der Bürgerlärmen in Bern. Eine vaterländische Staatsaction" Solothurn 1868) dramatisch bearbeitet. Krutter hat die verschiedenen Leidenschaften und selbstsüchtigen Zwecke der Verschworenen scharf gezeichnet, so daß Henzis edler Charakter kräftig zur Erscheinung gelangt. Die Sprache ist nicht frei von Provinzialismen, die der Dichter vergeblich zu rechtfertigen sucht. Derselbe hatte früher den trefflichen „Schultheiß Wengi" (Soloth. 1845) zu verherrlichen versucht, doch ohne bedeutenden Erfolg, wogegen „Salomon und Salomeh. Dramat. Märchen in 3 Akten" (Eb. 1840) eine erfreuliche Erscheinung ist. Die alte Sage ist mit Geschick und frischem Humor behandelt und viele Stellen sind von großer komischer Wirkung. Aus der Geschichte Graubündens haben wir schon Placid Plattners mißlungenen „Johann Caldar" erwähnt; besser ist „Ulrich Wikard. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Zürich 1864), welches die Kämpfe Rudolfs von Habsburg mit Ottokar von Böhmen behandelt.

Aus der Russischen Geschichte wurde der falsche Demetrius vielfach bearbeitet, was nicht bloß der merkwürdigen Erscheinung selbst zuzuschreiben ist, sondern vorzüglich dem Umstand, daß Schiller den Stoff dramatisch zu gestalten unternommen, aber nur einen Theil vollendet, und nur den Plan zum Ganzen hinterlassen hatte. So sehr es reizen mußte, das begonnene Meisterwerk im Sinne des großen Dichters fortzusetzen und abzuschließen, so mußten die meisten Versuche doch scheitern, da man eben ein Schiller hätte sein müssen, um die Dichtung in seinem Sinn und Geist zu vollenden. Eine der besseren Fortsetzungen ist die schon erwähnte von Gustav Kühne; auch „Demetrius. Schillers Fragment bearbeitet und fortgesetzt" (Berl. 1861) von Otto Friedrich Gruppe, von dessen epischen Dichtungen früher die Rede war, bietet viel Schönes und Gutes, wogegen sein „Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in 5 Akten" (Eb. 1860) schon des unglücklichen Stoffes wegen mißlingen mußte, der keine höhere Anschauung zuläßt und höchstens in Altbayern einiges Interesse erwecken kann. Der Dichter war bei der Bearbeitung dieses Dramas von den Musen so ganz verlassen, daß er, der die Form sonst mit so großer Gewandtheit beherrscht, selbst im Bau der Verse unglücklich war. Hermann Grimm, der Sohn des großen Sprachforschers Wilhelm Grimm, geb. 6. Jan. 1828 in Kassel, seit 1873 ordentl. Universitätsprofessor in Berlin, entwickelte in seinem „Demetrius" (Lpzg. 1854) ein anerkennenswerthes Streben nach künstlerischer Form. Der Plan zeugt von großer Ueberlegung und ihm entspricht auch die Ausführung, ob man gleich mit dem Dichter rechten könnte, daß sich die Ueberzeugung des wahren Demetrius, er sei der Sohn des ermordeten Czars, auf blasse Träume gründete. Vortrefflich ist das Schwanken des falschen Demetrius zwischen Grausamkeit und Anerkennung des Rechts zur Anschauung gebraucht, bis endlich die edle Natur in ihm siegt und er den wahren Erben anerkennt. Daß er sich den Tod giebt, ist nothwendige Sühnung seiner tragischen Schuld, seines Schwankens, zugleich aber auch schon deswegen unvermeidlich, weil er, der so lang glücklich und gerecht geherrscht hatte, nicht wieder zum Unterthan herabsinken konnte. Unter allen Bearbeitern des Stoffes hat wohl keiner das nationale Leben so richtig und scharf gezeichnet als Friedrich Bodenstedt in seinem „Demetrius. Historische Tragödie in 5 Aufzügen" (Berl. 1856); es hat keiner die damaligen Zustände, die bei aller Rohheit so viel Großartiges darbieten, so wahr aufgefaßt und sicher entwickelt. Die Motivierung von Dimitris Schuld und Charakteränderung, als er erfährt, daß er nicht der wahre Demetrius sei, ist ganz vortrefflich; vortrefflich ist auch die Scene, in welcher Demetrius durch die hinreißende Gewalt seiner Persönlichkeit die verwittwete Zarin überredet, ihn für ihren Sohn anzuerkennen, sie dann aber schweigt, als sie es durch einen Eid bekräftigen soll. Es ist ferner ein durchaus glücklicher Gedanke, daß Dimitri mit den Pfaffen in Conflict geräth und daran hauptsächlich zu Grunde geht, und eben so glücklich ist es, daß Dimitri als Reformator auftritt, was ihm Muth und Zuversicht erhält, als er erfährt, daß er nicht der Sohn des Czars ist. Der mit der Russischen Sprache vertraute Dichter hätte aber nicht vergessen sollen, daß die wenigsten Leser dieselbe kennen und daher nicht im Stande sind, die slavische Orthographie richtig auszusprechen; er würde daher gut gethan haben, die Namen in deutscher Schreibweise zu geben. Ist dieß freilich nur von un-

tergeordneter Bedeutung, so erregt die mangelhafte Composition ein wichtigeres Bedenken. Offenbar ist der erste Aufzug ganz überflüssig; die vorübergehende Erscheinung Dimitris in Moskau ist nicht gerechtfertigt, weil sie auf die Entwickelung zu geringen Einfluß hat, und dieser Umstand im zweiten Akte leicht hätte angebracht werden können. Einige Charaktere sind zu schwankend, selbst Marina ist nicht fest genug gezeichnet. Des nämlichen Dichters „König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in 3 Aufzügen" (Berl. 1860) behandelt einen der schönsten Stoffe aus der ältern deutschen Geschichte, einen Stoff, der sich zudem auch am Leichtesten unsern Anschauungen anfügt. Doch hat der Dichter den Helden durch zu scharfes Hervortreten der Nebenpersonen zu sehr in den Hintergrund gedrängt. — Merkwürdig ist es, daß die letzte Bearbeitung des Demetrius von Fr. Hebbel, von dem später die Rede sein wird, ebenfalls unvollendet geblieben ist. Auf den Mazeppa von Rudolf Gottschall und den Pugatschew von Karl Gutzkow werden wir später zurückkommen. Peter der Große erscheint als Hauptperson in „Alexei Petrowitsch. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1843) von Ernst Otto. Der Dichter ist nicht ohne dramatisches Talent, wie schon die glückliche Exposition beweist, aber es fehlt ihm noch an Sicherheit der Gestaltung. So tritt bald ein unkünstlerisches Schwanken im Charakter des Alexei ein, und damit in der Idee des Stücks, welche als ein Kampf des Alten gegen das Neue erscheint, während Alexei sich später nur aus Liebe zu seiner unglücklichen Mutter verleiten läßt, an Verschwörungen Theil zu nehmen. Die Kaiserin Katharina ist unglücklich als gemeine Intrigantin aufgefaßt, nicht besser erscheint der Fürst Mentschikoff. Auch spielt der Zufall eine zu große Rolle. Die Diction ist durchaus lobenswerth, und einzelne Scenen sind wirklich schön und ergreifend.

Aus der Polnischen Geschichte ist uns nur Ein Drama bekannt geworden, „Stanislaw, der Polenkönig. Trauerspiel in 5 Akten" (Bresl. 1861), von Heinr. Bech, das aber in der dramatischen Behandlung an die ersten Anfänge des deutschen Theaters erinnert. Zudem ist die Polnische Wirthschaft wohl sehr traurig, aber keineswegs tragisch.

Die Ungarische Geschichte wurde von K. Hugo, den wir schon genannt haben, und von Tobias Gottfried Schröer dramatisch bearbeitet, der im Jahre 1791 zu Preßburg geboren, daselbst am 2. Mai 1850 als Professor am evangelischen Lyceum starb, und sich durch seine unter dem Namen Christian Oeser heraus gegebenen geschichtlichen und literarischen Werke einen geachteten Namen erwarb. Sein „Leben und Thaten Emerich Tökölys und seiner Streitgenossen. Historisches Drama von A. Z." (Lpzg. 1839) entwickelt eine Reihe von Bildern aus dem ungarischen Leben (denn ein künstlerisch gebildetes Drama ist es nicht), die eben so wahr als poetisch schön gestaltet sind, und durch die tüchtige Gesinnung, die sich darin kund giebt, jeden Unbefangenen ansprechen müssen. Denn wenn er auch das Treiben der Jesuiten und Pfaffen mit scharfen Farben schildert, so verfällt er dabei doch niemals in Uebertreibung. Unbedeutend dagegen ist die „Schlacht bei Esseg. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Wien u. Lpzg. 1843) von Carl Seegmayer, das zwar in seinen Bildern nicht unglücklich, aber desto ungeschickter in der Composition ist.

Die Serbische Geschichte behandelt A. Pannasch in „Czerny Georg. Historisches Drama in 5 Akten" (Wien 1847), das sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. Weit besser ist dessen „Christnacht. Schauspiel in 1 Akt", in welchem die opferfreudige Kraft der Mutterliebe in einem gut erdachten Stoff glücklich dargestellt ist. Auch sind in „Alboin" und „Maximilian in Flandern. Dramatische Dichtung (Güns 1835) gute Stoffe verständig behandelt und besonders ist „Alboin" nicht ohne künstlerischen Werth. Dagegen sind die „Irrgänge des Lebens. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (in Franks Taschenbuch 1841) eine Schicksalstragödie der widerlichsten Art.

Einen Stoff aus Montenegro hat, wie schon berichtet, Hutterus bearbeitet. „Die Ritter von Rhodus" vom Fürsten von Lynar sind ebenfalls schon erwähnt worden. An diese schließen sich mehrere Bearbeitungen der Malteser an, zu denen bekanntlich Schiller einen Plan hinterließ. Christoph Kuffner hat in seinen „Maltheser. Historisches Schauspiel in 3 Akten" (Wien 1840) Schillers Plan mit Veränderung der Namen und Einschiebung einer sentimentalen Liebesgeschichte benutzt; aber es ist wenig von Schillers Geist in das Drama gedrungen, dessen Sprache oft gemein, und das in der ganzen Haltung geschmacklos ist. Ein andres Drama desselben ist „Herzog Ulrich von Würtemberg. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (Wien 1840). Man könnte dem Dichter verzeihen, daß er seinen Helden, den Mörder des Hans von Hutten, Anderes zu geschweigen, in ein glänzendes Licht stellt, wenn es nur mit Talent und poetischem Sinn geschehen wäre. Otto Haupt, geboren am 25. Sept. 1824 zu Königsberg in der Neumark, hatte schon im älterlichen Hause mit Armuth zu kämpfen, noch mehr auf der Universität Berlin, da er seinen Lebensunterhalt mit Privatunterricht verdienen mußte. Seit 1860 Oberlehrer a. d. Realschule in Posen, wirkt er seit 1872 als Direktor der höheren Töchterschule in Stettin. Seinem früher oft ausgesprochenen Wunsch, an einem Gymnasium angestellt zu werden, scheint trotz seiner tüchtigen Kenntniß der alten Sprachen der Umstand entgegen zu stehen, daß er früher an einer geheimen Verbindung Theil genommen hatte. Als Dichter hat er sich in den „Maltesern. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Posen 1864) versucht, die er meist nach Schillers Plan gearbeitet hat. Wo er abweicht, ist es nicht gerade zum Vortheil der dramatischen Entwickelung. Nicht zu rechtfertigen ist z. B., daß der tapfere St. Priest an der Verschwörung gegen den Großmeister Theil nimmt, ja daß er sogar den Auftrag erhält, ihn zu ermorden, was nur dadurch verhindert wird, daß sich der Großmeister als seinen Vater zu erkennen giebt. Gut sind dagegen die Motive, durch welche Montalto bestimmt wird, den Verräther zu spielen: verschmähte Liebe, brünstige Leidenschaft, Eifersucht und Neid. Die Sprache ist oft zu hochtrabend, wo Einfachheit am Platz wäre.

Nordamerikanische Verhältnisse sind, wie schon erwähnt, von Schmidt-Ebers und Siegmund Wiese dramatisch bearbeitet worden.

Die deutsche Sage und Geschichte hat, wie sich aus dem immer kräftiger erwachenden Nationalbewußtsein erwarten ließ, eine große Anzahl von Bearbeitern gefunden, aber oft hatte der Patriotismus an den Dramen mehr Antheil als Kunst und Poesie, und wenn auch diese in erfreulicher Weise bei der Schöpfung der Dramen bethätigt waren, so war dagegen nur zu oft der Stoff verfehlt, so daß er entweder der dramatischen Gestaltung widerstrebte, oder so weit ablag, daß er dem Verständniß des Zuschauers und selbst des Lesers entging. Letzteres ist bei Herm. Linggs „Walkyren" der Fall, von denen oben schon die Rede war; auch die schon besprochenen dramatischen Bearbeitungen der „Nibelungen" von Richard Wagner und Fr. Hebbel konnten aus den angeführten Gründen nicht durchdringen. Die „Chriemhild" von Aug. Kopisch bietet einige gute, viele unglücklich gezeichnete Gestalten. Eine fleißige Arbeit ist „Walid" ein Drama, das zwar in Anlage und Ausführung, besonders im Dialog zu breit gehalten, dagegen in einzelnen Scenen sehr glücklich ist. Die „Chriemhild. Trauerspiel" (Paderborn 1866) von Wilhelm Hosäus ist wie sein „Prinz Louis Ferdinand" (Berl. 1865) in einer reinen und würdigen Sprache geschrieben, allein der Dichter ist des dramatischen Effekts nicht Meister. — Daß Em. Geibel die „Brunhild" dramatisch bearbeitete, ist schon berichtet worden. Wilhelm Osterwald, dessen lyrische und epische Gedichte wir schon haben kennen lernen, hat im „Rüdiger von Bechlaren. Ein Trauerspiel" (Halle 1849), seine gründliche Kenntniß des deutschen Alterthums glücklich benutzt, und die allgemein menschlichen Verhältnisse mit tiefem Verständniß erfaßt. Den nämlichen Stoff hat auch Lothar Schenck bearbeitet: „Markgraf Rüdiger. Drama" (Paderb. 1866). Eigenthümlich schwankt „Helke. Schauspiel aus der deutschen Heldensage" (Lpzg. 1856) von Dr. Max Rieger zwischen der Anschauungs- und Auffassungsweise der griechischen Tragiker und der mittelhochdeutschen Dichter; auch das Studium Göthes ist darin unverkennbar. In Helkes Mund erscheint die griechische Mythologie eben so unpassend als die sentimental-christliche Tendenz. Das Drama hat zu wenig Handlung; der Dialog ist sententiös; aber nicht charakteristisch, da jeder Mann und jede Frau so reden könnten wie Etzel und Rüdiger, wie Helke und Gobelinde. Außer der schon genannten „Gudrun" von V. Fr. v. Strauß haben wir die „Gudrun. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1862) von Otto von Rutenberg zu erwähnen, der den überlieferten Stoff vielfach, aber nicht besonders glücklich umgestaltete, um ihn den Anforderungen des Theaters anzupassen. Tiefe Empfindung und poetische Begabung ist dem Dichter übrigens nicht abzusprechen. Die Bearbeitungen der Sagen vom Tannhäuser und Lohengrin von Richard Wagner werden später besprochen. Von der Sage zur Urgeschichte übergehend, haben wir zunächst die Dramen zu erwähnen, welche den Cheruskerfürsten Hermann behandeln. Ueber Bearbeitung dieses Stoffes durch Hans Koester wird später berichtet werden. „Hermann und Thusnelda. Tragödie in 5 Aufzügen" (Dresd. 1859) von Fr. Pudor ist eine der besten Bearbeitungen des Stoffes, und doch mußte er trotz des fleißigen Studiums der Quellen an demselben scheitern. Ganz mißlungen ist „Armin oder die teutoburger Schlacht" (Bremen 1850) von H. W. A. Kotzenberg, dessen Sprache schon aller Poesie Hohn bietet. Die einzelnen Motive sind geradezu verkehrt und die Personen, die diese Motive aushecken oder sich von ihnen leiten lassen, erscheinen unbedingt lächerlich. Einen komischen Eindruck macht es, daß der alte Grave Charioner seine Anrufung der Götter in griechischen Tetrametern beginnt und sie in italienischen Stanzen schließt; noch komischer beinahe, daß das Drama mit einem achtseitigen Gespräch von Weibern endet, welche der Schlacht zusehen und über dieselbe berichten. Von größerer Begabung zeugen „Hermann. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Berl. 1863) von Alexis Lomnitz und „die Varusschlacht. Vaterländisches Schauspiel in 5 Handlungen" (Hann. 1863) von H. Brockhausen, obgleich auch in ihnen die patriotische Gesinnung den größten Werth bildet. Siegfried Schmidt hat in seinen „Dramatischen Werken" (Lpz. 1842—43) den nämlichen Stoff behandelt. „Varus. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen", in welchem der unglückliche Gedanke auffällt, daß Varus seinen Legaten für den Verräther hält, vor dem ihn die Priester aus Opfer und Vogelflug warnen. Verletzend ist es auch, daß Hermann den verräth, der ihn für seinen treuesten Freund halten muß, wobei Varus übrigens gar zu einfältig erscheint. Das Ganze ist geschwätzig breit; die Entwickelung der Handlung ist höchst unklar. Die übrigen Dramen sind „Nepotian. Trauerspiel in 5 Aufzügen", dessen fruchtbarer Stoff nicht bewältigt ist; es verschwimmt Alles in inhaltsleeren Reden. „Das verhängnißvolle Blatt. Schauspiel in 3 Aufzügen" behandelt einen guten Stoff in höchst ungeschickter Weise. Von den „Beiden Mohren. Lustspiel in 3 Aufzügen" und dem „Entdeckten Complott. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen" ist zu bemerken, daß es der Tod eines Lustspiels ist, wenn ein Verhältniß, das der Dichter bis zum Schluß vor dem Zuschauer verborgen halten will, schon gleich in den ersten Scenen erkannt wird. Die „Hermannsschlacht" von Rüffer haben wir schon erwähnt. Den „Fechter von Ravenna" von Fr. Halm wenden wir später besprechen. „Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in 2 Abtheilungen" (Nördl. 1856) von Franz Bacherl, Schulmeister in Pfaffenhofen, würden wohl nie gedruckt worden sein, und würden, selbst wenn sie gedruckt worden wären, in der Geschichte der Literatur nicht zu erwähnen sein, wenn sich nicht darüber eine hitzige Fehde entsponnen hätte. Bacherl behauptete nämlich, daß Fr. Halm „die Cherusker" in seinem „Fechter" benutzt habe. Und in der That ist die Fabel in beiden Dramen wesentlich dieselbe, selbst die Charaktere und einzelne Begebenheiten haben überraschende Aehnlichkeit, ja es lauten einzelne Phrasen und Wendungen merkwürdig überein-

stimmend. Aber Alles ist bei Bacherl roh und geschmacklos, Sprache und Verse sind schülerhaft, die Handlung ist in vollständiger Verwirrung. Die zweite Abtheilung liegt in zwei Redactionen vor, von denen die zweite kürzer und in Sprache und Haltung besser ist als die erste und wahrscheinlich erst verfaßt worden ist, als Halms „Fechter" schon erschienen war. In die Zeiten der Völkerwanderung führen uns Söltl mit seinem „Attila. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Freiburg 1865) und H. Graf von Veltheim in „Ende und Anfang", welches nebst den „Erben der Zeit" in dessen „Dramatischen Zeitgemälden" (Braunschw. 1850) erschien. Das erste Drama behandelt das Ende des weströmischen Reichs und den Anfang der deutschen Herrschaft in großartiger Auffassung der Geschichte und guter dramatischer Behandlung des Einzelnen, die noch wirkungsvoller sein würde, wenn die Anlage nicht zu breit wäre. Früher hatte der nämliche Dichter, „Dramatische Versuche" (Braunschw. 1846) veröffentlicht, deren zwei Stücke „Der Seekönig" und „Splendiano" originell und selbständig sind, sich aber in Uebertreibung verirren. Daß Pannasch den Alboin, Bodenstedt den Antharis, Rohde den Desiderius, Maercker den Karl Martell dieser auch Karl den Großen und Kösting Diesen und den Desiderius dramatisch behandelt haben, ist schon erwähnt worden. Zu Karl dem Großen gehört ferner „Eginhard und Emma. Drama in 5 Akten" (Bunzlau 1837) von H. Seidel, der den bekannten Stoff neu aufgefaßt und nicht ohne Glück behandelt hat. Die trefflich erfundenen und motivierten Situationen sind mit großer Wahrheit dargestellt, so wie auch die mannigfaltigen Charaktere glücklich gezeichnet sind. Karls des Großen mächtigen Gegner behandelt Gustav Heubner in „Wittekind. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1852) mit poetischer Frische und in würdiger Sprache. Die Motive sind glücklich erfunden, doch liegen die Verhältnisse zu fern, als daß sie Theilnahme erwecken könnten. Den nämlichen Eindruck macht „Widukind. Ein historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Detmold 1859) von Ernst Meyer und „Wittekind, der Sachsen Herzog", welchen Elisabeth Grube geb. Diez in ihren „Dramen" (Düsseldorf 1864) nebst zwei andern „Jakobäa von Baden" und „Die Lützower" veröffentlichte. Ad. Rudolph verfaßte einen „Thassilo, Herzog der Bayern. Ein dramatisches Heldengedicht" (Gotha 1851). „Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel" (Berl. 1862) von Robe spricht durch eine glückliche Exposition, poetische und zugleich wahre Auffassung der Geschichte und der Charaktere, so wie durch die darin niedergelegte vaterländische Gesinnung und die würdige Sprache an, die er überhaupt zu beherrschen weiß. Störend ist der häufig vorkommende Fehler, daß die Scenen durch zu lange Zeiträume getrennt sind. Eben so ansprechend ist „Das verlorne Kind. Lustspiel" (Hirschberg 1845), das mit dramatischem Talent angelegt und mit heiterer Laune ausgeführt ist. Vortrefflich ist auch „Kobold Pierusch. Märchen in 5 Aufzügen" (Lpz. 1840), dessen Stoff gut erfunden und glücklich durchgeführt ist. Die Sprache ist den Situationen angemessen, ernst und würdig in den ernsten, voll liebenswürdigen Humores in den scherzhaften. Heinrich der Finkler von Julius Mosen wird bei ausführlicherer Darstellung seiner Dramen näher besprochen werden, Otto der Große wurde, wie erwähnt, von Arthur Müller bearbeitet, außer ihm von E. Metellus, dessen „Otto der Große, König der Deutschen. Ein Schauspiel" (Berl. 1830) von hübschem Talent zeugt, dem jedoch künstlerische Durchbildung fehlt. Auch C. F. Flemming behandelte den großen Mann nicht ohne Geschick in „Otto I. Historisches Drama in 5 Aufzügen" (Kowno 1865), so wie auch sein „Otto II. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1865) manche Schönheiten darbietet. Obgleich nicht mehr in die Zeit gehörend, die uns zu besprechen obliegt, können wir uns doch nicht enthalten, noch einen Dichter zu erwähnen, der einen Stoff behandelte, der mit Otto dem Großen in Verbindung steht. Fercher von Steinwand, eigentlich Johann Kleinfercher geb. am 22. März 1828 im Dorfe Steinwand (Körnten), besuchte das Gymnasium zu Klagenfurt, studirte dann von 1849 bis 1855 in Graz und Wien deutsche Philologie, entschloß sich aber schließlich sein Leben ganz der Dichtkunst zu widmen. Im J. 1858 und 1859 machte er eine Bildungsreise nach Dresden und Leipzig und seit 1862 lebt er in selbstgewählter Abgeschlossenheit zu Perchtoldsdorf bei Wien. Außer lyrischen, von tiefer Empfindung zeugenden Gedichten, die noch nicht gesammelt sind, verfaßte er ein Drama, das er schon 1858 vollendet hatte, aber erst später bekannt machte. „Dankmar. Eine Tragödie in 5 Aufzügen" (Wien 1867) ist das Erzeugniß eines tüchtigen Talents, dem es aber noch an Mäßigung und klarer Einsicht in das Wesen der Kunst fehlt. Gelingt es ihm, woran wir bei seinem ernsten Streben nicht zweifeln, die ihm mangelnde Ruhe und Klarheit zu gewinnen, so dürfen wir noch Bedeutendes von ihm erwarten. Seine Sprache ist von eigenthümlicher Kraft, aber oft übersprudelnd; seine Bilder sind meist großartig, hie und da fehlt ihnen aber die nothwendige Anschaulichkeit. Sein großer Gedankenreichthum verleitet oft zu langen Reden, die beinahe zu Monologen ausarten, und da unangenehm wirken, wo man raschen Fortgang der Handlung erwartet. Den Charakteren, die an sich gut gezeichnet sind, fehlt es an der rechten Abstufung, so daß beinahe alle auf gleiche Bedeutung Anspruch machen, und die Hauptperson daher nicht genug hervorsticht. Viele Situationen sind vortrefflich gehalten und von ergreifender Wirkung, so die Scenen zwischen Hedwig und der Königin Wittwe Mathilde, und die letzte zwischen Hedwig und Dankmar. Moritz Blanckarts, der im J. 1839 zu Düsseldorf geboren, daselbst als Historien- und Schlachtenmaler lebte und seit 1876 in Stuttgart weilt, verfaßte außer matten, von beschränktem Preußensinne eingegebenen „Kriegsgedichten" (Düsseld. 1868) einige Dramen, von denen Eins in die Zeiten Ottos I. fällt. „Johann von Schwaben. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (1863) ist geschichtlich treu, aber nicht poetisch gestaltet; es ist ohne alle Erfindung

und die Charaktere sind bloß skizzirt. In „Adolf von Nassau. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1865) ist die übermäßige Anwendung des Reims und der zu häufige Scenenwechsel zu tadeln; doch ist in Sprache und dramatischer Gestaltung Fortschreiten sichtbar, noch mehr aber in „Königin Adelheid. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (1867), ob es dem Verfasser gleich noch nicht gelingt, die aus andern Dichtungen entnommenen Ideen selbständig zu reproduzieren und die bedeutenderen Situationen zu beherrschen. „Fürs Vaterland. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1868) behandelt einen Stoff aus dem französisch-spanischen Krieg von 1811. Joseph Heinrich König, der vorzüglich als Romanendichter berühmt geworden ist, hat sich auch im Drama versucht, doch ist nur „Die Bußfahrt. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1836), in welcher Otto III. die Hauptperson ist, von großer Bedeutung, die in den zahlreichen wirkungsvollen Scenen und der gelungenen Charakteristik liegt. Otto III. wurde auch von Julius Mosen und J. L. Klein, auf welche wir später zurückkommen, dramatisch behandelt und endlich von K. Biedermann, in dessen „Kaiser Otto III. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1863) der Held in Folge seiner Vorliebe für das Fremde untergeht. Die historischen Elemente, Kaiserthum und Papstthum, Deutschland und Italien, Kaiser- und Fürstenmacht sind bei des Dichters gründlicher Kenntniß der Verhältnisse zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht. Auch sein „Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in 5 Akten" (Weim. 1861) stellt den Kampf des Kaisers mit seinem Sohn mit Glück dar. Konrad II. bildet den Stoff eines Dramas von Albert Dulk, der später zu besprechen ist. Unter allen Kaisern fand Heinrich IV. die zahlreichsten Bearbeiter, außer den schon genannten Streiter, Herm. Marggraff Prechtler und Biedermann und den noch zu berührenden Hans Koester, Fr. Roeber und von Saar zuerst von Friedrich Wilhelm Rogge, dessen lyrische Dichtungen früher erwähnt wurden. Sein Kaiser Heinrich IV. (Lpz. 1839) ist allzusehr in Nachahmung Shakespeares verfangen, zudem in einer harten Sprache mit falschem Wortgepränge und neugebildeten Wörtern abgefaßt, die keinen klaren Sinn geben und unrhythmisch gebildet sind, wie denn der Dichter den Vers überhaupt unglücklich behandelt. Wenn das Drama als Ganzes auch als mißlungen zu bezeichnen ist, so enthält es doch einzelne Stellen, die von poetischem Sinn zeugen. — Ein andres Drama „Kaiser Friedrich Barbarossa. Nationaltragödie in 5 Aufzügen" (Lüneburg 1833) ist ohne sicheren Plan, ohne Einheit der Handlung und des Helden; es sind deren zwei, Barbarossa und Heinrich der Löwe. Unter dem Titel „Herz und Krone" (Schwerin 1838) gab Rogge zwei Dramen heraus „König Manfred. Tragödie in 5 Aufzügen" und „Bianca Vanezzi. Tragödie in 5 Aufzügen", von denen das erste „König Manfred" in denjenigen Stellen am Gelungensten ist, in welchen das Wesen des Papstthums, seine unbegrenzte Herrschsucht und Treulosigkeit zur Anschauung gebracht wird. „Bianca Vanezzi" erinnert nicht blos an Shakespeare im Allgemeinen, sondern ganz besonders an Romeo und Julia. Das Motiv, welches die Katastrophe herbeiführt, ist nicht glücklich, nicht neu: untergeschobene Briefe sind ein gar zu wohlfeiles Mittel; die humoristischen Scenen beruhen meist auf gesuchten Wortwitzen, die noch dazu bis ins Unendliche wiederholt werden. „Heinrich IV. Ein Trauerspiel" (Mannh. 1841) von Theodor Schliephake folgt der Geschichte mit sklavischer Treue, aber ist eben deswegen kein Drama, überhaupt keine poetische Schöpfung; die Sprache ist dagegen lobenswerth. „Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel" (Berl. 1847) von einem Ungenannten zeugt von tüchtiger Kraft, aber auch diesem Dichter fehlt es an Maß und Beschränkung. „Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1854) von Julius Heinsius ist ohne Bedeutung und nur als Beweis anzuführen, wie sehr der Stoff zur Bearbeitung anlockte. Julius Schrader, der als Lyriker schon erwähnt worden ist, hat in „Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in 2 Theilen" (Berl. 1854) die Geschichte mit allzu großer Treue wiedergegeben, so daß poetische Idealisierung vermißt wird. Er verweilt zu lange bei Einzelnheiten, die keinen oder nur unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Handlung haben. Schraders größte Stärke besteht in der Charakterzeichnung und es ist in dieser Beziehung besonders auf die Schilderung des Kaisers und seiner Gemahlin aufmerksam zu machen. „Der Pilger von Canossa, oder der Sieg der Krone. Eine dramatische Dichtung in 5 Akten" (Celle 1863) von Armin Bruno ist in Jamben abgefaßt, aber die Sprache ist die matteste, platteste Prosa, die zudem für die Zeit höchst unpassend ist. Sprache, Darstellung und Inhalt sind eines pedantischen Juristen. Das Ganze macht den Eindruck einer ewigen Gerichtsverhandlung, die Composition ist unbeholfen, die Charaktere sämmtlich nach Einem und demselben Zuschnitt gezeichnet: Alle gehen auf Lug und Trug aus, und doch erscheint Heinrich nach jeder Seite hin als ein vortrefflicher Mensch. Jeder betrügt den Andern; Weiberintriguen sind die Hauptmotive. Den Schluß bildet die Entsetzung Gregors und die Krönung Heinrichs durch den neuen Papst. Den nämlichen Stoff behandelt auch „Hildebrand. Ein historisches Drama" (Fr. 1855) von einem ungenannten Dichter, der, wie so viele Andre den Shakespeare, jedoch mit Talent und Geist nachahmte, so in der Figur des Egeno, in dem sich der derbe Falstaff leicht wieder erkennen läßt. Die Auffassung des Stoffs ist eigenthümlich und selbst kühn. Gregor VII. erscheint hier als der Vertreter der Intelligenz und der Volksfreiheit, daher er die Kirche, als die Repräsentantin des Geistes, von dem Joch der weltlichen Gewalt befreien, diese der Kirche unterwerfen will. Es ist dieß trefflich entwickelt; die Geistesgröße und hohe sittliche Reinheit Gregors ist mit Talent und Geist zur Anschauung gebracht. Ihm gegenüber ist Heinrich IV. als in Genußsucht, Wollust und despotisches Treiben versunken dargestellt, als ein Mensch ohne jegliches edlere Gefühl, was vorzüglich sein Benehmen gegen seine Mutter beweist, so wie sein schwächliches Betragen gegen seine Gemahlin, die ihn aus der Gefangenschaft der Sachsen rettete.

Seine Schwäche, die ihn stets das Wesen für den Schein aufopfern ließ, ist vortrefflich dargestellt und eben so glücklich ist die Schlechtigkeit und Selbstsucht der deutschen Fürsten zur Erscheinung gebracht, die sich kein Gewissen machten, das Reich ins Verderben zu stürzen, wenn sie nur ihre dynastischen Zwecke erreichten. Den nämlichen Stoff haben in der neuesten Zeit auch Richard Weiland in „Kaiser und Papst. Historisches Drama in 5 Aufzügen und einem Vorspiele" (Dresd. 1866) und J. Weißbrodt in „Gregor VII. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Münster 1866) behandelt. Von letzterem besitzen wie auch die dramatisierte Legende „Cäcilie. Historische Tragödie" (Münster 1865). Nächst Heinrich IV. haben die Hohenstaufen zahlreiche Bearbeitung gefunden. Friedrich I. wurde, wie schon erwähnt, von F. W. Rogge, Tempeltey, Alfred Königsberg und J. V. v. Schweitzer dramatisch behandelt, ebenso von Franz Nissel, auf den wir zurückkommen. K. Ludwig Ernst Kossak, der als Romanen- und humoristischer Dichter später zu besprechen ist. hat in „Friedrich Barbarossa. Drama" (Berl. 1836) die Verhältnisse eben so poetisch als wahr aufgefaßt, dieselben kunstmäßig geordnet, die Charaktere klar und scharf gezeichnet und dem Ganzen durch eine schöne, zwar gehobene, aber auch stets maßvolle Sprache einen großen Reiz verliehen. „Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum Kölner Domban" (Stuttg. 1843) von Ludwig Bauer ist als Gelegenheitsgedicht durchaus rühmenswerth. An die Sage von der einstigen Wiederkehr Barbarossas anknüpfend, läßt der Dichter durch Diesen und Heinrich von Osterdingen seine Wünsche für Deutschlands Zukunft in meist schöner und poetischer Sprache aussprechen. Den Kampf zwischen Friedrich I. und Heinrich dem Löwen behandelte Franz Nissel und in der neuesten Zeit Albert Lindner in „Stauf und Welf. Ein historisches Schauspiel" (Jena 1867). Friedrich II. wurde von J. G. Fischer, wie späterausführlicher berichtet wird, und von dem schon genannten Adolf Widmann bearbeitet, früher schon von dem edlen Ignaz Heinrich von Wessenberg, dessen „Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" in zweiter Auflage erschien (Freib. im Br. 1863), in der neueren Zeit von P. v. Probst in „Kaiser Friedrich II. Dramatie in 5 Aufzügen" (Berl. 1861). In die Zeiten Friedrichs II. gehört „Heinrich von Schwerin. Schauspiel aus der dänisch-deutschen Geschichte in 5 Aufzügen" (Berl. 1858) von Gustav Erich v. Meyern, der schon in der Wahl des Stoffes einen glücklichen Griff that, indem er Verhältnisse aus dem 13. Jahrhundert lebendig dramatisch vorführte, die mit den neuen Zerwürfnissen zwischen Deutschland und Dänemark manche Aehnlichkeit darboten, und er an die That- und Willenskraft deutscher Charaktere erinnerte, die jetzt so selten ist. Das Drama ist sehr glücklich angelegt und ebenso glücklich durchgeführt; die Conflicte, die sich aus dem Charakter der Personen ergeben, sind vortrefflich erfunden, die Handlung ist reich und entwickelt sich klar. Die Charaktere sind scharf und wahr gezeichnet, besonders vortrefflich sind die drei Frauen aufgefaßt: Margaretha von Schwerin, die treue, kluge und energische Gattin Heinrichs, die Alles wagt, um den Gatten zu retten, und dabei selbst nicht vor der Gefahr zurückschweckt, im falschem Lichte zu erscheinen; Gräfin Halland, die trotz ihres Falls, der sich, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen läßt, vor dem Morde zurückbebt; ihre jugendlich unschuldige, innigster Liebe erglühende Tochter Bertha. Nicht weniger vortrefflich erscheint der Held, der, kühn und tapfer, Alles für die Ehre des Vaterlandes wagt. Großes Interesse gewährt des nämlichen Dichters „Ein Kaiser. Politisch-dramatische Studie in 4 Aufzügen" (Gotha 1857, 2. Aufl. 1861), ein prophetisches Gedicht, das die gewaltthätige Centralisation der einzelnen Theile eines großen Landes grundsätzlich verdammt und für jeden einzelnen frei und selbständige Entwickelung unter dem Schutz der Gesammtheit verlangt. Heinrich VI. ist eine Hauptgestalt in „Herz und Krone, oder Wilhelm von Lecce. Trauerspiel in 5 Akten" (3. Aufl. Celle 1862) von Mathilde Raven, der wir bei den Prosadichtungen wieder begegnen werden. Dieses Drama verdient schon deshalb Anerkennung, weil es das politische Element neben dem persönlichen glücklich durchführt, aber auch wegen der guten dramatischen Entwickelung, der gelungenen Charakteristik und der würdigen Sprache, die nur hie und da zu weiblich süßlich ist. Es ist aber ein wesentlicher Mangel des Plans, daß der Held, Wilhelm von Lecce, am Ende in den Hintergrund geschoben wird und das ganze Interesse von ihm auf seine Geliebte und Heinrich VI. übergeht. Der unglückliche Conradin wurde mehrfach bearbeitet; außer von Hans Koester, dem ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, und dem schon erwähnten Wohlmuth, zuerst von Fr. von Maltzahn, dessen „Conradin. Trauerspiel in 5 Akten" (Güstrow 1835) als eine der besseren Behandlungen des Stoffes bezeichnet werden darf, da sich darin Kraft der Darstellung mit lobenswerther Mäßigung verbindet. Ganz ungenügend ist dagegen „Conradin. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1842) von Fr. Lindner, dessen Sprache mehr als trivial ist, und der keinen Begriff von dramatischer Composition hat. So konnte er keinen Schluß finden und ließ auf Conradins Tod noch ganz Ungehöriges folgen. Mit Liebe und Talent hat dagegen K. G. Körte den fruchtbaren und ergreifenden Stoff in „Conradin, der letzte Hohenstaufe. Ein Trauerspiel" (Schwelm 1843) behandelt. Endlich sind noch „Conradin von Schwaben. Ein Trauerspiel" (Wiesb. 1852) von W. B. Scholz und „Der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1865) von H. Baumgärtner zu nennen. Manfred wurde, wie schon erwähnt, von F. W. Rogge und Oswald Marbach, dann von F. Roeber als Oper bearbeitet. Die Bekehrung der Samländer zum Christenthum durch den deutschen Orden gab den Stoff zu „Der Withing von Samland. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1860) von Ernst Wichert. Ein Ordensritter Dietrich erfährt, daß er der Sohn eines samländischen Häuptlings (Withings) sei; obgleich dem Christenthum treu bleibend, nimmt er Partei für sein Volk, in der Hoffnung, dasselbe zu bekehren, wenn der Feind, der deutsche

Orden, aus dem Lande vertrieben sei; aber er wird besiegt und getödtet. Des nämlichen Dichters „Licht und Schatten. Schauspiel in 5 Akten" (Berl. 1861) ist ein religiös politisches Tendenzstück ohne besondre Bedeutung und vor Allem ohne Licht und Schatten. Gelungner und nicht ohne Interesse ist „Unser General York. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten" (Eb. 1858). Der Freiherr vom Stein und York sind glücklich erfaßt, der erste mit seinen höhern Anschauungen, der zweite mit seinem engherzigen Preußenthum und Royalismus. Das Drama geht aber zu schwach aus, was selbst die letzte Scene nicht vergessen läßt. Die Geschichte des deutschen Ordens behandelt auch Rob. Giseke. — Rudolf von Habsburg wurde von den schon genannten Eutych Kopp und Plac. Plattner, der König Adolf von Nassau von Blanckarts behandelt, letzterer auch von Charl. Birch-Pfeiffer, H. L(angenbeck), (Celle 1862) der seine Personen bald in Prosa sprechen läßt, bald in fünffüßigen Jamben, die von vier- und sechsfüßigen Jamben unterbrochen werden. Die Verse sind meist gereimt, und zwar gebraucht der Dichter gepaarte Reime, die zwar ganz gut gehalten, aber für eine Tragödie durchaus ungeeignet sind. Die Prosa erscheint in Scenen, wo der Vers passender gewesen wäre. Die Exposition ist, wie überhaupt die ganze Anlage, unklar und nicht für theatralische Darstellung geeignet. Die Volks- und Lagerscenen sind zu stürmisch und ohne Beziehung zur Handlung. Auch findet sich manches Unschickliche, z. B. daß die Königin ohne jegliche Begleitung auf dem Marktplatze erscheint. Das Ende ist zu breit ausgesponnen, und auch sonst hat der Dichter unnöthige Breite nicht vermieden. Bei allen diesen Mängeln zeugt die Dichtung von Gestaltungsgabe und einem schönen dramatischen Talent, dem nur größere künstlerische Bildung zu wünschen ist. „Kaiser Albrecht der Erste. Historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Altona 1860) von G. de Grahl behandelt den nämlichen Stoff wie die Dramen „Johann von Schwaben" des schon genannten Moritz Blanckarts und des noch zu erwähnenden Jul. Grosse, sowie Foglars „Walter von Kastelen. Trauerspiel in 5 Akten", den er in den „Verworfenen Schauspielen" (Pesth 1847) veröffentlichte. Die zum Grunde liegende Erfindung ist sehr glücklich und beruht auf tief psychologischer Beobachtung, daher die Charaktere eben so real als lebendig dargestellt sind. Walter ist ein edler, aber schwacher Mensch, der eben wegen seiner Schwäche zu Grunde geht, die Conflikte sind geschickt herbeigeführt und glücklich entwickelt. Der Dialog ist inhaltreich, die Sprache würdig und fern von aller Phrasenmacherei und Ueberschwänglichkeit. „Rudolf von der Pfalz" in der Bearbeitung von Ebrard ist schon angeführt worden. Ludwig der Baier in seinem Verhältniß zu Friedrich von Oesterreich ist von P. Heyse bearbeitet worden und vor ihm von Heinrich Rustige, sowie von C. W. Vogt, dessen „Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Historisch-dramatische Dichtung in 4 Abtheilungen" (Münch. 1837) in Sprache und Haltung lobenswerth ist. Zwar folgt der Dichter der Ueberlieferung mit großer Treue, aber er erfaßt sie mit poetischem Sinne. Willkürlich in der Gestaltung ist „Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Schauspiel in 5 Akten" (Düsseld. 1861) von K. Hugo, und sehr mittelmäßig sind „Die Söhne des Kaisers. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1859) von Karl Nissel, welche den nämlichen Stoff behandeln. Einiger Fortschritt ist in seinem „Ulrich von Hutten. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1861) wahrzunehmen, obgleich Nüchternheit und Breite immer noch als wesentlicher Mangel erscheinen. Günther von Schwarzburg wurde von Th. Apel dramatisch bearbeitet. Friedrich III. von Gustav Kühne ist schon erwähnt worden, eben so die dramatische Bearbeitung von Maximilian I. Brautwerbung um die Tochter Karls des Kühnen durch Pannasch und Hersch. Ein jugendliches Abenteuer desselben behandelt H. Th. Schmid; über die Dramen von Deinhardstein und Gustav Freytag wird erst später berichtet. „Karl V. Tragödie in 3 Akten" (Stuttg. 1861) von Karl August Fetzer, den wir schon als lyrischen Dichter rühmend erwähnt haben, ist eine sehr erfreuliche Dichtung. Es zeugt schon von künstlerischem Streben, daß der Dichter die Einheit des Ortes und der Zeit festgehalten hat. Eigenthümlich sind die beiden Gestalten Dietrich und Wolfram, welche nach jeder wichtigen Scene auftreten und gleichsam als Chor den Gedankeninhalt derselben zusammenfassen, wobei der Dichter einen großen Gedankenreichthum entwickelt. Die Absicht des Dichters, ihnen die Bedeutung des Chors zu geben, erhellt auch schon daraus, daß sie in freien lyrisch tönenden Strophen sprechen, während sich der Dialog in Scenen bewegt. In diesen Chören vorzüglich, aber auch im Uebrigen, ist ein tiefes und verständiges Studium der griechischen Meisterwerke sichtbar, was dem Drama nur zum Vortheil gereichte. Die Handlung stellt den Kampf des absoluten Kaiserthums gegen die Macht des Fürsten dar; das Kaiserthum unterliegt wegen seiner Falschheit und weil es die Nothwendigkeit und Berechtigung der neuen Zeit und Bewegung nicht anerkennt, weil es sich nicht auf das Volk stützt, sondern auf Rom und das Ausland, weil es sich selbst untreu wird, da Karl Anfangs das Kaiserthum von jeder fremden Macht unabhängig machen wollte. Obgleich die Beziehungen auf die Gegenwart streng vermieden sind, so ergeben sie sich doch von selbst; man überzeugt sich, daß das deutsche Kaiserthum, wie es sich die Schwärmer von 1813 und 1848 dachten, eine Unmöglichkeit geworden ist. Die Charaktere sind durchweg kräftig und wahr gezeichnet. Den nämlichen Stoff behandelte Theodor Schlemm in „Karl der Fünfte. Drama" (Berlin 1862), indem auch er im Kampfe Karls mit Moritz von Sachsen den Kampf des Kaiserthums gegegen die Fürstenmacht zur Anschauung brachte. „Moritz, Churfürst von Sachsen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1831) von Gustav Hermann ist ohne Einheit der Handlung, weil der Dichter das halbe Leben des Helden in das Bereich seiner Darstellung zieht; doch ist er nicht ohne poetische Begabung. Den „Moritz von Sachsen" von Robert Prutz und von Rob. Giseke werden wir später berühren. Es war mehr patriotische und freie Gesinnung als künstlerische Ueberlegung, welche die Dichter bewog, den treff-

lichen Ulrich von Hutten zum Gegenstande einer dramatischen Bearbeitung zu wählen, weil Huttens Thätigkeit geistig und literarisch ist, es daher an einer kräftigen, straffen Handlung fehlt, und die Dichtung sich nothwendig in rhetorische oder didaktische Breite verirren muß. Außer Hans Koester und Karl Nissel sind noch folgende Dichter zu erwähnen. Eduard Hobein, Advokat in Schwerin, würde in seinem „Ulrich von Hutten. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Schwerin 1847) schon am Stoff gescheitert sein, wenn er auch mehr Talent für dramatische Gestaltung hätte, das höchstens für die Dramatisierung einer Anekdote ausreicht, wie auch sein „Mazarins Pathe" (Ebendaselbst). „Ein deutsches Herz. Trauerspiel in 5 Akten" (o. O. 1848) von Gotthold Logau ist als Drama verfehlt, weil es ohne eigentliche Handlung ist; dagegen zeugen viele Stellen von Beobachtung der Welt und der Menschen, und es sind dieselben auch poetisch werthvoll. Ernst Ulrich hat in „Ulrich von Hutten, oder Revolution und Reformation. Ein Trauerspiel in 5 Akten aus der deutschen Geschichte des 16 Jahrhunderts" (Erl. 1851) den großen Mann eigenthümlich aufgefaßt, da dessen tief begründetes Streben als Irrthum bezeichnet wird. Daß das Drama zu wenig Handlung hat, brachte der Stoff mit sich; der Dichter suchte, sie durch rhetorische Breite zu ersetzen. Uebrigens ist die Dichtung reich an schönen und wahrhaft poetischen Gedanken. Im „Ulrich Hutten. Trauerspiel in 5 Akten" (Schaffh. 1864) von dem Schauspieler Carl Berger ist Franz von Sickingen eigentlich der Held des Dramas, weil alle Handlung von ihm aus geht. Das Drama bewegt sich allzusehr in modernen Ideen; auch ist der Gebrauch solcher Wortbildungen ungeeignet, die erst in der neuesten Zeit in Gebrauch kamen, nicht blos weil sie meist schlecht sind, sondern auch und hauptsächlich, weil sie der Rede einen unpassenden modernen Anstrich geben. Der philosophisch-theologische Dialog zwischen der sterbenden Hedwig und ihrer Zofe hat viel Schönes, was ihn aber nicht rechtfertigen kann. Der Schluß ist abgebrochen und entläßt ohne Befriedigung. Huttens Freund Franz von Sickingen wurde von Eduard Bauernfeld, Albert Türcke, Melchior Meyr und vor ihnen von Eduard Duller bearbeitet, dessen „Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Ff. 1833) an die schlechtesten Rittergeschichten des vorigen Jahrhunderts erinnert. Sickingens Charakter ist extravagant, die Motive sind schlecht, wenn solche vorhanden sind, der Ausdruck ist geschmacklos und geht auf hohen, aber sehr zerbrechlichen Stelzen. Der Romantik hat Duller das Träumen abgelauscht und bis zur komischen Wirkung benutzt. Sickingen träumt, Lucia träumt, der Kurfürst von Trier träumt, mit Einem Worte Alles träumt. Besser ist ein früherer Versuch des nämlichen Dichters „Meister Pilgram. Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Wien 1829), dessen Fabel geschickt entwickelt ist. Ein späteres Drama „Der Rache Schwanenlied. Schauspiel" (Stuttg. 1834) schildert den Untergang des Geschlechts der Wersch im Kampfe gegen das Haus der Libussa. Auch hier verirrt sich die Sprache in Uebertreibung; die Motive sind nicht immer glücklich erfunden, namentlich ist der gegenseitige Argwohn des Herzogs und seines Bruders nicht hinlänglich begründet. „Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1859) ist allzu tendenziös, so daß die richtige Färbung der Zeit und der Personen unmöglich wurde. Die Zeit des dreißigjährigen Kriegs bot in allen ihren Schrecknissen und ihrer Erbärmlichkeit doch manchen bedeutenden Stoff. Denselben bearbeitete außer Albert Türcke und Otto Jacobi auch F. W. Gubitz, der bekannte Professor der Form- und Holzschneiderkunst in Berlin, in „Gustav Adolph an der Oder. Geschichtliches Schauspiel in 5 Aufzügen", das wie seine übrigen Dramen meist in dem von ihm herausgegebenen „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele erschien". Gubitz ist im Allgemeinen in der Wahl seiner Stoffe recht glücklich, in der Behandlung erhebt er sich nicht über die Mittelmäßigkeit, doch kennt er die Bühne und erzielt oft theatralischen Effekt. Von seinen zahlreichen Dramen nennen wir nur „Die Talentprobe. Lustspiel in 1 Akt", die einen öfters behandelten Stoff in neuer Auffassung vorführt; „Herz und Weltehre. Schauspiel in 5 Akten"; „Keck und verwegen. Lustspiel in 1 Akt", das bei gewöhnlicher Erfindung eine heitere Unterhaltung gewährt, wie denn Gubitz überhaupt für das leichte Lustspiel und die Posse am Meisten Talent hat. Nur läßt er sich oft zu Uebertreibungen verleiten, wie in „Sophie Detzloff. Geschichtliches Lustspiel in 3 Akten". Von weitaus größerer Bedeutung ist Joseph Weil, der seine Dramen unter dem Namen Weilen herausgab. Derselbe wurde am 28. Dec. 1828 als Kind unbemittelter Eltern in der Nähe von Prag geboren. Noch als Student trat er 1848 als Gemeiner in die Armee, machte den Feldzug in Ungarn mit, stieg während desselben von Stufe zu Stufe und wurde schon 1850 zum Offizier befördert, bald darauf zum Professor der Geschichte in Heinburg und 1854 zum Lehrer an der Genieakademie in Znaim berufen. Im J. 1860 gab er seine Entlassung aus der Armee und er wurde als Scriptor an der Wiener Hofbibliothek angestellt, welches Amt er noch gegenwärtig mit der Professur der Literaturgeschichte an der Kriegsschule bekleidete. Seine „Edda. Drama in 4 Aufzügen" (Wien 1865) schildert den Freiheitskampf der Ostfriesen gegen die wilden Freischaaren unter Carpezan, dessen Gattin Edda eine Friesin ist, was sie erst später erfährt. Als ihre Herkunft ihr bekannt wird, schwankt sie lange zwischen Gattenliebe und Patriotismus; endlich siegt dieser und sie führt die Friesen in den Kampf gegen die Söldlinge. Gefangen, wird sie vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, vom Obersten begnadigt, der selbst ein Opfer der aufgewiegelten Soldaten wird. Das dramatische Talent des Dichters zeigt sich besonders in der frischen Erfassung der Charaktere und der glücklichen Behandlung der wirkungsvollen Situationen. Auch beweist die Wahl des Stoffs, der auf geschichtlichem Hintergrunde, dem dreißigjährigen Kriege, beruht, daß der Dichter sich von den romantischen Neigungen befreit hat, in die er sich in einem frühern Drama verirrt hatte. In „Tristan. Ro-

mantische Tragödie in 5 Aufzügen" (Berl. 1860) ist der Stoff nicht glücklich. Zwar ist der Dichter von der Ueberlieferung abgewichen, er ist ihr aber doch in der Hauptsache treu geblieben. Denn daß er statt eines Zaubertranks einen Zauberring einführt, ist bedeutungslos und zudem sieht man die Nothwendigkeit dieser Aenderung nicht ein. Und so erscheinen die beiden Hauptgestalten nur als Spielball eines blinden Ungefährs. Zwar sind Tristan und Isolde schon von Liebe erfaßt, ehe der Zauberring seine Wirkung äußert, aber dann war dieser überflüssig, und der Dichter hätte füglich auch darin von der Ueberlieferung abweichen können, wie er sie darin verläßt, daß er die Liebenden als schuldlos darstellt. Freilich wären dann von der Ueberlieferung nur der Name und die allgemeinen Beziehungen der Zeit und Sitten übrig geblieben; aber es hätte die Tragödie bedeutend gewonnen, in der sonst Alles, Sprache, Vers, Haltung und Charakteristik gelungen ist, besonders aber die Schilderung der erwachenden Liebe und ihres Einflusses auf das innerste Wesen der Personen. Hierher gehört auch Fr. Albrechts „Feldkaplan und Lieutenant. Dramatisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges in 3 Akten und einem Vorspiele" (Ulm 1862), dessen Composition verfehlt ist, was schon aus dem Vorspiel hervorgeht, dessen Inhalt ganz füglich in das Stück hätte verarbeitet werden können. Sonst ist das zum Grund liegende Motiv, die Verwechselung des Pfarrers und des Offiziers glücklich erfunden und giebt Veranlassung zu manchen wirksamen und heiteren wie ernsten Scenen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Verlauf des dreißigjährigen Kriegs, der Herzog Bernhard von Weimar, wurde von Ernst Willkomm, von Julius Mosen und von Wilhelm Genast bearbeitet, dem Sohn des als Schauspieler früher weit bekannten Eduard Genast und der nicht weniger bekannten Christiane, geb. Böhler. Derselbe wurde am 30. Juli 1822 zu Leipzig geboren, kam mit seinen Aeltern 1829 nach Weimar, wo er das Gymnasium besuchte, das er 1841 verließ, um in Jena und später in Heidelberg die Rechte zu studiren. Nach bestandenen Prüfungen wurde ihm im J. 1848 das Amt eines Rechtsanwalts in Weimar übertragen, wo er 1872 zum Reg.-Rath befördert ward. Sein „Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Weimar 1855) ist in Anlage und Charakteristik zu loben. Unter den Personen sind außer dem Helden, dem übrigens doch wohl zu wenig Selbstsucht und zu viel Patriotismus zugeschrieben wird, Maria von Aiguillon und der Herzog von Richelieu glücklich geschildert. Als Mangel ist zu bezeichnen, daß die Verrätherei Erlachs nicht scharf genug begründet ist. Die tragische Schuld des Helden besteht darin, daß er den Herzog von Richelieu mit dessen Waffen bekämpfen will, weshalb er Diesem unterliegen mußte. Der Dialog ist rasch und gehaltreich. Des nämlichen Dichters „Dornröschen. Mährchen" (Weimar 1856) ist eine eigenthümliche Composition, da den dramatischen Abschnitten eine epische Einleitung vorangeschickt wird. Uebrigens ist es eine liebliche Dichtung, deren lyrische Theile sich vortrefflich zur musikalischen Composition eignen. „Der Deutschen Hort. Festspiel zur Versammlung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar" (Weimar 1863) ist gehaltreich, poetisch schön, leider nicht immer von prophetischem Geist erfüllt. Vorher veröffentlichte er den „Florian Geyer. Trauerspiel in 5 Akten aus den Zeiten des Bauernkriegs" (Weim. 1857), worin er die Zeitverhältnisse nicht unglücklich darstellt, wenn sie auch nicht zu vollständig klarer Anschauung kommen. Die Personen sind nicht alle gleich glücklich charakterisirt. Selbst Florian erscheint nicht klar; was ihn bewegt, sich dem Aufstand anzuschließen, ist nicht tief genug begründet. Bei Anna von Erlenbach fällt es auf, daß das erste und nächste Motiv ihrer Handlungsweise, die Rache, plötzlich mit einem andern mit der Liebe zur Freiheit vertauscht und ihr so ein Adel der Gesinnung und eine Bildungsstufe beigelegt wird, die mit ihrem ersten Auftreten im Widerspruche steht. Der Charakter des Markgrafen Kasimir verdankt seine Gestaltung wohl dem Einfluß der Zeitverhältnisse, in denen der Dichter das Drama niederschrieb. Den nämlichen Stoff behandelten außerdem J. G. Fischer und Karl Koberstein, der Sohn des verdienstvollen Literarhistorikers, in dessen „Florian Geyer. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dresden 1863) der Held als Opfer der aristokratischen Barbarei und der rohen Bauernhorden untergeht, die, von blutdürstiger Rachsucht getrieben, des hochherzigen Zwecks vergessen, für welchen sie den Kampf begonnen hatten. Die Dramen, die wir aus der allgemeinen deutschen Geschichte noch zu erwähnen haben, behandeln Verhältnisse, die eben so erbärmlich als traurig sind. Zuerst begegnen wir dem schmachvollen Verlust der freien Reichsstadt Straßburg, den H. Th. Schmid zum Stoffe eines Dramas wählte. Eben so jammervoll waren die Zeiten der französischen Revolution, von denen L. Eckardt ein Gemälde in seinem „Forster" entwarf, wie er in „Palm" die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände unter der Napoleonischen Herrschaft schilderte, wie auch Alexander Ringler in „Philipp Palm. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1860) des Landes tiefste Erniedrigung in Folge der Selbstsucht und Feigheit der Fürsten und der Rath- und Thatlosigkeit des Volks in anspruchsloser, aber ergreifender Darstellung zur Anschauung brachte. In diese Zeit gehört auch „Hieronymus Napoleon in Westphalen" von Landesmann. So patriotische Gesinnungen diese Dramen auch athmen, so können sie bei ihrem Inhalte doch kein angenehmes Gefühl hervorbringen, um so wohlthätiger wirken „Die Lützower" von Elisabeth Grube und „Schill und die Seinen. Trauerspiel" (Stralf. 1830) von Arnold Ruge, der ein schönes Talent an einen undankbaren undramatischen Stoff verschwendet hat. Gegen das Genialitätsunwesen, besonders in Rücksicht auf das Verhältniß der beiden Geschlechter, ist dessen „Neue Welt. Trauerspiel in 5 Aufzügen mit einem Vorspiel: Goethes Ankunft in Walhalla" (Lpz. 1856) gerichtet.

Auch die Geschichte der einzelnen Staaten fand mehrfache Bearbeitung, und so be-

gegnen wir bei den Stoffen aus der Oesterreichischen Geschichte sogleich einem Dichter, der unsere volle Anerkennung verdient. Leopold von Sacher-Masoch, geb. im J. 1836 zu Lemberg, wo sein Vater Chef der Landespolizei war, in welcher Eigenschaft er im J. 1848 nach Prag versetzt wurde. Die verschiedenen revolutionären Bewegungen, die der Knabe in Galizien und Böhmen erlebte, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, sowie der Umgang mit Personen der verschiedensten Nationalitäten und Bekenntnisse ihn von nationaler und religiöser Beschränktheit befreite und die demokratischen Anschauungen so mächtig entwickelte, daß er nach abgelegter Maturitätsprüfung den Eintritt in den Staatsdienst entschieden verweigerte, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Anfangs zwischen Naturwissenschaften und Geschichte schwankend, entschloß er sich endlich für letztere, er habilitierte sich nach bestandenem Doctorexamen als Privatdocent an der Universität in Graz, wo er jedoch nur Hindernisse und Feindschaft fand, was ihn bewog, sich ganz der Dichtkunst zuzuwenden, um so mehr als ein Versuch „Eine galizische Geschichte 1846" ihm vielseitige Anerkennung gewonnen hatte. Er legte sich nun mit rastlosem Eifer auf das Studium der deutschen Sprache, die er bis dahin nur oberflächlich kannte, und seine später erschienenen Romane und Novellen, auf die wir später zurückkommen, sowie seine Dramen beweisen, daß er dieselbe in hohem Grade beherrschte. Seine Beschäftigung mit der Geschichte hat ihn zunächst dem geschichtlichen Drama zugewandt, und seine beiden dahin gehörenden Stücke „Der Mann ohne Vorurtheil. Historisches Lustspiel in 5 Akten" und „Die Verse Friedrichs des Großen. Historisches Lustspiel in 3 Akten" (beide in der deutschen Schaubühne 1866) verdienen die Anerkennung in vollem Maße, die ihnen zu Theil geworden ist. „Der Mann ohne Vorurtheil" entwickelt in glänzenden Zügen die Intrigue, mit welcher der Jesuitismus die edle Kaiserin Maria Theresia umgarnen wollte, aber der Macht der Wahrheit unterlag, die in dem trefflichen Sonnenfels ihren Repräsentanten und muthigen Vertheidiger fand. Wie Dieser ist auch der edle Kaiser Joseph II. mit begeisterter Liebe gezeichnet. Der Dialog ist rasch und gehaltreich, die Charaktere auf das Glücklichste und nicht bloß historisch getreu, sondern auch poetisch getreu und psychologisch wahr gezeichnet. Das zweite Drama „Die Verse Friedrichs des Großen" hat die Intrigue zum Gegenstand, welche am Hof zu Versailles gespielt wurde, um Ludwig XV. zum Bündniß mit Oesterreich zu veranlassen, und deren Hauptführer der Fürst Kaunitz war. Er, so wie der erbärmliche König, die Pompadour, dessen Maitresse, der Herzog von Richelieu und die geistreiche und liebenswürdige russische Fürstin Woronzow sind wahr und lebenswarm gestaltet. „Unsere Sclaven. Eine soziale Komödie in 5 Akten" (Wien 1869) behandelt eine Frage der Gegenwart, die Emanzipation der Frauen, mit eben so viel Feinheit als dramatischer Kunst; nur scheinen hie und da die Charaktere über das natürlich Wahre hinaus zu gehen und einzelne Stellen sinken gegen das Ganze in Inhalt und Ausdruck zu tief herab. Den nämlichen Stoff wie Sacher-Masoch im „Mann ohne Vorurtheil" behandelte auch Arthur Müller und Levin Schücking schilderte in „Maria Theresia. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen" die Brautwerbung des Herzogs von Lothringen Franz Stephan um die Tochter und Erbin Karls VI. Wolfgang Klenze hat es gewagt, einen Stoff der neuesten Zeit dramatisch zu bearbeiten, und es ist nicht mißlungen. Sein „Schwarzenberg. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (Bresl. 1861. 2. Aufl. 1861 3. 1865) ist so objectiv gehalten, als es unter gegebenen Verhältnissen nur möglich war; besonders sind die Charaktere wahr aufgefaßt. Die Geschichte Tirols ist insbesondre von mehren Dichtern bearbeitet worden. Martin Meyer schildert in „Ulrich von Starkenberg. Drama in 5 Akten" (Innsbruck 1858) den Verzweiflungskampf des Adels gegen das Fürstenthum. Von dem schon als lyrischer Dichter erwähnten Eduard Freiherr von Badenfeld ist „Der Kampf um Tirol. Dramatisches Gedicht. Erster Theil. Friedrich der Treue, historisches Schauspiel in 5 Akten. Zweiter Theil. Oswald von Wolkenstein. Schauspiel in 4 Akten" (Bunzlau 1842), eine Dichtung, die ihrem Inhalte und poetischen Behandlung nach Interesse erregen würde, wenn sie nicht allzu gedehnt wäre. Vorher hatte er schon „Hanswursts Verbannung. Dramatische Bagatelle" (Wien 1836) herausgegeben, ein aristophanisches Lustspiel, in welchem Gottscheds Verbannung des Hanswursts vom Theater mit heiterem und treffendem Witz verspottet wird. Die Erfindung ist ganz hübsch und die Schilderung der großen deutschen Dichter von Lessing bis zu Jean Paul ist wohl gelungen. Eine spätre Sammlung „Bühnenspiele von Ed. Silesius" (Wien 1847) enthält folgende Dramen: „Der Schatz oder des Mammons Fluch. Schauspiel" ist schauerlich und im Geiste der Schicksalstragödie, aber sonst mit poetischem Sinn behandelt und in poetischer Sprache geschrieben. „Rafaels Jugendliebe in 1 Akt" gehört zu den anmuthigsten Künstlerdramen; den Lustspielen „Täuschungen, oder ein Gesellschaftsabend" und „Schein beherrscht das Volk" liegen einfache Stoff zum Grunde, die durch Laune und geschmackvolle Einkleidung gehoben sind. Isidor Müllers „Friedrich mit der leeren Tasche" haben wir schon erwähnt, eben so die dramatische Behandlung des Kampfes der Tiroler gegen die Franzosen und Bayern von Kulemann und W. Gärtner, denen sich B. Auerbach anschließt, in dessen „Andreas Hofer. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1850) die Charaktere zum Theil gut geschildert, die einzelnen Scenen voll Naturwahrheit sind, ohne als Ganzes zu befriedigen. Man sieht es dem Drama bald an, daß es unter dem Eindruck der traurigen Resultate des Jahres 1849 geschrieben wurde, die ihm wie manchem Andern über Das, was von den Regierungen zu erwarten ist, die Augen öffneten. Es scheint übrigens, als ob W. Gärtners gleichnamiges Trauerspiel nicht ohne Einfluß auf Auerbachs Bearbeitung gewesen ist. Daß dieser aber überhaupt wenig Talent für das Drama hat, erhellt auch aus dem „Wahrspruch. Schauspiel

in 5 Akten" (Lpz. 1859), der zwar als Darstellung psychologischer Probleme Interesse gewährt, aber in künstlerischer Beziehung unbefriedigt läßt. — Die Böhmische Geschichte hat nebst Duller, Charl. Birch-Pfeiffer und H. Th. Schmid auch Uffo Horn bearbeitet. Sein „König Ottokar. Tragödie in 5 Akten und ein Vorspiel" (3. Aufl. 1850) schildert den Kampf des Czechenthums mit dem Germanenthum in guter Anlage, scharfer Durchführung und poetischer Belebung, wenn auch, wozu er als Dichter vollkommen berechtigt war, gegen die historische Wahrheit. Voll trefflicher Gedanken ist des nämlichen Dichters „Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in 1 Akt" (Wien 1839), dessen poetisch kräftige Situationen auch durch die reine und gewählte Sprache erfreuen. Mit W. A. Gerle bearbeitete er die „Vormundschaft. Lustspiel in 2 Aufzügen" (1836), die, obgleich unter den 60 Stücken, die in Folge der, wenn wir nicht irren, von Aug. Lewald gestellten Preisaufgabe eingesandt waren, das beste, doch im Ganzen unbedeutend und ohne nachhaltiges Interesse ist; Erfindung und Charaktere sind nicht neu und erinnern öfters an ältere Dramen. — Die Preußische Geschichte erscheint in dramatischen Bearbeitungen von Rob. Giseke, Gustav zu Putlitz und Hans Koester. Den genialen Feldherrn des Kurfürsten behandelte außer Franz Kugler ein ungenannter Dichter in „Feldmarschall Derfflinger. Ein soldatisches Nationalschauspiel auf historischem Boden" (Berlin 1846), worin die Zeitverhältnisse und Personen meist nach Varnhagens von Ense Biographie mit kecken Zügen dargestellt sind. Das Drama besteht aus zwei nur lose zusammenhängenden Theilen „Derfflinger im Lager. 1675" und „Derfflingers Geburtstag im März 1678". Das poetische Element liegt in der Liebesgeschichte der Eva, Tochter des Bürgermeisters und dessen Neffen Martin, sodann im Versuch, den Hanswurst wieder einzuführen, was nicht ohne Talent und Glück geschehen ist, wenn auch die Wortwitze meist schaal sind. Friedrich Wilhelm I. wurde von Karl Gutzkow, Friedrich II. von Julius Mosen, Arth. Müller, Hersch, W. Vogel und Julius Bacher dramatisch bearbeitet, dann auch von H. Dreher, dessen „Hochzeit oder Festung? Originallustspiel in 3 Akten" (Wiesb. 1859) zwar auf einer sehr gewöhnlichen Erfindung beruht, und auch nur eine nicht über die Mittelmäßigkeit sich erhebende Ausführung, aber zugleich ein schönes Talent für Charakteristik bietet. Eduard Boas gab „Dramatische Schriften" (Lpz. 1848) heraus, worin das Lustspiel „Der alte Fritz und die Jesuiten" durch wohl angebrachte, allgemein bekannte Anekdoten von heitrer Wirkung ist. Nur hat der Dichter dem König manche Ansichten untergeschoben, die er gewiß nicht gehabt hat. Sein „Shakespeare oder Gaukkereien der Liebe. Lustspiel in 4 Akten", in Inhalt und Form shakespearisirend, ist geschmackvoll, sinnreich und voll glücklicher Witze und Wortspiele. „Die Apostelbrüder. Trauerspiel in 5 Akten" bewegt sich in schöner und und poetisch erhabener Sprache. Prinz Louis Ferdinand bildet den Stoff eines Dramas von Hofäus, Colberg eines andern von P. Heyse, der Feldmarschall York wurde von Wichert dramatisch bearbeitet. Nach Pommern insbesondere führt „Hans Lange" von P. Heyse und „Rubenow" von Th. Pyl.

Aus der Bayerschen Geschichte wurde Otto von Wittelsbach von Otto Gruppe, Ludwig im Bart und Herzog Christoph von Hermann Th. Schmid, Elisabeth von Bayern von Wohlmuth dramatisch bearbeitet. Hierher gehört auch „Der Zunftmeister von Nürnberg" von Oskar von Redwitz und „Altes und neues Wissen, oder die Stiftung der bayrischen Akademie der Wissenschaft. Historisches Lustspiel in 5 Akten" (Magdeb. 1863) von Stephan Gätschenberger, der den behandelten Stoff mit viel Talent und reichem Humor ausführte.

Nach Sachsen führt Gutzkow im „Patkul," und Johann Minckwitz, dessen „Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Akten" (Lpz. 1839) in Trimetern, Tetrametern, Jamben, Trochäen, Anapästen abgefaßt ist, die sich um so übler ausnehmen, als die Sprache überaus prosaisch ist. Von seinem Liede glaubt der Dichter in dem Zueignungsgedicht an den Herzog Albrecht, daß es sich „Mit seinem sanften Flügel In aller Herzen schleicht", auch rühmt er seine Dichterkraft, wir müssen aber Beides entschieden verneinen. Der Mangel an der gewöhnlichsten Compositionskunst ist schon dadurch bezeichnet, daß Churfürst Friedrich sich selbst Alles erzählt, was er schon weiß. Lustig ist es, wie der Küchenjunge Schwalbe und der Knappe Schweinitz sich antike Strophen und Gegenstrophen zuwerfen, noch komischer, daß die Hofdamen gleichsam als Chor auftreten, und in Platenschen Versgebäuden wimmern und jubeln. Nicht neu, aber doch immer kühn ist die Einführung eines Hundes, mit dessen Hülfe die Rettung des Prinzen Albrecht dem Köhler gelingt. Von Behandlung des Dialogs hat Minckwitz keine Ahnung. „Johann Friedrich VI., Herzog von Sachsen-Weimar. Historische Novelle in dramatischer Form" (Lpz. 1831) von O. L. B. Wolff ist in gemeiner Sprache abgefaßt und ohne allen künstlerischen und poetischen Werth.

Eine thüringische Sage wurde von Franz Hochegger, die thüringische Geschichte von Rost behandelt. Franz Hochegger, geb. am 4. Oct. 1815 zu Insbruck, studierte daselbst, trat 1851 als Privatdocent an die Universität Wien, wurde nach und nach Gymnasiallehrer in Preßburg und in Wien, Professor der Philologie an den Universitäten Pavia und Prag, und 1850 Director des akademischen Gymnasiums in Wien, wo er sich als pädagogischer Schriftsteller und Lehrer sehr verdient machte, so daß er 1872 zum Lehrer des Kronprinzen berufen ward; 1874 wurde er geisteskrank und nach Hall in Tirol gebracht, wo er am 27. Septbr. 1875 starb. Als Dichter ist er wegen „Suleika. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1845) zu nennen, worin er die bekannte Sage vom Grafen Gleichen in eigenthümlicher Weise behandelt, indem er, von der Ueberlieferung abweichend, die orientalische Sultanstochter Suleika nicht als zweite Gattin des Grafen einführt, sondern dieselbe wieder in ihre Heimat zurückkehren läßt, nachdem es ihr gelun-

gen, den Frieden zwischen dem Grafen und seiner Gattin wiederherzustellen, der durch ihr Erscheinen gestört worden war. In der Behandlung ist noch Einfluß der romantischen Schule wahrnehmbar; die leidenschaftlichen Scenen erfreuen durch ihre Wahrheit und Tiefe. A. Rost behandelte die bekannte Geschichte von „Friedrich mit der gebissenen Wange" mit offenbarem Talent, aber ungenügend künstlerischer Durchbildung. Die thüringische Geschichte wurde noch von Schloenbach und Pet. Lohmann, die von Wolffenbüttel von Charl. Birch-Pfeiffer dramatisch bearbeitet.

Die Geschichte Würtembergs behandelte Ch. Kuffner und nach ihm Alexander Vatuzzi, der in den „Beiden Bürgermeistern von Ulm. Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Ulm 1843) einen guten Stoff gewählt, ihn jedoch nicht glücklich durchgeführt hat. Es sind darin zu viele unbedeutende Scenen, die sich zudem wiederholen, eingeschoben, die Haupthandlung geht zu stürmisch vorwärts; auch ist die Ermordung Besserers durch Harsdörffer ganz gegen den ruhigen, staatsmännischen Charakter des Letztern. Ist die Thatsache historisch wahr, was wir nicht wissen, und hätte sie der Dichter beibehalten wollen, so hätte er sie ganz anders motivieren müssen. Ein anderes Drama von Vatuzzi „König und Aebtissin. Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1852) ist mir unbekannt.

An die allgemeine Geschichte Deutschlands und die der einzelnen Staaten reihen wir endlich diejenigen Dramen an, welche bedeutende Persönlichkeiten zum Gegenstande haben, welche nicht sowohl wegen ihres Einflusses auf die Entwickelung der Geschichte, als wegen ihrer persönlichen Schicksale die Aufmerksamkeit der Dichter erregt haben. Zwar hätten vielleicht manche Personen, die schon oben erwähnt wurden, auch hierher gezogen werden können, wie z. B. der Herzog Bernhard von Weimar u. A. m., aber es läßt sich am Ende keine bestimmte Grenzlinie ziehen, und so hätte auch z. B. Der „Jürgen Wullenweber" von Karl Gutzkow und „Der Hanseate. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1848) von Theodor Hermann Oelckers, der denselben Stoff behandelt, wie Gutzkow, aber mit dessen Drama in keiner Weise verglichen werden kann, früher erwähnt werden können. Salomon Mosenthal hat die Cäcilia, die Geliebte Ottos IV. dramatisch bearbeitet; Jacobäa von Baden oder Bayern ist von F. W. Kugler, Elis. Grube und Fr. Marx, dann auch von Karl Gustav v. Berneck bearbeitet worden, dessen „Jakobäa. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1853) bei vielem Guten in Anlage, Charakteristik und Darstellung im Ganzen doch selbst dem Kuglerschen Drama nachsteht. Neben ihr fanden Agnes Bernauer und Philippine Welser, die, so gleich an Schönheit und Adel der Seele, so verschiedenes Schicksal hatten, manche glückliche Bearbeitung. Agnes wurde von Honcamp, Hebbel und Melchior Meyr, dann früher auch von Adolf Böttiger behandelt, der in „Agnes Bernauer. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1845) den glücklichen Stoff mit Talent und Bühnenkenntniß erfaßte, hie und da aber zu sehr ins Lyrische streifte. Es war ein glücklicher Gedanke, darin von der Ueberlieferung abzuweichen, daß der Vater des Herzogs Albrecht den Tod der Agnes nicht wollte, wodurch allein die Versöhnung des Vaters und des Sohnes möglich wurde. Nicht zu rechtfertigen ist dagegen, daß das Drama nicht mit dem Tode der Agnes schließt, da doch auch so eine Scene für die Versöhnung hätte angebracht werden können. Daß dieser Versöhnung und der Bestrafung des Kanzlers noch ein ganzer Akt gewidmet ist, hat den Eindruck gar sehr abgeschwächt. Neben Oskar von Redwitz hat auch Hermann Sallmayer ein Drama „Philippine Welser. Originalschauspiel in 5 Akten" (Augsb. 1854. 3. Aufl. Insb. 1873) verfaßt, das in der Behandlung höchst ungleich ausgefallen ist, denn während der Anfang von wahrer Erfindungs- und Gestaltungsgabe, von tiefem Gefühl und liebenswürdiger Gemüthlichkeit zeugt, verflüchtet sich das Ende in bedeutungslose Kleinigkeiten. Der Erfinder der Buchdruckerkunst wurde von Charl. Birch-Pfeiffer, von Friedrich Marlow in „Gutenberg. Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1840) behandelt, das viel Treffliches enthält, besonders in der Schilderung der Leidenschaften und in der Individualisierung der Charaktere sehr glücklich ist; aber der Dichter läßt sich vom Einzelnen zu sehr hinreißen und geräth eben dadurch in Formlosigkeit. Noch genialer, aber auch noch formloser ist des nämlichen Dichters „Faust. Ein dramatisches Gedicht in 3 Abtheilungen" (Lpz. 1839), in welchem er nach Weise der Romantiker Alles besprechen wollte, Natur, Wissenschaft, Kunst und wer weiß, was noch. Zudem ist es in Gedanken und Sprache gesucht, und die Kühnheit der Anschauung verliert oft den Boden, so daß das Verständniß darüber verloren geht. Eine wahre Mißgeburt deutscher Originalitätssucht ist „Der Todeskampf des Dichters. Drama in 1 Akt" „Der unglückliche Michael Kohlhaas, der durch Heinrichs von Kleist novellistische Bearbeitung allgemein bekannt wurde, bildet den Stoff zweier Dramen von Prölß und A. L. Schenk. Der Abenteurer Baron von Neuhof ist der Held von Erwin Schliebens „Theodor, König von Corsica. Eine Komödie in 5 Akten" (Berl. 1860). Es ist dieß allerdings ein Stoff, der sich bei dem Charakter und den Abenteuern des Barons eben so gut zur Komödie als zur Tragödie leiht, aber eben deswegen den Dichter verleitete, beide Richtungen zu vermischen. In die neueste Zeit gehört Kaiser Maximilian von Mexiko von J. G. Fischer.

Wir schließen an diese Reihe diejenigen Dramen an, welche das Leben ausgezeichneter Dichter, Künstler und Gelehrten behandelt haben und zwar nicht bloß deutscher, sondern aller europäischen Culturvölker. Von den italienischen Dichtern wurde Dante von Albert Lindner, Boccaccio von Deinhardstein, Petrarca von Wilhelm von Chezy, dem Sohne der bekannten Dichterin, dramatisch bearbeitet. Sein „Petrarca. Künstlerdrama in 5 Akten" (Bair. 1832) erfreut durch die zarte Auffassung der leidenschaftlichen Liebe, sowie durch die schöne und fließende Sprache. Weniger gelungen ist sein „Camoens. Trauerspiel in 5 Akten" (Bair. 1832), in welchem der erste Akt viel versprechend ist, während die folgenden immer bedeutungsloser werden. Das In-

teresse ist zwischen mehreren Personen getheilt; Camoens wird nur zuletzt Mittelpunkt der Handlung, aber ist dann ohne tragisches Interesse. Die Liebesverhältnisse sind unklar entwickelt und die Darstellung ist sehr ungleich. Bernhard Brummers „Tasso, ein romantisches Gedicht in 4 Abtheilungen (Mannh. 1834) ist in der allerdings mit Sicherheit behandelten Form gesucht, aber gedankenreich, in der Zeichnung der Charaktere glücklich und in einer edlen Sprache geschrieben. Desselben Dichters „Shakespeares Affe, oder Leben und Lieben. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen" (Amb. 1841) ist voll übermuthiger Laune, Witz und Sarkasmus, aber ohne Kunst dramatischer Composition. J. D. Hoffmann, geb. 26. Sept. 1808 in Lübeck, nach vollendeten Studien Erzieher in Rußland, setzte in „Tassos Tod. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1834) Goethes Meisterwerk auf ein seines Vorbildes nicht unwürdige Weise fort. Weniger gelungen ist sein „Faust" (Eb. 1833). „Die Halbschwester. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1835) ist trotz der guten Erfindung, der interessanten Handlung und mancher wirksamen Scenen als Kunstwerk verfehlt, die Akte haben zum Theil keinen gehörigen Abschluß; die Personen halten zu lange Reden, die Verhältnisse und Charaktere sind nicht klar genug gestaltet. Manches ist zu opernartig gehalten. Zu rühmen ist der Gedankenreichthum und die würdige Sprache. Von dem Spanischen Dichter Moreto findet sich eine Bearbeitung von J. L. Klein; der durch seine Schicksale wie durch seine Dichtungen berühmt gewordene Portugiese Camoens erscheint in Dramen von Fr. Halm, Horn, Hermann Th. Schmid, Wilhelm von Chézy. Von den englischen Dichtern wurde Shakespeare am Häufigsten bearbeitet, von Braun von Braunthal, Ed. Boas, Albert Lindner, B. Brummer und Kösting. „Shakespeare in der Heimath oder die Freunde. Schauspiel in 4 Akten" (Schleus. 1840) von Karl v. Holtei, auf den wir später zurückkommen, ist nach der bekannten Novelle von L. Tieck bearbeitet. Der schon erwähnte Georg Hick dichtete „Shakespeare und Southampton oder die letzten Jahre der großen Königin. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (1864), dessen Fabel gut erdacht ist. Die Handlung bewegt sich rasch, der Dialog ist lebhaft, die Charakteristik gelungen, die Sprache würdig. Es sind Stellen aus Shakespeare'schen Dramen glücklich benutzt, nur ist dieß wirkungsvolle Mittel wohl zu häufig angewendet. Ueberflüssig mag es in der Oekonomie des Stückes sein, daß Shakespeare den Grafen Nottingham zwingt, sich für seinen Freund Southampton zu verwenden, da es durch die Scene mit Lady Nottingham unnöthig wird. Dieß hat aber auch zur Folge, daß die ganze Geschichte mit den Briefen und dem Verrath des Secretärs des Grafen Nottingham ebenfalls überflüssig wird, wenigstens in der Weise, wie sie hier verwendet ist. In „Huß und Hieronymus. Trauerspiel in 5 Akten" (1868) des nämlichen Dichters ist zwar die Composition nicht ohne Mängel, aber sonst ist das Ganze durchaus lobenswerth. Die Charaktere sind durchgängig wahr und scharf gezeichnet, die Sprache dem Charakter der Personen angemessen. Der Dichter verliert sich nicht in dogmatische Auseinandersetzungen, daher sich die Handlung rasch und sicher entwickelt. Ganz schön ist die Episode von der Liebe der Maria zu Hieronymus. Nicht zu loben ist dagegen, daß das Interesse auf zwei Hauptpersonen vertheilt ist, wodurch die künstlerische Einheit verloren geht, denn diese kann doch nicht darin bestehen, daß zwei Personen für die nämliche Idee sterben. Ganz ungeeignet ist der Geist des geopferten Huß. Der unglückliche englische Dichter Richard Savage ist der Gegenstand eines Dramas von Karl Gutzkow, Milton eines andern von G. H. Liebenau. Der Gedanke in „Miltons Muse. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzuge" ist ganz gut: Der blinde Milton ist nach der Rückkehr der Stuarts als Anhänger Cromwells zum Tode verurtheilt; der Hofpoet Devanont erhält seine Begnadigung durch die Gemahlin des Generals Monk; sie ist nämlich dieselbe, die ihn als Jüngling im Schlafe geküßt und die er vergeblich überall aufgesucht hatte, was ihn zu seinem „Verlorenen Paradiese" begeisterte. So gut Alles sonst ist, so erscheint es sehr unpassend, daß Milton den reumüthigen Bekehrten spielt, was seinen Charakter allzusehr herabdrückt. Lord Byron bildet den Stoff eines Dramas von Elise Schmidt. Von den französischen Dichtern sind Corneille und Molière von Gutzkow, Voltaire von Klein und Deinhardstein, Pigault Lebrun von Deinhardstein, von den deutschen Dichtern Hans Sachs ebenfalls von Deinhardstein und Pyl, der edle Jesuit Spee von Joseph Pape dramatisch bearbeitet, und zwar zuerst unter dem Titel: „Friedrich von Spee. Trauerspiel" (Mainz 1857) und dann umgearbeitet aber nicht verbessert als „Bertha Maria. Schauspiel" (Köln 1863). Wie in diesem, so ist auch in „Herzog Konrad. Ein deutsches Trauerspiel" (Schaffh. 1859. 2. Aufl. Köln 1864), den wir früher hätten anführen sollen, Talent im Einzelnen sichtbar, aber es ist im Ganzen in gleicher Weise mißlungen. Gottsched und Gellert erscheinen in Dramen von Arthur Müller und Laube, Gellert insbesondere von Karoline Bornstein (pseudonym E. Karoli) in „Das eingebrachte Ständchen, oder Gellert im Schlafrock. Originallustspiel in 1 Akt" (1831), worin des Dichters Schüchternheit einem jungen Mädchen gegenüber nicht ohne Laune veranschaulicht wird. Von der nämlichen Dichterin besitzen wir noch „Jedem das Seine. Original-Lustspiel in 3 Akten" (Iserl. 1832). Die Neuberin wurde von Frau Binzer unter dem Namen Ernst Ritter, Bürger von Mosenthal, Lessing von Königsberg, Goethe von Deinhardstein, Gutzkow und Arthur Müller, dann auch von Schüller und Grün bearbeitet. „Das Pfarrhaus von Sesenheim. Liederspiel in 3 Aufzügen" (Berl. 1858) von Eduard Schüller hat einige glänzende Stellen, nämlich die eingeschobenen Gedichte Goethes; das Uebrige ist höchst unbedeutend. Vortrefflich ist dagegen „Friederike. Schauspiel mit einem Facsimile der Titelheldin" (Straßb. 1859) von Albert Grün, worin Alles zu loben ist, die tüchtige Charakteristik sämmtlicher handelnder Personen, des genialen Dichterjünglings, der jungfräulich edlen und weib-

lich schönen Friederike, des Vaters, der Mutter und aller Nebenpersonen; die reine und blühende, nie ins Abenteuerliche sich verlierende Sprache, der tüchtige Versbau, der Gedankenreichthum, die tiefe und wahre Empfindung. Vortrefflich ist ferner die allmählige Entwickelung der Liebe in den beiden jungen Gemüthern dargestellt, vortrefflich die Art und Weise, wie Goethe die einfache, naive Jungfrau geistig hebt, ohne daß sie ihre Einfachheit und Natürlichkeit verliert. Mit Geist und poetischem Sinn sind die Lebensansichten erfaßt, die Goethe bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich dem alten Pfarrer gegenüber ausspricht. Und so ist auch die Lösung des Verhältnisses mit Talent herbeigeführt, eine Lösung, die Beiden tiefen Schmerz bereitet, dem sie sich aber mit Hingebung unterwerfen, weil sie die Ueberzeugung haben, daß Goethe nicht in das enge, bürgerliche Leben eintreten könne, ohne sich selbst zu verlieren. Der Dichter hat zur Darstellung der einfachsten Begebenheit beinahe 300 Seiten verwendet, aber er hat das innere Leben mit solcher Tüchtigkeit geschildert, daß sich dadurch auch die äußern Beziehungen zu erweitern scheinen, und die Reden zu vollkommenen Handlungen werden. Schiller erscheint in einem Drama von Laube und in einem andern von Ferdinand Fränkel, dessen „Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein Lebensbild in 4 Abtheilungen" (Münch. 1863) freilich sehr langweilig ist; dagegen ist ein andres Drama desselben Dichters „Die Zunftmeister von Krähwinkel oder der Kampf der Realrechtler mit den Gewerbefreiheitlern. Ein bürgerliches Trauerspiel und trauriges Bürgerspiel mit Gesang und Wehgeschrei über Gewerbfreiheit in 5 Aufzügen" eine gelungene Verspottung des „Zunftmeisters von Nürnberg" von Oskar von Redwitz.

Von den Künstlern wurden Stradella und Salvator Rosa von Deinhardstein, Filippo Lippi von Rustige, Michel Angelo von Hebbel, Raphael von Ed. v. Badenfeld, Herm. Th. Schmid und von A. E. Wollheim da Fonseca aus Hamburg dramatisch bearbeit, dessen „Rafael Sanzio. Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Nebst Vorrede über das romantische Drama" (Lpz. 1856) voll echter Poesie und dramatischer Gestaltungskraft ist, die sich sogar durch die darin herrschende romantische Willkür nicht verdrängen läßt. Der Dichter giebt in der Einleitung, in welcher er selbst sein Drama bespricht, die Idee desselben folgendermaßen an: „Die wahre Liebe besteht im Aufgeben des eignen Glücks, in der vollsten Entsagung, wenn das wahre Glück des Geliebten eine solche verlangt. Daher giebt sich Fornarina den Tod, um Rafael für die Kunst zu retten, da die Ehe mit ihren kleinirdischen Sorgen des Künstlers Schwung lähmen mußte." Diese Idee ist mit großem Talent durchgeführt, und der Dichter entwickelt hierbei einen großen Reichthum von schönen und lebensvollen Gedanken. Im Vorwort erklärt der Dichter, daß der römische Katholicismus die Grundlage aller Kunst sei; und wie einst Wackenroder behauptete, daß nur ein Mönch ein wahrer Maler werden könne, so ist Wollheim der Ansicht, daß es in unserer europäisch-christlichen Cultur keine Poesie gebe als die katholische, weil der Katholicismus die Poesie des Christenthums sei, wobei er hinzufügt, daß der Protestantismus keine poetische Berechtigung habe. In seinem Drama ist er jedoch nicht so einseitig beschränkt, indem er ja in dem Diener auf das Anschaulichste zeigt, zu welchen Abscheulichkeiten der jesuitische Katholicismus führt, der freilich im protestantischen Pietismus des Aehnlichen genug hat. Seine übrigen Dramen „Sebastian" und „Der letzte Maure" sind uns leider unbekannt geblieben, so wie auch seine Possen: „Der fliegende Holländer," „Rosen im Norden," und „Michaels Wanderungen." Albrecht Dürer erscheint in einem Drama von Th. Pyl und in „Meister Albrecht Dürer. Drama in 4 Aufzügen" (Rbg. 1840) von Caroline Leonhardt-Lyser, welches freilich nichts Anders ist als eine versifizierte Biographie des großen Malers. Rubens wurde von Charl. Birch-Pfeiffer, Mozart wurde von Leonh. Wohlmuth, Beethoven von Sigmund Wiese, Garrick von Deinhardstein und Iffland von Charl. Birch-Pfeiffer dramatisch behandelt.

Noch haben wir die Dramen anzuführen, die ihren Stoff aus der kirchlichen Legende und der Kirchengeschichte entnommen haben. Die Veronika wurde von Emilie Ringseis, Cäcilie von J. Weißbrodt, die Märtyrer von Sigmund Wiese bearbeitet. Burckhardt, Oberlehrer in Bautzen, gab in den „Märtyrern von Carthago. Ein dramatisches Gedicht" (Lpz. 1863) gut gemeinte Gespräche ohne Poesie und tieferen Gehalt. „Bischof Cyprian. Ein dramatisches Gedicht" (Stuttg. 1862) von dem Dekan K. Lechler, ist eine Verherrlichung des Märtyrerthums in einer sehr ungleichen Sprache, die manchmal warm und ergreifend, oft unbeholfen und prosaisch ist. Die Charaktere sind im Ganzen gut geschildert, wenn auch nicht immer scharf genug. Die Freiheit der Composition in Bezug auf Zeit und Ort geht ins Uebermäßige. Der Schluß mit dem Tod der Feinde Cyprians ist ungeeignet, da dessen Märtyrerthum dadurch an dramatischer Wirkung verlieren muß. Auch begegnet man öfters Reminiscenzen aus andern Dichtungen, z. B. aus Goethe. („Und Wahrheit sei dann ferner zwischen uns"), was immerhin einen unangenehmen Eindruck macht. Es haben nicht bloß die Heiden Märtyrer gemacht, die Christen und zwar die Katholiken wie Protestanten sind hinter den ärgsten Greueln der heidnischen Verfolgungen nicht zurückgeblieben, und zwar haben vorzüglich die Juden vom Haß der Christen oft das Entsetzlichste erfahren müssen. Gustav Karl giebt in der „Verfolgung der Juden durch Emicho. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Mannh. 1841), einem grausenhaften, aber wahren Bild der Judenverfolgungen am Ende des 11. Jahrhunderts, eine lebendige Schilderung der entmenschten Christen, welche die abscheulichsten Grausamkeiten verübten, theils aus fanatischem Wahn, theils aber auch aus den niedrigsten Leidenschaften. Theodor Gaßmann hat in den „Juden von Worms. Volksdrama in 5 Aufzügen" (Hamb. 1860) einen gut angelegten Plan glücklich durchführt und auch Kunst der Cha-

rakteristik bewiesen. Es ist darin die Macht und Opferfreudigkeit der Mutterliebe vortrefflich geschildert und der Wahnwitz des Volkes, das sich von dem gemeinsten Gesindel und den scheußlichsten Bösewichtern zu den unmenschlichsten Thaten verleiten läßt, ist mit Glück zur Anschauung gebracht. Die Darstellung ist würdig und nicht selten echt poetisch. Gaßmann hat sich auch durch seine Lustspiele und Possen bekannt gemacht, die in den „Heiteren Bühnenspielen" (2 Bde. Hamb. 1865) gesammelt erschienen sind. Die Sprache derselben ist hie und da steif, der Dialog jedoch meist lebhaft und nicht ohne geistigen Gehalt. Die Erfindungen sind nicht immer neu, die Verwickelungen sind dagegen meist geschickt herbeigeführt und zu echt komischen Situationen ausgebildet. Am Besten sind „Prinzessin Ilse. Lustspiel in 1 Akt", „Onkel Tannhäuser. Lustspiel in 1 Akt", „Plauderstunden. Lustspiel in 1 Akt", „Er reist für Bollinger. Schwank in 3 Akten". „Die Waldenser. Ein dramatisches Gemälde mit lyrischen Randzeichnungen" (Hamb. 1861) von Julius Köbner sind freilich weit entfernt, auf den Namen eines dramatischen Kunstwerks Anspruch zu machen, aber man begegnet einer großen Zahl von schönen Einzelnheiten. Der schöne Stoff würde wohl eine gute dramatische Bearbeitung verdienen; in dem vorliegenden Stück hat aber der Dichter nur eine Reihe von einzelnen Scenen gegeben, die lose an einander gefügt sind, so daß beinahe jede ohne Nachtheil des Ganzen an einem andern Orte stehen könnte. Das Ganze zerfällt in eilf Theile, und jeder Theil wieder in mehrere Abschnitte, von denen jeder mit einem lyrischen Gedichte schließt, das gleichsam als Chor die Idee des Abschnittes zusammenfaßt, und diese Gedichte sind jedenfalls das Beste im ganzen Drama, in welchem sich die nämlichen Gedanken zu häufig wiederholen, die zudem wenig poetisch ausgedrückt sind. Der Märtyrer Savonarola wurde von Pet. Lohmann, Huß von G. Hick dramatisch bearbeitet, letzterer außerdem noch nicht ohne Glück von O. T. Gies in „Johann Huß. Trauerspiel" (Dresden 1846) und von K. Ernst, der in „Johann Huß. Historisches Trauerspiel" (Berl. 1853) die lebendigste Begeisterung für religiöse Freiheit, ja sogar den leidenschaftlichen Haß gegen das Papstthum ausspricht. Das Drama ist mit Reflexionen überladen, weshalb die Handlung nicht die nothwendige Uebersichtlichkeit hat. Der Märtyrer Servet mußte um so mehr zur dramatischen Behandlung reizen, als seine grausame Hinopferung durch den Begründer des französischen Reformators im vollsten Widerspruch mit dem Wesen des Protestantismus steht. „Michel Servet. Trauerspiel in 5 Akten" (Bremen 1849) von einem Ungenannten ist kein Drama, da es an einer eigentlichen Handlung fehlt; dagegen ist es voll großer, kräftiger Ideen, die Charakteristik Servets und Calvins ist durchaus gelungen und zeugt sowohl von tiefer Menschenbeobachtung als von Kenntniß der damaligen Verhältnisse. Die Sprache ist warm und würdig. „Die Genfer. Trauerspiel in 5 Akten" (Bresl. 1850) von Max Ring behandelt ebenfalls Servets Märtyrerthum. Der Plan ist einfach und klar, und es ist insbesondere zu loben, daß die Handlung auf die letzten Tage Servets beschränkt ist. Das Drama hat zwar wenig Handlung, es ist der Stoff jedoch so behandelt, daß sich das Interesse von Aufzug zu Aufzug steigert. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, besonders in den beiden Hauptpersonen. In Calvin ist der großartige Geist, die tief gewurzelte Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Ansichten, der unerschütterliche Glaube an Gottes unmittelbaren Schutz, seine Gewalt über die Gemüther, und daneben der pfäffische Geist, der keine Mittel scheut, den Feind zu verderben, der Freundschaft, Dankbarkeit Liebe mit Füßen tritt, um den Zweck zu erreichen, den er für heilig hält, zur lebendigsten Anschauung gebracht. Dagegen zeigt sich uns Servet als ein edler muthiger Kämpfer für Wahrheit und Licht, der nur durch die Macht der Wahrheit überzeugen will, der in der Christuslehre die Liebe für das höchste Gebot ansieht, dessen große Gesinnung sich darin bekundet, daß er den fanatischen Liebling Calvins, der ihn anklagt und ihn verhaften läßt, im Gefängniß durch die Macht des Wortes und die Milde seines Wesens zu seinen Ansichten bekehrt. Eben so vortrefflich ist die Gattin Calvins gezeichnet, die in näherem Umgang mit ihm dessen schlimme Seiten hatte durchschauen lernen und schon lang vor dem Beginn der Handlung durch Servets Schriften eine christlichere Auffassung des Christenthums gewonnen hatte und daher Alles freilich vergeblich anwendet, um den verehrten Mann zu retten. Die Schilderung ihrer innern Kämpfe ist von großer Schönheit. „Calvin und Servedo. Ein Trauerspiel" (Berl. 1852) von Gotthelf Theodor Hermann ist ebenfalls eine glückliche Bearbeitung des nämlichen Stoffes. Besonders zu loben ist die glückliche Durchführung des Gegensatzes der beiden Personen. Das Trauerspiel gewinnt große Lebendigkeit durch das Liebesverhältniß Servedos zu Calvins Schwester, aber es bewegt sich allzusehr in dogmatischen Erörterungen, obgleich diese mit großer Kunst und poetischem Sinn behandelt sind. „Servet. Tragödie in 5 Aufzügen" (Gött. 1863) von H. Friedrich macht schon deshalb einen unangenehmen Eindruck, weil sich der Verfasser darin bemüht, Calvins grausame That zu rechtfertigen. Luther erscheint in einem Drama von Hans Koester, Zwingli in einem andern von Charl. Birch-Pfeiffer und die Zeit der Reformation wird in einem Schauspiel von Albert Türcke behandelt. Wilhelm Brause, der als Pfarrer zu Lichtenberg in Sachsen starb, hat in den „Socinianern. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dresd. u. Lpz. 1835) die Vertreibung der Socinianer aus Polen geschildert; es ist Dieß aber ein unglücklicher Stoff, den selbst ein größeres Talent nicht leicht hätte bewältigen können, weshalb sich der Verfasser genöthigt sah, häufige Debatten über theologische Dogmen aufzunehmen, um seiner Tragödie wenigstens irgend einen Gehalt zu geben. Die Vertreibung der Protestanten in Tirol wurde von Arthur Müller, die „Protestanten in Salzburg" (Stuttg. 1867) von Otto Roquette dramatisch bearbeitet. Von demselben sind noch mehrere Dramen aufgeführt worden, aber es ist, so viel wir wissen, nur noch „Das Reich der Träume.

Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (2. Aufl. Berl. 1854) im Druck erschienen. Er behandelt einen ähnlichen Stoff wie Goethes „Triumph der Einsamkeit", und ist auch in ähnlicher Weise gelöst. Es ist phantasiereich, aber undramatisch.

Die Sagen- und Mährchenwelt konnte, wie es von deutschen Dichtern nicht anders zu erwarten war, nicht vorübergegangen werden, und zwar war der Faust ein Stoff, an dem man sich vorzugsweise zu versuchen wagte. Daß derselbe von C. J. St. Czilsky, J. D. Hoffmann, Braun von Braunthal, W. Gärtner und Marlow behandelt wurde, ist schon früher erwähnt worden. Der „Faust" (Düsseld. 1848) von F. Reinhard bietet viel Gutes, schön und tief Gedachtes, aber das Ganze ist verfehlt, indem es wie gewöhnliche Romane und Schauspiele das Tragische zur Zufriedenheit der Zuschauer und Leser löst. Faust bekehrt sich nämlich am Ende, indem er erkennt, daß alles Haschen nach Wissen vergeblich sei und nur die Ergebung in den Willen Gottes zu einem seligen Ende führe. Ueber den „Faust" (1. Th. Lpz. 1860) von Ferdinand Stolte läßt sich noch kein endgültiges Urtheil fällen, da er noch unvollendet ist. Nur so viel läßt sich sagen, daß der Dichter von der theatralischen Darstellung abgesehen hat und auch keinen eigentlich dramatischen Gang befolgt, sondern sich den Eingebungen seiner Phantasie überläßt, die allerdings reich und fruchtbar ist, sowie ihm ein großer Gedankenreichthum und glückliche, oft tief poetische Darstellung seiner Anschauungen nicht abzusprechen ist. Der „Stauf. Eine Dichtung" (Berlin 1838) von Theodor Scheerer scheint eine Parodie auf die Goethesche Dichtung zu sein. Auch W. Jordan dichtet eine Faustiade. Die Behandlung der Sage vom Ewigen Juden durch Langewiesche haben wir schon früher erwähnt, so wie die dramatische Bearbeitung der Don Juansage durch Siegm. Wiese, Braun von Braunthal und Widmann. „König Arthur und seine Tafelrunde. Drama" (Lpz. 1834) von August Bürck verliert sich in romantische Ungeheuerlichkeiten. Die Tristansage wurde von Röber, Weilen, Rich. Wagner und zuletzt von L. Schneegans („Tristan. Trauerspiel in 5 Aufzügen mit einem Vorspiele" Lpz. 1865), die Sage der Griseldis von Fr. Halm, Genovefa von Hebbel, die Loreleisage von Geibel und Ed. Rüffer, Salomon und Salome von Franz Krutter, Dornröschen von W. Genast, Drosselbart von Roeber bearbeitet. C. Gottlieb Häbler (über sein Leben vergleiche das Register!) dichtete „Die Sieben Raben. Zaubermärchen in 5 Akten", die viel Schönes darbieten. Manche heitere, von frischem Humor durchwürzte Scenen sind der ernsten Theile würdig, aber es ist auch Manches zu breit und ohne ansprechenden Inhalt. „Die alte Komödie vom Arzt und Tod, oder Schuster bleib bei deinem Leisten. Ein scherz- und ernsthaftes Spott- und Lustspiel, verfaßt von Peter Sch . . ." (Gött. 1857) ist im Sinn des alten Märchens durch glückliche Erfindungen und humoristische Einfälle erweitert und verändert. C. Haffner hat in seinem „Oesterreichischen Volkstheater" (3 Bde. Lpz. 1845—46) den nämlichen Stoff behandelt: „Der Tod und der Wunderdoctor in 3 Aufzügen", außerdem hat er noch andre Volksmärchen dramatisiert, darunter „Das Marmorherz in 3 Aufzügen", „Die Thränenquelle in 2 Aufzügen". Die einzelnen Stücke sind sehr ungleich, und er erreicht den trefflichen Raimund nicht, dem er offenbar nachstrebt. Eine seiner besten dramatischen Arbeiten ist „Therese Krones", ein höchst ansprechendes Wiener Lebensbild, das auf einer wirklichen Begebenheit beruht. Begabter als der eben genannte Dichter ist der Graf Franz Pocci, dessen „Gevatter Tod" (München 1855) bei manchen schönen Einzelnheiten doch ohne dramatische Kraft ist. „Der Karfunkel. Volksdrama in 3 Aufzügen", nach Hebels alemannischem Gedicht frei bearbeitet (Münch. 1860) ist viel zu breit gehalten, aber das Volksleben ist mit Einsicht aufgefaßt. „Hassan. Ein dramatisches Märchen" (Dortm. 1836) von Otto von der Weiden ist eine glückliche dramatische Satire der Zeitverhältnisse und damaligen Bestrebungen. Der „Kynast. Romantisches Spiel in 5 Aufzügen" (Speyer 1845) von Ulrich Riesler ist eine lobenswürdige Behandlung der bekannten Sage mit glücklicher Erfindung von Episoden, welche den an sich dürren Stoff beleben. Weniger entsprechend ist dessen „Jungfernsprung. Dramatische Studie in 5 Aufzügen" (Zweibrücken 1845).

Die Tragödie, welche nicht auf historischer Grundlage beruht und daher im Allgemeinen als bürgerliches Trauerspiel bezeichnet werden kann, wurde, wie schon berichtet, von Wilhelm Angelstern, Bacher, Ed. von Badenfeld, Ed. Boas, Braun von Braunthal, Eduard Duller, Rob. Giseke, J. D. Hoffmann, Hutterus, Otto Jacobi, Kurnik, Langenschwarz, O. Ludwig, dem Fürsten zu Lynar, Hermann Marggraff, Alfred Meißner, Pannasch, Alexander Patuzzi, Oskar von Redwitz, F. W. Rogge, Schnitter, Victor von Strauß, F. Th. Wangenheim, Siegm. Wiese und Wollheim da Fonseca bearbeitet, dann von folgenden Dichtern, über die später ausführlicher zu berichten ist: Charl. Birch-Pfeiffer Gustav Freytag, R. Griepenkerl, Karl Gutzkow, Fr. Halm, Fr. Hebbel, Julius Mosen, Salomon Mosenthal und Franz Nissel. Außer diesen sind folgende zu besprechen: Frdr. von Sydow hat in „Woldemar oder der Sturm auf Villarosa. Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach einer Sage aus Körners Nachlaß. Frei bearbeitet." (Lpz. 1834) zwar einige wirkungsvolle Scenen, das Ganze ist aber ohne dramatische Anlage; auch neigt sich der Dichter zu sehr zur unmotivierten Schicksalstragödie. Die Handlung in „Prinz Leo. Eine phantastisch-tragische Hof- und Staatsaction" (Hamb. 1834) von einem ungenannten Dichter ist spannend, die Motive und Conflicte sind glücklich erfunden, auch hat der Dichter ein hübsches Gestaltungstalent. Nur Eine Person, Draco, erscheint zu räthselhaft in ihrem Treiben, was für das Ganze störend wirkt. „Der Malteser. Trauerspiel in 5 Aufzügen nebst einem Vorspiel" (Braunschw. 1836) von Carl Sternberg ist eine Art von Abällino und nicht ohne Geschick einfach und rasch entwickelt. Friedrich August Freiherr von Heyden, dessen „Konradin" wir schon im dritten Bande erwähnt haben, wendete

sich nach langer Unterbrechung wieder dem Drama zu, für welches er nicht weniger Talent bewies als für das Epos. Seine Erfindungen sind glücklich, die Zeichnung der Charaktere ist fein und wahr, Vers und Sprache sind gebildet und wohllautend. Er kennt die Gesetze der Kunst und zeigt sich meist durchgängig geschmackvoll. Aus seinen im „Theater" (3 Bde. Lpz. 1842—43) gesammelten Dramen erwähnen wir „Den Spiegel des Akbar. Trauerspiel in 5 Aufzügen", das, obgleich im fernen Morgenland und in alten Zeiten spielend, doch mit tiefer Beziehung auf die Gegenwart abgefaßt ist und zwar ohne Verletzung des Costums, da Alles auf rein Menschliches gegründet ist. „Nadine. Trauerspiel in 5 Akten" ist die talentvolle Ausführung eines allzureichen Stoffs, der eine klare Uebersichtlichkeit hindert. Wie in der Tragödie, so ist er auch in der Komödie glücklich. „Die Modernen. Lustspiel" behandelt die Emanzipation der Frauen lustig und witzig, doch nicht ohne Uebertreibung. „Wechsel und Album. Lustspiel in 5 Akten" ist Eins seiner besten Stücke, das sich durch tiefe Charakterzeichnung, die rasch fortschreitende und interessante Handlung und eine würdige Haltung auszeichnet. „Die Brüder. Ein Trauerspiel" (Magdeb. 1842) von G. G. Melos erwähnen wir nur, um an einem Beispiele zu zeigen, wie weit die Selbstverkennung geht, die sich nicht scheut, ein so häßliches Machwerk zu veröffentlichen. Fr. Lyncker gab „Scherz und Ernst. Taschenbuch dramatischer Spiele" (Lpz. 1842) heraus, worin „Bruno von Turnfels. Ein romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" den alten Räuber- und Mörderstücken vollkommen ebenbürtig ist; „Der Meineid. Original- und Possenspiel in 5 Aufzügen" ist zwar originell, aber keineswegs lustig; das Possenhafte erinnert nur zu sehr an die Hanswurste der Seiltänzer, die übrigens doch bessere Wortwitze machen. Dem Unsinn des Stückes kommt nur der Unsinn der Vorrede gleich, in der sich der Verfasser auf widrige Weise beräuchert. „Graf Ourem, oder Kraft und Macht. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Kiel 1844) von R. von Liliencron verläugnet die Nachahmung Shakespeares nicht, aber der Dichter hat trotzdem eine große Selbstständigkeit und eigenthümliche Schöpfungskraft an den Tag gelegt, die sich besonders in der trefflichen Charakteristik und in dem reichen Humor kund giebt.

„Der Oberrichter. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Prag 1856) von Virgil Grohmann ist trotzdem, daß der Verfasser ein unbestreitbares Talent für dramatische Gestaltung hat und der Stoff äußerst fruchtbar ist, doch an dem Streben nach äußerlichem Effekt gescheitert. Adelbert Hermann bewarb sich mit „Jenseits des Meeres. Ein Trauerspiel" (Celle 1862) um den in München ausgesetzten Preis. Obgleich der Dichter das Drama zwei Mal umarbeitete, so ist doch der vom Preisgericht gerügte Fehler, daß das Hauptmotiv der Fabel, eine geheime frühere Schuld des Helden, nicht gehörig genug aufgeklärt werde, keineswegs beseitigt worden, und es hat dieß den doppelten Uebelstand, daß man bis zum Schluß eine Aufklärung erwartet, die doch nicht gegeben wird, und daß das innerste Wesen des Helden nicht zur Anschauung gelangt. Verletzend ist, daß die Ansiedler die Mittheilung des Verbrechens mit einer gleichgültigen Kälte aufnehmen, die mit ihrem Charakter im vollsten Widerspruche steht. Auch schreitet die Handlung zu wenig vorwärts.

Wie schon erwähnt, wurde das Drama von Gisela von Arnim, B. Auerbach, Bacher, Ed. v. Badenfeld, Bamme, Christern, Ebrard, Eichhorn, F. W. Gubitz, Haffner, Hersch, Fr. v. Heyden, K. Hugo, Hutterus, May, G. v. Meyern, Arth. Müller, Pannasch, O. v. Redwitz, Emilie Ringseis, Otto Roquette, Siegfried Schmidt, Hermann Th. Schmid, Franz Trautmann, Albert Türcke, H. Graf v. Veltheim, Vogel, Wangenheim, Wichert, Wiedemann, und Wohlmuth, bearbeitet, so wie von Ed. Bauernfeld, Deinhardstein, Devrient, Gustav Freytag, Robert Giseke, K. Gutzkow, Fr. Halm, Fr. Hebbel, Melch. Meyr und Salomon Mosenthal, von denen später ausführlicher berichtet wird. Neben denselben sind noch folgende zu erwähnen. Rudolf Hirsch veröffentlichte „Dramatische Studien" (Wien 1836) in denen sich „Rafaele. Drama in 4 Abtheilungen" befindet, das zu lyrisch gehalten, mit Allegorien überladen ist und worin die Charaktere nicht hinlänglich individualisiert sind. Der fruchtbare Albini, geb. 1779 zu Marburg, hieß eigentlich J. Baptist von Meddlhammer, machte als österreichischer Offizier die italienischen Feldzüge mit, wurde dann Schauspieler unter dem Namen Flotte, jedoch ohne Erfolg, hierauf Lehrer der neuern Sprachen in Berlin, wo er 1838 in ärmlichen Umständen starb. Von ihm erwähnen wir „Die Rosen. Ein dramatisches Gemälde in 3 Abtheilungen und 5 Akten", worin eine gewöhnliche Geschichte mit Geschick ausgeführt ist, so daß sie immerhin Interesse gewährt. Noch glücklicher ist er im Lustspiel und in der Posse. „Die gefährliche Tante. Lustspiel in 4 Akten und ein Vorspiel" behandelt einen nicht ungewöhnlichen Stoff mit lebendigem Humor. Eine Schauspielerin, die Geliebte eines von seinem Oheim abhängigen jungen Mannes, gewinnt Jenen, der gegen sie wegen ihres Standes eingenommen ist, indem sie sich für eine Andere ausgiebt. Einige Charaktere sind überladen. Ergötzlich ist „Der Familiencongreß. Burleskes Familiengemälde in 2 Akten". „Im Kleinen wie im Großen. Lustspiel in 1 Akt" führt den Gedanken glücklich durch, daß es gefährlich sei, die Menschen als Marionetten zu benutzen. Auf einer originellen Erfindung beruht „Der General-Hof-Schneider. Posse in 2 Akten." Die „Dramatischen Dichtungen" (Lpz. 1834) von J. F. Bahrdt sind nicht ohne Talent; nur liebt der Dichter rhetorisches Gepränge, auch ist er in der Charakteristik nicht sicher genug. „Die Lichtensteiner. Dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen mit einem Vorspiel" nach einer Novelle von Van der Velde, und „Die Grabesbraut, oder Gustav Adolph in München. Dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen nebst einem Vorspiel" nach Tromlitz sind nicht ohne Geschick in Scene gesetzt. Die „Dramatischen Beiträge" (Wien 1838) von Johann Wertheimer enthalten meist gelungene Bearbeitungen englischer Schau-

und Lustspiele. Selbstständig ist „Der Hirtensohn. Drama in 1 Akte und in Versen", eine einfache, aber hübsche Handlung, in welche das Lob Joseph II. geschickt eingeflochten ist. Heinrich Smidt, der sich vorzüglich durch seine Romane bekannt gemacht hat, versuchte sich nicht ohne Glück auch im Drama. „Juan Maiquez. Schauspiel in 2 Aufzügen" (1843) ist eine nicht mißlungene Studie nach Spanischen Vorbildern; der einfache Stoff ist mit Geschick dramatisiert. H. Smidt ist überhaupt in der Wahl des Stoffs recht glücklich, und er versteht, ihm durch die Bearbeitung steigendes Interesse zu verleihen, wie in „Kaufmann und Seefahrer. Schauspiel in 4 Akten" (1844), in der „Frau Schwiegermutter. Lustspiel in 4 Aufzügen" (1850), in „Bruder Kain. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nach einer alten Chronik" (1852), worin die alles moralische Gefühl vernichtende Leidenschaft mit Talent zur Anschauung gebracht ist. Wie in diesem Drama, so ist auch im „Verstoßenen. Schauspiel in 5 Aufzügen" die Charakteristik gelungen. Heinrich Smidt ist auch im Lustspiel und in der Posse nicht unglücklich. „Die Herausforderung. Lustspiel in 1 Akt", „Wo ist mein Lustspiel? Posse in 4 Aufzügen" (1848) „Alles Maske! Schwank in 1 Akt" (1864) sind heiter und gefällig. „Der letzte König. Politisches Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1842) von Otto Seemann aus Hamburg gefällt durch den gehaltvollen Dialog, die kräftige Charakterzeichnung, besonders des letzten Königs, der freilich nicht der letzte ist. Gelungen ist ferner die Schilderung der Verschwörung mit ihren guten und schlechten Elementen, am Wenigsten darin der Charakter Lorenos, der der Anlage nach viel größere Kraft und Sicherheit des Handelns entwickeln sollte. Auch ist der Schluß zu willkürlich. „Ein weibliches Herz. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1842) von Theodor Stamm gehört zu den vielen nicht aufführbaren Stücken, die voll einzelner Schönheiten sind und durchweg von des Dichters poetischem Talent zeugen. In „Assur. Eine Episode aus der sündfluthlichen Zeit" (Lpz. 1844) von Richard Franke ist ein prometheischer Charakter kräftig und mit poetischem Talent veranschaulicht. Emil Mecklenburg dichtete „Die Seherin. Dramatisches Gedicht" (Lpz. 1845), eine Art Faustiade voll schöner und tiefer Gedanken, tief empfundener Stellen, worin er die modernen socialistischen Ideen poetisch zu verwerthen sucht. Der immer noch nicht genug gewürdigte Hermann Neumann hat in dem dramatischen Gedicht „Das letzte Menschenpaar" (Aschersleben 1844) seine tief religiösen, wenn auch nicht biblisch gläubigen Ideen über Gott, Menschen und menschliche Zustände, über Religion, Christenthum, Liebe, Ehe, Freundschaft durch theils mythische, theils historische Personen aussprechen lassen. Durch das Ganze zieht sich der Gedanke durch, daß Liebe die Versöhnerin des Menschengeschlechts ist. Die Sprache ist, wie in allen seinen Dichtungen, schön und würdig. „Der Jesuit. Dramatisches Charaktergemälde in 5 Akten" (Danzig 1846) von Fr. Erdt giebt eine Schilderung des ruchlosen Treibens der Jesuiten, die ganz gut wäre, wenn der Dichter sich größerer Mäßigung befleißigt hätte. F. M. Duttenhofer, früher Professor der Thierheilkunde in Stuttgart, später Militärarzt in Ludwigsburg, ein vielseitiges Talent, den wir früher als geschmackvollen, formgewandten Uebersetzer des Tasso, Cid und Byron hätten erwähnen sollen, gab „Streiflichter. Eine Sammlung von Dichtungen, Märchen und Erzählungen" (Stuttg. 1847) heraus, worin sich „Eine Frau. Dramatisches Gemälde in 3 Akten" befindet, welches auf einer gewöhnlichen Erfindung beruht, deren Motive nicht besonders glücklich sind, aber durch die gewandte Darstellung gefällt. „Die Pflegetochter auf dem Lande. Dramatisches Sittengemälde in 5 Akten." (Stuttg. 1848) entwickelt eine tiefe Kenntniß des Landvolkes und ist gegen den Pietismus und die muckerhafte Heuchelei gerichtet. Julius Rodenberg hat in seinen „Dramatischen Idyllen" (Cassel 1848) einige liebliche Gemälde gedichtet. Alfons von Flugi hat ein hübsches lyrisches Talent, das sich in „Cardenio. Dramatische Dichtung" (Chur 1848) in das Drama verirrt hat, worin der bekannte Stoff unmotiviert zum glücklichen Abschluß gebracht wird. Die lyrischen Stellen allein können das Stück einigermaßen retten. Das „Pflanzerleben. Lyrisch-dramatisches Gedicht in 2 Abtheilungen" (Braunschw. 1848) von Albrecht Gerstell ist in der Form verfehlt, übrigens nicht ohne Werth. Hermann d'Artis von Bequignolles, den wir schon als epischen Dichter erwähnt haben, wurde 1825 in Liegnitz geboren, studierte seit 1846 in Berlin die Rechte, bereiste 1852 Italien, übernahm 1855 die Direktion des Stadttheaters in Görlitz, wo er Außerordentliches leistete, wurde 1860 Mitdirektor und Dramaturg des Breslauer Stadttheaters, 1865 Leiter des Hoftheaters in Wiesbaden und starb 1867. Sein „Hilario. Dramatische Studie zu Goethes Faust" (Lpz. 1849) ist gemüthvoll, aber mystisch-sentimental, und in Vorurtheilen gegen die freie Bewegung des Volks befangen. „Die Katzensteiner. Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1854) verirrt sich in die mannigfaltigsten Richtungen der dramatischen Auffassung. „Ein Redekampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen". (Berl. 1854) von Levin Schücking führt die originelle Idee glücklich durch, ein geistreiches Weib und einen eben so geistreichen Mann über den Werth der Geschlechter kämpfen zu lassen, ein Kampf, der in der Liebe Beider seine anmuthige Lösung findet. Auch seine Lustspiele „Anno 1760 oder die Belagerung von Graslingen", „Die Prätorianer", und „Vertauschte Schicksale" erfreuen durch frischen Humor und glückliche Schilderung der Verhältnisse. Julius Laurenty (geb. 1827 in Riga, studierte Medizin, trat aber später in Staatsdienste) dichtete den „Tugendbund. Schauspiel in 4 Akten" (Riga 1854) und „Kein Geld. Lustspiel in 1 Akt" (Riga und Dresd. 1858), die sich beide wie aus dem Französischen übersetzt ausnehmen, was einige französische Wendungen sogar zu beweisen scheinen. Jedenfalls bieten sie eine nicht ohne Geschick durchgeführte Darstellung des Lebens und Treibens der sogenannten „Gesellschaft" in Paris, und gewähren eine hei-

tere Unterhaltung. Die „Macht der Vorurtheile" von Elisabeth Sangalli aus Weimar stellt die Vorurtheile der Juden gegen die Christen und der Christen gegen die Juden mit großer Kraft dar, aber verfällt dabei ins Abenteuerlichste und sogar Häßliche, da sie die gemeine Naturwahrheit mit der poetischen Wahrheit verwechselt. Uebrigens ist sie nicht ohne bedeutende Talente. — „Amaranth und Ghismonde, oder die Brautfahrt. Großes romantisches Schauspiel in 6 Aufzügen nach der epischen Dichtung Amaranth von Oskar von Redwitz. Für die Bühne bearbeitet" (Darmstadt 1858) von Adolph Steppes, ist ganz im bekannten Geiste des Vorbildes, aber ohne Talent für dramatische Composition. Die eigenen Zusätze zeugen nicht von Erfindungskraft. Heinrich Landesmann, bekannt unter dem Namen Hieronymus Lorm, dichtete „Das Forsthaus", ein Familiendrama mit tragischen Motiven und glücklichem Ausgang. Gelungen ist auch das Genrebild „Die Alten und die Jungen in 1 Aufzug" (Berl. 1862) und in dem „Herzensschlüssel" entwickelt er frischen Humor und tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens. Wilhelm Wolfsohn, geb. am 20. Oct. 1820 zu Odessa als der Sohn jüdischer Eltern, besuchte das dortige deutsche Gymnasium, studierte dann in Leipzig und zog durch seine gründlichen Kenntnisse die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf sich, die ihm eine Professur in Moskau anbot, welche er jedoch nicht annahm, weil er sich trotz seiner religiösen Freisinnigkeit doch nicht entschließen konnte zum Christenthume überzutreten. Er lebte längere Zeit in Petersburg, wo er eine einflußreiche Thätigkeit entwickelte und später in Dresden, wo er am 13. Aug. 1865 starb. Seine „Dramatischen Werke" (3 Bde. Dresden 1857—59) zeichnen sich durch geistvolle Entwickelung und wirksame Ausführung aus, ob er gleich immer nur die einfachsten Mittel gebraucht. In „Zar und Bürger" so wie in „Nur eine Seele" behandelt er russische Verhältnisse, in der „Osternacht" die Judenverfolgungen im Mittelalter, wobei sein als Mensch und Jude empörtes Gefühl ihn hie und da allzu grelle Farben auftragen ließ. „Aus eigener Kraft. Schauspiel in 3 Aufzügen" (Neuhaus u. Tabor 1861) von Wilhelm Lindau ist wohl mit Benutzung eines französischen Vorbildes verfaßt, erreicht aber die frische Behandlung der französischen Dramen nicht. „Eglantine. Schauspiel in 4 Akten" (Wien 1863) von Eduard Mautner, auf den wir sogleich zurückkommen, scheint für eine besondere Persönlichkeit gedichtet worden zu sein, daher das Drama auch nur dann gefiel, wenn es von dieser gespielt wurde.

Eine besondere dramatische Gattung, das Volksschauspiel, findet in der neueren Zeit eine immer mehr zunehmende Behandlung, doch hat sich eine bestimmte Auffassung desselben noch nicht festgesetzt, und es erscheinen hierbei die merkwürdigsten Gegensätze, indem manche Dichter auf die Spiele des Mittelalters zurückgehen, andere sich mehr zur Posse oder doch zur gemein-populären Darstellung neigen. Erwähnt wurden schon die Volksschauspiele von Auerbach, J. N. Bachmayr, Theodor Gaßmann, Arthur Müller, dem Grafen Pocci und Martin Schleich; später werden die von Charl. Birch-Pfeiffer, Albert Benno Dulk, Mosenthal und Franz Nissel besprochen werden. Die verschiedenen Sammlungen, welche unter dem Titel „Volkstheater" erschienen sind, gehören mehr in das Gebiet des eigentlichen Lustspiels und der Posse und sind daher bei diesen zu erwähnen.

Das Lustspiel erfreute sich, wie schon erwähnt, sehr zahlreicher Bearbeitung. Von dem historischen Lustspiel abgesehen, das wir bei den historischen Dramen besprochen haben, sind folgende Lustspieldichter im Verlaufe der Darstellung schon erwähnt worden: Fr. Adami, Albini, Ed. von Badenfeld Charl. Birch-Pfeiffer, Caroline Bornstein, Ed. Boas, Bernh. Brummer, G. Büchner, Christern, H. Dreher, Eichhorn, Foglar, L. A. Frankl, Theod. Gaßmann, Geibel, Gubitz, Fr. v. d. Heyden, Uffo Horn, Kugler, Kurnik, Heinrich Landesmann, Laurenty, Lyncker, May, Arthur Müller, Anton Niendorf, Prölß, Ring, Otto Roquette, Rüffer, Fr. Ruperti, Ritter v. Sacher-Masoch, Schleich, Siegfried Schmidt, Herm. Th. Schmid, Levin Schücking, H. Smidt, Streiter, Franz Trautmann, Gisbert Vincke, W. Vogel, Wangenheim, Wichert, Wohlmuth und Wollheim de Fonseca. Einer ausführlichen Besprechung bleiben vorbehalten Amalie, Prinzessin v. Sachsen, Apel, Ed. Bauernfeld, Deinhardstein, Devrient, A. B. Dulk, Feldmann, Freytag, Gottschall, Gutzkow, Fr. Halm, W. Jordan, H. Laube und Fedor Wehlen. Aber noch ist eine nicht kleine Anzahl zu erwähnen. Wilhelm Adolf Gerle, geb. 1790 in Prag, zuerst Buchhändler, später Professor der italienischen Sprache und Aesthetik, der sich am 29. Juli 1846 in der Moldau ertränkte, Novellist, schrieb auch eine Reihe Lustspiele und Possen, mit Uffo Horn das schon genannte Preislustspiel „Die Verwandtschaft" und allein „Der blaue Domino", „Oheim und Neffe" „Der letzte April" u. a. m. Er hat zwar keine reiche Erfindungsgabe, aber er ist geschickt in der Benutzung schon bekannter Situationen; auch ist sein Dialog lebendig und witzig. J. E. Mand, welchen man öfters mit dem pseudonymen Jemand (Langewiesche) verwechselt, der aber eigentlich Karl Goldschmidt hieß und Schauspieler in Berlin war, gab „Dramatisches" (Berlin 1831) heraus, Lustspiele, die zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommen wurden. „Der verrückte Professor. Ein leitendes Vorspiel" entwickelt des Dichters Ansichten über das Drama mit scharf eindringenden Witzen. „Sein Onkel und ihre Tante. Lustspiel in 1 Akt" beruht wie das frühere Lustspiel „Demoiselle Bock" (1832) auf Verkleidung eines Mannes in eine Dame; beide sind durch einige komische Charaktere belebt. „Die Räuberbräute. Komödie in 5 Akten" genügen weniger, weil die Motive (Verkleidungen, wahre und vorgebliche Räuber und Aehnliches) zu häufig wiederkehren und zudem auch so übertrieben durchgeführt sind, daß sie unwahrscheinlich werden. W. Frickes „Lustspiele" (Münch. 1834) sind meist geschmacklos; nur die Posse

„Peter und Paul" bietet einige gute Einfälle. Von den „Zwei neuen Lustspielen" (Meissen 1834) von K. Klähr bietet das Erste „Von Sieben die Häßlichste" einige höchst komische Charaktere, auch beruht es auf einer guten Erfindung, was von dem zweiten „Wachmantel und Schlafrock" nicht zu rühmen ist. Die „Lustspiele" (2 Bde. Mainz 1835) von dem Schauspieler Lenz-Kühne sind sämmtlich nach fremden Vorbildern, aber meist recht glücklich bearbeitet, am Besten wohl ist „Die Nacht der Irrungen. Lustspiel in 5 Aufzügen. Dem Englischen des Sam. Tuke entlehnt." Hermann Herzenskron (geb. 1792 in Wien, trat daselbst in Staatsdienste und starb am 19. Januar 1863) gab einige Sammlungen heraus: „Dramatische Beiträge" (Wien 1835), „Dramatische Spiele" (Eb. 1838) und „Dramatische Gaben" (Eb. 1839), meist Lustspiele und Possen enthaltend, in denen manche gute Situationen und witzige Einfälle begegnen, die sich aber im Ganzen kaum über die Mittelmäßigkeit erheben. Am Besten sind seine Localpossen. Gustav Ritter von Frank, dessen ausführliche Biographie im Register nachgelesen werden kann, hat sich nicht bloß durch sein unter dem Namen Dr. Franck herausgegebenes „Taschenbuch dramatischer Originalien", sondern auch durch eine Reihe eigener Schöpfungen verdient gemacht, die er in diesem „Taschenbuch" veröffentlichte, und die sich meist durch glückliche Erfindung, gute Charakterzeichnung und lebhaften Dialog auszeichnen. Vorzüglich erwähnenswerth sind „Worcester oder Geist und Narrheit. Lustspiel in 2 Aufzügen", worin ein glücklicher Stoff mit Talent und Geist behandelt ist. „Autorsqualen. Lustspiel in 1 Aufzug" bietet gut erdachte und wirksam behandelte Situationen. Der Autor hört vor dem Theater, als eben sein Stück aufgeführt wird, verschiedenen Gesprächen über dasselbe zu, die nicht verfehlen, ihn in die verschiedensten Stimmungen zu versetzen. „Der Bräutigam von Haiti. Lustspiel in 5 Akten und in Alexandrinern" beruht auf einer gut angelegten Verwickelung, die zu einigen heiteren Situationen Gelegenheit giebt. Friedrich Genées „Königreich der Weiber" (Berl. 1836) ist lustig genug. In diesem Lande herrschen nämlich die Weiber und die Männer müssen kochen, stricken u. s. w., bis endlich einige Europäer dahin kommen und die Weiber dahin bringen, daß sie den Männern wenigstens den Schein der Herrschaft lassen. „Die Liebe im ersten und dritten Stock. Lustspiel in 1 Akt" (1837) und „Drei Stunden vor der Hochzeit. Schwank" (1836) von L. A. Hermann bietet manche komische Einfälle und heitere Situationen. „Die Wette um ein Herz, oder Künstlersinn und Frauenliebe. Lustspiel mit Gesang in 3 Aufzügen" (Wien 1843) von Karl Elmar bietet manchen guten Einfall und ist nicht ohne Wirkung. Besonders sind die hübschen Lieder zu loben, die mehr poetischen Werth haben, als es sonst bei eingeschobenen Gesangstücken der Fall ist. In seinem „Theater" (Wien 1856) ist „Unter der Erde" am Bekanntesten; noch ist die ergötzliche Posse „Unterthänig und Unabhängig" zu erwähnen. Der Hofrath Millenet aus Gotha (gest. 1859) gab unter dem Namen Tenelli mehrere Lustspiele heraus, darunter „Die Mönche," welche zur Zeit an manchen Orten nicht aufgeführt werden durften, und „Er und Sie". Von ihm sind auch die „Jährlichen Beiträge für die deutsche Bühne von M. Tenelli" (Gotha 1837), die nach dem Französischen bearbeitet sind, aber sich durch glückliche Wahl und gefällige Behandlung auszeichnen. Ergötzlich sind namentlich „Die Damen unter sich. Lustspiel in 1 Akt" nach Dupotil. „Der Lebensretter. Lustspiel in 2 Aufzügen" (Halle 1868) von dem uns schon bekannten Leberecht Dreves entstand schon 1839 und wurde zuerst 1841 als Manuscript gedruckt. Der Dialog ist rasch, die Charaktere sind gut gehalten, die Verwirrung ist um so wirksamer, als sie es nicht für den Zuschauer ist. Die Lösung ist zwar willkürlich, doch nicht störend. Das Lustspiel macht im Ganzen einen heiteren Eindruck. „Die Pulververschwörung in Jammershausen. Original-Lustspiel in 4 Akten" (Bresl. 1840) von Eduard Robin zeugt zwar von geringem Talent, doch gelingt es dem Verfasser, die damaligen Regierungen lächerlich zu machen, weil es eben lächerlich war, sich vor einigen Studenten und Zeitungsartikeln zu fürchten. Der bekannte K. Heinzen bewies in „Doctor Nebel oder Gelehrsamkeit und Leben" wie weit man es in Geschmacklosigkeit und Unsinn bringen könne. Seine „Lustspiele" (New-York 1859) sind in culturhistorischer Hinsicht interessant, aber keineswegs erfreulich, weil man daraus ersieht, daß manche deutsche Zeitungsschreiber in Nordamerika an Cynismus Alles übertreffen, was die Engländer und Amerikaner hierin je geleistet haben. „Die Blauen oder die Liebe als Arzt. Lustspiel" von Wilhelm von Merckel ist eine heitere, aber zugleich auch auf tiefer Beobachtung beruhende Verspottung der gesellschaftlichen Bildung unsrer Zeit; und in des nämlichen Dichters „Sigelind, ein Normallustspiel aus dem Sanskrit des Wiener Originals in Prakrit allgemeiner deutscher Nation übertragen" ist die „Sigelind" von Oskar von Redwitz auf das Glücklichste persifliert. „Der Kaiser und der Narr, oder das Turnier am Hofe. Großes romantisches Ritterlustspiel in 4 Aufzügen. Preisstück" (Mainz 1846) von August Koch ist wegen der heiteren Lebensauffassung und der humoristischen Durchführung in der That des Preises würdig gewesen. Von K. Arnold wurde in Foglars „Verworfenen Schauspielen" „Der goldene Boden, oder Bureau und Boutique. Lustspiel in 2 Akten" veröffentlicht, das im französischen Sinn erfunden und ausgeführt ist, dessen Charaktere auch durchweg französisches Gepräge tragen und das den alten Satz glücklich zur Anschauung bringt: „Handwerk hat einen goldenen Boden." Alexander Elz verfaßte eine Reihe von Lustspielen, Possen und Schwänken, unter welchen „Er ist nicht eifersüchtig. Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1858) wohl das beste und voll komischer Kraft ist, auch „Eine Frau, die in Paris war. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1846), „Müller und Miller. Schwank in 1 Aufzuge" (Schkeuditz 1847) zeugen von komischem Talent. „Anmaßend und bescheiden. Lustspiel in 3 Aufzügen" von Alexander

Baumann, desselben „Die beiden Aerzte. Lustspiel in 3 Aufzügen" bieten glücklich erfundene Situationen und bewegen sich in einem leicht hinfließenden Dialog; und sein Schwank „Er darf nicht fort" zeigt, wie eine glückliche Laune selbst gewöhnlichen Situationen und gewöhnlichen Motiven den Reiz der Neuheit zu geben vermag. Diese Stücke stehen in seinen „Beiträgen für das Theater" (Wien 1849). Er gab auch „Singspiele aus den österreichischen Bergen in Volksdialekte" (Wien 1850) heraus, darunter „Das Versprechen hinter dem Herd", „Der Freiherr als Wilddieb", worin die Berliner Ueberbildung der österreichischen Gutmüthigkeit entgegengesetzt wird. Obgleich schalkhaft genug, sind sie doch harmlos und nicht im Mindesten verletzend. Der Wiener Friedrich Kaiser schrieb eine Reihe politischer Lustspiele, die bei ihrer Entschiedenheit doch eine schöne Mäßigung bewähren, darunter „Ein Fürst. Charakterbild in 3 Akten" (Wien 1850), „Mönch und Soldat. Charakterbild mit Gesang in 3 Akten" (Eb. 1850) und „Junker und Knecht. Charakterbild mit Gesang in 2 Akten" (Eb. 1850), welches Eines seiner gelungensten Stücke ist, dessen tragische Anlage sich heiter und mit komischem Effekt ohne Willkür und in natürlicher Entwickelung auflöst. Auch „Stadt und Land oder der Viehhändler aus Oberöstreich" ist von großer komischer Kraft, und eben so „Die Schule des Armen, oder 2 Millionen. Originalcharakterbild mit Gesang in 4 Akten" (Wien 1850). Kaiser ist auch Einer der fruchtbarsten und zugleich glücklichsten Dichter von Possen. Seine Erfindungen sind meist neu und gut; er versteht nicht bloß, interessante Situationen herbeizuführen, sondern dieselben auch wirksam zu gestalten, wobei er freilich öfters bloß nach äußerem Effekt hascht. Aeußerst glücklich ist er, wie in seinen Lustspielen, so in den Possen, in der Auffassung des Oesterreichischen Nationalcharakters mit seiner gemüthlichen Heiterkeit, hinter welcher sich übrigens auch der gutmüthige Schalk verbergen kann. Zu seinen besseren Possen gehören „Eine Posse als Medizin. Originalposse mit Gesang in 3 Akten" (Wien 1850), „Des Schauspielers letzte Rolle. Posse mit Gesang in 3 Akten" (Eb. 1851), „Ein Traum — kein Traum, oder der Schauspielerin letzte Rolle. Posse mit Gesang in 2 Akten" (Eb. 1851) und ganz vorzüglich „Der Schneider als Naturdichter. Posse mit Gesang in 2 Akten" (Wien 1851), eine treffende Satyre auf Buchhändler und Publikum. Ein Poet, der seine Dichtungen nirgends anbringen kann, gewinnt endlich einen Verleger für dieselben, indem er sie als das Produkt eines Schneidergesellen ausgiebt. Die Gedichte finden reißenden Absatz. Die Verwickelung ist äußerst ergötzlich und die einzelnen Scenen sprudeln von geistvollem Witz. Wilhelm Friedrich aus Hamburg fand mit einigen Lustspielen großen Beifall, namentlich mit dem gegen die Pietisten gerichteten „Er muß aufs Land". Auch „Der Volksvertreter auf Urlaub. Lustspiel in 3 Akten" (Hamb. 1850), „Ein Roman zwischen Eheleuten oder ein Brief zu viel. Lustspiel in 1 Akt (Eb. 1851) gefallen durch ihre heitere Behandlung. Noch dichtete er „Die Töchter Lucifers. Zauberspiel mit Benutzung eines vorhandenen Stoffs bearbeitet" (Eb. 1849). Louise Schücking, geb. von Gall, der wir später im Roman wieder begegnen werden, hat einige durch Feinheit und Anmuth erfreuende Lustspiele verfaßt, unter welchen „Ein schlechtes Gewissen" (Berl. 1842) am Gelungensten ist. Der Schauspieler Louis Schneider, (siehe das Register!) übersetzte Vieles aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen, Russischen und Polnischen; dadurch und als Schauspieler erwarb er sich eine große Bühnengewandtheit, die er glücklich zu verwerthen wußte. Sein Dialog ist rasch und geschmackvoll, er versteht, komische Wirkungen hervorzubringen, ohne nach Effekt zu haschen, so in „Der reisende Student oder das Donnerwetter. Quodlibet in 2 Akten" (Berl. 1857), das einen alten Stoff mit viel Humor in die Gegenwart verlegt. Allgemein bekannt und beliebt ist „Der Kurmärker und die Picarde. Genrebild in 1 Akt (Berl. 1859), worin der Gegensatz des National- und Geschlechtscharakters in heiterer und zugleich gemüthlicher Darstellung recht glücklich zur Anschauung gebracht wird. Nicht weniger beliebt ist „Der Heirathsantrag auf Helgoland", zu welchem er durch Rud. Jordans bekanntes Bild veranlaßt wurde, „Der Günstling, oder keine Jesuiten mehr! Originallustspiel in 4 Akten" (Berl. 1847) von L. Schubar ist ein Intriguenstück, dessen gut erdachte Verwickelungen Interesse erregen und von großer Wirkung sind. In Eduard Mautners „Lustspielen" (Wien 1852) zeichnet sich „Das Preis-Lustspiel" durch hübsche Erfindung, glückliche Verwickelung und eben so glückliche Lösung aus. Die Charaktere sind zum Theil etwas, im Ganzen aber doch gut gezeichnet. „Gräfin Aurora" ist schwächer, wenn sie der Verfasser gleich für gelungen hält. Die Verwickelung ist nicht klar genug und die verschiedenen Fäden sind nicht mit Sicherheit gehandhabt. Außerdem schrieb Mautner noch „Ein photographisches Atelier", „Während der Börse. Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1860) u. A. m. „Die Bühnenspiele für das deutsche Theater" (3 Bdchen Berl. 1853) von A. Bahn sind meist nach dem Französischen bearbeitet und vorzugsweise für das Sonntagspublikum bestimmt. „Ein kleiner Dämon. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1860) ist heiter und ergötzlich, wenn auch etwas übertrieben, eben so „Mamsell Uebermuth. Posse in 1 Akt" (Eb. 1860). Auch schrieb er mehre Vaudevilles, darunter „Ein Nachmittag im Lager in 1 Akt" (Berl. 1850). Rudolf Genée, Sohn des oben genannten Friedrich Genée, hat in „Ein neuer Timon. Lustspiel in 5 Aufzügen" eine gute Charakteristik eines Intriganten gegeben. Der Held ist ein Verschwender, der arm wird, aber bei aller Menschenscheu doch heiter bleibt. „Das Wunder. Eine Komödie in 4 Akten" ist die Bearbeitung eines Schwanks aus dem Eulenspiegel. Ein Leinenweber verspricht dem König, ein Tuch zu weben, das nur Die nicht sehen, die im Ehebruch erzeugt sind. Es ist Dieß zwar ein passender Stoff für einen epischen Schwank, nicht aber für das Drama, da die Personen zu dumm erscheinen müssen. Vielen Beifall erwarben sich dagegen die „Ehestandsexercitien."

P. F. Trautmann, der als Theaterdirector gestorben sein soll, schrieb „Ein Don Juan wider Willen. Lustspiel in 3 Akten" nach einem Roman der Emilie Flygare-Carlén, das gut angelegt und geschickt ausgeführt ist. Auch sind die Charaktere glücklich gezeichnet; nur treibt Julia die Unbesonnenheit zuletzt so weit, daß sie widerlich wird, was nicht in der Absicht des Verfassers lag. Wie in diesem, so ist auch in „Ein guter Kerl. Lustspiel in 4 Akten" (Berl. 1852) die Behandlung geistreich und der Dialog lebhaft und gehaltvoll. Eben so glücklich ist er in der Posse; zwar sind in „Ein Feind der Mode. Posse in 1 Akt" (Berl. 1856) die Motive nicht neu, die Handlung und die Charaktere leiden manchmal an Uebertreibung, aber der Dialog ist so rasch und interessant, daß das Stück, wenn es gut gespielt wird, auf der Bühne gefallen muß. „Onkel Quäker. Posse in 1 Akt" (Eb. 1856) ist von einer heitern Laune eingegeben, der manche echt komische Situation zu verdanken ist. Wie glücklich er in seinen Erfindungen war, beweisen „Ein abschreckendes Beispiel. Posse in 1 Akt" (Berl. 1853), „Don Juan in Wiesbaden. Schwank in 1 Aufzug" (Eb.) u. a. m. Des Schauspielers B. Fr. L. Neustädt „Durch Unglück zum Glück. Orig.-Lstsp. in 4 A." (Waldenb. 1851) würde bei den gelungenen heiteren Scenen unbedingt gefallen, wenn das Stück nicht zu breit gehalten wäre. In „Süd und Nord" hat er den deutschen und italienischen Charakter einander entgegengesetzt, wobei er gegen die italienische Nation zu große Vorurtheile zeigt. Aber weil den Deutschen alle möglichen guten Eigenschaften zugeschrieben werden, muß das Stück dem Publikum gefallen. Einer der bedeutendsten Lustspieler ist Alexander Victor Zechmeister, der seine Dramen unter dem Namen Alexander Wilhelmi herausgab. Derselbe wurde am 5. Sept. 1817 zu Ofen geboren, kam 1826 nach Wien in ein Erziehungsinstitut und trat nach absolvierten Gymnasial- und Humanitätsclassen als Lehrling in eine Buchhandlung. Nachdem er mehre Jahre als Commis gearbeitet, verließ er 1842 die kaufmännische Laufbahn und widmete sich der Schauspielkunst. Er starb als Pensionär zu Meran am 8. Okt. 1877. Er fand zuerst in Breslau, dann in Hamburg angemessene Stellung und war seit 1849 am Dresdner Hoftheater bethätigt. Seine „Lustspiele" (4 Bde. Dresden 1853—60) sind Eingebungen einer frischen und liebenswürdigen Laune, natürlich, wahr und harmlos. Er ist zwar nicht reich an Erfindungen, auch wiederholen sich die Motive wie die Charaktere, doch weiß er durch die geistvolle Behandlung immer das Interesse zu fesseln. „Einer muß heirathen", welches sich auf die großen Sprachforscher Grimm beziehen soll, ist wohl muthwillig, aber keineswegs verletzend. Die Erfindung in „Fest im Entschlusse", ist äußerst glücklich, die Verwickelung ist spannend, die Lösung gewandt; manche Scenen sind voll komischer Kraft und sicherer Wirkung. In „Alle sind Egoisten" ist die Erfindung weniger glücklich, die Zeichnung der Personen ist aber durchaus gelungen. In „Eine schöne Schwester" bringt die Launenhaftigkeit derselben interessante Conflikte und damit eine komische Wirkung hervor. Eins der besten Stücke ist „Abwarten". Von zwei pensionirten Offizieren hat der Eine zwei Töchter, die er verheirathen will, während der Andere zwei Neffen hat, die gegen seinen Willen Liebesverhältnisse mit jenen Töchtern unterhalten, was zu ergötzlichen Situationen Veranlassung giebt. Dem Lustspiel „Ein gutes Herz" liegt ein glücklicher Gedanke zum Grunde, der geschickt verwerthet ist, während sich „Der letzte Triumph" durch vortreffliche Auffassung des weiblichen Charakters auszeichnet. „Zu spät" nach einer französischen Novelle behandelt einen Stoff, der schon im vorigen Jahrhundert von einem Dichter behandelt worden ist, an dessen Namen wir uns jetzt nicht mehr erinnern. Zwei Liebende können sich wegen äußerer Verhältnisse nicht heirathen, bleiben sich aber treu. Der Liebhaber kommt nach langen Jahren aus fremden Welttheilen mit einem Neffen zurück, den die Geliebte für Jenen hält, da sie sich denselben immer als Jüngling vorgestellt hat. Eben so ergeht es dem Zurückgekehrten, der die Nichte der Geliebten für diese hält, was manche höchst ergötzlichen Situationen herbeiführt. „Der Wettlauf. Lustspiel in 1 Aufzuge" (Bremen 1854) von H. Kruse hat zwar einen einfachen, an sich unbedeutenden Inhalt, aber der Dichter hat es verstanden, durch die talentvolle Ausführung Interesse zu verleihen. „Der Teufel zu Lübeck. Ein Fastnachtsschwank" (Berl. 1847) giebt eine heitere und gelungene Darstellung der Sage in passenden Knittelversen. „Selim, der eitle Sultan. Lustspiel in 5 Akten" von Wallmont, ist geistreich gehalten und zeugt von poetischem Talent. E. A. H. Hallenstein ist in seinem „Volkstheater" (2 Bde. Ff. 1855) nicht ohne gute Einfälle, auch schildert er den Volkscharakter recht gut und ahmt den Volkswitz glücklich nach, ohne jedoch sein Vorbild Maß zu erreichen. Wilhelm Floto schrieb mehre Lustspiele, die nicht ohne glückliche Einfälle und heitere Entwickelung sind, darunter „Herren-Pfiffe und Diener-Kniffe, oder Nichts leichter als Das! Lustspiel in 5 Aufzügen" (Braunschw. 1854), „Der Hypochondrist. Lustspiel in 1 Aufzuge" (Eb. 1853). „Ein falscher Schiller. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1860) behandelt einen nicht ungewöhnlichen Gedanken, dessen dramatische Gestaltung vollständig befriedigen würde, wenn sich der Verfasser nicht in zu große Breite verloren hätte. M. A. Grandjean verfaßte mehrere Lustspiele, darunter „Rothe Haare. Lustspiel in 1 Akt" (Wien 1853), „Die geheime Mission. Lustspiel in 3 Akten" (Eb.), „Eine fixe Idee. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1854), deren lebhafter Dialog durch die originellen Einfälle noch gehoben wird, die ihm in reicher Fülle zuströmen. „Der kleine Benno. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1859) von Henriette von Keller erneuert einen öfters bearbeiteten Stoff (ein Mädchen wird als Knabe erzogen) mit Selbstständigkeit der Ausführung. Im „Theater" (Dresd. 1864) des Schauspielers Ferdinand Resmüller finden sich manche wirksame Stücke, die eine vollständige Kenntniß der Bühne und des schaulustigen Publikums verrathen. „Die Pflegekinder. Lustspiel in 2 Akten", „Die Frau Tante oder die-

ses Landhaus ist zu verkaufen. Posse in 1 Aufzuge" a. a. m. wirken durch zahlreiche glückliche Einfälle. „Der Gnome und sein Narr, oder die Brautfahrt nach der Oberwelt. Original-Zaubermärchen mit Gesang in 3 Abtheilungen nebst einem Vorspiel" „Der Aufstand der Gnomiden" hat glückliche Andeutungen auf politische Verhältnisse, namentlich auf das Frankfurter Parlament, dessen Nichtigkeit durch einzelne Worte trefflich verhöhnt wird. Es enthält viele schöne und höchst ergötzliche Einzelnheiten, erreicht aber weder in Composition noch in Ausführung Raimunds treffliche Dichtungen. „Die Zillerthaler. Liederspiel mit Tanz in 1 Akt nebst Musik" stellen die Eigenthümlichkeit der Tiroler mit Geschick dar. „Ein Theaterskandal" ist zum Theil Nachahmung von Molieres „Eingebildetem Kranken", freilich in zu großer Uebertreibung. Das Stück spielt nicht bloß auf der Bühne, sondern auch in den Logen, im Parterre, mitten unter den Zuschauern. J. J. Lederer, geb. am 28. Aug. 1808 zu Prag von jüdischen Eltern, erhielt eine sehr ungenügende Erziehung, zwar von Hauslehrern, die ihn aber nicht förderten, da man bei ihrer Wahl nur auf Wohlfeilheit sah, studierte Anfangs Medizin, vertauschte sie aber nach einem Jahr mit der Jurisprudenz, erwarb sich 1839 die Doctorwürde, mußte aber auf Anstellung an einer Universität verzichten, wofür er Neigung, Kenntnisse und Talent hatte, weil er ein Jude war. Mit der praktischen Thätigkeit gieng es auch nicht, da es ihm an einflußreichen Verbindungen und zugleich am richtigen Takt fehlt. Er wendete sich nun beinahe ausschließlich der Schriftstellerei zu, schrieb zumeist Theaterkritiken und Lustspiele und starb zu Dresden am 31. Juli 1876. Seine Lustspiele fanden auf der Bühne Beifall und verdienten ihn auch, denn wenn er auch kein Meister in der Composition ist, auch die Zeichnung der Charaktere ihm nicht immer gelingt, so ist doch sein Dialog lebhaft und geistreich, er ist reich an witzigen Einfällen und an echt komischen Situationen. Unter seinen Lustspielen sind, „Häusliche Wirren" das beste, aber auch die übrigen „Geistige Liebe, oder Gleich und Gleich gesellt sich gern," „Die weiblichen Studenten" „Eine rettende That" sind nicht ohne Werth. Von dem trefflichen durch seine in niederdeutscher Mundart abgefaßten Erzählungen berühmt gewordenen Fritz Reuter ist „Der erste April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochem. Lustspiel in 3 Akten", „Blücher in Teterow. Dramatischer Schwank in 1 Akt" (Greifsw. 1857), von denen das erste in Märkischer, Pommerscher Mundart und hochdeutsch abgefaßt ist, welche letztere wie in Arnolds „Pfingstmontag" durch die gesuchten Wendungen äußerst komisch wirkt. Daß heitere Lust sich mit dem tiefsten Ernst verbinden kann, hat Julius Hammer bewiesen, dessen „Busbumkegel. Lustspiel in 1 Akt" (1861) und ein zweites Lustspiel „Auch eine Mutter" manche ergötzliche Situationen darbieten. G. von Moser ist in seinen ziemlich zahlreichen Lustspielen heiter, reich an komischen Situationen und wirksamen Wendungen, die freilich oft an das Unschickliche streifen. Die besten sind: „Vernachlässigt die Frauen nicht. Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1860), „Wie denken Sie über Rußland? Lustspiel in 1 Aufzuge" (Eb.), „Jedem das Seine oder das häusliche Gleichgewicht. Lustspiel in 1 Aufzuge" (Eb.), „Ein weiblicher Husar. Schwank in 1 Aufzuge" (Eb. 1857). Die „Originallustspiele" (Berl. 1863) von Siegmund Schlesinger aus Wien sind zwar ungleich an Werth, doch ist auch in den schwächern der Dialog geistreich und gehaltvoll. Er kennt die Menschen, ihre kleinen und großen Leidenschaften, besonders die des weiblichen Herzens; er ist witzig und reich an komischen Einfällen, so wie an wirksamen Situationen. Zu den bessern gehören „Ein ernsthafter Heirathsantrag Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1860), „Mein Sohn. Lustspiel in 1 Akt" (Eb.), „Mit der Erde" (Eb.), „Wenn man nicht tanzt" (Eb.), „Die Gustel von Blasewitz. Lustspiel in 1 Aufzuge" (Eb.), ist zum Schillerfest 1859 glücklich erfunden und mit heiterer Laune durchgeführt. G. W. Hesse, Oberregisseur des Berliner Victoriatheaters gest. 15. Juli 1864, verfaßte eine Reihe von Lustspielen, die nicht ohne komische Kraft sind: „Ueberall Irrthum" (Berl. 1860) „Lieutenant Rose. Lustspiel in 4 Aufzügen" (Berl. 1863), „Ein Raritätensammler" (Eb. 1863) „Ein moderner Eremit. Schwank in 1 Aufzuge" (Eb. 1859). Auch „'s Lorle oder ein Berliner im Schwarzwalde. Lustspiel in 1 Akt" (Berl.) gefällt auf der Bühne. Die Hofschauspielerin Anna Löhn, deren Talent wir schon früher anerkannt haben, zeigt in ihren Dramen eine rühmenswerthe Strebsamkeit. „Im Finstern. Original-Lustspiel in 3 Akten", „Bei 40 Grad Reaumur. Lustspiel in 1 Akt", und „Rechter und linker Flügel. Originallustspiel in 1 Akt" müssen bei guter Darstellung einen angenehmen Eindruck hinterlassen. Vielleicht wäre zu wünschen, daß die Dichterin den Motiven mehr Aufmerksamkeit schenkte. Duffek in Prag, der seine Dramen unter dem Namen Julius Rosen herausgab, zeigt in „Entweder — oder" (früher: „Ein schlechter Mensch") Lustspiel" einen gesunden, frischen Humor. Der Gedanke ist glücklich und ansprechend, die Ausführung, die durch lebendigen Gang der Handlung und raschen Dialog erfreut, zeigt jedoch zu große Unwahrscheinlichkeiten. Noch haben wir das Lustspiel „Nullen" von ihm. Der Oberregisseur Karl Görner in Hamburg gab einen „Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land" (Breslau, später Hamb. 1851 ff.) heraus, worin er seine eigenen Erzeugnisse veröffentlichte. Dieselben werden hauptsächlich von der Bühnenkenntniß des Verfassers getragen, dem auch nicht unbekannt geblieben ist, wodurch er das schau- und lachlustige Publikum gewinnen kann. Die Anlage seiner Stücke ist gewandt, die Charaktere sind zwar oberflächlich, aber doch immerhin erkenntlich gezeichnet; der Dialog ist nicht übel gehalten, nur will er sich oft nicht vom Fleck bewegen, wie Görner denn überhaupt in der Ausführung des Einzelnen zu breit ist. Er sucht beinahe durch die allergewöhnlichsten Mittel Lachen zu erregen; so kommt beinahe in jedem Stück eine Person vor, die einen, oft übelgewählten Lieblingsausdruck hat, den sie fortwährend wiederholt,

z. B. „pudelnärrisch“ in „Nichte und Tante. Lustspiel in 1 Aufzuge.“ „Das hab ich ooch eben sagen wollen“ in „Wie drei Musikanten ihre Zeche bezahlen“, „Mein Neffe, der Herr Baron,“ „meine Nichte, die Frau Baronesse,“ in „Ein großer Zwist um eine Kleinigkeit“. Auch fehlt es nicht an Trivialitäten und an Zweideutigkeiten, die oft an das Zotenhafte grenzen. Unter Görners zahlreichen Arbeiten sind „Das Salz der Ehe. Dramatischer Scherz in 1 Aufzuge.“ „Englisch, Lustspiel in 1 Aufzuge“ am Besten. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“.— „Gleich und Gleich. Lustspiel von Moritz Hartmann“ ist geistvoll in der Erfindung, leicht und gewandt in der Ausführung (nur ist die Exposition zu breit), und fein und witzig im Dialog. „Sein Onkel und Ihre Tante oder Ehestandsdifferenzen. Lustspiel in 1 Aufzug“ (Berl.) von E. Bloch, so wie dessen „Bluetten“ (Berl. 1863) sind ergetzlich, wenn auch leicht gearbeitet. Ernst Dohm hat in seinem, „Trojanischen Krieg. Drama in 3 Akten“ (Berl. 1864) den Stoff in neuer Weise aufgefaßt. Während nämlich früher die griechische Sage ohne weitere Absicht, als durch den Gegensatz des antiken und modernen Lebens komisch zu wirken, behandelt wurde, herrscht bei ihm die politische Tendenz vor, indem die Verhältnisse des Trojanischen Kriegs in die modernen deutschen verwandelt sind und diese mit vielem Witz und Humor geschildert werden. Sehr ergetzlich ist die deutsche Rathlosigkeit über die Frage dargestellt, ob man einen Kaiser, ein Duumvirat oder eine Trias haben wolle. Außerdem hat Dohm noch verfaßt „Ihr Retter. Schwank mit Gesang in 1 Akt“ (Berl. 1860) und „Komm her! Dramatischer Scherz in 1 Akt“ (Eb.), die beide recht lustig sind. „Das Lustspiel. Dramatischer Scherz in 1 Aufzuge“ von Franz Maria ist eine gut angelegte Persiflage des deutschen Lustspiels, die aber nicht glücklich durchgeführt ist. Georg Horn ist ein frisches und heiteres Talent und besitzt einen hohen Grad von Bildung, weshalb er auch das Gewöhnliche verschmäht. Seine Dramen zeugen von Geschicklichkeit in der Anlage und empfehlen sich durch einen lebensfrischen Dialog. Wir nennen von ihm als seine gelungensten Stücke „Die neue Welt. Lustspiel in 5 Aufzügen“ (Berl. 1860), „Mademoiselle Bertin,“ „Glückliche Flitterwochen“, „Contrast der neuen und ihr vorangegangenen Generation“. Einen heitern Humor entwickelt auch W. Kläger in seinen Lustspielen und Schwänken, die meist eine glückliche Anlage haben, und von denen wir nur erwähnen „Der Präsident. Lustspiel in 1 Akt“ (Berl. 1860), „Ein Besuch Carl Seydelmanns. Genrebild in 1 Aufzuge“ (Eb.) und „Ich bin mein Schwager. Schwank in 1 Aufzuge“ (Eb. 1859).

Eine besondre Gattung des Lustspiels, das sogenannte aristophanische, das zuerst von Platen in die deutsche Literatur eingeführt, wurde von Ed. v. Badenfeld, Dulk und Seemann, Marbach, Neubürger und Rob. Prutz bearbeitet, die wir theils schon erwähnt haben, theils erst später berühren. Außerdem sind noch folgende Dichter zu nennen. Karl Goedeke, der sich durch seine literarisch historischen Werke große Verdienste erworben, gab unter dem Namen Karl Stahl „König Kodrus. Eine Mißgeburt der Zeit“ (Lpz. 1839) heraus, das sich besonders auf die damaligen Hannoveranischen Angelegenheiten bezieht, aber auch literarische Verhältnisse behandelt. Das Drama ist mehr bitter als witzig, gefällt aber durch die meisterhafte Behandlung der Form. „Das Centrum der Speculation. Eine Komödie. Herausgegeben (d. h. verfaßt) von Karl Rosenkranz“ (Lpz. 1840) ist nur für die Fachgelehrten ohne Commentar verständlich, weil zu viele ganz specielle Beziehungen darin berührt werden. „Die theologischen Wirren“ von F. Kyan (im Campischen Jahrbuch der Literatur) sind mit viel philologischem Witz geschrieben, der aber in Silbenstecherei ausartet, auch ist der Ton zu profan. „Die Verklärung der Liebe oder die Nachteulen“ (Erl. 1838) von einem Ungenannten ist langweilig und zudem rythmisch unbeholfen, während „Die Geburt des Helios“ (im Bragur) formell beinahe vollendet genannt werden kann. „Kaspar der Mensch“ (Hamb. 1850) von Adolf Glaßbrenner ist voll Humor, aber auch voll Bitterkeit gegen die Reaktion. Seine „Antigone in Berlin“ (2. Aufl. Lpz. 1843) ist eine überaus witzige Verspottung des Versuchs, das griechische Drama auf deutschen Bühnen aufzuführen. „Die Mondzügler, eine Komödie der Gegenwart“ von Heinrich Hoffmann (Ff. 1843) ist eine vortreffliche Satyre gegen das Erbübel der Deutschen, die, stets in der Hoffnung einmal ein großes und glückliches Volk zu werden, speculieren, phantasieren, erwägen und darüber allen praktischen Sinn verlieren. Diese höchst ergetzliche Satyre wurde in den „Humoristischen Studien“ (Ff. 1847) ohne Erfolg wiederholt, wie die Geschichte des nachfolgenden Jahres nur zu deutlich bewiesen hat, und ihr „Die Kartoffelkomödie, ein gar arg Trauerstück in 3 Akten“ beigefügt, worin der Dichter das öffentliche Leben in Deutschland mit nicht weniger glücklichem Witz geißelt. „Die Kaiserwahl zu Frankfurt. Komödie in 3 Akten“ (2. Ausg. Kiel 1850) von Karl Heinrich ist eine scharf und wohlverdiente Satyre auf das Frankfurter Parlament und dessen Größen rechter und linker Seite. „Frauenemancipation. Ein Lustspiel“ (Mannh. 1846) entwickelt einen reichen und treffenden Witz über die verschiedensten Verhältnisse des Lebens und der Literatur. Hierher gehört auch des berühmten Aesthetikers Fr. Vischer „Faust. Der Tragödie dritter Theil in 3 Akten. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky“ (Tüb. 1862), worin nicht sowohl der zweite Theil von Goethe, als vielmehr dessen Ausleger lächerlich gemacht werden, die darin alles Mögliche und Unmögliche entdeckt haben. Es ist viel ergetzliche Laune darin, aber auch manche Travestie Goethescher Personen und Dichtungen, die uns unerlaubt erscheinen.

Die Posse fand nicht nur zahlreiche, sondern auch im Ganzen recht glückliche Bearbeitung. Die meisten Dichter, welche dieselbe behandelten, sind entweder schon genannt worden oder werden später erwähnt werden. Es sind dieß Adami, Albini, Bahn, Baumann, Charl. Birch-Pfeif-

fer, Bloch, Deinhardstein, Dohm, Elmar, Ferdinand Fränkel, Fricke, Friedrich, Goßmann, Rud. Genée, Grandjean, Gubitz, Haffner, Herzenskron, Heydrich, Fr. Kaiser, Kläger, Kruse, G. v. Moser, Nesmüller, Fritz Reuter, Louis Schneider, Smid, P. F. Trautmann und F. Wehlen. Unter den übrigen sind noch folgende zu erwähnen: Friedrich Hopp ist reich an komischen Einfällen, aber es mischen sich auch viele Albernheiten darunter, Besser als „Hutmacher und Strumpfwirker oder die Ahnfrau im Gemeindestadel. Posse mit Gesang in 2 Aufzügen" (Wien 1839) ist „Doctor Fausts Hauskäppchen, oder die Herberge im Walde. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen" (Wien 1843), welches auf der Bühne von großer Wirkung ist. Es ist darin mit Glück durchgeführt, daß Jeder, der das Käppchen aufsetzt, die Wahrheit sagen muß, was höchst ergetzliche Scenen herbeiführt. „Sie sollen ihn nicht haben. Farce" (Bonn 1841) von Freimund Pfeiffer wirkte zu ihrer Zeit wegen der darin vorkommenden Beziehungen. Wie der schon erwähnte Friedrich Kaiser den Wiener Humor, so repräsentirt David Kalisch den Berliner Witz. Derselbe wurde am 23. Febr. 1820 zu Berlin geboren, hielt sich lange in Paris auf, wo er für deutsche Zeitungen korrespondierte, kehrte 1846 nach Deutschland zurück, lebte zuerst in Leipzig, dann von 1847 an in Berlin, wo er im Mai 1848 das Witzblatt „Kladderadatsch" gründete, an welchem er bis zu seinem Tode am 21. August 1872 thätig war. Kalisch besitzt einen sehr fruchtbaren Witz und er weiß denselben, auch wenn er nicht gerade bedeutend ist, doch durch die Behandlung bedeutend erscheinen zu lassen, besonders in den Couplets, für die er ein seltenes Talent hat. Am Bekanntesten ist „100,000 Thaler. Posse mit Gesang in 3 Akten" (Berl. 1849), welche den guten Grundgedanken durchführt, daß nur Das, was mit Anstrengung erworben wird, Bestand hat. Wie in seinen übrigen Possen sind die witzigen Einfälle seltene Ergebnisse der Charaktere und Situationen, vielmehr erscheinen sie mehr als zufällig und willkürlich herbeigeführt. Von seinen übrigen Stücken nennen wir noch „Junger Zunder — alter Plunder. Posse mit Gesang in 3 Akten" (Berl. 1851), „Berlin bei Nacht. Posse in 3 Aufzügen" (Eb. 1849), „Der Markt der Ideen. Posse in 1 Aufzuge" (Eb. 1851). Nächst David Kalisch ist der Schauspieler Friedrich Beckmann, geb. 1803 in Breslau, ein Komiker ersten Ranges, früher in Berlin, seit 1846 in Wien, wo er 1866 starb, der glücklichste Darsteller des Berliner Witzes. Sein „Eckensteher Nante im Verhör," der über hundert Mal wiederholt wurde und 1850 in 36. Auflage erschien, hat ein so tüchtiges dramatisches Leben, daß er zur stehenden Figur wurde und immer noch mit Glück als solche gebraucht werden kann. Zu den besten Berliner Localpossen gehören „Der Bummler von Berlin", „Der Maschinenbauer von Berlin," „Sein Herz ist in Potsdam" von dem Schauspieler August Weirauch. Ed. Dorer-Egloff dichtete das Fastnachtsspiel „Der Affe von Arezzo" (1852), ein treffliches kleines Stück, das in Gedanken, Anlage, Ausführung, Sprache und Form gleich befriedigt und den heitersten Eindruck zurückläßt. Joseph Mendelssohns „Ueberall Jesuiten. Schwank in 1 Akt" (Hamb, 1853), „Eine quittirte Rechnung" „Civil und Militär" sind nicht ohne komische Kraft. Hans Wachenhusen, vorzüglich durch seine humoristischen Sittenschilderungen bekannt, verfaßte einige recht hübsche Kleinigkeiten, wie „Chemische Briefe", „Ein sehr fleißiger Mann", „Ein sehr gefährlicher Mann" u. a. m. Die bayrischen Localstücke des Souffleurs ... Prüller „De Toni und seine Burgei", „Die schöne Klosterbäurin", „Gundel aus München" zeichnen sich nicht gerade durch feinen Witz aus, derselbe ist jedoch oft treffend und erregt unwillkürliches Gelächter. O. Heinrich sagt selbst von „Kalide und Jüschke, oder der Hölle Rache kocht in seinem Herzen. Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen" (Berl. 1859), sie sei „Blödsinn höherer Art"; Dieß ist in so fern nicht ganz wahr, als sie noch mehr enthält, als der Dichter beabsichtigte, der den Appenzeller bald in östreichischer, bald in schwäbischer Mundart sprechen läßt und bald beide unter einander mischt. Gemüthlich heiter sind des Oestreichers Anton Langer Possen „Actiengreisler", „Ein Federfuchser", und „Die bösen guten Leut." Auch Emil Pohl ist in „Ein flotter Bursche von der Flotte. Schwank in 1 Akt" (Berl. 1864), „Der Jongleur. Posse in 3 Akten" u. a. m. witzig genug. Gustav Räder, geb. am 22. April 1811 zu Breslau, Schauspieler, seit 1838 in Dresden, wo er 1868 starb, ist in „Komus. Cyklus dramatischer Possen" (Lpz. 1848) und den „Gesammelten komischen Theaterstücken" (2 Bde. Lpz. 1859. 60) reich an glücklichen Einfällen. „Ein Prophet oder Johannes Leiden und Freuden" ist eine Parodie von Meyerbeers Propheten, „Der Weltumsegler wider Willen" ist, wie noch einige andere, nach dem Französischen, aber mit großer Selbstständigkeit bearbeitet. A. Hopf verfaßte die Possen „Eine Nacht in Berlin", „Ein Freier in Lebensgefahr" (Berl. 1860) und mit G. Seuftleben „Alles was zum Bau gehört" (Eb. 1860). Graf Ulrich Baudissin dichtete „Ein Abenteuer auf der Eisenbahn. Posse mit Gesang in 2 Aufzügen" (Altona 1862), welche in der Idee originell ist, und wirksam komische Situationen enthält, die aber zu Zweideutigkeiten benutzt werden, die den guten Eindruck schwächen. In den „Kleinigkeiten für das Theater" (Eb. 1863) ist „Ein Abenteuer" wiederholt; die übrigen Stücke sind unbedeutend. Die Possen „Ein Wiener Dienstbote", „Einer von unsere Leut" von O. F. Berg (eigentlich Ebersberg) haben auf der Bühne viel Beifall gefunden.

In neuerer Zeit wurden ziemlich zahlreiche Soloscenen gedichtet, die meist zu dem Zwecke verfaßt wurden, einzelnen Schauspielern, meist aber Schauspielerinnen Gelegenheit zu geben, ihr besonderes Talent hervortreten zu lassen. Genée, Görner und Träger, die wir schon erwähnt haben, und Benedix, der später erwähnt wird, haben besonders dergleichen Kleinigkeiten mit Glück behandelt. Außer ihnen ist noch Carl Frenzel mit seinen „Liebesbriefen", J. Krüger zu nennen, dessen „Sololustspiele" (Altona 1858) und „Neue Sololustspiele"

(2 Thle. Altona 1860—61) auf manchen glücklichen Einfällen beruhen, auch nicht übel ausgeführt sind, aber zu oft nach dem gemein Possenhaften haschen.

Die Oper nebst dem Singspiel und Vaudeville wurde, wie schon erwähnt, mit mehr Selbstständigkeit und entschiedener poetischer Auffassung behandelt als früher. Karl von Holtei, der als der eigentliche Schöpfer des Vaudevilles in Deutschland genannt werden kann, ist schon im dritten Bande erwähnt worden, in dem vorliegenden sind Bahn, Baumann, A. Böttger, Gubitz genannt worden, Lohmann, Nesmüller, Roeber und Rich. Wagner sind später ausführlich zu besprechen und so bleiben nur noch folgende zu erwähnen. Albert Lortzing ist in seinen „Komischen Opern" (Lpz. 1847) natürlich und heiter, glücklich in Anlage und Ausführung.. Außer seiner besten „Zar und Zimmermann" sind noch „Der Pole und sein Kind", „Careno oder das Fischerstechen". „Das Mädchen von Korinth. Eine Operndichtung in 4 Akten" (Berl. 1862) von Julius Rodenberg erfreut durch den Wohllaut der Sprache, die sich der musikalischen Behandlung von selbst darbietet.

Und so haben wir noch diejenigen Dichter zu besprechen, denen eine ausführlicher Darstellung zu widmen ist.

Johann Ludwig Franz Deinhardstein.

Obgleich schon in der letzten Hälfte der zwanziger Jahre als Dramatiker thätig, in welche Zeit sogar Eines seiner bekanntesten und beliebtesten Stücke gehört, fand der Dichter, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, doch erst in den dreißiger und vierziger Jahren die ihm gebührende Anerkennung. Johann Ludwig Franz Deinhardstein, geb. am 21. Juni 1794 zu Wien, studierte daselbst die Rechte, worauf er in Staatsdienste trat. Im Jahre 1824 erhielt er die Stelle eines Criminalcommissärs, die ihm aber wenig zusagte. Neben seinen Berufsgeschäften widmete er sich mit dem größten Eifer dem Studium der Aesthetik und der Literatur, und er machte sich bald so vortheilhaft bekannt, daß er im J. 1827 zum Professor der Aesthetik an der Theresianischen Ritterakademie ernannt und ihm 1829 die Redaktion der Wiener Jahrbücher der Literatur übertragen wurde, die unter seiner Leitung eine ausgezeichnete Stelle unter den gelehrten Zeitschriften Deutschlands einnahmen, wie sie denn auch die bedeutendsten Männer unter ihren Mitarbeitern zählten. Im J. 1832 wurde er Vicedirector des k. k. Hofburgtheaters, welche Stelle er mit großem Erfolg bekleidete, theils indem er die vorzüglichsten klassischen Werke Deutschlands und des Auslands auf die Bühne brachte, auch sichs zur Pflicht machte, junge Talente hervorzuziehen, theils indem er vorzügliche Schauspieler für die Bühne zu gewinnen suchte. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er 1834 den Titel eines k. k. Regierungsraths. Im J. 1841 wurde er dieser Stelle enthoben und zum Referenten der Polizeihofstelle in Censursachen, dann 1848 zum Beirath des Statthalters in literarischen, hauptsächlich theatralischen Angelegenheiten ernannt. Er starb am 12. Juli 1859 nach mehrmonatlichen Leiden.

Deinhardstein ist kein Talent ersten Rangs, er ist nicht schöpferisch, auch fehlt es ihm an poetischer Tiefe; aber er ersetzt diesen Mangel bis auf einen gewissen Grad durch künstlerische Bildung, die ihn befähigt, den dramatischen Stoff mit Einheit zu gestalten, wie sie ihn auch davor bewahrt, sich einerseits in Ueberschwänglichkeit, andrerseits in Trivialität zu verirren; aber gerade diese schöne, alles Lobes würdige Mäßigung hat ihm zu einer Zeit, da romantische Phantasterei an der Tagesordnung war, ungerechte Beurtheilungen zugezogen. Deinhardstein besitzt einen feinen Geschmack, sichere Beobachtungsgabe, heitere Laune und vor Allem eine leichte und gewandte, nur hie und da von Provinzialismen gefärbte Sprache, die seiner anmuthigen und geistreichen Behandlung des Dialogs auf das Vollkommenste entspricht.

Seine ersten Versuche („Dramatische Dichtungen" Wien 1816) lenkten schon die Aufmerksamkeit auf sein Talent; einige der darin veröffentlichten Kleinigkeiten „Der Wittwer. Posse in einem Aufzug und in freien Versen", „Mädchenlist, ein Lustspiel in einem Aufzug und in Alexandrinern," „Boccaccio" ein dramatisches Gedicht in zwei Akten" sind in seinen „Gesammelten dramatischen Werken" (7 Bde. Lpz.

1848—57) wiederholt. Mit „Boccaccio" eröffnete er die Reihe der in besonderer Sammlung vereinigten Künstlerdramen (Lpz. 1845 2 Thle.), die zum Theil seinen Ruf begründeten; doch hat er in diesem weniger den Dichter als solchen, als vielmehr dessen Liebe zu Fiammetta geschildert, wobei nicht wenig auffällt, daß diese schon verheirathet ist, ohne daß sie es selbst weiß. Von weit größerer Bedeutung ist „Das Bild der Danae", welches er in einer folgenden Sammlung („Theater" 1. Thl. Wien 1827) veröffentlichte. Der Wundarzt Bernardo Ravienna hatte sich im Geheimen der Malerkunst gewidmet, um die Geliebte, die Nichte des Akademiedirectors Calmari, zu gewinnen. Sein Bild der Danae erfüllt den großen Salvator Rosa mit Bewunderung; er verspricht dem jungen Künstler seine Hülfe und er weiß Alles so zu lenken, daß Calmari seine Einwilligung zur Verbindung der Liebenden geben muß. Das kleine Drama ist keck angelegt und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit durchgeführt. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, so der zu jedem Muthwillen und neckischen Scherz stets bereite Salvator Rosa, der geniale Wundarzt, der sich in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit der erreichten Meisterschaft noch nicht bewußt ist, der alte eben so ehrsüchtige als geizige verliebte Calmari, der auf die ergetzlichste Weise geprellt wird. Die einfache Handlung gewinnt durch die lebendige Ausführung und den gehaltvollen Dialog ein stets steigendes Interesse. Außer diesem Stück enthält die erwähnte Sammlung noch das etwas düster gehaltene Drama „Der Gast", das Lustspiel „Die verschleierte Dame" und das einactige Drama „Florette", in welchem die bekannte Jugendliebe Heinrichs IV. von Frankreich zur liebenswürdigen Tochter eines armen Edelmanns mit Zartheit und tiefem Gefühl in anmuthigen Versen dargestellt wird.

Wir übergehen das Drama „Stradella" (Wien 1828), das er unter dem Namen Römer herausgab, und in welchem er die italienische Leidenschaft mit großem Glück schilderte, um bei demjenigen Drama länger verweilen zu können, das vorzüglich des Dichters Ruhm begründete. „Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in 4 Akten" (Wien 1829) gelangte schon im J. 1827 zur Aufführung und erwarb sich solchen Beifall, daß es bald auf den meisten Bühnen Deutschlands aufgeführt und, nachdem es im Druck erschienen war, in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Für die Aufführung in Berlin schrieb Goethe einen Prolog, in welchem er folgendes Urtheil niederlegte.

„Er hat sie geschrieben mit leichter Hand,
Als stünd es farbig an der Wand
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig."

Hans Sachs. Dies ist im Kurzen der Gang des Stücks, wirbt um Kunigunde, die Tochter des reichen Goldschmieds Steffen, der sie aber nur einem reichen und vornehmen Mann geben will und auch schon den Augsburger Rathsherrn Runge auserlesen hat, einen eitlen und dummen Gecken, den Kunigunde auch dann verschmähen würde, wenn sie nicht den Dichter liebte. Da sie weiß, daß ihr Vater sie einem Schuhmacher nicht geben würde, sucht sie den Geliebten zu überreden, sein Handwerk aufzugeben, und da er fest erklärt, es nicht thun zu wollen, wird sie leidenschaftlich, und beleidigt ihn, so daß er sie und Nürnberg verläßt, und zwar um so lieber, als ihn die zünftigen Meistersänger verfolgen, weil er sich in seinen Dichtungen nicht nach den pedantischen Gesetzen der Schule richtet, und weil ihn die Bürger hassen, die ihn für stolz und übermüthig halten. Auf dem Wege begegnet er im Walde dem Kaiser Maximilian, der seine Freude bezeugt, den schon berühmten Dichter persönlich kennen zu lernen. Im vertraulichen Gespräch, denn der Kaiser giebt sich nicht zu erkennen, erzählt ihm Sachs seine Liebes- und Leidensgeschichte, und der Kaiser verspricht ihm, sich seiner wo möglich anzunehmen. In die Stadt zurückgekehrt, ist er Zeuge, daß Steffen, der unterdessen zum Bürgermeister ernannt worden war, die Geliebte zwingen will, dem Augsburger zum Altar zu folgen und da sie erklärt, dem Geliebten treu bleiben zu wollen, nimmt sie Sachs in Schutz, als sie sogar Mißhandlungen ausgesetzt wird. Jetzt kehrt sich die Wuth gegen ihn, man dringt auf ihn ein, als der Kaiser erscheint, sich zu erkennen giebt, und durch eine glücklich erdachte Fabel den Bürgermeister bestimmt, seine Tochter mit dem Geliebten zu vereinigen.

Man hat dem Drama den Vorwurf gemacht, daß Hans Sachs nicht oft genug dichtend eingeführt wird; allein der Dichter wollte ihn mit Recht mehr in Handlung und Gesinnung als in Worten erscheinen lassen, wodurch der Charakter allerdings dramatisch wirksamer wurde. Eben so wurde getadelt, daß das Handwerk zu stark hervortritt, aber ebenfalls mit Unrecht, denn gerade darin erscheint neben der Entschiedenheit des Charakters, die Einfachheit, Natürlichkeit und edle Kindlichkeit seines Wesens, das ja gerade seine Dichtungen kennzeichnet. Und es ist ganz besonders hervorzuheben, daß es Deinhardstein gelungen ist, die innige Kindlichkeit des Dichters vom Anfang bis zu Ende durchzuführen, ohne in Trivialität zu verfallen. Auszuzeichnen ist ferner der geschickt durchgeführte Gegensatz der zunftmäßigen Meistersänger und des wahren Dichters.

„Garrick in Bristol. Lustspiel in 4 Aufzügen und in Versen" (Wien 1834), das ebenfalls auf allen deutschen Bühnen Eingang fand und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde, beruht auf der großen Virtuosität des berühmten englischen Schauspielers, jede Persönlichkeit in Gesichtszügen und körperlicher Haltung auf das Täuschendste nachzuahmen. Die komische Kraft des Stücks liegt übrigens nicht bloß darin, sondern überhaupt in der ganzen Behandlung. Höchst ergetzlich ist insbesondre, daß Thomas Hild, der abgesagte Feind der Schauspieler, von Garrick dazu gebracht wird, selbst aufzutreten. Ueberhaupt gefällt das Stück durch die Lebhaftigkeit der Entwickelung und die heitere Laune der Behandlung. In „Pigault-Lebrun. Lustspiel in 5 Akten", verdient sowohl die Anlage und Entwickelung als die Charakterzeichnung alles Lob: insbesondre wird die schöne und geistreiche Schauspielerin Marion und ihr Liebhaber, der Oberrichter Lafort, aber auch der

Held des Stücks mit Liebe und Talent gezeichnet. „Die rothe Schleife. Lustspiel in 4 Akten" ist mit großer Feinheit angelegt und ausgeführt; durch die heiteren Intriguen einer geistreichen Dame erhält Voltaire den erledigten Platz in der französischen Akademie, sie giebt sich um so viel mehr Mühe, ihm denselben zu verschaffen, als er sonst Paris verlassen und dem Rufe des Königs Friedrich II. von Preußen folgen würde, der den Mathematiker Professor König nach Paris geschickt hatte, um Voltairen für Berlin zu gewinnen. Von großer Wirkung ist der Gegensatz des gewandten und fein gebildeten französischen Dichters zu dem pedantischen, aber ehrlichen deutschen Professor. Am Wenigsten genügt unter den Künstlerdramen „Fürst und Dichter. Lustspiel in 4 Akten", in welchem dargestellt wird, wie die Bureaukratie von Weimar gegen den genialen Dichter Goethe intriguiert, um den Herzog zu bestimmen, denselben bald nach seiner Ankunft wieder zu entlassen. Unbegreiflich ist es aber, daß Merk in einer Weise auftritt, als ob er Goethen erst in Weimar habe kennen lernen, da kein Grund vorhanden war, von der historischen Wahrheit abzugehen.

Außer diesen Künstlerdramen und den früher angeführten hat Deinhardstein noch eine Reihe Schau- und Lustspiele geschrieben, von denen wir nur die bedeutendsten erwähnen. „Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramat. Gedicht in 5 Aufzügen" (Wien 1832) behandelt die bekannte Thatsache mit freier Benutzung des Theuerdank, so wird z. B. die Rettung Maximilians, als er sich auf die Martinswand verirrt hatte, dem Kunz von der Rosen zugeschrieben, der überhaupt als die Hauptperson erscheint. Seine Treue und Anhänglichkeit wird lebendig und wahr dargestellt; zu wünschen wäre, daß sein Verhältniß als lustiger Rath, das kaum angedeutet ist, schärfer hervorträte, wodurch die dramatische Wirkung viel hätte gewinnen müssen. „Die Verwandlungen der Liebe, ein Lustspiel in 4 Akten", das durch Waiblingers Erzählung „Die Britten in Rom" angeregt wurde, gefällt durch die glücklichen komischen Gegensätze und die scharf gezeichneten Charaktere. „Modestus. Lustspiel in 4 Akten" stellt das lächerliche Formenwesen der Staatseinrichtungen vor 1848 dar, die freilich nicht ganz überwunden sind, weshalb das Lustspiel noch jetzt zeitgemäß ist. Man kann eine gewisse Schüchternheit der Satyre nicht verkennen, doch war die Schilderung für die damalige Zeit immer noch kräftig genug. In ähnlicher Weise verspottet der Dichter in „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten. Lustspiel in 4 Akten" die Anmaßung des Geldadels, die Genügsamkeit des deutschen Michels und die Umtriebe der Bureaukratie mit eben so viel Laune als Anstand. Der Stoff ist mit großem Glück behandelt. Ein junger Mann, Wilhelm Fürst, wird gegen seinen Willen und ohne Zuthun für den incognito reisenden Fürsten Wilhelm gehalten, was eine Reihe von effektvollen Mißverständnissen herbeiführt und zugleich dem Fürsten Gelegenheit giebt, Manches zu erfahren, was ihm sonst unbekannt geblieben wäre.

Aus „Hans Sachs".

Erster Akt.

Dem Zuschauer rechts steht Sachsens Haus mit einem daran stoßenden Gärtchen.

Erste Scene.

Sachs (in Festtagskleidern, sitzt, das Haupt auf die Hand gestützt, unter einem großen Blüthenbaume, vor ihm steht ein Tisch mit Schreibgeräthen).

Komm doch zur Ruh, bewegt Gemüth!
Du mußt dies Treiben unterlassen,
Wenns gar zu heftig in Dir glüht,
Kann ichs ja nicht in Worte fassen —
Undenkbar fast erscheint es mir,
Wie Andre oft so ruhig dichten; —
Die volle Brust zersprengt mirs schier,
Muß ich den Sinn auf Höhres richten. —
Die Nacht mit ihrem Sternenzelt,
Der Tag mit seinen Blüthenzweigen,
Die ganze lieberfüllte Welt
Schau ich sich mir entgegen neigen.
Ich seh vor mir gar sonderbar
Die Menschen durch einander treiben,
Und von der heißbewegten Schaar
Will Keiner mir dahinten bleiben.
Mythologie und Fabula,
Mit ihrem wundersamen Weben,
Und was in alter Zeit geschah,
Das Alles rief ich gern ins Leben;
Doch selten nur will mirs gelingen,
Es, wie ichs dacht, ins Wort zu bringen,

(Nach einer Pause.)

Hat freilich man die Woche lang
Gequält sich mit des Handwerks Plage,
Wird man nicht leicht des Herzens Drang
Auf Ein Mal los am Feiertage,
Und sonst soll mich um keinen Preis
Ein Tag je von der Arbeit trennen.
Gott hat gesegnet meinen Fleiß,
Das muß ich dankbar anerkennen.
Ich zog ein unabhängig Loos
Mit meiner eignen Hand mir groß,
Dem, wie man sagt, zum Glück der Welt
Nichts als allein die Hausfrau fehlt.

(Mit steigender Wärme.)

Ja! Nichts als sie — nur sie allein,
Fehlt mir zum vollen Glück hienieden;
Wird einmal Kunigunde mein,
Dann ruf ich froh: ich bin zufrieden!
Ein reines Herz, ein treues Weib,
Ein ruhig Loos, gesunder Leib
Und nebenbei was von Verstand,
Ist da nicht alles Andre Tand?! —
Doch ohne Weib — fort, fort Papier!

(Legt das Schreibgeräth zur Seite und steht auf.)

Hilf du mir später Träume weben,
Jetzt zieht das Herz mich hin zu ihr,
Dort wartet mein ein schöner Leben,
Wer recht geliebt, verkennt es nie.
Lieb ist die höchste Poesie.

(Er eilt fort. Es tritt ihm entgegen)

Zweite Scene.

Zweiter Meistersänger

(mit einem Manuscript, welches er Sachsen übergiebt).

Zweiter Meistersänger.

Da bring ich, Meister, das Gedicht Euch wieder,
„Der Göttinnen neun Gaben", welches Ihr
Mir nach der letzten Kunstversammlung gabt —
Um drüber meine Meinung Euch zu sagen.

Sachs (etwas ängstlich). Ich dank Euch — nun was meint Ihr?
Zweiter Meistersänger. Ja! — ich meine —
Sachs. Sprecht grad heraus, Was haltet Ihr davon?
Zweiter Meistersänger. Ja, wenn ich, wie ich denke, reden soll —
Sachs. Das bitt ich Euch.
Zweiter Meistersänger. Doch müßt Ihr mir versprechen,
Daß Ihr es mir nicht übel nehmen wollt.
Sachs. Ich gab Euch das Gedicht, weil ich in Euch
Vertrauen setzte, daß die Wahrheit Ihr
Mir sagen könnt und wollt, — wie kann ich Euch
Es übel deuten, wenn Ihr sie mir sagt?
Zweiter Meistersänger (nach einigem Zögern).
So sag ich Euch, — das Ding gefällt mir nicht.
Sachs (sichtlich betroffen). Nicht? — In der That,
Ihr reißt mit Einem Wort
Mir eine schön genährte Hoffnung nieder,
Auf dieß Gedicht gerade hielt ich viel.
Zweiter Meistersänger (bestimmt). Es taugt Nichts!
Sachs (nach einer Pause) Und — vergebt — als Zweifel nicht —
Nur zur Belehrung — möcht ich fragen Euch,
Worin ich eigentlich gefehlt — weshalb —
Wie Ihr Euch ausdrückt — mein Gedicht Nichts taugt.
Zweiter Meistersänger (etwas verlegen).
Ja, seht — zuerst — habt Ihr die Form verletzt;
Die Sylben nicht gehörig abgezählt,
Den Reim nicht immer recht und rein gebraucht,
Mit Einem Wort, Ihr habt die Form verletzt.
Sachs. Wenn's nur die Form ist, — dann vergebt mir, Freund,
Gieng Euer Ausspruch doch etwas zu weit;
Die Form ist viel, allein die Hauptsach, mein ich,
Ist doch der Geist, der in der Form erscheint.
Zweiter Meistersänger. Ihr meint beständig, was nicht Andre meinen! —
Dann neckt Ihr im Gedichte Jung und Alt,
Macht jene Thorheit, diese Schwäche kund,
Das muß Euch Feinde machen, hundert Mal
Hab ich Euchs schon gesagt, doch laßt Ihrs nicht.
Sachs. Seht, lieber Herr, Das liegt in meiner Art.
Ein Jeder weiß, ich geh meist grade zu,
Und nenne gern die Kinder, wie sie heißen.
Ich kann nicht anders sein, die Menschen lieb ich
So wahr und warm, daß Keiner mehr sie liebt;
Doch wenn ich sehn muß, wie von Thorheit und
Von Narrheit durch und durch erfüllt, sie oft
Des Lebens schönes Glück sich selbst und Andern
Muthwillig stören, ja dann, lieber Herr!
Ergreift mirs plötzlich Brust und Kopf und Herz
So heiß, so wundersam, daß ich nicht ruhn kann,
Bis ich auf dem Papier es ausgeströmt.
Zweiter Meistersänger. Dann lobt Ihr im Gedicht Euch selbst zu viel.
Neun Göttinnen laßt Ihr Euch Gaben bringen,
Vollkommnen Willen, Liebe an der Kunst,
Geschicklichkeit, Fleiß, Schärfe der Vernunft,
Erkenntniß, Weisheit, Lieblichkeit des Styls —
Kurz, was sich denken läßt; der Stolz, Freund Sachs,
Regt, leicht begreiflich, Neid und Feindschaft auf.
Sachs (mit steigender Wärme). Ach lieber Herr, Das war nicht so gemeint.
Hab ich auch viele Fehler, weiß ich doch,
Daß nimmer Stolz in ihrer Reihe steht.
Worauf sollt ich denn stolz sein? Glaubt' ich auch,
Ich hätt etwas Talent, war's denn mein Werk.
Daß ichs bekam? — Nein, Meister, nicht aus Stolz,
Mir zur Belehrung schrieb ich dieß Gedicht,
Daß es mir ins Gedächtniß rufen soll,
Wie viel der Dichter braucht, und daß daran
Wie viel mir fehlet, ich erkennen mag.
Daß Viele gram mir sind, ich weiß es wohl,
Und manche Stunde hat mirs schon vergällt;
Doch sind sies darum, weil sie stolz mich glauben,
Hoff ich sie bald mir zu versöhnen — ich
Und stolz, (mit gutmüthigem Lächeln)
Der Sachs? Sagt selbst — ists nicht zum Lachen?

Eduard (von) Bauernfeld.

Weitaus bedeutender noch als Deinhardstein ist Eduard Bauernfeld, der als Lustspieldichter unzweifelhaft Eine der ersten Stellen einnimmt, ja in mancher Beziehung unbedingt als der bedeutendste anerkannt werden muß. Es kann wohl unbedenklich ausgesprochen werden, daß er viele seiner Vorzüge dem Studium der älteren und neueren französischen Komödie zu verdanken hat; allein man wird in keinem, selbst nicht in den schwächsten seiner zahlreichen Stücke eine Spur von Nachahmung finden; er hat sich vielmehr die Vorzüge des französischen Lustspiels so selbstständig angeeignet, daß sie als Ergebniß seines eigenen Talents erscheinen, daher seine Stücke auch einen rein deutschen Charakter tragen, und französische Bildung nur dann hervortritt, wenn er Personen aus den höheren Ständen vorführt, die, wie es leider noch oft der Fall ist, in französischer Bildung befangen sind. Was er den Franzosen verdankt, das ist namentlich der glückliche Bau seiner Lustspiele, sein meisterhafter Dialog und die Klarheit der Gedanken. Die meisten Stücke zeichnen sich durch eine vortreffliche Exposition, einen lebhaften Scenenwechsel, glückliche Verwickelung und eben so glückliche Lösung aus, auch sind sie reich an überraschenden Wendungen und wirkungsvollen Situationen. In der Behandlung des Dialogs ist er unübertrefflich; er hat den Ton der fein gebildeten Gesellschaft nicht so wohl getroffen, als vielmehr gezeigt, wie derselbe sein sollte. Er verbindet die größte Leichtigkeit und Gewandtheit mit liebenswürdiger Anmuth, denn er ist gedankenreich, voll Laune und Witz, ohne jemals in Trivialität zu verfallen. Selbst da, wo die Gedanken durch unerwartete Wendungen überraschen, erkennt man doch deren logische Nothwendigkeit. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der Dialog so mannigfaltig ist als die Charaktere, die er vorführt. Bald herrscht die herzlichste Innigkeit, bald ein leichter Conversationston, bald ist er geistreich und fein, bald keck ja wohl auch burlesk, wenn die Charaktere es verlangen. Und so ist denn Bauernfeld mit vollem Recht allgemein als Meister im Conversationsstück anerkannt worden.

Eben so bedeutend als im Dialog ist er auch in der Charakterzeichnung. Seine Personen sind wahre, volle Menschen, deren Eigenthümlichkeiten scharf und lebendig hervortreten, ohne daß der Dichter jemals durch Uebertreibung oder Ueberladung zu wirken sucht. Er versteht es, stets diejenigen Züge zur Anschauung zu bringen, in denen sich die besondere Natur und Richtung der Personen ausspricht. Seine Meisterschaft er-

scheint aber vorzüglich darin, daß er durch geschickt angelegte Combinationen die schlummernden Seiten des Charakters zu wecken weiß und mit der fortschreitenden Handlung auch die fortschreitende Entwickelung des Charakters zur Erscheinung bringt. Wenn er den Charakter der Hauptpersonen mit psychologischer Schärfe entwickelt, ihn in allen seinen Eigenthümlichkeiten, seinen Widersprüchen, seinen Vorzügen und Mängeln zeichnet, so weiß er auch die Nebenpersonen durch sicheres Aufgreifen ihrer hauptsächlichen Eigenthümlichkeiten in kurzen Zügen so sicher zu skizzieren, daß auch sie zur lebendigsten Individualität gelangen.

Bauernfelds Erfindungen sind nicht gerade neu, aber er gewinnt ihnen immer interessante Seiten ab und er weiß sie geistreich, ansprechend und wirkungsvoll durchzuführen. Die Handlung ist meist einfach, aber sie wird durch die geschickte Behandlung bedeutend, und er versteht es, unser Interesse von Scene zu Scene zu steigern und bis zum Schluß rege zu erhalten. Seine Stoffe nimmt er aus dem Leben der Gegenwart; mit wenigen Ausnahmen beschäftigt er sich mit den modernen Zuständen, deren Schwächen und falsche Richtungen er mit scharfem Auge beobachtet und in ihrer Haltlosigkeit darstellt, wobei er einen so gutmüthigen Humor entfaltet, daß die Satyre alles Verletzende und Herbe verliert.

Wir können von den zahlreichen Stücken Bauernfelds (er hat deren über vierzig geschrieben) nur die bedeutenderen und solche erwähnen, die auf irgend eine Weise für die Beurtheilung des Dichters von Wichtigkeit sind. Seine ersten Lustspiele hatten bei ihrer Darstellung keinen Erfolg, und er zweifelte lang an seinem Talent; doch trieb es ihn immer wieder, Neues zu schaffen. Obgleich noch ungenügend in der dramatischen Anlage, fand doch das Lustspiel „Leichtsinn aus Liebe, oder Täuschungen" in 4 Aufzügen, das, obgleich schon im J. 1826 verfaßt, doch erst 1831 aufgeführt wurde, ermunternde Anerkennung. Noch mehr gefiel „Das Liebesprotokoll. Lustspiel in 3 Akten", (1831), das zwar reich an guten Einfällen ist, aber trotz der geschickten Verwicklung nur mittelmäßige Wirkung hervorbringt, weil die Lösung zu wenig ausgearbeitet ist. „Die ewige Liebe. Lustspiel in 1 Aufzuge und in Alexandrinern" (1831) ist ein heitres, durch raschen Dialog belebtes Stück. Eigenthümlich ist die Entwickelung im „Letzten Abenteuer. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1834); sie wird nämlich durch eine Maskerade herbeigeführt, in welcher jeder Theil den andern an List zu überbieten sucht. „Der Zauberdrache. Lustspiel in 5 Akten" (1833) ist Eines von den wenigen Stücken, in denen Bauernfeld an die Carikatur streift, die jedoch niemals in Geschmacklosigkeit ausartet, während sie ihm Gelegenheit giebt, den unerschöpflichen Reichthum seines Witzes und seiner glücklichen Einfälle auf das Glänzendste zu zeigen. In den drei folgenden Jahren erschienen drei Lustspiele, die als die gelungensten seiner Schöpfungen bezeichnet werden können. „Die Bekenntnisse. Lustspiel in 3 Akten" (1834) bieten wohl in Erfindung und Entwickelung einige Unwahrscheinlichkeiten, auch sind die Motive, z. B. die Verkleidung Julians als Offizier, nicht neu, aber das Ganze bietet so viele wirksame Situationen, unter welchen wir die hervorheben, in denen sich Adolf und Julie gegenseitige Bekenntnisse aus dem frühern Leben machen, die Charaktere sind so frisch und wahr, der Dialog ist so gebildet und so voll komischer Kraft, daß die kleinen Mängel vollständig verschwinden. Alle diese Vorzüge theilt auch „Bürgerlich und Romantisch. Lustspiel in 4 Akten" (1835), ohne jene Mängel darzubieten.

Zwei Liebesverhältnisse, die in ihren Verwickelungen geschickt in einander greifen, bilden den Inhalt des Lustspiels; das Eine zwischen Cäcilie, der Tochter des Rathes Zabern, und dem Bade-Commissär Sittig, beide bürgerlich tüchtige Persönlichkeiten; das andre zwischen dem Fräulein Katharina von Rosen und dem Baron Ringelstern. Katharina, eine geistreiche, talentvolle junge Dame, hatte bis dahin in einsamer Abgeschlossenheit gelebt, sie kannte die Welt nur aus Büchern, wodurch ihr Geist einen romantisch-schwärmerischen Anstrich erhalten hatte. Sie war in das Bad gereist, wo die oben genannten Personen sich aufhielten, in der Hoffnung, daselbst eine Freundin und deren Mann zu finden, die aber schon abgereist waren. Um den Unannehmlichkeiten zu entgehen, denen eine unverheirathete junge Dame ausgesetzt ist, gab sie sich für eine Wittwe aus; allein ihre Erwartung wurde getäuscht. Bald fand sie sich in die unangenehmsten Situationen verwickelt, die nicht nur sie, sondern auch Sittig in die bitterste Verlegenheit brachten, welche endlich der klare Weltmann Ringelstern zur glücklichen Lösung brachte. In diesem Lustspiel ist die Anlage eben so glücklich als die Ausführung; schon in den ersten Scenen werden wir auf die ungezwungenste Weise mit allen Hauptpersonen bekannt gemacht, und zwar nicht bloß obenhin, sondern schon mit einer Sicherheit der Zeichnung, daß alle in lebensvoller Individualität erscheinen, und daß in ihnen zugleich die Motive liegen, aus denen sich die spätern Verwickelungen ergeben. Wir haben daher diese nebst der fünften und sechsten Scene ausgewählt, in denen wir mit der Einen Hauptperson, Katharina von Rosen, näher bekannt, und worin zugleich die Fäden angelegt werden, aus denen sich die spätern Verwickelungen ergeben.

Im „Tagebuch. Lustspiel in 2 Akten" (1836) hat Bauernfeld einen Stoff behandelt, der von vorneherein als verfehlt erscheinen mußte, da es eben so unwahrscheinlich als widernatürlich ist, daß eine geistreiche Frau sich albern stellt, um des Mannes Abneigung gegen geistreiche Weiber zu besiegen. Aber er hat die Schwierigkeit mit großem Glück überwunden; der Mann wird durch die verstellte Dummheit der Frau vollständig geheilt, und als er sich unglücklich fühlt, an eine alberne Gattin gefesselt zu sein, wird er durch ihr Tagebuch, das sie als Mädchen geschrieben, überzeugt, daß sie nicht so dumm ist, als sie sich gestellt, und daß sie ihn von jeher geliebt habe. — Großes Aufsehen machte zu seiner Zeit „Der literarische Salon" (1837), der wegen mancherlei Anspielungen nach der ersten Aufführung verboten wurde und erst später gedruckt werden durfte. Das Lust-

spiel ist gegen die feile Journalistik und das kritische Unwesen so wie gegen die neuen Abirrungen in der Poesie gerichtet, was auf höchst ergetzliche Weise geschildert wird. Die Charaktere sind wahr und natürlich; es sind individuelle Menschen, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen, sei es in Liebe und Hochachtung (Luise und Mannsfeld), sei es in Verachtung (Wendemann und Morgenroth). Von großem komischen Effekt ist der Kunst- und Alterthumssammler Lampe, der den offenbarsten Betrug nicht durchschaut. — Eine ernstere Seite griff der Dichter in „Großjährig. Lustspiel in 2 Aufzügen" (1846) auf. Es ist dieß eine vortrefflich durchgeführte poetische Allegorie, die um so gelungener ist, als sie auch dann vollständig befriedigt, wenn man die politischen Beziehungen nicht beachtet. Blase, des jungen Barons Hermann Vormund und Verwalter, sucht denselben in fortwährender Abhängigkeit zu erhalten und ihn von der Selbstverwaltung seines Vermögens abzuziehen. Endlich sieht er ein, daß er mit seiner Geduld nur die Zielscheibe des Spottes ist und von Jedermann betrogen wird; da rafft er sich, von der Liebe geweckt, auf und stürzt sich ins Leben, um in den Wirren desselben zur Thatkraft zu gelangen. Im J. 1849 ließ Bauernfeld dem Stück ein Nachspiel folgen, „Ein neuer Mensch", in welchem Hermann umgewandelt erscheint, und Auguste, die den Geduldigen verachtete, liebt ihn und wird sein Weib. Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er den Liberalismus in dessen Repräsentanten Scharte als bloßen Phrasenhelden lächerlich gemacht habe; aber mit Unrecht, denn der deutsche Liberalismus war wie jetzt, so auch damals nicht über die Phrase hinaus gekommen.

Bauernfelds Versuche in der Gattung, welche die Franzosen haute comédie nennen („Der Musikus von Augsburg. Lustspiel in 3 Aufzügen", „Die Geschwister von Nürnberg. Lustspiel in 4 Aufzügen", „Der Selbstquäler. Charaktergemälde in 3 Aufzügen"), die sämmtlich in Versen geschrieben sind, sind nur zum Theil gelungen; am Besten „Der Selbstquäler," bei welchem zu bedauern ist, daß die Scene nach Paris verlegt worden ist, wozu weder der Inhalt noch die Charaktere nöthigten. An diese reiht sich „Ein deutscher Krieger. Schauspiel in 3 Aufzügen" (Wien 1847), in welchem der deutsche und französische Nationalcharakter einander entgegengesetzt wird. Erfindung und Entwickelung in „Ernst und Humor. Lustspiel in 4 Akten" ist etwas gewaltsam; dagegen bietet es treffliche Einzelnheiten, namentlich ist der Gastwirth Lebemann und dessen Wuth auf Virtuosen mit dem heitersten Humor dargestellt. Wie immer entwickelt der Dichter in „Industrie und Herz. Lustspiel in 4 Aufzügen" tiefe Menschenkenntniß und Meisterschaft in der Charakterzeichnung und im Dialog. Endlich erwähnen wir noch „Die Republik der Thiere. Phantastisches Drama sammt Epilog" (Wien 1848), worin der Dichter mit sicherem Blick die aus den Ueberstürzungen und unklaren Systemmachereien des Liberalismus nothwendig erfolgende Reaktion voraussieht. Die Zustände sind klar erfaßt und mit vielem Witz und sarkastischer Laune dargestellt.

Aus „Bürgerlich und Romantisch".

Erster Akt.

(Zimmer in der Wohnung des Rathes Zabern.)

Erste Scene.

Die Räthin (sitzt am Tische bei der Arbeit), Rath Zabern (daneben), Cäcilie (strickt), Bade-Commissär Sittig (sitzt neben ihr und liest die Zeitung).

Sittig (lesend). Und so hat denn das Juste-Milieu fast alle seine Anhänger verloren?

Rath. Schade um das Juste-Milieu! Es war eine schöne Erfindung.

Sittig. Herr Rath, diese Ansicht kann ich nicht theilen.

Rath. Ich weiß, Sie sind ein Radikaler, aber Sie werden einsehen lernen —

Räthin. Zankt Ihr schon wieder? Was radikal! Ich bitt Euch, bleibt mir mit der Politik vom Leibe. Nicht wahr, Cäcilie? Lesen Sie weiter, lieber Sittig.

Sittig. Nun kommen die Notizen.

Räthin. Die sind mir das Liebste.

Sittig (liest). „Witterungskunde".

Rath. Wird überschlagen.

Sittig (wie oben). „Unglücksfälle".

Räthin. Davon will ich Nichts hören.

Sittig (wie oben). „Neu angelangte Badegäste, Nachtrag vom 13. Minister von Birken mit Familie; geheimer Sekretär von Auerhahn; Frau Katharine von Rosen —"

Cäcilie. Wer ist das?

Sittig. Eine hübsche Frau. (Sieht nach der Uhr.)

Cäcilie. So?

Rath. Ja, Das ist wahr. Ich habe sie gesehen.

Räthin. Sie, Herr Gemahl?

Rath. Und gesprochen. Sie kredenzte mir gestern einen Becher am Brunnen. Ein munteres, gesprächiges Weibchen.

Räthin. Das ist wohl dieselbe, Cäcilie, die ganz allein mit einem Mädchen reist?

Sittig. Allerdings, gnädige Frau. Sie ist eine Künstlerin. Sie malt ganz vortrefflich.

Cäcilie. Sie haben sie vermuthlich auch gesprochen?

Sittig. Als Bade-Commissär muß ich —

Räthin. Ein Frauenzimmer, welches ohne Mann in dieses Bad kommt — was sagst Du, Cäcilie?

Cäcilie. Sie ist eine Künstlerin, Mama.

Räthin. Eine reisende Malerin? Es klingt doch immer ein Bischen abenteuerlich.

Sittig. Ich glaube, Sie irren, meine Damen. Frau von Rosen scheint ein sehr sittsames, wohlerzogenes Frauenzimmer.

Rath. Ja, ja, Das ist so. Gewiß, mein Schatz, Du hast Unrecht.

Räthin. Die Herren gleichen sich; wo Einer nur ein hübsches Lärvchen sieht — nicht wahr, Cäcilie?

Sittig. Um Vergebung! Ich meine nur, daß Frau von Rosen —

Cäcilie. Nun, lassen wir Frau von Rosen. Ich bitte, lesen Sie weiter.

Sittig (liest). „Gestern, am 15. Baron Ringelstern, Gutsbesitzer."

Räthin. Ist Der auch wieder hier?

Rath. Ein mediſanter Mensch.

Räthin. Es ist wahr, er weiß eine Gesellschaft superb zu unterhalten.

Cäcilie. Aber sein Witz ist zuweilen zu boshaft.

Räthin. Du hast Recht, Cäcilie.

Rath. Boshaft ist er, Das ist wahr. Er hat mir einmal mit Vorsatz einen kleinen Schlemm vorgegeben; das werd ich ihm nie vergeben.

Sittig. Verzeihen Sie, Verehrte, daß ich den Baron gegen Sie alle in Schutz nehmen muß. Er ist mein Freund.

Cäcilie. Wir können heute dem Sittig Nichts recht machen, Mama.

Sittig. Bei einigen Uebertriebenheiten ist Ringelstern gewiß ein vortrefflicher Mensch. Ich achte, ich schätze ihn, ohne alle Nebenrücksichten. Uebrigens ist er ein Anverwandter des Präsidenten von Stein, den wir täglich hier erwarten, und in dessen Händen meine Beförderung liegt. Mein Freund wird ohne Zweifel bei Sr. Excellenz zu meinen Gunsten sprechen.

Räthin. Das ist ein Anderes, man muß die Menschen benützen, wenn sie uns auch zuwider sind.

Cäcilie (zu Sittig). Sie sehen schon wieder auf die Uhr?

Sittig. Ich habe versprochen, Ringelstern im Badegarten aufzusuchen. Die Stunde ist beinahe vorüber. Befehlen Sie noch Etwas?

Cäcilie. Wir wollen Sie nicht aufhalten.

Sittig. So hab ich die Ehre — (steht auf.)

Fünfte Scene.

Katharine von Rosen und Ernestine (treten bei den letzten Worten im Vordergrunde rechts auf).

Katharine. „Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!" —
Nun, Ernestine, wie gefällt Dir unsere neue Lebensweise?

Ernestine. Nicht zum Besten. Wir hätten in der Stadt bleiben sollen.

Katharine. Du weißt ja, daß ich hier meine Freundin mit ihrem Gemahl zu finden hoffte.

Ernestine. Aber wir haben sie nicht gefunden, und deßhalb sollten wir umkehren.

Katharine. Warum? Mir behagt es hier. Die großartige Natur, das Hochgebirg, die Wasserfälle, Alles sagt meinem Sinne zu. Mein Gemüth findet hier reiche Nahrung, wie mein Talent. Die Zeichnung, die ich gestern nach der Natur entworfen, ist besser als alle meine frühern.

Ernestine. Nun, das Bild könnten Sie in der Stadt bequem ausführen.

Katharine. In der Stadt? Ich bin einmal hier. Auch will ich den Präsidenten erwarten.

Ernestine. Wer weiß, ob er diese Reise billigt.

Katharine. Bin ich doch Herrin über meine Handlungen, seit das Gericht mich großjährig sprach.

Ernestine. Ein Mädchen ist niemals großjährig.

Katharine. Ein Mädchen? Du vergißt, daß ich eine Frau bin.

Ernestine. Eine Frau — ohne Mann.

Katharine. Wozu ein Mann? Ich will die Ehre der Frauen herstellen, und der Welt zeigen, daß wir auf eignen Füßen stehen können.

Ernestine. Können wir Das?

Katharine. Wir sollen es können, und deshalb will ich es können. Wir armen Frauen! Warum sind wir die Unterdrückten? Haben wir nicht Verstand, Geist, Gefühl so gut, als die Männer? besser als die Männer? Sollen sie Gesetze geben für uns, und sie brechen gegen uns? Laß sie Gelehrte sein, Staatsleute und Soldaten, aber laß uns nicht ihre Sklavinnen werden. Ich habe keinen Vater, keinen Bruder, keinen Mann. Ich stehe allein in der Welt. Soll ich mich deshalb vor der Welt verbergen? Diese Sonne lacht uns Allen, die Vöglein singen, Blumen und Blüthen duften für Alle. Laß uns die schöne Frühlings-Zeit harmlos genießen. Ist es ein so großes Verbrechen, ohne männliche Begleitung spazieren zu gehen? Verlang ich denn mehr? Und kann man weniger verlangen?

Ernestine. Nun ja! Das sind Ihre überspannten Ansichten, Ihre romantischen Ideen. —

Katharine. Ueberspannt? Romantisch? Es ist bloß vernünftig. Doch wie kommst Du mir vor? Im Hause meiner Tante theiltest Du meine Ansichten. Die gute Tante! Denkst Du noch an ihre Morgengesänge, ihre drei Bologneser, ihre Kanarienvögel, ihren Stickhusten und ihre Strafpredigten? Erinnerst Du Dich noch an unsere tägliche, melancholische Promenade um die Stadtmauern, an die Rabusch-Partien, an die tausend Romane und Schauspiele, die wir mit einander lasen? Sieh, die Poesie ist ins Leben getreten. Der Käfig ist offen, die Vöglein flattern froh und frei in die weite Welt. Ach, mir ist zu Muth, wie Einer von Shakspeares Personen. Ich bin Portia, Du Nerissa; ich Rosalinde, Du Celia. Oder soll ich mich lieber mit Goethes Lila vergleichen? Ja, Dieß ist Lilas Park; an verzauberten Ungeheuern fehlt es durchaus nicht.

Ernestine. Leider! Leider! — Sie wissen nicht — dieser Badeort — man spricht mancherlei über uns.

Katharine. Was kann man sprechen? Thun wir doch nichts Uebles. Und werden wir nicht geehrt, ja ausgezeichnet? Die table d'hôte wimmelt von meinen Anbetern. Ein Jeder bemüht sich, der jungen Wittwe zu gefallen. Brachte mir der junge Engländer nicht erst diese Nacht ein Ständchen aus Entzücken über meinen ächten Accent?

Ernestine. Aber Sie wissen nicht, was er mir brachte.

Katharine. Nun!

Ernestine. Erst eine volle Börse.

Katharine. Das ist gut.

Ernestine. Die ich zurückwies.

Katharine. Das ist auch gut.

Ernestine. Dann einen Liebesbrief für Sie.

Katharine. In der That?

Ernestine. Den ich nicht annahm.

Katharine. Das war recht. Aber willst Du ihm ein Verbrechen machen aus seiner Pflicht, die ja eben darin besteht, mich liebenswürdig zu finden? Das finden sie Alle. Hahaha! Hast Du gesehen, wie sogar der dicke Börsenspekulant im Salon mit mir tanzte? — Du hast es nicht gesehen? — Das muß ich Dir zeigen. Sieh, er hielt mich so. Sein linker, gichtischer Arm erstrebte mit Mühe meine Linke, und nun hopste er, indem er Kopf und Nacken zurückbog, mit einer Ruhe und einem Anstand — beiläufig so. Der leibhafte Bär aus Lilas Park! Faites le serviteur, le joli seigneur! — Ists nicht zum Todtlachen?

Sechste Scene.

Vorige. Unruh (der indessen kam und sich zu schaffen machte).

Ernestine. Stille doch! Dort ist ein Mann.

Katharine. Er ist nur ein Bedienter. Sucht Ihr Etwas, guter Freund?

Unruh. Ich räume auf. — Verzeihen Euer Gnaden — ich bin hier noch neu — Sie sind vermuthlich eine Künstlerin?

Katharine. Eine Künstlerin? Allerdings.

Unruh. Vielleicht von der Schauspieler-Gesellschaft, die man erwartet?

Katharine. Von der Schauspieler-Gesellschaft? Hörst Du, Ernestine? — Ganz recht, mein Freund. Ich bin eine Künstlerin — Er hat es errathen. Da ist Etwas für sein glückliches Talent. (Giebt ihm Geld.)

Unruh. Danke gehorsamst.

Ernestine. Gnädige Frau, dort kommen Herrn zum Frühstück. Wollen wir nicht auf unser Zimmer gehen?

Katharine. Laß uns das Bad besuchen. Ich will Dir tausend Possen erzählen, und alle Deine finsteren Grillen zu Tode schwatzen. (Beide ab.)

Karl Gutzkow.

Wenn wir in den einleitenden Bemerkungen gesagt haben, daß in der Zeit, die wir jetzt betrachten, keine einzige Persönlichkeit einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß zu gewinnen vermochte, daß es keinem einzigen gelang der gesammten Literatur ihren Stempel aufzudrücken oder auch nur eine länger andauernde Bewegung in derselben hervorzubringen, so wird Dieß am Entschiedensten durch den Schriftsteller gerechtfertigt, den wir jetzt zu behandeln haben. Es gehört derselbe unbedingt zu den hervorragendsten Erscheinungen in der neuen Literatur, er hat eine bewundernswürdige, von Jahr zu Jahr an Umfang und Gehalt zunehmende Thätigkeit entwickelt, er hat als Kritiker, als Romanendichter und Dramatiker einen großen Ruf erworben, er hat durch manche Werke ein Aufsehen erregt, von dem selbst die allmächtige Polizei erzitterte; aber so sehr sich Alles vereinigte, um ihm einen mächtigen Einfluß zu sichern, hat er doch denselben nicht erringen können. Es wird sich dieß auffallende Ergebniß aus der folgenden Darstellung erklären.

Karl Gutzkow, geb. am 17. März 1811 zu Berlin, besuchte das Friedrichwerdersche Gymnasium daselbst, wo er schon ausgezeichnete Anlage und einen höchst regsamen Geist zeigte. Auf der Universität widmete er sich Anfangs philosophischen und theologischen Studien, und gewann mit einer Abhandlung de diis fatalibus den Preis über mehrere Mitbewerber, gerade als die Nachricht von der Pariser Julirevolution in der akademischen Aula eintraf. Von diesem Ereigniß mächtig ergriffen, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es die Pflicht eines Jeden sei, in die zu erwartenden Kämpfe einzutreten, und daß es dazu auch spezieller Kenntnisse bedürfe, gieng er, nachdem er sich eine Zeit lang in Stuttgart aufgehalten und an Menzels „Literaturblatt" Theil genommen hatte, nach Heidelberg und München, um Jurisprudenz und Staatswissenschaften zu studieren, von wo er eine Reise durch Oesterreich nach Oberitalien machte. Hierauf lebte er abwechselnd in Berlin, Leipzig und Hamburg, wo er sich vorzüglich mit Arbeiten für das Morgenblatt und die „Allgemeine Zeitung" beschäftigte, und wendete sich dann nach Frankfurt, wo er an dem von Duller begründeten Phönix Theil nahm. Dort schrieb er die Vorrede zu „Schleiermachers Briefen über Fr. Schlegels Lucinde" (Hamb. 1835) und den Roman „Wally" (Mannh. 1835), der wegen seiner Polemik gegen den christlichen Offenbarungsglauben Menzels Ingrimm erregte und diesen zu einer Denunciation veranlaßte, in Folge deren nicht nur die „Wally" confisciert, sondern auch die sämmtlichen Schriften des jungen Deutschlands, selbst die künftigen, im ganzen Gebiete des deutschen Bundes verboten wurden. Außerdem wurde Gutzkow wegen seines Romans vom Badischen Hofgericht zu Mannheim zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Obgleich durch das erwähnte Verbot in eine schwierige Lage versetzt, heirathete er doch bald nach seiner Entlassung aus der Haft in Frankfurt, wo er mehrere Jahre verweilte, und trotz des Verbots eine Reihe von bedeutenden Schriften erscheinen ließ. Der Versuch, ein politisches Tageblatt „Die Frankfurter Börsenzeitung" herauszugeben, scheiterte an der Censur; dagegen erhielt sich ein Beiblatt desselben „Der Telegraph für Deutschland", der ihn veranlaßte, nach Hamburg zu übersiedeln, wo er sich freier bewegen konnte als in der unmittelbaren Nähe des Durchlauchtigsten Deutschen Bundestags. Dort begann er seine Arbeiten auf dem Gebiete des Dramas, deren glänzender Erfolg ihn veranlaßte, seine journalistische Thätigkeit aufzugeben. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris nahm er 1842 seinen Aufenthalt wieder in Frankfurt, folgte aber 1847 einem Rufe nach Dresden, wo er am Hoftheater die Stelle eines Dramaturgen bekleidete, die er jedoch nach drittehalb Jahren wieder niederlegte. Später wendete er sich nach Weimar, wo er die Schillerstiftung mit begründen half, als deren Verwaltungsrath und erster Sekretär er längere Zeit thätig war. Im J. 1865 versuchte er in Folge nervöser Aufregung, sich den Tod zu geben, doch wurde die Wunde, die er sich beigebracht hatte, wieder geheilt, und ein längrer Aufenthalt in St. Gilgenberg bei Baireuth bis Ende December 1866 stellte ihn geistig und körperlich vollständig wieder her. Im folgen-

den Jahr weilte er eine Zeit lang in Vevay, dann bis April 1869 in Kesselstadt bei Hanau, kurze Zeit in Bregenz, seit 1870 in Berlin, ließ sich nach einer Reise nach Italien 1874 in Wieblingen bei Heidelberg und 1877 in Sachsenhausen bei Frankfurt nieder, wo er am 16. Decbr. 1878 erstickt in seinem Zimmer gefunden wurde.

Man hat Gutzkow mit Lessing verglichen, und allerdings bietet er manche Aehnlichkeit mit diesem großen Manne: Gutzkow besitzt wirklich manche Eigenschaften Lessings, wenn auch in einem merklich geringeren Grade. In Beiden ist das kritische Element vorwiegend, aber während Lessing aufbauete und Neues begründete, erscheint Gutzkow mehr negativ. Niemand kann die Schwächen und Mängel der Literatur schärfer auffassen und vernichtender darstellen, als er, aber weder in seinen Kritiken noch in seinen dichterischen Werken ist er wahrhaft schöpferisch. Lessing gründete eine neue Epoche, an jeder Seite, die er erfaßte, bahnte er neue Wege an, er gieng seiner Zeit voran, während Gutzkow nur die seinige wieder abspiegelte. Sein größtes Verdienst — und es ist dieses kein geringes — besteht darin, daß er den jedesmaligen Ideen, welche die Zeit bewegten, zum Theil zuerst Ausdruck gab und zwar auf eine so schlagende und geistvolle Weise, daß er eine wirkliche Macht wurde. Diese Macht gründet sich, abgesehen von seinem großen Talent, auf seine vielseitige Thätigkeit, indem es kaum eine Erscheinung im Gebiete des politischen, religiösen, socialen und literarischen Lebens giebt, die er nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hätte.

Lessing war eben so wenig ein Dichter als Gutzkow, aber er hatte eine so tiefe Kenntniß der Kunst und ihrer Mittel, er hatte einen so feinen und ausgebildeten Geschmack, er beherrschte die Sprache mit so großer Meisterschaft, daß wir leicht geneigt sind, ihm jene dichterische Schöpfungskraft zuzuschreiben, von der er selbst gestand, daß er sie nicht besitze. Er verstand es im höchsten Grade zu verbergen, daß seine Dramen Ergebnisse der kältesten Berechnung waren; bei Gutzkow wird es sogleich klar, daß der berechnende Verstand bei der Bildung seiner Dramen thätig gewesen ist. Daher erwärmen sie nicht, sie lassen kalt, selbst wenn er bedeutende und ergreifende Conflikte vorführt. Man fühlt, daß er auf theatralischen Effekt hingearbeitet hat, und er darüber des dramatischen verlustig geworden ist. Er wirkt durch berechnete Intrigue, durch Contraste, durch das Seltsame, ja selbst durch das Barocke seiner Motive und Situationen und hierin ist er in der That äußerst glücklich; allein die Wirkung ist nur vorübergehend, weil sie auf Mitteln beruht, die nicht durch ein ganzes Drama durchgeführt werden können, weshalb seine Abschlüsse meistens ungenügend sind. Letzteres hat auch seinen Grund darin, daß er in den Fehler früherer Dramatiker verfällt, einem durchaus tragischen Stoff plötzlich und unerwartet einen glücklichen Ausgang zu geben. Ueberhaupt ist die Composition seiner Dramen meist mangelhaft, in keinem entwickelt er die künstlerische Gestaltung, die wir an Lessing bewundern, eine nothwendige Folge seines Bestrebens, äußerlichen Effekt hervorzubringen.

Seine Sprache entspricht dem allgemeinen Charakter seiner Dramen. Die ersten sind mit Ausnahme des Nero sämmtlich in Prosa geschrieben, die er zwar mit großer Gewandtheit und Kraft behandelt, die meist durch ihre inhaltreiche Kürze wirkt, aber nicht ohne Geziertheit ist, und hie und da der nothwendigen Klarheit ermangelt. Spätere Dramen sind in reimlosen Jamben abgefaßt, die sich jedoch zur rhythmischen Schönheit erheben.

Das große Verdienst Gutzkows, und dieses ist auch, wenn wir nicht irren, selbst von Solchen anerkannt worden, die sonst geneigt sind, ihm alles Gute abzusprechen, besteht darin, daß er seine Dramen für die Bühne bestimmte, und durch seinen Vorgang auch andre Talente veranlaßte, ihre Kräfte der Bühne zu widmen, die bis dahin von den besseren Dichtern vernachlässigt worden war. Ein zweites Verdienst, das ihm eine bleibende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichert, ist, daß er neue Stoffe und neue Charaktere behandelte, die schon deswegen Eindruck machen mußten, weil sie der Gegenwart entnommen waren.

Nach diesen Bemerkungen können wir über die einzelnen Dramen schneller hinweggehen. In seinem ersten „Nero. Tragödie". (Stuttgart 1835), später in den „Dramatischen Werken. Vollständige und umgearbeitete Ausgabe" (20 Bändchen Lpz. 1862—63) als „Tragikomödie" bezeichnet, ist er noch in den Abirrungen der Romantiker befangen, die da glaubten, das Seltsamste und Widersprechendste verbinden zu können. Wenn auch die barocke Ausführung mißfallen muß, verdient der reiche Gedankeninhalt alle Beachtung. Bühnengerechter war der „Saul" (1839), den Gutzkow jedoch eben so wenig als ein späteres, freilich sehr unbedeutendes Lustspiel „Eine stille Familie" (1843) in die erwähnte Sammlung aufnahm, weshalb wir beide übergehen. Mit „Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1839) begann Gutzkow die Reihe derjenigen Dramen, in denen er soziale Fragen behandelte. Der Held, ein talentvoller Dichter, erfährt, daß er der im Ehebruch erzeugte Sohn einer vornehmen Dame ist; er giebt sich ihr zu erkennen, aber sie verläugnet ihn und, da er nicht abläßt, sich zu ihr zu drängen, verfolgt sie ihn auf das Bitterste; er geräth in die bitterste Armuth, die nebst der Verzweiflung ihm einen frühen Tod bereitet. Einzelne Scenen sind ergreifend, aber das Ganze macht keinen wohlthätigen Eindruck, weil die Behandlung zu grell und das Streben nach Effekt zu sichtbar ist, vorzüglich aber weil die Ausführung nicht ohne Unklarheit und offenbare Schwankungen ist. Es wird nämlich nicht deutlich, ob die Mutter den Helden für einen Betrüger hält, oder ob sie ihn aus Stolz und Scham verläugnet. Manche Scene hat der Dichter augenscheinlich nur eingeführt, um Gelegenheit zu haben, seinen Geist und seinen Witz zu zeigen, der jedoch meist gesucht ist. Die Charaktere sind übrigens trotz der mangelhaften Composition mit großer Schärfe gezeichnet, namentlich Savage, Ellen, Tyrconnel, Steele, auch die Lady, die jedoch in der Maskenscene zu sehr allen Halt verliert und bis zur Gemeinheit herabsinkt. Eine Weltdame wird niemals, wenn sie auch noch so sehr gereizt

wird, ihre stolze und sich beherrschende Haltung verlieren, höchstens nur vorübergehend.

Mehrere der folgenden Dramen behandeln ähnliche Verhältnisse. „Werner, oder Herz und Welt. Schauspiel in 4 Aufzügen" (1840) ist schon in so ferne in der Anlage verfehlt, als der Inhalt nothwendig einen tragischen Ausgang erforderte, daher die glückliche Entwickelung keinen wohlthätigen Eindruck hinterläßt. Motive und Ausführung erinnern gar sehr an die Iffländische Periode. Wie im „Werner" behandelt der Dichter auch in dem fünfactigen Schauspiel „Ein weißes Blatt" (1842) eine Doppelliebe, deren Lösung ebenfalls durch eine aufopfernde Entsagung herbeigeführt wird. Ist auch in der künstlerischen Behandlung ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar, so ist dieselbe doch nicht ohne Mängel, unter welchen wir nur erwähnen, daß die Frau von Flitter eine ganz überflüssige Person ist, die weder an sich interessiert, noch viel weniger auf den Gang der Handlung von Einfluß ist. Daß Gutzkow nicht sehr fruchtbar und glücklich in Erfindung ist, beweist „Ottfried. Schauspiel in 5 Aufzügen", das nicht nur wieder auf einer Doppelliebe beruht, sondern auch darin mit „Werner" Aehnlichkeit hat, daß beide Helden vom Ehrgeiz zu falschen Schritten verleitet werden und, was noch auffallender ist, daß in beiden Stücken der Name ein wesentliches Motiv der Entwickelung ist. Werner wird vom adelstolzen und reichen Präsidenten von Jordan adoptiert und muß, als er dessen Tochter heirathet, den Namen Jordan annehmen, den er wieder aufgiebt, als er sein besseres Selbst wiederfindet. Gottfried Eberlin verwandelt seinen Namen in Ottfried, als er sich an die vornehme Welt anschließt, und er die theologische Laufbahn aufgiebt, um sich dem höheren Staatsdienst zu widmen, wird aber wieder zum Gottfried, als er zur Ueberzeugung gelangt, daß er nur in beschränkten Verhältnissen wahrhaft glücklich werden könne. Uebrigens ist der Gegensatz des stillen, ländlichen Lebens einerseits und des vornehmen andrerseits glücklich dargestellt; die Charaktere sind bis auf den Commerzienrath Wallmuth, der durch Uebertreibung unangenehm berührt, scharf und wahr gezeichnet, und treten uns als lebensvolle Individualitäten entgegen. Auch in „Ella Rose, oder die Rechte des Herzens. Schauspiel in 5 Aufzügen" (1856) bildet eine Doppelliebe, und zwar vielleicht sogar eine zweifache, den Mittelpunkt der Handlung, doch unterscheidet sich das Drama von den frühern wesentlich dadurch, daß zugleich die Frage behandelt wird, wie sich das Verhältniß zwischen Mann und Frau zu gestalten habe, um eine wahrhaft glückliche Ehe zu begründen. Zwar ist die Lösung des Knotens gewaltsam, wodurch der künstlerische Werth des Dramas nicht wenig herabgedrückt wird, dagegen ist die übrige Anlage und Entwickelung durchaus glücklich, und die Charaktere sind von großer Wahrheit und Anschaulichkeit.

Andere soziale Verhältnisse liegen den beiden Lustspielen „Die Schule der Reichen" (1841) und der „Komödie der Besserungen" (1855) zum Grunde, denen ein ähnlicher Gedanke zum Grunde liegt, da in beiden verderbliche häusliche Verhältnisse behandelt, in beiden die falschen Richtungen geheilt werden, und zwar im ersten durch den Vater, im zweiten durch den Sohn. In der „Schule der Reichen" ist die Handlung spannend und reich; die Charaktere sind bis auf den Sohn Harry vortrefflich gezeichnet, insbesondere ist die bodenlose Gemeinheit und Rohheit der hohen Aristokratie mit zwar grellen aber wahren Farben geschildert. Zwar ist Harrys Umwandlung an sich nicht zu tadeln, dagegen aber das Motiv derselben. Sie hätte bei dem Tode des überrittenen Kindes Statt finden sollen. Einer, der bei so furchtbarem Geschick noch kalt und roh bleiben kann, wird durch die plötzlich eintretende Armuth nicht in sich gehen, sondern vielmehr noch tiefer sinken. „Die Komödie der Besserungen" (1855), die in ihrer ersten Gestalt „Lenz und Sohn" hieß, geißelt die falsche, pietistisch gefärbte Wohlthätigkeitssucht mit ihren lächerlichen Uebertreibungen, wobei zu loben ist, daß nicht bloß der Irrthum an sich edler Menschen, sondern auch das oft damit verbundene Streben nach äußerem Schein und die daraus erfolgende Heuchelei zur Erscheinung gebracht wird.

Von tieferer Bedeutung ist „Uriel Acosta. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1846), in welchem der Dichter den Kampf des freien Denkens mit dem starren Dogma der Ueberzeugungstreue mit Liebe und Pietät gegen die Familie zur Anschauung bringt. Zwischen Judith, der schönen und geistreichen Tochter des reichen Handelsherrn Manesse Vanderstraten in Amsterdam, und Acosta, der ihr Unterricht ertheilt, entspinnt sich ein vertrautes Verhältniß, das sich zur Liebe steigert. Als Judiths Verlobter, der längere Zeit abwesend gewesen, zurückkehrt, will Acosta Amsterdam verlassen, um jedem Anlaß zu Zwiespalt aus dem Weg zu gehen; aber als er vernimmt, daß er wegen seiner in einem Buche niedergelegten Aeußerungen vor das Ketzergericht gezogen werden soll, entschließt er sich zu bleiben, weil er es für schmachvoll hält, dem Feinde zu weichen. Alles meidet ihn jetzt, nur Judith hat den Muth, sich öffentlich für ihn zu erklären. Das Ketzergericht verdammt sein Buch; er kann dem Fluch entgehen, wenn er sich für einen Christen erklärt, aber das will er nicht, weil er auch im Christenthume die starren Formen wiederfindet, die er im Judenthum bekämpfte. Der Fluch wird über ihn ausgesprochen. Gegen seine Ueberzeugung widerruft er, weil er dadurch die blinde Mutter zu beglücken, dem Ruin seiner Brüder, die in Folge des über ihn ausgesprochenen Fluchs ihre Handelsverbindungen verloren hatten, Einhalt zu thun, die Geliebte zu erwerben hofft. Aber er erreicht seine Zwecke nicht, denn seine Mutter stirbt und die Judith verlobt sich mit Jochai, um ihren Vater zu retten, der durch Jochais Kniffe um sein Vermögen gebracht worden war. Als er alles Dieß während der ihm aufgelegten Buße erfährt, geräth er in Verzweiflung, er nimmt seinen Widerruf zurück und erschießt sich am Hochzeitstage Judiths, die sich bald nach der Trauung vergiftet hatte. Obgleich in dieser Tragödie das Didaktische vorherrscht, so macht sie doch durch die geistvolle Ausführung eine nicht geringe Wirkung, und manche Situationen sind von echt tragischem Geist durchdrungen. Die Charaktere tra-

gen alle den Stempel lebensvoller Individualität; der edle und milde Arzt Silva, der zwar die Ansichten Acostas theilt, aber ihre Verkündigung für verfrüht hält, der fanatische Priester Santos, der heimtückische Jochai, die edle und muthige Judith, mit Einem Wort alle geben Zeugniß von dem Gestaltungstalent des Dichters. Aber dem Ganzen fehlt doch die poetische Wärme, die allein bleibenden Eindruck hinterlassen kann.

„Der dreizehnte November. Schauspiel in 3 Aufzügen" ist ein nach Anlage und Ausführung verfehltes Schicksalsstück. In „Liesli. Ein Volkstrauerspiel in 3 Aufzügen" (1850), das durch die Volksgeschichten hervorgerufen wurde, hat Gutzkow vergeblich versucht, die süddeutsche Gemüthlichkeit und Naivetät poetisch zu gestalten.

Seine historischen Dramen sind im Ganzen mißlungen. Daß in „Patkul. Ein politisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1840) der Held bloß leidend erscheint, da seine großartige Thätigkeit vor dem Beginn des Stücks Statt gefunden hat, ist schon von Andern hervorgehoben worden; die Composition in „Pugatschew. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1845) ist sehr mangelhaft; schon die Rede von Pugatschews Gattin am Anfang des Stücks erinnert an die alten Prologe, in denen der Zuschauer mit den vergangenen Angelegenheiten bekannt gemacht wurde. Unbegreiflich ist, daß die Verschwornen durch das Loos entscheiden, wer sich für den todten Czar ausgeben solle, da hierfür doch Aehnlichkeit mit Peter III. nothwendig war und diese doch nicht bei allen Loosenden vorhanden sein konnte. Der Schluß ist theatralisch, aber nicht dramatisch wirksam. Das Drama ist überreich an Tiraden, die Anfangs wohl blenden, aber bei näherer Betrachtung in Nichts zerfallen, was übrigens auch bei andern Dramen vorkommt. Eben so wenig genügt die dramatische Anlage in „Wullenweber. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1848), dessen Ausgang matt und wirkungslos ist. Der glückliche nationale Stoff ist zu einem Tendenzstück mißbraucht, wie denn Gutzkow überhaupt darin fehlt, daß er die Idee in seine Dramen legt, während sie aus denselben hervorgehen sollte. Von „Antonio Perez. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1853) hat der Dichter selbst anerkannt, daß die Motive allzu zersplittert sind: er hätte hinzufügen können, daß es dem Drama an klarer Uebersichtlichkeit fehlt.

Weitaus bedeutender als die historischen Tragödien sind die historischen Lustspiele, unter welchen „Zopf und Schwert. Lustspiel in 5 Aufzügen" (1843) schon deswegen den andern vorzuziehen ist, weil es einen nationalen Stoff behandelt. Friedrich Wilhelm I. ist bei den merkwürdigen Widersprüchen in seinem Charakter eine höchst interessante Erscheinung, und es ist dem Dichter gelungen, dessen patriarchalischen Despotismus, seine gemüthliche Rohheit, seine vaterländische Gesinnung, die sich freilich oft in beschränkter Weise aussprach, auf das Anschaulichste darzustellen. Es ist ein glücklicher Gedanke, daß des Königs großer Sohn, der den vollsten Gegensatz zu ihm bildet, nicht persönlich erscheint; gerade dadurch tritt dessen Bedeutsamkeit kräftig hervor und außerdem ist der Gegensatz durch den Erbprinzen von Baireuth hinlänglich repräsentiert. Das Lustspiel ist reich an wirkungsvollen Situationen, unter welchen das Tabackscollegium mit der vortrefflichen Leichenrede des Erbprinzen auszuzeichnen ist. — „Das Urbild des Tartüffe. Lustspiel in 5 Aufzügen" (1844) hat zur Zeit vorzüglich dadurch Glück gehabt, daß es gegen die Mucker und heuchlerischen Frömmler gerichtet war, die damals in Preußen zur Macht geworden waren. In der That ist das Lustspiel in seinen Hauptzügen nur eine Wiederholung des Molièreschen Meisterwerks, dem es sich freilich nicht gleich stellen kann, da dessen reine Komik hier zur Carikatur wird, so z. B. in dem Charakter Chapolles, der doch als gar zu kindisch dargestellt wird, wenn er sich einbildet, den Stoff zum Tartüffe, der ihm eben von einem Freunde vorgeschlagen worden, selbst erdacht und sogar schon weiter entwickelt zu haben „Der Königsleutenant. Lustspiel in 4 Aufzügen" (1849) ist als Gelegenheitsstück zu Goethes hundertjährigem Jubiläum beachtenswerth, und es ist der überlieferte Stoff mit Geschick benutzt. Auf höheren Kunstwerth macht es jedoch keinen Anspruch. „Lorbeer und Myrthe. Lustspiel in 4 Aufzügen" (1855) hat eine einfache Anekdote zum Stoff, deren dramatische Entwickelung dem Dichter in erfreulicher Weise gelungen ist. Die Hauptcharaktere, Richelieu und Corneille, sind mit Liebe und Erfolg behandelt.

Aus „Uriel Acosta".

Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.

Silva. Uriel.

Silva. So wandelt Euren Pfad, der Fluch folgt auf
Der Ferse. Judith wird zum zweiten Mal
De Santos nicht der Lüge zeihen können.
Sie wird dem Vater nicht die Grube graben
Und mit Euch in die Wälder ziehen! Lebt wohl.
(Zögernd)
Bei Euerm Gleichniß von der Blindheit hab ich
An Eure blinde Mutter denken müssen —
(Will gehen und kehrt noch Einmal zurück.)
Acosta! Tief in unserm Volke wurzelt
Der Zauber der Familie! Sonst, o ja,
In alter Zeit auch riß sich mancher Zweig
Vom Stamm der Liebe los, wie Absalon
Von David — später aber, im Exil,
Da wir verfolgt, da Nichts uns blieb im Elend
Als dieser Trost, daß uns doch — Kinder lieben,
Daß uns ein — Vater doch beschützt in Noth,
Ein Bruder uns doch — seinen Bruder nennt,
Da schlang sich inniger um uns dies Band
Der Ehrfurcht vor dem heilgen Heerd des Hauses.
Wir brachten Opfer unsrer Freiheit, mieden
Das schwache Vorurtheil der alten Aeltern
Und warteten, nicht bis wir mündig waren,
Um Dies zu thun und Das zu unterlassen,
Wir warteten bis auf den Tod der Unsern.
Dann sind wir frei, dann sei die eigne Meinung,
Die Fahne unsrer Wünsche aufgesteckt —!
Sind Das nur Luftgebilde Euerm Geist,
Den fremde Leiden nicht bekümmern dürfen?
Manasses Schmerz nicht, Judiths Liebe nicht. —
O macht es mit Euch selber aus, wer siegt,
Ob Euer Herz, ob Euer freier Geist —

Ihr müßt Euch prüfen in dem Grund der Seele
Und was Euch edler dünkt, Das thut. Lebt wohl!
(Er geht nach Außen.)

Fünfter Auftritt.

Uriel (allein). Später Simon.

Uriel. Ob mir die Wahrheit edler als die Liebe?
Wol kenn ich Tausende, die jeden Werth
Der Seele, Adel der Gesinnung, ja
Das Vaterland und ihren Glauben opfern,
Um fortzuräumen, was nur irgend zwischen —
Dem ersten Kuß von einem Mund wie Judiths
Und Allem läge, was sie selber ehrt.
Ich liebe Judith; doch ich müßte mich verachten,
Wenn wie ein blöder Schäfer aus der Fabel,
Wie ein bebänderter Amynt der Bühne
Ich schmachtete und so in Wachs zerflösse!
Erst glauben und dann widerrufen? Feige
Sich selber einen Meineid schwören? Nein!
Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt.
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.
Mag auch mir raunen eine Stimm ins Ohr:
Das Herz ist dir gewisser als der Geist,
Die Liebe täuscht sich nicht wie der Gedanke —
Ich kann nicht anders. Es ist Ritterstolz,
Was mir die Sporen in die Seite drückt
Und jede blasse Furcht zum Schweigen bringt.
Hab ich geirrt, so irrt' ich nur der Wahrheit;
Den Priestern widerruf ich nicht. (Er will nach Außen gehen.)

Simon. (Draußen) Hier tretet ein!
Dem Fräulein will ich's melden.

Uriel. Stimmen? Mich zu schauen
Ist jedem Frommen, jedem Heuchler Greuel —

Simon (Draußen) Hier! Hier! In diesem Saale wartet nur!
(Die Thüre öffnet sich.)

Uriel (Die Eintretenden erblickend). O ewger Gott — was seh ich — meine Mutter!
(Tritt bei Seite.)

Sechster Auftritt.

Esther. Acosta. Ruben. Joel. Uriel. Esther ist blind und wird von Uriel's beiden Brüdern geführt.

Ruben. Hier ruht Euch, Mutter! (Führt sie zum Sessel.)

Esther. Ob sie kommen wird?

Joel. Ich ließ ihr unsern Namen noch verschweigen.

Esther. Daß ich sie sehen könnte —!

Uriel. (läßt sich ihr zu Füßen nieder). Mutter!

Esther. Du?
Du bist es — Uriel — die Hand ist dein —

Uriel. Kannst Du den Fluchbeladenen noch erkennen?

Esther. Noch ists dein Haar — dein Bart — und deine Wange —
Und Thränen auf der Wange? Ja, Du bists —
Der Fluch hat Nichts an Dir verändern können.

Ruben (trübe). Wir sind um Judith hergekommen, Bruder!
Die Mutter möchte gern ein Wesen, das
Dich liebt und ihre Liebe kühn bekannte,
Sie möchte — ihre Tochter —

Uriel (aufstehend). Sehen? Ruben,
O sage sehen! Sähst Du sie mit Augen!

Esther. Schön soll sie sein, mein Sohn, doch schöner noch
Als ihre Reize, die verwelken werden,
Dünkt mir die Liebe, die sie dir geweiht —
Im Unglück hat sie sich für Dich bekannt —

Uriel. Ihr seid gemeldet? Längst schon wollte sie
Zu meiner Mutter — ich hab sie verhindert!
Das Glück, sie mein zu nennen, wird uns nie.

Esther. Ich wußt es wohl.

Uriel. Wie wußtest Dus?

Joel. Die Mutter
Will sagen, daß der Bann euch trennen muß.
Vom Widerrufe hat noch Nichts verlautet —

Ruben. Auch deshalb sind wir hergekommen, Bruder,
Weil wir von Amsterdam mit unsrer Mutter
Uns nach dem Haag begeben wollten, künftig
An einem fremden Aufenthalt zu wohnen.

Uriel. Ihr nach dem Haag? Mit unsrer blinden Mutter?

Esther. Was thut Das mir? Ich denk im Haag, ich bin
In Amsterdam! Hab' ich doch hier so oft
Mich an den Tajo wieder heimgeträumt.

Uriel. Und warum diese Mühsal? Warum reisen?

Joel. Vergebung — theurer Bruder —

Esther. Sagt es nicht!

Ruben. Der Handel, den vom Vater wir geerbt,
War rasch emporgeblüht —

Uriel. Du selbst Sensal
Und Zwischenhändler an der Börse!

Ruben. Jetzt —

Uriel. Man ist euch Feind — um mich?

Joel. Es zeigt sich so.
Weil man es fühlt, daß dich und deinen Geist
Der Bannfluch wenig drücken wird und hindern,
So läßt die Feindschaft nicht, doch irgendwo
Die Wirkung ihres Sieges zu verspüren —
Da trifft es uns!

Esther. Nicht mich, mein Sohn — nicht mich!

Ruben. Im alten Wirken sind wir wie gelähmt,
Man weicht uns aus, man sieht uns keine Rede,
Ein Jeder fürchtet sich, uns nur zu grüßen;
Von Handel, von Geschäften kann dabei
Nicht ferner Gutes zu erwarten stehn,
Und so sind wir entschlossen auszuwandern.

Uriel (für sich). O Ahasveros!

Esther. Gerne will ich wandern
Und gieng' es wie vor Jahren übers Meer.
Was aber hilft es! Uriel, du kannst,
Wo Juden wohnen, keine Freistadt finden.
Und wenn ich sterbe, immer hab ich doch
Gedacht, wenn Die, die sehen können, sterben,
So bricht ihr Auge — meines, hofft' ich, würde
Dann Ein Mal noch in alter Helle glänzen,
Noch meine Kinder sehn — dich aber werd ich
Mit sehndem Aug im Tod vergebens suchen.
(Uriel wendet sich gerührt ab.)
Manasses schönes Kind bleibt lange aus.

Joel. Es gehen Thüren —

Ruben. Horcht, ein rauschend Kleid.

Siebenter Auftritt.

Judith. Die Vorigen.

Judith. Ihr habt nach mir verlangt, ihr werthen Herren?
Und jene greise, würdge blinde Frau? —
(Steht eine Weile sinnend.)

Acosta — Das ist? — Unsre Mutter!
(Küßt ihr die Hände.)

Esther. Nein!
Laß mich Dir selbst die Stirne küssen, Engel!

Judith. Längst hätt ich Euern Segen schon erfleht,
Aus Euerm Angesichte mir das Bild

Des besten Sohnes ausgefunden —
Esther. Recht!
O lob ihn mir — ich liebe Dich dafür!
Judith. Noch werden All ihn einst bewundern,
Mutter!
Bis dahin hat er uns.
Esther. O klingt Das süß!
Ein Schimmer nur von Dir ins dunkle Auge!
Und nun, wenn mich der Tod ereilen wird,
Darf ich ihn nicht einmal an Dich vererben!
Judith. Nicht an sein Weib?
Esther. Sein Weib? Wirst Du sein Weib?
Betrübe Deine Aeltern nicht, mein Kind!
Flieh nicht mit ihm! Dein Vater hat nur Dich!
Nur eine einzge Tochter hat Manasse.
Judith. Versteh ich? Uriel? Du wolltest — nicht —?
(Sie blickt ihn lange mit zitternder Verzweiflung an.)
Verzeihe Himmel!
Daß ich geglaubt, es würde diese Erde
Für so viel Liebe schon beglücken können!
(Sie sinkt zu den Füßen Esthers.)
Uriel (kämpft mit sich. Er blickt die Gruppe der Mutter, der Geliebten, seiner Brüder, die trauernd hinter dem Sessel der Mutter stehen, mit Rührung an. Für sich).
O sprachst Du wahr, de Silva! Ja, es wurzelt
In unserm Volk tief die Familie!
(Wild auffahrend.)
Was schweigt ihr? Redet! Foltert mich nicht so!
Judith. Mutter, wir werden nicht geliebt!
Uriel. Ein Pfeil steckt mir
Im Herzen — Schreien möcht ich wie ein Thier —
O seht mich nicht so bittend an! Die Thränen,
Die ihr vergießt in eurem herbsten Leid,
Sind Freude gegen meine — trocknen Augen.
Ihr schweigt? Ihr blickt mich seufzend an? Erwartet
Von mir die Eine That, die schmerzlichste?
Dem Herzen soll ich opfern meinen Geist,
Der Liebe meine heilge Ueberzeugung?
Du Stolz, was bäumst Du Dich so wild empor?
Ha, borstig Ungethüm, fletsch nicht die Zähne —
Sei Wurm! Mensch, Thier, duck unter — unter —
unter!
Gebt Rettung vor dem stummen Blick der Liebe!
(Geht rückwärts schreitend.)
Wer schützt mich vor den stummen Augen? Schließt
Die Augen! Blinde Mutter, schließ die Augen —
(Er reißt sich mit gewaltigem Entschlusse los.)
Die Augen! — Ich thus — ich thus — ich thus —
(Rückwärts schwankt er an die Thür nach Außen.
Die Seinigen mächtig erregt.)
Judith. Er geht um seine Mutter.
Esther. Nein! er geht
Um Dich!
Joel. O segne Gott den Augenblick!
Er widerruft —
Esther. O, laß mich! Laß mich, Kind —
Ich muß ihn küssen — Uriel, mein Sohn!
Laß mich zu ihm! Wo bist Du — Uriel —?
Wer hat den Muth, sich seinen Feind zu nennen?
Wer rühmt sich edlern Sinnes? Kommt! o kommt!
Wir wollen rufen auf der lauten Gasse:
Das ist ein Sohn, der seine Mutter liebt!
(Folgt Uriel. Joel und Ruben führen sie.)
Judith (allein am Fenster).
Er ist im Hof — im Mantel kaum verhüllt.
Mit bloßem Haupte stürmt er wild dahin —
Er stutzt — O Gott — er wendet seinen Fuß —
Er zögert — diese Straße dort — links oder rechts?
Er geht — er geht den Weg zur Synagoge!
(Sie entfernt sich vom Fenster.)
So plötzlich Das? Und doch vielleicht — um mich?
So plötzlich und vielleicht zu rasch — O Himmel,
Wenn ers bereute! — Faßt es mich nicht bleiern?
Ist denn das Weib des Mannes ewger Fluch,
Seit Anbeginn der Welt ihn schon verkleinernd?
Sein Blick war matt wie eines Sterbenden —
Kalt seine Hand, die Knie zitterten —
(stürzt ans Fenster und ruft hinaus)
Laß ab! Laß ab, Acosta — thu es nicht! — — Zu spät!
Verhängniß, strafe gnädig unsre Schuld!
(Sie sinkt in einen Sessel.)
(Der Vorhang fällt.)

Amalie Marie Friederike Auguste, Herzogin zu Sachsen.

Wenn wir auch das seltene Talent Gutzkows anerkennen, so dürfen wir doch nicht verbergen, daß das Excentrische desselben keinen wohlthätigen Eindruck hinterläßt. Es drängt sich uns diese Bemerkung um so entschiedener auf, da wir eben von einer Dichterin zu sprechen haben, die ohne das Talent und die Vielseitigkeit Gutzkows zu besitzen, durch liebenswürdige Milde und den Adel ihrer Gesinnung Wohlgefallen erregt.

Amalie
Herzogin zu Sachsen.

Amalie, Herzogin zu Sachsen, die Tochter des Herzogs Maximilian und älteste Schwester des 1873 verstorbenen Königs Johann, wurde am 10. August 1794 geboren. Sie erhielt eine ihrer Stellung angemessene Erziehung und machte hierauf mit ihrem Vater und ihrem Oheim, dem nachmaligen König Anton, mehrere Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien,

welche auf ihre geistige Entwickelung vom vortheilhaftesten Einfluß waren. Seitdem lebt sie in Dresden. Wegen eines bedeutenden Augenübels, das sie mit den schlimmsten Folgen bedrohte, mußte sie sich im J. 1855 einer Operation unterwerfen. Sie st. am 18. Sept. 1870.

Ihre ersten dramatischen Versuche, die in Versen geschriebenen Schauspiele „Der Krönungstag" (1829) und „Mesru" (1830), in denen sie den Namen Amalie Heiter annahm, wurden in Dresden aufgeführt. Da sie befürchtete, daß sie die gute Aufnahme derselben ihrem Rang zu verdanken habe, schickte sie ein drittes Schauspiel „Lüge und Wahrheit" an das Hoftheater in Berlin (1833), wo es den Beifall des Publikums erwarb. Noch größere Anerkennung erwarb das folgende Stück „Der Oheim, Schauspiel in 5 Aufzügen", welches überhaupt zu ihren besten gehört, und dem nur die Schauspiele: „Die Fürstenbraut". „Vetter Heinrich". „Der Siegelring" und die Lustspiele „Der Verlobungsring", „Der Majoratserbe", „Das Fräulein vom Lande" gleich kommen, während andre, namentlich einige der späteren, in denen die moralische Tendenz zu stark hervortritt, jenen nicht gleich kommen. Bei den oben erwähnten ist dieselbe zwar auch unverkennbar, doch drängt sie sich nicht übermäßig auf, nicht mehr, als sich mit dem Wesen eines Kunstwerks verträgt. Die Dramen der Prinzessin Amalie haben sämmtlich Eine und dieselbe Absicht, sie stellen nämlich die einfache Natur der Weltbildung, die Sitten eines arbeitsamen Bürgerthums denen der höheren Stände entgegen, oder um es mit Einem Worte zu sagen, sie will zeigen, daß das wahre Glück im gemüthlichen Familienkreise zu finden ist. Ist diese sittliche Richtung schon erfreulich, so müssen wir das Talent anerkennen, mit welchem die Dichterin das Leben der bürgerlichen Stände schildert, die sie doch nicht aus persönlicher Anschauung kennt, was schon daraus ersichtlich ist, daß sie manche Aeußerlichkeit der Sitte den Dramen des vorigen Jahrhunderts nachbildet; nicht weniger Anerkennung verdient ihre Kenntniß des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens. Ihre Sprache ist rein und gebildet, erhebt sich zwar niemals zur ergreifenden Lebendigkeit, sinkt aber auch nur selten zur Trockenheit, wie z. B. im „Landwirth", einem Schauspiel, das sonst gute Situationen darbietet. Wie die Stoffe, die sie behandelt, ist auch die Anlage der Stücke einfach, aber dramatisch wirksam; die Charaktere sind meist scharf aufgefaßt, besonders sind die Hauptpersonen mit Liebe und Erfolg behandelt, so im „Oheim", der Doktor Löwe und die liebenswürdige, echt weibliche Anna, deren Einfachheit und Aufopferungsfähigkeit bei ihrer hohen Bildung und ihrem großen Reichthum wahrhaft rührend ist. Ihre Herzensgüte wird von ihrer Stiefmutter auf das Schnödeste mißbraucht, aber sie erträgt Alles mit Geduld, sie zeigt durch ihr Beispiel die Wahrheit des Ausspruches einer andren Dame im Lustspiel „Der alte Herr": „Es giebt wenige Verhältnisse im Leben, die ganz unerträglich sind, wenn man nur nicht anstrebt gegen sie. Nur im Kampfe gegen sie liegt die Qual und das Elend." So wird sie von ihrer Stiefmutter bei dem schlechtesten Wetter zum Doktor Löwe geschickt, der ihre Tüchtigkeit bald erkennt und eine lebhafte Neigung zu ihr faßt. Auch sie erkennt des Doktors hohen Werth und giebt ihm ihre Hand, nachdem sie die Schwäche und Haltlosigkeit seines Neffen durchschaut hatte, mit dem sie bis dahin in einem nähern Verhältniß gestanden hatte. — Die Dramen der Prinzessin Amalie erschienen unter dem Titel „Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. Zum Besten des Frauenvereins zu Dresden." 6 Bde Dresd. u. Lpz. 1838—1842 (1. Bd. 3. Aufl. 1858.) Neue Folge. Erster Band. Ebend. 1844.

Aus „Der Oheim".

Dritter Aufzug. Dritter Auftritt.

Frau von Stürmer. Henriette. Anna.

Frau von Stürmer. Nun, endlich! endlich!

Anna. Der Doktor Löwe wird sogleich hier sein, er macht nur noch einen Krankenbesuch.

Frau von Stürmer. Also Du hast ihn nicht mitgebracht? Einen Krankenbesuch? — So? Was bin ich denn? bin ich etwa gesund?

Anna. Er hat mir versprochen, so sehr als möglich zu eilen.

Frau von Stürmer. Das kennt man schon, jetzt kommt er gewiß nicht vor dem Abend, oder vielleicht kommt er gar nicht, und daran ist niemand Schuld als Du.

Vierter Auftritt.

Vorige. Löwe (tritt während dieser Rede ein, bleibt aber unter der Thür stehen).

Frau von Stürmer. Wer wird einen Arzt aus den Händen lassen, wenn man ihn einmal hat? Beim Arme hättest Du ihn fassen und in meine Behausung schleppen sollen. So habe ichs mit den Aerzten gemacht, wenn Personen krank waren, die ich liebte; aber da war der Anzug verdorben, da mußte man sich putzen, da mußte man sich coiffieren. —

Löwe (tritt vor). Ei ei, meine gnädige Frau! Ei, ei! (für sich) Das ist ein Satan von einem Weibe.

Frau von Stürmer. Wer ist der Herr?

Anna. Es ist eben der Herr Doktor.

Frau von Stürmer. So? Der Herr Doktor Löwe? Ich bin unendlich erfreut — Henriette, laufe geschwind auf die breite Gasse dem Herrn von Riedler nach und sage ihm, der Doktor sei gekommen.

Henriette (für sich). Da werde ich mich hüten! Dem dicken Herrn ist Motion gesund. (Sie geht ab.)

Frau von Stürmer. Der arme Riedler! (zu Anna) Wieder ein Verstoß, den Du veranlaßt hast.

Löwe. Echauffieren Sie sich nicht. Das Jüngferchen, (da er Anna in verändertem Anzuge sieht) die Demoiselle ist ganz unschuldig. Sie sind also krank?

Frau von Stürmer. Das werden Sie mir wohl ansehen.

Löwe. Je nun, lassen Sie mich einmal den Puls fühlen.

Frau von Stürmer (giebt ihm die Hand).

Löwe. Der geht leidlich, und daß die Lunge gesund ist, habe ich gleich beim Eintritt ins Zimmer gehört. Was fehlt Ihnen denn so eigentlich?

Frau von Stürmer. Die Gesundheit.

Löwe. Trösten Sie sich, die fehlt allen Patienten. (Für sich) Ein verrücktes Weib! (laut) Haben Sie Appetit?

Frau von Stürmer. Niemals, aber ich esse dessen ungeachtet, denn ich fühle ein Bedürfniß, mich zu nähren, das von Abspannung der Kräfte herkommt.

Löwe. Ich verstehe. Können Sie schlafen?

Frau von Stürmer. Einen nervösen Schlaf, den ich künstlich erzeugen muß.

Löwe. Durch Gebrauch des Opiums?

Frau von Stürmer. Nein, durch Musik.

Löwe. Sind Sie von Zeit zu Zeit im Stande, an öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen?

Frau von Stürmer. Ich zwinge mich dazu, weil die Einsamkeit mich tödtet.

Löwe. Jetzt bin ich wegen Ihrer Krankheit im Klaren.

Frau von Stürmer. Wie? Und ich habe Ihnen noch nicht einmal aus einander gesetzt —

Löwe. Ist nicht von nöthen. Sie leiden an dem Uebel, welches wir Gelehrten **otium morosum** nennen, und ich will Ihnen sogleich ein Recept dagegen verschreiben.

Frau von Stürmer. Vollkommen herzustellen werde ich wohl schwerlich sein.

Löwe. Warum nicht? Aber der äußersten Schonung werden Sie darum doch zeitlebens bedürfen.

Frau von Stürmer. Ja, das fühle ich. Hörst Du es, Anna?

Löwe. Vor Alteration müssen Sie sich hüten.

Frau von Stürmer. Hörst Du es? Vor Alteration!

Anna (halb vorwerfend). Herr Doktor!

Löwe (zu Anna). Lassen Sie mich machen. (zu Frau von Stürmer) Wenn ich sage, vor Alteration, so meine ich nicht vor Gelegenheit zu derselben, denn Das ist auf der Welt nicht möglich, sondern nur vor dem Ausbruche derselben.

Frau von Stürmer. Was soll ich aber thun, wenn mich die Leute ärgern?

Löwe. Den Aerger unterdrücken; das wird Ihnen nützlicher sein, als wenn Sie gar nicht gereizt worden wären.

Frau von Stürmer. Wollten Sie mir nicht etwas verschreiben?

Löwe. Ja, einige Pillen von meiner Erfindung, aber bedenken Sie, daß diese zu Gift in Ihrem Körper werden könnten, wenn Sie, es sei aus welcher Veranlassung es wolle, auch nur ein einziges Mal in Zorn entbrennen, nachdem Sie sie genommen.

Frau von Stürmer. Anna, überlege Das! Herr Doktor, ich bitte Sie, es meinen Dienstleuten zu sagen.

Löwe. Sie sollen es von mir hören. (Für sich, indem er zu dem Tische geht, wo ein Schreibzeug steht.) Ich werde hier noch zum Charlatan, aber wirklich nur des lieben Mädchens wegen. (Er schreibt.)

Anna (welche ihm nachgegangen). Herr Doktor, ich bitte Sie —

Löwe. Lassen Sie mich gehen, sage ich! (laut) Da panem, salem et aquam. — Mundus vult decipi. (zu Anna) Sein Sie so gut und schicken Sie das in die Apotheke am Markte, der Apotheker dort ist mein Freund.

Anna (nimmt das Recept, sieht Löwe an und fängt unwillkürlich an zu lachen). Das soll ich in die Apotheke schicken?

Löwe (sieht sie erstaunt an). Sie lachen? — Sie lachen über mein Recept?

Frau von Stürmer. Christian! Christian!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Christian.

Christian. Gnädige Frau!

Frau von Stürmer (zu Löwe). Geben Sie her!

Löwe (nimmt das Recept aus Annas Hand und giebt es Frau von Stürmer, die es liest.)

Frau von Stürmer. Decipi, ist Das nicht eine Wurzel?

Löwe. Verzeihen Sie, es ist nicht gut, wenn die Patienten die Recepte der Aerzte verstehen.

Frau von Stürmer. Es kommt doch Nichts von Moschus hinein?

Löwe. Nicht das Geringste, auf meine Ehre. (Er giebt Christian das Recept.) In die Apotheke am Markte.

Christian (geht ab).

Löwe (zu Frau von Stürmer). Und jetzt, um sich auf die Arznei vorzubereiten, legen Sie sich ins Bette und suchen Sie, in Ihren nervösen Schlaf zu verfallen.

Frau von Stürmer. Komm, Anna!

Löwe (läuft zu Anna, die immer noch lächelt in höchster Freude). Sie lachen immer noch. — Mademoiselle, Fräulein, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Sie verstehen Lateinisch.

Anna (schnell und leise). Was man so fürs Haus braucht.

Frau von Stürmer. Nun, Anna, hörst Du nicht?

Löwe. Sie verstehen Lateinisch, es wird Ihnen noch gut in der Welt gehen.

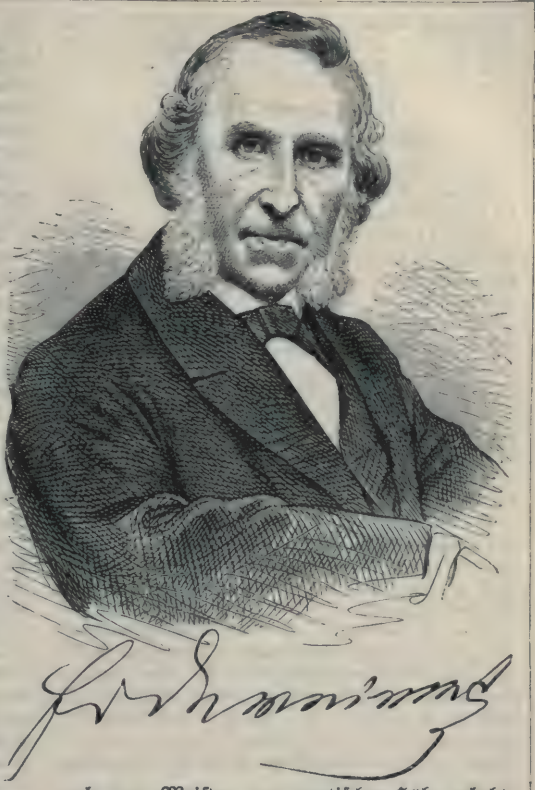
(Frau von Stürmer und Anna gehen ab.)

Löwe (nach einer Pause). Noch kann ich mich von meinem Erstaunen nicht erholen! Ein Mädchen wie dieses giebts in der Welt nicht mehr; so duldsam als verständig, so unterrichtet als bescheiden, und bei allen diesen Vorzügen gezwungen, einer Närrin zu dienen! Ich glaube zwar nicht mehr, daß sie Das ist, wofür ich sie diesen Morgen hielt, sie mag hier eine Art von Gesellschaftdame vorstellen. Aber wie wird sie behandelt? Wahrhaftig, wenn ich daran denke, so fühle ich gegen die Frau von Stürmer einen Zorn, wie ich ihn im Leben noch gegen Niemand gefühlt habe. Sie ist mir fatal, die Frau! Sie ist wirklich unausstehlich! — Wer das Mädchen ihrer Gewalt entziehen und es in den Frieden stiller Häuslichkeit einführen könnte! — Ich weiß nicht, was seit einigen Stunden mit mir vorgegangen ist, aber so viel ist mir klar, daß, wenn die Engländerin, die Julius heirathen will, dieser Anna gliche, ich kaum mehr im Stande sein würde, ihn zu verdammen. Der Mensch kann doch wohl zuletzt zwei Mal lieben; behauptet es doch Jedermann; warum wollte ich der Einzige sein, der es nicht glaubt?

Philipp Eduard Devrient.

Philipp Eduard Devrient, geb. am 11. Aug. 1801 zu Berlin, wurde wie seine zwei Brüder vom Vater zum Kaufmannsstande bestimmt, aber widmete sich wie jene, nach langem Kampf mit den widerstrebenden Aeltern, einem unabweisbaren Drange folgend, dem Theater und zwar schon im J. 1819, als er kaum 18 Jahr alt war. Seit 1834 war er vornehmlich bei der Oper thätig, worauf er sich dem Schauspiele zuwandte, wo er in Folge seines tief eingehenden Studiums Bedeutendes leistete. Nachdem er bis 1841 an der Berliner Hofbühne gewirkt, wurde er 1844 als Schauspieler und Oberregisseur nach Dresden berufen, als welcher er sich eines bedeutenden Erfolgs zu erfreuen hatte. Durch verschiedene Mißverhältnisse bewogen, gab er aber die Stelle als Oberregisseur schon im J. 1846 auf. Seine große Fähigkeit, die er in dieser Stellung an den Tag gelegt hatte, zog ihm im Herbst 1852 den Ruf als Director des Hoftheaters in Karlsruhe zu, wo er bis 1871 mit entschiedenem Erfolge wirkte. Bei Gelegenheit des letzten Jubiläums der Universität Jena wurde er von der philosophischen Facultät zum Doctor ernannt. Seit 1871 im Ruhestande lebend, starb er zu Karlsruhe am 4. Oktbr. 1877.

Wenn Ed. Devrient ganz vorzüglich durch seine dramaturgischen Schriften eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat, so verdienen



doch auch seine Dramen (3 Bde. Lpz. 1846) lobende Anerkennung. Seine Stellung bei der Oper veranlaßte ihn, sich zuerst in Operndichtungen zu versuchen. „Hans Heiling. Romantische Oper in 3 Akten und einem Vorspiel. Nach deutsch-böhmischen Volkssagen" (1827), „Die Kirmeß. Komische Oper in 1 Aufzuge" (1831) und „Der Zigeuner. Romantische Oper in 4 Akten" (1832) zeugen schon von dem Talente des Dichters und von seiner Bühnenkenntniß; jedenfalls gehören sie zu den besseren Operntexten der neueren Zeit. So wie er sich als ausübender Künstler später dem Schauspiele zuwandte, so auch als dramatischer Schriftsteller. Mit den Bedürfnissen der Bühne vertraut, weiß er durch einfache, aber freilich auch hie und da schon gebrauchte Mittel Effekt hervorzubringen; ihr Hauptverdienst beruht aber in der glücklichen Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die er mit Sicherheit erfaßt und durch die kunstreiche Behandlung der Charaktere zur lebendigen Anschauung bringt. Beinahe überall erfreut er durch schöne Mäßigung, die sich auch in der reinen und geschmackvollen Sprache, so wie im meist gehaltreichen Dialog zu erkennen giebt. „Das graue Männlein. Schauspiel in 5 Akten" (1833) ist das einzige Drama, in welchem der Dichter wohl zu viel nach Effekten hascht, aber man wird durch den Reichthum der Erfindung und die Fülle schöner und wahrer Gedanken vollkommen entschädigt. In der „Gunst des Augenblicks. Lustspiel in 3 Akten" (1835) spricht der Dichter schon gleich am Anfang die Idee aus, die er zur Anschauung bringen will. „Wer im Momente der Entscheidung das vorüberrauschende Glück nicht dreist bei den Haaren zu ergreifen vermag, dem wird das Leben nie gelingen." Ein solcher Mensch ist der Landrath Brückner, der bei den schätzenswerthesten Eigenschaften der Geliebten gegenüber allen Muth und allen Halt verliert, jede ihm dargebotene Gelegenheit, sich gegen sie zu erklären, unbenutzt vorüber gehen läßt, und erst dann sein Herz eröffnet, als er alle Hoffnung aufgeben zu müssen glaubt. Den Gegensatz zu ihm bildet ein unbedeutender und sittlich tief unter ihm stehender Mensch, der ihm mit seiner weltmännischen Bildung überall zuvorkommt und den bescheidenen Landrath lächerlich zu machen weiß. Es ist Dieß aber ein Mangel des Lustspiels, daß der Landrath oft wirklich lächerlich wird, indem er die Gelegenheit nicht bloß aus schüchterner Bescheidenheit, sondern aus übertriebener Unbeholfenheit vorübergehen läßt. Wie dieses Lustspiel, so gehören „Die Verirrungen. Ein bürgerliches Schauspiel in 5 Akten" (1837) zu den besten Schöpfungen des Dichters. Es bietet eine große Mannigfaltigkeit der Situationen und Charaktere, so wie glücklich erfundene Conflikte. Sehr glücklich ist der Charakter der Heldin Mariane, deren scheinbare Charakterlosigkeit eine Folge des mit scharfer Beobachtungsgabe erfaßten weiblichen Charakters ist. „Der Fabrikant. Schauspiel in 3 Akten" (1839) ist eine sehr gelungene Bearbeitung eines französischen Dramas. Die „Treue Liebe. Schauspiel in 5 Akten" (1841) giebt ein glänzendes Zeugniß von Devrients dramatischem Talent, der sich darin auch am Meisten zur poetischer Höhe erhebt. Die Anlage und Verwickelung läßt Nichts zu wünschen übrig und es ist besonders vortrefflich, daß man sogleich inne wird, in welchem Verhältniß Marie zum Grafen steht. Denn gerade durch die Verwirrung, welche sich für die Personen des Dramas, nicht aber für den Zuschauer ergiebt, wird dieser zur innigeren Theilnahme veranlaßt, er wird gleichsam veranlaßt, selbst zu dichten und die Lösung selbst zu suchen. Graf Ferdinand hält seine Geliebte, eines Predigers Tochter, für todt; überzeugt, daß ihn nur ein häusliches Verhältniß für ein thätiges Leben fähig machen kann, verlobt er sich mit seiner Jugendfreundin Amalie, der Tochter der Baronin von Elwang. Zu derselben Zeit, als er in deren Schloß kommt, war auch Marie in Folge fürchterlicher Unglücksfälle dahin gekommen und war freundlich aufgenommen worden. Erst als die Hochzeit Statt finden sollte, erfährt sie, daß Ferdinand der Verlobte Amaliens ist; sie erfährt, daß er sie für todt hält und will sich entfernen, um sein jetziges Glück nicht zu stören, glücklich zu wissen, daß er noch mit Liebe an sie denkt. Er erblickt sie bei Anlaß eines Festes am Abend vor der Hochzeit, hält sie aber für ihren Geist; entschlossen, sein gegebenes Wort zu halten, aber zugleich der Liebe treu zu bleiben, will er sich trauen lassen, aber dann Europa verlassen und der Verlobten sein Vermögen sichern. Auch Marie will entsagen, weil sie glaubt, daß Ferdinand Amalien wirklich liebe; in einer Unterhaltung der Beiden entfaltet sie ein so großes

Herz, daß Amalie, davon gerührt, dem Verlobten entsagt und Marien, die Todtgeglaubte, dem Grafen zuführt.

Aus „Treue Liebe".

Fünfter Aufzug. Vierter Auftritt.

Amalie allein, gleich darauf Marie.

Amalie. Nun Muth! Laß sehen, was das Uebergewicht der höhern Stellung vermag!

Marie (tritt zur Rechten ein, geht bis zur Mitte auf Amalien zu, welche sie vor der chaise longue stehend erwartet. Gelassen). Habe ich jetzt Entlassung aus meiner Haft zu hoffen?

Amalie. Sie sind beleidigt. — Wie aber, wenn ich Sie nur zurückgehalten hätte, um Ihnen vollkommen gerecht zu werden?

Marie. Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein.

Amalie. Geben Sie Ihr Geheimniß auf; was seit gestern geschehen ist, hat mir verrathen, wer Sie sind.

Marie. Sie wissen?

Amalie. Sie sind die Marie Walter, welche der Graf begraben glaubt.

Marie (aufgeregt). Sie wissen es? — O so erinnern Sie sich auch, daß ich nicht mit Absicht in dies Haus gekommen, daß ich Ferdinands Namen nicht gehört, bis er selbst als Ihr Bräutigam erschien; daß ich in derselben Stunde fortgewollt —

Amalie (einfallend). Und daß ich Sie gehalten, ich Ihnen den unsinnigen Maskenscherz aufgezwungen, ich Ihre nächtliche Entfernung gehindert — Sie sehen, wenn es eine Schuld bei der Verwickelung unserer Lage giebt, so messe ich sie mir allein zu. Zufall — oder höhere Fügungen haben diesen Knoten geschürzt — ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Sie werden, gleich mir, eine würdige Lösung desselben wünschen.

Marie (ruhig). Er ist gelöst, wenn Sie mich still und unbemerkt aus diesem Hause entlassen.

Amalie. Nein, nein, Das müßte mich vor mir selbst erniedrigen! Sie haben Ansprüche an Ferdinand.

Marie. Ansprüche, gnädiges Fräulein? — Ich hatte keine, als die seine Liebe mir gab. Er glaubt mich todt, hat seine Liebe mit mir begraben, und mit ihr meine Ansprüche.

Amalie. So haben Sie kein eigentliches Recht auf seine Hand?

Marie (sanft und traurig). Ein Recht vor der Welt, o ja. Ich dürfte nur, wenn er mit Ihnen am Altare steht, hintreten und sagen: Ferdinand, ich lebe, halte mir Dein Wort — und er würde mir den Ring an den Finger stecken und ich wäre Gräfin von Wartenau.

Amalie (scharf). Deß sind Sie gewiß? und Sie entsagen Ihrem Rechte?

Marie. Ich wollte das Weib seines Herzens werden, nicht seine gnädige Gräfin. Was soll mir sein Besitz, nun er mich nicht mehr liebt?

Amalie (mit einiger Bitterkeit). Wie wissen Sie Das so gewiß?

Marie. Sie wollen großmüthig meiner Empfindung schonen; ach mein Unstern wollte es anders! An seine Brust hat er mich gestern gezogen, da er Sie zu umfassen glaubte, (immer lebhafter) Ihnen galten die Liebkosungen, die er an mich verschwendete, Ihnen die Betheuerungen der glühendsten Liebe, mit denen er mich überschüttete —

Amalie. Was sagen Sie?

Marie (sanft). Es war ein absichtsloser Raub, er wird ihn ersetzen.

Amalie (nachdenklich). Und Sie weichen, weil Sie sich nicht mehr geliebt glauben?

Marie. Wenn er mich noch liebte wie sonst, hätte ihn meine Erscheinung nicht zu Tode erschreckt. Mit seliger Freude würde er sie begrüßt, sein Herz mir wieder zugewendet und beschlossen haben, seiner Marie auch noch im Tode treu zu bleiben. Dann hinge das Haus heut nicht voller Kränze; dann schmückten sich die Gäste nicht; dann wäre der Altar nicht errichtet, und der Priester harrte nicht schon im Ornate.

Amalie (sie betroffen betrachtend). Und weil nicht Sie mehr seiner vollen Liebe gewiß sind, wollen Sie hülflos in die weite Welt gehen?

Marie. Kann ich anders?

Amalie. Nein — nein; Das ist nicht so. — Sie sind noch edler, aufopfernder, als Sie mir gestehen wollen. Sie nennen nur Ihre gekränkte Eigenliebe als Ursache Ihrer Entsagung, aber Sie haben einen schöneren Grund; Ihre uneigennützige, edle Liebe will nur des Geliebten Glück, Sie opfern ihm Ihre Wünsche, weil Sie ihn die Hand zu einem Bündnisse reichen sehen, das seiner Geburt, seiner Stellung angemessen, das ihm den Einklang all seiner Beziehungen verbürgt. Sie, edles Mädchen, entsagen, weil Sie erkennen, daß des Grafen Glück an meiner Seite gesicherter ist.

Marie (halb verlegen). Ich glaube wohl, daß er bei Ihnen finden wird, was ich ihm nie hätte geben können.

Amalie (freudig erleichtert). Sehen Sie, sehen Sie, wie ich Ihr schönes Herz errathen habe? O nun ist es gut, nun verstehen wir uns! Wir wollen ja Beide nur Ferdinands Glück und Sie sehen ein, daß eine Verbindung bei solcher Ungleichheit des Standes sein Glück untergraben müßte.

Marie (aufgerichtet). Nein, gnädiges Fräulein, wir verstehen uns wohl nicht. — Um meines geringen Standes willen gebe ich Ferdinand nicht auf. Kennen Sie ihn so wenig, daß Sie glauben, sein zufällig angeborner Rang, sein Name oder Wappen könne ihm mehr gelten als das Heiligthum seiner Empfindung?

Amalie (unruhig). Sie können doch nicht so unbekannt mit der Welt sein, daß Sie nicht wüßten, welche Zerrüttung eine Mesalliance in hochgestellten Verhältnissen hervorbringt; daß der Graf dadurch mit seiner Familie, dem Hofe, mit seinem ganzen Stande zerfallen würde?

Marie. Ich weiß, — und habe es an Ferdinand erlebt, daß es ein Verhältniß giebt, das über allen hochgestellten steht, das alles Zerrüttete außen still in der Seele ausgleicht, weil es das einzige Gleichgewicht aller Dinge in sich trägt: Das ist das Bündniß zweier Herzen, die in Liebe Eins geworden sind. — War Ferdinand nicht zerfallen mit sich und der ganzen großen Welt, als er zum ersten Mal zu uns nach Friedenau kam? Mit seiner Familie verfeindet, voll Verachtung gegen seinen Stand, voll Haß gegen seinen Hof? (Mit Rührung.) Und sehen Sie, — als unsere Herzen sich verstanden, als meine sterbende Mutter unsern Bund gesegnet, da ist er wieder aufgelebt. Durch meine Liebe ist er wieder nachsichtig und billig geworden; hat sich wieder ausgesöhnt mit Hof, Stand und Familie, hat Vertrauen zu Gott und Menschen, Lust und Muth zum Wirken und Schaffen wiedergefunden. (Immer gesteigerter.) Glücklich war er, glücklich wie nur ein Mensch es werden kann! Und Das habe ich, Das hat meine Liebe an ihm, dem reichen vornehmen Grafen gethan — (bescheiden doch nachdrücklich) ob ich gleich nur ein armes Landmädchen bin.

Amalie (abgewendet). Und solche Aufwallungen, glauben Sie, würden dauern?

Marie (feurig). Dauern? Nein wachsen, steigen und das ganze Leben tragen!

Amalie (gespannt). Und auf alle Wechselfälle des Lebens hin wollten Sie es wirklich mit einem Manne wagen, dessen Stand so hoch über dem Ihrigen ist?

Marie (unbefangen). Warum nicht? Hatte ich sein

Herz angenommen, das mehr werth ist, als alle Reiche der Welt, — wie sollte ich scheu thun vor seiner Grafenkrone? (Warm.) Und wäre er eines Kaisers Sohn, er könnte mir doch nichts Köstlicheres bieten, als was ich ihm zubrächte, einen Schatz, den kein Wechsel der Dinge rauben kann: ewige Liebe und Treue.

Amalie (immer unsicherer und aufgeregter). Aber all die Kämpfe mit seinen Verhältnissen, die Sie ihm auferlegt hätten —

Marie (immer feuriger). Ich würde mich ihrer gefreut haben, denn seine Seele wäre immer größer und edler daraus hervorgegangen; und wußte ich nicht, daß ich sein Trost und seine Stärke war? (Abbrechend.) Aber, warum lassen Sie mich von Dingen reden, die nicht mehr sind. Er liebt Sie, er gehört Ihnen an.

Amalie (mit großer Ueberwindung). Und wenn Sie nun die Ueberzeugung bekämen, — daß der Graf Sie noch — wie ehemals liebt.

Marie (auflodernd). Wenn er mich —! O, Sie spielen grausam mit mir! — (Mit steigender Ekstase.) Wenn er mich noch liebt wie sonst, — dann wüßte ich, daß kein Weib auf diesem Erdenrunde ihn glücklich machen kann als ich; daß niemand sein Leben theilen darf in Zeit und Ewigkeit, als ich, ich ganz allein! Dann würde ich zu ihm eilen und rufen: Ferdinand, da bin ich, ich lebe! aber ein armes Landmädchen darf eines vornehmen Grafen Weib nicht werden, wirf Deinen Namen hin und Deine Krone und geh mit mir, wärs auch ins tiefste Elend! So würde ich zu ihm sprechen; denn ich kenne meinen Ferdinand: er ist ein Mann, deß königlicher Sinn der angebornen Krone nicht bedarf, und der um seiner Seele Gedeihen alle Herrlichkeit der Welt lachend in die Lüfte schlagen könnte. — (Entzückt.) Ach und er würde jauchzend in meine Arme stürzen, weit von sich stoßen all den hohen Glanz und Flitter und auf die eigne Kraft und unsre Liebe sein Leben stellen, das wahrlich glücklich und Gott wohlgefällig werden sollte!

Amalie (läßt sich auf die chaise longue nieder, stützt den Arm auf die Lehne und bedeckt ihre Augen).

Marie (sich wiederfindend, die Hand an die Stirne legend). Ach! — wohin gerathe ich? — Jetzt wäre er solcher Opfer nicht mehr fähig. Er liebt mich nicht mehr, seine höchste Stärke ist von ihm genommen, und nun muß er wohl auf geebneten Bahnen bleiben. Es kränkt Sie wohl, daß ich so rede, ich fühle es, und doch kann ich mich noch nicht entwöhnen, um Ferdinands Seele zu sorgen. (Zu Amalie tretend.) Ach, lieben Sie ihn doch nur recht, recht von Herzen, so wie er es verdient. Sie kennen seinen Werth noch nicht, Sie haben ihn noch nicht verloren. — Lieben Sie ihn, als wären Sie ein armes Mädchen ohne Rang und Stand, machen Sie ihn glücklich — und — dulden Sie in einem Winkel seines Herzens mein blasses Bild; (innig bittend) verdrängen Sie mein Gedächtniß nicht, — hören Sie? — (mit brechender Stimme) ich will auch um Glück und Segen für Sie bitten! (Sie läuft nach der Mittelthür, stößt sie auf, die Baronin tritt ihr entgegen.)

Fünfter Auftritt.

Amalie. Baronin. Marie.

Amalie (aufspringend). Bleiben Sie! Ich darf Sie so nicht lassen! (Sie geht in heftigem innern Kampfe umher.)

Baronin (nimmt Mariens Hand). Kommen Sie, mein gutes Kind. Nicht hier hinaus. (Zu Amalien.) Der Graf hat schon wieder fragen lassen.

Marie (hastig). O, schaffen Sie mich unbemerkt hinweg, um Gottes Willen! eh mir die Kraft zu meinem Opfer schwindet!

Amalie (sich zurückhaltend). Und ich sollte es annehmen, dieses ungeheure Opfer?

Baronin. Ueberlaß mir —

Marie (im äußersten Drange). Ihnen gehört Ferdinands Liebe; leben Sie für ihn, und lassen Sie mich für ihn sterben! (Will fort.)

Amalie (stürzt an ihren Hals). Nein, nein, das sollen Sie nicht, edles, großmüthiges Mädchen! Ihr seyd einander werth. Es wäre Kirchenraub, sich zwischen Euch zu drängen!

Baronin (erschrocken). Amélie!

Marie. (abwehrend). O nein, nein, nein!

Amalie. Die Wahrheit sollen Sie wissen, sollen wissen, daß —

Baronin. Bist Du von Sinnen!

Amalie (bemerkt noch in der Baronin Hand den Brief des Grafen). Ha, dieser Brief! (Sie nimmt ihn.)

Baronin. Amélie!

Amalie (zu Marien hastig). Er erklärt Ihnen Alles; der Graf schrieb ihn diesen Morgen. (Dringt ihn Marien auf) Lesen Sie!

Marie. Was ist Das? (Hält den Brief in heftiger Spannung in den Händen.)

Baronin (entrüstet.) Was hast Du gethan!

Amalie (erhoben). O Mutter! Wenn wir uns vor der Welt von Adel nennen, so darf uns auch Niemand an Adel der Gesinnung übertreffen! (Zu Marien.) Mit mir! Mit mir! (Küßt sie.) Du schönes Vorbild treuer, edler Liebe, in meine Hand ist die Vergeltung gelegt! (Zieht sie fort.)

Marie (betäubt). Was machen Sie aus mir?

Amalie. Was mein Gewissen, meine Ehre, und was Ihr Unglück von mir fordert! (Zieht sie mit sich rechts ab.)

Julius Mosen.

Wie in Julius Mosens epischen Dichtungen, so müssen wir auch in seinen Dramen eine reiche poetische Begabung anerkennen, allein es wird diese dadurch sehr herabgedrückt, daß er kein oder wenig Talent für dramatische Gestaltung hat. Es zeigt sich schon darin, daß er das Wesen der Tragödie verkennt. Die Aufgabe der modernen Tragöden, sagt er im Vorwort zu seinen Dramen*) ist, „die Momente der Geschichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenziert zur That hervorspringt," nicht aber dem Vorgange Goethes und Schillers zu folgen, die „ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen, idealen Gedanken gemacht haben". Abgesehen davon, daß Mosen Goethe und Schiller, namentlich den letzteren, falsch beurtheilt, so ist es klar, daß wenn der Dichter die Tragödie in Mosens Sinn auffassen wollte, er seine Gestalten zu willenlosen Werkzeugen der „Weltseele" herabwürdigen, ihnen jegliche Individualität nehmen würde. An dieser Auffassung ist Mosen gescheitert, denn da er nicht an derselben festhalten konnte, mußte er in ein Hin- und Herschwanken gerathen, das seinen Dramen Eins der wesentlichsten Elemente, die Einheit, raubte. Weil er der Individualität seiner Personen zu wenig Aufmerksamkeit schenkte, so verblaßten die Charaktere, und es war ihm die Möglichkeit benommen, durch lebendige Zeichnung der Leidenschaft den Personen höheres Interesse zu verleihen, das er dann durch ge-

*) Sämmtliche Werke. Bd. 3. S. 19.

wagte Situationen zu erregen suchte. So mußte seine Idee auch auf die Anlage seiner Dramen einen unglücklichen Einfluß ausüben, weil er die Handlung zu weit ausdehnen mußte und er sich dadurch veranlaßt sah, einzelne Züge in den Charakteren zu wiederholen, in Folge dessen dieselben beinah zur Karrikatur werden. Obgleich in den verschiedenen Dramen manche tiefe und großartige Gedanken angetroffen werden, so darf man wohl, ohne dem Dichter Unrecht zu thun, behaupten, daß er nicht reich an neuen und fruchtbaren Gedanken ist; es ist auch dieß eine Folge seiner Anschauungen, eine Folge der zu wenig entwickelten und ausgeprägten Individualität seiner Personen.

Bei der selbstständigen Stellung, welche Mosen einnehmen wollte, hat er sich doch keineswegs frei von Nachahmung erhalten. So ist Shakspearisches Vorbild in manchen Situationen und Reden nicht zu verkennen, besonders in den Scenen, wo Personen aus dem Volke auftreten; aber man kann nicht sagen, daß er in dieser Nachahmung besonders glücklich gewesen wäre. Auch Goethe, Schiller und selbst Kleist sind nicht ohne Einfluß auf Einzelnes geblieben; ja es ist dieses öfters geradezu auffallend. So erinnert Camilla im „Rienzi" (1. Aufz. 3. Auftr.) an Gertrud in Schillers Tell und eine andre Stelle an Wallenstein.

Der Ausdruck ist sehr ungleich; bald ist er schön, voll echt poetischen Schwungs, und bald wieder matt und selbst trivial. Otto III. sagt einmal zu seinem Kanzler Bernhard: „Schreib den Gedanken in dein Buch; es ist so ein Gemeinplatz", man möchte oft glauben, daß Mosen diesem Rath gefolgt wäre, denn der Gemeinplätze finden sich in seinen Dramen gar viele. Die Bilder sind sehr häufig seltsam, unklar, verschwimmend und nicht selten möchte man mit dem Schwabenherzog in Heinrich dem Finkler ausrufen: „Ich versteh dich nicht!" Ueberhaupt ist Mosen der Sprache nicht Herr, woraus sich nicht nur erklären läßt, daß er oft unklar ist, sondern auch Alles in grellen Farben erscheint.

Sind Mosens Dramen auch keine Kunstwerke und haben sie im Einzelnen gar viele und zwar wesentliche Mängel, so bieten sie doch nicht wenige treffliche Einzelnheiten, besonders wenn er Gefühle und Empfindungen schildert. Und so verdient auch die überall durchblickende patriotische und nationale Gesinnung die vollste Anerkennung.

Gehen wir zur Betrachtung seiner einzelnen Dramen über, so tritt uns schon in „Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Ein historisches Schauspiel in 5 Akten" (Lpz. 1836) das Verfehlte seiner Anschauung entgegen. Das Drama umfaßt einen Zeitraum von 14 Jahren und stellt also beinahe die ganze Regierungsgeschichte des Helden dar, wodurch sich das Ganze nothwendig in unzusammenhängende Einzelnheiten auflösen mußte. Es ist nicht arm an schönen und wirkungsvollen, aber auch nicht arm an geschmacklosen Stellen. Auffallend ist, daß Heinrich am Schluß nach der Schlacht von Keuschberg von seinem bevorstehenden Tode spricht, wozu auch nicht der geringste Grund vorhanden ist. In „Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. Ein Trauerspiel" (1837) sind die Motive zum Theil nicht scharf genug hervorgehoben. Der Umschwung in der Gesinnung Rienzis ist nicht hinlänglich begründet; der Monolog, der dieß thun soll, macht wohl damit bekannt, aber motiviert ihn nicht, die tragische Schuld Rienzis ist nicht klar; man weiß nicht, geht er unter, weil er ein Tyrann wurde, oder weil er sich vom Papste los sagte, oder weil er den Montreale ermordete. Manches läßt wiederum vermuthen, daß er an der Nichtswürdigkeit des Volks zu Grunde geht, das er zur Freiheit erziehen wollte. Unter den einzelnen vortrefflichen Stellen ist der zweite Auftritt des dritten Aufzugs besonders hervorzuhebrn. Mit „Kaiser Otto III." (1839) kehrte Mosen zu einem nationalen Stoffe zurück. Otto repräsentiert das deutsche Reich ganz gut, das sich an seinen Beziehungen zu Italien verblutete. Es ist im Drama Manches lobend zu erwähnen; so ist der Dialog, namentlich in den ersten Akten, viel besser und ungesuchter als in „Heinrich"; der Glaube an die bevorstehende Ankunft des tausendjährigen Reichs und des Weltgerichts ist sehr glücklich benutzt; die Motive sind meistens sehr gut, aber es fehlt ihnen, wie beinahe in allen Stücken, eine eingehendere Entwickelung. Sehr unglücklich aber ist das Motiv, daß Crescentius hingerichtet wird, weil Otto über der schönen Stephanie Anblick den versprochenen Gegenbefehl vergißt. Eben so unglücklich ist die Nachahmung Shakespeares in der Rede Tartaglias bei der hingerichteten Leiche, die noch dazu in zwei Scenen vertheilt ist, so daß die zweite in der That nur die Wiederholung der ersten ist. Mosens poetisches Talent tritt wohl in dem Trauerspiel „Die Bräute von Florenz" (1841) am Kräftigsten hervor, aber es giebt zugleich ein schlagendes Beispiel von seinem Mangel an dramatischer Begabung. Zwischen den Häusern Buondelmonte und Uberti besteht unversöhnliche Feindschaft. Der junge Buondelmonte soll Constanze, eine Verwandte, heirathen, um durch diese Verbindung die Macht des Hauses zu vermehren. Obgleich mit ihr verlobt, kennt er sie noch nicht. Bei einem Feste sieht er Bianka, die Tochter Ubertis, und verliebt sich in sie; er weiß, sich noch an demselben Abend in das Gemach Biankas zu drängen, er wird von ihrem Vater überrascht, und um ihre Ehre zu retten, erklärt er sie für seine Braut. Uberti willigt in die Verbindung, um dem unseligen Streit ein Ende zu machen. Buondelmonte eilt zu Constanze, um wegen seiner Treulosigkeit ihre Verzeihung zu erflehen; von ihrer liebenswürdigen Anmuth entzückt, beklagt er das neue Verhältniß, ist aber entschlossen, sein gegebenes Wort zu halten. Uberti, dem diese Zusammenkunft durch Mosca, dem früher Bianca, später Constanze zur Gattin versprochen war, hinterbracht wird, glaubt, daß Buondelmonte seine Tochter verschmäht. Dieser sucht ihn auf, um ihm seinen Irrthum zu benehmen, und des Jünglings Benehmen hätte ihn versöhnen sollen, aber — und Dieß ist ein wesentlicher Mangel des Stücks — er erklärt das Band für aufgelöst. Freilich mußte ihn die Nachricht, daß der Verstand Biancas durch das Vorangehende zerrüttet sei, mit Wuth und Haß erfüllen, aber diese Nachricht hätte

früher kommen sollen, um die Auflösung der Verbindung gehörig zu begründen. Uberti beschließt Buondelmontes Tod, der zu Constanze zurückkehrt und sich mit ihr verheirathet. Ein Mädchen derselben wird unter nichtigen Vorwänden beredet, dem Bräutigam am Hochzeitsabend ein Pulver in den Nachttrunk zu thun; nur Constanze trinkt diesen, und fällt sogleich todt nieder. Unterdessen war Bianca, die eine Nachtwandlerin geworden und auf das Dach des Hauses gestiegen war, von demselben herabgestürzt, als ihr Vater sie angerufen und geweckt hatte. Beide Leichenzüge begegnen einander und das Stück endigt mit der Ermordung Buondelmontes und Moscas. Wie die ganze Geschichte an Romeo und Julia erinnert, so insbesondre der Streit zwischen den Angehörigen der beiden Häuser, der freilich weit hinter Shakespeares Vorbild steht. Unmotiviert erscheint ferner das plötzliche Auftauchen des politischen Elements, das durch den Arzt Trivello hinein geworfen wird, der überhaupt eine etwas mysteriöse Figur ist. — „Herzog Bernhard. Historische Tragödie" (1842, gedruckt Lpz. 1855), und „Der Sohn des Fürsten" (1842) werden vielseitig gelobt; wir müssen gestehen, daß wir in dieses Lob nicht einstimmen können, am Wenigsten bei dem „Sohn des Fürsten". Wir wiederholen den Vorwurf nicht, daß das Drama eigentlich zwei Hauptpersonen hat, den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich II. und seinen Freund Katte; dagegen müssen wir Gewicht darauf legen, daß eine Exposition vermißt wird, daß der Dialog unglücklich ist, indem oft jede Person ihren eigenen Gedankengang hat, ohne sich um Das zu bekümmern, was ihr gesagt wird. Weder die Personen noch die Situationen sind hinlänglich entwickelt und überhaupt ist Alles bloß skizziert. Die Charaktere sind zum Theil ganz einseitig aufgegriffen, vor Allen der Fürst von Dessau, der doch wohl mehr war, als ein roher Feldwebel. Daß der Dichter dieses Drama nicht mit dem gehörigen Fleiß durchgearbeitet hat, geht schon daraus hervor, daß der König in der ersten Scene des dritten Aktes wiederholt, was er schon im ersten Auftritt des ersten Aufzugs gesagt hat. Derselbe Mangel, den wir bei König Heinrich erwähnt haben, findet sich auch in Mosens letztem Drama, „Don Johann von Oesterreich. Trauerspiel in 5 Akten". Die einzelnen Begebenheiten stehen in Zeit und Raum zu weit auseinander und überdieß sind die Charaktere nur skizziert oder schwankend.

Die sämmtlichen Dramen Mosens finden sich mit Ausnahme des ungenügenden Lustspiels „Die Wette" im 3. u. 4. Band seiner sämmtlichen Werke (8 Bde. Oldenburg 1863).

Aus „Die Bräute von Florenz".

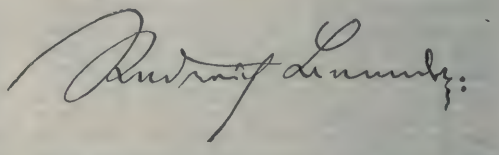
Vierter Akt. Zehnter Auftritt.

Das Brautgemach im Schlosse Buondelmontes, kostbar geschmückt.

Durch die vom Söller zurückgeschlagene Gardine sieht man den nächtlichen Sternenhimmel und Baumwipfel aus dem Garten. Sanfte Musik von Außen. Buondelmonte und Costanza, Diese verschleiert und auf dem Haupte den Brautkranz, kommen herein.

Buondelmonte. So laß Dich nieder, hier ist Deine Heimat
Dein Vater- und Dein Mutterhaus, und niemals
Darfst Du Dich weiter sehnen!
Costanza. Buondelmonte?
Buondelmonte. Mein Name klingt so süß von Deinen Lippen,
Daß ich darauf ihn küssen möcht zu Tod!
Doch dieser Schleier neidet nur mein Glück,
Und dieses grüne Kränzlein, das ihn hält.
Ich zieh die goldne Nadel weg, die andre
Und da die dritte, sieh! wie schön ist es!
Zum letzten Mal trugst Du es auf dem Haupt;
Nun ist es mein, ich thu es in ein Kästchen,
Das eingefaßt von blendenden Rubinen,
Und dann im späten, späten Alter noch
Beschauen wir das trockne, arme Kränzlein
Und denken dieser wundersamen Stunde,
Dazu leg ich den Schleier, daß zur Hälfte
Er auf dem Boden liegt, die andre Hälfte
Schlag ich darüber, mitten innen ruht
Das zarte Reis, die heilige Reliquie;
Und unser Hausaltar soll Dieses sein!
So nehm ich ab den Schleier, — o Du Schöne!
Ich sinke vor Dir nieder auf die Kniee,
Und doch erreichen kann ich mit den Armen
Noch Deinen weißen Nacken, treuer Schwan!
Neig noch Dein Köpfchen tiefer! Ach, mein Herz!
(Er küßt sie.)
Doch Du bist traurig und ich muß zu Dir
Mich wie ein Vater setzen, wie ein Kind,
Der sorglich es befragt, warum es klagt? —
(Er setzt sich zu ihr.)
Welch süße Schauer breitet diese Nacht
Auf uns herab, gleich einem goldnen Netze,
Mit Nelkenduft und reichen Flötenklängen,
Und an den Fenstern schwirren flatternd draußen
Leuchtkäfer mit Nachtfaltern durcheinander.
Es lauschen still die Bäume und kein Blättlein
Wagt aufzuhauchen; denn zum Liebestraum
Will alles Leid der Erde sich verwandeln.
So still ist Alles, daß ich nur Dein Herz
Noch schlagen fühle unter meiner Hand
Fast hörbar. Du bist mein! so ruft es heimlich
Und wieder: ich bin Dein! auf ewig Dein!
Costanza. O Buondelmonte, schelt mich nicht und zweifle
An meiner Liebe nicht, Du holder Freund!
Mein Gatte! Unaussprechlich lieb ich Dich.
Und glaube mir, wie bei der Fluth das Meer,
So wächst bei jedem Blick in Deine Augen,
In Deine klare Seele meine Liebe.
Ist es denn möglich, daß so sehr, so schmerzlich,
So innig und so heiß man lieben kann?
Und doch, — vertrau mir nur und meiner Liebe! —
Und doch ist mir so bang, als müßte ich
In einem Seufzer jetzt an Deiner Brust
Aushauchen meine Seele! Du Geliebter,
Du Theurer! wie schön und gut bist Du!
Fühlst Du auch recht, wie ich Dich innig liebe?
In diesem einzigen Gefühl vergeh ich,
Daran zerschellt mein ganzes vorges Leben,
Die vorige Costanza lebt nicht mehr,
Ich bin jetzt eine Andre; wer war Jene?
Ein albernes, ein schwärmerisches Kind!
Unendlich, ach, mit jedem Tropfen Blut
Fühl ich in mir die selige Gewißheit,
Daß Du mich liebst, von ganzer Seele liebst!
Und doch ist mir, als müßt ich bitter weinen!
Und tief im Herzen schmerzt es mich so sehr,

Als hätt ein scharfes Messer es verwundet.
O zürne nicht! Sei mir nur gut. mein Gatte!
Ich küsse Deine Augen wieder fromm.
Buondelmonte. Ruht Deine milde Hand nicht in der meinen?
Bist Du nicht mein? Welch mächtiger Gedanke,
Der mit so wengen Worten einen Himmel
Und Alles einschließt, was uns Gott gewährt!
Doch diese zarte Angst, die uns beschleicht,
Ist nur die Uebermacht der heilgen Liebe,
Die mit den Wogen der Unendlichkeit
Herschwillt bis an das Herz und höher noch,
Bis Beide wir versinken in der Fluth!
Costanza. Mein Gott, was war Das!
Buondelmonte. Nur ein Wetterglühen.
Jenseits des Apennins steht ein Gewitter,
Das mit dem Monde kämpft.
Costanza. Horch, es donnert fern!
Buondelmonte. Die Erde schmachtet zu dem Himmel auf,
Der sich herunterbeugt mit seinen Gluthen,
Die schöne Braut zu drücken an sein Herz; —
Nur rosenrothe Küsse siehst Du flammen.
Costanza. Mir ist so weh — zum Sterben weh, Du Trauter, —
Mir ist, als wenn der Tod ständ vor der Thür.



Julius Roderich Benedix.

Ein Dichter, dessen Dramen seit mehr als dreißig Jahren auf allen großen und kleinen Bühnen Deutschlands gegeben und vorzugsweise in gesellschaftlichen Kreisen gespielt werden, würde selbst dann noch Beachtung verdienen, wenn seine Dramen nur auf die vorübergehende Unterhaltung des Publikums berechnet wären, da sie wenigstens den Bildungszustand einer ganzen Generation bezeichnen würden; um so mehr aber verdient er Anerkennung, wenn diese Dramen in Form und Gestalt zu den besseren Erscheinungen der Zeit gehören.

Julius Roderich Benedix, geb. am 21. Januar 1811 zu Leipzig, besuchte, nachdem er seine erste Bildung in einer Privaterziehungsanstalt erhalten, im 13. Jahre die Thomasschule seiner Vaterstadt. Als er dieselbe im 20. J. mit dem Zeugniß der Reife verließ, gieng er, einem unwiderstehlichen Drange folgend, statt auf die Universität auf das Theater. In einem Zeitraum von neun Jahren bereiste er als Schauspieler und Sänger mit kleinen, aber soliden Gesellschaften verschiedene Städte im Anhaltischen und in Thüringen, später die größeren Provinzialstädte Westphalens und des Niederrheins, wo er recht hübsche Erfolge errang. Der Trieb zu dichten, der sich schon in seinen Knabenjahren geregt hatte, erhielt durch den fortwährenden Umgang mit der dramatischen Kunst neue Nahrung, und als sein Schauspiel „Das bemooste Haupt" auf der Bühne einen glücklichen Erfolg hatte, trat er vom Theater ab, um sich ganz der Literatur zu widmen. Er übernahm zunächst in Wesel die Redaktion eines Volksblatts „Der Sprecher" und gab 4 Jahre lang einen Volkskalender heraus. Zugleich schrieb er mehre Lustspiele, unter denen „Dr. Wespe" sich eines großen Erfolgs erfreute. Nach vierjährigem Aufenthalt in Wesel ließ er sich in Köln nieder, wo er mit einigen Unterbrechungen bis 1861 lebte. Von 1844 bis 1845 führte er nämlich für Rechnung des Kölner Directors die Direktion des Elberfelder, und von 1847 bis 1848 die Oberregie des Kölner Stadttheaters. Als im J. 1849 die rheinische Musikschule gegründet wurde, übertrug man ihm den Unterricht in der Literatur und Declamation, welche Stellung ihn veranlaßte, das Werk „Die Lehre vom mündlichen Vortrag" zu bearbeiten, die in zweiter, vielfach verbesserter Auflage unter dem Titel „Der mündliche Vortrag" erschien (3 Bde. Lpz. 1859). Im J. 1855 erhielt er den Ruf als Indentant des neuerrichteten Stadttheaters zu Frankfurt, welche Stellung er jedoch nach drei Jahren niederlegte. Seit 1861 lebte er, literarisch beschäftigt, in Leipzig, wo er 26. Sept. 1873 st.

Benedix verdankt seine Bedeutung zum großen Theil seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit, die ihn befähigt hat, seit 1836 bis 1873 Jahr für Jahr wenigstens Ein, meist aber mehrere Stücke für die Bühne zu liefern (er hat deren 110 geschrieben); denn hätte er nur einige Stücke, selbst seine besten verfaßt, würde er doch niemals so lang der Liebling des Publikums geblieben sein. Es ist seine Fruchtbarkeit aber auch schon deshalb von großer Bedeutung, weil er, wenn auch nur in beschränktem Maße, die Uebersetzung und Nachahmung französischer Stücke von der Bühne zurückgedrängt hat. Allerdings ist diese Frucht-

barkeit auch von einem nicht gewöhnlichen Talent unterstützt, das jeden Stoff leicht und bequem dramatisch zu gestalten und ihm beinahe immer ein steigendes Interesse zu geben versteht. Zunächst haben wir lobend anzuerkennen, daß er ohne Ausnahme deutsche Sitten und deutsche Charaktere auf die Bühne gebracht und daß er diese mit großer Wahrheit dargestellt hat. In diesem Rahmen behandelt er meist allgemein menschliche Verhältnisse, die menschlichen Schwächen und Lächerlichkeiten, so in „Unerschütterlich," „Günstige Vorzeichen", „Eigensinn", „Die Eifersüchtigen", „Die Schuldbewußten", „Der Störenfried" u. A. m.; doch auch speziell deutsche Charaktere geben ihm reichhaltigen Stoff, so besonders die pedantischen Gelehrten in der „Hochzeitsreise", im „Gefängniß", die musikalischen Dilettanten im „Concert", die Studenten im „Bemoosten Haupt", u. s. w.; seltener behandelt er die Schwächen der Zeit und die socialen Verhältnisse der Gegenwart, wie in der „Crinolinen-Verschwörung", in den „Phrenologen", in „Dr. Wespe".

Benedix ist vorzüglich durch seine Lustspiele berühmt geworden; zwar hat er auch ernste Dramen geschrieben, aber es stehen diese seinen heiteren Schöpfungen unbedingt nach, so „Mathilde", die gar zu sehr ins Sentimentale und Rührende hinüberstreift, und zudem nicht selten an ältere Stücke erinnert, was auch vom „Alten Magister" zu bemerken ist. Das beste Stück dieser Gattung mag wohl die „Stiefmutter" sein.

Benedix ist nicht eigentlich reich an Erfindungen, aber in denselben beinahe immer äußerst glücklich; er ist eben so wenig reich an neuen Motiven (eine nicht kleine Anzahl seiner Lustspiele beruht auf Verwechselung von Personen, von Briefen u. s. w., in „Dr. Wespe", im „Gefängniß", im „Vetter", in dem „Banditen", im „Lügen", in der „Doppelgängerin" u. s. w.), aber er ist unerschöpflich an komischen Einfällen, die er zu höchst effektvollen Situationen zu entfalten und den Charakteren auf das Glücklichste anzupassen weiß, die er überhaupt mit Sicherheit und Schärfe zeichnet, und in denen er sich im Ganzen nur selten Uebertreibung zu Schulden kommen läßt, wie in der „Mode" und in „Dr. Wespe". Die Anlage seiner Stücke ist meist kunstgerecht, die Entwickelung ist klar und theatralisch wirksam. Der Dialog ist lebendig und schlagfertig, und immer anziehend, ohne eben tief und geistvoll zu sein, wie ihm auch der feinere Compositionston nicht zu Gebote steht. Die Sprache ist rein, klar, gewählt, und den Personen mit Geschick angepaßt, und wenn auch nicht hochpoetisch, doch den gehobeneren Stimmungen entsprechend.

Schon der erste Versuch, den Benedix im Lustspiel machte, „Die Männerfeindinnen" gab Zeugniß von seinem Talent: zwei Freundinnen, von denen die Eine Wittwe eines ungeliebten Mannes ist, die andre auf den Geliebten zürnt, schwören Haß und Verachtung den Männern, allein Verhältnisse und — Liebe stürzen ihre besten Vorsätze und bringen ihnen bald die Ueberzeugung auf, daß sie ohne Männer doch nicht leben können. Die Situationen, in welche die Freundinnen gerathen, sind höchst ergetzlich und mit dem heitersten Humor dargestellt, z. B., wenn die Wittwe als Gutsbesitzerin in Prozessen urtheilen, Kläger und Beklagte anhören und entscheiden soll. Das zweite Stück „Das bemooste Haupt, oder der lange Israel, ein Schauspiel" gewann dem Verfasser viele Freunde, aber genau betrachtet, verdient es den ihm gewordenen Beifall nicht, da es nur darauf berechnet ist, Effekt auf die Studentenwelt zu machen. Noch größeres Glück machte „Dr. Wespe", eine glückliche Satyre auf das feile Journalistenthum und die Emanzipation der Frauen. Das Lustspiel ist allerdings reich an wirkungsvollen Situationen, aber nicht ohne Uebertreibung und Willkür. Wie der Dichter einen an sich einfachen Gedanken fruchtbar zu machen weiß, zeigt sich im „Ruf" in glänzender Weise. Durch eine an sich inhaltslose Zeitungsanzeige kommt der Held des Stücks in den Ruf, Millionen geerbt zu haben, was ihm nicht allein ungemessenen Credit verschafft, sondern ihm auch wirklich Gelegenheit giebt, beinahe gegen seinen Willen ein großes Vermögen zu erwerben. Und auf der andern Seite kommt ein ganz unbescholtenes, geistig und sittlich hochstehendes Mädchen in Folge eines höchst unbedeutenden Zufalls um ihren guten Ruf, was sie in die traurigsten und beinahe zur Verzweiflung drängenden Lagen bringt, bis sich endlich Alles, freilich nicht ganz ohne Gewaltsamkeit, glücklich löst. Höchst ergetzlich ist „Der Vetter", der bei aller Einfachheit des Planes ein immer steigendes Interesse gewährt. Der reiche Großhändler Gärtner und dessen jüngster Sohn Wilhelm, ein sechszehnjähriger Gymnasiast, sind in Louisen, die bei Gärtners Haushälterin ist, verliebt. Beide ziehen den Vetter in ihr Geheimniß und Gärtner trägt ihm auf, Louise auszuforschen, ob sie geneigt wäre, ihn zu heirathen. Aber Louise ist die heimlich verheirathete Frau seines ältern Sohns Ernst, der sie in des Vaters Haus zu bringen wußte, damit sie sich bei ihm beliebt mache, denn er fürchtete, daß der Vater die Arme nicht als Schwiegertochter anerkennen würde. Auch Ernst und Louise machen den Vetter zum Vertrauten ihres Geheimnisses. Pauline, Gärtners Tochter, hat ein Liebesverhältniß mit dem jungen Kaufmann Buchheim, auch sie fürchtet, des Vaters Einwilligung nicht zu erhalten, weil der Geliebte nicht reich ist; beide entdecken sich ebenfalls dem Vetter. Ergetzliche Verwickelungen entstehen daraus, daß Buchheim sich auf Paulinens Wunsch stellen muß, als ob er Louisen den Hof mache, und doch wird sie eifersüchtig auf dieselbe; auch der alte Gärtner wird deshalb unruhig, und da er fürchtet, daß Ernst von Louisens Liebenswürdigkeit gefesselt werden möchte, schickt er ihn an einen andern Ort, wo er eine Fabrik hat. In Folge dieser Verwickelungen schreibt Louise an Ernst, Gärtner an Louise, Pauline an Buchheim. Diese Briefe geben sie dem Vetter zur Besorgung, der auch die Adressen schreiben soll, weil sie befürchten, durch ihre Handschrift verrathen zu werden. Der Vetter erhält noch einen vierten Brief vom Reisenden Gärtners ebenfalls ohne Adresse. Er verwechselt die Briefe, in Folge deren sich alle Betheiligten des Abends im Gartenhause, der

Wohnung des Vetters, einfinden, sich zuerst vor einander verbergen, endlich aber aus ihrem Verstecke treten müssen, was zu Erklärungen und glücklicher Lösung führt. Wenn auch manche Unwahrscheinlichkeiten in diesem Lustspiele vorkommen, so die heimliche Ehe, die passende Verwechselung der Briefe, das gleichzeitige Verstecken in einem engen Raum, so macht der rasche Verlauf der Handlung und die glückliche Benutzung dieser Unwahrscheinlichkeiten, die dem Dichter Gelegenheit zu den heitersten Situationen giebt, daß man sie leicht und gern übersieht. Vortrefflich sind die Charaktere gehalten, besonders der gemüthliche Vetter, der von Allen in Anspruch genommen wird, Allen gerne hilft und bei allen Verlegenheiten, die ihm bereitet werden, sein freundliches Wesen nie verläugnet. Nicht weniger ausgezeichnet ist der Gymnasiast mit seiner eingebildeten Schwärmerei für Louisen geschildert, mit Einem Wort, alle Charaktere sind von vollkommener Naturwahrheit.

Auch „Das Gefängniß" ist nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten, aber auch hier werden sie von der glücklichen Ausführung verdeckt, da sie zu den ergetzlichsten Situationen so wie zur glücklichen Zeichnung der Charaktere Veranlassung geben. Im „Prozeß" ist der Einfall, zwei sich hassende Prozeßführende in das nämliche Gefängniß zu bringen und dadurch zu Annäherung und Versöhnung zu nöthigen, mit viel Geschick behandelt. „Das Lügen" bringt zur lebendigsten Anschauung, daß eine einzige Lüge zu einer Reihe von andern zwingen und die unerwartetsten Folgen haben kann. Die Parallellustspiele „Die Dienstboten" und „Die Herrschaft" zeigen uns in geist- und kunstvoll ausgeführten Gemälden, daß, wie auch der Stand und die Bildung sein möge, die menschlichen Leidenschaften und Schwächen immer dieselben sind. Vielleicht hatte Benedix, als er sein Lustspiel „Auf dem Lande" schrieb, die Absicht, die übereichen Dorfgeschichten zu persiflieren, wenigstens bilden seine nach der Natur gezeichneten Bauern den vollsten Gegensatz zu den Personen jener Romane. Aus dem vollsten Leben gegriffen ist „Der Störenfried", worin er die unheilvolle Einmischung einer Schwiegermutter in das eheliche Leben ihrer Tochter mit den schärfsten und wahrsten Farben schildert.

Noch könnten wir eine Reihe von Lustspielen erwähnen, die zu den besseren Schöpfungen des Dichters gehören, so den „Steckbrief", in welchem der Polizeistaat mit viel Humor persiflirt wird, „Die Schuldbewußten", worin sich alle Personen bemühen, eine größere oder geringere Schuld vor den Uebrigen zu verbergen und eben durch diese Bemühung in komische Verlegenheiten gerathen, „Die Pasquillanten", „Die Sündenböcke" u. A. m., doch wird die bisherige Darstellung genügen, des Dichters Eigenthümlichkeit und Bedeutung festzustellen.*)

Aus „Der Vetter".

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Zimmer mit zwei Seitenthüren und Mittelthüre.

Louise (sitzt rechts und wickelt von Wilhelms Arme rothe Stickwolle ab. Ein Stickrahmen steht neben ihr auf dem Tische). Wilhelm.

Louise. Hören wir auf, es wird Ihnen sauer.

Wilhelm. Wo denken Sie hin? Wie könnte mir Etwas sauer werden, was ich für Sie thue? O ich gienge für Sie durchs Feuer!

Louise (lacht). Warum nicht gar!

Wilhelm (schwärmerisch). Sie glauben mir nicht? O ich wollte, daß heute Nacht Feuer hier ausbräche —

Louise (dazwischen geworfen). Schämen Sie sich —

Wilhelm (fortfahrend). Die Flammen rasen gen Himmel, die Pfosten krachen, die Balken stürzen — da erscheinen Sie oben am Fenster und rufen um Hülfe — schon brennt die Treppe — Niemand wagt sich mehr in das Haus — Sie sind verloren —!

Louise. Hören Sie auf, mir wird Angst!

Wilhelm. Doch nein — ich bin da! Ich stürze hinauf, ich zertrümmere Ihre Thüre, ich trage Sie herab — Sie sind gerettet! (Ist ihr im Feuer der Rede immer näher gekommen und wie im Begriffe, sie anzufassen.)

Louise (faßt ihn bei beiden Händen, schiebt ihn ein Paar Schritte zurück, richtet ihm die Arme und wickelt ruhig weiter). Halten Sie still, sonst verwickelt sich die Sache.

Wilhelm. Oder wenn Sie ins Wasser fielen — ich kann schwimmen — mit welcher Lust würde ich Ihnen nachspringen — Sie fassen —

Louise. Fassen Sie sich nur erst, sonst kommen wir nicht zu Stande. (Lachend) Sie haben eine eigne Lust mich durch Wasser oder Feuer umkommen zu lassen.

Wilhelm. Umkommen? Retten möchte ich Sie! Ihnen einen ungeheuern Dienst leisten — Sie gegen Räuber vertheidigen — Sie vor durchgegangenen Pferden retten — Sie gegen einen tollen Hund schützen! O ich denke immer daran, ich träume immer davon, wie ich Ihnen so recht ordentlich beweisen kann wie sehr ich Sie —

Louise (nimmt ihm das Garn ab, ernst). Nicht weiter, wenn ich bitten darf, Herr Wilhelm! Ich merke denn doch, daß Sie für ein Kind schon zu groß sind. (Stickt).

Wilhelm (entrüstet). Ein Kind!? Ich bin kein Kind mehr!

Louise (lächelnd). Mit vierzehn Jahren?

Wilhelm (stolz). Ich stehe im sechszehnten!

Louise (ernst). Desto schlimmer! Es ziemt sich dann nicht mehr für mich, mit Ihnen zu tändeln und zu scherzen!

Wilhelm (betrübt). Was sagen Sie? Ach nennen Sie mich immerhin ein Kind, nur sein Sie freundlich gegen mich!

Louise (abbrechend). Sie lesen wol viel Romane?

Wilhelm. Hm ja — das heißt, ich mache mich mit den deutschen Dichtern vertraut, mit Schiller und Clauren, mit Goethe und Van der Velde.

Louise. Man merkt es an Ihren Reden.

Wilhelm. Hab ich Unrecht? Im Gymnasium wird nur Latein und Griechisch getrieben — Das ist nicht in der Ordnung. Ich bin ein Deutscher, und ein Deutscher muß seines Volkes Dichter kennen.

Louise (spottend). Schiller und Clauren?

Wilhelm. Ja, Clauren! Ach wenn Sie wüßten Louise —!

Louise (bestimmt). Herr Wilhelm, ich muß Sie dringend bitten, nicht diesen vertraulichen Ton. Ich nenne Sie Herr Wilhelm und bitte mir mein Fräulein aus!

Wilhelm (eingeschüchtert). Sind Sie mir böse?

Louise. Bedenken Sie, daß Sie keine Mutter haben, und daß ich Ihnen halb und halb Mutterstelle vertreten muß. Was sollte der Vater davon sagen, wenn ein solcher vertraulicher Ton —

Wilhelm. Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, von meinem Vater sprich mir nicht!

Louise. Oder der Vetter?

Wilhelm (leicht). Ach Der!

*) Gesammelte dramatische Werke. 27 Bde. Lpz. 1862—1874.

Louise. Sagen Sie, wie ist der Vetter dem Hause verwandt? Ich bin erst vier Wochen hier und muß doch die Verhältnisse kennen!

Wilhelm. Hm! ich weiß es nicht genau. Ich glaube von der Mutter her, so im dreißigsten Grade.

Louise. Es scheint ein guter Mann zu sein?

Wilhelm (lachend). Ach der beste Mann von der Welt. Von Dem kann man Alles haben. Seitdem die Mutter todt ist, ist er gewissermaßen die Hausfrau oder der Haushofmeister, wie Sie wollen. Der Vater kümmert sich um Nichts, der hat mit seinen Geschäften zu thun. Der Vetter besorgt das Hauswesen, empfängt die Gäste, führt die Hausbücher, befehligt in Küche, Keller und Garten; o er ist ein prächtiger Mann! An ihn wendet sich Alles im Hause, die Kinder, die Dienstboten, die Fremden. Wo Etwas zu vermitteln, auszugleichen ist, er thut es. O Dergleichen kommt oft vor, namentlich bei dem Vater, denn er ist sehr streng. (Schmeichelnd.) Freilich, Sie, brauchen keinen Vermittler.

Louise (ernst). Herr Wilhelm!

Wilhelm. Vor Ihrer Liebenswürdigkeit beugt sich selbst die Strenge meines Vaters.

Louise. Ich sagte Ihnen schon Ein Mal —

Wilhelm. Wie hart sind Sie! (Leidenschaftlich.) O wüßten Sie wie mir zu Muthe ist. Kennen Sie des Dichters Worte:

„Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilde Reihn!
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt!
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt!"

Louise (die halb abgewandt, um ihr Lächeln zu verbergen, zuhörte, rasch von einem Gedanken ergriffen, wendet sich zu ihm). Ha ich will nicht hoffen!

Wilhelm. Was?

Louise. Ich finde täglich frische Blumen in meinem Zimmer, ohne zu wissen, wer sie dahin bringt, Ihr Vater, der Vetter sprechen schon seit acht Tagen von der fortwährenden Plünderung des Gartens und begreifen nicht, wer der Dieb sein könnte —

Wilhelm. Aber Fräulein —

Louise. Sie sind es!

Wilhelm (faltet bittend die Hände). Liebes Fräulein!

Louise. Sie setzen sich thöricht genug dem Zorn des Vaters aus —

Wilhelm. Gutes Fräulein!

Louise. Und mich der Mißdeutung! Was soll man davon denken, wenn es bekannt wird?

Wilhelm (zerknirscht). Das bedachte ich nicht.

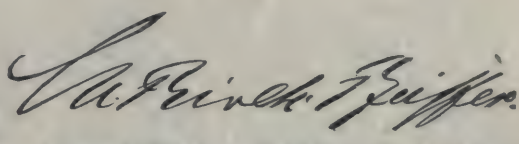
Louise. Ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl, mehr Ueberlegung zugetraut.

Wilhelm (demüthig). Vergeben Sie —

Louise. Wenn Sie versprechen —

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mit Benedix an Productivität wetteifernd und denselben in der Gunst des Publikums beinahe überbietend, verdient Charl. Birch-Pfeiffer durch ihre langjährigen Erfolge auf den großen wie den kleinen Bühnen eine Stelle in der Geschichte der Literatur, wenn ihre Dramen auch keineswegs den Anforderungen entsprechen, die man an ein Kunstwerk stellen darf. Am 23. Juni 1800 zu Stuttgart geboren, folgte sie ihrem Vater, dem Domänenrath Pfeiffer nach München, als dieser im J. 1806 dort Anstellung als Oberkriegsrath erhielt. Ihre früh erwachte Neigung zur Schauspielkunst war so mächtig, daß sie endlich den Widerwillen ihrer Eltern besiegte und sie, 13 J. alt, die Hofbühne betrat, wo sich bald ihr Talent in glänzender Weise entwickelte, so daß ihr schon in ihrem 18. Jahre das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen zugetheilt wurde. Von 1819 bis 1823 machte sie größere Kunstreisen durch Deutschland, wo sie besonders in Wien, Berlin und Hamburg Aufsehen erregte. Im J. 1825 verheirathete sie sich mit dem als Schriftsteller bekannten Dr. Birch, setzte aber auch jetzt ihre Kunstreisen fort. Im J. 1837 übernahm sie die Direction der Bühne in Zürich, die sie im Verein mit dem großen Künstler Seidelmann zu einer Pflanzschule für das deutsche Theater zu machen beabsichtigte. Leider fanden sie die nöthige Unterstützung nicht, so daß Seidelmann bald darauf die Schweiz verließ. Im J. 1844 folgte sie einem Rufe nach Berlin, wo sie am 25. Aug. 1868 starb.



Charl. Birch-Pfeiffer war Nichts weniger als ein schöpferisches Talent, aber sie besaß Alles, was das schaulustige Publikum befriedigt; ihr Dialog ist lebhaft, die Sprache nicht ohne Gewandtheit; sie versteht sich auf spannende Verwickelungen, wobei es ihr freilich wenig um die poetische, und eben so wenig um die materielle Wahrheit zu thun ist, da sie eben nur augenblicklichen Effekt beabsichtigt, und namentlich auf Rührung hin arbeitet, wodurch sie das weibliche Publikum für sich gewann. Man könnte sie einen weiblichen Kotzebue nennen,

dem sie an wahrem dramatischen Talent jedoch weit nachsteht. Besonders fehlt es ihr an Erfindungsgabe, weshalb sie auch meistens ihre Stoffe bekannten und beliebten Romanen, Novellen oder auch Anekdoten entlehnte, und wohl selbst auch da, wo sie nicht ausdrücklich ihre Quelle angab. So ist „Hinko. Drama in 5 Akten und 1 Vorspiel" (1830) nach L. Storch bearbeitet; „Der Glöckner von Notre Dame. Romant. Drama in 6 Tableaux" (1830) nach Victor Hugo; „Nacht und Morgen. Drama in 4 Abtheilungen und 5 Abtheilungen" (1842) nach Bulwer; „Simon. Schauspiel in 5 Akten" (1843) nach L. Tieck; „Der Scheiben-Toni. National-Schauspiel in 4 Akten nebst einem Vorspiel: Die schöne Rosi im Zillerthal" (1845) nach Spindler; „Mutter und Sohn. Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Akten" (1846) nach Friderike Bremer; „Thomas Thyrnau. Schauspiel in 5 Aufzügen" (1847) nach Henriette Paalzow; „Kaiser Karls Schwert oder der Leyer-Caspar. Schauspiel in 5 Akten" (1849) nach Immermann; „Wie man Häuser baut. Locales Zeitgemälde in 4 Akten" (1854), „Ein alter Musikant. Drama in 1 Akt" (1860) und „Revanche. Lustspiel in 2 Akten" (1865) nach Anekdoten; „Im Walde. Ländliches Charaktergemälde in 4 Akten" (1855) und „Die Grille. Ländliches Charaktergemälde in 5 Akten" (1860) nach G. Sand; „Die Waise aus Lowood. Schauspiel in 5 Abtheilungen und 4 Akten" (1858) nach Currer Bell; „Marguerite. Schauspiel in 6 Akten" (1857) nach ihrem Gatten Christian Birch; „Edith. Schauspiel in 4 Akten" (1861) nach Flygare Carlen; „Eine Sylvesternacht. Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten" (1862) nach Elliot; „Eine Tochter des Südens. Schauspiel in 5 Akten" (1862) und „Königin Bell. Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Akten" (1863) nach der Kavanagh; „Dorf und Stadt. Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Akten" (1863) nach Auerbach; „Der Herr Studiosus. Charaktergemälde in 1 Akt" (1866) nach Levin Schücking; „Die Frau in Weiß. Drama in 3 Abtheilungen und 5 Akten" (1866) nach Wilkie Collins; „Das Testament eines Sonderlings. Schauspiel in 5 Akten" (1867) nach Boz-Dickens. Bei diesen Bearbeitungen hat sich aber die Dichterin keine große Mühe gegeben, sie hat den Stoff, weit entfernt, ihn schöpferisch nach den Anforderungen der Kunst dramatisch zu gestalten, vielmehr so wiedergegeben, wie sie ihn in ihren Quellen vorgefunden, und es sind daher auch diejenigen Stücke am Gelungensten, welche in ihrem Vorbilde schon am Meisten dramatisches Leben hatten, wie z. B. die nach der G. Sand bearbeiteten Dramen „Im Walde" und „Die Grille". Wie wenig Gewicht sie auf künstlerische Behandlung legte, ist schon daraus ersichtlich, daß sie zu Vorspielen, wie in „Hinko" oder zu Nachspielen, wie in „Elisabeth von England. Historisches Original-Drama in 5 Akten und einem Vorspiel" (1841) ihre Zuflucht nahm, daß sie Dramen in zwei, drei und vier Stücke zerlegte, die sie Abtheilungen nannte, wie in „Mutter und Sohn", „Dorf und Stadt", „Die Frau im Weiß", „Nacht und Morgen" u. a. m.; daß sie endlich zwischen den einzelnen Abtheilungen ungebührlich lange Zeiträume verfließen ließ. So spielt in „Nacht und Morgen" die zweite Abtheilung zwei Jahre später als die erste, die dritte drei Jahre später als die zweite, die vierte sieben Jahre später als die dritte, in „Iffland. Zeitbild in drei Abtheilungen und 4 Akten" (1858) spielt die erste Abtheilung zu Hannover im J. 1777, die zweite zu Mannheim im J. 1793, und die dritte zu Berlin im J. 1808, so daß die Handlung in „Nacht und Morgen" 12 Jahre, in „Iffland" 31 volle Jahre dauert. Daß die Dichterin es mit der poetischen Wahrheit, so wie auch nur mit der gemeinsten Wahrscheinlichkeit nicht genau nimmt, haben wir schon angedeutet. In dieser Beziehung ist sie wohl noch unübertroffen und hoffentlich auch unübertrefflich; denn sie macht das Unmögliche möglich, damit „Er Sie und Sie Ihn bekomme", was ja der Wunsch jedes sentimentalischen Gemüths ist, weshalb sie auch so vielen Beifall erwarb; sie wendet Mittel an, die mehr als abenteuerlich sind. Damit im „Pfarrherrn. Original-Schauspiel in 5 Akten" (1848) der Dorfpfarrer Bernhard Mertens, der Sohn eines Bauern, die Tochter des Ministers Grafen Ernst von Wardeck erhalte, mußte dieser von seiner Stelle entlassen werden, und nach Amerika auswandern. Noch großartiger verfährt sie in „Hinko". Dieser, der Sohn eines verstorbenen Nürnberger Schultheißen, wird in Prag, wo er studierte, durch die Bosheit seines Bruders zu einem Duell veranlaßt, in welchem sich sein Gegner, ein Böhme, tödtlich verwundet stellt. Um der Todesstrafe zu entgehen, entflieht er, doch wäre er von den Verfolgern eingeholt worden, wenn er sich nicht in das Haus des Henkers geflüchtet hätte, wo er drei Tage lang sicher ist. Nach Verfluß derselben muß ihn der Henker ausliefern, oder der Flüchtling muß sich entschließen, Henkersknecht zu werden. Hinko ergreift diesen Ausweg, um der Hinrichtung zu entgehen, aber zugleich auch, weil er sich in die Tochter des Henkers verliebt hatte. Nach einiger Zeit wird Hinko, weil er den König Wenzel beleidigt hatte, zum Tode verurtheilt, und er erwartet vor dem Throne des Königs, daß er auf das Schaffott geführt werde, als seine Mutter erscheint, und diese durch unwiderlegliche Zeugnisse beweist, daß Hinko eigentlich König von Böhmen sein sollte, da er der Sohn des verstorbenen Kaisers Karl, Wenzel aber der Sohn des Nürnberger Schultheißen ist, es seien nämlich Beide bald nach ihrer Geburt vertauscht worden. Natürlich wird Hinko begnadigt, Wenzel macht ihn ehrlich, schlägt ihn zum Ritter und ernennt ihn zum Herzog von Solonia. Nun soll er eine Gräfin heirathen, aber er will des Henkers Tochter Marlitte zum Weibe; der König giebt es nicht zu, die Gattin eines Herzogs, sagt er, muß ehrlich geboren sein. Aber auch dafür weiß die Dichterin Rath; Marlitte ist die Tochter Herzogs Friedrich von Oesterreich. Denn Jost der Henker ist eigentlich ein Graf von Heppersmyl, dem der Herzog Friedrich seine Braut entführt hatte und den er erschlug. Verfolgt, hatte er sich wie Hinko in des Henkers Haus gerettet, dem er nachfolgte; die Tochter des Herzogs und seine ehemalige Braut hatte er geraubt und

sie als sein Kind erzog — Was will man mehr? — Aehnliche Kunststücke, wenn auch nicht immer grandios, finden sich in beinahe allen Dramen der Dichterin, und beinahe auf alle läßt sich Schillers Wort anwenden „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Charlotte Birch-Pfeiffer ist äußerst fruchtbar gewesen, wir kennen etwa 70 Dramen von ihr, aber sie hat jedenfalls wenigstens ein halbes Dutzend mehr geschrieben; auch hat sie sich in allen möglichen Arten und Abarten versucht; wir haben von ihr Schauspiele, Nationalschauspiele, in welchen das Volksleben freilich nur nach seinen äußerlichsten Erscheinungen aufgefaßt wird, Intriguenstücke, Local-, Zeitgemälde oder Charakterbilder und ländliche Charaktergemälde, Charakterlustspiele, aber wie sie ihre Dramen auch bezeichnen möge, es tragen alle den nämlichen Stempel. Am Gelungensten sind die Intriguenstücke, z. B. „Anna von Oesterreich. Intriguenstück in 5 Akten und einem Nachspiel" (1850), „Ein Ring. Original-Intriguenstück in 5 Akten" (1859), zu welchen jedoch andre gehören, die nicht gerade als solche bezeichnet sind, z. B. „Mazarin. Historisches Original-Schauspiel in 4 Akten" (1852), „Die Marquise von Villette. Original-Schauspiel in 5 Akten" (1844), aus welcher wir die letzten Scenen mittheilen, zu deren Verständniß wir nur bemerken, daß Ludwig XIV. in Folge des Einflusses der Frau von Maintenon entschlossen war, das Haus Hannover nicht anzuerkennen, was England als Bedingung des abzuschließenden Friedens forderte, und eben so die Marquise von Villette nicht dem englischen Gesandten Lord Bolingbroke zur Frau zu geben, weil derselbe Protestant und von einer frühern Gattin geschieden war. Der König verliebt sich in die Marquise und will daher den Lord aus Frankreich entfernen, Frau von Maintenon hat des Königs Neigung bemerkt und will deshalb die Marquise entfernen.

Aus „Die Marquise von Villette".

Zehnte Scene.

Maintenon. Ludwig.

Ludwig (mit leuchtendem Gesicht, einen Blumenstrauß in der Hand, aus dem Cabinet links). Ah, Madame — schon Toilette gemacht? — Sie beschämen uns. Ich wollte Sie in Ihrem Boudoir überraschen (er küßt ihr die Hand), aber Françoise läßt es sich nicht nehmen, uns Ueberraschungen zu bereiten. (Ihr den Strauß reichend, galant.) Sie sehen, daß Sie heute mein erster Gedanke waren!

Maintenon (ganz Liebenswürdigkeit). Sire — Sie sind sehr gütig, meinen Winter mit so viel Frühling zu schmücken!

Ludwig. Sprechen Sie mir nicht von Winter — wer wird daran denken — nur wer es will, wird alt. (Galant.) Sie, Françoise, verstehen es trefflich, diesen Feind abzuhalten.

Maintenon (scharf). In der That, Sire? — Sie scheinen heute sehr heiter! Da haben Sie wohl eine sehr gute Nacht gehabt?

Ludwig (mit innerem Vergnügen). Ich habe himmlisch geschlafen, allerliebst geträumt, und es ist mir zu Muthe, als ob ich in sechs Stunden dreißig Jahre zurückgelebt hätte! —

Maintenon (mühsam ihren Aerger bekämpfend). Wirklich, Sire? Da sind Sie beneidenswerth — mir ist so ernst zu Sinne, als ob ich seit gestern um dreißig Jahre gealtert hätte! —

Ludwig (das Wort ergreifend). Oh, Madame — das kommt von Ihrer Art zu sein, die täglich finstrer wird! Unter Ihren Damen und Kammerfrauen ist nicht Eine, bei welcher das halbe Jahrhundert nicht übervoll wäre. Es muß mehr Leben in Ihre Umgebung. Ich habe Ihnen für erheiternde Gesellschaft gesorgt. Ich mache Ihre Nichte Villette zur Kammerdame; sie wird hier in Versailles wohnen — dann bekommt Ihre Umgebung schnell eine andere Physiognomie.

Maintenon (fein). Allerdings — und jedenfalls eine hübschere. Aber was sagt denn meine Nichte dazu?

Ludwig (stolz). Sie wird sich hochgeehrt fühlen, Madame.

Maintenon (wie oben). Ohne Zweifel. Aber ein so junges Herz begnügt sich nicht mit der kalten Ehre allein. Sie wissen, Sire, daß sie den Vicomte Bolingbroke leidenschaftlich liebt. Sie wird ihm nach England folgen wollen.

Ludwig (ärgerlich). Den Gedanken muß sie aufgeben! Haben wir nicht schon genug an dieses heillose Land verloren, sollen wir ihm auch noch die Zierde unseres Hofes opfern! —

Maintenon (halb scherzend). Unseres Hofes? —

Ludwig (etwas verlegen). Ich meine, des jungen Hofes.

Maintenon (lächelnd). Ah so. —

Ludwig. Und überhaupt kann ja davon keine Rede sein, nachdem Sie mir mit so triftigen und beschämenden Gründen bewiesen haben, daß ich den Wunsch, diese Verbindung zu Stande zu bringen — aufgeben muß.

Maintenon (in peinlicher Verlegenheit). Sire, — wenn aber dies große Opfer wirklich, wie Sie mir gestern mit so überwiegenden Gründen bewiesen haben, zum Wohle Frankreichs beitragen könnte, so wäre es meine Pflicht —

Ludwig (sie schnell unterbrechend). Sie haben Ihre Pflicht bereits gethan, Madame; Lord Bolingbroke ist ein vortrefflicher Cavalier, aber er ist Protestant — so wäre jeder Gedanke an eine solche Verbindung sündlich. Ich weiß, wie zart Ihr Gewissen ist, und ruchlos müßte ich sein, um ein solches Opfer Ihrer religiösen Grundsätze anzunehmen. — (Beruhigend.) Ohne Sorge, Madame — es kann und soll von dieser Heirath nie wieder die Rede sein. — (Er wendet sich zum Fenster.)

Maintenon (für sich). Großer Gott! So weit ist es schon?

Ludwig (nach einem anderen Gespräch suchend). Ah! — dort fährt der Herzog du Maine vor. (Finster.) Sie werden ihn nicht empfangen, Madame!

Maintenon (erschrocken). Wie, Sire? —

Ludwig. Sie mögen ihm schreiben, daß er Versailles nicht eher wieder zu besuchen hat, bis er Befehl dazu bekommt. Er hat sich auf dem Balle benommen — wie es eher einem Roué meines Neffen Orleans als einem königlichen Prinzen zusteht — Das weiß ich aus sicherer Hand, Madame — er soll die Zeit seiner Verbannung vom Hof dazu benutzen, bessere Lebensart zu lernen. —

Maintenon (sieht verletzt und beschämt vor sich nieder).

Eilfte Scene.

Vorige. Launoy. Gleich darauf Bolingbroke.

Launoy. Madame!

Ludwig (schnell). Was giebt es, Launoy?

Launoy (stellt sich überrascht). Vergebung, Sire — ich wußte nicht — Lord Bolingbroke bittet —

Ludwig (sehr froh, daß die Unterredung unterbrochen wird). Ah — nur herein! Nicht wahr, Madame, Seine Herrlichkeit ist willkommen?

Maintenon. Sire, Sie sind Herr, wo Sie sind. — Launoy (öffnet die Thüre).

Bolingbroke (tritt ein).

Ludwig (ihm entgegen, sehr verbindlich und heiter). Ah, Mylord — nach einem Balle sind Sie sehr früh zur Hand, uns das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu gönnen.

Bolingbroke (erst den König, dann Madame de Maintenon begrüßend). Sire — ich habe auf Ihre Nachsicht für diese frühe Stunde gehofft — mein Geschäft eilt.

Ludwig (verwundert). So? —

Bolingbroke. Ein Courier brachte in dieser Nacht meine Abberufung. Das Ministerium bedarf meiner — und da die Regierung die Fruchtlosigkeit meiner Bemühungen in Frankreich kennt, scheint sie mich meinen übrigen Verpflichtungen nicht länger entziehen zu wollen.

Ludwig (mit Stirnrunzeln). Hm! — Das heißt: da wir noch keinen Frieden geschlossen — ist der Waffenstillstand zu Ende und der Krieg beginnt mit erneuter Wuth! —

Bolingbroke (zuckt die Achseln). Sire — ich weiß nicht, was das Parlament beschließen wird.

Ludwig (gütig). Was es auch sei, Mylord, es wird mich nicht abhalten, Sie zu bewundern, Sie hochzuschätzen und Ihre schnelle Abreise zu beklagen! Jedenfalls kann ich Ihnen die Versicherung zum Geleite geben — daß Ihre Anwesenheit nicht vergebens war, und daß die Möglichkeit des Friedens nicht mehr so fern liegt als vor wenig Tagen.

Bolingbroke (froh. überrascht). Sire — darf ich hoffen? —

Ludwig (lächelnd). Wir werden ja sehen.

Maintenon (sieht ihn groß an).

Ludwig (fortfahrend). Madame werden sich, durch die Nothwendigkeit gedrängt — meinen Ansichten vielleicht bald geneigter zeigen.

Bolingbroke (mit einem ernsten Blick auf sie). Darf ich diese Worte deuten, Madame? —

Maintenon (mit niedergeschlagenen Augen). Es giebt freilich Combinationen der Verhältnisse, die einen König zwingen können, seine persönlichen Ansichten dem Wohl seines Volkes zu opfern!

Ludwig (mit frohem Staunen). Ah, Madame — ich habe Sie lange nicht so liebenswürdig gesehen.

Bolingbroke. Sire, große Geister wissen selbst im Augenblick des Rückzugs sich als Sieger zu beweisen.

Ludwig. Wie sehr hätte ich gewünscht, Mylord, Sie auch in andern Beziehungen zufrieden scheiden zu sehen! Aber es giebt Grundsätze, mit deren Aufopfernug man das Gewissen einer Frau nie belasten darf (mit einem lächelnden Blick auf Maintenon), wenn man seine häusliche Ruhe liebt! Doch, Mylord, wir haben Sie schon zu lange hier aufgehalten. — Ich hoffe, Sie diesen Abend noch Einmal zu sehen, um Ihnen einen Beweis meiner innigen Dankbarkeit zu geben.

Bolingbroke (sich verbeugend). Sire — Madame — Gott erhalte Sie!

Maintenon. Mylord — wenn der König Ihnen eine so frohe Aussicht gewährt, so darf ich hinter der Großmuth Seiner Majestät nicht zurückbleiben — (mit einem Blick auf Ludwig) und hoffe zu beweisen, daß eine Frau ihre Grundsätze unbeschadet des häuslichen Friedens opfern kann — wenn es gilt, den Wünschen ihres Gebieters zu begegnen. (Sie geht nach dem Hintergrund und öffnet die Thüre rechts, indem sie Marion die Hand reicht und sie vorführt.)

Françoise, Caylus, Dangeau und Nanon (folgen und drücken ihr Erstaunen, ihren Charakteren gemäß, aus).

Maintenon (fortfahrend). Ich glaube, mich nicht zu täuschen, wenn ich voraussetze, daß die Marquise von Villette den Auftrag mit Freuden übernehmen wird, an Ihrer Seite, Mylord, das Andenken Frankreichs für immer in Ihrem Herzen auf die angenehmste Weise lebendig zu erhalten.

Ludwig (eilt an Bolingbroke vorüber, faßt die Hand der Maintenon und zieht sie in die Mitte der Bühne, leise). Was thun Sie, Madame? —

Maintenon (eben so, fein lächelnd). Ich rette die Ehre meiner Nichte — welche der blaue Domino mit all seiner Macht schwerlich wieder herzustellen vermöchte.

Ludwig (fährt zusammen und sieht vor sich nieder).

Maintenon (laut). Gewiß darf ich mir schmeicheln, daß Sie mit mir zufrieden sind, Sire? —

Ludwig (zu sich selbst kommend, freundlich). Wie immer, Françoise! Sie sind die klügste Frau Frankreichs — und die beste Freundin Ihres Königs. (Zu Marion.) Geben Sie mir Ihre schöne Hand, abtrünnige Französin —

Marion (thut es mit einem seligen Lächeln).

Ludwig (fährt fort, indem er sie zu Bolingbroke führt). Und gehen Sie in Gottes Namen zum Feinde über! Unser Segen begleitet Sie!

Bolingbroke (Marion umschlingend). Sire! —

Marion (mit Laune). Sie sollen in England eine treue und verschwiegene Alliirte in mir haben, Sire! —

Ludwig (mit einem neidischen Blick auf die Gruppe). Nun dann haben wir bald dort Friede — wie (er faßt die Hand der Maintenon) hier! (Indem er sie küßt.) Nicht wahr, Françoise? —

Eligius Franz Joseph, Freiherr von Münch-Bellinghausen.

Eligius Franz Joseph, Freiherr von Münch-Bellinghausen, geb. am 2. April 1806 zu Krakau, beschäftigte sich als Knabe vorzüglich mit einem kleinen Theater, für das er sogar ein Stück schrieb. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien bezog er die Universität in Wien, wo er zuerst Philosophie, dann die Rechte studierte. Dort wurde er mit Bauernfeld, Seidl, Lenau, Halirsch u. A. bekannt; doch meist abgeschlossen lebend, gelangte er frühzeitig zur geistigen Selbstständigkeit, so daß er schon im 20. Jahre seine Studien vollendet, sein erstes Trauerspiel geschrieben, in den Staatsdienst getreten und sich verheirathet hatte. Stets arbeitend, scheute er sich lange vor der Oeffentlichkeit; dem Einflusse seines ehemaligen Lehrers Michael Enk von der Burg, mit dem er 1833 wieder in Verbindung trat, gelang es, diese Scheu zu überwinden; er bewog ihn, seine „Griseldis" unter dem Namen Friedrich Halm dem Hofburgtheater zu übergeben, wo sie 1835 unter großem Beifall aufgeführt wurde. Aber auch auf seine poetische Entwickelung hatte Enk großen Einfluß, theils durch seine geschmackvolle und liebreiche Kritik, theils dadurch, daß er ihn zum Studium der dramatischen Literatur der Spanier anregte, deren Pracht der Diction und eigenthümliche rhetorische Bewegung er nicht ohne Glück ablauschte. Im J. 1840 wurde er zum niederöstreichischen Regierungsrath ernannt, welche Stellung er 1845 mit der eines ersten Custos der Hofbibliothek vertauschte, was seiner angebornen Neigung für Kunst und Wissenschaft mehr zusagte. Im J. 1848 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1866 an Laubes Stelle zum Generalintendanten des k. Hofburgtheaters ernannt; doch legte

er bereits Ende 1870 dieses Amt wieder nieder. Er ſt. zu Wien am 22. Mai 1871. Seine Dramen gehören zu den besten Erscheinungen der Gattung, wenn sie auch nach mancher Seite Vieles zu wünschen übrig lassen. Vor Allem ist die kunstgerechte Anlage und Entwickelung seiner Dramen zu loben, die schon deshalb einer großen Wirkung auf der Bühne fähig sind, einer Wirkung, welche durch die schöne, ja man darf sagen, glänzende Sprache mit ihren harmonisch fließenden Versen mächtig gehoben wird, deren Reinheit nur selten wunderliche Eigenthümlichkeiten stören. Seine Gestalten grenzen zwar oft an das Unwahrscheinliche, ja selbst an das Unnatürliche, aber er versteht es, sie auch dann so individuell zu gestalten, ihre Eigenthümlichkeit so meisterhaft zu motivieren, daß man den Mangel an innerer Wahrheit leicht vergißt, wie man bei einem Märchen das Wunderbarste als wirklich anzunehmen geneigt ist. Das Unnatürliche in Halms Dramen ist durch die Stoffe bedingt, die er aus Vorliebe wählt, so wie auch die übrigen Mängel, die allzu große Weichheit und Sentimentalität, das vorherrschende lyrische Element, die rhetorische Breite eine nothwendige Folge dieser Stoffe sind, die beinahe sämmtlich mit der Absicht gewählt sind, außerordentliche psychologische Erscheinungen zur Anschauung zu bringen. Dieß tritt schon in „Griseldis" (1833) hervor, in welcher er die bekannte Novelle des Boccaccio dramatisch behandelt.

Halm weicht in wesentlichen Punkten von seiner Quelle ab. Er verlegt die Handlung in die sagenhafte Zeit des Königs Artus, wozu ihn vielleicht die Betrachtung bewog, daß das barbarische Benehmen Percivals eher zu diesen Verhältnissen passe als zum spätern Mittelalter. Auch weicht er am Schluß ab und zwar zum Vortheil des Dramas, dagegen ist das Motiv, welches den Gatten der Griseldis zur Prüfung derselben bewegt, geradezu unglücklich und widerlich. Während Boccaccio über dieses Motiv in Zweifel läßt, wird Percival bei Halm durch eine Wette veranlaßt, die Treue und Hingebung seiner Gattin auf die unwürdigste und eine wahrhaft barbarische Weise zu prüfen. Dieß ist zwar bei dem Italiener auch der Fall, aber was bei dem Erzähler Mitleid erregt, erregt bei dem Dramatiker Abscheu, da uns die Seelenfoltern, denen der grausame Gatte sein Weib unterwirft, in der lebendigsten Anschaulichkeit vor die Augen gerückt werden, ja selbst der Dichter erscheint grausam, indem er in dem Verhältniß der armen Griseldis zu ihren Eltern neue Seelenqualen erfindet, die in der That für die Entwickelung des Ganzen nicht nöthig waren. Glücklich erfunden ist dagegen, daß Griseldis, nachdem sie ihr Kind einem ungewissen Schicksal hatte überlassen, nachdem sie sich von dem geliebten Manne hatte trennen müssen, doch entschlossen ist, sein Elend zu theilen, da er als Geächteter zu ihr seine Zuflucht nimmt. Nicht weniger glücklich ist, wie schon erwähnt, der Schluß, da Griseldis, als sie erfährt, daß Alles nur Schein gewesen, um sie zu prüfen, nicht wie bei Boccaccio zu ihrem Gemahl zurückkehrt, sondern, über dessen grausame Lieblosigkeit empört, sich auf immer von ihm trennt und zu ihrem Vater zieht, in dessen wahrer Liebe sie den einzigen Trost über das verlorene Glück findet.

Nicht weniger peinigend ist „Der Adept. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1836), in welchem Halm eine Art Faustiade zu geben, und den ewigen Satz zur Anschauung zu bringen beabsichtigte, daß selbst die edelste Absicht nicht ihren Zweck erfülle, ja selbst das Gegentheil herbeiführe, wenn sie auf unsittlichem Weg angestrebt werde. Holm sucht das den Menschen von der Gottheit weislich verborgene Geheimniß, Gold zu machen, in der Absicht, mit seinem Reichthum die Armen und Verfolgten zu unterstützen; er findet das Geheimniß, aber schon seine ersten Schritte sind verbrecherisch; er verläßt Weib und Kind, um das Geheimniß nicht mit Dem theilen zu müssen, der ihm dabei behülflich war. Das Bewußtsein, durch sein Gold die Menschen zu beherrschen, macht ihn stolz und übermüthig, die Leichtigkeit, alle seine Wünsche zu erfüllen, stürzt ihn in Genußsucht. Wohl gelingt ihm manches gute und edle Werk, aber er erndtet nur Undank, da seine ganze Umgebung von Gelddurst ergriffen wird. Da sich schon Alles gegen ihn verschworen hat, erscheint sein Mitarbeiter, um ihn an sein Versprechen zu mahnen, und er wird zum Mörder. Er entflieht in die Alpen, wo er Schutz bei einem armen Hirten findet, aber auch Dieser verräth ihn, von Habsucht getrieben, an seine Verfolger und er giebt sich den Tod, nachdem er noch sein Weib im tiefsten Elend gefunden und die Todtkranke ins Grab gelegt hat. Wie „Griseldis"

ist auch „Der Adept" reich an trefflichen Stellen (Holms Monolog), schönen, oft erhabenen Gedanken, reich an neuen, wahrhaft poetischen Bildern; die dramatische Behandlung ist untadelhaft und namentlich ist die Exposition meisterhaft, aber bei alle dem macht das Ganze keinen erfreulichen Eindruck, weil die Tendenz zu mächtig hervortritt, und die Motive zu gleichförmig sind.

„Camoens. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge" (1837) ist ohne Handlung aber reich an lyrischen Schönheiten. In „Imelda Lambertazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen" (1838). giebt uns der Dichter eine Variation von Shakespeares „Romeo und Julie"; auch hier ist der Kampf zweier feindlicher Geschlechter dargestellt, der mit dem Untergange derselben endet, und auch hier sind zwei Liebende das Opfer dieser Feindschaft. Einen widrigen Eindruck macht selbst beim Lesen, daß Imelda das Gift aus der Wunde des Geliebten saugt und daran stirbt. Der Dichter wollte offenbar das hergebrachte Motiv des Selbstmordes vermeiden, ist aber bei der Wahl des neuen Motivs nicht vom Glück begünstigt gewesen. Der Einfluß des Spanischen Theaters wird in dem Trauerspiel „Ein mildes Urtheil" schon darin sichtbar, daß es in vierfüßigen Trochäen abgefaßt ist, die seltsamer Weise Ein Mal mit trochäischen Tetrametern vertauscht werden. „König und Bauer. Lustspiel in 3 Aufzügen" (1841), ist mit großem Geschick frei nach dem Spanischen bearbeitet.

Noch größeren Beifall als „Griseldis" erwarb sich „Der Sohn der Wildniß. Dramatisches Gedicht in 5 Akten" (1842), in welchem die Macht der Liebe ungefähr in dem nämlichen Sinn dargestellt wird, wie in Heyses „Braut von Cypern", zugleich aber auch der Gegensatz der sittlichen Hoheit der uncultivierten Barbaren und der Selbstsucht der feingebildeten Griechen zur Anschauung gebracht wird. Myron, ein Waffenschmied aus Massalia, wird von barbarischen Tectosagen gefangen. Umsonst sucht seine Tochter Parthenia, die Freunde zu bewegen, das geforderte Lösegeld zu geben. Verzweifelnd geht sie in das Land der Räuber, um sich für ihren Vater als Sclavin anzubieten. Sie weiß durch ihr kluges und muthiges Benehmen, ganz besonders aber durch ihre holde Weiblichkeit dem Häuptling Ingomar Achtung abzugewinnen, die allmählich in leidenschaftliche Liebe übergeht, so daß er sich endlich entschließt, ihr nach Massalia zu folgen und sich den feineren Sitten der Griechen anzubequemen. Bald darauf erscheinen die Tectosagen vor Massalia, dessen Bewohner, von Furcht erfüllt, dem Ingomar unter dem Versprechen, ihm nebst Haus, Geld und Bürgerrecht Parthenia zur Gattin zu geben, zumuthen, seine Landsleute zu verrathen. Da er diese Zumuthung mit Abscheu zurückweist, wird ihm mit Verbannung gedroht; er aber entschließt sich, Massalia zu verlassen, ob er gleich damit alle Hoffnung auf den Besitz der Geliebten aufgeben muß. Parthenia aber, welche die ganze Größe des Jünglings erkennt, gesteht ihm ihre Liebe und ist bereit, ihm zu den Seinigen zu folgen. Da jedoch die Tectosagen nicht in feindlicher Absicht gekommen waren und der Friede nicht gestört wird, ist die Flucht der Liebenden nicht nöthig; Ingomar wird zum Bürger aufgenommen und erhält Parthenias Hand. Bei aller Einfachheit der Handlung erregt dieselbe doch unser Interesse, das sich mit jedem Akte steigert; und doch hat der Dichter weit mehr Gewicht auf die Darstellung der Seelenstimmungen gelegt, als auf die Entwickelung der Handlung, die ihm nur ein Mittel war, jene zur Anschauung zu bringen. Daher hat das Drama einen vorwiegend lyrischen Charakter, der sich schon darin ausspricht, daß sich überall der Reim vordrängt, was aus dem nämlichen Grund auch bei andern Dramen des Dichters der Fall ist.

Eine Art Gegenstück zum „Sohn der Wildniß" bildet des Dichters letztes Drama „Wildfeuer". Ein Mädchen, das als Knabe erzogen wurde und sich selbst für einen Jüngling hält, wird durch die Liebe zum Bewußtsein ihrer Weiblichkeit gebracht. So gewagt der Stoff ist, so muß man gestehen, daß es dem Dichter in vortrefflicher Weise gelungen ist, das allmähliche Erwachen der weiblichen Natur und deren endlichen Sieg über die naturwidrigen Verhältnisse zur Anschauung zu bringen.

Von den früheren Dramen „Sampiero" (1844), „Eine Königin" (1847) und dem Lustspiel „Verbot und Befehl" (1848) erwähnen wir nur, daß das erstere in kräftiger Prosa geschrieben ist, das zweite ein rührendes Bild einer großen weiblichen Natur giebt, das Lustspiel endlich ein geistreich durchgeführtes Intriguenstück ist, in welchem die Eigenthümlichkeit der venetianischen Staatsverfassung trefflich zur Anschauung gebracht wird.

Unter allen Dramen Fr. Halms hat der „Fechter von Ravenna. Trauerspiel in 5 Akten" (1854) das meiste Aufsehen erregt, weil man es für ein Plagiat von des Schulmeisters Franz Bacherl abgeschmackter Tragödie „Die Cherusker in Rom" (Nördlingen 1856) ausgeben wollte. Es ist allerdings nicht unmöglich, daß Halm Kenntniß von diesem Machwerke hatte, und daß es ihn auf den schönen Stoff aufmerksam machte, aber wenn Dieß auch der Fall sein sollte, so kann doch von einem Plagiat keine Rede sein, wenn der rohe, in barbarischer Form ausgedrückte Gedanke zu einem poetischen Kunstwerke gebildet wird. Und ein solches Kunstwerk ist unstreitig „Der Fechter von Ravenna", dessen dramatische Anlage und Entwickelung eben so gelungen ist als die Charakteristik der Personen, die mit aller Schärfe der Individualität aufgefaßt sind, so vor Allem der blutdürstige, halb wahnsinnige Caligula und die Germanenfürstin Thusnelda. Dagegen ist ihr und Hermanns Sohn Thumelicus nicht glücklich aufgefaßt, da er nicht bloß roh, sondern auch geistig verkrüppelt erscheint, ein Charakter, der jeder poetischen Behandlung widerstrebt. Wollte ihn aber der Dichter nicht so ganz verthiert aufgefaßt wissen, so ist es nicht denkbar, daß er den Aussichten, ein hochgebietender Fürst zu werden, hätte widerstehen können, wenn auch angenommen werden wollte, daß das Erscheinen der Mutter ohne alle Wirkung auf sein Gemüth bleiben konnte. In „Iphigenia in Delphi" (1856) hat Halm seine Kunst in der dramatischen Behandlung des Stoffs nicht bewährt; die Exposition ist zu episch, und die Lösung ist ungeschickt durch zufälliges Erschei-

nen des Orestes herbeigeführt. Vortrefflich ist dagegen der Gegensatz im Charakter der beiden Schwestern Iphigenia und Elektra.

Aus „Der Sohn der Wildniß".

Fünfter Akt.

Ingomar. Es ist vorbei; dahin ist Alles, Alles!
Die Zukunft lag so hell, so licht vor mir;
Denn hätt ich sie auch niemals mir verdient,
Ich hätt sie doch vielleicht errungen!
Doch nun fuhr Alles, Alles hin! Nie wird
Sie mein sein, nie! Selbst sehen werd ich sie,
Selbst ihrer Stimme Klang nicht mehr vernehmen!
Nie mehr! —
Nur ja zu sagen braucht' ich! Aber hätte
Ich tausend Jahr auch Frist, mich zu bedenken,
Nein müßt ich sagen, nein und wieder nein! —
Mag sein, zu derb und rauh war meine Rede,
Wo gleichen Dienst auch mildre Worte thaten;
Ich fand sie aber nicht; ich kann nicht fälschen,
Was echt und wahr mir aus der Seele quillt!
Das eben ists! Und lernt' ich Jahre lang,
Ich lernt' es nicht und werd es niemals lernen!
Ich bin ein Wilder und hinaus zum Thier des Waldes,
Zu meines Gleichen stößt mich das Geschick!
Was säum ich noch? Hinweg denn, fort, hinaus!
Und sperrt ihr feiger Argwohn mir das Thor,
Daß nicht mein Volk zur Rache ich bewehre,
Ich sterbe oder brech durch ihre Speere!
Ich will, muß fort —

Parthenia (die während der letzten Worte Ingomars aus dem Hause getreten ist, und sich ihm unbemerkt genähert hat).

Fort willst Du, Ingomar?

Ingomar. Die Götter wollens so! Wir müssen scheiden,
Und gegen Götter ist kein Widerstand!

Parthenia. Du gehst, und wohin gehst Du?

Ingomar. Frag mich nicht,
Wohin ich gehe? Sind auf Erden doch
Zwei Orte nur für mich! Ein Himmel, wo
Du bist, und wo Du nicht bist, eine Wüste,
Und dahin geht mein Weg; der Sohn der Wildniß,
Zurück zur Mutter lenk ich meinen Schritt;
Sie gab mir Treue als mein Erbtheil mit
Und schützend will ich Jenen sie bewahren,
Die meine Brüder sind, wenn auch Barbaren!
Denn ohne Treue schwankt, ein Kahn im Meer,
Ein Rohr im Wind, die Seele hin und her,
Und dacht ich anders einst, ich habs empfunden
Fürs ganze Leben, seit ich Dich gefunden,
Denn wie kann lieben, wer nicht Treue hält!

Parthenia. Und Du willst fort —

Ingomar. Ich muß. Ich dank Dir Vieles!
War rohe Kraft mir sonst der Größe Maß,
Und schien das Leben mir ein voller Krug,
Nur lockender, je mehr er überschäumte,
Du flochtest mir den Kranz um seine Ränder;
Du lehrtest an der Kraft mir Mäßigung,
Am reichen Stoff die edlen Formen ehren;
Du lehrtest mich der Liebe Zauber kennen,
Der Liebe, deren Glück das Loos der Götter,
Und deren Schmerz selbst noch Entzücken ist!
Dies Alles dank ich Dir, und zu vergelten
Gedacht ichs einst mit solchem Maß des Glückes,
Wie keinem Weib noch zugemessen ward!
Doch Das ist nun vorbei, und im Verluste
All meines Glückes, jeder Hoffnung bar,
Ist nur Ein Trost, ich that so wie ich mußte!
Und so leb wohl! Dein Bild begleitet mich,
Bewahre meins. Parthenia, leb wohl!

Parthenia. Und jetzt gleich willst Du fort! Du sollst nicht — Nein,
Nicht jetzt gleich —

Ingomar. Jäher Tod hilft sanft hinüber;
Wer langsam stirbt, der stirbt zehntausend Mal!
Ich weiß, Du siehst mich ohne Schmerz nicht gehen,
Und das genügt! Leb wohl!

Parthenia. Du willst es so;
Ich halte Dich nicht länger! — Doch Dein Schwert,
Das, kommend, Du dem Vater anvertraut,
Du hast Dein Schwert vergessen!

Ingomar. Fahr es hin!
Die Hoffnung wand es einst mir aus den Händen
Und jetzt, jetzt —

Parthenia. Nein, Du sollst Dein Schwert nicht missen;
Du gabst es mir, ich geb es Dir zurück!
(Sie geht rasch ins Haus ab.)

Ingomar. Du sollst nicht, sag ich — Bleib — Umsonst, sie geht!
So dehnt zu Jahren sich die herbe Stunde,
Und immer heißer quillt mein Schmerz empor,
Als wollt er tödten, und er tödtet nicht!
O Schmach und Hohn! Ein Stückchen Stahl zerfägt
Des Lebens Band, dem schärfern Stahle aber,
Dem tiefen Weh der Seele hält es Stand!

Parthenia (mit dem Schwerte zurückkehrend). Hier ist Dein Schwert, und blank, wie Dus gegeben,
Bewahrt' ich Dirs! —

Ingomar (nach dem Schwerte langend). Hab Dank!

Parthenia. Nein, laß, ich will
Dirs tragen —

Ingomar. Wie, was sagst Du?

Parthenia. Trug ich einst
Dir Speer und Schild, warum jetzt nicht das Schwert?

Ingomar. O damals — Nein, Du sollst nicht das Geleit
Mir geben — Hier gleich, laß gleich hier uns scheiden!

Parthenia. Nein, Ingomar, ich will Dein Schwert Dir tragen!

Ingomar. Wohlan denn — bis zum Markte —

Parthenia. Bis zum Markt —
Nein, noch ein Stückchen weiter — bis ans Thor —
Noch weiter, bis zum Meer, und übers Meer
Hinaus, und über Berg und Thal und Ströme,
Nach Ost und West, wohin Dein Lauf sich kehrt,
Wohin Dich irrend Deine Schritte tragen,
So lang mein Herz pocht, meine Pulse schlagen,
So lang ich athme, trag ich Dir Dein Schwert!

Ingomar. Parthenia, Du willst —

Parthenia (das Schwert fallen lassend, und Ingomar umschlingend). Dir folgen, folgen,
Wohin Du gehst; Dein Weg soll meiner sein,
Dein Ziel sei meines, wo Du Hütten baust,
Da sei mein Vaterland; die Sprache, die
Von Deinen Lippen tönet, will ich reden;
Was Dich beglückt, Das soll mir Wonne sein,
Und was Dich schmerzt, Das will ich mit erleiden!
Dein bin ich, Dein, und Nichts von Scheiden mehr! —

Ingomar. Ihr ewgen Götter! Täuscht mich Traumeswahn?
Du liegst an meiner Brust, Du liebst mich, Du.
Massalias Kind, den Fremdling, den Barbaren!

Parthenia. O nenn Dich mir mit diesem Namen nicht!
Was sind wir gegen Dich? Wie starrten sie
Beschämt, verstummt Dich an, die stolzen Griechen,
Als Du, der Sitte hier zu lernen kam,
Sie ihnen lehrtest, jene heilge Sitte,

Die uns die Götter in das Herz geprägt!
Wie groß, wie herrlich standest Du vor mir,
Als Du, um recht zu thun, mehr als Dein Leben,
Die Hoffnung Deines Lebens aufgegeben!
Wie schämt' ich mich, daß ich Dich lehren wollte,
Und was denn lehren? Was sie selbst mir erst
Durch lange Jahre mühsam angelernt,
Ohnmächtge Formen, Worte, Flittertand;
Du aber hattest aus der Götter Hand
Unmittelbar das echte Gold empfangen,
Den Drang der Seele, der das Gute muß!
Und ich — ich hatte thöricht mich vermessen,
In Lügenform Dein wahrhaft Herz zu pressen!
Vergieb, vergieb mir! Jetzt erkenn ichs klar,
Ein Grieche sein ist Nichts, und Alles, Alles,
Ein wahrhaft menschlich Herz im Busen tragen!

Ingomar. Parthenia, mein, die Sinne schwinden mir,
Mein, mein —

Parthenia. Ich war ja längst schon Dein! Ich wars,
Seitdem Du weinen lerntest und Dich fürchten;
Seit Deiner Hand, die meinem Leben drohte,
Das nackte Schwert entsank; seit jenem Tag
Belebte Ein Gedanke unsre Seelen,
Ein Wunsch, Ein Hoffen unsrer Herzen Schlag,
Und strebt' ich, mädchenhaft Dirs zu verhehlen,
Ich liebte mehr nur, mehr Dich jeden Tag;
Ich liebte Dich, heut lernt' ich Dich verstehen,
Und meint' ich sonst, zu Dir herabzusehen,
Und wähnt' ich stolz, Du solltest mich verdienen,
Und legt' ich Dir so harte Prüfung auf,
Laß dienend mich so blinden Stolz nun büßen,
Denn lieberkauft, und Dein in jedem Sinn
Als Weib, als Magd, als Sklavin sink ich hin,
Und beuge mich im Staub zu Deinen Füßen!

Ingomar (sie rasch aufhebend). Zu meinen Füßen, meine Sklavin! Nein;
Zwei Stämme Einer Wurzel laß uns sein,
Empor in Eines Himmels Wölbung dringend,
Unlösbar fest in Eins die Zweige schlingend.

Julius Leopold Klein.

Wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß selbst ausgezeichnete Talente die Höhe nicht erreichen, die man von ihnen zu erwarten berechtigt wäre, weil sie sich nicht künstlerisch zu mäßigen und zu beschränken wissen. Diese Bemerkung drängt sich uns bei den Dramen des Dichters wieder auf, den wir jetzt näher zu betrachten haben.

Julius Leopold Klein, geb. im J. 1810 zu Miskolz in Ungarn, verdankte seinem Vater eine sorgfältige Erziehung, der ihm tüchtige Hauslehrer zu wählen wußte. Mit der deutschen Literatur wurde er schon frühe bekannt gemacht, und Schillers Trauerspiele regten schon den zwölfjährigen Knaben zu dramatischen Versuchen an. Auch in den übrigen Unterrichtszweigen machte er so bedeutende Fortschritte, daß, als er mit 13 Jahren in das Gymnasium übertrat, er sogleich in Prima aufgenommen wurde und zwei Jahre darauf die Universität in Wien bezog, wo er besonders geschichtlichen, philologischen und naturwissenschaftlichen Studien oblag. Nach Vollendung des philosophischen Cursus reiste er nach Italien, wo er ein Jahr lang verweilte. Im J. 1830 gieng er nach Berlin, wo er Medicin studierte. Nachdem er als Doctor der Medicin und Chirurgie promoviert hatte, bereiste er Italien zum zweiten Mal und hiernach Griechenland. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er nach Berlin zurück, wo er die Staatsprüfung ablegte, ohne jedoch von der Erlaubniß zu praktizieren jemals Gebrauch zu machen. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Theilnahme an verschiedenen Zeitungen, für welche er Theaterkritiken schrieb, was ihn anregte, selbst für die Bühne zu arbeiten. Zuletzt war er mit einer „Geschichte des Dramas" beschäftigt (s. S. 871), die leider unvollendet blieb. Er st. in Berlin 2. Aug. 1876.

Sein erstes Drama „Maria von Medici. Trauerspiel" (Berlin 1841) ließ schon sein bedeutendes Talent erkennen, aber zugleich auch, zu welchen Abwegen das Ueberwuchern der Phantasie führen kann, da das Drama nicht bloß durch Breite und Unklarheit sündigt, sondern auch manche Geschmacklosigkeit in Wendungen und Bildern darbietet. Der Dichter hatte die Absicht, das Drama zu einer Trilogie zu erweitern, doch erschien nur noch der zweite Theil unter dem Titel: „Luines. Trauerspiel" (Berl. 1842), in welchem die Maßlosigkeit des Dichters noch stärker hervortritt, wie aus dem Gespräch zwischen Luines und den zwei Patres ersichtlich ist, die ihre Ansichten über Reformation in der breitesten Weise aussprechen, nicht weniger aus der Scene mit den Savoyarden, die sich nicht rechtfertigen läßt, da sie mit der Handlung weder äußerlich noch inner-

lich zusammenhängt, auch zur Charakteristik der Zeit, der Sitten und der Personen nicht beiträgt. So ungenügend die beiden Dramen als Ganzes sind, so beweisen doch einzelne Scenen und Charaktere des Dichters reiche Begabung. Von wesentlichem Fortschritt zeugt „Die Herzogin. Lustspiel in 5 Akten" (Berl. 1848), wobei nur zu bedauern ist, daß der Dichter einen an sich gar zu unbedeutenden Stoff gewählt hat. Weit größeres Interesse bietet das folgende Drama „Cavalier und Arbeiter. Soziale Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1850), aber es wird dieses Interesse durch die Behandlung vollständig vernichtet. Gegen diese Tragödie sind die vorhergehenden wahre Muster von künstlerischer Mäßigung; denn hier verfällt der Dichter nach jeder Seite hin in die gewaltsamste Uebertreibung, womit sich noch die größte Unklarheit in der Durchführung der Handlung verbindet. Der Dichter war allerdings befugt, das Elend der arbeitenden Klasse und die Niederträchtigkeit der sie bedrückenden Menschen mit glühenden Farben zu schildern, nicht aber durch Anhäufung von undenkbaren Gräuelthaten und unnatürlich schlechten Charakteren sich nicht bloß gegen die Wahrheit, sondern selbst gegen die Wahrscheinlichkeit zu versündigen.

Ist trotzdem manche interessante Situation anzuerkennen, so ist dagegen „Ein Schützling. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1850) in jeder Beziehung verfehlt, es ist kaum zu begreifen, wie der geistreiche Dichter einen an sich guten Gedanken (es werden darin die beiden Kaiserinnen Josephine und Marie Louise zusammengebracht), so ungeschickt und langweilig bearbeiten konnte.

Dieses Stück deutete auf Abspannung hin; der Dichter mochte es selbst fühlen, da er erst nach langer Unterbrechung wieder mit einem Drama hervortrat, mit welchem er eine neue glücklichere Periode eröffnete. „Maria. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1860), das den nämlichen Stoff hat und die nämliche Tendenz wie Mosens Otto III. behandelt, verliert sich zwar auch öfters ins Uebermäßige, und ist auch von Geschmacklosigkeiten nicht ganz frei, aber wir werden durch die treffliche Charakteristik und die schwunghafte Sprache reichlich für diese Mängel entschädigt. Wenn manche Dichter die einzelnen Begebenheiten nicht motivieren, so tritt uns in „Maria" der seltene Fall entgegen, daß der Dichter zu viel motiviert. Gleich am Anfang sagt nämlich Maria, daß man oft lieben müsse, wo man hassen solle, ohne daß ein Grund für diese Bemerkung vorläge. Der Dichter wollte dadurch auf die Liebe Marias zu Otto, dem Feinde ihres Vaterlands, für dessen Freiheit ihr Gemahl gefallen war, vorbereiten; aber da diese Entwickelung erst viel später erfolgte und jene Bemerkung keine Aufmerksamkeit erregte, so mußte sie alle Wirkung verlieren. Eines der gelungensten Stücke ist „Voltaire. Lustspiel in 5 Akten" (Berl. 1862), in welchem die glückliche Erfindung durch dramatisch wirksame Situationen, geistreichen Dialog und trefflich gezeichnete Charaktere auf das Erfreulichste unterstützt wird. Situationen und Charaktere mögen zwar etwas zu starke Farben darbieten, aber sie sind doch keineswegs unwahr. Unter den Personen ist besonders Richelieu mit entschiedenem Glück behandelt, so auch Voltaire, dessen Abneigung gegen Shakespeare mit Geist und Humor benutzt ist. Im „Strafford. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1862) sind die politischen und religiösen Kämpfe unter Karl I. mit poetischem Sinn zur Anschauung gebracht; die Sprache ist würdig, klar und voll Schwung. Dem Trauerspiel „Moreto" liegt der glückliche Gedanke zum Grunde, die drei größten Dichter Spaniens, Lope de Vega, Calderon und Moreto vorzuführen. Die Handlung ist reich und entwickelt sich rasch und klar, wenn auch manche Breite wegzuwünschen wäre, die Conflikte sind bedeutend und ohne Gewaltsamkeit herbeigeführt, die Charaktere sicher und wahr gezeichnet. Mit heitrer Laune ist die Gestalt des Dieners Olmedo geschildert, in welchem er den Gracioso der spanischen Bühne mit Glück reproduziert hat. Zum Verständniß der mitgetheilten Scene diene Folgendes. Moreto hat als Jüngling mit Donna Lucia aus einem edlen Geschlecht einen Sohn gezeugt. Während einer langen Abwesenheit wird sie nebst dem Kind geraubt; Moreto hält sie für todt. Sie wird von Don Diego gerettet, dem sie sich vermählt; auch das Kind wird, obgleich stark verwundet, gerettet, und lebt als Pflegesohn Lopes unter dem Namen Eliso. Luzia hatte inzwischen dem Diego eine Tochter geboren, die sie einem Gelübde zufolge dem Kloster weihen wollte; da sich Diego dem widersetzte, wurde das Mädchen für todt ausgegeben, heimlich in ein Kloster gebracht, wo sie für ihren künftigen Beruf erzogen wurde. Eliso, der sie kennen lernte, faßte eine heftige Leidenschaft zu ihr, die sie auch erwiederte. Da sie eben den Schleier nehmen sollte, wendet sich Eliso an Moreto und an Lucia, daß sie durch ihre Vermittelung den Eintritt Estelas in das Kloster abwenden. In der Zusammenkunft mit Eliso erkennt ihn Lucia als ihren mit Moreto erzeugten Sohn. Moreto und Diego sind Zeugen dieser Zusammenkunft, halten sie für verbrecherisch; Moreto eilt dem Jüngling nach und ersticht ihn, Diego ermordet seine Frau. Als Moreto den wahren Zusammenhang erfahren, beschließt er, der Welt zu entsagen. Estela vergiftet sich, um mit dem Geliebten im Tod vereinigt zu sein. „Heliodora. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1867), bietet zwar auch manches Gräuelhafte, doch liegt dieses in den Verhältnissen. Die Handlung fällt nämlich in die Zeit des byzantinischen Kaiserthums unter Justinian I., dessen buhlerische Gemahlin Theodora nicht weniger Blutschuld auf sich häufte als ihre Schwester Heliodora, die wie jene früher ebenfalls Schauspielerin gewesen war. Die Herrschbegierde Heliodoras, ihre leidenschaftliche Liebe zu Eugenius, dem siegreichen Feldherrn und Neffen des Königs, ihre Eifersucht auf dessen Braut und spätere Gemahlin bilden den Kern der Handlung, und es zeugt von der Kunst des Dichters, daß auch die der Handlung vorangehenden Thatsachen schon als überlegte Vorbereitungen erscheinen, welche Heliodora getroffen, um dem Eugenius die Weltherrschaft zu sichern, die der edle Jüngling mit Abscheu von sich wies, als er die grundlose Verdorbenheit der ehemals Geliebten durchschaute.

Aus „Moreto".

Fünfter Akt. Achte Scene.

Moreto (an der Leiche). Calderon (unbemerkt von Jenem).

Moreto. Im Dolche des Banditen war mehr Mitleid
Und väterlich Erbarmen. Als gerichtet
Des Kindes Schläf er hatte, schrak der Dolch
Zurück, und ihm entfielen blutge Thränen. . .
Ich grub mit Gier den Mordstahl in sein Herz,
Und trocken ist mein Aug und kann nicht weinen . . .
Kein Mitleid hat mein eigen Aug mit mir.
Wie Gottes Gnad ist mir sein Thau verschlossen,
Kein Tröpfchen Mitleid schenkt es mir . . . Und Teufel,
Wenn sie es sähen, heulend würden sie
Der Hölle Feur mit Thränengüssen löschen . . .
Und wenn gelöscht sies hätten — meine That,
Sie facht des Abgrunds Pfuhle wieder an,
Die blind verübte, höllenblinde That! . . .
— Mein Schwert!! — Mein Schwert! Das in sein Herz ich tauchte —
Mein Schwert! — Ich will mein Blut mit seinem mischen!
Es ist ja Blut von meinem Blut . . . Wo ist
Mein Schwert? — Man nahm mirs — ha! — Mein Gut und Blut!
Mein Eigenthum, mein Alles! — Dieb und Räuber!
Mein Schwert! Das Blut daran bezeugts — mein Blut! . . .

Cald. (für sich). Mit meinem nur zugleich entreißt er mirs!

Moreto. Wie Wasser schwankt der Boden mir zu Füßen...
Durchsichtiger als Glas . . . Ich seh hinunter . . .
Hinunter tief in seine Gräber . . . Sie
Erheben sich, gleich sturmgejagten Wogen . . .
Sie schwellen — dringen an . . . sie rauschen auf . . .
Sie sperren weit die Kiefern, wie ein Heer
Von Ungeheuern. — Keilgezähnt . . .
Nun schießen sie nach mir . . . Die Grabeshügel,
Zu Drachenkämmen aufgebäumt —
Sie fassen mich — umschlingen — knirschen mich
Hinab . . . Sie stürzen — rettet, rettet! — stürzen
In meerestiefe Strudel sich mit mir . . .
In Wirbel mich von siedend heißem Blut, . .
In der Verdammten Grüft und Feuerschlünde —
Sie stürzen sich mit mir hinab —
(Stürzt zu Boden. Pause. Gedämpfte Trauermusik von Außen.)

Cald. (für sich). Tönt Frieden ihm ins Herz, ihr Trauerklänge!

Moreto (sich auf die Knie allmälich emporrichtend, mit dem Gesicht nach der Kirche).
Mein Grabgesang . . . Und liege nicht im Sarge?
Auch Blumen nicht . . . und weiße Grabgewänder! . .
(Nachdem er sich erhoben und ein Paar Schritte gegen den Hintergrund gethan.)
Sie harren mein . . . Ob sie bereit ihn halten? . . .
Doch sollen neben seinen sie ihn stellen! —
Ich muß doch sehn. — Da steht er! — Ha! — Und drinn
Ein Antlitz — mordentfärbt — in weißen Tüchern —
(Auf Elisos Leiche hinzeigend.)
Wie Dies . . .

Cald. — Die Leiche von Diegos Weib —
Zum Todtenamt aus seinem Haus gebracht! . . .

Moreto. Weiß, wie das Kerzenwachs in Priesters Hand...
(Die Musik schweigt.)
Das Auge stirrt so seltsam . . . Das gebrochne . . .
Doch Wessen ists? Weß Antlitz? . . Kenn ichs? — Schützt mich,
Ihr Geister des Verderbens! . . . schwinge, Wahnsinn,
Die schwarzen Flügel über mich! . .
(Vom Fenstersimms niedersetzend und bis in die Mitte der Bühne vorstürzend.)
Er thats — nicht ich! — Du! — spricht Dein fahler Mund,
Und rasselnd, wie aus Dornen Schlangenbrut,
Sträubt hoch der Furien Vipernhaar sich auf,
Und zischt als Echo durch die Höll es nach! . . .
Ich thats! Der ihm des Argwohns Gift geflößt
Mit Scorpionenstachel ins Gemüth!
Dich schändend mit Verdacht, die makellos
Vor Allen mir doch mußte gelten . . . Keusch
Und rein und heilig wie der Alabaster,
Zu dem der grause Mord Dich hat gestüßt! . .

Cald. (wie oben). Bitt, abgeschiedne Seele, bitt für ihn!

Moreto. Ich thats! — Und unerlöslich abscheuwürger,
Als wenn mit eigner Hand ich es gethan . . .
Weil ihm — o Märtrin meiner Schmach und Schande! —
Ihm Deine Keuschheit ich verlästert, ihm,
Den ich doch, ich allein entehrt! —
Verläumdet — ich — der Deinem blühnden Leben
Verwüstendere Flecken angesiecht,
Als Tod und Moder und Verwesung hauchen! . .
— Mit der Entehrung feuerigen Ruthen
Peitscht' ich den Edelmüthigen zum Mord! . .
Zu Deinem Henker, Deines Herzens Würger . . .
Weil — meinem Kind es zugepocht, das ich,
Stumpfsinnger, Tigerherziger, zerfleischt! —
— Die Erde bebt vor Abscheu unter mir . . .
Sie will mich nicht mehr tragen . . .
(Nach der Thür links zeigend.) Dort verbarg
Mein Diener — er gestand es mir — die Waffe —
Ich kann es thun und wills! — Verruchten Mord
Straf ein verdienter Tod. — Hier neben Dir —
Vergönn es, Kind — hier will ich sterben —

Cald. (dem Vorschreitenden entgegenstürzend). Nein —
So lang ichs hindern kann! — Wollt Gräul auf Gräul
Ihr häufen? . . Unglückseligster Verblendung
Beweinte Schuld durch Selbstmord büßen? . . Seel-Preisgebend, heidnisch, gottlos, ewiger
Verdammniß heimgefallen — unrettbar! . . .

Moreto. Weicht aus dem Jammer — wollt Ihr in die Speichen
Des Donnerrads nicht greifen! . . . Angethan
Mit Gottes Schrecken ist Verzweiflung und
Wie Herrschermacht gebietet Scheu und Ehrfurcht
Ein übermenschlich Leid — Hemmt meinen Gang nicht! —

Cald. Ich hemm ihn — und wenn mich auch Euer Wahn
Ergreifen sollt, ein schuldlos Opfer mehr! —

Moreto. Unmenschlich Herz, das fest mich schmieden will
An meine Qual —

Cald. — Wie an sein Schmerzenslager
Den Rasenden man kettet! —

Moreto. Sinnlos kettet,
Wenn mit den Ketten er sich würgt! —

Cald. Um diesen
Moment, den schrecklichsten der Augenblicke,
Zur Ewigkeit, dort drüben, auszudehnen!!

Moreto. Ein Schmerzensaugenblick, wie ich ihn lebe,
Umfaßt die Höll, erschöpft die Ewigkeit! . . .

Cald. O schwachgemuthet Herz, das seiner Thaten
Selbstübernommne Last nicht tragen will!

Moreto. Nicht sprecht Ihr einen Sterbenden zurück
Ins Leben . . . Und nicht staut Ihr mit der Hand
Den Wasserfall, der nach dem Abgrund lechzt! —
— Schenkt doch, ich bitt Euch, so viel Mitleid mir,
Den leibhaft Ihr vor Euch verzweifeln seht —
So viel des Mitleids nur, als einem Wesen
Ihr Eurer Phantasie gewähren mögt,
Deß Leid Ihr durch freiwillgen Tod doch endet! —

Cald. Unglücklicher! Sollst Du nicht mehr mir gelten,
Als ein Phantom? Ein Schatten spielender
Erdichtung? — Und hätt ich solch Wesen mir,
Mit Deinem Leidgeschick erdacht — das, arglos,
Verirrten Sinns, Entsetzliches verübt —
Ein Dir vergleichbar Vorbild, hochbegabt,
Zu seiner und der Welt Verherrlichung
Von Gott berufen und begnadet — hätt ich
Zum Kreuzesträger Deines Mißgeschicks
Solch Einen mir erwählt: — Ein Wunder ließ ich
Zu seiner Rettung walten . . . Einen Büßer,
Bekenner, fromm zerknirschten Schuldbereuer,
Würd ich in solchem Auserwählten feiern! —
Moreto. Er ahnt die Schwere meiner Blutschuld nicht!...
Cald. Weil ich sie ahn! — Erschreckt nicht! — sie allein
Vielleicht von Allen ahne — weil allein
Ich jede Regung Eures schaudernden
Gemüthes, bangerlauschend, mitempfand!
— Nehmt hin den Eidschwur ewigen Verschweigens
(Ein Buch vorziehend.)
— Mit diesem stummen Zeugniß hin, Moreto —
Moreto (ihm das Buch mit ängstlicher Hast abnehmend). Mein Gott und Herr! — Wie kams in Eure Hand? . . .
Cald. Der König fand es beim geraubten Knaben,
Ders mit hierher gebracht . . .
Moreto (vor sich hin). Das Buch, das ich
Ihr gab, als ich auf immer sie verließ! . . .
(Heftig erschüttert; nach einer kleinen Pause.)
So bist Du noch nicht ganz versiegt, mein Herz!
Und weinst noch Einmal aus die alten Wunden!
— Brecht auf, ihr Narben! fließt, ihr Schmerzensfluthen!
Und du, der Quellen bitterste, mein Leben!
Ström aus mit diesen gramerschöpften Augen! —
Cald. (für sich). O Thränen, Gnadenthau! O Wundertropfen
Und himmlisch Antidot des triefenden
Medusenhaupts! Die süß ihr wieder schmelzt,
Was träufelnd Dies versteint! —
Moreto. Nicht Gnade darf ich,
Darf kein Erbarmen hoffen!
Cald. Allen strömt sie,
Nur Dem nicht, der an ihrer Kraft verzweifelt!
Nur Dem nicht, der an Seines Sohns allein
Schuldlos vergossnem Blut und Aller Schuld
Wegtilgendem verzweifelt! —
Moreto. Wenn nicht hier —
Wenn nicht im Leben, wollt ich sterbend doch
Mich Euch, Ihr Opfer meiner Qual, vereinen! —
Cald. Harrt gläubig Ihr in Gottes Gnad hier aus,
Seht Ihr sie wieder dort, im Paradies!
(Orgelgesang aus der Kirche.)
Moreto (in die Knie sinkend). Euch wiedersehn — mir himmlisch lächeln sehn . . .
O Wonneschauer lieblichen Entzückens! . . .
Cald. (für sich). Umfang ihn ganz, du süßer Himmelsglaube,
Und hüll ihn, weihend, in dein Strahlenkleid!
Moreto. Ihr heilgen Klänge! Gnadenwogen, schwellend
Wie Jordans Wasser aus des Täufers Hand,
Fühl um mein Haupt ich, Gotterhellt, Euch rieseln . . .
Durchbohr mit Deinem Blutstrahl, himmlisch Kind,
Die Hände mir! Zerspalt in süßer Pein
Mein sündig Herz mit einem Donnerstachel! . . .
Daß es, geläutert, sich in frommer Buße
Dir ganz hingebe, Dir allein sich weihe,
Entsagend aller Eitelkeit der Welt! —

Hans Koester.

Hans Koester, geb. am 16. Aug. 1818 zu Kritzow bei Wismar, gieng nach Vollendung seiner Gymnasial- und Universitätsstudien auf zwei Jahre nach Italien, wo er mehrere Schauspiele schrieb, die zwar von der Kritik günstig aufgenommen wurden, aber keinen Eingang auf der Bühne fanden. Da spätere Dramen selbst von der Kritik kühl aufgenommen wurden, entschloß er sich, sich ganz von der schriftstellerischen Thätigkeit zurückzuziehen und sich der Muße des Landlebens zu ergeben. Doch ward nach einigen Jahren der alte Drang wieder so mächtig, daß er von 1861 bis 1865 eine Reihe von Dramen veröffentlichte, von denen einige unter großem Beifall auf verschiedenen Bühnen aufgeführt wurden.

H. Koester

Koesters erster dramatischer Versuch „Alcibiades, Trauerspiel" (Berl. 1839) ist ohne durchgreifenden Plan; der Held ist nicht scharf aufgefaßt, auch spricht er zu viel und handelt zu wenig. Am Besten sind die Volksscenen gelungen, die von Talent, aber auch von zu großem Einflusse Shakspeares zeugen. Selbstständiger sind die „Schauspiele" (Lpz. 1842). In „Maria Stuart", nicht der Gefangenen, sondern der auf dem Throne Gebietenden, hat der Dichter die Leidenschaft mit kräftigen und echt poetischen Zügen geschildert, und dabei die größte Kunst in der Individualisierung der einzelnen Personen an den Tag gelegt. Die nämliche Kunst erfreut uns auch in dem Trauer-

spiel „Konradin", in welchem die Tochter des Kerkermeisters und das Erwachen ihrer Liebe zum unglücklichen Fürsten, den sie zuerst haßte, mit eben so viel Zartheit als Wahrheit geschildert ist. Nicht weniger glücklich sind die folgenden Trauerspiele „Luisa Amidei" und „Polo und Francesca", die von der Gluth des italienischen Himmels eingegeben sind. „Polo und Francesca" (es ist die Francesca von Rimini, die früher von Silvio Pellico, später von P. Heyse dramatisch behandelt wurde), ist wohl zu breit angelegt, es ist zu episch gehalten, auch sind die Charaktere zu wenig entwickelt; dagegen sind die einzelnen Thatsachen recht glücklich motiviert. „Heinrich IV. von Deutschland. Eine Trilogie" (Lpz. 1844) hat als Ganzes keine künstlerische Abrundung, bietet aber im Einzelnen viele vortreffliche Stellen, unter welchen wir die Scenen zwischen Bertha, der Gemahlin Heinrichs, und Maria, seiner Geliebten, die zwischen Bertha und Heinrich, zwischen Diesem und seinem gleichnamigen Sohn hervorheben. Mehrere Charaktere sind mit großem Talent durchgeführt, so namentlich der Erzbischof Rothard von Mainz. Am Gelungensten ist der dritte Theil, der voll Handlung und Bewegung ist und treffliche retartierende Motive enthält, die doch wieder zum Abschluß drängen. Der Dialog ist rasch und lebendig, die Sprache würdig und gehoben. Verfehlt ist dagegen „Luther. Tragödie" (Bresl. 1847). Die Binologie „Hermann der Cherusker. Dramat. Gedicht in zwei Theilen" (Berl. 1861) kennen wir nicht. Vorher hatte Koester zwei Dramen „Ulrich von Hutten" (Bresl. 1846) und „Der große Kurfürst" (Berl. 1851) erscheinen lassen, die er beide später in neuer Bearbeitung veröffentlichte. „Ulrich von Hutten. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1865) hat in der neuen Bearbeitung nicht gewonnen. Die Composition ist unklar, der Dialog öfters geschraubt, auch die Abweichung von den geschichtlichen Thatsachen zu tadeln, da sie ohne poetische Nothwendigkeit ist, und ungeeignet erscheint die Einführung von Geistern. Die Scene zwischen Kaiser Karl II. und Hutten ruft den Vergleich mit Schiller (Philipp und Posa) heraus, aber nicht zum Vortheil des Dichters. Der Wechsel von Prosa und Versen, sogar in der nämlichen Rede, ist ohne alle innere Begründung und macht daher keinen angenehmen Eindruck. „Der große Kurfürst. Historie in 5 Akten" (Weimar 1864) hat ebenfalls durch die neue Bearbeitung nicht gewonnen, vielmehr ist die ältere in jeder Weise vorzuziehen. Es ist dieselbe zwar eben so wenig als jene ein abgerundetes Kunstwerk, in beiden sind eigentlich nur lose zusammenhängende Scenen an einander gereiht, aber die ältere ist schon wegen ihrer kernhaften Prosa den gezwungenen Versen der neueren vorzuziehen. Diese steht jener auch darin weit nach, daß ihr der frische, freie Humor mangelt, der jener so großen Reiz verleiht. Henriette von Briest der ältern Redaktion ist durch Marie von Derfflinger in der zweiten nicht ersetzt, so liebenswürdig sie auch erscheint, auch hat ihre heimliche Trauung mit Schwerin etwas Verletzendes; die Motive, welche den Kurfürsten und den Derfflinger bewegen, den Verliebten zu verzeihen, sind eben nicht besonders gut erfunden und der edle Froben, der durch seinen Opfertod um so mehr die Theilnahme erregt, als er eben dem Glück entgegensah, mit der Geliebten vereinigt zu werden, ist in der zweiten Bearbeitung viel zu sehr herabgedrückt. Endlich hatte die erste durch die Einführung der Schweden und den Verrath des Obersten von Schmid viel mehr Handlung und Bewegung.

Aus „Der große Kurfürst".

Vierter Akt. Sechste Scene.

Derfflinger. Offiziere. Erster Offizier mit einer Depesche tritt auf.

Derfflinger. Was bringen Sie?

Erster Offizier (übergiebt die Depesche). Vom General Kanowski.

Derfflinger (auffahrend). Von Kanowski? Aber Mann, ich denke, der ist lange auf seinem Posten —

Erster Offizier. Ja, Excellenz, aber —

Derfflinger. Bleiben Sie mir mit Ihrem „Aber" vom Leibe, Herr. — Ein Licht, eine Fackel, daß ich den Wisch lesen kann! (Man bringt eine Fackel; Derfflinger hält das Papier gegen das Licht.)

„Raptim, Abends 9½ Uhr" — —

Raptim — aber sagen Sie mir, was hat der Mann in Raptim zu thun — er soll sich ja bei den Weinbergen aufstellen? Raptim, — wo liegt denn das verfluchte Nest?

Erster Offizier. Verzeihen Sie, Excellenz, Raptim —

Zweiter Offizier. Raptim ist nämlich —

Dritter Offizier. Es heißt —

Derfflinger. Meine Herren, machen Sie mich nicht toll mit Ihrem: Es ist — es heißt! — Ich frage, ob Jemand von Ihnen weiß, wo Raptim liegt? Antworten Sie mit Ja oder Nein.

Die Offiziere. Nein, Excellenz.

Derfflinger. So gehn Sie in mein Zelt und holen Sie mir die Karte! — (Die Offiziere sehen sich verlegen an.) Haben Sie nicht gehört, Sie sollen mir die Karte holen! (Zweiter Offizier geht in Derfflingers Zelt.) Wenn ich nur wüßte, was der Mann in Raptim zu thun hat! — (Zweiter Offizier kommt mit der Karte zu den Offizieren.) Zwei von Ihnen halten die Karte auseinander — leuchten Sie mir der Fackel — Sie helfen mir suchen — (sucht) Raptim! Raptim! Was hat der Mann nur in Raptim zu thun —

Dritter Offizier. Raptim ist —

Derfflinger. Wo ists? — Zeigen Sie mit dem Finger darauf!

Dritter Offizier. Ich hatt es nicht.

Derfflinger. Herr, wollen Sie mich zum Besten haben? — Wer sich untersteht, das Maul aufzuthun, eh er Raptim gefunden hat, der soll den alten Derfflinger kennen lernen — verstehen Sie mich? — Raptim, — Raptim — Churland, Göttlin, Steckelsdorf, Buckor — aber nirgend ein Raptim! — Oh! Dieses Raptim bringt mich unter die Erde! — Wenn mir wenigstens Einer sagen könnte, was der Mann in Raptim will!

Siebente Scene.

Vorige. Der Kurfürst, Landrath v. Briest, Froben und Gefolge.

Kurfürst. Guten Abend, meine Herrn! (Erblickt Derfflinger.) Um Gottes Willen, was ist denn passirt?

Derfflinger. Durchlaucht, wir können uns wieder auf den Rückmarsch begeben — unser Plan ist vereitelt.

Kurfürst. Wie?

Derfflinger. Alle Anstalten waren getroffen und Kanowski verabredetermaßen nach den Weinbergen dirigieret;

— er hat jedoch für gut befunden, statt dessen nach Raptim zu gehn.

Kurfürst. Nach Raptim — einen solchen Ort kenne ich in der ganzen Gegend nicht.

Derfflinger. Ich auch nicht. Hier ist seine Benachrichtigung. (Giebt dem Kurfürsten das Papier.)

Kurfürst (lesend). „Raptim, Abends 9½ Uhr. Wir stehn glücklich in den Weinbergen; unser Führer hat aber aus Furcht vor dem Schießen dergestalt den Kopf verloren, daß auf ihn kein Verlaß mehr ist, und bitte ich mir mit Ueberbringer Dieses einen andern der Gegend kundigen Mann aus. Kanovski."

(Faltet den Brief zusammen; die Offiziere im Kampf zwischen Lachen und Respekt; Derfflinger weiß nicht, was er sagen soll.)

Kurfürst (sehr ernst). Lieber Briest, Ihr kennet die Gegend, wollt Ihr mit dem Offizier gehn? (Landrath v. Briest verneigt sich. Zum ersten Offizier.) Es scheint mir, als hättet Ihr Euer Plaisir an dem Mißverständniß gehabt; wir werden später weiter darüber sprechen.

(Landrath v. Briest mit dem ersten Offizier ab.)

Derfflinger (noch immer in höchster Ungewißheit, halblaut zum Kurfürsten). Was hat es denn aber mit dem Raptim eigentlich für eine Bewandtniß?

Kurfürst (ebenso). Es ist ein lateinisches Wort und bedeutet: in Eile —

Derfflinger (eben so). Ah! —

Kurfürst (eben so). Ja!

Derfflinger (eben so). So möchte ich Ew. D. rücksichtlich des Offiziers bitten, es bei dem gelinden Verweise zu belassen. Ich war wohl etwas hastig, und hätte die Depesche jedenfalls bis zu Ende lesen sollen.

Kurfürst (eben so). Das wäre allerdings besser gewesen. (Laut.) Meine Herren, es ist Alles bereit — wir wollen uns auf unsre Posten begeben. (Alle gehen ab.)

Friedrich Hebbel.

Friedrich Hebbel ist der originellste und genialste dramatische Dichter unserer Tage, ein Dichter, von dem man trotz der Absonderlichkeiten seiner Werke sagen kann und sagen muß, daß jeder Zoll oder wie er selbst vom Dichter des Nibelungenliedes sagt, „vom Wirbel bis zum Zeh" ein Dichter ist, daß sich kaum einige oder höchstens nur sehr wenige Stellen in seinen Dramen finden, in denen er zur nüchternen Prosa herabsänke. Wenn auch zwischen seinen früheren und spätern Dramen ein wesentlicher Unterschied bemerkbar ist, den man ohne Bedenken als Fortschritt bezeichnen kann, so tragen doch alle, die ersten wie die letzten, den Stempel seines eigenthümlichen Geistes. Wir haben zunächst hervorzuheben, daß er beinahe immer neue und originelle Stoffe wählt, die meist einfach sind, denen er aber durch die geistreiche Behandlung ein fortwährend steigendes Interesse zu geben weiß. In der Charakterisierung seiner Personen ist er meisterhaft; es ermangeln diese zwar oft und namentlich in den frühern Dramen der Naturwahrheit, aber er führt sie in ihrer Unnatur mit einer so großartigen Schärfe und Consequenz durch, daß wir, von der Kraft der poetischen Gestaltung hingerissen, das Unnatürliche vergessen. Ferner haben wir eine unerschöpfliche Fülle von tiefen, geistreichen, durch ihre Neuheit überraschenden Gedanken zu bewundern, die jedoch stets eine nothwendige Folge der dargestellten Charaktere und Situationen sind. Er verliert sich niemals in schwatzhafte Phrasenhaftigkeit, noch sucht er durch hochtrabenden, nichtssagenden, den Mangel an innerem Gehalt durch Dunkelheit verbergenden Ausdruck zu täuschen, vielmehr sind die Gedanken immer mit der größten Klarheit und doch stets in echt poetischer Sprache dargestellt. Dieselbe ist reich an treffenden Bildern und bildlichen Ausdrücken, die sich immer ungesucht darbieten und den Gedanken natürlich entsprechen, so daß sie immer die größte Wirkung hervorbringen. Eben so reich ist er an einzelnen großartigen oder sonst wirksamen Zügen, die über den Charakter oder die Situation ein ungeahntes und um so effektvolleres Licht werfen.

Hebbel entfaltet schon in seinen frühesten Dramen alle Eigenschaften eines großen Dramatikers, aber es fehlt ihm noch die Mäßigung, welche auch zugleich den großen Künstler charakterisiert. In diesen sucht er vorzüglich durch das Schreckliche und Ungeheuerliche der Begebenheiten wie der Charaktere zu erschüttern, daher er in Uebertreibungen und Ueberspanntheiten verfällt und für die grausenhaften Handlungen seltsame Motive erfindet. Mit Vorliebe führt er Jungfrauen ein, die sich Verhaßten aus Rachsucht, Gleichgültigen aus Berechnung, Unbekannten aus Liebe hingeben. Sind diese Situationen an sich schon bedenklich, so werden sie es durch die Ausführung noch mehr, da er Verhältnisse in so nackter Weise darstellt, daß die betreffenden Dramen schon dadurch von der theatralischen Ausführung ausgeschlossen bleiben müssen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie bei der poetischen Kraft, mit der er die Leidenschaft zu schildern versteht, von der höchsten Wirksamkeit sein müßten.

Sein erstes Drama „Judith. Eine Tragödie in 5 Akten" (1841), das er in Folge einer Wette in 14 Tagen vollendete, zeugt schon von seiner Genialität, aber auch von der Verirrung seines Talents. Wenn auch der Mangel an Handlung durch die Episoden einigermaßen ersetzt wird, die bei ihrer kräftigen Ausführung vergessen lassen, daß die Handlung nicht fortschreitet, so erscheinen sie bei näherer Betrachtung doch ganz überflüssig. So im zweiten Akt, wenn Judith von ihrer Brautnacht berichtet, was auf ihren Charakter nicht das mindeste Licht wirft, es müßte denn sein, daß ihr bald darauf gestorbener Gatte in ihrem Gesichte etwas unheimlich Dämonisches erblickt, daß er geahnt hätte, es müsse Der sterben, der sie berühre, wie sie denn in der That noch Jungfrau war, als er starb. Allein ist Dieß der Fall, und wir glauben, daß es so ist, so hat der Dichter diesen äußerst wichtigen Zug viel zu wenig oder in der That gar nicht angedeutet. Die Scenen, in welchen die Bürger von Bethulien die bedrängten Zustände besprechen, die einen beträchtlichen Theil des Dramas bilden, gehen über ihren Zweck hinaus, da Verhältnisse darin ausführlich dargestellt werden, die für die Entwickelung des Ganzen ohne Bedeutung sind, abgesehen davon, daß sie sich in Wiederholungen verirren, und zudem das Gräuelhafte ohne Noth gehäuft erscheint. Die Genialität des Dichters tritt namentlich in der Zeichnung der beiden

Hauptpersonen, Judith und Holofernes hervor, aber in beiden finden wir keine Menschen, es sind dämonische Gestalten, von denen wir uns mit Entsetzen abwenden. Mit ähnlichem Entsetzen erfüllt uns Golo in „Genovefa. Tragödie in 5 Akten" (1843), der eigentlich der Held des Dramas ist, da er die handelnde, die Entwickelung bestimmende Person ist, während Genovefa und Siegfried nur duldend erscheinen. Großartig ist allerdings das Entstehen und Wachsen seiner Leidenschaft, sein Kampf mit den besseren Gefühlen, großartig die sinnliche Glut geschildert, der sein besseres Sein unterliegt, aber überall überschreitet der Dichter die Grenzen der Mäßigung und aus dem Menschen wird ein vollendeter Teufel. Daß übrigens der Dichter auch zartere Töne anzuschlagen versteht, beweist die Scene, in welcher Genovefa von Siegfried Abschied nimmt. Die Composition ist mangelhaft; wie in „Judith" ist auch hier wenig Handlung; Einzelnes ist zu wenig oder gar nicht motiviert, wie der Haß der alten Margaretha gegen Genovefa, und wie wenig befriedigend der Schluß ist, hat der Dichter selbst dadurch anerkannt, daß er später ein Nachspiel beifügte. „Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Akten" (1844) verdankt ihr Entstehen einer Scene im Hause eines Schreiners, bei dem Hebbel wohnte, und dessen Sohn auf unbegründeten Verdacht, daß er gestohlen, vier und zwanzig Stunden lang gefangen saß. Bemerkenswerth ist die Vorrede, in welcher er aus einander setzte, daß das bürgerliche Trauerspiel seine volle Berechtigung habe. Das Stück würde den vollgültigsten Beweis für diese Ansicht darbieten, wenn der Dichter nicht auch hier gestrebt hätte, durch das Ungeheuerliche zu wirken. Entehrung, Diebstahl, Untreue, Ehrlosigkeit, Duell, Selbstmord, der zugleich Kindermord ist — mit Einem Wort alle möglichen Gräuel sind hier in kleinem Rahmen zusammengedrängt. Dazu kommt, daß die Heldin des Stücks trotz ihres Elends keine Theilnahme erregen kann, denn wenn sie sich noch so sehr in hochtrabenden Phrasen ergeht, kann man doch nicht vergessen, daß sie sich dem Ungeliebten hingegeben hat, dessen gemeine Natur sie schon damals erkennen mußte. Bei alle Dem ist das Trauerspiel in Gehalt und Form von hoher Schönheit. Kaum wird man eine gelungenere Exposition antreffen; schon in den ersten Scenen erscheinen die Charaktere auf das Schärfste gezeichnet, die Handlung schreitet von Scene zu Scene rasch fort, und von Scene zu Scene wächst das Interesse. Alles ist richtig und ungesucht motiviert, die Conflikte sind mit dem größten Geschick behandelt. Auch in „Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in 5 Akten" (1851) zeugt die Composition von künstlerischer Ueberlegung, nur Das möchte zu tadeln sein, daß Herodes seine Gemahlin zwei Mal der Prüfung unterwirft, es ist Dieß doch nur eine unnöthige Wiederholung; dadurch wird die Handlung nicht gefördert, vielmehr erleidet sie einen Stillstand, und wenn der Dichter diese zweimalige Prüfung für nothwendig hielt, hätte er die erste füglicher erzählend darstellen sollen. Die Charaktere sind genial aufgefaßt. Herodes ist eine großartige Gestalt, ein König im wahren und vollen Sinne des Worts, Alles überschauend, klug, tapfer, aber grausam, selbst in seiner Liebe, die ihn so mächtig erfüllt, daß selbst sein Scharfblick getrübt wird, als er von seiner Mariamne betrogen zu sein glaubt, die an Größe und Kraft der Seele ihm vollkommen ebenbürtig ist. Das auf einer wahren Begebenheit beruhende Drama „Ein Trauerspiel in Sicilien" (1851), bezeichnet der Dichter merkwürdiger Weise als eine Tragikomödie, und er hofft sogar, daß die kritische Aesthetik an dem Stück die Theorie der Gattung feststellen könne. Wenn Dieß nun keineswegs der Fall ist, so bietet das Drama doch dadurch Interesse, daß es die sittlichen und politischen Zustände Neapels unter den Bourbonen in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellt. „Julia. Trauerspiel in 3 Akten" (1851), ist das letzte Drama des Dichters, in welchem er unnatürliche Verhältnisse schildert und sich seiner Neigung zu Absonderlichkeiten hingiebt. Aber er ist darin noch ungeheuerlicher als in seinen früheren Dramen. Begebenheiten und Personen sind nicht bloß unwahrscheinlich, sondern sogar vollkommen unmöglich. Schon das nächste Stück „Michel Angelo. Ein Drama in 2 Akten", das er erst drei Jahre später (1855) erscheinen ließ, überrascht durch eine Milde, Ruhe und Klarheit, die zu seinen bisherigen Dichtungen den vollsten Gegensatz bildet. „Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1855) machte kein Glück auf der Bühne, was der ungenügenden Composition und dem überaus matten Schluß zuzuschreiben ist. Es ist nämlich, selbst beim Lesen, geschweige bei der theatralischen Aufführung ungemein störend, daß zwei Scenen unmittelbar auf einander folgen, die in Zeit und Raum weit auseinander geschieden sind, obgleich die nämlichen Personen auftreten, so wenn Herzog Albrecht in der 12. Scene des 3. Aufzugs in Straubing ist und in der 13. in Regensburg erscheint. Der Schluß ist nüchtern und prosaisch. Als Albrecht des geliebten Weibes Ermordung erfährt, geräth er in Verzweiflung, die ihn zu den ärgsten Gewaltthätigkeiten hinreißt, bald aber zeigt er eine unverzeihliche Schwäche, nicht zwar darin, daß er auf seine Rache verzichtet, aber darin, daß er sich beruhigen läßt, weil nunmehr Agnes als seine rechtmäßige Gemahlin anerkannt wird und ihm sein Vater die Herrschaft auf Ein Jahr abtritt. Dagegen erkennen wir die große Gestaltungsgabe des Dichters in den Charakteren, und zwar nicht bloß der Hauptpersonen, sondern auch der untergeordneten. Die Fürsten, die Ritter, die Patrizier, die Bürger, alle sind mit der größten Wahrheit geschildert, und in Agnes hat er eine Gestalt geschaffen, die des größten Dichters würdig ist. Ihr erstes schüchternes und mädchenhaftes Auftreten in Augsburg, das um so schöner erscheint, als sie auch des Zornes fähig erscheint, wenn ihr Zartgefühl verletzt wird, ihre noch zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Stimmung auf der Vohburg, ihr entschiedeneres und doch weiblich zartes Benehmen in Straubing, und endlich ihre treue Anhänglichkeit an den geliebten Gemahl, von dem sie sich lieber durch den Tod als durch freiwillige Entsagung trennen will, weil ihr Dieß als eine Verletzung ihrer Pflicht erscheint, alles Dieß ist mit den wahrsten und ergreifendsten Farben geschildert. „Gyges und sein Ring.

Eine Tragödie in 5 Akten" (1856) ist in künstlerischer Beziehung Eines der vollendetsten Dramen des Dichters. Der Stoff ist sehr einfach, aber der Dichter hat ihm durch die geistreiche und poetisch schöne Behandlung fortschreitendes Interesse zu geben verstanden. Obgleich die geschilderten Sitten und Zustände sich von den unsrigen bedeutend unterscheiden, ist es dem Dichter gelungen, dieselben als rein menschlich darzustellen, so daß sie uns nicht mehr als fremd erscheinen. Vortrefflich ist das weibliche Schamgefühl als bewegendes Motiv durchgeführt. Kandaules, König von Lydien, besitzt in Rhodope das schönste Weib, doch kann er sich nur dann ganz glücklich fühlen, wenn auch Andere ihre unvergleichliche Schönheit bewundern. So läßt er den schönen griechischen Jüngling Gyges, mit dem er Freundschaft geschlossen, den ein wunderbarer Ring unsichtbar macht, in sein Schlafgemach eintreten. Verschiedene Umstände entdecken der Rhodope, daß ein fremdes Auge sie gesehen hat, daß es kein Andrer als Gyges sein kann. Sie beschließt dessen Tod; da sie aber erfährt, daß der König darum gewußt, läßt sie Gyges schwören, Diesen zu tödten, mit dem Versprechen, sich ihm zu vermählen. In vortrefflich gedachter Abweichung von der Ueberlieferung ermordet Gyges seinen Freund nicht, sondern fordert ihn unter Mittheilung der angegebenen Thatsachen zum Zweikampf, in welchem der König erliegt. Rhodope vermählt sich dem Sieger, worauf sie sich selbst den Tod giebt. „Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in 3 Abtheilungen" (1862), auf welche der Dichter sieben volle Jahre Arbeit verwendete, folgen dem großartigen alten Gedicht so weit, als es bei der Umschaffung des Epos in ein Drama möglich war. Wir haben uns schon darüber ausgesprochen, daß wir den Stoff für eine dramatische Behandlung nicht für geeignet halten, und wenn Hebbel auch bei seiner eigenthümlichen Natur das Titanenhafte fester gehalten hat als andere Dichter, so hat er Verhältnisse und Charaktere zum Theil doch sehr modernisiert; seine Gestalten sind nicht die der alten Sage, sondern Ritter und Damen des 13. oder 14. Jahrhunderts, denen noch manche Züge der älteren Zeit ankleben. Diesen freilich wesentlichen Mangel abgerechnet, erkennen wir überall, in jeder Situation wie in jeder Rede den großartigen Dichter, der den Stoff mit schöpferischer Kraft beseelt, die Charaktere mit tief poetischem Sinn erfaßt, sie lebensvoll gestaltet, durch Rede und Handlung zur plastischen Anschaulichkeit bringt. Das letzte Drama des Dichters „Demetrius. Eine Tragödie" ist unvollendet geblieben, doch ist es so weit gediehen, daß man mit Sicherheit behaupten kann, daß es dem Schillerschen Demetrius, der ebenfalls unvollendet ist, in Hinsicht der ganzen Anlage und der Entwickelung weit nachsteht, wenn auch das bedeutende Talent des Dichters sich auch hier nicht verläugnet. So ist es vortrefflich, daß der Dichter die beiden Nationalitäten, die Russen und Polen, Diese als gebildeter und feiner, Jene als roher einander entgegenstellt und diesen Gegensatz als bedeutendes Motiv der Entwickelung durchführt. Zu tadeln ist dagegen, daß er überhaupt zu viele Motive vereinigt, unter welchen wir die Einmischung des Jesuitismus für allzu gesucht und daher auch für verfehlt halten.

Wir haben noch über die zwei Lustspiele Hebbels zu berichten, welche beide in die erste Periode des Dichters gehören. Beide sind verfehlt und ohne wahren Humor; die barocken Einfälle sind zwar lächerlich, aber bewegen nicht zum Lachen. „Der Diamant. Eine phantastische Komödie in 5 Akten" (1847) beruht auf der Thatsache, daß ein Jude einen Diamanten verschluckt hat, um sich denselben anzueignen und ihn nun wieder hergeben soll, wobei man immer unwillkürlich an eine jedenfalls ekelhafte Ausleerung denkt. So etwas läßt man sich gefallen, wenn es vom Hanswurst einer Seiltänzertruppe vorgebracht wird, aber für die Bühne ist es mehr als eine unverzeihliche Zumuthung. Zudem sind die Charaktere sehr schwach gezeichnet, die Darstellung ist steif und der Dialog ohne Leben. Besser ist allerdings „Der Rubin. Ein Märchen. Lustspiel in 3 Akten"; der Stoff ist an sich gut und die Anlage ist gelungen, dagegen sind die Personen meist nicht hinlänglich oder geradezu ungenügend charakterisiert und der Schluß ist überstürzt und unklar*).

Aus „Gyges und sein Ring".

Vierter Akt.

Gemach der Königin.

Rhodope. O, einen Augenblick Vergessenheit!
Wozu das Räthsel ewig wiederholen?
Es wird ja bald gelöst. — Ich sollt es machen,
Wie meine Mädchen, die zum Zeitvertreib
Auf alle Töne horchen, und sich streiten,
Von welchem Vogel jeder kommt und ob
Der roth ist oder grün. — Welch ein Geräusch!
Ist Karna da mit ihm? Still, Alles still.
Es war wohl Nichts. — Wie hab ich mich verändert!
Wann fragt ich sonst den Schall nach dem Woher,
Mich schreckte Nichts, mich schreckte nicht einmal
Des Feuers Glut, und wenn sie noch so roth
Am Himmel aufstieg und sich noch so drohend
Verbreitete: ich wußte, daß ein Kreis
Von treuen Wächtern, unsichtbar um mich
Herum gereiht, des Königs Lieblingstochter
Mit Blut und Leben schirmte. Jetzt — ein Schritt!
Sie sinds! Ja, Karna ist so klug als tapfer;
Das hört' ich stets, und heute soll ichs sehn.
Noch nicht! Vielleicht auch gar nicht! Nein, Ihr Götter,
So grausam werdet Ihr nicht sein. Ich will
Ja nicht, daß Ihr die Hand mir reichen sollt,
Um mich am Rand des Abgrunds fest zu halten,
Ich will nur sehn, wer mich hinunterstößt.
Je mehr ich sinne, um so weniger
Begreif ich meinen Gatten. Hört' ichs doch
In frühster Jugend schon, daß die Befleckte
Nicht leben darf, und wenn mich Das als Kind
Durchschauert hat, jetzt habe ich den Grund
Für dieß Gesetz in meiner Brust gefunden:
Sie kann nicht leben und sie wills auch nicht!
Gilt Das für ihn allein nicht? Oder will er
Den Frevler heimlich opfern, weil er hofft,
Mir seine Missethat noch zu verbergen?
Habt Dank, Ihr Ewigen, auch Das kann sein!
Und findet Karna den Entflohnen todt,
Den kalten Dolch in seiner heißen Brust,
So weiß ich, wessen Hand ihn niederstreckte,

*) Sämmtliche Werke 12 Bde. Hamb. 1865—67.

Und frage niemals mehr, wo Gyges blieb!
Lesbia (tritt ein). O Königin, er kommt!
Rhodope. Ich harre schon!
Lesbia. Und hinter ihm schiebt, wie ein Eisenriegel,
Sich eine Schaar Bewaffneter zusammen.
Rhodope. Ich glaubs, daß Karna sein Geschäft versteht.
Lesbia. Muß es denn sein?
Rhodope. Er oder ich! Vielleicht
Wir alle Beide!
Lesbia. O, Du machst mich stumm!
Rhodope. Sag Karna, daß er jetzt zum König sende,
Ich laß ihn bitten auf ein einzig Wort.
Lesbia (ab).
Rhodope. Nun, Ihr dort unten, die Ihr keinen Frevel
Verhindert, aber einen jeden rächt,
Herauf, herauf, und hütet diese Schwelle,
Ein blutig Opfer ist Euch hier gewiß.
Gyges (der während Dem eingetreten ist). Du hast mich rufen lassen, Königin!
Rhodope. Du weißt warum! Du weißt es, denn Du zitterst,
Kannst Du es läugnen? Deine Farbe wechselt
Und hörbar klopft das Herz in Deiner Brust.
Gyges. Hat nicht Dein Gatte auch vor Dir gezittert,
Hat er die Farbe nicht, wie ich gewechselt,
Und hat sein Herz nicht ganz wie meins geklopft?
Erinnre Dich der Stunde, wo er Dir
Zum ersten Mal ins Antlitz schauen durfte
Und frag Dich, ob er mir nicht völlig glich.
Rhodope. Dir?!
Gyges. Königin, gewiß. Ihm schwindelte,
Er stand geblendet da, und als ihm die
Besinnung wiederkehrte, riß er stumm
Die Krone sich vom Haupt, wie einen Kranz,
Der plötzlich welk geworden ist im Haar,
Und warf sie mit Verachtung hinter sich.
Rhodope. Er! ha!
Gyges. Du lächeltest ihn freundlich an,
Als Du es sahst, da kam ihm so viel Muth,
Sich Dir um einen halben Schritt zu nähern.
Doch seine Kniee wankten unter ihm,
Sie wollten einen edlern Dienst verrichten,
Und eh Dus ahntest, lag er so vor Dir!
(Er kniet während Dem nieder.)
Rhodope. Du wagst?
Gyges. Was denn? Es war ja so. Du streckteſt
Ihm unwillkürlich, halb um ihm zu wehren,
Halb auch vielleicht, um ihn empor zu ziehn,
Die Hand entgegen, die er scheu und schüchtern
Ergriff und die sich doch zur Fingerspitze
Verkürzte, ehe er sie noch berührt.
Thatst Du Das nicht? O, sprich!
Rhodope. Auf! Auf mit Dir!
Gyges (sich wieder erhebend). Ihn aber traf es, wie ein Wetterschlag.
Ihm war zu Muth, als hätt er sich bisher
Wie ein erebischer Schatten kalt und nüchtern,
Nur unter die Lebendigen verirrt
Und jetzt erst Blut bekommen wie sie selbst;
Als hätte er ihr Lachen und ihr Weinen,
Ihr Jubeln, Seufzen, ja ihr Athemholen,
Nur nachgeäfft und nie geahnt, warum
Die Menschenbrust sich ewig hebt und senkt.
Da brannt er vor Verlangen, auch zu leben,
Und sog Dein süßes Bild mit Augen ein,
Die, sonst gleichgültig alle Dinge spiegelnd
Und wieder wechselnd, wie ein stilles Wasser,
Der Wimper jetzt ihr Zucken kann verziehn.
So glomm er, Deine Schönheit in sich trinkend
Allmählich vor Dir auf in düstrem Feuer,
Wie Deine weiße Hand, wenn Du sie Abends
Vor eine Flamme hältst, Du aber fuhrst
Vor Deinem rothen Widerschein zurück.
Rhodope. Nicht weiter!
Gyges. O, nicht weiter! Weiß ich mehr?
Was er empfand, Das kann ich nachempfinden
Und ganz so voll und glühend, wie er selbst.
Doch, wie er warb und wie er Dich gewann,
Ist sein Geheimniß; Einer nur kanns haben,
Und dieser Einzige ist er, nicht ich.
Nun weißt Du denn, warum ich zitterte:
Ein Wonneschauer wars, der mich ergriff,
Ein heilges Grausen, das mich schüttelte,
Als ich so plötzlich vor Dir stand und sah,
Daß Aphrodite eine Schwester hat;
So sag mir jetzt, wozu beriefst Du mich!
Rhodope. Zum Tode! —
Gyges. Wie?
Rhodope. Hast Du ihn nicht verdient?
Gyges. Wenn Du ihn mir verhängst, so muß es sein!
Rhodope. In dieser Stunde noch!
Gyges. Ich bin bereit!
Rhodope. Dich packt kein Schauder, wie er jeden Menschen,
Wie er den Jüngling doppelt packen muß?
Glaubst Du vielleicht, es sei nicht bittrer Ernst,
Weil Dir ein Weib den blutgen Spruch verkündigt,
Und Du das Weib nur noch als Mutter kennst?
O hoffe nicht, daß auch die Mildeste
Ihn ändern wird. Sie kann den Mord vergeben,
Sie kann sogar für ihren Mörder bitten,
Wenn er ihr so viel Odem übrig ließ.
Doch eine Schande, die sie vor sich selbst
Vom Wirbel bis zur Zeh mit Abscheu füllte,
Solch eine Schande wäscht das Blut nur ab:
Je mehr sonst ganz nur Weib, nur scheues Weib,
Je mehr vom Manne, wird sie da verletzt!
Gyges. Entsetzlich!
Rhodope. Kommt der Schauder? Hör mich aus!
Wenn Du jetzt nicht gerichtet vor mir ständest,
Von blanken Schwertern vor der Thür bewacht,
Und, willig oder nicht, das sichre Opfer
Der Unterirdschen, die ich schon beschwor:
Ich öffnete, wenn auch mit zager Hand,
Noch eh die Sonne sinkt, mir selbst die Adern
Und wüsche mich in meinem eignen Blut!
Denn alle Götter stehn schon abgewandt,
Wenn auch voll Mitleid da, die goldnen Fäden
Zerreißen, die mich an die Sterne knüpfen
Und aufrecht halten, mächtig zieht der Staub,
Und zögre ich, so hüpft die neue Schwester,
Die Kröte, mir vertraulich ins Gemach!
Gyges. O Königin, ich könnte Manches sagen,
Und vielen Sand mir aus den Locken schütteln,
Der mir nur angeflogen ist im Sturm!
Ich will es nicht. Nur Eines glaube mir:
Jetzt erst erkenn ich, was ich that, und doch
Wars kaum geschehn, so hats mich schon gedrängt,
Es abzubüßen. Wenn Dein Gatte mir
Den Weg zum Orkus nicht vertreten hätte,
Ich wäre längst ein Schatten unter Schatten
Und Du gesühnt, wenn auch noch nicht versöhnt.
Rhodope. Mein Gatte wehrte Dirs und wußte doch —
Gyges. Gleichviel! Die seltne Regung, die ihn faßte,
Hat mich um das Verdienst des freien Todes,
Dich aber um Dein Opfer nicht gebracht.
Leb wohl! — Und Deine Schwerter bleiben rein!
Rhodope. Halt! Nicht durch eigne Hand und nicht durch Mord,
Durch Deinen höchsten Richter sollst Du fallen,

Gleich kommt der König und bestimmt Dein Loos.
Gyges. Der Sterbende, er sei auch, wer er sei,
Hat eine letzte Bitte frei. Du wirst
Mir nicht mein armes Todtenrecht verkürzen,
Ich weiß, Du kannst es nicht! So laß mich gehn!
Rhodope (macht eine abwehrende Bewegung).
Gyges. Ich that, was ich vermochte. Komme nun,
Was kommen soll, ich trage keine Schuld.

Rudolf Gottschall.

Unter den zahlreichen Dramatikern der Gegenwart haben nur wenige in ihrer Entwickelung so mächtige Fortschritte gemacht als Rudolf Gottschall, ja er steht in dieser Beziehung vielleicht allein da. Es ist Dieß allerdings zum Theil der mit den Jahren zunehmenden Reife zuzuschreiben (er war erst 20 Jahre alt, als er sein erstes Drama herausgab), aber doch vorzüglich seinem tiefen Eindringen in das Wesen der Kunst, das er sich durch das Studium der großen Meister aller Zeiten und Völker, so wie der Kunstkritiker alter und neuer Zeit erwarb, wovon seine schon erwähnte „Poetik" ein glänzendes Zeugniß giebt. Es ist Dieß um so mehr anzuerkennen, als er von Natur eine feurige Phantasie besitzt, und eine solche sich, wie wir aus vielen Beispielen wissen, sonst nicht gern und leicht den Beschränkungen unterwirft, welche die künstlerische Behandlung unbedingt verlangt. In Gottschalls ersten dramatischen Dichtungen ist der Dichter nicht zu verkennen, allein es ist noch Alles in voller Gährung und der poetische Gedanke wird vielfältig durch die Tendenz verkümmert. Denn sie sind Ausflüsse seiner damaligen revolutionären Gesinnung, die auszudrücken und zu verbreiten die Bühne ihm Gelegenheit geben sollte. Aber beinahe mit jedem Schritt, den er machte, läuterte sich sein Geschmack, es verlor sich das rhetorisch Phrasenhafte, das Ueberschwängliche immer mehr, bis es ihm endlich gelang, diese Auswüchse vollständig zu besiegen und reine Kunstwerke zu bilden, in denen sich die schöne Form mit dem poetischen Gehalt harmonisch verbindet.

Es ist nicht bloß „Ulrich von Hutten. Ein Drama in 5 Aufzügen" (Königsb. 1843) jugendlich überschäumend, auch in „Robespierre. Drama in 5 Aufzügen". (Neisse 1845) und in der „Marseillaise. Dramatisches Gedicht in 1 Akt" (Hamb. 1849) sprudelt es noch gewaltig, aber schon findet sich schärfere Zeichnung der Charaktere und eine festere Anlage. Von noch bedeutenderem Fortschritt zeugte „Lambertine von Méricourt. Trag. in 5 Aufzügen" (Hamb. 1850), die in Anlage, Motivierung und künstlerischer Gestaltung die vorhergehenden Dramen weit übertraf. Zwar ist auch sie ein Tendenzstück, aber die Tendenz verschlingt die Poesie nicht; zwar findet sich in ihr mancher rhetorische Auswuchs und manches Ueberschwängliche, allein daneben begegnet man Situationen von erschütternder Größe. Noch in dem nämlichen Jahre erschien „Ferdinand von Schill. Tragödie in 5 Aufzügen" (Hamb. 1850), in welchem wie in Heinrichs von Kleist „Prinzen von Homburg" die tragische Schuld des Helden darin liegt, daß er sich gegen den militärischen Gehorsam und die Disciplin verfehlt. Aber Schills Gründe sind edler; während der Prinz von Homburg durch muthige Schlachtenlust zum Ungehorsam verleitet wird, ist es der glühendste Patriotismus, der Schill bewegt, den Krieg gegen den Feind des Vaterlands auf eigne Faust zu beginnen. Wenn auch der Dichter den Helden wegen dieser Schuld — nicht bloß wegen der historischen Wahrheit — untergehen läßt, so läßt er doch auch klar erkennen, daß der Patriotismus ihm höher gelte als die blinde Unterwerfung unter den Willen des Königs, was das Verbot des Stückes in Preußen zur Folge hatte. Ließ der Dichter im „Schill" noch den Groll gegen die bestehenden Staatseinrichtungen durchblicken, was eben das Drama noch als Tendenzstück charakterisierte, so hat er sich in den folgenden Tragödien von diesem künstlerischen Abweg vollständig befreit; er verläugnet zwar auch in ihnen seine freie Gesinnung nicht, aber er hat sich in ihnen von der Tendenz zur Idee erhoben, die er ohne Nebenabsicht poetisch gestaltet. Die vier Tragödien, über die wir noch zu berichten haben, hat der Dichter, nachdem sie über die Bühne gegangen waren, mehr oder weniger wesentlich umgestaltet, wovon er in dem jeder derselben beigegebenen „Nachwort" ausreichende Rechenschaft giebt. Wir haben hier in die früheren Bearbeitungen nicht einzugehen, da sie nicht gedruckt vorliegen; doch mußten wir die Thatsache erwähnen, weil sie bezeugt, wie ernst es dem Dichter ist, seinen Schöpfungen die größtmöglichste Vollendung zu geben. Alle vier Tragödien sind von ziemlich gleichem Werth, so daß es schwer wäre, eine Wahl zwischen ihnen zu treffen; denn wenn die Eine vielleicht Vorzüge vor den Andern darbietet, so haben diese wieder ganz eigenthümliche Schönheiten. Da wir die Zeit ihrer Abfassung nicht kennen, so betrachten wir sie in der Reihe, wie sie in den „Dramatischen Werken" (10 Bdchen. Lpz. 1865—1876) mitgetheilt sind.

„Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen" wird von einigen Kritikern für Gottschalls vollendetstes Werk gehalten, und allerdings hat er ihm vielleicht die größte Aufmerksamkeit geschenkt, in ihm die größte Kunst entwickelt. Gottschall hat in seinem „Mazeppa" glücklich mit Lord Byron und mit den zwei großartigen Gemälden des Meisters Horace Vernet gerungen, denen er sich ebenbürtig erwiesen. Die Handlung ist außerordentlich reich, aber die zahlreichen Fäden, an denen sich das Gewebe entwickelt, sind mit solcher Kunst angelegt, daß sich das Drama in der größten Klarheit abspinnt. Der Reichthum an Begebenheiten ist zu groß, als daß wir bei dem uns gegönnten Raum eine wenn auch noch so kurze Uebersicht derselben geben könnten; wir erwähnen nur Das, was zum Verständniß der unten mitgetheilten Stelle nöthig ist. Mazeppa ist Hetmann der Kosacken geworden, als welcher er sich die Achtung und das Vertrauen Peters des Großen erworben hat. Ehrgeiz, der Einfluß der von ihm aus dem Kloster entführten Geliebten, Matrana, der Wunsch der Kosakenhäuptlinge, sich von der russischen Herrschaft zu befreien, die durch Steuern und Kriegsdienste täglich drückender wurde, bringen den Entschluß

zur Reife, sich mit Hülfe der Schweden zum unabhängigen König der Ukraine zu machen. Eben ist ein Gesandter Karls XII., der Pole Kasimir Soldensky, angekommen, um ein Bündniß abzuschließen. Kasimir war als Bettler verkleidet gekommen, weshalb ihn die Wachen abweisen wollten, Lodoiska, Mazeppas Tochter, kommt dazu; als Beide sich erblicken, werden sie von gegenseitiger Liebe ergriffen, die sie sich einander bekennen, als sie sich bei einer Jagd im einsamen Walde treffen, die Mazeppa nach seiner Unterredung mit Kasimir veranstaltet hatte. Während sie sich umarmen, kommt Mazeppa dazu, der die Liebenden trennt, als er erfährt, daß Kasimir der Sohn Desjenigen ist, der ihn als Jüngling auf das Grausamste behandelt hatte, weil er in verbrecherischem Verhältniß zu dessen Gattin gestanden.

„Der Nabob. Trauerspiel in 5 Aufzügen" bietet eine reiche Galerie von Charakteren, die uns sämmtlich in lebenswarmer Individualität entgegentreten. Lord Clive, der gleich Anfangs den Wurm durchblicken läßt, der an seinem Herzen nagt; Sulivan, eine gemeine Natur, der aus Rache gegen Clive intriguiert, und, jeden edleren Gefühls unfähig, seine Nichte zur Verbindung mit einem Ungeliebten zwingen will, seinen Sohn mit grausamer Härte von der Geliebten trennt, die er zum Selbstmord treibt, sein Sohn Harry, ein edler, von den reinsten Gefühlen durchdrungener junger Mann, seine Nichte Arabella Somerset, ein Mädchen von kräftiger Seele und hoher Gesinnung, Sita, Clives Pflegetochter, deren orientalische Natur zwar durch europäische Bildung gemildert, aber in Liebe und Hingebung noch die ganze Glut ihres Vaterlandes zeigt, ihr Bruder Matali, den der Rachedurst über den Ocean führt, um Clive zu ermorden, der seinen Vater gegen alles Recht hatte hinrichten lassen. Die Conflikte sind erschütternd und mit der größten psychologischen Wahrheit dargestellt. Wie der Dichter im „Mazeppa", um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, die Ueberstürzung rastloser Leidenschaft darstellt, so schildert er im „Nabob" den Fluch des Geldes, der selbst die Schwingen einer großen Seele lähmt. Ohne in rhetorische Breite zu verfallen, bieten beide Dramen einen großen Reichthum an schönen und tiefen Gedanken, von denen viele als ewig geltende Sentenzen aufbewahrt zu werden verdienten. — Auch „König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen" erfuhr eine eingreifende Umarbeitung, durch welche das politische Element kräftiger hervorgehoben wurde. Das Drama schildert „den Kampf uneingeschränkter Königsherrschaft mit der Herrschbegierde der Stände, den Kampf eines eroberungssüchtigen Kriegsfürsten mit den Friedenswünschen der Nation." Wenn sich auch Beziehungen auf Verhältnisse der Gegenwart von selbst und ungezwungen darbieten, so weist der Dichter mit vollem Recht den möglichen „Vorwurf absichtlicher Tendenzmacherei" zurück, da „keine Aeußerung und keine Situation über den Rahmen des historisch Gegebenen hinausgeht." Es war ein äußerst glücklicher Gedanke des Dichters, die Schwester des von Karl XII. grausam hingemordeten Patkul als eine Hauptperson einzuführen, weil sich der Tod des Königs künstlerisch nicht hätte rechtfertigen lassen, wenn er als zufällig, und weil er das menschliche Gefühl verletzt hätte, wenn er als politischer Mord erschienen wäre. Dadurch aber, daß er des Königs Tod wesentlich als eine Folge von Patkuls Hinrichtung darstellt, wird sowohl die poetische Nothwendigkeit gewahrt als die tragische Schuld dem Kreis der Politik entzogen. — Gottschalls letztes Drama „Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Aufzügen" giebt ein neues glänzendes Zeugniß von der Schöpfungskraft des Dichters in der Zeichnung der Personen. Heinrich VIII. ist mit allen Widersprüchen seines Charakters zur lebendigsten Erscheinung gebracht, Katharina mit bewundernswürdiger Kunst behandelt, indem der Dichter uns in größter Wahrheit veranschaulicht, wie die eiserne Hand des Schicksals die heitere, lebensfrohe Jungfrau allmählich zur todesmuthigen Heldin umgestaltet.

Die zwei Lustspiele, welche Gottschall in der angeführten Sammlung mitgetheilt hat, „Pitt und Fox", „Die Diplomaten", beide in 5 Aufzügen, gehören zu den besten Erzeugnissen im Gebiete der höheren Komödie. Es war ein glücklicher Gedanke, die zwei bedeutenden Englischen Staatsmänner einander entgegen zu setzen und in ihrem Kampf das Wesen der Englischen Verfassung, und durch die Nebenpersonen zugleich das Englische Leben darzustellen. Pitt ist der vollgültigste Repräsentant der Englischen Aristokratie und der Privilegien, tüchtig, großartig, von eiserner Consequenz, Fox der Repräsentant der Freiheit, der Verkündiger der Zukunft; Beide mit gleicher Liebe und gleichem Glück gezeichnet. Pitt erscheint sittlich höher als Fox, der Lüstling, Spieler, Schuldenmacher, und doch ist Dieser in der That von edlerer Gesinnung und menschlicherem Gefühl. Pitt hat zwar keinen persönlichen Egoismus, aber er hat den Egoismus der Kaste, und wird eben deshalb von Fox an Großartigkeit der Weltanschauung weit übertroffen. Es sind jedoch nicht bloß diese beiden Charaktere, es sind auch die Nebenpersonen vortrefflich gezeichnet, darunter namentlich der König, dessen Bedeutungslosigkeit der Dichter mit vielem Humor dargestellt hat. Eben so ausgezeichnet sind „Die Diplomaten", deren ziemlich verwickelte Intrigue mit großem Geschick zur vollsten Anschaulichkeit gebracht ist. Vortrefflich gelungen sind die Charaktere der beiden Diplomaten: Alberoni fein, gewandt, klug, Riccerda selbstgefällig, sich für schlau haltend und eben deshalb in jeder Falle sich fangend, die man ihm legt. Es ist von großer komischer Wirkung, daß die beiden Diplomaten zwar ihre Zwecke erreichen, aber nicht durch die Mittel, die sie ins Werk setzen, da diese gerade gegen sie ausfallen.

Aus „Mazeppa".

Zweiter Aufzug. Dritter Auftritt.

Mazeppa. Kasimir. Lodoiska.

Mazeppa. Noch Einen Auftrag! Ha, was seh ich? Wie?
Du, Lodoiska, Du, mein liebes Kind,
Mein stilles Steppenröschen — o unglaublich!
Lodoiska. Vergieb, vergieb, mein Vater!
Mazeppa. Steht mir Rede,
Gesandter Schwedens!
Kasimir. Ja, mit freudgem Herzen!

Was brauchts der Worte? Schlicht und einfach sag ichs —
Ich liebe Eure Tochter!
Lodoiska. Ja, wir haben
Es bald geahnt, daß es so kommen mußte!
Schneeglöckchen und ein warmer Hauch im März
Sind Lenzesboten, eh er selber kommt!
So wars uns schon wie Frühling um das Herz,
Eh wir noch wußten, was uns beiden frommt!
Mazeppa. Mein Kind — Du willst den Vater schon verlassen?
Du glaubst vielleicht, er liebt Dich nicht genug,
Weil er, dem Zaubrer gleich, mit finsterm Werk
Beschäftigt, nicht die holde Nähe achtet?
Und doch — Du bist ihm ja der liebste Schmuck;
Ich fühl mich wohl, stehst Du an meiner Seite!
Lodoiska. Daß Du mich liebst, ich glaub es! Wärs doch grausam,
Das eigne Kind zu hassen! O Du kannst
Jetzt Deine ganze große Liebe zeigen!
O segne uns!
Mazeppa. Du hast Dich schnell entschieden.
Kasimir. Sei überzeugt, es ist ein ernstes Band,
Das unsre Herzen eint!
Mazeppa. Und rasch gewoben!
Lodoiska. Die Fäden, Vater, die sind Licht von Oben!
Mazeppa. Komm an mein Herz, mein Kind! Dich glücklich wissen —
Es wär mir Balsam für so manche Wunde!
Doch was ist Glück? Wer bürgt dafür? O rasch,
Rasch zugegriffen nach dem flüchtgen Schimmer —
Der volle Glanz ist Traum! Ich will nicht hemmen —
Nur wenn ich muß. So redet, junger Pole!
Die Tochter eines Hetmanns, ja vielleicht —
Was sprech ich da? Ein seltnes Kleinod ists,
Was Ihr begehrt. Und Euer Recht darauf —
Kasimir. Ist eine Liebe, warm und treu, ich schwörs,
Ich bin von altem, adlichem Geschlecht
Und meine Güter in Volhynien —
Mazeppa. Solbansky Euer Name?
Kasimir. Ja, seit Kurzem!
Ein kinderloser Herr des alten Stamms
Hat mich zum Kind, zum Erben angenommen.
Früh starb mein Vater; meine Mutter war
Die zweite Frau, und folgt ihm rasch ins Grab!
Doch daß die erste Gattin noch am Leben,
Geflüchtet in die Wildniß, daß ein dunkles,
Ereigniß unsers Hauses Glück vernichtet,
Erfuhr ich oft, doch wollte keine Hand
Den Schleier heben!
Mazeppa. Und wie hieß der Vater
Und das Geschlecht, dem Du entstammst?
Kasimir. Mein Vater
War Sapieha —
Mazeppa (auffahrend). Wojwod von Lublin?
Kasimir. Du sagst es!
Lodoiska. O mein Gott, was ist dem Vater?
Mazeppa. Zurück von meiner Tochter!
Kasimir. Großer Gott!
Mazeppa. Unseliges Verhängniß! Her, mein Kind!
Ein böser Dämon streckt den Arm nach Dir —
Noch bist Du nicht dem Schrecklichen verfallen!
Lodoiska. O Gnade, Vater! Wie Du finster blickst!
O glaubs, es ist ein guter, guter Geist.
Mazeppa. Wenn Du den Vater liebst — so weich zurück!
Nicht von den Sapiehas kommt uns Heil!
Noch ist die alte Schande nicht gesühnt.
Kasimir. Die Schande? Löst die Räthsel!
Mazeppa. Eilt von dannen
Auf schnellem Roß, Gesandter, und vergeßt
Den Weg nach Baturin, denn nie erhält
Ein Sapieha meiner Tochter Hand!
Kasimir. Was kreuzt mein Glück? Ich will, ich muß es wissen!
Mazeppa. Ich war ein Pag' am Königshof zu Warschau,
Und leicht und heitern Sinns! Bei Spiel, Gelag,
Im Sonnenschein von holder Frauen Gunst
Schwand mir das Leben hin, ein Maskenscherz,
Ein süßer Rausch! — Da sah ich einst ein Weib
Von andrer Art als rings die duftgen Feen.
Wie Flittergold erschien mir jeder Glanz,
Der mich bisher geblendet, denn dies Weib
Trug auf der Stirn des höhern Geistes Siegel.
Aus seinen Augen blickte tiefster Ernst,
Ihr Zauber ruhte fesselnd über mir!
Im Traum und Wachen sah ich diesen Blick.
Das ist das Unglück! rief es laut in mir;
Das ist ein fremder, wunderbarer Geist,
An Schönheit reicher als das helle Glück,
Das buhlt im Sonnenschein! Erloschen war
Des Lächelns Zauber auf den willgen Lippen,
Gleichgültig schaut' ich die gepriesnen Reize.
Doch wie aus Tiefen unergründlich war
Dies feurige Meteor mir aufgestiegen,
Und meine Seele flog zu ihm empor,
Ein Aar ins Nordlicht, in den trunknen Himmel!
Unselges Weib, mißhandelt von dem Gatten,
Du tiefes, heilges Wunder der Natur,
Verständnißlos mißachtet — heiß entbrannte
Zu Dir die Liebe in des Jünglings Herzen.
Und alle Bilder der berühmten Heilgen,
Märtyrerinnen mit dem Glorienschein,
Vermischten sich vor meines Geistes Aug
Zu einem Bild vom reinsten Himmelsglanz,
Das Deinen Namen trug!
Kasimir. O Lodoiska!
Wer so geliebt, kann Liebe nicht verstehn?
Mazeppa. So glücklos und des höchsten Glückes werth!
So denkend naht' ich ihr; sie neigte gnädig
Ihr Aug zu mir! Erst wollt ich Hülfe schaffen,
Errettung von unwürdger Knechtschaft bringen;
Doch sie mit ungeahnter Liebe Glut
Flog mir ans Herz. Da schwanden alle Schranken!
Fort, fort aus diesen Hallen — rief ich laut,
Wo Alles, Alles an die Sünde mahnt,
Aus der das Glück der Himmel stammt! Hinaus,
Wo kein Gesetz die freie Steppe kennt
Als nur der Sterne Lauf, der Wolken Zug,
Den stillen Wechsel ewiger Gewalten!
Dort, eine wilde Blum im Himmelsthau,
Mag unsre Liebe freudig sich entfalten!
Wir flohn — doch folgte der verrathnen Flucht
Der Rächer nach! Der Gatte holt uns ein —
Da — o der Schmach — er ließ mich geißeln, geißeln
Mit Ruthenstreichen vor dem ganzen Volk,
Mit Stricken binden auf ein wildes Roß.
Ein Geißelhieb — der Renner bäumt und schäumt —
Fort giengs in wilder Wuth! Dort droben tanzt
Der Mond am Himmel und der Sterne Reigen.
Das Auge schloß ich, und mir wars, als würd
Im ungeheuern Lauf ich fortgerissen,
Wie jene heimatlosen Feuerseelen
Des Alls, die durch die ewgen Räume irren!
Und so im Schwindel schien mirs oft: Das wär
Mein Leben selbst — ein blinder, jäher Sturz,
Der von der Wiege bis zum Grabe taumelt,
Gefesselt an des dunkeln Stoffs Gewalt!
Lodoiska. Das hielt ich für ein Mährchen, da ichs niemals
Von Deinen Lippen hörte, nur von andern.
Mazeppa. Der schnaubende Dämon trug mich rastlos weiter;

Es peitscht der Wald mich mit den thaugen Zweigen,
Ein Diener des Wojwoden, gnädger noch
Als er; denn diese Schmach sahn nur die Sterne!
Rasch nahn sich die unheimlichen Genossen;
Der Eule blödes Auge starrt mich an,
Der Adler senkt sich aus den Lüften nieder,
Und Unheil kündend schweben über mir
Die Raben, die lebendge Leiche witternd!
Gewürm und Schlangen zischen rings durchs Unkraut,
Und aufgescheucht vom Lärm der Rosseshufe
Erhebt der Wolf sein schreckliches Geheul,
Und ruft die Brüder wach in Wald und Schlucht!
Mit glühnden Augen schnaubt der Schwarm herbei,
Blutlechzend, gierig nach dem seltnen Wild,
Halb Roß, halb Mensch, ein traumhaft Fabelbild!
Da faßt den Hengst Entsetzen; angstvoll sträubt sich
Die Mähne; er erzittert unter mir,
Beschleunigt fieberhaft den wilden Lauf!
Und über Riesenstämme jagt er fort,
Und stürzt sich in den Strom, der, aufgescheucht
Aus nächtger Einsamkeit, verdrießlich tost,
Und doch die wunden Glieder kühlt! — Und als
Der Morgen thaute, hell der Ost erglühte,
Da nahten wir der Ukraine Grenzen.
Fern wieherten die freigelaßnen Heerden;
Mein Renner schnob entgegen frohen Grußes;
Doch arge Qual ward mir dies Wiedersehn!
Fremd war mir ihre Sprache und bedrohlich
Der Freude Zeichen! Halb besinnungslos
Wohnt' ich der seltsamen Versammlung bei.
Umweht von Schweif und Mähnen, angeglotzt
Von den krystallnen Augen, glaubt' ich mich
In ein Dämonenreich versetzt, umringt
Von seltsamen Gestalten, und mir schien
Die eigne Seele solch ein wandernd Ding,
Ein irrer Hauch — ein wüster Traum das Leben!
Da stürzt' mein Roß und meine Sinne schwanden —
Als ich erwachte, war ich frei von Banden,
Sorgsam gepflegt in des Kosacken Hütte,
Ein Fremdling in des eignen Volkes Mitte!

Lodoiska. Entsetzlich, Vater! Aber unsre Liebe —

Mazeppa. Sie trägt den alten Fluch! Ihr tritt entgegen
Ein Schwur, den ich in jener Nacht gethan,
Wo unerhörter Qual ich Preis gegeben
Und jedem Schreckniß, das die Erde hegt!
Ein Fluch dem Wojwoden und seinem Stamm.
Sein Weib hat er verstoßen in die Oede,
Wo ihre Spur verschwand; doch lebt sein Sohn
Aus zweiter Ehe — dieser Sohn bist Du!

Kasimir. Weh mir!

Lodoiska. Vergebung, Vater!

Mazeppa. Her zu mir!
Aus meinen Augen, Sproß der Sapieha!
Rasch, rasch zu Roß! Die Geißel hör ich schwirren,
Des Waldes Ruthen peitschen mich — hinweg!
Sonst glaub ich, daß der Rache Geist Dich hat
In meine Hand gegeben, und ich binde
Dich an das Roß, wie mirs Dein Vater that,
Und laß Dich peitschen vor des Volkes Augen!

Kasimir. Ich fühl die Schmach nicht; denn die Welt ist todt —
Ein Abgrund zwischen mir und meinem Glück!
O Lodoiska!

Lodoiska. Vater! Kasimir!

Mazeppa (Lodoiskas Hand ergreifend). Fort, fort! Reiß ihn aus Deinem Herzen! jeder
Gedank an ihn beschimpft des Vaters Ehre,
Und jedes Wort zu ihm ist Lästerung!
Die Wölfe heulen, mich durchschauerts bang.
Nickt ihr mir wieder mit dem Schweif, den Mähnen,
Ihr Roßgespenster? Fluch den Sapiehas!
Mein Kind — in meinen Mantel berg ich Dich,
Damit Du nimmer die Gespenster siehst,
Die mich entsetzen — auch das Schlimmste nicht,
Den Höllengeist, der Dir von Liebe spricht!
(Schlägt um Lodoiska den Mantel und führt die Zögernde ab.)

Albert Friedrich Benno Dulk.

Der Dichter, mit welchem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, ist eine der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen, von welchen die Literaturgeschichte zu berichten hat, eigenthümlich und merkwürdig, nicht bloß in

seinen Schriften, sondern auch im Gange seines Lebens. Albert Friedrich Benno Dulk, geb. zu Königsberg am 17. Juni 1819, trat, zum Nachfolger seines Vaters, eines Apothekers und Professors der Chemie, bestimmt, 1835 als Lehrling, 1839 als Gehülfe in dessen Geschäft, absolvierte inzwischen auch 1837 die Maturitätsprüfung für die Universität, auf welcher er sich dem Studium der Medizin und später der Naturwissenschaften widmete. Im J. 1841 gieng er nach Breslau, wo er in der Lazarethapotheke dem Militärdienst als einjähriger Freiwilliger genügte, worauf er zuerst in Breslau, dann in Kupferberg als Apothekergehülfe konditionierte. Von unwiderstehlichem Drang zu poetischen Schöpfungen getrieben, zog er sich 1843 in ein kleines Städtchen Ostpreußens

zurück, wo er das Drama „Orla" schrieb. Ende 1843 gieng er nach Berlin und 1844 nach Leipzig, um sich mit den Naturwissenschaften, insbesondere mit der Chemie zu beschäftigen. Da er mit Rob. Blum und Wilh. Jordan bei dem Aufstande im J. 1845 von der Studentenschaft zum Redner bei der Bestattung der Gefallenen bezeichnet worden war, wurde er aus der Stadt verwiesen, worauf er sich zum Behuf einer für seine Promotion bestimmten Untersuchung nach Halle begab. Vorher hatte er, um für ein später unvollendet gebliebenes Drama „Heinrich Ludwig Tschech" Erkundigungen einzuziehen, Tschechs Tochter besucht, in Folge dessen die Regierung einen Haftbefehl gegen ihn erließ, der jetzt vollstreckt wurde. Doch wurde er nach vier Wochen ohne Urtheil wieder entlassen. Von der Halleschen Fakultät zurückgewiesen, gieng er nach Breslau, wo er 1846 promovierte. Sein Gesuch, in Königsberg als Privatdocent Vorlesungen halten zu dürfen, wurde trotz der Fürsprache der Fakultät vom Minister Eichhorn mit dem Bescheid zurückgewiesen, daß er zuvor überzeugende Beweise von Gesinnungsänderung geben müsse. Die Revolutionsbewegungen im J. 1848 nahmen ihn lebhaft in Anspruch, er entwickelte eine solche Thätigkeit, daß er es für gerathen hielt, Preußen zu verlassen, als die Reaktion (1849) mächtig zu werden anfieng. Er reiste nach Wien, zog von dort meist zu Fuß über die Alpen nach Italien, schiffte von Neapel aus nach Alexandrien, wo er mit Bogumil Goltz zusammentraf. Er lernte arabisch, legte die Landestracht an, miethete sich nach Weise der ägyptischen Bauern in eine Barke ein, machte seine Küche selbst, und fuhr Ende Dezember 1849 den Nil hinauf bis an die ersten Katarakten, und wiederum herab bis Kairo, wo er Ende März 1850 eintraf. Von dort zog er nach Arabien, wo er nicht fern vom Berg Sinaï, eine Felshöhle zur Wohnung benutzend, in einem sogenannten „Schlangenwinkel" ein Vierteljahr völlig einsam lebte. Das Ausbleiben von Briefen aus Europa und der Ausbruch der Pest veranlaßten ihn, Ende Juli 1850 über Smyrna nach Europa zurückzukehren. Nach einem kurzen Aufenthalt in Königsberg reiste er in die Schweiz, wo er auf dem nördlichen Ufer des Genfersees, 1000 Fuß über demselben, eine Sennhütte bezog, in welcher er mit seiner Familie (denn er hatte indessen geheirathet), acht Jahre lang in der größten Einsamkeit lebte. Diese Zeit verwendete er zu philosophischen, historischen und religionsgeschichtlichen Studien, so wie zu dramatischen Arbeiten. Im J. 1858 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, wo er an verschiedenen deutschen Zeitschriften arbeitete und mehrere Dramen so wie in Prosa die Schrift „Der Tod des Bewußtseins" verfaßte, worin er die Grundzüge seiner Anschauungen vom Wesen der Menschheit niederlegte. Als charakteristisch erwähnen wir noch, daß Dulk im Sommer 1841 von Breslau aus zu Fuß 70 Meilen in 7 Tagen zurücklegte, um seine Braut wiederzusehen und im J. 1865 den Bodensee zwischen Romanshorn und Friedrichshafen, etwa $1^1/_2$ Meilen, in $6^1/_2$ Stunden durchschwamm, ohne die Hülfe eines nachfolgenden Bootes nöthig zu haben. Nicht weniger bezeichnend ist, daß Dulk, der in seinen ersten Jugendjahren voll schwärmerischer Frömmigkeit im Sinn der protestantischen Kirchenlehre war, in Folge selbstständiger Beschäftigung mit der Bibel und den Schriften von Strauß, Feuerbach, Bauer u. A. sich innerlich ganz von der Kirche trennte und im J. 1849 seinen Austritt aus derselben in rechtsgültiger Weise erklärte und seitdem die sonst der Kirche überlassene Sorge für Andacht und Erziehung als Haupt der Familie selbst übernahm. Seit 1872 lebt er in Untertürkheim, von wo aus er noch in demselben J. Lappland bereiste.

Eben so eigenthümlich wie sein Leben sind auch seine Schriften, in denen sich die ganze Kraft und Selbstständigkeit seines Wesens, so wie eine echt poetische Begabung ausspricht. Diese ist schon in seinem Erstlingswerke „Orla. Dramatische Dichtung" (Zür. u. Winterthur 1844) sichtbar, das bei allen Mängeln der Anlage und Ausführung als eine bedeutende Erscheinung bezeichnet werden muß. „Orla" ist die Arbeit eines jungen Mannes, den es drängt, den ganzen Reichthum seiner Gedanken über inneres und äußeres Leben auf Einmal auszusprechen, alle Situationen, die ihm seine regsame Phantasie vergegenwärtigt, in den Rahmen eines Dramas zusammenzufassen, was zur nothwendigen Folge hatte, daß weder die Handlung zusammenhängt, noch die Charaktere klar hervortreten, und die Reden der Personen zu einem allzu großen, den lebhaften Gang des Dialogs vernichtenden Umfang ausgedehnt werden. Wie der Held Orla bei aller Tüchtigkeit und Geisteskraft doch nur ein Spielball des Zufalls und seines Jugendgenossen und späteren Feindes Berthold ist, so ist auch die Dichtung in ihrer Gesammtheit ein Werk des Zufalls, obgleich der Dichter wie der Held die einzelnen Situationen, in die sie gerathen, vollständig beherrschen. Gemeinschaftlich mit Otto Seemann bearbeitete Dulk „Die Wände. Eine politische Komödie in 1 Akt" (Königsb. 1848), eine Persiflage des deutschen Michels, der hier Hans Volk heißt, die aber mehr bitter als witzig ist. Ein seltsamer Einfall ist es, die Wände als Chor einzuführen. Nach langer Unterbrechung, einer Folge seiner Reisen, erschien „Simson. Ein Bühnenstück in 5 Handlungen" (Stuttg. 1859), worin Dulk seine Schöpfungs- und Gestaltungskraft in glänzender Weise beurkundete. Er hat in diesem Drama aus wenigen Zügen, die das Alte Testament überliefert, ein großartiges Gemälde voll Leben und Interesse geschaffen, das nur hie und da zu breit ist, was freilich wegen der wiederholten Prüfungen, denen Delilah den Helden unterwarf, kaum zu vermeiden war, es hätte denn die Eine oder die Andere erzählt werden müssen, was wiederum der Lebendigkeit der Handlung Eintrag gethan hätte. Die Grundlage des Dramas bildet der Kampf des Judenthums und des Heidenthums, der in der Liebesgeschichte Simsons und Delilahs seine Lösung findet. Aus dem Ganzen weht uns frische, orientalische Luft entgegen, man fühlt, daß der Dichter Land, Volk und Sitten nicht bloß durch tiefes Studium, sondern auch aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Wie die Composition, so ist ganz besonders die Charakteristik durchaus vortrefflich, die der Dichter nicht allein an den Reden und Handlungen der

Personen, sondern auch an den Berichten Anderer mit großem Geschick entwickelt. Großartig ist die Schilderung der Seelenkämpfe Delilahs; eben so tief psychologisch als wahrhaft poetisch, wie ihre Liebe zu ihrem Volk und ihre Verachtung der Juden allmählich von der Liebe zu Simson besiegt wird, dessen Seelengröße sie mit Bewunderung erfüllt. Nicht weniger vortrefflich ist zur Anschauung gebracht, wie sich Simsons die Leidenschaft und mit ihr das Vertrauen zur Geliebten bemächtigt, so daß er ihr endlich das Geheimniß seiner Stärke offenbart. Ergreifend ist die Verzweiflung Delilahs, als sie sich von den Fürsten ihres Volks getäuscht findet, ergreifend die Entmuthigung Simsons, ergreifend die Scene, in welcher er die Geliebte wieder erkennt, die ihm, dem Blinden, seit längerer Zeit als Knabe verkleidet zum Führer gedient hatte. — Die schon in Italien entworfene, im J. 1855 beendete dramatische Arbeit „Jesus der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in 9 Handlungen mit einem Nachspiel", wurde vom Dichter in mehreren Städten unter großem Beifall öffentlich vorgelesen, ehe er sie im Druck erscheinen ließ (Stuttg. 1865). Und allerdings eignet sie sich für einen solchen Vortrag weit mehr als für eine theatralische Darstellung. Denn die Volksbühne, für welche „Jesus der Christ" bestimmt ist, existiert nicht und wird wohl nie zur Wirklichkeit werden. Sie war zu einer Zeit möglich, wo Schauspiele nur an wenigen Tagen des Jahres aufgeführt wurden, und das Publikum daher der selten dargebotenen Ergetzung gern einen halben Tag und länger widmete. Das Stück macht bei seiner eigenthümlichen Behandlung daher auch keinen Anspruch auf Befolgung der jetzt geltenden Kunstgesetze; es verzichtet von vornherein auf kunstgemäße Composition, indem es das Drama in einzelne Gemälde auflöst, ungefähr so, wie wir gefunden haben, daß das Epos in einzelne Romanzen aufgelöst wird. Dazu zwang ihn freilich der Stoff, der durchaus undramatisch ist; denn die Lehre Jesu ist keine dramatische That, und er erscheint weniger handelnd als vielmehr duldend. Dieß führte wiederum zu breiten dogmatischen Ausführungen, wodurch die wenig hervortretende Handlung noch mehr zurückgedrängt wird. Aber auch bei solcher Behandlung bewundern wir die Genialität und die poetische Gestaltungsgabe des Dichters, die sich vor Allem in der Zeichnung der Charaktere kund giebt. Jesus ist ihm nicht der Sohn Gottes, sondern ein großer Mensch, der den Kampf für die höchsten Interessen der Menschheit gegen die Dummheit und Bosheit besteht, nachdem er die eigene menschliche Schwäche besiegt. Wenn der Dichter hierin auf gleichem Boden wie Strauß und dessen Nachfolger steht, so weicht er von ihnen darin wesentlich ab, daß er die Wundergeschichten als wirkliche Thatsachen annimmt, aber sie auf natürliche Weise erklärt, wobei man freilich unwillkürlich an jenen Quäker erinnert wird, der da in einer Predigt behauptete, die fünf Brode, mit denen Jesus fünftausend Menschen gespeist habe, seien so groß gewesen wie Berge, worauf ein Zuhörer ausrief, er hätte den Ofen sehen mögen, in dem sie gebacken worden seien. So ist die Auferstehungsgeschichte doch gar zu nüchtern erklärt durch einen Schlaftrunk, der Jesu am Kreuz gereicht worden sei und einen Nebel, in welchem er sich den Blicken der Jünger entzogen habe. Auch darin folgt der Dichter der Ueberlieferung, daß er in Jesus eine Doppelnatur annimmt, zwar nicht wie jene eine menschliche und göttliche, sondern eine sinnliche und geistige, welche letztere gleichsam als ein das sinnliche Element besiegender Dämon erscheint, den Jesus mit den Worten der Bibel als seinen Vater bezeichnet. Dem religiösen Schwärmer ist in Judas Ischarioth ein politischer Schwärmer entgegengestellt. Derselbe ist nämlich zwar der Verräther Jesu, aber sein Verrath hat einen edlen Grund; er hält Jesum für den Messias, der das jüdische Volk von seinen Unterdrückern befreien soll, und er will ihn durch seinen Verrath zwingen, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, den die Zeloten gegen die Römer erregt haben. Wahrhaft erschütternd sind die Scenen, in denen Judas seine Verzweiflung ausspricht, nachdem er erfahren, daß sein Verrath den geliebten Lehrer dem Tode Preis gegeben hat; ihnen stehen an Großartigkeit diejenigen gleich, in welchen Jesus den Kampf mit der Versuchung besteht. — Das neueste Drama des Dichters „Konrad II. Historisches Schauspiel in 6 Handlungen" (Lpz. 1867) zerfällt in zwei Theile: „König Konrad II." und „Kaiser Konrad II.", deren jeder drei Handlungen hat. Es ist ebenfalls zu breit angelegt; es werden so viele einzelne Verhältnisse und Beziehungen theils ausgeführt, theils angedeutet, daß die Uebersichtlichkeit verloren geht, nicht zu erwähnen, daß Vieles für Diejenigen unverständlich bleiben muß, welche keine genauere Kenntniß der Geschichte jener Zeit besitzen. Der Zweck der Dichtung ist, zur Anschauung zu bringen, wie Konrad die innern und äußern Feinde bekämpft und endlich das römisch-deutsche Reich in seinem weitesten Umfang herstellt. Aber dieß mußte zur Folge haben, daß dem Gedicht die Einheit fehlt. Offenbar ist in den fünf ersten Handlungen Herzog Ernst die Hauptperson, der sich seine Gemahlin Agnes, sein Freund Wehelo und seine Mutter Gisela anreihen; Konrad erscheint nur als untergeordnete Gestalt; es hätte daher das Drama mit Ernsts Tod abschließen sollen, aber dieser hätte dann dramatisch lebendiger dargestellt und nicht bloß erzählt werden müssen. Die Charaktere sind zum Theil nicht sicher und klar gezeichnet. So ist das Verhältniß der Herzogin Agnes zu Wehelo so behandelt, daß man lang an dessen Reinheit zweifelt. Es ist ganz recht, daß die Feinde des Herzogs und seiner Gemahlin an ein unreines Verhältniß glauben oder zu glauben scheinen; es ist aber unpassend, die Zuschauer darüber in Zweifel zu lassen. Auch der Charakter des Erzbischofs Aribo von Mainz ist nicht klar; einerseits wird ihm der großartige Gedanke beigelegt, die Deutsche Kirche von dem Römischen Joch zu befreien und andrerseits erscheint er so selbstsüchtig und intrigant, ja selbst mit verbrecherischen Absichten, daß Dieß einen unauflösbaren Widerspruch bildet, und zwar um so mehr, als seine Intriguen keineswegs den Zweck haben, jenen Gedanken in Ausführung zu bringen. Am Glücklichsten ist Gebhard, Konrads Stiefbruder gezeichnet, der bei der scheinbaren Schwankung seines Charakters

sich doch in der That immer gleich bleibt. Bei allen diesen Mängeln gewährt die Dichtung ein großes Interesse, so wie sie reich an großen Schönheiten ist, die des Dichters poetisches Talent außer Zweifel setzen. Unter diesen erwähnen wir nur die glücklichen Naturschilderungen, die auch im „Jesus" zu den gelungensten Stellen gehören. Erfreulich ist die patriotische Gesinnung, die den Dichter beseelt; sie würde jedoch noch größere Wirkung thun, wenn sie weniger schwärmerisch wäre. — Noch bearbeitete Dulk „Die Familie Schroffenstein" von Heinrich von Kleist für die Bühne, dichtete die Oper „König Enzio, in 4 Akten" und schrieb zwei Lustspiele „Das Mädchenkleeblatt, in 3 Akten" (1865) und die „Gemsjagd, in 2 Akten", doch genügt keines (das erste am Wenigsten), wie sich aus seiner ernsten, beschaulichen Natur erwarten läßt.

Aus „Kaiser Konrad der Zweite".

Erste Handlung. Zwölfter Auftritt.

Aribo. Der Antrag ist: Es soll der Herzog völlig
In Macht und Würden bleiben — unbedacht
Die Bußen und den friedlichen Vergleich —
Wenn er zum Zeugniß, daß er Recht erkennt,
Die Reichsacht an Graf Wehelo vollstreckt.
Wo nicht, so soll er selbst in Kirchenbann
Und Acht verfallen.
Ernst. Ich die Acht vollziehn? — — —
Agnes. Du zauderst?
Ernst (mühsam). Nein. Ich zaudre nicht — ich suche
Den Teufel nur, den Teufel, der mich jählings
Auf diese Spitze führte, da der Ausweg,
Gleichviel nach welcher Seite, nur ein Sturz ist!
Agnes (gegen Gisela). Ich seh den Teufel vor mir.
Gisela (zu Ernst). Opfre Dich
Nicht nutzlos, o mein Sohn — da Wehelo
Verfallen ist —
Ernst. So könnt ich ganz bequem
Am Freund zum Schurken werden?
Agnes. Er, deß Leben
Der Ritterehre Spiegel war!
Gisela. Ich weiß,
Es kostet (auf das Herz deutend) hier — hier. — Aber opferlos
Ist keine Sühne! — Dieses Eine Opfer
Erneut Dich uns, bringt Dir die reinste Liebe . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Auch die Ritterehre
Verlangt das Opfer für das Vaterland!
Ernst. Wohl Dem, der vom Gehorsam leben kann,
Der Vater noch und Mutter hat!! Ich nicht —
Des Mannes erster Ruhm ist Ehr und Freiheit,
Das Vaterland, das Ehre giebt, der zweite!
Agnes. Das Reich wiegt nicht des Herzogs kleinen Finger!
(Bewegung.)
Aribo (zu Ernst). So bist Du auszutilgen aus dem Reich.
— — — — — — — — — — — — — — —
Agnes (laut zu Ernst, da sie ihm Gisela nahen sieht).
Du kannst
Nicht Wehelo verlassen!
Aribo. Staunend hört
Die Welt nun, wie das Ehgemahl des Herzogs
Statt ihrem Herrn, dem Graf von Kyburg anhängt!
Ernst (zu Aribo). Bewirfst Du auch mein Weib mit Deinem Schmutz?
Hätt ich gezweifelt, nun wärs aus!
Gisela (bei Ernst). Halt ein!
Ich fleh Dich an — laß Wehelo! Die letzte,
Die einzge Rettung ists! Die letzte Bitte
Auch, die ich hab! — — erwarte Nichts mehr — Nichts
Von mir — — ich hab geschworen! — —
Agnes. Hört ihrs Alle —
Wie sie Verschwörung und Verrath bekennt?!
Fluch ihr!
Konrad. Nun, edle Herrn! Genug! Wer Herzog Ernst
Verfallen giebt der Reichsacht, richte recht,
Daß er es sei. (Steht auf.)
Die Bischöfe und Herren (fast sämmtlich aufstehend).
Er sei!
Konrad. Er ists. — Ein Wort so furchtbar wie gerecht.
— Seit Jahren ring ich wie im Flammenmeer
Nach Dämpfung der empörten Eigenmacht,
Die zehrend an des Reiches Mark, es krank
Und wehrlos macht im Kampfe der Nationen!
Nun tilget ihr den Brand der innern Zwietracht,
Nun wird Gott dieses theure Reich erretten!
— Erzkanzler Bischof, sprich den Kirchenbann,
Wie ich die Acht.
Gisela (außer sich, auf die Knie sinkend). Auch Du warst flüchtig,
Verfolgt einst von den Deinen! Denk an Burchard,
Den Bischof, Deinen Oheim! Hab Erbarmen
Mit meinem Sohn!
Konrad. Laß ihn Gesetz und Recht
Erkennen lernen in der Noth, wie ich!
Die Stammburg meines Hauses brach mir Burchard
Zu Worms, und that die Steine in den Münster —
Heut steh ich hier!
(Er steigt herab, um sie zurückzuführen.)
Aribo (zu Gisela). Gedenke Deines Schwurs.
Gisela. Ich hab ein fest Gewissen — daß das Reich
Mehr ist als jeder Fürst — und jedes Leben
Sich fordern kann, das seine zu erhalten — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Aribo (zum Altar gehend, zu Agnes). Du bleibst?
Agnes. Hier bleib ich stehn,
Dir in das Aug zu sehen, wenn Du fluchst,
Dir Fluch um Fluch zu geben, Dir — dem Reiche —
Den kaiserlichen Häuptern! und zu schwören:
So will ich leben bleiben bis ihr, Reich
Und Kaiser, meines Herzogs kleinen Finger,
Den ihr nicht werth seid, küßt!
(Sie streckt ihm die Hand hin wie zum Kusse.)
Konrad. Ernst Babenberg!
So nehm ich Dir das Fahnenlehn von Schwaben
Und theil es Deinem Bruder Hermann zu!
So urtheil ich und ächte Dich, und nehme
Aus allen Rechten Dich, und setze Dich
In alles Unrecht, theile Deine Wirthin
Zur wissenhaften Wittwe, Deinen Leib,
Dein Fleisch theil ich den Thieren in den Wäldern,
Den Vögeln in den Lüften, und den Fischen
Im Wasserweg; so geb ich und erlaube
Dein Leben Jedermann auf allen Straßen.
Wo Jeder Frieden und Geleit hat, sollst
Du keines haben. Ernst von Babenberg,
Ich weise Dich in die vier Straßen der Welt
Rechtlos, schutzlos, ehrlos! —
Aribo (auf dem Altar, dessen Kerzen angezündet wurden).
Als Haupt der Kirche bann ich Dich, vormals
Herzog von Schwaben, Ernst, aus unsrer Kirche!
Lös Dich von Gott, werf Dich dem Teufel zu,
Und übergebe Dich dem ewgen Fluch!
Verflucht seist Du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg und in Waldesnacht,
In Hütten, im Palast, im Gotteshaus —
Wo Dich die Erde trägt und wo das Wasser!
Verflucht sei, was Du issest, was Du trinkest,

Verflucht, was Du berührst mit Deinen Händen,
Verflucht das Weib am Athem Deines Mundes,
Verflucht das Kind, das Dir am Halse hängt —
Agnes (aufschreiend und zusammensinkend). Fluch Dir! Fluch! Fluch!
Aribo. Verflucht Dein Wachen, wie Dein Schlaf und Traum,
Verflucht Dein Beten auch am Hochaltar!
Hab keinen Theil auf Erden und im Himmel
An Gottes Segen! Wie ich hier die Flamme
Der Kerze tilge, seist Du ausgetilgt
Aus diesem Leben, und verflucht in jenem!
(Alle Kerzen werden gelöscht. Es herrscht das Halbdunkel der Abenddämmerung. Die Versammlung zerstreut sich allmählich.)

Leopold Feldmann.

Leopold Feldmann, geb. 1802 zu München, erhielt seinen ersten Unterricht in einer Privatschule, die von Knaben und Mädchen besucht wurde. Da dem Lehrer einige Mal Gedichte zu Gesicht kamen, in denen der Knabe seine Mitschülerinnen besang, wurde er deshalb hart bestraft. Von seinen Eltern, rechtschaffenen Israeliten, oft befragt, was er werden wolle, antwortete er stets: „Ein armer Poet". In Folge eines Rescriptes, in welchem die Israelitischen Familienväter aufgefordert wurden, ihre Söhne mehr als bisher dem Handwerkerstande zuzuwenden, brachte ihn sein Vater in eine Sattlerwerkstätte, aus welcher er jedoch wegen zu schwachen Körpers bald wieder entlassen wurde. Er wurde nun zu einem Schuhmacher gethan, der ihn nach einem Jahr wieder fortschickte, weil er ein Gedicht auf ein schönes Mädchen auf die Sohle eines ihrer Schuhe geklebt hatte. Während sein Vater mit einem auswärtigen Kaufmann Unterhandlungen anknüpfte, um den Sohn in dessen Geschäft zu bringen, besuchte er wieder die Schule, schrieb er ein Schauspiel „Der falsche Eid", das im Volkstheater unter dem Jubel der Schuljugend aufgeführt wurde. Nachdem er in Pappenheim drei Jahre lang die Handlung erlernt hatte, kam er 1820 nach München in eine große Bijouteriehandlung. Dort begann er journalistische Arbeiten, die durch Humor und treffende Satyre bald die Aufmerksamkeit erregten. Der bekannte Humorist Saphir überredete ihn, seine Stelle als Commis aufzugeben und sich an seinen Zeitschriften zu betheiligen. Durch ihn wurde er mit der bessern Gesellschaft und mit bedeutenden Schriftstellern bekannt. Im Jahre 1835 gab er die „Höllenlieder" heraus, und bald darauf schrieb er sein erstes Lustspiel „Der Sohn auf Reisen", das mit großem Beifall aufgenommen wurde. Da seine literarischen Freunde München verlassen hatten, hatte auch er dort keine Ruhe mehr. Er reiste nach Griechenland, das er fünf Jahre lang nach allen Richtungen durchzog. In Athen lernte er Geibel, auf Syra den Fürsten Pückler kennen. Im April 1840 kehrte er über Konstantinopel nach München zurück, wo er rasch nach einander eine Reihe Lustspiele verfaßte, die seinen Ruf immer mehr begründeten. Ende 1848 wurde er zum Mitgliede des Prüfungs-Comité des Hoftheaters ernannt, welche Stelle er bis März 1850 bekleidete. Am 1. April folgte er einem Ruf nach Wien als Dramaturg am Wiener Theater, welche Stelle ihn verpflichtete, sich mehr der Posse zuzuwenden. Obgleich er auch darin glücklich war, faßte er gegen diese gezwungene Beschäftigung Widerwillen; er gab Ende 1854 seine Stelle auf und beschäftigte sich seitdem mit journalistischen Arbeiten, ohne jedoch dem Drama ungetreu zu werden.

Feldmann ist bei seinem ersten Auftreten wohl überschätzt worden. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß er reich an komischen Einfällen ist, daß beinahe alle seine Lustspiele ergetzliche Situationen darbieten und daß er dieselben meist mit Geschick herbeizuführen weiß, aber es findet sich unter seinen zahlreichen Stücken doch keines, das nicht an wesentlichen Mängeln litte, unter welchen namentlich der hervorzuheben ist, daß sich in der Mitte Scenen eingereiht finden, die wegen ihrer Gehaltlosigkeit alle Wirkung zu zerstören drohen. Zwar erhebt er sich meist wieder, aber er fällt gewöhnlich beim Schluß wieder tief herab, da derselbe überstürzt und nicht gehörig motiviert ist. Die Charaktere erscheinen gewöhnlich zu schroff, d. h. es tritt der Hauptzug derselben zu markiert hervor, es fehlt ihnen an mildernden Nebenzügen. Auch macht es sich der Dichter dadurch leicht, daß er die Zeichnung des Charakters auf einzelne hervorragende Eigenthümlichkeiten, selbst auf bloße Redewendungen

gründet, die von den Personen so häufig wiederholt werden, daß sie Widerwillen erregen. Ueberhaupt liegt die Komik mehr in den Situationen als in den Charakteren, die meist allzu vernachlässigt sind. Die besten Einfälle stehen nicht selten zu abgerissen, zu willkürlich herbeigeführt, so daß sie ohne Wirkung bleiben. Die Motive sind nicht immer neu und auch nicht immer glücklich. Der Dialog ist im Ganzen lebhaft und nicht ohne Gehalt, öfters aber auch bis zur Langeweile trocken. Trotz aller dieser Mängel werden die meisten Lustspiele Feldmanns, wenn sie rasch gespielt werden, auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen; dagegen gewähren sie bei der Lectüre keinen ungetrübten Genuß; und wenn auch die Bemerkung richtig ist, daß ein Drama nur dann auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen kann, wenn es den Anforderungen der Bühne entspricht, so ist es nicht weniger wahr, daß ein solches, das bei der Darstellung von Wirkung ist, doch nur dann bleibenden Werth hat, wenn es auch bei der Lectüre vollkommen befriedigt.

Wir begnügen uns aus den zahlreichen „Deutschen Original-Lustspielen" (8 Bde. Wien 1847—1857) nur einige der bedeutendsten anzuführen. „Der Sohn auf Reisen, in 2 Aufzügen", mit welchem Feldmann seinen Ruf begründete, ist eine heitere Dramatisierung des bekannten Stoffs „Peter in der Fremde", welchem der Dichter durch ein glücklich erfundenes Motiv dramatisches Leben gegeben hat. Der Sohn unternimmt nämlich seine beabsichtigte Reise nicht wie in der bekannten Erzählung aus Heimweh oder Furcht, sondern weil er sich in eine eben zum Besuch angekommene Verwandte verliebt. Um sie nicht zu verlassen, springt er aus dem Reisewagen und verbirgt sich im elterlichen Hause, wobei ihm die Geliebte behülflich ist. An der ersten Station erwarten ihn einige Freunde, die ihm vorausgeeilt waren, um ihn nochmals zu begrüßen. Höchst ergetzlich ist ihre Verwunderung und ihr Schrecken, als sie den Wagen leer finden; ergetzlich der Jammer der Eltern, als sie die unerwartete Nachricht erhalten, bis sich endlich durch die glückliche Dazwischenkunft der Geliebten Alles zur Freude aufklärt. Noch besser ist „Das Portrait der Geliebten, in 3 Aufzügen". Der Aspirant Unfall ist in Wally, die Tochter des Kanzleiraths von Busse verliebt, er wagt es aber nicht, ihr seine Liebe mündlich zu erklären, weil er sich seiner großen Ungeschicklichkeit bewußt ist und daher fürchtet, durch eine mündliche Erklärung seinen Zweck zu verfehlen. Er geräth auf den Einfall, einen Spiegel in ein Taschenbuch befestigen und auf dasselbe die Inschrift: „Portrait der Geliebten" anbringen zu lassen. Er will ihr das Taschenbuch übergeben, so daß sie, wenn sie sich im Spiegel erblickt, erkennen muß, daß sie die Geliebte sei. Durch seine Ungeschicklichkeit gelangt aber das Taschenbuch in die Hände verschiedener anderer Damen, welche natürlich glauben müssen, daß sie gemeint sind, wodurch die lustigsten Verwickelungen entstehen und der arme Unfall in grenzenlose Verzweiflung geräth, da auch die Entschuldigungsbriefe, die er schreibt, in falsche Hände gelangen. Zuletzt schenkt er das unglückliche Taschenbuch seinem Bedienten, der die Photographie seiner Geliebten hineinlegt; Unfall steckt es in der Zerstreuung zu sich und übergiebt es bei guter Gelegenheit der geliebten Wally, die um so mehr verletzt wird, als sie in der Photographie ihr Kammermädchen erkennt. Endlich gelingt es dem Freunde Unfalls, die Zürnende durch Mittheilung des Sachverhaltes zu beruhigen und der Arme gelangt an das Ziel seiner Wünsche. Wenn auch dieses Lustspiel Eines der besten, vielleicht sogar das beste ist, und obgleich es viele höchst komische Situationen darbietet, so fehlt es ihm doch an wahrhaft künstlerischer Behandlung; Unfall erweckt in der That wenig Theilnahme, weil der Dichter ihn bloß als zerstreut und ungeschickt dargestellt, und in seinem Charakter keine Züge angebracht hat, die es erklären lassen, daß er sich Wallys Liebe und die Theilnahme der Zuschauer erwerben konnte. Jedenfalls steht „Das Portrait der Geliebten" dem geschmackvollen Lustspiel Devrients „Die Ungunst kleiner Mißgeschicke" bedeutend nach, das einen ähnlichen Stoff behandelt, in welchem der Ungeschickte wegen seiner sonstigen Bedeutung unsere ganze Theilnahme erweckt. „Die freie Wahl, in 1 Aufzuge" beruht auf dem Motiv, daß ein Jüngling und dessen Schwester, durch den Schein getäuscht, sich in Unwürdige verlieben, was dem Dichter Gelegenheit zu mancher heitern Situation und zum Ausspruch mancher gesunden Lebensregel giebt. „Ein höflicher Mann" grenzt an das Possenhafte. Die übertriebene Höflichkeit des Justizraths Fein versetzt ihn in die lächerlichsten Verwicklungen, z. B. läßt er sich aus Höflichkeit chloroformieren, oder er wirbt für seinen Sohn um die Tochter einer Wittwe; diese glaubt, daß er selbst um ihre eigene Hand anhält, und er wagt aus Höflichkeit nicht, ihr den Irrthum zu benehmen und Aehnliches mehr. Solche Uebertreibungen wirken allerdings auf die Lachmuskeln, aber sie sind doch eines wahren Lustspiels unwürdig. In dem zweiaktigen Lustspiel „Die selige Gräfin" ist die Erfindung kühn aber gut. Es wird darin nämlich eine Frau für todt ausgegeben, um sie von der Liebe zu einem Unwürdigen zu heilen, und diesen in seinem wahren Charakter erscheinen zu lassen. Eines der besten Stücke endlich ist „Ein Filz als Prasser. Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten", aber auch hier ist das Ende schwach. Der Gedanke, einen Geizhals zu Verschwendungen zu nöthigen ist ganz hübsch, auch ist er gut durchgeführt. Die Charakteristik ist besser als gewöhnlich, die Situationen sind glücklich herbeigeführt und mit Geschick entwickelt, aber man sieht nicht ein, aus welchem Grund sich der Geizhals am Ende so ganz plötzlich wirklich bessert; es ist Dieß so wenig motiviert, daß dadurch die ganze Wirkung zerstört wird.

Aus „Das Portrait der Geliebten".

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Unfall sitzt schreibend am Tische; nach einer kleinen Pause tritt Reh hastig ein.

Reh. Je, um des Himmels Willen, bist Du noch nicht fertig? In einer Viertelstunde geht die Post, Punkt eilf Uhr müssen die Briefe aufgegeben sein.

Unfall. Störe mich nicht! Nur noch einige Minuten.

Reh. Du warteſt aber auch immer bis zum letzten Augenblicke. Mit dem heutigen Tage iſt der Termin abgelaufen, ſpätere Eingaben werden keinen Falls mehr berückſichtigt. Da Dich der Präſident ſelbſt aufforderte, mit zu concurrieren, und Dein Geſuch in Rückſicht der Verdienſte Deines ſeligen Vaters vor allen andern zu beachten verſprach, ſo hätteſt Du ohnedieß vernünftiger Weiſe nicht bis zum Thorſchluß, wie man zu ſagen pflegt, warten ſollen; es könnte von Seite des Präſidenten als Gleichgültigkeit angeſehen werden.

Unfall. Biſt Du fertig mit Deiner Moralpredigt?

Reh. Ich ſchon.

Unfall. Nun, und ich mit meiner Eingabe. Sieh! zwei volle Bogen. Seit heute Morgen ſechs Uhr ſitze ich hier und ſchreibe.

Reh. So eile nur! Mache das Couvert; es iſt kein Augenblick zu verlieren.

Unfall. So, nun die Unterſchriften — jetzt Punktum — und nun Streuſand darauf.

Reh (gegen die Thüre gehend). Ich will einſtweilen nach Licht rufen, zum Siegeln.

Unfall. Himmel Donnerwetter!

Reh. Was iſts?

Unfall. Jetzt habe ich die Dinte ſtatt des Streuſandes erwiſcht.

Reh. So, jetzt kannſt Du Dir eine Anſtellung als Freskomaler geben laſſen, mit der andern iſts ſo zu ſpät. Jetzt brauchten wir eigentlich erſt Licht (auf das begoſſene Papier zeigend) zu dieſer Dunkelheit.

Unfall. Was jetzt machen? (Es ſchlägt die Uhr eilf.)

Reh. Hörſt Du? Das iſt das Grabgeläute Deiner Hoffnungen. Eilf Uhr ſchlägts. Jetzt iſt gar Nichts mehr zu machen.

Unfall. Ich bin doch immer recht unglücklich.

Reh. Deine Ungeſchicklichkeit nennſt Du ſtets Unglück.

Unfall. Andere thun auch einmal etwas Ungeſchicktes, aber es hat keine üblen Folgen; bei mir aber iſt es immer von der nachtheiligſten Art. Jetzt bekommt ein Anderer die Anſtellung, die mir der Präſident ſo gern verſchafft hätte, und ich kann vielleicht ein Paar Jahre warten, bis ſich wieder ſo eine Gelegenheit darbietet.

Reh (auf das begoſſene Papier zeigend). Du haſt Dich ſelbſt angeſchwärzt.

Unfall. Ich bitte Dich, nur jetzt keinen Witz!

Reh. Es iſt mir unbegreiflich; Du biſt ſonſt ein recht vernünftiger, recht gebildeter Menſch, aber Deſſen ungeachtet in gewiſſer Beziehung von einer Ungeſchicklichkeit, die wahrhaft klaſſiſch iſt.

Unfall. Leider wahr! Ja, wie ergieng es mir letzthin. In meinem Schlafzimmer da ſind ſo vergitterte Fenſter mit dünnen Eiſenſtäben. Ein Lärm auf der Straße veranlaßte mich, meinen Kopf zwiſchen dieſe Stäbe ſchnell hinauszuſchieben; als ich ihn aber wieder hereinziehen wollte, da ſtak ich feſt, konnte nicht mehr zurück. In dieſer fatalen Situation blieb mir Nichts übrig als einem Vorübergehenden zuzurufen, er möchte doch die Güte haben und heraufkommen, mir von Innen zu helfen. Ich hörte nach wenig Augenblicken den von mir gerufenen Mann wirklich eintreten, entſchuldigte mich immer nach Außen, daß ich ſo frei war, ihn herauf zu bemühen, und wartete nun auf ſeine Hülfeleiſtung. Er fragte mich, ob ich denn recht feſt ſtecke. — „Ja," antwortete ich, „ſehr feſt." Da wurde es wieder ſtille hinter mir, und ich ſteckte noch eine volle halbe Stunde ohne Hülfe, bis endlich mein Diener ins Haus trat, der mich nur durch das Abfeilen einer Eiſenſtange zu befreien im Stande war. Als ich kurz darauf einen Blick auf meinen Tiſch warf, war meine Geldbörſe und meine Cylinderuhr verſchwunden. Ich habe mir den Dieb ſelbſt ins Haus gerufen, jenen Mann, den ich einlud, gefälligſt heraufzukommen.

Reh (lachend). Und der Dich fragte, ob Du recht feſt ſteckteſt, ha, ha, ha!

Unfall. Ja, Du lachſt, und wem ichs erzählte, der lachte. Das iſt eben die Sache; mein Ungeſchick iſt immer von der Art, daß ich noch ausgelacht werde.

Reh. Armer Junge! tröſte Dich! wenn wieder April kommt, dann wirſt Du ſchon geſchickt werden.

Unfall. Deine ewigen Witzeleien ſtatt brüderlicher Theilnahme.

Reh. Theilnahme! Hätte ich vielleicht meinen Kopf neben Dir hinausſtecken ſollen, um den Menageriekaſten zu vergrößern? Sei froh, daß Du einmal der Löwe des Tages warſt. Doch Spaß bei Seite! Wie geht es Dir denn mit Deiner Liebe?

Unfall. Gerade ſo wie mit allen meinen Unternehmungen; ſo oft ich mich noch Wally erklären wollte, kam immer etwas Störendes dazwiſchen, oder es fehlte mir der Muth; auf dieſe Weiſe komme ich nie dazu, meine Liebe zu declarieren. Nun aber habe ich einen Einfall. Nicht wahr, Das überraſcht Dich, daß ich einen Einfall habe? O, geſteh es nur!

Reh. Sei nicht ſo kindiſch! Haſt Du nicht auch das Recht, einfällig zu ſein, ſo gut wie andere Leute?

Unfall. So wiſſe! Ich dachte ſchon lange darüber nach, Etwas zu erfinden, wodurch ich Wally meine innige Liebe unzweifelhaft kund geben kann, ohne Worte dazu zu gebrauchen.

Reh. Doch nicht durch eine Dampfmaſchine?

Unfall. Unſinn! Du ſollſt es gleich ſehen. (Zieht ein ovales Etui hervor.) Sieh her! Was iſt Das?

Reh (nimmt es). Ein Etui oder Futteral, wie Du es nennen willſt.

Unfall. Was ſteht darauf mit vergoldeten Buchſtaben?

Reh (lieſt). „Portrait meiner Geliebten".

Unfall. Was glaubſt Du nun, daß es enthält?

Reh. Das Miniaturbild Wallys, Deiner Angebeteten.

Unfall. Oeffne. Nun, was iſt darinnen?

Reh. Ein Spiegel.

Unfall. Ganz richtig, ein Spiegel; begreifſt Du noch nicht?

Reh (giebt das Etui zurück). Nein.

Unfall. Da läßt Dich Dein Witz ſitzen. Dieſes Etui laſſe ich geſchickter Weiſe in Wallys Gegenwart, ſo daß ſie es ſieht, liegen. Sie lieſt die Aufſchrift: „Portrait meiner Geliebten", iſt neugierig, öffnet, ſieht ihr eigenes Bild im Spiegel, und weiß, daß ſie es iſt, die ich anbete.

Reh. Wahrlich eine galante, zarte Idee. Ich wünſche Glück zur Ausführung, ſchwärmeriſcher Mondſcheinritter!

Unfall. Weil Du mich nun geſtern einmal während des Mondſcheins ſpazieren gehen ſahſt, muß ich ein Mondſcheinritter ſein. Du liebſt ja den Mond auch; Du haſt es mir ſchon ſelbſt geſagt.

Reh. Ja wohl, aber nicht aus Schwärmerei.

Unfall. Ja, warum denn?

Reh. Weil er abwechſelnd mit der Polizei die Straßenbeleuchtung übernommen hat.

Unfall. Trotz Deiner ſchlechten Witze iſt die Liebe dem Monde ähnlich. Wächſt ſie nicht, ſo nimmt ſie ab.

Reh. Ja ſie hat manchmal noch eine Aehnlichkeit mit dem Monde, die Hörner. Doch jetzt, lebe wohl! Ich wünſche Deinem Plan glückliches Gedeihen! Ich muß fort zur Waſſerkur.

Unfall. Geſtern Morgen ſah ich Dich aber Wein trinken.

Reh. Nun ja, Das iſt ziemlich gleich; der Wirth ſorgt dafür, daß man ihn als Waſſerkur benutzen kann. Auf Wiederſehen! (Ab.)

Gustav Freytag.

Gustav Freytag, geb. am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte seit 1829 das Gymnasium in Oels bis 1835, worauf er sich in Breslau unter Hoffmann von Fallersleben und später in Berlin unter Lachmann dem Studium der deutschen Philologie widmete. Nachdem er 1838 in Berlin die Doctorwürde erlangt, habilitierte er sich in Breslau als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur. Im J. 1847 gab er die akademische Lehrerthätigkeit auf, weil man ihm nicht gestatten wollte, eine rein geschichtliche Vorlesung zu halten, und er zog nach Dresden, das er jedoch schon 1848 wieder verließ, um in Leipzig mit Julian Schmidt die Redaktion der Grenzboten zu übernehmen. Seit längerer Zeit lebt er auf einer Besitzung in der Nähe von Gotha, nachdem er 1854 zum Hofrath und Vorleser des Herzogs Ernst ernannt worden war.

Gustav Freytag.

Freytag gehört zu den Dramatikern der Gegenwart, die sich des ungetheilten Beifalls des lesenden, so wie des theaterbesuchenden Publikums erfreuen; und allerdings verdienen seine „Dramatischen Werke" (Lpz. 1858) diese Anerkennung. Denn wenn ihnen auch das übermäßige Lob nicht zukommen mag, das ihnen von der Einen Seite gezollt wird, so sind sie doch keineswegs so unbedeutend und verwerflich, als man von anderer Seite behaupten will. Vielmehr vereinigen sie viele Vorzüge, die ihnen trotz mancher unverkennbarer Mängel stets Freunde gewinnen werden. Vor Allem besitzt Freytag eine große dramatische Fertigkeit, seine Compositionen sind meist vortrefflich, seine Sprache gebildet und natürlich; der Dialog geistreich und im Ton der guten Gesellschaft, und endlich weiß er auch bei den kräftigsten Ausbrüchen der Leidenschaft eine weise Mäßigung zu bewahren. Nicht wenig trug wohl auch die sich in den Dramen aussprechende Gesinnung dazu bei, ihnen eine glänzende Aufnahme zu sichern. Freytag ist nämlich liberal, und spricht sich auch entschieden in diesem Sinne aus, aber er weiß hier eine, wenn auch nicht weise, doch jedenfalls kluge Mäßigung zu bewahren. Wie Walter im Trauerspiel „Der Gelehrte" ist er den Radikalen gegenüber conservativ, gegenüber den Reaktionären liberal; aber er ist klüger als Walter, er verdirbt es doch mit keiner Partei und er gewinnt alle Diejenigen, welche wie er zwischen den Parteien schweben und deren Zahl ist in Deutschland nicht klein.

Er begann seine dramatische Laufbahn mit der „Brautfahrt oder Kunz von der Rosen. Lustspiel in 5 Akten" (1841), einem Stoff, den schon Deinhardstein mit Glück bearbeitet hatte. Sein Drama hat vor Jenem den Vorzug, daß er die Handlung auf eine kürzere Zeit und einen engeren Raum zusammenzieht, steht ihm aber darin nach, daß er es zu breit ausgeführt hat. Vorzüglich gelungen ist ihm die Charakteristik, besonders des abenteuerlichen Maximilians, noch mehr des Kunz, in welchem sich Schalkheit und reicher Witz mit der edelsten Gesinnung und dem reinsten Gemüth verbinden. Auch der Zitterbube Kuni, der den Kaisersohn aus den ihn von Ludwig XI. gelegten Schlingen rettet, und sich später als ein Mädchen zu erkennen giebt, dessen Liebe den treuen Kunz beglückt, ist reizend geschildert. „Der Gelehrte. Trauerspiel in einem Akt" (1844) hat zu wenig Handlung, aber wenn es deshalb auf der Bühne nur geringe Wirkung hervorbringen muß, so gewinnt es beim Lesen durch Wärme des Gefühls und geistreichen Dialog. Ihm folgten bald nach einander zwei fünfaktige Schauspiele „Die Valentine" (1846) und „Graf Waldemar" (1847), in denen er sociale Zustände der Gegenwart behandelte, und welche darin übereinstimmen, daß sie zur Anschauung bringen, wie die wahre Liebe die bedenklichsten Verhältnisse glücklich zu lösen vermag. Die der „Valentine" zum Grunde liegende Idee streift einigermaßen an die damals herrschenden Ansichten von der Frauenemancipation, wenn diese auch in edlem Sinne aufgefaßt wird. Valentine will nicht durch ein Opfer des Geliebten gewonnen werden, weil sie glaubt, das Recht auf seine Achtung verlieren zu müssen, wenn sie es annähme, daher sie durch ihre Erklärungen sein Opfer ungeschehen macht und sich selbst und ihren Ruf zum Opfer bringt. Nun steht sie ihm ebenbürtig und kann ihm ihre Hand reichen. Die Verwickelung des Dramas ist geistreich und spannend, aber die Erfindung, daß Saalfeld, um den Ruf der Geliebten zu retten, sich als Dieb bekennt, ist verletzend; es ist dieß eine Situation, die jeden Feinfühlenden mit Widerwillen

erfüllen muß. Ueberhaupt entbehren die Hauptcharaktere der innern Wahrheit und sind vorzüglich auf den theatralischen Effekt berechnet, der allerdings nicht ausbleiben kann, da er von der schönsten, bei aller Einfachheit und Natürlichkeit doch eleganten und edlen Sprache, so wie durch lebendigen und geistvollen Dialog unterstützt wird. Unter den Charakteren ist der humoristische Spitzbube Benjamin von großer Wirkung. — Der „Graf Waldemar" ist eine aristokratische Natur, deren ursprüngliche Tüchtigkeit durch unmäßigen Genuß bis zur gemeinsten Menschenverachtung herabgesunken ist und durch die einfache, kräftige Natur eines unverdorbenen Mädchens niederen Standes zu sich selbst und zur Achtung der Menschen zurückgeführt wird. Auch in diesem Drama ist das Streben nach theatralischem Effekt unverkennbar, was besonders im Charakter der Fürstin Udaschkin hervortritt, mit deren dämonischer Natur jedoch ihre plötzliche Sinnesänderung, als sie ihren Sohn erblickt, im vollsten Widerspruch steht. Unter allen Dramen Freytags haben sich „Die Journalisten. Ein Lustspiel in vier Akten" (1854) den größten Beifall erworben, der nicht bloß den Vorzügen zuzuschreiben ist, welche auch die andern Dramen des Dichters auszeichnen, sondern auch dem Stoff, der eine bedeutende Seite des politischen Lebens der damaligen Zeit zum Gegenstand hat, einen Stoff, der seine Bedeutsamkeit auch nie verlieren wird, so lange freie Presse und constitutionelle Verfassungen bestehen. Es werden darin die Wahlumtriebe der Parteien und der Einfluß der Presse auf dieselben mit großem Geschick und dramatischer Wirkung zur Anschauung gebracht, und zugleich der Einfluß dieses Treibens auf das Familienleben mit eben so lebhaften als wahren Farben geschildert. Die Handlung ist reich, aber verliert niemals die strengste Uebersichtlichkeit; die Verwickelungen sind geschickt erfunden und mit Tact durchgeführt und gelöst. Die Charaktere sind mit sicherer Hand und psychologischer Wahrheit gezeichnet. Der Redacteur Bolz ist die Hauptperson, ob er sich gleich dem Professor Oldendorf unterordnet, um seine Zwecke zu erreichen; es ist Dieß eine höchst interessante Gestalt, ein fester, seines Strebens sich bewußter Geist, keck, humoristisch, von scharfem Verstand, mit welchem er alle Fäden der Handlung in die Hand nimmt und sie zum glücklichen Ende führt, bis ihn Adelheid, seine Jugendfreundin ablöst, die ihm mit ihrer Sicherheit und ihrem weiblichen Uebermuth, der jedoch nie die Grenzen des Anstandes überschreitet, würdig zur Seite steht. Wie diese, so sind nun auch alle andern Personen höchst individuell aufgefaßt; der edle, männliche und bei seiner Schwäche doch immer liebenswürdige Oberst, der Schöngeist Bellmaus, der intrigante Gutsbesitzer Senden, der unnachahmliche Schmock, dieser taglöhnerische, gedrückte Mitarbeiter des Coriolans, der prächtige Philister Piepenbrink und seine ebenso prächtige Frau, Alle mit Einem Wort sind wahre, individuelle Gestalten, die der Dichter immer an den rechten Ort und zur rechten Zeit vorzuführen und mit ihnen bald die ernsteste und bald die heiterste Stimmung zu erwecken weiß. Es überraschte nicht wenig, als Freytag einen Stoff wählte, der in so entschiedenem Widerspruch mit denen stand, die er bisher behandelt hatte; denn selbst „Die Brautschau", ob sie gleich, wie er selbst meinte, nicht „zeitgemäß" war, stand den Verhältnissen der Gegenwart doch nicht so fern, als ein Stoff aus der Römischen Geschichte, ja sie stand ihm durch das romantische Element noch nahe genug, denn dieses wird in Deutschland immer Anklang finden. Und die Ueberraschung war um so größer, als der Dichter, der sich bisher in Sprache und Dialog der modernen Gesellschaft bewegt hatte, in „Die Fabier. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1859), den strengen Ton des antiken Dramas anschlug und die antike Denk- und Empfindungsweise mit größter Treue zur Anschauung brachte. Mit großem Geschick hat er den Gegensatz der Patricier und Plebejer dargestellt, und die Charaktere, besonders die Hauptpersonen, den Consul Fabius und dessen Tochter Fabia, den Landmann Icilius nebst dessen Sohn mit meisterhafter Wahrheit geschildert.

Aus „Die Journalisten".

Erster Akt. Zweite Scene.

Redactionszimmer der „Union". Thüren in der Mitte und zu beiden Seiten. Im Vordergrund links ein Arbeitstisch mit Zeitungen und Papieren, rechts ein ähnlicher kleinerer Tisch, Stühle.

Bolz aus der Seitenthür rechts, darauf Müller durch die Mittelthür.

Bolz (eifrig). Müller! Factotum! Wo sind die Postsachen?

Müller (mit einem Pack Briefe und Zeitungen behend). Hier, Herr Bolz, ist die Post, — und hier aus der Druckerei das Probeblatt unserer heutigen Abendnummer zur Revision.

Bolz (am Tische links schnell Briefe öffnend, durchsehend und mit Bleistift bezeichnend). Ich habe die Revision bereits gemacht, alter Schelm.

Müller. Nicht ganz. Hier unten ist noch das Mannigfaltige, welches Herr Bellmaus den Setzern gegeben hat.

Bolz. Her damit! (liest in der Zeitung) Wäsche vom Boden gestohlen — Drillinge geboren — Concert, Concert, Vereinssitzung, Theater — Alles in Ordnung — Neuerfundene Locomotive; die große Seeschlange gesehen. (Aufspringend.) Alle Wetter, kommt Der wieder mit der alten Seeschlange! ich wollte, sie würde ihm als Gelée gekocht und er müßte sie kalt aufessen, (eilt zur Thür rechts) Bellmaus, Ungeheuer, komm hervor!

Bellmaus (von rechts eintretend, die Feder in der Hand). Was giebts? Wozu der Lärm?

Bolz (feierlich). Bellmaus, als wir Dir die Ehre erwiesen, Dich mit der Verfertigung der Nippessachen für dieses Blatt zu betrauen, da war die Meinung nicht, daß Du die ewige große Seeschlange durch die Spalten unserer Zeitung wälzen solltest! — — Wie konntest Du die abgedroschene Lüge wieder hinsetzen?

Bellmaus. Sie paßte gerade, es fehlte an sechs Zeilen.

Bolz. Das ist eine Entschuldigung, aber keine gute. Erfinde Deine eigenen Geschichten, wozu bist Du Journalist? Mache ein kleines Eingesandt z. B. eine Betrachtung über Menschenleben im Allgemeinen, oder über das Umherlaufen von Hunden auf der Straße, oder suche eine haarsträubende Geschichte heraus, vielleicht einen Meuchelmord aus Höflichkeit, oder wie ein Hamster sieben schlafende Kinder erbissen hat, oder so Etwas. Und wenn Du etwas Merkwürdiges aus der Fremde erzählen willst, so ist der Kaiser Soulouque immer noch besser als diese abgenutzte

Seeschlange. Es giebt so Vieles, was nicht geschieht, daß es einem ehrlichen Zeitungsschreiber nie an Neuigkeiten fehlen darf.

Bellmaus. Gieb her, ich wills ändern (geht an den Tisch, sieht in ein gedrucktes Blatt, schneidet mit einer großen Scheere einen Zettel davon ab und klebt ihn auf die Zeitungsnummer).

Bolz. Recht so, mein Sohn, thue Das und bessre Dich. — (Die Thür rechts öffnend) Kämpe, können Sie einen Augenblick hereinkommen? (zu Müller, welcher an der Thüre wartet) Fort mit der Revision nach der Druckerei! (Müller erhält von Bellmaus das Blatt, eilt ab.)

Kämpe (eintretend). Ich kann doch nichts Rechtes schreiben, wenn Sie solchen Lärm machen.

Bolz. So! Was haben Sie denn jetzt geschrieben? Doch höchstens einen Liebesbrief an eine Tänzerin, oder eine Bestellung an Ihren Schneider?

Bellmaus. Nein, er schreibt zärtliche Briefe. Er ist ernsthaft verliebt, denn er führte mich gestern im Mondenschein spazieren und sprach verächtlich von allen Getränken.

Kämpe (der sich behaglich gesetzt hat). Ihr Herren, es ist unbillig, einen Menschen von der Arbeit abzurufen, um so schlechte Witze zu machen.

Bolz. Ja, ja, er verleumdet Sie offenbar, wenn er behauptet, daß Sie etwas Anderes lieben, als Ihre neuen Stiefeln, und ein klein wenig Ihre eigne Person. — Du selbst bist eine liebesprühende Natur, kleiner Bellmaus, Du glühest wie ein Räucherkerzchen, so oft Du eine junge Dame siehst, Du ziehst glimmend und räucherig um sie herum, und hast doch nicht den Muth, sie nur einmal anzureden. Aber man muß Nachsicht mit ihm haben, denn er ist von Haus aus lyrischer Dichter gewesen, deshalb ist er schüchtern, er erröthet vor den Frauen und ist noch schöner Wallungen fähig.

Bellmaus. Ich habe keine Lust, mir unaufhörlich meine Gedichte vorwerfen zu lassen; habe ich sie jemals Euch vorgelesen?

Bolz. Nein, dem Himmel sei Dank, die Unverschämtheit hast Du nie gehabt. — (Ernsthaft.) Aber zum Geschäft, ihr Herren! Die heutige Nummer ist fertig, Oldendorf ist noch nicht hier, lassen Sie uns unterdeß vertrauten Rath halten. — Oldendorf muß Deputirter der Stadt für die nächsten Kammern werden, unsere Partei und die Union müssen Das durchsetzen. Wie stehen unsere Aktien heut?

Kämpe. So gut als möglich. Die Gegner geben zu, daß ihnen kein anderer Candidat so gefährlich wäre, und unsere Freunde haben überall die beste Hoffnung. Aber Sie wissen, wie wenig Das bedeutet. — Hier ist das Verzeichniß der Wahlmänner. Unser Wahlcomité läßt Ihnen sagen, daß unsere Berechnungen richtig waren. Von den 100 Wahlmännern unserer Stadt gehören 40 mit Sicherheit zu uns, ungefähr eben so viel stehen auf den Listen der Gegenpartei, der Rest von etwa 20 Stimmen ist unsicher. Es ist klar, daß die Wahl nur mit sehr kleiner Majorität vor sich gehen wird.

Bolz. Natürlich werden wir die Majorität haben, eine Majorität von 8—10 Stimmen; erzählen Sie doch Das überall mit der größten Sicherheit. Mancher, der noch unentschlossen ist, kommt zu uns, wenn er hört, daß wir die Stärkeren sind. Wo ist das Verzeichniß der unsicheren Wahlmänner? (sieht hinein.)

Kämpe. Ich habe da Zeichen gemacht, wo nach der Meinung unserer Freunde ein Einfluß möglich wäre.

Bolz. Bei dem Einen Namen sehe ich zwei Kreuze, was bedeuten die?

Kämpe. Das ist Piepenbrink, der Weinhändler Piepenbrink. Er hat einen großen Anhang in seinem Bezirk, ist ein wohlhabender Mann und soll über 5—6 Stimmen seiner Anhänger commandieren.

Bolz. Den müssen wir haben. Was ists für eine Art Mann?

Kämpe. Er soll sehr grob sein und sich um Politik nicht kümmern.

Bellmaus. Er hat aber eine hübsche Tochter.

Kämpe. Was nützt seine hübsche Tochter! Ich wollte lieber, er hätte eine häßliche Frau, da wäre eher an ihn zu kommen.

Bellmaus. Die hat er auch, eine Dame mit kleinen Locken und feuerrothen Bändern an der Haube.

Bolz. Mit oder ohne Frau, der Mann muß unser werden. — Still, man kommt, das ist Oldendorfs Tritt. Er braucht von unsern Verhandlungen Nichts zu wissen. Geht in Euer Zimmer, ihr Herren, heut Abend das Weitere.

Kämpe (an der Thür). Es bleibt doch dabei, daß ich in der nächsten Nummer den neuen Correspondenten des Coriolan, den mit dem Pfeil, wieder angreife?

Bolz. Ja wohl, gehen Sie ihm vornehm, aber tüchtig zu Leibe. Eine kleine Balgerei mit unsern Gegnern ist gerade jetzt vor den Wahlen nützlich, und die Artikel mit dem Pfeil geben große Blößen.

Heinrich Laube.

Nebst Gutzkow Eins der einflußreichsten und produktivsten Mitglieder des jungen Deutschlands, hat Heinrich Laube wie Jener die vielseitigste Thätigkeit entwickelt, und sich als Dichter von Novellen, Romanen und Dramen,

als Journalist und als politischer Schriftsteller Anerkennung erworben. Am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, besuchte er die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz, studierte seit 1826 zuerst in Halle, wo er der Burschenschaft beitrat und später in Breslau Theologie, wurde nach vollendeten Studien Hauslehrer, entschloß sich aber 1831, sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. In Leipzig, wohin er sich begab, wurde er in die demagogischen Untersuchungen verwickelt, im J. 1834 nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow unternommenen Reise nach Italien aus Sachsen verwiesen, in Berlin verhaftet. Er wurde zwar nach neun Monaten aus der Gefangenschaft entlassen, aber seine Schriften wurden durch den gegen das junge Deutschland gerichteten Bundesbeschluß vom J. 1835 im ganzen Umfang des Bundes verboten. Im J. 1836 verheirathete er sich mit der Wittwe des Professors Hänel in Leipzig, die auch die Gefängnißstrafe mit ihm theilte, welche er wegen Theilnahme an der Burschenschaft noch nachträglich zu bestehen hatte. Nachdem er im J. 1839 mit seiner Frau Frankreich und Algier bereist hatte, ließ er sich in Leipzig nieder. Im J. 1848 wurde er ins Parlament gewählt, wo er zum Centrum gehörte, wegen seiner Haltung mit seinen Wählern in Widerspruch gerieth, weshalb er schon im März 1849 sein Mandat niederlegte. Seiner Haltung und seinen Beziehungen zum Reichsminister von Schmerling hatte er es zu verdanken, daß er noch in demselben Jahre zum artistischen Direktor des Hofburgtheaters in Wien ernannt wurde, in welcher Stellung er sich durch seine umsichtige Leitung unbestreitbare Verdienste erwarb. In Folge verschiedener Mißverhältnisse mit der obersten Theaterbehörde gab er 1866 seine Entlassung, wurde aber bald darauf zum Direktor des neuen Theaters in Leipzig berufen, wo er bis zum Juli 1870 eine eben so verdienstvolle Thätigkeit entwickelte. Seitdem lebt er wieder in Wien, wo er Anfang 1871 die Concession zur Gründung eines neuen städtischen Theaters erhielt, das er 1872 mit den tüchtigsten Kräften eröffnete und noch jetzt leitet.

Laube besitzt ein großes, durch Reflexion und Kritik herangebildetes Talent, das ganz vorzüglich in seinen Dramen zur Erscheinung gelangt, die eine große Bühnenkenntniß und entschiedene Herrschaft über alle theatralischen Mittel verrathen. Mit sicherer Hand weiß er seinen Stoffen dramatische Gestaltung zu geben und für sie durch interessante Situationen zu fesseln, ob er sich gleich in denselben hie und da wiederholt, wie z. B. im „Grafen Essex" und in „Montrose". Als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit müssen wir bezeichnen, daß er seine Dramen meist nach verschiedenen, ja oft entgegengesetzten und sich widersprechenden dramaturgischen Systemen aufgebaut hat, was der poetischen Entwickelung hie und da nicht wenig Eintrag gethan hat. Seine Sprache ist sehr ungleich; ihr größter Fehler ist der Mangel an Reinheit. Er ist zwar im Gebrauch fremder Ausdrücke im Ganzen sehr mäßig, dagegen verletzen die häufigen, dem Französischen nachgebildeten Wortstellungen, die sich allerdings mehr in den Einleitungen zu seinen Dramen als in diesen vordrängen, aber auch in diesen oft den widrigen Eindruck des jüdisch-deutschen Jargons machen. Außerdem ist Laubes Stil oft manieriert, phrasenhaft, und hie und da trivial oder schwülstig. Doch treten diese Mängel in den spätern Dramen immer mehr zurück.

Seine ersten dramatischen Versuche, die Posse „Paganini" und das fünfaktige Schauspiel „Gustav Adolph" kennen wir nicht; da sie in seine „Dramatischen Werke" (Lpz. 1845—1868. XI) nicht aufgenommen worden sind, hält er sie selbst den späteren nicht für ebenbürtig. Das erste in den Werken mitgetheilte Drama „Monaldeschi. Tragödie in 5 Akten und einem Vorspiel" (1834) beweist schon durch seine Form, daß der Dichter noch zu keiner Sicherheit gelangt war. Während nämlich das Vorspiel und die drei ersten Akte in Prosa abgefaßt sind, sind die zwei letzten in Versen geschrieben, die zudem noch willkürlich abgemessen und ohne allen rhythmischen Sinn sind. Prosa und Verse sind sich aber darin gleich, daß sie durch das Streben, geistreich zu sein, oft geschraubt und phrasenhaft werden. Das Drama bietet allerdings manche wirkungsvolle Situation, ohne jedoch im Ganzen poetisches Interesse zu gewähren, da die beiden Hauptpersonen, ein männlicher und ein weiblicher Abenteurer (denn die Königin Christine ist am Ende doch nichts Anderes) allzu seltsame Gestalten sind, als daß sie einen würdigen Stoff für ein poetisches Kunstwerk bieten könnten. Eben so verfehlt ist der Stoff des nachfolgenden Dramas. Im „Rokoko. Lustspiel in 5 Akten" (1842) schildert der Dichter nämlich die heillose Wirthschaft unter Ludwig XV. mit wahren, vielleicht nur allzu kecken Farben. Die bodenlose Erbärmlichkeit beinahe aller Personen, die Masse von innerer Gemeinheit bei aller äußeren Eleganz erfüllt zuletzt mit Widerwillen. Die Composition, die im „Monaldeschi" noch ziemlich lax war, ist hier gehaltener. Dieses Lustspiel giebt uns Veranlassung, eine Bemerkung zu machen, die auch andre dramatische Dichter betrifft, so ganz besonders Brachvogel. Wenn in einem Stück, das in Deutschland spielt und dessen Personen Deutsche sind, die Eine oder die Andre aus irgend einem Grund französische Brocken einmischt, so kann Dieß vollständige Berechtigung haben, aber wenn in einem Drama, das in Frankreich spielt und dessen Personen sämmtlich Franzosen sind, die Eine, wie hier die Baronin Gérard, einzelne französische Worte einmengt, so ist dieß geradezu lächerlich und jedenfalls unüberlegt. — Die unglücklichste Wahl traf er in der „Bernsteinhexe. Schauspiel in 5 Akten" (1843); er ließ sich offenbar durch die glückliche Bearbeitung des Gegenstandes von Meinhold verleiten, ohne zu bedenken, daß der erzählende Dichter gar Vieles in der breitesten und ausführlichsten Weise darstellen darf, was dem dramatischen Dichter versagt ist. Was im Roman Mitleiden und Theilnahme erregt, die Grausamkeit, mit welcher die Heldin verfolgt wird, muß auf der Bühne mit Entsetzen und Widerwillen erfüllen; es sind nicht bloß die unglückliche Marie, sondern auch der Zuschauer fortwährend auf die Folter gespannt. Und es kann auch der glückliche Ausgang des

Stücks den unerquicklichen Eindruck nicht verlöschen, da dieser zu mächtig ist, als daß man ihn so schnell vergessen könnte, zumal der Schluß ziemlich willkürlich herbeigeführt wird. Mit „Struensee. Tragödie in 5 Akten" beginnt die Reihe derjenigen Dramen, in welchen der Dichter glücklichere Stoffe gewählt und dieselben auch kunstmäßiger behandelt hat. Im „Struensee" hat er sich sogar die so oft getadelte Beschränkung auferlegt, die Einheit des Ortes und der Zeit zu bewahren, und man muß gestehen, daß er diese immerhin bedeutende Schwierigkeit mit Geschick besiegt hat, da die Tragödie trotz der erwähnten Beschränkung eine große Mannigfaltigkeit der Situationen darbietet und die Handlung sich rasch entwickelt. In der Ausführung, die eine nicht kleine Zahl schöner und echt poetischer Momente gewährt, stößt jedoch manches Bedenkliche auf. Im Allgemeinen sind zwar die Charaktere vortrefflich gezeichnet, so namentlich die Nebenpersonen: der Graf von Romtgau ist ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, der Oberst Köller ist der echte Typus eines rohen deutschen Junkers; nur der Däne Güldberg, dessen Thätigkeit durch seine Vaterlandsliebe gerechtfertigt ist, leidet doch wohl Etwas vom Dänenhaß des Dichters; auch die Gräfin von Gallen, der Prediger Lorenz und der König Christian VII., dessen Auffassung eigenthümlich, aber durchaus gelungen ist, sind scharf und wahr gezeichnet. In den Charakteren der Hauptpersonen ist der Dichter dagegen weniger glücklich. Struensee hat sich als Staatsmann die größten Verdienste um den Staat erworben, aber sich eben dadurch viele Feinde zugezogen, er hat den Adel, die Offiziere, die Geistlichkeit durch seine Maßregeln verletzt. Auf dem Höhepunkt seiner Größe wagt er es, die Augen zur Königin zu erheben; er ist von wahrer Leidenschaft zu ihr erfüllt, er vergißt darüber seine große Aufgabe. Dieß ist seine tragische Schuld, und so weit ist Alles vortrefflich; aber die Haltung Struensees steht mit dem kräftigen Charakter des Mannes im vollsten Widerspruch; es ist undenkbar, daß ihn die Leidenschaft im Augenblick der höchsten Gefahr so ganz aller Sinne berauben konnte. Eben so undenkbar ist es, daß die Königin, um Struensee zu retten, sich bewegen läßt, ihn anzuschuldigen, daß er sie liebe; sie war nicht die Frau, sich so grob täuschen zu lassen, noch weniger aber ihre Würde in solcher Weise Preis zu geben. Als Mangel ist ferner zu bezeichnen, daß, wenn auch Intrigue das Wesen des Stücks bildet, der Dichter diese doch zu sehr ins Alltägliche gezogen und ihr zu viel unnöthiges Detail eingeräumt hat. In „Gottsched und Gellert. Charakter-Lustspiel in 5 Akten" (1845) ist die Handlung unbedeutend, das Drama für den an sich interessanten, aber nicht ausgiebigen Stoff zu breit gehalten. Die ganze Kraft beruht in der Zeichnung der Charaktere, die allerdings vorzüglich gelungen ist. Der anmaßende und doch furchtsame Gottsched, der schüchterne, aber, wo es nöthig ist, doch kräftige Gellert bilden einen Gegensatz, der die größte Wirkung hervorbringt. „Die Karlsschüler. Schauspiel in 5 Akten" (1846) behandeln einen nationalen und selbst populären, daher durchaus glücklichen Stoff. Die gute dramatische Anlage ist auf das Geschickteste ausgeführt, so daß das Interesse bei der raschen Aufeinanderfolge wirkungsvoller Situationen fortwährend steigt. Der Dichter entwickelt darin einen reichen Humor, der in einzelnen Scenen von großer Wirkung ist, z. B. gleich Anfangs, wo die Gräfin von Hohenheim glaubt, daß Schillers Lauragedichte an sie gerichtet sind, bis sich herausstellt, daß Laura, die Pflegetochter der Generalin Rieger gemeint ist. Die Naivetät, welche Laura bei dieser Gelegenheit zeigt, ist wahrhaft köstlich; eben so trefflich ist es, wie sich das unbefangene Kind zur leidenschaftlich liebenden Jungfrau entwickelt. Nicht weniger groß ist die Schilderung der Seelenkämpfe des Dichters, der an seinem Talent verzweifelt, bis die Liebe sein Selbstvertrauen wieder erweckt. Im „Prinz Friedrich. Schauspiel in 5 Akten" (1847) hat er die beiden Hauptpersonen, den König Friedrich Wilhelm I. und den Kronprinzen Friedrich auf das Glücklichste geschildert; im König besonders den Gegensatz des Despoten und rohen Soldaten einerseits und des zärtlichen Familienvaters andererseits zur Anschauung gebracht. „Graf Essex. Trauerspiel in 5 Akten" ist wohl das Vollendetste, was Laube geschaffen hat, wie es auch das Einzige ist, das er mit Ausnahme einiger Scenen durchgängig in Versen geschrieben. Schon die Exposition, in welcher des Grafen Feinde die Vorbereitungen zu dessen Untergang treffen, zeugt von des Dichters dramatischem Geschick. Die Handlung entwickelt sich rasch, die Konflikte sind mit Glück herbeigeführt und die Motive sind meist vortrefflich erfunden. Nur der kurze Wahnsinn der Lady Anna, der Gemahlin des Grafen, erscheint für die Entwickelung eher störend als nothwendig. Wenn auch die Art und Weise, wie Essex der Königin gegenüber sich benimmt, an Schillers Leicester erinnern mag, so liegt dieß doch nothwendig in den gleichartigen Verhältnissen, und Essex entwickelt hier wie in dem Stück überhaupt einen ganz andern Charakter als Leicester. Auch Elisabeth, die als Weib schwach, als Königin groß und kräftig erscheint, erinnert an Schiller, aber auch sie ist keine Nachahmung des großen Dichters, vielmehr hat sie der Dichter mit Selbstständigkeit aufgefaßt. So zeigt sie ihre ganze Größe, als die Rebellion des Grafen solche Dimensionen erreicht hat, daß sie in der augenscheinlichsten Gefahr schwebt, vor der ihre Anhänger zittern. Aber weit entfernt, auf den Rath derselben die Flucht zu ergreifen, ergreift sie mit staatsmännischem Blick solche Maßregeln, die in kurzer Zeit dem Grafen den Sieg entreißen und ihn in ihre Hände liefern. Zum Verständniß der mitgetheilten Stelle diene folgende Bemerkung. Graf Essex war gegen den ausdrücklichen Willen der Königin aus Irland nach London gekommen; seine Feinde hatten diese Gelegenheit ergriffen, ihn bei der Königin zu verdächtigen, die ihn, als er sich rechtfertigen will, verächtlich behandelt und ihm durch ihre Minister aller Würden verlustig erklären und den Feldherrnstab abfordern läßt. Zwar bereut sie ihre Härte, und ist geneigt, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen, aber sie erfährt, daß er ein inniges Liebesverhältniß unterhält und daß er ihr weibliches Herz getäuscht habe. Da denkt sie nur an Rache;

in dieser Stimmung trifft sie Essex an, als er zum zweiten Male sich vor ihr rechtfertigen will. „Montrose, der schwarze Markgraf. Trauerspiel in 5 Akten“ (1859) steht formell schon deshalb dem vorigen Drama nach, daß es in Prosa abgefaßt ist, in welche Verse so willkürlich eingemischt sind, daß gerade bei bedeutenden Stellen prosaische Darstellung gebraucht wird und rhythmische bei weniger bedeutenden eintritt. Noch unerklärlicher ist, daß sogar eine Rede mit Prosa beginnt und mit Versen aufhört. Nach längerer Unterbrechung erschien „Der Statthalter von Bengalen. Schauspiel in 4 Akten“ (1866), in welchem alle Vorzüge der Laubeschen Dramen erscheinen; trotz der guten Anlage, der geschickten dramatischen Entwickelung und der Mannigfaltigkeit der Situationen kann das Drama nur geringe Wirkung thun, da der Inhalt im Ganzen bedeutungslos ist. Von nachhaltigerem Effekt ist das letzte Drama „Böse Zungen. Schauspiel in 5 Akten“ (1868), das schon deshalb Interesse gewährt, weil es den Tod eines großen österreichischen Staatsmanns (Bruck) zum Gegenstand hat.

Aus „Graf Essex“.

Dritter Akt. Siebente Scene.

Essex. Elisabeth. Cecil. Raleigh. Nottingham.

Essex. Ich bin nicht hier, mich zu vertheidigen,
Ich klage an!
Dies Regiment von England klag ich an,
Das weiberlaunisch handelt nach Gelüsten,
Und nicht nach Plänen, das des Reiches Vortheil
Hintansetzt dem parteiischen Getriebe,
Euch klag ich an zuerst, Mylords von Cecil
Und Nottingham und Raleigh, die mein Heer
Und mich und Irland schmählich Preis gegeben,
Die hinterher, um Rechenschaft zu meiden,
Ein frevles Possenspiel von Hochverrath
Mit falschem Zeugniß gegen mich versucht,
Euch klag ich an vor meinem Vaterlande!
Die Königin bestimme das Gericht.
Die Peers von England harren ihrer Wahl:
Sechs Peers der Krone, sechs von mir gewählt,
Der Präsident — des Landes erster Richter.
Ich harre Deines Ausspruchs, Majestät,
Und schweige, bis die Königin gesprochen.
(Er tritt, sich verbeugend, zurück.)

Elisabeth. Die Sprache, die Ihr führt, Mylord von Essex,
Die Banden, die Ihr aufgerührt da draußen,
Und vor mein Haus geleitet, und der Ton,
Den Eure Herrlichkeit so tapfer anschlägt —
Das alles ist vom vorigen Jahrhundert
Sehr treu kopiert. Richard der Zweite wäre
Der richtge König, den Ihr brauchtet, Mylord,
Und gegen eine Frau auf Englands Throne
Seid Ihr noch zu galant — nicht wahr?

Essex. Ihr irrt
Euch, Majestät, wenn Ihr voraussetzt, daß ich
Politisch ehrgeizig hierher gekommen.
Beschließen will ich nur als Mann von Ehre,
Als Patriot die Laufbahn eines Staatsmanns,
Beschließen ganz und gar. Ist Dies gerichtet,
Was jetzt noch Eures Richterspruches harrt,
So leg ich diesen Stab in Eure Hände —

Elisabeth. Sehr gütig!

Essex. Und ins Dunkel meiner Wälder
Verberg ich meine Wünsche und mein Leben.

Elisabeth. Um stiller Häuslichkeit verborgne Freuden
Still zu genießen —

Essex. Allerdings.

Elisabeth. Im Arm der Liebe
Idyllisch tändeln, wie die Dichter schildern?

Essex. Wenn mirs der Himmel schenkt, gewiß.

Elisabeth (ausbrechend). Vorher
Treuloser, undankbarer Mann, wirst Du
Der Königin, die Du herausgefordert,
Vom Fuß bis zu dem Haupte Rede stehn! (Bewegung.)
Denn Du bist ein Rebell! — Mit welchem Recht
Bist Du in England? Felonie ist Dein
Verbrechen!

Essex (schreiend). Königin!

Elisabeth. Mit welchem Rechte
Kommst Du daher ins Innre von Westminster,
Ins Heiligthum des Königs, Deines Herrn,
Der ich bin und lebendig vor Dir stehe?!
Mit welchem Recht kommst Du daher inmitten
Von Aufruhrschaaren, deren Waffenlärm
Und rohe Stimmen meinen Frieden lästern?
Mit welchem Recht? Mit dem der Rebellion!

Cecil. Nottingham. Raleigh. Hoch unsre Königin!

Elisabeth. Mit welchem Recht
Trägst Du den Stab, den ich Dir abgefordert,
Und den ich eigenhändig Dir entreiße,
(Sie thut es.)
Um Dir ins Angesicht die Schmach zu prägen,
Die Du verdienst!
(Sie schlägt mit dem Stabe nach ihm. Der Hut fliegt ihm vom Haupte, weil er die Hände vorstreckt und mit ihnen in die Höhe fährt. Ein allgemeiner Schrei folgt.)

Essex (unmittelbar während des Schlages schreiend). Allmächtger Gott! —
(Er zieht seinen Degen halb aus der Scheide. Die Lords ziehen sämmtlich die ihren ganz aus der Scheide und strecken ihm die Klingen entgegen. Die Königin ist nach dem Schlage links in den Vordergrund gekommen.)
Bewahre
Mir Fassung! — Steckt um Gotteswillen rasch
Die Schwerter ein! — Das reizt mich nur — ich brauch,
Ich brauche Fassung — weh dem Adel Englands,
Daß er für solche Schmach des Edelmanns
Sein Schwert erhebt —
(Sie lassen die Schwerter sinken.)
Hinab, empörter Stolz
Des Mannes! — Auch zur Wuth gereizt verehre
Ich unsre Königskrone, auch von Sinnen achte
Ich eines Weibes unbeschützte Würde —
Hinab!
(Er stößt sein Schwert in die Scheide, eilt vor und spricht nun mit leidenschaftlicher Kraft.)
In Fetzen aber reiße ich
Von Oben bis Unten, was sonst besteht,
Und Kampf auf Leben und Tod zerstöre
Vom Sonnenlichte hinweg bis aufs Gedächtniß,
Was diese Schmach an Essex hat gesehn!
Zerstöre mich selbst bis zur Vernichtung,
Wenn ich nicht siege.
(Nach hinten hinaus.)
Derby, Fanfare!
(Derby winkt hinaus.)
Und los die Schwerter.
(Derby und die Cavaliere ziehen die Schwerter und winken hinaus.)

Raleigh, Nottingham, Cecil (hinüber zur Königin eilend). Schütz die Königin!
(Fanfare im Hintergrunde.)

Essex. Ohnmächtge Diener, Eure Klingen brechen
Wie Binsen, wenn ein Wink von meiner Hand

Die Krieger draußen hier in diese Halle
Bescheidet! Eure Königin von England
Ist so beschützt, daß sie gefangen
Vor mir und meiner Kriegsmacht steht. Schaut hin!
(„Hoch Esser!“ im Hintergrunde, näher.)
Die Treppen und die Höfe und die Thore
Und alle Straßen rings um dieses Schloß
Sind mein — unmittelbare Rache liegt
Zu meinen Füßen, und Elisabeth
Folgt mir zum Tower, wenns mein Wille ist.
Elisabeth. Wag es Rebell!
Esser. Wenns nur ein Wagniß gälte,
Dann, Königin, wär es um Dich geschehn,
Denn keine äußre Schranke hindert mich,
Mich hindert und Dich rettet die Gesinnung
Des Ritterthums, die meine Seele anfüllt.
Altmodisch ist sie, ja ich weiß es, Treu
Und Glauben und die strenge Herrenehre,
Sie sind veraltet,
Des Augenblickes Vortheil macht Gesetze
Selbst im Verkehr mit Gott.
Cecil und Nottingham. Papist!
Esser. Die Sitte,
Der edle Brauch verschwindet, und ein roh Gelüste
Des Zornes wie der Lust ersetzt die Formen,
In denen die Gesittung sich erbaut;
Ein Thor, der solche Vortheile verschmäht!
Und solch ein Thor bin ich, bins selbst im Zustand
Verzweiflungsvollen Grimms. — Ich überfalle
Nie meinen Nächsten, eh ich ihm verkündet,
Daß ich sein Feind, und ich verschmähe stets,
Selbst gegen meinen Feind, gemeine Waffen.
Auch gegen Dich, die sich und mich entwürdigt,
Bleib ich der zarten Pflichten eingedenk.
Du bist ein Weib, warst meine Königin,
Und hast mein Haupt und Herz mit Gunst beglückt.
Ich ehre die Geschichte meines Lebens
Durch Dankbarkeit, indem ich jetzt verzichte,
Daß Du in meine Hand gegeben bist.
Hier aber endigt die Vergangenheit.
Dein Vicekönig und Dein Lord ist todt,
Und alle Bande sind entzwei gerissen;
Des Grafen Esser Herold steht vor Dir,
Und kündiget Dir Krieg auf Tod und Leben!
Wahr Deines Vortheils! Alle Elemente
Der Zwietracht werden gegen Dich geführt,
Nicht bloß um Dich zu ängstigen, nein, Dich
Zu stürzen von der Höhe Englands, die
Nicht den Plantagenets und Tudors nur,
Die jedem englischen Baron erreichbar.
Wer König sein will, muß mit königlicher
Gewalt zuerst sich selbst beherrschen können.
Denn nur die Seele herrscht und nicht die Faust.
Zum Tower, Derby! und Graf Esser grüßt Euch
Von nun an mit des Schwertes Spitz und Schneide!

Robert Eduard Prutz.

Die patriotische und freie Gesinnung, die wir als den wesentlichen Charakter der lyrischen Poesie des Dichters, zu dem wir jetzt übergehen, bezeichnet haben, liegt auch seinen Dramen zum Grunde. Es sind dieselben somit allerdings Tendenzstücke, aber Prutz hat ein zu entschiedenes poetisches Talent, eine zu tüchtige künstlerische Bildung, als daß er in der Tendenz hätte untergehen können. Wenn er auch längst vergangene Verhältnisse mit den Farben der Gegenwart schildert, so weiß er sie doch so zu gestalten, daß man von der raschen und schönen Darstellung hingerissen wird und nur bei eindringlicherer Prüfung den Mißstand erkennt.

Schon in seinem ersten Versuch „Nach Leiden Lust. Komödie in 5 Akten“, die er als 19jähriger Jüngling bearbeitete (1835), ist die politische Tendenz unverkennbar, doch ist sie noch ziemlich schüchtern und allgemein gehalten. Der Dichter hat das Stück vielfach geändert und gefeilt, und die Gestalt, in welcher er es in seine „Dramatischen Werke“ (Lpz. 1847—49. 4 Bde.) aufgenommen hat, weicht von der ursprünglichen Bearbeitung zum Theil wesentlich ab; doch hat er die romantische Anlage und Haltung, in der der Einfluß Tiecks sichtbar ist, nicht beseitigen können. So ist der Dr. Pansias, so der jüdische Literat und so sind die Auslassungen über die deutsche Literatur ganz im Sinne Tiecks. Uebrigens ist die Komödie mit Geist geschrieben und enthält manche schöne Stellen, die vom poetischen Talent des Dichters zeugen, so z. B. die 2. Scene des 3. Akts, in welchem das Zusammentreffen des vertriebenen Königs Lenardo mit dem Einsiedler, der sich später als der todtgeglaubte Vater Lenardos erweist, dargestellt wird. Aus dem nämlichen Jahre (1835) stammt das zweite Drama „Moritz von Sachsen. Trauerspiel in 5 Akten“, das er später (1840) einer durchgreifenden Umarbeitung unterwarf. In der ersten Redaktion war Karl V. der Mittelpunkt des Dramas, in der neuen tritt er vor Moritz zurück. Die Fabel des Stückes ist einfach, gewinnt aber durch die dramatische Behandlung steigendes Interesse. Moritz, selbst ein Protestant, ergreift die Partei Karls V. gegen seinen Schwiegervater, den Landgrafen Philipp von Hessen, und seinen Oheim, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, nicht bloß aus Dankbarkeit, und weil er ihn für den größten Mann der Zeit hält, sondern hauptsächlich weil er von ihm Neubelebung des Vaterlandes hofft. Er wird zwar von ihm belohnt, indem er das Kurfürstenthum Sachsen erhält, aber auch getäuscht, da der Kaiser sein Versprechen, Oheim und Schwiegervater aus der Haft zu entlassen, nicht hält. Darüber und eben so sehr durch die Willkür des Kaisers in den Reichsangelegenheiten empört, rüstet er gegen ihn, er überfällt ihn und zwingt ihn zur Flucht; er selbst wird aber im Kampf gegen den ränderischen Abenteurer Albrecht von Kulmbach schwer verwundet. Er wird in das Schloß gebracht, wo seine Gemahlin, die Kurfürstin von Sachsen und seine Großmutter, Elisabeth von Rochlitz, vom Kaiser gefangen gehalten wurden. Die Freude, ihn wiederzusehen, tödtet seine Gemahlin und er selbst stirbt, indem er den Verband seiner Wunden wegreißt in der Ueberzeugung, daß er seinen Zweck nicht erreicht habe, in Verbindung mit dem Kaiser „Ein einig Deutschland, ein verbundenes Deutschland“ zu schaffen. Die Anlage ist gut, es hängt Alles genau zusammen und ist dramatisch gut combiniert, nur läßt der Scenenwechsel hie und da zu wünschen übrig. Die Charaktere sind mit viel Ueberlegung und Verständniß der menschlichen Natur gezeichnet, so namentlich die sämmtlichen Fürsten und Moritzens edle Gemahlin, die als Tochter und

Frau unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt.

In demselben Jahre, in welchem Prutz den „Moritz" neu bearbeitete (1841), dichtete er den „Karl von Bourbon. Schauspiel in fünf Akten". Auch dieses Drama wurde später (1845) umgearbeitet, doch ist die ursprüngliche Form jedenfalls besser als die spätere, weshalb sie der Dichter in die „Dramatische Werke" aufnahm. Aber auch in dieser Gestalt ist das rhetorische Element zu überwiegend, wodurch sich die Handlung oft in Breite verliert. Der Stoff ist an sich bedeutend genug: Franz I., König von Frankreich, läßt sich durch Eifersucht auf den heldenmüthigen Herzog von Bourbon, durch Einflüsterungen seiner ränkevollen Mutter, die sich am Herzog rächen will, weil er einst ihre Hand verschmäht, durch die Bosheit seiner Günstlinge verleiten, seinen Kronfeldherrn und Freund so zu verletzen, daß Dieser sich in ein Bündniß mit Karl V. gegen Frankreich einläßt. Sein Verrath trägt aber keine guten Früchte. Schon beim ersten Schritte macht er die bittere Erfahrung, daß der Verräther selbst von Denen verachtet wird, die ihn benutzen. Und so sieht er sich auch von Karl V. in seinen größten Hoffnungen getäuscht. Erdrückend und beschämend ist sein Zusammentreffen mit dem edlen Ritter Bayard und mit Franz I., so daß das Leben ihm bei dem Bewußtsein seiner Schuld zur Last wird. Er fühlt sich daher glücklich, als der Tod ihn ereilt. Der Dichter ist hierin von der geschichtlichen Ueberlieferung mit Recht abgewichen, er läßt ihn nicht bei der Erstürmung Roms durch die Kugel des Künstlers Cellini tödten, weil das rein Zufällige dem Wesen des Kunstwerks widerstrebt. In der späteren Gestalt vergiftet Diana von St. Foix den Herzog auf dem Schlachtfelde von Pavia, weil er sein Vaterland verrathen. Da diese aber weder innerlich noch äußerlich berufen ist, die Nemesis zu spielen, so ist diese Lösung durchaus ungenügend. Besser, obgleich auch nicht besonders gut, ist der Tod des Herzogs in der ursprünglichen Gestalt motiviert. Er wird nämlich durch den Bruder der Diana getödtet, der in Folge verläumderischer Mittheilungen des schurkischen Kanzlers Duprat glaubte, daß der Herzog seine Schwester verführt habe. Das letzte Drama, welches Prutz veröffentlichte, „Erich, der Bauernkönig. Schauspiel in 5 Akten", ist auch entschieden sein bestes. Die Fabel ist, wie in den übrigen Stücken, einfach. Erich, der Sohn des großen Gustav Wasa und eines Mädchens niedern Standes, besteigt nach dem Tode seines Vaters den Thron von Schweden. Er hat schon in den ersten Tagen seiner Regierung mit den schwersten Hindernissen zu kämpfen; seine Brüder aus der zweiten Ehe Gustav Wasas mit einer Prinzessin machen Ansprüche auf Theile des Reichs und unterstützen den Adel, dessen Privilegien er zu Gunsten des Bauernstandes beschränkt. Durch den Widerstand, den er in seinen Reformen findet, wird er von Gewaltthat zu Gewaltthat getrieben, sein Rechtsgefühl wird zur Grausamkeit und so entfremdet er sich nach und nach seine Anhänger und selbst die Bauern, die er von der Abhängigkeit des Adels befreit hatte, empören sich gegen ihn; er wird von einem Leibeigenen getödtet, der durch seine Gesetze frei erklärt worden war, ein warnendes Beispiel, daß es eben so gefährlich ist, einem Volk die Freiheit aufzudrängen, wenn es für dieselbe noch nicht reif ist, als sie ihm vorzuenthalten, wenn sie für dessen weitere Entwickelung nöthig geworden ist, aber auch ein warnendes Beispiel für Diejenigen, welche durch verbrecherische Mittel zur Freiheit gelangen wollen, denn „In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihen." Der Dichter ist der Geschichte so weit treu geblieben, als es bei seiner künstlerischen Absicht nur irgend möglich war. So hat er die Grausamkeit Erichs nicht als eine Folge von Wahnsinn dargestellt, wie sie es in Wirklichkeit war, sondern als eine Folge seines Entschlusses, seine wohlmeinenden Reformen selbst mit Gewalt und grausamen Mitteln durchzuführen. Ueberhaupt sind die Motive äußerst glücklich erfunden, sie sind dem besonderen Charakter der einzelnen Personen so wie der ganzen Stände vollkommen angemessen. Wie trefflich ist es z. B., daß Erich bei den Bauern deshalb an Achtung verliert, weil er ein Bauernmädchen zu seiner Gemahlin erhoben hat. Auch sind sie überzeugt, Erich sei nur durch Zaubermittel zu einem solchen Schritt veranlaßt worden, die Bauerndirne sei nothwendig eine Hexe. Die Zeichnung der Charaktere verräth sowohl reiche Menschenkenntniß als poetische Schöpfungskraft; außer Erich treten alle Personen mit ihrer kräftig gezeichneten Individualität auf das Schärfste hervor; so Erichs Bruder, der schwanke, von seiner Frau beherrschte Johann, der junge, allen bösen Einflüssen sich leicht hingebende Magnus, die herrschsüchtige und ränkevolle Gemahlin Johanns, der edle Reichskanzler Sture und dessen trefflicher Sohn Niels, die Reichsräthe, die Bauern; die treffliche Katharina nicht zu vergessen, die Geliebte und nachmalige Gemahlin Erichs, die auch auf dem Thron ihre Einfachheit und ihren edlen Sinn bewahrt, und das Unglück mit echt weiblicher Größe aufnimmt.

Aus „Erich, der Bauernkönig".

Vierter Akt. Achter Auftritt.

Katharina. Erich mit Soldaten. Bauern.

Erich (im Hereinkommen). Die Feinde weigern sich zu stehn, wir müssen
Sie westwärts drängen an des Meeres Rand,
Damit sie wählen zwischen uns und ihm (vorschreitend:)
Willkommen Käthe —
(Katharina stumm auf die Leiche deutend; der König, nachdem er sie einen Augenblick mit Innigkeit betrachtet:)
Das ist der Krieg, mein Kind;
Du dauerst mich, es war ein wackerer Mann —
Kath. (sich gewaltsam von der Leiche erhebend, zurücktretend).
Nein rühre mich nicht an — Du riechst nach Blut! — —
(Auf einen Wink des Königs wird die Leiche von den Soldaten geräuschlos hinweggetragen.)
Weh, daß ich jemals diesen Ort verließ!
Ja schau Dich um: es ist derselbe Fleck,
Wo ich vordem gesessen neben Dir!
Horch auf, ob nicht durch diese Zweige noch
Ein linder Nachhall jener Bitten weht,
Mit denen ich zurück Dich halten wollte
Von dem verhängnißvollen Diadem!

Und dann, dann sieh hieher: dann sieh die Asche
Des Heerds, der dich gepflegt, dann sieh dies Blut,
Das man vergoß, weil es mein Vater war
Und ich Dein Weib!! — —
Erich. Es war mein Stern —
Katharina. So wars ein böser Stern.
Was, war Dein Purpur Dir nicht roth genug,
Daß Du mit Menschenblut ihn hast gefärbt?
O Erich, Erich, beim Allmächtigen,
Du hast nicht gut gehandelt! Es verklagen Dich
Viel hundert Leichen, die gen Himmel schrein,
Von Dir geschlachtet; es verklagen Dich
Die lauten Weherufe Deiner Bürger,
Die Du mit Geißeln nicht, mit Scorpionen
Gezüchtigt hast.
Ja es verklagt in meiner eignen Brust
Ein Abscheu Dich, der mit der Liebe ringt
Und los mich reißt aus den Umarmungen
Desselben Manns, der einst mein Alles war!
Als hielt ein Traum die Sinne mir gefangen,
Als hätt ein Dämon nächtlich Dich vertauscht,
Steh ich vor Dir und späh umsonst in diesen
Entmenschten Zügen jenem Antlitz nach,
Bei dessen Lächeln meine Seele schmolz!
Du — einst so mild, so weich, so mitleidvoll,
Es war kein Kind sanftmüthiger als Du — ?!
Erich. Fluch auf die Sanftmuth, die ich je gezeigt!
Fluch auf das Mitleid, das unwürdige,
Das in den Augen jemals mir geperlt!
Im schwülen Schatten dieser Zärtlichkeit
Wuchs auf und wuchert' ihrer Sünde Kraut;
An meiner Liebe schärften sie den Haß,
An meiner Sanftmuth ihren Groll. Hätten
Sie mich gekannt, wie ich jetzt bin: gewaffnet
In dreifach Erz, fühllos und gnadelos,
Taub wie ein Fels und härter noch als er,
Glaub mir, mein Weib: sie hätten nicht gewagt,
Was sie gewagt! Ich stände jetzt nicht hier,
Und brauchte nicht zu schaudern vor mir selbst,
Beim eignen Anblick Dessen, was ich bin!
In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihn;
Das ist das Räthsel meines dunkeln Seins:
Ich bin ein Zwingherr — in der Freiheit Namen!
Ich bin Tyrann — im Namen meines Volks!
Katharina. Es mag so sein, ich glaube Dir — und dennoch
Beklag ich Dich; es ist ein traurig Loos,
Nur des Gesetzes ehrner Mund zu sein,
Nur stets zu strafen, niemals zu verzeihen —
Erich. Meinst Du, ich fühl Das nicht? Meinst Du, ich habe
Nicht meine Stunden auch, wo die Natur
Aufwacht in mir wie ein vergessnes Kind,
Und ruft mit lautem, ungestümem Schrei
Die alte mütterliche Liebe wach?
Des Nachts, mein Kind, Du kennst Das nicht — des Nachts,
Wenn Alles schläft — da kommen sie gegangen
Und sehn mich an — und nicken ohne Kopf —
Und drängen sich — und zeigen ihre Wunden —
Unzählige! Da — siehst Du sie?! Hinweg —
Hinweg von mir — laßt les, Ihr blutgen Schatten,
Ich that ja doch nur, was ich mußte thun —!!
Katharina. O unglückselger Mann!
Erich. Fort — fort — hinab!
Du auch — Du auch — Du mit dem blonden Haar —
Was kehrst Du Dich noch Einmal um und siehst
Mich zärtlich an! Hinunter — Alle — so!
Ich will Euch ja das Todtenopfer nicht,
Das letzte nicht, und köstlichste, entziehn,
Ich will ja nicht der Einzge bleiben, welcher
Gesündigt hat und wurde nicht gestraft!
Einst, wenn das letzte Unrecht ward getilgt,
Wenn himmelwärts mit fruchtbeladnen Zweigen
Aus den versöhnten Herzen meines Volks
Der Baum der Freiheit blühend sich erhebt:
Dann biet auch ich mich selbst der Strafe dar!
Dann auf dem letzten Blutgerüste sei
Mein eignes Haupt das letzte, welches fällt! —
Nun weißt Du es, nun hab ich Dir gebeichtet,
So wahr und fromm als stünde ich vor Gott,
Nun, wenn Du willst, verlaß mich —
Katharina (ihm in die Arme stürzend). Nein —
Ich kann nicht, nein! Verzeih, Du blutge Leiche
Des unschuldig Erschlagnen, meines Vaters:
Ich bin Dein Weib — hier meine Hand! ich bin es,
Und ob Du schwärzer als die Hölle wärst!
Nicht Deines Lebens Schutzgeist durft ich sein,
Ich konnte nicht vor Irrthum Dich bewahren:
So laß denn jetzt in liebevoller Treue,
Laß mich der Schatten Deines Unglücks sein!
Und wie einst David vor dem König Saul
Die Harfe schlug in seinen bösen Stunden,
So will ich bei Dir sein, mein Fürst und Herr,
Und will mit heißem brünstigen Gebet
Die Geister bannen, die Dich peinigen!
Laß jene Leiche mich bestatten — dann,
Wohin es sei: ich folg Dir — in den Tod! (Umarmung.)

Richard Wagner.

Richard Wagner, geb. am 22. Mai 1813 zu Leipzig, bezog nach vollendeten Vorbereitungsstudien auf der Kreuzschule in Dresden und hierauf auf der Thomasschule zu Leipzig die Universität seiner Vaterstadt; doch widmete er sich bald ausschließlich der Musik. Nachdem er seit 1836 an verschiedenen Theatern als Kapellmeister gewirkt, auch größere Reisen nach London und Paris gemacht hatte, wendete er sich 1842 nach Dresden, wo er zum Kapellmeister ernannt wurde. Wegen seiner Betheiligung am Maiaufstande im J. 1849 mußte er flüchten; er fand in Zürich gastfreundschaftliche Aufnahme und Anstellung als Director des Musikvereins und des Theaterorchesters. Im J. 1858 gieng er auf eine Zeit lang nach Venedig, erhielt 1860 die Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren mit Ausnahme von Sachsen, lebte später in Biberich, bis ihn im J. 1865 König Ludwig II. von Bayern nach München berief; doch zwangen ihn verschiedene Mißverhältnisse zweimal (1867 u. 1869) München und Bayern zu verlassen. Er lebte meist in der Nähe von Luzern, bis er 1876 nach Bayreuth übersiedelte.

Richard Wagner ist vorzüglich durch seine genialen Compositionen berühmt geworden; doch verdienen auch seine Operntexte schon deshalb lebhafte Anerkennung, weil er den bisherigen gehalt- und poesielosen Librettos Dichtungen entgegensetzte, in denen neue und bedeutende Stoffe auf eine dem Wesen der dramatischen Musik entsprechende Weise behandelt wurden. Wenn wir aber von Operntexten sprechen, so bedienen wir uns eines Ausdrucks, den Wagner nicht anerkennt, er will keine Oper; „die Oper," sagt er, „ist ein Irrthum, denn in diesem Kunstgenre ist ein Mittel des Ausdrucks

Richard Wagner

(die Musik) zum Zweck, der Zweck des Ausdrucks (das Drama) aber zum Mittel gemacht" *). Aber was er auch sagen mag, seine Dichtungen sind am Ende doch Opern, in welchen der Text, so gut und schön, so neu und poetisch er auch ist, der Musik untergeordnet ist. Er selbst bezeichnet seine ersten Dichtungen „Der fliegende Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" als solche (Drei Operndichtungen. Lpz. 1852), und seine spätern können auf keinen andern Namen Anspruch machen. Wollte man sie mit ihm als dramatische Kunstwerke ansehen, so würde man ihnen das größte Unrecht thun, denn sie entsprechen dem Begriff derselben, wenn man auch noch so sehr in seine Anschauungen eingehen wollte, doch in keiner Weise, während sie als Operntexte betrachtet das höchste Lob verdienen. Von einem solchen kann und darf man eine reich entwickelte Handlung nicht verlangen, vielmehr muß diese höchst einfach sein und nur eine Fülle von Gedanken und Empfindungen darbieten, die sich vermöge ihres Gehalts sowohl als ihrer Sprachform der musikalischen Behandlung leicht anschmiegen. Während das Drama eine rasch fortschreitende Handlung verlangt, verweilt die Oper mit Vorliebe bei dem Ausdruck lebhafter Empfindungen, ja kommt sogar auf dieselben zurück, weil gerade darin die Musik ihren höchsten Triumph feiert. Dieß Alles findet sich bei Wagners Dichtungen im höchsten Grade vereinigt und sein „Tristan und Isolde" (Lpz. 1859) und „Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend" (Ebd. 1863) können als Muster ihrer Gattung bezeichnet werden. Wäre bei ihnen die Musik wirklich nur Mittel, so müßten sie auch ohne musikalische Begleitung auf der Bühne dargestellt werden können und bleibende Wirkung hervorbringen, was aber selbst der Dichter nicht wird behaupten wollen, obgleich dieß keineswegs unmöglich wäre, wie wir an Goethes „Scherz, List und Rache" ein glänzendes Beispiel haben. Daß Wagner in seinen Stoffen auf die Sage zurückgeht, kann ihm mit Recht nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn gerade die Sage bietet ihm alle diejenigen Mittel, welche die Oper bedarf, da es ihre Aufgabe ist, durch die Sinne auf das Gemüth zu wirken. Eben so wenig ist zu tadeln, daß sich seine Sprache an die der Minnesänger anlehnt, weil er ja Stoffe behandelt, die er bei den Minnesängern fand, oder daß er Gewicht auf malerischen Ausdruck legt, diesen durch den Gebrauch des Reims, der Assonanz, der Alliteration (dieß namentlich im „Ring des Nibelungen") zu erreichen sucht, weil er dadurch der musikalischen Composition entgegenkommt. In „Tristan und Isolde" folgt Wagner meist der Dichtung Gottfrieds von Straßburg; in dem „Ring des Nibelungen" dagegen nicht dem deutschen Nibelungenlied, sondern der isländischen Edda, was bei dem Leser und Zuschauer eine Kenntniß der altnordischen Mythe voraussetzt, die oft das Verständniß erschwert, ein Umstand, der der theatralischen Aufführung schon hindernd entgegenträte, wenn nicht die bereits angedeuteten Gründe diese unmöglich machten. Daß „Der Ring des Nibelungen" eine Tetralogie ist, geht schon aus dem Titel hervor; als solche ist die Dichtung sehr beachtenswerth, denn obgleich alle vier Theile auf das Innigste zusammenhängen, so bildet doch auch jeder für sich ein durchaus selbstständiges Ganzes, und der Dichter hat durch verständige Wiederholung einzelner Thatsachen aus den vorangehenden Theilen das Verständniß der nachfolgenden wesentlich erleichtert. Beide Dichtungen „Tristan" und „Der Ring" beweisen des Dichters Herrschaft über die Sprache und seine Gabe, den Empfindungen und Leidenschaften wirkungsvollen Ausdruck zu geben.

*) Oper und Drama. 2. Aufl. Lpz. 1869. S. 9.

Aus „Tristan und Isolde".

Dritter Aufzug.

Tristan. Siehst Du sie endlich?
Siehst Du Isolde?
Kurwenal. Sie ists! Sie winkt.
Tristan. O seligstes Weib!
Kurwenal. Im Hafen der Kiel! —
Isolde — ha!
Mit einem Sprung
Springt sie vom Bord zum Strand.
Tristan. Herab von der Warte!
Müßiger Gaffer!
Hinab! Hinab
An den Strand!
Hilf ihr! Hilf meiner Frau!

Kurwenal. Sie trag ich herauf:
Trau meinen Armen!
Doch Du, Tristan,
Bleib mir treulich am Bett!
(Er eilt durch das Thor hinab.)
Tristan. Ha, diese Sonne!
Ha, dieser Tag!
Ha, dieser Wonne
Sonnigster Tag!
Jagendes Blut,
Jauchzender Muth!
Lust ohne Maaßen,
Freudiges Rasen:
Auf des Lagers Bann
Wie sie ertragen?
Wohlauf und daran,
Wo die Herzen schlagen!
Tristan, der Held,
In jubelnder Kraft
Hat sich vom Tod
Emporgerafft!
Mit blutender Wunde
Bekämpft' ich einst Morolden:
Mit blutender Wunde
Erjag ich mir heut Isolden.
Hahei! Mein Blut
Lustig nun fließe!
Die mir die Wunde
Auf ewig schließe,
Sie naht wie ein Held,
Sie naht mir zum Heil:
Vergehe die Welt
Meiner jauchzenden Eil!
(Er hat sich ganz aufgerafft, und springt jetzt vom Lager.)
Isolde (von Außen rufend):
Tristan! Tristan! Geliebter!
Tristan (in der furchtbarsten Aufregung).
Wie hör ich das Licht!
Die Leuchte — ha!
Die Leuchte verlischt!
Zu ihr! Zu ihr!
(Er stürzt sich taumelnd der hereineilenden Isolde entgegen. In der Mitte der Bühne begegnen sie sich.)
Isolde. Tristan! Ha!
Tristan (in Isoldes Arme sinkend). Isolde! —
(Den Blick zu ihr aufgeheftet, sinkt leblos in ihren Armen langsam zu Boden.)
Isolde (nach einem Schrei). Ich bins, ich bins —
Süßester Freund!
Auf! noch Einmal!
Hör meinen Ruf!
Achtest Du nicht?
Isolde ruft:
Isolde kam,
Mit Tristan treu zu sterben. —
Bleibst Du mir stumm?
Nur Eine Stunde, —
Nur Eine Stunde
Bleibe mir wach!
So bange Tage
Wachte sie sehnend,
Um eine Stunde
Mit Dir noch zu wachen.
Betrügt Isolden
Betrügt sie Tristan
Um dieses einzge
Ewige kurze
Letzte Weltenglück? —
Die Wunde — wo?
Laß sie mich heilen,
Daß wonnig und hehr
Die Nacht wir theilen
Nicht an der Wunde,
An der Wunde stirb mir nicht!
Uns Beiden vereint
Erlösche das Lebenslicht! —
Gebrochen der Blick! —
Still das Herz! —
Treuloser Tristan,
Mir diesen Schmerz?
Nicht eines Athems
Flüchtges Wehn?
Muß sie nun jammernd
Vor Dir stehn,
Die sich wonnig Dir zu vermählen
Muthig kam über Meer?
Zu spät! Zu spät!
Trotziger Mann!
Strafst Du mich so
Mit härtestem Bann?
Ganz ohne Huld
Meiner Leidens-Schuld?
Nicht meine Klagen
Darf ich Dir sagen?
Nur Einmal, ach!
Nur Einmal noch! —
Tristan — ha!
Horch — er wacht!
Geliebter —
— Nacht!
(Sie sinkt ohnmächtig über der Leiche zusammen.)

Julius Grosse.

Daß das epische Talent sich selten und schwer mit dem dramatischen vereinigt findet, ist eine schon oft gemachte Erfahrung, die sich auch bei Julius Grosse wieder bestätigt findet, von dessen vier uns bekannt gewordenen Dramen nur Eines den höhern Anforderungen der Kunst genügt. In den andern vermissen wir namentlich die künstlerische Composition, deren Mangel dem Drama auch bei den schönsten Einzelnheiten alle bleibende Wirkung raubt. Dieser Mangel zeigt sich in auffallendem Maße in des Dichters erstem Versuch: „Cola di Rienzi. Trauerspiel in 5 Aufzügen und einem Nachspiel“ (Lpz. 1851). Wenn schon Vorspiele bedenklich sind, indem sie die Exposition in unorganischer Weise außerhalb des Dramas behandeln, so sind es die Nachspiele noch mehr, namentlich wenn, wie hier, die eigentliche Katastrophe als ein schwächliches Anhängsel nachhinkt. Das Drama zeigt aber auch in der Ausführung mancherlei Schwächen. Rienzis Rede an das Volk entbehrt der volksthümlichen Beredsamkeit; nicht zu rechtfertigen ist, daß derselbe in Strophenform zu dem Adel spricht; die Motive sind nicht immer glücklich erfunden, z. B. als der Adel sich von den Bürgern zurückzieht, die er mit so hochtrabendem Uebermuth angegriffen hatte. Daß sich der junge Matteo zuletzt — und zwar beinahe nur vorübergehend — als Rienzis Sohn erweist, hat genau betrachtet keinen andern Grund, als den Mord des Tribuns grausenhafter zu machen, und dieser Mord erscheint um so widriger, als das Motiv, das den Matteo dazu antreibt, doch

nur geringfügig ist. An schönen Einzelnheiten ist das Trauerspiel nicht arm. So ist die Tyrannei des Adels mit lebendigen und wahren Farben dargestellt. Auch die Charakteristik der meisten Personen zeugt von Gestaltungsgabe. Am Besten und Wahrsten erscheinen die beiden Colonna, der alte Stefano, ein Vollblutaristokrat, der aber nicht ohne menschliches Gefühl ist, wenn sein Patrizierstolz nicht gereizt wird; sein Sohn Gianni, ein übermüthiger Bursche, der alle Laster des rohen Adels in sich vereinigt. Auch die andern Patrizier sind gut geschildert, nur Robert Colonna ist etwas zu schwankend gehalten, und der junge Matteo spricht, selbst frühe Reife des Geistes angenommen, doch zu männlich. Im „Johann von Schwaben. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (als Manuskript gedruckt) erkennen wir einen nicht unbedeutenden Fortschritt, obgleich auch hier die Composition Manches zu wünschen übrig läßt. So ist der letzte Aufzug zu offenbar auf theatralischen Effekt berechnet; Johann erscheint in demselben plötzlich als ein ganz Anderer, er spricht von hohen Zwecken, die er schon längst im Sinne gehabt habe, während sie doch früher niemals auch nur angedeutet waren. Ein neues Motiv, welches der Dichter für die That des Herzogs anführt, ist sehr glücklich erfunden. Dieser liebt nämlich Helene, die Tochter des im Kampf gegen Albrecht gefallenen Königs Adolf von Nassau. Albrecht will ihm seine Tochter Agnes zur Frau geben, Johann gesteht ihm seine Liebe, worüber er zürnt, und Bewaffnete ausschickt, die Gräfin gefangen zu nehmen. Da erst entschließt sich der Herzog, den König zu ermorden, wodurch die That als Ausfluß echt menschlicher Leidenschaft erscheint. Ein drittes Drama „Der letzte Grieche. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1865) eröffnet der Dichter mit einem Prolog, in welchem er die Wahl des antiken Stoffs geschickt vertheidigt. Auch in diesem Stück ist die Composition schwerfällig, weshalb die Handlung nicht ganz klar fortschreitet, und die Motive nicht immer glücklich sind. Erfreulich ist dagegen auch hier die Zeichnung der Charaktere, nur der Athenische Cyniker Timolaos ist von Anfang bis zu Ende eine allzu räthselhafte Gestalt. Auch erscheint es ungeeignet, daß hier wie im „Rienzi" und im „Johann von Schwaben" einzelne Personen eine zu auffallende Ahnung der entfernten Zukunft haben. Weitaus am Bedeutendsten sind „Die Ynglinger. Tragödie in 5 Aufzügen" (1858). Die Fabel ist einfach, aber mit großem Geschick durchgeführt, so daß sie unser Interesse fesselt. Alf, Priesterkönig von Swea, hat Thora, die Tochter des Oberpriesters Thorstein entführt, zögert aber, sie zu heirathen. Sein Bruder und Mitkönig Yngwe ist im Begriff, nach Norwegen zu ziehen, und um die Königstochter Bera zu werben, deren Liebe er, von ihr unerkannt, auf einem Jagdzuge gewonnen hatte. Nun zwingt ihn die Nachricht, daß die Finnen in das Reich gefallen, ihnen entgegenzuziehen; er bittet seinen Bruder, für ihn zu werben. Aber Alf täuscht sein Vertrauen, und führt Bera als seine Gemahlin heim. Bald darauf kommt Yngwe siegreich zurück. Als er des Bruders Verrath erfährt, fordert er ihn zum Zweikampf, welchen Alf scheinbar annimmt, entschlossen, ihn mit seinen Kriegern zu überfallen. Um jede Gefahr von Bera zu entfernen, bringt er sie zu den Grabhügeln am Meer; aber kaum hat er sich wieder entfernt, als Yngwe dort erscheint und Bera in ihm den geliebten Jäger, und somit Alfs Verrath erkennt. Sie ist entschlossen, bei Yngwe zu bleiben, aber Alf überrascht sie; durch den Priester Thorstein werden zwar die Brüder bewogen, Frieden zu schließen, aber Bera überredet Yngwe, mit ihr zu entfliehen. Thora führt Yngwe herbei, der den Bruder ersticht, aber auch er fällt todt nieder, denn Thora hatte ihm einen Gifttrunk gereicht und diese stürzt sich in die Flammen der brennenden Königsburg. Dieses Trauerspiel übertrifft die andern Dramen des Dichters sowohl in der Composition als in der Ausführung. Die Motive sind glücklich erfunden; sie liegen in den Charakteren der Personen; die Conflikte sind geschickt herbeigeführt und das tragische Ende der beiden Brüder so wie der unglücklichen, von Alf betrogenen Thora ist eine nothwendige Folge ihrer Schuld. Das Costüm ist mit Geschick festgehalten, der alte Glaube, die alten Sitten und Gebräuche treten anschaulich hervor, und doch ist der Dichter hiebei mit so weiser Mäßigung verfahren, daß die Erwähnung dieser meist nur dem Fachgelehrten bekannten Verhältnisse das Verständniß nicht erschwert. Die Diction ist klar, würdig, gehoben und von einer dem alterthümlichen Stoff angemessenen Ruhe, neben welcher die Darstellung der heftigsten Leidenschaft dem Dichter vollkommen gelingt. Die Bilder sind schön und wahr, und sie machen eine um so kräftigere Wirkung, als der Dichter in ihrem Gebrauch äußerst mäßig ist. Der Dialog ist inhaltsreich und voll schöner, oft erhabener Gedanken.

Aus „Die Ynglinger".

Vierter Aufzug. Dritter Auftritt.

Bera tritt wieder aus dem Grabe mit ihren Frauen. Gleich darauf folgt Yngwe mit Gefolge.

Bera. Habt Dank. Die Sinne schwanden mir. Bereits
Gestorben glaubt' ich mich. Weit auf die Thüren,
Daß freie Nachtluft mir die Stirne kühlt.
Wir haben Noth, nach Sternen aufzuschaun.
Weitum ist Alles still, nur Eure Thränen
Verscheuchen meine Ruh. Seid heiter mit mir,
Ich fühle mich so froh und ahnungsvoll,
Als müßte diese Nacht ein hohes Glück
Wie nie zuvor mir widerfahren.
Eine der Frauen. Herrin,
Ein Schiff kommt übern Golf. Behelmte Männer
Nahn sich vom Strand. Wir sind entdeckt. Zurück,
Sie wenden sich hierher.
Bera. Kommt in den Schatten.
Yngwe (tritt auf mit einer Schaar Bewaffneter).
Stellt Eure Fackeln in den Sand! Hier ist
Der Strand, wo meine Vätergeister wohnen,
Die einzge Heimath, die noch unentweiht
Mein eigen blieb. Noch Einmal laß mich beten
Zu meiner Mutter, Kraft und Ruh zu holen
Zu dem Entscheidungskampf. Dies Wiedersehn
Soll Keiner mir verkümmern! Mag geschehn
Sodann, was uns verhängt ist.
Bera. Welche Stimme!
Yngwe. O Mutter — Abgeschiedne, Selige,

Dich ruf ich an. Im Traum oft riesenhaft
Sah ich Dich niederschaun mit Geisteraugen.
Heut weinst Du still in Freyas goldnem Saal,
Daß Deine Söhne feindlich stehn in Waffen.
O könntest Du entscheiden zwischen uns,
Neun Nächte ritt ich durch die Abgrundsthäler
Und raubte Dich der Leichenkönigin.
Zu ihm dann führt' ich Dich ins Zelt, der einst
Die gleiche Milch von Deinen Brüsten trank
Und doch so ungleich Gift daraus gesogen. —
Bera. Er ists — ich muß ihn sehn! — wie Frost und Flammen
Durchbebt es mich und meine Knie zittern.
Yngwe. Dann wollt ich fragen Dich, geliebte Mutter:
Wer hat von Deinen Kindern Recht? — Doch nein,
Er ist Dein Sohn nicht — solche Feindschaft kann
Aus Einem Blut nicht stammen, oder Du
Hast ihn begünstigt unterm Herzen schon,
Daß er aus Deinem Blut mehr Weisheit stahl,
Mehr Schönheit und mehr List vorweg genommen,
Daß mir die blöde Ehrlichkeit nur blieb.
So früh begann das Plündern zwischen uns!
Doch heute, Mutter, mußt Du mich entschädigen.
O sieh hinüber in des Räubers Burg,
Mein süßes Glück entweicht in seinem Arm.
Du bist allwissend, Mutter, prüfe sie
Mit Geisteraugen, ob auch sie mich täuschte,
Und blieb sie rein — in ihrem Blicke will ich
Beruhigt und versöhnt zum Lichte fahren;
Doch war sie falsch — dann Götter Ihr der Nacht! —
Bera (vortretend). Dann mögen sie zur Stunde mich verderben,
Wenn wider ihren Willen ich gethan!
Yngwe. Welch holder Ton — das kann kein Schatten sein.
Bera, Du hier? — Dich führen Himmelsmächte!
Bera. So müssen wir uns wiedersehn, verlorner,
Unseliger Mann, doch theurer meinem Herzen
Als je zuvor. Ruf nicht die Götter an,
Sie trogen uns mit Träumen nur. Verworfen
Ward unser Glück.
Yngwe. Kein Traum und keine Klage.
Ich halte Dich in meinem Arm. Verlöscht
Ist alle Zeit, die sich dazwischen drängte.
Hier rauschen fort die Tannen und die Wellen,
Hier braust die Wildniß unsrer Liebe wieder,
Und neue Inseln tauchen aus dem Strom!
Bera. Und dennoch ließest Du im Schmerz mich harren
Auf Deine Wiederkehr wohl Monde lang? —
Yngwe. Jetzt keine Fragen mehr, geliebtes Weib.
Als Geistergunst anbet ich diese Stunde,
Denn meine Mutter sandte Dich. Du bist
In meiner Heimat schöner noch geworden.
Dein Auge nur ist trüb. Doch diesen Thränen
Soll ein Gefolg von tausendfachem Blut
Als schlechtre Tropfen zur Begleitung folgen,
Denn nimmer laß ich nun von Dir!
Bera. Weh mir,
Was that ich — woran mahnst Du mich? Laß mich,
Du darfst mich nicht berühren. —
Yngwe. Was befällt
Dein Herz so plötzlich wie ein Winterhauch?
Als Gattin Alfs erkenn ich Dich nicht an.
Bera. Nenn diesen Namen nicht. Als ich noch frei
In meinen Bergen war, ein wildes Kind,
Des Sturmwinds Schwester, jedem Kühnen Freund,
Damals ergab ich mich dem fremden Jäger;
Denn unbekannt ja stehlen sich die Götter
Ins Haus der Sterblichen, und Liebe fragt
Nach Namen nicht. Doch meine Treu gefiel
Den Ewigen nicht, sie neideten mein Glück
Und straften mich durch eines Königs Werbung.
Nun steht verhaßt die Würde zwischen uns
Als eisern Schwert. Nur im Gebete wollen
Wir an einander denken, mein Geliebter;
Doch alles Ungemach im Stolze tragen,
Daß wir doch einst in Liebe glücklich waren.
Sie wird uns Licht in dunkler Zukunft sein.
Yngwe. Armseliger Trost um ein entschwundnes Glück.
Wer hindert uns, es wieder zu beschwören?
Bera. Die Ehre und mein Schwur. O füge nicht
Zum alten Fluch den neu'n. Nicht Dich zu sehn,
Kam ich hierher; doch eine letzte Gunst
Erbitte ich von Dir. Zum Bruder Alfs
Geleite mich. Er darf nicht um mich fechten.
Yngwe. Er darf nicht? Kühnes Wort! Wer will es mir
Verwehren? Ich bin Yngwe, Bruder Alfs.
Durchschaust Dus jetzt erst, arme Königstochter,
Nein, Königsopfer nur. Erfahre denn,
Ich schickte ihn, an meiner Statt zu werben,
Der edle Bruder nahm Dich selbst zum Weib!
Bera. Für Dich — weh mir. O nun ist Alles klar.
Fluchwürdiger Betrüger — warum weint' ich!
Nicht Opfer meines Schicksals sollt ich sein,
Nur Treubruch eines Manns war mein Verhängniß.
O alle Dinge dieser Erde, wähnt' ich,
Sie müßten trauern, und sie lachten nur
Der Rührung, die mir seine Güte abzwang,
O Güte, nur der Schlangenfalschheit Hülle,
Ein buntes Fell der Tücke. Fluch dem Glauben,
Fluch meinem Wahn, der sich vermessen will,
In Taubeneinfalt Frieden noch zu stiften! —
Weh uns! Die Götter spielen schadenfroh
Mit unsrer blöden Demuth und Ergebung.
Yngwe. Muth, Königin, die Götter sind mit uns,
Erhört ward mein Gebet. Mein ist der Sieg!
Bera. Der Kampf ist aus; denn nie kehr ich zurück.
Ich bleibe bei Dir, Yngwe. Diese Stunde
Hat mich auf immer losgetrennt von ihm,
Dem königlichen Räuber. Himmelan
Hebt mich die alte Treu. Der dunkle Abgrund,
Der unter mir gegähnt, schreckt mich nicht mehr.
Was dunkle Angst bisher, ward lichter Haß,
Der alle Schwüre zwischen uns gelöst.
Fortan sei unser Schicksal ungetrennt.
Auf, laß uns fliehen und das Schiff besteigen,
Die Götter haben uns geprüft, doch treu
Befunden. Ihr Erbarmen wird uns schützen,
Den Ehrlosen laß leben und verzweifeln,
Nicht brauchts des Kampfes zwischen Brüdern mehr.
Yngwe. Zur feigen Flucht räthst Du dem Sieger Finnlands?
Noch stehst Du mir zu hoch, um Dich zu stehlen,
Wie Alf gethan. Was ich verloren, kann
Ich mit dem Schwerte nur zurückerobern,
Zu niedrig wärs, den Lohn voraus zu rauben.
Bera. Wer sichren Preis setzt auf das Spiel, der giebt
Zur Hälfte ihn verloren.
Yngwe. Wer einmal
In Todesnoth das Glück erwarb wie ich,
Prüft jedes Heil fortan auf solcher Wage.
Bera. So lang die Wahl bleibt, ist das Wagniß Frevel.
Gälts Dir allein, doch Swea blutet mit,
Mir wirds als Ursach dieses Kampfes fluchen.
Yngwe. Ein großes Leid will großes Opfer haben,
Hast Du noch Mitleidthränen um den Bruder
Und keine Zornesregung unsrer Schmach?
Bera. Grausamer Mann, mußt Du so tief mich beugen,
Wohlan, so kämpfe, ist die Ehre Dir

Noch heilger als mein Loos und meine Liebe.
Laß mich als Opfer zwischen beiden stehn,
Verläugnet vom Geliebten und entwürdigt
Vor dem Gemahl. Mir sagt die Ahnung bang:
Ich werde Dich zum Zweitenmal verlieren
Und rettungslos verloren sein! Dann bleibt
Nur Tod und Schande übrig, doch dahin
Soll es nicht kommen. Dir zur Seite soll
Mich sehen mein Gemahl. Ich habe Muth,
Den Schein der Schande selbst für Dich zu tragen.
Mir bleibt nichts Bessres mehr. Auf, rüste Dich,
Ich folge Dir zum Kampf des Gottesurtheils,
Im Siege wie im Tode bin ich Dein.
Ongwe. Noch hoff ich, daß uns Leben ist beschieden,
Auf, lichtet meine Segel. Morgendämmrung
Flammt auf dem Meere schon, nach Sonnenaufgang
Beschwor ich meinen Feind vor den Altar!

Paul Heyse.

Die nämliche Bemerkung, die wir bei Besprechung der Dramen Grosses machten, daß das epische Talent sich nicht leicht mit dem dramatischen verbinde, findet auch bei Paul Heyse volle Anwendung. Schon die Wahl seiner Stoffe ist meist verfehlt, da dieselben sich wohl zur epischen, nicht aber zur dramatischen Gestaltung eignen; und wenn der Stoff der dramatischen Behandlung nicht widerstrebt, verfällt der Dichter häufig genug in epische Breite. Am Wenigsten ist das bei seinem ersten Versuch „Francesca von Rimini. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1850) der Fall, aber daß der Dichter hier die epische Auffassung vermied, hat er vielleicht dem Umstand zu verdanken, daß der Stoff schon vor ihm, von Silvio Pellico und von Hans Koester dramatisch behandelt worden war. Und doch tritt uns hier auch ein wesentlicher Mangel der Composition entgegen, der nämlich, daß wir von allen Verhältnissen, welche der Handlung vorangehen und sie begründen, Nichts oder nur sehr wenig erfahren. Die Charaktere und die Leidenschaften sind mit Glück geschildert; aber glaubte der Dichter bei den sehr bedenklichen Stellen, die das Stück darbietet, an die Möglichkeit von dessen Aufführung? Im „Meleager. Eine Tragödie" (Berl. 1854), ist der Stoff vorwiegend episch, und es ist auch die Behandlung von der Art, daß sich das Drama leicht in eine rein epische Form umgießen ließe, wozu schon epischer Vers und Reim auffordert, der zudem dem antiken Stoff nicht angemessen ist, den der Dichter freilich in modern romantischem Sinne aufgefaßt hat. Wenn aber diese Trägödie am dramatischen Talent Heyses zweifeln läßt, so giebt sie dagegen Zeugniß seiner poetischen Begabung, die in den erzählenden und lyrischen Stellen, z. B. im Gesang der Parzen glänzend hervortritt. „Elisabeth Charlotte. Schauspiel in 5 Akten" (1859) ist zwar in Stoff und Behandlung dramatischer, beweist aber noch schlagender, daß der Dichter kein Talent für die Gattung hat; denn das Drama ist schwächlich in Anlage und Ausführung, schwächlich in den Motiven, schwächlich in seinem Schluß. „Die Sabinerinnen. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1859), erhielt in München den für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis (1858) und allerdings bietet das Drama eine nicht geringe Anzahl schöner Einzelnheiten, aber es hat neben denselben auch bedeutende Schwächen. Vortrefflich ist z. B. die Veranschaulichung der Herrschergröße des Romulus in der ersten Scene des zweiten Akts, aber wie schwach, ja wir möchten beinahe sagen, wie komisch ist das Motiv, welches der Dichter erfunden hat, um Gelegenheit zu haben, den Romulus vorzuführen. Er hat allen Wein bei Seite schaffen lassen, damit sich die Römer in der Brautnacht nicht betrinken, weil er fürchtet, die geraubten Sabinerinnen möchten die aufgezwungenen Gatten während ihres Rausches ermorden. Diese willkürliche That erzürnt seinen Freund, den heldenmüthigen Ancus, der sogar mit Empörung droht, aber endlich von des Königs Größe besiegt wird. Von großer Schönheit ist es, daß Hersilia, die älteste Tochter des Sabinischen Königs, von der Hoheit des Romulus in ihrem tiefsten Innern ergriffen wird, als er ihr und ihrer zum Tode verurtheilten Schwester Tullia Gelegenheit giebt zu entfliehen, so daß ihr Haß sich in Liebe verwandelt. Eben so vortrefflich ist es, daß ihre jüngere Schwester, von dem Fluch ihres Vaters getrieben, den edlen Ancus in der Brautnacht ermordet, aber sogleich nach vollendeter That erkennt, daß sie ihn leidenschaftlich liebt und ohne ihn nicht leben kann. Aber die Handlung entwickelt sich nicht rasch, sie stockt hie und da und Manches, was dramatisch hätte vergegenwärtigt werden können und sollen, wird bloß erzählt, wodurch die dramatische Wirkung nicht wenig geschwächt wird. Die Sprache ist edel und oft schwungvoll, die Verse sind wie immer bei Heyse rein und wohllautend. Auch „Ludwig der Bayer. Schauspiel in 5 Akten" (Berlin 1862) ist reich an einzelnen Schönheiten; so sind die Volksscenen lebendig und wahr, einzelne Charaktere, namentlich Schweppermann und der Bürgermeister Griessenbeck sind glücklich gezeichnet, aber das Ganze hinterläßt keinen großen Eindruck. „Maria Moroni. Trauerspiel in 5 Akten" (1863) ist im Ganzen unerquicklich, weil die Motive ohne wahren Halt sind. Eins der besten Dramen ist „Hadrian. Tragödie in 5 Akten" (1864), und doch bietet auch dieses mancherlei Schwächen. Die Exposition ist zu dürftig und skizzenhaft, die Motive oft unklar oder nicht hinlänglich ausgeführt. Hadrian ist ein krankhafter, hypochondrischer Charakter und eine hypochondrische Stimmung beherrscht das ganze Gedicht. Die Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, ist nur am Anfang und am Ende angedeutet. Hadrian zweifelt nämlich an der Unsterblichkeit, und erst der Tod seines Lieblings Antinous erweckt in ihm den Glauben, daß der Tod nicht auch vollständige Vernichtung sei. Bei dieser Grundlage ist es begreiflich, daß es dem Dichter weniger an der Handlung lag, die allerdings ziemlich bedeutungslos ist, als an den Charakteren und durch dieselben Gedanken und Anschauungen auszusprechen. Aber während bei Shakespeare, Schiller und Goethe die Gedanken und Empfindungen Ergebnisse der Charaktere und der Verhältnisse, wenn sie bei diesen Dichtern immer eben so wahr als tief und nothwendig sind, so sind sie hier — und allerdings

auch bei vielen andern modernen Dichtern — entweder ganz gewöhnlich und trivial, oder sie sind Ergebnisse angelernter Schulweisheit, daher sie kalt lassen und ohne Wirkung bleiben, wenn sie auch noch so hochtrabend klingen. „Colberg. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (1865) kann vielleicht in Norddeutschland, und gewiß in Pommern wegen seines Stoffs und der darin ausgesprochenen patriotischen Gesinnung auf der Bühne gefallen, aber unter andern Verhältnissen wird es wirkungslos bleiben, weil die Anlage eben so mißlungen ist als die Ausführung. Dagegen wird „Hans Lange. Schauspiel in 5 Akten" (Berl. 1866) auch außerhalb Pommern wegen der glücklichen Auffassung der meisten Charaktere Beifall finden, namentlich aber der des Hans Lange, in welchem der Dichter den verständigen, an Zurückhaltung gewöhnten norddeutschen Bauern mit großem Glück geschildert hat.

Aus „Die Sabinerinnen".

Vierter Akt. Dritte Scene.

Romulus. Hersilia.

Romulus. Sabinerin!
Hersilia (zusammenfahrend, zögernd). Was rufst Du, König?
Romulus. Du wirst die Schwester wiedersehn, sogleich
Und ohne Fesseln. Einem treuen Mann
Befahl ich, aus der Haft sie herzuführen.
Hersilia. Spare Deine Gunst an mir. Der todte Kiesel
Im Bach ist nicht verschlossner für die Flut,
Als ich für Deiner Großmuth Hinterlist.
Es ist umsonst: Feindschaft sei zwischen uns,
Und Nichts will ich Dir danken!
Romulus. Das sei fern,
Daß ich Dir Freundschaft abzulisten dächte!
Hersilia. So willst Du Dich an unsern Schmerzen weiden,
Die Thränen, die das letzte Wiedersehn
Uns aus der Wimper zwingt —
Romulus. Verkenne mich
So sehr Du magst; auch Dies ist abgethan
Und schmerzt nicht mehr. Glaubs oder heiß es Lüge!
Mit keiner Faser meines Herzens hab ich
An Dich gedacht, als ich beschloß, den Spruch,
Den ich zum Schein gethan, selbst zu vereiteln.
Hersilia. Was hör ich? Tullia —?
Romulus. In die Freiheit geht sie
Aus ihrem Kerker. Mit dem Blut der Schwachen
Will ich die römische Erde nicht entehren.
Wenn uns das Opfer fehlt zur Todtenfeier,
Dann sag ich ihnen, was im lauten Aufruhr,
Im ersten Wuthschrei leer verklungen wäre.
Und leiser hört ein Volk am frühen Tag
Verhängnißvoller Schlacht. Sie alle werden
Das Opfer eines Kinds verschmähn und besser
Das Angedenken unsres Todten ehren.
Hersilia (nach einer Pause). Wenn Du auf Dank gerechnet hast, so wisse,
Falsch war die Rechnung. Und erschöpftest Du
An Wohlthat auch ein überfließend Maß,
Nie doch vergeß ich, daß es Gnade ist,
Und Nichts vergütet dieser Tage Schmach.
Romulus. Ich hab auf Nichts gerechnet, nicht auf Dank,
Noch auf Vergessen. Nichts vergüten will ich,
Unwürdges nur verhüten. Du, Hersilia,
Wirst mit der Schwester gehn. Auch Du bist frei,
Und jedes Band, das uns verknüpfen sollte,
Zerreiß ich.
Hersilia (vor sich hin). All ihr Götter!
Romulus. Du bist frei.
Und hastest Du auch nicht bis in den Tod,
Doch fühl ichs tief, mir reist von unsrer That
Nur bittre Frucht. Ich will sie ohne Klage
Vom Baum des Schicksals brechen, ganz allein.
Der Bruch des heilgen Gastrechts wird gebüßt,
Wie jede Schuld und auf des Königs Haupt
Soll aller Sühne Last versammelt werden.
Des Hauses Segen soll von meinem Dach
Für immer fern sein, nie ein trauter Gast
An meinem Herde rasten, nie ein Weib
Das Feuer drauf entzünden — lachst Du, Mädchen?
Hersilia. Ich!
Romulus. Du hast Recht, wer weiß, wo morgen Nacht
Mein Haupt gebettet liegt. Was red ich noch?
Wir sind geschieden! —
(Er geht nach dem Hintergrunde und schließt das Thor auf, das er weit öffnet.)
Hersilia. Wie geschieht mir? O
Furchtbar ist dieser Mann! Schirmt mich vor ihm,
Sabinische Götter! Waffne mir die Brust,
Fluch meines Vaters!
Romulus (zurückkommend). Offen ist der Weg
Zur Freiheit. Kehre heim, Sabinerin!
Du warst mir theuer einst; auch dies Gefühl
Erstirbt in mir wie jede Lebensfreude.
Wenn meines Ancus Scheiterhaufen morgen
In Asche sinkt, sind auch die Flammen kalt,
Die Du hier angefacht. — Ich sehe dort
Die Schwester nahn; ihr will ich nicht begegnen,
Verkünd ihr meinen Willen. — — Fahre wohl!
(Er geht rasch nach links ab.)

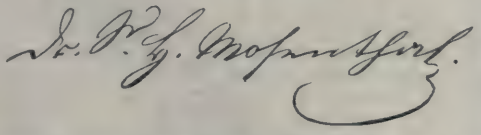
Vierte Scene.

Hersilia. (Im Hintergrunde rechts tritt Tullia auf, von einem Manne geführt, der sie sogleich wieder verläßt.)
Tullia. Führt man mich schon zum Tode? Ist der Morgen
So nah? Wo ist der Scheiterhaufen? — Wie?
Er schweigt, er geht und läßt mich hier allein?
Hersilia (ihr entgegen stürzend). O Schwester! o mein Kind!
Tullia (während Hersilia sie in den Vordergrund zieht). Ach haben sie
Dich hergeführt, um meinen Tod zu sehn?
Wie hart verbittern sie das Scheiden mir,
Und Dir das Ueberleben!
Hersilia. Nichts vom Tode!
Du lebst und Du wirst leben.
Tullia. Leben? Ich?
Hersilia. Und frei sein und zurück zur Heimat gehn,
Siehst Du das Thor? Geöffnet hat es Dir
Der König, daß Du fliehend Dich errettest.
O so verziehe nicht! Wenn es ihn reute,
Wenn Andre kämen, Deine Flucht zu hemmen —
Zum zweiten Mal geschehen Wunder nie,
Du wärst verloren!
Tullia. Bin ich denn zu retten?
Hersilia. Ich fliehe mit Dir, Schwester; denn ich ward
Hier ausgestoßen. O wie viel ich leide
Durch seine Großmuth, sagen will ich Dirs,
Wenn wir die Luft der Freiheit stärkend erst
Um unsre Schläfe fühlen. Ach, mich hat
Gefangenschaft so tief herabgebeugt,
Daß ich, des Grolls und Stolzes fast vergessend,
Vor seine Füße mich geworfen hätte.
Muß denn ein Mensch, der unsre Bande löst,

Zum Gott uns werden, um uns fester nur
In Haft zu stürzen? — Komm, was zaudern wir?
(Sie zieht die Schwester einige Schritte weit dem Thore zu.)
Tullia (plötzlich stehen bleibend). Geh Du allein; ich kann nicht!
Hersilia. Weh, was ist Dir?
Du zitterst. Wenn Du müde bist, ich will
Dich tragen, Kind, in diesen Armen.
Tullia. Müde?
Du sagst es, doch die Last auf meiner Brust,
Die mich ermüdet, trägst Du nicht hinweg,
Du nicht und Keiner.
Hersilia. Komm, Du redest irr,
Du träumst und fühlst nicht, daß Gefahren wachen.
Tullia. Da sind sie noch. Sag mir, sind dort die Spuren
Am Boden Traum? Sieh hin. Erkennst Du sie?
Ein jeder Tropfen schwillt zum Quell, ich höre
Sie dumpf zusammenrauschen — weh, schon ists
Ein Strom, so wild und reißend, daß ich nicht
Hindurch zu schreiten wagen darf.
Hersilia. Ihr Götter,
Heilt ihre kranken Sinne! O Geliebte,
Laß hinter Dir das Unabänderliche
Und blick hinaus und folge, wo die Zukunft —
Dir winkt. O wag es, komm!
Tullia. Von Zukunft sprichst Du?
Ich habe keine, die dies Bild nicht theilte,
Und hoffe Nichts hinfort.
Hersilia. Wenn je die Schwester
Dir theuer war, so überwinde jetzt
Das dumpfe Graun, das Deine Freiheit lähmt,
Und trotze nicht der Huld der Himmlischen,
Die wollen, daß Du lebst.
Tullia. Das wollten sie?
So grausam sind die Götter nicht. Sie fühlen
Mit meiner Qual Erbarmen. Weißt Du auch,
Wie viel ich schon erduldet? Ist es nicht
Erst Tag und Nacht her, daß die That geschah?
Und doch wie tausend Jahr und tausend Tode
Liegts hinter mir. Eins nur ist gegenwärtig;
Wie heut, wie jetzt empfind ichs fort und fort:
Sein Kuß auf meiner Wimper, seine Hand
An meiner.
Hersilia. Weh, so hast Du ihn geliebt?
Tullia. Wie nennst Du Das? Hab ich es denn vergessen,
Daß er mein Feind war? Reißt mich nicht sein Arm,
Wie einst im Leben, so im Tode noch
Ihm unbarmherzig nach? Drängt er nicht selbst
Sich zwischen mich und meine Theuersten?
Hersilia. So haß ihn, so entreiß Dich seiner Macht,
Die Dich und uns vernichtet.
Tullia. Was verlangst Du?
Ihn hassen, der so blaß und still und blutig
Auf seinem Lager schläft, und alle Götter
Der Jugend und der Schönheit stehn im Kreis
Um seinen Schlummer und beweinen ihn?
Hörst Du? Sie rufen mich. Sie lösten mir
Mitleidig meine Haft, daß ich noch Einmal
Verstohlen jenes bange Haus betrete,
Mich zu ihm setze, seine Lippen küsse,
Und seine kalte Todtenhand gelind
An meine heiße Stirn und Wimper drücke.
O halte mich nicht auf und sprich mir nicht
Vom Fluch des Vaters! Was begehr ich denn?
Sein Weib nicht, seine Braut nicht will ich sein,
Nur ihn noch Ein Mal sehn und dann die Schläfe
Dem Opferstahle bieten, nur mein Blut
Und seines Scheiterhaufens Flamme sollen
Sich dann vermählen. Geh und sags dem Vater:
Es war nicht gut, daß er sein Kind verflucht;
Verloren hat ers nun!
Hersilia. Weh seinem Alter,
Das, ganz an Kindern und an Glück verwaist,
Verdorren wird!
Tullia. Bleibst Du ihm nicht? Hast Du
Ein Recht den Tod heranzusehnen? Ach,
Dir geht kein Schatten nach mit einer Wunde,
Die Deine Hand geschlagen!
Hersilia (ihre Hand ergreifend, abgewandt). Tullia,
Du weißt nicht, was Du sagst! Auch mir!
Tullia. Was sagst Du?
Der König —?
Hersilia. Wohin flüchtet' ich, daß mich
Das Bild des Mannes nicht verfolgen müßte,
Der meinen Haß zerbrach wie meinen Stolz,
Und aus der Ferne um so sichrer nur,
Weil er mir Freiheit gab, mich knechten wird!
Tullia (nach einigem Sinnen). Er aber lebt; Du hast ihn nicht getödtet,
Sein Arm, der nach Dir hascht, ist ja nicht blutig,
Sein Kuß haucht nicht die Luft der Unterwelt,
Sein Wort —
Hersilia. Halt ein, Unglückliche; wir sind
Geschieden, nun und immer. Du nur kannst
Mich vor ihm retten, wenn Du fliehst mit mir.
In Deinem Anblick werd ich alle Schauer
Verwinden; dem Gewaltigen, der mir nachstellt,
Entrinnen. Komm!
Tullia. Flieh vor der Liebe nicht;
Sie holt Dich dennoch ein. Geh ihr entgegen
Und beuge Dich vor ihr. Denn tödtlich zürnt sie
Dem, der ihr trotzt, und saugt das Blut ihm aus.
Hat nicht der grimme Gott die Jungfraun alle
Sich unterworfen? Ich allein, o Schwester,
Entgelt es, daß ich frei mich aufgelehnt.
Hersilia (für sich). Was sagen diese Kinderlippen? Deuten
Sie mir den Himmelswink, die Räthselstimmen
In meinem Innern aus? —
Tullia. Geh, säume nicht,
O wenn er lebte, mit Dir würd ich gehn
Und vor dem Vater reden, wie noch nie
Ein Mädchen wagte. Vater, gieb mich ihm!
Er brach den Frieden — doch thut Liebe anders?
Er überlistet' uns — o Lieb ist listig!
Er höhnte mich — und spottet nicht die Liebe
Der Freisten und Gewaltigsten? Nun liegt er
Besiegt, der Sieger; Frieden hält er nun,
Allein zum Schrei wird mein Triumphgesang
Und mit dem Leben zahl ich meinen Sieg.
Hersilia. Und hier verlassen soll ich Dich?
Tullia. Du mußt.
Hersilia. So seis gewagt! Wenn Eine Stimme noch
Dem Licht und Leben Dich versöhnen kann,
Ists unsres Vaters flehentliches Wort.
Ihn ruf ich mir zu Hülfe. Er ist nah,
Ist näher, als Du denkst. Die Unsern stehn
Im Wald am Strome drunten, und im Fluge
Trägt mich die Angst hinunter und zurück.
Und wenn mein Vater fragt: Sprichst Du zum Frieden;
Weil Dir der Feind, der Räuber theuer ward? —
Muß ich den Blick denn niederschlagen? Darf ich
Nicht frei und stolz bekennen: Ja, er ist
Der Edelste, der Beste, den ich sah?

Salomon Hermann Ritter v. Mosenthal.

Der allgemeine Beifall, dessen sich die Dorfgeschichten von Auerbach, Jeremias Gotthelf u. A. erfreuten, riefen auch die Volksschauspiele hervor, unter welchen die von Salomon Hermann Mosenthal wohl die erste Stelle einnehmen. Derselbe wurde am 14. Jan. 1821 zu Kassel geboren, wo er auch seine erste Bildung erhielt. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, bezog er die polytechnische Anstalt in Karlsruhe, wo er sich den naturwissenschaftlichen Studien widmete. Im J. 1841 wurde er Erzieher in dem Hause eines geachteten Banquiers in Wien, trat 1850 in den Staatsdienst als Official im Ministerium des Cultus und des Unterrichts, bei welchem er dann als Bibliothekar angestellt war. Seine Verdienste



wurden vielfach anerkannt. Der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm den Charakter eines Regierungsraths und erhob ihn 1871 in den österreichischen Ritterstand. Eine Menge Orden zierte seine Brust; außerdem ernannte ihn die philosophische Fakultät in Marburg zum Doctor der Philosophie und das freie deutsche Hochstift in Frankfurt zum Meister. Er starb in Wien am 17. Febr. 1877.

Mosenthal hat ein entschiedenes dramatisches Talent, und die Vorzüge seiner Dramen sind so groß und bedeutend, daß einzelne Mängel beinahe ganz verschwinden. Die Anlage ist meist sehr glücklich und besonders verdienen seine Expositionen alles Lob. Er weiß die Begebenheiten so zu gestalten, daß sie die größte Wirkung hervorbringen; selten sind die Motive bedeutungslos oder fehlerhaft. Er zeichnet die Charaktere mit großer Sicherheit, und weiß ihnen die lebendigste Individualität zu verleihen. Seine Sprache ist rein, würdig und den Personen und ihren besondern Stimmungen auf das Vollkommenste entsprechend, insbesondere weiß er der Leidenschaft in ihren verschiedenen Graden den ergreifendsten Ausdruck zu geben. Davon zeugt schon das Drama, das er zuerst veröffentlichte*). „Deborah. Volksschauspiel in 4 Akten" (Pesth 1850. 5. Aufl. 1876) zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Dichter und zwar nicht bloß in der Heimat, sondern auch im Ausland; es wurde in das Englische, Italienische, Holländische, Böhmische, Ungarische und Polnische übersetzt. Allerdings war schon die Wahl des Stoffs äußerst glücklich, indem das Drama in ergreifenden Zügen den fanatischen Judenhaß der Christen zur Anschauung bringt, die Verfolgungen schildert, denen das unglückliche Volk ausgesetzt ist, aber auch zugleich den leidenschaftlichen Haß darstellt, der die Juden gegen ihre Bedränger erfüllt. Und diesen Stoff hat der Dichter mit großem Glück behandelt, und namentlich in der Zeichnung der Charaktere eine große Gestaltungsgabe an den Tag gelegt. Deborah, das leidenschaftliche Kind des Orients, der Pfarrer, der bei seiner Milde doch den Juden gegenüber befangen erscheint, das vom finstersten Haß erfüllte Judenweib, zu dem der edle blinde Greis Abraham einen so erfreulichen Gegensatz bildet, und selbst Joseph, der Geliebte Deborahs, ist in seiner Schwäche vortrefflich gehalten, mit Einem Worte, alle Personen treten uns als lebensvolle Individualitäten entgegen. Man hat getadelt, daß Joseph sich eines bloßen, leicht zu lösenden Mißverständnisses wegen von Deborah trennt, allein eben dadurch tritt die Schwäche seines Charakters kräftig hervor. So hat man auch dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß Deborah Nichts thut, um das Mißverständniß aufzuklären, aber ebenfalls mit Unrecht, denn gerade darin zeigt sich ihre edle, wir möchten sagen großartige Gesinnung. Als sie sich überzeugte, daß ihr Joseph eine gemeine Gesinnung zutraue, gelangte sie auch zugleich zur Ueberzeugung, daß er sie nicht wahrhaft liebe, und es widerstrebt ihrem bessern Gefühl, sich bei ihm zu rechtfertigen. Vortrefflich ist der Schluß. Deborah kehrt nach fünf Jahren an den Ort, zu dem Mann zurück, dem sie den gräßlichsten Fluch nachgerufen hat, um sich an seinem Elende zu weiden, denn sie ist überzeugt, daß ihr Fluch nicht unerhört geblieben ist. Aber als sie erfährt, daß er sich stets Vorwürfe macht, sie verlassen zu haben, daß er sein Kind nach ihr Deborah genannt hat, daß er die Juden vor Ver-

*) Vorher hatte er schon zwei Dramen geschrieben, der „Holländer-Michel. Dramatisches Volksmärchen in 3 Aufzügen" (1846) und „Eine Sklavin. Drama in 3 Aufzügen" (1847), die aber nicht gedruckt erschienen sind, so wie auch spätere Stücke „Ein deutsches Dichterleben. Künstlerdrama in 5 Aufzügen" (Bürger und Molly), „Der Goldschmied v. Ulm" u. A. m. nicht gedruckt wurden.

folgungen schützt, da schmilzt ihr Haß und sie eilt hinweg, ihn und die Seinigen segnend. — Ein ganz anderer Charakter tritt uns in „Cäcilia von Albano. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Pesth 1851) entgegen; aber so wahr und menschlich Deborahs Haß und Liebe ist, so widernatürlich ist die Liebe Cäciliens, die alle möglichen Mittel ergreift, selbst Verrath übt, um den Geliebten, den nachmaligen Kaiser Otto IV. an sich zu fesseln und deshalb seine großartigen Pläne zu vereiteln. Solches ist gegen die Natur des Weibes, das ihr Glück in der Größe des Geliebten findet; es ist ein Ergebniß der gemeinsten Selbstsucht, die der poetischen Behandlung unwürdig ist. Erfreulicher ist „Der Sonnwendhof. Volksschauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1857), dessen Handlung sich einfach, natürlich und kunstgerecht entwickelt. Wie in „Deborah", so bildet auch hier ein unglückliches Mädchen (Anna) den Mittelpunkt, welches, von den Umständen getäuscht, mit allen Nachbarn und Bekannten glaubt, daß ihr Vater das Haus eines seiner Feinde angezündet habe, weshalb sie aus der Heimat flieht, und an den Orten, wo sie verweilt, unbekannt zu bleiben wünscht. Aber überall erwirbt sie sich die Liebe ihrer Umgebung, und überall werben edle Jünglinge um sie, denen sie dann ihr Geheimniß offenbart, worauf sie sich zurückziehen, bis sie endlich auf dem Sonnwendhof einen treuen Menschen antrifft, der sich durch ihr Schicksal nur noch mehr zu ihr hingezogen fühlt. Sie aber will den Geliebten nicht an das Schicksal der Tochter eines Verbrechers knüpfen, und sie reicht ihm erst ihre Hand, als ein glücklicher Zufall ihr entdeckt, daß ihr Vater das Verbrechen nicht begangen habe. Alle diese Verhältnisse sind mit großer Lebendigkeit und oft ergreifend dargestellt. Alle Charaktere beweisen des Dichters Gestaltungsgabe und namentlich ist Anna mit großer Liebe und Wahrheit gezeichnet; sie erregt von Anfang an unsere vollste Theilnahme durch ihr festes und kluges, dabei immer würdiges Benehmen, durch die Geduld und Selbstbeherrschung, mit welcher sie Hohn und Verachtung erträgt, durch die treue Hingebung, die sie ihren Beschützern beweist. — Wenn auch „Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in 3 Aufzügen" (Stuttg. u. Augsb. 1858) manche schöne Einzelnheit, manche echt poetische Stelle enthält, so ist es doch in seiner Gesammtheit ganz verfehlt; es ist die Erfindung nicht weniger schwach als die Motivierung der einzelnen Begebenheiten, und es artet in romantische Phantasterei aus. Wenn auch die Monomanie des Barnabas zu begreifen ist, der auf Bilder Jagd macht, und sie vor Jedermann verbirgt, so ist dagegen dessen Haushälterin Sibylle eine ganz unbegreifliche Erscheinung. Es ist durchaus nicht klar, warum auch sie an diesen Bildern hängt, man weiß nicht, ob sie aus Wahnsinn oder aus Aberglauben, oder aus sonst einem Grunde handelt. — „Düweke. Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1860) behandelt denselben Stoff wie Herm. Marggraffs „Täubchen von Amsterdam", mit dem es mehrere Motive gemein hat, von welchem es aber hauptsächlich darin abweicht, daß Düweke erst später erfährt, daß ihr Geliebter der wegen seiner Grausamkeit verhaßte König ist, und daß ihre Liebe sich in glühenden Haß verwandelt. Aeußerst glücklich ist Düwekens Mutter gezeichnet, die, wenn ihr Charakter moralisch durchaus verwerflich ist, wegen ihres staatsklugen Blicks und ihrer Thatkraft Theilnahme erweckt. — Nicht unglücklich sind in den „Deutschen Comödianten. Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1863) die theatralischen Verhältnisse zur Zeit Gottscheds geschildert, aber das Ganze leidet an Unklarheit und Willkür. Unstreitig das gelungenste Werk des Dichters ist dagegen „Pietra. Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1865). Den Hintergrund des Dramas bildet der erbitterte Kampf der Guelfen und Ghibellinen, dessen Schilderung zwar grell, aber keineswegs unwahr ist. Der Ghibelline Manfred wird im Vernichtungskampf an der Brenta schwer verwundet, vor dem unvermeidlichen Tod durch Nora, die Amme Pietras, der Tochter des Guelfen Tiso, Grafen von Campetri, gerettet, weil sie in ihm Aehnlichkeit mit ihrem Sohne findet und auf der Felsenburg des Grafen verborgen gehalten. Gezwungen, sich vom Schloß zu entfernen, entdeckt sie sich der Tochter des Grafen. Obgleich vom feurigsten Haß gegen die Ghibellinen und insbesondere gegen Ezzelin, Manfreds Vater, erfüllt, der ihre vier Brüder grausam hatte ermorden lassen, verspricht ihr Pietra, das Geheimniß zu bewahren und den Verwundeten in ihrer Abwesenheit zu pflegen. Beim Anblick der edlen Züge des schönen Jünglings wird sie von leidenschaftlicher Liebe zu ihm ergriffen; sie verhilft ihm zur Flucht, indem sie ihm den Schlüssel zu einem geheimen Gang giebt, der aus der Burg führt. Diesen Schlüssel entreißen ihm seine Kampfgenossen und wollen ihn benutzen, um die Burg zu überfallen. Verwundet, wie er ist, kann er sie nicht aufhalten. Doch haben die Guelfen ihre Absicht erfahren, und Pietra glaubt, daß Manfred sich des schwärzesten Verraths schuldig gemacht habe. Da erfaßt sie das wildeste Rachegefühl, sie fordert ihren Vetter Leonisio auf, ihr den Verräther lebendig zu bringen. Manfred war den Kampfgenossen nachgeeilt, wird von Leonisio tödtlich verwundet und in die Burg getrieben, wo ihn Pietra rachedürstend erwartet. Noch hat er so viel Kraft, sich zu rechtfertigen; vom gewaltigen Schmerz überwältigt, ersticht sie sich. Nebst der geschickten und wirkungsvollen dramatischen Behandlung, welche das Interesse fortwährend steigert und nebst den glücklich erfundenen Motiven verdient die schöne Sprache und der schwungvolle Ausdruck, so wie die meisterhafte Zeichnung der Charaktere unbedingtes Lob; es vereinigt sich mit Einem Wort Alles, um die größte Wirkung hervorzubringen. Vielleicht ist nur Dieß zu tadeln, daß der schwer verwundete Manfred zu viel spricht, als er aus seiner Ohnmacht erwacht, so wie es kaum denkbar ist, daß Pietra den Schwerkranken zu reden und zu erzählen auffordert. Mosenthals letztes Drama ist wieder ein Volksstück: „Der Schulz von Altenbüren. Schauspiel in 4 Aufzügen" (Lpz. 1868), das wie die früheren des Dichters Kenntniß des Volkslebens und des Volkscharakters, so wie seine glückliche Gestaltungsgabe beweist. Es stellt in lebenswarmen und wirkungsvollen Gemälden den Kampf der alten und neuen Zeit dar, die alte repräsentiert durch

den starren westfälischen Bauern Nahloper, die neue durch den in Amerika erzogenen und gebildeten Neffen desselben. In der Mitte zwischen Beiden steht der alte Freiherr von Spiegel auf Desemberg, der, obgleich auf seinen alten Adel und dessen Vorrechte stolz, doch die Berechtigung der neuen Ideen einsieht und sich ihnen unterwirft, während der hartnäckige Bauer ihnen aus dem Wege geht, weil er ihnen nicht widerstehen kann.

Aus „Pietra".

Dritter Aufzug.

Nacht, brennende Lampe, später Morgendämmerung.

Erster Auftritt.

Pietra (im Lehnstuhl). Nora (daneben).

Nora. Unglückliche! Was offenbarst Du mir!
Vor welchem schwindeltiefen Abgrund stehst Du,
Zu dem ich — weh mir! — Dir den Weg gebahnt.
Nein, nein! Bei allen ewgen Himmelsmächten!
Von meinen Schultern wälz ich diese That.
Ich kannt' ihn nicht, als ich mich sein erbarmt,
Ich ahnt' es nicht, daß er des Dämons Sohn,
Der außerhalb der menschlichen Gesetze,
Verflucht von Gott, er und sein ganzer Stamm,
Den zum Verbrecher macht, der ihn berührt.
Als ich den Namen hörte, den verfehmten,
Glaubt' ich ihn auch entflohn, wie Dus verkündet,
Und für die gnädge Fügung dankt' ich Gott.
Indeß weilt er noch hier. Du hältst ihn, Du,
In Deinem züchtigen Gemach verborgen,
Du hemmst die rächende Gerechtigkeit,
Verhöhnst die Deinen, täuschst den eignen Vater
— Um Ezzelinos Sohn! —

Pietra (tonlos). So ists, so ists.

Nora (sanfter). So fassest Du es jetzt?

Pietra. Ob ich es fasse?
In blutgen Zügen stands vor meinem Geist,
Das Alles, und noch mehr, als Du mir sagst.
Er aber sank — hier wo Du vor mir stehst —
Zu Füßen mir, und Pietra! rief er, Pietra!
Und mit dem Blick durchbohrt' er mir das Herz.
Da fühlt' ich es, wie Erz im Blitz zerschmilzt,
Gelöst — und all mein Leben und Empfinden
Floß wie aus blutger Wunde strömend hin.

Nora (leise). Weh mir!

Pietra (aufspringend). Ihn liefern in des Henkers Hand?
Den Harmlos-Milden, Unschuldsvollen? Nein,
Von meines eignen Vaters Dolch durchbohrt,
Sänk ich dahin, eh ich ihn sinken ließe,
Eh eine rauhe Hand nur seine Locke,
Nur eine Wimper seines Augs verletzte.
(Erschrocken zusammenfahrend.)
Was sag ich! (Schmerzvoll.) O Madonna!

Nora (mitleidig). Fasse Dich!
Geliebtes Kind, komm wieder zu Dir selbst!
Es ist der Jungfrau schüchternes Gefühl,
Das vor der Rache blutger That erbebte,
Die das Geschick in ihre Hand gelegt.
Was schüttelst Du das Haupt?

Pietra. Ich?
(Blickt nach der Thür ihres Gemachs.)

Nora (sie an sich ziehend). Glaube mir!
Ein Augenblick gebar Dir das Erbarmen,
Das in des Weibes Brust sonst langsam reift.
Die rasche Umkehr des Gefühls erschüttert
Dir nur das holde Gleichgewicht der Seele,
Doch wankt sie nicht, und meine Pietra steigt
Wie Schwäne glänzend aus getrübter Flut.
(Schmeichelnd.)
Es ist vorüber! Was nun folgen muß,
Wirst Du mir überlassen. Mir ists Pflicht,
Zu lösen, was ich selbst verwirrt, und Dich
Darf keine Sorge, darf kein Vorwurf quälen.

Pietra (sie anstarrend). Mich? Hör ich recht? Ist denn von mir die Rede?
Und Er? (Wendet sich unruhig zur Thür.)

Nora (begütigend). Versuchen werd ich, was ich kann,
Und ist ein Ausweg, so erspäh ich ihn,
Doch Du, versprich mir, daß Du fest und stark
Mir Beistand leihst — indem Du Dich entfernst,
An Deines Vaters Seite ruhig weilst
Und das Vergangene — vergessen lernst.

Pietra. Vergessen? Kann ichs? Darf ichs?

Nora (streng). Ob Dus darfst!

Pietra (flammend). Das erste selige Gefühl des Lebens
Soll ich ersticken? Soll den ersten Strahl
Des ewgen Lichts in öde Nacht ertränken,
Weil unsre Väter mit einander kämpfen?
Das wäre das Gesetz, wonach die Gottheit
Die Welt regiert?

Nora (bewegt vor ihr hinsinkend). Nun, so beschwör ich Dich
Auf meinen Knieen, rüttle Deinen Geist
Aus diesen argen Zauberbanden los,
Darin Dich der Verderbliche verstrickte.
(Aufstehend, an ihr Ohr gelehnt, leise.)
Kennst Du der Ezzeline Schlangenbrut?
Gift ist ihr Blick, ihr Odem ist Verderben.
Wie sie die Brüder meuchlings Dir getödtet,
So ringelt sie sich gleißnerisch um Dich,
Um Dir den Stachel in das Herz zu bohren,
Campetris letztes Kind reizt ihr Gelüst!

Pietra (schaudernd). Das glaubst Du?

Nora (sie mit beiden Händen umschließend). Alle Heiligen ruf ich an,
Daß sie vor seinen Tücken Dich beschützen!
Komm, folge mir! Wenn Du mich liebst!

Pietra (sie streichelnd). Gewiß!
Dir folgen soll ich? Was, was soll ich thun?

Nora. Zu Deinem Vater sollst Du —

Pietra. Gut, doch —
(Sie steht wie träumend nach der Thür ihres Gemachs gewandt).

Nora (sie fortziehend). Was?

Pietra (stehen bleibend). Gelob mir, daß Du mir sein Haupt bewachst,
Daß es kein Unfall kränkt!

Nora. Mit meinem Leben,
Ich schwöre Dirs!

Pietra. Und sag ihm, Mutter, sag ihm,
Daß mein Gebet ihn wie mit Engelsschwingen
Bedecken wird.

Nora. Fort! Fort!

Pietra (hinübergehend). Ich gehe schon!
(Sie wankt langsam nach dem Hintergrund.)

Nora (für sich). Erbarmungswürdige!

Pietra (der Thür ihres Gemaches gegenüber angelangt, die Arme ausstreckend, leise).
Leb wohl! oh —
(Mit einem Schmerzensschrei.)
Manfred!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Manfred (aus dem Gemach).

Manfred. Geliebte, rufst Du mir?

Nora (entsetzt). Ihr Himmelsmächte!

Pietra (ihn zitternd betrachtend). Du bists! Ich seh Dich wieder!
Manfred (mit steigender Glut). Endlich, endlich! Mit welchen Sehnsuchtsqualen harrt' ich Dein, An jener heilgen Schwelle angewurzelt, Wie Dus befahlst; am wilden Schlag der Pulse, Am Sturm des Herzens die Minuten zählend, Denn Du versprachst mir, daß Du wieder kämst. Und als Gedanken wirbelnd, geisterhaft, Mich faßten, als es mir wie Feldruf klang. Als mir die Schaar der Kampfgenossen winkte, Als das gigantsche Bild des Heldengreises, Der Sohn mich nannte, mahnend mir erschien: Da taucht' ich unter in das Strahlenmeer, Das Deine holde Lichtgestalt umfließt, Da taucht' ich in den Strom von Sphärenklängen, Der mich umrauschte, als Du „Manfred" riefst — Und schemengleich zerrann vor mir die Welt, Der Streit der Guelfen und der Ghibellinen Ward mir zum Märchen, wie Orlandos Kampf Und wie Armidas bunter Zaubergarten; Nur Eins war Leben, Wahrheit, Wirklichkeit: Pietra! und der verzückende Gedanke, Sie liebt mich! O, wenn Du es wirklich bist, Du selbst und nicht Dein Bild in meiner Seele, So laß mich Ein Mal noch das: Manfred! hören, Das Zauberwort, in dem von irdschem Bann Erlöst sich unsre Seelen fanden!
Pietra (selig). Manfred!
Manfred (sie ans Herz ziehend, jubelnd). Geliebte! Braut! Mein durch der Minne Wunder! Mein, unentreißbar, ewig!
Nora (rasch vortretend, entsetzt). Pietra! Pietra!
Pietra. Und riefst Du mich mit den Posaunentönen Des jüngsten Tags, eh mich der Tod vernichtet, Will ich Ein Mal den süßen Quell des Lebens Von den geliebten Lippen trinken: Manfred! Ich liebe Dich!
Manfred (sie umschließend). Es kniet mein Herz vor Dir Und schwört sich Dir zu eigen! So, im Kusse Nimm hin den Eid! (Küßt sie.)
Pietra (ihn küssend). Und so empfang ihn wieder!
Nora (nach kurzer Pause). Was zögr ich noch! Den finstern Schicksalsmächten Ist sie verfallen, Nichts errettet sie. (Auf sie zutretend.) Fahr hin! Doch dieser Stunde wirst Du denken!
Manfred. Wer ist Dies?
Pietra (sich loswindend). Nora! Mutter!
Nora. Wer ich bin? Die Unglückselge, die Dich hergeführt, Und die der Stunde flucht, da sies gethan. Sohn Ezzelinos, Deine List gelang, Campetris letzten Trost hast Du vernichtet!
Manfred (staunend). List? Ich? Allmächtger!
Nora. Du, Verderblicher! Da Du Dich in den Abgrund sinken fühlst, Zerrst Du des Feindes Kind mit Dir hinab. Verloren seid Ihr Beide, immer enger Ziehn ihren Kreis die Häscher, jetzt noch bleibt Ein Fußbreit Raum und eine Spanne Zeit, Im nächsten Augenblick bist Du die Beute Des Schwerts und sie — die Beute der Verachtung, Beladen mit des greisen Vaters Fluch! O schaudervoll! (Sie verhüllt sich.)
Manfred (die zitternde Pietra an sich ziehend). Nein! Bebe nicht, mein Leben. Das Bündniß unsrer Seelen schützt die Minne, Die Wunder wirkt, weil sie ein Wunder ist, Nicht Schimpf und Fluch, nein Glorie und Segen Senkt sie herab auf Dein geliebtes Haupt! Hör an, was sie mir in das Herz gegeben: Zu meinem Vater eil ich nach Bassano Und werfe mich zu seinen Füßen hin. Als er zuerst mich sah, als seine Hand, Die mächtige, mir durch die Locken strich, Da schmolz des Blickes Eis in milden Thau, Der Lippen Erz in einen Kuß zusammen, Ein Kind der Liebe bin ich ihm geboren, Und für die Liebe tret ich in den Kampf, Ihr Götterstrahl wird wie das erste Licht Des finstren Hasses altes Chaos lösen, Und siegreich unter Friedensglocken ziehst Du mir entgegen, eine selge Braut, So wie Cunizza, meine Aeltermutter, Einst Deinem Ahnherrn Tisolin die Palme Mit Myrthen holdbekränzt entgegentrug. Du zweifelst?
Pietra (träumend). Ists die Erde, die uns trägt, Ist es ein andrer Stern?
Manfred (entzückt). Die Erde ists, Verklärt vom Strahl der Hoffnung und der Liebe! (Zu Nora.) Du, die sie Mutter nannte, sei mir Zeuge (niederkniend) Und Ihr unsichtbar heilge Gottesschaaren, Für Dich, Du süße Braut, für Dich allein Soll jede Sehne, die den Arm mir spannt, Soll jede Fiber meiner Seele kämpfen. (Aufspringend.) Und nun mit Gott und mit der Minne Schutz! (Er will fortstürzen.)
Nora (ihm entgegen). Halt ein, nicht dort! Dein erster Schritt ist Tod! Wenn Du es redlich meinst — Du wirst doch nicht Den ewgen Zeugen lästern, den Du anriefst, So weiß ich —
Manfred (sich losreißend). Nein, ich berge mich nicht mehr! Zur That! (Zieht sein Schwert.)
Pietra (ihm in den Arm fallend). Du tödtest mich, wenn Du Dein Leben Den Würgern Preis giebst! Nora! Mutter! sprich! Aus Deinen Augen blitzt ein Rettungsstrahl, Du weißt noch einen Weg —
Nora (rasch). Wenn man den Schlüssel —
Pietra (drängend). Den Schlüssel?
(Sich besinnend und einen Schlüssel aus einem geheimen Fach der Wand holend.) Ha! Zur Gruft! Herr meines Lebens! Wo waren meine Sinne! Manfred, ja, Es ist ein Weg, der zu den Deinen führt, Und dieser Schlüssel, der in stiller Nacht Mir heimlich oft den Weg zum Tod erschlossen, Schließt heimlich Dir den Weg zum Leben auf. Hör, mein Geliebter! Drin, in meiner Kammer Zu Füßen meines Lagers, öffnet sich Die Thür, die Dich durch dunkle Gänge führt Hinab zur Gruft, wo meine Väter ruhen. Durch ihre Reihen schreite — Graut Dir, Liebster, Weil sie Dein Vater schlug? — Sie sind entseelt, Und Dich hüllt segnend meine Seele ein!
Nora (rasch). Der Morgen dämmert schon!
Manfred. Und dann — und dann?
Pietra (hastiger). Und dann gelangst Du zu der Felsenpforte Im tiefsten Grund, vergittert, und zu Füßen Rauscht Dir die Brenta, und am andern Ufer In St. Justinens Kloster sind die Deinen, Und Du bist frei, gerettet!
Manfred. Nun, so seis!

Auf dunkeln Pfaden schleich ich heimlich fort,
Im Sonnenlicht, mit jubelnden Fanfaren
Kehr ich zurück und grüße Dich als Braut.
Gieb mir den Schlüssel!
Nora. Halt! Laß ihn erst schwören
Bei allem Ewigheiligen!
Pietra. Und was?
Nora. Das Werkzeug, das den Weg zur Flucht ihm öffnet,
Erschließt Dein väterliches Schloß — dem Feind!
Manfred (wehmüthig). Mißtraust Du mir?
(Zu Pietra mild.)
Soll ich den Eid Dir schwören?
Pietra. Schwur ihn Dein Mund mir nicht mit Deinem Kuß?
Wie Du den Schlüssel hast zu meiner Seele,
So nimm auch diesen hin!
Manfred (ihn empfangend). Und nun — leb wohl!
Pietra (an seinem Hals). Du lässest mich — und keine Kunde soll
Mir sagen, ob Du lebst? So sterb ich zehnfach
Vor Qual und Bangen!
Nora. Fort!
Pietra. Send mir ein Zeichen!
Nora. Um Gott! Sie nahn!
Pietra (ihn fortdrängend). Leb wohl!
Manfred. Und welches Zeichen?
Pietra. Von dem Kapellchen an der Brenta drüben
Hört man das Glöcklein. Wenn Du es erreicht,
Eh Du emporklimmst zum Justinenkloster,
Grüß mich mit seinem Ton!
Manfred. Mit meiner Seele
Beflügeln will ichs. (Es tagt.)
Nora (lauschend). Deines Vaters Stimme!
Unglücklicher! hinweg! (Sie zieht ihn fort.)
Manfred. Leb wohl! (Verschwindet.)
Pietra (mit ausgebreiteten Armen). Geliebter!
Nora (zurückkommend). Hinweg von dieser Schwelle. Folge mir!
Hinab zu Deinem Vater!
Pietra (wie oben, hauchend). Manfred! Manfred!
Nora. Du selbst verräthst ihn, wenn Du mir nicht folgst.
Verräthst ihn, wenn Du Dich nicht fassen kannst!
Pietra. Ich kann mich fassen! Heilge Mutter Gottes!
In Deine Huth befehl ich den Geliebten.
Und nun — (fest) mit keiner Wimper zuck ich, komm!

Gustav Heinrich Gans, Edler, Herr zu Putlitz.

Gustav Heinrich Gans, Edler, Herr zu Putlitz, geb. am 21. März 1821 zu Retzien in der Priegnitz, besuchte von 1831 bis 1841 das Domgymnasium zu Magdeburg, wo Professor Immermann, der Bruder des Dichters, den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte, studierte hierauf die Rechte in Berlin und Heidelberg, arbeitete nach bestandener Staatsprüfung seit 1836 anderthalb Jahre bei der Regierung in Magdeburg, bereiste sodann Italien und verließ 1848 den Staatsdienst. Seitdem lebt er theils auf seinem Gut Retzien, theils in Berlin, theils auf Reisen, bis er die Direction des Hoftheaters zu Schwerin übernahm, von welcher er jedoch 1867 zurücktrat, worauf er noch in demselben Jahr zum Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen ernannt wurde. Seit Ostern 1873 wirkt er als Generalintendant des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe.

Putlitz hat zwar meist nur kleinere Stücke geschrieben, in denen sich begreiflich entwickeltere Verhältnisse, spannende Intriguen und breit angelegte Charaktere nicht darstellen lassen; aber er hat auch in dem beschränkten Raum, den seine Lustspiele einnehmen, sehr Bedeutendes geleistet. Seine Stoffe sind einfach, aber er versteht es im hohen Grad, ihnen durch geistreiche Behandlung Interesse zu verleihen. Sie sind meist der Gegenwart entnommen und er verdient schon deshalb Anerkennung, weil er sich von der Nachahmung fremder Vorbilder frei gehalten und deutsche Lebensverhältnisse, deutsche Sitten und Charaktere dargestellt hat. Er behandelt vorzugsweise Personen und Beziehungen aus den gebildeten und höhern Ständen, deren Eigenthümlichkeiten, Vorzüge, Schwächen, gesellschaftliches und Familienleben er eben so wahr als anziehend schildert. Wie die Anlage, so ist auch die Ausführung seiner Lustspiele gewandt und reich an echt komischen Zügen und durch heitern Humor belebt. Viele neuere Dramen haben dadurch Beifall gewonnen, daß irgend eine Situation, irgend ein Charakter durch meisterhafte Behandlung so mächtig hervortritt, daß dadurch das Ganze einen festen Halt erhält. Bei Putlitz ist Dieß nicht der Fall; seine Lustspiele sind so fein durchgearbeitet, daß keine einzelne Scene vor den andern hervorragt, keine hinter der andern zurücktritt; alle sind in künstlerischer Behandlung gleich bedeutend, ob sie Haupt- oder Nebenpersonen vorführen, ob sie die wichtigsten oder untergeordnete Verhältnisse darstellen. Seine Sprache ist fein, gebildet, der Dialog geistreich und lebendig. Seine „Lustspiele" (4 Bde. Berl. 1851—55) sind freilich nicht alle von gleicher Bedeutung; während einige sich über das Gewöhnliche nicht erheben, sind die meisten andern in ihrer Art musterhaft, während zwei oder drei an die Posse streifen, liegt mehreren eine höhere Idee zum Grunde. Zu diesen gehört namentlich „Das Herz vergessen. Lustspiel in 1 Akt". Oswald Born, des Dr. Willmar Mündel, ein reicher, lebenslustiger, kecker junger Mann, macht die größten Ansprüche an seine künftige Frau, Ansprüche, die meist äußerlicher Natur sind: sie soll jung, hübsch und reich sein, die angenehmen Formen der höhern Gesellschaft haben, sie soll gut kochen können, mit der Literatur vertraut sein, Englisch, Französisch und Italienisch sprechen, musikalisch sein und singen können. Franziska, des Doctors Schwiegertochter, die sich ihm für unverheirathet ausgiebt, entwickelt alle von ihm verlangten Eigenschaften, und läßt ihn erkennen, daß er bei seinen Forderungen das Beste, das Herz vergessen habe, so wie daß Eveline, die Nichte des Doctors, seine Jugendfreundin, alle die Eigenschaften des Geistes und Gemüthes habe, die allein zur glücklichen Ehe führen können. Auch dem einaktigen Lustspiel „Ein Hausmittel" liegt ein schöner Gedanke zum Grunde. Assessor von Werten hat eine geist- und kenntnißreiche Frau; Beide lieben sich aufs Innigste und haben keinen andern Wunsch, als sich glücklich zu machen. Sie glaubt Dieß zu erreichen, wenn sie in allen Gesellschaften glänzt und wegen ihres Geistes und Talents gepriesen

wird; aber sie vergißt darüber ihre Pflichten als Hausfrau. Er hat den Muth nicht, ihr zu sagen, daß sein ganzes Leben dadurch getrübt wird, weil er glaubt, daß ihr Glück in dieser Anerkennung bestehe. Unter diesen Verhältnissen besucht ihn sein Bruder, der lang entfernt war; er erkennt, was Jenen niederbeugt, spricht mit ihm darüber. Sie hört ihr Gespräch, sie erkennt ihren Irrthum und freudig übernimmt sie die Pflichten, die sie bis jetzt versäumt hatte. Sehr ergötzlich ist „Familienzwist und Frieden. Lustspiel in 1 Aufzuge", das unter dem Einfluß des J. 1848 entstand. Es entfaltet ein köstliches Gemälde des unheilvollen Einflusses entgegengesetzter politischer Gesinnungen im Schooße der Familie. Alle Parteien

Gustav zu Putlitz

sind vertreten, Conservative, oder vielmehr Reaktionäre, Anhänger der constitutionellen Monarchie und Republikaner, und alle werden mit großer Unparteilichkeit in ihren Vorzügen und Schwächen geistreich und mit dem heitersten Humor geschildert. Eine prächtige Gestalt ist der Forstdiener Patzig, der, durch unverdaute Lecture von Zeitungen und communistischen Flugschriften verleitet, von Freiheit und Gleichheit träumt, diese seinem Herrn gegenüber einführen will und sich dabei auf das Ungeschickteste benimmt, was zu höchst komischen Situationen Veranlassung giebt. Noch erwähnen wir „Seine Frau! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge", Eines seiner gelungensten Werke, das durch die geschickte Composition und die glückliche Ausführung aller Einzelnheiten, so wie durch den heitern Humor, der es belebt, die erfreulichste Wirkung macht. Gerhard von Nordeck hat sich auf ein Gut zurückgezogen, wo er einen einzigen Nachbarn hat, den Oberst Dornfeld, der erst vor Kurzem den Dienst verlassen und seine Tochter Helene erwartet, die bisher in Pension oder bei Verwandten gelebt hatte. Dornfeld hatte eines Tages seinen Nachbarn besucht und war eben im Wagen Gerhards nach Hause zurückgekehrt, als Helene, die ihren Vater überraschen wollte und daher früher abgereist war, als man übereingekommen war, spät Abends bei dem Schlosse Gerhards vorbeifährt. In der Nähe des Schlosses wirft ihr Wagen um, sie wird halb ohnmächtig hineingebracht. Als sie sich erholt hatte, erklärt sie, daß sie auf keinen Fall bleiben wolle, wenn der Besitzer unverheirathet sei, sie will, da der Wagen zerbrochen ist, lieber im schlimmsten Wetter noch eine Stunde weit zu Fuß bis zum nächsten Dorf gehen. Gerhard, der es vernimmt, will Dieß nicht zugeben, und um sie zurückzuhalten, muß sich Lisette, die Frau seines Kammerdieners, für die gnädige Frau ausgeben. Aber als Diese erscheint, findet es sich, daß Helene sie kennt, da sie früher bei ihrer Tante gedient hatte. Nachdem sich Lisette von ihrer Ueberraschung erholt, giebt sie vor, um die Täuschung fortzuführen, daß die gnädige Frau krank sei und im Bette liege, daher den Gast nicht empfangen könne. Als jetzt Gerhard erscheint, neue Ueberraschung; denn auch er ist ein alter Bekannter von Helenen, die mit seiner Nichte Emma in der nämlichen Pension erzogen worden war, und die er dort oft gesehen und lieb gewonnen hatte. Ein vom Dichter sehr anmuthig und natürlich herbeigeführtes Mißverständniß läßt Helene glauben, daß Gerhard mit Emma verheirathet sei, und es entspinnt sich daraus die schönste Verwickelung, welche durch die Ankunft des Obersten endlich für beide Theile gleich freudig gelöst wird. Denn Beide hatten ihre gegenseitige Liebe erkannt und das Stück schließt mit der Verlobung des liebenswürdigen Paares.

Putlitz hat auch mehrere größere Dramen geschrieben, die zwar seinen Lustspielen nicht ebenbürtig sind, aber doch von seinem dramatischen Talent zeugen „Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in 5 Aufz." (Berl. 1859) wurde bei seinem Erscheinen mit großem Beifall aufgenommen, weil gerade damals Alles für Preußen schwärmte, das man als den Bekämpfer fremder Anmaßung und den Rächer fremder Unbill ansah. In „Waldemar. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1864) erscheint der Held als der echte Waldemar im Gegensatz zu Demetrius, weshalb aber auch der tragische Conflikt fehlt. Von größerer Bedeutung ist „Don Juan de Austria. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1865), dessen trefflich erfundene Motive die wirkungsvolle Entwickelung auf das Glücklichste begründen. Gerade der Umstand, daß man sogleich ahnt, die Gräfin Bouges sei Don Juans Mutter, während weder er, noch sie die entfernteste Vermuthung davon haben, ja die Gräfin ihn als Karls IV. Sohn haßt und sich durch sein Verderben am Kaiser rächen

will, der sie verlassen und ihr den Sohn geraubt habe, trägt wesentlich dazu bei, das Interesse zu steigern. „Wilhelm von Oranien. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1864) behandelt einen an sich nicht sehr bedeutenden Stoff, dem aber der Dichter durch die geschickte Behandlung Interesse zu verleihen weiß. Die aus den Charakteren sich ergebende Verwickelung ist mit großem Glück durchgeführt und giebt Veranlassung zu effektvollen Situationen; der Dialog ist, wie immer bei Putlitz, lebhaft und geistreich. Vortrefflich ist Maria von York geschildert, deren eigentliches Wesen, das sich im Taumel des Hoflebens nicht entwickeln konnte, durch die Liebe zu einem edlen Heldengeist zum Erwachen gebracht wird.

Aus „Seine Frau!"

Zwölfte Scene.

Helene. Gerhard.

Helene. Es ist mir doppelt lieb, Herr von Nordeck, einem alten Bekannten gegenüber zu stehen, um Sie zu bitten, keine Umstände mit mir zu machen, um Sie zu bitten, mich allein zu lassen —

Gerhard. Wie? Sie schicken mich fort? — Meine Gegenwart ist Ihnen lästig? —

Helene. Ihre Frau erwartet Sie —

Gerhard. Meine Frau —

Helene. Die leidend ist —

Gerhard. Gleichviel!

Helene. Wie?

Gerhard. Nun ja! — (Bei Seite.) Was soll ich thun? (Laut.) Sie würde mir niemals vergeben.

Helene. Aber ich bitte Sie, Herr von Nordeck, bei unserer alten Bekanntschaft, bei aller der Güte, die Sie früher für mich hatten —

Gerhard. Sie erinnern sich Dessen?

Helene. Wie sollte ich nicht? Es ist ja die freundlichste Erinnerung meiner glücklichsten Pensionsjahre. Sie kamen so oft, täglich, meine liebe Emma zu besuchen, meine theuerste Freundin. O wir wußten schon, wann Sie kamen, wir warteten schon auf Sie —

Gerhard. Wirklich!

Helene. Auf den guten Onkel Gerhard — (sich besinnend.) Verzeihen Sie, so nannte Sie Emma!

Gerhard. Und Sie?

Helene. Auch so, denke ich, wenn wir von Ihnen sprachen, und das thaten wir so oft — immer nur Onkel Gerhard, und wir freuten uns, wenn Sie kamen, denn ein Onkel, vor dem man keine Furcht zu haben braucht, der nie schilt, der fast noch jung ist, Das findet sich nicht immer — vor Onkel Gerhard hatten wir gar keinen Respect —

Gerhard. Wie?

Helene. Das heißt — o Herr von Nordeck — die alten, lieben Erinnerungen reißen mich hin —

Gerhard. Fahren Sie fort, bitte, fahren Sie fort —

Helene. Und Sie wissen ja selbst, daß Sie Alles mitmachten, alle unsere kleinen Tollheiten, unseren Muthwillen. Wenn wir die alte Gouvernante aufzogen, ihr Maikäfer in die Haube steckten und Kreide in die Tintefässer schabten, daß sie übergohren — Ha — Sie waren eigentlich Schuld, daß wir Nichts lernten, und gescholten wurden —

Gerhard. Ich?

Helene. Ja, Sie selbst! — Ein schöner Onkel, der uns die Maikäfer mitbrachte und die Knallerbsen. Ihnen erzählten wir Alles, Sie lachten mit uns. Und als wir Tanzstunde hatten — wir lehrten Sie immer, was wir gelernt hatten. Das war komisch. — Die Polka. Ha, ha, ha! Wissen Sie, Sie hielten die Füße immer so einwärts und tanzten so von der Seite. — So! — (Sie macht es vor.) Nicht wahr? — Was haben wir gelacht! —

Gerhard. Auf meine Kosten!

Helene. Nicht doch, mit Ihnen — Sie hatten nie sonderliches Talent zum Tanzen. Ha, ha, ha! Aber (plötzlich ganz ernst und förmlich.) Ich vergesse über alle die Erinnerungen —

Gerhard. Was ist Ihnen?

Helene. Ich vergesse, Herr von Nordeck — Ihre Frau Gemahlin —

Gerhard (bei Seite). Und ich hatte sie auch vergessen. (Laut.) Beunruhigen Sie sich nicht —

Helene. Ich ersuche Sie dringend, da sie krank ist —

Gerhard. Thut Nichts. —

Helene. Leidet, wie Lisette sagt —

Gerhard. Lisette übertreibt, übertreibt sehr —

Helene. Und Sie erwartet —

Gerhard. Das eilt nicht — o sie hat Geduld — sehr viel Geduld —

Helene (mit Vorwurf). Die man nicht mißbrauchen sollte.

Gerhard (für sich). Ich weiß nicht, ob ich ihr Alles gestehen soll? Was würde sie thun? — Und sie war so reizend in ihrer alten Vertraulichkeit! —

Helene (bei Seite). Er gefällt mir gar nicht mit seiner Frau, er spricht so kalt von ihr. (Laut, ernst und ganz gemessen.) Herr von Nordeck — Sie machen einen zu gewissenhaften Wirth gegen einen Gast, den der Zufall Ihnen aufdrang —

Gerhard. Mein Fräulein, der glücklichste Zufall von der Welt. —

Helene. So kann ich ihn nicht nennen, da er Personen, die mir theuer sind, vielleicht sehr beunruhigen wird. —

Gerhard (für sich). Sie wird so förmlich, und erst wenn sie wüßte — (Laut.) Verzeihung, mein Fräulein, Sie müssen freilich immer daran erinnert werden, daß die Hausfrau fehlt, durch meine Gedankenlosigkeit —

Helene. Was meinen Sie? (Bei Seite.) In der That, er ist zerstreut!

Gerhard. Ich vergaß, daß nach dem Schreck, nach der Kälte — ich Ihnen Nichts anbot, keine Erfrischung! (Er klingelt.)

Helene. Aber ich bitte Sie! — Ich werde Nichts annehmen —

Gerhard. Wenn ich Sie bitte, ich, (gemüthlich) der Onkel Gerhard, der Onkel von früher —

Helene (lächelnd). Wie früher, ganz der Ton wie früher. (Sich zusammen nehmend.) Aber nein, eben deshalb, heute, wo Ihre Frau —

Gerhard. Mir niemals verzeihen würde — (Franz kommt) Franz! Lisette soll den Thee bringen, Abendbrod, hieher! (Franz ab.)

Helene. Sie werden mich böse machen, wenigstens (bittend) sehen Sie nach Ihrer Frau!

Gerhard. Nach dem Abendbrod! Ich versichere Sie —

Helene. Daß Sie der unaufmerksamste Gatte von der Welt sind. O, Das hätte ich niemals geglaubt.

Gerhard. Wenn Sie wüßten — Sie würden mich nicht so hart beurtheilen.

Helene (für sich). Er ist unglücklich verheirathet — der Arme!

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Lisette (mit dem Thee), Franz (geht ab und zu und hilft aufdecken).

Gerhard. Hier Lisette! Auf das Tischchen am Kamin —

Lisette (für sich). Ich möchte doch wissen, ob er ihr gesagt hat —?

Gerhard. Hier decke auf, Du hättest auch daran denken können, daß das Fräulein erfroren sein müßte —

Lisette (für sich). Wart, ich will dahinter kommen! (Laut.) Freilich, aber ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht, meine arme gnädige Frau leidet so sehr —

Helene. Hören Sie wohl?

Lisette. Kopfweh und Reißen und hier und da — o die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich daran denke. (Sie hält sich das Tuch vor die Augen, als ob sie weinte, für sich.) Er hat Nichts gesagt!

Helene (theilnehmend). Und keine Linderung?

Lisette. Im Gegentheil, es wird immer schlimmer!

Helene (für sich). Und er geht nicht vom Fleck, abscheulich!

Gerhard (für sich). Lisette ist unerträglich! (Er ist zu Lisette herübergegangen, leise zu ihr.) Laß sie besser werden, auf der Stelle, ich befehle es!

Lisette (eben so). Wie Sie wollen! (Laut.) Aber jetzt vor fünf Minuten, war die Krisis. Meine Mittel halfen — o — ich bin ein halber Doctor. Ein Brausepulver — die Wallungen hörten auf — zehn Tassen Pfeffermünzthee, der Frost wich — Senfpflaster auf Brust und Fußsohlen — die Stiche nahmen ab, und einen Eimer kalten Wassers über den Kopf — der Kopfschmerz legte sich —

Gerhard (leise, ungeduldig). Genug, Lisette!

Helene. Zu viel, Lisette, diese Mittel, da müßte ein Gesunder unterliegen.

Lisette. Ach, Das muß ich verstehen. Meine selige Herrschaft war viel mehr herunter, viel schwächer. Die nahm Das alles kaum eine Stunde vor ihrem Tode und befand sich vortrefflich dabei! —

Helene. Sie sehen mich in einer Unruhe, und wenn ich denken könnte, daß ich die Ursache wäre —

Gerhard. Sie hören ja — es geht Alles vortrefflich!

Lisette (für sich). Dank meinen Mitteln, aber eine Strafe bin ich ihm doch noch schuldig. (Laut.) Gnädiger Herr — nun ich die gnädige Frau so weit hergestellt habe, läßt sie fragen —

Gerhard. Was?

Lisette. Ob sie aufstehen könnte?

Gerhard (erschrocken). Um Himmels Willen nicht — laß sie liegen, laß sie ja liegen —

Lisette. Aber sie will Sie so gerne sprechen!

Gerhard. Warum nicht gar? (Helene sieht ihn an, er faßt sich.) Nun, ich gehe, ich gehe! (Im Vorbeigehen leise zu Lisette.) Du übertreibst Deine Lügen. Zu viel! (Sehr heftig ab nach rechts.)

Robert Griepenkerl.

Robert Griepenkerl, geb. am 4. Mai 1810 zu Hofwyl im Kanton Bern, wo sein Vater Lehrer am Fellenbergischen Institut war, besuchte die Lehranstalten in Braunschweig, wohin sein Vater 1816 an das Collegium Carolinum berufen worden war, und bezog 1831 die Hochschule in Berlin, wo er nach dem Willen seines Vaters Theologie studieren sollte, die er aber mit wenig Eifer betrieb; er gab sie sogar bald auf und beschäftigte sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten, die er auch fortsetzte, als er 1835 in das väterliche Haus zurückkehrte. Im J. 1839 wurde er zum Docenten der Aesthetik und Kunstgeschichte am Collegium Carolinum, 1840 auch zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Kadettenanstalt seiner Vaterstadt ernannt, gab aber 1847 beide Stellen auf, gieng 1848 nach Leipzig, kehrte jedoch noch in demselben Jahr nach Braunschweig zurück, wo er am 17. Oktober 1868, wie es heißt, in dürftigen Umständen starb.

Wie beinahe alle bedeutenden Talente erfuhr Griepenkerl die entgegengesetztesten Beurtheilungen; während Einige in ihm den Reformator des deutschen Theaters erblickten und als solchen verkündigten, sahen Andere mit der größten Geringschätzung auf ihn herab, und nannten seine Dramen unfertig, lahm, anspruchsvoll, in denen Einiges gut sei, das Meiste aber ohne dramatische und historische Einsicht. Jedenfalls haben ihn seine Verkleinerer vollständig mißkannt, denn er hatte eine große dramatische Begabung; aber auch seine Lobredner irrten, indem sie Das, was er vermöge seines Talents hätte leisten können, mit Dem verwechselten, was er wirklich leistete, und in seinen Erzeugnissen nur die großartigen Elemente wahrnahmen, dagegen für ihre Mängel blind waren. Griepenkerls erstes Drama ist auch sein bedeutendstes, obgleich es auch nicht ohne wesentliche Mängel ist: „Maximilian Robespierre. Trauerspiel in 5 Aufzügen“ (Bremen 1851). Zunächst fehlt dem Drama die dramatische Einheit; es zerfällt in zwei Theile, in deren erstem nicht Robespierre, sondern Danton die Hauptperson ist, der übrigens auch in dem zweiten, d. h. in den beiden letzten Akten nach seinem Tode noch hervorragt.

Diese letzten Aufzüge sind auch an sich viel schwächer als die ersten, welche streng zusammenhängen, während die letzten auseinanderfahren und Robespierre in sich allen Halt verliert. Wie nichtig erscheint er bei seinem Besuch der Königsgruft in Saint-Denis, in welchem er sentimentale Betrachtungen über Leben und Vergänglichkeit anstellt. Es ist eben so schön als wahr aufgefaßt, daß Robespierre, gerade durch seinen Idealismus verleitet, dem Verbrechen anheimfällt, daß er die sittliche Ordnung verletzt und darüber zu Grunde geht; es ist Dieß echt tragisch, aber der Dichter hat es nicht kräftig genug zur Anschauung gebracht. Auch in der ersten Hälfte ist Manches nicht zu billigen. So ist die Scene im dritten Aufzuge zwischen Robespierre und Therese Cabarrus an sich von hoher Schönheit, aber erstens ist es seltsam, daß Therese allein im ganzen Drama in Versen spricht, wofür sich kein Grund auffinden läßt, zumal Robespierre ihr stets in Prosa antwortet, und zweitens bleibt diese Scene ohne allen Einfluß auf den weiteren Verlauf der Handlung. Bei allen diesen Mängeln zeugt das Trauerspiel von großer poetischer Kraft, von mächtigem dramatischem Talent. Die großartigen Begebenheiten und Charaktere sind auch großartig aufgefaßt; besonders ist Danton in seiner gigantischen Größe glücklich dargestellt. Auch die Nebenpersonen sind vortrefflich charakterisiert, so Camille Desmoulins und die Frauen, deren echt weibliche Größe lebendig zur Anschauung gelangt. Zudem enthält das Trauerspiel eine Fülle von geistreichen Gedanken; die Darstellung ist poetisch belebt, gewandt und oft kühn, bisweilen freilich nur allzu kühn, so daß sie an das Bombastische streift. Eine der vortrefflichsten Scenen ist die dritte des ersten Aufzugs, die wir unten mittheilen. Sie geht zu Charenton in der Wohnung des Panis vor, der Danton und dessen Freunde, so wie Robespierre und Saint-Just zu einem Gastmahle eingeladen hat. Danton, der eben von Paris kommt, ist über Das, was er dort gesehen und erfahren, in großer Aufregung; er stürzt ein Glas nach dem andern hinunter, was seine Aufregung noch steigert. Endlich erscheint Robespierre in gereizter Stimmung, weil er kurz zuvor einen Streit mit Tallien gehabt, da er es gewagt, sich ihm zu widersetzen. Und so muß sich Alles vereinigen, um das schon getrübte Verhältniß zwischen den beiden Häuptern der Revolution zu einem entschiedenen Bruch zu führen. Dieß ist in der mitgetheilten Scene mit großem Talent und entschieden dramatischer Kraft durchgeführt; es ist ein Kampf zwischen einem Löwen und einer Riesenschlange, die mit ihren Windungen den mächtigen Gegner zermalmt. „Die Girondisten. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Bremen 1852) sind in ihrer Anlage noch verfehlter als „Robespierre"; es fehlt ihnen alle dramatische Einheit, was freilich eine unvermeidliche Folge des Stoffes ist, der zwar an sich höchst bedeutend und auch echt tragisch ist, der aber der dramatischen Gestaltung schon deshalb widerstrebt, weil sich das Interesse auf mehrere Personen vertheilt. Deshalb mußte sich das Ganze in Episoden verflüchtigen, welche den größten Theil des Trauerspiels bilden. Vieles ist unklar oder gar nicht motiviert, wie z. B. die plötzliche Liebe des Barbaroux zu Charlotte Corday, wobei der Revolutionsmann sich wie ein girrender Seladon benimmt, der zudem, obgleich ein Südfranzose, den Gletscherbach stets im Munde führt. Trotzdem ist auch hier des Dichters Talent unverkennbar; die Charaktere sind meist vortrefflich gezeichnet, der Dialog ist lebendig und klar, die Sprache kühn; einzelne Situationen sind von mächtiger Wirkung. In „Ideal und Welt. Schauspiel in 5 Akten" (Weimar 1855), wollte Griepenkerl sociale Verhältnisse schildern, aber während er in „Robespierre" und in den „Girondisten" wahre Menschen in lebensvoller Individualität darstellte, hat er in diesem Schauspiel krankhafte und abnorme Gestalten vorgeführt, und die Handlung entbehrt alles höhern Interesses. Glücklicher ist er in dem spätern Schauspiel „Auf der hohen Rast. Dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben in 4 Aufz." (Freib. 1860), in welchem das Bergmannsleben mit dem Leben auf der Oberwelt in dessen vollstem Gegensatz zusammengestellt wird. Die Handlung ist einfach, aber nicht ohne Interesse; einige Charaktere sind mit Liebe geschildert, so der alte Eccarius, der Bildhauer Häsy, der Bergmann Wullbrandt u. a. m. Nicht so glücklich ist die Wahl des Stoffs in „Auf St. Helena. Drama in 3 Aufzügen" (Hamb. 1862). Im Drama soll sich der Charakter der Personen in ihren Handlungen darstellen, Napoleon auf der Felseninsel ist aber leidend, nicht handelnd. Allerdings hat er dadurch Gelegenheit gehabt, die Gemüthsseiten des Kaisers zur Anschauung zu bringen; allein diese lagen auch vorher in ihm und hätten daher auch bei reicherer Handlung erfaßt werden können. Um diese gemüthlichen Seiten hervorspringen zu lassen, hat der Dichter dem Helden jedoch zu viel Sentimentalität und selbst romanhafte Einfälle zugeschrieben, was durchaus nicht in seinem Wesen lag. Auch die Motive sind nicht immer glücklich. So ist Napoleon entschlossen, eine ihm zur Flucht dargebotene Gelegenheit zu benutzen, um seinen Sohn zu sehen; plötzlich ändert er diesen Entschluß, weil er eine Büste seines Sohnes erhalten hat. Dieß ist aber ein sehr schwaches Motiv, das ihn sogar eher hätte reizen sollen, die Flucht zur Ausführung zu bringen. Uebrigens enthält auch dieses Drama mehrere vortreffliche Scenen, in denen sich das Talent des Dichters beinahe in seiner ganzen Kraft zeigt.

Aus „Maximilian Robespierre".

Erster Aufzug. Dritte Scene.

Charenton. Panis Wohnung. Ein tiefer Saal mit Corridor, hell erleuchtet. Mehrere republikanische Abzeichen contrastieren mit dem reichen Rococo. Eine gedeckte Tafel mit brennenden Kerzen wird von Dienern in den Vordergrund getragen. Es treten ein:

Danton, Panis und Lacroix.

Danton. Sagt mir, Freunde, ist Das Paris noch, wie ich es verließ? Habt Ihr Euch von den dreißig Tyrannen überlisten lassen, die unter Euch hausen wie die Wölfe? Wollt Ihr das lächerliche Schauspiel wiederholen und Einen von ihnen unter die Götter versetzen?

Panis. Von wem sprichst Du, Danton?

Danton. Von Caligula, Freund! — Nachdem ich

selber ein Stück Geschichte gemacht, habe ich in den Büchern der Vergangenheit geblättert und gefunden, daß alle großen Männer durch ihre Fehler groß geworden; Diejenigen aber, denen man ein sittlich Thun nachrühmte, waren Dummköpfe und wurden nach dem Beispiele der Natur von den Andern gefressen. Ich kenne nur Eine Ausnahme von dieser Regel und daß sie möglich ist, begreife ich nicht.

Lacroix. Du sprichst von Robespierre. Seit ihn die Zweiundzwanzig geopfert, und Vergniauds Grab sich vor ihm öffnet, ist er verändert.

Panis. Es ist ein Bruch in ihm, den er versteckt.

Danton. Auch ich habe den Tod dieser Zweiundzwanzig zu verantworten, und oft wünsche ich das Dasein eines Gottes, das ich läugne, um sicher zu sein, in meinem Falle durch das Nichts auf einen Richter zu stoßen. O Vergniaud, Vergniaud, Deine Worte donnerten wie Dantons Worte, Du konntest siegen bei Danton — und Du konntest fallen! Gieb mir Wein, Panis, Champagnerwein! (Er hat einen Becher ergriffen.) Schenke diesen Becher voll!

Panis. Danton, Du darfst nicht trinken.

Lacroix. Trinke nicht, Danton!

Danton. Schenk ein, Panis! (Panis schenkt Dantons Becher voll. Danton trinkt rasch aus und hält das leere Glas wieder hin.) Schenk ein, Panis!

Panis. Du wirst Dich erhitzen, Danton.

Lacroix. Danton, wir beschwören Dich, begreife die Wichtigkeit der Stunde.

Danton. Ich kann keine Schlacht gewinnen, ohne getrunken zu haben. Schenk ein, Panis!

(Panis schenkt ein.)

Panis. Du sollst keine Schlacht schlagen, Danton; unterhandeln sollst Du und Dich verständigen.

Danton. O über das gepriesene Glück der Republik! Eine Schaar von Memmen sehe ich, die ihre Köpfe zusammenschieben wie die Schaafe in der Hürde, wenns leiblich donnert. — Doch es sei, ich will meinen Zorn gegen die Natur abdämmen, obgleich ich überzeugt bin, daß er den Feigling überschwemmt. Und einem solchen soll sich Danton opfern!

Lacroix. Du thatest nicht Recht, Danton, das Feld zu räumen.

Panis. Ein Danton durfte nicht verschwinden!

Danton. Ach, Freunde, mich trieb die Angst von ihnen. Im Vertrauen, ich konnte mein Weib nicht mehr umarmen; mein spielendes Kind auf meinen Knieen erstarrte mir zur Leiche, ich watete zuletzt in Blut; mir war es oft, als ob die Seine sich purpur färbte und meinen Fersen folgte. Kein Opfer konnt ich ihnen entreißen, so wollt ich auch keines verdammen.

(Camille Desmoulins tritt hastig ein.)

Camille kommt, Freunde. Robespierre ist gereizt. Fouquier-Tinville hat die Amazone von Bordeaux herausgewittert. Man wollte sie eben verhaften; doch Tallien schützte sie und hatte mit Robespierre, der hinzutrat, heftigen Streit. Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht. Barras sagt es mir eben.

Lacroix. Das Weib ist schön! Ich sah sie in Bordeaux.

Panis (am Eingang). Robespierre!

Lacroix. Mit ihm Saint-Just.

Camille. Er ist der Letzte.

Danton. Ganz Tyrann! (Er trinkt.) Er läßt sich erwarten.

(Robespierre wird sichtbar, bleibt aber stehen, den Kopf nach der linken Seite gewendet, wie wenn er zu Jemand spräche. Dann tritt er vor. Gleich nach ihm Saint-Just.)

Robespierre (geht auf Danton zu und reicht ihm die Hand). Hier meine Hand, Danton! Ich bin erfreut, Dich zu sehen. Habe Dank, Panis, für Deine Einladung. Auch Camille und — Lacroix. Da stoßen alte Erinnerungen zusammen.

Danton. Du bietest mir Deine Hand, Robespierre — ich danke Dir dafür, obgleich ich erstaunt bin, denn man sagte mir —

Robespierre. Was sagte man Dir?

Lacroix. Schweige, Danton.

Danton. Man sagte mir, Robespierre haßt Danton.

Panis. Setzen wir uns.

(Alle setzen sich.)

Robespierre. Was nennst Du Haß, Danton? Ich hasse Niemand um seiner selbst Willen; ich hasse ihn nur, wenn er im Widerspruche mit der allgemeinen Wohlfahrt steht. Wenn Einer sich auf sich selber beruft, und Geltung will für sich allein, so daß ich es merke — dann hasse ich ihn, wenn Du es Haß nennen willst; ich nenne es Tugend! Erinnerst Du Dich, als Billaud-Varennes den mächtigen Danton anklagte, da habe ich Danton vertheidigt, und in Erörterungen seiner Vorzüge galt ich damals für einen Verschwender. Wenn man Dir also gesagt hat, Robespierre haßt Danton, so hat man Dir eine Unwahrheit gesagt. Hätte man Dir aber gesagt, Robespierre fängt an zu fürchten für Dantons Tugend, so hätte man Dir die Wahrheit gesagt.

(Pause. Danton trinkt.)

Camille (leise). Danton, Du verstummst!

Danton. Was solls? Was prahlt Ihr mit Eurer Tugend? Blickt auf das Blut, das seit Monden in Paris floß! Wollt Ihr die Freiheit darin ersäufen? Ihr nennt das Blut den Dünger des Gartens — wohl gesprochen! Hab ich gezögert, es zu zapfen für die junge Saat? Sagt doch, wenn die Keime treiben, — wenn das Feld in Blüthe steht, kommt da der Sämann und bestellt seinen Boden wieder, wie ers Anfangs that? Nein, wahrlich, nein! Seine Aecker in eine Wüste zu verwandeln, um Koth zu ernten für die künftige Zeit, kein Sämann dieser Erde dachte daran; er hofft auf reiche Ernten, die die Speicher füllen. Sein war die That, sein sind der Thaten Früchte; und erst die Frucht ists, die die Thaten krönt.

Camille. Wohl gesprochen, Danton! O Robespierre, o Saint-Just, was habt Ihr aus der Freiheit, die vom Himmel stieg, gemacht? Sie, der Inbegriff von allem Höchsten, die messianisch heilge Jungfrau, die Verkünderin der Menschenrechte, die Amme der Bruderliebe und der strahlenreinen Gleichheit — sie ist zur Hetäre herabgewürdigt. Ihr könntet sie aus dem Staube erheben. Du, Robespierre, hast die Macht, doch nicht den Muth; unfehlbar willst Du sein, wie unbestechlich!

Danton. Ist es wahr, schmachten zweimalhunderttausend Bürger in Frankreichs Kerkern? Verdächtig nennt Ihr sie. Wer ist verdächtig? Ihr langt zuletzt im Mutterleibe an und mordet als verdächtig die Embryonen in den Kammern der Natur.

Camille. Was nützen Eure Schaffotte? Auf jeden Beilschlag ersteht ein neuer Feind. So wünscht Ihr zuletzt wie jener Römer dem französischen Volke nur einen einzigen Kopf, um es mit einem einzigen Streiche zu köpfen. Ihr werdet sagen, Camille steht zu den Gemäßigten, er wird verdächtig; doch ich gemahne Euch an Marcus Brutus, der dem Cicero geschrieben: Du thätest besser, lieber Cicero, die Bürgerkriege zu beendigen, als Deinen Zorn zu üben und Deine Galle auszulassen an Besiegten. — Sind wir denn nicht besiegt? Wer will die Republik denn nicht? Tollhäuser baut für Solche, die von den Capets träumen. So nennt mich immerhin gemäßigt; ich bin gemäßigt wie Marcus Brutus! Wer will mich verdammen?

Robespierre. Ich will es, Camille!

Saint-Just. Auch ich!

Camille. Du, Robespierre? Kannst Du mich ganz verdammen?

Robespierre. Ich kann es, und ich will es.

Danton (aufspringend). So wird Danton Camille

schützen! Ihr nennt es doch nicht ein Kinderspiel, die Krone der Partei des Berges, den Kopf des Danton, abzuschlagen? Seht Euch vor, daß nicht die sausenden Lawinen herunterstaumeln und Euch für immer begraben!

Saint-Just. Hoho! Freund Danton, halte ein!

Robespierre. Schreit nur, sprengt Gewölk auseinander mit Eurem heißen Athem; zerhackt mit Euren Nägeln der Tribüne Bretter und überdonnert noch des Präsidenten Glocke — es ist eine ausgemachte Sache, daß nicht der Donner zündet, sondern der stumme Blitz. — Meintest Du nicht, Camille, Deines Danton Beredsamkeit gleiche den Ueberschwemmungen des Nils? Doch ist Frankreich nicht Aegypten. Mich dünkt, Frankreich liegt hoch genug über dem Spiegel solcher — Wasser.

Camille. Robespierre, halte ein!

Panis. Stört nicht den Frieden dieses Mahls.

Lacroix. Danton, halte Maß!

Robespierre. Dein Blut jagt kopfwärts, Danton, daß die Adern schwellen. Arcis-sur-Aube ist reich an Pfirsichen — solche Kost bereitet kein Blut. Du bist fett geworden, Danton. Schlaf nicht nach Tisch und Morgens in den lauten Tag hinein. Es ist jetzt nicht Schlafenszeit.

Danton. Nennst Du das Tugend, Robespierre, wenn Du von der Sache schweifst und die Person beleidigst? Oder spaßest Du?

Robespierre. Ich hoffe noch; ich hoffe, weil ichs will, die Republik mit Danton und durch Danton zu befestigen. Laß uns Frieden halten. Wir können uns verständigen.

Camille. So recht, Robespierre! Laßt michs nicht erleben, daß die Säulen der Republik sich an der Wurzel fassen, und Eine nur bestehen kann durch der andern Sturz.

Robespierre (zu Saint-Just). Leon, wir wollen Frieden halten!

Danton. Und einen ehrlichen. Stoß an, Robespierre! (Beide stoßen an.)

Camille. Stoßen wir Alle an! Es lebe Robespierre!

Panis. Es lebe Danton!

Lacroix. Hoch Robespierre und Danton!

Robespierre (mit feierlichem Ernst sich erhebend). Auf die Ewigkeit der Republik!

Alle (feierlich). Es lebe die Republik!

(Pause. Danton, mehr auf seinen Stuhl niederfallend, als sich setzend, wirft aus Ungeschick sein Glas auf den Boden, so daß es zerbricht.)

Robespierre. Für einen Römer wäre Das ein böses Zeichen, Danton. Doch wir sind keine Römer, obgleich wir für den Pomp unserer Phrasen die Fetzen oft von ihnen borgen. (Danton schenkt sich ein anderes Glas voll.) Du liebst den Wein, Danton. Man sprach mir davon. Jetzt sehe ich es.

Danton. Wenn Andere das Blut lieben, so liebe ich den Wein. Ich liebe das Blut nicht, die Substanz ist klebrig und haftet an Einem wie Pech.

Saint-Just. Das weiß Danton seit den Blutlachen des Septembers.

Danton (springt auf). Saint-Just! —

Saint-Just. Ich spreche die Wahrheit. Im Blute der Septembermorde wurde Danton groß. Danton war damals arm, und die Armuth trieb ihn in den Kreis der Bewegung. Seitdem aber Danton sich bereichert hat und im Wohlleben sitzt, wollen die Patrioten an ihm bemerken, daß er rückwärts schielt. Er flüstert heimlich mit seinen Freunden zu Sèvres und entzieht sich dem Auge der Republik. Gefährlich nenne ich solch ein Thun, und verdächtig scheinen mir solche Bürger.

Danton. So weit ist es gekommen! Wenn man nicht ganz wie sie sein Leben zimmert; wenn man nicht wie ihr großer Jean Jacques zum Klausner wird und fastet; wenn man nicht den Quell des Waldes und sein Gewürm lieber schlürft als diesen Wein in diesem Glas; wenn man nicht wie die Mäuse an Rettigen nagt und die wohlthätigen Kräuter der Auen wie ein wandelnd Rind verzehrt; — wenn man nicht jeden Trieb des Lebens im Keim erwürgt — so ist man ihnen nicht gerecht, so ist man ein Verdächtiger, ein schlechter Bürger.

Robespierre. Danton, noch ist es Zweifel nur an Deiner Tugend.

Danton. Zu verzweifeln habe ich angefangen, Robespierre. Und irr ich nicht, so sagt Ihr in der Wüste wie wir. Ihr seid todtmüde. Eure bleichen Wangen verrathen es. Ich bitte Euch, sagt mir, werden wir aus diesem Sande kommen, ehe unsere Gerippe im Monde bleichen?

Robespierre. Ich merke, die Unthätigkeit, der Danton huldigt, hat seinen Blick geschwächt. Hast Du vergessen, wodurch die Siege des verflossenen Jahres ermöglicht sind? Hörst Du die Stürme an unsern Grenzen nicht? Willst Du mit matten Fliegen gegen Feinde fechten, die schon die Straße vorgezeichnet von Laon bis nach Paris? Ein Volk, das gegen halb Europa sich vertheidigt, wähnst Du zu zäumen? Was wir abgerungen dem übermüthigen Braunschweig, soll dieser Coburg uns entreißen, auf daß die abgegriffne Krone Capets unsre Werke schließe? Sieht Danton die Gefahr des Vaterlandes nicht? Will Camille sie mit Träumen aus Utopien besiegen? — — Ich kenne nur Eine Macht, die Rettung bringt — die Macht des Schreckens! Unsere Schaffote siegen! Im Angesicht des Todes ist Frankreich groß. Den nenn ich schwach gesinnt und ungeeignet, am Regiment zu sitzen, — Den nenn ich einen schlechten Bürger, der auf Maß bedacht ist, wo maßlos die Gefahr.

Saint-Just. Ihr wollt das Schiff des Staats, um einen Ballast drin zu retten, sinken lassen?

Camille. Das wollen wir nicht; doch minder schrecklich kann die Gewalt sein.

Robespierre. Wer sagt, daß nur ein Kopf gefallen ohne Recht und Spruch?

Danton. Du machst mich lachen, Robespierre!

Saint-Just (springt auf). Komm, Robespierre!

Danton. O über diese blasse Tugend! Deine Feinde, die Dich nur hassen, erklärst Du für Feinde zugleich und auch zumal der Republik. (Er springt auf.) Bleibe und vertheidige Dich, Dictator!

Robespierre (der sehr gemessen aufgestanden ist). Daß Du ein Feind der Republik bist, erkenne ich jetzt. — Du selber, Danton, wirst Dich zu vertheidigen haben. Und wer Dich anklagt? — Robespierre!

Danton. Nun denn, seid mindestens ehrlich. Sagts grad heraus, Danton ist unser Feind; wir wollen ihn verderben. Er harrt des Angriffs! Versucht es, ihn zu treffen! — Wasser, gieb mir Wasser, Panis!

Robespierre. Daß ich Dich nicht als meinen Feind verderben wollte, Das ist bewiesen durch meine Gegenwart bei dem Mahl. — Wenn ich Dich hasste, so hasse ich Dich nicht mehr, — ich hasse die Todten nicht mehr.

Camille (erschrocken). Robespierre —

Robespierre. Ich hasse die Todten nicht mehr! Die Todten kommen nicht wieder! Gehen wir, Leon. (Er will gehen.)

Camille. Robespierre, geh nicht so von hier.

Danton. Wasser! Wasser! Gieb mir Wasser, Panis!

Panis (Wasser einschenkend). Der Wein hat ihn erhitzt; er ist ein guter Bürger.

Lacroix. Was wir gesprochen haben, wurde im vertrauten Kreise gesprochen. (Danton trinkt wiederholt Wasser.)

Camille. Bleibe, Robespierre! Geh nicht so von hier. O Danton, sprich zu ihm.

Danton. Nein!

Panis. Sprich mit ihm, Danton!

Lacroix. Verständigt Euch!

Danton. Nein! Nein! Nein! (Er wirft seinen Becher auf den Tisch zwischen Flaschen und Gläser, die zerbrechen. Robespierre hat sich immer mehr dem Ausgange genähert. Danton ruft ihm nach:) Höre mich, Mörder Dictator! Nimm den zusammengeballten Fluch aller Mütter dieser Erde mit Dir, die nur kreisen, um Deinen Wahnsinn zu füttern, der den bethlehemitischen Kindermord über den ganzen Erdball decretiert, so lange bis es keine Sterblichkeit mehr giebt. Sei auserlesen, allein zu überdauern das wandelnde Geschlecht der Menschen, und zu verfaulen am Scheideweg des Jenseits und vom Diesseits, und zu verpesten den Odem dieser Welt. Fluch Dir! Fluch!

(Danton schwankt. Robespierre und Saint-Just bleiben auf der Schwelle des Ausgangs stehen. Robespierre wirft einen letzten flüchtigen Blick auf die Gruppe, die starr ihm nachsieht.)

Robespierre. Die Todten kommen nicht wieder!

(Robespierre und Saint-Just verschwinden. Die Gruppe starrt nach dem Ausgang. Danton taumelt in seinen Stuhl.)

Friedrich Roeber

Friedrich Roeber.

Friedrich Roeber ist, so viel wir wissen, der einzige unter den Wupperthaler Dichtern, der sich dem Drama zugewendet hat. Am 19. Juni 1819 zu Elberfeld geboren, besuchte Derselbe, als er das gesetzliche Alter erreicht hatte, die Realschule seiner Vaterstadt, wo er große Neigung und unverkennbares Talent für mathematische Wissenschaften zeigte. Aber seinem Wunsch, sich denselben ausschließlich zu widmen, setzten sich unüberwindliche Hindernisse entgegen. Mit 15 Jahren trat er als Lehrling in ein Bankgeschäft, das er seitdem nicht verlassen und dessen Procura er jetzt führt. Roeber hat ein nicht unbedeutendes dramatisches Talent, aber es fehlt ihm künstlerische Bildung und Mäßigung, was auch seinen besseren Arbeiten das Gepräge des Unfertigen aufdrückt. Er trat zuerst mit einer Sammlung: „Dramatische Dichtungen" (1. und einziger Band. Elberf. 1851) auf, die als drittes Stück das fünfaktige Trauerspiel „Appius Claudius" enthalten. Der Charakter des Helden ist schief aufgefaßt, was schon aus der Art und Weise erhellt, wie er ihn fortwährend von Virginia sprechen läßt. Es ist wohl denkbar und sehr wahrscheinlich, daß derselbe bei seiner vorwaltend sinnlichen Natur seine ganze Macht aufbot, um sich der schönen Jungfrau zu bemächtigen, aber daß er sich wie ein verliebter Schäfer immer nur diesem Gedanken hingab, daß er darüber seine politischen Pläne vergaß oder wenigstens die günstigen Momente, sie auszuführen, versäumte, Das widerspricht vollständig seinem ganzen Charakter. Der Stoff ist an sich bedenklich und kann nur mit der größten Zartheit behandelt werden; wenn aber der Dichter die bedenklichen Seiten ohne Noth steigert, immer wieder auf sie zurückkommt, wenn er das gemein Sinnliche und Rohe hervorhebt, so läßt sich Dieß in keiner Weise rechtfertigen, und zwar um so weniger, als es zu Breite und Wiederholungen veranlaßt. Das erste Stück „Kaiser Heinrich IV., ein Trauerspiel in 5 Akten", ist bei vielen wesentlichen Mängeln doch bedeutend besser und enthält manche Scenen, die von tüchtiger Gestaltungskraft zeugen. Die Composition ist mangelhaft, wie schon aus dem Scenenwechsel ersichtlich ist, da der Dichter öfters Begebenheiten, die in Raum und Zeit weit von einander abliegen, unmittelbar an einander reiht. Die Handlung schreitet nicht rasch vorwärts, die Charaktere sind im Allgemeinen viel zu grell gehalten. Der Dichter wechselt mit Prosa und Versen ab, aber man sieht keinen rechten Grund, warum er Dieß thut, und es fällt um so mehr auf, als öfters Eine und dieselbe Person in der nämlichen Scene, und wenn wir uns recht erinnern, sogar in der nämlichen Rede in Versen und Prosa spricht. Zu den vortrefflichsten Stellen gehören diejenigen, in welchen Kaiser Heinrich seine Liebe zu seinem unnatürlichen Sohne und den Gram über dessen Treulosigkeit ausspricht; diese Stellen sind kräftig gehalten und wahrhaft ergreifend. Agnes, Kaiser Heinrichs Tochter und Gemahlin Friedrichs von Hohenstaufen, ist mit großer Liebe gezeichnet; um so widriger ist die rohe und cynische Weise, in der der Markgraf von Oestreich den Eindruck ausspricht, den die herrliche Frau auf ihn macht. Eine der gelungensten Scenen ist die erste des dritten Akts, wo Heinrich, des Kaisers Sohn, im Dom zu Goslar sich in schmachvoller Weise der Kirche unterwirft, damit er vom Bannfluch befreit werde, während er innerlich den Fürsten und der Kirche Rache schwört, worauf er zum König gekrönt wird; doch ist auch diese Scene zu breit und die Sprache oft zu cynisch. Im zweiten Stück „Tristan und Isolde, ein Trauerspiel in

5 Akten", hat der Dichter keine bedenkliche Seite des Stoffs weggelassen, sie vielmehr recht geflissentlich hervorgehoben. Es ist ganz recht, daß man jedes Ding bei seinem Namen nenne, allein es ist der Kunst unwürdig, durch Haschen nach sogenannten „pikanten" Ausdrücken und Situationen wirken zu wollen, wie hier, wenn der Dichter die Liebenden gar zu oft in die Schlafkammer der Königin gehen läßt. Seltsam ist der Einfall, jedem Akte ein Vorspiel vorauszuschicken, in welchem sich Isolde Weißhand mit dem Bischof über Tristan unterhält, diese Beiden eine Art von Chor bilden, welche aber nicht über das Geschehene reflektieren, sondern das Künftige ankündigen. Daß übrigens der Dichter bei der Bearbeitung nicht an die Bühne dachte, ist schon daraus zu entnehmen, daß er Mond und Sterne auftreten und sprechen läßt. Ist Dieß gar zu romantisch, so ist es dagegen lächerlich, daß der Dichter den alten König Mark auf einen Baum steigen läßt, um die Liebenden zu belauschen. Man wird wenige Dichtungen finden, die in der Ausführung so ganz ungleich sind, wie diese; denn während Vieles im Ausdruck und Dialog so unbeholfen ist, daß man es als schülermäßig bezeichnen kann, so ist wiederum Manches durchaus schön, so z. B. die Scene, in welcher Tristan und Isolde den Liebestrank trinken, und überhaupt alle Stellen, in denen das lyrische Element vorherrscht. Im „Märchen vom König Drosselbert" wird dem „Kreuz", das die Prinzessin trägt, eine allzu große Wichtigkeit beigelegt; das ewige Hindeuten auf dieses Kreuz und der Umstand, daß die Prinzessin sich zu Allem versteht, um dasselbe zu besitzen, giebt nicht nur dem Ganzen eine zu schicksalsmäßige Haltung, sondern wirkt zuletzt sogar komisch, was der Dichter keineswegs beabsichtigte. Roebers letztes Drama „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1862) zeigt keinen Fortschritt in der Composition; vielmehr ist die Anlage unklar und in der Ausführung geht Alles zu stürmisch zu. Es ist darin, was gewiß nicht in der Absicht des Dichters lag, mehr die bodenlose Erbärmlichkeit der reichen Handelsleute von Carthago zur Anschauung gebracht als die Bedeutsamkeit der Heldin, deren Würde auch dadurch untergraben wird, daß Masinissa in dem Augenblicke vorgeführt wird, als er das Hochzeitbette verläßt, ein weiterer Beweis, wie gern der Dichter nach so bedenklichen Situationen hascht. Wir erwähnen zum Schlusse noch, daß Roeber auch eine Oper in fünf Akten „König Manfred" gedichtet hat.

Aus „Kaiser Heinrich IV."

Dritter Akt. Erste Scene.

Goslar. Im Dom. Fürsten und Volk.

Chor. Domine, exaudi orationem meam, et clamor meus ad te veniat.

Berengar. Die Bußpsalmen beginnen wieder, so ist
Die erste Reinigung vollendet.
Diepold. Seht, seht, die Thore gehn auf, sie kommen.
(Heinrich tritt auf im Büßerhemde, das Register seiner Sünden tragend, im Geleit von Priestern und Mönchen.)
Heinrich. O Buße, unerhört! schmachvolle Buße!

Chor. Quia defecerunt sicut fumus dies mei, et ossa mea sicut cremium aruerunt.

Ein Priester. Du bist wie Rauch, — so beug Dich vor dem Herrn,
Und so erkenne Deine Nichtigkeit!
Es ist Dein Stolz gebrochen, und dahin
Ist all Dein Schmuck: nun stehst Du nackt und bloß
Und Dein Geruch ist zum Gestank geworden.
Heinrich (für sich). Daß ich die Zunge Dir ausreißen könnt,
Verfluchter Pfaff! Sie wissen nicht genug
Mich zu demüthgen und mich zu erniedern!
Zehntausendfachen Tod schon hab erlitten
Ich diese Stund, — nicht trag ichs länger noch!

Chor. A voce gemitus mei, adhaesit os meum carni meae.

Heinrich (für sich). Plärrt, plärrt, Bußpsalmen! Hei, mein Heulen und
Mein Seufzen, das sind Flüche! und noch fühl ich
Das Fleisch auf meinen Knochen, und noch fühl
Ich Kraft in meinen Sehnen! O Blödsinnge,
Ich büß um Sünden, die ich bin gesonnen
Erst recht zu thun!

Chor. Quia cinerem tamquam panem manducabam, et potum meum cum fletu miscebam.

Ein Priester. Zu Asche ist Dein Brod, Dein Wein zu Thränen
Geworden, und den Siechen gleich hast Du
Gegessen mit den Hunden! Büße, büße!
Was wärst Du nun, wenn Huld nicht und Erbarmen
Zu Dir die Kirche trüg? Ein faules Aas,
Das auf dem Anger liegt und dient zur Speise
Den Geiern und den Raben!
Graf von Dachau. Fürwahr die Buße ist zu streng.
Diepold. Was red't Ihr? so wird er sein demüthig.
Graf von Nellenburg. Seht, er zittert, der arme Herr!
Heinrich (für sich). O seht, der arme Herr! — die Pest auf Euch!
Bin ich so weit herunter, daß sie gar
Schon Mitleid hegen? Mitleid für Euch selbst,
Ihr sächsischen Hunde, die ihr ruhig zuseht,
Wie Euer eigner König wird geschmäht:
Ich tränks Euch ein! — Fühl ich nur sicher erst
Den Boden unter meinen Füßen, hei,
Wenn Euch mein Vater hat gepeitscht mit Ruthen,
So will ich Euch mit Scorpionen züchtgen.

Chor. Dies mei sicut umbra declinaverunt, et ego sicut foenum arui.

Heinrich (für sich). Ha, dort die Kron! Schreit Eure Kehlen heiser!
Wenn meine Tage wie ein Schatten waren,
Die Krone hell sie auf, und flamm in Pracht
Auf meinem Haupt, daß Euch der Strahl versenge!
Graf von Dachau. Seht, nun kniet er vor dem Altar.
Berengar. Still, der Legat erhebt sich.
Legat. Wirf ab die Kutte, die Dein Haupt verhüllt,
Den Strick, den Du als Gurt trägst um die Lenden,
Zieh aus dieß härne Kleid! In Sack und Asche
Hast Buße Du gethan,
Die Bande Deines eignen Blutes hat
Zerrissen Deine Hand, auf daß Du wärst
Gehorsam dem Gebot der heilgen Kirche.
So spreche ich Dich los von Deinen Sünden,
So nehme ich von Deinem Haupt den Fluch
Und löse Deine Seele aus den Banden
Des Anathems!
Und wie ich mit geweihtem Wasser Dich
Bespreng, und wie der Weihrauch Dich umhüllt,
Der aus den heilgen Rauchgefäßen steigt,
So bist Du nun
Geläutert und gereinigt, und so nimmt

In ihren mütterlicher Schooß Dich wieder
Die heilge Kirche auf als ihren Sohn!
Und wie sie Den verflucht, der Dich gezeugt,
Legt sie die Hand zum Segen auf Dein Haupt!
Und wie sie Den verwünscht bis in den Tod,
Fleht sie zum Himmel, daß er seinen Thau
Mög für und für auf Dich hernieder träufeln!
Und wie sie Den verdammt zum Pfuhl der Höllen
Und seine Seel dem Teufel übergiebt,
Daß sie in ewgem Feuer brenn, und sich
In Qualen winde bis zum jüngsten Tag, —
So hat sie Dir im Himmel einen Thron
Bereitet, und die heilgen Engel müssen
Dir dienen!

Heinrich (für sich). Daß mich kein Zucken des Gesichts verrathe, —
O bittrer Hohn, der mich erfüllt, wie sollen
Sie fluchen dieser Stund, da sie mich segnen!

Diepold. Seht Ihr die Zerknirschung in seinen Mienen?

Graf von Dachau. Es ist ein gar frommer Herr, der junge Herr Heinrich.

Graf von Nellenburg. Deß sei der Herr gelobt. Sein Vater ist der leibhaftige Widersacher.

Legat. Und weil Du Dich erniedrigt hast, sollst Du Erhöhet werden. Sieh, Du bist wie David,
Den sich der Herr erwählt hat gegen Saul,
Da er in seinem Grimm von ihm das Reich
Gerissen, und wie Samuel gesalbt
Den David hat zum König Israels,
So salb ich Dich!
Mit Staub und Asche hattest Du bestreut
Dein Haupt, — so setz ich nun darauf die Kron;
In härnem Bußhemd gingest Du einher,
So kleid ich Dich jetzt mit dem Königsmantel;
Du warst mit einem hänfnen Strick umgürtet,
So gürt ich nun Dir um das heilge Schwert;
In Deiner Hand trugst das Register Du
Von Deinen Sünden, — trage fürder nun
Des Reiches Scepter! — Nimm den Friedenskuß!
Und so geleite ich Dich auf den Thron
Zum Zeichen, daß Du Alles von der Kirche
Empfangen hast! Gesegnet sei! — Schmettert
Ihr Pauken und Drommeten!
Mit lauter Stimm ruf ich Dich aus als Heinrich,
König von Deutschland!

Volk und Fürsten. Vivat Henricus rex! Heil ihm und Sieg!

Heinrich (für sich). Die Kron! — Ich trage sie! — o wie sie glüht
Und brennt auf meinem Haupt! Brenn tief Dich ein,
Verwachs mit Haut und Nerven! Weh der Hand,
Die jetzt Dich mir entreißen will, die wagt,
Nur Eine Perl aus Deinem Reif zu brechen!
Nun sollst in hohen Ehrn Du wieder glänzen,
Du erste Kron der Welt!
Ihr Pfaff und Fürsten, und Ihr Fürst und Pfaffen,
Ihr dummen Frösche, die Ihr nicht den Klotz
Gewollt zum König, eine Schlange ward
Euch jetzt gesendet, sehet zu, daß nicht
Euch Alle sie verschlinge!

Dietrich. Ich sag Euch, sein Gesicht gefällt mir nicht.

Diepold. Ists nicht ein glatt Gesicht? Was redt Ihr?

Dietrich. Hol ihn der Teufel, er hat so ein lauernd und stechend Aug!

Heinrich (für sich). Noch ists nicht Zeit, — Gedanken senkt Euch wieder
Ins Innerste der Brust, daß nicht die Zunge
Euch jäh verrathe. — (Laut.) Ihr ehrwürdgen Väter,
Ihr edlen Fürsten, die Ihr mich erkürt
Zu Eurem König und gesetzt die Kron
Auf dieses schwache Haupt, verzeiht, daß ich
Für Eur Vertraun und Eure Liebe nicht
Genug der Worte finde, Euch zu danken.
Was Ihr gethan, das ist im Buche meines
Gedächtnisses für immer angeschrieben.
So schwör ich nun, des Reiches Ehr zu wahren,
(Für sich.) — So schwör ich wirklich, darum will ich Euch
Zu Knechten machen, in den Block Euch schmieden,
Ihr trotzigen Vasalln, die Ihr das Reich
Zerstückelt habt, — (laut) und so gelob ich Treu
Der heilgen Kirche, und Gehorsam ihr —
(Für sich.) O falscher Schwur! Ich will Sankt Petri Felsen
Zertrümmern, und gebunden sollt und heulend
Ihr stolzen Priester liegen zu den Füßen
Des Throns!

Friedrich Wilhelm Hackländer.

Hackländers größte Bedeutung beruht allerdings auf seinen Prosadichtungen, aber er hat sich auch durch seine Lustspiele verdiente Anerkennung erworben. Wie seine Erzählungen geben auch diese Zeugniß von seiner großen Welt- und Menschenkenntniß, von seinem Talent, das Leben wahr und frisch aufzugreifen, sowie von seinem liebenswürdigen Humor. Er ist zwar nicht besonders reich in seinen Erfindungen, vielmehr laufen gerade seine bessern Lustspiele ziemlich auf Eins und Dasselbe hinaus; er selbst hat die Idee, die ihnen zum Grunde liegt, im Titel seines letzten Lustspiels ausgesprochen: jeder Mensch ist eine „Marionette", die ein Anderer zu seinem Nutzen und Vortheil spielen läßt, während Dieser selbst wieder die Marionette eines Dritten ist. So sind im „Geheimen Agenten" sämmtliche Personen Marionetten des Herzogs, in den „Magnetischen Kuren" ist es der Advokat v. Rahden, der die Fäden in den Händen hat; in den „Marionetten" machen alle Personen ohne Ausnahme dem Titel des Stücks alle Ehre. Jede spielt mit der andern und wird wieder von ihr gespielt. Wenn aber diese Lustspiele in der Idee auch die größte Aehnlichkeit haben, und vom Mangel an Erfindung zeugen, so tritt des Dichters Erfindungsgabe in der Ausführung durch Reichthum und Mannigfaltigkeit der Situationen und Charaktere desto glänzender hervor. Daß Hackländer das Leben der höhern Klassen der Gesellschaft kennt und sie scharf beobachtet hat, zeigt sich schon in der vortrefflichen Charakterzeichnung, so wie in dem Dialog, der durchaus fein, gebildet und geistreich ist, in den sich freilich hie und da einzelne Wendungen einschleichen, die nicht gerade edel genannt werden können. Das erste Stück, mit welchem Hackländer seine dramatische Thätigkeit begann, erregte schon durch die damals noch neue Idee, die ihm zum Grunde liegt, so wie durch die glückliche Ausführung die allgemeinste Aufmerksamkeit. Und in der That gehört „Der Geheime Agent. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1851) zu den besseren Erscheinungen; die Anlage ist geschickt und die Ausführung gewinnt gerade dadurch an Bedeutung, daß die Mittel, deren sich der Dichter zur Entwickelung bedient, höchst einfach sind, und er mit denselben doch

eine große Mannigfaltigkeit der Situationen erreicht. Der Herzog, dessen herrschsüchtige Mutter während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft geführt und mit Unterstützung der alten Minister auch nach dem Regierungsantritt ihres Sohnes die Leitung der Geschäfte nicht aus den Händen ließ, will sich endlich von dieser drückenden Vormundschaft befreien, ohne jedoch seine Mutter zu compromittieren. Um seinen Zweck zu erreichen, giebt er vor, einen geheimen Agenten zu haben, durch den er Alles erfahre, und er weiß die Umstände so geschickt zu benutzen, daß er die Staatsgeheimnisse gerade von Denen erfährt, die sie ihm verheimlichen wollen. Dadurch bringt er Mutter und Minister in Verzweiflung, und die Furcht vor dem geheimen Agenten steigert die Unbehaglichkeit um so mehr, als zuletzt Jeder, der mit dem Herzog in irgend einer Verbindung steht, von den Andern für den furchtbaren Unbekannten gehalten wird. Dadurch gelingt es ihm, nicht nur alle Machinationen zu nichte zu machen, sondern auch seine Mutter zur Entsagung zu bewegen und zugleich seine Verbindung mit der Prinzessin Eugenie, seiner Verwandten, durchzusetzen, mit welcher die Herzogin Mutter ganz andere Absichten hatte. Den Plan des Herzogs, einen geheimen Agenten vorzuspiegeln, erfahren wir gleich am Anfang des Stückes, was die komische Wirkung der Scenen bedeutend erhöht, in denen die verschiedenen Personen ihre Furcht vor dem nicht existierenden geheimen Agenten aussprechen. Wenn die „Magnetischen Kuren. Lustspiel in 4 Aufzügen" (Stuttg. 1853) schon deswegen weniger Beifall erringen mußten, weil sich, wie oben erwähnt, der Dichter darin wiederholt, so kommt noch hinzu, daß die Handlung bei Weitem weniger wahrscheinlich ist als im „Geheimen Agenten". Der Advokat von Rahden führt sich, um seine Geliebte, die Tochter des stolzen Grafen Schönmark wiederzusehen, als Magnetiseur in dessen Haus und Familie ein. Obgleich er von der geheimnißvollen Wissenschaft Nichts weiß und deshalb oft in große Verlegenheit geräth, weiß er doch die Umstände so gut zu benutzen, daß er den Frieden im gräflichen Haus wiederherstellt, indem er die Gräfin, in der sich ihr noch unbewußt eine Neigung für den jungen Neffen des Grafen zu entwickeln begann, auf die ihr drohende Gefahr aufmerksam macht, und endlich vom Grafen, der mittlerweile Minister geworden ist, eine höhere diplomatische Stellung erhält, mit der Aussicht, einst mit der Geliebten verbunden zu werden. Die größte komische Wirkung des Stücks besteht darin, daß der Magnetiseur meist ohne seinen Willen auf die Personen einen Einfluß ausübt, den sie seiner magnetischen Kraft zuschreiben. Unter den Charakteren ist vorzüglich der Kammerdiener mit großer Kunst und Wahrheit gezeichnet. Das Bewußtsein, durch sein näheres Verhältniß zum Grafen Einfluß auf denselben auszuüben, der Hochmuth, mit welchem er auf die übrige Dienerschaft herabschaut, die Impertinenz, mit welcher er Diejenigen behandelt, die bei dem Grafen Etwas zu suchen haben, ist mit großer Kunst geschildert. Der Gedanke in „Zur Ruhe setzen. Lustspiel in 4 Aufzügen" (Stuttg. 1857) ist ganz gut; aber die Ausführung ist zu breit. Der Commerzienrath zieht sich von den Geschäften zurück, um auf dem Lande Ruhe zu suchen, aber er findet dort nur Aufregung und Unannehmlichkeiten aller Art, die er freilich zum Theil selbst verschuldet. Am Unerträglichsten ist es ihm, als ihn seine Frau mit ihren zwei Schwestern und deren Männern schon am zweiten Tag überfallen. Wir theilen daraus eine Scene mit, weil sie in sich abgeschlossen und zudem ganz vortrefflich ist, während sich in den vorhergehenden Stücken keine findet, die an sich eine bedeutende Wirkung macht, weil der Effekt in der Gesammtentwicklung liegt. Wir bemerken nur, daß Eduard, Neffe des Commerzienraths, Amalien, Tochter der Kanzleiräthin, heirathen soll, daß er aber von ihr Nichts wissen will, weil er in die liebenswürdige Anna, die Tochter des Pächters, verliebt ist, was Amalien nicht entgangen ist, der unter Anderm ein Gedicht in die Hände gekommen ist, das er an die Geliebte gerichtet hatte. „Der verlorne Sohn. Lustspiel in 3 Aufzügen" (Stuttg. 1865) zeugt von dem Talent des Dichters, Verwickelungen zu erfinden und glücklich zu lösen. In den „Marionetten. Lustspiel in 4 Aufz." (Ebend. 1868) ist die Intrigue allzu verwickelt und in die Breite gezogen, so daß die Uebersichtlichkeit verloren geht; doch fehlt es auch hier nicht an Situationen von großer komischer Kraft. Noch haben wir drei kleinere Stücke zu erwähnen, in deren erstem „Schuldig! Schwank in 1 Aufzuge" Intrigue und Charakterzeichnung gleich glücklich sind. Namentlich ist der Polizeiassistent gelungen, der seinen Freund Müller für einen schlechten Kerl erklärt, weil er einen Diebstahl nicht habe auf sich nehmen wollen, was ihm die Stelle eines Polizeikommissärs eingetragen hätte. Gut durchgeführt ist, daß der redliche Müller für einen Nachtschwärmer, Mädchenverführer und Dieb gehalten wird, weil alle Umstände gegen ihn zeugen, ob er gleich in jedem Stück unschuldig ist. „Monsieur de Blé. Scherz in 1 Akt" beruht auf einem glücklichen und gut entwickelten Einfall; „Unten im Hause. Lustspiel in 1 Akte" ist dagegen unbedeutend und allzu breit.

Aus „Zur Ruhe setzen".

Vierter Aufzug. Erste Scene.

Commerzienräthin. Hofräthin. Kanzleiräthin und Amalie. (Letztere sitzt in einem Fauteuil, mit einem Buch in der Hand, scheinbar theilnahmlos an dem Gespräch. Sie trinken Kaffee und stricken.)

Kanzleiräthin. Da mögt Ihr sagen, was Ihr wollt, so habe ich den Commerzienrath nie gesehen, so erschrecklich heftig und böse.

Commerzienräthin. O doch! o doch!

Hofräthin (zur Kanzleiräthin). Was willst Du auch gesehen haben? Du bist nicht seine Frau. Da frage dies arme Weib. Man kann Launen haben, Launen haben sie Alle.

Kanzleiräthin. Das ist nur zu wahr.

Amalie. Ja, Alle.

Hofräthin. Launen, je nun; wir haben am Ende auch unsere Launen. Wenn wir unter uns sind, können wir Das schon zugeben. Natürlich sprechen wir ja ganz im Vertrauen; es wird doch Keine so schlecht sein, dem Manne gegenüber eine Laune zuzugestehen.

Kanzleiräthin (zur Hofräthin). Soll ich Dir noch eine Tasse eingießen?

Hofräthin. Ich bitte darum, das Sprechen trocknet den Mund aus. So — danke! Nein, Emilie, Dein Mann hat sich unverantwortlich benommen. — Noch ein Bischen Rahm, Kanzleiräthin. — Unverantwortlich! Gesetzt auch, der Mann hätte seine Ursachen, etwas aufgeregt zu sein — du lieber Gott! dazu haben sie immer Ursachen, wenn man sie fragt. —

Kanzleiräthin. Ja, und in der Aufregung haben wir unsere bösen Stunden.

Hofräthin. Nur in der Aufregung? Die bösen Stunden bei einer armen verheiratheten Frau hören gar nicht auf.

Kanzleiräthin. Und Du kannst Dich eigentlich noch am Wenigsten beklagen.

Hofräthin. Am Wenigsten? Nun, Das muß ich mir ausbitten! Was an meinem Manne etwa gut ist, Das macht die Erziehung, die ich ihm gegeben. Ich war glücklicher Weise kein junges Gänschen mehr, als ich heirathete, und hatte bei Euch des Jammers genug gesehen.

Commerzienräthin. O Gott, ja.

Hofräthin. Du hast Deinen Mann schlecht erzogen; Dein Loos geht mir zu Herzen, Das kannst Du mir glauben, Emilie. Also, was wollt ich doch sagen? Nun ja, der Hofrath wollte auch sein früheres Leben fortsetzen, Nachmittags ins Kaffeehaus gehen, Abends in seinen Club oder sogar ins Wirthshaus, prätendierte auch einen Hausschlüssel. — Ah! Das ließ ich mir einen ganzen Tag gefallen, dann aber trat ich auf und sagte ihm ziemlich sanft: Lieber Freund, das Leben kann nicht so fortgeführt werden. Du hast das Glück gehabt, eine brave Frau zu bekommen, und all die Geschichten von früher, die müssen jetzt aufhören. Was Kaffeehaus? Bei mir bekommst Du auch einen guten Kaffee, halb Kaffee, halb Cichorien, und nicht so erhitzend wie das Zeug, das Du für theures Geld kaufen mußt. Das wird so fortgehalten und ist gesund. Und nun gar des Abends! Meinst Du, ich hätte Dich geheirathet — so sprach ich — um allein zu Haus zu sitzen? I Gott bewahre! Der Mann gehört zur Frau. Und wenn wir ausgehen wollen, so gehen wir zu Commerzienraths oder zu Kanzleiraths oder zu Nachbar Regierungsraths. Willst Du Dir aber zu Haus eine Zerstreuung machen, so kannst Du mir mein Garn abwickeln helfen. Das ist ein angenehmer Zeitvertreib und zugleich eine kleine Bewegung. — So richtete ich mir meine Hausordnung ein, und dabei bliebs.

Kanzleiräthin. Du hast einen andern Charakter als wir.

Commerzienräthin. Das weiß Gott!

Kanzleiräthin. Ich habe es auch versucht, aber es wollte nicht gehen, und da ließ ich ihn machen.

Hofräthin. Sie ließ ihn machen! Ja, Ihr verdient solche Männer.

Kanzleiräthin. Nun, weißt Du, Elise, zuweilen muß man ihn gehen lassen.

Hofräthin. O ja, zuweilen. Aber man muß keine Gewohnheit daraus werden lassen. Zuerst gewöhnen sie sich daran, nur alle vierzehn Tage auszugehen, dann alle acht Tage, und dann in der Woche ein paar Mal. Und in was für Gesellschaft! Ich weiß, was Du denkst, Emilie! Freilich bei Ihresgleichen, aber was treiben sie da im Wirthshaus? Einer lernt von dem Andern nichts Gutes, und über uns, die wir zu Hause einsam sitzen, wird losgezogen.

Kanzleiräthin. Ich habe es nicht durchsetzen können. Und jetzt lasse ich es laufen, wie Gott will.

Hofräthin. Leider! leider! Ich glaube, Dein Mann geht die Woche über sogar drei Mal Abends aus. Oh! Das ist eine schlechte Wirthschaft! Kann Dein Sohn da was Gutes lernen!

Kanzleiräthin. Das ist gerade mein Kummer. Der ist keinen Abend zu Haus. Und wenn sie einmal Beide recht spät kommen, da heißt es, Einer habe auf den Andern warten müssen.

Hofräthin. Vater und Sohn! Das ist eine grauenhafte Wirthschaft!

Kanzleiräthin. Mit Gewalt konnte ich nie was ausrichten.

Hofräthin. Leider! wir wissen Das schon. Und Du wolltest ihn durch Sanftmuth bezwingen! Gott! einen Mann durch Sanftmuth zwingen! Du bliebst Abends geduldig auf und wartetest auf ihn. O! ich weiß Das noch wie heute. Und wenn er sogar um eilf Uhr nach Haus kam, so sagtest Du kein Wort. Ja, so muß man nicht handeln! Du hast Dir Dein jammervolles Schicksal selbst bereitet. Was Sanftmuth! Ernst und Strenge sag ich Dir! Fest die Hand drauf und immer die Augen offen haben. Ich weiß, was Du denkst, Emilie! Ich versichere Euch, das ganze Geschlecht taugt Nichts. Ich bin nur froh, daß ich keine Kinder habe.

Commerzienräthin. Ich auch.

Kanzleiräthin. Aber es giebt doch noch Ordentliche unter ihnen.

Hofräthin. Selten, sehr selten. Aber ich möchte wissen, was wir drei Schwestern gerade verschuldet haben, um mit solchen Männern gestraft zu werden.

Commerzienräthin. Ja, es ist sehr traurig.

Kanzleiräthin. Auch ich fühle mich zuweilen recht unglücklich.

Hofräthin (zu Amalien). Du kannst Dir ein Beispiel an uns nehmen. Wenn Du absolut heirathen willst, so ist es Dein Schade; ich würde nicht mehr heirathen, wenn ich noch ledig wäre, nicht um zehn Männer.

Commerzienräthin. Ich auch nicht.

Hofräthin. Und gar Den! Der ist seines Onkels würdig. Ein leichtsinniger junger Mensch, und verdorben, schrecklich verdorben! Hat er nicht sogar ein paar Mal versucht, meinen Mann Abends zum Ausgehen zu bewegen! Ich habe ihm aber heimgeleuchtet.

Amalie. Die Tante hat Recht, gewiß Mama, wir passen nicht zusammen. Es wäre mein Unglück. Und was seine Grundsätze anbelangt —

Hofräthin. Er hat gar keine, behaupte ich.

Kanzleiräthin. Aber die ganze Familie sieht eure Verbindung gern. Eduard ist eine gute Partie.

Amalie. Und er liebt mich nicht, wie man sich lieben soll.

Hofräthin. Das wäre am Ende Nebensache, das findet sich.

Kanzleiräthin (den Kopf schüttelnd). Ich weiß nicht, man sollte Das nicht so von der Hand weisen. Die guten Partien sind selten.

Amalie. Aber lieber gar keinen Mann als mit der Aussicht, unglücklich zu werden.

Kanzleiräthin. Er ist aber doch zuvorkommend gegen Dich.

Amalie. Nein, Mama, ich bin recht verstimmt.

Kanzleiräthin. Nun, er war doch bis jetzt sehr aufmerksam. (Amalie seufzt und schüttelt den Kopf.) Das kannst Du aber nicht leugnen. So sprich doch!

Amalie (halb für sich).

Vorüber ist die Rosenzeit,
Und Lilien stehn im Felde.

Hofräthin. Das versteh ich nicht. Aber so viel begreif ich, das Mädchen hat was auf dem Herzen.

Amalie (affectiert). Ich! O nein, Tante, gewiß nicht.

Hofräthin. Mir macht man Nichts weiß. Da ist was passirt. Wir sind unter uns, sprich, Amalie.

Amalie. O! was soll ich sagen. (Nach einigem

Kampfe.) Eduard liebt mich nicht, (Hofräthin zuckt die Achseln,) sondern eine Andere.

Hofräthin. Eine Andere, wenn er Dich lieben könnte? Eine Andere als die Tochter meiner Schwester! Ah! Das muß ich mir ausbitten!

Kanzleiräthin. Aber, Amalie, was sprichst Du für Sachen?

Amalie. Und es ist so, Mama, es ist so, da ihr mich nun doch einmal zum Sprechen zwingt. Er liebt die Tochter des Pächters — Anna, ich habe es gehört und gesehen.

Hofräthin (entrüstet). Gesehen? Das will ich nicht hoffen. In einem Hause, wo ich bin, gesehen!

Kanzleiräthin. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Commerzienräthin. O Gott!

Hofräthin. Was Du denkst, Emilie, weiß ich. Habt ihr schon so was erlebt? Mit einem — — Bauernmädchen — viel mehr ist sie nicht — eine Liebschaft anfangen, in einem Hause, wo wir sind; in einem Augenblick, wo man ihm Hoffnung macht, in eine Familie aufgenommen zu werden, wie die unsrige ist. (Triumphierend.) Hab ich nicht Recht gehabt? Taugt wohl ein Einziger Etwas?

Commerzienräthin. Keiner.

Kanzleiräthin. Bei Gott! Keiner!

Amalie. Keiner!

Kanzleiräthin. Aber Du mußt uns erzählen, was Du gehört und gesehen. Das können wir verlangen.

Amalie. Das erlaß mir, Mama. Ich allein weiß, was ich gehört und gesehen. — Unter Anderem hat er sie auf die Stirn geküßt.

Hofräthin. Unter Anderem! empörend!

Kanzleiräthin. Diese Anna!

Hofräthin. Ein Muster! ein leichtsinniges Muster!

Kanzleiräthin. Heute Morgen, als ihr im Dorfe waret, da habe ich meinen Ohren nicht trauen wollen. Anna hier und Anna da; Anna befiehlt und Anna richtet ein.

Amalie. Ja, Das ist wahr.

Kanzleiräthin. Und Anna mußte mit in den Garten, und den Herren die Gewächshäuser und Blumen zeigen.

Hofräthin (mit erhobener Stimme). Welchen Herren?

Kanzleiräthin. Nun, allen. Meinst Du, Dein Mann wäre nicht auch dabei gewesen?

Hofräthin. Der Hofrath? O Du spaßest! Und wo war ich dazumal?

Amalie. Sie waren mit der Tante Commerzienrath ins Dorf gegangen.

Hofräthin. Kann man so einen Mann wohl einen Augenblick allein lassen?

Commerzienräthin. Und mein Mann?

Kanzleiräthin. Thut mir leid, Emilie, Der war der Schlimmste. Dann kam aber gleich der meinige.

Hofräthin (aufstehend). Deshalb also wollen sie alle aufs Land!

Kanzleiräthin. Ja, und wenn sonst eine Partie gemacht werden soll, da sind sie nicht dazu zu bringen.

Commerzienräthin. Wir sind recht unglücklich.

Kanzleiräthin. Das sind wir.

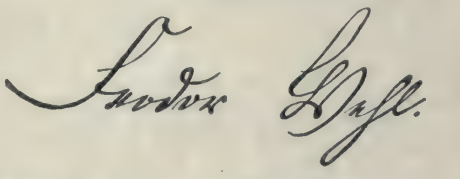
Hofräthin. Geduld! ich höre sie kommen. Laßt Euch Nichts merken, gebt nur auf mich Achtung und geht in mein Gespräch ein. Paßt aber auf, was sie für Gesichter machen.

Feodor Wehl.

Feodor Wehl (zu Wehlen), geb. am 19. Februar 1821 auf dem Gute Kunzendorf in Schlesien, wurde für den Militärstand ausgebildet, doch entsagte er demselben später, um sich ausschließlich der Literatur und den Wissenschaften zu widmen. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien erwarb er sich in Jena das Diplom als Doctor der Philosophie, hielt sich dann längere Zeit nach und nach in Berlin, wo er in den Kreisen Varnhagens, der Gräfin Ahlefeld u. a. m. wegen seiner geistvollen Unterhaltung gern gesehen war, dann in Hamburg und andern deutschen Städten auf; Ende 1869 wurde er zum artistischen Direktor des Stuttgarter Hoftheaters und 1874 zum Generalintendanten desselben ernannt. Noch erwähnen wir, daß er im Jahre 1846 wegen eines kleinen dramatischen Gedichts (dessen Titel er nicht anführt) von politisch-satyrischem Inhalt, „der heut zu Tage nur wenig gefährlich erscheinen würde", auf die Festung Magdeburg wandern mußte. Die Sammlung seiner „Lustspiele" eröffnet Wehl mit einer etwas boshaften Dedikation an „Seinen verehrten Freund Herrn Dr. Heinrich Laube, artistischen Direktor des k. k. Hofburgtheaters zu Wien"; Derselbe habe ihn, sagt er, zuerst veranlaßt, in entschiedener Weise als Schriftsteller aufzutreten, und doch sei das unter Laubes Leitung stehende Wiener Hofburgtheater das einzige, welches seine Dramen unberücksichtigt gelassen habe, während es fast keine einzige Bühne in Deutschland gäbe, auf der nicht irgend Eines derselben aufgeführt worden sei. „Ich bin kein literarischer General", sagt der bescheidene Dichter in dieser Widmung, „aber, wie mich dünkt, doch ein immerhin leidlicher Sergeant geworden. Freilich meinte ich in meiner Jugend in meinem poetischen Tornister wie jene Soldaten Napoleons das Holz zum Marschallsstabe zu tragen, und habe mich in diesem Wahne in meiner Berliner Zeit ziemlich vorlaut und keck benommen. Die Jahre und die Arbeit haben mich aber zur Vernunft gebracht und bescheiden gemacht. Ich will mit dem silbernen Feldwebelquast und der schließlichen Anerkennung zufrieden sein, daß ich diesen verdient und mit Ehren getragen." Allerdings hat Wehl nur eine untergeordnete dramatische Gattung bearbeitet, er hat sich meist auf das kleine einaktige Lustspiel beschränkt, aber in dieser hat er sich einen weit höhern Rang als den eines bloßen Feldwebels errungen. Er weiß seine Personen so trefflich in Schlachtordnung zu stellen, er weiß einer jeden den ihr angemessenen Platz anzuweisen, er versteht es, so geschickt mit ihnen zu manövrieren, sie durch Märsche und Gegenmärsche, durch scheinbare Retiraden und lebhafte Angriffe so glücklich zu leiten, daß ihnen schließlich der Sieg nicht ausbleiben kann. Um ohne Bilder zu reden, zu denen er uns selbst verleitet hat, so ist die Composition seiner Lustspiele immer geschickt angelegt und mit großer Feinheit durchgeführt; die Handlung schreitet immer rasch vorwärts, und die retartierenden Motive führen stets zum Ziele, wie denn alle seine Erzeugnisse von echt künstlerischem Sinn zeugen. Seine Charaktere sind wahr, natürlich und immer individuell; sein Dialog ist lebhaft und er weiß den Conversationston auf das Glücklichste zu treffen. Auch ist anzuerkennen, daß seine Personen sowie die Sprache von durchaus deutschem Gepräge sind. Endlich ist Alles durch heitere und liebenswürdige Laune, durch schalkhaften Humor belebt. Seine Motive sind zwar

nicht immer neu, aber es gelingt ihm, ihnen durch neue, oft überraschende Benutzung den Reiz der Neuheit zu geben.

Außer den im schon angeführten „Theater" und in den „Dramen" (4 Bde. Lpz. 1864—69) gesammelten, ziemlich zahlreichen Lustspielen besitzen wir von ihm „Hölderlins Liebe. Ein dramatisches Gedicht nebst einem lyrischen Anhang" (Hamb. 1852), eine tief gefühlte, an lyrischen Schönheiten reiche Schilderung des unglücklichen Dichters, dessen innerste Seelenbewegungen in schöner Sprache dargestellt werden. Von den Lustspielen nennen wir nur die bedeutendsten. In „Alter schützt vor Thorheit nicht. Lustspiel in 1 Akt", welches in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben ist, während er sich in beinahe allen andern der Prosa



bedient, hat er sein eigentliches Element noch nicht gefunden. Sprache, Haltung und Ausführung erinnert allzu lebhaft an den „Zerbrochenen Krug" des „romantischen Heinrich von Kleist", wie er ihn in „Caprice aus Liebe" selbst nennt. Die Motive bestehen wie dort meist in Mißverständnissen, die eigentlich keine sind. Und um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, hat Wehl wie Kleist die Scene nach Holland verlegt. Selbstständig erscheint er dagegen in „Caprice aus Liebe und Liebe aus Caprice. Lustspiel in 1 Akt", dessen gute Anlage auch glücklich durchgeführt ist, indem der eigentliche Hebel der Handlung, die Uebereinkunft zwischen dem Vetter und der Mutter, in der Tochter durch List Liebe zum Vetter zu erwecken, bis zum letzten Augenblick wie der Tochter, so auch dem Zuschauer verborgen bleibt, die Entdeckung dieser List daher um so größere Wirkung hervorbringt. „Die Tante aus Schwaben. Lustspiel in 1 Akt" ist von dem heitersten Humor eingegeben. Karl von Herzberg hat ohne Wissen seines Oheims, von dem er abhängig ist, Charlotten, die Tochter eines schwäbischen Schuhmachers, geheirathet. Der Oheim ist im Umgang mit der liebenswürdigen jungen Frau und den muntern Kindern äußerst glücklich. Ein Brief, der ihm zufällig zu Gesicht kommt, macht ihn mit dem Verhältniß bekannt. Um seinen Neffen wegen seines Mangels an Vertrauen zu strafen, schreibt er der Tante Charlottens, daß der Oheim, ein eingefleischter Aristokrat, den jungen Eheleuten das Leben verbittre, weil Charlotte keine Adeliche sei; sie solle kommen, sich aber recht vornehm und adelich stellen, weil der Baron ihr sonst die Thüre sogleich vor der Nase zuwerfen würde. Sie solle ihm dann seine Grausamkeit vorhalten, vielleicht würde sie ihn rühren. Auf diesen Brief macht sich die Tante auf die Reise. Zuerst giebt sie sich alle Mühe, vornehm zu thun, was ihr freilich nicht gelingt; endlich kann sie sich nicht länger verstellen, und der Oheim stellt sich, als ob er über den Betrug des Neffen höchlich erzürnt sei. Die gute Tante geräth in Verzweiflung, daß sie Charlotten und ihren Mann unglücklich gemacht habe; sie erklärt, daß sie abreisen wolle und giebt Charlotten einen Ring, welchen der Oheim als den erkennt, den er einst in Schwaben als Offizier einem jungen Mädchen gegeben, deren Eltern ihn mit Lebensgefahr versteckt hatten. Dieses Mädchen, das ihn, den gefährlich Verwundeten gepflegt hat, ist eben die Tante und so löst sich Alles zu allgemeiner Zufriedenheit. Wir brauchen nicht erst aufmerksam zu machen, wie vortrefflich die unten mitgetheilten Scenen gehalten sind, in denen die Tante Madel erscheint, wie wahr diese in ihrem kräftigen und zugleich edlen Wesen geschildert, wie wahr und natürlich die Furcht des Neffen und seiner jungen Gattin vor Entdeckung des Geheimnisses dargestellt ist, wie rasch und lebendig der Dialog sich entwickelt. Sehr lustig ist „Ein modernes Verhängniß. Schwank in 1 Akt". Ein junger Mensch fühlt sich höchst unglücklich, weil er Meyer heißt, ein Name, den alle Leute haben; ein alter Herr, mit dem er zusammentrifft, dem er sein Unglück im Allgemeinen klagt, ohne den Namen zu nennen, giebt ihm den Rath, sich von Jemandem adoptieren zu lassen. Der Rath gefällt ihm und er bittet den alten Herrn, selbst sein Adoptivvater zu werden; aber da findet sich, daß auch Dieser Meyer heißt. Endlich tröstet er sich, weil das Mädchen, das er seit langer Zeit liebt, ohne sie näher zu kennen und mit der er ebenfalls zusammentrifft, denselben Namen hat. „O hätte ich gewußt," ruft er aus, „daß auch Engel Meyer heißen können." Diesen an sich unbedeutenden Stoff hat der Dichter mit großem Geschick durchgeführt, so daß der kleine Schwank fortwährendes Interesse gewährt. Großen komischen Effekt bewirkt namentlich der unerschütterliche Ernst der Personen bei allen Lächerlichkeiten, die sie vorbringen. „Romeo auf dem Bureau. Schwank in 1 Akt" ist nicht weniger ergetzlich. Der Schreiber eines Advokaten, der Talent zum Schauspieler zu haben glaubt, macht die tollsten

Streiche, um sich in der Kunst zu üben und bringt einen Freund und Collegen durch dieselben in die größten Verlegenheiten. Dieser Valentin Willert ist das prächtigste Bild eines deutschen schwärmerischen Jünglings, der über seinen Phantastereien das Leben und dessen Bedürfnisse vergißt. Wir erfahren zwar nicht, wie sein Debüt auf den Brettern, „die die Welt bedeuten", ausfallen wird, aber Allem nach zu schließen wird er wie so viele Andere ein Opfer seiner Schwärmerei werden. Es macht eine große Wirkung, daß dieser Phantast bei jeder Gelegenheit mehr oder weniger passende Stellen aus Schiller und andern Dramatikern vorbringt, und die Wirkung ist um so größer, wenn er hochpoetische Sentenzen mit den gewöhnlichsten Verhältnissen in Verbindung bringt. Was aber hier von komischem Effekt ist, ist es nicht auch in andern Stücken, und jedenfalls hat Wehl dieses Motiv zu häufig gebraucht („Ein modernes Verhängniß", „Die drei Langhänse", „Eine glühende Kohle", „Ein Vorspiel der Liebe"), als daß es nicht seine Wirkung verlieren sollte. „Der Kosmos des Herrn von Humboldt. Lustspiel in 1 Aufzuge" hat im Stoff Aehnlichkeit mit „Caprice aus Liebe", doch sind Personen und Situationen neu. Eine glückliche und heitere Erfindung bietet „Das Haus Haase oder Allerhand Streiche. Schwank in 3 Akten" und beweist, daß der Dichter seinen Stoffen auch eine größere Entfaltung zu geben vermag. Das Stück enthält eine höchst ergetzliche Verspottung der Vornehmthuerei, des Dünkels der reich gewordenen Leute. Der ehemalige Seifensieder Haase, der sich trotz seines Reichthums gleich geblieben ist, seine Frau, die vor Hochmuth alle Besonnenheit verliert und sich durch ihr aufgeblasenes Thun die größten Blößen giebt, ihre beiden Töchter, ihr Neffe, der Abenteurer Braun u. s. w. sind mit vorzüglicher Kunst geschildert und greifen mit ihrem Charakter auf das Vortrefflichste in die Handlung ein. „Graf Thyrsis. Lustspiel in 1 Akt" beruht auf Verwechselung der Personen, die zu komischen Verwickelungen und Mißverständnissen Veranlassung giebt. „Die drei Langhänse. Lustspiel in 2 Akten" bieten, was bei Wehl sonst nicht der Fall ist, zu viel Unwahrscheinlichkeiten und streifen allzusehr ans Possenhafte. Eines der besten Stücke ist „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Lustspiel in 1 Akt". Professor Streit steht gewaltig unter dem Pantoffel. Seine Schwester liebt den Assessor Hauff, den er liebt und achtet, so daß er die Verbindung gern sieht; aber seine Frau ist dagegen, weil der Assessor sich über ihr Pantoffelregiment lustig gemacht hat. Sie bringt den friedliebenden Professor durch ihr Keifen dahin, daß er verspricht, den Assessor, wenn er um die Schwester werbe, abzuweisen, und sie giebt ihm Unterricht, wie er sich benehmen, wie er sprechen, gestikulieren, mit den Füßen stampfen müsse, um sich als Mann zu zeigen. Aber auf Vorstellung des Assessors benutzt er den Unterricht, um seine Herrschaft im Hause wieder zu erobern, was ihm auch gelingt, und womit die Frau am Ende auch zufrieden ist, weil sie sich im Innern doch des Pantoffelhelden schämte. Die Charaktere und Situationen sind zwar stark aufgetragen, aber doch nicht bis zur Karikatur übertrieben; das Ganze ist vortrefflich angelegt und mit dem größten Glück durchgeführt, so daß die komische Wirkung der meisten Scenen unwiderstehlich ist.

Aus „Die Tante aus Schwaben".

Sechster Auftritt.

Karl. Charlotte. Der Oheim. Alfred. Max. Base Mabel. (Die Letztere tritt sehr überladen und komisch elegant gekleidet auf. Ein gallonierter Bedienter trägt ihr Shawl und Sonnenschirm. Bei ihrem Erscheinen verneigt sich der Oheim tief. Charlotte und Karl stürzen auf sie zu.)

Mabel (sie abwehrend, spricht sehr gemessen, stolz, immer aber den Zwang, den sie sich anthun muß, verrathend). Schon gut, meine Kinder, schon gut, Ihr wißt, mir geht der Anstand, die Form, der feine Tact über Alles. Herz kann jeder Bürgerliche haben, aber schöne Lebensart, schöne Lebensart ist das Regal des Adels. Nobel, das ist die Hauptsache.

Charlotte (leise). Wie ist mir denn?

Karl (eben so). Ich glaube, die Welt hat sich umgekehrt.

Mabel (zum Oheim). Ich habe gewiß die Honneurs, den Herrn Baron von Herzberg vor mir zu sehen! (Sie macht sehr tiefe und förmliche Knixe, die der Oheim mit langen Complimenten erwiedert.) Sehr enchanterirt, Ihre Connesse zu machen, cherster Baron. Ihr Stammbaum ist mir bekannt. Sie entsprangen einer famosen Familie! Ich liebe die illustrierten Geschlechter!

Oheim. Sehr verbunden, gnädigste Baronin. Ich bin erfreut, Sie ganz meine Ansichten theilen zu sehen. Der Adel über Alles! So sehr auch die moderne Zeit dagegen eifert.

Mabel. Ja wohl! Ja wohl! Vivat der Adel! — Aber nun, cherster Baron, erlauben Sie, daß ich zu den Kindern spreche. Allons, chere Lotte! Theuerste Neveuse! Theuerster Neveu! Embrassamiren Ihre Tante Mabeln — — Ihre Tante Magualena, wollte ich sagen.

Charlotte (in ihren Armen, leise). Aber liebe Base —

Mabel (leise). Halts Maul, es wird scho gehe. Habet kei Angscht! —

Karl (leise). Base, was ist Das?

Mabel. Schwätzet nett. Lassets nur gehe. Der Schnack hat sei guette Grund. (Laut). Wo sind die jungen Herrn Barönle?

Oheim. Richt Euch! Vorwärts marsch!

(Alfred und Max marschieren auf die Tante Mabel zu.)

Mabel. Was ist denn Das?

Max. Wir sind Max und Alfred!

Mabel (sich vergessend, Fächer und Handschuhe wegwerfend, in die Hände klatschend, dann die Kinder in großer Freude herzend und auf die Arme nehmend). Hotz dausel Haidekraut nein au! Gucket, wasch desch für herzige Büble sind! Meiner Sir! Kerle wie Christkindle! No, ihr Schatzkäschtle, was schwätzet Ihr kei Wörtle? Ischt Euchs Mäule zugewachse, Ihr kleine Krotte?

Alfred. Großtante, wir verstehen Dich nicht; Du mußt nicht französisch mit uns reden. Das können wir noch nicht. Großonkel will uns erst einen Lehrer kommen lassen.

Mabel (die Kinder loslassend, sich besinnend und zusammen nehmend, für sich.) Was thu i denn? Da hab i mi schön verschnappet! — (Laut zum Diener.) Luis! Heb Er mir den Fächer auf. Ihr aber, kleine Barone, merkt Euch, was ich mit Euch sprach, war nicht Französisch, sondern Schwäbisch, was auch eine sehr schöne Sprache ist, wenn man sie kann und versteht. Cherster Baron er-

cüset! Das Schwäbische pflege ich immer zu reden, wenn ich herablassend bin.

Oheim. Nicht Euch! Kehrt! Marsch! (Die Kinder marschieren zurück.) Nun geht und sagt, daß man das Frühstück aufträgt. Die Großtante wird gewiß Hunger haben.

Max. Ich auch! Ich auch!

Alfred. Wir wollens besorgen. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Alfred und Max.

Mabel. Dank, adorablester Baron! Mit dem Hunger hats seine Richtigkeit. Der Eilwagen hat mir den Magen so zusammen gschüttelt (erschrickt und hustet) wollt ich sagen: gerüttelt — daß er gar keinen Boden mehr hat; **sur mon hauteur!** Louis! Geh Er und such Er nach meiner Bagage, bring Er Alles auf die **Chambre garni**, aber ordentlich, sonst nehme Er sich in Acht, Herr Walet!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Diener.

Oheim. Ich begreife unsere jungen Eheleute nicht. Sie haben mir von Ihnen eine Vorstellung zu erwecken gesucht, die gar nicht auf Sie, meine Gnädigste, paßt.

Karl. Lieber Oheim!

Mabel. Wie so?

Oheim. Man sprach mir von einer fixen Idee, von einer Leidenschaft für einen gewissen Handwerkerstand —

Charlotte. Onkel!

Mabel. Ich verstehe den Herrn Baron nicht.

Oheim. Sie sollen für den Stand der Schuhmacher schwärmen.

Mabel. Schuhmacher! Pah! Mit einem solchen Geschöpf haben nur meine Füße Bekanntschaft.

Karl. Ah! Da kommt das Dejeuner.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Diener (bringen einen gut besetzten Tisch).

Charlotte. Da die Frau Tante Hunger hat, so lassen Sie uns gleich zu Tische gehn.

(Nachdem die Diener Stühle gesetzt, entfernen sie sich.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne Diener.

Oheim. Wohlan! Zu Tisch! Frau Baronin Ihren Arm. (Der Oheim bietet ihr diesen mit großer Förmlichkeit; sie nimmt ihn mit vielen Knixen an. Karl und Charlotte folgen.)

Charlotte (während Dessen leise zu Karl). Was soll Das werden?

Karl (eben so zu Charlotte). Das mag der Teufel wissen. Ich begreife die ganze Komödie nicht. (Alle am Tisch.)

Oheim. Erlauben Sie, gnädigste Baronin, daß ich Ihnen vorlege. (Er thut es.) Befehlen Sie Wein?

Mabel. Ich bitte. (Für sich.) Wenn i nur wißt, wie is anstell, daß i mi beim Esse ordentli aufführ! — I hab Hunger wie oan Wolf! (Sie ißt.)

Charlotte. Wie ist Ihre Reise gewesen, liebe Tante?

Mabel. Sehr ennuyeuse. Fatikant. Nur zu Anfang nicht. (Sich vergessend.) Rath, mit wem i von Stukert abgefahre bin. Denk, mit dem Maaßen sein Görgle. Deß isch a Bursch worde, Du thätst ihn nimmer kenne!

(Charlotte zieht sie am Kleid.)

Mabel (verlegen.) Neveuse, Sie erinnern sich wohl nicht mehr des kleinen Görgle? Es ist der Sohn meines ehemaligen Kammerdieners.

Charlotte. Nein, liebes Tantchen, nein, ich erinnere mich nicht mehr.

Mabel (stark essend). Es schmeckt mir vortrefflich.

Oheim. Aber Sie trinken nicht, gnädige Frau. Sie sind den Wein wohl nicht gewohnt?

Mabel. Was schwätzens denn da? Solle mir in Schwaben den Wein nicht gwöhnt sein! Desch will i meine. Man trinkets wie Wosser! (Da Charlotte sie am Kleide zupft.) Die gewöhnlichen Leute, versteht sich. Der hohe Adel freilich nippt ihn nur.

Oheim. Auf Ihr Wohlergehen, Frau Baronin.

Karl und Charlotte. Es lebe unsere gute Tante.

(Alle stoßen an.)

Mabel (ihr Glas mit einem Zuge austrinkend). Ich danke gehorsamscht.

(Charlotte zieht sie wieder am Kleide.)

Mabel (verlegen das leere Glas betrachtend). Ich bitte um Verzeihung, das hab ich nicht gerne gethan — es ist mir nur so hinuntergeloffe!

Oheim. Hat Nichts zu sagen, Frau Baronin. Es wird Ihnen ganz gut bekommen. Wenn ich Ihnen rathen darf, so nehmen Sie noch Eines.

Mabel. Meinen Sie, cherster Baron. Nun denn, ja. Ich muß doch auf Ihre und meiner Kinder Gesundheit trinken. Vivat hoch, alle Drei. (Sie stößt sehr lebhaft an.)

Karl. Vergessen Sie aber das Essen nicht darüber, liebe Tante.

Mabel. Sorget nur nett, es schmeckt mi kurios guet. (Sie schluckt einen sehr großen Bissen.)

(Charlotte zupft sie wieder am Kleid.)

Mabel. Ah, ich esse zu viel. Ich fürcht schon, ich werde Migraine bekommen. Ich darf nur ganz wenig essen. Nur einen Verdacht von Fleisch, so drückt es mich im Magen. Was ist denn Das drüben? Kalbsschlegel? Mit Erlaubniß. (Sie langt sich die Schüssel, auf der Kalbfleisch, oder sonst eine Fleischspeise liegt, herüber, und schneidet sich ein tüchtig Stück ab.)

Karl. Sie sagten aber eben, liebe Tante, Sie könnten kein Fleisch vertragen.

Mabel (verlegen, sich zusammen nehmend). Ah, i bitt ghorsamscht um Verzeihung — ich hab das für Kuche angscha! —

Oheim. Sie sind in Stuttgart am Hofe gewesen?

Mabel. Na, das will i meine. Wer hätt denn fürs liebe Federvieh sorge solle?

(Oheim lacht laut auf.)

Charlotte (leise zu Karl). Das wird immer besser.

Karl (eben so zu Charlotten). Ich kann mich nicht finden.

Mabel (für sich). Es wird mi so gwiß — Ich weiß nett — — Jo, was hab i denn so Luschtigs gsagt?

Karl. Ist Ihnen nicht ganz wohl, liebe Tante? Wollen Sie vielleicht auf Ihr Zimmer?

Mabel. Ah, was? I bin nett so zimperlich —

(Charlotte sie zupfend.)

Mabel. Na, was hascht denn? Soll i nett rede?

(Charlotte macht ihr Zeichen auf den Oheim, der zu essen scheint.)

Mabel (für sich). Ja so! Das hätt i fast vergesse. (Laut.) Waren Sie einmal in Stuttgart, bestes Barönle?

Oheim. Ja, während des Krieges. Es ist ein schönes, gesegnetes Land. Es muß sich sehr glücklich darin leben lassen.

Mabel. Das will i meine, und luschstig sind die Menschen bei uns — nett so ernsthaft wie da im Orte — die freuet sich ihres Lebens (mit einem grimmigen Seitenblick auf ihn) und lasset andere auch lebe.

Oheim (lebendig). O ich kenne ihr liebes Schwaben, ich war gerne da! Wie herzensgut sind die Leute dort, und wie hübsch die Mädchen. (Er schenkt ihr ein.) Stoßen Sie an: die Schwaben-Mädle sollen leben!

Mabel (wie elektrisiert, leert ihr Glas). Sie sollen lebe

Oheim. Und ihre hübschen Lieder dazu. (Fidel.) Sie könnten mir wohl Eins singen, Das macht mich gleich wieder jung!

Mabel (kichernd). Ja, wie ich jung war, da hab ich prächtig könne — aber jetzt —

Oheim. O, Sie könnens gewiß noch! Da war Eines vom Brunnen, Das war mir sehr lieb!

Mabel. Potz Kreuz, ich weiß schon! (Singt.)

Jetzt gan i ans Brünnele,
Trink aber nett,
Da such i mei herzdausigschte Schatz,
Find ihn aber nett.

(Nach der ersten Zeile fängt der Oheim an zu secundieren; sie sieht ihn groß an, singt aber den ersten Vers bis zu Ende, nachher:)

Ja — Sie kenne das Liedle auch? Woher denn?

Oheim (seine Rührung unterdrückend). Aus meiner Jugend — singen Sie fort, ich bitte Sie.

Mabel (singt, Oheim secundiert).

Da loß i mein Aeugele
Um und um gehn,
Da find i mei herzdausigschte Schatz
Bei 'nem andern stehn.

Jetzt kauf i mi Feder
Und Dint und Poschtpapier,
Da schreib i mein herzdausigschte Schatz
Den Abschiedsbrief.

Oheim (küßt ihr die Hand). Innigsten Dank, Frau Baronin. O Schwaben ist ein schönes Land!

Mabel (stolz). I glaubs! 'S ischt das schönst im Reich.

Oheim. Wahrhaftig, das ists. Da steht Alles im Flor, der Feldbau, die Kunst, die Poesie, die Wissenschaft.

Mabel. Ah, propos Wissenschaft! Lottle, weißt, der Aloys, der Gsell bei Deim Vatter gwese, isch Meischter worde, 's Läldes Mariannle hat er geheirathet, ei Staatsweibebildle!

Oheim (thut sehr ernst). Was hör ich da?

Mabel (schlägt sich auf den Mund). Was hab i da gschwätzt?

Karl (zum Oheim). Hab ichs nicht gesagt? Nun kommt ihre fixe Idee.

Oheim. In der That, die Frau Baronin führt sonderbare Reden. Die gnädige Frau ist wohl im Fieber, oder sollte der Wein —

Mabel (springt auf). Was? Das geht mi zweit! Glaubt der Herr vielleicht, daß i ein Haarbeutel hab?

Charlotte (hält sie zurück). Tante, um Gottes Willen!

Oheim. Die Frau Baronin einen Haarbeutel, ich verstehe nicht —

Mabel. Das ischt leicht zu verstehe. Sie meinet, ich sei weinschellig? Höret, die Gschicht muß ihr End habe. Zum Narre halte laß i mi nett!

Oheim. Gnädigste!

Mabel. Nix da! S' ist gnug mit dere Komödie. — I bin ein rechtschaffene Schuhmacherfrau, und i leids nett, daß man so despectierlich von dene Handwerksleut rede thut! Wir sind alle Mensche, hoch und gering. Das Titular- und Adelswese, das ischt nix rechts, lauter selber gmachts Zeug, pure Hochmuth und unchristliche Stolz! Unser lieber Herr Gott weiß kein Wörtle davon, sonscht hätt er nett alle Mensche ohne Rock und Pergament auf die Welt komme lasse, sondern hätt ihne gleichs Stammbäume uns Ordenskreuzle anwachse lasse — aber in der Wieg sind wir alle gleich armselig! Schämet Euch, alter Herr, daß Ihr an so nichtiges Zeugs glaubet, und Euer Herz dran hänget.

Charlotte. Theuerste Base Mabel!

Karl. Tante Barnbühler!

Mabel. Ach, lasset mi schwätze — es druckt mi scho lang. I weiß ganz guet wies hier stehe thuet! Der Herr Baron da ischt gar zu bös und wünscht mit Euch umgange, und sein adliges Herz ischt hart und knorrig wie ein Eichelklotz! O i hab es scho erfahre. Man hat mirs heim gschriebe und mi angrathe: i sollt nur komme und sehe, wie der gestrenge Herr Baron Euch das Leben verbittre thue, allweil bloß, weil Du, mei Lottle, kei Adlige, sondern eines redlichen Handwerkers Tochter bischt.

Oheim. Was höre ich? Ist es möglich?

Charlotte. Base! Base! Ihr stürzt uns ins Unglück!

Karl. Welch eine Scene!

Mabel. Aber lasset nur guet sein: i bin da. Es wird scho gehe. I will dem stolze Herre da so lang ins Gwisse spreche, bis er Euch lieb hat, wie i Euch hab. I geh nett von Euch, i bleib im Haus. I will Euch scho beschütze!

Oheim. Was ist Das? Karl, Charlotte! Ihr habt mich hintergangen!

Albert Emil Brachvogel.

Albert Emil Brachvogel, geb. 29. April 1824 zu Breslau, rettete durch seine Geburt seine Mutter von einer Gemüthskrankheit, die man für unheilbar hielt, dagegen war er so schwächlich, daß er bis in sein 18. Jahr kränkelte und in seiner geistigen Entwickelung zurückblieb. Da zudem sein Vater im J. 1830 an der Cholera starb, seine Mutter in Folge dessen in die alte Schwermuth zurückfiel, so gestaltete sich seine Jugend überaus trüb. Er blieb sich theils selbst überlassen, theils wurde er von falschen Einflüssen und einseitiger Erziehung geleitet. Seine Schulbildung erhielt er in der Realschule und im Magdaleneum seiner Vaterstadt. Unter seinen Lehrern verstand es besonders Dr. Stein, der nachmalige Abgeordnete von 1848, das poetische Talent des Knaben zu erkennen und zu fördern. Um seinen Hang zur Schauspielkunst zu unterdrücken, brachte ihn seine Familie, weil er Talent zum Zeichnen und Modellieren zeigte, zu einem Kupferstecher. Doch verließ er diesen, als seine Mutter gestorben war, und 1845 folgte er seinem Drange, Schauspieler zu werden; aber sein erster Versuch fiel so unglücklich aus, daß er sich sogleich von der Bühne zurückzog, und sich nunmehr ausschließlich der Literatur widmete. Durch fleißiges Selbststudium und dreijährigen Besuch der Universität in Breslau, wo er Geschichte, Aesthetik, Literatur und Philosophie hörte, suchte er seine wissenschaftliche Bildung zu ergänzen.

Im J. 1848 gieng er nach Berlin, wo er sich verheirathete, kehrte aber bald nachher wieder nach Breslau zurück, das er nach einiger Zeit wieder verließ, um im Gebirg seine zerrüttete Gesundheit zu stärken. Anfangs 1854 nöthigte ihn der Verlust seines ganzen Vermögens, nach Berlin zurückzukehren, wo er Sekretär des Krollschen Theaters wurde, in welcher Stellung er den Grund zu seiner Bühnenerfahrung legte. Nach dem Falliment der damaligen Direktion nahm ihn der Besitzer der Nationalzeitung in seinem telegraphischen Bureau auf, wo er bis Herbst 1855 blieb und Muße zu dichterischen Arbeiten fand, die er auch fortsetzte, nachdem er jene Stelle aufgegeben hatte.

Er behielt, einen kurzen Aufenthalt in Eisenach und Weißenfels abgerechnet, seinen Wohnsitz in Berlin und starb hier in der Nacht vom 27. zum 28. Novbr. 1878.

Wir haben in Brachvogel ein bedeutendes Talent anzuerkennen, dem es weder an Erfindungsgabe noch an Kraft der Gestaltung, weder an Reichthum der Gedanken und tiefer Empfindung fehlt, dem aber künstlerische Durchbildung abgeht, daher keines seiner Dramen, als Ganzes betrachtet, den Anforderungen entspricht, die man an ein Kunstwerk zu machen berechtigt ist, während die Einzelheiten oft von hoher Schönheit, die Situationen ergreifend und wirkungsvoll sind. Zwar sagt er in seinen „Theatralischen Studien" (Lpz. 1863, S. 5 f.), es habe jede Kunst eine meist vollständige, abgeschlossene Wissenschaft, welche ihr allein eigen sei, zur Grundlage, die Poesie allein, zumal die dramatische Poesie, entbehre derselben. Allein Dieß hat er wohl bloß zu seiner Rechtfertigung behauptet, denn es hat die dramatische Poesie, wie jede andere Kunst, ihre festen Gesetze, und es kann Jeder, der sie studiert, ein Drama schreiben, wie Jeder zeichnen und Musik lernen kann; freilich wird ein solches Drama kein poetisches Werk werden, wenn sein Verfasser ohne poetische Begabung ist.

Brachvogels erster dramatischer Versuch „Jean Javard, oder die Liebe der Reichen. Drama in 5 Akten" (Berl. 1850) kann den Einfluß der französischen Romane nicht verläugnen, denen der Dichter in Schilderung der Laster und Sünden der Zeit nacheiferte. Maßvoller ist „Aham, der Arzt von Granada. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1852), worin der Dichter den Grundgedanken nicht ohne Geschick durchführt, daß Mangel an Vertrauen, wo solches durch die Umstände geboten ist, Unglück herbeiführt. Mangel an Vertrauen zu seinem Bruder ist die tragische Schuld des Helden, der sein ganzes Haus ins Verderben reißt. Wenn der Dichter auch in dieser Tragödie seine ganze Kraft noch nicht entwickelte, so gab sie doch von seinem poetischen Talent vollgültiges Zeugniß. Sein Ruhm gründete sich vornehmlich auf den erst nach mehreren Jahren erschienenen „Narciß. Ein Trauerspiel" (Lpz. 1857), eine Dichtung, die bei den wesentlichsten Mängeln große Vorzüge darbietet. Am Hofe Ludwigs XV. stehen sich zwei Parteien gegenüber, die der Königin und die der Marquise von Pompadour. Diese hat den schwachen König dahin gebracht, daß er sich von der Königin will scheiden lassen, um die Marquise zu heirathen; ja es ist schon die päpstliche Dispens zur Scheidung angelangt. Die Partei der Königin muß Alles aufbieten, Dieß zu verhindern, und ein glücklicher Zufall kommt ihr zu Hülfe. Auf einer Spazierfahrt hatte die Marquise einen zerlumpten Menschen gesehen, bei dessen Anblick sie unter dem Ausruf „Narciß!" in Ohnmacht gesunken war. Die Partei der Königin sah bald ein, daß dieser Mensch für ihre Zwecke gebraucht werden könne. Dieß erfahren wir aus den Unterredungen zwischen der Gräfin von Epinay, der Vertrauten der Marquise, mit den Encyklopädisten Holbach,

Grimm und Diderot. Dieser Narciß war der Neffe des bekannten Rameau, der mit seinem heißgeliebten Weib in armseligen Umständen lebte, weil sein Oheim, der auf sein Talent neidisch war, auf jegliche Weise seinem Aufkommen entgegentrat. Einst verschwand seine Frau plötzlich und er hat seit 20 Jahren Nichts von ihr vernommen. Der Schmerz über ihren Verlust hatte ihn so niedergebeugt, daß er von da träumerisch dahin lebte, und in zeitweiligen Wahnsinn verfiel. Mit der Welt zerfallen, rächte er sich an ihr, indem er Allen, mit denen er zusammentraf, die bittersten Wahrheiten sagte, die man sich um so eher gefallen ließ, als man ihn für einen Narren hielt und doch zugleich seine geistreichen Bemerkungen bewunderte. Die Schauspielerin Quinault, Vorleserin der Königin und derselben mit der größten Treue ergeben, nimmt ihn zu sich, sobald sie sich überzeugt, daß er Der sei, welcher auf die Marquise einen so großen Eindruck gemacht habe; sie hofft, dieselbe durch ihn stürzen zu können. Von ganz unerwarteter Seite erhält sie Bundesgenossen. Der Graf du Barry, Vertrauter des Königs hat bemerkt, daß dieser gegen die alternde Marquise gleichgültig geworden ist; der Herzog von Choiseul, der seine Stellung der Marquise zu verdanken hat, besiegt die Regungen der Dankbarkeit und Liebe und verbindet sich mit dem Grafen, um die Marquise zu opfern. Der Plan, den Beide zu diesem Zwecke fassen, ist teuflisch; ein jäher Schreck könnte ihr den Tod

bringen, ein solcher soll ihr bereitet werden, hierzu soll Narciß beitragen. Zwar schwankt der Herzog immer noch; doch endlich entschließt er sich, den Plan zu verfolgen, als die Marquise ihm gesteht, daß sie ihn nie geliebt, daß nur Ehrgeiz sie geleitet habe. Er beredet mit der Schauspielerin Quinault, ein Schauspiel vor der Marquise aufzuführen, in welchem Narciß plötzlich erscheinen soll; es geschieht; die Marquise erkennt ihn, und er in ihr sein verschwundenes Weib. Bei seinem Anblick fällt sie in Ohnmacht; zwar erholt sie sich wieder, und die Liebe zu dem unglücklichen Narciß giebt ihr die Kraft, dem Herzog entgegenzutreten; aber als Narciß, der sie zuerst mit Leidenschaft umarmt hatte, erkennt, daß sein geliebtes Weib die berüchtigte Pompadour ist, stößt er sie verächtlich von sich. Der Schmerz tödtet sie, und auch er stirbt in Folge der furchtbaren Aufregung, nachdem er im prophetischen Wahnsinn als Folge der durch die Maitressenwirthschaft herbeigeführten Sittenlosigkeit die bald eintretende Revolution verkündigt. Zum Verständniß der mitgetheilten Scenen fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß die Quinault erst kurz vor Aufführung des Dramas erfährt, (was Choiseul schon wußte), daß die Pompadour das verschwundene Weib des Narciß ist, weshalb sie, freilich zu spät, bereut, der Intrigue behülflich gewesen zu sein, weil sie das Unheil voraussieht, welches daraus entstehen muß. — Daß der Stoff unhistorisch ist, wollen wir nicht tadeln, obgleich der Dichter sich doch gar zu viel gegen die geschichtliche Wahrheit erlaubt hat. Ist ihm doch gelungen, auf diesem Wege eine echt tragische Fabel zu erfinden und ein Trauerspiel zu schaffen, das sich bei seinem Erscheinen den ungetheiltesten Beifall erwarb. Freilich mußte eine nähere Prüfung die Begeisterung bedeutend abkühlen. Zunächst mußte man bemerken, daß die Anlage ohne alle dramatische Festigkeit ist. So sind die Encyklopädisten Holbach, Grimm und Diderot vom Dichter nur als Maschinen gebraucht, um uns mit der Lage der Dinge beim Beginn der Handlung bekannt zu machen und dieselbe zu eröffnen; haben sie ihren Part hergesagt, verschwinden sie eben so spurlos, als einst das Weib des Narciß; sie sind für die Handlung also vollkommen überflüssig. Was durch sie erreicht wurde, hätte eben so gut oder vielmehr noch besser durch die wirklich handelnden Personen erreicht werden können. Die Haupttriebfeder der gegen die Marquise eingeleiteten Intrigue ist der Herzog von Choiseul, und doch ist demselben eine nur sehr untergeordnete Stellung gegeben, wodurch seine Bedeutung allzu geschwächt wird. Narciß, der Held des Stücks, ist nirgends selbsthandelnd, er ist ein willenloses Werkzeug, dessen sich die Intrigue mit unmenschlicher Gleichgültigkeit bedient. Ueberhaupt sind alle Personen außer der Marquise, Narciß und der Quinault mehr oder weniger farblos; es scheint, als ob der Dichter die übrigen nur eingeführt hätte, um seinem Drama einen größeren Umfang zu geben. Die Sprache ist höchst inkorrekt und steht dadurch mit dem Charakter der Personen, die Alle zur gebildeten Gesellschaft gehören, im vollsten Widerspruch. Der Beifall, den das Drama erwarb, läßt sich nur aus der anschaulichen Darstellung der sittlichen Verkommenheit der gesellschaftlichen und politischen Zustände jener Zeit, so wie aus den beiden mit wahrer Dichterkraft durchgeführten Charakteren des Narciß und der Marquise erklären. Obgleich nur passiv erscheinend, gewinnt Narciß doch unser höchstes Interesse. Sein träumerisches Wesen, sein Cynismus, der eine Folge nicht bloß seiner persönlichen Leiden und Erfahrungen, sondern auch seiner Verachtung der damaligen Zustände ist, weshalb er Personen und Verhältnisse mit der größten Bitterkeit beurtheilt; die Schwäche seines Charakters, der sich allen Einflüssen willenlos hingiebt, das Aufflackern seiner Thatkraft, als er glaubt, durch den Sturz der Pompadour dem Vaterland einen Dienst zu erweisen; sein Jubel, als er seine Frau wiederfindet, sein Entsetzen, als er in ihr die berüchtigte Maitresse des Königs erkennt, Alles Dieß und noch manche andere Züge sind mit der lebendigsten Dichterkraft zur Anschauung gebracht, die es lebhaft bedauern lassen, daß Brachvogel der künstlerischen Behandlung nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat. — In dieser Hinsicht ist in „Adelbert vom Babenberge. Ein Trauerspiel" (Lpz. 1858) ein nicht unbedeutender Fortschritt sichtbar; es ist darin ein festerer Zusammenhang, eine dramatischere Entwickelung anzuerkennen; aber auch hier sind Charaktere und Begebenheiten allzu grell; man glaubt sich in die Zeiten des Sturms und Drangs zurückversetzt, wo die untergeordneten Geister durch Kraftworte, seltsame Wendungen und auffallende Situationen zu wirken suchten. Denselben Eindruck macht auch „Der Usurpator. Dramatisches Gedicht in 5 Akten" (Lpz. 1860), dessen guter Gedanke, den Protektor Cromwell von einer neuen fruchtbaren Seite aufzufassen, nicht glücklich durchgeführt ist. Man kann allerdings von Cromwell sagen, was man von Lavater behauptete, daß sich nicht ermitteln lasse, wo der Betrogene aufhöre und der Betrüger anfange, und es war, wie gesagt, eine glückliche Idee, den „Usurpator" von dieser Seite zur Anschauung zu bringen; allein es ist Dieß dem Dichter nicht gelungen. Er stellt die Gegensätze zu schroff und ohne Uebergang dar. „Der Sohn des Wucherers. Drama in 4 Aufzügen" (in Gubitz Jahrbuch 1864) ist spannend, aber allzu sehr auf den Effekt hinarbeitend; es ist ein vollständiges Tendenzstück. Die übrigen Dramen des Dichters „Mon de Caus", „Fräulein von Montpensier", und „Der Trödler" kennen wir nicht, sie scheinen nicht gedruckt zu sein.

Aus „Narciß".

Fünfter Akt. Fünfte Scene.

Marquise von Pompadour. Choiseul. Hofdamen, Pagen und die beiden Cavaliere (treten links ein). (Ein Cavalier öffnet die Thür rechts.) Die Minister Terray, Maupeau, Silhount und Du Barri (treten rechts ein.) Alles verbeugt sich. Pompadour grüßt. (Kurze Pause.)

Pompadour. Nun, lieber Herzog, theilen Sie uns den Titel und die handelnden Personen des Dramas mit.

Choiseul (ein Papier hervorziehend). Das Drama heißt: „Athalia, Königin von Juda". Den Namen des Autors erlaube ich mir nach der Vorstellung mitzutheilen.

Die Personen sind: Die Königin Athalia — Mademoiselle Quinault; Cleomenes, Hauptmann der Leibwache — Preville; Polioreet, ein Grieche, ihr Vertrauter — Dumenil; Azaziel, der Hohepriester — Lecain; Rahel, seine Tochter — Mademoiselle Clairon; Simson, ein Bettler — Herr Laitard. Gefolge.

Pompadour. Also eine Begebenheit der jüdischen Geschichte, etwa um die Zeit der kleinen Propheten? —

Choiseul. Ja wohl. Der erste Akt spielt in einer Halle der Hofburg zu Jerusalem, es ist Abend, die Thorhüter schlafen, Athalia streift unruhig durch die weiten Säulengänge.

Pompadour. Das fängt schaurig genug an. Nun beginnen Sie. — (Choiseul stiert sie bleich an.) Mein Gott, was zögern Sie denn, Herzog? —

Choiseul (zusammenfahrend). Sogleich! (Er geht in den Hintergrund und winkt, kommt dann entschlossen zurück und stellt sich hinter den Sessel der Marquise.)

Sechste Scene.

Vorige. Doris Quinault (im Kostüm, tritt durch die Vorhänge des Hintergrundes schwankend und bleich auf, in höchster Angst und Erregung).

Quinault. „Die Nacht bricht an, — auch meine Lebenssonne —
Neigt trübe sich — dem Grab im West entgegen, —
Und diesem tiefen — Dunkel um mich her —
Entschlüpft ein Heer gespenstischer Gesellen, —
Die — mit gebrochnen — Herzen — starren — Auges —
Die Schmach und Schande — schwatzhaft mir erzählen, —
Die sie — durch mich im Leben einst erduldet!" —
Barmherziger Gott, ich kann nicht mehr! (Die Versammlung wird unruhig.)
„Weh und noch Einer kommt (sie sieht sich entsetzt um.)
Ja noch Einer ists — heran — so bleich."
O Jesus! — „Weh mir! — Mein erster Gatte!" (schreit auf.)
(Pompadour schaudert zusammen.)

Siebente Scene.

Vorige. Narciß (im Kostüm durch die Vorhänge hereindringend).

Narciß (mit gewaltiger Stimme). „Ja, sieh her!" —

Quinault. O entsetzlich! (sie ist bemüht, sich immer so zu stellen, daß sie die Pompadour und Narciß einander zu sehen hindert.)

Pompadour (erschreckt). Ha, was ist Das! — (erhebt sich aus dem Sessel.) Diese Stimme! —

Narciß. „Sieh ihn, den Du verachtet und verstoßen!" —

Pompadour (entsetzt). Bin ich von Sinnen? — Das ist —

Narciß. „Er reißet Dir Dein gleißend Diadem" — (Pompadour stößt die dicht vor ihr stehende Quinault mit aller Kraft bei Seite. Narciß und Pompadour sehen sich mit namenlosem Entsetzen an.)

Pompadour (aufschreiend). Narciß!! — (sie sinkt ohnmächtig in den Sessel zurück, indem sie stöhnt.)

Narciß (aufschreiend). Allmächtiger Gott! — Mein Weib!! (Er stürzt auf sie zu, sinkt vor ihr auf die Knie, umfängt sie sprachlos und bedeckt ihre Hände mit Küssen.)

Quinault (krampfhaft). O Gott! (starrt in lautloser Angst auf Pompadour und Narciß. Kurze Pause, Alles steht entsetzt. Choiseul tritt, Pompadour athemlos beobachtend, auf die rechte Seite.)

Narciß. O mein theures, mein einziges Weib, ich habe Dich wieder, — Dich wieder! — Ich habe Dich gesucht und gesucht, ach, und Du wolltest Dich nicht finden lassen, mein Lieb! — Wo bist Du so lange geblieben? —

Quinault (mit gespanntester Angst). Ha, sie kommt zu sich, sie wird nicht sterben.

Pompadour (die sich erholt, ihn umfangend, matt). Mein Narciß, mein armer, lieber Narciß! — (küßt ihn.) O Gott, kannst Du mir verzeihen, daß ich Dich so namenlos elend gemacht und Dein Leben verödet? (lauter, voller Freude und Zärtlichkeit.) Aber sieh, nun hab ich Dich wieder! Ich halte Dich umfangen, bis der neidische Tod mich aus Deinen Armen reißt! — Doch nein, ich will leben, ich werde leben! Dir zu Liebe, zum Glücke! (innig) O, ich hatte es anders beschlossen! Nur noch eine kurze Zeit und Du hättest mich doch wieder gehabt, — aber besser, Narciß, besser, nicht so bedeckt mit Schande, wie jetzt. (Feierlich.) Doch sie ist gesühnt, gelöst in diesem Augenblicke vor der gemeinen Erbärmlichkeit dieses Mannes, (auf Choiseul deutend), dieses elenden Gesellen, den ich groß gesäugt mit meinem Herzblut! (knirschend.) Aber noch habe ich Kraft, ihn zu zertreten, und ich werds! — Sie haben Dich hierher gebracht, Narciß, damit Du mich morden sollst mit Deinem lieben Antlitz. Alle diese sind meine Mörder, sie zielen nach meinem Herzen! — Das ist eine Verschwörung der Königin gegen mich, und der falsche Choiseul hat seine mörderische Hand an sie verkauft! Pfui, Judas! —

Choiseul (wie vernichtet, halblaut). O Gott, sie erholt sich, sie wird leben! — Nur im Tode läßt sie ihre Macht! —

Pompadour (erhebt sich mit riesiger Energie, Narciß, der bisher zärtlich um sie bemüht war, unterstützt sie). Ja, leben! — Die Pompadour ist noch die Gebieterin Frankreichs! — Wer d'Amboises Nachfolger sein will, melde dem König, was geschehen, und rufe die Palastwache! Ihr müßt mich morden, Choiseul! — Morden mit kaltem Blute, — ein wehrloses Weib! So kommt doch und wagts! — Doch wenn mein Blut an Eurem Stahle klebt, (höhnisch) ist Maria Leszcinska so beschimpft, daß sie nicht mehr Königin sein kann; — Das hattet Ihr vergessen bei der Rechnung! — O!! — (sie fällt in den Sessel zurück, indem sie die Hände nach Narciß ausstreckt.) Mein Narciß! (Er stiert sie entsetzt an.)

Choiseul (ruft). Capitain St. Lambert!! (Die Vorhänge der Arkaden theilen sich, man sieht den Hintergrund mit Soldaten besetzt.)

Achte Scene.

Vorige. St. Lambert (durch die Mitte, zwei Gardisten folgen ihm und besetzen die Thüren links und rechts).

Lambert (herantretend). Sie stirbt!

Choiseul. Ich habe sie gemordet! — Ha! — Aber ich werde siegen! —

Barri (aus seinem Entsetzen erwachend). Er hat mich betrogen!

Pompadour (an Narciß gelehnt, matt). Ihr hattet auf meine Krankheit gerechnet, Herzog, die war ein zuverlässiger Bundesgenosse. Ein feines Stückchen, d'Amboise, ein rechtes Liebeszeichen.

Choiseul. Liebe? Die Eitelkeit muß man sich abgewöhnen, wenn man ein großer Mann sein will!

Pompadour. Gut, sehr gut! — Ihr seid ein würdiger Schüler von mir, aber nur — ein Schüler! O, die Pompadour ist eine Riesin, — sie stirbt nicht an der Schande, — denn es wäre eine Entehrung der menschlichen Natur, sich vor Euch, sich in diesem Zeitalter zu schämen! — Ich will leben, ich muß leben um dieses Armen Willen. Ich hab ihm eine ewige Schuld zu zahlen und ich werds, und müßt ich selbst das Paradies entvölkern und den Himmel zur Erde reißen, daß sie mit mir zu seinen Füßen lägen! — (Will Narciß umarmen.)

Narciß (packt sie wild). Ha! Und wenn Ihr Beide mir zu Füßen läget, Du und das Paradies, ich würde Euch zertreten! — (Schleudert sie in den Sessel.)

Pompadour (thut einen Schrei, dann wimmernd). O Erbarmen! —

Narciß (ehern). Du hast mich verlassen, treuloses Weib, Du hast geschwelgt im Glück, indeß ich gebettelt, Du hast Dich selbst, die Gott geschaffen zu seinem Abbild, zerfetzt und geschändet um das hohle Phantom von Ruhm und Macht, das sei Dir verziehen, denn Du bist bestraft mit ehrlosem Alter. Aber, daß Du, Du diese Pompadour gewesen bist, sein konntest, das sei Dir nicht verziehen! Begreifst Du nicht, Hyäne, daß in mir das zerlumpte, verzweifelte, wahnsinnige Vaterland Dich angrinst, das Du an Leib und Seele dem Götzen Deines Ichs geschlachtet? — Ich trete vor Dich als die Menschheit, Deine Zeit! Sieh her, Das hast Du aus ihr gemacht! — Was willst Du uns geben für unsre Lumpen, unsre Thränen, für die gebrochne Unschuld, die verfaulten Seelen? Was? Giebst Dus uns wieder?! (Rüttelt sie.) — Der Tag des Gerichts bricht herein, die Posaunen schreien, die Sonnen erbleichen und die Sterne verwehn und der Tod reitet über die Erde und mähet und mähet, denn ihm sind zu eigen gegeben die armen Menschen um Deiner, Deiner Sünde Willen, und wenn Du dahinfährst und trittst unter die Schaar der Verdammten, da jauchzen die Teufel, hahahaha, denn ihre Erlösung ist kommen, und sie werden rein und zu Engeln vor Deiner Schuld. Sie entsetzen sich, sie entfliehen vor Dir und Du wirst zurück bleiben in den Gefilden des Entsetzens und allein sein!! —

Pompadour (einen wahnsinnigen Schrei ausstoßend, dann sich emporbäumend). Nun denn, nach mir die Sündfluth!! — (Bricht zusammen und stirbt.)

Alle (näher tretend, dumpf). Sie ist todt! —

Choiseul. O, daß man seine That nicht messen kann!

Narciß (ohne das Geschehene zu beachten, in gesteigertem Wahnsinn). Hahaha! Ja, die Sündfluth! — Es regnet Feuer vom Himmel und Galle und Thränen! Aus den Sümpfen des Elends und Verbrechens steigt das entmenschte Geschlecht und heult durch die Straßen nach Blut! Blut! Blut! Hussa! Hurra! Und unter Gelächter rollen die hauptlosen Leichen in den Koth, von Mutter und Kind, Freund und Feind. Auf dem leeren Throne Gottes sitzt die grinsende Vernunft dieser Welt, die Vernunft, die wahnsinnig worden und rechnet und zählt, denn sie braucht noch 5000 Leichen, daß sie leben kann, und da steigt die Sündfluth indeß, bringt bis zur Hölle, und da, hahahaha! treffen wir Beide uns wieder! (Stößt einen Schrei aus, bricht zusammen und stirbt.)

Choiseul. Der Wahnsinn hat ihn getödtet.

Quinault (voll rührender Hoheit). Und aus der Sündfluth steigt in neuer Schöne die geläuterte Menschheit und betet wieder zu ihrem versöhnten Vater im Himmel. Dann wirds keinen Narciß mehr geben!

Lambert (vortretend). Ihre Majestät die Königin betrat so eben die Gemächer des Königs! —

Choiseul. Ha! — Folgen Sie mir, meine Herren Minister! (Indem er sich wendet, fällt der Vorhang.)

Melchior Meyr.

Von nicht geringerer poetischer Begabung, aber künstlerisch durchgebildeter ist Melchior Meyr, den wir schon als lyrischen und epischen Dichter kennen und lieben gelernt haben. Auch als Dramatiker verdient er mehr Anerkennung, als ihm zu Theil geworden zu sein scheint. Sein erster Versuch „Franz von Sickingen. Historisches Drama in 5 Aufzügen" (Berl. 1852) ist historisch treu gehalten; die Behandlung ist ernst und würdig, nur ist dem theologischen Element eine zu große Breite gegeben, wodurch die Handlung aufgehalten wird, und der Kampf gegen die Fürstengewalt zu wenig betont erscheint, der doch eine wesentliche Veranlassung zu Sickingens Unternehmungen war. „Herzog Albrecht. Dramatische Dichtung in 5 Akten" (Stuttg. 1862) behandelt die rührende Geschichte der schönen Agnes Bernauer. Am Anfang der fünfziger Jahre gedichtet, im Frühling 1852 in Berlin und auf vielen andern Bühnen mit Beifall aufgeführt, wies die Kritik mancherlei Mängel nach, weshalb der Dichter es zum Theil umarbeitete, namentlich dem letzten Akt eine ganz neue Gestalt gab. Allein so gut dieser auch an sich ist, so glücklich der Dichter die Versöhnung des Sohnes mit dem Vater motiviert hat, so bleibt dieser Akt immerhin ein unkünstlerischer Auswuchs, da das Stück nothwendig mit dem Tode der Agnes hätte schließen sollen. Zudem berührt es unangenehm, daß der Kanzler, der Urheber des Mords, selbstzufrieden stirbt, weil der Herzog nunmehr ebenbürtig heirathen und das Haus Wittelsbach regierungsfähig fortgepflanzt werden kann; allein wenn Dieß auch ein glückliches Motiv für den Mord ist und der kalte Staatsmann sich bei und nach der That mit seiner Absicht bei sich selbst rechtfertigen kann, so ist es kaum denkbar, daß er auch im Angesichte des Todes diese Ruhe und Selbstzufriedenheit behält. Die ersten Akte sind dagegen durchaus schön; der Dichter hat die Leidenschaft mit Innigkeit und wahrem Gefühl dargestellt. Noch vollendeter ist „Karl der Kühne. Historische Tragödie" (Stuttg. 1862), worin Alles maßvoll, gediegen, von tüchtigem Gehalt und schöner Form. Schon die Exposition ist ganz vortrefflich, und die Handlung entwickelt sich rasch und übersichtlich. Die Charaktere sind mit großem Glück gezeichnet, der Dichter hat es verstanden, sie oft mit wenigen Zügen scharf und wahr zu schildern; so außer den Hauptpersonen die Herzogin Philippa und den Grafen Campobasso, Anführer der Lombarden in Karls Diensten. Es ist ein durchaus glücklicher Gedanke des Dichters, Karl dem Kühnen höhere Absichten zu unterlegen: nicht bloß aus Ehrgeiz, sondern um die Welt zu beglücken, will er seine Macht erweitern und selbst nach der Kaiserkrone streben. René, der Poetenkönig, hat ihm die Provence zugesagt; Elsaß ist ihm verpfändet; er verlangt vom Kaiser, daß er ihn zum Reichsvikar diesseits des Rheins bestelle und ihm die königliche Würde verleihe; Lothringen, Savoyen und die Schweiz wird er nebst Mailand erobern,

— — — „und das Königreich
Burgund ist größer, mächtger, glänzender
Von einem König wieder aufgerichtet. — —
Bei St. Georg! Wenn frei der Kaiserthron,
Wer will mich hindern mich darauf zu setzen?
Und bin ich König von Burgund und Kaiser,
Wer kann es wagen, mir zu widerstehn?
Dann jagen wir die Türken aus Europa,
Und stellen mit gewaltger Hand die Ehre
Des Reiches und des Christenvolkes her."

Aber freilich sind seine Mittel die eines Despoten, der Alles vor sich niederwirft, was sich seinen Zwecken entgegenstellt. Es ist vortrefflich, daß der Dichter ihn zwischen zwei entgegengesetzte Charaktere stellt, den edlen Chimay,

Grafen von Croy und den Abenteurer Campobasso, der ihm zu schmeicheln und in seinem Sinne zu reden weiß, wodurch er dem getreuen und weisen Rath Chimays unzugänglich wird, was ihn ins Verderben stürzt. Nicht weniger glücklich ist der Gegensatz zwischen Karl und Ludwig entwickelt. Karl hat die besten Absichten, aber sie sind auf dem Wege, den er einschlägt, und in dem Umfang, den er sich vorsetzt, unausführbar, sie werden es noch mehr bei seinem despotischen Charakter, der ihn über Personen und Verhältnisse verblendet. Ludwig hat beschränktere Absichten, er will nur Frankreich zu einem Ganzen machen, und die übermüthigen Vasallen beugen; aber er geht dabei klug und vorsichtig zu Werke. Karl ist an sich eine edle Natur, aber er geht unter, weil die Mittel, die er anwendet, mit seinen Absichten im Widerspruch stehen; Ludwig XI. ist eine gemeine Natur, aber er erreicht seine Zwecke, weil die Mittel, die er anwendet, so verworfen und verächtlich sie auch sind, seinen Absichten entsprechen. Auch die Schweizer sind vortrefflich gezeichnet, insbesondere der Altschultheiß Niklaus von Scharnachthal und Hans Waldmann, deren Wesen in der Unterredung zweier Diener Karls, des Deutschen Martin und des Franzosen François zur lebendigsten Anschauung gebracht wird*).

Aus „Karl der Kühne".

Erster Aufzug. Achter Auftritt.

Karl. Philippa. Campobasso (etwas entfernt von ihnen).

Karl. Ich habe Dich, Philippa, stets geachtet,
Weil einer Fürstin Geist in Dir ich sah,
Der offen ist dem Ernsten und dem Großen.
Kriegsruhm und Macht begeistern Dich, die Liebe
Füllt Deine Seele nicht allein!
Philippa. Die Liebe
Und treue Sorge für die Größe Dessen,
Dem sie geweiht ist, sind in Eins verschmolzen
In einer edlen Frau!
Karl. Wer für das Große
Ein Herz hat und für heldenhafte Thaten,
Der hats für Den, der sie zu thun vermag! —
(Nach kurzer Pause.)
Ich habe Dich zur Helferin ersehn!
Du sollst von meiner Arbeit einen Theil
Und einen Theil von meinem Ruhme haben —
Du sollst als treue Freundin eines Helden
Durch alle Zeiten strahlen!
Philippa (nachdem sie ihn forschend angesehen).
Was verlangt Ihr?
Ich bin erbötig und bereit zu thun,
Was mir die Pflicht gebietet und — gestattet.
Karl. Das Blut in Deinen Adern, Kind, — die Stellung,
Die Hoheit eines Zweigs an unserm Stamm,
Die Dankbarkeit verpflichten Dich, die Kraft,
Die Dir gegeben, meinem Arm zu leihn!
Ich habe Herzog Reinhart Dir verlobt;
Nicht hab ich Euch durch Widerstand gequält,
Als Eure Lieb ich sahe — nein, ich habe
Die Sehnsucht selber an ihr Ziel geführt!
Philippa. Das thatet Ihr —
Karl. Du kannst es nun vergelten!
Du kannst mirs lohnen durch den größten Dienst!
Philippa. Doch wie, mein Ohm?
Karl. Du mußt Reinhart bewegen,
Mir einzuräumen, was ich fordern muß!
Er liebt Dich über Alles! Dir, wenn Du
Mit Ernst ihn angehst, kann er Nichts verweigern!
Philippa. Er brauchts auch nicht! — Er weiß, daß ich Nichts fordre,
Was nicht zum Schemel seiner Ehre dient! —
Und Eure Wünsche? Sprecht sie deutlich aus!
Karl. Reinhart soll mit mir gehn den Weg des Ruhms!
Sein Land, sein Volk, sein Gut und seinen Muth
Soll er beisteuern zu der Einen Macht,
Womit wir uns ein Königreich erobern!
Philippa. Das heißt: was Ihr erdacht, soll Reinhart thun?
Er soll der Arm sein, dem das Haupt gebietet? — —
Und wenn ers weigert — was geschieht?
Karl. Er wirds nicht!
Denn ohne Dich vermag er nicht zu leben!
Sein Herz ist weich — die Liebe herrscht darin, —
Philippas Hand ist ihm das höchste Gut!
Doch diese Hand und fürstlichreiche Mitgift,
Die Herzog Karl gewährt, erhält er nur,
Wenn er erfüllt, was wir verlangen!
Philippa. Reinhart —
Das scheint das Wort für Eures Herzens Meinung —
Soll unbedingt Euch zu Gebote stehn,
Und ich soll durch die Macht, die seine Liebe
Mir zugestanden, ihn Euch überliefern!
Karl. Zum Freund sollst Du ihn machen und Gehülfen! —
Das Wohl des Hauses, dem Du angehörst,
Die Glorie, die es haben soll und muß,
Gebieten Dirs.
Philippa. Nie, nie wird Das geschehn!
(Karl sieht sie erstaunt und entrüstet an. Campobasso tritt näher.)
Ich sollte Den, zu dessen Ehr ich da bin,
Erniedern? Mein Gemahl, ein Fürst und Herr,
Der nur den Kaiser über sich erkennt,
Sollt als Vasall gehorchen dem Vasallen, —
Ja, willenloses Werkzeug sein? Die Krone,
Durch die der Herzog Eures Gleichen ist,
Sollt ich, die Gattin, ihm vom Haupte reißen?
Nie, nie, Herr Herzog! Der Vertrag, den Ihr
Erzwungen durch Gewaltthat, soll gelöst,
Nicht fester werden und dem Eingeschnürten
Jedwede Regung hemmen! Unumschränkt
Soll Reinhart sein, frei, frei soll er beschließen,
Was ihm gefällt!
Karl. Sinnlose! Pflichtvergeßne!
Philippa. Ich hab mich nie verpflichtet, Eurem Ehrgeiz
Auf Kosten des Geliebtesten zu fröhnen.
Ihr habt für Euch gehandelt, als Ihr thatet,
Was mich beglückte! — Dennoch sollt Ihr Dank
Und Dienste haben, wo die Pflichten immer
Der Gattin und Verwandten sich vereinen.
Im Widerstreit mit meines Reinhart Ehre
Verweigr ich Alles! — Ihm und seinem Ruhm
Gehört mein Leben, meine Kraft, mein Geist;
Und was mit dem Beruf zusammenstößt,
Das stoß ich weg, von wem es kommen mag!
Karl. Du wagst es, mir zu trotzen! — Kennst Du mich?
Philippa. O ja, ich kenn Euch, besser als Ihr denkt —
Im hellsten Licht erblick ich Eure Seele! —
Herr wollt Ihr sein und Knechte wollt Ihr haben,

*) Wir haben des Dichters „Dramatische Werke" (Hamb. 1868) erst erhalten, als Obiges schon dem Druck überliefert war. Wir können daher von beiden darin mitgetheilten Dramen „Mechthilde" und „Wer soll Minister sein?" nur im Allgemeinen berichten, daß auch in diesen sich des Dichters Gestaltungsgabe und Gedankenreichthum in erfreulicher Weise bewährt hat.

An Rang verschieden, aber darin gleich,
Daß Alle sklavisch Euch gehorchen müssen.
Nur Ihr allein sollt freien Willen haben,
Die Andern nur den Willen, Eurem Willen,
Der ihre Freiheit aufzehrt, blind zu dienen!
Karl. Rebellin! Rasende! — Was hält mich ab —
Campobasso (vortretend). Prinzessin, hört auf eines Dieners Rath!
Der Nächste nach dem Herzog Karl zu sein,
Das ist ein Glück, nach welchem größre Herrn,
Als Herzog Reinhart ist, noch geizen werden.
Allein die Macht zu reizen, bringt Gefahr! —
Ich rath Euch, Furcht zu haben!
Philippa. Wer die Freiheit —
Die Treue höher achtet als das Leben,
Der ist erhaben über jede Furcht!
Kein Leid und auch der Tod nicht kann ihn schrecken!
Campobasso. Es giebt noch Schlimmres, Fürstin, als den Tod!
Karl. Wohl! — Du verschmähst, was ich Dir zugedacht,
Zerreißest keck das Band, das Dich erhaltend
An mich geknüpft! — Es sei! — Geh hin und fühle,
Was Du allein und ohne mich vermagst!
Ich brauch Dich nicht! — Wenn ich beschlossen habe,
Nach einem Ziel zu gehn, dann hemmt mich Niemand;
Und wer sich nicht mit seinem Willen fügt,
Der fügt sich, weil er muß!
Campobasso. Besinnt Euch, Fürstin! —
Die Klugheit fordert, daß der Macht Ihr weicht!
Philippa. Die Klugheit fordert, daß ich edel bin!
Die Klugheit fordert, daß ich widerstehe
Geschminkter Lockung, die mich ins Verderben
Mit dem Versucher risse! — Spare Deine Worte!
Du bist der Mann nicht, der mir rathen kann!
Karl. Wir sind geschieden! Fort! Hinweg! — Verstoßen
Von meinem Herzen und aus meinem Hause,
Sink in Dein Nichts zurück! — Am Wege stehend,
Ohnmächtig, überzeuge Deine Blindheit,
Daß ich unfehlbar, was ich will, erreiche!
Philippa (bei Seite). O ich errathe, was Du willst! — Schnell! Schnell! (Ab.)
Karl (nach einer Pause). Die Hölle neckt mich! Was! Nachdem ich schon
Die Hand gelegt ans Königsdiadem,
Verschwindet es, wie von Dämonenhänden
Hinweggerafft! Das Kaiserhaus fällt ab,
Mein eigen Haus empört sich wider mich!
Weicht mir der Boden bei den ersten Schritten?
Campobasso. Euch bleibt die Macht, die Ihr allein besitzt!
Karl. Beim Teufel, ja — die bleibt mir! Und man zwingt mich,
Sie anzuwenden! — Sollen verliebte Weiber
Den Lauf des Mannes hemmen? Soll das Große
Der Erde nicht gedeihn, weil eine Thörin,
Für ihre Grillen bangend, Wehe ruft? —
Und diese Sinnberaubte widersetzt sich
Der Gründung eines königlichen Hauses,
Worin sie selber glorreich wohnen sollte!
Campobasso. Die Männer, die der blöden, spröden Welt
Und ihrem kindischen Geschrei zum Trotz
Ausführen die Gedanken ihrer Seele,
Sie grade nennt dieselbe Welt die Großen.
Karl. Ja! — und sie sinds! — die Säulen der Geschichte,
Und wenn das klägliche Gewinsel längst
Verhallt ist, werden sie gerühmt — vergöttert, —
Und ihre That entflammt zu neuen Thaten!
(Nach kurzem Schweigen.)
Graf Compobasso! —
Campobasso. Herr!
Karl. Nimm Deine Leute.
So viel im Kloster sind, besetze schnell
Die Thüren und die Thore, dann umstelle
Den linken Flügel, geh mit Deinen Bravsten
Zum Lothringer und halt ihn fest!
Campobasso. Nach Eurem
Befehl! — Doch wenn er sich zur Wehre setzt —
Wenn seine Diener ihn vertheidigen —
Was darf ich thun? Wie weit —
Karl. Ihn selber schone! —
Doch über all die Seinen hin ergreif ihn! —
Er muß in meiner Macht sein, dieser Jüngling!
Hörst Du? Er muß!
Campobasso. Ich gehe, zu gehorchen.
Karl. Die erste That auf meinem neuen Weg
Darfst Du thun, Campobasso! — Komme mir
Nicht wieder, wenn er nicht in Deiner Hand ist!"
(Campobasso ab.)
Karl. So oder so! — Er wird sich wohl bedenken,
Wenn mir sein Loos anheimgegeben ist!
Er wird es vorziehn, mit dem Stärkeren
Im Tageslicht und auf dem Feld der Ehre
Dem Siege nachzugehen, statt im Kerker
Der ewigen Nacht verfallen hinzuschmachten! —
(Nach einer Pause.)
Wer Großes will, kann die Gewalt nicht meiden,
Ja nicht das Unrecht, wie die Welt es nennt!
Die Menge scheut vor ihrem Wohl zurück —
Wer ihrs mit Zwang auflegt, Der ist ihr Heiland! —
Der edle Zank der Fürsten um ein Nichts
Fällt giftig auf die Saat bescheidnen Fleißes —
Die Welt braucht einen Herrn, der sie beschützt,
Und ich — ich halte mich durch Kraft und Willen
Zu diesem Amt berufen! — Welch ein Bild,
Wenn Ordnung triumphiert und jeder Kraft
Der Weg gewiesen ist zu Lust und Ehre!
Wenn sich, beschirmt, der Bauer seiner Ernte,
Der Kaufmann des Gewinns erfreuen kann!
Wenn in den Städten fröhliche, geschickte,
Geisthelle Menschen durch einander schwärmen!
Wenn sich die Völker, die sich jetzt bekämpfen,
Als Glieder eines ruhmgekrönten Ganzen,
Die Christen alle sich als Brüder fühlen —
Anbetung weihn dem Einen Gott im Himmel,
Dem Einen Herrn auf Erden Huldigung!
Zu solchem Herrn berufen ist der Kaiser,
Das gottgeweihte Haupt der Christenheit —
Und soll auf höchstem Sitz die Kleinheit thronen?
Ich duld es nicht und schreite kühn hinan! —
Und da sie Nichts mir ließen als Gewalt,
Will ich sie brauchen! — Dieses Lothringen
Trennt meine Lande mir! Ich muß es haben —
Um jeden Preis! Ich muß! Es ist die Staffel,
Die mir zum Aufgang unentbehrlich ist!

Guido Theodor Apel.

Guido Theodor Apel, geb. zu Leipzig am 10. Mai 1811 als der Sohn des durch sein Lehrgebäude der Metrik höchst verdienten August Apel, erhielt nach des Vaters frühem Tode im Hause seiner feingebildeten Mutter durch den besonders als musikalischen Schriftsteller berühmten Gottfried Fink eine sorgfältige Erziehung. Nachdem er auf der Nicolaischule seiner Vaterstadt die akademische Vorbildung genossen, besuchte er 1830—1834 die Universitäten Leipzig und Heidelberg, wo er sich zunächst dem

Studium der Rechte widmete. Mit besonderer Vorliebe pflegte er die Dichtkunst und Musik, für welche sein früherer Lehrer Fink eine begeisterte Liebe in ihm erweckt hatte, die durch die innigste Freundschaft Richard Wagners, Mendelssohn-Bartholdys, Reissigers und anderer Componisten mächtig befördert wurde. Vom Glück mit irdischen Gütern reichlich gesegnet, und mit einer lebhaften und schöpferischen Phantasie begabt, verlebte Apel unter mitstrebenden Genossen seine Jünglingsjahre. Aber mitten in diesem Glück ereilte ihn ein schweres Unglück. Auf einer Reise im J. 1835 stürzte er, als er auf den Heidelberger Schloßberg ritt, vom Pferde und erlitt eine innere Verletzung am Hinterhaupt, die ihm eine schwere Krankheit zuzog und seine gänzliche Erblindung im October 1836 zur Folge hatte. Er ertrug diesen schweren Schlag mit männlicher Seelenstärke, und fand Trost und Ermuthigung in der Dichtkunst, die ihm nun zum Lebensberufe ward. Er starb am 25/26. Novbr. 1867. Apel ist als Dramatiker bedeutender wie als lyrischer und epischer Dichter; seine dramat. Werke sind indeß nur zum Theil veröffentlicht.

Sein Trauerspiel „Günther von Schwarzburg, erwählter deutscher König" behandelt den schönen Stoff mit Talent, das sich besonders in der gelungenen Charakteristik der verschiedenen Personen kund giebt, unter welchen zunächst Günther selbst und Kaiser Karl IV. hervorzuheben sind, dann auch der Herzog Erich, der pfäffische Balduin, sowie Elisabeth, die Tochter Günthers, und Anna, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf mit großer Wahrheit und in lebensvoller Individualität gezeichnet sind. Nur Rudolf erscheint, wir sagen nicht, zu schwankend, denn Unentschlossenheit bildet eben den Grundzug seines Charakters, aber jedenfalls zu leichtgläubig, da seine Leichtgläubigkeit an Einfalt grenzt. Noch schlimmer steht es mit Benno, dem Gehülfen des Arztes Freydank, dessen Entschluß, den König zu vergiften, so plötzlich und unmotiviert erscheint, daß er vollkommen unbegreiflich wird. Ein Mensch, und zudem Einer, der das vollste Vertrauen des edlen Freydank besitzt, von dem wir voraussetzen müssen, daß er bis dahin untadelhaft gelebt hat, entschließt sich nicht so leicht und plötzlich zu einem Mord, in der bloßen, durch Nichts gerechtfertigten Hoffnung, daß er dafür reichen Lohn empfangen würde. Außerdem steht dieser Mord ohne jegliche Beziehung zum Ganzen; und wenn die Vergiftung des Königs auch der geschichtlichen Wahrheit gemäß sein sollte, so mußte sie aus künstlerischen Rücksichten entweder dem kaiserlichen Gegner direct oder indirect zugeschrieben, oder es mußte ganz von ihr Umgang genommen werden. Denn da es sich im Drama um den Kampf der zwei Herrscher handelt, so konnte und durfte der Untergang des Einen nur als Folge dieses Kampfes erscheinen, nicht aber als Folge gemeiner Habsucht eines mit diesem Kampfe in keiner Beziehung stehenden Menschen; es wäre sogar kaum zu rechtfertigen, wenn der Mord als Ergebniß persönlichen Hasses dargestellt wäre, wenn der Mörder, wie es hier der Fall ist, außer allem Zusammenhang zu den Begebenheiten und Personen stände.

Weitaus gelungener sind Apels Schau- und Lustspiele, die unzweifelhaft zu den besten der Gegenwart gehören. Ohne nach Effekt zu streben, wirken sie durch den liebenswürdigen und gesunden Humor, der sie belebt, durch scharfe Charakterzeichnung, durch frischen und gehaltreichen Dialog und eine reine fließende Sprache. Auch sind die Stoffe glücklich erdacht, eben so glücklich angelegt und mit sicherem Takte durchgeführt. Als das gelungenste der in den „Gesammelten dramatischen Werken" (Lpz. 1856) veröffentlichten Stücke ist „Das Nähkäthchen. Schauspiel in 3 Aufzügen" zu bezeichnen, wie es sich denn auf den meisten Bühnen des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen hatte. Ferdinand Kronstein, Sohn einer Geheimräthin, Bruder der Baronin Emilie von der Rosen, Neffe des Generals von Mansfeld, hat mit der eben so schönen und liebenswürdigen, als geist- und gemüthreichen Nähterin Katharina Reiner, gewöhnlich Nähkäthchen genannt, ein Liebesbündniß geschlossen. Die hochmüthige und boshafte Malvine von der Rosen, eine Verwandte von Emiliens Gemahl, sucht das Verhältniß zu stören, wozu sie sich zweier Verwandten bedient, welche dem General mittheilen sollen, daß Käthchen sich schon vor Jahren in Gesellschaft eines jungen Mannes Tag und Nacht auf ihrem Zimmer eingeschlossen gehalten habe. Emilie, die ihren Bruder auf das Herzlichste liebt und überzeugt ist, daß er nur eine seiner würdige Wahl treffen könne, faßt den Plan, das Käthchen unter dem Namen eines adelichen Fräuleins, Katharina von Blumenhof, in ihre Familie einzuführen, damit sie Gelegenheit finde, Mutter und Oheim durch ihre persönliche Erscheinung für sich zu gewinnen. Der Plan gelingt; Käthchen weiß, sich nach Ueberwindung der ersten Befangenheit so glücklich zu benehmen, sie entwickelt einen so natürlichen und dabei doch vornehmen Anstand, so viel Geist und

Gemüth, daß Alle von ihr bezaubert sind, und sie weiß, sich mit solchem edlen Stolz und Selbstgefühl zu benehmen, als Malvine, der man sie als ein Fräulein von Blumenhof vorgestellt hatte, mit ausgesuchter Bosheit sie in Verlegenheit zu bringen sucht, daß Alle sich noch entschiedener zu ihr hingezogen fühlen. Um aber ähnlichen Verlegenheiten zu entgehen, entdeckt sie sich dem General, wobei sie zugleich mittheilt, daß sie vor Jahren dem Ferdinand das Leben gerettet, was sie übrigens bis dahin Niemandem, nicht einmal dem Geliebten entdeckt hatte. Das Stück schließt, nachdem Ferdinand in seinem Käthchen die Retterin seines Lebens kennen gelernt, zur allgemeinen Zufriedenheit aller Personen mit Ausnahme der boshaften Malvine, aber auch zur Zufriedenheit der Zuschauer und Leser, die vielleicht wünschen möchten, es hätte der Dichter das Motiv, daß Käthchen ihrem Geliebten das Leben gerettet habe, weggelassen und irgend ein anderes an dessen Stelle gesetzt. Allerdings hat er dadurch den Charakter des edlen Mädchens mit einigen bedeutungsvollen Zügen bereichert, die wir ungern vermissen würden; sie erscheint neben ihren sonstigen Vorzügen als muthig und der hingebendsten Aufopferung fähig, was aber noch mehr den hohen Adel ihrer Seele beweist, ist, daß sie ihre schöne That Niemandem entdeckt hatte, nicht einmal ihrem Geliebten, wozu sich seit langer Zeit doch tagtäglich Gelegenheit gefunden hätte. So vortrefflich Dieß auch ist, so wird dadurch doch die Idee des Ganzen einigermaßen zurückgedrängt. Der Dichter wollte darin zur Anschauung bringen, daß nicht der Stand adle, sondern die schöne Gesinnung, doch auch in den höhern Klassen der Gesellschaft sich edle Gemüther finden, die über Standesvorurtheile erhaben seien. Allein man fragt sich doch unwillkürlich, würde die Mutter Ferdinands, würde selbst der General die Näthe rin trotz ihrer geistigen und gemüthlichen Vorzüge, würden auch die Andern (Emilie ausgenommen) sie in ihre Familie aufgenommen haben, wenn sie sich nicht als die Retterin Ferdinands zu erkennen gegeben hätte? Und weil sich diese Frage aufwerfen läßt, weil man überzeugt sein kann, daß viele sogenannte Vornehme unter ähnlichen Verhältnissen die Verbindung ohne ein solches Motiv nicht zugelassen hätten, wird dadurch der Absicht der Dichtung doch recht eigentlich die Spitze gebrochen.

Wenn auch das Nähkäthchen nicht erreichend, verdienen doch auch die Lustspiele alle Anerkennung. Sie sind eben so glücklich erdacht als glücklich ausgeführt; der komische Effekt liegt in den Charakteren sowohl als in den Situationen, niemals in bloßen Aeußerlichkeiten, auch nimmt der Dichter niemals seine Zuflucht zum Zufall, um irgend eine Situation herbeizuführen, vielmehr sind sie sämmtlich nothwendige Folgen vorangehender Begebenheiten. In allen Stücken endlich spricht sich eine edle und wahrhaft sittliche Gesinnung aus, die bei so vielen modernen Dichtern vermißt wird. Das Lustspiel „Junge Männer und alte Weiber" stellt in höchst ergetzlicher Weise das Mißverhältniß dar, welches nothwendig folgen muß, wenn eine bejahrte Frau einen Mann seiner Jugend und hübschen Gestalt wegen, ein junger Mann eine alte Frau ihres Geldes wegen heirathet. Wenn auch die Charaktere des Dr. Schuhmacher und seiner liebenswürdigen Ehehälfte sehr markiert sind, so verfallen sie doch nie in Uebertreibung. Einen vortrefflichen Gegensatz gegen die Frau Schuhmacher bildet die Zimmermeisterin Grunewald, die Anfangs ebenfalls Absichten auf einen jungen Mann hat, und sich dadurch zu falschen Schritten verleiten läßt, endlich aber durch ihren Schwager zu besserer Einsicht geführt wird. „Der Hausarzt" beruht auf der leider ziemlich häufigen Erfahrung, daß die Frau bei aller Liebe, die sie zu ihrem Manne trägt, bei allen sonstigen guten Eigenschaften durch ihre Launen das häusliche Glück zu untergraben vermag. Apel zeigt uns in Sabine, der jungen Frau des Advokaten Widmann ein solches Weib, zeigt uns aber auch, wie es dem Hausarzte gelingt, dasselbe auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, indem er ihre Liebe zu ihrem Mann als Heilmittel gebraucht. Wie in diesem Lustspiel, so ist auch in den beiden andern „Ist sie treu?" und „Die unverdiente Nase" Alles von der größten Wahrheit und Natürlichkeit und es tragen alle Personen eine so ausgesprochene Individualität, sie sind, um uns eines abgenutzten, aber durchaus passenden Ausdrucks zu bedienen, so ganz aus dem Leben gegriffen, daß wir uns unwillkürlich fragen, ob wir nicht schon mit ähnlichen Persönlichkeiten zusammen gekommen sind. So ist der Calculator Nußmüller in der „unverdienten Nase" das leibhafte Conterfei eines treuen, fleißigen, aber nicht wenig pedantischen deutschen Beamten, der nie verfehlt, vor das Wort „König" ein „Allergnädigster" oder „Seine Majestät" zu setzen und der sich nicht bloß glücklich, sondern selig bei dem Gedanken fühlt, daß ihm für seine langen treuen Dienste die Verdienstmedaille allerhuldvollst ertheilt werden möchte. Bei einem solchen Charakter ist es ganz erklärlich, daß der gute Mann allen Halt verliert, an sich selbst zu zweifeln beginnt, als ihm durch ein unglückliches Mißverständniß eine allerhöchste „Nase" zu Theil wird, die seinem leichtsinnigen Vetter zugedacht war, was dem Dichter zu den ergetzlichsten Situationen Gelegenheit giebt.

Aus „Das Nähkäthchen".

Dritter Aufzug. Sechster Auftritt.

General (allein, später) Katharina.

Gen. Die Malwine hat den Teufel im Leibe. Erst das Halloh mit der schönen Blumenhof, daß das liebe, arme Kind halb ohnmächtig zusammensinkt — jetzt hat sie wieder etwas am Nähkäthchen herausspioniert — der Ferdinand wird einen Teufelslärm machen! Und Das soll ein vergnügter Tag sein! (Für sich hinbrummend.) Ich wollte, ich säße bei meinen Soldaten im Lager, und die ganze Familienschockschwerenoth — (Bleibt in Gedanken versunken stehen.)

Kath. (kommt, für sich). Da ist er! und allein! Ihm will ich mich entdecken. (Laut.) Verzeihung, Herr General, Wollen Sie mir einige Minuten schenken?

Gen. (sehr freundlich überrascht). Ah, meine Gnädige! Sendet Sie ein guter Engel hierher, um mir alten Griesgram die Grillen zu verscheuchen?

Kath. O, Herr General, wenn ich Das vermöchte —

Gen. Scherz bei Seite, mein Fräulein. Einem alten Soldaten wie mir thut es bei Gott recht wohl, in ein so liebes, offenes Angesicht zu schaun.

Kath. O, zu gütig, Herr General.

Gen. Na, na, 's ist die reine Wahrheit. Ich schmeichele wahrhaftig nicht. Aber ich kann es mir recht wohl denken, daß Sie gar nicht wissen, wie ein brummiges Mannsgesicht aussieht. Blitz und Knall! ich war vorhin so verdrießlich — hätte ein heiliges Kreuzdonnerwetter über Jeden losgelassen, der mir zu nahe gekommen wäre — und nun, da Sie eintreten, ist mir altem Kerl nicht zu Muthe, als wenn mitten in der Nacht ein paar Hundert Leuchtkugeln aufgestiegen wären?

Kath. Ich fürchte sehr, Ihre Verstimmung wieder hervorzurufen.

Gen. Ei warum nicht gar! Sie sehen mir gar nicht darnach aus.

Kath. Und doch, meine Pflicht gebietet mir, aufrichtig gegen Sie zu sein.

Gen. (gutmüthig). Ei, ei, das klingt ja bald, wie die Einleitung zu einer Beichte?

(Kleine Pause.)

Kath. Ich wurde Ihnen unter falschem Namen vorgestellt.

Gen. Weiß es schon. Meine Schwester hat mich so Etwas merken lassen. Nun, ich liebe den Scherz und bin gern bereit, Euch zu unterstützen.

Kath. Auch die Frau Geheimräthin befindet sich über meine Person in großer Täuschung.

Gen. Was Sie sagen. Aber meine Nichte, die Emilie, muß Sie doch kennen. Sprach sie doch von Ihnen, als wie von einer ihrer liebsten Freundinnen.

Kath. Frau Baronin von der Rosen kennt mich, sie überredete mich zu einem Scherz. Aber ich fürchte sehr, im Verlauf der Sache ist Alles anders gekommen, als die gnädige Frau dachte.

Gen. (freundlich). So, so? und da faßten Sie Vertrauen zu der alten Kriegsgurgel. Na, was soll denn der Alte thun, um Eure Streiche wieder ins richtige Gleis zu bringen?

Kath. Bevor ich Ihnen meinen wahren Namen nenne, erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß ich schon Ein Mal in einem wichtigen Augenblicke Ihnen gegenüberstand.

Gen. (überrascht). Wie, mein Fräulein, und wo wäre das gewesen?

Kath. Vor zwei Jahren, als in den Straßen dieser Stadt der blutige Bürgerkrieg tobte, stürzte beim Sturm auf die Barrikade ein Anführer der Bürgergarde —

Gen. (sehr überrascht). Mein Fräulein! was werde ich hören?

Kath. Ein Mädchen trug den Schwerverwundeten durch das Gewühl der wüthenden Kämpfer. Es gelang ihr, den vom Blutverlust Erschöpften auf ihr einsames Zimmer zu bringen, um ihn dort vor der Wuth der rasenden Menge zu verbergen.

Gen. Weiter! um Gottes Willen weiter!

Kath. Vier und zwanzig Stunden lang tobte der Kampf. Da erstürmten Sie, Herr General, die Barrikade und mit diesem letzten Siege Ihrer Truppen war der Aufruhr gedämpft.

Gen. (pantomimisch bejahend). Der Sieg hatte viel Blut gekostet —

Kath. Ein Knabe brachte Ihnen einen Siegelring. Sie erkannten das Zeichen und folgten dem Führer in das kleine Hinterstübchen, wo der Verwundete lag.

Gen. Ja, ja, es war Ferdinand, den ich nie wieder zu sehen dachte.

Kath. Sie ließen den Verwundeten durch Ihre Leute nach seiner Wohnung bringen. Vorher aber fiel Ihr Blick auf das Mädchen, das den Sohn Ihrer Schwester verborgen — und Sie nahmen ein Medaillon, das dem Verwundeten auf der Brust ruhte und mit seinem Blute getränkt war, gaben es dem Mädchen und sprachen: Nimm Dieß und löse es bei mir ein! (Sie nimmt ein Medaillon aus ihrem Busen.) Herr General, kennen Sie dieses Medaillon?

Gen. Großer Gott! Das nahm ich von Ferdinands blutender Brust — aber wie — ich beschwöre Sie — wie kam dieß blutige Andenken an Ihr Herz?

Kath. (erfaßt in heftiger Aufwallung des Generals Hand). Dort hat es geruht seit jener Stunde, in welcher ich es aus Ihrer Hand empfing.

Gen. Sie? Die Retterin meines Ferdinand?

Kath. (bewegt). Ja, Herr General, ich bin das Mädchen, dem mit Gottes Hülfe die Rettung des zum Tode Verwundeten glückte. Ich fühle es, wie mächtig die Erinnerung Ihr edles Herz bewegt, gewähren Sie mir die Wohlthat, daß ich in diesem heiligen Augenblicke die Maske fallen lasse, welche mir Ihnen gegenüber wie ein Verbrechen auf dem Gewissen lastet. Nicht wahr, ich darf aufrichtig sein? O gewiß, Sie wenden sich nicht zürnend von mir, wenn ich Ihnen sage, daß ein einfaches bürgerliches Mädchen zu Ihnen spricht, welches sich Katharina Reiner nennt!

Gen. (in höchster Ueberraschung). Katharina Reiner?

Kath. (gewaltsam die hervorbrechenden Thränen bekämpfend). Die unter dem Namen „Nähkäthchen" Ihnen wohl schon recht viele Sorgen verursachte.

Gen. (macht eine kleine Pause, in leidenschaftliche Freude ausbrechend). Ist es denn möglich? Hier steht die Retterin meines Ferdinand, den ich wie einen Sohn liebe. Diese Hände trugen den Gefallenen aus der Schlacht! Ferdinand war es, den Sie Tag und Nacht auf Ihrem einsamen Zimmer mit eigner Lebensgefahr vor der Rache der Wüthenden verborgen hielten? Und zum Dank für eine Heldenthat, die werth wäre, in Gesängen gepriesen zu werden, will Verläumdung, schändliche, niederträchtige Bosheit den reinsten, unbescholtensten Namen beflecken?

Kath. Herr General —

Gen. (in steigender Leidenschaft). O Du liebes, herrliches, tapferes Mädchen! Beim alten Herrgott dort oben, je mehr ich Dich ansehe, desto mehr treten mir die Züge des rettenden Engels wieder hervor, dem ich das Leben meines Ferdinand verdanke. Aber freilich damals mit Blut, mit seinem Blut überströmt! und jetzt geschmückt mit allen Reizen jungfräulicher Anmuth — mein liebes, herziges Kind, in meine Arme.

Kath. (wirft sich dem General an die Brust).

(Kleine Pause.)

Gen. (komisch böse). Aber Kind, Kind, warum so spät? Warum erst heute? Und die Emilie — Mordelement! Die soll nicht umsonst dem alten Onkel die Retterin ihres Bruders verschwiegen haben.

Kath. Die Frau Baronin ist noch nicht davon unterrichtet!

Gen. Wie?

Kath. Sie, Herr General, sind der Erste, der Einzige, dem ich mein Geheimniß entdeckte.

Gen. Aber der Ferdinand weiß doch —

Kath. Ferdinand hat keine Ahnung, daß er in mir die Retterin seines Lebens liebt.

Gen. Sonderbares Mädchen! Aber ich bitte Sie, warum dieses Verbergen einer That, welche Sie unauflöslich zu der Unsrigen macht? War es denn recht, die Dankbarkeit guter Menschen zu verschmähn?

Kath. Herr General! Wenige Wochen nach dem blutigen Tage sah ich Ferdinand im Parke seines Gartens. Sein Führer war der Bräutigam meiner vertrautesten Freundin, und ich war gewiß nicht zu tadeln, daß ich mich danach sehnte, das Schicksal des Mannes zu erfahren, dem ich das Leben gerettet. Ferdinand war noch sehr matt, er erkannte mich nicht wieder, aber meine Gegenwart schien

ihm wohl zu thun. Durfte ich mich zurückziehn, als ich bei ihm den Keim der erwachenden Liebe wahrnahm? Sollte ich mich ihm entdecken? Nein, Herr General! (Auf das Tiefste bewegt.) Ich konnte seine Liebe nicht für Dankbarkeit eintauschen.

Gen. (mit inniger Herzlichkeit). Töchterchen! Töchterchen! sagte ich es doch vorhin gleich, als Du zu mir eintratest, vor Deinem Auge kann keine trübe Wolke Stand halten. Gott im Himmel! wie müssen die Eltern zu beneiden sein, die das Glück haben, ein solches Mädchen ihre Tochter nennen zu können.

Kath. Meine Eltern ruhen seit zehn Jahren unter der Erde.

Gen. Wie? eine Waise? (Kleine Pause.) Also eine Natur, die unser Herr Gott gesegnet? So ein Kernmädchen, das sich unverletzt von den Stürmen des Lebens hindurcharbeitet, wie die Steineiche durch die Dornen. Mädchen! je länger ich Dir in die klaren Augen sehe, je mehr fühle ich, daß unter meinen grauen Haaren noch der Tollkopf lebt, der die Batterie erobert und den Teufel danach fragt, wie viel Hallunken es ihm verwehren wollen. Beim Element! Blitzmädchen! Du hast Kugeln um Dich pfeifen hören, hast den Ferdinand aus der Schlacht getragen, hast den Teufel danach gefragt, obs Dich Dein Leben kostet. (In leidenschaftliche Freude ausbrechend.) Machst den alten General Mansfeld zum Kinde, daß er nicht weiß, was er vor Freude mit Dir anfangen soll. — Als junger Kerl von zwanzig Jahren eroberte ich eine feindliche Fahne und trug sie unter dem Jubelgeschrei der Kameraden zu meinem Obersten. Heute erobere ich mir eine Tochter, und Den will ich sehen, der dem alten Mansfeld den Vaternamen am Käthchen streitig machen soll!

Kath. (in höchster Aufregung vor Freude). Herr General, ich soll Sie meinen Vater nennen?

Gen. Bei meiner Ehre! ich leide keinen andern Namen!

Kath. Gott im Himmel! und Ferdinand?

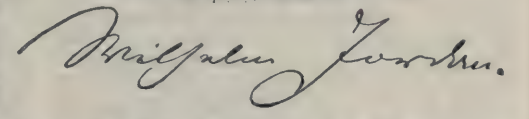
Gen. Millionen Batterien! Ich will doch sehen, ob meine Tochter nicht eine Frau für den Jungen ist, zu der ihm die ganze Welt Glück wünschen muß!

Kath. (in höchster Freude in die Arme des Generals stürzend). O Gott! Du hast die arme Waise wunderbar geleitet!

Gen. Recht so, mein Kind! Dem alten Herrn dort Oben gehört der erste Dank! Jetzt aber laß uns hier unten ein Freudenfeuer commandieren, daß die Engel im Himmel neugierig heruntergucken, was hier für ein Teufelslärm los ist. Komm, Töchterchen, der heutige Tag muß ein Festtag werden, von dem noch Kind und Kindeskinder erzählen!

Wilhelm Jordan.

Wilhelm Jordan, geb. am 8. Febr. 1819 zu Insterburg in Ostpreußen, besuchte die Gymnasien in Gumbinnen und Tilsit, studierte von 1838 bis 1842 auf der Universität Königsberg erst Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, und, nachdem er dort promoviert, noch ein Jahr in Berlin, gieng hierauf nach Leipzig, kaufte sich im benachbarten Lindenau an und wurde nach mehreren Preßprocessen im J. 1846 aus Sachsen verwiesen. Er nahm hierauf seinen Aufenthalt in Bremen, gieng in den Märztagen 1848 als Berichterstatter einer Zeitung nach Paris, im April nach Berlin, wo er unter den Mitgliedern des constitutionellen Clubs zu den einflußreichsten Rednern gehörte, in Folge dessen er zu Freienwalde zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt wurde. Sein Auftreten in der Polnischen Frage entschied seinen Bruch mit der Linken, der durch seine bei Gelegenheit des Malmöer Waffenstillstandes gehaltene Rede vollständig wurde. Er schloß sich nunmehr an das Centrum und die Gagernsche Partei an, die in ihm eine bedeutende Stütze erhielt, was sie auch dadurch anerkannte, daß er im Nov. 1848 zum Ministerrath der Marineabtheilung des Handelsministeriums ernannt wurde, was er übrigens durch seine bisherige Thätigkeit im Marineausschuß, dessen Sekretär er war, verdient hatte. Nachdem er sich in die sogenannte gemäßigte Partei verrannt hatte, blieb er gegen die immer



anwachsende Reaktion, wie seine Genossen, bis zum letzten Augenblicke blind, so daß auch er das Seinige beitrug, das Ansehen und die Macht des Parlaments zu schwächen. Nachdem der zu neuem Scheinleben wieder erweckte Bundestag die deutsche Flotte hatte versteigern lassen, wurde Jordan pensioniert und er lebt seitdem ausschließlich mit Poesie und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, als Hausbesitzer in Frankfurt a. M.

Jordans erste lyrische Dichtungen*), meist, wie es scheint, von politischer Tendenz und stürmischen Inhalts sind uns unbekannt geblieben. Jedenfalls treten sie hinter seinen späteren Werken weit zurück, unter welchen das erste

*) „Glocke und Kanone". Königsb. 1841. — „Irdische Phantasieen". Ebd. 1842. — „Schaum. Dichtungen". Lpz. 1846.

„Demiurgos. Ein Mysterium." (3 Thle. Lpz. 1852—1854) das bedeutendste ist.

Eine Uebersicht des Inhalts dieser umfassenden Dichtung zu geben, verbietet der uns gegönnte Raum, wir müssen uns daher darauf beschränken, die Idee auszusprechen, die dem Ganzen zum Grunde liegt. Diese Idee ist nicht neu, denn es ist die Dichtung in der That nichts Anderes als eine neue Theodizee, eine von manchem Philosophen und Dichter behandelte Rechtfertigung des Weltenplanes, die hier freilich in neuer, eben so eigenthümlicher als wahrhaft poetischer Weise entwickelt wird. Doch ist diese Idee eigentlich nur im ersten Theile durchgeführt, in welchem der Dichter vornämlich den Satz entwickelt, daß das Böse des Einzelnen zum Wohle des Ganzen nothwendig sei, daß das Unglück stets zum Glücke ausfalle und ausfallen müsse. Diesen Satz begründet er im zweiten Theil durch die Darstellung der Wirren in den J. 1848 und 1849, die zur Folge hatten, daß die materialistischen Ansichten und Bestrebungen einer idealeren Auffassung des Lebens weichen mußten*), namentlich einer Rückkehr zum Glauben, was den Inhalt des dritten Theils bildet, dessen letztes Buch jedoch wiederum der Bekämpfung communistischer und socialistischer Bestrebungen gewidmet ist, indem es ein Märchen erzählt, dessen Grundgedanke in folgenden Worten ausgesprochen wird:

„Wer ohne Schmerzen schnell und leicht,
Was er nur wünschen mag, erreicht,
Wen keine Noth und Sorge drückt,
Der fühlt sich niemals wahr beglückt."

Daß der Dichter den „Demiurgos" im Goetheschen Geist empfangen und bearbeitet hat, gesteht er selbst in der den zweiten Theil eröffnenden Parabase; aber es ist die Dichtung von Nachahmung weit entfernt, und wenn sich der Dichter auch in Goethescher Sprache bewegt, so wird sich kaum eine Reminiscenz aus den Werken des großen Meisters auffinden lassen. So ist der Lucifer des Demiurgos zum Theil eine Mephistopheliſche Natur, aber wie wenig der Dichter befürchtete, daß man ihm eine Nachahmung Goethes vorwerfen möchte, ergiebt sich schon daraus, daß er dem Lucifer noch einen Mephistopheles entgegenstellte. Mit Goethes „Faust" hat der „Demiurgos" Das gemein, daß der Dichter uns nach und nach eine Reihe von Lebensbildern vorführt, an denen er seine Ideen zur Anschauung bringt; aber es sind dieselben durchaus eigenthümlich und selbstständig, da sie nur Verhältnisse der damaligen Zeit vorführen. Es sind diese mit großer Kunst und Gestaltungsgabe behandelt, die sich auch in den vortrefflichen Naturschilderungen kundgiebt.

Der „Demiurgos" ist nämlich seiner wesentlichen Form nach dramatisch, doch hat der Dichter den einzelnen Büchern epische und lyrische Einleitungen vorangeschickt, die ihm zu den erwähnten, so wie zu philosophischen Excursen Gelegenheit gegeben haben, wie denn die ganze Dichtung, was sich schon aus unserer Uebersicht ergiebt, eine durchaus philosophische Tendenz hat. Allein der Dichter hat diese in den dramatischen Abschnitten, welche bei Weitem den größten Theil der Dichtung bilden, mit so kräftigem poetischen Sinn behandelt, daß sie nur aus dem Gang der Dichtung erkannt werden kann; und wir können seiner Kunst, das Abstrakteste anschaulich zu gestalten, unsere Bewunderung nicht versagen, aber eben so wenig dürfen wir verhehlen, daß er sein großes Talent an eine solche formlose Dichtung verschwendet hat, wozu ihn wohl der zweite Theil von Goethes Faust verleitet haben mag, der ihn gerade davor hätte warnen sollen. Denn es konnte ihm doch nicht unbekannt sein, daß diese Fortsetzung des Faust trotz Goethes Namen keinen Eingang finden konnte. Wir stehen zwar nicht an anzuerkennen, daß der „Demiurgos" in jeder Beziehung weit höher steht, als der zweite Theil des „Faust", daß er sogar dem ersten in mancher Beziehung nahe steht; allein es wird die Dichtung doch wegen ihres übermäßigen Umfangs, wegen der dadurch bedingten Schwierigkeit ihres Verständnisses niemals einen größeren Leserkreis gewinnen, zumal sie auch nicht wenige Stellen enthält, die eines Commentars bedürfen. Und so wird er seinen Hauptzweck, seine Zeitgenossen für eine idealere Auffassung des Lebens zu gewinnen, nicht erreichen, noch weniger darf er erwarten, daß seine Dichtung auf spätere Zeiten gelangt, was sie doch wegen ihrer Trefflichkeit verdiente.

In seinen folgenden Dramen hat sich Jordan zu beschränken gewußt und Werke geschaffen, die, wenn sie auch an poetischer Tiefe dem „Demiurgos" nachstehen, ihn durch ihre künstlerische Form eben so sehr übertreffen. Eines der bedeutendsten ist „Die Wittwe des Agis. Tragödie" (Ff. 1858), dessen Inhalt in Kurzem folgender ist: König Agis von Sparta wollte die in Mißachtung gerathenen Gesetze Lykurgs wiederherstellen und die Spartaner zur alten Einfachheit zurückführen. Die Reichen schlossen sich daher dem verbannten König Leonidas an, der den Agis besiegt und ihn ermorden läßt. Um zur absoluten Herrschaft zu gelangen, will er seinen Sohn Kleomenes mit Kalliste, der Wittwe des Agis, vermählen, da er durch ihren Reichthum die zu Bestechungen nothwendigen Mittel erwerben würde. Kleomenes verdammt zwar den Mord und dessen Zweck, doch will er als Sohn gehorchen; auch Kalliste willigt ein, aber in der Absicht, den Bräutigam zur Sühne für ihren Gatten in der Brautnacht zu ermorden. Eben sollte die Vermählung Statt finden, als Kleomenes auf Befehl der Ephoren sogleich gegen

*) Die ausführliche Schilderung der Revolutionszeit und namentlich des Treibens in Frankfurt, in welcher er die Impotenz des Parlaments, so wie die communistischen und socialistischen Verirrungen mit nicht zu verkennender Bitterkeit darstellt, scheint aus dem Bestreben des Dichters hervorgegangen zu sein, seine Thätigkeit im Parlament und insbesondere seinen Abfall von der Linken zu rechtfertigen, wobei er freilich vergaß, daß gerade die rathlose Haltung des Parlaments, vorzüglich aber dessen Untreue gegen die Ideen, denen es sein Entstehen verdankte, zunächst die Ausschweifungen hervorrief, deren sich die Reaktion später so glücklich bediente, um den großartigen Aufschwung des deutschen Volks zu lähmen. Uebrigens hat der Dichter schon im Vorgesang zum ersten Theil sich zu rechtfertigen versucht, wo es heißt:

„Auch mir ist eine (Hoffnung) dann und wann gescheitert,
Auch mich betraf schon manches Mißgeschick.
Doch wenn sich dann mein Horizont erweitert,
Erkannt ich stets das Unglück als ein Glück.
Das hat so dauernd mein Gemüth erheitert,
Daß nicht einmal das ernste Trauerstück,
Das unser Vaterland noch mehr zersplittert,
Die Zuversicht: Auch das war gut! erschüttert."

den Feind aufbrechen muß. Ob er gleich bei seiner Verehrung des Agis dessen Wittwe verachtete, die sich sobald zu einem neuen Ehebunde entschließen konnte, hatte ihn doch bei dem Anblick ihrer würdevollen Schönheit leidenschaftliche Liebe erfaßt, und auch er, der edle und tapfere Jüngling, hatte auf Kalliste den lebhaftesten Eindruck gemacht. Als Kleomenes siegreich zurückkehrt, entdeckt er ihr seine Verachtung, und sie ihm, daß sie ihn habe ermorden wollen, und dieses gegenseitige Geständniß erfüllt Beide mit gegenseitiger Achtung und sie gestehen sich ihre Liebe. Schon will Kalliste den Kleomenes umarmen, als diesem unsichtbar der Geist des Agis erscheint und Kalliste zur Rache auffordert, da er bis dahin keine Ruhe finden könne. Unterdessen hatte sich Kleomenes entfernt, es kommt Leonidas, Kalliste ruft einen Vertrauten herbei, der den König überfällt, aber von ihm getödtet wird. Während er sein Schwert aus dem Leichnam herausziehen will, erdolcht ihn Kalliste. Aber auch sie entschließt sich zu sterben, da sie sich nicht mit dem Sohn des Mörders ihres Gatten vermählen kann, der zugleich der Sohn Dessen ist, den sie getödtet, und sie verpflichtet den Geliebten, der, ob er gleich erfahren, daß sie die Mörderin des Leonidas ist, sie aus Liebe nicht tödten will, seinen Vater zu rächen, und er reicht ihr den Giftbecher.

Die Tragödie behandelt einen sehr glücklichen Stoff, da die darin dargestellten Verhältnisse und Conflikte, wenn auch im alten Griechenland spielend, doch allgemein menschlich, und zugleich in ihrer Besonderheit unsern Zuständen nicht fremd sind. Die Ausführung verdient alles Lob; schon die Exposition ist vortrefflich, indem sie uns mit großer Klarheit die Verhältnisse vorführt, in denen sich die handelnden Personen bei Eröffnung der Handlung befinden. Die Conflikte sind großartig und entwickeln sich mit Nothwendigkeit aus dem Charakter der Personen und der Eigenthümlichkeit der Zustände; die Motive sind glücklich erfunden, nur hätte der Dichter wohl das Erscheinen des Geistes vermeiden können und sollen, da Dieß mit der ganzen Haltung der Tragödie im Widerspruch steht und eine solche Maschine immer einen gewissen Mangel an Erfindungskraft vermuthen läßt, wenn sie sich nicht wie im Hamlet oder im Macbeth nothwendig aus den Zuständen und Charakteren ergiebt, was hier in keiner Weise der Fall ist. Die Personen sind mit großer Schärfe und Wahrheit gezeichnet und die Handlung entwickelt sich, obgleich Alles gedrängt und knapp gehalten ist, doch mit der größten Klarheit und Vollständigkeit. Die Sprache ist ernst und würdig, nur scheint uns der Dichter, zu häufig Gebrauch vom Reime gemacht zu haben.

Vor der „Wittwe des Agis" ließ der Dichter „Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel" (Jf. 1855) erscheinen, in welchem er, wie es im Prolog heißt, nicht „viel Pikantes, was wild erregt und eisig kühlt" vorbringen, sondern nur solche Fragen behandeln will, „die Jeder selbst im Herzen fühlt", wie auch vermieden ist, Knalleffekt zu machen. Und in der That, das Drama entspricht vollkommen dieser Ankündigung. Der Dichter führt uns darin eine höchst einfache Fabel vor, die durch ihre sinnige Ausführung und echt poetische Haltung unser Interesse bis ans Ende rege erhält. Der Dialog ist geistvoll, und obgleich öfters zur Leidenschaft sich steigernd, doch immer in den Grenzen sich haltend, die eine höhere Bildung nie überschreitet. Die Personen, die sämmtlich zu den höchsten Ständen gehören, sind äußerst glücklich charakterisiert, indem der Dichter die vornehme Haltung mit dem Ausdruck rein menschlicher Empfindungen mit großer Kunst zu vereinigen wußte.

Aus „Die Wittwe des Agis".

Zweiter Aufzug. Siebente Scene.

Kalliste. Kleomenes.

Kleomenes (in der Vorhalle, zurücksprechend). Laßt mich allein und wartet hier auf mich,
Zum Hochzeitszug in Ordnung aufgestellt.
(Tritt ein.)
(Für sich.) Sie selbst! (Sein Blick haftet finster auf Kalliste, die ihn regungslos anstarrt.)
(Laut.) Geh, Frau, und rufe mir Kallisten.
Kalliste (bei Seite). Vergaß er mich? — Er heuchelts! — Ein Geständniß,
Daß ers gewollt und dennoch nicht vermocht.
Kleomenes. Was zauderst Du?
Kalliste. Du weißt, ich bin Kalliste.
Kleomenes. Du wärst . . .? O dann vergieb und sei gegrüßt,
Mein Auge streifte flüchtig nur Dein Antlitz
Vor einem Jahr. Die wechselvollen Bilder
Des Krieges hatten Deins in mir verwischt.
Kalliste. Dann darf ja wohl an gleicher Schwäche leiden
Auch mein Gedächtniß, um in gleichem Sinn
Dich noch zu fragen, was Dich hergeführt.
Kleomenes. Leonidas, mein Vater, Spartas König
Befiehlt mir, Dich zu frein. Ich bin gehorsam
Und Dir gefiels . . . .
Kalliste. Ei sieh! Das weißt Du noch?
Wenn ich es nun indeß vergessen hätte?
Kleomenes. Von Dir mein — Heil zu hoffen, wag ich kaum.
Kalliste. Ein Jahr gebiert Erkenntniß oft und Reue.
Kleomenes. Und was erkanntest, was bereuest Du?
Kalliste. Den Irrthum, daß der Sohn von einem Vater,
Der mit dem Helden von Termopylä
Denselben Namen trägt und ihn entweiht
Als Kämmerling am Hofe des Seleukos
Noch ein Hellene, noch Spartaner sei.
Kleomenes. Das bin ich nur zu sehr. Was hätt' ich sonst,
Da Widerwille, Scham und eigne Einsicht
Mir laut genug zum Ungehorsam riethen,
Doch treu befolgt die Satzung des Lykurg,
Dem Vater stets und blindlings zu gehorchen,
Und Dir zur Ehe meine Hand gereicht?
Kalliste. Du hülltst in Treue gegen ein Gebot
Treulosen Abfall ein von allen andern.
Bist Du des schlechten Vaters guter Sohn,
So bist Du darum eben kein Spartaner.
Kleomenes. Für wen bezwang ich den Peloponnes?
Kalliste. Für Deines Vaters Thron zum Fußgestell.
Kleomenes. Der Götter Walten, oftmals unbegreiflich,
Doch weise stets, gab ihm den Thron zurück.
Kalliste. Durch Mord des Königs, der den Bau Lykurgs
Aus seinen Trümmern ganz erneuen wollte.

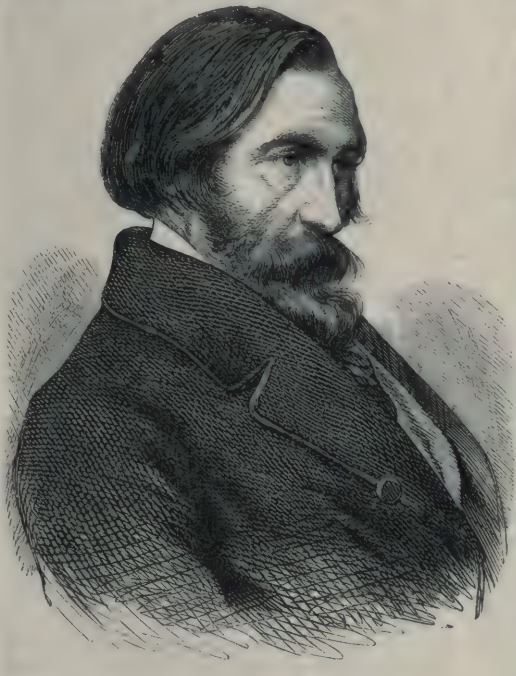
Kleomenes. Du kannst es wagen, dessen zu gedenken,
Was Deine Schande unauslöschlich macht?
Kalliste. Was meinen Ruhm für alle Zeit erhält.
Kleomenes. Dein Ruhm wird bei der Nachwelt also lauten:
„Verloren hatte Sparta lange schon,
Durch Bürgerzwist um Geld und Gut geschwächt,
Den ersten Platz, die Führung Griechenlands.
In Prunk erstickte seine alte Zucht,
In Schwelgerei zerfloß die Manneskraft;
Zum Sterben lag es an der goldnen Pest,
Die seine Siege von Athen geholt.
Da stieg ein junger König auf den Thron,
Mit Namen Agis. — Was die Götter je
Als höchstes Maaß an Sterbliche verliehn
Von Einsicht, Opfermuth und Seelengröße,
Das war in ihm vereint.
Kalliste (höchst erstaunt). Wie? Hör ich recht?
Wie Gift verpönt man jedes Wort vom Agis
Und seines Mörders Sohn vergöttert ihn?
Ich träume wohl?
Kleomenes. Zum zweiten Mal auf Erden
Erschienen war in ihm der Geist Lykurgs.
Sein Scepter war ein Zauberstab. Er winkte
Und auferstanden war das alte Sparta,
Durch ihn zu neuer Herrlichkeit verjüngt. —
Und dieser König hielt ein schönes Weib,
Genannt Kalliste, seiner Liebe werth.
Doch sie, die Gattin eines solchen Mannes,
Ward — einen Tag nach seinem Tode Braut
Des Sohnes Dessen, der ihn morden ließ." —
So wird die Nachwelt einst Kallisten rühmen!
Kalliste. Ihr Ewigen, ihr laßt mich endlich merken,
Warum ihr wolltet, daß ich leben blieb!
Kleomenes (für sich). Wie? — Statt gekränkt erscheint sie tief gerührt?
Ihr Antlitz, eben noch medusenhaft,
Blickt mild — ihr Auge netzt der Thau der Thräne!
Kalliste. Aus tiefbewegtem Herzen dank ich Dir.
Kleomenes. Ich zeige Dir Verachtung und Du — dankst?
Kalliste. Für Deine gläubige Bewunderung
Des edeln Königs, der mein Gatte war.
Kleomenes. Wohl glaub ich, daß die Götter unser Heil
Durch Agis offenbart; wenn sie vereinst
In meine Hände Spartas Leitung legen,
So soll es weiter gehn auf seiner Spur.
Allein je näher Agis einem Halbgott
Mir steht, um desto tiefer Deine Schmach.
Kalliste. Geh, frage Deinen Vater und Lysander;
Sie können Dirs bezeugen, daß Kalliste
Den Tod verdiente, der den Agis traf.
Ich hab ihn aufgespornt vom weichen Pfühl
Ererbten Reichthums, ich, obwohl sein Weib,
Sein Liebeswerben spottend abgelehnt,
So lange nicht ein großes Unternehmen
Ihn werth gemacht, in meinem Arm zu ruhn.
Ich trieb ihn an zu jener Schuldentilgung,
Ich war es, die zuerst ihr Hab und Gut
Auf den Altar des Vaterlandes warf.
Und willst Du wissen, was von Zukunftsplänen
In Agis Haupte noch verborgen lag,
So frage mich. Wir waren Eine Seele
Und in der meinen lebt die seine fort. —
Du staunst und zweifelst? — Höret mich, ihr Götter,
Und wenn ich nicht die lautre Wahrheit rede,
So schlinge mich hinab der Tartaros.
Kleomenes. So läutre Dich, Du räthselhaftes Weib
Von jener Schande, daß Du mich begehrt,
Als Dein Gemahl noch nicht bestattet war.
Vermagst Du das — doch Das vermagst Du nie!
Kalliste. Und wenn ichs kann?
Kleomenes. Dann ist die schlimmste Qual,
Die Tag und Nacht an meinem Herzen fraß,
Seit ich vor einem Jahre Dich erblickte,
Verwandelt in ein himmelhohes Glück
Und eines neuen Lebens Spenderin
Wird dann in Dir Kleomenes verehren.
Kalliste. Sieh diesen Dolch.
Kleomenes (nimmt ihn und betrachtet ihn). Was ist mit diesem Dolch
Von seltner Form? (Giebt ihn zurück.)
Kalliste. Er war zum Stoß gezückt,
Als jener Herold der Ephoren kam.
Kleomenes. Ha! — Gegen wen?
Kalliste. Noch Einen Schritt zur Schwelle,
So lag in seinem Blut — der Bräutigam,
Leonidas bezahlte seinen Frevel
Mit seinem Sohn und Agis war gerächt.
Kleomenes (jubelnd). Die Nacht verwandelt sich in hellen Tag.
Daß Deine Hand den Tod mir zugedacht,
Ist meine Neugeburt. O Wonnerausch!
Komm an mein Herz, Du göttergroßes Weib!
Kalliste. Kleomenes! Wo schwärmst Du plötzlich hin?
Kleomenes. Wohin es mich seit einem Jahre schon
Trotz allem Gegenkampf allmächtig zieht.
Ich warf mich in den dichten Lanzensturm,
Um Dich zu fliehn, um Deiner zu vergessen.
Es war umsonst. Wie hell im Sonnenglanz
Die Schwerter blitzten und die Panzer flammten,
Noch heller flammte Dein Erinnrungsbild.
Ob dumpf die Rüstung fallender Männer dröhnte,
Ob Siegesruf, ob gellender Todesschrei
Mein Ohr umklang, es tönte Deine Stimme
Durch allen Schlachtenlärm, wie durch die Brandung
Des Meeres der Sirenen Lockgesang.
Ich haßte mich, denn hassen wollt ich Dich
Und schöpfte doch die beste Ruhmeskraft
Aus Dir, indem ich frug: Was wird Kalliste
Wohl fühlen, wenn sie meinen Ruhm vernimmt?
Ich liebe Dich. Ich habe Dich verflucht
Und doch geliebt vom ersten Augenblick.
Ich kam — um Dir Entsagung abzutrotzen,
Ich gehe nicht, bevor Du mein Dich nennst.
O komm, in diesen Armen ist Dein Platz.

Otto Ludwig.

Es ist in der Geschichte der deutschen Literatur keine seltene Erscheinung, daß große Talente in Folge äußrer Verhältnisse entweder zu Grunde gehen, oder in ihren Bestrebungen irren oder wenigstens nicht zu der Entwickelung gelangen, die man unter glücklicheren Umständen von ihnen zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Eine solche Erscheinung ist auch der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben.

Otto Ludwig, geb. am 11. Febr. 1813 zu Eisfeld, widmete sich der Musik, die er, vom Herzog von Sachsen-Meiningen unterstützt, unter Mendelssohn-Bartholdy studierte. Allein seine, wie es scheint, angeborne nervöse Reizbarkeit, die sich in häufig wiederkehrenden Krampfzufällen äußerte, zwang ihn, diese Studien aufzugeben. Gegen 1842 gieng er nach Leipzig, wo er verschiedene Vorlesungen besuchte; später nahm er seinen Aufenthalt in Meißen,

zuletzt in Dresden. An allen diesen Orten lebte er in der tiefsten Zurückgezogenheit, und beschränkte seinen Umgang auf wenige Freunde, unter denen besonders Auerbach, Freytag und Robert Waldmüller (Duboc) zu nennen sind, um sich seinen ästhetischen Studien und der Poesie so ungestört hinzugeben, als es seine Krankheit zuließ, deren Schmerzen er mit bewundernswürdiger Gelassenheit ertrug, so wie er in der Theilnahme Trost fand, die ihm nicht bloß seine Freunde bezeugten. So setzte ihm die Schillerstiftung einen Jahrgehalt von 500 Thalern aus; die dramaturgische Prüfungscommission in Berlin überschickte ihm einen nicht ausgetheilten Preis und in Wien veranstaltete man zu seinen Gunsten eine von zahlreichem Publikum besuchte Vorlesung. Er starb am 25. Febr. 1865 in Dresden, nachdem er kurz vorher, wie er sich scherzhaft äußerte, das fünfunddreißigste Jubiläum seiner Krankheit gefeiert hatte.



Otto Ludwig

Otto Ludwigs „Dramatische Werke" (2 Bde. Lpz. 1853—54) enthalten nur zwei Trauerspiele, den „Erbförster" und „Die Makkabäer" *); allein es gehören dieselben zu den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiet der dramatischen Dichtkunst, obgleich sie, wie schon gesagt, nicht künstlerisch vollendet sind. Des Dichters großes dramatisches Talent tritt namentlich in der Charakteristik seiner Personen hervor, die er tief psychologisch erfaßt und poetisch belebt. Von schöpferischer Gestaltungsgabe zeugt die Entwickelung der verschiedenen Situationen, die er mit dem sichersten Takt beherrscht, so daß jede, für sich betrachtet, die entschiedenste Wirkung hervorbringt. Seine Sprache ist kräftig, rein, klar und poetisch schön, oft durch die anschaulichsten und glücklichsten Bilder belebt. Der Dialog ist mit Kunst behandelt und zeichnet sich durch nie ermattenden Gedankenreichthum aus. Diese großen Vorzüge werden jedoch durch manche wesentliche Mängel sehr herabgedrückt. Zunächst ist die Wahl der Stoffe keineswegs glücklich, wie sich aus der Besprechung der einzelnen Dramen ergeben wird, so wie sich ebenfalls zeigen wird, daß dem Dichter die Gabe der künstlerischen Composition abgeht; es fehlt derselben vornehmlich an Klarheit und Uebersichtlichkeit. Endlich ist seine Vorliebe zum Gräßlichen zu erwähnen, das er mit den lebhaftesten Farben ausmalt, und wobei er mit einer Art von wollüstiger Grausamkeit verweilt, so daß sich die Theilnahme in Widerwillen verwandelt.

„Der Erbförster", in welchem wir alle die eben erwähnten Vorzüge antreffen, verletzt schon dadurch, daß der tragischen Entwickelung ein kleinliches, man möchte sagen, lächerliches Motiv zum Grunde liegt. Ein Zank zwischen zwei gleich eigensinnigen Freunden wird nämlich die Veranlassung nicht bloß zu einem ernsthaften Zerwürfniß zwischen zwei bis dahin eng befreundeten Familien, sondern sogar zu Todtschlag und Selbstmord, was freilich nur dadurch möglich werden konnte, daß der Dichter zu Mißverständnissen allerlei Art seine Zuflucht nahm und dem Zufall eine große Rolle zutheilte. Man kann aber um so weniger begreifen, daß jener Zank eine solche Folge haben konnte, als die beiden Freunde nie zusammen kamen, ohne sich zu entzweien, weil Beide gleich heftig und eigensinnig waren, aber sich auch regelmäßig wieder versöhnten, weil Beide wackere, herzensgute Männer waren, die bald ihre Hitze bereuten. Und nun sollte ein solcher Zank gerade an dem Tage, wo sie die Verlobung ihrer Kinder feiern wollten, eine so ernsthafte, eine so tragische Wendung nehmen? Der Dichter hat Dieß nur dadurch erreichen können, daß er der so nahe liegenden Möglichkeit, dem Zerwürfniß ein Ende zu machen, mit unkünstlerischer Willkür aus dem Wege gieng. Seinem Inhalt nach hat das Trauerspiel Aehnlichkeit mit der bekannten Geschichte des Michael Kohlhas; wie dieser, so will sich auch der Erbförster gegen ein ihm zugefügtes Unrecht Recht verschaffen. Aber es besteht zwischen Beiden der große Unterschied, daß Michael Kohlhas nicht bloß das moralische, sondern auch das materielle Recht für sich hat, während der Erbförster Ulrich materiell im Unrecht ist. Sein Freund und Dienstherr Stein hat ihn nämlich entlassen, weil er dessen Befehl, den Wald zu „durchforsten" nicht ausführen wollte. Dieser Befehl war allerdings unsinnig, weil das „Durchforsten" nur dem Wald und somit dem Besitzer zum

*) Mehrere Dramen, Tragödien und Lustspiele, die er zum Theil vollendet hinterließ, darunter eine Agnes Bernauer unter dem Titel „Der Engel von Augsburg" sind in seinen „Gesammelten Werken" (4 Bde. Berl. 1870) erschienen.

Schaden gereichen mußte. Und weil der Befehl unsinnig war, bildete sich Ulrich ein, daß Stein nicht das Recht habe, ihn zu entlassen; er erklärt daher, daß er weder die Entlassung noch den ihm gegebenen Nachfolger anerkenne, gegen welchen er sich sogar Gewaltmaßregeln erlaubt. Nun ist es aber nicht denkbar, daß ein im Dienst ergrauter Mann, mochte er auch noch so eigensinnig sein, nicht habe einsehen müssen, daß er sich auf diese Weise gegen Ordnung und Gesetz verfehle, daß er nicht endlich zur bessern Einsicht habe gelangen müssen, als ihm Rechtskundige, die er um Rath fragen ließ, entschieden versicherten, daß er sich die Entlassung müsse gefallen lassen, weil der Herr das vollste Recht habe, sie ihm zu geben. Seine Verblendung gieng noch weiter. Ein unglückliches Mißverständniß ließ ihn glauben, daß Robert, der Sohn seines Freundes, der Geliebte seiner Tochter Marie, seinen Sohn Andreas erschossen habe. Ueberzeugt, daß er bei den Behörden kein Recht finde, an den Bibelspruch denkend: „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden", beschließt er, seinen Sohn zu rächen. Er sucht den vermeintlichen Mörder auf; als er eben anlegt, bemerkt ihn seine Tochter, die gerade eine Zusammenkunft mit dem Geliebten hatte, sie stürzt sich auf ihn und empfängt den tödtlichen Schuß. Als der unglückliche Vater später den wahren Zusammenhang erfährt, als er vernimmt, daß sein Sohn lebe, daß er seine Tochter getroffen, jagt er sich, den nämlichen Bibelspruch wiederholend, eine Kugel durch den Kopf. — Man sieht leicht ein, daß die Composition ohne allen Halt ist, daß alle einzelnen Begebenheiten nicht unbedingt nothwendig, nicht unvermeidlich waren, sondern daß alle Mißverständnisse, alle Zufälle durch ein einziges Wort hätten gelöst werden können; aber eben deshalb verfehlt der Dichter die Wirkung, die er hervorbringen wollte, und wenn wir doch der Entwickelung unsere Theilnahme nicht versagen können, so ist Dieß nur der poetischen Kraft zu verdanken, mit welcher die einzelnen Situationen beherrscht werden.

Die Composition der „Makkabäer" ist nicht glücklicher als die des „Erbförsters", sie ist verwickelt, unklar und nicht ohne Willkür, aber der Gehalt ist großartiger, würdiger. Die Dichtung behandelt den Kampf der Juden gegen die sie unterjochenden griechischen Beherrscher Syriens, die sie zwingen wollen, dem Glauben der Väter zu entsagen, und den griechischen Göttern zu opfern. Der Charakter des jüdischen Volks ist auf das Trefflichste gezeichnet; der Dichter zeigt uns dasselbe in aller seiner Größe und in allen seinen Schwächen. Wir bewundern dasselbe, wie es, sich aufraffend, ohne alle Vorbereitung dem Heer der Griechen sich entgegenstürzt und dasselbe in wiederholten Schlachten besiegt; wir bewundern es auch, wenn es nach eben gewonnener Schlacht sich vom wieder vorrückenden Feinde widerstandslos morden läßt, weil eben der Sabbath angebrochen ist, aber es erfüllt uns auch der größte Unmuth, wenn wir sehen, daß es sich den Befehlen des großartigen Feldherrn Judah, der es bis dahin von Sieg zu Sieg geführt hat, widersetzt, und den Mahnungen des tollen Schwärmers gehorcht, der den Unsinn so weit treibt, daß er ausdrücklich behauptet: „Weit besser ists, das ganze Volk verdirbt, als daß von dem Gesetz Ein Buchstab nur werd übertreten." Die Bewunderung verwandelt sich noch mehr in Widerwillen, wenn wir sehen, wie das Jüdische Volk sich von Verräthern bethören läßt, sich muthlos den Syriern ergiebt und selbst seine muthigsten Freunde und Vertheidiger fesselt, um sie dem König auszuliefern. In allen diesen Scenen entwickelt der Dichter ein wahrhaft großartiges Talent, eine mächtige Gestaltungsgabe und eine hinreißende Kraft der Sprache, die nie in das Uebermäßige ausartet. Aber es sind nicht diese allein, die unsere gerechte Bewunderung erregen. Als Lea, die Mutter der Makkabäer, ihren von den Verräthern gefangenen Kindern nacheilt, um bei dem König Gnade für sie zu erflehen, wird sie in der Wildniß von den Verräthern an einen Baum gebunden, weil sie befürchteten, daß sie vom König erhört werden möchte. Wie rührend sind die Bitten, die sie vergeblich an die Unmenschen richtet; wie rührend ist ihr Glaube, daß Mutterliebe die stärksten Stricke reißen könne! Ihren vergeblichen Anstrengungen kommt Naemi, die Gattin ihres Sohnes Judah zu Hülfe, die sie haßt, weil ihr Sohn sie, die Tochter eines feindseligen Geschlechts, gegen ihren Willen geheirathet hat, dieselbe Naemi, die sie kurz vorher dem Tode hatte weihen wollen. Ergreifend ist es, wie sie nach und nach die Verhaßte erkennt, wie sie deren Trefflichkeit erkennt; ergreifend und durch die glückliche Benutzung einer Stelle aus dem Alten Testamente höchst wirkungsvoll ist es, wenn Naemi ausruft, als Lea sie bereden will, zu den Ihrigen zurückzukehren, wo das Glück weile:

„Ich geh mit Dir, wohin Dein Fuß Dich führt,
Dein Gott ist mein Gott, wo Du stirbst, da sterb
Ich auch; da will ich auch begraben sein.
Kehr Dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod soll mich von Judahs Mutter trennen."

Trefflich ist die Scene, in welcher das trostlose Elend im belagerten Jerusalem und die wunderbare Wirkung geschildert wird, welche Judahs unerwartetes Erscheinen auf die Verzweifelnden ausübt, was wir nicht näher auszuführen brauchen, da wir diese Scene unten mittheilen.

Die größte Schwäche der Dichtung besteht darin, daß es ihr an Einheit der Person und Handlung mangelt, indem sich das Interesse zwischen Judah, dem siegreichen Feldherrn, dem Erretter seines Volkes und seiner Mutter Lea theilt, bald Diese, bald Jener als die Hauptperson erscheint, was auf die ganze Composition den schädlichsten Einfluß ausübt und namentlich in der Exposition die größte Unklarheit hervorbringt. Endlich dürfen wir nicht verschweigen, daß der Dichter auch in den „Makkabäern" seiner Vorliebe zum Gräßlichen in einer Weise nachgiebt, die mehr als peinigend für den Zuschauer ist, die jedes Wohlgefallen an der schönen Dichtung ersticken muß, was besonders im fünften Aufzuge der Fall ist, wo man sehen muß, wie drei Söhne der Lea nach einander in einem glühenden Ofen langsam verbrannt werden; und es kann der widrige Eindruck, den Dieß macht, durch den Muth, mit welchem sie sterben, nicht gemildert werden.

Aus „Die Makkabäer".

Vierter Akt. Zweite Scene.

Eine Straße in Jerusalem mit Aussicht nach dem Tempel. Mondschein, Gewitterwolken am Himmel. Hungernde und Kranke vor den Thüren, vorn ein Weib mit einem Kinde und ein Greis.

Simon von der Einen, Jonathan von der andern Seite, sehn sich, wenden sich traurig ab, dann fallen sie sich schluchzend in die Arme.

Simon. O daß ich nie entrann den Händen Amrits!
Jonathan. O Simon!
Simon. Jonathan!
Jonathan. Alles verloren!
Durch Zions Gassen rief ich auf zur Wehr —
Keine Antwort, kaum ein Blick, der matt sich hob,
Als wollt er fragen: Wer stört mich im Sterben?
Und schwach zurücksiel, eh er mich erreicht.
Simon. Kein lebend Menschenaug sah, was das meine
Den kurzen Weg durch Akras Straßen sah.
Hier todt ein junges Weib, das Kind verschmachtend
An ihrer Brust und über sie hinweg
Lacht wild der Wahnsinn aus dem Aug des Gatten.
Jonathan. Ich sah, wie Sterbende sich niederlegten
Gleichgültig so, als wärs zum Schlaf, und Leichen
Zum Polster nahmen für ihr Haupt, um Andern
Denselben Dienst zu leisten.
Simon. Hunger dient
Der Pest und die dem Tod schrecklich wetteifernd
In ihres Dienstes Haft; und wo nicht Tod,
Da schaut Verzweiflung aus den stieren Augen,
Sie haben keinen Fluch mehr, keine Thränen;
Der Feind pocht an das Thor; sie hörens nicht,
Kein Ruf weckt die lebendgen Leichen mehr.
Das Weib (zu Jonathan, sein Gewand umfassend).
O einen Bissen nur! Sieh, Herr, mein Kind
Verschmachtet. Einen Bissen nur, und wär er
So, daß Dein Hund ihn ekelnd liegen ließ!
Jonathan (reißt sich los, schmerzlich).
Unglückliche, wer giebt mir, Euch zu geben?
Wollt ich von meinem eignen Fleisch Dir geben,
Nicht so viel ließ mir Hunger, Dich zu sättgen.
Das Weib. Um Deines Bruders Judah willen, Herr!
Meine Mutter, Herr, und meine sieben Brüder,
Sie hofften bis zum letzten Augenblick!
Käm Judah nur, dann wären wir gerettet.
Sie starben Alle und kein Judah kam.
Jonathan. Unglückliche, hier hilft kein Judah mehr!
Greis (ohne sich zu bewegen). Kommt Judah?
Weib. Hörst Du, Herr? er hörte uns
Den Judah nennen. Nein, mein armer Vater.
Simon. Was ist Das? Hörst Du? Fernes Schrein —
Jonathan. Das ist
Der Syrier, der unsre Schwäche nutzt.
Auf, Volk Jerusalems! Der Syrier stürmt!
Auf! zu den Mauern, Krieger!
Simon. Ruf die Steine,
Sie hören Dich, doch diese Leichen nicht.
Jonathan. Schon naht der Lärm; er ist schon in den Mauern.
Herr, was beginnen!
Simon. Frag die Waisen hier;
Beredt ist ihre stumme Antwort: sterben.
Jonathan. Doch Das ist weder Kriegsgeschrei noch Wehruf!
Simon. 's ist Jubel —
Jonathan. Näher kommts. Sie rufen —
Volk (erst noch in der Scene).
Volk (ganz fern). Judah!
Jonathan. Deutlich hör ich den Ruf: er ists.
Volk. Er ists!
Die Herumliegenden (halb aufgerichtet). Der Judah?
Weib (zum Greise). Hörst Du, Vater? Judah kommt!
Greis. Der Judah — (er stirbt.)
Weib. Herr, er stirbt! Weh mir, er stirbt
Und hat den Judah nicht gesehn!
Volk (näher, jubelnd). Er ists!
(Die Herumliegenden sitzen voll Spannung: Manche raffen sich auf.)
Simon. Auf rafft sich, was halbtodt schon lag; nur Einer
Ist auf der Welt, der Das vermag.
Volk (näher). Der Judah!
Der Vater!
Weib. Ja, er ists!
Die Uebrigen (sich aufraffend). Er ists!
Weib (zu ihrem Kinde, das sie hoch hebt). Schau, Joel,
Mein Knäblein, Judah, unser Aller Vater!
Jonathan. Sieh, wie sie seine Knie umfassen. Kaum
Kann er den Fuß erheben. Lachend, schluchzend,
Wie Kinder zu dem lang vermißten Vater
Dürsten sie auf zu seinem Heldenantlitz
Und trinken Muth aus ihm.
Simon. Sieh, wie dies Weib
Mit ausgezehrtem Arm ihr Kind erhebt,
Daß es ihn seh.
Jonathan. Todtkranke Greise schleppen
Sich mit der letzten Kraft in seinen Weg,
Nur um des Helden Kleider zu berühren.
O Schauspiel sonder Gleichen! Wunderanblick!
So wie ein Adler seine Kinder trägt,
So trägt er Israel auf seinen Schwingen.
Wie hinter Scherzen er sein Mitleid birgt,
Der Mann, der seine Tugenden verhüllt.
Daß unsre Armuth nicht an sich verzweifle!
Simon. Willkommen, großes Herz von Israel!
Laß uns entgegen, wenn es möglich ist,
Dies Volksmeer zu durchschwimmen. (Beide ab.)
Volk (hereindringend, durcheinander. Die Frauen ihre Schleier schwingend). Hosiannah!
Hosiannah in der Höh! Judah der Vater!
Judah (tritt auf mit Simon und Jonathan. Das Volk kämpft darum, an seinem Weg knieend, seine Kleider zu berühren.)
Judah. Mein Volk —
Volk (wie vorhin). Still, Judah spricht! Tod, wer ihn stört!
Judah (er ist aufgeregt und bezwingt gewaltsam seine Rührung). Ihr hungert, Kinder? Desto besser wirds
Euch schmecken, wenn der Syrier heimgejagt
An trocknen Rinden kauen muß. Und bald
Jag ich ihn heim. Nur noch zehn Tage haltet
Jerusalem, dann zieht ein Heer von Brüdern
Heran, Euch zu befrein.
Jonathan. Zehn Tage, Herr
Und Bruder? —
Simon. Kaum drei Tage reicht der Vorrath,
Das Leben ärmlich uns zu fristen, nur
Daß wir nicht sterben.
Judah. Steht es so? — Dann hat
Der Herr uns auf uns selbst gestellt, zu zeigen,
Was er vermag. — So bringt, was Ihr noch habt,
Zu Einer Mahlzeit in des Tempels Vorhof;
Daß Kraft den schwachen Gliedern wiederkehre;
Dann in des Wetters Schutz und wenn der Mond
Vom Himmel wich, mit leisem Tritte schleichen
Wir in des Syriers Lager uns, die Priester
Mit den Posaunen auf die Berge rings
Umher; und wenn die Letzten unsrer Krieger
Im Lager, dann weckt ihr Posaunenruf

Den unsern und ringsum den Ruf der Höhn
Und die Verwirrung in dem Syrierlager,
Die, sich bedrängt von allen Seiten meinend,
Dem Tod im Innern selbst entgegen fliehn.
(Es wetterleuchtet.)
Was zagen? Lebt der alte Gott nicht mehr?
Zieht er nicht selber seinem Volk zu Hülfe?
Dort in der Wetterwolk steht er gelagert
Mit allem Himmelsheer. Seht Ihr das Glühn
Der Helm'? Der Schwerter Glanz? Der Speere Blitzen?
In seinen Händen hält er seine Donner,
Die Sterne streiten mit aus ihrer Bahn
Wie da Deborah einst und Barak siegten.
Nun laßt umarmt uns sitzen bei dem Mahl,
Von dem Gesetz des Herren uns erzählend,
Wie oft dem Volke half sein Helfergott.
Wer einen Feind hat unter seinen Brüdern,
Der such ihn auf, mit ihm sich zu versöhnen,
Umschling ihn mit dem Arm, der ihn umschling!
Und küß den Friedenskuß auf seine Stirne,
Daß wir ein heilig Heer sind vor dem Herrn.
(Zu dem Weibe, indem er das Kind ihr von den Armen nimmt.)
Läßt Du Dein Kind? — und soll der Herr uns lassen?
Sein Kind? Sein Knäblein Jeschirum?
(Er nimmts auf den Arm und schwingts in die Höhe.)
So wird
Ers heben mit den Armen seiner Macht;
So wird es lächeln, wie dies Kindlein lächelt.
(Giebt das Kind wieder.)
Auf, Brüder, nun zum Mahl und dann zum Sieg!
(Er geht ab, Simon und Jonathan umschlingend.)
Volk (indem es ihm begeistert umarmt folgt, durcheinander). Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!
(Alle nach hinten.)

Dr. Robert Giseke.

Heinrich Ludwig Robert Giseke.

Heinrich Ludwig Robert Giseke, geb. am 15. Januar 1827 zu Marienburg in der Provinz Preußen, ein Urenkel des Dichters Nikolaus Dietrich Giseke, der mit dem Leipziger Dichterkreis in Verbindung stand, besuchte nach und nach die Gymnasien in Posen und Breslau, wohin sein Vater, ein Preußischer Beamter, versetzt worden war. Seit Ostern 1846 studierte er zuerst in Breslau, dann in Halle Theologie, kehrte aber 1848 nach Breslau zurück, wo er zu philosophischen und historischen Studien übergieng. Die Theilnahme an einer Adresse, welche gegen die Auflösung der Preußischen Nationalversammlung protestierte, zog ihm eine Criminaluntersuchung zu, aus der er zwar straflos hervorgieng, die aber doch zur Folge hatte, daß er von einer öffentlichen Anstellung absehen mußte und die schriftstellerische Laufbahn wählte. Nachdem er im J. 1852 in Leipzig den Doctortitel erworben hatte, wählte er diese Stadt zu seinem Aufenthalt und übernahm die Redaktion der „Novellenzeitung". Im J. 1859 übernahm er die Redaktion der „Constitutionellen Zeitung" in Dresden und im J. 1861 die der offiziellen „Coburgischen Zeitung". Seit 1863 lebte er in Berlin, später in Görlitz, jetzt in Lauban, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt.

Robert Giseke trat zuerst als Romandichter auf, als welcher er sich, wie wir später sehen werden, einen wohlverdienten Ruf erwarb. Später versuchte er sich in Dramen und entwickelte auch in dieser Gattung ein nicht gewöhnliches Talent. Durch einen Roman von Wilibald Alexis (Roland von Bremen) angeregt, verfaßte er das historische Trauerspiel „Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin", (Lpz. 1855), das wir nur in der zweiten Bearbeitung kennen, die er unter dem Titel „Ein Bürgermeister von Berlin. Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen" in den „Dramatischen Bildern aus deutscher Geschichte" (Lpz. 1865) veröffentlichte. In wie weit die zweite Bearbeitung von der ersten abweicht, vermögen wir nicht zu bestimmen, doch scheint sie, Allem nach zu urtheilen, im Wesentlichen, namentlich in der Absicht, sich nicht von der ersten bedeutend zu unterscheiden. Diese Absicht ist aber, zur Anschauung zu bringen, wie die freie Stadt Berlin nebst dem verbündeten Cöln in Folge innerer Unruhen die Oberhoheit des Markgrafen von Brandenburg anerkennen mußte. Der Bürgermeister Johannes Rathenow, ein eiserner Charakter, der seiner Ueberzeugung Alles aufzuopfern fähig ist, verfeindet sich mit den Patriziern, weil er ihre Verbrechen unnachsichtlich straft, und mit den Zünften, weil er die Vorrechte des Patriziers nicht will schmälern lassen, den Zünften keinen Zutritt in den Rath gestatten will, in Folge dessen die vollständigste Auflösung der Ordnung entsteht, was der Markgraf klug und gewaltthätig zugleich zur Unterjochung der Stadt benutzt, indem er sich, dem

alten Recht gegenüber, zum Vertreter des neuen Rechts erklärte, was freilich von dem ganz verschieden war, welches die Zünfte anstrebten. Die Conflikte zwischen dem Bürgermeister und den Patriziern einerseits und jenem und den Zünften andrerseits sind mit großer Lebendigkeit dargestellt, nur hat der Dichter, um die Gewaltthat des Markgrafen zu beschönigen, die Zünfte durch gar zu untergeordnete und selbst gemeine Menschen vertreten lassen, wodurch er wider seinen Willen die Handlungsweise des Bürgermeisters gerechtfertigt hat. Die edelste Gestalt des ganzen Drama ist Rathenows Tochter Elsbeth, die der Dichter auch mit großer Liebe und tiefem Verständniß der weiblichen Natur geschildert hat. Zu den gelungensten Stellen gehören die unten mitgetheilten Scenen, zu deren Verständniß wir noch Folgendes beifügen. Rathenow soll eine Schuld bezahlen, die er übernommen hat, um die Ehre des Raths zu retten und das empörte Volk zu beruhigen. Da er selbst die Summe nicht besitzt, will er sie borgen, aber seine Feinde wissen es dahin zu bringen, daß ihm Niemand das Geld geben will. Ein Einziger ist bereit ihm zu helfen, der Wollweber Henning Moller, ein tüchtiger junger Mann, den selbst der Bürgermeister, sein ehemaliger Vormund, wie sein eigenes Kind liebt; aber er will ihm die Summe nur unter der Bedingung geben, daß er ihm seine Tochter zum Weibe giebt, was Rathenow mit bitterem Hohne zurückweist, da Henning nur ein zunftmäßiger Bürger ist. In seiner großen Verlegenheit entschließt sich der Bürgermeister, den Juden Baruch um ein Darlehn anzusprechen, zu welchem schon vorher seine Tochter Elsbeth aus demselben Grunde gegangen war, um ihren Vater aus der Verlegenheit zu ziehen. Rathenow willigt in die Vermählung seiner Tochter mit dem Geliebten, den er unter die Adelsgeschlechter will aufnehmen lassen. Da dieser sich jedoch weigert, (wir fügen Dieß aus den folgenden Scenen hinzu, um die Entwickelung des Ganzen zu begründen), weil er dadurch „Verrath am echten Bürgerthume" üben würde, so wendet er sich an den Kurfürsten, der sich, wie schon oben erwähnt, der Stadt mit Gewalt bemächtigt. — „Die beiden Cagliostro. Drama in 5 Akten" (Lpz. 1858) beruhen auf dem sehr glücklichen Gedanken, den Betrüger durch Einen entlarven zu lassen, der sich der nämlichen Mittel bedient wie Jener, und eben so glücklich ist es erdacht, daß Cagliostro vermöge seiner Geistesgegenwart, seines Einflusses auf die Gemüther längere Zeit den ihm gelegten Fallen entgeht, und es zeugt vom großen dramatischen Talent des Dichters, daß auch Diejenigen, welche überzeugt sind, daß Cagliostro ein Betrüger ist, sich dennoch zugleich nicht erwehren können, an dessen übernatürliche Macht zu glauben. Die Charaktere sind tief aufgefaßt, die Anlage des Dramas ist durchaus gelungen, nur scheint es, daß es außer der poetischen Nothwendigkeit liegt und somit überflüssig und störend ist, daß der Baron Velsen sich zuletzt als den lang vermißten Prinzen Gottfried zu erkennen giebt, was auf einen unpoetischen Theaterstreich hinausläuft und der Lösung einen willkürlichen Anstrich giebt. In „Moritz von Sachsen. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1860) hat der Dichter den Helden eigenthümlich aufgefaßt, aber mit großem Geschick durchgeführt. Er stellt ihn nämlich als einen intriganten Staatsmann im jesuitischen Sinne Karls V. dar, gegen den er auch nur auf diesem Wege mit Erfolg kämpfen konnte. Einige Nebenpersonen läßt der Dichter in schwäbischer und niederdeutscher Mundart sprechen, was einen komischen Eindruck hervorbringt. Wenn auch die Einführung komischer Personen und Situationen in einem ernsten Drama keineswegs zu tadeln ist, so ist doch der Gebrauch der Mundart kaum zu rechtfertigen, da hierdurch die nothwendige Einheit der Form vernichtet wird. — „Lucifer oder die Demagogen. Drama in 5 Akten" (Lpz. 1861) hätte wohl füglicher als Tragödie bezeichnet werden sollen. Der Plan ist einfach, aber gewährt durch die glückliche Ausführung ein immer steigendes Interesse. Die Charakteristik verdient alles Lob: der wahre Adel ist im Grafen, im Herrn von Bennewitz und im Prinzen, die Gemeinheit des Adels in der Reichsgräfin, der Frau von Potiphar und der Generalin, die edle Weiblichkeit in Vanda, Cordelia und der Malerin Margaretha, ja selbst in dem Kammermädchen Toni auf das Glücklichste zur Anschauung gebracht. Eben so glücklich ist die edle, großartige Natur des Helden, Alfred Scandersom, gezeichnet, der sich für seinen Freund aufopfert und durch die heimtückische Bosheit des Curators zu Grunde geht, der im Interesse der Kirche, d. h. um einem Kloster Vandas Vermögen zu sichern, vor keinem Schurkenstreich zurückbebt. Das Drama ist ein glänzendes Gemälde der Zeit, in welcher Thron und Altar brüderlich zusammenwirkten, um die Rechte und die Einheit des Volks zu unterdrücken. — „Der Hochmeister von Marienburg. Romantisches Drama in 4 Aufzügen" (in den „Dramatischen Bildern") steht, was die künstlerische Anlage betrifft, den vorigen Dramen theils deswegen nach, weil sich das Interesse auf zwei Hauptpersonen, den Hochmeister Ulrich von Jungingen und dessen Nachfolger Hochmeister Heinrich von Plauen vertheilt, oder vielmehr weil das Stück eigentlich aus zwei Dramen besteht, deren erstes mit dem dritten Aufzuge schließt, und dem ein zweites als vierter Aufzug folgt. Eben so undramatisch ist es, daß ein großer Theil des dritten Aktes aus Erzählungen Dessen besteht, was hinter den Coulissen vorgeht. Abgesehen davon, hat sich das Talent des Dichters auch hier nicht verleugnet, und einzelne Scenen gehören zu dem Schönsten, was er geschaffen hat, z. B. das Gespräch zwischen dem Hochmeister Ulrich und der Aebtissin, in welcher er die Frau erkennt, mit welcher er sich betrügerischer Weise trotz seines Ordensgelübdes hatte trauen lassen, und der dritte Auftritt des vierten Aufzugs, in welchem der neue Hochmeister Heinrich das Entstehen seiner leidenschaftlichen Liebe zur schönen Gabriele gesteht, und diese sie benutzen will, und ihn durch echt weibliche Sophistereien zu bereden sucht, seinen Gelübden untreu zu werden. — „Der Burggraf von Nürnberg. Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen" (ebenfalls in den dramatischen Bildern) schildert den Kampf des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg gegen den Adel der Markgrafschaft Brandenburg, als

ihm diese als Kurfürstenthum verliehen worden war, und zugleich das letzte Auflodern des Heidenthums. Wenn auch dem Ganzen Interesse nicht abgesprochen werden darf, so muß es doch als das schwächste Werk des Dichters bezeichnet werden, theils weil er Manches hineingezogen hat, das als überflüssig erscheinen muß, theils weil die Charaktere bald übertrieben, bald schwankend und unklar erscheinen.

Aus „Ein Bürgermeister von Berlin".

Dritter Akt.

Kleines ärmliches Zimmer mit alterthümlichen, nothdürftigen Möbeln.

Erster Auftritt.

Lea, Baruchs Tochter, führt die tiefverschleierte Elsbeth herein. Gleich darauf Baruch.

Lea. Hier wartet, edle Dame. Seht, da ist auch der Vater.

Baruch (tritt ein. Lea ab). Es tobt der Sturm, es schloßt das Wetter, daß mir mein Hund zu lieb wäre, ihn unter den Himmel zu jagen; und hier ein Christenweib, ein junges, reiches, einsames Christenweib! Bedenkt Ihr nicht, daß Ihrs so eilig haben müßt, das wird Euch Euere Procente kosten?

Elsbeth (macht, mit den Händen ringend, eine Geberde).

Baruch. Ruhe, Ruhe! Der Herr sei mit Euch! Seid nicht das erste junge, stolze Weib, das Baruch eine Stunde schenkt! Was ist Euer Begehr?

Elsbeth. Geld!

Baruch. Geld, Geld! Könnt es haben, könnt es nicht haben. Wollt Ihr Bürgschaft geben?

Elsbeth. Hier. (Giebt ihm ein Etui.)

Baruch (öffnet es. Für sich). Eine Kette, und was für eine Kette! Ein schönes Stück, ein fürstlich Stück! Rubinen, Smaragden, Demanten! Was ein Gewicht, was eine Arbeit! (Zu Elsbeth.) Traun, das Stück will ich wohl nehmen; Geld sollt Ihr haben. Und jetzt, wer seid Ihr, schöne Dame?

Elsbeth (tritt einen Schritt zurück und macht eine abwehrende Bewegung).

Baruch. Ich muß es wissen, wenn ich Geld soll auf die Kette geben.

Elsbeth (weist bittend auf die Kette).

Baruch. Nehmt immerhin den Schleier ab, der alte Baruch ist ein verschwiegener Mann. Seid Ihr von Cöln, seid Ihr von Berlin, bei Gott, so kenn ich Euch.

Elsbeth. Nimmer, nimmer! (Es pocht mit starken Schlägen an die Thüre). Was ist Das? Gott im Himmel!

Baruch. So pocht nur ein Gewaltiger. (Es pocht zum zweiten Male und heftiger.) So gerade soll die Fehme pochen.

Lea (tritt ein). Vater, wer ist das so spät? Vater, das ist das Unheil!

Baruch. Verbirg die Dame dort im Kämmerlein. Hier Euere Kette nehmt mit Euch und bergt sie gut. Wenn Jene fort sind, machen wir den Handel; seid guten Muthes! Du, Lea, bete! Der Herr beschütze uns! (Ab.)

(Elsbeth und Lea gehen zur Seite ab.)

Zweiter Auftritt.

Rathenow, das Gesicht mit dem Mantel bedeckend, tritt ein mit Baruch.

Rathenow. Du bist allein?

Baruch. Ich bins! O Herr, dessen Fuß meine Schwelle ehrt. Ich bin allein, so Ihr kommt eines ehrlichen Handels Willen.

Rathenow (wirft den Mantel ab). Dünkts Dich Wunder, mich in Deinem Haus zu sehen?

Baruch (ohne seine Demuth zu steigern). Was soll ein schlechter Jüd sich wundern, Herr? Er hat kein Recht sich zu wundern, noch sich zu freuen. Was seine hohen Herren wollen, das ist er; was er thun soll, das thut er. (Er holt aus einer Ecke einen alten Lehnstuhl und bietet ihn dem Bürgermeister an.)

Rathenow (wendet sich ablehnend ab).

Baruch (einen Ueberzug abnehmend). Auf diesen Stuhl, gestrenger Herr, könnt Ihr Euch niederlassen, sonder Schimpf und Fährlichkeit. Es saß noch kein Jüd darauf.

Rathenow (setzt sich). Höre an, warum ich Dich aufsuche. Baruch, Du bist reich!

Baruch. Herr meiner Väter, ich und reich! Ja, wären nicht gewesen die Stricke und die Verfolgungen, die Hunde und die Scheiterhaufen, unter dem Baier Ludwig, so der Römer hieß! Was aber Weniges von meiner Ahnen wenigem Besitz war überkommen auf meinen Vater, ist Das nicht gegangen verloren, als er wurde angeklagt, daß er dem Kurfürsten Geld geliehen, als habe er es gethan, zu verderben die Städte! Und borgen wir doch Geld und wissen nie wozu! — Der Herr von Rathenow selbst stand damals an der Folter und ließ sie spannen und sprach: „Immer noch ein Bischen mehr", und als der Vater Nichts gestehen wollte, weil er Nichts gestehen konnte, da sprach der wohlweise Herr Bürgermeister wieder: „Immer noch ein Bischen mehr und immer noch ein Bischen mehr."

Rathenow. Dein Vater hatte Güter gekauft und Häuser gebaut auf Christennamen, und als er darum ward zur Rechenschaft gezogen, da klagte er dem vorigen Kurfürsten die Städte an und verleumdete sie und verlangte für sich und die Euern alle neues Recht, und da thaten auch die Städte an ihm, was ihr altes Recht.

Baruch. Natürlich, gestrenger Herr, hattet Ihr Recht, denn Ihr habt immer Recht. Gott behüte, daß ich mich beklage und zu überheben scheine und werde auch gedemüthigt als wie mein Vater, so daß es auch bei mir heißt: „Immer noch ein Bischen mehr."

Rathenow. Wozu des Geschwätzes! Ich bedarf einer Summe. Du sollst Sicherheit haben und Zinsen nehmen, wie Du willst, (leiser) wenn Du schweigen kannst und, bis der Hahn kräht, das Geld schaffst.

Baruch. Bis der Hahn kräht? Es ist viel, mächtig viel, gnädiger Herr.

Rathenow (verletzt). Was ist viel?

Baruch. Die hundert Schock Groschen, darum Ihr kommt in mein schlechtes Haus.

Rathenow. Nun gut, so ungefähr ein Hundert. Kurz, Deine Forderung!

Baruch. Ich fordern von dem stolzen Herrn? Wenn ich gedenke des großmüthigen Herrn Albertus von Rathenow! War Der ein Herr der Herrlichkeit und um hundert Schock Groschen der Enkel im Haus des Jüden, dessen Vater er spannte auf die Folter! O Gott der Barmherzigkeit! Wer hätte es gestern geglaubt: der Rath von heut, und morgen der Herr von Rathenow vorgefordert.

Rathenow. Du weißt mehr, als Du wissen dürftest. Es sei: Der dir die Ehre anthut, in Dein Haus zu kommen, der Meister in dieser reichen, großen Stadt, ist in Noth. Seine christlichen Freunde haben ihn zu dem Jüden geschickt. Seine Ehre ist verpfändet; es ist Nichts zu theuer, um Johannes von Rathenows Ehre zu lösen. (Er nimmt ein Pergament aus dem Wams.) Hier lies Das, und wenn die Sicherheit, die ich Dir biete, genügt, schreib Deine Bedingungen! Dafür ist Platz gelassen.

Baruch (liest bedächtig ein Mal und noch Ein Mal und wird immer erfreuter in seinen Mienen). Das Rittergut Buckow mit der hohen und niedern Gerichtbarkeit. Pures

Gold! (Plötzlich sich umwendend gegen Rathenow.) Aber habe das Geld nicht im Hause.

Rathenow. Auch diese Sicherheit genügt Dir nicht?

Baruch (nach einer Pause). Gnädigster Herr, so der Athem des Juden werth ist vor den Ohren der Weisheit, vergönnt dem Baruch ein Wort.

Rathenow. Was willst Du?

Baruch. Wer den Henning und seine Freunde hätte mit sich und ist dazu Bürgermeister, ei, ei, der setzte wohl mehr durch gegen die stolzen Herren als hundert Schock. Sie sollten müssen, sollten müssen! Die Herren von Cöln, die Bergholz, Ryke und Blankenfeld sind jetzt die Herren im Rath. Herr von Blankenfeld wird der neue Bürgermeister; sie werdens heute noch einig unter sich.

Rathenow. Einig, einig worüber?

Baruch. Daß der alte abzusetzen sei, Das ist beschlossen heut Abend in geheimer Sitzung! Die Thüren waren verriegelt, nur eine Lampe brannte, sah aus wie ein Fehmgericht.

Rathenow (in anderm geschäftlichen Tone). Ich bin hier, Baruch, um ein Darlehn. Noch Einmal: dünkt mein Pfand Dir sicher?

Baruch. Dünkts Euch sicher, wenn Euch Einer den Mond zum Pfand setzt? Und wär er eitel Gold, Ihr könntet ja nicht hinauf! Was soll der Jud mit Meierhöfen und Dörfern? Kann er Herr sein, wo er zu schlecht ist zum Bauer? Was soll er mit den Lehen und der Gerichtbarkeit! Ist er doch nur dazu da, um gerichtet zu werden? Gebt das den Rittern und Fürsten, lieber Herr. Wenn Ihr mir noch mehr verschriebet und immer und immer noch ein Bischen mehr von Dem, ich könnt es nicht gebrauchen. Für mich ist es der Mond. Behaltet Euere Güter. (Giebt den Schein zurück.)

Rathenow. Aber mein Haus, mein Hof und meine Ehre, sind die Dir nicht genug?

Baruch. Genug, guter wohlweiser Herr, so lange Ihrs habt. Aber wenn morgen der Rath legt seine Hand daran, seine Siegel drückt darauf und er Euch verstricket in Bande —

Rathenow. Noch bin ich Bürgermeister, und ich will dem Rathe —

Baruch. Die Stirne weisen? O thuts, Herr, thuts! Und wollt Ihrs thun, ich schaffe Geld bis morgen, eh der Hahn gekräht, nicht hundert, nein, fünfhundert, tausend und so viel Schock als Ihr nur wollt. Nicht ich allein, der Markus Henoch, Jakob Aron und die ganze Judenschaft geben Euch das Geld und ohne Pfand. O, Ihr sollt Wunder sehen! Euch sind die Juden ein verachtet, schmuzig, geizig Volk; doch gebt uns Hoffnung nur, fürs Beste der Städte, für uns und die Gemeinsamkeit zu handeln, und erwachen wird der alte Feuereifer, der unser Volk einst durchs Rothe Meer und in die Wüste trieb und Völker ließ besiegen seinem Gotte! — O thuts, daß endlich Ruhe wird in den Städten, und daß wir Juden ein Titelchen, ein Tüpfchen nur von dem Boden für ein Recht bekommen, damit wirs hinthun können, wenn solche gütige große Herrn ein Recht, wie dies Papier, uns geben wollen! O thuts, geht mit den Gilden, mit dem Henning, mit dem Kurfürsten geht, und Geld sollt Ihr haben, was Ihr wollt und ohne Schein von mir und allen Juden.

Rathenow. Das klingt ja wie Empörung.

Baruch. Werft mich in Banden, Herr! Ich kann das Geld im Augenblick nicht geben; so wahr ein Gott lebt, nicht zehn Schock hab ich baar im Hause; ich mußte dem Kurfürsten geben und den Cölnschen Herren, sie brauchten schleunigst Geld.

Rathenow. Die Cölnschen, wozu so schleunig?

Baruch. Für ihre Leute, Herr, die sie von den Dörfern haben holen lassen in aller Eile, Leibeigene, Wenden, kassubische Gesichter. Sind schon an die Dreihundert drüben untergebracht, so gut es eben geht, in den Schenken und Speichern; die müssen doch bewaffnet sein, zum Theil gekleidet, und thun es auch nicht umsonst.

Rathenow. Was — es?

Baruch. Wenn Euch die Gilden morgen schützen wollten. Sie sollen die Kirchthüren besetzen, damit die Bürger nicht Sturm läuten, das Rathhaus und Euere eigene Thüre —

Rathenow. Sturm läuten? Meine Thüre besetzen?

Baruch. Wenn sie den Bürgermeister vergewaltigen.

Rathenow (in Heftigkeit aufstehend). Jud, Jud! (Sich sammelnd). Aber nein, Du kannst ja nicht lügen; solche Lüge würde Dir Dein Leben kosten. Du mußt die Wahrheit gesagt haben.

Baruch. Ich sage sie. Die Cölnschen Herren haben den ganzen Rath für sich. Sie wollen morgen offenen Aufstand wagen gegen Euch und gegen die Bürgerschaft, um endlich einmal ganz die Herren der Stadt zu werden.

Rathenow (geht mit großen Schritten einigemal im Zimmer auf und ab. Dann zu Baruch). Da Du von allen meinen Feinden weißt, Baruch, so weißt Du auch, wo steckt heute Nacht der Henning Mollner?

Baruch. Und wenn ich es wüßte, so dürfte ich es vielleicht nicht sagen.

Rathenow. Der Henning ging heute als mein Feind von mir. Ich muß den Henning wieder haben.

Baruch (für sich). Um ihn, den Mächtigsten aus den Zünften, gegen uns zu brauchen? (Zu Rathenow.) Nein, ich weiß nicht, wo der Herr Mollner weilt.

Rathenow (wieder auf und niedergehend). Auch dieser Jud ist gegen mich im Bunde. Das kannte früher nicht Wille, Eigenmacht und Eigenthum. Jetzt lebt und denkt auch der Gemeinste für sich selbst. Von allen Seiten wächst die Verschwörung gegen mich! Den besten, den einzigen Freund stieß ich von mir. Er hat ja Das voraus gesagt. Wer giebt den Henning mir zurück? Ein Wort, um jeden Preis ein einzig Wort noch heute mit dem Henning!

Dritter Auftritt.

Vorige. Elsbeth tritt verschleiert aus dem Nebenzimmer wieder ein.

Elsbeth. Um jeden Preis?

Rathenow. Ein fremdes Weib und eine solche Frage!

Elsbeth. Um jeden Preis?

Rathenow. Du hast es vernommen: um jeden Preis.

Elsbeth. Auch um den Preis, um den Du ihn heute verstoßen hast?

Rathenow. Du weißt davon? Bist Du die verstohlene Botin des Henning, bist Du die Helferin meiner eigenen Tochter? Wenn Du, was Du da fragst, mit Grund und Wissen fragst, ich will den Henning auch um diesen Preis zurück.

Elsbeth (schlägt den Schleier zurück). O Glück des Himmels!

Rathenow. Mein Kind? Was muß ich erleben?

Elsbeth. Ja, Dein Kind! Wenn ich es sein darf, dann bin ich es, mein Vater, Dein Kind.

Rathenow (heftig zürnend). Im Hause des Juden bei Nacht?

Elsbeth. Vergebung. Wir beide, Vater, was wir wollen, wollen es ganz. Du wolltest meine Liebe Deinem Hause, ich Dein Haus meiner Liebe opfern. Ich gieng hierher zum Wucherer, um Geld in meine Hand zu leihen, und mit dem Gelde wollte ich in die Welt gehen, um Vater und Mutter für meine Liebe zu verlassen. Doch nun, mein Vater, ich weiß, wo Henning heimlich weilt. Ich weiß den Boten, der ihn noch diesen Morgen zu Dir ruft. Darf ich ihm melden, daß Du unsere Liebe durch Deinen Vatersegen sühnen und heiligen willst? Sage ja, mein Vater, sage Ja!

Rathenow. Seit Mollner fort ist, ist Viel anders worden. Was gestern für mich schien, ist heute gegen mich. Die Hüter des Rechts sind seine Störer. Die Freunde wurden mir Feinde, so sei der Feind mir Freund! Empört der Rath sich gegen die Stadt, so mögen die Bürger dem Rathe zur Ordnung rathen. Wer gestern ein Empörer war, er kann morgen der Retter des Rechtes werden! — Es ist zu Zeiten wiederholt geschehen, daß Zünftige, hoch um die Stadt verdient, sind in die Zahl der Patrizier aufgenommen. So mache der Henning sich um die Stadt verdient! Er stütze mit mir die Ordnung! Wenn der alte Adel unserer Heimat das Recht verläßt, so sei ein neuer Adel zu seinem Schutze erkürt. Es ahnt mir, schon morgen wird es in der begrenzten Vollzahl der Rathsgeschlechter eine Lücke geben. Dort trete Henning ein, dann kann ich nach Sitte und Gebührlichkeit ihn als ebenbürtigen Tochtermann willkommen heißen.

Elsbeth. Glück auf! Glück auf! O, nun ich weiß, daß Du leiden und lieben kannst, daß Du ein Herz hast und eines Herzens bedarfst, nun giebt es kein Glück für mich ohne Dein Glück, mein Vater. Ich schwöre Dirs. und so eisig kalt mein Sinn bisher sich von Dir wandte, so eisern fest wird er diesen Schwur Dir halten. Ein neuer Tag soll unserm Hause aufgehen. Im Bunde der Liebe sind wir nun vereinigt. (Zu Baruch.) Ihr wolltet Geld geben für dieses Kleinod. Jetzt kennt Ihr mich. So gebt das Geld. (Zu Rathenow.) Es ist die Kette, so die Mutter mir zum Tage der Firmelung schenkte. Sie war mein höchster Stolz, doch meinen Stolz und all mein Selbst geb ich hin für Dich.

Rathenow. Doch, weißt Du, was Du fortgiebst mit der Kette? Das Amulet, an dem die Ehre unsers Namens hängt. Es stammt dies Kleinod, so geht die Sage, vom Kaiser Heinrich, den sie den Städtebauer nennen, und die Prophezeiung haftet an ihm, daß die Rathenows blühen sollen, so lange die Kette bleibt bei ihnen. Den Segen der Rathenows giebst Du in Versatz.

Elsbeth. Wir brauchen keinen Segen als den in unserer Seelenkraft.

Rathenow. Also sollte es wohl sein. Der Aberglaube nicht, der Mann macht sich selber sein Schicksal. — Und was sagt Baruch zu dem Stücke?

Baruch. Ich schaffe das Geld.

Rathenow (giebt Baruch die Kette aus Elsbeths Hand). Nun komm, mein im Verlieren neugefundenes Kind. Du hast dem Mann von Stein ein Herz gegeben und frohen Muth zu seinem schwersten Tage. Für unser aller Glück jetzt schreite ich zum Gerichte. (Sich zum Abgehen wendend.) Baruch, halte Wort, und Zinsen nimm, wie Dein Gott es Dir erlaubt. (Ab mit Elsbeth.)

Baruch (für sich). Ihr wollt ja unsere Freundschaft nicht. Gut, so denken wir auch zu euch: „Immer noch ein Bischen mehr und immer noch ein Bischen mehr!" (Er eilt Rathenow und Elsbeth nach.)

Elise Schmidt.

Elise Schmidt

Elise Schmidt, geb. am 1. Oktober 1827 zu Berlin, zeigte bereits in frühster Kindheit außerordentliche geistige und körperliche Anlagen, welche sich mit seltener Entschiedenheit auf alles Dramatische wandten, und so widmete sie sich der Bühne bereits in ihrem zwölften Jahre, indem sie theils allein, theils unter Leitung verschiedener Lehrer ihre dramatischen Studien begann. Ihr erster Versuch, öffentlich aufzutreten, fiel in ihr 14. Jahr und trug ihr ein Engagement an der Bühne von Dessau ein, wo sie jedoch nicht lange blieb. Nachdem sie an der Berliner Königsstadt, dann an den Bühnen von Frankfurt a. d. O. und Stettin bethätigt gewesen, wandte sie sich, nach neuen Anschauungen begierig, nach Oesterreich, wo sie in Ungarn und Böhmen (Preßburg und Prag) Gastspiele und Engagements erhielt. Ueberall erregte sie Aufsehen durch geniale Auffassung der Charaktere nicht minder als durch ihre seltene Schönheit. Später gieng sie nach Lemberg, wo sie mit rauschendem Beifall empfangen wurde. Doch empfand sie inmitten der Theaterwelt keine Befriedigung, sie sehnte sich nach schaffender Geistesthätigkeit, zu der sie sich innerlich berufen fühlte. Sehnsucht nach geistigem Verkehr trieb sie zurück nach Wien, wo sie Gefahr lief, ausgewiesen zu werden, weil sie freisinnige Gedichte eines Freundes an einen norddeutschen Verleger befördert hatte. Bald darauf brach die Revolution aus und sie folgte einem Rufe nach Breslau, wo sie jedoch nicht lange verweilte; sie verließ das Theater und zog nach Berlin, um sich in der Stille ganz der Dichtkunst zu widmen. Jedoch machte sich im Laufe der Zeit, wie früher der Trieb ihres dichterischen Talents, jetzt die Reaktion ihrer darstellenden Begabung sichtbar, die nach Bethätigung zurückverlangte. In diesem Doppelringen erwuchs ihr eine neue Form der Darstellung. Hauptsächlich von dem Wunsch beseelt, dem auf der Bühne immer mehr einreißenden Tone der Flachheit und Possenhaftigkeit entgegenzuwirken, welcher jeden edlen Geschmack im Publikum läugnet, begann sie im Herbst 1855 ihre Vorlesungen der dramatischen Meisterwerke Griechenlands, welche überall, wo sie auftrat (Berlin, Hamburg, London, Frankfurt a/M., Leipzig, Königsberg,

Danzig u. s. w.) als das Ergebniß einer großartigen, durch bedeutende Studien getragenen Auffassung anerkannt und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden. Sie wurde dabei von ihrer Freundin Aline von Schlichtkrull in genialer Weise unterstützt, indem sie den Vortrag der antiken Meisterwerke, für welche sie selbst großartige Compositionen geschaffen hatte, am Klavier begleitete, so daß sich Deklamation, Mimik und Musik auf das Innigste verbanden. Elise Schmidt hat jedoch diese Vorlesungen seit dem Tode ihrer Freundin, von der später die Rede sein wird, ausgesetzt, und sie lebt jetzt ganz der schriftstellerischen Thätigkeit.

Elise Schmidt ist Eine der hervorragendsten Erscheinungen unter den deutschen Schriftstellerinnen, und sie darf selbst den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart gleichgestellt werden. Sie besitzt eine tiefe Menschenkenntniß, großen Gedankenreichthum, großartige Anschauungen, eine schöpferische Gestaltungsgabe und verbindet damit eine seltene künstlerische Bildung. Ihre Dramen sind meist eben so tüchtig angelegt, als glücklich durchgeführt; die Motive sind glücklich erdacht, die Conflikte geschickt herbeigeführt und eben so geschickt behandelt. Die Handlung bewegt sich rasch, die Charaktere sind scharf und mit großer Wahrheit gezeichnet; der Dialog ist gehaltreich, lebhaft, die Sprache bei allem Schwung und aller Kraft doch stets klar und würdig; sie verliert sich niemals weder in Ueberschwänglichkeit noch in Trivialität des Ausdrucks. Sie behandelt in ihren Dramen sociale und politische Fragen, die sie großartig erfaßt; und sie beweist ihren tief künstlerischen Sinn dadurch auf das Unzweifelhafteste, daß, obgleich ihre Ansichten nicht zu verkennen sind, ihre Dramen doch keineswegs den Eindruck von Tendenzstücken machen.

Schon ihre erste Dichtung „Judas Ischarioth. Ein dramatisches Gedicht" (Berl. 1851. 2. Aufl. 1854) ließ ihre Genialität erkennen. Die Dichterin hat darin den Sieg des Idealen über den Materialismus, der sittlichen und geistigen Freiheit über den pfäffischen Despotismus, der Liebe über die Selbstsucht zur lebendigsten Anschauung gebracht. Sind auch die Ideen, welche die Dichterin entwickelt, Ergebnisse der neueren Forschung, wie z. B. die Emancipation der Frauen, so erscheinen sie doch hier als Ausflüsse der Christuslehre, deren einfacher Gehalt der allseitigsten Entwickelung fähig ist. Den Mittelpunkt des Dramas bildet das Gespräch zwischen Jesus und Judas, das von der Genialität der Dichterin zeugt, indem sie darin den tiefsten und umfassendsten Gedanken eine plastische Gestaltung gegeben und in den beiden Charakteren die Gegensätze der altjüdischen und der christlichen Weltanschauung, oder besser gesagt, des sinnlichen Materialismus und des sittlichen Idealismus zur Anschauung gebracht und die lebendigste Ueberzeugung hervorgerufen hat, daß die Wahrheit endlich siegen muß, wenn auch ihre Vorkämpfer untergehen. Während dieses Drama aus einzelnen, nur durch ihren Inhalt zusammenhängenden Gemälden besteht, so hat dagegen die Dichterin die später erschienenen „Drei Dramen" (Berl. 1856) sowohl künstlerisch als bühnengerecht behandelt. In dem ersten derselben „Der Genius und die Gesellschaft. Trauerspiel" wird Byrons unglückliche Ehe und sein Verhältniß zu einer liebenswürdigen, geistreichen und tugendhaften Schauspielerin dargestellt, so wie der Beiden Untergang in Folge der hämischen Verläumdungen der vornehmen Welt, welche geistige und sittliche Größe nicht nur nicht achtet, sondern sogar haßt. Die Dichterin hat den Leidenschaften den lebendigsten und wahrsten Ausdruck gegeben, sie hat die verschiedensten Charaktere auf das Glücklichste aufgefaßt und sie eben so glücklich in Handlung gesetzt. Wie wahr ist Lady Byron geschildert! In Folge ihrer vornehmen Erziehung daran gewöhnt, ihre Empfindungen, ihr Inneres zu verbergen, zwingt sie sich, ihrem Gemahl, den sie leidenschaftlich liebt, mit vornehmer Kälte zu begegnen, bis die Eifersucht in ihr erwacht, welche sie zu unwürdigen Schritten verleitet. Die bodenlose Gemeinheit der sogenannten „guten Gesellschaft" ist in dem erbärmlichen Stutzer, der gerade wegen seiner Nichtswürdigkeit diese gute Gesellschaft beherrscht, auf das Glücklichste repräsentiert. Ihr ist Nichts heilig, sobald es sich darum handelt, ihre lasterhaften Zwecke zu erregen, weder jugendliche Schönheit, noch Talent, noch geistige und sittliche Größe und so muß die edle Miß Clara als ihr Opfer zu Grunde gehen; und auch Lord Byron fällt als ihr Opfer, weil er es wagte, mit männlichem Muth und sittlicher Entrüstung ihrem nichtswürdigen Treiben entgegenzutreten. Die Anlage und Ausführung der Tragödie ist durchaus gelungen, nur ist Byrons Zug nach Griechenland und dessen Tod eine nur sehr mittelbare und entfernte Folge des unheilvollen Treibens seiner Standesgenossen, und das Drama hätte, um dessen Einheit zu bewahren, offenbar mit dem Wahnsinn der Miß Clara und mit dem Entschlusse Byrons, Heimat und Familie zu verlassen, enden sollen.

Zum Verständniß der unten mitgetheilten Stellen fügen wir noch Folgendes hinzu: Miß Clara ist in Folge der gegen sie ausgestreuten Verläumdungen auf der Bühne mitten in ihrem Spiel auf das Pöbelhafteste verhöhnt und beschimpft worden. Lord Byron, der sich in der Loge des Prinz-Regenten befand, eilt auf die Bühne und geleitet sie aus dem Theater. Auf der Straße vernimmt er, daß der vornehme Pöbel zum Hause der unglücklichen Schauspielerin strömt, um seine Beschimpfungen fortzusetzen; da entschließt er sich, sie in seine Wohnung zu führen, um sie vor ferneren Rohheiten sicher zu stellen. Nachdem er sie dahin gebracht, läßt er sie allein, um ihr Zeit zu geben, sich zu fassen und um seine eigenen stürmischen Gefühle zu beschwichtigen. Da erscheint seine Gemahlin, und es entspinnt sich der Dialog, den wir unten mittheilen.

Das zweite Drama „Macchiavelli. Eine politische Tragödie" ist in Anlage und Zeichnung der Charaktere durchaus großartig. Wir wollen der Dichterin keinen Vorwurf machen, daß sie die historischen Verhältnisse nach ihrem poetischen Bedürfniß umgestaltet hat, sie hatte dazu das vollkommenste Recht, dagegen müssen wir bezüglich des Charakters des Macchiavelli an Das erinnern, was Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" (23. Stück) sagt: „In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, kann der Dichter von

der historischen Wahrheit abgehen, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig, diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist Alles, was er von dem Seinigen hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und Nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können." Der Macchiavelli der Dichterin ist allerdings vortrefflich gehalten, in so fern der Charakter, den sie ihm giebt, glücklich durchgeführt ist; aber es ist eben nicht der Macchiavelli der Geschichte. — „Peter der Große und sein Sohn. Geschichtliches Trauerspiel", ist vielleicht das gelungenste bezüglich der künstlerischen Anlage und Durchführung, doch steht es rücksichtlich der poetischen Behandlung der ersten Tragödie nach. Es stellt den Kampf der alten Barbarei gegen die Neuerungen des großen Zars dar, der in dem Aberglauben und der Schwäche seines Sohns den größten Feind seiner weitgreifenden, den Ruhm und die Größe Rußlands bezweckenden Plane erblickt, und ihn daher, um seine Schöpfungen zu retten, aufopfern muß. Die Dichterin hat ihr Talent vorzüglich in dem Kampfe zwischen der väterlichen Liebe und der Pflichterfüllung im Herzen des Helden beurkundet, so wie in der vortrefflichen Schilderung des russischen Volks und der russischen Großen.

Aus „Der Genius und die Gesellschaft".

Vierter Aufzug. Vierte Scene.

Lady Byron. Miß Clara.

Clara (ohne auf Byrons Rede eine Pause zu lassen). Gott, hilf mir! Gott, hilf mir! Wie schwer ist der Kampf gegen das eigne Herz! Ich kanns kaum ertragen. O. mein Byron! O, mein Byron! (Eilt schmerzlich rufend gegen die Thür.)

Lady (tritt ihr entgegen, groß, kalt, bitter). Der Mann, Miß, gehört mir!

Clara (erschreckt, prallt zurück). Ha!

Lady. Ich bin kein Gespenst, Miß, das Sie so nöthig haben, vor mir zu erschrecken. Ich bin nur vor Gott und der Welt das rechtmäßige Weib des Mannes, den Sie so eben den Ihrigen nannten.

Clara (stammelnd). Mylady, Sie wissen nicht —

Lady. Keine Ausflüchte, kein Stammeln, keine Verfärbung! Das sind hier übel angewandte Komödienkünste; die verfangen bei mir nicht! Ich hatte gestern Abend Mitleid mit Ihnen, Mamsell! — Ich verdamme meine Regung, Sie sind nicht einmal dazu ein würdiger Gegenstand!

Clara (sinkt jammernd zu Boden). Oh, oh, oh!

Lady. Wer es vermag, wenige Stunden nach solchen Erschütterungen, in der Nacht, im verschlossenen Zimmer allein mit demselben Manne, um den man so hart gestraft wurde, sich zu belustigen —!

Clara (aufspringend). Halten Sie ein, Sie thun mir Unrecht!

Lady. Ha, noch jetzt dies Spiel, da, wo ich die vollsten Beweise habe? Unverschämt! Unverschämt! Treiben Sie Ihr Spiel nicht weiter, Sie haben mich schon zu Allzuvielem getrieben, wozu ich mich nie hätte herablassen sollen.

Clara (schluchzend). Hören Sie mich!

Lady. O, über die unverschämte Heuchlerin!

Clara (schreiend). Hör Dus Gott! Hör Du es!

Lady (sie am Arm ergreifend und beinahe zu Boden drückend). Lästern Sie nicht! — Wissen Sie, wohin Sie mich getrieben haben, Elende?! — Ich war ein ruhiges, glückliches Weib, zufrieden in meiner Häuslichkeit. Und jetzt — bin ich ein Vulkan geworden! Flammen jammervollster Eifersucht brennen in mir und verzehren mich! — Ich schleiche im Hause umher mit Nachschlüsseln wie ein Dieb, und lausche an der Thür — weil ich überall Ihr Geflüster zu vernehmen glaube! Ich spähe nach verborgenen Liebeszeichen und wüthe gegen armselige Sachen, weil sie von Ihnen kommen — und dann härme ich mich wieder!

Clara (wimmernd). Nur Ein Wort, ach, nur Ein Wort!

Lady. Nein! Ausgießen will ich all meinen Haß! Hören sollst Du mich, Schändliche! Alle Gebote Gottes, der Sitte und der Ehre hast Du aufs Frechste verletzt! Du hast mich aus meinem Frieden in ein nie geahntes, grenzenloses Elend gestürzt! Du hast mir das Herz meines Mannes entfremdet, meinem Kinde den Vater! Dein Bischen Larve, Du schöner Teufel, hat eine ganze Familie vernichtet! Dafür verfluche ich Dich! Dafür verflucht Dich die Welt! Dafür verflucht Dich einst mein Kind!

Clara. Irrthum! Irrthum! Höchst ungerechter Irrthum! (Sie fällt auf den Boden.)

Lady (außer sich). O über die Komödiantin! O über die ganz scheinheilige Metze! — Verwünscht seiest Du!

Clara (sich auf die Knie aufrichtend, unter strömenden Thränen). Ich kanns beschwören, liebe Frau, sie ist eine ganz Unschuldige! Gott und die heilige Jungfrau! — Er kommt nimmer zurück, und ist weggegangen. (Singt)

„Mit dem Muschelhut und den Sandalenschuhen" —
O, Ophelia! Ophelia! Da hatt ich ihn zuletzt gesehn!
O, o, o! (Sie sinkt wieder zurück!)

Lady (weicht bestürzt zurück). Was ist Das?

Clara. 'S war eine Aehnlichkeit! Eine bloße kleine geringe Aehnlichkeit — und darüber sagten sie, müsse man die Gedanken verlieren! Gott steh mir bei, wie kann ein so ungerechtes Unglück über Einen kommen?!

Lady. Pah, aus welcher Komödie ist diese Scene?

Clara. Ach, Das ist die Ophelia, werthe Dame!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Lord Byron.

Byron (schließt die Thür auf und tritt herein).

Clara (springt auf). Das Klingelzeichen! Hört, hört! Ha, wo sind meine Strohgewinde?

Byron. Clara, Clara!

Clara (fliegt ihm entgegen und stürzt sich an seine Brust). O, mein Byron! O, mein Byron!

Byron (tritt, sie im Arm haltend, schnell vor). Was geschieht hier?

Lady (verwirrt und blaß, mit dumpfer Stimme). Ich weiß nicht! — Mir scheint, sie hat den Verstand verloren.

Byron. Himmlische Mächte! Was sagt sie da? (Er hält Clara vor sich hin, und betrachtet sie.) Kennst Du mich, theuerste Clara?

Clara (legt ihr Haupt an seine Brust und ihre Arme um seinen Hals). Ja, ja, ja! (Singt.) „Wie erkenn ich mein Treulieb
Vor den Andern nun!"

Byron. Gutes Mädchen! Das sind Opheliens Worte!

Clara (jauchzend). 'S ist meine Rolle! 'S ist meine Rolle! Und ich muß sie zu Grabe tragen — weil kein Andrer mir glauben will! (Singt)

'Nes Mägdleins Geist ist irrgegangen,
(Spricht flüsternd.)
(Singt.) Bis er kam zu 'nem stillen Wasser —
Drüben Blumen und hüben Kraut —

(Spricht.) Nun könnt Ihr meinen Strohkranz wiedergeben; denn Das ist auch die Ophelia.

Byron. Furchtbar, furchtbar! Reden Sie, was haben Sie ihr gethan? Schuldbewußtsein malt sich auf Ihrem Angesichte! Wodurch haben Sie dies liebliche Kind in den Zustand getrieben? Reden Sie!

Lady. Durch Vorwürfe, Vorwürfe, Vorwürfe! Durch unselige Eifersucht!

Clara (kniet vor ihm nieder, mit höchster Innigkeit sprechend, halb leise und sehr schnell). Ach, wenn wir fliehen wollen, müssen wir in ein unsichtbares Land fliehen, denn in einem sichtbaren würden sie — in einem sichtbaren — in einem sichtbaren — O Gott! Da fliegt mein Gedanke! — Hasch ihn, Hamlet! Hasch ihn! — Ach, sie thaten so, als dürfte ich Dich nicht mehr lieben — und ich liebe Dich doch so sehr! (Sie hängt sich an seinen Hals.)

Byron (außer sich, sie im Arm haltend). Wahnsinn, Wahnsinn! Bleibeschwingter, glutgeaugter Wahnsinn! Stürz auf mich herab! Rudre meines Geistes Boot! Laß Deine Wimpeln aus meinen Augen flattern! Mach mich kraftlos! Entmanne mich! Daß ich nicht wie ein Tiger wüthe gegen dieses Weib, die solch ein Unheil angestiftet hat.

Lady. Ich hatte so viel Grund, so viel Grund! Aber ich bin tief erschüttert. Sieh meine Reue!

Byron. Verflucht sei Deine Reue! Alle schwachherzigen Narren bereuen da, wo es nicht mehr zu ändern ist! — O Gott, da, wo es nicht mehr zu ändern ist! — Dies Kind hier war so schuldlos und unverpfuscht wie der erste Schöpfungstag!

Clara. O, o, o! Ich kann nicht lachen. Viel lieber möcht ich weinen als lachen! Hahaha! Wo sind denn meine Blumen? (Sie sucht am Boden.)

Byron. Mit 'ner großen herrlichen Phantasie, mit tiefen und zarten Gefühlen von Euch in den Tod gehetzt, weil Ihr sie nach Eurem Maaße gemessen habt. — (Er reißt die Lady an sich.) Weib, Du hättest mich fragen sollen, eh Du sie verfolgtest! Du hättest mich! — Himmel! — Ich liebte dies Mädchen, wie man ein Heiligenbild liebt, ein Ideal, eine Erinnerung — hörst Dus, Weib! Keine irdische Beziehung war zwischen uns! — Eine kleine, arme, zärtliche Frage von Dir hätte Dich belehrt, hätte Alles geschlichtet. Aber nein! — Da war Dein Stolz, Deine Eifersucht, Deine Rauhigkeit und erstarrte mir die Zunge. Jetzt sieh, in welchen Jammer Du Dich, mich und die Unschuldige gebracht hast, und darüber — verzweifle!

Lady. O vergieb mir, Byron! Und Gott, vergieb mir! Und Du, Mädchen, vergieb mir! — Unsere ewige Trennung sei meine ewige Strafe! Leb wohl! (Sie flieht hinaus.)

Sechste Scene.

Byron. Miß Clara.

Byron (in den Vordergrund tretend). Nun, Ihr Unnahbaren da oben, genügt Euch Das? Dahin flieht mein Weib, Schauder vor sich selbst und den Verzweiflungstod im Herzen! Mein Leben hier im Wahnsinn — und ich — welchen Tod habt Ihr mir aufgespart?!

Clara (steht schüchtern auf und nähert sich ihm). Ach Herr, davon müßt Ihr nicht reden! Gott segne Euch die Mahlzeit! (Mit rührendstem Tone.) Denn sie sagen:

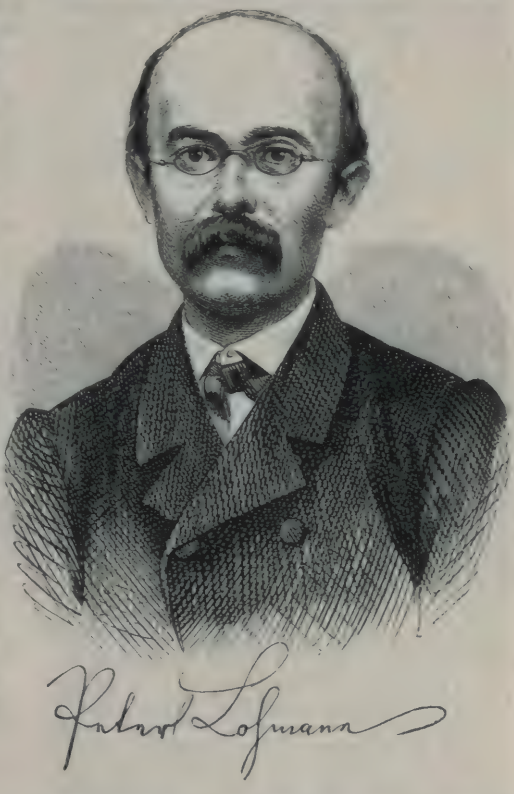
Er ist lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein,
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein. — Oh!

Byron (stürzt schluchzend zu ihren Füßen nieder). Oh, oh, oh! Erbarme Dich mein!! —

Peter Lohmann.

So erfreulich es ist, das rastlose Streben eines Dichters anzuerkennen, so unangenehm ist es dagegen, aussprechen zu müssen, daß er Das nicht erreicht hat, was er bei seinem Talent hätte erreichen können, wenn er sich nicht in falsche Anschauungen verfangen hätte. Dieß ist der Fall bei dem Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben.

Peter Lohmann, geb. am 24. April 1833 zu Schwelm bei Elberfeld, erhielt im elterlichen Hause eine Erziehung, die eben so sehr auf die Kräftigung seines Charakters als auf die Entwickelung des Gemüthslebens berechnet war. Seiner Neigung für das Baufach stand große



Schwächlichkeit in den Jugendjahren im Wege, von akademischen, humanistischen Studien hielt ihn selber sein vorwiegendes Phantasieleben fern, und so wählte er den Buchhandel als Mittelweg zwischen rein praktischem Geschäftsbetrieb und anhaltender Geistesthätigkeit. Er trat mit 16 Jahren bei G. D. Bädeker in die Lehre, wo er sich durch seine verständige Thätigkeit die Anerkennung seines Vorgesetzten erwarb. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich vornehmlich mit Musik, die er leidenschaftlich liebte. Nach vollendeter Lehrzeit trat er als Commis in die Helwingsche Buchhandlung zu Hannover, wo er seine musikalischen Studien mit gleichem Eifer fortsetzte. Die damals blühende Hofbühne weckte sein schlummerndes poetisches Talent; er ver-

suchte sich in dramatischen Arbeiten, die sich ihm so leicht gestalteten, daß er in einem Zeitraum von zwei Jahren an zehn Dramen verfaßte. Die geistige Beschäftigung verleidete ihm bald das Geschäftsleben und er zog 1856 nach Leipzig, wo er bei der Redaktion der „Illustrirten Zeitung" bethätigt wurde. Im Herbst 1859 betheiligte er sich an der Redaktion der „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" und wirkte gleichzeitig als Mitredakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik" eifrig im Sinne der „Neudeutschen Schule". Doch fand er mehr und mehr an den Ueberschreitungen der Partei, an den Unschicklichkeiten und Lächerlichkeiten, am persönlichen Gebahren ihrer Häupter Ueberdruß und Widerwillen; er zog sich daher zurück, und suchte seine selbstständigen Ansichten in einer Abhandlung „Ueber die dramatische Dichtung mit Musik" (Lpz. 1861), so wie durch eine Reihe musikalischer Dramen zu begründen.

Es ergiebt sich aus den obigen Mittheilungen, daß wir in Lohmann zwei Perioden des dichterischen Schaffens zu unterscheiden haben, die erste, in welcher er recitierende, die zweite, in welcher er musikalische Dramen verfaßte. Seine ersten Versuche im recitierenden Drama ließen zwar ein aufkeimendes Talent erkennen, aber zugleich bedauern, daß der Dichter der nothwendigen künstlerischen Bildung ermangle, was ihn verleitete, die leicht hingeworfenen Arbeiten in ihrer ersten rohen Gestalt dem Druck zu übergeben, so die sechs Dramen, die er unter dem Titel „Dramatische Schriften" (6 Thle. Hannover u. Lpz. 1856) herausgab, unter welchen wir die Trauerspiele „Tommaso Aniello", „Essex", „Savonarola", „Appius Claudius" und „Karl Stuart I." erwähnen, so ferner in besonderer Ausgabe den „Schmied in Ruhla. Schauspiel in 4 Aufzügen" (Lpz. 1858), „Appius Claudius. Trauerspiel in 5 Aufz." (Ebd. 1858), „Oliver Cromwell. Historisches Schauspiel in 5 Aufz." (Ebd. 1858), „Ein Sieg der Liebe. Trauerspiel in 5 Aufz." (Ebd. 1859). Lohmann sah endlich selbst ein, wie ungenügend diese Versuche waren, er nahm die besseren darunter wieder vor um sie neu zu gestalten, und gab sie zum Theil einzeln, dann aber gesammelt in den „Dramatischen Schriften" (2 Thle. Lpz. 1862) heraus, so den „Savonarola" unter dem Titel „Der Eiferer", den „Appius Claudius" unter dem Titel „Virginia", den „Karl Stuart I." und den „Oliver Cromwell". Eine zweite Bearbeitung des „Tommaso Aniello" erschien einzeln unter dem Titel „Masaniello. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1864). Diese neuen Bearbeitungen sind in der That wesentlich verbessert, aber theils stand der undramatische Stoff, wie bei dem „Schmied in Ruhla", theils die allzu verfehlte Anlage, wie bei „Oliver Cromwell" einer gründlichen Umgestaltung entgegen, theils endlich war der Dichter von seiner neuen Auffassung vom Wesen der dramatischen Poesie schon so sehr befangen, daß sie nicht ohne schädlichen Einfluß auf die neuen Bearbeitungen blieb. Auch hat der Dichter die Eilfertigkeit der ersten Gestalt seiner Dramen nicht immer verwischen können, und es sind vielfache Spuren nicht bloß in der mißlungenen Charakteristik, wie bei „Essex", sondern auch in der Sprache der meisten Stücke stehen geblieben, die oft gesucht, schwülstig, nicht selten sogar trivial ist. Daher erscheinen die Charaktere schwankend und unwahr, wie in „Virginia". Ob „Masaniello" in der zweiten Auflage umgearbeitet worden ist, wissen wir nicht, müssen es aber bezweifeln, da dieses Trauerspiel noch ganz den Charakter eines ersten Versuchs trägt, was schon daraus erhellt, daß die an sich guten Motive unentwickelt und die Charaktere nur ganz skizzenhaft erscheinen. Am Gelungensten unter allen recitierenden Dramen Lohmanns ist ohne Zweifel „Strafford", in welchem mehrere Charaktere mit Glück gezeichnet sind, und das neben einigen schwachen manche vortreffliche Stelle enthält.

In der zweiten Periode der dramatischen Thätigkeit des Dichters wollte derselbe nach Richard Wagners Vorgang zur Begründung eines sogenannten musikalischen Dramas beitragen. Wir haben uns schon oben über diese hermaphroditische Gattung ausgesprochen; wir würden aber dem Dichter Unrecht thun, wenn wir seine hierhergehörigen Werke: „Drei Operndichtungen" (Lpz. 1861)*), „Valmoda. Eine dramatische Dichtung" (Ebd. 1862), „Frithjof. Eine dramatische Dichtung" (Ebd. 1863) und „Irene. Eine Operndichtung" (Ebd. 1865) nach Dem beurtheilen wollten, was er in der schon angeführten Abhandlung und im Vorwort zur „Valmoda" von einem musikalischen Drama fordert — in so fern wir ihn nämlich verstanden haben, denn seine Entwickelungen sind sehr unklar und verlieren sich häufig in Phrasen. — Aber als Operdichtungen betrachtet, gehören sie unzweifelhaft zu dem Besten, was die neuere Zeit hervorgebracht hat. Sie haben meist einen gediegenen Inhalt, die Handlung ist nicht ohne Interesse (am Wenigsten genügt sie in der „Valmoda", die der Dichter als Muster der Gattung aufstellt), die Sprache ist schön, wohllautend, und bietet sich der musikalischen Behandlung von selbst dar.

Aus „Die Brüder".

Anfang des ersten Aufzugs.

Große Halle in der kaiserlichen Burg.

Festschmuck allenthalben. Man hört beim Aufgehen des Vorhanges freudige Signale.

(Schaaren von Burgbewohnern drängen herbei.)

Chor. Der Sieger kehret heim!
Laßt uns mit Lobgesängen
Den Kommenden empfangen,
Mit hellen Festesfreuden
Erfüllen Hof und Haus!

(Viele eilen hinaus, während Andere im Hintergrunde sich in Gruppen vertheilen.)

Die Kaiserin (ist genaht; sie hält sich zur Seite). Der Sieger kehret heim,
Und Lust, Entzücken wohnet in dem Herzen;
Mir aber, o der unnennbaren Schmerzen,
Tobt Groll und Eifersucht in wunder Brust:
Ihm, den ich hasse, wie nichts Andres so,
Ihm jauchzen sie, dem Stiefsohn, diesem Helden,
Dem trotzigen Kaisersohn!
Ich aber soll mit meinem Sproß,

*) „Die Rose vom Libanon. Oper in 3 Aufzügen"; „Die Brüder. Oper in 3 Aufzügen"; „Durch Dunkel zum Licht. Oper in 3 Aufzügen".

Der mir ans tiefste Sein gefesselt,
Bescheiden nur zur Seite stehn,
Den Kranz des Ruhmes ganz entbehren —
Nein, nimmermehr!
Den Sohn, den Liebling will ich wissen
An Deiner Statt, Du Kaisersohn,
Und gerne dann die Ruhe missen!
Es lodre Kampf in wildem Feuer,
Es treibt durch die Adern ans Ruhmeslicht —
Weh Euch, weh Euch! (Sie tritt zurück.)

(Ein glänzender Marsch zeigt das Nahen der Sieger an. Sie ziehen auf, umringt von den Bewohnern der Burg.)
Chor der Krieger. Dem Sieger Heil, dem starken Helden,
Sein Schwert hat Feindesmacht zerstört;
Was auch der Vorzeit Sagen melden:
Noch nimmer Größres ward gehört!
Heil unsres Kaisers tapfrem Sohn,
Dem besten Erben auf dem Thron,
Dem starken Otto Heil!
(Alles umringt den kommenden Otto; er schreitet fest und männlich durch die Reihen.)
Die Kaiserin (während dessen, zur Seite). O daß die Erde ihn verschlänge,
Daß diese frohen Siegsgesänge
In einen Wehschrei jäh gewandelt!

(Der Kaiser und Adolph treten aus der Burg. Otto eilt ihnen entgegen.)
Otto (läßt sich auf ein Knie vor dem Vater nieder).
Es hat das Glück im Sohne Dir gelächelt —
Im weiten Felde droht kein Gegner mehr,
Und alle Segnung, die dem Frieden eigen,
Magst Du im Lächeln Deiner Züge zeigen.
Der Kaiser. Was all an Segnung mir Natur gegönnet,
Die geb ich Dir mit meinem vollen Dank!
Wohl drängt es mich in mancher stillen Stunde,
Zu folgen Dir auf frohen Kampfesplan —
Da war das Alter doch mein schlimmster Gegner,
Und meinen Wunsch allein trug ich hinan:
Des Vaters Wunsch, der Dich wie sich geliebet,
Der Du die Treu als Höchstes stets geübet.
Adolph. So nimm auch mich in Deine Arme wieder,
Du starker Held, Du männlich kühner Bruder —
Kein Schatten Neides soll die Liebe trüben,
Die zwischen Brüdern Sitte ist und Recht.
Otto. Weg mit der Sitte, weg mit kaltem Rechte;
Hat gleich die Mutter Dir nicht mich gehütet —
Es zieht der Geist den Geist zu sich heran!
Adolph. Und doch — verschieden ist Dein kühnes Sinnen
Von meines Herzens trauterem Beginnen.
Otto. Ob auch verschieden: Eins sind wir durch Liebe!
Beide. Liebe soll die Schranken brechen,
Die Natur uns vorgesetzt,
Ohne Weilen, ohne Theilen,
Sei der Bund erneuet jetzt!
Allgemeiner Chor. Das ist ein Anblick hellen Jubels werth,
Hoch Otto, hoch Adolph!
Der Kaiser. So möge ewig nun der Friede währen,
Der aus den Herzen Euch in Segen sprießt.
(Der Kaiser, Otto und Adolph gehen in die Burg.)
Chor des Kriegsvolks (verhallt). Dem Sieger Heil! ꝛc.
Die Kaiserin (tritt hastig vor). So viel der Liebe, so viel Segen,
Und ich, die Mutter, steh allein!
Kein Liebesdrang, kein zärtlich Regen
Soll mich, die Fremde, je erfreun?!
Die Ihr nicht achtet meiner Nähe,
Ob Glück, ob Unglück Euch geschehe,
Seid mir verhaßt, seid mir verflucht!

Johann Georg Fischer.

Johann Georg Fischer, dessen lyrische Dichtungen*) wir früher besprachen und als bedeutend bezeichnet haben, verdient auch als Dramatiker volle Anerkennung, und zwar um so mehr, als sich in seinen bis jetzt veröffentlichten Dramen nicht bloß ein tüchtiges Streben, sondern auch ein offenbares Fortschreiten bemerkbar macht, indem das erste weit unter den folgenden steht und das letzte alle vorigen übertrifft. Zwar giebt auch das erste „Saul. Ein Drama" (Stuttg. 1862) Zeugniß von seinem Talent, aber erstlich hatte der Dichter die Gesetze des Dramas noch nicht klar erkannt, und zweitens scheint es uns, als ob eine gewisse Schüchternheit oder Befangenheit ihm nicht gestattet hätte, seine poetische Kraft ungehindert walten zu lassen. Dieß erhellt vorzüglich aus der Sprache, die weitaus den Schwung nicht hat, den Verhältnisse und Charaktere erforderten. Als Mangel der dramatischen Behandlung ist vor Allem hervorzuheben, daß die beiden ersten Akte beinahe ohne alle Handlung, daß sie mit Reflexionen und Sentenzen überfüllt sind. Die Handlung beginnt in der That erst mit dem dritten Akte und auch dann schreitet sie nur langsam und nicht immer klar vorwärts. Die Scenen sind allzu abgerissen, der Wechsel derselben zu häufig, so daß der Zusammenhang öfters verloren geht. Der Schluß ist unklar, jedenfalls nicht scharf genug; der Dichter läßt zwar durchblicken, daß David den Uebergriffen des Priesterthums entgegentreten wolle, allein dieser Entschluß tritt plötzlich und ohne alle frühere Motivierung hervor, und dann ist er auch zu wenig betont. Das Gespräch zwischen David und Sauls Tochter Michal klingt an das Hohelied an und benutzt es sogar in einzelnen Stellen. Dieß ist an sich recht gut, aber der plötzliche Uebergang von der ruhigen, beinahe nüchternen Darstellung zum orientalischen Schwung macht keine gute Wirkung, weil er mit der bisherigen Haltung im Widerspruch steht. Ganz anders verhält es sich, wenn David einige Male seine Reden mit psalmähnlichen Sprüchen schließt, weil Dieß mit seinem religiösen Sinn auf das Vollkommenste zusammenhängt. Das Drama stellt den Kampf des neu gegründeten Königthums gegen das Priesterthum dar, und es ist Dieß, abgesehen von den Schwächen der dramatischen Behandlung, ganz gut gelungen. Daß er seine Dichtung mit Beziehung auf unsere Zeit geschaffen, ist unverkennbar, doch hat sich der Dichter mit weiser Mäßigung aller eigentlichen Anspielungen enthalten. Denn wenn er auch den fanatischen Zelotismus der jungen Priester der edleren

*) Es sind seit unserer Besprechung von ihm noch erschienen: „Den deutschen Frauen" (Stuttg. 1869), „Aus frischer Luft" (Ebd. 1872), „Neue Lieder" (Ebd. 1876), „Merlin. Ein Lieder-Cyklus" (Ebd. 1877).

Haltung der alten entgegengesetzt*) und er dabei ohne Zweifel an die gegenwärtigen Verhältnisse dachte, in denen gerade die jüngeren Geistlichen nicht bloß Einer Confession am Schroffsten auftreten, so war er doch vollkommen befugt, eine solche Erscheinung auch bei den Juden vorauszusetzen, namentlich zu der Zeit, in welcher der Kampf des Alten gegen das Neue mit solcher Erbitterung geführt wurde.

Fischers zweites Drama „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Historische Tragödie" (Stuttg. 1863) zeigt schon einen bedeutenden Fortschritt in der künstlerischen Behandlung, so wie in der Sprache, welche voll Schwung ist, ja sogar hie und da aus der im „Saul" vorherrschenden Nüchternheit in Schwulst verfällt. An der dramatischen Anlage ist nur Das auszusetzen, daß der Dichter dem Zuschauer und dem Leser zumuthet, sich nicht nur plötzlich von einem Ort an einen andern zu versetzen, sondern auch zu glauben, daß die handelnden Personen mit der Schnelligkeit des Blitzes den Ort wechseln können, wie wenn z. B. Hermann von Salza, der Großmeister des Deutschordens, den fünften Auftritt des fünften Aufzugs schließt, der bei Pisa spielt, und den sechsten Auftritt eröffnet, der bei Firenzuola vorgeht. Die Handlung stockt zwar am Anfang, aber bald gewinnt sie Lebendigkeit und entwickelt sich rasch und klar. Diese Tragödie stellt, wie „Saul", den Kampf des Priesterthums mit der weltlichen Gewalt dar, Friedrichs II. mit Innocenz IV. Dieser erscheint zwar nicht persönlich, aber seine Bedeutsamkeit tritt durch seine Sendlinge und seine nie ruhende Thätigkeit lebendig in die Erscheinung, und es ist ein trefflicher Gedanke des Dichters, daß er die ganze Hierarchie von den Cardinälen und Legaten bis zu den Bettelmönchen herab als Gehülfen seiner Umtriebe in Handlung setzt, und deren Einfluß auf die verschiedensten Charaktere und Gemüther zeigt, wodurch die umfassende Macht des Papstthums auf das Anschaulichste in die Erscheinung tritt. Die Charaktere sind mit großer Kunst gezeichnet, vor Allem Friedrich II., den der Dichter in seiner ganzen Größe, aber auch mit seinen Schwächen schildert. Muth, Tapferkeit, staatsmännischer Blick, Liebe zur Kunst und Wissenschaft, freie Anschauung der kirchlichen und religiösen Verhältnisse, Milde der Gesinnung und Gemüthlichkeit verbindet sich mit Verkennung der Volksrechte, die er mit despotischer Willkür verletzt, und mit grausamer Strenge, wenn er Verrath oder Empörung zu strafen hat. Sein größter Fehler war, daß er Deutschland und Italien zu Einem großen Reich zu vereinigen strebte, und Deutschland nur als Mittel ansah, sich Italien zu unterwerfen, dadurch sich Italien entfremdete und Deutschland der Willkür der Fürsten Preis gab. Und so war sein Ehrgeiz die Haupttriebfeder seiner Handlungen; er bekämpfte das Papstthum allerdings auch aus religiösen Gründen, aber hauptsächlich doch darum, weil er in Italien keine andere Macht neben sich dulden wollte. So erscheint er in der Geschichte, und so schildert ihn der Dichter. Neben ihm nimmt sein Kanzler und Freund, Petrus de Vineis, zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, der in die großartigen Absichten seines kaiserlichen Herrn eingeht, und dieselben mit Talent, wenn auch nicht immer glücklich ausführt. Er ist aber eitel und schwach. Seine Anhänglichkeit erleidet einen Stoß, als der Kaiser einen Andern, den trefflichen Thaddäus von Suessa, in sein engeres Vertrauen zieht; Er fühlt sich dadurch zurückgesetzt, und nun giebt er sich den Verlockungen der Pfaffen hin. Zwar wird er nicht zum Verräther, aber er unterstützt den Verrath, wobei er sich bei sich selbst dadurch zu rechtfertigen sucht, daß er nur aus Liebe zu seinem Vaterlande handle. Und als seine Umtriebe zur Kenntniß des Kaisers kommen, was zu seinem Unglücke gerade zu der Zeit geschieht, da sein von den Pfaffen bestochener Arzt den Kaiser zu vergiften sucht, der, an einer Wunde leidend, ärztliche Hülfe bedurfte, hält ihn Friedrich für den Anstifter und er übergiebt ihn dem Gerichte zur Beurtheilung seines Verbrechens. Auch in den übrigen Personen hat der Dichter seine große Gestaltungsgabe bewiesen; mit besonderer Vorliebe hat er den Großmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, geschildert, einen ehrlichen, geradsinnigen, und bei aller Einfachheit scharfblickenden Mann, der den Kaiser vergeblich mahnt, seine Kraft dem zerrissenen Deutschland zuzuwenden.

Wenn auch die Zeit, in welcher Fischers drittes Drama „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel in 5 Akten" (Stuttg. 1866) spielt, nicht so glänzend ist, als das Zeitalter der Hohenstaufen, so ist sie in der That doch großartiger und bedeutsamer. Bewundern wir in Friedrich II. die persönliche Größe des Mannes, so erfreut uns im Bauernkrieg das Erwachen des geknechteten Volks, das seine unveräußerlichen Rechte wieder erobern will, aber untergieng, weil es sich selbst untreu wurde, indem es in seiner freilich leicht zu erklärenden Wuth die nämlichen Schandthaten begieng, wie seine Herren und sich dadurch die Feindschaft Derjenigen zuzog, die ihm durch ihr mächtiges Wort zum Siege hätten verhelfen können. Trotzdem sind die Reformatoren und namentlich Luther nicht zu rechtfertigen, daß sie das Volk verließen und es seinen Henkern übergaben, da sie es doch zunächst waren, die es aus dem Schlummer geweckt hatten. Alle diese Verhältnisse stellt der Dichter in einer Reihe von lebensvollen Gemälden dar. Florian Geyer ist der Repräsentant der edlen Seite des damaligen Aufschwungs; die traurige Seite desselben hat der Dichter nur vorübergehend ahnen lassen, und zwar mit vollem Recht, weil er die Idee, die das Volk begeisterte, in ihrer vollen Reinheit zur Anschauung bringen wollte. Wir bedauern in dieser Beziehung, daß er des trefflichen Eberlin von Günzburg „Bundesgenossen" nicht gekannt hat, die ihm manchen Zug hätten liefern können. Eben so glücklich als wahr ist

*) So sagt der ältere Priester Ahimelech mit Beziehung auf die zwei jüngeren in der 1. Scene des 2. Akts:

— — — Sind doch die Alten,
Die allerstrengsten auch, von mildrem Sinn,
Als dieses junge, gründliche Geschlecht,
Von welchem Jeder schon ein Hoherpriester.
Ich fürchte, man ersinnt der Priesterschaft
Noch Namen, die weit schlimmer sind für sie
Als „Bluthund" und „Tyrann" für einen König.

es, daß die Ausschweifungen der Bauern zugleich als eine Folge der Aufreizungen dargestellt sind, welche von einem Sendling der Fürsten und des Adels ausgiengen, da diese klüglich berechneten, daß dadurch Uneinigkeit unter den Aufständischen entstehen müsse. Es ist dieser Zug deshalb glücklich, weil dadurch die Schlechtigkeit des Adels noch lebendiger hervortritt und Ausschweifungen der Bauern eine gewisse Rechtfertigung erhalten. So rasch die Handlung sich bewegt, so mannigfaltig sie ist, so ist sie doch vollkommen klar und überschaulich; sie erhält Leben und Farbe durch die kräftige Zeichnung der Charaktere, selbst dann, wenn er ihnen nur wenige Züge widmet, wie z. B. dem Anführer des schwäbischen Bundesheeres, Georg Truchseß von Waldburg.

Fischers neuestes Drama „Kaiser Maximilian von Mexiko. Trauerspiel in 5 Akten" (Stuttg. 1868) ist, wie schon gesagt, auch sein bestes. Der Dichter hat darin einen äußerst schwierigen und nach jeder Seite hin bedenklichen Stoff auf das Glücklichste bewältigt; es ist ihm gelungen, ihn so objektiv zu halten, als wenn er schon einer längst verschwundenen Zeit angehörte. Maximilian hatte den Thron von Mexiko mit dem besten Willen, dem Volk Ruhe, Sicherheit und mit dem materiellen Wohlsein auch geistige Bildung zu bringen, angenommen. Aber er hatte sich der schweren Aufgabe unter falschen Voraussetzungen unterzogen. Er war des Glaubens, daß ihn das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit und in freier Abstimmung berufen habe, während die Wahl nur unter dem mächtigen Einflusse der Geistlichkeit und der französischen Waffen Statt gefunden hatte; er hatte geglaubt, daß das Volk die republikanische Staatsform hasse, während es im Ganzen an derselben hieng; er hatte geglaubt, daß der Präsident Juarez allgemein verhaßt sei, während er bloß der Geistlichkeit verhaßt war, die er ihrer unnatürlichen Vorrechte beraubt hatte; er hatte auf Unterstützung von Seite der Geistlichkeit gerechnet, er hatte gehofft, daß der amerikanische Sonderbundskrieg zu Gunsten des Südens ausfallen, und sich derselbe, so wie vielleicht der Norden zur Monarchie gestalten würde; er hatte auf die fortgesetzte Hülfe Frankreichs, auf den mächtigen Einfluß des Papstes gehofft, und in allen diesen Hoffnungen sah er sich getäuscht. So gerieth er bald in Conflikt mit der Geistlichkeit, weil er ihr die vom Staate eingezogenen Güter nicht herausgeben, weil er ihr die Leitung des öffentlichen Unterrichts nicht anvertrauen, weil er Gewissens- und Religionsfreiheit einführen wollte. Mit dem Oberbefehlshaber des französischen Hülfsheers gerieth er in Conflikt, weil Dieser sich die größte Willkür erlaubte und ihn, den Kaiser, durch hochfahrendes Benehmen verletzte. Dazu kam, daß er sein Vertrauen zweien Männern schenkte, seinem deutschen Beichtvater, einem heuchlerischen Jesuiten und dem mexikanischen Obersten Lopez, dessen Ehrgeiz und Habsucht ihn zu jedem Verbrechen fähig machte. Beide mißbrauchten des Kaisers Vertrauen, um dessen Stellung immer unhaltbarer zu machen, und so sah er sich trotz seiner vortrefflichen Absichten fortwährend zu falschen Maßregeln verleitet, zu welchen freilich auch die angeborene Fürstennatur das Ihrige beitrug, zu Maßregeln, die ihm verderblich werden mußten. So erläßt er ein Dekret, das den Präsidenten Juarez mit den Seinigen in Acht und Bann erklärt und alle Diejenigen, die gefangen würden, als Straßenräuber binnen vier und zwanzig Stunden zu erschießen gebietet. Zwar sagt er, daß es nur zum Schreckmittel dienen, es niemals vollzogen werden solle, aber von seinem bösen Geiste getrieben, läßt er doch bald darauf zwei gefangene Generale hinrichten. Dieß empört das Volk, und Maximilian sieht sich immer mehr verlassen. Seine treffliche und muthige Gemahlin, die nach Europa geeilt war, um Napoleon und den Papst anzuflehen, Jenen, daß er sein Heer nicht zurückziehe, Diesen, daß er die Geistlichkeit zum Gehorsam gegen den Staat ermahne, bringt die Nachricht, daß Kaiser und Papst unbeugsam gewesen. So sieht er sich gezwungen, sich ganz in die Hände der Geistlichkeit zu geben, von der allein er noch Hülfe hofft, da die Franzosen abziehen und die Vereinigten Staaten drohen. Die Zugeständnisse, die er ihr macht, entfremden ihm das Volk noch mehr, und als Juarez siegreich vordringt, wird er diesem vom Verräther Lopez verkauft, und er büßt seine doppelte Schuld, daß er sich dem fremden Volk hat aufdringen und daß er Kriegsgefangene gegen alles Kriegs- und Völkerrecht hat hinrichten lassen, durch den Tod, den er muthig erleidet. Alles Dieß vergegenwärtigt uns der Dichter in seiner Tragödie mit Talent und poetischem Sinn, zugleich mit der strengen Unparteilichkeit eines Geschichtsschreibers dem Monarchen gegenüber, der, nur an seine Krone denkend, nach und nach allen Halt verliert und sich deshalb Denen verschreibt, gegen die er im Anfang seiner Herrschaft mit Kraft verfuhr, weil er sie für die ewigen Feinde der Bildung, des Fortschritts und der Freiheit hielt. Dem Kaiser gegenüber schildert der Dichter im Präsidenten Juarez den echten Republikaner, der auch dann, wenn ihn das Unglück verfolgt und er dem Untergange nahe steht, niemals an der Freiheit und an seinem Volke verzweifelt. An Charakterkraft stehen ihm nur zwei Frauen gleich, die Kaiserin Charlotte und die Prinzessin von Salm, eine Indianerin von Geburt. Die Kaiserin, die hochherzige Tochter des trefflichen Leopold, Königs der Belgier, verbindet den klarsten Sinn mit dem unerschütterlichsten Muth; sie ist der gute Geist ihres Gemahls, der aber von seinem fürstlichen Bewußtsein geblendet, ihrem Rath verschlossen bleibt, und so muß sie als erstes Opfer seiner Verblendung fallen. Die Prinzessin von Salm hat der Dichter trefflich und wahr charakterisiert, indem er den Juarez von ihr sagen läßt:

„Zwei Männer aber, wie dieß Weib, sie hätten
Das Kaiserthum gefährlich machen können."

Auch die andern Personen sind vortrefflich gezeichnet; der Marschall Bazaine erinnert an die Generale des ersten Napoleon, welche die unterjochten Völker und deren Fürsten mit Hohn behandelten; der Pater, des Kaisers Beichtvater und Sekretär, ist ein echter Jesuit, der nur für das Papstthum denkt und handelt, der Oberst Lopez, der schon bei seinem ersten Auftreten seine Verächtlichkeit kundgiebt, und den auch

Juarez durchschaut, denn als er einen mit einem bloßen L. unterzeichneten Brief erhielt, in welchem ihm die Schwächen des Kaiserthums bezeichnet wurden, ruft er aus:

„Ein bloßes L.? — Was braucht es hier zu fragen?
Er hätte seinen Namen schreiben dürfen,
Ich wüßt ihn nicht gewisser; ja er ists,
Für Geld bei Diesem heut, beim Andern morgen."

Die vier Dramen Fischers sind sämmtlich von Einem und demselben Grundgedanken getragen, dem nämlich, daß das Priesterthum zu allen Zeiten, im Alterthum, im Mittelalter, im Beginn der neuen Zeit und in der Gegenwart seine Macht auch über die weltlichen Verhältnisse ausdehnen wollte, und um diesen Zweck zu erreichen, dem Fortschritt, in welcher Gestalt er auch erscheinen möge, feindlich gesinnt war. Denn daß dieser Gedanke auch dem „Florian Geyer" zum Grunde liegt, erhellt deutlich genug aus Dem, was Geyer dem Sendlinge Luthers und Melanchthons sagt, nachdem er deren Briefe gelesen, „Luther soll nicht auf Die den Fluch werfen, welche den Weg verfolgen, den er selbst gebahnt; und es lebt kein Papst weder in Rom noch in Deutschland, der sagen darf: Ich allein hab die Wahrheit, Ich will die Bibel euch auslegen: Eine Kirche, Eine Freiheit für Obrigkeit und Bauer." Und auf Melanchthons Schreiben erwiedert er: „Die alte Kirche hat oft genug selbst gebrandschatzt oder dazu geschwiegen; aber gelehrt hat die alte Kirche doch niemals die Knechtung und Verachtung des Volks; Das war Denen vorbehalten, die an Stelle der alten Lehre ihre Auslegung festnageln möchten; und wer sie nicht annimmt, den trifft Schwert und Verdammniß."

Aus „Kaiser Maximilian von Mexiko".

Erster Akt. Erste Scene.

Nachts im Zimmer eines veralteten Schlosses. Es führt auf einen Balkon am Ende der Hauptstadt.

Maximilian (an einem Tisch in Lektüre und Schreiben vertieft. Eine Lampe beleuchtet den Tisch. Indem der Kaiser aufblickt für sich):

Ja wohl, hier sieht sichs anders als daheim.
Die Völker sind ein schwer regiersam Ding;
Schwer abzumerken, doppelt schwer dem Fremden,
Ist ihr Gedanke, dreifach schwer ihr Lenken
Und ihrem Mißtraun ehrlich zu begegnen. —
Doch — bin ich nicht daheim? hab ich für diese
Die ganze andre Welt nicht aufgegeben,
Um einem Volk, das seinen Lenker wählte,
Mit Schweiß des Tags und mit durchwachten Nächten
Als seinen besten Freund mich zu beweisen!

Ein Diener (in mexikanischer Kleidung bringt eine Schale).

Maximilian. Setz mir mein Morgenbrod hieher.
(Da der Diener zögert)
Nur hieher.

Diener. Der schlechte Tisch, o Herr, der harte Stuhl!

Maximilian. Speist euer Volk an bessrem Tisch? und besser?
Ruht Euer Volk auf weichen Polstern aus?
(Diener setzt die Schale nieder.)
Wenn ihr erst worden, was ihr werden könnt,
Dann will ich auch ein besser Dach mir bauen
Und nicht die halbe Nacht mehr wirst Du wachen.

Diener. Der Morgen kommt herauf.
(Oeffnet die Thüre gegen den Balkon und löscht die Lampe.)
Nehmt bessre Luft. (Ab.)

Maximilian (unter die geöffnete Thüre tretend).
Du treue Sonne, wie zu Miramare!
Du schöne Luft, wie ob der Adria! —
Und werd ich hier Europa wieder finden?
(Nach einer Pause freudig gehoben.)
Hab ich nicht schöne Hoffnung denn? — In Frankreich
Ein Kaiser durch Vertrag an mich geknüpft
Und durch die Pflicht, die er der Völkerordnung
Wie seinem Namen schuldet. — Und in Rom
Ein milder Papst, der Völkerrechte ehrt.
Ein Heer von vierzigtausend Mann für mich
Und mein Vertrauen in den eignen Willen! —
Du aber, Stern und Sonne meiner Seele,
Charlotte, theures, süßes, starkes Weib,
Du mehr als Alles mein, die mir die Hälfte
Des Herrscheramtes von der Schulter nimmt;
O kehre bald mir aus dem Süden wieder,
Bring Deinem Gatten Bürgschaft, daß er bald
Mehr keiner Bürgschaft als der Deinen braucht.

Diener (der wieder eintritt). Der Mann aus Rom und Euer Sekretär. (Ab.)
(Nuntius und der Pater kommen.)

Maximilian. Willkommen, Nuntius des römschen Stuhls.
Der heilge Vater zürnt mir, weil den König
Italiens, der ihm verfeindet ist,
Ich „Bruder" nenne, wie die andern Fürsten.

Nuntius. Nicht einzig deshalb, Majestät. Noch sind
Die Güter, die dem Klerus dieses Reiches
Entrissen worden, in des Reiches Händen.

Maximilian. Und bleibens, um des Reiches Wohl zu stärken
Und seinen Klerus würdig zu besolden.

Nuntius. Zu solchem Paktum bring ich keine Vollmacht.
Vielmehr verlangt die Kirche und ihr Haupt:
Was ihr gehört, das soll ihr ganz gehören;
Die Fessel, die die weltliche Regierung
Ihr bisher anlegt, muß zerrissen werden.

Maximilian. Wenns eine Fessel ist! — Doch ein Gesetz?

Nuntius. In Uebung seines Hirtenamtes giebts
Kein Staatsgesetz, das einen Bischof bände.

Maximilian. Das wäre eine Kirche über m Staat.

Nuntius. Habt Ihr daran gezweifelt, Majestät,
Daß alle Staaten Einer Kirche dienen?

Maximilian. Ja wie die Söhne ihre Mutter ehren;
Doch jedem Sohne wuchs ein eigner Kopf,
Nicht zweie passen in dieselbe Form,
Und jeder baut sich seinen eignen Rahmen.

Nuntius. Die Kirche allen Einen und denselben.

Maximilian. Und fand ich einen solchen Rahmen hier,
Wo tausend Köpfe aus einander streben?

Nuntius. Sie haben Alle den katholschen Glauben.

Maximilian. Der mir der liebste ist und heiligste,
Und den kein Priester frömmer ehrt als ich.

Nuntius. Ganz Meriko soll so ihn ehren lernen.
Drum muß der Priesterschaft die ganze Aufsicht
Zustehen über jeden Unterricht,
Er sei zu Hause oder öffentlich.

Maximilian. In ihres Glaubens Dingen ganz gewiß!
Doch wächst ein Baum nicht nach der Kirche Regeln,
Noch das Geweb des menschlichen Gehirns,
Und daß es anders mit dem Sonnenlauf,
Als sie gelehrt, ist Euch wie mir bekannt.
Die Forschung und die Künste zu der Zeit
Der Mediceer wurden groß und herrlich,
Weil man sie wachsen lassen, wie sie wollten,

Und mehr als jedes Interdiktes Macht
Hat ihr Gedeihn der Kirche Glanz verherrlicht.
So will mein Mexiko gedeihen, so
Soll es sich selber stärken, daß es bald
Der Hülfe Frankreichs, die mir lästig ist,
In seiner eignen Stärke kann entbehren.
Nuntius. Nicht auch der Kirche? — Diese Sprache, Fürst!
Maximilian. Ich mein es redlich mit dem Kirchenfürsten,
Mich und mein Volk empfind ich einen Theil
Von der Gemeinschaft, über die er waltet,
Und bin ein Glied nur ihrer Herrlichkeit.
Nuntius. Verfolgt ist ihre Herrlichkeit, gerissen
In diesem Reich vom Haupt sind ihre Glieder.
Maximilian. Laß dieses Reich erst werden, was es kann,
Gestärkt will ichs in Eure Arme führen,
Wenn Ihrs gewähren laßt.
Nuntius. Wir können nicht.
Maximilian. Wir müssen, Ihr und ich. Die Kirche hat
Die Dinge stets genommen, wie sie konnte
Und ihres Vortheils Acht gehabt dabei.
Ich nehme hier sie, wie sie sind, und nehmet
Ihr meines Vortheils wahr, wie ich des Euren.
Nuntius. Wir können nicht.
Maximilian. Weil Euer Will zu enge;
Weitherzig ist der meine und ich trachte,
Dieß Land durch europäische Gesittung
Der Völkerkette fester einzufügen,
Als Ihr die Rothhaut jemals habt besessen.
(Indem er dem Pater ein Blatt übergiebt.)
Lest den Entwurf.
Pater. Doch bitt ich, zu erwägen,
Daß, was ich lesen mag, ich Priester bleibe;
(Zum Nuntius.)
Euch bitt ich, eingedenk zu sein, daß ich
Als Sekretär dem Kaiser diene.
Maximilian. Lest.
Pater (liest). Im Reiche Mexiko sei jeder Glaube
Geschützt, der nicht den bürgerlichen Rechten
Zuwider läuft. Religion des Staates
Ist die katholische. Das Kirchengut
Gehört der Nation, die ihren Klerus
Besoldet. Die Register der Geburten,
Der Ehen und der Todesfälle wird
Anstatt der Kirche der Civilstand führen.
Der Geistlichen Bestätigung, der Klöster
Vermehrung oder Mindrung bleibt des Staats.
Nuntius. Ich weiß genug, und weil vom kaiserlichen
Beichtvater ich es weiß, so weiß ich auch,
Wie ernst dem Beichtkind seine Meinung ist.
Maximilian. Ein willigeres Glied an Eurem Leibe
Sind freie Völker, als gezwungne Heerden.
Schon regts sichs auf den Straßen zu dem Feste
Der Unabhängigkeit, wie sie es nennen.
Könnt ich dieß Volk, das so voll Eifersucht
Auf eine Freiheit ist, die es sich träumt,
Durch Druck und Zwang Euch in die Hände führen?
Nuntius. Es war in unsrer Hand.
Maximilian. Durch Despotie.
Was hat der Druck aus Spanien gemacht?
Dient es Euch besser, seit es arm geworden?
Wenn einst vom Reichthum dieses Bodens, welcher
Jetzt wüst liegt, weil die Roheit ihn versäumt,
Ein Volk, das ich der Barbarei entriß,
Den Zoll Euch sendet, das klingt anders, als
Die Pfennige, die man zusammen bettelt.
So mein ichs mit der Kirche Herrlichkeit.
Und daß ich aus dem vollsten Geist ihr diene —
Mein Ministerium hat Auftrag, jedem
Distrikte seine Schulen zu erschaffen.
Die Indianer, die mir noch wie Euch
Die Wege kreuzen, fügen sich, wenn ihnen
Der Bildung Vortheil erst die Augen öffnet.
Nuntius. Der Bildung, die man ohne uns erschafft,
Des Geistes, der das Heilige befehdet.
Maximilian. Wollt Ihr die Herrn der Erde sein, so nehmt
Die Wissenschaft und Kunst in Euren Dienst;
So lange bleiben sie der Kirche Töchter,
Als ihnen eine Mutter bleibt die Kirche;
Versäumte Kräfte sind verlorne Posten.
Nuntius. Verlorne Kräfte sind, die nicht gehorchen.
Maximilian. Einst war das Papstthum Alles, war die Welt;
Die Welt ward weiter, auch die Kirche seis,
So weit, daß sie die Erde kann umfassen.
Mich lasset ihren Freund und Pfleger sein;
Hier meine Sohneshand, bringt sie dem Papst,
Er soll die Vaterhand dem Sohne reichen.
Pater. Ja, bittet seine Heiligkeit für ihn,
Sie schützt den frömmsten Sohn in diesem Haupt.
(Frohe Stimmen hinter der Scene.)
Diener (der eintritt). Die Kaiserin langt von der Reise an. (Ab.)
Maximilian. Charlotte! (Zu den Beiden.) Bleibet, Freunde, bleibt, ich bringe
Euch frohe Botschaft mit der Kaiserin. (Eilt hinaus.)
Nuntius. Nun Schwabe, steht Ihr auf dem Kopf? Steh ich
Auf meinem? — Das der treue Sohn der Kirche,
Der ganz nur Sohn in Rom war, sie ganz Tochter!
Pater. 'S ist ein Romantiker; die zwingens nie
Nach ihrem Sinn. Doch das macht ihn so trefflich
Gewinnbar für der Kirche Neugestaltung,
Daß ich ihr Schicksal nimmer von ihm trenne,
Und ich kann sagen, daß er unser ist.
In unsrer Hand ist er und aus den Händen
Des Marschalls muß er eher heut als morgen.
Nuntius. „Akademien! Schulen!“ ·
Pater. Und kein Lehrer!
Ich setz hinzu: „Gebäude, Straßen, Häfen“ —
Und keine Hände und kein Geld dazu!
Nuntius. Rom schafft ihm keinen Deut und keinen Mann.
Pater. Und was ihm Frankreich schaffte, drückt ihn schon
Mit seiner Wucherzinsen Last zusammen.
Uns braucht er, uns.
Nuntius. Und seine Pläne dürfen
Nicht jetzt, noch jemals zur Erfüllung reifen.
Pater. Er kommt.
Nuntius. Mit ihr. Wie blickt er siegsgewiß!
Pater. Und sie, die seines Schicksals Lauf beschleunigt.

Franz Nissel.

Franz Nissel, der Sohn des unter dem Namen Korner lange Jahre am Hofburgtheater in Wien wirkenden Schauspielers Joseph Nissel (st. 1866), wurde am 15. März 1831 zu Wien geboren und erhielt im Elternhause und in den Schulen Wiens seine Ausbildung. Der Beruf des Vaters führte ihn schon früh ins Theater, ja, wenn wir nicht irren, sogar auf die Bühne. Dieß konnte auf den begabten

Knaben nicht ohne Einfluß bleiben; die tägliche Anschauung dramatischer Werke weckte den in ihm liegenden Gestaltungstrieb. Nachdem er eine Reihe von Versuchen gemacht, verfaßte er, 17 Jahre alt, in Gemeinschaft mit seinem gleichstrebenden Freunde und Schulkameraden Sigmund Schlesinger zwei Trauerspiele „Die Inquisition" und „Narciß" (1849 und 1850), die bei allen Mängeln in Form und Sprache von bedeutender Begabung zeugten. Da diese Dramen bei den größeren Bühnen keinen Eingang fanden, so wendeten sie ihr Talent dem Volkstheater zu, in der Hoffnung, in den Zeiten der finstern Reaktion auf diesem Wege auf das Volk zu wirken. So entstand das Charaktergemälde „Ein Beispiel", das im Herbste 1852 im Theater an der Wien mit großem Beifall aufgeführt wurde, doch weil es dem Wesen eines Volksstückes im Grunde zu wenig entsprach, nach siebenmaliger Darstellung von der Bühne verschwand. Nicht besser ging es dem von Nissel allein gedichteten „Martin", der nur vier Aufführungen erlebte. Während Schlesinger sich darauf der Journalistik zuwendete, blieb Nissel seinem Vorhaben, das eigentliche Drama zu pflegen, treu. Seine Tage waren freilich nicht sonnig und heiter. Unglück stürmte von allen Seiten auf ihn herein und erreichte seinen Höhepunkt, als er seine Gattin, eine geborne Baronin Binder von Bindersfeld, durch den Tod verlor. Er hatte mit ihr einige Zeit in Salzburg geweilt, wo sie als Sängerin engagirt war, war 1867 nach Graz und bald darauf nach St. Georgen bei Wildon in Steiermark übergesiedelt, und hier traf ihn 1868 der harte Verlust, der seine Gesundheit tief erschütterte. Die thätige Theilnahme des Dichters Friedrich Halm, der ihm eine Pension aus der Schillerstiftung erwirkte, machte es ihm möglich, seinen Zustand durch den Besuch eines Bades in etwas zu bessern. Er kehrte darauf nach Wien zurück, wo ihm 1878 zu seiner großen Freude einer der drei vom deutschen Kaiser vertheilten Schillerpreise überreicht wurde.

Franz Nissel

Wir haben schon oben gesagt, daß Nissel sich nach der Trennung von Schlesinger dem höheren Drama zuwandte. Er schrieb 1854 den „Perseus von Macedonien", bald darauf das Schauspiel „Ein Wohlthäter", das auf dem Hofburgtheater einen glänzenden Erfolg erhielt, das wir aber nicht kennen. „Perseus von Macedonien. Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1862) entstand schon im J. 1854, wurde aber von ihm 1861 neu bearbeitet, wenn man die Umwandlung einer etwas schwülstigen Prosa in Verse eine Bearbeitung nennen kann, denn so viel wir wissen, hat er an der Anlage nur wenig geändert. Viele halten den „Perseus" für das gelungenste Werk des Dichters, wir können diese Meinung nicht theilen. Nicht als ob wir die Großartigkeit der Idee verkennten, die dem Trauerspiel zu Grunde liegt, den großen Gedankenreichthum, der jeden Auftritt, ja jede Rede belebt, die oft gewaltige und ergreifende Sprache, die glückliche Auffassung der Charaktere; allein so trefflich die Charaktere aufgefaßt und angelegt sind, so ist ihre Ausführung und Entwickelung übertrieben und in so fern unwahr, und der „Perseus" kann sich in dieser Beziehung mit den nachfolgenden Dichtungen keineswegs messen, in denen wir den gereiften Geist erkennen, der seine Kraft mit schöner Mäßigung zu vereinigen weiß, während im „Perseus" noch der übersprudelnde Geist des Jünglings waltet. Diese schöne Mäßigung tritt uns schon in „Dido. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1864) entgegen, welches im J. 1856 entstand. Nissel hat den antiken Stoff so behandelt, wie wir oben ausgesprochen haben, daß er behandelt werden sollte. Allerdings wissen wir von den Phöniziern, Numidiern und Gätulern so wenig, daß der Dichter in deren Zeichnung einigermaßen willkürlich verfahren mußte, und man könnte ihm vorwerfen, daß er Personen und Zustände modernisirt habe; aber man würde ihm mit diesem Vorwurf Unrecht thun. Denn er hat uns Menschen in vollster Wahrheit geschildert, und die Phönizier, Numidier und Gätuler waren jedenfalls auch Menschen mit menschlichen Tugenden, Gebrechen und Leidenschaften, und diese rein menschlichen Tugenden, Gebrechen und Leidenschaften hat der Dichter mit Meisterschaft zur Anschauung gebracht, ja er hat auch, wo es irgend möglich war, dieselben in einer Weise gezeichnet, wie sie sich zu jener Zeit und bei jenen Völkern äußern mußten, so z. B. im Jarbas, dem König von Gätulien. Großartig ist der Charakter der Dido aufgefaßt, in welcher das Weib und die Königin gleich vortrefflich zur Erscheinung gelangen. Den

Stoff hat der Dichter der Ueberlieferung des römischen Geschichtsschreibers Justinus entnommen, ihn aber mit schöpferischem Geist erweitert und ihm namentlich durch die glückliche Einführung eines Numidischen Häuptlings (Ithobal) Mannigfaltigkeit, Leben und Bewegung gegeben. Die dramatische Anlage und Durchführung verdient alles Lob; der Dichter hat nur wenige und einfache Mittel verwendet, aber diese mit großem Geschick.

Im J. 1857 dichtete er „Heinrich den Löwen. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1858), Eine der gelungensten Bearbeitungen des schönen Stoffs. Nissel hat es verstanden, die beiden großartigen Gestalten, Friedrich Barbarossa und Heinrich den Löwen einander in solcher Weise entgegenzustellen, daß ihre ganze Größe und Bedeutung zur Erscheinung gelangt, und insbesondere ist es ihm gelungen, das Interesse für den Welfen Heinrich trotz seiner Schuld gegen den Kaiser zu gewinnen, weil er ihm Absichten beilegt, die er wahrscheinlich in Wirklichkeit nicht hatte, aber gar wohl hätte haben können. „Du vernichtest, was ich schon gethan", ruft er dem Kaiser zu, als dieser seine sämmtlichen Besitzungen bis auf Braunschweig und Lüneburg an andere Fürsten vertheilt:

„Ein großes Ganzes aus Zerstücklung, Trennung,
Die wie die Pest durch alle Gauen zieht,
Hab ich gerettet und erhalten — ich
Allein der Letzte. Du mit Einem Schlag
Zerschlägst auch Dies, der Zukunft einzgen Hort,
Ich seh, wohin Du willst. Die Kaisermacht
Willst Du aus den zertheilten Kräften schaffen,
Und erst durch sie ein Volk. — O Friedrich, denk,
Kurz ist das Leben Eines Mannes — und
Vergänglich Eines Hauses Glanz. Eh Dein
Geschlecht, was Du begonnen hast, vollendet,
Kann es versinken in die ewge Nacht —
Und was Du heute schufst, allein nur bleiben:
Zerstücklung, Trennung, Zwietracht, Eifersucht.
Ein Volk ins Leben rufen wollte ich —
Denn Völker bleiben, wenn Geschlechter gehen.
O Friedrich! Friedrich! laß mein Werk bestehen;
Gieb meinem Todfeind, was ich mir bestimmt,
Daß ers vollende — doch zerstör es nicht.

Wie die eben mitgetheilte Stelle zeigt, ist die Sprache des Dramas edel, würdig und poetisch schön, der Dialog ist lebendig und stets gehaltreich. Die Handlung entwickelt sich klar und bestimmt; die Motive sind vortrefflich erdacht und aus den Charakteren entnommen, die der Dichter mit großer Wahrheit und Schärfe zeichnet. Außer den beiden Hauptpersonen sind die Gemahlinnen derselben mit besondrer Liebe und dem schönsten Erfolg geschildert, und wie glücklich der Dichter seine Personen zu individualisieren versteht, erhellt ganz besonders aus den Gestalten des Herzogs Welf und des Johannes Truchseß, dieses bis zum Tode getreuen Freundes des Löwen.

Die in Prosa geschriebenen „Jakobiten. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1860), welche im J. 1859 vollendet wurden, stehen dem vorigen Drama nach; nicht zwar als ob sie werthlos wären, denn sie sind sowohl dramatisch gelungen als bühnengerecht, sondern weil die Handlung oft aus dem historischen Trauerspiel in ein bürgerliches Drama umschlägt, und sich das Interesse zwischen zwei oder vielmehr drei Hauptpersonen theilt, dem Grafen Arthur von Seeforth, dem Schreiber Edgar und der Schottin Hanna, so daß es dem Trauerspiel an der künstlerischen Einheit mangelt. Abgesehen davon enthält es manche große Schönheiten, von denen wir nur die glücklichen, mit großem Talent behandelten Volksscenen erwähnen.

Von Nissels schöpferischem Geist und großer Gestaltungsgabe zeugt endlich sein letztes Werk „Die Zauberin am Stein. Volks-Drama in 4 Aufzügen" (Wien 1864). Er hat den Stoff einer Volkssage entnommen, die an sich höchst unbedeutend ist und namentlich keinen Abschluß hat. In alter Zeit gehörte das Wirthshaus am Stein einer Wirthin, die in ihrer frühesten Jugend von einem Einsiedler in der Heilkunde unterwiesen worden war, und dieselbe zum Besten Aller ausübte, aber, weil ihr so viele Heilungen gelangen, vom Volk für eine Zauberin gehalten wurde. Aus Eitelkeit wehrte sie diesen Ruf nicht von sich ab, sondern unterhielt ihn selbst. Ein Mal trat sie plötzlich vor Einen ihrer Gäste und forderte ihn auf, nach Hause zu eilen, weil dieses in Flammen stehe. Sie hatte Dieß von einem nahen Hügel gesehen, aber ihre kurze Abwesenheit war nicht bemerkt worden. So weit die Ueberlieferung, die der Dichter zu einem lebendigen Gemälde voll der tiefsten Wahrheit gebildet hat. Margarethe, so heißt bei ihm die jungfräuliche Wirthin, hatte eine traurige Kindheit durchlebt; ihr Vater hatte sich selbst entleibt, wozu ihn seine Frau durch ihre Treulosigkeit und Bosheit getrieben hatte. Nach dessen Tod entfloh Margarethe, weil ihre Mutter sie noch ärger mißhandelte als früher. Sie wurde von einem Einsiedler aufgenommen, der sie mit den Kräutern und ihrer Heilkraft bekannt machte. Als ihre Mutter gestorben war, übernahm sie die Wirthschaft. Trotz ihrer blühenden Schönheit und ihrer Menschenfreundlichkeit wurde sie von Allen, weil sie die Tochter eines Selbstmörders und einer treulosen Frau war, mit Verachtung behandelt. Ohne sich dadurch in ihrer menschenfreundlichen Thätigkeit irre machen zu lassen, zog sie sich stolz zurück, und freute sich, daß Menschen, die sie verachtete, sie für eine Zauberin hielten. Dieser Ruf nahm immer mehr zu, besonders als sie bei einem schweren Gewittersturm über den See zu einem Müller fuhr, dessen Tochter gefährlich erkrankt war, und die sie durch ihre Kunst dem Tode entriß. Selbst der Müller war überzeugt, daß die Heilung nur mit Hülfe des bösen Geistes habe gelingen können und er wurde noch mehr in seiner Meinung bestärkt, als er wahrnahm, daß sich sein Sohn Franz in Margarethen verliebt habe. Da dieser trotz des Verbots die Geliebte aufsucht, eilt er ihm nach und beschimpft das unglückliche Mädchen in so schmählicher Weise, daß sie darüber empört, feierlich erklärt, sie werde nie des Geliebten Weib werden. Mitten in der Nacht bricht Feuer in der Mühle aus, Margarethe ist die Erste, die es bemerkt; und da einige Aeußerungen, die sie gegen den Müller gethan hatte, sich so deuten lassen, als ob diese Brunst ihr Werk sei, so ist Alles überzeugt, daß sie die Mühle durch Zauberei angezündet habe. Der Müller,

der, als Nichts mehr zu retten war, herbeieilt und ebenfalls der Ueberzeugung ist, daß sie den Brand durch Zauberei veranlaßt habe, dringt mit allen Andern auf sie ein, um sie binden zu lassen. Franz widersetzt sich und erschlägt Einen, der sie gefaßt hatte. Er flieht mit ihr, als man die Obrigkeit herankommen sieht. In ihrem Versteck gesteht sie ihm ihre Liebe; allein bald werden sie gefunden; ein Vagabund, Martin, hatte sie verrathen, Margarethe vergiftet sich, um nicht eines schmachvollen Todes sterben zu müssen. Als Martin mit dem Müller herbeikommt und die Todte erblickt, erfaßt ihn Entsetzen, in seiner Verwirrung entfährt ihm das Geständniß, daß er die Mühle angezündet habe, um sich an Margarethen zu rächen, die ihm einst den Tod von Henkershand prophezeiht habe; sie hatte nämlich entdeckt, daß er früher einen Mord begangen habe. Als der Müller einsieht, wie ungerecht er gegen die Todte gewesen, und sein Sohn sich selbst den Gerichten überliefern will, erfaßt ihn Verzweiflung; da erbarmt sich Franz des unglücklichen Vaters und er erklärt, daß er sich wolle anwerben lassen, um nicht eines schmachvollen Todes sterben zu müssen und er eilt fort.

Wir haben den Gang des Dramas ausführlicher mitgetheilt, um zu zeigen, welch lebensvolles Gemälde der Dichter aus der bedeutungslosen Ueberlieferung geschaffen hat, und doch haben wir nur das Gerippe des beseelten Bildes gegeben. Wir haben die tief psychologische Entwickelung der Charaktere nicht einmal andeuten, nicht zeigen können, wie groß Margarethe dasteht, als sie von Allen verlassen wird, selbst von der alten Magd Marie, die sie als Kind gepflegt, die ihr mit der innigsten Liebe zugethan ist, aber ihr Seelenheil gefährdet glaubt, wenn sie länger bei der Zauberin bleibe; wir haben Margarethens Seelenkämpfe nicht zeigen können, als sie dem Geliebten entsagt, nicht den ganzen Adel ihrer Seele zeigen können, den sie offenbart, als sie dem Geliebten vor ihrem Tode ihre Lebensgeschichte erzählt. Eben so wenig konnten wir zeigen, wie großartig der Dichter die verschiedensten Leidenschaften darzustellen weiß, die glühende Liebe des edlen Franz, die väterliche Liebe des Müllers und zugleich dessen abergläubische Furcht vor der Zauberin, eine Furcht, die den an sich gutmüthigen Mann zur Unmenschlichkeit verleitet, nicht die Verruchtheit des Bösewichts Martin, die der Dichter in scharfen aber wahren Zügen zur Anschauung bringt. — Ein gewöhnlicher Dichter hätte höchst wahrscheinlich das Drama zum glücklichen Ausgang geführt, denn was war leichter als die Schuldlosigkeit Margarethens in das hellste Licht zu setzen und ihr so die Gemüther zuzuführen, wie sie sich bis dahin von ihr abgewendet hatten? Aber Nissel vergaß als echter Dichter nicht, daß Margarethe durch ihren Stolz und ihre Eitelkeit selbst dazu beigetragen hatte, das Volk in seinem Aberglauben zu bestärken, daß sie eben dadurch die Zerrüttung im Familienleben des Müllers herbeigeführt, daß sie den Martin eben dadurch veranlaßt habe, die Mühle niederzubrennen; dieses Bewußtsein konnte sie nicht mehr zur innern Ruhe gelangen lassen und so mußte sie ihre Schuld mit dem Tode büßen.

Aus „Die Zauberin am Stein".

Zweiter Aufzug. Elfte Scene.

Margarethe. Allein! nun ganz allein und verlassen! Die letzte treue Seele reißt sich los von mir! Treu? O wo ist Treue unter Menschen? Das Thier ist treu! Wo kein Verstand ist und auch kein Wahn, da ist Treue — nicht unter Menschen! — Allein! allein! wie mir dies Wort das Herz zerdrückt! Bin ich denn völlig, völlig umgewandelt? Freute ich mich nicht sonst auch der Verlassenheit? Zog ich nicht selbst den unnahbaren Kreis um mich? Was empör ich mich gegen das Schicksal, das ich mir selbst erwählt? — Du hast es mir wohl gesagt, mein todter Freund und Meister: „Bleib ihnen fern, und wärst Du noch so traurig; denn sie beglücken Dich nimmer!" Wahr, wahr hast Du gesprochen. Aber Du — o Du hattest leicht reden — Du warst ein Greis, Dein Herz schlug matt und Deine Sinne waren stumpf geworden, Du welktest dem Grabe zu — ich aber, ich blühe noch — o meine Jugend bringt traurige Blüthen! — aber doch sind es Blüthen — mein Herz schlägt laut und warm, und Leben, Leben rollt in meinen Adern, verzweifelnd fühlich es. Ich kann nicht fort und fort wie Du auf die Berge starren, den Blick ohne Ende ins Aetherblau tauchen und den Gedanken ins Ewige. Mich hält die Erde noch fest in Banden — ich will sie zerreißen und meine Kraft versagt. Oh! oh! warum bin ich nicht ein einfältig, harmloses Mädchen und blicke in die Welt mit blöden, aber heiteren Augen und hoffe auch, glaube auch, da ich doch lieben kann? Zu spät! — Dahin — dahin giebts keinen Rückweg — keinen!

Zwölfte Scene.

Margarethe. Franz (tritt ein).

Franz. Margarethe!

Margarethe (auffahrend und halb entsetzt). Du? Du? Was willst Du hier — in dieser späten Stunde? Fort! jetzt fort von mir!

Franz. Höre mich!

Margarethe. Ich will nicht.

Franz. Du sollst — und wenn ich Dich dazu zwingen müßte!

Margarethe. So trotzig bist Du?

Franz. Hab Mitleid! Mitleid! ich bin ja außer mir! Sonst hat mich wohl ein Blick von Dir beherrscht — jetzt aber bin ich wie rasend und toll, jetzt hast Du keine Macht mehr, mich zu bannen. Drum höre mich.

Margarethe. Wozu? Meinst Du denn, wenn ich Dich hätte verstehen wollen, ich hätte Dich nicht längst schon verstanden?

Franz. Wenn es so ist, wenn Du siehst auf den Grund meiner Seele, siehst, wie sie blutet und leidet und nur von einer letzten Hoffnung lebt, o dann mußt Du mir freundlich ins Auge sehn — (Margarethe macht eine unwillige Bewegung.) Ja, ja — sonst müßte Gott Den hassen, der zu ihm betet! Ja — wenn Du siehst auf den Grund meiner Seele, dann muß Dich unsägliches Mitleid ergreifen, dann weißt Du ja auch, daß ich sterben muß, wenn Du Dich von mir wendest.

Margarethe (sich gewaltsam die Worte abringend). So — so stirb.

Franz. Margarethe! — Du glaubst nicht, daß mich Dein Wort in den Tod jagt. Wirklich kannst Du mir ja nicht zürnen, denn es ist ja nicht meine Schuld, wenn ich Dir angehöre mit jedem Herzschlag, mit jedem Gedanken, daß immer, im Wachen und im Traum, Dein Bild vor mir steht. Bald seh ich Dich im schwankenden Fahrzeug auf wildem See: Dein schwarzes Haar, vom Wind gefaßt, flattert gespenstisch und Dein Gesicht — die Blitze leuchten mir, daß ich es sehe — es ist so bleich und doch

so schön, so schön, daß ich den Sturm und die Gefahr vergesse! Dann seh ich Dich am Krankenlager: da beugst Du Dich über ein liebliches, zitterndes Mädchen, legst sanft die Hand auf das glühende Köpfchen und lächelst mir Hoffnung zu —, ich muß weinen vor Freude! Dann aber — bald darauf — siehst Du mich finster und ernst an — ich glaube zu vergehn vor Schmerz — aber hinsehen muß ich doch, auch in dies strenge Gesicht, denn ich häng so an Dir, daß mir der Tod aus Deiner Hand lieber ist als das Leben, das Du nicht mit mir theilen willst.

Margarethe (ergriffen, halb zu ihm, halb für sich). Franz! Franz! — o Das ist Liebe, Das ist Treue! sie kennt kein Grauen, kein Wahn, kein Tod erschreckt sie.

Franz. Du glaubst an mich — o dann — dann wirst Du mich nicht von Dir stoßen wollen —

Margarethe. Ich kann es nicht.

Franz. Schau, sie fürchten Dich Alle, ich athme nur in Deiner Nähe freudig. Alle fliehen Dich, ich aber suche Dich! Alle sagen Dir Böses nach, ich glaube, wie an Gott, daß Du gut bist. Ich frage nicht, woher Dir Macht und Weisheit kommt? Wie kann die Quelle trüb sein, aus der so viel Segen fließt? Ob ich Dich auch nicht ganz verstehen kann, ich verehre Dich. Wenn Du ein höheres Wesen bist, herabgestiegen vom Himmel, nur eine kurze Frist zu wandeln auf Erden — dann, dann gönne mir, mit einem Blick auf Dich die Seele auszuhauchen; denn giengest Du von uns, mir bliebe Nichts als die Sehnsucht hinüber. Doch wenn Du bist wie wir, und fühlst und liebst, und Dich sehnen kannst nach einem menschlichen Herzen — dann stoß mich nicht von Dir, denn thust Du es, dann wird es wüst und öde sein um Dich her — es wird kein zweites mehr so für Dich schlagen!

(Er wirft sich vor ihr nieder.)

Margarethe (indem sie ihn erheben will, mit gedämpfter Stimme). Franz! glaub mir, daß ich dankbar bin für Deine treue Lieb — dankbar für diesen Augenblick — es hat mir keiner im Leben so wohl gethan!

Franz (aufspringend, selig). So bist Du mir ein wenig gut?

Margarethe. Wenn ich hart war und grausam, glaub mir: ich war es nicht mit Dir allein.

Franz (sie umschlingend). Margarethe!

Margarethe (sinkt selbstvergessen an seine Brust). Ja — ja — ich muß es Dir sagen, daß ich Dich liebe von Herzen — ja ich muß ruhen — Ein Mal, nur Ein Mal an einer warmen Brust! — Mich haben nur kalte Arme umfangen; selbst meiner Mutter Herz war kalt — — — Ein Mal, Ein Mal muß ich ruhen an einer warmen Brust!

Dreizehnte Scene.

Vorige. — Erdmann (tritt plötzlich ein und erblickt Margarethe in den Armen seines Sohnes).

Erdmann (schlägt ein lautes Gelächter auf). Hahaha! Dacht ichs doch!

Franz. Mein Vater!

Margarethe (fährt auf und reißt sich aus seinen Armen los). Laß mich! laß mich!

Erdmann. Gut ausgesonnen! wahrhaftig! So meint man mich hinters Licht zu führen? Mein braver Junge schleicht hinter meinem Rücken zu seinem sauberen Liebchen!

Margarethe (außer sich). Sein Liebchen — ich!?

Erdmann. Drüben thut man spröde und ziert sich, hüben herzt man sich, wenn es finster wird!

Margarethe. Schwaches, schwaches Herz! Wozu hast Du mich verleitet?

Erdmann. Ich Dummkopf! Als wenn der See wie's Weltmeer sie auseinander hielte! Ich will Euch doch einen Riegel vorschieben! Bursch, das sag ich Dir, eh will ich all meine Plätten verbrennen, ehe Du ein zweites Mal zu Deinem Schatz herüberkommst. (Zu Margarethe.) Und Du — daß Du es weißt —

Margarethe (ihn heftig unterbrechend). Fort! fort aus meinem Hause, zur Thür hinaus! (Da Franz sich ihr nähert, um sie zu beschwichtigen.) Beide, Beide!

Franz (aufschreiend). Margarethe! — um Gottes Willen — was hab ich Dir gethan?

Margarethe. Du — Du? Du hast mich mit mir selbst entzweit, hast mich gebracht in Verzweiflung und Schande —

Franz (den Kopf in beide Hände pressend). Ich? ich?

Margarethe. Ja — ja — er hat Recht, Dein Vater! Am Tage und unter den Menschen, da blickst Du mich nur scheu zur Seite an, wagst nicht, die Augen zu mir aufzuschlagen und Deine Liebe vor aller Welt zu gestehen. In der Dämmerung schleichst Du zu mir, überfällst mich, da Gram und Verlassenheit mich erdrücken, bethörst mich mit schmeichelnden Worten, daß ich vergesse — o pfui, pfui über Dich — und mich, daß Worte, Worte mich bethören konnten.

Franz. Himmel und Erde! Worte? nur Worte?

Margarethe. Fort, fort! ich bin ja viel zu schlecht Dein Weib zu sein! um eine Hexe darfst Du ja nicht werben! so geh, geh; denn Dein Liebchen will ich nimmer sein.

Erdmann. Kommts so herum? ich merke wohl, wo Das hinaus will.

Franz (der einen Augenblick in ungeheurem Seelensturm da gestanden, tritt zu Erdmann und spricht im Tone vollster Entschlossenheit). Vater! Vater! ich werbe um die Zauberin am Stein.

Erdmann. Nun ja — nun ja — da ists ja!

Franz. So wahr ich selig werden will, Vater, hier steht meine Braut.

Erdmann. Bei meinem Fluch —

Franz. Lieber verflucht sein als leiden, was ich jetzt leide. Margarethe! willst Du mein Weib sein?

Erdmann (ballt die Faust). Bube!

Franz. Vater! heb nicht die Hand auf gegen mich — es giebt ein Unglück! (Pause.)

Erdmann (zu Margarethen). Fein angestellt, aber doch, doch verrechnet! Meint Sie denn, Jungfer, es glaubts wer, daß Sie die Verführte ist, an der ein Unrecht gut zu machen? Kein Mensch glaubts; Jeder, der meinen Franz gekannt hat, und der Sie kennt, weiß und greift es mit Händen, was für ein Spiel Sie da abgekartet hat.

Franz (angstvoll und dringender zu Margarethe, die wohl bewegt, aber schweigend vor ihm steht). Willst Du mein Weib sein?

Margarethe (entschieden). Nein! nein! ich will niemals Dein Weib sein!

Franz. Margarethe!

Margarethe. Niemals — und nicht — wenn Dieser hier, Dein Vater selbst vor mir auf den Knien läge und bettelte, daß ich seine Tochter sein soll.

Erdmann. Hahahaha!

Franz. Wenn aber ich — ich vor Dir auf den Knieen liege und bettle: nimm dieses Wort zurück!

Margarethe. Auch dann nicht, ich schwörs bei Allem, was — — — aber man glaubt ja nicht, daß mir was heilig sei! nun denn beim Bösen und allen finstern Mächten! wenn Das bindender scheint, ich werde niemals Dein Weib sein!

Franz (der aufspringt, einen Augenblick wie mit einem ungeheurem Schmerze kämpfend dasteht, indem er verzweiflungsvoll hinausstürzt). Dann über Dich mein Unglück, über Dich!

Erdmann (ihm folgend, höhnisch). Schönen Dank ihrer Hoffart.

Margarethe (indem sie ihnen ein paar Schritte nacheilt, fast gleichzeitig mit Cromanns Worten). Franz! Franz! (Der Blumenstrauß, der in ihrem Mieder steckt, fällt durch die rasche Bewegung zu Boden.) Die Blumen, die mir sein Schwesterchen gab! Deiner, Du Engel, hab ich nicht gedacht. Und doch, doch ist es gut, so wie es ausgieng, gut für Alle — — ich allein — ich bin namenlos elend!

(Sie wirft sich auf den Stuhl und birgt schmerzvoll das Gesicht in die Hände).

Ferdinand von Saar.

Wenn der geistvolle Nissel erst neuerdings die gebührende Anerkennung gefunden hat, so hat sich dagegen der Dichter, den wir noch zu besprechen haben, schon bei seinem ersten Auftreten eines wohl verdienten Glückes zu erfreuen gehabt. Ferdinand von Saar, geb. am 30. September 1833 zu Wien, absolvierte daselbst das Gymnasium und ward sodann gezwungen, in den Militärstand zu treten, da die Wirren des Jahres 1848 und die darauf folgenden Zustände seinen Vormund — er hatte seinen Vater schon sehr früh verloren — abschreckten, ihn seine Studien fortsetzen zu lassen. Er diente 10 Jahre lang bei einem Venetianischen Regiment, in welchem er zum Offizier befördert wurde, gab aber nach Beendigung des Feldzugs von 1859, den er zum Theil mitgemacht hatte, seine Entlassung gegen eine zweijährige Gageabfertigung, weil sich seine Stellung mit den Zielen, die er verfolgte, nicht vertrug. Seitdem lebt er sehr zurückgezogen und in ziemlich beschränkten Umständen in seiner Vaterstadt seiner wissenschaftlichen Ausbildung und poetischen Arbeiten.

Bis jetzt hat Saar nur Ein Drama oder vielmehr zwei Dramen veröffentlicht, denn wie schon aus dem Titel hervorgeht „Kaiser Heinrich der Vierte. Ein deutsches*) Trauerspiel in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Hildebrand. Trauerspiel in 5 Akten. Zweite Abtheilung: Heinrichs Tod. Trauerspiel in 5 Akten" (Heidelb. 1865. 1867), so sind darin zwei Perioden aus dem Leben des Kaisers behandelt, die mit einander in keinem Zusammenhang stehen: sein Kampf gegen das Papstthum und die Empörung seines Sohnes Heinrich. Allerdings hat der Dichter in der Exposition des zweiten Stückes den unnatürlichen Abfall des Sohnes als eine Folge der Intriguen Roms und somit als eine Fortsetzung des in der ersten Abtheilung geschilderten Kampfes dargestellt (was keineswegs der Fall war), auch läßt König Heinrich ahnen, als er durch den Tod seines Vaters der unbestrittene Herrscher geworden, daß er den Kampf mit Rom wieder aufnehmen wolle; allein Beides erscheint für das Ganze doch nur untergeordnet. Und so bildet die Empörung des Sohnes gegen den Vater ganz eigentlich den Mittelpunkt der Handlung, deren Träger nicht sowohl der Kaiser als vielmehr König Heinrich ist. So sind beide Dramen vollständig abgeschlossene Ganze, und der Dichter hätte sie richtiger auch als solche bezeichnen sollen.

Beide sind übrigens von gleich großer dramatischer Kraft und Gestaltungsgabe; in beiden entwickelt der Dichter künstlerische Ueberlegung

in der Anlage und Durchführung der Handlung, doch steht das erste Stück in dieser Beziehung dem zweiten nach, welches beinahe um die Hälfte kleiner ist, aber eben deshalb die Handlung rascher und klarer ihrem Ende zuführt, was wir deswegen bemerken, um auf den unverkennbaren Fortschritt des Dichters aufmerksam zu machen. In beiden Dramen entfaltet der Dichter eine große Meisterschaft in der Zeichnung der Charaktere, und zwar nicht bloß der Hauptpersonen, sondern auch der untergeordneten Gestalten, die sämmtlich ein vollkommenes individuelles Gepräge tragen. Vor Allem fesselt Gregor VII. durch die Schärfe und Wahrheit, mit welcher dieser großartige Charakter gezeichnet ist, der unentwegt im Glück

*) Wir können uns nicht enthalten, hier eine die Sprache betreffende Bemerkung zu machen. Was heißt „Ein deutsches Trauerspiel?" Doch wohl nichts Andres als ein in deutscher Sprache geschriebenes Trauerspiel, wie „ein deutsches Buch" ein in deutscher Sprache geschriebenes Buch. Der Dichter wollte offenbar damit etwas Andres sagen, etwa „Ein Trauerspiel aus der deutschen Geschichte", was übrigens ein ganz überflüssiger Zusatz ist, da Jedermann weiß, daß Kaiser Heinrich IV. ein deutscher Kaiser war. Wir haben geglaubt, diesen Sprachfehler rügen zu müssen, um zu zeigen, wie Dichter, welche die Sprache so ganz in ihrer Gewalt haben, wie Saar, sich solche Fehler gegen die Logik und die Sprachrichtigkeit erlauben, während sie es für ihre heiligste Pflicht halten sollten, der immer mehr einreißenden Abschwächung des Sprachgefühls durch ihr Beispiel entgegenzuwirken.

und Unglück den Gedanken verfolgt, der Kirche die Weltherrschaft zu erobern, bis er endlich das Geständniß ablegen muß, „daß ungestraft kein Sterblicher die Schwäche verläugnen kann des irdischen Geschlechts", während er im Vollgefühl seiner Kraft ausgerufen hatte:

„Menschen — erbärmliches Geschlecht, das selbst
Zum Inbegriff sich aller Schwäche macht.
Ich bin nicht seines Gleichen!"

Von großer Kühnheit, aber psychologisch von tiefer Wahrheit ist das Motiv, das in Gregor VII. jenen Gedanken erweckte. In seiner frühen Jugend begegnete eines Morgens Kaiser Heinrich der Markgräfin Mathilde, die sich nach Goslar in den Schutz von Heinrichs Vater*) begeben hatte, in einem Kreuzgang und gab ihr im muthwilligen Uebermuth einen Kuß, ihr nachrufend, als sie schamhaft entfloh, daß er ihr noch zehn geben wolle, wenn sie sich in der Dämmerung wieder im Kreuzgang einfinden wolle. Als er spät Abends von der Jagd zurückkehrte, war er so müd, daß er zu Bette gieng mit dem Vorsatz, sein Versprechen am folgenden Tage zu halten. Aber Mathilde ließ sich vor ihm nicht wiedersehen, und als sie später abreiste, entzog sie ihm ihre Hand. Sie war nämlich in den Kreuzgang gekommen, und hatte Gregor, der damals Diaconus in Goslar war, und zufällig aus der Kapelle, in welcher er gebetet hatte, in den Kreuzgang getreten war, leidenschaftlich umarmt. Als sie ihren Irrthum gewahr geworden, entfloh sie voll Grausen; aber es war ihm nicht entgangen, daß sie liebe und Wen sie liebe, und von rasender Leidenschaft erfaßt, schwur er, daß kein Andrer sie jemals besitzen solle; deshalb schlug er sie „in seines Geistes Fesseln, deshalb verfolgte er Den unerbittlich, den sie geliebt habe, deshalb verbot er die Priesterehe, damit kein Geistlicher das Glück genießen solle, das er selbst entbehren müsse." Diese Scene, die letzte des Trauerspiels, ist groß gedacht und nicht bloß rührend, sondern in der That erschütternd. Es ist dasselbe überhaupt reich an poetisch schönen Situationen; wir erwähnen nur noch die dritte des zweiten Aufzugs, in welcher Kaiser Heinrich und seine Gemahlin sich endlich nach langen Mißverständnissen, die ihr Leben verbitterten, ihr Herz eröffnen und sich kennen lernen.

Die zweite Abtheilung „Heinrichs Tod", deren gedrängtere und künstlerisch gelungenere Anlage wir schon erwähnt haben, ist nicht weniger glücklich in der Charakteristik, nicht weniger reich an großartig durchgeführten Situationen, in welchen der Dichter wie im ersten Trauerspiel eben so gründliche Kenntniß des menschlichen Herzens, als tiefe Erfassung der Leidenschaften, eben so großen Reichthum an Gedanken als dichterisch schöne Darstellung derselben entwickelt. Leider können wir wegen allzugroßen Umfangs die ausgezeichnete Scene nicht mittheilen, in welcher König Heinrich den auf ihn wegen seines Verraths erzürnten Kaiser besänftigt, und ihn bethört, ihm nach Ingelheim zu folgen, wo der unnatürliche Sohn Gericht über ihn zu halten gesonnen ist, eine Scene, in welcher der Dichter die heuchlerische Seele des Sohns, den Kampf des Kaisers zwischen Argwohn und Vaterliebe mit den wahrsten und frischesten Farben schildert. Doch ist auch die Scene, die wir mittheilen, von hoher Vortrefflichkeit. König Heinrich, der seinen Vater unter dem Vorwande nach Ingelheim gelockt hatte, daß die dort versammelten Fürsten ihm neuerdings zu huldigen bereit seien, eröffnet, auf dem kaiserlichen Throne sitzend, die Versammlung, welche über den Kaiser Gericht halten soll. Es waren nur wenige Anhänger des Kaisers erschienen, die sich diesem verrätherischen Beginnen mit Gewalt entgegensetzen wollen, als sie erfahren, um was es sich handle. Während beide Parteien die Schwerter ziehen, erscheint der Kaiser im vollen Ornat, immer noch des Glaubens, daß die Fürsten versammelt seien, um ihm von Neuem Treue zu schwören.

*) Daß Heinrich IV. seinen Vater schon im fünften Jahre verloren hatte, war dem Dichter natürlich wohl bekannt, aber er hatte das vollste Recht, hier von der Geschichte abzuweichen.

Aus „Heinrichs Tod".

Vierter Akt. Sechste Scene.

Heinrich von Limburg, Herzog in Niederlothringen. Gebhardt von Constanz, päpstlicher Legat. Ottbert, Bischof von Lüttich. Der Kaiser im vollen Ornate tritt, vom Kanzler Erlung gefolgt, auf. Er bleibt einen Augenblick betroffen stehen, faßt sich aber gleich wieder und tritt zwischen die Gruppen.

Kaiser. Ei, ei, ihr Herren, gezückte Schwerter! Wie?
Blieb euern Armen noch ein Reiz zurück
Von jenem Kampf, den wir so hold beglichen,
Daß ihr, heißblutgen Knaben gleich, die Zeit,
Durch meine Säumigkeit Euch lang geworden,
Mit Fechterspielen Euch verkürzen müßt?

Lothringen. Mein Kaiser, Unerhörtes hat sich hier,
Unglaubliches —

Kaiser. Was es auch sei, die Schwerter
Will ich in ihren Scheiden sehen.
(Da noch gezögert wird.)
Nun!
(Es geschieht.)
Hab ich Euch auch in friedlich-holder Eintracht
Erwartet, darfs mich doch nicht Wunder nehmen,
Nachwirkungen des frühern Zwists zu finden:
Denn aus gelöschten Bränden züngeln lang
Nachher oft Flammen auf, verborgne Gluth
Verrathend. — Was sich auch ereignet hat,
Beruhiget Euch jetzt; wir wollens schlichten
Durch unser mildes, kaiserliches Wort.

Lothringen. Ich bitte Dich —

Kaiser. Laß, laß.
(Indem er sich gegen Heinrich wendet, den er erst jetzt zu bemerken sich den Anschein giebt, und der, aufrecht stehend den Einen Arm auf die Lehne des Thrones gestützt, starr, fast ausdruckslos auf ihn niederblickt.)
Mein Sohn, es scheint,
Daß Du entsetzet über einen Vorfall
— Den ich mir jetzt erklären lassen will —
Den Thron bestiegen, der Dir einst gebührt,
Von dort aus des ersehnten Friedens Störer
Zur Ruh zu weisen. — Heinrich, Du vergissest,
Daß ich nun selbst erschienen bin.

Gebhardt. Heinrich
Der Vierte, Deiner Herrschaft Zeit ist um.
Heinrich den Fünften siehst Du vor Dir thronen,
Den Gott bestellt zum Richter über Dich.

Lothringen. O, nicht aus diesem tückschen Mund, mein Kaiser,
Vernimm die Kunde des Entsetzlichen,
Das, dunkler als die schwarze Saat der Hölle,
Verhängnißvoll Dir aufschoß über Nacht.
Von Deinen Treuen nur sollst Du erfahren,
Welch schändlichen Verrath die Männer sinnen,
Die, heuchlerischer Reue, Dir das Schwert,
Das Schwert der Rache aus der Hand geschmeichelt,
Um jetzt mit feiger Sicherheit die Krone
Von dem ehrwürdgen Haupte Dir zu reißen.
Umzingelt bist Du hier in dieser Pfalz
Und jeglicher Gewaltthat Preis gegeben.
Kaiser. Mein Lothringen, wir träumen — nein wir leben!
Und leben heißt, den Undank dieser Welt
In vollen Zügen trinken, so wie Wein,
Und mästen sich mit ihrer Schlechtigkeit.
O, wenn ich jetzt mit einer Wimper zuckte,
So zeigt ich nur, wie sehr ihr Lauf mir fremd:
Anekeln darf es uns, nicht überraschen.
(Gegen Heinrich.)
Ich steh vor meinem Richter. Richte!
Ottbert. Wie!
Lothringen. Der Unbegreifliche!
Kaiser. Nun also, wessen Klagst Du mich an?
Gebhardt. Drei Punkte sinds vor Allen,
Die Dir den Zorn des Himmels und der Menschen —
Kaiser (einfallend zu Heinrich). Was lässest Du denn Diesen sprechen hier?
Fehlts Dir an Muth? Versagt die Zunge Dir
Den oft bewährten, schnellberedten Dienst?
Du dauerst mich, und sieh, ich will Dir helfen.
Ich selbst verklage mich jetzt meiner Schuld,
Und überhebe Dich der frommen Lügen
Des Mannes, der an Deiner Seite steht.
(Gegen die Versammelten.)
Horcht auf, ihr Herrn, und sinnt nicht länger nach,
Weß mich ein Jeder von Euch zeihen soll.
'S ist unnütz, denn wahrhaftger hat noch nie
Und klarer Jemand seine Schuld gestanden. —
Ich, Kaiser Heinrich der Vierte, klage
Mich eines viel zu langen Lebens an.
Zwar ists so ganz nicht meine Schuld, daß diese
Hartnäckgen Glieder rüstig noch der Last
Des Daseines widerstehen. Doch ich hätte
Mir Manches mehr zu Herzen nehmen sollen.
Ich hegte schwächlich nie in meiner Brust
Den bleichen Gram, der unser Leben frißt —
Und Das war Leichtsinn — freventlicher Leichtsinn!
Denn, wenn ichs recht bedenke, ist so Vieles,
So Ungeheueres mir widerfahren,
Daß ich, wär ich nicht gänzlich aus der Art,
Schon mehr als Einmal hätte sterben müssen.
Statt Dessen steh ich zäher grauer Knabe
Noch aufrecht unter Euch und habe gar —
Zu glauben ist es kaum — die Kron noch auf!
Verzeiht, ihr Herrn, dem starren Sinn des Alters,
Der nicht erkannt, daß sie dem Jüngling dort
Viel besser stehe. Lächelt über mich,
Daß ich so eifersüchtig sie bewacht,
Und ihren Ruhm und Glanz vermehren wollte.
Ich war recht kindisch, jetzt erkenn ich es,
Mich noch für ihn zu plagen, gleich dem Landmann,
Der Feld und Haus mit letzter Kraft bestellt,
Indeß sein Sohn mit ungeduldgem Blick
Das künftge Erbe gierig schon verschlingt.
Was will der Alte denn? Sein Leben ist
Erneut — nun mag er sterben.
Und bei Gott!
Wer mehr von seinen Kindern fordert als
Ein Grab, Der ist ein Thor! Sie sind berechtigt,
Von ihm zu fordern was sie immer wollen —
Von ihm, der sie in diese Welt gesetzt
Im raschen Taumel einer sündgen Lust,
Und nicht bedacht, daß er sich Wesen zeuge,
So elend wie er selbst. —
Ich gab Dir einst
Das Leben, Heinrich, und somit das Recht,
Es zu gebrauchen. Du begehrst die Krone —
Wohlan, sie sei dir nicht mehr vorenthalten.
Lothringen. Wie —
Ottbert. O mein Kaiser, Du —
Kaiser. Mein Kanzler Erlung
Verrichte nun sein Amt, das allerletzte,
Das er als seinem Herren mir erweist.
Geh an den Tisch, schreib meinen Willen nieder,
Ganz kurz und bündig. Mehr nicht als man braucht,
Um zu ersehen, daß ich vor den Fürsten
Der Krone und des Reiches mich begebe
Und Beides meinem Sohne übertrage.
Erlung. O überlege noch! Laß erst —
Kaiser. Du schreibst!
Denn es thut Eile Noth. Ich kann nicht früh
Genug der Krone mich entledigen,
Damit nicht schaudernd spätere Geschlechter
Von ihrem Räuber sich erzählen können.
Schreib!
Erlung (geht an den Tisch und schreibt).
Lothringen. Herr, wir dürfen nimmermehr es dulden,
Daß Du in des verwirrten Sinns Bedrängniß
Das Scepter von Dir wirfst, das Deiner Hand
Allein gebührt. Es sind noch Herzen treu
Inmitten des Verrathes Dir geblieben. —
Ganz Lothringen steht für Dich auf!
Ottbert. Dein Volk,
Mein Kaiser, liebt Dich! Glaube mir, es wird
Sich wie ein Mann erheben, Dich zu rächen,
Wenn es die Kunde des Entsetzlichen,
Das man an Dir vollbracht, vernommen hat.
Kaiser. Schweigt mir von meinem Volk. Soll es noch Einmal
Nutzlos sein bestes Blut für mich verströmen?
Macht mich nicht weich! Ich kann mein armes Volk
Nicht mehr beglücken. Soll es Jener dort,
Der wie ein leblos, bleiches Steingebild
Mit finsterm Auge auf mich niederstarrt.
Er mahnet mich, daß ich nicht zögern darf,
Wenn ich nicht noch die Schuld des Vatermords
Auf seine schwarze Seele wälzen will.
Ottbert. Wir werden Dich zu schützen wissen.
Kaiser. Nein.
Die Hand ist leicht erkauft, die mir im Schlaf
Die Brust durchbohret oder giftgen Tod
Mir in die Nahrung mischet. — Geht mir, geht,
Mit Eurer Treue! Haltet Euch zu Diesem!
Macht mich nicht irr an dieser Welt. Ich könnt
Euch hassen, daß Ihr Euch so rein und leicht
Von ihrem dunkeln Grunde hebt und mir
Den Fluch für sie einschüchtert auf der Lippe!
Ottbert. Mein Gott!
Kaiser (zu Erlung). Hast Du geschrieben?
Erlung (bejaht mit einer Geberde).
Kaiser. Gut. Gieb mir Die Feder.
(Er geht an den Tisch und unterzeichnet das Pergament rasch und sicher.)
So. Es ist vollbracht.

(Nimmt den Purpurmantel ab, den Welf in Empfang nimmt und Heinrich umhängt.)

Und nun,
Nimm hin den Purpur. Eine blutge Tracht,
Gemildert nur durch diesen Hermelin,
Der sie verbrämt. So rein, ich kann es sagen,
Wie dieser Hermelin war noch mein Herz,
Als mir zum ersten Male diese Zierde
Die jugendlichen Glieder stolz umwallte. —
Das Szepter nun, das einst der große Carl
In den gewaltgen und gerechten Händen
Geführt. Ich hab es nicht mißbraucht. Deß ruf
Ich Gott zum Zeugen auf! Ein Oelzweig sollt
Es werden, doch ihr wolltet stets das Gold
Des Knaufs in düstres Erz sich wandeln sehn
Und die Rubinen in geronnen Blut. —
Und nun die Krone!

(Er nimmt sie vom Haupt.)

Ueber vierzig Jahre
Hat sie mein Haupt getragen. Nimm sie hin!
Das Blut unzähliger Schlachten klebt, der Schweiß
Daran unzähliger sorgenvoller Stunden.
Die giergen Finger alle, die sie mir
Vom Haupte reißen wollten, haben rauh
Für immer tiefe Spuren eingedrückt —
Zur Warnung Denen, die sie tragen werden.
(Indem er zu Heinrich tritt und ihm die Krone reicht.)
Empfange sie aus meiner Hand und schmücke
Dir rasch das ungeduldge Haupt damit.
Dich segnen kann ich nicht, so segn ich sie
Allein!
(Er wendet sich, thut einige Schritte, dann kehrt er wieder um.)
Und dennoch; Dich nicht segnen, wär
Dir fluchen! Ich vermag es nicht.

(Gen Himmel blickend.)

Vergieb mir,
Du bleicher Schatten, der Du jetzt auf mich
Mit stillem Vorwurf niederblickst. Ich komme
Ja bald und bitt Dir Alles ab! —

(Zu Heinrich.)

Getilgt
Sei Deine Schuld, indem ich Dir verzeihe.
Sei glücklich! Alles was der Himmel mir
Versagt, er gieß es nieder auf Dein Haupt.
Sei ein beglückter Herrscher Deinem Volk! —
(Mit schwächer werdender Stimme zu Ottbert und Lothringen.)
Euch, treue Freunde, lohne Gott die Liebe,
Die Ihr für mich gehegt — ich kanns nicht mehr.

(Zu den Uebrigen.)

Und Euch — Euch sei verziehn mit meinem Sohn —
Ich fluche Keinem — denn ich darf es nicht:
Der einst am Kreuze starb, vergab!
(Er sinkt ohnmächtig in die Arme Ottberts. Große Pause.)

Heinrich. Seht ihr die Krone nicht auf meinem Scheitel?
Wer sie, wie ich erwarb, braucht Lärm um sich.
Was schweigt Ihr jetzt? Jauchzt Euerm König zu!

Alle (mit Ausnahme einiger Weniger, dumpf, wie gezwungen). Heil König Heinrich dem Fünften! Heil!

Ottbert (mit über den Kaiser geneigtem Haupte).
Wohlthätge Ohnmacht, die Du ihn umfängst,
Geleit ihn still in jenes Reich hinüber,
Wo jeder Erdenschmerz zur Freude wird,
Auf daß er so als Seligster erwache!

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Mundt und Laube sprachen im Anfang der dreißiger Jahre die Ansicht aus, daß die Literatur nur durch die Prosa zu neuem Leben geweckt werden könne, wie es schon früher durch Luther, Lessing und Goethe geschehen sei; und in der That schrieb das junge Deutschland zuerst Alles in Prosa. Allein wenn auch diese Schriftsteller in Bezug auf Inhalt und Tendenz nicht ohne Einfluß blieben, so gewann die Sprache durch sie doch nur wenig oder Nichts. Es fehlte ihnen gerade Das, wodurch jene großen Männer so außerordentlich wirkten, das ernste und gründliche Studium der früheren Sprachdenkmäler und das Zurückgehen auf die Volkssprache. Vielmehr ist bei ihnen der Einfluß der Romantiker nicht zu verkennen, daher sie nicht selten poetische Formen und Wendungen selbst in ihren rein didaktischen Schriften gebrauchten, eine Verirrung, die sich übrigens bei nicht wenigen sonst guten Stylisten bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sie erscheint bei manchen Geschichtschreibern und in vielen abhandelnden Schriften, welche dadurch wesentlich an Klarheit des Ausdrucks verlieren, weil Bilder und Metaphern, welche in der poetischen Darstellung die Lebendigkeit der Anschauung befördern, in der Prosa die Gedanken verdunkeln, weit entfernt ihnen Klarheit zu verleihen. Es ist zwar auch in solchen Darstellungen Sinnlichkeit des Ausdrucks wünschenswerth, weil sie wesentlich zur Klarheit beiträgt, aber dafür hat die Sprache ganz andere und angemessenere Mittel als die auf poetischen Stelzen einhertrabende Prosa.

Unter den Gattungen der prosaischen Sprachdarstellung hat die Prosadichtung wenigstens rücksichtlich des Umfangs den größten Aufschwung genommen; aber auch in Bezug auf den Gehalt ist manches Ausgezeichnete geliefert worden. Nebst dem Roman wurde die Novelle und die Erzählung vielfach bearbeitet, sehr wenig dagegen die Idylle und die Parabel. Auch die Geschichtschreibung erscheint in großer Fülle; zwar wiegt die trockene Geschichtsforschung vor, doch begegnen auch bedeutende Werke, welche eine mehr künstlerische Darstellung beabsichtigen. Großen Aufschwung gewann namentlich die Literaturgeschichte. Die Erzeugnisse im Gebiete der didaktischen Prosa sind sehr zahlreich, wie man es vom beschaulichen Charakter der Deutschen erwarten kann, doch ist nur Weniges wirklich ausgezeichnet; und namentlich ist die eigentliche Philosophie nur schwach vertreten. Was endlich die rhetorische Prosa betrifft, so hat dieselbe seit den dreißiger Jahren an Umfang und Bedeutung wesentlich gewonnen; so zahlreich jedoch rhetorische Talente aufgetreten sind, so zeigt sich nur bei sehr Wenigen eine künstlerische Ausbildung, wie wir sie bei den Franzosen und noch mehr bei den Engländern antreffen.

I. Prosadichtung.

Rabener sagt in der Vorrede zu seinen Satyren: „Es ist Vielen unter unsern Deutschen sehr gewöhnlich, daß ihr Witz langsam und spät

erwacht; erwacht er aber auch einmal, so sind sie bis zum Ekel witzig. Der Beifall, den einige anakreontische Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontisch. Man sang von Wein und Liebe, man tändelte bei Wein und Liebe und die Leser gähnten bei Wein und Liebe."

Die nämliche Erscheinung hat sich auch später oft genug wiederholt; wir dürfen nur an Goethes Werther und Götz, an Schillers Räuber, an die Sonettenwuth und an die Ghaselenepidemie, endlich an die massenhafte Produktion im Gebiete des Romans und der Novelle erinnern. Es scheint beinahe, daß es sich mit der Abfassung von Romanen wie mit der Fabrikation von Wortspielen verhält. Wer sich einmal darauf gelegt hat, dem fließen sie wie aus einer unerschöpflichen Quelle zu. Eins ruft zehn neue hervor. Es ist schwer, sehr schwer, einen guten Roman zu schreiben, es ist aber leicht, sehr leicht, einen gewöhnlichen zu fabrizieren. Liscow sagt irgendwo, daß man, um ein Schriftsteller zu werden, nur die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets so zusammen zu würfeln brauche, daß Wörter und Phrasen daraus entstehen. Und so hat man, um ein Romandichter zu werden, nur auf ähnliche Weise zu verfahren. Die nothwendigen Bestandtheile eines Romans sind bekannt genug: Unglückliche Liebe, Hindernisse durch Standes- oder Vermögensunterschiede, Eifersucht, Duelle, Entführung und wo möglich auch etwas Verführung und etwelche Mordthaten; man hat nur nöthig, diese Ingredienzen durch einander zu schütteln, neue Namen von Personen und Lokalitäten zu erfinden, und der Roman kann in die Welt geschickt werden. Einzelne Schriftsteller sind in der That von so großer Produktivität, von solcher „Blattlausfruchtbarkeit", um mit Jean Paul zu reden, daß man sich dieselbe kaum anders erklären kann, da die Kapitalien und Pressen des thätigsten Verlegers oft nicht hinreichen, den Erzeugnissen auch nur eines einzigen Jahres zu genügen, daher sie bei drei, vier und mehr Verlegern erscheinen müssen. Diese massenhafte Produktion hat verschiedene Gründe. Zunächst trägt das Publikum einen großen Theil der Schuld, das seinen Lesebedarf aufs Gerathewohl oder in Folge marktschreierischer Reclamen aus den Leihbibliotheken bezieht, denn selbst die Wohlhabenderen kaufen dergleichen Bücher nicht. Wenn aber der Verleger nur diese Institute zu Abnehmern hat, so kann er den Schriftstellern ein nur kärgliches Honorar geben, was diese wiederum zwingt, ihre Romane möglichst auszudehnen, und dieselben in schnellster Eile abzufertigen, um einen neuen zu beginnen und dadurch das Honorar zu steigern. Da auf diese Weise auch das Schlechteste Verleger findet, so legen sich viele Unberufene auf diesen Artikel, der, wenn er auch noch so schlecht bezahlt wird, ohne große Mühe doch einen gewissen Ertrag sichert. Ein weiterer Grund der immer mehr zunehmenden Produktion liegt in den zahlreichen belletristischen Zeitschriften und den Feuilletons der politischen Journale. So glücklich die Einen wie die andern im Allgemeinen wirken, weil sie geistiges Leben bis in die untersten Kreise verbreiten, so verderblich wirken sie andrerseits, weil sie die Romanenfabrikation befördern. Mit der Zahl dieser Zeitschriften und Feuilletons steigert sich der Bedarf von Tag zu Tag. Da werden denn Romane und Novellen wie Handarbeit „kommandiert"; es müssen dieselben auf den bestimmten Tag, ja auf die bestimmte Stunde abgeliefert werden; so werden sie denn gewöhnlich ohne bestimmten Plan, jedenfalls ohne bestimmtes Bewußtsein der Ausführung hingeworfen und meist nur mit der einzigen Absicht zu „spannen und aufzuregen"; denn sie sind um so willkommner, je mehr sie dieses Ziel erreichen.

Bei der ungeheuren Masse von Romanen und Novellen, die seit 1830 erschienen sind, ist es nicht möglich, alle diejenigen herauszufinden, welche aus irgend einem Grunde Beachtung verdienen, wir müssen uns darauf beschränken, den hervorragenderen Erscheinungen eine ausführlichere Besprechung zu widmen, von den übrigen so viele in übersichtlicher Darstellung zu besprechen, als uns bekannt geworden sind, in so fern sie nicht zu den ganz bedeutungslosen Erscheinungen gehören. Doch sollen von dieser Uebersicht diejenigen nicht ausgeschlossen werden, welche an sich von keinem höheren Werth sind, aber irgend eine Seite der Romanendichtung mit mehr oder weniger Glück repräsentieren.

Werfen wir zunächst einen raschen Blick auf die Entwicklung des Romans seit 1830, so drängt sich vor Allem die Bemerkung auf, daß die schlechteste Romanenfabrikation immer in die Zeiten der politischen Reaktion fällt. Die edleren Geister wurden entweder durch die Schärfe der Censur abgeschreckt, mit welcher meist Leute beauftragt waren, denen es oft an gesundem Menschenverstand zu fehlen schien; oder man fürchtete die strengen Preßgesetze, die zudem nicht selten mit der größten Willkür ausgelegt wurden, so daß selbst die unschuldigste Aeußerung Festungs- oder Zuchthausstrafe nach sich ziehen konnte. Waren freisinnige Ansichten streng verpönt, so schienen dagegen leichtsinnige und selbst unsittliche Schriften bei den Regierungen Gnade zu finden, und in der That sind es immer vorzugsweise die Zeiten der Reaktion, in welchen solche Machwerke erschienen, wie auch in diesen Zeiten obscöne Bilder am Häufigsten, oft mit schamloser Frechheit zum Kauf ausgeboten wurden.

Mit dem Auftreten des jungen Deutschlands begann das Auftauchen der tendenziösen Romane, die vorzugsweise politische, doch auch religiöse und sociale Verhältnisse behandelten. Sie hatten meist eine liberale Färbung und entnahmen ihren Stoff aus den Ländern, in welchen revolutionäre Bewegungen Statt gefunden hatten, aus Frankreich, Belgien, seltner aus Deutschland, am Häufigsten aus Polen. Mit dem Beginn der vierziger Jahre nahm die Produktion sichtlich ab. Da die meisten Romane aus jener Zeit nur die allergewöhnlichste Leseunterhaltung darboten, das Publikum aber nachgerade anfieng, an den politischen Zuständen lebendigeren Antheil zu nehmen, so fanden jene schaalen Romane wenig Anklang mehr. Vor und nach den revolutionären Bewegungen von 1848 nahm die Produktion wieder zu, und es erschienen manche Romane, in denen die Phrasen der Peterskirche, der verschiedenen Ständeversammlungen und der Klubs wieder aufgewärmt wurden; sie zeugten eben

so sehr vom Mangel an politischem Sinn als die Reden, die ihnen zum Muster dienten. In der neuesten Zeit hat das Interesse für die Erzeugnisse der Prosadichtung in hohem Grade zugenommen, während es für die übrigen Dichtungsgattungen eher im Abnehmen begriffen ist, was seinen Grund darin hat, daß einerseits der Roman und die Novelle dem gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnisse am Entschiedensten entgegen kommt, aber auch daß Roman und Novelle sich vorzugsweise mit den Zuständen der Gegenwart beschäftigen, daher sie das große Publikum lebendiger ansprechen.

Im Allgemeinen sind die Deutschen im Roman noch zu keiner rechten Selbstständigkeit gelangt, oder wenn er eigenthümlich und selbstständig erscheint, so hat er doch keinen vorwiegend epischen Charakter. Er ist mehr phantastisch als real, mehr reflektierend als erzählend; er ist immer noch zu didaktisch, absichtlich, tendenziös; er will tief psychologisch sein, aber die Charaktere werden meist nicht künstlerisch entwickelt, sie ergeben sich nicht aus ihren Handlungen, sondern werden durch Betrachtungen des Verfassers geschildert, von ihm mit pedantischer Genauigkeit analysiert. Sehr viele Romanendichter geberden sich, als ob sie auf dem Katheder säßen und philosophische, ästhetische oder artistische Vorlesungen hielten; die wenigsten verstehen die freilich schwierige Kunst, ihre Ideen so darzustellen, daß sie zu organischen Theilen der Dichtung werden, vielmehr stehen dieselben meist außerhalb der Handlung, und wenn sie auch den Personen des Romans in den Mund gelegt werden, so erscheinen sie doch meist als Auseinandersetzungen des Verfassers, als subjektive, oft abgerissene Bemerkungen aus seinem Tagebuch.

Je mehr der Dichter aber selbst in den Vordergrund tritt, desto weniger entspricht er den Forderungen der epischen Kunst. „Ein erzählender Autor", sagt Holtei in den „Eselsfressern", „verfällt gar zu leicht in den Fehler, seine eigenen Erlebnisse und Gefühle mit denen der handelnden Personen zu vermischen, so daß er über dergleichen subjektiven Ausrufungen die erforderliche Objektivität des Dichters verliert." Ein damit zusammenhängender und oft vorkommender Fehler der deutschen Romanendichter besteht darin, daß sie die Begebenheiten einfach erzählen, statt sie lebendig zu vergegenwärtigen, statt sie sich vor unsern Augen entwickeln zu lassen. Solche Darstellungsweise macht ungefähr den Eindruck eines Schattenspiels, zu welchem Erklärungen gegeben werden.

Der Irrthum, in welchen die Romantiker verfielen, das ganze Leben und alle möglichen Erscheinungen desselben in ihren Dramen abzuspinnen, wiederholt sich auch bei vielen Romanendichtern, die ihren Dichtungen dadurch Bedeutsamkeit und Werth zu verleihen wähnen, daß sie die verschiedenartigsten Stoffe in dieselben verarbeiten. Es fällt von selbst in die Augen, daß dadurch die künstlerische Einheit verloren gehen muß; auch werden die Dichter dadurch genöthigt, ihren Romanen einen übermäßigen Umfang zu geben, was freilich auch einen andern, gemeineren Grund hat, wie schon oben bemerkt worden ist. Die bedeutendsten Romane aller Zeiten und Völker waren selten von großem Umfang (wir erinnern nur an Goldsmiths Pfarrer von Wakefield, an Lesages Gilblas, an Goethes Werther); aber jetzt sind drei oder vier dicke Bände das gewöhnliche Maß, und in Nachahmung eines Sues und Dumas werden uns sogar Romane von neun Bänden geboten. Lange Romane aber verzichten im Voraus auf langes Leben; man wird die heutigen in kurzer Zeit eben so wenig lesen, als die dickleibigen Romane eines Buchholtz, Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein, während der gleichzeitige Simplicissimus noch jetzt neue Auflagen erlebt, was nicht bloß seiner Tüchtigkeit, sondern auch seinem mäßigen Umfang zuzuschreiben ist. Die Sucht, bändereiche Romane zu schreiben, übt auf die künstlerische Behandlung derselben den unseligsten Einfluß; der Stoff wird ungebührlich aus einander gezerrt, es werden immer neue Personen eingeführt, weil mit den ursprünglichen nichts Neues mehr geschehen kann, die Dialoge werden breit ausgesponnen („die epische Natur des Romans", sagt Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik, „untersagt lange Gespräche, vollends schlechte"). Es ist natürlich, daß solche Romane langweilig werden müssen, wie denn Sternberg in seinem Fortunat die nicht bloß witzige Bemerkung macht, daß die dickleibigen deutschen Romane von den Feen gebraucht würden, um die Geister in Schlaf zu lullen.

Den philosophierenden Romanen gegenüber, von denen oben die Rede war, steht eine große Anzahl solcher, in welchen das epische Element vorwiegt, und es wären diese zu loben, wenn es ihnen nicht an poetischer Gestaltung fehlte. Viele aber gehen nur darauf aus, einen massenhaften Stoff an einander zu reihen, sie erdrücken die Erzählung durch zahlreiche und breite Völker-, Sitten- und Naturschilderungen. Wie jene philosophierenden Romane den Charakter der Personen analysieren, statt ihn plastisch anschaulich in Handlungen erscheinen zu lassen, so halten sich diese an die äußere Erscheinung der Personen, die sie mit übermäßiger Breite schildern, wie sie denn nach äußerm Effekt und melodramatischen Wirkungen haschen, daher sie die übertriebensten Motive auf einander häufen, die unnatürlichsten Situationen und Charaktere erfinden, die nirgends als in den Romanen existieren, Meerwunder von Tugend und im Gegensatze zu denselben moralische Ungeheuer, die mit Einem Worte keine andere Absicht haben, als zu „spannen", d. h. die Nerven der Leser in Aufregung zu bringen. Die zahlreichen Romane dieser Art sind zumeist dem Einfluß der Franzosen zu verdanken, deren Gräuelstücke nicht bloß zahlreiche Uebersetzungen, sondern auch vielfache Nachahmungen fanden.

Auch in Bezug auf Darstellung lassen die meisten Romane viel zu wünschen übrig. Sie wird von vielen Dichtern mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit behandelt, ja manche haben keine Ahnung davon, daß es auch eine Kunst sei, schön und gut zu schreiben. Andere, die nach schöner Darstellung streben, aber kein Verständniß derselben haben, werden gesucht, geschraubt und manieriert. Vielen fehlt es an Bestimmtheit des Ausdrucks, Vielen an Correctheit. Manchen gelingt eine leichte und fließende Darstellung, aber sie ist nicht charakteristisch. Dem

Satzbau fehlt es bei einer großen Zahl an Abrundung; eine Zeit lang war es sogar Mode, in Nachahmung einiger französischer Schriftsteller in kurzen, abgebrochenen, zerhackten Sätzen zu schreiben, so daß oft eine ganze Reihe von Sätzen erschienen, die aus nur fünf oder sechs Wörtern bestanden.

Wenn auch die obigen Bemerkungen den allgemeinen Charakter des deutschen Romans seit 1830 bezeichnen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß im Ganzen nicht geringe Fortschritte gemacht worden sind. Die Mängel, welche gerügt werden mußten, treffen viele Dichter nur zum Theil und kommen bei ihnen nur vereinzelt vor. Nicht wenige Romane zeichnen sich durch glückliche Anlage und fest durchgeführten Plan aus, andre durch die treffliche Erzählung, viele durch echt poetische Gestaltung der Personen oder durch kunstvolle und reiche Sprache.

Mehr als an künstlerischer Vollendung hat der Roman an Bedeutung namentlich dadurch gewonnen, daß er die mannigfaltigsten Fragen behandelt, welche die Gegenwart bewegen und zwar zum Theil mit solchem Glück, daß sie auch den weniger Gebildeten zum Verständniß gebracht werden. So werden die bedeutendsten Gegenstände der Politik und Nationalökonomie, die wichtigsten socialen und theologischen Fragen berührt. Und so kommen auch alle möglichen Lebensverhältnisse zur Darstellung, Fürsten und Adel, Bürger und Bauern, Fabrikanten und Proletarier, Katholiken und Protestanten, Jesuiten und Pietisten, Juden und Heiden und vor Allem das Familienleben in seinen glücklichen und traurigen Erscheinungen. Viele Romane machen das große Publikum mit ausgezeichneten Männern bekannt, andere suchen die Kenntniß fremder Völker zu verbreiten, und es ist beinahe kein Land in oder außer Europa, das nicht in irgend einem Roman behandelt wäre.

Von den verschiedenen Gattungen des Romans wurde der historische mit seinen Nebenarten, dem biographischen, kulturhistorischen und ethnographischen Roman, dann der Familienroman am Häufigsten bearbeitet. Neben diesen erscheinen zwei neue Gattungen: der Tendenz- oder Zeitroman, in welchem politische und sociale Fragen dargestellt werden, und die Dorfgeschichten in zahlreicher und zum Theil sehr glücklicher Behandlung. Weniger häufig sind die humoristischen Romane bearbeitet worden. Unter den kleineren Prosadichtungen fand die Novelle überaus zahlreiche Bearbeitung, so auch das Märchen und die Sage, wenn auch nicht in dem nämlichen Umfang, dagegen die Parabel nur höchst selten behandelt wurde.

Verschiedene Aesthetiker haben den historischen Roman als eine unberechtigte Zwittergattung erklärt, die weder Poesie noch Geschichte sei. Und allerdings sind nicht wenig historische Romane erschienen, die wirklich als Zwittergattung bezeichnet werden können, doch ist es mehr als unbillig, die ganze Gattung zu verdammen, weil in ihr viele Mißgeburten zu Tage gefördert wurden, die entweder die Geschichte wirklich verfälschen oder sich in trockne Geschichtserzählung verirren, in alle die einzelnen Begebenheiten eingehen, die zu irgend einer Zeit Statt gefunden haben. Auf diese Weise wird der historische Roman von solchen Schriftstellern behandelt, denen es an Schöpferkraft mangelt, Eigenes zu erfinden, oder an Tiefe der Anschauung, um in den Geist der Geschichte zu dringen, die daher den Stoff, den sie aus Chroniken, größeren Geschichtswerken, Memoiren, oder ausführlichen Lebensbeschreibungen zusammenstoppeln, mehr oder weniger roh wiedergeben und durch Zuthat einer abenteuerlichen Liebesgeschichte dem Publikum mundgerecht zu machen suchen. Da glauben sie, Wunder gethan zu haben, wenn sie eine Masse historischer Züge und statistischer Notizen bei jeder Gelegenheit anbringen, breite Schilderungen von Lokalitäten einflechten, dabei sich auf diese oder jene Quellen berufen, welche die Wahrheit ihrer Erzählung verbürgen sollen, oder mit großer Selbstzufriedenheit in einer Note bemerken, daß dieser oder jener Zug, diese oder jene Begebenheit wirklich historisch sei. Der historische Roman hat freilich eine ganz andere Absicht. Er will und soll nicht Geschichte im gewöhnlichen Sinne lehren, sondern das Wesen und den Charakter irgend einer Zeit zur Anschauung bringen, ein erschöpfendes Culturgemälde derselben geben; er will und soll die Ueberlieferung ergänzen, wo diese nicht ausreicht. Der historische Roman soll kein Sklave der Geschichte sein, sondern an ihrer Hand ein freies Kunstwerk werden. Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte kommt nämlich nur in großen Zügen und Resultaten auf uns herab; selbst der größte Historiker kann ihren inneren, ihren menschlichen Zusammenhang, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nicht darstellen, weil er an die Ueberlieferung gefesselt ist, er vermag nicht, die Seelenlagen der Personen, die verborgenen Motive ihrer Handlungen, selbst oft nicht ihre Gestalt, ihre Sitten, ihre geistige Bildung u. s. w. zu schildern. Dieß ist aber gerade die eben so schöne als schwierige Aufgabe des Dichters, dem sich als einem rückwärts schauenden Propheten die geheimnißvollen Beziehungen des äußern und innern Lebens offenbaren, welche dem Geschichtschreiber verborgen bleiben. Weil der Dichter aber, um seiner Aufgabe zu entsprechen, frei schaffen muß, wird er keine bedeutende Persönlichkeit zur Hauptperson seiner Dichtung machen, sondern nur untergeordnete, oder noch besser ganz erdichtete, weil er sonst gezwungen wäre, die Geschichte in ihren einzelnen Begebenheiten vorzuführen, diese aber nur als Hintergrund, als Unterlage erscheinen darf, auf welcher sich die Verhältnisse der handelnden Personen entwickeln, wobei jedoch diese Entwicklung von den geschilderten Ereignissen abhängt, und wir durch das menschliche Interesse an dem Einzelnen in das allgemeine historische Interesse hineingezogen werden. Aus diesen Andeutungen ergiebt sich, daß die Geschichte der jüngsten Vergangenheit oder der Gegenwart kein glücklicher Stoff für den historischen Roman sein kann, weil er viel zu nahe liegt, um poetische Gestaltung zu ermöglichen. Eben so ergiebt sich, daß die sogenannten Memoiren- und viele biographische Romane auf den Namen poetischer Kunstwerke keinen Anspruch machen können. Als Muster eines historischen Romans kann der alte „Simplicissimus" bezeichnet werden, in welchem historische Persönlichkeiten nur in sehr untergeordneter Weise

erscheinen, der aber ein lebendig anschauliches Gemälde des dreißigjährigen Kriegs entwirft, wie es kein Geschichtschreiber liefern kann.

Indem wir zur Betrachtung der einzelnen Leistungen im Gebiete des historischen Romans während der Zeit von 1830 bis 1866 übergehen, werden wir der nachstehenden Uebersicht eine ausführlichere Behandlung derjenigen Dichter folgen lassen, welche sich einen allgemeineren Ruf erworben haben. Die übrigen Leistungen stellen wir nach den Völkern zusammen, deren Geschichte den Stoff der einzelnen Romane bildet.

Es ist sehr erfreulich, daß die Geschichte Deutschlands am Häufigsten behandelt worden ist, und daß sich die Bearbeitungen über beinahe alle Jahrhunderte und alle einzelnen Länder verbreiten. Den Reihen eröffnet das 10. Jahrhundert, welches außer von Scheffel noch von Johanna Neumann, welche unter dem Namen F. Satori eine Anzahl Romane schrieb, in der „Nonne" (Danzig 1847) behandelt worden ist. Obgleich zu breit gehalten, ist dieser Roman doch der beste, den sie geschrieben; die Fabel ist nicht übel erfunden und die einzelnen Begebenheiten sind mit Geschick motiviert. „Xenia, Tochter des Großfürsten Boris Gudunov von Rußland (Eb. 1842), „Erik, König von Schweden" (Eb. 1833) und „Das Geheimniß. Ein historischer Roman aus der Zeit Karls I. von England" (Eb. 1847. III) bieten wegen des Stoffes einiges Interesse, sind aber poetisch und künstlerisch ohne Werth. Das 11. Jahrhundert ist durch Gustav Bacherer und Bischoff repräsentiert. „Der letzte Salier" (Kandern 1837) von Gustav Bacherer vermischt die geschichtlichen Thatsachen mit romantischen Ungeheuerlichkeiten reichlich; Joseph Bischoff (seine Biographie findet sich im Register!), der seine Romane unter dem Namen Konrad von Bolanden herausgab, zeigte schon in der „Königin Bertha" (Regensb. 1860), der Gemahlin Heinrichs IV., eine ungemessene ultramontane Gesinnung, so auch in „Barbarossa" (Eb. 1862), doch sind beide noch sehr gemäßigt gehalten, wenn man sie mit des Verfassers übrigen Romanen zusammenstellt. „Eine Brautfahrt. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert" Eb. 1857) ergeht sich in den gemeinsten Schmähungen gegen die großen Reformatoren, „Franz von Sickingen" (Eb. 1859) verkennt des Helden Größe und Absichten, verlästert den trefflichen Hutten in gemeiner Weise, mit ihm alle Diejenigen, welche dem finstern Geist des Pfaffenthums die Leuchte der Humanität entgegensetzten. In dem nämlichen Geist sind die „Aufgeklärten" (Mainz 1864) geschrieben, in welchen der Verfasser sich nicht scheut, das Unsittlichste darzustellen, um seinem Haß gegen die „Aufklärung" zu genügen. Es ließe sich rechtfertigen, daß er in den „Historischen Novellen über Friedrich II. und seine Zeit" (Eb. 1865. IV) die Blößen und Schwächen des Königs aufdeckt, wenn er dabei weniger den Menschen und Monarchen als den Protestanten im Auge hätte. Seinem Ingrimm gegen den Fortschritt gab er in „Angela" (Regensb. 1866) Ausdruck, indem er die neuen Forschungen in den Naturwissenschaften in langweiligen Gesprächen als Ausgeburten der Hölle bezeichnete. Romane, welche das 12. Jahrhundert behandeln, schrieben Lentner, Braß, Kugler und Roquette. Jos. Friedrich Lentner, geb. im J. 1814 zu München, lernte nach absolviertem Gymnasium den Buchhandel bei seinem Vater, war Commis in verschiedenen Buchhandlungen, widmete sich später der Kunst, in welcher er gute Fortschritte machte, gab aber auch diese auf, um sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Ein auftauchendes Lungenleiden bewog ihn, ein wärmeres Klima aufzusuchen; er zog nach Meran, wo er am 23. April 1852 starb. Der ultramontanen Partei verhaßt, war er mehrere Male aus Tirol verwiesen, doch immer wieder begnadigt worden. Lentners historischer Roman „Ritter und Bauer" (2. Aufl. Magdeb. 1844. III) zeugt von gründlicher Kenntniß der Zeitverhältnisse und von nicht gewöhnlichem Talent, doch ist er zu breit gehalten, die Sprache ist gesucht und durch unnöthige altdeutsche Wortformen und Provinzialismen verunstaltet. Von weit größerem Werth sind die Dorfgeschichten, die er unter dem Titel, „Geschichten aus den Bergen" (Magdeb. 1851) herausgab. Sie sind voll Gemüth und rührend, ohne sentimental zu sein, die Erfindungen sind charakteristisch und meist gut, die Darstellung ist frisch, die Sprache jedoch nicht immer rein. „Der Tiroler Bauernspiegel" (Magdeb. 1841. II) bietet ansprechende Gemälde aus den Jahren 1809 und 1810. Das „Novellenbuch" (Magdeb 1848) behandelt meist die Zeit der politischen Verfolgungen mit Ernst und Freimüthigkeit, die einzelnen Stücke sind meist düster gehalten; Eine der heitersten und besten ist „Die Trauben-Curen". Gehaltvoll und ansprechend sind die „Sagen aus dem Lechrain" (Münch. 1842). August Braß aus Berlin gab in „den Polen vor Frankfurt, historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert" (Hamb. 1850) eine ziemlich gewöhnliche Geschichte, die er durch historische Einzelnheiten genießbar zu machen suchte. Im „Bauer und Edelmann" (Berl. 1845) aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts gelingt es ihm nicht, die Zeit anschaulich zu schildern. Besser ist „Der Proselyt. Roman aus den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III." (Berl. 1846. II), der ziemlich gut angelegt ist, die Personen und Zustände, namentlich das Treiben des Jesuitismus nicht unglücklich schildert. „Des Vaters Fluch, Erzählung aus dem Nordamerikanischen Freiheitskriege" (Hamburg 1850) würde sich eher zu einer Schicksalstragödie eignen. „Das Gespensterhaus. Eine Geistergeschichte aus Berlins Gegenwart." (Berl. 1847. II) ist mit Talent bearbeitet, zeugt von fruchtbarer Phantasie, die der Dichter jedoch nicht immer zu beherrschen weiß. Es ist zu bedauern, daß Braß sich verleiten ließ, die „Mysterien von Berlin" (Berl. 1844—45. V) zu schreiben, eine Geschichte mit den willkürlichsten Verwickelungen, die nur erfunden wurden, um alle möglichen Arten von Gemeinheiten und Verbrechen darzustellen. Franz Theodor Kugler, dem wir als Dramatiker begegnet sind, schrieb mehrere Erzählungen, unter welchen „Werner von Tegernsee, ein Bericht aus dem Klosterleben des 12. Jahrhunderts", Eine der besten ist. Es ist Schade, daß der Dichter das von Werner aufbewahrte köstliche Liedchen „Du

bist min, ich bin din" nicht gekannt hat, es hätte sich gewiß trefflich benutzen lassen. Noch werthvoller und überhaupt Eine der besten deutschen Novellen ist die Novelle vom „Meister Zingaro", die in Anlage und Darstellung an die Italienischen Meisterwerke der Gattung erinnert. Die Kraft des Willens in dem Blechschmied Antonio Solario mit dem Beinamen Zingaro ist mit großem Glück zur Anschauung gebracht. „Die Incantade" giebt lebendige Schilderungen aus Griechenland gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Zeit der wildesten Türkenherrschaft und in der „Legende von Genasius" werden die Zustände in Rom unter Diokletian, insbesondere der Christengemeinde und ihres Märtyrerthums mit Glück geschildert. Otto Roquette, dessen lyrische und epische Dichtungen wir schon kennen gelernt haben, schrieb eine historische Erzählung „Das Hünengrab" (Dessau 1855), in welchem er den Sieg des Christenthums über die Reste des Heidenthums zur Zeit Heinrichs V. nicht ohne Glück, aber mit zu moderner Anschauung schildert. Früher hatte er „Orion. Ein Phantasiestück" (Brem. 1851) veröffentlicht, das sich in Abenteuerlichkeiten und Willkürlichkeiten verliert. Vortrefflich ist dagegen sein Hauptwerk „Heinrich Falk" (Berl. 1858. III), worin die Entwicklungsgeschichte eines Malers mit feinem psychologischen Blick und poetischem Sinn erzählt wird. Die Fabel ist glücklich erfunden und geschickt ausgeführt, die Charaktere aller Personen, die zu den verschiedensten Altern und Berufsarten gehören, sind scharf gezeichnet, besonders gelingt dem Dichter die Darstellung der Kinderwelt. Mit großer Kunst ist der Charakter des Präsidenten geschildert, der sich bei seiner großen Welt- und Menschenkenntniß Jahre lang vom Heuchler Stillfried täuschen läßt. Der Roman ist reich an mannigfaltigen Begebenheiten, die der Dichter mit sicherm Takt beherrscht und zur Einheit gestaltet, die Situationen sind glücklich erfunden und entwickeln sich ungesucht aus dem Charakter der Personen. Die Darstellung ist frisch, oft von heiterm Humor belebt; doch verfällt der Dichter hie und da in maßlose Uebertreibung z. B. bei Schilderung der Vereine, die an das Possenhafte streift. Die „Erzählungen" (Ff. 1859) kommen dem eben erwähnten Roman weder in der Erfindung, noch in der Darstellung gleich. Besser sind die „Neuen Erzählungen" (Stuttg. 1862), welche besonders in Schilderung heimathlicher Zustände glücklich sind, und von denen besonders „Titze von Crixen" durch Originalität und reichen Humor erfreut. Nicht weniger gut ist die Erzählung „Susanna" (Eb. 1864), in welcher die Entwickelung der Charaktere von reicher Beobachtung und Menschenkenntniß zeugt.

Romane, welche ihren Stoff dem 13. Jahrhundert entnehmen, haben wir außer von dem später zu erwähnenden H. Smidt von Ed. Duller, Heribert Rau und G. v. Berneck. Eduard Duller zeigt in seinen Romanen und Erzählungen die nämliche freie und kräftige Gesinnung, wie in seinen epischen und dramatischen Dichtungen, auch seine Darstellung trägt den nämlichen Charakter. Sein Haß des Ultramontanismus tritt schon in „Kaiser und Papst" (Lpz. 1838. IV) in seiner ganzen Stärke hervor; freilich gab ihm der Stoff, den er darin behandelt, der Kampf des Kaisers Friedrichs II. mit Innocentius III. hiezu hinlängliche Veranlassung. Ob sich gleich die Ausführung in das Abenteuerliche verirrt, ob es gleich nicht an phantastischen und schauerlichen Situationen fehlt, so ist dieser Roman doch sein bester. Vorher erschien „Loyola" (Ff. 1836. III), worin er versucht, die Thätigkeit des merkwürdigen Stifters des Jesuitenordens psychologisch zu entwickeln, was ihm jedoch nicht gelingt, weil er zu viele Motive herbeizieht, die sich einander aufheben. Wenn auch Loyola den Gedanken gefaßt haben mag, sich den Papst zu unterwerfen, und durch denselben die Welt zu beherrschen, so ist er ihm von Duller offenbar viel zu früh beigelegt worden. Wesentlich verfehlt und selbst der Absicht des Romans zuwider ist es, daß Begebenheiten und Ereignisse berichtet werden, in denen Loyola als wirklicher Wunderthäter erscheint. In „Kronen und Ketten" (Ff. 1835. III) sind Gräuel auf Gräuel gehäuft; außerdem verliert sich der Dichter in breite Schilderungen und überspannte Gespräche, die wohl zwei Drittel des Romans einnehmen, so daß das Epische ganz verschwindet. Wie die eben genannten Romane, so leiden auch die „Erzählungen und Phantasiestücke" (Ff. 1834. II) und die „Phantasiegemälde" (Eb. 1835) an Ueberfülle, hie und da an Geschmacklosigkeit, wogegen die Erfindungen meist lobenswerth sind. „Die Feuertaufe" (Eb. 1834) behandelt die Zeit der Hexenprozesse, was dem Dichter zu schauerlichen, aber öfters auch unnatürlichen Schilderungen Gelegenheit gab. Am Glücklichsten ist die Charakteristik des trefflichen Jesuiten Friedrich Spee, dessen Theilnahme an den Begebenheiten mit Geschick motiviert ist. — Heribert Rau, geb. am 11. Febr. 1813 zu Frankfurt a. M., mußte sich gegen seine Neigung dem Kaufmannsstande widmen, aber er machte sich, so viel als möglich, von den drückenden Fesseln frei und überließ sich seiner Neigung zu geistigen Beschäftigungen. Als im J. 1844 die freireligiöse Bewegung ausbrach, nahm er lebhaften Antheil an derselben und gründete mit mehreren Freunden eine freireligiöse Gemeinde. Obgleich schon verheirathet und Vater von zwei Kindern, entschloß er sich, die Universität Heidelberg zu beziehen, um Theologie zu studieren, um die päpstlich-römische Kirche mit mehr Nachdruck bekämpfen zu können. Nachdem er die Prüfung glücklich bestanden, erhielt er den Ruf als Prediger in Stuttgart und drei Jahre später wurde er zum Prediger der freien Gemeinde in Mannheim gewählt, als welcher er sieben Jahre lang segensvoll wirkte, bis er durch den Einfluß der Pietistenpartei wegen seines „Katechismus der Kirche der Zukunft" von der Regierung gewaltthätig seiner Stelle enthoben wurde, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte. Er starb hier am 26. Septbr. 1876. — Der Roman „Kaiser und Narr" (Lpz. 1845. III) behandelt Friedrichs II. letzte Kreuzzüge und dessen Kämpfe mit der Römischen Hierarchie in großer Breite. Er enthält keine historische Unwahrheit, ist aber auch nicht wahr, indem der staatsmännische Charakter des Kaisers nicht klar hervortritt und er zu einem abenteuernden Ritter wird. Ein anderer historischer

Roman „Der Raub Straßburgs im J. 1681" (Ff. 1862. III) ist von patriotischer Entrüstung gegen die schmachvolle Unthätigkeit und den Verrath der deutschen Fürsten durchdrungen, und enthält eine Fülle interessanter Einzelnheiten; Beides kann aber für den Mangel an poetischer Gestaltung nicht entschädigen. Als sich Rau von der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen hatte, faßte er den Gedanken, dem deutschen Volke seine größten Männer auf dem Gebiete der Kunst und Poesie näher zu führen, um den Sinn für die Schönheiten ihrer Werke zu schärfen, und so entstanden nach einander die meist bändereichen culturhistorisch-biographischen Romane „Mozart" (Ff. 1858. III), „Beethoven" (Eb. 1859), „Alexander von Humboldt" (Eb. 1860. VII), „Hölderlin" (Eb. 1862. II), „Jean Paul" (Eb. 1862. IV), „Theodor Körner" (Eb. 1863. II), „Carl Maria von Weber" (1865. III), denen sich „William Shakespeare" (Berlin 1864) anschloß. So sehr wir die gute Absicht des Verfassers so wie dessen Fleiß anerkennen müssen, so muß dagegen die Ausführung als gänzlich verfehlt bezeichnet werden. Zwar hat er aus Geschichtswerken, Biographien und Briefsammlungen reichen Stoff gesammelt, auch suchte er denselben mit romanhaften Zuthaten zu verarbeiten, aber eben diese Mischung gelang ihm nicht. Ganz verwerflich ist aber, daß er einen Mann wie Alex. von Humboldt noch während seines Lebens zum Helden eines Romans machte, wobei Unziemlichkeiten nicht zu vermeiden waren. Seiner politischen Gesinnung gab Rau in den Romanen „Thaddäus Kosciusko" (Stuttg. 1845. III) und „Garibaldi" (Berl. 1864. III) Ausdruck, aber beide sind, vom historischen und noch mehr vom poetischen Standpunkt betrachtet, verfehlt. Nicht weniger gut gemeint sind „Die Pietisten. Roman aus dem Leben der neuesten Zeit" (Stuttg. 1841. III), aber sie sind in Gehalt und Gestaltung eben so mittelmäßig als seine übrigen Romane. Lächerlich sind die darin niedergelegten Ansichten über die Wunder Jesu, die so erklärt werden, daß wir unwillkürlich an Taschenspieler erinnert werden. Die „deutschen Erzählungen" (Lpz. 1851. II.), die merkwürdiger Weise zum Theil in fremden Ländern vorgehen, sind nach jeder Seite hin oberflächlich. Die Romane von Louise Pichler „Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige" (Lpz. 1853. III) und „Der letzte Hohenstaufe" (Eb. 1855 bis 56) schildern Zeiten und Personen mit Treue und Anschaulichkeit. — Nicht gesinnungstüchtiger als Rau, aber poetisch viel begabter ist Karl Gustav von Berneck, der seine Romane unter dem Namen Bernd von Guseck veröffentlichte. Derselbe wurde am 28. Oct. 1803 zu Kirchhain in der Niederlausitz geboren, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zuerst in einem Privatinstitut zu Dresden, dann seit 1817 im Berliner Cadettenhause, von wo er 1820 als Cavallerieoffizier in die Armee trat. Im J. 1839 wurde er zum Lehrer der Geschichte an der Divisionsschule für Offiziersaspiranten in Frankfurt a. d. O., später zum Rittmeister und Mitglied der Obermilitärexaminationscommission, so wie zum Lehrer der Taktik am Cadettenhause und der Geschichte der Kriegskunst an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin ernannt und zugleich zum Major befördert. Mit fruchtbarer Phantasie begabt, hatte G. v. Berneck schon als Knabe begonnen, kleine Erzählungen zu dichten, und auch später, als seine Studien und seine Thätigkeit als Lehrer ihn in Anspruch nahmen, konnte er dem angeborenen Schaffensdrang nicht widerstehen. Auch ist er Einer der fruchtbarsten Romanen- und Novellendichter; viele Schöpfungen zeugen aber auch von der Eile, in welcher sie hingeworfen wurden. Doch ist seine Sprache immer gewählt und edel, die Haltung würdig; die Anlage ist überlegt und die einzelnen Motive wohl erfunden. Sein erster Roman „Die Stedinger. Ein Volksbild aus dem Mittelalter." (Lpz. 1837) schildert den Heldenkampf derselben mit warmem Gefühl und militärischem Blick. „Die Hand des Fremden" (Eb. 1857) behandelt einen Stoff aus der Zeit Ludwigs XIV., der Deutschland verhöhnte und zertrat, weil es bei seiner Zerrissenheit schwach war. Die Zeitverhältnisse und die sittlichen Zustände sind glücklich mit der erzählten Familiengeschichte verbunden; die Erbärmlichkeit der Fürsten und des Adels, der sich zum Theil an Frankreich verkauft hatte, ist mit glühenden Farben geschildert, Composition und Darstellung sind gleich lobenswerth, wie überhaupt dieser Roman Eine der besten Schöpfungen des Dichters ist. Von eben so warmem patriotischem Gefühl und glücklicher Gestaltung zeugt „Der erste Raub an Deutschland" (Jena 1862. IV); er behandelt die schmähliche verrätherische Uebergabe der Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray an Frankreich durch Moritz von Sachsen und andere Fürsten, um Hülfe gegen den Kaiser Karl V. zu erhalten. Die Charaktere sind mit Talent geschildert, die Zeitverhältnisse mit eben so viel poetischer als historischer Wahrheit dargestellt. Auch „Deutschlands Ehre 1813" (Eb. 1863. III) bietet ein patriotisch warmes und lebendig anschauliches Gemälde der Zeit und des Volks. „Der Graf von der Liegnitz" (Jena 1866. III) erregt in sofern Interesse, als der alte unselige Kampf zwischen Oesterreich und Preußen während der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Hauptbestandtheil des Romans bildet. „Im Strom der Zeit. Roman a. d. Zeit Kaiser Leopolds I." (Prag 1860. IV) hat zu viele, zum Theil unmotivierte Verwickelungen, die nicht immer beherrscht sind. „Der Sohn der Mark" (Ff. a. O. 1848) schildert die Mark zur Zeit des Hussitenkriegs; Adel, Bürger und Bauern werden anschaulich zur Erscheinung gebracht, das Gerichtswesen, der Aberglaube und überhaupt alle politischen und socialen Verhältnisse an interessante Begebenheiten geknüpft. In dem Roman „Unter dem Krummstab" (Hann. 1865. III), der uns in die Rheingegenden während des 18. Jahrhunderts führt, wird das Interesse für die epische Handlung durch zu große Breite allzu sehr geschwächt. „König Murats Ende" (Lpz. 1866. III) bietet eine Reihe von trefflichen militärischen Schilderungen, in welchen der Dichter überhaupt eine große Meisterschaft und Sachkenntniß entwickelt. Die allzu große Fülle historischer Begebenheiten erdrückt oft die dichterische Entwickelung. In „Salvator" (Brem. 1851. II) kämpft der Verfasser gegen den So-

cialismus, fehlt aber darin, daß er ihn als eine Ausgeburt der Schlechtigkeit und Böswilligkeit darstellt, was jedenfalls unrichtig ist, wenn auch viele schlechte und böswillige Menschen denselben zu ihren eigennützigen Absichten gebrauchten. G. von Berneck hat endlich auch eine große Zahl von Novellen und Erzählungen geschrieben, die zuerst in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften erschienen, und später in mehreren Sammlungen wiederholt, und mit neuen vermehrt wurden, („Novellen und Erzählungen" Lpz. 1837. III, „Wildfeuer" Berl. II., „Girandola" Eb. 1856. u. a. m.). Auch in diesen hat sich sein Erzählertalent meist bewährt. Berneck st. in Berlin am 8. Juli 1871.

Das 14. Jahrhundert behandelten außer dem eben erwähnten G. v. Berneck und den später zu erwähnenden Schücking und Trautmann noch Friedrich Hermann Klencke, der, (am 16. Jan.) 1813 zu Hannover geboren, die chirurgische Schule daselbst besuchte, dann zwei Jahre in der Preußischen Armee als Chirurg diente, worauf er nach Hannover zurückkehrte, wo er als Wundarzt practizierte. Schriftstellerische Arbeiten gaben ihm die Mittel, Medizin zu studieren, worauf er sich in Braunschweig als praktischer Arzt niederließ und sich mit wissenschaftlichen und belletristischen Arbeiten beschäftigte. Unangenehme Verhältnisse bewogen ihn, im J. 1856 nach Hannover zu übersiedeln, wo er noch jetzt lebt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten berühren uns hier nicht; wir erwähnen nur, daß sie ihm vielfache Anerkennung erwarben. Eine Anzahl seiner Romane gab er unter dem Namen Hermann von Maltitz heraus, so den „Herzog von der Leine" (Berl. 1860. VI), ein anschauliches Gemälde von der Rohheit der Fürsten und des Adels der damaligen Zeit, worin der Welfe Herzog Otto von Göttingen den Mittelpunkt bildet. „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen" (Eb. 1863. III) ist weniger ein Roman als eine Schilderung der damaligen Höfe, deren Rohheit oft alle Begriffe übersteigt. Leibniz selbst erscheint nur in sehr untergeordneter Rolle. In „Lukas Cranach" (Eb. 1860. VII) ist das historische Element zu wenig poetisch verarbeitet, doch gewährt der Roman Interesse durch die Einführung der bedeutendsten Persönlichkeiten, sowie durch das Eingehen in die reformatorischen und künstlerischen Bestrebungen der Zeit. „Der Braunschweigsche Hofjund der Abt Jerusalem" (Lpz. 1863. III) beruht auf gründlichen Studien der socialen und literarischen Zustände der Zeit. Außer dem Abt Jerusalem, dessen bedeutende Persönlichkeit sicher erfaßt und mit Liebe gezeichnet ist, sind auch die durch Stellung oder literarische Thätigkeit ausgezeichneten Männer, mit denen Jerusalem in Verbindung stand, anschaulich charakterisiert. Unter des Dichters wahrem Namen erschien eine Reihe biographisch-culturhistorischer Romane, die jedoch mehr wegen des darin verwertheten literarischen Materials als wegen der poetischen Verarbeitung desselben zu nennen sind: „Lessing" (Lpz. 1850. V), „Der Adept zu Helmstädt" (Eb. 1851. IV.), d. i. der aus Goethes Leben bekannte Hofrath Beireis, „Herder" (Eb. 1852. IV), „Anna Luise Karschin" (Cöthen 1853. III, Einer der besten), „Der Parnaß zu Braunschweig" (Eb. 1853. III), „Gleim" (Eb. 1854. III), „Graf Stolberg" (Bresl. 1856. II), „Swammerdamm oder die Offenbarung der Natur" (Jena 1860. III) in welchem der Verf. das Publikum mit den Naturwissenschaften in ähnlicher Weise bekannt zu machen sucht, wie die obigen Romane mit der Literaturgeschichte. — Ohne sich zu nennen veröffentlichte Klencke auch eine Anzahl socialer Romane, die von der tüchtigen und freien Gesinnung des Verfassers zeugen, aber worin die Reflexion meist zu sehr überwiegt. „Das deutsche Gespenst" (Lpz. 1846. III) schildert die Armuth und ihre unheilvollen Folgen, „Der deutsche Pharisäer" (Eb. 1847) enthüllt die Heuchler vornehmen und niedern Standes, die unter dem Schein der Frömmigkeit die niederträchtigsten Handlungen begehen. „Eine deutsche Familie oder Weltkämpfe im Stillleben" (Eb. 1849. III) u. a. m. Noch erwähnen wir „Katharina. Erinnerungen aus meinem Tagebuche" (Lpz. 1854. II) mit Schilderungen aus dem Holländisch-Belgischen Krieg, von welchem der Verfasser Augenzeuge war.

Das 15. Jahrhundert fand zahlreichere Bearbeitungen als die vorhergehenden. Außer von dem schon angeführten G. v. Berneck sowie von Griesinger, auf den wir später zurückkommen, wurde es von Herloßsohn, Breier, Hesekiel, Habicht, Ebrard, Hermann Schmid und Luise Otto bearbeitet. Karl Georg Herloßsohn, der einige Romane unter dem Namen Heinrich Clauren und Edmund Förstemann herausgab, behandelte die Zeit der Hussitenkriege unter dem Titel: „Der letzte Taborit oder Böhmen im 15. Jahrhundert" (Lpz. 1834. II), Eins seiner ersten und unbedeutendsten Werke; noch eilfertiger ist „Der Montenegrinerhäuptling" (Eb. 1827), der durch die damaligen Zeitverhältnisse veranlaßt wurde. Mit Vorliebe behandelte er Wallenstein und die ihm nahestehenden Personen. In „Wallensteins erste Liebe" (Hann. 1844. III) suchte er, durch Anhäufung von Gewaltthätigkeiten und moralischen Unmöglichkeiten zu fesseln; gelungener ist „Die Tochter des Piccolomini" (Altenb. 1846. III), worin die Scenen des religiösen und politischen Fanatismus lebendig dargestellt sind. In den „Mördern Wallensteins" (Lpz. 1847. III) widmet die Gräfin Terzky ihr Leben der Verfolgung der Mörder des Helden; ihr Rachedurst giebt ihr die seltsamsten Mittel ein, ihren Zweck zu erreichen. Der Dichter hat diese mit Geschick ausgeführt, wie sie von Erfindungsgabe zeugen. Die Gräfin stirbt, nachdem sie ihr Werk vollendet, auf dem Sarge Wallensteins, der ihre erste und einzige Liebe gewesen. Die Episoden aus dem Leben der Bürger in Böhmen sind mit viel Humor geschildert. der auch die komischen Romane „Der Luftballon oder die Hundstage in Schilda" (Lpz. 1827), „Hahn und Henne. Liebesgeschichte zweier Thiere" (Eb. 1830), „Fahrten und Abenteuer des Mr. Gaudelius Enzian" (Eb. 1842. II) belebt. „Arabella, oder Geheimnisse eines Hoftheaters" (Eb. 1842. II) sind mit Einsicht in die geschilderten Verhältnisse geschrieben, dagegen ist die Fabel gewöhnlich in Erfindung und Ausführung. Hermann Schmid, über dessen Lebensverhältnisse im Register berichtet werden wird, behandelt in „Friedel und

Oswald" (Berl. 1866) die Geschichte Herzog Friedrichs mit der leeren Tasche, seine Kämpfe mit dem Tiroler Adel und dem König Sigismund, sein Leben in der Verbannung während der über ihn verhängten Acht und seine Rückkehr in seine mit Hülfe der Bauern wiedereroberten Erblande. Unter den Personen sind außer dem Herzog vorzüglich der Minnesinger Oswald von Wolkenstein und die Tiroler Bauern mit Wärme und Liebe gezeichnet. Wie in diesem Roman sind auch im „Kanzler von Tirol" (Münch. 1862. III) Land und Leute von Tirol mit lebendiger Anschaulichkeit geschildert; vortrefflich ist der Kanzler Biener gezeichnet, der im Kampf für Humanität, Bildung und Toleranz seine edle Gesinnung mit dem Tode büßen mußte. „Mein Eden. Eine Münchner Geschichte aus den Zeiten Karl Theodors" (München 1862) entfaltet ein treues Gemälde der elenden Wirthschaft an den deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts; denn wenn gleich der Münchner in dieser Hinsicht eine hervorragende Stelle einnahm, so stand es bei den andern auch nicht viel besser. „Im Morgenroth, eine Münchner Geschichte aus der Zeit Max Josephs III." (Berl. 1864. III) schildert den Kampf der Finsterniß, des Aberglaubens und des Jesuitismus mit der Bildung und Aufklärung, die sich im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts in Bayern zu entwickeln begann. Hermann Schmid hat auch mehrere Dorfgeschichten veröffentlicht, die zu den bessern der Gattung gehören. „Das Schwalberl. Ein Bauernroman aus dem oberbairischen Gebirg" (Münch. 1861) ist eine höchst originelle Erfindung, die durch die reiche Entwickelung das Interesse fortwährend erregt. Wie darin so ist auch in „Almenrausch und Edelweiß. Erzählung aus dem bairischen Hochgebirge" (Berl. 1864) das Leben des Volkes, sein Charakter, seine Bildungsstufe mit der größten Treue erfaßt und mit poetischem Sinn dargestellt. — Eduard Breier, geb. am 3. Nov. 1811 zu Warasdin in Kroatien, trat in die Oesterreichische Armee, verließ aber später den Militärstand und lebte seitdem in Wien, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Er schrieb über 60 Bände meist geschichtlicher Romane, die beinahe sämmtlich Oesterreichische Verhältnisse und Zustände zum Gegenstand haben. Verhältnisse des 15. Jahrhunderts behandeln mehrere Romane. „Die Sendung des Rabbi" (Wien 1845. II) schildert mit genauer Kenntniß der Jüdischen Sagenwelt die Vorurtheile, die man damals gegen die Juden hatte und die Barbarei, mit welcher man gegen sie verfuhr. Der Streit der feindlichen Brüder, des Kaisers Friedrich und Herzog Albrechts bildet den Stoff zum „Buch von den Wienern" (Lpz. 1846. III), in welchem die erzählte Liebesgeschichte dem Historischen allzusehr untergeordnet ist. „Die Revolution der Wiener im 15. Jahrhundert" (Wien 1850. III) verliert sich in unzählige Einzelheiten, wodurch die Einheit und das Interesse verloren geht. „Der Gezeichnete" (Eb. 1845. III) bietet zwar ebenfalls eine große Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, doch sind sie kräftiger zur Einheit verbunden; auch ist das Ganze besser, manchmal mit frischem Humor erzählt. Die Charaktere im „Pandur und Freimaurer" (Pesth 1855. IV) und zwar sowohl die der Hauptpersonen, des berüchtigten Franz von der Trenck und des merkwürdigen Sehers Emanuel Swedenborg, als auch die der untergeordneten Gestalten, insbesondere die Kaiserin Maria Theresia, sind gut gezeichnet, nur hie und da übertrieben. Es fehlt dem Ganzen an künstlerischer Composition und die Darstellung ist gesucht und geschmacklos. Der edle Kaiser Joseph II. erscheint in drei Romanen. In den „Rosenkreuzern in Wien" ist die Geschichte häufig durch breite und trockene Aufzählung von alten Straßen, Plätzen, Häusern, Wirthschaften u. s. w. unterbrochen. Die Rosenkreuzer verschwinden ganz vor dem Abenteurer Alessandro Todor, der sich für den berüchtigten Cagliostro ausgiebt, und auch für denselben gehalten wird, obgleich alle Welt weiß, daß er in Folge der Halsbandgeschichte in der Bastille sitzt. Dieser Abenteurer verrichtet viele Wunder, von denen sich viele als Betrügereien ergeben, andere aber ohne Erklärung bleiben, z. B. manche Prophezeihungen, die wirklich eintreffen. Die Illuminaten sind ganz falsch aufgefaßt; einzelne Persönlichkeiten, darunter Mozart und Joseph II. sind glücklich eingeführt. In „Wien und Rom" (Lpz. 1851. IV) schildert der Dichter den Kampf Josephs II. gegen Papstthum und Jesuitismus. Die Intriguen und die Sittenverderbniß der Geistlichkeit sind mit warmen Farben gezeichnet; der Kaiser ist gut charakterisiert; seine Absichten sind verständig erfaßt, sein kluges und kräftiges Benehmen dem Papst gegenüber, der nach Wien gereist war, um ihn zu gewinnen, ist mit Glück dargestellt. Interesse gewährt „Joseph Kaiser" (Berl. 1861. II) durch den Gegensatz des leichtsinnigen Helden Joseph Kaiser zum Kaiser Joseph. — Im historischen Roman „1809" (Lpz. 1847. III) ist das Geschichtliche meist aus der Memoirenliteratur entnommen und wie bei den andern mit erdrückender Breite ausgeführt; dagegen sind einzelne Hauptpunkte und Charakter mit Talent geschildert. „Eine Maria Magdalena in Wien" (Wien 1849. III) behandelt die Oesterreichischen Zustände unter Metternich, die traurig genug waren und daher der grellen Farben und der Uebertreibung nicht bedurft hätten. Breit und unerquicklich sind „Die Sabbathianer. Hist. Roman aus der Zeit der ersten Theilung Polens" (Pesth 1858. III). — Der komische Roman „Die Zauberflöte" (Prag 1859. II) ist in Erfindung und Composition ungenügend; im Einzelnen entwickelt der Dichter viel komische Kraft. — Georg Hesekiel, der auch unter den Namen Schwerting und Lange schrieb, hat vorzüglich die Preußische, oder genauer die Brandenburgische Geschichte zum Stoff seiner Romane genommen und dieselbe mit großer Liebe aber auch mit großer Einseitigkeit behandelt. Ihm ist nur die Vergangenheit schön und groß; alles Neue ist schlecht und kleinlich. Darin hat er aber vollkommen Recht, daß er die moderne Gleichmacherei beklagt, wenn er darin auch einen falschen Maßstab anlegt. Die wahre Staatskunst verlangt, daß die Individualität der einzelnen Landestheile geachtet und gewahrt werde, daß diese sich selbstständig entwickeln, so weit das Wohl der Gesammtheit es gestattet. Die größte Mannigfaltigkeit innerhalb der vollstän-

digsten Einheit ist das Wesen eines jeden Kunstwerkes, also auch des Staats. Hesekiels Romane, deren Darstellung im Allgemeinen gewandt, oft nur zu blumenreich, auch wohl zu gesucht, häufig durch unpassende Inversionen verunstaltet ist, sind sehr ungleich an Werth, und insbesondere zeugen die spätern von allzu großer Flüchtigkeit. Davon macht jedoch der Roman „Unter dem Eisenzahn" (Berl. 1864. III) eine Ausnahme, der zu seinen besten Schöpfungen gehört. Es ist darin der Gegensatz des Brandenburgischen und Burgundischen Hofes, des Adels und der Bürger im 15. Jahrhundert mit viel Glück durchgeführt. Mit viel Geschick sind die damaligen Bildungszustände in den Roman verarbeitet; dagegen sind die politischen Anschauungen auch hier beschränkt. „Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg" (Berl. 1851) schildert mit Liebe und Gemüth das trauliche Verhältniß der Herzogin Dorothea Sybilla, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg und Gemahlin des Herzogs von Brieg zu ihren Unterthanen, die in ihr eine treue Mutter verehrten und liebten. Vielfaches Interesse gewähren die beiden Romane „Lux et umbra. Ein großer Liebeshandel im 16. Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Magisters N. Longinus und andern zuverlässigen Mittheilungen" (Berl. 1861. III) und „Ein deutscher Fürstenhof im 17. Jahrhundert" (Kassel 1861. III), von denen uns der erste an den kaiserlichen Hof führt, die liebliche Geschichte von der Philippine Welser in anziehender Weise erzählt und das Leben und Treiben der reichen Handelsherrn im südlichen Deutschland schildert, während im zweiten der Landgraf Wilhelm IV. von Hessen und seine treffliche Gemahlin Hedwig Sophie, die Schwester des großen Kurfürsten von Brandenburg den historischen Mittelpunkt bilden. „Der deutsche Michel. Aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs" (Lpz. 1846) und „Prinz Eugen unter Kaiser Leopold" (Eb. 1846) suchen durch Erfindungen aus der Zeit der Ritter-, Räuber- und Gespensterromane zu wirken. Das 19. Jahrhundert und zwar zunächst die Preußischen Verhältnisse geben ihm den Stoff zu den Romanen „Vor Jena. Nach den Aufzeichnungen eines königlichen Offiziers vom Regiment Gendarmes" (Berl. 1860. III), „Von Jena nach Königsberg" (Eb. 1860. III) und „Drei Jahre" (Eb. 1857. III), in welchen die Zeit von Napoleons Rückzug aus Rußland bis zum Pariser Frieden (1812—1814) geschildert wird. Alle diese Romane sind reich an Thatsachen, aber eben nicht zum Vortheil der epischen Gestaltung. Die damaligen Zustände sind nicht ohne Humor dargestellt, der aber mit seiner royalistischen Gesinnung öfters in Widerspruch geräth. Mehrere Romane und Erzählungen sind der französischen Geschichte gewidmet. Die französischen „Hofgeschichten" (Berl. 1859) aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. sind anziehend geschrieben. „Die Royalisten und Republikaner" (Lpz. 1845. III) sind dagegen ohne Kunst und Geschick aus der Memoirenliteratur zusammengetragen. Im „Graf d'Anethan d'Entragues" (Berl. 1856), welcher die Verhältnisse unter dem Consulat und dem Kaiserreich schildert, sind die Hauptpersonen, Napoleon und seine Familie, Fouché, Talleyrand u. A. m. nicht ohne Glück charakterisiert, der Dichter hat aber über Preußen Deutschland vergessen. Das Erzählungstalent des Dichters ist in „Lilienbanner und Tricolore" (Lpz. 1859) unverkennbar, eben so unverkennbar ist aber auch die reaktionäre Tendenz. Von seinen socialen Romanen ist „Faust und Don Juan" (Altenb. 1846. III) ganz im Geiste der französischen Mysterienliteratur und „Von Turgot bis Babeuf" (Berl. 1856. III) im Geiste des krassesten Conservatismus geschrieben, dem Alles vortrefflich erscheint, was Fürsten, Adel und die hohe Geistlichkeit thut, während Alles als verabscheuungswürdig dargestellt wird, was von den mittlern und untern Ständen ausgeht. „Anna Ansbach und die emanzipierten Weiber" (Altenb. 1847. II) ist geschmacklos und übertrieben. Der Verherrlichung des Preußischen Adels ist „Stille vor dem Sturm" (Berl. 1862. III) gewidmet. Weniger einseitig ist der Roman „Vier Junker" (Berl. 1865. III). Wie er in seinem Preis alles Reaktionären übertreibt, so auch merkwürdiger Weise in seinen gegen Jesuiten und Pietisten gerichteten Romane „Berlin und Rom oder Frömmler und Pfaffen" (Altenb. 1846. II), „Die Tochter des Frömmlers" (Eb. 46), „Menschen und Priester" (Lpz. 1847. II), in denen abenteuerliche Ereignisse aller Art auf einander gehäuft sind. Im Liebesroman „Fräulein Therese" (Altenb. 1847) hat sich der Verfasser gefoltert, um recht viel Ungeheuerliches hervorzubringen, aber doch nur eine blasse Copie der Königin von Golkonda erzielt. Unter seinen Erzählungen erwähnen wir nur die „Soldatengeschichten aus alter Zeit" (Berl. 1854), welche im Inhalt anziehend und durch angemessene Darstellung erfreuen, und eben so erfreulich ist der nicht engherzige Preußische, sondern wahrhaft Deutsche Patriotismus, der sich darin kund giebt.

Einer der besseren Romane, welche das 15. Jahrhundert behandeln, ist „Der Stadtschreiber von Liegnitz" (Breslau 1865. III) von Ludwig Habicht, worin die Kraft des Bürgerthums im Kampf mit der Fürstengewalt mit poetisch feinem Sinn geschildert wird. Derselbe gab auch „Criminal-Novellen" (Breslau 1864) heraus, die nur zum Theil dem Titel entsprechen, und in denen sich die Charaktere in zu auffallender Weise wiederholen. Eben so lobenswerth ist „Kurt Werner. Eine Erzählung aus dem Frankenlande" (Ff. 1864. III), welche Joh. Heinr. August Ebrard unter dem Namen Gottfried Flammberg veröffentlichte. Der Roman schildert die Fehde der Nürnberger mit den Baireuther Burggrafen mit gründlicher Sachkenntniß und poetischem Sinn. Unter dem Namen Sigmund Sturm gab Ebrard „Einer ist euer Meister. Ein historischer Roman aus dem 16. Jahrh." (Ff. 1858. II) heraus, in welchem die theologischen Streitigkeiten in der Pfalz unter den Kurfürsten Ottheinrich und Friedrich III. erzählt und das starre Lutherthum mit Schärfe, aber mit Wahrheit zur Anschauung gebracht wird.

Das 16. Jahrhundert wurde von G. v. Berneck, Bischoff, Braß, Ebrard, Gutzkow, Heller, Hesekiel, Mügge, Trautmann und Willkomm behandelt, die entweder schon erwähnt wurden, oder später ausführlicher be-

sprochen werden; außer ihnen sind noch Henriette Bissing, Pfarrius, Chézy, Ludwig Storch, W. Raabe, Köhler, v. Brunnow, Heeringen, Bacher und Caspari zu nennen. Henriette von Bissing, geb. Krohn, geb. am 31. Januar 1798 zu Waren in Mecklenburg Schwerin, verheirathete sich, erst 16 J. alt, mit dem Lieutenant, späterem Oberstlieutenant von Bissing, lebte seit 1837 in Nienburg a. d. W., seit 1856 als Wittwe in Rostock, seit 1868 in Anklam, wo sie im Jan. 1879 starb. Eine der liebenswürdigsten und begabtesten Dichterinnen der neueren Zeit tritt ihr episches Talent am Kräftigsten in „Reimer Widdrick und Dithmarschen im J. 1500" (Hann. 1848. III) hervor, wo die gründliche Kenntniß des Landes und Volks sehr glücklich mit den erzählten Begebenheiten in Verbindung gebracht wird; und so sind auch die Haus- und Meergeister der norddeutschen Märchenwelt geschickt in die Handlung verflochten. Dabei prahlt sie nicht mit ihren Kenntnissen, was bei schriftstellerischen Frauen öfters vorkommt; dieselben erscheinen vielmehr als organische Theile der Erzählung. Eben so lobenswerth ist ein zweiter historischer Roman „Lucretia Tornabuoni" (Bresl. 1847. II), der das Leben und die Zustände in Italien, namentlich in Florenz zur Zeit des großartigen Cosmo de' Medici schildert. Das schöne Gemüth der Dichterin prägt sich besonders in „Victorine" (Hann. 1842) aus, die einen nicht ganz ungewöhnlichen Stoff (die Heldin wird zu einer Hochzeit eingeladen, wo sie erst erfährt, daß sie die Braut ist) mit Geschick und feinem Takt behandelt. Ausgezeichnet ist darin die Schilderung des Pietismus. „Waldheim" (Eb. 1844) und „Minona" (Eb. 1844) sind von echt weiblichem Gefühl eingegeben und schildern die Lebensverhältnisse getreu und wahr. — Gustav Pfarrius giebt in „Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert" (Braunschw. 1863), an die Sage von Faust anlehnend, ein geistvolles und klares Bild der Reformationszeit. Seine drei Erzählungen „Zwischen Soonwald und Westrich" (Kreuzn. 1861) sind mit poetischem Sinn behandelt. — Die gut durchgeführte Verwechselung zweier Brüder bildet den Stoff im „Fahrenden Schüler" (Zür. 1835) von Wilh. von Chézy, worin die traurigen Zustände in Salzburg während des Glaubenszwangs (1525) anschaulich dargestellt werden. Wenn in einem Roman Schurken und Sünder allerlei Art vorgeführt werden, so denkt Niemand daran, diese Schurkereien und Sünden dem Christenthum zur Last zu legen; in dem Roman „Der fromme Jude, eine Familiengeschichte unserer Tage" (Stuttg. 1844. IV) hat Chezy offenbar dadurch, daß er alle denkbaren Laster und Verbrechen Juden zuschreibt, die Absicht gehabt, das Judenthum dafür verantwortlich zu machen. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sein unbestreitbares Talent durch so unedle Gesinnung beschmutzt. Die Fabel ist übrigens glücklich erfunden, geschickt angelegt und mit großer Gewandtheit durchgeführt. „Das große Malefizbuch" (Landsh. 1847. III) enthält Erzählungen alter Verbrechergeschichten, die mit poetischem Sinn verarbeitet sind. Eine der gelungensten ist die Lebensgeschichte Meister Hammerlings, eines Scharfrichtersohns, der nach damaligen unmenschlichen Gesetzen gezwungen wurde, das Amt seines Vaters zu übernehmen, zunächst den Verführer seiner Geliebten hinrichten mußte, dann auch diese hinrichten sollte, dem es jedoch gelingt, sie zu retten. Zu seiner Zeit machte der „Cancan eines deutschen Edelmanns" (Lpz. 1842—45. III) großes Aufsehen; es erregt derselbe allerdings Interesse durch den reichen Inhalt und die unverschleierte Darstellung der verschiedensten Verhältnisse, aber so geistreich das Ganze gehalten ist, so hinterläßt es doch den Eindruck, daß es dem Verfasser an sittlichem Halt fehlt, was in der Lebensgeschichte seiner Mutter noch entschiedener hervortritt. — Ludwig Storch, geb. 14. April 1803 in Ruhla in Thüringen, verlor seinen Vater im 11. Jahre und trat 1816 bei einem Kaufmann zu Erfurt in die Lehre, wo er mit Unlust zwei Jahre aushielt. Er besuchte dann die Gymnasien zu Gotha und Nordhausen und ging im Herbst 1823 zur Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Er verließ dieselbe bereits 1825, verheirathete sich und suchte sich nun durch Schriftstellerei zu ernähren. Er hielt sich zuerst in Leipzig auf, wo er seine Studien zum Abschluß zu bringen gedachte, siedelte 1827 nach Gotha, 1828 nach Stuttgart, dann wieder nach Leipzig und Gotha über, und hier traf ihn ein Mißgeschick über das andere: ein Nervenleiden warf ihn auf ein langes Krankenlager; im Sommer 1840 verlor er seinen ältesten Sohn durch den Tod des Ertrinkens; eine 1841 errichtete Buchdruckerei und Buchhandlung gerieth in Konkurs; ein im Jahre 1850 in Nordhausen errichteter Kindergarten wurde polizeilich verboten. Er wurde wieder Schriftsteller, wechselte häufig seinen Wohnsitz und lebt seit 1866 als Pensionär der Schillerstiftung zu Kreuzwertheim. Storch besitzt eine lebhafte Phantasie und reiche Erfindungsgabe, er schreibt fließend und gewandt, aber der Kampf mit bittern Nahrungssorgen, die ihn beinahe unausgesetzt drückten, Krankheiten und andere Unglücksfälle erlaubten ihm nicht, mit der gehörigen Ruhe und Ueberlegung zu arbeiten, und insbesondere fehlt es seinen Romanen an durchdachter Composition und gleichmäßiger Ausführung, daher ihm auch die kleinere Erzählung und Novelle im Allgemeinen besser gelingt als die größeren Romane. Doch ist er gerade durch diese bekannter geworden, namentlich durch den neunbändigen „Ein deutscher Leineweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts" (Lpz. 1846—48), der aus drei ziemlich lose zusammenhängenden Abtheilungen besteht, nämlich Philipp von Oesterreich, Karl von Spanien und das Haus Fugger, deren jede drei Theile hat. Man kann vielseitige Studien nicht verkennen, die Schilderung der Charaktere, Ereignisse und Sitten ist treu und lebendig; aber das Ganze leidet an einer so großen Ueberfülle von Thatsachen und Personen, daß ein Ueberblick geradezu unmöglich ist. Der Dichter führt uns in beinahe alle Länder Europas, dessen Fürsten mit der größten Gewissenlosigkeit nur auf Vergrößerung ihrer Macht dachten und zur Erreichung ihrer Zwecke unbedenklich die heiligsten Eide brachen, wobei sie in den Gelehrten und Theologen eine große Stütze fanden, die überall den nationalen Aufschwung verdarben, und der Dichter entwickelt

in glücklichen Zügen namentlich den unheilvollen Einfluß, den Luther in dieser Beziehung ausübte. Wenn auch die neun Bände den allgemeinen Titel „Ein deutscher Leinweber" führen, so erscheint derselbe in den beiden ersten Abtheilungen nur in untergeordneter Stellung, und die Fugger treten erst in der letzten Abtheilung in ihrer ganzen Bedeutung hervor. „Max von Eigl" (Lpz. 1844. III) leidet an Ueberfülle von Personen und Begebenheiten, eben so der Roman „Leute von gestern" (Lpz. 1853. III), mit dem besondern Titel „Aus einer Bergstadt", der bei seiner übermäßigen Breite alles übersichtlichen Zusammenhangs entbehrt. Er schildert die „Mysterien einer kleinen Fabrikstadt" mit viel Wahrheit, aber auch mit viel Uebertreibung, wie denn das Ganze vorzüglich auf gemeinen Effekt abgesehen ist. Das Haschen nach Effekt ist nicht weniger sichtbar im Roman „Die Königin" (Lpz. 1858. IV), worin die Heldin aus den Cevennen zu den Huronen übersiedelt, deren Königin sie wird. „Der Diplomat" (Ff. 1834) ist von Entrüstung über das unmoralische Treiben der Diplomatie eingegeben, aber die Entrüstung allein genügt nicht, um ein Kunstwerk zu schaffen. In „Pauline von Brelfis" (Gotha 1834) aus der Zeit der französischen Revolution ist die Erfindung alltäglich, die Zeichnung der Charaktere verfehlt. Der Mangel an künstlerischer Mäßigung, der überhaupt die schwächste Seite des Dichters ist, zeigt sich vielleicht am Entschiedensten in dem „Carricaturist" (Ff. 1835. II), der eben so unwahrscheinlich in der Erfindung als übertrieben in der Ausführung ist. Storch hat auch eine große Zahl Novellen in mehreren Sammlungen veröffentlicht, darunter „Novellen" (Ff. 1834. IV), „Was euch beliebt" (Lpz. 1846. II), von denen sich viele durch gute und eigenthümliche Erfindungen, wie durch Mannigfaltigkeit der Situationen auszeichnen. — Wilhelm Raabe, der seine ersten Schriften unter dem Namen Jacob Corvinus herausgab, wurde 1831 zu Eschershausen im Braunschweigischen geboren. Er erhielt seine Schulbildung in Holzminden und Wolfenbüttel, trat nach Beendigung derselben in eine Buchhandlung, fand aber wenig Gefallen am Geschäftsleben, gieng daher 1854 nach Berlin, wo er bis 1856 studierte, lebte dann in Wolfenbüttel, seit 1862 in Stuttgart, seit 1870 in Braunschweig. Er besitzt eine große Gestaltungsgabe, dagegen ist die Composition seiner Romane meist nicht genügend und die Ausführung läßt darin öfters zu wünschen übrig, daß Bedeutungsloses zu häufig und zu breit dargestellt wird. Dies gilt insbesondere von „Unseres Herrgotts Kanzlei" (Braunschw. 1862. II), unter welcher Bezeichnung die Stadt Magdeburg zu verstehen ist, die von Karl V. in die Acht erklärt worden war, weil sie sich als eifrige Anhängerin des Protestantismus den Bestimmungen des Interims nicht fügen wollte. Der Roman ist von warmem Gefühl und freier Gesinnung durchdrungen, so auch „Nach dem großen Kriege. Eine Geschichte in 12 Briefen" (Berl. 1861), worin die Hoffnungen ausgesprochen werden, die man nach den Befreiungskriegen hegte, aber auch die bittere Enttäuschung, die darauf folgte, lebendig geschildert wird. Raabes Eigenthümlichkeit offenbart sich mehr in seinen kleinern Schöpfungen. In der „Chronik der Sperlingsgasse" (Berl. 1857), die gewöhnlich zu hoch gestellt wird, charakterisiert er sich selbst. „Einem Wässerchen", sagt er, „will ich diese Chronik vergleichen, einem Wässerchen, welches sich aus dem Schooß der Erde mühevoll losringt, und, Anfangs trübe, noch die Spuren seiner dunklen, schmerzenvollen Geburtsstätte an sich trägt. Bald aber wird es in das helle Sonnenlicht sprudeln, Blumen werden sich in ihm spiegeln, Vögelchen werden ihre Schnäbel in ihm netzen. An dieser Stelle werdet Ihr es fast zu verlieren glauben, an jener wird es wieder fröhlich hervorhüpfen. Es wird seine eigene Sprache reden in wagehalsigen Sprüngen über Felsen, im listigen Suchen und Finden der Auswege. Gott bewahre es nur vor dem Verlaufen im Sande!" Der Dichter kann seinen Stoff noch nicht beherrschen; die Personen erscheinen und verschwinden wie Schatten an der Wand; überhaupt geht es ein wenig nebelhaft zu. Die Darstellung, die bald an Hoffmann, bald an Jean Paul erinnert, hat viel Unangenehmes; der Dichter will durch ungewöhnliche Ausdrücke, Wortstellungen und Satzverbindungen wirken, was bei Darstellung gewöhnlicher Gedanken stets eine unangenehme Wirkung macht. „Ein Frühling" (Braunschw. 1857) hat viele schöne Einzelnheiten und erfreut durch den wahren Humor, der nicht wie bei so vielen Andern ins Läppische fällt, die Darstellung ist aber immer noch zu gesucht und öfters selbst unnatürlich. Der Mangel an Compositionskunst ist in den „Kindern von Finkenrode" (Berl. 1859) um so mehr zu bedauern, als das Detail von nicht gewöhnlichem Talente zeugt. Auch sind die einzelnen Begebenheiten gar nicht oder nicht genügend motiviert, was die Wirkung außerordentlich schwächt. So weiß man nicht, wie der Mitredakteur des Kamäleons plötzlich nach Finkenrode kommt, was er dort thut, als der Held das Städtchen verläßt, noch weiß man, warum der Held wieder in die Residenz zurückkehrt und sein Erbe gleichsam im Stich läßt. Man wird für diese Mängel aber durch den reichen Humor entschädigt, der überhaupt des Dichters Schriften beseelt, aber öfters doch gesucht ist. So fließt er auch reichlich in „Drei Federn" (Berl. 1865) und im „Hungerpastor" (Eb. 1863. III), in welchem sich wie in den vorigen Romanen des Verfassers Talent für Darstellung des Altbürgerlichen glänzend bewährt. „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale" (Eb. 1863. III) behandeln eine gewöhnliche Liebesgeschichte, die durch des Dichters eigenthümliche Auffassung und Darstellung einen großen Reiz gewinnt. Seine Novellen in „Halb Mähr, halb mehr" (Eb. 1859) und „Verworrenes Leben" (Glogau 1863) gehören zu seinen besten Erzeugnissen, wie er denn entschiedeneres Talent für kleinere Erzählungen hat als für größere Compositionen. Viele sind originell in der Erfindung, die meisten mit frischem Humor dargestellt. — Ludwig Köhler wählte in „Jürgen Wullenweber" (Lpz. 1856. III) einen schönen und dankbaren Stoff, verstand aber nicht, ihn künstlerisch zu gestalten; eben so wenig genügt „Johannes Huß und seine Zeit" (Lpz. 1846. III), wogegen „Thomas Münzer

und seine Genossen" (Eb. 1845. III) zu den bessern historischen Romanen gehört. Der Charakter des merkwürdigen Mannes ist richtig aufgefaßt; seine geistige Höhe, seine tiefe Einsicht, seine bewundernswürdige Willenskraft, seine hochherzigen Plane, mit Einem Worte seine große Bedeutung ist so vortrefflich zur Anschauung gebracht, wie es keine Geschichtschreibung zu thun vermöchte, weil der Dichter im Sinne des Charakters Verhältnisse erfand, die den Mann in seiner ganzen eigenthümlichen Größe erscheinen lassen. Auch die andern Personen, Friedrich der Weise, Sickingen, Hutten, Luther, Melanchthon sind vortrefflich geschildert. Eben so wahr als anschaulich sind die Zustände der Bauerschaft, die Tyrannei des Adels, die heuchlerische Demuth der Geistlichkeit dargestellt, nur ist das Ganze zu breit gehalten. — Eine merkliche Abnahme seines Talents wird im Roman „Vom Frühling zum Herbst" (Lpz. 1856. III) sichtbar. Er behandelt darin alle Zeitfragen, die er mit gewöhnlichen Reflexionen abfertigt, und die erzählte Geschichte aus den Jahren 1848 und 1849 wird dadurch unerquicklich, daß zu viele Personen auftreten, deren Masse der Dichter nicht zu beherrschen vermochte. Viel glücklicher sind die unter dem Titel „Primavera" (Jena 1846. II) gesammelten Novellen, in denen das Erwachen der Freiheit in verschiedenen Ländern und Zeiten, der Kampf und die Aufopferung für dieselbe mit Wärme und oft mit Begeisterung dargestellt wird. — „Ulrich von Hutten" (Lpz. 1842. III. 2. Aufl. 1848) von Ernst Georg von Brunnow ist Einer der wenigen Romane, in denen der große Mann zum Gegenstande poetischer Darstellung gewählt worden ist, während er häufiger im Drama behandelt wurde, zu welchem er sich jedoch, wie wir zu bemerken Gelegenheit hatten, weit weniger eignet. Zwar ist darin wie auch im „Oberst von Carpezan. Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg" (Lpz. 1844) und im „Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des 12. Jahrhunderts (Dresd. 1839. II; 2. Aufl. 1845) das Historische nicht ohne Talent behandelt, dagegen sind diese Romane sämmtlich ohne Kunstwerth, da der Dichter den schönen und reichen Stoff nicht zu bewältigen verstand. — Viel fruchtbarer war Gustav von Heeringen, der seine Romane zum Theil unter dem Namen Ernst Wodomerins erscheinen ließ. Derselbe war im J. 1800 zu Mehlra bei Mühlhausen geboren, bereiste Frankreich, England und Portugal, war Regierungsrath und Kammerherr in Coburg, lebte eine Zeit lang bei der Prinzessin Constantin in der Schweiz und starb am 25. Mai 1851. Einer seiner besten Romane ist „Der Geächtete" (Lpz. 1843. III), d. h. Herzog Johann Friedrich II. oder der Mittlere von Sachsen. Der Roman ist mit Einsicht entworfen und im Ganzen glücklich durchgeführt; doch wird die Wirkung durch die zu große Breite geschwächt. Das Gefängnißleben des unglücklichen Fürsten wird mit großer Wärme geschildert; ganz vortrefflich ist dessen Gemahlin Elisabeth gezeichnet, die seine Gefangenschaft und alles Herbe derselben mit ihm theilt. „Der Balsamträger" (Dessau 1848. II), dessen Hintergrund der dreißigjährige Krieg ist, schildert die Wildheit der fanatischen Mönche in Bayern und des durch sie fanatisierten Volks mit lebendiger Anschaulichkeit; in den „Pagen des Bischofs" (Eb. 1847. II) sind die Zustände im Mittelalter sicher aufgefaßt und gewandt dargestellt. Die Hauptperson in „Des Amtmanns Pflegling. Historische Novelle aus den Zeiten des ersten Sächsischen Krieges" (Eb. 1846. II) ist die Dichterin Karschin, deren Kindheit talentvoll geschildert wird. Mehrere Romane behandeln die Geschichte der Schweiz, so „Der Knabe von Luzern" (Eb. 1843. IV), der nicht so abgerundet ist, wie der vorige und viel zu breit gehalten ist; „Der Chorherr von Solothurn" (Eb. 1844), der beim Angriff des Grafen Kyburg auf Solothurn seine Vaterstadt verräth; „Der Kaufmann von Luzern" (Dresd. 1849. II), der zwar auch von epischem Talent zeugt, aber zu stürmisch behandelt ist. Ziemlich gewöhnlich, aber immerhin unterhaltend ist „Jack und John" (Lpz. 1845. II). In seinen „Gesammelten Novellen" (Eb. 1845. II) findet sich manche glückliche Erfindung; Eine der ansprechendsten sind „Die Leibeigenen". — „Sibylle von Cleve" (Berl. 1865. III) von Julius Bacher ist der beste Roman dieses Dichters. Sibylle ist die Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrichs von Sachsen, dessen Schicksale mit poetischem Sinn erzählt werden. Die übrigen Romane desselben Verfassers „Sophie Charlotte, die philosophische Königin" (Eb. 1857. III), nebst der Fortsetzung „Friedrichs I. letzte Lebenstage" (Eb. 1859. III) und „Die Brautschau Friedrichs des Großen" (Eb. 1857), „Ein Urtheilsspruch Washingtons" (Jena 1864. II), „Napoleons letzte Liebe" (Berl. 1868. VI) sind Mittelgut so wie die „Gesammelten Novellen" (1860. III). — Karl Heinrich Caspari schilderte in „Christ und Jude. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert" (2. Aufl. Erl. 1862) die Verhältnisse der beiden Religionsparteien mit vorwiegend christlicher Tendenz, aber mild und unparteiisch.

Ziemlich zahlreich sind die Romane, welche das 17. Jahrhundert behandeln. Besonders fand der dreißigjährige Krieg vielfache Bearbeitung. Außer Brunnow, Heeringen, Herloßsohn, Hesekiel, Laube und Schücking, die theils schon besprochen wurden, theils später erst besprochen werden, sind noch folgende zu erwähnen. Von W. F. Vollmer, der am 2. Okt. 1864 zu Berlin starb, und unter dem Namen F. A. Zimmermann mehrere naturhistorische Schriften herausgab, ist „Furchtlos und treu. Historischer Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs" (Stuttg. 1836. III), in welchem das Elend während desselben mit den grellsten Farben geschildert ist. Eben so grell ist die Schilderung der schmählichen Politik der Engländer in Indien in „Hyder Ali, Sultan von Mysore" (Lpz. 1833. III), und der bodenlosen Verworfenheit eines Theils der Berliner Bevölkerung in den „Memoiren eines Berliner Nachtwächters" (Danzig 1845. II). Als Fortsetzung des „Geistersehers" von Schiller erschien „Der Jesuit. Historisch-romantisches Gemälde aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts nach den hinterlassenen Papieren der Gräfin von Orloff bearbeitet von Dr. Morvell" (Lpz. 1833. III); doch ist er nicht sowohl eine Fortsetzung als vielmehr eine freilich sehr mißlungene Bearbeitung

des nämlichen Stoffs, die nur durch Anhäufung von Gräulichkeiten zu wirken sucht. — Der geistvolle Friedrich August Freiherr von Heyden ist auch im Roman glücklich gewesen. „Die Intriganten" (Lpz. 1840. II) sind ein glückliches Gemälde des 17. Jahrhunderts, in welchem, wie er in der Vorrede sagt, die Intrigue das ganze Leben beherrschte, in Kirche, Politik, Gesellschaft und selbst in der Liebe. Ohne sich an besondere historische Begebenheiten zu lehnen, hat der Dichter den Charakter der Zeit auf das Anschaulichste geschildert. Seine „Randzeichnungen" (Eb. 1841. II) enthalten geistreiche und gut erzählte Novellen. Ludwig Volrad Jüngst, geboren 1804 zu Nieder-Dreßlendorf in Westfalen, erhielt seine Schulbildung in Herborn und Dillenburg, später auf den Gymnasien Wetzlar und Soest, worauf er die Universität Halle bezog, um Theologie zu studieren. Am Ende seiner Studienzeit wurde er wegen Theilnahme an der Burschenschaft relegiert und zu 15 Monaten Festungsstrafe verurtheilt. Nach seiner Befreiung machte er, da die Relegation unterdessen zurückgenommen worden war, die Prüfung für das höhere Schulamt in Münster, unterrichtete sodann kurze Zeit in Wesel und wurde 1830 in Bielefeld als Gymnasiallehrer angestellt, wo er jetzt noch wirkt. Von seinen Romanen, die er unter dem Namen Ludwig Rosen veröffentlichte, spielt „Der Buchenhof" (Lpz. 1858) in den letzten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs in Westfalen. Der Dichter schildert darin mit warmen Farben die Verwüstung, welche der Krieg angerichtet und insbesondere das Treiben der verwilderten Soldateska. Die Handlung ist reich, die Motive sind glücklich erfunden, die Schilderung des Lebens auf einem Westfälischen Bauernhof ist besonders gelungen, so wie die Charakteristik des Generals Spork, der im Roman eine Hauptrolle spielt. Eben so lobenswerth sind Composition und Ausführung in „Werner Thormann" (Bresl. 1859. III). Der Held erlebt viele Abenteuer, die zwar nicht gewöhnlich, aber keineswegs unmöglich, ja unter den dargestellten Verhältnissen sogar nothwendig sind. Die Schilderung des Studentenlebens, des idyllischen Lebens im Pfarr- und Forsthaus im Gegensatz zu dem aristokratischen Treiben im Schloß, die kriegerischen Gemälde in Algerien, der Aufenthalt bei dem Scheich in der Wüste, Alles ist mit der lebendigsten Anschaulichkeit geschildert; alle Verhältnisse bedingen einander und die Lösung ist mit großem Geschick und ohne Zwang herbeigeführt. Die „Vier Freunde" (Bresl. 1861) repräsentieren den Stand der Schriftsteller, Lehrer, Gelehrten und Künstler in Deutschland mit Rücksicht auf ihre politische und nationale Gesinnung. Wenn auch die Darstellung eben so rein, fließend und geschmackvoll ist wie in den übrigen Romanen, so ist das Ganze doch zu absichtlich, als daß es eine künstlerische Wirkung hervorbringen könnte. Seine „Novellen aus den Befreiungskriegen" (Bresl. 1863) und „Novellen" (Detmold 1866) sind zwar weniger bedeutend als die Romane, doch immer geschmackvoll und unterhaltend. — Ludwig Rellstab, geb. 13. April 1799 zu Berlin, sollte sich auf den Wunsch seines Vaters der Musik widmen, daher er ihn, während er das Werdersche Gymnasium besuchte, in dieser Kunst gründlich unterrichten ließ. Als im J. 1813 ein großer Theil seiner Mitschüler am Feldzuge Theil nahm, und er wegen körperlicher Schwäche und Kurzsichtigkeit zurückgewiesen wurde, trat er in die Kriegsschule, wurde Offizier und Lehrer der Mathematik und Geschichte an der Brigadeschule. Im J. 1821 verließ er den Militärdienst, lebte bis 1823 an verschiedenen Orten, kehrte dann nach Berlin zurück, wo er seit 1827 den wissenschaftlichen und artistischen Theil der „Vossischen Zeitung" leitete. Wie er im J. 1827 wegen seiner Satyre auf die berühmte Sonntag „Henriette, die schöne Sängerin" (Berl.) zu mehreren Monaten Festungsstrafe verurtheilt worden war, so zog ihm später sein unausgesetzter Kampf gegen die Spontinischen Opern eine sechswöchentliche Haft zu. Von Zeit zu Zeit machte er größere Reisen nach Paris, Italien, England und Schottland. Er starb zu Tegel bei Berlin am 27. November 1860. Rellstabs Romane zeichnen sich durch eine bewegte, lebendige und abgerundete Darstellung aus. Er besitzt ein zwar nicht originelles, aber anmuthiges Erzählungstalent, dagegen sind seine Compositionen künstlerisch ungenügend, er behandelt viele Momente, die für die epische Entwickelung bedeutungslos sind, mit zu großer Ausführlichkeit, und wiederholt sich in den Motiven. So ist der Roman „Drei Jahre von Dreißigen" (Lpz. 1858. V), der im Anfang des dreißigjährigen Krieges spielt, zu breit angelegt, aber Einzelnes ist mit Meisterschaft behandelt, so namentlich die Schilderung der fürchterlichen Gräuel, welche von der Jesuitenpartei verübt wurden. Die Zeichnung der handelnden Personen ist nicht immer glücklich; die Handlung gewährt kein steigendes Interesse, dagegen sind die Nebenbegebenheiten gut ausgeführt, und es sind eine Menge historischer Züge mit Geschick eingewebt. Größeres Aufsehen erregte der historische Roman „1812" (Lpz. 1834. IV), in welchem die erfundene Geschichte sich an den geschichtlichen Ereignissen entwickelt. Diese sind selbst höchst poetisch; die großartigen Gestalten Napoleon, der die Welt beherrschte, sich aber vor den Ideen fürchtete, denen er auch unterlag, der heldenmüthige und zugleich milde Prinz Eugen, der abenteuerliche Murat, der unerschrockene Prinz Eugen, Ney und wie die Marschälle alle heißen, die tapferen Thaten, die sich einander drängen, das Einrücken der französischen Armee in Moskau, der Brand der Stadt, die Gräuel des Rückzugs, der Uebergang über die Beresina, mit Einem Worte Alles ist mit der lebendigsten Anschaulichkeit geschildert, wobei ihm freilich Segurs bekanntes Werk große Dienste leistete. In seinen Novellen „Garten und Wald" (Lpz. 1854) und „Fruchtstücke" (Berl. 1861. II) findet sich manche glückliche Erfindung, alle sind anziehend dargestellt, einige sind in Form und Gehalt musterhaft, z. B. „Der Wildschütz", in vielen sucht er jedoch allzu sehr durch grelle Ausmalung des Schrecklichen zu wirken. Die Verhältnisse zur Zeit Ludwigs XIV. behandelten die schon erwähnten Dichter G. v. Berneck und Rau; Eduard Maria Oettinger die Zeit Rudolfs II. in dem Roman „Auf dem Hradschin" (Prag 1856. IV), der das Geschicht-

liche und Erfundene nicht zur Einheit verschmilzt, sondern mit Beidem willkürlich abwechselt. Einiges Interesse gewähren die zahlreichen geschichtlichen Anekdoten, Züge u. s. w., wie er denn an solchen, wie auch an Witzen unerschöpflich ist. Ganz anekdotenhaft ist „Potsdam und Sanssouci" (Lpz. 1848. III). „Die nordische Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit" (Berl. 1863—1864. VI.) ist nicht weniger frivol als „Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515—1821." (Lpz. 1838. III), eine Reihe von gewandt ausgeführten Gemälden von Franz I. bis zu Ludwig XVIII. und daß man in „König Jérome Napoleon und sein Capri" (Dresd. 1852. III) nur Schilderungen von sittenlosen Situationen zu erwarten hat, besagt schon der Titel. „Sophie Arnould (Lpz. 1847. II) ist eine edler gehaltene und durch fleißige Benutzung der Memoirenliteratur interessante Biographie der berühmten Sängerin, welche die bedeutendsten Männer der Zeit, Rousseau, den Baron Grimm u. A. um sich sammelte. Mit vielem Humor, aber auch mit eingehendem Verständniß ist der Roman „Rossini" (Lpz. 3. Aufl. 1851. II) geschrieben, und der humoristische Roman „Onkel Zebra" (Lpz. 1842. ff.), dessen zahlreiche interessante Einzelnheiten für die mangelnde Einheit einigermaßen entschädigen; auch ist eine gewandte Gestaltungsgabe darin nicht zu verkennen. — Die preußischen Verhältnisse unter dem großen Kurfürsten behandelten außer dem schon genannten G. v. Berneck und dem später zu besprechenden Ring noch Klara Mundt, geb. Müller, deren überaus zahlreiche Romane unter dem Namen Louise Mühlbach erschienen. Dieselbe wurde am 2. Jan. 1814 zu Neubrandenburg geboren, erhielt eine sorgfältige Bildung und zeigte schon früh eine vorwiegende Neigung für geschichtliche Studien. Im J. 1839 verheirathete sie sich mit dem bekannten Schriftsteller Theodor Mundt, durch den sie zunächst zu schriftstellerischen Arbeiten veranlaßt wurde. Sie entwickelte bald eine erschreckende Fruchtbarkeit, in welcher ihr unbestreitbares Talent untergehen mußte. Größere Reisen, die sie selbst bis nach Aegypten führten, unterbrachen ihre schriftstellerische Thätigkeit. Seit 1850 dauernd in Berlin lebend, wurde sie 1861 Wittwe und starb daselbst am 26. September 1873. Louise Mühlbach begann ihre schriftstellerische Thätigkeit mit socialen Romanen, von denen ihr Mann in der „Literatur der Gegenwart" behauptet, „daß in ihnen für die socialen Conflikte der Zeit Versöhnung erstrebt werde." Dieß ist nur dann wahr, wenn man die Emancipation der Geschlechter für eine solche Versöhnung hält, denn diese Emancipation bildet den Kern ihrer früheren Romane, in denen sie ihre Ansichten mit einer unweiblichen Keckheit darstellte, die wohl einen bezeichnenderen Ausdruck verdiente, da sie darin allen weiblichen Sinn verhöhnt, sich in Ehebruchsgeschichten, Blutschande, Mord und andern Abscheulichkeiten gefällt. In ihrem ersten Roman „Erste und letzte Liebe" (Altona 1838) werden Sünden und Verbrechen von höchst edlen Menschen begangen, ob sie sich gleich dieser Sünden und Verbrechen bewußt sind. Nicht in der äußeren Form, behauptet sie in „Des Lebens Heiland" (Eb. 1840) liegt die wahre Religiosität, vielmehr wird sie von derselben oft untergraben. Auch in „Justin" (Lpz. 1843) geht Alles auf Laster und Sünde, auf Ehebruch und Maitressenwirthschaft aus, und Alles ist mit glühenden Farben geschildert. Dem Leben und Treiben in Berlin sind insbesondere mehre Romane gewidmet, so „Eva. Ein Roman aus Berlins Gegenwart." (Berl. 1844. III) und „Ein Roman in Berlin" (Eb. 1846. III), worin die Idee durchgeführt ist, daß religiöse und politische Heuchelei alle Sittlichkeit untergräbt. So sehr man mit dieser Idee einverstanden sein muß, so wenig kann die Ausführung behagen, die sich fortwährend in moralischem Schmutz bewegt. „Der Zögling der Gesellschaft" (Berl. 1850. II), die „Hofgeschichten" (Eb. 1847. III) berühren ebenfalls Verhältnisse, die aus der Feder einer Frau mit Widerwillen erfüllen. — Ihre historischen Romane sind meist in edlerem Geiste gehalten, sie gehen zwar zunächst ebenfalls auf Effekt aus, doch wird er nicht auf Kosten des Anstandes zu erreichen gesucht; nur „Die Tochter einer Kaiserin" (Berl. 1848. II) und „Die letzten Lebenstage Katharinas II. (Prag 1859) machen davon eine Ausnahme, von denen namentlich der erstgenannte Roman haarsträubende Schilderungen gräßlicher Geschichten enthält, die sich in Rußland zugetragen haben. Eben so ist „Aphra Behn" (Berl. 1849. III), die berühmte Dichterin und berüchtigte Schönheit am Hofe des letzten Stuarts Karls II. ohne Sinn für das Schickliche, so wie ohne Kenntniß der englischen Verhältnisse geschrieben. Sind die übrigen noch sehr zahlreichen Romane von diesen Auswüchsen frei, so darf ihnen mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß die historischen Elemente ohne Kritik aus allen möglichen Büchern zusammengesucht sind und mit den frei erfundenen Begebenheiten nur ganz äußerlich zusammenhängen. Und dieß kann bei der Eile, mit welcher Luise Mühlbach fabriziert, nicht anders möglich sein. Ihr vorzüglichstes Verdienst ist, daß sie immer glückliche Stoffe wählt. Aber hat sie einmal eine historische Person aufgefunden, von der sie hofft, daß sich das Publikum für dieselbe interessieren werde, fällt sie mit wahrem Heißhunger über sie her, und mißhandelt sie in einer Reihe von Bänden. Der große Kurfürst erscheint in drei Abtheilungen und eilf Bänden, „Der junge Kurfürst" (Jena 1865. III), „Der große Kurfürst und sein Volk" (Eb. IV), „Der große Kurfürst und seine Kinder" (Eb. 1866. IV). Friedrich II. gab ihr Stoff zu nicht weniger als zehn Bänden: „Berlin und Sanssouci, oder Friedrich der Große und seine Freunde" (Berl. 1854. IV), „Friedrich der Große und sein Hof" (Eb. 1853. III) und „Friedrich der Große und seine Geschwister" (Eb. 1855. III) und dazu kommen noch „Johann Gotzkowsky, oder Friedrich der Große und sein Kaufmann" (Eb. 1850. III), Einer ihrer bessern Romane und die „Historischen Charakterbilder" (Eb. 1857. IV), in welchen außer dem „Prinzen von Wales", nachmaligem Georg IV., im Verhältniß zu seinem irrsinnigen Vater Georg III. noch „Die Franzosen in Gotha" zur Zeit des siebenjährigen Krieges zu erwähnen sind. Aus Oesterreichs

Geschichte ist außer „Kaiser Joseph II. und sein Hof" (Eb. 1856) in zwölf Theilen noch zu erwähnen „Maria Theresia und der Pandurenoberst Trenck" (Brünn 1861. IV), „Kaiser Leopold und seine Zeit" (Prag 1862. III), „Erzherzog Johann und seine Zeit" (Berl. 1859 ff. XII), auch sind „Prinz Eugen und seine Zeit" (Berl. 1864. VIII) und „Maria Antoinette und ihre Söhne" (W.-Jena 1867. VI) hierher zu rechnen. Auch außerdeutsche Staaten mußten ihr Contingent geben: England in „Heinrich VIII. und sein Hof" (Berl. 1858. III), Frankreich in „Napoleon in Deutschland" (Eb. 1858. f. XII), „Kaiserin Josephine" (Eb. 1861. II) und „Königin Hortense" (Eb. 1856. II). — Die Sächsische Geschichte erscheint speziell in „Johann Adolf, der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels" (Lpz. 1852. III) von Isidore Grönau, d. h. Wilhelmine von Sydow, welche in „Arwid" (Lpz. 1850. II) eine Reihe von Abenteuern erzählt, welche dem Helden bald nach Karls XII. Tode in Schweden, Rußland, Polen, Preußen und Italien begegnen. Auch Amely Bölte behandelte Sächsische Verhältnisse. Dieselbe, geb. am 6. Okt. 1814 zu Rhena in Mecklenburg-Schwerin, erhielt eine für ein Mädchen passende Erziehung, die ihr aber nicht zusagte, während sie sich dem Einflusse ihrer Tante Fanny Tarnow hingab. In ihrem 15. Jahre verlobt, brach sie nach dem Tode ihres Vaters dieß Verhältniß, weil sie fühlte, daß sie in der Ehe unglücklich sein würde; sie nahm daher eine Stelle als Erzieherin an, gieng dann 1839, als sie Einiges erspart hatte, nach England, um Englisch zu lernen und Englische Romane übersetzen zu können. Diese Beschäftigung veranlaßte sie, sich in eigenen Arbeiten zu versuchen, die sie in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte. Als sie 1851 nach Deutschland zurückkehrte, wählte sie Dresden zu ihrem Aufenthalt, wo sie jetzt noch lebt. Ihr Roman „Maria Antonia, oder Dresden vor hundert Jahren" (Prag 1861) enthält manche interessante Mittheilung über Personen und Zustände der damaligen Zeit, jedoch ist er als Kunstwerk verfehlt. Nicht viel glücklicher und weder geschichtlich noch poetisch wahr ist „Franziska von Hohenheim. Eine morganatische Ehe." (Hann. 1863. II), die aus Schillers Leben bekannte Gemahlin des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg. Eben so wenig erfreulich sind ihre biographischen Romane „Frau von Stael" (Prag 1859. III), „Winckelmann, oder von Stendal nach Rom" (Berl. 1862. III), „Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe, oder Turin und Florenz" (Eb. 1862. II) und „Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander" (Eb. 1861. VI), die bei allem Aufwande von historischen Nachweisungen doch unwahr sind. Obgleich die Dichterin längere Zeit in England lebte, so sind doch, um die Worte eines englischen Kritikers zu gebrauchen, die „Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London" (Lpz. 1848), „Das Visitenbuch eines deutschen Arztes in London" (Berl. 1852. II) und „Eine deutsche Palette in London" (Eb. 1853) oberflächlich und ohne genügende Kenntniß des Lebens in England, das die Verfasserin mit vorgefaßten Meinungen anschaut. Wie in diesen Werken, so sucht sie auch in den Romanen „Eine gute Versorgung" (Hamb. 1856. II) und „Das Forsthaus" (Prag 1855) ihren Emancipationsideen Gestaltung zu geben, und zugleich ihre Ansichten über Leben und Wissenschaft auszusprechen, die nicht gerade neu, aber in der Darstellung gesucht sind und worin Alles mit Ausnahme der nicht ganz sittlichen Partien das Weib verräth. In ihren Novellen „Männer und Frauen" (Dessau 1854. II), „Liebe und Ehe" (Hamb. 1857. III) sind einige Geschichten nach England verlegt, hätten aber auch in jedem andern Lande passieren können. Mehrere sind nicht ohne Talent der Composition, doch auch in diesen verletzt der willkürliche Schluß. Daß G. v. Berneck die Schlesische und Schwarzburgische und Herm. Klencke die Braunschweigische Geschichte und die Tiroler Herm. Schmid in Romanen behandelten, haben wir schon erwähnt.

Das 18. Jahrhundert wird ebenfalls ziemlich zahlreich vertreten. Die Preußische Geschichte zur Zeit Friedrichs II. und des siebenjährigen Kriegs wurde, wie wir gesehen, von Oettinger, Klara Mundt, Heeringen und Bacher behandelt, außer diesen noch von August Lewald und Fritze. Johann Karl August Lewald, geb. zu Königsberg am 14. Oct. 1792, trat aus dem Gymnasium in ein Handelshaus, beschäftigte sich aber eifrig mit Kunstgeschichte und neueren Sprachen; er nahm 1813 Russische Dienste, in welchen er als Sekretär im Hauptquartier des Feldmarschalls Barclay de Tolly den Feldzügen bis 1815 beiwohnte. Hierauf bereiste er verschiedene Europäische Länder, wurde dann Schauspieler, trat 1818 in Brünn auf, übernahm von 1818 bis 1827 die Leitung der Theater in Brünn, München, Nürnberg, Bamberg und Hamburg, ließ sich 1834 in Stuttgart nieder und gründete daselbst die Zeitschrift „Europa", die er 1846 an G. Kühne überließ, lebte dann in Wien, Frankfurt, war 1850—60 Regisseur am Hoftheater in Stuttgart, wurde 1860 katholisch und privatisierte dann in Baden-Baden, zuletzt in München, wo er am 10. März 1871 starb. Aug. Lewald hat ein hübsches Talent; sein Styl ist einfach und gefällig; bei scharfer Beobachtungsgabe und feiner Welt- und Menschenkenntniß weiß er Begebenheiten und Charaktere anschaulich zu gestalten und namentlich ist er in Reisebildern glücklich, die zwischen Erzählung und Beschreibung schwanken. Durch geschmackvolle und glückliche Anordnung, lebendige und gefällige Darstellung, sowie durch treffliche Charakterzeichnung erfreuen die beiden Romane „Katte. Aus dem Jugendleben Friedrichs des Großen" (Stuttg. 1840) und „Rheinsberg" (Eb. 1841), die überhaupt zu seinen besten Schöpfungen gehören. Eine seiner frühesten Schriften, Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter" (Hamburg. 1833. II) steht mit seinen letzten Erzeugnissen im vollsten Widerspruch. Victor Hugo nachahmend, hat er durch Anhäufung von Abscheulichkeiten zu wirken gesucht, das unsittliche Leben der damaligen Zeit mit oft zu grellen Farben dargestellt. Von glücklicherer Auffassung des Lebens zeugen die „Memoiren eines Banquiers" (Stuttg. 1836. II); und in den „Geheimnissen des Theaters" (Eb. 1845. V) beweisen seine feinen und treffenden Beobach-

tungen, daß er mit dem Wesen der Bühne und der Schauspielerwelt vollständig vertraut war. Seine zahlreichen Novellen, Genrebilder und Skizzen, die unter dem Titel „Novellen" (Hamb. 1831—33. III), „Aquarelle aus dem Leben" (Münch. 1836—37. IV), „Der Divan" (Stuttg. 1839. VI), „Neue Aquarelle aus dem Leben" (Eb. 1840. II) erschienen, gefallen durch geistreiche und geschmackvolle Behandlung, glückliche Auffassung des Lebens, und den in den Gesprächen meisterhaft durchgeführten Conversationston. So gemüthlich er in den meisten dieser Schriften ist, so fanatisch wurde er in den seit seinem Uebertritt zum Katholizismus erschienenen Schriften. „Clarinette" (Schafft. 1863. III) ist zwar in diesem finstern Geiste geschrieben, doch muß man die im Ganzen anständige Haltung, so wie den poetischen Gehalt anerkennen. Auch „Der Insurgent" (Eb. 1865. II) hat noch große Vorzüge in Hinsicht auf Darstellung, dagegen kann man sich mit der Tendenz nicht versöhnen. Am Beispiel der Polnischen Erhebung im J. 1848 will er nämlich nachweisen, daß jede Revolution gottlos sei, selbst wenn es sich um die heiligsten Güter, um die Befreiung des Vaterlandes von fremder Unterdrückung handelt, und daß der Katholizismus die alleinseligmachende und somit auch die allein berechtigte Religion sei. Weit tiefer stehen die „Modernen Familiengeschichten" (Eb. 1866 III) mit ihren ultramontanen Gemeinplätzen und „Anna" (Eb. 1867), worin er sich ebenfalls in fanatische Reflexionen verliert. Weniger bekannt, als er verdient, ist Ernst Fritze, dessen Romane von Gewandtheit in Auffassung und Reproduktion von Zuständen und Personen, von Erfindungsgabe, Lebens- und Weltkenntniß zeugen. Einer seiner besten Romane „Gertrud" (Prag 1860. IV), der in den Jahren vor dem siebenjährigen Krieg und während desselben spielt, ist mit großem Geschick angelegt, die Verwickelungen und Motive sind glücklich erfunden. „Drei Handwerker" (Lpz. 1851. II) gewähren einen tiefen Einblick in das Leben der Handwerker, das in seinen guten und schlechten Erscheinungen glücklich erfaßt ist. Sehr glücklich ist in „Caritas" (Prag 1857. III) die Entwickelung der Heldin aus einem einfachen Wesen zur vornehmen Dame. Bei manchen interessanten Einzelnheiten ist „Vorwärts" (Eb. 1858. II), das in Magdeburg zur Zeit der Franzosenherrschaft spielt, den übrigen Romanen nicht ebenbürtig; dagegen ist die darin herrschende warme patriotische Gesinnung erfreulich.

Die Geschichte Oesterreichs unter Joseph II. wurde von Breier und Klara Mundt behandelt, die Bayrische Geschichte von Hermann Schmid und dann von Karl Heigel in „Walpurg. Eine Geschichte aus der Zeit M. Emanuels" (Hann. 1859), worin die Schilderung der Zeit und Lokalitäten Lob verdient. Einen Roman aus der Sächsischen Geschichte von Storch haben wir schon erwähnt, einen andern von Ring werden wir später aufführen. Die Würtembergische Geschichte wurde, wie schon berichtet, von Amely Bölte, dann von Hermann Kurz und Th. Griesinger, die später zu besprechen sind, endlich von Otfried Mylius in „Graveneck. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (Stuttg. 1862) behandelt. Der Held, der bekannte Herzog Karl Eugen, wird darin mit allzu düsteren Farben geschildert, während seine guten Seiten nicht zur Erscheinung gelangen. Die „Neuen Pariser Mysterien." Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich (Stuttg. 1863) und die „Neuen Londoner Mysterien" (Eb. 1867) sind offenbar nicht aus eigner Anschauung hervorgegangen. Besser sind „Das Testament von St. Helena" (Eb. 1869) und die „Ausgewählten Erzählungen" (Eb. 1863), in denen sich ein hübsches Darstellungstalent offenbart. Die Westfälische Geschichte wurde von dem später zu erwähnenden Levin Schücking, die der Geistlichen Staaten von Schücking, König und G. v. Berneck behandelt, ferner von Paul Stein, dessen „Letzter Churfürst von Mainz" (Lpz. 1859. III) zwar eine anschauliche Darstellung der damaligen Verhältnisse giebt, dessen Handlung aber gegen alle Kunstgesetze bis zu den Befreiungskriegen fortgeführt wird, nur um dem traurigen Gemälde ein nationales entgegenzusetzen, was er um so weniger nöthig hatte, als er bald darauf in den „Drei Christabenden" (Eb. 1860) dieselben mit Begeisterung schilderte. Gut gemeint, aber viel zu breit gehalten ist „Handwerk und Industrie" (Eb. 1860), worin die guten Seiten, aber auch die Gefahr des fabrikmäßig betriebenen Handwerks und der kaufmännischen Spekulation dargestellt werden. Der Kampf des Genies mit den sich ihm entgegenstellenden Hindernissen ist in „Johannes Gutenberg" (Lpz. 1860. III) glücklich geschildert. Einen großen Rückschritt machte der Verfasser in der „Braut im Kloster" (Eb. 1862. III), der bei allen möglichen Ingredienzen zu einem Roman doch keiner werden wollte. Dagegen sind die „Novellistischen Gemälde aus Stadt und Land" (Lpz. 1861. II), die Erzählungen „Aus dem Schwäbischen Volksleben" (Eb. 1857) und die Spanischen Dorf- und Spitzbubengeschichten „Aus Andalusien" (Eb. 1858) anziehend erzählt und von culturhistorischem Werth.

Das wechselvolle 19. Jahrhundert, das insbesondere für Deutschland so viele schlimme, so wenig gute Tage im Krieg und im Frieden brachte, mußte zur poetischen Behandlung reizen, und in der That haben ihm viele Dichter ihr Talent mit mehr oder weniger Glück gewidmet. Sternberg, Fanny Lewald, Hoefer und Hesekiel, die theils schon erwähnt sind, theils noch besprochen werden, behandelten das unglückliche Jahr 1806, Breier und Lentner das eben so traurige Jahr 1809; Fritze, Hoefer, Heinrich König, Klara Mundt, Oettinger und Rank die schmählichen Jahre der Franzosenherrschaft, die auch Julius Mühlfeld in „Gefangen und befreit" (Prag 1861) zum Gegenstand eines Romans wählte, ohne jedoch die Dichtungen der eben Genannten zu erreichen. Wie wenig es ihm überhaupt um künstlerische Behandlung zu thun ist, erhellt schon daraus, daß er die Geschichte des Jahres „1866" zwei Jahre später in einem Romane verarbeitete. Auch seine übrigen Werke sind ohne künstlerischen Werth, so „Mittel und Zwecke. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte" (Anklam 1863). Einen erfreulicheren Stoff ge-

währte die Zeit der Freiheitskriege, weshalb wir sie auch von vielen Dichtern behandelt finden, von Berneck, Hesekiel, Hoefer, Raabe, Rank, Rellstab, Julius von Wickede und Willkomm, ferner noch von Heusinger und Emerentius Scävola. E. Heusinger beschränkte sich in seinen „Bildern aus den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts" (Lpz. 1863. IV) nicht auf Deutschland, sondern zog auch Spanien und Italien in den Kreis seiner Darstellung, die jedoch in Inhalt und Form eben so wenig genügt als in seinen Soldatengeschichten: „Des Kriegers Feierabende" (Braunschw. 1835. II), „Europäische Bilder aus den Land- und Seefahrten eines brittischen Militärs" (Jena 1841 II) und „Weltbilder. Militärische Erinnerungen" (Hannov. 1847. II). Ludwig Ferd. Stolle zeigte in „1813" (Lpz. 1838. III) und in dessen Fortsetzung „Elba und Waterloo" (Eb. 1839. III) kein besonderes Talent für den historischen Roman. So ist auch in „Napoleon in Aegypten" (Lpz. 1843. III), und im „Weltbürger" (Eb. 1839. III) das epische Element vom historischen zurückgedrängt. Der Held des Romans ist ein deutscher Jüngling, der für die Freiheitsbestrebungen in Deutschland, Frankreich, Polen u. s. w. schwärmt, in der That aber nicht weiß, was er will. Besser ist „Von Wien nach Vilagos" (Lpz. 1866. III), worin das Historische mit der romanhaften Geschichte ziemlich geschickt verwebt ist. Ein weit entschiedeneres Talent hat Stolle für den humoristischen Roman, in welchem er Bedeutendes geleistet hat. „Die deutschen Pickwickier" (Lpz. 1841. III), in welchen nur der Titel zu tadeln ist, da der Dichter nicht nöthig gehabt hätte, durch Andeutung auf den Engländer zu locken, „Pickwickier auf Reisen" (Eb. 1864 II), „Die Erbschaft in Kabul" (Eb. 1845 II), „Der König von Tauharawi" (Prag 1857. III), alle sind nicht bloß launige Romane, wie sie der Dichter bescheiden bezeichnet, sondern von durchgreifender komischer Wirkung. Die Komik wird öfters zur grotesken Karikatur, die jedoch immer berechtigt ist. Man bewundert den Reichthum an komischen Caraktern und Situationen, besonders in den „Pickwickiern", in denen die Schilderung des Lebens in den kleinen Städten höchst ergetzlich ist. Des pseudonymen Emerentius Scävola, dessen wahrer Name von der Heyden sein soll, „Der Veteran und sein Sohn" (Bunzlau 1837. II) schildert die Großartigkeit der Befreiungskriege mit Wärme, ihren kleinlichen Erfolg mit Bitterkeit. Dieser Roman könnte mit seinen übrigen Dichtungen versöhnen, wenn sie die Linie des Schicklichen nicht allzusehr überschritten. Allerdings schildert er die verbrecherische Leidenschaft mit großem Glück; aber auch mit so nackten Farben, daß es Ekel erregt. Von „Adolar, dem Weiberverächter" (Berlin 1833. II), dessen erster Theil das Weib, und der zweite den Mann in seiner tiefsten Erniedrigung schildert, sagt er „Mein Buch ist nicht für Frauen, welche noch erröthen", er hätte dasselbe auch von seinen andern Romanen sagen können, von der „Erbsünde" (Berl. 1834. II), die in unpassender Briefform eine Galerie des Scheußlichsten — Buhlerei, Ehebruch, Blutschande, Geschwister- und Vatermord — vorführt, von „Leonide" (Lpz. 1835. IV), einer Nonne, die ihr Gelübde bricht, um zwei Männer zu heirathen, von „Learosa, die Männerfeindin", (Lpz. 1835. III), die nicht ohne Männerumarmung leben kann, und so von noch manchen andern. — Die Verhältnisse nach den Befreiungskriegen schilderte Raabe, die Oesterreichischen Zustände unter Metternich Breier; die Geschichte der Dreißiger Jahre wurde von Mehrern behandelt, von Braß, Lentner und Stolle, außerdem von Groß-Hoffinger und Gundling. A. J. Groß-Hoffingers Roman „1830 (Lpz. 1848. II) bewegt sich in skandalösen Geschichten jeder Art und ist wie sein „Spion oder die Geheimnisse des rothen Buchs" ohne Sinn für Poesie. Julius Gundling, dessen Schriften zum Theil unter dem Namen Lucian Herbert erschienen, wurde am 7. März 1828 in Prag geboren und trat nach absolvierten Rechtsstudien in die Dienste der Gemeinde, aus welchen ihn 1863 die Czechische Partei verdrängte. Seitdem privatisiert er daselbst in glücklichen Familien- und Vermögensverhältnissen. In „1830. Roman und Geschichte" (Lpz. 1861. II) ist zu viel historischer Stoff für einen Roman und zu viel Romanhaftes für eine Geschichte. Der „Advokat Schnobbeles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben bietet manche glückliche Partie; der Wucher-, Schwindel- und Spekulationsgeist der Zeit ist mit Talent geschildert, dem Ganzen fehlt es jedoch an künstlerischer Abrundung. „Henriette Sonntag. Künstlers Anfänge" (Lpz. 1861. II) behandelt das Verhältniß der berühmten Sängerin zu Herloßsohn. In „Verworfen" (Lpz. 1858. II) schildert er das Leben in Prag in solcher Weise, daß man glauben möchte, Prag wäre an Schändlichkeiten noch reicher als selbst London, Paris und Berlin. „Der Jesuit" (Lpz. 1864) ist geschmacklos, auch hat der Verfasser den Stoff nicht beherrschen können. Sehr ungleich an Werth sind die „Deutschen Hiebe. Oesterreichische und Preußische Soldatengeschichten" (Lpz. 1858. II). Die Zeit vor den Erhebungen von 1848 behandelte Alfred Meißner, diese selbst und ihre Folgen wurden von Meißner, Melchior Meyr, Otto Müller, Max Ring und Stolle, ferner von Schubar, Elise Schmidt, Lubojatzki, Ph. Lange und Lucas bearbeitet. Ludwig Schubar konnte schon deßhalb in „Fürst und Volk. Historischer Roman aus der Berliner Märzrevolution" (Berl. 1849. III) zu keiner freien Schöpfung gelangen, weil er unter dem unmittelbarsten Eindruck der Begebenheiten schrieb. Daß er Besseres leisten könne, hatte er schon durch „St. Truyen" (Eb. 1844. II) bewiesen, in welchem er die erfundene Begebenheit und die Geschichte (Aufstand der Niederlande) mit Geschick verband. Die Hauptperson, der Cardinal Granvella ist als Staatsmann, Priester und Mensch mit den lebendigsten Farben geschildert. „Ein Ahnherr Victor Emanuels" (Detmold 1867), dessen Fabel in Savoyen um die Mitte des 16. Jahrhunderts spielt, sucht die Politik der Savoyischen Dynastie zur Anschauung zu bringen. „Das schwarze Buch" (Lemgo 1849. II) schildert englische Verhältnisse wahr und anschaulich, doch ist der Verfasser nicht immer Herr seiner Phantasie. Weniger erfreulich ist

„Nikolaus Bibi" (Eb. 1852), worin die alte Geschichte erneuert wird, daß Einer wettet, es könne seine Frau durch Nichts verführt werden, nur darin abweichend, daß die Frau sich wirklich durch gemeine Mittel verführen läßt, wie denn das Ganze auch ziemlich gemein ist. Die „Memoiren eines Verurtheilten" (Berl. 1842) sowie die „Mysterien von Berlin" (Eb. 1845. XII) sind unglückliche Zeugnisse französischen Einflusses. Die „Erzählungen und Novellen" (Berl. 1850. II) ziehen durch interessante Erfindung und schöne Sprache an. In den „Zeitgenossen" (Berl. 1866. III) von Elise Schmidt wird das epische Element zwar vom dramatischen zurückgedrängt; aber die Dichterin entwickelt hier wie in ihren Dramen große poetische Kraft. Doch tritt sie selbst zu häufig hervor, indem sie auf sociale Fragen eingeht. — Franz Lubojatzkis „1849 oder des Königs Maienblüthe" (Grimma 1850. III) zersplittert in Einzelnheiten, doch ist Erfindungsgabe nicht zu verkennen. Die „Russischen Intriguen" (Eb. 1844 f.) sind mit tiefem Gefühl gegen die in Polen verübten Barbareien geschrieben. „Vor Leipzig und in Jütland, oder vor und nach fünfzig Jahren" (Lpz. 1864) ist nicht ohne Talent, aber nicht mit der gehörigen Ruhe geschrieben. Ueberschaulich ist die „Tochter des Eierkönigs" (Jena 1868), worin Christian VII. von Dänemark und Struensee glücklich charakterisiert sind. „Der Untergang der Protestanten in Oesterreich" (Dresden 1861. II) schildert das unheilvolle Treiben der Jesuiten und ihres Anhangs mit voller Kraft der Wahrheit. Die Composition in „Luther und die Seinen" (Grimma 1847. III) ist verfehlt, die Darstellung häufig zu grell. „Die Neukatholischen" (Grimma 1845. III) sind ein verfehlter Versuch, die Bewegung der Deutschkatholiken poetisch darzustellen. Zum Theil vortrefflich sind die „Deutschen Feierabende. Erzählungen" (Lpz. 1858—62. VI), durch deren gewandte Darstellung das Interesse des Inhalts erhöht wird. — Philipp Lange, dessen Romane unter dem Namen Philipp Galen erschienen, geb. im J. 1813 zu Potsdam, studierte Medicin und trat nach abgelegten Prüfungen als Compagnie-Chirurgus in die Preußische Armee; im J. 1849 machte er als Dirigent eines Feldlazareths den Krieg mit, seit 1857 lebt er als Stabsarzt in Potsdam. Ph. Lange ist nicht nur Einer der fruchtbarsten Romandichter, er ist zugleich auch Einer der beachtenswerthesten, obgleich die ihm natürliche Breite oft alles Maß überschreitet. „Andreas Burns und seine Familie. Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—1850" (Lpz. 1856. IV) beruht auf eigener Anschauung, deren Einfluß jedoch den Dichter nicht zu poetischer Gestaltung kommen ließ. Obgleich dieselbe Zeit behandelnd, ist „Die Tochter des Diplomaten" (Lpz. 1865. IV) glücklicher gehalten, weil sie nicht unter dem unmittelbaren Einfluß der Begebenheiten entstanden ist. Das Dänische Volk ist darin nicht mit würdiger Unparteilichkeit geschildert. Weit gelungener sind seine biographischen Romane, die freilich dem in der Gattung liegenden Uebelstand, Bedeutungsloses einzuflechten, nicht entgehen konnten. Dieß trifft weniger seinen ersten Roman „Der Irre von St. James" (Lpz. 1853), den er schon 1844 geschrieben hatte, als „Fritz Stilling. Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes" (Lpz. 1854. IV), dessen ausgezeichnete Behandlung den erwähnten Mangel beinahe vergessen läßt. Der Roman ist reich an Begebenheiten und Charakteren, die sämmtlich wahr und scharf gezeichnet sind, und zwar sowohl die historischen wie die großen Schauspieler Ludwig Devrient und Seydelmann, als die erfundenen, denen übrigens zum Theil auch wirkliche Personen zu Grunde liegen. Der Dichter führt uns in die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse, die sicher aufgefaßt und dargestellt sind, er führt uns in das Kloster und schildert den heillosen Einfluß des Jesuitismus mit eben so großer Treue als das Familienleben, zu dessen Darstellung er Züge aus dem elterlichen Hause und dem eigenen Leben glücklich benutzt. Noch breiter gehalten sind „Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers" (Lpz. 1855. III), der zudem wegen der unnatürlichen Motive am Wenigsten gelungen ist, ferner „Der Sohn des Gärtners" (Lpz. 1861. IV) und „Die Insulaner. Rügianisches Charakterbild" (Eb. 1861. IV). Im „Leuchtthurm auf Cap Wrath" (Eb. 1862. III) wird das Englische Leben nach den Englischen Vorbildern geschildert. Gleich ausgezeichnet in Gehalt und Darstellung ist der Roman „Nach zwanzig Jahren" (Eb. 1864), in welchem die Schicksale eines Engländers erzählt werden, der sein Vaterland verlassen mußte, um den Verfolgungen seines Bruders zu entgehen. — Der Roman „1851" (Grimma 1852. II) von K. Lucas ist gegen die Reaktion gerichtet, aber, obgleich er komisch sein soll, doch ohne Witz und Humor. — Der Krieg von 1864 wurde, wie schon erwähnt, von Lubojatzki; der Krieg von 1866 von Mühlfeld und von Ewald August König behandelt. Dieser, am 22. Aug. 1833 zu Barmen geboren, in Köln erzogen, widmete sich dem Studium der Medizin, mußte aber, durch Verhältnisse genöthigt, demselben entsagen und zum kaufmännischen Beruf übergehen. Nachdem er drei Jahre im Heere gedient, ließ er sich in Elberfeld (1859) nieder, später (1871) in Neuwied. Seit 1860 ist er ausschließlich schriftstellerisch thätig gewesen, anfangs unter dem Namen Ernst Kaiser. „Der Deserteur" (Düsseld. 1867) wäre bei der lebendig dramatischen Behandlung ganz gut, wenn sich der Verfasser zu beschränken gewußt hätte. Eben dieß gilt von dem Roman „500,000 Thaler" (Eb. 1868), der offenbar unter dem Einfluß der Pariser Mysterien geschrieben ist. Von größerem Werth sind die humoristischen Schriften des Verfassers, besonders die Soldatengeschichten „Bei der Infanterie" (Eb. 1865), „Caserne und Wachtstube" (Eb. 1865), „Unter dem Gewehr" (Eb. 1865). Auch die „Freuden und Leiden des Commis Voyageur Konrad Flügge" (Eb. 1866) sind heiter erzählt, nur tritt der Begriff des Reisenden zu wenig hervor.

Die Geschichte der Schweiz wurde von Thomas Bornhauser und G. v. Heeringen behandelt, außerdem von Alfred Hartmann und Ludwig Eckardt. Alfred Hartmann, geb. im J. 1814 auf Schloß Thunstetten im Kanton Bern, erhielt seine Erziehung theils in einem Erziehungsinstitut, theils von Haus-

lehrern und als sein Vater nach Solothurn übergesiedelt war, im dortigen Collegium; von 1831 bis 1835 besuchte er die Universitäten München, Heidelberg und Berlin, gieng dann nach Paris, gab, in die Heimath zurückgekehrt, in Verbindung mit Disteli, Krutter und A. die Zeitschrift „Der Morgenstern", 1846 mit denselben „Die Alpina" und seit längerer Zeit das humoristische Blatt „Der Postheiri" heraus. In „Junker und Bürger, oder die letzten Tage der Eidgenossenschaft" (Berl. 1865. II) sind die romanhaften Erfindungen geschickt mit den historischen Begebenheiten verwebt, und der Roman erfreut durch den warmen und doch unparteiischen Patriotismus, während „Meister Putsch und seine Gesellen" (Soloth. 1858. II) zu leidenschaftlich und pasquillenartig ist. Von großem Interesse sind „Junker Hans Jakob von Staal" (Soloth. 1861), eine treffliche mit vielem Humor geschriebene Lebensbeschreibung eines wahren Patrioten im 17. Jahrhundert, und „Martin Disteli" (Eb. 1861), die gelungene Biographie eines originellen Künstlers, der als Karrikaturist im höhern Sinn einen hohen Rang einnimmt. A. Hartmanns „Kiltabendgeschichten (Bern 1852. II) und Erzählungen aus der Schweiz" (Soloth. 1863) geben in glücklich erfundenen Geschichten treue Darstellungen des Volkslebens, in welchen man jedoch die nothwendige Idealisierung vermißt. Ludwig Eckardt scheint weniger Talent für die epische Dichtung zu haben als für die dramatische. Sein „Niklaus Manuel. Roman aus der Zeit der schweizerischen Glaubenskämpfe" (Weniger-Jena 1862. II) ist schon darin verfehlt, daß Personen auftreten, die zur Entwickelung der Handlung nicht beitragen, und die offenbar nur angebracht sind, weil sie zu jener Zeit lebten, z. B. Faust und selbst Murner. Auch ist das Ganze zu tendenziös, die Personen sind nicht aus dem 16. Jahrhundert, sondern aus dem 19. Jahrhundert. Doch ist im Ganzen eingehendes Studium und geistvolle Behandlung nicht zu verkennen. Die „Gefallenen Würfel. Novellen" (Mannh. 1865. II) sind im Ganzen zu reflektierend, einzelne, welche Dieß vermeiden, können als gelungen bezeichnet werden.

Während die Englische Geschichte von den Dramatikern häufig bearbeitet wurde, beschäftigten sich die Romandichter wenig mit derselben, und auffallend ist es, daß es vorzüglich Frauen waren, die ihre Stoffe aus dieser Geschichte wählten; denn außer Gustav Kühne und Mügge thaten Dieß nur Johanna Neumann, Henriette Paalzow, Klara Mundt, Aline von Schlichtkrull und Wilhelmine Sostmann, die Schwester des bekannten Novellisten Wilhelm Blumenhagen, welche in den „Letzten Tudors auf dem Throne von England" (Braunsch 1845. VI) die Heirathsgeschichten Heinrichs VIII. nicht ohne Gewandtheit erzählte. Doch ist dieser Roman eben so reich an Unwahrscheinlichkeiten, wie „Die Frauen des Hauses Vaubreuil" (Eb. 1843. III), wo die Unwahrscheinlichkeiten sogar lächerlich sind, so z. B., wenn sich General Bernard von seiner Frau trennt, als er erfährt, daß sie hochadeligen Geblütes sei und er ihr die Schmach nicht anthun will, die Frau eines Bürgerlichen und sogar des Sohnes ihrer Amme zu sein, oder wenn diese Amme vor Entsetzen stirbt, als sie erfährt, daß ihr Sohn durch seine Ehe die Familie Vaubreuil entehrt habe. Die Zeiten der französischen Revolution sind in der „Perle von Nantes" (Eb. 1847. II) mit sicherer Hand erfaßt; allzu phantastisch ist dagegen „Die neugriechische Helena oder der grüne Kranz auf Hohenschwangau" (Hamb. 1852. II), worin Griechisches Leben mit Bayrischen Elementen vermengt erscheint. Ein viel bedeutenderes Talent war Aline von Schlichtkrull, deren wir schon bei Besprechung ihrer Freundin Elis. Schmidt Erwähnung gethan haben. Sie war am 20. Nov. 1832 auf der Insel Rügen geboren. Ihr Vater, ein sehr wohlhabender Edelmann, ertheilte ihr nur mit Widerwillen die Erlaubniß, zu ihrer weitern Ausbildung nach Berlin zu gehen, und da er ihr auch nicht hinlängliche Mittel gab, um dort anständig zu leben, sah sie sich gezwungen, Unterricht in der Musik zu ertheilen, um drückendem Mangel zu entgehen, wobei sie mit ausdauerndem Fleiß historische und politische Studien machte. Die übermäßige Anstrengung untergrub ihre Gesundheit und sie starb schon im J. 1863, erst 31 Jahre alt. In der kurzen Zeit ihres Lebens schuf sie mehre Werke, die alle Beachtung verdienen. Im „Agitator von Irland" (Berl. 1859. IV) bildet die Emancipation dieses unterdrückten Landes den Mittelpunkt, wobei die Dichterin Gelegenheit findet, das Leben und Treiben der sogenannten vornehmen Welt mit großer Sachkenntniß zu schildern. Noch werthvoller vielleicht ist „Der Cardinal von Richelieu" (Görlitz 1855. IV), worin sie eine tiefe Kenntniß sowohl des menschlichen Herzens als der geschichtlichen und politischen Zustände entwickelt, und es ihr gelingt, mit psychologischer Wahrheit zur Anschauung zu bringen, wie des Cardinals Leidenschaft zur Königin sich mit seinen klaren politischen Absichten verband. In ihren ersten Romanen „Eine verlorene Seele" (Eb. 1853. IV) und „Morton Varney" (Berl. 1855) ist ihr großes Darstellungs- und Gestaltungstalent sichtbar, doch stört darin der zu große Reichthum an Begebenheiten, den die Verfasserin noch nicht zu bewältigen wußte.

Aus der Dänischen Geschichte sind Romane von dem schon erwähnten Lubojatzki, und sodann von Ida Frick und Lobedanz zu nennen. Ida Frick, von der wir Nichts wissen, als daß sie in Dresden lebt, hat in „Sybrecht Willms" (Dresd. 1843. II) Düwekes Geschichte mit Glück behandelt, und in der Charakteristik der Frauen, ihrer Leidenschaften und Seelenzustände tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens entfaltet. „Mohamed und seine Frauen" (Dresd. 1844) ist mit Kenntniß der Verhältnisse geschrieben. „Coquetterie oder Kern und Schale" (Eb. 1846. V) sowie „Die Todt-Lebendigen" (Stuttg. 1848. II) sind schon deßhalb unerquicklich, weil die Verfasserin Alles hineinzieht, was sie einmal gehört oder gelesen hat. Wenn „Keine Politik" (Lpz. 1850. II) nur Einen Band hätte und Alles weggeblieben wäre, wovon die Verfasserin Nichts versteht, so würde er sich ganz gut lesen lassen. Um z. B. das Studentenleben zu schildern, ist es nicht genug, daß man Studentenausdrücke kennt, man muß sie auch anzuwenden wissen. In ihren „Erzstufen" (Dresden 1842) und „Novellen" (Lpz. 1862.

II) wie übrigens auch in den genannten Romanen berührt sie gern bedenkliche Verhältnisse, wobei sie beinahe die Grenze des Schicklichen überschreitet. — Edmund Lobedanz hat in den „Narren des Glücks" (Lpz. 1856. III) die Dänischen Verhältnisse unter Struensee mit Sachkenntniß geschildert und zugleich eine nicht geringe Erfindungs- und Gestaltungsgabe bewiesen. „Ein neuer Glaube" (Ff. 1859. II) schildert die Entwickelungsgeschichte eines Jünglings mit psychologischer Schärfe, in einzelnen Charakteren mit glücklichem Humor.

Die Geschichte von Schweden wurde von Johanna Neumann und von Friedrich Adami behandelt, der in „Fürst und Bergmann" (Berl. 1851) aus der Zeit Gustav Wasas zu viel einseitig berichtete, statt die Personen handelnd auftreten zu lassen; doch sind die Charaktere scharf gezeichnet. „Die eiserne Maske" (Eb. 1851) ist nach ihm der Herzog von Monmouth, Neffe Karls II., nicht der Zwillingsbruder Ludwigs XIV. Die damalige Zeit in ihrer Sittenlosigkeit und Barbarei ist darin mit großer Anschaulichkeit geschildert. Unbedeutend ist „Aus den Tagen zweier Könige" (Eb. 1866. II), besser sind die „Frauennovellen aus dem historischen und modernen Leben" (Eb. 1841), die, obgleich nicht immer gehörig motiviert, doch interessant und oft durch heiteren Witz belebt sind. Die Geschichte der Niederlande wurde von H. Smidt, Schubar und Klencke, dann auch von Jeanne Marie von Gayette bearbeitet, die in „Jakobäa von Holland" (Lpz. 1860. II) bald die politischen, bald die culturhistorischen Elemente überwiegend hervortreten ließ und dadurch die Einheit der Anschauung verlor. In der „Familie. Blätter aus dem Leben" (Grimma 1850) wird das epische Element von der Tendenz zurückgedrängt. Die zu Grunde liegende Idee, daß man die Kinder weder zu einem Berufe noch zu einer Ehe zwingen soll, ist übrigens mit Geist entwickelt. —

Die Französische Geschichte bot vielen und fruchtbaren Stoff, der viele Dichter zur Bearbeitung derselben reizte. Das Mittelalter behandeln Romane von A. Lewald und Brunnow. Franz I. erscheint in Romanen von Laube und Oettinger, Heinrich IV. in einem Roman von Ida von Düringsfeld, der Cardinal Richelieu in Romanen von Aline von Schlichtkrull und Ackermann, in dessen „Letztem Montmorency" (Lpz. 1851. II) Geschichte und Roman ohne innere Verbindung an einander gereiht ist; sonst ist die Darstellung nicht ohne Schönheiten. Ludwig XIV. gab den Stoff zu Romanen von Adami, Hesekiel, Henriette Paalzow, Sternberg und Storch, und wurde außerdem von Möwes und Grosse bearbeitet. Heinrich Möwes, dessen geistliche Lieder schon im vorigen Bande erwähnt wurden, schrieb den „Pfarrer von Andouse. Eine historische Novelle aus den Zeiten der Dragonaden" (2. Aufl. Magdeb. 1843) mit tiefem religiösem Gefühl, und Julius Grosse schilderte in „Maria Mancini" (Stuttg. 1869. II) die Liebe Ludwigs XIV. zu dieser Nichte des Kardinals Mazarin. Die bekannte Verschwörung Moreaus und Pichegrus gegen Bonaparte bildet den Stoff zum Roman „Ein Revolutionär" (Eb. 1869) desselben Dichters, dessen „Novellen" (Münch. 1862—64) sehr ungleich sind. Während die des ersten Bandes schon in der Wahl des Stoffes verfehlt sind — solche, die sich eher für ein medizinisches Journal eignen, können nicht Aufgabe der Poesie sein, — bieten der zweite und noch mehr der dritte Band mehre vortreffliche Stücke, wie „Am Golf von Neapel" mit der Schilderung des Lebens in Italien vor Garibaldis Zug und „Michael Stiefel." — Der Abenteurer Naundorf, der sich für Ludwig XVII. ausgab, ist von Laube und Levin Schücking, die Zeiten der Revolution sind von Mügge, W. Sostmann, Julius von Wickede und Hesekiel bearbeitet worden, außer ihnen von Theodor Mundt, Louis Lax und Grabowski. Theodor Mundt, geb. am 29. Sept. 1808. zu Potsdam, studierte in Berlin Philologie und Philosophie, lebte seit 1832 eine Zeit lang in Leipzig, wurde durch die von den deutschen Regierungen gegen das „Junge Deutschland" getroffenen Maßregeln in seinen schriftstellerischen Arbeiten und in dem Streben, ein akademisches Lehramt zu erhalten, vielfach gehemmt. Er begab sich auf Reisen, ließ sich 1839 in Berlin nieder, erhielt endlich 1842 die Erlaubniß, als Docent Vorlesungen zu halten, wurde 1848 zum Professor der Literatur und Geschichte in Breslau, 1850 zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Berlin ernannt, wo er am 30. Nov. 1861 starb. Th. Mundt ist in seinen Schriften gedankenreich, aber seine Gedanken sind oft mehr geistreich als wahr, mehr blendend als tief; Dem entsprechend ist sein Styl, der blumenreich und phrasenhaft, oft unklar und verschwommen ist. Seinen Romanen fehlt es an Erfindungs- und Gestaltungsgabe, was er durch Reflexionen zu verbergen sucht. Sein bester ist „Graf Mirabeau" (Berl. 1858. IV), worin er die Memoiren- und Briefliteratur mit Fleiß und Geschick benutzte. Alle Personen sind historisch, keine ist von eigener Erfindung, dagegen suchte er deren charakteristische Eigenthümlichkeiten durch erdachte Situationen zur Anschauung zu bringen. Die Form ist eben so wenig gelungen als im „Robespierre" (Berl. 1859. III). Auch der historische Roman „Thomas Münzer" (Altona 1841. III) ist verfehlt, indem die poetische Gestaltung von dem geschichtlichen Bericht niedergedrückt wird. In seinem ersten Romane „Das Duett" (Berl. 1831) und „Madelon oder die Romantiker in Paris" (Lpz. 1832) herrscht die Reflexion übermäßig vor. Brachen in denselben die Emancipationsideen schon durch, so sprach er sie in „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Lpz. 1835) mit großer Keckheit aus. Einzelne Stellen sind mit leidenschaftlicher Glut geschrieben. Von bitterer Ironie sind die „Modernen Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers" (Lpz. 1834), worin der Held als ächter Repräsentant seines Volks für alles Mögliche schwärmt, für Fortschritt und Conservatismus, für Demokratie und Aristokratie, ja wohl auch für Despotismus. „Carmela oder die Wiedertaufe". (Hann. 1844) ist zu reflektierend; „Die Matadore" (Lpz. 1850. II) sind schon deßhalb verfehlt, weil der Dichter darin alle möglichen Verhältnisse hineinzieht, alle Fragen bespricht, die damals

gerade an der Tagesordnung waren. Der Gedanke, daß unsere Zeit keine großen Männer hervorbringt, sondern nur „Matadore", ist an sich schön und gut, aber es fehlt ihm poetische Gestaltung, wie auch dem Roman „Mendoza, der Vater der Schelme" (Berl. 1847. II), dessen tüchtiger Stoff nicht zu künstlerischer Einheit und poetischem Leben gestaltet ist. — Louis Lax, geb. in Dessau am 1. Nov. 1805, studierte in Berlin Philosophie und Philologie, widmete sich ausschließlich der Literatur und Politik, wurde 1842 Redacteur der Aachener Zeitung u. st. 1872. Sein Roman „Chevalier Renaud" (Aachen 1835. II) ist zwar nicht glücklich componiert, interessant aber durch anschauliche Schilderungen des Volks, des Adels und der Philosophen vor und während der Revolution. In der „Reisecur" (Eb. 1835. III) sind vorzüglich die Episoden von größerem Werth, unter denen „Der unbefugte Richter", ein Küster, der auf eigene Hand Verbrechen mit dem Tode bestraft, auszuzeichnen ist. Originell sind die „Memoiren eines Schornsteinfegers", der allerlei durchmacht, sogar einmal beinahe Minister und dann wieder Schornsteinfeger wird. Stanislaus Graf von Grabowski, der längere Zeit Cavallerieoffizier in Preußischen Diensten war, schilderte in den „Emigranten" (Prag 1859) die Kämpfe der Chouans gegen die Republik. „Cavour und Garibaldi" (Berl. 1862) ist durchaus verfehlt, da das Ganze als unverarbeitetes Material erscheint. „John Paul Jones" (Hann. 1860. II) ist als Biographie beachtenswerth, als Roman, was er doch sein soll, mißlungen. Weit mehr Talent entwickelte er in den „Militärischen Humoresken" (Potsdam 1860), den „Bildern aus dem Soldatenleben" (Hann. 1861) und den „Neuen militärischen Humoresken" (Berl. 1865. II), die glücklich erfunden, gewandt erzählt sind und ein schönes Talent für Darstellung komischer Charaktere und Situationen beurkunden. Auch die humoristischen Bilder „Aus dem Offiziersleben" (Eb. 1863) sind lustig genug, zeugen aber keineswegs für die höhere Bildung der Offiziere. — Die Zeit des Consulats behandelte Hesekiel, die Geschichte Napoleons und der Seinen wurde von Bacher, Heinrich König, Klara Mundt, Ottfried Mylius, Oettinger und Stolle behandelt, dann noch von Proschko und Braun von Braunthal. Franz Isidor Proschkos Roman „Die Nadel" (Lpz. 1858. II) aus Napoleons Zeit strotzt von unmotivierten Abenteuerlichkeiten; „Pugacew" (Prag 1860), ein Gemälde aus der Russischen Geschichte, enthält viele talentvolle Einzelnheiten; der Stoff ist aber willkürlich und ohne Kunst der Composition behandelt. „Ein deutsches Schneiderlein" (Eb. 1856. II) behandelt den tapfern Derfflinger, einen Stoff, der sich vortrefflich zur poetischen Gestaltung eignet, weil im Ganzen von dem Leben des Helden wenig bekannt ist und der Dichter daher mit voller Freiheit verfügen kann. Leider hat Proschko diesen großen Vortheil nicht benutzt, sondern sich zu eng an die historische Ueberlieferung gehalten. Braun von Braunthal, dessen wir schon öfters gedacht haben, schrieb einen „Napoleon I. in Wien" (Wien 1860. II) und einen „Napoleon II." (Prag 1860. II), die nicht viel mehr Anziehendes haben als den Titel; eben so gewöhnlichen Schlags ist der Abenteurer „Neuhof" (Wien 1865. III). Größeres Aufsehen machten seine früheren Romane, in denen er, wie er selbst sagt, die Wirklichkeit der heuchlerischen Idealität entgegensetzte. Freilich stellt er Das, was er für Wirklichkeit ausgiebt, aber in der That auch eine Art von Idealität ist, oft so unbefangen nackt hin, daß man unwillkürlich die Augen niederschlägt, so in den „Fragmenten aus dem Tagebuche eines jungen Ehemannes" (Wien 1833), in denen man, wie in den übrigen Romanen, eine phantasiereiche Erfindungsgabe nicht verkennen kann, in der „Schönen Welt" (Lpz. 1841. II), worin er allerhand moralische Abscheulichkeiten in oft glänzender Darstellung vorführt. Das „Dichterleben aus unserer Zeit" ist schon darum interessant, weil sich der Dichter selbst darin schildert, wobei er nicht geringe Selbstüberhebung an den Tag legt, und weil er darin seine Beziehungen zu andern Dichtern, zu Anastasius Grün, Lenau und A. u. mittheilt. Wirklich anmaßend sind seine Bemerkungen über Lessing, Goethe und Schiller. „Die Marquise von L***" (Berl. 1844. III) ist aus lauter Zufälligkeiten zusammengesetzt. Das „Tagebuch der Amélie" ist durchaus unwahr, die philosophischen Raisonnements mit der Schulterminologie nehmen sich bei einer Pariser Grisette merkwürdig aus. Eine ähnliche Anhäufung von Willkürlichkeiten bietet „Die Seherin von Venedig" (Dresd. 1845. III). Sein bester Roman ist wohl „Der Abenteurer, oder Hundert Leben in Einem aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes" (Lpz. 1845. III), worin eine Anzahl Liebesgeschichten aus den Knaben-, Jünglings- und Mannesjahren eines Einzelnen gewandt und oft mit Humor erzählt werden, der aber durch die häufige Uebertreibung und Possenhaftigkeit verunstaltet wird. „Die Erbsünde" (Lpz. 1848. II) ist ohne künstlerischen Werth, bietet aber manches Gute, besonders in lebendig anschaulichen Schilderungen. „Die Ritter vom Gelde" (Wien 1860. III) sind im Geist der französischen Moderomane, ohne jedoch deren äußere Glätte zu erreichen. Seine „Novellen" (Wien 1834) sind hochtrabend und unnatürlich. — Der tapfere und abenteuerliche König Murat wurde, wie erwähnt, von G. v. Berneck und Moritz Hartmann, das Jahr 1830 von Hesekiel und Anderen behandelt, die bei den Romanen aus der Deutschen Geschichte schon genannt wurden.

Die Geschichte von Italien findet sich in Romanen von Henriette von Bissing, Braun von Braunthal, Ida von Düringsfeld, Grabowski, H. König u. Schubar bearbeitet und außer diesen noch von folgenden Dichtern. Adolf Stahr, geb. zu Prenzlau am 22. Oct. 1805, studierte Philologie in Berlin und seit 1825 in Halle, wo er 1826 Hülfslehrer am Pädagogium wurde. Im J. 1828 wurde er ordentlicher Lehrer, 1836 Conrector am Gymnasium in Oldenburg, mußte aber seiner Gesundheit wegen diese Stelle aufgeben; er gieng zur Erholung und Stärkung nach Italien, das er später wiederholt besuchte, so wie er auch nach Paris und in die Schweiz reiste. Er nahm seinen Wohnsitz in Berlin, als

er Fanny Lewald kennen gelernt hatte und heirathete dieselbe 1854. Er starb in Wiesbaden am 3. Oktbr. 1876. Stahr ist vorzüglich durch seine historischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten, so wie durch seine Reiseschilderungen bekannt geworden, doch verdient auch sein Roman „Die Republikaner in Neapel" (Berl. 1849. III) alle Beachtung, worin er das Entstehen und den blutigen Untergang der Parthenopeischen Republik mit glühenden Farben und das Leben so wie die Natur des schönen Landes in anschaulicher Darstellung schildert. In „Am Hofe von Neapel" (Celle 1862. III) von A. v. L. wird das schmachvolle Treiben des letzten Bourbons in dem unglücklichen Lande wahr aber ohne poetischen Sinn geschildert. Im geschmack- und phantasielosen Roman des nämlichen Verfassers „Am Hofe von Rom" (Lpz. 1866. III) ist Pius IX. der Held, dessen merkwürdiger Charakter jedoch nicht zur Anschauung gelangt. „Friedrich von der Trenck" (Celle 1860. III) ist weit weniger interessant als dessen Selbstbiographie, und „Der österreichische Pandurenoberst Franz von der Trenck" (Eb. 1861. III) ist eben so roh dargestellt, als der Held selbst war. — Weit gediegener als des Vorigen Darstellung ist „Unter den Ruinen. Ein Roman aus Roms Gegenwart" (Lpz. 1862. IV) von Franz von Nemmersdorf, worin die kirchliche, sittliche und politische Wirthschaft im Kirchenstaat wahrscheinlich aus eigener Beobachtung in lebensvollen Bildern dargestellt wird. Die großartige Erscheinung der Republik Venedig ist in „Doge und Papst. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert" (Bresl. 1865. II) treu und poetisch wahr erfaßt; die bedeutenden Gestalten Pauls V., Paolo Sarpis u. A. sind trefflich gezeichnet. „La Stella. Roman aus Venedigs Gegenwart" (Münch. 1863) ist zwar ansprechend dargestellt, aber von bedeutungslosem Inhalte, dagegen werden in der „Modernen Gesellschaft" (Lpz. 1863. IV) deren Gebrechen zwar mit großer Wahrheit dargestellt, aber man vermißt poetische Auffassung und künstlerische Gestaltung. Der unermüdliche Tourist Hans Wachenhusen entwickelt in „Rom und Sahara" (Berl. 1858. IV) mancherlei Kenntnisse, die aber nicht poetisch verwerthet sind, die Formgewandtheit, die fließende und anschauliche Sprache, die in allen seinen Schriften herrscht, verläugnet sich auch hier nicht. Am Glücklichsten ist er in seinen Reisegeschichten und Kriegsberichten, die er mit anschaulicher Klarheit, mit heiterem und oft muthwilligem Ton erzählt, so die anekdotenhaften „Byzantinischen Nächte. Türkische Lager- und Reisegeschichten" (Berl. 1855). „Halbmond und Doppeladler" (Berl. 1860) schildert das Lagerleben der Türken während des Krieges von 1853—54 und den Italienischen Feldzug von 1859. Der Bericht über den Zug Garibaldis nach Sicilien ist in „Freischaaren und Royalisten" (2. Aufl. Berl. 1861) durch interessante Anekdoten und charakteristische Züge belebt. „Unter dem weißen Adler" (Berl. 1866. III) spielt in Polen während der letzten Aufstandsversuche. „Die Wüstenjäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme" (Eb. 1860. II) bieten vortrefflich dargestellte Gemälde, die nur hie und da in Breite ausarten. In „Rouge et Noir" (Berl. 1865. II) schildert er das Treiben in Wiesbaden in so scharfen Zügen, daß der Herzog von Nassau den Befehl gab, ihn zu verhaften, und er seine Freiheit nur zwei schnellen Pferden verdankte, wie er selbst in der Schrift „Am Wanderstabe" (Berl. 1865. II) erzählt. „Die Schmetterlinge" (Berl. 1858) führen uns nach Stambul und Paris, und machen uns mit den Odalisken und Loretten auf geistreiche und anziehende Weise bekannt, wobei er freilich auch „Pikantes" einfließen läßt, und so schlägt in der „Bleichen Gräfin" (Eb. 1862. II) das Muthwillige nicht selten in Frivolität um. Der Italienische Krieg von 1859 wurde in „Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen" (Berl. 1860—62) von Sir John Retcliffe (Pseudonym für Herm. Goedsche) bearbeitet, der auch in „Sebastopol" (Ebend. 1863) den Krimkrieg bearbeitete. — Von John Ratcliffe (Pseud. für Wilh. Schröter) rührt her „Das Schwarze Buch von Berlin" (Lpz. 1865) welches das Berliner Leben in seiner tiefsten Entwürdigung darstellt.

Aus der Portugiesischen Geschichte haben wir nur „König Sebastian oder wunderbare Rettung und Untergang, herausg. v. L. Tieck" (Dresd. u. Lpz. 1839. II) von Adelheid Reinbold, mit dem Dichternamen Franz Berthold, die das Historische mit tiefem Verständniß nur als Hintergrund der romanhaften Erzählung benutzte und auch in ihren Schilderungen und Reflexionen künstlerisches Maß einzuhalten verstand. Die „Novellen" (Lpz. 1842 II.) sind mit großer Frische geschrieben. Die beste, der „Irrwisch-Fritz" beruht zwar auf einer ziemlich unbedeutenden Erfindung und unwahrscheinlichem Schluß — zwei Bräute werden, weil es in der Kirche finster geworden ist, nicht mit den von ihren Eltern bestimmten Bräutigamen, sondern mit ihren Geliebten getraut —, dagegen sind die einzelnen Situationen und Charaktere mit großem Talent ausgeführt.

Die Ungarische Geschichte wurde von Elise Schmidt und Stolle, sodann von Ritter von Sacher-Masoch, den wir schon als talentvollen Dramatiker haben kennen lernen, behandelt. Unter dem Titel „Der letzte König der Magyaren" (Jena 1867. III) schilderte er in phantasiereicher und warmer Darstellung die Kämpfe des Königs Ludwig mit seinen Gegnern, das Ungarische Volks- und Staatsleben ist glücklich erfaßt und die Charaktere zeugen von psychologischer Tiefe und poetischer Gestaltung. Im „Grafen Donski", (Schafft. 1864), der zuerst anonym unter dem Titel „Eine Galizische Geschichte" (Prag 1863) erschien, liegt der Galizische Aufstand des Jahres 1849 zu Grunde, dessen reale Elemente mit Talent poetisch gestaltet sind. Wie die bisherigen Romane ist auch „Kaunitz" (Prag 1865. II) geistreich behandelt.

Stoffe aus der Geschichte von Polen bearbeiteten Breier, Laube, Lubojatzki, Rau, der eben genannte Sacher-Masoch, Wachenhusen und Willkomm, denen sich der durch seine unter dem Namen San-Marte herausgegebenen Arbeiten im Gebiete der deutschen und keltischen Literatur bekannte Albert Schulz, der, am 8. Mai 1802 geboren, als

Oberschulrath in Magdeburg lebt, anschließt. Seine Erzählung „Polens Vorzeit in Dichtung und Wahrheit" (Bromberg 1859), sowie „Großpolens Nationalsagen" (Eb. 1842) sind mit Takt und Kenntniß geschrieben.

Rußlands Geschichte behandelten Lubojatzki, Theodor Mügge, Klara Mundt, Johanna Neumann, Oettinger, Proschko und Retcliffe.

Die Geschichte Griechenlands und der Türkei wurde von Franz Kugler, Wilhelmine Sostmann und Wachenhusen bearbeitet, sodann in einem anonym erschienenen und, wie es scheint, nicht abgeschlossenen Romane „Konstantinopel und Athen" (Lpz. 1855—56. III), worin der Befreiungskrieg der Griechen, die Zustände der Türkei, das dortige Sklaventhum und das Haremsleben mit Geschick geschildert wird.

Nach Asien führen uns Ida Frick und Vollmer, nach Afrika Hans Wachenhusen und nach Amerika Bacher, Braß, Th. Mügge und Grabowski.

Die Kirchengeschichte fand ziemlich zahlreiche Bearbeitung, besonders waren es die reformatorischen Bestrebungen, welche den Dichtern fruchtbaren Stoff gaben. Die Waldenser wurden von Gutzkow und Heinrich König und Hackenschmidt in den „Waldensern in Straßburg" (Straßb. 1842), Huß von Köhler, Savonarola von Johannes Scherr bearbeitet. Dieser, am 3. Okt. 1817 zu Hohenrechberg geboren, nahm in den Jahren 1848 und 1849 an den Bewegungen in Württemberg lebhaften Antheil, weßhalb er in die Schweiz flüchten mußte, wo er längere Zeit privatisierte, jetzt Professor der Geschichte am Polytechnikum in Zürich ist. Johannes Scherr hat ein nicht gewöhnliches Talent, eine fruchtbare Phantasie, die von einer hübschen Darstellungsgabe unterstützt wird, aber seine Schriften sind sehr ungleich an Werth, weil viele mit allzugroßer Flüchtigkeit hingeworfen sind. Im „Propheten von Florenz" (Stuttg. 1845. III) hat der Verfasser den großen Italiener Luthern als kirchlichen und politischen Reformator mit Recht entgegengesetzt, ihm aber zu viele moderne Ideen untergeschoben. „Die Pilger der Wildniß" (Lpz. 1854) aus der Zeit der Einwanderung der verfolgten Puritaner unter Karl II. ist mit Sachkenntniß und geschickter Nachahmung Sealsfields bearbeitet. In „Graziella" (Lpz. 1852. III) ist die Zeit von 1847 bis 1849 in den verschiedenen Charakteren mit ihren Bestrebungen, Irrthümern und ihrer erbärmlichen Abspannung mit Glück geschildert. „Schiller. Kulturgeschichtlicher Roman" (Prag 1856. IV) ist eine fleißige Arbeit, aber als Roman ungenügend. Ganz werthlos sind „Ein Priester. Historie aus der Gegenwart" (Stuttg. 1843) und „Die Waise in Wien" (Eb. 1847. III). Die Dorfgeschichte „Reicher Bursch und armes Mädchen. Eine oberschwäbische Bauerngeschichte" (Ulm 1846) ist verfehlt, dagegen „Rosi Zurflüh. Eine Geschichte aus den Alpen" (Prag 1860) von dichterischer Begabung zeugt und zu den besseren Erzeugnissen der Gattung gehört. Der große Reformator Martin Luther wurde von Franz Kugler und Lubojatzki, sodann im ultramontanen Sinn von Bischoff behandelt, außerdem von Wildenhahn und Theodor König. Carl August Wildenhahn, geb. 16. Febr. 1805 in Zwickau, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und von 1824—1827 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Lichtenstein, wo er einer Sammelschule vorstand, begab er sich nach Dresden, um unter Tiecks Leitung die schriftstellerische Laufbahn zu betreten, doch veranlaßten ihn verschiedene Umstände, zur theologischen Laufbahn zurückzukehren. Er wurde 1837 Pfarrer in Schönfeld bei Leipzig, 1840 Pfarrer in Bautzen, und 1855 Kirchen- und Schulrath daselbst. Im J. 1846 ernannte ihn die theologische Fakultät zu Leipzig zum Doctor der Theologie. Er starb zu Bautzen am 14. Mai 1868. Wildenhahn veröffentlichte eine Reihe kirchengeschichtlicher Lebensbilder, in denen der geschichtliche Stoff geschickt benutzt, die Darstellung lebendig und klar ist und die Charaktere treu und sicher gezeichnet sind: „Martin Luther" (Lpz. 1850. V. 3. Aufl. 1862), mit den Fortsetzungen „Der Tag zu Augsburg", (Eb. 1863) und „Luther und Melanchthon" (Eb. 1863), „Paul Gerhardt" (Eb. 1845. II), „Johannes Arndt, ein Zeitbild aus Braunschweigs Kirchen- und Staatsgeschichte" (Eb. 1847. II) „Philipp Jacob Spener, eine Geschichte der vergangenen Tage für die unsere" (Eb. 1842. II. 3. Aufl. 1862). Mehrere derselben wurden ins Holländische übersetzt. Von großem Darstellungstalent und glücklicher Auffassung des Volkslebens zeugen seine „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" (Lpz. 1848. II. 2. Aufl. 1852). — Theodor König behandelte die großen Reformatoren „Luther und seine Zeit" (Lpz. 1859. IV), „Ulrich Zwingli" (Eb. 1863. III) und „Calvin" (Eb. 1861. III). Es sind darin die Charaktere im Ganzen richtig aufgefaßt, die besondern Eigenthümlichkeiten und Tendenzen derselben treten kräftig hervor, aber die Romane genügen weder in der Composition, noch in der Haltung, am Wenigsten „Luther", worin die Breite, mit welcher die Nebenverhältnisse ausgeführt werden, die Handlung und den Helden allzu sehr herabdrücken, und untergeordnete Gestalten wie Kaiser Maximilian, Karl V., Ulrich von Hutten oft als Hauptpersonen erscheinen. Der sociale Roman „Ein Bild der Zeit" (Lpz. 1857) entwickelt die Idee, daß das verderbliche Streben nach Reichthum der Charakter unserer Tage sei. Dem „Modernen Jesuitismus" (Lpz. 1852. II) liegt der seltsame Einfall zum Grunde, daß der Jesuitismus veradelt werden solle. Im „Modernen Falstaff" (Lpz. 1854) und „Paul Werner" (Lpz. 1858. II) entfaltet der Dichter ein hübsches komisches Talent. Der treffliche Maler, Dichter und Staatsmann Manuel von Bern wurde von L. Eckardt, Thomas Müntzer von Th. Mundt und Köhler, die Verfolgung der Protestanten in Oesterreich von Lubojatzki, die religiösen Kämpfe zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges von Uechtritz bearbeitet. Friedrich von Uechtritz, geb. 1800 zu Görlitz, studierte in Leipzig die Rechte, wurde 1828 Assessor beim Landgericht in Trier, 1829 in Düsseldorf, 1833 Rath daselbst, trat 1858 in den Ruhestand und lebte seit 1863 in Görlitz, wo er 1875 starb. Als

Romandichter ist er durch „Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit" (Berl. 1851—53. VII) bekannt geworden, die sich zu sehr und zu lang mit den religiösen Kämpfen beschäftigt und überhaupt einen zu großen Umfang hat, als daß sie vom künstlerischen Standpunkt befriedigen könnte. Größere Mäßigung und eine mehr epische Behandlung bewies er in dem „Bruder der Braut" (Stuttg. 1860. III). Die Streitigkeiten der Calvinisten und Lutheraner in der Pfalz wurden von Ebrard, die Secte der Sabbathianer in Polen von Breier bearbeitet. Unter den hervorragenden katholischen Persönlichkeiten wurde Ignaz Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, von Duller und Abbé Rancé, der Stifter des Trappistenordens, von Struensee behandelt. „Papst Ganganelli" (Berl. 1864. III) von Karl Frenzel, schildert die Seelenkämpfe und den Tod Clemens VII., der das Opfer seiner Aufhebung des Jesuitenordens wurde. Der Roman zeugt von reicher Phantasie und geistvoller Behandlung; doch vermißt man Schärfe der Motive und glückliche Verschmelzung der dichterischen Erfindung mit dem Historischen, das sich auch zu sehr vordrängt. In der Fürstin Odescalchi wiederholt sich der dämonische Charakter der „Melusine" (Bresl. 1860), wie der Dichter überhaupt das Phantastische liebt, was sich vorzüglich in der sonst glücklich angelegten „Vanitas" (Hann. 1860 f. III) bemerkbar macht. Die Situationen im „Watteau" (Eb. 1864. II), dem berühmten Maler aus der Zeit der Regentschaft, und in „Charlotte Corday" (Eb. 1864) sind oft originell, immer mit Kunst behandelt. „Die drei Grazien" (Bresl. 1862. III) würden noch größeres Interesse darbieten, wenn das Einzelne klarer hervorträte. Des Dichters Talent erscheint vielleicht in seinen Novellen (Ff. 1860) am Kräftigsten.

Der biographische Roman, zu dessen Betrachtung wir jetzt übergehen, zerfällt in zwei Klassen, in die poetische Darstellung des Lebens historischer und vom Dichter erfundener Personen; aber keine dieser beiden Klassen läßt sich künstlerisch rechtfertigen, denn was die erste Gattung betrifft, so sagt Jean Paul in der „Aesthetik" mit Recht: „Wie die Gallier nach Cäsar ihre Kinder nur mannbar vor sich ließen, so wollen wir den Helden sofort mehrere Fuß hoch sehen, erst darauf könnt ihr einige Reliquien aus der Kinderstube nachholen, weil nicht die Reliquie den Mann, sondern er sie bedeutend macht." Schärfer drückt Hegel das Nämliche aus; nachdem er gesagt, daß Einheit des Helden sich beim biographischen Roman von selbst verstehe, fügt er hinzu: „Soll aber das Epos Eins in sich sein, so muß auch die Begebenheit, in deren Form es seinen Inhalt darstellt, in sich selber Einheit haben, was bei einer Biographie, die mit der Geburt beginnt und mit dem Tode, ja auch nur mit der Heirath endigt, schlechterdings unmöglich ist." Die biographischen Romane, deren Helden vom Dichter erfunden werden, erscheinen weniger häufig als im vorigen Zeitraum, um so mehr wurde die andere Gattung bearbeitet; es wurden nicht bloß berühmte Persönlichkeiten der früheren Zeiten zum Stoff gewählt, es entgieng selbst keine ausgezeichnete Erscheinung der Gegenwart den Romanendichtern, sobald sie die Augen geschlossen hatte, ja es wurden sogar noch Lebende dem Publikum in Romanen vorgeführt. Wir betrachten hier nicht die Romane, deren Helden von dem Dichter erfunden wurden, (es fallen dieselben in die Kategorie der Familien- u. Liebesromane), sondern ausschließlich nur Romane, in welchen historische Personen den Mittelpunkt bilden, worunter wir jedoch die Fürsten, Reformatoren u. A. nicht begreifen, welche nicht bloß als Einzelne, sondern als Repräsentanten ihrer Zeit erscheinen.

Wir beginnen mit den Künstlern und zwar zunächst mit den Malern. Lucas Kranach wurde von Klencke, Niklaus Manuel von L. Eckardt, Rubens von Sternberg, Hogarth von Brachvogel, Watteau von K. Frenzel, unter den Neueren Angelika Kaufmann, (Ff. 1860. II) von einem Ungenannten behandelt, der einen an sich unerquicklichen Stoff, ihre unglückselige Vermählung mit einem Betrüger, mit viel Talent und warmem Gefühl darstellte. Johann Peter Lyser schilderte in den „Neuen Kunstnovellen" (Ff. 1837. II) bedeutende Ereignisse aus dem Leben bekannter Maler, Musiker und andrer Künstler (Correggio, Händel, Bach, Gluck, Mozart, Haydn u. s. w.) lebendig, aber oft nur zu skizzenhaft. Seine „Novellen" (Lpz. 1834) sind roh, französirend und von affektiertem Humor. Verdankenswerth wäre „Das Buch von Rübezahl. Sammlung aller Volksmärchen aus dem Riesengebirge" (Lpz. 1834), wenn die Darstellung würdiger und weniger geschmacklos wäre. — Wilhelm (von) Schadow, geb. am 6. Decbr. 1789 zu Berlin, wurde 1826 Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf, 1843 geadelt mit der Befugniß, seinem Namen den seines Rittergutes Godenhaus beizufügen. Er starb zu Düsseldorf am 19. März 1862. Von ihm besitzen wir eine Novellensammlung, „Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben" (Berl. 1854) voll geistreicher und wohlbegründeter Urtheile über ältere und neuere Künstler, vornämlich Maler, aber in übel gewählter Form. Von Architekten erscheint nur ein einziger in einem Roman, von Theodor Schwarz, Pfarrer auf der Insel Rügen, der unter dem Namen Th. Melas in „Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst" (Hamb. 1834. III) des großen Baumeisters Leben und Wirken von seiner Jugend an bis zu seinem Tode erzählte. Die mannigfaltigen Lokalitäten, in welchen Erwin lebte, (Straßburg, Köln, Niederlande, Schweden, Norwegen) geben dem Dichter Gelegenheit zu lebendigen Schilderungen, die um so wirkungsvoller sind, als sich der Dichter dabei in mäßigen Grenzen hält, und sie zu den Stimmungen der Personen in lebensvoller Beziehung stehen. Manche Episoden erscheinen als müßig, z. B. das Zusammentreffen Erwins mit Albertus Magnus und Thomas von Aquino, wie überhaupt die Composition ohne künstlerische Abrundung ist. Von tiefer Einsicht in die Kunst zeugen des Dichters Betrachtungen über Architektur. „Jos. Sannazar" (Straß. 1837. II) von Demselben ist eine alltägliche Liebesgeschichte voll Ueberschwenglichkeit und Unmöglichkeiten, in der der Bekehrungseifer der katholischen Geistlichkeit

zur Anschauung gebracht werden soll. „Der warnende Hausgeist. Eine schwedische Predigeridylle" (Lpz. 1846) behandelt das Thema, daß das wahre Glück nur in der Liebe besteht, eine Convenienzheirath daher nie zu demselben führen kann. — Mehrfache Behandlung wurde den großen Componisten zu Theil; Mozart wurde von Breier, Rau und Eduard Mörike bearbeitet, dessen „Mozart auf der Reise nach Prag" (Stuttg. 1856) nicht auf wahrer Begebenheit, sondern auf freier Erfindung des Dichters beruht, durch welche der Dichter die Genialität des großen Künstlers zur klaren Anschauung bringt. Größeren, aber, wie wir glauben, unverdienten Beifall erwarb sich Mörike durch seinen „Maler Nolten" (Stutt. 1832), in welchem zwar reiche Phantasie und poetisches Talent nicht zu verkennen ist, aber Composition und Ausführung als verfehlt bezeichnet werden muß. Die Handlung ist zu phantastisch abenteuerlich, auch ist sie zu compliciert, zu reich, um zur Einheit gelangen zu können. Die Episode vom lustigen Räuber Jung Volker hängt nicht organisch mit der Haupthandlung zusammen, während die vom Schattenspiel mit derselben glücklicher verbunden ist. Unter den Personen ist der Held, der nur als Spielball seiner Umgebungen erscheint, am Wenigsten gelungen; widerlich und nicht nothwendig ist es, daß Constanze sich Preis giebt, um Nolten und dessen Freund Larckans aus dem Gefängniß zu befreien. Endlich ist der Titel Maler Nolten unpassend, da der Held als Künstler ganz zurücktritt. Auch die „Vier Erzählungen" (Stuttg. 1856) sind im romantischen Sinne, zum Theil in der Weise E. Th. A. Hoffmanns geschrieben. Am Gelungensten sind die Märchen, die durch reichen und gemüthlichen Humor belebt sind. — Beethoven wurde von Rau, Friedemann Bach von Brachvogel, sodann von Ernst Ortlepp (Leipzig 1836) in phantastisch willkürlicher Behandlung bearbeitet, doch mit größerem Talent als „Cölestin" (Lpz. 1833) und „Die Geächteten" (Eb. 1840), deren ärmliche Erfindung meist aus Nachklängen anderer Dichtungen besteht. Beethoven bildet ferner einen Abschnitt in den „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten" (Lpz. 1861. II) von Wolfgang Müller, in welchen auch Immermann besprochen ist. Desselben „Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten" (Lpz. 1862. II) stellen den Widerspruch der Anforderungen des Adels mit den Fortschritten der Zeit in gut erfundener und meist geschickt entwickelter Erzählung dar. „Von drei Mühlen. Ländliche Geschichten" (Lpz. 1865) behandeln einfache, aber durch lebenswarme Darstellung und gute Charakteristik anziehende Erzählungen. Carl Maria von Weber wurde von Rau und der Italiener Rossini von Oettinger behandelt.

Die großen Schauspieler des vorigen Jahrhunderts Eckhoff und Charlotte Ackermann bilden den Stoff zweier Romane von Otto Müller. Ludwig Devrient erscheint in Novellen von H. Smidt. Den als Schauspieler und dramatischer Dichter berühmten Ferdinand Raimund und die Wiener Schauspielerin Therese Krones behandelte der als Possendichter im dritten Band erwähnte Adolf Bäuerle. Am 9. April 1786 in Wien geboren, trat derselbe nach zurückgelegten Prüfungen in den Staatsdienst, gründete 1804 die Wiener Theaterzeitung, gab 1808 seine Entlassung als Beamter und wurde 1820 Sekretär des Leopoldstädter Theaters. Seine zerrütteten Vermögensumstände zwangen ihn, aus Deutschland nach Basel zu flüchten, wo er am 20. September 1859 starb. „Ferdinand Raimund" (Wien 1855. III) und „Therese Krones" (Eb. 1854. V), die unter dem Namen Otto Horn erschienen, sind unterhaltende Darstellungen nicht bloß der genannten Künstler und der Wiener Theaterwelt, sondern des Wiener Lebens überhaupt, in denen sich der naive Humor des Possendichters oft in höchst ergetzlicher Weise kundgiebt, der aber mit den tragischen Elementen der Romane hie und da im Widerspruch steht. Weniger Anklang fand „Direktor Karl" (Wien 1856), „Aus den Geheimnissen eines Wiener Advokaten" (Eb. 1854), „Die Dame mit dem Todtenkopf in Wien" (Eb. 1855) u. a. m. — Unter den berühmten Sängerinnen fand Henriette Sonntag doppelte Bearbeitung, von Rellstab und Gundling; die geniale Mara, geb. Schmehling wurde von Sternberg, die berühmte Pariser Sängerin Sophie Arnould von Oettinger, die nicht weniger berühmte Italienerin Faustina Bordoni, Frau des bekannten Musikers Hasse, von Elise Polko, geb. Vogel, der Schwester des durch seinen Muth und seinen tragischen Tod bekannten Afrikareisenden Dr. Vogel behandelt, die, am 31. Januar 1830 in Leipzig geboren, schon früh großes Talent für Musik und Dichtkunst zeigte, ernste und fruchtbare Studien machte, die sie in ihren Schriften niederlegte. Sie lebt seit 1877 in Frankfurt am Main. „Faustina Hasse. Musikalischer Roman" (Lpz. 1866. II) ist mit Liebe und gründlicher Kenntniß der Verhältnisse geschrieben. Das schöne Darstellungstalent der Dichterin, so wie ihr weiblich zarter Sinn offenbart sich schon in den lieblichen „Musikalischen Märchen, Phantasien und Skizzen" (Lpz. 1852), die von tiefem Gefühl für Natur und Kunst durchdrungen sind, und worin sie eine eben so gemüthvolle als tiefe Erfassung der bedeutendsten Componisten beweist. Einen unglücklichen Stoff behandelte sie in dem Roman „Ein Frauenleben" (Lpz. 1854. II). Ein Weib, das eine Liebe nach der andern wie einen Handschuh auszieht, sich scheiden läßt, weil sie in neue Leidenschaft verfällt, ist eine zum Wenigsten nicht wohlthätige Erscheinung. Viel erfreulicher sind ihre „Novellen aus der Künstlerwelt" (Lpz. 1857) und die „Neuen Novellen" (Lpz. 1860—77. XVII), die gut erfunden und anmuthig erzählt sind.

Am Häufigsten geben die Dichter, und zwar vorzugsweise Deutsche, doch auch manche fremde, Stoff zu romanhafter Bearbeitung. Ludwig Lang versuchte nicht ohne Glück in „Wolfram von Eschenbach" (Stuttg. 1859) den großen Dichter des 13. Jahrhunderts zum Helden eines Romans zu machen; Erfindungs- und Combinationsgabe ist darin nicht zu verkennen. Der talentvolle und unglückliche Christian Günther wurde von E. Willkomm, dann auch von Eye und Bürkner bearbeitet. Robert Bürkner entwickelte in „Christian Gün-

ther. Scenen aus einem Dichterleben." (Lpz. 1842) das traurige Schicksal des Dichters mit poetischem Sinn und psychologischem Scharfblick. Johann Ludolf August von Eye, geb. am 24. Mai 1825 zu Fürstenau in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Osnabrück, wo die Freundschaft mit einem jungen Künstler ihn zu Versuchen in eignen Compositionen veranlaßte. Nach bestandenem Examen bezog er 1845 die Hochschule Göttingen, wo er nach dem Wunsch seines Vaters Jurisprudenz studieren sollte, sich aber mit Kunstgeschichte, Philosophie und Geschichte beschäftigte, Studien, die er auch später in Berlin mit Eifer betrieb. Im J. 1853 folgte er einem Rufe an das Germanische Museum in Nürnberg, wo er eine Reihe von kunstgeschichtlichen Schriften veröffentlichte. Hier ist nur sein Roman „Eine Menschenseele. Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert" (Nördl. 1862) zu erwähnen, worin er, an Günthers Leben anschließend, eigene Schicksale, Empfindungen und Gedanken in möglichst schonender Form darstellte. — Johann Arnold Ebert, Lessing, Gleim, die Karschin und Herder wurden von Klencke, Lessing auch von Sternberg und die Karschin von Heeringen, der unglückliche Dichter Kuh von Auerbach, Bürger von Otto Müller und Uffo Horn, Fr. Leopold Graf von Stolberg von Klencke und Hölty von Voigts bearbeitet. Friedrich Voigts, geb. am 31. Okt. 1792 zu Hannover, besuchte das dortige Lyzeum, konnte aber aus Mangel an Mitteln seine Studien nicht fortsetzen. Er erhielt eine Anstellung beim Steuercollegium, wurde Obersteuerrevisor und starb am 21. Nov. 1861. „Hölty" (Hann. 1844) ist bei dessen Kränklichkeit, die ihn so früh ins Grab brachte, kein besonders glücklicher Stoff, doch hat ihm Voigts durch eingehende Schilderung der Göttinger Zustände, insbesondere des Hainbundes, Interesse zu verleihen gewußt. Die „Novellen" (Lpz. 1848. II) von Voigts sind gehaltreich und mit poetischem Sinn, doch zu entschieden im Geist der Romantiker geschrieben. Der geniale und unglückliche Schubart ist von Brachvogel und von Adolf Weisser bearbeitet worden, dessen „Schubarts Wanderjahre, oder Dichter und Pfaff" (Hamb. 1855. II) weniger den Dichter als den Menschen schildern, aber ihn eben dadurch als Dichter lebendig charakterisieren, weil bei Schubart der Dichter nur aus dem Menschen zu verstehen ist. Des Nämlichen „Volksgeschichten aus der Schweiz" (Zürich 1856. II) sind frisch und anschaulich erzählt, während im socialen Roman „Der Tanz um das goldene Kalb" (Stuttg. 1859. II) die künstlerische Behandlung vermißt wird. — Schiller wurde von Herm. Kurz und J. Scherr, Jean Paul von Rau und Oelckers bearbeitet, von Diesem unter dem Titel „Jean Paul. Novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters" (Lpz. 1846. II) in eigenthümlicher Weise, da Jean Paul darin den Hintergrund zu einer Prozeßgeschichte bildet und daher ganz untergeordnet, ja überflüssig ist. Die übrigen Romane dieses Dichters „Tolle Welt" (Lpz. 1843. II), „Fürst und Proletarier" (Eb. 1846. II) und „Der ewige Jude" (Lpz. 1844. III) sind noch ungenügender. Beim letzten wußte der Verfasser gewiß nicht, was er eigentlich wollte. Dagegen sind die „Humoristischen Geschichten" (Lpz. 1864. IV) gut erfunden und lebhaft erzählt. — Der durch seine ästhetische Schriften rühmlichst bekannte Adolf Zeising schrieb „Meister Ludwig Tiecks Heimgang" (Ff. 1854), worin er eben so geschmackvolle, als tiefe und feine Betrachtungen einwebte. Das Hauptmotiv in der „Reise nach dem Lorbeerkranze. Humoristisches Lebensbild." (Berl. 1861. II) ist nicht neu (ein Kantor will seine Tochter nur einem großen Musiker geben), aber selbstständig und mit heiterem Humor ausgeführt. In „Hausse und Baisse. Ein Roman aus der Gegenwart." wird das epische Element vom didaktischen zurückgedrängt. Gleich gelungen in Composition, Charakteristik und Darstellung ist „Gunst und Kunst. Roman aus den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts" (Eb. 1865. III). Wenn auch „Joppe und Crinoline" (Lpz. 1865. III) in Anlage, Ausführung und Darstellung als vortrefflich bezeichnet werden muß, so streitet die Handlung doch zu sehr gegen alle Wahrscheinlichkeit, als daß das Ganze befriedigen könnte. Denn es ist nicht denkbar, daß eine hochgebildete Dame sich als Magd bei einem Bauern, dem Vater ihres Geliebten, verdinge, um Diesen, einen zwar durchaus ehrenhaften, aber ungebildeten Burschen heirathen zu können. Hölderlin und Theodor Körner wurden von Rau, Immermann von Wolfgang Müller, Braun von Braunthal von Diesem selbst behandelt. Unter den nichtdeutschen Dichtern wurde Shakespeare von Heinrich König und Rau, Milton von Max Ring, Byron von Ernst Willkomm, Petrarca von Otto Müller, Alfieri von Amely Bölte, Molière von Sternberg, Beaumarchais von Brachvogel bearbeitet.

Auch die Gelehrten fanden zahlreiche Behandlung, die jüdischen Philosophen Spinoza und Mendelssohn von Auerbach, Leibniz von Klencke und von Wilhelm Andreä, in dessen „Leibniz" (Lpz. 1863. II) die vielfältige Bedeutsamkeit des großen Mannes zur Anschauung gelangt, mit dem romanhaften Element geschickt verbunden wird und die Sittenzustände, besonders der mittleren und untern Klassen gebührende Berücksichtigung finden. Der große Astronom Kepler wurde von Julie Pfannenschmied behandelt. Dieselbe, bekannter unter ihrem Mädchennamen Julie Burow, wurde im Jahr 1806 zu Kydullen in Ostpreußen geboren, war seit 1830 mit dem Baumeister Pfannenschmied in Danzig verheirathet, mit dem sie später nach Bromberg übersiedelte, wo sie am 19. Febr. 1868 starb. „Johannes Kepler" (Prag 1858. III) ist zu weichlich gehalten, auch ist die Bedeutsamkeit des großen Mannes nicht tief genug erfaßt. Ueberhaupt ist ihr Talent mehr für Darstellung des Familienlebens, der einfachen bürgerlichen Verhältnisse geeignet; nur ist zu bedauern, daß sie zu sehr nach dem Außerordentlichen, Seltsamen, selbst moralisch Widrigen strebt, und die Geschlechtsverhältnisse nicht mit der nöthigen Zartheit behandelt, so im „Frauenloos" (Königsb. 1850. II), in „Walther Kühne" (Bromb. 1860), in „Künstlerliebe" (Prag 1859), worin

Feinheit der Beobachtung nicht abzusprechen ist. Auch im Roman „Aus dem Leben eines Glücklichen" (Königsb. 1852. III), dessen Plan einfach und verständig ist, und worin die Charakterschilderungen vortrefflich sind, geht es nicht ohne Verführungsgeschichten ab. Zu ihren besseren Produktionen gehört „Der Glücksstern" (Bromb. 1857), in welchem die Begebenheiten zwar ungewöhnlich sind, aber doch als wahr erscheinen, weil sie dem Charakter der handelnden Personen entsprechen. In den „Erinnerungen einer Großmutter" (Prag 1856. II), in den „Kindern des Hauses" (Wien 1863) und in „Der Armuth Leid und Glück" (Lpz. 1857. III) ist die Wirklichkeit mit poetischem Sinne erfaßt und dargestellt. Im Roman „Den Frieden finden" (Bromb. 1864) wird erzählt, daß zwei Frauen den Frieden finden, die Eine im Kloster, die Andre auf der Bühne; es ist Dieß wohl möglich, aber bekanntlich ist der Friede gewöhnlich weder hinter den Klostermauern, noch hinter den Coulissen zu finden. Ihre „Novellen" (Lpz. 1854. II), so wie die „Bilder aus dem Leben" (Eb. 1854) sind gut und oft ergreifend erzählt; die Liebe und Opferungsfähigkeit des Weibes ist darin mit Glück und poetischem Sinn geschildert. Der Abt Jerusalem, der originelle Beireis, und der große Naturforscher Swammerdamm wurden von Klencke, Winckelmann von Sternberg und Amely Bölte, E. M. Arndt von Willkomm, Alex. v. Humboldt von Rau und der große Giordano Bruno (Hamb. 1846) von Ferdinand Falkson bearbeitet, der jedoch die ganze Großartigkeit des Märtyrers nicht zu erfassen vermochte. Mathilde Raven, geb. Beckmann, welche den großen Astronomen Galilei behandelte, wurde am 16. Febr. 1817 zu Meppen in Hannover geboren, verlebte eine ziemlich wechselvolle Jugend, verlobte sich 1843 mit dem Kandidaten Raven in Osnabrück, den sie später heirathete, zog 1853 mit ihm nach Celle, als er zum Anwalt am dortigen Obertribunal ernannt worden war. Sie nahm an den politischen Bewegungen lebhaften Antheil und trat namentlich in mehreren Flugschriften als Vertheidigerin des Nationalvereins und seines Präsidenten Bennigsen auf. Seit 1870 Wittwe, lebt sie jetzt in Berlin. Ihr Roman „Galileo Galilei" (Lpz. 1860. II), an welchem sie vier Jahre lang arbeitete, zeugt von gründlicher Kenntniß der Zeit und der wissenschaftlichen Fragen, die mit Geschick in die Handlung verflochten sind. Die handelnden Personen sind glücklich charakterisiert, außer dem Helden zunächst dessen Freund, Papst Urban VIII., der sich in der Angelegenheit des großen Mannes von jesuitischen Intriguen bestimmen ließ. Das Werk ist freilich, wie schon der Stoff bedingte, nur der Form nach ein Roman, aber bei dem Ernst und Fleiß der Bearbeitung von nachhaltigem Interesse. Ihre darin sich aussprechende freie Gesinnung machte sich schon in dem früheren Roman „Welt und Wahrheit" (Düsseld. 1851. IV) bemerkbar, in welchem sie die unberechtigten Anmaßungen der Aristokratie mit Wärme bekämpfte. „Eine Rolle Gold" (Lpz. 1864.) beruht auf einer guten Erfindung, die sich mit psychologischer Wahrheit entwickelt. Die widrige Wirkung, welche die gemeine Handlung des Helden macht — er bestiehlt einen Kaufmann — wird dadurch gemildert, daß die That mehr eine Folge Leichtsinns als gemeiner Gesinnung ist, und daß er gerade durch dieselbe zur vollständigsten Umkehr gelangt. Ihre zwei Erzählungen: „Hermine. Der Briefträger" (Hann. 1856) sind gut angelegte und gewandt erzählte Criminalgeschichten. — Der Abenteurer Baron Neuhof wurde von Braun von Braunthal, die Staatsmänner Graf Kaunitz von Sacher-Masoch, Mirabeau und Robespierre von Theodor Mundt, Cavour von Grabowski, und Mirabeau, wie schon erwähnt, auch von O. L. B. Wolff behandelt. — Von Darstellungen bedeutender Feldherrn und Krieger sind Sickingen von Bischoff, Wallenstein von Ernst Willkomm und Herloßsohn, Derfflinger von Proschko, Prinz Eugen von Klara Mundt, Friedrich von der Trenck von L***, dann Franz von der Trenck von Breier und L***, Kosciusko von Rau und Garibaldi von Rau, Klara Mundt und Grabowski zu erwähnen, und von berühmten Frauen wurden Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans von Sternberg, Franziska von Hohenheim, Frau von Stael und Frau von Krüdener von Amely Bölte behandelt.

Die meisten der erwähnten biographischen Romane wurden von den Dichtern als culturhistorische Romane bezeichnet, und allerdings nicht mit Unrecht, da bei Behandlung der Lebensschicksale der bedeutenden Erscheinungen, mit denen sie sich beschäftigen, die Culturverhältnisse der betreffenden Zeiten nothwendig mit mehr oder weniger Ausführlichkeit entwickelt werden mußten. Bei den eigentlichen culturhistorischen Romanen sind aber die Personen und selbst die Begebenheiten nur untergeordnet, es sind diese nur Portraits oder Skizzen, an denen das Kleid oder der Rahmen, d. h. die Darstellung der Sitten, Gebräuche, der besondern Erscheinungen die Hauptsache ist. Aber eben deshalb sind sie an sich eben so wenig statthaft, als die beschränkt psychologischen Romane, denn sollen sie ihren Hauptzweck erfüllen, so muß nothwendig die künstlerische Behandlung zurücktreten. Die Form ist ihnen nur Mittel, was bei einem Kunstwerk nie der Fall sein sollte. Der gute historische Roman wird auch die Culturzustände immer berücksichtigen und sie besser darstellen, als der einseitige culturhistorische, weil er sie lebendiger objectiviert. Uebrigens drängt sich bei der Betrachtung der culturhistorischen Romane die Bemerkung auf, daß die Verfasser oft von Dingen sprechen, die sie nicht verstehen und daher in Phrasenhaftigkeit ausarten. Die culturhistorischen Romane, die besonders seit der Julirevolution auftauchten und um so mehr an Zahl und Bedeutung zunahmen, je lebendiger das Gefühl der Unbehaglichkeit über die socialen und politischen Zustände wurde, erscheinen nach den besondern Fragen, die sie behandeln, als religiöse, politische und speziell sociale Romane, an die sich die Criminalgeschichten und Mysterien anschließen.

Unter religiösen Romanen begreifen wir nicht bloß diejenigen, welche zum Zwecke haben, das religiöse Leben zu fördern, sondern auch diejenigen, welche bestimmten Richtungen ent-

weder huldigen oder ihren Uebergriffen und Ausschweifungen entgegentreten. Am Zahlreichsten erscheinen die ultramontanen oder Jesuitenromane, von welchen jedoch nur unter den schon genannten die von Bischoff und August Lewald im Sinn und Geist des Jesuitismus geschrieben sind, während alle übrigen, nämlich die Romane von Auerbach, Therese von Bacheracht, Braß, Breier, Duller, K. Frenzel, Th. Griesinger, Gundling, Gutzkow, Hesekiel, T. König, Kühne, Meißner, Mühlfeld, Ring, H. Schmid, Vollmer und Willkomm den Jesuitismus mit mehr oder weniger Schärfe bekämpfen. Unter den hieher gehörigen Dichtern, die noch zu erwähnen sind, zeigten sich nur Alban Stolz und W. Gärtner als Anhänger des extremen Ultramontanismus. Alban Stolz, geboren im J. 1808 zu Bühl in Baden, seit 1847 Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, charakterisiert sich selbst, wenn er irgendwo sagt: „Ich bemerke, daß ich eine sehr unliebsame Person bin und zwar in solchem Grade, daß, wenn mir Einer begegnen würde, der mir ganz gliche, ich einen erheblichen Widerwillen gegen ihn fassen würde." Und in der That, die Grobheit, mit welcher er in seinem „Kalender für Zeit und Ewigkeit" (seit 1843), in den von ihm herausgegebenen und wahrscheinlich auch verfaßten „Zuchthausgeschichten von einem ehemaligen Züchtling" (Münster 1853. II) gegen den Protestantismus verfährt, muß Widerwillen erregen, wenn man auch den Humor anerkennen muß, der ihm zu Gebote steht. Der „Mac Lalor" (Wien 1845. II) von Wilhelm Gärtner sucht, die Berechtigung der katholischen Kirche als der alleinseligmachenden nachzuweisen. Den Jesuitismus in seinem unheilvollen Einfluß auf Staats- und Familienleben, so wie auf die Religiosität stellen Gihr, Krüger, Steub und Tiedemann in ihren Romanen dar. Johann Gihr aus Solothurn, in Stuttgart lebend, hat die ultramontanen Anmaßungen und Heucheleien in dem Roman „Zwischen braunen und schwarzen Kutten" (Stuttg. 1863) mit kräftigen Zügen geschildert. Unter dem Namen Franz von Sonnenfeld gab er „Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland" (Basel 1858) und „Aus den Schweizerbergen. Neue Geschichten. (Glogau 1861), welche zwar an poetischem Werth vielen andern Dorfgeschichten nachstehen, dieselben aber an Schärfe und Wahrheit der Beobachtung übertreffen. Ludwig Steub, geb. im Jahr 1812 zu Aichach in Oberbayern, studierte in München Philologie, später die Rechte, gieng 1834 nach Griechenland, wo er bis 1836 als Beamter der Bayrischen Regentschaft lebte. In die Heimat zurückgekehrt, lebt er seitdem in München als Rechtsanwalt und Notar. Er wurde zunächst durch seine Schriften über die Ethnographie der Alpenländer, so wie durch seine Reiseschilderungen bekannt, doch verdienen auch seine Romane und Novellen Anerkennung. „Der schwarze Gast" (Münch. 2. Aufl. 1863) schildert das Treiben der schwarzen Partei in Tirol, ihre gegen die Protestanten gerichteten Machinationen mit Leidenschaft, aber nicht unwahr. Sein größerer Roman „Deutsche Träume" (Braunschw. 1858. III) bringt die Schwärmereien von einem Deutschen Kaiser, einem Deutschen Parlament, von einer Deutschen Flotte, von Macht nach Außen, von Wiedergewinnung der abgerissenen Provinzen u. dgl. nebst den Verfolgungen der Schwärmer zur lebendigen Anschauung. Diesen Schwärmereien steht die Schilderung des Spießbürgerthums, der Stellenjägerei, der polizeilichen Willkür, des phrasenreichen Liberalismus gegenüber. Die Charaktere sind mit Geschick gezeichnet, die verschiedenen Minister, Präsidenten und Räthe, der Landvogt von Schirges, der ehrenwerthe Bürgermeister und Landstand Daxelhuber, der reiche Gemeinderath Zochinger, der kein deutsches Vaterland braucht, weil er mit seinem Geld überall leben und genießen könne, die alte Schmidin mit ihrer fixen Idee von der baldigen Ankunft des alten Barbarossa, und, dem schwärmerischen Helden gegenüber, der Forstaktuar Kunz, der alle Hoffnung auf Deutschlands Selbsterhebung verliert und deshalb nach Amerika auswanderte. Die Handlung ist jedoch nicht wohlgegliedert, überhaupt ist die Anlage verfehlt, Manches ist in der Ausführung prosaisch, Manches unwahrscheinlich, aber Einzelnes ist auch von großer Schönheit, z. B. die Schilderungen aus den Polizeilokalen, der Gewissenlosigkeit der Richter, wobei der Dichter ohne Zweifel Bayern während der dreißiger Jahre im Auge hatte. Die Sprache ist im Ganzen schön, doch nicht frei von Provinzialismen. Die „Novellen und Schilderungen" (Stuttg. 1853) enthalten vieles Treffliche, z. B. „Das Seefräulein", in welcher die Wirklichkeit in märchenhafter Umhüllung erscheint, „Der Staatsdienstaspirant" und „Die Trompete", worin die Erbärmlichkeit der Zustände mit Humor, aber auch mit scharfer Ironie dargestellt werden. Oswald Tiedemanns „Ein Jesuit" (Lpz. 1854. II) ist verfehlt. Der Held ist eine nichtswürdige Erscheinung, nicht als Jesuit, sondern als Mensch; er konnte eben so gut ein Beamter, ein Baron oder ein Proletarier sein. Abgesehen davon ist die Anhäufung des Gräuelhaften und wahrhaft Unmenschlichen widerlich. Ein zweiter Roman „Aus der Welt des Herzens" (Zwickau 1854. II) ist geschmacklos. Von dem als dramatischer Schriftsteller schon erwähnten J. Krüger ist „Ein Jesuit und sein Zögling" (Altona 1864) zu nennen, worin er einen schon früher behandelten Stoff wiederholte. Nicht ohne Interesse sind seine Novellen „Wie Leute reich werden" (Eb. 1864) und „Die Tochter der Grille" (Eb. 1864).

Gegen die Pietisten und Orthodoxen gerichtet sind die schon erwähnten Romane von Gutzkow, Hesekiel, Klencke, Otto Müller, Luise Otto, Rau und Ring; außerdem sind noch Friedrich und Wartenburg zu nennen. Eduard Keller hat in „Werner, oder das Opfer des Pietismus" (Oschatz 1849. II) durch den Titel schon die Tendenz seines Romans bezeichnet. F. Friedrich schrieb einen Roman „Die Orthodoxen" (Lpz. 1857. II), worin die Heuchelei unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, die Unterdrückung der Wissenschaft und Aufklärung, die Herrschsucht der protestantischen Geistlichkeit mit oft zu grellen Farben geschildert wird. „Des Zweiflers Umkehr" (Lpz. 1858. II) ist unmotiviert und mehr reflektierend als

erzählend. Karl Wartenburg, geb. in Gera am 13. Nov. 1826, studierte 1847—1851 in Leipzig die Rechtswissenschaft und machte die Staats- und Notariatsprüfung. Im J. 1849 als Student in eine Untersuchung wegen Hochverraths verwickelt, wurde er zu 18 Monaten Gefängniß verurtheilt, doch nach einigen Monaten entlassen. Da er in seiner Heimat zum juristischen Beruf nicht zugelassen wurde, widmete er sich der schriftstellerischen Laufbahn. Nach längerem Aufenthalt in Hamburg, Brüssel und Paris kehrte er nach Gera zurück, wo er das „Norddeutsche Wochenblatt" redigiert. Der Roman „Eine vornehme Frau" (2. Aufl. Gera 1869) schildert die Heuchelei der Pietisten und zeigt, wie sie zum Katholizismus führt. Gut gemeint ist „Gerichtet und gerettet" (Lpz. 1868. II), das den Materialismus zum Theil nicht ohne Geschick bekämpft, sich aber in Wiederholungen verliert. Viele wahre und gute Gedanken finden sich in den „Vätern der Stadt" (Eb. 1859. III), worin die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der Selbstregierung in der Gemeinde nachgewiesen wird. Viele Züge darin sind höchst ergetzlich. „Eine Verlorene" (Eb. 1856) schildert das sittenlose Leben in Paris, es ist Dies ein unpoetischer Stoff, der zudem zu Ungeheuerlichkeiten aller Art verleitet. Die „Neuen Propheten" (Eb. 1861. II) führen in die Zeit der Reaktion nach der mißlungenen Revolution von 1848 und charakterisieren die damaligen Ansichten der Fürsten und ihrer Staatsmänner nicht ganz ohne Uebertreibung.

Mit Ausnahme einiger Jugendschriftsteller, von denen erst später die Rede sein wird, sind es vorzüglich Frauen, deren Romane pietistische Färbung haben. Neben Auguste Sievert, deren gut gemeinte, aber alltägliche Erzählungen „Bilder aus dem Alltagsleben" (Halle 1860), „Gertrud" (Eb. 1860), „Der grüne Winkel" (Eb. 1862) u. s. w. zwar einseitig pietistisch gehalten sind, aber nicht mit der Frömmigkeit prunken, sind es vorzüglich Marie Nathusius und der Verfasser von Eritis sicut Deus, welche Bedeutung gewonnen haben. Marie Nathusius, geb. Scheele, am 10. März 1817 zu Magdeburg geboren, kam schon in den ersten Kinderjahren nach Calbe an der Saale, wohin ihr Vater als Superintendent berufen worden war. Nach glücklich verlebter Jugend heirathete sie 1841 den Gutsbesitzer Philipp Nathusius, der sie 1841 und 1849 auf größeren Reisen begleitete und mit welchem sie 1849 nach Neinstedt bei Quedlinburg übersiedelte, wo sie als Mutter einer blühenden Kinderschaar am 22. Dezember 1857 starb. Das Leben der Dichterin war ihrer Familie und der ausgebreitetsten Wohlthätigkeit gewidmet; wenn die fromme christliche Gesinnung mit dem Leben nicht im Widerspruch steht, wie es leider bei so Vielen der Fall ist, wenn die Gesinnung vielmehr ins Leben thatsächlich übergeht, so muß man gegen eine solche Natur die tiefste Verehrung fühlen. Wie Marie Nathusius im Leben war, so war sie auch in ihren Schriften, die sie zunächst der weiblichen Jugend der höhern Stände widmete. Unter ihren zahlreichen Erzählungen sind vorzüglich auszuzeichnen das „Tagebuch eines armen Fräuleins" (Halle 1853), das, von einem Edelmann aus Armuth und Noth gerettet, ihn durch ihre Hingebung und Anspruchslosigkeit beglückt. „Die alte Jungfer" (Eb. 1857), worin in gut erfundener Fabel dargethan wird, wie auch „alte Jungfern" zum Glück gelangen können, indem sie Glück verbreiten, und ihr letztes wie bestes Werk „Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt." (Halle 1858. 1—3. Aufl.) enthält treffliche Bilder aus dem Familienleben. Von frommer Gesinnung durchdrungen sind auch „Christfried" (Eb. 1858) die „Kleinen Erzählungen" (Ebend. 1858), die „Dorf- und Stadtgeschichten" (Ebendas. 1858). Mehrere derselben sind ins Englische, Französische, Holländische, Dänische und selbst ins Lettische übersetzt worden; alle haben große und verdiente Verbreitung gefunden, die vielleicht noch bedeutender wäre, wenn die Herrnhutische Ausdrucksweise vermieden worden wäre. — Einen ganz entgegengesetzten Eindruck macht „Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman." (Hamb. 1854. III), in welchem aus jeder Zeile der Spruch hervorguckt „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Dieser". Der unbekannte Verfasser sagt, daß er durch das „Leben Jesu" von Strauß, ja gleichsam durch göttliche Offenbarung getrieben worden sei, das Buch zu schreiben, was sich freilich mit den darin enthaltenen Bosheiten nicht wohl vereinigen läßt. Er will nämlich darin nachweisen, daß alles Uebel von den Universitäten, von der modernen philosophischen Bildung herrühre, was er durch gemeine Klatschereien zu erreichen sucht, wie denn die ganze Schrift von der größten Lieblosigkeit zeugt, deren ein Frömmler fähig ist. Der Roman ist übrigens ohne alle Kunst geschrieben und arm an Erfindung. Eine Masse von Figuren, die nach und nach wieder verschwinden, sind offenbar nur dazu eingeführt, um irgend einen Hieb auf die jetzige Bildung zu führen. — Agnes Gräfin Schwerin schrieb „Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild" (Lpz. 1852. II), welchem Ueberzeugung nicht abzusprechen ist, doch kann selbst diese das Urtheil nicht mildern, daß der Pietismus mit seiner Ausschließlichkeit, seiner stolzen Demuth ein Seitenstück des Jesuitismus ist. Der Roman ist übrigens nicht ohne Werth. „Was ich den Vögeln abgelauscht. Eine Phantasie." (Berl. 1851) erzählt die Liebesgeschichte einer Amsel mit einem Stieglitz und die Unterhaltung dieser mit andern Vögeln, welche nach und nach ihre Beobachtungen berichten, d. h. Geschichten aus dem Leben einzelner Menschen. Diese Geschichten sind nicht übel erzählt, aber die Einkleidung ist doch gar zu gesucht, was auch am Styl zu tadeln ist. In derselben Weise wie hier die Vögel, erscheinen die Thränen in den „Echten Perlen gefunden in dem Meer des Lebens" (Berl. 1854), deren Sprache ebenfalls gesucht und geschraubt ist.

Auch die deutsch-katholische Bewegung lieferte den Stoff zu mehrern Romanen, von welchen wir die von Gutzkow und Lubojatzki schon erwähnt haben. Außerdem ist Luise Otto zu nennen, die in „Römisch und Deutsch" (Lpz. 1847. IV) den Kampf der religiösen Erhebung gegen das Papstthum schildert, gegen das sie einen glühenden Haß fühlt, der auch in „Cäcilie Telville" (Lpz. 1852. III) und in „Eine Grafenkrone" (Eb.

1857. III) durchbricht. Nicht weniger leidenschaftlich ist „Ludwig der Kellner" (Lpz. 1843. II), der gegen die Standesunterschiede gerichtet ist, so wie „Vier Geschwister" (Dessau 1852. II), worin die traurigen Zustände der Gegenwart als Folgen der politischen und socialen Einrichtungen geschildert werden. In „Schloß und Fabrik" (Lpz. 1846. III) wird erzählt, daß ein Fabrikbesitzer seine Arbeiter mißbraucht und bedrückt, um sein Vermögen zu vermehren, so daß ein Aufstand ausbricht, der durch Waffengewalt unterdrückt wird. Dem Fabrikanten gegenüber steht ein Edelmann, der zwar als stolz, aber zugleich als Vater seiner Unterthanen dargestellt wird, was mit den sonstigen Beobachtungen der Dichterin im Widerspruch steht. In allen diesen Romanen ist das Haschen nach Effekt sichtbar, noch viel mehr ist dieß aber der Fall in „Zwei Generationen" (Lpz. 1856. III) und den „Erben von Schloß Ehrenfels" (Eb. 1860. III). „Kathinka" (Eb. 1844) behandelt die Frage von der Emancipation der Frauen. Obgleich zu breit gehalten, ist „Andreas Halm" (Eb. 1856. III) Einer ihrer besten Romane, eben so „Nürnberg" (Prag 1859. III), worin die Dichterin ein getreues, aber poetisch nicht genügendes Bild des Lebens in der alten Reichsstadt während des 15. Jahrhunderts giebt, und dieses durch die meist gelungenen Gestalten bedeutender Persönlichkeiten belebt wird, unter welchen Kaiser Maximilian, dessen lustiger Rath Kunz von der Rosen, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Hans Sachs u. A. hervorragen. In den Novellen „Kunst und Künstlerleben" (Berl. 1863) wird das Streben und Leiden musikalischer Talente, und in den „Mädchenbildern aus der Gegenwart" (Lpz. 1864) die aufopfernde Liebe, von der die Dichterin selbst ein Beispiel ist, mit warmem Gefühl dargestellt. In allen ihren Romanen und Novellen spricht sich die wärmste Begeisterung für Freiheit und Größe des Vaterlandes so wie für Fortschritt aus, oft in kecken Ausdrücken, aber in einer nicht immer korrekten Sprache.

Zu den culturhistorischen Romanen sind ferner die politischen zu zählen, von denen die von Gisèke, Gutzkow, Alfred Hartmann, Heigel, Hesekiel, Uffo Horn, Jüngst, Aug. Ew. König, Heinr. König, Mügge, Klara und Theodor Mundt, Elise Schmidt, Stahr, Sternberg, Stenb und Wartenburg schon erwähnt worden sind, die von Melchior Meyr und Otto Müller erst später besprochen werden. Außer diesen sind folgende Dichter zu erwähnen. Julius Mosen machte mit seinem „Congreß von Verona" (Berl. 1842. II) nicht geringes Aufsehen, doch mehr wegen des behandelten Stoffs als wegen der kunstmäßigen Behandlung. Der Roman stellt nämlich den Kampf zwischen dem Absolutismus und den Freiheitsbestrebungen in den zwanziger Jahren dar, und zeigt, wie eine Politik, die auf Unterdrückung der Freiheit ausgeht, nothwendig zu Persönlichkeiten greifen muß, die ihre Stellung zu ihrem Privatinteresse oder selbst dazu mißbrauchen, sich an mißliebigen Personen zu rächen. Der Dichter hat die Gestalten der Fürsten und Diplomaten, darunter den Kaiser Alexander von Rußland und den Fürsten Metternich glücklich charakterisiert und die traurigen Grundsätze der heiligen Allianz, so wie die schmähliche Politik der Höfe Griechenland gegenüber zur lebendigen Anschauung gebracht. Auch sind die verschiedenen Nationalitäten scharf und wahr gezeichnet, unter Anderm die Griechische in dem begeisterten und thatkräftigen Achilles im Gegensatz zum Deutschen Arnold mit seiner unfruchtbaren Schwärmerei. Die Handlung ist nicht fest und klar entwickelt, eine Folge des ungenügenden Plans, das Ende verfällt in Breite und öfters hat die Freiheitsliebe des Dichters ihn zur Uebertreibung verleitet. Der Held des kleinen Romans „Georg Venlot" (Lpz. 1831) ist ein Enthusiast in der Manier E. T. A. Hoffmanns, der mit dem Leben zerfällt und im Wahnsinn endet. Die „Novellen" (Lpz. 1837) sind in den Motiven schwach; die „Bilder im Moose. Novellenbuch" (Eb. 1846. II) sind im Geiste der Romantik abgefaßt, weshalb die Personen selten feste Gestalt gewinnen, was auch schon dadurch verhindert wird, daß ihnen der Dichter lange Abhandlungen über Kunst in den Mund legt. — „Die Aristokraten" (Ff. 1843) von Lorenz Diefenbach sind formell ungenügend; die ehrenwerthe Gesinnung kann die Poesie und künstlerische Gestaltung nicht ersetzen; eben so verfehlt ist „Ein Pilger und seine Genossen" (Eb. 1851), weil sich die Handlung ohne Einheit fortbewegt. Die „Novellen" (Eb. 1856) bieten manche gute Erfindung, aber die Darstellung ist oft steif und geschmacklos, während der „Zweite Cyklus" (Eb. 1865) von erfreulichem Fortschritt in Anlage und Darstellung zeugt. — Rudolf von Keudell erzählt in den „Politikern" (Dresd. 1849) eine Liebesgeschichte, an welche er politische Betrachtungen knüpft, die eben nicht von politischer Bildung zeugen. So will er nicht, daß die Hälfte des Volks und Eins die andere Hälfte weniger Eins beherrsche, aber findet es ganz gut, daß sich Millionen weniger Eins dem Willen dieses Einen unterwerfen sollen. Im Ganzen ist Keudell phantastisch unruhig, romantisch verschwimmend, so schon in „Außerhalb der Gesellschaft. Träumereien eines Freien" (Dresd. 1847. IV), und in „Bergan! Novellensammlung" (Eb. 1848. II), worin die Erzählung nur zum Rahmen dient, um des Dichters Ideen, namentlich über Musik, zur Anschauung zu bringen, die aber mit den Personen und Begebenheiten nicht so verschmolzen sind, daß sie organische Theile derselben bilden. Das „Glückskind" (Lpz. 1859. II), wohl sein bestes Werk, enthält ebenfalls Treffliches über Musik und über die Sitten und Gebräuche des Volks in Litthauen. Die Erfindung ist glücklich, die Ausführung ruhig und doch oft ergreifend. — Luise Aston erhob sich in „Revolution und Contrerevolution" (Mannh. 1849. II), worin der in Frankfurt ermordete Fürst Lichnowsky die Hauptperson ist, nicht über gemeine Schimpfereien. Würdiger gehalten, wenn auch leidenschaftlich genug ist der Roman „Aus dem Leben einer Frau" (Hamb. 1847), worin sich ein tiefes Gefühl für die erniedrigenden Verhältnisse, in welche die Frauen nur zu oft gerathen, kund giebt. „Lydia" (Magdeb. 1848) ist mehr als abenteuerlich, und hie und da sogar unnatürlich und widrig. Der „Rathsherr" (Lpz. 1849. IV) von Wenzel Messenhauser bewegt sich

im glücklich entwickelten Gegensatz des pedantischen, am Buchstaben hängenden Beamten und eines praktischen in Amerika gebildeten jungen Mannes. Die Ungeschicklichkeit des Deutschen Volks zum politischen Leben ist an verschiedenen gut gezeichneten kleinstädtischen Charakteren nachgewiesen, die zum Theil mit wirkungsvollem Humor dargestellt sind. Seine unter dem Titel „Wildniß und Parket" (Wien 1847. III) gesammelten Novellen und die „Erzählungen des österreichischen Hausfreundes" (Eb. 1848) sind wenig reich an Begebenheiten, desto reicher aber an anschaulicher Entfaltung derselben. — Isidor Hellers „Alliirte der Reaction" (Berl. 1852) beweisen eine erfreuliche Erfindungs- und Darstellungsgabe. L. P. Seidler hat in „Paul Werkmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Beamten" (Ff. 1859. III) den Gegensatz des Conservatismus und Liberalismus in Personen und Begebenheiten mit Talent entwickelt. — J. D. H. Temme, geb. 22. Okt. 1798 zu Lette in Westphalen, studierte die Rechte auf mehrern Universitäten, bekleidete hierauf verschiedene untergeordnete Stellen, wurde 1838 Hofgerichtsrath in Greifswald, 1844 Direktor des Stadt- und Landgerichts in Tilsit, 1848 Staatsanwalt in Berlin und noch in demselben Jahre zum Oberlandsgerichtsdirektor in Münster ernannt, und zum Mitglied des Parlaments in Frankfurt gewählt, dem er bis zu dessen letzter Sitzung in Stuttgart beiwohnte. Nach Münster zurückgekehrt, wurde er verhaftet und des Hochverraths angeklagt. Zwar wurde er freigesprochen, doch zugleich für unfähig erklärt, ein Staatsamt zu bekleiden. Von 1851 bis 1852 redigierte er die „Oderzeitung" und 1853 erhielt er den Ruf als Professor des Criminalrechts in Zürich, wo er bis 1878 lebte. Seine „Deutschen Zeitbilder", die unter den besondern Titeln „Anna Hammer" (Eisl. 1850. III), „Elisabeth Neumann" (Brem. 1852) und „Josepha Münsterberg" (Eisl. 1850. III) erschienen, gehören zu seinen besten Erzeugnissen. „Anna Hammer", die er im Gefängniß schrieb, ist leidenschaftlich gehalten, bietet aber eine reiche Bildergallerie aus dem Leben. „Elisabeth Neumann" schildert die trostlosen Zustände in den vierziger Jahren, die nothwendig zur Revolution führen mußten, deren vielversprechender Anfang und schmählicher Ausgang mit warmen Farben geschildert wird. In der Heldin zeichnete er mit großer Liebe das Weib des Volks mit seiner Tüchtigkeit des Charakters und der Gesinnung. In seinen spätern Schriften, die sich meist auf dem Gebiete der Criminalistik bewegen, ist Temme in endlose Breite verfallen. „Die Verbrecher" (Lpz. 1855. V) enthalten weitschweifige Abhandlungen über alle möglichen Verhältnisse, eben so weitschweifige Schilderungen aller Art, die mit den Begebenheiten in keinem oder nur losem Zusammenhang stehen. Aehnlicher Art sind die „Deutschen Criminalgeschichten" (Lpz. 1858. IV), „Criminalnovellen" (Berl. 1860) und „Dunkle Wege" (Eb. 1860. II). Auch im „Adel" (Glogau 1860. II), der den Gegensatz des wahren, auf innerem Werth beruhenden und des auf seine Abstammung stolzen Adels anschaulich charakterisiert, herrscht eine zu vorwiegende Neigung zum Criminalistischen. — In „Menschen und Parteien" (Lpz. 1864. IV) von Arnold Schloenbach entspricht der Titel in so fern nicht, als alle Personen zu irgend einer Partei gehören und somit der Mensch als Mensch nicht zur Erscheinung gelangt, es müßten denn Diejenigen darunter gemeint sein, die allen Parteien dienen, oder die sich nur zu einer Partei bekennen, um ihre persönlichen Zwecke zu erreichen. Uebrigens ist das Parteigetriebe sehr gut geschildert. Die Handlung geht in der Zeit der Revolutionen vor, aber der Dichter hat mit Recht keine historischen Personen eingeführt, wenn auch einzelne benutzt sein mögen. Uebrigens sind die Charaktere individuell gehalten, zum Theil jedoch sind sie unwahr und übertrieben. Es sind im Roman die verschiedensten Fragen der Zeit behandelt, Junkerthum, der heuchlerische Pietismus, Communismus, Verfassung u. s. w. „Das deutsche Bauerbuch, oder so lebt das Volk. Dorfgeschichte" (Berl. 1848) will des Volkes Leiden und Verbrechen aus bestehenden Zuständen und Gesetzen entwickeln, und so schildert uns der Verfasser das Elend hungriger Weber, die gräßlichen Folgen unbedeutender Jagdfrevel, haarsträubende Verbrechen von Geistlichen u. s. w., allein die meisten Geschichten sind nicht einmal wahrscheinlich, geschweige wahr und die Farben sind viel zu grell, als daß sie Eindruck machen könnten. Die „Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit" (Bresl. 1853. II) sind dagegen der Wirklichkeit entlehnt. Die „Novellen und Erzählungen" (Lpz. 1855. II) sind zum Theil zu tendenziös, am Gelungensten sind die heiteren. Unter den Novellen, die unter dem Titel „Aus Vergangenheit und Gegenwart (Hann. 1856) erschienen, sind „Die Stedinger" auszuzeichnen, die der Dichter, wie wir wissen, später zu einem epischen Gedichte benutzte.

Besondere soziale Fragen und Zustände, mit Ausnahme der speziell bürgerlichen Klassen und Berufsarten, die wir erst später zusammenstellen, behandelten folgende Dichter, die theils schon erwähnt wurden, theils ausführlicher zu behandeln sind: G. v. Berneck, Amely Bölte, Braun von Braunthal, Ida von Düringsfeld, Freytag, Ida Frick, Giseke, Gregorovius, Gundling, Gutzkow, Hackländer, Hauenschild, Hesekiel, von der Heyden (Em. Scävola), Klencke, Köhler, Aug. Lewald und Theodor König, Fanny Lewald, Meißner, Melchior Meyr, Wolfgang Müller, Klara und Theodor Mundt, Nemmersdorf, Oelckers, Luise Otto, Julie Pfannenschmied, Prutz, Rau, Ring, Scherr, Schloenbach, Schücking, Sternberg, Tschabuschnigg, Wachenhusen, Wartenburg, Weisser, Willkomm und Zeising. Neben Diesen sind noch Starklof, Breusing, August Peters, Schrader und Schramm zu nennen. — Ludwig Starklof, der um das Jahr 1800 in Oldenburg geboren, daselbst 1846 in Folge seines sogleich zu nennenden Romans von seiner Stelle als Hofrath und Kabinetssekretär des Großherzogs von Oldenburg entlassen wurde, dann in verschiedenen Städten privatisierte und am 12. Oktober 1850 in der Hunte ertrank, gab in „Armin Galoor" (Lpz. 1846. II) ein getreues Bild der Zustände

am Ende der vierziger Jahre. Ein junger Maler, der seine Eltern nicht kennt, sucht das Geheimniß seiner Geburt zu erforschen, kommt bei seinen Nachforschungen mit Höflingen, Aristokraten, Schauspielern, Bürgern u. s. w. zusammen, deren Leben sich vor ihm entfaltet, und so erscheinen Fürsten, Edelleute, Geldwucherer, Schwindler jeglicher Art in ihrer wahren Gestalt. Es ist in diesem Roman schon die schwüle Luft zu erkennen, welche den Revolutionen von 1848 vorangieng; denn die darin durchgeführte Verhöhnung und Verachtung des Bundestags und der Fürsten war nur vor einem nahen Ausbruch denkbar. Als Ganzes betrachtet, ist das Werk ohne Kunstwerth, der zweite Theil, der dem ersten weit nachsteht, ist formlos, die Beziehungen der einzelnen Personen werden immer unklarer, die angelegten Fäden zerreißen plötzlich und es bleibt dem Leser nur die Frage übrig, was der Verfasser eigentlich gewollt habe. In „Alma" (Hamb. 1834. II) hat der Dichter sein Talent an einen verfehlten und in der Hauptsache nicht einmal neuen Stoff verschwendet. Der Gedanke, eine junge Hofdame in untergeordnete Verhältnisse zu bringen, in die sie sich nicht zu finden weiß, so daß sie den Rath und die Hülfe Derjenigen ansprechen muß, die sie weit zu übersehen glaubt, ist in „Sirene. Eine Schlösser- und Höhlengeschichte" (Lpz. 1846) mit Talent durchgeführt. Nur ist der Schluß als zu schauerlich und keineswegs nothwendig zu tadeln. In diesem wie in den andern Romanen beweist der Dichter ein nicht gewöhnliches Talent für Naturschilderungen. — Hermann Breusing stellt in „Ein Westfale" (Braunschw. 1852. III) die sozialen Zustände in Europa dem Naturleben in Java entgegen, das er mit glänzenden Farben und poetischem Sinn darstellt. Daß der Deutsche erst praktisch wird, wenn er in ferne Länder kommt, ist die glücklich durchgeführte Idee in „Germanisches Blut. Lebensbild aus dem Indischen Archipel" (Hann. 1863. II). Wie diese Romane, so zeugen auch die „Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen" (Brem. 1859) von Erfindungs- und Darstellungsgabe. August Peters, geb. am 4. März 1817 zu Taura im Sächsischen Erzgebirg, besuchte die lateinische Schule in Marienberg, wohin sein Vater, ein armer Strumpfwirker gezogen war, dann die Gymnasien in Annaberg und Chemnitz, wo er sich durch Ertheilung von Unterricht erhielt, aber auf die Länge nicht durchkommen konnte, daher er 1834 als Artillerist in das Heer trat, aber nach zwei Jahren wegen eines Augenübels seinen Abschied nehmen mußte. Nachdem er verschiedene Stellungen bekleidet und durch diese so wie durch schriftstellerische Arbeiten die Mittel erworben hatte, studieren zu können, gieng er 1845 nach Leipzig, wo er zwei Jahre blieb, 1847 nach Berlin, wo er den „Volksvertreter" redigierte. Im J. 1848 nahm er regen Antheil an den Bewegungen in Sachsen, wurde 1849 in den Maiaufstand verwickelt, flüchtete nach der Pfalz und Baden, an deren Aufständen er sich betheiligte. Er wurde gefangen und wäre erschossen worden, wenn er nicht bedenklich erkrankt und nicht eher genesen wäre, als bis das Standrecht aufgehoben war. Im Mai 1850 wurde er zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, Ende Juli 1852 zwar begnadigt, aber nach Sachsen ausgeliefert, wo er zu 8 Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt, ihm aber die Hälfte erlassen wurde. Er lebte seitdem zuerst in Freiberg, dann in Leipzig, wo er am 4. Juli 1864 starb. August Peters, dessen Romane unter dem Namen Elfried von Taura erschienen, hat ein bedeutendes Talent, das sich sowohl in der Erfindung als in der Composition und Ausführung seiner Schriften kund giebt. Zu seinen gediegensten Arbeiten gehört „Die Tochter des Wilddiebs. Eine Erzählung nach Thatsachen" (Prag 1858), worin der Dichter in lebendiger Schilderung die traurigen Zustände im Sächsischen Erzgebirge erzählt, wie es einem jungen Geistlichen gelingt, durch Muth und Ausdauer dem sittlichen Zerfall Einhalt zu thun und die Bevölkerung für Fleiß und Mäßigkeit zu gewinnen. Die Fortsetzung dieser Erzählung „Die Malerin von Dresden" (Prag 1859) ist ihr weder in formeller Hinsicht, noch an Gehalt ebenbürtig. Ganz vortrefflich sind die „Erzgebirgischen Geschichten" (Hann. 1858. II), deren geschickte Anlage von der talentvollen Ausführung unterstützt wird. Die mannigfaltigsten Zustände im Leben des Dorfs und der kleinen Städte sind getreu erfaßt und mit poetischem Sinn behandelt. Noch erwähnen wir „Die stille Mühle. Eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen" (Hann. 1856), welche wegen ihrer in Form und Gehalt gleich großen Vortrefflichkeit den vom Hannöverschen Courier ausgesetzten Preis erhielt. — „Am See, oder die Spekulanten" (Lpz. 1859. II) von August Schrader erregt wie auch „Die Stiefmutter" (Eb. 1859. II) Wohlgefallen durch gute Erfindung und künstlerische Mäßigung in der Charakteristik und Erzählung der Begebenheiten, und auch K. Schram entwickelt in „Verrufen" (Berl. 1861. IV) ein hübsches Talent.

Die Emancipation der Frauen wurde vorzüglich von Frauen behandelt, von Luise Aston, Amely Bölte, Ida Frick, Fanny Lewald, Klara Mundt und Luise Otto, außerdem von Gutzkow, Hesekiel, Theodor Mundt und Tschabuschnigg.

Zu den sozialen Romanen sind ferner die Criminalgeschichten und die mit diesen zum Theil verwandten sogenannten Mysterien zu rechnen; beide Gattungen, von denen die erste auch in den belletristischen Zeitschriften und den Feuilletons der politischen Zeitungen zahlreich repräsentiert erscheint, wurden um so häufiger bearbeitet, als sie dem Verlangen des Publikums nach „spannender" und nervenaufregender Lectüre entsprechen. Criminalgeschichten schrieben Chézy, Th. Griesinger, Habicht, Herm. Kurz, Mathilde Raven, Levin Schücking, Temme und Willkomm, zu welchen noch manche andere gezogen werden könnten, deren Romane zwar nicht ausschließlich Criminalgeschichten sind, aber doch auch solche enthalten. Außer den eben Genannten sind noch Folgende zu erwähnen: F. Th. Wangenheim hat in seinen Criminalgeschichten „Der Kerkermeister" (Lpz. 1842), „Das Problem" (Grünberg 1842. II) weniger Talent für den Roman gezeigt als für das Drama. Ernst Dronke hat in seinen „Polizeigeschichten" (Lpz. 1846) oft ergreifend nachgewiesen, daß die poli-

zeilichen Einrichtungen und Gesetze häufig der Grund zu Verbrechen sind, und daß nicht weniger häufig die Unterdrückung der Armen durch die Reichen Verbrechen veranlassen. In „Berlin" (Ff. 1846. II) wird diese Stadt nach allen Richtungen geschildert, besonders mit Bezug auf Armuth, Elend und Verbrechen, wobei zugleich die Theilnahmlosigkeit der Behörden mit Wärme gegeißelt wird, die sonst so geneigt sind, sich in Alles zu mischen, was sie Nichts angeht. In demselben Sinn sind „Die Maikönigin. Ein Volksleben am Rhein" (Lpz. 1846) und „Aus dem Volk" (Ff. 1846) gehalten. A. Freiherr von Seld, geb. 5. Jan. 1799 in Russow bei Kalisch, das damals zu Preußen gehörte, hatte eine wechselvolle Jugend. Er besuchte das Gymnasium zu Guben, wurde in seinem 16. Jahre Gesandtschaftssekretär in Krakau, wo er zugleich studierte. Zwei Jahre später wurde er Auscultator beim Berliner Stadtgericht, gab aber schon bald darauf seinen Abschied, und widmete sich mit seltener Hingebung der materiellen und sittlichen Hebung der unteren Volksklassen. Er betheiligte sich an Handwerkervereinen, Sonntagsschulen und vorzüglich an Mäßigkeitsvereinen, besuchte die Gefängnisse, um die Verbrecherwelt kennen zu lernen und die Mittel zu studieren, dieselbe zu bessern. Er starb 1867 in Potsdam. Eine Frucht seiner hochherzigen Thätigkeit sind die „Erlebnisse auf dem Gebiete der Straf-Justiz und der Innern Mission" (Halle 1860) und „Aus der Verbrecherwelt" (Ebd. 1865. II), die zwar pietistische Färbung haben, aber mild, edel und rein menschlich, ohne Pharisäerthum und Heuchelei gehalten sind. Die Geschichten sind in einfacher, aber wirkungsvoller Kürze erzählt. Großes Interesse bieten die „Wunderlichen Reisen. Bruchstücke aus meinem Leben" (Eb. 1864). — „Der Diebsfänger" (Wien 1861. II) von Heinrich Ritter von Levitschnigg beruht auf einer originellen Erfindung: Der Held ist ein Polizeibeamter, der es nur mit Verbrechern zu thun hat; das Widerliche einer solchen Persönlichkeit wird durch die menschenfreundliche Milde derselben geadelt. Die Ausführung zeugt von reicher Phantasie und künstlerischem Sinn, die Darstellung von Geschmack. „Die Geheimnisse von Pesth" (1842. 2. Aufl. Wien 1853. IV) sind nicht ohne Einfluß der französischen Mysterien geblieben. Von geringem Werth ist „Wien, wie es war und ist. Federzeichnungen" (Wien 1860), deren Styl zudem gesucht und inkorrekt ist. Voll Witz und patriotischer Wärme ist „Leier und Schwert. Eine Zukunftsnovelle. Aus dem Nachlaß" (Eb. 1864). Noch erwähnen wir den „Neuen Pitaval, eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausg. von J. E. Hitzig und W. Häring." (Berl. 1842 ff.), obgleich sie nicht in das Gebiet der poetischen Darstellung gehören, weil das Werk bei seinen zahlreichen Bänden die Vorliebe für solche Erzählungen beweist. Die Darstellung ist durchaus befriedigend.

Mysterien haben die schon erwähnten Braß, Dronke, Groß-Hoffinger, Gundling, Aug. Ew. König in den erst erschienenen „Mysterien einer großen Stadt" (Jena 1870), Levitschnigg, Mylius, Retcliffe, Schubar und Wartenburg geschrieben, ferner Th. Griesinger, auf den wir zurückkommen.

Zu den socialen Romanen sind auch diejenigen zu zählen, welche sich ausschließlich oder vorzugsweise mit den besonderen Klassen und Ständen der bürgerlichen Gesellschaft beschäftigen, sei es, daß sie im Interesse derselben geschrieben oder gegen dieselben gerichtet sind. Diejenigen, welche den Adel behandeln, werden gewöhnlich als Salonromane bezeichnet, wenn sie im aristokratischen Geist gehalten sind. Solcher Art sind die Romane der Frauen Ida von Düringsfeld, Gräfin Hahn-Hahn, H. Paalzow und zum Theil des Freiherrn von Sternberg. Mehr oder weniger polemisch gegen den Adel sind die Romane von Hauenschild, Hesekiel, Meißner, Meyr, Otto Müller, Wolfgang Müller, Rodenberg, Adolf Schirmer, Schücking, Spielhagen, Temme und Tschabuschnigg sowie zum Theil auch die von Therese von Bacheracht gehalten. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß je mehr das Leben der höhern Stände im aristokratischen Sinne dargestellt wurde, desto mehr Romane erschienen, in denen die Schattenseiten der Aristokratie zur Anschauung gebracht wurden. Therese von Bacheracht, später von Lützow, geb. Struve, geb. 1804 in Stuttgart, heirathete 1825 den Russischen Gesandtschaftssekretär und Generalkonsul von Bacheracht, wurde von ihm geschieden und vermählte sich dann mit dem Niederländischen Oberst von Lützow, den sie nach Java begleitete, wo sie 1852 starb. In ihren Romanen, die unter dem Namen Therese erschienen, schildert sie das Leben der höhern Klassen der Gesellschaft nach seinen Mängeln und Vorzügen. Es herrscht in ihnen im Allgemeinen zu viel Reflexion, und die Bemerkungen erscheinen meist als ihre eigenen, nicht als die der handelnden Personen. Die Haltung derselben ist echt weiblich und gemüthvoll; die Darstellung ist immer edel und würdig, doch nicht ohne Einfluß der Salonsprache. „Falkenberg" (Braunschweig 1843) ist gut angelegt, in der Ausführung aber nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten. Im Helden schildert die Dichterin einen lernbegierigen Schüler des Jesuitismus, der seine großen Gaben nur zum Verderben, namentlich der Frauen, anwendet. „Lydia" (Eb. 1844), worin die Dichterin verständige Ansichten über Ehe und Genußsucht entwickelt, letztere als das Grab der ersten darstellt, zeugt von Fortschritt in Form und Gehalt. Daß das Glück nicht bei den höhern Ständen, am Wenigsten bei den Höfen wohne, ist der Gedanke, der dem „Weltglück" (Eb. 1845) zum Grunde liegt. In „Heinrich Burkart" (Eb. 1846) werden die Conflikte geschildert, die aus dem Ständeunterschied entstehen; die Verhältnisse der höhern wie der untern Stände sind scharf aufgefaßt, der Charakter der Personen entspricht aber nicht immer den Ständen, denen sie angehören. Das „Tagebuch" (Braunschw. 1842) enthält eben so geistreiche als milde Urtheile über mannigfaltige Erscheinungen der Literatur. — Die Künstlerwelt und zwar zunächst das Leben und Treiben der Schauspieler behandelten Herloßsohn, Holtei, Jüngst und Aug. Lewald, sodann Bene-

dix in den auf eigener Erfahrung beruhenden „Bildern aus dem Schauspielerleben" (Lpz. 1841. II), Max Kurnik in „Angela" (Bresl. 1852. II), einem Roman, der allerdings nach dem Leben bearbeitet ist, aber worin der gemeinen Wirklichkeit zu sehr nachgestrebt wird, wodurch ein großer Theil des poetischen Lebens verloren geht, August Freiherr von Loën in „Bühne und Leben" (Lpz. 1864) mit tiefem Verständniß der Zustände der Bühne und des Lebens und im Interesse der ideelleren Richtung gegenüber dem einreißenden Materialismus, Georg Lotz in den phantastischen „Abendfahrten auf den Lagunen" (Hamb. 1842. III), Bührlen in der „Primadonna" (Stuttg. 1844. II) und Held in den „Irrfahrten eines Komödianten" (Erfurt 1841). — Die Malerkunst wurde von Gottfried Keller, Kugler, Mörike und Roquette, ferner von Duboc behandelt. Duboc (Waldmüller) behandelt in „Gehrt Hansen" (Berl. 1862. IV) in einer eigenthümlichen Darstellung die Schillersche Sentenz: „Wehe dem, der zur Wahrheit geht durch Schuld, Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein", indem entwickelt wird, daß, wer im Besitze der Kunst sich der Lüge hingiebt, sein Talent verliert. So glücklich dieser Gedanke ist, so mißlungen ist die Ausführung. Der Held ist ein Mensch ohne alle Energie und Selbstständigkeit, ein Spielball seiner jedesmaligen Umgebung, überhaupt so nichtig, daß ihn der Dichter beinahe immer als träumend und in Ohnmacht fallend darstellt. Auch die übrigen Charaktere treten nicht scharf hervor, sie verschwimmen in den Begebenheiten und diese stehen nicht in organischem Zusammenhange. Die Exposition von „Unterm Krummstab. In Zwing und Bann" (Lpz. 1858) ist unklar und verwirrt, die Darstellung steif und schwerfällig. Die Personen scheinen vom Dichter nur erfunden zu sein, um seine Kenntniß der Rechtszustände im Mittelalter zeigen zu können. Man glaubt oft, Weisthümer zu lesen und nicht einen Roman. Weit besser sind die „Novellen" (Berl. 1860) und „Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco" (Lpz. 1866), die in Erfindung, Entwickelung, Charakteristik und Darstellung gleich ausgezeichnet und von köstlichem Humor belebt sind. — Das Wesen der Musik erscheint behandelt von Johanna Kinkel, Elise Polko, Keudell und Moritz Horn, dessen „Zerrissener Dreiklang. Roman aus dem Leben eines Musikers" (Lpz. 1866. II) vorzüglich durch das Detail wirkt, der aber wie die Erzählung „Auf dem Schloß und im Thale" (Lpz. 1858. II) mit den unheimlichen Verwickelungen und sich wiederholenden Motiven, und die wirklich dämonischen „Dämonen" (Eb. 1862. II) den schönen epischen Poesien des Dichters nicht ebenbürtig ist. — Das Leben und Treiben der Literaten und Gelehrten wurde von Ida von Düringsfeld, Philipp Lange, Sternberg und H. E. Marcard in „Ein Literatenleben" (Halle 1847) ohne tiefes Eingehen in die Verhältnisse und hinreichende Kenntniß derselben behandelt. Seine Dorfgeschichte „Der Bauernschinder" (Münster 1844) ist dagegen treu aus dem Leben gegriffen und entwickelt auf das Anschaulichste, doch hie und da mit zu grellen Farben, wie Geschäftsagenten und Wucherer den redlichsten Mann ins tiefste Elend und in Verzweiflung stürzen können. — Die Aerzte bilden den Stoff in einem Roman von Philipp Lange, die Advokaten wurden von Bäuerle, dann von Ed. Bennemann behandelt in den „Mittheilungen aus dem Leben eines Advokaten" (Ff. 1838. II), in denen der Dichter nachweist, wie die bestehende Gesetzgebung die Advokaten veranlaßt, die guten Sachen zu verdächtigen, die schlechten zu rechtfertigen, wobei er sich nur zu sehr in wissenschaftliche Erörterungen verliert. — Das Wesen des Handels und des Kaufmannsstandes erscheint in Romanen von Freytag, Hackländer, A. E. König, Otto Müller und Willkomm behandelt. — Soldatengeschichten erzählten Grabowski, Gundling, Hackländer, Hesekiel, Jüngst, A. Ew. König und Wachenhusen, außer diesen noch Mahler, Wickede und Winterfeldt. Heinrich G. Fr. Mahler schilderte im „Militärischen Bilderbuch" (Glogau 1860) das Soldatenleben frisch, lebendig und mit Humor, in den „Arabesken und Fresken" (Wriezen 1862. III) die Roués, Blasés und modernen Sünder mit großer Kraft der Satire. Julius von Wickede aus Mecklenburg, der früher Offizier in Oesterreichischen Diensten war, 1848 und 49 dem Feldzug in Schleswig-Holstein als Adjutant des Generals Willisen, dem Badischen Feldzug 1850 als Freiwilliger beiwohnte, und eine Zeitlang in Algier war, veröffentlichte „Bilder aus dem Kriegsleben" (Stuttg. 1853), „Preußische Husarengeschichten" (Lpz. 1853), „Ein Soldatenleben. Erinnerungen aus den Napoleonischen, Südamerikanischen, Griechischen, Polnischen und Algierischen Feldzügen" (Stuttg. 1854. III), „Erzählungen eines Oesterreichischen Veteranen" (Eb. 1855), den „Sohn des Regiments. Oesterreichische Soldatengeschichte" (Eb. 1855. IV), „Die Soldaten Friedrichs des Großen" (Lpz. 1857. IV), in denen allen meist Selbsterlebtes und mit Geist Beobachtetes in kräftiger, glücklich getroffener Soldatensprache in höchst anziehender Weise erzählt wird. „Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen nach dessen hinterlassenen Papieren" (Jena 1864. III) schildert das Leben eines Abenteurers, der, (wie der Verfasser) überall hinreist, wo Krieg ausbricht, um daran als Anhänger der Reaktion Theil zu nehmen, bis er im Sold nordamerikanischer Südstaaten sein Ende findet. Vortrefflich sind die „Memoiren eines Legitimisten von 1770—1830" (Potsdam 1860), der bei allem Widerwillen gegen den unwürdigen Adel und trotz der Undankbarkeit der Fürsten, denen er sich opfert, stets seinen Ideen treu bleibt, allen Feldzügen beiwohnt, die mit großer Anschaulichkeit geschildert werden. Besonders interessant ist der Kampf in der Vendée mit seinen Bauernhelden, die wie auch Suwarow, Erzherzog Karl, Wellington u. A. m. trefflich charakterisiert sind. „Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges" (Lpz. 1863. III) ist wegen des zu massenhaften Stoffs unübersichtlich. Vom geistvollen A. v. Winterfeld, der die Preußischen Dienste verließ (er war Kavallerieoffizier), um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, besitzen wir „Humoristische Soldatennovellen

für Sopha und Wachtstube" (Berl. 1860—64. II), die mit vielem Humor erzählt sind. Schwächer ist „Der Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen ergieng. Soldatenhumoreske" (Berl. 1863). Seine komischen Romane „Geheimnisse einer kleinen Stadt" (Berl. 1862. II) und „Die Ehefabrikanten" (Lpz. 1866. IV) sind voll Witz und komischer Kraft in der Zeichnung der Gestalten und Behandlung der Situationen. — Außer Fritze behandelte Joseph Meßner das Leben der Handwerker in „Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben" (Prag 1857), in denen die Poesie des Wanderns anziehend dargestellt ist. — Die Proletarier, insbesondere die Fabrikarbeiter bilden den Stoff einer großen Zahl sozialer und Tendenzromane, namentlich von Oelckers, Luise Otto, Prutz, Ring, Storch, Tschabuschnigg und Willkomm, dann noch von Eichholz und Sangalli. Eichholz erzählt in den „Schicksalen eines Proletariers" (Leipzig 1846) von einem armen Weber, der sich durch seinen Fleiß aus dem tiefsten Elend zur Würde eines Bürgermeisters emporschwang und als solcher sein Leben dem Wohl der arbeitenden Klassen widmete. Elisabeth Sangalli ist in ihrem Roman „Arm und Reich. Ein Arbeiterroman" (Lpz. 1849. II) übertrieben und unwahr; die Personen können allerdings wirkliche Menschen sein, sie sind aber keineswegs Repräsentanten ihrer Klassen, sondern einzelne Abnormitäten, wie es deren immer gegeben hat, die aber nicht Gegenstand poetischer Darstellung sein können.

Zu den culturhistorischen Romanen gehören ferner diejenigen, welche die besondern Verhältnisse der Juden behandeln und entweder die Emancipation derselben befürworten, oder durch Darstellung der schönen Seiten der jüdischen Bevölkerung auf ihre Gleichstellung hinarbeiten, oder endlich auch im Gegensatze zu diesen Romanen die Schattenseiten des jüdischen Charakters hervorheben. Wir haben die hieher bezüglichen Romane von Breier, Caspari, Chézy, Freytag, Gundling, Kompert, Fanny Lewald, Philippson und Wilhelmine Softmann schon erwähnt, noch bleiben die von Wangenheim, Schiff, Tauber, Formstecher, Hermann, August Becker und Herzberg-Fränkel zu besprechen. F. Th. Wangenheim zeigte in „Ban-Lan, oder ist eine Emancipation der Juden denkbar" (Hamb. 1837) an der Geschichte eines gebildeten, vorurtheilsfreien Juden, der durch den Fanatismus seines Vaters zum Selbstmord gedrängt wurde, daß die Emancipation der Juden so lange unmöglich sei, als sie sich für ein besonderes Volk ansehen. Ludwig Horwitz bewies in „Benjamin Kohn", (Presb. 1847), daß er mit dem Jüdischen Leben in allen seinen Erscheinungen vertraut sei. Hermann Schiff, geb. am 1. Mai 1801 in Hamburg von jüdischen Eltern, gestorben daselbst am 1. April 1867, war nach einander Schauspieler, Fechtmeister, Tänzer und Notenabschreiber, und befand sich oft in bitterer Noth, ohne daß jedoch sein unverwüstlicher Humor darunter litt. Er hatte ein eigenthümliches Talent, lebhafte Phantasie, originelle Gedanken und einen stets bereiten Witz, der oft in Bitterkeit ausartete. Sein bestes Erzeugniß, das er unter dem Namen Isaak Bernays herausgab, ist „Schief-Levinche mit seiner Kalle, oder Polnische Wirthschaft" (Hamburg 1848), welches das Jüdische Leben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen, besonders aber die Jüdischen Frauen mit ihrer unwandelbaren Treue an ihren Glauben in origineller Weise darstellt. „Das koschere Haus" (Hamb. 1866) entspricht seinem Talente nicht und erregt Widerwillen durch die darin vorkommenden Gemeinheiten. Im Roman „Regine oder das Haus Todtenstein" (Altona 1858) wird eine schauerliche Geschichte mit lebendiger Anschaulichkeit und scharfer Charakterzeichnung erzählt. Seine Novellen sind meist gelungen; sie verbinden gewandte Darstellung mit Kenntniß der Welt und der verschiedensten Lebensverhältnisse. Wir nennen die „Zwei Novellen" (Hamb. 1856. II), die der Dichter im Hamburger Armenhause schrieb, und welche schöne Darstellung mit getreuer Auffassung des Hamburger Lebens verbinden, dann noch „Das verkaufte Skelett" (Eb. 1866), „Die wilde Rabbizin" (Eb. 1866) und „Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohs" (Eb. 1866), in denen er seinem Humor oft allzufreien Lauf läßt. — Ziemlich phantastisch, aber gewandt erzählt sind „Die letzten Juden. Verschollene Ghetto-Märchen" (Lpz. 1853) v. J. S. Tauber, worin die letzten gläubigen Juden im Gegensatz zu den jetzigen geschildert werden. „Das Testament des Juden" (Königsb. 1852) von Franziska Gräfin von Schwerin ist gut gemeint, zeugt von edler und verständiger Gesinnung, ist aber schwach in der Ausführung. Die Charaktere sind zwar gewöhnlich im Roman, im Leben kommen sie aber kaum vor. „Josephine. Eine Novelle aus unserer Zeit" (Lpz. 1851) erzählt die Leidensgeschichte und Aufopferungsfähigkeit einer edlen Jungfrau mit zartem, echt weiblichem Sinn, aber in einem allzugesuchten Styl. „In einem Bildersaal. Studien für Frauen" (Danzig 1863) enthält Erzählungen, deren jeder die Beschreibung eines Gemäldes vorangeht, das den Charakter der Person allegorisch darstellen soll, welche den Mittelpunkt der Erzählung bildet. Dieß ist allerdings eigenthümlich, und die Gemälde sind artig komponiert und hübsch beschrieben, aber Dieß schwächt doch die Wirkung der an sich gut erdachten und mit Talent behandelten Novellen. — Die „Komischen Geschichten aus dem jüdischen Volksleben" (Berl. 1859) von Michael Klapp sind aus genauer Kenntniß der Verhältnisse und Zustände hervorgegangen, sind aber von großer Geschmacklosigkeit in der Darstellung. — Formstecher, geb. Ende Juli 1808 zu Offenbach a. M., besuchte die dortige Freischule und erhielt zugleich vom Rabbiner Unterricht in der hebräischen Sprache und den rabbinischen Wissenschaften; er setzte 1827 seine Studien in Gießen fort, wo er 1828 die Universität besuchte, um Philosophie, Philologie und Theologie zu studieren. Nachdem er 1831 promoviert hatte, kehrte er ins Vaterhaus zurück, wo er sich ausschließlich dem Studium der israelitischen Theologie widmete. Durch ihn wurde die deutsche Predigt beim Gottesdienste eingeführt. Im J. 1842 wurde er zum Rabbiner ernannt. Er machte sich durch seine Bestrebungen verdient, seine Glaubens-

genossen zur Stufe der modernen Bildung zu heben, wovon verschiedene Werke und Zeitschriften Zeugniß geben. Sein Roman „Buchenstein und Cohnberg. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart" (Fk. 1863) ist ebenfalls im Geist der freien Forschung und des Fortschritts auf religiösem Gebiet geschrieben, indem der scharfe Gegensatz ideeller und gemeiner Naturen in der Jüdischen Welt, insbesondere die Verbindung des Geizes und der Habsucht mit dem äußerlichen religiösen Schein glücklich dargestellt wird, eine Erscheinung, die bekanntlich nicht bloß bei den Juden zu finden ist. — Katholisierend und gegen die liberalen Bestrebungen in Staat und Kirche gerichtet ist „Jude und Christ. Ein Gemälde aus unserer Zeit" (Freib. i. Br. 1864) von C. Hermann, in welchen die Charaktere — meist Schurken und liederliche Menschen — übertrieben sind mit Ausnahme des alten Juden und der Tochter des Burgmüllers Pauline, die mit Liebe und Wahrheit gezeichnet sind. Im Ganzen langweilig, wird der Roman nur durch die Bekehrung des alten Juden zum Christenthum gehalten, die durch die jungfräuliche Frömmigkeit Paulinens und die Sinnesumwandlung des Burgmüllers glücklich motiviert erscheint. — „Des Rabbi Vermächtniß" (Berl. 1866. VI. von August Becker zeichnet sich bei allzu großem Umfang und daraus folgender Breite durch künstlerische, wohldurchdachte Composition und scharfe Charakteristik der zahlreichen Personen aus, und giebt ein anschauliches Bild der geheimen Gesellschaften und der Wunderthäter zur Zeit der französischen Revolution. Seine „Novellen" (Pest 1856), deren Oertlichkeit die bayrische Rheinpfalz und das obere Elsaß ist, schildern das Volk dieser Gegenden in seinen Eigenthümlichkeiten mit viel Geschick, sind aber in ihrer Anlage mangelhaft, z. B. „Des Schulzen Fritz", eine Erzählung, die drei bis viermal abbricht, um nach zehn Jahren wieder anzuknüpfen. Von großer Vortrefflichkeit sind die „Polnischen Juden. Geschichten und Bilder" (Wien 1866) von Leo Herzberg-Fränkel, worin das Leben der Juden in ihrer bigotten Abgeschlossenheit, ihren Vorurtheilen und ihrem Elend, zugleich auch in ihrer großartigen Ergebung, die sie in Hoffnung auf eine bessere Zukunft durch den erwarteten Messias das bitterste Elend zu ertragen fähig macht, mit poetischer Kraft geschildert ist. Sehr gut hat ferner der Dichter zur Anschauung gebracht, daß nicht bloß die sie unterdrückende barbarische Gesetzgebung, sondern auch das Bewußtsein, ein eigenes Volk zu bilden, ihre geistige und sittliche Hebung verhindert.

Von culturhistorischem Interesse sind die Romane von August Becker, Breier, Ring und Nürnberger, welche von Freimaurern, Wunderthätern und Geistergeschichten handeln. Woldemar Nürnberger, dessen Schriften unter dem Namen M. Solitaire erschienen, wurde am 10. Oktober 1818 zu Sorau in der Niederlausitz geboren, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, dem bekannten Mathematiker und Astronomen Jos. Emil Nürnberger, besuchte später das Nürnberger Gymnasium, studierte seit 1838 Medizin in Berlin, Leipzig und Halle, und erwarb sich 1843 in Berlin die Würde eines Doctors der Medizin. Während seiner Universitätszeit und später machte er große Reisen, auf welchen er meist selten betretene Wege einschlug; so durchzog er Deutschland, Holland, die Schweiz, Istrien und Italien, das südliche Frankreich und Algerien. Am Meisten zogen ihn das Meer und die Seeleute an; „es weht wirklich Seeluft, das Leben des Strandes und der bretternen Welt auf den Wogen in seinen besten Erzählungen" sagt Adolf Stern in seiner kritischen Skizze „M. Solitaire" (Lpz. 1865). Er ließ sich in Landsberg an der Warthe als praktischer Arzt nieder. Seine Werke, die sich durch große Originalität in Auffassung und Darstellung auszeichnen, würden ohne Zweifel größere Verbreitung gefunden haben, wenn seine Darstellung nicht so schwerfällig, sein Styl nicht so seltsam und barock, ja oft selbst geschmacklos wäre und durch die Langathmigkeit seiner Perioden abstieße. Den Charakter seiner Romane und Novellen schildert Stern ganz richtig. „Nürnberger", sagt er, „hat das Leben scharf beobachtet, aber er hat wesentlich nur die düstern, wilden und abenteuerlichen Seiten desselben herausgehoben, er hat Natur und Menschen fast lediglich in jenen Situationen belauscht, wo sie Grauen einflößen." Nürnberger hat eine reiche Phantasie, die aber ins Phantastische ausartet, wie er sich überhaupt nicht zu mäßigen weiß; er ist reich an Erfindungen, aber diese sind oft verletzend; er hat einen kräftigen, oft glücklichen Humor, der mit seiner Vorliebe zu düstern und unheimlichen Scenen im vollsten Gegensatz steht. Seine Stoffe sind die sozialen Leiden und Gebrechen, die Leidenschaften unter dem Deckmantel der Cultur und gesellschaftlichen Bildung; mit Vorliebe schildert er das Elend der untern und das Verderbniß der höheren Klassen. „Diana Diaphana oder die Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein" (Nordhausen 1863. III), ist eine Spukgeschichte, die von großer Phantasie zeugt, die der Verfasser jedoch so wenig zu zügeln vermag, daß er sich selbst zuletzt nicht mehr zurecht zu finden weiß. Alles ist darin grauenhaft, Manches mit großer Meisterschaft erzählt, die Charaktere sind mit sichrer Hand gezeichnet, nicht allein der unglückliche Kätzlein mit seinen immer fehlschlagenden Versuchen, wodurch er in Verzweiflung und Tod stürzt, sondern auch seine Amme Concordia, die zur Verbrecherin wird und als Hexe den Feuertod erleidet, und insbesondere der merkwürdige Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, dessen tiefes Wesen und reiches Wissen anschaulich dargestellt wird. Zu Nürnbergers besten Novellen gehören diejenigen, die er unter dem Titel „Trauter Heerd und fremde Woge" (Landsberg 1857) herausgab, und unter welchen „Der Engel der Wogen" die beste, überhaupt sein Meisterstück ist. Eifersucht wird in ihrer leidenschaftlichsten Erscheinung mit glühenden Farben, der Sturm auf dem Meere mit der lebendigsten Anschaulichkeit geschildert, und das Ganze schließt, was bei dem Dichter selten geschieht, mild versöhnend ab. Die „Erzählungen bei Nacht" (Lpz. 1858), voll genialer, aber oft bizarrer Züge, entsprechen ihrem Titel, indem

sie zum Theil grausenhafte Verhältnisse mit dämonischer Vorliebe schildern. Ihren Gegensatz bilden die oft anmuthigen und von reinem Humor durchdrungenen „Erzählungen bei Licht" (Landsb. 1860), während die „Erzählungen bei Mondschein" (Lpz. 1865) wieder bizarr und grausenhaft sind. „Die Erben von Schloß Sternenhorst, Signor Satans erste Liebe" (Ldsb. 1846) bietet treffliche Schilderungen von düstrer und unheimlicher Färbung, dagegen ist die Erfindung weniger genial als in den meisten andern Novellen. Nürnberger st. 17. April 1869.

Auch die Dorfgeschichten sind füglich zu den culturhistorischen Romanen und Novellen zu rechnen. Es sind dieselben nicht erst in der neueren Zeit „erfunden" worden. Jung-Stilling, Pestalozzi, Ulrich, Hegner und Immermann haben schon Dorfgeschichten geschrieben, und zwar ganz vortreffliche, allein sie erscheinen als eigene, zahlreich bearbeitete Gattung des Romans erst seit den vierziger Jahren. Sie wurden durch den Ueberdruß an den Salon- und Tendenzromanen jeglicher Art hervorgerufen, welche damals in übermäßiger Zahl erschienen. Die Dorfgeschichten haben für den Roman dieselbe Bedeutung wie einst das bürgerliche Trauerspiel für das Drama, indem sie zur Natur, zur Einfachheit und Wahrheit zurückführten; außerdem eröffneten sie einen unabsehbaren Schatz von neuen Stoffen, da sie das Leben der Bauern, das bis dahin nur in untergeordneter Weise und nebenbei behandelt wurde, ins Gebiet des Romans zogen, d. h. der tüchtigsten und lebenskräftigsten Volksklasse, in der sich der nationale Geist und Charakter am Entschiedensten ausspricht. Durch die Dorfgeschichten wurden den gemachten Empfindungen wirkliche, den gesuchten Intriguen naturgemäße Conflikte, den unwahren Charakteren lebenswahre Gestalten entgegengesetzt. Sie fanden daher auch den verdienten Beifall, und zwar selbst bei der „Gesellschaft", was aber wohl daraus zu erklären ist, daß die Bauern conservativer Natur sind und noch entschiedener als selbst der Adel am Alten und Herkömmlichen festhalten. Aber dieser Adel bedachte nicht, daß sein Conservatismus von dem der Bauern wesentlich verschieden ist. Denn während der Conservatismus der Bauern sich dem despotischen Eingreifen der Staatsgewalt entgegenstemmt, unterwirft sich ihr die Aristokratie in aller Demuth, und während der Conservatismus der Bauern auf treuer Anhänglichkeit an die ererbten Sitten und Gebräuche beruht, hat der des Adels seinen Grund in rein persönlichem Dünkel. Freilich haben manche Dichter den Schmutz und die traurigen Seiten des Volkslebens zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht, selten in der Absicht, zur Abhülfe aufzurufen, meist um dem Verlangen des Publikums nach aufreizenden Situationen zu fröhnen, und so arteten die Dorfgeschichten mit der Zeit in Schilderungen der geschmack- und poesielosesten Wirklichkeit aus, Gemeines gemein auffassend und gemein darstellend wie Fr. Saß in der „Rothen Grete". Dieß trat namentlich ein, als die Dorfgeschichten zur Mode geworden waren, was zur weiteren Folge hatte, daß sie selten mehr den individuellen Charakter des Volks darstellten, daß vielmehr viele eben so gut bei Bürgern, Pfarrern, Geheimenräthen oder Baronen hätten vorkommen können. Die übermäßige Produktion wurde insbesondere dadurch herbeigeführt, daß man jeden einzelnen Volksstamm und in diesen selbst einzelne Landschaften repräsentieren wollte, ohne zu bedenken, daß der deutsche Bauer immer derselbe ist, daß er im Norden und Süden denselben Charakter hat, und daß die besondern Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die verschiedenen Stämme unterscheiden, so tief liegen, daß nur scharfe Beobachtung und poetisches Schaffen sie darzustellen vermag.

Dorfgeschichten, welche mehr oder weniger allgemein gehalten sind und keinen besonderen Volksstamm berücksichtigen, wurden von Reinbold, Marcard, Katharina Diez geschrieben, ferner von Louis Würdig in den „Stadt- und Dorfgeschichten aus alter und neuer Zeit" (Lpz. 1854), und von Julius Hammer in den „Stadt- und Landgeschichten" (Altenburg 1845. II), die wie die Novellen „Leben und Traum" (Lpz. 1839. II) glücklich in den Motiven, gemüthvoll und sinnreich sind. Die Novelle „Adelig und Bürgerlich" (Eb. 1838) gefällt durch poetische Auffassung bedeutender Lebenszustände, geistreiche Zeichnung der Charaktere und glückliche Episoden. Im Roman „Einkehr und Umkehr" (Eb. 1856. II) entwickelt der Dichter bei aller Einfachheit der Handlung und der Mittel eine tiefe Auffassung der Seelenstimmungen und große Mannigfaltigkeit der Charaktere und Situationen. Mäßigung ist der Grundcharakter dieses Romans selbst in Schilderung der Leidenschaften; auch bietet er einen großen Reichthum von tiefen Gedanken, die er jedoch nicht als seine eigenen, sondern als Gedanken seiner Personen darstellt, und die nothwendige Ergebnisse der Charaktere und Situationen sind. — Zu den Dorfgeschichten gehört auch „Der Schulze von Ettingrode. Aus der Leute Mund nacherzählt" (Halle 2. Aufl. 1861), eine Bekehrungsgeschichte mit pietistischer Färbung von Gottfried Gentzel, Rector in Christianstadt bei Naumburg an der Bober.

Bezeichnend ist es, daß die Dorfgeschichten vorzüglich da zu großem Umfang gediehen, wo das Volksleben sich frei entwickelt, wie in der Schweiz, oder wo der Gegensatz der Nationalität von besonderem Einfluß ist, wie in Böhmen. Wo Dieß nicht der Fall ist, erscheinen die Dorfgeschichten nur in wenigen, oft nur in einzelnen Bearbeitungen. So finden sich vom ganzen Norden nur sechs Dichter, unter welchen freilich Einer, Reuter, eine hervorragende Stelle einnimmt. Georg Schirges schilderte im „Bälgetreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte" (Hamb. 1845) das Leben und Treiben einer kleinen Gemeinde mit Wahrheit und poetischem Sinn. Von seinen zwei Novellen, die unter dem Titel „Zwei Gräber" (Lpz. 1843) erschienen, ist die erste in Form eines Tagebuchs, die zweite in Form eines Briefwechsels, was allerdings Gelegenheit giebt, das innere Leben zu entfalten, dagegen aber ist die epische Entwickelung untergraben. — Die „Norddeutschen Bauerngeschichten" (Lpz. 1850) v. K. Ernst können den Einfluß von Bitzius nicht verläugnen, der sich selbst in einzelnen Wendungen und Anschauungen

kund giebt. Doch ist Ernst edleren Sinnes: wenn er auch die Mängel und Gebrechen des Bauernstandes hervorkehrt, führt er doch nicht in den Schmutz wie Feuer. Er hält die Rohheit oder den Mangel an städtischer Bildung nicht für das Wesen, sondern für etwas Zufälliges, was keine Berechtigung auf poetische Darstellung hat. Dagegen schildert er die Eigenthümlichkeit des Charakters der Bauern ganz vortrefflich; er zeigt, wie sie am Alten hängen, das Neue verabscheuen, daher den Verbesserungen in Staat und Gemeinde widerstreben, wie sie gegen die Besitzlosen hart und drückend, dabei aber auch von tüchtiger Gesinnung, thätig und sparsam sind, tiefe Liebe zum Vaterland, zur Gemeinde und zur Familie tragen. Die einzelnen Charaktere, die guten wie die bösen, sind glücklich gezeichnet, namentlich gelingt ihm die Schilderung der aufopfernden Liebe, des kindlichen Gehorsams und der weiblichen Unterwürfigkeit. Von glücklicher Beobachtungsgabe zeugen nicht weniger die „Bilder aus der Beamtenwelt" (Lpz. 1858), welche an die „armen Kanzleiverwandten" in der Vorrede zum Quintus Fixlein von Jean Paul erinnern, in dessen Geist diese Bilder geschrieben sind, ohne daß der Dichter dessen Manier nachahmt. Brinckmann gab „Plattdeutsche Dorfgeschichten" (Güstrow 1854—55. II) und Th. Piening „Snak un Snurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in ditmarscher Mundart" (Hamb. 1858) und „Wat förn Winter. Dre spoßige Geschichten" (Eb. 1863) heraus, die sämmtlich höchst ergetzlich, lebendig und in echt volksthümlichem Ton erzählt sind. Die „Erzählungen aus Niedersachsen" (Hann. 1858. II) von Günther Nicol, die erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht wurden, sind nicht sowohl wegen ihrer Form als wegen ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung von Werth. Eine treffliche Westfälische Dorfgeschichte, „Die Judenbuche" findet sich in „Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff" (Hannov. 1860). Wolfg. Müller schrieb Rheinische Dorfgeschichten, Willkomm Lausitzische; Erzgebirgische sind von August Peters und Wildenhahn verfaßt worden, Böhmische von Moritz Hartmann, Kompert, Aug. Peters, Rank und Uffo Horn, dessen „Böhmische Dörfer" (Lpz. 1847. II) sich in Inhalt und Form nicht über die Mittelmäßigkeit erheben. Von den drei historisch-politischen Novellen desselben „Aus drei Jahrhunderten 1690. 1756. 1844" (Lpz. 1851), welche den Gegensatz des Reichthums und Elends veranschaulichen, ist die zweite am Gelungensten. Die „Bunten Kiesel" (Prag 1859) enthalten zwei Erzählungen, von denen die Eine „Gellert in Karlsbad" den trefflichen Mann in seiner ganzen Erscheinung mit Liebe darstellt, eine andere „Johannisbrunn" eine hübsche Sage anmuthig erzählt. Die Dorfgeschichten aus dem Böhmischen Riesengebirge von Mor. Reich, die Alfr. Meißner u. d. T. „An der Grenze" (Prag 2. Aufl.) 1859) herausgab, sind originell in Auffassung und Darstellung; sie sind gedrängt erzählt, aber eben dadurch um so wirksamer. Nach Oesterreich führt uns August Silberstein, nach Tirol Lentner und Adolf Pichler. Dorfgeschichten aus Vorarlberg lieferten Oppermann und Felder. „Aus dem Bregenzerwald" (Bresl. 1859) von Andreas Oppermann ist eigentlich eine Beschreibung des merkwürdigen Ländchens, doch enthält es zugleich eine sehr ansprechende Dorfgeschichte „Vom Steinschleifer Joseph und der Annemarie", worin der Charakter des Waldes und seiner Bewohner mit eben so viel Treue als poetischer Auffassung durchgeführt ist. — Franz Michael Felder, geb. am 13. Mai 1839 zu Schoppernau im Bregenzer Wald, erwarb sich unter vielfach bedrückenden Umständen vielseitige Kenntnisse, ohne seine ursprüngliche Naivetät zu verlieren. Seine hohe Bildung und seine freie Gesinnung erwarb ihm den Haß der schwarzen Partei, der so drohend wurde, daß er sich flüchten mußte. Zwar kehrte er zurück, als sich der Sturm einigermaßen gelegt hatte, doch war sein Leben bis zu seinem Tode, der am 26. April 1869 erfolgte, eine Reihe von Kämpfen, die ihm seine Bemühungen um die sittliche und politische Bildung des Volkes zuzogen. Felder fieng schon in den Knabenjahren an, seine Ideen und Anschauungen schriftlich niederzulegen, zum ersten Male trat er mit der Erzählung „Nümmamüllers und das Schwarzokaspele" (Lindau 1863), welche sogleich Aufsehen erregte, in die Oeffentlichkeit. Die Fabel dieser Erzählung ist einfach, zeugt aber von feinem psychologischem Blick; Land und Volk sind darin mit lebendiger Anschaulichkeit, eben so anziehend als belehrend dargestellt. Ihr folgten „Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit" (Lpz. 1867), in welche der Dichter eigene Erlebnisse mit echt poetischer Gestaltung verwebte und die Nothwendigkeit eines socialen Gemeinwesens, so wie der religiösen Liebe und Duldung zur Anschauung brachte. Felder entwickelte darin eine so tiefe Beurtheilung der Zustände, daß man den Verfasser, der nur die armselige Dorfschule seiner Heimat besucht hatte, für einen auf Universitäten gebildeten und zugleich in geistig bewegten Kreisen der höheren Gesellschaft einheimischen Mann hätte halten können. Und doch zeugen die nachfolgenden Erzählungen „Die Liebeszeichen" und „Reich und Arm" von Fortschritt in der epischen Behandlung, an der zu rühmen ist, daß der Dichter bei aller volksthümlichen Haltung doch den Dialekt nicht gebraucht, was seinen Schöpfungen eine Einheit der Darstellung verleiht, die man bei so vielen gelehrten Dichtern vermißt.

Das Leben der Schwarzwälder Bauern bildet den Stoff zu Auerbachs Dorfgeschichten; Oberbayrische Dorfgeschichten schrieben Lentner, Hermann Schmid und Adolf Stern, dessen Novellen „Am Königssee" (Lpz. 1863) gut erfunden und geschickt ausgeführt sind. Die großartigen Landschaften und Naturerscheinungen sind anschaulich geschildert, die Charaktere glücklich gezeichnet. Der Dichter hat große Vorliebe zum Grausenhaften, das er gut zu motivieren weiß. Seine „Historischen Novellen" (Eb. 1866) haben den nämlichen Charakter, doch sind sie im Ganzen weniger gelungen. Wie in den ersten „Der Steiger von Berchtesgaden", so sind in diesen die „Wiedertäufer" am Gelungensten. Im „Fräulein von Augsburg.

Eine Geschichte aus dem XVII. Jahrhundert" (Lpz. 1867) ist der Glanz und der Sturz des Welserschen Hauses mit Talent dargestellt; die durch den Charakter der Personen bedingten Motive sind glücklich gewählt. Die Darstellung ist maßvoll, eben so die Zeichnung der Charaktere, vorzüglich die des berühmten Gelehrten Marcus Welser und der geistreichen Philippine Welser, welche eben so schön, wenn auch nicht so berühmt war als die Gemahlin des Oesterreichischen Erzherzogs. Eine der schönsten Stellen ist die Schilderung der gestörten Hochzeitfeier. Von den Schwäbischen Dorfgeschichten sind zu erwähnen die von Hermann Kurz, Johannes Scherr und Paul Stein; Dorfgeschichten aus dem Ries im Bayerischen Schwaben von Melchior Meyr, aus Franken von Henriette Nordheim in den „Ländlichen Skizzen aus Franken" (Weim. 1854), aus Thüringen von Heinrich Schwert, Pfarrer in Gräfentonna bei Gotha, in den zu stark reflektierenden aber inhaltreichen „Thüringer Dorfgeschichten" (Lpz. 1859) und von Otto Ludwig in den „Thüringer Naturen" (Ff. 1857), in deren erstem und einzigem Band zwei Erzählungen unter dem Titel „Die Heiterethei und ihr Widerspiel" mitgetheilt werden, welche zu breit ausgesponnen sind und sich in zu viel Reflexionen ergehen. Der Ausdruck ist oft geschmacklos, wenn er naiv und populär sein soll. Viele Einzelnheiten zeugen von des Dichters Originalität und poetischem Geist. Auch in der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" (Ff. 1856) ist die Sprache oft geschmacklos und steif. Der Stoff derselben ist gut erfunden, die Personen, insbesondere der Dachdecker, sind scharf gezeichnet, aber sie sind oft psychologisch unwahr. Der Bruderhaß in seinen inneren und äußeren Folgen ist mit großer Kraft geschildert. — Das Elsaß repräsentieren die „Sittengemälde aus dem Elsässischen Volksleben" (Stuttg. 1843. 2. Aufl. 1847) von Alexander Weill, der, im J. 1813 im Elsaß geboren, seit 1858 in Paris lebte und dort eine große publicistische Thätigkeit entwickelte. Am Zahlreichsten sind die Dorfgeschichten aus der Schweiz, von welchen wir die von Bitzius, Gihr, Alfred Hartmann, Keller, Meyer-Merian, Scherr und Weißer schon genannt haben oder später ausführlicher besprechen werden. Außer ihnen sind mehrere zu erwähnen: Johann Baumann behandelte in den „Bildern aus der Heimat" (Stuttg. 1830) einfache Stoffe einfach und natürlich. Johann Baldino schrieb „Novellen und Erzählungen aus dem bündnerischen Natur- und Volksleben" (Schafth. 1857—58), die von Phantasie und Darstellungskunst, aber von wenig durchgebildetem Geschmack zeugen. Sie gewähren jedoch durch die Schilderung der Sitten und Gebräuche des merkwürdigen Volks vielfältiges Interesse. Jacob Frey, geb. am 13. Mai 1824 zu Gontenschwyl im Kanton Aargau, studierte von 1840—44 in Tübingen, München und Zürich Geschichte, Philologie und Philosophie, promovierte in Tübingen, übernahm 1850 die Redaktion des in Aarau erscheinenden „Schweizerboten", wurde bald darauf in den Großen Rath gewählt, lebte von 1856—1868 in Bern und Basel, wo er verschiedene Zeitschriften redigierte, dann wieder in Aarau und zuletzt in Bern, wo er am 30. Decbr. 1875 starb. Er veröffentlichte zuerst mehrere Novellen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften unter dem Namen J. Reif, die er später mit neuen vermehrt unter dem Titel „Zwischen Jura und Alpen" (Lpz. 1858. II. Bd. III Basel) und „Schweizerbilder" (Aarau 1864. II) sammelte. Diese Geschichten sind zwar nicht alle von gleichem Werth, alle aber zeugen von bedeutendem Talent. Obwohl alle Schweizerisches Leben darstellen, so ist doch der Stoff und die Ausführung sehr mannigfaltig. Am Gelungensten sind wohl „Dorfehe", „Kindersegen" und „Opfertod", in welchem die Tüchtigkeit des Volks mit tiefem Gefühl und warmer Liebe geschildert wird. Es ist an den Erzählungen zu rühmen, daß es nicht auf nervenaufregende „Spannung" abgesehen ist, obwohl mehrere höchst ergreifend sind. Die Motive sind glücklich erfunden, die Charaktere mit Sicherheit gezeichnet und die Darstellung zeugt von gebildetem Geschmack. — Nicht minder erfreulich sind die Erzählungen seines Landsmanns Samuel Haberstich, mit dem Dichternamen Arthur Bitter, der am 21. Oktob. 1821 in einem Bernischen Dörfchen geboren wurde, aber aus Oberentfelden im Kanton Aarau stammt. Im 14. Jahre trat er bei einem Rechtsagenten im Emmenthal in die „Lehre", wo er nicht viel lernen konnte, daher er Diesen verließ und sein weiteres Fortkommen in einer Amtsschreiberei des Bernischen Jura fand, wo er die französische Sprache erlernte. Später erhielt er eine Anstellung im Finanzdepartement zu Bern, was ihm die Gelegenheit verschaffte, zugleich philosophische und juristische Vorlesungen an der dortigen Hochschule zu besuchen. Diese Stellung gab er jedoch im J. 1846 wegen zu geringer Besoldung auf, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, wozu ihn die günstige Aufnahme seiner ersten Novellen veranlaßte. Nach dem Sturz der sogenannten sechsundvierziger Regierung mußte er mit seiner Familie Bern verlassen, wohin er erst im J. 1861 zurückkehrte. Seine Erzählungen, die unter dem Titel „Geschichten aus dem Emmenthal" (Lengnau 1857) und „Erzählungen, Novellen und Gedichte" (Bern 1864—65. IV) erschienen, sind meist gut erfunden und mit Talent ausgeführt; so weiß er selbst verbrauchte Stoffe in anziehender Weise zu behandeln. Die Darstellung ist frisch und lebendig, oft originell; nur hat er sich leider durch Bitzius Vorgang verleiten lassen, ihre Einheit durch den Gebrauch der Mundart zu zerstören. Die heimatlichen Verhältnisse sind anschaulich geschildert; auch die Charaktere sind mit großer Wahrheit gestaltet und es ist zu erwähnen, daß er nicht bloß die schlimmen Seiten des Volkslebens aufsuchte wie Bitzius, aber dasselbe auch nicht in unwahrer Idealität darstellte. Endlich sind noch die Novellen zu rühmen, die unter dem Titel „Aus Heimat und Fremde von S . . ." (Chur 1859) erschienen, und welche glückliche Schilderungen des Volkslebens in Graubünden, Ungarn und Siebenbürgen enthalten. Haberstich starb in Bern 20. Febr. 1872.

Zu den culturhistorischen Romanen sind endlich auch die ethnographischen und die Seeromane zu rechnen, da sie uns mit dem Leben,

den Sitten und Gebräuchen der ausländischen Völker bekannt machen, die Cultur derselben zur Anschauung bringen. Manche derselben haben jedoch zunächst die Absicht, Effekt und Spannung hervorzubringen, daher sie vorzugsweise wunderbare Abenteuer aller Art darstellen, und sie somit als eine Fortsetzung der ältern Abenteurer- und der spätern Räuber-Romane erscheinen. Wenn sie diese in Gehalt und Form übertreffen, so liegt der Grund in der seitdem weit vorgeschrittenen Bildung und hauptsächlich darin, daß sie zum Theil wenigstens auf Wahrheit und eigener Beobachtung beruhen. Sie behandeln meist Nordamerikanische Verhältnisse, da politische und Handelsverhältnisse die meisten Dichter in die Vereinigten Staaten führten; doch haben auch Südamerika, Asien, und selbst Afrika und Australien mehrere angezogen, und es finden sich auch einige Europäische Länder behandelt. Indem wir zunächst diejenigen Romane erwähnen, die in den Vereinigten Staaten spielen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß es auffallen möchte, daß manche Romane vorzugsweise die Schattenseiten des Amerikanischen Lebens darstellen. Es ist Dies aber sehr begreiflich, da die meisten deutschen Auswanderer aus Unzufriedenheit mit den heimatlichen Verhältnissen ihr Vaterland verlassen, sich aber auch in der neuen Welt diese Unzufriedenheit nicht verliert, weil sie sich meist mit den republikanischen Institutionen nicht versöhnen können, denen die Vereinigten Staaten doch allein ihre wunderbare Größe und Macht verdanken, Institutionen, die freilich die gewohnte Gemüthlichkeit nicht aufkommen lassen.

Von den Romanen, welche die Amerikanischen Verhältnisse behandeln, sind die von Scherr und Schrader schon erwähnt, die von Sealsfield und Gerstäcker werden später ausführlicher besprochen, und es bleiben hier noch folgende anzuführen. Robert Spring schilderte im Roman „Die beiden Warrick" (Hamburg 1847. II) das Leben und Treiben der höhern Klassen in Nordamerika. Therese Adelgunde Luise von Jacob, verehelichte Robinson, geb. am 26. Januar 1797 in Halle, begleitete ihren Vater im J. 1806 nach Rußland, wo sie die Slavischen Sprachen erlernte. Nach Halle zurückgekehrt, 1816, studierte sie die alten Sprachen. Im J. 1828 heirathete sie den berühmten Amerikanischen Ingenieur Robinson, den sie zwei Jahre darauf nach Amerika begleitete, wo sie umfassende Studien über die Sprachen der Urbewohner machte. Im J. 1864 verwittwet, kehrte sie nach Europa zurück und lebte seit 1869 in Hamburg, wo sie am 13. April 1870 starb. Sie gab ihre Werke unter dem Namen Talvj heraus. Die geistreiche und gelehrte Fürstin Koltzoff-Massalsky, geb. Prinzessin Ghika, sagt mit Recht von ihr, daß sie für die wirkliche Emancipation der Frauen mehr gewirkt habe, als die Verfasser so vieler schönen, aber nutzlosen Schriften über die Sklaverei des weiblichen Geschlechts. Ihr Roman „Die Auswanderer" (Lpz. 1852. II) schildert das Leben in den Vereinigten Staaten an den Schicksalen einer deutschen Auswandererfamilie mit tüchtiger Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse. Ihr Roman „Heloise" (Lpz. 1852) muß dagegen wegen der willkürlich an einander gereihten, zudem unwahren Begebenheiten als mißlungen bezeichnet werden. „Der Amerikamüde. Amerikanisches Culturbild" (Ff. 1856) von Ferdinand Kürnberger fesseln schon dadurch, daß unter der Hauptperson der Dichter Lenau nicht zu verkennen ist, was aber doch auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Ausführung des Romans hatte, da die trübe Stimmung des Helden auf den Verfasser übergieng und der praktische Geist der Amerikaner mit dem sentimental-romantischen Sinn der Deutschen aufgefaßt wurde. Abgesehen davon zeugt der Roman von großem Talent; die Charaktere sind individuell gestaltet, die Begebenheiten und deren Motive glücklich erfunden und auch die Darstellung ist von großer Schönheit. Seine „Ausgewählten Novellen" (Prag 1857) und „Novellen" (München 1861—62. III) sind von entschiedenem Kunstwerth, beruhen meist auf reicher Erfindung, und geben ein glänzendes Zeugniß von des Dichters geschmackvoller Darstellung und von seinem reichen Humor. Fr. Aug. Strubberg gab unter dem Namen Armand eine Reihe von Romanen heraus, deren Titel schon die eigenthümliche Haltung und Tendenz bezeichnen. „Amerikanische Reise- und Jagdabenteuer" (Stuttg. u. Augsb. 1858), „Bis in die Wildniß" (Bresl. 1858. IV), „An der Indianergrenze" (Hann. 1859. IV), „Ralph Norwood" (Eb. 1860. V), „Sklaverei in Amerika, oder Schwarzes Blut" (Eb. 1861. III), „Der Sprung vom Niagarafalle" (Eb. 1864. IV), „In Mexico" (Eb. 1865. IV), „Saat und Ernte" (Lpz. 1866. V) und „Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas" (Eb. 1867. II), von denen die letzten nur Abklatsche der frühern sind, eine unvermeidliche Folge der Vielschreiberei. In den ersten, die noch ziemlich unbeholfen geschrieben sind, werden zu viele, zum Theil phantastische Abenteuer berichtet, als daß man an ihre Wahrheit glauben könnte und von denen sich zudem manche wiederholen, auch sind sie in der Composition mangelhaft, während in „An der Indianergrenze" in dieser Beziehung erfreulicher Fortschritt bemerkbar ist. Es werden darin alle Verhältnisse des dortigen Lebens, die Eigenthümlichkeiten der wilden und sogenannten civilisierten Nationen in charakteristischen Zügen zur Anschauung gebracht. Daß in Amerika Ungeheuerlichkeiten der verschiedensten Art vorkommen, ist bei der Größe des Landes und der eigenthümlichen Bevölkerung erklärlich; aber es sind im Verhältniß zur Gesammtheit doch nur einzelne Erscheinungen, und es ist unwahr, sie als Charakterzüge des Volks darzustellen, wie es in „Ralph Norwood" geschieht. In „Sklaverei in Amerika" ist viel poetisches Leben. Karl Theodor Griesinger, geb. am 10. Dec. 1809 zu Kirnbach bei Welsach in Würtemberg, wurde nach vollendetem Studium der Theologie Vicar, gab aber nach drei Jahren seine Stellung auf, um sich der Schriftstellerei zu widmen; er trat 1841 nach einer schweren Krankheit „des sichern Brodes wegen" in eine Buchhandlung, gab aber 1848 diese Laufbahn wieder auf und gründete das demokratische Blatt „Die Volkswehr", die ihm Verhaftung und Anklage auf Hochverrath brachte, von der er zwar

freigesprochen wurde, was ihn aber veranlaßte, 1852 mit Weib und Kind nach Amerika auszuwandern. Da ihm das dortige Leben nicht behagte, kehrte er 1857 nach Stuttgart zurück, wo er seine schriftstellerische Laufbahn wieder aufnahm und für „Würtemberg nach seiner Vergangenheit und Gegenwart u. s. w." (Stuttg. 1840) vom König die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt. Griesinger gehört zu den deutschen Demokraten, die sich in das Amerikanische Leben nicht zu finden wußten, weil ihnen die wahrhaft republikanische Gesinnung abgeht. Es läßt sich Dieß schon aus den „Lebenden Bildern aus Amerika" (Stuttgart 1858) entnehmen, die übrigens von Talent zeugen. Es sind nicht eigentliche Novellen, sondern mehr Schilderungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika, besonders in New-York, die jedoch mit poetischem Sinn aufgefaßt und lebendig dargestellt sind. Auch die „Emigrantengeschichten" (Tuttlingen 1858—59. II), die sich mit der deutschen Auswanderung beschäftigen, bewähren des Dichters Erfindungsgabe, so wie sein Talent in Situations- und Charakterschilderungen. Manche Erzählungen sind mit köstlichem Humor dargestellt, der dem Verfasser schon in den „Humoristischen Bildern aus Schwaben" (Heilbr. 1839) viele Freunde gewann. „Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von New-York" (Stuttg. 1859. III) ist gewandt erzählt, aber wegen der überhäuften Ungeheuerlichkeiten unerquicklich. Daß die Enthüllungen in den „Mysterien des Vatikans, oder die geheimen Sünden des Papstthums" (Eb. 1861. II) zeitgemäß waren und noch sind, beweist das Treiben der jesuitischen Partei im Concil von 1870. Griesinger versuchte sich auch im historischen Roman nicht ohne Glück, so in den „Letzten Tagen der Grävenitz" (Heilbr. 1839) und in „Heinrich von Mömpelgard und Elisabeth von Bitsch. Historischer Roman aus dem Ende des 15. Jahrhunderts" (Stuttg. 1860. II). Otto Ruppius, geb. im J. 1819 zu Glauchau, trat als Lehrling in ein Handelshaus zu Erfurt, wo es ihm so wenig gefiel, daß er Militärdienste nahm, aber auch diese bald wieder verließ, Buchhändler wurde und in Berlin, wo er 1845 seinen Wohnsitz nahm, im Jahre 1848 die „Bürger- und Bauernzeitung" herausgab. Ein Artikel derselben zog ihm eine Verurtheilung zu neunmonatlicher Festungsstrafe zu, die ihn bewog nach Amerika zu flüchten, wo er unter wechselnden Verhältnissen blieb, bis ihn der Bürgerkrieg und die in Preußen verkündete Amnestie veranlaßte, 1861 nach Deutschland zurückzukehren. Er ließ sich zuerst in Leipzig, dann in Berlin nieder, wo er am 25. Januar 1864 erst 45 J. alt starb. „Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben" (Berl. 1859) und dessen Fortsetzung „Das Vermächtniß des Pedlars" (Eb. 1859), schildern die Schicksale eines jungen Deutschen in Amerika; beide Romane sind durch die glücklich erdachten Motive und die eben so glückliche Lösung der als unlösbar erscheinenden Verwickelungen von der höchsten Wirkung. Von seiner reichen Erfindungs- und gewandten Darstellungsgabe zeugen auch die folgenden Romane, „Geld und Geist" (Berl. 1860), „Der Prairieteufel" (Eb. 1861), „Im Westen" (Eb. 1862), „Südwest" (Eb. 1863), in denen allen Amerikanische Verhältnisse geschildert werden. Die Romane von Balduin Möllhausen „Der Halbindianer"(Jena 1861. IV) und dessen Fortsetzung „Der Flüchtling" (Eb. 1862. IV), „Der Mayordomo" (Eb. 1863. IV), „Das Mormonenmädchen" (Jena 1864. VI) sind dadurch ausgezeichnet, daß die Landschaftsschilderungen sowohl den schaffenden Dichter als den beobachtenden Naturforscher erkennen lassen. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, die Begebenheiten allerdings oft sehr abenteuerlich, aber doch so glücklich motiviert, daß sie als wahr erscheinen müssen. Aehnliche Vorzüge sind an den „Palmblättern und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen" (Jena 1863. II) zu rühmen.

Nach Asien führen uns die Romane von Gerstäcker und Breusing, so wie die interessanten gewandt und lebendig dargestellten „Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa" (Lpz. 1857. III) von Siegmund Wallace. Australische Verhältnisse schilderte der als Reisender und Schriftsteller gleich unermüdliche Gerstäcker, die Russischen A. Th. von Grimm in der „Fürstin der siebenten Werst" (2. Aufl. Lpz. 1861) in einer gut erfundenen und glücklich ausgeführten Fabel. Denn wenn auch die einzelnen Begebenheiten überraschend und außerordentlich sind, so erscheinen sie doch bei ihrer glücklichen Motivierung als durchaus wahr und natürlich. Eben dieß gilt auch von den Charakteren, denn mag auch z. B. der Alles belauernde Kyrill eine nicht gewöhnliche Erscheinung sein, so ist sein von Ehrgeiz und Habsucht geleitetes Treiben unter den geschilderten Verhältnissen vollkommen wahrscheinlich. So bedeutend Anlage und Entwickelung ist, so liegt doch das Hauptverdienst des Romans darin, daß die Russischen Zustände, das Leben in den beiden Hauptstädten, in den Dörfern und Steppen, die Charakteristik der verschiedenen Klassen, des Adels, der Beamten, des Militärs, der Bauern, daß der alle Stände unterdrückende Despotismus, die Schilderung der zugleich tyrannischen und sklavischen Männer, der herrschsüchtigen und moralisch versunkenen vornehmen Frauen an den erzählten Begebenheiten zur Anschauung gebracht wird. — Das Leben in Litauen schilderte Keudell und später Leo Goldammer dramatisch lebendig und anschaulich in „Litauen. Völker- und Naturbilder" (Berl. 1858).

Der Seeroman wurde von Willkomm, neben ihm von Adolph Schirmer und Smidt behandelt. Adolph Schirmers „Lütt Hannes" (Lpz. 1865. III) scheint zwar auf gründlichen Studien und eigenen Beobachtungen zu beruhen, erreicht aber die Romane der zwei andern eben genannten Dichter nicht. Seine „Intriganten oder Enthüllungen der Aristokratie" (Hamb. 1850. II) schildern in allzu grellen Farben die an den meisten Höfen herrschende Verderbniß. „Das Handelshaus Wilford oder die Falschen und die Echten" (Berl. 1861) und die „Saisongeschichten" (Wien 1862. II) sind mittelmäßiges Gut. — Heinrich Smidt, geb. zu Altona am 18. Dez. 1798, erhielt seine erste Erziehung auf der Stadtschule daselbst,

diente dann zur See, zuerst als Kajütenjunge und dann als Steuermann und bereiste die Küsten dreier Welttheile. Nach zehnjährigem Dienst verließ er diese Laufbahn und studierte in Kiel und Berlin die schönen Wissenschaften. In Berlin, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm, erhielt er Anstellung bei der „Staatszeitung" und dem mit derselben verbundenen „Magazin für die Literatur des Auslandes". Im J. 1848 wurde er Mitglied der Marine-Commission und später der Marineabtheilung des Kriegsministeriums, zuletzt Archivar und Bibliothekar desselben. Er starb am 3. Sept. 1867. Er hat nicht nur den Seeroman in Deutschland geschaffen, sondern ihn auch am Glücklichsten behandelt. Daß seine äußerst zahlreichen Romane (sie bilden nebst einigen andern Schriften nicht weniger als 146 Bände) nicht alle von gleichem Werthe sein können, ist begreiflich; in allen aber erkennt man den praktischen Seemann. „Der Steuermann Johannes Smidt" (Frkf. 1840. III) hascht noch zu sehr nach dem Abenteuerlichen. Von weitaus größerer Bedeutung ist „Berlin und Westafrika. Ein Brandenburgischer Seeroman" (Berl. 1847. VI), worin der Versuch, eine Brandenburgische Marine zu gründen, erzählt wird, der an den Erbärmlichkeiten der Umgebungen des Herrschers scheitert. Die „Marinebilder" (Berl. 1859), „Meeresstille und hohe See" (Eb. 1860) beweisen des Dichters Erfindungsgabe und poetische Auffassung. „Michael de Ruyter. Bilder aus Hollands Marine" (Berl. 1846. IV), für welchen der Verfasser vom König der Niederlande das Ritterkreuz der Eichenkrone erhielt, ist mehr Geschichte als Roman. „Jan Blaufink oder See und Theater" (Berl. 1864. II), Einer seiner besten Romane, erzählt die Geschichte eines armen Jungen, der sich durch eigene Kraft zu einem bedeutenden Menschen emporhebt, wobei der Dichter die Verhältnisse, in denen sich der Held befindet, in Hamburg, auf der See, in fremden Ländern mit anziehender Anschaulichkeit schildert. In dem komischen Roman „Herr Rentier Rotentipfel und seine beiden Neffen" (Jf. 1859) ist der Charakter des reichen und gutmüthigen Helden so wie seines liederlichen Schwagers eben so glücklich erdacht als ausgeführt. „Der Kornzehnten. Erzählung aus der ditmarschen Geschichte" (Berl. 1850. III) bietet eine lebendige Schilderung der Unterdrückung der Bauern durch den Adel und deren Erhebung im 13. Jahrhundert. In „Devrient-Novellen" (Berl. 1852) erzählt der Dichter einzelne Züge aus dem Leben des großen Schauspielers Ludwig Devrient mit Geist, Gefühl und Humor. Gut und gewandt erzählt sind die Skizzen und Sagen in „Schleswig Holstein" (Jf. 1841. III).

Die Familienromane, die meist zugleich Liebesgeschichten sind, erscheinen, wie es von dem gemüthlich-häuslichen Sinn der Deutschen und insbesondere der deutschen Frauen nicht anders zu erwarten ist, äußerst zahlreich. Erwähnt wurden schon in den vorhergehenden Abschnitten, oder sind später zu besprechen, die Romane von Adami, Bäuerle, Biernatzki, Henriette Bissing, Amely Bölte, Brachvogel, Braun von Braunthal, Chézy, Diefenbach, Frenzel, Freytag, Ida Frick, Fritze, Jeanne Marie Gayette, Grabowski, Gregorovius, Th. v. Grimm, Gundling, Hammer, Heeringen, Hesekiel, von Heyden (Em. Scävola), Hoefer, Holtei, Uffo Horn, Luise von Jacob, Jüngst, Kendell, Klenke, Heinrich König, Kurnik, Phil. Lange, Lax, August und Fanny Lewald, Lubojatzki, Ludwig, Meißner, Melchior Meyr, Mosen, Mühlfeld, Otto Müller, Klara und Theodor Mundt, Oelckers, Ortlepp, Luise Otto, Julie Pfannenschmied, Polko, Prutz, Raabe, Mathilde Raven, Ring, Rodenberg, Roquette, Scherr, Schiff, Schirmer, Aline von Schlichtkrull, August Schrader, Schram, Schubar, Levin Schücking, Gräfin Franziska von Schwerin, Siebel, Silberstein, Wilhelmine Sostmann, Spielhagen, Starklof, Paul Stein, Steub, Stifter, Struensee, Temme, Oswald Tiedemann, Tschabuschnigg, Uechtritz, Wickede und Willkomm. Neben Diesen sind noch folgende zu erwähnen: Der geistvolle Siegmund Wiese schildert in drei Romanen „Theodor" (Lpz. 1833), „Hermann" (Eb. 1834) und „Friedrich" (Eb. 1835) die Zerrissenheit in den Gemüthern und Lebensverhältnissen der Zeit und stellt ihnen das befreiende Princip des Christenthums entgegen. — Frau Heege hat unter dem Namen Penseroso eine große Anzahl von Romanen und Novellen geschrieben, die ungleich an Werth sind. Zu den bessern gehören „Die Brüder Törnebladh" (Lpz. 1838. III), deren einfache Handlung anziehend erzählt ist; „Das schöne Mädchen am Gmundner See" (Eb. 1843), worin ein öfters behandelter Stoff nicht ohne Geschick und zum Theil mit neuen Motiven behandelt wird; „Manuelitta Dolores" (Lpz. 1847. III) gefällt durch glückliche Schilderung der Leidenschaften und der sie bezwingenden moralischen Größe. Victor von Strauß erzählt in „Theobald" (Bielef. 1839. III) die Geschichte zweier Geschwister, die frühe ihren Eltern geraubt und zugleich getrennt werden, nach mancherlei Schicksalen wieder zusammenkommen und sich endlich erkennen. Die Tendenz im „Erbe der Väter" (Eb. 1850) ist reaktionär pietistisch, doch im Ganzen mild gehalten und mit psychologischem Takt ausgeführt. Die „Erzählungen" (Heidelb. 1854—55. III) bekämpfen den Fortschritt im politischen, socialen und religiösen Leben mit einer Art von Grimm, der sich namentlich gegen die Volksschule richtet. — Franz Dingelstedt gefällt in seinen Romanen und Novellen mehr durch die elegante Form und anziehende Darstellung als durch den Gehalt. Oefters verfällt er in Sentimentalität, auch ist der Einfluß der Romantiker nicht zu verkennen; dagegen zeigt er sich überall als scharfen und feinen Beobachter, besonders der äußern Lebenserscheinungen. Sein Roman „Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen" (Lpz. 1840. II) führt den nicht eben neuen Gedanken aus, daß auf der Erde Unruhe, Zwietracht, Krieg und Sünde herrsche, im Grabe allein Ruhe, Eintracht, Friede, Tugend und somit wahres Glück zu finden sei. Die Erfindung ist nicht neu; sie ist zwar reich an Begebenheiten, aber diese

sind oft unwahrscheinlich. Man vermißt ferner eine echt künstlerische Composition; aber im Einzelnen begegnet man vielen vortrefflichen Stellen, besonders bei der Schilderung der vornehmen Welt. Der komische Roman „Die neuen Argonauten" (Fulda 1839) erinnert im Einzelnen an Jean Paul, den er in Zartheit der Behandlung der Liebesverhältnisse beinahe erreicht. Die komischen Motive sind nicht immer glücklich erfunden und öfters augenscheinlich gesucht; dem Ganzen fehlt es an Einheit. Die Novellen „Licht und Schatten in der Liebe" (Cassel u. Lpzg. 1838) sind in der Erfindung unbedeutend, in der Ausführung zum Theil Jeanpaulisierend. Auch im „Heptameron. Gesammelte Novellen" (Magdeb. 1844. II), die zum Theil früher veröffentlicht waren, aber hier verändert und verbessert erscheinen, sind die Erfindungen nicht immer neu, doch ziehen sie durch die gewandte Darstellung an. Von großer Vortrefflichkeit ist „Der Esel-Fritze", worin mit tiefpoetischem Sinn der Gedanke durchgeführt ist, daß die Liebe den Menschen auch im niedrigsten Stande der edelsten Gesinnung, der rührendsten Zartheit und der freudigsten Aufopferung fähig macht. Die „Sieben friedlichen Erzählungen" (Stuttg. 1844. II) sind leicht und anmuthig im Ton der vornehmen Gesellschaft geschrieben, aber oberflächlich und ziemlich inhaltsleer, ohne genügende Motivierung und allzusehr nach leichtem Witz haschend. Wie Dingelstedt recht hübsch über Nichts zu schwätzen weiß, zeigt sein „Wanderbuch" (Lpz. 1839—43. II), in welchem er sich überdieß bald von Heine und bald von Saphir beeinflussen läßt. — Die „Dioskuren" (Lpz. 1840. II) von **Oswald Marbach** arten hie und da in das Phantastische aus, was um so mehr zu bedauern ist, als die Erfindung glücklich, die Entwickelung übersichtlich ist, und bei großer Mannigfaltigkeit volle Einheit bewahrt. — **Franz Schuselka**, geb. am 15. August 1811 zu Budweis, widmete sich nach vollendeten Rechtsstudien der schriftstellerischen Laufbahn, wurde wegen einiger politischen Schriften verfolgt, kehrte im März 1848 nach Wien zurück, wurde ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er zur äußersten Linken gehörte, während er sich im Oesterreichischen Reichstag zur gemäßigten Linken hielt, was die Regierung nicht abhielt, ihn 1850 aus Wien zu verweisen. Er trat 1851 zum Protestantismus über, wurde 1861 in den Reichstag gewählt, wegen eines Preßprozesses 1864 aus demselben ausgestoßen, später aber von den Wienern wieder gewählt. Sein Roman „Karl Gutherz. Eine Geschichte aus dem Wiener Volksleben" (Wien 1841) schildert das einfache Leben der Wiener mit Treuherzigkeit und gutmüthiger Satyre und zeigt, wie er in der Vorrede zur zweiten Auflage (1844) sagt, „daß im eigentlichen Volk noch immer der gesunde Kern, die allnährende Wurzel der ganzen Gesellschaft ist" und hat die Absicht „einerseits das Volk zu trösten und zu edlerem Selbstbewußtsein zu erheben, andererseits den höheren Ständen Achtung des Volks und Theilnahme für die Leiden desselben einzuflößen." — „Meister Wolfram, der Märchenerzähler" (Lpz. 1842) von **August Hesse** ist mehr phantastisch als phantasiereich, aber hübsch erzählt und unterhaltend. „Die Welt und mein Auge" (Pesth 1844. III) von **Elisabeth Glück** entspricht in der Ausführung ihren lyrischen Dichtungen, deren Gedanken und Anschauungen darin objectiviert erscheinen. **Adele Schopenhauer**, die Tochter der bekanntern Johanna und Schwester des berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer, geb. 1797 zu Hamburg, gest. am 25. August 1849 in Bonn, ist in „Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit" (Lpz. 1845. II) zu reflektierend; jedoch sind ihre Bemerkungen fein und sowohl geist- als gemüthvoll, die Behandlung zeugt von gebildetem Geschmack. Ihre „Haus-, Wald- und Feldmärchen" (Eb. 1844) sind vortrefflich, wenn sie auf vorhandenen Sagen beruhen, phantastisch, wenn die Dichterin nach Weise der Romantiker die Natur belebt; alle sind aber von poetischem Sinn durchdrungen. „Aurelie" (Lpz. 1847. II) von **Johannes Nordmann** verdient schon wegen der schönen Mäßigung, mit welcher Personen und Begebenheiten dargestellt werden, ohne daß dadurch das Interesse geschwächt wird, Beachtung. „Zwei Frauen" (Wien 1850) stellen die sinnliche Liebe mit glühenden Farben dar. Die Novellen „Frühlingsnächte in Salamanca" (Lpz. 1857) sind wahrscheinlich nach italienischen Vorbildern gedichtet; jedenfalls sind sie heiter und interessant. **Jacob Friedrich Alexander Jung**, geb. 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, besuchte, obgleich Protestant, das katholische Gymnasium in Braunsberg, verlebte dann einige Zeit in Danzig, wurde dann Hauslehrer, gieng im Herbst 1826 nach Berlin, um Theologie und Philosophie zu studieren, setzte 1828 seine Studien in Königsberg fort, wo er sich fortan niederließ, mußte aber wegen Kränklichkeit der theologischen Laufbahn entsagen. Mit Rosenkranz, dessen Einfluß auf ihn bedeutend war, machte er eine größere Reise nach Deutschland, auf welcher er neben andern hervorragenden Männern den Philosophen Schelling kennen lernte, der einen bleibenden Einfluß auf ihn ausübte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der schriftstellerischen Thätigkeit, durch die er sich vielfache Verdienste erwarb, insbesondere durch seine literarischen und socialen Schriften. Im „Bettler von James Park" (Lpz. 1850) erinnert der Stoff an E. T. A. Hoffmann, die Darstellung an Goethe, erreicht aber weder den ersten, noch viel weniger den zweiten in der künstlerischen Durchführung. Der Roman bietet einen großen Reichthum an vortrefflichen Gedanken, die aber ohne lebendigen Zusammenhang mit dem epischen Gehalt stehen. Das Ganze ist von warmem patriotischem Gefühl durchdrungen, wie es denn die Verherrlichung des deutschen Volkes beabsichtigt. „Rosmarin oder die Schule des Lebens" (Lpz. 1862. V) ist allerdings Einer der geist- und inhaltreichsten Romane, der wohl zum Theil auf eigenen Erfahrungen beruht, aber wenn auch Einzelnes mit großer epischer Anschaulichkeit ausgeführt ist, so ist doch die Haltung im Ganzen zu subjectiv und reflektierend. „Ein Diplomat" (Lpz. 1853) von **Ottilie Friedemann**, zeugt von feiner Beobachtungsgabe und Kenntniß der Menschen, zunächst des weiblichen Herzens, so wie von Thun und Treiben der höhern

Gesellschaftskreise. Mit weiblichem Takt erzählt ist „Malvine oder die drei Schwestern. Gemälde aus dem Familienleben" (Lpz. 1852) von C. Gräfin von der Schulenburg. Hermann Rollet erzählt in „Jucunde" (Lzg. 1853) eine einfache, anmuthig dargestellte Geschichte, die übrigens nur den Rahmen zu einer großen Zahl vortrefflicher Gedichte bildet. Der anonym erschienene Roman „Rhein und Weser" (Lpz. 1854) beruht auf einer obgleich einfachen und in den Begebenheiten sowohl als in den Personen beschränkten, doch durchgehends interessanten Handlung, die besonders durch die talentvolle Entwickelung der Charaktere gehoben wird. — Ottilie Wildermuth, geb. Rooschütz, geb. am 22. Februar 1817 zu Rottenburg am Neckar, verlebte ihre Kinder- und Jugendjahre in Marbach, wo sie den nöthigsten Unterricht erhielt und von ihrer Mutter in der Haushaltung beschäftigt wurde. Im 16. J. kam sie auf einige Monate in die Residenz, um einen Curs in weiblichen Handarbeiten, im Tanzen und im Französischen zu machen. Im J. 1843 verband sie sich mit dem durch seine Schulbücher bekannten Fr. Wildermuth in Tübingen, wo sie am 12. Juli 1877 nach glücklicher Ehe starb. Ihre ziemlich zahlreichen Dichtungen gefallen zunächst durch echt weibliche Haltung, Naturwahrheit und gemüthliche Auffassung des Lebens, so wie durch glücklichen Humor. Ihre „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben" (Stuttg. 1852) und „Neue Bilder u. s. w." (Eb. 1854) beruhen auf genauer Kenntniß der Lebensverhältnisse im Schwabenlande, besonders des Mittelstandes, von welchem sie die Dorfgeistlichen mit Vorliebe und Glück behandelt. In den fünf Erzählungen „Aus dem Frauenleben" (Eb. 1855—57. II) will die Dichterin, wie sie in der Vorrede bemerkt, darthun, daß man sich in jeder Lage glücklich fühlen kann, wenn man nur den gehörigen Sinn für dieselbe habe. „Auguste. Ein Lebensbild" (Eb. 1858) zeichnet sich durch glückliche Composition und feine Motivierung der Charaktere aus. Bei einem echt weiblichen Gemüth, das sich in allen Werken der Dichterin auf die liebenswürdigste Weise ausspricht, ist der Gedanke, der in der „Heimat der Frau" (Eb. 1859) durchgeführt wird, nicht wenig auffallend, der Gedanke nämlich, daß nicht sowohl die Liebe als der pflichtgetreue Sinn das Glück der Ehe begründe. — Luise von Gall, geb. am 19. Sept. 1815 in Darmstadt, hielt sich längere Zeit in Wien, Ungarn und St. Goar auf, verheirathete sich im J. 1843 mit Levin Schücking, und starb am 19. März 1856. Ihr Talent entfaltet sich am Schönsten in Novellen und Erzählungen, wogegen größere Compositionen ihr weniger gelingen. Vortrefflich sind ihre Schilderungen des begrenzten häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, wobei sie den edelsten weiblichen Sinn nie verläugnet. Ihr Roman „Gegen den Strom" (Brem. 1851) führt eine Reihe von Personen vor, die gegen die Hindernisse ankämpfen, die sich ihrer Liebe entgegensetzen; die daraus entstehenden Verwickelungen und Conflicte sind glücklich erfunden und dargestellt. Im „Neuen Kreuzritter" (Berl. 1853) ist der Stoff nicht bewältigt, aber doch mit Talent dargestellt. Interessant ist die Scene mit Pius IX., in welcher die Verfasserin die Berufung des Concils ahnte. Die unter dem Titel „Frauenleben" (Lpz. 1856. II) erschienenen Novellen und Erzählungen sind ohne Zweifel ihr Bestes. Es sind vortreffliche Seelengemälde, in denen sie eine tiefe Kenntniß des weiblichen Charakters und Herzens entfaltet und die glücklich erfundenen Begebenheiten mit epischem Talent erzählt. Julie von Großmann ist in ihren lyrischen Gedichten weit glücklicher als in ihrem Roman „Das Haus Torelli" (Berl. 1836) und in den breiten „Sechs einfachen Geschichten" (Nordh. 1858. II). Heinrich Pröhle verliert sich in „Walddrossel" (Dessau 1851) und im „Pfarrer von Grünrode" (Lpz. 1852) in zu viele Einzelnheiten, die nur äußerlich mit einander verbunden sind. Doch wird der Untergang der alten Volkssitte durch den Einfluß der modernen Bildung und des Alles gleichmachenden Staats mit gründlicher Kenntniß der Verhältnisse dargestellt. Beiden Romanen liegen eigene Erfahrungen und Beobachtungen zu Grunde, worin ihr größter Werth liegt. Größeres Verdienst hat sich Pröhle durch seine „Kinder- und Volksmärchen" (Lpz. 1853), „Märchen für die Jugend" (Halle 1854) und „Harzsagen" (Lpz. 1854), „Harzbilder" (Eb. 1855) erworben, in denen das Wesen des Märchens und der Sage mit poetischem Sinn erfaßt und die Ueberlieferung mit der zartesten Schonung behandelt wird. Johanna Kinkel geb. Mockel, geb. 8. Juli 1810 in Bonn, entwickelte schon früh musikalisches Talent, vermählte sich 22 J. alt mit dem Buchhändler Mathieux in Köln, von welchem sie sich schon nach einem Jahre trennte, da sie in dieser Ehe keine wahre Befriedigung finden konnte. Seitdem lebte sie ausschließlich musikalischen Studien, gieng deshalb nach Berlin, um unter dem Capellmeister Böhme einen Curs im Generalbaß durchzumachen. Nach Bonn zurückgekehrt lernte sie Kinkel kennen; am 22. Mai 1840 wurde sie von ihrem Manne geschieden, am 22. Mai 1843 wurde sie mit Kinkel getraut (sie mußte nach dem Code Napoléon drei Jahre warten), nachdem sie zum Protestantismus übergetreten war. Ihre neue Ehe war sehr glücklich, nur durch die Verfolgungen verbittert, die Kinkel zu erleiden hatte. Im Mai 1849 nahm Dieser an dem Aufstand in Baden Antheil; als er gefangen worden, eilte sie hin, um ihn zu sehen und ihm das Leben zu retten. Sie wurde abgewiesen und sogar bedroht. Nach Kinkels Befreiung eilte sie zu ihm nach London, wo sie sich mit der größten Anstrengung ein neues Leben gründete; sie gab Gesang- und Klavierunterricht. Das Klima sagte ihr nicht zu, sie litt vornämlich an Herzcongestionen. Am 15. November 1858 wurde sie von einer Herzbeklemmung geängstigt, sie eilte ans Fenster, bekam das Uebergewicht und stürzte hinab. Ihr Tod erregte die allgemeinste Theilnahme, die sich in dem großen und feierlichen Grabgeleite kund gab. Nach ihrem Tode erschien „Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben" (Stuttg. 1860. II), worin sie zunächst die Vorgänge bei einer Revolution in einem kleindeutschen Staate, sodann das Leben und Treiben der deutschen Flüchtlinge

in London schildert. Es werden mannigfaltige Persönlichkeiten, die das Schicksal nach London geworfen, in individueller Gestaltung vorgeführt. Den Mittelpunkt bildet die Geschichte einer dahin geflüchteten Familie, ihrer Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden, bis es ihr endlich gelingt, sich nach den härtesten Entbehrungen und unter den größten Anstrengungen eine befriedigende Stellung zu gründen. Noch während ihres Lebens erschienen „Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel" (Stuttg. 1849); die übrigen sind musikalische Novellen von origineller Erfindung, die von ihrem tiefen Eindringen in das Wesen der Kunst zeugen. G. Dannenberg schrieb unter dem Namen Golo Raimund den Roman „Durch zwei Menschenalter" (Hann. 1863. III) unter Benutzung einer wirklichen Begebenheit, die durch glücklich erfundene Motive poetisch belebt wird. Weniger gelungen sind seine „Novellen" (Hann. 1857—60). B. v. Wiese, unter welchem Namen sich eine junge Dame verborgen haben soll, dichtete „Die Familie Friedemann" (Bromberg 1861), worin das Familienleben und das Familienglück mit tiefem Gefühl geschildert wird. Die Charaktere und Verhältnisse von gebildeten Oekonomen sind richtig erfaßt, die „Störenfriede" mit lebhaften und wahren Farben dargestellt. Die Handlung ist bei aller Einfachheit interessant; der Styl ist fließend, nur hie und da inkorrekt. „Schloß und Pfarrhaus" (Bresl. 1858) führt den Gegensatz, den der Titel bezeichnet, mit großer Anschaulichkeit durch. — „Lieben und Leiden. Novelle in sechs Büchern" (Berl. 1862) von Hans Koester ist schon in der Composition mangelhaft, indem die einzelnen Begebenheiten ohne innern Zusammenhang an einander gereiht werden. Auch der Stoff ist verfehlt, zu dem ihn wohl „Werthers Leiden" und vorzüglich das Schicksal der unglücklichen Charlotte Stieglitz verleitet haben mögen. Daß eine Frau sich tödtet, damit ihr sie liebender Mann dadurch zu größerer Thätigkeit angespornt werde, ist wohl möglich, wie das Beispiel der Charlotte Stieglitz beweist, bleibt aber immerhin eine Anomalie und kann somit nicht Gegenstand künstlerischer Behandlung sein. Zudem ist die That bei Luisen, der Heldin des Romans, ganz unbegründet, da diese von kräftigem, keineswegs sentimentalem Charakter war. Gustav Höcker verirrte sich in dem „Beseelten Schatten" (Prag 1859) in die Labyrinthe der Romantik; die Begebenheiten sind zum Theil unwahrscheinlich. „Eine Katastrophe und ihre Folgen" (Bresl. 1862) von Amalie Linz (Godin) ist sehr gut angelegt und mit großem Geschick durchgeführt. Die bedeutende Verwickelung und die glückliche Lösung, die durchaus nichts Willkürliches hat, erhält das Interesse bis zum Schluß. Ihre „Märchen von einer Mutter erdacht" (Stuttg. 1858, 4. A. Lpz. 1876) und „Märchen aus Feld und Wiese" (Eb. 1860) sind lieblich und zart; sie sind weder zu hoch noch zu niedrig gehalten, was bei erfundenen Märchen nur zu häufig der Fall ist. — Hans Hopfen aus München erregte durch sein Erstlingswerk „Peregretta" (Berl. 1864) verdientes Aufsehen, denn obwohl die Anlage verfehlt ist, so zeugt dagegen die Ausführung von einem nicht gewöhnlichen epischen Talent; auch ist die Sprache mit Meisterschaft behandelt. Emma Baronin von Suckow, geb. Gräfin von Pappenheim, geb. im J. 1813 in Pappenheim, wurde in München erzogen, vermählte sich im 18. J. mit dem Oberst Freiherrn von Suckow, den sie im J. 1863 durch den Tod verlor. Sie lebte abwechselnd in Ulm, Ludwigsburg und Stuttgart, wo sie mit den dort wohnenden Dichtern in nähere Verbindung trat, wie sie auch auf ihren verschiedenen Reisen durch fast ganz Europa mit den bedeutendsten Schriftstellern bekannt wurde. Sie starb in Rom am 7. April 1876. Ihr Roman „Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen" (Berl. 1863. II) verdient durch die glückliche Schilderung der Verhältnisse und Personen alle Anerkennung. Ihre Erzählungen erschienen meist zuerst in verschiedenen Zeitschriften, dann in mehreren Sammlungen. Die „Einfachen Geschichten" (Pforzheim 1849) sind voll tiefen Gefühls; die Darstellung ist aber noch nicht sicher, zu blumenreich und oft gesucht, wogegen sie in den „Erzählungen" (Stuttg. 1853) einfacher und gediegener ist. In beiden Sammlungen sind die Stoffe gut gewählt, in der zweiten besonders glücklich ausgeführt. Die „Spanischen Liebesgeschichten" (Berl. 1863) sind anziehend, unterhaltend und phantasiereich; Inhalt und Sprache sind von südlicher Färbung. Noch erwähnen wir als Eine der bessern Erscheinungen der neuern Zeit „Verlorenes Glück" (Heidelberg 1866) von Stephan Millenkowicz, in welchem sich psychologische Schärfe, poetische Auffassung und glückliche Darstellung harmonisch verbinden.

Der humoristische und komische Roman ist im Ganzen ziemlich zahlreich vertreten, doch sind nur wenige von künstlerischem Werth. Der Humor ist bei Vielen gesucht und übertrieben, oft nimmt er einen höhnischen und bittern Charakter an, die Behandlung ist häufig geschmacklos. Manche Dichter stehen unter dem Einfluß Jean Pauls, wenn sie es auch zu verbergen suchen, andere, und diese sind zum Theil am Talentvollsten, lehnen sich an die komischen Romane des 18. Jahrhunderts. In einer nicht geringen Anzahl Romane erscheint das komische Element nur stoßweise und geräth öfter mit der übrigen Haltung in Widerspruch. Von den Dichtern humoristischer Romane sind früher erwähnt oder noch später zu besprechen Julius Becker, Sebastian Brunner, Breier, Chézy, Dingelstedt, Gutzkow, Hackländer, Hauenschild, Herloßsohn, Holtei, Keller, A. E. König, Heinrich Koenig, Lax, Lucas, Möwes, Kürnberger, Oettinger, Raabe, Reuter, Roquette, Schiff, Schücking, Silberstein, Smidt, Steub, Stifter, Stolle, Trautmann, Tschabuschnigg, Wickede, Willkomm, Winterfeld und Zeising. Unter den übrigen, die hier anzuführen sind, nimmt Michael Enk von der Burg eine hervorragende Stelle ein. Derselbe wurde am 28. Jan. 1788 in Wien geboren, trat in Folge äußerer Verhältnisse in den geistlichen Stand, legte 1810 das Gelübde im Benedictinerkloster Mölk ab und wurde bald darauf Professor an der dortigen Unterrichtsanstalt. Obgleich schon seit 33 Jahren im Kloster, war ihm der Druck des Mönchslebens so unerträglich ge-

worden, daß er sich am 11. Juni 1843 in die Donau stürzte. Enk war vielseitig gebildet, er verband großen Scharfsinn mit lebhafter Phantasie und besaß einen feinen Geschmack, der sich sowohl in seinen philosophischen als in seinen dichterischen Schriften beurkundet. Bei seinem Roman „Don Tiburzio" (Wien 1831) waren Le Sage, Diderot, E. T. A. Hoffmann in dem „Haus Braganza" seine Vorbilder und wahrscheinlich auch Spanische Dichter, wie er denn mit der Spanischen Literatur genau vertraut war, aber er bewahrte dabei doch seine vollste Selbstständigkeit. Die Composition ist vortrefflich, die Ausführung gewandt und geistreich. Die Erzählung wird zwar von Reflexionen unterbrochen, da sie sich aber bei der Form des Gesprächs zwischen Tiburzio und seinem Herrn Don Diego ungesucht, ja selbst nothwendig darbieten, so stören sie die epische Entwickelung keineswegs, sondern dienen zur Charakteristik der Personen und Begebenheiten. Der Roman erzählt die Geschichte einer Art Abenteurers, die dem Dichter Gelegenheit giebt, eine Menge von Charaktern und Lebensverhältnissen zu schildern, wobei er einen reichen Humor, glückliche Erfindungs- und Darstellungsgabe entwickelt. — In „Des Kriegskommissars Pipitz Reise nach Italien" (Stuttg. 1841) von Eduard Boas finden sich Briefe von drei oder vier Personen, Tagebücher, Schilderungen von Natur- und Kunstgegenständen, Liebesabenteuer, Wirthshausscenen, Räubergeschichten, manche gute Einfälle, aber das Ganze ist formlos und macht daher keinen wohlthätigen Eindruck. Gelungener und namentlich von frischerem Humor, auch besser erzählt sind seine anmuthigen und heiteren „Novellen" (Berl. 1837) und die biographischen Novellen „Deutsche Dichter" (Berl. 1837) beweisen, daß der Verfasser gründliche Studien über dieselben gemacht hat. — Theodor Christoph August von Kobbe, geb. am 8. Juni 1798 zu Glückstadt, diente zuerst im Oesterreichischen Heere, studierte dann in Heidelberg und Kiel, wurde Assessor bei einem Holsteinischen Landgericht, später Jagdjunker am Hof in Oldenburg, wo er am 22. Febr. 1845 starb. Er hatte ein großes gesellschaftliches Talent, das auch in seinen Schriften sichtbar wird, war reich an witzigen Einfällen und hatte einen kecken Humor, der jedoch nie verletzte. Seine „Humoresken aus dem Philisterleben" (Brem. 1841. II), die „Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben" (Brem. 1840. II) sind gemüthlich launig und durch die ergetzlichsten Schnurren belebt. Friedrich Förster gab in „Peter Schlemihls Heimkehr" (Lpz. 1845) eine nicht glückliche Fortsetzung des trefflichen Romans von Chamisso; es fehlte ihm der tiefsinnige Humor und die kindliche Naivetät seines Vorbildes; auch hängt die Fortsetzung nur ganz äußerlich mit dem „Peter Schlemihl" zusammen. Bei allem Talent und gediegener künstlerischer Bildung ist Hermann Marggraff in seinen humoristischen Romanen nicht besonders glücklich. In „Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech" (Lpz. 1840. II) finden sich wohl viele echt humoristische Einzelnheiten, aber das Ganze ist ohne organischen Zusammenhang und die Begebenheiten sind nicht genügend motiviert. „Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut" (Lpz. 1841. II) beruht auf der neuen Idee, die Häßlichkeit zum Gegenstand poetischer Darstellung zu machen, aber sie ist nicht glücklich durchgeführt, obgleich des Dichters Talent in Gestaltung der Charaktere nicht zu verkennen, und die Satyre über die Thorheiten der Zeit oft sehr treffend ist. Am Besten ist wohl „Fritz Beutel. Eine Münchhausenjade" (Frkf. 1856), der an die komischen Romane des vorigen Jahrhunderts erinnert. Der Dichter hat darin versucht, das Wesen des alten Lügners Münchhausen und des gleichnamigen Schwindlers von Immermann zu vereinigen und es ist ihm bis auf einen gewissen Grad auch gelungen. Der Roman ist reich an witzigen Einzelnheiten, komischen Situationen und ergetzlichen Abenteuern; doch ist der Witz oft gezwungen. Ernst Koch schrieb unter dem Namen E. Helmer den komischen Roman „Prinz Rosa Stramin" (Kassel 1834), der viele humoristische Einzelnheiten darbietet, aber im Ganzen formlos ist. Bogumil Goltz, geb. am 20. März 1801 zu Warschau, besuchte in Breslau philosophische und theologische Vorlesungen und übernahm dann, 22 J. alt, die Bewirthschaftung seines väterlichen Guts Lissewo bei Thorn, hatte jedoch damit und auch später auf verschiedenen Pachtungen kein Glück, weßhalb er 1846 den Ackerbau aufgab und sich in Thorn niederließ, von wo er große Reisen durch Europa und zuletzt nach Aegypten machte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich literarischen Beschäftigungen, und zuletzt besuchte er mehrere große Städte von Nord- und Süddeutschland, in welchen er theils freie Vorträge, theils Vorlesungen aus seinen Werken hielt. Er starb am 12. Nov. 1870. Goltz ist Eine der originellsten Erscheinungen der neueren Zeit; er erinnert an Hamann, Hippel und Jean Paul, ist gleichsam eine Mischung von allen dreien und doch wieder ganz eigenthümlich. Mit ihnen theilt er die Formlosigkeit, den Mangel an künstlerischer Mäßigung, den sprudelnden Humor und das tiefe Ergreifen der verborgensten Seelenzustände. Er hat eine lebhafte Phantasie, er ist reich an Geist und Gemüth, aber bei allem poetischen Sinn doch kein Dichter, und eben so wenig ein tiefer Denker trotz seines Scharfsinns. Sein Styl ist originell, oft malerisch, immer kräftig, häufig hinreißend, aber im Ganzen nicht schön; er verunstaltet ihn durch Häufung literarischer und philosophischer Ausdrücke, durch häufigen Gebrauch von fremden Wörtern, nicht selten begegnen studentische, selbst rohe Wendungen, wie es ihm überhaupt an durchgebildetem Geschmack fehlt. Sein erstes Werk „Buch der Kindheit" (Ff. 1847) beruht auf eigenen Erlebnissen, die zum Theil sehr gewöhnlich sind, denen er aber durch die tiefe und poetische Auffassung einen großen Reiz zu geben weiß. Seine Gestaltungsgabe offenbart sich vorzüglich in dem zweiten Werk: „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen", (Lpz. 1852. III), worin die Personen oft mit wenigen kräftigen Zügen plastisch hervortreten, z. B. der Pfarrer, von welchem der Held unterrichtet wird, der Onkel u. s. w. Eben so meisterhaft sind die lokalen Schilderungen, aber

das Ganze ist doch zu formlos. Eduard Wilhelm Germer bewies in der humoristischen Erzählung „Das Studentencorps Vandalia" (Lpz. 1859) ein hübsches Talent für Schilderung komischer Scenen. — „Die Ironischen" (Gött. 1859) von C. Altmüller sind vielleicht durch Jean Pauls Quintus Fixlein veranlaßt, da die Hauptpersonen auch Studentenunitarier sind, die nur Ein Bette, Einen Rock u. s. w., aber Eines vier Mal hatten, nämlich den Hunger. Freilich sind die Charaktere anderer Art; bei Jean Paul sind es arme, aber sonst ordentliche Studenten, hier aber sind es liederliche Burschen, von denen jedoch Einer nach vielen Irrthümern eine edlere Lebensansicht gewinnt. Die Geschichte ist einfach, aber mit Talent behandelt. „Wolkenkukuksheim" (Ff. 1859) von Presber enthält manche gute Situation, ist drollig und zugleich gemüthlich erzählt.

Obgleich nicht in das Gebiet des Romans einschlagend, führen wir hier sogleich einige Schriftsteller an, in deren Werken das humoristische oder komische Element vorwaltet. Adolph Glaßbrenner wurde durch „Berlin wie es ißt — und trinkt" (Berl. 1833. 33 Hefte) der Schöpfer der Berliner Volksliteratur. Die einzelnen Abschnitte sind meist in Gesprächsform, die mit Gewandtheit behandelt ist. Es werden darin verschiedene Klassen des sogenannten niedern Volks mit Schalkhaftigkeit und Witz nach ihren hervorstechenden Eigenthümlichkeiten dargestellt; auch versteigt sich der Verfasser in die Politik, indem er je länger, um desto schonungsloser spottet, weil die Furcht vor Polizei und Gerichten immer mehr schwand. Ein anderer Repräsentant des Berliner Witzes ist der „Kladderadatsch" (seit dem Mai 1848), der überall das Lächerliche zu erfassen versteht, aber sich mit großer Klugheit nach dem herrschenden Wind zu richten weiß, scharf und bitter ist, wenn Nichts zu befürchten ist, aber furchtsam, wenn Etwas zu gefährden wäre. Gemüthlicher sind die „Fliegenden Blätter, herausgegeben von Braun und Schneider" (München 1844. ff.), in welchen einige komische Gestalten und Charaktere, wie der Baron Eisele und sein Hofmeister Beisele, der Staatshämorrhoidarius, Wühlhuber und Heulmeyer eine Zeit lang ganz volksthümlich waren. Das Berliner Leben schilderte ferner Karl Ludwig Ernst Kossak in den „Historietten" (Berl. 1856), „Berliner Silhouetten" (Eb. 1859) und „Berliner Federzeichnungen" (Eb. 1860) geistreich, witzig, oft bitter und selbst boshaft. Aber zugleich entwickelt er viel Gemüth, er ist voll Theilnahme und lebendigen Gefühls für das Elend. „Ein Deputirter. Fliegendes Blatt für das Landtagsalbum" (Potsdam 1847) ist eine witzige, aber auch bittere Verspottung der Preußischen Abgeordneten mit ihrer immer bereiten Zungenfertigkeit und ihrem Mangel an Thatkraft und praktischem Sinn. Von großem Talent für die Satyre zeugen die „Humoristischen Studien" (Berl. 1844) von Karl Alt, in welchen die Pedanterie und Selbstzufriedenheit der Stubengelehrten, die Schwindeleien der Industriellen u. s. w. mit viel Witz persifliert werden. Bald die Schärfe Börnes und bald die Weichheit Jean Pauls hervorkehrend, schrieb Ludwig Walesrode aus Ostpreußen „Satyrisch-politische Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" (Königsb. 1842, 5. Aufl. 1847) und „Unterthänige Reden" (Eb. 1843).

Die Novelle ist in noch weit größerem Maße bearbeitet worden als der Roman, so daß ihre Masse fast unübersichtlich ist. Während außer den selbstständigen Sammlungen früher nur die jährlich erscheinenden Taschenbücher und die der Unterhaltung gewidmeten Zeitschriften Novellen mittheilten, haben sie sich in neuerer Zeit auch in die Feuilletons der großen und kleinen politischen Zeitungen gedrängt, so daß die in selbstständigem Druck erscheinenden, deren Zahl doch sehr groß ist, nur einen kleinen Theil bilden. Ihr Publikum sind vorzugsweise Frauen, wie sie wiederum in großer Menge von Frauen produziert werden. Das Wesen der Novelle wird von den Dichtern häufig verkannt; sie werden bald zu Romanen ausgesponnen, bald zu kurzen Erzählungen verkrüppelt. Die Novelle will nicht historische Verhältnisse, culturhistorische Beziehungen, nicht soziale Fragen, sondern nur einen interessanten Abschnitt aus dem Leben einer Person, einfache und natürliche aber interessante Conflikte darstellen, was vor allem eine kunstvolle Composition, insbesondere eine scharfe und klare Gruppirung, eine tief erfaßte Ausführung des Einzelnen, eine gewählte und doch einfache Sprache, Kürze und doch Vollständigkeit verlangt. Und daran scheitert eine große Zahl. „Unsere Novellen," sagt Sternberg in den „Zerrissenen", „sind oft nur kleine gelehrte Compendien mit gesuchtem Scherz und suffisanter Laune; die Fabel, welche Hauptsache sein sollte, wird dergestalt Nebensache, daß die auftretenden Personen zu Herolden gewisser Ansichten und Meinungen gestempelt werden, die sich selbst bekämpfen." Die Wahl der Stoffe ist oft verfehlt, freilich meist bei den Novellen, die von den Dichtern füglicher als Romane hätten bezeichnet werden sollen.

Wir haben in der bisherigen Darstellung schon folgende Dichter von Novellen und Erzählungen erwähnt: Adami, Altmüller, Bacher, Therese von Bacheracht, Baldino, Aug. Becker, Berneck, Bischoff, Boas, Amely Bölte, Braun von Braunthal, Breusing, Brunner, Dannenberg, Lorenz Diefenbach, Dingelstedt, Drobisch, Dronke, Duboc, Duller, Ebrard, Eckardt, Ernst, Frenzel, Frey, Ida Frick, Ottilie Friedemann, Fritze, Goldammer, Griesinger, Grosse, Julie von Großmann, Gundling, Haberstich, Hammer, Alfred Hartmann, Heeringen, Hesekiel, Fr. v. Heyden, Heyden (Scävola), Höcker, Moritz und Uffo Horn, Jung, Jüngst, Kendell, Johanna Kinkel, Kobbe, Köhler, A. E. König, Kossak, Krüger, Kugler, Kürnberger, Auguste Kurs, Lentner, Levitschnigg, Aug. Lewald, Lubojatzky, Joh. Pet. Lyser, H. Mahler, Marbach, Messenhauser, Meßner, Mörike, Mosen, Klara Mundt, Mylius, Marie Nathusius, Nicol, Nordmann, Nürnberger, Oelckers, Oettinger, Luise Otto, Aug. Pe-

ters, Pfannenschmied, Pfarrius, Philippson, Ad. Pichler, Elise Polko, Rau, Adelheid Reinbold, Rellstab, Roquette, Ruppius, S...., Sacher Masoch, W. (von) Schadow, Schiff, Schirges, Aline von Schlichtkrull, Schloenbach, Schubar, Luise Schücking-Gall, Agnes und Franziska Gräfinnen von Schwerin, Paul Stein, Stern, Steub, Storch, Victor von Strauß, Emma von Suckow, Wallace, Wickenhauser und Wildermuth. Einer ausführlicheren Besprechung bleiben vorbehalten: Bitzius, Moritz Hartmann, Heller, Heyse, Hoefer, Holtei, Gottfr. Keller, Heinrich Koenig, Kühne, Hermann Kurz, Laube, Meißner, Mügge, Otto Müller, Rank, Struensee, Trautmann, Tschabuschnigg und Willkomm. Neben diesen sind noch folgende zu erwähnen:

Eduard Schulz-Ferrand zeigt in seinen „Novellen" (Berl. 1835) den nämlichen Charakter wie in seinen lyrischen Dichtungen; die beste darunter ist „Die Glücklichen". — Die „Skizzen nach dem Leben" (Lpz. 1836. V) von C. Terpen sind von lebendigem Freisinn eingegeben und lassen bedauern, daß der Dichter sein schönes Erzählungstalent nicht weiter entwickelt hat. — Karl Ferdinand Dräxler-Manfred hat eine Reihe von Novellensammlungen veröffentlicht: „Herz und Ehre" (Ff. 1839. II), „Fahrten" (Erl. 1840), „Geschichten aus und nach dem Leben" (Stuttg. 1853), „Pentameron" (Lpz. 1858), deren meist gewöhnliche Erfindung durch die Frische und lebendige Erzählung gehoben wird. — Weit bedeutender ist Franz Freiherr Gaudy, dessen verschiedene Novellensammlungen „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" (Lpz. 1836), „Mein Römerzug", Federzeichnungen (Berl. 1836. III), „Novelletten" (Berl. 1837), „Venezianische Novellen" (Bunzlau 1838. II), „Novellen u. Skizzen" (Berl. 1839) in den „Sämmtlichen Werken" (Berl. 1844. XXIV) vereinigt erschienen. Gaudy ahmt bald E. T. A. Hoffmann, bald Jean Paul nach, Beide nicht ohne Glück, bald erinnert er an Tieck und bald ist er auch mehr selbstständig. Seine zahlreichen Novellen sind freilich an Werth sehr verschieden, doch sind bei Weitem die meisten glücklich erfunden, anmuthig und geistreich erzählt, viele sind von dem heitersten Humor eingegeben und aus der feinsten Beobachtung hervorgegangen. Auch sind sie reich an witzigen und ergetzlichen Einfällen und überraschen oft durch liebenswürdige Naivetät. Aber auch tragische Verhältnisse weiß er geschickt zu behandeln. Wir erwähnen von den einzelnen Novellen den „Bericht von den allerneuesten Schicksalen des Hundes Braganza", eine nicht unglückliche Fortsetzung des schönen Gesprächs von Hoffmann. Großes und steigendes Interesse gewährt „Ludwiga", worin die Trennung zweier Liebenden durch den hartnäckigen Standesstolz des Vaters erzählt wird. Im „Jungen Autor" schildert der Dichter mit vielem Humor die Leiden und Freuden eines jungen Schriftstellers; daß die Leiden sehr überwiegen, versteht sich von selbst. „Der Schweizersoldat in Bologna" ist ergreifend, eben so „Der Katzenraphael", die Geschichte des Berner Malers Gottfried Mind, einer echten Künstlernatur, welche durch die Verhältnisse herabgedrückt und mißbraucht wurde. — Die „Erzählungen" (Erf. 1837) von Max von Oer sind anregend und unterhaltend. — Heinrich Künzel (seine Biographie siehe im Register!) hat in den „Fliegenden Blättern" (Ff. 1838) einige gut erfundene und gewandt dargestellte Erzählungen mitgetheilt. — Arnold Ruge, auf den wir bei der didaktischen Prosa zurückkommen, schrieb „Novellen aus Frankreich und der Schweiz" (Lpz. 1848), worin er Leben und Sitte in diesen Ländern geistreich schilderte, ohne jedoch seine feinen Beobachtungen plastisch gestalten zu können. Auch der frühere „Novellist. Eine Geschichte in acht Dutzend Denkzetteln aus dem Tagebuche des Helden" (Lp. 1839) ist geistvoll ausgeführt, aber ebenfalls ohne poetische Schöpfungskraft. — Gottfried Heinrich (von) Schubert, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein in Sachsen, erhielt seine Schulbildung in Weimar, wo sich Herder seiner väterlich annahm, studierte in Leipzig Theologie, die er bald mit der Medizin vertauschte, praktizierte als Arzt in Altenburg, Freiberg und Dresden, wurde dann Direktor des Realinstituts in Nürnberg, 1816 Erzieher beim Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, hierauf Professor der Naturwissenschaften in Erlangen, 1826 in München, wo er am 1. Juli 1860 starb. Seine „Erzählungen" (Erl. 1840—41. II), „Biographien und Erzählungen" (Erl. 1847 — 48. III) sind einfach und schlicht erzählt und gewähren vielfaches Interesse. Seine Darstellung ist gemüthlich, aber die Gemüthlichkeit ist hie und da gesucht. Der Charakter der Erzählungen ist gläubig fromm, an das Pietistische streifend, doch warnt er auch vor dem heuchlerischen Pietismus, z. B. in der „Geschichte des Jacob Werner". — Karl Eduard von Bülow, einer der bedeutendsten Novellisten, wurde am 17. Nov. 1803 auf Berg vor Eilenburg geboren, studierte in Leipzig, gieng 1816 nach Dresden, wo er mit Tieck befreundet wurde und sich in Folge des Einflusses jenes großen Dichters ausschließlich der Poesie und Literatur widmete. Seit 1842 meist auf Reisen, lebte er längere Zeit in Italien, Stuttgart und bei Tieck in Berlin. Im Jahre 1849 bezog er das von ihm angekaufte alte Schloß Oltishausen im Thurgau, wo er am 16. Sept. 1853 starb. Bülow hat sich nach Tieck gebildet, doch blieben auch die Italiener und E. T. A. Hoffmann nicht ohne Einfluß auf ihn. Das „Jahrbuch der Novellen und Erzählungen für 1840" (Braunsch. 1840) verbindet poetischen Gehalt mit gewandter Darstellung. Darin befindet sich „Die Jugend des armen Mannes in Toggenburg", die er nach der Selbstbiographie desselben glücklich bearbeitete und später nach den Originalhandschriften herausgab (Lpz. 1852). In den „Novellen" (Stuttg. 1846—48) hat er Tieck mit Talent und Glück nachgeeifert. Sie sind schön geschrieben und gehaltvoll, das äußere und innere Leben ist scharf und tief aufgefaßt, oft mit glücklichem Humor dargestellt. Er weiß selbst gewöhnlichen oder unpassenden Stoffen Interesse abzugewinnen. Nicht so gelungen ist „Eine allerneuste Melusine" (Ff. 1849); denn ein Weib, dem das Lügen zur andern Natur geworden ist, kann höchstens bei komischer Bearbeitung einen Stoff zu poetischer Darstel-

lung liefern. Großes Verdienst hat sich Bülow durch das „Novellenbuch" (Lpz. 1834—36) und das „Neue Novellenbuch" (Braunschw. 1841) erworben, worin er Bearbeitungen bedeutender, namentlich Italienischer und Spanischer Novellen mittheilte, die leider oft willkürlich behandelt sind. — Johann Hermann Detmold, geb. 1807 in Hannover, studierte die Rechte in Göttingen und Heidelberg, wurde 1830 Advokat in seiner Vaterstadt, nahm an den Protestationen gegen Aufhebung des Grundgesetzes lebhaften Antheil, wurde deshalb in Untersuchung gezogen und zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt, im J. 1848 ins Parlament gewählt, wo er zur äußersten Rechten gehörte, allen Bestrebungen, die Verfassung zu begründen, schroff entgegentrat und deshalb zum Minister ernannt wurde. Nach dem schmählichen Ende des Parlaments wurde er zur Belohnung seiner Thätigkeit zum Gesandten bei dem wiederhergestellten Bundestag ernannt, 1851 aber zurückberufen. Er st. 17. März 1856 zu Hannover. In den „Randzeichnungen" (Braunschweig 1843) hat er eine eben so geistreiche als feine Satyre auf die Schwätzereien in den deutschen Kammern und politischen Klubbs geliefert. — Frau von Binzer, die Gattin von August von Binzer, lebte längere Zeit bei der Herzogin Dorothea von Kurland, stand zu dem Dichter von Zedlitz in freundschaftlichen Beziehungen, pflegte denselben während seiner letzten Krankheit bis zu seinem Tode mit großer Hingebung und soll jetzt in Steiermark leben. Sie gab als „Ernst Ritter" „Mohnkörner, Gesammelte Erzählungen" (Pesth 1846) heraus, welche meist Liebesverhältnisse in mannigfaltigen Conflikten darstellen und zum Theil wohl auf wirklichen Begebenheiten beruhen. Die Darstellung ist einfach und edel, doch ist sie zu reflektierend. Weit besser sind die „Erzählungen" (Eb. 1850), in welchen das innere Leben in Handlung und Gespräch vortrefflich zur Anschauung gebracht wird. Sie gewähren steigendes Interesse, ohne auf Effekt berechnet zu sein. Man wird selten vermuthen, daß sie von einer Frau verfaßt sind, und, wenn man es weiß, wird man zur Ueberzeugung gelangen, daß nur ein reines weibliches Gemüth so schreiben konnte. „Das Jugendabenteuer" ist wahrscheinlich nach einer Italienischen Novelle bearbeitet. — Die „Novellen" (Pesth 1846) von Joh. Ludwig Deinhardstein sind einfach und klar geschrieben, edel in Haltung und Gesinnung, dagegen poetisch nicht hervorragend. — Die „Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke" (Lpz. 1847. III) von Hermann Meynert sind glücklich erfunden, mit Liebe und Talent erzählt; hie und da mögen sie wohl eigne Erlebnisse berichten. — Der uns bekannte Volksdichter Franz Stelzhamer zeigt durch seinen „Heimgarten" (Pesth 1847. II) nicht unbedeutendes Talent für humoristische Darstellung; auch schildert er das Volk in seiner Bildungsstufe und seinem reichen Gemüthsleben mit großer Anschaulichkeit. Seine „Jugend-Novellen" (Eb. 1847) sind vortrefflich für die Jugend erzählt; manche sind recht sinnig, wie die „Geschichte vom blinden Knaben". — Die „Bilder aus Schlesien in Novellen gefaßt" (Lp. 1846) von Walter Tesche bieten ein anschauliches Gemälde der Zeit, wo in Preußen der Adel Alles galt und die Bauern mit Hülfe der Justiz auf das Schmählichste unterdrückte. Seine „Erzählungen aus dem Bergischen" (Pesth 1847. II) sind unwahrscheinlich; eine Begebenheit, die sich zufällig Ein Mal ereignen kann, ist keine Aufgabe für poetische Darstellung. In „Walowna" (Bresl. 1848) ist der in Roman und Drama oft behandelte Stoff, daß der Neffe als Nebenbuhler seines Oheims diesen überlistet, mit Geschick und mit mancher glücklichen Erfindung behandelt. — Theodor Hagen beweist in den „Musikalischen Novellen" (Lp. 1848) seine Beobachtung, sowie tüchtige Einsicht in das Wesen der Kunst. — Die „Erzählungen" (Stuttg. 1849), welche Gottfried Kinkel mit denen seiner Gattin herausgab, sind bald heiter und bald ernst, immer tüchtig und von poetischem Gehalt. Einige schildern das Gemüthsleben des deutschen Volkes, besonders in den niedern Ständen, andere führen uns Gebilde einer idealen Traumwelt vor. — Kathinka Zitz giebt in den Erzählungen, welche sie unter dem Titel „Donner und Blitz" (Mainz 1850) veröffentlichte, schwärmerisch übertriebene Darstellungen politischer Zustände, in „Schillers Laura nebst andern Erzählungen und Novellen" (Eb. 1855) ist Behandlung und Sprache kräftig und selbst keck, aber geschmacklos. — Adolf Widmann gab in der Sammlung „Am warmen Ofen" (2. Aufl. Berl. 1853) ansprechende und frisch gehaltene Erzählungen. Als Roman ungenügend, aber doch von darstellendem Talent zeugend, ist „Der Tannhäuser" (Berl. 1850), worin er den Rohmerschen Kreis schildert, der zur Zeit Auffehen machte, zu welchem er selbst und der gelehrte, aber im Monarchismus befangene Bluntschli gehörten. Widmann erkannte aber später den großartigen Schwindel und deckte ihn in diesem Roman unbarmherzig auf. — Theodor Storm, den wir als begabten lyrischen Dichter haben kennen lernen, gab mehrere Sammlungen von Novellen und Erzählungen heraus: „Im Sonnenschein", „Drei Sommergeschichten", (Berl. 1854), „Ein grünes Blatt", „Zwei Sommergeschichten" (Eb. 1855), „In der Sommer-Mondnacht" (Eb. 1861), „Auf der Universität" (Münster 1863) u. a. m., die einfach und anmuthig erzählt, poetisch tief aufgefaßt und künstlerisch abgerundet sind. — Von vielem Humor und gemüthlich sind „Ein Buch ohne Titel" (St. Gallen 1855), „Dur und Moll" (Eb. 1855) und „Waldleben" (Eb. 1856) von August Corrodi; das letztere enthält auch hübsche Märchen. In den „Ernsten Absichten. Ein Frühlingsbuch" (Winterth. 1860) ist die Verunstaltung der Sprache durch mundartliche Phrasen und Ausdrücke um so mehr zu bedauern, als sich die Erzählungen sonst durch Tüchtigkeit der Charakteristik und poetische Auffassung auszeichnen. — Die „Erzählungen und Novellen" (Pesth 1855) von Friedrich Hebbel bewegen sich wie seine Dramen mit Vorliebe im Seltsamen und Schauerlichen; diejenigen, die sich davon frei halten, sind die besten, wie „Eine Nacht im Jägerhause", in der sich das Schauerliche heiter auflöst. Die Novelle „Schnock" (Lpz. 1850) personificiert die deutsche Gutmüthigkeit, denn der Schreiner

Schnock ist groß und stark, läßt sich aber Alles gefallen. Die Darstellung ist voll Humor und glücklicher Einfälle. — Eduard Pokorny, geb. 19. Apr. 1818 zu Otwitz bei Görkau (Böhmen), bekleidete nach absolvierten Studien verschiedene Beamtungen, wurde 1848 zum Mitglied des Oesterreichischen Reichstags gewählt und starb am 10. Mai 1855 in Bruck nach jahrelanger Krankheit. Seine „Bücher für Scherz und Ernst" (Prag 1855. V), in welchen er Saphir nachahmt, ohne ihn zu erreichen, enthalten manche artige Erzählung, manche gute Witze und Einfälle, aber er hat doch nicht genug Mittel, komische Wirkung hervorzubringen, auch ist die Darstellung öfters allzu gesucht. — W. H. Riehl schrieb „Culturhistorische Novellen" (Stuttg. 56), in denen culturgeschichtliche Züge aus dem deutschen Leben verschiedener Zeiten an den erzählten Begebenheiten mit großem Geschick zu lebendiger Anschauung gebracht werden. Die Darstellung ist gewandt und an geeigneten Stellen durch heitern Humor belebt. Weniger frisch sind die „Geschichten aus alter Zeit" (Eb. 1863—64. III). Falkner bewies in seinen „Erzählungen" (Lpz. 1857—1858. IV) ein schönes Talent, dem es jedoch an künstlerischer Durchbildung fehlt. — Heinrich Landesmann mit dem Dichternamen Hieronymus Lorm, hascht in den Erzählungen, die er unter dem Titel „Am Kamin" (Berl. 1857. II) herausgab, niemals nach Effekt, bringt aber eben deshalb desto größere Wirkung hervor, weil die Charaktere wahr, die Begebenheiten natürlich sind und er die Leidenschaften zur lebendigen Anschauung zu bringen versteht. In den „Erzählungen eines Heimgekehrten" (Prag 1858) ist der Rahmen originell. Der Erzähler kehrt eben heim, und während er seinen Mantelsack auspackt, erzählt er den Seinigen allerlei heitere und tragische Geschichten, Anekdoten u. s. w., die ihm bei den Gegenständen einfallen, die er herausnimmt oder die damit in irgend einer Verbindung stehen. Am Besten sind seine „Novellen" (Wien 1864. II), die zum Theil an Erfindung und Ausführung originell sind und unter welchen „Der Roman des Ehemanns" durch die Wahrheit auszuzeichnen ist, mit welcher die Verhältnisse geschildert werden. — Feodor von Wehl behandelt in den „Herzensgeschichten" (Gött. 1857), in den „Novellen. Neue Herzensgeschichten" (Hamb. 1860), in den „Allerweltsgeschichten" (Bresl. 1861) und in den „Unheimlichen Geschichten" (Dresd. 1862) meist tragische und düstere Stoffe, was bei dem heiteren Geist der Lustspiele auffällt. Die Erfindungen sind übrigens glücklich und die Darstellung fließend. — Die „Uebergänge. Novelle" (Lpz. 1860) von Albert Traeger sind geistreich und gehaltvoll, es wird aber die epische Entfaltung öfters durch Reflexion aufgehalten. Die „Salonbilder aus der vornehmen Welt" (Hamb. 1860) sind sehr ungleich an Werth; mehrere wurden bei Preisaufgaben ausgezeichnet. — Die „Neuen Novellen" (Berl. 1861) von Walter Schwarz gehören zu den besseren Erscheinungen; die Erfindungen sind meist glücklich, die Darstellung ist gewandt und geschmackvoll. — Die „Aquarellen" (Lpz. 1861. II) von Günther von Freiberg sind von großer Mannigfaltigkeit der Erfindung, der Zeit und der Localität; besonders gelungen sind darin die Schilderungen. — In den „Humoresken" Lpz. o. J.), den „Theatererinnerungen" (Lpz. o. J.), den „Noveletten" (Eb. o. J.) und in der Novelle „Verkennen und Erkennen" (Dresd. 1861) von Anna Löhn erkennt man viele gute Elemente und überhaupt ein hübsches Talent, das jedoch noch nicht zur künstlerischen Entwickelung durchgedrungen ist. Vom Dramatiker Wilhelm von Merckel (Kammergerichtsrath in Berlin, gestorben daselbst Ende 1861), gab nach dessen Tode Th. Fontane „Kleine Studien, Novellen und Skizzen" (Berl. 1863) heraus, die geistreich und mit echtem Humor behandelt sind. — Adolf Glaser zeigt in seinen „Erzählungen und Novellen" (Braunschw. 1862. II) Talent für Charakteristik und Darstellung, aber dieses Talent kommt nicht immer zum Vorschein. — Die „Novellen" (Berl. 1856) von Hermann Grimm sind von poetischem Geist durchdrungen, bieten eine Menge schöner Einzelnheiten, besonders glücklicher Schilderungen, und beurkunden des Dichters tiefes Ergreifen der Natur sowohl als der Kunst. Die Darstellung ist ungleich, hie und da in Manier verfallend, im Ganzen aber geschmackvoll. — J. M. Hutterus hat in seinen „Novellen" (Iserlohn 1862) einfache Erzählungen von großer Naturwahrheit und psychologischer Tiefe gegeben, an denen sowohl die geistreiche Erfindung als die frische und heitere Darstellung namentlich des Studentenlebens zu loben ist. — In „Am heimischen Heerd. Volksthümliche Erzählungen, Novellen und Charakterbilder" (Lpz. 1862) von Eduard Kauffer ist Talent sichtbar, doch tritt das epische Element nicht kräftig genug hervor. Auch Robert Geißler ist mit seinen „Geschichten" (Celle 1863) hier zu erwähnen. — Die „Erzählungen" (München 1863. II) von Friedrich Bodenstedt sind anmuthig, einzelne mit reichem Humor dargestellt. Besonders anziehend ist „Ernst Bleibtreu", im zweiten Bande, worin ein reiches Leben mit künstlerischer Mäßigung erzählt wird. Die vier Erzählungen des ersten Bandes stellen Russische Verhältnisse, die Natur, das Leben in den Städten und in der vornehmen Gesellschaft mit Kenntniß und Anschaulichkeit dar. — Die plattdeutsche Novelle „Instippen" (Altona 1863) von Franz Bockel ist nicht ohne Humor geschrieben, kommt aber den Erzählungen von Reuter nicht gleich. — Der uns bekannte Dramatiker Gustav zu Putlitz dichtete „Novellen" (Stuttg. 1863), die sowohl durch die geistreiche und künstlerische Behandlung, als durch die frische Darstellung Wohlgefallen erregen. — Die „Einfachen Geschichten" (Bremen 1863) von Frdr. Ruperti gewähren kein besonderes Interesse; am Besten ist „Der vierzigste Geburtstag". — Die „Novellen" (Dresd. 1864) von W. Wilibald Wulff sind düster und unheimlich, aber nicht ohne Talent für Form und Darstellung. — Von M. Anton Niendorf haben wir „Skizzen und Erzählungen. Soziale Federzeichnungen" (Berlin 1865), die gesund und tüchtig sind, aber seinen Poesien nachstehen. — „Innocens. Ein Lebensbild" (Heidelb. 1866) von Ferdin. von Saar ist als Erzählung eben so bedeutend als seine Dramen; es ist ein Muster der Gattung,

bei aller Gedrängtheit doch inhaltreich. Die Darstellung ist einfach, aber von tiefem Gefühl durchdrungen, die Schilderungen zeugen von lebhaftem Gefühl für die Schönheiten der Natur. Des Priesters Ansichten über die wahre Aufgabe des Geistlichen sind vortrefflich und mit Geschick in die epische Handlung verarbeitet.

Seit der Gebrüder Grimm Vorgang erschienen zahlreiche Märchen- und Sagensammlungen, die freilich von sehr verschiedenem Werthe sind. Die einzelnen Märchen und Sagen wurden entweder einfach und schlicht wiedererzählt, aber nur Wenigen gelang es, die Meisterschaft der beiden Grimm zu erreichen. Wie sich durch Lachmanns Behandlung des Nibelungenliedes die Ansicht ziemlich allgemein Geltung verschafft hatte, daß es in unserer Zeit, ja vielleicht sogar überhaupt unmöglich sei, ein Epos zu dichten, so hatte sich durch die Grimmschen Sammlungen die irrige Meinung festgesetzt, daß die überlieferten Märchen und Sagen nur auf dem von den beiden Meistern betretenen Weg nacherzählt werden dürften, daher nur Wenige es wagten, dieselben poetisch und künstlerisch zu reproduzieren. Noch weniger wagte man eigene Erfindungen, die erst wieder auftauchten, als Putlitz in „Was sich der Wald erzählt" den Versuch hierzu gemacht hatte. Unter den Sammlungen von Märchen verschiedener Völker und Zeiten sind zu nennen: „Märchenschatz, Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Völker" (Lp. 1845) von O. L. B. Wolff, „Märchensaal aller Völker" (Berl. 1844 ff.) von Hermann Kletke, der auch einen „Almanach deutscher Volksmärchen" (Eb. 1839) und manche gute Jugendschriften herausgab. Als bedeutendste Sammlungen deutscher Volksmärchen erwähnen wir „Deutsche Hausmärchen" (Gött. 1851) von J. W. Wolf, eine treffliche Zugabe zu den Brüdern Grimm, das „Deutsche Märchenbuch" (Lpz. 1846) von L. Bechstein, das in zahlreichen Ausgaben erschien und die „Deutschen Volksmärchen" (Lpz. 1864. II) von Friedrich Gottschalck. Dahin gehören ebenfalls als nicht auf besondere Landschaften beschränkt die „Burg- und Bergmärchen" (Wolfenb. 1846. II) von Friedrich Grimm. Von den Sammlungen, welche mehrere oder einzelne Länder, Gauen und Städte betreffen, nennen wir die trefflichen „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen" (Lpz. 1848) von Adalbert Kuhn und W. Schwartz, die „Niedersächsischen Sagen und Märchen" (Gött. 1855), von Georg Schambach, die zwar nicht eben glücklich wieder erzählt, aber mit bedeutenden Anmerkungen von W. Müller begleitet sind; die interessanten „Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg" (Kiel 1845) von K. Müllenhoff aus Kiel, jetzt Professor in Berlin, die „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands" (Lpz. 1859. II) von Adalbert Kuhn, die gut erzählten „Sagen, Märchen und Schwänke aus Stadt und Stift Hildesheim" (Gött. 1854) von Karl Seifart, die ausgezeichneten „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen (Halle 1846) von Emil Sommer, die ansprechenden „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz" (Hann. 1843. II) von Ernst Willkomm, die schon erwähnten Märchen von Rübezahl von Peter J. Lyser, die nach der Ueberlieferung verarbeiteten, zum Theil wohl selbst erfundenen „Volksmärchen aus Böhmen" (Berl. 1853) von F. Milenowsky, die Tirolischen „Kinder- und Hausmärchen" (Insbr. 1852) von Ignaz und Joseph Zingerle, die auch „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland (Regensb. 1854) herausgeben, die sorgfältig gesammelten und mit Geschmack bearbeiteten „Deutschen Volksmärchen aus Schwaben" (Stuttg. 1852) von dem gelehrten Ernst Heinrich Meier (geb. 1813, Professor in Tübingen, gest. im März 1866), die „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen" (Berl. 1856) von Joseph Holtrich. — Von den selbstständig erdachten und erfundenen Märchen haben wir bereits die von Katharina Diez, K. Gerstell, Moritz Hartmann, Gottfried Keller, Amely Linz, Mörike, Oelckers, Elise Polko, Putlitz, Adele Schopenhauer und Sternberg erwähnt; zu diesen nennen wir Folgende: Gotthold Kurz erzählte die „Fahrten und Abenteuer des kleinen Jacob Fingerlang" (Bbg. 1837) mit liebenswürdiger Naivität. „Das rosenrothe Buch. Märchen und Erzählungen" (Erl. 1846) von Amadeus Wießner, der es unter dem Namen Fr. Oskar herausgab, ist ohne poetischen und pädagogischen Takt geschrieben, ob es gleich für Kinder bestimmt ist. Eine hübsche Erfindung und anziehend erzählt ist „Mistewoi. Aus der Wendenzeit" (Berl. 1861) von Oskar Roloff, und die anonym erschienene „Prinzessin Ilse" (Berl. 19. Aufl. 1877) von M. Petersen, gefällt durch die frische und naive Darstellungsweise. Die „Bilder aus der Märchenwelt von Amalie, Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Augustenburg" (Darmst. 1864) sind gut erzählt, sie haben jedoch einen allzu didaktischen Charakter.

Noch zahlreicher sind die Sagensammlungen, die wir zum Theil schon erwähnt haben, so die Norddeutschen von Ad. Kuhn und Schwartz, die Niedersächsischen von Schambach, die aus Schleswig-Holstein von Müllenhoff. Die „Friesischen Sagen und Erzählungen" (Altona 1858) von C. P. Hansen gewähren durch ihre Eigenthümlichkeit großes Interesse, die „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit" (Oldenb. 1845) wurden von einem Unbekannten, „Bremens Volkssagen" (Bremen 1845) von Friedrich Wagenfeld gesammelt und „Sagen der alten Brema" (Eb. 1867) von Marie Mindermann bearbeitet; die Sagen aus Hildesheim, von Seifart, aus Sachsen und Thüringen von Em. Sommer, aus dem Harz von Pröhle sind schon erwähnt. J. W. Wolf gab eine treffliche Sammlung der „Hessischen Sagen" (Gött. 1853), K. Haupt ein „Sagenbuch der Lausitz" (Lpz. 1862—63 II) und E. Willkomm die Sagen der Oberlausitz heraus, Alfred von Reumont sammelte „Rheinlands Sagen und Legenden" (Aachen 1837, 2. Aufl. 1844), A. Schöppner veröffentlichte das

„Sagenbuch der bayerischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter" (Münch. 1851—52. III), das mit großer Sorgfalt bearbeitet ist, und der auch für die Dialektforschung thätige Friedrich Panzer: „Bayerische Sagen und Bräuche" (München 1848—55). F. Schönwerths „Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen" (Augsb. 1857) ist inhaltreich und für die Culturgeschichte bedeutend. Mit Oesterreich beschäftigen sich vorzüglich die „Alpensagen, Volksüberlieferungen aus der Schweiz, Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich" (Wien 1858) von Theodor Vernaleken. Fleißig und verständig behandelt sind das „Sagenbuch von Böhmen und Mähren" (Prag 1863) von Joseph Virgil Grohmann, die „Deutschen Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" (Stuttg. 1852. II) von Ernst Meier, und das „Badische Sagenbuch" (Karlsr. 1846. II) von August Schnezler, der in „Aurelias Zauberkreis" die „schönsten Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgegend" (Eb. 1846) vereinigte. Die „Schweizersagen aus dem Aargau" (Aarau 1856. II) von E. L. Rochholz dürfen nur mit großer Vorsicht gebraucht werden, weil manche unzuverlässig und zudem die fleißigen und geistvollen Erläuterungen sehr häufig phantastisch sind. Geschmackvoll und getreu sind dagegen die „Sagen des Elsasses" (St. Gallen 1851) von August Stöber, gründlich die „Niederländischen Sagen" (Lpz. 1845) von Johann Wilhelm Wolf; Therese Pulszky hat „Sagen und Erzählungen aus Ungarn" (Berl. 1851. II) mit Geschmack erzählt; Friedrich Müller sammelte die „Siebenbürgischen Sagen" (Kronstadt 1857) und Julius Kossarski bearbeitete „Sagen des Morgenlandes" (Berlin 1852) nach talmudischen und andern hebräischen Quellen; es sind Parabeln und Erzählungen voll tiefen Sinnes und edler Moral in schlichter und eben dadurch wirkungsvoller Darstellung.

Noch haben wir die Volks- und Jugendschriften, die vielseitig gepflegt wurden und zum selbstständigen Zweig der Literatur geworden sind, anzuführen. Von den zahlreichen Erscheinungen auf diesem Gebiete erwähnen wir nur Einige der bedeutenderen, und von diesen auch nur die bekanntesten. Franz Hoffmann in Dresden schrieb viele unterhaltende Jugenderzählungen, durch die er hauptsächlich auf das Gemüth und die religiöse Gesinnung zu wirken suchte, z. B. „Reue versöhnt", „Die Schule der Leiden", „Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe" 2c. Friedrich Hoffmann in Wesel bearbeitete vorzüglich historische Begebenheiten für die Jugend, unter Anderen „Die Belagerung von Ostende", „Die Seeschlacht von Lepanto", „Die Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer" u. s. w. Gustav Hermann Kletke schrieb mehrere gelungene Erzählungen für die Jugend, unter welchen „Der Savoyardenknabe" auszuzeichnen ist. Julius Krais bearbeitete „Altdeutsche Heldendichtungen" (Stuttg. 1855. II) für das Deutsche Volk und die reifere Jugend in Prosa, Karl Gustav Nieritz aus Dresden gab eine große Anzahl von Jugendschriften heraus, die im Stoff mannigfaltig, zum Theil ansprechend und unterhaltend, zum Theil aber auch werthlos sind. Wir erwähnen nur „Das Pomeranzenbäumchen", „Das vierte Gebot", „Gutenberg", „Die Hunnenschlacht" und „Das Fischermädchen von Helgoland". Einer der bedeutendsten Volks- und Jugendschriftsteller ist Philipp Friedrich Wilhelm Oertel, der am 15. August 1798 zu Horn im Hunsrück geboren wurde, daher er sich auf seinen Schriften W. O. v. Horn nannte. Er studierte 1815—1818 Theologie in Heidelberg, wurde bald darauf Pfarrer in Mannbach, 1835 Superintendent in Sobernheim im Nahethal, legte 1863 seine Stelle nieder und privatisierte in Wiesbaden, wo er am 16. Septbr. 1867 starb. Er trat zuerst mit „Erzählungen" unter dem Namen F. W. Lips auf, ohne Aufmerksamkeit zu erregen; er wurde erst durch die Erzählung „Friedel" allgemeiner bekannt, welche die Leiden und Freuden des Volks einfach unbefangen und eben so wahr als anschaulich darstellt. Seit 1846 gab er den Volkskalender „Die Spinnstube" (Ffk.) heraus, in welcher sich Erzählungen befinden, die er später unter dem Titel „Des alten Schmiedjakobs Geschichten" sammelte. Außerdem veröffentlichte er eine große Menge von Erzählungen „Rheinische Dorfgeschichten", „Ein Menschenleben", „Nothpfennig ist für Jedermann", „Ein Ostindienfahrer", „Drei Tage aus Gellerts Leben" u. A. m. Die Scenen seiner Erzählungen sind die Rhein-, Aar- und Moselgegenden, vorzüglich der Hundsrück. Oertel kennt das Leben des Volks und schildert es mit Liebe und Wahrheit. Seine Erfindungen sind einfach, die Darstellung schlicht und allgemein verständlich, besonders gelingen ihm Gemälde des häuslichen Lebens, die von frommer Gesinnung zeugen, ohne daß er sich mit derselben brüste. Seine Schriften erschienen in mehreren Sammlungen, die vollständigste in Wiesbaden 1853 ff. in 75 Bändchen. — Karl Stöber (geb. 30. Nov. 1796 zu Pappenheim in Franken, st. 1865 als Dekan und Schulinspektor daselbst) besitzt eine gute Darstellungsgabe, weiß den Stoff glücklich anzuordnen, schildert die Kinderwelt mit Gemüth, aber alle seine ziemlich zahlreichen Erzählungen, z. B. „Die Freistätte", „Der Schneider von Gastein", „Die barmherzigen Steine" u. s. w. tragen eine oft scharf ausgeprägte pietistische Färbung. — Thekla von Gumpert, geb. am 28. Juni 1810 in Kalisch, leitete die Erziehung mehrerer Kinder, und heirathete 1856 den Dichter von Schober, welche Ehe aber nach acht Jahren wieder getrennt wurde. Sie schrieb eine ziemlich große Zahl von Erzählungen für die Jugend, besonders für Mädchen, die sie später unter dem Titel „Erzählungen aus der Kinderwelt" (Berl. 1847—1849) gesammelt herausgab. Außer mehrern andern einzeln erschienenen Erzählungen gab sie noch „Herzblättchens Zeitvertreib" (Glogau 1854—64. IX) und das „Töchter-Album" (Eb. 1855—66) heraus. Ihre Erzählungen sind dem Bedürfniß und der Fassungskraft des kindlichen Gemüths angemessen und wirken vorzüglich dadurch, daß die Verfasserin nicht sowohl Lehren giebt, sondern diese durch glückliche Darstellung der Personen und Begebenheiten zum Bewußtsein des Kindes zu bringen sucht. Für die weibliche Jugend schrieben noch Lina Reinhart „Erzählungen für das blühende Alter" (Nbg. 1839) und „Schauspiele für die Jugend" (Lpz.

1837) und Luise Pichler „Geschichtenbuch für Kinder zur Weckung des Sinnes für das Gute“ (Stuttg. 1850) — Die „Erzählungen fürs Volk“ (Halle 1855) von Gustav Jahn sind gemüthlich mit stark hervortretender pietistischer Färbung. Zu seinen besten Erzhlgn. gehört „Flick- und Stückwerk aus den Tagebüchern und Briefen des Franz Schwertlein und Ernst Tiefner“. — Noch entschiedenere pietistische Färbung haben die Schriften von Rudolph Oeser (geb. 31. Okt. 1807 in Gießen, seit 1835 Pfarrer zu Lindheim in der Wetterau, gest. 13. Okt. 1859), der sie unter dem Namen Otto Glaubrecht herausgab. Uebrigens gehören sie zu den bessern Erscheinungen der Gattung; sie schildern das Volksleben besonders der Wetterau und des gesammten Hessenlandes in einfacher und fließender Darstellung zur klaren Anschauung. Wir nennen „Anna, die Blutegelhändlerin“ (Frankf. 1841), die Eine der besten Erzählungen und am Wenigsten pietistisch gefärbt ist, „Die Heimatlosen, Erzählung aus den Freiheitskriegen“ (Ff. 1858), welche ein gut entwickeltes Gemälde der Zustände in kleinen Städten und auf dem Land während dieser Kriege giebt und von nationaler Gesinnung zeugt, die nur zu sehr auf den einzelnen Staat beschränkt ist. Auch die „Erzählungen aus dem Hessenlande“ (Ff. 1853) sind gelungen. — Eduard Gottwald, geb. in Dresden am 4. Dez. 1808, bereiste als Schriftsetzer einen großen Theil von Europa und st. 1871 als ständischer Archivar in Dresden. Seine „Historischen Erzählungen“ (Berl. 1869) und „Neue historische Erzählungen“ (Lpz. 1863), sind geschichtlich treu und gewähren bei aller Knappheit der Darstellung doch immer ein vollständiges Gemälde der erzählten Begebenheit; sie sind daher vollkommen geeignet, das größere Publikum mit historischen Kenntnissen, besonders mit den Culturzuständen verschiedener Zeiten bekannt zu machen. Seine „Humoristischen Erzählungen“ sind aus dem Leben geschöpft und verrathen ein wohlwollendes Gemüth. — Ahlfeld, dem wir bei der rhetorischen Prosa wieder begegnen werden, hat in seinen „Erzählungen“ (Halle 1859) eine so entschieden pietistische Richtung, daß sie nur den „Stillen im Lande“ behagen können. Träte diese Seite nicht so mächtig hervor, so würden sie ohne Zweifel größere Verbreitung, jedenfalls größere Wirkung gewonnen haben. — Friedrich Alexander Ernst Vömel, ein Urenkel Jung-Stillings, geb. am 24. März 1828 zu Frankfurt a. M., zeigte schon früh Talent für die zeichnenden Künste, in denen er auch große Fortschritte machte, studierte jedoch auf den Wunsch seines Vaters und „nach einem von ihm sich selber auferlegten Gottesurtheil“ Theologie. Gegenwärtig ist er Pfarrer in Marxsain, Amts Selters im Nassauischen. Er schrieb „Macht des Gottvertrauens oder Fritz und Anna“ (Berl. 1850), „Kleine Geschichten aus dem frühesten Kindesalter“ (Stuttg. 1857), „Marie oder durch Leiden zu Freuden“ (Lpz. 1860) und „Sinnige Erzählungen für Kinder von 7 bis 10 Jahren“ (Stuttg. 1864). Alle suchen hauptsächlich durch frömmelndes Wesen zu wirken, welches oft von reiner Frömmigkeit, wahrhaft christlicher Demuth und Menschenliebe weit entfernt ist.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg (in seinen Schriften nannte er sich einfach Freiherr von Sternberg, unter welchem Namen er auch allein bekannt ist) wurde auf dem Gute Noistfer bei Reval in Esthland am 22. April (10. a. St.) 1806 geboren, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, und kam nach seines Vaters Tod zu einem Oheim nach Dorpat, wo er das Gymnasium und später die Universität besuchte. Nach dem Wunsche des Oheims sollte er die Rechtswissenschaft studieren, da er jedoch eine unüberwindliche Abneigung gegen dieselbe hatte, gestattete ihm endlich der Oheim, sich ausschließlich den schönen Wissenschaften und der Kunst zu widmen. Im J. 1829 gieng er nach St. Petersburg, um sich dem Wunsche seines Oheims gemäß für eine Staatsanstellung vorzubereiten, doch mißfielen ihm die dortigen Verhältnisse so sehr, daß er sich entschloß, Rußland zu verlassen und nach Deutschland zu reisen (1830). Er erhielt von der Kaiserin, die sich für sein hervorstechendes Zeichentalent interessierte, eine Unterstützung, damit er sich in der Kunst ausbilden sollte; doch beschäftigte er sich, durch Tieck angeregt, den er in Dresden kennen lernte, vorzugsweise mit Poesie. Im folgenden Jahre reiste er nach Süddeutschland und gieng über Stuttgart nach Mannheim, wo er drei

Jahre lang verweilte und dem Kreise angehörte, den die damals dort wohnende Mutter des verstorbenen Kaisers der Franzosen um sich versammelte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart, wo er sich mit Lenau befreundete, besuchte er die Schweiz, Oberitalien und Wien, lebte längere Zeit in Weimar, ließ sich später in Berlin nieder, wo er mit den literarischen Größen, mit Gutzkow, Wilibald Alexis, Raupach, Tieck, der Henriette Paalzow, Fanny Lewald, Varnhagen von Ense u. A. in lebendigen Verkehr trat. Die freundschaftlichen Beziehungen, in denen Sternberg zu dem Russischen Gesandten am Berliner Hofe, Baron Meyendorff stand, veranlaßten diesen, ihn mit einer Sendung nach Frankfurt zur Berichterstattung über die Verhandlungen am Parlament zu betrauen, welche Aufgabe er mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte. Von Berlin wandte er sich später nach Dresden, wo er sich behaglich fühlte, jedoch bald von einem schweren Leiden ergriffen wurde, in Folge dessen er sich auf das Gut eines Freundes, Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz zurückzog, wo er am 24. August 1868 starb.

Sternberg ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Periode, die wir behandeln, er hat an fünfzig größere und kleinere Romane geschrieben, und zudem eine reiche Zahl von Novellen, Erzählungen und Märchen. Es ist begreiflich, daß diese Masse, die in einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren entstand (1831—1862), an Gehalt sehr verschieden ist; aber alle diese Schriften, selbst die bedeutungslosesten, haben doch einen streng ausgesprochenen Charakter. Sie zeichnen sich durch reiche Phantasie und Erfindungskraft, sowie durch scharfe Beobachtungsgabe, reiche Welt- und Menschenkenntniß, durch treffende Charakteristik von Personen und Zuständen, durch gewandte, immer geistvolle, oft höchst lebendige und zugleich anmuthige Darstellung aus. In allen seinen Dichtungen erkennt man den Einfluß der sogenannten vornehmen Gesellschaft, mit welcher der Dichter vorzugsweise umgieng, wie er denn auch zunächst für diese schrieb. Daher überall die elegant aristokratische Haltung, die vornehme Ironie Hauptzüge seiner Dichtungen sind. Er ist ein Meister des Gesellschaftstons. Neben diesen hohen Vorzügen bieten Sternbergs Dichtungen nicht geringe Schattenseiten, die meist Folgen seiner socialen Stellung sind. Da er zunächst nur schrieb, um Andere, vorzüglich aber sich selbst zu unterhalten, so behandelte er seine Stoffe mit vornehmer Willkür. Seine Compositionen sind meist mangelhaft, ohne festen Plan; in der Entwickelung folgt er den Eingebungen seiner Laune; er bricht den Faden ab, wenn der Gegenstand ihn langweilt und geht zu einem andern über, der ihn für den Augenblick mehr interessiert, bis er auch für diesen keine Theilnahme mehr empfindet, und ihn wiederum verläßt, um entweder einen dritten zu behandeln oder zum ersten zurückzukehren. Daher ist die Behandlung im Einzelnen sehr ungleich; während er die Personen, Zustände und Begebenheiten, die ihn interessieren, mit großer Bestimmtheit und künstlerischer Vollendung durchführt, ist er wieder bei andern äußerst flüchtig und gleichgültig.

In seinen frühern Productionen ist der Einfluß Tiecks unverkennbar, dessen behagliche und mit Reflexionen oft überfüllte Darstellung er sich angeeignet hatte. Selbst die Wahl des Stoffs in seiner ersten Novelle „Bühne, Kunst und Liebe" (Berl. 1831) erinnert an Tieck. Auch die folgende „Die Zerrissenen" (Stuttg. u. Tüb. 1832) ist in Haltung, Gedanken und Ausdruck noch ganz im Geiste seines Vorbilds, während der Stoff an Heine und das junge Deutschland erinnert. Wie der Charakter des Helden, der schon im Titel bezeichnet ist, so ist auch der Charakter der ganzen Dichtung; Anlage und Entwickelung sind unsicher und verwirrt. Dann gelangt auch hier schon seine Vorliebe zum Frivolen und Lüsternen zur Erscheinung. Da die Novelle keinen Abschluß hat, gab Sternberg eine Fortsetzung derselben unter dem Titel „Eduard" (Eb. 1833) heraus; aber er hat für dieselbe eben so wenig einen befriedigenden Abschluß gefunden. Sternberg ahmte auch darin seinem Vorbilde Tieck nach, daß er hervorragende Dichter zum Gegenstand novellistischer Behandlung wählte. Abgesehen davon, daß er in „Lessing" (Eb. 1834) den großen Mann zu einseitig auffaßte, nur einzelne Charakterzüge desselben zur Anschauung brachte, verdient die Novelle wegen ihrer besonnenen Anlage und geschmackvollen Ausführung unbedingtes Lob. Den Hintergrund bildet der siebenjährige Krieg mit Friedrich II., dessen Einfluß auf das gesammte Volk, wenn auch historisch nicht ganz wahr, doch mit großem Geschick dargestellt ist. Einzelne Situationen, z. B. das Verhältniß Lessings zur Jugendgeliebten, Gellerts Zusammentreffen mit den rohen Soldaten, die ihm ihre Verehrung bezeugen, als sie vernehmen, daß er der berühmte Fabeldichter sei, sind äußerst glücklich erfunden und ausgeführt. Als ein Seitenstück zu „Lessing" bezeichnete Sternberg die Novelle „Molière" (Eb. 1834), welche in das geistige und besonders in das literarische Treiben der Pariser Welt zur Zeit Ludwigs XIV. einführt und wegen der größeren Verhältnisse auch größeres Interesse darbietet als „Lessing". In der Schilderung Racines und besonders Boileaus hat Sternberg dem in Deutschland weit verbreiteten Vorurtheil gegen die beiden großen Dichter nur zu sehr gehuldigt.

Einen ganz andern Charakter trägt „Fortunat. Ein Feenmärchen" (Lpz. 1838. II), in welchem das bekannte Märchen von Fortunat in der geistreichen, witzigen und zugleich höchst frivolen Weise Diderots vorgetragen wird. Die einzelnen Begebenheiten sind zum Theil dem alten Märchen nachgebildet, zum Theil von eigener Erfindung des Dichters, und diese sind oft von großer komischer Kraft, z. B. die Geschichte von der Prinzessin, die zur Strafe ihrer übertriebenen Prüderie in ein Paar Beinkleider verwandelt wird. Unter den vielen witzigen Bemerkungen erwähnen wir nur die über die dickleibigen deutschen Romane, die von den Feen sogar gebraucht werden, um Geister in Schlaf zu lullen. In ähnlichem Geiste ist „Palmyra oder das Tagebuch eines Papageis" (Stuttg. 1838). Noch im nämlichen Jahr begann Sternberg eine Reihe von Romanen, in welchen er es sich zur Aufgabe machte,

das Leben und Treiben der vornehmen Welt darzustellen. Nach der „Psyche" (Fr. 1838. II) erschien der Roman „Saint-Sylvan" (Eb. 1839. II), in welchem die Frivolität und fast bis zur Gemeinheit ausartende Sittenlosigkeit des Sächsischen Hofes unter Friedrich August und der Gräfin Cosel mit lebendigen Farben und oft nur allzugroßer Treue geschildert wird. In „Kallenfels" (Berl. 1839. II) nimmt er zum ersten Mal entschieden für den Adel Partei, den er dem nur durch Thätigkeit erworbenen Reichthum entgegensetzt, wie er sich darin auch gegen die Ehen des Adels mit Bürgerlichen ausspricht. Wie alle übrigen ist auch der Roman „Georgette" (Stuttg. 1840) geistreich ausgeführt, dagegen ist der Stoff verfehlt und in seiner Entwickelung unnatürlich. In „Alfred" (Dessau 1841) entwirft der Dichter eine scharfe, aber treffende Charakteristik des Literatenwesens in seinen verschiedenen Erscheinungen, und namentlich ist das Verhältniß der Schriftsteller zu den Verlegern mit großer komischer Kraft dargestellt. Einer seiner besten und interessantesten Romane ist „Diana" (Berl. 1842. III), dessen Inhalt in Kurzem folgender ist: Diana, die Tochter des Grafen von Windeck, wird nach dessen Tod von ihrer Stiefmutter verstoßen, damit ihr Stiefbruder das ganze Vermögen erhalte. Zuerst bei Bauern erzogen, wird sie in ihrem sechsten Jahre von ihrer Großtante, die sie aufgefunden, um sie den Verfolgungen ihrer Stiefmutter zu entziehen, mit einem Brief zu einem Banquier nach Berlin geschickt, der den Auftrag hat, für sie zu sorgen. Der Diener, der sie begleitet, wird auf der Reise krank; er übergiebt sie einem Bekannten, der in der Trunkenheit auf der Landstraße liegen bleibt. In einem Wirthshause, wohin sie darauf kommt, wird ihr von Judith, einem etwas älteren Mädchen, der Tochter eines Verbrechers, die selbst an seinen Verbrechen Theil genommen, der Brief entwendet. Diese geht zum Banquier, der sie in einem vornehmen Institut unterbringt. Als sie erwachsen war, wird sie zu den Verwandten Dianas berufen. Auf der Reise wird sie zufällig und ohne bemerkt zu werden, Zeuge, daß ein vornehmer alter Mann seinen Sohn erschießt, weil dieser eine Bürgerliche heirathen wollte. Sie kommt endlich auf das Schloß von Dianas Großvater und es wird beschlossen, daß sie einen Verwandten heirathen solle. Schon ist der Hochzeitstag angebrochen, als Simeon, der früher mit Judiths Vater in verbrecherischer Verbindung gestanden hatte, erscheint und dem General Grafen Windeck, Dianas Großvater, den Betrug entdeckt. Dieser will sie schmachvoll verjagen, aber Judith, die in ihm jenen Mörder erkannt hatte, droht, ihn anzuklagen, wenn er sie nicht anerkenne, und so wird die Heirath vollzogen. Die kleine Diana war von einem vorbeireisenden Offizier, dem Grafen Dorburg, aus Mitleiden mitgenommen und in Berlin bei einer Wirthin untergebracht worden, deren gastfreundliches Haus sie jedoch, als sie erwachsen war, heimlich verließ, um ihren Wohlthäter, der ihretwegen in einem Duell verwundet worden war, nicht in weitere Unannehmlichkeiten zu bringen. Sie erfährt vielerlei herbe Schicksale, bis sie endlich von ihrem Großvater zwar anerkannt, aber nur als Adoptivtochter angenommen wird, weil er den Umstand mit Judith nicht verrathen durfte. Schließlich heirathet sie ihren Wohlthäter.

Die Composition des Romans ist mangelhaft und er zeigt auch sonst mancherlei Schwächen. Daß der Dichter einzelne Personen in ihrem Dialekt sprechen läßt, hat unter den gegebenen Verhältnissen seinen Grund; allein er hätte sich auch mit der Mundart vertraut machen und nicht anstatt derselben eine Art Kauderwelsch geben sollen, wie es ihm beim Schwäbischen Dialekt ergangen ist. Am Unglücklichsten ist der Schluß, der sich lange mit Nebenpersonen beschäftigt, nachdem wir mit dem Schicksal der Hauptpersonen vollständig bekannt gemacht worden sind. So trefflich dieses letzte Kapitel an sich ist, so hat man doch kein rechtes Interesse mehr für dessen Inhalt, während es weitaus größere Wirkung machen würde, wenn es früher eingeschoben worden wäre. Auch sind in der That manche Personen ganz überflüssig, und es wird durch deren Einführung der Ueberblick nicht wenig gestört. Man könnte dem Dichter auch den Vorwurf machen, daß Vieles unwahrscheinlich und selbst unwahr ist; allein ob es gleich unmöglich ist, daß die Handlung im zweiten und dritten Viertel des Jahrhunderts geschehen konnte, so sind doch sämmtliche Begebenheiten und Charaktere durchaus poetisch gerechtfertigt. Trotz dieser und anderer Mängel ist „Diana" jedenfalls eine hervorragende Dichtung; sie ist ein Roman im wahren Sinne des Worts, ein Roman, der an die großen Engländer erinnert, bei denen Sternberg offenbar in die Schule gegangen ist, ohne daß er sie jedoch sklavisch nachgeahmt hätte. Der Dichter entwickelt darin eine reiche Fülle von wirkungsvollen Situationen und trefflich geschilderten Charakteren, und es tragen nicht bloß die Hauptpersonen, sondern auch die untergeordnetsten Nebenpersonen eine scharf ausgeprägte Individualität. Der Gegensatz der beiden Heldinnen ist vortrefflich durchgeführt. Die vom Schicksal hart verfolgte Diana gewinnt unsere vollste Theilnahme durch ihre angeborne moralische Größe, ihren Seelenadel, der sich auch in den größten Widerwärtigkeiten nicht verläugnet, durch ihre ganz jungfräuliche Erscheinung, während Judith uns durch ihre Anmuth und Lieblichkeit, ihre großartige Energie Bewunderung abgewinnt, eine Energie, die sich auch in den schwierigsten Verhältnissen nicht verläugnet. Vortrefflich hat der Dichter ihren Seelenzustand geschildert, wenn sie mitten im höchsten Glück von der Furcht vor Entdeckung überfallen wird, einer Furcht, die um so begründeter ist, als Simeon, der Vertraute ihrer Kindheit, stets mit Verrath droht. Obgleich der Roman im Ganzen ein aristokratisches Gepräge hat, so fehlt es doch nicht an Stellen, in welchem sich eine nicht zu verkennende Ironie gegen die Vorurtheile des Adels ausspricht. Als die Fürstin von Windenhorst Judith für ihre Nichte anerkennt, sagt sie zu ihr: „Ich sah frühzeitig an den Reizen Ihres Körpers, wie an der Festigkeit und dem Stolz Ihrer Seele, daß Sie vollkommen würdig sind, den Namen zu tragen, der Ihnen jetzt wird." Das heißt mit andern Worten, trotz der bürgerlichen Erziehung, die Judith

genossen, habe das Bewußtsein des angebornen Adels in ihr nicht verkümmert werden können. Noch bedeutender, und zugleich von hoher tragischer Kraft ist es, daß sich der General Graf Windeck, der seinen Sohn erschoß, weil dieser eine Mesalliance schließen wollte, gezwungen sieht, die Tochter des Verbrechers, die selbst an dessen Verbrechen Theil genommen, für seine Enkelin anzuerkennen und in die Heirath derselben mit Einem seiner nächsten Verwandten einzuwilligen.

Beinahe zu der nämlichen Zeit wie die „Diana" erschien „Der Missionär" (Lpz. 1842. II), in welchem der Dichter eine treffliche Schilderung des Herrnhutismus von der überzeugungsvollen Glaubensschwärmerei bis zur scheinheiligen Heuchelei giebt. Die Zeit des Amerikanischen Freiheitskriegs und der Französischen Revolution, in der sich die Handlung entwickelt, verleiht derselben noch höhere Bedeutung. Wir erwähnen „Jena und Leipzig" (Berl. 1844. II), in welchem der damalige Preußische Adel mit seinem Uebermuth höchst anschaulich geschildert wird, nur vorübergehend. In „Paul" (Lpz. 1845. II), worin das Elend der Schlesischen Weber mit Wärme geschildert wird, entwickelt der Dichter seine Ansichten über den Adel. Die Vortheile, welche die adelige Geburt mit sich bringt, sagt er, mögen verloren gehen, aber die adelige Gesinnung solle um jeden Preis behauptet und gepflegt werden. In einigem Widerspruch damit steht jedoch die ebenfalls ausgesprochene Ansicht, man solle dem Adel zu Reichthum verhelfen, damit er aus demselben neue Lebenskraft schöpfe, eine Ansicht, die wohl durch Friedrich Wilhelms IV. Versuch hervorgerufen wurde, eine Aristokratie im englischen Sinne zu begründen. „Die gelbe Gräfin" (Berl. 1848. II) schildert die Russischen Zustände zur Zeit der Kaiserin Elisabeth mit grellen Farben, aber im Einzelnen mit großer Virtuosität. Noch in demselben Jahre erschien „Tutu. Phantastische Episoden und poetische Excursionen" (Lpz. 1848), eine entfernte Nachahmung des Diable boiteux, worin er anschauliche Bilder von den Zuständen der Literatur, der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens giebt, die literarischen und emanzipirten Frauen zum Gegenstand seines Spottes macht und dabei namentlich Bettina von Arnim, Henriette Paalzow und die Gräfin Hahn-Hahn im Auge hat.

Die Märzrevolution riß den Dichter aus seiner Behaglichkeit; er fühlte sich in seinem adeligen Bewußtsein durch dieselbe persönlich verletzt; eine Frucht dieser gereizten Stimmung waren die „Royalisten" (Bremen 1848), in denen er die liberalen und nationalen Bestrebungen mit fanatischem Haß verunglimpfte. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Zeiten der Reaktion auch immer größere Sittenlosigkeit herbeigeführt haben; Dieß hat sich auch bei Sternberg bestätigt, der seine „Braunen Märchen" (Bremen 1850) herausgab, als die Reaktion ihre höchste Blüthe erreicht hatte. Zwar haben wir gesehen, daß er von jeher zur Frivolität geneigt war, aber selbst der Fortunat ist gegen diese Märchen ein unschuldiges Buch. Diese machen einen um so widrigeren Eindruck, als ihm die anmuthige Naivetät der Italienischen Novellisten fehlt. Wir dürfen übrigens nicht unbemerkt lassen, daß Sternberg später diese gegen den Fortschritt gerichteten Schriften lebhaft bereute und sie zu wiederholten Malen entschieden verdammte.

Wie im „Tutu" und noch entschiedener ahmte er im „Deutschen Gilblas" (Bremen 1851. II) den Franzosen Le Sage, jedoch nicht mit besonderem Glück nach. Der Roman besteht aus einer Reihe von Anekdoten und Geschichtchen, die zwar äußerlich verbunden sind, aber den Eindruck der Einheit nicht hinterlassen. Zudem sind manche Züge andern Schriftstellern abgeborgt, was sich übrigens bei Sternberg öfters wiederholt.

Sternberg verdanken wir endlich auch eine große Zahl von kleineren Novellen, Erzählungen und Märchen, die er in verschiedenen Sammlungen vereinigt hat: „Schiffersagen" (Stuttg. 1837. II), „Erzählungen und Novellen" (Dessau 1844. II), „Das Buch der drei Schwestern" (Lpz. 1847. II), „Die Nachtlampe. Gesammelte kleine Erzählungen, Märchen und Geistergeschichten" (Berl. 1853), „Die Dresdener Galerie, Geschichten und Bilder" (Lpz. 1857. III), die sämmtlich geistreich, interessant und von anmuthiger Darstellung sind, auf die sich aber auch des Dichters Bemerkung über die deutschen Novellisten anwenden läßt, die wir oben (S. 698) mitgetheilt haben. Am Eigenthümlichsten unter diesen ist „Die Dresdner Galerie", welcher der Gedanke zum Grunde liegt, daß zwischen dem Gemälde und dem Künstler ein persönliches Verhältniß Statt gefunden haben müsse, dessen Kenntniß allein das wahre Verständniß des Bildes eröffnen müsse.

Aus „Diana".

Judith trat in das Kabinet des Generals; es war nur von einer Lampe erhellt, und selbst diese deckte ein Schirm, so daß die Hälfte des Zimmers im Dunkel schwamm. Aus diesem Dunkel heraus, in der Ecke am Fenster, sah ein grausenhaftes Antlitz ihr entgegen. Als Judith es gewahrte, erstarrte das Blut in ihren Aedern. Ohne Gruß wurde sie empfangen, es herrschte Grabesstille im Gemach. Franz stellte sich an den Tisch, zitternd und von Judith abgewandt. Außer diesen drei Personen schien Niemand im Zimmer zu sein; auf einen Wink des Generals trat jedoch aus einer Schirmwand hervor — Simeon, und stellte sich mit einem frechen Lächeln Judith gegenüber. Die Hände auf den Rücken gelegt, übermüthig zurückgebogen, schien er in diesem Augenblicke einen höllischen Triumph zu feiern, den seine Augen bekundeten, die, halb zugedrückt, in grellen Spott- und Hohnlichtern blitzten. Die gemeinen, breiten Züge um Mund und Wange, gewöhnlich in frecher Freundlichkeit verzerrt, waren jetzt zu einem dämonischen Grinsen verzogen, und so war jede Fiber in diesem Gesichte, das plötzlich aus der Nacht hervortauchte, geeignet, die Ruhe und die Fassung einer noch so stoischen Seele zu zertrümmern. Aber Judiths Antlitz blieb unverändert, sie zeigte sich kalt, bleich und stumm, und ihre stolze Haltung, mit der sie ins Zimmer getreten war, wo ihrer so Entsetzliches wartete, war nicht um einen Zoll gewichen. Sie schrak nicht zusammen, sie wich nicht zurück, sie duldete die unanständige Nähe des Mannes, der gekommen war, um ihr das Messer ins Herz zu stoßen. Diese Ruhe zog die Aufmerksamkeit der beiden andern Männer auf sich, in deren Mienen zu sehen war, daß sie

etwas Anderes erwartet hatten. In Franzens Auge leuchtete ein Hoffnungsstrahl, er richtete sich empor, und wagte es wieder, den Gegenstand seiner Schrecken und seiner Zärtlichkeit anzublicken. Er schien mit sich zu kämpfen, ob er ein lautes, aufmunterndes Wort wagen dürfe, allein ein wiederholter, gebieterischer Wink des Generals legte ihm Schweigen auf, er blieb gefesselt in der aufhorchenden Stellung, die er gleich anfangs angenommen.

Der General, nach einem kleinen, kaum merkbaren Zeichen der Befremdung, saß wieder mit derselben Miene wilden Starrens in dem Armsessel, und ein erneuerter Befehl forderte Simeon auf, zu sprechen.

Dieser ließ einen kurzen, jauchzenden Ton vorausgehen, ehe er dem Befehl Folge leistete. „Nun, mein Kätzchen," hub er an, indem er zugleich Miene machte, der regungslosen Judith Hand zu fassen, was jedoch von Franz, der rasch hinzutrat, verhindert wurde; „nun, mein Kätzchen, ich habe Wort gehalten, wie Du siehst. Ich bat Dich um einen kleinen Zehrpfennig auf meine Reise, Du schlugst es mir ab, und daraus ersah ich, daß Du mich liebevoll zwingen wolltest, der Gast auf Deiner Hochzeit zu sein. Ei, ja, meine kleine Braut, der Kranz steht Dir gut, und die gräfliche Krone wird hübsch auf dem Haupte der Tochter des Geldfälschers glänzen, der im Gefängnisse starb."

„Der gnädige Herr will," fuhr Simeon fort, indem er einen neuen Versuch machte, die Hand Judiths zu erfassen, welches wiederum von Franz verhindert wurde, „daß ich Stirn gegen Stirn mit Dir meine Aussagen wiederhole. Gut — so sage ich denn, daß Du die Tochter eines Spitzbuben und Betrügers bist, daß Du in der Werkstatt Deines Vaters falsche Banknoten machen sahst, an ihrer Fabrikation mithalfst, und ihren Umtrieb besorgtest. Darauf, als die Gerichte unsere Höhle aufspürten, flohst Du, Dein Vater und ich — damals ein Knabe noch — rettete Dich und Deinen elenden Vater. Wir wußten nicht, wohin wir uns wenden, wo wir unser Haupt in Sicherheit hinlegen sollten, da stahlst Du einem armen Kinde einen Brief, und auf diesen Brief hin, durch fortgesetzte Betrügereien, gelangtest Du dahin, wo Du jetzt stehst. Widersprich mir, wenn Du kannst, Judith, Tochter Florentins!"

Die Blicke der drei Männer waren bei dieser Frage auf Judith gerichtet, die unbeweglich stehen blieb, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Du willst nicht widersprechen," fuhr Simeon fort „und Du thust klug daran. Was könnte es Dir auch jetzt helfen. Deine Rolle, mein Goldkind, ist ausgespielt. Die Beweise, daß ich die Wahrheit spreche, haben diese geehrten Herren in Händen. Der Herr Baron haben mir die Ehre angethan, mich als Denjenigen wieder zu erkennen, der die Frau von Traubenstein, eine sehr respectable, aimable Dame, ein Wesen tout à fait comme il faut, bestahl, und der Herr Baron sind in der Güte und Herablassung sogar so weit gegangen, einzugestehen, daß ich dero Börse widerrechtlich erleichtert habe, auch unterließ ich nicht, mich als den Empfänger des Ringes zu documentieren, den ich von Dir, mein schönes Kätzchen, erhielt, zum Dank für meine Geschicklichkeit, das Portefeuille mit den Familienbriefen vom Schreibetisch des Herrn Barons zu stehlen!"

Franz bedeckte die Augen und wandte sich ab.

Simeon setzte seine Rede mit einem noch frechern Lächeln fort. „Da mein Antlitz, Dank den Göttern, einen sehr interessanten, sprechenden Ausdruck hat, da ich eine von den Physiognomien besitze, die man, einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen pflegt, so hat mich der Diener des Herrn Barons erkannt, als ich im Garten das tête-à-tête mit Dir hatte, meine Prinzessin, und er belauschte einen Theil unsers Gesprächs, das so gefühlvoll war, wie nur irgend eine zärtliche Zusammenkunft im Mondenschein zu sein pflegt. Alle diese Beweise zusammen, und meine freiwillige Aussage, die ich vor Gericht wiederholen will, haben diesen Herren die unerwartete Freude verschafft, deinen wahren Namen und Stand noch zur rechten Zeit zu erfahren, um Dir, mein Engel, die gebührenden Ehren in vollem Maße zukommen zu lassen. Juchhe, schöne Dame, mache Dich fertig, an meinem Arm aus diesem Schloß zu wandern. Du hast Deinen Wagen zwar noch nicht bestellt, allein das thut Nichts, die seidne Schleppe wird schon ein wenig im Staube daher fegen müssen. Ists gefällig, Judith Florentin?"

Er krümmte seinen Arm, und bog sich stutzerhaft vor, in diesem Augenblicke sprang jedoch Franz zwischen Beide, indem er dem General zurief: „Bis hierher, weiter nicht! Sie werden nicht dulden, Herr Graf, daß man mein Weib, sei es auch noch so tief gesunken, in Ihrem Hause so zügellos beschimpfe. Ich wiederhole es und rufe die Ehre unsers Geschlechts an, es ist noch Nichts bewiesen! — Fort, dort in die Ecke, wage es nicht diese Frau zu berühren!"

Dieser Zuruf galt Simeon, der sich mit einer kriechenden Verbeugung in die Gegend der Schirmwand wieder zurückzog, und Franz rief jetzt, mit einer lebhaften Röthe im Gesicht und mit flammenden Augen zu Judith gewendet: „Reden Sie! — Sie, die wir noch vor einer Stunde die Unsrige nannten, Sie, an der unsre Liebe, unsre Verehrung hing — reden Sie. Werfen Sie mit einem Wort diese gräßlichen, diese fürchterlichen Verleumdungen zu Boden. Nicht dieses Schweigen jetzt! Es ist nicht am Platze. Wir werden Ihnen Glauben schenken. Reden Sie, Diana, reden Sie!"

Er faßte Judiths Hand und setzte mit weicher Stimme hinzu. „O reden Sie, Diana! Wenn ich Ihnen jemals würdig schien, ein edles Vertrauen zu erwerben, lassen Sie mich in dieser furchtbaren Stunde Ihr Vermittler, Ihr Sachwalter sein. Ihr Charakter erklärt Ihr Schweigen. Sie waren immer stolz, kalt und verschlossen, diese ungeheure Anklage trifft Sie jetzt wie ein Blitz aus freiem Himmel, Sie wissen auf diesen beispiellosen Verrath Ihres Geschicks nichts zu erwidern, und Ihr zu Tode getroffener Stolz giebt Ihnen den Rath, sich lieber Ihren Feinden hinzuopfern, als nur durch das kleinste, entschuldigende Wort Ihre Größe zu beschimpfen. O Diana, Dies ist nicht die Weise, wie Sie handeln sollen. Vertrauen Sie sich mir. Alles kann Irrthum, Lüge sein. Flüstern Sie mir nur Ein Wort zu, und ich will für Sie kämpfen auf Leben und Tod."

Er ließ ihre Hand los und ihr Schweigen schien ihn erstarren zu machen. Er stampfte mit dem Fuß und preßte die Hand an die Stirne. Dann that er einige Schritte, als wolle er mit dem General sprechen, doch sich heftig umwendend, ging er an seinen Platz am Tisch zurück. Eine tiefe Stille herrschte wiederholt im Zimmer. Endlich hörte man die leise, tonlose Stimme Judiths, und dieser Laut wirkte elektrisirend auf die drei Männer. „Ich habe mich nur vor Einem Richter zu rechtfertigen," sagte sie, die Hand nach dem General hin erhebend, „und nur vor diesem werde ich sprechen."

Franz und Simeon blickten auf den Grafen, dieser gab in einem kurzen gebieterischen Wink die Weisung, daß Beide sich entfernen sollten. Er zeigte auf einen abgesonderten Vorsaal, in den die Verwiesenen traten. Als sie sich entfernt hatten, erhob er sich und seine Gestalt nahm ihre volle Größe und imposante Stellung an. Er schritt auf Judith zu und blieb wenig entfernt von ihr stehen. Als er ihr ins Auge sah, übermannte ihn die innere Bewegung so, daß er sich stützen mußte, und seine Knie krampfhaft an einander schlugen.

„Was haben Sie mir zu sagen? Sprechen Sie."

„Ich werde Ihnen Wahrheit berichten, wenn Sie mich jetzt fragen."

„Nun wohl. Sind Sie die Tochter meines Sohnes? Sind Sie es nicht?"

In den Secunden, die zwischen dem letzten verklingenden Laute dieser Frage und dem ersten beginnenden der Antwort darauf vergingen, lag der Inhalt eines Lebens, die Ehre oder die Schmach einer Existenz. Der General, ein wenig den Kopf gesenkt, lauschte mit der Aengstlichkeit eines Verbrechers, dem die Sentenz vorgelesen wird, und krampfhaft zog er das Haupt zurück, als die feste Stimme Judiths ertönte:

„Ich bin es nicht."

Der mühsam zurückgehaltene Wahnsinn des äußersten Zornes brach jetzt aus seinen Fesseln. Jetzt stand wieder dieselbe Gestalt Judith vor Augen, wie damals im Waldschloß und der ganze Grimm dieser titanenhaften Züge, der Mordblick dieser weithervorstierenden Augen, war auf sie geheftet. Allein noch einmal gelang es der tobenden Seele sich zu bemeistern, und die Worte tönten scheinbar ruhig: „Wenn Sie nicht sind, wofür Sie sich ausgeben, wer sind Sie denn?"

„Die Tochter des Verbrechers Florentin."

Der General machte eine rasche Bewegung. Judith, die seine Blicke verfolgte, war ungewiß, ob seine Hand nach einem Hirschfänger, der auf dem Fenster lag, faßte, oder nach dem Griff einer Pistole langen wollte, die über dem Schreibetisch hieng. Den Entschluß schien er bald aufzugeben und blieb einige Secunden gebeugt über den Schreibtisch, dann murmelte er, indem er die Klingel erfaßte: „Den Stallknecht herauf! Er soll der Dirne den Kranz, die Kleider vom Leibe reißen!"

Man hörte ein Geräusch an der Thür; Judith eilte hin und schloß sie ab, dann ging sie langsam den Weg zurück und trat zu dem General, der noch immer die Klingel hielt und eine abwehrende Bewegung machte, als nahte sich ihm Gift und Pest.

„Herr Graf," hub Judith an, „wie ich auch durch Frevel mich befleckt, so darf ich doch jenes Mannes gemeine Anklage von mir weisen. Ich erstrebte diesen Platz, weil ich ihn, der innern Stimme folgend, erstreben mußte. Ich werde ihn nicht verlassen. Ich fordere Sie auf, mich in meinen usurpierten Rechten zu schützen."

Der Graf sah sie an, ihm fehlte die Kraft zur Antwort.

„Jetzt ist nicht der Augenblick," fuhr Judith fort, „wo ich zu Gunsten meines Geistes. meines Herzens sprechen darf. Es ist Etwas in mir, das mein Thun entschuldigt. Ich verachte die Welt, und achte jedes Mittel zu steigen gleich. Es würde aber lächerlich sein, wenn ich Sie bäte, mich zu Ihrer Enkelin zu adoptieren, allein ich befehle Ihnen, es zu thun."

Der General griff wieder zur Klingel, aber Wuth und Staunen ließen seinen Arm so zittern, daß er sie nicht zu halten vermochte.

Judith hielt seine Hand. Mit einer Stimme, die jeden Nerv fiebrisch erzittern machte, rief sie jetzt: „Mörder! Du nennst mich Deine Tochter, oder zittere vor Deiner Angeberin!"

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der General einen dumpfen Schrei ausstieß und in den Stuhl zusammensank. Es war der Fall eines Giganten. Judith schmiegte sich an ihn mit jener verrätherischen Weichheit, wie sie das Entsetzen von der Liebe borgt, und in sein Ohr flüsternd, rief sie: „Soll ich Dir sagen, Mann des Schreckens, wie Du bei stiller Nacht in dem Hause am See jene Flinte, die dort hängt, die ich sogleich wieder erkannte an dem blitzenden Wappen am Kolben, wie Du sie losdrücktest und die tödtende Kugel in die Brust Deines Knaben sandtest? Wie Du und ein alter Diener, der jetzt nicht mehr lebt, über die Leiche sich beugten, Mittel ersinnend, wie Du die That verheimlichen könntest. Ich war dabei, ich kann zeugen, und stößt Du mich in Schimpf und Strafe, so will auch ich an Deinen weißen Haaren Dich auf die Gerichtsstätte schleppen, wo Mörder verhört und gerichtet werden."

Judith hielt inne und beugte sich vor, um auf die Athemzüge des Opfers ihrer entsetzvollen Grausamkeit zu lauschen. Der Graf lag im Lehnsessel und schien mit dem Tode zu kämpfen. Seine Stirn war kalt, seine Brust hob sich krampfhaft, seine Augen waren geschlossen. Judith nahm die Flinte von der Wand; beim Anblick dieses entsetzvollen Mordgewehrs fuhr der Arm des Generals darnach hin, als wollte er es erfassen und in die Tiefe schleudern. „Fort, fort!" schrie er. „In meinen furchtbarsten Träumen sah ich schon oft diesen blitzenden Lauf, und doch ist der Traum, den ich jetzt träume, der fürchterlichste von allen. Fort, sag ich, fort!"

„Entscheidet!" rief Judith gebietend, und ihre Augen warfen einen Mordstrahl auf ihr Opfer.

Der General erhob sich, allein seine Kraft war gebrochen, er sank in den Stuhl zurück. Eine erneuerte Anstrengung brachte ihn endlich in die Höhe. Er warf einen langen, glühenden Blick auf seine Peinigerin, aber dieser Blick wurde von ihr nicht allein ertragen, sondern mit Strenge, Kälte und gebietendem Hohn erwidert. Zum ersten Mal standen sich zwei gleichheftige energische Naturen gegenüber. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Judith siegte.

„Ich nehme die Tochter des Verbrechers in mein Haus!" stöhnte der Graf. „Gott vergebe mir, ich kann nicht anders!"

Heinrich Joseph Koenig.

Wie Einer der frühesten, ist Heinrich Joseph Koenig auch Einer der hervorragendsten Romanendichter des vorliegenden Zeitraums, wie er zugleich Einer der Wenigen ist, deren Dichtungen mit ihrem Leben im vollendetsten Einklange stehen. Derselbe wurde am 19. März 1790 zu Fulda geboren. Da er seinen Vater schon im zweiten Jahre verlor, nahm ein Bruder der Mutter ihn und diese zu sich. Der Oheim, der früher im Kapuzinerkloster gedient hatte, war geistig beschränkt, die Mutter war fromm und gläubig, aber von freieren Ansichten. Nachdem er von ihr die ersten Elemente des Lesens und Schreibens gelernt hatte, trat er in die Stadtschule, später in das Gymnasium, und nachdem er auch dieses absolviert hatte, in das Lyceum, das er mit dem 19. Jahre verließ. Fremde Schuld und eigene Unbesonnenheit verleiteten ihn, im folgenden Jahre eine Ehe zu schließen, die sehr unglücklich ausfiel, da es sich bald herausstellte, daß seine junge Frau ohne alle Bildung war und sogar nicht einmal schreiben konnte, ob sie gleich die Tochter eines Regierungsraths war. Eben so wenig verstand sie von den häuslichen Geschäften, und es war daher ein Glück für Koenig, daß seine Mutter diese besorgte. Als im J. 1810 Fulda nebst Hanau zum Großherzogthum Frankfurt geschlagen wurde, erhielt Koenig eine Anstellung als Hülfsschreiber bei der Mairie seiner Vaterstadt. Durch den Minister Grafen Bentzel-Sternau, den Dichter des „Goldenen Kalbes" und anderer geistvollen Romane, erhielt er die Stelle eines Controleurs. Zwar verlor er diese schon bald wieder, als die Verbündeten nach der Schlacht von Leipzig den Großherzog zur Flucht zwangen; doch behielt er seinen kleinen Gehalt. Als im J. 1816 der Kurfürst von Hessen nach Fulda kam, das

ihm im Frieden zugetheilt worden war, um sich huldigen zu lassen, dichtete Koenig ein Festspiel „Die Erfüllung", das dem Kurfürsten gefiel, doch durfte man Koenig nicht als Verfasser nennen, weil der „Herr" es nicht duldete, daß ein Beamter sich mit solchen Dingen, mit Schauspiel- und Romanschreiberei abgebe. Die nämliche Ansicht theilte auch der Oberkammerrath Fulde, der das Finanzwesen der neuen Provinz organisieren sollte, und der den jungen Mann liebgewonnen und ihn zum Secretär bei der Finanzsection vorgeschlagen hatte, weshalb auch er Nichts von Koenigs dichterischen Versuchen erfahren durfte. Zur Fortsetzung derselben fehlte ihm übrigens die Zeit, da er genug zu thun hatte, um sich in die Geschäfte einzuarbeiten; es fehlte ihm aber auch die Stimmung, da seine unglückliche Häuslichkeit ihm alle Heiterkeit der Seele raubte. Erst in den folgenden Jahren veranlaßte ihn das vom früheren Großherzog gegründete Liebhabertheater, für das er schon damals Prologe gedichtet hatte, ein Trauerspiel („Wyatt") zu schreiben, das zwar gedruckt wurde, aber als mißlungen wenig Anklang fand. Im J. 1819 wurde er zum Secretär der Rentkammer in Hanau ernannt. In dieser Stadt hätte er in die angenehmsten gesellschaftlichen Verhältnisse kommen können, wenn er sich nicht wegen seiner Frau hätte zurückziehen müssen, die er in die gesellschaftlichen Kreise nicht einführen konnte, da sich schon seit längerer Zeit ihre ursprüngliche Beschränktheit zu entschiedenem Blödsinn gestaltet hatte. Seine Einsamkeit erheiterte er sich durch dichterische Productionen, von welchen wir das Trauerspiel „Ottos Bußfahrt" schon erwähnt haben. Im J. 1829 veröffentlichte er den „Rosenkranz eines Katholiken"; er wurde wegen der darin ausgesprochenen Ansichten vom Fuldaer Domkapitel zum Widerruf aufgefordert, und als er diese Aufforderung mit dem „Christbaum des Lebens" (Ff. 1831) beantwortet hatte, wurde er förmlich exkommuniciert. Er blieb von da an außer allem Kirchenverbande, da der Protestantismus, der sich immer mehr in orthodoxes Pfaffenthum oder in scheinheiligen Pietismus verrannte, seinen reinen christlichen Ansichten eben so wenig zusagte, als das jesuitische Papstthum. Als in Folge der Pariser Julirevolution Hessen eine Verfassung erhielt, wurde er von den Hanauern zum Ersatzmann eines abgehenden Deputierten gewählt und erlebte, zwei Mal wiedergewählt, die zweimalige Auflösung der Ständeversammlung. Im J. 1833 erschien sein erster Roman „Die hohe Braut", den er schon vor 1830 begonnen hatte. Beinahe zwei Jahre darauf starb seine Frau. Nach einiger Zeit hatte er das Glück, in der Tochter einer ihm befreundeten Familie ein Wesen zu finden, das ihn verstand und seinen trefflichen Charakter zu würdigen wußte. Er verband sich mit ihr und er fand in dieser Verbindung das lang entbehrte häusliche Glück. Im Sommer 1839 wurde er zum vierten Mal von den Hanauern zum Abgeordneten gewählt, doch wurde ihm der Eintritt in die Kammer versagt und er zum Obergericht nach Fulda versetzt.

Heinrich Koenig

Dieß bereitete ihm manche Widerwärtigkeiten. Der Bischof, der ihn exkommuniciert hatte, sah seine Versetzung in den Bischofssitz für eine persönliche Beleidigung an und setzte Alles in Bewegung, um ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt zu verleiden, weshalb er sich den dort wohnenden Fremden anschloß, in deren gebildetem Umgang er angenehme Tage verlebte. Im J. 1847 wurde er pensioniert und im März 1848 zog er nach Hanau, wo er von den Landgemeinden zum Abgeordneten gewählt wurde. Die große Thätigkeit, die er als solcher in Kassel entwickelte, steigerte das Asthma, an dem er schon seit einiger Zeit litt, in bedenklicher Weise, doch hielt er auf seinem Posten bis zum Schluß des Landtags aus, worauf er nach Hanau zurückkehrte und trotz seiner Beschwerden eine Reihe trefflicher Schriften bearbeitete. Im J. 1860 erlebte er das Unglück, daß seine einzige geliebte Tochter, die am Rhein glücklich verheirathet war, in Folge eines unbesiegbaren Trübsinnes sich selbst das Leben nahm, was ihn bewog, Hanau zu verlassen und sich in Wiesbaden niederzulassen, wo er am 23. September 1869 in seinem 79. Jahre starb.

Der feste und edle Charakter, den wir aus der vorangehenden Biographie des Dichters kennen gelernt haben, spricht sich auch in seinen Dichtungen aus, in denen er für die Freiheit des Denkens und Handelns im religiösen und politischen Leben kämpfte, wie er im Leben mit Kraft und Entschiedenheit für dieselbe eintrat, wenn die Verhältnisse es erforderten. So liegt seinen Romanen allerdings eine bestimmte Ten-

denz zum Grunde; sie gehen von einem bestimmten Gedanken aus, aber es gelang ihm, denselben poetisch zu gestalten und selbst die Reflexionen, die uns in seinen Romanen häufig begegnen, so geschickt in die epische Erzählung zu verweben, daß sie alle abstrakte Färbung verlieren, und die Tendenz vollständig zurücktritt. Wie Koenig im Leben meist allein stand, so auch in der Literatur; er bildete sich aus sich selbst, und während wir bei vielen andern Romandichtern französische oder englische Einflüsse wahrnehmen, blieb er von denselben stets unberührt, und so tritt uns in seinen Dichtungen ein vollständig deutscher Charakter entgegen. Seine Erfindungen sind meist einfach, aber sie erregen, wenn auch keine fieberhafte Spannung, doch ein fortwährend steigendes Interesse, weil er nicht nur vorwiegend interessante Persönlichkeiten vorführt und diese mit sicherem Takt charakterisiert, sondern sie auch in bedeutende Situationen zu bringen weiß, die er mit großem Geschick ausführt.

Der Titel seines ersten Romans „Die hohe Braut" (Lpz. 1833. II) ist nicht glücklich gewählt, denn die Heldin ist nur in sofern eine „hohe Braut", als sie die Tochter eines Marchese ist und von einem armen Jäger geliebt wird. Die Composition ist im Ganzen verfehlt, denn der Ausgang der Geschichte entspricht dem Gange derselben nicht. Der Jäger Giuseppe wird von dem Marchese Malgi, einem getreuen Anhänger des Königs Victor Amadeus von Savoyen, mißhandelt, weil er dessen Neigung zu seiner Tochter Blanka bemerkt. Giuseppe kommt mit Revolutionären in Verbindung, ohne ihre Ansichten zu theilen, weshalb er sie später verläßt, unter anderm Namen in die savoyische Armee tritt, sich auszeichnet, sich den Grad eines Obersten erwirbt, in den Adelstand erhoben wird und zuletzt seine geliebte Blanka heirathet. Diese kurze Skizze läßt schon erkennen, daß die Geschichte sehr gewöhnlich ist, und die im Beginn angelegten Conflikte nicht durchgeführt sind. Doch erfreute sich der Roman bei seinem Erscheinen eines großen Beifalls und zwar mit Recht, denn außer der Anlage ist darin Alles vortrefflich, Alles mit Geist ausgeführt, Alles mit poetischer Kraft dargestellt. Wenn auch der Held des Romans als ein Feind der revolutionären Grundsätze erscheint, so ist der Roman doch eine Verherrlichung der politischen Freiheit, so wie darin zugleich entschiedene Ansichten über Katholizismus und Priesterherrschaft entwickelt sind.

Noch mehr ist Dies im folgenden Roman der Fall, der ganz auf religiösen Verhältnissen beruht. „Die Waldenser" (Lpz. 1836. II) die in zweiter veränderter Auflage unter dem Titel „Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle." (Eb. 1856. II) erschienen, führen uns in die Zeiten Friedrichs II. und seines Gegenkönigs Heinrich Raspe, in den Jahren, da der schreckliche Ketzerrichter Konrad von Marburg durch seinen Fanatismus und seine Blutgier das westliche Deutschland bis nach Thüringen mit Schrecken und Entsetzen erfüllte. Die fanatische Geschäftigkeit desselben wird mit glühenden Farben geschildert, und eben so trefflich sind die Waldenser gehalten, deren reines, von allem Schein geläutertes Christenthum, so wie ihre selbst dem Feuertode trotzende Ueberzeugungstreue den wohlthätigsten Gegensatz gegen die Mordsucht des gräßlichen Dominikaners bildet. Ueberhaupt glänzt der Roman durch die trefflichste Charakteristik aller, selbst der untergeordnetsten Nebenpersonen, nicht weniger durch die anschaulichen Schilderungen der mannigfaltigsten Verhältnisse, so daß er zu einem reichen Gemälde des Mittelalters wird. Koenig ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, auch in „Williams Dichten und Trachten" (Hanau 1839. II) das fanatische Treiben des römischen Pfaffenthums zwar nur vorübergehend, aber mit sicherer Hand zu schildern. Den eigentlichen Stoff bildet, wie der Titel der zweiten Auflage „William Shakespeare" (Lpz. 1850. II) deutlicher besagt, eine Episode aus dem Leben des großen englischen Dichters, den schon früher Tieck zum Gegenstand einer Novelle gewählt hatte. Die zweite Auflage ist, um Dieß sogleich zu erwähnen, in vielen Stellen wesentlich verbessert, und es ist namentlich zu erwähnen und zu rühmen, daß am Schluß die Erzählung von der Hinrichtung des Grafen Essex weggelassen ist, die für die Entwickelung des Romans ohne Bedeutung war und den wohlthuenden Eindruck der Lösung wesentlich schwächte. Die Idee, welche dem Romane zum Grunde liegt, läßt sich dahin aussprechen, daß die Täuschungen des Lebens dem großen Dichter, sobald er sie erkennt und besiegt, die höhere Weihe, die Reife der Vollendung ertheilen. Es kommt Dieß zur lebendigsten Anschauung, indem Shakespeare zur Erkenntniß gelangt, daß die von ihm glühend geliebte Thekla, ein Mädchen von eben so seltener Schönheit als großer geistiger Begabung, wegen ihrer sittlichen Schwäche der Liebe nicht würdig ist, die er ihr gewidmet hatte. Das Bewußtsein, daß ihn in der That die Sinnlichkeit an die schöne Thekla gefesselt hatte, erweckt seine sittliche Kraft, und nachdem er den ersten Schmerz, den ihm die Trennung, noch mehr aber die Entdeckung bereitet, daß er von der Geliebten schmählich getäuscht worden sei, besiegt hatte, gelangt er zur ruhigen und klaren Anschauung des Lebens, aus der seine spätern Meisterwerke erwuchsen. Die Mannigfaltigkeit der Charaktere und Situationen verleiht der an sich einfachen Fabel großes Interesse, das durch den historischen Hintergrund noch mehr gehoben wird. Obgleich die geschichtlichen Personen, die der Dichter eingeführt hat, die Königin Elisabeth, die Grafen Essex und Southampton, der große Bacon u. A. m. nur untergeordnete Stellung im Roman einnehmen, so sind sie doch mit so großer Kunst und Wahrheit behandelt, daß sie in der lebendigsten Individualität erscheinen; das Talent des Dichters zeigt sich namentlich auch darin, daß sich alle diese Persönlichkeiten, die im Leben unendlich höher standen, als der Schauspieler und Dichter Shakespeare, doch nur um Diesen gruppieren, daß sie nur eingeführt sind, um dessen Größe in ihrer ganzen Bedeutung erscheinen zu lassen und daß sie doch Nichts von ihrer eigenen Bedeutung verlieren. Ein weiteres Interesse gewinnt die Dichtung noch dadurch, daß der große Dichter in den mannigfaltigsten Lebensverhältnissen und Beziehungen eingeführt wird, aus denen er die Gestalten und Situationen seiner Meisterwerke schöpft.

„Regina. Eine Herzensgeschichte“ (Lpz. 1842) bewegt sich entschiedner auf religiösem Boden, indem der Dichter die Idee durchführt, daß die Meinung, es müsse der Glaube eine bestimmte, für alle Menschen gleiche Form haben, verkehrt und schädlich sei, daß alle Religionen in der That gleich seien, wenn sie durch Sittlichkeit und höhere Bildung verklärt würden, so namentlich Christenthum und Judenthum, die nur das beiderseitige starre Festhalten an den todten Formen von einander trenne. Die Ausführung ist geistvoll und tief gemüthlich; wir erwähnen nur die wunderschöne Stelle, in welcher erzählt wird, wie die Heldin einer armen Mutter Eines ihrer fünf Kinder abnehmen will, um es einer reichen Dame zu geben, die es adoptieren wolle. Die Angst der Mutter, die sich von keinem trennen will, die Gründe, die sie bei jedem vorbringt, um es zurückzuhalten, alles Dieß ist von wahrhaft rührender Wirkung. Mehr polemisch gehalten ist „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (Lpz. 1844. II), worin sich der Dichter mit der größten Entschiedenheit gegen die hierarchischen Tendenzen der alleinseligmachenden Kirche erklärt, so wie gegen deren Bestreben, die Menschen mit Hülfe des Jesuitismus in geistiger Sklaverei zu halten. Namentlich spricht er seine Empörung gegen die Einmischung der Geistlichen in die Familienangelegenheiten aus, wodurch schon so viel Unfriede, so viel Unglück gestiftet wurden. Die Erfindung des Romans ist äußerst glücklich; die Fabel ist einfach, aber sie bietet zugleich höchst anziehende Verwickelungen, große Mannigfaltigkeit der Situationen und geschickte Lösung der Conflikte. Wie „Die hohe Braut“, so berühren auch „Die Klubisten in Mainz“ (Lpz. 1847. III) politische und religiöse Verhältnisse, obgleich auch diese nur untergeordnet erscheinen. Der treffliche Roman schildert das Leben in Mainz in den Jahren 1791—1793. Von den Zuständen der Stadt und des Kurfürstenthums vor Ausbruch der französischen Revolution ausgehend, macht er uns sodann mit den Wirkungen bekannt, welche diese mächtige Erscheinung auf Deutschland hervorbrachte, indem die verschiedenen Parteien, die revolutionäre und die reaktionäre mit der größten Anschaulichkeit in ihren Reden und Handlungen charakterisiert werden. Wir wohnen der Gründung des revolutionären Klubs bei, in deren Folge der Kurfürst entflieht und die Stadt den Franzosen übergeben wird; dann werden wir mit den anarchischen Zuständen unter der Herrschaft der Klubisten und der französischen Besatzung bekannt gemacht, worauf die Wiedereroberung der Stadt durch die Preußen, die Auflösung des Klubs und die Wiedereinsetzung des Kurfürsten erzählt wird. Wenn der Roman auch, wie schon aus der gegebenen Skizze seines Inhalts hervorgeht, wesentlich auf historischem Boden ruht, so ist er doch keineswegs eine rein geschichtliche Darstellung; das Historische, wenn auch mächtig eingreifend, ist doch nur der Rahmen, in welchem sich der Roman entwickelt. Die Begebenheiten erhalten nur dadurch Bedeutung, daß sie dem Dichter Gelegenheit darbieten, die von ihm meist erfundenen Hauptgestalten, den Baron Franz Karl von Weltbrunn, dessen bürgerliche Geliebte Fides, deren gesinnungstüchtigen Vater Lennig, den kräftigen Schiffer Jean Baptist u. s. w. in ihrem individuellen Wesen erscheinen zu lassen, wie sie aber auch andererseits die verschiedenen Ansichten und Meinungen, die scharfen Gegensätze und die Versuche, zwischen den Parteien zu vermitteln, mit der größten Anschaulichkeit repräsentieren. In den „Klubisten“ hat der Dichter nicht bloß ein vortreffliches Gemälde der damaligen Zustände entworfen, man könnte versucht sein, in ihnen eine prophetische Darstellung der bald nach Erscheinen des Romans eingetretenen Verhältnisse in Deutschland zu erblicken, eine Warnung an sein Volk, nicht wieder in die damaligen Irrthümer zu verfallen, eine Warnung, die freilich erfolglos blieb, denn es wiederholte sich in den Jahren 1848 und 1849 die unpraktische Freiheitsschwärmerei und die aristokratische und dynastische Selbstsucht, die in dem Roman mit warmen Farben geschildert wird. Außer den schon erwähnten Hauptgestalten nehmen zunächst der treffliche Forster und seine Frau Therese, die nachmalige Gattin Hubers, der geistliche Kurfürst mit seinen Höflingen und Maitressen, Johannes von Müller, Goethe, Heinse, der edle Dalberg, der französische Feldherr Custine u. A. unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch, so wie uns der Dichter auch eine reiche Zahl von interessanten Gemälden darbietet. So führt er uns vom Pöbelaufruhr an glänzende Hoffeste, von Volksversammlungen und Klubssitzungen in fürstliche Congresse, an welchen der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen Theil nehmen; bald erzählt er uns von Pfaffen- und Maitressenintriguen, und dann berichtet er wieder von edlen Liebesverhältnissen, die er mit der größten Zartheit und Herzenswärme behandelt.

Wie er in den „Klubisten“ das Leben und Treiben an den geistlichen Fürstenhöfen des vorigen Jahrhunderts schildert, so giebt er uns in „König Jeromes Carneval. Geschichtlicher Roman“ (Lpz. 1855. III) ein treues und anschauliches Gemälde der deutschen, namentlich Hessischen Zustände während der Franzosenherrschaft. Auch in diesem Roman bewundern wir die Kunst, mit welcher er die Personen in ihrer vollsten Individualität charakterisiert, und wir erhalten vom gutmüthigen, aber schwachen und in wollüstigem Genuß sich verlierenden König Jerome, von seinen französischen Ministern und Generälen, seinen Polizeispionen einen anschaulicheren Begriff, als ihn uns die rein historische Erzählung geben könnte, weil sich dem Dichter die geheimsten Falten des Herzens offenbaren, die dem auf trockene Urkunden angewiesenen Geschichtschreiber mehr oder weniger verborgen bleiben. Eben so glücklich sind die deutschen Persönlichkeiten geschildert, der Finanzminister Hans von Bülow, der französische Gesandte Reinhard, der thatkräftige Oberst von Dörnberg, dessen Aufstandsversuch so unglücklich auslief, Johannes von Müller, der Kapellmeister Reichardt u. A. m. Die Situationen und Conflikte sind glücklich erdacht und mit Talent durchgeführt, und daneben begegnen wir wie in den „Klubisten“ den trefflichsten Gedanken über Kunst, Wissenschaft, Politik und Leben. In seiner Gesammtheit betrachtet ist jedoch der Roman als Kunstwerk nicht gelungen. Wir wollen kein Gewicht darauf

legen, daß der Held, der junge Teutleben, dessen Schicksale bei allem Ernst derselben mehr komisch wirken, zu unbedeutend ist, daß die eigentliche Handlung kein ergreifendes Interesse darbietet; die Hauptschwäche liegt darin, daß das Liebesverhältniß des Helden mit der liebenswürdigen Lina, der Gattin des edlen Heister, ein schwächliches Ende nimmt. Lina, die der Dichter als Vertreterin der Deutschen Sittenreinheit gegenüber der Französischen Frivolität einführt, ist Eine der schönsten Gestalten, die der Dichter geschaffen; ihre Doppelstellung zu ihrem Mann und zum Geliebten ist großartig angelegt und durchgeführt, aber eine solche Stellung kann und darf nur tragisch enden, denn wenn auch die äußere Reinheit bewahrt worden ist, war das edle Weib doch nicht ohne innere Schuld, die nothwendig gesühnt werden mußte.

Aus „William Shakespeare"*).

Der Tag war schon von früh Morgens an sehr schwül gewesen. Wie nun die Reitenden über die nächsten Hügel gekommen waren, sahen sie nach der Stadt hin ein schweres Wetter aufsteigen. Die stille Luft ward immer drückender; die Pferde gingen matt. Unsere Liebenden hatten aber keine Sorge; sie unterhielten sich ohne viel Aufmerksamkeit nach Außen. Ihr erster Ausflug war so vergnügt abgelaufen; sie verabredeten, dergleichen ländliche Besuche zu wiederholen. Reitend oder pilgernd wollten sie die schönsten Gegenden aufsuchen, nach Lust und Laune verweilen, oder weiter ziehen, um in hundert wechselnden Lagen ihre treue Liebe zu empfinden, und das Glück zu vervielfältigen, das sie einander bieten konnten. Muthwillige Wünsche, neckende Fragen mischten sich darein; Scherz und Lachen jagten einander. Sie wurden darüber so ausgelassen, daß sie nicht nur die seltsam gestalteten und geschichteten Gewitterwolken belachten, sondern sogar Blitz und Donner herausforderten, mit ihnen zu liebäugeln und zu murren, wie es auch abwechselnd in einer guten Ehe vorkomme. — Ein Wind erhob sich in ihrem Rücken, und wirbelte ihnen voraus den Staub des Weges auf. Sie hofften, er werde auch die Regenwolken vor ihnen wegtreiben. Allein bald schlug er um; das dicke Gewölk zog rasch heran; es ward plötzlich tiefgraue Dämmerung. — Jetzt wurde den Reitenden schon bänglicher zu Muthe. Sie sahen sich nach Häusern um, wo sie vor dem Platzregen unterkämen, und trabten schärfer zu. Bald hörten sie das Glöckchen von St. Giles, das vor dem Wetter läutete. Nun fielen dicke Tropfen. Sie beschlossen, an den Hütten anzureiten, und siehe, da stand gleich die erste, Millisents Wohnung, sonst immer verschlossen, jetzt mit weiter Thüre offen. — „Was bedeutet Das?" fragte Thekla ängstlich. — „Daß wir willkommen sind," antwortete William, und ließ die Freundin absitzen. Dann brachte er beide Pferde nach einem benachbarten offnen Schuppen ins Trockne, und eilte durch den heftigen Regen nach der Hütte zurück. Thekla war inzwischen als alte Bekannte in die Stube getreten. William wagte nicht gleich, ihr zu folgen; wie er aber durch die angelehnte Thüre eine weinende Stimme vernahm, öffnete er leise, und blickte hinein. Er sah Millisent in Theklas Armen liegen, und errieth, der alte Edmund sei gestorben. So sah auch der Greis wirklich aus, den er auf dem Bette wohl bemerken konnte. William eilte nun erschrocken in das Zimmer, und trat an das Lager. Der Greis war noch nicht todt, er athmete noch in schwachen, schnellen Zügen und, wie es schien, mit verlornem Bewußtsein. Der Freund sprach der trostlosen Millisent zur Beruhigung. Er und Thekla erboten sich, in dieser Nacht bei ihr zu bleiben. Beide traten vor das Bett, und betrachteten mit Rührung den Schlummernden. Es war ein edles Gesicht, mit dem Ausdrucke des Mißmuths und der Bitterkeit um den Mund und um die schweren Augenbrauen. Millisent betete. Während dieser Stille blitzte und donnerte es heftig, der Regen prasselte am nahen Fenster herab. — Der Kranke wachte von diesem Getöse auf, und öffnete die starren Augen. Sein Blick haftete träumerisch an den beiden fremden Gestalten, die sich wie vor einer Erscheinung nicht zu regen wagten. Seine Stirn faltete sich von angestrengtem Besinnen; er hob die hagern, zitternden Hände nach Thekla empor, sein Auge belebte sich, sein Mund bebte nach Worten.

Millisent fürchtete, er zürne über den Besuch, eilte herbei, stützte ihn, der sich aufzurichten strebte, und rief ihm ins Ohr, es seien ja ihre Wohlthäter. Der Greis hörte sie nicht; wie aus einer Entzückung leuchte er mit matter, angestrengter Stimme: „Gloriana! Königin! Du würdigest mich —? Deine Rosse blitzten in meine Nacht, schnaubten an meinen Fenstern, ich hörte deinen rollenden Wagen. Gloriana! Mich Armen, Mißhandelten nimmst Du zu Dir hinauf, hinauf! Verklärest Deinen Diener — Gloria —!"

Er schloß die Augen und sank erschöpft zurück. Die Brust hob sich zu einem tiefen Athemzuge, der Kopf wendete sich, die Glieder zuckten. Er war verschieden. Es blitzte und donnerte heftiger: — er erwachte nicht mehr.

Millisent brach jetzt in lautes Weinen aus. Thekla zog sie mitweinend an ihre Brust. William konnte das Auge nicht von dem Verblichenen wenden, dessen Angesicht langsam sich veränderte, und einen heitern, lächelnden Ausdruck annahm. — „O seht, seht!" rief er gerührt aus, „wie wohl dem guten Manne im Sterben wird, wie freudig er verklärten Angesichts diese schwere, dunkle Erde verläßt!"

Beide Frauen waren herbeigetreten, und Millisent sagte unter Schluchzen: „Der Himmel hat euch in dieser traurigen Stunde hierher geführt, meinem armen Edmund zum Trost. Ihr habt ihn im letzten Augenblicke —."

Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

„Er irrte sich in uns, erkannte Dich aber doch als Gloriana!" bemerkte William gegen Thekla.

„O gewiß kannte er Gloriana," seufzete Millisent, „er, der Dichter —."

„Er —? O sprecht um des Himmels willen!" rief William aus.

„Ja, nun dürft ihr wissen, daß es Sir Edmund Spenser, — daß es der arme Edmund Spenser ist —!" weinte Millisent. „Und er liegt todt und vergessen!"

„Edmund Spenser?" rief William, und faltete vor Staunen und Ehrerbietung die Hände. — So stand er lange stumm, und die Augen, die auf den lächelnden Zügen des Entseelten ruhten, netzten sich.

Es war todtstill im Gemach. Thekla hatte sich gesetzt, und Millisent lag mit weinenden Augen auf ihren Knien. In den Bäumen draußen rieselte noch leiser Regen; in weiter Ferne donnerte es.

Hingezogen von seinem Leide, stürzte William über den

*) Zum Verständniß des mitgetheilten Abschnittes haben wir Folgendes hinzuzufügen. Der Dichter Spenser war aus Irland geflohen, wo die Empörer seine Besitzung verwüstet, und sein Haus verbrannt hatten, in dessen Flammen Eines seiner Kinder umgekommen war. Arm geworden, hatte sich der Greis in ein kleines Haus bei London zurückgezogen, wo er von seiner jungen Gattin Millisent gepflegt und durch Almosen, die sie selbst sammelte, unterhalten wurde. Shakespeare kam zufällig in das Haus des unglücklichen Dichters, als dieser im Sterben lag. Er war nämlich mit seiner Geliebten bei einem Freund auf Besuch gewesen, wo eine volksthümliche Festlichkeit Statt gefunden hatte, bei der er als König Arthur und Thekla als Fee Gloriana erschienen war. Auf dem Rückweg nach London hatten sie ihre Kleidung beibehalten.

Verblichenen, küßte die edle Stirne, und legte die kalte Hand des Todten wie zu einem Segen auf sein eigenes Haupt. Ein unsägliches Weh ergriff ihn; schluchzend verließ er das Gemach, und warf sich draußen über die nasse Bank unter dem Apfelbaume. Unaufhaltsam strömten seine Thränen; sein Herz zuckte von Schmerzen über Spensers Geschick und von einem tiefen, dunkeln Leide.

Nach einer Weile kam Thekla leise herbei, und suchte den Freund vom nassen Sitze aufzurichten. — „Ich fühle, was dich schmerzt!" flüsterte sie, und schloß ihn fest an ihre Brust.

„Ach der Arme!" seufzete William. „Einst gepriesen, bekränzt, vergoldet, — zuletzt vergessen, vom Bettel der Gattin gepflegt, die Welt verwünschend. Da führt eine unbegreifliche Hand den Uebermuth eines Jüngers an das Lager des Sterbenden, die Gestalten seiner eigenen Phantasie beleben sich noch Einmal um ihn her, und eine Täuschung thauet ihm Trost, Versöhnung, Frieden in die scheidende Seele; lächelnd stirbt der arme Sänger. Fühlst Du das Loos der Dichter? Von Täuschungen leben sie, an Täuschungen werden sie selig!"

„Aber sie beseligen auch mit Täuschungen, in denen sie der spielenden Welt die himmlische Wahrheit zuwenden. O mein William!"

Mit diesen Worten sank Thekla vor dem Dichter auf die Knie und faßte mit flehendem Aufblick seine Hände.

Eine Nachtigall schlug im nahen Gebüsch. William lauschte nach dem seltenen Gaste. — „Edmunds Seele!" flüsterte er, und richtete sich auf. — Es donnerte noch Einmal in der Ferne, und über London zuckte der blitzende Himmel.

Charles Sealsfield

Charles Sealsfield.

Im Anfang der dreißiger Jahre erschienen einige Romane, welche Amerikanische Verhältnisse behandelten und wegen ihrer Vortrefflichkeit das allgemeinste Aufsehen erregten. Der Verfasser hatte sich nicht genannt; erst nach geraumer Zeit wurde es bekannt, daß er Charles Sealsfield heiße, ohne daß man jedoch von seinen Lebensverhältnissen etwas Anderes erfuhr, als daß er in der Schweiz lebe. Ueber seine Heimat waren die Meinungen getheilt; die Einen hielten ihn für einen Amerikaner, weil er Amerika so genau kannte, wie es nur von einem Eingeborenen für möglich gehalten wurde; zudem war bekannt geworden, daß er sein erstes Werk in Englischer Sprache geschrieben habe und daß dasselbe in Amerika erschienen sei. Erst nach seinem Tode wurde sein eigentlicher Name bekannt; er hatte nämlich in seinem Testament die Nachkommen des Ortsrichters Anton Postel zu Poppitz in Mähren zu seinen Erben eingesetzt, wobei noch die Bemerkung hinzugefügt, daß wenn Eines der sieben Kinder dieses Anton gestorben oder „sonst abhanden gekommen sei", dessen Antheil auf die andern übergehen solle. Dieß führte natürlich zu weitern Nachforschungen, aus denen sich Folgendes ergab.

Karl Postel wurde den 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaym geboren. Nachdem er das Gymnasium in Znaym absolviert, trat er auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Mutter als Novize in das Ordenshaus der Kreuzherrn zu Prag, wurde nach Ablauf des Noviziats zum Priester geweiht, und nachdem er eine Zeit lang Sekretariatsadjunkt gewesen, zum Ordenssekretär ernannt. War er schon mit Widerwillen in den Klosterverband getreten, so mußte ihm bei seinen freien Ansichten der klösterliche Zwang unerträglich werden. Als er im J. 1822 einen Ordensgeistlichen nach Karlsbad begleitete, ergriff er die günstige Gelegenheit, aus Oesterreich zu entfliehen, er wendete sich, wie es scheint, zunächst nach der Schweiz und wahrscheinlich bald darauf nach Amerika, wo er sich das Bürgerrecht erwarb. Im J. 1826 war er wieder in Deutschland, vermuthlich in Württemberg, wenigstens ließ er bei Cotta in Stuttgart ein Werk über die Nordamerikanischen Staaten veröffentlichen. Dieses Buch wird zwar nirgends namentlich bezeichnet, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß es dasjenige ist, welches unter dem Titel erschien: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missouri, Tennessee, das Gebiet Arkansas, Mississippi und Louisiana. Von C. Sidons." (2 Thle. Stuttg. 1827.) Doch fühlte er sich in Deutschland nicht behaglich und er gieng nach London, wo er ein Buch unter dem Titel „Austria as it is" herausgab, das in mehrere Sprachen übersetzt, in Wien aber und vom Deutschen Bund auf das Strengste verboten wurde, weil es die zahllosen Gebrechen der

Oesterreichischen Monarchie mit der größten Freimüthigkeit enthüllte. Im J. 1827 kehrte er nach Amerika zurück, machte eine Reise durch die südwestlichen Staaten der Union und durch Texas, als deren Frucht im J. 1828 sein Roman „Tokeah" erschien. Seine Absicht, sich in Louisiana niederzulassen, ward in Folge des Bankrottes seines Bankiers in Neuorleans vereitelt. Dadurch sah er sich genöthigt, sich auf Schriftstellerei zu verlegen. Einige Novellen und Reiseskizzen, die er früher bekannt gemacht, hatten die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, und so erhielt er die Aufforderung, die Redaktion des Courrier des Etats-Unis in New-York zu übernehmen. Im J. 1830 kaufte der ehemalige König von Spanien, Joseph Bonaparte, der als Graf Survillier in Amerika lebte, das Blatt, und Sealsfield schrieb nun im Interesse des Bonapartismus gegen die Orleans. Doch gab er bald darauf die Leitung der Zeitung auf, weil er einsah, daß sie ohne jegliche Wirkung blieb; zudem riethen ihm die Aerzte, wegen seiner angegriffenen Gesundheit nach Europa zu reisen. Er gieng mit Aufträgen und Empfehlungen Joseph Bonapartes nach London, wo er mit den bedeutendsten Staatsmännern Englands, mit Aberdeen, Brougham und Palmerston verkehrte. In London, wie später in Paris, correspondierte er mit den bedeutendsten Zeitungen der Vereinigten Staaten. Im J. 1832 gieng er in die Schweiz, wo er mit Ludwig Napoleon, dem nachmaligen Kaiser in Verbindung trat. Seine literarische Thätigkeit, die ihn bald berühmt machte, begann er damals mit der Uebersetzung oder vielmehr Umarbeitung des oben angeführten Romans „Tokeah or the white Rose", die er im J. 1833 unter dem Titel „Der Legitime und die Republikaner" herausgab. Seitdem lebte er beständig in der Schweiz, die er nur in den Jahren 1837, 1850 und 1859 zum Besuch in Nordamerika verließ, wohin ihn Vermögensverhältnisse riefen. Während dieses letzten Aufenthalts in Amerika, wo er, wie schon früher, auf das Glänzendste aufgenommen wurde, ließ er sich durch Einen seiner Freunde in der Nähe von Solothurn am Jura ein kleines Landhaus kaufen, dem er den Namen „Unter den Tannen" gab und das er bis zu seinem Tode am 26. Mai 1864 bewohnte.

Sealsfield ist Einer der genialsten Romanendichter der neueren Zeit; mag er auch in der künstlerischen Anordnung des Stoffs, im leichten Fluß der Darstellung andern nachstehen, selbst denjenigen, welche später die Bahn einschlugen, die er zuerst eröffnet hatte, so übertrifft er sie doch alle durch die Tiefe und Wahrheit der Auffassung, durch die echt poetische Gestaltung seiner Personen, durch die bewundernswürdige Größe seiner Schilderungen. Aber es erhebt ihn nicht bloß der geniale Blick, der tief poetische Geist über seine Nachfolger, sondern auch die warme Liebe, die er für das Volk fühlte, dessen Leben er schilderte, und die alle seine Romane beseelt. Seine Nachfolger waren scharfe Beobachter, sie hatten das Talent, das Erlebte zu reproduzieren, aber sie standen dem Volk und dessen Treiben kalt und fremd gegenüber, ja Manche derselben hatten nur Augen für die Mängel und Gebrechen des Amerikanischen Lebens, und es blieb ihnen die Größe verborgen, aus der jene Gebrechen erwachsen waren. Sie betrachteten mit Einem Worte die Amerikanischen Zustände mit den Augen des Deutschen Philisters, der sich nur in der von Gensdarmen und Soldaten gehandhabten Ordnung behaglich fühlt. Ganz anders Sealsfield. Der doppelte Druck des Klosterzwangs und des Metternichschen Systems hatten seinen freien Geist mit Widerwillen erfüllt, er hatte kennen gelernt, wie solcher Druck die edelsten Regungen des Menschen untergräbt, ja oft sogar vernichtet, und während Andere nach Amerika zogen, um Abenteuer aufzusuchen, um Stoff für Reiseberichte oder Romane zu sammeln, flüchtete er über das Meer, um im freien Land freie Luft einzuathmen und so betrat er dieses Land nicht als ein Fremdling, sondern als Einer, der in demselben seine wahre Heimat findet. Wohl kehrte er nach Europa zurück, ja er nahm dort seinen beständigen Aufenthalt, der nur durch einige Besuche im Lande seiner Liebe unterbrochen wurde; aber er blieb nur kurze Zeit in Stuttgart, in Paris und London, er ließ sich in der Schweiz nieder, das heißt, dem einzigen Lande von Europa, welches republikanische Institutionen hat. Und doch würde er wohl Amerika nicht verlassen haben, wenn ihn nicht höhere Zwecke dazu bewogen hätten. Er wollte Europa und namentlich Deutschland mit Amerika, mit den Vereinigten Staaten bekannt machen, er wollte seinen Landsleuten begreiflich machen, was Freiheit sei, er wollte sie für dieselbe empfänglich machen. Wohl hatten Amerikanische Schriftsteller schon vor ihm Amerikanisches Leben geschildert, so Washington Irving, so Cooper; aber sie hatten im Ganzen nur einzelne Seiten ergriffen, und zudem hatten sie ihr eigenes Volk im Auge, dem sie daher nicht erst zu eröffnen brauchten, was schon warm und kräftig in ihm lebte. Sealsfield wählte die Form des Romans nicht bloß, weil er in ihr das einflußreichste Mittel erkannte, seinen Ideen Eingang zu verschaffen, sondern weil sie auch seinem poetischen Sinn entsprach, und es zeigt sich dieser schon darin auf das Entschiedenste, daß die Tendenz seiner Romane vor der poetischen Gestaltung vollständig zurücktritt. Alle sind vom Geist der Freiheit belebt, aber er weht gleichsam nur unsichtbar in ihnen, und wenn er auch keine Gelegenheit versäumt, Ansichten über Staat und Staatsverfassung, über Religion, über unveräußerliche Menschenrechte auszusprechen, so erwachsen sie stets so ganz aus der epischen Entfaltung, daß sie in keiner Weise als Ansichten des Dichters erscheinen. Nur hie und da, wenn er von Deutschland spricht, kann er seine eigene Meinung nicht verläugnen. Wenn er seine Landsleute an einem Orte „mondsüchtig" nennt, an einem andern sagt: „Die Deutschen seien bekannter Maßen nie glücklicher, als wenn sie wie die Schafe geschoren und wie die Hunde getreten werden", so erkennen wir darin den Zornausbruch eines Deutschen, der wie Börne aus leidenschaftlicher Liebe zu seinem Volke dasselbe aufstacheln wollte, sich dem Druck zu entziehen, unter dem es so willig den Nacken bog. Seine poetische Gestaltungsgabe erscheint, wie schon angedeutet, weniger in der Compo-

sition seiner Dichtungen, die meist mehr oder weniger zerfahren ist, als im Detail. Mit dem Amerikanischen Leben im Allgemeinen, mit den provinziellen Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Anschauungsweise innig vertraut, gelingt es ihm, alle Erscheinungen zur lebendigsten Anschaulichkeit zu bringen. In der Zeichnung von ganzen Nationen und Racen ist er noch unübertroffen. Mit gleicher Sicherheit und Wahrheit schildert er Neger und Indianer, Eingeborne und neue Ankömmlinge, die leichtfertigen Franzosen des Südens oder die kalten berechnenden Yankees des Nordens und die den Nordamerikaner und den Engländer vereinigenden warmblütigen Spanischen Creolen, den stolzen Virginier und den heißköpfigen Kentuckier, mit gleicher Sicherheit und Wahrheit die verschiedensten Stände vom reichen Kaufmann bis zum ärmsten Trödler, den von tausend Sclaven umgebenen Pflanzer so wie den Hinterwäldler, der sein Blockhaus verläßt, um sich in weiter Ferne ein neues zu gründen, weil er in seiner bisherigen Niederlassung, wie er sagt, keinen Schritt gehen kann, ohne mit dem Ellbogen an einen Menschen zu stoßen, was freilich nicht so ganz wörtlich zu nehmen ist, da die nächste Niederlassung drei oder vier Meilen von der seinigen entfernt ist. Wie groß erscheinen diese Hinterwäldler, diese Vorboten der Civilisation, in ihrem Kampf gegen die wilde Natur und die noch wilderen Indianer dem matten Deutschen Auswanderer gegenüber, der rathlos dem ersten besten Schwindler zur Beute wird. Und er weiß oft durch einfache Mittel die großartigsten Charakterzeichnungen zu geben, z. B. wenn Kentuckier und Virginier selbst auf dem Dampfschiff in leidenschaftliche Erörterungen über die Präsidentenwahl gerathen, darüber Alles, selbst das Mittagsessen vergessen, in der größten Erregung auf das Verdeck steigen, um auch die Französischen Creolen für ihre Kandidaten zu gewinnen, und diese im Tanz begriffen finden, denn es waren ihnen die Reden langweilig geworden, weßhalb sie einen Ball veranstaltet hatten.

Mit eben so großem Talent schildert er die Natur in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen: die Gebirgswelt und die unermeßlichen Ebenen, die Urwälder und das bald ruhige, bald vom Sturm gepeitschte Meer; es lebt und athmet Alles in seinen Naturschilderungen und je größer die Erscheinung ist, desto mächtiger und gewaltiger, aber auch desto reiner wird seine Darstellung. Wenn er ruhiger ist, verfällt sie hie und da in Breite, besonders unangenehm wirkt der häufige Gebrauch fremder Wörter, ja ganzer Sätze in fremden Sprachen, so der der Spanischen im „Virey". Der Verfasser sucht Dieß zwar zu rechtfertigen, aber es gelingt ihm nicht. Eben so wenig sind die Englischen Phrasen in andern Romanen zu entschuldigen. Wenn er dagegen die eigenthümliche Sprechweise der Trapper und Hinterwäldler einführt, so ist er deßhalb in seinem Recht, weil sie deren Charakter so vollständig abspiegelt, wie es in einer andern Ausdrucksweise nicht möglich wäre. „Ihre Sprache," sagt er, „ist originell, häufig poetisch, und obwohl rauh, doch sehr selten gemein, voll von Sprüngen; es giebt sich in ihr eine Unbekümmertheit, eine Nonchalance kund, die Einem jetzt die Haare gen Berg steigen, im nächsten Augenblicke lachen, und gleich darauf eine so apathische Contenance anlegen läßt, wie diese Nondescriptwesen selbst."

Nachdem wir den Charakter der Romane des „großen Unbekannten", wie Sealsfield von Manchen genannt wurde, so allseitig als möglich dargestellt haben, können wir uns bei der Betrachtung der einzelnen Werke kürzer fassen. „Der Legitime und die Republikaner", den wir schon oben erwähnt haben, spielt zur Zeit des Britisch-Amerikanischen Kriegs im J. 1812 bis 1814 und schildert vorzüglich den Kampf der Indianer mit den immer tiefer in ihr Gebiet eindringenden Weißen. So großartig die Fabel angelegt ist, so kommt sie doch zu keinem rechten Abschluß; wir werden aber durch die Einzelnheiten, man darf wohl sagen, mehr als entschädigt. Neben der Großartigkeit der landschaftlichen Schilderungen fesseln uns die einzelnen Personen, der Indianerhäuptling Miko, der die wilde und doch wieder menschlich schöne Natur seines Stammes auf das Trefflichste repräsentiert; die liebliche „weiße Rose", die einen so köstlichen Gegensatz zum Indianer, zu dessen Tochter Canondah bildet, der Seeräuber Lafitte, der Englische Midshipman, mit Einem Worte alle sind mit den kräftigsten und wahrsten Zügen auf das Lebensvollste gestaltet. Diesem Roman folgten die „Transatlantischen Reiseskizzen" (Lpz. 1834. II), acht Gemälde, in denen ein treues Bild des Lebens und der Sitte in Amerika gegeben und die durch einen einfachen Roman zur Einheit verbunden werden. Von weit höherer Bedeutung ist „Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im J. 1812" (Eb. 1835. III). Der „Virey" ist der Vicekönig, die Aristokraten sind die von altem Spanischen Adel abstammenden Creolen, welche von den herrschenden Spaniern, wenn auch nicht so unmenschlich behandelt wie die unglücklichen Indianer, doch nach und nach ihrer Privilegien beraubt und durch die schmachvolle Unterdrückung, der sie ausgesetzt sind, zur Empörung gereizt werden. Der Roman führt uns in die ersten Versuche der Revolution und entwickelt das allmählige Umsichgreifen der Unzufriedenheit, sowie die Gründe, aus welchen später die vollständige Trennung vom Mutterland nothwendig erfolgen mußte. Auch dieser Roman ist in künstlerischer Hinsicht nicht gelungen; die Fabel diente dem Verfasser nur dazu, ein großartiges culturhistorisches Bild einzurahmen, und als er dieses vollendet, spann er sie nur auf das Nothdürftigste ab. Die Schilderung des Landes und Volkes in seinen verschiedenen Ständen und Racen, in seinen Wünschen und Bestrebungen ist dem Dichter auf das Vollkommenste gelungen, und wenn auch in der Vorrede nicht ausdrücklich bemerkt wäre, daß der Verfasser Mexiko bereist hätte, würde man Dieß vorausgesetzt haben, weil selbst mit der reichsten Phantasie und den gründlichsten Materialien ein so wahres Gemälde ohne eigene Anschauung nicht hätte gebildet werden können. Aber es konnte auch nur ein dichterisches Talent die Mexikanische Welt mit ihren ewigen Gletschern und ihren grünen Thälern, diese bald gigantische, bald

liebliche Natur, nur ein wahrer Dichter die in Schmutz, Trägheit und Wollust verkommenden, vom finstersten Bigottismus geknechteten Bewohner, das alte Heidenthum in Verbindung mit dem götzenhaften Romanismus so lebendig und wahr schildern, wie es dem Verfasser gelungen ist.

Die Fortsetzung der „Transatlantischen Reiseskizzen" erschien später unter dem Titel „Lebensbilder aus beiden Hemisphären (Zür. 1835—37. ff.), mit den besondern Titeln „Morton oder die große Tour", „Ralph Doughbys Brautfahrt", „Pflanzerleben und die Farbigen" und „Nathan, der Squatter-Regulator oder der erste Amerikaner in Texas" mit der meisterhaften Schilderung der Vertheidigung des Blockhauses gegen die Indianer, Romane, in denen besondere Lebensverhältnisse und Zustände des Amerikanischen Lebens dargestellt werden. In „Morton" schildert der Dichter die große Macht des Geldes und Handels, eine Macht, die sich, ohne daß sie offenbar wird, über alle Welttheile verbreitet. „Ralph Doughbys Brautfahrt" ist bei aller Einfachheit voll Feuer und Leben, voll Begeisterung für Amerika und dessen freie Institutionen. Daß er diese auf die edelste Weise auffaßt, erhellt nicht bloß aus dem ganzen Inhalte, sondern auch aus den in die Gespräche eingeflochtenen Reflexionen. „Der wahre Republikaner," sagt er, „achtet nicht bloß das Gesetz, sondern auch die Sitte und das sittliche Herkommen; er läßt Jedem seinen Glauben, wenn dieser nicht die Menschenrechte vernichtet." Der Held des Romans, Eine der schönsten Schöpfungen des Verfassers, ist der treueste Repräsentant der urkräftigen Kentuckier, es ist eine wahre Herkulesnatur, aber zugleich voll Milde, der größten Tollheiten fähig. — Das unten mitgetheilte Bruchstück zeichnet ihn zur Genüge — und wieder lenksam, wenn man die weichen Seiten seines Gemüths anzuschlagen weiß. Nicht weniger großartig ist Nathan im Roman gleichen Namens aufgefaßt. „Dieser große Mann," wie ihn der Verfasser selbst im „Cajütenbuch" charakterisiert, „dieser große Mann mit der großen Seele, in der leicht eine Million gewöhnlicher Seelchen Platz gefunden hätte, der Riesengeist, mit dem Stolz des freigebornen Mannes, der Demuth des neugebornen Kindes", ein Mann, setzen wir, diese Zeichnung erläuternd, hinzu, der nicht bloß durch seine körperliche Kraft und Gewandtheit, durch seinen unerschütterlichen Muth, sondern auch durch seine Klugheit, ja man möchte sagen durch seine Weisheit fesselt und daher von spätern Romanendichtern nachgeahmt wurde. „Die Deutsch-Amerikanischen Wahlverwandtschaften (Zür. 1838—42. V) und „Süden und Norden" (Eb. 1842—43. III) übergehen wir, um noch einige Worte über „Das Cajütenbuch, oder nationale Charakteristiken" (Eb. 1841. II) zu sprechen. Die erste Erzählung desselben „Die Prairie am Jacintho" gehört zu dem Vortrefflichsten, was Sealsfield geschrieben; sie übertrifft beinahe alle übrigen Romane in der Composition, die eben wegen ihrer Einfachheit das Detail ruhig genießen läßt. Und Dieses ist mit der dem Dichter eigenthümlichen poetischen Kraft ausgeführt, wie der Ritt des Obersten Morse, der sich in den unermeßlichen Prairien verirrt hatte und Tage lang ohne jegliche Nahrung nach einer Ansiedelung suchte und durch die Spuren seines eigenen Pferdes verführt, immer wieder an den Ort zurückkam, von dem er ausgegangen war. Die Schilderung der prachtvollen Natur in Verbindung mit der Schilderung der wechselnden Seelenzustände des Reiters ist von wahrhaft erschütternder Wirkung. Nicht weniger großartig ist der Kampf des Häufleins Nordamerikaner mit den besten Mexikanischen Truppen geschildert, ein Kampf, der mit der Befreiung von Texas endigte, und der um so bedeutender erscheint, als er zu gleicher Zeit als ein Kampf der Germanischen Nationalität gegen die Romanische, als ein Kampf des freien Christenthums gegen das Römische Pfaffenthum erscheint, dessen unheilbrütendes Treiben in kurzen, aber aus dem Leben gegriffenen Zügen auf das Anschaulichste dargestellt wird.

Aus „Ralph Doughbys Brautfahrt".

„War gerade zwei Uhr Nachmittags am siebenten Tag: unserer Abfahrt, als wir die Wolfsinsel im Rücken hatten, die, wie ihr wißt, oberhalb Newmadrid liegt, unterhalb des Einflusses des Ohio in den Mississippi. Ist seitdem aufgeflogen die arme Helen Mc. Gregor, wie ihr wißt, gerade bei Newmadrid, und hat ein halbes hundert Passagiere in die andere Welt hinüber gebrüht, gerade vor Newmadrid. Kamen also bei der Wolfsinsel an, wo wir den Ploughboy, die Huntreß, den Louisville, und noch ein paar Dampfschiffe einholten. War eine artige Flotille. Saßen just hinter der Damenkajüte mit Miß Warren und dem alten Gentleman, waren beide sehr einsylbig — da heißt es, der George Washington kömmt. Ist euch ein glorreicher Dampfer, dieser George. Glänzt und funkelt euch dieser schwimmende Palast schon von Weitem, und fliegt euch so heran, so leicht, so gelenkig, wie eine Ente. Ist euch eine wirkliche Freude, einen solchen Riesenbau heranschwimmen zu sehen. Saß noch immer bei Miß Warren; aber, gestehe es euch, saß wie auf Kohlen. Woher kommt es doch, daß wir Männer vor den petticoats einen so gewaltig mächtigen Respect haben? Auf Einmal heißt es, der Washington kömmt uns vor. Ich springe auf, und renne auf das Oberdeck, und richtig, da kommt er einhergezogen mit aller Macht und Pracht, Trarara Trarara, und sausend und brausend, und feuerspeiend, wie der Kaiser Nap an der Spitze seiner Garden, und Reiter und Feuerschlünde. Prächtig war er anzuschauen, der George, war mitten unter den fünf Dampfern, der Louisville, Huntreß und den übrigen — hatte sie bereits eingeholt. Standen da und schauten, alle die wir auf der Helen Mr. Gregor waren, und sage euch, das Herz schlug uns allen stärker und stärker. Man sah allen Gesichtern die Spannung an. Die Glocke rief zur Mittagstafel, aber kein Fuß bewegte sich. „Kapitain," schrei ich — „wir dürfen den George nicht vorlassen, wir können nicht mit Ehren zurückbleiben," sag ich. „Müssen zeigen, daß wir Mississippimänner sind." „Mister Doughby," sagt er, „es ist der George Washington," sagt er, „hundert und zwanzig Pferdekraft," sagt er. — „Und das andere ist Münze," sag ich. „Ihr sagt es nur, um dem Wettrennen zu entgehen. Und hätte der alte George zweihundert Pferdekraft, wollte doch meine Steigbügel kürzen, und meinem Renner den Sporn geben."

„Und dem Kapitain wurde es heiß, wie ich so sage, sah es ihm an, seine Augen hingen starr an dem feindlichen Schiffe, das die fünf andern bereits zurückgelassen hatte,

und nun an uns herankam, als wären wir bocksledierne, rindshäutige Britten, und sie frische, freie Amerikaner, die den Teufel um die Welt fragen. Und wie auch der Kapitain so nach dem George hinabsah, wurde er euch doch roth und blau und grün, wechselte, wie der Delphin, alle Farben, seine Zähne knirschten, und er biß sich in die Lippen, daß das Blut über das Kinn herabrann, und stärker brauste der Washington heran, und stärker zischte der Dampf, und Hurrahs auf Hurrahs kamen herüber, und gellten uns in den Ohren. „Kapitain," schrie ich, „der Washington kommt uns vor, mit der Ehre der Helen Mc. Gregor ists vorbei." Der Kapitain aber stand wie mit Kalk übergossen, der Angstschweiß auf seiner Stirne, das Blut ihm in die Augen schießend. — Hatte die fünf Dampfer überfahren, die **Hurrahs for Washington** nachbrüllten, und bereits mächtig jubelten, die Helen Mc. Gregor nun ihrerseits gedemüthigt zu sehen. „Kapitain," rief ich nochmals, „wollt ihr euch aus dem Felde schlagen lassen, ohne auch nur das Weiße im Auge gezeigt zu haben? Die Helen Mc. Gregor ist ein neues Schiff, laßt aufkrachen!" Da rannte er hinab, und schrie, legt an, legt an! **high pressure, high pressure!**" — „Feuert Jungens," schrie ich, „feuert darauf los!" Und die Jungen feuerten, und feuerten, daß ihnen der Schweiß herablief wie Wasserhosen; und schurten euch mit den Feuerzangen, und aus unsern Röhren begann es nun zu pfeifen, daß es eine Freude war. Wir fuhren gerade in den Ohio ein, der Washington war uns beinahe zur Seite, da kommt der alte Warren und Emilie auf das Verdeck heraufgerannt, und schreien: „Mister Doughby, ums Himmelswillen! Mister Doughby, Kapitain, um Gotteswillen! Mister Doughby, Kapitain!" und so schreien sie, „Mister Doughby! ich fordere Sie auf! Wollen Sie sich, das Dampfschiff, Ihre Mitbürger ins Verderben bringen? wollen Sie wettrennen mit dem George Washington? Um Gotteswillen, Mister Doughby!" schreit die Miß. — „Mister Doughby!" der alte Gentleman, „ich fordere Sie auf, Ihren Einfluß anzuwenden, daß der Kapitain vom Wettrennen absteht." „Bah," sagt ich, „es ist Nichts, wollen nicht wettrennen mit dem George Washington — wollen bloß sehen, welches Schiff schneller geht." „Das darf nicht sein, ich protestire, die Sicherheit unserer Mitbürger, unsere eigene — wenn der Kessel springt?" „Bah, Sicherheit unserer Mitbürger," sage ich, „unsere Mitbürger sind in Sicherheit. Wollen kein Wettrennen, Mister Warren," sage ich, „wollen bloß einen Augenblick sehen, welches Schiff schneller geht." „Mister Doughby," schreit Emilie, halb außer sich, und wirft sich in meine Arme, und zerrt mich, und will mich zur Maschine hinabschleppen und hängt an mir, und bittet, und fleht: „Mister Doughby, wenn Sie mich auch nur im Geringsten lieben, achten wollte ich sagen, so gebrauchen Sie Ihren Einfluß, verhindern Sie," — dann reißt sie sich wieder los und läuft auf den Kapitain zu, der neben dem Engeneer stand. Der Washington war dicht hinter uns; wir, wie gesagt, fuhren gerade in den Ohio ein. Nun wisset ihr aber, daß die Mississippiströmung, wie er in gerader Linie von oben herabkömmt, den Ohio wohl einige Meilen weit gegen Trinity zurückdrängt. Einen schönern Wasserspiegel zu einem Knall- und Fall-Wettrennen giebt es euch nicht mehr in der weiten Welt. Die beiden Ströme haben just die rechte Breite, zusammen ein vier bis fünf Meilen, und bilden euch nachgerade einen Wassercircus, den die Ufer von Illinois, dem alten Kentuck und ihrer Tochter Missouri einfassen. Die Strömung ist ganz zu euern Gunsten, wenn ihr in den Ohio einfahrt, eben weil ihn der Mississippi von oben zurückdrängt. Wir waren näher der Illinoisseite und hatten daher noch einen Vortheil vor unserm Gegner voraus, der sich auf der Kentuckyseite hielt; kam immer stärker brausend heran, hinter ihm die andern fünf Dampfer, die gleichfalls ihre Sporen angelegt hatten. Unsere Helen Mc. Gregor war aber noch voran; der Henker hätte da nicht wettrennen sollen. Die Luft zitterte vor Hitze, Dampf, Gesause, Gebrause, Gebrüll. Jetzt war der Feind uns hart am Nacken. Das Spiegelbild Vater Georgs in gleicher Linie mit unserm Stern. „Helene Mc. Gregor halte dich brav!" schrie ich — „hole aus, legt an, Burschen!" schrei ich, „zehn Dollars, so ihr brav feuert!" — „Hurrah," schrein die hundert Passagiere, „Hurrah, der Washington verliert — bleibt zurück!" Der Kapitain schaute, konnte aber kein Wort hervorbringen, seine Lippen waren zusammen gepreßt, als wären sie an einander genagelt; stand euch wie eine Bildsäule. Wir gingen zwanzig Knoten, und mußten nun aushalten, oder hintendrein in den Troß der Huntreß, des Ploughboy. Alle Fugen krachten, die Maschine dröhnte, brüllte, der Dampf heulte, zischte. „Die Helen Mc. Gregor," schrei ich, „ist ein braves Weib, eine brave Schottin, hat Feuer im Leibe." Und sie hatte es wahrlich. Sie griff aus wie ein Blutrenner, dem in seinem Leben zum Erstenmale der Sporn in die Flanken gesetzt wird. Sie schwamm nicht mehr, sie flog wie ein Vogel, oder wie ein wilder Panther, ein Elennthier, das angeschossen ist, wie der Sturm, der herangebraust kommt, flog sie; die Gewässer des milchweißen Ohio schossen herab, als kämen sie aus Fultons Dampfraketen herausgeschossen; immer wilder wurde ihr Lauf, die Kentuckyufer rechts mit dem Anflug von Kottonbäumen, schossen an uns wie rasend vorbei, der Wald flog vorüber, als ob ein panischer Schrecken in ihn gefahren wäre; die Illinoisufer links tanzten vor uns hinab; wie wilde Hexen, die auf ihren Besenstielen geritten kommen, tanzten euch die ungeheuern Baumstämme vorüber. Hinter uns schwanden die hohen Missouriufer, mit ihren Wäldern im Hintergrunde und die Pflanzung des großen Kentuckiers im Vordergrunde, sie wurde kleiner in jeder Sekunde, in einer Minute erschien sie noch so groß wie ein Taubenhaus. Alles schwamm vor, hinter uns; Alles eilte, trieb, flog, brauste. Wir hatten alle Sehen und Hören verloren. Hurrahs zu tausenden, sieben Dampfer, sausend, brausend, dröhnend, kochend, feuerspeiend, Alles schwand vor unsern Augen, Sinnen. Der Wald unter Trinity flog uns entgegen, fort ging es, die Ruder krachten, die Menschen heulten; vor uns, hinter uns Hurrah! Hurrah! — Es war eine Gallopade, ein Riesenkampf! Trinity, das Ziel vor uns, wir beinahe Sieger. Auf Einmal schreit der Kapitain, „er ist uns vor!" und dann schaut er so stier, und erfaßt das Geländer so starr, und beißt sich die Lippen so blutig zusammen. „Kapitain," sage ich, „er ist nicht vor." „Schaut, Mister Doughby," sagt er, „schaut!" Ich schaue, und wie ich so schaue, wurde es mir schwirr vor den Augen. Griff euch wunderbar aus, dieser Georg Washington. Sah nun wohl, er würde uns in zwei Minuten beim Schooß haben. Und es dauerte nicht zwei Minuten."

„Bei meiner Seele er ist vor," schrie ich. „Er ist vor," wiederholte der Kapitain, mit leiser Stimme; er war todtenbleich. Ich konnte kein Wort reden. Und er, so wahr ich lebe, er mußte sich an das Verdeckgeländer halten, sonst wäre er zusammengesunken. Half Alles nichts, sein Spiegelbild war jetzt in gleicher Linie mit unserm Stern, zehn Sekunden später war ein Drittheil seiner Schiffslänge mit der unsrigen in gleicher Linie, — zehn Sekunden später zwei, und in weniger denn einer Minute fliegt er stolz vor uns her, und brüllt uns sein Hurrah in die Ohren, und die fünf Dampfer hinter uns fallen ein, und wir hörten nichts als Hurrahs und Hurrahs. — Ah, tausend Dollars hätte ich in dem Augenblicke gegeben, wenn wir Trinity zwei Minuten eher erreicht hätten. Auf Einmal schrie es von unten herauf, der Dampfkessel springt! der Dampfkessel springt! Und ein Gekrache, und gleich darauf ein Gesause und Gebrause. „Glückliche Reise in die Ewigkeit," schrei ich, und dachte, jetzt kommt das heiße Bad. War aber Nichts; der Schrei kam von ein paar Negern, die ihn

Miß Emilien und Mister Warren und dem alten Weibervolk in der Ladies-Cabin nachschrien. Beide waren hinab, zum Engeneer, hatten ihn gebeten, beschworen, und all das Weibervolk zusammen dem Manne den Kopf so heiß gemacht, daß er nachgiebt und die Ventile öffnet, und wir waren nur noch eine halbe Meile von Trinity. — Glaube alles Ernstes, hätte der feige Bösewicht Das nicht gethan, wir hätten mit dem Washington gleichen Lauf gehalten; denn er kam keine zwei Minuten vor uns an. — Ich fiel über ihn her; war euch doch so toll; wären der Kapitain und noch ein Paar gute Bekannte nicht gewesen, hätte ihn zur Stelle geledert, und sollte es mich tausend Dollars gekostet haben; verdiente es, der ehrlose Bösewicht. Wir waren nun in Trinity, hatten die fünf Meilen in weniger denn zwölf Minuten zurückgelegt; aber Miß Warren war so böse, und der alte Gentleman so bitterböse und steif, eine Feuerzange ist Nichts dagegen. Konnt aber nicht helfen. Ehre geht über alles."

Karl Gutzkow.

Die allgemeinen Bemerkungen, welche wir über den schriftstellerischen Charakter Gutzkows bei Gelegenheit seiner Dramen gemacht haben, haben auch für seine Romane Gültigkeit. Es bleibt uns daher nur noch übrig, diese näher zu betrachten. Gutzkow begann seine schriftstellerische Laufbahn, seine journalistischen und sonstigen kritischen Arbeiten abgerechnet, mit Bearbeitung von Romanen und Novellen, in den vierziger Jahren wendete er sich dem Drama zu, und erst im J. 1850 kehrte er zum Roman zurück, dem er sich in der neuesten Zeit ausschließlich widmen zu wollen scheint. Es ist begreiflich, daß zwischen den ersten Versuchen des jugendlichen Dichters und den späteren Erzeugnissen des gereiften Mannes ein wesentlicher Unterschied Statt findet, aber dieser Unterschied ist nur formeller Natur; der Geist ist derselbe geblieben; wie in seinen frühesten Dichtungen, so kämpft er auch in seinen späteren für Freiheit auf dem politischen, socialen und religiösen Gebiete, nur sind die ersten jugendlich stürmisch, übersprudelnd, revolutionär, unklar, während die letzten von Reife des Urtheils, von schöner Mäßigung und Besonnenheit in Gedanken und Ausdruck zeugen. Diese treue und feste Gesinnung verdient um so mehr unsere höchste Anerkennung, als er Einer der Wenigen aus seiner Jugendzeit ist, die nicht in das feindliche Lager übergegangen oder in eben so tadelnswerthe Gleichgültigkeit versunken sind. Mag man seine Gesinnungen theilen oder nicht, es werden auch seine politischen, kirchlichen und ästhetischen Gegner die Tüchtigkeit und Kraft seines Charakters ehren müssen.

Man könnte zwar einwenden, daß er gerade in den wichtigsten Fragen seine Ansichten wesentlich geändert habe, denn während er früher die Kirche, die Religion und den Staat für gänzlich unnöthig, ja sogar für verderblich erklärt und diesen äußern Formen die freie, nach allen Seiten sich selbst bestimmende Individualität entgegengesetzt habe, sei er von diesen Ideen vollständig abgekommen, und er habe den Staat als nothwendiges Organ des menschlichen Lebens, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit als nothwendig zum sittlichen Halt erkannt. Wenn Dieß auch seine vollkommene Richtigkeit hat, so ist er dadurch seinen Gesinnungen keineswegs untreu geworden; er hat lediglich anerkannt, daß er sich in den Formen und Mitteln zur Erreichung des höchsten Zweckes geirrt habe. Wenn er, der früher jede kirchliche Form mit Bitterkeit bekämpft hatte, später sogar ein Bewunderer des Katholizismus wurde, so geschah es nur, weil er die Ueberzeugung gewann, daß sich die Menschheit, sowie jeder Einzelne nur im Katholizismus frei und allseitig entwickeln könne, weil er nur jeder geistigen und gemüthlichen Individualität einen ihr zusagenden Boden gewähre. Aber freilich meint er nicht den jesuitischen Katholizismus mit seiner päpstlichen Unfehlbarkeit, mit seinem Abscheu gegen allen geistigen Fortschritt, sondern eine religiöse Form, die zu der ursprünglichen Einfachheit der Kirche zurückkehrt, in so weit Dieß die ausgebildeteren Verhältnisse des Lebens gestatten.

Wie in seinen Dramen entwickelt Gutzkow auch in seinen Romanen ein großes und reiches Talent, aber sie beruhen wie jene mehr auf Berechnung des kalten Verstandes, als auf ursprünglicher Dichterkraft, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß er oft zu poetischer Stimmung gelangt. Vielseitig gebildet und geistvoll, hat er alle Erscheinungen der Zeit scharf erfaßt, alle Charaktere beobachtet, und mit Talent reproduziert, aber es sind keine dichterischen Schöpfungen, seine Personen haben die Wahrheit der Photographie, aber nicht die höhere poetische Wahrheit. Daher ist er auch am Glücklichsten in der Zeichnung solcher Charaktere, die durch Seltsamkeit der Erscheinung am Meisten auffallen. Selbst große Erfindungskraft kann ihm nicht zugeschrieben werden; wenigstens erkennt man in seinen Romanen, und gerade in den größeren nicht wenige Motive, die er andern Dichtern entlehnt hat, und zwar sowohl Deutschen als Französischen. Was ihn aber vor vielen Dichtern auszeichnet und wirklich zur Bewunderung zwingt, ist die Kunst, mit welcher er seine Personen gruppiert, in Bewegung setzt und jeden Augenblick beherrscht. Gutzkow ist hierin einem talentvollen Feldherrn zu vergleichen, der seine Truppen bis ins kleinste Detail übersieht, leitet und jede größere oder kleinere Abtheilung gerade an die Stelle führt, wo sie von der größten Wirkung ist.

Dieß gilt freilich im höhern Grade von seinen späteren größeren Romanen, die wahre Muster strategischer Berechnung sind, während die früheren an Feinheit und Ausrundung der Composition Manches zu wünschen übrig lassen. Gutzkows erster Roman „Maha Guru, oder Geschichte eines Gottes" (Stuttg. 1833. II) hat eine durchaus satyrische Tendenz, wenn er es auch in der Vorrede in Abrede stellt. Er ist einerseits gegen das Papstthum gerichtet, andererseits gegen Deutsche Verhältnisse; die Mandarinen sind ein getreues Spiegelbild der Deutschen Bureaukraten mit ihrer Anmaßung und ihrer Kriecherei. Der Roman „Maha Guru" wurde in der ihm zu Grunde liegenden Tendenz nicht verstanden, daher er nicht nur unangefochten blieb, sondern sogar von Menzel belobt wurde, der bald darauf den folgenden

Roman des Dichters „Wally, die Zweiflerin" (Mannh. 1835) nicht bloß mit Schmähungen überhäufte, sondern auch förmlich denunzierte, was, wie schon früher berichtet, zur Folge hatte, daß die Schriften des jungen Deutschlands vom Bundestage verboten wurden, und Gutzkow selbst zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt wurde. Allerdings enthält der Roman eine kecke Polemik gegen den Offenbarungsglauben, und predigt den Cultus des Fleisches im Gegensatz zur Ehe; auch ist die Dichtung als solche keineswegs gelungen, sie verliert sich oft in Unklarheit und Phrasen; allein wenn auch die Kritik das vollste Recht gehabt hätte, sie vom ästhetischen und sittlichen Standpunkt zu verdammen, so überschritt sie ihre Befugniß, als sie den Roman der Staatsgewalt zur Bestrafung überwies. Während in „Wally", die der Dichter später unter dem Titel „Vergangene Tage" (Ff. 1852) zum Theil umarbeitete, die Heldin eine Umwandlung erleidet und aus einer launenhaften vornehmen Dame eine grübelnde Zweiflerin wird, bleibt die Heldin in „Seraphine" (Hamb. 1838) immer gleich launenhaft und bizarr; aber diese Eigenthümlichkeit ist vom Dichter mit Glück und Geschick behandelt. Auch der Kampf zwischen Verstand und Herz, zwischen Pflicht und Liebe ist mit psychologischer Wahrheit geschildert, dagegen wird der Eindruck dadurch gestört, daß der Roman sich in politische und philosophische Erörterungen verliert.

In demselben Jahre wie „Seraphine" erschien der erste Band von „Blasedow und seine Söhne" (Stuttg. 1838—1839. III), der sich von den bisherigen wesentlich darin unterschied, daß der Dichter plötzlich einen Jean Paulischen Ton anschlug, der ihm aber in keiner Weise gerieth. Es fehlte ihm die Weichheit und Tiefe des Gemüths, ohne welche jede Nachahmung Jean Pauls immer zur Karrikatur werden muß. Wenn die Fülle von Bildern und Metaphern in Jean Pauls Schriften natürlich erscheint, weil dieselben aus seiner reichen Phantasie flossen, so sind sie bei Gutzkow meist gesucht, unwahr und geschmacklos. Was kann z. B. geschmackloser sein als „das allmähliche Zufallen der Augenlider der Natur", um den Eintritt der Dämmerung zu bezeichnen? An Einfällen und Gedanken fehlt es dem Roman ebenfalls nicht, aber auch diese sind meist gesucht, und erscheinen eben so unmotiviert als die zahlreichen Episoden. Wenn auch die Form und die Ausführung durchaus mißlungen ist, wozu wir auch rechnen, daß der Witz für einen komischen Roman zu bitter erscheint, so ist dagegen die Anlage durchaus lobenswerth. Blasedow, ein armer Landpfarrer, ist eine ursprünglich tüchtige Natur, aber in den kleinlichen Verhältnissen, in die ihn das Leben brachte, verkommen. Um seine vier Söhne vor ähnlichem Schicksal zu bewahren, richtet er deren Erziehung nach den Berufsarten ein, denen er sie widmet, aber, wie dem Vater, treten auch den Söhnen die sozialen Verhältnisse hemmend entgegen. Es geht schon aus diesen Andeutungen hervor, daß der Roman zunächst gegen die pädagogischen Zustände gerichtet ist, aber es werden auch manche andere Lebensverhältnisse behandelt, wozu namentlich die verschiedenen Berufsarten der Söhne Veranlassung geben; so werden die kirchlichen und die literarischen, politischen und sozialen Zustände, das Leben an den Höfen, die Kunst in das Bereich der Darstellung gezogen, und alle werden in ihrer Haltlosigkeit geschildert.

Gutzkow mußte bald erkennen, daß er mit seinem Roman „Blasedow" einen Mißgriff gethan habe, was ihn bewog, diese Dichtungsform aufzugeben und zum Drama überzugehen. Erst zehn Jahre nachher kehrte er zum Roman zurück, und zwar mit der stolzen Ankündigung, daß er der Gattung eine ganz neue Bahn eröffnen würde. „Der frühere Roman," sagt er in der Vorrede zu den „Rittern vom Geist" (Lpz. 1850 ff. IX), „habe das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dargestellt, der neue Roman sei dagegen der Roman des Nebeneinander. Da liegt," fährt er fort, „die ganze Welt; da begegnen sich Könige und Bettler! — Thron und Hütte sind zusammengerückt!" Das sind, genau betrachtet, bedeutungslose Phrasen, denn auch in den früheren Romanen begegneten sich Könige und Bettler zusammengerückt. Oder will er damit sagen, daß im „neuen" Roman die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen abgespiegelt werden solle? Ist Dies der Fall, und seine späteren Dichtungen bestätigen es, so verfällt er in den Fehler der Romantiker, welche auch in ihren Dramen ein vollständiges Weltgemälde geben wollten, aber in der That nur monströse Gebilde lieferten. Uebrigens so viele Lebensbeziehungen er in diesen späteren Romanen dargestellt hat, so sind doch noch sehr viele ohne Beachtung geblieben, was man ihm jedoch nicht zum Vorwurf machen wird, weil man Unmögliches nicht verlangen kann. In der nämlichen Vorrede vergleicht er den Roman des „Nebeneinander" mit den Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks oder eines Kriegsschiffs, wo die neben einander existierenden hundert Kammern und Kämmerchen zu einer leicht überschaulichen Einheit sichtbar werden, obgleich keine von der andern Einsicht hat. Aber er vergißt, daß es sich mit einem solchen Gebilde ganz anders verhält als mit der poetischen Darstellung, was Lessing in seinem „Laokoon" deutlich genug gemacht hat. So trefflich und klug berechnet die Anordnung des Stoffs in diesen späteren Romanen ist, so geht doch bei dieser Ueberfülle von Personen und Begebenheiten die leichte Uebersicht und mit derselben ein großer Theil der Wirkung verloren.

„Die Ritter vom Geiste" (Lpz. 1850—51. IX) sind der erste Versuch, den Gutzkow im Roman des „Nebeneinander" gemacht hat. Er hat darin allerdings eine große Fülle von Gestalten, Verhältnissen und Zuständen dargestellt, einen großen Reichthum von Gedanken und Kenntnissen entfaltet; es ist ihm ferner die Absicht trefflich gelungen, die unermeßlichen Nachtheile des Polizeistaats in seinen mannigfaltigen Aeußerungen zur lebendigen Anschauung zu bringen; es sind die verschiedensten Charaktere mit großer Kunst gestaltet; aber so sehr dieses Detail an sich durch die geistvolle Behandlung gefällt, so geringe Wirkung hinterläßt es, weil man durch die Masse desselben verwirrt wird. Ein bedeutender Mangel der

Dichtung ist, daß das Einzelne in kein richtiges Verhältniß gebracht ist. So ist am Anfang Untergeordnetes breit ausgesponnen und Bedeutendes am Ende übermäßig zusammengedrängt. Eben so ist zu tadeln, daß manche Motive, auf welche der Dichter am Anfang großes Gewicht legte, später ohne Berücksichtigung bleiben. Der Dichter wollte nicht nur die Nachtheile des Polizeistaats und dessen entsittlichenden Einfluß auf alle Lebensverhältnisse zur Anschauung bringen, er wollte auch auf die Mittel aufmerksam machen, durch welche eine gründliche Verbesserung der Zustände erzielt werden könne. Das Mittel, das er vorschlägt, ist aber keineswegs gut erfunden. Die Bessern und Gleichgesinnten sollen nämlich einen Bund gründen, der es sich zur Aufgabe macht, auf die Verbesserung der Zustände durch Rath und That hinzuwirken. Abgesehen, daß dieser Bund an Wilhelm Meister erinnert, ist es sicher, daß auf diesem Wege nichts Bleibendes erzielt werden kann, wie die Geschichte an vielen Beispielen nachweist. Daß Gutzkow einen bestimmten Staat, und zwar den Preußischen im Auge hatte, wird daraus ersichtlich, daß er manche Verhältnisse einführte, die in diesem vorzugsweise ausgebildet sind, noch mehr aber daraus, daß viele seiner Personen Porträts aus der Berliner Revolutionszeit sind, die man leicht erkennt.

Im zweiten großen Roman des „Nebeneinander" „Der Zauberer von Rom" (Lpz. 1859 ff. IX) läßt sich ein großer Fortschritt in der Behandlung nicht verkennen, da manche Mängel, die in den „Rittern vom Geist" zu bemerken waren, mehr oder weniger vermieden sind; aber es wiederholen sich auch manche andere. So macht es hier wie dort eine unangenehme Wirkung, daß der Dichter keine Gelegenheit vorübergehen läßt, seine ausgebreiteten Kenntnisse zu zeigen; ja öfters sucht man vergeblich nach dem Grunde, der ihn bewogen haben könne, von diesem oder jenem wissenschaftlichen Verhältnisse zu sprechen. Es ist dieß eine Eigenthümlichkeit der schriftstellernden Frauen, die man bei einem Geiste wie Gutzkow nicht erwarten sollte. Allerdings ist Dieß auch eine Eigenthümlichkeit der Jean Paulschen Darstellung, aber wenn sie bei Jean Paul oft störend eintritt, so hängt sie doch so ganz mit seiner Natur zusammen, daß wir uns bald damit versöhnen; auch begnügt sich Jean Paul gewöhnlich mit bloßen Andeutungen, wogegen sich Gutzkow meist in breite Ausführung verliert. Ueberhaupt hat er sich auch hier noch nicht ganz von Jean Paul befreit; man begegnet häufig Gedanken und Wendungen, die gerade so aussehen, als wenn sie von Jean Paul abgeschrieben wären. Eben so ungeeignet ist es, daß er an mehreren Stellen in Note hinzufügt, die Mittheilung sei „aus den Akten" geschöpft. Was geht Dieß den Roman an? Für diesen ist es gleichgültig, ob diese oder jene Begebenheit wirklich geschehen sei oder nicht, wenn sie nur poetisch wahr ist. Wie bei den „Rittern vom Geist" und in noch höherem Grad hat der Dichter im „Zauberer von Rom" eine so große Masse von Personen eingeführt, daß die Uebersicht außerordentlich erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht wird, so sehr die Sicherheit zu bewundern ist, mit welcher er alle diese Gestalten behandelt. Eben so groß ist die Sicherheit, mit welcher er die unzähligen Fäden verwebt, aber die Ueberfülle ist so bedrängend, daß sich der Dichter, um Klarheit zu gewinnen, zu Wiederholungen gezwungen sah. Er hat übrigens selbst eingesehen, daß es dem Roman an der nöthigen Klarheit fehle. Denn er sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage, er habe in derselben gesucht, der Klage über die Schwierigkeit des Verständnisses gerecht zu werden. Daß ihm Dieß jedoch nur in sehr geringem Grade gelungen ist, ergiebt sich aus den obigen Bemerkungen; auch war es in der That nicht möglich, ohne den ganzen Bau zu zerstören. Ferner dürfte man wohl behaupten, daß nicht alle Personen, nicht alle Begebenheiten nothwendige Bestandtheile des Ganzen sind. Hätte sich der Dichter mehr beschränkt, so würde der „Zauberer von Rom" zu den großartigsten Erscheinungen der Zeit gehören. Denn alles berechtigte Detail muß unbedingt als vortrefflich bezeichnet werden. Abgesehen von dem großen Reichthum an geistvollen und wahren Reflexionen, die oft durch ihre Neuheit überraschen, haben wir den eben so großen Reichthum an wirkungsvollen Situationen zu bewundern, die mit gleichem Glück dargestellt sind, ob sie in düstre und selbst grauenhafte oder in heitere Verhältnisse einführen. Die Darstellung des einfach menschlichen Gefühls gelingt ihm eben so gut als die des romantisch-schwärmerischen; die der sentimentalischen Stimmung eben so gut als die des muthwilligen oder auch bittern Humors. So trefflich jedoch die Darstellung im Ganzen ist, so wird sie doch zuweilen auch schwerfällig, und es fehlen die eingeschachtelten Sätze nicht, über die er sich bei Gelegenheit eines Briefes Einer seiner Personen lustig macht.

Noch müssen wir über die Tendenz des Romans berichten. „Die Dichtung will beitragen helfen," heißt es in der Vorrede zur ersten Auflage, „die vaterländische Einheit zu fördern." Worin sich aber diese Absicht aussprechen soll, ist nicht zu erkennen. Die wahre Tendenz liegt vielmehr darin, daß die Dichtung, wie es in der Vorrede zur zweiten Auflage heißt, „zu einem geläuterten, von Rom befreiten Katholizismus" führen soll. Die Reform soll sich jedoch nicht an den Protestantismus anschließen, der je länger je mehr seinem Wesen und seiner Aufgabe untreu wird; vielmehr soll er zu seiner ursprünglichen Simplicität zurückgeführt werden, die zum Theil bei den Waldensern zu finden ist. Um die Nothwendigkeit einer solchen Reform zu beweisen, führt er uns nach einander in die bedeutendsten Stätten des Katholizismus, nach Westfalen, Köln, Wien, Italien und namentlich nach Rom, und macht uns, an Begebenheiten, die sich dort ereigneten, anknüpfend, mit dem jetzigen Zustand der päpstlichen Kirche bekannt, mit ihrer hierarchischen Gliederung von den Kirchenfürsten bis zu den einfachen Pfarrern, mit den Jesuiten und den verschiedenen Mönchsorden, mit den Einrichtungen, die wesentlich zum Verderbniß geführt haben, mit den unheilvollen Folgen des Cölibats, der Unauflösbarkeit der Ehe, des Verbots der gemischten Ehen. Und es gehört zu

den größten Vorzügen der Dichtung, daß ein großer Theil der Conflikte, der Leiden, von denen die Personen betroffen werden, in diesen Grundübeln des Papstthums ihren nächsten Grund haben. Ganz besonderes Gewicht legt er mit Recht auf die Schädlichkeit der Ohrenbeichte, was er durch trefflich erfundene Verhältnisse überzeugend nachweist, wie er auch den Beichtstuhl mit Geschick benutzt, um manche vorhergehende oder nachfolgende Begebenheit zu motivieren, einzelne Charaktere zu zeichnen. Mit Einem Wort, alle kirchlich-religiösen Fragen finden im Roman ihren Ausdruck, was ohne Zweifel den größten Werth der Dichtung bildet.

Es wäre bei der überaus großen Fülle von Personen und Begebenheiten eine auch nur kurze Uebersicht derselben unmöglich; wir müssen uns begnügen, zum Verständniß der unten mitgetheilten Stelle einige Andeutungen zu geben. Fra Federigo, ein Deutscher Edelmann, der in Folge der Unauflösbarkeit der Ehen sein Vaterland verlassen hatte, in Piemont mit den Waldensern bekannt geworden war, hatte sich, um den Verfolgungen der Jesuiten zu entgehen, in einen abgelegenen Wald zurückgezogen, wo er als Einsiedler lebte, und nach und nach eine Anzahl Landleute aus der Umgegend für seine Ansichten gewonnen hatte. Von Zeit zu Zeit versammelte sich die kleine Gemeinde bei seiner Einsiedelei zu gemeinschaftlicher Andacht. Als einst diese Versammlung Statt fand, erfuhren einige Anhänger des Greises, daß Soldaten aufgebrochen seien, um die „Ketzer" zu überfallen und der Inquisition zu überliefern; sie eilten daher an den Ort der Versammlung, um die Freunde zu warnen.

Wie „Der Zauberer von Rom" gegen die Auswüchse des Katholizismus gerichtet ist, so bekämpfte Gutzkow in dem folgenden Roman „Die Diakonissin. Ein Lebensbild" (Fr. 1855) die moderne Heuchelei, wie sie sich im Protestantismus ausgebildet hat. Dieser kürzere, kunstvoller gehaltene Roman ist namentlich gegen die nonnenhaften Vereine im Protestantismus gerichtet, deren bedenkliche Seiten mit aller Schärfe gezeichnet sind. Allein er hat hier die Unparteilichkeit, die er im „Zauberer von Rom" so schön bewahrt hat, nicht bewiesen, denn er hätte sonst auch die unbedingt guten Seiten dieser Vereine ebenfalls hervorheben sollen.

Gutzkows letzter Roman „Hohenschwangau. Roman und Geschichte 1536—1567." (Lpz. 1867—68. V) macht, wie der Titel schon besagt, keinen Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks, da er sich als Halbroman und Halbgeschichte ankündigt, was er auch in der That ist. Der gelehrte Schein ist übrigens in diesem Werke noch weniger vermieden als in den früheren, und der Verfasser hat sich sogar verleiten lassen, neben den culturhistorischen Erörterungen auch rein statistische Notizen zu geben. Daß es übrigens an meisterhaften Einzelnheiten nicht fehlt, braucht bei Gutzkow kaum erwähnt zu werden; so bildet die Schilderung des Lebens und namentlich des sich seiner Bedeutsamkeit bewußten Bürgerthums in Augsburg Einen der Glanzpunkte des Romans.

Obgleich Gutzkow mehr durch seine Romane berühmt geworden ist als durch seine Novellen, so sind diese, weil er sich in denselben wie in seinen Dramen mehr beschränken mußte, künstlerisch von größerem Werth. Sie zeichnen sich durch Feinheit der Beobachtung, Sicherheit der Zeichnung und Reichthum an Ideen aus. Sie erschienen theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils in Sammlungen („Novellen. Hamb. 1834. II; Neue Novellen (Leipzig 1849). Zu den besten gehören „Der Sadducäer von Amsterdam", in welchem ein treffliches Bild des unglücklichen Uriel Acosta gegeben wird, „Die Wellenbraut", welche ein altes Thema, die Conflikte des Herzens mit der Welt, der Natur mit der Sitte behandelt, dasselbe aber durch die geistvolle Behandlung auf neue Weise beleuchtet; ferner „Imagina Unruh", in welcher die psychologische Entwickelung der Heldin von des Dichters tiefer Menschenkenntniß zeugt.

Aus „Dem Zauberer von Rom".

Anfangs hatte Paolo Vigo seinen Begleitern, so wenig sie auch durch Gespräch ihre Schritte hemmen mochten, gelegentlich dennoch wiedererzählt, warum Fra Federigo, als ihn endlich die Genossen Negrinos zur Abhaltung mindestens Einer Versammlung im Jahre überredeten, dazu gerade den Tag des heiligen Bernhard wählte. Nicht nur, daß in der Höhe des August die wichtigsten Ernten beendet waren, Fra Federigo hatte ihm auch das Gedächtniß des Abtes Bernhard von Clairvaux als ein Spiegelbild frommerer Zeiten dargestellt, wo noch einsichtsvolle freimüthige Priester zu heilsamen Zwecken in den Rath der Großen traten. Siebenhundert Jahre war es her, in der Blüthezeit des Mittelalters, als ein hoher Ernst die Völker ergriff und Männer erstehen ließ, die von solcher Weihe und Thatkraft kaum in einer wilden, kriegerischen Epoche erwartet werden durften. Als die Philosophie in Frankreich, England und Italien aufblühte, sogar die Dichtkunst über das rohere Deutschland hie und da einen milden Glanz der Sitten verbreitete, die Kreuzzüge einen seltenen Aufschwung des Gemüths und der Phantasie hervorriefen, zerstörte Rom und die Herrschaft der Päpste noch nicht alle Hoffnungen der Völker und verdunkelte noch nicht alle Lichtschimmer einer besseren Aufklärung. Ein einfacher Bürger in Lyon, Pierre Vaux (Peter Waldus) las die Bibel in einigen Abschnitten, die in die gewandteste und poesiefähigste Sprache der damaligen Zeit, die provenzalische, übersetzt worden waren. Ein wunderbarer Glanz überfiel ihn beim Lesen des dem Laien damals gänzlich unbekannten Buches — gerade wie die Jünger, die nach Christi Tod im Dunkeln wandelten, plötzlich an ihrer Seite einen Wanderer bemerkten, der die Schrift so mächtig auslegte. Waldus las seine Entdeckungen Befreundeten vor, ließ die Bibel auf seine Kosten noch vollständiger in die Sprache seiner Landsleute übersetzen und nahm die einfachen Formen des ersten apostolischen Christenthums an. Sein Vermögen gab er seiner Gemeinde; ihre Priester, denen die Ehe unverboten blieb, wählte die Gemeinde selbst; von den Sakramenten behielt man nur Taufe und Abendmahl; letzteres hörte auf, ein mystischer Akt zu sein und blieb nur noch ein Opfer der Erinnerung; es war eine Reformation ohne Schulgezänk, ohne Disputation der Theologen, eine Läuterung der Lehre allein durch das Herz.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Wirken der Waldenser. Ein ganzer Gürtel Europas von den französischen Abhängen der Pyrenäen an bis nach Süditalien fiel vom herrschenden Kirchengeist, vom weltlichen Streit der Päpste mit dem Kaiser und zugleich von Geistlichen

ab, die damals sogar die Waffen führten und oft im glänzenden Harnisch hoch zu Roß saßen, im wildesten Kampfgewühl die zum Segnen bestimmte Hand mit Blut besudelnd. Mit einem warmen, lebendigen Eifer für die apostolische Reinheit der Lehre und des kirchlichen Lebens gieng die Gesittung Hand in Hand. Gerade dieser Gürtel Europas wurde der blühendste an Gewerbfleiß, Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften. Immer weiter und weiter schwang sich ein lichtheller Irisbogen über Europa. Burgund, Deutschland, Böhmen erglänzten von seinem siebenfachen Strahl. Wo der Webstuhl sauste, wo die Industrie der Städte mit dem Betrieb des Ackerbaues zu regem Austausch ihrer Erzeugnisse verbunden war, da erschollen bald auch die neugedichteten Lieder zum Lobe des Höchsten. Ganze Städte und Länderstrecken hatten schon keinen andern Gottesdienst mehr, als den der Waldenser, der Humiliaten, der Armen Brüder. Man erklärte die Kirchen und ihre Pracht für überflüssig und nannte jeden grünen Rasenplatz, jedes Laubdach einer Eiche eine Gott wohlgefällige Kapelle.

Paolo Vigo schilderte die furchtbare Verfolgung, welche nun von Rom aus über diese Bekenner des reinen Christenthums hereinbrach. Er nannte die Päpste bei Namen, welche zum Morden aufforderten. Jene Schreckensthaten des Abtes von Citeaux und jenes Vorbildes eines Alba, des Grafen Simon von Montfort, schilderte er, wie sie mit Feuer und Schwert Männer, Weiber, Kinder vertilgten. Damals kam der Satz der römischen Kirche auf: „Ketzern braucht man nicht das Wort zu halten;" päpstliche Legaten schwuren auf die Hostie, daß, wenn ihnen die Ketzer die Mauern öffneten, sie nur allein mit einigen Priestern einziehen würden, um die bethörten Bewohner zu bekehren; geschah es dann, so warfen sie die Priesterkleider ab, zogen verborgene Schwerter hervor, die Reisigen der fanatisierten Glaubensarmee brachen hinter ihnen her hinein und kein Säugling auf dem Mutterarm entkam dem allgemeinen Blutbade. Beutegier, Habsucht schürten den Eifer der Verfolgung. Simon von Montfort, Abt Arnold schlugen herrenlos gewordene Länderstrecken zu Fürstenthümern zusammen. Damals war Graf Raimund von Toulouse ein eben so unglückliches Oberhaupt der bedrängten evangelischen Bekenner, wie späterhin das Haupt der Hugenotten Coligny. Endlich flüchteten sich die letzten Reste dieses unablässigen Mordens in die Berge, in die Pyrenäen, die Alpen, die Apenninen. Jahrhunderte lang erhielten sie sich dort, trotz einer sie auch hier erreichenden zweiten blutigen Verfolgung, die das Werk der neuen Kreuzritter wurde, der Jesuiten. Damals griffen sie in den Thälern Piemonts wiederholt zu den Waffen. Zu jenen tapfern älteren Namen, die mit Maccabäermuth ihre heilige Sache, Haus, Herd, Weib und Kind, vertheidigt hatten, gesellten sich neue, wie Heinrich Arnaud, der in offener Schlacht mit einer kleinen Schar Tausende zurückgeschlagen hatte, sich über die steilsten Felsen Piemonts zurückzog, ein Lager in einer Schlucht wie eine Festung erbaute, acht Monate lang, nur von Kräutern lebend, mit seiner kleinen Schar gegen die Kanonen kämpfte, die auf sein Häuflein ein mörderisches Feuer von den Felswänden aus unterhielten, bis sich endlich der Tapfre mit dem Rest seiner Schar, 350 an der Zahl, einen ruhmvollen Abzug erkämpfte. Wie dann auch in Calabrien die Waldenser hingesunken waren, hatte Federigo oft erzählt. Damals starb Negrino in Cosenza den Hungertod, Pascal in Rom auf dem Scheiterhaufen.

Oft hatte Federigo mit seiner rührenden Stimme beklagt, daß besonders solche Thorheiten verderblich wären, die selbst in den Gemüthern der Edeldenkenden hätten Raum gewinnen können. Bernhard von Clairvaux, Abt eines Klosters in Frankreich, Lehrer seines Jahrhunderts, ein Orakel der Fürsten, ein Rath ihrer Rathgeber, ein Straf- und Bußprediger der Geistlichen, der den Päpsten sogar ein: Bis hierher und nicht weiter! zurief; — und auch Dieser, wie die heilige, sonst so edle Hildegard, sah in den Thaten und Lehren der Waldenser nur die Eingebungen des Teufels —! Ambrigio Negrino und Hubertus waren nicht befähigt, sich zu all den Bildern und Erinnerungen aufzuschwingen, die von Paolo Vigos fiebernd erregten Lippen kamen. „Herr, erleuchte die Weisen!" verstanden jetzt auch die Ankömmlinge aus Federigos Rede. „Mildere ihr Vertrauen auf eigene Kraft! Wecke den Guten und Gerechten deine Fürsprecher im Rath der Großen! Ersticke den Durst nach Rache im Gemüth beleidigter Machthaber!" In der That, es schien als wollte Federigo von seinen Freunden Abschied nehmen. Mehr als sonst riß ihn heute seine Rede hin. Er berührte kirchliche Punkte, die er sonst vermieden hatte — er wollte Niemanden die Möglichkeit nehmen, mit seinem Pfarrer in leiblicher Verbindung zu leben. Mit großer Wehmuth sprach er: „Der heilige Bernhard kann uns in Vielem ein Vorbild sein — hochragend wie jener Berg im Norden, der mit ewigem Schnee bedeckt, seinen Namen trägt! Wisset, daß Bernhard jene Lehre, nach welcher auch die Mutter Jesu ohne Sünde empfangen sein soll, sündhaft nannte —! Ihr fragtet mich darum, weil der Heilige Vater diese neue Lehre zu verehren befohlen hat —! Nun wohl! Eines Weibes Name ist heilig, wohl trägt Maria die Erdkugel in Händen, wenn Maria die Kraft bedeuten soll, deren ein schwaches Weib im Aufschwunge ihres Willens fähig ist. Wohl ist zu fassen möglich, wie die alte wilde grausame Zeit, die heidnische, die selbst des Heilands spottete, der sich am Kreuze selbst nicht hätte helfen können, doch vor einer Mutter erschrak, vor einer Mutter sich beugte — o noch den Mörder befällt vor seiner Hinrichtung die Trauer um den Kummer, den er seiner Mutter bereitete —!"

Hier stockte der Redner und wollte abbrechen. Aber einige Stimmen unterbrachen ihn und deutlich vernahm man aus einem schlichten Hirtenmunde, der dazwischen sprach, die Worte: „Wo Maria dann auch ganz die Königin des Himmels werden soll, wo bleibt ihr Sohn? Wie kommt da der wahre Mittler zu seiner ihm allein gebührenden Ehre?"

Im höchsten Grade gespannt horchten die Ankömmlinge und sogen die Worte ein, mit welchen Federigo erwiederte: „Lasset das gehen —! Seht, es war ja sogar ein anderer Heiliger — Bonaventura sein Name — ein Heiliger, der zur Zeit jenes Bernhard lebte — auch Der hat den Psalm Davids genommen: „Herr, auf dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden! —" und hat in jedem Seufzer des Vertrauens und der Liebe zu Gott an die Stelle Gottes — ruchlos, um es nur auszusprechen — ein Weib mit seinen menschlichen Fehlen und menschlichem Elend gesetzt: „Maria, auf dich traue ich —! Mutter Gottes, du hast mich erlöset!" So den ganzen Psalm hindurch —! Und dennoch verdanken wir auch dem heiligen Bonaventura so viel Entsiegelungen der frischesten Lebensbrunnen des christlichen Geistes. —"

„Nein," unterbrachen die Stimmen der Aufgeregten, „er lästerte!" —

„Ich beschwöre euch," rief Federigo, „habt Mitleid mit jenen armen Verblendeten, in deren Schooße ihr, kummervoll genug ihre Bräuche theilend, voll Bangen und voll Zagen lebt! Laßt sie die Altäre zu Ehren einer hochbegnadeten Frau mit Zierrath und mit Bändern schmücken! Laßt sie ihr Gebet des Morgens, des Mittags und des Abends wenigstens an Etwas richten, was mit dem Heiland verwandt ist —! Aber Das ist wahr (nun erhob sich die Stimme des Sprechers, von dem man sah, daß ihn die Gesinnungen seiner Umgebung fortrissen), wenn es Maria ist, die uns erlöst und vor Gott vertreten soll, so konnten jene Räuber, die mit dem Giosafat eure Hütten verbrannten, eure Heer-

den raubten, auf ihrer fühllosen Brust getrost ihr Bildniß tragen —!"

Eine freudige Zustimmung ging mit Zornesruf durch die Reihen.

„Wehe einem Kind," fuhr Federigo, aufgeregt und sich nun ganz vergessend fort, „das für seine Bewährung im Leben nur die Nachsicht einer Mutter hat! Nie, nie, wenn auch heute in Spezzano die Lampen brennen werden, nie sollt ihr auf die Fürsprache der Mutterschwäche hoffen! Denkt an die klugen Jungfrauen, die im Dunkeln ihr Oel hüteten und die Lampen nur anzündeten, wenn ihr rechter Bräutigam, der Heiland, kam! Nein, ich sehe es, ihr glaubt nicht an die Wahrheit eines gotteslästerlichen Bildes, das sich in Einer der großen und herrlichen Kirchen Milanos befindet und das einen Traum unsres heutigen heiligen Bernhard darstellen soll —! Zwei Schiffe steuern dem Himmel zu; des Einen Steuer führt der Herr; des andern Maria. Jenes bricht zusammen und seine Mannschaft sinkt in den Abgrund; dieses gleitet sicher dem Hafen des Himmels zu — Maria streckt ihre hülfreiche Hand nach den Scheiternden aus und nun kommen auch sie in den Hafen der Gnade, sie, die mit Christo verloren sein sollen, sie, jetzt nur noch im Angesicht des hülflosen Jesus, erlöst durch Maria —!"

Ein Ausruf des Schreckens über solche Lehren theilte sich selbst Negrino, Hubertus und Paolo Vigo mit.

„Zorn regt sich in eurer Brust?" sprach Federigo — „Eure Blicke sagen: Nimmermehr kann Solches ein Heiliger auch nur geträumt haben! Ihr sprecht: Du von Rom verrathener, von Rom auf das Steuer eines untergehenden Schiffes verwiesener Heiland, du, du bist allein der wahre Führer! Deine Hand streckte sich einst über die Wellen aus und ließ den Verzagenden darüber hinwegschreiten! Der Nachen, den du, du gezimmert hast, Sohn des Zimmermanns, die Flagge, die du als Wahrzeichen aufgesteckt, sie, die dein mit dem Blut beschriebenes Kreuz trägt, sie sollte nicht die glückliche Fahrt, die Einkehr in den Hafen der Seligen gewinnen? Doch wohin verirren wir uns — meine Freunde —! Ihr müßt in eure Wohnungen zurück — müßt wieder sein, was drei Jahrhunderte euch zu sein gezwungen haben — müßt mit den schuldlosen Nachkommen der Mörder eurer Urväter leben. — Vergebt ihnen im Geiste der Liebe und Hoffnung! Versagt euren Priestern nicht die Spenden, die sie noch begehren dürfen! Auch die Spenden der Andacht nicht, die in diesen Ländern üblich sind! Ein Korn reinen Goldes ist immer noch selbst bei dem schlechten Blei der verdorbenen Lehre! Noch ist die Zeit nicht reif, wo der Schmelztiegel Gut und Böse scheiden wird! Aber das Lamm wird bald das fünfte Siegel aufthun, von welchem ich euch oft schon gesprochen habe! Unter den Altären des Himmels werden die Seelen Derer, die erwürgt wurden, um des Wortes Gottes willen zu zeugen beginnen, daß es auf Erden weithin widerschalle! Die Stunde kommt näher —! O, bald wird die Freiheit im Glauben und Denken auch für Italien anbrechen! Auch in diese Thäler wird der Lichtstrahl einer neuen Sonne dringen! Läutert euch für diesen großen Augenblick! Thut das Gute, tragt im Herzen euren reinen Sinn und eure geläuterte Hoffnung! Wenn ich — ach! heute von euch scheide — ja, Geliebte, ich scheide von euch! Es ist das letzte, letzte — Mal." —

Warum mußte nur das Ohr der drei Ankömmlinge und aller in Thränen gebadeten Hörer so gebannt sein vom allgemeinen Schluchzen, Wehklagen, von den Thränen des Redners, daß jene sich still hinter eine der Bluteichen verbargen und die Worte ihres Freundes und Lehrers nicht stören mochten —! Denn nunmehr mußte Hubertus, der Schärferspähende, die erstickte Abschiedsrede Federigos unterbrechen, auf die ihnen gegenüberliegenden waldbedeckten Berge deuten und wie ein Verzückter in wilder Hast rufen: „Besteigt den Nachen Jesu! Rettet, rettet euch!"

Heinrich Laube.

Wie Gutzkow trat Laube zuerst mit Novellen und Romanen in die Oeffentlichkeit, wie Jener ging er dann zum Drama über, dem er jedoch länger treu blieb, wenn er auch von Zeit zu Zeit sich wieder zum Roman wendete. Ueberhaupt hat es den Anschein, als ob diese beiden Hauptgestalten des jungen Deutschlands mit einander gewetteifert hätten, zuerst im freundschaftlichen Verein, später in feindseligem Sinn, der sich öfters mit großer Bitterkeit äußerte, wie denn z. B. Laube von Gutzkow an irgend einem Ort „Der arme Heinrich" genannt wird, „dessen Glück sein Unglück wurde." Freilich fand Laube auch bei andern Genossen des jungen Deutschlands eben so wenig Anerkennung, wie denn Kühne von ihm sagte, er besäße von jeher von den Elementen und Gedanken der Zeit nur das Aeußerliche, das Formselige, den Schneiderapparat. In diesen Aeußerungen spricht aber offenbar persönliche Gereiztheit, denn bei allen Mängeln seiner früheren Schriften war ein bedeutendes Talent doch unverkennbar, das nur deßwegen nicht zur größeren Entfaltung gelangte, weil er sich seinen Vorbildern zu sehr hingab. Dieß giebt sich schon äußerlich in seinem Styl kund, den er Anfangs nach Heine und Heinse, später nach Goethe und Varnhagen bildete, ohne weder Jene noch Diese zu erreichen; namentlich verfiel er, als er sich Varnhagens vornehmen Styl zum Muster nahm, in Ziererei, und seine früher bewegliche Darstellung wurde sogar steif und schwerfällig. In den spätern Romanen wurde sein Styl maßvoller und abgerundeter, doch war er auch in den besseren immer ungleich, bald vortrefflich und bald wieder matt und schleppend. Eine Unart ist namentlich zu tadeln, die nämlich, daß er die französische Wortfolge nachahmt, wodurch das reine Sprachgefühl wie das Ohr beleidigt wird, eine Unart, die sich in Laubes „Hofburgtheater" (Lpz. 1869) in erschreckendem Uebermaß wiederholt. Auch der Inhalt seiner Schriften weist auf Heine und Heinse, und das glühend Sinnliche, man möchte sagen das Faunische, das er auch in späteren Schriften nicht vermied, erinnert ganz vorzüglich an Heinse, dessen Werke er bekanntlich neu herausgab.

Seine erste Prosadichtung „Das junge Europa" (Mannh. 1834—1837. IV.), das in drei Abtheilungen erschien, giebt ein vollgültiges Zeugniß von der Wandelbarkeit seiner Gesinnung; während er in der ersten Abtheilung „Die Poeten" mit dem jugendlichsten Uebermuth Emancipation nach allen Seiten verlangt, den Staat für den Feind des Fortschritts, die Sittlichkeit für Vorurtheil erklärt, die Frivolität seiner Vorbilder Heine und Heinse wo möglich noch überbietet, wird er in der zweiten Abtheilung „Die Krieger" schon viel gemäßigter und die dritte „Die Bürger" erscheint als ein beinahe voller Gegensatz der ersten. Er widerlegt die früher mit Begeisterung entwickelten sozialistischen Ideen und giebt ein treffendes Gemälde der Abirrungen, in welche das junge Deutschland gerathen war. Und wie er in den „Poeten" den sinnlichen Genuß als das Höchste dargestellt hatte, so bezeichnet er in den „Bürgern"

Selbstsucht, Arbeitsscheu, Eitelkeit und Genußsucht als die Quellen der trostlosen modernen Zustände. „Das junge Europa" ist in Briefform geschrieben, welche ganz geeignet ist, den Mangel an epischer Entwickelung zu verdecken, und Gelegenheit giebt, sich über alle möglichen Verhältnisse zu verbreiten. Die Fabel ist im Ganzen bedeutungslos. „Die Krieger", in welchen die Polnische Revolution den Stoff bildet, erhalten nur durch die historischen Thatsachen Interesse, das aber dadurch geschwächt wird, daß der Verfasser für das Unglück des heldenmüthigen Volkes wenig Gefühl und Theilnahme zeigt. Im Ganzen sind die Charaktere scharf gezeichnet. Die breiten Personalbeschreibungen sind aber ermüdend und störend; dagegen verdienen die Schilderungen alles Lob, wenn sie auch öfters das Maß überschreiten. Noch ehe „Das junge Europa" abgeschlossen war, gab Laube „Reisenovellen" (Lpz. 1834—37. VI.) heraus, in denen sich des Verfassers schwankende Gesinnung nicht weniger kund giebt als im jungen Europa; denn wenn er in den ersten Bänden noch als ein übermüthiger, leichtfertiger Geselle erscheint, der Welt und Menschen mit „göttlicher" Keckheit anschaut und behandelt, in seinen Urtheilen anmaßend und übermüthig ist, sucht er in den spätern den vornehmen Herrn zu spielen, womit natürlich zusammenhängt, daß er noch Vornehmeren den schuldigen Respekt erweist. Nur darin bleibt er sich gleich, daß seine Eitelkeit und Selbstbewunderung sichtbar wird. Daß Laube in den „Reisenovellen" in Heines Fußtapfen trat, ob er es gleich in Abrede stellt, geht schon aus dem Titel hervor, doch hat er weder dessen Geist noch dessen Witz. Man begegnet in den beiden ersten Bänden vielen Phrasen ohne Gehalt, manchen bizarren Ausdrücken und seltsamen Gleichnissen, sie bewegen sich meist in frivolen Liebeleien, und wahres Interesse bietet eigentlich nur, was er aus seiner Jugend berichtet. Die folgenden Bände sind werthvoller; in der Schilderung des Wiener Lebens entwickelt er frischen Humor, in der Schilderung Schlesischer Zustände viel Gemüthlichkeit. Auch die Charakteristik berühmter Persönlichkeiten, z. B. Grillparzers und Weissflogs erfreut durch ihre Wahrheit; überhaupt sind des Verfassers Urtheile edler und ernster. Doch finden sich auch in diesen Bänden Bemerkungen über einzelne Personen, die man als Klatscherei bezeichnen kann. Uebrigens hat der Verfasser diesen Bänden einen Titel gegeben, der ihnen keineswegs zukommt, denn sie enthalten in der That keine Novellen, es sind Reiseberichte, Betrachtungen über Städte und Länder, mit untermischten Reflexionen über Politik, Literatur, Religion, überhaupt über Alles, was sich nur mehr oder weniger leicht an die Reiseerlebnisse anknüpfen ließ; das Epische besteht meist nur in der Erzählung seines Zusammentreffens mit irgend einer weiblichen Gestalt, nur einige Male begegnet man einer wirklichen Novelle. Bezeichnend ist es, daß Laube in der Vorrede zum letzten Band der „Reisenovellen" sagt, er habe dieselben nur geschrieben, um beim Publikum Posto zu fassen, er habe dessen Geschmack gehuldigt, um es zu gewinnen, und habe daher nie so geschrieben, wie er schreiben möchte und könnte. Dieß könne aber nur dann geschehen, wenn er seines Publikums sicher sei.

Die „Liebesbriefe. Novelle" (Mannh. 1836) gehören jedenfalls nicht zu den versprochenen besseren Werken; auch „Die Schauspielerin" (Mannh. 1836) zeugte von keinem Fortschritt. Noch weniger kann „Das Glück" (Eb. 1837) Interesse erregen, das uns ganz gewöhnliche Menschen vorführt, die deßhalb schon weniger anziehend sind als die Persönlichkeiten der früheren Schriften, die doch wenigstens etwas Pikantes hatten. Die „Französischen Lustschlösser" (Mannh. 1840. VII.) reihen sich einigermaßen an die Reisenovellen, doch sind sie weit gediegener und bezeichnen überhaupt den Uebergang zu einer ernsteren und würdigeren Auffassung. Sie enthalten die Schilderung der in der französischen Geschichte berühmtesten Lustschlösser der Könige, wobei interessante Scenen aus der französischen Geschichte mitgetheilt werden, die sich in jenen Schlössern zugetragen haben. Daß es auch hier nicht an sinnlichen Schilderungen fehlt, erhellt schon aus der Wahl des Stoffs. Im Roman „Die Bandomire. Kurische Erzählung", (Mitau und Lpz. 1842. II), tritt das poetische Talent des Verfassers anschaulicher hervor. Die Composition ist freilich mangelhaft; der Roman beginnt nämlich mit der ausführlichen Biographie des Vaters, der sich dann die Geschichte seiner zwei Söhne, namentlich des eigentlichen Helden (Stanislaus) anreiht. Allerdings enthält die Geschichte des Vaters sehr bedeutende Motive zu den nachfolgenden Begebenheiten, allein sie werden gerade durch ihre große Ausführlichkeit geschwächt, und sie würden jedenfalls größere Wirkung thun, wenn der Dichter sie in die Erzählung der Hauptbegebenheiten episodisch verflochten hätte, wie Dieß auch in künstlerischer Hinsicht vorzuziehen wäre. Neben diesen Mängeln bieten „Die Bandomire" bedeutende Vorzüge. Sie entfalten eine reiche Fülle von interessanten und gut motivierten Thatsachen; sie bieten ein gelungenes Gemälde der Kurischen Adelswirthschaft im 18. Jahrhundert; die Charakteristik der einzelnen Personen, namentlich die des Helden, ist von großer Anschaulichkeit, die rohe, gewaltthätige Natur dieses Stanislaus, der in allen seinen Handlungen von blinder Leidenschaft geleitet wird, ist mit großer Kraft und Wahrheit dargestellt. — „Der Prätendent" (Lpz. 1842) berichtet über den bekannten Abenteurer Naundorf, der sich für Ludwig XVII. ausgab; aber das Werk ist weder Roman, noch Geschichte, sondern stellt nur Alles zusammen, was sich zu Gunsten des Mannes ausfindig machen läßt und was auf der andern Seite gegen dessen Behauptungen geltend gemacht werden kann. — Von noch größerem Werth als „Die Bandomire" ist die „Gräfin Chateaubriant" (Lpz. 1843. III), die übrigens auch nicht ohne wesentliche Mängel ist. Zunächst ist die zu große Breite zu tadeln, die vorzüglich darin ihren Grund hat, daß der Dichter keinen Gedanken, der ihm in den Sinn kommt, zurückhalten kann. Ferner hat der Dichter den Memoiren der Zeit und sonstigen Ueberlieferungen zu großen Einfluß auf seine Darstellung eingeräumt, was hie und da der poetischen Wahrheit schadet. Deßhalb trägt das Werk an vielen Stellen weniger den

Charakter einer freien Dichtung, als den eines sogenannten Memoirenromans, dieser beliebten, aber unkünstlerischen Form des historischen Romans. Es ist Geschichte im poetischen Gewande, während der wahre historische Roman Poesie in geschichtlicher Hülle sein muß. Wo aber der Verfasser sich frei bewegt, da ist er ganz vortrefflich. Die Charaktere sind mit der größten Sorgfalt und tief psychologischer Wahrheit entwickelt. Die Heldin des Romans, ein sittlich strenges Weib, unterliegt den Bewerbungen des Königs; aber nicht ihre glühende Liebe zu Diesem war der nächste Grund ihres Falls, sondern die rohen Mißhandlungen ihres Gemahls, die unnatürliche Strenge ihrer Mutter, die Verfolgung des Jesuiten Florentin, der Gewalt und List anwendete, um seine leidenschaftlich erwachte Sinnlichkeit zu befriedigen. Erst als der König sie vor allen diesen Gewaltthätigkeiten sicher stellte, siegten Liebe und Dankbarkeit über ihr sittliches und religiöses Gefühl. Aber nachdem sie sich einmal dem Könige ergeben hatte, da lebte sie auch nur in ihm und für ihn. Franz I. war jedoch bei seinem frivolen Leichtsinne nicht geeignet, eine so grenzenlose Hingebung zu begreifen; ob er gleich wirkliche Liebe zu ihr fühlte, ließ er sich doch durch die fortgesetzten Intriguen seiner Mutter und ihrer Anhänger zur Untreue gegen die Geliebte verleiten. Während Diese alle Mißhandlungen ihrer Feinde heldenmüthig ertragen hatte, verlor sie alle Kraft, als ihr die Untreue des Königs zur Gewißheit wurde, und sie kehrte, um ihre Schuld zu büßen, freiwillig zu ihrem Gemahl zurück, der sie vor ein altbretonisches Ehegericht stellt, das sie nach althergebrachtem Recht zum Tod verurtheilen soll. Zwar erscheint der König, um den Spruch zu hindern, aber während dessen Erscheinung die Bretonischen Herrn in vollen Anspruch nahm, leerte sie die Giftschale, die ihr der gräßliche Florentin gegeben hatte. „Qual und Schmach hatte sie standhaft ertragen bis an die äußerste Grenze; nicht um die Krone des Erdkreises hätte sie wieder von Neuem beginnen mögen, und um so weniger, je tiefer sie beim Anblick des Königs empfand, daß sie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe." Eben so tüchtig sind die andern Personen charakterisiert. Der König Franz mit seinem Leichtsinn, seiner Frivolität, seiner Willkür einerseits, seiner Tapferkeit, seinem Sinn für Kunst und Wissenschaft, seiner Seelengröße im Unglück andrerseits, ferner die herrschsüchtige und intrigante Herzogin von Angoulême, Mutter des Königs, die vor keiner Gräuelthat zurückbebt, wenn es sich darum handelt, ihre Zwecke zu erreichen, der Graf von Chateaubriant, der ächte Repräsentant des rohen Bretonischen Adels, der Feldherr Loutrec, Bruder der Gräfin, der berühmte Herzog von Bourbon, den seine Eitelkeit zum Verrath des Vaterlands verleitet, der Dichter Marot, der Bösewicht Florentin mit seinem echt pfäffischen Charakter und noch so viele Andere, alle erscheinen in lebendiger Individualität. Mit großem Geschick sind die Intriguen am Französischen Hofe, die Zusammenkunft Karls V. mit dem gefangenen Franz I. dargestellt und von poetischem Talente zeugen die zahlreichen Schilderungen, namentlich die der Schlacht bei Pavia. — „Der belgische Graf" (Mannh. 1845), eine Schwindler- und Criminalgeschichte aus den Zeiten der Regentschaft mit obligaten Mord- und Hinrichtungsscenen, bietet weniger Interesse und so können wir sogleich zur Besprechung des letzten Romans übergehen. „Der Deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern" (Lpz. 1863—1866. IX) unterscheidet sich von den eben so bändereichen Schöpfungen Gutzkows sehr zu seinem Vortheil dadurch, daß er in der That aus drei verschiedenen Romanen besteht, die der Dichter schon durch die Titel der drei Bücher (Junker Hans — Waldstein — Herzog Bernhard) als selbstständige Werke bezeichnet hat. Zwar sind sie durch einige Verzahnungen mit einander verbunden, manche Gestalten des ersten Buchs finden sich auch in den folgenden wieder, aber sie sind in diesen nur eingeführt, um dem Ganzen wenigstens den Schein der Einheit zu geben, den es in der That nicht hat. Sie hätten eben so gut ohne allen Nachtheil wegbleiben können; aber dann wäre der allgemeine Titel nicht möglich gewesen und Laube wollte doch beweisen, daß er so gut als Gutzkow einen neunbändigen Roman schreiben könne. Hätte er aber diesen Ueberfluß vermieden, so wäre damit Manches gewonnen worden, vor Allem wäre zugleich die allzugroße Breite, die einen wesentlichen Mangel des Romans bildet, wenigstens zum Theil vermieden worden. Ein anderer nicht geringer Nachtheil der erwähnten Composition liegt darin, daß die Wiedereinführung von Persönlichkeiten aus den ersten Abtheilungen die Bedeutsamkeit derselben nur schwächen kann; Dieß ist namentlich bei Junker Hans Starschädel der Fall, der im ersten Buch die Hauptgestalt ist und im letzten als untergeordnete Nebenperson erscheint. Diesen Fehler der Composition abgerechnet, bildet jeder einzelne Theil ein kunstvoll durchgeführtes Ganzes, indem jeder eine für sich abgeschlossene Periode des großen Krieges behandelt. Im ersten bilden die religiösen Kämpfe in Oesterreich und Böhmen den geschichtlichen Hintergrund, im zweiten und dritten die großen Feldherren Wallenstein und Herzog Bernhard von Weimar. Mit sicherem Takt hat aber der Dichter nicht diese geschichtlichen Persönlichkeiten zu Helden der Romane gemacht, sondern frei erfundene Gestalten, im ersten Buch, wie dessen Titel schon besagt, Junker Hans, im zweiten Leo, Wallensteins natürlichen Sohn, im dritten Dietrich de Groot, den Sohn des berühmten Gelehrten Hugo Grotius. An deren Schicksale knüpfen sich die historischen Begebenheiten und die geschichtlichen Personen, so daß diese und die Helden in beständiger Wechselwirkung erscheinen. Wie in der „Gräfin Chateaubriant", so sind auch im „Deutschen Krieg" die Charaktere mit großer Kunst und poetischer Anschaulichkeit gezeichnet, außer den von dem Dichter geschaffenen Gestalten ganz besonders die historischen, im ersten Buch die Kaiser Matthias und Ferdinand, im zweiten der eiserne Wallenstein, im dritten Herzog Bernhard nebst dem Herzog von Richelieu, und wie in jenem Roman entwickelt der Dichter auch in diesem seine Meisterschaft in der Schilderung der Zustände und der einzelnen Begebenheiten; namentlich ist er groß in seinen Schlachtgemälden.

Aus der „Gräfin Chateaubriant".
Brions Brief an Budé.

Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren gewesen wäre. Daher kam uns die Katastrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der starre Eigensinn. Der König ist ein genialer Kriegsmann, er ist ungemeiner Pläne und einer raschen ungemeinen Anstrengung fähig; des Muthes gedenke ich nicht erst, denn der ist ihm zweifellos im höchsten Grade eigen. Aber der König hat zu wenig Uebung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, seine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marsault und ich, hatten nicht viel mehr Uebung als er, und die geübteren wie La Trémoille, La Palisse, Foix-Lescun, Louis d'Ars verstanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehn, und so waren wir innerlichst eigentlich immer ohne Zusammenhang. Das brach schrecklich zu Tage am 24. Februar.

Der Feind rückte schon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Pescaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unsere älteren Führer, den alten Marschall Chavannes La Palisse an der Spitze, schrieen in den König hinein, er solle sich nicht einsperren lassen zwischen Pavia und das anrückende kaiserliche Heer, er solle die Belagerung Pavias für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehen und dort eine feste Stellung einnehmen. Wir jüngern aber waren der Meinung, es stünde uns schlecht an, eine so lange betriebene Unternehmung wie diese Belagerung Pavias vor dem heranziehenden Landesverräther Bourbon aufzugeben, Bonnivet besonders sprach voll kriegerischen Uebermuths dagegen, und der König hatte sich im Voraus verschworen, lieber zu sterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn und verschanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Tessino, welcher dem Feinde den Zutritt zu Pavia versperrte. Dorthin lehnte sich unser rechter Flügel; die Front unseres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben vertheidigt, und unser linker Flügel stützte sich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeschlossen ist. Ach, Budé, dort hab ich neben dem unseligen Herzog von Alençon gefochten. —

Diese Villa, dieser Park, dessen Sträucher und Bäume bereits im hiesigen frühen Frühling zu knospen begannen, ist ein zauberischer Aufenthalt. Sie sind lange der Lieblingssitz der Herzöge von Mailand gewesen und hatten früher nur Dichter und Liebende gesehen und gehört. Zum ersten Male sollten sie die donnernden Kanonenschläge und den mannigfachen Todesschrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrièregarde unseres Heeres und waren am Wenigsten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entscheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch ihres großen Umfangs wegen nicht vollständig zu decken, und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühselig seine Söldner zusammen. Wie thöricht! diese Spanier haben ja in Amerika unerschöpfliche Quellen, man sagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eisenstein; kurz, gegen all unser Vermuthen hatte der Feind die Absicht, gerade durch unsern Park sich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg gezeigt hat, war diese Absicht ganz klug berechnet, denn der König mußte sein verschanztes Lager verlassen, um uns in Mirabello zu unterstützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Bretspiele saß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir schickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen, und freuten uns, daß sich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Pallisaden des alten Galiot de Genouillac, der unsere Verschanzungen geleitet hatte und unsere Batterien befehligte. — Wir Unglücklichen spielten ruhig weiter im Bret, und unsere einfältigen Reiter berichteten auch weiter Nichts, als daß sich der Feind gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos versuche. Während Dessen arbeiteten Spanier mit allen Kräften an unserer Parkmauer, die Kanonade spielte nur auf, um das Geräusch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unserm Erstaunen, es sei eine Bresche von dreißig bis vierzig Toisen Breite in der Parkmauer niedergeworfen, und die spanische Armee ziehe im Sturmschritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie hastig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenseits unserer äußersten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das gieng auch Anfangs vortrefflich, und der Feind schien sich Alles so eingerichtet zu haben, um gliederweise niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in seine Flanke, und der alte Galiot hatte seine Schlünde vom Lager aus musterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überschreiten mußten. Diesen Flügel entlang warf er denn Alles nieder, was der spanischen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Masse nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und die roth aufsteigende Sonne: man sah nur Köpfe und Arme der Spanier fliegen in der breiten Waldschneiße von Galiots Kugeln, ihre Reihen lösten sich und sie liefen zersprengt, nur noch Einer nach dem Anderen, um das kleine Thal hinter dem Flügel zu gewinnen. Da, ach, daß ich es sagen muß! trat die unheilvolle Wendung ein: ich hatte dem Könige anzeigen lassen, daß ich so eben diesseits des Flügels im Park ein spanisches Bataillon zerrissen und einige Kanonen genommen hätte, und der König sah selbst, daß der Feind nur noch einzeln und flüchtig sich zeigte, er hielt also voreilig den Sieg für gesichert, gab seinem Ungestüme vorzeitig nach, stürzte sich mit der Gensdarmerie hervor aus dem Lager zum niederwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire sollen gejubelt haben bei diesem Anblicke, denn der König gab damit nicht nur seine feste Stellung auf, sondern er maskierte auch unser Geschütz dadurch, daß er sich gerade vor ihm herauswarf und es solcher Gestalt selbst zum Schweigen nöthigte. Die Garnison von Pavia benutzte denn auch diesen Augenblick, hervorzubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio de Leyva, der uns so lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen, und schloß sich an den langsam vor uns weichenden spanischen Vortrab, der sich auf die eiligst aufmarschierenden Schlachtreihen Pescaires und Bourbons zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen wesentlichen Vortheil unserer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Muth des Gelingens, und es wäre vielleicht Alles gut geworden, wenn Jedermann seine Schuldigkeit gethan hätte. Leider geschah Das nicht, und leider trat der schreiendste Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon also den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns stieß zu unserer Rechten ein starkes Korps Schweizer, nach diesem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüthe des Landes; zwischen ihm und dem rechten Flügel kam eine verwogene Truppe Deutscher Lanzknechte, gegen 3000 an der Zahl, die letzten Ueberreste der alten Banden aus Geldern und Westphalen, massive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiserhaus hassend allerwege und im Reichsbanne von Kaiser Karl; den rechten Flügel endlich führte La Palisse. So standen wir, ach in meiner letzten Stunde werde ichs noch sehen, wie die Morgensonne über unsere Schlachtlinie vom alten Palisse herüber, der vorgeritten war, um sich umzuschauen, die Reihen entlang schien bis zu dem gleichgültigen Gemahle Margarethens,

der am äußersten Flügel hielt, als denke er bei erster Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über Alle aus der Mitte hervor: die Eine war König Franz, auf dessen prachtvollem Helme und Harnische die Morgensonne mit besonderem Wohlgefallen zu ruhen schien. Wie fröhlich wehten seine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie schrie sein Hengst, aus Tausenden heraus erkennbar. Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauses York in England, den das regierende Haus Tudor gerichtet hatte, und der bei uns die Deutschen Lanzknechte führte, ein finster aussehender langer Herr von erstaunlicher Tapferkeit, dessen Beiname „Weiße Rose" in grellem Widerspruche stand mit der ihm eigenen düsteren Erscheinung. Auf ihn und seine Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erste Angriff des Feindes: Bourbon warf seine Deutschen Lanzknechte auf unsere Deutschen, und diese Leute würgten einander, als ob Bären an einander geriethen. Die unsrigen, von den dazu bestimmten Schweizern nicht unterstützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe „weiße Rose" fiel, und Bourbon konnte sich siegreich gegen unsern rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schicksal war diesem übeln Bourbon fortdauernd günstig, auch unser rechter Flügel ward geworfen, und der alte Palisse hat es nicht erlebt. Sein Pferd ist tödtlich getroffen worden, die Masse ist über ihn hergestürzt und ein neapolitanischer Kapitain hat ihm den Degen abgenommen, ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück solch einer Gefangennehmung beneidend, hat seine Büchse angeschlagen und unseren alten Krieger niederträchtiger Weise erschossen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdessen der König selbst nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze seiner Gensdarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder, immer eine nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen Skanderbeg abstammen soll, und vier, fünf andere Führer des Feindes tödtete er mit eigener Hand; hier war **furia francese, hier war glorreicher Kampf!** Hoch König Franz! schrieen die Seigneurs in seiner Nähe, und mähten und warfen so schön, so gewaltig! es wäre um die Spanier geschehen gewesen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen solche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verstreute wie man eine Hand umwendet gegen zweitausend baskische Büchsenschützen unter seine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterschlacht zu vernichten! und ließ nun diese furchtbar gewandten und wie die Füchse geschmeidigen Schützen schießen und laden, laden und schießen auf unsere glänzendsten Rüstungen und Waffenröcke, daß es nur zu bald ein Entsetzen wurde für Frankreich. Die Kerle sollen bis mitten unter uns gewesen sein, um in größter Nähe unsere Seigneurs von ältestem Kriegsruhme von den Pferden zu schießen, wie man das widerstandslose Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es her, rasch nach einander sah man von den Pferden verschwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt, ein Trémoille ist immer ein halbes Heer, Louis d'Ars, Bajarts Lehrer und Freund, San Sévérino, des Königs Großstallmeister, den Bastard von Savoyen, den Marschall Foix-Lescun, Françoisens zweiten Bruder — nun ist nur Lautrec noch übrig von diesem Kriegsgeschlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch, und es gelang ihm noch Ein Mal, mit voller Wucht vorzudringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hat einen Augenblick in der Mitte ausgesehen, als sei der Sieg noch möglich, aber ach! wie soll ichs beschreiben!! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Oeffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da ward ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer ist, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten, die Lanzknechte seien erwürgt, der rechte Flügel geworfen, La Palisse todt, Trémoille, Foix todt, und die Mitte kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den schwachen Kopf verloren, und sich mit der ganzen Gensdarmerie des linken Flügels zu schmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet, und das entsetzliche **sauve qui peut** hatte die Schweizer neben und hinter mir weggerissen, und ich sah Nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu, und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel die ganze schwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die sich um ihn drängten.

Es entstand ein Gemetzel, denn von rechts und links schwenkte der siegreiche Feind auf diesen unseren letzten Kriegshaufen zusammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entsetzliches in einer Viertelstunde um mich her geschah! Ich sah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel, und der ihn nicht überleben wollte, ich sah ihn barhäuptig, bestäubten, blutigen, starren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer, zuwinken und zurufen, sah, wie sie, Beide den Tod suchend, vorgestreckten Hauptes in die Spieße der Bourbonschen Lanzknechte hineinrannten, und rücklings überstürzten, sah, wie die Schaar um den König gespalten wurde, wie der König, voll Blut von Oben bis Unten, allein focht, wie sein Hengst endlich hoch aufbäumte und mit ihm zusammenstürzte — und ich flog in diesem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Rosse zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Last des Thiers und mußte wehrlos drein schaun, wie Bourbon umherfuchte nach Bonnivet, um ihn zu erschlagen, und wie er lästerte, als er das Racheopfer sich entzogen fand. Der Tod beruhigt: Unglücklicher, hat er ausgerufen, Du bist Schuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen! Als ob Bonnivet ihm gerathen hätte, Landesverräther zu werden!

Als man mich hervorzog war Alles vorbei. Der König hatte sich vom stürzenden Pferde zu befreien gewußt, und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umsonst hatten ihm die Soldaten zugerufen, sich zu ergeben; er hätte das Schicksal La Palisses gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbons, dazu gekommen, und hätte ihn erkannt und angerufen. Er hat ihn gebeten sich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwiedert, daß er mit diesem Verräther Nichts zu schaffen habe und da ist denn Lannoy, der Vicekönig von Neapel herbeigerufen worden, und hat knieend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das seinige dafür dem König bietend.

So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüthe Frankreichs ist dahin: was nicht todt ist, Das ist gefangen, und wir sind unsrer so Viele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges, Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden ist — und die feindlichen Soldaten selbst sind so berauscht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als sei Das alles ein Traum, und als seien wir noch unter unsern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen, und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit, und so eben höre ich, daß der König, damit er dem gefährlichen Enthusiasmus der Deutschen Lanzknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feste gebracht werden solle. Ich schließe, um diese Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unsrer Feinde ist so groß, daß es ihnen gleichgültig ist, was wir darüber in die Heimat berichten. Tröstet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke. Euer Chabot de Brion.

Ferdinand Gustav Kühne.

Gustav Kühne.

Wenn wir in Laube eine bedeutende Wandlung in der ganzen Erscheinung bemerkten, so haben wir dagegen in dem Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, hervorzuheben, daß er sich stets gleich geblieben ist. Denn wenn er auch Anfangs zum jungen Deutschland gehörte, wenn auch nicht im eigentlichsten Sinne, doch durch seine persönlichen Beziehungen und seine Anschauungsweise, so unterschied er sich doch schon in seinen früheren Schriften von den übrigen Genossen wesentlich durch seine größere Milde und Besonnenheit, und die Kluft zwischen diesen und den späteren ist bei Weitem nicht so groß als bei Gutzkow und Laube, obgleich auch bei ihm ein nicht geringer Fortschritt in den Anschauungen und größere Reife des Urtheils wahrzunehmen ist. Als ein wesentlicher Grundzug seines Charakters ist ferner seine echt Deutsche vaterländische Gesinnung zu bezeichnen, die sich über jeden Partikularismus erhebt, und daher auch Nichts von einem „Kleindeutschland" wissen will.

Ferdinand Gustav Kühne, geb. am 27. Dezbr. 1806 zu Magdeburg, besuchte, nachdem er in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht erhalten hatte, das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, und seit 1826 die dortige Universität, wo er sich philosophischen Studien widmete und vorzüglich von Schleiermacher auf das Lebhafteste angezogen, noch mehr aber von Hegel angeregt wurde, in dessen Lehren er mit solcher Liebe und solchem Erfolg eindrang, daß er, nachdem er promoviert hatte, zum Sekretär der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" ernannt wurde, die bekanntlich von Hegel und seinen Anhängern gegründet worden waren. Im Jahre 1835 übernahm er die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt", weßhalb er nach Leipzig übersiedelte, wo er zwanzig Jahre blieb. Im J. 1846 erwarb er von August Lewald die Wochenschrift „Europa", die er bis 1859 leitete. Im J. 1856 nahm er seinen Wohnsitz in Dresden, wo er noch lebt.

Kühnes Bedeutung liegt mehr in seiner langjährigen journalistischen Thätigkeit, und seinen in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften und literarischen Werken veröffentlichten Kritiken als in seinen Romanen; allein ob er gleich mehr Denker als Dichter ist, und die Reflexion in seinen Dichtungen das poetische Element oft zurückdrängt, so zeugen sie doch von großer poetischer Kraft. Seine dichterische Thätigkeit begann er mit einem Bande „Novellen" (Berl. 1831), denen „Die beiden Magdalenen oder die Rückkehr aus Rußland" (Eb. 1833) folgten. Ob er gleich in diesen Dichtungen der Form noch nicht mächtig ist, und er jugendlich stürmisch nach effektvollen Scenen hascht, seine Personen mit Wahnsinn oder überraschendem, von seltsamen Umständen begleiteten Tode endigen, so bieten sie doch manche wahre und interessante Situationen und entfalten schon eine reiche Gedankenwelt. Sein Ruhm gründet sich zunächst auf „Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners (Lpz. 1835), die vielleicht durch Tiecks Novelle „Die Reisenden" veranlaßt wurde, wenn nicht die Vorliebe zu Wahnsinnsscenen, die wir schon oben bemerkt haben, ihn zu diesem Stoffe geführt hat. Die Geschichte ist einfach; der Dichter hat weniger Begebenheiten als Seelenzustände darstellen wollen, was ihm auch wohl gelang. Der Roman bietet eine große Fülle von geistvollen Reflexionen, die sich über die wichtigsten Fragen verbreiten, die er im Sinn und Geist des jungen Deutschlands behandelt, ohne jedoch auf die Abwege zu gerathen, die bei andern Genossen der Schule so grell hervortraten. Unter den Ideen, die er mehr oder weniger ausführlich behandelte, sind diejenigen bemerkenswerth, welche er dem Pastor Faigenheim in den Mund legt, weil sie mit denen auf merkwürdige Weise übereinstimmen, welche später von Moleschott und Büchner systematisch entwickelt wurden. Aehnliche Gedanken finden sich übrigens auch in des Verfassers „Weiblichen und männlichen Charakteren". Von scharfem kritischen Blick, so wie von gebildetem Geschmack zeugen die Urtheile über Goethe, Schelling und Hegel, über den er sich mit überwallender Begeisterung ausspricht. Einzelne Situationen sind trefflich erdacht und ausgeführt; die meisten Gestalten sind mit großem Talent individualisiert. Das Ganze ist aber zu düster und unheimlich, als daß es Wohlgefallen erregen könnte. — War in der

„Quarantaine" die Reflexion vorherrschend, so trat sie in den „Klosternovellen" (Lpz. 1838. II) gegen das epische Element mehr zurück, oder, richtiger gesagt, es gelang dem Dichter, die Reflexion mit dem epischen Element harmonisch zu verbinden. Ueberhaupt ist in „Raoul" ein großer Fortschritt in der künstlerischen Behandlung sichtbar, und es stehen in dieser Hinsicht die folgenden Romane diesem bedeutend nach. Wie später Gutzkow im „Zauberer von Rom", stellt Kühne im „Raoul" den Gegensatz des einfachen, opferungsfähigen, überzeugungsvollen Katholizismus und des jesuitischen Papstthums dar, jenes durch den ehrwürdigen Genfer Bischof Franz von Sales repräsentiert, der auch als Priester Mensch geblieben ist, dieses durch den Jesuiten Armand, der jedes menschliche Gefühl mit Füßen tritt, weil er nur für den Orden und dessen herrschsüchtige Zwecke lebt. Die unheilvolle Wirksamkeit des Jesuitismus ist nach allen ihren Seiten auf das Glücklichste dargestellt; der Dichter zeigt, daß er sich nicht nur den Staat unterwerfen, sondern auch jeden Einzelnen beherrschen will; es ist der Jesuitismus in seinem innersten Wesen, in seiner ganzen auf geistige Unterdrückung der Menschheit abzweckenden Idee aufgefaßt und an den Schicksalen Raouls zur lebendigen Anschauung gebracht. Dieser erscheint in wirkungsvollen Conflikten. Mit Antonien aufgewachsen, die er für seine Schwester hält, erfährt er, daß er nicht ihr Bruder ist. Die warme Neigung der Beiden wird zur leidenschaftlichen Liebe, er entflieht aus der bischöflichen Wohnung und entführt Antonien aus dem Kloster, in das sie aufgenommen worden war. Als er schon die Ehe vollzogen, erscheint ein alter Freund seiner Mutter und berichtet, daß Antonie zwar nicht die Tochter von Raouls Mutter, aber die von dessen Vater sei. Die entsetzliche Nachricht raubt ihm seine ganze Kraft; sein Vater Armand gewinnt die unbeschränkteste Herrschaft über ihn und verleitet ihn, in den Orden zu treten, indem er ihn hoffen läßt, daß er in demselben Ruhe und Vergebung der unwissentlich begangenen Sünden finden würde. Mit Eifer widmet er sich seinem Priesterberuf und wirkt mit dem größten Erfolg, obgleich nicht im Geiste des Ordens. Da erfährt er, daß Antonie in der That doch nicht seine Schwester sei; sein Vater hatte ihn mit Absicht in diesem Glauben gelassen, um ihn ganz in seiner Gewalt zu haben. Jetzt, da sich Raoul von Schuld frei fühlt, gewinnt seine Seele wieder alle Kraft, er sucht die Geliebte auf, aber diese ist Nonne geworden und fühlt sich in den Klostermauern glücklich. Um ihren Frieden nicht zu stören, entsagt er seiner Liebe. Im Glauben Calvins aufgewachsen, und diesem innerlich immer treu geblieben, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, sucht er seine Glaubensgenossen wieder auf und beschließt sein Leben in ihrer Mitte. Den historischen Hintergrund bilden die letzten Lebensjahre Heinrichs IV. und dessen Liebesverhältniß mit der Marquise von Verneuil, deren leidenschaftliche Liebe mit den glänzendsten Farben geschildert ist. Eben so trefflich ist das innige Freundschaftsverhältniß des Königs mit dem wackeren Sully und die Ermordung Heinrichs durch Ravaillac geschildert. Nicht weniger gelungen als die Charakteristik der beiden großen Männer ist auch die der andern Gestalten, der liebenswürdigen und milden Nonne Clementine, des tollen Barfüßermönchs, der, sich wahnsinnig stellend, die schauerlichen Geheimnisse des Klosterlebens offenbart, des Juden Thomassin, dieses echten Repräsentanten des bedrückten Volkes, das bei allem Elend und Druck seinem Glauben unentwegt treu bleibt, des Königsmörders Ravaillac, überhaupt aller Personen, die uns der Dichter vorführt.

„Die Rebellen von Irland. Novelle" (Lpz. 1840. III) stehen den „Klosternovellen" in künstlerischer Beziehung weit nach; die Composition ist viel mangelhafter, das Ganze weniger abgerundet. Das historische Element drängt das romantische zurück und dieses ist zersplittert und unübersichtlich. Von den vielen Fäden, die der Dichter anlegt, werden manche ganz vernachlässigt; die Seelenzustände sind weniger scharf gezeichnet als die in den Klosternovellen, dagegen sind die politischen und kirchlichen Kämpfe mit großer Kunst vergegenwärtigt. Ueberhaupt sind die irischen Zustände mit lebendiger Anschaulichkeit dargestellt, der Nationalcharakter der Irländer mit ihrem Sinn für das Poetische und Religiöse, mit ihrer unbesieglichen Vaterlandsliebe, ihrer Erregbarkeit, ihrem Hang zu Abenteuern und ihrem eigenthümlichen Humor ist vortrefflich aufgefaßt. Ueberhaupt ist das Detail meist äußerst glücklich und Manches ist von ergreifender Wirkung. z. B. die Erzählung eines alten Wildschützen von seiner Armuth und seinem Elend, von der Grausamkeit, die ihn zum Morde trieb; und rührend ist es, wenn er berichtet, daß er, von der entsetzlichsten Noth bedrängt, nach Dublin zieht, um sich den Gerichten auszuliefern, von seiner ganzen Sippschaft begleitet, die ihn zum Tod begleiten will. Die historischen Charaktere sind großartig angelegt und ausgeführt; so Lord Castlereagh, dessen Erscheinung offenbar nach seiner spätern Wirksamkeit construiert ist. Unter den erfundenen Gestalten ist die Tochter des Kapitains Bally am Eigenthümlichsten aufgefaßt. Als Knabe erzogen, hat sie lang keine Ahnung, daß sie ein Mädchen ist, bis die Liebe ihr dieß zwar nicht zuerst entdeckt, aber sie doch zuerst zum Bewußtsein ihres Geschlechts bringt. Wie in der Composition, so stehen die „Rebellen von Irland" auch in der Darstellung dem „Raoul" nach. Der Styl ist oft gesucht, oft steif, oft durch geschmacklose Bilder verunstaltet. — Die „Drei Novellen" (Lpz. 1850) erwähnen wir nicht, da sie nach dem Französischen bearbeitet sind. Selbstständig dagegen sind „Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert (Ff. 1855). Auch dieser Roman ist in der Composition mangelhaft, was schon daraus ersichtlich ist, daß die Vorgeschichte das letzte von den drei Büchern bildet, aus denen er besteht, was unter anderm den Nachtheil hat, daß manche Wiederholung nothwendig wird.*) Die biographische Form giebt dem

*) Dieses dritte Buch erschien zuerst allein in der „Penelope" von 1845 unter dem Titel „Mormona, die Waldenserin".

Dichter allerdings Gelegenheit, sich über die verschiedenartigsten Verhältnisse zu verbreiten; allein, wenn diese auch geistvoll behandelt sind, so stören sie doch die epische Entfaltung. Ueberhaupt ist das Ganze mehr eine Reihe von einzelnen Skizzen als ein kunstvoll gegliedertes Ganzes. Unter diesen Skizzen sind manche allerdings von großer Vortrefflichkeit, so gleich Anfangs die „Waldidylle", die Schilderung der kleinen Deutschen Höfe, der Theaterzustände, die Charakteristik Wielands, Lavaters mit seiner Physiognomik, der Gräfin Branconi, des berüchtigten Grafen St. Germain. Ist die biographische Anlage an sich bedenklich, so wird sie noch bedenklicher, wenn sie als Selbstbiographie erscheint, was zu vielen Unwahrscheinlichkeiten veranlaßt. So ist es geradezu unmöglich, daß sich ein älterer Mann an Alles erinnere, was er als Knabe gesagt oder gehört hat. Der Roman hat übrigens eine culturhistorische Tragweite, er will die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften im vorigen Jahrhundert, der Rosenkreuzer und Freimaurer in ihrem Zusammenhang mit dem Jesuitismus zur Anschauung bringen, aber es kommt Dieß zu keiner rechten Klarheit.

Aus den „Klosternovellen".

Als die Morgensonne durchs Fenster lugte, stand Raoul mit dem Bettelmönch eifrig flüsternd im Gespräch. Antoinette lag noch auf ihrer Ruhestatt in die Decken gehüllt; entweder schlief sie noch oder scheute sich vor dem hellen Licht des Tages. „Ihr seid nicht das erste Paar, das ich traue und ehelich einsegne!" sagte der Mönch und wies auf seinen glatten Scheitel, „bin ordiniert, bin qualificiert, weiß Bescheid mit allen sieben Sachen, bin altkatholischer Priester."

„So nimmst Du unser Gelöbniß an," sagte Raoul „und giebst uns den Segen als ehelich Verlobten?"

„Laßt mich nur machen!" beruhigte der Alte und gieng ins Nebengemach, allerlei Geräthschaften zusammensuchend. „Ich wußte Das, ich kenne den Lauf der Natur!" murmelte er von Zeit zu Zeit vor sich hin.

Raoul war zu Antoinettens Lager getreten. Ihr schlafendes Antlitz lag zu ihm gekehrt, und wie er sich über sie bückte, um sie mit dem Kuß der Liebe zu wecken, blickte sie auf, denn sie schlief nicht mehr und lachte ihm mit der ganzen Lust sehnsüchtiger Wünsche still entgegen. Ihre Stirn und Wange war sehr blaß, aber die Lippe war voller aufgeblüht über Nacht, und in ihren Augen brannte noch ein funkelndes Licht wie jener wunderbare Stein, der sich von den Strahlen der Sonne durchleuchten ließ, auch nachher im Dunkel den eingesogenen Glanz noch von sich strahlt. Raoul stand im Abglanz seiner eignen Liebe, wie ihn Antoinettens Augen überstrahlten. Sie streckte die verlangenden Arme zu ihm hin, er kniete nieder, und unter seinen Küssen flammten auch ihre Wangen wieder auf.

Die Stimme des Bettelmönchs ertönte aus dem Seitencabinet. Er hatte der offenen Thür gegenüber einen alten Betstuhl nebst Pult mit dem Crucifix zurecht gerückt und zwei Kerzen angezündet. Antoinette war aufgestanden und schmiegte sich an Raouls Arm, der sie dem Gesalbten des Herrn zuführte. „Ihr seid nicht bräutlich angethan, Kinder, aber es thut Nichts!" sagte der Alte, „ich bin Euer Priester und Gott ist allerwegen, wo sich treue Herzen finden. Tretet vor mich hin, daß ich Euch den Segen gebe, der Euch bindet von nun an bis in alle Ewigkeit. Auch ohne Zeugen sollt Ihr hier rechtskräftig zusammengethan werden, seid Ihr doch durch kein Gelübde im Kloster gebunden."

Das junge Paar stand vor ihm auf der Schwelle und der Mönch begann seine Sprüche. Da öffnete sich vom Flur her die Thür und ein langes schwarzbraunes Gesicht blickte durch die Spalte. Entweder hatte Caro schlecht Wache gehalten, oder es war eine befreundete Erscheinung, der er den Eintritt nicht wehren mochte. Ein Staunen, das sich des Eintretenden bemächtigte, bannte fast seinen Fuß, als er ihn ins Zimmer setzte. „Nur sachte näher, Gevatter," rief ihm Bruder Kilian zu, „wir können hier einen Zeugen brauchen, und wenn Ihr auch ein schlechter Christ seid, so seid Ihr doch ein guter Mensch. — Aber beim heiligen Patrik! Ihr kennt Euch ja allesammt" —

Raoul war dem Fremden entgegengestürzt. „Jacotot", rief er laut, „Jacotot!" und auch Antoinette begrüßte den alten Bekannten.

Es war wirklich der treue Diener aus der Provence. „Kinder!" rief er, und suchte vergeblich nach Worten. Jahre waren verstrichen, seitdem man sich nicht gesehen, statt der Kinder umarmte ihn ein Jüngling, drückte ihm eine Jungfrau die Hand. „Seit drei Tagen bin ich hier in der Gegend," sagte er endlich, „der fromme Bruder hier nahm mich auf und gab mir Obdach. Es ließ mich nicht länger ruhig in der Provence, ich mußte Euch sehen, hören, wie es Euch geht im Kloster. Gestern Abend schlich ich in den Hof des Bischofs, da hört ich die wunderlichsten Dinge, das Gewitter brach los, das Nonnenkloster stand in Brand, der Tumult der Leute zog mich mit fort. Die junge Novize, Antoinette, sei in ihrer Zelle verbrannt, hieß es, Andere schrieen, sie sei entflohen. Der Eine Flügel des Gebäudes stand in Flammen, ich legte Hand mit an und war der Erste oben auf der Leiter, nachdem der Regen das Feuer gelöscht. Mehrere Zellen waren heruntergebrannt, Antoinette war nirgends zu finden. Nun glaubte ich fast an Flucht, aber dumpf und ungewiß kam ich hieher zurück, und suchte mein Lager hinten unter dem Dache. Erst heut früh erkannte ich Caro, der vor der Thür lag. Sagt, wie hat sich Das alles begeben? Ich bin stumm und staune!"

„Bote aus der Heimat!" rief Raoul, „Bote des Himmels sollten wir Dich nennen, lieber, getreuer Freund. Du sollst uns leiten, wir wandern mit Dir. Schreckliche Dinge haben sich ereignet, die unser ganzes Dasein umgestalten. Wisse nur so viel, Antoinette ist nicht meine Schwester, wie ich, wie Du, wie wir Alle geglaubt, sie ist meine Braut, hier Bruder Kilian segnet den Bund unserer Herzen. Ja staune nur, Jacotot, es hat sich Alles wahrhaftiglich ereignet. Dem Kloster sind wir entflohen, wir beginnen ein neues weltliches Dasein, von den Menschen vielleicht verfolgt, aber von Gott beschützt."

„Du nicht Antoinettens Bruder!" starrte ihm Jacotot entgegen, — „Antoinette Deine Braut!"

„Ja doch," sagte Raoul, „wer will darüber gebieten, wer anders als die Stimme unserer Herzen! Wohl weiß ich daß wir als Geschwister aufwuchsen, hat uns Mutter Giovanna doch immer als ihre Kinder gehalten, aber sie selbst gestand es dem Bischof in dem Briefe, daß sie uns getäuscht. Ich las den Brief, ich las ihn, sie hat es beschworen, daß Antoinette nicht ihr Kind ist. Was willst Du, Jacotot? Was soll Dein starrer Blick?"

Jacotot war leichenblaß, die buschigen Brauen zogen sich dichter über seine Augen zusammen. So stand er mit gesenktem Haupte, als wenn ein Geheimniß ihn niederdrückte. Raoul ergriff ihn an der Brust, als wollte er das Gefäß schütteln, bis sein Inhalt überschäumte. „So muß ich denn den Zufall, der mich hergesandt, um Euer Bündniß zu stören, für eine heilige Fügung halten!" sagte Jacotot. „Wenn Giovanna gestand, daß sie nicht Antoinettens Mutter war, so hat sie gesagt, was wahr ist, aber nur, was sie wußte. Laß Deine Hand von mir, Raoul, was willst Du gegen mich wüthen? Kennst Du mich nicht als

den treubewährten Freund Eures Hauses? Als der Retter Deines ewigen Seelenheils bin ich hier erschienen, denn noch ist ja das Schreckliche nicht geschehen, noch steht der Priester da, noch seid Ihr nicht verbunden. Giovanna war nicht Antoinettens Mutter, aber Ihr seid dennoch Geschwister, Ihr habt einen gemeinschaftlichen Vater. Er lebt, er war in der Heimat jetzt wieder, ich sollte Euch seinen Gruß im Geheimen bringen. Was ist Euch, ist die Kunde nicht fröhlich, bin ich nicht zeitig genug erschienen, — Heiland der Welt!"

Antoinette war laut schreiend zu Boden gesunken, Raoul schlug die Hände vor sein Gesicht, und kniete in schrecklicher Bewegung nieder. Die Stille, die eintrat, war qualvoll. Jacotot starrte vor sich hin, der Gedanke, die Botschaft sei zu spät gekommen, fuhr wie ein Blitz durch sein Gehirn. „Sei uns die gesammte Schaar der Heiligen gnädig!" sagte Kilian Maurus erschüttert, und wandte sich zu Antoinetten, die leblos am Boden lag. „Laßt mich allein mit dem Mägdlein, ich will sie ins Leben rufen. Ihr aber flieht, flieht, so weit Ihr könnt!" Jacotot bemächtigte sich Raouls, er umfaßte ihn mit seinen starken Armen, um ihn fortzuschaffen. Raoul hatte keinen Willen, keine Kraft mehr. Der gellende Schrei: „Meine Schwester?" entfuhr noch seiner zitternden Lippe, als er mit Jacotot durch die Thür verschwand.

Theodor Mügge.

Theodor Mügge, geboren am 8. November 1806 zu Berlin, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt; da ihm aber diese Laufbahn nicht zusagte, trat er in die Artillerieschule zu Erfurt, wo er sich 1825 entschloß, nach Peru zu reisen, um unter Bolivar für die Freiheit des Spanischen Amerika zu fechten. Doch erfuhr er schon in London, daß die Spanier vertrieben seien und er kehrte über Paris nach Berlin zurück, wo er sich mit Eifer naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und philosophischen Studien widmete, um sich für eine Stellung an einer Universität vorzubereiten. Als er aber, durch die Julirevolution des Jahres 1830 veranlaßt, zwei politische Flugschriften „Frankreich und die letzten Bourbonen", und „England und die Reform", veröffentlichte, erregte er das Mißfallen der Preußischen Regierung in so hohem Grade, daß er jede Aussicht auf eine Staatsanstellung verlor; ja es wurde sogar der Censor, der den Druck erlaubt hatte, seines Amtes entsetzt. Er widmete sich nun ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit, nahm an mehreren Zeitungen Antheil, erfuhr aber mancherlei polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen, namentlich seit er die Preußischen Censurverhältnisse in einer kleinen Schrift einer scharfen Kritik unterworfen hatte. Er starb am 18. Februar 1861 nach kurzer Krankheit an der Kopfrose.

Man kann von Mügge nicht sagen, daß er genial sei, aber er besitzt ein sehr bedeutendes Talent, das von einer ihm angeborenen großen Ruhe und Mäßigung wesentlich unterstützt wird, die ihm auch dann nicht untreu wird, wenn er Verhältnisse und Personen schildert, an denen er bei seiner entschiedenen Gesinnung lebhaften Antheil nimmt. Er zeigt sich nämlich in seinen Dichtungen stets als einen begeisterten Freund der Unterdrückten, bei welchem Volk, in welchem Land und in welchen Staatsverhältnissen es auch sein mag, und es sind diejenigen seiner Romane auch ohne Vergleich die gelungensten, in denen er die Sache der Humanität gegen rohe Unterdrückung oder diplomatische Falschheit vertritt. Er entnahm seine Stoffe zum Theil aus der Geschichte der Länder, die er bereist hatte und mit deren Zuständen er genau vertraut war, so daß seine Romane dadurch eine seltene Objectivität erhalten. Besonders gelingen ihm die Schilderungen merkwürdiger Gegenden und Lebensverhältnisse, die er mit eben so viel Wahrheit als poetischem Sinn darstellt. Doch liegen seinen Romanen nicht bloß eigene scharfe Beobachtungen zum Grunde, sondern auch gründliche Studien über die Länder, in die er uns einführt, über die von ihnen bewohnten Völker und deren Geschichte, Sitten und Gebräuche, und er weiß die Ergebnisse dieser Studien mit großem Geschick zu verwerthen, sie poetisch zu beleben und mit seinen Erfindungen in die natürlichste Verbindung zu bringen, wobei er eine fruchtbare Erfindungsgabe und ein großes Erzählungs- und Darstellungstalent entfaltet.

Seine ersten Romane „Der Chevalier" (Lpz. 1835. III), „Die Vendéerin" (Eb. 1836. II) und „Toussaint" (Stuttg. 1840. III) zeichnen sich schon durch eine große Kunst der Exposition und der Entwickelung, so wie durch die lebhaften Schilderungen der Lokalitäten und

durch scharfe Charakterzeichnung aus. Die Herrlichkeit der Tropengegenden könnte nicht anschaulicher, kaum mit größerer Farbenpracht geschildert werden, als Dieß im „Chevalier" und in „Toussaint" der Fall ist, wenn er sie auch aus eigener Anschauung gekannt hätte. In diesen beiden Romanen erzählt er die Freiheitskämpfe auf S. Domingo, wobei er die Eigenthümlichkeiten der sich auf das Bitterste hassenden Weißen, Mulatten und Neger in meisterhaften Zügen darstellt. In „Toussaint" ist der Held mit eben so viel Liebe als Treue und poetischer Kraft gezeichnet; der große Mann bildet mit seiner Milde und Weisheit, seinen ausgebreiteten, im Sklavenzustand durch eisernen Fleiß erworbenen Kenntnissen, mit seinem Blick, mit dem er selbst Thiere bändigt, seiner Energie und seiner unerschütterlichen Ueberzeugung, daß er den Schwarzen die Freiheit zu bringen habe, mit der Gewalt seiner Rede den großartigsten Kontrast zu dem kühnen Ungeheuer Dessalines und dem tapfern Mulatten Rigaud, denn er ist, was sie nicht sind, auch ein großer Staatsmann und ein großer Feldherr. Durch schmählichen Verrath wird er gefangen und nach Frankreich abgeführt, wo er im Kerker stirbt, aber da auch groß und größer als sein glücklicherer Gegner Napoleon. In der „Vendéerin" schildert der Dichter die Kämpfe der Republikaner gegen die von dem Adel und den Pfaffen aufgestachelten Bauern, wobei er eine lobenswerthe Unparteilichkeit an den Tag legt, denn so sehr er auch mit den Ideen der Freiheit sympathisiert, so ist er doch gegen die Unmenschlichkeiten der Republikaner nicht blind und auf der andern Seite läßt er den Heldengestalten unter dem Adel und den Bauern die lebhafteste Anerkennung widerfahren, so wie er auch den Einfluß der Geistlichkeit mit lebendigen Farben schildert, wobei es ihm in trefflicher Weise gelingt, die merkwürdige bei Schwärmern so häufig vorkommende Mischung von redlicher Ueberzeugung und bewußtem Betrug zur Anschauung zu bringen. In „Jakobs letzten Tagen" (Eisleben 1850) schildert der Dichter die Kämpfe des englischen Volks um die Verfassung gegen die Anmaßungen der königlichen Gewalt. Der Fall des Königs wird mit historischer und poetischer Wahrheit dargestellt. Der bei Fürsten so häufig vorkommende Glaube an die Heiligkeit ihrer Person und Stellung war bei Jakob bekanntlich im höchsten Grade ausgebildet, und Dieß hat der Dichter mit großem Geschick in seinem Charakter entwickelt. — Einer der besten Romane Müggés, wenn nicht sein bester, ist „Afraja" (Ff. 1854). Die Verwickelungen und Conflikte sind sehr glücklich erfunden und eben so glücklich gelöst; denn wenn auch Manches an das Wunderbare streift, so ist es doch keineswegs unmöglich, wie z. B. die Rettung des Dänischen Offiziers Dahlen, der von dem alten Niels ins Meer gestoßen und bis zum Schluß des Romans für todt gehalten wurde, wo er plötzlich erscheint, um seinen Freund Johann von Marstrand zu retten. Im Ganzen sind die Conflikte sehr gewöhnlich, wenn man will, aber sie sind mit großer Meisterschaft behandelt und gelöst, die Exposition ist vortrefflich; wir werden in derselben in das Land mit seinen großartigen Schönheiten, die er auf das Lebendigste schildert, eingeführt und mit dem Volke, seiner Heimatsliebe und seinen Beschäftigungen bekannt gemacht. Das Lokal ist das äußerste Norwegen, wo sich die christlichen Normänner mit den heidnischen Lappen berühren, die sich gegenseitig auf das Bitterste hassen. Zwischen ihnen steht der edle Däne Marstrand, der sich der unterdrückten Lappen annehmen will, aber in seinen Bemühungen scheitert, und nur durch die unerwartete Erscheinung seines Freundes Dahlen, wie schon angedeutet, von einem schmählichen Tode gerettet wird. Während in der Exposition das Leben und Treiben der untergeordneten normännischen Bevölkerung geschildert wird, ergreift der Dichter in der Ausführung des Romans jede Gelegenheit, auch das Treiben der Normännischen Handelsleute und Gutsbesitzer, so wie die Zustände der Lappen zu schildern, deren Göttersagen bei passenden Anlässen mitgetheilt werden. Neben Marstrand steht Afraja, ein Häuptling der heidnischen Lappen, der durch die Energie seines Charakters, noch mehr aber durch den Glauben an seine Zaubergewalt das höchste Ansehen bei den Seinigen gewonnen hat und es dazu zu benutzen sucht, ihnen das geraubte Land und die Freiheit wieder zu erwerben, wobei er aber zu Grunde geht. Denn das furchtsame Volk ist den tapfern und hartherzigen Normännern nicht gewachsen, die sich eine Art Unabhängigkeit von der Dänischen Krone zu verschaffen gewußt haben und dieselbe auf die härteste Weise gegen die schwachen Lappen mißbrauchen. Afraja erleidet zwar den Feuertod, dem er eben so muthig entgegengeht, als er die grausame Behandlung während seiner Gefangenschaft muthig erduldet hatte; allein sein Tod wurde doch Veranlassung, daß die tyrannischen Behörden abgesetzt und menschlichere Gesetze eingeführt wurden und darin, wie in der endlichen Verbindung Marstrands mit der geliebten Ilda liegt der versöhnende Abschluß des Ganzen. Die Charakterzeichnung ist vortrefflich, besonders glücklich ist außer den schon erwähnten Personen der schlaue und durch fortgesetzten Betrug reich gewordene und zu hohem Ansehen unter den Norwegern gelangte Niels Helgestad gezeichnet, dessen Habsucht nur von seiner Hartherzigkeit übertroffen wird, die vor keinem Verbrechen zurückschaudert. Nicht weniger trefflich ist der gewandte, aber der abscheulichsten Nichtswürdigkeit fähige Skorenskriver Paul Petersen geschildert, der selbst den schlauen Niels zu betrügen vermag. Mit großer Liebe und Wahrheit sind die weiblichen Charaktere gezeichnet, die liebenswürdige Tochter Afrajas, die an ihrer Liebe zu Björnarne, dem Sohne Helgestads, zu Grunde geht, wie auch Dieser durch die satanische Bosheit Paul Petersens ein tragisches Ende nimmt; die edle und kräftige Ilda, die Tochter Helgestads, die ihre Liebe zu Marstrand mit der großartigsten Selbstüberwindung bekämpft, bis ihr das Unglück des Geliebten das Geständniß ihrer Neigung entreißt.

Dem „Afraja" ebenbürtig ist „Erich Randal". Historischer Roman aus der Zeit der Eroberung Finnlands durch die Russen im J. 1808 (Ff. 1856 II.), worin wieder der Kampf eines freien Volkes mit seinen übermüthigen

Unterdrückern und der Einfluß der dynastischen Interessen mit genauer Kenntniß der Verhältnisse dargestellt wird. Die Charakteristik ist wie bei den übrigen Romanen Mügges eben so überlegt als poetisch wahr, namentlich sind die beiden Hauptpersonen hervorzuheben, Erich und Otho, die auf verschiedenem Wege und durch verschiedene Mittel ihr Volk der Freiheit und Bildung zuführen. Vortrefflich ist der Gegensatz der Finnen und Russen zur Anschauung gebracht. Der Roman „Täuschung und Wahrheit. Eine Geschichte aus dem Leben" (Prag 1859) ist ein vortreffliches Familiengemälde. „Arvor Spang" (Ff. 1860. II), schildert den Kampf der Patrioten in Norwegen gegen die Schwedische Partei, die aus persönlichen Rücksichten und in der Hoffnung, die Gunst des Königs zu erwerben und hohe Stellen oder andere Gnadenbezeugungen zu gewinnen, die Freiheit ihres Volkes beschränken, die Rechte des Königs vermehren wollte. Die romanhafte Liebesgeschichte ist mit den geschichtlichen Thatsachen, die nur als Hintergrund erscheinen, glücklich verschmolzen. — „Der Prophet. Histor. Roman aus dem Bauernkriege" (Lpz. 1860—61. III) hat nicht die klare Uebersichtlichkeit des „Afraja", aber wohl dessen Vorzüge der scharfen Charakteristik und lebendigen Schilderung. Es werden darin alle Repräsentanten der verschiedenen Parteien vorgeführt, der edle Geyer, den wir schon aus dem Drama Fischers kennen und den auch Hoefer in einem Roman behandelt hat, wie wir später sehen werden, ferner der intrigante Markgraf Kasimir von Brandenburg, der üppige Bischof von Würzburg, der wilde und grausame Truchseß, der an neuen Mitteln stets reiche Wendelin Hipler, der kräftige, aber auch rohe Jakob Rohrbach, der Schwärmer Karlsstadt u. A. m. —

Mügge schrieb endlich auch eine große Zahl von Novellen, die theils einzeln, oder in Taschenbüchern, theils gesammelt erschienen, Novellen und Skizzen (Berl. 1839. III), Gesammelte Novellen (Lpz. 1842—43. III); Neue Novellen (Hann. 1845. III). Sie bieten meist eine freie und gesunde Anschauung der verschiedensten Lebensverhältnisse, sind reich an feinen Beobachtungen; die Verwickelungen und Situationen gewähren volles Interesse, die Schilderungen sind warm und kräftig, die Gespräche anmuthig und geistreich. Besonders gelingt dem Dichter die Darstellung des beschränkten Familienlebens, wie in „Liebe in alter Zeit"; bedeutend ist auch „Die schwarze Dame". Unter ihnen nimmt „Leben und Lieben in Norwegen" (Ff. 1858. II) unstreitig den ersten Rang ein; es enthält vier meisterhafte Erzählungen, in welchen das Leben in Norwegen mit der ganzen Kraft und Frische seines Talents zur lebendigsten Anschauung gebracht wird.

„Aus Afraja".

Es sind jetzt mehr als hundert Jahre vorübergegangen, als an einem trüben Märzmorgen ein großes Schiff durch die wunderbaren Felsengewinde (des nördlichen Norwegens) steuerte. Das Schiff war eine Nordlandsyacht der stärksten Art, wie sie noch heut vom äußersten Kap herunter aller Orten nach Bergen fahren, zweimal jeden Sommer den Kaufleuten dort ihre Fische und ihren Thran bringen, und vollgepackt den ungeheuren Bauch voll Lebens- und Leibesnahrung und Bedarf, zu den meerumrauschten Klippen zurückkehren. Aus der Mitte des Schiffes ragte der stumpfe Mast auf; vorn lief der Schnabel zu merkwürdiger Höhe, hinten stand ein hohes Kajütenhaus, wo an starken Pfosten und Eisenringen die Ecke des gewaltigen, vierkantigen Segels befestigt war, unter dessen Druck die Yacht rauschend durch die Wogen schnitt. Als der Tag höher heraufstieg, lichteten sich die kalten Nebel und endlich lief ein matter, schnellsterbender Sonnenglanz über die hohen Fjelder und die Gletscher, welche diese krönten. Aus den Meeresfluten stiegen wunderbare narbige Felslager auf, seltsam anzuschauen, nackt und zackig, an denen die Flut sich brach und weiß aufschäumte. Windstöße stürzten von den Felsen nieder, oder kamen plötzlich aus dem Innern der Fjorde, wo Nacht und Nebel noch rangen. Sie hoben die Spitzen der Wellen ab und zerstäubten diese in Regenschauern, während die Yacht, schwerfällig tief zur Seite geneigt, unter den Schlägen zitterte, die sie unaufhörlich empfieng.

Am Steuer dieses plumpen Fahrzeuges stand ein junger Mann, der mit seinen hellen blauen Augen die Riffe und Klippen beobachtete, durch welche das Schiff in zahllosen Wendungen sich fortbewegte. Seine nervigen Hände lagen fest auf dem Ruder, sein starker Körper war leicht daran gelehnt und mit der Miene der Unbesorgtheit und froher Erwartung leitete er das große Fahrzeug mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß es schien, dieß gehorche ihm auf Wink und Wort, weil es seine Meisterschaft demüthig anerkenne. Von Zeit zu Zeit forschte der junge Steuermann in die Ferne hinaus und sein starknochiges und kühngeschnittenes Gesicht, das in frischen Farben prangte, wurde freudig angeregt. Alle seine Muskeln schienen sich zu spannen. Er strich das langflatternde Haar unter den schwarzen Glanzhut zurück, lachte wohlgefällig die Klippen und Riffe wie alte gute Bekannte an und begann dann, ein Lied zu singen. Als er eben den fünften oder sechsten Vers vollendet hatte, öffnete sich die Kajütenthür, aus der ein anderer Bewohner der Yacht hervortrat. Wenige Jahre älter, als Der am Steuer, war er doch ein ganz von ihm verschiedenes Wesen. Statt der dunkeln Fischerjacke und des Südwesters trug er einen langen vielbeknöpften Rock. Sein Haar war nach hinten gekämmt und mit einem Bande gebunden; schlank und groß von Wuchs, sah er aus wie ein Mann, der Weltleben, Sitte und Formen kennt und zu der bevorrechteten Kaste gehört, die, was die Erde trägt und hegt, als wohlerworbenes Eigenthum für sich in Anspruch nimmt. So war es auch in der That. Es war der junge Herr von Marstrand, der Sprößling eines edlen Hauses, dessen Besitzthum so ziemlich verthan war, nachdem Großvater und Vater arge Wirthschaft getrieben und unmäßigen Aufwand am Hofe Christians VI. in Kopenhagen geführt hatten. Sein Vater, der Kammerherr, starb in Schulden und hier fuhr nun sein Sohn, der Kammerjunker und Gardelieutenant, nach manchem schlimmen Tage durch das wilde Polarmeer auf der Yacht eines Kaufmannes, der tief in den Klippen an den Grenzen Finnmarkens wohnte, und dessen Erbe, Björnarne Helgestad, dort am Steuer stand. Das Schiff war von Trondhjem ausgefahren in der frühen Jahreszeit, um Salz und Lebensbedarf auf die Lofoden zu bringen, wo der große Fischfang im vollen Gange war, und hatte den jungen Baron als Passagier mitgenommen, der in seiner Tasche einen Schenkungsbrief des Königs trug, welcher auf einen weiten Landstrich lautete, tief in die unermeßliche Wüste reichend, die den Norden Europas ausmacht, wo Niemand Herr ist und Niemand Knecht.

Es war kein allzufreundlicher Blick, mit dem Johann von Marstrand die öden Felsen und das schäumige Meer

betrachtete, als er heraustrat. Die nassen Nebel flogen so wild über ihn hin und schlugen in Tropfen an Gesicht und Kleider nieder, daß er schauderte und den letzten Knopf seines Kleides fest zuknöpfte; dann nickte er seinem Reisegefährten am Steuer zu, der ihm den Morgengruß entgegenrief und einige Worte lachend hinzufügte, die der Wind verschlang, ehe sie das Ohr erreichten.

„Nun," sagte der Steuermann mit einem stolzen fragenden Blick, als der Junker näher herankam, „was sagst Du jetzt zu dem Lande? Ist es nicht prächtig hier? Sieh dort, da liegt das Vorgebirge Kunnen, gerade darüber hin läuft der Polarkreis; sieh mehr links, dort siehst Du tief in den Grimmfjord und kannst die ungeheuren Fökuln erblicken, die in Eispyramiden weit hinab fast ins Meer laufen. Wenn Morgensonnenschein darauf funkelt, sind sie ganz wie geschmolzenes Silber anzuschauen. Dort gehts in den Salten hinein; von Saltström hast Du gewiß gehört? Und hier jenseits der niedern Felsen wirst Du bald den Westfjord entdecken. Den Westfjord! Hörst Du, Mann, den großen Fjord mit seinen Fischen. Hurrah! Was sagst Du! Hast Du je so Schönes gesehen?"

„Närrischer Björnarne!" rief Johann spöttisch lachend, „thust Du doch, als wären wir im Begriff, ins Paradies einzufahren, als wären diese traurigen, schneebedeckten Felsen von Mandelbäumen umblüht, dies eisige stürmische Meer von Zephyren umfächelt und die elendigen thranigen Fischschaaren darin ambraduftend und aus Gold gemacht." Er wandte das Gesicht dem Süden zu und fuhr mit einem leisen Seufzer fort: „Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein grünendes Blatt, kein Vogel und kein Halm, der im Winde wogt. Nichts als Schrecken, Nichts als Nacht, Nebel, Sturm, Fels und wüthende See." — „Wenn es Dir so wenig hier gefällt," erwiederte Björnarne verdrießlich, „so hättest Du bleiben sollen wo Du warst."

Der Junker sah zu dem Steuermann auf und in seinem Blick lag die Antwort, die er leise vor sich hin murmelte: „Wenn ich nicht müßte," flüsterte er zwischen den Zähnen, „wenn ich nicht fest entschlossen wäre, mein Glück in diesen Einöden zu suchen, verflucht sollte das Brett sein, das mich hierher getragen hat!"

Sein melancholisches Schweigen und die Art, wie er die Hände über die Stirn deckte, rührten den trotzigen Björnarne. „Du mußt Dir keine zu trüben Gedanken machen," sagte er, „es ist bei alledem hier so schlimm nicht, wie Du meinst. Wenn der Sommer kommt, reift die Gerste auch in Tromsöe; Blumen blühen in den Gärten, Johannisbeeren und Brombeeren wachsen herrlich in allen Spalten und Gehängen und auf den Fjeldern steht die Moltbeere viele Meilen weit wie Purpur und Scharlach. Du mußt das Land nur kennen und lieben lernen, wo Du wohnen willst. Ich möchte es mit keinem in der Welt vertauschen, denn es giebt kein schöneres, kein besseres auf Erden."

Beleidigt von dem Lächeln des Dänen fuhr er stolzer fort: „Was prahlt Ihr denn mit Euern Bäumen und Ebenen? Habt Ihr solche Felsen, solche Fjörde, solch Meer, mit unzählbaren Geschöpfen? Könnt Ihr Bären jagen und Raubthiere? Habt Ihr einen Fischfang wie diesen, wo Zug auf Zug Millionen Thiere aus den Fluten gezogen werden; wo zwanzigtausend Menschen Monate lang ein lustiges Leben auf den Wellen führen?"

„Nein, guter Björnarne, das haben wir freilich Alles nicht," erwiederte Johann von Marstrand mit dem Ausdruck der Geringschätzung.

„Du wirst es sehen," rief der Normann freudig. „Die Nebel fallen und wenn Du hören könntest, würdest Du schon jetzt in dem Rauschen der Wellen den fremden Ton verstehen, der über den Westfjord dringt. Dort liegt Ostvaagöen vor uns; hier steht das alte Weib von Salten und drüben der Greis mit dem weißen Kopf. Jetzt siehst Du seinen Hut! Da steigen die Spitzen von Hiedöen auf, dort glänzen die Gletscher von Tjellöen zwischen den Zinken und Zacken und nun kommt die Sonne, gieb Acht, merk auf!"

Und während er sprach, brach das leuchtende Gestirn siegreich durch die dichten Wolkenschichten und glänzte wie mit einem Zauberschlage über zahllose, unermeßliche Felsen, Buchten, Klippen und Inseln. Der Westfjord that sich auf vor den erstaunten Blicken des Dänischen Junkers und zeigte Land und Meer in ihrer ganzen wunderbaren Pracht und Herrlichkeit. Auf der Einen Seite lag die Küste Norwegens mit schneegekrönten Scheiteln, Salten daran hingelagert mit seinen Felsennadeln, die unersteiglich glatt in den Himmel steigen, mit seinen Gletschern, seinen Schluchten und Abgründen, halb in Nacht gehüllt. Auf der andern Seite, durch den Westfjord sechs Meilen breit getrennt, zog eine Kette von düstern Eilanden weit in den Ocean hinaus, ein Gürtel von Weltrippen, entblößt und nackt, ein granitner Wall, an dem die fürchterlichen Wogen des Weltmeers seit Jahrtausenden zerschmettern. Unzählige senkrechte Spitzen ragten aus dem Inselgewirre auf, alle schwarz, verwettert, zerrissen bis an die innersten Eingeweide. Ihre kühnen Häupter waren in langflatternde Wolkenschleier gehüllt, und aus den glänzenden Lagern des Sees sahen die blauen Wunderaugen der Fökule auf die schäumenden Fluten des Fjord, der mit tausend weißen Zähnen in die Buge der Yacht biß, sie schüttelte und tief in den Abgrund zog.

„Siehst Du nun, wie schön es ist?" rief Björnarne jauchzend. „Das sind die Lofoden. Auf zwanzig Meilen kannst Du über Land und Meer blicken und was Du siehst, ist herrlich und allmächtig. Sieh den Greis von Vaagöen, wie er in Gold strahlt. Sieh, wie die Alte von Salten ihm aus ihrem schwarzrothen Mantel zunickt. Einst waren es zwei Riesen, Kinder der Nacht; ein Liebespaar, das hier in Fels verzaubert nun ewig stehen muß. Sieh, wie die Brandung in Silbersäulen an allen Klippen aufspringt und nun sieh ihn an, diesen ungeheuren Kreis von Felsen, die noch Niemand gemessen hat, auf denen keines Menschen Fuß haften kann, wo der Adler nur hinaufsteigt, der Seerabe, der Falk und die Möve. Sieh diese Wellen, wie sie hinaufspringen möchten, wie sie in den Hexenkesseln sich bäumen und ihren Schaum hoch emporschleudern. Wölfe sind es im Lammkleide, höre, wie sie hungrig heulen. Sieh die rothkämmigen Skarfe dort auf den Klippen; sieh die Meergänse in die grünen Seestreifen schießen und die schreienden Möven- und Geierschaaren, die ihnen folgen. Dort ziehen Häringsschwärme, sie wittern ihre Beute. Und oben ist der Himmel blau und ruhig, die Luft ist so frisch und scharf und weckt alle Kräfte. Ist es nicht schön hier, ist es nicht das Erhabenste, was ein Menschenauge sehen kann?"

„Ja, es ist schön, unendlich, unerschöpflich schön!" sagte Johann Marstrand hingerissen von der wunderbaren Größe und Wildheit dieser Natur.

„Aber das Schönste von Allem kennst Du noch nicht," fiel Björnarne ein. „Siehst Du dort die vielen schwarzen Punkte auf den Wellen? Das sind die Boote der Fischer. Dreitausend Boote zwanzigtausend wackerer Männer und in der Bucht von Vaagöen erkennst Du schon die Wimpel und Masten der Yachten, die das Salz bringen für den Salzfisch, und andere, die den Kaufleuten gehören. Sie sind gefüllt mit Lebensbedürfnissen aller Art. Wir werden meinen Vater dort finden, er hat für zwanzig Boote zu sorgen. Sicher wird er Dir gefallen und Dir gerne dienen wie er kann."

Albert Bitzius.

Es ist eine traurige in der Geschichte der Deutschen Literatur leider öfters vorkommende Erscheinung, daß große Talente zu Grunde giengen, weil ihnen der sittliche Halt fehlte, noch häufiger finden wir, daß große Talente nicht zur vollständigen Entfaltung gelangten, weil es ihnen an künstlerischer Durchbildung fehlte. Zu Diesen gehört vor Allen Albert Bitzius, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf schrieb und berühmt wurde. Derselbe wurde am 4. Oktober 1797 zu Murten im Kanton Freiburg geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Im J. 1804 wurde derselbe zum Pfarrer in Utzenstorf, Kantons Bern, ernannt, wo die zur Pfründe gehörigen Feldgüter dem Knaben Gelegenheit gaben, sich mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen bekannt zu machen. Als er 15 Jahre alt war, kam er auf die Literaturschule in Bern, und im Jahre 1814 trat er in die dortige Akademie, um Theologie zu studieren. Nach bestandener Prüfung wurde er im J. 1820 ordiniert und unmittelbar darauf seinem Vater als Vikar beigegeben. Doch gieng er, um seine wissenschaftliche Bildung zu ergänzen, im J. 1821 nach Göttingen, wo ihn unter den Professoren, deren Vorlesungen er besuchte, Plank, Heeren und Bouterweck am Meisten fesselten. Im folgenden Jahre kehrte er nach Utzenstorf zurück, wo er bis zum Tode seines Vaters (1824) verblieb. Nachdem er hierauf fünf Jahre in Herzogenbuchsee Vikar gewesen war, wurde er 1831 zum Vikar und 1832 zum Pfarrer in Lützelflüh gewählt, wo er sich durch seine rege Theilnahme am Volksschulwesen und den Armenverhältnissen vielfache Verdienste um die dortige Bevölkerung erwarb. Er starb am 22. Oktober 1854 an einem Stickfluß.

Man könnte sagen, daß Jeremias Gotthelf unbewußt, ja selbst gegen seine Absicht ein großer Dichter war, da er bei seiner Schriftstellerei fortwährend eine praktische Tendenz hatte; nämlich die Verbesserung der sittlichen und materiellen Zustände der Landbevölkerung und zwar zunächst seines Heimatkantons. In beinahe allen seinen Werken liegt die Idee zum Grunde, daß Segen und innerer Friede der Lohn der Arbeit, innerer und äußerer Verfall die nothwendige Folge des Müssiggangs, der damit verbundenen Laster, der Trunksucht, des Spiels, der Prozeßsucht u. s. w. sei. Aber der Dichter weiß diese Idee durch die Handlungen und Reden seiner Personen so wahr und anschaulich zu gestalten, daß sie nicht als Ausgangspunkt, sondern vielmehr nur als Resultat der Darstellung erscheint. Diese Wahrheit und Anschaulichkeit konnte nur ein echt poetisches Talent erreichen, das mit einem tief psychologischen Blick und einer gründlichen Kenntniß der Zustände verbunden war. Und in der That, Jeremias Gotthelf kennt seine Berner Bauern durch und durch, er kennt sie mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, die er in seinen Personen zur Anschauung bringt. Die mannigfaltigsten Charaktere sind mit der lebensvollsten Wahrheit gezeichnet, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Bauern und Knechte. Dabei gelingt es ihm, solche Situationen zu erfinden, in denen sich die verschiedensten Stimmungen und Seelenzustände scharf ausprägen; so weiß er das Glück und das Unglück der Familien, die Dorfintriguen, die Bauerndiplomatik, Haß und Liebe, Leidenschaft und ruhige Gemüthlichkeit, Anmuth und Rohheit, Schlauheit und Offenheit, auf das Lebhafteste zu schildern.

So groß Jeremias Gotthelf als Dichter ist, so tief steht er dagegen als Künstler. Man hat ihm schon frühe den Vorwurf gemacht, daß er kein Maß zu halten wisse, daß seine Darstellungen bald zu breit, bald zu gedrängt seien; die Art und Weise, wie er sich deßhalb zu rechtfertigen suchte, zeigt auf das Deutlichste, daß die ihm gemachten Vorwürfe vollkommen begründet waren. „Holz läßt sich nach Schuhen messen," sagte er in den „Sagen und Bildern" aus der Schweiz (Soloth. 1842—46. VI), „Copistenarbeit nach Seitenzahlen, aber wie lang sein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn ein Mädchen zu groß wird, wird er es weder oben noch unten verkürzen." Uebrigens gesteht er auch selbst, daß sein Kopf ungeordnet, unorganisiert sei, Allerlei treibe, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen Triebe nicht gezähmt und nicht geregelt worden.

Der Mangel an künstlerischem Geschmack tritt schon in der Sprache hervor, welche nämlich halb hochdeutsch, halb schweizerisch ist. Dadurch wird aber die Einheit der Form zerstört, da der Dialekt einen vom Hochdeutschen wesentlich abweichenden Charakter hat, und zwar um so entschiedener, je selbstständiger er sich ausgebildet hat. Uebrigens bedient sich Jeremias Gotthelf nicht bloß des Dialekts, wenn er seine Personen sprechen läßt, sondern auch wenn er selber vorträgt, was sich in keiner Weise entschuldigen läßt. Seine Geschmacklosigkeit tritt ferner darin glänzend hervor, daß er nach rohen und gemeinen Ausdrücken und in der Erzählung nach gemeinen Situationen hascht, und hiebei einen wahren Cynismus an den Tag legt. Was die rohen Ausdrücke betrifft, so hätte er bedenken sollen, daß sie im Munde des Bauern durchaus nicht die Tragweite haben, wie im Munde eines Gebildeten, daß sie im Munde eines Bauern wohl von äußerer, im Munde eines Gebildeten aber von innerer Rohheit zeugen. Und hinsichtlich der gemeinen oft sogar ekelhaften Situationen hätte er nicht vergessen sollen, daß solche niemals der Gegenstand der Poesie sein können. Allerdings hat Jeremias Gotthelf das Bauernleben mit großer Wahrheit dargestellt, allein oft läßt sich auf seine Schilderungen das Distichon Schillers anwenden: „O die Natur, die zeigt auf unserer Bühne sich wieder Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt."

Wir haben gesagt, daß Jeremias Gotthelf die Absicht gehabt habe, durch seine Schriften auf die Verbesserung der sittlichen und materiellen Zustände des Landvolks zu wirken. Es ist Dies allerdings sehr rühmenswerth; allein nicht zu loben sind die Mittel, deren er sich dabei bediente. Er ist nämlich gegen jeden Fortschritt leidenschaftlich eingenommen, weshalb er auch gegen jede Neuerung eifert. Die Bestrebungen auf dem Felde des Volksunterrichts sind ihm ein Gräuel und leider scheint der Haß, den er auf die neue Volksschule geworfen, zum Theil wenigstens darin seinen Grund zu haben, daß die Geistlichkeit in Folge der neuen Einrichtungen ihren Einfluß auf den öffentlichen Unterricht verloren hatte, einen Einfluß, den sie bekanntlich nicht zum Vortheil desselben gebraucht hatte. Eben so verbittert ist er gegen die neuen politischen Zustände, die in vielen Beziehungen allerdings viel zu wünschen übrig ließen, was aber bei dem plötzlichen Uebergange von dem Druck der aristokratischen Regierung zur Demokratie nicht zu vermeiden war. Ein vorurtheilsfreier Geist hätte aber schon damals die heilsamen Folgen dieser Veränderung erkennen können und sollen. Bei seiner Leidenschaft wurde er der entschiedenste Verfechter der Reaktion, der entschiedene Bekämpfer der neuen Zustände, oder vielmehr, was noch bedenklicher ist, der Personen, die an der Spitze des Staates standen, und die er mit fanatischem Hasse verfolgte. Alles Uebel, wiederholte er zum Ekel, komme von den neuen Regierungen, von ihrer falschen Humanität, in Folge deren man nicht mehr jeden Dieb aufhänge, weßhalb man sie selbst aufhängen oder wenigstens zum Teufel jagen sollte. Dieser Fanatismus, den er durch pietistische Phrasen zu rechtfertigen sucht, verdirbt nicht selten den guten Eindruck, den seine echt poetischen Darstellungen hervorbringen.

Bitzius eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit dem „Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf (Bern 1836), unter welchem Namen er von nun an schrieb, aus Dankbarkeit für die Anerkennung, die ihm für seine Erstlingsschrift geworden war, in welcher er gleichsam alle folgenden als in einem Brennpunkt zusammenfaßte, indem er darin alle besondern Verhältnisse besprach, die er später in den einzelnen Werken darstellte. Obgleich darin schon seine ganze Eigenthümlichkeit hervortritt, so erfreut das Werk durch größere Mäßigung, was auch von den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (Bern 1838. 1839. II) zu rühmen ist, Einem seiner besten Werke, überhaupt Einer der vortrefflichsten Volksschriften, die voll Frische und Lebendigkeit und ganz aus dem Leben gegriffen ist. Sie ist von dem tiefsten und wärmsten Gefühl für das Elend des ehrwürdigen und doch von Hoch und Niedrig verachteten Standes der Volksschullehrer durchdrungen. Die Erzählungen des Schulmeisters (denn die Schrift ist wie der „Bauernspiegel" in Form einer Selbstbiographie geschrieben), dessen tüchtige Natur sich nie verläugnet, sind voll Naivetät und Treuherzigkeit und im ächtesten Volkston gehalten. Einzelne Züge sind von hoher Vortrefflichkeit und zeugen von poetischem Geist des Verfassers, so z. B. daß ihn die Verzweiflung über ein ihm von der Wäscherin entwendetes Hemd dazu bringt, noch an demselben Abend dem Mädchen, dem er schon seit längerer Zeit gewogen war, seine Liebe zu erklären. Vortrefflich ist dann des Mädchens schüchterne Verschämtheit geschildert, worin sich des Dichters tief psychologischer Blick und feine Beobachtung auf das Glänzendste offenbart. In der „Armennoth" (Soloth. 1840) entfaltet er ein rührendes Gemälde von dem Elend der unglücklichen Waisenkinder, die in einer öffentlichen Steigerung dem Wenigstnehmenden zur Pflege und Erziehung übergeben werden. Sein größtes und zugleich bedeutendstes Werk ist „Uli der Knecht" (Solothurn 1841) mit seiner Fortsetzung „Uli der Pächter" (Eb. 1849). Im Helden der beiden Romane ist das Schicksal eines Bauern dargestellt, der sich vom armen hoffnungslosen Knecht zu einem tüchtigen Pächter und zuletzt zum großen Bauer und Hofbesitzer hinauf schwingt. Obgleich immer fleißig, gewissenhaft und von unbestechlicher Ehrlichkeit, lebt er zuerst leichtsinnig hin, er verspielt und vertrinkt an Sonn- und Feiertagen seinen Lohn, weil er überzeugt ist, daß er es doch nie zu Etwas bringen könne. Der Bauer Johannes, bei dem er dient, eine tüchtige Bauernnatur, der ihn wegen seiner guten Eigenschaften lieb gewonnen hat, überzeugt ihn, daß er auch als Knecht eine ehrenvolle Stellung einnehmen könne, daß der Ruf, ein fleißiger, ordnungsliebender und gewissenhafter Knecht zu sein, schon ein bedeutendes Kapital sei, das ihm die besten Aussichten für die Zukunft eröffne. Dieser Zuspruch bleibt nicht ohne gute Wirkung; Uli wird sparsam, und in Folge Dessen noch brauchbarer. Johannes, der redlich für ihn sorgt, empfiehlt ihn seinem alten Vetter Joggeli, bei welchem er Meisterknecht wird und durch seine

Thätigkeit den vernachlässigten Hof wieder in Aufnahme bringt, trotz aller Böswilligkeit der andern Knechte und Mägde, die nun nicht mehr thun können, was sie wollen, trotz des Mißtrauens seines Meisters. Aber da Dieser zur Einsicht kommt, daß seine Kinder dem Hofe nicht vorstehen können, giebt er ihm, durch seine tüchtige und einsichtsvolle Frau veranlaßt, den Hof in Pacht. Uli heirathet Vreneli, ein wackeres Mädchen, eine Verwandte Joggelis, die bisher bei Diesem als Magd gedient hatte, Alles kennt und zu leiten weiß. Nun quält ihn aber die Sucht reich zu werden; er entläßt seine guten Dienstboten, um wohlfeilere anzustellen, er verwickelt sich in Prozesse, wird von Winkelschreibern, denen er sich anvertraut, betrogen, und bald geht Alles schief; er wird mürrisch und unzufrieden. Seine wackere Frau bietet umsonst Alles auf, um ihn zu verständigerer Thätigkeit zu veranlassen. Nun trifft ihn auch das Unglück, daß ein schweres Hagelwetter seine Hoffnung auf eine reiche Ernte vernichtet, er kann das Pachtgeld nicht bezahlen, und man denkt schon daran, den Hof zu verkaufen, so daß er alle Aussicht verlieren würde, sich wieder zu erholen, und er wieder zum armen Knecht werden müßte. Jetzt gewinnt seine Frau wieder Einfluß auf ihn, er rafft sich auf, er findet die nöthige Hülfe und zuletzt wird er durch einen glücklichen Zufall reicher Eigenthümer des Hofes. — Wie bei den meisten Schriften des Dichters ist auch in diesen beiden Romanen eine zu große Breite des Details zu tadeln, das oft ermüdet, ohne zu größerer Anschaulichkeit beizutragen. Auch findet sich gar Manches eingeflochten, was zur epischen Entfaltung des Stoffes nicht nothwendig ist, und daher den raschen Verlauf der Handlung aufhält. Dagegen beweist Jeremias Gotthelf auch hier sein seltenes Talent in der Gestaltung und charakteristischen Entwickelung der Personen. Alle sind vortrefflich gezeichnet, außer Uli ganz besonders Vreneli, die nicht bloß durch ihre Seelenreinheit, sondern auch durch ihre Seelenstärke erfreut, die sie auch unter den drückendsten Verhältnissen immer aufrecht erhielt. Nicht weniger trefflich sind die beiden Bauern Johannes und Joggeli gehalten, die beide die verschiedenen Seiten des Bauern-Charakters repräsentieren. — Die „Bilder und Sagen aus der Schweiz" (Soloth. 1842—46. VI), sowie die „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben in der Schweiz" (Berl. 1849—50. II) sind sehr verschieden an Werth. „Geld und Geist, oder die Versöhnung" ist durch die Schilderung eines einfachen ehelichen Glücks in seiner alltäglichen Erscheinung tief rührend. Die „Wassernoth im Emmenthal" bietet eine großartige Schilderung der Ueberschwemmungen und des durch dieselben verursachten Unglücks. Originell in der Erfindung und mit tiefem Verständniß des weiblichen Herzens behandelt ist „Elsi, die seltsame Magd", die Mosenthal zu seinem „Sonnwendhof" benutzte. Wie „Anna Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht" (Soloth. 1843—44. II) geißelt in anschaulichen Gemälden die Pfuscherei in der Medizin und Seelsorge. „Die Käserei in der Vehfreude" (Soloth. 1843) entwickelt die Vor- und Nachtheile der Association, wird aber durch die überaus gemeine Haltung widerlich, wie denn die späteren Schriften von immer größerer Verbitterung und kirchlich-politischem Fanatismus zeugen und in wahre Kapuzinaden ausarten. „Der Geldstag oder die Wirthschaft nach der neuen Mode" (Berl. 1846), „Zeitgeist und Bernergeist" (Eb. 1852), „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers" (Eb. 1854). Seine „Gesammelten Schriften" erschienen zu Berlin 1861 in 24 Bänden.*)

Aus „Uli der Knecht".

Nun gieng es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter spät heim kömmt, mit Reden und Fragen; doch war noch keine Stunde verflossen, so wars stille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Kohli fressen. Der schöne Schlaf hatte sich über seine Bewohner gesenkt und seine Gaben gebracht, das Vergessen alles Leids und manch schön Gaukelspiel vor die bewußtlose Seele. Doch auf einem Bette sah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett; auf demselben lag eine Federdecke und drinnen noch ein stattlicheres Mädchen; zu voll war dessen Seele des Schlafes Eindrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte wieder auf; liebliche Bilder aller Art schwammen über die Seele, flüchtig eilten die Einen vorüber, süß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her sich werfend den Schlaf suchte, sondern in seliger Hingebung unbemerkt Stunde um Stunde an sich vorüberrinnen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Thäler strichen, da begann ein süßes, banges Sehnen aufzuwallen, des Mädchens Brust zu schwellen, das Sehnen, Uli Ja zu sagen; ihm zu sagen, es wolle sein sein für immerbar. Je dringender dieses Sehnen ward, desto mehr gattete es sich mit der Bangigkeit, das ersehnte Glück möchte nur ein Traum sein, möchte sich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden sein, könnte erzürnt über Brenelis Benehmen anderes Sinnes geworden sein. O wie ihm jetzt dieses Zagen und Abweisen leid that; wie es sich nicht begreifen konnte, wie es ihns mehr und mehr drängte, das Verschulden gut zu machen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben sei die Nacht hindurch. Es litt es nicht mehr im Bette, leise stund es auf, öffnete ein Fensterchen, athmete Morgenluft, zog sich an und begann sein Morgenwerk leise, daß Niemand es höre. Leise öffnete es die Thüre, stille war es draußen, kein Knecht rührte sich noch, kein Pferd scharrte nach Futter. Da gieng es leise durch den Schopf dem Brunnen zu, dort im kühlen Wasser sich zu waschen nach üblichem Brauch. Am plätschernden Brunnen stund eine Gestalt gebeugt über den Trog und mit Eifer auch ein solches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Vreneli seinen Uli, da stund der Ersehnte. Da schwanden Nacht und Nebel, wie Morgenroth gieng es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderstehlichen Zug noch mädchenhaft zu umschleiern, war ihm seine Schalkheit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten, schlug es rasch beide Hände vor

*) Zum Verständniß des mitgetheilten Bruchstückes diene in Kurzem Folgendes: Joggelis Frau war mit Uli und Vreneli zu Johannes gefahren, um sich mit ihm zu berathen, ob er es für zweckmäßig halte, dem Uli den Hof in Pacht zu geben und zugleich Uli und Vreneli zu veranlassen, ein Paar zu werden. Uli, der das wackere Mädchen schon lang liebte, gab seine Neigung freudig zu erkennen, dagegen wollte Vreneli Anfangs Nichts davon wissen, weil sie an Ulis Liebe zweifelte, und alles Zureden der Base, alle Versicherungen Ulis waren vergeblich, und so kamen die Beiden nach Hause, ohne sich verstanden zu haben.

dessen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der starke Mann zusammen, ein halber Schrei entfuhr ihm, dann die Hände vor den Augen fassend, erkannte er mit süßer Wonne der schönen Hände schöne Eigenthümerin: „Bist Du es?" fragte er. Und Vreneli wußte, wen er meine und seine Hände sanken tiefer, umschlangen den theuren Mann und wortlos lehnte es sein Haupt an dessen theure Brust. Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle sprudelte, hell und klar, so wogte in Uli das Bewußtsein seines Glückes auf, in mächtigen ungetrübten Wogen. Er zog das theure Mädchen an sich, und wie die Wellen des Brunnens plätscherten und Bläschen warfen im blanken Troge, so flüsterte Uli dem Mädchen seine Freude zu, versuchte ein leises Küssen und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem holden Ufer, dem er zugesteuert. „Willst Du meins sein?" hörte der Brunnen: „Bist Du mein?" koste es wieder. Und noch Manches hörte der Brunnen, aber er sagte es Niemand.

Ein eigenes Gefühl durchströmte Beide; das Gefühl, ein theures Kleinod gefunden zu haben; das Verlangen bei diesem Kleinod zu sein für und für und sonder Unterlaß. Wenn Jemand einen lieben Brief erhält, wie oft fährt seine Hand in die Tasche und liest ihn von Neuem! Wenn Jemand einen Acker gekauft hat, wie oft geht er hin des Tages und beschauet seinen Kauf! Wenn Jemand eine liebe Seele gefunden und an sich gebunden, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit, soll es ihn dann nicht hin zu dieser Seele ziehen mit Himmelsgewalt? Soll es ihn nicht in ihre Augen, die Thore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, Eins mit einer Seele zu sein in Zeit und Ewigkeit? Dieses Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht, ist Das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß? Und wie Der, der Eins geworden ist mit dem Vater im Himmel, denselben vor Augen hat, wenn die Sonne scheint und die Nacht Finsterniß bringt in jedes Land und jede Kammer, soll dann Dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt sein, diese Seele zu suchen, so oft die Räume und Geschäfte der Erde sie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in diesen Zeiten wird selten recht verstanden, bringt daher auch selten die rechten Früchte: „Sie machen recht närrisch mit einander," hört man sagen, „sie machen einem Längizyt". Das glaube ich gerne; aber warum gönnt man ihnen nicht die ungestörte Freude an einander? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleische. Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die sehen will, wie zwei zusammen thun, und dann wenn sie keinen rechten Sinn zu einander haben, sagt: „Die Beiden lob ich mir, die sind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte ihnen gar Nichts an, daß sie Brautleute wären." Ich möchte fast sagen, Das sei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit hat, höchstens für des Leibes Reize, deren Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt, meistens nur für des Geldes verhängnißvolles Klingen. Vreneli und Uli hätten kaum verstanden, was da geschrieben steht; aber diesen Zug der Seelen empfanden sie. Kaum waren sie getrennt worden, so suchten sie sich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo so oft sie sich suchten und fanden. Noch nie hatte Vreneli so viel Wasser in die Küche gebraucht, Uli noch nie so viel zu waschen oder zu tränken gehabt.

Während beim Brunnen ein junges Glück aufgieng, hielt ein altes Ehepaar im Stübli seine Zwiegespräche. Joggeli und seine Frau erwachten frühe, und, den alten Gliedern die nöthige Ruhe gönnend, erachteten sie diese Stunde am Schicklichsten, ein vertrautes Wort zu wechseln. Nachdem die Frau an Joggelis unruhigem Drehen dessen Erwachen wahrgenommen, fragte sie, ob er seither Nichts von einem Knechte vernommen, ob gestern keiner dagewesen sei? Weihnacht rücke, so könne Das doch nicht gehen. Nun begann Joggeli sein altes Klaglied über Elisis Heirath, an der er nicht Schuld sei und die ihm Uli forttreibe. Seit Der da sei, trage ihm der Hof 1000 Pf. mehr ein. Wenn doch das Meitschi habe heirathen müssen, so wollte ich zuletzt lieber, es hätte Uli genommen, als so einen ungefütterten Baumwollenhändler. Er hätte keinen Magen, einen andern Knecht zu suchen; wenn er nur Uli wieder haben könnte, es reute ihn kein Geld.

Sie wisse nicht, wie das gehen solle, sagte die Frau; sie habe mit Uli geredet, allein er habe Nichts davon hören wollen, länger hier Knecht zu sein. So hätte mans, sagte Joggeli, die Frauen machten Alles, wie sie wollten, sie begehrten Alles zu regieren, und wenn Etwas krumm gehe, so sollten es die Männer gerade machen. Er hätte vorausgesagt, Das käme so; sie könne seinethalb jetzt selbst einen Knecht suchen. Wenn Das so gemeint sei, sagte sie, so wolle sie mit Allem Nichts mehr zu thun haben. Wer am Ende bös hätte, wenn Alles schlecht gienge, als sie, die die Haushaltung machen müßte? Das Beste wäre, sie würden das Gut zu Lehen geben; sie wüßte eigentlich nicht, für wen sie bös haben sollte bis ins Grab. Es danke ihr doch zuletzt Niemand dafür, sondern je mehr sie zusammen gehüselet habe, desto mehr lache man sie aus. Das sei ihm auch recht, sagte Joggeli; er begehre nicht länger zu pflanzen, damit ihr Tochtermann komme, die Sache nehme und das Geld für sich behalte. Aus freien Stücken habe er ihm eine Ehesteuer gegeben, größer als sie mancher Landvogt gebe; es schiene ihm, der könnte zufrieden sein und ihn jetzt ruhig lassen. Wenn sie ihm einen anständigen Lehensmann wüßte, so wollte er noch heute mit ihm die Sache richtig machen. Sie wüßte keinen bessern als Uli, sagte sie. „Uli?" sagte Joggeli. „Ja, wenn Der besser hintersetzt wäre und eine anständige Frau hätte, so wäre mir Der der Rechte, aber so kann er kein solches Gut übernehmen." He, sagte die Base, eine bessere Frau als das Vreneli wüßte sie nicht, und sie glaube, sie hätten Nichts wider einander. Daneben sei Uli auch nicht mittellos und vielleicht würde Vetter Johannes ihm helfen, wenn man es begehrte; es dünke sie, derselbe habe gar viel auf Uli. „So, so," sagte Joggeli, „es ist also schon Alles richtig!" „Was richtig?" fragte sie. „Glaubst Du, ich solle Nichts merken? Du bist nicht umsonst nach Erdöpfelkosen gefahren, so mir Nichts, dir Nichts, daß ich mich fast zu Tode gewundert habe, und hast Vreneli und Uli mitgenommen. Du mußt doch nicht meinen, daß ich so dumm sei und Nichts merke, was hinter meinem Rücken abgekartet wird. Aber ich bin auch noch da, und es ist nicht brav von Dir, so mich zum Narren zu halten und mit fremden Leuten unter dem Hütli spielen gegen mich. Aber warte nur, ich will es Dir weisen. Ich will zeigen, wer Meister ist."

Nun bekam die gute Frau keine Antwort mehr, sie mochte vorbringen was sie wollte, so daß sie endlich sagte: „He nun dann, sei meinethalben Meister und arbeite meinethalben den Hof selbst und mache die Haushaltung auch noch dazu, ich aber will Nichts mehr damit zu thun haben." Brummend wälzte sie sich auf die andere Seite, schlief wieder ein und stund am Morgen später als sonst, schweigend und schmollend auf. Lustig tanzte Vreneli im Hause herum; es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwischen die Zähne. Ganz verwundert sah die Base dem Wesen zu und sagte ihm endlich, als sie allein waren: „Ist es Dir über Nacht anders gekommen, willst Du ihn jetzt?" „O Base," sagte Vreneli, „wenn Ihr mich zwingen wollt, was will ich dagegen machen, als mich zwingen lassen?

und so wenn Ihrs zwingen wollt, so zwingts, aber ich will nicht Schuld daran sein, es mag kommen, wie es will!"

„Du bist eine gottlose Dirne, mir den Mann zu verspotten," sagte die Base. „Aber das Lachen wird Dir schon vergehen, wenn Du hörst, daß Joggeli Nichts vom Lehen hören will. Er ist bös darüber, daß Alles hinter seinem Rücken abgekartet wurde und sagt jetzt, er sei Meister und wolle es uns weisen." Aber das Lachen verging Vreneli nicht, sondern es lachte nur, der Vetter wolle auch gezwungen sein, wie es zum Heirathen. Am Besten käme man zurecht mit ihm, wenn man Nichts mehr von der Sache sage und sich stelle, man wolle fort. Es mache ihm jetzt schon Angst, was er um Weihnachten anfangen wolle; zu einem andern Knecht könne er sich nicht entschließen. Wenn er in acht Tagen noch nicht selbst mit der Sache komme, so wolle es den Tischmacher kommen lassen und ihm ein Trögli zu machen befehlen, wie Mägde zu thun pflegen, wenn sie zügeln wollen. Helfe Dieses nicht, so müsse man ihm sagen, Uli komme zum Johannes, man habe Nenis gemerkt; dann fange er von selbst von der Sache an und sage: So zwängets, wenn ihrs zwängen wollt, aber ich will an Nichts Schuld sein, es mag gehen, wie es will. „Du bist eine Tüfels-Häx," sagte die Base, „ich glaube, Du wäreſt im Stande, ein ganzes Chorgericht zum Narren zu halten. Das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und sind wir doch jetzt bald vierzig Jahre bei einander." Und richtig, wie Vreneli, das dem Uli eingeschärft hatte, es anzusehen, wie wenn er lauter taub wäre, gesagt hatte, ging es. Der Tischmacher brauchte nicht zu kommen. Lange vor Verlauf der acht Täge fieng Joggeli mit seiner Alten zu zanken an, wie sie Alles hinter seinem Rücken mache, zu allen Leuten Vertrauen habe, nur zu ihm keines; er möchte doch endlich wissen, was sie jetzt mit dem Uliaus gemacht habe. Es wäre Zeit, daß er auch Etwas davon wüßte. Da sagte sie, sie habe Nichts mit ihm ausgemacht und Nichts angefangen; Das sei seine Sache, sie mische sich nicht darein. Er habe ja gesagt, er sei Meister. Da begehrte Joggeli noch mehr auf, daß seine Frau ihn so im Stich lasse und sich gar nicht darum bekümmere, wie es gehe; es sei doch ihre Sache so gut als seine, und er wüßte nicht, warum immer Alles an ihn kommen solle. Er wollte, sie solle gehen und mit Uli reden, und wenn er schon eine andere Frau nähme, als z' Vreni, so sei es ihm gleich; das sehe ihn seit einiger Zeit so unverschämt und spöttisch an, daß es ihn schon manchmal gelüstet habe, ihm die Hand ins Maul zu geben. Aber seine Frau wollte nicht, nach Vrenelis Instruktionen; das sei Mannssache, behauptete sie. Da sagte er, wenn sie nicht gehen wolle, so schreibe er dem Tochtermann, er solle ihm einen Knecht oder Lehnmann senden; Der werde ihm Das schon machen. Da ließ die Alte das Herz fallen und übernahm den Auftrag. Als sie mit demselben zu Vreneli kam, sagte dieses: „O du gute Mutter, hast Du Dich zwingen lassen! Aber Mutter, Mutter, wie konntest Du glauben, daß es Joggeli Ernst sei, vom Tochtermann einen Knecht oder einen Lehenmann zu nehmen? Hättest Du nur noch einmal herzhaft Nein gesagt, so hätte er gesagt: He nun, wenn Du mir nichts zu Gefallen thun willst, so will ich mit Uli reden, aber z' Vreni, die Täfche, begehre ich nicht; es mag herauskommen wie es will, so bin ich nicht Schuld daran, mir wäre es nie im Sinn gekommen. Schicke ihm aber Uli hinein, er soll und muß doch mit ihm zuerst z'grechtem davon reden."

So geschah es auch.

Die Weitläufigkeiten der ganzen Unterhandlung zu beschreiben, wären für manchen Lehenmann belehrend; allein für dies Mal aus guten Gründen nur Folgendes: Joggeli war die ganze Sache mehr als recht, und doch machte er Umstände und Vorbehälte, an denen die ganze Sache hätte scheitern müssen, wenn er fest darauf bestanden hätte. Aber so wie er erfinderisch war im Ersinnen, so war er wieder schwach im Nachgeben, sobald man ihn zu fassen wußte, und Das verstand der Vetter Johannes, der als Mittelsmann und Bürge recht gefällig sich finden ließ. Und wenn alle an waren, so wußte Vreneli noch den besten Rath und fand den Ausweg. Joggeli sagte aber oft, er könne nicht begreifen, warum Uli so Eine nähme mit einem blutten F und einem Maul wie eine Schlange. Wenn er so ein Bursch wäre und ein solches Lehen in den Händen hätte, er wollte viel Tausend Pf. erwyben. So eine Gernase würde er nicht mit dem Rücken ansehen, und dreißig Kronen wollte er ihm das Lehen wohlfeiler geben, wenn das Kegermeitschi ihm wegkäme; Das würde dem lieben Gott blau für weiß machen, wenn sie je zusammenkämen, was er aber nicht glaube.

Henriette Paalzow.

Die Verfasserin von Godwie Castle.

Henriette Paalzow, geb. zu Berlin im J. 1788, war die Tochter des Kriegsraths Wach, der ihr eine nur für eine Hausfrau passende Erziehung geben ließ; doch führte ihr ihr Bruder, der bekannte Maler Wilhelm Wach, allerlei geistigen Stoff zu und gab ihr, als er im elterlichen Hause ein Atelier gründete, Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst auszubilden, so wie mit einem Kreis von weltgebildeten, geistreichen Männern und Frauen in Verkehr zu treten. Unter Andern gewann sie die Neigung der Prinzessin Wilhelm von Preußen, und

es bildete sich allmählig zwischen Beiden ein freundschaftliches Verhältniß von solcher Innigkeit, wie Das selbst zwischen Personen gleichen Standes selten der Fall ist. Das Jahr 1813 sprengte den Freundeskreis gewaltsam, und Henriette hatte den Schmerz, schon bald nach dem Ausbruche des Krieges, den Geliebten zu verlieren. Sie fand in Versuchen, ihren Gedanken und Empfindungen Ausdruck und Form zu geben, Trost und Erquickung; zugleich beschäftigte sie sich erfolgreich mit Musik. In ihrem 28. Jahr (1816) heirathete sie auf den Wunsch ihrer Familie den Major Paalzow, dem sie nach Westfalen und später an den Rhein folgte. Diese Ehe fiel jedoch so unglücklich aus, daß sie nach fünf Jahren ihren Mann verließ und nach Berlin zurückkehrte, wo sie nach dem Tode ihrer Mutter ein Haus mit ihrem Bruder bezog und einen Kreis von bedeutenden Künstlern und Gelehrten um sich vereinigte, und namentlich mit Wilhelm von Humboldt und dessen Familie freundschaftlichen Umgang pflegte. Um diese Zeit schrieb sie ihren ersten Roman, nach dessen Vollendung sich eine bedenkliche Krankheit entwickelte, die im Frühling 1835 eine schmerzhafte Operation nothwendig machte, die sie wie alle damit verbundenen Leiden mit großer Standhaftigkeit ertrug. Nach ihrer Genesung gestaltete sich ihr äußeres Leben auf das Glücklichste. Die Salons der vornehmen Gesellschaft waren ihr geöffnet, und zuweilen sah sie auch größere gesellige Kreise bei sich, die aus den hervorragendsten Künstlern, Dichtern und Gelehrten Berlins gebildet waren. Allein sie war fortdauernd, nur mit seltenen Unterbrechungen, leidend; auch hatte sie den Schmerz, ihren geliebten Bruder im J. 1845 zu verlieren. Sie ertrug auch diesen Verlust mit Gottergebenheit; doch nahm ihre Kränklichkeit in Folge der ihr dadurch verursachten Erschütterung immer mehr zu, bis endlich der Tod sie am 30. Oktober 1847 von ihren Qualen erlöste.

Der große Ruf, der den Romanen der Frau Paalzow bei ihrem Erscheinen zu Theil wurde, hatte vorzüglich darin seinen Grund, daß sie am Berliner Hof und natürlich auch in den adeligen Kreisen mit dem größten Beifall, ja man könnte sagen, mit Begeisterung aufgenommen wurden. Dieß hatte den größten Einfluß nicht nur auf deren Verbreitung beim größern Publikum, sondern selbst auf die Kritik, die sich bald in zwei feindliche Lager theilte. Wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn zwei ganz entgegengesetzte Meinungen einander entgegentreten, hatten beide Unrecht; Henriette Paalzow verdiente weder übermäßiges Lob, noch übermäßigen Tadel. Sie war weder so genial, wie sie den Einen erschien, noch so talentlos, wie die Andern behaupteten. Man hat ihr vorzüglich vorgeworfen, daß sie den ihren Romanen zum Grunde liegenden Stoff nicht genug verarbeitet habe, allein mit Unrecht, da sie offenbar keine historischen Romane schreiben wollte. Daß in ihnen historische Persönlichkeiten auftreten, giebt ihnen keineswegs den Charakter historischer Romane, da diese Persönlichkeiten vorzugsweise nur in Beziehung zu Privatverhältnissen erscheinen, nicht aber zu geschichtlichen Begebenheiten. Wenn in „Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham" (Bresl. 1836. 2. Aufl. 1838) auch die Verhandlungen über die Heirath des Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Karls I., zuerst mit einer Spanischen, dann mit einer Französischen Prinzessin, einen Theil des Romans bilden, so sind diese Verhandlungen doch im Ganzen untergeordnet, und die dabei betheiligte Hauptperson, der Prinz, behandelt sie ganz ohne Rücksicht auf politische Verhältnisse. Eben so wenig sind ihre anderen Werke, „Saint-Roche" (Eb. 1843), „Thomas Thyrnau" (Eb. 1843) und „Jakob van der Nees" (Eb. 1845) historische Romane, wenn auch in dem ersten Ludwig XIV., im zweiten Maria Theresia handelnd auftreten; alle sind nichts Anderes als Familienromane. Dagegen kann der Verfasserin der Vorwurf mit Recht gemacht werden, daß ihr das Talent künstlerischer Composition abgeht, daß sie deßhalb Unbedeutendes eben so sorgfältig behandelt als das Wichtigste, daß sie oft in endlose Breite verfällt, daß sie sich in den Motiven wiederholt, daß die erzählten Begebenheiten oft an das Unwahrscheinliche grenzen, daß endlich das Gefühl oft in Empfindelei übergeht. Unangenehm berührt es ferner, daß sie wie die Gräfin Hahn-Hahn glaubt, es sei das rein Menschliche nur in aristokratischen Kreisen zu finden, es könne sich nur in solchen frei und lebendig entwickeln, man könne nur auf der Höhe der Gesellschaft von aller Rohheit und allem niedern Treiben frei sein, während sie doch in manchen vornehmen Personen die gemeinste Gesinnung zur Erscheinung treten läßt. Die Darstellung ist ungleich, oft gesucht und prätentiös; im Ganzen aber ist die Sprache fein und gebildet, manchmal kräftig und lebendig. Nächstdem ist die Schilderung der Zustände und Stimmungen, die Zeichnung der Charaktere meist zu loben; einzelne Gemälde sind von großer Schönheit und so sind auch die Verwickelungen und Conflikte meist eben so gut erfunden als glücklich gelöst. Alle diese Fehler und Vorzüge finden sich schon in „Godwie-Castle". Der Anfang dieses Romans ist beinahe abstoßend. Er beginnt nämlich mit der weitläufigen Schilderung der Lage und Bauart des Schlosses, dann folgen eben so weitläufige Berichte über das Leben einiger Ahnen der Bewohner, was Alles entweder kurz und übersichtlich oder noch besser später als Episode hätte mitgetheilt werden können. Auch das Folgende ist nur referierend und eintönig; im weiteren Verlauf macht die Darstellung jedoch sichtbare Fortschritte, sie wird lebendiger, dramatischer, die Gespräche werden mit Feinheit durchgeführt, sie sind mannigfaltig in ihrem Inhalt, den Personen und ihrer gesellschaftlichen Stellung immer angemessen, ob sie ihre Empfindungen oder ihre Lebensansichten aussprechen, ob sie einer heiteren oder einer ernsten Stimmung Ausdruck geben, ob sie die Sprache der ungezähmten Leidenschaft oder der boshaften Heuchelei sprechen; und so ist der dritte Band bei Weitem der beste. Die Erfindung ist im Allgemeinen glücklich, in Einzelnheiten befriedigt sie desto weniger. So sind zu viele Unwahrscheinlichkeiten gehäuft; es ist z. B. nicht denkbar, daß die Heldin des Romans, Lady Melville, die sich später als die Tochter des Königs

Karl entpuppt, so viele Aufregungen der fürchterlichsten Art, so viele Krankheiten und Verwundungen, von denen sie zudem noch in schneller Aufeinanderfolge betroffen wird, so leicht und ohne die geringste schädliche Folge überstehen könne, wenn man auch annimmt, daß sie von ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Kraft gewesen.*) Die Conflikte sind übrigens glücklich erfunden und die Motive sind meist bedeutend und wahr, das Interesse steigt von Situation zu Situation, so daß die erwähnten Unwahrscheinlichkeiten nicht nöthig gewesen wären, um dasselbe rege zu erhalten. Die Charaktere sind außerdem glücklich gezeichnet, und zwar sowohl die historischen als die erfundenen. Unter den ersten ist außer dem Prinzen von Wales, dem Herzog von Buckingham und Mazarin vorzüglich die Charakteristik des Königs Jakob gelungen, dessen Schwäche und Abhängigkeit von Buckingham, den er zugleich liebt und fürchtet, mit Glück zur Anschauung gebracht ist. Von den erfundenen Charakteren hat die Dichterin den der jüngeren Herzogin von Nottingham mit großem Geschick behandelt. Die innige Verbindung von aristokratischem Stolz mit sittlicher Würde, des edelsten Gefühls mit dem Bestreben, es zu unterdrücken, die herzliche Zuneigung zur Lady Melville im Kampf mit dem Widerwillen gegen dieselbe, weil sie sie für eine im Ehebruch erzeugte Tochter ihres Gemahls hält; der Kampf ihres Stolzes, der diese Sünde des Herzogs nicht will bekannt werden lassen, mit dem Entsetzen, das sie erfüllt, als sie erfährt, daß ihre beiden Söhne die junge und schöne Lady lieben, alles Dieß ist recht glücklich geschildert. Auch die greise Herzogin Mutter mit ihrer Milde, Ruhe und Klarheit ist trefflich charakterisiert, und nicht weniger der Jesuit Johannes, der die Herrschsucht des Ordens und dessen Grundsatz, vor keinem Mittel zurückzuschaudern, wenn es sich um Erreichung irgend eines Zweckes handelt, glücklich repräsentiert. Wie in „Godwie-Castle" das aristokratische Leben in England zur Zeit der letzten Stuarte, so ist in Saint-Roche die französische vornehme Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. mit großer Wahrheit aufgefaßt und dargestellt. Auch in diesem Roman sind einzelne Situationen glücklich erdacht und mit Talent ausgeführt; nur leidet er an Ueberfülle von Personen und Begebenheiten, wodurch die Entwicklung unklar und unsicher wird. Eben so ist „Thomas Thyrnau" zu breit gehalten, und daher nur in Einzelnheiten zu loben, so die Schilderung der Zustände Böhmens seit dem dreißigjährigen Krieg, die Charakteristik der Kaiserin Maria Theresia und des edlen Thomas Thyrnau, dessen Vertheidigungsrede, als er des Hochverraths angeklagt war, von rhetorischem Talent der Verfasserin zeugt. Wie dieser Roman übrigens den beiden früheren nachsteht, so ist der folgende „Jakob van der Nees" noch weniger gelungen. Es fehlt demselben an einem eigentlichen Mittelpunkt des Interesses, er verbreitet sich über zu viele Generationen, Personen und Verhältnisse, und meist ist die Darstellung schleppend und leblos. Doch sind einzelne Episoden von großem poetischen Werth.

*) Lady Melville ist nämlich ein Mal nahe daran, Hungers zu sterben; indem sie später vor Schwäche in Ohnmacht sinkt, verwundet sie sich am Kopf, zwei Mal wird sie von einer Wahnsinnigen beinahe erwürgt, verwundet sich dabei, wird bedenklich krank; bald darauf erhält sie einen Pistolenschuß in die Hüfte. Nachdem sie genesen, stürzt sie vom Pferd, wobei sie ein Blutgefäß zersprengt.

Aus „Godwie-Castle".

„Aber um Gott, lieber Marquis!" rief der alte König aus seinem Bette dem eintretenden Gesandten entgegen, „ich fürchtete mich gestern nicht vor Euch, aber sehr sonderbar war es doch, daß Ihr meine Hand so öffentlich ergriffet, und zwar, wie mich dünkt, sehr gegen die Dehors, die man einem königlichen Haupte schuldig ist, obwohl ich sehr geneigt bin, Euch als Repräsentanten meines nächsten Verwandten, meines Bruders von Frankreich, anzusehen."

„Und Dieser thut hiermit für seinen ungestümen Gesandten Abbitte," sprach der Marquis; „denn mein königlicher Herr war es, der mir diesen Schritt befahl, und auf diese Unterredung habe ich bestanden in seinem Namen. Geruhen Euer Majestät, aus meinen Händen dieß Privatschreiben meines gnädigen Herrn zu empfangen."

Er kniete nieder, es ihm zu übergeben. —

„Ich bitte Euch, mein lieber Marquis, steht auf, ich bitte Euch; ich erlaube Euch zu sitzen, und bin sehr erfreut über die Freundschaft meines königlichen Bruders, aber nicht sehr über dessen Mittheilungen hinsichtlich des armen Jungen, des Buckingham, gegen den Alle böse sind, außer mein Kronprinz und ich. Euer Zettelchen hätte mich fast böse gemacht auf Euch, ich denke, Ihr wollt ihn selbst hören, er wird sich sehr zu rechtfertigen wissen. Denn daß er den Bristol nicht leiden kann, ist bloß Liebe zu mir, weil Bristol mich betrogen, mir den Krieg gebracht, mit dem Feinde conspiriert und die beste Partie in Europa für meinen Prinzen hintertrieben, was gottlos und schändlich ist, da mir Bristol lieb war, wie mein Auge im Kopfe und mein ältester Freund."

Der König gerieth hier in kurzes Schluchzen, dessen erste Laute der Marquis abwartete und dann schnell in die Klagen des Königs eingriff:

„Euer königlichen Majestät zu beweisen, daß der Herr Herzog von Buckingham die Sache falsch angesehen hat und sehr geneigt war, diesen alten Freund Euer Majestät nicht neben sich in dem Herzen zu dulden, davon hat mein königlicher Herr unumstößliche Beweise erhalten. Es war ihm daher unmöglich, zuzugeben, daß Euer Majestät gekränkt würden durch den Verdacht gegen einen alten treuen Diener, den der Herr Herzog vielleicht aus eifersüchtiger Liebe zu Euer Majestät zu verstärken trachtete."

„Ja, ja, das habt Ihr Recht," sagte der alte König nachdenkend; „Steeny, wie ich den Buckingham wohl nenne, liebt mich zu sehr, er könnte wohl ein Bischen eifersüchtig sein."

„Aber," verstärkte der Marquis die Wirkung, „wenn diese Schwäche auch um des erhabenen Gegenstandes Willen verzeihlich scheint, was muß der treue Diener leiden, der von Jugend auf Euer Majestät mit Leib und Leben gedient, wenn er das Opfer dieser Eifersucht würde? Und so ist es mit Eurem Bristol, gnädigster Herr! Er verschmachtet, getrennt von Euch, ohne den Trost Eurer Gnade, die das Sonnenlicht seines ganzen Lebens war."

„O, Herr Gesandter," rief der alte König und sein Gesicht zuckte von Rührung, „Ihr sprecht sehr gut, aber Ihr seid sehr eingenommen für den Lord. Mein Lebelang habe ich Gerechtigkeit geübt, auch war es zum ersten Male, daß Bristol gegen mich gefehlt. Ich werde Buckingham bitten, mir die Wahrheit zu sagen, und verhält es sich so, ist mein lieber alter Bristol mir treu gewesen, dann soll er seinen alten König wiederfinden. Und hört, Herr Marquis, wir könnten uns viel erzählen aus der alten Zeit, gute und

schlechte Tage haben wir erlebt; hatte ich Nichts, da stand Bristols Kasse offen, nachher konnte ich nicht Alles lohnen; seht, es hat mir immer geahnet, es möchte so ein Bischen von Buckingham herrühren, daß mein alter Bristol plötzlich ein Verräther sein sollte. Aber läßt er sich wohl bedeuten? Gleich wird er wüthend, tobt und tollt wie ein Kind, und der alte Bristol glaubt es doch nicht, daß ich ihm zürne. Mit dem Grämen, Herr Marquis, da ist es nun Nichts, Das bildet Ihr Euch ein, weil Ihr nicht wißt, was wir für alte Freunde sind." —

„Und wenn es nun doch so wäre, Euer Majestät, wenn es dem alten Lord am Leben nagte, daß sein königlicher Freund ihn nicht mehr vor sein Antlitz läßt, daß er nicht noch Ein Mal das Wort des Vertrauens und der Güte hören soll, was von seiner Jugend her ihn ermuntert hat zum Leben und Wirken für seinen königlichen Herrn; wenn der Gram darum sein Haupt bleicher gefärbt als seine Jahre, und die Ruhe der Nächte sich in dem Wunsche verzehrt, noch Ein Mal die Hand seines Herrn zu küssen, wie dann, Euer Majestät?"

„O, ich bitte Euch, lieber Herr Marquis, haltet mich doch nicht für so hart und böse; gern würde ich ihn wiedersehen, besonders wenn er, wie Ihr im Namen meines königlichen Bruders von Frankreich mir versichert, wenn er unschuldig ist; aber Ihr seht selbst ein, daß Das gar nicht möglich ist, denn wenn es Buckingham hörte, — und ihm bleibt Nichts verborgen, — wenn er hörte, Bristol wäre hier gewesen, Ihr könnt denken, was dann nicht allein ich und mein Prinz leiden würden, sondern auch Bristol. Er schlüge ihn todt, wo er ihn fände, und seine Einwilligung zu diesem Wiedersehen gäbe er nie, da ich ihn nun einmal habe verbannen müssen. Denkt, daß Ihr selbst nur durch eine List bei mir seid, die mich zwar gestern in der Audienz sehr erschreckte, die ich aber Euch gern verzeihe, um Eures Eifers Willen für meinen alten Freund Bristol."

Der Marquis fühlte sich bewegter von dem Anblick dieses kranken, schwachen Mannes, als er geahnt. Sein gutes Herz und sein sanfter Sinn war so eingeschüchtert, daß er keinen Begriff mehr von seiner ihm zustehenden Gewalt hatte und, ganz zum Kinde geworden, die Zuchtruthe des übermüthigen Günstlings mehr als jede andere Regung respectierte.

„Und Dieß," sagte er endlich, sich zusammennehmend, „soll mein Bescheid sein? Der Bescheid, auf den Bristol mit banger Sorge harrt!"

„Ich verspreche Euch, lieber Marquis, ich werde Alles außerdem in Ueberlegung nehmen, und meinem alten Bristol sagt nur, — denn Ihr, schlauer Herr, steht doch mit ihm in Verbindung, ich lasse ihm sagen, er solle sich nicht grämen; denn wenn er unschuldig ist, wie ich gern glaube, so habe ich ihn eben so lieb wie vorher. Auch soll er nur sich Zeit lassen, wir versöhnen uns schon noch einmal! Freilich," setzte der alte König nachdenklich hinzu, von seiner verfallenen Gestalt gutmüthig lächelnd zum Marquis aufblickend, „freilich, viel Zeit haben wir dazu meinerseits nicht mehr!"

„O," rief der Marquis, überwältigt von Rührung, „so benutzen Euer Majestät diesen freien, sichern Augenblick! Ja, ich stehe mit ihm in Verbindung, unter dem Schutze Frankreichs, den ich für ihn in Anspruch nehme, führte ich ihn hierher, im Nebenzimmer harrt er. O, sprecht ein Wort, und er liegt zu Euern Füßen! —"

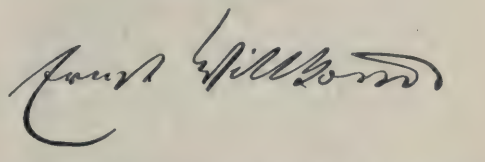
„Um Gott, was ist Das! Hülfe, Hülfe! Verrath, ich bin verloren, man gebraucht Gewalt! Steeny! Steeny! Boby! zu Hülfe, zu Hülfe!" So schrie der alte König, indem er die Decken seines Bettes in seiner trostlosen Geistesverwirrung sich vorhielt.

Der Marquis hatte Ueberwindung nöthig, diesen fast widrigen Zustand gelassen anzusehen; er faßte sich aber, entschlossen, sein Werk zu vollenden.

„Ich muß Euer Majestät erinnern," hob er mit feierlicher Stimme an, „daß hier vor Euch der Gesandte Frankreichs steht, beauftragt von Dero königlichem Bruder, Euer Majestät eine Bitte in Bezug auf den Grafen von Bristol vorzutragen. Es sind weder Mörder, noch Verräther, die zu Euer Majestät reden; mein Auftrag ist ein Werk des Friedens."

„Nun, nun," sagte der König, zu sich kommend und etwas beschämt, „ich verstehe wohl, und ist mir einen Gesandten zu empfangen nichts Fremdes." Er schob sich unruhig in seinem Bette umher, und seine Augen irrten immer nach der Thür hin, durch die der Gesandte eingetreten. Endlich sah er ihn lächelnd an und winkte ihn näher. Leise sagte er dann: „Ist er wirklich da?"

Ernst Willkomm.



Ernst Willkomm, geb. am 10. Febr. 1810 zu Herwigsdorf bei Zittau, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seinen ersten Unterricht im elterlichen Hause, bezog 1822 das Gymnasium in Zittau und 1830 die Universität Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, die ihn aber so wenig befriedigte, daß er sich schon bald ausschließlich dem Studium der Philosophie und Aesthetik widmete, und zugleich seine schriftstellerische Thätigkeit begann. Von 1837 bis 1839 gab er mit dem unglücklichen Alexander Fischer aus St. Petersburg die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater" heraus, die später aus Mangel an Theilnahme

eingiengen. In den Jahren 1845 und 1846 reiste er nach Italien. Der Wiederbeginn des Krieges gegen Dänemark im Frühjahr 1849 führte ihn dem nordischen Kriegsschauplatze zu. Nach der Schlacht bei Friedericia, welche die Rückkehr der sogenannten Reichstruppen zur Folge hatte, folgte er einem Rufe nach Lübeck zur Redaktion der dortigen Zeitung, von der er 1852 aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, worauf er nach Hamburg übersiedelte, wo er von 1853—57 die Redaktion der „Jahreszeiten" und des Feuilletons zum „Hamburger Unparteiischen Correspondenten" führte. Im J. 1859 gründete er ein Familienpensionat für junge Mädchen, das, durch Freunde unterstützt, sich eines guten Fortgangs erfreute und besonders im Deutschen Norden Theilnahme fand.

Die dramatischen Arbeiten Willkomms, mit denen er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnet, haben wir schon besprochen; später widmete er sich ausschließlich dem Roman und der Novelle, worin er eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelte. Die Zahl derselben ist so groß, daß schon die bloße Erwähnung der Titel den uns gegönnten Raum überschreiten würde, daher wir uns auf einige der Bedeutendsten beschränken müssen. Die ersten Romane Willkomms, die im Geiste des jungen Deutschlands geschrieben sind, wie man ihn denn gemeiniglich zu demselben zählt, zeugten zwar von Phantasie und gewandter Darstellungsgabe, waren aber zu sehr auf Effekt und Spannung berechnet, daher Verführung, Morde und dergleichen die vornehmlichsten Motive derselben waren. Sein erster Versuch „Julius Kühn" (Lpz. 1833) konnte schon wegen des verfehlten Stoffs nicht gefallen. Seinen Ruf begründete er zunächst durch „Die Europamüden" (Eb. 1838), welche gegen die socialen Einrichtungen gerichtet, aber ohne tiefere Kenntniß der Verhältnisse geschrieben sind, sich daher in jugendlichen Träumereien und Phantasien ergehen. So ist auch „Lord Byron. Ein Dichterleben". (Eb. 1839. III) nicht frei von Auswüchsen. „Eisen, Gold und Geist. Ein tragikomischer Roman" (Eb. 1843. III) läßt schon die Tendenz im Titel erkennen. Mit „Wallenstein" (Eb. 1844. IV) versuchte er sich im historischen Roman, der jedoch seinem Talent weniger entspricht als die Darstellung moderner Lebensverhältnisse, doch fiel ein zweiter Roman dieser Gattung „Peter Pommering" (Prag 1856. II), glücklicher, namentlich maßvoller aus. Derselbe spielt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Flensburg, und behandelt einen sehr bedeutenden Stoff, der durch die im Guten wie im Bösen großartige Erscheinung des Helden steigendes Interesse gewährt. Mit dem Roman „Weiße Sklaven oder die Leiden des Volks" (Lpz. 1845. V), kehrte Willkomm zur Darstellung der socialen Verhältnisse zurück. Dieser Roman, der wahrscheinlich durch die Schlesischen Weberunruhen veranlaßt wurde, ist zwar wegen der Anschaulichkeit der Schilderungen lobenswerth, auch sind die Charaktere im Ganzen glücklich gezeichnet, so besonders die Personen niedern Standes, doch entspricht ihre Sprache nicht ihrer Bildungsstufe, was auch in andern Romanen zu tadeln ist. Dann sind die Verhältnisse oft viel zu grell geschildert, als daß sie auch nur auf entfernte Wahrscheinlichkeit Anspruch machen könnten. Der Roman ist übrigens unter dem Einfluß der französischen Romane entstanden. Zu große Breite und Anhäufung von Unnatürlichkeiten entstellt „Die Nachtmahlsbrüder in Rom" (Lpz. 1847. III), eine Jesuitengeschichte, die mit dem Polnischen Aufstand von 1846 in Verbindung gebracht ist. Die späteren Romane sind maßvoller gehalten, so zunächst „Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman" (Ff. 1855. III), der die oben gerügten Mängel meist vermeidet und viele Vorzüge darbietet. Die Charaktere sind mit psychologischer Wahrheit gezeichnet; besonders gelungen ist die Verführung der beiden Brüder durch den Herrnhuter Wimmer, der unter der Larve der Frömmigkeit die entsetzlichste Bosheit und Schlechtigkeit entwickelt. In diesem Heuchler sind die Auswüchse des Herrnhutismus eben so trefflich repräsentiert, als dessen schöne Seiten durch die liebenswürdige Erdmuthe und den Grafen Alban. Der alte Weber Ammer, dessen Schwanken zwischen Hartnäckigkeit und Schwäche geschickt veranschaulicht ist, der Kaufmann Mirus, der Advokat Block sind nicht bloß lebenskräftige Individuen, sondern zugleich gelungene Repräsentanten ihres Standes. Endlich tritt im Roman die Idee lebendig hervor, daß das wahre Glück nicht im Ansammeln von Reichthümern liege, sondern in einer ernsten Thätigkeit, die über dem Ich nicht die Andern vergißt. — Zu den besten Erzeugnissen des Dichters gehört ferner „Rheder und Matrose. Ein Hamburger Roman", (Ff. 1857), der zwar mehr eine Reihe von einzelnen Gemälden darbietet, als daß er auf den Namen eines künstlerisch angelegten und gegliederten Romans Anspruch machen könnte, dem aber viele Vorzüge nicht abgesprochen werden können. Zunächst ist er reich an Gestalten, die mit großer Kunst gezeichnet sind. Der Rheder Heidenfrei ist der echte Repräsentant des Hamburger Handelsgeistes, der Großes unternimmt und leistet, aber sich niemals in gewagte oder kühne Spekulationen einläßt, während sein Schwager Hohenfels die idealere Seite des Kaufmannsstandes repräsentiert. Auch ist der Roman außerordentlich reich an glücklichen Zügen. Willkomms Talent in Schilderung von Gegenden, Zuständen und Stimmungen tritt auch hier hervor; so ist die Schilderung der Gefühle des alten Buchhalters Treufreund, als er erfährt, daß sein Freund Hohenfels, den er längst als todt betrauerte, noch lebe, wirklich meisterhaft. Geistvoll und wahr sind die Gedanken über das Wesen und den civilisatorischen Einfluß des Handels und der Handelsverbindungen; das große Talent des Dichters zeigt sich vornämlich darin, daß der Roman ein immer steigendes Interesse gewährt, obgleich man die Verhältnisse der Personen zu einander und die endliche Lösung dieser Verhältnisse schon früh voraussieht. — „Banco. Ein Roman aus dem Hamburger Leben" (Gotha 1857. II) schildert die Macht des Geldes von ihrer guten und schlimmen Seite und zeigt, wie der Reiche, wenn er Geist, Gemüth und Kenntnisse besitzt, unendlich viel Gutes schaffen kann, aber zur Menschen-

plage wird, wenn er gemein und selbstsüchtig ist. — „Dichter und Apostel“ (Fz. 1859. II) behandelt einen interessanten, obwohl eintönigen Stoff. Die Gestalten des Grafen Zinzendorf und des Dichters Günther sind mit Geist und psychologischer Schärfe gezeichnet, und bringen durch ihren Gegensatz eine große Wirkung hervor, die aber durch die allzu große Breite gestört wird. Zu Willkomms besten Erzeugnissen endlich gehören die „Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arndts“ (Lpz. 1862. IV), welche nicht, wie so viele historische Romane, ein unerquickliches Gemisch von Geschichte und Roman darbieten, daher nicht sowohl Arndt als den Geist der damaligen Zeit schildern, weßhalb der Dichter Personen und Begebenheiten mit schöpferischer Kraft erfand, um diesen Zweck zu erreichen. — Willkomm veröffentlichte auch eine nicht kleine Zahl von gesammelten Novellen und Erzählungen, die zwar in der Wahl der Stoffe meist glücklich sind, aber formell nicht genügen, wie „Grenzer, Narren und Lootsen. Eine Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern“. Sehr ansprechend sind die „Meteore“ (Nordhausen 1858. II), die wie die „Neuen Novellen“ (Eb. 1859. II) frisch und lebendig erzählt sind.

Aus „Rheder und Matrose“.

Antons beherztes Wesen erlitt einen bedeutenden Stoß, als er vor dem Deichthore einen ersten Blick auf den rasenden Strom warf. Der Anblick war furchtbar schön, bis zum Entsetzen erhaben. Bald lagerten über dem gelbgrauen strudelnden Abgrunde schwarze Regenwolken, die in rasender Eile vom Sturme gepeitscht südwärts zogen, bald hob sich diese graue Wolkendecke, zerflatterte nach allen Seiten und einzelne Sterne blickten, brechenden Augen eines Sterbenden ähnlich, auf den Graus der Erde. Die Elbe wogte wie ein stürmisches Meer. Zahllose Trümmer zerschlagener Holzflöße trieben und tanzten auf den gurgelnden, zischenden Wellen, Hausgeräthe lag zerbrochen und vernichtet am Deichrande. Schauerlich klang zwischen dem Brüllen des Nordweststurmes das Hülfegeschrei der Menschen, welche die Flut überrascht und jeder Aussicht auf Rettung beraubt hatte, und nicht weniger erfüllte das ängstliche Blöken fortgerissener Schafe, das heisere Brüllen der Kühe, das wimmernde Wiehern fortgeschwemmter Pferde das Herz jedes fühlenden Menschen mit Entsetzen. Wenn dann auf Augenblicke ein großer, heller Raum in die Wolken riß, das bleiche, kalte Mondlicht auf die grause Vernichtungsscene fiel, erbebte auch der muthigste Mann vor diesem Anblick, und der Kälteste, Hartherzigste sogar fühlte eine Anwandlung von Mitleid mit den Unglücklichen, denen die entfesselte Wuth zweier Elemente vielleicht Alles raubte. Nur mit Aufwendung aller Kräfte gelang es dem Rheder, die Gegend zu erreichen, wo sich sein Holzlager befand. Ein Theil der Bedachung war schon der Gewalt des Sturmes erlegen. Das ganze Gebäude zitterte unter der Wuth der Windwogen, und von der Stromseite zischten bereits Wasserstrahlen über den Deichkamm. Ueberall waren zahlreiche Hände beschäftigt, den offenbar zu niedrigen Deich mittelst aufgehäufter Sandsäcke zu erhöhen. Heidenfrei war, soweit das andringende Wasser es zuließ, überall zur Hand und Anton mit seinem scharfen Auge, seiner geschmeidigen Gliedergelenkigkeit, die dem Sturme besser als der hagere, schwache Körper des Rheders die Spitze bot, leistete diesem sehr wesentliche Dienste.

Beinahe anderthalb Stunden kämpfte und rang die vereinte Kraft vieler hundert Menschen mit der immer höher steigenden Flut. Bei dem Durchglänzen vereinzelter Mondstrahlen konnten die Arbeitenden bemerken, daß die Wassermasse immer wilder wogte und alles Land weit umher schon in einen weißschäumenden See verwandelt war, aus welchem nur Baumgruppen, kahle, schwarze Streifen von Deichen und hohe, steile Strohdächer umfluteter Wohnungen emporragten.

Heidenfrei hatte die Holztreppe erstiegen, welche zu seiner Niederlage führte, die großentheils hinter dem Deiche, mithin tief unter dem Spiegel des angeschwollenen Stromes lag. Anton leitete von der untersten Stufe der Treppe aus die Arbeiten am Deiche. Da drang plötzlich ein wilder Schrei durch das Brausen des Sturmes, ein Schauer trüben Wassers spritzte herauf bis zum Standorte des greisen Rheders, der sich, um dem Winde zu trotzen, mit beiden Händen an den obern Querbalken der Thür festklammerte und sich vergebens anstrengte, das Chaos zu durchschauen, das wenige Schritte entfernt sich gestaltete. Alles wankte, rollte, stürzte durch und über einander, der Strom brauste, die hochschlagenden Wogen schäumten wie Meeresbrandung, Bäume fielen, die Erde bebte, sank ein, trieb fort, krachend versanken Häuser, Menschen, Steinwerk in einen breiten strömenden Wassersturz, der Alles in seine Strudel fortriß und begrub. Der Deich war gebrochen! —

Auch der lauteste Ruf einer Menschenstimme blieb in dem Gebrause von Wind und Wogen unhörbar. Heidenfrei bemerkte das Fortschurren des Erddammes, er fühlte den Druck der losgerissenen Schollen gegen das Holzgebälk, das ihn trug, er sah wie Anton strauchelte, fiel, zwischen Erdgeröll und braungelben Wellen sich überschlug — er rief ihm zu, er streckte die Hand nach dem sinkenden Jünglinge aus, erfassen aber konnte er ihn nicht.

Noch wenige Augenblicke und die Treppe brach. Auch Heidenfrei stürzte zwischen Brettern, Erdschollen und Steingeröll in die brüllenden Wogen und trieb mit zahlreichen Andern fort auf den zerstörenden Fluten. Sein graues dünnes Haar flatterte im Sturm und machte ihn Vielen kenntlich. Anton, der so glücklich war, einen gewichtigen Balken zu fassen und sich rittlings darauf zu schwingen, erkannte den bedrängten alten Mann, und rief ihm, seine eigene Gefahr vergessend, rathende Worte zu. Jede Rettung aber würde unmöglich gewesen sein, hätte der erste gewaltige Schwall des Wassers, von der Menge Erde, die er mit fortriß, sich nicht kurze Zeit an einem querziehenden, mit vielem Buschwerke besetzten Damme gestaut. Hierhin trieben Viele der Fortgetragenen und Manchem gelang es, einen Baumast zu erreichen, in der Angst der Verzweiflung sich emporzuschwingen und so auf einem der starken, alten Bäume vorläufig Rettung, oder doch wenigstens eine Zuflucht zu finden.

Zu diesen Glücklichen gehörte Anton. Kaum sah er sich selbst momentan geborgen, so dachte er schon auch an die Rettung Anderer. Er gewahrte den Rheder auf den Trümmern der Treppe, die er mit beiden Händen festhielt, sah ihn herantreiben, zwischen den Baumstämmen verschwinden, wieder erscheinen, endlich sich festhaken. Ein Zeichen, ein Ruf, ein geller Schrei, machten Heidenfrei aufhorchen. Herr und Diener erkannten sich. Anton wagte, wie eine Eichkatze weiter zu klettern auf einem der breitesten Aeste der blätterlosen Rüster, die ihn trug. Die strudelnden Wasser streiften seine Füße, er tauchte sogar mit dem schwankenden Aste, der seinen Körper kaum zu tragen vermochte, bis zum halben Leibe in die kalte, lehmige Flut, aber er verlor den Muth nicht und gab auch sein Unternehmen nicht auf. Mit fast übermenschlicher Anstrengung schwang er sich auf einen andern Ast, von diesem auf einen dritten und vierten. Endlich faßte er wieder festen Fuß auf starkem knorrigen Stamme. Er vermochte, dem hier zwischen zwei Stämmen festsitzenden Rheder die Hand zu

reichen und zog ihn zu sich herauf. Aller Noth und Angst des Augenblickes vergessend, rief er, als der zitternde Rheder neben ihm stand und einen heißen Dank stammelte:

„Hurrah, mien Moder kann swemmen!

Dann schlang er seinen Arm um den Leib des Prinzipals, zog sein Taschentuch, knüpfte es mit dem des Rheders zusammen und band diesen, der mit geschlossenen Augen den Stamm umklammerte, um vor der rasch vorüberziehenden Flut nicht schwindlich zu werden, mit diesem Nothtau, so gut es gehen wollte, fest an den schützenden Baum.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Wir haben den Dichter, zu welchem wir uns jetzt wenden, schon als begabten Lyriker kennen lernen; noch größeres Talent hat er als Romandichter beurkundet. Als solcher entwickelt er eine nicht gewöhnliche Erfindungs- und Gestaltungsgabe, eine tiefe Kenntniß der mannigfaltigsten Verhältnisse, namentlich der vornehmen Stände, deren Leben und Treiben er mit eben so großer Wahrheit als Unparteilichkeit schildert. Seine Werke erfreuen eben so sehr durch die psychologische Schärfe der Charakteristik, als durch die schöne, immer gewandte und gebildete Darstellung.*) Noch müssen wir des Dichters vielseitige Kenntnisse berühren, die er mit großem Geschick in die epische Darstellung zu verweben weiß, seinen Reichthum an geistreichen Reflexionen, durch welche er seine Gespräche belebt, sowie seine farbenreichen und von tiefem Gefühl zeugenden Naturschilderungen. Sein erster, von der Pariser Julirevolution angeregter Versuch, „Das Haus der Grafen Owinsky" (Lpz. 1832), dem die Polnische Revolution zum Hintergrunde diente, ließ schon die freien Ansichten erkennen, die seine späteren Werke charakterisieren. Ihm folgte der weitaus bedeutendere Roman „Ironie des Lebens" (Wien 1841. II. 2. Aufl. 1842), über dessen Grundgedanken sich der Dichter folgendermaßen äußert: „Das Wesen der Liebe stellt sich in unberechenbaren Widersprüchen dar. Ich versuchte ihre Phasen aufzugreifen, die Geschichte ihrer Entwickelung zu verfolgen und so einen Beitrag zu ihrer Auslegung zu bereiten." Er bringt die „Ironie des Lebens" an zwei Paaren zur Anschauung. Das Eine, der Maler Adlerhorst und Stella, die Tochter des Barons von Schwangau, repräsentiert die phantastische überschwängliche Liebe, das zweite Paar, der Kammerherr Abel und Albertine, Stellas ältere Schwester, repräsentiert die ruhige, conventionelle Neigung; die Liebe des ersten Paares geht nach der Heirat an den Forderungen der Welt zu Grunde, die Neigung des zweiten löst sich in traurige Gleichgültigkeit auf. Noch wollte der Dichter den nämlichen Ausgang an einem dritten Paare, an dem Grafen Leander und Julien, der jüngsten Tochter des Barons von Schwangau, nachweisen, doch ließ er sich durch Freunde zur Abänderung seines Planes bestimmen, weil diese ihn darauf aufmerksam machten, daß „der zerrissene Ausgang den Eindruck des Werkes für Viele ohne milde Versöhnung lassen würde." Und so paßte die Entwickelung der Geschichte allerdings weniger zum Titel, demungeachtet ließ ihn der Dichter stehen, wozu er um so mehr berechtigt war, als die episodisch mitgetheilte, aber für die Entwickelung des Ganzen bedeutende Lebensgeschichte des Grafen Altberg, der als Magister Irrwisch die Erziehung seines Sohnes leitete, die Ironie des Lebens und besonders der Liebe in ihrer furchtbarsten Gestalt zeigt. — Während die Ironie des Lebens den Stoff des eben erwähnten Romans bildet, behandelt der Dichter in den beiden folgenden das Leben selbst ironisch, und er beweist für diese Darstellungsweise ein nicht gewöhnliches Talent. Eigenthümlich ist es, daß er in diesen Romanen stehende Figuren anbrachte, was bis jetzt, so viel wir wissen, in epischen Dichtungen noch nicht versucht worden war. Die Eine dieser Figuren ist der Doctor Till, der die Schwächen und Verirrungen der Gegenwart dadurch zur Anschauung bringt, daß er ironisch auf dieselben eingeht und die von diesen Verirrungen betroffenen Personen bestimmt, dieselben in ihrer ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Dieser Till ist, im Grunde genommen, ein Schalk, wie sein berühmter Namensvetter; nur will er nicht wie dieser die Leute foppen, es liegt seinem Thun und Treiben vielmehr ein ernster und würdiger Zweck zum Grunde. Ihm zur Seite steht Lanzelot-Melampus, der die unklare Schwärmerei für die modernen Ideen und zugleich die bodenlose Eitelkeit und Anmaßung repräsentiert, welche die Apostel dieser Ideen charakterisiert. Es ist ein glücklicher Gedanke des Dichters, daß er diesen Lanzelot zu Tills Bedienten macht, der dessen schalkhafte Bemerkungen mit vollem Ernst erläutert und erweitert. Der erste der zwei erwähnten Romane, „Der moderne Eulenspiegel" (Pesth 1846) besteht eigentlich aus zwei nur sehr lose zusammenhängenden Theilen, die füglich als zwei selbstständige Werke betrachtet werden könnten. In der ersten Hälfte wird der verkehrte Kunstenthusiasmus, die Schwärmerei für das Mittelalter, in der zweiten die Emancipation der Frauen mit größtem Glück persifliert. Die erzählte Geschichte ist im ersten Theil unbedeutend, von größerem Interesse ist sie in der zweiten Hälfte; in beiden aber wiegen die Reflexionen vor, die von klarem Verständniß der Kunst- und Literaturzustände, so wie von sicherer Auffassung des socialen Lebens zeugen. Sie enthalten ebenfalls vortreffliche Bemerkungen über Politik und Staat, die zum Theil damals gewagt sein mochten, z. B., daß Italien eine große Zukunft habe, daß große Staaten verderblich, Bundesstaaten das günstigste Element der Entwickelung und des Fortschritts seien. Manches ist dagegen bizarr, so die Bemerkungen über Verbesserung des Deutschen Styls. Daß in der zweiten Hälfte das Gebahren der emanzipationssüchtigen Frauen manche große Unwahrscheinlichkeit darbietet, ist nicht zu tadeln, da es auf eine Verspottung abgesehen ist und diese gar wohl in Karrikatur übergehen darf; weniger zu entschuldigen möchte es sein,

*) Sie wird nur hie und da durch eine das Sprachgefühl verletzende Eigenthümlichkeit gestört, in den spätern Romanen jedoch weniger häufig als in den frühern. Er trennt nämlich die betonten Präpositionen nicht von den Verben, und so sagt er: „ich anrechne", „sie fortsetzte ihren Weg", „er beilegte den Brief", was dem Geiste der Deutschen Sprache widerspricht.

daß ein edles, wenn auch seltsames Mädchen es über sich bringen kann, nicht einzuschreiten, als ihr Geliebter sich aus falschem Ehrgefühl selbst tödtet; es ist Dieß nicht bloß unwahrscheinlich, es ist auch verletzend. Uebrigens ist die psychologische Entwickelung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden (Parzival und Berenice) von großer Schönheit. — „Die Industriellen" (Zwickau 1854. II) hätten füglich als dritter Theil des „modernen Eulenspiegels" bezeichnet werden können, da sie nicht mehr und nicht weniger ein selbstständiges Ganzes bilden als die zweite Hälfte jenes Romans im Verhältniß zur ersten. In den „Industriellen" hat der Verfasser, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, „dieselbe Weltauffassung, die dort an Künstlern und Frauen dargelegt wurde, zur Anschauung bringen wollen" und eben so begleiten Till und Lanzelot-Melampus hier wie dort „die Handlung mitwirkend oder doch als sprechender Chor." Der Roman stellt den Gegensatz der reichen Fabrikanten zum verarmten Adel und zum Proletariat dar, die Abhängigkeit der Arbeiter von den Arbeitgebern ist mit grellen Farben, aber leider nicht unwahr geschildert, und so weckt das ganze Gemälde den größten Abscheu gegen Zustände, in welchen nur der Reichthum, nur das Laster Recht hat, der Arme um so mehr unterdrückt wird, je mehr das Recht auf seiner Seite ist; es weckt die Ueberzeugung, daß diesen unmenschlichen Verhältnissen ein Ende gemacht werden müsse. Die Mittel, welche der Verfasser dafür angiebt, sind gewiß ganz vortrefflich, aber es ist leider nicht zu erwarten, daß sie bei der Masse der Fabrikanten Anklang finden. So düster das Gemälde ist, so wird es doch durch den Humor erheitert, mit welchem der Bettelstolz des armen Adels geschildert wird, sowie durch die Ironie, mit welcher Till das Verhältniß der Arbeiter zu ihren Herren schildert.

Tschabuschniggs letzter Roman „Grafenpfalz" (Nordhausen 1862) ist auch sein bester; er zeugt von wesentlichem Fortschritt in der künstlerischen Behandlung so wie in der Sprache, die meist musterhaft genannt werden kann. Der Dichter hatte in der Vorrede zu den „Industriellen" gesagt, daß den bisherigen Romanen nach der ursprünglichen Anlage ein vierter hätte folgen sollen, in welchem die Politiker in ähnlicher Weise behandelt würden wie die Künstler, die Frauen und die Industriellen; mit „Grafenpfalz" ist diese Absicht erfüllt worden. Nur tritt die Tendenz weit mehr zurück als in den früheren Romanen, das epische Element ist noch kräftiger behandelt als in den „Industriellen", die in dieser Beziehung schon den „Eulenspiegel" übertrafen. Daß aber die Anschauungsweise dieses Romans dieselbe ist wie die der früheren, erhellt schon daraus, daß auch hier Doctor Till zum Theil das bewegende Princip ist und die politischen Verhältnisse durch die ironische Behandlung in ihr wahres Licht gestellt werden. Graf Faramond wird von seiner Geliebten, der Nichte des Kammerdieners Gerstenberg, getrennt, weil seine ahnenstolze Mutter eine Mißheirath nicht zugeben will, und ob er gleich schwört, daß er keine andere heirathen würde als seine geliebte Florette, ob seine Mutter gleich keinen größeren Wunsch hat, als daß das Geschlecht nicht aussterben möge, so theilt sie ihm doch nicht mit, wohin sie die Geliebte habe bringen lassen, und sie hat ihre Maßregeln so gut getroffen, daß er nach ihrem Tode vergeblich nach dem Aufenthalt der Geliebten sucht, und erst nach vielen Jahren die Sicherheit erhält, daß sie ein Kind geboren habe und bald darauf gestorben sei. Wohin dieses Kind gekommen sei, kann er trotz aller Bemühungen nicht erfahren. Er zieht sich in sein Schloß zurück, wo er seinen Umgang auf wenige befreundete oder verwandte Personen beschränkt. Das Kind aber, ein Mädchen, war als Tochter eines Schulmeisters erzogen worden, und sie kommt, als sie schon erwachsen war, mit ihrem Pflegevater in die Nähe des Schlosses. Gut erdachte Umstände bringen den Grafen zur vollsten Ueberzeugung, daß sie sein lang gesuchtes Kind sei; er will sie anerkennen und zu seinem Range erheben. Allein sie liebt einen jungen Bergmann; der Graf wendet alle möglichen Mittel an, die Geliebten zu trennen, doch Philomene will von ihrem Aurel nicht ablassen, und endlich erkennt Faramond, daß er eben im Begriff ist, dieselbe Schuld gegen seine Tochter zu begehen, die man gegen ihn begangen hatte und er begünstigt die Verbindung der Liebenden, was ihn freilich zwingt, sich nicht als Philomenens Vater zu erkennen zu geben. Nebenbei entwickelt sich eine andere ähnliche Begebenheit. Prinzessin Ginevra liebt den geist- und gemüthvollen Naturforscher Alberich; da sie die Sicherheit erhält, daß der Fürst eine Mißheirath nie zugeben würde, stellt sie sich krank und sterbend, statt ihrer wird eine Wachsfigur begraben und sie flieht in die Schweiz, wo sie sich unter anderm Namen mit dem Geliebten vermählt. Die Anlage des Romanes ist durchaus vortrefflich, und es ist namentlich zu loben, daß er nicht mit der Vorgeschichte beginnt, dieselbe vielmehr an geeigneter Stelle eingeschoben wird, wodurch die Handlung eine künstlerische Einheit gewinnt. Die einzelnen Begebenheiten sind glücklich erfunden und motiviert, die Episoden sind auf das Geschickteste in die Handlung verwebt und die zahlreichen und geistvollen Reflexionen über Staat, Verfassung und sociale Fragen mit denselben in organische Verbindung gebracht. Ausgezeichnet ist die Charakteristik der einzelnen Personen. Die Mutter des Grafen ist in ihrem Kampf zwischen Mutterliebe und Ahnenstolz, der endlich den Sieg davon trägt, äußerst glücklich geschildert. Die Härte ihres Sinns ist mit psychologischer Schärfe motiviert. Nicht weniger glücklich ist Faramond aufgefaßt, der schon als Kind eine große Selbstständigkeit entwickelt und dessen bittere Lebenserfahrungen ihm eine große Reife des Urtheils und der Weltansicht gegeben hatten, daher er, obgleich von hocharistokratischer Gesinnung, wie der Dichter sehr glücklich bemerkt, dem Menschen volle Geltung gestattete. Einer der köstlichsten Charaktere ist der alte Kammerdiener Gerstenberg, der einmal sagt, es sei eben so schwer, ein echter Graf als ein echter Kammerdiener zu sein. Seine aufopfernde Hingebung für die gräfliche Familie, die sich im ganzen Leben gleich bleibt, ist um so rührender, als der Mann durchaus nichts Bedientenhaftes an

sich hat. Es ist eine durchaus noble Natur, und er hat seiner Stellung durch die Auffassung derselben etwas Ehrwürdiges ertheilt. Den lebendigsten Gegensatz zu ihm bildet der Bediente Jean, der nur auf die Schwächen seiner Herrschaften spekuliert und dieselben geschickt ausfindig zu machen und für seinen Vortheil zu gebrauchen weiß. Eine prächtige Figur ist ferner der alte gelehrte Dorfschulmeister, der seinen Buben wissenschaftliche Vorträge hält, ihnen zur Belohnung seine Uebersetzung des Properz vorliest, aus welcher er bei jeder Gelegenheit mehr oder weniger passende Stellen anbringt und sogar einen Raben, einen Staar und eine Elster gelehrt hat, den Namen Properz zu sprechen. Die Ironie des Dichters tritt namentlich hervor in der Person des Reichsgrafen Zimbelin mit seiner aus Wachsfiguren gebildeten Familie, er so wie der gemeine und im Grunde einfältige Baron Greifenklau sind die bitterste Verspottung der Monarchie und des Adels mit seinen alten und verwitterten Ansprüchen. Er hat, freilich vom Satyriker Till mystificiert, der ihm von einer weitverbreiteten Adelskette vorlog, einen Verein des Adels seiner Nachbarschaft gegründet, von dessen Geist die unten mitgetheilte Stelle einen Begriff giebt. Noch erwähnen wir die edle und geistvolle Prinzessin Ginevra nebst dem feingebildeten und charaktervollen Alberich, die beide mit poetischem Sinn und psychologischer Schärfe gezeichnet sind.

Die „Novellen" (Wien 1835) und „Humoristische Novellen" (Eb. 1841) sind meist glücklich erfunden, gewandt und oft mit vieler Laune erzählt.

Aus „Grafenpfalz".

Greifenklau hatte die Adelsversammlung auf seinem Landgute veranstaltet. Sie wurde von den Ritterbürtigen der Umgegend zahlreich beschickt, und der Freiherr war über ihr Zustandekommen um so entzückter, da er sich selbst als deren Schöpfer anerkennen durfte. Es wurden dabei eine Menge Vorschläge gemacht, Vieles berathen, Einiges beschlossen. Wenn im Verlaufe der Versammlung auch noch Manches zu wünschen übrig blieb, so glaubte Greifenklau, daß schon die Vereinigung an und für sich etwas sehr Ersprießliches sei, indem der Association der Massen nun auch eine Organisation des Adels entgegenstehe, die in die Lage setze, augenblicklich, gleichsam durch ein Telegraphennetz, die Parole des Tages unter den Standesgenossen zu verbreiten und einträchtiges Vorgehen zu ermöglichen.

Doctor Till erzählte viel von dem Centralcomité und von den zahlreichen Filialen, und versprach, während Baron Greifenklau durch die fast einstimmige Wahl der Gegenwärtigen die Vorsteherschaft seiner jüngsten Schöpfung übernahm, die Verbindung mit der Adelsfippe aller Länder zu vermitteln. Er empfahl Geduld und Verschwiegenheit, da die Leiter derselben nur behutsam und fast mißtrauisch vorzugehen pflegen.

Am Schlusse folgte ein großartiges Festessen, bei welchem derselbe Gegenstand in freierer und anmuthiger Weise behandelt wurde.

„Die Menschenrechte," declamirte der neue Vorstand, „hat sich der Pöbel seit dem Jahre 1789 gewonnen, meinetwegen mag er sich auch die socialen erringen, aber die sociellen, die gesellschaftlichen verweigern wir ihm in Ewigkeit. Verletzte Eitelkeit soll ihn mehr demüthigen, als verletztes Menschengefühl."

„Gleichwohl," entgegnete Till, „wird die lebende Generation der Cavaliere in der Behandlung nicht Wohlgeborner das Gewünschte kaum zu leisten vermögen, weil sie sich des vormärzlichen Stils einnehmender Herablassung nicht genug zu entäußern vermag. Ich vertraue desto mehr auf die Kinder des gegenwärtigen Geschlechtes, diese werden durch Anmaßung und Hochmuth das dürftig Begonnene glorreich zu Ende führen und das niedrige Volk in die richtigen Schranken zurückweisen."

„Nun, nun," rühmte sich Schnaberl von Löwenmaul, einer der eifrigsten Förderer des jungen Adelsclubs, „ich glaube meinerseits auch schon jetzt ein genügendes Beispiel zu geben: ich halte meinem Lieblingshunde einen eigenen Bedienten, der Mensch muß ihm seine Knochen in Gallalivrée mit weißen Handschuhen serviren."

Mit lautem Gelächter wurde ihm Beifall gezollt.

„Dennoch ist die Bemerkung des Doctors eine gegründete," bestätigte Greifenklau, „und auf die Erziehung unserer Nachkommen die größte Sorgfalt zu verwenden."

„Ich gestehe," erklärte ein Dritter, „daß ich diese Ansicht nicht theile; wohlgeboren genügt, wozu auch noch wohlerzogen?"

„Verstehen Sie mich recht," erwiederte Greifenklau, „ich rede ja nicht von der Erziehung im Allgemeinen, sondern von einer besonderen, die nur unserm Stande zukommt. Es versteht sich Ein für alle Mal, daß ich unter Menschen uns nicht mit begreife. Ich verabscheue die Humanitätskasernen, ich verlange Parteischulen. Das Entstehen der neuen Erziehungsanstalten und Collegien haben wir nach des Doctors Mittheilungen der hohen Sorgfalt der schon vor unsrer Filiale entstandenen Adelsverbrüderungen zu verdanken. Es war in der That sehr widerwärtig, unsre Söhne neben den Kindern gemeiner Leute auf denselben Schulbänken sitzen zu sehen, die Feinheit der Manieren, die Zuverlässigkeit der Gesinnung mußte in solcher Gesellschaft gefährdet werden. Sie müssen mir zugeben, daß wir ganz andrer Kenntnisse und Sitten bedürfen, als die übrigen Leute. Unsere Passionen unterscheiden sich von denen der Massen, wir brauchen also eine eigene Moral. Auch der Vortrag für unsere Söhne muß ein anderer sein, und jede unnütze Anstrengung auf ihrer Seite vermieden werden. Wir haben Institute nöthig, in denen nicht Menschen, sondern vollkommene Cavaliere, große Herren gebildet werden. Man muß den vornehmen Zöglingen die Rechte ihres Standes, seine Sitten und Absichten frühe genug einprägen; die Verbrüderung, die Gemeinschaftlichkeit des künftigen praktischen Lebens soll schon den jungen Herzen eingepflanzt werden. Welche edle Phalanx, gleich Alexanders Unsterblichen, wird aus solchen Bildungsanstalten hervorgehen, welche Freundschaften nobelsten Stiles. Ausdrücklich oder stillschweigend werden die jungen Cavaliere vor ihrem Austritte übereinkommen, in ihren künftigen Lebensstellungen nur sich unter einander, nur ihre Standes- und Gesinnungsgenossen zu begünstigen und zu fördern. In solcher Weise wird die folgende Generation des Adels alle besten Stellen in Staat, Kirche und Heer für sich mit Beschlag zu belegen im Stande sein."

„Es fragt sich nur," bemerkte Herr Schnaberl von Löwenmaul, „ob wir nicht im Kriege unser edles Blut schonen sollen? Die Berserkerwuth des Adels hat das Aussterben vieler Familien nach sich gezogen."

„Ich," entgegnete ein Dritter, „hege mehr Bedenken gegen das sitzende als gegen das stehende Heer; sollen sich unsre Söhne der gemeinen Schreibstubenordnung fügen, und ihre edle Zeit mit Actenfudeleien vergeuden?"

„Nicht doch," tröstete der Doctor, „sie sollen nur die vergoldeten Spitzen der Beamtenmisère darstellen. Es giebt jederzeit und überall genug subalterne Geister, die sich die Last des Arbeitens zur Ehre rechnen, diese sollen das Materielle des Geschäftes fortschleppen, die Junker repräsentieren nur, Sie zeigen sich persönlich, wo Jene sich un-

gesehen abgemüht haben, sie ernten, wo jene pflügten und säeten. Ein gutes Bureau sollte eigentlich wie eine Zuckerplantage organisiert sein, der Adel führe nur den Bambus. Ihre Herren Söhne brauchen weder Talent noch Fleiß zum Geschäfte; glauben Sie mir, Ihr nobles Auftreten ist schon ersprießlicher als die Tage lange Mühe in dürftigen Schreiberärmeln. Sie fahren in glänzender Equipage vor, Bediente reißen vor ihnen die Thüre auf, der Gefeierte lispelt dann ein paar Klappwörter und das Publikum jauchzt entzückt und begreift augenblicklich, wem es den guten Gang der Staatsmaschine zu verdanken hat. Sie glauben kaum, was für ein herrenseliges Ding der Mensch ist. Endlich haben wir die allgemeine ausgleichende Bildung auch schon so weit gebracht, daß Jeder für jede Stelle taugt, ein Zugreifen ohne Vorkenntnisse ist vom alten Schlendrian am Entferntesten und hat auf Genialität den meisten Anspruch."

„Sie entzücken uns in der That durch Ihre Darlegung der entstehenden Neubildungen."

„Was ich Ihnen heute von den hohen Vorzügen des Adels sagte," fuhr Till fort, „ist durchaus nicht eine Erfindung der Neuzeit oder eine Eigenthümlichkeit der sogenannten Culturvölker, es liegt vielmehr im Kerne des Menschenthumes eingeschachtelt, alle Zeiten und alle Völker anerkennen es. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch ein paar übersehene Züge aus der Naturgeschichte des Adels mittheile. Schon die Inka von Peru spuckten nach uralter Sitte nie auf den Boden, sondern stets in die Hand einer Dame ihrer Umgebung. Das blaue Blut erzielt bei den Kalmücken noch heut zu Tage viel tiefer gehende physiologische Wirkungen als bei uns: der Stand der Wohlgeborenen unter ihnen nimmt ausschließlich für sich weiße Knochen in Anspruch und zählt die gemeinen Leute zu den schwarzen Knochen. Wenn Solches Barbaren einsehen und thun, wozu sind in dieser Richtung gebildete Völker berufen?"

Der durchgreifende Unterschied des Geblütes wurde in dieser Versammlung allgemein anerkannt und nur bedauert, daß in weiteren Kreisen dagegen noch Widersprüche erhoben werden.

„Beharren Sie immerhin bei Ihren Bestrebungen," ermahnte Till, „und Sie werden diese Zweifel bald verschwinden sehen. Consequenz restauriert das Vergangene, und das Moderne wird oft am Leichtesten wieder modern. Glauben Sie mir, der Mensch gleicht dem Zeiger an der Uhr, er kehrt nach einer gewissen Periode stets zur selben Stunde zurück; er ist der Esel in der gesellschaftlichen Mühle und kommt immer wieder auf den alten Fleck. Ihnen liegt nur ob, ihn zu stacheln, auf daß es schneller geschehe. Die Zeichen der Zeit sind dazu günstig, selbst die Naturkräfte der Neuzeit scheinen mit Ihnen im Bunde zu stehen, dessen unter Anderen sogar die Cholera ein Zeugniß giebt; sie erwies sich stets als eine wahrhaft noble Krankheit und wüthete größtentheils nur unter den gemeinen Leuten."

„Sie sprechen sehr köstlich," meinte Herr von Schnaberl, „Sie verdienen nobilitiert zu werden."

„Mir wurde in der That schon ein Mal für ein Concert auf der Maultrommel der Ritterschlag zugesichert."

Diese Mittheilung erfreute die Versammlung, es wurden Till von mehrern Seiten die Hände geschüttelt und endlich sogar ein Toast auf ihn ausgebracht.

„Um unserm Stande die ihm gebührende Verehrung zu sichern," wurde von Einem der Anwesenden bemerkt, „dürfen auch wir selbst nie die achtungsvollen Rücksichten vergessen, welche wir allen Mitgliedern desselben schuldig sind. Mag Einer unsrer Standesgenossen auch noch so herabgekommen sein, das eingeborne Merkmal des Adels kann durch Nichts ausgetilgt werden, mag ihm Verstand, Geld und Anmuth der Erscheinung mangeln, er behält Nichts desto weniger alle Vorrechte seines Standes. Uebersehen Sie, wenn Sie ihm begegnen, Reichthum, Schönheit und Talent der Plebejer, eilen Sie auf ihn los und fassen Sie brüderlich nach seinen Händen, vergessen Sie nie die schicklichen Pflichtbesuche bei bankerotten Junkern und veralteten Stiftsfräulein zu machen, das Volk muß begreifen, daß der angeborne Adel durch Nichts ersetzt werden kann und seinen Rang unabhängig von allen Verhältnissen bewahrt."

„Sie haben Recht," bestätigte ein Dritter, „wir müssen eine stehende Parteiparade im Gange erhalten."

„Uebrigens ist eine Verarmung unsres Standes durchaus nicht zu besorgen," bemerkte Greifenklau, „aus der Vergangenheit besitzt er Majorate, und die gegenständliche Weltwirksamkeit, die ihm die Gegenwart eröffnet, ist fast noch ersprießlicher als jene. Wir stellen uns an die Spitze der großen industriellen Unternehmungen, wir bringen die Romantik zur Industrie. Der Adel bethätiget sich dadurch auch als der Pfeiler des materiellen Fortschrittes, er zeigt seinen segensreichen Einfluß auf die Entwickelung der Massen, und indem er Nichts als seine großen Namen herleiht, ist er in der Lage, den Löwentheil des Gewinnes für sich vorzubehalten. Wenn die Actien der unter unserm Schutze gegründeten Gesellschaften am Höchsten stehen, schlagen wir sie los, wir verschmähen es nicht, durch Unterhändler die Schwankungen der Börse klug zu benützen und vermitteln unsern Standesgenossen ausgedehnte Credite. Die Eisenbahnen lassen wir über unsre Besitzungen bauen, neben unsren Schlössern werden die günstigsten Haltestätze vermittelt, und da wir die sichersten Bürgschaften bieten, werden uns auch die vortheilhaftesten Lieferungen zugeschlagen. So gewinnt der Adel seine alten Reichthümer wieder."

„Recht so," billigte Doctor Till, „Kopernikus und Galilei waren schädliche Neuerer, kehren Sie zum Fürsten Ptolemäus zurück, und die ganze Welt wird wieder um das adelige Ich rotieren."

In Einem Punkte kamen alle Anwesenden überein, man könne die Sonderung des Adels von den übrigen Volksschichten nicht eifrig genug betreiben, der Riß zwischen selben müsse ein schrosser, unausfüllbarer werden. Man müsse aus der Gemeinde, aus dem Bezirke ausscheiden; am Besten wäre es, wenn man sich auch aus dem Staate gleichsam als Mediatisierte, als historisch-politische Individualitäten ablösen könnte.

Friedrich Wilhelm Hackländer.

Wenn selbst die besten Romandichter dem Deutschen Erbübel verfallen, sich in philosophische Reflexionen zu vertiefen, Betrachtungen über Zustände und Personen anzustellen, statt sie lebendig zu gestalten, so ist es doppelt erfreulich, einem Dichter zu begegnen, der das Leben in seiner vollsten Wahrheit auffaßt und in seinen Erzählungen mit poetischem Sinn abspiegelt, der seine Personen nicht durch psychologische Entwickelungen, sondern durch ihre Handlungen charakterisiert.

Friedrich Wilhelm Hackländer, geb. den 1. Nov. 1816 zu Burtscheid bei Aachen, verlor seine Mutter bald nach seiner Geburt, seinen Vater, als er erst 12 Jahre alt war. Da er ohne Vermögen war, fand er ein Unterkommen bei Verwandten, die aber wenig für seine Bildung thun konnten, da sie selbst mittellos waren. Mit 14 Jahren trat er in Elberfeld als Lehrling in eine Modewaarenhandlung.

Hackländer

Da er jedoch zu dem Kaufmannsberuf keine Neigung hatte, trat er schon nach zwei Jahren als Artillerist in die Preußische Armee in der Hoffnung, mit der Zeit Offizier zu werden. Zwar erwarb er sich alle nöthigen praktischen Kenntnisse, da es ihm aber an der gehörigen Schulbildung fehlte, so wurde die Aussicht auf die gehoffte Beförderung immer trüber und als er sich zudem bei einem Manöver schwer verletzte, verließ er den Dienst und wandte sich wieder dem Handel zu. Er trat nach einander in drei Handlungshäuser, die alle bald nach seinem Eintritt fallierten oder liquidierten, so daß er im Handelsstand für eine Art böser Vorbedeutung galt und daher keine Anstellung mehr fand. Doch verlor er nicht den Muth. Da Einer seiner Freunde, ein Buchhändlercommis, nach Stuttgart gieng, begleitete er denselben und begann da seine schriftstellerische Thätigkeit mit den „Soldatenreminiscenzen", die er im „Morgenblatt" veröffentlichte, und später vermehrt unter dem Titel „Das Soldatenleben im Frieden" besonders herausgab. Dieser Erstlingsversuch erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit, und so eröffnete sich die Aussicht, durch literarische Thätigkeit eine gesicherte Stellung zu erwerben. Dazu kam ein unerwartetes Glück. Der Baron von Taubenheim, der ihn lieb gewonnen hatte, bot ihm an, ihn auf einer Reise in den Orient auf seine Kosten zu begleiten, ein Anerbieten, das er um so freudiger und dankbarer annahm, als er von jeher die größte Sehnsucht hatte, die Welt zu sehen. Diese Reise war für seine Entwickelung von dem größten Nutzen, da er auf derselben seine angeborene Beobachtungsgabe schärfte, seine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte und, was für seine poetische Thätigkeit die bedeutendste Frucht war, das Talent entwickelte, die Erscheinungen zugleich in ihrer Gesammtheit und ihrem kleinsten Detail aufzufassen. Auf der Rückreise über Italien lernte er in Mailand den Grafen Gustav Neipperg kennen; dieser empfahl ihn seinem Bruder Alfred, der ihn dem König selbst vorstellte, dessen Gewogenheit er sich zudem dadurch erwarb, daß er die auf der Reise vom Baron Taubenheim für ihn erkauften arabischen Pferde im besten Zustand nach Stuttgart brachte (der Baron war nämlich in Neapel zurückgeblieben). Hackländer arbeitete zunächst als Volontair auf der Hofkammer, um sich mit dem Geschäftswesen bekannt zu machen, worauf er im Herbst 1843 zum Sekretair des Kronprinzen ernannt wurde, den er auf dessen Reisen durch Italien und Sicilien, durch Norddeutschland und Belgien, und später zu dessen Vermählung nach Petersburg begleitete. Von mehrern Seiten wegen seiner Eigenschaft als „Ausländer" angefeindet, wurde er Anfang 1849 mit vollem Gehalt entlassen. Im März des nämlichen Jahres wohnte er dem Feldzug in Piemont, im Hauptquartier Radetzkys, dann dem Feldzug gegen die Aufständischen in Baden, im Hauptquartier des Prinzen von Preußen (jetzigen Königs) bei. Im Jahre 1859 wurde er vom König von Württemberg zum Direktor der königlichen Bauten und Gärten ernannt, als welcher er wesentlich zur Verschönerung von Stuttgart beitrug. Bei Ausbruch des Italienischen Krieges wurde er vom Kaiser von Oesterreich nach Verona berufen und er blieb bis nach der Schlacht von Solferino im kaiserlichen Hauptquartier. Nach dem Tode des Königs Wilhelm I. von seiner Stelle entlassen, privatisierte er in Stuttgart als Schriftsteller und betheiligte sich an verschiedenen literarischen Unternehmungen. Er starb am 6. Juli 1877 in seiner Villa am Starnberger See.

Hackländers Dichtungen liegen sehr häufig eigene Erlebnisse zum Grunde, und die mannigfaltigen Verhältnisse, in denen er sich befand, waren für ihn eine reiche Quelle, aus der er schöpfen konnte. Seine Erfahrungen als Soldat, als Kaufmann, als Literat, seine Reisen, die sich bis in den Orient erstreckten, seine Theilnahme an mehreren Feldzügen, seine zahlreichen gesellschaftlichen Beziehungen, seine Kenntniß des bürgerlichen und militärischen Lebens, der Aristokratie und der Höfe boten ihm eine unerschöpfliche Fülle von Stoff, den er mit Talent und dichterischem Sinn zu verwerthen wußte. Vor Allem haben wir die künstlerische Mäßigung anzuerkennen, die er beinahe immer bewahrte, weßhalb wir auch in seinen Werken bei allem Interesse, das sie darbieten, kein Haschen nach Effekt, nichts Nervenaufregendes finden, wodurch so viele Romandichter zu wirken suchen. Nicht weniger ist es zu loben, daß ihm jede Tendenz fern blieb, denn selbst da, wo er offenbare Parteilichkeit an den Tag legte, wie in den „Bildern aus dem Soldatenleben

im Krieg" (Stuttg. 1849), war die reaktionäre Färbung wohl mehr Folge äußerer Einflüsse als Ausdruck einer wirklichen Ueberzeugung. Dafür bürgt schon die schöne menschliche Gesinnung, die sich in seinen Dichtungen ausspricht und die eben so sehr für ihn einnehmen mußte, als die frische und gesunde vom heitersten Humor belebte Darstellung.

Hackländer zeigte schon in seinem ersten Werke „Das Soldatenleben im Frieden" (Stuttg. 1841. 4. Aufl. 1850) die ganze Kraft und Eigenthümlichkeit seines Talents. Es sind Denkwürdigkeiten eines jungen Preußischen Freiwilligen, der, von dem poetischen Schein des Soldatenlebens und von der Hoffnung, mit der Zeit Offizier zu werden, verleitet, in die Armee eintritt. In einfacher, aber charakteristischer Darstellung erzählt er seine Freuden und Leiden von seiner Einkleidung an bis zu seinem Austritt aus dem Heere. Er führt uns auf den Exercierplatz, in den Stall, (er war nämlich reitender Artillerist), auf die Wache, in das Arrestlokal, wir begleiten ihn auf dem Marsch, zu einem großen Manöver, in das Bivouac und zuletzt in das Lazareth, aus welchem er entflieht. So einfach, ja selbst alltäglich die Begebenheiten sind, so weiß der Dichter ihnen durch die frische und lebendige Erzählung, durch den heitern Humor, mit welchem er die kleinen Abenteuer und muthwilligen Streiche des Freiwilligen berichtet, steigendes Interesse zu geben. Vortrefflich sind die einzelnen Personen gezeichnet, der alte Obrist von T., ein echter Soldat vom Kopf bis zum Fuß, barsch und streng, immer mit „Millionenhunden" und „Ordnung muß sind" um sich herumwerfend, aber dabei gerecht und gutmüthig und bei den jugendlichen Streichen seiner Soldaten nie vergessend, daß er einst auch jung gewesen, ferner der Hauptmann Feind, der seine Freude daran hat, die Soldaten zu quälen und zu strafen, der boshafte Schließer des Arrestlokals, mit dem Beinamen der Rattenkönig, der später zum Aufseher im Lazareth ernannt wird, und den armen Kranken unzureichende, oft ganz ungenießbare Kost zukommen läßt, und den dadurch erzielten Gewinn mit dem eben so schändlichen Lazarethinspektor theilt; mit Einem Wort alle Personen erscheinen in der wahrsten und lebensvollsten Individualität. Wenn das kleine Werk auch ohne alle Tendenz geschrieben ist, so wird es doch aus demselben klar, daß der Soldat im Frieden ein trauriges menschliches Wesen ist, das in willenlosem Gehorsam und schweigender Unterwürfigkeit nothwendig zur leb- und gedankenlosen Maschine werden muß. — Von gleicher Trefflichkeit wie „Das Soldatenleben im Frieden" sind die „Wachtstubenabenteuer" (Stuttg. 1845. 5. Aufl. 1872). Auch sie sind voll trefflich erfundener und mit der größten Meisterschaft erzählter Scenen. Obgleich die Personen zum Theil die nämlichen sind, wie in seinem ersten Werk, so erhalten sie doch neues Interesse durch die neuen Situationen, in denen sie erscheinen. Wir erwähnen die „Märchen" (Eb. 1843), den „Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen u. Erzählungen" (Eb. 1847), die „Humoristischen Erzählungen" (Eb. 1847), die meist früher in Zeitschriften erschienen waren, die „Bilder aus dem Leben" (Eb. 1850), in welchen sich treffliche Schilderungen des kleinen bürgerlichen Lebens voll Laune und Witz befinden, nur vorübergehend, um sogleich die größeren Werke des Dichters zu besprechen, an denen er auch Talent zu größeren Compositionen beurkundet hat. Unter ihnen sind „Handel und Wandel" (Berl. 1850. II) und „Namenlose Geschichten" (Stuttg. 1851. III) wohl die hervorragendsten. Sie bestehen nicht bloß aus einzelnen, lose zusammenhängenden Gemälden, wie die „Bilder aus dem Soldatenleben", sondern bilden abgerundete, gut angelegte und glücklich durchgeführte Ganze. In „Handel und Wandel", worin der Dichter das kaufmännische Leben mit großer Wahrheit und Anschaulichkeit in seinen verschiedenen Erscheinungen schildert, sind die Verwickelungen einfach, aber in hohem Grade fesselnd; das Interesse wächst bis zum letzten Augenblick und die Lösung ist, obgleich ebenfalls sehr einfach und natürlich, doch überraschend und wohlthuend. Der Dichter entwickelt darin einen eben so reichen Humor wie in den kleineren Erzählungen, eine reiche Erfindungsgabe in den Situationen wie in den Charakteren, die mit großer Wahrheit gestaltet sind. Der jugendliche Leichtsinn in seinen „ersten und zweiten Flegeljahren", der gutmüthige und trotz seines Leichtsinns ehrenwerthe Doctor Burbus, dieser vollgültige Typus eines flotten Studenten, der durch die Liebe zu einem edlen Mädchen aus seiner Versunkenheit gerissen wird, wobei er eine ungeahnte Willenskraft entwickelt, der gutmüthige Professor, der, um sein Blut in Wallung zu bringen, „spazieren sitzt", der heuchlerische Buchhalter, die fromme Prinzipalin, die trotz ihrer edlen Gesinnung und ihrer Willenskraft lange von dem Buchhalter und ihrem Hauspfaffen geleitet wird, bis sie endlich deren bodenlose Schlechtigkeit erkennt, die liebenswürdige und charakterfeste Tochter des Professors, alle diese und noch manche andere Personen, wie der Kaufmann Reißmehl und dessen Schwester Barbara nebst dem Gehülfen Philipp, die Großmutter des Helden und die stets in Thränen ausbrechende Schmiedin, sind mit Liebe und vollendeter Kunst gezeichnet. Unter den mit Meisterschaft behandelten Situationen erwähnen wir nur die episodisch eingeflochtene Verhandlung des reichen und geizigen Fabrikherrn mit seinen Arbeitern, die er im Verein mit seiner eben so herzlosen Schwester in grenzenloses Elend stürzt, sodann die Versammlung der „Frommen", welche mit der Recitation der schlüpfrigsten Stellen aus dem Hohenliede schließt, worauf die Lichter gelöscht werden und ein dunkler Akt beginnen sollte, der aber durch das Entsetzen des Helden unterbrochen wird, welcher zum ersten Male in diese heilige Versammlung eingeführt worden war. — Die „Namenlosen Geschichten" bieten ein vielfach verschlungenes Gewebe von zahlreichen Fäden, die zur größten Befriedigung gelöst werden. Die Geschichte bewegt sich in den mannigfaltigsten Lebenskreisen, die Personen sind von großer Wahrheit und mit dichterischer Schöpfungskraft gebildet, und wenn einige auch, wie der Stadtsoldat Steinmann und dessen Gevatter an das Unwahrscheinliche streifen, so überschreiten sie doch die Grenze

des Wahrscheinlichen nicht. Von großer Schönheit sind namentlich die Gestalten der Armen und Unterdrückten, die der Dichter mit der größten Liebe und Meisterschaft geschildert hat. Wir können unmöglich alle anführen, denn alle verdienen durch ihre treffliche Behandlung angeführt zu werden, deßhalb beschränken wir uns auf Anna, die Tochter der Wittwe Müller aufmerksam zu machen, die, kaum zur Jungfrau erwachsen, von ihrer ruchlosen Mutter an einen Grafen verkauft, dabei die höchste Seelenreinheit bewahrt. Ueberhaupt gelingt es dem Verfasser, mit tiefer Beobachtung der Wirklichkeit in den Lesern die Ueberzeugung zu erwecken, daß die edelsten, aufopferungsfähigsten Gemüther gerade unter den sogenannten niedern Volksklassen zu finden sind. Wie die Personen vortrefflich charakterisiert sind, so sind auch die einzelnen Situationen mit Meisterschaft behandelt, und auch hier beschränken wir uns darauf, die Schilderung des Bürgerballs, des Hofballs und der Theegesellschaft zu erwähnen, d. h. diejenigen, in denen der Dichter so zu sagen größere Massen in Bewegung setzt. Einige Episoden könnten als überflüssig und störend bezeichnet werden, vorzüglich aber das Kapitel „Aus der Requisitenkammer", in welchem der ehemalige Flickschneider Dubel und nunmehrige Balletmeister Dubelli entweder träumt oder gespenstische Erscheinungen hat (der Leser weiß es eben so wenig als Dubelli, was es damit für eine Bewandtniß hat), weil diese Hoffmannische Situation mit dem auf dem Boden der reellsten Wirklichkeit aufgebauten Roman im vollsten Widerspruche steht. — Unter den folgenden Romanen ist namentlich „Europäisches Sklavenleben" (Eb. 1854. IV) hervorzuheben, worin der Dichter in glücklich erfundenen und trefflich, oft mit dem köstlichsten Humor ausgeführten Situationen zur Anschauung bringt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse Jeden ohne Ausnahme zum „Sklaven" machen; „Eugen Stillfried" (Eb. 1852. III) erfreut durch die Meisterschaft in den humoristischen Scenen, z. B. in der Schilderung des ästhetischen Thee- und des Kasernenballs; „Der Augenblick des Glücks" (Eb. 1857. II) ist gut angelegt und mit dramatischer Lebendigkeit ausgeführt. Weniger genügen „Der neue Don Quixotte" (Eb. 1858. V), „Tag und Nacht. Eine Geschichte in 24 Stunden" (Eb. 1860. II) und „Der Tannhäuser" (Eb. 1860. II), den der Dichter ohne Grund als „eine Künstlergeschichte" bezeichnet, da der Held zwar ein Maler ist, aber nicht dessen künstlerischen, sondern seine menschlichen Beziehungen den Stoff des Romans bilden.

Aus „Das Soldatenleben im Frieden".

Das Exercitium.

Ich sollte den ersten Unterricht im Exercieren zu Fuß erhalten, wozu mich der Wachtmeister auf den Kasernenplatz führte und mich daselbst mit wenigen Worten meinem Lehrmeister, dem vom Kapitän zu diesem Dienst bezeichneten Unteroffizier Dose übergab. — Dieser Mann war der längste in der ganzen Batterie, ein neunzölliger. Mit dieser ungemeinen Körperlänge und einer Figur, die oben so breit war wie unten, sah er in der Uniform von Weitem einem bunten Uhrgehäuse nicht unähnlich. Sein Gesicht bewahrte beständig einen ernsten Ausdruck, und doch bemühte er sich stets, witzig zu sein, sogar gegen seinen Kapitän und andere Offiziere, was ihm manchmal schlecht bekam; in seinen Freistunden machte er Gedichte. So war der Herr Unteroffizier Dose; dieses „Herr" setzte er seiner Charge und seinem Namen in Augenblicken vor, wo der Hauptmann nicht in der Nähe war; denn letzterer hatte ein für allemal streng erklärt, in seiner Batterie sei er der einzige und wahre Herr. Dieß war aber mir sehr gleichgültig; für mich war Dose auch ein Herr, und aus schlagenden Gründen. Trat ich Morgens mit den Worten bei ihm an: „Herr Unteroffizier Dose, ich melde mich zum Exercieren," so war er bedeutend herablassender, als wenn ich schlechtweg dem Unteroffizier Dose die Meldung machte.

So standen wir denn auf dem Exercierplatz, wo ich, wie sich mein Lehrmeister ausdrückte, zum Menschen sollte gemacht werden. Seinem Katechismus nach war ein gewöhnlicher Rekrut wenigstens zu drei Viertel Vieh; ich als Freiwilliger hatte das Glück, unter die Halbmenschen gezählt zu werden; er gestand mir sogar einige Lebensart zu, da ich von einem Bittern, den wir gemeinschaftlich tranken, nur ein Sechstel genoß und ihm das Uebrige ließ.

Die Uebung begann und ich nahm mich zusammen. „Stillgestanden!" — Ich fuhr zusammen, wie vom Blitz gerührt, und stand wie ein Pfahl. Das war getroffen. „Sehen Sie," erläuterte Dose, „kommandiere ich jetzt: rührt euch! so darf der Soldat den rechten Fuß vorsetzen und die Glieder bewegen, doch bei Leibe nicht sprechen; sage ich dann wieder: stillgestanden! so müssen Sie nicht nur dieses Kommandowort buchstäblich ausführen, ich muß ein Zusammenfahren, ein Erschrecken bei Ihnen wahrnehmen, das mir beweist, daß Ihnen die Wichtigkeit dieses Moments nicht entgangen. Das Wort Stillgestanden haucht den Gliedern die Seele ein, macht den zügellosen, ungeregelten Haufen zu Soldaten, also: Stillgestanden!"

Ich stand da, eine unfertige Statue, und der Unteroffizier fungierte als Bildhauer vor mir. Er besah mich scharf, trat einen Schritt zurück, gieng um mich herum und bemerkte in gehöriger Entfernung die Mängel meiner Stellung, welche er alsdann mit kunstfertiger Hand verbesserte, indem er mich bald einen Zoll links oder rechts bog, bald meine Schulterblätter zurückzog, jetzt mein Gesicht durch einen sanften Druck unter dem Kinn zur Anschauung des Himmels geeignet machte, dann meine Hände herumbog und die kleinen Finger mit der rothen Naht meiner Hose in Berührung brachte. Letzteres schien ihm unumgänglich nothwendig zu sein. „Finger an Hosennaht!" wurde beim Exercieren unter den andern Kommandos sehr häufig eingeschoben. Meine Stellung am ersten Tage gefiel ihm nicht übel. — „Rührt euch!" — Mein rechter Fuß zuckte vor, ich durfte wieder ein Thier sein, Doses Lieblingsausdruck für Rekruten außer Reih und Glied.

So fieng mein praktisches Militärstudium an. Jetzt schritt mein Lehrmeister zum theoretischen, und dazu gab er eine Vorrede oder Einleitung, die nicht so schlimm war. „Wie in den Exercierstunden," so ungefähr begann er, „das Wort Stillgestanden dem Körper des Soldaten die geringste Bewegung verbietet, so ist das Wort Subordination im engern Sinne ganz dasselbe Kommando für den Geist, und besonders für die Sprache. Subordination heißt eigentlich gar Nichts, als: das Maul gehalten; denn wenn ein Soldat weder mukst noch raisonniert, selbst nicht in Gedanken, d. h. keine verdrießliche Geberde macht, so hat er Subordination. Das einzige Wort, das Sie allenfalls sprechen dürfen, und wenn Ihnen ein Offizier sagte: „Sie sind ein Esel", Das ist: „zu befehlen", damit ist die Sache abgemacht. Dieß ist aber, und besonders bei Euch jungen Herren die schwierigste Aufgabe; Das kann nie schweigen

oder doch wenigstens eine höfliche, bescheidene Antwort ertheilen; sondern meistens sind sie etwas lose im Maul, und Das schlägt gewöhnlich übel für sie aus; ich könnte Ihnen viele Beispiele erzählen. Da hatten wir vor nicht langer Zeit einen Freiwilligen, der hieß Laufer; er hatte was gelernt und hätte es vielleicht zum Offizier bringen können, denn es war ein gewichster Kerl, der Einem was weis machen konnte; doch trieb er gar zu viel Unsinn. Er trat in denselben Verhältnissen bei uns ein, wie Sie, als Offizierpflanze, wollte Lieutenant werden. Der hatte nun sein erstes Kommisbrod noch nicht aufgegessen, und steht eines Morgens hinter der Front, um dem Exercieren der Batterie zuzuschauen. Was geschieht? Unser Herr Adjutant kommt zufällig daher, sieht meinen Mussjeu stehen, und fährt ihn ein Bischen barsch an; er hatte das grobe Sprechen so in der Gewohnheit, meinte es aber so böse nicht; es sollte ihm nur ein Ansehen geben. Das thun viele Offiziere, deren Herz wirklich zu weich wäre eine Fliege umzubringen. Also der Adjutant fragte: „Wer ist Er?“ — Anstatt nun zu sagen: Herr Lieutenant, wenn der Herr Lieutenant befehlen, bin ich der Kanonier Laufer von der sechspfündigen reitenden Batterie und stehe hier auf Befehl des Herrn Hauptmanns und sehe dem Exercieren zu,“ plagt ihn der Teufel und er antwortet: „Herr Lieutenant, Er ist ein persönliches Fürwort.“ Der meint, der Laufer habe ihn nicht verstanden und fragt nochmals; da fängt das Bürschchen gar an französisch zu sprechen: „Herr Lieutenant, Er ist ein pronomen personalis.“ Da hätten Sie den Spektakel hören sollen, der Adjutant schreit von Arrest, Standrecht, Festung, und der Freiwillige, weiß Gott, lacht noch dazu. Wir Alle hören Das, der Hauptmann läßt halten, rühren, und schon ist auch mein Adjutant da und zeigt den Laufer an. Der wird vor die Kompagnie gerufen, und denken Sie, erklärt mit unglaublicher Frechheit, es sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Herrn Lieutenant zu beleidigen! Wie impertinent schon das Wort beleidigen, als wenn ein ordinärer Rekrut einen Herrn Lieutenant beleidigen könnte! Er habe geglaubt, man wolle ihn in der Deutschen Sprache examinieren. Der Hauptmann, der gerade bei Laune war, wandte sich um und lachte; der Adjutant lief erbost fort und meldete die Sache dem Major. Der Laufer kam gut weg, man hat wenigstens Nichts mehr davon gehört, aber geschadet hat es ihm doch. Bald nachher ward er versetzt, und der Adjutant hat schon dafür gesorgt, daß er zu keinem Examen kam, darum — „Stillgestanden!“

So auf Einmal? Trotz der eben gehörten Regeln über die Unbeweglichkeit konnte ich doch nicht umhin, ein wenig seitwärts zu schielen. Warum fieng Dose so plötzlich wieder an zu exercieren? Aha, da oben lehnte ein geblümter Schlafrock im Fenster, und in demselben stak der Herr Wachtmeister, der aus einer langen Pfeife rauchend meinen Uebungen zusah. Nun strengte ich mich doppelt an, hieng in einem Winkel von wenigstens sechzig Graden vorn über, hob den Kopf so hoch, daß ich bequem den Hahn auf dem Thurme der nahe liegenden Garnisonskirche sehen konnte; ich stand wirklich meisterhaft und machte einige Mal rechts, links um, wobei ich niedertrat, daß mich der Absatz schmerzte. Aber der Wachtmeister an seinem Fenster winkte huldreich und lachte wohlgefällig; da wagte es der Unteroffizier in die Höhe zu sehen und dem wichtigen Manne im Schlafrock zu versichern, ich mache meine Sachen schon ziemlich gut, worauf Jener sofort befahl, für heute den Unterricht abzubrechen. Wir fielen nun aus dem ernsten steifen Tone des Dienstes in einen leichten, bequemen und verfügten uns zu Madame Linksen, deren Restauration mir der Unteroffizier nicht genug rühmen konnte.

Ich stellte mir vor, so ein militärisches Kaffeehaus werde eine große Halle sein, wo das Kriegsvolk, an langen Eichentischen sitzend, bei vollen, blankgescheuerten Kannen sich wohl sein läßt, und ringsum an den Wänden Waffen hängen; mir schwebte so Etwas von einem Rittersaal vor. Meine Phantasie hatte mir wieder einen schlimmen Streich gespielt. Madame Linksen war die Frau des Feuerwerkers und hatte hinsichtlich der Reinlichkeit den Vorrang vor allen andern Etablissements in der Kaserne. Man glaube aber deßhalb ja nicht, daß es wirklich in der Wirthschaft reinlich und ordentlich zugegangen. Nur ein aufgepichter Soldatenmagen oder ein unschuldiger Neuling konnten hier tägliche Kunden werden. Madame Linksen war dafür bekannt, daß sie den meisten Kredit gab, aber auch den größten Profit nahm; besonders wußte sie sehr gut uns jungen Leuten das noch vorräthige Geld aus der Tasche zu locken, den Aufenthalt ihrer vier Wände erträglich, sogar angenehm und in Ermangelung eines bessern zuletzt unentbehrlich zu machen. Erschien ich in den ersten Monaten meiner Dienstzeit, wo ich noch bei Kasse war, an der Thür ihres Zimmers, und es mochte noch so voll darin sein, so ward mir sicher ein Plätzchen eingeräumt. Madame warf entweder ihren kleinen Sprößling vom ehelichen Bette und bot es mir als Sopha an, oder sie blickte mit prüfendem Auge umher, schlug im Geist ihr Rechnungsbuch auf und sah nach, welcher von den Dasitzenden bei ihr am Tiefsten in der Kreide war. Dieser mußte weichen, und hatte er guten Ton, so erhob er sich freiwillig auf den bedeutsamen Wink ihres Auges; man konnte dann glauben, er sei des Sitzens müde; war er aber ein Harthöriger, so kam es der Madame Linksen nicht darauf an, ihm ihr Anliegen mit Worten bekannt zu machen.

In diesem Café militaire waren Morgens zwischen zehn und eilf Uhr sämmtliche Geld- oder Kredithabende Gourmands und Fashionables der Batterie zu finden. Es gehörte zum guten Ton, hier um diese Stunde einen Bittern zu vier Pfennigen, ein Brödchen mit Wurst zu acht Pfennigen, kurz ein Frühstück im Betrag von einem Silbergroschen zu sich zu nehmen und dabei bedeutend über Dienst, Offiziere, Pferde und gehabte Abenteuer zu raisonnieren. Die Jungen und Unerfahrenen, wie ich, verhielten sich dabei ganz leidend und lauschten aufmerksam den wichtigen Worten, die dem Munde der Langgedienten entfielen. Bänke und Stühle waren besetzt, sogar auf Tisch und Bett lagen die Völker; der Tschako hieng nachlässig auf einem Ohr und wurde durch die Schuppenketten, welche man zwischen die Zähne nahm, festgehalten. Der Säbel zwischen den Beinen diente dem gesenkten Haupt zur Stütze. So saß die Gesellschaft beisammen, plaudernd, lügend und aufschneidend. Der Eine war am Morgen mit einem Offizier, den er nicht leiden konnte, zusammengerathen, und wenn man seiner undeutlichen Erzählung, und beim plötzlichen Abbrechen derselben seiner vielsagenden Handbewegung, verbrämt mit einem zufriedenen Lächeln, glauben wollte, so hatte er seinem Vorgesetzten wenigstens Ohrfeigen angeboten. Ein Anderer war in vergangener Nacht in einem Wirthshause gewesen, hatte da Alles kurz und klein geschlagen, war durchgebrannt, dann einer Patrouille in die Hände gefallen, hatte sie in die Flucht geschlagen, und zu guter Letzt noch den Posten am Kasernenthor, der ihn arretieren wollte, umgerannt. Einer überbot den Andern im Bericht von Heldenthaten. So saß, sprach, fluchte und lachte Alles durcheinander, bis endlich gegen eilf Uhr ein Trompetenstoß ganz anderes Leben in die Versammlung brachte. Draußen versuchte der Trompeter du jour sein Instrument, ließ es leise ertönen, um das Signal zum Appell gleich darauf richtig und rein blasen zu können, und augenblicklich war die Sitzung aufgehoben; Jeder brachte seine Waffen und Kleider in Ordnung, bezahlte sein Genossenes oder gab der Madame einen bedeutenden Wink, und so wie das Signal erscholl, stob Alles in der größten Eile auseinander und begab sich auf den Sammelplatz der Batterie zum Appell.

Der Appell ist für einen Militär, besonders von der

leichten Art, wozu wir jungen Leute fast alle gehörten, eine penible, kitzliche Viertelstunde. Man kann auf sie vollkommen das bekannte Sprichwort anwenden: „Es ist Nichts so fein gesponnen ꝛc.“. Alles kommt beim Appell an die Sonne. Es ist der Moment, wo der Hauptmann und die Offiziere nichts Wesentliches zu thun haben und deßhalb die Fehler und Unordnungen, welche in der Kompagnie begangen worden, ruhig überdenken, rügen und bestrafen, so wie neue Mängel auffinden können. Hatte etwa ein Unglücklicher unter uns einen abgerissenen Knopf durch ein noch so künstliches **manoeuvre de force** ersetzt, d. h. den Hosenträger und die Hose vermittelst eines Bindfadens zusammengeknüpft (der Ausdruck **manoeuvre de force**, womit wir Etwas der Art bezeichneten, kommt daher, weil der Artikel in unserm Artillerieleitfaden vom Zusammenflicken zerbrochener Geschützstücke eben so überschrieben ist), und war der Schaden noch so sehr verborgen und beim Exercieren oder Reiten am Vormittag durchaus nicht bemerkt worden, beim Appell entdeckte ihn sicher Einer der herumspürenden Offiziere und zog den Betreffenden vor die Batterie zur gebührenden Strafe. Hatte Einer am Morgen aus Mangel an Lust zum Exercieren sich krank gemelbet, hatte er sogar den Doctor überlistet und von ihm ein Zeugniß erpreßt über bedeutenden Katarrh oder schlimme Kolik, beim Appell wurde der Kranke dem Kapitän gemelbet, welcher sich sofort durch den wachthabenden Unteroffizier theilnehmend nach ihm erkundigen ließ, eigentlich aber um zu erfahren, ob sich der Patient wirklich in seinem Bette befinde.

Eines Tages hatte sich ungefähr ein Dutzend krank gemeldet, worüber der Hauptmann beim Appell ein gewaltiges Geschrei erhob und den Diensthabenden in größter Eile hinaufjagte, sie sammt und sonders in den Hof zu bringen. Der Unteroffizier gieng, kam aber sogleich mit dem Bescheid zurück, sämmtliche Kranke seien in ihren Betten und weigerten sich, in ihrem Zustande sich der Luft auszusetzen. Neues Fluchen von Seiten des Kapitäns und der Befehl, die Kranken auf der Stelle hieher zu bringen; bei dem Worte hieher zeigte er vor sich auf die Erde, und der Unteroffizier, ein pünktlicher Mensch, hatte ruhig seinen Säbel los, und machte, ungefähr da, wo der verlängerte Finger des Kapitäns die Erde berührt hätte, ein Kreuz und wollte gehen. Ein donnerndes Halt des Offiziers hielt ihn zurück. „Was soll das Zeichen, Herr?“ Der Unteroffizier entgegnete ganz ruhig, um dem Befehl des Herrn Hauptmanns genau nachzukommen, habe er sich die Stelle bemerkt, wo er die Kranken hinbringen solle. Der unglückliche diensteifrige Mensch! ihm hatte am Morgen nicht geträumt, daß er sein Mittagsbrod, und Brod im eigentlichen Sinne des Worts, im Arrest verzehren sollte. Fünf Minuten nach obigem Vorfalle führte man den Diensthabenden nach Nr. 7½; so hieß der Kürze halber das Militärgefängniß, weil es diese Nummer führte.

Dergleichen Auftritte, Arrestverleihungen ꝛc. waren die gewöhnlichen Zugaben zum Appell, dem wir deßhalb auch täglich ungemein ängstlich entgegensahen; denn das Unglück schreitet schnell, und unser Hauptmann besaß ein ganz kleines rothes Büchelchen, worin Jeder, besonders wir Freiwilligen, ein eigenes Conto hatte, worauf er alles Unordentliche und Dienstwidrige eintrug. Dieses zog er täglich zu Rathe und sah nach, wer durch viele Kreuze und Bemerkungen zur Strafe reif sei; dann griff er mit der rechten Hand in seine Uniform, sah gen Himmel und sah nach, wie viel Tage er Diesem oder Jenem vergönnen solle, an dem Orte, wo da ist Heulen und Zähnklappern, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Den rechten Fuß setzte er vor und begann mit demselben allerlei uns wohlbekannte Bewegungen zu machen. Stieß er z. B. mit dem Absatz auf den Boden, so war Dieß ein untrüglicher Sturmbote, und wehe, wenn der Wind ins Takelwerk fuhr! Fieng der Kapitän an, mit seinem Fuße aufzuhauen, so standen besonders Die, welche ein schlechtes Gewissen hatten, gerade gestreckt wie die Kerzen, und ein Eingeweihter konnte an ihrer vorzüglichen Haltung die Größe ihres Debet im Buche des Kapitäns ermessen. Sah er nun auf unsern Gesichtern die allgemeine Anstrengung, ihm zu gefallen, und die Furcht ihm zu mißfallen, und war er gerade bei guter Laune, so drohte er mit dem Finger, als wollte er sagen: Ich werde nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten. Damit hatte es dann für heute sein Bewenden; wollte er aber im andern Falle mit Einem anbinden, so bot ein ungeputztes oder bestaubtes Spornrad einen schönen Haken dazu.

„Herr, wann sind Ihre Stiefeln zum letzten Mal geputzt worden?“ — „Heute Morgen, Herr Hauptmann“, lautete es zurück. — „Herr, Das ist eine dicke Lüge! lassen Sie sich nicht auf fahlem Pferde ertappen! Ich kenne Sie, Sie sind ein Schmierfinke.“ — „Aber, Herr Hauptmann, heute Morgen“ — — „Herr, wollen Sie schweigen? oder soll Sie das Donnerwetter erschlagen! Wachtmeister, notieren Sie den Mann wegen Unreinlichkeit und Widersprechen drei Tage aufs Holz!“ (eine Variante für Arrest.) Dann hielt er noch einen langen Sermon, lud einige Mal den Blitz ein, uns gelegentlich auf die Köpfe zu fahren, und entfernte sich mit klirrenden Schritten.

Die eigentliche Bestimmung des Appells ist, Ein Mal am Tage vollständig die Kompagnie zu versammeln, um zu sehen, ob Alle auch noch hübsch vorhanden sind, zu welchem Zweck nach der Liste Jeder bei seinem Namen gerufen wird und sein Dasein durch ein lautes „Hier“ anzeigt; die Fehlenden werden natürlich bestraft. Der Wachtmeister giebt darauf als Organ des Kapitäns den Befehl für die nächsten vier und zwanzig Stunden, und die ganze Sache kann, wenn nicht Intermezzos wie die oben beschriebenen einfallen, in einer Viertelstunde abgemacht sein; wir hatten aber das Glück, beinahe jedes Mal zwischen zwölf und ein Uhr eine ganze Stunde in der brennenden Sonnenhitze oder Winters in der Kälte zu stehen.

Mein erster Appell, dem ich heute beiwohnte, gieng ziemlich gelinde vorbei. Der Hauptmann Feind kam einige Mal an mich heran, drückte mir die Schulterblätter zusammen, hob meinen Kopf in die Höhe und murmelte dazu beständig: „Stellung, Stellung!“ Einige meiner Kameraden fragte er, ob sie heute Morgen nicht sehr stark gefrühstückt, war aber im Ganzen sehr gnädig. Auch lernte ich heute die übrigen Offiziere der Batterie kennen. — Von diesen Herren ein ander Mal.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Unter den Deutschen Romanenschriftstellerinnen verdient Ida Gräfin Hahn-Hahn, deren lyrische und erzählende Dichtungen wir früher betrachtet haben, vorzügliche Beachtung nicht sowohl wegen ihres allerdings bedeutenden Talents als vielmehr wegen der besondern Eigenthümlichkeit der von ihr gewählten Stoffe und der eigenthümlichen Behandlung derselben. Sie entnimmt nämlich ihre Stoffe beinahe ausschließlich aus den aristokratischen Kreisen, weil sie die Ueberzeugung hat, daß nur in diesen wahres Leben, wahre Liebe, wahre Leidenschaft, daß alle Tugenden des Herzens, alle Vorzüge des Geistes nur bei den Aristokraten zu finden sind. So sagt Melesuine im Roman „Ulrich“ (1841): „Hermann (Dieser ist ein Bürgerlicher) wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub

Ida Gräfin Hahn-Hahn

treten, weil sie ihm fehlten; er war liberal aus Egoismus. Später hab ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein können, weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind." Und so schreibt Andlau in der Faustine (1841), nur in höhern Ständen unzerstreut durch Arbeit und geringe Bedürftigkeiten der Existenz, könne sich die Liebe bis zur intensivsten Leidenschaft ausbilden, und Nichts halte ihr besser das Gleichgewicht, als wenn man sich um das tägliche Brod bemühen müsse. Freilich ist sie später von dieser Ueberschätzung des Adels zurückgekommen, wenigstens läßt sie in „Maria Regina" (1856) den Grafen Uriel Windeck sagen: „Derjenige Theil der Gesellschaft, der sich exclusiv „die Gesellschaft" nennt, ist so blasiert, so entsittlicht, so verkommen im brutalsten Materialismus, daß der Duft von Eßbouquet und Patchouli, in welchem sie schwimmt, ihren eigenthümlichen Verwesungsgeruch nur zurückdrängt, aber nicht verscheucht. Ihr Losungswort, das zu Allem hintreibt und Alles entschuldigt, es sei noch so gemein und noch so schlecht, ist: Genießen wollen! gefallen wollen!" Aber freilich war sie damals, als sie Dieses schrieb, aus dem aristokratischen in den religiösen Fanatismus verfallen, aus der exclusiven Gesellschaft in die exclusive Religion übergegangen; sie hatte den Fanatismus des Standes mit dem Fanatismus der Kirche vertauscht. Ihre Romane haben dadurch vorzüglich Werth, daß sie das Leben der „Gesellschaft", ihr Thun und Treiben in allen Richtungen kennt und dasselbe mit Talent und Geschick darstellt, was um so mehr anzuerkennen ist, als die meisten Romanendichter, welche ihre Personen aus den aristokratischen Kreisen nehmen, diese meist unrichtig auffassen, weil sie dieselben gewöhnlich gar nicht oder nur aus der Ferne beobachtet haben.

Ihr Talent ist mehr lyrisch als episch, daher ihre Romane im Ganzen wenig Handlung haben, und ihre größten Schönheiten in psychologischen Beobachtungen oder im Ausdruck der Seelenzustände und Stimmungen liegen, die sie entweder als eigene Reflexionen oder in den Gesprächen ihrer Personen darstellt. Wenn sie in der Erfindung wenig Phantasie zeigt, so tritt diese desto mächtiger in den lyrischen Ergüssen hervor. Der Mangel an Erfindung einerseits und der überwuchernde lyrische Zug andererseits hat darin seinen Grund, daß sie in allen ihren Romanen in der That nur sich oder ihre nächsten Erlebnisse darstellte, und daraus erklärt es sich auch, daß sie sich in ihren Personen immer wiederholt. Aber zu bewundern ist es, wie trefflich es ihr gelingt, die nämlichen Charaktere, die nämlichen Empfindungen immer neu und immer geistreich vorzuführen.

Man hat die Gräfin Hahn-Hahn öfters mit der George Sand verglichen, die allerdings einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sie hatte; allein mit Unrecht, denn die Deutsche Dichterin erreicht die Französische weder an Umfang und Bedeutsamkeit des Talents, noch an Klarheit der Anschauungen, da sie von ihrem aristokratischen Standpunkt die Welt beschränkt auffaßt, während G. Sand das Leben in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen kennt und mit der lebensvollsten Wahrheit darstellt. Der Aristokratismus der Gräfin erscheint auch in ihrem Styl, der sich in der affektierten Conversationsform der „Gesellschaft" bewegt, welche dann recht geistreich und gebildet zu sein wähnt, wenn sie viele Französische Wörter mit Deutschen Endungen ihren Reden beimischt.*) So geschmacklos Dieß ist, so sind es ihre Bilder nicht weniger, die nicht bloß gesucht, sondern geradezu widersinnig sind.**) Es sind diese Mängel des

*) Solche Wortungeheuer, die in Unzahl erscheinen, sind z. B. Allüren, minaudiren, mumificiren, captiviren, coudoyren u. s. w.

**) z. B. „Beider Blicke begegneten sich und sanken in einander wie zwei gefaltete Hände." — „Mario sah sie an, als wolle er seinen Blick zu einem Teppich machen, der ihr zartes, traumähnliches Wesen unversehrt und unverletzt tragen dürfe."

Styls um so mehr zu bedauern und zu tadeln, als sie eine vollkommene Herrschaft über die Sprache besitzt und sie, wenn sie nicht gerade von ihrer vornehmen Gleichgültigkeit befallen wird, ihre Perioden so schön und wohllautend, so fließend und so reich zu bilden versteht, daß ihre Darstellung alsdann Bewunderung erregt und man von ihr sagen kann, was Mario von Faustine rühmte. „Sie dichtete Lieder," sagt er, „denen Nichts zur Vollendung fehlte, als daß sie sich Mühe gegeben hätte, um sie zu corrigieren."

Ihre ersten Versuche „Aus der Gesellschaft" (Berl. 1838), worin die Heldin in Verzweiflung geräth, weil sie die Liebe eines tüchtigen jungen Mannes verloren, den sie durch ihre Launen zurückgeschreckt hatte, ferner den Roman „Der Rechte" (Eb. 1839), in welchem die Dichterin ihrem Haß gegen die Ehe Ausdruck giebt, da in ihr und durch sie das Weib vom rohen und ihr oft geistig untergeordneten Mann unterdrückt werde, berühren wir nur vorübergehend, um sogleich ihren besten Roman „Gräfin Faustine" (Berl. 1841) zu besprechen, der, wie aus mehrern Andeutungen hervorgeht, ihr Liebling ist und den sie selbst im Vorwort zur dritten Auflage folgendermaßen charakterisiert: „Faustine trägt die Kronen der Schönheit, des Genies, der Anmuth; sie ist Königin an Macht über die Herzen; sie will Befriedigung, dauernde, ewige, unerschöpfliche; sie will sie um jeden Preis, und giebt Menschen und Verhältnisse auf, die sie ihr nicht mehr gewähren. Wohin sie blickt, bezaubert sie und macht sie elend; was sie thut, bereitet Seligkeit und Schmerz. Nie gewöhnt, sich selbst Schranken zu setzen, kommt sie früh bei der letzten an, und trauriger als sie Andre hat untergehen lassen, geht sie selbst unter in banger Einsamkeit, losgerissen, abgeschieden, und verschwindet mit ihrem Glanz und ihrer Glut hinter den finstern, kalten Klostermauern. Sie verzehrt in ihren Flammen erst Andere, und dann sich selbst. Die Essenz ihres Wesens ist schöngeistiger Egoismus, der Alles ausschließt, was Opfer und Entsagung ist, und der sich im Streben nach der mißverstandenen Entwickelung und Befriedigung ausbildet." — „Faustine," schließt das Vorwort, „ist eine prächtig begabte, reich organisierte Natur, die Nichts sucht, will und verlangt als ihre eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf Andre." Allerdings ist Faustine die personificierte Selbstsucht, aber nicht bloß Dieß, sondern auch die personificierte Sinnlichkeit, und der Roman erscheint deßhalb als eine Entschuldigung, ja sogar als eine Verherrlichung der Untreue. Faustine ist mit einem ungeliebten Gatten vermählt, der mit Recht auf Baron Andlau eifersüchtig ist, denselben verwundet, worauf sie ihren Gemahl verläßt und den Verwundeten mit liebevoller Hingebung pflegt. Ohne sich mit ihm zu verheirathen, obgleich ihr Mann unterdeß gestorben war, lebte sie sieben Jahre mit ihm. Als er, durch Geschäfte gezwungen, sie auf längere Zeit verlassen mußte, lernt sie den Grafen Mengen kennen, dessen leidenschaftliche Liebe sie erwiedert. Sie schreibt ihrem bisherigen Geliebten einen Abschiedsbrief und heirathet Mengen. Nach vier Jahren wird ihr das Einerlei zur Qual; dazu kommt, daß sie Andlau sterbend wieder trifft, was ihren Entschluß, in ein Kloster zu gehen zur Reife bringt, ob sie gleich Mengen anbetet, den mit ihm erzeugten Sohn leidenschaftlich liebt. Sie hat allen Halt verloren und hofft, im Kloster die Ruhe wieder zu gewinnen, die sie in der Welt nicht wieder finden kann. Sie stirbt in sich zerrissen, nachdem sie anderthalb Jahre lang durch Singen, Beten und Orgelspielen gesucht hatte, ihr Gewissen zu betäuben. Faustinens Charakter wird durch den Gegensatz ihrer Schwester, einer einfachen, häuslichen und natürlichen Frau geistreich hervorgehoben. Offenbar hatte die Dichterin in der Gräfin Faustine sich selbst und ihre Erlebnisse zum Gegenstand ihrer Behandlung genommen, und sie hat darin, wie schon in ihrem frühern Roman „Ida Schönholm" (Berl. 1837) ihre eigene Zukunft prophetisch vorausgesehen. Die Ausführung ist durchgängig höchst geistreich und manche Partien können sogar als meisterhaft bezeichnet werden, so die Scene, die wir unten mittheilen, noch mehr aber die darauf folgende Stelle, in welcher Faustine ihre Lebensgeschichte erzählt, die wir leider wegen ihres zu großen Umfangs nicht mittheilen konnten.

Wenn auch immer von seltenem Talent zeugend, sind doch die folgenden Romane der „Gräfin Faustine" nicht ebenbürtig. „Ulrich" (Berl. 1841. II) ist in der That nur eine breitere Ausführung der „Faustine", und beleidigt durch die Scenen von Ehebruch, Maitressenwirthschaft u. s. w. das sittliche Gefühl noch in höherem Grade. — An Einfachheit und Natürlichkeit des Styls die früheren Romane übertreffend, steht ihnen „Sigismund Forster" (Berl. 1843) an Fülle und Energie des Ausdrucks, so wie an geistreicher Behandlung bedeutend nach. Einige Charaktere sind glücklich erfaßt, andre, wie Graf Ignaz streifen an die Karrikatur. Das Verhältniß Forsters zu seiner Braut Agathe und zu Toska ist glücklich geschildert. Eine Fortsetzung dieses Romans, dessen Held ein jüngerer Bruder Forsters ist, „Cecil" (Eb. 1844), ist in sofern eine Wiederholung der Faustine, als in Cecil der dämonische und Alles um sich vernichtende Egoismus personificiert wird; aber in Anlage und Ausführung ist er Eines der schwächsten Werke der Dichterin; die Handlung ist verwickelt und hat keine genügende Lösung. Weitaus besser sind „Zwei Frauen" (Eb. 1845. II), die aber in der Charakteristik der beiden Zwillingsschwestern an die zwei Schwestern in der „Gräfin Faustine" erinnern. In „Clelia Conti" (Eb. 1846), deren erste Hälfte frisch und interessant ist, sind die Charaktere wohl consequent durchgeführt, aber sie sind zum Theil unnatürlich. Wie in der „Gräfin Faustine", so ist auch in „Sibylle. Eine Selbstbiographie" (Eb. 1846. II) die Heldin ein überspanntes Wesen, das keinen andern Lebenszweck hat als ihre wechselnden Launen. Mit diesem und dem noch unbedeutenderen „Levin" (Eb. 1848. II) schloß die Gräfin Hahn-Hahn den ersten Cyklus ihrer Romane, die übrigens auf den zweiten vorbereiteten und in welchen in der That nur eine Dekorationsveränderung zu bemerken ist. Wie sie in den früheren die sinnliche Geschlechtsliebe

mit Opposition gegen Gesetz und Sitte, die Verherrlichung des emanzipationssüchtigen Weibes darstellt, so wurde die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack der Stoff ihrer späteren Romane. Ihr erster Versuch in dieser Gattung „Die Liebhaber des Kreuzes" (Mainz 1852. II) ist eine aus Legenden und Heiligengeschichten zusammengestoppelte Verherrlichung des Klosterlebens, das sie auch in „Maria Regina" (Eb. 1860. II) mit fanatischer Schwärmerei als das lobwürdigste Ziel des menschlichen Lebens preist. Noch fanatischer sind die „Zwei Schwestern" (Eb. 1863. II), deren Grundgedanke ist, daß aus dem Protestantismus nur Schlechtes, das Gute und Schöne nur aus dem Katholizismus hervorgehen könne.

Aus „Gräfin Faustine".

Am Vorabend vor Mengens Abreise waren mehrere Personen bei ihr. Er selbst kam spät. Sie hatte sich in eine große Lebhaftigkeit hineingesprochen, um damit ihre Trauer zu umschleiern. Gleichgültige werden stets dadurch getäuscht. Jemand fragte, wie sie zu ihrem seltsamen Namen gekommen, und sie sagte:

„Mein Vater hatte eine solche Liebe zu dem Goetheschen Faust, daß er, um in jedem Augenblick seines Lebens an dies Meisterwerk erinnert zu werden, seinen beiden ersten Kindern den Namen Faust und Faustine beizulegen beschloß. Meine Mutter bebte vor diesen barbarischen Namen, sie hatte ganz andere Lieblinge. Als der Zeitpunkt kam, wo ein Kindlein geboren werden sollte, gab es manche kleine Debatte, und unsäglich war die Freude der Eltern, als nicht Eines, sondern zwei zugleich das Licht der Welt erblickten, und nun jeder einen Lieblingsnamen auf der Stelle anbringen konnte. So ward ich Faustine, meine Schwester Adele getauft. Meine arme Mutter starb im Wochenbett, und mein Vater hatte auch nicht lange die Freude, durch mich an sein geliebtes Gedicht erinnert zu werden; er blieb im Felde. Für mich hat aber mein Taufpathe, Faust, stets ein ganz besonderes Interesse gehabt, unabhängig von dem Zauber seiner Poesie und seiner grandiosen Weltanschauung. Ich wollte immer mein eigenes Schicksal in diesem rastlosen Fortstreben, in diesem Dursten und Schmachten nach Befriedigung finden, aber der zweite Theil hat mir Das unmöglich gemacht. Ich denke, es schreibt wohl Jeder von uns seinen eigenen zweiten Theil zum Faust, der Goethesche ist allzu individuell."

Graf Kirchberg sagte: „Das sind ich nicht! Es ist das treue Bild aller Menschen, die wie die alten Titanen mit großer Kraft den Ossa auf den Pelion thürmen, Studien, Forschungen, Leistungen auf ihre Gaben, um damit dem Himmel abzutrotzen und abzuringen, was er diesem Streben nicht gewähren kann: Befriedigung. Der Strom der Sinnenlust hat im Entstehen noch Nerv, weil der Quellpunkt, die Liebe, ihm Nahrung giebt, aber breit und dürftig dennoch, zerfließt er in der Steppe des Ueberdrusses und des unbestimmten, auf ein hohes, festes Ziel gerichteten Verlangens. Dann versucht Faust dem Ehrgeiz, dem Weltglanz, der Welteitelkeit einiges Vergnügen abzugewinnen; aber es bleibt ein schaaler Spaß für ihn, ohne Saft und Kraft, und dasselbe bleibt ihm die Kunst, der er sich darauf in die Arme wirft. Das in ihr und mit ihr Erzeugte, Euphorion, verschwindet, weil es nicht aus der Begeisterung geboren ist, und somit hat auch die Kunst ihren Reiz für ihn verloren. Endlich probiert er es gar mit der Wohlthätigkeit, mit der allgemeinen Menschenliebe, doch die Lauheit, das vage Mißvergnügen bleiben ihm zur Seite und dieser ununterbrochene Seelenregen macht ihn so matt, daß er ganz froh ist, endlich mit guter Manier in die elysäischen Gefilde des Himmels einpassieren zu dürfen."

„Gut, das ist eben Eine Richtung!" rief Faustine, „ich sehe aber nicht ein, warum der Faust seelenmatt werden muß. Hat die Liebe ihm keine Befriedigung gegeben, so werfe er sich lodernd, wie in ihren Schooß, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunst! so ringe er nach ihnen und um sie, statt mit ihnen zu spielen! so strenge er all seine Kräfte und sporn alle seine Gaben an, damit er doch Etwas zu Tage fördere und sei es nur gerade Etwas, woran Mephistopheles seine Weltironie üben könne, der jetzt in dieser beängstigenden Atmosphäre nur noch zu armseligen Späßen Gelegenheit findet, mit Gauklerkunststücken sich helfen muß, und aus seiner grandiosen Lucifer-Region in die Kategorie der kläglichen, dummen Teufel fällt. Die Kräfte eines Faust dürfen brechen — nicht erlahmen. Sind sie gebrochen in rastlosem Kampf, so gehe er heim nach Grethchens öder Hütte, und suche dort im Tode, was er im Leben umsonst gesucht, ein Haus für die Ewigkeit. Der göttlichen Barmherzigkeit und der reinen Liebe sind keine Grenzen gesetzt; heben sie die matte Seele in den Himmel — warum nicht die ringende Feuerseele?"

„Schreiben Sie doch einen zweiten Theil zu Faust" — sprach Feldern scherzend.

„Nein, ich lebe ihn lieber," entgegnete sie. „Schreiben ist nur ein Surrogat für leben."

„Oder ein Widerhall des Lebens, der an jedem Busen sich bricht und zu einem neuen, klingenden Ton wird" — sagte Feldern.

„Ach!" rief Faustine, „unsre Brust ist gar nicht mehr im Stande, die Millionen von Widerhallen aufzufangen, die wie Bienenschwärme gegen sie losgelassen werden. Seit das Bombardement der Menschheit durch Kugeln so ziemlich aus der Mode gekommen, ist dafür das durch Bücher eingetreten, welches wie eine Influenza seine Zeit durchgrassiren muß. Ich regrettiere im Grunde das Kanonen-Bombardement! man riskierte zwar, in einem solchen den Geist aufzugeben, allein der Kopf wurde dann doch mit fortgeschossen. Die Bücher hingegen lassen die physischen Köpfe friedlich zwischen den Schultern sitzen, und nur der geistige wird von ihrem Bombardement betäubt und verdummt. Ich hoffe, noch vor Ende dieses Jahrhunderts wird jeder auftauchende Schriftsteller nach irgend einem Botany-Bay gesendet."

„Welch ein vandalischer Haß gegen die armen, liebenswürdigen Schriftsteller, die Ihnen doch gewiß von Robinson an bis zur heutigen Stunde unsägliches Vergnügen gemacht haben."

„So, so! Sie leben mir vor, Sie denken mir vor, ich lebe und denke aber lieber auf meine eigene Hand, schlecht und recht, wie ichs eben verstehe, als einem Andern nach."

Als Mengen kam, bemerkte er sogleich Faustinens innere Aufregung. Sie sprach, aber dann und wann hielt sie mitten im Satz inne, weil sie keinen Athem mehr hatte. Ihre Augen glänzten, aber dann und wann sanken die Augenlider tief und müde herab.

„Sie sind fatiguiert, Gräfin," sagte Mario sanft, und setzte sich zu ihr.

„O, zum Sterben!" entgegnete sie, sich im Fauteuil zurücklehnend.

„Man muß nicht so viel reden, wenn Einem nicht danach ums Herz ist."

„Dann schweigen Sie nur, Mengen! Sie thun ja nie danach, wie es Ihnen ums Herz ist." — Er sah sie fragend an. — „Nun ja," fuhr sie fort; „Sie reisen und würden doch viel lieber, trotz Hochzeit und Freudenfesten, hier bleiben."

Er antwortete ihr nicht, aber er verwickelte die Anwesenden in Gespräche, womit die Zeit hingieng ohne

Faustinens Bemühen. Als man aufbrach, wünschte man ihm eine glückliche Reise, und all die freundlich banalen Phrasen erklangen, welche denen so weh thun, über die der Schmerz des Abschieds einbrechen wird. Faustine saß regungslos auf ihrem Platz. Sie grüßte mit den Augen die Scheidenden. Nun war sie mit Mario allein. Schweigend, mit untergeschlagenen Armen, stand er eine Weile vor ihr, denn die Gefühle wogten in seiner Brust und erstickten die Worte. Da stand sie auf, legte beide Hände gefaltet auf seinen Arm und sagte bebend:

„Auf Wiedersehen, Freund!"

„Kann ich denn so von Ihnen scheiden?" fragte er eben so leise und faßte ihre Hände in die seine; — „o Faustine, ich kann nicht!" rief er dann mit überströmender Heftigkeit und drückte sie an sein Herz, als wolle er dieß brausende Herz oder die geliebte Gestalt zerbrechen.

„O, das ist nicht recht!" sagte sie, immer mit demselben Ausdruck von Trauer im Blick und Ton.

„Vergebung, Faustine," sprach Mario sanfter und seine Hand glitt leise über ihr Haar, ihre Wange hinab — „siehst Du, ich liebe Dich —"

Da stand sie auf Einmal frei, seinem Arm entwunden, vor ihm. Sie bog den Kopf zurück, der plötzlich in einer Verklärung stand, welche nur überirdischer Triumph verschmolzen mit bacchantischem Jubel auf das Menschenantlitz gießen; sie breitete die Arme aus, doch nicht zu ihm, sondern empor zum Himmel, und mit der nämlichen Ekstase im Ton sagte sie: „Er liebt mich!"

„Wohin denn mit dieser wehenden Glut, Faustine, wenn nicht zu mir?" rief Mario entzückt und schlang den Arm um sie, als wolle er sie an seine Seite fesseln.

„Er liebt mich!" wiederholte sie mit derselben schwärmerischen Innigkeit. Sie umfaßte seinen Kopf mit ihren beiden Händen, sah ihn an, schüttelte dann langsam den ihren und sagte träumerisch: „Das ist aber doch wohl nicht wahr."

„Nicht wahr! o Faustine, hast Du nicht gefühlt, wie mein Wesen allmälig mit dem Deinen verschmolzen ist, wie mein Herz gelernt hat, in Deiner Brust zu schlagen, mein Geist in Deiner Richtung zu fliegen, mein ganzer Sinn mit Dir Schritt zu halten. Ist das nicht Liebe, Faustine!"

Wie die rosenrothen Gletscher immer blasser und blasser werden, wenn die Nacht heraufsteigt und zuletzt in schattengleichem Grau dastehen, so erbleichte sie; sie hieng zerbrochen in Marios Armen und sagte tonlos:

„O, Das ist aber entsetzlich!"

„Warum, Faustine? Engel, Du liebst mich —"

„Ich!" rief sie und fuhr mit der flachen Hand über die Stirn; — „ich . . . . Sie? — Sie irren sich seltsam, Graf Mengen."

Entsetzen, als habe der Blitz zu Füßen die Geliebte erschlagen, zerwühlte plötzlich Marios glückstrahlendes Antlitz. Er stieß Faustine von sich und sagte mit einer vernichtenden Drohung im Ton: „Faustine!"

Sie sank in den Lehnstuhl wie eine welke Blume, die das Haupt unter dem rollenden Donner beugt. Dicke Thränen quollen langsam unter den Wimpern vor, die Locken hiengen aufgelöst an den entfärbten zarten Wangen herab. Sie war jetzt bezaubernd durch unaussprechlichen Gram ihres ganzen Wesens, wie sie es drei Minuten vorher durch dessen unaussprechliche Glut gewesen war. Mario hatte nicht die Kraft, sie zu verlassen, obgleich er im ersten Augenblick schon eine Bewegung nach der Thür gemacht. Er kniete vor ihr nieder und sprach:

„Faustine, wie können Sie lügen?"

„Ich lüge nicht!" flüsterte sie, ohne aufzublicken.

Er legte seine Hände gefaltet auf ihre Kniee und sprach: „Sehen Sie mich an, fest und ruhig, und nun antworten Sie mir: liebst Du mich nicht, Faustine?"

„Nein", sagte sie fast unhörbar, aber unwillkürlich ruhte ihr Auge mit so himmlischer Zärtlichkeit auf ihm, daß er entzückt ausrief:

„Deine falschen, lieblichen Lippen lügen! Dein Auge spricht Ja! ich glaube ihm."

„Nein, nein!" rief sie in heftiger Angst und hielt beide Hände vor die Augen; „kehren Sie sich nicht an die verrätherischen Augen; der Mund spricht die Wahrheit."

„Faustine," sagte Mengen und stand auf, und seine zürnende Stimme wurde noch schauerlicher durch die Bebungen, welche die gewaltigste Aufregung ihr gab — „wenn Du mich wirklich nicht liebst, wenn Alles nur ein Spiel, die Belustigung für einen leeren Augenblick gewesen, wenn Du die ganze Grazie Deiner Wesenheit nur als eine gemeine Koketterie verschwendet, wenn Du solche Nichtachtung fremder Gefühle hegst, daß Du lebende, schlagende, blutende Herzen anatomierst zu Deiner Belehrung oder Deinem grausamen Vergnügen, so habe ich keinen Ausdruck für meine Verachtung."

„Mario!" schrie Faustine und glitt auf ihre Kniee zur Erde herab — „ich liebe Dich."

Er hob sie auf, zog sie stürmisch an seine hochschlagende Brust und drängte in einem Kuß die Seligkeit und die Sehnsucht zusammen, welche dieß Wort in ihm auflodern ließ. Aber Faustine begegnete nur scheu dieser Glut. Sie machte eine ganz kleine Bewegung, so leise, jedoch so unwiderstehlich, daß die Liebe ihr gehorchen muß, und daß doch nur die Liebe sie errathen kann; — und seine Arme umstrickten nicht mehr wie ein Netz ihre Gestalt, und er fragte gepreßt:

„Warum drängst Du mir das übervolle Herz in den Busen zurück, Faustine? O laß es an Deinem ruhen, mein geliebter Engel! jetzt weiß ich ja die Wahrheit."

„Noch nicht ganz, Mario," antwortete sie dumpf.

„Aber das Wesentliche: Du liebst mich. Und morgen fährst Du mit mir zu meinen Eltern als meine Braut, als mein Weib — wie Du willst! aber mit mir, denn Du liebst mich, Faustine!" Er schlang ihre Locken um seine Finger.

Sie sagte melancholisch: „Laß mich los! es hilft doch Nichts! wir müssen scheiden."

Da schrie er plötzlich heftig auf: „Andlau?" Faustine neigte bejahend das Haupt und Mengen sank wie zerschmettert in einen Stuhl.

„Siehst Du wohl, wie viel schwerer Dir jetzt als vor fünf Minuten die Trennung wird?" sagte sie gelassen. „O hätte ich das Liebeswort verschwiegen!"

„Rede, Unglückselige, rede!" rief Mengen. „Warum denn Trennung? wer hat ein heiligeres Recht an Dir als ich? und wenn ein Anderer es gehabt hat, geht es nicht auf mich über von dem Moment an, wo Du mich liebst? Ich will Dich haben, Faustine, ohne Theilung, ganz und gar." —

„Das begreif ich," unterbrach sie ihn. „Aber kann ich denn Einen Tag glücklich sein, wenn ich das ganze Schicksal eines Andern, eines geliebten Menschen zertrümmere? Kannst Du es dann noch durch mich, bei mir sein? Unmöglich, Mario, unmöglich, wie die Sonne unmöglich zur Mitternacht über unserm Haupte stehen kann! Und Das sollst Du selbst entscheiden!"

„O Faustine! Du liebst mich, nur mich: Das wird entscheiden!"

„Nein, Mario, ich liebe Andlau, den Mann, dem ich mein ganzes Geschick aus freiem, vollem Herzen in die Hand gegeben, und der es wie ein Gott unwandelbar liebend und treu gelenkt hat."

„Und nicht mich, Faustine? besinne Dich, Herz! wirklich nicht mich?" Sie sank zu seinen Füßen nieder, umschlang seine Kniee und legte ihren Kopf darauf. Er wollte sie aufheben, doch sie bat: „Laß mich hier liegen, Mario, und frage mich nicht so, Du — Mensch gewordner, lichter

Sonnenstrahl! wie sollt ich Dich nicht lieben?" Sie weinte heftig. Er richtete zärtlich ihr glühendes Antlitz in seiner Hand empor und sprach:

„Mein Engel, erzähle mir nun Alles, was Dich betrifft. Es ist so dunkel um mich her! wenn ich Alles weiß, wird es mir hell werden, damit ich entscheiden könne, entscheiden, wie der Mario es muß, den Du liebst. Darum die Wahrheit, Herz, die reine Wahrheit, wie vor Gott."

„Wie vor Gott!" wiederholte sie feierlich und stand auf. Sie waren schön, die beiden Gestalten einander gegenüber. Mario saß in seiner gewöhnlichen Stellung mit untergeschlagenen Armen seitwärts am Tisch, und die Kerzen warfen nur ein Streiflicht über ihn. Aber sein marmorbleicher Kopf mit den vornehm stolzen, aber durch die Macht der Empfindung für den Augenblick melancholischen Zügen, mit dem tiefen, geistreichen, glühenden Auge und dem dunkeln Gelock, hob sich, gleich einem Gemälde von Velasquez oder Murillo, lebhaft von der dunkelrothen Lehne des Fauteuils ab, welche ihn hoch überragte. Faustine stand vor ihm, im vollen Kerzenlicht, blaßroth gekleidet, blühend, weich, schwebend, halb sinnlich, halb seelisch, hingehaucht wie von Guido Renis Pinsel, etwas vom Johannes, etwas von der Magdalena im Ausdruck, der in jeder Secunde wechselte, so wie sie die Scala der Gefühle durchflog. — Er — ruhig, fest, entschlossen, nicht unerschütterlich, aber kampfbereit und unermüdlich, die Siegesfahne tragend, vielleicht in den Tod, doch gewiß nicht in den Untergang. Sie — schwankend, und immer ungewiß lassend, ob sie fallen, ob sie in den Himmel auffliegen werde. Er — ganz Mann. Sie — ganz Weib.

Fanny Lewald Stahr

Fanny Lewald.

Fanny Lewald, geb. zu Königsberg am 24. März 1811, erhielt im elterlichen Hause eine einfache und freisinnige Erziehung. Ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann jüdischer Religion, der wegen seines ehrenwerthen Charakters zum Mitgliede des Stadtraths seiner Vaterstadt ernannt worden war, bewies seinen von religiösen Vorurtheilen freien Geist, indem er ihr freistellte, zum Christenthum überzutreten, um einen Kandidaten der Theologie, zu dem sie eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte, heirathen zu können. Das Glaubensbekenntniß, das sie bei ihrer Taufe ablegte, nennt sie selbst in ihrer Selbstbiographie „ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus" und erklärt es für die einzige Lüge, die sie in ihrem Leben gesagt habe. Auch bereute sie diesen Schritt, da sie zwar den Geist des Christenthums bewunderte, sich aber mit den ihr unfaßbaren Dogmen von der Dreieinigkeit u. a. nicht versöhnen konnte. Mit diesen Anschauungen konnte sie sich mit dem Geliebten nicht verbinden, dem sie daher entsagte. Im Jahre 1831 machte sie mit ihrem Vater eine Reise durch Deutschland und Frankreich, die auf ihre geistige Entwickelung den größten Einfluß hatte und sie zu schriftstellerischen Arbeiten anregte. Im J. 1845 reiste sie nach Italien, wo sie mit Therese von Lützow und Adolf Stahr bekannt wurde. Der Tod ihres Vaters rief sie 1846 wieder nach Deutschland zurück, und sie lebt seitdem in Berlin, wo sie sich 1854 mit Adolph Stahr verheirathete. Seit 1876 ist sie Wittwe.

Fanny Lewald bildet den vollsten Gegensatz zur Gräfin Hahn-Hahn. Wie diese phantastisch ist und von einem Extrem zum andern irrt, so ist jene klaren und festen Geistes; in ihr ist bei tiefem Gefühl und warmer Empfindung doch nichts Nebelhaftes, Mystisches, Romantisches, keine Gefühlsschwärmerei, keine überreizte Sentimentalität, überhaupt nichts Ueberspanntes und Krankhaftes. Die Gräfin Hahn-Hahn hat unzweifelhaft ein größeres poetisches Talent und mehr Phantasie, wird aber von Fanny Lewald an Feinheit des Geschmacks, Reife des Urtheils und künstlerischer Bildung weit übertroffen. Die Gräfin sieht mit vornehmer Verachtung auf Alles herab, was nicht zur „Gesellschaft" gehört und hat kein Herz für die „Armen und Unterdrückten"; die Jüdin hingegen ist von der wärmsten Theilnahme für diese durchdrungen und kämpft für die Verbesserung der socialen und politischen Zustände. Man hat oft gesagt, daß Fanny Lewald durch die Schärfe und Reife ihres Urtheils an den großen Königsberger Denker erinnere; mit eben so vielem Recht darf man behaupten, daß sie vom Geiste Herders durchdrungen sei, dessen erhabene Humanitätsidee sich in allen ihren Urtheilen und Reflexionen, in allen ihren Erfindungen abspiegelt. Und Dieß giebt ihren Romanen den unwiderstehlichen Reiz, der es vergessen macht, daß sie eben so wenig als Gutzkow ursprüngliches Dichtertalent besitzt, dem sie auch an Beweglichkeit, Schärfe des Geistes und feiner Beobachtungsgabe beinahe gleich kommt, die sich in der naturwahren

Schilderung und Individualisierung der Charaktere beurkundet. Ihre Sprache ist bestimmt, einfach und natürlich, leicht und fließend, nie gesucht, aber immer schön und edel; nur ist sie in ihren letzten Schriften öfters nachlässig und verfällt in französische Wortfolge, die das Ohr so sehr beleidigt und doch jetzt immer mehr zur Mode wird.

Als Fanny Lewald ihren ersten Roman herausgab, stand sie schon in reiferen Jahren und es hatte ihr Geist und Charakter theils durch die oben angedeuteten Lebenserfahrungen, theils durch ihre Reisen Kraft, es hatte ihre Bildung Umfang gewonnen. Die „Clementine" (Lpz. 1842) behandelt zwar die damals an der Tagesordnung stehende Frage von der Ehe, allein in einem ganz andern Sinn, als es sonst meistens geschah. Weit entfernt für Emancipation des Weibes zu schwärmen, bringt die Dichterin in einer gut durchgeführten Erfindung zur Anschauung, daß Pflichttreue die Grundlage alles Glückes sei. Die Heldin Clementine hält es für eine Entwürdigung des Weibes, wenn es sich einem ungeliebten Manne vermählt; die Umstände, nicht aber bloß äußere, sondern auch moralische zwingen sie jedoch, einem älteren, aber durch Geist und Stellung hervorragenden Mann die Hand zu geben. Als sie schon längere Zeit vermählt war, kommt ihr früherer Geliebter, der sie treulos verlassen hatte, reuig zurück, aber ob sie ihn gleich noch immer liebt, bleibt sie trotz seiner leidenschaftlichen Werbungen ihrer Pflicht getreu und ist durch das Bewußtsein glücklich, daß die treue Pflichterfüllung ihr die verlorne Würde wiedergewonnen habe. Der folgende Roman „Jenny" (Lpz. 1843) zeugt von großem Fortschritt in Gehalt, Composition und Darstellung, die viel gewandter und fließender ist als in dem vorgehenden, welcher in Form und Sprache noch häufig unbeholfen war. In „Jenny" hat die Dichterin einen Theil ihrer Lebenserfahrungen niedergelegt. Wie sie selbst liebt die Heldin einen jungen Kandidaten der Theologie, Namens Reinhard, und wird von ihm wieder geliebt; wie sie selbst wird Jenny von der Liebe verleitet, zum Christenthum überzutreten; wie die Dichterin selbst bereut sie diesen Schritt, bald nachdem sie ihn gethan, sie erklärt dem Geliebten, daß sie zwar aus voller Ueberzeugung Christin sei, weil sie die reine von allen späteren Zuthaten freie christliche Lehre für die edelste und menschlichste Religion halte, dagegen könne sie sich von dem kirchlichen Dogma der Dreieinigkeit und andern ähnlichen nie und nimmermehr überzeugen. Der innere Kampf Jennys vor und nach ihrem Uebertritt, in welchem zuerst die Leidenschaft, später die Vernunft siegt, ist meisterhaft geschildert. Ihr Geliebter, der in der strengsten Orthodoxie befangen ist, zieht sich von ihr zurück. Leider fügt die Dichterin noch ein weiteres Motiv seines Rücktritts hinzu, Reinhard wird nämlich durch verschiedene Umstände zu dem Glauben gebracht, als liebe Jenny einen Andern und sie habe in unverantwortlicher Weise mit seinem Herzen gespielt. Dieß scheint erfunden zu sein, um Reinhard zu entschuldigen; es schwächt aber das Hauptmotiv vollständig. Nach und nach gewinnt Jenny wieder ihre Ruhe, und obgleich sie entschlossen war, dem Glück der Ehe auf immer zu entsagen, wird sie von der glühenden Liebe eines edlen Grafen besiegt, der ihr mit würdevoller Entschlossenheit alle Standes- und Religionsvorurtheile zum Opfer bringt; sie verlobt sich mit ihm, aber schon nach wenigen Tagen nöthigten ihn die unverschämten Aeußerungen eines Nichtswürdigen, sich mit diesem zu schlagen; er wird tödtlich verwundet und Jenny stirbt bei seiner Leiche an gebrochenem Herzen. Neben dieser Geschichte entwickelt sich eine andere, die eben so rührend und ergreifend ist, wenn sie auch nicht tragisch endigt. Jennys Bruder Eduard, ein talentvoller und durch seinen Charakter wie seine Geschicklichkeit allgemein angesehener Arzt liebt die Tochter eines reichen Banquiers und wird wieder von ihr geliebt; aber die Gesetze des Staats, die ihm nicht gestatteten, als Universitätslehrer aufzutreten, verbieten auch eine Ehe zwischen Juden und Christen, und so innig und wahr seine Liebe, so frei er von allen Vorurtheilen ist, will er doch nicht zum Christenthume übertreten, weil er es für seine höchste und heiligste Pflicht hält, für die bürgerliche und politische Emancipation seiner Religionsgenossen zu wirken. Mit blutendem Herzen trennt er sich von der Geliebten, und findet darin einen Trost, daß sie sich mit einem würdigen Manne vermählt, der ihm als Freund theuer ist. Die Dichterin hat in diesem Roman ein treffliches Gemälde der entwürdigenden gesellschaftlichen Stellung der Juden, namentlich der höheren und gebildeteren Klassen gegeben und zugleich ein eben so treffliches Bild von dem schönen und wahrhaft erhebenden Familienleben derselben entworfen, das viele Vorurtheile zu vernichten vermag. Die verschiedenen Seelenzustände sind mit großer psychologischer Wahrheit geschildert, die Charaktere sind sämmtlich vortrefflich und individuell gehalten, unter ihnen zunächst Jenny und Eduard, dann deren würdige Eltern, Reinhard, der Graf Walter und dessen ehrenwerther Oheim. Uebrigens ist die Dichterin gegen die Fehler im jüdischen Charakter durchaus nicht blind und sie hat im Doctor Steinheim einen köstlichen Repräsentanten der oberflächlichen Bildung und damit verbundenen Selbstzufriedenheit und Anmaßung der reichen Juden geschaffen.

Durch den Beifall, den ihre beiden ersten Romane fanden, aufgemuntert, veröffentlichte sie nach zwei Jahren einen größeren, der aber den früheren weit nachstand. „Eine Lebensfrage" (Lpz. 1845. II) behandelt die Frage der Ehescheidung, und ist schon deswegen verfehlt, weil er ganz polemischer Natur ist. In „Diogena von Iduna Gräfin H**-H**" (Lpz. 1847), welche sich an die „Sibylle" der Gräfin Hahn-Hahn schließt, geißelt sie die zwei schwächsten Seiten derselben, ihre Verachtung alles Desjenigen, was nicht aristokratisch ist, und ihre widerliche Sprachmischerei. So begründet die Satyre ist, so macht sie doch keinen wohlthätigen Eindruck, weil sie zu breit gehalten ist und in Karrikatur ausartet. Mit „Prinz Louis Ferdinand" (Berl. 1849 III) versuchte sich Fanny Lewald im historischen Roman, jedoch ohne Glück. Dieser Roman, der unter dem Einfluß der Bewegungen von 1848 geschrieben wurde — denn wer hätte es

früher gewagt, ein Mitglied des Preußischen Königshauses zum Helden eines Romans zu machen? — gewährt zwar durch die vorgeführten Persönlichkeiten, zunächst den Prinzen, die Königin Luise, die Rahel, Fr. Schlegel und dessen Frau, Gentz und Andere, mannigfaches Interesse, doch sind Diese keineswegs glücklich gezeichnet. Mag der Prinz ein neuer Don Juan gewesen sein, wozu ihn die Dichterin macht, so war er doch auch etwas mehr, und auf dieses Mehr hätte größeres Gewicht gelegt werden sollen als auf dessen Liebesintriguen. Eben so hätte die Rahel gewiß in andern Verhältnissen dargestellt werden können als in den unwürdigen, welche die Dichterin hervorhebt. Viel erfreulicher sind die zwei folgenden Romane, die ebenfalls unter dem Einfluß der revolutionären Bewegungen entstanden sind. Die „Liebesbriefe eines Gefangenen" (Braunschweig 1850) beschäftigen sich freilich wenig mit der Liebe, dagegen enthalten sie eine Fülle von geistvollen Bemerkungen über Staat und Religion, die in einfacher, gediegener Sprache dargestellt sind. Die Handlung ist unbedeutend, interessanter ist sie dagegen in „Auf rother Erde" (Lpz. 1850). Die Berliner oder vielmehr Preußischen Zustände während der Revolutionsjahre sind darin klar und unparteiisch dargestellt und mit der Liebesgeschichte glücklich verschmolzen; die Charaktere sind kräftig und wahr gezeichnet und in allen tritt das rein Menschliche wohlthätig hervor, wenn auch bei einigen erst in Folge trauriger Erfahrungen. Die knappe Haltung bei reichem Inhalt findet sich in den „Wandlungen" (Braunsch. 1853. IV) nicht wieder, vielmehr verlieren sich dieselben in Breite, die durch die Ueberfülle der eingeführten Personen hervorgebracht wird, welche die Dichterin nicht zu beherrschen vermochte. Unter den größeren Romanen verdient „Das Mädchen von Hela" (Berl. 1860. II) ausgezeichnet zu werden, das schon durch die Lokalität Interesse erregt. Hela ist nämlich eine Halbinsel, die sich in die Ostsee erstreckt, und nur durch einen schmalen und schwer zugänglichen Streifen mit dem Festlande zusammenhängt, daher von der übrigen Welt noch beinahe ganz abgeschlossen ist. Die Einwohner leben noch in den alten, und wenn man sagen darf patriarchalischen Zuständen, die aber keineswegs erfreulich sind, sondern bei näherer Prüfung als roh und abgelebt erscheinen. Namentlich sind die Bewohner von Hela von zahllosen Vorurtheilen aller Art beherrscht, denen gerade die reinsten und tüchtigsten Charaktere zum Opfer fallen. Auch der Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" (Berl. 1864. III) gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen der Dichterin, die Conflikte in demselben sind wie die Motive glücklich erfunden, das tragische Element mit Sicherheit und Darstellungskraft durchgeführt. Die kleineren Erzählungen und Novellen: „Dünen- und Berggeschichten" (Braunschw. 1851. II), die „Gesammelten Novellen" (Berl. 1862. II), die „Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeisters" (Eb. 1864. II) und vor Allem die „Deutschen Lebensbilder" (Braunschweig 1856. IV) sind zwar von ungleichem Werth, auch ist bei manchen die Erfindung nicht neu, doch sind die meisten bei ihrer geschickten Anlage und Ausführung ansprechend; die darin geschilderten Lebens- und Landesverhältnisse sind mit großer Wahrheit und Anschaulichkeit dargestellt.

Aus „Jenny".

Je glücklicher sich Jenny in Reinhards anbetender Liebe fühlte, um so mehr demüthigte sie der Gedanke, unwahr gegen ihn zu sein. Von frühster Kindheit an hatte man ihr die Lüge als etwas so Unedles, so Verächtliches dargestellt, daß sie sich nur mit Entsetzen zu gestehen vermochte, wie tief sie sich in dieselbe verwickelt habe. Der Zustand ihrer Seele möchte für Den, der ihn nicht von selbst versteht, schwer zu beschreiben sein. Sie fühlte sich dem Elemente, in dem sie geboren, der Atmosphäre, in der allein sie athmen konnte, entrissen. Man hatte sie gelehrt, wahr gegen sich selbst, gegen jeden Andern zu sein, und Recht und Wahrheit waren die Sterne gewesen, auf die man von jeher ihr Auge gelenkt. „Gott ist die Wahrheit, das Recht, das Gute und das Schöne," hatte ihr Vater ihr stets gesagt, „und so lange Du das Recht thust, so lange Du wahr bleibst, bist Du Gottes Kind und mein liebes Kind!" Stundenlang konnte die Erinnerung an diese freundlichen Worte, bei denen sie sich sonst so glücklich gefühlt, sie jetzt quälen. Nachdem sie damit angefangen hatte, unwahr gegen sich selbst zu sein, hatte sie, durch eine damals unfreiwillige Selbsttäuschung von ihrem Vater die Erlaubniß erlangt, zum Christenthume überzutreten, an das sie zu glauben wähnte. Als aber tausend Zweifel in ihr erwachten, als sie mit aller Anstrengung und dem Aufwande von tausend Scheingründen in sich die Lehren Reinhards und des Pastors zu motivieren strebte, da, sagte sie sich jetzt, da habe sie gewußt, daß sie niemals werde glauben können, was sich gegen ihre Vernunft sträube; und daß sie dennoch, trotz dieser innern Gewißheit, Christin geworden, daß sie ihren Vater, Reinhard und sich selbst habe hintergehen wollen, Das war ein Verbrechen, um Dessentwillen sie sich verächtlich vorkam, eine Sünde, die Gott nicht vergeben konnte. Aber was ist Sünde? fragte sie sich. Wenn ich Reinhard nicht anders glücklich machen konnte als durch eine Unwahrheit; wenn ich selbst ohne sie elend werden mußte, kann Gott ein Unrecht strafen, das aus heißer Liebe begangen wurde? Einen Augenblick fühlte sie sich frei und gerechtfertigt durch die Liebe, durch den Kampf, den es ihr gekostet, aus Liebe gegen ihre Ueberzeugung zu handeln. Sie hatte aus Liebe ein Opfer gebracht, das ihr schwer geworden war, sie hatte sich selbst überwunden — Das war es ja gerade, was Gott von uns verlangt — und diese Idee gab ihr Ruhe, bis sie sich gestand, daß auch Dies eine neue Unwahrheit sei. Nicht nur, um glücklich zu machen, sondern um es zu werden, war sie Christin geworden; es lag Selbstsucht auch in dieser Handlung, und die Bemerkung, daß es ihr fast zur Gewohnheit geworden, sich nach ihrem Bedürfniß selbst zu täuschen, vermehrte ihre Seelenpein in einem Grade, der ihr jedes ruhige Urtheil raubte. Eine Furcht vor der Strafe Gottes bemächtigte sich ihrer Seele und sie, die nicht an die mystischen Lehren des Christenthums zu glauben vermochte, überließ sich fast willenlos dem Aberglauben des alten Testaments, das in Gott einen Rächer zeigt, das Böse strafend bis in das fernste Glied. Auch Reinhard, sagte sie sich, ziehe ich mit in mein Verderben, auch ihn wird der Strudel erfassen, wenn ich ihm nicht mehr verbergen kann, daß ich nicht glaube. Was soll er dann beginnen? Er wird mich lieben und mir doch nicht verzeihen können! Auch er wird in den heillosen Kampf zwischen seiner Liebe und seinem Glauben gerathen; auch auf sein theures Haupt werde ich das Elend herabbeschwören, das mich nicht ruhen läßt, und Das wird die erste Strafe sein, mit der Gott meine Sünden rächt."

In dieser Verfassung ihrer Seele vermehrten die Briefe Reinhards ihr Leiden. Sie sprachen die heißeste Liebe und ein volles, unbedingtes Vertrauen aus. Er schilderte ihr das Glück einer Ehe, wie er sie an ihrer Seite erwarte, die, auf gleichen Ansichten, gleicher Ueberzeugung gegründet, in gemeinsamem Streben nach Vollkommenheit, den Himmel auf Erden bieten müsse; und meldete ihr endlich mit Entzücken, daß der Tag zu seiner Ordination bestimmt sei und er, sobald ihm diese Weihe geworden, zurückkehren werde, um sie heimzuführen. Seine Mutter, die seiner Ordination beizuwohnen wünsche, sei bereits bei ihm und werde mit ihm zur Hochzeit nach Berghoff kommen. Dann wünsche er, vor derselben mit Mutter und Braut das Abendmahl zu nehmen, was Jenny bisher noch nicht empfangen hatte, und bald nach der Hochzeit abzureisen, während seine Mutter in der Stadt bleiben würde, um sie die Wonne des ersten Beisammenseins ganz ungestört und allein genießen zu lassen.

Jennys Herz schlug freudig der langersehnten Nachricht entgegen. Selig drückte sie das Blatt an ihre Lippen. Vor der sichern Hoffnung auf die nahe Vereinigung mit dem Geliebten war für einen Augenblick jeder andere Gedanke aus ihrer Seele geschwunden; und sie begann, den Brief nochmals zu lesen, um nur keines der Worte zu verlieren, welche sie so glücklich machten. Da fiel ihr Blick auf die Stelle: „Ich wünsche, noch vor unserer Hochzeit mit Dir das Abendmahl zu nehmen und auch auf diese Weise in die heiligste, innigste Gemeinschaft mit Dir zu treten, die bald als mein geliebtes Weib, unauflöslich, untrennbar mit mir verbunden, *mein* sein wird."

Ihrer Hand entsank das Blatt, sie war vernichtet. Zum zweiten Mal, wie bei der Taufe, ein frevenliches Spiel zu treiben mit Dem, was Reinhard das Heiligste auf der Welt war, Das vermochte sie nicht. Jetzt, Das fühlte sie, war der entscheidende Moment gekommen, in welchem sie entweder sich durch einen gewaltsamen Entschluß in ihrer eigenen Achtung wiederherstellen und ihr Gewissen in Bezug auf Reinhard beruhigen, oder sich mit geschlossenen Augen in ein Labyrinth stürzen mußte, in dem sie und der Geliebte untergehen konnten.

Der Kampf war furchtbar. Endlich siegte die Wahrheit und aufgelöst in Schmerz schrieb sie nach durchwachter Nacht, als schon das helle Tageslicht in ihre Fenster schien, folgenden Brief an Reinhard.

„Einzig Geliebter! Wie unaussprechlich glücklich wären wir Beide, wenn statt dieses Briefes die Nachricht in Deine Hände käme, Deine Jenny sei gestorben. Du würdest weinen, mein Gustav! Du würdest um mich trauern, mein Andenken lieben, wie Du mich liebst, und ich wäre glücklich in diesem Gedanken geschieden und hätte Ruhe. Warum konnte ich nicht sterben, als ich das letzte Mal in Deinen Armen lag, als Deine volle, ganze Liebe mich beglückte? Denkst Du daran, wie ich es wünschte, weil ich so glücklich war; weil ich schon damals ahnte, daß ein Augenblick, wie der jetzige, mir bevorstehen könnte?

Bei der Erinnerung an jene Stunde beschwöre ich Dich, bei der Liebe und Nachsicht, die Du mir damals gelobt, stoße mich jetzt nicht von Dir, Du Geliebter! Du, der mich fast seit meiner Kindheit kennt, den ich anbetete, seit ich ihn zuerst sah. Gustav! Du bist mein Lehrer gewesen und kennst meine Seele; Du weißt, daß mein Geist eben so glühend nach Wahrheit dürstet, als mein Herz Liebe verlangt. Darum kannst Du mich verstehen, darum mußt Du Mitleid mit mir haben, wenn ich Dir sage, daß ich Dich mehr als die Wahrheit liebe, daß ich meine Ueberzeugung zwingen wollte, sich meiner Liebe zu fügen. Ich vermag es nicht länger.

Von Augenblick zu Augenblick zögere ich, Dir ein Bekenntniß zu machen, von dem ich fürchte, daß es Dich tief betrüben, mich in Deinen Augen herunterseßen könne. Ich möchte dich mit Feuerzungen an die heiligen Bande erinnern, die uns vereinen; an die Wonne, die wir einander verdanken, damit sie und nur sie Dir vorschweben, wenn ich Dir Alles gesagt.

Ich glaube nicht, daß Christus der Sohn Gottes, daß er auferstanden ist, nachdem er gestorben. Ich glaube nicht, daß es seines Todes bedurfte, um uns Gottes Vergebung und Nachsicht zu erwerben. Die Dreieinigkeit, die er lehrte, ist mir ein ewig unverständlicher Gedanke, der keinen Boden in meiner Seele findet. Ich glaube nicht, daß es ein Wunder giebt, daß Eines geschehen kann außer den Wundern, die Gott, der Eine einzig Wahre, täglich vor unsern Augen thut. Und selbst zu Christus, des erhabenen, göttlichen Menschen Erinnerung kann ich das Abendmahl nicht nehmen, mich nicht zu einer Ceremonie entschließen, die mir wie eine unheimliche Form erscheint, während Du die innigste Verbindung mit Gott darin findest.

Ich kann nicht anders! Diese Ueberzeugung ist stärker als meine Liebe, als ich! Nach furchtbarem Kampfe wurde ich Christin; denn schon vor der Taufe war die Wahrheit in mir Herr geworden über eine Täuschung, die ich mit der Angst der Verzweiflung in mir zu erhalten strebte, um Deinetwillen! Lügen kann ich nicht länger, aber auch glauben kann ich nicht — kein Ausweg ist möglich; und mit dem Gefühl der unaussprechlichsten Liebe, die ewig wahr und unverändert in mir ist, werfe ich mich an Deine Brust. Du sollst mir sagen, wie ich Friede mache zwischen Liebe und Glauben, wie ich mich wiederfinde in dem Gewühl des Kampfes.

Wenn Du mich liebst, habe Mitleid mit mir, komme bald, komme gleich und laß mich aus Deinem Munde Worte hören, die meiner Seele allein Ruhe geben können; sage mir, daß Du mich lieben kannst, wenn ich auch nicht an Christus glaube, wie Ihr es verlangt. Ihr sagt, er sei die Liebe — nun, dann ist er mit mir, denn ich liebe Dich, wie je ein Mensch zu lieben vermochte; ich kenne kein Glück als Deine Liebe. Schreibe mir nicht! Das dauert zu lange, komme selbst, damit ich Dich sehe und in Dir eine Antwort finde, die langsam aus todten Lettern zu lesen eine Qual wäre, die Du mir ersparen wirst, weil Du mich liebst. Ja! ich weiß, daß Du mich liebst! mit dem Glauben, sage ich Dir, auf Wiedersehen! — Adieu! Gustav! Geliebter, Lehrer, Freund, Gatte, mein Alles auf der Welt! Laß mich nicht lange auf Deine Antwort warten, jetzt, wo jede Minute mir zu Jahrtausenden wird, bis ich Dich sehe!"

Nachdem Jenny diesen Brief gefaltet und der Diener ihn besorgt hatte, schien es ihr, als hätte sie Nichts von Dem gesagt, was sie eigentlich gedacht. Sie wollte ihn zurück haben, es anders sagen, nochmals überlegen. Sie warf sich vor, zu rasch gehandelt zu haben und beschwor den Diener, sich zu beeilen und Alles aufzubieten, um ihr diesen Brief zurückzubringen. Aber vergebens. Die Post war abgegangen, kein Widerruf war möglich. „Nun, so mag Gott sich meiner erbarmen!" rief Jenny und stürzte weinend zu ihren Eltern, die jetzt durch sie das Unabänderliche erfuhren und, mit ihr leidend, Alles aufboten, ihr Ruhe und Trost zu geben. Zärtlich, nur für den Augenblick besorgt, versicherte ihre Mutter, Jenny könne doch unmöglich daran zweifeln, daß Reinhard sie liebe, und sie hege das Vertrauen, ein so aufgeklärter Mann werde an seiner Braut wegen einer Meinungsverschiedenheit nicht irre werden. Sie erinnerte sie, wie duldsam sich Reinhard und die Pfarrerin gezeigt, noch ehe von irgend einem Verhältniß zu Jenny die Rede gewesen und sprach die feste Ueberzeugung aus, Reinhard in wenigen Tagen hier und Jenny glücklich zu sehen. Und doch weinte sie mit der Tochter, denn ihr Herz war fern von den Hoffnungen, mit denen sie diese zu beruhigen strebte.

„Täusche Jenny nicht mit Erwartungen, die sich nicht

erfüllen werden, oder ich müßte Reinhard nicht kennen," sagte der Vater. „Ich fürchte, er kommt nicht."

„Gott im Himmel, was habe ich gethan!" rief Jenny.

„Was ich Dir selbst gerathen hätte," antwortete ihr Vater, „wenn ich Deinen Zustand früher gekannt. Du durftest nicht daran denken, in eine Ehe zu treten, der nach Reinhards Ansicht das innere Bindungsmittel fehlte. Du durftest namentlich ihn nicht täuschen über Deine Gesinnung. Jetzt hast Du Deine Pflicht erfüllt und Du wirst in dem Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, Kraft finden, auch das Schwerste zu tragen."

Jenny war trostlos. Sie wollte einen zweiten Brief schreiben. „Kannst Du etwas von Dem widerrufen, was Du in dem ersten gesagt?" fragte der Vater. Jenny mußte zugeben, Das sei ihr nicht möglich. „So schreibe auch nicht," sagte er.

Dann verlangte sie, gleich jetzt zu Reinhard zu reisen, sie wollte ihn sprechen, alle seine Einwendungen besiegen, aber auch Das erklärte der Vater für unthunlich. „Sieh, mein geliebtes Kind," sagte er, „Du bist nun leider einmal in einen Kreis von Widersprüchen gerathen, aus denen nur ein gewaltsamer Ausweg möglich sein wird. Reinhard ist duldsam gegen den Andersgläubigen, aber seine Frau will er nicht nur dulden, er will sie lieben, sie soll ein Theil seines Ichs werden. Das kannst Du nicht, wenn Du in Dem, was einmal der Mittelpunkt seiner Seele ist, so vollkommen von ihm abweichst. Selbst wenn er sich überwinden und schweigen wollte, würde schon die Nothwendigkeit, gegen seine Frau auf seiner Hut zu sein, mit ihr nicht über seine heiligsten Interessen sprechen zu können, eine Störung Eures Glückes werden, abgesehen davon, daß Deine Gesinnung gerade zu seinem Verhältniß als Geistlicher in noch schrofferem Widerspruche steht."

Innig zog er sein leidendes Kind in seine Arme, aber er versuchte nicht, sie zu trösten. „Blicke fest in Dein Inneres," sagte er, „dort wirst Du Quellen des Trostes finden, die uns nie fehlen, wenn ein Schmerz uns trifft, ein Unglück uns droht, das wir nicht selbst verschuldet haben. Wir Alle leiden mit Dir und Gott wird Dir beistehen."

Berthold Auerbach.

Berthold Auerbach.

Die Dorfgeschichte ist zwar von Bitzius zuerst in größerem Umfang bearbeitet worden, und vielleicht ist Auerbach sogar durch dessen Schriften angeregt worden, den nämlichen Weg zu betreten; aber der Einfluß, den die neue Gattung auf die Entwickelung der Literatur ausübte, gieng doch von ihm und nicht von seinem Vorgänger aus, auf den man erst aufmerksam wurde, als Auerbachs „Dorfgeschichten" so allgemeinen Beifall gewannen, und so sind die späteren zahlreichen Bearbeiter der Dorfgeschichte eher als Nachfolger des Schwarzwälder als des Schweizerischen Dichters zu betrachten. Warum aber Auerbach und nicht Bitzius diesen Einfluß gewonnen, wird sich aus der folgenden Darstellung ergeben.

Berthold Auerbach, zu Nordstetten, einem Dorf im Schwarzwald, den 28. Febr. 1812 von jüdischen Eltern geboren, verlebte, von zehn Geschwistern umgeben, seine Kinderjahre im heimatlichen Dorfe. Anfangs besuchte er die christliche Schule, wurde aber von einem jüdischen Lehrer unterrichtet, bis er in seinem 12. oder 13. Jahre die Talmudschule in Hechingen besuchte, da er zum Theologen bestimmt war. Zwei Jahre darauf gieng er nach Karlsruhe, um seine Studien fortzusetzen. Aber die größeren Verhältnisse, in denen er sich dort befand, das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und manche persönliche Umstände hatten eine völlige Umgestaltung seiner Anschauungsweise zur Folge: er fühlte, daß er keinen innern Beruf zum Theologen habe. Er gieng daher im Frühjahr 1830 nach Stuttgart, und von dort, nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, nach Tübingen, wo er sich zuerst der Rechtswissenschaft, aber bald darauf ausschließlich philosophischen Studien widmete, in welche ihn David Strauß einweihte und die er später in München unter Schelling, und in Heidelberg unter Daub fortsetzte. Nicht geringen Einfluß auf ihn hatte daselbst auch der große Schlosser, dessen geschichtliche Vorlesungen er besuchte. Seine Theilnahme an der Burschenschaft zog ihm 1835 eine mehrmonatliche Festungsstrafe auf der „Demagogenherberge" Hohenasperg zu, die ihn jedoch nicht besserte. Seit 1838 lebte er an verschiedenen Orten, so längere Zeit in Frankfurt, Breslau und Dresden, jetzt in Berlin.

Bei Beurtheilung der poetischen Leistungen Auerbachs sind weder seine früheren noch die späteren Romane in Betracht zu ziehen, denn in den ersten hatte er sein eigentliches Element noch nicht gefunden, in den letzten hatte er

dasselbe mit andern vermengt. Nur darin sind alle seine Schriften einander ähnlich, daß sie sämmtlich von der nämlichen Gesinnung und Weltanschauung beseelt sind. Auerbach ist schon darum ehrenwerth, daß er sich weder durch Lob, noch durch Schmähungen Derjenigen hat beirren lassen, die seinen Standpunkt verdammten. Allen seinen Schriften liegt das Bestreben zum Grunde, für Aufklärung, wahre Religiosität und Humanität zu wirken, alle sind von dem tiefsten Mitgefühl für die Armen und Unterdrückten durchdrungen, die Unterdrückung mag vom Staat oder von der Kirche oder von den socialen Verhältnissen ausgehen. Anfangs hatte er zunächst seine Glaubensgenossen im Auge, ohne sich jedoch einer weiteren Anschauung zu verschließen. Nachdem er in der Schrift „Das Judenthum und die neueste Literatur" (Stuttg. 1836) auf die Bedeutsamkeit der Leistungen jüdischer Schriftsteller aufmerksam gemacht hatte, stellte er in „Spinoza. Ein historischer Roman" (Stuttg. 1837. II.) an dem Leben des großen Mannes, dessen Werke er später übersetzte (Eb. 1841. V.) den Kampf der Vernunft gegen verjährten Aberglauben, den Conflikt der freien Forschung mit der ererbten Satzung, mit den beengenden Fesseln der religiösen, politischen und socialen Verhältnisse dar. Die Charakteristik des großen Philosophen ist vortrefflich; die Ergänzungen der überlieferten Lebensgeschichte, sowie die Darstellung der inneren Kämpfe desselben, sind von der größten psychologischen Wahrheit. Die Schilderung des jüdischen Lebens und der Scenen aus der Spanischen Inquisition sind von anschaulicher Lebendigkeit, doch tritt im Ganzen das philosophische Element zu mächtig hervor, und die Einführung des ewigen Juden am Ende ist ein romantischer Zusatz, der mit der Haltung des Ganzen im Widerspruch steht. In dem folgenden Roman „Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde" (Stuttg. 1840. II.), dessen Held der unglückliche Dichter Ephraim Moses Kuh ist, fesselt die glückliche Verbindung des Humoristischen mit dem Tragischen, so wie die meisterhafte Schilderung des jüdischen Familienlebens; aber das Ganze ist formlos und ohne festen Plan, und die angelegten Conflikte zwischen Judenthum, Christenthum und reiner Humanität kommen nicht zur Lösung. In der Schrift „Der gebildete Bürger. Ein Buch für den denkenden Mittelstand" (Karlsr. 1842), sowie noch entschiedener in der späteren „Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels" (Lpz. 1846) entwickelte er theoretisch, was er in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (Mannh. 1843. II. 10. Aufl. 1868. Neue Folge 1848 und 1849) praktisch durchführte. Wie der Titel der Erzählungen besagt, wählte Auerbach seine Stoffe aus dem Dorfleben. Er schildert in ihnen die Sitten und das Leben der Bewohner des Schwarzwaldes, deren Eigenthümlichkeiten, häusliche Verhältnisse, ländliche Zustände er in den mannigfaltigsten Beziehungen kennt. Wie bei Jeremias Gotthelf tritt uns Alles in lebensvoller Wahrheit entgegen, aber er schildert uns nicht die gemeine Wirklichkeit wie Jener, vielmehr erscheint Alles veredelt in idealer Gestaltung. Es sind keine Photographien, die er uns giebt, sondern künstlerisch aufgefaßte und durchgeführte Gemälde, die das innere, d. h. das wahre Leben auch in der äußern Gestalt erscheinen lassen. Auerbach hat vielleicht nicht die epische Kraft des Schweizerischen Dichters, er entwickelt nicht die Macht und Fülle der Darstellung, durch welche uns Jener zuweilen unwiderstehlich hinreißt, aber er verfällt auch nie in das Gemeine und Triviale, das bei Gotthelf so oft mit Widerwillen erfüllt. Ueberall bewundern wir an Auerbach die künstlerische Mäßigung, und zwar sowohl in seiner Darstellung als in seinen Erfindungen, die oft rührend und ergreifend sind, aber nie in Nerven Aufregendes ausarten. Die Composition seiner Dorfgeschichten ist immer einfach, aber stets wohl überlegt, mit Sicherheit durchgeführt, sie verirrt sich nie in Abwege; den einzelnen Begebenheiten und Handlungen liegen stets die richtigsten Motive zum Grunde, die sich ungesucht ergeben, weil sie auf dem Charakter und den Seelenzuständen der Personen, so wie auf der jedesmaligen individuellen Lage derselben beruhen. Seine Charakteristiken sind meisterhaft und zeugen von scharfer und zugleich feiner Beobachtungsgabe; ihm entgeht keine, auch noch so heimliche Regung des Geistes und Gemüthes, die er mit vollendeter Kunst objectiv zu gestalten weiß. Er zeichnet alle Gefühlsstimmungen mit gleicher Meisterschaft, die kräftige Derbheit des Mannes wie das jungfräuliche Zartgefühl, den lebensfrischen Humor, die ausgelassene Freude wie den ergreifendsten Kummer und den tragischen Untergang. Er weiß sich in alle Lagen und Verhältnisse zu versetzen: er schildert die Kinderwelt mit ihrer Unbefangenheit und naiven Unschuld eben so gut als den an Erfahrungen reichen Greis, den Jüngling wie den Mann, das Mädchen wie das Weib, die Braut wie die Wittwe, den Bauern wie den Städter, den Pfarrer wie den Schulmeister, den Soldaten, den Handwerker, den Landstreicher. Mit eben so großer Kunst versetzt er sich in alle Bildungsstufen, in die Gedankenwelt, den Ton und die Ausdrucksweise seiner Personen, ohne je den feinsten Geschmack zu beleidigen und der Wahrheit untreu zu werden. Von nicht geringerer Meisterschaft zeugt seine Charakteristik der Personen; meist entwickelt sie sich aus kurzen Aeußerungen oder unscheinbaren Handlungen, die beim erstmaligen Lesen unbeachtet bleiben mögen, aber in ihrer Gesammtheit doch die vollste Wirkung hervorbringen. Man hat behauptet, es seien Personen und Verhältnisse einfach kopiert, an denselben sei Nichts von eigener Erfindung. Die Nordstetter Bauern sind anderer Meinung; als sie von neugierigen Reisenden nach dieser oder jener Persönlichkeit gefragt wurden, erwiederten sie voll Zorn, es sei „Alles verstunke und verloge". Die „Dorfgeschichten" sind, wenn man will, nicht ohne Tendenz, und in der That sind sie eben so viel Kämpfe gegen alles Unnatürliche in Staat und Kirche; allein der Dichter hat seine Ideen stets geschickt verarbeitet und sie erscheinen nicht als die seinigen, sondern als nothwendiges Ergebniß der Hand-

lungen, Zustände und Charaktere. Unter den Vorwürfen, die man ihm gemacht hat, ist der ganz besonders merkwürdig, daß er sich angemaßt habe, christliche Sitte und christliches Leben zu schildern, ob er gleich kein Christ sei; als ob nicht gerade Dieß den Dichter kennzeichne, daß er auch die ihm fremden Verhältnisse mit Wahrheit und Treue aufzufassen und darzustellen vermöge. Wer aber hat das christliche Gefühl lebendiger darzustellen verstanden als Auerbach in so vielen seiner Dorfgeschichten? Und ist es ihm nicht hoch anzurechnen, daß allen ein tief sittliches Element zum Grunde liegt, wenn er auch den pietistischen Kanzelton des Schweizers Bitzius nicht anstimmt?

Die Sprache der „Dorfgeschichten" ist fließend, einfach, ungesucht, ohne Ueberspanntheit, ohne romantische Phrasen, stets den Personen und Zuständen entsprechend, den Verhältnissen und Gegenständen stets angemessen. Er hat zwar hie und da die Mundart gebraucht, aber immer mit großer Mäßigung, auch im Ganzen die Einheit der Darstellung nicht gestört. Zwar kommen einzelne Wörter des Dialekts vor, aber er hat ihnen meist hochdeutsche Form gegeben, wodurch er die Sprache wesentlich bereichert hat. Auch hierin hat er seinen gebildeten Geschmack und künstlerischen Sinn beurkundet. Die Darstellung ist in manchen Erzählungen durch Mittheilung von Volksliedern belebt, vielleicht auch von selbst gedichteten Liedern, die den Volkston so glücklich treffen, daß sie von wirklichen Volksliedern nicht zu unterscheiden sind. Die „Dorfgeschichten" fanden wegen ihrer Vortrefflichkeit nicht bloß in Deutschland die allgemeinste Anerkennung; daß auch die Ausländer sie zu schätzen wußten, beweisen die zahlreichen Uebersetzungen in beinahe alle europäische Sprachen.

Nachdem wir die „Dorfgeschichten" in ihrer Gesammtheit ausführlich charakterisiert haben, können wir uns darauf beschränken, die bedeutendsten anzuführen. Schlagender und überzeugender kann der schädliche Einfluß der Bureaukratie auf das Volk nicht geschildert werden als es in der Erzählung „Befehlerles" geschieht. Da ihr Alles ein Greuel, was an die Selbstständigkeit der Gemeinde und des Einzelnen erinnert, so verfolgt sie durch unsinnige Gesetze die altherkömmlichen Sitten und Gewohnheiten. Da ruft Ein Verbot das andre hervor. Ein junger Bursche hatte trotz des Verbots einen Maibaum aus seinem eigenen Wald vor das Haus seiner Geliebten aufgepflanzt; um solchem schrecklichen Frevel für die Zukunft vorzubeugen, wurde ein neues Verbot erlassen, dessen Folgen die unten mitgetheilte Stelle bespricht, zu deren Verständniß wir nur noch hinzufügen, daß es seit alten Zeiten ein Recht und eine Sitte der Schwarzwälder „Mannen" d. h. der verheiratheten Männer ist, bei einem Gang über Feld eine kleine Handaxt am linken Arme zu tragen, gleichsam als Erinnerung an die ehemalige Wehrhaftigkeit des Volkes, vor welcher sich freilich die Regierungen fürchten. — Eine der schönsten Geschichten ist „Ivo, der Hajrle"*), worin der Dichter mit psychologischer Schärfe und poetischer Anschaulichkeit entwickelt, wie die gesunde Natur eines auf dem Land gebornen und erwachsenen Jünglings dem geistlichen Berufe widerstrebt. „Ich möchte wohl Pfarrer sein," sagte Ivo, „aber nur des Sonntags; so die ganze Woch mit Nichts als mit unserm Herrgott und von Dem leben, was man von ihm weiß, in der Kirche so daheim sein wie in seiner Stub, da hat man gar keine Kirche und keinen Sonntag mehr. Ach, lieber Himmel, wie schön war mirs, wenn ich des Morgens in die Kirche gekommen bin, und hab „Guten Morgen, Gott!" gesagt; die Sonne hat ganz anders geschienen, die Häuser haben ganz anders ausgesehen, und die Welt war ganz anders wie an einem Werktag! — Das lutherische Pfarrleben gefällt mir auch nicht. Vom Predigen eine Frau und einen Haufen Kinder ernähren; nein, nein! — Die Theologie verdirbt die Religion. Was brauchts da viel? Liebe Gott, liebe deinen Nächsten. Punktum!" — In den „Sträflingen" bringt der Dichter zur Anschauung, wie barbarisch die einsame Haft mit ewigem Stillschweigen ist, wodurch der Mensch zum sprachlosen Thier herabgewürdigt wird. Seine vollste Anerkennung wird dagegen den Vereinen für entlassene Sträflinge zu Theil, die freilich nur dann von glücklicher Wirkung sein können, wenn man das in ihnen schlummernde bessere Sein zu erkennen, zu wecken und zu kräftigen versteht, was leider selten der Fall ist, weil sie meist bei solchen Leuten untergebracht werden, die sie nicht zu behandeln wissen. Die berühmteste Erzählung Auerbachs ist „Die Frau Professorin", welche bekanntlich Frau Birch-Pfeiffer zu einem Drama verarbeitete, was den Verfasser veranlaßte, sie wegen unbefugter Aneignung seines Werkes vor Gericht zu ziehen, wobei er freilich seinen Zweck nicht erreichte. Die Erzählung bringt den Gegensatz des Land- und Stadtlebens zur Anschauung. Ein geistig und gemüthlich hochbegabtes Landmädchen, das sich mit einem Maler verheirathet hatte, kann sich mit den verkünstelten Formen des gesellschaftlichen Lebens in der Stadt nicht versöhnen, ihr Mann geräth mit sich selbst in Zwiespalt, weil er seine Frau nicht in die höheren Verhältnisse einführen kann, die ihm lieb geworden sind, und um sich und ihren Gatten zu retten, entschließt sich die edle Frau, ihn zu verlassen und in ihr Dorf zurückzukehren. Wie in „Ivo" der innere Konflikt des Gläubigen mit den Anforderungen des Lebens als Geistlicher dargestellt wird, so behandelt „Lucifer" den Konflikt der freien Forschung mit dem despotischen Autoritätsglauben, der Alles ohne Liebe und ohne Milde unbarmherzig niederwirft, was sich ihm entgegenstellt; es wird darin zur lebendigsten Anschauung gebracht, wie der starre Geistliche das Glück und die gegenseitige Liebe nicht bloß der Familie, sondern der ganzen Gemeinde zu vernichten im Stande ist. Der „Lehnhold" ist gegen die Untheilbarkeit der Güter gerichtet, deren Ungerechtigkeit und vielseitige Nachtheile mit großer Klarheit entwickelt und an vortrefflich gezeichneten Charakteren und ergreifenden Situationen nachgewiesen sind. „Diethelm von Buchenberg" gehört zu den trefflichsten Erzeugnissen des Dichters, der darin

*) „Hajrle", d. h. Herrlein, werden die Pfarrer auf dem Lande genannt.

die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens und die größte Kunst in Zeichnung der Charaktere und Schilderung der Situationen beurkundet hat. Die Geschichte ist einfach: ein reicher Bauer, der trotz seines ursprünglich guten Naturells durch Ehrsucht und unglückliche Verhältnisse zur Brandstiftung und selbst zum Mord verleitet wird, hat als Geschworner über einen ähnlichen Fall zu urtheilen und wird in seinem Gewissen so erschüttert, daß er seine bisher verborgene Schuld bekennt.

Außer den „Dorfgeschichten" hat Auerbach noch andere Sammlungen erscheinen lassen, einen Kalender unter dem Titel „Der Gevattersmann" (Stuttg. 1845—48), dessen bedeutendste Erzählungen er später mit andern im „Schatzkästlein des Gevattersmanns" (Stuttg. 1856) wieder abdrucken ließ; ferner „Deutsche Abende" (Mannh. 1851), auch einzelne größere Erzählungen: „Barfüßele" (Stuttg. 1856), „Joseph im Schnee" (Eb. 1860), „Edelweiß" (Ebd. 1861), die bei großen Schönheiten doch den früheren „Dorfgeschichten" nicht ebenbürtig sind. Noch weniger ansprechend ist „Neues Leben" (Mannh. 1852. III), dessen trefflicher Grundgedanke, das neue Leben müsse von der Schule und Erziehung kommen, durch die bedenklichen Motive zum Theil zerstört wird. Auerbachs zweiter großer Roman „Auf der Höhe" (Stuttg. 1865. III) bringt das Bauern- und Hofleben in Verbindung, wobei es freilich nicht an Willkühr fehlen konnte. So trefflich das Tagebuch der Irma an sich ist, so stört es doch die epische Entwickelung, da es nichts Wichtiges für die Handlung enthält. Im König hat der Dichter offenbar einen verstorbenen Deutschen Fürsten im Auge gehabt, wenigstens sind einzelne Züge ohne Zweifel demselben abgeborgt, so z. B. wenn der König die Statue der Irma küßt, wie jener Fürst die Büste einer Engländerin geküßt hatte. Daß er denselben übrigens sehr idealisiert hat, brauchen wir nicht besonders zu betonen. Das Beste am Roman ist die Darstellung des Dorflebens; unter den Charakteren ist die Amme am Schönsten, Wahrsten und auch am Consequentesten durchgeführt.*)

Aus „Befehlerles".

Am ersten Pfingsttage war in allen Dörfern des Oberamtes am schwarzen Brette des Rathhauses folgende Verordnung zu lesen:

„Da man in Erfahrung gebracht, daß viele Waldfrevel von dem unbefugten Tragen der Aexte herrühren, so wird anmit zur öffentlichen Kunde gebracht: Von heute an soll Jeder, der sich auf der Straße oder im Walde mit einer Axt herumtreibt, dem ihn betreffenden Landjäger, Flur- oder Waldschützen genaue Auskunft geben, wozu und warum er die Axt bei sich hat; sofern er hierüber nicht genügenden Ausweis geben kann, verfällt er beim erstmaligen Betreffen in die Strafe von 1 Reichsthaler, bei Wiederholung in die von 3 Reichsthalern und beim abermaligen Zuwiderhandeln in eine Gefängnißstrafe von acht Tagen bis vier Wochen. Der Oberamtmann

Rellings."

*) Gesammelte Schriften (Stuttg. 1857—58. XX; 2. Ausg. 1863—64. XXII.) Die „Dorfgeschichten" bilden die 8 ersten Theile.

Viele Bauern standen nach der Nachmittagskirche am Rathhause; der Mathes, der nun auch zu den Mannen gehörte, las die Verordnung laut vor. Alle schüttelten die Köpfe und murmelten Verwünschungen und Flüche vor sich hin; der alte Schultheiß aber sagte laut: „Das wär vor Alters et g'schea, des sind aunsere Grechtsame."

Da sah man den Buchmaier mit der Axt am Arme vom obern Dorfe herabkommen; Alles schaute nach ihm hin, wie er so daher schritt. Es war ein behäbiger, kräftiger Mann in seinen besten Jahren, nicht groß, aber breitschulterig und dick. Aus den kurzen ledernen Beinkleidern hatte sich das Hemd etwas aufgestaucht; aus der offenen rothen Weste sah das breite Querband der an Nesteln aufgehakten Hosenträger hervor, das bunt gewoben und in der Ferne wie ein Pistolengurt aussah; der dreieckige Hut saß auf einem fast unverhältnißmäßig kleinen Kopfe, dessen milde Gesichtszüge besonders um Mund und Kinn etwas weiblich Zartes ausdrückten; die weitgeschlitzten, hellglänzenden blauen Augen mit den emporstehenden dunkeln Augenbrauen verkündeten Klarheit und männlichen Trotz.

Mathes sprang dem Buchmaier entgegen, meldete ihm die Verordnung und sagte: „Vetter, Ihr seid Alle keine rechten Gemeinderäthe, wenn Ihr Euch Das gefallen lasset."

Der Buchmaier wandelte in seinem gemessenen Gange fort, ohne auch nur Einen Schritt zu beschleunigen; er gieng geradeswegs auf das Brett zu. Alles wich zurück, damit er bequem lesen könne, er rückte seinen Hut etwas in die Höhe, erwartungsvolle Stille herrschte ringsum. Als der Buchmaier leise zu Ende gelesen hatte, schlug er sich mit der flachen Hand auf die Rundung seines Hutes, ihn fester setzend; Das deutete etwas Unternehmendes an. Darauf nahm er ruhig seine Axt vom linken Arm und mit einem „Da!" hieb er sie in das schwarze Brett mitten durch die Verordnung; dann wendete er sich zu den Umstehenden und sagte: „Wir sind Bürger und Gemeinderäthe; ohne Amtsversammlung, ohne Beistimmung von allen Gemeinderäthen kann man keine solche Verordnung erlassen; ich will einmal sehen, ob die Schreiber Alles sind, und ob wir denn gar Nichts mehr gelten, und wenn es bis an den König geht, wir dürfen das nicht leiden. Wer mit mir einig ist, der nehme meine Axt da heraus und hau sie noch einmal ins Brett."

Der Mathes war der Erste, der zugriff; der Buchmaier aber hielt ihm den Arm und sagte: „Laß die älteren Leute zuerst ran."

Diese Worte wirkten auf die Verzagten und Zweifelnden, die über die Handlungsweise des Buchmaiers betroffen waren und nicht wußten, was sie thun sollten. Der alte Schultheiß führte zuerst seinen Hieb mit zitternder Hand, dann griffen Alle tapfer zu; von allen Umstehenden schloß sich keiner aus, und besonders der Name des Oberamtmanns wurde kreuz und quer zerhackt. — Nach und nach kam das ganze Dorf herbei; Alle wurden zu gleich sinnbildlicher Handlung ermuntert und unter Lachen und Jubeln that Jeder seinen Hieb.

Der Schultheiß, von Dem, was geschehen war, benachrichtigt, wollte Landjäger von Horb kommen lassen; sein weiser Minister aber rieth ihm von diesem Aufgebote ab, da das doch Nichts helfe; auch dachte der kluge Soges*) bei sich: „Gut, laß sie nur Alle freveln, Das giebt eine ganze Ernte Vorladungen, und für jede Vorladung einen Batzen; hauet nur wacker zu, es geht Euch ins Fleisch und Das ist mein Batzenfleisch." Mit fröhlicher Miene berechnete Soges bei einem Schoppen im Adler seinen Gewinn aus den Dorfhändeln.

So blieb endlich außer dem Soges und dem Schultheißen Keiner im ganzen Dorf an dem Excesse unschuldig.

*) Schimpfname, den sich der Dorfschulze durch seine Nachäfferei des österreichischen Dialekts zugezogen hatte.

Am Dienstage giengen auf Veranlassung des alten Schultheißen die Gemeinderäthe selber vor Amt und machten Anzeige von Dem, was sie gethan hatten. Der Oberamtmann wüthete und fluchte in der Stube umher. Er hieß nicht umsonst Rellings, er sah wirklich aus wie ein gescherner Kater, dem man eine Brille aufsetzt und Sporen an die Füße heftet. Er wollte die Verbrecher sogleich einstecken lassen; der Buchmaier aber trat scharf vor ihn und sagte: „Ist Das Eure ganze Kunst? Einsperren? Da hats noch gute Weil! Wir sind da, um Gegenspruch einzulegen, wir bekennen frei, was wir gethan haben, und da kann von keinem vorläufigen Einsperren die Rede sein; ich bin kein Landläufer, ihr wisset, wo ich wohn, ich bin der Buchmaier, Das da ist der Bäck, Das da der Schmiedhannes, und Das da des Michels Basche, wir sind auf unserm eigenen Grund und Boden zu finden. Ohne Urtel kann man uns nicht einsperren, und dann giebts noch einen Ausweg weiter naus, Reutlingen zu oder Stuttgart, wenns sein muß."

Der Oberamtmann lenkte wieder ein und lud die Männer auf morgen um neun zum Verhör vor.

Dieses Letzte war wenigstens in so fern gut, daß der Soges dadurch um seine wohlgezählten Batzen geprellt wurde. — So betrügen sich oft die großen und kleinen Herren in ihren Berechnungen. Es sah fast kriegerisch aus, als des andern Tages mehr als hundert Bauern, die Handärte am Arme, durch das Dorf hinauswanderten. Sie hielten oft vor einem Hause und riefen einen Verspäteten an, der sich in der Eile noch auf der Straße seinen Rock anzog, manche Scherze und Witzreden wurden nicht weiter gesponnen, wenn man den Buchmaier ansah, der die Augenbrauen tief hereinzog. Kein Tropfen wurde getrunken, ehe man vor Amt gieng. „Erst Rothes und nachher Brotes", war der Wahlspruch der Bauern.

Der Oberamtmann sah im Schlafrock mit der langen Pfeife im Munde zum Fenster heraus. Als er nun den bewaffneten Zug so daher kommen sah, machte er schnell das Fenster zu und sprang nach der Klingel, weil er aber stets Sporen an den Stiefeln hatte, verfieng er sich in dem Vorhange und stürzte der ganzen Körperlänge nach auf den Boden; die lange Pfeife wie seine Waffe neben ihm. Er erhob sich indeß schnell wieder, klingelte nach dem Amtsdiener, schickte ihn zum Stationskommandanten, zum Wachtmeister der Landjäger, und befahl, daß sie alle mit scharfgeladenen Gewehren herkommen sollten. Leider waren aber nur noch vier Mann im Orte. Er befahl nun, daß sie sich unten in der Amtsdienerstube halten und jeden Augenblick bereit sein sollten. In der Amtsstube befahl er sodann, daß von den Bauern Einer nach dem Andern hereinkommen und daß sogleich immer wieder geschlossen werden solle.

Als nun der Buchmaier zuerst hereingerufen wurde, sagte er, die Thür in der Hand haltend: „Guten Morgen, Herr Oberamtmann," und sich sogleich umkehrend, sagte er zu den Draußenstehenden: „Kommet rein, ihr Mannen, wir haben gemeinschaftliche Sach, ich red nicht für mich allein." Ehe sichs der Oberamtmann versah, war die ganze Stube mit den Bauern gefüllt, die ihre Aexte am linken Arme trugen. Der Buchmaier trat vor, auf den Schreiber zu, und seine Hand ausstreckend, sagte er: „Schreibets auf, Wort für Wort, was ich sag; sie sollens bei der Kreisregierung auch wissen." Er fuhr sich sodann zwei Mal mit der rechten Hand durch den Hemdkragen, stemmte seine Faust auf den grünen Tisch und begann:

„Allen Respect vor Euch, Herr Oberamtmann, der König hat Euch geschickt und wir müssen Euch gehorchen, wie das Gesetz will; der König ist ein braver, rechtschaffner Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie die Kinder mit Döble einschulen soll. Die kleinen Herrle, die von Oben bis runter stehen, die haben Freud an dem Befehlerles-Spielen; zuletzt schreiben sies noch nach Noten vor, wie die Henn gackern muß, wenn sie ein Ei legt. Ich will Euch einmal das Deckele vom Häfele thun, ich will euch den klaren Wein einschenken. Ich weiß wohl, es nützt jetzt Nichts; gesagt muß es aber sein, ich muß den Putzen einmal raus thun, es würgt mich schon lang. Die Gemeind soll jetzt gar Nichts mehr gelten, Alles soll in den Beamtenstuben abgethan werden. Ei so pflüget und säet und erntet auch in den Beamtenstuben. So ein verzwängtes Schreiberle cujonirt ein ganzes Rathhaus voll Bauern, und eh man sichs verlugt, wird ein Schreiberschultheiß nach dem andern auf das Dorf gesetzt; da ist hernach Alles in der besten Schreiberordnung. Wahr ist wahr. Ordnung muß sein, aber zuerst muß man sehen, obs nicht ohne Schreiber besser geht; und dann, wir sind grad auch nicht auf den Kopf gefallen, und ists auch nicht im Amtsstyl, wir könnens doch auch. Es muß gstudierte Leut geben, die über Alles eine Aufsicht haben; aber zuerst müssen die Bürger selber ihre Sach in Ordnung bringen."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Amtmann.

„Das gehört zur Sach! Mit Eurem Schreiberwesen wisset Ihr Nichts mehr zu befehlen und ihr kommet ans Verhüten, Versorgen und Verhindern, ja Verhindern, ich hätt schier gesagt — zuletzt stellet ihr noch an jeden Baum einen Polizeidiener, damit er keine Händel kriegt mit dem Wind und nicht zu viel trinkt, wenns regnet. Wenn Das mit dem Befehlerles so fort geht, möcht man ja auf der Kuh fortreiten. Alles, Alles wollt Ihr uns nehmen; jetzt ist Eins da, um Das lassen wir uns nicht bringen." Er hob die Art hoch auf und fuhr dabei zähneknirschend fort: „Und wenn ich mit der Art da die Thüren bis zum König aufbrechen muß, ich geb sie nicht aus der Hand. Von alten Zeiten her ist es unser Recht, daß wir Aexte tragen, und wenn man sie uns nehmen will, so muß es die Amtsversammlung oder der Landtag thun, und da haben wir auch ein Wort mitzureden. Aber warum wollet Ihr sie uns nehmen? Damit kein Waldfrevel geschieht? Dafür sind Waldschützen und Strafen und Gesetze da, und die gelten gleich für Edelmann und Bettelmann. Wie viel Zähn braucht ein armer Bauer, um Grundbirnen zu essen? Reißt ihm die andern raus, damit er nicht in Versuchung kommt, Fleisch zu stehlen. Und warum lasset ihr denn die Hund rumlaufen mit ihren Fangzähnen? Wenn ein Bub acht, neun Jahre alt ist, hat er sein Messer im Sack, und wenn er sich in den Finger schneidt, ist er eben selber daran Schuld; thut er einem Andern was damit, klopft man ihm auf die Finger. Wer sagt denn Euch, daß wir noch ärger als kleine Kinder sind, und Ihr unsre Lehrer und Vormünder? Ihr Herren thut grad, als wäret Ihr dran Schuld, daß ich jetzt nicht zum Fenster nausspring; in der Hauptsach vom Leben muß ja doch Jeder für sich und jede Gemeinde für sich sorgen und nicht Ihr Herren. Was sag ich da? Herren! Unsere Diener seid Ihr, und wir sind die Herren. Ihr meinet immer, wir sind Euretwegen da, damit Ihr was zu befehlen habt; wir bezahlen Euch, damit Ordnung im Land ist, und nicht um uns cujonieren zu lassen. Staatsdiener seid Ihr, und der Staat, das sind wir, die Bürger. Wenn uns kein Recht wird, so gehen wir nicht zum Brünnele, sondern zum Brunnen, und eh leg ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Art da vom Henker abhauen, eh ich mir sie von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen lass. So ists, ich bin fertig."

Andächtige Stille herrschte ringsum, ein Jeder sah den Andern an, blinzelte mit den Augen, die gleichsam sagten: „Der hat sein Sach, jetzt kann ers sieden oder braten." Der Basche aber sagte ganz leise zum Bäck: „Da paßt das Sprüchwort recht: Dem ists gut von der Haue gefallen." — „Jeder hat das Maul nicht in der Tasch'," erwiederte der Bäck.

Der Oberamtmann ließ den Eindruck dieser Rede nicht lange andauern; ein Papierchen zwischen den Fingern drehend, begann er mit ruhigem Tone die Schwere des geschehenen Verbrechens darzustellen. Mancher scharfe Seitenhieb auf den Buchmaier fiel; Dieser aber schüttelte nur immer leise den Kopf, als ob er Fliegen abwehre. Zuletzt sprach der Oberamtmann von Prozeßkrämern und Aufrührern, von eingebildeten Herrenbauern, die einmal mit einem Advokaten einen Schoppen getrunken, die läuten hörten und nicht wüßten wo? Von dieser allgemeinen Abschweifung gieng er sodann wieder auf das Vorliegende über; er nannte einzelne Anwesende bei Namen, lobte sie als ruhige, verständige Bürger, die zu einer solchen That unfähig seien. Er sprach seine tiefe Ueberzeugung aus, daß sie sich von dem Buchmaier hatten verleiten lassen; er beschwor sie bei ihrem Gewissen, bei ihrem Gehorsam gegen König und Gesetz, bei ihrer Liebe zu Frau und Kindern, die schwere Schuld nicht auf sich zu laden, offen und frei die Verführung zu bekennen, und ihre Strafe werde mild sein.

Wiederum herrschte Stille, Einige sahen einander an und blickten dann verlegen zur Erde. Der Buchmaier erhob sein Antlitz hoch und kühn, er schaute Allen frei ins Angesicht, seine Brust hob sich, erwartungsvoll hielt er den Athem an. Der Mathes hatte schon den Mund geöffnet, um zu sprechen; da hielt ihm der Schmiedhannes den Mund zu, denn eben erhob sich der alte Schultheiß, der von allen Anwesenden allein auf einem Stuhle gesessen hatte. Mit schweren Tritten, die Füße kaum erhebend, gieng er vor an den grünen Tisch, Anfangs keuchend und oft Athem holend, dann aber in fließender Rede sagt er: „Groß Dank für die gute Nachred, die Ihr mir und Andern gehalten habt, Herr Oberamtmann, aber was der Buchmaier gesagt hat, unterschreib ich aufs Tüpfele hin. Wenns noch einen Beweis bräucht, daß uns die Herren wie kleine Kinder, wie unmündige ansehen, so hättet Ihr ihn geliefert, Herr Oberamtmann; nein, ich bin 76 Jahre alt und bin zwanzig Jahre Schultheiß gewesen. Wir sind keine Kinder, die sich zu so Etwas wie zu einem Bubenstreich verführen lassen; die Art bleibt bei mir, bis man mir sechs Bretter mit giebt. Wer als ein Kind dasteht, Der solls nur bekennen: Ich bin ein Mann, der weiß, was er thut; wenns zur Straf kommt, bin ich auch dabei."

„Wir auch!" riefen alle Bauern wie aus Einem Mund; die Stimme des Mathes tönte vor.

Das Antlitz des Buchmaiers war wie mit Licht übergossen; er faßte noch mit der rechten Hand seine Art und drückte sie innig ans Herz.

Nachdem die herkömmlichen Förmlichkeiten beendet, das Protokoll unterschrieben und der Buchmaier sich eine Abschrift davon erbeten hatte, verließen die Bauern still die Oberamtei.

Noch mehrere andere Gemeinden thaten Einsprache gegen die Verordnung; die Sache kam bis vor die Kreisregierung. Diejenigen, die auf eine so ungebührliche Weise mit den Aexten selber Einsprache gethan hatten, wurden um eine namhafte Summe bestraft. Indeß wurde nach einiger Zeit der Oberamtmann Rellings versetzt, die Verordnung aber nicht mehr erneuert.

Nach wie vor tragen die Mannen ihre Art am linken Arme.

Josef Rank.

Josef Rank, geb. 10. Juli 1815 zu Friedrichsthal bei Neumark im Böhmerwald, besuchte das Gymnasium in Klattau, studierte hierauf in Wien die Rechte, gab jedoch die juridische Laufbahn bald nach Beendigung seiner Studien auf und widmete sich ausschließlich der Poesie. Nachdem er sich noch eine Zeit lang in Wien aufgehalten hatte, gieng er Ende 1854 nach Weimar, wo er das Weimarer Sonntagsblatt herausgab, von da 1859 nach Nürnberg und 1861 nach Wien, wo er noch jetzt lebt. Im J. 1848 war er kurze Zeit Vertreter seiner Heimat im Frankfurter Parlament, wo er zur gemäßigten Linken gehörte. Josef Rank ist Einer der bedeutendsten Nachfolger Auerbachs im Gebiet der Dorfgeschichte und er hat die Gattung schärfer, oder wenn man lieber will, beschränkter aufgefaßt als sein Vorgänger. Während Auerbach nämlich bei seinen Landleuten vorzugsweise nur rein menschliche Verhältnisse behandelt, während seinen Erzählungen immer eine bestimmte Idee zum Grunde liegt, schildert Rank meist Verhältnisse, die nur an einer bestimmten Oertlichkeit vorkommen können. Auerbachs Bauern sind allerdings ganz und gar Schwarzwälder, aber was sie thun und treiben, könnte auch an jedem andern beliebigen Ort geschehen, wo reine und naive Menschennaturen sind. Ranks Bauern sind dagegen nach ihren Handlungen und Reden nur im Böhmerwalde denkbar. Er kommt somit der Naturwahrheit näher als Auerbach, aber er steht poetisch tiefer, so wie er ihn an künstlerischer Bildung nicht erreicht, was schon an seinem Styl sichtbar ist, der sehr ungleich, oft zerhackt und ungeschickt ist. Der Ausdruck ist nicht selten gesucht

und geschmacklos, dagegen begegnen ebenso häufig glückliche und originelle Wendungen und bedeutende Bilder. Er versteht es, naive Töne anzuschlagen, nur gehen sie nicht selten in Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit unter. Seine Erzählungen zeugen übrigens von warmem Gefühl und lebhafter Phantasie so wie von poetischem Sinn und tüchtiger Gestaltungsgabe. Namentlich gelingt es ihm, Volkscharaktere in lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, die Localverhältnisse treu und wahr zu schildern. Seine ersten Versuche begründeten auch sogleich seinen Ruf. Die Erzählungen, die er unter dem Titel „Aus dem Böhmerwald" (Lpz. 1843) und „Neue Geschichten aus dem Böhmerwald" (Wien 1847) herausgab, schildern die am Meisten charakteristischen und anziehenden Eigenthümlichkeiten der deutschen Böhmen an der Bayerischen Grenze mit großer Unbefangenheit und Naivetät, aber ohne künstlerische Behandlung. Sie sind gleichsam ein lebendiger Kommentar zu der Einleitung, in welcher er die Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen Völkleins schildert, das unter den Slaven ausgedehnte und selbstständige Kolonien gründete. Unter diesen Erzählungen ist „Das Hofer-Käthchen" am Beliebtesten geworden, wie es denn auch in selbstständigem Druck erschien (Lpz. 1854). Sie ist auch in Erfindung und Charakterschilderung unter allen am Originellsten und bietet eine Reihe höchst interessanter Situationen. Nur sind im Allgemeinen die Motive für die von denselben begründeten Begebenheiten zu unbedeutend, ja sogar mit Rücksicht auf die Personen höchst unwahrscheinlich. Auch ist die Geschichte allzusehr in die Breite gezogen, obgleich Manches nicht klar genug erscheint. „Vier Brüder aus dem Volke. Ein Roman aus Oesterreichs jüngsten Tagen" (Lpz. 1844. II) verspricht am Anfang mehr, als er hält. Die Idylle, mit welcher er beginnt, ist meisterhaft, aber dann verliert sich der Dichter in endlose und verwirrende Breite. Uebrigens ist der Roman die niederschmetterndste Anklage gegen das Metternichsche Regiment, welches das Volk durch seine Beamten und Jesuiten geistig und leiblich zu Grunde richtete. „Waldmeister" (Lpz. 1846. III), der zur Zeit der Franzosenherrschaft spielt, ist phantastisch und formlos. Von hohem Werth ist dagegen „Eine Mutter vom Lande" (Eb. 1848), in welchem sich in Bezug auf Erfindung, Komposition und Darstellung ein höchst erfreulicher Fortschritt beurkundet. Die Geschichte ist sehr einfach, sie schildert die Empfindungen einer Mutter, die sich unglücklich fühlt, weil sie glaubt, daß ihr geliebter Sohn, der in der Fremde eine Wohlthäterin, eine zweite Mutter gefunden hat, diese mehr liebt als sie. Dieser Gedanke läßt ihr keine Ruhe mehr und sie, die ihr heimatliches Dorf noch nie verlassen hatte, entschließt sich, eine große beschwerliche Reise zu unternehmen, um die Liebe des Sohnes wieder ungetheilt zu gewinnen. Als sich ergiebt, daß die gefürchtete Nebenbuhlerin die Braut des Sohnes ist, schwindet ihre Eifersucht; sie gönnt ihm die eheliche Liebe, sie ist glücklich, daß er ein geliebtes Weib gefunden, nur die mütterliche Liebe will sie mit keiner andern theilen. Die „Geschichten armer Leute" (Stuttg. 1853) sind zum Theil sehr hübsch und interessant, mannigfaltig in Stoff und Entwickelung. Weniger genügend ist „Florian" (Lpz. 1853), eine Erzählung, die zwar voll Poesie, aber auch voll poetischer Auswüchse ist. „Schön-Minnele" (Ebd. 1853) ist in der Erfindung wieder höchst originell und mit großer Liebe behandelt. „Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik" (Lpz. 1856) bietet eine Reihe von hübschen Erzählungen, die zum Theil mit heiterem Humor ausgeführt sind. „Sein Ideal. Erzählung in zwei Büchern" (Zwickau 1856) würde unstreitig Eine seiner besten Erzählungen sein, wenn sie nicht auf einer allzu großen Unwahrscheinlichkeit aufgebaut wäre. Es ist ganz undenkbar, daß zwei Liebende, die acht Jahre lang getrennt waren, einander heirathen, ohne sich wieder zu erkennen, was erst nach langer Zeit durch Zufall geschieht. Der Volksroman „Achtspännig" (Lpz. 1857. II) erzählt eine alte Geschichte, die sich, man muß sagen Gott sei Dank, immer wiederholt, obgleich manche Thräne darüber fließt, manches Elend daraus entsteht. Ein alter Fuhrmann verliert sein Verdienst durch die Eisenbahnen, er verflucht sie, kommt aber endlich zur Einsicht, daß sie für die allgemeine Wohlfahrt nothwendig sind. Die darin verwebten Sitten- und Landesschilderungen sind zwar an sich vortrefflich, doch stören sie den epischen Verlauf, wodurch die Ausführung an Kraft und Uebersichtlichkeit verliert. Die „Stein-Nelken. Bilder aus dem Stadt- und Volksleben" (Lpz. 1867) enthalten vier mit Talent und poetischer Kraft erzählte Geschichten, welche bald vom liebenswürdigsten Humor belebt, bald vom tiefsten Gefühl durchdrungen sind.

Aus „Eine Mutter vom Lande".

Nach dem Abendläuten.

Es war am Johannistage im holden Mai, der Flieder in Pahlsens Gärtchen blühte, sein Wohlgeruch erfüllte weit herum die milden Frühlingslüfte, ein Heer von Bienen kam und naschte und floh und kam wieder, und als es Abend wurde, fiengen tausend und tausend Johanniskäferchen in dem Dunkel der Zweige ein Illuminiren an, daß der Fliederbusch bald einem Weihnachtsbaume ähnlich prangte. Jedes Johannes-Käferlein schleppte seinem Namenstage zu Ehren ein Kerzchen auf das Plateau eines Laubes hinaus oder hieng es an den Stengel eines Blattes oder schwenkte es fliegend wie ein Weihrauchfäßchen durch die dunkeln Räume ihrer luftigen Lauberhüttenwohnung.

Es wurde dunkler, immer dunkler. Die letzte verspätete Biene surrte ängstlich heim und kam nicht wieder. Es begann das Abendläuten und erlöste die himmlischen Empfindungen der Menschen aus der irdischen Gebundenheit, sie zogen heimwärts zu den Sternen.

Noch verklangen die letzten frommen Glockentöne in den Abendlüften; da gieng das Pförtchen auf zu Pahlsens Garten, ein Laternenlicht sprang suchend voraus herein, zwei Frauengestalten folgten nach.

Es war die Mutter Pahlsin und das Hofer-Käthchen. Seelenvoll schimmerte ihr Angesicht, als Käthchen leise vorwärts schreitend die Laterne hob, um gegen den Flieder hineinzuleuchten; ein breiter Lichtstrom fiel über die duftige Grasfläche hin und beleuchtete einen holden Knaben, der neben dem Flieder lag und schlummerte.

„Ja, er ist dort, er ists wahrhaftig und schläft noch immer," sagte Käthchen bewegt. „Der Schelm, der goldige Schelm, hat er kein Herz für seine Mutter? Den ganzen lieben Namenstag vertollen und, wenn es Nacht wird, auch noch schlafen unterm freien Himmel — du liebes, liebes Herzenskind, wirst Du Deine Mutter noch einmal so betrüben?"

Sie sprach Das leise, um den Schlummer ihres Kindes nicht zu stören. Lächelnd fuhr sie fort:

„Wenn er morgen früh erwacht, wird er auch kein Sterbenswörtlein wissen, daß ich ihn auf den Armen heimgetragen habe. Merkt man sich so wenig die Mühe seiner Mutter? Ich will ihn fragen, was er von seinem ganzen Namenstag noch wissen wird; ein seliger Traum und die zerbrochenen Präsentlein werden Alles sein."

Die Mutter Pahlsin stand indessen sinnend vor dem Knaben und sagte nun:

„O Käthchen, wie gerne thät ich mein Lebelang meine Kinder alle Abende auf meinen Armen heimtragen, wenns auch weiter wäre als vom Garten in die Stube, wenn nur das Großwerden nicht wäre und das Verfliegen in die Fremde. Wenn ich alle Abend meine Kinder noch heimtragen kann auf meinen Armen, so bin ich noch die Mutter von meinen Kindern, so hab ich sie noch, so sind sie noch mein; wenn ich aber einmal die Hand aufmachen muß und sagen: Verfliegt, verflattert, die Welt ist groß und Gott ist überall, da laß ich mir die Hände auf den Rücken binden, da bin ich an drei Zoll Erdboden angeschmiedet, das Herz kann schreien und weinen, wie es will, dem Kind nach kann die Mutter doch nicht mehr.

O Käthchen, freilich hast Du Das noch nicht erfahren, aber Du wirst es noch erfahren. Gott beschütze Dich vor Jammer; Du wirst das Allerärgste auch verschmerzen mit der Zeit, aber ein rechtes Weh, Das bleibt es immer. Hier, o Käthchen, diese paar flammrothen Aepfel habe ich in aller Geschwindigkeit in der Schürze mitgebracht, die nimmst Du jetzt mit dem Johanneslein nach Hause und morgen, wenn er munter wird, liegen sie auf seinem Bett; die habe das Christkindlein spät in der Nacht zum Namenstage nachgebracht, mußt Du ihm sagen — aber Nichts, o Käthchen, von seinem Spielen und Tollen heute, und von seinem Schlafen hier im fremden Garten."

Käthchen hob den Knaben sachte auf die Arme und sagte lächelnd:

„Es ist mein Ernst so nicht gewesen; ich bin froh, daß ich ihn wieder habe. O Nachbarin, ich habe hier ein Kind, Das macht mir viele Freude. So wie mein Johanneslein hängt keines meiner Kinder an der Mutter, so folgt auch keines; um ein liebes Knäblein hab ich Gott gebeten und einen süßen Engel hat er mir gegeben."

Die Mutter Pahlsin nahm die Laterne auf, welche Käthchen niedergestellt hatte, und sagte seelenvoll, des Knaben Angesicht beleuchtend:

„Ja, ja, er ist ein liebes, gutes, frommes Kind. Ich fürchte aber, er wird Dir auch einmal verfliegen in die weite Welt und nicht mehr einzufangen sein. O Käthchen, halte ihn bei Dir, gieb Dein Verlangen auf und laß ihn nicht studieren, Du siehsts an meinem Walter, wie die Kinder sich verfremden."

Wehmüthig sagte Käthchen: „Ich weiß nicht, was noch geschehen wird. So lang man halten kann, hält man freilich mit seinem Kind zurück, aber endlich muß es doch sein, daß man es verfliegen läßt. Ich sinniere oft die halbe Nacht darüber, daheimbleiben oder verfliegen lassen? Ich habe immer nur ein schweres Herz davon. Jetzt hab ich mein ganz Vertrauen auf einen Schutzengel gesetzt; er wird einmal vorüberstreifen, wenn ich gerade aus der Kammerthür trete oder auf dem Kirchenweg bin, und was er mir ins Ohr sagt, Das will ich thun. Vielleicht ist auch Das eine Engelsstimme, was ich jetzt schon immer höre: bald klingt es wie in den Lüften, bald hör ichs in mir selber, ich soll mein Kind studieren lassen. Das wär mir freilich das Allerseligste. Man giebt die Kinder aus den Händen, aber wenn man sie als geistlich wieder einfängt, da ist Einem doch von seinem Kummer viel vergütet. Und geistlich, das müßte mir Johanneslein schon werden."

Die Mutter Pahlsin lächelte betrübt: „Ja, ja, wenn Das nur so leicht zu schaffen wäre. Mein Walter ist auch so lange geistlich geworden, bis er hätte anfangen sollen — da hat er auf einmal Nichts mehr wissen wollen, hat allerlei Anderes hin und her studiert, hat Alles sehen, hören und erfahren wollen in der Welt und hat es jetzt so weit gebracht, daß wir nicht mehr wissen, was er eigentlich will und weiß; kaum, daß er uns seit einem Jahr Ein Mal ein Brieflein schreibt, sonst wüßten Vater und Mutter kaum, daß er noch am Leben ist."

In ihre Gedanken eine Weile ernst versunken, standen die beiden Mütter da; Käthchen ließ ihr Auge unaussprechlich selig auf ihrem Knaben ruhen, Mutter Magdalene blickte nach dem Fliederbusche, der wie ein Weihnachtsbäumchen glimmte, und dachte:

„Wie oft hab ich auch meinen Walter von dort auf meinen Armen in das Haus getragen; hier haben ihn die Bienen und die Vögel oft in Schlaf gesungen. Kommt Das nimmer, was einmal vorüber ist? O, hätt ich ihn nur Ein Mal noch wie das Käthchen ihr Johanneslein auf meinen Armen — nimmer, nimmer, nimmer ließ ich ihn verfliegen!"

Käthchen senkte ihren Mund auf ihren Knaben nieder und küßte freudig schluchzend zwei Mal, drei Mal dessen frische Lippen.

„Was kränk ich mich schon jetzt hinab, wenn ich mein Kind verlieren soll?" rief sie. „Ich hab es noch und darf es lange noch behalten; ich will nicht allzu viel darüber denken. Gute Nacht, o Nachbarin. Ihr habt Recht, ich trag ihn noch in meinen Armen heim, er ist noch mein. Was er auch werden wird, er wird mir keinen Kummer machen."

Sie gieng und Mutter Magdalene folgte ihr mit der Laterne.

„Gute Nacht," sagte Mutter Pahlsin, als sie vor der Gartenthüre standen. „Gute Nacht," erwiderte Käthchen, „und seid nicht allzu sehr betrübt um Euren Walter; er wird Euch seine Freude schon noch machen, er ist ja auch ein liebes Kind gewesen wie mein Johanneslein."

Mutter Magdalene blies die Laterne aus und es war nicht mehr zu sehen, ob den zwei Thränen, die ihr in den Wimpern hingen, noch mehr folgten; nur das Gartenpförtchen knarrte bald darauf, ein Zeichen, daß Mutter Magdalene in ihren Garten zurückkehrte, um noch eine Weile unterm freien Sternenhimmel in der Frühlingsabendluft zu verweilen. Sie setzte sich nicht weit vom Fliederbusche nieder und dachte an ihren Sohn in Wien. Aus diesem wehmuthsvollen Angedenken rief sie endlich eine Stimme wach, die durch das Kammerfenster kam.

„Wo bist Du, Magdalene?" rief die Stimme. „Ich bin schon eine gute Weile da und frag nach Dir. Etwas Neues bring ich heim von unserm Walter."

Es war der Vater Pahlsen, der so rief; man kann nicht sagen, daß die Mutter Magdalene gieng — sie eilte wie auf Flügeln auf das Haus zurück.

Christoph Bernhard Levin Schücking.

Wie Jos. Rank ausschließlich das Dorfleben im Böhmerwald seinen Dichtungen zum Grunde legte, so führt uns der Dichter, den wir jetzt zu betrachten haben, vorzugsweise nach Westfalen, auf den Boden der „rothen Erde", doch entnimmt er seine Personen meist aus den höhern Ständen, zu denen er in naher Beziehung steht, wie Rank zu den Bauern seiner Heimat, doch kennt er auch die länd-

liche Bevölkerung in allen ihren Eigenthümlichkeiten.

Christoph Bernhard Levin Schücking, geb. am 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth, einem Lustschlosse der ehemaligen Fürstbischöfe von Münster, das er im Roman „Verschlungene Wege" gezeichnet hat. In dem stillen, von weiten Haiden inselartig umgebenen Parke dieses Schlosses brachte er seine Jugend zu. Seinen ersten Unterricht leiteten Hauslehrer, mit dem 15. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Münster und hierauf die Universitäten München, Heidelberg und Göttingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Doch brachte er von dort mehr Manuskripte von Dramen und Romanen als Collegienhefte nach Hause, und war mit den provençalischen Dichtern und den Culturzuständen des Mittelalters genauer bekannt als mit dem Römischen Rechte. Er ließ sich in Münster nieder, wo er mehrere Jahre lang das Leben eines jungen Mannes führte, der in seinen Hoffnungen für Das, was ihm die Gegenwart versagt, vollauf Trost findet. Er lernte damals Freiligrath kennen, kam mit Gutzkow in Verbindung, und arbeitete für das Morgenblatt und die Allgemeine Zeitung. Von entschiedenstem Einfluß auf seine Entwickelung wurde die treffliche Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, deren Leben er mit pietätsvollem Sinne beschrieb. Mit ihr verlebte er den Winter von 1841 auf 1842 auf dem alten Schlosse Meersburg am Bodensee, wo er die an Seltenheiten reiche Bibliothek des Freiherrn von Laßberg ordnete. Im J. 1842 übernahm er die Erziehung des Erbprinzen von Wrede, gab jedoch 1843 diese Stellung auf, um sich mit Louise von Gall zu verheirathen, die er unterdessen hatte kennen lernen. Er zog mit seiner jungen Gattin nach Augsburg, wo er an der Redaktion der Allgemeinen Zeitung thätig war, im J. 1844 nach Köln, um die Redaktion des Feuilletons der Kölnischen Zeitung zu übernehmen. Im Frühjahr 1847 gieng er auf längere Zeit nach Paris, im Herbst 1847 nach Italien. Im Herbst 1852 legte er seine Stelle bei der Kölnischen Zeitung nieder, und bezog eine auf ihn übergegangene Familienbesitzung zu Sassenberg in Westfalen. Drei Jahre darauf hatte er den Schmerz, seine Gattin zu verlieren; die Erziehung seiner Kinder nöthigte ihn, in das benachbarte Münster zu ziehen, von wo er 1862 eine Reise nach England machte, und 1864 Italien zum zweiten Mal besuchte.

Levin Schücking

„Der Grundgedanke meiner Schriften," schreibt Schücking, „ist Emancipation des Menschen im Allgemeinen und der Frau insbesondere von den Fesseln jener Anschauungen und Lebensverhältnisse, die das Individuum in seinem Selbstbestimmungsrecht beschränken und es hindern, sich seiner Natur gemäß zu echtem Menschenthum zu entwickeln. Es hängt Das zusammen mit jenem angebornen Unabhängigkeitsbedürfniß des Westfalen, der bei einer in sich gekehrten Natur wenig von der Welt verlangt, dafür aber auch sich zornig aufbäumt, wenn die Welt in sein Wesen eingreifen will." Es ist Dieß ganz richtig; aber man würde es ganz mißverstehen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß dieser Grundgedanke sich übermäßig vordränge und den Romanen eine vorzugsweise didaktische Färbung gebe. Schücking hat ein zu entschiedenes poetisches Talent, als daß er in diesen Fehler verfallen könnte; vielmehr weiß er diese Ideen auf das Anschaulichste zu verkörpern und in den Handlungen und Charakteren seiner Personen zur Erscheinung zu bringen, worin sich übrigens nicht bloß sein angeborenes Talent, sondern auch seine durch Fleiß und Studium erworbene künstlerische Bildung kund giebt. Diese offenbart sich unter Anderm auch darin, daß seine Romane zwar die Sitten und Zustände der von ihm behandelten Zeiten und Länder mit großer Wahrheit und Treue schildern, die Schilderung der culturhistorischen Momente aber nicht wie bei so vielen sogenannten culturhistorischen Romanen als Zweck, sondern als ein nothwendiges Ergebniß der dargestellten Begebenheiten erscheint. Schückings Romane spielen, wie schon erwähnt, beinahe ausschließlich in Westfalen, aber bei seiner reichen Phantasie und seiner großen Erfindungsgabe weiß er dem Stoff immer neue Seiten abzugewinnen, ihm immer neuen Reiz zu geben. So entwickelt er alle sittlichen und

geistigen Eigenschaften des interessanten Volksstammes, und er führt alle Kreise und Lebensverhältnisse desselben in früherer und neuerer Zeit vor, das Leben und Treiben der Kleinhöfe, der reichsunmittelbaren Fürstlein, besonders der geistlichen, am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts, das Leben und Treiben des kräftigen Landvolks, des Adels, der Bürger. Seine Charakterschilderungen sind beinahe immer meisterhaft, besonders gelingt es ihm, originelle Personen mit großer Wahrheit zu zeichnen. Eben so trefflich sind die Schilderungen der Lokalitäten und der einzelnen Situationen, die immer interessant, oft überraschend, ja wohl sogar sonderbar und abenteuerlich sind, ohne jedoch gesucht und unwahr zu sein. Ueberhaupt ist er in der Ausführung der verschiedenen Zustände und Verhältnisse äußerst glücklich, wobei er eine große Kunst der Motivierung und zugleich eine feine Beobachtungsgabe und poetische Gestaltungskraft beweist. Es sind Schückings Romane endlich wegen der darin niedergelegten verständigen und von scharfem Blick zeugenden Ansichten über Staats- und Rechtsverhältnisse, so wie wegen seiner warmen patriotischen Gesinnung zu rühmen.

Sein Styl ist kräftig und klar, anmuthig, zuweilen von großer Eleganz und immer den Personen und Zuständen angemessen. Vielleicht ist seine Darstellung in den humoristischen Partien am Vollendetsten.

Der erste Versuch Schückings „Das Schloß am Meere" (Lpz. 1843. II) zeugt schon von großer Erfindungsgabe und von seltenem Talent der Schilderung, ist aber im Ganzen zu romantisch nebelhaft angelegt und durchgeführt. Größeren Werth haben „Die Ritterbürtigen" (Lpz. 1846. III), in welchen er die Aristokratie Westfalens in ihren Umtrieben und Kämpfen gegen den neuen Zeitgeist schildert und die Vorurtheile derselben in ihrer ganzen Blöße und Nichtigkeit zeigt. „Eine dunkle That" (Eb. 1846), welche uns in das Familienleben der höhern Stände in Westfalen während des 18. Jahrhunderts einführt, gewinnt durch die an die Charaktere und Zustände sich eng anschließende und zugleich getreue Schilderung der damaligen Sitten ein erhöhetes Interesse. Der schroffe Gegensatz zwischen den alten, von Jahrhunderten her ererbten Sitten der Westfälischen Bauern und der modernen Aufklärung, welcher weder das Vaterland noch das heimatliche Recht Etwas gilt, bildet den Stoff des Romans „Ein Sohn des Volkes" (Eb. 1849. II), dessen Anlage eben so geschickt als die Ausführung talentvoll ist. In der „Königin der Nacht" (Eb. 1852) verliert sich der Dichter in eine zu ausführliche Schilderung der einzelnen Verhältnisse, wodurch das epische Element allzusehr in den Hintergrund gedrängt wird, auch leidet die Erfindung an Unwahrscheinlichkeiten. „Ein Staatsgeheimniß" (Lpz. 1854. III) konnte schon deßhalb nicht gelingen, weil die Wahl des Stoffes unglücklich ist. Der Uhrmacher Naundorf, der sich für den verschollenen Sohn Ludwigs XVI. ausgab, konnte kein Interesse darbieten, weil er immerhin eine nur passive und unbedeutende Figur ist, an welcher das Talent des Dichters scheitern mußte. Schückings gründliche Studien in der Geschichte des 18. Jahrhunderts treten uns auch im Roman „Ein Bauernfürst" (Eb. 1851. II) entgegen, der die kleinen Höfe, besonders in Süddeutschland, ihre äußerliche Französische Bildung bei innerer Rohheit und erbärmlichem Egoismus höchst anschaulich schildert. Eine Ausnahme macht der Held des Romans, Reichsfürst Leopold von Lindach in Franken, der von den Humanitätsideen des 18. Jahrhunderts durchdrungen, seine Bauern von den Frohndiensten und andern drückenden Feudallasten befreit, weßhalb er vom Reichskammergericht zu Wetzlar in die Acht erklärt wird, deren Vollziehung man Preußischen Truppen überträgt, als die Bauern sich für ihren geliebten Fürsten erheben. „Wie ein räuberischer Weih über dem Hühnerhof schwebte damals der magere schwarze Adler über all dem kleinen Wappengevögel und Federvieh der ihm benachbarten Städtlein." Obgleich der Fürst Leopold später an der Erhebung des Deutschen Volks gegen die Fremdherrschaft wesentlichen Antheil nahm, wurde er doch im Wiener Congreß mediatisiert. Den richtigen politischen Blick des Dichters erkennt man auch daran, daß er neben den Nachtheilen der Kleinstaaterei auch deren wichtige Vorzüge hervorhebt. Wir übergehen die Romane „Der Held der Zukunft" (Eb. 1855), „Die Sphinx" (Eb. 1856), „Günther von Schwarzburg" (Prag 1857. II), „Die Geschwornen und ihre Richter" (Hann. 1861. III), worin das Institut des Schwurgerichts nicht immer richtig beurtheilt wird, „Die Marketenderin von Köln" (Lpz. 1861. III) und „Eine Aktiengesellschaft" (Hann. 1863. III), um den bedeutenderen Produktionen des Dichters größere Aufmerksamkeit schenken zu können. Von großem Interesse ist „Der Sohn eines berühmten Mannes" (Prag 1856), der uns in die letzten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und in die Intriguen des Westfälischen Friedens führt. Der berühmte Mann ist der bekannte Reitergeneral Johann von Werth, dessen Sohn Anton der Held ist. Dieser ist kein Mann der That wie sein kühner Vater, dagegen sucht er, durch gut angelegte Intriguen zu Ansehen zu gelangen. Neben ihm nimmt die Herzogin von Longueville unsre Theilnahme in Anspruch, in welcher der Französische Charakter, wie er sich damals offenbarte, mit großem Glück zur Anschauung gebracht ist. Ueberhaupt zeichnet sich der Roman durch äußerst glückliche Charakteristik aus, aber auch durch die geschickte Schilderung der Intriguen während der Friedensunterhandlungen. Der ganze Umfang von Schückings Talent tritt vielleicht in „Paul Bronckhorst, oder die neuen Herren" (Lpz. 1858. III, 2. Aufl. 1864) am Kräftigsten hervor, und jedenfalls darf er als Eine der glänzendsten Erscheinungen im Gebiete der neueren Romanliteratur bezeichnet werden. Anlage und Ausführung zeugen von durchgebildetem künstlerischem Sinn. So reich der Roman an interessanten und verwickelten Begebenheiten ist, so hat sie der Dichter doch mit der größten Klarheit entwickelt, was ihm auch dadurch gelang, daß er im Vergleich zu andern Romanen eine nur beschränkte Anzahl von Personen einführte, auf deren Zeichnung er daher auch um so größere Sorg-

falt verwenden konnte. Zunächst treten uns die Gegensätze zwischen dem Deutschen und dem Französischen Charakter entgegen. Dieser ist in seinen verschiedenen Erscheinungen durch den gutmüthigen, seines hohen Rangs sich bewußten, aber etwas schwachen Herzog von Anglure, durch den liederlichen und bösartigen Vetter desselben, den Grafen von Epeville und die „kleine Schlange", wie der Graf seine Gemahlin nennt, höchst glücklich repräsentiert. In der Tochter des Herzogs, der Prinzessin Leonie, hat der Dichter das nationale Element nur in so weit hervortreten lassen, als es unumgänglich nothwendig war, während er die Entwickelung und theilweise Umwandlung ihres Charakters durch die Liebe und erschütternde Vorfälle mit poetischem Takt und psychologischem Blick durchführt. Den Franzosen stehen die Deutschen scharf gegenüber; aber auch bei diesen sind die Gegensätze sicher und wahr behandelt, die redseligen Preußen stechen prächtig von den schweigsamen Westfalen ab. Daß der Dichter diesen Gegensatz besonders an Personen der untern Stände hervortreten ließ, war natürlich, da er sich in diesen immer am Kräftigsten ausspricht, und so sind der Corporal Plantebitzel „von dat siebente königliche Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Dodtenkopp" und der Schulze Werdekoping die vollgültigsten Repräsentanten des Preußischen Soldaten und des Westfälischen Freibauers, von denen der erste mit heiterm Humor, der zweite mit würdigem Ernst dargestellt ist. Wie sehr es der Dichter versteht, einen Charakter in wenigen Zügen wahr und lebendig zu gestalten, hat er durch die Zeichnung des Generals Blücher bewiesen, der als ganzer Preuße, als ganzer Soldat erscheint und der eigentlich kein anderes Vaterland hat als seinen König. Eben so trefflich sind die andern Westfalen geschildert, zunächst die beiden Freunde, Paul Bronckhorst mit seiner hochfliegenden Seele und geistigen Hoheit, Richard Tondern mit seinem klaren und ruhigen Geist, dann der Baron von Schlattendorf, der sich als Westfälischer Freiherr dem Französischen Herzog ebenbürtig fühlt und sich demselben nur aus persönlichen Absichten unterordnet, aber auch die Gelegenheit ergreift, Jenen zu demüthigen. — Die Anlage des Romans ist vortrefflich, die Ausführung meisterhaft, die Situationen mannigfaltig und von der glücklichsten Erfindung. Den Hintergrund bilden die Ereignisse nach dem Luneviller Frieden, die Umgestaltung der Territorialverhältnisse in Deutschland, zunächst im Bisthum Münster, das damals zersplittert wurde, um einzelne Fürsten zu entschädigen, die ihre Länder ganz oder zum Theil an Frankreich hatten abtreten müssen; zugleich werden wir aber auch mit den verfaulten Zuständen des Bisthums vor diesen Ereignissen bekannt gemacht, wo das Domkapitel und der Adel Alles, das Volk Nichts galt, wo, wie der Dichter sagt, ein Adeliger, der nicht eine lange Reihe von Ahnen vom reinsten Vollblut mütterlicher wie väterlicher Seits nachweisen konnte, zwar Papst, aber nimmermehr ein Domherr werden konnte. — Die Darstellung des Romans ist von großer Lebendigkeit und Frische, reich an wahren und schönen Gedanken, die immer als Gedanken der Personen erscheinen und reich an den glücklichsten Einfällen. Das Einzige, was dem Dichter mit Recht vorgeworfen werden kann, ist, daß er häufig Französische Phrasen einflicht, wozu auch nicht der geringste Grund vorliegt. Der Herzog spricht nur gebrochen Deutsch, heißt es gleich Anfangs, aber der Dichter hat ein zu feines künstlerisches Gefühl, als daß er ihn in diesem Kauderwelsch sprechen ließe. Vielmehr erscheint der Herzog als der Deutschen Sprache vollkommen mächtig. Ist Dieß aber der Fall, so hat er nicht nöthig, zu Französischen Brocken seine Zuflucht zu nehmen, und noch weniger wird er deren um sich werfen, wie es vielleicht ein halbgebildeter Deutscher thun mag, um zu zeigen, daß er auch Französisch kann. — An „Paul Bronckhorst" schließt sich „Die Rheider Burg" (Prag 1859. II) an, deren Verwickelungen eben so geschickt angelegt und gelöst sind. Auch hier sind die Gegensätze des Deutschen und Französischen Charakters vortrefflich durch die Personen und deren Handlungen zur Anschauung gebracht. — „Frauen und Räthsel" (Lpz. 1865. II), ein Roman, worin der Verfall des vermögenslosen Adels in Deutschland im Gegensatz zur Englischen Aristokratie geschildert wird, beruht auf einer originellen Erfindung und erfreut durch die künstlerische Composition, so wie durch die glücklich erdachten Motive, die selbst das Abenteuerliche der Erfindung als wahr erscheinen lassen. Die Zeichnung der weiblichen Charaktere ist wie immer auch hier meisterhaft. Die letzten Romane „Verschlungene Wege" (Hann. 1867. III) und „Schloß Dornegge oder der Weg zum Glück" (Lpz. 1868. IV) geben das schönste Zeugniß von des Dichters immer gleich rüstiger Kraft. In dem ersten, der auch ins Englische übersetzt worden, ist die Charakterentwickelung eines Menschen gezeichnet, der, aus den verworrensten Verhältnissen herstammend (er ist halb Amerikaner, halb Deutscher), die geistige Reife und innere Ruhe erst dann findet, als er in den Bereich der klassischen Bildung gelangt. „Schloß Dornegge" bildet ein ebenbürtiges Gegenstück zu den „Verschlungenen Wegen", indem darin das Schicksal eines edlen weiblichen Wesens geschildert ist, das in der traditionellen elenden Mädchenerziehung aufgezogen, sodann von der modernen Bildung erfaßt wird und dem Drange nach Erkenntniß in ächt weiblicher Weise mit zager Schüchternheit folgt.

Aus „Paul Bronckhorst".

Endlich langt man an Ort und Stelle an, und der große „Ringelwagen" klappert, rasselt und lärmt sich ohne Unfall bis vor des Werdekopingschen Hofes weit geöffnete Thore. Der Wehrfester tritt unter die Thüre seines Hauses, lüftet grüßend seine Schlafmütze und giebt sich dann mit stillem Ernste der Betrachtung des Schauspiels hin, welches seine Gäste ihm darbieten, indem sie mit sehr verschieden abgestufter Gewandtheit in der Equilibristik von ihrem hohen Sitze herunterklettern, ohne daß es Schulze Werdekoping einfiele, er könne sich ihnen vielleicht durch die Ausstreckung eines Armes oder die Darreichung der Hand nützlich erweisen. Am Raschesten ist Tondern unten, der es sich nicht nehmen lassen will, Annetten einen Ritterdienst zu leisten, und bei Annetten scheinen nun wirklich ihre periodischen Aufschnellungen während des ganzen Wegs

nur die Anläufe zu dem endlichen großen Hauptflug gewesen zu sein, mit welchem sie von Reinhard Tondern um die schlanke Taille gefaßt, sich von ihrer Höhe auf den Boden schwingt, daß hochauf die Röcke flattern.

Die Gesellschaft hält ihren Einzug und wird zu dem großen langen Tische geleitet, an dem wir früher einmal die ganze Einwohnerschaft des Hofes bei der abendlichen Litanei versammelt fanden. Hier sind zwei Reihen blauer Holländischer „Koopjes" oder Kopftassen aufgepflanzt; die Gäste werden genöthigt, auf Bänken und auf Stühlen Platz zu nehmen, als ob für ihre zerstoßenen Gliedmaßen es keine dringlichere Angelegenheit gäbe, als augenblicklich wieder in eine sitzende Stellung zu gerathen; und nun wird feierlich von der Hausfrau das Heiligthum, die große Bundeslade, das Palladium ländlicher Gastlichkeit, die ungeheure Kaffeekanne aufgetragen, gefüllt mit einer Masse dunkler, mit Cichoriengift versetzter Flüssigkeit, welches hingereicht haben würde, die zwei römischen Orlogsschiffe flott zu machen, die man einst in diesen selben Gegenden der westphälischen Vorgeschichtenseherin Velleda zum Geschenk machte.

Unter den andern Gegenständen, welche behufs der Naturalverpflegung der städtischen Gäste herbeigetragen werden, zeichnen sich aus die hochgehäuften Schnitten jenes berühmten schwarzen Brotes, dessen unvorsichtiger Genuß einem Elephanten Magenkrämpfe zu machen im Stande ist — neben Bergen jenes zwiefach gebackenen „Knabbels", ein Brot, welches sich besonders dadurch empfiehlt, daß es harmlos hineinbeißende Individuen auf ganz unentgeldliche Weise derjenigen Kauwerkzeuge entledigt, welche über kurz oder lang der Thätigkeit zahnärztlicher Praxis anheimgefallen sein würden. Daneben glänzen goldhelle Scheiben köstlichen Honigs, denen sich zunächst die beiden jüngeren Mitglieder der Gesellschaft freundlich theilnehmend zuwenden, um sich sinnig bedeutsam im Genusse dessen zu begegnen, was von allen irdischen Nährstoffen das Zarteste, das am Meisten Poetische ist. Unterdessen nimmt der Wehrfester am obern Ende des Tisches seinen alten Lehnstuhl ein, während die Hausfrau ab und zugeht, und der präsumtive Thronerbe Lambert ohne äußere Zeichen der Theilnahme am Feuer sitzen bleibt, beschäftigt, seine mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit immer wieder erlöschende kurze Pfeife anzuzünden.

Nachdem die Gesellschaft eine Viertelstunde lang ziemlich schweigsam thätig gewesen, ist die große Kaffeekanne etwa der Hälfte ihres Inhalts entledigt; der Rest würde jetzt nur noch vielleicht einer einzelnen römischen Triremis Raum und Fahrwasser zu einer kleinen Kreuzerfahrt bieten. In den Speisevorräthen sind namhafte Verwüstungen angerichtet — man kann allmählig dazu übergehen, das Geschäft in Angriff zu nehmen.

Dazu begiebt man sich, nachdem Annette die Herren verlassen, um sich zum Zeitvertreibe draußen Hof, Garten und Viehbestände anzuschauen, in die Hinterstube, wo die großen geschnitzten Schränke stehen, welche den Reichthum des Bauers bergen, die Leinenvorräthe und auch wohl die kleinen Säcke mit den ersparten „groben" Münzsorten — insofern nicht ein besonders mißtrauisches und fürsichtiges ländliches Gemüth dafür ganz andere Verstecke in hohlen Balken, unter den Beschußplanken der Schlafkammer oder sonst irgendwo ausgesucht hat. Auf besondere Einladung Moorhahns folgt hierher auch die Hausfrau und auf deren Einladung wieder Lambert, der Präsumtive. Die Zeugen setzen sich still auf die Bank, und der Wehrfester nimmt wieder am obern Ende des Tisches seinen Platz ein, während Moorhahn und Tondern ihre Stempelpapiere und ihr Schreibgeräth hervorholen und zurichten. Frau und Sohn wohnen stehend der Verhandlung bei.

Die Einleitungsformalitäten sind bereits in der Stadt niedergeschrieben, Jahr und Datum nebst Indictio Romanorum und Regierungsjahr des allerdurchlauchtigsten und unüberwindlichsten „Kaisers Francisci, immer Mehrer des Reichs", sind festgestellt. Die eigentliche Verhandlung kann beginnen und dabei tritt nun endlich die Hausfrau in ihr volles Recht. Den Hof soll der Notarius dem Jungen zuschreiben, ja, aber nicht geneigt ist die Bäuerin, sich lebendigen Leibes vollständig beerben zu lassen. Das Leibzuchthaus und die Hälfte des Leinens muß er den Alten lassen; dazu dreißig Scheffel Saatlandes, die sie selber bebauen, und dem Knecht, dessen sie dazu bedürfen, giebt er die Kost.

Hier unterbricht sie der präsumtive Lambert, er streicht sein kurz verschnittenes blondes Haar über dem Scheitel glatt und dann meint er:

„Das ist denn doch zu viel, Mutter; was wollt Ihr mit dreißig Scheffel Land für Euch zwei Leute und dazu den großen Garten beim Auszüchterhaus?"

„Dreißig Scheffel," wiederholt die Mutter bestimmt, „und darunter soll der Kamp an der Lohhecke sein."

„Das ist der Beste, den wir haben," wirft Lambert mit dem größten Mißvergnügen ein — der Gedanke, den Kamp an der Lohhecke fahren lassen zu sollen, scheint ihm den Rest von Befriedigung über Das, was hier zu seinen Gunsten vorgenommen wird, zu rauben; von nun an macht Lambert nur die Miene eines Mannes, der himmelschreiend übervortheilt, der von einer überlegenen Gewalt ausgeplündert wird.

„Den Kamp kann ich Euch nicht lassen, Mutter," hebt er wieder an, „wenn Der nicht mehr beim Hofe ist . . . . .

„Den Kamp müssen wir haben," fällt eifrig die Mutter ein.

„Mutter, es geht nicht, ich kann mich nicht darauf einlassen." versetzt Lambert mit zornigem Aerger.

Bei solcher Hartnäckigkeit des Sohnes wendet sich die Wehrfesterin an die entscheidende Instanz, an den in schweigender Ruhe dasitzenden und zuhörenden Gatten.

„Buer," fragt sie, „wat seggst Du?"

Der Wehrfester scheint einen Augenblick unschlüssig; gewiß kämpft in ihm das Verlangen, das fruchtbare Ackerland zur Leibzucht zu nehmen, mit dem Gedanken an den Nachtheil, welcher dadurch dem Hof erwächst; endlich siegt das höhere Interesse, die Sorge um den Hof, über die egoistische Sorge für sich, und: „De Junge fall den Kamp hollen!" lautet seine lakonische Entscheidung, worauf die Wehrfesterin in stummer Unterwerfung keine Silbe mehr äußert.

Man geht zu andern Gegenständen über, die der Hof den „aufs Altentheil" gesetzten Wehrfestern gewähren soll. Eine große Anzahl von Lebensbedürfnissen, Hausgeräthe, Dienste. Wenn die Alten aus ihrem Leibzuchthause auf den Hof herüberkommen, so bleibt ihnen der beste Platz am Herde. Und als Taschenstüber verlangt die Bäuerin wöchentlich einen Gulden für den Schulzen, einen halben für sich.

„Dat is alle Weeke en ganzen Daler för ju Beide!" fällt hier Lambert vorwurfsvoll ein.

„Un den mût wi hebben!" erklärt die Frau mit beinahe hitziger Entschlossenheit.

„Et is to vill, Moder, et is to vill!" fällt Lambert mit zähem Widerstreben ein.

„Buer, wat seggst Du?" ruft die Wehrfesterin aus.

„Ick segge," entgegnete der Schulze, „dat Geld mut he giwven."

Roma locuta est! Lambert fügt sich schweigend in sein Schicksal; von diesem Ausspruche giebt es keine Berufung.

„Nun aber sagt einmal, Werdekoping," fragt hier der Notar Moorhahn den Wehrfester, „wollt Ihr denn die Regierung abgeben?"

„Ne, Notarjes, de Regerung, de will ick hollen!"

„So — also wollt Ihr auch Euer Leibzuchthaus nicht sogleich beziehen?"

„Dat will ick nu noch nich! Wenn ick en holve Stiege Johre ölder bin — dann kann he de Regerung kriegen."

„So hatt ichs auch verstanden, als Ihr mir zuletzt von der Sache spracht," erwiderte Moorhahn. „Dann, Tondern, schreiben Sie jetzt so: Alle die in den obigen sieben Paragraphen bedungenen Gegenstände und Leistungen erhält der übertragende Wehrfester dann, wenn er seinem Anerben Lambert die Regierung des Hofes übergiebt und das Leibzuchthaus bezieht. Bis zu diesem von seiner freien Willtür zu bestimmenden Zeitpunkte bleibt der Schulze auf dem Hofe, genießt standesmäßige Verpflegung in gesunden und kranken Tagen; eben so wird ihm standesmäßige Kleidung und der oben stipulierte wöchentliche Taschenstüber verabreicht. Wenn er jedoch die Regierung niederlegt, so bezieht er den Altentheil und genießt von diesem Tage an sämmtliche oben aufgezählte Vortheile, Nutzungen und Beträge nach Inhalt von §§. 1—7."

Nachdem dieser Theil der Angelegenheit erledigt, nachdem der präsumtive Lambert zu einer Art von Wehrfester **in partibus** ernannt worden, dem die Plage und die Sorge aufgebürdet, während die obere Leitung und Macht in den Händen der Regierenden bleibt, kommt die Bestimmung der Abfindungen der übrigen Kinder an die Reihe. Diese Abfindungen werden festgestellt für den Fall, daß sie den Hof verlassen; dann ist der Anerbe verbunden, dem abziehenden Bruder als Heergeräth zu geben ein Pferd, Wagen, Pflug und Egge, einen Anzug und statt alles Andern und Weitern 200 Thaler Geld. Die Schwestern erhalten den Brautschatz wie hergebracht, einen Wagen mit vollständiger „Kistenfüllung" d. h. Leinen, ein Bett, Hausgeräth und eben so viel Geld, wie zum Brautschatz eines abziehenden Bruders gehört. Die Brüder und Schwestern — es sind ihrer je zwei — sind herbeigerufen zu diesem Theile der Verhandlung; sie machen keine Schwierigkeiten und lassen der wortführenden Mutter die Sorge für ihre Zukunft; nur Eine Schwierigkeit entsteht, als Sibylle, oder nach der ländlichen Verkürzung Billken, die jüngste Tochter, auch noch sehr entschieden unter die Gegenstände ihres Brautschatzes aufgenommen sehen will „enen Baum".

„Wat wust Du met den Baum?" fragt der präsumtive Lambert, trübe verlängerten Gesichts.

„Da will ick en Lädikant ut hebben!" entgegnet Billken.

„Dann will ick auck en Baum!" fällt nun Kathrine, die ältere Schwester, ein.

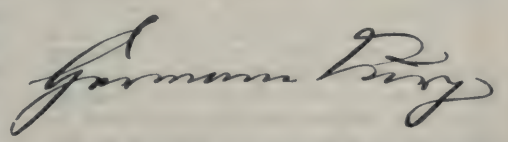
„Billken," nimmt die Wehrfesterin das Wort, „hebb ick en Baum tosegt, dat is richtig!"

„Sall mi wundern, ow de Jungens nu nich auck elk en Baum hebben willt, dat de besten derbahl müttet," wirft Lambert trotzig ein, indem er auf den Vater blickt.

Dieser versteht die stumme Aufforderung. „Wenn et Billken tosegt is, dann sall se'n hebben; de Andern kriegt kiene Bäume," fällt des Wehrfesters unumstößliches Entscheidungswort, und während allgemeinen Schweigens der Versammlung protokollirt Tondern den Beschluß.

Damit nähert sich die Verhandlung dem Ende; sie ist wesentlich vereinfacht dadurch, daß der Werdekopingshof keiner der drei Arten von Hörigkeit unterliegt, welche für alle Höfe im Lande die Regel bilden: er ist nicht „eigenhörig", d. h. leibeigen; er ist nicht „Erbpachtshof", und er gehört endlich auch nicht als „hofhörig" einem Ober- oder Sattelhof an, dessen Eigenthümer, der „Hobsherr" oder die „Hobsfrau", hier dareinzureden hätte; er ist ein Freibanks- oder Freienstuhlsgut, nur dem Freistuhlsherrn, einem benachbarten Edelmann, der einst den Freigrafen setzte und aus den Wehrfestern solcher stuhlfreien Erben die Schöffen für die Hegung der Fehmgerichte nahm, zu kleinen Abgaben verpflichtet, zu „Vertheidigungsgeld" und „Fluchthaber" zu „Mai- und Herbstbede".

Hermann Kurz.



Hermann Kurz, geb. am 30. November 1813 zu Reutlingen, erhielt seine vorbereitende Bildung im Kloster Maulbronn, worauf er die Universität Tübingen bezog, um Theologie zu studieren. Hierauf privatisierte er, schriftstellerisch beschäftigt, an verschiedenen Orten seines engern Vaterlandes, so viel wir wissen, meist in Stuttgart. Seine literarischen Leistungen, von denen wir schon seine Gedichte erwähnt haben, erwarben ihm allseitige Anerkennung, nächst seinen Novellen und Romanen seine meisterhafte Uebersetzung von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolt" (Stuttg. 1844). Die Universität Rostock verlieh ihm das Diplom eines Doctors der Philosophie und die Württembergische Regierung ernannte ihn 1864 zum Universitätsbibliothekar in Tübingen. Er starb daselbst am 11. Oktbr. 1873.

Hermann Kurz entwickelte schon in seinen ersten Schriften ein hübsches Talent. In den „Genzianen. Ein Novellenstrauß" (Stuttgart 1837) theilte er eine Reihe von gutersundenen, mit liebenswürdiger Gemüthlichkeit und oft neckischem Humor erzählten Geschichten mit, darunter der „Simplicissimus" auszuzeichnen ist. Eben so gehören die „Abenteuer in der Heimat" und „Dem Wirthshaus gegen-

über" mit ihren köstlichen Studentenscenen zu den besseren Erzeugnissen der Gattung. So sind auch seine „Erzählungen" (Eb. 1859—61) durchaus lobenswerth, und es sind aus denselben namentlich die reichsstädtischen Historien durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit so wie durch den sie belebenden Humor als vortrefflich zu bezeichnen. Größere Aufmerksamkeit erregte der Dichter jedoch durch seinen größern Roman „Schillers Heimatsjahre. Vaterländischer Roman" (Stuttg. 1843. III. 2. Aufl. 1857. II), der allerdings zu den besten Erscheinungen gehört. Schiller ist übrigens nicht die Hauptperson des Romans, und zwar mit Recht,*) denn wenn er es wäre, würde statt eines Romans eine mit romanhaften Zuthaten versetzte Biographie entstanden sein. Der Dichter wollte aber nur aus den besonderen Verhältnissen entwickeln, wie Schiller nothwendig zu Dem werden mußte, was er wirklich geworden. Der Held des Romans ist eine erfundene Person, der Candidat und nachmalige Professor Heinrich Roller, dessen Schicksalen sich alles Uebrige anschließt. Bei den mannigfaltigen Beziehungen, in die ihn der Dichter versetzt, wird es Diesem möglich, ein vollständiges und höchst anschauliches, auf den gründlichsten Studien beruhendes Gemälde der damaligen politischen, socialen und literarischen Zustände in Württemberg zu geben, das Volk und das Land in erschöpfender Weise zu schildern. Roller, der sich die Gunst des Herzogs erworben, wird durch einen Machtspruch desselben zum Lehrer an der von ihm gestifteten und mit Liebe gepflegten Hohen Karlsschule ernannt; als solcher erwirbt er sich das Vertrauen und die Zuneigung seiner Schüler, besonders Schillers, so daß Dieser auf die einfachste Weise eingeführt wird, wobei außer den bekannten Quellen auch wohl manche weniger zugängliche Materialien zu Gebote standen, die jedoch mit dichterischer Freiheit und Schöpfungskraft benutzt wurden. So zeugt der Abschnitt, in welchem die Entstehungsgeschichte der Räuber mitgetheilt wird, von großem gestaltendem Talent. Die Composition des Ganzen ist vortrefflich, eben so die Ausführung, nur ist der Abschnitt, in welchem die Abenteuer des Helden dargestellt werden, als er auf Befehl des Herzogs auszieht, um die verschwundene Laura aufzusuchen, wohl etwas zu breit ausgefallen. Die einzelnen Situationen sind mit großem Glück erfunden und mit eben so großem Geschick ausgeführt. Wir erwähnen nur die Entführung der Geliebten Rollers, deren Flucht aus dem Schloß des Barons und die Schilderung des Zigeuner- und Räuberlebens. Daß der Dichter auf letzteres großes Gewicht legt, ist wohlüberlegt; es erscheint zugleich als ein Motiv, das Schiller zu seinem großartigen Drama veranlaßte; ja es liegt in dem Charakter des berüchtigten Räuberhauptmanns Hannikel, von dem im Volk die Meinung verbreitet war, daß er den Armen gebe, was er den Reichen abnehme, eine Andeutung, daß Schiller diesen Zug zu seinem Karl Moor entlehnt habe.

*) Der Titel „Schillers Heimatsjahre" wurde vom Verleger aufgedrungen.

Die Charaktere sind sämmtlich mit großem Glück und psychologischer Tiefe gestaltet, so namentlich der Herzog, der Festungscommandant Rieger und der unglückliche Dichter Schubart, sowie der pietistische Prediger Jahn, deren excentrisches Wesen mit eben so viel Wahrheit als Milde dargestellt wird. So erscheint der Herzog als ein leidenschaftlicher Despot, der in der Ueberzeugung, daß er unmittelbar von Gott eingesetzt sei, auch des Glaubens ist, daß alle seine Handlungen gleichsam Ausflüsse des göttlichen Willens seien, daneben aber die vortrefflichsten Eigenschaften entwickelt. Endlich ist die Darstellung ebenfalls vortrefflich, sie ist leicht und fließend, in der Schilderung der ernsten wie der heitern Verhältnisse gleich glücklich und immer von der lebendigsten Anschaulichkeit.

Der zweite Roman des Dichters „Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert" (Fr. 1855. 2. Aufl. Berl. 1862. III) ist eine meisterhafte Bearbeitung des aus Schillers Erzählung „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" bekannten Stoffs, der auf seine historische Wahrheit zurückgeführt, zugleich aber mit schöpferischer Kraft im Geist der Geschichte ergänzt und dadurch erst zur vollständigsten Wahrheit gehoben wird. Die psychologische Entwickelung des Charakters zeugt von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, so wie der damaligen Zustände in Familie und Staat, die einen so großen, ja unwiderstehlichen Einfluß auf die Handlungen des Sonnenwirths hatten. — „Der Weihnachtsfund. Ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben" (Fr. 1856) gewährt, wie durch die glücklich erfundene und entwickelte Geschichte, so vorzüglich durch die lebendige Darstellung schwäbischer Volkssitten und Gebräuche hohes Interesse.

Aus „Schillers Heimatsjahre".

Die Länge der Ouvertüre hatte unserm Freund alle diese Beobachtungen gestattet; jetzt nach einem rauschenden Schlusse theilte sich der Vorhang und auf dem zur Bühne bestimmten Theil des Saales standen zwei Personen in Offizierskleidung, die er an ihrer steifen Haltung sogleich für Akademisten erkannte. Der Eine hatte gepudertes Haar, der andere aber, der ohne Epauletten war und seine Rolle ins Unbestimmte hinüberspielen zu wollen schien, trug eine lange schwere Lockenperücke im Styl der Ritterschauspiele; sein langer Hals überragte noch die hohe Halsbinde, seine Beine giengen von oben gleich dick bis auf die Ferse herab, und waren nur in der Mitte durch eine starke Neigung gegen einander, welche die Kniee bezeichnete, unterbrochen. Es hätte nicht des Contrastes bedurft, den die moderne Tracht mit dem romantischen Kopfputz machte; der Patron sah an sich toll genug aus und Heinrich erwartete bei dem trockenen Ernst, der in den gespannten Gesichtszügen lag, einen ganz vorzüglichen Komiker zu sehen. Dieser begann jetzt: nach einer Pause, in der er ein Papier zwischen den Händen zerknittert und einige undeutliche Worte gemurmelt hatte, fuhr er plötzlich auf den Andern los und rief ihn in einem hochtragischen Ton und mit etwas näselnder Stimme an: „Sag mir, Carlos, glaubst du nicht, daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist?"

Heinrich stand erstarrt: „Um alle neun Musen!" sagte er vor sich hin: „es ist Clavigo! wollen sie denn das

Stück parodieren?" — Er gab auf Carlos Acht; Dieser spielte seine Rolle mit ruhigem Anstand und gutem Humor, und es schien keineswegs auf eine Posse abgesehen. Clavigo aber erhitzte sich in dieser reinen Conversationsscene immer mehr, er wurde immer gespreizter und kreischender, rannte wie besessen auf dem Theater umher und donnerte die gleichgültigsten Sachen von der Welt mit einem wüthenden Pathos herunter, in welches sich, um die Karrikatur zu vollenden, noch ein gewisser Kanzelton mischte. Als er endlich dem Bedienten zu sagen hatte: „Tragt das Blatt in die Druckerei", so klang es, wie wenn ein Tyrann gerufen hätte: „Geht zu meinem Minister! er soll die Scharfrichter versammeln, in zwei Stunden will ich die ganze Nation rädern lassen."

Nun trat Marie auf, eine zierliche, etwas magere Gestalt; der junge Mensch, der sie spielte, machte seine Sache recht brav, nur trat einige Male, und zwar gerade an den zartesten Stellen, der mißliche Umstand ein, daß die Stimme in Folge des Uebergangs zum Jünglingsalter brach und in einen tiefen hohlen Baß herunterfiel; dann entstand jedesmal ein lustiges Gelächter unter den Zuschauern und die unglückliche Verlassene konnte selbst ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Jetzt kam Beaumarchais, ebenfalls in Offiziersuniform, und zwar zinnoberroth; er machte auf unsern kritischen Freund einen sehr angenehmen Eindruck. Gestalt und Spiel waren einander völlig angemessen: er war mittlerer Größe oder noch etwas darüber, kräftig und schön gebaut, stattlicher als die andern; die wackere Ehrenhaftigkeit und Strenge, die er in sein Spiel legte, waren auch in seinem markirten Gesicht ausgedrückt, und man sah ihm an, daß er sich selber spielte. Mit starker fester Stimme sprach er seine Vorsätze aus und der Aufzug schloß.

„Das ist doch sträflich langweilig," flüsterte in Heinrichs Nähe ein Zuschauer einem andern zu: „Früher, auf der Solitüde, mußte man so was sehen! Da durften sie nur französische Stücke aufführen, aber Das war auch eine Pracht! Jetzt wird Alles so einfach und simpel, und das Institut kommt immer mehr herunter."

„Wer ist denn," fragte Heinrich einen neben ihm stehenden Akademisten, „wer ist das tragische Bullenkalb, das den Clavigo so massacriert? Der geringste Bediente spielte ja besser."

Der Gefragte betrachtete ihn hochmüthig, ob er wohl einer Antwort werth sei, und sagte dann: „'Sist ein unglückliches Genie, will überall mehr sein als Andere, ein unruhiger Mensch, der sich in keine Disciplin fügt und dem die Poeten den Kopf verrückt haben."

„Also auch wieder Einer, der sich ohne Beruf herzudrängt!" dachte Heinrich: „Der thäte besser dran, was Tüchtiges zu lernen." — Sein Unwille über den armen Schauspieler wurde zur Verachtung, und er hatte keinen Grund, sich in dieser zu mäßigen, als nach einer kurzen Musik der Vorhang wieder auseinandergieng und die Scene zwischen Beaumarchais und Clavigo aufs Theater kam. Als dieser seine Verlegenheit ausdrücken sollte, betrug er sich so abscheulich, daß Heinrich ihm den Kopf hätte herunterreißen mögen. Er fuhr convulsivisch hin und her und lief große Gefahr, mit dem Sessel zu Boden zu fallen, sein Gesicht verzerrte sich, und als er endlich aufsprang, um seiner Beängstigung Luft zu machen, verschob sich die schwarze Lockenperücke und ein rothes Haar kam zum Vorschein, mit dem er wie ein Irrwisch auf dem Theater hin und her fuhr. Das unterdrückte Pelotonfeuer von Gelächter, das bisher unter den Zuschauern umhergelaufen war, brach jetzt in eine allgemeine mächtige Salve aus; er schien aber Nichts zu hören und war nicht aus der Furie zu bringen; auch Beaumarchais blieb in seiner Fassung und ließ ihn, was man sagt, aufs Schändlichste herunterlaufen, was unter diesen Umständen um so größere Wirkung that, weil es aussah, als gelte die verächtliche, vernichtende Sprache, die er gegen ihn führte, mehr dem schlechten Schauspieler, als dem Archivarius des Königs. Auf Einmal aber machte Heinrich eine sonderbare Bemerkung, die ihn mit dem tiefsten Erstaunen erfüllte. Clavigo fiel nämlich ein paar Mal ganz aus der Rolle, während Beaumarchais sprach; er richtete sich höher auf, sein Gesicht gewann einen stolzen Ausdruck, mit der er die donnernde Strafrede seines Gegners begleitete; er schien sich ganz in die andere Rolle zu versetzen, und hatte Mühe, den Anschein von Angst und Zerknirschung, der ihn so übel kleidete, wieder anzunehmen. „Köstlicher Kerl!" dachte Heinrich, „er sympathisiert mit seinem Feind und hilft sich selber eine Nase geben."

Er lachte herzlich, als der Vorhang sich wieder schloß, und suchte seinen Nachbar, der ihm vorhin Auskunft gegeben hatte. Dieser aber war verschwunden und an seiner Stelle stand ein anderer Akademist, mit offenem keckem Antlitz, der ihn freundlich grüßte. „Nicht wahr, da gehts toll her?" sagte er mit einem treuherzigen Schweizeraccent.

„Freilich!" sagte Heinrich: „aber der Beaumarchais wird sehr gut gespielt."

„Der ist in guten Händen, ja!"

„Wie heißt denn der Schauspieler?"

„Scharffenstein. Nicht wahr, er hats ihm scharf gesagt?"

Heinrich lachte. „Und die Marie? sie passiert hie und da, aber dafür kann das gute Kind nichts; sonst passiert sie."

„Heißt Pfaff," erwiederte der junge Mensch.

„Carlos geht auch an," fuhr Heinrich fort; „wie heißt er?"

„Lempp. Das ist halt 'n gscheider Kerl!"

„Nach dem Unthier, das den Clavigo spielt, will ich nicht fragen."

„Haltens, Herr!" rief der Andere eifrig: „nit so geschwind! Spielen thut er ganz verteufelt schlecht, Das ist wahr, aber deswegen ist er doch ein ganzer Mensch, und die Akademie hat keinen Aehnlichen aufzuweisen. I habs vorhin wohl gehört, was Einer von uns zu Ihnen gsagt hat, aber glaubens ihm nit! Das Lumpenvolk ist nit capabel, über so Einen z' urtheilen; weil sie ihn nit verstehn, hassen sie ihn, und weil er nit so zahm ist wie die andern Bestien, verachten sie ihn. Natürlich, er kann nit überall durchbrechen mit seinem Kopf. I kenn ihn nit genau, aber i weiß doch, was hinterm ist."

„Wie heißt er denn?" fragte Heinrich.

„Schiller."

„Schiller, so? und was ist denn hinter ihm?"

„Ja sehens, er ist nit bloß 'n guter Kopf, sondern auch 'n freier Kopf, der sich um das Zeugs da den Teufel nix bekümmert und seinen eigenen Weg geht. Der denkt: Zopf ist Zopf, aber Mensch ist Mensch! Er trägt zwar auch einen, wie die andern Sclavenseelen, und wie ich auch einen tragen muß, aber das ist der einzige Stempel, den ihm der Herzog hat auf den Leib schreiben können; sonst ist er ein ächter Kapitalkerl, wie nur Einer aus unseres Herrgotts Händen gekommen ist, und der Herzog wird ihn nicht verpfuschen können, das sag ich!"

„Um Gottes Willen, lieber junger Freund," sagte Heinrich leise zu ihm: „nehmen Sie sich doch in Acht! wenn ja der Herzog Etwas von Ihren Reden erführe! wie können Sie denn mir, einem fremden Menschen, den Sie zum Erstenmal sehen, solche Sachen sagen?

„I bin halt 'n ehrlicher Tyroler!" versetzte der Akademist, „und hab das Schmiegen und Kriechen in dem Loch da noch nicht lernen können, und Sie seh'n mir auch grad nit aus wie Einer, der trätscht und n' ehrlichen Kerl in den Pfeffer reitet."

„Wie heißt denn," fragte Heinrich, um auf ein andres Thema zu kommen, „wie heißt der Maestro dort? er scheint viel Talent zu haben."

„Viel Talent! ja, Das ist ein gschickter Bursch! Zumsteg heißt er, und die Musik, die er da spielen läßt, Das hat er alles selber componiert; aber er ist auch nicht an seinem Platz. Er ist mehr für das Sanfte, Gefällige geboren; nun liebt der Herzog das Rauschende, was recht Lärmen macht, und der arme Schelm muß wildes Zeugs componieren, wenn er dem Herrn gefallen will. Der Herzog läßt Keinen werden, wozu ihn unser Herrgott bestimmt hat; Alles muß umgeorgelt sein; wie ers bei seinen Festen sonst mit der Natur gemacht hat — wo eine Haide war, da mußte ein See her, und wo Wasser war, da machte er eine trockene Landpartie daraus — gerade so treibt ers auch mit den Menschen, nur daß sich Die nicht so leicht trocken legen lassen. Zum Beispiel —

„So wird der arme — wie heißt er? — auch am Ende wider Willen in den Clavigo gefahren sein?" unterbrach ihn Heinrich theilnehmend; „wiewohl ich fürchte, der Herzog werde mit all seiner Energie keinen Schauspieler aus ihm machen können."

„Der Schiller?" sagte der Akademist; „Nein, dazu hat ihn der Herzog nicht gezwungen; Das ist eine Lustbarkeit; da haben die Leute gewöhnlich ihre eigene Wahl."

„Dann erlauben Sie mir aber an seinem Kopf zu zweifeln," sagte Heinrich schnell: „wie wird denn ein vernünftiger Mensch ein Fach wählen, zu dem er so gar nicht paßt?"

„Nu was?" versetzte der unverbesserliche Jüngling ärgerlich: „das ist jetzt eben ein Irrthum von ihm — Sie werden auch Ihren Sparren haben."

Der dritte Akt, der so eben anhob, verhinderte unsern Freund, eine Replik auf diesen Analogieschluß zu geben. Clavigo erschien und er folgte jetzt mit milderen Gesinnungen seinem verfehlten Spiele, das trotz der erschöpfenden Anstrengungen der vorigen Akte an Kraft eher gewonnen als verloren hatte. Zwar schien er Anfangs sich gebessert zu haben: in der Rückkehr eines reuigen Geliebten mochte Etwas liegen, das er mit empfinden konnte, und sein Spiel drückte diese Empfindung aus; er stand, sanft geneigt, mit ausgebreiteten Armen vor dem Mädchen, und seine von Rührung gedämpfte Stimme sprach zu allen Herzen; er schien ganz der Täuschung hingegeben; aber eben diese Selbstvergessenheit war sein Unglück: plötzlich, wie ein Nachtwandler, der bei seinem Namen gerufen wird, warf er einen erschrockenen Blick auf die Zuschauer, die Arme fielen ihm herunter, und er stand einen Augenblick regungslos da, in der miserablen Stellung eines Menschen, der sich ein Kleid will anmessen lassen. Die Heiterkeit des Publikums und die Kraftanstrengung, deren er bedurfte, um aus dieser bösen Situation herauszukommen, warf ihn rettungslos in die frühere Unnatur zurück, womit er jeden Gedanken an die Zuschauer übertäuben zu müssen schien. Er raste vor Marien umher, brüllte sich heiser und warf sich mehrmals mit einer Gewalt vor ihr nieder, daß man fürchten mußte, er zerschelle sich seine Kniee am Boden. Ohne den Sturm von Gelächter, unter dem der Saal bebte, im Geringsten zu vernehmen oder zu beachten, stürzte er wieder hinaus, nachdem er seine Rolle abgestampft hatte.

„Sie haben so freundlich meinen Cicerone gemacht," wandte sich Heinrich im Zwischenakt zu seinem Nachbar, „wollen Sie nicht auch die Güte haben, mich mit Ihnen selbst bekannt zu machen und mir Ihren Namen zu sagen?"

„I heiß Koch," versetzte der junge Mensch, „und bin ein Maler oder vielmehr i möcht Einer werden, und Das wollens nit leiden, und i kann auch nix lernen hier, drum gedenk ich nächster Tagen andre Saiten auf'zziehn, dann könnens mich —."

Er schlug sich auf den Mund, als ob er zu viel gesagt hätte, und war den Rest des Stücks über sehr schweigsam.

Die Tragödie ging zu Ende. Clavigo wurde erstochen, ließ seinen Degen vorn im Proscenium, wohin er sich, wie ein Löwe fechtend und Beaumarchais ganze Tapferkeit auf die Probe setzend, durchschwadroniert hatte, mit der Spitze zwischen Franziskas Füße, die sich schnell zurückzog, in den Boden fahren, wankte einige Zeit auf dem Theater herum, so daß es Beaumarchais für nöthig fand, ihm noch einen Stich beizubringen, und stürzte dann mit einem welterschütternden Getöse über Mariens Sarg. Der Vorhang schloß sich während der sichtbaren Anstrengungen der Leiche, sich unter ihm hervorzuarbeiten.

Der Herzog gab lachend das Signal zum Klatschen; hierauf kamen die Schauspieler hervor, wurden im Costume vorgestellt und erhielten Jeder ein gnädig Wort. — Heinrich sah sich vergebens nach Koch um, und gieng nachdenklich in seine Wohnung, wo er das Schauspiel noch Einmal vornahm und mit ruhigem Geistesgenusse durchlas.

Wilhelm Robert Heller.

Wilhelm Robert Heller, geb. am 24. November 1814 in Großdrebnitz bei Stolpen, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studierte 1832—1835 die Rechte in Leipzig, wurde dann Accessist beim Criminalgericht daselbst, entsagte aber schon bald dieser Laufbahn, um sich ausschließlich literarischer Thätigkeit zu widmen. Im J. 1838 übernahm er die Redaktion der belletristischen Zeitschrift „Rosen", später der „Illustrirten Jugendzeitung" und nahm außerdem Antheil an verschiedenen Zeitschriften. Im J. 1848 gieng er nach Frankfurt, wo er als Berichterstatter der Parlamentsverhandlungen und Publicist auftrat, worauf er die „Deutsche Zeitung" redigierte. Im J. 1850 wandte er sich nach Berlin und 1851 nach Hamburg, wo er das Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" redigierte u. am 7. Mai 1871 starb.

Robert Heller ist längere Zeit Einer der beliebtesten Erzähler gewesen, und er verdiente allerdings diese Anerkennung, denn er besitzt eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe, lebendige Phantasie, eine gewandte und bewegte Darstellung. Die Handlung seiner Romane ist bei aller Verwickelung meist mit großer Klarheit und Uebersichtlichkeit durchgeführt wie schon in den „Schleichhändlern" (Altenb. 1838. II). Mit großem Geschick behandelt er mit Vorliebe historische Stoffe, doch wäre zu wünschen, daß er in einzelnen Romanen auf das rein Geschichtliche nicht allzu genau eingienge, nicht zu ängstlich am überlieferten Stoff kleben bliebe, weil er darüber die höhere Anschauung der Personen und Verhältnisse verliert, wie im „Prinzen von Oranien" (Lpz. 1843. III), in welchem er zudem allzuviel Gewicht auf Aeußerlichkeiten, auf Schilderungen von Städten, Plätzen, Straßen, Häusern u. s. w. legt. Gelungener sind „Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs" (Lpz. 1845. II), worin die politischen und je-

Robert Heller.

suitischen Intriguen mit großer Gewandtheit und Wahrheit, die Kriegsscenen mit erfreulicher Anschaulichkeit geschildert werden und die Liebesgeschichte mit Geschick in die historischen Begebenheiten verflochten ist. Die Darstellung ist frisch und oft ergreifend, wie in der Erzählung von dem Tode des Dichters Kleist, die von wahrhaft poetischer Begabung zeugt. In die Zeiten des Bauernkriegs führt uns „Florian Geyer" (Lpz. 1848. III), der durch heldenmüthige Tapferkeit und großartige Gesinnung hervorragende Anführer des Bauernheeres, Einer der wenigen Adeligen, welche sich über ihre Standesvorurtheile erhoben und in dem Aufstand der Bauern das Mittel erblickten, das Deutsche Reich aus seiner Versumpfung zu reißen, die zum Verderben desselben immer mehr zunehmende Macht und Unabhängigkeit der Fürsten zu beschränken und endlich dem unterdrückten Volk die menschlichen und politischen Rechte zurückzugeben, die von geistlichen und weltlichen Machthabern mit Füßen getreten wurden. Die Zustände sind mit großer Anschaulichkeit dargestellt, ob er die Fürsten, die hohe Geistlichkeit und den Adel, oder die Städte und die Bauern vorführt. Es wird aus der Schilderung recht ersichtlich, warum der Aufstand unterliegen mußte, aber auch warum dessen Unterdrückung das Unglück aller Stände und Klassen, sowie die Abschwächung des Reichs zur Folge haben mußte. Der Adel wurde den Fürsten unterthänig, die Städte verloren ihre Kraft und zum Theil ihre Freiheit, die Bauern geriethen in das frühere Joch und die Reformation verlor ihre festeste Stütze, daher der Dichter mit Recht den unseligen Einfluß hervorhebt, den Luther auf den Ausgang des Kampfes ausübte. Der Roman ist reich an Erfindung und interessanten, oft höchst ergreifenden Situationen, und bietet eine große Fülle von trefflich gezeichneten Charakteren. Der Held ist mit großer Liebe aufgefaßt und in seiner genialen Größe dargestellt; nur scheint seine Begeisterung für die Freiheit nicht hinlänglich motiviert. Zwar erscheint er gleich von Anfang als Beschützer der Unterdrückten, indem er die Gräfin Sabine von Rieneck und ihren kleinen Bruder in seinen Schutz nimmt und sie mit Aufopferung ihren Verfolgern entzieht; allein Dieß that er für eine adelige Dame und er hätte es auch gethan, wenn er nicht ein Freund, sondern selbst ein Feind der Bauern gewesen wäre. Daher erscheint auch die ganze Schilderung der Verfolgung und Errettung der Gräfin zu breit gehalten; und es hätten die Fäden, welche allerdings in dieser Schilderung angelegt werden und sich später als bedeutend erweisen, in gedrängterer Weise behandelt werden sollen. Ueberhaupt begegnet man öfters ungehörigen Breiten, wie z. B. in den Gesprächen zwischen Florian und der Gräfin. Dem Helden gegenüber macht sein leichtsinniger, aber gemüthlicher Freund Fritz Zobel die heiterste Wirkung. Auch die übrigen Charaktere sind glücklich gezeichnet: der Kanzler Wendel Hipser, der durch seine Intriguen den Aufstand erregt, aber auch zu dessen unglücklichem Ausgange wesentlich beiträgt, der Adlerwirth Jörg Metzler, der mit großer Unparteilichkeit geschildert wird, der Fuhrmann Rebmann, der durch seine Körperkraft wie durch seine tüchtige Gesinnung imponiert, der wüste Jäcklein Rohrbach, ferner Götz von Berlichingen, dem freilich der Heiligenschein entzogen wird, der ihm in Goethes Drama zu Theil wird. Unter den weiblichen Charakteren ist die Gräfin Sabine von Rieneck vortrefflich gezeichnet, eine Gestalt, die durch ihre reine Jungfräulichkeit, ihre Seelenstärke und Opferfreudigkeit die lebendigste Theilnahme erregt. Der Dichter hat mit großem Geschick das allmähliche Erwachen und Zunehmen ihrer Liebe zu Florian Geyer geschildert, dem sie zuletzt mit der vollsten Hingebung zugethan ist, so daß sie allen Versuchungen, ihn gegen glänzendere Verhältnisse aufzugeben, widersteht und selbst nach seinem Tode nur für ihn lebt. Neben ihr verdient die Zeichnung von Florians Mutter Lob, die den Sohn verstößt, weil sie ihn, von den Vorurtheilen ihres Standes befangen, nicht begreift, deren mütterliches Gefühl aber mit aller Kraft wieder erwacht, als er unglücklich ist. Nicht weniger glücklich sind Rösel, Metzlers Base gezeichnet, Dorothea, die Buhlerin des Markgrafen Kasimir von Anpach, die den Florian mit ihrer leidenschaftlichen Liebe quält und verfolgt, und endlich die alte Hofmännin, die von Allen gefürchtete und doch gesuchte Hexe, und die bei ihrer tiefen Erbitterung gegen den Adel großen Antheil an den schauerlichsten Begebenheiten hat.

Dem „Reichspostreiter in Ludwigsburg“ (Ff. 1857) liegt ein Stoff zum Grund, der sich vielleicht mehr für dramatische Behandlung eignen würde, doch hat ihm der Dichter auch in dieser Form steigendes Interesse zu verleihen gewußt. Die erzählte Geschichte ist aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Zeit des Herzogs Eberhard Ludwig, der von seiner Maitresse, der geizigen und intriganten Landhofmeisterin von Würben, zum Unglück seines Volks despotisch beherrscht wurde. Als Diese befürchtete, von einem neuen Günstling des Herzogs, dem Kabinetssekretär Weiland zurückgedrängt zu werden, schrieb sie zwei Artikel in die Frankfurter Zeitung, oder „Reichspostreiter“, durch welche sie Jenen zu vernichten hoffte, die aber gerade ihren Sturz herbeiführten. Die Anlage des Romans ist durchaus lobenswerth, die Verwickelungen sind gut erfunden und glücklich gelöst; die Charaktere scharf und wahr geschildert. Das Darstellungstalent des Dichters verläugnet sich auch in dem „Geheimniß der Mutter“ (Ff. 1859) nicht, dagegen ist die Erfindung ziemlich gewöhnlich. In „Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimar“ (Lpz. 1862) erzählt der Dichter eine Anekdote aus dem Leben des Herzogs Karl August und seines Freundes Goethe. Ob diese auf Wahrheit beruht, wissen wir nicht, jedenfalls ist sie mit großem Geschick behandelt und die Personen sind trefflich charakterisiert.

Wie die Romane, zeugen auch die Novellen vom epischen Talente Hellers. Sie erschienen in mehrern Sammlungen: „Novellen“ (Dresd. und Lpz. 1838—1840. III), „Novellen aus dem Süden“ (Altenb. 1841—42. II) mit eigenthümlichen Erfindungen, „Das schwarze Bret“ (Eb. 1844. II), heiter und unterhaltend und „Sieben Winterabende“ (Lpz. 1847. II). Mehrere erschienen in dem Taschenbuch „Perlen“, darunter „Das Landhaus von Passeier“, „Das Erdbeben von Caracas“, und „Unter den Bauern“, eine interessante Dorfgeschichte.

Aus „Florian Geyer“.

Götz wollte gehen, als ihn Florian mit der Bemerkung zurückhielt: „Ihr erwähntet vorhin ein Wort Luthers. Vermuthlich ists Einer seiner Predigten abgelauscht, mit denen er das Volk von Sachsen und Thüringen zu beruhigen suchte, als im April der Aufstand gegen die Grenzen des Kurstaates rückte. Aber es muß arg mißdeutet worden sein oder kann so nicht lauten, wie Ihr anführtet. Ein Feind der Bauern hats mit halbem Ohr erlauscht und mit falschem Herzen wiedergegeben.“

„Dann wär der Drucker Luthers dieser Bauernfeind. Denn gerade so wie ich gesagt steht die Mahnung an die Fürsten auf gutem weißen Papier in deutlichen Lettern und unter seinem Namen zu lesen. Nehmt die Schrift nur selbst vor, Herr Florian, Ihr werdet daraus lernen, daß uns alle, die wir den Bauern beipflichten, der Satan verführt hat und daß die evangelische Freiheit in Nichts besteht als in der Verbindlichkeit, auch das ärgste Ungemach ohne Widerstand und um Gottes willen zu dulden.“

Florian erbleichte. „Wann ist die Schrift erschienen und von wem wird sie verbreitet?“

„Ich erhielt die Blätter heute Morgen durch Bernhard Bubenleben zu Gesicht und dem Fürstenheere scheinen sie als Vorläufer zu dienen,“ war die Antwort des Herrn Götz. „Da ich die Ehrentitel las, mit denen uns der hochgelahrte Herr Doctor als „tolle Hunde“ anredet, wie er denn meint, daß gar nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres gedacht werden könne denn ein aufrührerischer Mensch, so vergieng mir die Lust, den übrigen Sermon zu verdauen. Was ein Pfaffe ist, das pfeift ewig wie ein Pfaffe. Selig sogar spricht Herr Martin Luther die Kämpfer, die das Schwert wider die armen Bauern ziehen und im Streite fallen. Ich wollte nur, wir könnten viele solcher Heiligen zum Himmel schicken.“

„Die Schrift ist unecht, Herr Götz!“ sagte Florian nach kurzem Besinnen und mit Ueberzeugung. „So kann Martin Luther sein eigenes Werk nicht verrathen, so schmählich das Gedächtniß seines Namens nicht beschimpfen. Was sind wir, was ist unser Aufstand, als der lebendige Vollzug seiner Lehre? Die Stütze der öffentlichen Meinung will uns der Feind entreißen und dazu wird Luthers gefeierter Name mißbraucht. Nicht in Mühlhausen, nicht in Bäblingen und bei Würzburg wird unser Kampf entschieden, Das merken unsere Widersacher. Es ist eine Frage an das Reich, an Europa, an die Menschheit. Die Richter in Wittenberg, an deren Stuhl wir appellierten, haben noch nicht oder sie haben anders gesprochen.“

„Ihr redet mir aus der Seele, Ritter Florian,“ fiel der Graf von Werthheim ein, „denn nimmermehr mag ich glauben, daß sich Luther selbst verdammen könnte, indem er uns verläugnet und verurtheilt. Des bleichen Mönchs, der vor vier Jahren in Worms vor den Kaiser und die Stände trat, und seiner zweitägigen Geistesschlacht werde ich mein Lebenlang nicht vergessen. Wie er damals die geistliche Gewalt in ihren Grundvesten schonungslos angriff, daß ihm die Deutsche Nation wie aus Einem Munde bewundernd zujauchzte, so kann er jetzt die Mißbräuche der weltlichen Obrigkeiten nicht in feiger Duldsamkeit gut heißen. Die Schrift, die uns wie tolle Hunde zu verfolgen gebietet, rührt nicht von ihm her.“

„Aber warum zögert er mit seinem Spruche?“ fragte Florian, indessen Herr Götz lächelnd und kopfschüttelnd mit der gesunden Hand in den Taschen seines Wamses herumsuchte. „Wäre der Mißbrauch seines Namens möglich, wenn sich Luther mit der raschen Entschiedenheit verkündet hätte, wie er vordem jede durch Deutschland gehende Bewegung erfaßte und ihr den Stempel seines Geistes aufprägte? Ist er gealtert bei zwei und vierzig Jahren? Schläft er auf dem Katheder, indeß wir das Volk zum Kampfe führen? Wir können seiner Hülfe nicht mehr entbehren, und es ist daher nöthig, daß wir einen vertrauten Mann nach Sachsen senden, der ihm unser Anliegen und die falschen Schriften überbringt.“

„Hätt ich den Fetzen nur zu mir gesteckt, daß ich Euch durch den Augenschein überführen könnte,“ sagte Götz. „Was schiert sich ein Pfaffe, der an der Fürstentafel ißt, um das Volk? Im Himmel räumt er ihm Plätze ein, auf Erden aber muß sichs quälen und placken lassen ohne zu mucksen, Das ist seine christliche Freiheit. Der Name Luthers und der Name des Druckers auf dem Wische sollte Euch beweisen, daß jede Mahnung taube Ohren fände in Wittenberg. Es möcht auch nicht leicht ein Bote seine Haut so niedrig anschlagen, daß er sie dorthin zum Gerben trüge.“

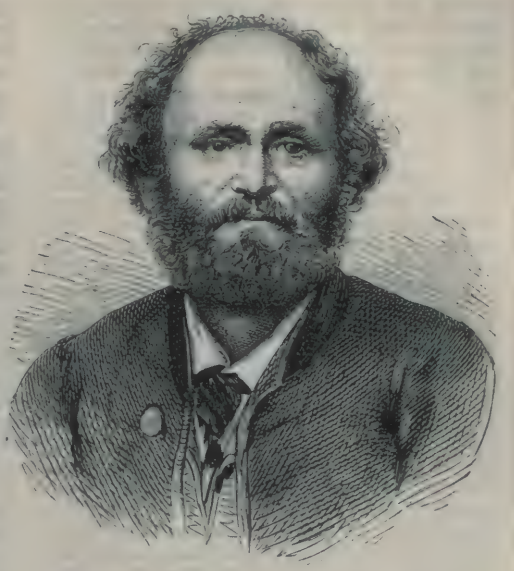
„Ich selbst,“ rief Florian Geyer, „bin erbötig, die Sendung zu übernehmen, und will darum bitten, daß sie mir übertragen werde. Das ist noch lange kein Worms, wohin ich reite, und Luther wär nicht gewichen, hätt es so viel Teufel gezählt als Ziegel auf dem Dache.“

„Wie edel ist dies Vertrauen und wie herrlich kleidet Dich Dein Muth!“ erhob sich Sabinens Stimme und Gestalt. „Erschrick nur nicht vor der Einsamkeit Deiner Größe, Florian, Das ist das Einzige, wovor ich Dich warne, denn Deine heilige Ueberzeugung bedarf keines Halts. Sie

hat ihn in sich selber und bloß der Schwäche der Menge wegen suchst Du nach Bundesgenossen Deines Geistes. Da sind die Schriften Luthers, da ist sein Brief eigenhändig an Dich gerichtet. Es ist die Wahrheit, daß er die Bauern voll leidenschaftlichen Hasses verdammt, die eine schönere Zukunft mit ihren Waffen erringen wollen, daß er sich mit Ekel von ihrem Elend wendet und sie der Rache der Fürsten Preis giebt. Aber es ist auch die Wahrheit, daß Euer Werk keiner Autorität Luthers bedarf. Es zeugt für sich allein, dessen hat mich ein schlichter Mann in seiner Sterbestunde belehrt. Die heiligen Nothhelfer rief ich an, ihn in seiner letzten Angst zu getrösten. Hilf Dir selbst in der Noth, bedrängter Mensch, mit dem Glauben, antwortete er mir und verschied darauf."

„Sabine, und in diesem Bewußtsein begegnen wir uns?" Das Fräulein sah dem Geliebten mit blitzenden Augen ins Antlitz und lehnte sich an seine Brust. „Ich kann so tief nicht gebeugt werden durch den Kleinmuth und das Unverständniß einer Welt, als mich die Zuversicht dieses Weibes hoch und stolz erhebt," fuhr der Ritter fort, indem er sich zu den beiden Herren wendete. „Laßt uns ohne Aufschub zur Berathung gehen. Die Niederlagen, die wir erfahren haben, sind nicht so groß, daß nicht ein einziger Sieg unsere Sache wiederherstellen könnte. Mit wie viel Tausenden liegen wir zu Felde? Die Landschaften können ihre Zahl verdreifachen und alle waffenfähigen Männer müssen zu den Fahnen erfordert werden. Meint nicht, daß ich einen andern Eigensinn hätte als den, unserer Sache mit Blut und Leben zu dienen. Wohin mich der Ausschuß verlangt, seis am Frauenberge, seis zwanzig Meilen davon, werd ich unweigerlich den angewiesenen Platz einnehmen und den Bannstrahl aus Wittenberg — möge er uns nicht empfindlicher verwunden, als der Bann Roms den Mann getroffen hat, der sich jetzt in blöder Wuth wider sein Volk und seine Aufgabe erklärt."

Friedrich Gerstäcker.



Friedrich Gerstäcker

Unter den Dichtern sogenannter ethnographischer Romane nimmt Friedrich Gerstäcker nächst Charles Sealsfield, dem er jedoch an Großartigkeit des Talents nicht gleich kommt, Eine der ersten Stellen ein. Derselbe wurde am 16. Mai 1816 zu Hamburg geboren; als Knabe begleitete er seinen Vater, einen beliebten Tenoristen, häufig auf dessen Kunstreisen, wurde nach dem Tode desselben zum Kaufmann bestimmt und kam nach Kassel in die Lehre. Da er aber keine Neigung zum Kaufmannsstande hatte, faßte er den Plan, nach Amerika auszuwandern, lernte deßhalb, um sich vorzubereiten, von 1835—1837 Oekonomie zu Döben bei Grimma und schiffte sich im Frühling 1837 in Bremen nach New-York ein. Dort lebte er einige Monate ohne Beschäftigung; als aber das kleine Kapital, das er aus Europa mitgebracht hatte, verzehrt war, sah er sich gezwungen, Alles zu ergreifen, was ihm der Zufall darbot, um sein Leben zu fristen. So diente er nach und nach als Heizer und dann als Matrose auf einem Dampfschiff, arbeitete hierauf auf einer Farm, später wurde er Goldschmied, Holzhauer, Fabrikant von Pillenschachteln, indem er immer so lange arbeitete, bis er genug erspart hatte, um weiter zu reisen. Nachdem er eine Zeit lang in den Urwäldern als Jäger ein abenteuerliches Leben geführt hatte, übernahm er 1842 die Leitung eines Gasthofs zu Pointe Couzee in Louisiana, kehrte aber, vom Heimweh ergriffen, 1843 nach Deutschland zurück, wo er sich durch seine Romane bald großen Beifall und eine unabhängige Stellung erwarb. Von dem damaligen Reichsministerium und der Cottaschen Buchhandlung unterstützt, reiste er 1849 von Neuem nach Amerika, landete in Rio-Janeiro, gieng von dort über Buenos-Ayres und Valparaiso nach Californien, schiffte sodann nach den Sandwichinseln, bestieg daselbst einen Wallfischfänger, mit welchem er bis zu den Gesellschaftsinseln segelte, dann nach Australien schiffte, das er im September 1851 verließ, um über Batavia nach Deutschland zurückzukehren. Nachdem er sich einige Zeit lang in Leipzig aufgehalten hatte, folgte er einer Einladung des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha, besuchte 1860—61 abermals Südamerika und begleitete 1862 den Herzog nach Abyssinien. Im J. 1867 reiste er nochmals nach Amerika, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte. Er st. zu Braunschweig 31. Mai 1872.

Gerstäckers Romane haben den großen Vortheil, daß sie auf Erfahrung und zum Theil auf eigenen Erlebnissen beruhen, die er gewandt und mit großer Lebendigkeit darstellt, so daß man darüber den Mangel an poetischer Schöpfungskraft vergißt. Daß er aber diese nicht besitzt, geht schon daraus hervor, daß seine Romane sich, was die Handlung und die Personen betrifft, meistens wiederholen, und daß sie sich nur durch die verschiedenen Lokalitäten unterscheiden, in welche er Begebenheiten und Personen versetzt. Die Schilderungen dieser Lokalitäten sind meistens sehr anschaulich und

getreu; sie zeugen von scharfer Beobachtung und von regem Sinn für die Naturschönheiten, wie auch die Zeichnung der Personen von Welt- und Menschenkenntniß zeugt. Doch klebt er sowohl in den Naturschilderungen als in der Gestaltung der Personen an der äußern Wahrheit und er versteht es nicht, sie poetisch zu veredeln. Am Glücklichsten ist er in der Schilderung der wandernden Personen, welche gleichsam die Vermittelung zwischen den Einwanderern und den Ureinwohnern bilden. Wie andere Schriftsteller verweilt Gerstäcker mit Vorliebe bei den Nachtseiten des Amerikanischen Lebens. Allerdings sicherte er sich dadurch den Beifall des großen Publikums, welches nach Spannendem und Nervenaufregendem verlangt, gern von Mord und andern Gräuelthaten liest; aber diesen Beifall erwarb er sich doch auf Kosten der Wahrheit; denn wenn es auch in Amerika wie überall Schurken und Verbrecher aller Art giebt, so sind sie doch auch dort wie überall nur Ausnahmen, während man aus den Erzählungen Gerstäckers glauben könnte, sie seien daselbst in der Mehrzahl. Die Composition der meisten Romane Gerstäckers ist nicht tadellos; die Verwickelungen sind oft willkürlich und nicht glücklich gelöst. Die Darstellung ist leicht und im Ganzen gewandt, aber nicht immer klar, häufig inkorrekt und von großer Nachlässigkeit, was sich kein Schriftsteller aus Achtung für das Publikum und die Sprache erlauben sollte.

Gerstäckers erstes Werk: „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas" (Dresd. 1844. II) ist von großem Interesse und enthält eigentlich schon Alles, was er in den späteren Romanen nach einzelnen Seiten erweitert darstellte; auch mag es in Hinsicht der Darstellung, die von großer Klarheit und lebendiger Anschaulichkeit ist, am Besten sein. „Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas" (Leipz. 1846. III) gehören ebenfalls zu seinen besten Erzeugnissen. Verbrechen aller Art, vor Allem aber Pferdediebstahl zwingen die von größeren Ortschaften fern wohnenden Farmer zur Selbsthülfe, sie stiften einen Bund, die Regulatoren, welche aus ihrer Mitte Geschwornengerichte bilden, deren Urtheilsspruch sogleich vollzogen wird, wodurch sie auf einem freilich ungesetzlichen Weg dem Unwesen ein Ende machen. Die Hauptperson des Romans ist der Methodistenprediger Rawson, der durch seine heuchlerische Frömmigkeit die meisten Leute, vornämlich aber die Frauen für sich gewinnt, bis sich endlich offenbart, daß er ein Pferdedieb, Räuber und Mörder ist. Die Personen sind glücklich charakterisiert, die Naturschilderungen gelungen, die Handlung ist gut durchgeführt, doch hat der Verfasser zu augenscheinlich nach Effekt gehascht. Neben dem Grausenhaften finden sich übrigens auch einige schöne idyllische Stellen. Sehr ergötzlich sind die Jagd- und andre Lügen, die mit viel Humor erzählt werden. In Anlage und Ausführung sind „Die Flußpiraten des Mississippi" (Lp. 1848. III) den „Regulatoren" ganz ähnlich; auch in ihnen beruht das bedeutendste Motiv darin, daß die Hauptperson, der Friedensrichter Dayton, im Leben für ein Muster von Ehrlichkeit und Frömmigkeit gilt, wodurch er seine Verbrechen lange Zeit um so leichter verbirgt. Die Begebenheiten haben natürlich viel Verwandtes, da es sich vorzugsweise um Raub- und Mordgeschichten handelt, und in beiden Romanen ähnliche Verhältnisse des Waldlebens dargestellt werden. — „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale" (Lpz. 1847) sind als Roman den beiden vorigen nicht gleichzustellen; dagegen geben sie ein getreues Bild des Schicksals der Deutschen Auswanderer von ihrer Abfahrt aus Deutschland bis zu ihrer Ankunft in Nordamerika, so wie von ihren weiteren Erlebnissen, ein Gemälde, das mit Wehmuth erfüllen muß, weil man daraus ersieht, daß die Deutschen stets mit einander in Streit gerathen, wenn ihnen keine Polizei Ruhe gebietet. Von Interesse und eben so gut geschrieben als erdacht sind die kleineren Erzählungen, die unter dem Titel „Mississippi-Bilder, Licht- und Schattenseiten des transatlantischen Lebens" (Dresd. 1847. II) erschienen. — „Nach Amerika! Ein Volksbuch" (Lpz. 1855. VI) ist weniger ein Roman als eine Schilderung des Lebens in Amerika mit besonderer Rücksicht auf die Deutschen Auswanderer. Die Klarheit der Darstellung verdient nicht weniger Anerkennung als der Reichthum des Inhalts. „Gold! Ein californisches Lebensbild aus dem J. 1849" (Lpz. 1858. III) erzählt eine Reihe von Abenteuern in oft nur zu grellen Farben. Eine Frucht von Gerstäckers Aufenthalt in Südamerika sind zwei Schriften, von denen die erste unter dem Titel „Achtzehn Monate in Südamerika und dessen Deutschen Colonien" (Jena 1863. III) mehr eine Reisebeschreibung als ein Roman ist, aber durch frische und lebendige Schilderung der Zustände gefällt, die öfters mit glücklichem Humor dargestellt werden, z. B. die Schilderung der Tschitschatrinker. Die zweite unter dem Titel „Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild" (Eb. 1864. III) sollte eher als ein Deutsches Lebensbild in Brasilien bezeichnet werden, da die Personen meist Deutsche sind. Auch hier fehlt es nicht an Abenteuern aller Art, an Mordscenen, Räuber- und Diebsgeschichten, die auch der Hauptinhalt der zwei in Australien spielenden Romane sind: „Die beiden Sträflinge" (Eb. 1857. III) und „Im Busch" (Jena und Lpz. 1864. III). Wie Alles, was Gerstäcker schreibt, ist auch der Roman „Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild" abenteuerlich, aber er ist mit Geschick angelegt und in seinen Einzelnheiten gut motiviert. Von größerem culturhistorischem Werth noch ist „Tahiti. Roman aus der Südsee" (Lpz. 1854 IV). Der unglückliche Einfluß der protestantischen Missionäre auf das gutmüthige und lebensfrohe Naturvolk ist anschaulich geschildert und eben so gut der Kampf derselben mit den später auftretenden katholischen Bekehrern, ein Kampf, der zur Folge haben mußte, daß die guten Tahitier nicht mehr wußten, wo die wahren Christen zu finden seien und sich daher Viele aus Verzweiflung entschlossen, wieder zur Anbetung ihrer Götzen zurückzukehren, unter ihnen der einheimische Mi-to-na-re (Missionär), der schon vorher allerlei Bedenken gegen das Christenthum hatte,

weil man ihm versicherte, daß sein Vater und Großvater, denen er mit kindlicher Liebe zugethan war, in der Hölle braten müßten, weil sie Heiden gewesen.

Außer diesen „ethnographischen" Romanen hat Gerstäcker noch einige andere geschrieben, die, wie „Der Kunstreiter" (Lpz. 1863. III) nicht weniger abenteuerlich sind als die Amerikanischen oder Australischen. Schauerlich und nervenaufregend ist „Das alte Haus" (Lpz. 1857); auch in den „Heimlichen und unheimlichen Geschichten" (Eb. 1862. II) finden sich manche dieser Art, während andere mit vielem Humor geschrieben sind.

Aus „Die Regulatoren in Arkansas".

Als das Essen oder vielmehr das Geschirr abgeräumt war, denn das Essen verschwand spurlos, schob Bahrens den Tisch ein wenig zurück, daß die verschiedenartigen Sitze wieder in einem Halbkreis um das Kamin gerückt werden konnten, und rief dann fröhlich aus: „Nun, Gentlemen, kommt das Beste — der Stew." — „Du hast ja keine Butter?" sagte seine Frau. — „Alle Wetter, Das ist wahr — aber hallo — was brauchen wir Butter, wir haben ja Bärenfett — Wiskey und Bärenfett wird sich noch viel besser mit einander vertragen — Gentlemen, Dieß ist das Land, um drinne zu leben — es geht Nichts über Arkansas!" — „I nun, Mr. Bahrens," meinte Harper, der, als er die Vorbereitungen zu seinem Lieblingsgetränk bemerkte, aufzuthauen begann. „i nun, ich weiß doch nicht; — Missouri ist auch nicht zu verachten, ich habe lange dort gelebt; und —" — „Missouri?" rief Bahrens verwundert — „Missouri? da sei uns Gott gnädig; und das vergleichen Sie mit Arkansas?" — „Nun es grenzt doch dicht genug daran!" — „Grenzen? es ist gerade so, als ob der liebe Gott den Finger genommen, und einen Strich zwischen den beiden Staaten durchgezogen hätte, daß der eine fruchtbar und der andere unfruchtbar werden sollte — Missouri — na nu hört Alles auf; wie lange sind Sie denn eigentlich in Arkansas?" — „Etwa sechs Wochen." — „Ach, dann ist es etwas Anderes, dann wissen Sies noch nicht besser; Herr, hier ist das Land so fett, daß wir, wenn wir Lichter gießen wollen, den Docht nur in die Pfützen tauchen — es brennt eben so gut. — Wenn ein Mann in Arkansas sein Feld mit Fleiß und Aufmerksamkeit bestellt, so kann er darauf rechnen, 100 Bushel vom Acker zu ernten." — „Das wäre viel!" — „Viel, Das ist gar Nichts — wenn er sich keine Mühe mit dem Lande giebt, und den Mais nur so roh aufwachsen läßt, so bleiben ihm immer noch 75 Bushel gewiß; und wenn er gar nicht pflanzt, so — so wachsen doch noch 50 — das Land ist nicht todt zu machen!"

Harper rückte ein wenig auf dem Kasten herum, auf dem er saß, und Roberts und Curtis warfen sich verstohlene Blicke zu.

„Und was noch ein Vortheil ist," sagte Bahrens, „wir brauchen immer erst im Juni zu pflanzen, der Mais wächst so merkwürdig schnell. Denken Sie nur, im letzten Jahre hat er mir die Bohnen, die ich dazwischen gesteckt habe, mit der Wurzel aus dem Boden gezogen; — und die Kürbisse — zehn Menschen können um einen herumstehen." — „Erstaunliches Land," sagte Harper — „dann ist aber wohl Alles großartig darin, denn die Mosquitos und die Holzböcke sind noch gar nicht dagewesen." — „Alles großartig?" fuhr Bahrens, jetzt ganz auf seinem Steckenpferde, mit dem Lande zu prahlen, in dem er lebte, fort: „Alles großartig? Das will ich meinen, die Mosquitos fliegen an heißen Sommertagen so dick, daß sie oft durch den Schweiß zusammenkleben und klumpenweise aus der Luft herunterfallen. Die Holzböcke hab ich mit meinen eigenen Augen beobachtet, wie sie mit den Vorderbeinen sich an irgend einem Stück Holz aufrichteten und nach den Kuhglocken horchten, und die Flöhe gehen Abends ordentlich zu Wasser an den Fluß, wie anderes Viehzeug auch. Und was für Flüsse haben wir, der Herr sei uns gnädig — die See drängen sie mit aller Gewalt ein ganzes Stück Weges zurück, wenn sie hineinkommen." — „Sie kommen aber nicht hinein," meinte Harper. — „Kommen nicht hinein? wo gehen sie denn hin?" frug Bahrens entrüstet, — „sie verschwitzen sich wohl, he? Wo läuft denn der Petite-Jeanne hin?" — „In den Arkansas." — „Nun und der Arkansas?" — „In den Mississippi." — „Und der Mississippi?" — „In den Golf von Mexiko." — „Als ob das nicht Alles Eins wäre. — Da nehmen Sie einmal den südlichen Theil von Missouri — ist schon Jemand im südlichen Theil von Missouri gewesen?" — „Wahrscheinlich wir Alle" — erwiderte Roberts. — „Auch an Elevenpointsriver oben? — Gentlemen, ich will nicht übertreiben, aber dort wars so felsig, daß wir die Schafe bei den Hinterbeinen einzeln aufheben mußten, damit sie nur zwischen den scharfen Steinen das Bischen Gras herausholen konnten; die Wölfe wurden so mager und schwach, daß sie sich an einen Baum lehnten, wenn sie heulen wollten. Nun seh Einer den Unterschied zwischen Missouri und Arkansas. — Was fiengen wir zum Beispiel im Winter an, wo wir Nichts für das arme Viehzeug zu fressen hatten? nun? rathen Sie einmal." — „Ließt es doch wol im Walde herumlaufen?" frug Curtis. — „Was hätte ihm denn Das für Nutzen gebracht? Das möcht ich wissen. Der Boden war ja so dürr, daß nicht einmal Rinde auf den Büschen und Bäumen wuchs — nein, ich fiel auf ein ganz anderes Mittel. Ihr kennt Tom, Roberts, der später in aller Eile eine Geschäftsreise nach Texas machen mußte — i — der große Tom, erinnert Euch doch nur, er war so lang, daß er jedesmal niederknieen mußte, wenn er sich auf dem Kopfe kratzen wollte. — Gut — Der war früher einmal, in Philadelphia glaub ich, Mechanicus gewesen, und hatte noch eine Menge Handwerkszeug mitgebracht; — Der mußte mir eine Partie großer, grüner Brillen anfertigen, die setzt' ich den Kühen auf, gab ihnen Hobelspähne zu fressen, und verdammt will ich sein, wenn sies nicht für Gras fraßen und fett wurden." — „Gott sei uns gnädig!" rief Harper. — „Da haben wirs hier besser," fuhr Bahrens entzückt fort, „hier sitzen wir gewissermaßen im Moos drin, und die Jagd —" — „Hallo!" rief Harper jetzt dazwischen, „auf die laß ich, was Missouri anbetrifft, Nichts kommen. Die kann nirgends besser sein." — „Besser sein?" lachte Bahrens höhnisch — „besser? wenn ein Bär hier nur drei Zoll Fett auf dem Rücken hat, heißt er mager. — Die Hirsche —" — „fängt man bei den Beinen!" lachte Roberts. Bahrens sah ihn verwundert an, und Harper schnitt ein außerordentlich freundliches Gesicht. — „Nun Roberts, das müßt Ihr selber sagen," fuhr Bahrens fort — „aber Betsy, das Wasser kocht; nun brau das Getränk, mein Mädchen, du weißt, wie wir es gern haben — das müßt Ihr selber eingestehn, Roberts, im Jagen thut mirs Keiner gleich hier. Kleines Wild schieß ich gar nicht mehr, da hab ich so meine eigenen Manieren, Das zu fangen!" — „Wie bei uns die Jungen!" sagte Harper, „die fangen auch die Kaninchen in Fallen." — „Fallen?" lächelte Bahrens verächtlich, „da brauchts auch noch Fallen dazu. — Kommt nach Arkansas, wenn Ihr etwas lernen wollt. Liegt ein Bischen Schnee, dann geh ich hinaus in den Wald, nur weit genug, daß ich das Haus nicht mehr sehen kann —" — „Das ist nicht weit" — meinte Curtis. — „Gut — dort steck ich kleine Stücken rothe Rüben in den Schnee und streue Schnupftabak drauf — Morgens liegen die Kanin-

chen todt daneben." — „Fressen sie denn den Schnupftabak?" frug der Krämer verwundert. — „Fressen? nein sie riechen dran und niesen so stark, daß sie sich den Hals brechen." — „Bei dem Halsbrechen," sagte Harper, „fällt mir ein, wie ichs neulich einer Eule machte. Die Canaille hatte mir drei Nächte hinter einander jede Nacht ein Huhn fortgeholt, und ich war immer vergebens hinausgeschlichen. Endlich am vierten Tage kommt sie Morgens früh, es regnete ein wenig, ans Haus geflogen. Ich merkt' es gleich an den Hühnern, die flatterten so sonderbar hin und her. Schnell griff ich nach der Büchse und lief hinaus, fand auch bald, daß die Eule in einem kleinen, dicht belaubten Hickory sitze, ich konnte aber nur den Kopf von ihr sehen, und da ich sie nicht gleich todtschießen, sondern den Hunden auch noch einen Spaß lassen wollte, so gieng ich im Kreise umher, um eine passende Stelle zum Schießen auszusuchen. Ueberall saßen aber die Blätter gleich dicht, und die Eule guckte mich indessen mit ihren großen, rollenden Glotzaugen fest an. Drei Mal war ich auf diese Art, mit der Büchse im Anschlag, um den Baum herumgegangen, als auf Einmal etwas in den Zweigen raschelte, und die Eule herunterkam. Hol mich der Böse, wenn sie sich nicht dadurch, daß sie mich immer im Auge behielt, ganz in Gedanken den Kopf abgedreht hatte." — „Das ist keine Kunst!" rief Bahrens, der nicht daran dachte, die Wahrheit der Erzählung zu bezweifeln, „wie ich noch ein junger Bursche war, konnt ichs mit jedem Truthahn im Rennen aufnehmen, und wenn er zu fliegen anfieng, und stieg nicht zu hoch, so hatt ich ihn gewiß." — „Was Laufen anbetrifft," meinte Harper, — „so hätt ich gewünscht, daß Sie meinen Bruder gesehen hätten, wenn er hinter Rebhühnern her war!" — „Sie wollen uns doch wohl nicht etwa hier erzählen, daß er Rebhühner im Fliegen gefangen hätte!" rief Bahrens erschrocken aufspringend. — „Nein," sagte Harper, „das nicht, aber verdammt will ich sein, wenn er nicht bei jedem Sprunge eine Hand voll Federn aus dem Schwanze riß."

Adalbert Stifter.

Wenn Oesterreich auch spät in die Literaturbewegung eintrat, so hat es dagegen schnell eine bedeutende Stelle in derselben eingenommen, bedeutend namentlich dadurch, daß die Oesterreichischen Dichter zum Theil einen eigenthümlichen Ton anschlugen, der sich von dem der nordischen Dichter wesentlich unterschied, da die poetischen Erzeugnisse der Letztern aus- und durchgebildet sind, und von männlicher Reife zeugen, während die der Oesterreicher im Ganzen einen jugendlichen, man möchte beinahe sagen, jungfräulichen Charakter haben, von welchem noch eine schöne und reiche Entwickelung zu hoffen ist. Dieser eigenthümliche, naiv jugendliche Charakter tritt ganz vorzüglich in den Werken des Dichters hervor, zu dem wir jetzt übergehen.

Adalbert Stifter, geb. am 23. Oktober 1805 zu Oberplan im südlichen Böhmen, wo sein Vater das Gewerbe eines Leinenwebers betrieb, hielt sich als Knabe meist in der freien Natur auf, auch half er die Kühe hüten. Früh schon zeigte er lebhaftes Interesse für Märchen und das Puppentheater. Seine Lehrer erkannten bald seine ungewöhnliche Begabung und riethen seinem Vater, ihn studieren zu lassen. Da Dieser im J. 1817 plötzlich starb, nahm sich ein Oheim des Knaben an und brachte ihn in die lateinische Schule der Benedictinerabtei Kremsmünster, wo er an seinem Lehrer Placidius Hall einen väterlichen Freund fand. Dort entstanden seine ersten dichterischen Versuche, unter welchen ihm ein Gedicht über die Gründung der Abtei durch Thassilo großen Beifall erwarb. Auch zeigte er schon entschiedenes Talent für Landschaftsmalerei. Im J. 1826 bezog er die Hochschule zu Wien, um die Rechtswissenschaft zu studieren, gab jedoch diese bald auf, um sich dem Studium der Geschichte, der Philosophie und Naturwissenschaften zu widmen, in seinen Mußestunden malte er mit wachsendem Eifer vorzugsweise Landschaften. Da er sich für eine Professur der Naturwissenschaften vorbereiten wollte, blieb er nach Ablauf der Universitätszeit noch in Wien; er ertheilte Unterricht, namentlich in Mathematik und Physik, wodurch er mit bedeutenden Familien der hohen Aristokratie in Verbindung kam. Im J. 1848 gieng er nach Linz, wo er 1849 den Ruf als Schulrath und Inspektor der Gymnasien von Wien und Unteröstereich erhielt, den er jedoch ablehnte, dagegen die Stelle eines Volksschulinspektors für Oberösterreich annahm. Im J. 1867 wurde er wegen zunehmender Kränklichkeit in Ruhestand versetzt und er lebte von da an bis zu seinem Tode seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten, der Malerei und Blumenpflege. Er starb am 28. Januar 1868.

Wer von Stifters Leben und Beschäftigungen Nichts wüßte, müßte doch bei Durchlesung seiner Schriften die Ueberzeugung gewinnen, daß er ein Maler und zwar ein Landschaftsmaler, zugleich aber auch ein Naturforscher sei. Denn nur ein Naturforscher kennt das mannigfaltige Leben der Natur so genau, nur ein Maler kann deren äußere Erscheinungen so sicher auffassen, aber er wird sogleich zur weiteren Ueberzeugung gelangen, daß nur ein Dichter die Resultate der wissenschaftlichen Forschung des Naturforschers, der künstlerischen Beobachtung des Malers so schildern konnte, wie er es gethan. Daß er die Natur zugleich mit dem Auge des Forschers und Malers betrachtet, bedingt die Eigenthümlichkeit seiner Schilderungen. Während andere Dichter nur einzelne Erscheinungen des Naturlebens auffangen und sie zu einem Gesammtbild zu vereinigen suchen, ohne daß es ihnen gelingt, läßt Stifter alle, auch die kleinsten Züge vor unsern Augen erstehen, und er weiß sie so lebendig zu gestalten, so künstlerisch zu ordnen, daß sich aus ihnen ein anschauliches Ganzes entwickelt. Der Hauptreiz seiner Schilderungen liegt in der Naivetät, die Alles sieht, Alles merkwürdig findet, Alles mit Liebe, mit großer Treue und Frische beschreibt. Dieses liebevolle und wohlbegründete Eingehen in die kleinsten Einzelnheiten des Naturlebens hat ihn aber verleitet, in eben derselben Weise bei Darstellung seiner Personen zu verfahren. Er läßt auch nicht die geringste Bewegung nicht nur des Körpers, sondern jedes einzelnen Gliedes unerwähnt, jede wird genau beschrieben, der Grund derselben angegeben und auch wohl deren Wirkung bemerkt. So wird er ausführlich berichten, daß, wenn irgend Jemand aus seinem Zimmer in den Garten geht, er sich vom Schreibpult erhebt, dasselbe verschließt, den Schlüssel abzieht und ihn in die Tasche steckt, den Schlafrock auszieht und ihn im Schranke aufhängt, aus welchem er einen andern Rock nimmt und anzieht, worauf er die Zimmerthür öffnet, und sie wieder schließt, nachdem er aus dem Zimmer gegangen, daß er sodann die Treppe hinabsteigt und durch den Hof geht, um zum Garten zu gelangen u. s. w. Dieß ist allerdings, wenn man will, ganz homerisch, aber, wenn sich ähnliches Detail immer wiederholt, muß es am Ende lästig fallen, wenn es auch Anfangs überraschen und sogar angenehm berühren mochte. Aber wenn man bei solchen Stellen geneigt sein möchte, das Buch wegzulegen, so wird man doch durch das Folgende wieder so gefesselt, daß man den Widerwillen schnell vergißt, den jene Stellen erregten. Eine weitere Eigenthümlichkeit des Dichters, die mit der eben bemerkten zusammenhängt, ist die Ruhe und Behaglichkeit seiner Darstellung, eine Ruhe, die auch seine Personen charakterisiert, welche selbst in den leidenschaftlichsten Stimmungen den äußern Gleichmuth nicht verlieren, daher sie auch im Ganzen, namentlich aber in solchen Stimmungen wenig sprechen. Wenn sie auch dadurch eine gewisse Gleichförmigkeit erhalten, so sind sie doch immer charakteristisch aufgefaßt; er versteht es, in meist wenigen Zügen ein vollständiges Bild derselben zu geben und ihre Seelenzustände meisterhaft zu zeichnen. Er entwickelt hiebei eine liebenswürdige Tiefe des Gemüths, doch ist er von weicher Sentimentalität durchaus frei, wie er zwar gläubig und fromm, aber keineswegs kirchlich befangen ist. Seine edle Natur spiegelt sich in der durchweg sittlichen Haltung seiner Darstellungen. Stifter ist reich an schönen und tiefen Gedanken, doch berühren diese selten oder nie die „brennenden" Fragen der Gegenwart. Man hat ihn öfters mit Jean Paul verglichen, und allerdings ist Dieser auch nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben; doch hat er ihn keineswegs wie so viel Andere in der Darstellungsweise nachgeahmt, vielmehr hat ihn Jean Paul, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, geistig befruchtet. Stifters Sprache unterscheidet sich wesentlich von der Sprache Jean Pauls; sie ist im Ganzen einfach, bestimmt und klar, stets überlegt, würdig und gebildet, nur zuweilen dialektisch gefärbt, doch dadurch niemals störend.

Eine vornehme Dame, deren Namen wir leider nicht kennen und Prokesch von Osten machten zuerst auf Stifters Talent aufmerksam; durch ihre Vermittelung wurden seine ersten Versuche in die „Iris" und in die „Wiener Zeitschrift" aufgenommen, und sie fanden sogleich großen Beifall, so daß er schon bald darauf eine Sammlung derselben veranstalten konnte. Dieser Erfolg war um so überraschender, als er in seinen „Studien" (Pesth 1844—1850. VI, 8. Aufl. 1870. III), der herrschenden Vorliebe für das Spannende und Aufregende nicht entgegenkam — nur der „Condor" trägt einigermaßen diesen Charakter, worin er die Luftfahrt einer vornehmen Jungfrau schildert. Die einzelnen Stücke der „Studien" sind meist ohne bedeutende Handlung; es scheint oft, als ob die darin auftretenden Personen nur um des Schauplatzes Willen, den er beschreibt, eingeführt wären; doch weiß er für dieselben immer Interesse zu erregen. Außer dem schon erwähnten „Condor" verdienen noch folgende Erzählungen hervorgehoben zu werden. „Der Hochwald", der in den österreichisch-böhmischen Gebirgen während des dreißigjährigen Krieges spielt, lehnt sich an eine Reihe von trefflichen Landschaftsschilderungen; die Geschichte ist nicht ohne Mannigfaltigkeit, die Charakteristik, besonders die der beiden Schwestern meisterhaft. „Die Mappe meines Urgroßvaters" ist eine einfache Geschichte, bietet aber, abgesehen von der lebensvollen Zeichnung der Personen und Zustände ein stets wachsendes Interesse. Im „Abdias" hat der Dichter einen neuen Hiob mit meisterhafter Kunst geschildert. Abdias ist ein Jude, der mit andern Stammgenossen in den Ruinen einer alten Stadt in der Wüste verborgen lebt, von dort einen ausgebreiteten Handel nach entfernten Gegenden treibt und großen Reichthum erwirbt. Als er einst von einer weiten Handelsreise zurückkehrte, wurde seine verborgene Wohnung von räuberischen Beduinen entdeckt, die Alles raubten und verwüsteten. Sie raubten sogar das Lager, auf welchem seine Frau eben von einem Mädchen entbunden worden war. Ihm selbst, der eben dazu kam, wurde Alles geraubt, was er bei sich trug und da er sich wehrte, wurde er unbarmherzig niedergeschlagen. Seine Frau starb bald darauf;

seine Stammesgenossen, die ihn bis dahin wegen seines Reichthums verehrt und seinen Befehlen blindlings gehorcht hatten, verachten ihn jetzt als einen von Gott Heimgesuchten und mißhandeln ihn. Da eine Höhlung, in welche er Geld und Juwelen verborgen hatte, von den Räubern nicht entdeckt worden war, entschließt er sich, das Land zu verlassen und nach Europa zu ziehen, wo er Ruhe zu finden hofft. Er kauft in einem abgelegenen Thale ein Landgut, läßt eine Wohnung bauen und lebt dort mit seiner kleinen Tochter zufrieden und glücklich, bis er entdeckt, daß das Kind blind ist. Dieselbe erhält zwar, als sie schon herangewachsen war, in Folge eines Blitzes, der in ihrer Nähe eingeschlagen hatte, das Augenlicht wieder, aber nach einiger Zeit wurde sie, als sie mit ihrem Vater auf dem Felde unter einem Dach von Garben vor einem Gewitter Schutz gesucht hatte, von einem Blitze erschlagen. Und Abdias führte von da an ein trauriges einsames Leben, bis er im hohen Alter starb. „Der Hagestolz", worin der Dichter eine meisterhafte Schilderung des Elends giebt, in welchem der Hagestolz sein liebeleeres Leben in der selbstgewählten schrecklichen Oede hinbringt, ist von ungemeiner Tiefe und Wahrheit der poetischen Auffassung und wirkt durch den versöhnenden Schluß, da der Unglückliche sich wieder menschlichen Gefühlen zuwendet, äußerst wohlthätig.

Weit weniger glücklich als die Studien, sind die „Bunten Steine" (Pesth 1852. II), eine Reihe von Erzählungen, in welchen die Handlung meist gar zu bedeutungslos ist. „Der Nachsommer" (Eb. 1857 III) bietet die Vorzüge und Mängel seiner Darstellungsweise in erhöhtem Maße. Er verliert sich darin gar zu sehr in die kleinlichste Detailmalerei, wobei er sogar Aehnliches, ja sogar das Nämliche häufig wiederholt, und überhaupt in eine endlose Breite verfällt; und doch weiß er immer wieder zu fesseln. In diesem Roman tritt uns ganz besonders die ruhige Gelassenheit der Darstellung entgegen, die wir schon oben als einen Charakterzug des Dichters bezeichnet haben. Das Ganze ist von tief sittlichem Gehalt, und enthält einen großen Reichthum an geistvollen Erörterungen über Kunst im Allgemeinen, sowie über die einzelnen Künste insbesondere, über Landwirthschaft, Gartenbau, Blumenzucht und Naturwissenschaften, die alle von tiefer Einsicht und gründlicher Kenntniß zeugen. In „Witiko" (Pesth 1865) versuchte sich Stifter im historischen Roman, aber nicht sehr glücklich, da er in dem nämlichen Ton gehalten ist, wie seine idyllischen Gemälde, wodurch ein unauflöslicher Widerspruch zwischen Form und Inhalt entsteht. Der historische Roman, der vor Allem Bewegung und fortschreitende Entwickelung verlangt, kann diese gemüthliche, beschauliche Darstellungsweise nicht vertragen. Einzelnes ist übrigens auch hier von großer Schönheit, z. B. die Schilderung des Zusammentreffens Witikos mit Herrn Heinrich, bei welcher Gelegenheit er eine meisterhafte Schilderung deutscher Sitte und deutschen Familienlebens im Gegensatz zu dem der Czechen giebt.

Aus „Abdias".

Ditha war beinahe völlig herangewachsen — ein schlankes Mädchen mit blühenden Gliedern, die sich auszubilden versprachen, und eine große Schönheit zu hoffen berechtigten. Abdias war während seiner Krankheit nicht zu ihr in ihr Zimmer gekommen; aber auch sie war in dieser Zeit nicht gesund gewesen: ein seltsames Zittern war an ihren Gliedern, das öfter verschwand, öfter kam und anhielt, zu verschiedenen Zeiten erschien, und namentlich, wenn heiße, dunstige Tage waren. Der Arzt konnte es nicht recht erkennen, und sagte, es sei von dem Wachsen, weil sie in letzter Zeit ganz vorzüglich in die Höhe gegangen sei, und sich die Glieder wider Vermögen gedehnt hätten. Bis sie sich voller rundeten, würden die Erscheinungen verschwinden. Abdias war in den Tagen der Wiedergenesung, wo man schon in den Zimmern und in den Grenzen des Hauses herumgehen kann, aber noch nicht weiter fort, und seinen Beschäftigungen nicht nachzukommen vermag. Als er in diesem Zustande eines Tages auf seiner Stube saß, und mit Rechnungen und Entwürfen beschäftigt war, insbesondere darüber nachdachte, wie er es beginnen müsse, um die Zeit, die er jetzt krank war, herein zu bringen, daß es im ganzen Verlaufe nicht zum Nachtheile wäre, geschah es, daß ein Gewitter heraufzog. Er achtete nicht weiter darauf, da die Gewitter, die er hier erlebt hatte, sich nicht von Ferne an Heftigkeit und Stärke mit denen vergleichen ließen, die er in der Wüstenstadt und sonst in Afrika gesehen hatte. Aber mit Einem Male, wie er wieder so rechnete, und da der Regen noch kaum leise auf die Dächer niederträufelte, geschah ein schmetternder Schlag, von Feuer begleitet, das das ganze Haus in einen blendenden Schein setzte. Abdias erkannte augenblicklich, daß der Blitz in sein Haus gefahren sei. Sein erster Gedanke war Ditha. Obgleich in den Gliedern noch ermüdet, eilte er sogleich in ihr Zimmer. Der Blitz war durch dasselbe gegangen, er hatte die Decke und den Boden durchgeschlagen, daß dicker Staub in der Stube war, er hatte die eisernen Drähte des Käfigs, in dem das Schwarzkehlchen war, dessen Singen Ditha so erfreute, niedergeschmolzen, ohne den Vogel zu verletzen; denn derselbe saß gesund auf seinen Sprossen — auch Ditha war unbeschädigt; denn sie saß aufrecht in ihrem Bette, in das sie sich gelegt hatte, weil sie heute ganz besonders mit dem Zittern behaftet gewesen war. Abdias, der gewitterkundige Wüstenbewohner, sah Das alles mit einem Blicke, er stieß nun schnell ein Fenster auf, um den heftigen, widrigen Phosphorgeruch zu verscheuchen, dann sah er gegen Ditha — und wie er genau hinblickte, bemerkte er, daß eine fürchterliche Erregung auf ihrem Antlitze lag, wie Entsetzen, wie Todesschreck. Als er näher gieng, um zu sehen, wie es sei, kreischte sie, als drohte sich ein Ungeheuer über sie zu legen, und sie regte die Hände wie abwehrend entgegen — es war das erste Mal, daß sie die Hände nach etwas geradezu ausstreckte. — — Eine wahnsinnige Vermuthung stieg in Abdias auf: er rannte nach dem Heerde, auf welchem man eben ein Feuer hatte, riß einen glühenden Stumpf heraus, lief in Dithas Zimmer und schwang ihn vor ihren Augen. Sie aber that wieder einen Schrei, arbeitete dann heftig mit den Gesichtszügen, als wollte sie etwas beginnen, was sie nicht konnte — endlich, als hätte sie es plötzlich gefunden, regten sich mit einmal ihre Augen im Haupte, indem sie den funkelnden Kreisen des Feuerbrandes folgten. Der Arzt war nicht anwesend. Abdias rannte nach dem Hauswächter und sagte, er gäbe ihm hundert Goldstücke, wenn er reite, was ein Pferd zu rennen vermöge, und den Arzt bringe. Der Wächter zog ein Pferd aus dem Stalle, sattelte es in Schnelligkeit, und ritt davon. Abdias sah ihm von einem Fenster aus, das er schnell aufgerissen hatte, zu. Indessen der Mann das Pferd sattelte,

hatte Abdias die Eingebung gehabt, alle Fensterbalken in Dithas Zimmer zuzumachen, und noch dazu die Vorhänge herabzulassen, damit die Augen vorerst in der ihnen holden Finsterniß blieben, und von dem plötzlich eindringenden Lichte nicht verletzt würden. Als er Dieses gethan hatte, wobei Ditha immer stille gewesen war, hatte er, wie wir oben sagten, das Fenster des Ganges aufgerissen, um dem abreitenden Boten zuzusehen, dann gieng er leise wieder in ihr Zimmer zu ihrem Bette, setzte sich zu ihr, und fieng über eine Weile zu reden an. Die Stimme war das Gewisseste, was sie an ihm kannte, und sie übte nach und nach ihren gewöhnlichen Einfluß aus. Das geschreckte Kind beruhigte sich nach einiger Zeit und in der Finsterniß vergaß es gemach den furchtbar herrlichen Sturm des ersten Sehens. Nach mehreren Augenblicken fieng es sogar selber zu reden an, und erzählte ihm von fernen bohrenden Klängen, die da gewesen, von schneidenden, stummen, aufrechten Tönen, die in dem Zimmer gestanden seien. Er antwortete ihr auf Alles, und sagte recht freundliche Worte der Liebe. Bisweilen, wenn ein kurzer Stillstand des Gespräches war, stand er auf, rang in der Finsterniß die Hände über seinem Haupte, oder er krampfte sie in einander, wie man in Holz oder Eisen knirscht, um die innere Erregung abzuleiten. Dann setzte er sich doch wieder zu dem Bette, und blieb längere Zeit sitzen, indem er sich mehr und mehr beruhigen lernte. Ditha, welche zu der Stimme noch ein anderes Merkmal hinzugeben wollte, faßte nach seinen Händen, und als sie dieselben hatte, streichelte sie darüber hin, um sich zu überzeugen, daß er es wirklich sei, den sie habe. Er blieb nun ganz bei ihr sitzen, und sie fieng nach und nach an, die gewöhnlichen Dinge, wie sie bei ihr alle Tage vorkamen, zu reden. Sie schien hiebei immer müder zu werden, insbesondere, da sie ihm auf sein Befragen erzählte, daß das Zittern ganz aufgehört habe, was recht gut sei. Nach einer Weile sagte sie gar Nichts mehr, nachdem sie noch einige zutrauliche unzusammenhängende Worte geredet hatte, richtete ihr Köpfchen auf dem Kissen zurecht, und es schlossen sich im Schlafe die Augenlider über die neuen gerade erst bekommenen und von ihr noch nicht gekannten Juwelen. Abdias löste, als sie ruhig schlief, sachte seine Hand aus der ihrigen, und gieng in den Garten hinaus, um zu schauen, wie denn jetzt der Tag draußen beschaffen wäre. Es war Abend. Dasselbe Gewitter, welches Ditha sehend gemacht hatte, hatte ihm mit Hagel das Hausdach und seinen Nachbarn die Ernte zerschlagen — er aber hatte davon Nichts gemerkt. Jetzt, da er im nassen Grase stand, war Alles vorüber. Die Gegend war sehr stille, die Sonne gieng eben im tiefen Abend unter, und spannte im Morgen, wohin eben das Gewitter hinauszog, einen weiten schimmernden Regenbogen über den ganzen dunkeln Grund desselben.

Nach Mitternacht kam endlich der ersehnte Arzt. Er hielt es aber nicht für gut, das sanft schlummernde Mädchen zu wecken, sondern ordnete an, daß die Untersuchung erst bei Tageslichte zu geschehen habe. Er billigte übrigens, was Abdias gethan hatte.

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, wurde Dithas Zimmer nur insoweit gelichtet, daß man den Versuch mit ihr anstelle, ob sie sehe oder nicht; denn ihr das volle Licht zu geben, hielt man für schädlich. Der Versuch war kurz, und der Arzt erklärte, daß sie sehe. Man beschloß nun, daß das Zimmer, das sie nicht verlassen durfte, nur allmählig gelichtet werde, damit sie sich an die Gegenstände, die nach und nach hervortauchten, gewöhne, und das Auge durch allzu großen und ungewohnten Lichtreiz nicht erkranke. Man sagte ihr, sie sei unwohl, und müsse das Zimmer hüten, aber die Krankheit würde bald vorübergehen, und dann würde sie mit ihren Augen sehen. Sie wußte nicht, was Sehen sei, aber sie blieb geduldig auf ihrem kleinen Sessel sitzen, lehnte das Haupt auf die Lehne desselben zurück, und hatte einen grünen Schirm über den Augen, den sie blos griff. Eine Verhüllung nach der andern wurde von den Fenstern zurückgethan, ein Raum kam nach und nach um sie zum Vorscheine, sie wußte aber nicht, was es sei — die Fensterbalken wurden allgemach gelichtet — endlich wurden die letzten Vorhänge der Fenster emporgehoben — und die ganze große Erde und der ungeheure Himmel schlug in das winzig kleine Auge hinein. — — Sie aber wußte nicht, daß Das alles nicht sie sei, sondern ein anderes außer ihr Befindliches, das sie zum Theile bisher gegriffen habe, und das sie auch ganz greifen könnte, wenn sie nur durch die Räume in unendlich vielen Tagen dahin zu gelangen vermöchte.

Abdias fieng nun an, Ditha sehen zu lehren. Er nahm sie bei der Hand, daß sie fühle, daß Das dieselbe Hand sei, die sie so oft an der ihrigen im Zimmer oder im Garten herumgeführt hatte. Er hob sie von dem kleinen Sessel empor. Der Arzt und die drei Diener des Hauses standen dabei. Er führte sie einen Schritt von dem Sessel weg, dann ließ er sie die Lehne greifen, die ihr so lieb geworden war, dann die Seitenarme des Stuhles, die Füße, und Anderes — und sagte, Das sei ihr Sessel, auf dem sie immer gerne gesessen sei, dann hob er den Schemel empor, und ließ sie ihn fühlen, und sagte, hierauf habe sie die Füße gehabt. Dann ließ er sie ihre eigene Hand, ihren Arm, die Spitze ihres Fußes sehen — er gab ihr den Stab, dessen sie sich gerne zum Fühlen bedient hatte, ließ sie ihn nehmen, und die Finger sichtbar um ihn herum schlingen — er ließ sie sein Gewand greifen, gab ihr ein Stückchen Leinwand, führte ihre Hand darüber hin, und sagte, Das sei das Linnen, welches sie so liebe und gerne befühlt habe. Dann setzte er sie wieder in den Sessel zurück, kauerte vor sie hin, zeigte mit den Zeigefingern seiner Hände auf seine Augen, und sagte, das seien die Dinge, mit denen sie nun Alles, was um sie herum sei, sehe, wenn auch hundert Arme, an einander gefügt, zu kurz seien, es zu greifen. Er ließ sie die Augenlider schließen und mit ihren Fingern die durch sie verhüllten Aepfel greifen. Sie kannte sie — that aber die Finger schnell weg und öffnete die Lider wieder. Er wies ihr nun, da sie saß, alle Dinge des Zimmers, die sie sehr gut kannte, und sagte ihr, wie sie dieselben gebraucht habe. Um ihr dann den Raum zu weisen, führte er das widerstrebende Mädchen, weil es anzustoßen fürchtete, durch das Zimmer zu den verschiedenen Gegenständen, von einem zu dem andern, und zeigte, wie man Zeit brauche, um zu jedem zu gelangen, obgleich sie alle auf Ein Mal in dem Auge seien. Er blieb den ganzen Tag bei ihr auf dem Zimmer. Die äußern Gegenstände des Gartens und der Fluren wollte er ihr noch nicht zeigen, damit sie nicht mit zu viel auf Einmal überladen werde, und es ihr schade. Beim Essen zeigte er ihr die Speisen, nannte ihr den Löffel; denn Messer und Gabel hatte sie bisher nie gehandhabt, und sie fuhr eben so ungeschickt zum Munde, wie sie es gethan, da sie noch blind gewesen war.

Am Abende dieses Tages hatte das Kind ein bedeutend heftiges Fieber, man brachte es zu Bett.

Als es immer dunkler geworden, und endlich die Nacht hereingebrochen war, meinte das Kind, es sei wieder blind geworden, und sagte es dem Vater. Dieser aber antwortete ihm, Das sei die Nacht, wo, wie sie es wissen müsse, sich bisher immer Alle zu Bette gelegt hatten, um zu schlafen, weil das Tageslicht, bei dem allein die Augen sehen, vergangen sei, und erst nach einiger Zeit wiederkommen würde, während welcher sich die Augen schließen, und die Menschen schlummern. Daß sie aber nicht blind sei, könne er ihr gleich zeigen. Er zündete eine große Lampe an, und stellte sie auf den Tisch. Sofort zeigten sich wieder alle Gegenstände, aber anders als bei Tage, grell hervortretend und von tiefen und breiten Schatten unterbrochen. Die Flamme der Lampe erinnerte Ditha an den Blitz, und sie sagte, ein solcher Hauch sei bei ihr gewesen, als es gestern so gekracht

habe, und der Vater dann zu ihrem Bette so hereingestürzt sei. Abdias löschte die Lampe wieder aus, setzte sich zu ihrem Bette, nahm sie bei der Hand, wie in den Tagen der Blindheit und redete mit ihr, bis sie wie gewöhnlich, entschlummerte.

Als sie am andern Tage ruhig und gestärkt erwachte, und die Dinge im Zimmer schon mit viel mehr Fassung betrachtete, als gestern, ließ er sie ankleiden, und da gegen die Hälfte des Vormittags hin der Thau auf den Gräsern vergangen war, führte er sie in den Garten, und nicht nur in den Garten, sondern auch in das Freie hinaus, in das Thal. Er zeigte ihr hier den Himmel, das unendliche tiefe Blau, in dem die silbernen Länder, die Wolken, schwammen, und sagte ihr, Das sei blau, Das weiß. Dann zeigte er auf die Erde, wie die sanfte weiche Wiege des Thales so von ihnen hinausgieng, und sagte, Das sei das Land, auf dem sie wandeln, das Weiche unter ihren Füßen sei das grüne Gras, das Blendende, das ihre Augen nicht vertrügen, und das noch einschneidender sei, als gestern die Lampe, sei die Sonne, die Lampe des Tages, die nach dem Schlummer immer komme, den Tag mache, und den Augen die Kraft gebe, Alles sehen zu können. Dann führte er sie in den Hof zu dem Brunnen, zog vor ihren Augen an dem Metallknopfe, daß der Strahl hervorschoß, und zeigte ihr das ihr so merkwürdige Wasser, und ließ sie von der hellen, krystallenen, frischen Flut einen Trunk thun, den er mit einem Glase schöpfte. Er zeigte ihr am Tage hinüber die Bäume, die Blumen, er erklärte ihr die Farben, was namentlich ein ganz Neues für sie war, und was sie beim Nachsagen nicht nur durch einander warf, sondern auch ganz unrichtig anwendete, insbesondere wenn Farben und Klänge zugleich sich in ihrem Haupte drängten. Zwischen den Gräsern waren oft Thierchen, die er ihr zeigte, und wenn ein Vogel durch die Luft strich, suchte er ihre Augen auf ihn hinzulenken. Auch das Gehen mußte er ihr erst beibringen und angewöhnen, wenn sie so von dem Garten weg auf den Anger des öden Thals hinauswandelten; denn sie griff den Boden gleichsam mit den Fühlfäden ihrer Füße, und getraute sich nicht die Spitze schnell und sicher vor sich auf das Gras zu setzen, weil sie nicht wußte, wie groß oder klein der Abgrund zwischen diesem und dem nächsten Tritte sei, wodurch es kam, daß sie jetzt im Sehen weit unsicherer gieng, als früher in der Blindheit; denn da hatte sie den Fuß jederzeit im Bewußtsein des festen Bodens, den sie bisher immer gegriffen, vorwärts gestellt, und hatte nicht gewußt, welche ungeheure Menge von Gegenständen auf dem nächsten Schritte liege. Ditha hatte an Allem, was sie sah, Freude, schaute immer herum, und bewunderte insbesondere das Haus, in dem sie wohnten, das einzige, merkwürdigste Ding dieser Art, das sie auf dem öden Grunde des Grases erblickte. Sie wollte beinahe nicht in die Stube gehen, daß sie das Blau des Himmels, das ihr besonders gefiel, und das lange immer fortgehende Grün des Grundes nicht verliere. Sie schaute in Einem fort, und begriff nicht, wie ihr ein Baum, ein Stück Mauer des Gartens, oder ein flatternder Zipfel des Gewandes ihres Vaters gleich einen so großen Theil der Welt nehmen könne, und wie sie mit der kleinen Hand, wenn sie sie unter die Stirne lege, gleich Alles, Alles bedecke.

Der Abend kam wie am vorigen Tage mit Erschöpfung in seinem Geleite, und der Vater schläferte die Tochter wie gestern ein, um morgen in dem begonnenen Geschäfte fortzufahren.

Gustav Karl Otto von Struensee.

G. v Struensee

Am 13. Dezember 1803 zu Greifenberg in Pommern geboren, kam Gustav Karl Otto von Struensee als dreizehnjähriger Knabe nach Köln, wo sein Vater Polizeipräsident geworden war. Dort vollendete er seine Gymnasialstudien und besuchte von 1823 bis 1826 zum Studium der Rechtswissenschaft die Universitäten Bonn und Berlin. Im J. 1831 wurde er Regierungsassessor und 1834 Regierungsrath in Coblenz, wo er mit Ausnahme von fünf Jahren, die er in Arnsberg zubrachte, vierzehn Jahre blieb. Im J. 1845 wurde er zum Oberregierungsrath in Breslau ernannt, aus welcher Stellung er auf seinen Wunsch mit ehrenvoller Anerkennung seiner Dienste entlassen wurde. Im J. 1863 war er Mitglied des aufgelösten Hauses der Abgeordneten, in welchem er zur Fraction Grabow der liberalen Partei gehörte. Er st. in Breslau 29. Sept. 1875.

Struensees erste Romane, die er unter dem Namen Gustav vom See herausgab, zeugen von gebildetem Geschmack, großer Reife des Urtheils (er war schon beinahe 40 Jahre alt, als er zuerst auftrat), doch lassen sie die Bedeutung nicht erkennen, zu welcher er sich in den späteren erhob, obgleich schon „Das Pfarrhaus zu Aardal. Eine norwegische Novelle" (Arolsen 1842), und „Egon" (Lpz. 1843. III) von Talent in Erfindung und Verknüpfung der Begebenheiten, so wie lebendiger und fließender Darstellung zeugen. Von größerem Werth war schon „Rancé" (Lpz. 1845. III), in wel-

chem er die Geschichte des bekannten Stifters des Trappistenordens erzählt. Allein es ist dieser Roman bei seinen sehr glücklichen Einzelnheiten als Ganzes schon deßwegen verfehlt, daß der Held nur als Mittel erscheint, das Liebesverhältniß zwischen Cäcilie und Otto von Windeck zu entwickeln. Auch die „Belagerung von Rheinfels (1693—1697). Geschichtlicher Roman" (Lpz. 1850. II) leidet an demselben Fehler; doch ist darin der verderbliche Einfluß des Jesuitismus sowohl auf öffentliche als auf Privatverhältnisse mit Glück gezeichnet. Erst in den „Egoisten" (Lpz. 1853. IV) trat Struensees bedeutendes Talent in seinem ganzen Umfang hervor, und er gehört mit diesem und den meisten der spätern Romane zu den vorzüglichsten Erscheinungen im Gebiete der Romanliteratur. Es muß vor Allem des Dichters künstlerische Mäßigung, worin ihm wenige Romandichter gleich kommen, anerkannt werden. Seine glücklichen Erfindungen werden durch die eben so glückliche Composition gehoben; er hascht nie nach Effekt, und doch bringt er stets die lebhafteste Wirkung hervor. Die Zahl seiner Personen ist immer beschränkt, was den Vortheil gewährt, daß er diesen größere Aufmerksamkeit schenken kann, und so erscheinen nicht bloß die Hauptpersonen, sondern auch die untergeordneten in lebendiger Gestaltung. Alle sind tief psychologisch aufgefaßt und dargestellt, aber er erreicht Dieß dadurch, daß er ihren Charakter aus ihren Handlungen und Reden hervortreten läßt; nie nimmt er seine Zuflucht zu psychologischen Erläuterungen. Seine Darstellung ist ungezwungen und lebhaft; die Gespräche behandelt er mit der größten Kunst, und er weiß durch sie die Eigenthümlichkeiten und Seelenzustände der Personen auf das Anschaulichste darzustellen. In allen seinen Romanen spricht sich eine edle, milde, menschenfreundliche Gesinnung aus; die politischen und socialen Verhältnisse behandelt er mit Ruhe und Klarheit, er zeichnet die Beamtenaristokratie mit scharfen Zügen, doch nie erscheint in der Behandlung dieser Verhältnisse eine unkünstlerische Tendenz, sondern ihre Erwähnung ist stets eine nothwendige Folge der Begebenheiten und Zustände. Eben so ungesucht ist der Humor, der seine Darstellung oft auf das Angenehmste belebt, und der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, besteht darin, daß er zu oft prologartige Bemerkungen einflicht, besonders in den Uebergängen der Kapitel, und daß diese Bemerkungen meist immer nur das Nämliche besagen, was den Eindruck nothwendig schwächt. Die „Egoisten", in denen wir alle die angegebenen Vorzüge und wenigen Mängel finden, bieten eine Reihe von Charakteren, die mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens entwickelt sind; alle sind mit der lebendigsten Individualität geschildert, und wenn auch in einigen die Farben dick aufgetragen zu sein scheinen, wie bei dem Doctor Brunner, dem Baron von Schilsing, der Tante Angelika, so ergiebt sich doch bei näherer Prüfung, daß sie dennoch von der größten Naturwahrheit sind. Die Fabel ist reich an Begebenheiten, es sind dieselben jedoch so glücklich verbunden, daß stets die klarste Uebersichtlichkeit bewahrt wird. Die dargestellten Begebenheiten sind hie und da ungewöhnlich, aber sie streifen nie an das Unmögliche, vielmehr erhalten sie durch die treffliche Motivierung den Charakter der höchsten Wahrscheinlichkeit. — Der Roman „Vor fünfzig Jahren" (Bresl. 1859. III), der zur Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege spielt, ist in seinen historischen Theilen zu breit. Von hohem Werth ist der folgende: „Zwei gnädige Frauen" (Eb. 1860. III), dessen Composition Nichts zu wünschen übrig läßt. Die Entwickelung ist durchgängig auf das Vortrefflichste motiviert; es ist jede Begebenheit nothwendige Folge und Wirkung einer vorhergehenden, wie jede auch der Grund einer nachfolgenden ist. Da ist nichts Willkürliches, Nichts wird dem Zufall unterschoben, und selbst der Kinderraub hat für jene Zeit (die Geschichte fällt während des siebenjährigen Krieges vor) durchaus nichts Unwahrscheinliches, wie denn die Cultur- und Sittenzustände treu gezeichnet sind. Der Krieg bildet den Hintergrund, und obgleich die historischen Personen unsere vollste Theilnahme erregen, vor Allen Friedrich II., so bleiben sie doch billig nur Nebenpersonen. Von großer Kunst zeugen die Schilderungen kriegerischer Verhältnisse, z. B. die meisterhafte Schilderung der Schlacht bei Kunersdorf. — Vielleicht das gelungenste Werk des Dichters ist „Herz und Welt" (Bresl. 1862. III). Schon der Anfang, der mit köstlichem Humor das frische Studentenleben schildert, zeichnet die zwei Hauptpersonen mit plastischer Anschaulichkeit und führt uns bald darauf zwei andere Hauptgestalten mit eben so großem Glücke vor. Alle übrigen, welche früher oder später erscheinen, sind nur von mehr oder weniger untergeordneter Bedeutung, sie treten aber Nichts desto weniger in kräftiger Individualität hervor. Alle haben, wenn wir sie kennen lernen, einen schon ausgesprochenen Charakter, nur die vier Hauptpersonen sind noch in ihrer Entwickelung begriffen. Die männlichen, Hilden und Corbach, sind Studenten, die weiblichen noch Kinder; aber auch in diesen spricht sich schon, wenn auch nur in einzelnen Zügen, die charakteristische Eigenthümlichkeit aus, deren fortschreitende Entwickelung zu den größten Schönheiten des Romans gehört. Wir sehen, wie der Keim, der in den jugendlichen Seelen lag, allmählig sich entwickelt und die Charaktere durch die gut erfundenen und glücklich motivierten Begebenheiten zur entschiedensten Bestimmtheit gelangen. Eine der glücklichsten Figuren ist der mit einem Wartegeld von acht Thalern monatlich aus dem Dienst entlassene Lieutenant Wilberg, der der armen alles Schutzes beraubten, von dem Schwindler Hohenbach schmählich hintergangenen Ellinor in allen Lagen ihres unglücklichen Daseins folgt, sie unterstützt und tröstet, bis er sie endlich dem Geliebten vermählt. Es ist dem Dichter gelungen, den trefflichen Mann, dessen Schwächen er nicht verhehlt, so lebendig wahr zu zeichnen, daß er unsere vollste Theilnahme und Achtung gewinnt.*)

*) Zum Verständniß des unten mitgetheilten Abschnitts diene Folgendes: Corbachs und Hildens ehemaliger Freund Hohenbach hatte Corbachs Vater durch seine Schwindeleien an den Rand des Verderbens gebracht und mit des Freundes Schwester ein schändliches Spiel getrieben. Als er mit jener

Aus „Herz und Welt".

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen;
Zu dem Kampf ist die Faust geballt.
Denn ich sehe das Haupt der Medusen,
Meines Feindes verhaßte Gestalt.
Schiller.

Um dieselbe Zeit, als ein unruhiger Schlummer die Augen der Präsidentin schloß, erhob sich Corbach von seinem Schreibtisch, an welchem er die wenigen Stunden der Nacht zugebracht hatte. Obgleich das Tageslicht bereits längst das Zimmer erhellte, so brannte auf dem Tische doch noch immer die Lampe — er hatte vergessen sie auszulöschen. Er versiegelte jetzt die Briefe, von denen Einer an seinen Vater, ein anderer an seine Mutter, ein dritter — der längste — an Ellinor, und der Letzte endlich an Hilden gerichtet war. In den Umschlag, welcher seines Freundes Adresse erhielt, siegelte er die andern Briefe mit ein.

Nachdem er mit diesem Geschäfte zu Ende war, blickte er nach der Uhr, schien verwundert, daß es schon halb Fünf sei, steckte die Briefe in die Brusttasche, nahm Hut und Mantel und gieng. Nach kurzer Zeit trat er zu Hilden ins Zimmer, wo er Wilberg bereits fand, man wartete auf ihn mit dem Frühstück.

„Georg," empfieng ihn Dieser sichtlich erschreckt, „wie siehst Du blaß aus — Du darfst Dich heute morgen nicht schießen."

„Nicht schießen?" sagte Corbach, indem eine plötzliche Röthe sein Gesicht überflog, „keine Macht der Erde würde mich abhalten, es zu thun!"

„Georg, Georg, was ist Dir? Was hast Du?"

„Was ich habe? — Ich habe die Verpflichtung, Dich um Verzeihung zu bitten, daß ich so lange gegen Dich, meinen besten Freund, geschwiegen — aber es war nothwendig, es war die Erfüllung eines heilig gegebenen Versprechens — jetzt ist Das vorüber, und jetzt muß ich Dir sagen, daß — ich seit vier Monaten mit Ellinor verheirathet bin."

„Georg! Georg!" rief Hilden, „solltest Du wirklich ernsthaft krank sein?"

„Nein, nein, mein guter Paul," erwiederte Corbach mit einem schmerzlichen Lächeln, „ich bin, Gott sei Dank, vollkommen gesund. Ellinor ist meine Frau, mein liebes, braves, geliebtes Weib — nicht wahr, Wilberg? Bestätige es ihm doch!"

Der Kleine stand sprachlos, es währte längere Zeit, ehe er ein Wort der Erwiederung finden konnte. „Aber was ist denn vorgefallen?" sagte er dann, „wie ist es möglich? Warum?"

„Ihr sollt Das alles später erfahren — ich habe dafür gesorgt. Hier Paul," fuhr er fort, „hier ist ein Packet für Dich, öffne es, wenn ich heute nicht mehr zurückkehren sollte, Du wirst meine letzte Bitte dann erfüllen, die Briefe an meine Eltern und an sie selbst abgeben, und Alles, was in Deinen Kräften steht, thue, um ihr eine sorgenfreie Zukunft zu sichern," setzte er wehmüthig hinzu.

„Aber Georg, ich verstehe Dich nicht mehr — Du sagtest doch selbst — und jetzt diese unheimlichen Vorbereitungen — was beabsichtigst Du — erkläre Dich — was bedeutet Dies alles?"

„Was es bedeutet?" fuhr Corbach mit flammenden Blicken auf, „es bedeutet, daß ich diesen Buben züchtigen will, so lange noch ein Funken von Leben in mir ist, ihn, der es gewagt hat, sie auf die nichtswürdigste Weise zu verläumden!"

„Ach, Corbach, Corbach," rief Wilberg, indem er seine Hand ergriff, „hast Du auch bedacht, daß sie sterben wird, wenn Du getödtet würdest?"

„Ich habe Alles bedacht, Freund," erwiederte Corbach wieder ruhig, „Alles, und gerade, weil ich es bedacht habe, werde ich so handeln, wie es geschehen wird. Wenn Ihr Beide mich liebt, so redet jetzt nicht weiter, fragt mich nichts mehr, auch Du nicht, Paul, Du wirst ja Alles erfahren — so oder so; — sondern bedenkt, daß es ohnehin schwer für mich ist, mir Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren. — Ich sehe, der Kaffee ist fertig — so laßt uns frühstücken — es ist nicht gut, sich nüchtern zu schlagen."

Die beiden Freunde erkannten, daß bei Corbachs festem Willen und Charakter eine Aenderung seines einmal gefaßten Entschlusses nicht zu erwarten stand, und fügten sich daher schweigend, obgleich Hildens Lippen sich mehrmals zu einer Frage öffnen wollten, und der Kleine völlig rath- und trostlos da saß.

„Ich danke Euch," sagte Corbach, „ich danke Euch, daß Ihr so rücksichtsvoll gegen mich seid — es geht für jetzt nicht anders, Herzens-Paul, wirklich und wahrhaftig nicht — Du glaubst mir Das?"

„Gewiß, gewiß — aber — aber Du kannst mir, Deinem Secundanten, doch sagen, wie Du die Sache eigentlich behandelt haben willst?"

„Bist Du darüber noch im Zweifel? Ich glaube es kaum — mit Ernst, mit dem vollsten, unbeugsamen Ernst — bis ans Ende!"

„Und das Ende?"

„Das Ende wird das Ende Eines von uns Beiden sein."

„Steht es so? O, bedenke, bedenke, Georg!"

„Es ist Zeit — laßt uns fahren," erwiederte Corbach, aufstehend.

„Wir müssen noch den Arzt erwarten, der Verabredung gemäß wird er mit uns fahren," sagte Hilden bewegt.

„Dort kommt der Wagen," bemerkte Corbach, ans Fenster tretend, „es sitzt ein Herr darin. Nimm die Pistolen, Paul, und was dazu gehört, ich hoffe, es ist Alles in guter Ordnung, und nun fort, damit man nicht auf uns wartet."

Es war ein heller, klarer, etwas kühler Morgen, als die vier Personen in einem verdeckten Wagen rasch den waldbewachsenen Höhen zufuhren, welche sich in der Entfernung einer Meile längs dem Rheine hinziehen. Die Saatfelder begannen bereits sich gelb zu färben, die Lerchen stiegen daraus empor, ihr Morgenlied aus dem blauen Himmel herabschmetternd, und auf den Wiesen, an welchen sie vorüberfuhren, sah man die ankommenden Schnitter und Schnitterinnen sich vorbereiten zu der heiteren Beschäftigung der Heuernte.

Man sprach im Ganzen wenig und sehr Allgemeines, und als man ein Dorf hinter sich gelassen, erhielt der Kutscher die Weisung, einen Nebenweg einzuschlagen und nach dem ihm wohlbekannten Buchenhölzchen zu fahren. Es gieng langsam auf einem steinigen Wege bergan; nach einer Viertelstunde erreichten sie jedoch den gewünschten Ort, der Wagen blieb auf einem freien Platze im Walde halten, und die vier Personen stiegen aus und giengen weiter bis zu einem Abhange, von wo man die Straße wieder übersehen konnte.

„Sie sind noch nicht hier," sagte Corbach, sich ungeduldig umsehend — „sollten wir uns vergeblich bemüht haben?"

Eine schwache Hoffnung, daß dieß der Fall sein könnte, dämmerte in Hilden und Wilberg auf, sie schwand jedoch bald, als der Arzt, auf einen rasch sich auf der Chaussee bewegenden Punkt deutend, bemerkte, er glaube, daß sie dort kämen.

Aller Blicke wandten sich dahin.

„Welch lächerliche Renommage," bemerkte Corbach, „sie

---

einst zufällig zusammentraf, und sich auf unverschämte Weise an sie drängte, hatte ihn Corbach so verächtlich behandelt, daß er sich genöthigt sah, ihn zu fordern. Um sich zu rächen, hatte er Ellinor, dieselbe, die er als schutzloses Kind an eine Kunstreitergesellschaft verkauft hatte, und die später Corbachs Gattin geworden war, auf die niederträchtigste Weise vermittelst eines anonymen Zettels an die Präsidentin verläumdet, bei welcher sich Ellinor aufhielt. Die mitgetheilte Stelle schildert den Zweikampf.

kommen in des Grafen halsbrechendem, hochräderigem Gig, in welchem ein gesunder Mensch nur mit Anstrengung sitzen kann, geschweige denn — doch ich freue mich, daß sie kommen!"

Das rasche Fuhrwerk verschwand in dem Dorfe, sie giengen auf den verabredeten Sammelplatz, auf welchem bald darauf das Gig ebenfalls erschien.

Nicht ohne einige Mühe gelangte Hohenbach daraus auf den Boden, während der Graf von Nauen leicht herabsprang, dann den kleinen und schmalen Sitz öffnete und einen eleganten Pistolenkasten daraus entnahm.

Man begrüßte sich förmlich und gieng dann tiefer in den Wald hinein.

Der Arzt war etwas zurückgeblieben.

Als man auf einem geeigneten Platz unter hohen Buchen angekommen war, trat Corbach und Hohenbach, Jeder auf eine Seite zurück, während Hilden, Wilberg und der Graf von Nauen zusammenstanden, um die Pistolen zu untersuchen.

„Ich schlage vor, daß wir darum losen," bemerkte der Graf, „ob Ihre oder meine Pistolen genommen werden sollen."

„Ich bemerkte Ihnen bereits, daß die Ihrigen mit Stechern versehen sind, und daß Dieß gegen die Regeln des Duells ist."

„Es kommt ganz darauf an, wie man diese Regeln vorher festsetzt," erwiederte der Graf lächelnd.

„Allgemein feststehende Regeln unterliegen niemals einer Abänderung, es sei denn, daß man die Absicht habe" —

„Ich wähle die Pistolen des Herrn Grafen," rief Corbach hinüber, der das laut geführte Gespräch gehört hatte.

Hohenbach wurde sichtlich bleich.

„Also wir nehmen meine Pistolen," sagte der Graf, „da es der Herr Assessor ausdrücklich wünscht. Wollen Sie laden?"

„Da es Ihre Pistolen sind, so laden Sie in meiner Gegenwart."

Das Geschäft wurde vorgenommen, und das leise Klirren und Aufstoßen des Ladestocks hallte unheimlich durch den stillen Wald.

„Schreiten wir jetzt die Entfernung ab!"

Man machte eine Linie in den Boden, schritt fünf Schritte ab, machte wieder eine Linie, eine dritte nach weitern fünf Schritten und eine vierte, nachdem man nochmals fünf Schritte gegangen war.

Die Entfernung, in welcher die Gegner aufgestellt waren, betrug sonach fünfzehn Schritt, der Verabredung gemäß hatte Jeder das Recht, nach einem gegebenen Zeichen beliebig zu schießen, auch vorher fünf Schritte zu avancieren. Wer seinen Schuß abgegeben hatte, mußte stehen bleiben, jedoch auf Verlangen seines Gegners bis zu dem nach seiner Seite befindlichen mittelsten Striche — der Barriere — vorgehen und dort den Schuß des Gegners erwarten.

Wilberg wurde als Unparteiischer verpflichtet, er sollte durch das Fallenlassen eines emporgehaltenen Schnupftuches das Zeichen zum Beginn des Duells geben. Dann losten die Secundanten um die geladenen Pistolen und Hilden überreichte die eine seinem Freunde, der Graf die andere Hohenbach.

Mit einem schmerzlichen und zugleich angsterfüllten Blick auf Corbach, der ruhig, aber mit einem haßerfüllten Ausdruck auf seinen Gegner sah, hatte sich Hilden dieser peinlichen Pflicht entledigt. Beide Secundanten waren zurückgetreten und Wilberg hielt das Tuch noch immer in der erhobenen zitternden Hand.

„Zögere nicht länger," flüsterte Hilden, „es kann nur Nachtheil bringen."

Das Tuch fiel, und beide Gegner hoben ihre Waffen. Hohenbach blieb stehen, während Corbach zielend langsam einige Schritte vorgieng.

Angstvoll und mit der höchsten Spannung hiengen die Augen seiner Freunde an Corbachs hoher Gestalt — dann fielen beide Schüsse fast zu gleicher Zeit, und ihr lauter Knall unterbrach plötzlich dröhnend die tiefe lautlose Stille des Waldes.

Hohenbach machte eine rasche Bewegung mit dem Kopfe, und Corbach zuckte leicht zusammen.

„Bist Du verwundet, Georg?" flüsterte Hilden, indem er rasch zu ihm herantrat, „Dein Rock ist zerschossen — hier, hier an der Brust."

„Es ist Nichts — Nichts — ich fühle es — laß es gut sein, Paul, es ist wirklich Nichts. — Sollte ich wirklich vorbeigeschossen haben?" setzte er mit einem zornflammenden Blick auf Hohenbach hinzu — „es ist mir völlig unbegreiflich!"

„Du bist verwundet, Georg, ich rufe den Arzt — Dein Hemde ist blutig" —

„Ich sage Dir, daß es Nichts ist — überzeuge Dich, und beeile Dich, daß die Sache ihren Fortgang nimmt."

Die Kugel war unter der rechten Brust eingedrungen, hatte die Kleider durchbohrt, und nur an einer Stelle die äußere Haut gestreift.

„Du hast Recht, Georg," sagte Hilden mit einem tiefen, erleichterten Athemzuge, „es ist, Gott sei Dank, nur eine leichte Schramme — Hohenbach scheint ebenfalls unverletzt zu sein, vielleicht nimmt Alles noch ein gutes Ende."

Corbachs Kugel war Hohenbach so nahe am Korfe vorbeigegangen, daß er unwillkürlich damit gezuckt hatte. Er stand jetzt mit dem Grafen zusammen, und sie sprachen leise und sehr angelegentlich mit einander. Der Graf schien mit Dem, was Hohenbach sagte, nicht einverstanden, seine Miene wurde immer spöttischer, und er zuckte mehrmals mit den Schultern, als Hohenbach mit Bestimmtheit Etwas wiederholte.

Dann trat er von ihm zurück und auf Hilden zu, der ihm entgegen gieng.

„Ist der Herr Assessor verwundet?" fragte er lächelnd.

„Nein, die Kugel hat nur oberflächlich die Haut gestreift."

„So wäre ja Alles ohne besonderen Unfall abgegangen, und wir haben Nichts als eine Morgenspazierfahrt gemacht, denn Herr von Hohenbach hält seiner Ehre für genug gethan," setzte er spöttisch hinzu, „wenn der Herr Assessor die Erklärung wiederholt, daß er nicht die Absicht gehabt habe, Herrn von Hohenbach durch sein Benehmen zu beleidigen."

„Ich glaube, Dieß im Namen meines Freundes thun zu können," erwiederte Hilden erfreut.

„Ich müßte es von ihm selbst hören."

Beide traten jetzt, von Wilberg gefolgt, zu Corbach heran, und Hilden setzte ihn von Hohenbachs Entschluß in Kenntniß.

„Laden!" sagte Corbach kalt, indem sein Auge mit dem Ausdruck des Hasses fest auf Hohenbach gerichtet blieb; „laden!" wiederholte er, „ich habe diesem Menschen durchaus Nichts mehr zu erklären!"

„Aber, Georg! Corbach!" riefen Hilden und Wilberg bestürzt — „es ist ja Alles geschehen, was" —

„Laden!" rief Corbach so laut, daß es Hohenbach hören konnte; „oder bedarf es dazu vielleicht noch einer Wiederholung der Beleidigung?"

„Durchaus nicht," bemerkte der Graf wieder lächelnd, „Sie haben die Güte gehabt, Ihre Willensmeinung sehr bestimmt zu erkennen zu geben."

Er gieng, nachdem er diese Worte gesprochen, zu Hohenbach zurück, um die abgeschossene Pistole in Empfang zu nehmen.

„Lade meine Pistole mit diesem Papier, Paul," sagte Corbach mit vor Aufregung bebender Stimme, indem er den zerknitterten, jetzt von seinem Blute theilweise gerö-

theten Brief an die Präsidentin aus der Brusttasche hervorriß, „lade damit, ich will es so — wir werden dann sehen, ob es eine Vorsehung giebt!“

Hilden sowohl als Wilberg erkannten, daß jeder weitere Versuch zu einer gütlichen Beilegung vergeblich sein würde — und Hilden that, wie ihm Corbach befohlen, er lud die Pistole, indem er sowohl das Pulver als die Kugel mit jenem Papier aufsetzte.

Die beiden Gegner standen sich zum zweiten Male gegenüber, und Wilbergs bebender Hand entsank abermals das verhängnißvolle Tuch.

Während Hohenbach wiederum zielend stehen blieb, trat Corbach rasch zwei Schritte vor, zielte einen Augenblick und schoß.

Hohenbach ließ die gehobene Pistole sinken, griff mit der linken Hand krampfhaft nach dem Kopfe, taumelte zurück und hielt sich nur mühsam und schwankend aufrecht.

Der Graf sprang auf ihn zu und unterstützte ihn. Einzelne Blutstropfen träufelten über Hohenbachs Gesicht.

„An die Barriere,“ rief er, indem er die Pistole wieder hob.

Corbach trat sofort bis dicht an die bezeichnete Linie.

„Führen Sie mich an die Barriere — unterstützen Sie mich, ich kann nicht allein gehen.“

Der Graf war im Begriff, diesem Verlangen zu entsprechen, als Hilden sich ihm in den Weg stellte.

„Halt!“ rief er, „Das ist gegen jede Regel des Duells! Wenn Herr von Hohenbach noch schießen will, so muß er Dieß ohne jede Unterstützung seines Secundanten thun — ich werde sonst immer vor der Mündung seiner Pistole stehen!“

„So beeilen Sie sich,“ flüsterte der Graf, „Sie möchten sehr bald nicht mehr im Stande dazu sein — zielen Sie ruhig — nur Einen Augenblick.“

Er ließ Hohenbach los, der sichtlich schwankte und Hilden trat zurück.

Hohenbach machte einen Versuch, vorzugehen — er mochte fühlen, daß ihm Dieß unmöglich sei, und erhob die Pistole, welche unsicher in seiner zitternden Hand hin und her wankte. — Der Schuß fiel — Corbach stand unversehrt, und Hohenbach sank nun mit einem schwachen Aufschrei zu Boden.

Otto Müller.

Otto Müller

Otto Müller, geb. am 1. Juni 1818 zu Schotten am Vogelsberg, besuchte die Gymnasien von Büdingen und Darmstadt, widmete sich dann auf den Wunsch seiner Familie der kameralistischen Laufbahn, gab dieselbe jedoch bald wieder auf, um eine Stelle an der Darmstädter Hofbibliothek anzunehmen, mit welcher er später die Stelle eines Bibliothekars des Prinzen Karl von Hessen verband. Im J. 1843 übernahm er die Redaktion des „Frankfurter Conversationsblattes“, das unter seiner Leitung zu großer Blüthe gelangte. Seine rege Theilnahme an dem großartigen Aufschwung des Deutschen Volkes im J. 1848 veranlaßte ihn, die Redaktion des „Mannheimer Journals“ zu übernehmen, welche er im Sinn der Gagernschen Partei führte. Nach dem Verlust seiner Gattin, einer gebornen Fritze aus Bremen, deren Zuneigung er sich durch seinen Roman „Bürger“ gewonnen hatte, begab er sich 1852 in diese Stadt, wo er im Hause seines Schwiegervaters verweilte, bis er Anfangs 1854 nach Frankfurt zurückkehrte, wo er die Leitung der „Deutschen Bibliothek“, einer Sammlung Deutscher Originalromane übernahm, von der er jedoch nach einiger Zeit zurücktrat und die ästhetische Wochenschrift „Frankfurter Museum“ gründete. Im J. 1856 verheirathete er sich mit einer Schwester seiner verstorbenen Gattin und übersiedelte nach Stuttgart, wo er noch jetzt lebt.

Otto Müllers Dichtungen zeugen von ernstem Bestreben und erfreulichem Fortschritt; denn ob er gleich eine gewisse Breite, namentlich in den Reflexionen und zumeist in den psychologischen Details nie überwunden hat, so wird das epische Element doch immer kräftiger. Seine Darstellung ist im Ganzen edel und würdig, hie und da begegnen jedoch Ausdrücke und Wendungen, die als geschmacklos bezeichnet werden müssen, und die recht unangenehm wirken, wenn sie in pathetischen Stellen erscheinen. Seine erste Arbeit, „Der Frühlingspark“ (Frf. 1837. II) mit seinen schaurigen Erzählungen erwähnen wir nur der Vollständigkeit wegen. Von weitaus größerer Bedeutung ist „Bürger. Ein deutsches Dichterleben“ (Ff. 1845), durch welchen O. Müller zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zog. Zwar ist die Wahl des Stoffs nicht glücklich, denn wenn schon die Form der Biographie bedenklich ist, wenn diese Form noch größeres Bedenken

hervorrufen muß, wenn der Held des Romans ein Dichter ist, dessen Leben gewöhnlich keine bedeutenden Verhältnisse darbietet; so muß die Wahl gerade dieses Dichters als vorzugsweise unglücklich bezeichnet werden, da die wichtigsten Umstände seines Lebens von der Art sind, daß sie entschiedenen Widerwillen gegen ihn erregen müssen. Allerdings hat der Verfasser Bürgers bekanntes Verhältniß zu seiner Schwägerin Molly, welches den frühen Tod seiner edlen Gattin herbeiführte, so behandelt, daß das Widrige nicht in seiner ganzen Nacktheit erschien, doch konnte er es nicht so ganz verbergen, daß es seine empörende Wirkung auf das sittliche Gefühl verloren hätte. Da sich aber der Verfasser zugleich bemühte, Interesse und Theilnahme für den unglücklichen Dichter zu erwecken, so mußte in der Behandlung ein Widerspruch entstehen, der ein reines Wohlgefallen nicht aufkommen ließ. Bei der Armuth des Stoffes sah sich ferner der Verfasser gezwungen, Situationen und Personen einzuführen, die auf die Entwickelung von keinem Einfluß sind, daher störend eingreifen. Zu loben ist zwar, daß er nicht das ganze Leben des Dichters behandelte, sondern die Erzählung erst mit dem Tag beginnt, wo Bürger seine erste Hochzeit feiert; dagegen ist das Entstehen und Wachsen seiner Liebe zu Molly nicht gehörig entwickelt. Der höchste Werth der Dichtung beruht auf den psychologischen Ausführungen, denen nur eine allzu große Breite eingeräumt ist, bei welcher sich mancherlei Wiederholungen einschleichen mußten. So ist auch einzelnes Detail ganz vortrefflich, unter Anderm die Charakteristik der Leute, mit denen Bürger umgehen mußte und deren Gemeinheit sein sonst schon freudenloses Leben trübte und verbitterte. Besonders glücklich ist der Pedantismus der Göttinger Gelehrten geschildert, die keine Ahnung von Dem hatten, was ein poetisches Genie ist. Auch „Die Mediatisierten" (Fz. 1848. II) sind noch mit Reflexionen überfüllt, die mit der Handlung in keinem oder nur sehr lockerem Zusammenhang stehen. Sie sind allerdings geist- und gehaltvoll, aber erscheinen schon deswegen ungeeignet, weil sie meist Ideen und Betrachtungen des Dichters, nicht aber der handelnden Personen enthalten. Auch hat es oft den Anschein, als ob der Dichter manche Betrachtungen, die er bei irgend einer Gelegenheit oder in Folge einer besonderen Stimmung auf einzelne Blätter geschrieben, um mit Jean Paul zu reden, aus dem Zettelkasten gezogen und willkürlich eingeschoben hätte. Der Titel des Romans entspricht dem Inhalte nicht, denn wenn auch von einem mediatisierten Grafen die Rede ist, so tritt dieses Verhältniß doch nur in sehr untergeordneter Weise und immer nur sehr vorübergehend hervor. Bei allem Streben nach psychologischer Entwickelung ist diese doch nicht immer befriedigend; unter Anderem ist die düstere Ahnung der Heldin Walburg von ihrem nahen Untergang nicht hinlänglich motiviert und liegt überhaupt nicht in ihrem Charakter. Wie in „Bürger" sind einzelne Personen überflüssig, wozu z. B. die Einführung Marlinens, die dann plötzlich verschwindet? Auch der Schluß ist nicht glücklich, da Walburg und Jost durch ein ganz zufälliges Naturereigniß umkommen, während Alles vorbereitet war, um eine glückliche Lösung herbeizuführen. Mit größerem Recht als der eben besprochene Roman hätte der im nämlichen Jahre erschienene „Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848" (Bremen 1851. III) den Titel „Die Mediatisierten" erhalten können, denn in diesem nehmen diese Halb- oder Dreiviertelssouveraine, wenn auch nicht die erste, doch eine sehr gewichtige und einflußreiche Stelle ein, und zwar nicht bloß in Bezug auf den Helden, sondern auch in Bezug auf die Zeitverhältnisse, welche den Hintergrund des Romans bilden. Es wird in diesem nämlich die Geschichte eines Gutsbesitzers im Odenwald erzählt, der halb gegen seinen Willen in die Bauernaufstände des Jahres 1848 verwickelt wurde, die in Folge des furchtbaren Druckes begannen, unter welchem diese armen Bauern schmachteten, weil sie zweien Herren gehorchen mußten, dem Landesfürsten und dem mediatisierten Standesherrn, der seine „Unterthanen" noch ärger bedrückte als Jener, weil er zeigen wollte, daß er auch noch souveraine Rechte gerettet habe. Die politischen Verhältnisse sind mit Geschick und der geschichtlichen Wahrheit gemäß dargestellt; die damaligen Ideen über Deutschlands Zukunft und Aufgabe, über Revolution und Freiheit sind glücklich wiedergegeben, nur ist auch hier zu große Breite zu tadeln. Die hohe Aristokratie einerseits und die Odenwälder Bauern andrerseits sind vortrefflich geschildert, wie denn überhaupt die Darstellung frisch und lebendig ist. In Anlage und Ausführung werden die früheren Romane von diesem weit übertroffen, der schon gleich Anfangs das lebendigste Interesse erregt; doch könnte es scheinen, daß es dem Dichter an Erfindungsgabe mangelt, weil er manche bedeutende Züge und Motive aus den „Mediatisierten" wiederholt. In Beiden sind verborgene Höhlen von dem größten Einfluß auf die Entwickelung; in Beiden sind Hauptpersonen Söhne von mediatisierten Grafen, nur mit dem Unterschied, daß Georg Volker der Sprößling einer rechtmäßigen, jedoch nicht anerkannten Ehe, Jost dagegen außer der Ehe erzeugt worden ist; in beiden Romanen werden diese Söhne von ihren Vätern anerkannt, als es für sie zu spät ist. Doch würde man dem Dichter Unrecht thun, wenn man ihm deshalb Erfindungsgabe absprechen wollte, da selbst dieser Roman durch die reiche Mannigfaltigkeit von Begebenheiten und Zuständen von derselben ein glänzendes Zeugniß giebt. Mit großer Kunst sind die Personen gestaltet. In Georg Volker und seinem Freunde Germanos hat er zwei Seiten des Nationalcharakters der Deutschen auf das Vortrefflichste zur Anschauung gebracht. Georg Volker mit seiner eben so feinen als gründlichen Bildung und tüchtigen Gesinnung repräsentiert die Unentschlossenheit und Rathlosigkeit, die vorzugsweise den gebildeten Ständen so oft mit Recht vorgeworfen wurde; Germanos ist dagegen der echteste Repräsentant der Deutschen Jünglinge mit ihrer Schwärmerei, die sie nicht zur Ueberlegung der Verhältnisse kommen läßt. Nicht weniger trefflich ist der alte Hauptmann von Bärenhorst aufgefaßt, der mit seiner Sonderbarkeit ganz aus dem Leben gegriffen ist,

so wie der mediatisierte Graf von Nollenburg und dessen Gattin mit ihrer aristokratischen Herzlosigkeit. Auch die weiblichen Charaktere sind mit psychologischer Wahrheit dargestellt, die edle Gräfin Eugenie, die „Drei Lilien", die liebenswürdige Annli, die ihre Abkunft von Zigeunern nicht ganz verläugnen konnte. Etwas kühn ist die Einführung des großen Historikers Schlosser, denn der Geheimrath, der in Heidelberg die Geschichte vorträgt, kann Niemand anders sein. Uebrigens ist er mit großer Liebe und Wahrheit charakterisiert. — Eben so meisterhaft sind die Charaktere und Seelenzustände im Roman „Der Tannenschütz" (Bremen 1852) entwickelt, worin die alte Geschichte von Romeo und Julia in neuem Gewand und neuen Verhältnissen dargestellt wird. Das Lokal ist eine Dorfgemeinde, die Personen sind Bauern; der Haß der beiden Väter einerseits und die Liebe der beiden Kinder, die zum Verderben Aller ausfällt, ist mit ergreifender Wärme dargestellt. — In „Charlotte Ackermann" (Ff. 1854) kehrte O. Müller zum biographischen Roman zurück, worin er aber verständiger Weise nicht wie in „Bürger" das ganze Leben, sondern nur die letzten Lebensjahre der Künstlerin darstellte. Mit „Bürger" verglichen, zeugt dieser Roman von einem außerordentlichen Fortschritt, indem die Charaktere nicht in Betrachtungen des Dichters, sondern durch ihre eigenen Reden und Handlungen zur Erscheinung gelangen. Zunächst ist die Heldin mit großer Meisterschaft gezeichnet. Noch ehe sie uns als Künstlerin entgegentritt, lernen wir ihr herrliches Gemüth kennen, durch welches sie sich mancherlei Verlegenheiten bereitet, die zuletzt aber zur Vergrößerung ihres Ruhmes beitragen. Mit lebendiger Anschaulichkeit wird die Größe ihres Talents dargestellt, die sich gleichsam vor unsern Augen zur reichsten Blüthe entfaltet, bis es durch den dämonischen Einfluß eines verstockten Wüstlings, des Majors von Sylburg, zu dem sie eine leidenschaftliche Liebe faßt, vollständig gebrochen wird. Die Entwickelung dieser Leidenschaft ist äußerst glücklich geschildert, wir sehen, wie die herrliche Jungfrau, die Anfangs einen Widerwillen gegen den Major hatte, nach und nach durch dessen klug berechnetes Benehmen von ihm angezogen wird, wir sehen, wie sie immer tiefer in die Schlingen geräth, die ihr der Wüstling legt, wie selbst die Ihrigen immer mehr dazu beitragen, ihre Verblendung zu steigern, indem sie sie von derselben heilen wollen, weil sie es nicht verstehen, ihr Vertrauen zu gewinnen, während es der Major mit teuflischer Gewandtheit zu erobern und festzuhalten weiß, selbst als er sie in die Wohnung des Lasters führt, was sie bei ihrer kindlichen Unschuld nicht einmal bemerkt. So geht sie im festen Glauben an die edle Gesinnung des Elenden immer entschiedener ihrem Verderben entgegen, das uns um so mehr rührt, als gerade dadurch ihre Trefflichkeit immer lebendiger hervortritt. Ihr Talent verachtend, da sie die Kunst als einen Abfall vom Leben, als eine trügerische Darstellung desselben ansieht, mit den Ihrigen zerfallen, die sie mit Härte behandeln, an einem glücklichen Ausgang ihrer Liebe verzweifelnd, nimmt ihre Körperkraft um so mehr ab, als ihre geistige Aufregung zunimmt, und wir müssen uns freuen, daß ein unglücklicher Sturz ihren Tod befördert. Mit eben der großen Meisterschaft ist des Majors Verworfenheit und seine Kunst geschildert, unschuldige und vertrauensvolle Herzen zu umstricken und ruchlos mit ihnen zu spielen. Vortrefflich gedacht und erfunden ist es, daß seine Verworfenheit nicht bloß von scharfen Beobachtern durchschaut wird, sondern daß alle edle Gemüther, wie der treffliche Dr. Unger und dessen eben so treffliche Mutter, wie Charlotte selbst und deren Mutter und Schwester, Anfangs von seiner unheimlichen Erscheinung abgestoßen, und daß beinahe alle nach und nach durch seinen blendenden Geist und seine gesellschaftlichen Talente angezogen werden, daß aber der Leser schon bald sein wahres Wesen kennen lernt, weil gerade dadurch die Theilnahme für die unglückliche Charlotte gesteigert wird. Wie in Georg Volker wird auch in diesem Roman das hochtragische Element durch heitere Situationen gemildert, unter welchen diejenige, welche wir unten mittheilen, Eine der glücklichsten ist. Der alte Obrist von Hellbach, der in Folge von mancherlei Kränkungen, die er erfahren, seinen Abschied genommen hatte, und der in aufgeregter Stimmung immer das Wort „Gradaus" oder „Gradaus Donnerwetter" wiederholte, liest zufällig einen Theaterzettel, in welchem „Minna von Barnhelm" angekündigt ist. Empört darüber, daß elende Komödianten es wagen, „den edlen Soldatenstand durch ihre Possenreißereien herabzuwürdigen," entschließt er sich, in das Theater zu gehen, um an den frechen Komödienspielern furchtbare Rache zu nehmen. Wie diese ausfällt, berichtet das mitgetheilte Fragment, und wir fügen nur noch hinzu, daß des Obristen Zusammentreffen mit dem Hauptpastor Götze und die Rache, die er später an dem witzigen Dreyer nimmt, eben so ergetzlich geschildert ist. Noch erwähnen wir, daß der Roman auch durch die culturhistorische Unterlage bedeutend ist. Es werden uns nämlich darin die Theaterzustände in Deutschland, zunächst die in Hamburg, vorgeführt, wo nebst Charlotte Ackermann deren Mutter und Schwester, ihr Stiefbruder Schröder, Eckhof, Brockmann und Andere wirkten, wo das Andenken und der Einfluß Lessings noch lebendig war. — Unbedeutender ist „Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert" (Stuttgart 1856), dessen Hauptinteresse darin liegt, daß Goethes Großeltern von mütterlicher Seite, der Stadtschultheiß Textor und dessen Frau, so wie deren Tochter, die nachmalige Frau Rath Goethe als Hauptpersonen auftreten. — Werthvoller, obgleich der künstlerischen Einheit ermangelnd, und im Ganzen zu breit gehalten, ist „Der Klosterhof. Ein Familienroman" (Ff. 1859. III), in welchem der Verfasser die Idee durchführt, daß der Pietismus, abgesehen davon, daß er gar leicht zur Heuchelei verleite, schon deßhalb verwerflich ist, weil er jede freie Entwickelung hindert. Nicht bloß von der Unparteilichkeit des Dichters, sondern auch von seinem bedeutenden, die größten Schwierigkeiten überwindenden Talent zeugt der kühne Zug, daß er einen in diesem Pietismus befangenen Mann, den reichen Handelsherrn Cyprian

Franke, als einen in jeder Hinsicht trefflichen Menschen darstellt. Neben Diesem wird unsere Aufmerksamkeit vorzüglich von dem jungen Gelehrten Konstantin Volkhausen in Anspruch genommen, der ein Manuskript des Pythagoras entdeckt zu haben vorgiebt und veröffentlicht, wobei dem Dichter ohne Zweifel der berüchtigte Wagenfeld vorschwebte, dem es gelang, die Gelehrten mit einem von ihm selbst abgefaßten Sanchiniathon eine Zeit lang zu täuschen. In der Grundidee hat „Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem J. 1812" (Stuttg. 1861. II) Aehnlichkeit mit Schillers „Verbrecher aus verlorner Ehre". Der Roman bringt nämlich zur Anschauung, daß oft ein mehr aus Leichtsinn als aus Schlechtigkeit begangenes Jugendvergehen so verhängnißvolle Folgen hat, daß die in späteren Jahren eintretende Strafe mit dem Vergehen in keinem Verhältnisse steht. Hinsichtlich der Composition ist „Roderich" Einer der besten Romane des Dichters, besonders ist zu loben, daß er die Geschichte des Helden nicht mit dessen Kindheit beginnt, sondern Das, was zum Verständniß der späteren Begebenheiten nothwendig ist, an passender Stelle episodisch einflicht. Ueberhaupt ist die ganze Entwickelung vortrefflich, und nur der Schluß scheint nicht gehörig motiviert. — Bei aller Einfachheit des Stoffs ist „Aus Petrarcas alten Tagen" (Berl. 1862. II) von reichem und fesselndem Inhalt, und zeugt schon dadurch von großem epischem Talent, daß die gelehrten Ausführungen geschickt in die Erzählung der Begebenheiten verwebt sind, was auch vom „Klosterhof" gerühmt werden muß. — Wie in „Charlotte Ackermann" macht uns der Dichter in „Eckhof und seine Schüler" (Lpz. 1863) mit den damaligen Theaterzuständen bekannt. Das Treiben der Schauspielerwelt ist von der ernsten wie von der heitern Seite meisterhaft dargestellt, auch finden sich geistvolle Bemerkungen über die dramatische Poesie. Die Charakteristik der großen Schauspieler Eckhof, Iffland, Beil, Beck u. A. ist von hoher Vortrefflichkeit. — In „Zwei Sünder an einem Herzen. Erzählung" (Braunschw. 1863. II) verfällt der Dichter wieder in zu breite psychologische Betrachtungen. „Der Wildpfarrer. Historischer Volksroman" (Berl. 1866. III) bildet den Gegensatz zum „Tannenschütz", indem darin die Liebe den Haß überwindet. „Die zwei Krüglein. Eine Erzählung" (Brschw. 1868) gefällt durch den das Ganze belebenden heitern Humor.

Aus „Charlotte Ackermann".

In weniger als einer halben Viertelstunde war des Obristen Plan fertig, und ohne einem Menschen im Hause ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, warf er sich in volle Paradeuniform, darüber seinen gewöhnlichen Reitermantel, und begab sich nach dem Opernhofe. Wirklich fand er noch einen Platz in einer der vorderen Parterrereihen, wo er sich ohne große Umstände zwischen die Sitzenden hinein drängte, was von Seiten derselben nicht ohne Unbequemlichkeit empfunden wurde. Man begaffte neugierig die sonderbare verwitterte Erscheinung, deren Gesicht von dem aufgeschlagenen Mantelkragen fast ganz bedeckt wurde; hier und da wurde ein vernehmliches Murren laut. Andere lachten, aber der alte Soldat kümmerte sich wenig um die verwunderten und ärgerlichen Blicke, sondern faßte unerschütterlich immer festeren Posto und ließ nur Einmal, als der ihm zunächst Sitzende, ein kleiner ältlicher Herr mit einem Höcker, ihn mit ironischer Höflichkeit fragte, ob er sich ihm nicht lieber gleich auf den Schoß setzen wolle, ein zorniges Brummen hören, das ungefähr wie „Grad aus!" lautete.

Bald gieng der Vorhang in die Höhe und das in der Geschichte der Deutschen Bühne Epoche machende militärische Lustspiel, welches bald zahllose Nachahmungen hervorrief, nahm seinen Anfang.

Knurrend und murrend und trotz des beschränkten Raumes zum großen Aerger seiner Nachbarn beständig unruhig auf dem Sitze hin und herrückend, schenkte unser theaterfeindliche Hauptmann von Capernaum den beiden ersten Scenen zwischen Just und dem Wirthe nur eine ärgerliche Theilnahme und unterbrach alle Augenblicke den Dialog durch eine unzufriedene Randglosse. Das Pst! seiner nächsten Umgebung störte ihn dabei wenig, und erst da Eckhof als pensionierter Major Tellheim, vom donnernden Applaus des vollen Hauses empfangen, auf der Bühne erschien, fieng sein Kriegskamerad im Parterre an, der Vorstellung mit größerer Aufmerksamkeit zu folgen und seine störenden Zwischenbemerkungen einzustellen. — Der Schauspieler-Major war aber auch eine so vollkommen respectable Soldatenerscheinung, daß mans dem Manne auf den ersten Blick ansah, wie Der jedenfalls auf dem Schlachtfeld, im heißen Kampfgewühle besser an seinem Platze sei als in dem Vorzimmer von Ministern und Hofleuten. Diese echt soldatische Haltung, diese würdevolle Ruhe und Sicherheit in jedem Wort, jeder Bewegung bekundete eben so wohl den im Kriege bewährten wie in Friedenszeit tüchtigen Bataillonschef; jeder Zoll an ihm war Bravour, echte Mannesehre; es wurde dem alten Dänischen Obristen, je länger er diesem Deutschen Major ins Gesicht schaute, immer wärmer ums Herz, er durchlebte noch Einmal im Geiste seine eigene kriegerische Vergangenheit und zuweilen war es ihm zu Muthe, als sei er diesem Major Tellheim schon früher einmal irgend wo begegnet und schon damals ganz von dem Ehrenmanne eingenommen worden.

War aber schon der Eindruck der äußern Erscheinung ein so günstiger, um wie viel mehr mußten Tellheims Lebensschicksale, die ihm widerfahrene, so unverdiente Zurücksetzung und seine gegenwärtige traurige und verlassene Lage das tiefste Mitgefühl bei dem alten Obristen erwecken, er, der ja das Alles an sich selber erfahren, den man eben so ungerecht gekränkt und zurückgesetzt hatte, ohne daß ihm bis zur Stunde Satisfaction geworden wäre! Auch über ihn triumphierten boshafte Verläumder, niedrige Intriguanten, und der alte verdiente Offizier mußte es erleben, daß er verabschiedet wurde, weil man von Seiten seiner Oberen seine wahren Verdienste eben so wenig einsehen wollte wie beim armen Tellheim. — Alle diese trüben Bilder und Rückerinnerungen an seine eigne Vergangenheit verwebten sich allmählig, ihm selber unbemerkt, so innig mit denen des Schauspiel-Majors, daß er zuletzt kaum mehr zu unterscheiden wußte, was davon eignes Erlebniß und was Tellheims Schicksal war. So kam es denn, daß des Letzteren Liebesverhältniß zu dem schönen Fräulein von Barnhelm sich im Fortgang der Handlung mehr und mehr zur Reminiscenz seiner eignen Vergangenheit gestaltete, die einmal geweckte Einbildungskraft des guten Obristen diese Minna mit dem Gegenstand seiner ersten und einzigen Jugendliebe verwechselte und tausend lebendige und glückliche Erinnerungen in seinem gerührten Herzen wach wurden. Auch er hatte ja einst geliebt und war wieder geliebt worden, ganz so wie Tellheim; und wenn auch ein anderes Schicksal als dasjenige, welches über diesem und Minna waltete, ihm die geliebte Braut geraubt hatte, so

war Das im Grunde doch nur eine Nebensache, und die Hauptsache blieb am Ende doch die Liebe selber.

Die Erscheinung Charlottens als Minna von Barnhelm im zweiten Acte vollendete die glückliche Täuschung des alten Soldatenherzens, und ihr liebreizendes Wesen, ihre bezaubernde Anmuth und Innigkeit ließen ihn bald ganz vergessen, daß er nicht Mitspielender, sondern nur Zuschauer und ein ganz Anderer als er diese Minna zu lieben und zu besitzen bestimmt sei. Die Bewegung seines Innern wuchs, je länger Tellheim dem herrlichen Wesen gegenüber den Spröden und Unbeugsamen spielte, bald arbeitete wieder die Zunge mit, um dem vollen Herzen Onkel Antons Luft zu machen, in längeren und kürzeren Sätzen unterbrach er alle Augenblicke den Dialog der beiden Liebenden und zog dadurch neuerdings die Aufmerksamkeit der in seiner Nähe Sitzenden auf sich.

Sein Nachbar zur Rechten, jener kleine Mann mit dem Höcker, dessen wir bereits erwähnten und Der, wie der Leser wohl ahnen wird, zu seinem und des alten Obristen Unstern kein Anderer war, als der uns schon bekannte geistvolle Schriftsteller und Poet, Doctor Dreyer; Dieser fieng allmählig an, Dem, was ihm alle Augenblicke von dem alten närrischen Herrn ins Ohr geflüstert wurde, eine größere Aufmerksamkeit zu schenken als dem Stücke und den Reden der handelnden Personen. Er glaubte bald zu merken, daß es in dem Kopfe des wunderlichen Alten nicht richtig sei, diese neue Art von Doppelschauspiel im Parterre und auf der Bühne, wobei der Zuschauer redend an der Handlung Theil nimmt, belustigte ihn ungemein und er belauschte darum mit wachsender Neugierde, was Jener in stillem Selbstgespräche dem Lessingschen Text eigenmächtig zufügte. Da fehlte es denn freilich nicht an höchst pikanten und kernigen Redensarten, an derben Kasernenflüchen und Ausrufungen; wollte Tellheim das Fräulein durchaus nicht besitzen, so war sein alter Kriegskamerad im Parterre sogleich bereit, ihre Partei zu nehmen; wollte der Wirth den armen verabschiedeten Offizier aus seinem Gasthof hinausweisen, so war er in Onkel Antons Meinung ein geiziger Schuft, ein Malefiz-Schurke; der muntern Franziska schenkte er den Ehrennamen „Blitzmädel", und dem edelmüthigen Wachtmeister Paul Werner, der so treulich bei seinem armen Major aushielt, rief er alle Augenblicke ein: „Bravo Kamerad!" zu, und zwar that er Dies endlich so laut und ungeniert, daß zu verschiedenen Malen ein Murren im Publikum gehört wurde, nicht unähnlich dem Brummen des Löwen, dem eine lästige Fliege ums Ohr schwirrt.

Von Scene zu Scene, von Akt zu Akt steigerte sich der Enthusiasmus des guten Obristen; über dem Mitgefühl, das ihm das Schicksal der handelnden Personen einflößte, vergaß er gänzlich, daß er sich in einem Komödienhaus und vor einem Bilde der Täuschung befand und der wackere Tellheim besonders erschien ihm mehr und mehr in der meisterhaften Darstellung Eckhofs als das vollendete Ideal eines Soldaten und Edelmanns. In der Scene, wo endlich Tellheims gekränkter Ehre durch das gnädige Handbillet des Königs die so lange vergebens nachgesuchte glänzende Genugthuung wird, eine Scene, welche von den Zeitgenossen einstimmig dem Vorzüglichsten an die Seite gesetzt wurde, was Eckhof im Fache des bürgerlichen Schau- und Lustspiels geleistet hat, konnte sich Onkel Anton nicht mehr fassen; er weinte wie ein Kind und die gewaltige Rührung seines Innern machte sich plötzlich in dem lauten Rufe Luft: „Vive le roi! Vivent tous les braves soldats!"

Das Publikum fand bei diesem Ausruf das Losungswort für seine eigene Bewegung, man vergaß darüber die gewöhnlichen Beifallszeichen, Klatschen und Bravorufe und wie aus einem Munde jauchzte das ganze Parterre: „Vive le roi! Vivent tous les braves soldats!" Das militärische Lustspiel „das Soldatenglück" hatte damit von Seiten der begeisterten Zuschauer seinen würdigsten Applaus gefunden und für immer verstummte die Stimme Derer, welche der Ansicht waren, daß ein Offizier sich schon um Deßwillen nicht zum Helden eines Dramas eigne, weil er sich stets nur in den eisernen Fesseln der Subordination bewegen könne.

„Ein schönes, ein herrliches Stück, die Minna, nicht wahr, Herr Nachbar?" flüsterte Dreyer dem Obristen ins Ohr, als der Vorhang niederfiel.

Dieser sah ihn starr an, wischte sich die Thränen aus dem Auge, dann ergriff er des Fragenden Hand, drückte sie herzlich und rief wie aus einem glücklichen Traume erwachend:

„O nennen Sie mir den Namen des Verfassers! Gradaus ist er ein Ehrenmann — gradaus muß ich ihn kennen lernen und ihm meinen Respect bezeigen — gradaus — mein Herr — wie heißt der Schreiber?"

„Pst! Das ist Niemand anders als unser hochwürdiger Hauptpastor Johann Melchior Götze," flüsterte ihm der Schalk mit der ernsthaftesten Miene ins Ohr. „Aber sagen Sie es ums Himmels Willen keinem Menschen, denn unser vortrefflicher Senior ist ein überaus strenger geistlicher Herr und treibt dergleichen Theatralia nur ganz im Geheimen, hinter dem Rücken eines hochlöblichen Ministerii."

„Wohnt? Wohnt?" fragte der Obrist hastig.

„Dicht an der Katharinenkirche," versetzte Dreyer im vorigen geheimnißvollen Tone, und es gelang ihm, im Gedränge von dem über diese Nachricht sichtbar erfreuten Fremden loszukommen.

Voll von den Eindrücken des Gesehenen und Gehörten kam der Alte nach Hause, völlig versöhnt mit der ihm noch jüngst so verhaßten Komödie; denn wo er unsittliche Harlekinspäße, frivole Possen, sinnenreizenden Augen- und Ohrenkitzel und wie all der Apparat der ihm aus seiner Jugend her bekannten französischen Schaubühne in Kopenhagen heißen mochte, erwartet hatte, da waren ihm Ernst und Wahrheit des Lebens, Tugend und Anmuth, Sitte und Würde der Menschennatur in den edelsten Gestalten vors Auge getreten, eine herrliche Dichtersprache hatte mit ihren tiefsten Akkorden seine Seele berührt, seine innersten Gedanken, ja sein eignes Schicksal waren gleichsam verkörpert vor ihm hingegangen, Alles begriff er, Alles billigte er — nur Eins nicht, warum nämlich Hauptpastor Götze, der Verfasser des Stückes, mit der Autorschaft dieser herrlichen Komödie so geheim that, und welche ängstliche Rücksicht ihn abhalten konnte, ein an sich so unschuldiges und segenreiches Geschäft wie die Komödienschreiberei nicht vor aller Welt Augen zu treiben.

Denn ein Pastor, so dachte der alte Obrist, der den Menschen und gar den Soldaten so in- und auswendig kennt — wie der wackere Schreiber der Minna von Barnhelm, der muß wahrlich ein tapfres Herz unter seiner Kutte tragen, und sollte auch wissen, daß er mit der besten Predigt nicht mehr ausrichtet wie mit einem solchen Stücke.

Diese seine innerste Herzensmeinung beschloß er denn auch dem würdigen Herrn am folgenden Morgen nach der Hauptpredigt „gradaus" ins Gesicht zu sagen und ihn zu ermuthigen, brave Soldaten und wackere Degen noch ferner durch seine feine Schreiberei vor einem hochansehnlichen Publico bei Ehren und Reputation zu erhalten.

Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld.

Die Romane der Baronin Ida von Reinsberg-Düringsfeld sind weit weniger bedeutend als ihre lyrischen Dichtungen, ob sie gleich

vorzüglich durch dieselben berühmt geworden ist. Sind ihre Lieder der Erguß einer schönen weiblichen Natur, so tritt in ihren Romanen das Weibliche vorzüglich in dem Bestreben hervor, gelehrt zu scheinen, wie sie denn mit Französischen Phrasen um sich wirft und sogar ganze Excurse über die Bedeutung Englischer Wörter einschachtelt. Ihre weibliche Natur erscheint ferner auch darin, daß sie gern plaudert und die Klatscherei keineswegs verabscheut. Dagegen verläugnet sie weibliches Zartgefühl, indem sie gern solche Verhältnisse behandelt, die selbst bei einem Mann Bedenken erregen würden; sie hat große Vorliebe für Verführungs- und Ehebruchsscenen, die sie ziemlich anschaulich darstellt; doch kann man ihr den Vorwurf nicht machen, daß sie emancipationssüchtig sei.

Ida von Düringsfeld scheint durch den Vorgang der Henriette Paalzow und der Gräfin Hahn-Hahn zur Abfassung von Romanen angeregt worden zu sein; wenigstens hat sie wie Jene zunächst das aristokratische Leben geschildert und der Titel ihres ersten Romans „Schloß Goczyn" (Bresl. 1841) erinnert an „Godwie-Castle" der Henriette Paalzow, wie auch die architektonischen Schilderungen derselben nachgeahmt sind. Drei Brüder sind in die schöne und liebenswürdige Mathilde verliebt; der älteste heirathet sie, aber vernachlässigt sie und wirthschaftet so schlecht, daß er kein anderes Mittel mehr hat, um den sich häufenden Verlegenheiten zu entgehen, als sich zu erschießen. Die Wittwe liebt zwar den zweiten Bruder, der ihr schon, während ihr Gatte noch lebte, nachstellte, heirathet ihn aber nicht, und eben so wenig den dritten, der schon als Knabe für sie geschwärmt und zugleich dem zweiten Bruder Hindernisse in den Weg gelegt hatte, so oft er sich Mathilden in ungebührlicher Weise nähern wollte. In der Ausführung ist allerdings Talent unverkennbar, so auch in „Magdalena" (Bresl. 1844), aber in beiden Romanen vermißt man künstlerische Mäßigung und tiefere Welt- und Menschenkenntniß, wenn auch die äußeren Formen der vornehmen Gesellschaft der Dichterin wohl bekannt sind. „Haraldsburg" in den „Skizzen aus der vornehmen Gesellschaft" (Bresl. 1845. VII) ohne Zweifel durch „Axel und Anna" von Friederike Bremer veranlaßt und beinflußt, würde zu den bessern Erscheinungen der Novellistik gerechnet werden können, wenn die ohne alle innere Nothwendigkeit auftauchende Gestalt des entlaufenen Galeerensträflings Norvins nicht störend eingriffe. „Graf Chala" (Berl. 1845) ist ein zweiter Don Juan. Herz- und gemüthlos, aber vornehmen Anstandes und geistreich weiß er alle Frauen zu besiegen, die sich ihm gleichsam willenlos hingeben. Mädchen, Bräute, jüngere und ältere Frauen, alle müssen ihm huldigen, in allen weiß er leidenschaftliche Liebe zu erwecken, während er selbst nur sinnlich bewegt ist. Mit „Margaretha von Valois und ihre Zeit. Memoirenroman" (Lpz. 1847) versuchte sich die Verfasserin im historischen Roman, wozu sie jedoch keine Befähigung hat. Das Werk ist planlos, zersplittert und das Beste ist den französischen Memoiren entlehnt, die sie benutzte. Es macht übrigens einen unangenehmen Eindruck, die Liederlichkeit des französischen Hofes mit so eingehendem Detail von einer Frau behandelt zu sehen. Glücklicher ist „Antonio Foscarini" (Stuttg. 1850. IV), in welchem die politischen und socialen Zustände Venedigs im 16. Jahrhundert lebendig geschildert werden. Doch auch hier sind bei Schilderung der Bleidächer die Vorbilder, aus älteren Zeiten Pignata, aus späterer Casanova nicht zu verkennen. Mit unläugbarem Talent ist das Verhältniß des Helden zu seinen zwei Geliebten dargestellt. Im Ganzen würde der Roman einen guten Eindruck hinterlassen, wenn er nicht allzubreit ausgesponnen wäre. Ins Phantastische verfällt „Eine Pension am Genfersee. Zwei Romane in Einem Hause" (Bresl. 1851. II), worin der Charakter der welschen Schweizer oberflächlich und unrichtig aufgefaßt ist und deren politische Excursionen nur als bodenloses Gewäsche bezeichnet werden können. Was die Dichterin unter „Novellenroman" versteht, wie sie den Roman „Esther" (Eb. 1852. II) bezeichnet, haben wir auch nach genauer Durchlesung desselben nicht ausfindig machen können, es müßte denn sein, daß sie die lose Verknüpfung zweier Novellen darunter verstanden wissen wollte. Die Helden der ersten sind zwei Brüder, von denen der jüngere die Frau des älteren verführt und dafür von diesem erschossen wird; die zweite berichtet von einer jungen Dame, die sich in ihren Bruder verliebt, sich und ihm durch ihre Eifersucht das Leben vergällt, bis sie endlich von ihrer unnatürlichen Leidenschaft geheilt wird. Wie die Dichterin mit ihrer Kenntniß des Englischen, so prahlt sie auch mit ihrer Kenntniß Italiens und der Schweiz. Die beiden Geschwister reisen von Venedig in die Schweiz, und nun wird die Geschichte fortgeführt zuerst in Vincenza, dann in Montecchio, in Andermatt, in Flüelen, in Schwyz, dann mit merkwürdiger Abschweifung in Sarnen, in Mornay, wo man Gelegenheit findet, von Voltaire zu sprechen, in Zürich, zuletzt am Rheinfall, worauf man sich plötzlich nach Venedig versetzt findet, und so hat man, wie die Ueberschrift eines Kapitels besagt „Von Allerlei Etwas", darunter viel Unnatürliches, Uebertriebenes und hie und da auch Langeweile. In der vielfach unmotivierten „Klotilde. Eine Geschichte zweier Herzen" (Berl. 1855) stirbt die junge Frau im Wochenbett, damit sich ihr Mann erstechen kann. — Wir erwähnen endlich noch „Die Literaten. Socialer Roman" (Wien 1863. II). „Die Frauen sagen gewöhnlich zu viel", heißt es darin, und Dieß paßt vortrefflich auf die Verfasserin, nicht zwar daß sie ihre Gedanken zu breit entwickelte, sondern weil sie jede Gelegenheit ergreift, mit ihren Sprachkenntnissen zu prahlen, weil sie sich damit brüstet, daß sie wisse, es gebe eine Wissenschaft, die Mathematik, Psychologie u. s. w. genannt werde. Wenn ihren früheren Werken eine gewisse Gewandtheit nicht abgesprochen werden konnte, so verliert sie sich hier in gesuchten Bildern und Wendungen. Die Naturschilderungen sind nicht anschaulich und kommen meist so merkwürdig nachgehinkt, daß man nicht weiß, in welcher Verbindung sie mit dem Vorangehenden stehen. So unangenehm die Darstellung ist, die oft als eine unglückliche Nachahmung bald der Ro-

mantiker, bald Heines erscheint, so ist der Inhalt doch noch widerlicher, der in Nichts als in einer fortgesetzten Klatscherei und Verlästerung bekannter Schriftsteller und Schriftstellerinnen besteht, der man die persönliche Abneigung, ja sogar den leidenschaftlichsten Haß ansieht. Vorzüglich hat sie es auf Robert Giseke, den sie unter dem Namen Heinrich Wirsner aufführt, auf Gottschall (Dr. Schaller), und unter den Frauen auf Améli Bölte (Emy Ellrich) und Julie Bürow (Julie Hopfenstiel) abgesehen. Nur Gutzkow (Grunow) bleibt verschont, weil sie wahrscheinlich dessen scharfe Feder fürchtete. Mit diesem boshaften Pasquill hat Ida von Düringsfeld von ihrem Talent Abschied genommen, das sie auch in „Niko Veliki" (Lpz. 1864) nicht wiedergefunden hat, dessen ganze Haltung etwas Männisches verräth.

Leopold Kompert.

Leopold Kompert, geb. am 15. Mai 1822 zu Münchengrätz in Böhmen, wurde, obgleich sein Vater noch am Leben war, bis zu seinem 10. Jahre beinahe ausschließlich von seinem mütterlichen Großvater, dem Rabbiner seiner Heimat erzogen und unterrichtet. Mit Diesem machte er häufige Wanderungen auf die umliegenden Dörfer; diese Gänge, die der ehrwürdige Greis zu belehrenden Gesprächen benutzte, erweiterten des Knaben Gesichtskreis und machten ihn für das Kleine und Unscheinbare empfänglich. Neben dem Großvater hatte auch Leopolds Mutter den größten Einfluß auf seine geistige Entwickelung, die in ihm frühzeitig den poetischen Grundton erkannte. Beiden trefflichen Menschen hat er in der Novelle „Eine Verlorene" in den Gestalten des Urahns und der Mutter ein schönes Denkmal gesetzt. Er fand frühzeitig Freude am Lesen, und so las er schon als siebenjähriger Knabe beinahe sämmtliche Trauerspiele Schillers, den Don Quixotte und A. m. Am Sabbath und den Feiertagen brachte er viele Stunden in dem sogenannten Hekdisch*) zu und horchte den Erzählungen der „Vielgereisten". Im J. 1832 bezog er das Gymnasium in Jungbunzlau, wo er das Glück hatte, anregende Lehrer und geistreiche Kameraden zu finden, unter welchen besonders Moritz Hartmann zu nennen ist, mit welchem er ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. Beide lernten im letzten Jahre ihres Gymnasialstudiums den später als Novellisten bekannt gewordenen Isidor Heller kennen, der, einige Jahre älter als sie, den belebendsten Einfluß auf ihre geistige Entwickelung hatte und sie namentlich mit der neueren Deutschen Literatur bekannt machte. Unglücksfälle aller Art hatten seinen Vater so zurückgebracht, daß er die Kosten für die weiteren Studien nicht aufbringen konnte. Mit einigen Papiergulden versehen, verließ Kompert die Heimat, um in Prag „selbstständig" seine Studien fortzusetzen. Aber die Hoffnung, sich durch eigene Thätigkeit zu erhalten, täuschte ihn; er hatte mit der bittersten Noth zu kämpfen, was auf seine Studien den nachtheiligsten Einfluß übte. Nach zwei Jahren harter Entbehrungen entschloß er sich, nach Wien zu gehen, wo er Anfangs mit den nämlichen Entbehrungen zu kämpfen hatte wie in Prag; später wurde es besser, da er Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann wurde. Im J. 1840 machte er eine Reise nach Ungarn, das er in verschiedenen Richtungen durchzog. Auf der Rückreise wurde er in Preßburg mit Adolph Neustadt, dem Redakteur der „Deutschen Zeitung" bekannt, an welcher er thätigen Antheil nahm. Im J. 1843 wurde er Erzieher im Hause des Grafen Andréossy, welche Stelle er 1848 verließ, um sich in Wien den Studien zu widmen. Die Revolution vereitelte diese Absicht. Er übernahm die Redaktion des Feuilletons des Oesterreichischen Lloyds, bald darauf der ganzen Zeitung, die er bis 1852 führte, worauf er wieder eine Hofmeisterstelle übernahm. Im J. 1857 wurde er Beamter der Creditanstalt, welche Stelle er indes bald wieder niederlegte, um sich gänzlich ästhetischen Studien und Arbeiten zu widmen.

*) Es besteht in jeder geregelten jüdischen Gemeinde der menschenfreundliche Gebrauch, für die im Lande umherziehenden Armen „Schnorrer" genannt, eigene Stuben in Bereitschaft zu halten, wo sie gewöhnlich in Begleitung von Weib und Kind den Sabbath und die Feiertage zubringen. Die Verköstigung erhalten sie gegen eine schriftliche Anweisung des Gemeindevorstandes in den Häusern der Familienväter.

Kompert behandelt in seinen Erzählungen einen äußerlich beschränkten Stoff, das Leben der Juden in ihrer Abgeschlossenheit; aber er weiß demselben durch die tiefe und lebenswahre Auffassung ein bleibendes Interesse zu geben. Er eröffnet in seinen Darstellungen ein bis dahin wenig gekanntes Gebiet, er macht mit so viel schönen Seiten des jüdischen Lebens bekannt, daß man die unangenehmen, ja oft widerlichen Erscheinungen in demselben, wenn auch nicht vergißt, doch mit größerer Milde zu beurtheilen sich gezwungen sieht. Nichts ist rührender als die Glaubenstreue, die seit Jahrtausenden dem härtesten Druck und, was noch mächtiger für sie stimmen muß, der Verachtung widerstanden hat, mit der sie von Christen und Muhamedanern behandelt wurden und zum Theil noch immer behandelt werden. Nichts ist rührender als die herzliche Innigkeit, die ihr Familienleben darbietet, die Pietät der Kinder gegen ihre Eltern, die aufopfernde Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die treue Anhänglichkeit und sorgende Theilnahme der Gemeinden, der Wohlhabenden gegen die Armen, wovon die Einrichtung des „Hekdisch" ein redender Beweis ist. Diese Seiten des jüdischen Lebens bringt der Dichter in seinen Erzählungen in lebendiger Weise zur Anschauung, indem er eigene Erlebnisse und Persönlichkeiten aus seiner Heimat, ja selbst aus seiner nächsten Verwandtschaft und Bekanntschaft zum Grunde legt, die er mit poetischem Sinn idealisiert, ohne dabei der Wahrheit Eintrag zu thun. Alle Charaktere sind scharf aufgefaßt, besonders gelingt ihm die Schilderung der Frauen, bei welchen ihm meistens seine Mutter vorschwebte. Seine Personen wählt er nicht aus den höhern Kreisen der reichen Bankiers oder Kaufleute, nicht aus den gelehrten und gebildeten Ständen, die oft nur nach dem äußern Schein Juden sind, sondern aus den niedern Klassen, in denen sich die oben erwähnten Eigenthümlichkeiten noch rein und kräftig erhalten haben, und die unsere Theilnahme um so mehr erregen, als man sie unter der gemeinen, oft schmutzigen Hülle nicht suchen würde. Neben der poetischen Auffassung erfreut die maßvolle, abgerundete Darstellung, die glückliche Behandlung des Details und neben dem Ernst der heitere Humor, der die Erzählungen oft in überraschender Weise belebt. Zu wünschen wäre, daß nicht so viele Ausdrücke des jüdischen Jargons gebraucht wären, die für den Nichtjuden meist unverständlich sind und die zum großen Theil sehr leicht mit Deutschen vertauscht werden konnten, ohne daß dadurch das Charakteristische der Darstellung verloren ginge. Da die erzählten Begebenheiten sich vorzugsweise in Dörfern zutragen, die Personen meist Dorfbewohner sind, so können die Erzählungen füglich den Dorfgeschichten beigezählt werden, unter welchen sie eine hervorragende Stelle einnehmen.

Kompert's erster Versuch „Aus dem Ghetto*). Geschichten (Lpz. 1848, 3. Aufl. 59) enthält eine Reihe von Erzählungen, unter welchen „Die Kinder des Rabbi" die erste Stelle einnehmen. Meisterhaft ist darin die ganz verschiedene Wirkung geschildert, welche der Druck auf die Juden einerseits und auf die christlichen Bauern andrerseits hervorbringt. Während Jene durch denselben nur zu größerer Energie und Zähigkeit angeregt werden, versinken Diese in dumpfe Trägheit und suchen ihr Elend im Wirthshaus zu vergessen. Vortrefflich ist der Abschnitt, „Wo ist der Juden Vaterland", in welchem der Grund des Hasses der Czechen gegen die Deutschen mit Talent dargestellt wird. Erschütternd ist ferner die Geschichte vom „Schlemiel", d. h. einem Pechvogel, dem Alles mißlingt, was er anfängt, so daß er endlich zur Verzweiflung gebracht wird und sich das Leben nimmt. Sehr gut erzählt, in den Charakteren glücklich durchgeführt ist die Erzählung „Judith die Zweite", allein sie macht doch einen unangenehmen Eindruck. Wenn wir auch die Kraft der Liebe und die übermenschliche Aufopferung des Mädchens bewundern, das sich einem Französischen General Preis giebt, nicht sowohl um zwei Menschen vom drohenden Tod des Erschießens zu retten, als um den guten Ruf ihres Geliebten wieder herzustellen, der für den Denuncianten jener Angeklagten galt; so können wir uns doch mit dieser Lösung nicht versöhnen, weil wir überzeugt sind, daß das Mädchen durch ihre That auf ihr ganzes Leben lang unglücklich werden mußte. Den Schluß der Sammlung bilden jüdische Märchen, von denen das letzte „Nicht sterben können" das eigenthümlichste ist. Eine zweite Sammlung „Böhmische Juden" (Wien 1851, 2. Aufl. 1861) zeigt von erheblichem Fortschritt in der künstlerischen Anordnung, auch die Darstellung ist im Ganzen frischer. Die darin mitgetheilten Erzählungen, unter welchen „Eine Verlorene" den ersten Rang einnimmt, behandeln zum Theil die Frage, wie Judenthum und Christenthum mit einander zu versöhnen seien; aber so geistreich die zu diesem Zweck angegebenen Mittel auch sind, so würden sie doch kaum zum Ziele führen, weil der Dichter nicht genug bedacht hat, daß die Juden sich noch zu sehr als besonderes Volk ansehen, während es gerade dieser Umstand ist, der sich der engeren Verbindung der Juden mit den Christen entgegensetzt. Bedeutend und interessant ist der Inhalt des Romans „Am Pflug" (Berl. 1855. II), in welchem der Dichter darstellt, auf welchen Wegen die Juden vermocht werden könnten, vom „Schacher" zu Gewerben, insbesondere zum Ackerbau überzugehen. Meisterhaft ist die Schilderung des Dorf- und des Feldbaues im Gegensatz zum Stadtleben und Schacher dargestellt; aber das Ganze steht als Kunstwerk den kleineren Erzählungen nach, es fehlt ihm an Leichtigkeit des Ueberblicks, überhaupt an Klarheit der Anlage. Es hat der Dichter wohl selbst eingesehen, daß sein Talent für größere Compositionen nicht ausreicht, daher er in den „Neuen Geschichten aus dem Ghetto" (Prag 1860. II) und in den „Geschichten einer Gasse" (Berl. 1865. II) wieder zu kleineren Erzählungen und Novellen zurückgekehrt ist, in welchen er Meister ist. Aus der ersten dieser Sammlungen ist die trefflich erfundene und gemüthvoll ausgeführte Novelle „Die Prinzessin", welche die Juden als Bauern schildert, und aus der zweiten die „Seelenfängerin" und „Gottes Annehmerin" auszu-

*) Unter „Ghetto" versteht man eine Gasse oder einen ganzen Stadttheil, in welchem ausschließlich Juden wohnen.

zeichnen, worin die Aufopferung für Arme und Verlassene mit echt menschlicher Wärme in lebensvollen Persönlichkeiten zur Anschauung gebracht wird. Nicht weniger schön ist die Darstellung treuer Liebe in „Christian und Lea".

Aus „Aus dem Ghetto".*)

Moritz unterhielt sich oft mit Salme von dem kommenden Messias. Mit Dem ließ sich am Besten darüber sprechen, in der Woche war er unzugänglich. Da er eines Tages, ganz erfroren, vom „Daubrawitzer" Markt heimkehrte, war er ganz mißmuthig — er hatte nämlich Nichts verdient.

„Käm nur einmal der Meschiach," meinte Moritz in seinem Mitleid, „so brauchtet Ihr nicht mehr auf den Markt zu gehen."

„Laß mich gehn mit Dein Meschiach," schrie Salme zornig. „Hätt ich was gelöst! Zwei Kinderröck hab ich verkauft im ganzen Tag und Du redst mir vom Meschiach."

Mendel Wilna mußte jetzt bald kommen, Dessen war er gewiß. Es war auch hohe Zeit, daß man ans Werk gieng. Bei allen diesen Gedanken und Entwürfen war er schon 15 Jahre alt geworden; er kannte die Großthaten eines Alexander, Brutus und Napoleon; er fühlte sein Herz oft bis zum Zerspringen voll — aber schon im nächsten Augenblicke schmetterte die Hornposaune des Meschiach mitten durch! Jupiter Kronios, die schöne Europa auf dem Rücken, und Venus mit dem Mars, gefangen im Netze Vulkans, heidnische Frivolität und jüdischer Monotheismus — Alles hatte Raum in dieser Seele!

Aber die Steinwürfe gegen diese Luftgebäude lagen schon bereit. Sie sollten nicht aus dem Ghetto kommen, doch von bekannter Hand — nämlich von Honza!

In Diesem wuchs mit der Zeit ein tiefer Groll gegen alles „Deutsche" auf; nur mit Unwillen, und weil er Prämiant werden mußte, bequemte er sich zum Lernen der Gegenstände in dieser Sprache. In freien Stunden sprach er auch immer Böhmisch und zornig fuhr er seinen Freund an, wenn der sich eines andern Idioms bedienen wollte.

„Sags selbst, Moritz," sprach er einst, als sie gerade Deutsche Jamben einrichten mußten, „ists nicht das größte Unrecht, daß man lernen muß, wozu man keine Lust hat? Unser Professor ist ein Deutscher, was wir studieren müssen, ist Deutsch oder Lateinisch — Böhmisch Nichts. Mir ists immer, als wär ich gar nicht in Böhmen geboren, oder als hätte mich eine Zigeunerin in meiner Kindheit gestohlen. Ists Dir nicht auch so?"

„Mir ist Alles einerlei," sagte Moritz unbedachtsam.

„So bist Du auch kein rechter Böhme," schrie Honza und lief grimmig fort.

„Was bin ich denn?" rief es in Moritz, dessen innerstes Gefühl sich gegen diesen Ausspruch aufbäumte. Durch mehrere Tage zürnte und grollte er mit dem Honza, weil er ihn für keinen rechten Böhmen gelten ließ. Er hielt sich von ihm furchtbar beschimpft. —

In der Schule übrigens war von der Geschichte des eigenen Vaterlandes selten die Rede; die Knaben waren der Scholle fremd, die sie geboren. Die Geschichte Böhmens ward schon im zweiten Jahre ihres Studierens in einer Zeit, in der sie das Walten des Geistes, der durch die Blätter der Menschheit weht, noch nicht zu fassen vermochten, mit den andern „Geschichten der Erbstaaten" ihnen vorgetragen. Damals sprach der Professor viel von dem heiligen Johann von Nepomuk — aber der andere Johann, wir meinen den Johann Huß, war ein kühner Rebell gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Kein Erbarmen mit dem Ketzer, als er in Kostnitz in den Flammen seine Seele aushauchte! Was lag daran, daß der Kelch der Hussiten umgestürzt wurde und der Priester wieder das Abendmahl unter der frühern Gestalt geben konnte? Die Schüler dachten wie der Professor. In der Schlacht am „weißen Berge" fochten sie unter den Kaiserlichen gegen ihre eigenen Brüder. Das Zerreißen des Majestätsbriefes sahen sie gleichgültig an. Von da an hat Böhmen keine Geschichte mehr — sie schlugen mit dem Professor den Sargdeckel zu. —

Eines Tages kam Honza bleich und verstört zu Moritz. Er war mehrere Tage von der Schule abwesend gewesen.

„Warst Du krank, Honza?" fragte ihn Moritz erschrocken.

„Das lies," sagte Jener und warf ein dickes Buch, das er unter dem Arme trug, heftig auf den Tisch, „der Professor hat uns alle betrogen."

Moritz nahm das Buch; es war eine böhmische Geschichte. —

Honza hatte sie in der Klosterbibliothek, unter einem Wuste alter Kirchenväter und Klassiker gefunden. Der Titel zog ihn an; er erbat sie vom Pater Rektor. Schon die ersten Blattseiten ließen ihn an Verrath des Professors denken. Im Weiterlesen, als Johannes Huß, Zizka und die beiden Procopa mit ihren Riesenleibern an ihm vorüberzogen, gerieth er in Wuth; er las das Buch drei Mal durch; auf der letzten Seite stand ein Gedanke unverrückbar in ihm: der Professor hat uns betrogen!

Moritz las nun gleichfalls in der Geschichte. Aber ihn wehte ein anderer Geist daraus an. Er begriff als Jude nicht das Wesen der religiösen Kämpfe Böhmens, ihm war es im Grunde gleich, ob man das Abendmahl unter Einer oder unter zwei Gestalten genoß. Auch war es ihm unerklärlich, wie man für den Leib und das Blut Gottes so furchtbar wüthen konnte. Aber die politische Bedeutung erfaßte ihn gewaltig. Hier sah er einen Kampf um Gut und Freiheit und Selbstständigkeit; hier sprachen seine eigenen Gefühle ein Wort mit. Jerusalem und Böhmen! Derselbe Nachtgeist umhüllte die zwei Riesenleichen mit dem Schweigen des Grabes. —

Mit stummem Verständniß blickten sich die Knaben in der Schule an; sie wußten sich Nichts zu sagen. Das historische Weh, das sie beide mit so traurigen Augen aus der vaterländischen Chronik angeschaut, konnten sie sich nicht deuten. —

„Soll ich Dirs sagen, Honza," sprach Moritz einige Tage darauf, „mit wem die Geschichte Böhmens große Aehnlichkeit hat?"

„Mit keiner andern," entgegnete Honza stolz.

„Und ich sage Dir, sie hat viel Aehnlichkeit mit der Jüdischen." — Honza lachte unbändig. „Habt ihr Zizka," rief er. „Habt ihr Hussiten?"

„O ja," sagte Moritz, „wir haben die Makkabäer."

„Die kenne ich nicht," meinte Honza, „die sind auch schon längst todt. Aber die Hussiten" —

„Sind denn die nicht todt?"

„O nein!" sagte Honza geheimnißvoll, „die Hussiten leben noch." —

Erst später erklärte er seinem Mitschüler, daß er Jeden, der es mit Böhmen gut meine, für einen Hussiten erkläre. Derjenige aber meine es gut mit dem Vaterlande, der — gern böhmisch spreche.

„Also bin ich auch Einer?" fragte Moritz.

„Wenn Du böhmisch sprichst — ja!" sagte Honza.

Moritz versprach nun, ein Hussit zu werden. —

An Sonn- und Feiertagen, oder wenn es sonst Ferien gab, liebten es die Beiden, nach einer nahen Ruine, „die Buttna" genannt, zu wandern. Die alte Burg hatte eine

*) Zum Verständniß diene Folgendes. Mendel Wilna, ein tüchtiger Charakter, aber ein Schwärmer, war des festen Glaubens, daß er berufen sei, Jerusalem wieder aufzubauen, und hatte zwar nicht den Baron Rothschild, aber doch den Knaben Moschele, der sich später Moritz nannte, für diese Idee gewonnen. Der Czeche Honza war ein Schulfreund und aus demselben Dorfe gebürtig wie Moritz.

besondere Anziehungskraft für sie, weil Zizka darüber als Racheengel gefahren war. Dort saßen sie stundenlang, ließen den Mond über sich leuchten und glaubten die Geister der Todten aus den zerborstenen Wänden hervorquellen zu sehen. —

Wir belauschen Eines von den vielen Gesprächen, die auf der „Buttna" gehalten wurden.

„Denk Dir, Moritz," sprach Honza, „nachdem er einen stummen Blick über das ihm zu Füßen liegende Land geworfen hatte, denk Dir, wie schön Das wär, wenn in Böhmen Alles Eine Sprache reden würde! Du kommst in ein Dorf, da reden Dich die Leute überall Deutsch an, Du kommst in ein Anderes, da reden sie wieder Böhmisch."

„Wie beim Thurmbau von Babel," bemerkte Moritz. „Hat der Eine Ziegel begehrt, so hat man ihm Kalk gebracht. Sie haben sich nicht mehr gekannt; da sind sie auseinander gegangen, weil sie sich nicht mehr verstanden."

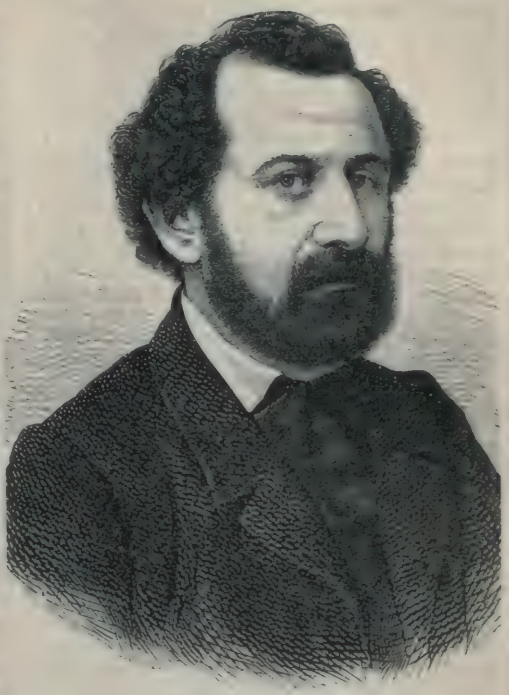
„Aber sie sind nicht als Völker fortgegangen, weil es noch keine gab, und wenn man Das noch hundert Mal sagt, so glaub ichs nicht, sondern als Sprachen. Die Leute, die zufällig fanden, daß sich ihre Wörter glichen, hielten sich zusammen, und da haben sie erst ein Volk ausgemacht, weil sie auch Eine Sprache geredet haben. Und wer einen Vater und eine Mutter hatte und sie nicht verstand, der ließ sie, und zog lieber mit den Andern, mit denen er reden konnte."

„Ich kann mirs kaum denken, Honza," sagte der sinnende Moritz, „wie Einer Vater und Mutter verlassen kann."

„Wenn sie Dich aber nicht verstehen?" rief Honza eifrig. „Was willst Du thun, wenn Du Deiner Mutter etwas Liebes sagst und sie meint, Du habest ihr geflucht?" „Honza, wie kannst Du nur so reden," schrie Moritz, „einer Mutter fluchen?"

„Ist Böhmen nicht unsere Mutter?" rief der hussitische Honza. „Hat sie nicht Tausende von Kindern, die sie gar nicht verstehen? Die sollten fort von ihr, nur die ächten, treuen, Denen sie nicht zu fluchen braucht, dürfen bei ihr bleiben. Das hat der Zizka wohl gefühlt, Moritz, und darum hat er so gewettert."

Moritz lauschte mit Schauer im Herzen den wilden Reden Honzas. Er fragte ihn nicht; aber tiefinnerst sprach er zu sich: „Sind die Juden damit auch gemeint?" Er fand im Augenblick keine Lösung der Frage.



Max Ring.

Max Ring.

Der große Beifall, den die Dorfgeschichten fanden, regte an, ihnen in „Stadtgeschichten" Gegenstücke entgegenzusetzen. Zwar waren viele frühere Romane in der That nichts Anderes als wirkliche Stadtgeschichten; doch lag ihnen die Tendenz ferne, das Stadtleben als solches zu schildern, den Einfluß desselben auf die Bewohner hervortreten zu lassen, es waren Familiengeschichten, die in der Stadt vorgiengen, weil das bürgerliche Element, das Familienleben sich vorzugsweise in den Städten ausgebildet hatte. Der bedeutendste, und wenn wir nicht irren der einzige Dichter von Stadtgeschichten ist Max Ring. Derselbe wurde im J. 1817 zu Zauditz in Oberschlesien geboren. Nachdem er einen sorgfältigen Unterricht durch Privatlehrer erhalten, besuchte er die Gymnasien zu Ratibor und Oppeln und später die Universitäten Breslau und Berlin, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. In Berlin verkehrte er mit mehreren jungen strebsamen Männern, mit Carrière, K. Grün u. A., sowie mit Bettina von Arnim, die nicht ohne Einfluß auf seine geistige Entwicklung blieb. Seine Absicht, sich als Privatdocent zu habilitiren, wurde durch den plötzlichen Tod seines Vaters vereitelt, da er nunmehr in die Nothwendigkeit versetzt wurde, für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Er ließ sich daher nach abgelegter Staatsprüfung in Gleiwitz als Arzt nieder, wo er, namentlich während der großen Typhusepidemie im J. 1847, einen bedeutenden Wirkungskreis erwarb. Die Revolution des J. 1848 veranlaßte ihn, nach Breslau zu ziehen, wo er Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen wurde. Später bewogen ihn Familienverhältnisse, nach Berlin zu ziehen, wo er als Arzt und Freund in nähere Beziehung zu Varnhagen van Ense und dessen Kreis trat und an mehreren Zeitungen und Zeitschriften Theil nahm. Seitdem hat er Berlin nur während einer größeren Reise durch Oesterreich und Oberitalien verlassen.

Max Ring beurkundete zwar schon in seinen ersten Romanen ein nicht gewöhnliches Talent, doch bewegte er sich in denselben noch nicht mit Sicherheit, und fehlte ihm die künstlerische Ruhe, was namentlich in „Berlin und Breslau" (Bresl. 1849. II) der Fall ist, worin er die Märzbewegungen und ihre Folgen poetisch darzustellen suchte. Die rasch auf einander folgen-

den und in unerwarteter Weise sich entwickelnden Begebenheiten lagen dem Dichter noch zu nahe, als daß er sie mit objectiver Klarheit hätte auffassen können. Doch ist der Gegensatz des arbeitsamen und tüchtigen Proletariats zu der übermüthigen und selbstsüchtigen Aristokratie der Geburt und des Geldes, wenn auch in grellen Farben, doch mit warmer Empfindung dargestellt und die Volksscenen sind von erfreulicher Lebendigkeit. Die Kunst, Zustände zu schildern und bedeutende Persönlichkeiten zu gestalten, trat schon entschiedener in den „Kindern Gottes" (Eb. 1851. III) hervor. Der liederliche Dresdner Hof zur Zeit Augusts des Starken, der Kampf der Orthodoxie und des Pietismus gegen die Aufklärung sind glücklich dargestellt, und in der Charakteristik des Grafen von Zinzendorf, des berühmten Stifters der Herrnhutergemeinde, hat er eben so viel Geschick als feinen Takt an den Tag gelegt. Der Unmuth über die täglich zunehmende Reaktion in Preußen veranlaßte den Dichter, in dem folgenden Roman „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister" (Eb. 1852 III) nachzuweisen, wie schon dieser Fürst die Herrschergewalt auf Kosten der ständischen Rechte zu erweitern strebte. Wir übergehen zwei andere historische Romane „John Milton und seine Zeit" (Frankf. 1857) und „Rosenkreuzer und Illuminaten" (Berl. 1861. IV), um sogleich diejenigen zu besprechen, in welchen sein Talent kräftiger hervortrat. In den „Stadtgeschichten" (Lpz. 1852. ff. IV), zu welchen auch „Der Geheimrath" (Prag 1857) zu rechnen ist, hat er die verschiedenen Erscheinungen des Berliner Lebens, wie schon der Titel der einzelnen Bände zu erkennen giebt („Christkind - Agnes", „Chambregarnisten", „An der Börse" und „Feine Welt"), in scharfen Zügen voll Wahrheit geschildert. Die Erfindungen sind zwar einfach, aber mit großer Schärfe der Beobachtung ausgeführt. Die Charaktere sind mit Geschick gezeichnet und sind wie die Zustände nicht als Referate des Verfassers hingestellt, sondern durch die Handlungen der Personen zur lebendigen Anschauung gebracht. Eben so erfreulich sind die „Neuen Stadtgeschichten" (Prag 1859. III), unter welchen „Der Waisenknabe" eine äußerst glückliche Darstellung des verderblichen Einflusses heuchlerischer Lehrer auf die Erziehung bietet. In dieser wie in den übrigen Erzählungen weiß der Dichter durch gut erdachte, immer interessante und oft ergreifende Situationen zu fesseln. „Verirrt und erlöst" (Gotha 1855. II), eine Frucht seiner Reise durch Oesterreich, zeichnet sich besonders durch meisterhafte Naturschilderungen aus, deren Anschaulichkeit und Wahrheit kaum übertroffen werden kann und die, wie der Sturm auf dem See, dadurch an Leben und Bedeutung gewinnen, weil sie mit den Personen in Verbindung gebracht werden; durch die Darstellung ihrer verschiedenen Stimmungen und ihrer verschiedenen Haltung, bei dem Verderben drohenden Aufruhr der Elemente wird die Wirkung wesentlich erhöht. Die Begebenheiten und Charaktere sind zum Theil allerdings unwahrscheinlich; aber ihre Berechtigung einmal angenommen, sind sie mit Glück durchgeführt. Das letzte Erzeugniß des Dichters „Ein verlornes Geschlecht" (Berl. 1867. VI) ist auch bei Weitem sein bestes. Auch in diesem bilden die Schilderungen eine wesentliche Schönheit. Gleich am Anfang bringt der Dichter die Fäulniß der höhern Stände in Frankreich in den letzten Tagen der Herrschaft Ludwig Philipps zur lebendigsten Anschauung, indem er uns in eine Gesellschaft von vornehmen Männern, Schriftstellern, Journalisten und Schauspielerinnen einführt, welche nicht bloß durch ihre frivolen Gespräche, sondern auch durch Mittheilungen gräßlicher Thatsachen, die zur Zeit Statt gefunden hatten, ein sprechendes Gemälde der damaligen Zustände gewähren. Eine Aeußerung des jungen Dumas, daß mitten in der Auflösung der Gesellschaft noch etwas Edles geblieben sei, „ein Altar, auf welchem das heilige Licht der Liebe strahle, das Herz der Mutter", veranlaßt den Polnisch-Schlesischen Fürsten Valerian Vulski seine Lebensgeschichte zu erzählen, durch welche wir mit den nicht weniger zerrütteten Verhältnissen des hohen Adels in dieser Provinz bekannt gemacht werden, der unter der Französischen Herrschaft zu jeder Schmach und jedem Verrath willig die Hände bot, auch später unter äußerem Glanz die größte Rohheit verbarg. Nicht weniger glücklich ist die Schilderung der in Schlesien ausgebrochenen Hungersnoth, so wie der von dieser zum Theil hervorgerufenen revolutionären Bewegungen. Die Charaktere sind vortrefflich entwickelt und mit großer Kunst individuell gestaltet. Die Fürstin ist ein eiserner Charakter, der selbst nicht vor Verbrechen zurückschaudert, wenn es sich um Erreichung ihrer Zwecke handelt; sie vergiftet sogar die Gemahlin ihres Sohnes Valerian, weil diese nicht aus ebenbürtigem Geschlecht ist, und doch erregt sie unsere Theilnahme, weil sie aus Liebe zu ihrem Sohne zu diesem Verbrechen verleitet wird. Und so ist es die Mutterliebe, die sie veranlaßt, ihren Sohn in allzustrenger Zucht zu halten, ihm selbst die nöthigsten Mittel zu verweigern, weil sie durch strenge Sparsamkeit die zerrütteten Vermögensumstände wieder herstellen will, damit Valerian einst in vollem Glanze leben könne. Aber ihr Sohn mißversteht sie und je härter sie seinen Neigungen entgegentritt, um so entschiedener wendet er sich von ihr ab und als endlich durch ihre Schuld die Ehe mit einer eben so edlen als reichen Jungfrau unmöglich wird, von der er inneres und äußeres Glück zu erwarten berechtigt war, da wurde seine Abneigung zum tödtlichen Haß, so daß er seine Mutter ermorden ließ. Und doch war auch er ursprünglich kein unedler, aber ein leidenschaftlicher Charakter, der, von der Strenge der Mutter in seinem Innersten verletzt, sich in den Strudel der Vergnügungen stürzte und darin allen sittlichen Halt verlor. Den vollsten Gegensatz bildet sein Halbbruder Robert. Dieser, von seinem Vater im Ehebruch mit der Schwester der Fürstin erzeugt, was ihm jedoch verborgen geblieben war, so daß er die Fürstin für seine wahre Mutter hielt, hatte bei seinem tiefen Wesen bald herausgefühlt, daß diese ihn nicht liebe und hatte die Heimat verlassen, wo er sich zu einem wissenschaftlich und praktisch tüchtigen Mann ausbildete und die edelste Lebensanschauung gewann. Von großem Talent und poetischer Gestaltungskraft zeugt der Charakter

der Tänzerin Judith, welche, von wahrer Liebe zum Fürsten Valerian erfüllt, die Bande zerreißt, welche sie an die Sünde gefesselt hatten, und von nun an ihr ganzes Leben mit der größten Aufopferung dem Geliebten weiht, bis sie zum Selbstmord getrieben wird, als sie von der Fürstin mit barbarischer Wuth mißhandelt wird und sie zudem fühlt, daß sie sich vom Geliebten trennen muß. Eine treffliche Figur ist der Schopenhauersche Philosoph Enrico Müller, dessen Weltverachtung endlich durch die Ueberzeugung besiegt wird, daß nicht immer gemeiner Egoismus, sondern auch Menschenliebe die Triebfeder der Handlungen ist. Einen prächtigen Contrast bilden der heuchlerische und betrügerische Haushofmeister der Fürstin und der Jude Schlaume Baß, in welchem die höchste Ehrlichkeit und Gemüthlichkeit mit dem Sinn für das „Geschäftemachen" auf das Glücklichste verbunden erscheint. Einen ähnlichen Contrast bietet endlich der treffliche Grubenbesitzer Windeck und der eben so rohe als geizige Zinkkönig Godowsky, die in ihrer so ganz entgegengesetzten Individualität mit großem Talent gezeichnet sind. Wie die Charaktere, so sind auch die Begebenheiten mit Glück erfunden und trefflich motiviert; diese wie jene beruhen übrigens auf wirklichen Erscheinungen, die der Dichter zu poetischem Leben gestaltet hat. Sie sind mit Geschick angelegt und consequent entwickelt, nur wären einzelne Breiten wegzuwünschen.

Fassen wir die bisherigen Bemerkungen zu einem Gesammtbilde zusammen, so ergiebt sich aus demselben, daß Ring eine fruchtbare Phantasie und glückliche Gestaltungsgabe besitzt, und daß er vom Geiste wahrer Humanität beseelt ist. Seine Darstellung ist fließend und von großer Anmuth; nur hie und da ist der Styl nicht ganz korrekt, und so verletzt auch der Ausdruck in seltenen Fällen den guten Geschmack.

Aus „Ein verlornes Geschlecht".

Die höchste Noth.

Es giebt Zeiten, wo das Schicksal des Einzelnen wie ein Tropfen im Weltmeer, wie ein Sandkorn in der Wüste verschwindet. Eine solche Zeit war jetzt über das ganze Land und zunächst über unsere Provinz gekommen.

Durch die vorangegangenen Mißernten war die Noth auf das Höchste gestiegen, die vorhandenen, nur geringen Vorräthe entsprachen nicht dem dringenden Bedürfnisse der verarmten Bevölkerung. In einer Gegend, wo selbst in günstigen Jahren das Brod für einen Leckerbissen gilt, mußte schon eine nur mäßige Erhöhung der Getreidepreise hinreichen, um eine Hungersnoth hervorzurufen.

Auch die Kartoffeln, fast die ausschließliche Nahrung der Dürftigen, litten schon seit mehrern Jahren an einer räthselhaften Krankheit, welche das Kraut verdorren und die mehlreichen Früchte verfaulen ließ.

Die Armuth hatte ihren letzten Freund, ihre einzige Stütze verloren und überließ sich der Verzweiflung.

So lange es die Jahreszeit gestattete, lebte man noch von Beeren und Wurzeln, von Pilzen und ähnlichen Erzeugnissen des Waldes, selbst von Quecken und Gras, aber der ungewöhnlich zeitig eingetretene Winter ließ auch diese Nahrungsquelle nur zu schnell versiegen.

Die Fälle von Verhungerten, welche der Architekt an Gibson mitgetheilt, waren weder übertrieben, noch blieben sie vereinzelt. Täglich wurden auf den Feldern und an der Landstraße Leichen gefunden, über deren Todesart kein Zweifel herrschen konnte.

Dennoch beharrten die Behörden in ihrer bisherigen unbegreiflichen Unthätigkeit, theils aus Unkenntniß der eigenthümlichen Verhältnisse, theils aus Nachlässigkeit und Verblendung. Einzelne Stimmen, welche sich erhoben, sahen sich durch die strenge Censur zum Schweigen verurtheilt. Man lebte damals noch unter der Bevormundung einer Regierung, welche das Dogma vom „beschränkten Unterthanen-Verstande" aufgestellt hatte.

Für die Größe des Elends und die Menge der Hülfsbedürftigen konnte die Privatwohlthätigkeit nicht ausreichen, selbst wenn sie reger und lebendiger gewesen wäre, als Dies anfänglich der Fall war.

Besonders wurden die Bergwerks-Distrikte von dem Nothstande heimgesucht, da hier die verschiedensten Ursachen zusammentrafen, um das allgemeine Elend noch zu steigern. Der an und für sich unfruchtbare Boden entbehrte der nothwendigen Bearbeitung, indem durch die lohnendere und verlockende Beschäftigung in den Hütten und Gruben Hände und Kräfte dem Felde entzogen wurden. Trotzdem war durch die große Concurrenz der Lohn nur gering und kaum in den besten Jahren hinreichend, eine Familie zu ernähren.

Der Landmann, gewöhnlich mit der Vecturanz und dem Transport der Erze und ihrer Producte beschäftigt, entfremdete sich mehr und mehr dem Ackerbau, den er seiner schwächlichen Frau und den elenden Kindern zur nothwendigen Bestellung überließ. Das Fuhrwesen selbst konnte nur einen geringen Nutzen abwerfen, da die Wege sich in einem gänzlich vernachlässigten Zustande befanden, der spärliche Gewinn auf der Landstraße in die Tasche der zahlreichen Wirthe und Branntweinschenker floß.

Außerdem hatten in der letzten Zeit unglückliche Handelsconjuncturen die Preise des Eisens und die des Zinks herabgedrückt und Dem entsprechend die Löhne beschränkt. Einzelne Grubenbesitzer und Hüttenwerke feierten oder förderten wenigstens in weit geringerem Umfange als früher. Schaaren von entlassenen und brodlosen Arbeitern suchten vergebens eine Beschäftigung, während ihre Kinder mit hohlen Wangen und fast nackt bettelnd von Dorf zu Dorf zogen und sich um den Abfall der Küche, selbst um rohe Kartoffelschalen stritten, um ihren Hunger zu stillen.

Hie und da war es, trotz der unerschöpflichen Geduld und Gutmüthigkeit des Volkes, bereits zu gewaltsamen Auftritten und Excessen gekommen. Ein verzweifelter Haufe hatte ein mit Kartoffeln beladenes Schiff geplündert, Andere mit Gewalt die wucherischen Getreidehändler zur Ermäßigung der hohen Preise gezwungen und dadurch ihre Lage nur noch verschlimmert, indem die Zufuhr stockte und die eingeschüchterten Spekulanten vom Markte fern blieben.

Das Elend der Menge hatte jedoch damit noch keineswegs seinen Höhepunkt erreicht. Der Mangel und die ungesunden Nahrungsmittel führten ein Gefolge von Krankheiten mit sich, denen die erschöpften und ausgemergelten Patienten um so leichter erliegen mußten.

Anfänglich sporadisch und vereinzelt, nahm das sich entwickelnde Fieber bald einen ansteckenden, epidemischen Charakter an und forderte zahllose Opfer. Kein Haus, keine Familie blieb verschont, und in manchen Dörfern starben die Bewohner zu Hunderten. Der Tod schritt in seiner scheußlichsten Gestalt von Hütte zu Hütte, riß den Vater und die Mutter mit sich fort und überließ erbarmungslos die verwaisten Kinder dem grauenhaftesten Elend.

Hier lag ein armes Weib auf verfaultem Stroh, rechts und links, von ihr an das Herz gedrückt, ein Kind, ohne Wasser, Holz und Brod. Niemand wagte, ihr zu nahen, theils aus Furcht, theils weil der Ortsschulze unter schwerer Strafe jede Berührung mit der Kranken in seinem bornirten Amtseifer verboten hatte. Eine schwarze Tafel

vor der Thür scheuchte das Mitleid von der Schwelle fort und verbreitete Schrecken und Entsetzen.

Dort ruhte an der Seite der kranken Frau die Leiche ihres gestorbenen Mannes; er ist vielleicht schon seit vielen Tagen todt und in Verwesung übergegangen, aber sie merkt es nicht in ihrem bewußtlosen Zustande. Niemand kommt zu ihr, und die hülflosen Kinder rufen vergebens die Nachbarn und Vorübergehenden an, welche scheu vor der Ansteckung fliehen. Nur ein Priester tritt in die elende Hütte, um den Unglücklichen den Trost der Religion zu spenden. Auf der gebrechlichen Bettstelle sieht er zwei Gestalten, eine Leiche und eine Sterbende.

„Warum," fragt er erschüttert, „wird der Todte nicht begraben?"

„Wir sind zu schwach," antwortet das hohläugige Gespenst eines kaum genesenen Mädchens von fünfzehn bis sechszehn Jahren. „Wir können den Vater nicht allein fortschaffen. Darum haben wir ihn bei der kranken Mutter liegen lassen, die wohl auch bald sterben wird. Dann wollen wir Hülfe suchen und Beide zugleich begraben lassen."

Der fromme Priester entsetzt sich, erkrankt und wird selbst die Beute des Todes nach wenigen Tagen.

Ein anderes Bild:

Dort am Ende des Dorfes steht ein elendes Häuschen mit blinden Fensterscheiben und verschlossener Thür, an der die furchtbare schwarze Tafel hängt. Vater und Mutter, Kinder und Säuglinge, eine ganze Generation ringt hier ungesehen und ungehört mit dem erbarmungslosen Tode, in dumpfer Verzweiflung oder stumpfer Resignation. Nach und nach verstummen die Seufzer, schweigt das Röcheln der Sterbenden, bis Alles still ist. Nur ein lebendes Kind ist noch übrig geblieben und saugt mit den fieberheißen Lippen an der Brust der todten Mutter.

Die unsägliche Noth hat das Gefühl des Volkes ertödtet; es hat nur noch Einen Wunsch, Einen Gedanken: „Essen oder sterben."

Selbst schon den Todeskeim im Herzen, schafft ein Mann in Lumpen, seine Pfeife Taback rauchend, die erlöste Ehefrau und Mutter seiner nackten Kinder auf einem Karren nach dem Friedhof.

Aus Fichtenreißig hat er selbst den Sarg geflochten oder dürftig aus rohen Brettern, die er sich vom Nachbar geborgt, mit der Axt zusammengeschlagen. Schon nach wenigen Tagen schleppen ihn seine Kinder denselben Weg zum Grabe, indem sie mit einander abwechseln und fast den ganzen Tag brauchen, um die kurze Strecke von ihrem Hause nach dem Kirchhof zurückzulegen, da die Kräfte ihnen versagen.

Oft vertritt ein Sack die Stelle des Sarges und der Vater trägt sein Weib und die Kinder, eines nach dem andern, keuchend auf dem Rücken zur Beerdigung. Die Leichen werden nur noch bis zur letzten Ruhestätte gebracht, dort hingeworfen und liegen gelassen, oder ohne Meldung und Anzeige, ohne Sang und Klang in die stets offenen Gräber gesenkt und mit einer Hand voll Erde zugedeckt.

Schon fehlt es an Aerzten, Geistlichen und Todtengräbern, die sich der Krankheit am Meisten auszusetzen und daher ihr auch am Leichtesten zu erliegen pflegen.

Bald beschränkte sich der Tod nicht mehr auf die Hütten der Armen; er pochte an die Thüren der Reichen und Wohlhabenden, ohne Unterschied des Standes und Alters schritt er von Haus zu Haus, vom Dorf in die Stadt, und verschonte keine Familie.

Heinrich Ludwig Robert Gisecke.

Wir haben bei Besprechung der dramatischen Dichtung schon darauf hingewiesen, daß Gisecke auch Bedeutendes im Fache des Romans geleistet habe. Schon sein erster Versuch „Moderne Titanen. Kleine Leute in großer Zeit" (Lpz. 1850. III. 2. Aufl. 1853) zeugte von entschiedener Begabung, namentlich von großem Talent für die Ausmalung einzelner Situationen. Die Absicht des Dichters, in diesem Roman Verhältnisse und Menschen aus der Zeit vor 1848, und die Revolutionsjahre selbst nebst ihren trostlosen Folgen zu schildern, war um so kühner, als er es unter dem unmittelbaren Einfluß der Begebenheiten unternahm und er zudem noch sehr jung und somit auch unerfahren war. Daher trägt der Roman auch ganz den Charakter der Jugendlichkeit, so wie den der Zeit. Der Held des Romans, Ernst Wagner, in welchem der Verfasser sich selbst, wenigstens in Bezug auf die im Roman niedergelegten Ideen geschildert haben mag, ist der Repräsentant der damals allgemein verbreiteten Ideen, aber seine Liebe zur Freiheit ist nicht, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das Ergebniß eines rein menschlichen, natürlichen Gefühls, sie ist aus dem Studium der Philosophie hervorgegangen; sie ist nicht eine Ueberzeugung des Herzens, sondern, wenn man will, der Logik; sie beruht auf der Phrase, wie es bei der damaligen Bewegung der Fall war, als die Gebildeten und Gelehrten sich derselben bemächtigt hatten. Und wie Diese, so weiß auch Ernst Wagner nicht, was er will, so hochtrabend auch seine Worte sind; er ist zudem ein Mann ohne männliche Kraft, der nie kräftig handelt, der sich fortwährend von seiner Umgebung beherrschen läßt, von Anfang bis zu Ende als Marionette erscheint. Auch die andern Persönlichkeiten sind ohne sittliche Kraft, zum Theil unklar in ihrem Wollen, öfters im vollen Widerspruch mit sich selbst. Diese Unklarheit ist auch der Charakter des Romans, in welchem Idealismus und Absurdität, Enthusiasmus und Ironie, Uebermuth und Verzagtheit, Feuer und Frost in unvermittelten Stimmungen neben einander liegen. Die Fabel hat keinen lebendigen Zusammenhang; es geht Alles unruhig und stürmisch zu, und doch will sie oft nicht vorwärts schreiten. — Der folgende Roman „Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unserer Zeit" (Lpz. 1851. II. 2. Aufl. 1854) beurkundet einen großen Fortschritt, der sich namentlich in der maßvolleren, künstlerisch abgerundeteren Haltung kund giebt. Die Geschichte ist einfach und gewöhnlich; es ist die Geschichte der Liebe einer an Körper, Geist und Seele gleich schönen Jungfrau mit ihren Freuden und Leiden; aber der Dichter weiß diesem ewigen Stoff neue fruchtbare Seiten abzugewinnen und die Persönlichkeit der Heldin durch scharf contrastierende Charaktere hervorzuheben, die Einfachheit des Idylls durch Darstellung theologischer und philosophischer Kämpfe zu beleben. Vortrefflich ist namentlich der alte Pfarrer geschildert, der durch seine starre Rechtgläubigkeit und seinen geistlichen Hochmuth den Frieden seines eigenen Hauses untergräbt, namentlich auf seinen Sohn Johannes den verderblichsten Einfluß ausübt. — In „Carrière. Ein Miniaturbild aus der Gegenwart" (Lpz. 1853. II) kehrte der Verfasser zur Darstellung politischer und socialer

Zustände zurück, wozu er durch die leider nur zu häufig vorkommende Erscheinung veranlaßt wurde, daß Viele, die für die politische und religiöse Freiheit begeistert waren, in Folge der eingetretenen Reaktion in das entgegengesetzte Lager der Junker und Pietisten übergiengen, um „Carrière" zu machen, oder auch oft, um sich an ihren ehemaligen Parteigenossen zu rächen. Beinahe zu gleicher Zeit erschien „Große und kleine Welt. Ein Lebensbild" (Lpz. 1853. III), worin der Dichter nachweisen wollte, daß der Mensch, dessen schönste Hoffnungen sich zerschlagen, dennoch durch ernstes Streben und fruchtbare Thätigkeit in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise zu beständigem innern Glück gelangen könne. Daß aber auch die angestrengteste Thätigkeit nicht zum wahren Glück führen kann, wenn sie nicht aus Liebe zum Beruf, nicht aus wahrer Liebe zur Menschheit, sondern aus Eitelkeit und Ehrgeiz hervorgeht, bildet die Grundlage des Romans „Otto Ludwig Brook. Eine Erzählung" (Lpz. 1862. II). Giseke's letzter Roman „Käthchen" (Bresl. 1864. IV) ist auch sein bedeutendster. Es liegt ihm die nämliche Idee zum Grunde, die Benedix in seinem „Ruf" dramatisch bearbeitet hat, der Dichter bringt nämlich darin zur Anschauung, daß der unverdiente schlechte Ruf das Leben bis zum fürchterlichsten Elend steigern kann. Es sind immer nur Gerüchte, die sich über die Heldin, Käthchen Schulz, verbreiten, aber weil ihre Quelle nicht ausgemittelt werden kann, können sie auch nicht widerlegt werden. Noch verderblicher für sie ist es, daß sie selbst diese Gerüchte nicht einmal kennt. Obgleich eine arme Waise, bei einem Schulmeister, ihrem entfernten Verwandten erzogen, von Diesem verstoßen, weil dessen Töchter sie beneideten, hatte sie die Liebe des Grafen Hugo von Königshorst durch ihre seltene Schönheit und den hohen Adel ihrer Seele gewonnen. Ein Gerücht, daß sie früher mit einem Offizier eine unerlaubte Verbindung gehabt habe und von Diesem mit einer Summe Geldes abgefunden worden sei, bewegen ihn, sie zu verlassen, nachdem er sich schon öffentlich mit ihr verlobt hatte, weil ihm solche Beweise vorgelegt werden, daß er an der Wahrheit der Beschuldigung nicht zweifeln kann. Aus immer noch nicht erloschener Liebe und Mitleiden will er ihr eine ansehnliche Summe zukommen lassen, die sie vor Armuth schützt, aber der Schwindler Schalk, den sie für ihren aufrichtigen Freund hält, unterschlägt das Geld, sie erfährt Nichts davon, eben so wenig von dem Gerücht, daß sie es angenommen habe. Um sie einigermaßen zu entschädigen, bringt sie Schalk in das Haus des Fabrikanten Spürer, wo sie mit der Zeit und bei der Ueberzeugung, daß der Graf ohne Grund treulos geworden sei, wieder zur inneren Ruhe gelangt. Dort lernt sie Victor Gundermann kennen, der trotz aller Bemühungen, sie zu verläumden, von ihrer Unschuld überzeugt ist, so wie sie seine edle Gesinnung erkennt, während ihre Umgebungen die Maske des Leichtsinns, mit welcher er auftritt, nicht durchschauen. Victor war von seiner Stiefmutter durch Testament zum Universalerben eingesetzt worden, unter der Bedingung, daß er ein in jeder Weise unbescholtenes Mädchen heirathe; bis zu seiner Verehelichung solle sein Vater, der Senator Gundermann, die Nutznießung des sehr bedeutenden Vermögens haben. Um dasselbe nicht herausgeben zu müssen, hatte er schon mehrmals seine Einwilligung zur Heirath seines Sohnes unter dem Vorwande verweigert, daß die Bedingungen des Testaments nicht erfüllt seien; und so setzte er sich auch der Heirath seines Sohnes mit Käthchen entgegen, weil sie nicht unbescholtenen Rufes sei, ob er gleich eines Besseren überzeugt war. Um sich die nöthigen Beweismittel von der Falschheit dieser Gerüchte zu verschaffen, reiste Victor nach Italien, wo Graf Hugo sich damals aufhielt, und es gelang ihm, nicht nur Diesen von Käthchens Unschuld zu überzeugen, sondern auch von ihm die Mittel zu erhalten, die Falschheit der Gerüchte zu beweisen. Auf der Rückreise wurde er krank und starb, nachdem er die Geliebte durch Testament zu seiner Universalerbin eingesetzt hatte. Er hatte Käthchen von seiner Reise nicht in Kenntniß gesetzt, die Briefe, die er ihr schrieb, waren unterschlagen worden, so daß sie ihn ebenfalls für treulos halten mußte. Wir können des Raumes wegen die weiteren Intriguen nicht mittheilen, die von Seiten des alten Gundermann und des Schwindlers Schalk angezettelt wurden, um zu verhindern, daß Käthchen von dem Testament Nachricht erhalte. In Folge dieser Intriguen gerieth sie in das grenzenloseste Elend, ja selbst in Verzweiflung und beinahe in Wahnsinn, weil sich die schändlichen Gerüchte immer mehr verbreiteten und jetzt selbst bis zu ihr drangen, bis es endlich einem Jugendfreunde, dem Sohne des Pfarrers ihres Heimatdorfes, gelang, die Schändlichkeiten aufzudecken, und sie an Leib und Geist wieder gekräftigt, als Gattin in das heimatliche Pfarrhaus zu führen. Die Ausführung des Romans ist eben so glücklich als die Anlage; die verwickelten und verzweigten Intriguen und die aus ihnen entspringenden Conflikte sind geschickt erfunden und eben so geschickt gelöst. Die Motive sind zum Theil einfach, aber auch von großer Wirkung, so namentlich, daß die meisten Gerüchte, die über Käthchen verbreitet werden, sich auf die gleichnamige Tochter ihres Pflegevaters beziehen. Die Situationen sind mit Talent geschildert, wie die unten mitgetheilte Eröffnung des Testaments beweisen mag. Die Charaktere sind mit psychologischer Schärfe und poetischer Gestaltungsgabe gezeichnet, so namentlich die Heldin, die mit ihrer reinen Seele trotz ihrer Unbekanntschaft mit der Welt alle Verführungskünste und die ihr gelegten Schlingen zu vermeiden weiß. Eine interessante Persönlichkeit ist der Schwindler Schalk, der bei aller seiner Gewissenlosigkeit, seinen Intriguen und Betrügereien ursprünglich eine edle Natur ist. Gutmüthiger Leichtsinn hatte ihn in Verwicklungen gebracht, in deren Folge er zu einer nicht verdienten Criminalstrafe verurtheilt worden war, wodurch er alle Aussicht auf Anstellung verloren hatte, so daß er sich genöthigt sah, sich durch Schwindeleien aller Art eine neue Carrière zu schaffen. So gewissenlos er sich auch gegen das unglückliche Käthchen benahm, so müssen wir uns doch am Ende mit ihm versöhnen, da er sein besseres Selbst wieder findet, als das Unglück über ihn

hereinbricht. Auch die übrigen Personen sind glücklich charakterisiert: der edle Graf Hugo, der noch edlere Fritz Groß, dessen Universitätsfreund, der nie den Glauben an Käthchen verliert, und sogar für sie in einem Zweikampf einsteht, als Niemand mehr an sie glaubte; Hugos nachmalige Gattin Ernestine; die Präsidentin und deren Nichte Valiska, welche die boshafte Intriguensucht der alten Jungfern glücklich repräsentiert; der egoistische und faunenhafte alte Gundermann; dessen Sohn Victor, der seine bessere Natur verbirgt, weil er seine Umgebungen verachtet; das intrigante Fräulein Heimchen, dieser echte Typus leichtsinniger und verdorbener Grisetten — mit Einem Worte alle Personen sind mit Schärfe aufgefaßt und sicher durchgeführt. Die Darstellung ist im Ganzen leicht, fließend anmuthig, oft sogar meisterhaft und ergreifend; um so mehr ist es zu bedauern, daß er oft in einzelnen Stellen gesucht, unnatürlich ist und sogar in Geschmacklosigkeit ausartet.

Aus „Käthchen".

Der Herr Decernent der Sache begann, das Testament Victors dem Wortlaute nach vorzulesen. Das arme, kranke Käthchen war durch den lang entwöhnten Anblick so vieler Gesichter und durch die Gemüthsbewegung, die auch das kräftigste Naturell bei diesem zusammentreffenden Wiedersehen so mannigfacher Art hätte empfinden müssen, ihrer freien Ueberlegung völlig beraubt. Die Angst vor einem Gerichtsverfahren an sich schon schnürte ihr das Herz zusammen; die fremden juristischen Ausdrücke machten ihr nur möglich, den geringsten Theil der Verhandlung zu verstehen, und wenige heftige Reden, die Schalk und der Collegienrath durch das Zimmer hin- und hergeworfen, hatten ihre Angst gesteigert. Sie konnte, bei ihren Gedanken von der Natur des Rechtes, bei dem Bewußtsein der Schutzlosigkeit, in der sie von Kindheit auf gelebt hatte, und bei dem Gedrücktsein ihres leidenden Gemüthes von der Ueberzeugung nicht loskommen, daß sie als Angeklagte hier stehe, daß ihr nur Kränkendes, Schmerz und Unglück Bereitendes hier begegnen könne. Als sie hörte: Testament — Victor — Dahingeschiedene, da dachte sie nicht anders, als daß man sie Victors willen zur Rechenschaft ziehen wolle. Man hatte es ihr schon bei Pastor Müllers angedeutet, daß man ihr das Familienunglück des braven Senators Gundermann zur Schuld anrechne, und daß, wenn ein Mädchen wie sie den Sohn eines Ehrenmannes bei der Stadt verhexe, die Gerichte einschreiten könnten. Das hatte man im Spürerschen Hause und hatte auch die Frau Registratorin ihr ganz deutlich gesagt; wollte man ihr also den Tod Victors zur Schuld geben? Sie glaubte wirklich daran; sie hielt es für hart, daß da, wo durch seine Treulosigkeit ihr Herz, Gesundheit und Lebensglück gebrochen war, sie auch noch seines Todes für schuldig gelten und bestraft werden sollte — und sie suchte sich auch ein Herz zu fassen, Dergleichen gegen das Gericht noch auszusprechen —, aber daß Das sogleich geschehen sollte, Das glaubte sie wirklich und fest. Und da drangen von den Worten des so scharf und herzlos monoton lesenden Richters, die ihr Ohr umschwirrten, einzelne in ihre Seele. — Die tönten in ihrem Innern dort ja ganz anders, als wie draußen. Der Ton dieser Stimme erklang ganz anders als Das, was sie bisher hier vor Gericht gehört, ganz anders, als Alles, wovon sie glaubte, daß man vor Gericht es je vernehmen könne. Aber sie konnte noch immer nicht sich ganz sammeln, noch immer nicht völlig aufmerken, da kamen wieder Worte, die sie gar nicht verstand, Worte von Schuldig und Unschuldig, Proceß, Baron, Abfindung, zehntausend Thaler, Testament der Mutter, Clausel, Revenüen, Rechtstitel, volles freies Eigenthum u. s. w. Ihre Aufmerksamkeit verschwand wieder; aber dann sah sie ja, daß die Leute im Zimmer ganz andere Gesichter machten, als sie in einem Gerichtszimmer erwartet hatte; da sah sie ja, Graf Hugo holte sein Taschentuch hervor, er trocknete sich die Augen, er weinte, auch Walther weinte; die Frau Registratorin gar keuchte und ächzte vor Rührung, wie sie es sonst regelmäßig gethan hatte, wenn sie Sonntags aus der Kirche zurückkam; ja selbst die Augen der beiden als Zeugen citierten Amtsdiener wurden feucht. Die beiden Herren Senatoren allein hatten ihre volle Würde bewahrt, denn nun wurde auch die scharfe Stimme des Richters unverständlich — Thränen traten in seine Augen — er konnte die Schrift nicht mehr sehen — er unterbrach sich im Vortrage und trocknete seine Augen, indem ein Blick voll gerührter Theilnahme auf das Mädchen fiel. Nun wurde Käthchen aufmerksam. Ihre Augen staunten, weit geöffnet, vor sich hin. Der Richter, wieder dem Attenstücke sich zuwendend, wiederholte den zuletzt verlesenen Satz: „So war denn Käthchen sehr wohl im Stande, die Bedingung zu erfüllen, die meine selige Stiefmutter an die Gründung meines Lebensglückes geknüpft hatte. Käthchen hat mir auf mein wiederholtes Bitten ihr Ja-Wort gegeben, und ich erkenne sie hiermit vor der Welt und vor Gott als meine Verlobte an. Ein grausames Schicksal wollte es, daß ich frei und offen mit vollem Rechte diese Erklärung nicht anders als in meinem letzten Willen ablegen konnte. Wenn diese Worte dein Ohr, mein theures Käthchen, aus einem fremden Munde berühren, dann bin ich nicht mehr. Meine Stunden sind gezählt. Meine Kräfte schwinden. Der nächste Anfall des Fiebers wird mich dahinraffen. Ich sterbe als Dein Verlobter, in der Treue zu Dir, in dem Gedanken an Dich. Ich habe Dir den Schwur abgelegt, daß Du die Meine werden solltest trotz aller Welt. Ich habe für diesen Schwur gethan, was ich gekonnt, bin für ihn, zur Rettung Deiner falsch beschuldigten Ehre, hierher in die Fremde gegangen, und denke seiner bis zu meinem letzten Athemzuge. Alles Erste im Leben war so süß, wie wird jetzt alles Letzte noch Einmal so werthvoll. Der letzte Kuß, der letzte Tanz, das letzte Glas Champagner, sie sind für mich dahin, mir bleibt nur noch das letzte Gebet, der letzte Sonnenstrahl, das letzte Lispeln Deines Namens, der letzte Athemzug, mit dem dein Victor stirbt in Deiner Liebe. Ade! ade! ade!"

Bis zu diesen Worten hatte Käthchen Zeit gebraucht, um aus der trüben Verwirrung ihrer Seele zu dem vollen Begreifen Dessen, was hier für sie verhandelt wurde, sich zu erheben. Sie hatte vor dem Stuhle, auf dem sie saß, sich vorbeugend, mit beiden Händen an der Kante des Tisches sich angeklammert und mit ihrem irren Blicke den Vorlesenden angestarrt, indem sie mit der letzten, äußersten Anstrengung der Seele an dem schon für Augenblicke ihr verloren gegangenen Bande ihres Bewußtseins mit der Welt sich anklammerte. Da endlich, bei der vertraulichen Anrede des Testators mit Du, bei der letzten Nennung seines Vornamens, drang ihre Anstrengung zu voller Klarheit durch und sie hatte seit langer Zeit wieder zum ersten Male die freie Herrschaft über ihre Gedanken und Sinneseindrücke erhalten. Jetzt erst wußte sie, was sie besessen, und im selben Augenblicke sah sie ein, was sie verloren hatte. Da regte sich das wiedererweckte Leben in ihr mit aller wilden Macht des neuen gewaltsamen Durchbruches. Ihr alter Wahnsinn war widerlegt und geheilt, aber nur, so schien es, um von einem neuen, noch gewaltsameren und berechtigteren ersetzt zu werden. War einmal ihr Herz gebrochen, weil sie das Glück nicht besessen hatte, das sie um den Preis ihres Lebens hätte besitzen mögen; mußte dasselbe Herz nicht jetzt für immer zerrissen und

vernichtet sein, da dieses Glück ihr bestimmt gewesen war zur selben Zeit, als sie an seinem Verluste zu Grunde gieng, und da sie dessen Bestimmung jetzt erfuhr, wo es für sie und den Geliebten für ewig dahin war?

Da kämpfte es wieder in ihren Augen, in ihren Mienen, in dem Athmen ihres Busens. Der Pastor Müller trat an sie heran; denn er glaubte, daß der Starrkrampf ihr wieder nahe. Nur noch wenige Worte konnte der Decernent weiter aus dem Testamente verlesen: „Es ist Deinem armen todtkranken Victor im Leben viel Unrecht geschehen. Weil er das Dasein, von dem er erst jetzt so recht einsieht, wie kurz es ist, gern heiter nahm, sagte man ihm nach, er wäre leichtfertig, und weil er gern die Freude genoß, er wäre schlecht. Die große Menge der gewöhnlichen Menschen läuft im Leben umher mit den Mienen der Tugend im Antlitze und den Worten der Biederkeit auf der Zunge, in ihren Thaten aber sind sie Feiglinge oder Schurken. Ich wollte zwar nicht für einen ungewöhnlichen Menschen gelten, aber ich konnte bei meinem Eigensinn nun einmal es nicht unterlassen, diesen Heuchlern und Heuchlerinnen keck zu widersprechen und so recht mit Vergnügen, manchmal mich ganz so schlecht darzustellen, als sie es waren. Dabei machte ich die seltsame Erfahrung, daß gerade die klügsten Heuchler die geringste fremde Heuchelei nicht durchschauen. Du allein, mein Käthchen, warst keine Heuchlerin und darum durchschautest Du das Verstecken, das ich mit meinem ehrlichen Herzen spielte. Du allein wußtest unter den falschen Biedermännern den braven Bösewicht heraus zu entdecken, Du allein den reinen Sinn, die so oft getäuschte Treue meines Gemüthes zu erkennen, und darum hieltest Du an ihr, ich weiß es, trotz vielen Hindernissen, Verlockungen und Gefahren. Oder wärst Du mir doch durch fremde Künste endlich abwendig gemacht? Warum sendetest Du nicht die wenigen Trosteszeilen, um die ich durch Deine Beschützerin für meine Sterbestunde Dich gebeten? Nein, nein! Du kannst nicht treulos sein. Nicht abwendig bist Du mir gemacht; betrogen um meine Bitte bist Du oder betrogen um Deine Erfüllung bin ich. Wenn Du mir Wort gehalten hast, so will ich nun auf diesem sicheren, untrüglichen Wege Dir zeigen, daß ich auch Dir mein Wort erfülle. Ich versprach Dir, Dich glücklich, namenlos glücklich zu machen; ich konnte es nicht in meinem Leben, so will ich Dir im Tode geben, was ich von Glück und Gütern in der Welt verlasse. Hat mein Leben Dir Leiden und Schmerzen bereitet, so soll mein Tod Dir den Schutz hinterlassen, dessen Mangel das Elend der Armuth und dessen Ueberfluß nur zu oft der Verderb des Reichthums ist. Damit ich nicht ganz trostlos um Dich und um mich aus dem Leben scheide, so erfülle mir die letzte Bitte und tritt in die Rechte ein, die mir im Leben vorenthalten wurden. Meine selige gute Mutter wollte mich glücklich machen mit einem tugendhaften Mädchen; ich will, was in meinen Kräften noch steht, in Dir dieß tugendhafte Mädchen beglücken mit ihrem Willen. Sei Du, Käthchen, meine Erbin. Der letzte Wille der Geschiedenen soll uns heilig sein; wie es mir der ist meiner Mutter, so sei es Dir der meine. Tritt Du mein ganzes volles Erbtheil an" — —

Da kreischte ein schriller Aufschrei durch das Zimmer, einer jener entfesselten wilden Laute, deren das natürliche, gesunde, kräftige Leben nicht fähig ist, wie er aus der Uebereizung der zerrütteten, in ihrer Kraftanstrengung übereizten Seele nur hervortönen kann, so daß alle Anwesenden erschreckt zusammenfuhren und ihre verwunderten Blicke nach der Mitte des Zimmers richteten. Da stand Käthchen, hoch aufgerichtet, mit der Einen Hand sich am Tische haltend, die andere krampfhaft auf das Herz drückend, als sei sie plötzlich bis auf den Tod verwundet, und indem vor Schmerz ihre Augen sich schlossen, öffneten sich weit ihre verzerrten Lippen. Einmal und noch Einmal gellte derselbe Aufschrei der Raserei mit einer Gewalt, als wenn mit ihm ihre Seele für immer sich vom Körper losreißen wollte.

Die Krisis, die sie selbst so lange vorausgesehen hatte, war eingetreten. Ihre Seele war aus dem gefahrvollen Versinken in Apathie und Verwirrung hervorgelockt. Dem Dunkel in ihr war das erlösende Licht aufgegangen, und wenn seine plötzliche Offenbarung ihr eben so schmerzlich war, wie dem lange in Nacht gebannten Auge der erste helle Strahl, so war die Sehkraft ihres Geistes doch noch stark genug, an die Wahrnehmung der enträthselten Wirklichkeit sich zu gewöhnen. Käthchen überstand die Krisis. Von allen Seiten war man an sie herangetreten, um in ihrem beängstigenden Zustande sie zu stützen. Aber ohne Begründung fürchtete man die Wiederholung ihres Starrkrampfes. Mit wunderbarer Schnelle faßte sie sich; nach einem einzigen Augenblick der Sammlung wies sie die unterstützenden Arme von sich und hielt sich selbst aufrecht.

Nach einer abweisenden Bewegung der Hand brachte sie zuerst, schmerzvoll klagend, die Worte hervor: „Nein. Nein. Nein."

Die Frau Registratorin, die als einzige anwesende Frau sich für verpflichtet gehalten, zuerst ihr beizuspringen, rief zum Troste und zur Beruhigung ihr zu: „Du Goldkind, Du! Ja, ja, Das ist nicht leicht zu fassen. Schon Manche hat bei der Nachricht vom Lotteriegewinne der Schlag getroffen. Nur Muth, nur Muth! Es ist doch so. Du hast jetzt über hunderttausend Thaler."

Käthchen, mehr und mehr ihrer Stimme Herrin werdend, sprach weiter: „Nein. Nein. Nein. Das will ich nicht, Das soll ich nicht. Das war ja das ganze Unglück. Nun weiß ich, woran ich Schuld sein sollte. Das Geld, das böse Geld! Das hat den Victor unglücklich gemacht und hat mich unglücklich gemacht. O wenn sein Geld nicht gewesen wäre und seine Erbschaft nicht, wie wäre Alles anders! fort, fort mit dem Gelde! Ich will's nicht, ich will's nicht! Ich liebte ihn ohne sein Geld, nicht sein Geld ohne ihn. Armer, armer Victor! Jetzt hat er mich glücklich gemacht. Er hat ja sein Wort mit seinem Leben gehalten. Ich will zeigen, daß ich seiner würdig war. Fort, fort mit dem Gelde! Das muß wohl aufgeschrieben werden, Herr Richter, nicht wahr? Bitte, bitte, schreiben Sie Das in die Akten, daß ich den Victor geliebt habe und daß ich Nichts von seinem Briefe weiß, und daß ich ihn nur ewig lieben werde, aber daß ich nicht sein Geld, nicht sein Unglück zu mir nehmen kann."

Moritz Hartmann.

Das epische Talent, welches wir in Hartmanns erzählenden Dichtungen haben kennen lernen, verläugnet sich auch in seinen Novellen und Romanen nicht*); er entwickelt in denselben die nämlichen Eigenschaften, die wir früher hervorgehoben haben. Wir finden in ihnen die nämliche Kunst der Composition, die nämliche Darstellungsgabe, die nämliche Kraft der Darstellung, welche die größte Wirkung hervorbringt, ohne daß er sie durch Effekt zu bestechen sucht. Mit großer Tiefe und Wärme des Gefühls verbindet er die größte Bestimmtheit und Klarheit der Gedanken; und es verläßt ihn die epische Ruhe auch dann nicht, wenn er die be-

*) Ob er gleich alle Prosadichtungen als Novellen bezeichnet, so sind doch mehrere derselben in der That wirkliche Romane.

wegtesten Handlungen darstellt. Seine Dichtungen beruhen meist auf eigenen Erlebnissen oder Beobachtungen, er hat Stücke des eigenen Lebens darin verarbeitet, aber er ist dabei mit poetischer Schöpfungskraft verfahren, so daß uns die gemeine Wirklichkeit nirgends entgegentritt. Seine Darstellung ist durchweg rein und fließend und elegant, und wie in der Ausführung der Begebenheiten, so ist er auch in der Sprache von künstlerischer Einfachheit und Mäßigung, was besonders seinen Schilderungen einen großen Reiz verleiht.

Moritz Hartmann beurkundet sich schon in den ersten der hieher gehörigen Dichtungen als Einen der begabtesten Novellisten. „Der Krieg um den Wald. Eine Historie" (Ff. 1850) gewährt durch den Inhalt wie durch die glückliche Behandlung hohes Interesse. Die Handlung spielt in Böhmen während der ersten Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia, als das unglückliche Land abwechselnd von Bayern, Preußen, Franzosen und den Kaiserlichen in Besitz genommen und gebrandschatzt wurde. Der Kreis der Begebenheiten und Personen ist beschränkt, es handelt sich nämlich nur um den Besitz eines Waldes, auf den ein armes und ein reiches Dorf Anspruch machen, aber der Dichter hat diesen einfachen Stoff zu einem reichen epischen Gemälde verarbeitet, was ihm zunächst dadurch gelungen ist, daß er den Kampf um jenen Besitz als eine Lebensfrage für die beiden Dörfer darstellte, daher alle Leidenschaften in Bewegung setzte, welche sich unter solchen Verhältnissen kund gaben, und sodann, daß er bedeutende Persönlichkeiten zu Trägern der Handlung machte. Unter diesen ist vorzüglich der alte Richter des Einen Dorfes, ein geheimer Hussite, mit großem Glück gezeichnet, ferner der Wilddieb, der aus Privatleidenschaft den Brand schürt, dann dessen Geliebte, eine Zigeunerin, die sich ihm mit der unglaublichsten Hingebung widmet, und keine andere Anerkennung als einen freundlichen Blick verlangt. Das Wesen der Böhmischen Bauern ist vortrefflich aufgefaßt, alle ihre guten und schlechten Eigenschaften treten anschaulich hervor und der Dichter läßt erkennen, daß die letzteren eine nothwendige Folge der traurigen Staatsverhältnisse sind. Die Handlung gewinnt dadurch erhöhtes Interesse, daß auch confessionelle Verhältnisse in die Handlung verwebt werden und das heillose Treiben der Jesuiten, die nur ihren Vortheil im Auge haben, zur lebendigen Anschauung gebracht wird. — Nach längerer Unterbrechung ließ Hartmann nach einander mehrere Sammlungen erscheinen, welche seinen Ruf als Novellist noch fester begründeten. „Die Erzählungen eines Unstäten" (Berl. 1858. II) behandeln interessante Stoffe aus den verschiedensten Weltgegenden, bald heiter und ergetzlich, bald ernst und ergreifend. Sie beruhen zum Theil auf eigenen Erlebnissen, und fesseln vorzüglich durch die glückliche und poetisch gehobene Darstellung der nationalen Eigenthümlichkeiten, durch die treffliche Zeichnung der Landschaften und Personen. Originell sind die „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen" (Braunschw. 1858), von denen der Dichter vermuthlich manche auf seinen vielfachen Irrfahrten hat erzählen hören, und durch welche er die Ansicht gründlich widerlegte, daß man Volksmärchen nicht künstlerisch verwerthen dürfe, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu zerstören. Auch hier hat er die nationalen Verhältnisse und lokalen Zustände mit Sicherheit aufgefaßt und lebendig dargestellt; Einzelnes zeugt von scharfem Witz und frischem Humor. „Von Frühling zu Frühling" (Berl. 1861) gewährt dadurch Interesse, daß darin zwei Damen, eine Französin und eine Deutsche, in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit einander entgegengesetzt werden. Die „Novellen" (Hamb. 1863. III) behandeln interessante Stoffe, die mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens entwickelt werden. Die glücklich erdachten Conflikte werden mit großem Geschick herbeigeführt und gelöst. Die Empörung, die sich des Dichters bei dem Gedanken an die traurigen, durch den krassesten Ultramontanismus herbeigeführten Zustände seines Vaterlandes bemächtigt, veranlaßte ihn, dessen verderblichen Einfluß in einigen Gemälden „Der Zweck heiligt die Mittel", „Der Gefangene von Chillon" zu schildern, in denen der Fanatismus, die Herrsch- und Habsucht, so wie die Heuchelei des Pfaffenthums mit glühenden, aber keineswegs unwahren Farben gezeichnet wird. Nicht weniger interessant sind die andern Novellen, die sich wie „Zwanzig Millionen" durch originelle Erfindung, oder wie „Feigheit" durch psychologische Wahrheit auszeichnen. In allen aber sind die glücklich erdachten Motive, die geschickte Anlage, die Klarheit der Ausführung und die feine Charakteristik der Personen anzuerkennen. Unter den Novellen, welche unter dem Titel „Nach der Natur" (Stuttg. 1866. III) gesammelt erschienen, ist vorzüglich „Der Flüchtling" bemerkenswerth, in welchem der Contrast der harmlosen Liebesgeschichte in der verborgenen Dachkammer mit dem in den Straßen tobenden Kampf von großer Wirkung ist. Mit tiefem Gefühl empfangen und ausgeführt ist „Eine Mutter", ein Stoff, den der Dichter auch lyrisch mit großem Glück bearbeitet hat. Es ist wohl kaum ein historischer Stoff mehr zur poetischen Bearbeitung geeignet, als Joachim Murat, dessen Leben selbst ein großartiger Roman ist; Hartmann hat daher einen glücklichen Griff gethan, als er Diesen zum Gegenstand einer Dichtung machte. „Die letzten Tage eines Königs" (Stuttg. 1866) würden schon das höchste Interesse erregen, wenn die letzten Schicksale des merkwürdigen Mannes einfach nach den geschichtlichen Quellen erzählt wären; allein es giebt ein höheres Interesse als das historische, das poetische, und der Dichter hat mit bewundernswürdiger Schöpfungskraft die historischen Elemente zu einem trefflichen poetischen Gemälde gestaltet. So nahe es lag, dasselbe durch Rückblicke auf das frühere Leben des Helden zu erweitern, die sich in fesselnden Episoden leicht hätten anschließen lassen, so hat der Dichter doch eine echt künstlerische Mäßigung dadurch bewiesen, daß er sich auf den kurzen Zeitraum beschränkte, der dem Tode des Königs vorangieng, dabei aber eine große Fülle von Einzelnheiten entfaltete, welche den historischen Hintergrund beleben. Neben dem König treten uns die mannigfaltigsten Gestalten in lebendiger Anschaulichkeit entgegen, und selbst die un-

tergeordnetsten Personen tragen sämmtlich das Gepräge der vollsten Individualität. Wir erwähnen nur den Araber Nadir, dessen Treue gegen den unglücklichen König mit unnachahmlicher Wahrheit geschildert ist, die eben so liebliche als heldenmüthige Benvenuta, nebst ihrem Vater dem General Franceschetti, die alte Mattea, diese echte Repräsentantin eines corsicanischen Weibes. Außerdem bewundern wir die naturgetreue Schilderung der Lokalitäten, woran man erkennt, daß der Verfasser ein großes Stück Welt gesehen und mit scharfem Sinn beobachtet hat. Ueberhaupt macht das Ganze in der ungesuchtesten Weise den tiefsten Eindruck, weil der Dichter seine eigenen Lebenserfahrungen darin verwerthet hat. Wenn er die Flucht Murats schildert, ahnt man, daß er selbst etwas Aehnliches erlebt haben muß. Unter den trefflichen Einzelnheiten erwähnen wir nur die Schilderung des tobenden Meeres, des Lebens der Banditen auf Corsica, des Nationaltanzes Moreska, die Wanderung Nadirs mit Benvenuta in die Marchia, d. h. Urwald, in welchem die Banditen ihren Versteck hatten.

Aus „Die letzten Tage eines Königs".

Matteo begann auf ein vom Kapuzinerkloster her gegebenes Zeichen, während dort eine grüne Fahne ausgesteckt wurde, auf seiner Geige eine Melodie abzuspielen, die, wie alle folgenden, einen so eigenthümlichen Charakter hatte, als stammte sie aus uralten Zeiten und aus den fernsten Ländern. Sobald sie erklang, war der Schauplatz wie verwandelt, erwartete man fremdartige Gestalten auftreten zu sehen, märchenhafte Thaten und Wunder. Obwohl er allein spielte, klangen doch die hohen und etwas schrillen Töne so gewaltig, daß man sie überall im Dorfe aufs Deutlichste vernahm und sie klangen auf so eigene Art, daß man nicht eine Geige, sondern ein ganz unbekanntes, neues oder vielmehr ein längst vergessenes, uraltes Instrument zu hören glaubte.

„Meint man nicht schon die frommen Gebete der Christen und die Verzweiflung der Saracenen zu hören?" fragte Mattea und fügte hinzu: „Signor Colonna, da Ihr ein Abkömmling seid des großen Helden Hugo Colonna, der Corsica von den Sarazenen befreite und der der Held ist der Moreska, meine ich, müsse es jetzt in Eurem Blute klingen wie von der Geige meines Matteo — Das muß Euch so vertraut sein, wie der Ton Euerer eigenen Stimme."

„Die Melodie," antwortete der Greis mit tiefem Ernst, „ist mir allerdings so traut, wie ein Stück meines Lebens, aber nicht weil ich ein Colonna, sondern weil ich ein Corse bin; ich habe die Moreska in schönen Jugendtagen hier vor Pasquale Paoli aufführen sehen — wie sollte ich sie vergessen haben? Das waren noch Zeiten des Heldenmuthes, größer als jene, da man sich gegen die Saracenen schlug, auch größer als die Zeiten, die wir Alle erlebt, trotz der ungeheueren Schlachten Napoleons, denn damals schlug sich ein kleines Volk für eine große Sache, für die Freiheit."

„Du hast Recht, mein alter Gastfreund," bestätigte Joachim Murat; „seit ich hier Eure Geschichte und Euer Volk kennen gelernt, erscheinen mir die Kriege des Kaiserreichs und meine eigenen Siege seelenlos und als Thaten der kältesten Selbstsucht. Wohl ist unter meinem Regiment in Neapel eine Freiheit erwachsen, wie sie das Land niemals vorher kannte — doch wünsche ich von ganzer Seele noch Ein Mal im Leben Macht zu haben und siegen zu können, um die Schuld zu sühnen, die Napoleon und alle seine Paladine der Freiheit der Völker gegenüber auf sich geladen haben. Was sind wir Alle, die wir uns zu Königen machten nach Art der alten Könige, neben diesen Ziegenhirten, von denen Euer Filippini erzählt, die mit geringeren Kräften größere Thaten vollführt, nicht für sich, sondern für ihr Volk und für ihres Volkes Freiheit!"

„Ja," sagte Colonna, „Corsica ist eine gute Schule für Könige, weil es hier so Viele verschmähten, Könige zu sein, die es leicht hätten werden können. — Darum hat auch Napoleon die Insel nicht geliebt, obwohl sie seine Heimat ist."

„Habt Acht," rief Mattea, „das Spiel beginnt. Das Kloster stellt die christliche Stadt Aleria oder Marianna vor, welche die Saracenen inne haben!"

Aus dem Kapuzinerkloster trat, während sie noch sprach, ein Mann in weitfaltigem Gewande, mit langem Barte, hohem Hute und einem weißen Stabe in der Hand.

„Das ist," erklärte Mattea, „der Sternseher und Zeichendeuter der Heiden!"

Der Zeichendeuter zog mit seinem weißen Stabe feierliche Kreise durch die Luft, blickte dann forschend nach allen Weltgegenden, horchte mit Schrecken den klagenden Tönen der Geige und trat dann mit allen Geberden der Angst und der Verzweiflung wieder in die Stadt Aleria oder in das Kapuzinerkloster zurück. Er hatte keine für die Mohren günstigen Zeichen entdeckt.

Plötzlich erscheint ein gewaltiger Mann auf dem Schauplatz, ein weiter Mantel fliegt um seine Schultern und ist in Falten über die Brust geschlagen; in seiner Hand blitzt ein nacktes Schwert. Die Geige thut einen Freudenschrei, und das Volk ringsum auf Dächern, Bäumen, Hügeln stimmt mit ein, denn der Held ist Hugo Graf Colonna. Uralte, auf wunderbare Weise unvergessene Lieder drängen sich aus der Brust des Volkes hervor, und ringsum erschallt ein gewaltiger Chor, und nach seinen Rhythmen zieht die Schaar des Grafen Hugo vorbei, umwandelt den Platz in kriegerisch-priesterlichen Schritten und in den Hunderten von Händen glänzen, von der Sonne angestrahlt, Dolche und Schwerter, die im Takte an einander klingen und den Chor begleiten. Herausfordernd bewegt sich die Schaar der christlichen Kämpfer dann in Schlangenwindungen vor der Festung, bis sie endlich fest wie eine Mauer stehen bleibt und sich zum Sturme bereit macht. Die Geige und der Chor verstummen; feierliche Stille herrscht überall. Da erschallen Hörnerklänge als Aufforderung an den Mohrenkönig, daß er sich dem Kreuze ergebe.

Aber der Mohrenkönig ist zu tapfer, um sich zu ergeben, selbst um sich hinter schützenden Mauern zu vertheidigen: das Thor springt auf und an der Spitze seiner Turbanträger kommt er hervor zur offenen Feldschlacht. Bei seinem Erscheinen bricht neuer Jubel aus; die Geige klingt und der Chor singt wieder. Unparteiisch preist das Volk, wieder in uralten Liedern, auch die Tugenden des Feindes; es preist vor Allem die liebliche Anmuth des Mohrenkönigs, seine schönen Augen und die Leichtigkeit seiner Füße, die sich im Kampfe wie im Tanze bewegen. Auch die Mohren tragen Schwerter und Dolche, die sie schwingen und klingen lassen, und jetzt ist es gleich einem flackernden Flammenmeer, wie sich die Sonne in den unzähligen Schwertern und Dolchen spiegelt.

Die beiden Heere stehen einander gegenüber; Graf Hugo und der Mohrenkönig an ihrer Spitze. Hörnerklang! Der Chor verstummt für einen Augenblick in banger Erwartung. Da tanzen die Feinde einander entgegen; die Schwerter treffen mit hallendem Klange auf einander, der Chor bricht wieder los, und die Geige, Hörnerschall, Stimmen und Fußgestampf verbinden sich harmonisch zu einem gewaltigen, Erde und Herz erschütternden Ganzen. Hin und her wogt der Kampf, vorwärts, rückwärts — bald die Christen, bald die Mohren. Gleich freundlich Beiden singt der Chor ihre Thaten, ermuntert er Beide, beklagt er

Beide; überall hin bewegt sich in abwechselnden Takten der Waffentanz — immer harmonisch bewegt, überall von unendlichen Tonwogen gewiegt. Es ist wie eine Schlacht von Geistern, da allein die Kämpfenden schweigen, wie eine Schlacht von Auferstandenen, eine ideale Schlacht.

Joachim Murat ist von seinem Sitze aufgesprungen und hat, ohne zu wissen, was er that, das Schwert gezogen. In keiner seiner hundert Schlachten war ihm so groß zu Muthe wie jetzt; es ist ihm, als hätte er jetzt erst gefunden, was er sonst im Rausche der Schlacht gesucht. Nadir hatte sich längst in die Reihen der Turbanträger gestürzt und träumte, daß er einem schönen Tode entgegenziehe. Katharina, Benvenuta, selbst der alte Colonna singen mit im Chor.

Da liefen zwei corsische Weiber über den Platz und führten oder vielmehr zwangen einen Mann herbei, der, wie er zwischen beiden, von starken Armen gehalten, blaß und zitternd dahergieng, einem Gefangenen glich, den man zum Tode oder vor den Richter führt. Gehörte Das mit zum Schauspiel der Moreska oder war es traurige Wirklichkeit? Zu elend, zu sehr von Todesangst geschüttelt war dieser Mann für ein Spiel; auch trug er keines der Abzeichen, die Christen und Mohren von einander unterschieden. Ohne den Waffentanz eines Blickes zu würdigen, nur mit ihrem Gefangenen beschäftigt und mit Gesichtern voll Entrüstung drangen die Corsinnen bis zu Joachim Murat vor, zu dessen Füßen, von einem zornigen Stoße niedergeworfen, plötzlich der zum Tode entsetzte Mann dahin gestreckt lag.

„Was ist Das?" fragte Murat erstaunt, „gehört Das mit zum Spiele?"

„Nein, mein König," erwiederte die Eine Frau, „Verrath gehört nicht zum heiligen Spiele. Dieses hier ist ein arges Spiel. Ich bemerkte diesen Mann, wie er durch die Menge schlich und überall gedruckte Zettel fallen ließ. Ich hob einen solchen Zettel auf und gieng damit hier zu dieser Luisa, die Gedrucktes lesen kann, und sie las, daß die Franzosen einen Preis von hundert und funfzig tausend Franken auf Deinen Kopf setzen. Hier steht es, hier ist der Zettel, und er hat einen ganzen Haufen von sich geworfen, als wir ihn gefangen nahmen, um ihn vor Dich zu bringen."

Murat warf einen Blick der Verachtung auf den Zettel, dann auf den Mann zu seinen Füßen und sagte: „Wer fürchtet Verrath unter solchem Volke? Laßt ihn laufen und ungehindert seine Zettel ausstreuen; hier wird sich kein Judas finden. Gute Weiber, lassen wir uns das heilige Spiel nicht stören!"

„Der König spricht weise," rief Luisa, „mag er seine französischen Zettel ausstreuen!"

Und lachend liefen die Frauen, die eben zornglühenden Blicks gekommen waren, von dannen; der Gefangene aber, von dem sich schon Aller Augen abgewandt hatten, huschte davon, wie Einer, der eben dem Galgen entronnen.

Dies Alles geschah, während die Chöre erschollen und die Waffen erklangen. Noch lange, in beständiger Abwechselung und gleicher Feierlichkeit wogten die Schaaren der Mohren und Christen im Waffentanze hin und her; jetzt getrennt, jetzt verschlungen, jetzt in geraden Linien, jetzt in Wellen an einander prallend; bald in Schaaren kämpfend, bald einzeln, Mann gegen Mann — immer maßvoll, harmonisch, hochfeierlich, bis mit Einem Male der Kampf zu außerordentlicher Gewalt und der Chor zu wahrhaftem Donner anschwoll; ein Fluch, ein ingrimmiger Fluch gegen die Feinde Corsicas wurde ausgesprochen, nicht gegen die Mohren, sondern gegen die Genuesen, denn wenn die Corsen einen Fluch aus tiefstem Herzen aussprechen sollen, muß sich der Name des Feindes in den der Genuesen verwandeln, die sie durch so viele Jahrhunderte um ihre Freiheit brachten. Der Mohrenkönig warf sein Schwert hin und sich selbst auf die Erde; die Corsen hatten gesiegt, die Hörner erschollen, und unter unendlichem Jubel zog Hugo Graf Colonna in die Festung und flatterte das Kreuz von der Höhe der eroberten Stadt.

Tiefe Stille lag mit Eins über ganz Vascovato; nur die Geige Matteos klang und sang das Lied eines friedlichen Hirten auf friedlichen Fluren.

Erschüttert stand Joachim Murat an den Sessel des alten Colonna gelehnt: „Wie glücklich bist Du, ehrwürdiger Greis," sagte er mit zitternder Stimme, „daß Du von Helden abstammst, die ihr Vaterland befreiten und daß Du doch ein Gleicher unter Gleichen lebst. Befreien, ja befreien — es ist ein anderer Ruhm als erobern."

Richard Georg Spiller von Hauenschild.

Max Waldau, unter welchem Namen, wie schon früher erwähnt, Hauenschild seine Dichtungen herausgab, veröffentlichte zwei Romane: „Nach der Natur" (Hamb. 1850. III; 2. Aufl. 1851) und „Aus der Junkerwelt" (Eb. 1851. II), welche zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, jetzt mit Unrecht zu sehr vergessen zu sein scheinen. Zwar sind sie, von künstlerischem Standpunkte aus betrachtet, keineswegs ohne wesentliche Mängel, allein sie bieten des Vortrefflichen so viel, daß man dieselben leicht und gern übersieht. Zunächst fällt ein seltsamer Widerspruch zwischen der Form und dem Charakter dieser Dichtungen auf; der einzelne Ausdruck erinnert häufig an Jean Paul, manche Gedanken scheinen demselben entlehnt zu sein; einzelne Charaktere sind von mystischem Dunkel, daß man sie für Schöpfungen der Romantiker halten möchte, und dagegen spricht sich die höchste Klarheit der Anschauung, der tiefste Blick in die politischen und socialen Zustände, die größte Entschiedenheit in der Beurtheilung derselben aus. An Jean Paul erinnert ferner die Einschachtelung der mannigfaltigsten Exkurse, die er selbst in der Vorrede zu „Aus der Junkerwelt" als „Prellsteine" bezeichnet, in denen er seine Ansichten über ästhetische Fragen, Malerei, bildende Kunst, Musik, Architektur, Naturwissenschaften u. A. m. entwickelt. Diese Exkurse sind immer höchst geistvoll und gehaltreich, sie zeugen von vielseitigen Kenntnissen und scharfem Urtheil, aber sie stören den epischen Gang der Erzählung. In dem Roman „Aus der Junkerwelt" erscheinen sie meist als Prologe zu den einzelnen Kapiteln, so daß sie gleichsam theoretisch entwickeln, was dann in der Erzählung praktisch begründet wird; in „Nach der Natur" sind diese Exkurse zwar in sofern künstlerischer verwerthet, als sie in Form von Gesprächen den Personen in den Mund gelegt werden, allein man fühlt bald, daß sie weniger Ansichten dieser Personen als des Verfassers selbst sind. Hier wie dort entfaltet er eine außerordentliche Fülle von schönen und wahren Gedanken, aber häufig fehlt es ihnen an logischer Verbindung. Oft kann ein zufällig hingeworfenes Wort eine Reihe von Gedanken herbeiführen, die an sich ganz vortrefflich sind, aber mit dem Hauptinhalt in keinem Zusammenhang stehen. Diesen Mängeln stehen nicht geringe

Vorzüge gegenüber. Wir bewundern zunächst die feine Anlage der Charaktere, deren Eigenthümlichkeit sich lebendig und scharf entwickelt, die tiefe Empfindung, den männlichen Ernst, vor Allem aber die scharfe Beobachtung der politischen und socialen Zustände, deren traurige Seiten er mit dem kühnsten Freimuth aufdeckt, da er nicht einmal die Höchsten und Allerhöchsten verschont, so daß er es offenbar nur den damaligen Verhältnissen verdankt, nicht mit Gefängniß oder Zuchthaus bekannt geworden zu sein. Nichts gleicht namentlich der Kühnheit, mit welcher er das Wesen der Monarchie, des Adels, des Pfaffenthums, des impotenten Liberalismus, der Deutschen Schwärmerei, insbesondere aber die Preußischen Zustände beleuchtet. Mit Einem Wort — es spricht sich in seinen Romanen die jugendlichste, aber auch wahrste Empörung gegen alles Schlechte und Gehaltlose aus, unter welcher Form es auch erscheinen mag. In allen diesen Stellen ist auch die Darstellung vortrefflich; sie ist klar, männlich-ernst, würdig und überzeugend, wie der Inhalt aus der vollsten Ueberzeugung hervorgegangen ist. Von großer Schönheit, voll Frische und Wahrheit sind die Naturschilderungen; einzelne Situationen und Zustände, z. B. die Schilderung des Polnischen Adels in Schlesien, sind mit dem lebendigsten Humor ausgeführt.

Daß Max Waldau übrigens ein großes episches Talent hatte, und daß er seinen Romanen eine größere künstlerische Vollendung hätte geben können, beweisen die in dem Roman „Nach der Natur" eingeschobenen Dorfgeschichten aus Oberschlesien „Der Justizmann" und „Schmied-Franz", welche durch die erzählten Begebenheiten, sowie durch die Entwicklung der Charaktere die Sitten und Zustände des Landes auf das Anschaulichste und zugleich mit poetischer Schöpfungskraft darstellen.

Aus „Nach der Natur".

Felix fuhr, um den Sonntag zu feiern, in die Kirche. Er verband mit dieser Partie über Land zugleich die Absicht, seinen Pfarrer, der ihn bisher vergebens aufgesucht, zu begrüßen. — Die Kirche war von einer Bauart, wie man sie außerhalb Schlesiens wohl kaum finden dürfte. Vom Wetter blaugrau gebeizte Holzstämme, aus der Zeit, in der noch Wölfe in den jetzt durch die Zinkhütten gelichteten Wäldern hausten, bildeten, durch hölzerne Klammern verbunden, die Wände und wölbten sich, von Innen durch Streben gehalten, zum Dache. Der Thurm, der das Dach nur mit einer Kuppel von räthselhaftem Geschmacke überragte, war ein einfaches, über die Plumpheit hinaus massives Gerüst, zum großen Theile seiner weniger dauerhaften Bretterbekleidung beraubt, so daß man die „ehernen Zungen", die die Gemeinde versammelten, frei hängen sah. Einige vom Sturme losgerissene Bretterreste, die sich noch an einem Nagel drehten, gaben, im Winde klappernd, auf schauerliche Weise den Takt zu der nicht minder schauerlichen Predigt, mit welcher der Pfarrer in dem heulend wimmernden, oder wimmernd heulenden Kanzeltone dieser Gegend seine Gemeinde beglückte. — Das Innere der Kirche war in gewissem Maße von ihrem Aeußern verschieden, obgleich der weiße Kalkanstrich namentlich zwischen den kleinen, von der Zeit um ihre Rechtwinkligkeit gebrachten Fenstern abgefallen war und die Rauschgoldsterne an dem durch Balken angedeuteten Firmamente eher schwarz als glänzend aussahen. Das Altarblatt stellte den heiligen Bartholomäus vor. Ich glaube zwar nicht, daß der Maler ein Schüler Ribeiras gewesen, obgleich das Herunterhängen blutiger Hautlappen von den Schultern des geschundenen Heiligen, so wie der Verzerrung der ganzen Gestalt offenbar im Geiste dieses Meisters waren. Ich glaube eben so wenig, daß irgend ein ästhetisches Gefühl der Gemeinde Wohlthäter dazu bewogen hatte, die scheußliche Figur zu maskieren. Ich glaube es nicht, weil die Masken selbst gar zu unästhetischer Natur waren. Zur Rechten und Linken des Hauptbildes, sein Untertheil bedeckend, hiengen zwei Exemplare des beliebten Bildes, das man in Schlesien in tausend und tausend Exemplaren findet, ja von dem keine Kirche und kaum eine Hütte frei ist, — zwei Exemplare der Czenstochauer Maria. Grober Holzschnitt, anderthalb Fuß hoch, einen Fuß breit; auf braunes Naturpapier gedruckt, kaum einer menschlichen Erscheinung ähnlich, und noch verunstaltet durch ein darübergenageltes Mäntelchen von blau und weiß, oder roth und gelb-geblumtem Kattun, das oben mit einer mächtigen Krause und unten mit einem Streifen Silberlahn prunkt. Eine zackige Krone von Rauschgold auf dem Kopfe der Mutter und ein dergleichen unförmiges Ding auf dem Köpfchen des Bambino, an das Papier mit weithin sichtbaren Stichen groben Hanfgarnes geheftet, sind nicht weniger nothwendige Requisiten dieses Gegenstandes hoher Verehrung, dieses Apparates eines noch bestehenden Cultus. — Wir staunen gelegentlich in Raritätencabineten die Götzen der Peruaner und die Idole anderer Völker an; warum besitzt noch kein Museum, kein ethnographisches Institut eine auf diese Weise mit letzter Hand vollendete Czenstochauer Maria? Und diese Bilder wirken Wunder, zu diesen Fratzen wird gewallfahrtet! — Die Kirchenfahnen sind mit ähnlichen Kirchenheiligen geschmückt, und im Uebrigen verfehlt das hölzerne Dunkel des Gotteshauses trotz des geistlichen Geheuls von der Kanzel herab nicht die Gemeinde in süßen Schlummer zu versenken. Offenbar ein Glück!

Felix wollte indeß weder den Redner, noch die andächtig schlafenden Zuhörer durch seinen Eintritt stören und wartete geduldig, bis der Faden des Sermons abrisse. Er wanderte unter den halbdürren Maulbeerbäumen auf und ab, bis das allgemeine Räuspern und Husten, das dem Amen folgte, ihm ein Herein zurief. — Als er in die Kirche trat, gieng der Pfarrer eben den Gang entlang, um die Gemeinde zu aspergieren. — In dieser Beschäftigung war der Pfarrer zu der kleinen Seitenpforte gekommen, welche Felix eben benutzte. Beim Anblick des „Herrn Grafen" zog er, obgleich in amtlicher Function begriffen, sein Quadrat, verbeugte sich devotest und spendete ihm mit einer nochmaligen Verbeugung die nächsten Weihetropfen ausschließlich. — Felix war durch die Uebertragung seiner socialen Stellung in den Raum, in dem er vor Allem an Gleichheit zu denken geneigt war, unangenehm überrascht, später aber war es ihm nicht unlieb, daß der Pfarrer einen so großen Respect zeigte, er hoffte, ihn um so eher für seine Zwecke gewinnen zu können. Dieser Gedanke beschäftigte ihn während des Hochamtes, und als er mit dem Pfarrer das Gebäude verließ, schlug er Diesem vor, sich rasch umzukleiden und mit ihm nach W. zu fahren. Ein gutes Diner war eine starke Seite dieses Dieners der Kirche, in unglaublich kurzer Zeit war Chorrock und Talar entfernt, das Quadrat mit einem Hute vertauscht, und er an des Grafen Seite.

Felix ließ Stein bitten, zu ihm zu kommen, da er, nun wieder von der Idee, Gutes zu wirken, ergriffen, nicht zögern wollte und mit stillschweigendem Geständnisse Steins schweres Belagerungsgeschütz zu brauchen fühlte. So wenig Dieser auch diplomatische Nebenwege liebte, die geckenhaft zur Schau getragene Eitelkeit des Pfarrers, verbunden mit der kriechendsten Ehrerbietung gegen den Grafen und seine bis zur abgeschmacktesten Fadheit geistlose Phy-

siognomie, nöthigte ihn doch, statt sogleich Bresche zu schießen, vorerst gegen die Außenwerke zu operieren. Er spielte auf den Ertrag der diesjährigen Ernte an, kam von da durch einen Scherz auf den Decem des Hochwürdigen, und von Diesem wieder durch die Klagen des Empfängers über schlechtes Maß und dergleichen, auf die Vermögensumstände seiner Pfarrkinder.

„O, es giebt Bauern in meinem Dorfe, die acht Pferde im Stalle und bessere Kühe haben als ich. Nur meine Schweinezucht ist die beste weit und breit. Ich weiß nicht, ob Ihnen, gnädigster Herr Graf, der Herr Oberamtmann schon mitgetheilt hat, daß er zwei Zuchtrangen von mir kaufen will. Ich kann für ihre Güte bürgen, und es wäre mir lieb, wenn ich sie noch vor dem Winter aus dem Futter bekäme."

Der Mann hatte wahrhaftig eine schwarze Atlasweste, Buckskins und einen erträglich gemachten Frack an. Außerdem war er Pfarrer.

„Diese Geschäfte überlasse ich Teichert ganz," sagte Felix heiter, und der Schweinehändler machte seine Verbeugung.

Alle Versuche, ihn von seiner Gemeinde reden zu machen, führten zu einer breiten Herzählung seiner Wirthschaftsverhältnisse, die er entschieden für den Hauptkreis seines Strebens hielt. In diesem Sinne wies er auch eine Bemerkung Steins, der die Landgeistlichen statt mit Aeckern dotiert, durch ein Gehalt gesichert wissen wollte, mit Entrüstung zurück. Er behauptete, daß dann Niemand Landpfarrer sein könnte, da ihm jede nützliche Beschäftigung fehlen würde.

„Sollten Sie nicht gerade da Ihre Zeit recht nützlich für Ihre Gemeinde verwenden können?"

Der Pfarrer gestand zwar dem katholischen Grafen vorläufig die Supremate zu, daß aber ein Maler, der noch dazu auf den ersten Blick das Aussehn eines Ketzers hatte, ihm so zu widersprechen wagte, empörte den ganzen unbeugbaren, dieser Menschenklasse eigenthümlichen Stolz. Mit einer an Verachtung grenzenden Geringschätzung erklärte er, daß er, den der Herr Graf und die Barmherzigkeit Gottes schon lange Jahre mit dem Seelenheile einer großen Zahl seiner Mitmenschen betraut, am Besten wissen müsse, was zu so wichtigem Amte nützlich und zur Erbauung der Parochianen nöthig. Er drohte, in eine Predigt über das Thema auszuarten und machte darauf aufmerksam, daß die Leute, durch das Beispiel ihres Seelenhirten bewogen, fleißiger und lieber den Boden mit ihrem eigenen Schweiße düngten. Kurz, am Ende sahen Felix und Stein, daß mit dieser Wirthschaftsausgabe des Pfaffenthums Nichts zu machen sei. Er ritt sein Thema durch, strich sich nebenbei die Haare glatt und war jedenfalls in den Ställen seiner Pfarrkinder besser bewandert als in ihren Herzen und Köpfen. Sie gaben nach Tische die Jagd auf, und Felix tröstete Stein damit, daß die beiden andern Pfarrer, zu deren Sprengel Theile seiner Herrschaft gehörten, möglicherweise von Außen weniger Stutzer und von Innen weniger Bauern wären.

Einmal Willens diese Entdeckungsreise zu machen, wurde sie auch schon den folgenden Tag angetreten. — Die Bauart der Häuser wurde gefälliger, oder wenigstens zweckmäßiger, die Zahl größerer Gehöfte vermehrte sich, das Vieh, das auf den Wiesen weidete, wurde größer und wohlgenährter. Alles zeigte, daß sie der Deutschen Region näher kamen. Das Pfarrgebäude, früher der Sitz eines Johanniter-Comthurs, hatte ein stattliches Ansehn, die Wirthschaftsbauten lagen abseits, und der Hofraum, durch Buchenwände von der Straße getrennt, sah einem Garten ähnlich. Ein Bedienter in schwarzer Livree empfing die Fremden, bat sich unter dem Vorgeben, nicht zu wissen, ob der Erzpriester zu Hause sei, ihre Namen aus, und führte sie dann, nachdem sie eine Zeit gewartet, durch die mit Marmor gepflasterte Halle in den hinter dem Hause liegenden Garten, für den wieder durch geschmackvolle Anlagen das Ansehn eines Parkes gewonnen war. — Der Erzpriester war in Gesellschaft seiner beiden Kapläne und kam den Gästen einige Schritte von seiner Moosbank entgegen. Er war ein großer hagrer Mann, seine Stirne war weiß und gefurcht, die Augen hatten jenes fremdartige begeisterte Leuchten, das man nur bei religiösen Schwärmern findet und das den Mund, so oft er von Demuth spricht, Lügen straft, denn es sagt auch noch im höchsten Enthusiasmus, in der wildesten Verzückung: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie Dieser oder Jener!" Einer der jungen Kapläne, dessen schmale, gekniffene Lippen noch mehr Bösartigkeit voraussetzen ließen, übertraf seinen Vorgesetzten auch in diesen sichtbaren Zeichen des Fanatismus, während der andere, ohne Zweifel das Aschenbrödel der hochwürdigen Massonei, mit seinen unterwürfigen Mienen, seinen blonden Brauen und Lidern, mit einer an Niedrigkeit grenzenden Demuth, durch stummes Nicken zu den Worten seiner Amtsbrüder Nichts als das Amen zu sein schien. Der Erzpriester ließ die Fremden fühlen, daß er ihren Besuch schon längere Zeit erwartet habe, ja er brachte es dahin, daß Felix eine Entschuldigung stammelte. Dieser nahm auf einem leichten Gartenstuhle Platz, und Stein, der sich in Folge eines unbehaglichen Vorgefühles nicht setzen wollte, lehnte sich an den Stamm der alten Kastanie, unter deren Schatten die Gesellschaft zusammen war.

„Sie sind lange Zeit in fernen Ländern gewesen, es wird gut sein, wenn Sie sich wieder an vaterländische Sitten gewöhnen!" sagte der Erzpriester in dem hochfahrenden Tone eines Vormundes.

„Um so mehr," fügte der Kaplan bei, „als es die Aufgabe und Pflicht Derer ist, denen Gott die Bürde irdischer Güter und irdischer Herrschaft auf die Schultern gelegt hat, mit gutem Beispiele voran zu wandeln auf dem Wege, der zum Heile führt!"

Der zweite Kaplan neigte sein Haupt zum Zeichen des Einverständnisses und ließ seinen Blick trübselig an dem fadenscheinigen Talare von Serge hinabgleiten, der ihm zugleich als Schlafrock dienen mußte.

Felix versuchte es, heiter zu sein. „Vaterländische Sitte!" rief er, „bis jetzt sah ich Nichts als Unwissenheit, Unsitte und Elend. Ich fand sie gerade hier mehr als sonst irgend wo, und möchte gern thun, was ich kann, um wirklicher Gesittung Eingang zu verschaffen."

Der Erzpriester zog die Brauen in die Höhe und sagte streng und hart: „Die Armen sind reicher als Die, welche in Sammt und Seide prunken; ihr äußeres Elend ist ihnen ein Weg zum Heile, denn es bewahrt sie vor Sünde; ihre Sitte geht hinaus über die Sitte der Gesitteten, denn sie haben den Glauben und dienen dem Herrn!"

„Und was nützte es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?' ergänzte der würdige Kaplan.

„Ich muß gestehn," sagte Stein, der seinen Ekel kaum verbergen konnte, „die große Zahl thierischer Rohheiten, die Masse von Verbrechen, die täglich hier verübt wird, und deren Quelle ich in der bodenlosen Unwissenheit des Volks suche, deuten weder auf eine gesunde Moral, noch auf überlegenen Trieb, dem Herrn zu dienen, hin!"

„Des Herrn Wege sind dunkel und wunderbar, seine Barmherzigkeit ist groß, und ihn lieben, ist besser als Alles wissen," sagte der Kaplan.

„Ich weiß nicht, ob Sie Kirchen besuchen, in einer hiesigen scheinen Sie wenigstens noch nicht gewesen zu sein," sagte der Erzpriester stechend. „Sehn Sie das Volk vor dem höchsten Gute knien, sehn Sie es an dem einzigen Orte, wo man ein Urtheil über den Menschen fällen kann, in der Kirche, und die wahrhaft christliche Größe, die erhebende Andacht Derer, die Sie unwissend schelten, wird

Ihnen mit schlagender Ueberlegenheit entgegentreten. Es giebt keine Moral außer in der Religion!"

„Aber die Thatsachen, die notorischen Verbrechen," rief Felix.

„Niemand vermag darüber so gut zu urtheilen als wir, denen der Weinberg des Herrn die Werkstätte ist. Wir wissen, welche tiefe Reue über einzelne Verirrungen gehegt wird, wir sehn die Zerknirschung, und mag Jeder vor dem Throne des Richters so bestehen als Die, welche Herr Stein Verbrecher zu nennen beliebte."

Stein hielt um der Sache Willen auch jetzt noch seinen Zorn zurück und sagte ruhig: „Dennoch bin ich überzeugt, daß besserer Unterricht auch jene Verirrungen unmöglich machen würde."

„Und gewiß würden die Leute selbst dadurch mehr zu Menschen herangebildet werden, man würde sie zu sich selbst erheben, sie würden empfänglicher sein für Wissen und Wissenschaft!" fügte Felix hinzu.

„Lies nie ein Wort, auf daß Du gelehrter und weiser würdest," sagt der heilige Thomas von Kempen; und der heilige Augustinus erklärt die Laster seiner Zeit dadurch, daß er sagt, es gälte für eine größere Sünde, wenn Jemand ein Wort falsch aussprächе, als wenn er gegen die Gesetze Gottes und seiner heiligen Kirche fehle," citierte der Kaplan, nach seiner Weise himmelnd.

Der Diener unterbrach die Antwort Steins, dessen Geduld nun ihr Ende erreicht hatte, durch die Meldung, daß der Schuladjuvant, wie in Schlesien die Hülfslehrer genannt werden, draußen sei.

„Ein Amtsgeschäft," sagte der Erzpriester und befahl dem Diener, den Genannten zu rufen.

„Krüger, ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie fortfahren durch unnützes und sündhaftes Treiben Anstoß zu geben und Ihr Amt zu vernachlässigen, ich nicht Willens bin, meine wiederholten Warnungen in den Wind geredet zu haben. Wir können Subjekten Ihrer Art den Unterricht der Jugend nicht anvertrauen, ich werde, falls Sie abermals nicht gehorchen, unbedingt Ihre Entlassung beantragen!"

Der junge Mann hatte ein edles, intelligentes Gesicht, über das ein Schleier tiefer Melancholie lag: man wußte nicht, ob er der Ausdruck des drückenden Gefühls seiner Stellung, oder der Last der Armuth, von der sein knapper Anzug Zeugniß gab.

Er wurde bis zur Stirn hinauf roth, als ihm dieser Vorwurf, diese Drohung, in Gegenwart von Fremden entgegendonnerte. Sein gutes Gewissen wollte ihn erst muthig antworten lassen, aber ein Blick in die Augen des Kaplans, um dessen Lippen ein hämisches Lächeln spielte, erinnerte ihn zu lebhaft an seine Abhängigkeit, und so wagte er nur schüchtern zu sagen, daß er sich einer Vernachlässigung seiner Pflicht nicht bewußt sei.

„So! Machte ich Sie nicht schon bei der Prüfung darauf aufmerksam, daß Sie die Lehren, die der Herr Kaplan in seinen Stunden den Kindern einprägt, in den andern Stunden mit ihnen zu wiederholen haben? Fanden Sie trotz dieser ausdrücklichen Weisung nicht für gut, unter dem Vorgeben Gedächtnißübungen anzustellen, ihren Zöglingen Gedichte verderbter Menschen, wie Bürger, Grün und Andere vorzulesen?"

„Hochwürdigster Herr, der Schulplan ....." stammelte der Adjuvant.

„Sie haben zu thun, was ich Ihnen befehle, weiter Nichts!"

„Das ist nach Ihrer weisen Ansicht wohl auch keine Vernachlässigung Ihrer Pflichten," mischte sich jetzt der Kaplan ein, „daß Sie den Nachmittagsgottesdienst versäumen, um zu botanisieren? Und die erbauliche Lektüre, die ich in Ihrem Zimmer fand? Schillers Sendung Moses! Aus solchen Büchern lernen Sie wohl, zum Aergerniß der ganzen Gemeinde an einem Kreuze vorbeigehn, ohne Ihren hochmüthigen Kopf zu entblößen?"

„Gehen Sie jetzt! Sie werden die gottlosen Bücher, die Ihr Herz verderben, in einer Stunde dem Kaplan übergeben und mir heute Abend das neunte Kapitel des Buches aus der Nachfolge Christi in reinlicher Abschrift bringen. Gott erleuchte Sie!"

Ein völlig Vernichteter taumelte der Unglückliche mehr als er gieng aus dem Garten. Felix zitterte, aber Stein faßte seinen Arm und sagte scheinbar gleichgiltig: „Wir wollen heute noch Ihrem Nachbar einen Besuch machen, Herr Erzpriester, Sie entschuldigen also, wenn ich Graf Halden aufmerksam mache, daß es spät wird."

Robert Prutz.

Obgleich weit entfernt, dem Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, poetisches Talent absprechen zu wollen, glauben wir doch, behaupten zu dürfen, daß bei ihm die künstlerische und kritische Bildung jenes überragt, und daß insbesondere seine Romane davon Zeugniß geben. Sie gehören, was die Composition, die klare Durchführung, den festen Zusammenhang der Begebenheiten, die glückliche Motivierung betrifft, zu den besten Erscheinungen der Zeit, aber öfters drängt sich die Bemerkung auf, daß nicht die poetische Schöpfungskraft, sondern der überlegende Verstand den Verfasser bei seiner Darstellung geleitet habe. Freilich übten die Stoffe, die er bearbeitete, einen unverkennbaren Einfluß auf diese Darstellungsweise; denn da er die socialen und politischen Zustände der Gegenwart behandelte, und er sich bestrebte, dieselben in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen, konnte er kaum vermeiden, die nackte Wirklichkeit an die Stelle der poetischen Wahrheit zu setzen, ja sogar in Uebertreibung zu verfallen.

Der erste Roman, den Robert Prutz veröffentlichte, „Das Engelchen" (Lpz. 1851. III), ist, obwohl er der beste ist, von diesen Schwächen nicht ganz frei. Wenn man auch die Charakterzeichnung im Allgemeinen als durchaus vortrefflich bezeichnen muß, so sind einzelne doch allzu unnatürlich. Dieß ist namentlich der Fall bei dem krüppelhaften Sandmoll, der eine körperlich und moralisch durchaus ekelhafte Erscheinung ist. Der Dichter hat in dessen Charakteristik allerdings ein großes Talent bewiesen, aber es ist ihm nicht gelungen, uns von der Möglichkeit eines solchen Ungeheuers zu überzeugen, in welchem auch nicht die leiseste Regung eines menschlichen Gefühls zu finden ist. Eine ähnliche Natur ist der Fabrikherr Wolston. Sein mehr als niederträchtiges Benehmen gegen seine unglückliche erste Frau, die er mit der ausgesuchtesten Bosheit in Wahnsinn stürzte, seine übrigen Schurkenstreiche, seine herzlose Behandlung der Fabrikarbeiter würden ihn jenem Sandmoll gleichstellen, wenn seine an sentimale Schwäche grenzende Liebe zu seinem kranken Sohn Julian, den er in zweiter Ehe erzeugt hatte, nicht bewiese, daß nicht jegliches menschliche Gefühl in ihm erstorben sei. Die übrigen Personen sind durchaus wahr und mit der größten Sicherheit gezeichnet, so der gewandte

Abenteurer von Lohfeld, der tolle Heiner, die Commerzienräthin, zweite Frau des Fabrikherrn, der pietistische Pfarrer Weller, der die Armen und Gedrückten durch seinen finstern Fanatismus noch unglücklicher macht, während er die Reichen und Vornehmen in ihrer Lasterhaftigkeit unterstützt, der ehrliche Justizrath, dessen Schroffheit seine edle Gesinnung kräftig hervortreten läßt, und vor Allem „das Engelchen", die Stieftochter Wolstons, die bei aller jungfräulichen Anmuth und mädchenhaften Zurückhaltung eine große Kraft des Willens besitzt, die sogar ihrem Stiefvater imponiert, und endlich der treffliche Jüngling Reinhold, der aus kindlicher Liebe selbst sein Talent dem Vater zum Opfer bringt. Die Composition des Romans ist meisterhaft. Das Motiv, das den Mittelpunkt bildet, das beinahe alle Begebenheiten, wenn auch öfters nur mittelbar herbeiführt, durch welches auch die Katastrophe veranlaßt wird, ist vortrefflich erfunden. Reinholds Großvater, ein geschickter Weber, hat nach langjährigen Versuchen, die ihn seinem Gewerb entfremdeten und ihn in Armuth stürzten, eine Maschine erfunden, auf die er die stolzesten Hoffnungen baut. Ein reicher Handelsherr in Hamburg, dem er Mittheilung von seiner Erfindung machte, ist bereit, sie ihm abzukaufen. Er schickt seinen Sohn hin, aber auf dem Wege wird sie ihm von einem Unbekannten, gegen den er sich unvorsichtig geäußert hatte, gestohlen, und so muß er unverrichteter Dinge in die Heimat zurückkehren. Der Alte wurde über dieses Unglück blödsinnig. Sein Sohn, der das Gewerbe übernahm und von den Dorfbewohnern gewöhnlich „der Meister" genannt wurde, vermuthete, daß der Dieb kein Anderer sei, als der Fabrikherr, doch kann er es nicht beweisen. Dieser war nach England gereist, hatte sich dort durch schlechte Streiche ein großes Vermögen erworben, war dann in das Dorf gezogen, in welchem Reinhold und die Seinigen wohnten, hatte daselbst eine große Fabrik angelegt, und endlich eine neue Maschine kommen lassen, nach deren Aufstellung eine große Feier veranstaltet wurde. Während derselben war der alte Großvater aus Neugierde in das Fabrikgebäude gegangen, war unbemerkt zur neuen Maschine gelangt, in welcher er seine ihm geraubten Pläne erkannte. Unbemerkt heizte er den Dampfapparat, so daß die Maschine zu spielen anfieng; er trug immer mehr Kohlen hinzu, daß endlich der Ofen zersprang, der Saal in Brand gerieth, und der Alte von den Rädern erfaßt wurde, die ihn zerschmetterten. Kurz vorher war Wolstons Sohn ermordet worden, zufällige Umstände gaben Veranlassung, daß Reinhold für den Thäter gehalten wurde; man hatte ihn mit Stricken gebunden, damit er nicht aus dem Saal entfliehen könne. Nur mit Mühe gelang es ihm, als bei der zunehmenden Brunst Alles den Saal verlassen hatte, die Stricke zu zersprengen, die ohnmächtige Angelika und sich selbst zu retten. Wolston war bei dem Anblick seines ermordeten Sohnes in Ohnmacht gefallen, war aber, als das Schloß von den aufgeregten Fabrikarbeitern bestürmt wurde, von seiner Dienerschaft in einen Wagen gebracht und fortgeschafft worden. Der Justizrath eilte ihm nach, um ihn zu verhaften, da endlich kein Zweifel mehr obwaltete, daß er manches Verbrechen begangen habe. Aber als er abgeführt werden sollte, gelang es ihm, sich den Hals abzuschneiden.

Wie die Composition, so ist auch die Ausführung vortrefflich; nur Eines scheint nicht gebilligt werden zu können. Es ergiebt sich nämlich, daß Reinhold nicht der Sohn des Meisters, sondern der zweiten Frau des Fabrikherrn ist. Es läßt sich kein Motiv zu dieser Entwickelung finden, die um so unangenehmer berührt, als der edle Jüngling sich als den Sohn eines Weibes denken muß, das er gründlich verachtet und dieses Verhältniß eine Bitterkeit in sein Leben werfen mußte, die auch die Zeit nicht tilgen konnte.

Der zweite Roman „Felix" (Lpz. 1851. II) hat die Zustände des Jahres 1848, namentlich in Berlin, zum Hintergrund. Der Held ist ein junger Dichter, der in das Treiben jener Tage geräth, und darüber in Gefahr kommt, sich selbst untreu und zum bloßen Werkzeuge fremder Intriguen zu werden, bis glückliche Zufälle, eigene Ermannung und vor Allem die Liebe ihn der Gefahr entreißen und seiner Bestimmung zurückgeben. Auch in diesem Roman sind die Charaktere glücklich erfunden, um die Verhältnisse der Zeit in ihrer Unklarheit zu zeigen und darzuthun, wie die Schwärmerei der herzlosen und selbstsüchtigen Intrigue unterliegen muß. — „Der Musikantenthurm" (Lpz. 1855. III) giebt ein anschauliches Bild der Versumpfung, in welche ein Volk versinken muß, wenn es nur von materiellen Interessen beherrscht wird. „Oberndorf" (Eb. 1862. III) behandelt die socialen, politischen und religiösen Fragen unserer Zeit, welche durch die geschickt entworfenen Charaktere und glücklich erdachten Begebenheiten veranschaulicht werden. Wie in den übrigen Romanen, so ist auch in diesem die Anlage vortrefflich, die Darstellung von großer Lebendigkeit.

Aus „Das Engelchen".

Der Saal war ziemlich entleert, als plötzlich von der Seite, wo die Kinder zusammengedrängt standen (denn hier hatte sich noch kein Mensch um die armen Würmer bekümmert), zunächst den Maschinen ein durchdringendes Jammergeschrei laut ward.

Und wie hätten die Kinder nicht aufschreien sollen, da dieß ein Anblick war, bei dem dem kühnsten Manne selbst das Blut in den Adern stockte?

Es ist erzählt worden, daß seit dem unglücklichen Ereigniß mit Julian die Thüren des Maschinensaals für Jedermann offen standen, und daß unzählige Menschen unbeachtet aus- und einströmten.

Auch der Vater des Meisters war darunter. Da bei der furchtbaren Entscheidung, welche der Meister jeden Augenblick in seinem eigenen Hause erwarten mußte, für den blödsinnigen Alten daselbst kein Platz war, so hatte er ihm ein Stück Brod in die Tasche geschoben und hatte ihn geheißen, zum Schulmeister zu gehen; der Alte machte dergleichen Gänge öfters, bei der völligen Harmlosigkeit seines Wahnsinns hatte es auch wirklich Nichts zu sagen, so wenig für ihn als für Andere. Allein draußen angekommen, war er von dem Menschenstrom ergriffen worden, der aus allen Straßen und Winkeln des Dorfs zu den Festlichkeiten im Schlosse drängte. Er hatte sich mit fortschieben lassen, Anfangs aus Furcht, dann aus Gutmüthigkeit, endlich war

er aus eigner Neugierde mitgegangen. Die Musik, die Fahnen, die geputzten Leute, Das alles machte ihm großes Vergnügen. Mit der Zeit war er auch in den Maschinensaal geschlüpft; wie er die großen Räder, Stangen, Kolben erblickte, hatte er laut in sich hineingekichert und in die Hände geklatscht: „Meine Maschinen", rief er, „meine lieben, kleinen Maschinen . . .!"

Immer näher, immer dichter hatte er sich herangeschlichen, Niemandem war die kleine, geduckte, grauhaarige Figur aufgefallen, zwischen den Kindern, denen er vorsichtig Schweigen zuwinkte, hindurch, mitten hinein in das Gewirre der künstlich verschlungenen Räder; wer ihn ja dazwischen handieren sah, wie er dort mit der Hand wohlgefällig über eine Walze strich, hier die Zähne an einem Kammrad befühlte, jetzt vor dem Ofen niederkauerte und Kohlen über Kohlen hineinschaufelte, hatte höchstens gedacht, es wäre ein Arbeiter, der zu den Maschinen gehörte, und er wäre da an seinem Platze.

Da auf einmal geht ein dumpfes, zitterndes Dröhnen durch den weiten Raum; die Räder setzen sich in Bewegung, die Axen stöhnen, die Schrauben klappern, erst langsam, dann schneller, immer schneller — riesenhafte Kolben tauchen auf und nieder und schmettern dröhnend an einander — zischend, pfeifend fährt der Dampf in die Höhe — Flammen schlagen, prasseln, lecken gierig aus den überheißen Oefen — mit Gedankenschnelle knistert die Glut an dem rings aufgehängten Tannenreisig empor — eine ungeheuere Lohe wälzt sich vom Hintergrunde des Saales her ....

Mitten in der Zerstörung, auf einer schmalen, eisernen Galerie, welche in etwa doppelter Mannshöhe zwischen den Maschinen hinlief, um von dort aus alle Theile gehörig beobachten und in Gang erhalten zu können, stand der blödsinnige Alte; je toller die Räder rasselten, je höher die Flammen züngelten, desto lauter jubelte er.

„Heida lustig", rief er, indem er auf der schmalen Brücke auf und ab tanzte und jetzt mit beiden Händen das leichte eiserne Geländer erfaßte, als wollte er die ganze Brücke in Trümmer reißen und sich mit ihr hinabstürzen in das Chaos unter ihm. „Heida, lustig, dreht Euch meine Rädchen! ich habe meine lieben Rädchen wieder, meine lieben, allerliebsten Maschinen! Aha, sie dachten, ich wäre verrückt, sie dachten, meine Maschinen giengen nicht so recht, blast, schnauft, stöhnt — hopp, hopp, immer munter — willst Du wohl artig sein, du lange schwarze Schlange da, und nicht mehr nach mir schnappen? Ich bin dein Meister — heida, meine lieben Rädchen, euer Meister ist da!!"

Gab das zierlich gearbeitete Gitter seinem furchtbaren Rütteln nach oder schwang er sich absichtlich über dasselbe hinweg — Ein geller Aufschrei, Ein Sprung, Ein Fall — und gleich gefräßigen Ungeheuern zerrten, knackten, knirschten die Räder und Walzen an den Knochen des zerschmetterten Greises.

Niemand sah, wie er starb; mit fürchterlichem Angstgeschrei hatte Alles, was nur im Saale war, sich dem Ausgange entgegengestürzt. Die Baronin war unter den Ersten, welche das Freie gewannen; ihr nach, mit abgerissenen Rockschößen, die Brille hoch über dem Kopfe haltend, Herr Florus. Die kleinen weißgekleideten Kinder quiekten, als würden sie alle gesotten; sie liefen, fielen, stürzten übereinander hin, rafften sich wieder auf. . . .

Der Justizrath hatte in rascher Besonnenheit Eines der großen Fenster aufgerissen. „Nur zuerst mit den Bälgen hinaus!" rief er, und rasch fanden sich hülfreiche Hände, welche die Kleinen von Arm zu Arm zum Fenster hinaus ins Freie reichten.

Aber jetzt drängte der Rest der Fabrikarbeiter nach; hatten sie das Räderwerk wirklich nicht mehr zum Stillstand bringen und die Flamme bewältigen können, oder war es ihnen auch eben genehm, daß die ganze Anlage in Feuer aufgieng, gleichviel, mit wildem Halloh Alles vor sich niederwerfend, stürzten sie auf Thüren und Fenster los: „Hinaus! hinaus!" schrien sie; „rette sich wer kann! das ganze Gebäude fliegt in die Luft!!"

Der Schreckensruf wirkte; selbst der Justizrath wurde davon hinweggerissen; in wenigen Minuten war der Saal eine Einöde voll Dampf, Flammen, Zerstörung. Nur zwei lebende Wesen blieben unbeweglich, gleich Bildsäulen, mitten in der allgemeinen, entsetzlichen Flucht — Reinhold und Angelica, die Leiche Julians zwischen ihnen.

„Retten Sie sich, gnädiges Fräulein!" rief Reinhold....

Angelica schüttelte schmerzlich das Haupt. „Mein Platz ist hier," sagte sie, „ich lasse nicht von dieser theuren Leiche." —

Verzweifelnd steckte Reinhold die gefesselten Arme in die Höhe: „Schnell, schnell," rief er, „lösen Sie diese Stricke, und ich trage Sie mitsammt der Leiche unseres Freundes ins Freie!"

Aber Angelica sah und hörte nicht mehr.

Schon züngelte die Flamme am Gebälk; die Menschenmenge vor dem Gebäude hatte sich weithin zerstreut, der Platz ringsumher war wie leer gefegt, weil Alles eine Explosion befürchtete; Niemand dachte an die Zurückgebliebenen, Niemand wußte nur, daß überhaupt Jemand zurückgeblieben war. . . .

Reinhold zerrte mit den Zähnen an dem Knoten, der seine Hände zusammengürtete. Aber er war zu fest. Er stürzte nieder, tastete Angelica mit den gefesselten Händen leise ins Gesicht — sie war kalt und starr, wie die Leiche zu ihren Füßen.

Wieder sprang er in die Höhe, in kleinem Kreise, wie ein Wahnsinniger umlief er die Gruppe, stürzte zur Thür, kehrte wieder um, schrie, weinte, raste. . . .

Näher und näher leckten die Flammen; ein unerträglicher, erstickender Rauch wälzte sich in dicken schwarzen Wolken an der Decke hin und senkte sich tiefer und tiefer. —

„So hilf Du, Allmächtiger," flehte Reinhold, „du weißt, ob der Tod mir schwer wird, der Tod für Diese, die ich geliebt habe, seitdem mein Auge sie zuerst gesehen — die ich noch jetzt liebe, liebe mit heißer, verzweiflungsvoller Liebe, auch da sie längst einem Andern gehört — rette nur sie! nur sie!! und laß mich untergehn, indem ich sie rette!"

Das Gebet hatte seine Kräfte verdoppelt; ein letzter, gewaltsamer Ruck — die Stricke rissen — was that es, daß ihm das Fleisch in Fetzen von den Armen hieng? die zerfetzten Arme waren frei — frei —!!

Mit demselben Griff faßte er Angelica und die Leiche, nein, schon müssen wir sagen zwei Leichen — schwang Angelica hoch auf seine Schulter — die Leiche des Knaben schleppte er unter dem andern Arme nach — wenige Schritte — sie waren gerettet!!

Aber wen hatte er gerettet? zwei Todte? — Er legte Angelica leise auf den verwelkten Rasen nieder; die armen Ueberreste seines Freundes bettete er unter eine Trauerweide, die die langen kahlen Zweige darüber breitete. Dann warf er sich vor Angelica nieder, rieb ihr die Schläfe, rief sie leise mit den zärtlichsten, süßesten Namen. . . .

Aus der Ferne brauste dumpfes Geschrei, Trommelwirbel, Lärmen, Gebrüll — er hörte Nichts, flüsterte ihr nur immer die süßesten Liebkosungen in das ach, so fest verschlossene Ohr. —

Angelica erwachte; ihr erster matter Blick fiel in die treuen braunen Augensterne ihres Freundes — der Gedanke an ihren Traum durchzuckte sie — das waren die Augen, ja dieselben treuen Augen, die ihr damals im Traume zugelächelt, jetzt erst erkannte sie ihren Strahl! —

„Mein Retter! mein Retter!!" stammelte sie, wie damals im Traume; wohlthätige Thränen, die ersten seit Julians Tode, tropften über ihr schönes, bleiches Angesicht, und in seliger Vereinigung, Tod und Leben vergessend, hiengen die Liebenden sich in den Armen.

Karl von Holtei.

Jean Paul sagt irgendwo, daß man vor dem dreißigsten Jahre keinen Roman schreiben solle; Karl von Holtei war beinahe fünfzig Jahre alt, als er Romane zu schreiben begann. Bei seinem vielbewegten Leben konnte es ihm somit nicht an Erfahrungen jeglicher Art fehlen, die er denn auch in seinen Romanen verwerthete, daher die meisten ganz oder theilweise in seiner Heimat Schlesien spielen oder sich doch an dieselbe anschließen. Sie schildern Zustände, Gegenden, Charaktere, Sitten und Gebräuche des in vieler Hinsicht merkwürdigen Landes mit Liebe und Wahrheit. Wenn sie aber auch auf der Wirklichkeit fußen, so sind doch sowohl die erzählten Begebenheiten als die geschilderten Charaktere im Ganzen poetisch veredelt. Der Dichter hat die dem Leben entnommenen Thatsachen mit eigenen Erfindungen verschmolzen, die durch ihre Originalität sowohl als durch ihre innere Wahrheit erfreuen. Bei seiner fruchtbaren Productivität hat er den einzelnen Romanen allerdings nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit schenken können, und so ist seine Composition beinahe immer allzu locker, die Ausführung nicht immer ohne Willkür, aber trotz dieser Mängel weiß er immer zu fesseln. Die Handlung ist reich an interessanten Situationen und Charakteren; in allen weht ein treuherziger Humor und eine liebenswürdige Naivetät, die zwar nicht selten an das Bedenkliche streift, ohne jedoch in Frivolität auszuarten. Man hat dem Dichter öfters Cynismus vorgeworfen, aber mit Unrecht; denn wenn auch auffallende Situationen vorkommen, so haben sie doch keinen lüsternen Charakter und sie sind nicht unanständiger als manche Scenen in Goethes Wilhelm Meister oder in dessen Wahlverwandtschaften. So gern er sich seiner heitern Laune überläßt, so fehlt es ihm keineswegs an Gemüthlichkeit und Tiefe der Empfindung. Seine Sprache ist fließend, biegsam und gewandt, dabei anspruchslos und von reizender Natürlichkeit; sie ist wahrhaft populär, wie sie den dargestellten Begebenheiten entspricht. Hie und da ist die Darstellung freilich auch flüchtig, mit allzu großer Gleichgültigkeit behandelt, aber oft ist sie auch von großer Schönheit und wahrhaft ergreifend.

Geraume Zeit, bevor er Romane zu schreiben begann, gab er seine Selbstbiographie unter dem Titel „Vierzig Jahre" (Berl. 1843. VIII) heraus. Es kann dieselbe füglich hieher gerechnet werden, denn Holteis Leben ist selbst ein vollständiger Roman, der reich an ergetzlichen, aber auch an tiefergreifenden Scenen ist, die mit poetischem Sinn und Takt dargestellt sind. Am Ausführlichsten sind die Knaben- und Jünglingsjahre geschildert, die auch insofern die bedeutendsten sind, als sie das ganze übrige Leben bedingen. Trotz der großen Breite und der häufigen Wiederholungen sind die „Vierzig Jahre" in kulturhistorischer Beziehung Eines der interessantesten und merkwürdigsten Bücher. — Wie er selbst ein unstätes Leben führte, so schilderte er auch mit Vorliebe das Leben herumziehender Abenteurer, so schon in seinem ersten Roman „Die Vagabunden" (Bresl. 1852. IV. 5. Aufl. 1876), die man für eine Art Ergänzung der „Vierzig Jahre" halten könnte. Wir können die Fülle von Begebenheiten, die der Dichter vorführt, nicht auch nur andeuten. Der Held des Romans, Anton Hahn, ist der Sohn eines Grafen, der seine Mutter verführt und verlassen hatte, worauf dieselbe verschwunden war. Er lebt bei seiner Großmutter und flicht Körbe. Nach dem Tode derselben verläßt er die Heimat und wird von der Noth gezwungen, die verschiedensten Berufsarbeiten zu ergreifen, und erlebt die buntesten Abenteuer. Zuletzt wird er Gehülfe bei einem Puppenspieler, dessen Frau seine Mutter ist. Doch giebt sich Diese nicht zu erkennen. Erst als sie nach kurzer Zeit stirbt, erfährt er es aus ihrer für ihn niedergeschriebenen Lebensgeschichte. Zugleich hatte sie einen Brief an die Gemahlin seines Vaters hinterlassen, mit welchem er Diesen aufsucht. Nach mancherlei Widerwärtigkeiten, die er dort erlebt, und die seinem Vater den Tod zuziehen, nimmt sich dessen Wittwe seiner an, sie kauft ihm das Dorf, in welchem er als Knabe gelebt hatte; er heirathet Hedwig, die Tochter eines alten Offiziers, mit der er einen Liebesbund geschlossen hatte, als er bei seiner Mutter wohnte, und so wird er endlich noch glücklich. „Gewiß," sagt einmal die liebenswürdige Hedwig, „ich glaube, es giebt Nichts in der Welt, was jemals für Geld zu sehen auf der Reise war, womit Anton nicht in Berührung kam." Abgesehen davon, daß er selbst nach einander Menageriewächter, Kunstreiter, Aufseher in einem Wachsfigurencabinet, Baron und Spieler, Gehülfe bei einem Besitzer von abgerichteten Hasen und Hirschen, und bei einem Puppenspieler war, kam er mit Zigeunern, Riesen und Zwergen, Seiltänzern und andern Vagabunden oder, wie sie sich selbst lieber benennen, mit andern „Künstlern" in mehr oder weniger nahe Beziehung. Und alles Dieß ist durchaus ungesucht herbeigeführt; nie ist auf blendenden Effekt hingearbeitet, und doch bringt Alles die größte Wirkung hervor, denn Alles ist voll Leben und Wahrheit. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, namentlich die Frauen, die mit der anschaulichsten Individualität geschildert sind, die ehrwürdige und gottergebene Großmutter, die Zigeunerin mit ihrer glühenden Leidenschaft, die sinnliche Laura, die edle Kunstreiterin Adele, die großherzige Gemahlin seines Vaters, die liebenswürdige Hedwig u. s. w. Aber auch die männlichen Personen sind trefflich charakterisiert, wenn auch nur wenige so kräftig als der Riese Schkramprl, der überhaupt Eine der glücklichsten Figuren ist, die je erdacht worden sind; die Verbindung von leichtem Sinn und tiefer Gemüthlichkeit, von Schlauheit und Ehrenhaftigkeit ist in ihm zur lebendigsten Anschauung gebracht. Auch die historischen Persönlichkeiten, die der Dichter einführt, der große Schauspieler Ludwig Devrient, der berühmte Paganini, der Novellist E. T. A. Hoffmann und Andere sind mit großem Glück gezeichnet. Die poetische Kraft des Dichters erkennen wir ferner in den Stellen, wo er die verschiedenen „Künstler" vor unsern Augen „arbeiten" läßt; da ist Alles voll Leben, Bewegung und Wahr-

heit und wenn er schildert, wie der Held beinahe von einem Löwen zerfleischt worden wäre, oder wenn er die halsbrechenden „Arbeiten" der Kunstreiter vorführt, werden wir von der Lebendigkeit der Schilderungen eben so tief ergriffen, als wenn wir selbst zugegen wären. Die Darstellung ist geistreich, voll eigenthümlicher Gedanken und Wendungen, reich an glücklichen, namentlich komischen Bildern und Einfällen, wie denn überhaupt der heiterste Humor das Ganze belebt. Doch ist der Dichter eben so glücklich in der Schilderung der glühendsten Leidenschaft und des tiefsten Gefühls, wie z. B. wenn er den Tod der Großmutter berichtet. Endlich haben wir noch die trefflichen Bemerkungen zu erwähnen, die sich an die Handlung mit großem Geschick anschließen, so diejenigen über das Glück und das Elend des Schauspielers, die er Ludwig Devrient in den Mund legt.

Die übrigen Romane Holteis theilen die Vorzüge, die wir an den „Vagabunden" kennen gelernt haben, wenn auch nicht in dem nämlichen Maße. „Christian Lammfell" (Bresl. 1853. V), in welchem der Dichter im Leben und Wirken eines katholischen Geistlichen ein Bild von christlicher Duldung giebt, ist zu gedehnt. „Ein Schneider" (Eb. 1854. III) leidet ebenfalls an zu großer Breite, wenigstens in den ersten Bänden, ist aber reich an einfach rührenden, ja selbst erschütternden Situationen. Der Titel von „Noblesse oblige" (Prag 1857. III) giebt schon die Idee an, welche dem Roman zum Grunde liegt. Sie ist mit Glück durchgeführt und durch die mannigfaltigsten Zustände und Personen zur lebendigen Anschauung gebracht. „Die Eselsfresser" (Bresl. 1860. III) sind ohne künstlerische Anordnung und Entwickelung; sie bestehen aus einer Reihe von Gemälden, die nicht immer in organischer Verbindung stehen, und welche zum Theil nur eingeschoben sind, um dem Dichter Gelegenheit zu geben, seine eigenen Beobachtungen anzubringen. Doch enthält der Roman manche gute Schilderungen und Einfälle, besonders interessant sind die mitgetheilten Züge aus dem Leben bekannter politischer und literarischer Persönlichkeiten. Der Dichter beabsichtigte, darin das Wesen der Schlesier zu schildern, denen der Spottname „Eselsfresser" zu Theil wurde, daher er dem Roman diesen Titel gab. Von größter Bedeutung ist „Der letzte Komödiant" (Bresl. 1863. III), in welchem das Leben und Treiben der Schauspieler im vorigen und zum Theil in diesem Jahrhundert nach allen Beziehungen und Richtungen höchst anschaulich geschildert wird, daher der Roman für die Geschichte der dramatischen Literatur, vorzüglich aber der Schauspielkunst werthvoll ist. Er enthält viele interessante Züge und Anekdoten aus dem Schauspielerleben, die aber nicht immer glücklich in die Handlung verarbeitet sind. Wie „Der letzte Komödiant" an Scarrons Roman comique, so erinnern die „Erlebnisse eines Livreedieners" (Berl. 1868. III) an Le Sages Gil Blas. Wie Dieser kommt der Livreediener in Beziehung zu den verschiedensten Herrschaften, zu allerlei Herren und Damen, die nicht immer die ehrenhaftesten und keuschesten sind, deren Thun und Treiben ohne alle Schminke geschildert wird. — Holtei hat auch eine Reihe von Erzählungen und Novellen geschrieben, von welchen einige meisterhaft sind; insbesondere sind „Der Katzendichter", „Die Tochter des Freischützen", „Ein vornehmer Herr" gut erfunden und anmuthig erzählt.

Aus „Die Vagabunden".*)

„Aber lieber Herr Doctor, Einen seh ich, den Sie mir nicht näher bezeichnen, und der mir der Merkwürdigste scheint. Dort am Ende des Tisches, der Schweigende, dem die langen, schwarzen Haare ins bleiche Antlitz hängen, mit der krummgebogenen Nase, mit den Augen, wie ich im Leben noch keine sah. — Sagen Sie mir um Gottes Willen, wer ist der Mensch?"

„Das wissen Sie nicht?" schrie der Arzt so laut, daß Alle sich erstaunt nach ihm hinwendeten; „Das wissen Sie nicht und kommen aus dem Theater? Theuerster, sind Sie denn noch einmal auf den Kopf gefallen und dies Mal gar auf die Stirn? Das ist ja Der, um des Willen ich Sie überhaupt hierherführte, um des Willen ich Sie ins Theater schickte. Das ist ja Er! Er selbst!"

„Wer, Er selbst? Nun versteh ich Sie noch weniger, als vorhin."

„Mensch! Kunstreiter! Violinspieler! Pferd! Pferdekopf, der Sie sind! Haben Sie einen Komödien-Zettel — Kellner, den Komödien-Zettel von heute! — Hier, da legen Sie den Finger hin. Da lesen Sie, was steht hier?"

„Schewa, ein alter Jude!"

„Gut. Und in der gegenüberstehenden Columne?"

„Herr Devrient!"

„Nun also!"

„Wie denn, also? Was hat der alte Jude mit dem schönen jungen schwarzhaarigen Manne zu thun?"

„Nichts weiter, als daß er es selbst ist."

„Sie wollen über mich spotten, über meine Leichtgläubigkeit. Das ist ja rein unmöglich."

Der Arzt vergaß, daß er seinem Gaste anempfohlen, sich zu stellen, als verstände er nur Französisch — (wahrscheinlich damit seine Gegenwart die Ungezwungenheit der Gesellschaft nicht hindere). — Er sprang auf, näherte sich dem andern Tische, und rief den Herren zu: „Wie finden Sie Das? Hier, mein jugendlicher Patient, der heute im Schauspiel war, nennt mich einen Lügner, weil ich ihm die Versicherung gebe, der Vorsteller des Schewa sitze unter uns."

„Wer ist der junge Mensch?" fragten mehrere Stimmen. Antoine war wegen des noch nicht hergestellten Haarwuchses, wie bereits erwähnt, sehr verändert.

„Der Kunstreiter Antoine," antwortete der Arzt, „mein Pflegling, mein lieber junger Freund, ein braver Bursch; aber daß er auch so albern sein könnte, hätt ich ihm nicht zugetraut."

„Sie haben mir mitgetheilt, Herr Doctor," begann jetzt Anton, der sich unterdeß gesammelt, „daß in diesem Kreise, wo der Witz vorherrscht, manchmal Dieser und Jener als Stichblatt dafür herhalten müsse. Sie haben auch gewiß Recht, wenn Sie mich zu den Aermeren an Geist zählen, die in solchem ungleichen Kampfe der leidende Theil zu sein pflegen. Ich unterwerfe mich gern. Nur bitte ich doch, daß Sie es für mich etwas feiner einrichten. Die Schlinge, die man mir jetzt legen will, fällt gar zu sehr in die Augen.

*) Anton, der Held des Romans, war, als er von einer schweren Krankheit genesen war, mit seinem Arzt ins Theater gegangen, wo der „Jude" von Cumberland gegeben worden war. Aus dem Theater giengen sie in ein Weinhaus, wo sie schon mehrere Gäste fanden. Der Arzt, der sich mit Anton an einen besondern Tisch gesetzt hatte, nannte und schilderte ihm die vorzüglichsten Persönlichkeiten.

Der alte Jude von heute Abend hat mich tief bewegt und zu inniger Theilnahme und Verehrung aufgefordert. Aber gerade weil sein Alter, seine Gebrechlichkeit, sein schwerer Streit zwischen erhabenen Gesinnungen und niederen Gewohnheiten ganz natürlich, einfach auf mein Gemüth wirkten, soll mich Niemand überreden wollen, der Mensch, den ich oben auf der Bühne vor mir leben sah, könne ein Anderer gewesen sein, als ein gebeugter, unterdrückter, kleiner Greis. Seine Physiognomie steht noch so deutlich in meiner Erinnerung, daß ich sie unter Tausenden wieder erkennen würde. Wie mögen Sie nur verlangen, daß ich diesen Kopf, über dessen wundersame Schönheit ich Ihnen mein Entzücken so eben ins Ohr lispelte, — verzeihen Sie, mein Herr! — für den grauen kahlen Schädel des Juden halte! Ich bitte Sie Alle, stehen Sie mir bei und ersuchen Sie meinen lieben Arzt, mich auf eine schwierigere Probe zu stellen. Diese setzt seine Meinung von meinem Verstande gar zu sehr herab."

Aller Augen, die mit freundlicher Theilnahme am Sprechenden gehangen, wendeten sich jetzt fragend und erwartend dem berühmten Schauspieler zu. Niemand redete. Anton that wie Jene. Auch er betrachtete schweigend des Künstlers Angesicht.

In diesem gieng eine unbeschreibliche Veränderung vor. Die großen Augen wurden enger, Kinn und Unterlippe schienen zurückzutreten, der Rücken beugte sich krumm, die Brust fiel ein; mit beiden Händen strich der Mann sein rabenschwarzes Haar aus der Stirn und streifte es in gehorsam sich schmiegenden Locken glatt zurück. So, ein ganz andrer Mensch, bevor noch ein menschliches Auge entdecken konnte, wann und wie er das geworden, richtete er an Anton jene alle Nerven durchdringenden Worte, die kein Fühlender vergessen kann, der sie je aus D'.s Munde vernahm: „Das ist der edler Mann, was mich hat gerettet aus die Hände von die vergrimmten Mätrosen!"

Dann rückte er sich wieder zurecht, ließ die Haare wieder ins Gesicht fallen, schlug sein Götter-Auge zu Anton empor und fragte mit listig-lächelnden Lippen: „Nun, Rossebändiger, saitenstreichender Orpheus, bin ichs!?"

Anton stand bleich und unbeweglich.

Nach einem Weilchen des Schweigens fühlte er mit der Rechten nach seinem Kopfe und sagte zum Arzte: „ich denke, wir gehen?"

Dann suchte er seinen Hut, trat vor Devrient hin, ergriff dessen Hand, drückte sie an sein Herz und sprach mit bebender Stimme: „Jetzt weiß ich wohl, was ein Schauspieler ist!" — Der Arzt führte ihn nach Hause.

Franz Trautmann.

Es kann wohl kaum ein größerer Gegensatz gedacht werden, als Max Waldau und der Dichter, dessen Werke wir jetzt zu betrachten haben. Während der Erste ganz in der Gegenwart lebt und Alles, was an die Vergangenheit erinnert, als abgethan, veraltet und dem Fortschritt hinderlich ansieht, lebt der Zweite ganz der Vergangenheit, die er der Gegenwart als das einzige Mittel empfiehlt, zur höheren Entwickelung zu gelangen. Und doch haben sie wieder die größte Aehnlichkeit. Beiden ist nicht bloß die Liebe zum großen Vaterlande gemeinsam, sondern auch die Liebe zum besonderen Stamm, dem sie angehören. Der Eine wurzelt in Schlesien,

Dr. Trautmann

wenn wir uns so ausdrücken dürfen; der Andere in Bayern und Beide haben die Ueberzeugung, daß nur die selbstständigste Entwickelung der Stammeseigenthümlichkeiten die wahre Größe des Gesammtvaterlandes herbeiführen könne, und obgleich Beide von ganz entschiedenem, ja entgegengesetztem Standpunkte ausgehen, liegt ihren Werken doch die nämliche Absicht zum Grunde, die männliche, die geistige Hebung ihres Volks zu fördern.

Franz Trautmann, geb. am 28. März 1813 zu München, ist der Sohn eines geachteten Kaufmanns, der ein tüchtiger Kenner von Juwelen, Antiquitäten und der bildenden Kunst war und in diesen Beziehungen eine reiche Sammlung besaß, deren Anschauung mächtigen Eindruck auf die Phantasie des Knaben machte, einen Eindruck, der durch die damals noch beinahe ganz alterthümliche Gestalt Münchens, nebst dem reich vertretenen Sagenelemente, sowie durch häufigen Landaufenthalt in der Gegend der historisch-merkwürdigen Klöster Andechs und Wessobrunn gefördert wurde. Nachdem er die niedern und höhern Schulen absolviert hatte, auf denen er schon dichterische Versuche machte, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er zunächst Schellings und Görres Vorlesungen besuchte, dann unter Puchta die Rechte studierte, welchen er fleißig oblag, zugleich aber seine poetischen Versuche fortsetzte und sich mit der bildenden Kunst beschäftigte. Eine Zeit lang nahm er lebhaften Antheil an Saphirs „Deutschem Horizont", doch zog er sich später von demselben zurück, um sich mit historischen Forschungen zu beschäftigen, wozu

ihm die Münchener Sammlungen und das Augsburger Stadtarchiv reiches Material boten. In diesen Zeiten machte er auch größere Reisen durch Deutschland, nach Italien, Frankreich England und Schottland. Nach seiner Rückkehr schrieb er eine Reihe mittelalterlicher Zeitgedichte „Kaiser Maximilians Urstände", so wie mehrere Dramen, deren schon früher Erwähnung geschehen ist. Unterdessen hatte er die praktische Laufbahn als Jurist betreten; doch gab er dieselbe nach sieben Jahren wieder auf, um sich ausschließlich der Poesie und Kunst zu widmen. Doch erst nachdem er ein Jahr lang in Nürnberg ein illustriertes Blatt, den „Nürnberger Trichter" redigiert hatte, veröffentlichte er diejenigen Werke, die seinen Ruhm begründeten, und mannichfache Anerkennung erwarben, unter welchen wir nur erwähnen, daß die Münchener Universität ihm das Diplom eines Doctors der Philosophie verlieh und König Otto den Orden des griechischen Erlöserkreuzes übersandte. Er lebt in München.

Wie schon angedeutet, wurzeln Trautmanns Dichtungen auf dem Mittelalter, zu welchem er eine entschiedene Vorliebe hegt und das er auf das Gründlichste kennt. Aber eben weil er es kennt, faßt er es nicht in der mystisch-schwärmerischen Weise der Romantiker, noch in der süßlich sentimentalen Oskars von Redwitz auf, sondern mit dem naiven und treuherzigen Sinn der alten Chronisten, deren Darstellungsweise er sich auf das Vollkommenste angeeignet hat, ohne dieselbe jedoch sklavisch nachzuahmen; vielmehr hat er sie mit den Forderungen einer künstlerischen Behandlung der Sprache und des Styls mit großer Meisterschaft zu verbinden gewußt, was er zunächst dadurch erreichte, daß er die den Chronisten eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen gebrauchte, und so seinem Styl den alterthümlichen Charakter aufprägte, der mit seiner gemüthlichen Naivetät, seiner behaglichen Treuherzigkeit so erfreulich wirkt. Weil sich ihm aber diese Ausdrücke und Wendungen immer gleichsam von selbst darbieten, weil er sie zu seinem vollkommensten Eigenthum machte, hat seine Darstellung durchaus nichts Gesuchtes; sie erscheint vielmehr ganz natürlich, ob sie gleich von der gewöhnlichen so sehr abweicht. Trautmann kennt ohne Zweifel die höfische Dichtung des Mittelalters, eben so die lateinischen Geschichtschreiber der Zeit, aber daß er weder die Einen noch die Andern zu seinen Führern wählte, zeugt von seinem gesunden Sinn. Seine Erzählungen haben es daher weder mit den abenteuerlichen Rittern noch mit den Hohenstaufen zu thun, deren nachtheiliger Einfluß auf die Geschicke Deutschlands sich noch jetzt in der Schwärmerei für einen Deutschen Kaiser kund giebt. Seine Quellen sind die alten Städtechroniken und wie diese vorzüglich das kräftige, durch Kunst und Gewerbfleiß, so wie durch Tüchtigkeit der Gesinnung ausgezeichnete Bürgerthum in seiner großartigen Entwickelung darstellen, so hat auch er das Leben der Städte und ihrer Bewohner vorzüglich zum Stoff seiner Dichtungen gewählt. Dieses Leben schildert er nach allen seinen Beziehungen; die Sitten, Gebräuche, Anschauungen der verschiedensten Stände werden uns in lebendiger Klarheit vorgeführt, so daß alle, selbst die kleinsten Erzählungen auf die Bezeichnung „culturhistorisch" weit eher Anspruch machen können, als so viele Romane, die sich mit diesem Titel brüsten. Seine dichterische Kraft erscheint sowohl in der Gestaltung seiner Personen, denen er die lebensvollste Individualität einzuhauchen weiß, als in dem Reichthum seiner Erfindungen. Er ist unerschöpflich in den glücklichsten Situationen, die er bis in das kleinste Detail ausführt, ohne dadurch in unangenehme Breite zu verfallen; eben so unerschöpflich ist er an einzelnen Zügen, Einfällen und Bemerkungen, die sich ungesucht an die Erzählung anschließen, welche er mit dem heitersten Humor zu beleben weiß, wie er denn in der Darstellung des Komischen unübertrefflich ist, welches um so unwiderstehlicher wirkt, als es mit dem ernstesten Gesicht vorgetragen wird.

Trautmanns Aufenthalt in Nürnberg veranlaßte ihn, den berüchtigten Raubritter, der der alten Reichsstadt so manchen und so beträchtlichen Schaden zufügte, zum Stoff seiner ersten Dichtung zu wählen, welche er unter dem Titel „Eppelein von Geilingen, und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen" (Fr. 1852) herausgab. Der Titel zeigt schon an, in welchem Sinn er den Raubritter erfaßte und darstellte; und daß er ihn so auffaßte, beweist schon seinen Dichterberuf. Denn nur dadurch, daß er den Helden als einen Schalk erscheinen ließ, konnte er den sonst widerlichen Stoff in das Gebiet der Poesie ziehen. Wir verzeihen ihm seine Räubereien und Grausamkeiten, weil sie weniger Ergebnisse eines verdorbenen Gemüths sind als vielmehr Aeußerungen ungezügelter Kraft und der Lust zu necken, die freilich mit einem guten Theil hämischer Schadenfreude versetzt war. — Trautmann ist aber vor Allem ein Bayer, ein Münchner, und so trieb ihn seine Vorliebe für sein engeres Vaterland und seine Vaterstadt, diese zum Stoff seiner Dichtungen zu wählen. „Die gute alte Zeit. Münchner Geschichten" (Fr. 1855) bietet mehrere Gemälde aus verschiedenen Zeiten, worin das Bayerische Volksthum in seiner Eigenthümlichkeit zur lebendigen Anschauung gebracht wird. Die erste Erzählung „Der Wettermacher von Frankfurt" giebt ein treues Bild der Münchner im 14. Jahrhundert, deren rohe Kraft und Biederkeit, Fanatismus und Aberglauben er in glücklich erfundenen Situationen und Personen darstellt. Vorzüglich gelungen ist die Schilderung des patriarchalischen Verhältnisses des Herzogs Johannes zum Volke geschildert, eines Verhältnisses, das der Dichter auch in andern Schriften mit Vorliebe zeichnet, wie es denn in der That in Bayern vielleicht zur höchsten Ausbildung gelangte und noch unter Maximilian Joseph in oft rührender Weise erschien. Auch die übrigen Gestalten, Herr Berthold der Speirer mit seiner Selbstzufriedenheit, die ihm beinahe Verderben gebracht hätte, der reiche Welser und der eben so liederliche als boshafte Junker Sarazin sind mit der größten Kunst und Wahrheit gezeichnet. Eben so vortrefflich ist „Des Thürmers Töchterlein", eine Erzählung, die durch den heitersten

Humor, wie durch die liebenswürdigste Gemüthlichkeit anspricht. Von großer Kraft der Gestaltung ist endlich auch „Der Meister von Nürnberg". — „Das Plauderstüblein" (Münch. 1855) und eben so die „Heiteren Städtegeschichten aus alter Zeit" (Fs. 1861) mit ihren Anekdoten übergehen wir, ob sie gleich gar lieblich erzählt sind, um sogleich „Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer" (Fs. 1856. II) zu erwähnen, die zu den besten Erzeugnissen des Dichters gehören. Dieselben enthalten eine Reihe von Gemälden aus dem Leben des Herzogs, der noch dadurch im Munde des Volkes lebt, daß der 364 Pfund schwere Stein, den er einst neun Schritte weit geworfen, noch im Königlichen Schlosse in München zu sehen ist, so wie eine Tafel, auf welcher geschrieben steht, daß er so hoch sprang, daß er einen zwölf Schuh hoch in die Mauer eingeschlagenen Nagel mit der Ferse herabschlug. Daß der Dichter diese Anekdote aus dem Leben des Herzogs behandelte, ist begreiflich, da er ja durch sie vorzüglich im Andenken des Volkes lebt; aber er hat sie in eine anmuthige Liebesnovelle eingekleidet, in welcher der edle Charakter des Herzogs nicht weniger zur Anschauung gelangt als seine riesige Körperkraft. Der Herzog ist nicht in allen Abschnitten die Hauptperson, aber auch da, wo er nur untergeordnet erscheint, hat der Dichter seine treffliche Gesinnung hervorgehoben, ihn als den gemüthlichen Freund des Volkes dargestellt, so unter Anderm in dem Kapitel „Der Klosterschreiber von Seldenthal", einem der glänzendsten Abschnitte des Buches. Der Klosterschreiber mit seinem fortdauernden Mißgeschick, an dem er freilich durch sein allzugroßes Selbstbewußtsein, sein leicht aufbrausendes Blut und seine Zerstreutheit die meiste Schuld trägt, ist eine ächt Jean Paulsche Figur, die aber mit der größten Selbstständigkeit aufgefaßt und dargestellt ist. Die Behandlung ist von der größten komischen Kraft, so wie sie von der reichen Erfindungsgabe des Dichters zeugt, der an stets neuen Situationen unerschöpflich ist. Die einzelnen Abschnitte geben in ihrer Vereinigung das anschaulichste Bild von dem Charakter des Herzogs, welcher Kühnheit und Liebe zu gefahrvollen Abenteuern mit einem biedern und frommen Sinne verband. Daß Trautmann auch größere Compositionen zu beherrschen versteht, ersehen wir aus der „Chronica des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit" (Fs. 1856. II). Wie im „Eppelein von Geilingen" die Raubzüge eines edlen Ritters aus dem 14. Jahrhundert, so werden in der „Chronica" die Schelmenstreiche eines bürgerlichen Abenteurers aus dem 16. Jahrhundert geschildert, der die Leichtgläubigkeit der guten Münchner benutzte, um auf ihre Kosten zu leben, und wo möglich durch eine reiche Heirath eine unabhängige Stellung zu bekommen. So machte er zweien Mädchen aus angesehener Familie zugleich den Hof, ohne daß es ihm jedoch gelang, ihre Liebe zu erwerben, und selbst eine dritte aus der Bürgerklasse, die zwar verwachsen und unansehnlich, aber reich war, wurde ihm nicht zu Theil. Er verstand das Schuldenmachen trotz Einem, aber zuletzt gerieth er doch, als seine Schwindeleien bekannt wurden, in die unangenehmsten Verwickelungen und dringendsten Verlegenheiten, aus denen er durch die Theilnahme der Herzöge Wilhelm und Ludwig gerettet wurde. Die Scenen, in welchen die Besuche seiner Gläubiger berichtet werden, sind höchst ergetzlich geschildert. Unter den Personen, die sämmtlich mit Sicherheit charakterisiert werden, ist außer dem Herrn Petrus vorzüglich sein Feind, der Junker von Seilwitz zu erwähnen, ein wilder Ritter, der Kaiser und Bürgerthum gleich verachtet. Der Besuch desselben bei Albrecht Dürer in Nürnberg, welchen er eben so wahr schildert als den großen und „gelehrten" Aventinus, ist meisterhaft dargestellt, und eben so glücklich sind die Trink- und Raufscenen in Hirschvogels Garten, sowie die Orgien auf der Burg des Junkers von Seilwitz geschildert. — Bei aller Tüchtigkeit einzelner Stellen, in denen sich das ganze Talent des Verfassers offenbart, halten wir das „Leben, Abenteuer und Tod des Theodosius Thaddäus Donner. Eine neudeutsche göttliche Komödie" (München 1864) für verfehlt, da die Poesie von der Tendenz gar zu sehr verdrängt worden ist und das Allegorische in zu großem Maße überwiegt.

Aus „Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern".

Der Klosterschreiber v. Seldenthal.

Es war ein schöner Morgen. Herr Seibold hatte zwar verwichenen Abend sein Ränzlein schon zurecht gerichtet, aber es ward wieder zweimal umgepackt, bis Alles so lag und steckte, wie es sein sollte.

Dabei blieb es aber noch nicht.

Just hatte er das Ränzlein zum dritten Male geleert, und lag Alles umher, um weiter anders geordnet zu werden, als Herr Seibold von Hochstetten mit Schrecken sah, daß es Zeit zur Abreise sei. Er packte ein, so schnell er konnte.

In Einem Wurf das Ränzlein um, seiner ehrbaren Hausfrau Euphemia Heierlein ein Gottbefohlen in ihre Kammer zugeworfen, drauf die Treppe hinab und eiligst durchs Thal fort und zum Isarthore hinaus, damit er den Floß nicht verfehle.

Herr Seibold wählte nämlich den Wasserweg gen Landshut. Der war dazumal vornehm genug. Denn so die Herzoge und andere fürnehme Herrn und Frauen gen Niederbayern reisten, setzten sie sich gar oft auf den Floß und schwammen auf der Isar von dannen. Das ist ganz lustig, wenn die Sonn scheint. Sonst aber nicht.

Wie nun Herr Seibold durchs Thal eilte, war ihm ganz glückselig zu Muth, denn das Reisen war ihm das Liebste, und wärs auf ihn angekommen, wär er auf selbiger Isar fort und fort gefahren „bis zur Donau, auf der weiter bis ins Osterland und zur Stadt Wien, von da durchs Ungarland und weiter bis ins Türkische gen Constantinopolis. Das kann Einer, so er will, und braucht dazu Nichts, denn Geld und Zeit, Muth aber auch, denn Wirbel und Wasserstrudel giebts auf dem Weg genug, ungerechnet viel Ueberfall, Zauberer, Gespenster und anders Gesind."

Mit Einmal blieb Herr Seibold wie angewurzelt stehen.

Er hatte Geringeres nicht vergessen als Alles. Das war sein Schreibebuch.

Wie der Blitz fuhr er herum und rannte zurück, das ganze Thal bis zur Hochbrücke, über die rechts hinüber, in sein Wohnhaus — und über die zwei Treppen hinauf.

Entsetzlich riß er an der Glocke.

Aber Frau Euphemia war schon aus und in die Heilig-Geist-Kirche gegangen, des frommsten Vorhabens, für Herrn Seibolds Unternehmen zu beten.

Davon wußte er Nichts.

Zwei, drei, vier Mal riß er, Niemand schloß auf.

„Die Unglückselige, wo ist sie denn hin?!" lallte Herr Seibold von Hochstetten. Er stürmte die Treppen hinab. „Richtig, auf dem Eiermarkt ist sie!" Und eilte rechts hinauf zum Thalbruckerthor, da hindurch, und da war er alsbald auf dem Eiermarkt. Nach allen Seiten flog sein Blick durch das Gewühl von Bäuerinnen, Bürgersfrauen und Dirnen. Dabei strengte er sich gewaltig an. Denn seine Augen waren nicht die schärfsten. Mit Einem Mal glaubte er sie zu sehen, und rief: „Frau Euphemia". Zugleich that er einen curiosen Satz links herüber und schlug zwo ganze Eierstände zu Boden.

„Bitte tausend Mal um Vergebung!" rief er. „Alle Wetter, was hab ich da gethan?!"

Mit Entsetzen sah er die Verwüstung und ganz verzweifelt fuhr er sich in die Haare. Aber kaum vermochte er's, denn urplötzlich war er von einer ganzen Schaar wohlberedter Weiber umgeben, welche ihren Stimmen in keinerlei Weise Schranken setzten, nebst Dem bemerkte Herr Seibold unter seiner Nase vier ansehnliche Fäuste, welche den zwo Eierständer-Besitzern angehörten, und Lauteres als das Geschrei zum Ersatz hatten des weiland Klosterschreibers Ohren noch Nichts vernommen.

Da half kein Betheuern und Bitten. Herrn Seibold wurde keine Erhörung, und drauf kaum so viel Raum, daß er gebrochenen Herzens zum Geldkätzlein greifen konnte. Der Schaden betrug das Wenige nicht, gleichwol reichte es nicht ganz an einen Goldgulden. Aber Wechseln, davon war keine Rede, die Zeit drängte — er händigte seinen Goldgulden aus, weissagte genaueste Abrechnung nach seiner Zurückkunft und drängte sich durch die Menge wieder dem Raththurm zu. Denn ihm war eingefallen, wo Frau Euphemia sein könne.

Weit aus holte er mit seinen Weges-ergiebigen Beinen, und in kürzester Zeit befand er sich in der Heilig-Geist-Kirche.

Da kniete sie wirklich am Eisengitter, die Frau Euphemia Heierlein.

„Ums Himmels Willen," raunte er, „kommt, kommt schnell, Frau Heierlein!"

„Ihr seid noch hier, Herr Seibold?" flüsterte sie ganz erschrocken. „Was hats denn gegeben?"

„Fallt mir nur nicht in Ohnmacht!" entgegnete er. „Es ist nur für mich schrecklich, nicht für Euch — mein Schreibbüchlein hab ich vergessen!"

„Gleich!" sagte Frau Euphemia. Sie wandte sich aber wieder ab und betete zu Ende. Das war billig nicht zu ändern. Herr Seibold stand aber wie auf Kohlen.

Endlich schlug Frau Heierlein in aller Frömmigkeit und ganz langsam das Kreuz, ging an den Weihbronn und benetzte sich. Als wahrhaft frommer Mann folgte Herr Seibold ihrem Beispiel — endlich waren sie außerhalb Heiligen-Geist.

„Wißt Ihr wohl, für wen ich betete?" sagte Frau Euphemia. „Für Euch!"

„So, für mich! Nun meinen besten Dank! Macht nur um Himmels Willen, daß wir des Wegs weiter kommen, sonst schwimmt mir der Floß von dannen, und ich muß bis morgen warten, oder per pedes bis Freising und Landshut! Ich bitt Euch, eilt, eilt, mein Büchlein m u ß ich haben."

„Ei was! müßt Ihr denn grad das Büchel haben? Findt ja in Landshut gnug!"

„Ja, wenn ich eben in dem Büchlein schon Alles in Reih und Ordnung gebracht hab, daß ich Nichts weiter bedarf, denn verzeichnen, wie viel von Dem und Jenem! Versteht Ihr mich denn nicht?"

„Ja, ja, versteh schon. Wenns so ist, braucht Ihrs freilich wohl. Aber lauft nicht so, ich geh mich nicht so leicht, wie Ihr, Herr Seibold von Hochstetten. Wie kommt Ihr nur dazu, was liegen zu lassen, seid doch die Ordnung selber."

„Und doch, doch! Weiß der Himmel, wies zugegangen ist, der Mensch verliert halt den Kopf, wenn die Zeit druckt und drängt!"

Mit glaublicher Ungeduld folgte Herr Seibold, vielmehr gieng er voraus, als ob die Frau Euphemia zu flüchtigerem Schritt anzueifern. Aber sie gieng um Nichts weniger bedächtig. So kamen sie ans Haus, und als es die zwei Treppen anbetraf, konnte es Herr Seibold kaum erleben, bis Frau Euphemia auf der letzten Staffel war.

Wer wohl beleibt und in reiferen Jahren, mag nicht so fast leicht Athem schöpfen. So giengs der Frau Euphemia. Sie griff aber doch möglichst bald in die schwarze Ledertasche, den Schlüssel zur Hand zu nehmen.

„Wo hab ich denn den Schlüssel?" sagte sie.

„Werdet doch den Schlüssel nicht verloren haben," rief Herr Seibold voll Entsetzen.

„Wenn er aber nicht drinn ist in der Tasche!" entgegnete Jene. „Nein, verloren hab ich 'n nicht. Mir fallts grad ein. Ich hab ihn in der Hand getragen und auf den Betstuhl gelegt. In der Heilig-Geist-Kirch muß er noch liegen."

„So will ich hinüber und ihn holen!"

Nicht mehr als drei Sprünge über jede Treppe that Herr Seibold von Hochstetten — denn schon er an Ende der Vierziger war, besaß er doch noch ansehnliche Schnellkraft — und unten war er. So eben wollte er zur Hausthüre hinaus, als es ihm von Oben nachrief: „Herr Seibold!"

„Was giebts?"

„Ich hab ihn!"

„So, Ihr habt ihn!"

In sechs Sprüngen war er wieder oben. Frau Euphemia hatte den Schlüssel schon angesteckt, aber das Schloß wollte nicht gehorchen, sondern es knackte und knackte, und es war doch Nichts.

„Laßt m i c h aufmachen!" sagte Herr Seibold in tausend Aengsten. Er griff zum Schlüssel und arbeitete überaus heftig am Schloß. Es gieng eben nicht, bis er zornig wurde und mit etlichen Kniestößen an der Thür nachhalf.

„Zerbrecht mir nur die Thür nicht!" grollte seine Hausfrau.

„Was da, Euere Thür!" eiferte Herr Seibold. „Von meinem Knie, von Floß und Hochzeit sagt Ihr Nichts, gelt! Hinein muß ich, und wenn das ganze Gebäu in Trümmer fällt!"

Endlich gelang es. Das Schloß gab nach, und Herr Seibold stürzte mit drei Schritten in sein Losament. Auf dem Fenstersims mußte das Büchlein liegen. Denn auf dem Bett und Tisch war Nichts mehr gelegen, Das wußte er ganz genau.

Aber auf dem Sims lag auch Nichts.

„Ja, was soll denn Das sein? Bin ich denn blind oder behext?" rief Herr Seibold — und suchte auf Stuhl, Kasten und bis hinters Ofenmäuerlein. Nichts war zu finden, unter, über und im Bett auch nicht. Das durchsuchte er bis in den tiefsten Abgrund, dabei wühlte und arbeitete er Alles durcheinander, daß das Kissen auf die Bretter gerieth, die Bettdecke lag ganz verwickelt drüber, und der Strohsack lehnte zuletzt an der Wand, wie ein schauderhaftes Gespenst.

„Ich bin außer mir!" rief Herr Seibold. „Gott sei Dem gnädig, der mir das angethan hat. Das Büchlein hat Keiner, als der verteufelte Hindlmann, oder der Strabler, oder der Ringer, der heillose Schwab, die drei waren gestern Abends da, und haben mir wieder einen Streich gespielt. Blitz Wetter, Das hat man von seinen Freunden — fragt mich der Ringer, was es Neus gibt, erzähl ich mein ganzes Vorhaben, und spieln mir mittlerweil den Possen mit meim Büchlein! Da soll ja doch —"

„Seid nur nicht ungerecht!" fiel Frau Euphemia ein. „Das Büchel muß da sein."

„Ja, wo denn nachher?!"

„Habt Ihr denn im Ränzl gschaut?"

„Im Ränzel? Ja, wie wirds denn im Ränzel sein?! Das ists ja eben! Da oben hab ichs gestern zwei Mal aufgepackt und zum dritten Mal hab ichs vergessen! Wie ich am Isarthor war, hab ich hingegriffen, und da hab ichs gleich gespürt, daß es nicht da sei."

„Wer weiß, ists doch im Ränzl," tröstete Jene. „Gebt her, laßt mich sehn!"

„Nein, sag ich, Ihr findet Nichts! Einer von den Dreien hats!"

„So gebt Euch nur einen Augenblick Ruh!" Mit prüfender Ruh machte sich Frau Euphemia Heierlein an das Ränzel und sagte, am untern Ende verweilend: „Da spür ich was. Das muß sein. Da habt Ihrs hineingepackt, unten, da!"

„Meiner Seel, da ists!" rief Herr Seibold nach einem raschen Griff am bezeichneten Ort. „Jetzt soll ja gleich — renn ich wie ein Narr in der Welt herum und such mein Büchlein und habs schon! Daß Ihr mir dem Ringer und Strabler Nichts sagt und dem Hindlmann; ich sags Euch, Frau Euphemia, Das wär das Wahre, die lachten mich das Wenige nit aus! Gott befohlen, wenn nur der Floß noch da ist!"

Rasch warf er sein Ränzlein gegen den Rücken, stürzte hinaus, die zwei Treppen hinab, über die Hochbrücke, dann fort, wieder denselben Weg, welchen er kürzlich zurückgelegt hatte, und so weiter bis zum grünen Baum.

Als er ankam, wars die höchste Zeit, denn der Floß gieng schon ab.

„Halt da!" rief Herr Seibold von Hochstetten, „Halt, sag ich, da fahrt noch Einer mit!"

„Habt Ihr schon bezahlt?" riefs hinter ihm — und eine mächtige Hand schlug ihm, nicht allzu sanft, auf die rechte Schulter.

„Ich werd schon zahlen!" rief er voll Zorn. Einen sehr großen Sprung machte er, so daß sich Herzog Christoph dessen nicht geschämt hätte und Floß und weiland Klosterschreiber schwammen selbander von dannen.

Gottfried Keller.

Wenn die Neigung, sich in Reflexionen und Phantasiegebilde zu verlieren, jemals einem großen Talente zum Nachtheile gereichte, so ist Dieß bei Gottfried Keller der Fall, dessen „Grüner Heinrich" (Braunschweig 1854. IV) Eine der trefflichsten Erscheinungen im Gebiete der Romandichtung wäre, wenn das didaktische Element nicht so sehr überwucherte. Die Entwickelungsgeschichte des Helden brachte es allerdings mit sich, daß der Dichter uns mit dessen Beschäftigungen und den aus denselben und der Beobachtung des Lebens sich ergebenden Ansichten bekannt machte, allein die allerdings geistvolle und an feinen Bemerkungen reiche, aber viel zu breite Ausführung alles Dessen, was er über Malerei und Kunst überhaupt, über Jurisprudenz und Medizin, über Theologie und Metaphysik und Anderes mehr gedacht hat, verdunkelt die Charakteristik, statt sie aufzuhellen. Die Bemerkung Lessings, daß die Schilderung einer Person um so mehr an Anschaulichkeit verliert, je mehr einzelne Theile mit ängstlicher Genauigkeit beschrieben werden, paßt auch auf die Darstellung des geistigen und gemüthlichen Wesens. Die Bemerkungen über die angegebenen Gegenstände verlieren aber auch schon dadurch an Wirkung, daß sie oft in der Sprache der Schule mitgetheilt werden, statt im Ausdruck der unmittelbaren Empfindung. Wo aber der Dichter sein episches Talent frei walten läßt, wie in der Jugendgeschichte des Helden, da ist er groß und selbst genial, da entfaltet er farbenvolle Gemälde, in denen die Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens mit künstlerischer Schöpfungskraft aus dem Gebiet der gemeinen Wirklichkeit in das der poetischen Wahrheit gehoben werden. Die Schilderung des Schweizerischen Volkslebens ist von großer Treue und Schönheit, die Schilderung der Natur von lebendiger Anschaulichkeit, die daran erinnert, daß der Dichter auch ein Maler ist. Unter den Personen ist außer dem Helden, der freilich am Ende romantisch nebelhaft erscheint, dessen Mutter mit großem Glück gezeichnet, und das Verhältniß derselben zu ihrem Sohn ist eben so vortrefflich gedacht, als meisterhaft ausgeführt.

Von größerem künstlerischem Werthe sind die Erzählungen, die unter dem Titel „Die Leute von Seldwyla" (Braunschweig 1856) erschienen; sie sind meist abgerundet, in sich abgeschlossen, und ob sie gleich nicht weniger von feinem psychologischem Blick, von tiefer Beobachtung des äußeren und des Seelenlebens zeugen, als „Der grüne Heinrich", so erscheinen die Reflexionen doch nicht als Reflexionen des Dichters, sondern ergeben sich aus den Handlungen und Reden der Personen. Seldwyla ist keine bestimmte Stadt im Schweizerlande, wenn auch Eine derselben dem Dichter vorzugsweise vorgeschwebt haben mag; aber manche Züge und manche Personen werden aus verschiedenen anderen Städten entlehnt worden sein. Wenn übrigens Seldwyla der Mittelpunkt aller dieser Erzählungen ist, so sind die Personen keineswegs alle aus diesem Städtchen, vielmehr sind die meisten aus benachbarten Ortschaften und sogar aus der Fremde, und die Seldwyler bilden den Hintergrund oder, wenn man will, den Chor, der die einzelnen Erscheinungen erklärt. „Pankraz der Schmoller" ist eine originelle Erfindung, die mit glücklichem Humor ausgeführt ist, und dieser wirkt um so gründlicher, als er sich unter dem strengsten Ernst verbirgt. Die Darstellung ist vortrefflich, namentlich erscheint der denkende Künstler darin, daß Pankraz zuerst, als er seiner Mutter und Schwester seine Lebensgeschichte erzählt, eine dem Bildungszustande derselben angemessene Sprache führt, diese aber einen weit höheren Ton gewinnt, als er im Laufe der Erzählung vergißt, wer seine Zuhörer sind, die übrigens auch eingeschlafen waren. In „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" erblicken wir das wohlgetroffene Bild einer praktisch tüchtigen Schweizerfrau von reichem Gemüth, unter deren verständiger Leitung sich ihr jüngster Sohn zu einem arbeitsamen Jüngling und Mann entwickelt, auf den das Vorbild seiner Seldwyler Landsleute keinen bösen Einfluß auszuüben vermag. Diese schöne Erzählung wird aber noch von „Romeo und Julia auf dem Dorfe" weit übertroffen, einer Novelle, die

nicht bloß die beste der Sammlung ist, sondern als Eine der besten, als ein wahres Meisterstück bezeichnet werden kann. Das Zusammenleben der beiden Kinder, deren Liebe unbewußt in ihnen fortlebt, nachdem das Unglück sie getrennt hat, das plötzliche Bewußtwerden dieser Liebe, als sie sich nach Jahren des tiefsten Elends wiederfinden, das Steigen dieser Liebe zur glühendsten Leidenschaft, und der Entschluß, den Tod gemeinsam in den Wellen zu suchen, als sie die Ueberzeugung gewonnen, daß sie eine „ehrliche und gewissensfreie Ehe" niemals eingehen könnten, Dieß alles ist mit Meisterhand geschildert, so wie der letzte Tag ihres Lebens, in welchem sie noch die Freuden desselben in vollstem Maße genossen. Vortrefflich sind ferner die Väter der beiden Liebenden gezeichnet, wie sie zuerst in stillschweigendem Einverständniß eine unerlaubte Handlung begehen, welche später der Grund des wildesten Hasses wird, der mit der völligsten Zerrüttung ihres bis dahin blühenden Hauswesens endigt. — „Die drei gerechten Kammacher" beruhen wiederum auf einer originellen Erfindung, die durch den frischen Humor der Darstellung belebt wird. Die Charakteristik der drei phlegmatischen und geizigen Gesellen sowie der Jungfrau Züs Bünzlin ist durchaus vortrefflich; höchst ergetzlich ist es vor Allem, wenn Diese bei jeder Gelegenheit ihre Gelehrsamkeit, die sie aus ihren Schulbüchern und einigen alten Scharteken geschöpft hatte, mit unermüdlicher Zunge ausframt. — Das Märchen „Spiegel, das Kätzchen", ist wohl nach mündlicher Ueberlieferung bearbeitet; ist es aber eigene Erfindung des Dichters, so halten wir es für Eines der gelungensten, die je erdacht wurden, da es sich im reinsten Volkston bewegt, und von jeder allegorischen Zuthat frei hält, woran die erfundenen Märchen gewöhnlich in starkem Maße kränkeln.

Aus „Die Leute von Seldwyla".*)

„Diesen sind wir entflohen," sagte Sali, „aber wie entfliehen wir uns selbst? Wie meiden wir uns?"

Vrenchen war nicht im Stande zu antworten und lag hoch aufathmend an seinem Halse. „Soll ich Dich nicht lieber ins Dorf zurückbringen und Leute wecken, daß sie Dich aufnehmen? Morgen kannst Du ja dann Deines Weges ziehen und gewiß wird es Dir wohlgehen, Du kommst überall fort!"

„Fortkommen ohne Dich!"

„Du mußt mich vergessen!"

„Das werde ich nie! Könntest denn Du es thun?"

„Darauf kommts nicht an, mein Herz!" sagte Sali und streichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es sie leidenschaftlich an seiner Brust herumwarf, „es handelt sich jetzt nur um Dich; Du bist noch so ganz jung und es kann Dir noch auf allen Wegen gut gehen!"

„Und Dir nicht auch, Du alter Mann?"

„Komm!" sagte Sali und zog es fort. Aber sie giengen nur einige Schritte und standen wieder still, um sich bequemer zu umschlingen und zu herzen. Die Stille der Welt sang und musizierte ihnen durch die Seelen, man hörte nur den Fluß unten sacht und lieblich rauschen im langsamen Ziehen.

„Wie schön ist es da rings herum! Hörst Du nicht etwas tönen, wie ein schöner Gesang oder ein Geläute?"

„Es ist das Wasser, das rauscht! Sonst ist Alles still."

„Nein, es ist noch etwas Anderes, hier, dort hinaus, überall tönts!"

„Ich glaube, wir hören unser eigenes Blut in unsern Ohren rauschen!"

Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen. Plötzlich fiel Vrenchen Etwas ein; es suchte in seinem Brustgewand und sagte: „Ich habe Dir noch ein Andenken gekauft, das ich Dir geben wollte!" Und es gab ihm den einfachen Ring und steckte ihm denselben selbst an den Finger. Sali nahm sein Ringlein auch hervor und steckte ihn an Vrenchens Hand, indem er sagte: „So haben wir die gleichen Gedanken gehabt! Vrenchen hielt seine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. „Ei, wie ein feiner Ring!" sagte es lachend; „nun sind wir aber doch versprochen, Du bist mein Mann und ich Deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelstreif am Mond vorüber ist oder bis wir zwölf gezählt haben! Küsse mich zwölfmal!"

Sali liebte gewiß eben so stark als Vrenchen, aber die Heirathsfrage war in ihm doch nicht so leidenschaftlich lebendig, als ein bestimmtes Entweder — Oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtsein, wie in Vrenchen, welches nur das Eine zu fühlen fähig war und mit leidenschaftlicher Entschiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin sah. Aber jetzt gieng ihm endlich ein Licht auf und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen und eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Vrenchen schon umarmt und liebkost hatte, that er es jetzt doch ganz anders und stürmischer und übersäete es mit Küssen. Vrenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenschaft auf der Stelle diesen Wechsel und ein heftiges Zittern durchfuhr sein ganzes Wesen, aber ehe jener Nebelstreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. Im heftigen Schmeicheln und Ringen begegneten sich ihre ringgeschmückten Hände und faßten sich fest, wie von selbst eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Salis Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald stand es still, er athmete schwer und sagte leise: „Es giebt Eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehen dann aus der Welt — dort ist das tiefe Wasser — dort scheidet uns Niemand mehr und wir sind zusammen gewesen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein." —

Vrenchen sagte sogleich: „Sali — was Du da sagst, habe ich schon lang bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich, daß wir sterben könnten und dann Alles vorbei wäre — so schwör mir es, daß Du es mit mir thun willst!"

„Es ist schon so gut wie gethan, es nimmt Dich Niemand mehr aus meiner Hand, als der Tod!" rief Sali außer sich. Vrenchen aber athmete hoch auf, Thränen der Freude entströmten seinen Augen; es raffte sich auf und sprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach, denn er glaubte, es wolle ihm entfliehen, und Vrenchen glaubte, er wolle es zurückhalten, so

*) Sali und Vrenchen hatten den letzten Tag, bevor sie sich trennen wollten und mußten, fröhlich zubringen wollen; sie hatten mit ihrem letzten Geld gut gegessen, waren zu einer Kirchweih gegangen, hatten sich auf dem daselbst abgehaltenen Markte einander allerlei Geschenke, darunter Jeder ohne Wissen des Andern, Ringe gekauft, sie hatten wacker getanzt, und waren zuletzt mit heimatlosem Gesindel zusammengekommen, von welchen sie aufgefordert wurden, mit ihnen in die Wälder zu ziehen und ihre Lebensart zu theilen. Willenlos waren sie ihnen gefolgt und hatten ihre ausgelassene Lustigkeit getheilt, bis sie endlich wieder zur Besinnung kamen und die erste Gelegenheit ergriffen, sich von ihnen zu trennen.

sprangen sie einander nach und Brenchen lachte wie ein Kind, welches sich nicht will fangen lassen. „Reut es Dich schon?“ rief Eines zum Andern, als sie am Flusse angekommen waren und sich ergriffen; „nein! es freut mich immer mehr!“ erwiederte ein Jedes. Aller Sorgen ledig giengen sie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Wasser, so hastig suchten sie eine Stätte, um sich niederzulassen; denn ihre Leidenschaft sah jetzt nur den Rausch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag, und der ganze Werth und Inhalt des übrigen Lebens drängte sich in diesem zusammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein Hauch, ein Nichts, und sie dachten weniger daran, als ein Leichtsinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er seine letzte Habe verzehrt.

„Meine Blumen gehen mir voraus,“ rief Brenchen, „sieh, sie sind ganz dahin und verwelkt!“ Es nahm sie von der Brust, warf sie ins Wasser und sang laut dazu: „Doch süßer als ein Mandelkern ist meine Lieb zu Dir!“

„Halt,“ rief Sali, „hier ist Dein Brautbett!“

Sie waren an einen Fahrweg gekommen, der vom Dorfe her an den Fluß führte, und hier war eine Landungsstelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die starken Seile loszubinden, Brenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willst Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuschiff stehlen zu guter Letzt?“ „Das soll die Aussteuer sein, die sie uns geben, eine schwimmende Bettstelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdies ihr Eigenthum unten wiederfinden, wo es ja doch hin soll und werden es nicht wissen, was damit geschehen ist. Sieh, schon schwankt es hin und will hinaus!“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Wasser. Sali hob Brenchen mit seinen Armen hoch empor und schritt durch das Wasser gegen das Schiff; aber es liebkoste ihn so heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fisch, daß er im ziehenden Wasser keinen Stand halten konnte. Es strebte Gesicht und Hände ins Wasser zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Wasser versuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unsere Hände waren, als wir sie uns zum ersten Mal gaben? Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schöne große!“ „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ sagte Sali, der Mühe hatte zwischen dem tobenden Liebchen und den Wellen sich aufrecht zu halten, „es zieht mich sonst fort!“ Er hob seine Last in das Schiff und schwang sich nach; er hob sie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und schwang sich auch hinauf, und als sie oben saßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und schwamm dann, sich langsam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überschatteten, bald durch offenes Land; bald an stillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinahe stille hielt, dort strömte er um Wälder und ließ die schlafenden Ufer schnell hinter sich; und als die Morgenröthe aufstieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem silbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieser kam das Schiff langsam überquer gefahren. Als es sich der Stadt näherte, glitten im Froste des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umwanden, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluten.

Edmund Hoefer.

Dr. Edm. Hoefer

Edmund Hoefer, geboren am 15. October 1819 in Greifswald, zeigte schon früh entschiedene Liebe zu den klassischen Studien und zur Natur. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, studierte er Philologie und Geschichte auf der Universität seiner Vaterstadt, dann in Heidelberg und Berlin, kehrte hierauf in die Heimat zurück, wo er ein Jahr lang als Freiwilliger im Preußischen Heere diente. Nach dem Tode seines Vaters nahm er seinen Wohnsitz in Stuttgart, wo er mit Hackländer die „Hausblätter“ gründete.

Edmund Hoefer ist Einer der beliebtesten Erzähler der Gegenwart, und er verdient es in hohem Maße; doch bezieht sich diese Anerkennung nur auf seine kleineren Dichtungen, während seine größeren Schöpfungen weit weniger befriedigen. Mit dieser Behauptung wollen wir sein Talent keineswegs herabsetzen, sondern dasselbe vielmehr in sein wahres Licht setzen, weil er es selbst verkannte, wie Boccaccio oder Bandello das ihrige verkannt hätten, wenn sie größere Romane hätten schreiben wollen. Als Novellist besitzt Hoefer alle Eigenschaften, die einen Dichter zum Liebling des Publikums machen können. Er besitzt eine große Erfindungs- und Gestaltungsgabe; seine Erfindungen sind meist äußerst glücklich und von großer Mannigfaltigkeit. Er führt uns in die verschiedenartigsten Verhältnisse, in die Garnison, in Schenken, in adelige Schlösser, in bürgerliche Familien, zu Bauern, zu Schmugglern

und überall entfaltet er die tiefste Kenntniß dieser mannigfaltigen Verhältnisse, die er in ihrer vollsten Wahrheit auffaßt und zugleich poetisch zu veredeln weiß. Der Schauplatz seiner Erzählungen ist meistens an den Küsten des nördlichen Deutschland, namentlich der Ostsee, deren Bewohner mit ihrer äußeren Ruhe und Gleichgültigkeit und ihrer inneren Glut er auf das Trefflichste darstellt. Die Verhältnisse, die er schildert, sind meist von großer Einfachheit, aber er versteht es, sie mit großer psychologischer Schärfe zu lebensvollen Gemälden zu entwickeln, was ihm vorzüglich dadurch gelingt, daß er selbst dem Geringfügigsten Bedeutung zu geben, mit den geringsten Mitteln die größte Wirkung hervorzubringen weiß. Ueberhaupt besitzt Hoefer ein seltenes Talent der Schilderung, das er eben so wenig mißbraucht als seinen Gedankenreichthum, so daß der epische Gang der Erzählung weder durch überflüssige Reflexionen, noch langathmige Beschreibungen gestört wird, ob er gleich in der Ausmalung des Details äußerst glücklich ist. Die Anlage der Novelle ist durchdacht, die Ausführung künstlerisch abgerundet. Mit großer Vorliebe behandelt er die Nachtseiten des Lebens; und er entwickelt in der Schilderung des Düsteren, Wilden, Unheimlichen und Geheimnißvollen, der trotzigen Unbeugsamkeit der Seele, der zügellosen Leidenschaft eine große Meisterschaft, und er besitzt die seltene Kunst, selbst das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich zu machen. Doch ist er in der Darstellung des Heiteren und Anmuthigen nicht weniger glücklich und oft überrascht er durch den liebenswürdigsten Humor. Seine Darstellung ist gewandt, die Sprache reich, markig und korrekt, der Ausdruck ist oft neu, ohne gesucht zu sein, und immer charakteristisch.

Die erste Sammlung seiner Novellen, welche unter dem Titel „Aus dem Volk. Geschichten". (Stuttgart, 1852) erschien, enthält einige Dorfgeschichten, die zu den besten der Gattung gehören, so die „Verhandelte Treue", in welcher erzählt wird, wie zwei Liebende getrennt und an Ungeliebte verheirathet werden. Eben so rührend ist „Das verlassene Haus", worin ein alter Stoff in neuer Weise und mit neuen glücklichen Motiven behandelt wird. (Ein Bauer erschießt seine Tochter, um sie vor der Verführung eines Grafen zu retten.) Eine Anzahl Novellen dieser Sammlung, die unter dem Titel „Erzählungen eines alten Tambours" vereinigt waren, erschienen später in besonderem Druck (Stuttg. 1855), eine Auszeichnung, die sie wohl verdienten. Sie erzählen Geschichten aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Die besten darunter sind „Rolof der Rekrut", „Anno Zweiundneunzig" und „Der Aufruhr", welche die unseligen Folgen des Militärdespotismus mit glühenden Farben und warmem Gefühl schildern. Der alte Tambour ist eine echte Soldatennatur der alten Zeit, durch dessen Mittheilungen wir das Soldatenleben nicht bloß in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch in seinem Einfluß auf das ganze Volksleben kennen lernen. Die einzelnen Erzählungen sind reich an guten und tiefen Gedanken, die sich in den Gesprächen ungesucht, ja mit Nothwendigkeit darbieten. Eben so trefflich ist die zweite Sammlung „Aus alter und neuer Zeit" (Stuttg. 1854), deren erste Erzählung „Ein alter Mann" wohl die beste ist. Obgleich von Nachahmung weit entfernt, erinnert dieselbe doch unwillkürlich an die Weise Stifters. Es herrscht darin die nämliche Bedächtlichkeit, Ruhe und Gemüthlichkeit; und die einfache Geschichte gewinnt eben so durch das Detail in den Situationen Bewegung und Interesse. Der alte Mann und seine alte Freundin sind auf das Trefflichste gezeichnet; es spricht sich darin der ganze Charakter des nordischen Volksstammes mit seiner Hartnäckigkeit und seinem tiefen Gemüthsleben auf das Vollkommenste aus. „Die Dohlenkönigin" grenzt an das Märchenhafte, aber es ist das wunderbare Verhältniß der Dohlen und überhaupt der Thiere zu dem Kinde, dem Mädchen und der Jungfrau so gehalten, daß wir keinen Augenblick an dessen Wirklichkeit zweifeln. Die Charaktere sind mit psychologischer Schärfe gezeichnet, so namentlich der heuchlerische Pfarrer, der, um sich an der Dohlenkönigin zu rächen, die seine schamlose Zudringlichkeit mit Abscheu zurückgewiesen hatte, den Glauben, daß sie eine Hexe sei, zu unterhalten, die Bauern und insbesondere die Weiber in heimtückischer Weise so gegen die Arme zu fanatisieren wußte, daß sie im Verein mit dem boshaften Sohne ihrer Pflegeeltern dieselbe morden. Auch die übrigen Erzählungen sind vortrefflich: „Auf der Universität", worin die Macht der Liebe, ihre Opferwilligkeit und Entsagungskraft auf das Ergreifendste dargestellt ist, das „Kriegsleben im Frieden", in welchem der Dichter beweist, daß er die heiteren Seiten des Lebens eben so glücklich zu schildern weiß als die ernsten und tragischen. Die nämliche Kraft des Talents beseelt auch die folgenden Sammlungen: „Schwanwiek, Skizzenbuch aus Norddeutschland" (Stuttg. 1856), „Bewegtes Leben" (Eb. 1856), „Norien, Erinnerungen einer alten Frau" (Eb. 1859. II), worin jedoch das Grausenhafte und Entsetzliche allzu sehr gehäuft ist. Unter den drei Erzählungen, welche unter dem Titel „Vergangene Tage" (Prag 1859) vereinigt erschienen, ist die letzte „Ein Schrei" ein wahres Meisterstück, in welchem die glückliche Erfindung in lebendiger und ergreifender Darstellung entwickelt wird. In der folgenden Sammlung „Auf deutscher Erde" (Stuttg. 1860. II) gewinnt das vortreffliche Familiengemälde „Die alte Erlaucht" durch das darin verwebte Geheimnißvolle steigendes Interesse; und noch bedeutender ist „Das Haus van der Roos". Die Erfindung ist äußerst glücklich: eine Familie, die in der Welt für musterhaft gilt, ist in der That von erschreckender Schlechtigkeit; und dieser Widerspruch der äußern Erscheinung mit den wirklichen Verhältnissen ist mit der größten Sicherheit und Wahrheit entwickelt. Eben so vortrefflich ist das „Post- und Reisehandbuch eines Schulmeisters" in der Sammlung „Deutsche Herzen. Skizzen, Studien und Geschichten" (Prag 1860).

Wie schon gesagt, sind Hoefers größere Compositionen den kleineren Novellen nicht ebenbürtig. Während diese künstlerisch abgerundet

sind, verirren sich jene in oft endlose und unmotivierte Breite. Zu den gelungensten ist „Eine Geschichte von Damals“ (Prag 1861) zu rechnen, in welcher das Dorfgeschichtliche zu allgemeinem Interesse gehoben und der äußere Widerspruch im Charakter des Helden glücklich gelöst ist. Zu düster und unheimlich ist die Familiengeschichte „In Sünden“ (Wien 1863. II). „Die Alten von Ruhneck“ (Stuttg. 1862), aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs, sind übersichtlicher gehalten als „Altermann Ryke. Eine Geschichte aus dem Jahre 1806“ (Berl. 1865. IV), in dessen Breite alle Uebersicht verloren geht, und worin die erfundene Handlung mit der geschichtlichen nicht glücklich verbunden ist. „Unter der Fremdherrschaft“ (Stuttg. 1863. III) ist in dieser Beziehung geschickter behandelt. Die geschichtlichen Verhältnisse (die Handlung findet in den Jahren 1812 und 1813 Statt), stehen mit der Familiengeschichte in organischem Zusammenhang, und erhöhen das Interesse für dieselbe, ob sie gleich mit Recht nur den Hintergrund bilden. Der Dichter hat die Wirkung der Fremdherrschaft mit richtigem Takt auf die Familie, deren Geschichte erzählt wird, und auf deren nächste Umgebungen beschränkt, wobei jedoch ihr Einfluß auf das gesammte Land anschaulich genug hervortritt. Das Ganze verliert aber an Wirkung durch die zu große Breite, die oft unklare Ausführung, die langen Berichte über die Gedanken und Ansichten einzelner Personen, und durch die häufigen, meist sehr überflüssigen Wiederholungen. Die Charaktere der verschiedenen Stände sind glücklich gezeichnet. Unter den zahlreichen Personen nimmt vor Allem die Gräfin Hebe in ihrer merkwürdigen, höchst originellen Erscheinung unsere Theilnahme in Anspruch; nur erweckt ihr ewiges Lächeln, das bald als ernst, bald als heiter und launig, bald als boshaft, triumphierend, geisterhaft und wer weiß als was Alles bezeichnet wird, zuletzt einen unangenehmen Eindruck.

Aus der „Dohlenkönigin“.

Eines Tags kamen einige Bauern, unter ihnen auch Hans, aus einer benachbarten Stadt zurück, wohin sie mit ihrem Gefährte auf Requisition gewesen waren. Es war in den ersten, noch kühlen Tagen des Frühlings, der Abend bereits hereingebrochen und die Mondsichel erhellte nur nothdürftig ihren Weg. Als der voranfahrende Hans die enge Stelle des Wegs bei der Sandgrube passiert hatte, hielt er plötzlich an und horchte; die Nachfolgenden unterbrachen ihr Pfeifen und Singen, machten gleicherweise an der gefährlichen Stelle aber höchst widerwillig Halt und schrien mürrisch nach dem Grund der Zögerung. Allein sie erhielten keine Antwort, da ihr Kamerad noch immer mit ans Ohr gehaltener Hand lauschte. Das Geräusch der knarrenden Achsen war verstummt, die Stimmen schwiegen, nur die müden Pferde schüttelten sich in ihren Geschirren und der Wind zog mit leisem Wehen durch die Kiefern. Da vernahmen Alle deutlich den Ton, welcher den Hans vermocht hatte anzuhalten und er klang wie das schwache Gewimmer eines kleinen Kindes.

„Hört ihrs nun?“ fragte Hans Nonnenküster. „Da ist es wieder!“ — „Das ist 'n Hund,“ meinte ein Anderer. „Was geht uns das Thier an. Fahr zu, Hans!“ — „Nein,“ entgegnete er, „ein Kind ists und kein Hund. Ich will nachsehen.“ Damit stieg er vom Sattel, strängte, zur Verhütung eines Unglücks, die Pferde auf der Einen Seite los, hieng die Zügel über die Stütze der Seitenleiter des Wagens und gieng der Stimme nach. Einer und der andere folgten ihm, und als sie wenige Schritte in den Forst eingedrungen waren, fanden sie an einer mit Schneeresten gefüllten Grube das kleine in Lumpen gehüllte Wesen. Die Bauern suchten den ganzen Wald durch, fanden aber Nichts, was das Hierherkommen des Kindes erklärt hätte, und daher nahmen sie es mit sich, verpackten es gut in das Stroh und fuhren weiter. Da es nöthig schien, das Kind so bald wie möglich mit Nahrung zu versehen und in die Wärme zu bringen, so nahm Hans Nonnenküster es mit sich auf seinen zunächst liegenden Hof. Dort und im Dorf erfuhr man nachher, daß man am vergangenen Tage in der Umgegend eine Bande Zigeuner bemerkt hatte, und die Annahme schien die natürlichste, daß Diese das irgendwo gestohlene Kind aus Gott weiß welcher Ursache hier zurückgelassen oder vergessen hätte. Zu den Zigeunern gehörte es augenscheinlich nicht. Es war ein blondes und rosiges Mädchen, dessen große Augen dunkel und still in die Welt hinaussahen.

Es blieb einstweilen auch beim Finder. Die Anzeige, die beim Amt gemacht wurde, führte zu Nichts, da die Zigeuner nicht mehr aufzufinden waren. Als dann das Kind, das etwa vier bis fünf Monate zählen mochte, der Sicherheit wegen getauft und mit dem Namen Grete belegt war, fragte der Pastor den bisherigen Pflegevater, wie es nun weiter kommen solle? „Lieber Gott, Herr Magister,“ gab der Mann zur Antwort, „was soll denn anders werden, als daß ichs behalte? Ins Waisenhaus in der Stadt laß ich es nun partout nicht; das ist mir zu neumodisch und die Kinder sehen mir dort zu mager aus. Ich habe Gott sei Dank für die Kleine satt zu essen; ich brauch dazu auch keinen Zuschuß von der Gemeinde. Mein Junge ist nun bereits sieben Jahre alt, und es sieht nicht darnach aus, als ob uns unser Herr Gott noch mehr Kinder bescheeren werde. Meine Alte aber möchte gern ein Mädchen haben und hat an dem kleinen Ding einen richtigen Narren gefressen. So will ichs denn mit gnädiger Erlaubniß des hohen Amts in Gottes Namen behalten, aufziehen und für sein Weiterkommen sorgen wie ein rechter Vater.“

„Er ist ein braver Mann, Hans,“ versetzte der Pastor „und der Herr wirds Ihm sicher lohnen. Seh Er denn recht zu dem Würmchen, daß es eine brave Dirne wird.“ Und so hatte die Kleine eine gute, sichere Heimat gefunden, denn das hohe Amt dankte Gott, daß es mit dieser Sache Nichts mehr zu thun hatte, belobte Hansens christliche Gesinnung auf das Freundlichste und überantwortete ihm feierlich das arme, elternlose Kind.

Inzwischen hatte sich aber mit demselben etwas höchst Seltsames begeben. Am Morgen nach der Taufe zeigte sich bei dem Gehöft des Bauern plötzlich eine Schaar von Dohlen, die man früher nie in dieser Gegend bemerkt hatte. In einigen Eschen und Sturmweiden, welche am hintern Zaun des Gartens standen — der Bauer hatte zwischen ihnen den Backofen angelegt — und in jenen oben erwähnten auf der Höhe stehenden Bäumen machten sie Quartier, flogen ab und zu und verführten einen nicht geringen Lärm. Am Nachmittag, als das Haus bestellt war, gieng die Bauerfrau mit der Grete in den Garten, setzte sich unter einen eben ausgrünenden Baum, legte die Kleine in die von Holzschienen geflochtene Mulde, welche eine Wiege ersetzte, und während sie mit einem Fuß dieselbe in eine schaukelnde Bewegung brachte und ein Kinderlied summte, trat sie mit dem andern das Spinnrad, welches sie nicht daheim gelassen. Da hörte sie es über sich schwirren, zwei Dohlen kamen und setzten sich ihr zu Häupten, trippelten nach und nach fast bis an die äußerste Spitze ihres schwanken Sitzes, streckten und reckten die Hälse und schauten neugierig und klug mit den blanken Augen auf die verwunderte Frau und das schla-

sende Kind. So saßen und schauten sie eine ganze Weile, krächzten dann ganz leise, schlugen hastig mit den Flügeln, als seien sie hoch erfreut, hoben sich und schossen fort. Darauf gab es in den großen Bäumen, wo die andern saßen, viel Lärmen, Flattern und Fliegen, und dann kam der ganze Haufen der dunkeln Vögel heran, ließ sich auf den Kirschbaum nieder, spähte und lauschte.

Die Frau war so verwundert, daß sie Spinnrad und Kind vergaß, bis das letztere erwachte und zu weinen begann. Und da, wie sie es begütend herauf und an die Brust nahm, flatterte eine große alte Dohle vom Zweig, setzte sich vor ihr auf den Spinnrocken, sah sie mit ganz besonders verständigen und klaren Augen an, machte mit ihrem Kopf drei höchst natürliche und überaus anständige Verbeugungen gegen das kleine Mädchen und krächzte etwas Weniges. Grete ward augenblicklich still, betrachtete den Vogel mit ihren großen Augen, streckte ihre Aermchen nach ihm aus und berührte ihn am Kopf. In dem Augenblick sprang jedoch des Bauern Sohn, der Stoffer, in den Garten und die Dohlen erhoben sich mit großem Geschrei, umschwirrten einigemal den Baum und flogen zu ihren Quartieren zurück.

So erzählte die Frau nachher diese allerdings etwas wundersame Begebenheit, und Niemand wußte, was wirklich geschehen und was die betroffene Frau nur etwa hinzugesehen und hinzugesetzt. Geglaubt wurde Dies alles, und der Pfarrer hatte genug zu reden, um die Leute nur einigermaßen zu beruhigen und ihnen zu beweisen, daß es, wenn auch einstweilen unerklärlich, doch sicher etwas Natürliches gewesen, und daß der Teufel damit Nichts zu thun habe. Man gewöhnte sich denn auch allmählich daran, die Kleine und die fremden Vögel in einem eigenthümlichen Zusammenhang, gewissermaßen in einer seltsamen Verbindung und Freundschaft zu erblicken. Die Thiere blieben, bauten ihre Nester, brüteten und ließen sich durch kein Klappern und Lärmen stören, mit dem der Bauer sie anfangs zu verscheuchen gedachte. Sie waren fleißig im Garten und Haus her; wo die Kleine im Freien weilte, hielten sich in der Nähe sicher einige Dohlen auf. Wenn sie später, da sie schon reden konnte, die Thiere mit der dort gebräuchlichen Benennung: „Klas, Klas!" rief, kamen gewiß einige herbei geflattert, setzten sich nahe bei ihr, wohl gar auf ihre Schulter und legten die grauen Köpfchen schmeichelnd an die rosigen Wangen. Nach und nach gewöhnte sie auch ein paar Junge ins Haus, die ihr dann auf Steg und Weg nachhüpften und flogen, bei Gelegenheit einmal ihre Gespielen besuchten, jedes Mal aber bald und gehorsam zurückkamen. Erklären konnte das Niemand. Es giebt überhaupt in unserm Verkehr mit der Natur, in unsern Beziehungen zu derselben noch gar manche geheimnißvolle Punkte, die selbst die klügsten und weisesten Köpfe weder zu enthüllen, noch zu deuten vermögen, geschweige denn die damaligen Dorfleute, mit ihren einfachen Herzen, ihren dunklen Seelen.

Es blieb auch nicht bei den Dohlen allein. Allgemach wie die Grete größer wurde, weiter sich umherbewegte und auch mit andern Geschöpfen in Berührung kam, zeigten sich ihr alle geneigt und hold. Hunde und Katzen freilich, Hühner und Tauben, Das sind zutäppische Kreaturen, die streichelt und füttert man und spielt mit ihnen, da schmiegen sie sich an und laufen nach. Aber auch die Schafe drängten sich neugierig um sie. Die Kühe, wenn sie in den Stall gesprungen kam, wandten ihr leise brüllend die Häupter zu, die Pferde senkten die Köpfe zu ihr nieder und stießen sie wohl sacht an, als wollten sie sagen: komm, krau uns. Die wilden Vögel umschwirrten sie überall, sie wiegten sich auf den Zweigen in ihrer Nähe, sie setzten sich vor ihr in den Weg, liefen und wippten mit den Schwänzchen, sie huschten um sie her so nah und kosend, und einige alte Sperlinge fraßen ihr gar aus der Hand. Das alles konnte man doch nicht als etwas Uebles annehmen. Und dann mußte man der Grete auch selbst so recht gut werden und bleiben; es war, wie man dort zu sagen pflegt, nichts Arges an dem Kinde, es war ein herziges, liebes kleines Wesen. Sie war zwischen all diesen, so zu sagen, hausbackenen Menschen, zwischen diesen derben Figuren, wie eine seltene schöne Blume, die man vielleicht plötzlich einmal mitten auf dem dürren Brachfelde zwischen dem wilden Kraut emporschießen und siegreich hervorleuchten sieht, und Niemand weiß sie zu nennen, und Keiner vermag zu sagen, woher und wie sie daher gekommen. Die Dörfler verglichen sie freilich nicht mit einer Blume. Ein altes Mütterchen, das sie noch selbst gekannt und später die Geschichte den Nachkommen mittheilte, soll gesagt haben: „Wenn die Grete so über den Dorfweg huschte und durch das Buschwerk der Gärten schoß, Das war als wenn die lebendige Sonne durch eine schwere Wolke jäh hindurchfährt, so hell und so schnell. Und sie war eigentlich doch ein Kind, wie die andern Kinder, sie trug ihr ärmliches kurzes und knappes Röckchen, sie trat mit den kleinen nackten Füßen durch Staub und Nässe, ihr bleichgoldenes Haar flog oft wild genug durch Sonne und Wind. Es war freilich etwas Eigenes an der Kleinen, das alle zu ihr hinzog, Pflegeeltern, Nachbarn und Fremde. Aber was es war, das nannte Keiner, denn Keiner wußt es."

Gustav Freytag.

Wenn sich je ein bedeutendes Talent in seinen Stoffen vergriffen hat, so ist es Gustav Freytag; denn die Philisterhaftigkeit kann doch höchstens den Stoff zu einem komischen Roman abgeben, und Dieß soll doch weder „Soll und Haben" Lpz. 1855. III, 22. Aufl. 1877) noch „Die verlorene Handschrift" (Eb. 1865. III, 9. Aufl. 1877) sein, wenn auch einzelne treffliche humoristische Scenen eingeflochten sind. Wie man aber auch die beiden Romane ansehen mag, so ist der Preis der Philisterhaftigkeit ihre Tendenz, der Philisterhaftigkeit des Handels in „Soll und Haben", der Philisterhaftigkeit der Gelehrsamkeit in der „Verlorenen Handschrift". Handel und Gelehrsamkeit können gar wohl den Stoff zu einem Kunstwerke liefern, allein sie mußten doch auf ganz andere Weise aufgefaßt werden.

Im „Soll und Haben" bildet das Geschäft T. O. Schröter den Mittelpunkt. Der Chef des Hauses ist ein biederer, gutherziger Mann, der sein Geschäft mit Ruhe und Einsicht leitet, seine Gehülfen in gehörigem Respekt zu erhalten und ihnen die ihren Kenntnissen und Begabungen angemessene Stelle zuzuweisen versteht. Aber es ist nichts Großartiges in ihm; er führt das Geschäft, wie es sein Vater und Großvater geführt hat. Ein einziges Mal nimmt er einen größeren Aufschwung, indem er sich in eine im Aufstand begriffene Polnische Provinz begiebt, (man weiß nicht recht, ob es eine Preußische oder Russische ist, denn Beides kann es sein), um einige mit Waaren beladene Wagen zu retten, welche vor dem Aufstand dahin abgegangen waren, wobei er allerdings Muth und Energie an den Tag legt. Allein es steht Dieses doch mit seinem Charakter und mit dem blühendem Stande der Handlung in Widerspruch. Es ist nicht anzunehmen, daß diese, welche so ausgebreitete Verbindungen hatte, durch den Verlust der Waaren gefährdet würde,

und war Dieß nicht der Fall, so war es von Schröter leichtsinnig, sich in augenscheinliche Gefahr zu begeben, zudem noch einen Andern mitzunehmen, und Diesen mitten in der empörten Stadt zurückzulassen, um einige Schulden einzukassieren. Die verschiedenen Gehülfen in der Handlung sind ebenfalls philisterhafte Naturen, der „tyrannische" Pix mit dem ewigen Pinsel, der keine andere Aufgabe zu haben scheint, als Buchstaben auf die Waarenballen zu pinseln, der Buchhalter Liebold, der nie Etwas zu behaupten wagte, der Herr Specht, der immer die gewagtesten Behauptungen aufstellte, der Herr Baumann, der immer daran dachte, als Missionär zu den Hottentotten zu gehen — mit Einem Worte alle sind Philister; die einzige Ausnahme bilden Anton Wohlfart und Fritz von Finck, die beiden Helden des Romans, (denn es ist schwer zu entscheiden, welcher von ihnen es ist). Der Erste ist Anfangs Lehrling, dann Commis, der zweite Volontär bei T. O. Schröter. Anton Wohlfart, ein armer Waisenknabe, kommt auf seiner Wanderung zu seinem künftigen Principal zufällig in den Schloßpark des Freiherrn von Rothsattel, wo er mit dessen Tochter Lenore zusammentrifft, welche durch ihren Stolz sowohl als durch ihre Milde einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn macht, so daß er, als er schon Eine der höchsten Stellen im Comtoir des Kaufmanns bekleidete, dieselbe trotz der Warnungen seines Chefs und Wohlthäters aufgiebt, um seine ganze Thätigkeit der Familie der Geliebten zu widmen, die durch Schuld des Freiherrn in Noth und Elend versunken war. Dieser hatte nämlich, um einen Theil seines Vermögens zu retten, ein Gut in der Polnischen Provinz um hohen Preis übernehmen müssen, welches durch schlechte Bewirthschaftung beinahe werthlos geworden war. Anton soll es wieder in blühenden Zustand versetzen. Trotz aller Anstrengung gelingt es ihm nicht und er findet bei dem Freiherrn nur Undank und verletzende Behandlung, die er nur erträgt, weil er Mitleiden mit der edlen Gattin desselben hat und aus Liebe zu Lenoren, von der er ebenfalls geliebt zu sein wähnte. Als er aber wahrnimmt, daß sie einen Andern liebt, erkaltet auch seine Neigung, er kehrt in das Haus des Kaufmanns zurück, dessen wirthschaftliche Schwester er heiratet, die ihn schon längst lieb gewonnen hatte. Der Geliebte Lenorens war kein Andrer als der oben erwähnte Finck, mit welchem Wohlfart innige Freundschaft geschlossen hatte. Finck ist der Sohn eines reichen Kaufmanns in Hamburg, wo er in früher Jugend zu einem Onkel in Nordamerika geschickt worden, der ihn verzogen hatte und dem er entlaufen war. Zu seinem Vater zurückgekehrt, hatte ihn dieser zu seinem Geschäftsfreund Schröter geschickt, damit er sich dort bei regelmäßiger Arbeit zu regelmäßigem Leben gewöhne. Aber Finck war nicht so leicht zu leiten. Mit großer Gutmüthigkeit verband er einen nicht geringen Grad von Menschenverachtung, die er seine Umgebung mehr oder weniger fühlen ließ. Denn er behandelte sie entweder mit Gleichgültigkeit oder Hohn, oder als Spielzeug, wenn er gut aufgelegt war. Nur zu Wohlfart hatte er wirkliche Zuneigung gefaßt und dessen Einfluß war so groß, daß er anfieng, sich regelmäßig an den Geschäften zu betheiligen. Längere Zeit, bevor Wohlfart vom Hause Schröter schied, hatte ihn der Tod seines Oheims nach Amerika zu reisen veranlaßt, wo er in die unangenehmsten Verwickelungen gerieth, denen er nur mit Aufopferung eines großen Theils seines ererbten Vermögens ein Ende machte. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, suchte er seinen Freund Wohlfart auf dem Polnischen Gute auf, wo er mit dem alten Uebermuth auftrat, aber gerade dadurch, so wie durch seinen praktischen Blick und sein Geld die Leitung des Gutes an sich riß, die Achtung des Freiherrn erwarb, der in ihm zunächst die adelige Geburt schätzte, und zugleich die Liebe Lenorens gewann, die in ihm den Mann erkannte, der ihren wilden Sinn achtete, aber auch zugleich zu leiten verstand. Finck übernahm das Gut, um den Freiherrn der Noth zu entreißen und heirathete die Tochter.

Wie schon oben gesagt, ist es schwer zu entscheiden sei, wer die Hauptperson des Romans sei; denn obgleich sich alle Begebenheiten auf Wohlfart beziehen, so ist es doch Finck, der die Verhältnisse beherrscht, und sie nach seinem Willen leitet, und Dieß sowohl im Hause des Kaufmanns als später auf dem Polnischen Gute, und Wohlfart erscheint als ihm untergeordnet.

Noch haben wir eine Person aus dem Geschäft zu erwähnen, welche zwar keine einflußreiche Bedeutung hat, die aber am Glücklichsten gezeichnet ist. Es ist Dieß der riesige Aufläder Sturm, der mit seiner mächtigen Körperkraft das weichste und liebenswürdigste Gemüth verbindet. Wenn der Dichter keine wirkliche Persönlichkeit vor Augen gehabt hat, so ist es ihm im höchsten Grade gelungen, seiner Schöpfung den vollsten Stempel der Wahrheit aufzudrücken. Vortrefflich erfunden ist namentlich der Zug, daß Sturm die Ueberzeugung hat, er müsse an seinem fünfzigsten Geburtstage sterben, wie Dieß bei seinem Geschäft althergebracht sei, und daß man ihn von diesem Wahne nur heilte, indem man ihm den Glauben beibrachte, er habe den verhängnißvollen Tag verschlafen. Auch dessen trefflicher Sohn Karl, den er, ob er gleich eine ansehnliche Größe hat, immer als „Zwerg" bezeichnet, gewinnt unsere vollste Theilnahme.

Dem redlichen Kaufmann und dessen Leuten stellt der Dichter einen Edelmann und einen Juden gegenüber. Der Freiherr von Rothsattel, ein gedienter Offizier, läßt sich durch den reichen Juden Ehrenthal zu gewagten und nicht immer redlichen Unternehmungen verleiten, wodurch er in immer größere Verlegenheiten gerieth, denen er nur dadurch zu entgehen suchte, daß er eine Hypothek zwei Mal verkaufte und so einen wahren Schurkenstreich begieng. Aber es half auch Dieses Nichts und in der Verzweiflung sucht er, sich zu tödten. Seine Frau kommt dazu, als er die Pistole vor die Stirne hält; sie reißt ihm den Arm weg, aber die Pistole geht los, das Pulver versengt ihm die Augen und macht ihn blind. Nur durch Wohlfarts Theilnahme und Thätigkeit wird das Polnische Gut gerettet, aber so sehr sich Dieser opfert, so findet er bei dem Freiherrn keine Anerkennung, viel-

mehr behandelt ihn Dieser mit dem gemeinsten Adelsstolz. Auch sein Sohn, ein Preußischer Offizier, entfaltet Gesinnungen, die bei dem Adel und dem Offizierstand leider nicht ungewöhnlich sind; er mißbraucht die Güte seiner Bekannten, besonders wenn sie zu dem verachteten Bürgerstand gehören; so entlockt er, als er wegen Spielschulden in Verlegenheit gerathen war, dem Wohlfart eine nicht unbedeutende Summe, eine noch viel größere dem gutmüthigen Sturm, ob er gleich weiß, daß er sie nie wird bezahlen können. Nur sein Tod im Gefecht gegen die Feinde, welche das Schloß seines Vaters bestürmten, kann uns mit ihm versöhnen.

Der Jude Ehrenthal ist nicht weniger eine gemeine Natur; er bereichert sich, indem er Andre ins Unglück stürzt, aber dabei weiß er, sich so klug zu benehmen, daß ihm das strengste Gesetz Nichts anhaben kann. Daher fällt er selbst in die Schlingen seines Lehrlings und nachmaligen Commis Veitel Itzig. Dieser war ein Schulkamerad Antons; er war zugleich mit ihm in die Hauptstadt gereist, um wie Jener dort sein Glück zu machen, aber freilich mit ganz andren Aussichten und Zwecken als Wohlfart. Er erscheint schon als heranwachsender Jüngling mit der eigenthümlichen Frechheit begabt, die man so oft bei den Juden findet; mit dieser drängt er sich bei Ehrenthal ein, mit dieser in dessen Geschäft und Geheimnisse. Er will um jeden Preis reich werden und dazu sind ihm alle Mittel gut, wenn sie auch noch so verworfen sein sollten. Er lernt einen verkommenen Advokaten kennen, der ihn in allen Schlichen unterrichtet, mit denen man die Leute übertölpeln, den gesetzlichen Strafen ausweichen kann. So ist er es, der im Geheimen den Freiherrn, der sich an ihn wendet, ins Verderben stürzt; er überredet ihn, die dem Ehrenthal ausgestellte Hypothek zum zweiten Mal auf ihn selbst auszustellen, er entwendet die erste, wodurch des Freiherrn betrügerische Handlung entdeckt werden muß, was Diesen zum Selbstmord treibt. Endlich aber gelingt es der Thätigkeit Antons, seinen Streichen auf die Spur zu kommen; er fürchtet, daß der Advokat, der immer tiefer gesunken ist und sich fortwährend betrinkt, ihn verrathen möge; er zwingt Diesen, ihm in ein Versteck zu folgen, aber da er sich auf dem Wege wehrt, stößt er ihn ins Wasser. Der Gedanke an diesen Mord verfolgt ihn überall, er verfolgt ihn bis in den Saal Ehrenthals, der unterdessen in Blödsinn verfallen war, und mit dessen Tochter er sich eben verloben sollte. Als ihm unter den Glückwünschen der eingeladenen Gesellschaft die Nachricht gebracht wird, daß ihn die Polizei suche, verliert er den Kopf, er stürzt hinaus, um den Schlupfwinkel aufzusuchen, in welchem er den Gemordeten verbergen wollte. Als er an das Ufer des Flusses gelangt ist, glaubt er die Gestalt des Ermordeten zu sehen, es ergreift ihn verzweifelnde Seelenangst, er verliert alle Besinnung, so daß er ins Wasser fällt und ertrinkt.

Die Gestalten der beiden Juden sind ohne Zweifel mit großem Talent und mit vollkommenster Wahrheit geschildert; allein sie machen doch einen verletzenden Eindruck, weil der Dichter sie offenbar als Repräsentanten des ganzen jüdischen Volkes hinstellte; denn Bernhard, der Sohn Ehrenthals, der als ein edler, allem Treiben seines Vaters abholder Mann erscheint, ist zu unbedeutend, zu wenig thätig, er greift zu wenig in die Entwickelung ein, als daß er als versöhnender Gegensatz gelten könnte. Als solcher kann selbst die tiefe Liebe Ehrenthals zu seinem Sohn nicht gelten, da die Familienanhänglichkeit zwar ein Grundzug des jüdischen Charakters ist, aber dieser sich eben nur auf häusliche Verhältnisse, nicht aber auf das Leben in seiner Gesammterscheinung bezieht. Diese Auffassung des Judenthums aber ist einseitig und beschränkt; es ist der Dichter hierbei selbst von der Philisterhaftigkeit des Kaufmanns und der Seinigen ergriffen worden, was auch bei der Schilderung des Polnischen Aufstandes der Fall ist, dessen großartige Triebfeder, die Vaterlandsliebe, mit keinem Wort erwähnt wird, so daß die Empörung entweder ganz unmotiviert oder als ein Zug von plünderndem Raubgesindel erscheint.

Die Composition des Ganzen läßt Manches zu wünschen übrig, die Motive sind nicht immer glücklich erfunden, Vieles ist zu breit ausgeführt, dagegen bietet der Roman eine große Zahl von musterhaft ausgeführten Stellen, in denen sich das Talent des Dichters im glänzendsten Lichte zeigt. Die Sprache ist edel und würdig; sie bewegt sich leicht nach den mannigfaltigen Verhältnissen und ist bald keck humoristisch, bald tragisch ergreifend.

Wir können nach dieser ausführlichen Entwickelung den zweiten Roman „Die verlorene Handschrift" kürzer besprechen, der, wie schon gesagt, die Philisterhaftigkeit des gelehrten Standes behandelt. Werner, Professor der Philologie, glaubt, einer Handschrift des Tacitus auf der Spur zu sein, welche die verlornen Bücher dieses großen Römischen Geschichtschreibers enthalte. Nachforschungen, die er an verschiedenen Orten anstellt, bleiben ohne Erfolg, aber sie haben doch wichtige Resultate, wenn auch ganz andrer Art, als er sie erwartete. Er lernt nämlich erstens seine nachmalige treffliche Gattin kennen und zweitens geräth er in Gefahr, sich dieselbe durch einen Fürsten entrissen zu sehen, der ihn an seinen Hof lockt, durch einen andern Gelehrten eine Fälschung begehen läßt, um den Professor zu entfernen, der auch in die Falle geht und über seinen gelehrten Nachforschungen seine Pflichten gegen die Ehre seiner Frau versäumt. Neben Werner führt der Dichter noch mehrere Repräsentanten der philisterhaften Gelehrsamkeit vor, die allerdings vortrefflich gezeichnet sind, so daß man den Roman für eine glückliche Satyre auf die deutschen Stockgelehrten halten könnte, wenn die Geschichte mit dem Tacitus nicht so gar ernst gemeint wäre. Neben der Manuscriptenverwickelung bewegt sich eine andere Geschichte, der Streit zweier Nachbarn, des Hutmachers Hummel und des Strohhutfabrikanten Hahn, welche mit großem Talent und vielem Humor berichtet wird, aber mit der Hauptbegebenheit nur lose zusammenhängt und manche ungeeignete Motive darbietet, worunter wir nur die Einführung der Hunde durch einen mysteriösen Mann und die eben so mysteriöse Entfernung des Einen Hunds (Speihahn) erwähnen, wobei

es beinah den Anschein hat, als ob dieser das Schicksal der Leute bestimmt hätte. Die Composition ist überhaupt ungenügend, das Ganze hat keinen glücklichen Abschluß. Im Einzelnen macht die Personificierung der Natur an ganz ungeeigneten Stellen und auf ganz ungeeignete Weise einen üblen Eindruck. Ferner verfällt der Dichter zu oft in weitläufige Reflexionen, die allerdings immer geistreich, aber meist ohne Bedeutung für die Entwickelung der Geschichte sind, da sie weder die Charaktere feststellen, noch die Handlung fortführen, ja oft nur aus dem Bedürfniß des Dichters, sich auszusprechen, hervorgegangen zu sein scheinen. Alle diese Mängel sind Folge theils des unglücklichen Stoffes, theils der fehlerhaften Composition; wo aber Beides ohne Einfluß geblieben, erkennen wir den talentvollen Dichter und den Meister der Rede, z. B. in der trefflichen Schilderung des Landlebens, das sogar den Professor zu begeistern vermag, ihn für zarte Empfindungen empfänglich macht.

Aus „Soll und Haben".

Die Zimmer im Hause Ehrenthals waren hell erleuchtet, durch die herabgelassenen Vorhänge fiel ein trüber Schimmer in den Sprühregen, der aus der dicken Nebelluft auf die Straße sank. Mehrere Räume waren geöffnet, schwere silberne Leuchter standen umher, glänzende Theekannen, bunte Porzellanschaalen, alles Schaugeräth war gebürstet, gewaschen und aufgestellt, der dunkle Fußboden war neu gebohnt, sogar die Küchenfrau trug eine neu geplättete Haube; das ganze Haus hatte sich gewaschen und gereinigt. Die schöne Rosalie stand mitten unter dieser Herrlichkeit in einem Kleid von gelber Seide mit purpurrothen Blüthen geschmückt, schön wie eine Houri des Paradieses, und bereit wie diese, den Auserwählten zu empfangen. Die Mutter strich ihr die Falten des schweren Stoffes zurecht, sah triumphierend auf ihr Werk und sagte in einer Anwandlung von mütterlichem Gefühl: „Was Du heut schön bist, Rosalie, mein einziges Kind!" Aber Rosalie war zu sehr gewöhnt an diese Huldigungen der Mutter, sie achtete wenig auf das Lob und nestelte unwirrsch an einem Armband, welches auf ihrem vollen Arm durchaus nicht festhalten wollte. „Daß der Itzig mir Türkise gekauft hat, war wieder recht unpassend von ihm, er hätte auch wissen können, daß sie nicht in der Mode sind."

„Sie sind gut gefaßt," sagte die Mutter beruhigend, „es ist ein schweres Gold, und die Façon ist nach dem neuesten Geschmack."

„Und wo bleibt Itzig? Heut sollt er doch kommen zur rechten Zeit; die Familie wird da sein, und der Bräutigam wird fehlen," fuhr Rosalie schmollend fort.

„Er wird zur Stunde kommen," antwortete Itzigs Patronin, „Du weißt, wie er sich müht und arbeitet, damit Du ein glänzendes Haus machen kannst. Du bist glücklich," schloß sie seufzend. „Du trittst jetzt in das Leben, und wirst eine angesehene Frau. Ihr werdet nach der Trauung zuerst auf einige Wochen nach der Residenz reisen, wo der Itzig Dich vorstellen wird meiner Familie, und wo Ihr miteinander in aller Ruhe die Flitterwochen verleben könnt. Unterdeß werde ich Euch dieses Quartier einrichten, und ich werde hinaufziehen in den obern Stock. Ich werde den Rest meines Lebens den Ehrenthal pflegen und mit ihm sitzen in der leeren Stube."

„Soll der Vater heut in die Gesellschaft kommen?" frug Rosalie.

„Es muß sein wegen der Familie, daß er hereinkommt; er muß als Vater den Segen über Euch sprechen."

„Er wird uns einen Affront machen und wieder thörichtes Zeug reden," sagte die kindliche Tochter.

„Ich habe ihm gesagt, was er sprechen soll," antwortete die Mutter, „und er hat mir zugenickt zum Zeichen, daß er es hat verstanden."

Es klingelte, die Thür öffnete sich, die Verwandtschaft erschien. Bald füllten sich die Zimmer. Damen in schweren seidenen Kleidern mit Goldschmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten besetzten das große Sopha und die Stühle der Runde. Es waren meist volle Gestalten, hier und da ein brennendes dunkles Auge, eine imposante Gestalt. Sie saßen in getrennter Versammlung wie ein buntes Tulpenbeet, in welches der Gärtner vermieden hat eine dunkle Blüthe zu setzen. Und wieder in Gruppen standen die Männer, schlaue Gesichter, die Hände in den Hosentaschen, weniger feierlich und weniger behaglich. So harrte die Verwandtschaft des Bräutigams, der noch immer zu kommen säumte.

Endlich erschien er, der gezeichnet war. Argwöhnisch fuhr sein Auge umher, unsicher klang sein Gruß an die Braut. Er strengte sich an bis aufs Aeußerste, nur einige Redensarten zu finden, die er dem schönen Mädchen hinwerfen konnte, und er selbst hätte grimmig lachen mögen über die Leere, die er in sich fühlte. Er sah nicht ihr glänzendes Auge, nicht den schönen Hals und die Pracht des Leibes; als er zu ihr trat, mußte er auf Ein Mal an etwas Anderes denken, als woran er jetzt immer dachte. Er wandte sich schnell von Rosalie ab und trat in den Haufen der Herren, der nach seiner Ankunft gesprächiger wurde. Einige gleichgültige Redensarten der Jüngern wurden gehört, als: „Fräulein Rosalie sieht bezaubernd aus" und: „Ob der Ehrenthal kommen wird!" und: „Dieser lange Nebel ist ungewöhnlich, er ist ungesund, man muß Jacken von Flanell tragen," bis aus einem Munde die Worte kamen: „Viereinhalbprocentige". Da hörten die Fragen auf, es war ein Gespräch gefunden. Itzig war Einer der Lautesten, er gesticulierte nach allen Seiten. Man redete von den Coursen, von der Wolle und von dem Unglück eines Geschäftsmannes, der in Papieren so viel gemacht hatte, daß er gefallen war. Die Frauen waren vergessen, und an solche Isolierung gewöhnt, hielten sie feierlich die Theetassen in der Hand, strichen die Falten an ihren Gewändern zurecht und bewegten anmuthig Hals und Arm, daß ihre Ketten und Armbänder im Kerzenlicht blitzten.

Da ward die Unterhaltung durch ein Geräusch unterbrochen, eine Thür ging auf, allgemeine Stille entstand, ein schwerer Armstuhl wurde in das Zimmer gerollt.

Auf diesem Armstuhl saß ein alter Mann mit weißem Haar, ein dickes aufgedunsenes Gesicht, zwei glotzende Augen, welche vor sich hinstarrten, der Leib gekrümmt, die Arme schlaff über die Lehne herabhängend. Das war Hirsch Ehrenthal, ein blödsinniger Greis. Als der Stuhl in der Mitte der Versammlung niedergesetzt ward, sah er sich langsam um, nickte mit dem Kopfe und wiederholte die eingelernten Worte: „Guten Abend, guten Abend!" Seine Frau beugte sich zu ihm herab und rief mit lauter Stimme in sein Ohr: „Kennst Du die Herrschaften, welche hier sind? Es ist die Verwandtschaft."

„Ich weiß," nickte die Gestalt, „es ist eine Soirée. — Sie sind alle gegangen zu einer großen Soirée, und ich bin allein geblieben in meiner Stube. — Und ich habe gesessen an seinem Bett. Wo ist der Bernhard, daß er nicht kommt zu seinem alten Vater?" Die Anwesenden, welche den Lehnstuhl umringt hatten, traten verlegen zurück, und die Hausfrau schrie dem Alten wieder ins Ohr: „Bernhard ist verreist, aber Deine Tochter Rosalie ist hier."

„Verreist ist er?" frug der Alte traurig, „wohin kann er doch sein verreist? Ich habe ihm wollen kaufen ein Pferd, daß er kann darauf reiten, ich habe ihm wollen kaufen ein Gut, damit er soll leben als anständiger Mensch, was er immer ist gewesen. Ich weiß," rief er, „als ich ihn

habe gesehen das letzte Mal, ist er gewesen auf einem Bett. Auf dem Bett hat er gelegen, und er hat seine Hand erhoben und hat sie geschüttelt gegen seinen Vater." Er sank in den Stuhl zurück und wimmerte leise.

„Komm her, Rosalie," rief die Mutter, geängstigt durch diese Phantasie des Schwachsinnigen. „Wenn Dich der Vater sieht, mein Kind, kommt er auf andere Gedanken." Die Tochter trat heran und kniete, ihr Taschentuch unterbreitend, vor dem Stuhl des Vaters. „Kennst Du mich, Vater?" rief sie.

„Ich kenne Dich," sprach der Alte, „Du bist ein Weib. Was braucht ein Weib zu liegen auf der Erde? Gebt mir meinen Gebetmantel und sprecht die Gebete. Ich will knieen an Deiner Stelle und beten, denn es ist gekommen eine lange Nacht. Aber wenn sie wird vorüber sein, dann werden wir anzünden die Lichter und werden essen. Dann wird es Zeit sein, daß wir die bunten Kleider anziehen. — Was trägst Du einen bunten Rock, jetzt, wo der Herr zürnt auf die Gemeinde?" — Er begann ein Gebet zu murmeln und sank wieder in sich zusammen.

Rosalie erhob sich unwillig, die Mutter sagte in großer Verlegenheit: „Es ist heut ärger mit ihm, als es jemals gewesen ist. Ich habe gewollt daß der Vater gegenwärtig sein sollte beim Ehrentage der Tochter, aber ich sehe, daß er die Pflichten des Hausherrn nicht erfüllen kann. So werde ich der Gesellschaft als Mutter eine frohe Mittheilung machen." Sie faßte feierlich die Hand ihrer Tochter: „Treten Sie näher, Itzig."

Itzig hatte bis dahin stumm unter den Andern gestanden und auf den Alten gestarrt. Er hatte zuweilen mit den Achseln gezuckt und mit dem Kopfe geschüttelt über den Unsinn des Kranken, weil er fühlte, daß Das bei seiner Stellung in der Familie schicklich war. Aber vor seinem Auge schwebte eine andere Gestalt, er wußte besser als die Andern, wer jammerte und stöhnte, er wußte auch, wer gestorben war und nicht verziehen hatte. So trat er mechanisch neben die Frau vom Hause, den Blick stier auf den Alten gerichtet. Die Gäste umringten im Kreise ihn und Rosalie, die Mutter ergriff seine Hand.

Da fieng der Alte in seinem Lehnstuhl wieder an zu schwatzen. „Seid still," sagte er vernehmlich, „dort steht er, der Unsichtbare. Wir gehen heim vom Begräbniß, und er tanzt unter den Weibern. Wen er ansieht, dem schlägt er die Glieder. Dort steht er," schrie er laut und erhob sich aus seinem Stuhl. „Dort — dort. — Stürzt eure Wasserbecken um und flieht in die Häuser. — Denn der da steht, er ist verflucht vor dem Herrn. Verflucht!" schrie er und ballte die Hände und wankte wie rasend auf Itzig zu.

Itzigs Gesicht wurde fahl, er versuchte zu lachen, aber seine Züge verzogen sich in grimmiger Angst. Da wurde schnell die Thür aufgerissen, sein Laufbursche sah ängstlich herein. Itzig warf nur Einen Blick auf den Knaben, und er wußte Alles, was der Andere ihm sagen wollte. Er war entdeckt, er war in Gefahr. Er sprang zur Thür und war verschwunden.

Paul Heyse.

Wir haben das epische Talent des form- und sprachgewandten Paul Heyse schon zu erwähnen Gelegenheit gehabt; es zeigt sich indeß in seinen Prosadichtungen vielleicht noch in höherem Grade als in seinen „Novellen in Versen". Er hat das Wesen der Novelle rein und sicher aufgefaßt und kaum ist ihm in dieser Beziehung ein andrer Dichter gleich zu stellen. Man erkennt, daß er die großen Italienischen Meister in der Gattung gründlich studiert hat, und doch hat sie Keiner so wenig nachgeahmt als er, wenn er auch meist und mit Vorliebe Stoffe aus dem Italienischen Leben behandelt. Heyses Novellen sind beinahe ohne Ausnahme mit Talent entworfen und mit vollendeter Kunst ausgeführt. Sie sind in Zeichnung der Charaktere und in Entwickelung der Handlung vollkommen abgerundet; nirgends findet sich Ueberflüssiges, nirgends Lückenhaftes. Die Stoffe, die er behandelt, sind sehr mannigfaltig und immer glücklich gewählt. Manche erinnern an schon Bekanntes, allein der Dichter weiß ihnen immer neue und fruchtbare Seiten abzugewinnen, wie er denn überhaupt eine reiche Phantasie und Erfindungsgabe besitzt. Die meisten Novellen sind ernst gehalten, mehrere sind tragisch, einzelne selbst grauenhaft, aber es finden sich auch manche höchst ergetzliche unter ihnen. Alle sind mit gleicher Kunst behandelt, mit gleicher Gewandtheit und Eleganz geschrieben.

Es erschienen mehrere Sammlungen, von denen die erste „Novellen" (Berl. 1855, 8. Aufl. 1874) wohl die beste ist, ohne daß jedoch damit gesagt sein soll, der Dichter habe Rückschritte gemacht. Schon die erste Novelle dieser Sammlung „Die Blinden" beurkundet Heyses Meisterschaft in Behandlung des schwierigsten Stoffs, sowie seine tief psychologische Auffassung der Charaktere, deren Eigenthümlichkeit er nicht durch Reflexionen zu erläutern sucht, sondern in ihren Reden und Handlungen in plastischer Objektivität zur Anschauung bringt. Zwei blindgeborne Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Clemens und Morlane, sind, obgleich nicht verwandt, mit einander aufgewachsen und haben sich lieb gewonnen. Sie werden operiert, das Mädchen kann nicht erwarten, ihren Gespielen zu sehen, sie steht in der Nacht auf, reißt sich die Binde von den Augen, schleicht sich an das Bett des Knaben, den sie erblickt, als ein Blitz die Dunkelheit erhellt, ihr das Gesicht ihres Freundes sehen läßt, aber zugleich die Sehkraft auf immer tödtet. Die Darstellung dieser Scene gehört zu dem Vortrefflichsten, was je geschrieben worden. Aus dem glücklich erfundenen Umstand nun, daß der Knabe sehend wird, das Mädchen blind bleibt, ergeben sich die glücklichsten Motive und Conflikte. Als sie erwachsen waren, verläßt Clemens das Vaterhaus, und bezieht die Universität. Durch die lange Trennung werden sie einander entfremdet, Morlane trauert, aber verbirgt ihren Schmerz mit der größten Energie, denn ihre Liebe ist des höchsten Opfers, der Entsagung fähig. Aber der Dichter weiß, glückliche Motive zu erfinden, durch welche Clemens zur Erkenntniß der hohen Vortrefflichkeit seiner Freundin und zum Bewußtsein seiner nie verschwundenen Liebe zu derselben gebracht wird und die Novelle schließt mit der Verbindung der beiden Glücklichen. Die zweite Novelle „Marion" ist mit dem frischesten Humor erzählt. Adam, ein Sänger in der alten Stadt Arras, langweilt sich bei seiner jungen und schönen Frau Marion (er war erst seit vier Wochen verheirathet), weil er glaubt, daß sie keinen Verstand habe. Er erklärt ihr, daß er nach Paris an den Hof ziehen wolle; aber sein reicher Oheim, auf dessen Unterstützung er gehofft, weist ihn ab. Um sich zu rächen, verfaßt er ein Schauspiel, in welchem er selbst

auftritt, seinen Oheim als geizigen Filz, seine Frau als langweilig darstellt. Marion war trotz ihres Sträubens von einer Freundin in das Theater geführt worden. Als sie sich verunglimpfen hört, geräth sie in solche Entrüstung, daß sie aus ihrem Versteck auf die Bühne springt und sich so gut vertheidigt, daß sie den allgemeinsten Beifall des jubelnden Publikums gewinnt, zugleich aber auch ihren Mann von ihrem Verstand überzeugt, besonders als sie die Lieder singt, die Adam auf sie gedichtet hatte.

Eines der schönsten Werke des Dichters ist „La Rabbiata". Ein junger Fischer, Antonio, liebt die schöne Laurella, aber Diese will von ihm Nichts, wie überhaupt von keinem Mann wissen, weil sie, wie sie dem Padre Curato erklärt, immer daran denken muß, wie ihr Vater ihre Mutter im Trunke mißhandelt habe, ob er sie gleich innig geliebt. So hatte sie einen Neapolitanischen Maler abgewiesen, der sie zur Frau haben wollte, und sie begegnete allen jungen Burschen mit solchem Trotz, daß man sie wegen ihrer Sprödigkeit allgemein La Rabbiata nannte. Sie war mit dem Padre Curato in Antonios Kahn nach Capri gefahren; auf der Rückfahrt, da sie allein mit Antonio war, und sie seine Erklärungen trotzig zurückwies, verlor er alle Ueberlegung und wollte sich mit ihr ins Meer stürzen. Aber sie biß ihn so mächtig in die Hand, daß er ablassen mußte, sie sprang ins Meer und schwamm dem Ufer zu, welches noch so sehr entfernt war, daß sie es nimmermehr hätte erreichen können. Erst nach langen Bitten und Versicherungen seiner Reue gelang es Antonio, der ihr nachgefahren war, sie zu bewegen, wieder einzusteigen. Da bemerkte sie, daß der Kahn vom Blute Antonios gefärbt war; sie verband ihm die Wunde, ergriff das Eine Ruder und trieb mit kräftigen Stößen die Barke fort. Als sie gelandet waren, eilte Laurella fort, aber spät Abends kam sie wieder mit blutstillenden Kräutern, die sie auf den Bergen gesucht hatte. Und als sie sah, daß er ihr trotz der schmerzhaften Wunde Nichts nachtrug, sie vielmehr wegen seines rasenden Benehmens um Verzeihung bat, da konnte sie die Liebe, die sie seit Langem zu ihm trug, nicht mehr verbergen, sie fiel ihm plötzlich unter heißen Thränen um den Hals, küßte ihn leidenschaftlich und erklärte, daß sie die Seinige sein und bleiben wolle. Die Handlung ist, wie wir gesehen haben, sehr einfach, sie ist auch einfach erzählt, aber gerade dadurch von der größten Wirkung. Die Schilderung der Leidenschaft ist meisterhaft, und wirkt um so mächtiger, als sie in natürlichen und unverdorbenen Gemüthern dargestellt wird. Vortrefflich ist die Zeichnung des Mädchens, wie dem Dichter überhaupt die Darstellung trotziger, selbstständiger Charaktere vorzüglich gelingt. Die letzte Novelle dieser Sammlung endlich „Am Tiberufer" zeichnet sich sowohl durch die kunstvolle Anlage aus, als durch die überaus geschickte Lösung der einander so ganz widerstrebenden Verhältnisse, daß eine befriedigende Entwickelung unmöglich zu sein schien. Unter den Stücken, welche sich in den folgenden Sammlungen Neue Novellen (Stuttgart 1858); Vier neue Novellen. 3. Sammlung (Berl. 1859); Neue Novellen. 4. Sammlung. (Eb. 1862); Meraner Novellen. 5. Sammlung (Eb. 1864), befinden, erwähnen wir nur als vorzüglich auszuzeichnen: „Das Mädchen von Treppi" mit der großartigen Schilderung der weiblichen Hauptperson Fenice, eines in den Bergen aufgewachsenen Mädchens, in welcher der Kampf des jungfräulichen Stolzes mit der leidenschaftlichsten Liebe aufs Glücklichste veranschaulicht wird. „Im Grafenschloß" bietet interessante Konflikte und Situationen. „Andrea Delfin", worin die Staatsverhältnisse der Republik Venedig den historischen Hintergrund bilden, ist in Anlage und Ausführung meisterhaft. Andrea Delfin, über die tyrannischen und blutdürstigen Inquisitoren empört, hat sich zum Rächer ihrer Gräuelthaten aufgeworfen. Es gelingt ihm, sich von ihnen als Spion anstellen zu lassen, wodurch er allen Verdacht von sich entfernt. Er ermordet zwei derselben; als er den dritten tödten will, erdolcht er einen Freund, den er eben retten wollte. Da erwacht sein Gewissen, er wird sich bewußt, daß es frevelhaft sei, den rächenden Gott zu spielen, und er giebt sich den Tod, um seine Frevel zu büßen. Die Gewandtheit, mit welcher er sich in die Geheimnisse der Inquisitoren drängt und mit der er Alle um sich täuscht, ist mit der dem Dichter eigenen Kunst dargestellt.

Aus „La Rabbiata".

Es war Keiner außer ihm (Antonio) in den zwei Kammern, durch die er nun hin und her gieng. Zu den offenen Fensterchen, die nur mit hölzernen Läden verschlossen werden, strich die Luft etwas erfrischender herein als über das ruhige Meer, und in der Einsamkeit war ihm wohl. Er stand auch lange vor dem kleinen Bilde der Mutter Gottes und sah die aus Silberpapier darauf geklebte Sternenglorie andächtig an. Doch zu beten, fiel ihm nicht ein. Um was hätte er bitten sollen, da er Nichts mehr hoffte.

Und der Tag schien heute still zu stehn. Er sehnte sich nach der Dunkelheit, denn er war müde, und der Blutverlust hatte ihn auch mehr angegriffen, als er sich gestand. Er fühlte heftige Schmerzen an der Hand, setzte sich auf einen Schemel und löste den Verband. Das zurückgedrängte Blut schoß wieder hervor, und die Hand war stark um die Wunde angeschwollen. Er wusch sie sorgfältig und kühlte sie lange. Als er sie wieder vorzog, unterschied er deutlich die Spur von Laurellas Zähnen. „Sie hatte Recht," sagte er. „Eine Bestie war ich und verdien es nicht besser. Ich will ihr morgen das Tuch durch den Giuseppe zurückschicken. Denn mich soll sie nicht wiedersehn." — Und nun wusch er das Tuch sorgfältig und breitete es in der Sonne aus, nachdem er sich die Hand wieder verbunden hatte, so gut ers mit der Linken und den Zähnen konnte. Dann warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen.

Der helle Mond weckte ihn aus einem halben Schlaf, zugleich der Schmerz in der Hand. Er sprang eben wieder auf, um die pochenden Schläge des Bluts in Wasser zu beruhigen, als er ein Geräusch an seiner Thür hörte. „Wer ist da?" rief er und öffnete. Laurella stand vor ihm.

Ohne viel zu fragen, trat sie ein. Sie warf das Tuch ab, das sie über den Kopf geschlungen hatte, und stellte ein Körbchen auf den Tisch. Dann schöpfte sie tief Athem.

„Du kommst, Dein Tuch zu holen," sagte er; „Du hättest Dir die Mühe sparen können, denn morgen in der Frühe hätte ich Giuseppe gebeten, es Dir zu bringen."

„Es ist nicht um das Tuch," erwiederte sie rasch. „Ich bin auf dem Berg gewesen, um Dir Kräuter zu holen, die

gegen das Blut sind. Da!" Und sie hob den Deckel vom Körbchen.

„Zu viel Mühe," sagte er und ohne alle Herbigkeit, „zu viel Mühe. Es geht schon besser, viel besser; und wenn es schlimmer gienge, giengs auch nach Verdienst. Was willst Du hier um die Zeit? Wenn Dich Einer hier träfe! Du weißt, wie sie schwatzen, obwohl sie nicht wissen, was sie sagen."

„Ich kümmere mich um Keinen," sprach sie heftig. „Aber die Hand will ich sehen und die Kräuter darauf legen, denn mit der Linken bringst Du es nicht zu Stande."

„Ich sage Dir, daß es unnöthig ist."

„So laß es mich sehen, damit ichs glaube."

Sie ergriff ohne Weiteres die Hand, die sich nicht wehren konnte, und band die Lappen ab. Als sie die starke Geschwulst sah, fuhr sie zusammen und schrie auf: „Jesus Maria!"

„Es ist ein Bischen angelaufen," sagte er. „Das geht weg in einem Tag und einer Nacht."

Sie schüttelte den Kopf: „So kannst Du eine Woche lang nicht aufs Meer."

„Ich denk, schon übermorgen. Was thuts auch?"

Indessen hatte sie ein Becken geholt und die Wunde von Neuem gewaschen, was er litt wie ein Kind. Dann legte sie die heilsamen Blätter des Krautes darauf, die ihm das Brennen sogleich linderten, und verband die Hand mit Streifen Leinwand, die sie auch mitgebracht hatte.

Als es gethan war, sagte er: „Ich danke Dir. Und höre, wenn Du mir noch einen Gefallen thun willst, vergieb mir, daß mir heut so eine Tollheit über den Kopf wuchs und vergiß Das alles, was ich gesagt und gethan habe. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Du hast mir nie Veranlassung dazu gegeben, Du wahrhaftig nicht. Und Du sollst schon Nichts wieder von mir hören, was Dich kränken könnte."

„Ich habe Dir abzubitten," fiel sie ein. „Ich hätte Dir Alles anders und besser vorstellen sollen und Dich nicht aufbringen durch meine stumme Art. Und nun gar die Wunde," —

„Es war Nothwehr und die höchste Zeit, daß ich meiner Sinne wieder mächtig wurde. Und wie gesagt, es hat Nichts zu bedeuten. Sprich nicht von Vergeben. Du hast mir wohlgethan, und das dank ich Dir. Und nun geh schlafen, und da — da ist auch Dein Tuch, daß Dus gleich mitnehmen kannst."

Er reichte es ihr, aber sie stand noch immer und schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte sie: „Du hast auch Deine Jacke eingebüßt um meinetwegen, und ich weiß, daß das Geld für die Orangen darin steckte. Es fiel mir Alles erst unterwegs ein. Ich kann Dirs nicht so wieder ersetzen, denn wir haben es nicht, und wenn wirs hätten, gehört es der Mutter. Aber da hab ich das silberne Kreuz, das mir der Maler auf den Tisch legte, als er das letzte Mal bei uns war. Ich hab es seitdem nicht angesehen und mag es nicht länger im Kasten haben. Wenn Du es verkaufst — es ist wohl ein paar Piaster werth, sagte damals die Mutter — so wäre Dir Dein Schaden ersetzt, und was fehlen sollte, will ich suchen mit Spinnen zu verdienen, Nachts, wenn die Mutter schläft."

„Ich nehme Nichts," sagte er kurz und schob das blanke Kreuzchen zurück, das sie aus der Tasche geholt hatte.

„Du mußts nehmen," sagte sie. „Wer weiß, wie lang Du mit dieser Hand Nichts verdienen kannst. Da liegts und ich wills nie wieder sehn mit meinen Augen."

„So wirf es ins Meer."

„Es ist ja kein Geschenk, das ich Dir mache; es ist nicht mehr als Dein gutes Recht, und was Dir zukommt."

„Recht? Ich habe kein Recht auf irgend was von Dir. Wenn Du mir später einmal begegnen solltest, thu mir den Gefallen und sieh mich nicht an, daß ich nicht denke, Du erinnerst mich an Das, was ich Dir schuldig bin. Und nun gute Nacht, und laß es das Letzte sein."

Er legte ihr das Tuch in den Korb und das Kreuz dazu und schloß den Deckel darauf. Als er dann aufsah und ihr ins Gesicht, erschrak er. Große schwere Tropfen stürzten ihr über die Wangen. Sie ließ ihnen ihren Lauf.

„Maria Santissima!" rief er, „bist Du krank? Du zitterst von Kopf bis zu Fuß."

„Es ist Nichts," sagte sie. „Ich will heim!" und wankte nach der Thür. Das Weinen übermannte sie, daß sie die Stirn gegen den Pfosten drückte und nun laut und heftig schluchzte. Aber ehe er ihr nach konnte, um sie zurückzuhalten, wandte sie sich plötzlich um und stürzte ihm an den Hals.

„Ich kanns nicht ertragen," schrie sie und preßte ihn an sich, wie sich ein Sterbender ans Leben klammert, „ich kanns nicht hören, daß Du mir gute Worte giebst, und mich von Dir gehen heißest mit all der Schuld auf dem Gewissen. Schlage mich, tritt mich mit Füßen, verwünsche mich! — oder wenn es wahr ist, daß Du mich lieb hast, noch, nach all dem Bösen, das ich Dir gethan habe, da nimm mich, und behalte mich und mach mit mir, was Du willst. Aber schick mich nicht so fort von Dir!" — Neues heftiges Schluchzen unterbrach sie.

Er hielt sie eine Weile sprachlos in den Armen. „Ob ich Dich noch liebe?" rief er endlich. „Heilige Mutter Gottes! meinst Du, es sei all mein Herzblut aus der kleinen Wunde von mir gewichen? Fühlst Dus nicht da in meiner Brust hämmern, als wollt es heraus und zu Dir? Wenn Dus nur sagst, um mich zu versuchen, oder weil Du Mitleiden mit mir hast, so geh, und ich will auch Das noch vergessen. Du sollst nicht denken, daß Du mirs schuldig bist, weil Du weißt, was ich um Dich leide."

„Nein," sagte sie fest, und sah von seiner Schulter auf und ihm mit den nassen Augen fest ins Gesicht, „ich liebe Dich, und daß ichs nur sage, ich hab es lange gefürchtet und dagegen getrotzt. Und nun will ich anders werden, denn ich kanns nicht mehr aushalten, Dich nicht anzusehen, wenn Du mir auf der Gasse vorüber kommst. Nun will ich Dich auch küssen," sagte sie, „daß Du Dir sagen kannst, wenn Du wieder in Zweifel sein solltest: Sie hat mich geküßt, und Laurella küßt Keinen, als den sie zum Manne will."

Sie küßte ihn drei Mal und dann machte sie sich los und sagte: „Gute Nacht, mein Liebster! Geh nun schlafen und heile Deine Hand, und geh nicht mit mir, denn ich fürchte mich nicht, vor Keinem als nur vor Dir."

Damit huschte sie durch die Thür und verschwand in den Schatten der Mauer. Er aber sah noch lange durchs Fenster aufs Meer hinaus, über dem alle Sterne zu schwanken schienen.

Als der kleine Padre Curato das nächste Mal aus dem Beichtstuhl kam, in dem Laurella lange gekniet hatte, lächelte er still in sich hinein. „Wer hätte gedacht," sagte er bei sich selbst, „daß Gott sich so schnell dieses wunderlichen Herzens erbarmen würde. Und ich machte mir noch Vorwürfe, daß ich den Dämon Eigensinn nicht härter bedräut hatte. Aber unsere Augen sind kurzsichtig für die Wege des Himmels. Nun so segne sie der Herr und lasse michs erleben, daß mich Laurellas ältester Bube einmal an seines Vaters Statt übers Meer fährt! Ei ei ei! La Rabbiata!"

Fritz Reuter.

Fritz Reuter, geb. am 7. November 1810 zu Stavenhagen, einem Landstädtchen in Mecklenburg-Schwerin, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause unter vielfach anregenden Verhältnissen und manchen originellen Persönlich-

Fritz Reuter

keiten, die ihm später mancherlei Stoff zu seinen Dichtungen lieferten. Im J. 1824 bezog er das Gymnasium in Friedland, später das zu Parchim und 1831 die Universität Rostock, wo er nach dem Willen seines Vaters juristische Vorlesungen besuchte. Später gieng er nach Jena, wo er die Jurisprudenz lässig, desto eifriger Mathematik und Zeichnen betrieb, vornämlich aber sich mit den Angelegenheiten der Burschenschaft beschäftigte. Er verließ zwar die Universität und hielt sich eine Zeit lang in der Heimat auf; als er aber im November 1833 nach Berlin kam, wurde er verhaftet. Während der überaus harten Untersuchungshaft, die ein Jahr dauerte, ob ihm gleich Nichts weiter zur Last gelegt werden konnte, als daß er Mitglied der Jenenser Germania gewesen und „am hellen lichten Tage in den Deutschen Farben umhergegangen sei", brachte der Untersuchungsrichter, Criminalrath Dambach, seine gemeinen Kniffe auch bei ihm in Anwendung, die der Referent von Tschoppe glücklich benutzte, um wegen „Conats des Hochverraths" Todesstrafe zu beantragen, welche das Berliner Kammergericht auch wirklich anwendbar fand. Doch wurde er vom menschenfreundlichen König Friedrich Wilhelm III. zu dreißig Jahren Festungsstrafe begnadigt. Nun wurde er von Festung zu Festung geschleppt; wenn man fand, daß er von einem Festungscommandanten zu mild behandelt wurde, wurde er auf eine andere gebracht, wo er oft auf die niedrigste Art gequält wurde. Obgleich Reuter kein Preuße war, ob er gleich das „greuliche Verbrechen" nicht in Preußen begangen hatte, wurde er doch erst auf persönliches Drängen des Großherzogs von Mecklenburg an seine Regierung ausgeliefert, aber nur unter der Bedingung, daß er auch in seinem Vaterland in Haft bleiben solle und er nur von Friedrich Wilhelm dem Gerechten begnadigt werden dürfe. Dieser starb endlich und bald darauf erhielt Reuter seine Freiheit, nachdem er sieben Jahre lang im Kerker geschmachtet hatte. Ein Versuch, das Studium der Jurisprudenz in Heidelberg wieder aufzunehmen, mißlang, weil er ihr noch weniger Geschmack abgewinnen konnte als früher und er im Gefühl seiner wiedererhaltenen Freiheit das Leben zu genießen suchte. Sein alter Vater berief ihn wieder in die Heimat und er widmete sich nun mit dem größten Eifer der Landwirthschaft, die ihn „gesund machte und ihm frischen Muth in die Adern goß". Nach dem Tode seines Vaters fand er, daß sein Erbe nicht hinreiche, um eine selbstständige Stellung als Landwirth zu gewinnen; er fand (1850) eine solche in der kleinen Stadt Treptow in Pommern, wo er Unterricht um zwei Groschen die Stunde ertheilte. Zur Erholung schrieb er des Abends plattdeutsche Gedichte in Mecklenburgisch-Vorpommerscher Mundart, die er im J. 1853 unter dem Titel „Läuschen und Rimels" herausgab. Diese und mehrere andere Dichtungen erhielten so großen Beifall, daß er sich entschloß, sich ganz der Poesie zu widmen, weshalb er, um in größere Verhältnisse zu kommen, 1856 nach Neu-Brandenburg in Mecklenburg-Strelitz zog. Seit 1863 wohnte er bei Eisenach in einem geschmackvollen Landhause, von wo er öfters kleinere und größere Reisen machte, im J. 1864 nach Griechenland und Kleinasien. Er st. 12. Juli 1874.

Der Gebrauch der Mundart in Dichtungen ist nur dann gerechtfertigt, wenn sich ihr die Stoffe anschmiegen, d. h. wenn der Dichter nur solche Gegenstände und Verhältnisse behandelt, die der Gegend eigenthümlich sind, in welcher eine Mundart gesprochen wird. Aber unter dieser Beschränkung ist der Gebrauch des Dialekts nicht bloß gerechtfertigt, sondern sogar geboten, weil nur auf diesem Wege die Einheit der Form und des Stoffs im vollkommensten Maße erreicht werden kann. Es würden Reuters Dichtungen schon aus diesem Grunde alle Anerkennung verdienen, wenn sie auch nicht von der seltensten poetischen Kraft und Gestaltungsgabe zeugten, die so bedeutend ist, daß seine Werke sich auch in den Ländern Deutscher Zunge Eingang verschafft haben, in denen das Plattdeutsche nicht verstanden wird. Es können auch Dichter von beschränkter Begabung ein größeres Publikum gewinnen, wenn sie in einer allgemein verständlichen Sprache schreiben, nur ein hohes Talent kann es zwingen, sich mit der fremdartigen Mundart bekannt zu machen. Und ein solches Talent ist Fritz Reuter. Die Märchen erzählen von Menschen, die nach jahrelangem Schlaf nicht älter geworden waren; eine solche Zeit des Schlafs war für Reuter seine lange Gefangenschaft und die darauf folgende Beschäf-

tigung mit der Landwirthschaft; er war zwar körperlich älter, sein Urtheil war reifer geworden, aber seine Phantasie und sein Humor waren so jugendlich frisch geblieben, als ob Zeit und Leiden keinen Einfluß auf ihn gehabt hätten. Und so verbinden sich in seinen Dichtungen die glücklichsten Eigenthümlichkeiten der Jugend mit denen des reiferen Alters. Nur daraus ist es zu erklären, daß ihn seine langen, unverdienten Leiden nicht verbittert haben, daß er sogar mit dem heitersten Humor auf dieselben zurückblicken kann. Wenn Goethe, um einen beinah trivial gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, irgend wo sagt, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein solle, so läßt sich dasselbe auf Reuters Dichtungen anwenden; sie fußen alle auf der Wirklichkeit, seine Personen sowohl als die geschilderten Verhältnisse und Begebenheiten sind wirkliche Personen, wirkliche Verhältnisse und Begebenheiten, aber der Dichter hat die Einen wie die Andern poetisch verklärt, man wird sie überall und doch auch wieder nirgends wiederfinden. Er hat Alles nach der Natur gezeichnet, aber er hat seine Zeichnungen auch mit den geistigen Elementen belebt, die in der Wirklichkeit nicht oder nur unvollkommen zur Erscheinung gelangen.

Der erste Versuch des Dichters „Läuschen un Rimels" (Anklam 1853, 9. Aufl. 1866. Neue Folge 1858, 6. Aufl. 1866), enthält ergetzliche Anekdoten und Geschichten, die zum Theil nicht neu, aber durch die originelle Darstellung und den kernhaften Humor den Reiz der Neuheit gewinnen. In „De Reis nah Belligen" erzählt der Dichter die Reise einer Bauerngesellschaft nach Belgien, um dort die „Cultur der Welt" und „höhere Wirthschaftsführung" zu lernen. Die Reisenden erfahren allerlei Ungemach und erleben manches Abenteuer, das mit dem heitersten Humor berichtet wird. Daß sie nicht bis Belgien kommen, braucht kaum angemerkt zu werden.

In „Kein Hüsung" (Greifsw. 1856) hat sich der Dichter im Stoff vergriffen; es ist Dies eine Criminalgeschichte, zu welcher er sich wohl durch die Mode hat verleiten lassen. Nur der Anfang ist vortrefflich; die Bedrängnisse eines Liebespaares, das sich nicht heirathen kann, weil es vom Gutsherrn die Erlaubniß zur Niederlassung nicht erhält, und sich doch heirathen muß, wenn das Mädchen nicht mit Schande bestehen soll, sind auf das Glücklichste geschildert. Auch in „Hanne Nüte un de lütte Puddel. Ne Vagel- un Minschengeschichte" (Wismar 1859. 4. Aufl. 1865) spukt das Criminalistische, doch vermag es den sonst vortrefflichen Gehalt nicht herabzudrücken. Hanne Nüte, ein Schmiedegesell, heißt eigentlich Johannes Schnut, und de lütte Puddel, eines armen Häuslers Tochter, heißt eigentlich Friedrike Smidt. Beide lieben sich schon als Kinder, gelangen aber erst nach Besiegung mannigfacher Hindernisse und nach vielen Leiden zur glücklichen Vereinigung. Mit der „Menschengeschichte" ist eine „Vogelgeschichte" verbunden, in welcher des Dichters tiefes Naturgefühl und humoristisches Talent in glänzender Weise erscheint.

So köstlich diese in Reimen abgefaßten Anekdoten, Histörchen und Erzählungen sind, so werden sie doch von den späteren in Prosa geschriebenen Novellen und Romanen übertroffen, in denen sich das ganze Talent des Dichters entfaltet. Die Reihe derselben eröffnen die „Olle Kamellen" (Alte Kamillen), d. h. alte Geschichten. Nicht sehr bedeutend ist die erste „Woans ik tau 'ne Frau kamm", desto gelungener ist die zweite „Ut de Franzosentid", worin der Dichter das übermüthige Treiben der Franzosen in Norddeutschland und den Aufschwung des Deutschen Volks, nachdem es sich lange unter das Joch gebeugt, mit lebendiger Anschaulichkeit darstellt. Er verbirgt dabei weder die häßlichen, noch die komischen Seiten. So ist der Anführer der Franzosen ein Deutscher, ein Westfale, und die guten Bürger von Stavenhagen, wo die Geschichte spielt, benehmen sich bei ihrem Aufstand gar ungeschickt, aber der Westfälische Oberst weiß sich zu entschuldigen, daß er im französischen Heere dient. Als nämlich der Amtshauptmann, ein Studiengenosse von des Obersten Vater, diesem seine französische Uniform vorwirft, sagt er: „Wat dese Unneform anbedröppt, de Sei nich geföllt, ok nich gefallen kann — ik will dat taugewen — so kann ik sei nich dordörch beschimpen, dat ik sei in de Stunn von de Gefohr uttreck. Sei seggen, ik bün en Dütscher, min Vaders Sähn möt en Dütscher sin — Sei hewwen Recht — äwer wenn Sei mi en Verbreken dornt maken willn, dat ik up de anner Sit stah, denn schuwen Sei mi dat nich int Gewissen, sondern minen Landsherrn. As ik Soldat würd, stunn de Kurfürst von Köln in en Verbündniß mit den Kaiser, un as ik vör vir Johren nah Spanien gehn müßt, lag ganz Dütschland mit all sin Fürsten äm tau Fäuten." Und was die Ungeschicklichkeit des Landsturms von Stavenhagen betrifft, so war sie allerdings groß. Schon die Aufstellung war schwer. Im zweiten Glied wollte Keiner stehen; Schuster Deichert nicht, weil Schuster Bank im ersten war; Steuereinnehmer nicht, „wil Wewer Stahl von vören bi't Bajonettfällen em ümmer mit dat verkihrte Enn von de Peik in de korten Rippen fummelt, un dat kunn hei nich verdragen." Endlich waren sie all schön in Reih und Glied, sie marschierten in „an schön Klumpen" aus der Stadt, als sie aber draußen waren, suchte sich Jeder einen trockenen Fußsteig, und sie marschierten Einer hinter dem Andern wie die Gänse in die Gerste. Der Oberbefehlshaber, (der Herr Amtshauptmann), war zum Gehen zu alt, reiten konnte er nicht, daher fuhr er auf einem langen Korbwagen in den Krieg. Als er zu seinen Truppen kam, riefen sie ihm ein Vivat zu, er aber redete sie also an und sagte: „Kinnings! Soldaten sünd wi nich, un Dummheiten worden wi maken; dat schadt äwer nich; wer doräwer lachen will, kannt dauhn. Wi willn äwer uns Schülligkeit dauhn, un de is: wi willen de Franzosen wisen, dat wi up den Platz sünd." — Die Erzählung ist voll der köstlichen Situationen, unter welchen wir unten die mittheilen, worin erzählt wird, daß Mamsell Westphalen dem Uhrmacher Droi, einem in Stavenhagen ansässigen Uhrmacher aus Neuchatel, ihr Zimmer einräumt, weil er nicht mehr nach Hause zurückkehren konnte, wie Dieser im Schlaf gestört wird, weil der „unvernünftige Schlingel" Fritz Sehlmann einen Eisklumpen auf die Decke des

Himmelbettes gethan hatte, um sich an Mamsell Westphalen zu rächen, die ihm eine Ohrfeige gegeben hatte, und wie sich daraus allerlei Ungemach ergab, das um so komischer wirkt, weil es zwar für die davon Betroffenen höchst unangenehm, in der That aber nur lächerlich war. Mit eben so glücklichem Humor und gestaltendem Talent als die Situationen sind die Charaktere gezeichnet; der Bürgermeister und die Bürgermeisterin nebst ihrem Sohne, der Niemand anders ist als der Dichter selbst, der Amtshauptmann Weber, die köstliche Mamsell Westphalen, der Müller Voß und sein Knecht Friedrich Schult, von dem Alles überzeugt ist, daß er die Schlacht bei Leipzig gewonnen habe; denn er habe den Schlachtplan gemacht, den Blücher nur ausgeführt habe.

Unter den übrigen Werken Reuters verdienen noch zwei vorzüglich hervorgehoben zu werden; „Ut mine Festungstid" (Wism. 1860, 4. Aufl. 1864) und „Ut mine Stromtid" (Eb. 1861. III, 5. Aufl. 1865). Im ersten erzählt der Dichter seinen Aufenthalt in den Kerkern und Festungen Preußens und Mecklenburgs mit einer Ruhe und Milde, ja selbst mit Humor, die seinen trefflichen Charakter in das hellste Licht setzt. Aber die Thatsachen, die er berichtet, sind so grauenhaft, die grausamen Quälereien, mit denen man ihn und seine Schicksalsgenossen behandelte, die Rechtsverdrehungen der Richter sind so empörend, daß ein Kritiker mit Recht sagte: „Dies Buch sollte von keinem Deutschen ungelesen bleiben. Denn ein zermalmenderes Gericht über die jammervolle Erbärmlichkeit jener künstlich fabricierten Hochverrathsjustiz ist nie gehalten worden, als es hier in den Formen der naivsten Erzählung und des sonnenhellen Humors geschieht." — „Ut mine Stromtid"*), die größte Schöpfung Reuters, ist keine organisch gegliederte Composition, sondern besteht vielmehr aus einzelnen Bildern, die mehr oder weniger zusammenhängen, hie und da vielleicht sogar als willkürliche Einschiebsel erscheinen, die aber sämmtlich vom großen Talent des Dichters zeugen, mag er wie am Anfang ernste und selbst tragisch berührende Verhältnisse darstellen, oder idyllische Zustände zeichnen, oder die ergetzlichsten Einfälle seines Humors vorführen. Und alle diese höchst mannigfaltigen Situationen hängen mit den Charakteren der Personen aufs Innigste zusammen, in denen sich die glücklichste Gestaltungsgabe kundgiebt. Denn alle sind von der lebensvollsten Individualität, alle fesseln durch die Wahrheit ihrer Erscheinung, die um so mehr zu bewundern ist, als die Zahl der Personen reich ist und doch keine der andern ähnlich sieht. Sie charakterisieren sich schon durch ihre Sprache, die meisten sprechen ihr Plattdeutsch, einzelne Hochdeutsch, weil sie einer höhern Bildungsstufe angehören, und Einer, „Unkel Bräsig", hat sich eine eigene aus Platt- und Hochdeutsch originell gemischte Sprache gebildet, die ihm vortrefflich steht, weil er eben nur einen Anflug von höherer Bildung hat, auf dieselbe aber stolz ist. Wenn wir den Dichter wegen dieser Vermischung der Sprachen loben, so stehen wir keineswegs in Widerspruch mit früheren Aeußerungen. Bei Bitzius ist es der Dichter selbst, der den Dialekt in die hochdeutsche Sprache mischt und dadurch seinen unkünstlerischen Sinn verräth, hier ist es eine Person der Dichtung, die eben dadurch charakteristisch gezeichnet wird.

*) Strom bedeutet einen Pachter, einen Oekonomen.

Aus „Ut de Franzosentid".

As sei all rut sünd, dunn wutscht wat ähwer den Gang, wo de Nachtlamp brennt, in Mamsell Westfalen ehr Stuw herin, dat is de Spitzbauben-Jung, de Fritz Sahlmann, un hett unnern Arm en groten Klumpen Is, as en Hauttöppel grot, un as 'ne Katt springt hei up de Beddlad von Mamsell Westfalen ehr grot Gardinenkutsch in de Höcht und legt den Isklumpen baben up den Himmel von dat Beddgestell un seggt tau sik: „Täuw, Du olle Racker! Dit is för de Mulschellen, de if kregen heww; dit fall di de upstigende Hitz woll kühlen," un dormit wutscht hei wedder rut ut de Dör.

Herr Droi kümmt nu ok wedder rin, treckt sik ut, leggt „la grang Nationg" vör't Bedd up den Staul, pust dat Licht ut un leggt sik dal, reckt sik in dat schöne, weike Bedd lang ut un seggt: „Ah! Szeh bong!" horkt nu up den Strom buten un up den Regen, wo de dal gütt, un up dat Resonniren von de beiden Franzosen nebenan, doch endlich hürt dat Szackeriren up, un Herr Droi is grad so twischen Slapen und Waken, dunn geiht dat: tap — tap — tap. „Haha," denkt Herr Droi up Französisch, „dat is dor Späuk hir nebenan!" un horkt nu, wat sin Landslüd woll dortau seggen warden. De liggen ganz still; ähwer tap — tap — tap geiht dat ruhig wider, un nu is dat Herr Droin, as wenndt in sin Stuw is. Jo, in sin Stuw is't, und wenn't in sin Stuw' is, denn is't in de Dör rinne kamen, wo süll't süs rin kamen sin? Hei grippt also nah einen van sin Schauh un smitt nah de Dör hen; bautz! to de Schauh gegen de Dör, un up den Gang bullert dat, as wenn't Gewitter inslagen hadd. De Franzosen nebenan fangen an sik tau rögen un reden mit enanner. Bald is dat indeß wedder still; ähwer tap — tap geiht dat wedder dicht bi Herr Droin sin Bedd. Herr Droi richt sik in Gn'n un bögt sik vöräwer, üm beter hüren tau känen, — klatsch! — föllt em en Druppen up den kahlen Kopp — un klatsch! — noch ein up de krumme Näs, un as hei vör sik hengrippt, dunn fäuhlt hei, dat sin Aewerbedd so bi Lütten anfangt dörchtauweiken. „Diangter!" seggt hei, „dat Dack is nich dicht, un dat leckt dörch den Bähn. Wat nu?" Hei verföllt natürlich glik up dat vernünftigste Mittel, up wat en Minsch in sön Umstän'n verfallen kann, hei will mit sin Bedd ümtrecken; hei steiht also up un fangt mit de olle swere Beddlad t' Ens den Kopp an tau schurren, denkt ähwer nich an den Franzosen sin Kaskett un Säbel, de in de Eck stahn, un — hest nich geseihn — schurrt dat an de Wand entlang und klappert un rummelt up den Fautbodden dal. Herr Droi verfirt sik nich flicht un steiht un horkt, un — richtig! — de beiden Franzosen sünd upwakt von den Spektakel un schellen un futern. Hei denkt ähwer, dat mag jo woll hulpen hewwn, un krüggt in't Bedd. Nu was de oll Isklumpen ähwer all schön dörchhäut un dat pirrt natürlich in dat Bett herin; hei liggt 'ne Wiel, ähwer dat löppt ümmer büller, bat ward em all so käuhlhaftig, bat Water sleiht all dörch, un hei denkt — natürlich up Französisch —: „Nu slapen s' woll. Wenn Du dat Fauten'n nu so nahbringen künnst, denn muggst du jo woll von de Leck loskamen;" steiht up un rückt dat Fauten'n los, — bautz! — föllt sin Obergewehr de Wand entlang up den Fautboden, un hett dat erst nich knallt, denn knallt dat nu.

Dor stunn nu de arm Uhrkenmaker und bet sik up de Lipp un kaut sik up de Nägel un höll de Luft an, as wenn sin Athenhalen de Franzosen upwecken künn, de nebenan

all ludhalf' schimpten un schandirten un „Szilangz!" reren, un an de Wand kloppten. „Kô fährt?" sâd hei up Franzôsisch vôr sik hen. „De irste Noth môt kihrt warden, as dat oll Wiw sâd, dunn slog f' den Backeltrog intwei un makt dat Sürwater dormit heit," frog in dat Bedd un sâd: „Gott sei Dank! Nu bun ik ut de Leck." Hei was âwer ut den Regen in de Drupp kamen, denn — strull! — gôt dat runner von den Bâhn — strull! — gôt dat in dat Bedd herin. Em würd ganz kolt un waterig tau Maud', as wir hei 'ne Pogg in Frühjahrstid. — Dat hülp em Allens nich, hei müßt wedder rut und müßt wedder ümtrecken; âwer lising, dat hei nicks ümstôten bed. Hei treckt in de ein Eck, dor was't doch vôrher drög west, hei treckt in de anner Eck, dor was't doch ok drög west, und so führt hei de schône lange Nacht mit de Gardinenkutsch in de Stuw ümmer rund herüm, lising, ganz lising, âwer wo hei henkamm, was ok de Leck.

So stunn hei denn nu in 'n blanken Hemd midden in de Stuw' un sünn un sünn, wo dit woll wir, un wo dat well wir, un slog sik endlich up Franzôsisch mit de Hand vôr'n Kopp un sâd: „If Schapskopp!" denn em was en Licht umpgahn. Dat heit in 'n Kopp, denn in de Stuw' was't düster, un Licht müßt hei doch hewwen. Hei ilek sik also lising rut up den Gang un — richtig! dor brennt ok de Lamp noch; hei stek sin Licht an, gung trügg, lücht nah den Bedhimmel rup, sach dor wat haben liggen, sâd: „Ah Cannalje!" steg up de Beddlad, kunnt awer nich langen. Hei reckt sik nah Mâglichkeit un grawwelt up den Isklumpen rüm, de was âwer tau gliwwerig, hei let sik nich faten. Parblôh! Einen halwen Toll länger! Hei leggt sik mit aller Gewalt in't Geschirr — knack! seggt de Himmel, un Himmel un Isklumpen un Droi, Allens föllt gegen de Franzosen ehr Wand, un dor liggt Herr Droi unner de unschülligen witten Gardinen un ampelt mit de nakten Beinen in de Luft herüm, as künnen de vertellen, wo ehren Herrn tau Maud' was.

Mit einmal geiht de Dôr up, un herinne kümmt de franzôsische Oberst un hett sik gegen de Verküllung 'ne rode wullin' klinnen Beddeck ümnamen un hôllt 'ne dunwelt lôpig Pistol vôr sik hen, un achter em steiht mit en blanken Degen un fûs noch mit allerlei Blanks sin Adjudant. Herr Droi rappelt sik ut den Himmel rut, stülpt sik de Borenmütz up den Kopp, richt sik steidel in Gn'n, leggt de Hand an de Mütz un seggt: „Bong Swar, mong Colonnel!" — De Oberst, de kikt em an, de Adjudant kikt den Obersten an, sei hüren, dat sei mit en Franzosen tau dauhn hewwen, sei seihn de swarten Stifeletten un de ganze „grang Nation" vôr dat Bedd liggen, sei seihn Obergewehr un Unnergewehr, un — wat büller is as bull — sei seihn den Sâbel un den Pirdswanz von den Schassür. Wat heit dit? un wat sall dit? — Herr Droi stammert up sine Ort wat taurecht, Herr Droi fangt an von Marengo un Jena tau vertellen, Herr Droi fangt an tau leigen, Herr Droi lüggt wunderschön, man schad, sei glôwen em nich. In de Stuw' un up den Gang ward dat en Höllenlarm, de Oberst schellt Herr Droi für en Dissentür un en Maredür, de Adjudant röppt âwer de Ordonnanzen; de Ordonnanzen störten von de ein Sid von den Gang in Hast un korten Tüg' vôr, as wie wer in't Water follen un sei wullen em nachspringen, ahn sik de Hosen natt tau maken; von de anner Si drückt Mamsell Westfalen mit dat Stubenmâken un de Kâksch vôr un hett 'ne grote Stalllücht in de Hand, fûs âwer man in sihr bedrängten Klednngsumstânn. Sei höllt sik de Hand vôr de Ogen, as wir sei ganz blen'nt von de Stalllücht, un âwer ehr Schuller kickt de Stubendirn un seggt tau de Kâksch: „Herre Je, doch! kik Korlin . . . ." — „„Schâm Di wat,"" seggt Mamsell Westphalen, „„wat sall sei kiken? Wat hest Du tau kiken? Un wat is hier tau kiken? — Wi sünd hier wegen dat unchristlich Wesen bi Nachtslapentid, un wil dat Herr Droin sin Stimm ut Aengsten un Nöthen tau uns raupen hätt. Un nu dreiht Jug üm!" "— De beiden Dirns un Mamsell Westphalen dreihn sik nu üm un wisen de Franzosen ehr Rüggsid und de Mamsell seggt: „„Herr franzôsche Oberst, wat sall dit? wat is dit? un wat bedütt dit? Wat laten Sei Herr Droin nich in min Stuw ruhig slapen? Dit is en christlich Hus un en ruhig Hus, un so'n Upstand sünd wi hier nich gewennt."" Un set't halw lud vôr sik hentau: „„Ein von't oll Takeltüg ward mi so woll verstohn."" — De franzôsche Oberst kikt sik an, wo hei dor steiht in sin rod Deck, un denn Herr Droin mit de Borenmütz up den Kopp un sinen spirrbeinigen Adjudanten wo bei herümmer hüppen deiht in sinen Iwer, un Mamsell Westphalen ehr breide Achtersid, un dat Ganze kümmt em so nahrsch vôr, dat hei lut anfangt tau lachen, un hei seggt up gaud Dütsch, sei süll man wider reden, hei künn ehr gaud naug verstahn, denn hei wir en Dütscher, hei wir en Westphal. — „„So schriw ik mi ok!"" seggt Mamsell Westphalen. — De Oberst lacht un seggt: „Hei wir blot en Westphal, heiten bed hei von Toll." — Mamsell Westphalen makt en beipen Knix von achter: „„Uem Vergebung tau fragen: sünd Sei villicht 'ne Fründschaft von den Herrn Postmeister un Gastwirth Tollen hir unnen in de Stadt?"" — „Dat nich!" sâd de Oberst; âwer em würd nahgrad friren; de Ordonnanzen süllen bi Herr Droin bliben, denn hei würd woll'n franzôschen Dissentür sin, un sei süllen ok nahforschen, wo de franzôsche Schassür blewen wir, den Sâbel un Kaskett hüren bed. — Herr Droi sung nu wedder an tau leigen, un Mamsell Westphalen schämt sik in sine Seel un dreiht sik in'n Arger rüm un seggt: „Schâmen S' sik Herr Droi, den Lehnstauhl för't Oeller mit Slichtigkeiten tau pulstern, dat giwwt en hart Küssen för't Gewissen. Un schâmen S' sik, Herr Droi, wecke anständig Mannsminsch set't sik irst de Mütz up en treckt sik nahst irst de Hosen an!" Dreiht sik üm, un as sei gewohr ward, dat dat Stubenmâken sik ok ümdreiht hett, giwwt sei ehr en lütten Fuck in de korten Ribben un seggt: „Dumme Dirn!" un makt wedder en beipen Knix von achter un seggt: „Mine Empfehlung, Herr Oberst von Toll!" un marschirt mit de beiden Dirns af. De Annern gungen ok, un bald würd denn Allens still, un de Herr Amtshauptmann hadd kein Ahnung dorvon, wat in sinen Hus passiren bed, denn hei slep den Slap der Gerechten.

Joseph Victor Scheffel.

Wie ein Sprach- oder Geschichtsforscher hatte Joseph Victor Scheffel manche Bibliothek durchstöbert, manchen gedruckten und geschriebenen Folianten gelesen, theologische und historische Werke, alte Chroniken und Jahrzeitbücher, Legenden und Biographien der Heiligen und Märtyrer; er hatte sich daraus alles Merkwürdige, historische Züge und Anekdoten, Sitten und Gebräuche angemerkt und es hätte sich aus diesen Studien ein sehr gelehrtes Buch bilden lassen, aber er konnte es nicht. Denn wie in jenem alten Puppenspiele oder Märchen aus allen Winkeln Köpfe, Hände, Füße, Arme, Beine hervorspringen und sich zu Körpern vereinigen, so bildeten sich alle die Züge, Anekdoten, Bemerkungen, die er in seinen Heften aufgesammelt hatte, zu Gestalten, die nur darauf warteten, von ihm belebt zu werden; und er belebte sie und so entstand sein „Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" (Fr. 1855, 22. Aufl. 1877), worin der Dichter das vollständigste Gemälde der damali-

gen Zeit mit besonderer Rücksicht auf die Gauen dies- und jenseits des Rheins vom Schwarzwald an bis zu den Appenzeller Bergen entfaltet. Verdient ein Roman die Bezeichnung „culturhistorisch", so ist es dieser, aber die culturhistorischen Momente sind mit solcher Kunst in die Darstellung der Begebenheiten oder so geschickt in die Charakteristik der Personen verflochten, daß die Absichtlichkeit derselben vollständig verschwindet. In plastisch anschaulicher Gestaltung wird uns das Leben und Treiben in den Klöstern, in den Burgen der Fürsten und in den Hütten des freien Landvolks und der Leibeigenen geschildert; es wird von den Einfällen der Hunnen (Ungarn), von ihrer eigenthümlichen Kampfesweise und ihren Sitten berichtet; überhaupt bleibt kein Verhältniß, keine Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit unberührt. Wir sehen die Mönche in ihren gottesdienstlichen Uebungen, in ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen, aber auch gewaffnet gegen die Hunnen tapfer kämpfend. Das Volk erscheint als christlich-gläubig, aber zugleich auch dem heidnischen Götzendienst zugethan, sinnlich heidnische Gebräuche und Feste feiernd. Auch die allgemeinen Zustände des Deutschen Reiches werden, wenn auch nur vorübergehend, beleuchtet.

Die Geschichte ist einfach: Hadwiga, die regierende Herzogin in Schwaben, Wittwe des alten Herzogs Burkard, noch jung und schön, energischen und stolzen Charakters, lernt bei einem Besuch im Kloster St. Gallen den Mönch Ekkehard kennen und lieb gewinnen. Sie hatte nämlich als Schutzherrin der Abtei Eingang in dieselbe verlangt; der Abt wagte nicht, die mächtige Herzogin zurückzuweisen und doch durfte nach der Regel des heiligen Benedikt keine Frau die Schwelle des Klosters betreten. Da riß ihn der junge und gelehrte Mönch Ekkehard aus der Verlegenheit, indem er den Rath ertheilte, die Herzogin über die Schwelle zu tragen. Er selbst erhielt den Auftrag Dieß auszuführen, und die Herzogin ließ sich gern von dem schönen jungen Mann in die Arme schließen. Als sie in wiederholten Unterredungen den edlen Sinn und die Gelehrsamkeit Ekkehards kennen lernte, erbat sie sich denselben auf ihre Burg Hohentwiel, um von ihm in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden. Die Neigung, welche die Herzogin schon bei ihrem Besuch im Kloster zum liebenswürdigen Ekkehard gefaßt hatte, entwickelte sich bei dem nahen Zusammenleben zur innigen Liebe, die der unerfahrene Mönch nicht verstand. Später, als er selbst von Liebe zur hohen Frau erfaßt wurde, und er daher ihre Neigung verstand, suchte er aus Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl Erklärungen auszuweichen, so als ihm die Herzogin zum Kampf gegen die Hunnen das Schlachtschwert ihres verstorbenen Gemahls überreichte. Diese Kälte mußte die Herzogin verletzen, ihre Liebe verwandelte sich in Geringschätzung und Haß. Aber je mehr sie ihn jetzt zurückstieß, desto mächtiger wurde seine eigene Leidenschaft, so daß, als er einst zufällig mit ihr in der Burgkapelle zusammentraf, er alle Besinnung verlor, sie stürmisch an seine Brust riß und mit Küssen überschüttete. Er wurde dabei von feindlich gesinnten Mönchen überrascht, die ihm mit den härtesten Strafen drohten und ihn bis zum Tage des Gerichts einsperrten. Da erbarmte sich die Griechin Praxedis, die seit vielen Jahren bei der Herzogin wohnte, des Unglücklichen, und verhalf ihm zur Flucht. Er kam auf derselben in das Land Appenzell, wo er im Wildkirchlein als Einsiedler lebte, die verlorene Ruhe wieder gewann, und das schöne Gedicht Waltharius aus der Deutschen Heldensage in Lateinischer Sprache schrieb, von welchem der Dichter eine vortreffliche Uebersetzung giebt. Als der Winter anbrach, verließ Ekkehard seine Einsiedelei, aber man erfuhr nicht, wohin er sich gewendet. Nur so viel wurde bekannt, daß er bei Hohentwiel vorüberging und sein der Herzogin gewidmetes Waltarilied mit einem Pfeil in die Burg schoß.

So einfach die Geschichte ist, so reich ist die Ausführung, die mit großer Klarheit fortschreitet und immer lebendigeres Interesse erregt. Die Charaktere sind mit psychologischer Schärfe gezeichnet und durch ihre Reden und Handlungen zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht. Außer den beiden Hauptpersonen, deren Eigenthümlichkeit schon aus der kurzen Skizze hervorgeht, die wir eben mitgetheilt haben, nehmen noch mehrere Personen vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Zunächst tritt uns die Griechin Praxedis entgegen, deren orientalische Sinnlichkeit und heitere Gemüthsstimmung den schönsten Kontrast zur stolzen und bei innerer Glut doch äußerlich kalten Herzogin bildet. Praxedis erkennt die Neigung der Herrin und ist bestrebt, dem blöden Mönch die Augen zu öffnen, ohne die Herzogin bloß zu stellen; sie zeigt ihm mit weiblichem Scharfsinn den besten Rath, den er befolgt, ohne dessen Zweck zu begreifen. Ueberall erscheint sie als mild und wohlthätig, überall nimmt sie sich der Unglücklichen an. Das humoristische Element vertreten der frische Leutpriester Moengall und Spazzo, der Kämmerer der Herzogin. Beide hassen die Pfaffen und deren Ränke, Beide sind lebensfroh, Beide kämpfen wacker gegen die Hunnen, Moengall als ein halbwilder Höhlenbewohner mit der Keule, Spazzo als ein im Waffenhandwerk geübter Ritter mit Speer und Schwert. Das echt pfäffische Wesen repräsentiert der Kellermeister des Klosters Reichenau, der den armen Ekkehard mit aller Nachsucht verfolgt, deren ein Mönch fähig ist, der Alles für erlaubt hält, was heimlich geschieht, dagegen unerbittlich streng gegen Das ist, was in Gegenwart Anderer gethan wird. Trefflich gezeichnet sind ferner der mysteriöse Alte in der Haidenhöhle, der sich als der abgesetzte Kaiser Karl der Dicke zu erkennen giebt, dann der blödsinnige Mönch Heribald, der Klosterschüler Burkhard, der gefangene und hierauf getaufte Hunne Kappen, die beiden Anführer der Hunnen, das Haideblümlein Erica, die während des Kampfes auf Moengall einen so mächtigen Eindruck macht, der Wächter Romeias mit seiner rauhen aber tiefen Liebe zur schönen Griechin, die Waldfrau, die Einsiedlerin Wiborada und wie die Andern alle heißen. Nicht zu vergessen sind die leibeigenen Kinder Audifax und Hadumoth, deren Liebe und Geschick eine höchst anziehende Episode bildet.

Auch in den Schilderungen ist Scheffel ein Meister; wir erwähnen nur die Darstellung des Klosterlebens in St. Gallen und in Rei-

chenau, die Beschreibung des Hunnenzugs und der Hunnenschlacht, die Schilderung des idyllischen Hirtenlebens in Appenzell, so wie die herrlichen Schilderungen der verschiedenen Gegenden, in die uns der Dichter führt, und die so glücklich in die Geschichte verwebt sind, daß sie epische Gestaltung gewinnen. Noch erwähnen wir die reiche und gewandte Sprache, welche ein alterthümliches Gepräge hat und sich doch von dem jetzigen Sprachgebrauch nicht zu entfernen scheint.

Aus „Ekkehard".

Jetzo bestieg der Abt seinen ragenden Steinsitz und sie rathschlagten, was zu thun. Der Fall war schwierig. Ratpert trat auf und wies aus den Aufzeichnungen vergangener Zeit nach, auf welche Art einst dem großen Kaiser Karl ermöglicht worden, in des Klosters Inneres zu kommen. „Damals," sprach er, „ward angenommen, er sei ein Ordensbruder, so lang er in unsern Räumen weile, und Alle thaten, als ob sie ihn nicht kennten; kein Wort ward gesprochen von kaiserlicher Würde und Kriegsthaten oder demüthiger Huldigung, er mußte einherwandeln wie ein Anderer auch, und daß er Deß nicht beleidigt war, ist der Schutzbrief, den er beim Abzug über die Mauern hineinwarf, Zeuge."

Aber damit war das große Bedenken, daß jetzt eine Frau Einlaß begehrte, nicht gelöst. Die strengeren Brüder murrten, und Notker, das Pfefferkorn, sprach: „Sie ist die Wittib jenes Landverwüsters und Klosterschädigers, der den kostbarsten Kelch bei uns als Kriegssteuer erhob und höhnend dazu sagte: Gott ißt nicht und trinkt nicht, was nutzen ihm die gültenen Gefäße? Laßt ihr das Thor geschlossen!"

Das war jedoch dem Abt nicht recht. Er suchte einen Ausweg. Die Berathung ward stürmisch, sie sprachen hin und her. Der Bruder Wolo, da er hörte, daß von einer Frau die Rede, schlich leis von dannen und schloß sich in seine Zelle.

Da hob sich unter den Jüngeren Einer und erbat das Wort.

„Sprechet, Bruder Ekkehard," rief der Abt.

Und das wogende Gemurmel verstummte; Alle hörten den Ekkehard gern. Er war jung an Jahren, von schöner Gestalt, und fesselte Jeden, der ihn schaute, durch sittige Anmuth; dabei weise und beredt, von klug verständigem Rath und ein scharfer Gelehrter. An der Klosterschule lehrte er den Virgilius, und wiewohl in der Ordensregel geschrieben stand: Zum Pförtner soll ein weiser Greis gewählt werden, dem gesetztes Alter das Irrlichtelieren unmöglich macht, damit die Ankommenden mit gutem Bescheid empfangen seien, so waren die Brüder eins, daß er die erforderlichen Eigenschaften besitze und hatten ihm auch das Pförtneramt übertragen.

Ein kaum sichtbares Lächeln war über seinen Lippen gelegen, dieweil die Alten sich stritten. Jetzt erhob er seine Stimme und sprach:

„Die Herzogin in Schwaben ist des Klosters Schirmvogt und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein Mann. Und wenn in unserer Satzung streng geboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze, man kann sie ja darüber tragen."

Da heiterten sich die Stirnen der Alten, als wäre Jedem ein Stein vom Herzen gefallen, beifällig nickten die Capuzen, auch der Abt war des verständigen Wortes nicht unbewegt und sprach:

„Fürwahr, oft offenbart der Herr einem Jüngeren das Dienlichste. Bruder Ekkehard, Ihr seid sanft wie die Taube, aber klug wie die Schlange, so sollt Ihr des eigenen Raths Vollstrecker sein. Wir geben Euch Dispens."

Dem Pförtner schoß das Blut in die Wangen, er verbeugte sich, seinen Gehorsam anzudeuten.

„Und der Herzogin weibliche Begleitung?" frug der Abt weiter. Da wurde der Convent eins, daß für diese auch die freimüthigste Gesetzesauslegung keine Möglichkeit des Eintritts eröffne. Der böse Sindolt aber sprach: „Die mögen indessen zu den Klausnerinnen auf den Irenhügel gehen; wenn des heiligen Gallus Heerde von einer Landplage heimgesucht wird, soll die fromme Wiborad auch einen Theil daran leiden."

Der Abt pflog noch eine lange flüsternde Verhandlung mit Gerold dem Schaffner wegen des Vesperimbisses; dann stieg er von seinem Steinsitz und zog mit der Brüder Schaar den Gästen entgegen. Die waren draußen schon drei Mal um des Klosters Umfriedigung herumgeritten und hatten sich mit Glimpf und Scherz des Wartens Ungeduld vertrieben.

In der Tonweise: **justus germinavit** kamen itzt die eintönigen schweren Klänge des Loblieds auf den heiligen Benedictus aus dem Klosterhof zu den Wartenden gezogen; das schwere Thor knarrte auf, heraus schritt der Abt, paarweise langsamen Ganges der Zug der Brüder, die beiden Reihen erwiederten sich die Strophen des Hymnus.

Dann gab der Abt ein Zeichen, daß der Gesang verstumme. „Wie gehts Euch, Vetter Grale?" rief die Herzogin leichtfertig vom Roß, „hab Euch lange nicht gesehen. Hinket Ihr noch?"

Grale aber sprach ernst: „Es ist besser der Hirt hinke als die Heerde. Vernehmet des Klosters Beschluß."

Und er eröffnete die Bedingung, die sie auf den Eintritt gesetzt. Da sprach Frau Hadwig lächelnd: „So lang ich den Scepter führe in Schwabenland, ist mir ein solcher Vorschlag nicht gemacht worden. Aber Eures Ordens Vorschrift soll von uns kein Leides geschehen; welchem der Brüder habt Ihrs zugewiesen, die Landesherrin über die Schwelle zu tragen?"

Sie ließ ihr funkelnd Auge über die geistliche Heerschaar streifen. Wie sie auf Notker, des Stammlers unheimlich Schwärmerantlitz traf, flüsterte sie leise der Griechin zu: „Möglich, daß wir gleich wieder umkehren!"

Da sprach der Abt: „Das ist des Pförtners Amt, dort steht er."

Frau Hadwig wandte den Blick in der Richtung, die des Abts Zeigefinger wies, gesenkten Hauptes stund Ekkehard; sie erschaute die sinnige Gestalt im rothwangigen Schimmer der Jugend, es war ein langer Blick, mit dem sie über die gedankenbewegten Züge und das wallende gelbliche Haupthaar und die breite Tonsur streifte.

„Wir kehren nicht um!" nickte sie zu ihrer Begleiterin, und bevor der kurzhalsige Kämmerer, der meistentheils den guten Willen und das Zuspätkommen hatte, vom Gaul herab und ihrem Schimmel genaht war, sprang sie anmuthig aus dem Bügel, trat auf den Pförtner zu und sprach: „So thut was Eures Amtes!"

Ekkehard hatte sich auf eine Anrede besonnen und gedachte mit Anwendung tadellosen Lateins die sonderbare Freiheit zu rechtfertigen; aber wie sie stolz und gebietend vor ihm stand, versagte ihm die Stimme und die Rede blieb, wo sie entstanden — in seinen Gedanken. Aber er war unverzagten Muthes und umfaßte mit starkem Arm die Herzogin; Die schmiegte sich vergnüglich an ihren Träger, und lehnte den rechten Arm auf seine Schulter. Fröhlich schritt er unter seiner Bürde über die Schwelle, die kein Frauenfuß berühren durfte, der Abt ihm zur Seite, Kämmerer und Dienstmannen folgten, hoch schwangen die dienenden Knaben ihre Weihrauchfässer, und die Mönche wandelten in gedoppelter Reihe, wie sie gekommen, hinterdrein, die letzten Strophen ihres Loblieds singend.

Es war ein wundersam Bild, wie es vor und nachmals in des Klosters Geschichte nicht wieder vorkam, und ließen

sich von Freunden unnützer Worte an den Mönch, der die Herzogin trug, ersprießliche Bemerkungen anknüpfen über das Verhältniß der Kirche zum Staat in damaligen Zeiten und dessen Aenderung in der Gegenwart. . . . .

Die Naturverständigen sagen, daß durch Annäherung belebender Körper unsichtbar wirkende Kräfte thätig werden, ausströmen, in einander übergehen und seltsamliche Beziehungen herstellen. Das mochte sich auch an der Herzogin und dem Pförtner bewähren; dieweil sie sich in seinen Armen wiegte, gedachte sie leise: „Fürwahr, noch Keinem hat Sankt Benedikts Capuze anmuthiger gesessen, als Diesem", und wie er im kühlen Klostergange seine Bürde mit schüchternem Anstand absetzte, fiel ihm Nichts auf, als daß ihm die Strecke vom Thor bis hierher noch niemals so kurz vorgekommen.

„Ich bin Euch wohl schwer gefallen?" sprach die Herzogin sanft.

„Hohe Herrin, Ihr mögt kecklich sagen, wie da geschrieben steht: Mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht," war seine Erwiederung.

„Ich hätte nicht gedacht," sprach sie darauf, „daß Ihr die Worte der Schrift zu einer Schmeichelrede anwendet. Wie heißet Ihr?"

Er antwortete: „Sie nennen mich Ekkehard."

„Ekkehard ich danke Euch!" sagte die Herzogin mit anmuthvoller Handbewegung.

Er trat zurück an ein Bogenfenster im Kreuzgang und schaute hinaus ins Gärtlein. Wars ein Zufall, daß ihm jetzt der heilige Christophorus vor die Gedanken trat?

Dem däuchte seine Bürde auch leicht, da er anhub, das fremde Kindlein auf starker Schulter über den Strom zu tragen, aber schwer und schwerer senkte sich die Last auf seinen Nacken und preßte ihn hinab in die brausende Flut, tief, tief, daß sein Muth sich neigen wollt zu verzweifeln. . . .

Der Abt hatte einen köstlichen Henkelkrug bringen lassen, damit gieng er selber zum Springquell, füllte ihn und trat vor die Herzogin: „Der Abt soll den Fremden das Wasser darbringen, ihre Hand zu netzen," sprach er, „und sich sammt der ganzen Brüderschaft auch zur Fußwaschung" —

„Wir danken," fiel ihm Frau Hadwig in die Rede. Sie sprachs mit entschiedenem Ton. Indeß hatten zwei der Brüder eine Truhe herabgeholt; sie stand geöffnet im Gang. Drein griff jetzt der Abt, zog eine funkelneue Kutte herfür und sprach: „So ernenne ich nun unseres Klosters erlauchten Schirmvogt zum Mitglied und zugeschriebenen Bruder, und schmück ihn Dessen zum Zeugniß mit des Ordens Gewandung."

Frau Hadwig fügte sich. Leicht bog sie das Knie, da sie die Kutte aus seinen Händen empfieng, sie warf das ungewohnte Kleidungsstück um, es stand ihr gut, faltig wars und weit, wie die Regel besagt: „Der Abt soll ein scharfes Auge haben, daß die Gewänder nicht zu kurz seien für ihre Träger, sondern wohlgemessen."

Reizend sah das lichte Frauenantlitz aus der dunkeln Capuze.

„Für Euch gilt das Gleiche!" rief nun der Abt zu der Herzogin Gefolge. Da hatte der böse Sindolt seine Freude dran, Herrn Spazzo einzukleiden. „Und wißt Ihr auch," raunte er ihm ins Ohr, „was die Kutte für Euch zu bedeuten hat? — Daß Ihr die Gelüste der Welt abschwört und einen mäßigen, armen und keuschen Wandel gelobet für immerdar!"

Herr Spazzo war schon mit dem rechten Arm in das faltige Ordensgewand gefahren, schnell zog er ihn wieder zurück: „Halt ein," zürnte er, „da muß ich Einsprache thun!" Sindolt schlug ein Gelächter auf, da merkte der Kämmerer, es sei so ernst nicht gemeint und sprach: „Bruder, Ihr seid ein Schalk."

Bald prangten auch die Gefolgsmänner im Schmuck des Ordenskleides, Manchem der neu erschaffenen Mönche hieng der lange Bart ordnungswidrig bis an den Gürtel, und das sittige Niederschlagen des Blicks gelang noch nicht ganz nach Vorschrift.

Der Abt geleitete seine Gäste zuerst zur Kirche.

Melchior Meyr.

Es giebt Dichter, deren Werke uns erfreuen, während ihre eigene Persönlichkeit uns gleichgültig bleibt; Melchior Meyr gehört zu Denen, welche wir bei Betrachtung ihrer Dichtungen auch persönlich liebgewinnen, weil uns aus denselben nicht bloß ein großes Talent, sondern auch ein edler Charakter entgegentritt. Wir freuen uns über die tief sittliche und auf lebendiger Ueberzeugung beruhende religiöse Haltung seiner Dichtungen. Was er von dem eben so liebenswürdigen als ehrenwerthen Pfarrer in der Erzählung „Ludwig und Annemarie" sagt, läßt sich auch auf ihn selbst anwenden. „Der Glaube an die Grundlehren der evangelischen Kirche war bei ihm ein Trieb und eine Forderung des Herzens, aber sein Christenthum war liebevoller, freundlicher Art." Wir freuen uns aber auch über seine nationale Gesinnung, über seine Begeisterung für das Gesammtvaterland, über seine, wir möchten sagen, kindliche Liebe zu seiner besondern Heimat, die er uns in so manchen trefflichen Erzählungen zu lebendiger Anschaulichkeit zu bringen weiß, Erzählungen, die von reicher Phantasie und glücklicher Erfindungsgabe, von tiefer Beobachtung und Menschenkenntniß zeugen und in einer schön abgerundeten Form, in einer wohllautenden Sprache dargestellt sind. Auch er gebraucht den Dialekt, wofür er einen gewichtigen Grund angiebt. „Bei gewissen Gegenständen," sagt er, „ist die Mundart für den geistigen Menschen, was die Landestracht für den leiblichen." Dieß zugegeben, scheint uns doch, daß Das, was man dadurch erreicht, der Aufopferung der Einheit der Darstellung nicht werth ist, und zwar um so weniger, als das geistige Leben des besondern Volksstamms eben so vollkommen in reiner hochdeutscher Sprache dargestellt werden kann, wie es der Dichter selbst in seinen meisten Erzählungen bewiesen hat. Will man aber vorzügliches Gewicht auf die eigenthümliche Sprache legen, so hat man kein anderes Mittel, um Dieß mit der künstlerischen Einheit zu verbinden, als daß man wie Reuter Alles in der Mundart schreibe, was übrigens auch den weiteren Vortheil gewährt, daß nicht bloß die Gespräche, auf welche sich der Gebrauch der Mundart meist beschränkt, sondern daß sich auch die epische Erzählung im Geiste des Volksstamms bewegen muß.

Melchior Meyr machte sich im Gebiete der Prosadichtung zunächst durch seine „Erzählungen aus dem Ries" (Berlin 1856) und „Neue Erzählungen aus dem Ries" (Eb. 1860) bekannt, die durch ihre Vortrefflichkeit bald die allgemeinste Anerkennung fanden. In der That gehören sie zu den besten Dorfgeschichten, sowohl durch ihren geistigen Gehalt als durch ihre schöne Form. Die erste Sammlung besteht aus drei Erzählungen, welche sich

an Tüchtigkeit so gleich stehen, daß man keiner den Vorzug zu geben wüßte. Alle beruhen auf glücklicher Erfindung, in allen erkennt man den künstlerisch bildenden Dichter, der alle Begebenheiten mit sicherer Hand motiviert und die Charaktere individuell gestaltet. In der ersten Erzählung „Ludwig und Annemarie" bildet der Conflikt zwischen einem reichen Bauern und seinem Sohn Ludwig den Mittelpunkt. Dieser liebt ein treffliches Mädchen von wenigem Vermögen, weshalb der Vater seine Einwilligung zur Verbindung der Liebenden hartnäckig versagt, denn der Sohn soll nicht unter seinem Stande heirathen, vielmehr soll dieser die Tochter eines reichen Hofbesitzers nehmen, mit deren Vater schon von Ludwigs Eltern vorläufige Abrede getroffen worden ist. Aber der Sohn will die Geliebte nicht aufgeben, er verläßt lieber das väterliche Haus und verdingt sich als Knecht bei einem verwandten Bauern in einem andern Dorf, wo er aber die übelste Behandlung erfährt, die er lang geduldig erträgt, bis er endlich einmal so verletzt wird, daß er den Dienst verläßt und entschlossen ist, nach Augsburg zu gehen. Doch läßt er sich durch einen Brief des Pfarrers seines Heimatdorfes bewegen, zu seinen Eltern zurückzukehren und nun gelingt es ihm endlich, durch seine Treue und Beständigkeit die Einwilligung seines Vaters zur Verbindung mit der Geliebten zu erlangen, denn es hatte Dieser die ganze Trefflichkeit und uneigennützige Liebe des edlen Mädchens kennen gelernt. Außer den Hauptpersonen ist der Pfarrer mit dem größten Glück gezeichnet, der bei seiner tiefen Menschenkenntniß und seiner seltenen Klugheit die sämmtlichen Personen zum glücklichen Ende zu leiten weiß, den Vater, den Sohn und dessen geliebte Annemarie. Am Besten zeichnet ihn der alte Bauer. „Sie freuen sich, Herr Pfarrer," sagte er ihm bei der Verlobung, „und haben auch alle Ursache dazu; an dem heutigen Tage sind doch eigentlich Sie schuld." — „Ich?" fragte der Pfarrer. — „Sie", versetzte der Bauer. „Sie mischen sich nicht in Familienangelegenheiten?" (Dieß hatte ihm der Pfarrer nämlich öfters versichert.) „Ja freilich! ungeschickt nicht, aber geschickt." — In der „Lehrersbraut" erzählt der Dichter, wie ein junges Mädchen Christine die treue Liebe eines Verwandten (Hans), der die Wirthschaft ihrer verwittweten Mutter mit Aufopferung leitet, zurückstößt, zuerst wegen eines reichen Bauernsohnes, der sie wegen eines reicheren Mädchens auf Befehl seines Vaters aufgiebt, dann wegen eines Schullehrers, der an ihr verzweifelt, weil sie sich die städtische Bildung nicht anzueignen weiß und sie daher zuletzt so wegwerfend behandelt, daß sie sich von ihm wendet. Um dem Spott in ihrem Dorf zu entgehen, verdingt sie sich als Magd bei einem reichen Bauern in einem andern Ort, der wegen seiner Härte gegen seine Dienstboten berüchtigt ist. Aber sie fügt sich in Alles und weiß dadurch die Achtung Aller so zu gewinnen, daß sie die lockendsten Heirathsanträge erhält. Aber sie ist durch die Erfahrung klug und verständig geworden; sie hat einsehen lernen, daß nur wahre Liebe und Treue in der Ehe glücklich machen kann. Sie schlägt deshalb selbst die Hand eines reichen Bauernsohnes aus. Hans, der es erfährt, erkennt die Wandelung, die mit ihr vorgegangen, er vergißt alle Unbill, die er von ihr erfahren und führt sie als Frau in das Haus ihrer Mutter zurück. — Wie die zwei erwähnten Erzählungen ist auch die dritte „Ende gut, Alles gut" durch die feine Charakteristik der Personen, die glückliche Motivierung der Begebenheiten ausgezeichnet. Michel, ein großer und starker Bauernbursche, tüchtig in der Arbeit, wegen seiner Stärke gefürchtet, aber wegen seiner Gutmüthigkeit geliebt, ist zum großen Verdruß seiner Mutter in Allem ungeschickt, was den Mädchen gefällt; er kann nicht tanzen, hat keine liebenswürdigen Manieren, weiß sich nicht angenehm zu unterhalten, und hat überhaupt keine Neigung für das schöne Geschlecht. Endlich gewinnt Grete seine Liebe; auch sie ist ihm zugethan, aber so oft sie ihm auch Gelegenheit giebt, sich zu erklären, kann sich kein festes Band knüpfen, vielmehr entstehen allerlei Zerwürfnisse und Verdrießlichkeiten, bis er endlich beim Tanz seine Geliebte durch seine Stärke erobert.

In den „Neuen Erzählungen aus dem Ries" ist „Regine" tragisch und doch wohlthuend. Der Charakter der Heldin mit ihrer Liebe zu ihrem Manne, die durch kein Verhältniß getrübt, ja nicht einmal durch den Tod gelöst werden kann, (sie bleibt bei der Leiche des Mannes, um von der Krankheit, die ihn hingerafft, ebenfalls befallen zu werden, und ihm so im Tode zu folgen), ist mit den wahrsten Farben geschildert, wie dem Dichter überhaupt die Zeichnung starker weiblicher Charaktere vorzüglich gelingt. Einen glücklichen Gegensatz zu dieser tragischen Erzählung bildet „Der Sieg des Schwachen", in welcher der Dichter beweist, daß er auch Humoristisches zu behandeln weiß. Meisterhaft ist darin durchgeführt, wie der Held, ein ehrsamer Schneider, dem es an Muth fehlt, von Allen, selbst von seinem Vater verhöhnt und mißhandelt wird, endlich sich ermannt, um die Geliebte zu erringen, und zuerst seinen Vater, dann auch allen Denen, die ihn bis dahin verspottet hatten, Achtung einflößt und eben dadurch die Neigung der Geliebten wieder erwirbt. — In den „Novellen" (Stuttg. 1863) zeichnet sich „Die zweite Liebhaberin" durch glückliche Erfindung, feine Ausführung, besonders durch die mit großer Sicherheit durchgeführte Schilderung der verschiedenartigen Charaktere aus. Auch „Verlust und Gewinn" ist von großer Originalität.

„Sie haben," sagt der Schauspieler Hellfeld zum Helden der Novelle „Die zweite Liebhaberin", „einen Hang zu einer gewissen Umständlichkeit in der Entwickelung des Gedankens und eine allzu gründliche Motivierung. Man kann auch zu viel motivieren, werther Herr, ja man kann sogar Etwas zu Tode motivieren." Diese Bemerkung läßt sich auch auf die größeren Romane des Dichters anwenden, namentlich der Vorwurf der zu großen Umständlichkeit. Im Roman „Vier Deutsche" (Stuttg. 1861), der sehr gut angelegt ist und worin der Dichter sein großes Talent und seine Charakteristik von Neuem beurkundet, wird die epische Entwickelung gar zu sehr durch philosophische Exkurse gestört. Die Gespräche sind an sich vortrefflich, und lassen vermuthen, daß der Dichter den gro-

ßen Meister in der dialogischen Form, Plato, zu seinem Vorbilde genommen hat; aber sie hängen mit dem Gang des Romans nur an sehr schwachen Fäden zusammen. Sie würden, wenn sie herausgehoben und selbstständig veröffentlicht wären, als Meisterstücke der Gattung bezeichnet werden können, während sie in Verbindung mit dem epischen Inhalt nur störend eingreifen. Die Handlung spielt in den Jahren 1848 und 1849, deren Verhältnisse anschaulich dargestellt werden, was dem Roman ein höheres Interesse verleiht. Auch die „Ewige Liebe" (Braunschw. 1864. II) bietet einen großen Reichthum an schönen und wahren Gedanken, sowie ein tiefes Verständniß des menschlichen Herzens, die Haltung ist edel und würdig; aber auch hier überwuchert die Reflexion. Wie im vorigen Roman tritt der Dichter zu stark hervor, denn der „Philosoph" ist doch Niemand anders als der Dichter selbst. Bei den Gesprächen über die Unsterblichkeit fällt eine Schwäche der Beweisführung auf. Der Verfasser will nämlich dieselbe, wie früher schon Herder, dadurch aus dem Erfahrungssatz beweisen, daß die Menschheit in stetem Fortschreiten begriffen ist, und daß ihre höchste Vollendung eine Ewigkeit voraussetzt. Dieß beweist aber nur die Unsterblichkeit der Menschheit, nicht des einzelnen Menschen. Denn der Mensch ist jetzt wie vor tausend und abermals tausend Jahren derselbe mit allen seinen guten und bösen Eigenschaften; sein Herz ist noch von den nämlichen Leidenschaften beherrscht wie zur Zeit Adams, er ist noch ganz unverändert derselbe, wie ihn die Dichter des entferntesten Alterthums schildern. Es wäre daher sehr traurig, wenn sich die Unsterblichkeit der Seele nicht besser beweisen ließe. In „Duell und Ehre" (Lpz. 1870) endlich ist es dem Dichter nicht gelungen, uns zu überzeugen, daß der Held nach Verfluß seiner Strafzeit ein zufriedenes, von keiner Reue getrübtes Leben führen konnte. Allerdings war er auf die empörendste Weise von seinem Gegner beleidigt worden, und es ist ganz erklärlich, daß er dadurch alle Haltung verlor; es ist erklärlich, daß er sich zur Wehre setzte, als sein Gegner ihn auch thatsächlich mißhandeln wollte, es ist erklärlich, daß er den Dolch gegen ihn zückte; aber daß er nicht schon nach dem ersten Stoße seine Besinnung wieder gewann, daß er in rasender Wuth immer wieder in die Brust des Feindes stieß, stimmt mit seinem Charakter nicht überein, und eben so wenig, daß er keine Reue über den Mord empfand. Der Gedanke, einen Menschen umgebracht zu haben, und wäre dieser noch so schlecht gewesen, wie es sein Gegner wirklich war, konnte ihn unmöglich zur Ruhe und Zufriedenheit kommen lassen.

Aus „Ludwig und Annemarie".

Die einzige Person unserer Bekanntschaft, welche bei dieser Verwickelung ihre Ruhe behielt, war der Pfarrer. Diese Ruhe war jedoch gegründet auf wahre Theilnahme und auf den Entschluß, Das zu unterstützen, was er für das Bessere hielt. Noch hatte er sich nicht entschieden, wie er eingreifen sollte. Aber er unterrichtete sich fortwährend über die Lage der Dinge und lebte des festen Glaubens, seine Pflicht werde sich ihm deutlich vor Augen stellen, so daß er über sie und über die Art ihrer Erfüllung nicht mehr im Zweifel sein könnte.

Eines Morgens überdachte er eben diese Dinge, als an die Thür seines hellen im obern Stocke gelegenen Studierzimmers geklopft wurde. Auf sein „Herein" erschien Annemarie. Sie sah angegriffen aus, wie wenn sie wenig geschlafen und viel quälende Gedanken gehabt hätte; aber in ihrem ganzen Wesen drückte sich die Ruhe eines gefaßten Entschlusses aus. Nachdem sie mit ernster Anmuth einen Knix gemacht und den Morgengruß gesprochen hatte, sagte sie: „Ich hätt was mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme." — Der alte Herr, innerlich erfreut, erwiederte freundlich: „Nein, mein Kind; sag mir, was Du auf dem Herzen hast!"

Annemarie, durch ihren Vorsatz über die einem jungen Mädchen gewöhnliche Schüchternheit erheben, begann nun mit leisem Erröthen: „Sie wissen, Herr Pfarrer, was es beim Angerbauer gegeben hat und wie ich dabei ins Geschrei gekommen bin. Ich will Ihnen die Geschichte nicht wiedererzählen; sie wird Ihnen bekannt sein — man hat ja so viel darüber gesprochen! Nun hab ich aber dieser Tage gehört, sie sagen beim Angerbauer, ich allein sei an Allem schuld und ich habe den Ludwig verführt. Herr Pfarrer," sagte sie, indem ihr Ton sich verstärkte und ihre Wangen sich höher rötheten, „ich kann Gott zum Zeugen anrufen, daß Das nicht wahr ist! Wir haben uns eben Beide von Anfang an gern gesehen, und — — Sie wissen ja, wies geht, wenn man sich gern sieht und eine Person Einem die liebste ist auf der Welt. Ich hab ihn halt lieb haben müssen, grad wie er mich, und so ists gekommen, daß wir uns endlich gesagt haben, wir wollen nicht von einander lassen und uns treu bleiben, bis wir mit Gottes Hülfe zusammenkommen. Wegen dieses Verspruchs ist Ludwig mit seinem Vater in Streit gerathen und dient jetzt als Knecht. Ich hab das nicht vorausgesehen; aber wenn ichs vorausgesehen, was hätt ich thun können? Ich will Ihnen bloß sagen und wills vor Ihnen beschwören, daß ich ihn nicht verleitet habe. Er hat sich ein Mal seinen Aeltern zu Lieb fremd gegen mich gestellt und mich nicht mehr angesehen, und ich bin ihm zu dieser Zeit nicht nachgegangen, wie Jeder weiß, sondern ich bin ihm ausgewichen. Ich hab ihn nicht wieder gesucht, er hat mich gesucht — Das ist die Wahrheit!"

Der Pfarrer betrachtete theilnehmend das Mädchen, dessen Augen in dem Feuer gerechter Selbstvertheidigung erglänzten, und sagte: „Ich glaube Dir und weiß es, mein Kind." Annemarie, ihn dankbar anschauend, fuhr fort: „Ich hab Das nicht gesagt, als ob ich gar keine Schuld haben wollte. Ich hab jederzeit empfunden, daß es Verdruß geben würde, recht viel Verdruß, und daß die Angerbauersleute recht bös auf mich sein würden. Aber Herr Pfarrer, wenn Sie gesehen hätten, was er noch auf der Nördlinger Messe zu mir gesagt hat, Sie würden mirs gewiß nicht so übel nehmen, daß ich ihm zur Antwort gegeben habe, ich wolle ihm gehören und die Seinige bleiben, so lang ich lebe! — Es ist eben," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „Etwas in uns, das mehr Gewalt hat als unser Wille und unsere Sorgen."

Der Pfarrer nickte mit ernster Miene, die Thatsache zugebend. Dadurch ermuthigt, gieng das Mädchen in ihrer Rede weiter und sagte in liebenswürdigem Selbstgefühl: „Ich wills Ihnen aufrichtig bekennen, Herr Pfarrer: ich denke nicht so gering von mir, sondern halte auch Etwas auf mich. Ich komme von braven Leuten her und glaube, daß ich keiner Familie Schande machen würde. Ich hab Etwas gelernt und bin ein ordentliches Mädchen gewesen mein Leben lang. Da hab ich nun gedacht, wenn ich auch keine Bauerntochter und nicht so reich bin, so bin ich doch Diejenige, mit welcher der Ludwig am Glücklichsten leben würde. Und ich hab gedacht, sein Vater würde Das am

Ende einsehen und nachgeben. Aber" — fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort — „Das ist eben der Gedanke, den ich mir nicht verzeihen kann. Ach, Herr Pfarrer, das Geld ist Alles, und der Stand ist Alles, und die Tugend ist Nichts! Man redet wohl so, als ob die Tugend und die Liebe auch Etwas wären, aber wenns drum und dran kommt, gelten sie doch Nichts. Wenn ein Mädchen keinen Verstand und keine Art hat, aber Geld und Gut, dann ist sie die rechte. Wenn Eine sich aber auf andere Dinge Etwas zu gute thun will und merken läßt, daß diese eben so viel werth sind als Gut und Geld, dann hält man sie für verrückt!" — Ueber ihren Eifer und den letzten starken Ausdruck erröthend, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!"

Der alte Herr lächelte und sagte: „Du hast nicht ganz Unrecht, Annemarie. — Aber nun sage, was begehrst Du von mir? Worin kann ich Dir helfen?" — „Herr Pfarrer," versetzte das Mädchen, indem sie sich augenscheinlich zusammennahm, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen sagen möcht, was ich bei mir ausgemacht habe. Der Ludwig hat mir Lieb und Treu versprochen für alle Zeit. Er hats freiwillig gethan und mirs zugeschworen bei Allem, was heilig ist. Ich könnte also ruhig sein und zusehen, wie der Streit ausgienge. Ich hätte nur mein Versprechen zu halten, wie ichs ihm gegeben hab, und könnte das Andere Gott überlassen. Aber," fuhr sie bewegt fort, „ich will diese Leute nicht ins Unglück bringen, wenn sies dafür nehmen, und ich bilde mir viel zu viel ein, als daß ich mich einer Familie aufnöthigen möchte, die mich nicht haben will. Ich kanns nicht ertragen, Herr Pfarrer, daß Die mich verachten, die ich allezeit lieb und werth gehalten hab, und darum will ich jetzt thun, was ich mit gutem Gewissen thun kann."

Sie hielt ein wenig inne, nahm sich nochmals mit offenbarer Anstrengung zusammen und sagte dann mit einem Tone, dem sie vergebens die erste Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich will dem Ludwig sein Wort zurückgeben, er soll von mir aus frei sein und thun können, was er will. Er soll noch Ein Mal die Wahl haben, ob er mich lassen und seinem Vater nachgeben will oder nicht. Ich will durchaus Nichts dagegen thun und ihm in keiner Art hinderlich sein, wenn er glaubt, daß er mit einer Andern sein Glück findet. Wenn Das ist, dann will ich fortgehen von hier, daß ich ihn nicht mehr seh und er mich nicht mehr. Ich hab einen Vetter bei Stuttgart, der wird mich zu sich nehmen. Ich will Nichts mehr von mir hören lassen, und es soll grad so sein, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre. Ich will für meinen Theil" — — Aber damit war die Kraft des guten Mädchens zu Ende. Ihr Mund zuckte, die Stimme versagte ihr, Thränen waren in ihre Augen gestürzt. Sie gab sich Mühe, das Weinen zu verhindern, und kämpfte sichtlich dagegen an, aber doch rollten ein paar große Tropfen über ihre Wangen. Indem sie ausführte, was gekränkter Stolz und Großmuth sie thun hießen, glühte die heißeste Liebe zu ihrem Ludwig in ihr auf; indem sie den Geliebten freigeben wollte, klammerte sie sich an ihn mit einem schmerzlich innigern Gefühl als je vorher.

Der Pfarrer erkannte Das und sah mit Rührung auf sie, wie sie dastand und ihre Thränen fließen ließ. Er wußte das Herkommen, den Brauch der Welt zu schätzen, denn er kannte die guten Gründe, auf denen er ruht. Er wußte, daß am Besten sich Gleiches zu Gleichem gesellt, daß das gleiche Vermögen und die gleiche Stellung mit dem gleichen Gefühl davon sehr bedeutende Mittel zu einer guten Ehe sind. Aber er wußte auch, daß das Recht der äußern Ordnung seine Grenzen hat, und daß es Dinge giebt, vor welchen sie sich bescheiden zurückstellen muß. Er war nicht rasch gewesen, die Partei des Liebespaares zu nehmen, weil er Fälle kannte, wo das Kind reicher Leute den Aeltern es später Dank wußte, daß sie dem ersten verliebten Drängen nicht nachgegeben. Allein wie er sah, daß er in Annemarie eine wahrhaft gute Natur vor sich hatte, wie ihr Gemüth sich vor ihm enthüllte in seiner ganzen Braxheit und Schönheit, da dachte er erfreut und bewegt: „Die Sitte der Welt mag dies Mal die Segel streichen. Hier ist mehr als sie und ihre Herrlichkeiten. Der Geist und das Gemüth, die sich so erproben, sind mir Bürgen für Alles; und wenn ichs machen kann, sollen sie dies Mal die Oberhand behalten." Er stand auf, trat zu Annemarie und nahm sie väterlich bei der Hand, indem er sagte: „Fasse Dich, gutes Mädchen, Du hast recht gehandelt und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, in welcher Form er Dir auch kommen mag. — Wirst Du Das alles auch Ludwig zu wissen thun?" — „Ja, Herr Pfarrer," antwortete Annemarie, die sich wieder gefaßt hatte. „Ganz das Nämliche, was ich Ihnen gesagt habe, will ich ihm schreiben."

Der alte Herr sah ihr forschend ins Auge und über sein gerührtes Gesicht verbreitete sich ein fast unmerkliches Lächeln. Er glaubte aus der Art, wie das Mädchen diese Antwort gab, schließen zu dürfen, daß der Schritt, den sie that, auch zugleich eine letzte Probe sein sollte für Ludwig, und daß sie die Hoffnung hegte, er werde sie bestehen. Er sagte: „Thu das, mein Kind, und erwarte das Uebrige in Geduld. Hast Du sonst noch Etwas auf dem Herzen?"

„Nein, Herr Pfarrer," erwiederte Annemarie, indem sie sich die letzten stehengebliebenen Thränen von den Wangen wischte. „Ich dank Ihnen, daß Sie mich angehört haben, und bitte Sie nur noch darum, daß Sie dem Angerbauer, wenn Sie ihn treffen, sagen, ich sei nicht das Mädchen, für das er mich hält. Sie, Herr Pfarrer, kennen mich besser, und Das ist mein Trost. Ich dank Ihnen nochmals recht schön für Ihre Güte — ich werde sie immer im Gedächtniß behalten!" — Ihre weichen Züge verklärte, indem sie Dies sagte, ein schönes Bewußtsein und Dankgefühl. Sie machte einen tiefen Knix und verließ die Stube, nachdem sie noch einen Blick inniger Verehrung auf den Pfarrer geworfen.

Dieser sah ihr mit wahrer Freude nach. „Ja, ja," sagte er dann zu sich, „Das ist eine bessere Schwiegertochter für den Angerbauer als Eva; und wenn er nicht ganz verhärtet ist, soll er sie bekommen."

Albert Emil Brachvogel.

Was wir von Albert Emil Brachvogel als Dramatiker geurtheilt haben, müssen wir von ihm als Romanendichter wiederholen: er besitzt ein großes Talent, ist originell, oft sogar genial, er hat eine lebendige Phantasie, ist geistvoll und gedankenreich; aber es fehlt ihm künstlerische Bildung und Mäßigung, daher er oft nur auf Effekt hin arbeitet; er hat keinen geläuterten Geschmack, was an den Trivialitäten zu erkennen ist, die oft das Vortrefflichste verunstalten. Vor Allem fehlt ihm die Kunst der Composition, daher keiner seiner Romane abgerundet ist. Seine Darstellung ist diesem Charakter entsprechend; sie ist höchst ungleich, bald großartig und hinreißend, bald sinkt sie unter die Mittelmäßigkeit herab und ist inkorrekt.

Wenn auch die Wahl seiner Stoffe an sich nicht zu tadeln ist, (es sind meist geniale Menschen, die aus Mangel an sittlicher Kraft zu Grunde gehen), so sind doch die Motive, die ihren Untergang begründen sollen, gewöhnlich nicht glücklich erfunden. Der Held seines ersten Romans „Friedemann Bach" (Berl. 1858. III), der älteste und begabteste von den Söhnen des großen Johann Sebastian Bach, hat eine

auffallende Aehnlichkeit mit dem Helden im Trauerspiel „Narciß", was der Dichter selbst gesteht. „Ich habe," sagte er, im „Narciß" zu schildern versucht, wie ein solcher Charakter ist, in „Friedemann Bach" dagegen, wie Jeder unter ähnlichen Verhältnissen ein ähnlicher Charakter werden kann." Allein Dieß ist nicht richtig; denn Friedemanns Charakter ist nicht erst geworden, sondern er war von Anfang an schon vollkommen so, wie er am Ende erscheint; er hätte daher sagen sollen, wie ein solcher Charakter unter ähnlichen Verhältnissen ein solches Ende nehmen muß. Weil der Grundgedanke fehlerhaft war, mußte auch das Ganze mißlingen, indem der Dichter gleichsam gezwungen wurde, unpassende Motive zu erfinden. Wenn aber die Anlage und die Ausführung im Ganzen, wenn mit Einem Wort die künstlerische Seite verfehlt ist, so tritt dagegen die poetische Begabung des Dichters an zahlreichen Stellen kräftig hervor, unter welchen wir nur die Schilderung der erbärmlichen Wirthschaft am Hofe des Königs August des Starken und den Wettkampf des alten Bach mit dem französischen Virtuosen hervorheben. „Benoni" (Lpz. 1860. III) ist formlos, unklar in den Ideen; die Charaktere sind zu wenig individuell gestaltet und der epische Gang wird durch die politischen Reflexionen allzuhäufig gestört. „Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben" (Lpz. 1861. II) behandelt einen zum Theil wirklichen und selbsterlebten Vorgang. Die Handlung spielt zwar in Deutschland, die Ausführung kann aber den Einfluß des französischen Romans nicht verläugnen. Der leitende Gedanke „Nur drei Dinge bestehen ewig und leiten uns sicher zu Gottes Thron: Treue Liebe, bescheidener Sinn und gute Thaten, alles Uebrige ist eitel" ist mit Talent zur Anschauung gebracht; die Charaktere sind glücklich gezeichnet, aber daß der Stoff sich besser zu einem Drama eigne, hat der Dichter dadurch selbst anerkannt, daß er ihn später dramatisch behandelt hat. — Der folgende Roman: „Ein neuer Falstaff" (Lpz. 1863. III) bietet alle Vorzüge und alle Mängel, die wir oben gezeichnet haben. Ein junger Maler, Carl Pumpel, der sich trotz seines Talents in dem Städtchen Rhodenfließ kaum mit seiner alten Mutter ernähren kann, und der wegen seines Namens und seiner kurzen, unförmlich dicken Gestalt und seines Silenartigen Kopfs überall Lachen und Spott erregt, wird durch einen Freund bei dem reichen Föhrenbach eingeführt, dessen kunstliebende und zartsinnige Tochter Irene sich des Verhöhnten annimmt, so daß er, von ihrer schönen Seele, wie von ihrer hohen Schönheit entzückt, die leidenschaftlichste Liebe zu ihr faßt und ihr seine Liebe zu gestehen wagt, die sie mit Abscheu zurückweist. Dadurch vernichtet, verfällt er in eine schwere Krankheit, von der er sich zwar nach langer Zeit erholt; aber noch ehe er ganz genesen war, stirbt seine Mutter, die ihn mit Aufopferung ihrer Gesundheit gepflegt und an seinem Krankenlager den Keim des Todes eingesogen hatte. Als er nach seiner vollständigen Genesung diesen schmerzlichen Verlust erfahren, verließ er die Heimat und zog in die Residenz, wo ihn ein Italienischer Kunsthändler, Sessa, mit dem er schon früher in Verbindung gekommen war, seine Gemälde reichlich bezahlte. Obgleich dieselben allgemein als meisterhafte Schöpfungen bewundert wurden und sein Ruhm sich weit verbreitete, erlaubte Pumpel doch nicht, daß sein Name genannt wurde, (sie galten als Werke eines Künstlers Bohrer, der als Sonderling einsam lebe). Denn Pumpel hatte durch die schmerzlichen Erfahrungen, die er gemacht, allen Glauben an die Menschheit verloren und er wollte ihr sein besseres Selbst nicht Preis geben. Während er den Morgen seiner Kunst widmete und Meisterwerke schuf, ohne daß es außer dem Kunsthändler und seinem treuen und verschwiegenen Bedienten Jemand ahnte, verbrachte er den Nachmittag und den Abend mit leichtfertigen, zum Theil sitten- und herzlosen Gesellen, und sprach an öffentlichen Orten so unumwunden aus, daß es kein Glück gebe als den sinnlichen Genuß, daß die Selbstsucht die Welt beherrsche und Tugend ein Unding sei, daß er von allen Besseren gehaßt und verachtet wurde. Er wollte für schlecht gelten. So waren zwanzig Jahre verflossen, seit er die Heimat verlassen hatte. Der Ruhm des Malers Bohrer war immer größer, der Ruf des Carl Pumpel war immer schlimmer geworden. Unterdessen hatte Irene den Sohn eines reichen Hamburger geheirathet, einen schlechten Menschen, der sein Vermögen durchbrachte und eines Tags mit dem Reste ihres väterlichen Vermögens in die Fremde zog. Von Allen verlassen, gieng Irene mit ihrer Tochter in die Residenz, wo sie von ihrer Händearbeit lebte, mit Reue an ihr Benehmen gegen den talentvollen Maler denkend. Zufällig erfuhr Dieser, daß sie in der Residenz lebe; er beschloß, sich dadurch an ihr zu rächen, daß er ihr Wohlthaten erweise, ohne sich zu erkennen zu geben. Wenn auch Haß ihn zunächst dazu bewog, so lebte doch noch die Liebe in seinem Herzen, und ob er gleich sich zwingen wollte, den bis dahin von ihm gepredigten Grundsätzen treu zu bleiben, so konnte er es doch nicht durchsetzen; das Bessere siegte in ihm, und die Beiden fanden in ihrer Vereinigung, wenn auch spät, das lang vermißte Glück.

Wenn der Dichter diesen schönen Stoff in einem einzigen Bande dargestellt hätte, statt in dreien, und es wäre keine schwierige Aufgabe gewesen es durchzuführen, wenn er alles Ueberflüssige einfach weggelassen hätte, würde er ein bedeutendes Werk geschaffen haben. Als überflüssig bezeichnen wir die politisch-literarische Einleitung und die häufigen Reflexionen, die allerdings oft geistvoll und neu, manchmal aber sehr gewöhnlich und bisweilen so unpassend sind, daß man nicht begreifen kann, wie der Dichter auf sie verfiel.*) Vor Allem störend aber ist die topographische Beschreibung des Städtchens Rhodenfließ mit allen seinen Gassen und Gäß-

*) So heißt es im fünften Kapitel des zweiten Bandes, nachdem er gesagt, daß selbst das erfahrene Auge selten das Laster unter der brillanten Tünche in seiner ganzen Nichtsnutzigkeit zu erkennen vermöge: „Welch Schauspiel aber muß sich da dem Auge der Allmacht und Allgegenwart darbieten, welches im Raum einer Secunde diese Tausende von Charakteren, mit ihrem Wollen, Sehnen, ihrem Thun und Lassen überblickt! Ihm muß sich ein grenzenloser Stoff darbieten, die Kinder dieser Erde unendlich zu hassen und zu verachten, aber noch mehr, sie — unendlich zu lieben!"

chen, die bis ins Kleinlichste ausgeführte Schilderung der Häuser, ja selbst der einzelnen Zimmer mit allen ihren Möbeln und sonstigen Ausschmückungen. So sind ferner eine Masse Personen eingeführt, die kaum mehr zu bedeuten haben als die stummen Personen in einem Drama, und ob sie gleich unser Interesse keinen Augenblick in Anspruch nehmen, so entläßt er sie doch nicht, ohne des Breiten auszuführen, daß Hans die Grete, Kunz die Kathrine, Michel die Susanne geheirathet habe. Von Mangel an künstlerischem Sinn zeugt ferner, daß viel zu viel berichtet wird, statt es dramatisch lebendig zu vergegenwärtigen. Denken wir uns diese und andere Auswüchse hinweg, denken wir uns, daß in Folge dieser Beschränkung Manches hätte lebendiger dargestellt, Manches besser motiviert werden, manches Geschmacklose hätte wegfallen müssen, so erhalten wir ein Werk, das zu den besten der Gattung gehört. Denn die Charaktere sind mit großer Sicherheit gezeichnet. Wie verehrenswürdig erscheinen die alte Mutter des Malers und der Pfarrer Jochmus, wie liebenswürdig der junge Bildhauer Heine, wie scharf ist Irenens nichtswürdiger Bruder Aloin und ihr eben so nichtswürdiger Gatte geschildert. Vortrefflich sind besonders der Maler und Irene gezeichnet. Das große Talent des Malers und seine durchaus edle Natur sind vortrefflich zur Anschauung gebracht; glücklich ist sein Cynismus, glücklich seine Rückkehr zum äußern Anstand motiviert. Es ist eine großartige Conception, daß der Held zwar durch den ihm von der Geliebten zugefügten Hohn, den Tod seiner Mutter, die Aussichtslosigkeit auf Anerkennung seines Talents gebrochen erscheint, daß er sich in den Strudel der Gemeinheit warf, aber darin nicht untergieng, sondern trotz des Scheines, den er sich gab, durch die immer noch in seinem Herzen lebende Liebe und durch die Kunst den Adel der Gesinnung bewahrte. Irene ist mit großer Zartheit erfaßt, ihr liebenswürdiges Wesen verläugnet sich nur Einen Augenblick, als sie von des Malers plötzlicher Liebeserklärung überrascht wurde; ihre Seelengröße tritt bald wieder hervor, ihre Reue ist nicht erst Folge ihres Unglücks. Wie die Charaktere, so sind die Situationen mit großer Meisterschaft und poetischem Sinn ausgeführt. Wir theilen die Scene mit, in welcher Pumpel zu Irenens Tochter Sophie in Abwesenheit der Mutter kommt, zu deren Verständniß wir nur hinzufügen, daß Sophie in Folge eines Mißverständnisses den Maler für ihren Vater hält und im Glück schwelgt, endlich ihren Vater umarmen zu können, der ihre Mutter verlassen hatte, als sie erst vier Jahre alt war.

Ganz anders als der Maler erscheint der Held in „Schubart und seine Zeitgenossen" (Lpz. 1864. IV), der an der Haltlosigkeit seines Charakters zu Grunde geht. Haben wir den Mangel an künstlerischer Ausführung bei dem vorigen Werke zu tadeln gehabt, so ist dieser Mangel hier in noch weit höherem Grade vorhanden, da dieser Roman eine unerquickliche Vermischung von Geschichte und Poesie ist, was auch von „Beaumarchais" (Jena 1865. IV) gesagt werden muß, in welchem zugleich die widrigsten Abscheulichkeiten gehäuft sind. Der eigentliche Kern des folgenden Romans „William Hogarth" (Berl. 1866. III) ist vortrefflich; doch wird darin zu viel Ungehöriges, zu viel Kunstgeschichtliches eingeschaltet. Die „Bilder aus dem Mittelalter" (Lpz. 1862. II) enthalten manche gute Ansichten; künstlerisch werthvoller sind die „Historischen Novellen" (Eb. 1863—64. IV), unter welchen manche sehr gelungene sind, z. B. diejenige, in welcher geschildert wird, wie sich der große Colbert aus untergeordneten Verhältnissen emporarbeitet, endlich die höchsten Staatsstellen bekleidet und in diesen viel Großartiges schafft.

Aus „Ein neuer Fallstaff".

Ein leises Frösteln lief Pumpel durch die Glieder. Er legte zögernd die Hand auf die Klinke, die Thür gieng fast geräuschlos wie von selbst auf. Unwillkürlich zog er den Hut, trat vorsichtig ein und warf einen scheuen hastigen Blick umher, eh er die Thür schloß. — Er war allein und sah sich lautlos um. — Dort die Arbeit von Mutter und Tochter, die enge gedrückte Stube und die Sauberkeit, Zierlichkeit dabei, am Fenster Irenens die süßduftenden, lieblichen Blumenstöcke, Alles hatte jenen namenlosen Hauch unsichtbaren Frauenreizes, der wie ein Engel ordnend, schützend und behütend durch die stille Stube schwebt. — Ihm ward ganz sonderbar. — Plötzlich erschrak er furchtbar. Sein Blick war auf die Wände gefallen, wo von Altheim die Stiche seiner Bilder hiengen. „Sie weiß, daß ich lebe! Sie weiß, wer ich bin!" flüsterte er und trat näher, um sich von der Wahrheit Dessen zu überzeugen, was er sah. In demselben Augenblick fühlte er sich jubelnd von rückwärts umfangen und ein Stimmchen rief: „Vater, mein lieber, einziger Vater! Hab ich Dich wieder?" Er wendete sich hastig um, und in seinen Armen, ihm lachend und weinend ins Auge blickend, lag ein rosiges Mädchen, das Abbild seiner Irene. Er fühlte eine starke Anwandlung von Ohnmacht. „Aber um Gottes Willen, mein Fräulein, ich bitte Sie! Lassen Sie mich, ich —" und er machte krampfhafte Anstrengungen, sich zu entwinden. „Nein Papa, ich lasse Dich nicht! Du sollst nicht wieder von mir fort! Kennst Du denn Deine Sophie, Dein Kind nicht mehr? Willst Du ihm auch entfliehen? O, vor mir brauchst Du Dich nicht zu fürchten, ich — ich verzeih Dir Alles. Großer Gott, ich hab Dir ja Nichts zu verzeihen. Du guter, einziger Goldvater, Du!" „Sophie?" sagte Pumpel bleich und tonlos: „Sie sind Irenens Kind?" — „Freilich, ja wohl! Du häßlicher, böser Papa, ich bin Mamas Kind und Dein Kind, das Dich wieder hat. Willst Du mich wohl gleich Du nennen, willst Du mich gleich so — so — so — abküssen!?" und damit hieng sie sich an seinen Hals, zog sein Haupt herab und küßte ihn herzhaft. — „Aber so nenne mich doch Du, so küsse mich doch wieder!" rief sie fast weinend. „Mein Gott, na ja!" Und tief erröthend, am ganzen Körper bebend wie Espenlaub, küßte er sie. — „Sie sind ein so unschuldiges, so gutes Kind!" „Du sollst mich Du nennen, oder ich bin bös! Komm, Herzensväterchen, setze Dich, nimm mich auf Deinen Schooß, daß ich Dir so recht aus dem vollen Herzen gerade ins Auge sehen kann!" „Allmächtiger Gott, das geht doch aber nicht, — wenn sie käme!" „Ach Nichts da, es geht wohl! Gönne mir doch die Himmelswonne, daß ich Dich ein Viertelstündchen ganz bei mir haben darf! Mama wird nicht kommen, die ist weit weg und — wenn sie nun auch kommt? Sieh, — ich, Euer Kind will Euch versöhnen! Wir fallen ihr zu Füßen, wir quängeln und quälen wie die Bettelkinder, und — sie muß Dich wieder ganz lieb haben!" — Sophie zog den Dicken auf einen Stuhl, schlang ohne Umstände die Arme um seinen,

Nacken und glitt auf seinen Schooß, ihm selig glühend ins Angesicht schauend. Der Dicke war wie gelähmt! Im Naturzustande äußerster Machtlosigkeit, blutroth werdend und nach Luft schnappend, schlug er wie ein Knabe die Augen zu Boden. — Eine Pause entstand. „Nein, Papa, bist Du aber auch schüchtern?! Zu, zu schüchtern bist Du, Väterchen! Sieh, es mag Dir schwer werden, wiederzukommen! Ach, die bösen, alten Geschichten! — Aber ich weiß ja, daß all die reichen Geschenke von Dir sind, daß Du uns heimlich Alles zusteckst und — und da sollst Du allein, ungetröstet weggehen? Alle Engel segnen die Reue, und ein Engelchen, siehst Du, bin ich, das hilft Dir über allen Schmerz, alle Thränen, allen Jammer dieser Erde hinweg, führt Dich wieder an Mütterchens großes, reines, edles Herz, das Dich liebt, ja heimlich unsäglich liebt, wenn sie auch Deinen Namen nicht nennt! Ja ja ja, Du, — Du blöder Knabe von einem Papa, wir werden Alle noch ganz unmenschlich glücklich!" Pumpel ward todtenbleich und tief erschüttert. „Sie liebt mich? — Irene? — Mädchen!" „Ja wohl, ja gewiß, wenn sies auch noch so heimlich anfängt! Ach, wie oft habe ich sie schon belauscht, wenn sie Dein liebes Bild ansah und ein paar ganz kleine, kleine schelmische Thränchen vergoß. Du weißt doch noch das schöne Bild, wo die Mama als Ritterfräulein abgemalt ist, und Du bist — so eine Steinpuppe! So'n —" „Silen!" — „Ja richtig, Du bist ein Silen!" „Und Das hat sie noch!" rief der Dicke flammend: „Wo, mein Herzenskind, wo?" „Da, hier!" und sie schob rasch den Tisch weg und klappte den Deckel der Kiste auf. „Haha, zuck nur! — Siehst Du wohl? — Wie sollt ich Dich denn nach der langen Zeit erkannt haben, Papa?"

Staunend und sprachlos starrte er sein altes, theures Bild an, sein Meisterstück und sein Elend! „Sie liebt mich doch!" und von seinem Antlitz rannen heiße Thränen. Dann sich aber aufraffend, wie wenn er plötzliche Entdeckung fürchte, ergriff er hastig den Hut. „Ich muß fort, mein einzig Kind, ich muß weg! Jeden Augenblick kann die Mutter kommen, sie darf mich nicht sehen!" „O nicht doch, nicht so rasch! Heut sollst Du und wirst Du sie auch nicht sehen! Im schlimmsten Fall versteck ich Dich! Die Larisch paßt za auf. Du kommst doch bald, bald wieder?"— „Ja, ja wohl, mein liebes Kind!" „Aber wann, Papa, wann?" — „Ich, ich kann es noch nicht genau sagen. — Weiß ich denn, wann Du allein bist, wann ich — o mein Gott!" „Halt ich habs! Weißt Du wohl wie? — Sieh, da am Fenster sitz ich. — Wenn Du vorüber kommst und das Fenster ist leer, dann ist Mama noch da. Hängt aber ein weißes Läppchen am Fenster, dann ist Mama fort und Du kannst kommen! Willst Du?" „Ja, mein Engelskopf, das will ich," und er küßte gerührt ihre Stirn. „Lebe wohl! — Ja, ich, sieh ich bin Dein Vater, ich wills, ich werde es sein! Was mein ist, Alles, Alles sollt ihr haben, und nicht eher will ich ruhig schlafen, bis mein letzter Wille gesichert, meine letzte Arbeit gethan ist, bis ich die Gewißheit habe, daß ihr auch nach meinem Tode versorgt seid! Gott segne Euch Beide!!" Ihm brach die zitternde Stimme und fast das zitternde Herz. Nach einer kurzen Umarmung eilte er fort, hinab, hinaus ins Freie. Ein Miethwagen führte ihn sofort zum Stadtgericht, wo er stehenden Fußes zu Gunsten Irenens und Sophiens testierte. —

Alfred Meißner.

Neben dem Lyrischen, Epischen und Dramatischen, worin Alfred Meißner so Treffliches leistete, wollte er sich auch im Roman versuchen und seine Versuche wurden neue Beweise seines großen poetischen Talents, welches von einem seltenen Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und von tiefer Kenntniß des Lebens und des Menschen mächtig unterstützt wurde, die er am Krankenbett, in gesellschaftlichen Cirkeln und auf Reisen erworben hatte. Seine Romane sind von demselben Geist der Humanität, von dem Haß des politischen und geistlichen Despotismus erfüllt, die seine übrigen Dichtungen beseelen, aber so entschieden seine Ueberzeugung ist, so weiß er in der Entwickelung derselben doch stets eine erfreuliche Mäßigung zu bewahren. Sein Styl ist, was bei den Dichtern, die in Versen zu schreiben gewohnt sind, nicht immer der Fall ist, im Ganzen leicht, fließend und gefällig, er ist glücklich in Schilderungen, die Gespräche sind geistreich und charakteristisch, und um so unangenehmer sind daher die Nachlässigkeiten, die ihm manchmal entschlüpfen. Auch seine Bilder sind oft gesucht und selbst geschmacklos.*)

Meißners erster Roman „Der Pfarrer von Grafenried. Ein deutsches Lebensbild" (Hamb. 1855. II) ragt mehr durch treffliche Einzelnheiten als durch die künstlerische Anlage hervor. Die Handlung umfaßt einen zu großen Zeitraum — sie beginnt mit der Zeit der Julirevolution und endigt mit dem Aufschwung des Jahres 1848 und seinen unmittelbaren Folgen — und die Zeit, welche zwischen den beiden Ereignissen verfließt, bildet eine Lücke, die nicht hinlänglich ausgefüllt ist. Die Conflikte sind glücklich erfunden. Der Held, ein überzeugungsvoller Demokrat, wird von dem Fürsten mit Wohlthaten überhäuft und erfährt zuletzt, daß er dessen Sohn ist, wodurch seine Pflichten gegen den Wohlthäter und Fürsten mit seinen Pflichten gegen das Volk in Widerspruch gerathen. Dieser Wiederspruch zerreißt sein Herz und er macht seinem Leben ein Ende, da er die widersprechenden Pflichten nicht zu versöhnen vermag. Viele Situationen sind meisterhaft ausgeführt, manche sind von großer Zartheit, viele von erschütternder Wirkung. Von weitaus größerer Bedeutung ist „Die Sansara" (Lpz. 1858. IV), ein Roman, der zu den hervorragendsten Erscheinungen der Zeit gehört. Die Composition ist äußerst glücklich; die mannigfaltigen Begebenheiten sind geschickt in einander verflochten, die zahlreichen Personen sind durchaus nothwendig und sie erscheinen, wenn auch oft unerwartet, doch immer zur rechten Zeit, und mehrere, die erst später auftreten und unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich lenken, sind schon in früheren Stellen auf ächt kunstvolle Weise angedeutet. Der Dichter behandelt überhaupt Das, was Goethe „Verzahnungen" nennt, mit großer Meisterschaft. Er führt uns seinen Helden, den Baron Hostiwin, in drei Perioden seiner Entwickelung vor. In der ersten erscheint er als ein herzloser Wüstling, der durch seine körperliche Schönheit und Kraft, seinen Muth, seine feine Bildung, seine

*) Wir führen nur Ein Beispiel an. „Die Stimme der Sängerin," heißt es in der „Sansara" (Bd. 2. Kap. 12) „riß gleichsam die Wände des Zimmers nieder, ließ sie verschwinden und erweiterte das Gemach zu einem von Lichtäther erfüllten, klingenden Saale." Solches verzeiht man allenfalls einem Dichter, der geistreich scheinen will, nicht aber einem, der es ist.

reichen Kenntnisse und mannigfaltigen Talente alle Herzen, namentlich die der Frauen gewinnt, die seinen Verführungskünsten erliegen, sobald er es auf ihre Eroberung abgesehen hat, die er aber mit unbarmherziger Rücksichtslosigkeit wieder verläßt, sobald er ihrer satt ist oder sich ihm eine neue begehrenswerthe Schönheit darbietet. Erst das tragische Ende einer Unglücklichen, die er ihrem Vater und ihrem Bräutigam entführt hatte, macht einen mächtigen Eindruck auf ihn, so daß er in sich geht, sein Vaterland verläßt, um unter anderen Menschen und Verhältnissen ein neues Leben zu beginnen. Auf der Reise lernt er den Fürsten von Plauenburg kennen, der ihn liebgewinnt und ihm seine Lebens- und Leidensgeschichte erzählt, die Eine der schönsten Partien des Romans bildet, eine in sich abgeschlossene und mit tiefem Gefühl ausgeführte Episode, die später mit großem Geschick für die weitere Entwickelung verwendet wird. Der Fürst hatte nämlich noch vor seiner Thronbesteigung die Liebe eines trefflichen Mädchens, der Tochter eines Kaufmanns gewonnen; er hatte sie zwar zu seiner Gemahlin erheben wollen, doch war es so lange nicht möglich, als er noch abhängig war. Da sie schwanger war, schickte er sie nach Freiburg, um sie vor allen Intriguen zu sichern; sie war aber bald nach der Geburt eines Mädchens gestorben. Er ließ das Kind der tief betrauerten Geliebten in die Residenz kommen, wo es von einer Freiin von Klettendorf als ihr eigenes erzogen wurde. Noch hatte er die seitdem zur Jungfrau herangewachsene und durch Schönheit wie durch feine Bildung und Herzensgüte ausgezeichnete Antonie nicht anerkannt; er wollte es thun, sobald er sie anständig verheirathen könne. Allein er verfiel in Italien in eine gefährliche Krankheit; ehe er starb, ließ er seinen Freund Hostiwin kommen, um ihm dieses Geheimniß anzuvertrauen und ihm die nöthige Vollmacht zu ertheilen, damit seine Absicht auch nach seinem Tode erfüllt werde. Allein der Tod ereilte ihn, ehe Dieser ankam. — Der Umgang mit dem edlen Fürsten befestigte Hostiwin in seinen guten Vorsätzen. Als er nach dem Tode des fürstlichen Freundes in die Heimat zurückkehrte, besuchte er den Grafen Ladislaus Milowitsch in Hohensprung, den Neffen des Grafen Demetrius Milowitsch, der sich seit einiger Zeit mit seiner jungen Frau und ihrem Sohne in die Berge Tirols zurückgezogen hatte und dort auf einem alten Schloß von aller Gesellschaft zurückgezogen lebte, und selbst seinen Neffen nebst dessen Frau und Gästen nicht in dem Schloß aufnahm, da dieser vielmehr in einem nahegelegenen Jägerhause wohnen mußte. Hier beginnt die dritte Periode in Hostiwins Leben. Graf Demetrius hatte Antonie von Klettendorf geheirathet, lebte in äußerst glücklicher Ehe mit ihr, besonders als sie ihn, den reichen Majoratsherrn mit einem Sohne beschenkt hatte. Plötzlich erschien Tobias, ein alter Diener des verstorbenen Fürsten von Plauenburg und entdeckte, daß Antonie kein Fräulein von Klettendorf, sondern eine uneheliche Tochter des Fürsten sei. Dieß war ein Donnerschlag für den Grafen. Da nach den Familienstatuten nur Kinder ebenbürtiger Ehen im Majorate folgen konnten, so verlor sein Knabe, den er über Alles liebte, jeden Anspruch auf die Erbfolge, wenn das Verhältniß bekannt wurde. Um ihm dieselbe zu sichern, beschloß er, die Sache geheim zu halten, und um vor jeder Entdeckung gesichert zu sein, zog er sich auf das einsame Schloß Hohensprung zurück. Doch quälte ihn das Bewußtsein, daß er seinem Neffen gegenüber unrecht handle; und so lebte er in beständigem Zwiespalt mit sich selbst, was ihn krankhaft aufregte und ihn unglücklich machte. Antonie, welcher der Betrug zuwider war, drang fortwährend in ihn, das Sachverhältniß bekannt zu machen, konnte ihn aber nicht dazu bewegen. Da sie wußte, daß Hostiwin ihres Vaters Freund gewesen, beschloß sie, ihn zu Rath zu ziehen. Allein der Graf, der diese Beziehung des Barons zum verstorbenen Fürsten ebenfalls kannte, sah Diesen mit Mißtrauen, das sogar in blinde Eifersucht ausartete, als ihm der alte Tobias in Folge eines Gerüchtes mittheilte, daß die Gräfin mit Hostiwin in unerlaubtem Verhältniß lebe. Da ergriff den Unglücklichen die mächtigste Verzweiflung, er floh aus dem Schloß und verbarg sich so gut, daß er trotz aller Nachforschungen nicht aufgefunden werden konnte. Zwar kehrte er nach einiger Zeit zurück; aber er war in Wahnsinn verfallen und er starb bald darauf. Hostiwin nahm sich der unglücklichen Gräfin an; es gelang ihm, die vom Grafen verborgenen Dokumente zu finden, durch welche sie ihre Herkunft und zugleich ihre Ansprüche auf die ihr vom Fürsten ausgesetzte Erbschaft nachweisen konnte. Die edle Natur der Gräfin machte den lebhaftesten Eindruck auf sein Gemüth, und da auch sie in ihm den Freund ihres Vaters ehrte, für seine vielfachen Aufopferungen dankbar war, und endlich seine großen Eigenschaften immer näher kennen lernte, so schlossen sie eine auf gegenseitige Achtung und innige Liebe gegründete Ehe. Hostiwin führte seine Gattin auf das Schloß, das einst Zeuge seines wilden Treibens gewesen und lebte daselbst mit ihr in ungetrübtem Glück. Dieß ist aber die schwache Seite des Romans. Denn es ist undenkbar, daß ein Mann, der eine solche Vergangenheit hatte, wie Hostiwin, der den Tod mehrerer Menschen, die Versunkenheit edler Frauen auf dem Gewissen hatte, Ruhe, Zufriedenheit und ungetrübtes Glück finden konnte. Eben so unglücklich ist der Zug, daß der alte Diener Tobias, der die Gräfin seit ihrer Kindheit kannte und sie wie sein eignes Kind liebte, für die er die größten Opfer gebracht, die härtesten Leiden erduldet hatte, sich durch ein unbestimmtes Gerücht verleiten ließ, Dieselbe der Untreue gegen ihren Gemahl für fähig zu halten und sie bei Diesem anzuklagen.

Von diesen freilich nicht geringen Mängeln abgesehen, ist der Roman nach jeder Seite hin meisterhaft. Er ist reich an bedeutenden und mit poetischem Talent ausgeführten Situationen, reich an trefflichen Schilderungen. Edle und unedle Leidenschaften, überhaupt die mannigfaltigsten Seelenstimmungen, Schmerz, Reue, Verzweiflung, Eifersucht, alle sind mit der lebendigsten Anschaulichkeit und der größten Wahrheit dargestellt. Vor Allem ist die Charakteristik der zahlreichen Personen mit unübertrefflicher Meisterschaft behandelt, alle erscheinen in der lebensvollsten Individualität. Neben Hostiwin,

dessen Eigenthümlichkeit wir schon gezeichnet haben, fesselt zunächst die unglückliche Cäcilia, nebst deren Vater, Bruder und Bräutigam unsere Aufmerksamkeit, so wie der treffliche Maler van Groote mit seiner eben so leidenschaftlichen als edlen Liebe zu Cäcilia. Eben so trefflich ist die feingebildete Sidonie von Kismeny, die durch Hostiwins unseligen Einfluß zur Gemeinheit herabgesunkene Beatrix, die edle und liebenswürdige Antonie gezeichnet, so wie die Frau von Klettendorf, obgleich Dieselbe nur aus den Mittheilungen Anderer bekannt wird. Vortrefflich ist der Mohr Ismael, der treue Diener Hostiwins, mit großer Liebe der unglückliche Maler Petrowsky geschildert, bei welchem der Verfasser wohl an den eben so unglücklichen Dichter Moritz Reich, dessen Nachlaß er herausgab, dachte. Es kann der unselige Einfluß unbändiger Leidenschaft und Eifersucht auf das leicht erregbare Gemüth eines großartigen Künstlers nicht glücklicher zur Anschauung gebracht werden, als es hier geschieht. Noch erwähnen wir der zwei komischen Charaktere, die neben dem Juden David Altschul das heitere Element vertreten. Der Freiherr von Wallmerode ist eine äußerst glücklich durchgeführte Figur. Er hatte die Leidenschaft, anders scheinen zu wollen, als er war. Dem Spiel ergeben, suchte er diesen Hang selbst vor seinen genauesten Freunden zu verbergen, und entdeckte sich auch dann nicht, als er in die größte Noth gerieth und er von ihnen Hülfe hätte erwarten können. Wenn er Nächte lang beim Spiel zugebracht hatte, sollten sie glauben, daß er sich mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt habe, und es gelang ihm stets, diesen Schein zu bewahren, so als er auf Hostiwins Einladung dessen Schloß als Gast bewohnte. Um wieder zu Vermögen zu gelangen, sah er keinen andern Weg, als eine reiche Frau zu heirathen. Zuerst hatte er die Neigung der liebenswürdigen und reichen Wittwe Sidonie von Kismeny zu erwerben gesucht, endlich heirathete er die Tochter des Marchese von Val Madonna. Dieser ist die zweite, aber sehr verschiedene komische Person des Romans. Er ist ein älterer Mann, schon lang verheirathet, der aber immer jung scheinen will und für den freundlichen Blick einer Sängerin oder Tänzerin die größten Summen vergeudet, ja noch größere Thorheiten begeht. Er wird von allen seinen Bekannten verspottet, allein Dieß macht ihn nicht klüger. Das Komische seines Wesens wird noch dadurch erhöht, als es sich zuletzt ergiebt, daß er ein getaufter Deutscher Jude, der Bruder des Wucherers Altschul ist.

Der folgende Roman Meißners „Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte" (Lpz. 1860. II) ist aus dem wohlbegründeten Haß der Grundsätze und der Thätigkeit des Ordens hervorgegangen. Der Dichter hat das Wesen des Jesuitismus mit tiefer Kenntniß dargestellt und lebendig entwickelt, wie verderblich derselbe auf Religion, Staat und Familie wirkt. Die erzählte Begebenheit ist alt, aber leider immer wieder neu. Ein reicher französischer Edelmann wird durch die Intriguen der Jesuiten um sein Vermögen gebracht und zuletzt, um diesen immer noch gefährlichen Zeugen ihrer Verruchtheit unschädlich zu machen, als wahnsinniger Bettler mit einer Suppe vergiftet. — Im Roman „Neuer Adel" (Lpz. 1861. III) ist die Exposition am Gelungensten, dagegen ist die Composition des Ganzen mangelhaft. Wie in den übrigen Werken des Dichters sind aber die Conflikte glücklich erfunden, die Charaktere meisterhaft gezeichnet. — „Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren" (Berl. 1862—63. IV) nebst der Fortsetzung „Babel" (Eb. 1867. IV) schildert die Zustände in Oesterreich nach der Besiegung der Revolution in Oesterreich und Ungarn. Die ganze Erbärmlichkeit der damaligen Politik ist darin getreu und wahr dargestellt, es wird gezeigt, daß sie die der Metternich'schen Zeit noch dadurch an Schmach übertraf, weil sie auf Schwäche beruhte. — Auch die kleineren Erzählungen Meißners verdienen alle Beachtung. Die „Seltsamen Geschichten" (Prag 1860) zeugen von des Dichters Talent für Darstellung sowohl tragischer als komischer Stoffe. Die „Charaktermasken" (Lpz. 1861—63. III) verspotten manche Gebrechen der Zeit mit frischem Humor.

Aus „Die Sansara".

Wallmerode.

Hostiwin hatte es dem Belieben seines Freundes anheim gestellt, sich eine Wohnung im Schlosse zu wählen.

Wallmerode hatte von diesem Antrage einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Ein mittelgroßer Salon, der ein kleines Kabinet zu einer und ein Schlafzimmer zur andern Seite hatte, war Alles, was er nöthig zu haben glaubte. Das Ameublement, von einer einfachen Eleganz, bot keinen besondern Anblick dar.

Dieses gewöhnliche Aussehen hatte sich aber seit Wallmerodes Einzug sehr verändert und hatte einen von den übrigen Räumen des Schlosses sehr abstechenden Charakter erhalten.

Als nämlich der Freiherr seine Reise nach Wien der Freundschaft zum Opfer brachte, hatte er keineswegs seine dringenden Angelegenheiten auf unbestimmte Zeit hinaus vertagt, sondern deren Betreibung den Umständen anbequemt.

In Prag angekommen, hatte er alle seine Möbel verkauft und nur die Bibliothek und die Kunstgegenstände behalten, denn von nun an war ihm Wien als das Mekka seiner Glückshoffnungen vor den Augen geblieben. Den Aufenthalt bei Hostiwin betrachtete er nur als eine lange Anhaltsstation auf seiner Reise in die Hauptstadt des Kaiserreichs. Er machte sich keine Täuschung darüber, daß ihn sein Freund nicht vor Ablauf vieler Wochen entlassen werde. Um daher nicht an seiner Lage, die keinen so langen Zeitverlust gestattete, zu sündigen, beschloß er, ein Schock Briefe an alle einflußreichen Personen nach allen Weltgegenden zu senden, mit der Bitte, ihm mittelbar oder unmittelbar einen Platz im Staatsdienste zu verschaffen.

Es war der einzige Weg, auf dem er jetzt seine Interessen verfolgen konnte, und er entledigte sich noch in Prag dieser Aufgabe mit aller Kunst, die seiner Stylistik und seiner Diplomatie zu Gebote stand. Konnte er sich auch von seinen Briefen nicht dieselbe Wirkung, wie von seiner persönlichen Gegenwart versprechen, so war doch wenigstens Etwas geschehen, was seine Erwartungen spannen und seine Hoffnungen nähren konnte. Es war doch mindestens eine Vorrede zu seiner persönlichen Bewerbung, eine Vorbereitung der Gemüther, die das Erstaunen herabstimmte, daß der ehemalige Spieler und Bonvivant

eine Stelle beanspruchte — und zwar eine Stelle im Ministerium des Unterrichts! Erst nachdem Dieses geschehen war, begab er sich auf das Schloß seines Freundes. Für die immerhin kurze Zeit seines Aufenthaltes hatte er den mühseligen Transport seiner Bücher und Bilder nicht nöthig, denn auch Hostiwin besaß eine Bibliothek, die weit werthvoller noch war, als die seinige.

Wallmerode war aber ein Mann, der ohne diese Attribute der Gelehrsamkeit und des Kultus der Kunst nicht leben konnte. Er brauchte sie wie eine Dame ihren Fächer oder ein Dandy sein Lorgnon. Er hätte eher die Fenstervorhänge und die Portieren entbehren können, als diese Draperien seiner wissenschaftlichen Charlatanerie. Wenn er daher gleich nicht Alles mitnahm, ließ er nach und nach beinahe Alles kommen.

Das kleine Kabinet war nun mit Büchern überfüllt, viele Folianten konnten nur, auf einander geschichtet, auf dem Boden einen Platz finden. Man kam bei diesem Anblick in die Stimmung, als solle man in den Laden eines Antiquars treten; da man aber wußte, daß ein Cavalier dort wohne, so fühlte man sich zu dem Glauben unwiderstehlich verleitet, daß es in diesen Hallen mit dem Studium ungewöhnlich ernst gemeint sein müsse. Eine Modebibliothek hätte diese Wirkung ganz und gar verfehlt.

Erst mitten durch diese Folianten trat man in den eigentlichen Salon, was den empfangenen Eindruck erhöhte und ihn zugleich klarer machte.

Das Erste, was auffiel, waren Zeichnungen, welche die Tapeten der vier Wände fast vollständig bedeckten. Gegenüber dem Schreibpult hieng ein Karton, das jüngste Gericht von Michel Angelo, rechts eine Scene aus der Ilias von Cornelius, links der Raub der Sabinerinnen und auf der Seite den Fenstern gegenüber eine ungeheure Himmelskarte. Der kleine Raum, den die Möbel frei ließen, war von einem großen Globus und einer Menge physikalischer Instrumente überfüllt. Man war davon geniert, mochte man sich bewegen, wohin man wollte. Aber gerade diese Unbequemlichkeit mußte den Leuten die dringliche Unentbehrlichkeit aller Apparate laut verkündigen. Ein mächtiger Tubus, unweit vom Fenster aufgestellt, war gegen den östlichen Himmel gerichtet und zeigte, daß auch die Sterne auf ihrem heimlich nächtlichen Himmelsgange vor den Beobachtungen des Freiherrn keinen Augenblick sicher seien.

Hart an der Thür, vor einem üppigen Divan stand ein Tisch. Auf ihm lagen so viel Bücher und Manuscripte, als es nur die Tragkraft seiner Beine vertrug. Neben dem Dintenfasse prangte eine alterthümliche Sanduhr, die dem Freiherrn wohl nicht die Stunden angab, ihm aber symbolisch den hohen Werth der Zeit vor den Augen zu halten hatte.

Das war der sogenannte Arbeitstisch des Charlatans. Vor diesem Tische, auf den üppigen Divan hingestreckt, pflegte er mehrere Stunden des Tages hin- und herzusinnen, wie er wieder zu Gelde kommen könnte. Auf diesem Divan hatte er sich, die Ereignisse von Hohensprung rekapitulierend, manche Stunde über Sidonie Kismeny geärgert, die ihm unter den erschwerendsten Umständen ihre Hand und ihr Vermögen verweigert hatte. Auf diesem Divan hatte er sich schon den lieblichsten Illusionen hingegeben, daß er eine Stelle im Unterrichtsministerium erhalten werde, wie er auch schon dort von den martervollsten Ahnungen, daß er vergebens warte, von Zeit zu Zeit befallen worden war.

Vier Wochen waren ja beinahe verflossen, seitdem er seine Briefe in alle Welt hinaus gesendet hatte. Bis zum heutigen Tage hatte er kein Resultat, das auch nur in einem Versprechen bestanden hätte, zu Gesicht bekommen.

Um dieselbe Zeit, als Graf Ladislaus bei Hostiwin eintrat, saß Wallmerode an seinem Schreibtische und stylisierte einen Brief an eine hohe Persönlichkeit, die ihm sehr nützlich sein konnte und deren er sich erst in der vorigen Nacht erinnert hatte.

Der Brief wollte nicht recht von Statten gehen, denn der Freiherr befand sich in einer großen Unruhe, wie alle Morgen um diese Stunde. Um diese Zeit hatte nämlich ein Diener des Schlosses täglich die einlaufenden Briefe von der Posterpedition des nächsten Dorfes zu holen. Er konnte in jedem nächsten Augenblicke zurück sein. Wallmerode legte die Feder bei Seite und dachte:

„Kommt Etwas oder abermals Nichts? Gräßlich, gräßlich! Acht Tage will ich noch warten, dann muß ich Hostiwin Lebewohl sagen, er nehme es auf, wie er wolle. Ich habe manche wackere Protektion, der ich mich nur zu zeigen brauche, um ihren Eifer für mich zu wecken, zu verzehnfachen! Die Stelle muß kommen, — dann kommt Titel, Rang, Gehalt, wenn auch kein Reichthum! Aber auch auf Reichthum muß ich noch nicht verzichten! Es wird sich schon eine reiche Erbin finden, die keine solchen Ansprüche macht, wie die alberne Kismeny! Auch ich werde, wenn alle Stricke reißen, keine Ansprüche machen! Glänzende Schönheit, hinreißende Anmuth muß ich wie ein Spiritualist als Zufälligkeiten betrachten und den ganzen Zauber des Weibes in der Mitgift erblicken. Wie die Welt denkt, ist die Achtung nothwendig wie das tägliche Brod, die Liebe dagegen ein überflüssiger Luxus!"

Ein Klopfen an der Thür riß ihn aus diesen Gedanken; Hostiwin trat mit Ladislaus ein.

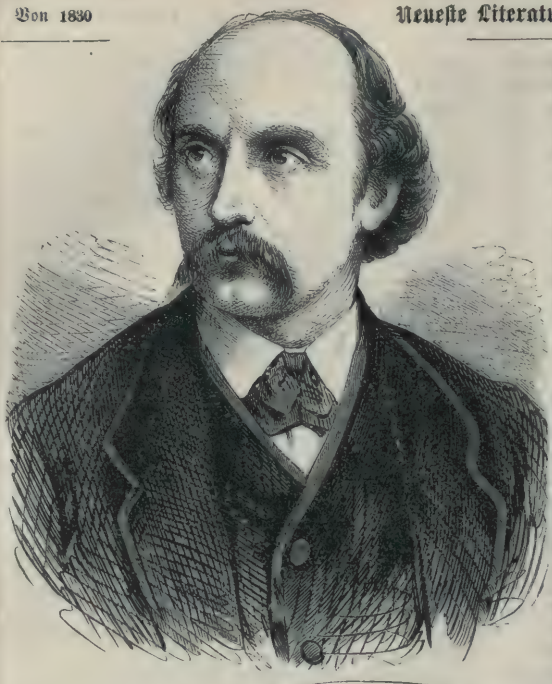
Ueberrascht, erstaunt sprang Wallmerode empor.

„Obstupui steteruntque comae —" rief der gelehrte Freiherr mit hyperbolischer Ausmalung seiner Ueberraschung, die Arme auseinanderbreitend. — „Ich erstarre, ich bringe vor Erstaunen kaum ein Wort heraus!"

Friedrich Spielhagen.

Friedrich Spielhagen, geb. am 24. Febr. 1829 in Magdeburg, kam in seinem fünften Jahre nach Stralsund, wohin sein Vater als Regierungsrath versetzt worden war. Er studierte in Berlin und Bonn, zuerst die Rechte, dann Philosophie und Literatur, war dann eine Zeit lang Gymnasiallehrer in Leipzig, übernahm später die Redaktion des Feuilletons der „Zeitung für Norddeutschland", die er nach einiger Zeit niederlegte, um sich in Berlin niederzulassen, wo er ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt ist, seit 1878 auch die Westermann'schen „Monatshefte" herausgiebt.

Spielhagens erste Romane „Clara Vere" (Hann. 1857) und „Auf der Düne" (Eb. 1858) ließen schon ein nicht gewöhnliches Talent erkennen, indem ihm bei einer feinen Beobachtungsgabe und einer großen Gedankenfülle besonders die Darstellung interessanter Seelenstimmungen gelang. Doch gründet sich sein Ruf zunächst auf den folgenden Roman „Problematische Naturen" (Berl. 1861. IV) nebst dessen Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" (Eb. 1862. IV). Und in der That gehört er zu den glänzendsten Erscheinungen, welche die neueste Zeit hervorgebracht. Wir könnten zwar sogleich die Bemerkung machen, daß der Dichter der Fortsetzung mit Unrecht einen eigenen Titel gegeben hat, da beide Abtheilungen in keiner Weise als selbstständige Werke gedacht werden können. Wir könnten



Friedrich Spielhagen

ferner die weitere Bemerkung hinzufügen, daß der Titel „Problematische Naturen" der Idee des Ganzen nicht entspricht. „Problematische Naturen", sagt Goethe in Wahrheit und Dichtung, „sind die Menschen, welche keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut; daraus entsteht der ungeheuere Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Diese Charakteristik, welche der Dichter seinem Roman als Motto vorsetzt, bestimmt er genauer, indem er unter „Problematischen Naturen" diejenigen Menschen begreift, die meistens von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet sind, deren Sinn und Streben im Allgemeinen auf das Gute gerichtet ist, und die dennoch fast ohne Ausnahme zu Grunde gehen, weil sie sich nicht zu beschränken wissen, weil sie nie oder zu spät zur Einsicht kommen, daß das begeisterte Ringen nach idealen Zielen nicht nur ohne Erfolg bleibt, sondern für den Ringenden selbst verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unserer irdischen Existenz nicht anerkennen will, oder, genauer gesprochen, in Folge einer Eigenthümlichkeit seines Wesens, das ihn fortwährend ins Maßlose treibt, nicht anerkennen kann. Solchen Menschen genügt schlechterdings Nichts, sie sich selbst am Allerwenigsten. Mit einer unendlichen Empfänglichkeit ausgestattet, ergreifen sie Alles mit einem wahren Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart hat. Ihre überströmende Phantasie taucht Alles in poetischen Duft. Sie sehen Dinge und Personen in poetischem Glanz, lieben sie so, begeistern sich so für sie, und so bald sie das Trügerische dieses Glanzes erkannt haben — eine Erkenntniß, die ja doch früher oder später eintreten muß — rächen sie sich durch Verachtung, Spott und Haß an den unschuldigen Gegenständen ihrer launenhaften Neigung, weil Diese Das nicht sind, was sie selbst erst aus ihnen gemacht hatten. Ihr Blick hatte eine krankhafte Schärfe für die Schwächen und Gebrechen ihrer Mitmenschen, und so kommen sie in den seltensten Fällen zu dem reinen Genuß der Liebe, die ohne Duldung nicht gedacht werden kann. Die Menschen, die Spielhagen unter „Problematischen Naturen" begreift, sind in Wahrheit nichts Anders als Schwärmer, und er hat vollkommen Recht, wenn er „in ihnen eine ganze Reihe moderner Existenzen" sieht. Allein diese Charakteristik paßt nicht auf die Personen des Romans, am Wenigsten auf den Helden Oswald Stein, der in der That weniger ein Schwärmer als ein Schwächling ist, der sich wie ein schwankes Rohr von jeder neuen Erscheinung bestimmen läßt; eben so wenig paßt sie auf den Baron Oldenburg, dem diese Charakteristik in den Mund gelegt wird, ob er gleich sagt, daß er selbst mit einem nicht geringen Theil seines Wesens dazu gehöre, denn Oldenburg ist gerade ein Mann, der immer weiß, was er will, der die Menschen und das Leben kennt.

Wenn wir aber das Goethesche Motto oder dessen weitere Erörterung nicht als Grundgedanken des Romans anerkennen können, so nimmt Dieß dem Werke Nichts von seinem Werth; man kann dem Dichter höchstens den Vorwurf machen, daß er Das nicht durchgeführt hat, was er als leitenden Gedanken angab, ein Vorwurf, der bedeutungslos ist, wenn der Roman sonst den Anforderungen eines Kunstwerks entspricht. Aber auch Dieß ist keineswegs der Fall. Man kann ihn mit einer Schraube ohne Ende vergleichen. Die „Problematischen Naturen" sind nämlich nicht Ein Roman, sondern eine ganze Reihe von Romanen, die in einander eingeschachtelt sind, wodurch das Interesse an jedem einzelnen geschwächt werden muß. Auch die Darstellung ist nicht sorgfältig genug; Einzelnes ist so nachlässig hingeworfen, daß man es zwei Mal lesen muß, um es sicher zu verstehen und zwar nicht wegen des schwierigen Sinnes, denn es sind immer Sätze von gewöhnlichem Gedankeninhalt, denen ein solcher Vorwurf gemacht werden muß. Es finden sich sogar Fehler gegen die Sprachrichtigkeit; und Dieß ist — wir können es nicht oft genug wiederholen — um so mehr zu tadeln, als bedeutende Schriftsteller es sich zur höchsten Pflicht machen sollten, stets richtig und rein zu schreiben, da das Gefühl für Sprachrichtigkeit im traurigen Abnehmen begriffen ist.

Wenn wir auch den Roman in seiner Anlage und zum Theil in seiner Darstellung tadeln mußten, so wiederholen wir doch aus innigster Ueberzeugung, daß er Eine der glänzendsten Erscheinungen der neuen Zeit ist. Denn was

zunächst die Darstellung betrifft, so verdient sie bis auf die gerügten Flecken die vollste Anerkennung. Sie bewegt sich leicht, fließend und wohllautend, der Dichter hat die Sprache in seiner Gewalt, und er bringt oft durch originelle Wendungen und Ausdrücke, die sich ihm ungesucht darbieten, die größte Wirkung hervor. Ueberhaupt ist die ganze Behandlung geistvoll, oft von humoristischen Bemerkungen belebt, die zwar meist nur kurz hingeworfen, aber äußerst charakteristisch sind. So wenig sich ferner die allzugroße Ausdehnung rechtfertigen läßt, so ist andererseits anzuerkennen, daß der Dichter die große Masse von Begebenheiten und Personen mit großer Sicherheit durchgeführt hat; Dieß alles ist mit künstlerischer Ueberlegung in einander gearbeitet, so daß wir den Ueberblick nicht leicht verlieren. Meisterhaft ist endlich die Charakteristik der zahlreichen Personen, die wohl zum Theil aus der Gegenwart entlehnt, aber mit poetischer Freiheit behandelt sind. Es sind wahre, lebensfähige Menschen, die der Dichter in plastischer Anschaulichkeit gestaltet. Hier treffen wir keine langen psychologischen Exkurse, die am Ende doch kein klares Bild gewähren; Spielhagen versteht es vielmehr im hohen Grade, durch kurze, geschickt angebrachte Züge seine Personen so zu charakterisieren, daß sie uns sogleich als bekannt erscheinen. Wie trefflich ist der gutmüthige Baron und die hartherzige Baronesse gezeichnet, wie trefflich der heuchlerische Pfarrer mit seiner dichtenden und schwärmerischen Frau, der Schwindler Timm, die Zigeunerin, der Professor Berger und noch so viele Andere. Wie glücklich ist der dummstolze Deutsche Adel im Baron Cloten persiflirt! Wie groß erscheint Diesem gegenüber der Baron Oldenburg, der sich über alle Vorurtheile seines Standes erhebt und ihn dadurch veredelt; es ist ein Mann, ein edler Mann im vollsten Sinne des Worts, der das Leben und die Menschen kennt, ihre Schwächen bemitleidet, sie aber trotz derselben liebt, der, von aller Schwärmerei weit entfernt, doch immer bereit ist, für Das einzutreten, was er für gut hält. Wie hoch steht er über dem Helden Oswald Stein, einer mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestatteten Natur, dem aber alle Charakterkraft fehlt, der alle Frauen liebt, mit denen er in Berührung kommt, aber auch allen untreu wird, der immer geistreich philosophiert, aber in der Praxis immer fehlgreift, der sich wie ein schwankes Rohr allen Einflüssen hingiebt, nie zur Selbstständigkeit gelangt, selbst da nicht, wo er für seine Ideen zu kämpfen scheint.

Der Roman, und Dieß ist Eine seiner schönsten Seiten, ist von der humansten und freiesten Gesinnung durchdrungen, die sich namentlich in der Schilderung der Deutschen Zustände zur Zeit der Revolutionsjahre kund giebt. Wir bewundern namentlich den Muth, mit welchem der Dichter die Verhältnisse in Preußen und namentlich in Berlin darstellt.

Wie die „Problematischen Naturen", so sind auch „Die von Hohenstein" (Berl. 1864. IV) gegen die Vorrechte des Adels gerichtet, und zwar in noch viel entschiedenerer Weise. Der Dichter ist der Ueberzeugung, daß diese Vorrechte vor Allem den Fortschritt hemmen, daß die Regierungen, welche den Adel bevorzugen, um so tadelnswerther sind, als derselbe doch im innerlichen Verfall begriffen ist, der in keiner Weise mehr aufgehalten werden kann. „Röschen am Hofe" (Eb. 1864) verdient wegen der tief poetischen Auffassung der Verhältnisse die unbedingteste Anerkennung.

Aus „Problematische Naturen".

„Die kleine Emilie ist ein verdammt hübscher Backfisch."

„Si Signore, und was für ein Paar große, graue, verliebte Augen sie dem Doctor machte! Mit sechszehn Jahren! wahrhaftig alles Mögliche!"

„Verdammte Purpe!"

„Wer? Fräulein Emilie?"

„Ah, — der Mensch, der Doctor!"

„Ja, so! Ich habs Ihnen ja gleich gesagt? Die Mägdelein reißen sich um ihn! Und wie der Kerl schießt, Cloten! Möchte ihm nicht auf fünf Schritte barriere, und zehn Distanze gegenüberstehen!"

„Ah! danke für ein Duell mit so einem Bürgerlichen. Partie ist zu ungleich. Meinen Sie nicht auch, Baron?"

„Vielleicht ist der Mann die Frucht einer Liaison zwischen einem Sohn des Himmels und einer Tochter der Erde."

„Was heißt Das?"

„Wissen Sie nicht, daß vor Abraham die Kinder von Adelichen mit Bürgermädchen so bezeichnet wurden?"

„Nein, habe nie gehört! Sohn des Himmels — famos! Uebrigens traue Schrift nicht. Müssen doch selbst zugeben, Baron, diese Idee, alle Menschen von Einem Paare abstammen zu lassen — Adeliche und Bürgerliche — geradezu abgeschmackt, horribel — lächerlich! Habe mir immer gedacht, daß Schrift von diesen Bürgerlichen in ihrem Interesse zurecht gemacht ist. Hat mich stets geärgert, wenn Hauslehrer mir die alte Geschichte erzählen wollte."

„Cloten," sagte Oldenburg stehen bleibend und seinem Begleiter die Hand auf die Schulter legend, „Cloten, Sie sind ein großer Mann. Dieser Gedanke bringt Sie in eine Reihe mit den tiefsinnigsten Denkern aller Jahrhunderte."

„Ah, wah — reden Sie nun im Ernst, Baron, oder scherzen Sie wie gewöhnlich?"

„Lieber Cloten," sagte Oldenburg, seinen Arm wieder unter den seines Begleiters steckend und weiter gehend, „lassen Sie sich Ein für alle Mal gesagt sein, daß es mir immer um Das, was ich sage, fürchterlicher Ernst ist, und der Gegenstand, von dem wir sprechen, ist wahrlich von zu ungeheurer Bedeutung, als daß er eine scherzhafte Behandlung vertrüge. So hören Sie denn — aber machen Sie keinen ungeeigneten Gebrauch von der Sache, Cloten —"

„Gott bewahre — parole d'honneur!"

„So hören Sie denn, daß dieselbe Frage, deren richtige Beantwortung Sie mit dem sichern Takte des Genies sofort fanden, mich Jahre lang beschäftigt hat. Auch ich sagte mir: der Unterschied zwischen Adelichen und Bürgerlichen ist kein Unterschied des Namens, des Standes — es ist ein Unterschied des Blutes, des Gemüthes, der Seele — enfin der ganzen Natur. Wie können nun zwei so verschiedene Wesen von demselben Menschenpaare abstammen? Der Geist verwirrt sich in diesem schauderhaften Widerspruche."

„Gott, Baron, endlich sprechen Sie doch einmal wie —

„Wie ein Baron. Hören Sie weiter. Die Frage beschäftigte mich so unausgesetzt, daß ich endlich beschloß, sie zu lösen, es koste, was es wolle. Ihr habt alle über mein einsames Leben, über mein Studieren und so weiter ge-

spottet. Wissen Sie, Cloten, was ich studierte, während Ihr Euch auf der Jagd, oder beim Pharao amüsiertet?"

„Nein — auf Ehre —"

„Aramäisch, chaldäisch, syrisch, mesopotamisch, hindostanisch, zangobramaputraisch — sanscrit —"

„Herr Gott des Himmels! Das ist ja schauderhaft! Wozu?"

„Weil ich die feste Ueberzeugung hatte, daß sich in den Klöstern Armeniens, in den Katakomben Aegyptens, oder sonst irgendwo im Orient eine alte Handschrift, welche die Sache aufklärte, entdecken lassen müsse. Als ich alle jene Sprachen und Dialekte so fertig wie Deutsch und Französisch sprach, trat ich vor drei Jahren meine letzte große Reise nach dem Orient an. Im Vorübergehen durchstöberte ich die Bibliotheken Italiens. In Rom traf ich Barnewitzens. Dies Zusammentreffen war mir im Grunde sehr unangenehm. Aus Höflichkeit mußte ich sie bis Sicilien begleiten. In Palermo aber machte ich, daß ich davon kam."

„Ah, Das erklärt Ihr plötzliches Verschwinden — das unterbrochene Opferfest, ha, ha, ha!"

„Unterbrochenes Opferfest — der Ausdruck stammt nicht von Ihnen, Cloten."

„Nein, auf Ehre — ist 'ne Erfindung von Hortense, wollte sagen von der Barnewitz," verbesserte sich der junge Edelmann. „Sie behauptet — entre nous, Baron, daß Ihr Zusammentreffen in Rom gar nicht so absichtlos von Ihrer Seite und die ganze Reise von Rom nach Palermo — heißt ja wohl Palermo? — ein reiner Triumphzug für die Berkow gewesen sei; Opferfest — unterbrochenes Opferfest! Ha! ha!"

„Aber ich verstehe Sie gar nicht, Cloten."

„Na, entre nous, Hortense weiß von der Reise allerlei Geschichten zu erzählen. So eine Scene auf der Ueberfahrt von Cipropa" —

„Procida," verbesserte Oldenburg. —

„Procida, meinetwegen, der Teufel mag all die verrückten Namen behalten, von Procida also bis Neapel."

„Nun?"

„Aber zum Teufel, Baron, Sie fragen Einem auch die Seele aus dem Leibe. — Sie hatten einen kleinen Fischerkahn und es kam ein richtiger Sturm auf — die Wellen giengen Haus hoch, und Sie mußten jeden Augenblick erwarten, daß das Boot kenterte. Da sollen Sie auf Italienisch —"

„Die Barnewitz versteht kein Wort Italienisch, so viel ich weiß —" sagte Oldenburg.

„Hortense nicht, aber die Schiffer, die sie nachher ausgefragt hat —"

„Hm!" murmelte Oldenburg. „Nun?"

„Da sollen Sie zu der Berkow gesagt haben: Liebe Seele, mit Dir zusammen zu ertrinken, ist mehr werth, als mit Deiner Cousine oder mit irgend einer andern Frau hundert Jahre zusammen zu leben."

„In der That? Erzählt Hortense ihren guten Freunden so hübsche Geschichten? Nun, Cloten, ich will Ihnen einen guten Rath geben: Glauben Sie jedem Kuß, den Sie von Hortenses Mund schon geküßt haben und noch küssen werden —"

„Ah, dummes Zeug, Baron," sagte der Dandy mit jenem Lächeln, das bescheiden sein soll und doch so entsetzlich unverschämt ist.

„Aber glauben Sie keinem Wort, das aus ihrem Munde geht. Können Sie wirklich denken, daß ich nichts Besseres zu thun hatte, als Melitta von Berkow den Hof zu machen, während so ernste, ja so zu sagen heilige Dinge meine Seele beschäftigten? Lassen Sie sich erzählen: Ich reiste also von Sicilien nach Aegypten hinauf bis Abu Simbul, zurück nach Kairo, von da nach Palästina, Persien, Indien; — durchsuchte jeden Tempel, jede Ruine, jede Felsenspalte — ich fand nicht, was ich suchte. Endlich — als ich schon an dem Erfolge verzweifelte, als ich schon auf der Rückreise war, da — in der Bibliothek des Klosters auf dem Vorgebirge Athos —"

„Wo ist Das, Baron?"

„Zwischen dem Indus und dem Oregon — dort in der Klosterbibliothek entdeckte ich endlich das langgesuchte Manuscript. Da stand denn die ganze Geschichte."

„Was stand da?"

„Da stand im reinsten Hochbramabrutaisch, daß — ich übersetze Das nun alles in unsre modernen Begriffe und Ausdrücke —"

„Ja machen Sies ums Himmels Willen so, daß ich es verstehe."

„Daß gleich von vornherein zwei Menschenpaare geschaffen wurden, wie es ja auch gar nicht anders sein kann: ein adliches und ein bürgerliches. Der Name dieses ersten adlichen Geschlechts ist aus dem Manuscript nicht ersichtlich. Gerade an der Einen Stelle, wo er ausgeschrieben gestanden hat, ist ein großer Klex. So viel ist sicher, Oldenburg hat es nicht geheißen; es war noch ganz deutlich ein C zu erkennen, und in der Mitte ein t."

„Vielleicht Cloten," sagte der Andere.

„Es ist möglich, aber beschwören kann ich es nicht. Auch was für eine Geborne seine Gemahlin gewesen ist, die schlechtweg Fräulein genannt wird, ist nicht ersichtlich."

„Aber ich denke, sie ist aus der Rippe des Mannes gemacht und gar nicht geboren."

„Ah, lassen Sie sich doch kein dummes Zeug einreden, Cloten. Sie wird ausdrücklich Fräulein genannt, dann muß sie doch auch ein Fräulein von so und so gewesen sein."

„Das ist ja aber eine verflucht verwickelte Geschichte."

„Gar nicht so sehr, wie Sie glauben. Genug, der Herr und das Fräulein, das bald genug zur gnädigen Frau wurde, hatten ein Landgut, welches Paradies hieß; — warum soll ein Landgut nicht Paradies heißen, Cloten?"

„Verdammt schnurriger Name, indessen!"

„Warum? Nennt doch der Eine sein Gut Solitude, der Andere Sanssouci, der Dritte Bellevue, warum soll nicht einmal Einer das seine Paradies genannt haben? Eh bien! Der Bediente des Herrn hieß Adam. Vortrefflicher Name für einen Bedienten. Als er steif und lahm wurde, schimpften sie ihn den alten Adam. — Haben Sie je von einem Adlichen gehört, der Adam geheißen hätte, Cloten?"

„Im Leben nicht."

„Sehen Sie, da haben Sie wieder den schönsten Beweis. Er rief also seinen Kerl Adam, und die Zofe seiner Gemahlin Eva, Evchen — allerliebster Kammerzofenname das. Meine Mutter hatte ein Kammermädchen „Evchen", ein bildhübsches Ding. Der Adam war aber ein großer Schlingel, wie die Bedienten Das bekanntlich bis auf den heutigen Tag sind. Das Ding, die Eva, war auch nicht viel besser. Zuletzt trieben es die Beiden zu arg. Schließlich ergriff der Herr denn ein Mal die Hetzpeitsche und jagte die Beiden vom Hofe. In das Gesindebuch schrieb er: Entlassen wegen Unehrlichkeit, Putzsucht und Arbeitsscheu. Das ist so in großen Umrissen der eigentliche Verlauf der Geschichte."

„Wirklich merkwürdig — ganz famos, auf Ehre! Haben Sie das Buch mitgebracht, Baron?"

„Nein, aber eine von dem dortigen Landrath beglaubigte Abschrift."

„Giebts denn dort auch Landräthe?"

„Aber, lieber Freund, wie kann denn ein Land ohne Landräthe bestehen?"

„Natürlich; aber es wäre doch besser, wenn wir das Buch selbst hätten."

„Vielleicht macht es sich. Die Mönche sind entsetzlich obstinat; ich hatte schon vor, sie alle mit Blausäure zu vergiften. Wahrscheinlich thue ich Das auch noch, wenn

ich wieder in die Gegend komme. Bis dahin müssen wir uns mit der Copie begnügen."

„Hören Sie, Baron, können Sie mir nicht auch so eine Copie geben? ich meine natürlich in deutscher Uebersetzung nicht in Bramaprutaisch, oder wie der verdammte Jargon heißt."

„Hm! aber versprechen Sie mir, es Niemand zu zeigen."

„Verlassen Sie sich drauf!"

„Höchstens Einem oder dem Andern aus unserm Cirkel."

„Das also darf ich?"

„Meinetwegen; aber nennen Sie meinen Namen nicht. Sagen Sie, es wäre eine bloße Hypothese von Ihnen. —"

„Eine was?"

„Eine bloße Vermuthung, die noch der Bestätigung bedürfe; wenn wir denn hernach das Original in die Hände bekommen, so ist das Ihr Triumph und der Triumph der guten Sache zu gleicher Zeit."

Julius Rodenberg.

Wir haben schon öfters den Wunsch ausgesprochen, die Dichter möchten ihre Romane um ein Beträchtliches abgekürzt haben, weil ihre allzugroße Breite, die zum Theil sogar unmotiviert ist, den epischen Gang der Erzählung aufhält und stört. Den nämlichen Wunsch müssen wir bei dem sonst so tüchtigen Roman „Die Straßensängerin von London" (Berl. 1863. III) von Julius Rodenberg aussprechen, und zwar wünschten wir zunächst alle die topographischen Schilderungen hinweg, die entweder in keiner Beziehung zur dargestellten Geschichte stehen, oder die doch, wenn Dieß der Fall ist, viel zu breit ausgeführt sind und die größere Wirkung machen würden, wenn sie in kurzen aber kräftigen Zügen zusammengefaßt wären. So oft eine Person ausgeht, werden alle Straßen bis ins kleinste Detail, alle Häuser beschrieben, an denen sie vorübergeht; und so wird nach und nach das ganze große London topographisch geschildert. Allerdings sind diese Schilderungen von großer Vortrefflichkeit und lebendiger Anschaulichkeit, allein so sehr sie einer Reisebeschreibung zur hohen Zierde gereichen würden, so wenig passen sie in einen Roman. Der vorliegende ist noch nach einer andern Seite mangelhaft; es ergehen sich zu viele Stellen in lyrischen Ergüssen, die allerdings vom tiefpoetischen Sinn des Dichters zeugen, aber der epischen Entwickelung nicht angemessen sind. Denkt man sich diese Schilderungen und diese Ergüsse hinweg, so wird der Roman zu einem wohlgelungenen Kunstwerk. Zwar könnte man noch einwenden, daß er eine doppelte Handlung enthält und daß sich zwei Hauptpersonen, die Straßensängerin und der junge Musikant Walter Grün, in das Interesse theilen, allein es ist Alles so glücklich mit einander verbunden, daß man die Zweitheiligkeit kaum gewahr wird. — Haben wir die Mängel des Romans scharf ausgesprochen, so erkennen wir dessen große Vorzüge um so freudiger an. Zunächst heben wir die glückliche und lebendig anschauliche Darstellung des großstädtischen Lebens in London hervor, so wie die des beschränkten, an das Idyllische grenzenden Lebens in der kleinen Universitätsstadt Marburg. Der Dichter führt uns in die vornehme Welt Englands ein, er zeigt uns deren Reichthum und Glanz, aber auch deren tiefe Verdorbenheit, die nicht weniger entsetzlich ist als die der Armen, deren bodenlose Versunkenheit in ihrem fürchterlichen Elend einigermaßen Entschuldigung findet. Und Dieß alles entfaltet der Verfasser in glücklich motivierten Begebenheiten, welche den Gang der Handlung bedingen. Unter den trefflichen Gemälden, die er uns vorführt, erwähnen wir nur den großartigen Einzug des aus der Krim zurückkehrenden Englischen Heeres, bei welcher Gelegenheit er uns in einem glücklich erdachten und mit der Haupthandlung in genauestem Zusammenhang stehenden Zwischenfall, den wir unten mittheilen, einen Blick in die Staatsverhältnisse Englands eröffnet und uns zeigt, wie das stolze Bewußtsein der Freiheit bis in die niedrigsten Klassen der Bevölkerung gedrungen ist, was auch aus der meisterhaft geschilderten Gerichtsverhandlung vor dem Lord-Mayor von London hervorgeht. Des Dichters Kunst und lebendige Darstellung erhellt ferner aus der Schilderung des Gespensterhauses, wobei er die mannigfaltigen geisterhaften Erscheinungen so glücklich zu behandeln weiß, daß man bis zum letzten Augenblicke an das Dasein von Gespenstern glaubt, bis er die wunderbaren Erscheinungen auf die einfachste Weise erklärt. Nicht weniger meisterhaft ist das Studentenleben in Marburg dargestellt, das freilich seine glänzenden, wenn man will sogar seine poetischen, aber auch seine Schattenseiten hat, da mit solchem Taumel höhere Zwecke unvereinbar sind und die Erfahrung hinlänglich beweist, daß gerade Diejenigen, welche sich am „Flottesten" benehmen, im bürgerlichen Leben meist zur tiefsten Philisterhaftigkeit herabsinken. Von hoher Vortrefflichkeit ist die Schilderung der sämmtlichen Personen, aus deren Charakter sich die Handlung organisch entwickelt. Selbst die Nebenpersonen sind vortrefflich gezeichnet, der alte Lord Hazlewood mit seiner vornehmen Gleichgültigkeit und seiner Schwäche, die beiden Freunde Georgs, Mr. Sam Slender und Mr. John Crawford, von denen der erste die fixe Idee hatte, sich nur mit der reichsten und schönsten Dame Großbritanniens verheirathen zu wollen, der zweite immer der Ansicht der Andern, aber dabei edel und von der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit war. Noch erwähnen wir den alten Bill, diesen trefflichen Bedienten Georgs, der trotz alles Scheins nie an der Redlichkeit seines Herrn zweifelte und der der größten Aufopferung fähig war, dann den französischen Diener Paturot, der die größte Schlauheit mit dem verdorbensten und boshaftesten Herzen verband. Unter den Hauptpersonen erscheint Georg Meadows, der einzige Sohn und Erbe des Lord Hazlewood, als eine edle Natur, dem aber Charakterkraft fehlte, wodurch er ein Opfer der Ränkesucht wurde. Den vollsten Gegensatz zu ihm bildet seine Schwester, die schöne, aber herzlose verwittwete Lady Jane Castlemare, die nicht bloß ihren Bruder tödtete, sondern auch ihrer einzigen kleinen Tochter, die sie unnatürlich haßte, weil sie ihrer Genußsucht im Wege stand, den Tod zuzog. Eine schöne Erscheinung ist die Straßensängerin, welche durch Georg von den Miß-

handlungen ihrer Großmutter befreit wurde, dann mit ihm eine Zeit lang glücklich in Marburg lebte, später durch die Ränke seiner Schwester von ihm getrennt wurde, in tiefes Elend gerieth, und endlich den Tod in den Wellen der Themse suchte und fand, um nicht wieder zu ihrer Großmutter zurückkehren zu müssen. Ihre Schönheit und ihre Treue sind von dem Dichter mit vollendeter Meisterschaft geschildert, der in der alten Sarah ein ergreifendes Bild menschlicher Verworfenheit eines ursprünglich gutgearteten Weibes entwirft. Ihre einzige Tochter war verführt und schmählich verlassen worden, und aus Schmerz darüber gestorben. Da schwor die trostlose Mutter dem Verführer bittere Rache, und ihr ganzes Leben war derselben gewidmet, die sie endlich nach langen Jahren auf gräßliche Weise vollzog, indem sie den Verführer, den sie zufällig traf, unter den furchtbarsten Verwünschungen zu erwürgen suchte. Dieser Verführer war der Capitain Fitzroy, ein Mann von kräftiger Schönheit und unbeugsamem Muth, den er nicht bloß in Ostindien und im Krimkrieg, sondern beinahe noch in höherem Maß bewies, als er den geisterhaften Erscheinungen im Gespensterhaus die Stirne bot. Aber er war zugleich ein schlechter Mensch, der in der gemeinsten Weise Schulden machte und sich den Verfolgungen seiner Gläubiger stets durch die Flucht zu entziehen wußte. Noch größere Schlechtigkeit bewies er in seinen Beziehungen zu vielen Mädchen, die er verführte und mit der herzlosesten Grausamkeit ihrem Schicksale überließ. Die zweite Hauptperson des Romans ist der junge Musikant Walter Grün, in welchem die Deutsche Sentimentalität mit großem Glück repräsentiert ist. Er verliebt sich in die Straßensängerin während ihres Aufenthaltes in Marburg, er zieht ihr nach, als sie Deutschland verlassen hatte, er findet sie in sehr traurigen Umständen, gesteht ihr seine Liebe, findet aber bei ihrer unbestechlichen Treue kein Gehör. Sich selbst besiegend, unterstützt er die Unglückliche, ohne daß sie es weiß und es gelingt ihm sogar, eine Zusammenkunft mit dem Geliebten herbeizuführen, die freilich den Tod der Beiden zur Folge hat. Jetzt erst wird er über seine Schwärmerei Herr, er gedenkt der Tochter seines Brodherrn in Marburg und ihrer treuen Liebe, die er einst eben so unbesonnen als undankbar zurückgewiesen hatte; er eilt in die Heimat zurück, und findet in der Ehe mit der treuen Gertrud Glück und Zufriedenheit. Eine köstliche Figur ist endlich der in London wohnende Deutsche Musikus Franz Michel, bei welchem Walter Unterkunft und Rath findet. Franz Michel ist der Gegensatz des Schwärmers Walter; er lebt nur der Gegenwart und weiß, sich in dieselbe zu schicken, so trostlos sie bisweilen erscheinen mag; aber in der That hat er ein edles Gemüth, das sich in Folge bitterer Erfahrungen in sich selbst zurückgezogen hat.

Die Darstellung des Romans ist im Ganzen von großer Schönheit und der Dichter weiß den verschiedensten Stimmungen den angemessensten, oft einen wahrhaft ergreifenden Ausdruck zu geben; und eben so reich ist er an heitern und komischen Einfällen, die in der Form nur zu monoton sind.

Ein zweites Werk des Verfassers „Die neue Sündfluth" (Berl. 1864) zeugt für dessen Befähigung zum historischen Roman. Er führt uns darin das intrigante und zuchtlose Leben zur Zeit Georgs IV. vor, als er noch Prinz von Wales war. Die Heldin Lady Grace Dalrymple Elliot ist dessen Maitresse, sie wird von ihm an den berüchtigten Herzog von Orleans abgetreten, was dem Dichter Gelegenheit giebt, das sittenlose Leben der vornehmen Welt in Paris, so wie die erschütternden Scenen der französischen Revolution in plastischer Anschaulichkeit darzustellen. Alles ist mit großem Geschick motiviert, und im engsten Zusammenhang erzählt; die Charaktere sind glücklich gezeichnet und die Situationen sind eben so glücklich erfunden als durchgeführt.

Aus „Die Straßensängerin von London".

Man kann sich denken, wie die Plätze und Zugänge, die Wiesenhügel und belaubten Abhänge sich mit Menschen füllten, je mehr der Morgen vorrückte. Jedes Ereigniß, welches das Interesse oder die Neugier von London erregt, versammelt Menschenmassen, für welche die continentalen Maßstäbe nicht ausreichen. Hier war es mehr als Interesse oder Neugier; es war das starke Nationalgefühl, es war Patriotismus, es war Kummer, es war Freude, es war Liebe, es war jede Leidenschaft, welche die Million von London in all ihren Schichten und Rängen aufgerüttelt und an den Flanken von Constitution Hill bis zum Plateau von Hydepark und in den Niederungen von St. James zusammengeworfen hatte. Welch eine Guirlande war Das, dieser bunte, dunkle Menschenknäuel, welcher um die Hügelstirnen, unter den Bäumen hin, und durch alle Wiesenpfade geschlungen, einen Umkreis von mehreren Meilen beschrieb! Und um diese unabsehbare, ununterbrochene Menschenmenge, welche den Grund, den sie dicht bedeckte, in eine bewegte Masse zu verwandeln schien, um dieses Rauschen und dumpfe Tosen, wie das des Meeres, die Stille des Morgens, der wachsende Sonnenschein, das friedliche Lächeln der Landschaft — die Baumgruppen, die Blüthenpracht, die umbuschten Wasserspiegel des Parks zur Rechten, die langen Reihen von Palästen zur Linken, und hinter dem Farbenzauber des Vordergrundes die blaue Dämmerung der Tiefe mit den viereckigen Thürmen von Westminster und den gothischen Zinnen des Parlaments.

Nun begann auch das Geläute der Glocken; erst einzeln hie und da, aus dem ungeheuren Häuserwirrwarr, welcher hinter den Hügeln, den Palästen und rings um die Parks liegt. Zuerst ein feines Klingen, mit einem Silberstimmchen, welches nur ganz schüchtern die Lüfte prüfte. Es kam von der neuen, kleinen Kirche in Pimlico, gleich hinter Buckingham Palace. Dann jene liebe Melodie von acht Tönen, jene Glockentonleiter hoch in den Lüften, welche wir oft an den Abenden vernahmen, wo sie über dem unveränderlichen Rauschen und Brausen der Straße ihre freundliche Geschichte erzählt. Es sind die Glocken der Kirche von St. Martin in the Fields, in welcher Nelly Gwynn begraben ist, das lustige, hübsche Orangemädchen, welches Karl dem Zweiten einst Geld borgte, als Dieser seine Zeche in Conventgarden nicht bezahlen konnte, wofür Seine Majestät, der großherzige Monarch, von Stund an in das lustige, hübsche Bettelkind Sich zu verlieben geruhte, dasselbe zur vornehmen Dame machte, ihm zu Ehren das Chelsea-Hospital für invalide Soldaten stiftete und die Glocken in den schlanken Thurm von St. Martin hängte, damit sie an jedem Abend um neun Uhr ihre Geschichte wiederholen möchten von Karl

dem Zweiten, von Nelly Gwynn und den guten alten Zeiten, wo sich Könige noch in Orangemädchen zu verlieben pflegten. — Dumpfer und ernster war der Ton, welcher nun von Westminster her in das leichte Geläut hineindröhnte. Das war Lig Ben, die allergrößte Glocke in London, welche in dem allerältesten Thurme von London, dem von Alter und Rauch ganz schwarz gewordenen Eckthurm der Abtei hängt. O, eine gewaltige Glocke ist es — schwarz und finster und ganz mit Moos bewachsen und eine Stimme hat sie, die Einem das Herz durchbebt, wenn sie so anfängt in ihren tiefen Baßtönen zu sprechen vom König Sebert dem Ostsachsen, und Eduard dem Bekenner und den Heinrichen und den Eduarden von England, welche alle unter ihr begraben liegen, und welche sie alle überlebt hat . . . . . Und was ist denn Das für ein gottloses Geklingel, welches so unbesonnen auf Ein Mal diesem Methusalem von Westminster antwortet? O, es sind die Glocken von St. James, und sie plaudern mit einander über den Reifrock der Königin Anna und das dumme Gesicht ihres Gemahls, des Prinzen von Dänemark, und sie leiern das alte Lied ab, daß solch eine Zeit, wie sie gesehen, nie wieder kommen werde, nie, nie, nie und nie . . . Sind Das nicht die Worte, die man aus ihrem Klange heraushört, wie er durch das buschige Grün tändelt, welches die rothe Façade von St. James Palast deckt? . . . . Und immer mehr Glocken, immer mehr . . . . ernste, fröhliche, tiefe, helle, alte und junge . . . . dazu ein schwacher Wiederhall aus der City herüber, von Bow Bells und St. Pauls, wo Nelson in Lorbeeren begraben liegt, bis zuletzt ein Choral die Luft erfüllte, als ob die Geister aller Jahrhunderte und aller Geschlechter ihn sängen, welche unter den mulderigen Steinplatten der Münster, Dome und Kirchen von London begraben sind.

So war es eilf Uhr Morgens geworden. Eine lange Reihe von Equipagen des Adels und der Aristokratie hatte sich zwischen dem Eisenstacket des Parkes und der rastlos schwankenden Menschenmauer eingekeilt, sehr zum Verdruß aller gut gesinnten Zuschauer, die auf diese Weise mit Wagenrädern, Pferdeköpfen und Taschendieben in allerlei kleine Conflicte geriethen, aber sehr zum Ergötzen der Lehrjungen und des Straßengesindels, welches jeden neuen Anlaß zu Unfug mit freudigem Gemüthe begrüßte. Da war namentlich ein gelber Wagen, welcher Unendliches zu leiden hatte. Weiß Gott, ob der gute Platz daran Schuld war, den er in der Nähe der Schloßgitterthore dicht an der Straße inne hatte, oder der dicke Kutscher mit der gelben Livree und dem dreieckigen Hut, welcher es sich herausgenommen, einen Straßenjungen mit der Peitsche zu schlagen, oder der lange, dünne Dienstmann, welcher es versuchte, die Leute zur Ruhe zu ermahnen, und dabei ein Englisch zum Vorschein brachte, welches kein Mensch verstehen konnte. Zwei Männer von der Polizei hatten sich allerdings des bedrängten Wagens angenommen, aber es lag nicht in ihrer Befugniß, gegen verfassungsmäßige Rechte des Volkes von England einzuschreiten, wie z. B. einen dicken Kutscher zu ärgern, oder einen französischen Dienstmann auszulachen, oder sich vor den Wagen zu drängen, der ihnen die Aussicht benahm.

Da war namentlich ein altes Weib, welches sich in letzterer Beziehung ungemein hartnäckig betrug. Sie mochte funfzig Jahre alt sein und gehörte ihrem Aeußern nach zu der elendesten und verwegensten Sorte der Londoner Vagabunden. Sie hatte ein schmutziges Kleid von ganz verwischten Farben, welches ihr in großen Fetzen um die halbnackten Beine hieng. Sie trug fuchsroth gewordene Mannsstiefel, deren Schäfte zerschlissen waren, ein geblümtes Umschlagetuch, durch dessen lange Löcher ihre knöchernen Arme hervorstanden, und einen schmutzigen Strohhut, welchen sie unter dem starkvortretenden Kinn mit einem Bindfaden zusammengebunden hatte. Mit diesem erbärmlichen Anzuge, welcher aus der Gasse genommen zu sein schien, contrastierte die hohe kräftige Gestalt und das Gesicht, welches man für bedeutend gehalten haben würde, wenn man es unter andern Verhältnissen gesehen hätte, und welches Furcht und Entsetzen einflößte, da es sich mit dem äußersten Schmutz und gänzlicher Verwahrlosung gepaart hatte. In den schwarzen durchdringenden Augen lag ein Trotz, den kein Elend gebeugt, eine Leidenschaft, welche kein Schicksal gedämpft und erstickt, eine Verachtung, welche keine Macht der Erde gedemüthigt zu haben schien; sie machten einen grauenhaften, fast schlangenhaft stechenden Eindruck. Sie mußte unsäglich viel gedulbet haben, denn ihr Gesicht war tief von den Spuren des Kummers und des Unglücks gezeichnet; aber Kummer und Unglück mußten ihre unbeugsame Seele noch härter gemacht haben. In unentwirrbarer Masse hiengen ihr die grau gewordenen Haare um das gelbe, gefurchte Gesicht; und ein unheimlicher Zug des Stolzes lief um ihren eingefallenen Mund. Sie hatte etwas so Aufrechtes und Kräftiges in ihrer Erscheinung, daß man sie hätte für einen Mann in Weibskleidern halten können.

„Treibt mir das Weib da fort," sagte die Dame im gelben Wagen, indem sie die feine Hand im knappen Handschuh gegen die leicht gerunzelte Stirn und an die blauen Augen führte, die sich unwillkürlich schlossen, als könnten sie den Anblick der Alten nicht ertragen.

„Forttreiben?" kreischte das Weib mit einer heisern Stimme, welche die Aufmerksamkeit und die Blicke des ganzen Haufens auf den Wagen lenkten. „Forttreiben," wiederholte sie, die lange, hagere Hand unter dem schlottrigen Umschlagetuch hervor krallenartig nach dem Schlag des Wagens ausstreckend, um sich festzuhalten, „mich forttreiben? Ha! wer seid Ihr, die Ihr Euch unterfteht, mich forttreiben lassen zu wollen?" Der lange, dünne Dienstmann war von seinem Sitz herabgestiegen, um die Hand der Alten von dem Wagen loszumachen, aber mit einem Stoß schleuderte sie ihn zurück, und wendete sich aufs Neue an die schaudernde Dame im Wagen. „Bin ich nicht ein Britisches Weib wie Ihr?" kreischte sie. „Ist der Boden, auf dem ich stehe, nicht Britischer Boden für mich wie für Euch? Und gefällt es Euch nicht, daß sich ein Weib in eitel Lumpen und Fetzen an Euren Kutschenschlag stellt, anstatt sich von den Hufen Eurer Pferde zertreten zu lassen? Laßt doch sehen, ob Eure Seide und Euer Gold besser und mehr werth sind, als meine Lumpen — laßt doch sehen, wer mich hier fortzustoßen wagt, laßt doch sehen!"

Ein lautes Beifallsgebrüll des Haufens folgte ihren Worten, während der Dienstmann in seinem schlechten Englisch sich an den Constable wandte, um ihm mitzutheilen, daß es Lady Castlemare sei, welche von der Zudringlichkeit dieses Bettelweibes zu leiden habe. „Und wenn Ihr tausend Mal Lady Castlemare seid," schrie das Weib, durch die Zustimmung des Pöbels noch mehr entflammt, indessen sich der Constable vergeblich bemühte, durch den immer dichter zusammenrückenden Haufen sich hindurchzudrängen. „Wer ist Lady Castlemare, daß sie sich unterstehen dürfte, ein freies Britisches Weib durch ihren Bedienten anfassen zu lassen?"

Da hörte man von Fern Trompetenstöße, das Geläute der Glocken, welches einen Augenblick geschwiegen, begann aufs Neue von allen Thürmen der Metropolis, und ein ungeheurer Jubelschrei aus Tausenden und Abertausenden von Kehlen begrub den kleinen Lärm, welcher sich in der Nähe von Lady Castlemares Wagen erhoben. Ein donnerndes Hurrah, das sich wiederholte, bis alle Lüfte davon zitterten, wälzte sich durch die unabsehbare Menschenmenge dahin. Denn die Garden waren im Anzug und die Königin von England war auf dem Altan von Buckingham-Palace erschienen.

August Silberstein.

Wie der Norddeutsche Julius Rodenberg Meister in der Darstellung des großstädtischen Lebens, so ist der Oesterreichische Dichter, mit welchem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, Meister in der Darstellung ländlicher Verhältnisse, wie sich denn überhaupt die Bemerkung aufdrängt, daß die gebildeten Stände in den südlichen Provinzen Deutschlands dem Volke näher stehen als in den nördlichen. **August Silberstein**, geboren am 1. Juli 1827 in Ofen und zwar in dem ländlichen Theile, der ganz von Oesterreichischen Kolonisten bewohnt wird, sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters, eines wohlhabenden Kaufmanns, dem gelehrten Stande widmen. Als im Jahre 1838 das elterliche Haus bei der großen Ueberschwemmung einstürzte und alles Hab und Gut damit verloren gieng, als auch der Vater in Folge der Anstrengung bei den Rettungsversuchen erkrankte und bald darauf starb, schickten ihn wohlhabende Verwandte nach Wien, um dort den Handel zu erlernen. Allein statt sich dem Geschäfte mit Eifer zu widmen, beschäftigte er sich mit Literatur und besuchte heimlich die Vorlesungen der Universität, weshalb man ihm, als man es erfuhr, die bisherige Unterstützung entzog. Doch verlor er den Muth nicht; er gab Unterricht und lieferte Aufsätze in verschiedene Zeitungen, wodurch er sich seinen, wenn auch kümmerlichen Lebensunterhalt erwarb. Im Jahre 1848 wurde er in das Komité der akademischen Legion gewählt, was ihn nach der blutigen Unterdrückung der Revolution zur Auswanderung zwang. Er besuchte mehrere Universitäten, wurde in Freiburg zum Doctor der Philosophie promoviert und arbeitete für mehrere Zeitschriften. Die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn nach Oesterreich zurück; aber man hatte ihn dort nicht vergessen. Kaum hatte er den Oesterreichischen Boden betreten, als er vor ein Kriegsgericht gestellt und zu fünfjähriger Kerkerhaft verurtheilt wurde. Einen Theil derselben brachte er auf dem berüchtigten Spielberg zu, wo schon so viele edle Männer geschmachtet hatten; die übrige Zeit wurde ihm durch Amnestie erlassen. Silberstein war der letzte politische Gefangene auf dem Spielberg, da die Anstalt bald nachher aufgehoben wurde. Seitdem lebt er in Wien in stiller Zurückgezogenheit, oder bringt die schöne Jahreszeit in den Gebirgsgegenden seines schönen Vaterlands zu, hier wie dort mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt.

Dem Aufenthalt auf dem Lande verdankt man seine „Dorfschwalben aus Oesterreich“ (München 1862. II), durch welche er sich als Meister in der Behandlung der Dorfgeschichten beurkundet. Es war diese Gattung zur Zeit, als die „Dorfschwalben“ erschienen, schon einigermaßen in Mißcredit gefallen, theils wegen der zu häufigen Bearbeitung derselben, vorzüglich aber weil so viele werthlose Dorfgeschichten erschienen waren, in denen gerade Das, was ihnen Bedeutung gab, die wahre Auffassung des volksthümlichen Lebens vermißt wurde. Wenn unter solchen Verhältnissen die „Dorfschwalben“ allgemeine Aufmerksamkeit erregten und nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in Norddeutschland von der Kritik mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen wurden, so lag darin schon der Beweis, daß sie eine nicht gewöhnliche Erscheinung seien. Und allerdings waren ihre großen Vorzüge nicht zu verkennen. Vor Allem ist hervorzuheben, daß der Dichter das Land und die Leute, die seinen Geschichten zum Grunde liegen, auf das Genaueste kennt; man bemerkt bald, daß seine Kenntniß nicht bloß die eines gewöhnlichen Touristen, sondern eines tiefen Beobachters ist, der mit allen Verhältnissen des dortigen Lebens vertraut ist. Er kennt alle Beschäftigungen der Gebirgsbewohner, die er mit der höchsten Anschaulichkeit zu schildern weiß, er kennt das tiefe und reiche Gemüth des Volkes, er weiß, daß auch unter dem Bauernkittel edle Herzen schlagen. Er schildert nicht bloß die äußern Verhältnisse mit der größten Wahrheit, er läßt im Bauern auch den Menschen mit seinen guten und bösen Leidenschaften erscheinen. Wie die Schilderungen der Landschaften, so sind auch seine Personen, um uns eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, aus dem Leben gegriffen, voll Naturwahrheit; und wie die äußere Erscheinung, weiß er auch das innere Leben zur Gestaltung zu bringen. Besonders gelingt ihm die Zeichnung der Frauen,

ihre Klugheit und List, ihre Mutterliebe, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Energie bei bedeutenden Verhältnissen. Die Stoffe sind glücklich gewählt und durchgeführt, die Motive entsprechen den Verhältnissen und den Charakteren der Personen auf das Vollkommenste. Der Dichter hascht nicht nach Effekten und doch weiß er, mit den einfachsten Mitteln oft die ergreifendste Wirkung hervorzubringen. Es wird unter den sämmtlichen Geschichten kaum Eine zu finden sein, aus welcher wir nicht Belehrung schöpfen, aber er erreicht Dieß nicht durch kalte und breite Reflexionen, sondern durch die anschauliche und naturgetreue Schilderung der Lebensverhältnisse. Vor Allem erfreut aber die tiefgemüthliche Haltung, der schöne humane Sinn, von dem alle Geschichten durchdrungen sind, so wie die Liebe zur Freiheit, die sich nicht in hohlen Phrasen breit macht, sondern auch ohne besonders ausgesprochen zu werden, alle Erzählungen beseelt.

Die Darstellung ist gewandt und fließend, sie gewinnt dadurch bedeutend an Reiz und Wirkung, daß der Dichter bei passenden Gelegenheiten sogenannte Schnaderhüpfl einflicht, die entweder vortrefflich gewählt oder glücklich erfunden sind, und die Sitte der Gebirgsbewohner, im Ernst und Scherz Wettkämpfe mit solchen Jodelliedern anzustellen, lebendig zur Anschauung bringen. Die Sprache ist nicht immer rein und korrekt, entschieden zu tadeln ist das Gemisch von Hochdeutsch und Mundart und zwar aus den schon öfters berührten Gründen. Wozu solche Sätze wie: „Ueber dem Brustfleck zogen sich von der Schulter herab Halfter, Hosenkrapen (Hosenträger), durch ein Mittelband schrems (quer) über der Brust geeinigt," wo der dialektische Ausdruck die Sachen nicht besser bezeichnet als der hochdeutsche, den der Verfasser zudem zur Erklärung in Parantheſe einschließt.

Die einzelnen Geschichten sind sich an Werth ziemlich gleich; doch scheinen uns die folgenden vor den andern den Vorzug zu verdienen. „Das Ausgeding" beruht auf der Sitte, daß der Bauer, wenn er älter geworden ist, seinen Hof an einen Sohn, gewöhnlich den jüngsten abtritt und sich nur ein Gewisses zu seinem Unterhalt vorbehält, eine Sitte, die übrigens bekanntlich nicht bloß in Oesterreich herkömmlich ist. Hier ist es der einzige Sohn, Jakob, dem sein Vater, der alte Reinauer Lenz Platz gemacht hat; aber durch böse Einflüsterungen verführt, will er seine Eltern immer mehr verkürzen, wodurch er den Vater endlich zur Verzweiflung bringt, so daß er mit seiner erblindeten Frau die Heimat verläßt und sich mit seiner Clarinette und Betteln seinen Lebensunterhalt gewinnen will. Als aber der Sohn am folgenden Morgen die Flucht seiner bejahrten Eltern vernimmt, geht er in sich; er eilt ihnen nach, erfleht ihre Verzeihung und lebt fortan glücklich mit ihnen. Neben diesen Hauptpersonen nimmt der „Lump" Loisl unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch. Er hatte sich früher um Cilli, die Tochter des Reinauer beworben, war aber von Diesem, ob ihn gleich Cilli liebte, abgewiesen worden, weil er ein „Lump" sei. Da hatte er sich als Knecht verdingt, hatte mit der größten Entsagung seinen Lohn zurückgelegt, um zu Vermögen zu gelangen. Jedermann hielt ihn, weil er stets in schlechten Kleidern erschien, für einen Lumpen, nur sein Herr, ein Freund des alten Reinauer, und Cilli, die ihm treu blieb, kannten seine Absicht; und als der alte Reinauer nach der Versöhnung mit seinem Sohn das Verhältniß erfuhr, gieng auch er in sich und willigte in die Verbindung der Liebenden. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, die einfachen Motive glücklich erfunden und die Situationen mit tiefem Gefühl geschildert. Nicht weniger vortrefflich ist „Die Häuslerin". Boldl, der Sohn des reichen Wiesenbauer, der sich Alles für erlaubt hält, daher mancherlei Unfug begeht, aber dabei ein tüchtiger Mensch ist, wirft eines Nachts, als er unter Begleitung seiner Kameraden vom Tanze heimgeht, aus Muthwillen einen Stein auf das Dach der armen Häuslerin Froni. Der gewichtige Stein brach durch das morsche Dach und Trümmer desselben streiften Fronis Säugling leicht an der Wange. Das Unheil, das Bold angerichtet, machte einen mächtigen Eindruck auf ihn; am folgenden Tage erscheint er mit reichen Geschenken bei dem armen Weibe, dessen Schönheit und tüchtiges Wesen ihn mit glühender Liebe erfüllte. Erst nach längerer Zeit gewann auch er ihre Neigung, aber nun stellten sich allerlei Hindernisse den Liebenden entgegen. Der reiche Wiesenbauer hielt es für eine Schande, daß sich sein Sohn mit einer armen Häuslerin verheirathen wolle; um diese Verbindung unmöglich zu machen, wurde Froni mit Hülfe der Dorfbehörden aus ihrer Hütte gejagt, ihr Kind ihr entrissen — sie war nämlich mit dessen Vater nicht gesetzlich getraut gewesen, weil dieser in Folge eines Unglücksfalls gestorben war, als er sie eben ehelichen wollte. — Als Bold Dieß erfuhr, gerieth er in Verzweiflung, und da er die Geliebte nicht fand, wollte er wenigstens ihr Kind aus den Händen der Verfolger befreien. Es gelang ihm; aber als er über einen wilden Bach setzen wollte, stürzte er in denselben; er konnte nur noch das Kind auf das Ufer werfen. Ohnmächtig wurde er von der Flut fortgerissen, als eben Froni dazu kam, die ebenfalls nach ihrem Kinde suchte; sie erkannte, daß Bold das Kind gerettet habe, und als sie sah, daß ihm der Tod drohe, stürzte sie sich in die Fluten und es gelang ihr, ihn zu retten. Solcher Liebe konnte selbst der Wiesenbauer nicht widerstehen und er gab seine Einwilligung zur Hochzeit. Die Wandlung im Charakter des muthwilligen Bold ist vortrefflich motiviert, die Trefflichkeit der armen Froni lebendig zur Anschauung gebracht; aber auch die Nebenpersonen, darunter der bösartige Förster, der Winkeladvokat Tanner und der Göd (Pathe) Toddi sind scharf und mit großer Wahrheit gezeichnet. „Der Zierthalerhof" erzählt von einem Bauern, der seine Tochter einem gelehrten Oekonomen nicht zur Frau geben will, weil er von Vorurtheilen gegen die neuen Methoden im Ackerbau erfüllt ist, bis er zur Ueberzeugung gelangt, daß die Wissenschaft Schwierigkeiten besiegt, die für den einfachen Bauern unüberwindlich sind, und daß Dieser daher durch dieselbe nur gewinnen kann. „Der Urlauber" bringt in einer tief rührenden Geschichte zur Anschauung, daß das unselige Soldatenwesen den Einzelnen Schmerzen und Leiden bringt, ganze Familien in Unglück und Elend stürzt. „Das Waldrecht" stellt in einer

glücklich erfundenen Geschichte dar, wie verderblich die untergeordneten Beamten auf das Schicksal der Bevölkerung wirken, wenn ihnen von den höhern Stellen zu viel Recht eingeräumt wird, wie aber auch die Gedrückten zu ihrem Recht gelangen können, wenn sie klug und einmüthig den gesetzwidrigen Versuchen der Beamten widerstehen. Die Charaktere sind mit gewohntem Glück gezeichnet, die Motive und Situationen vortrefflich erfunden; unter den letztern erwähnen wir besonders die rührende Scene, in welcher der Pacher Sebastian Lehner das kranke Kind heilt, mit dessen Schwester Franziska am Krankenlager betet und deren Liebe gewinnt.

In der größern Composition „Die Alpenrose von Ischl" (Berl. 1866. II) ist das Leben und Treiben der höhern Stände mit dem des Volks glücklich in Verbindung gebracht, und Dieses in seiner naturfrischen Trefflichkeit der von Vorurtheilen befangenen vornehmen Welt geschickt entgegengesetzt, ohne sie jedoch zu verletzen, was gewöhnliche Dichter kaum unterlassen hätten. Wie in den „Dorfschwalben" sind auch die Naturschilderungen von großer Anschaulichkeit und Wahrheit und sie sind häufig mit künstlerischem Geschick in den epischen Gang der Handlung verflochten. Rührend sind wie das Liebesverhältniß zwischen dem Grafen und der Sennerin, so auch die Erinnerungen an die früheren Verfolgungen der Protestanten, die ihrer Religion wegen von den unduldsamen Priestern und Regenten gezwungen wurden, ihre theuere Heimat zu verlassen. Endlich haben wir den humoristischen Roman „Herkules Schwach" (Münch. 1863. III) zu erwähnen, der freilich kein künstlerisch abgerundetes Kunstwerk ist, sondern hauptsächlich nur aus der Anreihung lose zusammenhängender Scenen besteht und sich oft in ungeeignete Breite verirrt, der aber in diesen einzelnen Scenen einen großen Reichthum von Beobachtungen, tiefe Kenntniß des Lebens und der Lebensverhältnisse, so wie eine große Meisterschaft der Darstellung und reichen Humor entwickelt. So führen uns diese Scenen die Kaufmannschaft, die Geistlichkeit, den Beamten, Soldaten, Advokaten, den freisinnigen Schriftsteller, den Schwindler, die tüchtigen Männer aus dem Volk in vortrefflich gezeichneten Charakteren vor. Das Ganze ist eine bittere Satyre auf das Deutsche Volk, denn der Verfasser sagt es ausdrücklich, daß er in dem „schwachen Herkules" das Deutsche Volk geschildert habe. Aber in dieser Satyre spricht sich die innigste Liebe zum Deutschen Volk und die zuversichtlichste Hoffnung auf eine bessere Zukunft aus, in der das Volk, wenn es sich einmal wieder ermannt, nicht wieder in die unselige Gleichgültigkeit zurückfällt, die es schon so oft um die Frucht seiner kräftigen Erhebung gebracht hat.

Aus „Die Häuslerin".

Wirklich war es Boldl, der, erschöpft von aller Aufregung und den hirnverwirrenden Vorgängen, sich zwar auf einen Baumstumpf zum Rasten niedergelassen hatte, aber eilig wieder floh.

Der Hund, der das Schreien und Toben hörte, hatte sich auch von Boldl losgemacht und war auf allerlei Umwegen endlich seinen Leuten zugerannt.

Der „behexte Philax, dem sicher was eingegeben," war somit auch ein lebendiger und desto verdächtigenderer Beweis für die Spur.

Die Jagd nahm ihre bestimmte Richtung, und zwei Jägerbursche, die in einer Wachthütte übernachtet, gesellten sich, scharf ladend, hinzu.

Boldl erkannte, daß er nur durch List entkommen könne; er duckte sich hinter Gesträuch; er hörte es aber zur Richtung kommen — es blieb ihm somit nur Heil in einem Vorsprung.

Links hinunter gieng es abschüssig. Dann kam die tiefe Kluft, auf deren Grunde der Bach rauschte.

Es galt einen Sprung! Ja, noch besser (schoß ihms mit einem Male durch den Kopf) zwanzig Schritte aufwärts war ein Wehr: springe er darauf, eile hinüber und lasse den Nagel los, so stürze der oben angequollene Bach breit und tosend in die Tiefe, kein Mensch und kein Hund komme ihm dann nach!

Er lief, er eilte, seine Pulse flogen, seine Knie brachen fast.

Um diesen letzten Sprung und kühnen Streich, sollten sie ihm nicht Das vernichten, worin er schon so weit und warum er bis jetzt so viel eingesetzt! Sie sollten sehen, bis zum letzten Augenblicke, mit wem sie es zu thun!

Er faßte neuen Muth.

Von der Höhe sahen sie ihn schon — die Hunde waren wirr und wußten nicht, nach welchem Menschen sie eilen sollten — die Männer schrien und johlten — Hunde und Menschen drängten sich heran.

Er that glücklich den großen Sprung in die Kluft — er sprang aufs Wehr — er riß den Nagel weg und wollte noch einen Satz, den letzten, hinüber thun — der furchtbar schwere Bach stieß mit gewaltigem Rucke am Wehr — Boldls Fuß wankte vom Stoße — er fühlte sich auf dem nassen Balken gleiten, stürzen — er warf beim Neigen das in dichte Kissen eingehüllte Kind wie der Blitz von sich und auf einen Strauch, ans Ufer hinaus — er stürzte, er klammerte eine Hand ans Wehr — der dumpf tosend durchdrängende Bach überschäumte ihn, das Wehr bewegte sich — er mußte loslassen — er that einen Hülfsschrei und ward weitergerissen!

Die Mutter, die sich Anfangs kaum auf den Knien halten konnte, die arme Froni, war, je mehr sie von der Spur hörte, von einer Kraft belebt, die kein sterblicher Mensch nach Gefahren erklären kann und die ewig so räthselhaft als groß ist. —

Sie war überall vorangestürzt und nachgeeilt — ihr Mund war stumm, aber ihre Brust wollte sprengen!

Sie sah den Mann mit dem Kinde, sie sah seinen Sprung hinab — sie sah ihn auf dem Wehr — ihr zuckte eine Ahnung von Boldl in die Brust — kein Anderer mehr konnte es sein — ihr Kind! — ein Leben, zwei Leben auf dem Spiele! — sie hörte den Hülfsschrei — sie sprang mit übermenschlicher Kraft vor — sie hatte Boldl erkannt — und drunten war sie am Bache!

Da lag schon im niedern Strauche weich gebettet ihr Kind — noch Einmal tönt es von unten: „Hülfe!"

Da rufts, indem sie Alles erkennt, in ihr: „Sterben mit ihm! oder leben mit ihm! Das Kind hat er gerettet!"

Sie springt in den Bach — er reißt sie fort, sie kämpft verzweifelnd. — Das Licht ist stark genug, um auf dem blanken Wasser hell zu sehn. — Dort an einer überhängenden Baumwurzel hat sich Boldl angeklammert. — Sie kämpft sich nach rechts im Vorwärtstreiben — sie umfaßt ihn — er läßt bereits ohnmächtig nach — sie schlingt einen Arm fest um seinen Leib, sie hält ihm geschickt den Kopf über Wasser und läßt sich fortreißen.

Alles eilt von oben nach und schreit entsetzt durch einander.

Der entfesselte, von kürzlichem Regen hoch geschwellte

Bach gelangt in die Tiefe, auf die Wiese, wo er sich sammelt, um die Mühle zu treiben. — Er geht ruhiger, aber tiefer. — Froni lebt und ringt — in dem Einen Arme noch immer fest den Boldl, dem der Kopf niederhängt — und mit der andern Hand schwimmend nach dem Ufer. — Die Hunde springen hinein, und zerren sie vor — die Menschen strecken ihnen die Hände entgegen.

Froni lag in des Wiesenbauers Hof, in des Wiesenbauers Stube. Sie war eine Kranke und erhielt da die Pflege.

Der Boldl hatte nur eine kleine Wunde an der Schläfe, die er sich im Falle vom Wehr zugezogen, und die ihn, in jenem verhängnißvollen Augenblicke ohnmächtig, seiner Kraft unfähig gemacht.

Aber seine gesunde Natur erholte sich bald, er war nicht siech, nur abgespannt, ermattet und erschöpft.

Die Froni lag einige Tage im Fieber. Nachdem sie der Frost geschüttelt, trat ihr die Hitze glühend in die Wangen, und mit feuchtglänzenden, selbst im Starren wunderlieben blauen Augen, zitternden rothen Lippen, sprach sie wirr durch einander.

Der Wiesenbauer hatte gleich um den Arzt geschickt und ließ es an Wartung und Medizinen nicht fehlen.

Aber die beste Medizin war das Kind auf dem Lager der Froni, im weichen Kissen neben ihr!

Ein Blick von ihm — er war helfender und vertrauenerregender für die Zukunft als der des besorgt pulsfühlenden und sorgsam blickenden Arztes.

Der Wiesenbauer war still, er konnte und wollte nicht reden, er war froh, wenn der Boldl Nichts sprach.

Beide Theile mieden das Sprechen, als verständen sie sich ohnedies; und Alles neu hervorzuheben, schien Beiden nur vom Uebel.

Der Boldl saß aber öfter am Bette der Froni. Und als die Gefahr vorüber und das Weib wieder der Gesundheit nahe war, sprach der Boldl Allerlei und recht Eindringliches, Wichtiges mit ihr.

Fronis Geradheit und Offenheit war nicht mit dem verrinnenden Wasser davongezogen.

„Was Du für mich gethan — gelts Gott! gelts Gott! Ih hab auch ein Wenigl für Dich gethan! Nimms nit ungut — wir sein quitt! Ih will mir nix nachreden lassen! Was sagt Dein Vater? Weißt, was ih Dir amal sagt hab? Du bist mir z' wild! Und wenn ...."

„Und wenn der Wiesenbauer kommt und sagt nimm'n," rief Boldl jene Worte, die sich ihm so tief in die Erinnerung gegraben, wiederholend, „so sagst ....? und dabei harrte er gespannt, ob sie das verhängnißvolle Wort aussprechen werde.

Froni konnte das Wort nicht über die Lippen bringen.

Sie schwieg eine Weile in Schmerz und Seligkeit. Dann hob sie langsam die Hand, streckte sie ihm zum Drucke hin und sagte zitternd: „Wenn der Wiesenbauer kummt!"

Der Alte saß sehr brummig nächster Tage auf einer Bank in seinem Gehöfte und stützte wieder seinen Ellbogen in die Knie und das Kinn auf seine Hand, deren magere Finger an den Lippen spielten.

Der „Einzige" gab nicht nach — und was ein einziger Sohn will, unter solchen Umständen will, Das giebt ein einziger Vater nach.

Der Arzt hatte nochmals im Gespräche dem Alten versichert: „Wenn die Froni nicht in das Wasser springt und den Kopf des Boldl in die Höhe hält, so ist, trotz aller Kraft, der Bursch durch die Ohnmacht des Augenblicks verloren!"

Der Bursch lächelte und sah ihn aus dem Auge, das drüben und seitwärts noch alle Farben gemalt hatte, verstohlen an.

Der Alte gieng nächster Tage zur Froni hinein und redete Allerlei, und wußte nicht, wie er in dem Allerlei mit dem Einen zurecht kommen sollte. Endlich stieß er heraus: „Willst den wilden Buben? So nimm'n!"

„Einen solchen Wildling," sagte Froni halb scherzend, „brauch ih nit!"

„Ih ah nit!" (ich auch nicht) stieß es dem Vater heraus. „Aber mach'n dasig!" (sanft.)

„Soll ich?"

Der Wiesenbauer legte ihr die Hand stumm auf den üppig blonden Kopf; sie aber zog die Hand sanft herab, küßte sie und weinte darauf. Der Alte weinte auch.

II. Historische Prosa.

Die Fortschritte in der Kunst der Geschichtschreibung, welche schon im vorigen Zeitraum sehr bemerklich waren, erhalten sich. Zwar wird der Meister in der Kunst, Leopold Ranke, von keinem Spätern übertroffen, ja von Keinem erreicht, aber Viele streben ihm mit Erfolg nach, insbesondere Diejenigen, welche als seine näheren Schüler bezeichnet werden können, und es ist von den Meisten derselben zu rühmen, daß sie freiere Anschauungen haben als ihr Vorbild, daß sie das Schlechte entschiedener darstellen, überhaupt dem sittlichen Element mehr Rechnung tragen. Wie die Werke Rankes, beruhen auch die ihrigen auf Quellenforschung; aber sie legen wie er oft zu viel Gewicht auf einzelne Urkunden, was nicht selten die Thatsachen in einem falschen oder schiefen Licht erscheinen läßt. Neben diesen nach künstlerischer Gestaltung strebenden Historikern findet sich aber auch eine große Anzahl, welche die künstlerische Behandlung, um uns der Worte Drumanns zu bedienen, für Sache der Anfänger und Handlanger ansehen, und die daher nur die Resultate ihrer Forschungen mittheilen; ja meist sogar dem Leser zumuthen, sie bei diesen Forschungen zu begleiten. Solche Werke sind allerdings werthvoll und mit Dank aufzunehmen, weil sie ein schätzbares Material sammeln, manche dunkle Punkte aufhellen, auch wohl neue Ansichten und Anschauungen begründen; doch wird sie die Literaturgeschichte nur in sofern berücksichtigen, als dieselbe die geistige Thätigkeit überhaupt in das Gebiet ihrer Darstellung zu ziehen hat.

Weil man sich meist mit Durchforschung der noch wenig oder nicht benutzten Archive beschäftigte, so war es eine nothwendige Folge davon, daß man vorzüglich Spezial- und selbst Lokalgeschichten, dagegen die Universalgeschichte und selbst größere Perioden seltener bearbeitete; nur die Geschichte des Alterthums wurde in größerem Umfang behandelt, was sich eben daraus erklärt, daß es für diese keine Archive zu durchforschen gab, in deren zahllose Einzelnheiten man sich verlor. Als eine Einleitung in die Weltgeschichte kann das gelehrte und geistreiche Werk „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung" (Lpz. 1857—58. III) von Ch. K. Josias Freiherr von Bunsen betrachtet werden, das neben tief religiösem Sinn sich entschieden für Glaubens- und Gewissensfreiheit erklärt, wie er auch später in den „Zeichen der Zeit" (Lpz. 1855. II, 3. Aufl. 1856) für dieselbe, für Humanität und Duldung muthig einstand. Bunsen, geb. am 25. August

1791, lange Zeit Preußischer Gesandter in Rom, seit 1841 in London, nahm seine Entlassung, als beim Ausbruch der orientalischen Wirren seine Bemühungen, Preußen zur Theilnahme am Bündniß gegen Rußland zu veranlassen, gescheitert waren. Er zog sich nach Heidelberg und kurz vor seinem Tode nach Bonn zurück, wo er am 28. Novbr. 1860 starb. Er war im J. 1857 in den Freiherrnstand erhoben worden. Während seines Aufenthalts in Rom war er der Mittelpunkt der archäologischen Studien und Forschungen. Eine Frucht derselben waren „Die Basiliken des christlichen Roms, in ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst dargestellt (München, 7 Hefte mit Kupfern). Auch nahm er Antheil an der großartigen „Beschreibung der Stadt Rom" Stuttg. u. Tüb. 1830—42. VI Text u. I Kupf.) Von gründlichen Studien und geistreicher Behandlung zeugt „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" (Hamb. 1845. V). Unter den Bearbeitungen der Universalgeschichte nimmt die achte, durchaus umgeschaffene Auflage der von W. A. Schmidt in Verbindung mit mehren Andern herausgegebenen „Weltgeschichte von K. Becker" (Berl. 1860 ff. XX) wegen ihres Umfangs den ersten Rang ein, ist aber auch wegen ihrer Gründlichkeit beachtenswerth. Ihr am Umfang nahe stehend ist die „Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geist- und Culturlebens der Völker" von G. Weber (Lpz. 1857—68, bis jetzt VII), die sich durch klare Uebersichtlichkeit und fließende Darstellung auszeichnet. Eben so verdient auch die „Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker" (Heidelb. 1845 ff. 4. Aufl. 1860—62. VI) von Heinrich Dittmar wegen ihrer zweckmäßigen Anordnung erwähnt zu werden. Eine gedrängtere, vorzüglich in culturhistorischer Hinsicht bedeutende Uebersicht gab Heinrich Rückert (Sohn des Dichters, geb. zu Koburg am 14. Februar 1823, seit 1852 Professor in Breslau) in seinem gehaltreichen „Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung" (Lpz. 1857. II). Höchst bedeutend ist ferner dessen „Culturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum" (Lpz. 1853—54. II), in welcher der schwierige Stoff mit großer Gründlichkeit behandelt wird, was nur bei des Verfassers ausgebreiteter Kenntniß der alten Sprachen möglich war. Nicht weniger verdienstvoll sind seine „Annalen der deutschen Geschichte" (Eb. 1850. III, 2. Aufl. unter dem Titel „Deutsche Geschichte" 1861) und die „Geschichte des Mittelalters" (Stuttg. 1852). Karl Wilhelm Böttiger, Sohn des bekannten Archäologen Karl August Böttiger, geb. am 15. Aug. 1790 zu Bautzen, gest. als Professor der Geschichte zu Erlangen am 26. November 1862, schrieb eine „Weltgeschichte in Biographien" (Berl. 1839—46. VIII), welche zum Theil sehr gelungene Charakteristiken enthält. Seine „Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes" (Stuttg. 1835. II) ist geistreich, aber nicht immer geschmackvoll; besser sind in dieser Beziehung die „Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen" (Hamb. 1830—31. II) und die „Geschichte von Bayern" (Erl. 1829, 2. Aufl. 1832).

Die Alte Geschichte in ihrer Gesammtheit erzählte Max Wolfgang Duncker, der im J. 1812 zu Berlin geboren, als Student wegen der Burschenschaft zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, doch nach sechs Monaten wieder entlassen wurde. Im J. 1848 gehörte er als Mitglied des Frankfurter Parlaments zur rechten, in der Preußischen Kammer zur linken Seite. Seine „Geschichte des Alterthums" (Berl. 1852—57. IV, 3. Aufl. 1863) gehört unstreitig zu den besten Erscheinungen der Geschichtschreibung; sie zeichnet sich durch klare Auffassung der Völker und Staaten aus, durch selbstständige Behandlung der culturhistorischen Verhältnisse, so wie durch geschmackvolle und ruhige Darstellung. Bis jetzt behandelt sie jedoch nur die Geschichte der orientalischen Völker und der Griechen.

Unter den Spezialgeschichten der Völker des Alterthums wurde die Geschichte der Juden ziemlich häufig behandelt. G. Heinrich August (von) Ewald, geb. am 16. Nov. 1803 zu Göttingen, seit 1826 Professor daselbst, im J. 1837 seiner Stelle entsetzt, weil er nicht meineidig werden wollte, 1838 Professor in Tübingen, seit 1848 wieder in Göttingen, wo er am 4. Mai 1875 st. Er war berühmt durch seine Streitsucht, Gelehrsamkeit u. gründliche Kenntniß der Semitischen Sprachen, schrieb eine „Geschichte des Volkes Israel" (Gött. 1843—59. VII, 3. Aufl. 1864 ff.), die an Reichhaltigkeit, Gründlichkeit, Scharfsinn und gewandter Darstellung von keiner andern überboten wird; doch sind manche Behauptungen nicht immer zu rechtfertigen. Ueber die spätern Zeiten verbreitet sich H. Grätz in der „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (Lpz. 1856—1866. III—IX, die zwei ersten Bände sind noch nicht erschienen), einem Werke, das von rastlosem Fleiß und nationaler Begeisterung zeugt. Isaak Marcus Jost, geb. 22. Febr. 1793 zu Bernburg, gest. am 25. Nov. 1860 zu Frankfurt, veröffentlichte eine „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis unsre Tage" (Berl. 1820—29), der später die „Neuere Geschichte der Israeliten" (Eb. 1846—47. III) folgte. Beide Werke sind gründlich nach den Quellen bearbeitet. Klar und übersichtlich ist die „Allgemeine Geschichte des jüdischen Volkes" (Berl. 1831—1832. II).

Die Geschichte Griechenlands behandelte Ernst Curtius (geb. 2. Sept. 1814 in Lübeck, Professor in Berlin) in der eben so geschmackvollen als gelehrten „Griechischen Geschichte" (Berl. 1837—67. III), in welcher namentlich die culturgeschichtlichen Momente gebührende Berücksichtigung finden. Der Verfasser besuchte selbst das merkwürdige Land; die Resultate seiner Beobachtungen veröffentlichte er in der Schrift „Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel" (Gotha 1851—52. II), worin er die vollständigste Auskunft über das Land, dessen Geschichte und Alterthümer giebt. Johann Gustav Droysen, geb. 6. Juli 1808 in Treptow, war nach einander Professor in Ber-

lin, Kiel, Jena und seit 1859 wieder in Berlin. Im Frankfurter Parlament gehörte er zur Gagernschen Partei und war Mitglied des Verfassungsausschusses, der so gründlich arbeitete, daß er gerade mit der Arbeit fertig wurde, als es zu spät war, dieselbe einzuführen. Droysens geschichtliche Arbeiten, die sich über alte und neue Geschichte verbreiten, erreichen die bessern historischen Werke in Bezug auf Darstellung nicht, die durch den zu häufigen und ungerechtfertigten Gebrauch von fremden Wörtern verunstaltet ist. Er begann seine literarische Thätigkeit mit der „Geschichte Alexanders des Großen" (Berl. 1833), welcher die „Geschichte des Hellenismus" (Hamb. 1836—43. II) folgte, worin die äußere Geschichte klar, anschaulich und mit Gründlichkeit dargestellt ist, wogegen die culturgeschichtlichen Elemente unberücksichtigt bleiben. Später wandte sich Droysen der Darstellung der neueren Geschichte zu, besonders mit Beziehung auf Preußen. So schrieb er die „Geschichte der Freiheitskriege" (Kiel 1846. II), dann das „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg", (Berl. 1851—52. III), worin die schwankende Politik des Preußischen Hofes und dessen Unkenntniß der Volksstimmung nach dem Untergang des Französischen Heeres in Rußland mit patriotischer Wärme erzählt wird. Ein großartiges Werk ist die „Geschichte der preußischen Politik" (Lpz. 1855—67. 4 Thl. in 7 Bd.), großartig durch den Umfang, da die zuletzt erschienene erste Abtheilung des vierten Theils nur bis zu Friedrich I. geht, großartig aber auch durch die Idee, die der Verfasser durchführt, daß es die weltgeschichtliche Aufgabe Preußens sei, Deutschland in sich aufgehen zu lassen, wobei er aber nicht genug hervorhebt, daß Dieß nicht immer durch die reinsten Mittel erreicht worden sei, und daß die Neigung, die Macht des Staats oder vielmehr der Dynastie auf Kosten der gemeinen Freiheit zu vergrößern, schon beim großen Kurfürsten begonnen habe.

Die Geschichte Roms wurde von Mommsen, auf den wir ausführlicher zurückkommen, dann mit Erfolg von Drumann, Kobbe, Haltaus, Peter, Schwegler und Reumont bearbeitet. Karl Wilhelm Drumann, geb. 11. Juni 1786 zu Danstedt bei Halberstadt, gest. 29. Juli 1861 als Professor der Geschichte in Königsberg, hat in der „Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung" (Königsb. 1834—44. VI) ein Werk geliefert, das an Reichhaltigkeit des Stoffs, geistvoller und tiefer Erfassung desselben nicht leicht übertroffen werden kann, aber eine so mißlungene Anordnung befolgt, daß alle Uebersicht verloren geht. Von hohem und nicht bloß geschichtlichem Interesse ist die Schrift: „Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom" (Königsb. 1860), worin mit Geist und umfassender Kenntniß der Zustände die Fragen behandelt werden, welche in unsern Tagen eine so große Wichtigkeit erlangt haben. Auch seine „Geschichte Bonifacius VIII." ist ein Buch, das in unserer Zeit immer wieder gelesen werden sollte, da es die unberechtigten Anmaßungen Roms in ihr wahres Licht stellt und am König Philipp dem Schönen von Frankreich zeigt, wie man dieselben zurückweisen kann. Die „Römische Geschichte" (Lpz. 1841. II) von Peter von Kobbe, welche bis auf Augustus geht, ist klar und verständig angeordnet, gut und fließend geschrieben. Karl Ferdinand Haltaus zeigte sich in der unvollendeten „Geschichte Roms vom Anfange des ersten Punischen Kriegs bis zum Ende des Punischen Söldnerkriegs" (Lpz. 1846) als einen denkenden Forscher. Albert Schwegler, geb. 10. Febr. 1819 zu Michelbach in Würtemberg, gest. am 5. Januar 1857 als Professor der Geschichte in Tübingen, benutzte in seiner „Römischen Geschichte" (Tüb. 1852—58. III) die Forschungen und Ansichten Niebuhrs mit geistvoller Selbstständigkeit. Von größerer Bedeutung sind seine „Geschichte der Philosophie" (Stuttg. 1848, 6. Aufl. 1868) und seine „Geschichte der griechischen Philosophie" (Tüb. 1859). Gegen Mommsens Ansichten gerichtet ist die gründliche „Geschichte Roms" (Halb. 1862—64. III, 2. Aufl. 1865—67) von Karl Peter, Director in Schulpforte. Jacob Burckhardt, Professor in Basel, schildert in dem eben so gründlichen, als in Anordnung und Form künstlerisch ausgeführten Werk „Die Zeit Constantins des Großen" (Basel 1853) den Uebergang aus dem Alterthum zum Mittelalter, wie er in dem Epoche machenden Werke „Die Cultur der Renaissance in Italien" (Basel 1860) ein geist- und inhaltreiches Gemälde der Cultur- und Sittenverhältnisse und zugleich eine treffliche Schilderung des Uebergangs vom Mittelalter zur neuen Zeit giebt, ein Uebergang, der durch das Zurückblicken auf das Alterthum vermittelt wird.

Daß die Geschichte des Mittelalters von Heinrich Rückert behandelt wurde, haben wir schon erwähnt. Die „Geschichte der Völkerwanderung" (Lpz. 1859—64. IV) von Eduard von Wietersheim ist eine tüchtige und an neuen Ansichten reiche Arbeit; die „Geschichte der Völkerwanderung von der Gothen Bekehrung bis zum Tode Alarichs" (Gotha 1863—64) von Reinhold Pallmann ist durch die gründliche Quellenforschung und die gewandte Darstellung bemerkenswerth. Die „Geschichte des ersten Kreuzzugs" erzählte Heinrich von Sybel, der ausführlicher zu behandeln ist. Die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (Paderborn 1857) von Felix Papencordt blieb unvollendet und wurde nach seinem Tode von Constantin Hoefler einigermaßen ergänzt. Vortrefflich ist dessen „Cola di Rienzi und seine Zeit" (Gotha 1841), eine Monographie, die sich nicht nur durch fleißige und gründliche Benutzung reicher Quellen, sondern auch durch die lichtvolle Behandlung auszeichnet. Eben so großartig ausgeführt als angelegt ist die jetzt vollendete „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert" (Stuttg. 1859—73. VIII), von Ferdinand Gregorovius, worin sich geschichtlicher und poetischer Sinn meist glücklich vereinigen. Gleich Anfangs erfreut die Darstellung des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum durch den geistvollen und gründlichen Nachweis, daß es vorzugsweise die Mittelklassen, die Armen und Unterdrückten waren, welche sich mit Begeisterung zur Religion der Liebe bekannten, woge-

gen die Großen und Vornehmen hartnäckig an den alten Göttern hiengen, an die sie doch nicht mehr glaubten. Ueberhaupt zieht Gregorovius alle wichtigen und merkwürdigen Verhältnisse in den Kreis seiner Darstellung und alle werden mit Liebe und Gründlichkeit ausgeführt, die Sitten und Gebräuche, die Verfassungen, die Wissenschaften und Künste, die Topographie der Stadt, und Dieß Alles wird mit der politischen Geschichte in lebendige Verbindung gebracht. Von tiefer Einsicht zeugen die Stellen, in denen er den Einfluß Roms auf die Geschicke und die Civilisation der europäischen Völker und Staaten entwickelt. Sehr förderlich für diese großartige Arbeit war der Umstand, daß Gregorovius auch das übrige Italien genau kannte. In den inhaltsreichen „Wanderjahren in Italien" (Lpz. 1864 ff. V), die sich vorzüglich mit Mittel- und Süditalien beschäftigen, schildert er die Geschichte und das Leben der Völker und die Natur mit eben so viel Wahrheit als poetischer Kunst (der dritte Theil ist nur eine neue Auflage der früheren, mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen „Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien" (Lpz. 1861). Früher schon hatte er in „Corsica" (Stuttg. 1854. II) eine geistvolle und lebendige Schilderung der merkwürdigen Insel veröffentlicht, die er nach ihren bedeutendsten Seiten und Erscheinungen dargestellt hatte. Gustav Weil, geb. am 24. April 1808 zu Sulzbach im Badenschen, verweilte fünf Jahre im Orient und wurde, obgleich von jüdischer Religion, zum Professor in Heidelberg ernannt. Seine Werke „Mohammed, der Prophet, sein Leben und seine Lehre" (Stuttg. 1837), „Geschichte der Chalifen" (Mannh. 1846—62. V), das Hauptwerk für diese Geschichte und „Die poetische Literatur der Araber" (Stuttg. 1837) sind nach handschriftlichen, größtentheils noch unbenutzten Quellen mit historischem und poetischem Sinn geschrieben.

Die Geschichte der neuern Zeit seit der Reformation fand in ihrer Gesammtheit keine oder nur wenige Bearbeiter. Wir haben nur einen einzigen Historiker zu erwähnen, der einen größeren Zeitraum umfaßte, der aber diesen nicht in seinem Zusammenhang darstellte. Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth, geb. am 28. Dez. 1784 zu Hildesheim, seit 1825 Professor der Geschichte in Leipzig, wo er am 23. Januar 1866 starb, gab in seinen historischen „Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit" (Lpz. 1831. III) einzelne wohlgelungene Geschichtsbilder aus dem Zeitalter der Reformation, dem 17. und dem 18. Jahrhundert. Eine weitere Frucht seiner Beschäftigung mit dem Zeitalter der Reformation war „Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation" (Lpz. 1834). Das größte Verdienst erwarb er sich durch seine culturhistorischen Werke: „Allgemeine Culturgeschichte" (Lpz. 1850—52. III), welche bei reichem Inhalt doch weniger breit ist als die „Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit" (Lpz. 1831—39. V), in welcher die literarischen und Rechtsverhältnisse eingehend besprochen werden. Die große Fülle von merkwürdigen Zügen und Notizen zur Sitten- und Culturgeschichte verleiht der „Geschichte deutscher Nationalität" (Braunschw. 1860—62. III) mannigfaltiges Interesse; die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volks in seiner Gesammtheit und seinen einzelnen Stämmen werden dadurch zur lebendigen Anschauung gebracht. Daß er in seinen Ausführungen nicht immer Vollständiges gegeben hat, ist bei der Ueberfülle des Stoffs weniger zu tadeln, als daß er nicht immer ganz unparteiisch ist, wogegen sich „Das Zeitalter der Revolution" (Lpz. 1846—47. IV) und die „Geschichte Frankreichs im Revolutionsalter" (Hamb. 1840—44. IV) durch Unparteilichkeit nicht weniger als durch den reichen Stoff auszeichnen, der jedoch nicht immer übersichtlich und klar verarbeitet ist. Um die Geschichte der deutschen Literatur machte sich Wachsmuth durch die interessante Schrift „Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807" (Berl. 1844) verdient. — August Friedrich Gfrörer, dessen literarische Thätigkeit besser bei der Besprechung der Kirchengeschichte zu erwähnen ist, schrieb eine Geschichte des 18. Jahrhunderts; das Revolutionszeitalter wurde, wie oben berichtet, von Wachsmuth und außerdem von Heinrich von Sybel, das 19. Jahrhundert von Gervinus und von Karl Hagen behandelt, der am 24. Januar 1868 zu Bern als Professor der Geschichte starb. Seine „Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleons bis auf unsere Tage" (Braunschw. 1848) sucht nachzuweisen, daß, wie sich früher die Staaten der äußeren Macht und Vergrößerung wegen bekämpften, unsere Zeit eine Epoche der geistigen Kämpfe sei, daß die Ideen es sind, welche die geschichtlichen Erscheinungen bedingen und bestimmen. „Deutschlands religiöse und literarische Verhältnisse im Zeitalter der Reformation" (Erlang. 1841—44. III) enthalten eine höchst verdienstvolle Darstellung der Bewegungen im religiösen und literarischen Gebiete, aus der unbestreitbar hervorgeht, daß die von Luther verurtheilten Männer, wie Seb. Frank u. A. den Geist der Reform schärfer und wahrer aufgefaßt hatten als er, und daß er an der eintretenden Schwäche des reformatorischen Elements wesentlich Schuld trug. Hagens „Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit" (Ff. 1854—58. III), welche jedoch nur bis auf den Tod Friedrichs des Großen geht, weil inzwischen Häussers Werk erschienen war, beweist des Verfassers Gründlichkeit, Fleiß, maßvolle Behandlung und glückliche Darstellung.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Geschichte Deutschlands sowohl in ihrer Gesammtheit als in den einzelnen Perioden und in den einzelnen Staaten vielfältig bearbeitet wurde, und daß diese Arbeiten zu den bessern, ja zum Theil zu den besten Erzeugnissen der Geschichtschreibung gehören. Es ist Dieß ein Beweis, daß ein lebendigeres Nationalbewußtsein auch in den Gelehrten erwacht ist, denen man lange Zeit wie einem andern Stand den Vorwurf machen konnte, daß sie kein Vaterland hätten; es ist aber zugleich auch zu hoffen, daß in Folge dieser Thätigkeit das Nationalbewußtsein auch in weiteren Kreisen geweckt oder gestärkt wird. Daß Karl Wilhelm Böttiger und Heinrich Rückert die Gesammtgeschichte Deutschlands geschrieben, haben wir schon berichtet, außer

ihnen sind noch Wirth, Souchay und Georg Waitz zu nennen. Johann Georg August Wirth, dem wir später wieder begegnen werden, schrieb eine „Geschichte der Deutschen" (Constanz 1843—45. IV), die von echt patriotischer, zugleich aber von der entschiedensten freien Gesinnung durchdrungen ist. Der schädliche Einfluß der Fürstengewalt auf die Geschicke des Deutschen Volkes wird in einem zweiten Werke „Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage" (Karlsruhe 1847. II) nach seinen mannigfaltigen Erscheinungen und noch entschiedener als im vorigen Werke zur Anschauung gebracht. In ähnlichem Geist und mit rhetorischer Kraft schrieb er die „Politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert" (Bellevue 1840); großes Interesse gewähren endlich die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (Emmishofen b. Constanz 1843), nur ist zu bedauern, daß er dem ersten Band, der Geschichte seiner Jugend, nicht auch die Geschichte seiner männlichen Jahre folgen ließ, in denen er eine so bedeutende Stellung als Publicist einnahm. Die „Geschichte der Deutschen Monarchie von ihrer Entstehung bis zu ihrem Verfall" (Fk. 1861—62. IV) von Ernst Friedrich Souchay ist bei aller Gründlichkeit allgemein verständlich. Daß die Hohenstaufen schon den Grund zur Schwächung des Reichs legten, sagt er zwar nicht ausdrücklich, doch läßt er es nicht an einzelnen Andeutungen fehlen; dagegen weist er mit großer Klarheit nach, daß die Fürsten, besonders die Kurfürsten an der Schwächung der Macht und Einheit des Reiches die größte Schuld tragen. Georg Waitz, geb. am 9. Oktober 1813 zu Flensburg, im J. 1848 als Mitglied des Parlaments zur Gagernschen Partei gehörend, und mit ihr die Ohnmacht der Versammlung fördernd, seit 1849 Professor in Göttingen, nimmt unter den neuen Historikern eine hervorragende Stelle ein. Sein Hauptwerk „Deutsche Verfassungsgeschichte" (Kiel 1844—61. IV), welche mit den Verfassungen der Deutschen Stämme vor der Zeit der großen Wanderungen beginnt und bis zum Vertrag von Verdün (843) geht, ist aus dem gründlichen und sorgfältigen Studium der Quellen, die er mit Scharfsinn und Unbefangenheit benutzte, hervorgegangen. Die einzelnen Verhältnisse werden, so viel es die Quellen gestatteten, mit großer Ausführlichkeit behandelt. Unter den geschichtlichen Monographien nimmt dessen „Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik" (Berl. 1855—56) eine der ersten Stellen ein; sie zeichnet sich durch klare Auffassung der Verhältnisse und scharfsinnige Darstellung der politischen Zustände aus. Nicht weniger bedeutend sind die „Schleswig-Holsteinische Geschichte" (Gött. 1851—54. II) und die „Jahrbücher des Reichs unter Kaiser Heinrich I." (Berl. 1837, 2. Bearbeitung 1863).

Weitaus vielfältigere Bearbeitung fanden die einzelnen Perioden der Deutschen Geschichte, und es hat die Quellenforschung namentlich auf diesem Gebiete Großes geleistet. Friedrich Wilhelm Benjamin (von) Giesebrecht, Sohn des im dritten Bande erwähnten Dichters, geb. am 5. März 1814 zu Berlin, studierte in seiner Vaterstadt, worauf er 20 Jahre lang die Stelle eines Lehrers am Joachimsthalischen Gymnasium bekleidete. Seine Muße benutzte er zu historischen Forschungen, welche die Aufmerksamkeit des Ministers Eichhorn auf ihn lenkten, der ihm Urlaub und die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien (1843—45) gewährte. Im J. 1857 wurde er zum Professor der Geschichte in Königsberg ernannt, im J. 1862 auf besondern Wunsch des Königs Maximilians II. in gleicher Eigenschaft nach München berufen, wo er im J. 1865 in den Adelstand erhoben wurde und mehrere Orden erhielt. Schon früher war er zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Seine Bemühungen, auf einen besseren Geschichtsunterricht auf den Gymnasien hinzuwirken, fanden leider solchen Widerspruch, namentlich von Seiten der hohen Geistlichkeit, daß sie bis jetzt so ziemlich erfolglos blieben. Hieher gehört zunächst seine „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (Braunschweig, 1. und 2. Bd. 1855—58, 3. Aufl. 1863, 3. Bd. 1867), welcher der vom König Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzte Preis für Arbeiten auf dem Gebiete der Deutschen Geschichte von der Berliner Akademie der Wissenschaften zugesprochen wurde. Und in der That verdiente das Werk diese Auszeichnung durch die Gründlichkeit der Forschung und die kunstvolle Behandlung des reichen und oft schwierigen Stoffes. Der Verfasser fand auch wegen der begeisterten Auffassung des Kaiserthums lebhafte Anerkennung, obgleich nicht zu verkennen ist, daß er sich hierin von seiner Begeisterung zu Ansichten bestimmen läßt, die mit den Thatsachen in Widerspruch stehen, namentlich wenn er die Schwäche und Unzulänglichkeit der Kaiser zu vertheidigen sucht, z. B. Heinrichs IV. in seinem Verhältniß zu Gregor VII. In den trefflich ausgeführten Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten beweist er sich als einen glücklichen Schüler seines Lehrers Ranke. Von seinen andern Arbeiten erwähnen wir sein gelungenes Erstlingswerk „Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser Ottos II." (Berl. 1840); außerdem veröffentlichte er eine große Zahl bedeutender geschichtlicher Monographien und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. — Ernst Dümmler schilderte in der „Geschichte des Ostfränkischen Reiches" die politischen und religiösen Verhältnisse gründlich in ruhiger und klarer Darstellung. G. Waitz behandelte, wie schon erwähnt, die Zeit Heinrichs I., Karl Eduard Vehse die Zeit Ottos I. in der „Geschichte Kaiser Ottos des Großen" (Zittau 1828, 2. Aufl. 1865). Vehse, geb. zu Freiberg am 16. Dez. 1802, Archivar in Dresden von 1833—38, wurde vorzüglich durch die „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" (Hamb. 1851—58. XLIII.) bekannt, die ihm so viele Unannehmlichkeiten zuzog, daß er auswanderte (1856). Er kehrte erst 1862 nach Deutschland zurück u. st. am 18. Juni 1870 in Neustrießen. Freilich enthält das Werk Vieles, was den Höfen unangenehm sein mußte, da es deren politisches und sittliches Treiben aufdeckte; doch kann man dem Verfasser nicht vorwerfen, daß er Falsches berichtet oder übertrieben habe, vielmehr zeigt

er im Ganzen eine achtungswerthe Mäßigung. Auch seine „Tafeln der Welt- und Culturgeschichte" (Dresd. 1834) sind verdienstvoll. Die „Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. (Lpz. 1841—42. III) von Eduard Gervais, ist gründlich, doch läßt sich der Verfasser von der Größe Gregors VII. zu schiefen Urtheilen hinreißen.

Die Zeit der Hohenstaufen begeisterte nicht bloß die Dichter, sondern wurde auch von den Historikern mit Vorliebe bearbeitet, die von der Großartigkeit der Kaiser und ihrem romantischen Glanz oft nur zu sehr geblendet waren. In culturhistorischer Beziehung sind die „Vorarbeiten zur Geschichte der staufischen Periode" (Lpz. 1859, 1. und einz. Bd.) von Karl Wilhelm Nitzsch sehr werthvoll. Unter den Hohenstaufischen Kaisern fand besonders Friedrich II. mehrfache Bearbeitung. Karl Adolf Konstantin Höfler, geb. am 26. März 1811 zu Memmingen, seit 1851 Professor in Prag, wo er die Rechte der Deutschen den Czechen gegenüber mit Muth vertheidigt, zeigte schon seine ultramontane Gesinnung in der „Geschichte Friedrichs II." (Münch. 1844), durch welche er übrigens zur richtigen Ansicht geleitet wird, daß der große Kaiser durch seine Kämpfe in Italien den Grund zur Schwächung des Reichs legte. „Die Deutschen Päbste" (Regensb. 1839. II) sind ganz in römisch-katholischem Sinne abgefaßt. Friedrich Wilhelm Schirrmacher liefert in „Kaiser Friedrich II." (Gött. 1859—65. IV) ein eben so gründliches als reichhaltiges Werk, doch stellt er des Kaisers Verdienste um Deutschland viel zu hoch. Die „Geschichte Friedrichs II. und seines Reichs 1212—1235" (Berl. 1864) von Fr. Winkelmann ist von warmer patriotischer Gesinnung durchdrungen, leider verleitet sie ihn, die Rechte fremder Völker und Staaten nicht gebührend anzuerkennen. Die „Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" (Wien 1863—67. II) von Ottokar Lorenz zeichnet sich durch den Ernst und die freie Anschauung aus, mit welcher er die politischen und religiösen Verhältnisse behandelt. Die Zeit von Rudolf von Habsburg bis zum Tode Friedrichs II. von Preußen wurde, wie schon erwähnt, von K. Hagen, die „Geschichte des Deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert" (Berl. 1841—42. II) vom gelehrten Diplomaten Wilhelm Dönniges bearbeitet. Die Deutschen Höfe seit der Reformation schilderte Vehse, wie schon erwähnt; den Bauernkrieg erzählte außer dem schon genannten Wachsmuth noch der im Abschnitt von der Poesie erwähnte Wilhelm Zimmermann, dessen „Geschichte des großen Bauernkrieges" (Stuttg. 1843, 2. Aufl. 1856—57. II) den interessanten Gegenstand am Vollständigsten und zugleich mit verständiger Auffassung behandelt. Auch setzte derselbe die „Geschichte der Deutschen und die Geschichte der deutschen Staaten" von J. G. A. Wirth in dessen Geist fort. Die Zeit Kaiser Ferdinands II. und Wallensteins behandelt Hurter, dessen schriftstellerische Thätigkeit ausführlicher zu besprechen ist, das Leben des Schwedischen Königs Gustav Adolph erzählte Gfrörer, auf den wir bei der Kirchengeschichte zurückkommen. Der leider früh verstorbene K. F. Hanser schilderte in „Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg" (Lpz. 1862) die Zustände des verwüsteten Landes in politischer, materieller und socialer Beziehung und gab ein lebendig anschauliches Bild des Elends, das nach dem Krieg durch den fortwährend überhand nehmenden Absolutismus der Fürsten noch gesteigert wurde. Die nicht bloß antinationale, sondern selbst verrätherische Thätigkeit der Deutschen Fürsten wird aus dem gründlichen Werke „Der spanische Erbfolgekrieg und der Churfürst Joseph Clemens von Cöln" (Jena 1851) von Leonhard Ennen recht ersichtlich, so wie aus dessen „Frankreich und Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Occupation" (Köln 1855—56. II), während seine „Geschichte der Stadt Köln" (Eb. 1863—65. II) durch die Schilderung des vaterländisch gesinnten Bürgerthums und seiner vielseitigen Thätigkeit wohlthätigere Wirkung macht; auch ist das Werk für die Culturgeschichte von hohem Werthe. Kurd von Schlözer suchte in „Friedrich der Große und Katharina die Zweite" (Berl. 1859) den König wegen seiner Theilnahme an der Theilung Polens zu rechtfertigen, was ihm in so fern gelungen ist, als er nur die vorübergehende politische, nicht aber die bleibende moralische Seite in Betracht zog. Bedeutender sind „Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern" (Berl. 1851) und „Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern" (Eb. 1853), worin ein lebendig anschauliches Gemälde des Glanzes und des Verfalls jenes großartigen Städtevereins gegeben wird. Die Geschichte Deutschlands vom Tode Friedrichs II. bis 1815 behandelte L. Häusser, der später ausführlicher besprochen wird, die Geschichte der Deutschen Staaten von der Auflösung des Reichs bis 1828 schrieb, wie schon erwähnt, J. G. A. Wirth. — Clemens Theodor Perthes, geb. zu Hamburg am 2. März 1809, Professor des Staatsrechts in Bonn, gest. daselbst den 25. Nov. 1867, beleuchtete die „Politischen Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft" (Gotha 1862) mit tiefer Kenntniß der Verhältnisse und unbestochenem Urtheile. Für die Geschichte der nämlichen Zeit ist die Biographie werthvoll, die er von seinem Vater nach urkundlichen und mündlichen Mittheilungen verfaßt hat: „Friedrich Perthes Leben" (Hamb. 1848—56. III, 5. Aufl. 1861). Sie ist nicht nur durch die Erzählung der politischen Thätigkeit des bedeutenden Mannes, sondern auch durch die pietätvolle Schilderung seines schönen Familienlebens und seiner Geschäftsthätigkeit von hohem Interesse; namentlich werden seine großartigen und edlen Ansichten von der Bedeutung des Buchhandels vortrefflich entwickelt. Bemerkenswerth ist auch die „Geschichte Deutschlands unter der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons" (Charlottenburg 1846. II) von Bruno Bauer. — Die „Geschichte der Freiheitskriege von Droysen haben wir schon erwähnt, sie wird in Bezug auf künstlerische Behandlung von Beitzke weit

übertroffen, der auch die Geschichte des Jahres 1815 schrieb und der später ausführlich besprochen wird. Die Geschichte der neueren Zeit behandelte Bruno Bauer in der „Vollständigen Geschichte der Parteikämpfe in Deutschland während der Jahre 1842—46" (Charlottenb. 1847. III), in der „Bürgerlichen Revolution in Deutschland" (Berl. 1849) und im „Untergang des Frankfurter Parlaments" (Eb. 1849). Hier ist auch „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit" (Lpz. 1861) von Gustav Kühne zu erwähnen, worin er über die Bewegungen von 1848 und den folgenden Jahren interessante Mittheilungen macht. Er ist von warmem patriotischen und zugleich freisinnigem Geist durchdrungen, der die Zustände vom höchsten Standpunkt, dem der Freiheit und Einheit in harmonischer Verbindung erfaßt, ohne sich von irgend einer beschränkten Partei beeinflussen zu lassen.

Die Geschichte der einzelnen Deutschen Staaten erfreute sich einer zahlreichen Behandlung; wir heben diejenigen Werke hervor, welche entweder wegen ihres Gehaltes oder ihrer künstlerischen Form ausgezeichnet zu werden verdienen. So ist die unvollendet gebliebene „Geschichte des Hauses Habsburg" (Wien 1836—44. VII) von dem Fürsten F. M. Lichnowsky (geb. 19. Sept. 1789, gest. 1. Januar 1845) nur wegen ihrer fließenden Darstellung zu erwähnen. Zwar ist sie auch reich an Stoff, aber dieser ist nicht immer richtig erzählt und zudem ist die Auffassung in confessioneller Hinsicht beschränkt, und in Bezug auf die Dynastie von großer Befangenheit. Wilhelm Adolf Schmidt, geb. 26. Sept. 1812 zu Berlin, 1851 Professor in Zürich, seit 1860 in Jena, veröffentlichte „Zeitgenössische Geschichten" (Berl. 1859), in welchen er neue und meistens glückliche Ansichten über die Oesterreichische Geschichte von 1830—48 und über die Französische von 1815—30 geistvoll entwickelte. Beda Weber beschrieb „Das Land Tyrol" (Freibr. 1837—38. III), welches auch die Geschichte des merkwürdigen Landes und Volks in den Kreis der Darstellung zieht. Mehr noch als in diesem Werke tritt seine bis zum Fanatismus gesteigerte ultramontane Anschauung in „Tyrol und die Reformation" (Eb. 1841) hervor. Eine treffliche Monographie ist „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (Eb. 1850) und „Andreas Hofer und das Jahr 1809" (Eb. 1852) ist mit warmem patriotischem Sinn abgefaßt. Franz Palacky, geb. am 14. Juni 1798 zu Hodslawitz in Mähren, † 1876 als Historiograph von Böhmen, schrieb eine „Geschichte von Böhmen" (Prag 1839—65), die zwar von gründlicher Forschung zeugt, aber in einseitig Czechischem Interesse abgefaßt ist. Daß die Geschichte von Preußen von Droysen, die von Köln von Ennen, die von Bayern und Sachsen von K. W. Böttiger, die der Hansa von Schlözer, die von Holstein und Lübeck von G. Waitz bearbeitet wurde, haben wir schon erwähnt. Als Muster einer Spezialgeschichte darf die „Würtembergische Geschichte" (Stuttg. 1841—56) von Christoph Friedrich von Stälin in Stuttgart bezeichnet werden, die an Gründlichkeit, Vollständigkeit und Klarheit Nichts zu wünschen übrig läßt, für die Culturgeschichte insbesondere von hohem Werth ist.

An die Geschichte Deutschlands schließt sich die der Schweiz in vielfacher Beziehung an. Die „Geschichte des Schweizerlandes" (Hamb. und Schaffhausen 1842—46) von David Rüscheler, ist in streng conservativem Sinne gehalten, insbesondere zeugt die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse von Befangenheit. In ähnlichem Sinne schrieb Johann Heinrich Geltzer, (geb. am 17. Okt. 1813 in Schaffhausen, 1843 Professor in Berlin, seit 1852 in Basel lebend) „Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte" (Bas. 1840) und „Ueber die letzten drei Jahrhunderte der Schweizergeschichte" (Aarau 1838—39. II). „Die deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten" (Lpz. 1841, 2. verm. Aufl. 1847—49. II) ist in streng gläubigem Sinne geschrieben; der Verfasser führt Dieß zwar mit Geist und Scharfsinn durch, wird aber dadurch zu unhaltbaren Urtheilen verleitet. Den vollsten Gegensatz bildet des Zürcher Schriftstellers Otto Henne-Am Rhyn „Geschichte des Schweizervolks und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (Lpz. 1855—66. III), die in politischer wie in religiöser Beziehung einen durchaus freisinnigen Charakter bewährt. Der Berner Patrizier Anton von Tillier schrieb eine „Geschichte der helvetischen Republik" von ihrer Gründung im Frühjahr 1798 bis zu ihrer Auflösung im Frühjahr 1803 (Bern 1843. III), an welche sich die „Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte" (Zür. 1845—46. II) und die „Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogenannten Fortschritts" (Bern 1854. III.) anschließen, welche Werke wie die „Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange 1798" (Bern 1838—39. VI) in liberal conservativem, d. h. in scheinbar liberalem und entschieden conservativem Sinne geschrieben sind. Uebrigens sind sie wegen ihrer Reichhaltigkeit und fleißigen Benutzung archivarischer Quellen nicht ohne Werth. Die „Geschichte der Schweizerischen Regeneration von 1830—45" (Zür. 1866) von P. Feddersen, einem in Basel eingebürgerten Holsteiner, ist in entschieden liberalem Sinne und mit vollem Verständniß der Schweizerischen Verhältnisse geschrieben, die den Deutschen selbst bei längerem Aufenthalt meist unverstanden bleiben.

Die Geschichte von Frankreich wurde, wie schon berührt, von Wachsmuth und W. Adolf Schmidt, dann von Ernst Alexander Schmidt „Geschichte von Frankreich" (Hamb. 1840—48. IV) und von Bruno Bauer „Geschichte der französischen Revolution bis zur Stiftung der Republik" (Lpz. 1847. III) bearbeitet. Johann Wilhelm Loebell, geb. am 15. Sept. 1786 zu Berlin, seit 1829 Professor der Geschichte in Bonn, gest. daselbst am 12. Juli 1863, machte sich durch seine für die Culturgeschichte höchst werthvolle Schrift „Gregor von Tours und seine Zeit" (Lpz. 1839) vortheilhaft bekannt. Seine „Entwicklung der Deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tod" (Braunschw. 1856

—65. III) wurde leider durch seinen Tod unterbrochen, und selbst der dritte Band wurde nicht mehr von ihm, sondern von A. Koberstein herausgegeben. Sie ist aus Vorlesungen hervorgegangen und berührt daher nur die hervorragenden Erscheinungen in größerer Ausführlichkeit, die aber mit Geist und selbstständiger Auffassung behandelt werden. Johann Wilhelm Zinkeisen, geb. in Altenburg am 10. April 1803, von 1840—1851 Oberredakteur der Preußischen Staatszeitung, hierauf Professor der Geschichte in Berlin, gest. am 5. Januar 1863, gab in der Schrift „Der Jakobinerclub" (Berl. 1852—53. II) eine aus sorgfältigem Studium hervorgegangene und in das interessanteste Detail sich verbreitende Darstellung dieser höchst merkwürdigen Erscheinung, die nicht nur auf die Geschicke Frankreichs, sondern des gesammten Europas von wesentlichem Einfluß war. Derselbe bearbeitete die „Geschichte der griechischen Revolution" (Lpz. 1840. II) zum Theil nach dem Englischen des Thomas Gordon; die Darstellung der Zeit von der Ankunft des Präsidenten Kapodistria bis zur Thronbesteigung König Ottos ist selbstständig. Von weitaus größerem Werth ist die „Geschichte des osmanischen Reichs in Europa" (Hamb. u. Gotha 1840—63. VII); sie ist mit großem Fleiß und mit erfreulicher Gründlichkeit bearbeitet. — Johann Martin Lappenberg, geb. in Hamburg 30. Juli 1794, seit 1823 Archivar des Hamburger Senats, gestorben am 28. November 1865, erwarb sich durch mehrere Werke gelehrter Forschung bei den Fachgelehrten einen großen Ruf; in der Deutschen Literaturgeschichte ist nur die „Geschichte von England" (Hamb. 1834. II) zu verzeichnen, die auf der umfassendsten Quellenforschung beruht. Dieselbe wurde von R. Pauli (Eb. 1853—58. III) mit mehr Geschmack fortgesetzt. G. Reinhold Pauli, geb. am 25. Mai 1823 zu Berlin, wurde 1859 zum Professor der Geschichte in Tübingen ernannt, wegen eines der Regierung mißfälligen Aufsatzes in das niedere Seminar Schönthal versetzt, worauf er seine Entlassung aus dem Würtembergischen Staatsdienste gab, und in Marburg angestellt wurde. Er ist Einer der gründlichsten Kenner der Englischen Geschichte; „König Alfred und seine Stelle in der Geschichte Englands" (Berl. 1851) zeichnet sich sowohl durch die Gründlichkeit als durch die formelle Schönheit der Behandlung aus. Vielfaches Interesse bieten die „Bilder aus Alt-England" (Gotha 1860) und so ist auch die „Geschichte Englands seit dem Friedensschlusse von 1814 und 1815" (Lpz. 1864—67) eben so reichhaltig im Inhalt als gewandt in der Darstellung. Jakob Venedey, geb. am 24. Mai 1805 in Köln, wurde wegen seiner freien Gesinnung vielfach verfolgt, lebte daher zu wiederholten Malen längere Zeit im Ausland, namentlich in Frankreich, kehrte 1848 nach Deutschland zurück, wurde Mitglied des Parlaments und starb am 8. Febr. 1871 zu Oberweiler in Baden. Seine Schriften tragen sämmtlich einen entschieden freisinnigen Charakter; er bespricht darin nicht bloß die geschichtliche Entwickelung, sondern auch die socialen Zustände, so schon in „England" (Lpz. 1845—46. III), noch mehr in „Irland" (Lpz. 1844. II). Neben den Sittenzuständen und der Natur des Landes berücksichtigt „Das südliche Frankreich" (Lpz. 1846) auch die Geschichte der von ihm bereisten Provinzen; doch dürfen seine oft sehr oberflächlichen Mittheilungen nur mit Vorsicht aufgenommen werden, so namentlich in „Reise- und Rasttage in der Normandie" (Lpz. 1838. II). Auch seine Biographien „George Washington" (Freib. im Br. 1862) und „Benjamin Franklin" (Eb. 1863) sind oberflächlich und phrasenhaft. Franz Löher, den wir als epischen Dichter haben kennen lernen, hat eine interessante Epoche aus der Geschichte der Niederlande in „Jakobäa von Bayern und ihre Zeit" (Nördl. 1862—68. II) mit gründlicher Kenntniß geschildert, indem er an der ausführlichen Biographie der durch Schönheit, Geist, Muth und politischen Scharfblick ausgezeichneten Frau die politischen und Sittenzustände des Landes mit Talent darstellt. Die „Geschichte von Spanien" (1. Band Hamb. 1831) von F. W. Lembke wurde von Heinrich Schäfer (Eb. 1844 ff.) fortgesetzt, der auch eine „Geschichte von Portugal" (Hamb. 1836—54. V) mit Fleiß und kritischem Sinn bearbeitete. Die „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage" (Lpz. 1865—68) von Hermann Baumgarten, bietet nicht nur durch den reichen, dramatisch bewegten Stoff, sondern auch durch die schöne Darstellung lebendiges Interesse. Sehr reichhaltig ist die „Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart" (Lpz. 1859 ff.) von Hermann Reuchlin, die mit verständiger Anordnung ein richtiges Urtheil verbindet. Besonders ausführlich ist die Geschichte seit dem Sturze der Napoleoniden im Jahr 1814; großes Interesse bietet die Schilderung der verschiedenen Geheimbünde, der reaktionär-klerikalen wie der freisinnigen. Weniger glücklich in der Composition ist „Pascals Leben und der Geist seiner Schriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten" (Stuttg. 1840); doch ist sie gründlich und mit Benutzung neu aufgefundener Quellen bearbeitet; vortrefflich ist namentlich die Charakteristik der berühmten „Briefe aus der Provinz" und der aus jesuitischen Schriftstellern nachgewiesenen Moral der Jesuiten. Sugenheims Geschichte des Kirchenstaats wird besser erst später erwähnt. Fallmerayers Werke über Griechenland und die Türkei werden wir ausführlicher besprechen; Zinkeisens Schriften über diese beiden Länder sind schon erwähnt worden, und es bleiben nur noch des Freiherrn Anton Prokesch-Osten „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (Stuttg. 1836. II) anzuführen, welche E. Münch aus Julius Schnellers Nachlaß herausgab. Es sind Briefe aus Griechenland und der Türkei, welche Prokesch in den Jahren 1824 und 1825 geschrieben hatte; sie sind voll Interesse, für die Geschichte und die Culturverhältnisse von Wichtigkeit. Die „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien" (Wien 1829—31. III) zeugen von scharfer Beobachtung und erfreuen durch den Freimuth wie durch die Eleganz der Darstellung. Schlözers Bericht über die Russischen Ostseeländer ist schon erwähnt worden. Die Geschichte Asiatischer Länder fand

keine zahlreiche Bearbeitung und außer Fallmerayers Werk über das Kaiserthum Trapezunt, das erst später zu besprechen ist, haben nur Bodenstedt und Neumann Werthvolleres geliefert. Friedrich Martin Bodenstedt, hat in der Schrift „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" (Fk. 1848) ein treues Gemälde dieser Stämme und ihres heldenmüthigen Widerstandes gegen die Angriffe der Russen gegeben; von dessen „Tausend und Ein Tag im Orient" ist bereits Erwähnung gethan worden. Karl Friedrich Neumann, Sohn des unbemittelten jüdischen Handelsmanns Bamberger, geb. am 22. Dez. 1798 zu Reichmannsdorf bei Bamberg, bezog 1817 die Universität Heidelberg, nachdem er sich, ohne eigentlichen Unterricht genossen zu haben, bis dahin kümmerlich durchgeschlagen hatte, trat im J. 1818 zum Protestantismus über, wurde 1822 Professor in Speier, aber schon 1825 wegen seiner freisinnigen Ansichten in Ruhestand versetzt. Er gieng hierauf nach Venedig, wo er bei den Mechitharisten Armenisch lernte, dann nach Paris, wo er sich eifrig mit der Chinesischen Sprache beschäftigte, reiste 1830 nach China, von wo er eine reichhaltige Sammlung Chinesischer Bücher mitbrachte, die er der Bibliothek in München verkaufte. Zum Professor daselbst ernannt, hielt er Vorlesungen über Chinesische und Armenische Sprache und Literatur, so wie über Länder- und Völkerkunde, über allgemeine und Deutsche Geschichte, die sich großen Beifalls erfreuten. Seine Freisinnigkeit in politischen und religiösen Dingen zog ihm 1852 abermals Entlassung zu. Im J. 1863 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin, wo er den 17. März 1870 starb. Seine „Geschichte des Englischen Reiches in Asien" (Lpz. 1846, 2. Aufl. 1857) so wie die „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (Berl. 1863—66. III) sind reichhaltig, mit genauer Kenntniß der Verhältnisse und freisinnig geschrieben; es mangelt ihnen aber die Kunst der Anordnung des Stoffes. Der „Historische Versuch über die Revolution von Paraguay und die Directorialregierung des Dr. Francia" (Stuttg. 1827) von Johann Rudolf Rengger, (geb. in Baden Kantons Aargau im J. 1791, gest. am 9. Okt. 1832) beurtheilt den merkwürdigen Mann mit Unparteilichkeit, indem er seine Verdienste anerkennt, ohne dessen Grausamkeit zu verheimlichen. Seine „Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von (seinem Bruder) A. Rengger" (Aarau 1835) ist für die Naturwissenschaften bedeutend, aber schildert auch die politischen und Culturverhältnisse nach genauen Beobachtungen.

Die Kirchengeschichte fand im vorliegenden Zeitraum ziemlich vielseitige Behandlung, doch wurde die spezielle Kirchengeschichte viel häufiger bearbeitet, als die allgemeine. Unter den Bearbeitern der gesammten Kirchengeschichte sind vorzüglich folgende zu nennen: Heinrich Ernst Ferdinand Guerike, geb. am 23 Febr. 1803 zu Wettin, gest. 1878 als Professor in Halle, schrieb ein „Handbuch der Kirchengeschichte" (Halle 1833. II, 8. Aufl. 1854) im Sinn der Altlutheraner. Gut angeordnet und reich an Einzelnheiten ist das „Handbuch der Kirchengeschichte" (Erl. 1834. IV) von Johann Georg Veit Engelhardt, geb. am 12. Novbr. 1791 zu Neustadt an d. Aisch, seit 1821 Professor der Theologie in Erlangen, wo er am 13. Sept. 1855 starb. Karl August Hase, geb. am 25. Aug. 1800 zu Steinbach in Sachsen, wegen Theilnahme an der Burschenschaft eilf Monate lang auf Hohenasperg verhaftet, seit 1830 Professor der Theologie in Jena, schrieb eine „Kirchengeschichte" (Lpz. 1834, 5. Aufl. 1858), die als Lehrbuch noch nicht übertroffen ist. Sie zeichnet sich durch edle Sprache, ruhiges Urtheil und Uebersichtlichkeit aus, was auch von der literarhistorischen Monographie „Das geistliche Schauspiel" (Lpz. 1858) zu rühmen ist. August Friedrich Gfrörer, geb. am 5. März 1803 zu Calw im Schwarzwald, studierte Theologie, wurde 1846 Professor der Geschichte in Freiburg i. Br., gieng 1853 zur katholischen Confession über und starb am 6. Juli 1861 in Karlsbad. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit der „Kritischen Geschichte des Urchristenthums" (Stuttg. 1831), deren erster und einziger Band auch unter dem Titel „Philo und die Alexandrinische Theosophie" erschien und worin er den Einfluß der jüdisch-ägyptischen Philosophie auf die Lehren des Neuen Testaments mit großer Gelehrsamkeit und Scharfsinn nachzuweisen sucht. Ihr folgte die „Geschichte Gustav Adolphs und seiner Zeit" (Eb. 1837, 2. Aufl. 1845), in welcher er mit scharfsinnigen, zum Theil überzeugenden Gründen darlegt, daß der Schwedische König eben so wenig für die Religion kämpfte, als die andern Fürsten, sondern daß ihn vorzugsweise Ehrgeiz, Ländersucht und dynastisches Interesse leiteten. Ausführlich wird die schmähliche Politik der Deutschen Höfe in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dargestellt. Wie in andern Schriften entwickelt er auch hier großartige politische Ansichten. In der „Geschichte des Urchristenthums" (Stuttg. 1838. V), welche in drei Hauptabtheilungen zerfällt: „Das Jahrhundert des Heils", „Die heilige Sage" und „Das Heiligthum und die Wahrheit" verhält er sich durchaus verneinend gegen Dogma und Ueberlieferung. Die „Allgemeine Kirchengeschichte" (Stuttg. 1841—46. IV) ist entschieden polemisch gegen das Papstthum; der Verfasser schildert mit Vorliebe die Intriguen, die im Namen Jesu auf den Concilien gespielt wurden, um Geiz und Herrschsucht zu befriedigen, so wie das Gewebe von Lügen, das, vom Römischen Hofe ausgehend, die Welt umspann und in Finsterniß schlug. Und trotzdem finden sich in diesem Werke schon Spuren einer Neigung zum Katholicismus, die sich später immer entschiedener entwickelte und den Verfasser zum unmäßigsten Fanatismus führte. In ultramontanem Sinn ist „Papst Gregor VII. und sein Zeitalter" (Schaffh. 1859—61. VII) geschrieben. Er behandelt darin, wie natürlich, vorzüglich die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, welche Gregor hauptsächlich im Auge hatte; doch zieht er auch die übrigen Europäischen Staaten in das Bereich seiner Darstellung, wobei er überall auf die ältere Geschichte zurückgeht. Gfrörer entwickelt darin, wie überhaupt in allen seinen Schriften, einen

großen Scharfsinn und eine gründliche Kenntniß der Verhältnisse, die er aber mit sehr befangenem Auge ansieht. Die „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (Schaffh. 1862) gab J. B. Weiß nach Gfrörers Tod heraus, der dieselbe noch vor seinem Uebertritt zum Katholizismus verfaßt hatte, so daß er sich darin über die kirchlichen Verhältnisse, die päpstlichen Anmaßungen und die Intriguen der Jesuiten noch frei ausspricht. Die „Geschichte der christlichen Kirche" (Tüb. 1853) von Ferdinand Christian Baur (geb. 21. Juli 1792 zu Schmeiden bei Cannstadt, gest. als Professor in Tübingen 2. Dez. 1860) ist eine meisterhafte, mit kritischem Scharfsinn und umfassender Benutzung der Quellen sorgfältig ausgeführte Arbeit, in welcher der Verfasser vorzüglich die Ideen zur Anschauung zu bringen sich bemühte, welche den einzelnen Erscheinungen zu Grunde lagen. Die Geschichte des Urchristenthums hat, wie schon erwähnt, Gfrörer behandelt. Bemerkenswerth sind Karl Rudolf Hagenbachs „Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte" (Lpz. 1853—55. II, 2. Aufl. 1857—63) sowie dessen „Vorlesungen über die Kirchengeschichte des Mittelalters" (Eb. 1860—61. II); sein Hauptwerk sind jedoch seine „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz" (Eb. 1833—43; 2. Aufl. 1851—56), worin er in besonnener und lichtvoller Darstellung die Entwickelung des Protestantismus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts darstellt. Besondern Werth erhalten diese Vorlesungen dadurch, daß er die Beziehungen der Reformation in Deutschland und der Schweiz bespricht, was bei vielen andern Kirchenhistorikern vermißt wird. Um die Kirchengeschichte des Mittelalters machte sich ferner Johann Joseph Ignaz Döllinger verdient, der am 28. Februar 1799 in Bamberg geboren, 1826 zum Professor der Theologie in München ernannt, 1847 entlassen, 1849 aber wieder in sein Amt eingesetzt wurde. Obgleich von streng katholischer Richtung, ist er doch ein entschiedener Feind des Ultramontanismus. Daß er das Christenthum auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführen, insbesondere den Katholizismus von allen Zuthaten befreien will, die ihn im Laufe der Zeiten verunstaltet haben, zeigen seine „Papstfabeln des Mittelalters" (Münch. 1863), in welchen er eine entschiedene Stellung dem Papstthum gegenüber einnimmt. Daß Hoefler die Deutschen Päpste, Gfrörer die Geschichte Gregors VII. behandelt, haben wir schon erwähnt, Die „Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit" (Lpz. 1860—64. III) von Hermann Reuter wurde mit fleißiger und sorgfältiger Benutzung der Quellen bearbeitet. Die Geschichte Innocenz III. von Hurter ist später zu besprechen. Die des Papstes Bonifacius VIII. von Drumann ist schon oben erwähnt worden. „Ganganelli, Klemens XIV., seine Briefe und seine Zeit" (Berl. 1847) von Alfred von Reumont bietet viel Interessantes über des Papstes Verhältniß zu den Jesuiten. Die Arbeiten von K. Hagen, K. R. Hagenbach und Beda Weber über die Geschichte der Reformation sind schon erwähnt worden. Unter den zahlreichen Darstellungen des Lebens und Wirkens des großen deutschen Reformators nimmt „Martin Luthers Leben" (Stuttg. 1836) von Gustav Pfizer Eine der ersten Stellen ein; sie ist mit Liebe und Sachkenntniß geschrieben. Friedrich Wilhelm Rettberg, geb. am 21. August 1805 zu Celle, gestorben 7. April 1849 als Professor der Theologie in Marburg, schrieb eine treffliche Kirchengeschichte Deutschlands (Gött. 1845—48), die leider unvollendet blieb. „Die Kirchengeschichte der Schweiz" (Bern 1856—61. IV) von Gelpke ist ebenfalls unvollendet. Mit oft bitterer Schärfe, aber gründlich und mit fleißiger Benutzung der Quellen hat Samuel Sugenheim „Bayerns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhundert" (Gießen 1842) geschildert; in der „Geschichte der Jesuiten in Deutschland bis zur Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XVI." (Ff. 1847. II) weist er den nach allen Seiten schädlichen Einfluß des Ordens unwiderleglich nach, und die gekrönte Preisschrift „Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates" (Lpz. 1854) deckt das Gewebe von Lügen und Fälschungen auf, deren sich das Papstthum bediente, um mit der geistlichen auch die weltliche Macht zu verbinden. Die noch unvollendete „Geschichte des französischen Calvinismus" (Gotha 1857 bis 69. V) von Gottlob von Polenz ist nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern auch für die politische und die Culturgeschichte von Wichtigkeit.

Mit großer Vorliebe und eben so großem Erfolg wurde die Culturgeschichte behandelt. Außer dem schon angeführten Wachsmuth hat Friedrich Gustav Klemm die „Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit" (Lpz. 1843—52. X) in ausführlicher Darstellung bearbeitet. Es ist Dieß ein Werk rastlosen Fleißes, welches eine Fülle von Einzelheiten darbietet, alle Beziehungen erfaßt, äußeres und geistiges Leben, Sitten, Beschäftigungen, Religion, Kunst u. s. w. Es beginnt mit der Darstellung der Urzustände der Menschheit, geht sodann zur Darstellung der Jäger-, Fischer-, Hirten-, Berg- und Wüstenvölker über, führt uns hierauf nach Aegypten, China und dem übrigen Asien, schildert dann das alte vorchristliche Europa und schließt mit dem christlichen West- und Osteuropa. Ueberall bestrebt sich der Verfasser, die Einflüsse der klimatischen und Bodenverhältnisse auf die Entwickelung der Cultur nachzuweisen. Seine unvollendet gebliebene „Allgemeine Culturwissenschaft" (Lpz. 1854—55) bespricht die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur, Feuer, Nahrung, Gebräuche, Narkotika, Werkzeuge und Waffen, und giebt von den letztern Abbildungen, zu welchen seine eben so seltene als reichhaltige culturhistorische Sammlung die Vorlagen lieferte. Wie dieses, so sind auch „Die Frauen" (Dresd. 1854 bis 58. VI) eine Ergänzung seines Hauptwerkes. Er schildert darin den Zustand und den Einfluß der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern, bespricht zuerst den Zustand derselben bei den sogenannten Wilden, dann die Verhältnisse der Frauen in Europa mit besonderer Rücksicht auf Familie und Privatleben, auf Staat, Religion, Literatur, Wissenschaft und Kunst. Inhaltreich ist und auf eben so fleißigen Studien beruht des Würzburger Professors

Johann Joseph Roßbach Werk „Vom Geiste der Geschichte" (Würzb. 1856. II) und „Geschichte der Gesellschaft" (Würzb. 1868. IV). Allgemeine culturhistorische Verhältnisse behandelt auch Riehl, von dem erst später die Rede sein wird. Theodor Waitz, geb. am 17. März 1821 in Gotha, gest. zu Marburg den 21. Mai 1864 als Professor der Geschichte, verfaßte eine „Anthropologie der Naturvölker" (Lpz. 1859—64. IV), die sich zuerst über die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand der Menschen verbreitet, dann die Negervölker und die Amerikaner bespricht. Das gediegene Werk beruht auf fleißiger Forschung, gewissenhaftem Studium der Quellen und scharfsinniger Benutzung derselben. Von Theodor Mundt haben wir eine „Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwickelungen und Problemen" (Lpz., 2. Aufl. 1856), die mit Geschmack und Einsicht, im Geiste wahrer Humanität geschrieben ist und die früheren Verhältnisse gebührend berücksichtigt. Seine literarhistorischen Schriften sind später zu erwähnen. Ludwig Friedländer, seit 1859 Professor in Königsberg, hat in seiner Darstellung der „Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine" (Lpz. 1862—64 II., 2. Aufl. 1865—67) ein Werk geliefert, das sich sowohl durch Reichhaltigkeit und glückliche Anordnung als durch gewandte Darstellung auszeichnet. Daß Wachsmuth die Europäische Sittengeschichte, Jac. Burckhardt die Zeit der Renaissance in Italien, daß ferner H. Rückert, Karl Hagen und Wachsmuth die Deutsche Sittengeschichte behandelt haben, ist schon erwähnt worden. Johannes Scherrs „Geschichte deutscher Cultur und Sitte" (Lpz. 1852) und dessen „Geschichte der deutschen Frauen" (Lpz. 1860) sind geistreich gehalten, wie alle seine Schriften, aber auch übermüthig, öfters phrasenhaft und nach Effekt haschend. Dieses wie seine übrigen Werke zeugen von großer Belesenheit und Gewandtheit in der Benutzung der Quellen. Wenn auch oft oberflächlich, sind seine „Allgemeine Geschichte der Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (Stuttg. 1851, 5. Aufl. 1876) und „Die deutsche Literatur in ihrer national-literarischen Erscheinung und in ihrer Einwirkung auf das geistige Leben der Völker" (Lpz. 1853, 2. Aufl. 1854) in denjenigen Partien von Werth, denen er ein eingehenderes Studium gewidmet hat, sie zeichnen sich namentlich durch richtiges Urtheil und bewegte Darstellung aus. Noch bedeutender ist „Schiller und seine Zeit" (Lpz. 1859, 4. Aufl. 1865), worin er das Leben des großen Dichters und die literarischen Zustände seiner Zeit lebendig und warm erzählt. Karl Weinhold, geb. am 26. October 1823 zu Reichenbach in Schlesien, seit 1861 Professor in Kiel, hat in „Altnordisches Leben" (Berl. 1856) und „Die Riesen des germanischen Mythus" (Wien 1858) das germanische Alterthum scharfsinnig und gründlich behandelt. Eben so gründlich und die Verhältnisse allseitig beleuchtend ist seine Schrift „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter" (Wien 1851). In eigenthümlicher und geistreicher Weise hat Gustav Freytag die culturhistorischen Verhältnisse Deutschlands in einer Reihe Schriften beleuchtet: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (Lpz. 1859. II), „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" (Eb. 1862), „Aus dem Mittelalter" (Eb. 1867), „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges" (Eb. 1867) und „Aus neuer Zeit" (Eb. 1867). Der Verfasser hat sehr glücklich ausgewählte Stellen aus Chroniken, Biographien, Tagebüchern und selbst Urkunden durch geistvolle, mit poetischem Sinn ausgeführte Betrachtungen zu einem Gesammtbilde erweitert. F. W. Riehls culturgeschichtliche Schriften sind später ausführlich zu behandeln. Bogumil Goltz geräth in der Schrift: „Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und civilisierten Nationen" (Berl. 1858), mit sich selbst in Widerspruch, indem er bald den heilsamen Einfluß der Cultur anerkennt und sie bald als Grund der einreißenden Barbarei darstellt. Bei der Charakteristik der verschiedenen Nationen scheint er Arndts „Geist der Zeit" zum Vorbild genommen zu haben, wenigstens in Bezug auf die Franzosen. Doch sind es nicht Diese allein, gegen die er Bitterkeit und selbst Haß an den Tag legt. Denn er geht in der Schrift: „Die Deutschen. Ethnographische Studie" (Berl. 1860. II.) mit seinen Landsleuten nicht besser um, denen er aber wieder an andern Stellen zu schmeicheln versteht. Uebrigens zeugen diese Schriften von Geist und Humor. Großes Interesse gewährt „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" (Berl. 1859), worin er die Frauen nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch in ihren besonderen Erscheinungen nach Völkern, Ständen, Alter u. s. w. schildert. Auch hier finden sich manche herbe Urtheile und doch wieder eine liebevolle Anerkennung des rein Weiblichen. Für die Culturgeschichte der Schweiz in der neueren Zeit ist „Die Helvetische Gesellschaft" (Winterthur 1863) von Karl Morel ein wichtiger Beitrag, an welchem der Fleiß, die glückliche Behandlung des interessanten Stoffes und die gewandte Darstellung zu loben ist. So bietet auch seine Biographie „Karl von Bonstetten" (Eb. 1861), der bekanntlich zu Johannes von Müller, Matthisson, Friederike Brun und Frau von Stael in freundschaftlichen Verhältnissen stand, vielfaches Interesse. Die Frauen überhaupt sind von Klemm, die Deutschen Frauen insbesondere von Scherr und Weinhold in culturhistorischer Beziehung behandelt worden. Hermann Weiß hat sich durch seine mit Fleiß und sorgfältiger Benutzung der Quellen bearbeitete „Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und der Geräthe der Völker des Alterthums" (Stuttg. 1860. II) und „Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräthes im Mittelalter" (Eb. 1862) ein wesentliches Verdienst erworben. Jakob Falke, geb. am 21. August 1825 zu Ratzeburg, gegenwärtig in Wien, hat einen Theil der Kostümkunde in „Die deutsche Trachten- und Modenwelt" (Lpz. 1858. II) mit Fleiß und Geist bearbeitet; der Verfasser zeigt darin überall den Zusammenhang der Mode mit dem Charakter der Zeit, und den Einfluß fremder Völker auf die jedesmaligen Trachten. Interessant ist der Nachweis, daß die sogenannten Volkstrachten nichts Anderes

sind als die Modetracht der Höfe und überhaupt der Vornehmen. Sein Bruder Johann Falke, geb. den 20. April 1823 in Ratzeburg, gest. 1876 in Dresden, veröffentlichte eine „Geschichte des deutschen Handels" (Lpz. 1859—60. II), welche bis auf die ältesten Zeiten zurückgeht und aus dieser wie aus den späteren Perioden höchst interessante Notizen giebt, durch welche die Kenntniß der Culturgeschichte häufig bereichert wird. Auszuzeichnen sind namentlich die ausführlichen Abschnitte über den Sklavenhandel, den Handel der Städte und insbesondere der großen kaufmännischen Verbindungen. Von Friedrich Christian Benedikt Avé-Lallemant, geb. am 23. Mai 1809 zu Lübeck, wo er als Polizeibeamter a. D. lebt, besitzen wir ein äußerst interessantes Werk „Das deutsche Gaunerthum" (Lpz. 1858—62. IV), das sich nicht nur über das Wesen und die geschichtliche Entwickelung des Gaunerthums verbreitet, sondern auch eine treffliche Darstellung der Gaunersprache enthält.

An die Culturgeschichte sich anschließend und einen wesentlichen Theil derselben bildend ist die Geschichte der Wissenschaften und zwar zunächst die Geschichte der Philosophie zu betrachten. Das „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" (Lpz. 1838—41. II) von Oswald Marbach, der auch „Ueber moderne Literatur" (Lpz. 1836—38) schrieb, ist von dem Hegelianer Johann Eduard Erdmann weit übertroffen worden, dessen „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (Berl. 1866. II) gründlich und obgleich auf Hegels Ansichten beruhend, doch nicht einseitig ist. Die Geschichte der griechischen Philosophie ist, wie schon berichtet, von Schwegler bearbeitet worden. Eine glänzende Erscheinung ist die „Geschichte der neueren Philosophie" (Mannh. 1854 ff. VI) von Kuno Fischer. Geistvoll ist die „Geschichte der neuern Philosophie von Bacon bis Spinoza" (Ausb. 1833) von Ludwig Andreas Feuerbach. Die „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" (Erl. 1850—58) von Robert von Mohl zeichnet sich durch Reichhaltigkeit aus. Besonders glücklich in der Charakteristik und Schilderung des Lebens der hervorragenden Männer ist die „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit" (Stuttg. 1843 bis 54. IV) von Karl von Raumer; allseitiger ist die „Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker" (Cöthen 1860—62. IV) von Karl Schmidt. Durch Gründlichkeit der Forschung und Tiefe der Anschauung und umfassende Behandlung gleich ausgezeichnet ist die „Geschichte der Botanik" (Königsb. 1854—57. IV) von C. H. F. Meyer, der leider vor Vollendung des Werkes starb, das nur bis zur Zeit der Reformation geht. Interessant ist die „Geschichte der Alchemie" (Halle 1832) von K. Chr. Schmieder. Großartig angelegt und bis jetzt glücklich ausgeführt ist die auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von Bayern herausgegebene „Geschichte der Wissenschaften" (Münch. 1860—67. VI), an welcher zum Theil sehr bedeutende Gelehrte Theil nehmen. Die „Geschichte des Staatsrechts und der Politik" von J. C. Bluntschli wird später ausführlich besprochen. Außerdem erschienen die „Geschichte der Mineralogie" (Münch. 1864) von Franz von Kobell, die „Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft" (Eb.) von C. Fraas, die „Geschichte der protestantischen Theologie in Deutschland" (Eb.) von Isaak August Dorner, die „Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart" (Eb. 1866) von Karl Werner, und die treffliche „Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt" (Eb. 1865) von O. Peschel, welcher auch eine durch Gehalt und Form ebenso hervorragende „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (Stuttg. 1858) herausgegeben hat.

Die Literaturgeschichte hat eine außerordentlich zahlreiche Bearbeitung gefunden, und zwar ist nicht bloß die allgemeine, sondern ganz vorzüglich die einzelner Völker und selbst einzelner Schriftsteller behandelt worden. Das umfassendste Werk hat Johann Georg Theodor Gräsſe, geb. in Grimma am 31. Januar 1814, seit 1864 Direktor des grünen Kabinets in Dresden, geschrieben. Sein „Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt" (Lpz. 1837—60. VIII in 13 Abschnitten) ist außerordentlich reichhaltig und mit unvergleichlichem Fleiß bearbeitet. Daß es im Einzelnen manche Irrthümer enthält, ist bei einem so riesigen Unternehmen erklärlich, dagegen ist zu bedauern, daß es übermäßig geschmacklos, altväterisch in der Behandlung, ohne Sinn für Composition, oft in den Urtheilen beschränkt ist, namentlich wenn sie sich in das politische Gebiet verirren. Den vollsten Gegensatz zu Gräsſe bietet die „Allgemeine Literaturgeschichte" (Berlin 1846. III) von Theodor Mundt, welche mit Geschmack, aber oberflächlich und oft phrasenhaft gearbeitet ist. Weit gründlicher und übersichtlich ist dessen „Geschichte der Literatur der Gegenwart, vom J. 1789 bis zur neuesten Zeit" (Lpz. 1842, 2. Aufl. 1853), die überhaupt zu seinen besten literärgeschichtlichen Werken gehört. Die „Dramaturgie oder Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst" (Berl. 1849. II) bietet nicht viel Neues, ist aber gut angeordnet und fließend geschrieben. Die schon erwähnte allgemeine Literaturgeschichte von Scherr hat nicht wie die von Gräsſe auch die wissenschaftliche Literatur in den Kreis der Besprechung gezogen. Karl Rosenkranz, geb. am 23. April 1805 zu Magdeburg, studierte seit 1824 in Berlin, Halle und Heidelberg, habilitierte sich in Halle als Privatdozent, wo er sich schon als Einen der feurigsten Anhänger Hegels bekannt machte und 1831 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Im J. 1833 erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie in Königsberg, und 1848 wurde er zum vortragenden Rath im Ministerium ernannt, wurde aber dieser Stellung bald überdrüssig, besonders als der Graf von Brandenburg Ministerpräsident wurde, und er übernahm im Juni 1849 seine Professur in Königsberg wieder. Zwar wurde er in die Erste Kammer gewählt, aber er trat bald wieder aus, da er die Erfolglosigkeit der liberalen Bemühungen einsah. Rosenkranz hat

sich hauptsächlich bemüht, die Hegelsche Philosophie auf die verschiedenen Wissenschaften anzuwenden; in diesem Sinne schrieb er ein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (Halle 1832—33. III), das er unter dem Titel „Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker" (Königsb. 1855) vielfach verbessert in neuer Bearbeitung herausgab, ein Werk, das eine allseitige und gründliche Kenntniß des Gegenstandes beurkundet, mit philosophischem Geist und zugleich mit feinem Sinn für das Poetische abgefaßt ist. Es ist reich an neuen Anschauungen, doch sind dieselben hie und da mehr geistreich blendend als überzeugend. Dieß ist noch entschiedener der Fall in der „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (Halle 1830), die sich nur zu sehr in abstraktes Formelwesen verliert. „Goethe und seine Werke" (Kgsbg. 1856) bieten ein lebensvolles und mit Liebe bearbeitetes Bild des großen Dichters, dessen Allseitigkeit gebührend hervorgehoben ist. In „Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben" (Berl. 1844) hat er seinem verehrten Lehrer, dem er unwandelbar mit pietätvoller Treue zugethan ist, ein schönes Denkmal gesetzt, das nur wegen des Umschwungs in den philosophischen Anschauungen nicht die Wirkung gemacht hat, welche es unter andern Verhältnissen unfehlbar gemacht hätte. Sein neuestes Werk „Diderots Leben und Werke" (Lpz. 1866. II) bietet eine geistvolle Behandlung des für die Entwickelung der Literatur und des geistigen Lebens höchst bedeutenden Mannes, der auch auf die Entwickelung der Deutschen Literatur nicht ohne Einfluß blieb. Die Schriften von Theodor Mundt und Oswald Marbach über moderne Literatur sind schon angeführt worden. Hermann Julius Theodor Hettner, geb. am 12. März 1821 zu Leisersdorf in Schlesien, lebte drei Jahre in Italien, war hierauf Privatdozent in Heidelberg, wurde 1851 zum Professor der Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte in Jena ernannt und ist seit 1855 Direktor der Antikensammlung und Professor der Kunstgeschichte in Dresden. Seine „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (Braunschweig 1856—64. V) ist Eines der hervorragendsten literarhistorischen Werke, das die Englische, die Französische und die Deutsche Literatur gleich gründlich und ausführlich behandelt. Die Urtheile sind verständig und überzeugend dargestellt; die einzelnen Erscheinungen sind nach ihren Ursachen und Wirkungen erörtert, die Auffassungen sind tief, aber ohne daß sich der Verfasser in philosophische Abstraktionen verirrte. Die Biographien der einzelnen hervorragenden Schriftsteller sind geschmackvoll erzählt. Das Ganze hinterläßt den Eindruck, daß das achtzehnte Jahrhundert Eines der glänzendsten in geistiger Beziehung war, und daß bei aller politischen Unfreiheit in den meisten Staaten freiere Ansichten über Religion und Politik herrschten, als in dem unserigen. In diesem großartigen Werke wird Vieles richtiger aufgefaßt, als es in einer früheren Schrift „Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller" (Braunschw. 1850) geschehen war, die neben vielen feinen Bemerkungen auch manches Unhaltbare und Seltsame enthält. Noch erwähnen wir die geistreiche Monographie „Das moderne Drama" (Eb. 1852). Johann Jakob Honegger giebt in der „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts. In ihrer Entwickelung dargestellt." (Lpz. 1865) ein interessantes Gemälde der Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Französischen Zustände und der neuern Französischen Literatur, deren weitgreifenden Einfluß er nachweist. Im Ganzen sind die einzelnen Erscheinungen zu allgemein behandelt, so daß sich der Verfasser in Phrasen verliert, aus denen sich kein Bild gewinnen läßt; doch sind manche Charakteristiken vortrefflich. Die Sprache ist oft geziert unnatürlich, und bewegt sich häufig in Bildern, die den Gedanken eher verdunkeln als erhellen. Der uns als dramatischer Dichter bekannte Joseph Freiherr von Eichendorff schrieb „Zur Geschichte des Dramas" (Lpz. 1854, 2. Aufl. 1868) in katholisch-romantischem Sinn; in ähnlichem Sinn ist „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (Eb. 1851) und die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (Paderborn 1857. II) gehalten. J. L. Klein hat in der „Geschichte des Dramas" (Lpz. 1865—67) ein großartiges Werk unternommen, das er jedoch viel zu breit angelegt hat, und das bei größerer Beschränkung auch größeren Werth haben und von größerer Wirkung sein würde. Es ist keineswegs zu tadeln, daß er die einzelnen dramatischen Erscheinungen ausführlich behandelt, von denselben eingehende Inhaltsangaben mittheilt, ihre künstlerische Bedeutsamkeit bespricht, vielmehr ist Dieß unbedingt zu loben; dagegen hätte er viele unnöthige Ab- und Ausschweifungen vermeiden, und durch eine mehr nüchterne Darstellung viel Raum gewinnen können. Nicht als ob wir eine mit poetischem Sinn durchgeführte Auffassung der poetischen Werke tadeln wollten, allein der Geschichtschreiber darf seiner Phantasie nicht zu viel Gewalt einräumen, sie nicht übermäßig wirken lassen, auch darf er sich nicht einer mit Bildern überladenen Sprache bedienen, welche der Klarheit und Schärfe der Darstellung immer hinderlich ist und zudem oft in Geschmacklosigkeit ausartet, ja selbst auf das Urtheil einen nachtheiligen Einfluß ausübt. In den bis jetzt erschienenen Bänden ist die Geschichte des Griechischen und Römischen, des außereuropäischen Dramas, der Lateinischen Schauspiele des 10. Jahrhunderts und des Italienischen Dramas behandelt. Die kleine Schrift „Wesen und Geschichte des Lustspiels" von Maehly (Lpz. 1862) ist geistvoll und reich an fruchtbaren Gedanken. Viel zu knapp ist dagegen die „Geschichte des Romans" (Jena 1841) von Oskar Ludwig Bernhard Wolff gehalten, die zudem oberflächlich und unvollständig, aber immer noch die einzige Schrift der Art und übrigens fließend geschrieben ist. Auch sind einzelne Partien, in denen der Verfasser gründlichere Sachkenntniß besaß, von wirklichem Werth.

Die Literaturgeschichte der einzelnen Völker erfreute sich ebenfalls einer zum Theil umfassenden und gründlichen Behandlung. Ernst Meier bewies in der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer" (Lpz. 1856)

gründliche Sachkenntniß und ein feines, durchgebildetes Urtheil. Die Schrift „Zur Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluß der heiligen Schriften alten Bundes bis auf die neueste Zeit" (Lpz. 1836) von Franz Delitzsch (geb. in Leipzig am 23. Febr. 1813, seit 1867 Professor der Theologie in Leipzig) ist gelehrt, inhaltreich, durch neue Anschauungen und begeisterte Darstellung belebt. Julius Fürst, geb. am 12. Mai 1805 zu Zerkowo in Posen, † 1873 als Professor in Leipzig, hat in der „Cultur- und Literaturgeschichte der Juden in Asien" (Lpz. 1849) einen wenig bekannten und interessanten Stoff gründlich und ansprechend bearbeitet. Wir haben schon berichtet, daß Gustav Weil die poetische Literatur der Araber behandelt hat. Adolph Friedrich Graf von Schack, den wir schon als Dichter kennen gelernt haben, und dessen Biographie das Register bringt, bearbeitete die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" (Berl. 1865. II), so wie die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (Eb. 1846. III) gründlich und geschmackvoll, und es gehört namentlich das zweite Werk zu den trefflichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Die „Geschichte der hellenischen Dichtkunst" (Berl. 1835. II) wurde von Hermann Ulrici (geb. 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz, seit 1834 Professor in Halle) mit eben so viel Gelehrsamkeit als Geist behandelt. Eigenthümlich, oft sogar sonderbar, aber immer geistvoll ist die „Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkte der dramatischen Kunst" (Tüb. 1862) von Moritz Rapp. Die „Geschichte der Römischen Literatur" (Lpz. 1868) von W. S. Teuffel bietet eine sorgfältig ausgearbeitete, Geschmack und Uebersichtlichkeit verbindende Darstellung des Stoffes.

Die Geschichte der Deutschen Literatur wurde in erfreulichem Umfang und mit großem Erfolg bearbeitet. Wie Jakob Grimm durch seine Deutsche Grammatik die wissenschaftliche Behandlung der Sprache begründete, so rief Gervinus, der ausführlich zu besprechen ist, durch seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur" eine bis dahin unerhörte Thätigkeit im Gebiete der Deutschen Literaturgeschichte hervor, eine Thätigkeit, die sich auf die einzelnsten Erscheinungen erstreckte. Noch ehe Gervinus sein Epoche machendes Werk herausgegeben hatte, veröffentlichte Karl August Koberstein (geb. 10. Januar 1797 zu Rügenwalde in Pommern, seit 1820 Lehrer in Schulpforte, gest. in Kösen am 8. März 1870) den „Grundriß der Deutschen Nationalliteratur" (Lpz. 1827), der wegen seiner klaren Uebersicht und seines durchdachten Urtheils in den Schulen bald große Verbreitung fand. Aus dem kleinen Büchlein wurde in der vierten Auflage (Eb. 1845 bis 67. III) ein großes Werk, welches in den Anmerkungen ein außerordentlich reiches Material mit großem Fleiß und kritischem Scharfsinn zusammenstellt, im Text eine klare, durch Ruhe und Feinheit des Urtheils ausgezeichnete Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Literatur giebt. Wir erwähnen die „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Jena 1830, 2. Aufl. 1838) von Karl Herzog aus Münster im Kanton Luzern, gest. als Professor an der Berner Universität, nicht nur wegen ihrer Uebersichtlichkeit, sondern vorzüglich deshalb, weil er zuerst bei den hervorragenden Schriftstellern bis in das 17. Jahrhundert herab gut ausgewählte und zum Theil längere Proben ihrer Dichtungen einschaltete. Die „Geschichte der Deutschen Literatur" (Stuttg. 1839 ff. IV) von Heinrich Laube enthält viele sehr glückliche allgemeine Bemerkungen. Das Einzelne ist aber ohne eigene Quellenforschung, daher ohne Kritik und oberflächlich. Selbstständig und gründlich ist dagegen das „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" (Bremen 1842. II, 2. Aufl. 1855) von Johann Wilhelm Schäfer, der auch die „Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts" (Lpz. 1855—57. III) in ansprechender, durch interessantes Detail belebter Darstellung bearbeitete. Sehr verdienstlich endlich ist dessen „Goethe's Leben" (Bremen 1851. II, 2. Aufl. 1858), welches Gründlichkeit mit klarem Urtheil verbindet, das Unwichtigere kurz berührt, das Wichtigere ausführlich behandelt. Max Wilhelm Götzinger, geb. am 14. April 1799 in Neustadt bei Stolpen, 1827—51 Professor in Schaffhausen, gest. am 2. Aug. 1856 im Bade Oeynhausen, vorzüglich bekannt durch seine guten Schulbücher, schrieb „Die deutsche Literatur" (Stuttg. 1844), von der nur der erste Band erschienen ist. Er hatte bei seiner Arbeit weder die Männer vom Fach, noch das große Publikum, sondern die gebildeten Freunde der Literatur im Auge, und es ist in der That vollkommen geeignet, Diesen eine nähere Einsicht in die Entwickelung der Literatur und einen Ueberblick über das Beste zu geben. August Friedrich Christian Vilmar, geb. am 28. Nov. 1800 zu Selz in Kurhessen, studierte Theologie und Philologie, war Professor, später Direktor des Gymnasiums in Marburg, wurde 1850 zum Consistorialrath in Kassel gewählt, wo er in politischer und kirchlicher Hinsicht im Sinne des berüchtigten Ministers Hassenpflug wirkte, und nach dessen Sturz zum Professor der Theologie in Marburg ernannt, wo er am 30. Juli 1868 starb. Seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Marb. 1845, 12. Aufl. 1868 in 2 Bdn.) erfreute sich gleich bei ihrem Erscheinen eines ungetheilten Beifalls, denn ob sie gleich wegen ihrer einseitigen orthodoxen Richtung Vielen nicht behagte und der Verfasser seine Vorliebe und Abneigung gegen einzelne Erscheinungen zu stark hervortreten ließ, so waren die Vorzüge des Werkes doch so groß und zahlreich, die Darstellung ist so frisch, lebendig und geistvoll, daß man über jene Mängel hinwegsah. Besonders gut ist die Geschichte der Dichtung im Mittelalter dargestellt, aber auch das Uebrige zeugt von gründlicher Kenntniß und feinem Urtheil. Mit besonderer Liebe sind aus der spätern Zeit die Romantiker behandelt, aus der früheren Johann Fischart, dem er eine besondere Monographie widmete „Zur Literatur Fischarts" (2. Aufl. Ff. 1865). Das „Handbuch der deutschen Literaturgeschichte" (Lpz. 1847) von Ludwig Ettmüller ist namentlich für die ältere Geschichte sehr brauchbar und zeichnet sich vor anderen Literaturgeschichten dadurch aus, daß es auch die An-

gelsächsischen, Altscandinavischen und Mittelniederländischen Schriftwerke in den Kreis der Darstellung zieht. In der ganz objectiv gehaltenen „Geschichte der deutschen Literatur" (Basel 1853—55. 3 Hefte) von Wilhelm Wackernagel, die leider nur bis zum 16. Jahrhundert geht, verbindet sich gründliche Gelehrsamkeit mit treffendem Urtheil und geschmackvoller Darstellung. Wackernagel hat sich auch durch eine Reihe gelehrter und geistvoller Abhandlungen, z. B. über die Verdienste der Schweizer um die Deutsche Literatur, über die dramatische Poesie, über Bürgers Leonore u. a. m. um die deutsche Literatur, durch mehrere Schriften sich auch um die Kunstgeschichte wesentliche Verdienste erworben, von denen wir nur „Sevilla" (Bas. 1854) erwähnen, das neben der Geschichte der Stadt die Kunstwerke und das Volksleben in geschmackvoller und lebendiger Darstellung schildert. Die Literaturgeschichte von Scherr ist schon erwähnt worden. Die „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" (Lpz. 1854—56. II) von Carl Leo Cholevius ist reich an eigenthümlichen und geistvollen Anschauungen, hat aber den Einfluß anderer Literaturen auf die Deutsche zu sehr unterschätzt. Durch seine Schrift „Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts" (Lpz. 1866) hat er sich um die gründlichere Kenntniß dieses Theils der Literaturgeschichte ein wahres Verdienst erworben, da nur Wenige sich die Mühe gegeben haben, diese meist dickleibigen Romane zu lesen. Wenige Bücher können mit so viel Recht als unentbehrlich bezeichnet werden als der „Grundriß der deutschen Dichtung" (Dresd. 1857. II) von Karl Goedeke, der auf gründlichen Studien beruhend, in einer bis dahin ungekannten Vollständigkeit das bibliographische Material durch kurze aber treffende Einleitungen verbindet, die bedeutenderen Schriftsteller glücklich charakterisiert, und ausgezeichnete längere Biographien von Goethe und Schiller enthält, die wegen ihrer Gründlichkeit auch einzeln abgedruckt wurden (Ebend. 1859). Für die Literatur- wie Culturgeschichte ist seine Monographie „Adolph Freiherr von Knigge" (Hann. 1844) werthvoll. Wolfgang Menzels „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" (Stuttg. 1859. III) ist von bitterem Haß gegen jegliche freiere Gesinnung erfüllt, in religiöser Beziehung katholisierend, in politischer reaktionär und national engherzig, daher die großartigsten Erscheinungen herabgewürdigt, unbedeutende gepriesen werden, je nachdem sie seinen Ansichten zusagen oder nicht. Wo er keinen Grund zur Parteilichkeit hat, namentlich in der Darstellung der ältern Zeiten, enthält sein Buch viel Schönes und Neues. Die „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit" (Stuttg. 1862—63) von Otto Roquette bietet manche neue, aber nicht immer richtige Ansicht über einzelne Erscheinungen, die er nicht mit Rücksicht auf ihre Zeit, sondern vom heutigen Standpunkte aus beurtheilte. Auch dessen „Leben und Dichten Johann Christian Günthers" (Stuttg. 1860) ist nicht immer genau und zudem ist der Dichter zu hoch gestellt, wenn auch das schöne Talent desselben nicht zu verkennen ist. Die „Deutschen Dichter und Prosaisten. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit" (Lpz. 1861 ff. IV) von Friedrich Paldamus und Heinrich Kurz sind in ausführlichen, nach den Quellen bearbeiteten Biographien dargestellt. Joseph von Eichendorffs „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" ist schon erwähnt.

Der „Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter" von Rosenkranz ist schon oben Erwähnung geschehen; nach Uhlands Tode erschienen dessen „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (Stuttg. 1865 ff.), von denen die beiden ersten Bände die „Geschichte der altdeutschen Poesie" enthalten, die, aus gründlichem Studium der Quellen hervorgegangen, meisterhaft und mit poetischem Sinne dargestellt ist. Der dritte und vierte behandeln das Volkslied, dem der als Dichter und Gelehrter gleich ausgezeichnete Mann seit langer Zeit seine Thätigkeit vorzugsweise gewidmet hatte. Der vierte Band enthält auch eine Abhandlung über das altfranzösische Epos, eine Frucht gründlicher und langjähriger Forschungen. Oswald von Wolkenstein wurde von Beda Weber behandelt; die „Geschichte des Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit" (Berl. 1832, 2. Aufl. 1854) von A. H. Hoffmann von Fallersleben giebt eine vollständige Uebersicht des Stoffes. Die „Geschichte des deutschen Theaters" (Berl. 1847) von R. F. Prutz verbreitet sich über das deutsche Drama von seinen ersten Anfängen an sowie über die dramatische Kunst, und enthält im Text wie in den beigefügten Anmerkungen zahlreiche interessante Notizen. Werthvoller ist „Der Göttinger Dichterbund" (Lpz. 1841), dessen Wesen und Bedeutung für die Entwicklung der dramatischen Poesie gründlich und in entsprechender Form dargestellt wird. Von vielseitigem Interesse ist dessen „Geschichte des Journalismus" (Hann. 1845), die leider nicht abgeschlossen wurde. Geistreich und von feinem Urtheil sind die „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" (Lpz. 1847) und „Die Literatur der Gegenwart 1848—1858" (Lpz. 1859. II); verdienstvoll ist endlich auch „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien" (Stuttg. 1857), worin nicht bloß die Bedeutsamkeit des großen Lustspieldichters eingehend besprochen, sondern auch eine übersichtliche Darstellung der Dänischen Literaturgeschichte gegeben wird. Eine treffliche Monographie ist „Das Drama des Mittelalters in Tirol" (Innsbr. 1850) von Adolf Pichler.

Die Literatur des 16. Jahrhunderts wurde im Allgemeinen von K. Hagen, „Das deutsche Kirchenlied von Luther bis auf Nicolaus Hermann und Ambrosius Blaurer" (Stuttg. 1841) mit dem Text der Lieder und gründlichen Erörterungen von Ph. Wackernagel bearbeitet. „Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart" (Lpz. 1861) von Emil Kneschke bespricht den Stoff von Hans Sachs bis auf die neueste Zeit mit Geist und meist treffenden Urtheilen. Ulrich von Hutten wurde von David Strauß, der später zu besprechen ist, Martin Luther, wie oben erwähnt, von G. Pfizer nach seinem Leben und Schriften behandelt. Karl Grüneisen hat des Malers,

Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators „Niclaus Manuel Leben und Werke“ (Stuttg. 1837) nach seiner mannigfaltigen Thätigkeit und mit verständiger Auffassung seiner großen Verdienste mit Einsicht und voller Sachkenntniß dargestellt. „Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung“ (Tüb. 1857) von Hermann Bischof ist mit Fleiß und sorgfältiger Benutzung der Quellen, so wie mit meist richtiger Auffassung des merkwürdigen Mannes bearbeitet. Weniger genügend ist Theodor Wiedemanns Schrift „Johann Turmair, genannt Aventinus“ (Freising 1858), die zwar viel Detail enthält, aber form- und geschmacklos ist. Vilmars Verdienste um Fischart sind schon berührt worden, Frischlins Leben von Strauß bleibt späterer Erwähnung vorbehalten.

Das 17. bis 19. Jahrhundert behandelte Otto Friedrich Gruppe. Sein „Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten“ (Stuttg. 1863) besteht aus einzelnen Biographien und Charakteristiken der bedeutendsten Erscheinungen, die mit Liebe, Mäßigung und Geschmack behandelt sind. Verdienstvoll ist auch „Reinhold Lenz, Leben und Werke“ (Berl. 1861), worin manche Irrthümer früherer Literarhistoriker berichtigt werden. J. A. Moritz Brühl, der, so viel wir wissen, ein Proselyt ist, verfaßte eine „Geschichte der Katholischen Literatur Deutschlands“ (Lpz. 1854), die er merkwürdiger Weise erst mit Friedrich von Spee beginnt, und in welcher den Dichtern, welche sich zu ultramontanen Gesinnungen bekennen, ausführliche und lobende Erwähnung zu Theil wird, auch wenn sie bloß geistlose Reimer sind, wie ein Anton Passy, während diejenigen, welche von den Jesuiten Nichts wissen wollen, wie Anastasius Grün und Nikolaus Lenau nur mit einigen Worten abgefertigt werden, aus denen man leicht bemerkt, wie schmerzlich es dem Verfasser war, ihre „große oft hinreißende Kunst der Darstellung“ anerkennen zu müssen, indem er gleich hinzufügt, daß „ihre Grundansicht aller Poesie diametral entgegengesetzt sei.“ Eine sehr gute, mit Einsicht und Kenntniß abgefaßte Monographie ist „Das deutsche Drama im 17. Jahrhundert“ von Wilhelm Arthur Passow (1814 — 1864). Der Roman des 17. Jahrhunderts wurde von C. Cholevius, die „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“ (Berl. 1848) von Friedrich Wilhelm Berthold in einem mit Fleiß ausgearbeiteten, inhaltreichen, aber steif und geschmacklos geschriebenen Werke dargestellt. Wilhelm Buchner widmete dem thätigen Verbreiter der Opitzischen Grundsätze eine eingehende Besprechung in „August Buchner, sein Leben und Wirken“ (Hamb. 1863). „Die Nürnberger Dichterschule“ (Gött. 1847), eine unerquickliche Periode der Literatur, wurde von Julius Tittmann mit Fleiß, Geist und Geschick dargestellt. Das eigenthümliche Talent des Augustinermönchs Ulrich Megerle stellte Th. G. von Karajan in „Abraham a Sancta Clara“ (Wien 1867) in sein wahres Licht. Der großartigsten Erscheinung des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts widmete Gottschalk Guhrauer (geb. 1809 im Posenschen, gest. 6. Jan. 1854 in Breslau) in „Gottfried Wilhelm von Leibniz“ (Gotha 1846) eine auf gründlicher Quellenforschung aufgebaute eingehende Besprechung, worin die vielseitige Thätigkeit des großen Mannes zur Anschauung gebracht wird. Julian Heinrich Schmidt, geb. am 7. März 1818 in Marienwerder, 1842—46 Lehrer in Berlin, privatisierte seit 1847 in Leipzig, wo er 1848 mit Gustav Freytag die Redaction der „Grenzboten“ übernahm, verlegte 1861 seinen Wohnsitz nach Berlin, wo er zwei Jahre lang die „Berliner allgemeine Zeitung“ redigierte. Er behandelte die Geschichte der Deutschen Literatur vom letzten Viertel des 17. Jahrhunderts bis zum letzten Viertel des achtzehnten in der „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod. 1681—1781“ (Lpz. 1860—64. II) mit Geist und Scharfsinn. Das Werk ist reich an neuen Anschauungen, der Verfasser macht darin auf viel Bedeutendes aufmerksam, das bis dahin unbeachtet geblieben war. Die Ausführung ist sehr ungleich, neben ausgezeichneten Partien finden sich nicht wenige, die mit Gleichgültigkeit behandelt sind, und wie in seinen andern Werken theilt er oft lange Stellen aus den Schriftstellern mit, die zum Theil zur Charakteristik derselben wenig oder Nichts beitragen. Früher hatte er eine „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution“ (Lpzg. 1848. II) herausgegeben, die bei vielem Geist auch oft in Phrasenhaftes ausartet, einseitig und befangen ist. Seinen Ruf begründete seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert“ (Lpz. 1853. II), welcher er ein Supplement unter dem Titel „Weimar und Jena in den Jahren 1794—1806“ (Eb. 1855) folgen ließ, worauf er beide Werke unter dem Titel „Geschichte der deutschen Literatur“ (Lpz. 5. Aufl. 1865—67) erweitert und verbessert zu einem Ganzen vereinigte, so daß sie sich an die „Geschichte des geistigen Lebens“ anschließt. Dieses Werk ist schon bei seinem ersten Erscheinen von den Einen mit dem ungetheiltesten Beifall, von Andern ungünstig aufgenommen worden, was von beiden Seiten zum Theil auf Parteilichkeit schließen läßt. Es ist allerdings wahr, daß die erste Bearbeitung Vieles zu wünschen übrig ließ, daß sie eigentlich nur eine Vereinigung von früher geschriebenen Journalartikeln war, in ihr daher mehr der Kritiker als der Historiker hervortrat, daß er manche Schriftsteller beurtheilte, z. B. Platen, ohne sie wirklich zu kennen, daß er sich oft in Nichts bedeutenden Phrasen ergieng, aber die geistreiche Behandlung, die scharfe Auffassung derjenigen Epochen und Schriften, denen er ein eingehenderes Studium gewidmet hatte, mußte ihn doch über die Masse der Literarhistoriker stellen. Aber auch die neueste Bearbeitung, welche wesentlich verbessert, in welcher manches scharfe und unbegründete Urtheil zurückgenommen und welche überhaupt weniger einseitig ist, bietet manche bedeutende Mängel. Die Anordnung ist unpassend, der Verfasser geht im Ganzen zu wenig in die Werke der einzelnen Schriftsteller ein, was er durch lange Auszüge aus ihren Schriften zu verdecken sucht, die, wie schon bemerkt, zur Charakteristik oft wenig oder Nichts beitragen; viele Er-

scheinungen sind zu übermäßig lang behandelt, andere eben so bedeutende sind zu kurz abgefertigt oder gar nicht erwähnt, was er durch die Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß „man es dem Historiker wohl nachsehen könne, wenn er ein scharfes Licht auf eine einzelne Seite fallen lasse und die andere übersehe." Bei alle Dem ist J. Schmidts „Geschichte der Literatur" eine hervorragende Erscheinung. Sie behandelt viele, sonst meist unbeachtete Seiten und namentlich ist der hohe sittliche Ernst rühmend anzuerkennen, der das Werk charakterisiert, sowie seine Entschiedenheit gegen alle Lüge und Heuchelei. Es wäre zu wünschen, daß alle Schriftsteller in der Weise behandelt wären wie Kant, dessen Größe und Wirksamkeit er kurz aber mit tiefer Einsicht und überzeugenden Worten darstellt. Die nämlichen Vorzüge und Mängel theilt die „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789" (Lpz. 1858. II). Sie ist eben so geistvoll als die der Deutschen Literatur, sie verbindet mit großem Geschick die literarische und politische Entwickelung des Volkes, das er jedoch im Ganzen viel zu einseitig auffaßt. Manche großartige Erscheinung wird nicht gebührend anerkannt, z. B. der treffliche Béranger, in dessen Beurtheilung sich zeigt, daß der Verfasser keinen Sinn für Poesie hat, was auch in der „Geschichte der deutschen Literatur" oft bemerkbar ist. Die Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts von J. W. Schäfer, sowie die Geschichte der Poesie von Klopstock bis zu Goethes Tod von Loebell haben wir schon erwähnt. Außer dem schon angeführten Geltzer hat auch Joseph Hillebrand die Literatur des 18.- und 19. Jahrhunderts bearbeitet. Derselbe wurde im J. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim geboren, gieng schon frühe zum Protestantismus über, war seit 1822 Professor in Gießen, auch lange Zeit Mitglied der zweiten Kammer, trat 1850 in den Ruhestand u. st. zu Soden 25. Jan. 1871. Seine „Deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart" (Gotha 1845—46) ist hochtrabend, oft phrasenhaft, in der Darstellung breit, in Bildern und Ausdrücken gesucht, ungeschickt angeordnet, in den Urtheilen unklar und öfters mit sich selbst in Widerspruch, enthält aber im Einzelnen viele gute Bemerkungen. Daß der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts von Eichendorff behandelt wurde, haben wir schon erwähnt. „Die Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts" (Lpz. 1865. ff. III) von Fried. Wilhelm Ebeling ist viel zu breit gehalten und überschätzt einzelne Erscheinungen viel zu sehr. „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert" (Lpz. 1856) von Feodor Wehl ist für die Kenntniß der Literaturgeschichte der Zeit von großem Werth; sie ist mit Geist und genauer Kenntniß der einzelnen Erscheinungen und mit gebührender Rücksicht auf die damaligen literarischen und Culturzustände bearbeitet. J. C. Mörikofer hat die „Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts" (Lpz. 1861) bei fleißiger Benutzung der handschriftlichen und gedruckten Quellen mit Sachkenntniß, unparteiischem Urtheil und in fließender Sprache dargestellt. Christian Günther wurde von Otto Roquette bearbeitet. Theodor Wilhelm Danzel, geb. am 4. Febr. 1818 in Hamburg, seit 1845 Privatdocent in Leipzig, gest. daselbst am 9. Mai 1850, wies in „Gottsched und seine Zeit" (Lpz. 1848) bei reicher Benutzung von dessen Briefwechsel dessen große Bedeutung für die Entwickelung der Deutschen Literatur nach. Noch weit bedeutender ist „Lessing, sein Leben und seine Werke" (Lpz. 1850), den er wegen seines frühen Todes nicht vollenden konnte. Durch große Reichhaltigkeit und geistvolle Behandlung ausgezeichnet, verliert es durch die steife und unkünstlerische Darstellung an seinem Werth. Es wurde von Guhrauer mit Benutzung der hinterlassenen Papiere Danzels fortgesetzt (Eb. 1854), aber dieser zweite Band ist, obgleich formell gelungener, dem ersten im Ganzen nicht ebenbürtig. „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke" (Berl. 1859. II, 8. Aufl. 1877) von Adolf Stahr erreicht das Werk Danzels weder an Reichthum des Inhalts, noch an Schärfe des Urtheils, übertrifft es aber in Bezug auf künstlerische Anordnung und Darstellung. „Lessing und Goeze" (Lpz. 1862) von August Boden ist eine verdienstvolle, von sittlichem Unwillen eingegebene scharfe Widerlegung der Schrift „Johann Melchior Goeze" (Hamb. 1860), durch welche ein gewisser G. H. Röpe den Lutherischen Großinquisitor auf Kosten Lessings retten wollte. Karl Gustav Helbigs „Christian Ludwig Liscow" (Dresd. 1844) ist aus fleißiger Quellenforschung hervorgegangen und gewährt eine geistvolle Auffassung des großen Satyrikers. Den gelehrten und freien Denker Reimarus behandelte David Strauß, der später ausführlicher besprochen wird. Fr. Kreyssig schilderte den großartigen Geschichtschreiber, Volksschriftsteller und Staatsmann „Justus Möser" (Berl. 1857) nach seinem Leben, seiner Wirksamkeit und seinen Schriften mit Liebe und Wärme. Seine „Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke" (Berl. 1858—60. III) sind verständig und verständlich. Den gelehrten und geschmackvollen Begründer der Kunstgeschichte behandelte Carl Justi in „Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen" (Lpz. 1866) in ausführlicher Darstellung mit Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen. Mit begeisterter Wärme ist der treffliche „Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke" (Lpz. 1862) von M. Kayserling, früher Rabbiner in Endingen, Cantons Aargau, jetzt in Pesth, geschildert; interessant ist desselben „Der Dichter Ephraim Kuh" (Berl. 1864), dem jedoch zu große Bedeutung beigelegt wird. „Johann Georg Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften" (Gotha 1857—63. IV) von C. H. Gildemeister ist die erste gründliche Darstellung des merkwürdigen, für die Entwicklung der Deutschen Literatur so einflußreichen Mannes, dessen schwer verständliche Schriften durch die eingehende Erörterung zum Verständniß gebracht werden. Außer dem schon aufgeführten Gruppe hat Edward Dorer-Egloff eine gediegene und mit Ergänzungen zu der Tieckschen Ausgabe bereicherte Darstellung von „Lenz und seine Schriften" (Baden 1857) veröffentlicht. Vom Geschichtschreiber und muthigen Begründer

der Politik und Publicistik „Schlözer" (Hann. 1844) hat Adolf Bock eine gelungene Charakteristik gegeben. An die schon erwähnte Geschichte des Hainbundes von Robert Prutz schließen sich die „Eutiner Skizzen" (Eutin 1858) von Wilhelm von Bippen an, so wie die mit Liebe und Verständniß des gemüthlichen Dichters behandelte Schrift „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote" (Gotha 1857) von W. Herbst; die Biographie Bonstettens von Karl Morel ist schon angeführt worden. „Georg Forsters Leben in Haus und Welt" (Braunschw. 1852. II, 2. Aufl. Lpz. 1858. II) von Heinrich König schildert den großartigen, vielseitigen Mann mit Liebe und Unparteilichkeit und genauer Kenntniß der Verhältnisse, die von neuen Gesichtspunkten aufgefaßt werden. König hebt die Schwächen in Forsters Charakter nicht weniger hervor als dessen große Vorzüge, der geschichtliche Hintergrund ist treu und gut dargestellt. Die politischen und socialen Verhältnisse namentlich in England und Rußland sind anschaulich dargelegt und wie Forsters Beziehungen zum Convent scharf getadelt werden, so werden auch seine Gegner gebührend gerügt. Für die Literaturgeschichte von Wichtigkeit ist die Darstellung der Beziehungen Forsters zu den zahlreichen Gelehrten und Schriftstellern, mit denen er verkehrte. Das Werk ist überhaupt für die Geschichte des 18. Jahrhunderts, seine Cultur, seine socialen Verhältnisse und literarischen Bestrebungen von Wichtigkeit. H. König hat in der Schrift „Auch eine Jugend" (Lpz. 1852) und in der ausführlicheren frisch und lebendig erzählten Selbstbiographie „Ein Stillleben" (Eb. 1861. V) ein klares Lebensbild gegeben, aus welchem die Individualität des Dichters anschaulich hervortritt. „Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken" (Bonn 1844) von Alfred Nicolovius ist eine vortreffliche Biographie des durch seine praktische und literarische Thätigkeit ausgezeichneten Mannes, den man aus Goethes, seines Schwagers, „Dichtung und Wahrheit" kennt. Unter den Deutschen Dichtern fanden, wie sich von selbst versteht, Goethe und Schiller die umfassendste und zahlreichste Behandlung. Goethes Leben von Goedeke, Rosenkranz und J. W. Schäfer haben wir schon erwähnt. Elisabeth von Arnim, gewöhnlich Bettina genannt, geb. Brentano, Schwester des Dichters Clemens Brentano, wurde am 4. April 1785 in Frankfurt geboren; sie verbrachte ihre Jugend theils im Kreise ihrer Verwandten, theils im Kloster, kam durch Goethes Mutter mit ihm selbst in Briefwechsel und besuchte ihn nach ihrer Verbindung mit dem Dichter Achim von Arnim 1811 in Weimar, wobei es jedoch zum Bruche kam. Nach dem Tode ihres Mannes 1831 lebte sie meist in Berlin, wo sie am 20. Januar 1859 starb. Von Natur zum Phantastischen geneigt, dabei genial und keck traten diese Eigenthümlichkeiten zuerst in ihrem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" (Berl. 1835. III, 2. Aufl. 1853) hervor, der freilich wenig auf äußere Wahrheit Anspruch machen kann, aber durch die lebendige und phantasiereiche, oft glühende Darstellung unwiderstehlich anzieht. Von ihrer schönen poetischen Begabung zeugt auch „Die Günderode" (Grünberg 1840. II), worin sie ihrer Freundin, die sich wegen ihrer unerwiderten Liebe zum bekannten Philologen Creuzer in den Rhein stürzte, ein schönes Denkmal setzte, aber auch hier ihrer Phantasie zu freien Spielraum ließ. Ihre lebendige Theilnahme an den politischen und socialen Fragen sprach sie in „Dieß Buch gehört dem Könige" (Berl. 1843. II) mit Freimüthigkeit und oft mit Schärfe aus. Gutzkows „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" (Berl. 1836) ist wohl geistreich, aber auch vielfach phrasenhaft und übermüthig; den nämlichen Charakter tragen seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (Stuttg. 1836. II), die sehr häufig von der größten Oberflächlichkeit sind, weil er darin von vielen Dingen spricht, die ihm entfernt lagen. Doch sind seine Bemerkungen über Erziehung und Unterricht vortrefflich, in denen er die Nothwendigkeit streng formalen philologischen Studiums im Gegensatz zu den Realien überzeugend hervorhebt. Seine Selbstbiographie „Aus der Knabenzeit" (Ff. 1852) gewährt durch die lebendig anschauliche Darstellung des Berliner Lebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungen allgemeines Interesse. Karl Heinrich Joseph Düntzer, geb. 11. Juli 1813 in Köln, wo er gegenwärtig lebt, machte sich durch vielseitige fleißige Arbeiten über die deutschen Klassiker wesentlich verdient; unter diesen gehören seine Schriften über Goethe, welchem er Jahre lang ein fleißiges Studium widmete, zu seinen besten Erzeugnissen, so „Goethe als Dramatiker" (Lpz. 1837), „Götz und Egmont" (Braunschw. 1854) u. a. m. Alexander Jung entwickelt in „Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts" (Mainz 1854) die Gedanken Goethes über sociale Verhältnisse und Zustände, zeigt, daß er mit prophetischem Blick die bedeutendsten Fragen der Gegenwart behandelt, und mit mehr oder weniger Glück gelöst hat, wobei der geistreiche Verfasser freilich hier und da Manches sieht, was Goethe nicht in seine Darstellung gelegt haben mag. Jungs „Briefe über die neuste Literatur" (Hamb. 1837) und seine „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen" (Danzig 1842) besprechen das Junge Deutschland und namentlich Gutzkow, dessen vielseitige Talente er rühmend anerkennt, in eingehender Weise. In „Friedrich Hölderlin und seine Werke" (Stuttg. 1848) hat er den genialen und unglücklichen Dichter, dessen tiefsinnige, von lebendigem Nationalgefühl durchdrungene Poesie dem Deutschen Volke immer wieder in das Gedächtniß zurückgeführt werden sollte, mit Liebe und selbst mit Begeisterung gezeichnet, die vielseitigen und großen Schönheiten seiner Dichtungen lebendig aufgefaßt und zur Anschauung gebracht. August Diezmann, geb. 1805 bei Pegau, seit 1834 Redacteur der „Modenzeitung", seit 1854 Mitredacteur der „Gartenlaube", gest. am 25. Juni 1869 in Schloß-Chemnitz, schilderte in „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" (Lpz. 1857) die ersten zehn Jahre von des Dichters Aufenthalt in der nächsten Umgebung des Herzogs Karl August. Der als Schulmann und Verfasser von Schulbüchern verdiente Heinrich Viehoff, geb. am 28. April 1804 in Büttgen bei Neuß, 1850—75 Direktor der Realschule in Trier, verfaßte „Goethes Leben" (Stuttg. 1847—49,

4. Aufl. 1877), worin der Dichter und dessen Werke mit Sachkenntniß besprochen werden. Der Biographien Schillers von Goedeke und Scherr ist schon oben gedacht worden. „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke" (Stuttg. 1837—42. V) von Karl Hoffmeister ist schon deshalb verdienstlich, weil es der erste Versuch war, den großen Dichter in seinem Leben und seiner Entwicklung zu schildern. „Schillers Leben" (Stuttg. 1849. 2. Aufl. 1859) von Gustav Schwab ist weniger wegen des historischen Theils zu erwähnen, da dem Verfasser zahlreiche später bekannt gewordene Materialien fehlten, als wegen der sinnigen Auffassung der Dichtungen. Dieses Material benutzte Emil Palleske in „Schillers Leben und Werke" (Berl. 1859. II, 9. Aufl. 1877) mit Fleiß und Genauigkeit; die Urtheile sind zwar nicht immer überzeugend, die Sprache ist häufig geziert, im Ganzen ist jedoch das Werk in Inhalt und Form durchaus zu loben. „Das Schillerbuch" (Wien 1859), von Constantin von Wurzbach als Festgabe zur ersten Säcularfeier von Schillers Geburt erschienen, verdient wegen seiner bibliographischen Mittheilungen und der wahrhaft künstlerischen Ausstattung erwähnt zu werden. Des „Musenhofs von Weimar" von Wachsmuth ist schon gedacht worden; eben so wurde Hölderlins Leben von A. Jung, und die „Romantische Schule" von Hettner oben erwähnt. Von den Romantikern wurde „Heinrich von Kleist" (Nördl. 1863) von Adolf Wilbrandt gründlich und mit Liebe, aber auch mit Ueberschätzung behandelt. „Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik" (Lpz. 1859) von J. M. Appell ist von großem culturgeschichtlichem Interesse; der Verfasser zeigt darin, von welchem gewaltigem Einfluß diese Literatur auf das größere Publikum im letzten Viertel des 18. und im ersten des 19. Jahrhunderts, d. h. zur Zeit der schönsten Blüthe unsrer klassischen Literatur, war.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts behandelte zunächst K. Barthel, (geb. den 21. Febr. 1817 in Braunschweig, gest. daselbst den 22. März 1853), dessen „Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" (Braunschw. 1850, 9. Aufl. 1878) einseitig frömmelnd, daher in den Urtheilen oft befangen ist, was man um so mehr bedauern muß, als ihr lebendiger Sinn für die poetischen Erscheinungen, glückliche Auffassung derselben und talentvolle Darstellung nicht abzusprechen ist. Weitaus bedeutender ist „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Bresl. 1855. II, 4. Aufl. 1875. IV) von Rudolf Gottschall, die nicht bloß die Poesie, sondern überhaupt alle Seiten des geistigen Lebens umfaßt, Philosophie, Naturwissenschaften, Nationalökonomie u. s. w. berücksichtigt und überall eine gediegene Sachkenntniß beweist. Seine Urtheile sind immer selbstständig, immer scharfsinnig begründet, wenn auch nicht immer überzeugend; namentlich legt er zu viel Werth auf die „modernen Elemente" in der Literatur. Die wichtigsten Schriften werden ausführlich besprochen, bei den Dichtern oft charakteristische Stellen mitgetheilt. Wenn er auch Gelegenheit zum Tadel findet, so ist sein Ton doch immer maßvoll und anständig. Die Darstellung ist glänzend, vielleicht nur zu glänzend. Er kann den Dichter nämlich zu wenig verläugnen, daher er sich in einer überaus bilderreichen Sprache bewegt, die wohl der Phantasie schmeichelt, aber dem Verstande oft kein klares Bild des behandelten Schriftstellers gewährt. Ludolf Wienbarg, geb. am 26. Dez. 1802 zu Altona, habilitierte sich nach Vollendung seiner Studien in Kiel für das Fach der Aesthetik und Literatur, redigierte hierauf in Frankfurt mit Gutzkow die „Deutsche Revue", welche bald unterdrückt wurde, und schrieb die „Aesthetischen Feldzüge" (Hamb. 1834), welche er dem „jungen Deutschland" widmete. In Folge dessen die in gleicher Richtung wirkenden Schriftsteller den Namen „Junges Deutschland" erhielten, und so wurden auch seine Schriften vom Bundestag verboten. Von Frankfurt ausgewiesen, begab er sich zunächst an den Rhein, später lebte er abwechselnd in Hamburg und Altona. In den Jahren 1848 und 1849 nahm er am Schleswig-Holsteinschen Kriege Antheil und kehrte hierauf nach Altona zurück, wo er 2. Jan. 1872 starb. Seine Schrift „Zur neusten Literatur" (Hamb. 2. Aufl. 1838) besteht meist aus Artikeln, die ursprünglich in der „Hamburger Börsenhalle" standen, denen er einige hinzufügte, welche von der Censur unterdrückt worden waren. Sie zeichnen sich durch tiefes und scharfes Urtheil, durch demokratische und edle Gesinnung, so wie durch schöne Form aus; die Artikel über den Fürsten Pückler-Muskau, über Raupach und die Deutsche Bühne sind besonders meisterhaft. Außer Jung und Gutzkow hat auch Hermann Marggraff in „Deutschlands jüngster Cultur- und Literaturepoche" (Lpz. 1839) über die literarischen Bestrebungen am Anfange des Zeitraums und insbesondre über das „junge Deutschland" einen schätzbaren Beitrag geliefert. Prutz Schriften über die Erscheinungen in den vierziger und fünfziger Jahren haben wir oben angeführt. Wie Hettner, so hat auch August Henneberger (geb. am 21. Juni 1821 in Meiningen, gest. daselbst als Professor am 9. Aug. 1866) „Das deutsche Drama der Gegenwart" in geistvoller Uebersicht besprochen. Die „Charaktere der Literatur" (Prag 1859. II) von Eduard Schmidt-Weißenfels sind meist ausführlich, aber nicht immer gleich an Werth und auch nicht immer selbstständig. Die „Geschichte der französischen Revolutionsliteratur 1789 bis 1795" (Prag 1859) und „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration" (Berl. 1856. II) haben mehr historischen als literarischen Werth; die Darstellung ist klar und fließend. Unter den Biographien, die er verfaßte, nimmt „Scharnhorst" (Lpz. 1859) unzweifelhaft den ersten Rang ein. Mit Wärme und sittlicher Empörung schildert der Verfasser die oft gemeinen Hindernisse, welche ihm, dem Bürgerlichen, von der adelichen Clique in seinen genialen Schöpfungen gelegt wurden, auf denen die jetzige Größe Preußens beruht. „Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit" (Prag 1860) schildert den großen Staatsmann in seinen kleinlichen Anschauungen mit Klarheit, und in „Friedrich Gentz" (Prag 1859) bekämpft er nicht ohne Erfolg die Verläumdungen und falschen Beurtheilungen, die dem geistreichen Manne so oft zu Theil wurden, ver-

sucht aber umsonst, die zahlreichen schwachen Seiten desselben zu rechtfertigen. „Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten" (Berl. 1863) von August Hagen ist im eigenthümlichen, romantisch-sentimentalen Geiste des Dichters geschrieben. Uhland wurde mehrfach eingehend besprochen, zuerst von Gustav Liebert (Hamb. 1857), der auch den großen englischen Dichter „Milton" (Hamb. 1860) mit Wärme und in entschieden freisinnigem Geist als Dichter und Parteimann eingehend schilderte. „Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen" (Stuttg. 1863) von Friedrich Notter enthält reichhaltige Mittheilungen, auch erweist sich der Verfasser als einen gründlichen Kenner des Dichters und seinen Beurtheiler seiner Dichtungen. Endlich ist „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen" (Stuttg. 1867. II) von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter Karl Mayer, wegen der ausführlichen Besprechung einzelner Perioden und Verhältnisse als das Hauptwerk über den Dichter anzusehen. Karl Klöpfel, Oberbibliothekar in Tübingen, schildert in „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken" (Lpz. 1858) den Dichter aus genauer persönlicher Bekanntschaft und eindringlichem Studium seiner Schriften mit Liebe und Pietät gegen den verstorbenen Freund. „Heinrich Heines Leben und Werke" (Berl. 1867. II) von Adolf Strodtmann erzählt das Leben des Dichters mit großer Ausführlichkeit und charakterisiert dessen Dichtungen nach ihrer allmähligen Entwickelung mit Wärme und in einer fließenden Darstellung. Von den großen Deutschen Philosophen wurden Kant, Fichte und Hegel ausführlich geschildert. „Immanuel Kants Biographie" (Lpz. 1840) von dem Königsberger Professor Friedrich Wilhelm Schubert beruht zum größten Theil auf handschriftlichen Mittheilungen. „Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel" (Sulzb. 1831—32. II, 2. Aufl. Lpz. 1862) ist von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte (geb. 18. Jul. 1797 in Jena, seit 1842 Professor in Tübingen) mit Pietät, gründlich und unparteiisch geschildert, und es ist das Werk für die Geschichte der Philosophie sehr werthvoll. Hegels Biographie von Karl Rosenkranz ist schon erwähnt worden. Endlich erwähnen wir noch die kurzen, aber mit Geschick geschriebenen Biographien Oesterreichischer Staatsmänner, Feldherren, Dichter, Künstler, Gelehrten u. s. w., welche J. B. von Hoffinger theils einzeln, theils in Kalendern u. s. w. erscheinen ließ.

Die Literaturgeschichte der meisten übrigen modernen Völker wurde zum größten Theil mit bedeutendem Erfolg behandelt. Die noch unvollendete „Geschichte der englischen Literatur" (Prag 1859) von Stephan Gätschenberger berücksichtigt zugleich die politische und Sittengeschichte Englands, ist aber nicht immer tief genug erfaßt, doch ist das Werk wegen seiner Reichhaltigkeit brauchbar. Shakespeare wurde von Gervinus, Milton von Liebert, aus der Dänischen Literatur Holberg von Prutz behandelt. Die „Studien zur Geschichte der Spanischen und Portugiesischen Nationalliteratur" (Berl. 1859) von Ferdinand Wolf (geb. zu Wien am 8. Dez. 1796, seit 1819 Scriptor und später Custos an der Hofbibliothek, gest. 18. Febr. 1866), dem größten Kenner dieser Sprachen, sind bei aller Gelehrsamkeit doch höchst anziehend. Nicht weniger Interesse bietet Christian Friedrich Bellermanns „Alte Liederbücher der Portugiesen" (Berl. 1840) und die „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" (Lpz. 1852. II) von Julius. Die „Geschichte der Spanischen Literatur im Mittelalter" (Mainz 1846. II) von Ludwig Clarus ist im Geiste der damaligen Zeit aufgefaßt; Schacks Werk über das Spanische Drama wurde schon erwähnt. Die „Geschichte der italienischen Poesie" (Lpz. 1844—47. II) von E. Ruth ist immer noch die beste Darstellung, leider aber unverhältnißmäßig ausgeführt. Die vortrefflichen „Dante-Studien" (Lpz. 1855) des großen Historikers Friedrich Christoph Schlosser bieten eine würdige, klare und gründliche Auffassung des genialen Dichters. Die Französische Literatur wurde von Karl Wilhelm Ernst Mager im „Versuch einer Geschichte und Charakteristik der Französischen Nationalliteratur" (Wismar und Berlin 1834 bis 38. VI) in fleißiger und geistreich beurtheilender Darstellung behandelt, die jedoch öfters in philosophische Phrase ausartet. Die „Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart" (Lpz. 1862) ist von Hermann Semmig, spätere Perioden sind, wie schon berichtet, von Julian Schmidt und Schmidt-Weißenfels bearbeitet worden.

Um die Kunstgeschichte machte sich Franz Theodor Kugler, den wir schon als begabten Dichter kennen gelernt haben, vielfach verdient. Sein „Handbuch der Kunstgeschichte", (Stuttg. 1842, 3. Aufl. 1855—59) ist übersichtlich, und verbindet ein tüchtiges Urtheil mit einer anziehenden und abgerundeten Form. Das „Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neueste Zeit" (Berl. 1831. II, 3. Aufl. Lpz. 1866. III), das sehr reichhaltig und sehr gut angeordnet ist, behandelt die gesammte Geschichte der Malerei, und beruht auf eigner Anschauung und den bedeutendsten Forschungen. Die „Geschichte der Baukunst, fortgesetzt von Joh. Burkhardt und W. Lübke", (Stuttg. 1856—68. IV) umfaßt alle Zeiten und Völker, ist großartig angelegt und mit Fleiß, tüchtiger Sachkenntniß und geschmackvollem Urtheil ausgeführt. Karl Schnaase, geb. zu Danzig am 7. Aug. 1798, seit 1848 Obertribunalrath in Berlin, welche Stelle er 1857 niederlegte, um sich ganz seinen Studien und Arbeiten zu widmen, führte in seiner „Geschichte der bildenden Künste" (Düsseld. 1843—64. VII) den Nachweis, daß die verschiedenen Style in der Kunst aus dem Bildungszustande der Völker hervorgegangen sind. Sie bespricht die Kunsterscheinungen im Orient, bei den Griechen und Römern und im Mittelalter, und wird durch eine theoretische Begründung des Schönen und der Kunst eingeleitet, die eben so scharfsinnig als geschmackvoll ist und sich bei aller Tiefe der sonst beliebten scholastischen Formeln enthält. Die seit Erscheinen der ersten Theile gemachten Forschungen und Entdeckungen haben eine neue Bearbeitung des Meisterwerkes nöthig gemacht, welche C. von

Lützow im Geiste und unter Mitwirkung des Verfassers unternommen hat (Düsseld. 1865 ff.). Vor seinem großen Werke hatte Schnaase „Niederländische Briefe" (Stuttg. 1834) erscheinen lassen, die sich vorzüglich über Malerei verbreiten. Von der „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern vom Anfange unsrer Zeitrechnung bis auf die Gegenwart" (Bonn 1845) von Gottfried Kinkel ist nur der erste Theil erschienen, der die altchristliche Kunst behandelt. Die Geschichte der Plastik und der Architektur von Wilhelm Lübke sind später zu erwähnen. Vortrefflich ist die „Geschichte der Baukunst im Alterthum" (Lpz. 1866) von Franz Reber. Eine gediegene Ergänzung zu den Geschichten der Baukunst von Kugler und Lübke giebt G. H. Krieg von Hochstetten in der „Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland mit Berücksichtigung der Nebenländer und des früheren Mittelalters" (Stuttg. 1859). Die „Geschichte der griechischen Plastik" (Lpz. 1858. II) von Johann Overbeck ist eben so gediegen als dessen „Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken" (Eb. 1856, 2. Aufl. 1866. II); beide Werke sind mit gut ausgeführten Illustrationen ausgestattet. Die „Geschichte der griechischen Plastik" von Anselm Feuerbach, dem ältesten Sohn des berühmten Juristen (geb. in Jena am 9. Sept. 1798, gest. als Professor der Philologie in Freiburg am 8. Sept. 1851) erschien erst in dessen „Nachgelassenen Schriften" (Braunschw. 1853. IV). Eine hervorragende Erscheinung im Gebiete der Kunstgeschichte ist „Der Vatikanische Apoll" (Nürnb. 1833, 2. Aufl. Stuttg. 1855), worin die Beziehungen der Plastik zur Dichtkunst in scharfsinniger und geschmackvoller Darstellung behandelt werden. Die Geschichte der Malerei wurde, wie schon erwähnt, von Franz Kugler behandelt. Die „Geschichte der deutschen Kunst" (Lpz. 1857—61. V) von Ernst Förster ist reichhaltig und zeigt den Zusammenhang derselben mit dem Charakter der Zeit und die Entwicklung der Poesie mit Geschick und Einsicht; seine „Geschichte der Italienischen Kunst" (Lpz. 1869) ist übersichtlich und gründlich. In „Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben" (St. Gallen 1851) hat er dem früh verstorbenen genialen Architekten ein würdiges Denkmal gesetzt. J. D. Passavant, geb. 1787 in Frankfurt, gest. daselbst am 12. Aug. 1861, bekundete in „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (Lpz. 1839—58. III), einem Meisterwerk der Kunstkritik, eine vollständige, von tiefem Verständniß der Kunst zeugende Kenntniß der Werke des großen Malers und der ganzen umbrischen Schule. Hermann Grimm schilderte in „Michel Angelo" (Hann. 1860—63. II, 3. Aufl. 1868. III) des Künstlers Leben im Zusammenhang mit den Verhältnissen, unter denen er lebte und sich ausbildete, und er berücksichtigte nicht bloß die künstlerischen, sondern auch die politischen und socialen Zustände und deren Einfluß auf die Entwickelung der Kunst. Das Werk zeugt von umfassender Sachkenntniß und feinem Urtheil. Die „Geschichte der deutschen Kunst von Ernst Förster ist oben erwähnt worden. Gustav Friedrich Waagen, geb. in Hamburg am 12. Febr. 1794, Direktor der Gemäldegallerie in Berlin und Geh. Rath, gest. in Kopenhagen am 15. Juli 1868, hat im „Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen" (Stuttg. 1862. II) treffliche Urtheile über die Kunstwerke, die er aus eigener Anschauung kannte, in klarer und verständlicher Darstellung gegeben. In „Kunstwerke und Künstler in Deutschland", (Lpz. 1843—45. II), so wie in „Kunstwerke und Künstler in England und Paris" (Berl. 1837 bis 39. III) hat er nicht bloß die großen Sammlungen, sondern auch die kleineren und selbst einzelne Kunstwerke beachtet. Von den Deutschen Malern wurde außer Niclaus Manuel von Grüneisen vorzüglich der große Albrecht Dürer behandelt. Joseph Heller, geb. in Bamberg am 28. Nov. 1798, gest. daselbst am 4. Juni 1849, gab nur den zweiten Band von „Albrecht Dürers Leben und Werke" (Lpz. 1827—31), das auf drei Bände berechnet war. Rudolph Marggraff, geb. am 28. Febr. 1805 zu Züllichau in der Neumark, von 1842—55 Professor an der Münchner Akademie der Künste, lieferte in „Kaiser Max I. und Albrecht Dürer" (Nbg. 1840) und in „Erinnerungen an Albrecht Dürer und seinen Lehrer Wohlgemuth" (Eb. 1840) manche interessante Notiz. Das Beste, was über den Gegenstand geschrieben wurde, ist „Leben und Wirken Albrecht Dürers" (Nördl. 1860) von A. v. Eye; es ist Dieß eine gründliche, auf selbstständiger Forschung beruhende Darstellung des großen Künstlers, in welcher der damalige Zustand der Kunst mit Einsicht berücksichtigt wird. Die Niederländische Malerei besprach außer Schnaase und Waagen Heinrich Gustav Hotho (geb. in Berlin am 22. Juni 1802, seit 1829 Professor daselbst, gest. am 24. Decbr. 1873) in der durchdachten „Geschichte der Niederländischen Malerei" (Berl. 1840—43).

Franz Brendel, geb. 1811 zu Stolberg am Harz, studierte in Leipzig und Berlin, wandte sich später ausschließlich der Musik zu, lebte seit 1844 in Leipzig, wo er am Conservatorium lehrte und am 25. Novbr. 1868 starb. Seine „Grundzüge der Geschichte der Musik" (3. Aufl. Lpz. 1855), „Geschichte der Musik in Deutschland, Italien und Frankreich" (2. Aufl. Eb. 1855) und „Die Musik der Gegenwart" (Eb. 1855) haben sich vielseitigen Beifall erworben. „Zur Geschichte der heiligen Tonkunst" von Karl Georg August von Winterfeld (geb. am 28. Januar 1794 in Berlin, gest. daselbst als Geh. Obertribunalrath am 19. Februar 1852) trug wesentlich dazu bei, das nördliche Deutschland mit der Italienischen Kirchenmusik des 16. und 17. Jahrhunderts näher bekannt zu machen. Sie gehört zu den gründlichsten Arbeiten in dem von ihr besprochenen Gebiete, wird aber an Vollständigkeit von der „Geschichte der Musik" (Bresl. 1862—1863. III) von August Wilhelm Ambros übertroffen, der, selbst ausübender Künstler, über das Technische durchweg begründete Urtheile fällt. Ambros wurde zu Mauth in Böhmen am 17. November 1816 geboren, starb als Staatsanwalt in Wien am 28. Juni 1876; seine übrigen die Musik betreffenden Schriften sind ebenfalls sehr werthvoll. Eine gute Monographie ist „Die Sänger-

schule St. Gallens vom 8.—12. Jahrhundert" (Einsiedeln 1858) von Anselm Schubiger. Friedrich Chrysander lieferte in G. F. Händel (Lpz. 1858—67. III) eine auf gründlicher Kenntniß der Geschichte der Musik beruhende treffliche Beurtheilung der Werke des großen Meisters. Die „Biographie von Ludwig van Beethoven" (Münster 1840) von Ant. Schindler ist treu und gewissenhaft, sie enthält interessantes Detail und zeichnet sich durch klares und feines Urtheil aus. Adolf Bernhard Marx, geb. am 15. Mai 1799 zu Halle, gieng zum Christenthum über und war seit 1830 Professor der Musik in Berlin, wo er am 17. Mai 1866 starb. Einer der ersten musikalischen Schriftsteller und Musikkenner, hat er in „Ludwig van Beethovens Leben und Schaffen" ein Werk geliefert, das von tiefer Einsicht in die Kunst überhaupt und in die Werke Beethovens insbesondere zeugt, deren Charakter er mit dem Leben des Meisters in geistreiche Verbindung bringt. Die Darstellung ist anziehend und gewandt. Eben so tüchtig ist „Gluck und die Oper" (Berl. 1862. II). Von vielfachem Interesse ist seine Selbstbiographie, die er unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" (Eb. 1865. II) herausgab. Otto Jahn, geb. am 16. Juni 1813 in Kiel, wurde 1847 zum Professor der Philologie in Leipzig ernannt, aber 1851 wegen seiner Theilnahme an den Bewegungen von 1848 und 1849 entlassen, im J. 1855 nach Bonn berufen; er starb in Göttingen am 9. Sept. 1869. Als Philolog, Archäolog, Literarhistoriker und Musikkenner ausgezeichnet, zeichnen sich seine Schriften, die sich über die mannigfaltigsten Gegenstände verbreiten, durch Schärfe, Feinheit des Urtheils, so wie durch ihre klare und gewandte Darstellung aus. Sein Werk über „W. A. Mozart" (Lpz. 1856—59. IV, 2. Aufl. 1867. II) ist eine meisterhafte, auf gründlicher Kenntniß der Musik und reichen Quellenstudien beruhende, mit Fleiß, Sorgfalt und künstlerischem Sinne bearbeitete Biographie. Seine „Biographischen Aufsätze" (Lpz. 1866), die unter Andern Winckelmann, Goethe und Danzel besprechen, bieten manche neue Anschauung und gehören auch durch ihre Form zu den besten Erscheinungen der Art. Die „Musikalischen Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch" (Stuttg. 1853. II, 5. Aufl. 1876. Zweite Folge 1860, 2. Aufl. 1862) von W. H. Riehl enthalten eine Reihe trefflich ausgeführter, mit Einsicht, Kenntniß und feinem Kunstsinn behandelte Charakteristiken bedeutender oder berühmter Componisten, so wie eine geistreiche Geschichte der romantischen Oper von 1815—1835.

Die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Lpz. 1848—74. V) von Philipp Eduard Devrient, die von den ältesten Anfängen bis zum zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts geht, berücksichtigt fortwährend die politischen, socialen, sittlichen und literarischen Zustände. Mit besonderm Glück sind die Bestrebungen der großen Schauspieler des vorigen Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des neunzehnten dargestellt, wobei das gegenseitige Verhältniß der dramatischen Poesie und der Schauspielkunst mit feinem Urtheil besprochen wird. Die Darstellung ist sorgfältig und geschmackvoll, überhaupt macht das Werk den Eindruck, daß es mit Liebe und herzlicher Theilnahme am Gegenstand gepflegt wurde. „Friedrich Ludwig Schröder" (Lpz. 1864) von Ludwig Brunier ist eine gelungene Biographie des großen Schauspielers, welche doch die frühere von F. L. Mayer nicht entbehrlich macht.

Die Biographie ist im vorliegenden Zeitraume reichlich vertreten und selbst die Autobiographien erscheinen in ziemlich großer Anzahl. Von diesen haben wir die von Gutzkow, Marx, Heinrich König und Wirth schon erwähnt. Die „Memorabilien" (Düsseld. 1830—43. V, 2. Ausg. Hamb. 1840—43. III) von Karl Immermann sind für die Geschichte der Literatur und des Theaters von Bedeutung, wie auch die „Memoiren" (Wien 1858) von Adolf Bäuerle. Bogumil Goltz theilte im „Buch der Kindheit" (Ff. 1847, 4. Aufl. 1877) seine zum Theil sehr gewöhnlichen Erlebnisse mit, die aber durch die tiefe und lebenswahre Auffassung und die warme poetische Behandlung hohen Reiz gewähren; es ist aber allzu formlos gehalten. Im „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen" zeichnet er die verschiedenen Gestalten mit plastischer Anschaulichkeit, den Onkel, den Pfarrer, bei welchem er unterrichtet wurde, u. A. m. Die lokalen Schilderungen sind vortrefflich und das Ganze ist von der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit und dem heitersten Humor beseelt. Joh. Georg Kohl, geb. am 28. April 1808 in Bremen, gest. das. 28. Okt. 1878, gab in „Aus meinen Hütten oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers" (Lpz. 1850. III) eine anziehende Erzählung seines vielbewegten Lebens, in welchem er allerdings häufige Gelegenheit hatte, sich „Träumen" und Reflexionen hinzugeben, die er hier mittheilt. Er besuchte fast alle Länder Europas und einen Theil von Amerika, von denen er geistreiche und bei seinen mannigfaltigen Kenntnissen gehaltreiche Darstellungen gab. Wir erwähnen „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" (Dresd. 1846. II), in welchen besonders die Landschaftsschilderungen und die Sittengemälde Interesse gewähren. Wenn auch „Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten" (Lpz. 1842. II) etwas oberflächlich gehalten sind, so sind sie doch nicht ohne mannigfaltiges Interesse. Zu den besten unter seinen Werken gehören dagegen die „Reisen in Südrußland" (Lpz. 1841. II) und „Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland" (Eb. 1841. II), so wie die „Alpenreisen" (Lpz. 1849. III). Wie diese gehen auch die „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten" (St. Louis 1858) vorzüglich auf die Naturverhältnisse ein. Wenn auch pietistisch gefärbt, so ist doch Gotthelf Heinrich von Schuberts Selbstbiographie „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (Erl. 1853—56. II) Nichts weniger als intolerant, vielmehr tritt uns auch hier der kindlich gemüthliche Sinn entgegen, der des Verfassers übrige Schriften charakterisiert.

Gerd Fr. Eilers (geb. 1788 zu Grabstede im Oldenburgischen, Lehrer in Bremen und Kreuznach, 1833 Schulrath in Koblenz, 1841—48 vortragender Rath im preuß. Kultusministerium, dann Privatmann, gest. in Saarbrücken 4. Mai 1863) schrieb „Meine Wanderung durchs Leben" (Lpz. 1856—1860. VI), die für die Geschichte des Schul- und Kirchenwesens in Preußen von Wichtigkeit ist. Seine Bekenntnisse lassen um so mehr einen tiefen Blick in die pietistischen Umtriebe der Zeit werfen, als er, der getreue Helfershelfer des Ministers in der Reaktion gegen jegliche freisinnige Anschauung in Religion und Politik, mit den Zuständen genau bekannt war. „Meine Lebensgeschichte" (Berl. 1861—62. V) von Fanny Lewald, ist Eine der interessantesten und geistreichsten Selbstbiographien, in welcher die Dichterin ihre innere Entwickelung mit Scharfsinn und psychologischem Blick, die äußern Verhältnisse mit lebendiger Anschaulichkeit darstellt. Unter dem einfachen Titel „Sulpiz Boisserée" (Stuttgart 1862. II) erschien die Selbstbiographie nebst einer reichen Auswahl Briefe dieses um die Deutsche Kunst des Mittelalters so unermüdlich thätigen Mannes, der viele Kunstschätze dem Vaterlande oder vor dem Untergang rettete und so vielfache Anregungen gab, unter denen wir nur die Vollendung des Kölner Doms erwähnen. Einen widrigen Eindruck machen die „Erinnerungen aus meinem Leben" (Schaffh. 1863—64. IV) von Wilhelm von Chézy, in denen er von seiner Mutter, der bekannten Dichterin Helmina von Chézy, in einer wahrhaft empörenden Weise spricht. Nicht als ob Dieselbe nicht viele Schwächen gehabt, insbesondere den weiblichen Anstand oft verletzt hätte, aber im Munde eines Sohnes erscheinen dergleichen Anklagen mehr als verächtlich, selbst wenn er Grund gehabt hätte, seiner Mutter zu zürnen.

Unter den Schriftstellern, welche die von ihnen verfaßten Biographien sammelten, haben wir Otto Jahn schon erwähnt und werden auf David Strauß später zurückkommen. Mehr kritisch als biographisch sind die „weiblichen und männlichen Charaktere" (Lpz. 1838. II) und die „Porträts und Silhouetten" (Hann. 1843. II) von Gustav Kühne, dessen „Deutsche Männer und Frauen" (Lpz. 1851) und „Deutsche Charaktere" (Eb. 1864. IV) durch feine Charakteristik und warme, patriotisch begeisterte Darstellung sich auszeichnen. Aline von Schlichtkrull hat in „Berühmte Männer des Constitutionalismus" ausgezeichnete Staatsmänner früherer und späterer Zeit, John Hamden, Mirabeau, den Freiherrn von Stein und den König Leopold von Belgien, mit Geist, Freimuth und politischem Blick geschildert. Die „Dichter und Frauen. Studien" (Hannover 1859 bis 1866. III) von Karl Frenzel enthalten geschmackvoll und mit Wärme geschriebene Lebensskizzen, meist romanischer, namentlich Französischer und Italienischer, dann Spanischer und Portugiesischer, aber auch orientalischer, Englischer und Deutscher Dichter und Französischer Frauen. Die „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz" (Zür. 1858—62. V) von dem Züricher Professor Rudolf Wolff behandeln meist Persönlichkeiten, welche die Naturwissenschaften gepflegt haben; die Sammlung ist außerordentlich reichhaltig und beruht auf gründlicher Forschung und umfassender Sachkenntniß. In Bezug auf die Einzelnbiographien der Dichter und Schriftsteller, sowie der Künstler und historisch bedeutender Persönlichkeiten verweisen wir auf die Stellen in den vorhergehenden Abschnitten; im Uebrigen sind noch folgende zu erwähnen: Ernst von Lasaulx, geb. in Koblenz am 16. März 1805, gest. am 10. Mai 1861 als Professor der Philologie in München, schilderte „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod" (Münch. 1857), das nebst andern Werken, obgleich in rein katholischem Sinn geschrieben, von Rom verdammt wurde, weil er im großen Griechen christliche Anschauungen fand. Von den großen Staatsmännern wurde „Gregor von Heimburg" (Lpz. 1861) von Friedrich Clemens Brockhaus, geb. am 4. Febr. 1837 zu Dresden, Pastor in Leipzig, dem Sohn des bekannten Orientalisten Hermann Brockhaus, in einer reichhaltigen, für die Geschichte Deutschlands im 15. Jahrhundert wichtigen Biographie geschildert, in welcher der merkwürdige, in religiöser und politischer Beziehung selbstständige Nürnberger Patrizier nach seinen Schicksalen und seiner Wirksamkeit mit Liebe und reicher Sachkenntniß geschildert wird. Venedeys Leben von Washington und Franklin, sodann das Leben des Buchhändlers und Patrioten Perthes von Clemens Perthes, die Biographien von Metternich und Gentz durch Schmidt-Weißenfels sind schon erwähnt worden. Georg Heinrich Pertz, geb. am 28. März 1795 in Hannover, wurde 1823 in seiner Vaterstadt beim Archiv angestellt und war seit 1842 Vorstand der königlichen Bibliothek und Mitglied der Akademie in Berlin. Einer der gründlichsten Forscher im Gebiet der vaterländischen Geschichte, Herausgeber der großartigen „Monumenta Germaniae historica", hat er sich als Biograph ausgezeichnet. „Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein" ist Eine der hervorragendsten Erscheinungen, deren reicher Inhalt durch die scharfsinnige und freimüthige Ausführung belebt ist. Pertz verbirgt auch die schwachen Seiten seines Helden nicht, dessen Größe vorzüglich in seiner Thätigkeit während der Franzosenherrschaft besteht, während er nach dem Sieg oft einseitig und engherzig Preußisch war. Besonders wichtig und lehrreich ist die Darstellung der Jahre 1806 bis 1815, welche die ganze Geschichte Preußens, ja selbst Deutschlands umfaßt, auf welche Stein so mächtigen Einfluß hatte. Auch das „Leben des Feldmarschalls Grafen Neithart von Gneisenau (Berl. 1864. III) zeichnet sich durch Vollständigkeit und Klarheit der Darstellung aus. Es ist auch dies Werk für die Geschichte der sogenannten Freiheitskriege, insbesondere des Aufschwungs in Preußen wichtig. Pertz starb 1876.

Unter den berühmten Feldherren wurde das „Leben des kaiserl. Feldmarschalls Guido Stahremberg" (Wien 1853) und „Prinz Eugen von Savoyen" (Eb. 1859—61) von Alfred Ritter von Arneth, Vicedirector des Haus-, Hof- und Staatarchives in Wien,

mit Fleiß und gründlicher Quellenforschung geschildert; im letzteren wird Vieles aufgehellt, manche falsche Ansicht berichtigt. Zu einseitig im Oesterreichischen Interesse, aber Friedrich II., wenn auch scharf, doch nicht immer unrichtig beurtheilend, sind „Maria Theresias erste Regierungsjahre" (Eb. 1863—66. III) von Demselben. Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg ließ „Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig" (Lpz. 1834. II) anonym erscheinen. Es werden darin manche allgemein wichtige Thatsachen aufgehellt, der große Feldherr in seinem öffentlichen und Privatleben mit Liebe geschildert. Auch enthält es viele für die Sittengeschichte wichtige Notizen. Des Grafen von York Biographie von Droysen, die des Feldmarschalls von Gneisenau von Pertz sind schon erwähnt worden, eben so Scharnhorsts Lebensbeschreibung von Schmidt-Weißenfels.

Von hervorragenden Geistlichen ist zunächst „Felix Hämmerlin" (Zürich 1846) von Balthasar Reber zu erwähnen. Das Leben des bedeutenden Gelehrten, der das Opfer des religiösen Fanatismus wurde, ist mit Fleiß, Sorgfalt und mit Beziehung auf Cultur- und Literaturgeschichte geschildert. Reuchlins Biographie Pascals ist schon Erwähnung geschehen; von Friedrich Beck besitzen wir in „Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg" (Freib. 1862) eine mit Liebe und Pietät geschriebene Biographie des edlen Mannes, dessen Bestrebungen, Deutschland von dem Joche Roms zu befreien, mit Einsicht dargestellt werden. „Aus Schleiermachers Leben. In Briefen" (Berl. 1860—63. IV) ist gleich wichtig für die politische, Literatur- und Culturgeschichte.

Von den Darstellungen der Geographie ist vorzüglich „Das Handbuch der Geographie" (Ff. 1859—60. III, 2. Aufl. Lpz. 1866—68. IV) von Hermann Adalbert Daniel zu erwähnen, weil es zugleich die ethnographischen und historischen Verhältnisse berücksichtigt, was auch von „Das germanische Europa" (Berl. 1836) von Georg Benjamin Mendelssohn zu rühmen ist.

Sehr zahlreich und meist in Gehalt und Form bedeutend sind die Reisen, namentlich die in die außereuropäischen Welttheile, und es haben in der neuen Zeit die Deutschen durch ihre Forschungen und Entdeckungen so Bedeutendes geleistet, daß sie selbst den Engländern und Franzosen gleich zu stellen sind. Ihre aufopfernde Thätigkeit ist um so mehr zu bewundern, als Viele ohne oder mit verhältnißmäßig geringer Unterstützung des Staats ihre Reisen unternahmen und sie nur in seltenen Fällen auf diplomatische Wirksamkeit ihrer Regierungen rechnen, mehrere sogar nur mit Unterstützung fremder Staaten ihre Unternehmungen ausführen konnten, oder den Schutz ausländischer Regierungen anrufen mußten. Zunächst haben wir über die Reisen um die Erde zu berichten. Der ausgezeichnete Physiker Adolf Erman (geb. 1806, gest. 1877 in Berlin) beschrieb die auf eigene Kosten unternommene „Reise um Nordasien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 29 und 30" (Berl. 1833—48. V), welche vorzüglich durch seine genauen physikalischen Beobachtungen von hohem wissenschaftlichem Werth ist. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist Ida Pfeiffer, geb. Reiher, geb. am 15. Okt. 1797 in Wien, die schon als kleines Mädchen energischen Willen und ungewöhnlichen Muth zeigte. Sie heirathete im J. 1820 den Advokaten Pfeiffer, der sich durch seine Rechtschaffenheit die Beamten zu Feinden machte und deßhalb seinen Beruf aufgeben und sich von seiner Frau trennen mußte, welche in Wien blieb, während er nach Gallizien zog. Nachdem sie die Erziehung ihrer zwei Söhne geleitet hatte und diese selbstständig geworden waren, erwachte ihre frühere Reiselust und obgleich sie schon 45 Jahre alt war, entschloß sie sich, mit den seit längerer Zeit zurückgelegten Ersparnissen in den Orient zu reisen. Sie beschrieb diesen ersten Ausflug in der „Reise einer Wienerin in das Heilige Land" (Wien 1843. III, 4. Aufl. 1856). Der Ertrag dieses Werks verschaffte ihr Mittel zu einer zweiten Reise, die sie unter dem Titel „Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island" (Pesth 1846. II) beschrieb. Durch ihre glücklichen Erfolge ermuthigt, unternahm sie größere Wanderungen, die sie in „Eine Frauenfahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otaheiti, China, Ostindien, Persien und Kleinasien" (Wien 1850. III), dann in „Meine zweite Weltreise" (Eb. 1856. IV) beschrieb. Auf dieser zweiten Reise, auf welcher sie vielfache Abenteuer erlebte, und große Klugheit und Geistesgegenwart an den Tag legte, besuchte sie die Ostindischen Inseln, Californien, Peru, Panama und Nordamerika. In Borneo wagte sie sich zu den wilden und kriegerischen Stämmen, denen ihr Muth selbst Bewunderung einflößte; in Sumatra drang sie zu den Battas, wo sie kaum der Gefahr entgieng, von diesen Menschenfressern getödtet und verzehrt zu werden. Ihre letzte „Reise nach Madagascar" (Eb. 1861) erschien nebst ihrer Biographie nach ihrem Tode, der bald nach ihrer Rückkehr in die Heimat am 28. Okt. 1858 erfolgte. Die Mißhandlungen, die sie in Madagascar erfahren, hatten ihr ein bösartiges Fieber zugezogen, dem sie erlag. Wenn ihre Reisen, auf denen sie 150,000 Meilen zur See, 20,000 englische Meilen zu Fuß, oft ohne oder nur mit geringer Begleitung zurückgelegt hatte, auch keine bedeutenden wissenschaftlichen Resultate brachten, so verbreiteten sie doch Licht über manche dunkle Punkte, da sie in Gegenden kam, wohin selten oder nie ein Europäer gekommen war. Sie drang zu Völkerschaften, die nie einen Mann geduldet hätten, sie sammelte Naturalien, die zum Theil noch unbekannt waren, und die von den großen Sammlungen in Europa erworben wurden. Vor Allem sind ihre Reiseschilderungen reich an Mittheilungen über die Zustände und Sitten der Frauen in den von ihr bereisten Ländern, die sie eher beobachten konnte, als ein Mann. L. K. Schmarda, geb. am 23. August 1819 zu Olmütz, im J. 1854 wegen seines Freimuths von der ultramontanen Regierung von seiner Stelle als Universitätslehrer in Prag entlassen, benutzte seine Muße, um auf eigene Kosten eine große Reise zu unternehmen, die

er unter dem Titel: „Reise um die Erde in den Jahren 1855 bis 1857" (Braunschweig 1861. III) herausgab und in der er seine reichen und zum großen Theil neuen Beobachtungen in einfacher, aber geistvoller und klarer Darstellung niederlegte. Besonders interessant und wichtig sind seine Bemerkungen über den Zusammenhang des Natur- und Völkerlebens. Karl von Scherzer beschrieb die auf Staatskosten unternommene „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 58, 59" (Wien 1861—62. III), worin sich vielfältige Mittheilungen über die Länder und deren Natur, so wie über die verschiedenen Volksstämme befinden. Die „Reise um die Erde nach Japan in den Jahren 1853, 54 und 55" (Lpz. 1856. III) von dem Maler Wilhelm Heine ist in einem einfachen und natürlichen, dabei schwungvollen Style geschrieben und erfreut vorzüglich durch die genauen Schilderungen von Land und Volk. Eine weitere Frucht dieser Reise war „Japan und seine Bewohner" (Eb. 1860), worin unter Anderm ausführlich erzählt wird, wie die widerlichen Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Dominikanern und zwischen Katholiken und Protestanten dem Christenthum, das in Japan schon Eingang gefunden hatte, allen Boden entzogen. Verdienstlich sind ferner die in gedrängter Darstellung von ihm mitgetheilten Berichte früherer Reisenden. Der unermüdliche Friedr. Gerstäcker beschrieb in den „Reisen" (Stuttg. 1853—54. V) seine Fahrten in beinahe alle außereuropäischen Welttheile, nach Südamerika, Californien, den Südseeinseln, Australien und Java mit lebendiger Anschaulichkeit. Seine Berichte erinnern oft an seine Romane, wie diese ja aus seinen Reisen hervorgegangen sind.

Von den Reisen nach Asien sind die von Bodenstedt und Prokesch bereits erwähnt worden. Moritz Friedr. Wagner, geb. am 3. Oktober 1813 in Baireuth, Professor in München, machte viele und große Reisen, die er in einer Reihe von Schriften in einfacher und doch lebendiger Darstellung beschrieb: „Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—46" (Dresden 1848. II), „Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armenien" (Stuttg. 1848), „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden" (Lpz. 1852. II), „Reisen in die Regentschaft Algier in den Jahren 1836—38" (Lpz. 1841. III) enthalten sämmtlich gründliche geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. Mit Karl von Scherzer gab er „Die Republik Costa Rica in Central-Amerika. Reisestudien aus den Jahren 1853—54" (Lpz. 1856) und „Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador" (Braunschw. 1857) heraus. Von Titus Tobler, geb. am 25. Juni 1806 zu Stein im Kanton Appenzell, praktischer Arzt zu Horn im Kanton Thurgau, besitzen wir „Eine Lustreise ins Morgenland" (Zür. 1839. II), worin er Aegypten, Syrien und insbesondere Jerusalem nach allen Seiten schildert und charakteristische, auf genaue Beobachtung sich gründende Bilder von Volk und Land mittheilt. Karl Alexander Anselm Freiherr von Hügel, geb. am 25. April 1796 zu Regensburg, Jurist, Offizier, Naturforscher, Reisender, 1850—1867 Gesandter in Berlin, Florenz, Brüssel, gest. am 2. Juni 1870 in Brüssel, bereiste 1831—37 Griechenland, Aegypten, Vorderasien, Indien und Ceylon. Sein Bericht über „Kaschmir und das Land der Sikhs" (Stuttg. 1840—42. IV) ist reichhaltig und theilt höchst interessante Aufschlüsse über die von ihm besuchten Gegenden und Völker mit, so wie er auch in naturhistorischer Beziehung werthvoll ist. Heinrich Petermann zeigt sich in seiner „Reise im Orient" (Lpz. 1860—61. II) als einen kenntnißreichen und scharfen Beobachter; er giebt interessante Aufschlüsse über die verschiedenen christlichen und mohamedanischen Secten, und schildert das häusliche Leben, die Sitten, die Justizverwaltung u. s. w. ausführlich und mit Gewandtheit. Merkwürdig sind seine Mittheilungen über die Syrischen Schildbürger, von denen er Streiche erzählt, die auch von den Deutschen Schildauern erzählt werden. Ein äußerst gehaltreiches Werk sind „Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen" (Lpz. 1866—69. V) von Adolf Bastian, der vorzüglich über den Buddhismus neue Aufklärungen giebt, sich aber auch über die politischen, socialen und literarischen Zustände, so wie über die Sitten der Einwohner verbreitet. Von den Reisen nach Afrika haben wir schon die von Prokesch und Wagner angeführt. Wilhelm Peter Eduard Simon Rüppell, geb. am 20. November 1794 zu Frankfurt, wo er, so viel wir wissen, noch lebt, widmete sich Anfangs dem Handelsstande, gieng wegen seiner Gesundheit nach Italien, 1817 nach Aegypten, und studierte nach seiner Rückkehr Naturwissenschaften in Pavia, worauf er größere Reisen in Afrika unternahm, die er in den „Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien" (Ff. 1829), dann in den „Reisen in Abessinien" (Lpz. 1838—40. II) beschrieb. Seine darin niedergelegten Beobachtungen sind jetzt noch von Werth, wenn auch diese Länder seitdem vielfältig durchforscht wurden. Namentlich sind seine Bemerkungen über den damaligen Zustand von Aegypten in geschichtlicher und culturhistorischer Beziehung höchst wichtig. Einer der großartigsten Reisenden aller Zeiten ist unstreitig Heinrich Barth, der, am 16. Febr. 1821 zu Hamburg geboren, seit 1845 beinahe beständig auf Reisen war, in Frankreich, Spanien, Italien, Asien und vor Allem in Afrika. Er starb am 25. November 1865 als Professor der Geographie zu Berlin. Von seinen inhaltreichen „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres in den Jahren 1845 bis 47" (Berl. 1849) ist nur der erste Band erschienen. Sein Hauptwerk sind die „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55" (Gotha 1857—58. V), die er im Auftrag der Englischen Regierung unternommen hatte. Seine Berichte sind äußerst reichhaltig, sie enthalten eine Fülle von neuen Aufschlüssen über die bekannten Länder, und von wichtigen Entdeckungen in bis dahin unbekannten Theilen von Afrika. Wie in diesem Werk macht er auch in der „Reise von Trapezunt in der nördlichen Hälfte Kleinasiens

nach Skutari" (Gotha 1860) und in der „Reise durch das Innere der europäischen Türkei im Herbst 1862" (Berl. 1864) interessante Mittheilungen über Leben und Sitten der Einwohner, über politische und sociale Verhältnisse. Die „Reisen in Nordostafrika. Tagebuch einer Reise von Chartum nach Abessinien in den Jahren 1852—53" (Gotha 1857) und die „Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861—62" (Jena 1867) des Barons Theodor von Heuglin (geb. am 20. März 1824 zu Hirschlanden in Würtemberg, gest. 5. Novbr. 1876 in Stuttgart) sind vorzüglich durch die genauen naturhistorischen Beobachtungen von hohem Werth.

Die Reiseberichte über Amerika sind viel zahlreicher als die nach den übrigen Welttheilen, was zum Theil seinen Grund darin hat, daß sich Manche dort eine bessere Lebensstellung zu erringen hofften und Andere aus politischen Rücksichten ihr Vaterland verließen. Baldwin Möllhausen, den wir als befähigten Romandichter haben kennen lernen, nahm an der von der Regierung der Vereinigten Staaten unter Lieutenant Whipple ausgesandten Expedition Antheil, von der er in dem „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee" (Lpz. 1858), das in zweiter Auflage (Eb. 1860) unter dem Titel „Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika vom Mississippi nach den Küsten der Südsee" erschien, Bericht erstattet, worin er sich insbesondere über die physischen und sittlichen Zustände der Urbewohner verbreitete. Hohes Interesse gewähren die lebendig dramatisch erzählten Erlebnisse des Verfassers, der unzweifelhaft Einer der kühnsten und glücklichsten Reisenden ist, und der selbst in den größten Gefahren nicht bloß seine Geistesgegenwart, sondern auch seinen heitern Humor bewahrt. Seine „Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum höchsten Plateau von Neu-Mexico" (Lpz. 1860. II) enthalten vielseitige Beobachtungen über die Länder, die er besuchte, deren Natur und Bewohner, und sind durch die anschauliche Darstellung der mannigfaltigen Abenteuer belebt. Wilhelm Friedrich Paul, Herzog von Württemberg, geb. am 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien, gest. am 25. Nov. 1860 zu Mergentheim, veröffentlichte seine „Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24" (Stuttg. 1834), die reich an ethnographischen und naturhistorischen Bemerkungen und belebt dargestellt ist. Hohes und vielseitiges Interesse gewähren die „Reisen in die Vereinigten Staaten, Canada und Mexico" (Lpz. 1864. III), des Barons J. W. von Müller. Kohls Reisen in den Vereinigten Staaten wurden früher erwähnt; Jegór von Sivers hat in „Cuba, die Perle der Antillen" (Lpz. 1861) und in „Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika" (Eb. 1861) einen eben so scharfen Blick als Geschmack beurkundet; er hat darin alle merkwürdigen Verhältnisse besprochen, und sie mit Geist und Frische dargestellt. Eduard Friedrich Pöppig, geb. am 16. Juli 1798 zu Plauen, bereiste von 1822—32 Amerika mehrmals zu wissenschaftlichen Zwecken, und † 1868 als Professor der Zoologie in Leipzig. Seine Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827—32 (Lpz. 1835. II) schildert Land und Volk in seinen verschiedenen Racen mit großer Anschaulichkeit und stellt die geschichtlichen Verhältnisse und Culturzustände ausführlich dar. Johann Jakob von Tschudi, geb. am 25. Juli 1818 in Glarus, im Jahre 1860 Gesandter der Eidgenossenschaft in Brasilien, seit 1866 in gleicher Eigenschaft in Wien, legte in „Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42" (St. Gallen 1846. II), dann in den „Reisen durch Südamerika" (Lpz. 1866. ff. V) die Resultate seiner langjährigen durch glückliche Verhältnisse unterstützten Beobachtungen nieder, die sich über die Natur, die Volksstämme, das häusliche Leben, das Unterrichtswesen, die Literatur, die verschiedenen Städte, die Deutschen Colonien, die Verfassungen u. s. w. in klarer Darstellung verbreiten. Robert Berthold Avé-Lallemant, geb. am 25. Juli 1812 in Lübeck, lebte lange Zeit als Arzt in Brasilien, das er nach allen Richtungen bereiste, und lebt jetzt in seiner Vaterstadt. Seine „Reise durch Südbrasilien im J. 1858" (Lpz. 1859. II), die „Reise durch Nordbrasilien im J. 1859" (Eb. 1860. II) enthalten scharfsinnige Beobachtungen über das Land und dessen verschiedenartige Bevölkerung. Ferdinand (von) Hochstetter, geb. am 30. April 1829 in Eßlingen, gab seine Reise nach „Neu-Seeland" (Stuttg. 1863) heraus, die vorzüglich durch die reichen und genauen Mittheilungen über die Ureinwohner von Werth ist. Er lebt seit 1860 in Wien.

Daß Reisebeschreibungen über die verschiedenen Länder von Europa zahlreicher sind, ist leicht begreiflich. Die Schilderung Sevillas von Wilhelm Wackernagel, die Reisen von Venedey in Frankreich und die Berichte von Gregorovius über Italien haben wir schon erwähnt. Das „Pariser Bilderbuch" (Braunschw. 1856) von Julius Rodenberg ist frisch und heiter geschrieben, er schildert aber nur den Schaum des Pariser Lebens, das tüchtige bürgerliche Element bleibt unbeachtet. Weit gründlicher ist das „Alltagsleben in London" (Berl. 1860), das er aus längerer genauer Beobachtung kennt. Wie dieses und noch in höherem Grade ist „Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irlands Städte, Dörfer und Ruinen" (Berl. 1862 II. 2. Aufl. 1864) mit Geist und poetischem Sinn geschrieben; es stellt das Leben des Volkes in seiner Unterdrückung, in den Folgen derselben, aber auch in seinem ursprünglich tiefpoetischen Charakter glücklich dar. Die Mittheilung von interessanten Erlebnissen, die Schilderung merkwürdiger Persönlichkeiten, die Erzählung von Märchen, die Anführung von Dichtungen trägt nicht wenig zur Steigerung des Interesses bei. „Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder" (Hann. 1857) ist in culturhistorischer Beziehung sehr reichhaltig und werthvoll; die Mittheilung alter Sagen, Märchen und Lieder begründet die Beobachtungen des Verfassers, der das Volksleben mit sicherem Gefühl erfaßt hat. „Verschollene Inseln. Land- und Seebilder" (Berl. 1860) sind mit Talent behandelte Skizzen von Helgoland, Sylt, Jersey ꝛc. „Ein Jahr in Italien" (Oldenb. 1847. III)

von Adolph Stahr schildert die sittlichen und religiösen Verhältnisse mit Freimuth, verbreitet sich überhaupt über die Zustände des Volks und enthält treffende Bemerkungen über alte und neue Kunst. Therese von Lützow hat in ihren „Briefen aus dem Süden" (Braunschweig 1841), in „Menschen und Gegenden" (Eb. 1845) und andern Reisewerken eine scharfe Beobachtungsgabe und ein gesundes Urtheil bewährt. Espérance von Schwarz, die Tochter des Hamburger Bankiers Brandt, geb. 8. Novbr. 1821 in England, wurde in Genf und Rom erzogen. Eine erste Ehe war unglücklich und endigte mit dem Selbstmord des Mannes, dessen Name uns unbekannt ist. Später heirathete sie den Hamburger Banquier von Schwarz, mit dem sie meist zu Pferd Griechenland, die Türkei, Kleinasien und Aegypten bereiste. Doch war auch diese Ehe nicht glücklich, so daß sie im J. 1855 gerichtlich getrennt wurde. Sie hatte sich schon vorher (1849) in Rom niedergelassen, von wo aus sie verschiedene Reisen unternahm. Sie wurde mit Garibaldi bekannt, den sie öfters in Caprera besuchte, und dessen Denkwürdigkeiten sie ins Deutsche übersetzte. Nach der Schlacht bei Aspromonte pflegte sie den verwundeten Helden. Bei Gelegenheit des Aufstandes auf der Insel Kreta nahm sie sich der Insurgenten an und hat seitdem diese Insel wegen des ihrer Gesundheit zuträglichen Klimas beinahe immer bewohnt. Unter dem Namen Elpis Melena (der griechischen Uebersetzung von Espérance Schwarz) schrieb sie mehrere Reisebeschreibungen, von denen die wichtigste unter dem Titel „Hundert und Ein Tag auf meinem Pferde. Nebst Besuch auf der Insel Maddalena" (Hamb. 1860) erschien, worin sie unter Anderm ihren Besuch bei Garibaldi erzählt. Die „Blicke auf Calabrien und die Liparischen Inseln im J. 1860" (Eb. 1861) enthalten interessante Mittheilungen über noch wenig durchforschte Gegenden und deren Bewohner. Früher hatte sie „Reiseblätter aus dem afrikanischen Tagebuch einer Dame" (Braunschw. 1850) und „Memoiren eines spanischen Piasters" (Eb. 1857) veröffentlicht. Alle diese Schriften sind mit Geist geschrieben, aus allen erscheint sie als gelehrt, vieler Sprachen kundig und von energischem und muthigem Charakter. Das „Reisetagebuch einer alleinreisenden Dame in Italien" (Lpz. 1861) von Anna Löhn berichtet nichts Außerordentliches oder besonders Merkwürdiges, und doch sind ihre Berichte interessant, weil sie Verhältnisse bespricht, die sonst die Aufmerksamkeit der Reisenden nicht auf sich ziehen. Der großen Beschreibung von Rom, welche Bunsen mit Andern herausgab, ist früher gedacht worden. Andreas Oppermann verbreitet sich in „Palermo" (Berl. 1860) über ganz Sicilien, doch spricht er besonders ausführlich über Palermo, dessen Geschichte, Bevölkerung und Umgebung. Der klaren und geistreichen Auffassung entspricht die anmuthige und frische Darstellung. Seine treffliche Schrift „Aus dem Bregenzerwald" haben wir schon erwähnt, so auch Kohls Werke über die Schweiz, über welche zahlreiche Schriften erschienen, von denen jedoch sehr viele von Touristen herrühren, die sich weder im Inhalt noch in der Darstellung über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erheben. Hinsichtlich der Darstellung läßt „Die Schweiz und ihre Zustände" (Hann. 1847. III) von Theodor Mügge Nichts zu wünschen übrig, desto mehr in der Schilderung der Zustände, die er durchaus nicht begreift. In Bezug auf das Volk der verschiedenen Kantone zeigt er sich als einen oberflächlichen Beobachter, und es sind sogar seine Schilderungen einzelner Lokalitäten nicht selten oberflächlich und falsch. Seine „Reise durch Skandinavien" (Eb. 1845. II) und das „Nordische Bilderbuch. Reisebilder" (Ff. 1862) werden wegen ihrer richtigen Auffassung der Verhältnisse gerühmt, aber es ist Dieß freilich auch hinsichtlich seiner Schrift über die Schweiz geschehen. „Schweizerland" (Lpz. 1853. II) von Aurelio Buddeus (geb. zu Altenburg 1817) beruht dagegen auf scharfer Beobachtung, und es sind namentlich die Naturverhältnisse mit großem Glück behandelt. Die Darstellung ist klar und fließend. Von hohem Interesse ist dessen Schrift „Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben" (Stuttg. 1846. II), worin von den socialen Zuständen der Russischen Hauptstadt scharf gezeichnete, oft grauenerregende Gemälde gegeben werden. „Halbrussisches" (Lpz. 1849. II) gewährt einen vollen Blick in die traurige Lage der Deutschen in den Ostseeländern, die einem ähnlichen Schicksal entgegen gehen wie die Polen. Eduard Osenbrüggen, geb. am 24. Dez. 1809 zu Uetersen in Holstein, 1843 Professor der Rechte in Dorpat, welche Stelle er später aufgab, weil ihm das Russische Wesen zuwider war, seit 1852 Professor an der Universität Zürich, veröffentlichte „Culturhistorische Bilder aus der Schweiz" (Lpz. 1862—64. II) und „Wanderstudien aus der Schweiz" (Eb. 1869), die auf feiner und scharfer Beobachtung der Sitten und Gebräuche beruhen, und sich in immer schöner, oft humoristischer und selbst satyrischer Darstellung bewegen. Die Reisen in Oesterreich von Beda Weber und Kohl sind schon besprochen. „Drei Sommer in Tirol" (Münch. 1846) von Ludwig Steub enthalten lebendige, mit poetischem Sinn und oft mit vielem Humor geschriebene Schilderungen der Natur, des Volks und seiner Sitten. Nicht weniger glücklich sind „Aus dem bayerischen Hochland" (Eb. 1850), „Das bayrische Hochland" (Eb. 1860) und „Wanderungen im bayrischen Gebirge" (Eb. 1862), welche von irgend Jemand als „die Perle aller Reisebeschreibungen" bezeichnet wird. Ueberhaupt kennt Steub die Länder, die er beschreibt, auf das Genaueste, er hat den feinsten Sinn für die Naturschönheiten, das wärmste Gefühl für das Volk und einen klaren und feinen Blick in politischer und religiöser Beziehung. Seine Darstellung ist durch den Wechsel von Belehrung, Schilderung und Erzählung belebt. Kohls „Schleswig-Holstein" ist schon oben angeführt worden. Die „Reise-Erinnerungen aus Belgien" (Berl. 1845) von Luise von Plönnies sind zierlich, aber auch etwas geziert geschrieben; am Interessantesten sind ihre Mittheilungen über die Vlämischen Literaturbestrebungen. Weiblich geschwätzig ist „Von der Schelde bis zur Maas" (Lpz. 1861. III) von Ida von Düringsfeld, doch sind auch ihre Bemerkun-

gen über das geistige Leben der Vlämen seit 1830 von Werth, und so sind auch in „Aus Dalmatien. Mit Anmerkungen von O. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld" (Prag) lebendig anschauliche Bilder der socialen und geistigen Zustände des Landes gegeben. In „Holland in den Jahren 1831 und 1832" (Hamb. 1833. II) von Ludolf Wienbarg ist Geschichtliches, Schilderung und Reflexion geistreich verbunden; es verbreitet sich in anziehender Abwechselung über das Land, das Volk, dessen Sitten, über Kunst und Wissenschaft. Auch das „Tagebuch von Helgoland" (Hamb. 1833) ist geistreich geschrieben. Venedey und Rodenberg haben sowohl England als Irland bereist und beschrieben, Theodor Fontane hat in „Jenseit des Tweed" (Berl. 1860) lesenswerthe Bilder und Briefe aus Schottland mitgetheilt. Die Werke von Theodor Mügge und Ida Pfeiffer über Skandinavien, von Buddeus, Kohl und Ofenbrüggen sind weiter oben erwähnt worden, eben so ist Prokesch über die Türkei und Griechenland, Curtius über den Peloponnes zu erwähnen, während Fallmerayer einer späteren Besprechung vorbehalten bleibt. Ludwig Roß, der zu Horst in Holstein am 22. Juli 1806 geboren, am 6. August 1859 seinem Leben durch Selbstmord ein Ende machte, gab in den „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres" (Stuttg. 1840—45. IV) und den „Wanderungen in Griechenland" (Halle 1851) werthvolle Mittheilungen über Geschichte, Alterthümer des Landes in formell schöner Darstellung. Endlich haben wir die Schrift von Ida von Düringsfeld über Dalmatien bei Besprechung anderer Werke derselben schon genannt.

Nachdem wir im Obigen eine allgemeine Uebersicht über die Thätigkeit im Gebiet der Geschichte gegeben haben, bleibt uns noch übrig die hervorragenderen Erscheinungen zu besprechen, wobei wir die Bemerkung vorangehen lassen, daß wir hiebei gesucht haben, die verschiedenen Zweige der Geschichtschreibung zu repräsentieren.

Friedrich Emanuel (von) Hurter.

Die Geschichte der Deutschen Literatur hat leider manche Schriftsteller zu verzeichnen, in welchen Talent und Charakter in grellem Widerspruch standen, in denen das erste rühmend anerkannt werden, das andere Mißbilligung erregen muß. Zu diesen betrübenden Erscheinungen gehört auch der Geschichtschreiber, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben.

Friedrich Hurter, geb. in Schaffhausen am 19. März 1787, besuchte das Collegium seiner Vaterstadt und studierte seit 1804 Theologie in Göttingen. Nach Vollendung seiner Studien bekleidete er verschiedene geistliche Stellen in seiner Heimat; 1825 wurde er zum Antistes in Schaffhausen ernannt. Von jeher

F. v. Hurter

bekannte er sich zu reactionären Grundsätzen und war ein Feind alles Fortschrittes auf politischem und socialem Gebiet, und sein Haß gegen alle fortschreitende Entwickelung gieng so weit, daß er sogar seinen Widerwillen gegen die Verbesserung der Zustände in der Schweiz öffentlich aussprach und zwar in einer so leidenschaftlichen Weise, daß er sich die Mißbilligung selbst der Gemäßigten zuzog. Zudem erregte er vielseitigen Argwohn, daß er sich dem Katholizismus zuneige, ja sogar schon zur katholischen Kirche übergetreten sei, nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch seinen genauen Verkehr mit den Vorkämpfern des Ultramontanismus, mit Görres, Jarcke und Andern, mit den Mönchen der Abtei Rheinau und anderer Schweizerischen Klöster, durch die lebhaften und zahlreichen Huldigungen, die ihm von dieser Seite zu Theil wurden. So gewann der Glaube, daß er schon im Geheimen zur Römischen Kirche übergetreten, immer mehr Anhänger, und es fanden sich seine Collegen in Schaffhausen veranlaßt, ihn zu einer bestimmten Erklärung aufzufordern. Er suchte, sich in der Schrift: „Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder" (Schafft. 1840) zu rechtfertigen; es war dieselbe aber so leidenschaftlich und dabei so wenig überzeugend, daß er sich veranlaßt sah, seine Stelle niederzulegen. Zwar erklärte Hurter auch jetzt noch, daß er die Harmonie des reformierten Glaubensbekenntnisses mit der Offenbarung immer tiefer erkannt habe, allein die bald darauf erschienenen Schriften „Die Aargauischen Klöster und ihre Ankläger" (Eb. 1841) und „Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit 1831" (Eb. 1842) bewiesen deut-

lich genug, daß er in seiner Schutzschrift die Wahrheit nicht gesagt habe. Es ist wahrscheinlich, daß er schon seit längerer Zeit im Geheimen zur katholischen Confession in Rheinau übergetreten war, doch hielt er es für nöthig, diesen Schritt öffentlich zu wiederholen; es geschah Dieß zu Rom im J. 1844. Er suchte, seinen Uebertritt in der Schrift „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben" (Eb. 1845—46. II) zu erklären; doch gelang es ihm nicht, sich darüber zu rechtfertigen, daß er sein Amt als erster Geistlicher des Kantons auch dann noch behalten habe, als er schon lange mit dem Protestantismus gebrochen hatte. Aber eben Dieß wirft ein schlimmes Licht auf seinen Charakter, kein Verständiger wird ihn wegen seines Uebertritts tadeln, wenn er aus tiefinniger Ueberzeugung geschehen ist, aber es war mehr als unmoralisch, daß er mit seinen dem Protestantismus feindseligen Ansichten sein geistliches Amt beibehielt. Nach seiner Rückkehr aus Rom war seine Stellung seinen Mitbürgern gegenüber unhaltbar geworden; die Oesterreichische Regierung, welche von jeher die Proselyten beschützte, nahm sich auch seiner an; er wurde zum k. k. Historiographen in Wien ernannt. Die Revolution von 1848 erschütterte seine neue Stellung, er wurde 1849 sogar entsetzt und des Landes verwiesen, weil man ihn im Verdacht hatte, in verbrecherischen politischen Verbindungen zu stehen. Die Landesverweisung kam jedoch nicht zur Ausführung und als die Reaction in Oesterreich von Neuem das Haupt erhob, wurde er 1852 in seine Stelle wieder eingesetzt und ihm zugleich der Adel ertheilt. Seitdem lebte er ziemlich vergessen, er zog sich, wie es scheint, nach Graz zurück, wo er am 27. Aug. 1865 starb.

Hurters erstes und weitaus bedeutendstes Werk „Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen" (Hamb. 1834—42) stellt ihn ohne Zweifel unter die ersten Historiker der neueren Zeit, da das Werk nicht bloß auf gründlicher Quellenforschung beruht, sondern sich auch durch tiefes Eindringen in die politischen, socialen und kirchlichen Verhältnisse, durch eine verständige, leicht übersichtliche Anordnung des überaus reichen Stoffes und durch eine ernste Darstellung auszeichnet, die freilich öfters durch Leidenschaftlichkeit getrübt wird, auch nicht immer den reinsten Styl, nicht immer die gehörige Gewandtheit zeigt. Er hat zwar die Absicht, seinen Gegenstand ganz objektiv aufzufassen, allein es gelingt ihm nicht, weil die Größe des Mannes, dessen Leben er schildert, ihm imponiert und er, dadurch verleitet, Manches irrig auffaßt, seine subjective Meinung für objective Wahrheit ausgiebt. Nachdem er in der Vorrede zum ersten Bande gesagt, der innerste Kern des Lebens sei bei Innocenz „Erkenntniß und Verwirklichung der höchsten Bestimmung des Pontifikats als einer zur Leitung der Kirche und hiemit zum allseitigen Heil des gesammten Menschengeschlechts von Gott selbst geordneten Anstalt" gewesen, fügt er hinzu: „Ob jene Erkenntniß eine richtige oder eine irrige, ob sie dem wohlverstandenen Christenthum gemäß oder zuwider, ob sie aus der Lehre seines Stifters zu begründen sei, darnach hat der Geschichtschreiber nicht zu fragen; diese Erörterung fällt dem Dogmatiker oder dem Polemiker anheim; Jener hält sich bloß daran, daß sie zu irgend einer Zeit vorgewaltet habe, eine tief in die menschlichen Verhältnisse eingreifende Institution darauf begründet gewesen sei, und weiset die Erscheinungen, Zustände und Wechselfälle nach, die deren Folge waren." Nun ist aber Hurter dieser an sich vollkommen richtigen Auffassung keineswegs treu geblieben, vielmehr geht aus seiner Darstellung auf das Unzweifelhafteste hervor, daß er nicht bloß die Ansichten des Papstes und seiner Zeit über das gottähnliche Wesen des Papstthums darstellt, sondern diese Ansichten auch selbst in entschiedner Weise theilt, wobei er wohlweislich unterläßt, nachzuweisen, daß die Ausbildung der Hierarchie und des Pontifikats wirklich im innern Wesen des Christenthums begründet sei. Aus dieser subjectiven Auffassung ergeben sich manche Schwächen, manche irrige Urtheile, manche vorgefaßte Meinungen, z. B. über das Verhältniß der Juden zu den Christen u. a. m. Auch Sophismen vermeidet er nicht, wenn er z. B. behauptet, daß ein Papst ohne freies, unabhängiges, jedem Einfluß fremder Gewalt geheiligtes Gebiet ein Unding wäre, und Dieß dadurch begründet, daß Innocenz die Angelegenheiten der Kirche nicht segensreich hätte leiten können, wenn er im eigenen Hause nicht Ruhe gefunden hätte, als ob sich ein Papst nicht viel ungestörter den Angelegenheiten der Kirche widmen könnte, wenn er sich nicht mit weltlichen Regierungssorgen zu befassen hat. Aber es sind diese irrigen Ansichten und diese Sophismen bei genauer Aufmerksamkeit leicht zu erkennen und trotz derselben behält das Werk seinen großen historischen Werth. Vortrefflich ist schon das erste Buch, worin die Entwickelung der großartigen Individualität des Papstes erschöpfend und anschaulich dargestellt und zugleich von den politischen, religiösen und geistigen Zuständen ein lebendiges Gemälde gegeben wird. In den folgenden wird die Zeitgeschichte meist in chronologischer Ordnung fortgeführt, wobei Innocenz, wie es in der That der Fall war, immer als der Mittelpunkt, als das bewegende und belebende Princip erscheint. Von großem Interesse ist die Darstellung der „Katharer" im 13. Buch, deren Thätigkeit in solchen Zügen berichtet wird, daß man unwillkürlich an die Jesuiten erinnert wird. Die Schilderung der Waldenser ist vortrefflich, und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß der Verfasser hie und da seine persönliche Abneigung gegen dieselben durchblicken läßt, so erscheinen sie doch selbst aus seiner Darstellung, was sie in der That waren, als fromme, überzeugungsvolle und rechtschaffene Menschen. Um so auffallender ist es, daß Hurter in der Erzählung des gegen sie geführten unbarmherzigen Krieges die Gräuel der päpstlichen Schaaren nur andeutet, dagegen einzelne Grausamkeiten der Waldenser gegen ihre Feinde ausdrücklich anführt, wie er sich bemüht, des Papstes persönlichen Einfluß auf die Kriegführung zu verheimlichen, die Schuld der Grausamkeiten auf die Legaten und Andere zu wälzen, was er freilich dadurch zu entschuldigen sucht, daß Derjenige, welcher an der Spitze einer großen Verwaltung stehe, einen großen Theil seiner Macht auf Andere übertragen müsse, wogegen sich einwenden läßt, daß eben

eine so große Macht widernatürlich ist, weil der Mensch, und wäre er ein Papst, einer solchen nicht gewachsen ist. Daß Innocenz öfters vom strengen Buchstaben des Gesetzes abwich, um Gutes zu befördern, wird nicht nur entschuldigt, sondern auch gelobt. „Eine Gewalt, die höher steht als das Gesetz, ist wohlthätig, damit dieses nicht zum unerbittlichen Tyrannen werde," sagt er, als ob diese unumschränkte Gewalt nicht noch viel eher zum unerbittlichen Tyrannen werden müßte, wie es die Geschichte des Papstthums ja in unzähligen Fällen beweist. So bleibt des Verfassers ultramontane Gesinnung, wie schon erwähnt, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf seine Darstellung, aber wo Dieß nicht der Fall ist, darf dieselbe als musterhaft und getreu bezeichnet werden. Das Leben und die Wirksamkeit des Papstes ist in den zwei ersten Bänden erzählt, die beiden letzten, welche auch den Titel haben: „Kirchliche Zustände zu Papst Innocenz des Dritten Zeiten" verbreiten sich über die einzelnen kirchlichen Verhältnisse, deren geschichtliche Entwickelung mit großer Sachkenntniß und Gelehrsamkeit dargestellt wird, und es haben dieselben nicht nur für die Kirchengeschichte hohen Werth, sondern sind auch für die Culturgeschichte von großer Bedeutung. Er hat dabei den Zweck, die Geistlichkeit höhern und niedern Ranges zu verherrlichen; zwar tadelt er auch deren vielseitige Ausschweifungen, er hätte aber diesen Stellen jedenfalls eine größere Ausdehnung geben können, und insbesondere vermißt man, daß er die Klagen der gleichzeitigen Deutschen und namentlich der Französischen Dichter nicht benutzt hat, die ihm reichen Stoff hätten geben können.

Hurters zweites großes geschichtliches Werk „Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt" (Schaffh. 1850—64. XI), wozu noch „Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oesterreich zur Zeit Ferdinands II." (Wien 1859) gehört, ist allerdings sehr reichhaltig, aber die benutzten Quellen sind in entschieden ultramontanem Sinn ausgebeutet, und doch gelingt es dem Verfasser nicht, den Kaiser in dem Glanze erscheinen zu lassen, den er ihm verleihen möchte. Die Darstellung ist roh und leidenschaftlich. Die Schrift „Zur Geschichte Wallensteins" (Schaffhausen 1855) schildert den Friedländer als den bösen Dämon von Kaiser und Reich; er zieht aus Documenten, die eigentlich Nichts beweisen, willkürliche Resultate, und sucht vornämlich den Kurfürsten von Bayern zu rechtfertigen und Tilly auf Kosten Wallensteins hervorzuheben, dem er sogar Feldherrntalent absprechen möchte. Daß er dabei jede Gelegenheit ergreift, dem Protestantismus und den liberalen Bestrebungen „einen Hieb zu versetzen", wie er sich selbst irgendwo ausdrückt, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Aus „Geschichte Papst Innocenz des Dritten".

Innocenz war mittleren Wuchses. Das Ebenmaß seiner Gestalt erhöhte die Anmuth seiner Gesichtszüge, deren klares Auge sein inneres Wesen wiederstrahlte. Bei zartem Körperbau und einer beinahe jede Vorstellung übersteigenden Thätigkeit lag er mehrmals an schweren Krankheiten darnieder. Alle Eigenschaften eines vortrefflichen Mannes, eines großen Regenten, eines ausgezeichneten Hauptes der Christenheit, eines ächten, obersten Bischofs derselben vereinigten sich in ihm. Er besaß durchdringenden Scharfblick, der ihm leicht die Folgen der Ereignisse erschauen ließ, ein getreues Gedächtniß, glückliche Geistesanlagen, denen er die mannigfaltigste Ausbildung gegeben hatte; eine Gelehrsamkeit, wie sie in Vereinigung mit einem solchen Geschäftsleben selten erscheint. Hochsinnig, großen Entwürfen bald gewonnen, erzeigte er sich in deren Ausführung starkmüthig und beharrlich, so daß gegen die Festigkeit seines Willens Widerstand nicht leicht sich geltend zu machen wußte, ja solcher vielmehr, wie dieß großen Gemüthern eigen, jenen stählte. An ihn gerichtete Fragen beantwortete er mit Umsicht, nicht hastig; und eben so handelte er auch, ließ sich nicht alsbald durch den ersten Vortrag einnehmen. Bei der Vereinigung von gewandter Klugheit mit Ernst und geistiger Ueberlegenheit vermochte kein Hinderniß ihn zu schrecken, keine Gefahr ihn zu erschüttern, keine Beleidigung und kein Trotz, wohl aber Gehorsam und Ehrerbietung seinen Sinn zu lenken. Darum war er streng gegen Widerstrebende, wohlwollend gegen Demüthige, unbeugsam, nur wo es das Recht, mild, wo es das Erbarmen galt. Feind jeder Schlechtigkeit und alles Frevels, glaubte er doch lieber das Bessere von den Menschen; und wiewohl von Natur leicht zu Unwillen gereizt, ward er doch eben so bald zu Nachsicht gestimmt, und zog es vor, in Huld erfreuen zu können, als durch Strenge verwunden zu müssen. Seine Liebe zur Gerechtigkeit tritt gleich hell hervor bei Großen wie bei Kleinen, also daß es nicht bloß oft wiederholter Schall der Rede, sondern in sein Leben und Wesen übergegangner Vorsatz war, von Dem, was er als gerecht erkannte, weder zur Rechten noch zur Linken weichen zu wollen. Doch handelte er in keiner wichtigen Sache, faßte er keinen folgereichen Entschluß, ohne den Rath der Cardinäle vernommen zu haben, und spricht es selbst aus, daß in allen Dingen Belehrung ihm willkommen seie.

Es giebt aber keine ächte Größe, die nur geistig, nicht auch zugleich sittlich wäre; nur da, wo Beide sich die Waage halten, tritt der wahrhaft emporragende Mann hervor. Bei Würdigung des höhern sittlichen Werthes eines Menschen muß nach drei Eigenschaften zuvörderst gefragt werden, ohne welche jener nicht zugestanden werden kann: Dankbarkeit, Freundschaft und Anerkennung des Verdienstes Anderer. Alle drei vereinigte Innocenz und bewährte dieselben durch mancherlei Thatsachen. Im Umgange dann zeigte er sich freundlich, herablassend. In seinem Leben war er einfach. Wenn er gegen die Feinzüngler unter den Geistlichen, gegen Diejenigen, welche das Eigenthum der Kirche verschwelgen, in Predigten eiferte; wenn er Klage führte „Ach wie Viele in unsern Tagen stehen hoch in der Kirche, sind aber geringen, ja gar keinen Werthes!" so waren Dieß nicht Worte, die bloß zum Zwecke vorüberfliegenden Eindrucks klangen, sondern der Erguß eigener Ueberzeugung, die frei erklären durfte: „Wehe mir, wenn ich ein Miethling wäre, wenn die Forderung des Amtes mit der Erfüllung in Widerspruch, die That mit dem Wort in Zwiespalt stünde, ich darum Vielen statt zur Auferstehung zum Fall würde!" Anbei wußte er zu dem Ernst des Lebens Heiterkeit wohl zu gesellen, mochte bei frohen Spielen gerne Zuschauer sein und an öffentlichen Festlichkeiten Theil nehmen. Seine Bescheidenheit ließ es nicht zu, daß Anzeichen, welche gottselige Männer wegen seiner künftigen Erhebung gehabt haben wollten, niedergeschrieben würden. So wußte Niemand an seinem Leben etwas auszustellen. Die Zeitgenossen erkannten, weder in geistiger Größe, noch in dem, was er durch dieselbe ausgerichtet, lasse irgend einer seiner Vorfahren ihm sich vergleichen; und mag auch

der Ausdruck „ein sehr frommer Papst" Canzleiformel gewesen sein, so ist doch dafür gehalten worden, daß sein Walten auf dem apostolischen Stuhl so manche, in einer oft ohne alle Rücksicht angewendeten Allgemeinheit ausgesprochene Verunglimpfung Derer, die darauf gesessen hätten, widerlege.

Ein Vorwurf nur möchte ihn treffen: daß er nicht selten allzu großes Vertrauen in seine Legaten gesetzt und sich durch ihre Berichte zu Verfügungen habe verleiten lassen, welche bei unparteiischerer Kenntniß der Umstände in seiner Gerechtigkeitsliebe keine Billigung gefunden hätten. Er dürfte zu wenig erwogen haben, welcher Reiz zu Mißbrauch in großer Gewalt selbst für Diejenigen liegen könne, die in minder freier Stellung als tadellos sich bewähren. Dann aber ist es von ausgedehnten Verwaltungen unzertrennlich, daß Derjenige, welcher an deren Spitze steht, einen großen Theil seiner Macht auf Andere übertragen, und, wenn nicht in Verwirrung Alles zerrüttet, bei überall sich in den Weg legenden Hemmnissen Alles gelähmt werden soll, Denselben ein Vertrauen schenken muß, welches nicht durch leicht angenommene Beschwerden wankend gemacht werden darf. Hingegen ist es als Beweis seines tadellosen Lebens angeführt worden, daß Alles, was er geordnet, unverändert geblieben sei, und er in jeder Beziehung zu den Heiligen unter seinen Vorgängern dürfte gezählt werden, wiewohl späterhin der heiligen Luitgarde durch ein Gesicht offenbar geworden sein soll, daß er im Fegfeuer sitze dreier Gründe wegen, welche aber der Verfasser ihres Lebens aus Ehrerbietung gegen einen so großen Papst verschweigen wollte; ja selbst solle er der Heiligen gestanden haben, ohne Fürbitte der seligen Jungfrau, welche er der Errichtung eines Klosters in ihrer Ehre verdanke, würde er die Pein ewiger Verdammniß zu dulden haben.

Georg Gottfried Gervinus.

Eine viel edlere Natur als Hurter ist der Geschichtschreiber, den wir jetzt zu betrachten haben, der daher auch einen unendlich größeren und zugleich segensreicheren Einfluß hatte als Jener. Ein Schüler des großen Schlosser, theilte er nicht nur dessen Wahrheitsliebe, sondern auch dessen Muth, Das, was er für wahr hielt, auszusprechen; und wenn er sich hie und da wohl irren mochte, so hatte er den noch größeren Muth, seinen Irrthum zu bekennen.

Georg Gottfried Gervinus, geb. am 20. Mai 1805 zu Darmstadt, sollte Kaufmann werden, aber nachdem er ausgelernt, und eine Zeit lang als Commis gearbeitet hatte, trieb ihn der innerste Drang, sich den Studien zu widmen. Mit rastlosem Eifer machte er sich mit den Schulkenntnissen vertraut, die ihm noch mangelten, und so konnte er schon im J. 1826, gut vorbereitet, die Universität Heidelberg beziehen, wo er, durch Schlosser angeregt, sich vorzugsweise dem Studium der Geschichte widmete. Nach Vollendung seiner Studien wurde er (1828) Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Frankfurt am Main; doch entsagte er nach zwei Jahren diesem Beruf und beschloß, sich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen. Er habilitierte sich in Heidelberg, hielt jedoch keine Vorlesungen, sondern widmete seine Zeit dem Studium und der Bearbeitung einiger Schriften und einer wissenschaftlichen Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er 1835 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1836 erhielt er auf Dahlmanns Empfehlung einen Ruf als ordentlicher Professor der Geschichte und Literatur in Göttingen. Aber er wurde schon im Jahre 1837 seines Amtes entsetzt, weil er Einer der sieben Professoren war, welche die bekannte Protestation gegen die Aufhebung der Staatsverfassung unterzeichnet hatten; und da diese zunächst durch ihn ins Publikum gekommen war, erhielt er den Befehl, das Land binnen drei Tagen zu „räumen". Er lebte nun eine Zeit lang in Darmstadt, nahm aber bald darauf seinen bleibenden Wohnsitz in Heidelberg, reiste 1838 wieder nach Italien und verbrachte den Winter in Rom, mit geschichtlichen Forschungen beschäftigt. Im J. 1844 wurde er zum Honorarprofessor ernannt, als welcher er wieder Vorlesungen hielt. Doch widmete er seine Thätigkeit vorzugsweise der Behandlung der Tagesfragen, um dieselben in ihrem wahren Lichte darzustellen, das Nationalbewußtsein des Volkes zu wecken und dessen politische Bildung zu fördern. In diesem Sinne schrieb er die „Mission der Deutschkatholiken" (Heidelb. 1845), in diesem Sinne verfaßte er im Juli 1846 die bekannte „Heidelberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner" (Hamb. 1846), durch welche er die Bewegung hervorrief, die sich über ganz Deutschland verbreitete. Im folgenden Jahr ließ er

die mit Geist und tiefer Einsicht geschriebene Flugschrift „Die preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar" (Mannh. 1847) erscheinen, worin er auf das Schlagendste nachwies, wie dieses Patent ein Werk der mit Kraft prahlenden Schwäche war und wie wenig es den gerechten Forderungen und Bedürfnissen des Volkes entsprach. In demselben Jahre begründete er mit Unterstützung seiner Freunde Häusser, Mathy und Mittermaier die „Deutsche Zeitung", welche sich die Aufgabe setzte, die Nothwendigkeit des constitutionellen Repräsentativsystems in den einzelnen Staaten und einer bessern Bundesverfassung zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Das Blatt fand bald große Verbreitung und übte einen großen Einfluß auf die politische Bildung des Volkes und somit auf die weitere Entwickelung der Dinge. Im J. 1848 in das Parlament gewählt, machte er sich als Redner nicht bemerkbar, da er von der Leitung des Blattes zu sehr in Anspruch genommen war. Er stimmte zuerst mit der Gagernschen Partei, doch bald durchschaute er deren innere Haltlosigkeit, er erkannte, daß von ihr und somit von der Majorität des Parlaments Nichts zu hoffen sei, was ihn bewog, aus demselben auszutreten. Erst nach einer größeren Reise nahm er wieder Antheil an den öffentlichen Dingen, indem er in einer Reihe von Aufsätzen die Deutsche Verfassungsfrage mit tiefem Verständniß der Verhältnisse und in scharf einschneidender Sprache beleuchtete. Bei dem von ihm längst befürchteten Ausgang des Parlaments zog er sich von der politischen Thätigkeit zurück; die unfruchtbaren und todtgebornen Versuche des Dreikönigsbundes und der Gothaischen Versammlung ekelten ihn an; erst als im Juli der Schleswig-Holsteinsche Krieg wieder ausbrach, trieb ihn sein Patriotismus, sich wieder mit der Politik zu beschäftigen. Eine nach England unternommene Reise, um dort für die Herzogthümer zu wirken, blieb erfolglos, was keineswegs dem Mangel an Thätigkeit oder Gewandtheit, sondern lediglich der Gleichgültigkeit der Engländer gegen die nationalen Bestrebungen in Deutschland zuzuschreiben ist. Die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Lpz. 1854) zog ihm einen Prozeß wegen Hochverraths und wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu, in welchem er zuerst zu vier Monaten Festungsarrest verurtheilt, dann freigesprochen, aber von der Regierung seiner Stelle als Honorarprofessor entsetzt wurde. In der Folge beschäftigte er sich ausschließlich mit historischen Arbeiten und starb am 18. März 1871.

Gervinus begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit der „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick" (Ff. 1830), welcher „Historische Schriften" (Eb. 1833) folgten, worin er sich schon als gründlichen Forscher und geistvollen Bearbeiter der Quellen bewährte. Hatte er schon durch diese Schriften die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten auf sich gezogen, so gewann er durch die „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen" (Lpz. 1835—38. III) und die „Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen" (Eb. 1840—42), welche er in der vierten gänzlich umgearbeiteten Auflage unter dem Titel „Geschichte der deutschen Dichtung" (Eb. 1853. V) herausgab, zahlreiche Bewunderer und Freunde nicht bloß unter den Gelehrten, sondern auch in den gebildeten Kreisen des Deutschen Volks. Es ist dieses Werk so epochemachend als Jak. Grimms Deutsche Grammatik, und wie diese das historische Studium der Sprache, so hat Gervinus durch sein Werk die historische Behandlung der Literatur begründet. So verdankenswerth Dieß ist, so hat die „Geschichte der Literatur" eine noch unendlich höhere Bedeutung, die nämlich, daß sie wesentlich zur Hebung und Stärkung des Nationalbewußtseins beigetragen hat. Und Dieß war die Aufgabe, die er sich bei der Bearbeitung des großartigen Werks setzte. Er wollte darin, wie er in der Einleitung sagt, „der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst erfrischen, ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblick und den gewissesten Muth auf die Zukunft einflößen." Er erreichte seinen Zweck dadurch, daß er die Literatur in ihrer genetischen Entwickelung betrachtete und darstellte, nicht nach vorgefaßten philosophischen oder ästhetischen Principien, die immer zu subjectiven Urtheilen verleiten. Wie Schlosser die Erscheinungen in der Geschichte mit den geistigen Bewegungen in Verbindung brachte, so hat Gervinus die Erscheinungen der Literatur aus den politischen und socialen Verhältnissen erklärt, er hat sie zugleich mit den fremden Literaturen verglichen, wobei er eine eben so ausgebreitete als tiefe Kenntniß derselben entfaltete. Man hat ihm diese Zusammenstellungen mannigfach zum Vorwurf gemacht, und wenn er hierin allerdings öfters zu weit gegangen sein mag, so waren sie doch vollberechtigt, weil er auf diesem Wege die nationale Eigenthümlichkeit der Deutschen Dichtung um so sicherer hervortreten ließ. Wie kein anderer Geschichtschreiber der vaterländischen Literatur hat er dieselbe bis ins kleinste Detail verfolgt, und diese beinahe unübersichtliche Fülle des Stoffs mit der größten Sicherheit beherrscht. Seine Urtheile sind immer fein, und wenn er auch manchmal an die einzelnen Erscheinungen einen zu hohen Maßstab anlegt, insbesondere auf die Griechen hinweist, an denen er sich selbst herangebildet hat, so sind seine Betrachtungen doch immer geistreich und anregend. Besonders glücklich ist er in der Charakteristik der einzelnen Perioden sowohl als der hervorragenden Persönlichkeiten. So großartig und bedeutend die erste Bearbeitung des Werkes war, so konnte sich ein so strebender Geist wie Gervinus noch nicht damit begnügen. Die vierte Auflage ist in vielen Abschnitten der drei ersten Bände ein neues Buch; es ist nicht bloß im Einzelnen vielfach verbessert, die Anordnung ist öfters zum Vortheil geändert, auch die Darstellung ist leichter und fließender, wie denn überhaupt sein Styl fortwährend an Schönheit und Abrundung zunahm.

Eine Art Ergänzung der Geschichte der Literatur bildet die Schrift „Ueber den Goetheschen Briefwechsel" (Lpz. 1836), in welchem er eine vortreffliche Charakteristik des großen Dichters gegeben hat, die er auf die

lautersten Quellen begründet. Noch nie war bis dahin das Verhältniß Goethes zu Schiller treffender aufgefaßt worden. Man war immer gewohnt, Goethe als den Belebenden, Schiller als den Empfangenden anzusehen; Gervinus hat unumstößlich nachgewiesen, daß es umgekehrt war, wie es denn Goethe selbst schon ausgesprochen hatte, als er sagte, daß der Umgang mit Schiller ihm „eine zweite Jugend verschafft" habe.

Wir können auf die „Grundzüge der Historik" (Eb. 1837), in denen eine meisterhafte Charakteristik des Geschichtschreibers gegeben wird, nicht näher eingehen, wir erwähnen nur die bedeutsame Bemerkung, daß Deutschland so lange nur Geschichtforscher und keine Geschichtschreiber gehabt habe, weil es sich stets gegen die mächtigsten Erregungen, gegen die Kreuzzüge, gegen die politischen Folgen der Reformation passiv verhalten habe.

Was er in der Geschichte der Literatur anstrebte und so glücklich erreichte, die Stärkung des Nationalbewußtseins, liegt auch, so wenig der Stoff damit zusammenzuhängen schien, dem „Shakespeare" (Eb. 1850. IV, 3. Aufl. 1862. III) zum Grunde. Er stellt darin die freilich ungenügenden, von ihm jedoch durch die geistvollsten Combinationen ergänzten Kenntnisse der Lebensgeschichte des Dichters, dessen Entwickelung mit richtigem Takt und feinem Gefühl dar und charakterisiert die einzelnen Stücke nach ihrer geschichtlichen Entstehung und poetischen Bedeutung mit Meisterhand. Zugleich giebt er ein treffliches Bild von den Zuständen des Englischen Theaters, der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst, wobei er wieder den großartigen Blick bewährt, der seine Geschichte der Deutschen Literatur auszeichnet, und den wir auch in der schon erwähnten „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" (Eb. 1853) bewundern, in welcher er in großen scharfen Zügen den Entwickelungsgang der Völker und Staaten Europas von den ersten Zeiten des Mittelalters an bis in die neuere Zeit zeichnet, und in diesem Gang die welthistorischen Gesetze erblickt, die ihn bestimmten. Die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen, die einzelnen Epochen und Völker oder Staaten sind großartig charakterisiert, und ganz vortrefflich ist besonders die Vergleichung der Englischen und der Nordamerikanischen Verfassung. Diese Einleitung, von welcher der Verfasser hoffte, daß sie dazu dienen könne, „manches erschütterte Vertrauen der Menschen auf unsere Zukunft wieder zu befestigen, manchen gesunkenen Glauben an die Gegenwart wieder aufzufrischen, manchem Gescheiterten in dem Schiffbruch dieser Jahre eine Rettungsstätte zu bereiten," ist ein Buch, das aus diesen Gründen immer wieder gelesen zu werden verdient.

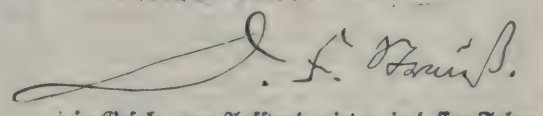
Die Grundsätze, die Gervinus in dieser „Einleitung" theoretisch entwickelt hatte, fanden in der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Lpz. 1855—66. VIII) ihre praktische Durchführung. Er hat für dieses großartige Werk die Archive der verschiedenen Staaten freilich wenig oder gar nicht benutzen können, aber es flossen ihm die gedruckten Quellen so reichlich zu, daß er bei seiner Gabe, das Richtige zu erkennen, aus den Widersprüchen das Wahre zu erfassen, das Material mit sicherem Blick zu sichten und zu einem wahren Gesammtbild zu construieren, jene Archive wohl entbehren konnte und er nicht, was manchem Geschichtschreiber schon begegnet ist, verleitet wurde, die immerhin einseitigen Berichte der Diplomaten für das einzig Richtige zu halten. Aus dem Umfang des Werkes, das in seinem achten Bande nur bis zur Pariser Julirevolution geht, läßt sich schon erkennen, daß er die geschichtlichen Erscheinungen bis in ihr kleinstes Detail verfolgt. Man hat ihm von manchen Seiten Dieß zum Vorwurf gemacht, namentlich daß er die Kammerverhandlungen der kleinen Deutschen Staaten in so großer Ausführlichkeit berichtet hat; allein gerade darin zeigt sich sein wahrhaft historischer Sinn. War doch in diesen Kammerverhandlungen allein das politische Leben des Deutschen Volkes repräsentiert, welches in den größern Staaten vollkommen ohnmächtig war, lag doch in diesen Verhandlungen der lebendige und fruchtbare Keim zu der nachfolgenden politischen Entwickelung. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, einen Abriß des Inhalts dieser Geschichte zu geben, der viel zu weit führen würde, wenn er auch noch so gedrängt gehalten wäre; wir begnügen uns, auf die hervorragenden Einzelnheiten aufmerksam zu machen. Und diese betreffen einerseits die Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten (Napoleon I., Alexander von Rußland, die Bourbonen, Metternich, Ludwig Philipp u. A. m.), andrerseits die Darstellung einzelner geschichtlichen Erscheinungen, wie die der Südamerikanischen Revolutionen, des Griechischen Aufstandes, der Fürstenkongresse, der Julirevolution, die mit dramatischer Kraft geschildert werden, und endlich die Schilderung der geistigen Bewegungen im dritten Jahrzehnt, eine inhaltreiche Fortsetzung der „Geschichte der Deutschen Literatur", an welche sich die Uebersicht der geistigen Bewegungen in den übrigen Europäischen Staaten anschließt. Und so gelingt es ihm, in diesem wie in den rein historischen Abschnitten die das Jahrhundert bewegenden Ideen lebendig zu veranschaulichen und nachzuweisen, daß der nämliche Gedanke, das nämliche Streben nach politischer, religiöser und geistiger Freiheit alle Völker beseelt, wie verschieden auch ihre bisherige Geschichte, ihre Bildung und ihre Religion sei.

Aus „Geschichte der Deutschen Dichtung".

Lessing und Herder liegen sich einander so entschieden gegenüber, wie Schiller und Goethe; in großen Fragen waren sie einig, im allgemeinen Streben ungleich, und grundverschieden in Natur und Lebensweise, in Beruf und Schriftstellerei. Beschäftigt sich Herder direct mit Lessing, so hören wir einen vagen Scholiasten zu dem präcisesten Autor, Excurse der Empfindungen über die schärfsten Begriffe, über die vierlöthigsten Sätze runde Bemerkungen, und wie Herder selbst einige Mal sagt: Träume. Bei Lessings Demonstrationen würde mit Einem Satze Alles zusammenfallen, in Herders Declamationen ist vieles Vortreffliche und Herrliche mit vielem Falschen und Schiefen gemischt; dort darf man nicht wählen, hier darf man nichts Anders als wählen. Wo Lessing anregt und auffordert,

verschließt Herder und stumpft ab; Jener will nur Funken schlagen, Dieser nur selbst leuchten; Jener trifft überall den Nagel auf den Kopf, der dann wohl haftet, Herder aber braucht selbst hie und da den Ausdruck, wenn er am Ziele seiner Untersuchung angelangt ist: jetzt stehe die Zunge der Waage inne! Dabei aber ist dem Zuschauer immer schwankend zu Muthe, wie geschickt die Handhabung ist. Herder versteht diese vortrefflich: sie besteht in den Kunstgriffen der Ueberredung, auf die die Theologen vor allen Menschen angewiesen sind. Dem mathematischen Lessing gegenüber wirkt er mit musikalischen Eindrücken; den knappen Heischesätzen entgegen mit umstellender Rede. Aus allen seinen Schriften blickt der glänzende Redner, der gewohnt ist, an Stellen zu predigen, wo kein Widerspruch erlaubt ist, und so schildert W. von Humboldt auch die einzige Redegabe des Mannes im persönlichen Umgang als eine unnahbare. So vielen Vorhalt Lessing auf eine Strecke zu den Verfechtern des gesunden Menschenverstandes hatte, so vielen hatte Herder mit den Genialitäten; Beide hielten bei näherem Zusehen inne, wie es zum Aeußersten kam. Vor den Genialitäten zog sich Lessing schweigend zurück, achtungsvoll vor dem Zeichen der Zeit, aber Herder lehnte sich gegen die Kantische Philosophie feindlich auf, die kein geringes Zeichen der Zeit war. So viel Lessing Vorhalt und Liebe zu den plastischen Künsten hatte, so viel hatte Herder zur Musik. Beide waren nicht Dichter, aber aus ganz verschiedenen Gründen; den Einen hemmte das Ueberwiegende des Verstandes, den Andern das der Empfindung; die Wissenschaft und Kritik Jenen, und Diesen die Theologie und Rhetorik; die zurückgebliebene Zeit Jenen, und Diesen die sich selbst überfliegende. Doch stellte Jenen die sichere Einsicht besser, als Diesen das sicherste und feinste Gefühl. Herders eigene Poesien sind sämmtlich vergessen, aber Lessings dauerten aus; Herder selbst bewunderte gegen die Stimme der ganzen Welt den Dichter Lessing mehr als den Kritiker und hielt der gleißenden Theaterliteratur Nathan und Emilie als die Muster- und Meisterstücke entgegen. Im Genusse der Dichtungswerke aller Zeiten und Völker aber, in der Empfänglichkeit für den Ausdruck jedes Schönen und Edlen, im offenen Sinne für alle fremde Natur war Herder über alle Zeitgenossen weg und hat in dieser Hinsicht an einen Fels geschlagen, aus dem uns der Strom der Poesie aller Zeiten zugeflossen ist. Hier steht er unter den Eltern der Romantik oben an, und etwa wie sich die Schlegel zu Goethe, dem plastischen Dichter, verhalten, so Er sich gegen Lessing, den Lobredner der plastischen Kunst. Nicht wenig auf sich selbst anwendbar schildert er diesen Charakter des Romantischen, Genialen, Neuen gegen das Alte: Es scheine, als ob wir jenen sanften Umriß des menschlichen Daseins ganz aus den Augen verloren hätten, indem wir statt dieser Schranken so gern das Unendliche in den Sinn faßten; unsere Philosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kenne keine Schranken, und so sänken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt hätten, im Alter wie Asche zusammen, ohne Feuer des Geistes und Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten. Diese Gefahr, uns selbst zu verlieren, ist leider hereingebrochen durch die Vertheilung unserer Natur und unseres Antheils über alle Dinge der Welt, was Herder nicht wenig unterstützte. Sein Kosmopolitismus liegt auf einer Linie mit seiner Receptivität für aller Welt Werke und Menschen. Lessing hatte, ermüdet von seinen schweren Anstrengungen für die Nationalbühne, verlassen von der Nation, jenes Wort gegen unsre Nationalität fallen lassen, der vaterländischste Mann sich für das Weltbürgerthum erklärt; Dies griff Herder auf und machte mit vielen Anderen System aus dem Kosmopolitismus, obwohl er zu Zeiten die Ideale einer Provinzialwirksamkeit mit glühendem Eifer ergriff. Mit diesem Streben ins Weite hängt auch das Fragmentarische und Dilettantische in Herder zusammen, das bei Lessing ganz anders liegt. Bei Diesem drängt es gegen den Anfang, wo er unsicher in seinem eigenen Berufe und in dem der Nation tastend die Zeit versuchte, was ihr wohl passend wäre; gegen das Ende concentrirte sich seine Thätigkeit mehr; er fieng mit Bruchstücken an und hörte mit Werken auf. Ganz umgekehrt bei Herder: bei ihm drängt sich dies Fragmentenwesen ans Ende hin; seine zerstreuten Briefe und Blätter häufen sich in den spätesten Jahren am Meisten. Er wie Lessing ganz auf das Zeitgemäße gerichtet, hat unendlich viele Anregung gebracht, hat im Ganzen mit richtigem Takte Das, was Noth that, getroffen, aber im Besonderen oft wieder die Wirkung aufgehoben. Lessing erledigte, wo er ernsthaft zugriff, Herder hat auch in seinen vollendetsten Werken nur Keime gelegt; jedes Fragmentchen ist bei Jenem ein Ganzes, bei Diesem sein größtes abgeschlossenes Werk nur Fragmente; und dabei war Herder viel ernster und gewissenhafter, Lessing aber leicht und sorglos. Lessings Universalismus hatte die Quelle, daß es ihm gleichgültig war, mit welchem Gegenstande der Erkenntniß er sich beschäftige, weil es ihm immer nur um Wahrheit zu thun war, die in jedem Gebiete zu finden ist; Herdern aber war Alles wichtig, und Alles suchte er zu umfassen, und er polemisierte mit Lessing darüber, daß er einmal sagte, er habe am Markte müssig gestanden und gewartet, wer ihn dinge. Wie viel mehr, meinte er, hätte dieser rüstige Geist leisten und vollenden können, wenn er einer unter *ihm werdenden Gesellschaft* vorgestanden hätte! Man sieht, daß Herder zu Klopstock und seinen reinhaltenden Gesellschaften zurückkehrte, so wie er auch späterhin Akademieen und Dergleichen lobpries. Aber Schiller und Goethe blieben bei Lessing, der dem Volke freie Erziehung vorbehielt, und die aristokratische Ruthe nicht für nöthig erachtete, der alle Ueberanstrengung und Alles mied, was der Natur Zwang anthat, wohin Tagebücher und Gesellschaften im öffentlichen und Privatleben gleichmäßig gehören. Lessing ist wie Luther mit seiner Zeit Etwas geworden, Herder wollte aus der seinen Etwas machen; wie er selbst eine individuellere Charakterform trug, so erkennen sich seine Anhänger unter Theologen und Orientalen (Jos. v. Hammer) noch heute in ihm; sein Anhang ward eine Schule in einem Sinne, in der Lessing keine gehabt hat. Vor Lessing bestand Nichts, was sich nicht bei Verstand und Vernunft rechtfertigen konnte, Herder aber gab auf Weissagungen der inneren Seele und prophetische Stimmen; er lauschte nicht allein auf den Sokratischen Dämon mehr als auf die kalte Berathung der Vernunft, auf Ahnungen des Gemüths, auf Träume und Erscheinungen; er ließ sich auch die Bibel aufschlagen in Stimmungen des Kummers, der Sehnsucht und Wünsche. Des prophetischen Geistes voll, setzte er sich gegen Lessing, der vor dem Forschen in der Zukunft warnte, er sprach von einer Wissenschaft der Zukunft: „nicht allein die Raben sollten schreien über die Begebenheiten in der Natur, auch der weissagende Schwan Apolls sollte seine Stimme heben und ein Lied singen von Dem, was sein wird, weil das Jetzige so ist und das Vorige so war. Entweder müsse unser Studium der Geschichte und Philosophie Nichts sein, oder es gebe eine Wissenschaft der näheren und ferneren Zukunft." Aber vorsichtiger hat Goethe vor dem Pochen auf unser Wissen gewarnt: „*Wer* das Vergangene *wüßte, der wüßte* das Zukünftige." Mit seiner Gabe zu errathen und zu ahnen war Herder mehr als Einer geeignet, Wege zu brechen, um große Aussichten zu öffnen, wenn auch nicht wie Lessing, des Wegs geduldig zu führen: das Ziel der Wahrheit hieß ihm immer *ein Punkt*; oft fand er ihn deutend mit glücklichem Auge aus; er suchte sich der gefundenen und geahnten Wahrheit mit Bildern

und Symbolen zu nähern; sie zu rechtfertigen und factisch zu belegen, war er weniger geduldig. Denn er war für alles Mechanische ohne Beharrlichkeit, für alles Besondere so langsam als enthusiasmiert für das Allgemeine; er liebte Religion, aber nicht Theologie, Philosophie, nicht Speculation, Universalität, nicht Gelehrsamkeit, Geschichte, ohne Sinn für Thatsachen. So kann man selbst von seinem Verhältniß zu Lessing sagen: er liebte diesen Mann wahrhaft, als er ihn in seiner Charakteristik im Ganzen überschlug; im Einzelnen hörte er nie auf, an ihm zu kritteln. Er betete nicht wie Goethe den heiligen Geist der fünf Sinne allein an, er stand nicht zufrieden und glücklich, wie Lessing in der Gegenwart, wie sie war, er sehnte sich — was seinem Jean Paul sehr interessant schien — Geister zu sehen und im Mittelalter geboren zu sein. Wäre er dort geboren gewesen, so hätte er sich wieder nach seinem Jahrhundert der Humanität gesehnt. Denn er kam nicht zu einem reinen Abschlusse zwischen der Natur, die er in seiner Jugend, und der Cultur, die er im Alter in Aussicht nahm; Beides in der Art zu versöhnen, wie es Lessing gelang, schien ihm nicht so leicht zu werden. Daher sehen wir ihn immer in einer so eigenthümlichen Mitte zwischen Diesem und Hamann; wir sehen ihn in jenem Schwanken, das allen sogenannten Gefühlsmenschen natürlich ist, wir gewahren in seinen Schriften aus verschiedener Zeit erstaunliche Widersprüche, zwischen denen man sich entscheiden muß, so daß man bei aller Liebe und Achtung für ihn oft nicht sein Anhänger sein kann, ohne zugleich mit ihm selbst sein Gegner zu werden.



David Friedrich Strauß.

Unter den Deutschen Gelehrten hat seit langen Jahren Keiner so bedeutendes Aufsehen erregt, Keiner hat so mächtige und nachhaltige Bewegungen, die sich selbst auf das politische Gebiet erstreckten, hervorgebracht als David Friedrich Strauß. Am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg im Königreich Württemberg geboren, besuchte er zuerst die Schule seiner Vaterstadt, worauf er sich im theologischen Seminar zu Blaubeuren, dann im theologischen Stifte zu Tübingen zu seinem künftigen Beruf vorbereitete. Nach vollendeten Studien wurde er 1830 zum Pfarrvikar und 1831 zum Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn ernannt, gieng aber bald darauf nach Berlin, um die Hegelsche Philosophie zu studieren und Schleiermacher zu hören. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Repetenten am theologischen Seminar zu Tübingen berufen, wo er zugleich Vorlesungen an der Universität hielt. Im J. 1835 ließ er „Das Leben Jesu" erscheinen, welches bei den geistlichen und weltlichen Behörden solchen Anstoß erregte, daß man ihn von seiner Stelle als Repetent abberief und ihn an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzte, welches Amt er jedoch schon im folgenden Jahre wieder aufgab und in Stuttgart privatisierte. Im J. 1839 wurde er zum Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die Hochschule in Zürich berufen, was die Geistlichkeit und die Conservativen so empörte, daß sie das Volk unter dem Vorwande, die Religion sei in Gefahr, zum Aufstand reizten, in dessen Folge die liberale Regierung gestürzt wurde und eine reaktionäre an ihre Stelle trat, obgleich Strauß, der seine Stelle nicht einmal noch angetreten hatte, schon vorher pensioniert worden war. Als seine Vaterstadt ihn im J. 1848 in das Parlament wählen wollte, bot die Geistlichkeit ihren ganzen Einfluß bei dem Landvolke gegen ihn auf, so daß seine Wahl nicht durchgesetzt werden konnte; dagegen wurde er in den Württembergischen Landtag gewählt, wo jedoch seine Haltung in den politischen Fragen so wenig den Bedürfnissen der Zeit und den Erwartungen seiner Wähler entsprach, daß sie ihm in einer Adresse ihr Mißfallen bezeugten, was ihn bewog, schon im Dezember 1848 aus der Kammer auszutreten. Seitdem lebte er abwechselnd in Heidelberg und Heilbronn, zuletzt in Ludwigsburg, mit kulturgeschichtlichen und literarhistorischen Studien beschäftigt, und starb in letztgenannter Stadt am 8. Febr. 1874.

An Strauß haben wir vor Allem den Muth zu bewundern, mit welchem er seine Ueberzeugung aussprach, wodurch er aber von vorne herein auf eine glänzende und einträgliche Laufbahn verzichtete, die ihm ohne Zweifel zu Theil geworden wäre, wenn er sich nicht den Haß der Geistlichkeit und die Abneigung der Regierungen zugezogen hätte. Seinem Muth kommt sein Talent gleich, das sich in seinen Schriften offenbart, und wesentlich dazu beitrug, denselben die hohe Bedeutung zu geben, die sie sogleich bei ihrem Erscheinen erlangten. Denn wenn sie

auch auf der gründlichsten Forschung der Quellen, auf der scharfsinnigsten Behandlung beruhen, würden sie doch nie einen so gewaltigen Eindruck hervorgebracht haben, wenn er ihren Inhalt nicht durch die durchdachte Anordnung, die übersichtliche Gruppierung, die klare und geschmackvolle Darstellung, überhaupt durch die künstlerische Gestaltung belebt hätte, die wir an ihnen bewundern.

Diese Vorzüge zeigt schon sein erstes Werk „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (Tüb. 1835—36, II. 4. Aufl. 1840), dessen Charakter man vielleicht am Besten als eine mit kritischem Geist behandelte historische Forschung und als eine mit historischem Sinn ausgeführte Kritik bezeichnet. Er weist darin nach, daß die Evangelien sich in der Erzählung von Jesu Lebensgeschichte widersprechen, daß sie wenig Historisches, vielmehr Mythen berichten, die aus dem dichterischen Gemeingeist der Christen hervorgegangen seien. Wenn er in diesem Werke das wahrhaft Historische in Jesu Leben wenig beachtet, so hat er ihm dagegen in der späteren Bearbeitung „Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet" (1. u. 2. Aufl. Lpz. 1864) größere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die rein kritischen und wissenschaftlichen Schriften, welche dem „Leben Jesu" folgten, sind an einem spätern Orte zu erwähnen, hier ist dagegen noch „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige" (Mannh. 1847) anzuführen, weil auch in diesem Werke geschichtliche Darstellung und kritische Erörterung verbunden sind. Es beruht auf einer inhalt- und geistreichen Vergleichung der antiken und modernen Romantik, der Restauration des Heidenthums durch den Kaiser Julian, und der Restauration der protestantischen Orthodoxie durch einen Fürsten der neueren Zeit, einer Vergleichung, in der sich gründliche Sachkenntniß mit der witzigsten und schlagendsten Satyre verbindet.

Die Schriften, welche unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen, sind die Biographien, weil sich in ihnen die künstlerische Begabung des Verfassers am Glänzendsten offenbart. Seit Varnhagen von Ense ist Nichts in dieser Gattung erschienen, das ihnen an die Seite gesetzt werden könnte. In ihnen kommen die Vorzüge, die oben charakterisiert worden sind, am Lebendigsten zur Erscheinung, denen noch die weitere Bemerkung beizufügen ist, daß er die Individualität der geschilderten Persönlichkeiten mit Schärfe und Sicherheit erfaßt, und die besonderen Züge, in denen sich deren Eigenthümlichkeit zu erkennen giebt, mit feinem Gefühl zu entdecken weiß, wenn sie auch in den Quellen noch so wenig hervortreten. Zu seinen Stoffen wählt er solche Persönlichkeiten, welche mehr oder weniger zu seinen Bestrebungen im Gebiet der Theologie in Beziehung stehen, oder deren Schicksale auf die Willkürherrschaft der Deutschen Fürsten ein treffendes Licht werfen. Zu den letzteren gehört zunächst „Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen" (Berl. 1849. II), worin er weniger eine Biographie geben, als den genialen Dichter durch Mittheilung seiner Briefe gleichsam persönlich vor dem Leser wollte erscheinen lassen. Die Briefe aus den verschiedenen Lebensabschnitten Schubarts werden durch kurze, aber trefflich charakterisierende Uebersichten eingeleitet und es wird aus diesen Uebersichten wie aus den Briefen recht ersichtlich, wie der aufbrausende, gährende, aber halt- und formlose Dichter, nicht bloß an Mangel an sittlicher Kraft, sondern ganz vorzüglich an der Fürstenwillkür zu Grunde gieng, was mit seinen Schwächen versöhnen muß. In „Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" (Mannh. 1851) führt uns Strauß einen Württembergischen Theologen vor, dessen sittliche Größe ihn bei den innern Kämpfen, die er wegen der theologischen Glaubenssätze zu bestehen hatte, vor feiger Schwäche bewahrte. Die folgende Biographie „Leben und Schriften des Dichters Nicodemus Frischlin" (Ff. 1856), in welcher Quellen aller Art aus den Stuttgarter und Tübinger Archiven und Bibliotheken eben so gewissenhaft als scharfsinnig benutzt sind, bringt zur lebendigen Anschauung, wie die Zeitverhältnisse einen hochbegabten Mann geistig und sittlich zu Grunde richten. Das Werk ist von großer Wichtigkeit für die Literatur- und Culturgeschichte am Ende des 16. Jahrhunderts durch die gründlichen Mittheilungen über die geistigen und politischen Zustände der Zeit, über die Schulen und Universitäten, über die Stellung der Professoren und Gelehrten, von denen treffliche Charakteristiken gegeben werden, so wie über das Treiben des Adels. Vor allen verdient aber die Biographie von „Ulrich von Hutten" (Lpz. 1858. III) ausgezeichnet zu werden, ein wahrhaft historisches und künstlerisches Werk, das auf kritischer und scharfsinniger Benutzung der Quellen beruhend, den Helden auf dem Hintergrunde der Zeit zeichnet. Vortrefflich ist darin entwickelt, wie Hutten, von der Vertheidigung der Humanisten ausgehend, zum kräftigen Bekämpfer Roms wurde, indem er zeigt, wie Hutten Anfangs der Geistlichkeit, welche die Gefahr wohl erkannte, die ihr von der zunehmenden Bildung drohte, und daher die Humanisten, unter ihnen namentlich Reuchlin, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verfolgte, mit den Waffen des Spottes entgegentrat, ihre krasse Unwissenheit lächerlich machte, und ihre Anmaßungen jenen trefflichen Männern gegenüber mit schlagenden Gründen zurückwies; wie er die ersten Schritte Luthers für gewöhnliches Mönchsgezänke hielt, sich dann aber bei näherer Prüfung der Dinge aus religiösem, moralischem und patriotischem Gefühl für Luther erklärte, und das Papstthum selbst mit der ganzen Macht seines Talents angriff. Ohne Huttens Eigenthümlichkeiten in einem Gesammtbilde besonders zusammenzufassen, ergiebt sich doch ein solches aus der künstlerischen Behandlung; wir lernen den großen Mann als Edelmann, Dichter, Gelehrten und Schriftsteller, als die tiefblickendste, nationalste Erscheinung der Zeit kennen, als einen Mann, der, obgleich stolz auf seinen Adel, doch die Berechtigungen der Städte und selbst des Landvolks anerkannte, der das Bestreben der Deutschen Fürsten, sich von Kaiser und Reich unabhängig zu machen, durchschaute,*) mit einem Wort als Denjenigen,

*) „Wir schreien über den Druck," sagt er einmal, „und klagen über Dienstbarkeit; Freiheit aber nennen wir es, um

dessen umfassender Geist seine Zeit besser repräsentiert als selbst Luther. Strauß verheimlicht die Schwächen seines Helden keineswegs, aber indem er von der widrigen Krankheit spricht, die ihn während eines großen Theils seines Lebens quälte, und der er endlich unterlag, hebt er „die Geistesstärke hervor, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechthums Werke hervorzubringen, an denen Nichts matt, Alles Gesundheit, Frische und Leben ist", Werke, mit deren Inhalt und Bedeutsamkeit der Leser durch treffliche Uebersichten vollkommen bekannt gemacht wird. Mit plastischer Kunst und getreu sind auch die bedeutenden Persönlichkeiten charakterisiert, mit denen Hutten in näherer Beziehung stand, seine Feinde wie seine Freunde, vor Allem der ritterliche Sickingen und der gelehrte Erasmus, der neben der wahrhaft moralischen Größe Huttens kleinlich und unmoralisch erscheint, ob ihm gleich keine Unsittlichkeit vorgeworfen werden kann. Die letzte größere Biographie, welche Strauß erscheinen ließ, ist „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" (Lpz. 1862); sie giebt eine meisterhafte Charakteristik des durch Lessing zuerst bekannt gewordenen Selbstdenkers und einen vortrefflichen Auszug aus der „Schutzschrift", wobei mit feinem Takt Das „angedeutet wird, was über den Zweck des Verfassers hinauszugehen schien und Das ergänzt wird, was an der Begründung fehlte". Endlich haben wir noch die „Kleinen Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts" (Lpz. 1862) und deren „Neue Folge" (Berl. 1866) zu erwähnen, in denen der Verfasser hauptsächlich eben so geistreiche als gründliche Biographien und Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten in kunstvoller Darstellung mittheilt, unter welchen die Mittheilungen über Klopstock, Schiller, A. W. Schlegel, Immermann, Justinus Kerner und den verstorbenen König von Württemberg auszuzeichnen sind, welche letztere obgleich würdig gehalten und die guten Eigenschaften des Königs anerkennend, doch etwas boshaft gehalten ist, zugleich aber auch beweist, daß der Verfasser die politischen Verhältnisse mit richtigerem Blicke anschaut, als es im J. 1848 der Fall war, was auch aus den „Deutschen Gesprächen" ersichtlich ist.

Aus „Ulrich von Hutten".

Huttens Tod.

Der Arzt, zu welchem Hutten sich zu begeben gedachte, war der heilkundige Pfarrer Hans Schnegg, und der Ort, wo er sich, noch immer vor Verfolgung nicht sicher, verborgen halten wollte, die Insel Ufnau am Zürchersee. Das freundliche Fleckchen Weideland mit seiner alten Kirche und Kapelle, eine halbe Stunde von Rapperswyl im oberen, breitesten Becken des Sees gelegen, gehörte dem Schwyzerischen Kloster Einsiedeln zu, wo Zwingli einst, von dem wohlgesinnten Pfleger des Klosters, Theobald von Geroltseck, berufen, zwei Jahre lang Prediger gewesen war, und sich während dieser Zeit ohne Zweifel auch mit Schnegg, der Conventual des Klosters war, befreundet hatte. Ueberall erscheint so in Huttens letzter Noth über ihm Zwinglis milde und feste Hand, während Oecolampads freundliches Auge aus der Nähe herüberblickt. Die Deutsche Reformation hatte den Ritter abgelehnt; die Schweizerische nahm ihn auf. Ohne Zweifel würde er mit ihr bei längerem Leben auch in Absicht auf die Lehre gegangen sein, so lange sie von Zwinglis liberalem Geiste bestimmt war; wie später Calvin den Scheiterhaufen Servets schürte und die Prädestinationslehre ausbildete, wäre für Hutten auch in diesem Lager keine Stelle mehr gewesen.

Schmerzlich wurde Hutten in seiner Einsamkeit und Schwachheit zu Ufnau noch Einmal durch Erasmus gestört. Von Basel her kam ihm aus Freundeshand die Warnung zu, Jener habe ein Schreiben an den Züricher Rath gerichtet, in welchem er Hutten unfreundlich antaste, und des Raths Ungunst und Widerwillen gegen ihn zu erwecken sich unterstehe. Auch in der Zuschrift an Zwingli, die er seiner Spongia vorsetzte, versicherte Erasmus zwar, er wolle den Ritter keineswegs um die Freistätte bringen, welche der Edelmuth der Schweizer ihm gegen seine Verfolger gewähre; doch machte er geflissentlich darauf aufmerksam, wie Hutten in seinen Libellen nicht nur wohlverdiente Gelehrte wie ihn, darunter wackere Schweizer, angreife, sondern auch Papst, Kaiser und Fürsten nicht verschone, woraus leicht der Schweiz, der Erasmus alles Gute wünsche, Haß und Ungelegenheit erwachsen könnte. Fast gleichzeitig schrieb er nun an den Rath zu Zürich (den deutschen Text, in dem wir jetzt die Zuschrift lesen, hat er sich ohne Zweifel von einem Freunde machen lassen, da er des Deutschen nicht mächtig war): er habe Nichts dagegen, daß ihre Gütigkeit den Hutten also bei sich wohnen lasse, sondern nur, daß Dieser, der jetzt Nichts mehr zu verlieren habe, diese Gütigkeit nicht zu einem geilen muthwilligen Schreiben mißbrauchen möge. Wenn sie diesen seinen Muthwillen ein wenig zähmen, werden sie nicht sowohl ihm, dem Erasmus als den Wissenschaften und ihrer Landschaft selbst einen nützlichen Dienst erweisen.

Auf die Nachricht, daß ein Schreiben solchen Inhalts von Erasmus erlassen worden, bat Hutten den Züricher Rath als seine lieben Herren und Freunde, an deren Zuneigung zu aller Redlichkeit und insonders zu christlicher Wahrheit und evangelischer Lehre, er nicht zweifle, um die Gunst, falls dergleichen Schriften ihnen schon zugekommen wären, oder noch zukommen möchten, ihm deren Sinn und Inhalt nicht vorzuenthalten, sondern zum Behufe seiner Verantwortung ihm Copien angedeihen zu lassen. Denn er wolle ja dafür gehalten sein, daß er alle Zeit her, seit er aus seinen kindlichen Jahren erwachsen, anders nicht, denn einem tugendlichen und frommen Rittermäßigen von Adel wohlziemlich, gehandelt und gewandelt habe. Wolle Jemand, als er nicht hoffe, ihn des Gegentheils beschuldigen, so werde er seine Ehr und Glimpf mit Grund der Wahrheit gnugsamlich zu vertreten und zu entschuldigen wissen; und so bitte er nun auch sie, ein Vertrauen zu ihm zu haben, und sich überdieß festiglich zu ihm zu versehen, daß er zu ihnen und gemeiner Eidgenossenschaft, jetzt wie immer, einen freundlichen guten Willen trage, ihnen Lieb und Dienst zu erzeigen von Herzen gesinnt sei.

Doch Hutten bedurfte bald keines menschlichen Schutzes mehr. Ein heftiger Krankheitsanfall warf ihn auf das Lager. Aerzte wurden gerufen, aber ihre wie des guten Pfarrers Heilkunst mühte sich vergebens. An einem der letzten Tage des August, oder am ersten September (denn die Berichte stimmen nicht überein) war Hutten aller Noth, die ihn drückte und noch bedrohte, durch einen schnellen Tod entrückt. Er war 35 Jahre und 4 Monate alt geworden. Nur um Weniges über ein Vierteljahr hatte er seinen Franz von Sickingen überlebt. Die Aussicht, Deutschland mittelst der Reformationsidee politisch wie

das Reich uns Nichts zu kümmern, dem Kaiser keine Folge zu leisten und Alles ungestraft uns zu erlauben."

kirchlich neu aufgebaut zu sehen, gieng mit Beiden zu Grabe. Was den Rittern mißlungen war, versuchten zwei Jahre später die Bauern mit noch üblerem Erfolge. Die Zeit des Ritterthums war um; der Tag des Volksthums noch nicht da: die Zeit der Fürstenmacht war angebrochen Der Gelegenheit, die sich Luthern bot, und dem Takte den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, verdanken wir es, daß die Reformation in Deutschland wenigstens theilweise durchgesetzt worden ist.

Hutten starb, wie sich denken läßt, in der äußersten Dürftigkeit. Zwingli giebt uns sein Inventar. „Er hinterließ," schreibt er, „lediglich Nichts von Werth. Bücher hatte er keine, Hausrath auch nicht, außer einer Feder." Zwingli und andere Freunde liehen ihm Bücher, die sie nach seinem Tode zurück erhielten. In Deutschland hatte, wie wir uns erinnern, Hutten eine hübsche Sammlung von Handschriften und gedruckten Büchern besessen, die er durch Tausch und Kauf zu vermehren beflissen gewesen war. Aber sie stand jetzt nicht zu seiner Verfügung, wenn sie nicht bereits für ihn verloren war. Joachim Camerarius erwähnt später, daß ein Arzt, Namens Locher, Huttens Bibliothek „aus der Beute" erkauft habe. Ist hier Kriegsbeute gemeint, so scheint also Huttens zurückgelassene Büchersammlung, vielleicht mit der Ebernburg, in die Hände der Fürsten gefallen und mit den Beutestücken versteigert worden zu sein. Damit stimmt, was Otto Brunfels von einer Sammlung Hussitischer Schriften sagt, die ihm von den weggenommenen Büchern Huttens, der sie aus Böhmen zugeschickt bekommen, zurückgegeben worden; eine Sache, setzt er hinzu, von der übrigens weiter zu reden (denn es ließe sich eine lange Geschichte davon erzählen) weder ersprießlich noch rathsam sei, ein ander Mal betrachtet er es als ein Wunder der göttlichen Vorsehung, daß diese Stücke aus dem Huttenschen Bücherschatz erhalten worden.

Ludwig Häusser.

Ludwig Häusser, geb. am 26. Oct. 1818 zu Cleeburg im Unterelsaß, besuchte das Gymnasium in Mannheim und bezog 1835 die Universität Heidelberg, um Philologie zu studieren. Doch wendete er sich, durch Schlossers Vorträge und nähere Bekanntschaft angezogen, mit Vorliebe den geschichtlichen Studien zu, die er auch später in Jena eifrig fortsetzte, ohne der Philologie ganz untreu zu werden. Im Herbst 1838 promovierte er in Heidelberg, gieng Anfangs 1840 nach Paris, wo er die Archive und Bibliotheken eifrig benutzte, und habilitierte sich noch im Herbst desselben Jahres für Geschichte in Heidelberg, wo er 1845 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Seit 1846 nahm er an den politischen Bewegungen lebhaften Antheil, veröffentlichte die Schrift „Schleswig-Holstein, Deutschland und Dänemark" (Heidelb. 1846), und bethätigte sich von 1847—1849 an der von Gervinus begründeten „Deutschen Zeitung". Im Nov. 1848 wurde er in die Badische Zweite Kammer gewählt, wo er im Sinne der „Deutschen Zeitung" wirkte; im J. 1850 nahm er als Mitglied des Erfurter Parlaments lebhaften Antheil an dessen Verhandlungen, doch sagte ihm dessen Haltung so wenig zu, daß er schon im October wieder austrat und sich eine Zeit lang von aller politischen Thätigkeit zurückzog. Große Verdienste erwarb er sich im J. 1858 durch seine Opposition gegen die kirchliche Reaktion in der protestantischen Kirche, so wie im folgenden Jahre durch seine Polemik gegen die ultramontane Partei bei Gelegenheit des mit Rom abgeschlossenen Concordats. Als in Folge dieses Concordatsstreits ein liberales Ministerium ans Ruder gelangte, unterstützte es Häusser mit der ganzen Kraft seines Talents in der Zweiten Kammer, in welche er 1860 wieder eingetreten war, und durch Theilnahme an der „Süddeutschen Zeitung". Er wohnte sodann der Besprechung bei, die den Deutschen Abgeordnetentag ins Leben rief, und als dieser gleichzeitig mit dem todtgebornen Fürstentag in Frankfurt zusammentrat (1863), ward ihm der Bericht über die Reformakte übertragen, den er unter dem Titel „Die Reform des Deutschen Bundestages" (Ff. 1863), herausgab. Im J. 1865 zeigten sich die ersten Spuren eines Herzleidens, das später Wassersucht zur Folge hatte, weßhalb er sich gezwungen sah, seine parlamentarische Thätigkeit aufzugeben. Dagegen setzte er seine Vorträge an der Universität trotz furchtbarer Schmerzen fort und er schloß sie erst wenige Tage vor seinem Tode, der am 17. März 1867 erfolgte. —

Häusser war ein würdiger Schüler Schlossers, und wie dieser hat er nicht bloß durch seine schriftstellerische, sondern auch durch seine Thätigkeit als

Lehrer vielfach einfluß- und segensreich gewirkt, ja vielleicht noch in einem höhern Grade, weil er neben der edlen und nationalen Gesinnung eine hinreißende Kraft der Beredsamkeit besaß, die Jenem abgieng, und die ihm auch in den parlamentarischen Verhandlungen den größten Einfluß sicherte. Seine Vorträge wurden nicht bloß von Studenten aller Fakultäten und selbst von solchen, die man sonst selten in den Hörsälen antraf, sondern auch von Bürgern der Stadt, und häufig auch von Gelehrten und Staatsmännern besucht, die sich auf eine Zeit lang zur Erholung nach Heidelberg begeben hatten.

Er begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Schrift „Die Deutschen Geschichtschreiber vom Anfange des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen" (Heidelb. 1839), worin er eine gründliche Kenntniß der betreffenden Literatur entwickelte und die Richtung bezeichnete, welcher seine Studien besonders gewidmet waren, nämlich die Geschichte Deutschlands, die ihm eine Herzenssache war. Auch die folgende Schrift „Die Sage vom Tell" (Heidelb. 1840), gehört der Deutschen Geschichte an. Ein bedeutenderes Werk lieferte er in der „Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen" (Heidelb. 1845. II, 2. Aufl. 1856), die auf der ernstesten und fleißigsten Forschung beruht. Die ältern Zeiten sind nur übersichtlich, die spätern, besonders seit der Reformation, ausführlicher, alle aber vortrefflich behandelt. Die Geschichte der Universität Heidelberg, die Schilderung ihres Zustandes zu den verschiedenen Zeiten ihres Bestehens, gehört zu den Glanzpartien des Werkes. In den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" (Eb. 1851), welche mit lebendiger Anschaulichkeit geschrieben sind, zeigt er sich im Ganzen unparteiisch, doch würdigt er das demokratische Element nicht nach seiner wahren Bedeutsamkeit, die nicht nach seinen, nur zu oft unlautern Organen bemessen werden darf. So bedeutend die erwähnten Schriften auch sind, so werden sie doch von seinem Hauptwerk, „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (Berl. 1854 bis 1857. IV, 3. Aufl. 1861—63), bei Weitem übertroffen, für welche ihm der große Wedekindsche Preis für das beste Werk über Deutsche Geschichte zuerkannt wurde. Und in der That verdiente das Werk diese Auszeichnung nicht nur wegen der selbstständigen und umsichtigen Benutzung der Quellen, sondern ganz vorzüglich wegen der geschickten Behandlung des Stoffs, dem bei der traurigen Zerfahrenheit, in welcher sich Deutschland bis auf die letzten Jahre der dargestellten Zeit befand, alle Einheit fehlte, und den er doch so anzuordnen und zu gestalten verstand, daß sich die Begebenheiten übersichtlich entwickelten. Auch erfreut die warme patriotische und freie Gesinnung, die sich auf jeder Seite ausspricht, so wie im Ganzen des Verfassers Unparteilichkeit zu rühmen ist. Doch ist nicht zu verkennen, daß das Werk allzu sehr von den Ansichten beeinflußt ist, welche in Deutschland nach den verfehlten Revolutionsjahren die Oberhand gewannen. Daß L. Häusser großes Gewicht auf die mannigfaltigen Beziehungen legte, in welchen Oesterreich und Preußen zu einander standen, war durch die Geschichte selbst begründet, da diese beiden Mächte eigentlich allein handelnd und bestimmend auftraten; daß er aber die Preußische Politik auf Kosten der Oesterreichischen hervorhob, scheint nicht ganz gerechtfertigt werden zu können; denn wenn die Oesterreichische Politik auch immer massiv war, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wenn sie auch immer gewaltthätig war, so war sie doch immer offen, was von der Preußischen nicht auch behauptet werden kann.

Es ist ein trauriges Stück Geschichte, welches uns Häusser in seinem Werke liefert, ein Stück Deutscher Geschichte, die von Anfang bis auf die Jahre, in denen sich das Volk für seine Unabhängigkeit von einem fremden Volke erhob, von den Franzosen gemacht war, welche einen übermäßigen Einfluß sogar noch im Wiener Congreß gewannen, dessen Verhandlungen über den zu gründenden Deutschen Bund schon die schmachvollen Zustände ahnen ließen, welche später das Deutsche Volk bedrückten. Es ist ein trauriges Stück Geschichte wiederholen wir, aber gerade das vortreffliche Bild, welches Häusser davon entwirft, hat viel zur politischen Bildung des Volkes beigetragen, weil es aus dem farbenreichen Gemälde zur Erkenntniß Dessen, was Noth thut, angeleitet wurde und hoffentlich noch entschiedener angeleitet wird. Und wie sollte Dieß nicht der Fall sein, wenn es mit den jammervollen Zuständen näher bekannt wird, welche die Auflösung des Reichs herbeiführten, wenn es erfährt, daß in den zahlreichen geistlichen Staaten auf je 1000 Seelen 50 Seelsorger und 260 Bettler kamen, und daß es in den weltlichen Staaten nicht viel besser aussah; wenn es erfährt, daß damals die Diplomaten das Feuer der Revolution in den Ländern ihrer Deutschen Bundesgenossen schürten; wenn es erfährt, daß in der ganzen Zeit, die von ihm geschildert wird, vom Anfang bis zu Ende die dynastischen Interessen und selbstsüchtigen Absichten der Regierungen deren Politik leiteten; wenn es erfährt, daß die Verhandlungen über den Deutschen Bund nur deshalb zum Abschluß kamen, weil Napoleon wieder drohte, und daß die Deutsche Bundesakte das Volk der Willkür der Regierungen Preis gab. Alle diese Verhältnisse sind mit vollster Beherrschung des Stoffs und mit der lebendigsten Anschaulichkeit berichtet, so namentlich die Schlachten, die mit der größten Klarheit und dem schärfsten Verständniß der Bewegungen und einflußreichen Anordnungen der Befehlshaber und mit der wärmsten Anerkennung der Tapferkeit der Truppen geschildert werden.*)

*) Nach Häussers Tod erschien dessen „Geschichte des Zeitalters der Reformation" (Berl. 1868), welche W. Oncken nach seinen stenographischen Aufzeichnungen herausgab. Es ist dieses Werk in Composition und Darstellung der „Deutschen Geschichte" vollkommen ebenbürtig, und giebt ein reiches und wahres Gemälde der großen Zeit, welche für Deutschland so viel versprechend begann und mit dem traurigen Westphälischen Frieden endigte.

Aus „Deutsche Geschichte".

Schlacht bei Großbeeren.

Es war nach drei Uhr Mittags, als Reyniers Corps aus dem Walde gegen Groß- und Kleinbeeren hervorbrach, die Sächsische Division Sahr an der Spitze; an sie schloß sich eine Französische unter Durutte und die Sächsische Reiterbrigade; weiter rückwärts folgte die Sächsische Division Lecoq. Bei Großbeeren stand nur jene kleine Vorhut, die Bülow zurückgelassen; auf sie warf sich jetzt mit lebhaftem Eifer die Division Sahr. Es entspann sich ein kurzer aber hitziger Kampf; die Sachsen drangen stürmend vor, ihre Granaten zündeten Großbeeren an, die schwache Preußische Abtheilung räumte, von der Uebermacht gedrängt, das brennende Dorf. Es war gegen fünf Uhr, als Reynier dort seine Aufstellung nahm. Seinen rechten Flügel lehnte er an Großbeeren und die dortigen morastigen Wiesen, seine Front breitete sich auf einer sanften Anhöhe westlich vom Dorfe aus, seine Linke lehnte sich an ein Gehölz. Seine Geschütze bestrichen das Terrain, welches nach Heinersdorf hin abfällt, um erst bei diesem Dorfe sich wieder zu heben.

Es lag offenbar nicht in Reyniers Absicht, sich an diesem Tage noch zu schlagen; er verfolgte die abziehende Preußische Abtheilung nicht, erwartete vielmehr die Annäherung der andern Corps, namentlich Oudinots zu seiner Linken und glaubte für heute das Tagewerk beendet. Der strömende Regen mochte seine Sicherheit gegen einen feindlichen Angriff bestärken. Er ließ ruhig seine Leute lagern und nahm sein Quartier im Dorfe; obwohl nur viertausend Schritte vom Preußischen Lager entfernt, stellte er nicht einmal Vorposten aus, um sich gegen einen Ueberfall zu decken.

Indessen hatte sich aber Bülow fertig gemacht zum Angriff. Die Gefahr, die er geahnt, daß der Feind bei Großbeeren versuchen würde, das Nordheer zu durchbrechen und auf Berlin loszudringen, war nun wirklich nahe gerückt, allein noch schien es Zeit, ihr zu begegnen. Die drei Corps, die Oudinot heranführte, waren noch nicht vereinigt, nur Eines hatte sich mit einer gewissen Sorglosigkeit vorgeschoben; wenn man rasch vorgieng, konnte man seine Verwegenheit strafen, bevor die 70,000 Mann des Marschalls vereinigt waren. Bülow hatte daher keinen Zweifel, was zu thun sei: er wollte sich schlagen. Im Kreise der Offiziere war es besonders Major Reiche, der den General darin bestärkte und einen raschen Angriff verfocht, statt des demoralisierenden Rückzuges. Von Bernadotte freilich war eben der Befehl gekommen, den Rückzug gegen Berlin anzutreten; dort, hieß es, wolle er zur Rettung der Hauptstadt eine Schlacht liefern. Bülow war aufs Tiefste erregt; er sah die Niederlage vor Augen, wenn dieser Befehl vollzogen ward. Oder schien es glaublich, daß Bernadotte unter den Mauern der Hauptstadt die Schlacht liefern würde, der er in günstigerer Lage ausgewichen war? Und wenn er es that, war es dann wahrscheinlicher, gegen die vereinte Macht des Gegners zu siegen, als jetzt gegen die getrennte?

Bülow faßte einen kühnen, in jeder andern Lage bedenklichen Entschluß; er wollte angreifen auf eigene Hand. Major Reiche sollte hinüber zum Kronprinzen, es ihm melden, und ihn um Mitwirkung bitten; während Dem brach er auf gegen den Feind. Es soll, so lautete seine Disposition, zuerst der rechte Flügel des Feindes angegriffen, das Dorf Großbeeren wieder erobert und, indem so sein Centrum durchbrochen wird, auch seine Flügel zum Rückzug in die Defileen genöthigt werden. Die Brigade Hessen-Homburg auf der Rechten, Krafft auf der Linken, Thümen als Reserve, Oppens Reiterei hinter den Flügeln — so setzte er sein Corps in Bewegung; Borstell sollte über Kleinbeeren auf Großbeeren in des Feindes Flanke marschieren und seinen rechten Flügel umgehen. Vor der Front der Angriffslinie fuhren sechs Batterien auf, um ihr Feuer auf Großbeeren zu richten.

Es waren im Ganzen etwa 31,000 Mann, eine hinreichende Macht, um es im Nothfall mit zwei feindlichen Corps aufzunehmen, mehr als genug, um Reynier allein eine Niederlage zu bereiten. Mit freudigem Jubel begrüßten die Truppen den Befehl zum Aufbruch. Das ermüdende Hin- und Herziehen der letzten Tage, der niederschlagende Zweifel in den guten Willen des Oberfeldherrn, der Hunger und der dichtströmende Regen — Alles war vergessen, als es vorwärts gegen den Feind gieng. Die Brigade Borstell war eben erst nach einem mühevollen Marsche von drei bis vier Meilen durchnäßt bei Bülow angekommen; ohne auszuruhen und zu essen, gieng sie mit freudigem Hurrah zum Angriff vor.

So fiel der Würfel zum Kampf; Bernadotte konnte es nicht mehr hindern. Als Reiche bei ihm ankam, hörte man schon die Kanonen von Großbeeren. Der Oberfeldherr that verdrießlich und sprach von Eigenmächtigkeit; von einer Unterstützung wollte er Nichts wissen: „Ich habe den Feind vor mir; Jeder schützt seine Front." Alles, was Reiche erlangte, war, daß er den Angriff nachträglich billigte. Der Kampf war schon in vollem Gang, als General Löwenhjelm mit dem Befehl, „Großbeeren wieder zu nehmen", bei Bülow eintraf. „Kann ich im unglücklichen Falle auf Unterstützung rechnen?" fragte Bülow. „Davon," lautete die Antwort, „hat der Kronprinz Nichts gesagt." Zum Glück brauchte man seine Hülfe nicht.

Nach fünf Uhr waren die Preußen im Anmarsch auf Großbeeren; ein kraftvolles Geschützfeuer von sechszig Kanonen, die später auf siebzig verstärkt wurden, verkündete dem Feinde ihre Ankunft. Reynier war sorglos und überrascht; er hatte erst an den Angriff nicht glauben wollen und suchte auch, als die Preußischen Geschütze ihn eines Besseren belehrten, die Entscheidung mehr auf seinem linken Flügel, wo er Oudinot erwartete, als im Centrum und zur Rechten, wo Bülows Hauptmasse im Anzuge war und Borstell seine Flanke umgieng. Eine Stunde etwa hatte das Geschützfeuer gedauert, als Bülow der Brigade Krafft den Befehl gab, Großbeeren mit dem Bajonnet anzugreifen. Im Sturmschritt drangen die Bataillone vor, indeß der Feind sein Kartätschenfeuer verdoppelte; mit gefälltem Bajonnet und freudigem Hurrah warfen sich die Preußen auf die Batterien und auf das feindliche Fußvolk. Gewehrfeuer hörte man wenig an diesem Tage, denn der Regen hatte die Läufe mit Wasser gefüllt, Bajonnet und Kolben mußten heute den Ausschlag geben. Während die Preußen gegen die Sächsische Division hier Bahn machten und sich ein wildes Handgemenge in dem brennenden Dorfe entspann, war auch Borstell von Kleinbeeren her aufgebrochen, warf mit Ueberlegenheit die Gegner zurück und drang von der andern Seite in Großbeeren ein. Die Sachsen schlugen sich mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache werth gewesen wäre; aber ihre Lage war verzweifelt. Auf beiden Seiten des Dorfes von einem übermächtigen Feinde angegriffen und in ungestümem Anprall schon Mann an Mann gedrängt, mußten sie weichen, wenn sie der völligen Vernichtung entgehen wollten. Ohne schweren Verlust war auch dieser Rückzug nicht auszuführen; Massen wurden abgeschnitten, ins Wasser gedrängt, mit dem Kolben erschlagen, viel Geschütz verloren. Kaum entgieng schwer verwundet, General Sahr selber der Gefangenschaft; zwei Bataillone, mit denen er den letzten Andrang aufzuhalten gesucht, wurden fast vernichtet. Vergebens sandte Reynier die Division Durutte zur Unterstützung nach dem Dorfe; sie that es heute ihren früheren Leistungen nicht gleich. Von Borstell mit Kartätschen empfangen, wartete

sie den drohenden Bajonnetangriff nicht ab, sondern eilte in wilder Flucht mit Preisgebung von Geschütz und Munition nach dem Walde zurück; ein Paar Bataillone, die sich zum Viereck formierten, wurden von den Preußischen Reitern gesprengt. Indessen war auch die Anhöhe zur Seite von Großbeeren, auf welcher Reynier sein Centrum aufgestellt hatte, von der Brigade Hessen-Homburg mit dem Bajonnet erstürmt worden, der Feind war aus allen Stellungen gedrängt. — Reynier gab den Befehl zum Rückzug; die Sächsische Division Lecoq, die am Wenigsten gelitten, sollte ihn decken. Durch ein großes Viereck von sechs Bataillonen und durch Geschütz suchte sie den Andrang der Sieger abzuwehren, indeß die einbrechende Nacht die Flüchtigen vor rascher Verfolgung schirmte. In diesen letzten Momenten des Kampfes kam die Nachricht, es zeige sich auf dem rechten Flügel der Preußen feindliche Reiterei; es war richtig; von Arrighis Reitercorps hatte ein Theil auf den Kanonendonner hin seinen Marsch beschleunigt und näherte sich dem Schlachtfelde; auch von Oudinots Corps war eine Infanteriedivision im Anmarsch. Beide kamen freilich nur eben zeitig genug, um Reyniers Niederlage zu sehen. Das Sächsische Viereck war in den Wald gedrängt, von Arrighis Reiterei wurde eine Abtheilung, die sich vorgewagt, durch Pommersche Cavallerie und die Leibhusaren hart mitgenommen, in wildem nächtlichen Gedränge über das Schlachtfeld gejagt und zersprengt.

So war der Sieg entschieden und zwar durch die Preußen allein. Von den Schweden hatte nur eine reitende Batterie, die Oberst Cardell (früher Preußischer Offizier) herangeführt, am Kampfe Theil genommen und auch diese, einzelnen Aussagen nach, erst als Alles entschieden war. Die Franzosen haben an Mannschaft 3—4000 Mann, darunter 1500 Gefangene verloren; vierzehn Kanonen, 52 Munitionswagen und 2000 Gewehre blieben als Trophäen in den Händen der Sieger, die ihren Verlust auf 150 Todte und 900 Verwundete berechneten. Sind gleich in diesem merkwürdigen Kriege Kämpfe ausgefochten worden, deren Dauer und Opfer die von Großbeeren weit überragten, so zählt doch die Schlacht vom 23. August zu den wichtigsten Ereignissen dieses Jahres. Schon daß sie die erste Siegesbotschaft in dem wiederbegonnenen Freiheitskampfe brachte, war von Bedeutung. An diesem Tage hatte aber auch die Landwehr ihre erste schwere Probe glänzend bestanden. Es war nur Eine Stimme darüber, daß sie alle Erwartung übertroffen hatte. Mit heiterem Muthe zog sie in den Kampf, unerschüttert ertrug sie die ersten Kugeln, die in ihre Reihen schlugen, rasch wurden die Lücken ergänzt, überall herrschte Ruhe und Besonnenheit. Wo es zum Handgemenge kam und das Gewehr versagte, giengen sie wie rechte Naturkinder des Krieges mit dem Kolben an die blutige Arbeit. Das bekannte „et fluscht better" stammt von Großbeeren her.

Jakob Philipp Fallmerayer.

„Aus engem Umkreis und knappen Verhältnissen heraus sich zeitig auf eigene Füße stellen und ein festes sittliches Besitzthum erringen, ist immer das Zeichen ungewöhnlicher Geisteskraft. Zu diesen seltenen Männern gehört Jakob Philipp Fallmerayer".*) Derselbe wurde am 10. Dez. 1791 im Weiler Vayndorf bei

Brixen geboren, wo er die Schafe hütete, bis ihn einsichtige Geistliche, die sein Talent erkannten, zu künftigem Nutzen der Kirche, wie sie glaubten, in die Domschule von Brixen brachten, wo er trotz des mangelhaften Unterrichts ordentliche Fortschritte machte. Das klösterliche Leben widerte ihn aber so sehr an, daß er während des Tiroler Aufstandes 1809 nach Salzburg entfloh, das damals Bayerisch war, wo er sich durch Ertheilung von Privatstunden kümmerlich durchschlug, zugleich aber die ihm gebotene Gelegenheit, seine Studien fortzusetzen, aufs Beste benutzte. Nachdem er zwei Jahre lang Theologie studiert hatte, gieng er nach Landshut, wo er sich der Jurisprudenz widmen wollte; allein Neigung und Trieb fesselten ihn an die historischen, linguistischen und klassischen Studien. Als sich im J. 1813 Bayern gegen Frankreich erklärte, trat er ins Heer und hielt sich in der Schlacht bei Hanau so wacker, daß er öffentlich vor der Fronte belobt wurde. Auch in den Schlachten des Jahres 1814 zeichnete er sich durch Muth und Einsicht aus. Während seines Aufenthalts in Frankreich im J. 1815 erwarb er eine seltene Fertigkeit im Gebrauch der Französischen Sprache, auch lernte er Spanisch, und als er nach dem zweiten Pariser Frieden nach Lindau in Garnison kam, widmete er seine Mußestunden den ernstesten Studien, er setzte seine Studien in den klassischen Sprachen fort und lernte Neugriechisch, Türkisch

*) Mit diesen Worten leitet M. G. Thomas die Lebensgeschichte seines Freundes ein. (Gesammelte Werke Bd. 1. S. XIII.).

und Persisch. Im J. 1818 gab er seine Entlassung aus dem Heere und er wurde an der lateinischen Vorbereitungsschule als Oberlehrer angestellt. Von 1821 bis 1831 war er Lehrer zuerst am Progymnasium, dann am Lyceum in Landshut; im Sommer desselben Jahres begleitete er mit Urlaub den Russischen Grafen Ostermann Tolstoi in den Orient. Während seiner Reise war auf Andringen der Ultramontanen seine Stelle einem Andern gegeben worden, und als er um weitere Anstellung nachsuchte, bemerkte man ihm, daß für ihn im Lehrfach in Bayern Nichts mehr zu thun sei. Zwar wurde er 1835 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und er erhielt die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen anzukündigen; da sie ihm aber nur unter der Bedingung ertheilt wurde, daß nur das „höhere Publikum" zuzulassen, der Zutritt aber den Studenten strenge verboten sei, so machte er von derselben keinen Gebrauch. Die folgenden Jahre brachte er auf Reisen in Italien, Frankreich und der Schweiz zu, wodurch seine Arbeiten kaum unterbrochen wurden. Im J. 1840 bereiste er den Orient zum zweiten und 1847 zum dritten Mal; im Frühjahr erhielt er in Kleinasien die Nachricht von den Revolutionen und von seiner Anstellung als Professor der Geschichte in München. Er eilte in die Heimat zurück, wo er in das Frankfurter Parlament gewählt wurde. Mit seinem Scharfblick erkannte er bald, daß jede Hoffnung auf Verbesserung der Zustände vergeblich sei, doch blieb er bis zum letzten Augenblick auf seinem Posten und zog mit den Treugebliebenen nach Stuttgart, was das Neuburger Appellationsgericht bewog, ihn als Hochverräther mit Steckbriefen verfolgen zu lassen. Zugleich wurde er seiner Professur entsetzt. Er flüchtete in die Schweiz, wo er wie so viele Andere gastfreundliche Aufnahme fand. In Folge der im J. 1850 verkündigten Amnestie gieng er nach München zurück, doch unterbrach er seinen dortigen Aufenthalt durch häufige Reisen. In den ersten Monaten des Jahres 1860 nahmen die körperlichen Beschwerden, die er schon seit längerer Zeit gefühlt, eine bedenkliche Wendung. Zwar gelangte er wieder zu Kräften, als er das Bad Steben gebraucht hatte, doch war die Krankheit nicht besiegt worden; er starb plötzlich in der Nacht des 25. auf den 26. April 1861.

In Fallmerayer verbinden sich mehrere Elemente zur schönsten Harmonie: er besitzt eine Gelehrsamkeit von seltenem Umfang, die er auf das Vollkommenste beherrscht, und die er durch die scharfsinnigste Kritik fruchtbar zu machen weiß, er hat einen reichen und durch die gediegene Kenntniß des klassischen Alterthums fein gebildeten Geist, und ein ausgezeichnetes Talent für klare und zugleich schöne Darstellung, die immer meisterhaft erscheint, ob er die Natur in ihrer erhabenen Größe oder in ihrem romantischen Zauber, ob er das öffentliche und politische oder das häusliche Leben schildert, ob er uns Gemälde idyllischer Einfachheit oder wildtobender Schlachten vorführt. Wenn er in seinen Urtheilen nicht bloß witzig, sondern oft auch scharf und bitter, ja sogar giftig erscheint, so werden wir wieder durch die liebenswürdigste Gemüthlichkeit und die tief poetische Stimmung überrascht, die seinen Darstellungen so oft einen unwiderstehlichen Reiz verleiht. Was ihm aber die allseitigste Anerkennung sichern muß, ist der Adel der Gesinnung, die Kraft und Unbestechlichkeit des Charakters, die Selbstständigkeit und der Muth, mit welchem er die politischen und kirchlichen Verhältnisse beurtheilt, was ihm freilich, wie wir gesehen haben, den Haß der politischen und kirchlichen Gewalten zugezogen hat. Von diesem Muth hat er schon in seinem Erstlingswerk „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt" (Münch. 1827) Beweise gegeben, aber es hat dieselbe auch schon Veranlassung zu Verfolgungen gegeben. Denn ob sie gleich von der Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit Auszeichnung gekrönt wurde, obgleich Niebuhr sagte, daß er durch dieses Werk eine Geschichte entdeckt habe, die hoffnungslos verloren schien, so blieben solche Urtheile in den Augen der Ultramontanen doch bedeutungslos; das Werk wurde verdammt, weil Fallmerayer es gewagt hatte, in der Vorrede Sätze auszusprechen, welche ihm die Entwickelung der von ihm geschilderten Begebenheiten aufdringen mußte.*) — Sein zweites Werk „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (Stuttg. 1830—36) mußte ihm weitere Gegner und neue Verfolgung zuziehen, da er darin nachzuweisen suchte, daß die jetzigen Griechen nicht Nachkommen der alten Hellenen, sondern Slavischen Stammes seien, und das Werk gerade zu einer Zeit erschien, wo ganz Europa für die Befreiung der christlichen Griechen vom Joche der muhamedanischen Türken begeistert war. Es ist dieses Werk aus gründlicher Forschung hervorgegangen, der Verfasser hat alle Quellen, deren er habhaft werden konnte, benützt, aber so sinnreich und scharfsinnig seine Entwickelung ist, so ist sie doch keineswegs überzeugend. Fallmerayer behauptet, die Hellenische Bevölkerung Griechenlands sei vollständig vernichtet, sie sei bis auf wenige Spuren von den eingedrungenen Slaven verdrängt worden, diese neue Bevölkerung sei später von den Byzantinischen Griechen besiegt und zur Annahme des Christenthums gezwungen worden. Dieß ist wohl denkbar, aber es erklärt nicht auch, wie die Slavische Bevölkerung die Griechische Sprache angenommen hat. Unter welchen Umständen es geschehen könne, daß ein Volk seine Sprache gegen eine andere vertausche, erklärt Fallmerayer selbst. Gleich wie die Slaven zu gleicher Zeit ihre neuen Wohnsitze in Germanien und in Hellas erobert hatten, sagt er (1, 426), so verloren sie ungefähr in Einer und derselben Zeitperiode die politische Freiheit, die alten Götter und die alte Sprache. Daß

*) „Wenn durch Unterjochung der weltlichen Macht, durch Priester und Kirche die wahre Freiheit der Völker und ihre politische Glückseligkeit ausschließlich begründet werden könnte, wie es Einige sagen; so hätte die Griechische Nation zu keiner andern Zeit dem Andrange der Muhamedaner des Morgenlandes unbezwingbarere Bollwerke entgegenzustellen gehabt, als in den vier letzten Jahrhunderten ihres politischen Daseins. Der Sieg der Kirche war vollendet, — — und doch fiel Griechenland gerade zu der Zeit des höchsten Triumphes der Priestermacht in die Knechtschaft eines Volkes, welches man lange als die Antipoden der Kultur und des Lichtes anzusehen und gemeiniglich sogar Feinde des menschlichen Geschlechts zu nennen gewohnt war." (Vorrede S. V. f.)

die in Germanien eingedrungenen Slaven die Sprache der Germanen annahmen, erklärt er ganz richtig dadurch, daß sie sich in nicht großer Anzahl unter einer zahlreichen Christenbevölkerung niederließen. Nur fand, als die Griechen das Slavische Griechenland eroberten, keine massenhafte Einwanderung Statt, es wurde nur von einem Griechischen Heere besetzt und wenn dieses auch noch so zahlreich war, so verschwand es doch gegen die Slavische Bevölkerung, und so wäre eher zu erwarten gewesen, daß sie wie die Slaven in Germanien die Sprache des unterjochten Volkes angenommen hätten. Daß es umgekehrt die Sprache der Eroberer angenommen habe, will er dadurch begründen, daß Byzantinische Priester, Mönche, Künstler und Handwerker (immerhin also eine verhältnißmäßig geringe Anzahl) nach Einführung des Christenthums in das Land gekommen seien. „Sie unterrichteten," fährt er fort, „tauften, bekehrten, bauten Kirchen und Klöster, lehrten Gartenbau und Gartenkunst, und mit der Griechischen Liturgie drang auch die Griechische Sprache in die geheimsten Windungen und Schluchten des Bulgarenlandes." Wäre die Liturgie so einflußreich, so müßten auch die sämmtlichen Deutschen Lateinisch reden.

Wenn die genannten Schriften zunächst bei den Gelehrten Aufsehen erregten, so haben dagegen die „Fragmente aus dem Orient" (Stuttg. 1845. II) auch die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf sich gezogen, sowohl weil ihr Inhalt von allgemeinerem Interesse ist, als auch weil er darin die ganze Kraft und Vielseitigkeit seines Darstellungstalents entfaltete. Indem er seine Reise nach Trapezunt und seinen längeren Aufenthalt in verschiedenen Gegenden des Europäischen Orients beschreibt, die Landschaften eben so scharf als in künstlerisch vollendeter Form schildert, die Sitten und Gebräuche des Volkes und die öffentlichen Zustände der Länder darstellt, oder das Mönchsleben und überhaupt die Griechische Kirche charakterisiert, wobei er sich bald im köstlichsten Humor ergeht, bald mit ernster Schärfe spricht, macht er, so oft es die Gelegenheit darbietet, bedeutungsvolle Bemerkungen über die Europäischen, namentlich über die Deutschen Zustände. Schon in der geharnischten Vorrede macht er auf die Gefahren aufmerksam, welche Deutschland einerseits vom jesuitischen Papstthum, andrerseits vom „schmachvollen" Russenthum drohen, aber immer in einer ernsten und würdigen Sprache, wie es der Gegenstand fordert. Aber wenn er sich über die Deutschen Zustände, über Deutsche Politik, Deutsche Wissenschaft, Deutsche Phrasenhaftigkeit, über den hohlen Liberalismus noch so bitter äußert, so erkennt man doch leicht aus der ganzen Art, wie er sich äußert, daß ihn das tiefste Gefühl, die wärmste Liebe für sein Vaterland und sein Volk beseelt; denn, seine schärfsten Bemerkungen sind von der Trauer eingegeben, daß sein Volk unter den Europäischen Nationen nicht die Stelle einnimmt, die es bei seiner Tüchtigkeit einnehmen sollte.

Fallmerayers Freund G. M. Thomas gab einen Theil seines schriftstellerischen Nachlasses unter dem Titel „Gesammelte Werke" (Lpz. 1861. III) heraus, deren erster Band „Neue Fragmente aus dem Orient" mittheilt, die in demselben Geist und mit der nämlichen Formvollendung geschrieben sind wie die ersten, und viele Abschnitte gehören zu dem Vortrefflichsten, das er geschrieben. Geschichtliches und culturhistorisches Interesse bietet die „Byzantinische Correspondenz", darunter insbesondere die Bemerkungen über Christenthum und Islam. Die „Politischen und culturhistorischen Aufsätze" des zweiten Bandes sind voll origineller Ansichten und werden einem späteren Geschichtschreiber manches Material liefern. Die „Kritischen Versuche" des dritten Bandes endlich zeugen von des Verfassers ausgebreiteter Gelehrsamkeit, Vielseitigkeit und von dem männlichen Freimuth, den wir schon in seinen früheren Werken zu bewundern Gelegenheit hatten. So mild und anerkennend er sich über die Werke ausspricht, in denen tüchtiges, wenn auch verfehltes Streben sichtbar ist, so bitter und oft sogar boshaft ist er in der Beurtheilung der Schriften, welche seine Hypothesen von der Slavischen Abstammung der Neugriechen nicht für richtig halten oder sie gar tadeln; aber wenn auch der Hohn, mit welchem er seine Gegner bekämpft, nicht zu billigen ist, so muß man doch anerkennen, daß diese Kritiken Meisterwerke der Invective sind, wie seit Lessings polemischen Schriften keine in Deutschland erschienen sind.

Aus „Fragmente aus dem Orient".

(Besuch im Kloster Vatopädi auf dem heiligen Berg Athos).

Im Sommerdivan gegen die See gekehrt, saßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang der Fremden aus Occident. Nach Austausch und Leistung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländischer Besuche gieng ich gleich zur Sache und erklärte den Vorständen ohne langes Präambulum, ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geschrieben, und sei jetzt auf einer Reise im Orient begriffen, um durch Auffindung neuer Thatsachen und unbekannter Schriften das Buch in seiner Ausführung zu verschönern und zu Ehr und Preis seinen Werth im Urtheile der Landsleute noch höher zu stellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich sogar wie ein zweiter Jason in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabesonda gezogen, ein Jahr zu Konstantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Absicht, um in den Handschriften seiner gepriesenen Heiligthümer neue Argumente für das benannte Thema zu suchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu schöpfen, auf den Hagion-Oros gekommen sei, und für Beides in Vatopädi den Anfang zu machen gedenke. Zugleich überreichte ich die Empfehlungsschreiben aus Stambul und Saloniki, damit sie Inhalt und Zweck meiner Bitte amtlich erfahren und das Nöthige verfügen möchten.

„Was die Tugenden betreffe," erwiederte der Vorsteher, „sei ich allerdings auf den rechten Platz gekommen; denn nirgend werde das Fastengebot mit solcher Strenge gehalten, Gottesdienst und Gebet so andauernd und eifrig gepflogen, weltliche Zerstreuung mit solcher Schärfe und Gewissenhaftigkeit vermieden und das Leben überhaupt mit solcher Hingebung und Selbstverläugnung nach den Vorschriften der orthodoxen Concilien eingerichtet wie in den Gesammtklöstern auf Hagion-Oros. Das sei aber auch ihr Ruhm und die unerschütterliche Grundlage ihres Cre-

dites, von dem sie wohl wüßten, daß er sich nicht bloß auf die Länder *ihres* Glaubens beschränke, sondern auch in das Abendland gedrungen sei. Wenn ich aber glaube, in Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei ihnen Etwas zu gewinnen, sei ich zu ihrem großen Herzeleid irrthümlich berichtet: sie alle seien Ignoranten und Unwissenheit (ἀμαθία) sei allgemeine Sitte des heiligen Berges, weil Gott am letzten Gerichtstage den Menschen nicht frage, was er gelernt, sondern wie er gehandelt habe. Von einem Imperium Trapezunt hätten sie niemals gehört und wüßten auch nicht, ob in ihrer Bücherkammer Etwas der Art zu finden sei; jedenfalls wäre mein Suchen vergeblich (μάτην πονεῖς), wenn ich nicht bestimmt und mit Namen das Buch bezeichnen könnte, wo von Trapezunt gehandelt werde. Uebrigens sei ich herzlich willkommen, Alles stehe mir offen, und ich möge bei ihnen nur bleiben, so lange es mir gefalle. Nur sei es üblich, daß sich Fremde vor allen weitern Schritten beim Regierungsausschuß in Karyás melden und dann erst mit dem Circulare in der Hand ihre speziellen Zwecke von Convent zu Convent verfolgen."

Eine Stunde nach dieser Unterredung ritten wir durch das hohe Portal von Vatopádi hinaus. Karyás ist kaum drei Stunden entfernt und liegt in einem Hochthal unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über dem Meere. Schon wenige hundert Schritte vom Kloster erhebt sich der Pfad steil über den Strand und zieht in malerischen Wendungen durch die dicht verwachsene immergrüne Buschregion zum Hochwald hinauf. Reichthum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchses, wie man sie hier erblickt, müssen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Gesträuch, bis fünfzehn Fuß hoch, wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künstlich ausgeschnitten. Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in so üppigem Triebe, daß sie an vielen Orten, besonders bei den Wasserfällen der ersten Einsenkung, gleichsam ein Laubbach über den Kopf des Wanderers bilden, der voll Erstaunen an den Einsiedeleien und zaubervollen Scenen dieser unbekannten Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüsche düster durchwachsene Hochwald mit riesigen Wallnuß- und Kastanienbäumen, Steineichen und Cypressen in der Umgegend von Karyás die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.

Um die Waldlust dieses unvergänglichen Paradieses ganz zu schlürfen, sollte man warmes Blut, Gemüth und Wissenschaft wie *Grisebach* besitzen. Das Städtchen selbst mit seinen hundert Steinhäusern, seinen zwanzig Kapellen und seiner Klosterkirche und ihrem stumpfen Glockenthurm — ein immer frisches Garten- und Guirlandengehege — lehnt sich an die quellenreiche Steilseite des Laubwaldes, und hat seinen Namen ohne Zweifel von den jetzt seltenen Wallnußbäumen oder von den Haselnußstauden erhalten, die heute noch überall in den Hürten, zwischen den isolierten Wohnhäusern, insbesondere jenseits des kleinen Sturzbaches üppig aus dem Boden wuchern. Man führte uns zu einem der vorsitzenden Prälaten, der zufällig aus Vatopádi war und ein schönes Gartenhaus mit allerlei außergewöhnlichen Bequemlichkeiten bewohnte. Se. Heiligkeit saß am Divan neben der Kasse und strickte wollne Socken. Wie vor dem Gemeinderath in Vatopádi erklärte ich auch hier mein Anliegen, und wir verständigten uns schnell, denn poliert und gewandt sind die Athosmönche alle, wenn sie auch nur Strümpfe stricken, Litaneien singen und Ignoranten sind. Ein Verwandter des Prälaten, ein Empiricus aus *Cumerdschina* in Thracien, nahm Antheil am Gespräch und erzählte vom jungen *Zachariá* aus Heidelberg, vom Bodenreichthum des Thracischen Landes, von Mohammed-Ali und von der Medicin, mit der in Cumerdschina nicht viel, aber bei den Mönchen auf Hagion-Oros gar Nichts zu verdienen sei.

Fremde werden beim Mangel einer Einkehr gewöhnlich im Sitzungsgebäude selbst, und zwar neben der Wachtstube der Hagion-Oros-Miliz untergebracht; zu meinen Gunsten aber machte der freundliche Epitrop eine Ausnahme und verschaffte mir im Hause des Deputierten vom Kloster Philoteos selbst eine Unterkunft. Während man das Zimmer zurecht machte, begleiteten sie mich beide zum Türkischen Polizeivorstand, einem befahrten Bostandschi aus Konstantinopel, der natürlich weder lesen noch schreiben konnte und die Geschäfte durch einen unbärtigen Kurdensklaven aus *Scherefor* in Assyrien besorgen ließ. Nach Türkischem Brauch ward der Ferman laut abgelesen und der Inhalt zugleich als Material des Gesprächs ausgebeutet. Wir machten es kurz, weil der alte Aga nicht sonderlich ideenreich war und überdies eben der Fastenramasan begonnen hatte, wo ein frommer Muselmann erst nach Untergang der Sonne heiter und gesprächig wird.

Was es in Stambul Neues gebe, ob es im Lande der Nemtschè theuer oder wohlfeil zu leben sei, und ob der *Kral* des Landes viele Soldaten und Kanonen habe, war der ganze Commentar zum vorgelesenen Actenstück. Sie begreifen wohl, daß ich hier Nichts von Gelehrsamkeit und alten Pergamenten erzählte; die prätentiöse und doch Nichts sagende Phrase „**Dunjai gésérim Saltanat istchün**" „ich bereise die Welt aus Liebe zur Pracht," war dem Bostandschi polizeilich hinreichender Grund meiner Erscheinung auf Hagion-Oros. Vater *Bessarion*, der Hausherr, konnte zwar lesen und schreiben, war aber ein Feind der Orthographie wie aller gefährlichen Neuerung. Statt τὴν ἰδιοποιῶ schreibt der gute Philotheit τὶν ἐιδιοπίο, was ihn aber nicht hindert, gastlich gegen Fremde und eifrig im Gebet zu sein. Dagegen besuchte mich, während der Diener das Essen bereitete, der Geheimschreiber der Regierungsjunta, ein junger und wohlgeschulter Chilantarimönch, aus Skopelo in Hellas gebürtig. Als Kairis Discipel war er voll neuer Ideen und hatte auch die verbesserten Lehranstalten in Athen besucht. Maurocordatos war ihm zwar *"Οργανον πάσης κακίας τῇ Ἑλλάδι*, „Werkzeug alles Unheils für Griechenland"; allein statt St. Basilius und St. Pachomius liest der Geheimschreiber die Werke des Isokrates und Demosthenes und schreibt das Hellenische mit Leichtigkeit und Eleganz.

Johann Caspar Bluntschli.

Johann Caspar Bluntschli, geb. am 7. März 1808 in Zürich, besuchte die Schulanstalten seiner Vaterstadt und hierauf die theologische Fakultät, um Theologie zu studieren, die er jedoch bald mit dem Studium der Rechtswissenschaft vertauschte, weshalb er in das sogenannte Politische Institut trat, an welchem der ausgezeichnete Jurist Ludwig Keller das Römische Recht lehrte. Er setzte seine Studien in Berlin und Bonn fort (1827—29), wo Savigny und Schleiermacher, Hasse und Niebuhr den bleibendsten Einfluß auf ihn ausübten. Nachdem er in Bonn die Würde eines Doctors der Rechte erworben hatte, brachte er den Winter 1829—1830 in Paris zu. In die Heimat zurückgekehrt, schloß er sich den auf Deutschen Universitäten gebildeten jungen Männern an, welche nach einer Verbesserung der politischen Zustände strebten, und als die Julirevolution ausgebrochen war, forderte er mit seinen Freunden eine gründliche Umgestaltung der Verfassung, in welcher beinahe alle politischen Rechte der Stadt Zürich zugetheilt und

die Landdistrikte nur kümmerlich bedacht waren. Doch als die neue Verfassung berathen wurde, trennte er sich immer entschiedener von seinen Freunden, so daß er bald für einen Gegner der Reform galt. Diese Umwandlung hatte zunächst ihren Grund in seinen aristokratischen Neigungen, die bei seinen Beziehungen zu angesehenen Männern der städtischen Partei Nahrung fanden, so wie in seiner Vorliebe für das historische Recht; es wird auch von manchen Seiten behauptet, daß gekränkter Ehrgeiz ihn seinen Freunden entfremdet habe. Wie Dem auch sei, er trat den neuen Zuständen immer leidenschaftlicher entgegen. Doch ernannte ihn die liberale Regierung 1833 zum außerordentlichen und 1836 zum ordentlichen Professor an der neu gegründeten Universität Zürich. Im J. 1837 wurde er von seinen Mitbürgern in den Großen Rath gewählt, in welchem er der Führer der reaktionären Partei war, und als im J. 1839 die durch ihren Haß gegen den Fortschritt vereinigte pfäffische und aristokratische Partei unter dem Vorwande, daß durch die Berufung des Dr. Strauß die Religion in Gefahr sei, die liberale Regierung stürzte, nahm er an den Bewegungen lebhaften Antheil. Auch wurde er in die neue Regierung gewählt, die recht klar bewies, daß der Conservatismus wohl zerstören, aber Nichts schaffen kann, denn während die frühere liberale Regierung eine fruchtbare Thätigkeit entwickelte, in allen Zweigen der Staatsverwaltung, namentlich im Schulwesen Großes geleistet hatte, wurde von der sogenannten conservativen Regierung, trotzdem daß sie einen so bedeutenden Geist wie Bluntschli zu ihren Mitgliedern zählte, nicht das Geringste gefördert,*) wohl aber das blühende Schulwesen im pfäffischen Sinne umgestaltet. Bluntschlis Ansehen schwand immer mehr, und er büßte sogar das Vertrauen seiner politischen Freunde ein, als er sich mit den Gebrüdern Rohmer einließ, die seinen klaren Geist mit ihrer phrasenhaften Psychologie umnebelten, und die ihn zur Veröffentlichung der „Psychologischen Studien über Staat und Kirche“ (Zür. 1844) veranlaßten, worin er die verschiedenen politischen Parteien mit den Theilen des menschlichen Körpers und deren Functionen verglich und aus ihnen erläuterte, ein Buch, das von Manchen „für eine unbegreifliche Narrheit eines sonst gescheidten Mannes“ erklärt wurde. Da er einsah, daß er das Vertrauen aller Parteien verloren habe, gab er seine Entlassung aus der Regierung (1845) und widmete sich mit Eifer seiner Professur und schriftstellerischen Arbeiten. Zwar versuchte er, seinen Einfluß bei seinen politischen Freunden in Luzern geltend zu machen und sie zu bestimmen, den Beschluß, die Jesuiten zu berufen, zurückzunehmen, allein die ultramontane Partei war gegen alle Vorstellungen taub, so daß der Krieg zwischen den

Bluntschli.

von den Jesuiten beherrschten und den liberalen Kantonen nicht mehr zu vermeiden war. Nach dem Fall des Sonderbundes entschloß er sich, einen andern Wirkungskreis zu suchen; seine politischen Ansichten sowohl als seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit, die von einem reichen Talent der Rede und der schriftlichen Darstellung unterstützt wurde, erwarben ihm (1848) den Ruf als Professor des Deutschen Privatrechts und des allgemeinen Staatsrechts an der Münchener Universität. Von der ultramontanen Partei je länger, je mehr mit scheelen Augen angesehen, und selbst angefeindet, nahm er 1861 den Ruf zum Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg an, wo er auch bald darauf zum Mitglied der Ersten Kammer ernannt wurde, in welcher er eine fruchtreiche Thätigkeit entwickelte und auch für eine Neugestaltung Deutschlands zu wirken suchte. Obgleich mit Orden geschmückt und mit dem Titel eines Geheimen Raths beehrt, hat er sich doch von diesen Gnadenbezeugungen nicht so fesseln lassen, als sein früherer Freund und späterer Gegner Ludwig Keller in Berlin, und seine politischen Ansichten sind in der Monarchie freisinniger geworden, als sie es in der Republik waren, weil er den Unterschied der allgemeinen Volksbildung in den beiden Staatsformen kennen lernte. Doch hat sich sein klarer Geist noch nicht ganz von den Rohmerschen Ideen befreien können, denen er eine Tragweite und Tiefe zuschreibt, die sonst Niemand anerkennt. Seiner Dankbarkeit gegen seine republikanische Heimat hat er im „Privatrechtlichen Gesetzbuch

*) „Es begegnet in der Sullanischen Verfassung, wie Dies ja auch schon das Wesen der Restauration mit sich bringt, auch nicht Ein staatsmännisch neuer Gedanke.“ (Mommsen. Röm. Gesch. 3. Aufl. 2, 377).

für den Kanton Zürich nebst Erläuterungen" (Zürich 1853—55) den schönsten Ausdruck gegeben.

In Bluntschli hat man den Staatsmann vom Gelehrten wohl zu unterscheiden. Als Staatsmann schwankt er hin und her, er liebt das Halbe, wie schon daraus hervorgeht, daß er, wenn wir nicht irren, den Ausdruck „liberal-conservativ" zuerst in Aufnahme brachte oder denselben wenigstens zum Losungswort seiner politischen Thätigkeit machte und in der Schweiz eine liberal-conservative Partei zu begründen suchte, die allerdings zuerst einige Anhänger fand, aber nach dem Sturz des Sonderbundes in sich zerfiel. Als Gelehrter ist er dagegen klar, scharfsinnig und er verbindet in seinen Schriften die gründlichste Forschung mit gewandter und schöner Darstellung, durch die er selbst das Abstrakte anziehend zu machen weiß. Alle seine Schriften sind gediegen und nur da, wo sein unhaltbares System des Liberal-Conservatismus durchbricht oder wenn er sich in die Rohmerschen Phrasen versenkt, wird er unsicher oder unklar. Die Betrachtung seiner rein juristischen Werke gehört an einen andern Ort, hier erwähnen wir nur seine vorwiegend geschichtlichen Schriften, und unter diesen zunächst „Geschichte der Republik Zürich" (Zürich 1847—48. II), in welcher er die Entwickelung des merkwürdigen kleinen Staates meisterhaft darstellte. So klein nämlich der Kanton Zürich ist, so inhaltreich und bedeutend ist seine Geschichte, die lebhafteres Interesse gewährt als die Geschichte manches weit größeren Staates, die meist nur eine Geschichte der Regenten ist, während die Geschichte der Republik Zürich das vielgestaltige Gemälde eines frei sich bewegenden, durch Tapferkeit, Gewerbsamkeit und wissenschaftliche Bestrebungen hervorragenden kleinen Volksstammes vorführt. Sie beginnt mit der Erörterung der Gründe, warum die Schweiz und somit auch der Kanton Zürich zur Freiheit gelangte, und schildert dann in meisterhaften Zügen die weitere Entwickelung derselben, wobei die Hauptpunkte gebührend hervorgehoben und die einflußreichsten Männer wie Brun, Waldmann, Zwingli und Andere treffend charakterisiert werden. Eben so bedeutend ist die „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (Münch. 1860), die von eben so großer Gründlichkeit als von Scharfsinn zeugt. Er hat darin „die Geschichte der Ideen und Richtungen dargelegt", welche in der Entwickelung der Staatswissenschaft sich geltend gemacht, mit einander gekämpft, einander erzeugt oder verdrängt haben. Er zeigt zunächst, daß die Erneuerung der Staatswissenschaft mit der kirchlichen Reform zusammenhängt, wenn auch jene Romanischen, diese Germanischen Ursprungs ist, daß ferner die klassischen oder humanistischen Studien den wesentlichsten Einfluß auf die Entwickelung der Staatswissenschaft wie auf die Reformation hatten. Nach einer Uebersicht der Leistungen im Gebiete des Staatsrechts während des Mittelalters charakterisiert er die Begründer des neueren Staatsrechts, den Italiener Macchiavelli und den Franzosen Bodin, worauf er den Einfluß der Kirchenreform schildert und Luthers so wie Zwinglis Ansichten über den Staat ausführlich berichtet, wobei er beide große Männer nach ihrer Eigenthümlichkeit scharf charakterisiert, den ersten nach dessen eigenem Standpunkt ganz richtig beurtheilt, diesen Standpunkt aber zu einseitig auffaßt. So sind auch die hervorragenden Bearbeiter des Staatsrechts der folgenden Zeiten mit liebevoller Gründlichkeit, die einzelnen nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger ausführlich behandelt, unter den Engländern namentlich Milton und Hobbes, unter den Italienern Vico und Filangieri, unter den Franzosen Montesquieu und Rousseau. Ueberhaupt hat er fortwährend dem großen, zuweilen entscheidenden Einfluß, den nichtdeutsche Denker über den Staat auf die Wissenschaft ausgeübt haben, die verdiente Rücksicht zugewendet, den Antheil der Deutschen Geistesarbeit in so fern mehr hervortreten lassen, als er denselben ausführlicher und vielseitiger dargestellt hat. Es ist Dieß sehr dankenswerth; und wenn er hiebei auch nicht die Absicht hatte, eine Geschichte der Literatur zu schreiben, so hat er sich doch ein wahres Verdienst um dieselbe erworben, da er die Schriftsteller von einer Seite charakterisierte, die von den Literaturgeschichten selten oder niemals berührt wird. Er behandelt nicht bloß die eigentlichen Bearbeiter des Staatsrechts, wie Pufendorf, Leibniz, die beiden Moser u. s. w., nicht bloß die Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel, sondern er zieht auch einen Fürsten, Friedrich II. von Preußen und die Classiker in das Bereich seiner Darstellung, unter diesen namentlich Herder, dessen Trefflichkeit er rühmend anerkennt. Wenn man auch im Einzelnen nicht immer mit seinen Urtheilen übereinstimmen kann, wenn er z. B. den Einfluß Friedrichs des Großen auf die Entwickelung des Staatsrechts zu hoch stellt, bei Justus Möser dessen Hauptgrundsatz, daß man das Neue auf Grundlage des Vorhandenen aufbauen müsse, nicht genug hervorhebt, wenn er dessen Ansicht, daß „die allgemeinen Gesetze der gemeinen Freiheit schädlich seien" mit Unrecht tadelt, weil er nur an die „übertriebene" Selbstständigkeit der Glieder und nicht daran denkt, daß eine freie Entwickelung der Glieder gar wohl mit der Entwickelung der „nationalen und politischen Lebensgemeinschaft" vereinigt werden kann; wenn man, wie gesagt, mit diesen und einigen andern Ansichten des Verfassers nicht übereinstimmen kann, wird der hohe Werth des Buchs durch diese Einzelnheiten nicht verkümmert.

Aus „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts".

Johannes von Müller.

Niemals fühlte sich Müller in Wien recht heimisch. Er hatte in der Schweiz politische, und in Deutschland geistige Freiheit gehabt, und empfand nun den Geistesdruck, der alle freien Regungen niederhielt, wie eine ungewohnte und unleidliche Pein. An den Staatsgeschäften hatte er bald keinen Antheil mehr; um so eifriger beschäftigte er sich mit gelehrten Arbeiten. Seine Wißbegierde blieb unerschöpflich, er las unglaublich viele Werke, aus allen Zeitaltern und von dem mannigfaltigsten Inhalt. Aber sogar in dieser harmlosen Arbeit lastete die lichtscheue und ängst-

liche Censur auf ihm wie ein Alp und beschwerte ihm den Athem. Es wurde ihm fast unmöglich gemacht, die Schweizer Geschichte fortzusetzen. Da er die Erwartungen, die auf seinen Uebertritt zum Katholicismus gesetzt waren, getäuscht hatte, so zogen sich die vermeintlichen Freunde zurück. Als ihm die Gelegenheit geboten wurde, in Preußische Dienste überzutreten, ergriff er dieselbe mit dankbarer Hast. Als er zuerst wieder den Preußischen Boden betrat, war es ihm, „wie einem aus der Fremde heimgekehrten Sohn. Ich fühlte mich wie neu belebt, hier ohne Scheu reformiert und Gelehrter sein zu dürfen." Hiezu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt Deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen. (Brief vom 12. März 1804.) In Berlin wollte er nun ganz der Wissenschaft leben als „Historiograph des Hauses Brandenburg" und Mitglied der Akademie. Er wollte eine Geschichte Friedrichs des Großen schreiben und erhielt zu dem Behuf den Zutritt zu den geheimen Archiven. Da brach das Gewitter auch über Preußen herein. Die Niederlage bei Jena (14. Oct. 1806) zertrümmerte wiederum seine Hoffnungen auf ein stilles gelehrtes Leben.

Schon in der Krisis hatte sich Müller scheu gezeigt. Sein Geist war männlicher als sein sanguinisches Gemüth, das leicht aufjubelte und dann wieder ängstlich und furchtsam erzitterte. Nur mit Mühe entzog er sich einem energischen Eindruck. Noch war der Haß in ihm gegen die Revolution und gegen Napoleon; er hielt Diesen für einen Barbaren und hieß ihn einen neuen Attila. Erst von der Zukunft erwartete er eine Reaction gegen den siegreichen Fortschritt der Französischen Waffen und Ideen. Sogar nach Rußland sah er sich um wie nach einer Freistätte, wenn auch Preußen fallen sollte. „Mir liegt immer im Sinn, daß endlich noch eine Russische Hand Europa retten wird," schrieb er einige Monate vor der Schlacht bei Jena. Sein Vertrauen in die Kraft Preußens und in die Einsicht des Berliner Hofes war damals schon erschüttert. Daß von da aus das Deutsche Reich nicht erneuert werde, sah er ein. Aber eben so wenig behagte seiner Deutschen Gesinnung der Vorschlag von Gentz, Deutschland zwischen Oesterreich und Preußen zu theilen. Ueberall erschien ihm die Aussicht dunkel und hoffnungslos. Nun besann er sich, daß seine eigentliche Mission die historische sei, nicht die politische, und verlangte vor Allem Ruhe für sich und seine Arbeiten. „Es ist herrlich," schrieb er an Gentz, „der Mann des Jahrhunderts, es ist auch nicht zu verwerfen, der Mann der Universalhistorie zu sein. Wo dieser oder jener zu sein habe, wird vom Schicksal bestimmt."

Die Katastrophe traf ihn heftiger, als er erwartet hatte. Sie war aber so groß, so überwältigend, daß Müller darin die Hand Gottes zu sehen glaubte. Er hatte schon so viele ähnliche erlebt, in Mainz, in der Schweiz, in Wien. Länger glaubte er sich der Wahrnehmung nicht mehr verschließen zu können, die ihn von Anfang an, wenn auch in zweifelhafter Form, beunruhigt hatte, daß die alte Weltordnung zum Untergang reif und eine neue Weltordnung im Entstehen sei. Schon wenige Tage nach der unglücklichen Schlacht schrieb er: „Ich war in den ersten Tagen wie physisch gelähmt .... denn unermeßlich ist das Unglück; ruit alto a culmine Troja; der Name, die Hoffnungen selbst. Alles Alte ist hin; siehe, etwas Neues wird, die große Periode der mancherlei Reiche seit dem Untergang des Römischen ist geschlossen. Die anfängliche Erschütterung meiner ganzen Lebenskraft hat sich gelegt; die Betrachtung so vieler Revolutionen in der Geschichte, etwas guter Glaube und eine natürliche Neigung zur Heiterkeit erleichtert es einem." Er erinnert sich, daß Livius sich auch in die Weltherrschaft des Augustus gefügt habe. „Ich finde in der Geschichte, daß wenn zu einer großen Veränderung die Zeit da war, Alles dawider Nichts half; die wahre Klugheit ist Erkenntniß der Zeichen der Zeit." Schon sehnt er sich nach Paris, der eigentlichen Hauptstadt der civilisierten Welt.

Als er nun den Kaiser in Berlin sah und sprach, den Mann mit dem starken Willen, den die Hand des Höchsten über schlaftrunkene Völker führte, da ward der Umschwung in seiner Seele vollzogen. Schon Ein Mal in seinem Leben war Müller einem genialen Fürsten von welthistorischer Bedeutung begegnet und war entzückt. Nun hatte er zum zweiten Mal eine Unterredung mit einem noch gewaltigeren Genie. Er hatte sich wohl darauf gefürchtet und fand nun den Kaiser eben so liebenswürdig wie groß. „Der Kaiser redet wie das Genie selbst und ist so einfach, so anspruchslos, daß man ihn durch Fragen und Einwendungen wie unseres Gleichen zu weitern Gesprächen fortziehen darf." Müller war außer sich vor Entzücken. Der Zeitgeist erschien ihm gleichsam persönlich in dem Kaiser. Das war doch nicht der furchtbare Barbar, nicht der blutige Attila. Er ward „durch sein Genie und seine unbefangene Güte erobert".

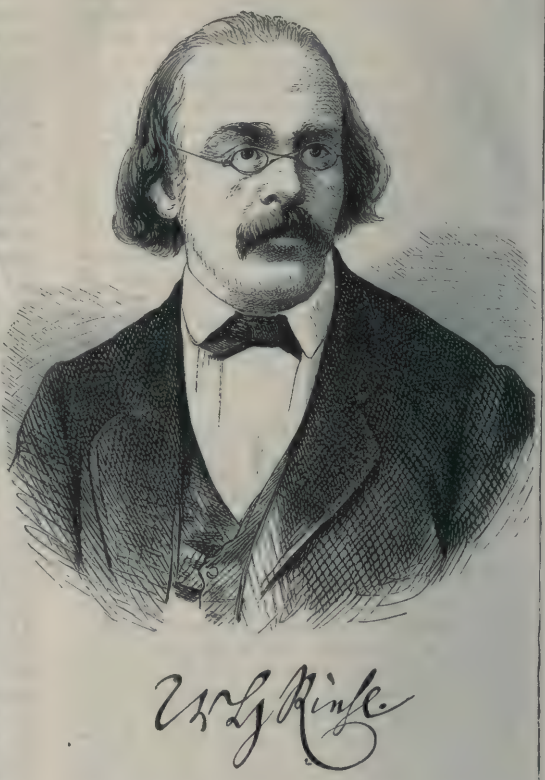
Man kann dem Universalhistoriker, dem Schweizer, dem Deutschen Johannes Müller nicht übel nehmen, daß er nicht wie ein geborner Preuße dachte, daß ihm die Erhaltung oder Wiedergeburt des Preußischen Staats nicht als das höchste und letzte Ziel seines Lebens galt, daß er den engen und kurzsichtigen, für einen Historiker unpassenden Haß gegen ein mächtiges Genie von sich warf und dem Manne huldigte, vor dessen Geist und Macht alle Fürsten Europas sich beugen mußten. Aber der Abfall Müllers von der Politik des historischen Rechts, deren größter Vertreter er auf dem Continente gewesen war und der Uebergang in das Lager des siegreichen feindlichen Imperators und zu der abstracten französischen Staatslehre, die er ein Leben lang bekämpft hatte, macht dennoch einen widerwärtigen und peinlichen Eindruck. Nicht allein die Schwäche seines Charakters, auch die Schwäche des Prinzips, das er repräsentierte, war nun schonungslos vor aller Welt aufgedeckt. Das Prinzip der historischen Politik, welche die Formen des urkundlichen Rechts retten und dennoch den neuen Geist in sich aufnehmen wollte, konnte nicht ausreichen und nicht aushalten, da, wo wirklich eine alte Weltordnung untergieng und eine neue nach Luft und Licht rang. Müller hatte zu fest auf die alte Historie gebaut und die philosophischen Ideen zu sehr verachtet. Nun zwang ihn das Schicksal, auf den Ruinen der geschichtlichen Staatszustände sich vor dem neuen Zeitgeiste zu demüthigen, der ihm mit übelwältigender Klarheit und Zuversicht als der Weltherrscher der Gegenwart persönlich vor Augen trat. Sein Muth war gebrochen und sein Geist gab sich dem Ueberwinder gefangen.

Der Eindruck von Müllers „Abfall" war groß in Deutschland. Gentz gab seinem Zorn darüber einen höchst beredten Ausdruck in einem Absagebrief, den er an Müller schickte: „Der ganze Zusammenhang Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnter Bemühung krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weisen Regenten emporblühen!" Nur Wenige, wie Goethe, billigten, Andere, wie Fichte, Stein, Alexander von Humboldt entschuldigten ihn und bewahrten ihm ihre Freundschaft. Aber die Menge schrie über Verrath und seine Feinde mehrten sich gewaltig.

Die Strafe, die Gentz ihm angewünscht hatte, ersparte ihm zwar das Schicksal. Aber es ließ ihn doch nicht ungestraft. Er sollte auch die kalte Härte der Napoleonischen

Herrschaft an sich selber erfahren und persönlich inne werden, wie wohlbegründet sein Kampf gegen die Universalmonarchie gewesen, und wie thöricht daher seine halb kindlich-naive halb leidenschaftliche Hingabe an den neuen Weltherrscher sei.

Genöthigt, die Festrede auf Friedrich den Großen in der Akademie zu halten, im Angesicht des Französischen Generalstabs, benahm er sich mit Würde und Geschick, auch mit Patriotismus. Er verlangte von dem Genie Napoleons Achtung vor dem Genie Friedrichs, und stellte den Franzosen die Preußen als eine ebenbürtige, von dem Geiste berührte Nation an die Seite. Dennoch konnte es ihm nicht länger in Berlin gefallen. Eben wollte er nach Tübingen reisen, um endlich eine rein wissenschaftliche Stellung an der Universität zu übernehmen, als er nach Fontainebleau zu Napoleon entboten und bestimmt wurde, die Stelle eines Ministerstaatssecretärs in dem neuen Napoleonischen Königreich Westphalen anzunehmen (1807). In Wien und in Berlin hatte er doch voraus Deutsche Politik getrieben. Für die Deutsche Nation schlug sein Herz und Deutschen Geistes war er voll. Oesterreich und Preußen waren ihm nur in so fern wichtig, als sie die Deutsche Sache stützten. In derselben Weise vertrat er auch in Kassel voraus die Interessen der Deutschen Wissenschaft. Aber die liederliche und despotische Präfectenwirthschaft des Königs Jerôme war damit gar nicht einverstanden. Seine Anstrengungen zogen ihm vielen Verdruß zu und hatten geringen Erfolg. Der König wollte keine Gelehrten, sondern „Ignoranten und Soldaten". Diese rohe Aeußerung des Königs brach ihm das Herz. Entrüstet forderte und erhielt er seine Entlassung. Wenige Tage nachher starb er, am 29. Mai 1809, ein Opfer der Deutschen Geisteswürde und Wissenschaftlichkeit, hingeschlachtet von brutalem Soldatendespotismus.



Wilhelm Heinrich Riehl.

Glücklicher als der „Fragmentist" — so wurde und wird Fallmerayer oft bezeichnet, — hatte Wilhelm Heinrich Riehl nicht bloß sich selbst, sondern auch den glücklichen Verhältnissen, unter denen er erwuchs, seine Entwickelung zu verdanken. Er wurde am 6. Mai 1823 zu Biberich geboren, wo sein Vater Schloßverwalter war. Dieser, ein kunstliebender Mann und vorzüglicher Musiker und Musikkenner, weckte früh die künstlerischen Neigungen des Knaben; häufige kleine Reisen in den schönen Rheingegenden erfüllten ihn mit Liebe zur Natur und schärften die ihm angeborene Beobachtungsgabe. Nachdem er sich auf den Schulen seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, besuchte er das Pädagogium in Wiesbaden und das Gymnasium in Weilburg, worauf er, um Theologie zu studieren, die Universität Marburg, später die in Göttingen und Gießen bezog. Nach wohlbestandenem Examen gieng er nach Bonn, wo die Vorträge Dahlmanns, Arndts und Kinkels seinen Gesichtskreis erweiterten und den Entschluß weckten, sich ausschließlich culturhistorischen Studien zu widmen, zu denen seine gründliche Beschäftigung mit der Musik und der Kirchengeschichte ihn vorzugsweise befähigten. Im Februar 1844 verließ er Bonn, und wendete sich nach Gießen, wo er sich durch literarische Arbeiten die nöthigsten Mittel erwarb; allein ein ernstes Studium ließ sich mit anderweitigen Beschäftigungen nicht verbinden, und so nahm er im Herbst 1845 den Antrag an, sich an der Redaktion der Frankfurter Oberpostamtszeitung zu betheiligen. Da er aber mit dem Hauptredakteur des Blattes in vielen Dingen nicht übereinstimmte, gab er seine Stellung auf und widmete sich musikalischen Arbeiten, in denen er Ausgezeichnetes leistete. Da diese ihm aber den nothwendigen Erwerb nicht einbrachten, zumal er sich mit der Sängerin Bertha von Knoll verehelicht hatte, gieng er 1847 nach Karlsruhe, um sich an der von Giehne redigierten „Karlsruher Zeitung" zu betheiligen. Giehne war von wohlthätigem Einfluß auf Riehls schriftstellerische Entwickelung, deßhalb konnte er sich erst nach wiederholter Aufforderung von Seiten der angesehensten Männer in Nassau entschließen (1848), in Wiesbaden eine „Nassauische Zeitung" zu gründen. Wie er vorausgesehen, hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, da er den Reaktionären zu liberal, den Liberalen zu conservativ erschien und erst nach längerer Zeit gelang es ihm, die gemäßigten Elemente aller Parteien zu vereinigen. Er betrachtete diese Periode seines Lebens als seine fruchtbarste politische und volkswirthschaftliche Lehrzeit; und in der That, die Gelegenheit, die er jetzt

hatte, die verschiedensten Volkszustände kennen zu lernen, führte ihn zu einer Menge von Einzelstudien, aus denen seine Hauptwerke hervorgiengen. Während er die „Nassauische Zeitung" redigierte, wurde ihm die Oberleitung des Hoftheaters in Wiesbaden übertragen, in welcher Stellung er sich allgemein anerkannte Verdienste um die Hebung der Kunst erwarb. Im J. 1854 folgte er einem Ruf als Professor der Culturgeschichte der Universität München; seit 1862 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst.

Riehl vereinigte seine drei ersten Werke „Die bürgerliche Gesellschaft" (Stuttg. 1851, 2. Aufl. 1854), „Land und Leute" (Eb. 1853, 3. Aufl. 1856) und „Die Familie" (Eb. 1855, 3. Aufl. 1856) zu einem Ganzen unter dem Titel „Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Social-Politik" (Eb. 1855—56). In dieser Gesammtausgabe erscheint die Schrift „Land und Leute" als erster, „Die bürgerliche Gesellschaft" als zweiter und „Die Familie" als dritter Band. Im ersten Band zeigt er, wie mit den Verschiedenheiten der Bodenbildung selbst innerhalb eines einzelnen Lands die größte Mannigfaltigkeit nicht nur der gesellschaftlichen Zustände, sondern selbst der Anschauung und Parteiung des Gesellschaftslebens gegeben ist; im zweiten schildert er das Verhältniß der großen natürlichen Volksgruppen zu einander, im dritten endlich stellt er in dem Gegensatz von Mann und Weib die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz auf. Er ist somit nicht bloß conservativ, sondern in der That reaktionär; ohne es ausdrücklich zu sagen, will er einfach ins Mittelalter zurückführen. Indem er die Standesinteressen vertritt, vergißt er darüber die rein menschlichen; indem er die sociale Ungleichheit aus der Verschiedenheit der Geschlechter, der Länderbildung, des Klimas, der Berufsarten, der Nationen und Stämme, der Sprachen und Dialekte beweist, erkennt er nicht, daß diese Verschiedenheit im Verlauf der Culturentwickelung immer mehr abnimmt und daß Dieß eine nothwendige Folge derselben ist. In der „Bürgerlichen Gesellschaft" hat er die verschiedenen Deutschen Stände (Bauern, Aristokraten, Bürger und Proletarier) glücklich gezeichnet, nur hat er ihnen Eigenschaften als ihnen eigenthümlich zugeschrieben, die auch bei andern Völkern zu finden sind, weil sie natürliches Resultat ihrer socialen Stellung oder Beschäftigung sind. Der Französische Bauer ist nicht weniger conservativ, und er hängt eben so sehr an der alten Sitte und dem alten Herkommen als der Deutsche. Aehnliches findet sich in der folgenden Schrift „Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild" (Stuttg. und Augsb. 1857), wenn er von der Sprache spricht, da viele Eigenthümlichkeiten, die er der Pfälzischen Sprache zuschreibt, den meisten ober- und selbst mitteldeutschen Dialekten zukommen. In dieser Schrift hat er die Ideen, welche er in den früheren entwickelt hat, auf den besonderen Volksstamm angewendet, und diesen in allen seinen Verhältnissen mit feiner Beobachtung und Liebe begleitet. Endlich erwähnen wir noch die „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" (Stuttg. 1859), eine Sammlung von culturhistorischen Aufsätzen aus dem siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in welchen er wenig beachtete Verhältnisse und Erscheinungen mit Talent und Geist behandelt hat.

Riehl ist ohne Zweifel eine höchst interessante Erscheinung. Alle seine Schriften zeugen von glücklicher Beobachtungsgabe, von geistvollem und tiefem Erfassen der Erscheinungen, die er immer lebendig ergreift, wenn seine Anschauungen auch nicht immer richtig sind. Er versenkt sich immer mit Liebe in seinen Gegenstand, und eben dadurch erringt er auch die Zuneigung seiner Leser, selbst wenn sie im Einzelnen nicht mit ihm übereinstimmen. Er weiß sie durch die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung zu fesseln. „Wie ich durch mein lustiges Wanderleben erst ins Bücherschreiben hineingewandert bin", sagt er im Vorwort zur zweiten Auflage von „Land und Leute", „so sollen auch meine Bücher allerwege lustig zu lesen sein." Und sie sind es in der That, aber nicht bloß durch den sie belebenden Humor, durch die witzigen Einfälle oder geistreichen Bemerkungen, sondern vorzüglich dadurch, daß sie eine immer frische und anregende Unterhaltung gewähren. Seine Schriften bieten kein in sich abgerundetes Ganzes, sie bestehen vielmehr aus einzelnen an einander gereihten Genrebildern, und auch in diesen ist kein strenger Zusammenhang. Man kann nicht sagen, daß er nicht logisch denke, aber eben so wenig, daß er die Gedanken streng logisch entwickele. Er ist eben ein heiterer Fußwanderer, der nicht den geraden Heerweg geht, sondern bald rechts, bald links sich wendet, wenn ihn irgend ein interessanter Punkt lockt. Dieß hat wohl zunächst seinen Grund in seiner lebhaften Phantasie und seinem treuen Gedächtniß, die ihm jeden Augenblick neuen Stoff aus seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner reichen Belesenheit zuführen. Wenn ihn irgend ein Gedanke lebhaft ergreift, so strömen ihm zahllose Bibelsprüche, Sentenzen, Sprichwörter, Aussprüche bedeutender Schriftsteller aus allen Zeiten und Völkern, Sittenzüge, Sagen und Anekdoten u. s. w. zu, die mit denselben in irgend einer Beziehung stehen. Oft werden aber auch seine Gedanken durch solche Erinnerungen geweckt, und manche Abschnitte erscheinen als Commentare und Glossen zu Bemerkungen irgend eines großen Schriftstellers. So ist der Aufsatz „Das landschaftliche Auge" in den „Culturstudien", aus welchen wir den Eingang mittheilen, die Erweiterung einer Stelle in Goethes „Italienischer Reise" und ist wahrscheinlich auch durch sie hervorgerufen worden. Aber freilich zeugt diese Entwickelung von selbstständiger und geistvoller Erfassung des Goetheschen Gedankens, so wie von gründlicher historischer und technischer Kunstbildung.

Aus den „Culturstudien".

Das landschaftliche Auge.

In topographischen Büchern aus der Zopfzeit kann man lesen, daß Städte wie etwa Berlin, Leipzig, Augsburg, Darmstadt, Mannheim in einer „gar feinen und lustigen

Gegend" liegen, wo hingegen die malerisch reichsten Partien des Schwarzwaldes, des Harzes, des Thüringer Waldes als „gar betrübte", öde und einförmige oder mindestens „nicht sonderlich angenehme" Landschaften geschildert sind. Das ist keineswegs bloß die Privatmeinung der einzelnen Topographen: es war die Ansicht des Zeitalters. Denn jedes Jahrhundert hat nicht nur seine eigene Weltanschauung, sondern auch seine eigene Landschaftsanschauung.

Zahllose Lustschlösser baute man vor hundert Jahren in kahle, langweilige Ebenen und glaubte ihnen dadurch die möglich schönste Lage gegeben zu haben, während die alten Herrensitze in den reizendsten Gebirgsgegenden, als zu wenig „plästirlich" gelegen, verwitterten und verfielen. Nicht nur prachtvolle Sommerresidenzen und Prunkgärten legten damals die Bayrischen Kurfürsten in die öden Wald- und Moorflächen von Nymphenburg und Schleißheim: Max Emanuel ließ sogar mitten in Einem dieser Gärten, der die natürliche Wüste schon rings um seine Mauern hat, noch einmal eigens eine künstliche Wüste herstellen. Karl Theodor von der Pfalz baute zwei Stunden seitwärts von den herrlichen Heidelberger Gründen seinen Schwetzinger Garten mitten in das einförmigste Flachland hinein. Wenn nur eine Gegend recht eben und baumlos war, dann getraute man sich schon die ergötzendste Landschaft aus ihr hervor zu zaubern.

Noch vor fünfzig Jahren hielt man den zwar keineswegs reizlosen, doch in seiner Fläche immerhin eintönigen oberen Rheingau für den wahren Paradiesgarten landschaftlicher Schönheit und schätzte die weitere Strecke des Rheinlaufes von Rüdesheim bis Coblenz mit ihrer reichen Pracht von Schluchten, Felsen, Burgen und Wäldern mehr nur um des Gegenspiels willen. Im oberen Rheingau reihte man damals Villen an Villen, die jetzt großentheils verlassen stehen, während man an der früher vernachlässigten, von den Bergen eingeengten Strecke jetzt wiederum auf jede Felsspitze ein neues Lustschloß zu kleben oder wenigstens die dort hängenden Ruinen wieder wohnlich zu machen beginnt. Unsere Väter, die in dem obern Rheingau den schönsten Winkel Deutschlands erblickten, schmückten ihre Zimmer mit den damals so beliebten Kupferstichen nach Claude Lorrains verwandten, weithin offenen, breiten, in Friede und Anmuth gesättigten Landschaften. Wir sind von diesem klassischen Landschaftenideal wieder zum romantischen zurückgekommen und die Dome des Hochgebirgs verdrängten die Laubtempel von Claudes Götterhainen mit dem endlosen sonneglänzenden Meeresbintergrund.

Im siebzehnten Jahrhundert galten noch die in engen, steilen Berggründen gelegenen Badeorte, deren viele jetzt ganz eingegangen sind, mehrentheils für die besuchtesten und schönsten; im achtzehnten Jahrhundert gab man den gegen die Ebene hin gelegenen den Vorzug; jetzt werden gerade die Badeorte im steilsten Gebirg, wie im Schwarzwald, in den böhmischen Bergen, in den Alpen wegen ihrer Lage aufgesucht. Der Hessen-Casselsche Leibmedicus Welker sagt in seiner 1791 erschienenen Beschreibung des Schlangenbades, dasselbe liege zwar in einer öden, wüsten und unfreundlichen Gegend, in welcher Nichts als „Laub und Gras" wachse, allein durch die kunstreiche geradlinige und kreisförmige Anpflanzung mit der Scheere zugeschnittener Bäume habe man dem Ort wenigstens etwas malerische Raison beigebracht. Heutzutage hält man umgekehrt Schlangenbad für Eines der schönstgelegenen Bäder Deutschlands; das „Oede" und das „Wüste" nennen wir jetzt das Romantische und Malerische, und der Umstand, daß an diesem Orte Nichts als „Gras und Laub" wächst, daß nämlich der duftige Wiesengrund vor der Thüre anhebt und das grüne Gezweig des Waldes überall zu den Fenstern hereinlugt, lockt jetzt vielleicht eben so viele Gäste dahin als die Kraft der Heilquelle.

Die mittelaltrigen Maler glaubten ihren Geschichtsstücken und Brustbildern keine schönern Hintergründe geben zu können, als indem sie möglichst abenteuerliche, zackige Berg- und Felsformen einschoben, obgleich sich das neben einem milden, still verklärten Madonnenantlitz oder auch bei dem Conterfei irgend eines prosaisch ehrwürdigen reichstädtischen Spießbürgerkopfes oft seltsam genug ausnimmt. Damals hielt man also die wildzerrissene, kahle Gebirgsnatur für ein Urbild landschaftlicher Schönheit, während man einige Jahrhunderte später solche Formen viel zu ungehobelt und regellos fand, um sie überhaupt nur schön finden zu können. Selbst alte niederländische Historienmaler, die vielleicht nie in ihrem Leben dergleichen zerklüftete Felsblöcke gesehen, nahmen sie gern in ihre Hintergründe auf. Die schroffen Bergspitzen auf manchen Bildern Hemmlings und Van Eyks sind auch nicht in der Gegend von Brügge gewachsen. Dieser Typus landschaftlicher Schönheit wurde also herkömmlich sogar da, wo er nicht einmal vaterländisch war. Auf einem niederdeutschen Bilde, welches die Legende von den eilftausend Jungfrauen darstellt, ist die Stadt Köln als mit zackigen Felsgruppen umgeben, im Hintergrunde zu sehen. Das naturtreue Porträt der flachen Gegend hatte also dem Schönheitssinn des Malers nicht genügt, der doch wohl wußte, daß Köln nicht am Fuße der Alpen liegt. Dagegen würde ein Historienmaler der Zopfzeit, wenn er die wirklichen Alpen im Hintergrunde eines Geschichtsbildes zu malen gehabt hätte, dieselben möglichst abgerundet, geebnet und geglättet haben.

Ist es bloßer Zufall, daß in der ganzen großen Epoche der Landschaftsmalerei von Ruysdael bis gegen die neuere Zeit das Hochgebirg so gar selten zu bedeutsamen landschaftlichen Compositionen ausgebeutet wurde? Auch das landschaftliche Auge hatte sich damals von den Anschauungen des Mittelalters abgewandt und sättigte sich in den milbern Formen der Mittelgebirge und des Flachlandes. Selbst wo ein Everdingen die Felsschluchten und Wasserfälle Norwegens uns vorführt, mäßigt er die abenteuerlichen Formen und sucht die nordische Alpenwelt dem Deutschen Mittelgebirgscharakter möglichst zu nähern. Joseph Koch, der Sohn des Tyroler Hochgebirgs, konnte trotzdem mit der Darstellung der Alpenwelt nicht halb so gut fertig werden, wie mit den klassisch maßvollen, dem landschaftlichen Auge der Zeit weit näher liegenden Gegenden Italiens, und Ludwig Heß würde von dem Studium Claude Lorrains und Poussins schwerlich den Weg zu seiner eigenthümlichen Auffassung der Schweizerischen Gebirge gefunden haben, wenn er nicht, um Schlachtvieh für des Vaters Fleischbank einzuhandeln, zu den Sennen hätte steigen müssen, wobei er in seinem Rechnungsbuche auf der einen Seite die eingekauften Ochsen verrechnete und auf der andern dieselben skizzierte zusammt den Matten und Bergen und Gletschern. Zu derselben Zeit, wo die romantische Schule bei den Historienmalern in München sich Bahn zu brechen begann, war es auch, wo Joh. Jak. Dorner den „heroischen" Styl der Landschaft, wie man es damals nannte, verließ und zum „romantischen" übergieng. Das heißt, Dorner und seine Genossen, die bis dahin die Formen Claude Lorrains als bestes Vorbild nachgeahmt hatten, giengen jetzt ins bayrische Hochgebirg, entdeckten diese wilde, großartige Natur erst wieder für das landschaftliche Auge ihrer Zeit und führten so allmählich zu einem neuen Canon landschaftlicher Schönheit, der sich dem mittelalterlichen in ähnlicher Weise wieder näherte, wie überall die moderne Romantik zum Mittelalter zurückgriff. Der Genfer Calame zeigt in seinen Alpenwildnissen so ganz und gar das landschaftliche Auge der Gegenwart, daß diese Bilder in keiner früheren Zeit gedacht werden können. In den grellen Gegensätzen mächtiger, oft harter Formen und extremer Töne ersteht hier eine Gattung

landschaftlicher Schönheit, die mit der plastischen Würde eines Poussinschen Gebirgsprospektes wie mit dem stillen Frieden eines Ruysdaelschen Waldesdickichts gleich wenig gemein hat. Wie ganz anders als bei Calame wurde dieselbe Schweizerische Natur von den zahlreichen Malern angeschaut, die zu Anfang dieses Jahrhunderts Alpenreduten malten. Sie suchten fast überall das Hochgebirge zum Mittelgebirg herabzudrücken und geben weit eher einen landschaftlichen Commentar zu Geßners Idyllen als zu der Riesennatur der Alpen, wie wir sie jetzt fassen. Die Natur ist aber die gleiche geblieben, auch das äußere Auge der Menschen; aber ihr inneres änderte sich.

Heinrich von Sybel.

H. v. Sybel

Unter den Schülern des berühmten Historikers Ranke nimmt Heinrich von Sybel sowohl durch seine Gründlichkeit als seine gewandte Darstellung eine hervorragende Stellung ein. Derselbe wurde am 2. Dez. 1817 zu Düsseldorf geboren, bezog nach Vollendung seiner Vorbereitungsstudien 1834 die Universität Berlin, wo er sich vorzugsweise geschichtlichen Studien widmete. Im J. 1841 habilitierte er sich an der Universität Bonn, wo er 1844 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Im Herbst 1845 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Marburg, welche ihn 1847 zum Abgeordneten in die Kurhessische Ständeversammlung wählte, in der er mit dem Centrum stimmte. Im J. 1850 wurde er als Kurhessischer Abgeordneter in das Erfurter Parlament geschickt, wo er ein hervorragendes Mitglied der Preußischen oder sogenannten kleindeutschen Partei war. Seine geschichtlichen Arbeiten erwarben ihm einen Ruf nach München (1856), wo er auch bald zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, und sich durch Gründung eines historischen Seminars, des ersten in Deutschland und als Sekretär der historischen Commission vielfache Verdienste erwarb. Bei seiner ausgesprochenen „kleindeutschen" Gesinnung scheint er sich in München nicht behaglich gefühlt zu haben und er nahm daher im J. 1861 einen Ruf nach Bonn an. Zum Mitglied des Hauses der Abgeordneten in Berlin gewählt (1862), stimmte er gegen die ungesetzliche Art der Reorganisation der Armee; als er nach Auflösung des Hauses 1863 wieder gewählt worden war, mußte er wegen eines langwierigen Augenübels sein Mandat niederlegen; dagegen ist er seit 1867 Mitglied des Norddeutschen Reichstages, in welchem er mit der sogenannten national-liberalen Partei stimmt.

Sybels erste historische Schrift „Geschichte des ersten Kreuzzugs" (Düsseld. 1841) zog schon die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten auf den Verfasser, der, wie auch in der folgenden Schrift „Entstehung des deutschen Königthums" (Ff. 1844) nicht bloß eine umfassende Kenntniß der Quellen, sondern auch einen seltenen Scharfsinn in der kritischen Behandlung derselben zeigte, wodurch er zu wichtigen Resultaten gelangte, die vielleicht nicht immer richtig sind, aber jedenfalls bei weiterer Forschung zur Wahrheit führen. Seine ganze Eigenthümlichkeit entfaltete er in der „Geschichte der Revolutionszeit. 1789 bis 1795" (Düsseld. 1853, 3. Aufl. 1866. III), die ohne Zweifel zu den hervorragendsten Erscheinungen der neueren Geschichtschreibung gehört. Er schildert darin die Ereignisse der Europäischen Geschichte von 1789—1795 unter drei Hauptgruppen, den Umsturz des Französischen Königthums durch die demokratische Revolution, der Vernichtung Polens durch die beiden letzten Theilungen, und der Auflösung des Deutschen Reiches durch den ersten Krieg gegen Frankreich, und diese Grundlegung, die natürlich nicht auch die Anordnung des Werkes ist, läßt schon erkennen, wie sicher und klar er die Verhältnisse anschaut. Diese hat er, so weit es möglich war, nach den aus den verschiedenen Staatsarchiven benutzten Quellen erzählt, und es ist aus diesem Umstande schon ersichtlich, daß er auf die diplomatischen Verhandlungen vorzügliches Gewicht legt. Diese combiniert er mit solchem Scharfsinn und gewandter Dialektik, daß er Resultate erzielt, die den gewöhnlichen Annahmen mehr oder weniger widerstreiten. Man hat, wie wir wissen, Gervinus vorgeworfen, daß er den parlamentarischen Verhandlungen der kleineren Staaten Deutschlands in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts zu viel Aufmerksamkeit gewidmet

habe; Sybel ist in den entgegengesetzten Fehler verfallen, er hat die Verhandlungen der gesetzgebenden Gewalten in Frankreich viel zu wenig berücksichtigt, nicht zwar in Betreff der allgemeinen Verfassungsfragen oder der Parteikämpfe oder der äußern Verhältnisse, wohl aber in Betreff der besonderen Gesetzgebung, z. B. des öffentlichen Unterrichts, und doch sind diese Verhandlungen nicht bloß von Interesse an sich, sondern sie lassen zugleich einen tiefen Blick in das innerste Wesen der Parteien und in den Charakter der einzelnen Redner werfen. Uebrigens sind seine Schilderungen der verschiedenen Zustände und der hervorragenden Persönlichkeiten treffend und wahr, öfters vielleicht zu scharf oder auch zu mild, je nachdem seine Neigung oder Abneigung oder besser gesagt seine politischen Ansichten Einfluß auf seine Darstellung gewinnen. Wir wollen ihm damit keineswegs den Vorwurf der Parteilichkeit machen, denn es ist natürlich und liegt in der menschlichen Natur, daß Jeder die Verhältnisse von dem Standpunkt ansieht, den er einnimmt. Daß aber Sybel auf dem spezifisch Preußischen Standpunkt steht, den er freilich als einen deutsch-nationalen zu bezeichnen sucht, und daß sein Liberalismus ziemlich enge Grenzen hat, ist unverkennbar. Wenn er die Politik des Oesterreichischen Kaiserhauses nicht bloß verwirft, sondern verdammt, und Diejenigen tadelt, welche diese Politik zu rechtfertigen suchen, so hat er vollkommen Recht, denn es ist nicht zu läugnen, daß diese seit Jahrhunderten für Deutschland unheilvoll gewesen ist; aber die Preußische war es nicht weniger, weil sie wie jene dynastische, nicht aber nationale Interessen verfolgte. So oft er nicht sowohl einzelne Verhältnisse darstellt, sondern ein Gesammtbild derselben giebt, so z. B. gleich im Anfange des Werkes, wo er die Zustände Frankreichs vor dem Ausbruch der Revolution schildert, oder im Beginn des zweiten Bandes einen Rückblick auf die Entwicklung der Revolution von 1789 bis zur Erklärung der Republik wirft, ist er großartig und er reiht sich in diesen wie in andern ähnlichen Stellen den bedeutendsten Geschichtschreibern an, zumal seine Darstellung an solchen Stellen von der reinsten Schönheit ist.—In der Schrift „Die Deutsche Nation und das Kaiserreich“ (Düsseldorf 1861) hat Sybel vortrefflich und überzeugend dargethan, daß das Deutsche Kaiserthum schon von Anbeginn seine nationale Aufgabe nicht begriffen habe und daß es daher für Deutschland weit eher schädlich als nützlich gewesen sei, eine Ansicht, die wir schon im ersten Theile der Literaturgeschichte ausgesprochen haben. Er hat deshalb Anfechtungen erleiden müssen, wozu er freilich dadurch Veranlassung gab, daß seine Schrift als eine gegen Oesterreich gerichtete Parteischrift erscheinen konnte. „Die Erhebung Europas gegen Napoleon I.“ (Münch. 1860), worin er den bei allen seinen Fehlern großartigen Mann scharf charakterisiert und ein getreues, aber trauriges Bild der Deutschen Politik entwirft, so wie „Prinz Eugen von Savoyen“ (Eb. 1861), dessen hohe Bedeutsamkeit als Staatsmann und Feldherr er zur lebendigsten Anschauung bringt, sind in den „Kleinen historischen Schriften“ (Eb. 1863. II, 2. Aufl. 1869) wiederholt, welche außerdem eine Reihe vortrefflicher Aufsätze und Abhandlungen enthalten, z. B. „Ueber den Stand der neueren Deutschen Geschichtschreibung“, in welcher er jedoch den trefflichen Schlosser nicht hinlänglich würdigt. Noch hat sich Sybel ein wesentliches Verdienst durch die Gründung der „Historischen Zeitschrift“ (Münch. 1862 ff.) erworben, die von ihm mit Geschick und Takt redigiert wird.

Aus „Geschichte der Revolutionszeit“.

Lazarus Carnot.

Seit dem Sturze der Hebertisten lag der Einheitspunkt aller Operationen nicht mehr in dem Kriegsministerium, welches man in drei untergeordnete Verwaltungsämter aufgelöst hatte, sondern ausschließlich in der Hand des Wohlfahrtsausschusses und dort insbesondere in den Beschlüssen des einzigen sachverständigen Mitgliedes, Lazarus Carnot. Es war eine Fügung, wie sie nur in dieser außerordentlichen Zeit vorkommen konnte, daß ein Mann von Carnots Art zwei Mal während des Revolutionsgetümmels in eine über Europas Schicksal entscheidende Stellung eintrat, obgleich er weder mit den Fähigkeiten des Staatsmannes noch mit irgend einem Laster des Demagogen ausgestattet war. Carnot war 1753 zu Nolay, einem kleinen Städtchen der Bourgogne geboren, Sohn eines mit achtzehn Kindern gesegneten Advokaten, in schlichten Verhältnissen und sorgfältiger Erziehung herangewachsen. Seinen militärischen Sinn verrieth er schon als zehnjähriger Knabe, indem er im Theater zu Dijon bei dem Anblicke eines kriegerischen Schauspiels zu großer Erheiterung des Publikums die Aufführung durch heftiges Rufen unterbrach, man solle die Soldaten und die Kanonen anders stellen, man gebe dem Feinde sonst Alles in die Hände. Diese Lebhaftigkeit des Ergreifens zeigte er dann auf allen Stufen des Unterrichts und entwickelte sie rasch zu Selbstständigkeit der Auffassung und Wärme des Urtheils. Sehr früh zeigte er den eisernen Fleiß, wie er überall aus dem ächten Bedürfniß geistiger Unabhängigkeit entspringt; er zog Verweise und Strafen auf sich, weil er gegen die Schulordnung auch in der Spielstunde unablässig thätig war. Jeder Eindruck rief in ihm ein leidenschaftliches Arbeiten hervor; er vermochte nicht zu ruhen, bis er ein klares, seinem innern Standpunkte gemäßes Ergebniß gewonnen hatte. So brachte er z. B. aus dem elterlichen Hause eine fromme und naive Religiosität nach Paris in die militärische Vorbereitungsschule mit, und sah sich bald wegen seines kirchlichen Sinnes den Spöttereien seiner jungen Genossen ausgesetzt. Eine Weile trug er es unberührt in seinem Innern, einmal aber in seinem Gefühle gestört, beschloß er eine gründliche Prüfung und studierte nun einige Jahre lang neben Mathematik und Kriegswissenschaften mit fachmäßigem Eifer Theologie, bis er sich mit jedem Zweifel auseinandergesetzt und dann freilich von seinem kindlichen Glauben nicht viel mehr erhalten hatte. Bei dieser Arbeitskraft und Gründlichkeit entwickelte sich bald bei ihm ein Eigensinn des Geistes, welcher in mannigfaltiger Folge strahlendes Licht und tiefen Schatten auf seinen Charakter warf. Er war nicht abzuschrecken durch die Schwierigkeiten einer großen Aufgabe, aber auch unfähig, einem einmal in das Auge gefaßten Hirngespinste den Rücken zu kehren. Jahre lang wandte er Zeit und Kraft vergebens auf das Problem, den Luftballon willkürlich zu lenken und fühlte sich durch das Mißlingen kaum entschädigt, wenn er mit dreiundzwanzig Jahren zum Ingenieurhauptmann, zum geachteten Schriftsteller, zum Entdecker eines großen mechanischen Gesetzes

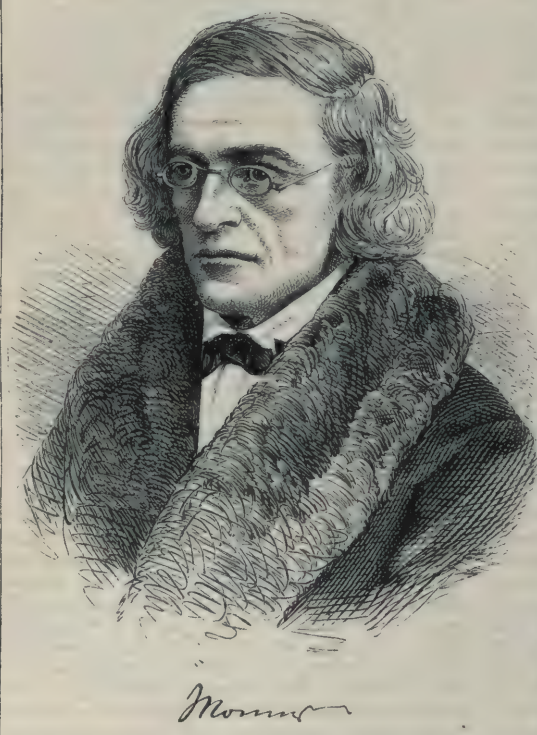
gestiegen war. Sonst hatte er keine Leidenschaft als die des Erkennens; es gab für ihn keine äußerliche Verlockung; Mäßigkeit und Uneigennützigkeit verstanden sich seiner nur nach Wissen durstenden Natur von selbst. Nicht minder sicher stand bei ihm, für den es keinen Reiz als die Wahrheit des Gedankens gab, die Festigkeit, jede Ueberzeugung zu wahren und zu bekennen, während alle andern Güter der Welt ihn gleichgültig ließen, fiel ihm an dieser Stelle Pflicht und Genuß, Ehrgeiz und Selbstachtung ohne Weiteres zusammen. So lebte und webte er, ohne irgend eine Rücksicht auf seine äußeren Verhältnisse, in Studium und Wissenschaft. Er hatte Nichts dagegen, wenn seine lebenslustigen Kameraden ihn das Original, den Philosophen nannten; er ließ es über sich ergehen, daß seine Vorgesetzten die Selbstständigkeit seiner Kritik einmal durch längere Haft in der Bastille ahndeten. Aber wo seinen Ansichten und Grundsätzen ein Widerspruch in den Weg trat, da rührte sich seine schwere, heiße Natur in ihren Tiefen. Seinem Geiste fehlte jede Art von Biegsamkeit; er vermochte auch nicht auf Augenblicke einen fremden Standpunkt zu verstehen und jeder Gegner schien ihm also mit bösem Willen an der unläugbaren Wahrheit selbst zu freveln.

Um Politik hatte er sich bis dahin nur Ein Mal und beiläufig bekümmert, als er in einer Lobrede auf Marschall Vauban dessen System eines der Armuth günstigen Steuerwesens feierte und dabei nachdrücklich die Barbarei der bestehenden Mißbräuche verurtheilte. Seine durchaus nach Innen gekehrte Natur hatte wenig Interesse für die verwickelten Aufgaben des praktischen Staatslebens; dieß berührte ihn nur, wo es zugleich ein allgemein menschliches Gefühl in ihm anregte. So gewann ihn, dessen ganzes Wesen ein einziger Drang nach Unabhängigkeit war, die Revolution sogleich und vollständig für die große Sache der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. 1791 kam er als Abgeordneter von Calais in die Gesetzgebende Versammlung, schloß sich nach jener allgemeinen Stimmung der Linken an, und hielt nun mit der ganzen Consequenz des Mathematikers oder wenn man lieber will, mit der vollen Ungelenkigkeit des Gelehrten, an dem einmal ergriffenen Standpunkte fest. Es war in der That wieder die Macht der Theorie, die ihn ausschließlich bestimmte. Er beharrte auf den für wahr erkannten Principien, ohne einen Blick auf die täglich furchtbarern Folgen, ohne einen Gedanken an thatsächliche Bedingungen oder Störungen des Gelingens, ohne eine Ahnung, daß die Politik nicht bloß mit Lehrsätzen, sondern mit Kräften und mit Leidenschaften abzurechnen hat. Gerade die sittliche Festigkeit seines Wesens machte auch seine doctrinäre Zähigkeit ganz unerschütterlich. Er, der selbst kein Opfer achtete und keinen Kummer kannte, wo es auf eine Ueberzeugung ankam, er hätte mit ehrlichem Herzen in Robespierres Wort einstimmen können: Möge das Land zu Grunde gehn, aber die Principien bleiben. So stimmte er, der geschulte Offizier, für die Rüstung des Pöbels mit Piken, für die Entbindung der Soldaten vom blinden Gehorsam, für die Schleifung aller Citadellen in den Festungen, damit sie nicht zu Zwingburgen der Städte würden. So gab er, sonst der gerechteste und gewissenhafteste Mensch, sein Votum für die Hinrichtung des Königs, trat in Robespierres Wohlfahrtsausschuß und schloß sich hier in besonderem Verständniß an Collod und Billaud, an die Fraction der Hebertisten. Denn so wenig er sonst deren innere Gemeinheit theilte, so fand er bei ihnen lebhaftern Eifer für Krieg und Kriegswesen als bei irgend einer andern Partei, und mochte ihre rohe Brutalität als rückhaltlose Hingebung an die Principien entschuldigen. Immer unterschied sich seine persönliche Haltung von der ihrigen trotz des Bündnisses. Ein einziges Mal war er im Club der Jakobiner und hörte eine Rede, daß es sonst keine ächten Patrioten gäbe als die Mitglieder des Clubs, und war sofort entschieden, den Fuß nicht mehr in die Gesellschaft zu setzen. Während rings um ihn her alle selbstsüchtigen Leidenschaften tobten, hatte er keinen Gedanken an sich selbst; er, der Generale ein- und absetzte, blieb nach wie vor Hauptmann, rückte erst nach zwei Jahren im Dienstalter zum Major auf und gab nach jeder Reise die unverbrauchten Diäten gewissenhaft der Staatskasse zurück, zum Aerger der Finanzbeamten, welche in ihren Einnahmeregistern dafür keine Rubrik hatten. So auf die Sache ohne alle persönliche Rücksicht gewandt, kam er allmälig dahin, im Interesse der Sache dem Fanatismus seiner Genossen hier und da zu widersprechen. Er wiederholte unaufhörlich, daß man den Krieg gegen die Vendee nie beendigen würde, wenn man ihn nicht menschlicher führte. Er unterfieng sich, die Generale der Heere und selbst die Offiziere seines Bureaus ohne Rücksicht auf Geburt und Partei allein nach Verdienst und Fähigkeit zu wählen. Er wagte es, hier und da Edelleute zu beschützen und sogar zurückgekehrte Auswanderer anzustellen. Es hieß Das dem glühendsten Hasse seiner Partei in das Gesicht schlagen; diese Gefahr aber war für seine Unbeugsamkeit nur ein Reiz mehr, das Rechte zu thun. Bei einer solchen Haltung konnte es ihm an Gegnern nicht fehlen. Da er im Großen stets zu Carlot und Bouchotte hielt, so war mit dem Anfang des Winters sein Bruch mit Robespierre und den Dantonisten entschieden. Als Bourdon einmal in den Ausschuß kam, um Bouchottes, Vincents, Paches Verhaftung zu fordern, fuhren Carnot und Carlot so heftig auf ihn ein, daß er selbst seine augenblickliche Verhaftung fürchtete, und mit verbissener Wuth das Feld räumte. Robespierre liebte nun Bourdon keineswegs, haßte aber die Hebertisten noch viel grimmiger und übertrug diese Abneignng in vollem Maße auf Carnot. „Wäre es mir nur möglich," rief er einmal, „ein Verständniß dieser verwünschten Kriegsgeschichten zu gewinnen, um den unerträglichen Menschen entbehren zu können." In der That gab es zwischen beiden Männern keine Möglichkeit der Ausgleichung. Robespierre fand die störrige Selbstständigkeit des Collegen unverzeihlich, und Carnot empörte sich bei jedem neuen Eingriffe des Andern mit gesteigerter Heftigkeit. „Du bist ein Dictator," rief er ihm eines Tages im versammelten Ausschusse unter dem ängstlichen Schweigen der andern Mitglieder zu, „Du bist ein Dictator, es ist Nichts als Willkür in Deinem Thun." „Wir bedürfen Deiner," erklärte ihm seinerseits Robespierre, „deshalb dulden wir Dich im Ausschusse; aber bedenke es wohl, bei dem ersten Mißgeschicke der Heere wird Dein Kopf fallen." Carnot hatte bei einer solchen Drohung kein anderes Gefühl als das einer bittern Verachtung. Er gieng, von todesdrohendem Hasse umgeben, unerschütterlich seinen Weg zur Bekämpfung des vereinten Europa. Vom ersten Augenblicke an zeigte er, was ein fester, seiner selbst sicherer Wille in menschlichen Dingen vermag. Obwohl er, wie wir bald im Einzelnen sehen werden, nicht eigentliches Feldherrntalent besaß, und in der Leitung der Operationen dieselbe doctrinäre Schwerfälligkeit wie in seiner politischen Haltung bewies, so war doch der Fortschritt unermeßlich, welchen sein Eintritt in dem Kriege der Revolution bezeichnete. Worauf es ankam, große Gesichtspunkte, kraftvolle Initiative, Bildung überwältigender Massen, war allerdings schon 1793 im Einzelnen und von Einzelnen, von Dumouriez, Custine, Hoche gelehrt worden. Aber damals hatte jede solche Regung nur den Argwohn der Demagogen hervorgerufen und den Urheber rettungslos in das Verderben geführt. Jetzt endlich hatte der Sinn des ächten Krieges auch in der höchsten Stelle der Regierung seinen durchgreifenden Vertreter, und sofort durchdrang ein neuer Geist der Planmäßigkeit und frischen Sicherheit die bis dahin schlaffen oder tumultuarischen Bewegungen. Um die Gesichtspunkte zu fassen, nach welchen er den zahllosen durcheinander treibenden Massen

die überwältigende Einheit gab, müssen wir aber vorher noch eine Reihe anderweitiger, bisher fast unbekannter Momente in Betracht ziehen.

Theodor Mommsen.

Theodor Mommsen, geb. am 30. Nov. 1817 zu Garding in Schleswig, wurde von seinem Vater, dem Pfarrer seiner Heimat, bis 1834 unterrichtet, worauf er bis 1838 seine Studien auf dem Gymnasium zu Altona fortsetzte. Hierauf bezog er die Universität Kiel, wo er sich bis 1843 mit gleich regem Eifer dem Studium der Philologie, der Rechte und



der Geschichte widmete. Nachdem er einige Zeit in Altona als Privatlehrer gewirkt und von 1844—47 Italien und Frankreich zu wissenschaftlichen Zwecken bereist hatte, übernahm er 1848 die Redaktion der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung", deren leitende Artikel meist von ihm geschrieben wurden. Noch in demselben Jahr wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechte nach Leipzig berufen, aber 1850 wegen seiner Theilnahme an den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 entsetzt, worauf er sich nach der Schweiz wandte, wo er 1852 zum ordentlichen Professor des Römischen Rechts an der Universität Zürich ernannt wurde. Doch wurde er schon nach zwei Jahren wieder nach Deutschland, und zwar in gleicher Eigenschaft nach Breslau, und 1858 nach Berlin berufen, wo er noch gegenwärtig wirkt.

Mommsen hat sich zunächst als Alterthumsforscher einen weit verbreiteten Ruf erworben, doch haben wir hier in diese Seite seiner Thätigkeit nicht einzugehen, sondern nur seine geschichtlichen Arbeiten zu berücksichtigen. Unter diesen nimmt die „Römische Geschichte" (Berl. 1854—56. III, 4. Aufl. 1865—66) die erste Stelle ein und ist überhaupt Eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Geschichtschreibung, deren Bedeutsamkeit schon dadurch bezeichnet wird, daß sie in das Französische, Englische und Italienische übersetzt wurde. Es ist an der „Römischen Geschichte" nicht bloß die große Gelehrsamkeit, nicht bloß der kritische Scharfsinn zu bewundern, sondern vor Allem die große Combinationsgabe, der, wir möchten sagen, divinatorische Geist, der beinah als poetische Schöpferkraft erscheint. Der eigenthümliche Charakter, der Mommsens „Römische Geschichte" von allen übrigen sehr wesentlich unterscheidet, ist wohl zunächst und hauptsächlich daraus zu erklären, daß er die historischen Erscheinungen vom Standpunkt eines gelehrten Juristen beurtheilt, was sich schon darin kund giebt, daß er der Darstellung der Verfassungsverhältnisse im Römischen Staat eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit zuwendet, daß er dieselben mit der größten Ausführlichkeit behandelt, und aus ihnen die Ereignisse erklärt, was ohne Zweifel der richtigste Standpunkt ist; denn aus den verfassungsmäßigen Verhältnissen eines Staats entwickeln sich die socialen und sittlichen Zustände und diese legen wiederum den Grund zu mehr oder weniger revolutionären Umgestaltungen, mögen dieselben demokratischer oder reaktionärer Natur sein. Deshalb legt Mommsen auch so viel Gewicht auf die Darstellung der Rechtsverhältnisse, der Volkswirthschaft, der Religion, der Kunst und Wissenschaft. Aber in jedem Juristen steckt auch mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, ein Advokat; und in so fern ein solcher die Sache, für die er eintritt, von allen Seiten beleuchtet, um deren Recht zu beweisen, hierbei auch nicht ansteht, solche Beweismittel anzubringen, die mehr glänzen und blenden als überzeugen, in so fern ein solcher Alles auf die Spitze treibt und so oft weiter geht, als es mit der einfachen Feststellung des Thatbestandes vereinbar ist, in so fern ist Mommsen ebenfalls ein Advokat. Dieß wird namentlich in den Charakteristiken der hervorragenden Personen sichtbar, z. B. Sullas, den er „in der völligen Abwesenheit des politischen Egoismus" mit Washington vergleicht, (obgleich er seine unumschränkte Gewalt aus ganz andern Gründen niederlegte), dessen Milde er nicht genug preisen kann, ob er gleich selbst sagt, daß während seiner Herrschaft „der dumpfe Schrecken auf dem Lande bleischwer lastete."

Bei alledem hat Mommsen in die Römische Geschichte, in der er von den Forschungen Niebuhrs ausgieng, vielfach neues Licht gebracht; er hat seines großen Vorgängers Anschauungen

weiter entwickelt, nach vielen Seiten hin ergänzt oder berichtigt; er übertrifft ihn aber ganz vorzüglich in der künstlerischen Behandlung des Stoffs, den er mit der größten Klarheit darlegt, so wie in der Gewandtheit und dem Reichthum der Sprache. Die große Wirkung, die seine Darstellung hervorbringt, beruht, abgesehen von dem Gehalt derselben, besonders darauf, daß er eine umfassende Kenntniß der Geschichte und der Literatur besitzt und diese so beherrscht, daß ihm in Verlauf seiner Darstellung historische Thatsachen aus allen Zeiten und Völkern zu Gebote stehen, welche er mit den erzählten Begebenheiten oder geschilderten Persönlichkeiten zusammenstellt, und diese dadurch schärfer charakterisiert, als die bloße Reflexion thun könnte. Eine zweite Eigenthümlichkeit besteht darin, daß er die alten politischen und militärischen Einrichtungen mit den jetzt gewöhnlichen Ausdrücken bezeichnet, von Offizieren und Bürgermeistern, von Reserven und Detachements, von Schwadronen und Reitermassen u. s. w. spricht, daß er Redensarten gebraucht wie in die Flanken fallen, den Feind paralysieren oder überrumpeln, Scharten auswetzen u. dgl. m. Dieß trägt nun allerdings zur Verdeutlichung der Verhältnisse bei, allein es macht doch einen merkwürdigen Eindruck, wenn antike Zustände in moderner Weise bezeichnet werden. Dazu kommt noch, daß unter diesen Ausdrücken gar viele geschmacklos oder trivial sind, und die Darstellung dadurch oft einen, wir möchten sagen burschikosen Charakter hat, was ihr freilich eine oft wunderbare Frische, Kraft und originelle Unmittelbarkeit verleiht, ein Vorzug, der jedoch auch ohne jene geschmacklosen und trivialen Ausdrücke hätte erreicht werden können.

Aus „Römische Geschichte".

Cäsars Charakter.

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Gaius Julius Cäsar stand im sechs und fünfzigsten Lebensjahr (geb. 12. Juli 100 v. Chr.), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eigenen Untergange sich bewegt hat. Dem Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms, ja auf die beiden Nationen gemeinsame Venus-Aphrodite zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitiert und declamiert, auf dem Faulbett Literatur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgespielt und sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, so wie in die noch weit geheimnißvollere Kunst immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und im Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der processionsartigen Langsamkeit, mit der Pompejus sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit neben einander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor Allem seiner Tochter Julia widmete er eine eheliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niedern Ranges, stand er in einem schönen Verhältniß gegenseitiger Treue, mit Jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals Einen der Seinen in Pompejus kleinmüthiger und gefühlloser Art fallen ließ und nicht bloß aus Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von Diesen manche, wie Aulus Hirtius und Gaius Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisierten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß die Ideologie und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft giebt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend gehabt, und Lieder, Liebe und Wein waren auch in sein Gemüth in lebendigem Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Literatur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexandern der homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie damals Jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessierten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärmter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Wie allen Denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen: noch in späteren Jahren begegneten ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stutzerhaftigkeit im äußeren Auftreten oder richtiger das erfreuliche Bewußtsein der eigenen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in spätern Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glatze und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einfluß über sich eingeräumt; selbst sein vielbesprochenes Verhältniß zu der Königin Kleopatra war nur angesponnen, um einen schwachen Punkt in seiner politischen Stellung zu maskiren. Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Grinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft zu

handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die „wunderbare Heiterkeit", die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbstständigkeit, die keinem Liebling und keiner Maitresse, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, daß Cäsar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckt. Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, daß in allen Dingen das Glück, das heißt der Zufall das gute Beste thun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgültigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wohl überwiegend verständige Menschen in das reine Hazardspiel sich flüchten, so war auch in Cäsars Nationalismus ein Punkt, wo er mit dem Mysticismus gewissermaßen sich berührte. — Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die politische, militärische, geistliche und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die harte Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dieß Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworner auf dunklen Wegen zu ihm hinschlich, wie da er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen Cäsars sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat Nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Composition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein anderer ungeirrt von Routine und Tradition immer diejenige Kriegsführung zu finden wußte, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird, und welche also in dem gegebenen Fall die rechte ist; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegführung, dessen Behandlung das militärische Genie von der gewöhnlichen Offiziertüchtigkeit unterscheidet, die rasche Bewegung der Massen mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und nicht in der Massenhaftigkeit der Streitkräfte, sondern in der Geschwindigkeit ihrer Bewegung, nicht in langem Vorbereiten, sondern im raschen, ja verwegenen Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln die Bürgschaft des Sieges fand. Allein alles Dieses ist bei Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber Jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist Eine der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, daß in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Thätigkeit war.

Heinrich Ludwig Beitzke.

Dr. Heinrich Leitzke.

Wenn die Geschichtschreiber, die bis jetzt erwähnt worden sind, auch nicht ausschließlich für Gelehrte geschrieben, sondern auch wohl das größere Publikum berücksichtigt haben, so sind sie doch nicht populär geworden und sie konnten es auch nicht werden, weil sie theils Stoffe wählten, die kein allgemeines Interesse erregten, theils bei Stoffen, die allgemeines Interesse wecken konnten, Kenntnisse voraussetzten, die bei der Masse der Gebildeten nicht vorausgesetzt werden konnten. Um so erfreulicher ist es, einem Geschichtschreiber zu begegnen, der populär im wahrsten, aber auch im schönsten Sinne des Wortes ist, weil er nicht bloß einen nationalen, sondern zugleich einen erfreulichen

Stoff bearbeitete und ihn mit patriotischer Wärme, mit jugendlicher Begeisterung darstellte.

Heinrich Ludwig Beitzke, geb. im Pommerschen Dorfe Muttrin am 15. Febr. 1798, verlor seinen Vater im 5. Jahre und hatte, da dieser kein Vermögen hinterließ, schon frühe mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen. Nachdem er nothdürftigen Unterricht zuerst von einem Schulmeister, der das Schneiderhandwerk in seinen Lehrstunden betrieb, dann bei dem Prediger des Dorfes erhalten hatte, nahm ihn ein alter Geistlicher in Kolberg in sein Haus (1811) und verschaffte ihm die Gelegenheit, die Realschule zu besuchen. Zwar war diese so beschaffen, daß auch der eifrigste und talentvollste Schüler nicht viel lernte; allein die damaligen Zeitverhältnisse waren eine Schule, die seinen Charakter bildeten und den Beruf bestimmten, dem er sich später widmete. Schon die Erzählungen vom Russischen Feldzug machten einen unauslöschlichen Eindruck auf das leicht erregbare Gemüth des Knaben, noch mehr die Begeisterung, welche die ganze Bevölkerung ergriffen hatte, als man sich zum Krieg gegen die Franzosen rüstete. Gern wäre er schon damals mit in den Kampf gezogen, doch war er noch zu jung und zudem auch noch zu schwach, um die Anstrengungen eines Feldzuges ertragen zu können. Als aber im J. 1815 der Krieg von Neuem ausbrach, ließ er sich nicht mehr halten, er trat unter die freiwilligen Jäger und als er in Belgien war, in das 1. Pommersche Regiment, mit welchem er der Belagerung und Einnahme der Festung Maubeuge und Philippeville beiwohnte. Sein Verhalten erwarb ihm die Zufriedenheit und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, und er wurde schon im September zum Portepéefähnrich im 4. Pommerschen Linienregiment befördert. Der Abschluß des Friedens war für ihn nicht günstig, denn er konnte nicht hoffen, Offizier zu werden, weil er die nöthigen Kenntnisse nicht hatte. Er ergriff daher mehrere sich ihm darbietende Gelegenheiten, sich weiter auszubilden, mit Eifer, und es gelang ihm bei unermüdlichem Fleiße sich die Kenntnisse zu erwerben, die von einem Offiziersaspiranten gefordert wurden. Nach rühmlich bestandenem Examen wurde er im April 1818 zum Secondelieutenant befördert. Aber bei seinem strebsamen Geist genügten ihm die bis dahin erworbenen Kenntnisse nicht, er trat daher in die Allgemeine Kriegsschule in Berlin ein, welche er drei Jahre lang unausgesetzt besuchte, die Wintermonate ausgenommen, die er bei seinem Regiment zubrachte. Auch jetzt war er mit dem Erworbenen noch nicht zufrieden, daher er auf sein Gesuch 1823 zur militär-topographischen Vermessung des Landes commandiert wurde, an welcher er drei Jahre lang während der Sommermonate Theil nahm, im Winter aber im Generalstab Beschäftigung erhielt. Im J. 1828 wurde er zum Lehrer der Geographie bei der 4. Divisionsschule in Stargardt ernannt. Nachdem er 13 Jahre lang den untersten Offiziersrang bekleidet hatte, wurde er endlich 1831 zum Premierlieutenant und nach weiteren 8 Jahren zum Hauptmann befördert, bis ihn fortwährende Kränklichkeit nöthigte, seinen Abschied zu nehmen, den er 1845 mit dem Titel Major erhielt. Die ihm gewordene Muße benutzte er zu historischen Arbeiten, durch die er solche Anerkennung fand, daß ihn die Universität Jena die Würde eines Doctors der Philosophie und der Großherzog von Weimar den Orden vom Weißen Falken ertheilte. Von noch größerem Werth war ihm die Anerkennung von Seiten seiner Mitbürger, die ihn im J. 1858 und wiederholt im J. 1862 in das Haus der Abgeordneten wählten, wo er stets seine Unabhängigkeit von allen Einflüssen zu wahren wußte und mit Entschiedenheit im Sinne des Fortschrittes wirkte. Er starb, von Allen, die ihn kannten, tief betrauert, am 10. Mai 1867.

Beitzke war schon während seiner militärischen Laufbahn mit dem Plan umgegangen, die Geschichte der großen Zeit zu schildern, für welche er stets die jugendliche Begeisterung bewahrte, die ihn damals selbst unter die Fahnen geführt hatte. Er hatte Anfangs die Absicht gehabt, jene große Zeit poetisch zu verherrlichen. Zwar gab er später diesen Plan auf und entschloß sich zu einer rein historischen Darstellung, die er unter dem Titel „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814" (Berl. 1855. III, 3. Aufl. 1863) herausgab; allein auch in dieser Form ist der poetische und epische Sinn unverkennbar; die gehobene Stimmung, welche das Werk durchzieht, verbindet sich mit der gründlichsten Behandlung des Gegenstandes, den er sich mit rastlosem Fleiß und vielfacher Aufopferung aus zahlreichen Quellen aneignete. Die Anordnung ist klar und übersichtlich, die Personen und Zustände sind mit sittlichem Ernst erfaßt, der Verfasser erscheint überall als ein Mann, der für alles Große und Schöne empfänglich, für den Fortschritt im politischen und geistigen Leben begeistert ist. Vorzügliche Anerkennung verdient die Unparteilichkeit, mit welcher er die Begebenheiten erzählt und die Personen schildert, sie mögen Freund oder Feind sein; denn ob er gleich zur Zeit der Kriege vom glühendsten Haß gegen Napoleon und die Franzosen erfüllt war, und die wärmste Begeisterung für die Großthaten des Deutschen Volkes aus jedem Worte seiner Darstellung spricht, so nimmt er doch keinen Anstand die Größe Napoleons als Feldherr und Staatsmann und die Tapferkeit der Französischen Heere anzuerkennen. Und gerade diese Unparteilichkeit läßt die Erhebung des Deutschen Volks, die Hingebung und Aufopferung aller Stände, der Frauen wie der Jugend, die begeisterte Tapferkeit der Heere in ihrer ganzen Großartigkeit schärfer hervortreten, als wenn er wie so manche andere Geschichtschreiber seinen Feind als nichtswürdig dargestellt hätte.

In welchem Geist er die Geschichte der Freiheitskriege erfaßt hat, giebt er selbst am Besten zu erkennen, wenn er in der Vorrede zu „Geschichte des Jahres 1815" (Berl. 1865. II) sagt: „Der Kampf von 1815 war mehr ein Kampf der alten Dynastien gegen den Eindringling. Es handelte sich von Seiten Napoleons nicht mehr um eine Wiedereroberung von Deutschland oder gar um Wiederaufrichtung einer Weltherrschaft, sondern nur darum, ob es ihm unter ganz neuen Verhältnissen mög-

lich sein würde, sich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten. Dieser Kampf war also nicht mehr um „die Freiheit Deutschlands". Wenn man freilich befürchten konnte, daß Napoleon bei günstiger Gelegenheit suchen würde, sich an Deutschland und zunächst an Preußen zu rächen, so hatte man doch keinen Grund an der Aufrichtigkeit seiner Versicherungen zu zweifeln, noch weniger aber, den Krieg wieder zu beginnen, der nunmehr nicht sowohl gegen Napoleon als gegen das Französische Volk geführt wurde, vor dessen Verachtung und Haß die unfähigen und reaktionären Bourbonen geflohen waren." Und so hat Beitzke mit der eben angeführten Behauptung vollständig Recht. Waren die Siege von 1813 und 1814 Triumphe der Unabhängigkeit und Freiheit, so waren dagegen die des Jahres 1815 Triumphe der Reaktion nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa, wie die Jahre von 1815 bis 1830 zur Genüge beweisen. Wie die Schilderung des Aufschwungs des Deutschen Volks (ein Abschnitt, den wir wegen des Raums nicht ganz mittheilen zu können bedauern) und der Begeisterung der Deutschen Krieger, namentlich der Freiwilligen, und ihrer standhaften Tapferkeit den Glanzpunkt der „Geschichte der Freiheitskriege" bildet, so ist es in der „Geschichte des Jahres 1815" die Erzählung von dem Zuge Napoleons aus Elba nach Paris, sowie die meisterhafte Schilderung der Schlachten bei Ligny und Waterloo. Wenn an beiden Werken Etwas zu tadeln ist, so ist es die Gesammtauffassung von Napoleons Charakter, den er in so fern verkennt, als er seinen Alles zertretenden Despotismus, seinen Haß gegen jede freie Entwickelung nicht gebührend hervortreten läßt. Noch bevor Beitzke die „Geschichte des J. 1855" veröffentlichte, schrieb er die „Geschichte des russischen Kriegs im Jahre 1812" (Berl. 1856), welche eine gelungene Einleitung zur „Geschichte der Freiheitskriege" giebt.

Wenn Beitzke auch für seine Darstellung die Archive nicht durchforscht, sondern sich mit den vorhandenen gedruckten Quellen begnügt, die er übrigens mit Einsicht und kritischem Blick benutzt hat, so hat er wohl manche Einzelheit übersehen oder nicht richtig dargestellt, dagegen ist er auch nicht von einzelnen Aktenstücken überwältigt worden, was manchem Geschichtschreiber begegnet ist; er hat vielmehr den freien, unbestochenen Blick über das Ganze bewahrt, und es kann das Gesammtbild als durchaus richtig und der Wahrheit getreu bezeichnet werden.

Aus der „Geschichte der Deutschen Freiheitskriege".

Hoher Aufschwung Preußens.

Alle Verordnungen waren ergangen, die einen Kampf auf Tod und Leben einleiteten. Der Würfel war gefallen: Preußen hatte am 16. März dem gewaltigen Französischen Imperator den Krieg erklärt. Es handelte sich nun um Sein und Nichtsein und nur die ausdauernde Kraft des Volkes konnte den Sieg verleihen. Da der Monarch zu seinem eigenen Bestehen diese Kraft vor Allem nöthig hatte, so hielt er es für erforderlich, vom Thron herab zu seinem Volke zu sprechen, das erste Mal, so lange Preußen bestand, daß ein König desselben sich unmittelbar an die Nation wandte. Es geschah Dies durch den bekannten Aufruf: „An mein Volk!" Breslau den 17. März, in den Berliner Zeitungen bekannt gemacht unterm 23. März. Der Aufruf durfte nicht die Form eines Befehls, Nichts von einem Curialstyl an sich tragen, an dessen Schwerfälligkeit alle Deutschen Erklärungen bisher gekrankt hatten. Vor allen Dingen durfte er keine Unwahrheiten enthalten, von denen bisher kaum ein einziges Aktenstück frei gewesen. Wahr, tief und warm mußte zu dem Volke gesprochen werden, und diese nothwendigen Anforderungen sind in dem Aufrufe beobachtet worden. „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast 7 Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden!" war eine inhaltschwere Mahnung, so wie „daß es keinen andern Ausweg gäbe, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang". Aber der Aufruf war auch darauf berechnet, den Kampf bis auf das Alleräußerste zu führen, und wie die Würfel des Schicksals fallen möchten, auf wie viel Schlachtfeldern man sich auch herumzutummeln haben werde, gemeinschaftlich bis zum Ende auszuharren. „Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer", sagt der Aufruf. Also Völker, die gegen ihre legitimen Herrscher aufgestanden waren, wurden als nachahmenswerthe Muster empfohlen, unbekümmert um die Entfesselung des Volksgeistes, nur trachtend, die äußerste Volkskraft auf den Kampfplatz zu führen. „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden", bekennt der König, „diese aber wögen die heiligen Güter nicht auf, für welche gestritten und der Sieg errungen werden müßte." Als Versprechen und Ergebniß wird freilich nichts anderes hinzugefügt, als „nach errungenem Siege ein sicherer und glorreicher Friede und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Auch an das Kriegsheer fand der König für nothwendig, zu derselben Zeit einen Aufruf zu richten. Er ist kernhaft, würdig und seinem Zwecke vollkommen angemessen. Am Schlusse sagt er, er, der König, bleibe stets beim Heer, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen des Hauses. Sie und das ganze Volk würden mit ihnen kämpfen und ihnen zur Seite ein zu Preußens und Deutschlands Hülfe gekommenes tapferes Volk (die Russen).

Auch die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms, ebenfalls vom 17. März, war durch einen passenden Aufruf eingeleitet, welcher die schönen Worte am Schluß enthielt: „Meine Sache ist die Sache Meines Volkes."

Gleichzeitig mit diesen Aufrufen erschien die Verordnung über die Stiftung des eisernen Kreuzes, datirt Breslau vom 10. März, eine überaus glückliche und zeitgemäße Institution, die im ganzen Volke den freudigsten Anklang fand, und die eiserne Zeit, die man durchmessen, höchst sinnreich bezeichnete.

Die Aufrufe des Königs, welche nun durch das ganze Land und weit über dessen Grenzen hinaus hallten, brachten im Verein mit allem Vorhergegangenen eine Wirkung hervor, die sich nicht genügend beschreiben läßt. Das nachfolgende Geschlecht wird immer davon nur eine schwache Vorstellung haben, man mußte diese Zeit selbst durchlebt haben. Alle Herzen wurden bis auf den Grund erschüttert. Auch die Frauen, sonst wenig bekümmert um öffentliche Angelegenheiten, theilten gleichmäßig das allgemeine Gefühl. Es war kein Mann, kein Weib, keine Familie im ganzen Lande, die nicht schwere Unbill von den Franzosen erlitten hatte. Ganz abgesehen von der politischen Schmach,

die tief gefühlt wurde, hatte fast Jeder persönliche Beleidigung zu rächen und bittere Verluste zu beklagen. Seit beinahe sieben Jahren waren tausend und abertausend Feinde im Lande, die auf Kosten desselben lebten und denen man noch eine unerschwingliche Kriegssteuer hatte zahlen müssen. Der Sieger ist niemals sanft, sein Uebermuth und Hohn hatte beleidigt, aus Kriegstrotz war von ihm so Mancher gemißhandelt, nicht Wenige, die Widerstand versucht, geschlagen, Viele waren beraubt worden. Noch tiefer war gefühlt worden, was die Frivolität des Feindes in den Familien verschuldet, die man außer Stande gewesen zu rächen. Beständige Einquartierung, nie aufhörende Lieferung aller Art, immerwährendes Liegen auf der Landstraße mit den Gespannen ꝛc. hatten Bürger und Landmann zur Verzweiflung gebracht. Daher in allen Herzen das Eine Gefühl, das schimpfliche Joch abzuwerfen und blutige Rache zu nehmen; daher der freudige Entschluß, mit Daransetzung des letzten Blutstropfens und des letzten Gutes bis zur Vernichtung zu kämpfen; daher der Aufstand des ganzen Volkes auf den Ruf des Königs.

Schon vor der Kriegserklärung an Frankreich eilte die kriegsfähige Jugend auf allen Landstraßen, Wegen und Stegen zu den bezeichneten Sammelorten, daß die Franzosen mit Bangigkeit erfüllt wurden. Von Berlin und der Mark aus erfolgte eine völlige Auswanderung nach Schlesien, wo der verehrte König sich befand und wo ein ansehnliches Heer zusammengezogen wurde. Im östlichen Theile eilte man zu den Truppen des Generals York, an der Weichsel zu denen von Bülow, in Pommern und der Neumark suchte man zu den Truppen von Borstell nach Colberg durchzukommen. Hier ah letzterem Orte erregte es einen besonderen Enthusiasmus, als am 25. Februar Abends der tapfere Vertheidiger von Colberg, Oberst Gneisenau, auf einem schwedischen Schiffe anlangte und nachdem er sich fast eine Woche aufgehalten hatte, zum Könige nach Breslau abreiste.

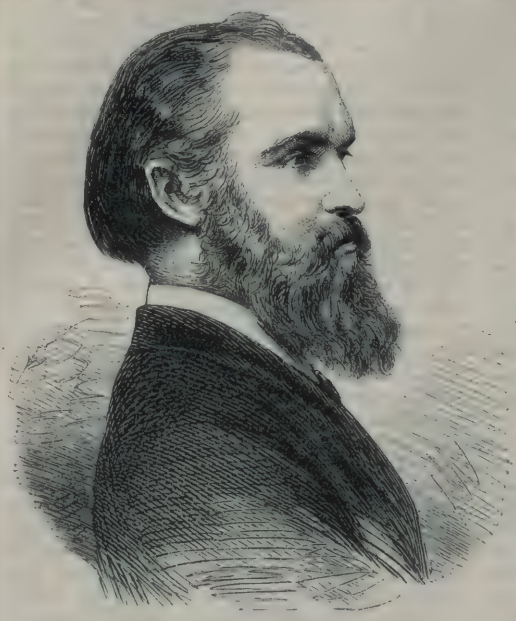
Als nun die letzte große Appellation des Königs an sein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte — die, von dem kleinen, niedergedrückten, ausgesogenen Preußen ausgehend, die Welt in Erstaunen setzte — da geschah es, wie der Dichter gesungen hat: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los.“ Die Universitäten lösten sich auf, weil Studierende und Professoren zusammen die Waffen ergriffen, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Regierungs-Collegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen, der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu greifen. Der Unterschied der Stände schien vergessen, denn in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgersohn der Städte, die Selbstsucht schwieg, es gab nur Ein Gefühl, Einen Willen. So wurde denn auch die Lenkung leicht. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter 16 Jahren, Männer über 50 Jahren stellten sich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf, ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampf zu wissen. Viele überschätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewiesen werden und trauerten, nicht mitstreiten zu können. Selbst die Stumpfsinnigsten und Furchtsamsten wurden hingerissen. Nicht minder zeigte sich das weibliche Geschlecht der großen Sache würdig. Von der Zeitströmung ergriffen, wurden Manche desselben selbst über ihre Sphäre hinausgeführt und kämpften in dem Freiheitskriege mit. Die Namen einer Prochaska, einer Charlotte Krüger, sind unter verschiedenen Beispielen die bekanntesten. Mehrere dienten auch selbst bei der Reiterei. Die sich zu solchem Aeußersten nicht entschließen mochten, wirkten, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte arbeitend, für die Sache des Vaterlandes. Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Alterthums, was Rom und Sparta an Vaterlandsliebe aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, welches Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieser Begeisterung wuchsen höher und höher und stiegen auf zu einer Riesenlohe, daß ganz Europa sich daran erwärmte. Nicht anders, als wenn von jedem Hügel Allarm geblasen, der Generalmarsch auf allen Straßen geschlagen würde, auf den Bergen die Feuerzeichen gebrannt hätten, raffte sich Jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von Neuem klang der laute Ruf durchs Land: Das Vaterland ist in Gefahr! Begeistert hatte Theodor Körner gesungen:

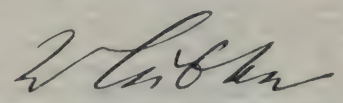
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter zaudert nicht! —

Alle Schichten des Volks haben gleichmäßig ihr Höchstes eingesetzt, es gebührt ihnen allen gleiche Ehre. Wir verweilen hier aber noch bei den freiwilligen Jägern, weil sie die hauptsächlichsten Träger des Nationalgefühls und der Begeisterung jener Zeit gewesen sind. In ihnen lebten die unsterblichen Gesänge, welche jene glorreiche Zeit hervorgebracht hat. Sie haben muthig mitgekämpft und dem Heere eine große Zahl tüchtiger Offiziere gegeben. Es kann angenommen werden, daß die Bildung aller freiwilligen Jägerabtheilungen Ende Mai beendigt gewesen — wie denn schon eine große Zahl derselben bei Lützen und bei Bautzen mitfocht — und daß das Heer durch sie um 7000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd vermehrt worden ist. Es war eine glänzende Schaar. Die Blüthe der Nation war in ihnen und was die Folgezeit an Intelligenz, Tüchtigkeit, an Koryphäen der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, war in ihren Reihen.

Wilhelm Lübke.

Wilhelm Lübke, geb. am 17. Januar 1826 zu Dortmund in Westphalen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und bezog hierauf die Universität Bonn und später die zu Berlin, wo er sich dem Studium der Philologie widmete, weil er die Absicht hatte, sich dem Lehrfach zu widmen. Schon war er im Begriff, eine Stelle an einem Berliner Gymnasium anzutreten, als er sich entschloß, sich ganz dem Studium der Kunst zu widmen, das er schon neben seinen philologischen Studien mit dem größten Eifer betrieben hatte. Von 1850 an veröffentlichte er eine Reihe von Schriften namentlich über Baukunst, welche die Aufmerksamkeit der großen Kunstkenner Schnaase, Kugler und Waagen erregten, und ihm 1857 die Berufung zum Professor der Baugeschichte an der Bauakademie zu Berlin erwarben. Wie er früher Nord- und Mitteldeutschland bereist hatte, um die bedeutendsten Bauwerke durch eigene Anschauung kennen zu lernen, so bereiste er zu gleichem Zwecke Italien in den Jahren 1858—1859 und Frankreich nebst Belgien im Jahr 1860, und auch England bereiste er zu wiederholten Malen. Im J. 1861 wurde er als Professor der Kunstgeschichte und Archäologie im Züricher Polytechnikum und 1866 als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum und an der Kunstschule





in Stuttgart berufen und zugleich zum Mitglied der Direktion letzter Anstalt ernannt.

Lübke ist Einer der bedeutendsten Kenner der Kunst und der Kunstgeschichte der Gegenwart und schon sein erster Versuch in diesem Gebiete „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des deutschen Mittelalters“ (Dortm. 1852, 3. Aufl. 1866) bewies, daß er in den Geist der kirchlichen Architektur eingedrungen sei, und daß er das geistreich Gedachte auch geschmackvoll darzustellen verstehe. Eine Ergänzung zu diesem Werke bildet „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen. Nach den vorhandenen Denkmälern dargestellt“. (Lpz. 1854). Daß die Baukunst seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahm, ergiebt sich schon aus den genannten Schriften, noch entschiedener aus der „Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (Lpz. 1855, 2. Aufl. Köln 1858), einem Werke, das um so verdienstlicher ist, als man im größeren Publikum, ja selbst in den gebildeteren Kreisen kein Verständniß der Baukunst trifft, „obgleich ihre Schöpfungen uns überall begleiten, unsern geistigen und materiellen Bedürfnissen entgegenkommend und unserem Leben als Rahmen und Hintergrund dienend.“ Dieß bewog den Verfasser, eine populäre Darstellung der Geschichte der Baukunst zu schreiben, in welcher er sich bestrebte, die Architektur im Zusammenhang mit der Gesammtentwicklung der Menschheit zu betrachten und nachzuweisen, wie sich in ihren Werken die geistigen Richtungen der Völker, der Jahrhunderte klar aussprechen. Daß hierbei Schnaases und Kuglers Meisterwerke benutzt wurden, ist um so eher zu billigen, als der Verfasser demungeachtet eine große Selbstständigkeit bewahrt hat. Die Darstellung ist bei aller Kürze von großer Klarheit, durch welche sich insbesondere die Schilderung und Charakteristik der hervorragenden Denkmäler auszeichnet, ein Vorzug, der auch im „Grundriß der Kunstgeschichte“ (Stuttg. 1860, 4. Aufl. 1868) anzuerkennen ist. Die kleine Schrift „Die Frauen in der Kunstgeschichte“ (Eb. 1862) läßt etwas Anderes erwarten, als der Titel besagt, denn er meint darunter nicht die Frauen, welche gemalt haben, sondern die, welche sich haben malen lassen. Wenn auch unter den Künstlerinnen manche tüchtige Talente zu finden seien, sagt er, so lasse sich doch nicht läugnen, daß man sie aus der Kunstgeschichte streichen könnte, ohne daß dadurch eine empfindliche Lücke in derselben entstände. Dagegen seien die Frauen, die sich hätten malen lassen, die Licht- und Glanzpunkte, ohne welche Alles ein graues Einerlei bliebe, ohne welche nie einem Künstler die Erscheinung der Schönheit aufgegangen wäre. Daher bespricht er die Darstellungen weiblicher Schönheiten und knüpft daran eine Geschichte des weiblichen Ideals.

Lübkes größtes Werk, die „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (Lpz. 1863) wäre schon deshalb verdienstlich, weil darin zum ersten Male eine Gesammtgeschichte dieser Kunst gegeben wird, wenn dieser erste Versuch auch nicht so glücklich ausgefallen wäre, als es der Fall ist. Das Werk beginnt mit einer geistvollen Einleitung über das Wesen und den Entwicklungsgang der Bildnerei, worin er zunächst die Plastik mit der Baukunst vergleicht, die verschiedenen Erscheinungen derselben als einzelne Statue, als Gruppe und als Relief charakterisiert und dann die Gegenstände behandelt, die sich zur plastischen Darstellung eignen. Er zeigt hierauf den Unterschied zwischen der antiken und der christlichen Plastik, sowie die Gründe dieses Unterschiedes, und die Verirrungen, in welche diese gefallen ist, weil sie ihre Grenzen verkannte. Und endlich zeigt er, wie in den neueren Zeiten die Plastik dadurch neues Leben gewann, daß sie sich der alten Gesetze erinnerte, die einstmals ihre Richtschnur waren. Das Werk selbst zerfällt in vier Bücher, in welchen er die orientalische, die klassische, die mittelalterliche und die neuere Bildnerei behandelt und den Entwickelungsgang dieser verschiedenen Kunstepochen anschaulich entwickelt. Die Charakteristik der einzelnen Kunstwerke beruht meist auf eigner Anschauung derselben und wir überzeugen uns bald, daß der Verfasser nicht bloß gelehrte Kenntniß, sondern auch „einen angebornen und durch ununterbrochene Uebung geschärften Blick für das eigentlich Künstlerische“ besitzt. Erfreulich und ein Ergebniß seiner fleißigen Forschung ist die Darstellung der nordischen, besonders der Deutschen Denkmäler vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, aus welcher man die Ueberzeugung gewinnt, daß diese eine weit bedeutendere Stufe im Gesammtschaffen einnehmen, als man ihnen bisher zugestanden hat.

Unter den kleineren Schriften Lübkes erwähnen wir die inhaltreichen Abhandlungen „Die alten Oefen in der Schweiz" (Zür. 2. Aufl. 1865) und „Die Glasgemälde im Kreuzgange des Klosters Wettingen" (Eb. 2. Aufl. 1863), in denen sich sein feiner Sinn für die verschiedensten Erscheinungen recht anschaulich offenbart.

Aus „Geschichte der Plastik".

Die Niobegruppe.

Die großartigste und umfangreichste statuarische Composition, welche die Attische Kunst in der Zeit von der Befreiung Athens bis auf Alexander den Großen hervorgebracht hat, ist die berühmte Gruppe der Niobe mit ihren Kindern. Ursprünglich vermuthlich im Giebelfeld eines Kleinasiatischen Apollotempels aufgestellt, ward sie später nach Rom in den Tempel des Apollo Sosianus gebracht. Schon das Alterthum war zweifelhaft, ob dieß Werk dem Skopas oder Praxiteles zuzuschreiben sei; um wie viel weniger vermögen wir darüber zu urtheilen, denen das Werk nur in spätern, zum Theil mittelmäßigen Copien erhalten ist. Obwohl wir des leidenschaftlichen Inhaltes wegen eher an Skopas denken möchten, dürfen wir doch nicht geradezu eine Vermuthung daraus machen. Das Thema der Composition, von welcher manche Nach- und Umbildungen in Sarkophagreliefs vorliegen, ist bekanntlich die Bestrafung der thebanischen Königin Niobe, die sich ihrer vierzehn Kinder gegen die nur mit zwei Kindern gesegnete Leto gerühmt hatte. Apollo und Artemis übernahmen es, die beleidigte Mutter zu rächen, indem sie mit ihren Todespfeilen die ganze Niobidenschaar vernichteten. Wir finden hier also denselben sittlichen Grundgedanken, der sich in den Dichtungen der Griechen so oft ausspricht: Bestrafung des menschlichen Uebermuthes, der sich, auf sein Glück oder seine Macht pochend, gegen die Götter auflehnt.

Die Gruppe wurde im Jahre 1583 zu Rom bei Porta S. Giovanni gefunden und kam später nach Florenz, wo sie jetzt in der Galerie der Uffizien aufbewahrt wird. Sie bestand aus der Mutter mit der jüngsten Tochter, drei andern Töchtern, dem Pädagogen mit dem jüngsten Sohne und fünf andern Söhnen. Dazu hat sich der siebente Sohn in einer andern Florentiner Statue nachweisen lassen, während die angebliche Niobetochter in Berlin schwerlich dazu gehörte. Im Ganzen haben wir die Mutter mit sechs Söhnen und drei Töchtern sammt dem Pädagogen als sicher anzunehmen. Vermuthlich ist damit aber die Gruppe noch nicht vollständig, da die Ueberlieferung von sieben Söhnen und eben so vielen Töchtern der Niobe spricht. — Was die herrliche Statue des sogenannten Ileoneus in der Glyptothek zu München betrifft, so ist sie allerdings an Adel und Schönheit, an zartester Empfindung in Darstellung eines schön bewegten jugendlichen Körpers, an höchster Vollendung in der Linienführung so hoch über allen andern Statuen dieser Gruppe erhaben, daß sie als Eines der vorzüglichsten Meisterwerke ächt griechischer Arbeit, nicht als Copie zu betrachten ist. Ob sie dagegen einer Niobidengruppe angehört hat, läßt sich mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen.

Betrachten wir nun das Vorhandene, so müssen wir uns jedenfalls die großartige Gestalt der Mutter als Mittelpunkt der Composition denken. Apollo und Artemis sind außerhalb der Gruppe anzunehmen. Unsichtbar aus der Höhe herab haben sie eben ihr rächendes Vertilgungswerk begonnen; dafür spricht jede Bewegung, dafür die Wendung der fliehenden Gestalten, die erschreckt nach oben blicken oder sich mit ihren Gewändern zu decken suchen. Einer der Söhne ist bereits entseelt hingestreckt: er wird die linke Giebelecke ausgefüllt haben. Ein anderer stützt sich zusammenbrechend auf einen Felsen und wendet den schon im Todeskampfe starrenden Blick nach Oben, von wo die Vernichtung ihn ereilt hat. Ein Bruder sucht zu spät die Schwester, die „still wie eine geknickte Blume" verwundet zu seinen Füßen niedergesunken ist, mit seinem Gewande zu schützen und in seinem Arme aufzufangen; ein anderer ist in die Knie gesunken und greift schmerzdurchzuckt mit der Hand nach der Wunde auf dem Rücken, während den Jüngsten der Erzieher zu decken versucht. Alle Uebrigen fliehen instinktartig zur Mutter hin, voll grausen Entsetzens, als könne sie, die so oft ihnen Schutz gewährt, sie vor dem rächenden Arm der Götter bewahren. So stürmen von beiden Seiten die Wogen dieser entsetzensvollen Flucht gegen die Mitte hin, wo sie an der erhabenen Gestalt der Niobe, dieser „Mater Dolorosa" der antiken Kunst, wie an einem Felsen sich brechen. Sie allein steht in all dem Leid unerschüttert, Mutter und Königin bis zum letzten Augenblick. Während sie ihr jüngstes Töchterlein, das die zarte Kindheit nicht vor dem rächenden Geschosse bewahrt hat, in ihrem Arme auffängt und sich wie schützend über den hinsinkenden Liebling beugt, wendet sie das stolze Haupt, ehe die Linke das schmerzerstarrte Antlitz mit dem Gewande bedecken kann, aufwärts und sucht mit einem Blick, in welchem Schmerz und Seelenadel sich mischen, die rächende Göttin. In diesem Blick des herrlichen Kopfes liegt weder Trotz noch Flehen und Mitleid; nur der schmerzdurchbebte und doch hoheitsvolle Ausdruck heroischer Ergebung in das unabänderliche Geschick, das die Götter verhängten, ist einer Niobe würdig. In dieser wunderbaren Gestalt liegt denn auch vor Allem der geistige Schwerpunkt der Composition, liegt die Versöhnung, welche in einer Scene voll Graus und Vernichtung das Gemüth zu tragischem Mitgefühl erschüttert. Und dieselbe Schönheit ist auch über die andern Theile der Composition, über alle Gestalten ausgegossen und verleiht ihnen einen Adel, in welchem sich selbst das Entsetzen einer so furchtbaren Katastrophe läutert und mildert.

III. Didaktische Prosa.

In den ersten zwei Dritteln des 18. Jahrhunderts bildeten die kritischen Bestrebungen den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland; seit dem Auftreten Kants wurde es von den verschiedenen philosophischen Systemen beherrscht, die nach einander auftauchten, eine Herrschaft, die in der Hegelschen Philosophie ihren Höhepunkt erreichte. Bald nach des großen Denkers Tode bildete sich aber ein Umschwung, der zunächst seinen Grund darin hatte, daß sich die Schule in zwei ganz entgegengesetzte Richtungen spaltete, die man als die rechte und linke Seite bezeichnete, und von denen die erste das conservative Element des Systems repräsentierte und weiter bildete, die zweite dagegen aus dem nämlichen System die entgegengesetztesten Folgerungen zog. Diese Erscheinung konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, und es entwickelte sich eine Gleichgültigkeit gegen die philosophischen Untersuchungen, die um so mehr zunahm, als die politischen Verhältnisse immer entschiedener zu praktischer Thätigkeit drängten. Zwar fehlte es nicht an Versuchen, die Liebe zur Philosophie wieder zu beleben, aber im Ganzen blieben sie ohne nachhaltigen

Erfolg, was zum Theil daraus zu erklären ist, daß viele unter den neuern Philosophen sich einer Darstellung bedienten, bei welcher man unwillkürlich an Holbergs Ausspruch in „Niklaus Klimms unterirdische Reise" erinnert wurde: „Wie glücklich sind unsere Philosophen, die das Unbegreifliche so klar machen dürfen, daß Nichts mehr dunkel bleibt als ihre Sprache!"*) Doch bestrebten sich Andere, die Welt ihrer Begriffe auf eine allgemeiner verständliche Weise darzustellen, ohne sich in schulmäßige Formeln zu verlieren; sie bewiesen durch ihren glücklichen Vorgang, daß es nicht unmöglich sei, wie Kuno Fischer in „Diotima" sagt, „philosophisch auf die Geister zu wirken, ohne sie zu schulen, und daß man sie von dem Höchsten unterhalten könne, ohne sie bloß damit zu vergnügen." Als einen glücklichen Umschwung dürfen wir ferner bezeichnen, daß viele der neuern Philosophen an Kant wieder anknüpfen, diesen ächtesten Deutschen Philosophen, der weder die Phantasie vorherrschen ließ, noch sich in starre Begriffe verfieng, sondern mit streng logischem Denken nach der Wahrheit forschte.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die geschichtliche Entwickelung der Philosophie zu verfolgen und die mannigfaltigen Erscheinungen zu charakterisieren; es genügt, um ein allgemeines Bild der philosophischen Forschungen zu geben, diejenigen Erscheinungen zu verzeichnen, welche vorzugsweise Bedeutung erlangt haben.

Immanuel Hermann Fichte, Sohn des berühmten Philosophen und Patrioten Johann Gottlieb Fichte, geb. zu Jena am 18. Juli 1797, † 1879 als Professor der Philosophie in Tübingen, suchte vorzüglich Religion und Philosophie zu versöhnen, so schon in „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer" (Elberf. 1834) und trat überhaupt dem immer mehr um sich greifenden Materialismus und dem damit verbundenen Atheismus entgegen, namentlich in der „Anthropologie" (Lpz. 1856. 2. Aufl. 1860), worin er sich auch als Gegner Hegels erwies. Sein bedeutendstes Werk „System der Ethik" (Lpz. 1850 bis 53. II) zerfällt in zwei Theile, einen kritischen, in welchem die verschiedenen Systeme der Moralphilosophie in Deutschland, Frankreich und England von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dargestellt, und in einen systematischen, worin die allgemeinen ethischen Begriffe, dann die Tugend- und Pflichtenlehre, so wie die Gesellschaftswissenschaft entwickelt werden. — Johann Karl Friedrich Rosenkranz, Einer der treuesten, geistvollsten und kenntnißreichsten Anhänger der Hegelschen Schule, suchte, als dieselbe sich in Rechte und Linke spaltete, zwischen beiden zu vermitteln und ein Centrum zu bilden, was ihm jedoch nicht gelang. Obgleich an der Methode Hegels festhaltend, ist seine Darstellung klarer und gewandter. Das System seines Lehrers suchte er in „Die Psychologie oder Wissenschaft vom subjectiven Geist" (Königsb. 1837. 3. Aufl. 1863) fortzubilden, auf welche er später „Meine Reform des Hegelschen Systems" (Eb. 1852) und die „Wissenschaft der logischen Ideen" (Eb. 1858—59. II) folgen ließ. Großen Beifall erwarb sich Ernst Freiherr von Feuchtersleben durch seine „Diätetik der Seele" (Wien 1838. 41. Aufl. 1877), in der die schulmäßige Darstellung vermieden, die aber nichts desto weniger tief gedacht ist. Er führt darin den Nachweis, daß die Gesundheit des Körpers durch Kräftigung der geistigen Thätigkeit und der Willenskraft erhalten, oder wiederhergestellt werden könne. Besonders gelungen sind die Abschnitte über Hypochondrie, über Natur und Wahrheit. Scharf klingt, aber vollständig richtig ist der Satz, daß es nur Eine Sittlichkeit gebe, nämlich die Wahrheit, und nur Ein Verderben, nämlich die Lüge. Seit Kant und Hufeland ist Nichts erschienen, das den Gegenstand mit so überzeugender Kraft darstellte. Nicht weniger vortrefflich ist sein „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde" (Wien 1845). Friedrich Adolf Trendelenburg, geb. 30. Nov. 1802 zu Eutin, seit 1833 Professor der Philosophie und seit 1846 Mitglied der Akademie d. W. in Berlin, gest. 1872, erwarb sich vorzüglich durch seine „Logischen Untersuchungen" (Berl. 1840) Anerkennung, in welchen er sowohl Kant als Hegel und Herbart bekämpfte. Auf R. H. Lotze kommen wir später zurück. Eine der hervorragendsten Erscheinungen der Zeit ist „Die Philosophie der Griechen" (Tüb. 1844—52. III, 3. Aufl. 1855—68) von Eduard Zeller (geb. am 22. Jan. 1814 zu Kleinbottwar im Württembergischen, 1846 Professor der Theologie in Bern, 1849 Professor der Philosophie in Marburg und als solcher seit 1862 in Heidelberg lebend. Kaspar Schmidt, geb. am 25. Oct. 1806 in Bayreuth und am 26. Juni 1856 zu Berlin in dürftigen Umständen gestorben, verherrlichte den Egoismus in der Schrift „Der Einzige und sein Eigenthum" (Lpz. 1845), die er unter dem Namen Max Stirner herausgab. Alles Uebrige, behauptet er, ist Unsinn und Gespenst. Auch er hatte sich an der Hegelschen Philosophie herangebildet, doch mag auch Schopenhauer Einfluß auf ihn geübt haben. Die vielseitig als zum Atheismus und Materialismus führende Philosophie Schopenhauers fand in Julius Frauenstädt einen begeisterten Vertheidiger; seine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" (Lpz. 1854) sind allgemein verständlich, wenn auch nicht durchgehends überzeugend. Rudolf Wagner, geb. am 20. Juni 1805 in Bayreuth, seit 1840 Professor in Göttingen, wo er am 13. Mai 1864 starb, suchte in der Schrift „Wissen und Glauben" (Gött. 1854) die Uebereinstimmung der biblischen Seelenlehre mit den Lehrsätzen der modernen Philosophie und den Naturwissenschaften nachzuweisen. Ernst Friedrich Apelt, geb. am 3. März 1812 zu Reichenau in der Oberlausitz, seit 1840 Professor in Jena, wo er am 27. Oct. 1859 starb, der namhafteste Vertreter der Friesischen Schule, suchte in der „Metaphysik" (Lpz. 1857) und in der nach seinem Tode von G. Frank herausgegebenen „Religionsphilosophie" (Eb.

*) In ähnlicher Weise drückt sich Jean Paul im „Hesperus" aus. „Wahrlich der Unsinn spielt Versteckens leichter in den geräumigen abgezogenen Tonnen der Philosophie — da die Werke wie die Sinesischen Schatten mit ihrem Umfange zugleich die Unsichtbarkeit und Leerheit ihres Inhalts vermehren — als in den engen grünen Hülsen der Dichter."

1860) die Systeme Kants und Jacobis zu verschmelzen. In „Hegel und seine Zeit. Vorlesungen über Entstehung und Entwickelung, Wesen und Werth der Hegelschen Philosophie" (Berl. 1857) von R. Haym wird Hegel als die Hauptstütze der Reaction dargestellt, wogegen ihn Rosenkranz in der „Apologie Hegels" (Eb. 1857) mit Lebhaftigkeit und Wärme vertheidigte.

Das Gebiet der Pädagogik wurde vielfach bearbeitet, und wenn auch keine so großartige Erscheinung hervortrat als Pestalozzi, so waren die Ergebnisse im Allgemeinen doch sehr beachtenswerth. Zwar wurden Pestalozzis Bestrebungen von den Finsterlingen vielfach angefeindet, ja selbst verläumdet; doch haben sich die besseren Schriftsteller mehr oder weniger an ihn angeschlossen, seine Ansichten mehr oder weniger glücklich fortgebildet. Es lassen sich zwei einander entgegengesetzte Richtungen unterscheiden, die man als Humanismus und Realismus bezeichnen kann, wovon die erste die Entwickelung der geistigen Kräfte für die Hauptaufgabe des Unterrichtes erklärt, und den Unterricht in den klassischen Sprachen für das geeignetste Mittel hält, diesen Zweck zu erreichen, während die Realisten der Ansicht sind, daß der Unterricht vor Allen den künftigen praktischen Lebensberuf im Auge haben solle. Eine dritte Partei sucht die beiden Richtungen mit einander zu verbinden, doch herrscht unter ihren Vertretern keine Uebereinstimmung, indem die Einen sich mehr der humanistischen, die Andern mehr der realistischen Richtung zuneigen. Im Ganzen hat der Realismus in der Praxis den meisten Boden gewonnen. Dies geht schon hervor aus der täglich zunehmenden Zahl von sogenannten Real-, Gewerb- und Industrieschulen, denen sich sogar spezielle Fachschulen anreihen, wie z. B. die Handelsschulen. Diejenigen, welche sich gegen diese Anstalten erklären, behaupten, und wohl nicht mit Unrecht, daß in denselben zu vielerlei getrieben und mehr das Gedächtniß überfüllt, als der Geist entwickelt und gekräftigt wird, so daß die Zöglinge, wenn sie ins praktische Leben übertreten, ihre Kenntnisse nicht selbstständig zu verwerthen wissen.

Unter den pädagogischen Schriftstellern, die sich im vorliegenden Zeitraum einen Ruf erworben haben, ist zunächst Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg zu nennen, der als Schriftsteller und praktischer Pädagog gleich Treffliches geleistet hat. Derselbe wurde am 29. Oct. 1790 in Siegen geboren, studierte in Herborn und Tübingen Theologie, bekleidete mehrere Lehrerstellen, wurde 1832 Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin, 1847 vom reaktionären und pietistischen Minister Eichhorn abgesetzt, zwar 1848 vom Ministerium Schwerin wieder angestellt, aber schon 1850 definitiv wieder entlassen. Im J. 1859 in das Haus der Abgeordneten gewählt, bekämpfte er die Reaktion der finstern Partei gegen das Schulwesen, namentlich die Raumerschen Schulregulative, erklärte sich gegen den confessionellen Religionsunterricht u. s. w. Er starb zu Berlin am 7. Juli 1866. Ohne einen schöpferischen Geist wie Pestalozzi zu besitzen, bewirkte Diesterweg durch seine Einsicht und seine Energie einen neuen Aufschwung des Volksschulwesens; er verlangte, daß in der Volksschule vorzugsweise der Geist entwickelt und zu selbstständiger Thätigkeit geweckt werde, daher er sich mit aller Entschiedenheit gegen mechanische Gedächtnißübungen und mechanische Fertigkeiten erklärte. Die höhere Bürgerschule nahm ebenfalls seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Auch in Bezug auf diese erklärte er sich gegen einseitige Fachbildung und zu große Mannigfaltigkeit der Unterrichtsfächer, doch will er das geeignetste Bildungsmittel, die alten Sprachen, mit Unrecht nicht zulassen. Es ist begreiflich, daß Diesterweg wegen seiner freien Anschauungen bei den Häuptern der Reaktion, bei Stahl, Leo, Hengstenberg und dem ultramontanen Bischof Ketteler keine Gnade fand, sondern von ihnen bei jeder Gelegenheit verketzert und auch von den Vertretern des katholisierenden Protestantismus, einem Raumer, Palmer und Andern verfolgt wurde. Doch konnten sie seinen heilsamen Einfluß nicht untergraben, und seine zahlreichen pädagogischen Schriften werden auch in Zukunft beachtet und beherziget werden. Wir erwähnen von denselben die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" (Schwelm, später Essen 1827 ff.), „Wegweiser für deutsche Lehrer" (Essen 1838. II) und „Jahrbuch für Lehrer" (Berl. 1850 ff.). — Die „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (Berl. 1833—36. II) von Friedrich Eduard Beneke, die viel Treffliches enthält, gründet sich auf sein schon im dritten Theil erwähntes psychologisches System. Friedrich Wilhelm Klumpp verlangte in der Schrift „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit" (Stuttg. 1829—30. II), daß die Realien zur Grundlage des Unterrichts gemacht würden, kam aber, durch die Praxis belehrt, (er war Professor in Stuttgart) von seinen Ideen zurück, und gestand in „Ueber die Errichtung von Realschulen" (Eb. 1838) der humanistischen Richtung des Unterrichtes größere Bedeutung zu. Eine Zeit lang gewann K. W. E. Mager, dessen wir schon bei Besprechung der Literaturgeschichte gedacht haben, durch seine Schriften, namentlich durch die von ihm herausgegebene „Pädagogische Revue" (Stuttg., später Zürich 1839 ff.) großen Einfluß. „Die deutsche Bürgerschule" (Stuttg. 1840) enthält viele wahre und manche neue Ideen, auch bekämpft sie manche Vorurtheile mit Glück. Die Frage ist überhaupt mit Talent und Kenntniß behandelt. Unangenehm berührt dagegen die burschikose und renommistische Sprache, so wie sich seine Polemik, insbesondere gegen Thiersch, nicht in den anständigsten Formen bewegt. Geistvoll ist die Schrift „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuen Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen" (Zür. 1843), eine Schrift, welche durch ihre Klarheit und überzeugende Behandlung nicht ohne Wirkung blieb; zu bedauern ist nur, daß ihn die Begeisterung für seinen Gegenstand ungerecht gegen die klassischen Sprachen machte. Noch erwähnen wir „Die moderne Philologie und die deutschen Schulen" (Zür. 1840—45. 3 Hefte). In allen diesen Schriften schematisiert Mager zu viel, was er von der Hegelschen Philosophie geerbt hatte. Der Geist, in welchem

Christian Palmer (geb. 27. Jan. 1811 in Winnenden bei Stuttgart, seit 1852 Professor der Theologie in Tübingen) seine „Evangelische Pädagogik" (Stuttg. 1852, 3. Aufl. 1862) schrieb, besagt schon der Titel; doch ist sie wissenschaftlich gehalten und verständlich geschrieben. Im Sinne Hegels schrieb Rosenkranz „Die Pädagogik als System" (Königsb. 1848). Sehr brauchbar sind die „Grundzüge der Erziehungslehre" (Gießen 2. Aufl. 1849), „Das Buch der Erziehung" (Köthen 1854) und die „Gymnasialpädagogik" (Eb. 1857) von Karl Schmidt, und äußerst werthvoll und das ganze Gebiet der Pädagogik umfassend ist die unter Mitwirkung der bedeutendsten Pädagogen von K. A. Schmid herausgegebene „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" (Gotha 1859 ff., bis jetzt IV). Erwähnung verdient endlich die gekrönte Preisschrift „Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts" (3. Aufl. Bromb. 1863) von der Frau Pfannenschmidt.

Die Aesthetik fand sowohl in ihrer Gesammtheit als in einzelnen Verhältnissen zahlreiche und sehr glückliche Bearbeitungen. Auf den bedeutendsten Schriftsteller in diesem Gebiete, Friedrich Vischer werden wir später ausführlicher zurückkommen, so wie auf Rudolf Hermann Lotze. „Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe" (Pforzheim 1849) von Kuno Fischer ist tief gedacht und mit großer Klarheit geschrieben; es ist die Schulterminologie vermieden, ohne daß die Darstellung in Trivialitäten verfiele. Glücklich ist der Gedanke, die Idee des Schönen mit der Idee der Wahrheit zu verbinden. Eben so ist die „Aesthetik, die Idee des Schönen in ihrer Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst" (Lpz. 1859. II) von Moritz Carrière in allgemein verständlicher Darstellung geschrieben. Eine Erweiterung und ausführlichere Begründung derselben bietet „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und der Ideale der Menschheit" (Lpz. 1863 ff.). Es werden darin sämmtliche Künste in ihrem Zusammenhang unter einander und mit der Culturentwickelung behandelt und gezeigt, wie bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Künste vorzugsweise ausgebildet wurden. Die „Philosophie der schönen Künste" (Würzb. 1868) von Ernst von Lasaulx ist geistreich und eigenthümlich. Die „Freien Vorträge über Aesthetik" (Zür. 1834) von Eduard Vobrik bieten kein zusammenhängendes System, dagegen sind viele einzelne Fragen mit Talent und Scharfsinn behandelt. Arnold Ruge gieng in seiner „Neuen Vorschule der Aesthetik. Das Komische mit einem komischen Anhange" (Halle 1837) vom Standpunkte der Hegelschen Philosophie aus, doch behandelt er den Gegenstand, dem er ein gründliches und umfassendes Studium gewidmet hatte, mit großer Selbstständigkeit. Die „Aesthetik" (Berl. 1845) von Theodor Mundt ist geistvoll, aber ohne tieferes Eindringen. Die „Aesthetischen Forschungen" (Ff. 1855) von Adolf Zeising sind zwar nicht systematisch ausgeführt, verbreiten sich aber doch über die wichtigsten Punkte. Die Charakteristik der früheren Schriften über den Gegenstand zeugt von großer Unparteilichkeit. Ludwig Eckardt hat in seiner „Vorschule der Aesthetik" (Karlsr. 1863) dem Polytheismus anderer Aesthetiker die theistische Auffassung mit Geist und Scharfsinn entgegengesetzt. K. Köstlin, Professor der Aesthetik in Tübingen, verbindet in seiner „Aesthetik" ein feines Urtheil mit scharfsinniger Entwickelung seiner Grundsätze, die er in allgemein verständlicher Sprache darstellt. Die „Populäre Aesthetik" (Lpz. 1865, 2. Aufl. 1867) von C. Lemcke lehnt sich zwar an die bedeutendsten Aesthetiker an, bewahrt jedoch immerhin eine große Selbstständigkeit. Seine Darstellung ist von erfreulicher Klarheit und geschmackvoll. Eigenthümlich und selbstständig ist die „Aesthetik" (Wien 1865) von R. Zimmermann.

Ueber das Drama haben die schon bei Besprechung ihrer Dichtungen erwähnten Peter Lohmann und Richard Wagner besondere Schriften verfaßt. Außer ihnen sind noch folgende zu nennen: Theodor Mundt hat eine „Dramaturgie" (Berl. 1847. II) geschrieben, die sich häufig in leeren Phrasen bewegt. Wilhelm Wackernagels kleine Schrift „Ueber die dramatische Poesie" (Bas. 1838) stellt die Entwickelung und das Wesen derselben mit tiefer Einsicht dar. Sehr bemerkenswerth ist die „Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt" (Berl. 1841—46. III, 2. Aufl. 1864) von H. Theodor Rötscher, der überhaupt Einer der gründlichsten Kenner und feinsten Beurtheiler der Schauspielkunst ist. In der „Technik des Dramas" (Lpz. 1864) hat Gustav Freytag die Grundgesetze des dramatischen Schaffens einfach und klar dargestellt und durch glücklich gewählte Beispiele zur Anschauung gebracht. Die Idee des Tragischen wurde von mehreren Schriftstellern zum Gegenstand ihrer Forschung gewählt. Michael Enk von der Burg schrieb eine geistvolle Monographie „Melpomene oder über das tragische Interesse" (Wien 1827). August Wilhelm Bohtz lehnte sich in seiner Schrift „Die Idee des Tragischen" (Gött. 1836) an Solger an, dessen Ansichten er weiter entwickelt und zum Theil tiefer begründete. Nicht weniger gehaltreich ist dessen Schrift „Das Komische und die Komödie" (Eb. 1844). Noch erwähnen wir „Aristoteles und die Wirkung der Tragödie" (Berl. 1859) von Adolf Stahr. Karl Rosenkranz hat in seiner „Aesthetik des Häßlichen" (Königsb. 1853) philosophische Begründung mit klarer Darstellung verbunden; besonders vortrefflich ist darin die Entwickelung der verschiedenen Formen und Arten des Häßlichen, die durch wohl gewählte Beispiele erläutert werden.

Die Poetik behandelte Moritz Carrière in der Schrift „Das Wesen und die Formen der Poesie" (Lpz. 1854), die, in vielen Punkten fördernd, durchweg in schöner Darstellung abgefaßt ist. Nicht weniger geistreich und zudem eigenthümlicher ist die „Poetik" (Bresl. 1858) von Rudolf Gottschall, der das Wesen und die Formen der Dichtkunst aus den Werken der neueren Dichter zu erklären und die Poetik auf das moderne Bewußtsein zu gründen sich bestrebt. Der Lustspieldichter Benedix verfaßte eine umfassende Schrift über den

„Mündlichen Vortrag" (Lpz. 1859. III), die von großem praktischem Werth ist, allein den „Declamationsunterricht" (Bremen 1851) von Schröder an Tiefe der Auffassung nicht erreicht. Die „Kunst der deutschen Prosa" (Berl. 1837, 2. Aufl. 1843) von Theodor Mundt ist geistreich, aber nicht erschöpfend und nicht immer richtig in ihren Urtheilen. Viele Charakteristiken der angeführten Schriftsteller sind vorzüglich gerathen, andere sind mangelhaft. Der Verfasser spricht sich mit Recht gegen den übermäßigen und unberechtigten Gebrauch der fremden Wörter aus, verfällt aber häufig selbst in diesen Fehler.

Ueber das Wesen der Architektur, namentlich der Kirchenbaukunst verfaßte J. G. Müller einige vortreffliche Aufsätze, welche sich in dessen Biographie von Ernst Förster befinden. Gottfried Semper, geb. 1804 in Altona, wurde 1834 Director der Bauschule in Dresden, mußte aber wegen seiner Theilnahme am Dresdner Aufstand 1849 flüchten und wurde nach einem längeren Aufenthalt in England im J. 1855 Professor am Polytechnikum in Zürich. Er ist in den von ihm ausgeführten Bauwerken wie in seinen Schriften genial, unter denen sich neben der „Ueber Industrie und Wissenschaft der Kunst" (Braunsch. 1852) ganz vorzüglich „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder Praktische Aesthetik" (Ff. 1860 ff. II) durch großartige Auffassung und klare Darstellung auszeichnet. Noch ist zu erwähnen, daß der gelehrte Philolog Ferdinand Hand eine „Aesthetik der Tonkunst" (Jena 1837—41. III) schrieb.

Hier läßt sich die Uebersicht der Zeitschriften am Füglichsten anschließen, die der Kritik gewidmet sind. Von denjenigen, welche das ganze Gebiet der Literatur umfassen, und die früher von großem Einfluß waren, haben sich nur die „Heidelberger Jahrbücher der Literatur" und die „Göttinger gelehrten Anzeigen" erhalten; dagegen giengen die „Hallische" und die „Jenaer Literaturzeitung" im J. 1848 in Folge der politischen Bewegung ein, eben so die trefflichen in Wien erscheinenden „Jahrbücher der Literatur", welche an die Besprechung bedeutender Schriften eigene Forschungen anknüpften und die von Büchner, später von Brandes mit Umsicht redigierte „Literarische Zeitung". Die seit 1827 in Berlin erscheinenden „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", welche im Dienste der Hegelschen Schule standen, hatten schon im J. 1846 zu erscheinen aufgehört, als dieselbe ihren Einfluß verloren hatte. Das von Gersdorf seit 1834 als Fortsetzung des Bockschen „Repertoriums" herausgegebene „Repertorium der Literatur" hielt sich noch bis 1860. Die im J. 1838 von Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer gegründeten „Halleschen", später „Deutschen Jahrbücher" sind schon in der allgemeinen Einleitung besprochen worden. Sie wurden nach ihrer Unterdrückung durch die eben so freisinnigen von Schwegler herausgegebenen „Jahrbücher der Gegenwart" mit Glück ersetzt. Die gut redigierte „Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" konnte nur kurze Zeit bestehen (1850 bis 1854). Das von Wolfgang Menzel seit 1825 redigierte „Literaturblatt" hörte im J. 1848 ebenfalls auf zu erscheinen, doch setzte er es im J. 1852 wieder fort. Die spätern Jahrgänge sind eben so geistvoll gehalten als die früheren, sind aber in kirchlicher und politischer Beziehung noch viel engherziger als jene. Wo der seit 1862 von Fr. Hülskamp und Hermann Rump herausgegebene „Literarische Handweiser zunächst für das katholische Deutschland" nicht in Römisch-päpstlichen Anschauungen befangen ist, zeichnet er sich durch Feinheit der Bemerkungen und geschmackvolle Beurtheilungen, sowie durch Unparteilichkeit aus. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" besprechen vorzugsweise die neuen Erscheinungen im Gebiete der Poesie, doch ziehen sie auch Geschichte, Philosophie, Reisebeschreibung und Naturwissenschaften in das Bereich ihrer Darstellung, ja sie besprechen sogar spezielle Fachschriften, wenn dieselben eine allgemeinere Bedeutung haben und nicht bloß für den Fachgelehrten von Wichtigkeit sind. Von jeher gut geleitet, haben sie namentlich an Bedeutung gewonnen, seitdem sie von Hermann Marggraff und später von Rudolf Gottschall redigiert werden. Wenn alle die bisher erwähnten Blätter in der Auswahl der von ihnen besprochenen Werke mehr oder weniger beschränkt sind, so hat dagegen das von Zarncke im J. 1850 gegründete „Literarische Centralblatt" einen allgemeineren Charakter; es bespricht die wichtigsten Erscheinungen in allen Zweigen der Literatur. Die Kritiken zeichnen sich durch Kürze und Klarheit aus, sie sind meist gedrängt, aber immer charakteristisch. In den früheren Jahrgängen waren sie oft scharf und selbst bitter und verletzend, später wurden sie weniger schroff, ohne dadurch an Wahrhaftigkeit zu verlieren.

Neben diesen rein kritischen Zeitschriften erschienen andere, bei denen die Kritik nur untergeordneter, Belehrung der Hauptzweck war. Im J. 1831 entstand „Das Ausland", eine vorzugsweise der Geographie und Ethnographie gewidmete Zeitschrift, die jedoch auch andere die verschiedenen Länder und Welttheile betreffende Verhältnisse bespricht. Es wurde zuerst von Widemann, nach dessen Tod von dem kenntnißreichen Peschel redigiert. Eine Ergänzung desselben bildet seit 1832 das „Magazin für die Literatur des Auslandes", welches von Veit in Berlin begründet, später von Joseph Lehmann mit Umsicht redigiert und auch auf die Deutsche Literatur erweitert wurde. Die „Deutsche Vierteljahrsschrift", welche seit 1837 erscheint, bringt meist größere selbstständige Aufsätze über politische, staatswissenschaftliche, sociale, nationalökonomische Verhältnisse, doch auch über Literatur, Kunst und Wissenschaft, namentlich in Bezug auf Deutschland. So gediegen die meisten Aufsätze sind, so hat sich die Zeitschrift doch kein so großes Publikum erobert, als man nach ihrem Gehalt erwarten dürfte, weil die Darstellung meist nicht frisch und anschaulich genug, oft steif und trocken, zu gelehrt und abstrakt ist. Die im J. 1842 von Kuranda gegründeten, später von Julian Schmidt und Gustav Freytag redigierten „Grenzboten"

verbreiten sich gleichmäßig über politische und literarische Verhältnisse, die sie mit einer gewissen Ausschließlichkeit, aber immer mit Geist und Talent behandeln. Seit dem J. 1848 erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig „Die Gegenwart" als Ergänzung des „Conversationslexikons", welche größere, meist sehr gediegene Aufsätze über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Politik, der Literatur, der Kunst und Wissenschaft brachte. Im J. 1857 erschien eine Fortsetzung derselben unter dem Titel „Unsere Zeit", und seit 1865 unter der Redaktion von Rud. Gottschall eine zweite Reihe, in welcher neben den größeren Artikeln interessante Uebersichten der wichtigsten Erscheinungen in allen Gebieten der Literatur und Kunst mitgetheilt werden. Die von Haym seit 1858 redigierten „Preußischen Jahrbücher" enthalten vortreffliche Artikel über die bedeutendsten Fragen der Gegenwart, aber auch gediegene historische und literarische Aufsätze; alle im Sinn und Geist des sogenannten Nationalvereins. Endlich erwähnen wir noch die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland", welche 1837 von G. Philipps und Guido Görres gegründet, von Ed. Jörg und Franz Binder fortgesetzt wurden; sie sind das bedeutendste Organ des Ultramontanismus, den sie mit Talent, Gewandtheit, aber auch mit Fanatismus gegen katholische und protestantische Gegner vertheidigen.

Der bloßen Unterhaltung gewidmete Zeitschriften, wie sie namentlich in den Zwanziger Jahren in ziemlich großer Anzahl erschienen, sind auch jetzt nicht verschwunden, doch haben sie im Ganzen, mit Ausnahme der von F. W. Hackländer und Edmund Hoefer im J. 1855 gegründeten „Hausblätter", keine große Bedeutung erlangt. Dagegen erschienen in nicht geringer Anzahl Zeitschriften, welche der Belehrung und Unterhaltung zugleich gewidmet waren. Unter diesen behauptete das schon im J. 1808 gegründete „Morgenblatt" lange Zeit einen hervorragenden Rang, ohne sich jedoch zu der Bedeutung zu erheben, die es früher gehabt hatte, und so mußte es endlich im J. 1864 zu erscheinen aufhören. Die „Dioskuren" (Berlin 1836 ff.) und der „Freihafen" (Altona 1838—44), beide von Th. Mundt herausgegeben, fanden weit geringere Verbreitung als die von August Lewald gegründete, später von Gustav Kühne redigirte „Europa", die aber trotz ihrer gediegenen Leitung im J. 1859 einging. Auch die von K. Gutzkow im J. 1851 gegründeten „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" sowie das seit 1852 von Rob. Prutz, später von K. Frenzel mit Geschmack redigierte „Deutsche Museum", mußten aus Mangel an Theilnahme aufhören, und nur das seit 1853 von Pletzer geleitete „Bremer Sonntagsblatt" hat sich bis jetzt erhalten. Daß die erwähnten Zeitschriften trotz ihrer Gediegenheit eingiengen, ist wohl hauptsächlich daraus zu erklären, daß sie von den Illustrirten Zeitschriften verdrängt wurden, welche sich den Beifall des Publikums immer mehr erwarben. Die erste Erscheinung dieser Art, das im J. 1833 von Bossange in Leipzig gegründete, aber von J. J. Weber geleitete „Pfennig-Magazin", war in Bezug auf die künstlerische Ausführung der Holzschnitte noch sehr mangelhaft, dagegen nahm sie schon in der von J. J. Weber seit 1842 herausgegebenen „Illustrirten Zeitung" einen größeren Aufschwung und erreichte von Jahr zu Jahr einen höhern Grad der Vollkommenheit; sie steht in künstlerischer Hinsicht unstreitig unter allen ähnlichen Zeitschriften am Höchsten. Die größte Verbreitung gewann die im J. 1853 gegründete „Gartenlaube", die übrigens weniger durch die übrigens guten Illustrationen, als durch ihre gewandte, zuerst von Ferdinand Stolle geleitete Redaktion, die Mannigfaltigkeit ihrer Mittheilungen Beifall erwarb. Mit der „Gartenlaube" concurrierte der von Diezel redigierte „Feierabend" (1857), der weniger Unterhaltendes, aber desto mehr Belehrendes darbot und den politischen Fragen mehr Aufmerksamkeit widmete. Später, als die „Gartenlaube" bei der Preußischen Regierung wegen ihrer Haltung Mißfallen erregte und daher von derselben verboten wurde, entstand ein ähnliches Unternehmen, das „Daheim" (seit 1864), welches sich die Gunst des Publikums schnell erwarb. Einen reichen und gediegenen Inhalt bieten die „Illustrirten Monatshefte" von Westermann (seit 1855). Große Verbreitung fand das „Illustrirte Familienjournal" wegen seines ungewöhnlich niedrigen Preises, eben so das seit 1857 erscheinende „Ueber Land und Meer", dessen von F. W. Hackländer und Edm. Zoller geleitete Redaktion Geschmack und Einsicht verbindet. Noch sind die weit verbreiteten Witzblätter zu erwähnen, besonders der von Ferdinand Stolle redigierte „Dorfbarbier", die „Fliegenden Blätter" von Schneider und Braun in München, und der wegen seiner politischen Richtung viel gepriesene und viel geschmähte „Kladderadatsch".

Seitdem Bopp und Jakob Grimm die vergleichende Sprachwissenschaft geschaffen hatten, wurde nicht bloß diese mit Erfolg behandelt, sie hatte auch auf die Behandlung der einzelnen Sprachen einen großen und glücklichen Einfluß. Um die vergleichende Sprachkunde machte sich besonders der Berliner Professor Adalbert Kuhn (geb. am 19. Nov. 1812 zu Königsberg) verdient, dessen seit 1853 bestehende „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" sich durch Reichthum des Inhalts und durch Gediegenheit der Mittheilungen auszeichnet. Kuhn ist auch als der Begründer der vergleichenden Mythologie rühmend zu erwähnen; seine Schrift „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks" (Berl. 1859), beruht auf gründlicher Forschung und ist reich an fruchtbaren Resultaten. Neben ihm ist August Schleicher, geb. 19. Febr. 1821 in Meiningen, † 1868 als Professor in Jena zu erwähnen. Seine gründliche Kenntniß orientalischer, slavischer, germanischer und anderer Sprachen leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Vortrefflich ist „Die deutsche Sprache" (Stuttg. 1860), worin er die Ergebnisse der Sprachwissenschaft den Gebildeten zugänglich macht und zugleich das Wesen der Muttersprache in ihren Hauptzügen entwickelt. Sein

„Compendium der vergleichenden Grammatik" (Wien 1862, 2. Aufl. 1866. II) zeichnet sich durch Klarheit, und die Schrift „Ueber Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen" (Eb. 1865) durch geistreiche Behandlung aus. Fördernd sind die ursprünglich in Englischer Sprache geschriebenen, von C. Böttger ins Deutsche übersetzten „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Lpz. 1863—66) von Friedrich Max Müller, dem Sohn des Dichters Wilhelm Müller. Geboren am 6. Dec. 1823 zu Dessau, ist er seit 1850 Professor in Oxford, wo er durch Lehre und Schrift einflußreich wirkt. Er hat sich durch seine Arbeiten über vergleichende Mythologie und Herausgabe mehrerer Sanskrittexte verdient gemacht. Noch ist seine Uebersetzung von Kalidasas „Megha-Duta" (Königsb. 1847) zu erwähnen. Außer ihm sind als gründliche Kenner der altindischen Sprache und Literatur noch folgende zu nennen: Christian Lassen, geb. am 20. Oct. 1800 zu Bergen in Norwegen, seit 1830 Professor in Bonn, veröffentlichte nicht bloß mehrere bedeutende Sanskrittexte, er machte sich namentlich durch die „Indische Alterthumskunde" (Bonn 1844—62. IV) wesentlich verdient; auch sind seine „Altpersischen Keilinschriften" (Eb. 1836) zu erwähnen. Hermann Brockhaus, geb. am 28. Januar 1806 in Amsterdam, seit 1848 Professor in Leipzig, gab mehrere Sanskritische und Persische Texte heraus und übersetzte die „Märchensammlung des Somadeva Bhatta" (Lpz. 1843. II). Theodor Benfey, geb. am 28. Januar 1809 zu Nörten, seit 1834 Professor in Göttingen, veröffentlichte eine „Vollständige Grammatik der Sanskritsprache" (Lpz. 1852) und übersetzte die wichtige Märchensammlung „Pantschatantra" (Lpz. 1859. II), der er gründliche und fruchtbare Untersuchungen über Ursprung und Verbreitung orientalischer Märchen und Fabeln beifügte. Außerdem sind von ihm „Die Persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossen" (Lpz. 1847) zu nennen. Noch sind als gründliche Kenner des Sanskrit Franz Ferdinand Benary, Bernstein, Weber und Martin Haug zu erwähnen. Dieser, geb. am 30. Jan. 1827 zu Ostdorf in Würtemberg, seit 1868 Professor in München, hat sich vorzüglich durch seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Sprache bekannt gemacht, so durch „Die fünf Gathas, oder Sammlungen von Liedern und Sprüchen Zarathustras, seiner Jünger und Nachfolger" (Lpz. 1858—60. II) unbestreitbares Verdienst erworben. Außer ihm und Brockhaus haben Justus Olshausen und namentlich Friedrich Spiegel, geb. am 11. Juli 1820, seit 1849 Professor in Erlangen, sich um die Kenntniß des Zend verdient gemacht. Er übersetzte die „Avesta" (Lpz. 1852 bis 63. III) und veröffentlichte „Die Altpersischen Keilschriften" (Eb. 1862). Das Neupersische wurde von ihm, dann von H. Brockhaus und Vullers behandelt. Um das Chinesische machte sich verdient Wilhelm Schott, geb. am 3. Sept. 1807 in Mainz, seit 1838 Professor in Berlin, der auch andere ostasiatische Sprachen, Japanesisch, Tibetanisch, Mongolisch u. s. w. in das Gebiet seiner Forschungen zog. Wir erwähnen von seinen Schriften „Ueber den Buddhismus in Hochasien und China" (Berl. 1844) und „Ueber die Chinesische Verskunst" (Eb. 1857). Karl Friedrich Neumann gab „Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China nach Indien" (Lpz. 1833), den „Lehrsaal des Mittelreichs" (Münch. 1836) heraus und machte sich auch um die Kenntniß der Armenischen Sprache und Literatur verdient. Noch ist als Kenner des Chinesischen Plath zu nennen. Die Semitischen Sprachen fanden zahlreiche Bearbeitung. Um das Hebräische machte sich vorzüglich Heinrich Ewald durch seine „Kritische Grammatik" (Lpz. 1827, 7. Aufl. 1863) und Julius Fürst durch sein „Wörterbuch" (Lpz. 1857—61) verdient. Von den Kennern des Arabischen sind außer Ewald und Bernstein vorzüglich Georg Wilh. Freytag (1788—1861) wegen seines Arabischen Wörterbuchs und Heinrich Leberecht Fleischer, geb. 21. Febr. 1801 zu Schandau, seit 1835 Professor in Leipzig, zu nennen, der viele arabische Texte herausgab und „Samachsaris goldene Halsbänder" (Lpz. 1835) übersetzte. Mit dem Syrischen beschäftigte sich Bernstein, mit dem Aethiopischen Dillmann, mit der Altägyptischen Sprache und Schrift Karl Richard Lepsius, geb. am 23. Dec. 1810 zu Naumburg, der in der Schrift „Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis" (Berl. 1851) den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der ägyptischen Mythologie legte. Peter Feddersen Stuhr (1787—1851) veröffentlichte „Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients" (Berl. 1836—38) und C. F. Köppen „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung" (Berl. 1857—59).

Die klassische Philologie fand auch in diesem Zeitraum zahlreiche und gründliche Bearbeitung, besonders machten sich Viele durch neue, auf gründlicher Revision der Texte beruhende Ausgaben der Griechischen und Römischen Klassiker verdient. Von großer Wichtigkeit sind die Forschungen im Gebiete der Archäologie. Wir nennen für das Griechische Alterthum die „Archäologischen Aufsätze" (Lpz. 1855—61. II) von Ludwig Roß und dessen „Beschreibung und Abbildung der Akropolis von Athen" (Berl. 1839). Gregor Wilhelm Nitzsch (1790—1861) suchte in der „Sagenpoesie der Griechen" (Braunschw. 1852) nachzuweisen, daß Homer der alleinige Verfasser der Iliade und Odyssee sei, was auch die Ueberzeugung des Aristoteles und aller Griechen gewesen. Gehaltvoll sind seine „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen" (Lpz. 1862). Von gründlicher Forschung und Scharfsinn zeugt das „Lehrbuch der Griechischen Antiquitäten" (Heidelb. 1841—52. III) von dem als Professor in Göttingen am 8. Januar 1856 verstorbenen Karl Friedrich Hermann, welches die Staats-, gottesdienstlichen und Privatalterthümer umfaßt. Gediegen und durch die Darstellung ansprechend ist „Charikles, oder Bilder altgriechischer Sitte" (Lpz. 1840. II) von Wilhelm Adolf Becker (geb. 1799 in Dresden, seit 1836 Professor in Leipzig, gest. daselbst am 30. Sept. 1846). Die Griechische Mythologie wurde von dem Er-

langer Professor K. Fr. Nägelsbach (gest. 21. April 1859) bearbeitet; seine Schriften „Die Homerische Theologie" (Nbg. 1840, 2. Aufl. 1861) und die „Nachhomerische Theologie" (Eb. 1857) zeugen von Fleiß und Scharfsinn. Friedrich Gottlieb Welcker, geb. 4. Nov. 1784 zu Grünberg in Hessen, † 1868 als Professor in Bonn, gab in der „Griechischen Götterlehre" (Gött. 1857—62) eine Geschichte der Entwickelung der religiösen Vorstellungen der Griechen; als Anhang erschien „Die Hesiodische Theogonie" (Elberf. 1865). Eine Frucht gründlicher Forschung ist die „Griechische Mythologie" (Lpz. 1854. II, 2. Aufl. Berlin 1860), des in Weimar am 27. Juni 1861 gestorbenen Oberbibliothekars Ludwig Preller, der auch eine eben so gründliche „Römische Mythologie" (Berl. 1858. II) herausgegeben hat. Joseph Julius Ambrosch, geb. am 18. Dec. 1804 in Berlin, seit 1834 Professor in Breslau, gest. daselbst am 29. März 1856, der Mitarbeiter an der früher erwähnten „Beschreibung von Rom" war, schrieb „Ueber die Religionsbücher der Römer" und verfaßte die mit Beifall aufgenommene „Religion der Römer" (Erl. 1836). Um die Römischen Antiquitäten machte sich Wilhelm Adolf Becker vielfach verdient; sein „Handbuch der Römischen Alterthümer" (Lpz. 1843—46. II in 4 Abtheil.), so wie „Gallus, oder Römische Scenen aus der Zeit Augustus" (Lpz. 1838. II, 2. Aufl. besorgt von Rein 1849. III) gehört zu den gediegensten und interessantesten Erscheinungen in diesem Gebiete.

Die Germanischen Sprachen erfreuten sich einer an Umfang und Gehalt immer zunehmenden Theilnahme. Mit dem Angelsächsischen beschäftigten sich L. Ettmüller und besonders Grein mit Erfolg. Hans Philipp Werner, Reichsfreiherr von und zu Aufseß, geb. am 7. Sept. 1801 zu Aufseß in Franken, Begründer des großartigen Germanischen Museums in Nürnberg, gest. am 6. Mai 1872, gab 1832—1835 und von 1853 bis 1863 den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" heraus, welcher die Kenntniß des Deutschen Alterthums wesentlich förderte. Lorenz Diefenbach veröffentlichte ein „Vergleichendes Gothisches Wörterbuch" (Fs. 1846. ff. II). Joh. Kelle, Professor in Prag, schrieb eine „Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen" (Prag 1863) und machte sich durch eine fleißige Ausgabe von „Otfrids Evangelienbuch" (Regensb. 1856 ff. II) verdient. Der treffliche Wilh. Wackernagel veröffentlichte ein musterhaftes „Deutsches Lesebuch" (Basel 1835—36. II, 2. Aufl. 1839—43. III), viele gediegene Programme über Deutsche Sprache und Literatur, gute Texte einiger mittelhochdeutschen Dichter und die von gründlicher Forschung zeugenden, für die Kenntniß der ältern Deutschen Poesie wichtigen „Altfranzösischen Lieder und Leiche" (Basel 1846). Theodor Georg von Karajan, geb. am 22. Januar 1810 in Wien, 1850 Professor der Deutschen Sprache und Literatur in Wien, aber in Folge der Verordnung des Unterrichtsministers Grafen Leo von Thun, daß kein Nichtkatholik ein akademisches Ehrenamt bekleiden dürfe, wieder abgesetzt, zeigte sich durch seine „Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur" (Wien 1839), durch gute Ausgaben mehrer Dichter als einen gründlichen Kenner der mittelhochdeutschen Sprache. Albert Schulz gab unter dem Namen San-Marte „Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach" (Magdeb. 1836 bis 1841. II) heraus, dem er „Parcivalstudien" (Halle 1860—62, 3 Hefte) folgen ließ. Vielfach anregend ist dessen „Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest" (Quedlinb. 1842). Moritz Haupt, geb. am 27. Juli 1808 in Zittau, 1838 Professor in Leipzig, wegen seiner Theilnahme an den Bewegungen von 1848 entsetzt, † 1874 als Professor der klassischen Literatur in Berlin, besorgte vortreffliche Ausgaben mehrer alten Dichter, z. B. „Erec von Hartmann von Aue" (Lpz. 1839), „Der gute Gerhard von Rudolf von Ems" (Eb. 1840) u. a. m. und machte sich durch die Herausgabe der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (Lpz. 1841 ff.) vielfach verdient. Rudolf von Raumer, geb. am 14. April 1815 zu Breslau, † 1876 als Professor in Erlangen, untersuchte in einer gehaltreichen Schrift die „Einwirkung des Christenthums a. d. althochdeutsche Sprache" (Stuttg. 1845). Das „Handbuch der deutschen Mythologie" (Bonn 1853) von Karl Simrock ist lichtvoll angeordnet; seine Uebersetzungen des „Nibelungenliedes", des „Walter von der Vogelweide", des „Parcival" u. a. Dichter mehr sind meisterhaft. Adalbert (von) Keller, geb. in Pleidelsheim am 5. Juli 1812, 1844—50 Professor in Tübingen, veröffentlichte zahlreiche treffliche Ausgaben älterer Dichtungen, von welchen wir nur die „Altdeutschen Gedichte" (Tüb. 1846), die „Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert" (Stuttg. 1853—58. IV), „Karlmeinet" (Eb. 1858) und die „Dramen Ayrers" (Eb. 1865. V) anführen. Als gründlichen Kenner der Romanischen Sprachen erwies er sich durch Herausgabe Altfranzösischer und Spanischer Dichtungen. Große und erfolgreiche Thätigkeit im Gebiete der Deutschen Philologie entwickelte Franz Pfeiffer, geb. 27. Febr. 1815 in Solothurn, seit 1857 Professor in Wien, gest. daselbst am 29. Mai 1868. Er veröffentlichte nicht bloß zahlreiche Ausgaben älterer Dichter und Prosaiker, z. B. „Boners Edelstein" (Lpz. 1844), „Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts" (Lpz. 1845—57. II). „Berthold von Regensburg" (Wien 1862), die sich durch Sorgfalt und glückliche Kritik auszeichnen, sondern förderte auch die Kenntniß der Sprache und Literatur durch mehrere Schriften, in welchen er über einzelne Gegenstände neue Ansichten mit großem Scharfsinn entwickelte, sich aber manchmal durch zufällige Einzelnheiten bestimmen ließ, z. B. in Bezug auf Walters von der Vogelweide Heimat. Besonders erwähnenswerth sind „Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit" (Wien 1861), „Der Dichter des Nibelungenliedes" (Eb. 1862). Großes Verdienst erwarb er sich auch durch die Gründung der Zeitschrift „Germania" (Stuttg. 1856 ff.) — Friedrich Zarncke, geb. am 7. Juli 1825 zu Zahrenstorf in Mecklenburg-Schwerin, seit 1858 Professor in Leipzig, gab unter Anderem musterhafte Ausgaben von „Brants Narren-

schiff" (Lpz. 1854) und des „Nibelungenliedes" (Eb. 1856, 3. Aufl. 1868) heraus, und veröffentlichte scharfsinnige Forschungen über dasselbe in „Zur Nibelungenfrage" (Eb. 1854) und „Beiträge zur Erläuterung und Geschichte des Nibelungenliedes" (Eb. 1857). Karl Friedrich Bartsch, geb. am 25. Febr. 1832 zu Sprottau, seit 1871 Prof. in Heidelberg, entwickelte eine fruchtreiche Thätigkeit im Gebiete der Deutschen und Romanischen Literatur; seine Ausgaben von „Des Strickers Karl dem Großen", der „Mittelhochdeutschen Gedichte" (Stuttg. 1860), so wie der „Denkmäler der Provenzalischen Literatur" (Stuttg. 1856) und von „Peire Vidals Liedern" (Berl. 1857) gehören zu den gelungensten Arbeiten in diesen Gebieten.

Seit dem Vorgange Schmellers wurden auch die Mundarten Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Wir erwähnen nur das „Schwäbische Wörterbuch" (Stuttg. 1831, 2. Aufl. 1844) von Johann Christoph von Schmid, den „Appenzellischen Sprachschatz" (Zür. 1837) von Titus Tobler, die von Jos. Anton Pangkofer begründete, von K. Frommann mit größerer Wissenschaftlichkeit fortgesetzte Monatsschrift „Die Deutschen Mundarten" (Nbg. 1854—59. VI), die leider wegen Mangels an Theilnahme eingehen mußte und das „Tirolische Idiotikon" (Insbr. 1865) von J. B. Schöpf. Zu den vorzüglichsten Arbeiten in diesem Gebiete gehören die „Alemannische Grammatik" (Berl. 1863) und die „Bayerische Grammatik" (Eb. 1867), so wie die „Beiträge zu einem Schlesischen Wörterbuch" (Wien 1854) von Karl Weinhold.

Für die Romanischen Sprachen und Literatur waren außer dem schon erwähnten Bartsch und A. v. Keller noch Mehrere in hervorragender Weise thätig. Als Einer der gründlichsten Kenner derselben ist vor Allem Ferdinand Wolf rühmend zu erwähnen, der sich um die Altfranzösische, Spanische, Portugiesische und Brasilianische Sprache und Literatur die größten Verdienste erwarb. Von seinen Schriften erwähnen wir „Ueber Altfranzösische Romanzen und Hofpoesie" (Wien 1834), „Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelb. 1841) und „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier" (Wien 1847). Lorenz Diefenbach verfaßte eine gehaltreiche Schrift „Ueber die Romanischen Schriftsprachen" (Gießen 1837); auch machte sich derselbe um das Celtische verdient. Eine ganz vortreffliche Erscheinung ist das „Handbuch der Spanischen Literatur" (Lpz. 1855—56. III) von Wilhelm Lemcke, der auch das von Adolf Ebert begründete „Jahrbuch für Romanische und Englische Literatur" (Berl. 1858 ff.) fortsetzt. Ludwig Holland, Professor in Tübingen und Adolf Tobler, Professor in Berlin, haben sich ebenfalls Verdienste um die Romanischen Sprachen und Literaturen erworben. Für die wissenschaftliche Behandlung des Neufranzösischen sind Ed. Mätzners „Syntax der Neufranzösischen Sprache" (Berl. 1843. II) und „Französische Grammatik" (Eb. 1856) bahnbrechend gewesen.

Für das Celtische sind außer den schon genannten A. Schulz und L. Diefenbach vorzüglich hervorzuheben J. Kasp. Zeuß, geb. am 22. Juli 1806 zu Vogtendorf in Oberfranken, Professor in Bamberg, gestorben am 10. Nov. 1856, dessen lateinisch geschriebene „Celtische Grammatik" (Lpz. 1853. II) eine Frucht der gründlichsten Forschung und dessen Schrift „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme" (Münch. 1837) ebenfalls gehaltreich ist. Endlich erwähnen wir noch die Arbeiten über das Albanesische. Joseph Karl August Ritter von Xylander, geb. am 4. Febr. 1794 in München, Generalmajor und Bundestagsgesandter, gest. am 2. Novbr. 1854, veröffentlichte „Die Sprache der Albanesen" (Ff. 1834) und andere sprachwissenschaftliche Schriften. Bedeutender sind die „Albanesischen Studien" (Jena 1854) von J. G. von Hahn, die in linguistischer, geschichtlicher, culturhistorischer und ethnographischer Hinsicht gleich werthvoll sind.

Zu den Naturwissenschaften übergehend, die einen immer größeren Aufschwung nehmen, haben wir die Bemerkung voranzuschicken, daß viele Erscheinungen, die zum Theil hervorragende Männer zu Verfassern hatten, dem Materialismus huldigten. Unter den bedeutenderen naturwissenschaftlichen Schriften erwähnen wir zunächst die Schriften allgemeineren Inhalts. Anton Maximilian Perty, geb. 1804 zu Ohrnbau in Mittelfranken, seit 1833 Professor in Bern, schrieb eine „Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft" (Bonn 1837—45. IV); seine eigenthümlichen Anschauungen entwickelt er besonders in den Schriften „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (Lpz. 1861—62. II), worin er die Visionen, Hallucinationen, sogar das Tischklopfen aus dem Wesen der menschlichen Seele zu erklären sucht, ferner in „Realität der magischen Kräfte" (Eb. 1862) und „Ueber das Seelenleben der Thiere" (Eb. 1865). Bernhard (von) Cotta, geb. am 24. Oktob. 1808 im Eisenachischen, seit 1842 Professor an der Bergakademie in Freiberg, veröffentlichte in Verbindung mit Julius Schaller und Andern „Briefe über Humboldts Kosmos" (Lpz. 1848—51. III), welche das Werk des großen Naturforschers mit vortrefflichen Erläuterungen und reichhaltigen Erweiterungen begleiten. Eben so ausgezeichnet sind seine „Geologischen Bilder" (Eb. 1852, 4. Aufl. 1861) und „Die Geologie der Gegenwart" (Eb. 1866, 2. Aufl. 1867). In „Deutschlands Boden" (Lpz. 1854. II, 2. Aufl. 1858) weist er den Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf den Menschen nach. Otto Ule, geb. am 22. Jan. 1820 zu Lossow bei Frankfurt a. O., seit 1851 in Halle lebend, wo er als populär-naturwissenschaftl. Schriftsteller thätig war und 1876 starb, machte sich besonders durch die in Verbindung mit Müller redigierte Zeitschrift „Die Natur" (Halle 1852 ff.) verdient; auch „Das Weltall" (Halle 1850. III, 3. Aufl. 1859) fand vielseitige Anerkennung. „Aus dem Reich der Natur" (Berl. 1850. II, 2. Aufl. 1858—61) von Aaron Bernstein ist gediegen, geistvoll und populär geschrieben. Hermann Masius verbindet in den „Naturstudien. Skizzen aus dem Pflanzen- und Thierreich" (Lpz. 1852, 5. Aufl. 1865) sinnreiche Auffassung mit talentvoller Darstellung. Emil

Adolf Roßmäßler, geb. am 3. März 1806, gest. am 8. April 1867, besaß ein vorzügliches Talent, die wissenschaftlichen Forschungen in allgemein verständlicher Sprache darzustellen, für die Natur und deren Erscheinungen zu interessieren. Die „Populären Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur" (Lpz. 1852—53. II) behandeln im ersten Theile die Pflanzenwelt, im zweiten die Versteinerungen. Nicht bloß wissenschaftlich gediegen, sondern auch in künstlerisch schöner Form sind „Die vier Jahreszeiten" (Gotha 1855), „Das Wasser" (Eb. 1858, 2. Aufl. 1860), „Der Wald" (Eb. 1861); klar und tüchtig ist dessen „Geschichte der Erde" (Berl. 1856, 2. Aufl. 1862). Die Geologie, Geognosie und Mineralogie bearbeiteten außer den obengenannten Bernh. von Cotta und Roßmäßler folgende Gelehrte: Herm. Burmeister, geb. am 15. Jan. 1807 zu Stralsund, seit 1861 Professor in Buenos Ayres, schrieb „Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner" (Lpz. 1843, 6. Aufl. 1856). Er verbreitet sich darin über die verschiedenen Bildungsepochen der Pflanzen- und Thierwelt mit fortgehender Vergleichung der jetzigen in klarer und gewandter Darstellung. Seine „Geologischen Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner" (Eb. 1851 II, 2. Aufl. 1855) bestehen aus einzelnen Abhandlungen, welche das vorige Werk erweitern. Die „Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes" (Fr. 1855) des Erlanger Professors Alexius Burkhard Immanuel Friedrich Pfaff sucht, den biblischen Bericht mit den Ergebnissen der neuern Forschung in Einklang zu bringen. Das „Lehrbuch der Geognosie" (Lpz. 1850—53, 3. Aufl. 1860—67) von Karl Friedr. Naumann (geb. am 30. Mai 1797 in Dresden, Professor in Leipzig, gest. 1873) gewährt eine klare Uebersicht; die „Lethaea geognostica oder Abbildungen und Beschreibungen der die Gebirgs-Formationen bezeichnenden Versteinerungen" (Stuttg. 1836—38, 3. Aufl. 1852—56) von H. G. Bronn hat zu ihrer Zeit Epoche gemacht. Oswald Heer, geb. am 31. Aug. 1809 in Niederutzwyl (Kanton St. Gallen), seit 1835 Professor in Zürich, ist durch seine Schriften „Die Urwelt der Schweiz" (Zür. 1865), „Die tertiäre Flora der Schweiz" (Winterthur 1855—57. III) und „Die Pflanzen der Pfahlbauten" (Eb. 1865) eine Autorität in diesen Gebieten geworden. Die „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen in ihren Beziehungen zu den Phänomenen der Gletscher, zur Geologie, Meteorologie und Pflanzengeographie" (Lpz. 1850) der berühmten Reisenden Hermann und Adolf Schlagintweit enthalten nicht bloß die Resultate der bisherigen Forschungen, sondern beruhen auch auf eigenen gründlichen Beobachtungen. Der Dichter Franz von Kobell hat in seinen mineralogischen Schriften „Charakteristik der Mineralien" (Nbg. 1830—31. II) und „Skizzen aus dem Steinreich" (Münch. 1850) Ausgezeichnetes geleistet. Besonders sind die letzteren durch ihre Reichhaltigkeit, so wie durch ihre schöne Darstellung, die oft an geeigneten Stellen durch Humor belebt wird, bemerkenswerth. Noch erwähnen wir dessen „Galvanographie" (Eb. 1842, 2. Aufl. 1846), deren Erfinder er ist. R. Ludwig führt in der Schrift „Das Wesen der Steine, oder die Kräfte, welche die Bildung und Entwickelung der Gebirgsarten vermitteln" (Darmst. 1853) den Nachweis, daß der Bau der Gebirge u. s. w. nicht bloß auf die Landschaft, sondern auch auf den Charakter der Menschen Einfluß habe.

Für die Botanik ist außer den schon erwähnten Heer und Masius vor Allen Matthias Jacob Schleiden, geb. am 5. April 1804 in Hamburg, 1839 Professor in Jena, 1863 in Dorpat, jetzt in Wiesbaden privatisierend, zu nennen. Seine „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" (Lpz. 1842 bis 43. II, 4. Aufl. 1861) enthalten geniale Ansichten über Pflanzenphysiologie; „Die Pflanze und ihr Leben" (Lpz. 1848, 6. Aufl. 1864) ist durch die Darstellung der Beziehungen der Pflanzen zum Menschen wichtig und interessant; „Das Meer" (Berl. 1865) behandelt die im Meere sich vorfindenden Pflanzen und Thiere. Bedeutend ist endlich die Schrift „Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft" (Lpz. 1863). Eine Frucht reifer Anschauungen und tiefen und ernsten Denkens sind die „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt" von F. Th. Bratranek.

Die Zoologie hat zahlreiche Bearbeiter gefunden. Eduard Pöppigs „Illustrierte Naturgeschichte des Thierreichs" (Lpz. 2. Aufl. 1851) ist gehaltreich und allgemein verständlich; auf Karl Vogt kommen wir später zurück. H. G. Bronn, geb. am 3. März 1800 zu Ziegelhausen bei Heidelberg, seit 1828 Prof. daselbst, gest. im J. 1862 versuchte in der „Allgemeinen Zoologie" (Stuttg. 1850), die gesammte Thierwelt, mit Einschluß der untergegangenen zu behandeln. Großartig ist das Werk: „Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs" (Lpz. 1859 ff. IV), welches von Ludwig Keferstein fortgesetzt wurde. „Das Thierleben in der Alpenwelt" (Lpz. 1852, 6. Aufl. 1861) von Friedrich von Tschudi ist mit Liebe und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, und unter steter Berücksichtigung der Naturverhältnisse bearbeitet, die mit lebendiger Anschaulichkeit dargestellt werden. Alfred Eduard Brehm, geb. am 2. Febr. 1829 zu Renthendorf bei Neustadt an der Orla, seit 1867 Director des neuen Aquariums in Berlin, schilderte „Das Leben der Vögel" (Glogau 1861) und gab in dem großen Werk „Illustrirtes Thierleben" (Hildburgh. 1863—68) eine Fülle von Beobachtungen, vorzüglich über die einheimischen Thiere, die er nach allen Beziehungen, besonders in ihren Verhältnissen zum Menschen darstellte. Die wichtigsten Thiere sind mit großer Ausführlichkeit behandelt; die Darstellung ist bei wissenschaftlicher Tüchtigkeit lebendig, anziehend und populär. Der vortreffliche „Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde" (Stuttg. 1840. II) von Peter Scheitlin, gest. als Professor in St. Gallen, ist reich an Beobachtungen und wird durch zahlreiche Beispiele belebt. Auch die Schrift „Ueber das Seelenleben der Thiere" (Lpz. 1865) von Perty verdient Beachtung.

Die Chemie nahm durch den genialen Justus Liebig einen großartigen Aufschwung; wir kommen später ausführlich auf ihn zurück. Von praktischem Werth sind ferner die Schriften des Freiherrn Ernst von Bibra, unter welchen wir „Die narkotischen Genußmittel und der Mensch" (Nbg. 1855) nennen. Erwähnenswerth sind auch dessen „Beiträge zur Naturgeschichte von Chile" (Wien 1853), das er nach allen Richtungen durchwandert hat.

Im Gebiete der Astronomie war vorzüglich J. H. Mädler, geb. am 29. Mai 1794 in Berlin, 1841—65 Professor der Astronomie in Dorpat, gestorben 1874, thätig. „Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie" (Berl. 1841, 6. Aufl. 1867) entwickelt den Gegenstand in meisterhafter populärer Darstellung; außerdem ist noch dessen „Fixsternhimmel" (Lpz. 1858) zu erwähnen. Unter den agronomischen Schriftstellern ist besonders William Loebe in Leipzig wegen seiner gehaltreichen Schrift „Der rationelle Betrieb der Landwirthschaft" (Lpz. 1842) zu nennen. Die Forstwissenschaft ist vorzüglich durch den „Grundriß der Forstwissenschaft" (Dresd. 1832, 5. Aufl. 1860) von Heinrich Cotta vertreten. Im Fach der Technologie hat sich J. Joseph Ritter von Prechtl, geb. am 16. Nov. 1778 in Bischofsheim 1818—49 Director der polytechnischen Schule in Wien, gest. 1854, durch seine „Technologische Encyklopädie" (Stuttg. 1830—55. XX) Bedeutung erworben. Ernst Schwarzer, Edler von Heldenstamm, geb. am 15. Aug. 1808 zu Fulnek in Mähren, 1848 kurze Zeit Minister der öffentlichen Arbeiten, gest. am 18. März 1860, gab eine vortreffliche „Industriekarte von Böhmen" (Prag 1842) und „Oesterreichs Land- und Seehandel" (Triest 1846) heraus.

In größerem Umfange als früher und auch zum Theil mit größeren Glück wurde die Militärwissenschaft behandelt. K. H. Aster, geb. am 4. Febr. 1782 in Dresden, gest. als sächsischer Oberst am 23. Dez. 1855, erwarb durch „Die Lehre vom Festungskriege" (3. Aufl. 1835. II) vielseitige Anerkennung. Jos. K. Aug. Ritter von Xylander schrieb „Untersuchungen über das Heerwesen unsrer Zeit" (Münch. 1831). Von Talent zeugt die „Militärische Länderbeschreibung von Europa" (Berlin 1837) des Preußischen Generallieutenants und Kriegsministers Albrecht von Roon, der auch „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde" (Berl. 1832, 3. Aufl. 1847—55. III) verfaßte. Karl Eduard Pönitz, geb. am 24. Januar 1795 zu Döbeln, Oberpostrath in Leipzig, gestorb. am 27. Sept. 1858, verfaßte die „Militärischen Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde" (Adorf 1841—44. III, 4. Aufl. Stuttg. 1854), eines der besten und an neuen Gedanken reichsten Werke über Militärwissenschaft. Zu erwähnen ist auch „Die taktische Ausbildung des Infanteristen" (Berlin 1856) vom Preußischen Generallieutenant Ferdinand August von Witzleben. Einer der fruchtbarsten und talentvollsten militärischen Kriegsschriftsteller ist Wilhelm Rüstow. Geboren im J. 1821 in der Mark Brandenburg, seit 1840 Lieutenant im Ingenieurcorps, wurde er 1849 wegen der Flugschrift „Der deutsche Militärstaat vor und nach der Revolution" vor ein Kriegsgericht gestellt, entfloh aber im Juni 1850 in die Schweiz, erwarb sich das dortige Bürgerrecht und trat in Eidgenössische Dienste, wurde später Oberster im Generalstab, diente 1860 als Chef des Generalstabs unter Garibaldi, kehrte aber nach der Einnahme von Capua nach der Schweiz zurück. Außer der Geschichte beinahe aller Kriege seit 1805 besitzen wir von ihm „Der Krieg und seine Mittel" (Lpz. 1856), welches für Nichtmilitärpersonen zum Verständniß der kriegerischen Ereignisse vollkommen passend ist, „Die Feldherrnkunst des 19. Jahrhunderts" (Zür. 1857), „Allgemeine Taktik" (Eb. 1858), „Die Lehre vom neueren Festungskriege" (Lpz. 1860. II) u. a. m. Rüstow erschoß sich 14. Aug. 1878.

Unter den Bearbeitern der Rechtswissenschaft und zwar zunächst der Rechtsphilosophie sind zu nennen Julius Stahl, auf den wir später ausführlicher zurückkommen, und Heinrich Ahrens (geb. 1808 zu Kniestedt, seit 1859 Professor in Leipzig, gest. 1874), dessen ursprünglich in französischer Sprache geschriebene „Rechtsphilosophie oder das Naturrecht auf philosophisch-anthropologischer Grundlage" (Wien 1851) nebst der „Organischen Staatslehre" (Eb. 1850) ihm einen vorzüglichen Rang unter den Juristen sichern. Das Völkerrecht wurde von Aug. Wilhelm Heffter, geb. am 30. April 1796 in Schweinitz, seit 1833 Professor in Berlin und seit 1849 reaktionäres Mitglied der Ersten Kammer, bearbeitet; sein „Europäisches Völkerrecht der Gegenwart auf der bisherigen Grundlage" (Berl. 1844, 5. Aufl. 1867) ist übersichtlich und reichhaltig. Die neueste Erscheinung in diesem Gebiete ist „Das moderne Völkerrecht der civilisierten Staaten als Rechtsbuch dargestellt", (Nördl. 1868) von Kaspar Bluntschli, der auch „Das moderne Kriegsrecht der civilisierten Staaten als Rechtsbuch dargestellt" (Münch. 1866) bearbeitete. Das Staatsrecht behandelte Robert von Mohl, geb. am 17. Aug. 1799, seit 1847 Professor in Heidelberg, gest. am 5. Nov. 1875 in Berlin, in der Sammlung „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Monographien" (Tüb. 1862); Heinrich Albert Zachariä, geb. am 20. Nov. 1806 zu Herbsleben im Herzogthum Gotha, seit 1835 Professor in Göttingen, im J. 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, gest. 1875 in Cannstadt, bearbeitete das „Deutsche Staats- und Bundesrecht" (Gött. 1841—45), welchem er „Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart" folgen ließ. Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht" (Berl. 1857—60) von Rudolf Gneist, geb. am 13. August 1816 zu Berlin, seit 1844 Professor daselbst. Das Werk hat nicht bloß hohen wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Werth, weil es fortwährend die Französischen und Preußischen Verhältnisse mit den Englischen zusammenstellt. Von den Bearbeitungen des Civilrechts sind folgende zu erwähnen: Karl Adolf (von) Vangerow, geb. am 5. Juni 1808 zu Schiffelbach bei Marburg, † 1870 als Professor in

Heidelberg, erwies sich durch sein „Lehrbuch der Pandekten" (Marb. 1833. III, 7. Aufl. 1863 bis 68) als Einer der gründlichsten und scharfsinnigsten Kenner des Römischen Rechts. G. Phillipps, geb. 1804 zu Königsberg, wurde, nachdem er katholisch geworden war, 1833 Professor der Rechte in München; im J. 1847 entlassen, wurde er 1849 Prof. in Innsbruck und 1851 in Wien. Er st. 1872. In seinen „Grundsätzen des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehnrechts." (Berl. 1830. II, 2. Aufl. 1838—39) tritt seine reaktionäre Gesinnung ziemlich mild hervor, desto entschiedener aber sein Ultramontanismus in seinem „Kirchenrecht" (Regensb. 1845—52. IV, 3. Aufl. 1855—64. VI). Ihrem Zweck vollkommen entsprechend ist die „Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts" (Jena 1848) von Reinhold Schmidt, geb. am 29. Nov. 1800 in Jena, seit 1836 Professor in Bern. Ferdinand Lassalle, geb. am 11. April 1825 zu Breslau, jüdischer Herkunft, nach vollendeten Studien Gerichtsauscultator in Düsseldorf, nahm an den Bewegungen 1848 lebhaften Antheil, daher er entlassen wurde, wurde des berüchtigten Cassettendiebstahls bei dem Grafen von Hatzfeld beschuldigt, aber in Folge seiner glänzenden Vertheidigungsrede freigesprochen, zog dann mit der Gräfin von Hatzfeld nach Berlin, wo er seine socialdemokratischen Agitationen begann, von denen erst später die Rede sein wird. Hier ist er wegen des „Systems der erworbenen Rechte" (Lpz. 1861. II), worin er eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie herbeizuführen suchte, zu erwähnen. Er entwickelte hierbei einen großen Scharfsinn und eine umfassende Gelehrsamkeit. Lassalle starb zu Genf am 31. Aug. 1865 in Folge eines Duells, das er sich muthwillig zugezogen hatte.

Um das Strafrecht machte sich Karl Ernst Jarcke verdient. Am 10. Nov. 1801 zu Danzig geboren, schwärmte er als Student für die Burschenschaft und später für den Katholizismus, zu welchem er übertrat, was 1832 durch eine Stelle in der Oesterreichischen Hof- und Staatskanzlei belohnt wurde. Im J. 1848 entlassen, starb er am 28. Dez. 1852. Sein „Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts" (Berl. 1827—30. III) ist gründlich und gehaltreich. Von großer Bedeutung als Lehrer und Schriftsteller ist Karl Georg (von) Wächter, geb. am 24. Dez. 1797 zu Marbach, lange Zeit ein einflußreiches Mitglied der Ständeversammlung in Würtemberg, seit 1852 Professor in Leipzig. Besonders sind unter seinen zahlreichen Schriften das „Lehrbuch des Römisch-Deutschen Strafrechts" (Stuttg. 1825 bis 26) und „Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere gemeines deutsches Strafrecht" (Lpz. 1844) zu nennen. Eine große Thätigkeit in diesem Gebiete entwickelte der schon genannte H. A. Zachariä; von seinen dahin gehörenden Schriften erwähnen wir „Die rückwirkende Kraft neuer Strafgesetze" (Gött. 1834), „Die Lehre vom Versuche der Verbrechen" (Eb. 1836 bis 1839. II), „Die Gebrechen und die Reform des deutschen Strafverfahrens" (Eb. 1846), worin er sich für das mündliche Verfahren erklärte, und das „Handbuch des deutschen Strafprozesses" (Eb. 1861—68. II). Für die wissenschaftliche Entwickelung des deutschen Strafrechts und Strafverfahrens wirkte insbesondre Christian Reinhold Köstlin (geb. 29. Jan. 1813 in Tübingen, seit 1840 Professor daselbst, gest. am 14. Sept. 1856) durch eine Reihe bedeutender Schriften, unter denen wir das „System des Strafrechts" (Tüb. 1855) nennen, ferner „Neue Revision der Grundbegriffe des Strafrechts" (Eb. 1844—45. II) und „Der Wendepunkt des Strafverfahrens im 19. Jahrhundert" (Eb. 1849), worin sich eine gediegene Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung der Geschwornengerichte befindet.

Das Kirchenrecht wurde von dem schon erwähnten Phillipps behandelt, ferner von Ferdinand Walter, geb. am 30. Nov. 1794 in Wetzlar, dessen „Lehrbuch des Kirchenrechts aller Confessionen" (Bonn 1822, 13. Aufl. 1861) ins Französische, Italienische und Spanische übersetzt wurde, was es nicht bloß seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, sondern auch seiner ultramontanen Färbung zu verdanken hatte. Georg Friedrich Puchta, geb. am 31. Aug. 1798 zu Kadolzburg, 1842 Professor in Berlin, 1845 Staatsrath, gest. 8. Juni 1846, entwickelte in der „Einleitung in das Recht der Kirche" (Lpz. 1840) streng orthodoxe Ansichten, die er mit philosophischem Geiste durchführte. Von ihm sind noch „Das Gewohnheitsrecht" (Erl. 1828—37. II) und die von Rudorff herausgegebenen „Vorlesungen über das heutige Römische Recht" (Lpz. 1847—48 II. 5. Aufl. 1862—63) hervorzuheben.

Die größere Bewegung im Gebiete der Politik seit der Pariser Julirevolution rief auch eine bedeutendere Thätigkeit in der Behandlung der Staatswissenschaften hervor. Friedrich Bülau, geb. am 8. Okt. 1805 zu Freiberg, seit 1836 Professor in Leipzig, gest. daselbst am 26. Okt. 1859, gab eine gehaltreiche „Encyklopädie der Staatswissenschaften" (Lpz. 1832. 2. Aufl. 1855) heraus. Außerdem veröffentlichte er ein „Handbuch der Staatswissenschaftslehre" (Eb. 1835), dessen vortrefflich ausgeführte Abschnitte über den Unterricht noch jetzt beachtet zu werden verdienen. Joseph von Radowitz, geb. am 6. Febr. 1797 zu Blankenburg, im Frankfurter und dann im Erfurter Parlament Führer der äußersten Rechten, später Minister des Auswärtigen in Berlin, durch seine vertrauten Beziehungen zum König Friedrich Wilhelm IV. höchst einflußreich, gest. daselbst am 25. Dezember 1853, schrieb mit Geist und in schöner Form „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" (Stuttg. 1846), die ihn in seinen politischen Ansichten als reaktionär, in seinen kirchlichen als ultramontan erkennen lassen. Er preist darin die ständische Monarchie als die beste Staatsform, welche der König durch das berühmte Patent vom 3. Febr. 1847 zu verwirklichen suchte. In den „Neuen Gesprächen aus der Gegenwart" (Erf. und Lpz. 1851) bekannte er sich zur constitutionellen Monarchie und empfahl eine Reconstitition Deutschlands als Bundesstaat unter Preußens Leitung. Lorenz (früher Ludwig) Stein, geb. am 15. Nov. 1813 zu Eckernförde, 1846 Professor in Kiel, 1852

von der Dänischen Regierung entlassen, seit 1855 Professor in Wien, erscheint in seinen Schriften eigenthümlich, oft sogar sonderbar, aber immer geistvoll. Sein „System der Staatswissenschaften" (Lpz. 1854—56. II) bewegt sich allzusehr in Hegelschem Formalismus, daher es oft unklar und unwillkürlich ist. „Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreich" (Lpz. 1844) giebt eine gründliche und oft geniale historisch-philosophische und politische Beleuchtung des Gegenstandes. Von Bedeutung ist ferner dessen „Verwaltungslehre" (Stuttg. 1865 ff. VII), worin eine fruchtreiche Vergleichung der Französischen, Englischen und Deutschen Systeme gegeben wird. Insbesondere fand die Politik zahlreiche Bearbeitungen. Die „Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt" (Gött. 1835, 2. Aufl. 1847—48. II) von Fr. Casp. Dahlmann unterwirft das Deutsche Bundesstaatsrecht einer eingehenden Kritik und beleuchtet die Verfassungen der einzelnen Staaten, die er jedoch in viel zu günstigem Licht darstellt. Lessing sagt irgendwo: „Was könnte ein Deutscher Philosoph nicht alles aus irgend einem Satze beweisen?" Dieß läßt sich auf Friedrich Rohmer anwenden, der in seiner „Lehre von den politischen Parteien" (Frauenf. 1844) die verschiedenen Parteien aus den verschiedenen Lebensaltern des Menschen zu erklären sucht, dabei viel Geist, aber noch mehr Willkür und Selbstüberschätzung entwickelt, indem er alle bisherige Philosophie für Unsinn, die seinige allein für wahr erklärt. Julius Fröbel schrieb ein „System der socialen Politik" (Münch. 1847. II), das er später in der „Theorie der Politik als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen" (Wien 1861—64. II) erweiterte. Fröbel spricht immer seine volle Ueberzeugung aus, aber seine Ueberzeugung wechselt, weil er keinen praktischen Blick hat und von seiner lebendigen Phantasie beherrscht wird. So ist er nach den verschiedenen Eindrücken, welche die verschiedenen Verhältnisse auf sein Gemüth machen, bald Republikaner, bald Monarchist, bald Großdeutsch und speziell Bayerisch; in den „Forderungen der deutschen Politik" (Ff. 1860) sprach er sich sogar zu Gunsten des auch nach seiner Auferstehung todtgebornen Bundestags aus. Victor (von) Strauß ist in seinen „Briefen über Staatskunst" (Brl. 1853) im vollständigsten Sinne reaktionär, ja man könnte ihn sogar revolutionär nennen. Wilhelm Schulz, geb. am 13. März 1797 in Darmstadt, machte die Feldzüge von 1813—15 als Offizier mit, wurde wegen des „Frag- und Antwortbüchlein über Allerlei, was dem deutschen Vaterlande besonders Noth thut" (Deutschland 1819) entlassen, studierte dann die Rechte, wurde aber nicht zum Examen zugelassen; wegen der Schrift „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" (Stuttg. 1832) zu 5 Jahren Festung verurtheilt, entfloh er 1834 mit Hülfe seiner Gattin aus dem Schloß Babenhausen nach Frankreich, von wo er nach einiger Zeit nach der Schweiz zog. Nach dem traurigen Ende des Frankfurter Parlaments, dessen Mitglied er war, kehrte er nach Zürich zurück, wo er am 9. Juni 1860 starb. Seine Schriften sind sämmtlich gehaltvoll, klar und der Ausdruck seiner nie wechselnden Ueberzeugung, seines warmen Patriotismus, seiner Gerechtigkeits- und Freiheitsliebe. Außer dem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin" (Münch. 1846) erwähnen wir „Die Militärpolitik" (Lpz. 1855) und die „Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft" (Eb. 1859). Die geschichtlichen Erörterungen in den „Grundzügen der Politik" (Kiel 1862) des berühmten Geschichtschreibers Georg Waitz sind vortrefflich, dagegen sind die Resultate einseitig constitutionell-monarchisch. Um die für die Monarchie so wichtige Polizeiwissenschaft hat sich Robert von Mohl durch die alle Verhältnisse berührende „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Polizeistaats" (Tüb. 1832. III, 3. Aufl. 1866) verdient gemacht. Nikolaus Heinrich Julius, geb. am 3. Okt. 1783 in Altona, gest. am 20. Aug. 1862, machte die Verbesserung des Gefängnißwesens und die damit verbundene Besserung der Verbrecher zu seiner Lebensaufgabe. Er bereiste die Vereinigten Staaten und viele Europäische Länder, um die verschiedenen Gesetze und Anstalten genau kennen zu lernen. Eine Frucht seiner Reise in die Vereinigten Staaten war das epochemachende Werk „Nordamerikas sittliche Zustände" (Lpz. 1839. II). Einflußreich war ebenfalls das von ihm herausgegebene „Jahrbuch der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge und andere Werke der christlichen Liebe" (Berl. 1828—48. X).

Die Journalistik gewann seit der Pariser Revolution eine ungeahnte Bedeutung; bis dahin hatten nur wenige eine größere Verbreitung, meistens solche, welche im Geiste der Regierungen redigiert wurden, wie der „Oesterreichische Beobachter" und die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg, welche jedoch durch ihre zahlreichen Verbindungen und Correspondenzen die neuesten, freilich immer mehr oder weniger reaktionär gefärbten Nachrichten aus allen, selbst überseeischen Ländern brachte und zugleich gediegene Artikel über die verschiedensten Culturerscheinungen mittheilte. Mit dem J. 1830 entstand eine große Zahl neuer Zeitungen, welche sogleich in mehr oder weniger heftige Opposition gegen die Regierungen traten; darunter die von J. G. Wirth mit oft zur Bitterkeit steigender Schärfe redigierte „Deutsche Tribüne" und das entschieden, aber besonnen geschriebene „Bayrische Volksblatt" von Gottfried Eisenmann. Auch der von Rotteck und Welcker redigierte „Freisinnige" konnte sein Leben nicht lange fristen. Als die Regierungen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, trat eine strengere Censur ein, die häufig noch durch Verbote geschärft wurde, so daß die Zeitungen die Deutschen Verhältnisse nur in sehr schüchterner Sprache behandelten, und sich nur bei Besprechung der auswärtigen Angelegenheiten etwas muthiger zeigten. Als nach und nach einige Milderungen der Censur eintraten, besonders seit 1840, entstanden neue Zeitungen, welche wie die „Mannheimer Abendzeitung" unter Struve die Rechte des Volkes in kräftiger Sprache ver-

theidigten, oder wie die „Leipz. Allgemeine Zeitung" in ruhigerer Weise dem Fortschritt huldigten, aber trotz ihrer Ruhe doch 1843 in Preußen verboten wurde, weßhalb sie seitdem als „Deutsche Allgemeine Zeitung" erschien und eine Zeit lang von Bülau redigiert wurde. Auch die „Kölnische Zeitung", die später eine immer steigende Bedeutung gewann, war in liberalem Geist redigiert. Die von Gervinus begründete „Deutsche Zeitung" gehörte zu den best redigierten Blättern, gefiel aber weder den republikanisch Gesinnten, noch den Monarchisten, weil sie in streng constitutionellem Sinne gehalten war. Alle diese Zeitungen erhielten sich auch, als in Folge der Bewegungen im J. 1848 eine Unzahl von neuen Blättern auftauchte, von denen viele aber schon in den nächsten Jahren wieder unterdrückt wurden, so der von Wettziech-Beta redigierte „Krakehler", der wegen seines Einflusses und seiner aufregenden Sprache schon im Januar 1849 verboten wurde. Es würde zu weit führen, wenn wir alle Zeitungen namentlich anführen wollten, die in den verschiedenen Deutschen Ländern zu mehr oder weniger Einfluß gelangten. Wir nennen nur einige der hervorragendsten. Unter den schon seit früheren Zeiten bestehenden Blättern gewann namentlich die in Berlin erscheinende „Voßische Zeitung", der „Nürnberger Correspondent", das „Frankfurter Journal" große Verbreitung. Die von Aaron Bernstein im J. 1849 begründete „Urwähler-Zeitung", die seit 1853 unter dem Titel „Volkszeitung" erschien, und eine entschieden demokratische Richtung verfolgte, erfreute sich einer in Deutschland seltenen Verbreitung. Bedeutend wurde die 1848 von Kuranda gegründete „Ostdeutsche Post", die 1862 von Schuselka redigierte „Reform", die „Presse", die von Schwarzer bis zu seinem Eintritt ins Ministerium geleitete „Allgemeine österreichische Zeitung" und vor Allem die „Neue freie Presse". Auch die in München von Julius Fröbel geleitete „Süddeutsche Zeitung" gehörte zu den besseren Erscheinungen. Als Organe der reaktionären und conservativen Partei sind zu nennen das von Jarcke herausgegebene „Berliner politische Wochenblatt", die schon aus früheren Zeiten stammende „Frankfurter Oberpostamtszeitung", die feudale „Neue Preußische Zeitung", die unter dem Namen „Kreuzzeitung" bekannt ist, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", welche als Organ der Bismarckischen Politik gilt. Im Allgemeinen sind alle diese Zeitungen, welchen Farben sie auch angehören, von warmem Patriotismus beseelt, nicht so die den ultramontanen Interessen gewidmeten Blätter, bei denen das Vaterland nur dann Gnade findet, wenn es dem Papstthum huldigt. Sie sind bei der reichen Unterstützung, die sie Seitens der hohen und niederen Geistlichkeit und der reichen Klöster, so wie der hohen katholischen Aristokratie finden, ziemlich zahlreich und verbreitet. Als die bedeutendsten nennen wir die „Rhein- und Moselzeitung", die „Kölnischen Blätter", den „Münchner Volksboten", den „Badischen Beobachter", das „Mainzer Journal" und den „Oesterreichischen Volksfreund".

Die bedeutenderen Zeitungsschreiber haben wir schon früher an verschiedenen Orten besprochen, namentlich Bülau, Fröbel, Gervinus, Jarcke, Kuranda, Rotteck und J. G. Wirth. Außer diesen sind noch die folgenden näher zu besprechen. Aaron Bernstein, geboren im J. 1812 zu Danzig, durch eifriges Selbststudium vielseitig gebildet, und besonders für die Naturwissenschaft thätig, nahm als Jude an den Reformversuchen des Judenthums, später durch seine „Urwählerzeitung" an den politischen Bestrebungen lebhaften Antheil, was ihm Preßprozesse und Gefängniß zuzog. Gottfried Eisenmann, geb. im J. 1795 in Würzburg, studierte zuerst die Rechte, später Medizin, war Mitglied der Burschenschaft, später des Jünglingsbundes, weßhalb er im J. 1823 verhaftet und erst nach zwei Jahren entlassen wurde. Er praktizierte hierauf in seiner Vaterstadt mit großem Glück. Sein „Volksblatt" erregte den Haß der Regierung und selbst den persönlichen des Königs Ludwig in so hohem Grade, daß er im J. 1832 verhaftet und von den früher wegen ihrer Unabhängigkeit geachteten Gerichten zur lebenslänglichen Festungsstrafe verurtheilt wurde. Obgleich vielseitig gedrängt, entschloß sich der König doch erst 1847 ihn zu begnadigen. Im folgenden Jahre ins Frankfurter Parlament gewählt, zeigte er trotz seiner Erfahrungen ein unerschütterliches Vertrauen zu den Regierungen, das ihn auch dann nicht verließ, als das Parlament gesprengt worden war. Seit 1849 nahm er keinen Antheil mehr an der Politik. Er starb zu Würzburg im J. 1867. Karl Biedermann, geb. am 25. Sept. 1812 in Leipzig, seit 1838 Professor daselbst, nahm an den Bewegungen des Jahres 1848 Antheil, wurde ins Parlament gewählt, wo er zuerst zum linken, später zum rechten Centrum gehörte. Wegen seiner „Deutschen Annalen" (Lpz. 1853) wurde er zu einem Monat Gefängniß verurtheilt und seines Amtes entsetzt, worauf er nach Weimar zog und die „Weimarer Zeitung" redigierte. Im J. 1863 nach Leipzig zurückgekehrt, redigierte er die „Deutsche Allgemeine Zeitung" und 1865 wurde er wieder als Professor angestellt. G. Struve, geb. am 11. Okt. 1805 zu München, betrat zuerst die diplomatische Laufbahn, entsagte ihr aber bald und wurde Advokat in Mannheim, wo er die „Mannheimer Abendzeitung" herausgab, die ihm mehrmals Gefängnißstrafe zuzog, und 1846 unterdrückt wurde, worauf er den „Deutschen Zuschauer" gründete, der in mehreren Staaten verboten wurde, aber doch weite Verbreitung fand. Seine Theilnahme an der Badischen Revolution zwang ihn zur Flucht, er gieng nach Nordamerika, kehrte 1863 nach Deutschland zurück und starb 1870 in Wien. Otto Lindner, geb. am 28. Nov. 1820 zu Breslau, philosophisch und künstlerisch gebildet, wurde durch seine gediegenen Artikel in der „Voßischen Zeitung", deren Hauptredakteur er war, einflußreich. Er st. 7. Aug. 1867.

Die politische Flugschriften-Literatur ist unermeßlich, besonders seit 1848; viele Flugschriften haben für den Augenblick gewirkt, doch nur wenige haben eine mehr als vorübergehende Bedeutung. Als hervorragendste Verfasser von Flugschriften sind Jakoby, Schuselka

Diezel und Fischel zu nennen. Joh. Jakoby, geb. 1805 in Königsberg, seit 1830 praktischer Arzt, als Einer der entschiedensten Vorkämpfer für Recht und Freiheit im Frankfurter Parlament, in der Preußischen Nationalversammlung und später in der Zweiten Kammer bekannt, veröffentlichte „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" (Mannh. 1841); wegen derselben des Hochverraths angeklagt, wurde er vom Berliner Criminalgericht zu drei Jahren Festungsstrafe verurtheilt, vom Obertribunal aber im J. 1843 freigesprochen. Wegen seiner politischen Thätigkeit bis in die jüngste Zeit verfolgt, starb er am 6. März 1877 in Königsberg. Schuselka, den wir früher schon erwähnt haben, gewann durch seine Schriften „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland" (Lpz. 1845), „Die neue Kirche und die alte Politik" (Lpz. 1. und 2. Aufl. 1846), worin er den Deutschkatholizismus mit Geist und Wärme gegen die ultramontanen Angriffe in Schutz nahm, ferner durch „Oesterreichs Vor- und Rückschritte" (Eb. 1847) und „Deutsch oder Russisch?" (Eb. 1849) vielfache Anerkennung nicht bloß in Oesterreich. Einer der geistvollsten Publicisten war Ed. Fischel, der, im J. 1826 zu Danzig geboren, 1864 in Paris von einem Omnibus überfahren wurde, so daß er sogleich starb. Er warnte in „Brennuszug und Moskowitenthum" (Berlin 1859) vor einem Bündniß mit Frankreich und Rußland, schilderte die „Despoten als Revolutionäre" (Eb. 1859), warnte insbesondere vor Napoleon in „Preußens Aufgabe in Deutschland" (Eb. 1859) und schilderte die innern Zustände Preußens in „Männer und Maßregeln" (Eb. 1861), worin er zugleich die Nothwendigkeit der Selbstverwaltung in den Gemeinden nachwies. Wenn auch die sogenannten Großdeutschen mit vollem Recht an dem Arndtschen Spruch festhielten: „Das ganze Deutschland soll es sein!", so waren sie dagegen in dem verderblichen Irrthum befangen, daß die ganze Oesterreichische Monarchie in Deutschland aufgehen müsse, so Gustav Diezel in der sonst lesenswerthen Schrift: „Politische Resultate der letzten zehn Jahre in Deutschland" (Gotha 1857).

Neben den Staatswissenschaften fand auch die Nationalökonomie sowohl im Allgemeinen als in Beziehung auf einzelne Verhältnisse vielfache und gediegene Bearbeitung. Einer der hervorragendsten Schriftsteller in diesem Zweig ist Wilhelm Roscher, auf den wir ausführlich zurückkommen werden, so wie auch Ferdinand Lassalle, der nach Einer Seite vorzüglich Bedeutung gewann. Von großer Bedeutung ist ferner Lorenz Stein, dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" (Wien 1858) und „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" (Lpz. 1860) gründlich und klar abgefaßt sind. Einzelne Seiten behandelte Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann, geb. am 5. Dez. 1795 zu Dinkelsbühl, 1835 Professor in München, 1845 Ministerialrath, gest. 23. Nov. 1868 in den die Wissenschaft fördernden „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Productivität der Arbeiter, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch" (Münch. 1832). Wilhelm Schulz gab in der geistvollen und an neuen Anschauungen reichen Schrift „Die Bewegung der Production" (Zürich 1843) eine geschichtliche Uebersicht der Volkswirthschaft in klarer Darstellung. August Franz Ludwig Maria Freiherr von Haxthausen, geb. am 3. Febr. 1792 auf dem Gut Abbenburg im Paderbornschen, gest. in Hannover in der Sylvesternacht 1866, schrieb „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländischen Einrichtungen Rußlands" (Berl. 1847—52. III) und „Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer" (Lpz. 1856. II), worin namentlich der Abschnitt über Armenien und dessen religiöse und soziale Zustände von hohem Interesse ist. Wie diese Werke, so beruht auch „Die ländliche Verfassung Rußlands" (Lpz. 1866) auf der schärfsten Beobachtung und gründlichsten Kenntniß. „Die schweizerische Volkswirthschaft" (Lpz. 1860 bis 62) von Arwed Emminghaus giebt eine auf genauer Kenntniß der Verhältnisse beruhende Entwickelung der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels der Schweiz mit verständiger Darstellung der Gründe ihrer Blüthe. Hermann Schulze, geb. am 29. Aug. 1808 zu Delitzsch, (weßhalb er sich zum Unterschied gleichen Namens Schulze-Delitzsch nennt), entwickelte im Nothjahr 1847 eine große Thätigkeit zur Abhülfe des Elends, stimmte 1848 im Frankfurter Parlament mit dem linken Centrum, 1849 als Mitglied der Preußischen Nationalversammlung für den Beschluß, die Steuern zu verweigern, weßhalb er nebst 41 Andern angeklagt, aber in Folge seiner glänzenden Vertheidigungsrede von den Geschwornen freigesprochen wurde. Seit 1861 ist er Mitglied der Zweiten Kammer, worin er im Sinne des Fortschrittes stimmt. Er erwarb sich vorzüglich durch seine Bestrebungen, dem Arbeiterstand in materieller und geistiger Hinsicht aufzuhelfen, wesentliches Verdienst, indem er ihm den Weg zeigte, seine Lage durch eigene Kraft, namentlich durch Gründung von Vorschußvereinen selbst zu verbessern. Unter seinen dahin bezüglichen Schriften ist vor Allem sein Hauptwerk „Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken" (Lpz. 1861, 3. Aufl. 1862) und sodann „Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen" (Eb. 1862, 2. Aufl. 1863) zu erwähnen. Den nämlichen Zweck verfolgte Ferdinand Lassalle, aber er stimmte in den Mitteln mit Schulze-Delitzsch nicht überein, den er vielmehr in der Schrift „Herr Bastiat-Schulze-Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit" (Brsl. 1864) mit Bitterkeit bekämpfte, in welcher er aber auch zugleich seine eigenen national-ökonomischen Ansichten ausführlich entwickelte. Er verlangt, daß allgemeines Wahlrecht eingeführt, Productivassociationen gegründet werden, durch welche der Ertrag der Arbeit auch den Arbeitern, nicht mehr den Unternehmern zukomme. Zur Gründung dieser Associationen solle der Staat die nöthige Hülfe reichen. Einer der geistvollsten Bearbeiter der Nationalökonomie endlich ist Max Wilhelm Gottlob Wirth, der Sohn des bekannten J. G. A. Wirth, geb. zu Breslau am 27. Januar 1822, der ein vielbewegtes Leben

hatte, unter andern aus Preußen verwiesen wurde, weil er der Sohn seines Vaters war, jetzt Director des Statistischen Büreaus in Bern ist. Seine bedeutendste und allseitig anerkannte Schrift ist „Grundzüge der Nationalökonomie" (Köln 1855 ff. III), deren erster und zweiter Band vier und drei Auflagen erlebten. Außerdem sind die Schriften „Ueber Zinswuchergesetze" (Ff. 1856) und die „Geschichte der Handelskrisen" (Ff. 1857) zu nennen. Die Statistik behandelten vorzüglich Fr. Bened. W. Hermann in den musterhaften „Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern" (Münch. 1850—65. XIII Hefte). Das „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" (Königsb. 1835 bis 48. VII) von Friedrich Wilhelm Schubert, geb. 20. Mai 1799 in Königsberg, seit 1823 Professor das., gest. das. 21. Juli 1868) enthält nicht bloß statistische Notizen, sondern auch eine gediegene Darstellung der Verfassung, Verwaltung, Cultur u. s. w. der einzelnen Staaten.

Von den äußerst zahlreichen medizinischen Schriften führen wir nur einige der hervorragendsten an, besonders solche, welche auch dem größeren Publikum zugänglich sind. Von R. H. Lotze wird später die Rede sein. Karl Ernst Bock, geb. am 21. Feb. 1809 in Leipzig, † 1874 als Professor daselbst, wurde durch seine populären medizinischen Aufsätze in der „Gartenlaube", so wie durch sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen" (Lpz. 1854, 4. Aufl. 61) allgemein bekannt, in welchem er dem Laien vortreffliche diätetische Vorschriften giebt, überhaupt ihn mit den verschiedenen Krankheiten und deren Heilung in so weit bekannt macht, als dieß ohne Hülfe eines Arztes geschehen kann. Auch sein „Handbuch der Anatomie des Menschen" (Lpz. 1838. II, 2. Aufl. 49) wird sehr geschätzt. Rudolf Virchow, geb. am 13. Okt. 1821 zu Schivelbein in Pommern, früher Professor in Würzburg, seit 1856 in Berlin, und seit 1862 Mitglied des Hauses der Abgeordneten, in welchem er unentwegt für Freiheit, Recht und Fortschritt spricht und stimmt, ist Einer der hervorragendsten und durch seine genialen Forschungen einflußreichsten medizinischen Schriftsteller, ja der nicht bloß Krankheiten heilen, sondern ihnen auch vorbeugen will, daher sein Wahlspruch ist: „Bildung, Wohlstand und Freiheit sind die einzigen Garantien für die dauerhafte Gesundheit eines Volkes." Von seinen Schriften sind die „Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin" (Ff. 1856) zu erwähnen und vor Allem die „Vorlesungen über Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologischer und pathologischer Gewebelehre." (Brl. 1856, 3. Aufl. 1862), welche in die meisten Europäischen Sprachen übersetzt wurden und von denen die Regierung der Vereinigten Staaten während des Rebellionskriegs besondere Auflagen veranstalten und an die Militärärzte vertheilen ließ. Die Anthropologie behandelte mit besonderem Glück Rudolf Hermann Lotze, auf den wir ausführlicher zurückkommen. Johann Lucas Schönlein, geb. am 30. Nov. 1793 zu Bamberg, 1820 Professor in Würzburg, im J. 1833 wegen seines Liberalismus in eine kleine Ortschaft als Stadtphysikus versetzt, daher er bald darauf einen Ruf an die Universität Zürich annahm, 1839 Professor und Leibarzt des Königs in Berlin, zog sich 1859 nach Bamberg zurück, wo er am 23. Jan. 1864 starb. Seine „Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie" (Würzb. 1832. IV, 5. Aufl. St. Gallen 1845) gehört zu den glänzendsten Erscheinungen in diesem Gebiete. Die Physiologie wurde mit besonderm Glück und verschiedenartiger Auffassung behandelt. Johann Müller, geb. am 14. Juli 1801 zu Koblenz, seit 1833 Professor in Berlin, gest. daselbst am 28. April 1858, veröffentlichte ein epochemachendes „Handbuch der Physiologie des Menschen" (Koblenz 1833, 3. Aufl. 1837—40. III). Erwähnenswerth sind ferner das „Lehrbuch der Physiologie" (Lpz. 1839) von Rud. Wagner, und das „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" (Heidelb. 1852 bis 56. II) des Leipziger Professors Karl Friedrich Wilhelm Ludwig (geb. 29. Dez. 1816 zu Witzenhausen in Hessen). Jakob Moleschott, geb. am 29. Aug. 1822 zu Herzogenbusch, habilierte sich 1842 in Heidelberg; im J. 1854 erhielt er wegen seiner materialistischen Ansichten eine Verwarnung, weßhalb er sein Lehramt niederlegte, 1856 wurde er an das Polytechnikum in Zürich, 1861 an die Turiner Universität berufen. In der „Physiologie der Nahrungsmittel" (Darmstadt 1850, 2. Aufl. Gießen 1859) und in der „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" (Erl. 1850) bespricht er die Bestandtheile der Nahrungsmittel und deren Einfluß auf den Menschen und giebt zugleich diätetische Vorschriften für die verschiedenen Lebensalter und Geschlechter. Von noch größerer Bedeutung ist die „Physiologie des Stoffwechsels der Pflanzen und Thiere" (Erl. 1851), worin er die Idee durchführt, daß der Mensch ein Erzeugniß der Stoffe sei, aus denen er besteht, daß alle Lebens- und Seelenkräfte Eigenschaften des Stoffs sind, und daher die politischen, religiösen und sittlichen Zustände der Völker ganz vorzüglich von ihrer Nahrung abhängen, daß Alles Geist und Stoff zugleich ist, daß Stoff und Geist in unzertrennlicher Einheit von Ewigkeit verbunden sind. Großes Aufsehn machte Fried. Karl Christ. Büchner, geb. am 29. März 1824 zu Darmstadt, wo er sich als praktischer Arzt niedergelassen hat, durch seine Schriften „Kraft und Stoff" (Ff. 1857, 9. Aufl. 1867) und „Natur und Geist" (Eb. 1857, 2. Aufl. 1864); sie erregten aber auch heftigen Widerspruch, da er darin die bisherige philosophisch-theologische Weltanschauung bekämpfte und ihr einen kühn ausgesprochenen Materialismus entgegensetzte.

In der Theologie hat sich unter den Katholiken zunächst Johann Adam Möhler, geb. am 6. Mai 1796 zu Igersheim, zuerst Professor in Tübingen, seit 1835 in München, wo er am 12. April 1838 starb, durch die Schrift „Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus" (Tüb. 1825, 2. Aufl. 1843), vorzüglich aber durch die „Symbolik" (Mainz 1832, 6. Aufl. 1844), in welcher er den katholischen Lehrbegriff geistreich idealisierte, großen Ruf unter seinen Glaubensgenossen erworben, aber von den

Protestanten heftigen Widerspruch erfahren, da er darin dem Protestantismus jedes andere Recht als das der politischen Existenz absprach, und deutlich genug merken ließ, daß er ihm auch dieses gern abgesprochen hätte. Franz Anton Staudenmaier, geb. am 11. Sept. 1800 zu Donzdorf in Würtemberg, seit 1837 Professor in Freiburg i. Br., wo er am 19. Jan. 1856 starb, veröffentlichte mehrere Werke, „Der Geist des Christenthums" (Mainz 1835, II, 6. Aufl. 1859), „Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift" (Mainz 1840), „Die christliche Dogmatik" (Freib. 1844 ff. IV), in denen er die neuere Philosophie mit dem Christenthum in Einklang zu bringen suchte. Johann Baptist (von) Hirscher, geb. am 20. Juni 1788 in Alt-Ergarten, seit 1837 Professor in Freiburg, gest. daselbst 4. Sept. 1865, hob in der „Christlichen Moral" (Tüb. 1835. 36. III, 5. Aufl. 1850 bis 51) das Gemeinsame aller christlichen Confessionen hervor, weßhalb er den Haß der Ultramontanen auf sich zog. Daß Leopold Schmid, geb. am 18. Mai 1808, † 1869 als Professor in Gießen, als er 1849 zum Bischof von Mainz erwählt worden war, die päpstliche Bestätigung nicht erhielt, ist bei den toleranten Ansichten, die er in seinen Vorlesungen und in der Schrift „Der Geist des Katholicismus, oder Grundlegung der christlichen Irenik" (Gießen 1848—50. IV) aussprach, leicht erklärlich. Auch Johann Joseph Ignaz (von) Döllinger fand bei der Curie heftigen Widerspruch, als er in der gründlichen Schrift „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" (München 1862) die Behauptung aufstellte, daß die katholische Kirche auch ohne Kirchenstaat bestehen könne. Neben manchem Irrigen über den Protestantismus findet sich darin auch vieles Wahre über denselben, namentlich der Nachweis, daß die Unterdrückung der Volksfreiheit zum großen Theil von der Reformation verschuldet worden sei. Johann Anton Theiner, geb. am 15. Dez. 1799 zu Breslau, seit 1824 Professor daselbst, wurde im J. 1830 Pfarrer, weil die Regierung seine Vorlesungen untersagte. Im J. 1845 erklärte er sich unter Niederlegung seines Amts für die deutsch-katholische Bewegung, zog sich aber in Folge von Zerwürfnissen mit den Leitern derselben bald wieder zurück und wurde Protestant. Im J. 1855 wurde er zum Secretär der Universitätsbibliothek in Breslau ernannt, als welcher er am 15. Mai 1860 st. Mit seinem Bruder Augustin, der später die freiere Richtung verließ, gab er „Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen" (Altenb. 1828. III, 2. Aufl. 1845) heraus, welche durch ihre Gründlichkeit und ihre muthige Entschiedenheit großes Aufsehen erregte. Eine der heftigsten polemischen Schriften gegen den Protestantismus ist „Aus der Mansarde" (Mainz 1860—62. VI Hefte) von dem Proselyten G. Fr. Daumer.

Ueber den Deutschkatholizismus schrieben außer G. G. Gervinus, der in der „Mission der Deutschkatholiken" (Heidelb. 1845, 3. Aufl. 1846) die Bewegung großartig auffaßte, Franz Schuselka, dessen schon erwähnte Schrift „Die neue Kirche und die alte Politik" die reformatorische Bewegung gegen die Angriffe ihrer Gegner mit Wärme vertheidigt, und Ferdinand Kampe in den Schriften „Das Wesen des Deutschkatholizismus mit besonderer Rücksicht auf seine Verhältnisse zur Politik" (Tüb. 1850) und „Geschichte der religiösen Bewegungen der neueren Zeit" (Lpz. 1852—60. IV).

Die Bewegung in der protestantischen Theologie war noch großartiger und erfolgreicher als in der katholischen, was eine natürliche und nothwendige Folge der im Wesen des Protestantismus liegenden freien Forschung ist, während der katholische Theologe durch die Autorität der Kirche gefesselt ist. Die Bewegung, welche mit dem „Leben Jesu" von David Strauß begann, wurde von Bruno Bauer fortgeführt. Geboren am 9. Sept. 1809 zu Eisenberg im Altenburgischen, habilitierte er sich 1839 in Bonn; doch wurde ihm schon im J. 1842 die Erlaubniß, theologische Vorlesungen zu halten, entzogen, worauf er sich nach Berlin begab, wo er seitdem mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt lebt. Früher der althegelschen Schule angehörend, wurde er später Einer der entschiedensten Vorkämpfer der linken Seite derselben. In seinen theologischen Hauptwerken „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes" (Bremen 1840) und „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (Lpz. 1841—42), führte er aus, daß das Evangelium des Johannes eine freie schriftstellerische Composition sei, daß die Evangelien des Matthäus und Lucas spätere Bearbeitungen des Marcus seien, und daß dieser seine religiöse Idee personificiert, d. h. daß er das Historische erfunden habe. Gegen die heftigen Angriffe, die er deßhalb zu erfahren hatte, vertheidigte ihn sein Bruder Edgar Bauer, geb. im J. 1821 zu Charlottenburg, in der Schrift „Bruno Bauer und seine Gegner" (Berl. 1842) und ausführlicher in „Der Streit der Kritik mit der Kirche und dem Staat" (Charlottenb. 1843), wegen welcher er zu vier Jahren Festungsstrafe verurtheilt wurde. Ferdinand Christian Baur bewies in der Schrift „Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus" (Stuttg. 1831), daß sie nicht vom Apostel, sondern erst im zweiten Jahrhundert geschrieben worden seien. Karl Heinr. Wilh. Schwarz ist später ausführlicher zu besprechen. Ludwig Andreas Feuerbach, geb. am 28. Juli 1804 zu Ansbach, habilitierte sich 1828 in Erlangen als Privatdocent, zog sich jedoch nach einigen Jahren zurück und war seitdem ausschließlich schriftstellerisch thätig. Er starb 1872. Ein Hauptvertreter der Junghegelschen Philosophie, nahm er doch bald eine selbstständige Stellung ein, so schon in den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" (Nbg. 1830), worin er den allgemein herrschenden Ansichten entgegentrat, indem er die Seele als Funktion des Organismus erklärte, daher sie mit demselben aufhöre. Noch kühner ist das „Wesen des Christenthums" (Lpz. 1841), worin er mit logischer Kraft und Consequenz behauptet, daß die Dogmen zufällige, willkürliche, sogar krankhafte Aeußerungen der Seelenthätigkeit der Menschen seien.

Th. Keim, geb. am 17. Dez. 1825 zu Stuttg., gest. 1878 als Prof. in Gießen, suchte in der Schrift „Der geschichtliche Christus" (Zürich 1861, 3. Aufl. 1866), Glauben und rücksichtslose Wissenschaft mit einander zu versöhnen. Heinrich Lang, geb. am 14. Nov. 1826 zu Frommern bei Balingen, seit 1871 Pfarrer in Zürich, gest. 1876, gab seit 1859 „Zeitstimmen für die reformirte Schweiz" heraus, in welchen er die Ergebnisse der gelehrten Forschung dem Gebildeten zugänglich zu machen suchte, und so wollte er in dem „Versuch einer christlichen Dogmatik" (Berl. 1858) die moderne Weltanschauung auf den christlichen Glauben anwenden. Karl Immanuel Nitzsch, geb. am 21. Sept. 1787, seit 1847 Professor und Universitätsprediger in Berlin, gest. daselbst am 21. Aug. 1868, brachte im „System der christlichen Lehre" (Bonn 1829, 6. Aufl. 1851) die Dogmatik mit der Moral in Verbindung; seine „Praktische Theologie" (Eb. 1851—60. III) behandelt den Gegenstand mit Umsicht und Klarheit. „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der neuern Wissenschaft" (Tüb. 1841. II) von David Strauß zeigt den Widerspruch, in welchen die christliche Weltanschauung allmählich mit sich selbst gerathen ist und stellt die religiösen Dogmen als nothwendige Entwickelungsmomente des denkenden Geistes dar. Die Dogmatik wurde ferner von Friedrich Wilhelm Rettberg in der „Christlichen Heilslehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche apologetisch dargestellt" (Lpz. 1838) behandelt, in großer Ausführlichkeit von Johann Peter Lange in der „Christlichen Dogmatik" (Heidelb. 1849—52. III). Vielfaches Interesse bietet der „Kommentar über die Schriften des Evangelisten Johannes" (Bonn 1820—36. III, 3. Aufl. 1842—56) des Göttinger Professors Gottfried Christian Friedrich Lücke (1791—1855). Die „Evangelische Homiletik" (Stuttg. 1842, 3. Aufl. 1867) von Christian Palmer ist Eine der besten Arbeiten über diesen Gegenstand, doch sind auch die „Grundzüge der Homiletik" (Gießen 1808) von Gustav Adolf Ludwig Baur, geb. am 14. Juni 1816 zu Hömmelsbach im Odenwald, seit 1870 Prediger und Prof. der Theologie in Leipzig, bemerkenswerth. Richard Rothe, geb. am 28. Januar 1799 in Posen, seit 1854 Professor in Heidelberg, gest. daselbst am 20. August 1867, schrieb eine gediegene „Theologische Ethik" (Wittenb. 1845—48. III, 2. Aufl. 1867) und suchte in der Schrift „Die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" (Wittenb. 1837) die absolute Einheit von Staat und Kirche zu beweisen. Gottlieb Christian Adolf Harleß, geb. 21. Nov. 1806 zu Nürnberg, wurde 1833 Professor in Erlangen, aber 1845 nach Bayreuth als Konsistorialrath versetzt, weil er sich den unberechtigten Ansprüchen der katholischen Kirche widersetzte, später war er Professor in Leipzig, Oberhofprediger in Dresden, 1852—78 Präsident des Oberconsistoriums in München. In seiner „Christl. Ethik" (Stuttg. 1842, 6. Aufl. 1864) so wie in der Schrift „Kirche und Amt nach lutherischer Lehre" (Lpz. 1853) und „Das Verhältniß des Christenthums zu Kultur- und Lebensfragen der Gegenwart" (Erl. 1863) nimmt er den Standpunkt der starrsten lutherischen Orthodoxie ein, wie er auch in seinen verschiedenen Stellungen die inquisitorische Gewalt der Geistlichen zu vermehren strebte. Als Polemiker machte sich Julius Müller, geb. am 10. April 1801 in Brieg, † 1878 als Professor in Halle, durch die gegen die orthodoxen Lutheraner gerichtete Schrift „Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht" (Berl. 1854) wesentlich verdient. Auch seine „Christliche Lehre von der Sünde" (Berl. 1839, 4. Aufl. 1858. II) ist erwähnenswerth. Anton Ludwig Friedrich August Pelt, geb. am 28. Juni 1799 in Regensburg, seit 1835 Prof. in Kiel, im J. 1852 von der Dänischen Regierung entsetzt, gest. am 22. Januar 1861 als Pastor in Kemnitz, schrieb über „Protestantismus, Rationalismus, Supranaturalismus und speculative Theologie" (Kiel 1839) im Geiste Schleiermachers. Daniel Schenkel, geb. am 21. Dez. 1813 zu Dägerlen im Kanton Zürich, seit 1851 Professor in Heidelberg, begründete im „Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters" (Schaffh. 1846—52. III), daß der Protestantismus seinem Wesen nach einer immer fortschreitenden Entwickelung fähig sei; in den „Gesprächen über Protestantismus und Katholizismus" (Eb. 1846—1852. III, 2. Aufl. 1862) schilderte er die beiden Confessionen nach ihrem eigenthümlichen Charakter mit lobenswerther Unparteilichkeit. Wegen der Schriften „Das Charakterbild Jesu" (Wiesb. 1864), worin er nur die sittliche und mithin menschliche Lebenserscheinung desselben auf den Grund der Resultate der kritischen Forschung darstellt, und „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaktion" (Eb. 1865) wurde er von den Orthodoxen bitter angefeindet, die ihren Verfolgungsgeist auch an dem Rostocker Professor Michael Baumgarten (geb. am 25. März 1812 zu Haseldorf in Holstein) bewiesen, indem ihn der Meklenburgische Oberkirchenrath trotz seiner strengen Rechtgläubigkeit einiger Schriften wegen im J. 1858 entsetzte, in Preßprozesse verwickelte, und zu Gefängniß verurtheilen ließ, weil er darin mit der unfehlbaren Behörde in einigen Punkten nicht übereinstimmte. Später gab er die interessante Schrift „Die Nothwendigkeit eines freien und allgemeinen Kirchentags" (Berl. 1863) heraus.

Justus (Freiherr von) Liebig.

Es ist Wenigen vergönnt, die Wissenschaft zu fördern und zugleich einen belebenden Einfluß auf das praktische Leben zu gewinnen, und dadurch den Wohlstand der Völker zu vermehren. Unter diesen Wenigen nimmt Justus Freiherr von Liebig eine der ersten Stellen ein. Am 12. Mai 1803 in Darmstadt geboren, besuchte er das dortige Gymnasium, trat aber im J. 1818 in die Apotheke zu Heppenheim, wo er 10 Monate blieb, worauf er von 1819 bis 1822 in Bonn und Erlangen studierte. Die Hoffnungen, die er schon damals erweckte,

erwarben ihm ein Reisestipendium; er gieng nach Paris (1822—24), wo er durch eine der Französischen Akademie vorgelegte Arbeit die Aufmerksamkeit Alexanders von Humboldt auf sich zog, und durch denselben mit den bedeutendsten Naturforschern der Französischen Hauptstadt bekannt wurde. Auch hatte er es dem Einfluß Humboldts zu verdanken, daß er schon im J. 1824 zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt wurde. Er entwickelte bald eine so fruchtbare Thätigkeit, daß Gießen der Mittelpunkt der chemischen Studien wurde, und zwar nicht bloß für Deutschland, sondern für beinahe alle Länder Europas. Seine außerordentlichen Leistungen erwarben ihm allseitige Anerkennung; 1845 wurde er in den erblichen Freiherrnstand erhoben; im J. 1852 zum Professor an der Münchner Hochschule berufen, wurde ihm zugleich das Amt eines Conservators des chemischen Laboratoriums übertragen. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn der König Maximilian II. zum Vorstand des Kapitels des Maximilianordens für Wissenschaft und Kunst und 1860 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und zum Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats. Er st. am 18. April 1873.

Liebig hat nicht bloß durch seine Vorlesungen, durch die Leitung des chemischen Laboratoriums und seine zahlreichen Entdeckungen, sondern auch durch seine Schriften auf die Ausbildung der Wissenschaft sowohl als auf deren praktische Anwendung einen weitgreifenden Einfluß gehabt. Die Hebung der Industrie, des Fabrik- und Gewerbwesens, des Ackerbaues, überhaupt der gesammten Volkscultur ist zum großen Theil der praktischen Richtung zu verdanken, die er der Chemie gegeben. Seine Schriften, in welchen er die Ergebnisse seiner praktischen Leistungen niederlegte, zeichnen sich wie diese durch tiefe und scharfe Beobachtung und eine wahrhaft geniale Combinationsgabe, so wie durch Klarheit und Schönheit der Darstellung aus. So bedeutend und einflußreich diejenigen Werke sind, welche vorzugsweise für die Fachmänner oder für besondere Berufsarten bestimmt sind, unter welchen wir besonders hervorheben, „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (Braunschweig 1840, 8. Aufl. 1865), „Die Thierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" (Lpz. 1842. II, 7. Aufl. 1862), „Theorie und Praxis in der Landwirthschaft" (Braunschw. 1856) und „Die Naturgesetze des Feldbaues" (Ebendaselbst. 3. Aufl. 1865), so haben wir hier doch vor Allem die für das größere Publikum bestimmten „Chemischen Briefe" (Heidelb. 1845, 5. Aufl. 1865. II) zu berücksichtigen, welche er zuerst zum Theil in der „Allgemeinen Zeitung" bekannt machte. Sie haben den Zweck, wie er sich in der Vorrede zur ersten Auflage ausdrückt, „die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf den Zustand und die Bedeutung der Chemie, auf die Aufgaben, mit deren Lösung sich die Chemiker beschäftigen, und den Antheil zu lenken, den diese Wissenschaft an den Fortschritten der Industrie, Mechanik, Physik, Agricultur und Physiologie genommen hat". Und so giebt er eine inhaltreiche Uebersicht der neuen Forschungen, unter welchen die seinigen zu den hervorragendsten gehören, und des Einflusses der Chemie auf die verschiedensten Lebensverhältnisse, wobei er Vollständigkeit und klare Kürze mit ausgezeichnetem Glück zu verbinden weiß. Nach einer Einleitung über den Einfluß der Naturwissenschaften auf Handel und Industrie und auf die Erforschung der Lebenserscheinungen, so wie auf eine richtige Naturerkenntniß, wobei er den Materialismus in kurzen, aber schlagenden Worten bekämpft, bespricht er die Geschichte der Chemie, geht dann zur Darstellung der Grundbegriffe und der Folgerungen über, die sich aus denselben ergeben, und entwickelt hierauf das Verhältniß der Chemie zur Physiologie, was ihn zur Lehre von den Nahrungsmitteln, von der thierischen Wärme und der Respiration führt. Indem er ferner die Bestandtheile des Fleisches und der Pflanzen untersucht, schildert er die Wirkung der Speisen auf die körperlichen und geistigen Functionen der Menschen, wobei er die Ansichten der Materialisten von dem Einfluß der Nahrung auf das Denkvermögen kurz, aber scharf tadelt. Höchst interessant ist die hierauf folgende Vergleichung des menschlichen und staatlichen Organismus, eine Vergleichung, die

nicht wie bei Bluntschli und Rohmer auf Phrasen, sondern auf Erfahrung und Beobachtung beruht. Das Ganze schließt mit einer inhaltreichen und fruchtbaren Darstellung der Landwirthschaft als Kunst und Wissenschaft.

Und so ist kaum eine Schrift dem Studium des gebildeten Publikums mehr zu empfehlen als diese. Wir sagen dem Studium, denn so klar und verständlich dieselbe in ihrem ganzen Umfange ist, so ist sie doch weit entfernt „von der sogenannten populären Form der Darstellung, womit man gewöhnlich das Herabziehen in das Gemeine und in das platte Verständlichmachen bezeichnet"; sie muß daher, wenn man Gewinn aus ihr ziehen will, mit Ueberlegung und Anstrengung der Geisteskräfte gelesen und wieder gelesen werden. Welchen Gewinn man aber aus ihr ziehen kann, zeigt Liebig selbst in der Vorrede zur ersten Auflage. „Ohne die verborgenen Fäden zu kennen, an welche sich die dem Leben und der Wissenschaft zugewachsenen Erwerbungen knüpfen, dürfte es auch dem aufmerksamsten Beobachter nicht gelingen, zum Verständniß der gegenwärtigen Zeit in ihrer materiellen und intellectuellen Gestaltung zu gelangen. Dem gebildeten Menschen ist diese Kenntniß ein Bedürfniß, in so fern sie die erste und wichtigste Bedingung der Entwickelung und Vervollkommnung seines geistigen Lebens in sich schließt; für ihn ist das Bewußtwerden der Ursachen und Kräfte, die so vielen und reichen Erfolgen zu Grunde liegen, an sich schon Gewinn, weil durch das Geschehene das Bestehende erst klar, und das Auge für das Zukünftige empfänglich gemacht wird. Mit ihrer Bekanntschaft nimmt er an der Bewegung Theil, es verliert sich durch sie das anscheinend Zufällige und Räthselhafte der gewonnenen Resultate von selbst, und in dem natürlichsten nothwendigsten Zusammenhange erscheinen ihm die neuen und gesteigerten Geistesrichtungen der Zeit. Indem er Besitz von den ihm gebotenen geistigen Gütern nimmt, erwächst ihm der Vortheil, sie nach seinem Willen und Vermögen zu seinem Nutzen zu verwenden, zur Vermehrung dieser Reichthümer beizutragen, ihre Segnungen zu verbreiten und fruchtbringend für Andere zu machen."

Aus „Chemische Briefe".

Die praktische Seite des Ackerbaues kann nicht klarer und tiefer aufgefaßt werden, als Dieß in der Rede des nordamerikanischen Häuptlings geschehen, welche der Franzose Crevecour uns überliefert hat. Jener — seinem Stamme der Missisäer den Ackerbau empfehlend — sprach: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß das Fleisch mehr als 30 Monden braucht, um heran zu wachsen, und oft selten ist? daß jedes der wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? daß das Fleisch vier Beine hat zum Fortlaufen und wir nur zwei, um es zu haschen? daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen; daß der Winter, der für uns die Zeit der mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hört, bevor die Bäume über unsern Hütten vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen!"

In seinen beschwerlichen und mühevollen Jagden verbraucht der Indianer durch seine Glieder eine große Summe von Kraft, aber der hervorgebrachte Effekt ist sehr gering und steht mit dem Aufwand in keinem Verhältniß.

Die Cultur ist die Oekonomie der Kraft: die Wissenschaft lehrt uns die einfachsten Mittel erkennen, um mit dem geringsten Aufwand von organischer Kraft die größten Wirkungen zu erzielen und mit gegebenen Mitteln ein Maximum von Widerständen zu überwinden. Eine jede Kraftäußerung, eine jede Kraftverschwendung in der Agrikultur, in der Industrie, so wie in der Wissenschaft und namentlich im Staate, charakterisiert die Roheit und den Mangel an wahrer Cultur. Darin liegt eben das außerordentliche Uebergewicht an Kraft, welches unsere Zeit von allen früheren unterscheidet, daß die Entwickelung der Naturwissenschaften und der Mechanik, so wie die nähere Erforschung aller der Ursachen, wodurch mechanische Bewegungen und Ortsveränderungen hervorgebracht werden, zur genaueren Bekanntschaft mit den Gesetzen geführt haben, welche den Menschen befähigen, Naturgewalten, die sonst Angst und Entsetzen erweckten, zu seinen gehorsamen und willigen Dienern zu machen.

Einem Prometheus gleich hat der Mensch, mit Hülfe des göttlichen Funkens von Oben, welcher, genährt durch Religion und Gesittung, die Grundlage aller geistigen Vervollkommnung ist, den irdischen Elementen Leben eingeflößt.

Die Dampfmaschine empfängt Speise und Trank und athmet gleich einem Thiere; in ihrem Leib besteht eine Quelle von Wärme und eine Quelle von Kraft, wodurch innere und äußere Bewegungseffecte hervorgebracht werden, und das bestabgerichtete Pferd folgt nicht geduldiger dem Willen des Menschen, als die Locomotive unserer Eisenbahnen; sie geht schnell und langsam, sie steht still und gehorcht dem leisesten Druck seines Fingers.

Die Wissenschaft, welche die Sklavendienste den Maschinen überträgt, hat zwischen den Naturkräften und der organischen Kraft ein richtigeres Verhältniß hergestellt.

Die Summe von Licht- und Wärmestrahlen, welche die Erde von der Sonne empfängt, ist eine unveränderliche Größe, aber sie vertheilt sich auf ihrer Oberfläche in Folge von Ursachen, welche man providentielle nennen muß, in ungleicher Weise; daher denn an dem einen Ort ein Ueberschuß, welcher die Production der Lebensbedingungen erhöht, an dem andern ein Mangel, durch welchen sie herabsinkt; sind die Kanäle zum Ab- und Zufluß da, so stellt sich von selbst das Gleichgewicht ein; nirgends ein Ueberfluß, nirgends ein Mangel.

In gleicher Weise vertheilt sich auf der Erde der Reichthum und sein Schatten, die Armuth; zu allen Zeiten war das gegenseitige Verhältniß derselben gleich und unveränderlich; einer dauernden Zunahme im Besitz treten Ereignisse entgegen, welche ihr eine Grenze setzen. So wie sich das Blut von den großen Stämmen aus nach den Capillarien hin bewegt, so wird das größte Einkommen verbraucht und fließt durch eine unendliche Anzahl von kleineren Kanälen der ursprünglichen Quelle wieder zu.

Wo das Licht stark ist, erscheinen die Schatten dunkler; aber die Natur will es, daß in allen Abstufungen des Lichtes kräftige Pflanzen gedeihen; ohne die hohen Bäume giebt es kein Gesträuch, kein Getreide und keine Feldfrüchte; denn sie ziehen den befruchtenden Regen an und machen, daß immer die Quellen fließen, welche Gedeihen und Wohlstand verbreiten. Die neuen socialistischen Theorien wollen, daß kein Schatten mehr sei; wenn aber das letzte Grashälmchen, welches Schatten wirft, zerstört wäre, dann würde freilich überall Licht, aber auch der Tod wie in der Wüste Sahara sein.

Durch die in seinem Leibe erzeugbaren Kräfte setzt der Mensch den Naturkräften, die seine Existenz unaufhörlich zu vernichten streben, einen Widerstand entgegen, welcher täglich erneuert werden muß, wenn sein Fortbestehen auf eine Zeit lang gesichert werden soll.

In jeder Stunde stirbt ein Theil unseres Körpers ab, und auch im Zustande der vollkommenen Gesundheit verfällt die Maschine nach 70—80 Jahren den irdischen Mächten, aller Widerstand hört völlig auf, ihre Elemente kehren in die Atmosphäre, in den Boden zurück. Das ganze Leben ist ein unaufhörliches Ringen mit den Naturkräften, eine ewige Störung und Wiederherstellung eines Gleichgewichtzustandes.

Als Speise und Trank bedarf der Mensch die Mittel zur Wärme und Krafterzeugung; durch sie erzeugt sich in seinem Leibe der Widerstand gegen die Einwirkung der Atmosphäre, welche täglich einen Theil seines Lebens in sich aufnimmt.

Zur Bewahrung seiner Temperatur und zum Schutze gegen Witterung bedarf er der Wohnung, der Kleidung und Heizung; zur Erhaltung der Gesundheit und ihrer Wiederherstellung die Mittel zur Reinlichkeit und Arznei. Speise und Trank können bis zu einer gewissen Grenze die Kleidung, Heizung und Arznei vertreten, sie selbst aber sind durch Befriedigung keines der andern Lebensbedürfnisse ersetzbar, sie sind absolute oder unentbehrliche Lebensbedürfnisse.

Beim Mangel an innerem Widerstand (beim Hunger) wirken die nämlichen Naturkräfte, welche die Lebenserscheinungen bedingen, einem Schwerte gleich, welches allmälig bis zum Mittelpunkte des Lebens unaufhaltsam dringt und dessen Thätigkeit aufhebt.

Der Mensch bedarf für die Entwickelung, Vervollkommnung, Erhaltung der eigenthümlichen Thätigkeiten seiner Sinnorgane gewisser anderen Bedingungen, welche seine angenehmen und nützlichen Bedürfnisse ausmachen. Außer Diesen hat der Mensch noch eine Anzahl anderer Bedürfnisse, welche aus seiner geistigen Natur entspringen und die durch Naturkräfte nicht befriedigt werden können; es sind Dieß die mannigfaltigen Bedingungen der Funktionen seines Geistes, auf deren Entwickelung, Vervollkommnung und Erhaltung die richtige und zweckmäßige Verwendung der Kräfte des Körpers, so wie die Lenkung und Leitung der Naturkräfte zur Hervorbringung aller seiner nothwendigen, nützlichen und angenehmen Bedürfnisse beruhen.

F. Vischer.

Friedrich Theodor Vischer.

Unter den neuern Aesthetikern nimmt Friedrich Theodor Vischer unzweifelhaft die erste Stelle ein. Am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg geboren, erhielt er seinen ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, worauf er das Gymnasium in Stuttgart, dann, um Theologie zu studieren, 1821 das Seminar zu Blaubeuren, 1825 das zu Tübingen besuchte. Nachdem er eine kurze Zeit als Vikar eines Geistlichen zugebracht und darauf als Repetent im Seminar zu Maulbronn gewirkt hatte, besuchte er in den Jahren 1832 und 1833 Göttingen, Berlin, Dresden, Wien und München, wo er seinen Aufenthalt vorzüglich zur Anschauung und zum Studium der Kunstwerke benutzte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Repetenten am Seminar zu Tübingen ernannt, doch entsagte er 1836 der Theologie und habilitierte sich an der dortigen Universität, an welcher er 1837 zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt wurde. Von nun an widmete er sich ausschließlich der Aesthetik und der Deutschen Literatur. Im J. 1839 und 1840 bereiste er Italien und Griechenland, 1843 Oberitalien, um die Kunstschätze dieser Länder zu studieren; im folgenden Jahre wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, aber seine Antrittsrede, die auch im Druck erschien (Tüb. 1844) zog ihm die Feindschaft oder vielmehr den bittersten Haß der Orthodoxen und Pietisten zu, weil er darin den Gegnern des freien Denkens einen offenen Kampf angekündigt hatte. Sie unterließen nicht, ihn deßhalb auf das Heftigste anzuklagen, wobei sie nach gewohnter Weise einzelne abgerissene Stellen im schlimmsten Sinne auslegten und dem Ministerium so lange zusetzten, bis Dieses sich endlich entschloß, ihn auf zwei Jahre zu suspendieren. Im J. 1847 fieng er seine Vorlesungen wieder an, doch wurden dieselben im J. 1848 wieder unterbrochen, da er in das Frankfurter Parlament gewählt wurde, wo er Anfangs mit der gemäßigten Linken und der Großdeutschen Partei, später zwar mit den Gothanern stimmte, aber doch 1849 mit dem sogenannten Rumpf nach Stuttgart gieng. Nach der gewaltsamen Auflösung desselben nahm er seine akademische Thätigkeit wieder auf. Im J. 1855 folgte er einem Rufe als Professor ans eidgenössische

Polytechnikum und an die Universität in Zürich; dort blieb er bis 1866, wo er zum Professor der Aesthetik und der Deutschen Literatur an der Universität in Tübingen und zugleich am Polytechnikum in Stuttgart ernannt wurde.

Vischers erste Schrift im Gebiete der Aesthetik „Das Erhabene und Komische. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen" (Stuttg. 1837) zeigte schon den scharfen und selbstständigen Denker. Denn wenn er auch im Allgemeinen vom Hegelschen System ausgieng, so hat er sich diesem keineswegs sklavisch untergeordnet, sondern es hie und da in seinen Folgerungen sogar widerlegt. Sein Hauptwerk ist die „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen" (Reutl. 1846—57. III in 9 Abthl.) Es ist nicht bloß eine streng systematisch ausgeführte Darstellung der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange, sondern, wie Vischer selbst in der Vorrede sagt, „zugleich eine Fundgrube für die gesammte Literatur der Aesthetik, ja für Alles, was hie und dort von einzelnen bedeutenden Gedanken über den Inhalt dieser Wissenschaft zerstreut ist." Und in der That, das Werk erhält schon dadurch einen großen Werth, daß überall die hervorragendsten Bearbeiter der gesammten Aesthetik oder einzelner Zweige derselben angeführt werden, sei es um sie zu widerlegen, oder auch um die eigenen Ansichten durch sie zu bestätigen. Freilich finden sich auch manche Anspielungen auf frühere Werke, die nur Wenigen bekannt sein mögen und daher für die Meisten unverständlich sind. Dieß ist am Ende kein großes Unglück; unangenehmer ist es, daß die Darstellung des ersten oder allgemeinen Theils dunkel und schwerfällig ist. Freilich behauptet er, daß sich Tiefwissenschaftliches nur in der Schulsprache sagen lasse, allein mit Recht entgegnet Carrière in der Vorrede zu seiner Aesthetik: „Es ist nicht wahr, daß Tiefe des Inhalts und Dunkelheit oder Schwerfälligkeit der Darstellung einander bedingen. Nur da, wo man den Mittelpunkt einer Sache nicht recht erfaßt hat, und aus verschiedenen Merkmalen ihren Begriff zusammensetzt, wird man leicht verworren und unverständlich; wenn man dagegen den Kern und das rechte Wort für ihn gefunden hat, ist er immer einfach und seine Entfaltung klar." Vischer fühlte es selbst, daß er sich der Schulsprache zu sehr hingegeben habe, daher er eingesteht, daß „der Styl mehr Schwere angenommen haben möge, als selbst der streng wissenschaftliche Charakter rechtfertige", und wenn er (II, 516) sagt, daß es „Pferdearbeit sei, einen Sterne, einen J. Paul zu lesen", so werden wohl nicht Wenige das Nämliche von dem ersten Theil seiner Aesthetik sagen. Die folgenden Theile sind dagegen in einer klaren, lebendigen und gewandten Sprache geschrieben, und zwar wird die Darstellung mit jedem Theil faßlicher und schöner, sie erhebt sich oft sogar zu künstlerischer Vollendung.

Der erste Theil, welcher der Metaphysik des Schönen gewidmet ist, entwickelt den Begriff des Schönen in seiner reinen Allgemeinheit, abgesehen von seiner Verwirklichung. Der zweite und dritte Theil führen uns dagegen in die Verwirklichung des Schönen in der Natur und in der Kunst. In der Lehre vom Naturschönen, welche den Inhalt der ersten Abtheilung des zweiten Theils bildet, wird zuerst die Schönheit der unorganischen Natur in ihren verschiedenen Erscheinungen, dann die der organischen Natur im Pflanzen- und Thierreiche behandelt, hierauf die menschliche Schönheit und zwar zunächst des einzelnen Menschen in seinen mannichfaltigen Formen, sodann ihrer geschichtlichen Erscheinung im Alterthum, im Mittelalter und in der neuen Zeit. Es ist dieser Abschnitt eine eigenthümliche Culturgeschichte von großartiger Auffassung; im Einzelnen wird man jedoch mit dem Verfasser nicht immer übereinstimmen. Die zweite Abtheilung des zweiten Theils behandelt die Lehre von der Phantasie, in welcher insbesondere die Geschichte der Phantasie oder des Ideals eine Fülle von fruchtbaren Bemerkungen darbietet. Der dritte Theil, die Kunstlehre, zeigt im ersten Abschnitt, wie der Gegensatz des Naturschönen und der Phantasie sich in einem Dritten, der Kunst, aufhebt, und behandelt im zweiten Abschnitt die einzelnen Künste (Baukunst, Bildnerkunst, Malerei, Musik und Dichtkunst). In den Abschnitten, in welchen die bildenden Künste behandelt werden, zeigt sich Vischer als einen gründlichen Kenner derselben, der sich zugleich mit deren Technik vertraut gemacht hat. Wie Aristoteles seine Poetik aus der Betrachtung der großen Meisterwerke der Dichtkunst in Griechenland aufbaute, so Vischer seine Lehre der bildenden Künste aus der Betrachtung der zahlreichen Kunstwerke, die er in Deutschland, Italien und Griechenland mit prüfendem Auge und tiefem Verständniß angeschaut hatte. Der Abschnitt über Musik ist nur im allgemeinen Theil und im Anhang von der Tanzkunst von ihm, das Uebrige wurde von Karl Köstlin, der mit den Grundgedanken des Verfassers vollständig übereinstimmte, übernommen, weil Dieser mit der Musik nicht vertraut ist. Im letzten Abschnitt endlich, in welchem die Dichtkunst behandelt wird, bespricht er zuerst das Wesen der Dichtkunst im Allgemeinen und nach ihren einzelnen Momenten (Styl, sprachlicher Ausdruck, Rhythmik und Composition) und sodann die einzelnen Zweige derselben (Epik, Lyrik, Dramatik mit der Schauspielkunst und in einem Anhange die satyrische und die didaktische Poesie nebst der Rhetorik). In diesem Theile entfaltet Vischer eine umfassende und tiefe Kenntniß der schönen Literatur aller Zeiten und Völker, so wie eine große Feinheit der Beurtheilung. In der Charakteristik der einzelnen Gattungen der Poesie unterscheidet er sich nicht immer von seinen Vorgängern, die er sämmtlich genau kennt, doch weiß er ihre Ideen und Ansichten in das Gewand seines Systems einzukleiden; auch wird man ihm im Einzelnen nicht immer beistimmen, wo er sich von Jenen entfernt. Vielleicht würde das Ganze an Klarheit und Ueberschaulichkeit gewonnen haben, wenn die einzelnen Gedanken nicht häufig zu breit ausgesponnen wären. Es verhält sich mit der Darstellung wie mit dem Fernrohr; zieht man es über den Punkt hinaus, bei welchem das Auge den Gegenstand in vollster Deutlichkeit sieht, so erscheint dieser zwar immer größer, aber auch immer undeutlicher.

Vischer hat in den „Kritischen Gängen" (Tüb.

1844. II, und Neue Folge, Stuttg. 1860—66. V) eine Kritik seiner „Aesthetik" erscheinen lassen, in welcher er die Mängel des Systems oder vielmehr der logischen Anordnung des Werkes mit großer Selbstüberwindung auseinandersetzt, einzelne Irrthümer berichtigt, aber auch zugleich seine Gegner widerlegt, wenn er auf seinen Ansichten bestehen zu müssen glaubt. Die „Neue Folge" beginnt im ersten Heft mit dem längeren Aufsatz „Eine Reise", worin sich der Verfasser „in einem steten Wechsel zwischen Politik und zwischen Darstellung angeschauter Natur, Volkszustände, Kunst und Besprechung poetischer Literatur" bewegt, und diese ungleichen Bestandtheile kunstvoll verbindet. Alles ist darin vortrefflich, nur die politischen Betrachtungen genügen nicht; zwar freuen wir uns über die begeisterte nationale Gesinnung, aber diese verliert oft den Boden und artet in eine Art Schwärmerei aus. Dagegen sind die in der Neuen Folge sowohl als in der ersten Reihe der „Kritischen Gänge" mitgetheilten Aufsätze, welche sich mit der Kunst oder mit der Literatur beschäftigen, in Gehalt und Darstellung ganz vortrefflich und zeugen von des Verfassers geistreicher Auffassung der Kunst- und Dichtwerke und von tiefem Eindringen in die Eigenthümlichkeit derselben. Nur glauben wir, daß er die Dichtungen Mörikes viel zu hoch stellt, wogegen wir mit seinem Urtheil über Herwegh vollständig übereinstimmen.

Aus der „Aesthetik".

Der wesentliche Inhalt des Epos ist Handlung; die Grundaufgabe der Poesie, Persönlichkeit, Handlung, mithin inneres Leben darzustellen, gilt natürlich auch diesem Zweige und kann durch die folgenden scheinbar widersprechenden Bedingungen nicht aufgehoben werden. Schon Aristoteles fordert für das Epos wie für die Tragödie dramatischen Inhalt, d. h. daß Eine vollständige und vollendete Handlung den Mittelpunkt bilde. Sie bewirkt Dieß dadurch, daß sie die Vielheit des Geschehenden durch das Streben nach einem aus freier Willensbestimmung gesetzten Ziele zur Einheit bindet. Dieß eben ist der Unterschied von der bloßen Begebenheit, wie wir in §. 865 den Inhalt noch bezeichnet haben, und hiermit, wie Aristoteles hervorhebt, von der Geschichtschreibung, deren Verhältniß zur Poesie schon besprochen ist. Allein die Handlung im Epos ist vergangen. Im Augenblick ihres Eintritts scheint jede Handlung wie eine aus grundloser Tiefe steigende, nur von sich ausgehende, im tiefsten Sinne des Wortes radicale Macht den Complex des Wirklichen zu durchbohren; ist sie aber vollendet und vorüber, so zählt man sie selbst zu diesem Complexe. Zunächst einfach, weil Nichts mehr an ihr zu ändern ist, sie ist nothwendig geworden; aber man blickt auch zurück, man überschaut sie im Zusammenhang, man urtheilt pragmatisch, man sucht und findet die vielerlei Motive, die von Außen und von Innen wirkten und auf weitere Motive und Ursachen zurückweisen; sie erscheint so als Wirkung, als ein Gegebenes; man blickt vorwärts und erkennt sie als Ursache einer Vielheit von Wirkungen, die mit dem Beabsichtigten, also dem Willen, nur sehr mittelbar zusammenhängen. So reiht sich trotz dem innern Unterschiede die Handlung in die Linie aller andern Ursachen und Wirkungen ein, die als Ganzes nur die Bewegung des nothwendigen, einfachen Seins ist, und es stellt sich auf einem Umwege der Begriff der Begebenheit wieder her. Wenn Schiller sagt, der dramatische Dichter stehe unter der Kategorie der Causalität, der epische unter der Substantialität, so ist unter dem ersteren Begriffe die rein von vorn anfangende innere Causalität zu verstehen, nicht die Reihe der Causalitäten, der äußern und innern mit einander, wie sie eben als die Expansion der Substanz erscheint. Das aber ist richtig, daß Handlungen, die sehr nachdrücklich zunächst den Charakter tragen, daß sie den Faden des Gegebenen revolutionär durchschneiden, kein epischer Stoff sind. Die Epochen der Geschichte, die dem Epos und die dem Drama den Stoff liefern, die großen Männer, die mit dem Ganzen gehen und jene, die sich von den Massen losreißen, isolieren, um eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, hat treffend Gervinus unterschieden. Dieß führt uns auf die Organe der Handlung und das Hauptorgan, den Helden im Mittelpunkt. Er muß als ein Subject der lebendigsten Selbstthätigkeit hervorragen. Allein wie frei und frisch weg von Innen heraus er handeln mag, so folgt doch eben aus dem einreihenden, an die Summe der Bedingungen anknüpfenden Charakter der Auffassung und Stoffwahl, daß auch diese Selbstthätigkeit wieder nur als Glied des Complexes erscheint, der als Ganzes nothwendig ist; der epische Held schwimmt mit starkem Arme, aber nicht gegen, sondern mit der Woge, und die Wassermasse, die er theilt, hält doch ihn selbst. „Im Epos trägt die Welt den Helden, im Drama trägt ein Atlas die Welt." Diese Selbstständigkeit ohne Isolierung nimmt in den Arten der epischen Poesie allerdings verschiedene Formen an und wird fast zum bloßen Verarbeiten von Eindrücken, Leidenschaften und Bildungsmomenten in demjenigen Gebiete, wo es sich nicht um Thaten, sondern um Bildung handelt, aber der Grundbegriff bleibt der gleiche. — Mag nun die Thätigkeit des Helden die lautere oder stillere sein, die Entschlüsse keimen und gähren im tiefen Grunde der Seele und es fragt sich, ob oder wie weit die epische Poesie mit diesem innern Prozesse sich zu beschäftigen habe. Natürlich nicht schlechthin darf man Dieß verneinen, es bleibt vielmehr auch für diese Gattung der Satz in Kraft, daß die Poesie mehr, als jede andere Kunst, den Grund des Lebens in das Innere verlege und die Welt des Bewußtseins schildere, allein nach zwei Seiten macht sich die substantielle, sachliche Auffassung des Epischen geltend. Der innere Prozeß selbst erscheint mehr als ein Bestimmtsein, denn als ein Wollen, das Gesteswerk selbst als ein Naturwerk. Wachsen, Reifen oder plötzliches Entstehen; es kommt über den Helden wie eine fremde Macht, den Achilles warnt eine innere Stimme, seinen Zorn gegen Agamemnon mitten im Ausbruche zurückzuhalten; es ist Athene, die ihn an der blonden Locke faßt; so werden die innern Motive selbst zu Begebenheiten, und sind es nicht Götter, in denen das Subjective selbst objectiv erscheint, so sind es Umstände, allgemeine Lebensmächte, moralische Nothwendigkeiten, die wie Naturnothwendigkeiten auf das Innere wirken, Instinkte. Zu dieser Seite gehört noch wesentlich, daß im epischen Helden nicht die Straffheit seines Zwecks die übrige Mannigfaltigkeit einer reichen Menschennatur beschränken und streng zusammenspannen darf: er muß ein voller, in reichen Beziehungen gegen die Welt geöffneter, allseitig empfänglicher, in mancherlei Verhältnissen sich bewegender Mensch sein. Es folgt Dieß aus dem Charakter der Sächlichkeit, der Substantialität, der realen Bedingtheit; wo das Weltwesen waltet, muß die Vielheit seiner Fäden vor Allem gerade in der Beziehung auf das Centrum der Persönlichkeit sich behaupten, nach demselben hin und von ihm wieder auslaufen. Die andere Seite liegt auf dem Punkte, wo das Innerliche sich erschließt. Es gilt trotz dem Obigen, daß das Epos mehr den außer sich wirkenden, als den nach Innen geführten Menschen behandelt. (Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.) Der innere Prozeß muß selbst schon darauf angelegt sein, daß er auf ein breites, massenbewegendes Wirken geht; geschieht Dieß nicht in dem Sinne, daß die Handlung vor Allem die sinnlichen Organe

des Menschen selbst gewaltig, heldenmäßig und dadurch erst große äußere Massen (tantae molis erat, Romanam condere gentem ist ächt episch) in Bewegung setzt, so muß doch in anderer Form, in Reisen, Unternehmungen und Thätigkeiten jeder Art, die ins Weite gehen und sich beziehungsreich in die Weltverkettung einflechten, das im Innern Gewordene diesen ins Aeußerre stetig auslaufenden Charakter offenbaren.

Karl Vogt.

Karl Vogt, geb. am 5. Juli 1817 in Gießen, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1833 die Universität, wo er sich dem Studium der Medizin widmete und zugleich das berühmte Laboratorium Liebigs besuchte. Als sein Vater 1835 zum Professor der Klinik in Bern ernannt worden, folgte er ihm und setzte dort seine Studien fort. Nachdem er im J. 1839 promoviert hatte, gieng er nach Neuchatel, wo er mit Agassiz und Desor naturwissenschaftlichen Studien oblag, und sich an des Erstern Gletscherexpeditionen betheiligte; auch bearbeitete er einen Theil der Werke, die unter des berühmten Naturforschers Namen erschienen. Von 1844 bis 1846 verweilte er in Paris, dann in Italien, überall mit naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigt. Im J. 1847 als Professor nach Gießen berufen, unterbrach er seine akademische Thätigkeit, als er 1848 ins Parlament gewählt wurde. In demselben gehörte er zur äußersten Linken, folgte daher dem sogenannten Rumpf nach Stuttgart, wo er zum Reichsregenten ernannt wurde. Nach gewaltsamer Auflösung des Parlaments gieng er wieder nach Bern, da er von der Hessischen Regierung abgesetzt worden war; dort blieb er bis 1850, worauf er sich zum Zweck naturwissenschaftlicher Forschungen nach Nizza begab. Im J. 1852 wurde er zum Professor der Geologie in Genf ernannt, später in den Großen Rath, und von Diesem als Repräsentant des Kantons Genf in den Eidgenössischen Ständerath gewählt. Im J. 1861 nahm er Theil an einer Nordkapexpedition, von der er später eine Beschreibung herausgab.

Vogt zeigt sich in seinen Schriften als einen gründlichen Forscher und scharfen Beobachter, der oft kühne und gewagte, aber immer geistreiche Schlüsse zieht, die auch dann fruchtbar sind, wenn sie sich als irrig erweisen. Seine Darstellung ist gewandt und fließend, er versteht es in hohem Maße, die wissenschaftlichen Gegenstände in einer durchaus klaren und allgemein verständlichen Sprache zu erörtern. Man erkennt überall das Bestreben, die Kenntniß der Naturwissenschaften in größeren Kreisen zu verbreiten. Die Darstellung ist oft mit heiterem Humor belebt, der freilich auch nicht selten in bittere Ironie und Satyre ausartet, wenn er auf seine politischen oder wissenschaftlichen Gegner zu sprechen kommt. Wenn auch der reiche Witz nicht zu verkennen ist, der sich in solchen Stellen ausspricht, so wiederholt sich derselbe doch so sehr, daß er am Ende unangenehm berührt, selbst dann, wenn wir glauben, daß die von ihm ausgetheilten Hiebe wohl verdient sind. Noch in anderer Beziehung scheint er uns Tadel zu verdienen. Daß er den Materialismus predigt, wird ihm kein Vernünftiger zum Vorwurf machen; es ist seine Ueberzeugung und er sucht sie zu begründen, und hiezu hat er alles Recht, nicht aber darin, daß er Diejenigen, welche anderer Ansicht sind als er, in übermüthiger Weise verhöhnt, sie in der leichtfertigen Verspottung Dessen, was sie für heilig halten, auf das Tiefste verletzt.

Wenn auch mit Humor und selbst öfters muthwillig geschrieben, hält sich seine erste Schrift „Im Gebirg und auf den Gletschern" (Soloth. 1843) von dieser Abirrung frei; die Schilderung der großartigen Alpenwelt in ihren verborgensten und unbekanntesten Einzelnheiten ist ganz vortrefflich und nicht weniger glücklich sind die Mittheilungen von phantastischen Sagen und Märchen oder eigenen Erlebnissen. Die „Physiologischen Briefe. Für Gebildete aller Stände" (Stuttg. 1845, 3. Aufl. Gießen 1862) sind zwar wohl nicht allen Gebildeten verständlich, aber doch in so weit populär gehalten, als es irgend möglich war, ohne der wissenschaftlichen Behandlung zu schaden. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, oft durch äußerst glücklich gewählte Beispiele anschaulich. Die Neigung zum Materialismus tritt schon hier ziemlich scharf hervor. „Ocean und Mittelmeer. Reisebriefe" (Ff. 1848) verbreitet sich neben naturwissenschaftlichen Beobachtungen über aller-

lei öffentliche und Privatverhältnisse, bei denen er glücklichen Witz, aber auch viel Bosheit entfaltet. Die „Zoologischen Briefe" (Fs. 1851. II) empfehlen sich durch klare Darstellung und tief wissenschaftliche Behandlung. In den „Bildern aus dem Thierleben" (Eb. 1852) ist der große Thunfischfang dramatisch lebendig geschildert, und zugleich sind die Eigenthümlichkeiten verschiedener Fischarten anschaulich dargestellt. Die „Untersuchungen über Thierstaaten" (Eb. 1853) enthalten viele scharfe Beobachtungen und gediegene Erläuterungen, scheinen aber beinahe weniger aus wissenschaftlichen Zwecken geschrieben worden zu sein, als um Gelegenheit zu haben, seine politischen Gegner lächerlich zu machen. Wenn man auch in Allem übereinstimmen muß, wenn er ihre beschränkten Ansichten verspottet, so muß man es für unwürdig erklären, wenn er auch ihre körperlichen Mißbildungen herbeizieht. Auf eigenen und fremden Forschungen beruhen die „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (Gießen 1863. II), welche er auf Einladung der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Neuchatel in der Hauptstadt desselben hielt. Vogt beginnt darin mit Untersuchungen über die Form und Größe des Schädels, den Bau des Gehirns, indem er hierüber Vergleichungen zwischen verschiedenen Menschenracen, so wie zwischen Menschen und den ihm am Nächsten stehenden Säugethieren anstellt. In Bezug auf das menschliche Gehirn weist er nach, daß ein größeres Gewicht desselben einen höheren Grad von Intelligenz zur Folge hat. Hierauf geht er zur Vergleichung des Körpers der Affen und Menschen über, als deren Resultat sich herausstellt, daß zwischen ihnen zwar eine Kluft besteht, diese aber verhältnißmäßig gering ist, und daß demnach zwischen ihnen eine enge Verwandtschaft Statt findet. Diese will er noch durch die Behauptung außer Zweifel setzen, daß die Verschiedenheit zwischen dem Gehirn der Idioten und der niedrigsten Menschenracen größer sei als die zwischen ihm und dem der höheren Affen, so daß man in ihnen eine mittlere Erscheinung zwischen Menschen und Affen erblicken könne. Dieser Behauptung stehen aber die Beobachtungen großer Forscher entgegen, aus welchen sich ergiebt, daß das niederste Idiotengehirn noch diesseit der Grenze steht, welche Mensch und Affen scheidet. Vogt zieht nun aus seiner Behauptung den Schluß, daß die Menschen sich im Laufe der Jahrtausende aus dem Affenthum herausgearbeitet haben. Dabei vergißt er aber den Hauptunterschied zwischen Thieren und Menschen, die Sprache, wobei ihm, um seine Behauptung noch mehr zu begründen, die Ansicht derjenigen Sprachforscher gute Dienste hätte thun können, daß die ersten Menschen eigentlich noch keine Sprache hatten, sondern nur einzelne Laute hervorbrachten, aus denen sich dann Wurzeln, aus diesen Wörter und erst viel später Sätze entwickelten. Aber er zog überhaupt vor, sich auf diese Frage nicht einzulassen, die jedenfalls von seinem Standpunkt schwer oder vielmehr unmöglich zu bewältigen war.

Die weitere Frage, ob die Menschen von Einem Menschenpaar abstammen oder von mehreren, wird von Vogt natürlich dahin entschieden, daß die verschiedenen Racen auch verschiedenen Ursprungs seien. Doch haben seine Gründe keineswegs unbedingte Beweiskraft, und jedenfalls hätte er auch hier die Sprache in das Bereich seiner Untersuchungen ziehen sollen.

Von hohem Interesse sind die Vorlesungen, in denen die Stellung des Menschen in der Geschichte der Erde behandelt wird. Zunächst weist er überzeugend nach, daß der Mensch nicht erst in der jüngsten Erdperiode entstanden sei. Dagegen sind die Behauptungen irrig, daß die jetzt bestehenden Menschenracen von jeher alle Eigenthümlichkeiten gehabt hätten, die man jetzt an ihnen bemerkt, so wie daß die einzelnen Racen nur für bestimmte Lokalitäten geschaffen seien und sich nicht über andere verbreiten könnten, was durch die Erfahrung hinlänglich widerlegt wird. Und so gelingt es ihm bei allem Scharfsinn und trotz aller Spöttereien weder zu beweisen, daß die Menschen aus Affen entstanden seien, noch daß der Glaube an einen Schöpfer ein Unsinn sei.

Ein späteres Werk „Nord-Fahrt entlang der Norwegischen Küste nach dem Nordkap" (Fs. 1863), ist weniger durch die darin niedergelegten Forschungen als durch die gewandte und schöne Erzählung der Reise bedeutend.

Aus den „Vorlesungen über den Menschen".

Betrachtet man die organische Schöpfung in ihrer Gesammtheit, so stellt sich zuerst eine außerordentliche Verschiedenheit dar. Die großen Reiche der Natur, das Pflanzen- und Thierreich, scheinen scharf gegen einander abgegrenzt und keiner Vermittlung fähig. Innerhalb dieser Reiche selbst zeigen sich einzelne Abtheilungen so unähnlich im Bau- und Grundplan dieses Baues, daß ebenfalls eine Zwischenstufe kaum möglich erscheint. Wenn auch diese Verschiedenheiten zunehmend geringer werden, so treten sie doch gewöhnlich vor den Aehnlichkeiten in den Vordergrund und diese letzteren müssen mit mehr Sorgfalt aufgesucht werden, als die Verschiedenheiten. Indessen erkennt man doch bald, daß einzelne Gruppen durch engere Bande mit einander verbunden sind, daß die Aehnlichkeiten des Baues namentlich auch während der Entwickelung des Einzelwesens sich herausstellen, daß die einzelnen mit einander verwandten Gruppen gewissermaßen von einer gemeinschaftlichen Grundform ausgehen, aus welcher heraus die Verschiedenheiten sich erst nach und nach gestaltet haben.

Es war kein geringer Triumph der mikroskopischen Wissenschaft, als Schwann nachwies, daß sämmtliche Gewebe der Pflanzen wie der Thiere aus einem einzigen Formelemente hervorgegangen seien, welches er die Zelle nannte, und es ist noch heute Eine der schönsten Errungenschaften dieser Wissenschaft, daß dieser Satz umfassend bestätigt worden ist. Es unterliegt keinem Zweifel mehr: Jeder pflanzliche und thierische Organismus entwickelt sich aus einer einzigen Zelle, aus dem Ei. Es giebt Organismen, sowohl pflanzliche als thierische, welche nur aus einer einzigen Zelle bestehen, die alle Bedingungen des Lebens und der Fortpflanzung in sich trägt. Alle übrigen noch so complicierten Organismen sind weiter Nichts als Massen von Zellen, in verschiedener Weise ausgebildet, gestaltet und gruppiert, welche sich aus der einzigen Urzelle, dem Ei, entwickelt haben.

Wenn auf diese Weise die Einheit des Grundplanes im Bau der Pflanzen- und Thierwelt keinem Zweifel mehr unterliegt, wenn es offenbar ist, daß es sogar eine ganze Menge primitiver Organismen giebt, die eine Zwischenstellung zwischen der Pflanzen- und der Thierwelt einnehmen und gewissermaßen eine Verbindungsbrücke zwischen beiden Reichen darstellen; so darf man doch auf der andern Seite nicht vergessen, daß die Zelle nur ein abstracter Begriff ist, und daß eine Menge von Verschiedenheiten bei den einzelnen Zellen der verschiedenen Organismen wie der verschiedenen Organe derselben obwalten — Verschiedenheiten, welche ursprüngliche genannt werden müssen und deßhalb auch von Anfang an dem Organismus, der aus ihnen entstehen soll, eine ganz besondere Bildungsrichtung aufdrücken. Wenn man daher sagt, daß alle Organismen sich aus einer einzigen Zelle entwickeln, daß die Zelle also die Grund- und Urform des Organismus sei, so ist dieses vollkommen richtig; — wenn man aber sämmtliche Organismen auf eine einzige Urzelle zurückführen will, von welcher aus sie sich vielleicht entwickelten; so darf ein solcher Satz als vollkommen falsch bezeichnet werden. Denn nicht nur bestehen diejenigen Organismen, welche zwischen Thieren und Pflanzen innestehen, aus verschiedenartigen Zellen; nicht nur entwickeln sich diese Zellen in verschiedener Weise, so daß wir eine Reihe von Arten dieser Organismen unterscheiden können: auch diejenigen Eizellen, aus welchen sich die zusammengesetzten Organismen bilden, zeigen von Anfang an eine Grundverschiedenheit, welche sich sowohl durch ihre unmittelbare Gestaltung, als auch durch ihre nachfolgende Entwickelung erkennen läßt. Wenn man also versucht hat, das ganze organische Reich auf eine Grundform zurückzuführen, gewissermaßen auf eine erste Zelle, von welcher aus sich die Organismen nach verschiedenen Richtungen entfaltet hätten, so ist Dieß eine eben so irrige Ansicht, als diejenige der Naturphilosophen, welche die ganze Schöpfung aus einem ursprünglichen bildsamen Stoffe, dem sogenannten Urschleime, entwickeln wollten. Nehmen wir einmal an, es sei in der That möglich, daß durch ein Zusammenwirken verschiedener Umstände, die wir noch nicht genau kennen, eine organische Zelle aus den chemischen Elementen entstehen könne, so ist es offenbar, daß jede, auch die leiseste Veränderung im Wirken dieser Verhältnisse auch unmittelbar eine Aenderung des Erzeugten, das heißt, der hervorgebrachten Zellen, bewirken müsse. Da aber nun durchaus nicht angenommen werden kann, daß auf der ganzen Oberfläche der Erde dieselben Ursachen ganz genau unter denselben Verhältnissen und in derselben Stärke bei Erschaffung solcher Urzellen gewirkt haben oder noch wirken, — da ferner die organische Schöpfung über die ganze Erde verbreitet ist und alle Thatsachen darauf hinweisen, daß sie auf der Oberfläche auf verschiedenen Punkten gleichzeitig sich entwickelte, so ergiebt sich daraus auch der nothwendige Schluß, daß die ursprünglichen Zellen, aus welchen die Organismen sich entwickelten, vielfache verschiedene Formen, vielfachen innern Bau und verschiedene Entwickelungsfähigkeit besaßen, so daß also in der Urzeugung selbst eine aus den Bedingungen derselben hervorgehende Verschiedenheit gegeben sein mußte.

Wenn ich Ihnen diese Hypothese, denn weiter ist sie bis jetzt noch Nichts, hier in einigen kurzen Worten entwickelte, so geschah Dieß nur deshalb, um Ihnen zu beweisen, daß auch bei der Annahme einer allmählichen Entwickelung derjenigen Typen, welche wir in den heutigen wie in den ausgestorbenen Organismen ausgebildet finden, wir nicht, wie so vielfach behauptet worden ist, auf eine ursprüngliche Einheit der gesammten organischen Welt geführt werden, sondern daß wir im Gegentheile anerkennen müssen, daß in der abstracten Einheit, Zelle genannt, eine ursprüngliche Verschiedenheit nothwendiger Weise existiren mußte, in ähnlicher Weise wie auch jetzt noch unter den Organismen, welche zwischen Pflanzen- und Thierreich gewissermassen innestehen, eine solche Verschiedenheit in der That existiert. Gerade hierin liegt aber, will es mich bedünken, eine Bürgschaft mehr für die Annahme, daß die organische Welt sich aus einem solchen Anfang entwickelt haben könne. Wenn es schwer hält zu begreifen, wie aus einem gemeinsamen Boden heraus die so ungemeine Verschiedenheit der organischen Typen sich habe entwickeln können; so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine innere Verschiedenheit in der Constituierung dieses Bodens auch die Verschiedenheit der aus ihm entsprossenden Bildungen faßlicher werden läßt.

Rudolf Hermann Lotze.

Hermann Lotze

Rudolf Hermann Lotze, geb. am 21. Mai 1817 in Bautzen, besuchte das Gymnasium in Zittau, bezog schon im J. 1834 die Universität Leipzig, wo er zugleich Medizin und Philosophie mit solchem Erfolg studierte, daß er sich im J. 1838 nach glänzendem Examen die Doctorwürde in beiden Facultäten erwarb und sich im folgenden Jahre in beiden habilitierte. Seine Thätigkeit als akademischer Lehrer und als Schriftsteller fand bald die verdiente Anerkennung; er wurde 1842 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und

zwei Jahre später als ordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen berufen, wo er jetzt noch wirkt.

Lotze schloß sich zunächst der Herbartschen Schule an, und in ihrem Sinne bearbeitete er seine ersten Schriften „Metaphysik" (Lpz. 1841) und „Logik" (Eb. 1843); doch nahm er bald einen selbstständigen Standpunkt ein, zu welchem ihn vorzüglich seine medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien führten. Davon zeugt schon die „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften" (Lpz. 1842), worin er die Grundsätze der neueren Medizin philosophisch begründete. Noch entschiedener trat seine Eigenthümlichkeit hervor in den beiden ästhetischen Schriften „Ueber den Begriff der Schönheit" (Gött. 1846) und „Ueber Bedingungen der Kunstschönheit" (Eb. 1848). in welchen die streng philosophische Methode der Klarheit der Darstellung keinen Abbruch thut. Bemerkenswerth sind in der zweiten Schrift namentlich die von tiefem Kunstgefühl zeugenden Gedanken über die Composition der Kunstwerke. Die „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" (Lpz. 1851) und die „Medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele" (Eb. 1853) übergehen wir, weil er den Inhalt derselben in „Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit" (Lpz. 1856—64. III, 2. Aufl. 1869) zusammenfaßte, erweiterte und ausführlicher begründete. Was er sich darin als Aufgabe stellte, spricht er im Vorwort zur ersten Auflage aus; er will, sagt er, „unter den veränderten Anschauungen, welche die Gegenwart gewonnen, das Unternehmen wiederholen, das in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit seinen glänzenden Beginn gefunden hat." Da die Wissenschaften, namentlich aber die Naturwissenschaften seit dem Erscheinen von Herders großartig gedachtem Werke außerordentliche Fortschritte gemacht haben, so ist es begreiflich, daß Lotze seinen Vorgänger an Reichthum des Inhalts weit übertrifft, die einzelnen Verhältnisse tiefer und schärfer erfaßt; aber so bedeutend der „Mikrokosmus" auch ist, so ist er für unsere Zeit doch nicht Das, was Herders „Ideen" für die seinige waren, denn er öffnet nicht neue Bahnen, wie jene, sondern fußt einfach auf dem Vorhandenen, das er freilich in geistreicher Weise erläutert, entwickelt, dessen Gegensätze er zu versöhnen sucht.

Als Aufgabe stellt er sich nämlich die Versöhnung der Gegensätze, die jetzt mit einander im Kampfe liegen; er zeigt, daß sich einerseits die Naturwissenschaft mit Unrecht von den ästhetischen und religiösen Gedankenkreisen abwendet, daß ihre Grundlage, unsere Vorstellungen von Kräften und Naturgesetzen, noch nicht die Schlußgewebe der Fäden sind, die sich in der Wirklichkeit verschlingen, daß sie vielmehr für einen schärferen Blick in dasselbe Gebiet des Uebersinnlichen zurücklaufen, dessen Grenzen man umgehen möchte; und andererseits weist er nach, daß die ängstliche Furcht, es möchten die Folgerungen, die man aus der Anerkennung der mechanischen Naturauffassung zieht, Freiheit und Poesie aus der Welt verbannen, unbegründet sei. Diese Furcht sei schon oft geäußert worden, aber immer habe der unaufhaltsame Fortschritt der Entdeckungen neue Quellen der Poesie eröffnet für die alten, die er verschütten mußte. Die Einigkeit des Göttlichen und Menschlichen sei in dem Fortschritt der Kenntnisse überall zu Grunde gegangen, aber die erweiterte Aussicht habe den poetischen Reiz der Welt nicht verdorben, sondern nur verändert und erhöht.

Das Werk zerfällt in jedem seiner Theile in drei Bücher und jedes Buch mit einer einzigen Ausnahme in fünf Kapitel, was schon einen gewissen Formalismus und eine gewisse Willkür erkennen läßt, jedoch keinen Nachtheil auf die Entwickelung des Ganzen ausübt. Auch hat der Verfasser den Gebrauch einer Schulsprache vermieden, so daß sich keine andere Schwierigkeit des Verständnisses findet, als die eigene Schwierigkeit der Sache, die bei der einfachen und im Ganzen klaren Darstellung von dem an strenges Denken gewöhnten Leser leicht überwunden wird. Die Reichhaltigkeit des Werkes erhellt schon aus den Abschnitten, in welche es zerfällt. Der erste Theil behandelt nämlich den Leib, die Seele und das Leben, der zweite den Menschen, den Geist und der Welt Lauf, der dritte endlich die Geschichte, den Fortschritt und den Zusammenhang der Dinge. Er betrachtet in den beiden ersten Büchern die physischen und geistigen Mittel, welche die Organisation der Menschen ihrer Entwicklung zu Gebote stellt, im dritten die großen Ergebnisse der Bildung, wie diese sich im Lauf der Geschichte entfaltet hat. Daher liegt das Hauptinteresse des Werks in diesem letzten Buch; denn in der That ist es die Cultur allein, welche das menschliche Geschlecht nicht bloß durch einen Ueberschuß von Feinheit der Organisation, sondern durch einen absoluten Unterschied von der übrigen Welt des thierischen Lebens trennt. Er entwickelt in diesem Theil, wie übrigens auch in den andern, eine große Fülle von fruchtbaren Gedanken und neuen Gesichtspunkten; er führt die Untersuchungen bis zur äußersten Grenze, steht aber nicht an zu erklären, wo diese Grenze sei, wo die Erfahrung wie die Spekulation den Forscher im Stiche läßt, was freilich gerade in den wichtigsten Fragen der Fall ist. Bei alle Dem ist der „Mikrokosmus" ein hervorragendes Werk, das sich besonders durch die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte auszeichnet, die es in den Bereich seiner Darstellung zieht, das aber wohl noch größeren Einfluß gewonnen hätte, wenn es gedrängter gehalten und in Folge dessen das Einzelne in schärferer Fassung ausgedrückt wäre.

Aus dem „Mikrokosmus".

Die Anfänge unseres Lebens sind verborgen für uns Alle; hinter den wenigen Erinnerungen, die sich nach den ersten Strecken unserer Kindheit zurückwagen, schlägt um so tiefer das Dunkel eines weiten unbekannten Hintergrundes wieder zusammen. Und doch würde dieses Dunkel gewiß nicht leer sein für den Blick, der es durchdringen könnte; unzählige Bedingungen haben ohne Zweifel ihren Einfluß auf jene bildungsfähigste Zeit unseres Wesens ausgeübt und ihre nachwirkenden Erfolge in uns zurückgelassen. Es mag sein, daß diese blinden und unwillkürlichen Anfänge unserer Bildung vor der besonnenen Selbsterziehung des späteren

Lebens zurücktreten; aber doch im Guten wie im Schlimmen wird mancher verworrene Hang, den wir in uns finden und uns widerwillig zugestehen, mancher emporstrebende Hang unseres Herzens, dem wir wie einer Stimme höherer Eingebung folgen, ein Nachklang der Eindrücke sein, welche jene Vorgeschichte unserer Entwickelung auffammelte. Und wie die Vergangenheit, so liegt auch das Kommende für uns im Dunkel; wohin unser Lauf uns treiben wird, wir wissen es nicht. Der Blick auf die nächsten Ziele, die wir wählen, zeichnet uns einen Theil des Weges vor unseren Füßen vor; aber im Weiterschreiten drängen sich unzählige unvermuthete Eindrücke an uns an, zerstreuend, verlockend, neue Ziele stellend, neue Strebungen erweckend, und am Ende unseres Weges finden wir uns ganz anderswo, als wohin unsere erste Sehnsucht trieb, und ohne Verständniß für Manches, wovon einst unser ganzes Innere lebendig erfüllt war. So seltsam ist es um jenes Ich bestellt, mit dem der endliche Geist sich selbst anredet und von sich spricht. In dem Vollgefühl unverlierbarer Gleichheit mit sich selbst, glaubt er, durch eigene Thätigkeit sich und sein Wesen von Grund aus zu gestalten, und er bemerkt es nicht, daß er selbst in den Zeiten seiner bewußtesten Entwickelung sich fast nur mit der oberflächlichen Umbildung eines Kernes abmüht, welchen er, seines Ursprungs und seiner Zukunft gleich unkundig, in sich vorgefunden hat.

Die Geschichte der Menschheit wiederholt in vergrößerten Umrissen dasselbe Schauspiel. Weder die Fortschritte der genauen Wissenschaft, noch der erweiterte Umblick, den die allmählig gewonnenen höheren Standpunkte dem menschlichen Nachsinnen gestatten, lichtet das Dunkel der ersten Entstehung unseres Geschlechtes und des endlichen Ausgangs seiner Entwickelung. Nur Das haben wir gelernt, daß, unaufhaltsam und durch keine anderen ersetzbar, jene anschaulichen Gemälde des Anfangs und des Endes aller Dinge aus ihren Fugen gehen, zwischen welche, wie zwischen zwei feste Rahmen, die ahnungsvolle Einbildungskraft einst die wogende Flut der menschlichen Geschicke einzufriedigen dachte.

Und vielleicht gehört dieß Mißlingen mit zu dem Lebensgefühl, das der Menschheit bestimmt ist und das sie selbst heimlich sich zu bewahren wünscht: zu dem Gefühl, unendliche Weltenfernen durch Dämmerung verhüllt zu wissen, und in der Mitte der beiden tiefen Abgründe, der Vergangenheit und der Zukunft, durch ihre Verdeckung sicher gemacht, sich an dem begrenzten Lichtstreifen zu freuen, der über einige Jahrtausende ihres Daseins eine vielfach unterbrochene, ahnungsvolle Aussicht aufthut. Fast scheint es uns wenigstens, als wagte sich menschliche Einbildungskraft an die großen Räthsel unseres Ursprungs und unseres Zieles nur darum so wohlgemuth, weil sie ihrer Erfolglosigkeit im Voraus sicher ist, und sie würde vielleicht erschrecken, wenn ein kühner Sprung sie wirklich zu der Beantwortung der Fragen führte, mit denen sie zaghaft und verwegen spielt. So lange völlige Nacht jene äußersten Gegenden deckt, können wir uns die Umrisse des Verhüllten nach den Bedürfnissen unseres Herzens deuten; überzeugt uns die eindringende Helligkeit, daß es so nicht ist, wie wir uns dachten, so dürfte leicht die nun eröffnete Aussicht zu grenzenlos, die aufgethanen Fernen zu maßlos erscheinen, um uns die unbefangene Sicherheit länger zu gestatten, mit welcher wir vorher in dem Bau der Welt uns heimisch fühlten.

Aber wir brauchen hiervon nicht zu reden, wie von Etwas, was geschehen könnte, wenn sehr unwahrscheinliche Bedingungen sich erfüllten; wirklich ist vielmehr diese Mißstimmung schon durch die ersten Schritte erzeugt worden, welche unsere Wissenschaft zur Aufhellung des Ursprungs der Menschheit gewagt hat. Dem Verlangen, das uns rastlos zu diesen Geheimnissen zurückzieht, müssen wir deßhalb in so weit nachgeben, daß wir die mögliche Antwort auf eine allgemeine Frage von der unmöglichen Befriedigung einer ins Einzelne gehenden Wißbegierde zu scheiden versuchen.

Höchstens bei den stumpfsinnigsten Völkern entsprangen Meinungen über der Welt Ursprung nur aus der Unruhe der gewöhnlichen Neugier, die ohne Gefühl für das verschiedene Gewicht der Fragen bei jedem großen und kleinen Gegenstand der Erfahrung sich durch eine anschauliche Geschichte seiner Entstehung zu befriedigen sucht. Ueberall, wo ein gebildeter Sinn in dichterischen Sagen Anfang und Ende der Dinge ausdeutete, geschah es aus der tiefer quellenden Sehnsucht, dieß räthselhafte Stück des Weltlaufs, die irdische Geschichte, unmittelbar aus einer höheren Welt hervortreten und nach Erfüllung der Aufgaben, die ihr gestellt sind, eben dahin sich wieder zurückbeugen zu sehen. Wir sind erzogen in der erhabensten dieser Vorstellungen. Unmittelbar aus göttlicher Hand läßt unser Glaube die Erde mit ihren Geschlechtern hervorgehen, die einzige Wohnstätte des Lebens in dem unermeßlichen Raume, unmittelbar in die Hand Gottes legt der jüngste Tag die Ergebnisse der irdischen Geschichte zurück, die alle Geschichte ist, und die in keinem Augenblicke ihres Verlaufs dem auf sie gerichteten Blicke der Vorsehung entgangen war; Schöpfung und Weltgericht begrenzen abschließend das veränderliche Bild des Werdens, und sättigen unser Herz mit dem Gefühle der Einheit des wandellosen Seins, in welchem aller Wechsel des Geschehens umfaßt bleibt.

Ist nun die großartige Sinnesweise dieser Auffassung in der That dem Geiste unserer gegenwärtigen Wissenschaft unmöglich geworden? oder hat sie, ein gewöhnliches Schicksal großer Gedanken, nur eine ungewohnte Form des Ausdrucks angenommen, unter der sie ungeschmälert fortlebt? Unsere Wissenschaft beginnt nicht mehr mit der Wüste und Leere, über welcher der Geist Gottes schwebt, sondern vielleicht mit der erhitzten Dampfkugel, die neben unzähligen andern sich im Weltraume dreht; sie bezeichnet die Zeitabschnitte der irdischen Gestaltung nicht mehr nach Tagewerken des göttlichen Schaffens, sondern nach der Abnahme der ausstrahlenden Wärme, der Bildung des Tropfbarflüssigen, der Festigung der Kieselrinde und ihren mannigfaltigen Verstunge; sie leitet die Entstehung der lebendigen Geschöpfe nicht mehr von einem unmittelbaren Eingreifen Gottes ab, sondern schreibt sie der allmähligen Weiterentwickelung der Erzeugnisse zu, welche die natürlichen Kräfte der Urstoffe zuerst einfach, dann in immer reicherer Verwicklung der Gestalten hervorgebracht haben. Ist nun durch Dies alles die große Frage, ob Natur, ob Schöpfung? wirklich entschieden und so entschieden, wie man es häufig fürchtet, zu Ungunsten jenes gläubigen Verlangens?

Ich denke nicht; vielmehr jene Sehnsucht, mit Vermeidung aller natürlichen Vermittlung die unmittelbare Schöpferthätigkeit Gottes in immer gesteigerter Ausschließlichkeit hervorzuheben, wird sich zugestehen müssen, daß gerade sie selbst diese Thätigkeit um so enger, und nach dem ungeeigneten Vorbild unseres menschlichen Wirkens an einschränkende Bedingungen knüpft. Es genügt ihr nicht, daß es der Wille Gottes ist, nach welchem die Entwicklung der Natur *geschieht*; von dem heimlichen Vorurtheil beherrscht, es könne Etwas sein, was diesem Willen, wenn auch nur durch Trägheit, widerstrebe, möchte sie das eigne Handanlegen sehen, durch welches Gott entweder das Nichts zum Etwas macht, oder die ungestalten Grundstoffe der Dinge ordnet.

Aber es giebt ein Handanlegen nur für die ohnmächtigen Wesen, deren Wille an sich Nichts bewegt und die deßhalb einen mittelbaren Erfolg suchen müssen, indem sie Glieder eines Leibes, den sie sich nicht gegeben, nach Gesetzen wirken lassen, welche sie nicht gestiftet haben. Diese

unverhohlenste Verbildlichung zwar und diese Verendlichung des göttlichen Schaffens wird man gern aufgeben, oder eifrig zurückweisen; aber in den feineren Vorstellungen, die an ihre Stelle treten, wirkt doch der ursprüngliche irrige Antrieb fort. Wenn Gott nicht durch die Kraft seiner Hände die Welt gestaltet, muß es nicht wenigstens ein Hauch seines Mundes sein, durch den er sie beseelt, ein gebietendes Wort, das er ausspricht, ein äußerlicher Anstoß irgend welcher Art, durch den es ihm allein gelingt, seinen Willen an die Dinge zu bringen? Wie hartnäckig hält unsere Einbildungskraft an solchen Forderungen. Und doch sind wir uns während dessen wohl bewußt, daß ja nicht die Geschwindigkeit, mit der jener Hauch sich bewegte, nicht die Erschütterung, welche die Schallwellen des göttlichen Wortes in die Welt brächten, die wirksame Kraft des Schaffens bilden würde; immer würde diese Kraft nur in dem Willen Gottes liegen, den die Dinge nicht als von Außen kommend sinnlich zu hören und zu fühlen brauchen, um ihm, von dem sie innerlich durchdrungen sind, zu gehorchen.

Wilhelm Roscher.

Wilhelm Roscher, geb. am 21. Okt. 1817 zu Hannover, besuchte das dortige Gymnasium, studierte von 1835 bis 1839 in Göttingen und Berlin, wo er vorzüglich von Albrecht, Gervinus, Ottfried Müller und Ranke angezogen wurde. Im J. 1840 habilitierte er sich in Göttingen, wo er 1843 zum Professor ernannt wurde; im J. 1848 erhielt er einen Ruf an die Universität in Leipzig, wo er noch jetzt wirkt. Roscher ist der Begründer der historischen Methode der Nationalökonomie, und er verdankt dieser Methode den großen Einfluß, den er auf die Entwickelung der Wissenschaft, so wie auf das praktische Leben gehabt hat. Wie in allen Wissenschaften, so hat man auch in der Nationalökonomie gewöhnlich zu wenig Werth auf die Ansichten der Vorgänger gelegt und sie wenig oder nicht in Betrachtung gezogen; Roscher hat durch seine Arbeiten bewiesen, wie fruchtbar es ist, wenn man die Arbeiten früherer Schriftsteller einer eingehenden Durchsicht unterwirft. Wenn Liebig und Semper erklären, daß humanistische Bildung, d. h. die gründliche Kenntniß des klassischen Alterthums auch Denjenigen nützlich und nothwendig sei, welche sich aus praktischen Zwecken mit irgend einer Wissenschaft beschäftigen, weil die Freiheit und Energie des Geistes, der Sinn für das Große und Schöne vorzüglich durch die Beschäftigung mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer geweckt und gefördert werde, so geht Roscher noch Einen Schritt weiter. Ihm ist das Studium des Alterthums nicht bloß das erfolgreichste Bildungsmittel. In den bildenden Künsten, sagt er, ist allerdings das Studium der Natur das erste Lehrmittel, aber das Studium der Antike ist das zweite, kaum weniger bedeutende. Das Nämliche gilt aber auch von der Poesie und Redekunst, von der Philosophie und Geschichtschreibung, ja sogar von allen praktischen Wissenschaften; und er hat in seinen Schriften bewiesen, welchen Nutzen selbst die verhältnißmäßig junge Wissenschaft der Nationalökonomie aus der Kenntniß des Alterthums ziehen kann.

Nachdem er in der „Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre im 16. und 17. Jahrhundert“ (Lpz. 1851) seine eingehenden Studien der bedeutenden englischen Nationalökonomen früherer Jahrhunderte übersichtlich zusammengestellt, in der Schrift „Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik“ (Eb. 2. Aufl. 1856) den wichtigen Gegenstand ausführlich behandelt und allgemein verbreitete irrige Ansichten über denselben erfolgreich bekämpft hatte, begann er sein „System der Volkswirthschaft“, das auf vier Bände berechnet ist, von denen aber bis jetzt erst zwei vorliegen, von denen der erste den Titel „Die Grundlagen der Nationalökonomie“ (Stuttg. 1854, 7. Aufl. 1868) führt, der zweite den Titel „Nationalökonomie des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen“ (Eb. 1860; 5. Aufl. 1867). Es ist dieß Werk unstreitig das bedeutendste, welches über diese Wissenschaft erschienen ist und wird auch das vollständigste sein, wenn es einmal vollendet ist. Dadurch, daß er die Geschichte der einzelnen Lehren entwickelte, oder, mit seinen eigenen Worten zu reden, „von jeder wichtigen Lehre den ersten Keim, die Hauptentwickelungsstufen und Gegensätze, endlich den bis jetzt erreichten Höhepunkt“

angab, hat er jeden zur größten Klarheit gebracht und durch die historischen Nachweisungen und Belege den Beweis für die aufgestellten Ansichten und Behauptungen gegeben. Scharfsinnig weist er nach, daß die verschiedenen Grundsätze, die von den verschiedenen Schriftstellern aufgestellt wurden, unter gegebenen Verhältnissen anwendbar sein können, während sie unter andern Umständen nachtheilige Folgen haben müßten, daß man die Abschaffung oder Umänderung vorhandener Institutionen nur dann richtig begründen könne, wenn man sich bewußt sei, warum sie früher nöthig gewesen. Vortrefflich ist die Schilderung der wirthschaftlichen Natur und der Bedürfnisse des Volks, der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung dieser Bedürfnisse dienen, so wie des größeren oder geringeren Erfolgs, den sie gehabt haben. Der Volksreichthum läßt sich nach ihm an folgenden Kennzeichen erkennen: wenn auch die niedern Klassen sich in einer behaglichen, menschenwürdigen Lage befinden, wenn der Staatsaufwand mit Leichtigkeit herbeigeschafft wird, wenn für Herstellung werthvoller öffentlicher Gebäude, für bleibende Bodenverbesserungen, z. B. für Anlage von Straßen, Kanälen, Entwässerungen der Sümpfe ꝛc. große Summen verausgabt werden. Als Hebel der Volkswirthschaft bezeichnet er den Erwerbtrieb nebst Sparsamkeit und den Gemeinsinn, wobei wir jedoch die Wahrheit der hinzugefügten Bemerkung bezweifeln möchten, daß „je mehr das Privatinteresse von einem bloß augenblicklichen ein lebenslängliches, ja erbliches wird, es um so regelmäßiger mit dem Gesammtinteresse übereinstimme", da wahrer Gemeinsinn sich, wie geschichtlich nachgewiesen werden kann, am Lebendigsten in den republikanischen Staaten entwickelt. Mit großem Glück ist dagegen dargestellt, daß der blühende Zustand eines Zweigs der Volkswirthschaft auch die Blüthe anderer zur nothwendigen Folge hat. Wie die Grundbegriffe, so sind auch die einzelnen Verhältnisse mit großer Klarheit und Umsicht dargestellt, wir erwähnen nur die Abschnitte über die Productivkräfte (Natur, Arbeit, Kapital, Zusammenwirken derselben), über Freiheit und Unfreiheit, über das Einkommen, über den Luxus u. s. w. Der zweite Band, der sich mit der Landwirthschaft beschäftigt, ist natürlich zunächst für Leute vom Fach bestimmt, doch werden auch Andere eine Fülle von allgemein interessanten Mittheilungen darin finden, besonders in so weit das Geschichtliche und die allgemeinen Begriffe behandelt werden.

Von großem praktischem Werth ist die folgende Schrift: „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung" (Lpz. und Heidelb. 1856), in deren zwei Abtheilungen er die Grundzüge einer Naturlehre der Kolonien und die Hauptsysteme der neueren Kolonialpolitik behandelt, und worin das Kapitel „Deutsche Auswanderung" vorzüglich Aufmerksamkeit verdient. Die Bedeutsamkeit der „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" (Eb. 1861) ergiebt sich schon aus den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte, welche früher in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren, hier aber durchgesehen und verbessert, zum Theil wesentlich bereichert und umgearbeitet worden sind. Sie handeln 1) von dem Verhältniß der Nationalökonomie zum klassischen Alterthum, 2) von der Landwirthschaft der ältesten Deutschen, 3) über ein nationalökonomisches Hauptprincip der Forstwissenschaft, 4) von der Industrie im Großen und Kleinen, 5) von der volkswirthschaftlichen Bedeutung der Maschinenindustrie, 6) von den Absatzkrisen und 7) vom Luxus. Es sind diese einzelnen Abschnitte zum Theil Erweiterungen und nähere Begründungen einzelner Punkte des „Systems der Volkswirthschaft", zum Theil erscheinen sie als Vorarbeiten zu den folgenden Bänden dieses Werks. Als besonders wichtig sind der erste und letzte Abschnitt zu bezeichnen, welche durch ihre geschichtliche Begründung sowohl als durch die Fülle von fruchtbaren Ansichten und neuen Gedanken das allgemeine Interesse erregen und befriedigen. Die Darstellung ist wie in allen übrigen Schriften Roschers klar, gewandt und schön; man erkennt in ihr den durch die Meisterwerke der klassischen Literatur gebildeten Geist.

Aus „Ansichten der Volkswirthschaft".

Die große Mehrzahl der neueren Nationalökonomen hat von dem Werth ihrer antiken Vorgänger eine höchst geringe Meinung. Wenn sie derselben erwähnen, so geschieht es meistens nur als einer Art von Curiosität, mit der behaglichen Verwunderung, wie klein doch die Anfänge dieser Wissenschaft gewesen, und daß wir es am Ende „so herrlich weit gebracht". J. B. Say erklärt geradezu: „Die Schriften der Alten verrathen, daß ihnen jede klare Vorstellung von Wesen und Quellen des Reichthums, von der Art seiner Vertheilung und von den Resultaten seiner Verzehrung gefehlt hat."

Ich zweifle nicht an der völligen Ungerechtigkeit dieses Urtheils, welches freilich gerade bei Say recht wohl erklärt werden kann und seitdem von mehreren ausgezeichneten Gelehrten, wie namentlich Rau und Blanqui, berichtigt worden ist.

Schon Sokrates scheint die Staatswissenschaft in drei gleich nothwendige Zweige vertheilt zu haben: Finanzen, Kriegskunst und Polizei, vornehmlich Wirthschaftspolizei; er hat zu wiederholten Malen die Oekonomie eine Politik im Kleinen genannt. So bezeichnet Aristoteles folgende fünf Gegenstände als die wichtigsten des Staates überhaupt: Finanzen, Krieg und Frieden, Sicherheit des Landes, Aus- und Einfuhr, Gesetzgebung; von denen also wenigstens zwei ganz dem wirthschaftlichen Gebiete angehören. Wäre es da nicht wunderbar, wenn dieselben Griechen, die in Geschichte und Philosophie so Großes geleistet haben, in der Nationalökonomik, einer diesen so nahe verwandten Wissenschaft, gar Nichts vermocht hätten? — Es sind aber in den Begriffen Volks- und Staatswirthschaft, Nationalökonomik u. s. w. offenbar zwei verschiedene Elemente enthalten, zuerst ein wirthschaftliches, sodann ein politisches, nationales. Wie sich die Neuern zu einseitiger Hervorhebung des ersteren hinneigen, so die Alten des letzteren. Jede Einseitigkeit ist verwerflich; will man aber vergleichen, so wüßte ich kaum zu sagen, welche von diesen beiden an sich die schlimmere, ob die ethische Einseitigkeit der Alten, oder die physische der Neuern. Ob es z. B. irrthümlicher ist, wenn Aristoteles die Productivität des Kapitals leugnet, oder wenn Thomas Cooper das Wort Nation eine Erfindung der Grammatiker nennt, bloß gemacht, Umschreibungen zu ersparen, ein Nichtwesen, das keine Existenz habe? Ob das Uebermaß des Regiminellen,

wohin sich die Alten so leicht verirrt haben, gefährlicher ist, oder das Uebermaß des Individuellen, Atomistischen bei den Neueren? Während man heutzutage die Production der Güter ohne Zweifel gründlicher kennt, hat man damals die beste Vertheilung derselben sorgfältiger studiert. Die hellenische Volkswirthschaftslehre hat niemals den großen Fehler begangen, über dem Reichthume die Menschen zu vergessen und über der Vermehrung der Menschenzahl den Wohlstand der Einzelnen gering zu achten. Mit Einem Worte, es bethätigt sich auf diesem Felde die bekannte Eigenthümlichkeit der klassischen Alten, daß sie in ihrer Beschränktheit völliger, in ihrer Einfachheit harmonischer sind als wir; sie wußten sehr viel weniger, aber was sie wußten, Das war in ihnen lebendiger geworden.

Ich nenne hier zuerst den erhabenen Namen des Thukydides und bekenne mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, daß ich auch in volkswirthschaftlicher Beziehung von keinem Neuern mehr als von ihm gelernt habe. Thukydides zeigt sich durchweg als einen eben so großen Kenner der ökonomischen Angelegenheiten seiner Zeit, wie der politischen und militärischen. Ueberall zieht er sie herbei zur Erklärung der Ereignisse; ja, er meint sogar, daß schon zu Agamemnons Zeit die öffentlichen Dinge hauptsächlich durch χρήματα und ναυτικά seien entschieden worden. In der bewunderungswürdigen Parallele zwischen Athen und Sparta, welche den Hintergrund seiner fünf ersten Bücher ausmacht, spielen auch die wirthschaftlichen Fragen eine Hauptrolle. Sehr viele Worte macht er nicht darüber, wie Das überall seine Sache nicht ist; aber die ungemein sorgfältige Auswahl, so daß auch gar Nichts gesagt wird, das nicht charakteristisch wäre, verräth den Kenner am Deutlichsten. („Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls!") Die Gegensätze des bloßen Ackerbaustaates zum Gewerbs- und Handelsstaate, des armen zum reichen Volke, der dünnen zur dichten Bevölkerung, der schwerfälligen zur lebhaften Communication, der laxen zur concentrierten Staatsmacht, der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, der Steuererhöhungen zum Schatzwesen: alle diese Gegensätze werden hier mit so scharfsichtiger Hervorhebung des Wesentlichen behandelt, daß Thukydides Worte nach geringer Veränderung auf den Gegensatz der mittleren und höheren Kulturstufen eines jeden Volkes übertragen werden könnten. Dieselbe typische Gemeingültigkeit haben die Schilderungen der rohen Urzeit in der Vorrede und der Sikeliotischen Kolonien im sechsten Buche: der sachkundige Leser wird von Staunen ergriffen, wenn er hier vor mehr als zwei Jahrtausenden Wahrheiten ausgesprochen findet, deren zum Theil erst die neueste Wissenschaft nach mühsamer Arbeit wieder bewußt geworden. Und heutzutage fällt es nicht schwer, die Naturgesetze z. B. der Kolonialentwicklung aufzufinden. Wir brauchen nur die große Menge der bekannten Kolonialgeschichten neben einander zu halten, das Gemeinsame herauszunehmen und das Abweichende als Ausnahme zu erklären. Wie genial aber mußte der Blick des Thukydides sein, welcher Dasselbe erreichte, obschon ihm nur die Kolonien eines einzigen Volkes dabei zu Gebote standen. Ich bemerke noch schließlich, daß in allen acht Büchern seines Werkes, so weit ich sehe, kein staatswirthschaftlicher Irrthum zu finden ist. Bei dem geringen Umfange alles damaligen empirischen Wissens muß diese Thatsache als ein merkwürdiger Beweis der strengen Selbstbeherrschung und Wahrheitsliebe gelten, womit sich Thukydides immer nur über solche Gegenstände aussprach, die ihm vollständig klar und sicher waren.

Bei Xenophon treten die verschiedenen Wissenschaften, welche Thukydides zu einem einzigen historischen Kunstwerke verschmolzen hatte, zum Theil schon als abgesonderte Lehrbücher auf. Neben seinen militärischen Arbeiten hat er namentlich in den Büchern vom Landbau und von der Jagd eine Art halber Nationalökonomik, in der Schrift von den Staatseinkünften der Athener eine Art Finanzwissenschaft entworfen: in der Regel freilich mit der geschichtschreiberischen Eigenthümlichkeit, daß er seine Vorschriften nicht geradezu als Imperativ ausspricht, sondern als Erzählung in das Leben einer idealisch ausgeschmückten Persönlichkeit verwebt. Xenophon ist notorisch ein ausgezeichneter Praktiker als Waidmann, Soldat, Bereiter und Landwirth; er versichert jedoch ausdrücklich, daß für die wahre Praxis die Theorie nicht entbehrt werden könne. Derselbe Geist sittlicher Feinheit, welcher ihn überall beseelte, zeigt sich auch in seinen rein technischen und cameralistischen Werken. Wie rohe Gemüther selbst im Menschen gern das Thierähnliche hervorheben, so dringt er umgekehrt selbst in den Thieren auf Beachtung der menschenähnlichen Seite: die Pferde, die Hunde sollen nicht mit bloßem Zwange dressirt, sondern gleichsam sokratisch und zu ihrem eigenen Besten erzogen werden. Daß ein solcher Mann auch das Sklavenverhältniß human gefaßt habe, läßt sich hiernach von selbst erwarten. Aller Reichthum, sagt Xenophon, ist nur Demjenigen etwas nütze, der ihn recht zu brauchen weiß: hiermit wird die Oekonomik zu einer ethischen Wissenschaft erhoben. Ueberhaupt steht er darin hoch über den meisten Neuern, daß er den Reichthum, dessen ethische Licht- und Schattenseiten ihm gleich klar sind, nie als Zweck, sondern immer nur als Mittel ansieht: derjenige sei wirthschaftlich der Glücklichste, welcher das Meiste gerecht erworben habe und schön gebrauche. — Es kann übrigens auffallen, wie sehr damals, bei der unzweifelhaften politischen Abnahme des Griechenthums, die s. g. materiellen Interessen nicht bloß immer lebhafter, sondern namentlich auch geistvoller vertreten werden. So hat Xenophon die Nothwendigkeit einer prompten Rechtspflege und eines unwandelbaren Münzfußes für den Handel vollständig begriffen. Die Kaufleute sollen vom Staate geehrt werden; so wie auch die sonst übliche Verachtung der Gewerbetreibenden bei Xenophon dahin gemildert ist, daß manche Handwerke allerdings durch einseitige Arbeit den Körper schwächen und durch übermäßige Beschäftigung den Geist für Höheres abstumpfen. Aber selbst die Beisassen, die verachteten Metöken mit ihrem Handel und Gewerbefleiße räth er auf jede Art zu begünstigen. Aus der Fremde geborgte Kapitalien sollen auch in Kriegszeiten nicht gefährdet werden: offenbar eine ganz neue völkerrechtliche Idee. Ueberhaupt zeichnet sich Xenophon bei aller eigenen militärischen Tüchtigkeit durch große Friedensliebe aus. Er jammert häufig über die Kriegskosten; im Frieden, meint er, können zwei Völker weit mehr von einander gewinnen, und zwar beide gewinnen, als im Kriege das Eine dem andern rauben; Athen sei durch den Frieden groß, durch den Krieg wieder klein geworden. Und selbst der Krieg soll milder geführt werden: man kann den Feind durch Contributionen viel gründlicher ausbeuten als durch Plünderungen. So zeigt er vortrefflich, daß es für einen Fürsten besser ist, reiche und zu patriotischer Aufopferung bereitwillige Freunde zu haben, als selber Schätze aufzuhäufen. Er ist vollständig frei von dem Irrthume, der in alter wie in neuer Zeit dem gemeinen Verstande immer so nah gelegen hat, als wenn durch Geldausfuhr ein Land verarmen müßte. Die Rechtlichkeit und Solidität, welche von der wahren Nationalökonomie unzertrennlich, zeigt sich auch bei Xenophon, so daß er z. B. weitläufig erörtert, wie es gleich schädlich sei, für reicher und für ärmer zu gelten, als man wirklich ist. Und, um auch Das nicht zu vergessen, so ist Alles mit einer Klarheit der Auffassung, einer Grazie der Form und einer Geschicklichkeit der Beispiele geschrieben, daß unter den Neuern höchstens Goliani damit verglichen werden kann. Recht eigentlich edler Wein in einem goldenen Becher! obschon der Kreis seiner Verehrer niemals sehr ausgedehnt sein wird. Man muß Künstelei, Schwulst und Zerrissenheit gründlich kennen und

verabscheuen gelernt haben, um den hohen Werth dieser Natur, Einfachheit und Harmonie recht zu würdigen.

IV. Rhetorische Prosa.

Die Rhetorische Prosa hat im vorliegenden Zeitraume noch größere Fortschritte als im vorigen gemacht, wozu namentlich die größere Redefreiheit in den verschiedenen Ständeversammlungen und die Einführung der Oeffentlichkeit und des mündlichen Verfahrens in den Gerichtsverhandlungen beitrug. Von großem Einfluß auf die parlamentarische Beredsamkeit war besonders die Berufung des Vereinigten Preußischen Landtags und dann des Frankfurter Parlaments, schon deßwegen, weil die Redner sich bewußt waren, daß es sich um die wichtigsten Interessen des ganzen Deutschen Volkes und nicht bloß wie früher um die beschränkteren Verhältnisse eines einzelnen Staats handle. Von nicht geringer Bedeutung waren ferner die zahlreichen Vereine, die sich in dieser Zeit bildeten, die festlichen Versammlungen jeglicher Art, in denen sich vielfältige Gelegenheit darbot, sich im Reden zu üben. Aber es hat sich im Ganzen doch mehr eine höchst bedeutende Redefertigkeit als eine wahrhaft künstlerische Beredsamkeit ausgebildet. Es verhält sich mit der Beredsamkeit wie mit aller Kunst. Zu ihrer vollkommenen Erscheinung reicht das angeborne Talent nicht hin; es müssen ihre Gesetze eben so gut erlernt und angewendet werden, wie in jeder andern Kunst. Einzelne rhetorische Momente können von großer Wirkung sein; aber fehlt der Rede die künstlerische Abrundung, so wird sie in ihrer Gesammtheit die großartige Bedeutsamkeit nie erreichen, die wir an den ewigen Mustern der Griechen und Römer, an den bedeutenden Reden der Engländer und Franzosen bewundern. Die wenigsten Deutschen Redner haben sich einläßlich mit dem Studium der Redekunst beschäftigt, die meisten kennen von den Meisterwerken der Alten nur so viel, als sie in der Schule gelesen haben. Dazu kommt, daß die meisten Reden Improvisationen sind, in welchen die augenblickliche Stimmung vorherrscht, die künstlerische Ueberlegung nicht zur Erscheinung gelangen kann. Demosthenes und Cicero haben ihre Reden gewiß nicht improvisiert; sie hätten sonst bei allem ihrem Talent nicht die künstlerische Vollendung erreichen können, welche von der Nachwelt nicht weniger bewundert wird als von ihren Zeitgenossen. Weil der Kanzelredner nicht improvisiert, sondern seine Predigt erst niederschreibt, sie ausarbeitet, das Einzelne zum Ganzen in ein richtiges Verhältniß bringt, dem Ausdruck und der Darstellung sorgfältige Aufmerksamkeit widmet, ist in der geistlichen Beredsamkeit von Einzelnen Größeres geleistet worden als in der politischen, doch zeigt sich wie früher so auch im vorliegenden Zeitraume ein wesentlicher Fortschritt nur im Schooß der protestantischen Kirche, während die katholische Geistlichkeit sich meist noch in der alten Weise und den alten Formen bewegt.

Doch auch die protestantische Predigt entspricht nur zum Theil ihrer Aufgabe, wie K. H. W. Schwarz im Vorwort zu den „Predigten aus der Gegenwart" mit überzeugender Schärfe nachweist.*)

Einer der frühesten und zugleich der bedeutendsten protestantischen Kanzelredner ist Friedrich Wilhelm Krummacher, der Sohn des bekannten Parabeldichters. Am 28. Jan. 1796 zu Mörs geboren, versah er nach vollendeten Studien mehrere geistliche Aemter, wurde 1847 Prediger in Berlin und 1853 in Potsdam, wo er 1868 starb. Seine Predigten, unter welchen „Elias der Thisbiter, nach seinem äußern und innern Leben dargestellt" (Elberfeld 1828—33. III, 5. Aufl. 1860) besonders hervorzuheben ist, zeugen von großem rhetorischen Talent und von Herrschaft der Sprache; sie sind schwungvoll und selbst feurig, aber auch öfters fanatisch gegen Andersgläubige — Krummacher gehört zu den entschiedensten Altlutheranern. — Wo diese Richtung nicht hervortritt und er allgemeine Glaubenssätze und Verhältnisse behandelt, erfreut er durch ruhige Milde. Die „Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage" (Stuttg. 1831. II, 25. Aufl. 1862) von Ludwig Hofacker verbinden populäre Haltung mit schwungvoller Darstellung; sie haben vorzüglich in den pietistischen Kreisen großen Beifall gefunden. Die „Predigten" (Bonn 1833—45. V) von K. Nitzsch zeichnen sich durch Gedankenreichthum aus. Alexander Schweizer, geb. am 14. März 1808 in Murten, seit 1835 Professor der praktischen Theologie in Zürich und seit 1844 zugleich Pfarrer an der Münstergemeinde, gab treffliche, durch Gehalt und Form gleich ansprechende „Christliche Predigten für denkende Verehrer Jesu" (Lpz. 1834 bis 1851. V) und „Predigten" (Zür. 1862) heraus, die nicht bloß in der Schweiz große Anerkennung fanden. Geistvolle Betrachtungen über die verschiedensten Lebensverhältnisse enthält die unter dem Titel „Das christliche Leben, seine Entwickelung, seine Kämpfe und seine Vollendung" (Berl. 1834, 2. Aufl. 1838) erschienene Predigtsammlung von Julius Müller. Joh. Karl Eduard Schwarz, geb. 20. Juni 1802 in Halle, † im J. 1870 als Professor der Theologie in Jena, wirkte durch die Gediegenheit und Begeisterung seiner kirchlichen und akademischen Vorträge unter allen Klassen sehr segensreich. Seine echt christliche Gesinnung zeigt sich schon darin, daß er ein entschiedener Anhänger der Union ist. Wir haben von ihm „Predigten und kleinere geistliche Amtsreden" (Jena 1837—39. V Hefte). Karl Grüneisen, den wir im vorigen Zeitraume als Dichter, im vorliegenden als Aesthetiker haben kennen lernen, hat „Predigten" (Stuttg. 1842) herausgegeben, deren tiefer Gehalt durch die kunstvolle Abrundung wesentlich gehoben wird. Die „Christlichen Reden" (Stuttg. 1856—63. V Sammlungen) sind gedankenreich, biblisch, aber nicht kirchlich; ihre Sprache ist einfach und schlicht, aber zu wenig begeistert. Leberecht Uhlich, geb. am 27. Febr.

*) Wir werden die bezügliche Stelle aus dem Vorwort bei der ausführlichen Besprechung der genannten Predigten mittheilen.

1799 in Köthen, seit 1847 Prediger in Magdeburg, wurde noch in demselben Jahre suspendiert, weil er sich nicht ausdrücklich für die Beibehaltung der lutherischen Kirchenlehre und der Agende erklärte, worauf er aus der Landeskirche trat und Pfarrer der Freien Gemeinde in Magdeburg wurde. Schon vorher war er vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, die auch später nicht ausblieben trotz seines edlen Charakters und seiner erfolgreichen Wirksamkeit. Er starb zu Magdeburg am 23. März 1872. Seine „Predigten" (Magdeb. 1846) athmen das reinste Christenthum, wenn sie auch mit dem althergebrachten Glaubensbekenntniß nicht übereinstimmen. Johann Friedrich Ahlfeld, den wir schon als Volksschriftsteller haben kennen lernen, hat sich vorzüglich als Kanzelredner großen Ruf erworben; und in der That sind seine Predigten in herzlicher und warmer Sprache geschrieben, allein sie erinnern oft nur zu sehr an die Herrnhuter Wortspielereien, wie überhaupt der reinste Pietismus in ihnen herrscht, der sich an die Worte der Schrift anklammert, die er nach ihrem äußerlichsten Sinn auslegt, wobei der tiefere nicht selten verloren geht. Daß er über die Fortschritte der Wissenschaft jammert, daß ihm überhaupt in der Welt Nichts recht ist, versteht sich von selbst; aber ob dieses Jammern und Klagen die rechte Erbauung ist, bezweifeln wir sehr und eben so bezweifeln wir, daß es christlich ist, wenn man seinen eigenthümlichen Glauben als „allein selig machend" darstellt. Unter seinen zahlreichen Predigtsammlungen sind die „Predigten über die evangelischen Perikopen" (Halle 1848; 7. Aufl. 1863) am Meisten verbreitet. Finstrer noch und zelotischer als Ahlfeld ist der früher schon genannte Gottlieb Christoph Adolf Harleß, dessen unter dem Titel „Sonntagsweihe" (Lpz. 1848—56. VII) erschienene Predigten im strengsten lutherisch-orthodoxen Geist gehalten, übrigens in kräftiger Sprache geschrieben sind. Viel erfreulicher und in wahrhaft christlichem Geist gehalten sind die Predigten von Richard Rothe, unter denen wir die zwei „Der Glaube an den lebendigen Christus" besonders als tief gemüthlich und wahrhaft erbauend bezeichnen. Er weist in diesen wie in andern entschieden darauf hin, daß der Schwerpunkt des Christenthums nicht in kirchlich festgestellten Dogmen, sondern in der sittlichen Lebensgemeinschaft mit Gott vermittelst des Glaubens an Jesum Christum liegt. „Das Leben in Christo. Predigten über die Episteln des Kirchenjahres" (Fk. 1853—55. III) von Friedrich Heinrich Ranke, geb. im Jahre 1797 zu Wiehe in Thüringen, gest. am 4. Oktober 1876 als Oberkonsistorialrath in München, sind streng gläubig und aus der vollsten Ueberzeugung hervorgegangen. Von dem schon erwähnten Daniel Schenkel in Heidelberg, der früher streng orthodox war, später aber in Folge seiner Studien zu freieren Ansichten gelangte, besitzen wir „Evangelische Zeugnisse von Christus. Predigten über Abschnitte aus dem Evangelium Johannis" (Heidelb. 1853—55. II), die anregend und gewandt geschrieben sind, oft von wahrhaft rednerischer Begeisterung zeugen. Die „Predigten auf alle Sonntage, Fest- und Feiertage des Kirchenjahrs" (Stuttg. 1856—58. II) von Karl Gerok sind reich an anregenden Gedanken, freimüthig, nicht beschränkt protestantisch und bewegen sich in einer gebildeten Sprache, an der man den Dichter erkennt. Pietistisch gefärbt, aber gehaltvoll ist „Ein Jahrgang evangelischer Predigten" (Stuttg. 1856), von Christian Palmer. Auf Einen der bedeutendsten Kanzelredner der Gegenwart K. H. Schwarz werden wir später ausführlicher zurückkommen. Im Geiste Schleiermachers sind die „Predigten" (Gießen 1858) von Gustav Adolf Ludwig Baur. Die „Predigten, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Heidelberg" (Elberf. 1865) von H. J. Holtzmann zeugen von großem rhetorischem Talent, sie sind gedankenreich und schwungvoll, nur verfallen sie öfters in einen Lehrton, der für die Kanzel unpassend ist. Die Auffassung des Christenthums ist echt protestantisch. Als vortrefflich sind in dieser Sammlung die Predigt „Drei Stufen der Gotteserkenntniß" zu bezeichnen. Die „Predigten" (Lpz. 1866) des Leipziger Professors Karl Friedrich August Kahnis sind streng orthodox und verfallen häufig in Polemik, die nicht immer von christlicher Milde zeigt. Erfreulich sind dagegen die von echt christlicher Gesinnung zeugenden Predigten von Heinrich Lang, unter welchen wir die „Was ist Gottes Wort?" als ganz besonders gelungen bezeichnen.

Indem wir zur Darstellung der geistlichen Beredsamkeit in der katholischen Kirche übergehen, können wir dieselbe nicht besser charakterisieren als mit den Worten des „Münchner Pastoralblattes", mit welchen es die Beurtheilung einer Predigtsammlung einleitete: „Es ist doch ein Trost, wenn das ins Meer der Predigtliteratur ausgeworfene Netz wenigstens hie und da ein edleres Fischlein fangen darf". Und in der That in der Masse von Predigten, die von Jahr zu Jahr erscheinen, sind nur wenige, die sich in Bezug auf Sprache und Darstellung nur einigermaßen über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erheben. Die meisten Kanzelredner und namentlich die der ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu glänzen durch rohe Polemik, namentlich gegen den Protestantismus und die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart. Und wenn sie das Gebiet der Moral berühren, so eifern sie gegen die unschuldigsten Vergnügungen, z. B. gegen das Tanzen, das sie als sündhaft und teuflisch bezeichnen. Der Mangel an höherer Bildung und an wahrhaft christlichem Sinn, der die Masse der katholischen Kanzelredner kennzeichnet, findet sich nicht bloß bei den niederen Dorfgeistlichen, er findet sich öfters selbst bei hohen Kirchenfürsten. Wir haben daher nur wenige Kanzelredner zu erwähnen, die mehr oder weniger eine ehrenvolle Ausnahme machen. Bemerkenswerth sind die „Akademischen Reden" (Nürnb. 1830) des gelehrten Orientalisten und Münchner Professors Joseph Franz Allioli, während seine „Predigten" weit weniger bedeutend sind. Laurentius Stempfle, Professor der Theologie in Dillingen, veröffentlichte „Kurze Erbauungsreden für studierende Jünglinge" (Augsb. 1807), die zwar der rhetorischen Kraft ermangeln, aber würdig gehalten sind.

Dessen „Gottselige Margareta Ebner" (Eb. 1838), Predigt am Gedächtnißtage derselben, ist von größerem literarischem als rednerischem Werth. Die „Predigt über den Gebrauch der Medaille der unbefleckten Empfängniß Mariä" (Passau 1837) des Dekans G. Fuchs kann ihren Zweck, dem Aberglauben zu steuern, nicht erfüllen, sie wird vielmehr demselben neue Nahrung geben. Melchior von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau, den wir schon als Dichter von geistlichen Liedern kennen gelernt haben, hat sich in seinen „Gesammelten Predigten" (Regensb. 1848) so wie in seinen „Sämmtlichen Hirtenbriefen" (Münster 1853) als einen würdigen Schüler des edlen Bischofs M. Sailer bewährt. Auch die „Kanzelvorträge" (Berlin 1854. IV) seines Nachfolgers, des Fürstbischofs Heinrich Förster (geb. am 24. November 1800 zu Großglogau) verdienen ehrenvolle Erwähnung. Talent ist dem ehemaligen Prediger an der Münchner Hofkirche Anton Eberhard nicht abzusprechen; allein es fehlt ihm entweder an edlerer Bildung oder er wollte dieselbe absichtlich nicht hervortreten lassen, weil er in seinen fanatischen gegen die „Ketzer" gerichteten Predigten am Erfolgreichsten auf das niedere Volk wirken zu können glaubte, wenn er sich eines kapuzinermäßigen Styls bediente. Edler und gebildeter in der Darstellung, aber nicht weniger fanatisch sind die Predigten des Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler. Derselbe wurde am 25. Dez. 1811 zu Herkotten in Westfalen geboren, studierte zuerst die Rechte und trat in Preußische Staatsdienste, bis er sich plötzlich entschloß, in München Theologie zu studieren. Seit 1846 Pfarrer in Hopster (Westfalen), wurde er 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er mit den Reaktionären stimmte und durch seine Rede am Grabe des ermordeten Fürsten Lichnowsky Aufsehen erregte. Im J. 1850 zum Bischof von Mainz gewählt, gehörte er seitdem zu den entschiedensten Führern der Ultramontanen, wurde deshalb auch in Folge der Maigesetze seines Amtes entsetzt. Er starb zu Burghausen in Bayern am 13. Juli 1877. Seine „Hirtenbriefe", in deren Einem er die Behauptung ausgesprochen hatte, daß „dem Deutschen Volke seit der Reformation das Gewissen abhanden gekommen sei", sind öfters vom blindesten Fanatismus eingegeben. Auch verstand er es, die Furcht, mit welcher die revolutionären Bewegungen manche Gemüther, und zwar nicht bloß unter den Katholiken, erfüllt hatten, mit jesuitischer Klugheit und wirklichem rethorischem Talente auszubeuten, wovon seine unter dem Titel „Die großen socialen Fragen der Gegenwart" (Mainz 1849) erschienenen sechs Predigten vollgültiges Zeugniß geben. Simon Knoll, Pfarrer in München, veröffentlichte außer „Sonn- und Festtagspredigten" (Schaff. 1862. V) „Das Leben der Kirche dargestellt in liturgischen Predigten" (Eb. 1863—1865. III), worin er die kirchlichen Handlungen in volksthümlichem Tone besprach und als Symbole auslegte, was ihm bei seinen Zuhörern vielen Beifall erwarb.

Auch unter den Juden hat die Predigt einen bedeutenden Aufschwung genommen, und zwar, wie sich wohl von selbst versteht, zunächst unter denjenigen, welche eine Reform der veralteten mit der modernen Bildung im grellen Widerspruch stehenden Gebräuche und äußerlichen Formen erstreben. Es sind unter den hervorragenden jüdischen Predigern vorzüglich zwei zu erwähnen. Gotthold Salomon, geb. am 1. Nov. 1784 in Sandersleben, gest. am 17. Nov. 1862 als Prediger in Hamburg, der in seinem langen Leben vielseitig und segensreich wirkte, veröffentlichte mehrere Predigtsammlungen, die von wahrer Frömmigkeit durchdrungen sind „Mose, der Mann Gottes" (Hamb. 1835), „David, der Mann nach dem Herzen Gottes" (Eb. 1857), „Elia, der hochbegeisterte Prophet des Herrn" (Eb. 1840.) Der hervorragendste jüdische Kanzelredner ist wohl der als Orientalist berühmte Adolf Jellinek (geb. am 26. Juni 1821 zu Drslowitz in Mähren, seit 1857 Prediger in Wien). Er verbindet logische Kraft mit rhetorischem Feuer und vollendet schöner Darstellung. Zu seinen besten Predigten gehören die „Kanzelvorträge in der Leipzig-Berliner Synagoge gehalten" (Lpz. 1847), „Zähle die Tage" (Lpz. 1846) und „Predigten" (Wien 1862—63. II). Auch der Rabbiner Kayserling verdient ehrenvolle Erwähnung.

Die Feier der Stiftungstage der Akademien, Universitäten und wissenschaftlichen Vereine, die Feier der Geburts- und Todestage berühmter Männer, oder der Fürsten, die jährlichen Prüfungen an den öffentlichen Unterrichtsanstalten geben vielseitige Veranlassung zu wissenschaftlichen Reden, die meistens gehaltreich und formell gelungen sind, sich aber auch oft über Einzelheiten verbreiten, die kein allgemeines Interesse erregen können. Aus der großen Masse heben wir daher nur einige hervor. Die „Schulreden und pädagogischen Abhandlungen" (Krefeld 1832) von Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg gehören wegen ihrer praktischen Bedeutsamkeit zu den besten Erscheinungen der Art. Unter den Festreden sind vorzüglich diejenigen zu erwähnen, welche bei der Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages von Schiller (10. Nov. 1859) gehalten wurden, eines Tages, der in beinahe allen Städten Deutschlands, selbst in den kleinsten, ja auch im Ausland, in der Schweiz, in Frankreich, in Holland, in England, in Nord-Amerika und überall mit Begeisterung gefeiert wurde, was den unzweifelhaften Beweis lieferte, daß Schiller in der That der Dichter des Deutschen Volkes, zugleich aber auch der Dichter der reinen Humanität ist. Die in Berlin gehaltenen Reden wurden unter dem Titel „Schillerdenkmal" (Berl. 1859—60. II) gesammelt; unter denselben sind die des ehrwürdigen Rektors der Universität Böckh, des Sekretärs der Akademie Ernst Guhl, des Professors Virchow und des Predigers W. Sydow auszuzeichnen. Die „Rede auf Schiller" (Berl. 1860), welche Jakob Grimm in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften hielt, erschien in besonderem Abdruck nach einander in drei Auflagen. Sie machte nicht bloß durch ihre treffliche Charakteristik des Dichters und die glückliche Darstellung seiner Bedeutsamkeit, sondern auch

dadurch Aufsehen, daß er dessen Aufnahme in den Adelstand und den Mangel an einer gediegenen Gesammtausgabe seiner Werke mit scharfen Worten tadelt. Von Bedeutung ist ferner „Friedrich Schiller. Akademische Festrede" (Lpz. 1860) von Kuno Fischer, der früher schon einen Vortrag über „Schiller als Philosoph" (Ff. 1858) herausgegeben hatte. Auf die Rede von Fr. Vischer werden wir weiter unten zurückkommen. Außer diesen sind noch die „Festrede" (Münch. 1859) von Moritz Carrière, „Friedrich Schiller, der Dichter der Deutschen Nation" (Königsb. 1859) von Alexander Jung und „Schiller, der Mann des Volks" (Eb. 1860) von Johann Jacoby, welche dieser im Königsberger Handwerkervereine hielt, auszuzeichnen. Unter den akademischen Festreden zeichnet sich die Rede „Ueber den Stand der neueren Geschichtschreibung" (Marb. 1856) von Heinrich von Sybel besonders aus, der den Gegenstand mit gründlicher Kenntniß und geistvollem Blick behandelt, jedoch die Bedeutsamkeit des großen Schlosser nicht gebührend anerkennt. Ein Meisterwerk der Polemik ist Desselben Festrede „Ueber die neueren Darstellungen der Deutschen Kaiserzeit" (Münch. 1859), worin er die schwärmerische Auffassung des alten Kaiserthums in ihrer Haltlosigkeit schildert, doch nach andrer Seite nicht ohne Befangenheit ist.

Die politische Rede hat, wie schon erwähnt, seit der lebendigeren Entfaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland an Umfang und Bedeutsamkeit wesentlich zugenommen, es ist kein größerer Deutscher Staat, aus welchem nicht bedeutende Redner zu nennen wären. Doch sind ihre Vorträge meistens nur in den Zeitungen und selten vollständig oder genau gedruckt erschienen. Den Charakter der meisten dieser Reden als improvisiert haben wir schon bezeichnet. Daher können wir weitaus die meisten nur in so fern erwähnen, als ihr Talent und ihr Einfluß allgemeine Anerkennung gefunden hat, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß manche Namen uns entgangen sein können, die der Anführung werth gewesen wären. In Oesterreich konnte sich die politische Beredsamkeit erst seit dem Jahre 1848 entwickeln, da bis dahin die freie Rede als Staatsverbrechen angesehen wurde und sie sich daher nicht einmal in den Provinziallandtagen hören lassen durfte; dagegen tauchte manches Talent sowohl im Oesterreichischen Reichstag als im Frankfurter Parlament auf. Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments und des ersten Oesterreichischen Reichstags, zum Theil auch später sind zu nennen der Ritter Anton von Schmerling, dem eine gewisse Kraft und Gewandtheit der Rede nicht abzusprechen ist, der aber zu beschränkt Oesterreichisch ist und sich niemals zu großartigen Anschauungen erheben konnte, der Ministerpräsident Franz Freiherr von Pillersdorf, der bei gutem Willen die Lage doch nicht zu beherrschen verstand; Franz Schuselka, der das feudale und ultramontane Element energisch bekämpfte, außerdem noch Fuster und Strohbach. In der neueren Zeit erwähnen wir neben dem Reichskanzler Freiherrn, später Grafen von Beust, den Fürsten Carlos Auersperg, die Minister Giskra und Berger, die schon in der Paulskirche die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, den Prager Professor und spätern Justizminister Herbst, den Cultusminister Ritter von Hasner und den ultramontanen Tiroler Greuter.

In Preußen trat allerdings schon in den Provinziallandtagen mancher talentvolle Redner auf, doch war das Gebiet, auf dem sie sich bewegen durften, zu beschränkt, als daß sie größeren Einfluß hätten gewinnen können, was erst seit der Berufung des Vereinigten Preußischen Landtags der Fall war. In diesem waren die hervorragendsten Hermann von Beckerath, der auch später im Frankfurter Parlament und in den Preußischen Kammern einflußreich war, Ernst von Bodelschwingh-Valmede, der sich nur zu sehr dem persönlichen Willen des Königs unterwarf, der Banquier Ludolf Camphausen, der im J. 1848 Ministerpräsident wurde, aber zu beschränkt Preußische Anschauungen hatte, immer zwischen den Liberalen und Reaktionären vermitteln wollte und daher keiner Partei zusagte, der Kaufmann David Justus Ludwig Hansemann, der 1848 eine Zeit lang Finanzminister war, in seinen Reden große Klarheit mit Ruhe verband, in seinen politischen Ansichten dagegen zu keiner Klarheit gelangen konnte und der Freiherr Ernst Friedrich Georg von Vincke, dessen Reden sich durch Scharfsinn, Witz, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit auszeichneten, Eigenschaften, die er im Frankfurter Parlament und in den Preußischen Kammern in noch höherm Grad entwickelte. Johann Jacoby, der im Frankfurter Parlament, in der Preußischen Nationalversammlung und in der Zweiten Preußischen Kammer eine nicht unbedeutende Stellung einnahm, sprach zwar selten und nur kurz, aber immer schlagend und überzeugend. Einer der einflußreichsten Redner ist Benedict Franz Leo Waldeck, der die Fehler der Regierung so unbarmherzig aufdeckte, daß sie ihn dadurch unschädlich zu machen suchte, daß sie ihn des Hochverraths anklagte, was aber ohne den gewünschten Erfolg blieb, da er von den Gerichten freigesprochen wurde. Aus der neueren Zeit sind zunächst Rudolf Gneist und Virchow zu nennen, welche besonders in den Budgetfragen eben so klar als gediegen und mit richtiger Würdigung der Verhältnisse den Forderungen der Regierung kräftig entgegentraten und hierbei eine nicht gewöhnliche Macht der Rede entwickelten. Den größten Einfluß übte freilich der Minister Graf von Bismarck-Schönhausen, der je nach Umständen energisch, höhnisch und wieder mild einschmeichelnd zu sprechen weiß. Unter den nicht sehr zahlreichen Talenten der reaktionären Partei nimmt Julius Stahl die erste Stelle ein; wir werden ausführlich auf ihn zurückkommen. Als politischer Redner ist endlich noch der König Friedrich Wilhelm IV., dessen „Reden, Proklamationen, Botschaften, Erlasse und Ordres seit seiner Thronbesteigung" (Berlin 1861) gesammelt erschienen; es ist in ihnen schwunghafte und gebildete Sprache nicht zu verkennen.

Von den Bayrischen Rednern sind Völcker und K. Bahrdt, von den Sächsischen Todt, Braun und Thielau zu erwähnen. In Hannover gelangten Grumbrecht, vorzüglich aber Johann Karl Bertram Stüve, in neuerer Zeit Rudolf v. Bennigsen, in Würtemberg Friedrich (von) Römer zu großem Einfluß. Unter den Hessischen Rednern ist August Metz zu nennen, der durch seine Thätigkeit für den sogenannten Nationalverein nicht weniger bekannt geworden ist als durch seine wirkungsvolle Beredsamkeit in der Kammer. In Baden waren außer Sander und Friedrich Daniel Bassermann, der auch im Frankfurter Parlament eine hervorragende Stelle einnahm, vorzüglich Karl Mathy zu nennen, der früher in die Schweiz flüchten mußte, daselbst eine Zeit lang Dorfschullehrer war, und später Minister wurde. Im Frankfurter Parlament zeichnete sich außer den schon Genannten vor Allem der Freiherr Heinrich von Gagern aus, der schon vorher in der Hessischen Kammer einen großen Einfluß gewonnen hatte; klar, gewandt, schlagfertig bekämpfte er die Demokratie wie die Reaktion, hatte aber nicht die Kraft, die letztere zu bemeistern. Jedenfalls war das rhetorische Talent in ihm größer als das des Staatsmanns. Er wollte das Unvereinbare vereinen, Volkssouveränetät und Monarchie, woran er und das Parlament scheiterten, so wie daran, daß er Deutsch-Oesterreich von der Oesterreichischen Monarchie nicht zu unterscheiden wußte. Zu erwähnen sind ferner der General von Radowitz, der vorzüglich durch die Rede Einfluß gewann, in welcher er bewies, daß die Polnie zur Vertheidigung Deutschlands unbedingt nothwendig sei, Robert Blum, Einer der Führer der Linken, der gewandt, klar, begeistert und muthig sprach und dem seine Freiheitsliebe den Märtyrertod in Wien erwarb. Karl Vogt entwickelte eine nicht gewöhnliche Beredsamkeit, verletzte aber oft durch seinen sarkastischen Witz. Franz Raveaux hatte ein seltenes Talent als parlamentarischer, noch entschiedener aber als Volksredner, als welcher er durch seine feurige Begeisterung seine Zuhörer hinriß.

In der Schweiz endlich wären zahlreiche Redner zu erwähnen, die zwar nicht künstlerisch gebildet sind, aber meist große natürliche Beredsamkeit entwickeln und zwar sind beinahe alle Kantone, die großen wie die kleinen glücklich vertreten. Wir nennen aus dem Kanton Zürich: Jonas Furrer, Alfred Escher und Jakob Dubs, aus dem Kanton Bern: Blösch, Jakob Stämpfli und Schenk, aus dem Kanton Luzern: Kasimir Pfyffer, Siegwart Müller und Segesser, aus dem Kanton Glarus: Blumer und Heer, aus dem Kanton St. Gallen: Jakob Baumgartner, Anton Henne, Hungerbühler und Näff, aus dem Kanton Aargau: Waller, Wieland, Rud. Tanner, Augustin Keller, Welti, Feer-Herzog.

Die gerichtliche Rede, mit der wir unsre Uebersicht schließen, hat seit Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen nicht weniger an Bedeutsamkeit zugenommen als die parlamentarische, doch sind im Ganzen nur wenige Reden zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Außer J. G. Aug. Wirth, auf den wir sogleich zurückkommen werden, sind uns nur Bahrdt und Lassalle näher bekannt geworden. Karl Bahrdt hat die bedeutendsten Stellen aus seinen Vertheidigungsreden vor dem Geschwornengericht unter dem Titel „Vertheidigungs-Momente" (Augsb. 1851—55. II Hefte) herausgegeben, welche praktisch, klar und umsichtig gehalten sind und eine geschickte Handhabung der Form verrathen. Eine größere Kraft der Beredsamkeit entwickelte jedoch Ferdinand Lassalle in seiner Vertheidigungsrede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" (Zür. 1863), worin er sich mit Gründlichkeit über die indirecte Steuer und die Lage der Arbeiter verbreitete. Von nicht geringerem rhetorischen Talent zeugen seine Vorträge „Ueber Verfassungswesen" (Berl. 1862) und „Was nun?" Zweiter Vortrag über Verfassungswesen, worin er zwischen der geschriebenen und thatsächlichen Verfassung unterscheidet, d. h. dem mächtigen Königthum mit seinen Heeren, seinem Adel, seinen Höflingen und Beamten, daher er jede Constitution für Schein erklärte, in welcher die thatsächliche Verfassung mit der geschriebenen in Widerspruch stehe.

In den folgenden Besprechungen haben wir solche bedeutende Redner gewählt, durch welche die verschiedenen Zweige der rhetorischen Prosa, die gerichtliche, die parlamentarische, die wissenschaftliche und die geistliche Rede repräsentiert werden.

Johann Georg August Wirth.

Johann Georg Aug. Wirth, geb. am 20. Nov. 1798 zu Hof in Oberfranken, studierte die Rechte und schrieb einige juristische Werke, welche von den Fachmännern geschätzt werden. Neben seinen Berufsarbeiten — er war in Bayreuth angestellt — machte er gründliche Studien über die wichtigsten nationalökonomischen Fragen, und suchte in zahlreichen Schriften für die Freiheit des Handels, die Aufhebung der Zünfte, die Entfesselung des Bodens von Feudallasten zu wirken. Die Pariser Revolution erweckte in ihm das Bewußtsein, daß er ein publicistisches Talent habe, und er übersiedelte nach München, wo er die Redaktion der Zeitung „Das Inland" übernahm, welches unter dem Einfluß des Ministeriums stand. Da er damals ein warmer Freund und Verehrer der constitutionellen Staatsverfassungen war, so war sein Verhältniß zu dem thatsächlichen Haupt des Ministeriums, dem Grafen von Armannsperg günstig, und es fanden seine Pläne zu volkswirthschaftlichen und socialen Reformen geneigtes Gehör; als er aber auf Ausführung drängte, merkte er bald, daß man keineswegs Willens sei, in seine Pläne einzugehen, und daß man ihn bisher nur benutzt habe, um die öffentliche Meinung zu täuschen. Darüber empört, gab er die Redaktion des „Inlandes" auf und gründete „Die Deutsche Tribüne", die nun der Mittelpunkt der heftigsten Opposition gegen die Regierung wurde. Es waren gerade damals

die Stände versammelt; die Majorität der Zweiten Kammer war liberal und so wagte die Regierung nicht, kräftig gegen ihn einzuschreiten. Zwar befahl sie dem Censor, die heftigsten Artikel zu streichen, allein Wirth ließ sie dennoch abdrucken; sie legte ihm Geldbußen auf, allein er bezahlte sie nicht; sie verdoppelte dieselben, aber als er sie dadurch lächerlich machte, daß er ihr finanzielles Talent rühmte, da sie durch die ihm auferlegten Bußen das Mittel gefunden habe, die bayerische Staatsschuld zu bezahlen, so wandte man andere Mittel an und bestrafte ihn mit Gefängniß. Inzwischen war der Landtag geschlossen worden und Wirth sah ein, daß seine Wirksamkeit in den Provinzen, in welchen das Bayerische Strafgesetz zu Anwendung kam und bei den nur scheinbar unabhängigen Gerichten fernerhin unmöglich sei. Daher zog er nach Rheinbayern, wo er sich unter dem Schutze der Französischen Gesetzgebung und der Schwurgerichte freier äußern konnte. Freilich trat jetzt der Hohe Bundestag ein, der die „Tribüne" verbot. Mit den Unterdrückungsmaßregeln wuchs seine Energie des Widerstandes; er bot die Freisinnigen auf, die Vertheidigung und Erkämpfung der Volksrechte durch Flugschriften und Volksversammlungen weiter zu führen. Bei dem Hambacher Fest, welches trotz des Verbots der Bayrischen Regierung abgehalten wurde, hielt er eine Rede, welche begeisterten Beifall erregte. Nun begann die Zeit der Verfolgungen; Wirth wurde mit den hervorragendsten unter seinen Gesinnungsgenossen verhaftet und des Hochverraths angeklagt. Nach einjähriger Untersuchungshaft, während welcher er die Flugschrift „Die politische Reform Deutschlands" (Bellevue, Selbstverl.) schrieb, wurde er vor das Schwurgericht gestellt, vor welchem er sich selbst sieben Stunden lang in einer Rede vertheidigte, welche auf Alle, die sie hörten, den lebhaftesten Eindruck machte, auf die Geschwornen, auf die Richter, ja selbst auf den bei den Verhandlungen anwesenden Festungscommandanten von Landau. Auch wurde er einstimmig freigesprochen; aber die Regierung konnte einen so mächtigen und muthigen Gegner nicht aus ihren Händen lassen; sie erhob eine neue Klage wegen Beleidigung in- und ausländischer Behörden gegen ihn, und das Zuchtpolizeigericht verurtheilte ihn zu zweijähriger Haft. Nachdem er diese überstanden, wurde er willkürlich in die Festung Passau gebracht, doch nach einiger Zeit nach Hof transportiert, wo er unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Ueberzeugt, daß man jede Gelegenheit benutzen würde, um ihn neuerdings in Untersuchung zu ziehen, deren Ausgang bei den damaligen Bayerischen Gerichten nicht zweifelhaft sein konnte, flüchtete er am 30. Dec. 1836 nach Frankreich, von wo er sich später in den Kanton Thurgau begab, wo er einige Zeit „Die Deutsche Volkshalle" redigierte, und die schon erwähnten culturhistorischen und geschichtlichen Schriften bearbeitete. Im J. 1847 ließ er sich in Karlsruhe nieder; im J. 1848 wurde er in das

Parlament gewählt, dessen schmähliches Ende er nicht erlebte, da er schon am 26. Juli starb.

Wirths „Vertheidigungsrede", die später unter dem Titel „Die Rechte des deutschen Volkes" (Nancy 1833, 7. Aufl. Frf. 1864) gedruckt erschien, ist ein Muster wahrer Beredsamkeit; sie verbindet die größte Klarheit mit dem lebendigsten Schwung der Darstellung, die ruhigste Auseinandersetzung historischer Verhältnisse mit der begeisterten Entwickelung der großartigsten Gedanken, den lebendigsten Patriotismus mit den Ideen der reinsten Humanität, in denen wir den Einfluß Herders und seinen Landsmannes Jean Paul erkennen, auf die er sich oft und mit Glück beruft. Wie jene großen Männer hat auch er manches bedeutsame, manches prophetische Wort gesprochen, das er durch die Geschichte begründete. Er entwickelt die allmähliche Gestaltung der bestehenden Staatsverhältnisse in Deutschland, und zeigt, daß sie ungesetzlich, revolutionär sind, daß nur eine republikanische Vereinigung des ganzen Deutschen Vaterlandes legitim sei. Und Dieß spricht er mit solcher Kraft der Sprache und der logischen Beweisführung, mit solchem Muth der tiefsten Ueberzeugung aus, daß es noch jetzt, nachdem ein ganzes Menschenalter seitdem vorübergegangen ist, die lebendigste Wirkung macht. Trotz der Länge der Rede ermattet das Feuer der Begeisterung keinen Augenblick, vielmehr wird die Beredsamkeit immer hinreißender, je mehr sie sich ihrem Ende nähert, weil sein großartiger Glaube, daß die

Wahrheit durch Belehrung endlich die brutale Gewalt besiegen müsse, immer glühenderen Ausdruck findet. Was diese Rede von so vielen andern Vertheidigungen glänzend unterscheidet, das ist, daß er in dem ganzen Verlauf derselben nicht an sich denkt, daß er nicht für sich, sondern für die Idee kämpft, der er sein Leben gewidmet, der Idee der Einheit und Freiheit des gesammten Deutschen Vaterlandes; ja er sucht ausdrücklich die ganze Wucht der Anklage auf sich zu ziehen, um seine Genossen von derselben zu befreien.

Unter den glänzendsten Stellen der Rede theilen wir diejenige mit, in welcher er das Benehmen der Fürsten und des Volks zur Zeit der Freiheitskriege mit glühenden aber durchaus wahren Farben darstellt.

Aus der „Vertheidigungsrede*)".

Eine Erklärung solchen Inhalts läßt über Bedeutung, Sinn und Zweck weder eine verschiedene Auslegungsart noch irgend einen Zweifel zu. Die Fürsten versprechen kategorisch die Wiederherstellung der Volksfreiheit und der Nationaleinheit durch das Mittel der Wiedergeburt des ehemaligen Deutschen Reiches. Das Mittel muß aber dem Zwecke entsprechen. Da nun dieser, nämlich Freiheit und Nationaleinheit, nicht durch das ausgeartete Deutsche Reich, also nicht durch Auflehnung der Fürsten gegen die ursprüngliche reine Verfassung Deutschlands, sondern vielmehr nur durch pünktliche Vollziehung der letztern erreicht werden konnte, so liegt in der vorgetragenen Erklärung der Fürsten von selbst das Versprechen, das Deutsche Reich mit seiner ursprünglichen reinen Verfassung wieder herzustellen. Dieß geht auch aus dem ganzen Inhalte der Erklärung hervor. Die Wiedergeburt des Deutschen Reiches soll hiernach nicht bloß dem Namen, sondern auch dem Wesen nach erfolgen; die nähere Gestaltung desselben soll nicht von den Fürsten allein, sondern von den Fürsten und Völkern zugleich festgesetzt, also nur mit Zustimmung der gesammten Nation geregelt werden können; das ganze Werk soll endlich aus eigenem Deutschen Geiste hervorgehen in lebenskräftiger Weise, in scharf gehaltener Nationaleinheit und mit dauernder Gewähr. Dieß sagt Alles: denn dem eigenen ächten Deutschen Geiste kann nur die reine herrliche Verfassung unserer Väter zusagen und dauernde Gewähr und scharfgehaltene Nationaleinheit vermag ebenfalls nur diese, die Konstitutionen aller Völker übertreffende, majestätische Reichsverfassung zu ertheilen. In der Erklärung der Fürsten aus Kalisch lag daher nothwendig das Versprechen der Wiederherstellung der ursprünglichen reinen Reichsverfassung der Deutschen, und auf solche Bedingung hin boten sie und alle übrigen Fürsten, welche der Erklärung theils ausdrücklich theils stillschweigend durch entsprechende Handlungen beitraten, der Bevölkerung des gesammten Deutschlands eine gemeinsame Unternehmung gegen den äußeren Feind des Vaterlandes an.

Die gesammte Nation, also die Bevölkerung diesseits und jenseits des Rheins, nahm dieses Anerbieten an, und leistete nun ihrerseits das Versprechen, im Kampfe für Freiheit und Vaterland Gut und Blut zu opfern. So kam denn zwischen den sämmtlichen Deutschen Fürsten einerseits und der ganzen Bevölkerung unseres großen Vaterlandes andrerseits der feierliche Vertrag zu Stande, daß die gesammte Nation unter Anführung der Fürsten wider den äußern Feind des Vaterlandes sich erheben, und wie es braven Deutschen gebührt im Kampfe auf Leben und Tod weder Gut noch Blut schonen wolle, daß aber nach glücklich erfochtenem Siege das Deutsche Reich nach Maßgabe seiner ursprünglichen reinen Verfassung wieder hergestellt werden solle.

Das Volk hat nun von seiner Seite diesen feierlichen heiligen Vertrag redlich erfüllt. Alles Gold und alle Kostbarkeiten, welche der fremde Eroberer ihm noch gelassen hatte, wurden auf den Altar des Vaterlandes gelegt; alle seine Kinder, welche die Kriegsgerichte und das Schlachtschwert des Unersättlichen übrig gelassen hatte, freudig in den Tod gesendet. Sie bluteten und starben an der Katzbach, bei Culm, Dresden, Leipzig, Hanau, Brienne, Bar sur Aube und auf den bedeutungsvollen Gefilden von Belle-Alliance. Das Volk weinte seinen großen Gefallenen heiße Thränen, aber es beklagte sie nicht — galt es ja nach Jahrtausenden zum ersten Male wieder einem hohen reinen Zwecke, fielen sie ja seit Hermanns und der Sachsen Zeiten zum ersten Male nur für das Vaterland! Und ein großer Gott erbarmte sich des gerechten Volkes und sandte ihm den Sieg — den ruhmvollen, den entscheidenden Sieg.

Die Waffen ruhten und die Triumphgesänge wieder errungener Nationalhoheit durchrauschten Deutschlands Gauen. Das hohe Gefühl eines edlen, gerechten Stolzes schwellte wieder die treue Deutsche Brust: das Feuer der Begeisterung strahlte wieder in dem blauen Auge. Die Hoffnung war uns schön aufgegangen — deine Zukunft mußte glücklich sein, mein Vaterland! war sie ja verbürgt durch heiligen Vertrag, war sie ja besiegelt durch blutige Opfer deiner würdigsten Söhne!

Arglos und zutrauensvoll, wie Gott das reine Gemüth der Deutschen schuf, legten sie mit kindlicher Bescheidenheit all die Trophäen ihres Sieges und all die Bürgschaften ihrer freundlich winkenden Zukunft in die Hände der von ihnen geretteten Fürsten. Wie entsprachen aber die Fürsten solch einem Vertrauen, wie erfüllten Diese nun ihrerseits den mit dem Volke eingegangenen feierlichen, heiligen Vertrag?

Wir alle, die wir in dieser Versammlung sind, haben es erlebt. Nur die Fesseln fehlen noch an diesen Händen, um Ihnen die Antwort auch personifiziert vor Augen zu stellen.

Es war auf dem Kongresse zu Wien, wo unserm Volk für die dargebrachten Opfer Gerechtigkeit gewährt, d. h. ein rechtskräftiger, völlig bindender Vertrag nunmehr auch von Seiten der Fürsten vollzogen werden sollte, und die Deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 ist das Produkt, wodurch jene Vertragserfüllung gegeben sein soll.

Gewährt nun diese Urkunde dem Deutschen Volke die verheißene Freiheit mit allen erforderlichen Bürgschaften?

Giebt sie uns die schmerzlich entbehrte Nationaleinheit in lebenskräftiger Weise wieder?

Spricht sie, wie es der feierliche Vertrag zwischen dem Volke und den Fürsten besagt, die Wiederherstellung des Deutschen Reiches und die pünktliche Vollziehung seiner ursprünglichen reinen Verfassungs-Theorie endlich aus?

Giebt sie mit einem Worte das Eine, untheilbare, große Deutschland mit freien republikanischen Institutionen?

Haben also die Fürsten den mit dem Volke abgeschlossenen Vertrag auch ihrerseits vollständig erfüllt?

*) Nachdem er die bekannte Erklärung des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland vom 25. März 1813 wörtlich mitgetheilt, worin sie als den Zweck der Kriegsführung „die Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs, die Vernichtung des schmählichen Rheinbundes" ausdrücklich bezeichnen, und mit der Erklärung schließen: „Der neuen Schöpfung Gestalt muß von den Fürsten und den Völkern Deutschlands selbst ausgehen; je schärfer in diesen Grundzügen dieses Werk hervorgehoben wird aus eigenem Deutschen Geiste, desto lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland unter Europas Mächten wieder auftreten können," fährt er folgender Maßen fort.

Nichts von allen Diesem!

Man fand zuvörderst nicht für gut, das Volk zur Berathung zuzuziehen. Es war also nicht mehr nöthig, daß der neuen Schöpfung Gestaltung von den Fürsten und den Völkern Deutschlands selbst ausgehe. — Man sehe die Kalischer Proklamation. — Dieß muß man nur in jenen Zeiten sagen, wo Begeisterung des Volkes nothwendig ist. Hätte man damals vorher sagen wollen, daß nach der Besiegung Napoleons die Deutsche Bundesakte gemacht und jene Versammlung zu Frankfurt eingesetzt werden sollte, die jetzt eine so ausgezeichnete Popularität genießt — kein Mensch hätte einen Fuß gerührt. Darum mußte man freilich dortmals eine ganz andere Sprache führen — aber jetzt, wo der äußere Feind überwunden war, wozu das Volk? Die Fürsten beriethen daher in Wien lieber über die Vertheilung der wiedergewonnenen Deutschen Länder als über deren Vereinigung zu Einem lebenskräftigen Nationalkörper. Sie hatten auch schon damit viele Mühe, denn ein Jeder wollte die Anstrengung seines Volkes als den Maßstab geltend machen zur Bereicherung seines Hauses.

Friedrich Vischer.

Unter den Reden, welche zur Feier des hundertsten Geburtstags unseres großen Dichters Schiller am 10. Nov. 1859 gehalten wurden, nimmt diejenige, welche von dem Aesthetiker Friedrich Vischer gehalten wurde, wenn nicht die erste, doch jedenfalls Eine der ersten Stellen ein, und es lassen sich ihr wohl nur die von Jakob Grimm, von Kuno Fischer und Moritz Carrière an die Seite setzen. Sie erschien unter dem Titel „Rede zur hundertjährigen Feier der Geburt Schillers am zehnten November 1859 in der St. Peterskirche zu Zürich“ (Zür. 1859). Sie glänzt zwar nicht durch rhetorische Kunst — nur der Anfang hat schöne rhetorische Momente —, dagegen zeichnet sie sich durch Schönheit der Sprache und Darstellung aus, so wie durch klare und bei aller Kürze erschöpfende Darstellung der Leistungen des großen Dichters. Die allgemeine Charakteristik seines Wesens, die er an den bekannten Epilog zur Glocke von Goethe anknüpft, ist vortrefflich; eben so vortrefflich die Darstellung der allmählichen Entwickelung des Dichters, der mit jedem neuen Werke sich läutert, aber stets der Idee treu bleibt, die er schon in seinem ersten angedeutet. Der Redner zeigt uns, wie Schiller bei den Griechen, bei dem großen Britten in die Schule gieng, wie er durch geschichtliche, hierauf durch philosophische Studien und Arbeiten seinen Gesichtskreis immer mehr erweiterte, seinen Geschmack immer mehr bildete, wie der Lernende zum Meister wurde. Zwar finden sich auch dann, fährt Vischer fort, „noch zwei dunkle Stellen, die sich nur allmählich lichten, zuerst die düstere Vorstellung der Griechen von einer Schicksalsmacht, die wie ein Dämon lauert, Menschenglück zu brechen, damit der Mensch sich nicht überhebe. Die andere ungelichtete Stelle ist da, wo es sich handelt um Vaterlandsliebe und Weltbürgerthum.“ Statt des weiteren Berichtes theilen wir die folgende Entwickelung mit des Redners eigenen Worten mit.

Aus der „Rede zur Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag“.

Die Ansichten der Zeit waren weltbürgerlich, Vaterlandsliebe war man geneigt unter dem Namen Nationalstolz als eine Beschränktheit der Griechen und Römer herabzusetzen, die alle Fremden als Barbaren verachteten. Man vergaß, daß das wahre Selbstgefühl der Nationen ein edler Stolz, eine sittliche Macht und der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen, daß es die allgemeine Menschenliebe nicht ausschließt, daß jeder Einzelne vor Allem Glied seines Volkes und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist, daß die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker in Nichts zusammensinkt, wenn man die kräftige Eigenheit der Völker auslöscht, die eben ihn bilden sollen. Auch Schiller hatte in dem weitaussehenden Ziele des Weltbürgerthums und der allgemeinen Menschenfreiheit die Idee des Vaterlandes verflüchtigt. Der Freiheitsgedanke, wo er ganz zum herrschenden wird, verbirgt sich leicht, daß wir vor Allem ein Vaterland haben müssen, schlechtweg, frei oder unfrei.

Wie er von diesem Irrthum sich los macht, Das zeigt zuerst jenes holde Bild einer begeisterten Jungfrau, die ihr Vaterland vom Feinde befreit, ein Bild, das er aus dem Staube des leichtfertigen Hohnes, der schmutzigen Verläumdung gerettet. Da brechen solche schlagende Worte hervor, wie das oftgenannte:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Fragt ihr aber, wo dieß Dunkel sich lichtet und jenes andere? Wo das Schicksal zur hellen, geistigen Weltordnung wird, die der opferwilligen, schwergeprüften Mannestugend den Sieg gönnt? Wo Vaterland, geschlossne, liebe Heimat und das reine allgemeine Menschengut, die Freiheit, sich zu Einem verbinden? Und noch mehr, wo auch jene Reinigung und Klärung der wilden Freiheitsrufe des achtzehnten Jahrhunderts, die wir schon gerühmt, ihren Triumph feiert? In jenem Bilde eines Volks von Hirten ist es, das nicht früher sich zum Aufruhr erhebt, als bis es zu dem Aeußersten gebracht ist, wo der Mensch

Getrosten Muths hinaufgreift in den Himmel
Und holt herunter seine ewgen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst!

eines Volkes, das im gerechten Kampfe der Nothwehr keinen Tropfen Blutes mehr vergießt, als nöthig ist, um Recht und Ordnung, friedliche Pflanzstätte für alles Gute und Menschliche zu gründen, in jenem vollsten Gegenbilde zu seinem wilden, jugendlichen Räuberschauspiel ist es, im Wilhelm Tell.

Ja wohl ehrenvoll für dieses glückliche Land, daß er ihm seine alten Helden, von denen es seit frühen Zeiten sang und sagte, also zu leuchtenden, ewig gültigen, der Menschheit bleibend eingeprägten Bildern gestaltet, daß er sie ihm wie Homer den Griechen ihren strahlenden Heroen-Kreis, dadurch erst wahrhaft zum geistigen Eigenthum gegeben hat?

In seinem Dank vergesse es nicht, dieß also verherrlichte Land, daß Schiller alle Völker, und sein Volk vor Allen im Auge hat. Er hat geahnt, was dieß Volk zu werden bestimmt ist. Er war ein Seher, ein Prophet! O, in dem Manne war, ich weiß nicht welches Wunderbare, welcher weit in die Zukunft vorragende, weit über alle Lande sich ausdehnende Geist! Um wie viel er uns als Schwärmer erscheint, um so viel müssen wir in die Zukunft und ins Weite blicken, um ihn zu verstehen. Darum wächst auch in Tiefe und Weite die Liebe und das Verständniß für ihn; ein Jahrhundert ist vorüber seit seiner Geburt und wir verehren ihn als Einen der Ersten unter den Geisteshelden

der Menschheit, ein Jahrhundert und wieder Eines und wieder wird vergehen, man wird ihn feiern von Jahrhundert zu Jahrhundert und endlich wird eine Feier kommen, wo die Menschen rufen: Seht hin, er hat Recht gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit! Nicht, als wäre er der Thor, zu meinen, es sei je eine Welt ohne Gebrechen möglich, und noch weniger heißt er uns die Gegenwart mit jäher Hast anfassen. Als Mensch sah er nüchtern in die Welt, die er besser kannte als Mancher, der ihn Schwärmer schilt. Er senkt uns ein strahlendes Bild in den Busen und überläßt uns, zu urtheilen, wie viel davon wir Schritt um Schritt in besonnenem Werk übertragen können in die spröde Wirklichkeit; nur immer warm, unbeirrt im Innern sollen wir den heiligen Schatz bewahren:

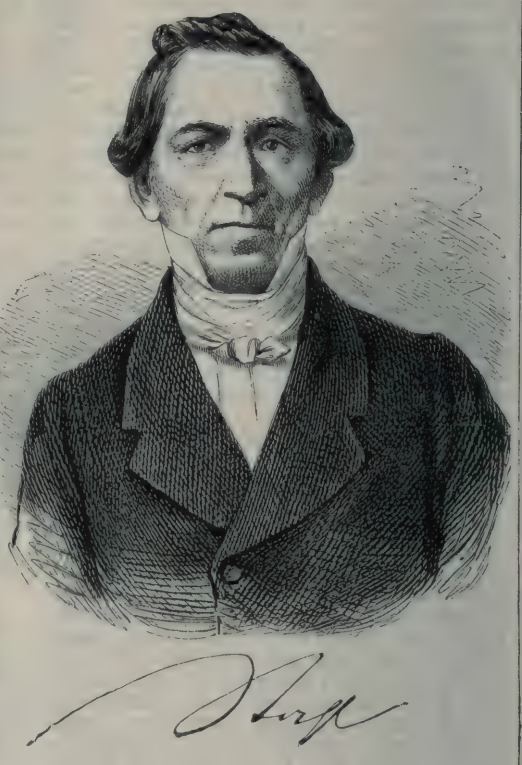
Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
— — — — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Und fragt ihr, wo bereits sein Seherauge sich bewährt hat? In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die Französische Staatsumwälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren abgefallenen Sohn, der zum Tyrannen und blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Und während rings um ihn noch keine Spur das Kommende verrieth, hat er im Tell die Erhebung seines Volkes gegen diese seine Geißel geweissagt; als wir, — ja ich darf es sagen, wir den Gewaltigen zertrümmerten, Tausende von Jenen, die nicht zitterten, als die Erde unter der Wucht seiner gepanzerten Reiter dröhnte, die dem Donner seiner Geschütze die Brust boten, Tausende von jenen Tausenden, die jene Wahlstätten, jenes blutgedüngte Feld der Völkerschlacht mit ihren Leichen deckten, sein Lied hat auf ihren Lippen geschwebt, sein Geist hat ihre Schlachten mit geschlagen. Und wenn es wieder gilt und wenn wir wieder blutig ringen sollen um Vaterland, Sitte, Recht, Wahrheit: sein Lied wird auf unsern Lippen schweben, seine flammenden Worte werden der Schlachtruf sein.

Er sollte nicht mehr mit leiblichen Augen sehen, was er vorausgeschaut. Mitten unter herrlichen Entwürfen gieng er dahin. Nicht um zu klagen, sind wir gekommen. „Er hat als ein Mann gelebt," so sprach der trauernde Freund, „und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Friedrich Julius Stahl.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist der Redner, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, eigenthümlich, weil er durch die Macht seines Talents und seiner vielseitigen Kenntnisse der Führer der aristokratisch-reaktionären Partei wurde, und diese ihm doch nur widerwillig folgte, weil sie ihn nicht als den Ihrigen anerkannte.



Friedrich Julius Stahl, geb. am 16. Januar 1802 in München von jüdischen Eltern, trat im J. 1819 zur lutherischen Kirche über; vier Jahre später folgten ihm seine Eltern und sieben Geschwister; ein jüngerer Bruder wurde katholisch. Nachdem er sich auf dem Gymnasium gründlich vorbereitet hatte, studierte er die Rechte auf den Hochschulen Würzburg, Heidelberg und Erlangen, wo er ein einflußreiches Mitglied der Burschenschaft war. Im J. 1827 habilitierte er sich als Privatdocent in München, worauf er 1832 zum außerordentlichen Professor in Erlangen, aber noch in demselben Jahre zum ordentlichen Professor in Würzburg ernannt wurde. Später wurde er wieder nach Erlangen versetzt, wo er bis 1840 blieb, wo er einen Ruf nach Berlin erhielt. Dort gewann er allmählich einen großen Einfluß sowohl wegen seines Talents und seiner Wirksamkeit als akademischer Lehrer, als vorzüglich wegen seiner immer schärfer hervortretenden reaktionären Gesinnungen. Er wurde 1849 in die Preußische Erste Kammer und in das sogenannte Unionsparlament in Erfurt gewählt. In Anerkennung seines Talents und seines Einflusses wurde er 1852 zum lebenslänglichen Mitglied des Preußischen Herrenhauses und zum Kronsyndicus, später zum Mitglied des Oberkirchenraths ernannt; auch erhielt er den Titel Geheimer Justizrath. Er starb am 10. Aug. 1861 im Bad Brückenau.

Stahl hatte sich zuerst an der Hegelschen

Philosophie herangebildet, die er später bekämpfte; er wurde ein Anhänger Schellings, von dem er sich jedoch auch wieder lossagte. Unter dem Einflusse Schellings entstand seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" (Heidelb. 1830—37. III, 3. Aufl. 1854 ff.), in welcher er die Rechtsphilosophie mit der christlichen Dogmatik zu verbinden, die Begriffe von Recht und Staat aus der Bibel abzuleiten suchte. Er erkennt kein Vernunft- und Naturrecht, sondern nur positives, geschichtliches. Der Staat ist von Gott eingesetzt, daher der Monarch und seine Stellvertreter göttliche Autorität haben. Daß es dabei nicht an Sophismen fehlt, braucht kaum gesagt zu werden, wie denn der Verfasser es mit der Logik nicht gar zu streng nimmt. Diese Ansichten entwickelte er noch in mehrern andern Schriften „Ueber das monarchische Prinzip" (Heidelb. 1845), „Der christliche Staat" (Berl. 1847, 2. Aufl. 1858). — Wie er in politischer Hinsicht reaktionär war, so auch in kirchlicher Beziehung; er wollte das Lutherthum zum Abklatsch des Papstthums machen; in der Schrift „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" (Erl. 1840, 2. Aufl. Berl. 1863) erklärte er das Episkopalsystem als allein historisch berechtigt.

Stahl schwang sich, obgleich von bürgerlicher und sogar von jüdischer Herkunft, zum Führer und Haupt der aristokratischen und Militärpartei auf, die sich so gern, aber mit so vielem Unrecht, christlich-germanisch nannte. Er hatte sich ganz in die Anschauungen des Preußischen Adels hineingelebt, der sich freilich mit einigem Widerwillen seiner Leitung unterwarf, denn Stahl besaß in hohem Grade, was den edlen Herrn fehlte, Reichthum und Gründlichkeit der Kenntnisse, seltene Gewandtheit der Sprache, die er mit sicherem Takte beherrschte, eine eben so seltene dialektische Schärfe, mit welcher er den ihm unerschöpflich zufließenden Gedanken den Schein der Wahrheit zu geben verstand, so daß er dadurch oft seine geistreichsten Gegner überraschte, von denen ihm übrigens Keiner an Talent ebenbürtig war und denen er dadurch Achtung abgewann, daß er sie niemals persönlich verletzte. Seine Reden hinterließen stets einen mächtigen Eindruck, auch auf Diejenigen, die seine Ansichten nicht theilten, sondern vielmehr auf das Entschiedenste verwarfen, nicht aber weil er zu begeistern und zu überwältigen verstand, nicht weil er seine Zuhörer hingerissen hätte, sondern weil er durch seine schöne und immer gebildete Darstellung, durch die Klarheit seiner mit rhetorischer Kunst vorgetragenen Gedanken imponierte. Er hatte durch testamentarische Verordnung bestimmt, daß eine Reihe seiner Reden und Vorträge nach seinem Tode herausgegeben werden sollte; er hatte selbst die Auswahl derselben getroffen, die in ihrer Zusammenstellung ein Ausdruck und ein Bekenntniß seiner politischen Gesinnung sein sollten, wie er diesen Reden zugleich auch in Darstellung und Diction vor andern den Vorzug gab. Sie erschienen unter dem Titel „Siebzehn parlamentarische Reden und drei Vorträge" (Berl. 1862). Und in der That geben sie ein vollgültiges Zeugniß seiner politischen und kirchlichen Gesinnung, so wie seiner musterhaften Darstellung. Die „siebzehn Reden" sind unter vier Rubriken gebracht, „Königthum und Verfassung", „Aristokratie", „Verhältniß des Staats zur Kirche" und „Die Deutsche und auswärtige Politik".

Aus den meisten derselben tritt des Redners Klugheit und Sophistik recht deutlich hervor; so schon in der ersten „Das Steuerverweigerungsrecht und die parlamentarische Regierung", worin er den Vertretern des Volks dieses Recht absprach, weil es nicht im Wesen der constitutionellen, sondern nur der ständischen Monarchie liege. In den beiden Reden „Revision" und „Aufhebung der Preußischen Verfassung" bekämpfte er die dahin gehenden Anträge, aber vorzüglich deßhalb, weil die Aristokratie nur durch dieselbe zur Macht und wohl auch weil er selbst mit Hülfe des ihm zu Dank verpflichteten Adels zu Einfluß gelangen konnte, denn ohne Ehrgeiz war Stahl keineswegs. Ueberhaupt ließ er sich die Hebung des Adels fortwährend angelegen sein, so in den Reden über die Fideikommisse und über die Bildung der Ersten Kammer. Seine kirchlichen Ansichten hat er in den Reden über „Die Trennung von Kirche und Staat" und über „Das Ehescheidungs-Gesetz" dargelegt. In der ersten sagt er unter Andern „Wer da weiß, daß das Evangelium von Gott und außer ihm kein Heil für die Menschen zu finden ist, der kann unmöglich tolerant sein", freilich fügt er klug hinzu „Kirche, Schule und Staat einrichten zu lassen, daß das Volk dem Evangelium nicht entfremdet wird", aber man weiß, daß man aus dieser Phrase noch gar Manches folgern kann, was nicht in ihr zu liegen scheint. In der zweiten verlangt er, „daß keine Ehescheidung zulässig sei, außer wegen schwerer Verschuldung des andern Theils," wodurch er sich von dem gänzlichen Verbot der Ehescheidung im päpstlichen Recht wenig unterscheidet, indem er wie dieses keine Rücksicht darauf nimmt, ob die gezwungene Ehe nicht grenzenlos unglücklich machen kann, während eine andere zum lebendigsten Glück führen könnte. So oft er über Deutsche Angelegenheiten sprach, unterließ er nicht Phrasen über die Rechte und Wünsche des Deutschen Volkes einfließen zu lassen, in der That hatte er aber immer die Rechte der Fürsten im Auge, und wenn er von Deutschland sprach, so meinte er immer vorzugsweise Preußen. Wie leicht er es sich mit seinen Begründungen machte, davon giebt die Rede über „Die Italienische Frage" ein glänzendes Beispiel. „Die Deutsche Nation," heißt es daselbst, „deren Reich einst der Beherrscher der Europäischen Christenheit war, ist jetzt von übermächtigen Nachbarn umgeben, und an allen Grenzen stecken fremde Stämme ihre Herrschaft über Deutsche herein. Daher," fährt er fort, „hat sie gewiß den Beruf, auch ihre Herrschaft über andere Stämme aufrecht zu erhalten." Wenn er auch noch so oft und mit überströmender Beredsamkeit von der göttlichen Autorität der Fürsten sprach, so waren seine Bestrebungen doch vor Allem darauf gerichtet, dem Adel eine solche Machtstellung zu verschaffen, daß er auch dem König entgegentreten könne, wenn seine Interessen von demselben bedroht werden sollten. Daher wollte er den

adelichen Rittergutsbesitzern eine überwiegende und von der Ernennung des Königs unabhängige Zahl von Vertretern in der Ersten Kammer sichern. Dieß begründete er in einer am 22. November 1849 gehaltenen Rede, aus welcher wir folgendes Bruchstück mittheilen.

Aus den „Siebzehn parlamentarischen Reden".

Ich gründe die Erste Kammer nicht auf die Intelligenz, Das ist auf die obrigkeitliche Intelligenz, die Regierungserfahrung, was der eigentliche und wahre Begriff eines Senates wäre. Einen solchen Senat gegenüber der Volksvertretung halte ich nur angemessen in der Republik, wo er zugleich selbst administriert. In der Monarchie würden sich die Elemente für ihn auch nur unter den höchsten Staatsbeamten selbst finden lassen. Ich gründe die Erste Kammer auch nicht auf die Interessen. Da müßte ich sämmtliche Interessen, großen und kleinen Besitz, großes und kleines Gewerbe, und ich müßte sie alle in gleicher Weise, in gleichem Maße vertreten lassen. Unsere Societät ist nicht nach Interessen gruppiert, wir haben nicht die Innungen, nicht die Organisation der Berufsklassen; und wenn wir eine solche Gruppierung der Societät nach Interessen hätten, dann wäre es unsere unabweisbare Aufgabe, die Zweite Kammer auf sie zu gründen und jenem gedankenlosen und bürgschaftslosen Systeme der drei Vermögensklassen ein Ende zu machen. Soll unsere Vertretung eine Dauer haben, so muß die Interessenvertretung die Zukunft der Zweiten Kammer sein, und darum können wir die Erste Kammer nicht auf sie gründen. Ich gründe vielmehr die Erste Kammer auf die Macht. Sie soll nicht eine Volkskammer, nicht ein Senat, sie soll ein Oberhaus sein. Wenn im Unterhause die Gesammtbevölkerung sei es nach Gruppen, wie in England, sei es atomistisch, wie in Frankreich, vertreten ist, so sollen im Oberhause alle Größen des Landes vertreten sein, Alles, was als Einzelexistenz, oder als kleiner Kreis, oder als Institution an Macht und Ansehen im Lande hervorragt, mit Ausnahme nur jener Elemente, welche selbst Träger der öffentlichen Gewalt sind, als der Militärstand, der Richterstand, und deßhalb nicht in die Volksvertretung gehören. Es ist daher die Aufgabe, diese Elemente zu finden, und ob sie gefunden werden, nur davon hängt die Möglichkeit einer Ersten Kammer ab.

Das erste und bedeutendste Element einer solchen Macht ist die Klasse der großen Grundeigenthümer, sie ist zugleich die natürliche Repräsentantin conservativer Gesinnung. Die Grundaristokratie muß darum der Stamm, die Phalanx des Oberhauses sein; sie ist es auch gewesen zu allen Zeiten und wird es immerdar sein nach einem Naturgesetze, so lange wir unsere Nahrung und Kleidung aus dem Mutterboden der Erde ziehen. Wenn die Neuzeit in ihrem Fortschritte es so weit gebracht haben wird, daß man aus stenographischen Berichten Brod bäckt und Tuch webt ohne Weide für die Schafe, dann wird es Zeit sein, die Erste Kammer nicht mehr auf die Grundaristokratie zu gründen, sondern auf irgend einen neuen genialen Gedanken. Wir besitzen in Preußen eine solche Grundaristokratie an dem Stande der großen Rittergutsbesitzer. Sie haben die zusammenhängenden Gütercomplexe in Händen; sie haben viele Abhängige, und wie die letzten Wahlen zeigten, auch viele Anhängliche, sie haben einen festeren Zusammenhang unter sich, als irgend eine andere Klasse des Landes. Das muß ich bezweifeln, was gestern ein Redner sagte, daß die Güter fast alle im Wechsel der Besitzer begriffen seien, und daß die Mehrzahl völlig überschuldet sei. Wäre Das der Fall, dann wäre ich freilich mit meiner Ersten Kammer bankerott, (Bravo!) und es bedürfte nicht einer Ersten Kammer, sondern einer Kuratel! (Bravo!)

Daß sich diese Güter größtentheils in den Händen des Geburtsadels befinden, ist nicht ein Grund dagegen, sondern dafür. Die Behauptung eines gestrigen Redners, daß das Preußische Volk einen Widerwillen gegen den Adel habe, ist nicht richtig. Nicht das Volk hat ihn, sondern nur der Theil desselben, der zu viel Neid besitzt, um eine Größe neben sich zu ertragen, und zu wenig Stolz, um ihr die Macht des eigenen Werthes entgegenzusetzen. (Bravo!)

Ich bin nicht gemeint, auf Das einzugehen, was kürzlich in diesem und im andern Hause Begründetes und Unbegründetes gegen den Adel vorgekommen ist. Ich bin nicht der Schutzredner des Adels, ja ich höre es gern, wenn ihm so einschneidende Wahrheiten gesagt werden, wie Dies kürzlich mein edler Freund, das Mitglied für Dramburg, bei Gelegenheit des Jagdgesetzes, gethan hat. Aber alle Verschuldungen des Adels, die ja jeder andere Stand auch hat, sind nicht im Stande, die Bedeutung desselben zu vernichten. Der Adel war Jahrhunderte lang ausschließlich der Träger der politischen Macht und Auszeichnung, er war vorzugsweise der Träger der Hingebung für den Fürsten und das Vaterland, der Träger kriegerischer Begeisterung und Ehre, der Träger edler und schöner Lebensformen, jener ritterlichen Sitte, welche alle germanischen Völker zu ihrer Zierde rechnen. Die anderen Klassen sind nun herangereift, und der Adel kann kein abgeschlossener und kein bevorrechteter Stand mehr sein, aber wenn er thatsächlich durch Güterbesitz einen bedeutenden Antheil an der Landesvertretung behält, so kommt dadurch die Erbschaft einer ruhmvollen Vergangenheit der Gegenwart zu Gute. Eine Armee ist stark, wenn die jungen Soldaten die alten Kadres vorfinden, und eine Nation ist stark, wenn die alten Träger ihrer Größe bleiben und sich mit den neuen zusammenschließen. Den Feudaldruck des Adels gegen den Landmann wollen wir gründlich beseitigen. Aber die Feudaltreue des Adels gegen den König, wenn sie wie ein warmer Hauch in unser constitutionelles System herüberzöge, wollen wir Das verhindern oder beklagen? (Bravo!)

Ich lege nicht das Hauptgewicht auf die erbliche Pairie, sondern ich lege es darauf, den Stand der Rittergutsbesitzer zu erhalten, deßhalb beantrage ich sechzig aus seiner Mitte gewählte, ja eventuell hundert und achtzig. Dieser Stand ist es, welcher den Grund und Boden besitzt, welcher die Macht im Lande hat, er ist es, der in die Geschichte des Landes verflochten ist. Ich habe nicht so großen Eifer, neue, wenn auch theoretisch noch so begründete Institute einzuführen; viel größeren Eifer habe ich, die Elemente, die vorhanden sind, zu erhalten gegen die Zerstörung. Ich würde daher auch lieber sehen, daß die Wähler jener Vertreter des Grundbesitzes nicht nach dem Steuerquantum, sondern nach der historischen Qualität der Rittergüter bestimmt würden.

Karl Heinrich Wilhelm Schwarz.

Es ist erfreulich, nach dem Juristen, der sein Talent gebrauchte, um für politische und geistige Knechtschaft zu wirken, der, jeden Fortschritt der Gegenwart mit Haß verfolgend, der starrsten Orthodoxie huldigte und den Protestantismus, wenn auch nicht offen, doch deutlich genug, wieder in die Fesseln des Autoritätsglaubens schlagen wollte, einem Theologen zu begegnen, der das reine, von finstern Dogmen gereinigte Christenthum verkündete.

Karl Heinrich Wilhelm Schwarz, geb.

Carl Schwarz

am 19. Nov. 1812 in Wiek auf der Insel Rügen, der Sohn des dortigen Predigers Theodor Schwarz, den wir als Romandichter haben kennen lernen, besuchte das Gymnasium zu Greifswald, und dann von 1830—34 die Universitäten Halle, Bonn, Berlin und Greifswald. In Berlin hatte Schleiermacher den größten Einfluß auf seine Entwickelung. Da er in Halle Mitglied der Burschenschaft gewesen, wurde er nach mehreren Jahren deßwegen in Untersuchung gezogen und zu einem halben Jahre Festungsstrafe verurtheilt. Im J. 1842 habilitierte er sich in Halle, obgleich die Pietisten, Tholuck an der Spitze, Alles anwandten, um ihn von der theologischen Facultät fern zu halten. Zum Mitglied des Frankfurter Parlaments gewählt, stimmte er mit dem rechten Centrum, da er bei aller Freisinnigkeit den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie huldigte. Im J. 1849 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, und 1850 als Hofprediger und Oberconsistorialrath nach Gotha berufen und 1860 zum Oberhofprediger und Mitglied des Ministeriums ernannt, in welcher Stellung er seitdem mit allgemeiner Anerkennung einfluß- und segensreich wirkt.

Schwarz erregte schon durch seine Schrift „Zur Geschichte der neuesten Theologie" (Lpz. 1856, 4. Aufl. 1868), worin er die Entwickelung der protestantischen Theologie seit Schleiermacher und Hegel beleuchtet, und namentlich die katholisierenden Reaktionsgelüste einer scharfen Kritik unterwarf, großes Aufsehen. Von allgemeinerem Interesse und Einfluß sind jedoch seine „Predigten aus der Gegenwart" (Lpz. 1859—62. III), in welchen er den Standpunkt der freien Forschung dem Autoritätsglauben und manchen harten, in der That unchristlichen Dogmen gegenüber mit muthiger Offenheit durchführt. Man hat ihn öfters mit den früheren Rationalisten zusammenstellen wollen, aber wenn er auch wie Jene die Vernunft nicht unter den starren Glauben will gefangen geben, so unterscheidet er sich doch darin wesentlich von ihnen, daß er die religiöse Erbauung nicht auf eine trockene Moral zurückführt, und durch die Predigt nicht bloß einseitig auf den Verstand, sondern vorzugsweise auf das Gemüth zu wirken sucht. Im geistvollen Vorwort zeigt er unwiderleglich, wie gerade die „innerlich unwahre, verstandund geschmacklose Reaktion der letzten 30 Jahre" den Mangel an kirchlichem Sinn herbeigeführt, über den sie sich so bitter beklage; er weist nach, daß die neuere Kirchlichkeit „alle Tiefen des Seelenlebens zu ergründen und den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung" zu befriedigen nicht vermöge, daß das ewige Herbeiziehen von Wundern wohl die Phantasie reizen, aber weder auf den Verstand noch auf das Gemüth nachhaltigen Eindruck üben, wahrhaft religiösen Sinn niemals wecken könne. Mit überzeugender Schärfe weist er nach, daß die Predigt der Gegenwart ihrer Aufgabe nicht entspreche, daß sie trotz aller Anstrengungen Seitens der Regierungen und Kirchentage unwirksam geblieben ist, so daß die kirchliche Reaction die Frage immer wieder aufwirft, warum die Kirche keine lebensvolle Macht mehr, warum die Predigt so unwirksam sei. Schwarz giebt die einzig richtige Antwort auf diese Frage: „Sie ist unwirksam," sagt er, „weil sie langweilig und gedankenlos ist, die roheste Dogmatik in der geschmacklosesten Form vorträgt, weil sie weder Kraft noch Klarheit hat, weil sie sich in einem herkömmlichen, aller Gedankenschärfe wie aller tieferen Gemüthserregung entbehrenden Kanzelphrasenthum bewegt und sich mühselig an zusammengereihten Bibelstellen fortschleppt.*) Die dogmatische Predigt ist unpraktisch, weil sie innerlich unwahr, lieblos, unduldsam und dem geistigen Leben der Gegenwart entfremdet ist, ihre inneren Kämpfe und Entwickelungen nicht versteht und ihnen nur burleskes Schelten, Hölle und Teufel, Kapuzinaden, Anekdoten, Missionsgeschichten u. s. w. entgegen zu setzen weiß, überhaupt auf der Stufe der Jesuitenmissionen steht. Die Predigt," fährt er fort, „kann nur dann wieder eine geistige, reinigende und versöhnende Macht für alle Klassen der Gesellschaft werden, wenn der Prediger vor Allem selbst in die

*) „Viele Prediger," sagt Jean Paul im Hesperus, „suchen den Quintilian, der schlechte Gründe im Reden voran gestellt haben will, und den Cicero, der sie hintennach will, zu vereinigen, und postieren sie an beiden Orten."

Tiefen des Evangeliums eingedrungen ist und es im Geiste des gegenwärtigen Lebens wieder zu gebären und wenn er die realen Lebensmächte, d. i. nicht Aberglauben und Gewohnheitschristenthum, sondern Das, was wirklich noch lebt und mächtig ist in den Herzen und Sinnen der Menschen, das ganze reiche Innen- und Außenleben in die Predigt hineinzuziehen und unter das Licht des Evangeliums zu stellen vermag."

Was Schwarz von dem Prediger verlangt, hat er selbst in hohem Grade geleistet. Er verkündigt in allen seinen Predigten das reine, unverfälschte, von keinen Aeußerlichkeiten entstellte Christenthum. Nicht die äußern sogenannten Wunder, sagt er in der Predigt, „die Wunder des Geistes" waren das Höchste im Leben des Herrn und sie vermögen nicht den eigentlichen und höchsten Beweis für seine göttliche Sendung zu geben; dieser liegt in den Wundern des Geistes, die er während seines Lebens wirkte und immer noch wirkt. Die tiefinnige Kraft und die religiös praktische Bedeutsamkeit seiner Rede erscheint in ihrer ganzen Fülle in den fünfzehn Predigten über die Zehn Gebote, die er mit der herrlichen Rede über „Das Gesetz" eröffnete. Die Zehn Gebote, heißt es darin, sind im Sinne des Alten Testaments Verbote; ihr tieferer Sinn wird erst offenbar, wenn man sie im Licht des Christenthums betrachtet; durch Christus, der da gesagt „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen", ist das alte, äußere, starre Gesetz zur inneren Sittlichkeit geworden. Christus hat uns seine Lehre nicht als etwas Abgeschlossenes, Starres hinterlassen, sondern als eine Lehre, die der Entwickelung und Fortbildung fähig ist. „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen, wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten." Alle diese Predigten sind von hohem praktischem Werth und zugleich von wahrhaft christlicher Gesinnung eingegeben, namentlich die vier über das sechste Gebot. In der vierten „Der Ehe Bruch und Scheidung", erklärt er sich für die Trennung der Ehe nicht bloß wenn Untreue nachgewiesen werden kann, sondern auch wo innere Gründe vorliegen, die tief einschneidender sind, als selbst die Untreue. „Wissen wir nicht alle, daß, wie die Liebe der einige und feste Grund der Ehe, so die Lieblosigkeit der Tod derselben ist? Daß es in der Ehe Versündigungen und Verwundungen durch Lieblosigkeit und Härte giebt, Mißhandlungen so feiner geistiger Art, schmerzlicher als die rohesten körperlichen Mißhandlungen, Schweigen so ertödtender Art, furchtbarer als alle bösen Worte, daß es einen geistigen Bruch der Ehe giebt, der tiefer ins Herz schneidet als die Untreue der Sinne. In solchen Fällen ist es Recht, ja Pflicht, Das zu retten, was noch zu retten ist, das gesunde Leben vor den Ansteckungen des Todes zu wahren. Denn der Mensch ist nicht um der Ehe Willen da, daß er an ihr zu Grunde gehe, sondern die Ehe ist um des Menschen Willen da, ihn zu beglücken und zu erheben. Es ist eine oft gehörte und wohl gar als tiefsinnig sich geberdende Rede, wer in einer unglücklichen Ehe lebe, müsse sie tragen als eine Strafe zur Buße. Aber sie ist unwahr, hartherzig und Christi unwürdig. Die aber, welche diese finstere und grausame Rede führen und sich immer auf den Herrn berufen und auf sein Wort, das sie in ihrem Gewissen binde, sie kennen wahrlich den Herrn und seinen Geist nicht, sondern sind im Buchstaben und geistloser Auslegung des Buchstaben gefangen; sie sind harte Gesetzesmenschen, welche die erhabenen evangelischen Gedanken selbst wieder zum engen und ertödtenden Gesetz herabziehen möchten."

Und so verkündigt er in allen diesen Predigten die reinsten Worte, nicht jene hausbackenen, wie sie einst von den sogenannten Rationalisten im Geiste irgend eines philosophischen Systems gepredigt wurden, sondern im Geiste des Evangeliums und des reinsten Christenthums, und immer in einer gediegenen, lebensvollen Sprache und Darstellung, die oft schwungvoll und hinreißend ist, sich aber niemals in rhetorische Floskeln und Blumen verliert, die immer würdig und ernst, immer von der edelsten Menschenliebe durchdrungen ist.

Noch müssen wir, ehe wir schließen, die Bemerkung machen, daß sich Schwarz namentlich auch in Gelegenheitspredigten durch geistvolle und tiefreligiöse Behandlung auszeichnet; wir machen besonders auf die Festpredigten und auf die Predigt aufmerksam, welche er bei der fünfzigjährigen Gedächtnißfeier der Leipziger Schlacht gehalten hat.

Aus der Pfingstpredigt „Die Herrschaft des Geistes".

Text: Johannes 16, 12. 13:

Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selbst reden, sondern was er hören wird, Das wird er reden; und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.

Der Geist ist der Herr, das ist der tiefere Sinn der eben verlesenen Worte.

Der Geist ist der Herr; es ist das ein großes Wort, das uns einen weiten Blick eröffnet in die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums und den ungeheuren Fortschritt ermessen läßt, welcher durch das Christenthum über Heidenthum und Judenthum hinaus begründet wurde. Es ist nicht eine Naturmacht, eine furchterregende und dunkle, die über den Menschen schwebt und vor der sie sich in Anbetung und Gehorsam, in Ceremonien und Opfern aller Art niederwerfen wie bei den Heiden; es ist auch nicht eine Lehre, ein Gesetz, eine Schrift, eine göttlich offenbarte, welche die Gewissen bindet und bedroht, und der Niemand zu widersprechen wagt wie bei den Juden; nein, es ist der Geist, der frei waltende und frei machende, der hier Alles regiert, der unser höchster Trost, unser festester Halt, unsere sicherste Wahrheit ist, der uns in alle Wahrheit führet! O! Viele unter euch haben es sich vielleicht noch nie vollkommen klar gemacht, welch eine Größe und Kühnheit in dem Worte Christi liegt: „Der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird, derselbe wird euch Alles lehren." Wie ganz anders klingt Das, als wenn Moses vom Sinai herabsteigt und unter Donner und Blitz nicht allein die zehn Gebote, nein, das ganze Gesetz, auch das bürgerliche und Ceremonialgesetz, den Juden als ein von Gott selbst gegebenes verkündet, mit dem Zusatz: „Wer

dieß Gesetz übertritt, der soll des Todes sterben." Wie anders klingt Das, als wenn Muhammed den Seinen den Koran hinterläßt, auch als von Gott selbst verfaßt und von ihm eingegeben, in welchem seine Lehren und Vorschriften als unwandelbare für alle Zeiten hingestellt sind. Christus hat nicht also gethan. Der Buchstabe tödtet, der Geist ists, der lebendig macht und lebendig erhält, — Das war ihm über Alles gewiß. Er wollte nicht binden die Seinen, auch nicht durch sein eigen Wort. Er wollte nicht abschließen und fertig machen die Wahrheit für alle Zeiten, als ob nun Nichts mehr hinzugethan, Nichts mehr hinweggenommen werden könne. Darum verwies er seine Gemeinde auf den Geist. Nicht auf eine Schrift, weder auf das Alte noch auf das Neue Testament, das ja damals noch gar nicht bestand, an welches noch Niemand dachte, nicht auf eine äußere Kirchenordnung oder Verfassung; nicht auf ein geistliches Amt, auf die Würdenträger der Kirche, die Bewahrer der heiligen Ueberlieferung; nicht auf eine Lehrformel, sei sie von ihm selbst oder von späteren Kirchenversammlungen verfaßt; — nein, auf nichts Anderes, als auf den Geist! Darum hat er nie selbst ein Wort schriftlich verfaßt, nie seine Jünger aufgefordert, seine Reden niederzuschreiben; er hat gar kein Gewicht gelegt auf den Buchstaben; er hat ganz sorglos oder vielmehr mit dem vollsten, sichersten Vertrauen auf die Wahrheit und den Geist der Wahrheit, der die Seinen führen werde, sein Evangelium anvertraut einzig dem Gewissen der Menschheit! Ja, wir blicken heute noch bewundernd empor zu solchem Glauben, zu solch unerschütterlichem Vertrauen auf die innere Macht der Wahrheit, zu solch innerer Freiheit, die frei lassen will einen Jeden, sein Heil sich selbst zu gewinnen, seine tiefste Ueberzeugung nur durch die Stimme des Geistes, den Führer des Innern zu finden! Und wie tief sind wir herabgesunken von dieser Höhe! Wie Wenige unter uns giebt es, die an den Geist glauben und sich seiner Führung allein und getrost anvertrauen! Ich rede hier nicht etwa von der katholischen Kirche, deren tiefe Erniedrigung darin besteht, daß sie vom lebendigen, fortschreitenden Geiste abgefallen ist, daß hier Alles geistentleert ist, der Gottesdienst zu einem Geplärr geworden, die Predigt des Evangeliums verstummt. Daß die Lehre, in todte Buchstaben eingeschlossen, in engen Glaubensformeln erstarrt ist, daß der Geist hier nicht in alle Wahrheit führt, sondern mit aller Wahrheit fertig ist; daß hier nicht gefragt wird, was der Geist uns lehrt, was wir mit gutem Gewissen bekennen, sondern nur was die Kirche bekannt hat vor Jahrhunderten und heute noch gebietet. Ich rede hier vornehmlich von unserer protestantischen Kirche, welche eine Kirche des Geistes sein will und sein soll, und doch auch wieder abgefallen ist von ihrem eigenen Wesen, welche sich von der Gewalt Roms frei gemacht, aber nicht von der Gewalt des Buchstabens; welche die Ketten der Concilien gebrochen, aber neue Bekenntnißketten geschmiedet hat, welche, nachdem sie den fleischernen Papst von sich gestoßen, in der Vergötterung der Schrift einen papiernen Papst gewonnen hat, unter den Vernunft und Gewissen und der ganze fortarbeitende Geist der Gegenwart in Sitte und Bildung und Wissenschaft sich beugen soll. Es klingt dieser Vorwurf hart, da ja doch das Evangelium, welches Christus selbst uns verkündet, niedergelegt ist in dieser Schrift und aus ihr heraus uns leuchtet und im Innersten ergreift. Ja! Dieß Evangelium ist in der Schrift und kommt durch sie an uns; aber noch manches Andere ist hier zu finden, manch rauhe, ungenießbare Schale, manche Vorstellung, die nur jener Zeit angehört und heute nicht wieder lebendig werden kann; Manches auch ist nicht in ihr enthalten; was darum nicht weniger wahr und werthvoll ist, was der Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit führt, in den Jahrtausenden, seitdem die Kirche steht, sich mühselig errungen hat, und das wir uns nicht wieder rauben lassen wollen. Wahrlich! Nicht auf ein Buch, sondern auf den Herrn, welcher der Geist ist, ist die Kirche gegründet! Und dieser Geist weht, wo er will, ist nicht an die Lettern dieses Buchs gebunden, nicht an die Zahl seiner Schriften, nicht an die Zeit der Apostel, sondern verkündigt sich zu allen Zeiten, dringt durch alle Welten und steht nimmer still, führt von einer Wahrheit zur andern. Ich wiederhole es: tief steht auch unsere protestantische Kirche mit ihrer Schriftvergötterung unter dem hohen, allein dem fortwirkenden Geiste der Wahrheit vertrauenden Muthe Christi! Und ich frage noch Ein Mal: Warum hat er nicht selbst eine Schrift als sein Testament hinterlassen, eine Sammlung seiner Reden, eine Beschreibung seiner Thaten, eine kurz zusammengefaßte Glaubensformel, und ein solches Werk ausdrücklich beglaubigt und für göttlich und unumstößlich erklärt; warum hat er das Alles, ich will nicht sagen dem Zufall, aber doch dem Irrthum und der Unvollkommenheit der menschlichen Auffassung und der allmählichen Entwickelung überlassen, wenn nicht darum, weil er seine Kirche auf den Geist erbauen wollte, nicht auf einen fertigen, abgeschlossenen Buchstaben, sondern auf den immer lebendig quellenden, fortschreitenden Geist!? Wenn nicht darum, weil er uns nicht zu Knechten machen wollte, sondern zu Freien; weil wir die Wahrheit nicht besitzen sollten als eine todte Ueberlieferung, sondern sie suchen und erringen in Kampf und Arbeit; weil er selbst, vom Geiste erfüllt, an die Macht des Geistes glaubte und nur an sie!?

Darum jenes große, aus dem freiesten Geiste geborene Wort: „Es ist euch gut, daß ich zum Vater gehe, denn gienge ich nicht von euch, so könnte ich euch nicht den Tröster senden, den Geist!" Das heißt mit andern Worten: Ihr müßt frei werden, schon darum ist es gut, daß ich von euch gehe. Ihr sollt nicht mehr meines Wortes Sklaven, ihr sollt meines Geistes Jünger sein!

Register.

(Die Ziffern weisen auf die Seiten des Buches hin und zwar die fettgedruckte Ziffer unter mehreren auf diejenige Seite, auf welcher biographische Angaben über den betreffenden Dichter oder Schriftsteller zu finden sind)

Ackermann, E. W., Preußischer Dichter **15 b.** Lyrische Gedichte 15 b.

Ackermann, W., Roman 671 a.

Adami, Frdr., geb. 1816 zu Suhl, stud. seit 1836 in Berlin Philosophie und Geschichte und lebt seitdem als Schriftsteller daselbst; 1868 wurde er zum Hofrath ernannt. — Dramatiker 502 a. 521 b. 526 b. Roman 671 a. 693 a. Novellen 693 a.

Adel, Theilnahme desselben an der Poesie 49 b.

Adolphi, Alexis H. K., Livländischer Lyriker **41 a.**

Aesthetik 922 a.

Ahlfeld, J. Frdr., geb. 1. Nov. 1810 zu Mehringen in Anhalt, stud. von 1830—33 in Halle Theologie, wurde 1834 Gymnasiallehrer in Zerbst, 1837 Rector in Wörlitz, 1838 Prediger in Dorf-Alsleben, 1847 Pastor in Neumarkt (Halle) u. 1851 an der Nicolaikirche in Leipzig. — Volksschriften 704 a. Protestant. Prediger 951 b.

Ahrens, Heinrich, Jurist **929 b.**

Albini, Dramatiker **519 b.** 521 b. 526 b.

Albrecht, Friedrich, geb. 10. März 1818 zu Glatz in Schlesien, studierte seit 1836 in Breslau und Berlin Theologie, wirkte mehrere Jahre als Hauslehrer, schloß sich 1845 der freien religiösen Bewegung an und wurde sofort zum Prediger der frei-religiösen Gemeinde in Ulm berufen, wo er noch lebt. — Dramatiker 511 b.

Alexander, Graf von Würtemberg, s. Würtemberg.

Allioli, Joseph Franz, geb. 10. Aug. 1793 zu Sulzbach, wurde 1816 Priester, 1823 Prof. d. Theologie in Landshut, 1826 in München, 1835 Domkapitular in Regensburg u. 1838 Domprobst in Augsburg. Er st. 22. Mai 1873. — Katholischer Prediger 951 b.

Alpenburg, s. Mahl-Schedl.

Alt, K., Komischer Roman 698 a.

Altmüller, Karl, Hessischer Dichter, Lyriker **25 b.** Komischer Roman 698 a. Novelle 698 b.

Amalie, Prinzessin von Sachsen, Sächsische Dichterin 27 b. Fürstliche Dichterin 49 b. Dramatische Dichterin 521 b. Leben **540 b.** Charakteristik 541 a. Der Oheim 541 a. Der alte Herr 541 a.

Ambros, August Wilhelm, Kunstgeschichte **879 b.**

Ambrosch, Joseph Julius, Archäolog **926 a.**

Anakreontiker 13 a.

An der Linth, Pseud. für **Bernhard Becker**, geb. 21. März 1819 in Ennetsbühls, Kt. Glarus, stud. seit 1842 in Zürich und Basel Theologie und seit 1847 in Heidelberg Philosophie und wurde 1848 Pfarrer in Linththal, wo er noch jetzt lebt. — Schweizerischer Dichter 42 a. Epos 369 a.

Andreä, Wilhelm, geb. am 28. Novbr. 1822 zu Lamspringe bei Halberstadt, gest. am 6. Febr. 1872 als Vorsteher der Handelslehranstalt in Hildesheim. — Roman 677 b.

Angelika = Angelika Hörmann.

Angelika Kaufmann, Roman eines Ungenannten 675 b.

Angelstern, Wilhelm, Pseud. für K. Aug. **Wilhelm Nagel**, geb. 14. Dezbr. 1805 in Halle, erzogen im dortigen Franke'schen Waisenhause, stud. seit 1823 daselbst Theologie, wirkte seit 1826 als Hauslehrer, seit 1828 als Lehrer in Bielefeld, seit 1832 als Hilfsprediger daselbst, seit 1838 als Prediger in Herpen bei Bielefeld, seit 1842 als Pastor in Bremen, wo er am 26. Okt. 1864 starb. — Dramatiker 482 a. 518 b.

Anzoletti, Patricius, Tiroler Lyriker **36 a.**

Apel, Guido Theodor, Sächsischer Dichter 28 a. Leben **619 b.** Lyriker 28 a. Epiker 28 a. 363 b. 365 a. Dramatiker 509 b. 521 b. Günther von Schwarzburg 620 a. Das Nähkäthchen 620 b. Junge Männer und alte Weiber 621 a. Der Hausarzt 621 b. Ist sie treu? 621 b. Die unverdiente Nase 621 b.

Appell, J. M., die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik 877 a.

Apelt, Ernst Friedrich, Philosophischer Schriftsteller **920 b.**

Arend, K., Epiker 366 b.

Arends, Leopold Alex. Frdr., eigentlich Arens, geb. am 22. Novbr. (1. Dezbr. n. St.) 1817 zu Rahisky bei Wilna, stud. von 1837—40 in Dorpat Natur- und Sprachwissenschaften, gieng 1841 nach Berlin und lebt noch jetzt daselbst schriftstellerisch thätig. Er ist Begründer eines neuen stenographischen Systems. — Dramatiker 487 a.

Arentsschildt, Louis von, Uebersetzer 10 a. Westfälischer Lyriker **23 a.** Soldat 23 a.

Aristophanisches Lustspiel 478 a. 526 a.

Armand = Strubberg.

Arnd, Eduard, geb. 23. Febr. 1801 zu Wongrovic in der Provinz Posen, studierte seit 1821 in Breslau und Berlin Geschichte und Philosophie, begleitete 1828 den Grafen Dyhrn auf einer Reise durch Frankreich und die Schweiz nach Italien, lebte lange Jahre in Rom und Paris, kehrte 1848 nach Deutschland zurück, wo er, meist in Berlin lebend, hinfort als Geschichtsschreiber thätig war, und starb am 3. Septb. 1874 in Charlottenburg. — Epiker 357 a. Dramatiker 492 a.

Arndt, Ferdinand Valentin, Brandenburgischer Dichter 17 b. Religiöse Gedichte **71 b.**

Arneth, Alfred Ritter von, geb. 10. Juli 1819 in Wien, stud. daselbst die Rechte, wurde erst beim Staatsarchiv, dann bei der Staatskanzlei angestellt, saß 1848 im deutschen Parlament und ist jetzt Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. — Biography 881 b. Maria Theresias erste Regierungsjahre 882 a.

Arnim, Elisabeth von, Briefwechsel Goethes mit einem Kinde **876 a.** Uebrige Schriften 876 b.

Arnim, Gisela von, Tochter der Vorigen, lebt als Gattin des Prof. Hermann Grimm (s. d.) in Berlin. — Brandenburgische Dichterin, Dramen 486 a. 493 a. 519 a.

Arnold, K., Dramatiker 522 b

Arnoldi, Joseph Friedrich, Epischer Dichter 366 b.

Arzt u. Tod. Drama 518 a.

Assing, Rosa Maria Antoinette, geb. Varnhagen, Hanseatische und Niederrheinische Dichterin 19 a. 24 b. Lyrische Gedichte 59 a.

Aster, K. H., schreibt über Militärwissenschaft **929 a.**

Aston, Louise, Sächsische Dichterin, lyrische Gedichte **60 b.** politische Gedichte 60 b. Roman 60 b. 681 b. 683 b.

Auerbach, Berthold, Leben **763 a.** 31 b. 57 a. Drama 512 a. 519 b. 521 a. Roman 677 a. 679 a. 764 a. 766 a. 689 b. Charakteristik 763 a. Spinoza 764 a. Dichter u. Kaufmann 764 a. Neues Leben 766 a. Auf der Höhe 766 a. Schwarzwälder Dorfgeschichten 689 b. Charakteristik 764 a. Befehlerles 765 a. Ivo 765 a. Die Sträflinge 765 b. Die Frau Professorin 765 b. Lucifer 765 b. Der Lehnhold 765 b. Dietheim von Buchenberg 765 b. Der Gevattersmann 766 a. Barfüßele 766 a. Joseph im Schnee 766 a. Edelweiß 766 a.

Auersperg, Fürst Carlos, Parlamentarischer Redner 953 b.

Aufseß, Hans Philipp Werner, Reichsfreiherr von und zu, Gründer des Germanischen Museums **926 a**; giebt den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" heraus 926 a.

Außerdeutsche Dichter 40 b.

Avé-Lallemant, Friedrich Christian, Benedikt, Culturgeschichte **870 a.**

Avé-Lallemant, Robert Berthold, Reisen **884 b.**

Bach, Friedr., Böhmischer Lyriker **40 a.**

Bacher, Julius, geb. 8. Aug. 1810 zu Ragnit in Ostpreußen, stud. in Königsberg Medizin, wirkte von 1837—47 als praktischer Arzt daselbst, ist seitdem schriftstellerisch thätig und lebt seit 1857 in Berlin. — Preußischer Dichter 15 b. Dramatiker 500 b. 513 a. 518 b. Roman 663 b. 666 b. 672 a. 674 a. Novelle 698 b.

Bacheracht, Therese von, Roman **679 a.** 684 b. Novelle 698 b. Reisen 885 a.

Bacherer, Gustav, geb. 1813 zu Müllheim in Baden, lebte seit 1839 in Dresden, seit 1840 als Redacteur der Morgenpost in Braunschweig und starb 4. April 1850 in Müllheim. — Dramatiker 501 b. Roman 655 a.

Bacherl, Franz, geb. 10. Juni 1808 zu Waldmünchen in Bayern, war Schulmeister zu Pfaffenhofen, gab seine Stelle auf und trug seine Dramen in verschiedenen größeren Städten öffentlich vor, gieng 1867 nach Nordamerika, wo er zu Columbus in Nebraska einer Schule vorstand und am 21. Aug. 1869 starb. — Dramatiker 505 b.

Bachmayr, Johann Nepomuk, geb. am 28. Febr. 1819 zu Neusidl in Niederösterreich, stud. die Rechte, erwarb in

Wien die juristische Doktorwürde und arbeitete dann als Concipient bei einem Advokaten in Wien. Sein Leben war eine große Kette von Enttäuschungen und Mißerfolgen. Seit dem 23. Aug. 1864 ist er verschollen. — Dramatiker 499 a. 521 a.

Badenfeld, Eduard Freiherr von, geb. 1800 in Troppau, stud. die Rechte, trat 1826 in den österreichischen Staatsdienst, wurde 1840 Hofconcipist, lebte später als Privatmann in Dresden. — Schlesischer Dichter 16 a. 50 a. Dramatiker 512 a. 516 a. 518 b. 519 b. 521 b. 526 a.

Bahn, A., Dramatiker 519 b.

Bahrdt, Johann Friedrich, geb. am 14. Juli 1790 zu Dargun in Mecklenburg-Schwerin, wurde Apotheker, machte den Freiheitskrieg mit, widmete sich seit 1831 der Schriftstellerei, wurde 1833 zum Sekretär des Ministers v. Oertzen ernannt, später pensioniert und starb zu Neu-Strelitz am 12. Febr. 1847. — Dramatiker 519 b.

Baldino, Joh., Dorfgeschichten 690 a. Novelle 698 a.

Baltzer, Ed., Sächsischer Dichter 26 b. Leben 313 a. Uebersetzer 10 a. Lyrische Gedichte 26 b. Charakteristik 313 b. Aus dem Evangelium 313 b. Aus der Edda 314 a. Ballade 372 b.

Bamme, Jul., Magdeburgischer Dichter, Lyriker 22 a. Dramatiker 495 b. 501 a. 519 b.

Banatische Dichter 44 a.

Banck, Otto, Magdeburgischer Dichter 22 a. Leben 341 a. Lyrische Gedichte 22 a. Charakteristik 341 b. Hymnen 14 b. Elegien 14 b. Epigramme 14 b. 348 b.

Bärmann, Georg Nikolaus, geb. am 19. Mai 1785 zu Hamburg, war zuerst Kaufmann, studierte später und stand von 1810 bis 1837 einer Privatschule vor. Seitdem als Schriftsteller thätig, starb er am 1. März 1850. — Epiker 361 a.

Barth, Heinr., Reisen 883 b.

Barth, Karl, Thüringer Dichter 25 b. Kupferstecher 51 a. Lyrische Gedichte 51 a.

Barth, Karl, Fränkischer Dichter 29 a.; religiöse Gedichte 32 b.; gerichtliche Rede 954 b.

Barthel, Karl, deutsche Nationalliteratur der Neuzeit 877 a.

Barthold, Friedrich Wilhelm, geb. 4. Septbr. 1799 zu Berlin, stud. seit 1817 daselbst und in Breslau Geschichte, wurde 1826 Gymnasiallehrer in Königsberg, 1831 Prof. der Geschichte in Greifswald und starb daselbst 14. Januar 1858. — Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft 874 a.

Bartsch, Karl Friedrich, Germanist 927 a. Romanist 927 a.

Bassermann, Friedrich Daniel, Parlamentarischer Redner 954 a.

Bäßler, Ferdinand, geb. 16. Januar 1816 zu Zeitz, stud. von 1836—40 in Berlin Theologie und Philosophie, wurde 1841 Lehrer in Merseburg, 1845 Diakonus in Freiburg a. U., 1852 Oberprediger in Neustadt-Magdeburg, 1858 Pfarrer in Meseberg, 1865 Inspektor und Professor am Pädagogium in Magdeburg, 1866 in Schulpforta, wo er am 3. Febr. 1879 starb. — Sächsischer Dichter 26 b. Episches 370 a. Komisches Epos 371 a.

Bastian, Adolf, geb. 26. Juni 1826 in Bremen, stud. in Berlin und an andern Universitäten erst die Rechte, dann Naturwissenschaften und Medizin, bereiste seit 1851 fast die ganze Welt, ließ sich dann 1866 in Berlin als Privatdozent nieder und wurde 1868 Direktor der ethnographischen Sammlung im Museum. — Reisen 883 a.

Baudissin, Ulrich Graf, geb. 22. Febr. 1816 zu Greifswald, erzogen in Jütland und Kopenhagen, trat in das dänische Heer, in welchem er den Krieg von 1848 und 1849 mitmachte, nahm 1861 als Major den Abschied und lebte nun, schriftstellerisch thätig, in München, Constanz und gegenwärtig in Cannstadt. — Dramatiker 527 b.

Bauer, Bruno, Historiker 864 b. 865 a. b.; theologische Schriften 935 b.

Bauer, Edgar, theologische Schriften 935 b.

Bauer, Ludwig Cölestin, Fränkischer Lyriker 30 a.

Bauer, Ludwig, geb. 15. Oktbr. 1803 zu Orendelsall in Würtemberg, stud. in Blaubeuren und Tübingen Theologie, wurde 1826 Pfarrer zu Ernsbach, 1831 Lehrer an der Erziehungsanstalt in Stetten, 1835 Prof. am Katharinenstift in Stuttgart, 1838 am Obergymnasium daselbst und starb am 22. Mai 1846. — Dramatiker 487 a. 508 a.

Bauerle, Adolph, Roman 676 a. 693 a. Selbstbiographie 880 b.

Bauernfeld, Ed., Oestreichischer Dichter. Leben 90 a. Mitglied des Wiener Kreises 4 b. Lyrische Gedichte 37 b. 45 a. 90 b. Didaktisches 348 b. Dramatiker 510 a. 521 b. Charakteristik seiner Lustspiele 531 b.

Baumann, Alexander, geb. 7. Febr. 1814 in Wien, trat daselbst in den Staatsdienst und starb als Archivoffizial des österr. Reichsraths am 26. Dezbr. 1857. — Dramatiker 523 a. 526 b. 528 a.

Baumann, Johannes, geb. 1805 zu Ettiswyl, Kanton Luzern, studierte seit 1826, unter vielen Entbehrungen, in München Medizin, unternahm dann große Reisen und kehrte 1831 in die Heimath zurück. Hier wurde er Professor der Naturgeschichte an der höheren Lehranstalt, 1842 aber entlassen. Seit 1840 erblindet, starb er 22. Januar 1847 in Luzern. — Dorfgeschichten 690 a.

Baumgarten, Hermann, Historiker 866 b.

Baumgarten, Michael, protestantischer Theolog 936 b.

Baumgärtner, K. Heinrich, geb. 21. Oktbr. 1798 zu Pforzheim in Baden, stud. in Tübingen und Heidelberg Medizin, wurde 1820 Regimentsarzt in Rastadt, 1824 Professor der Medizin in Freiburg i. Br., trat 1862 in den Ruhestand und lebt jetzt in Baden-Baden. — Dramatiker 508 b.

Baumgartner, Jakob, Parlamentarischer Redner 954 a.

Baumgärtner, Jul. Alex., Sächsischer Dichter 27 b. Kaufmann 52 a. Lyriker 27 b. 52 a.

Baur, Ferdinand Christian, Kirchengeschichte 868 a.; theologische Schriften 935 b.

Baur, Gustav Adolf Ludwig, protestantischer Theolog, Homiletik 936 a.; Predigten 951 b.

Bayerische Dichter 32 b.

Bech, Heinr., Dramatiker 504 a.

Beck, Friedrich, Biograph 882 a.

Beck, Friedrich, geb. 21. Juni 1806 zu Ebersberg in Oberbayern, stud. in München Philologie und Philosophie, wurde 1836 Lehrer an der Lateinschule daselbst und 1850 Professor am Ludwigsgymnasium, redigierte auch von 1839 bis 1846 die „Münchener politische Zeitung". Im Jahre 1860 trat er in den Ruhestand. — Bayrischer Dichter 32 b. Lyrische Gedichte 32 b. Politische Gedichte 47 a. Didaktische Gedichte 351 b. Epos 363 b. Otto der Große 358 b. Drama 483 b.

Beck, Karl, Ungarischer Dichter 44 a. jüdischer Herkunft 57 a. Leben 128 b. Lyrische Gedichte 44 a. Charakteristik 129 a. Epos 362 b. Drama 480 a. Janko 391 b. Jadwiga 392 a. Drama 480. Roman 129 b. — Er starb am 10. April 1879 in Währing bei Wien.

Beck, van der, Buchhändler, Lyriker 52 b.

Becker, August, geb. am 27. April 1829 zu Klingenmünster in der bayrischen Rheinpfalz, Sohn eines Schullehrers, sollte sich gleichfalls dem Lehrerstande widmen, setzte es aber durch, sich in München privatim auf das Universitätsstudium vorzubereiten und widmete sich dann historisch-ethnographischen Studien. Im Jahre 1852 schrieb er seinen „Jung Friedel, der Spielmann", der ihm sofort einen geachteten Namen unter den Dichtern verschaffte. Seit 1855 Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", gab er von 1859 bis 1864 die „Isar-Zeitung" heraus, war dann als Schriftsteller thätig und siedelte 1870 nach Eisenach, 1875 nach Landau über. — Pfälzischer Dichter 30 b. Jung Friedel 450 a. Roman 687 a. Novellen 687 a.

Becker, Julius, Sächsischer Dichter 27 b. Componist 51 a. Lyrische Gedichte 27 b. 51 a. Roman 51 a. 696 b.

Becker, Karl Friedrich, geb. 1777 zu Berlin, Privatgelehrter daselbst, starb am 15. März 1806. — Historiker 860 a.

Becker, Nikolaus, Niederrheinischer Dichter 24 b. Mitglied des Maikäfervereins 4 a. Lyrische Gedichte 24 b.; vaterländisches Gedicht 47 b.

Becker, Wilhelm Adolf, Archäolog 925 b. 926 a.

Beckerath, Hermann von, Parlamentarischer Redner 953 b.

Beckmann, Friedrich, geb. 13. Januar 1803 zu Breslau, widmete sich dem Theater, wurde 1824 für das Königsstädtische Theater in Berlin engagiert und folgte 1846 einem Rufe an das Hofburgtheater in Wien, wo er am 7. Septbr. 1866 starb. Er war einer der beliebtesten Komiker. — Schlesischer Dramatiker 527 a.

Berrmann, Ed., Improvisator 52 a.

Behrle, Rudolf, geb. 17. April 1826 zu Herbolzheim in Baden, studierte seit 1847 in Freiburg i. Br. katholische Theologie, wurde 1851 Priester und Hilfsgeistlicher in Engen, 1853 Gymnasiallehrer in Donaueschingen und nach einem halben Jahre Pfarrverwalter in Geisingen, 1858 in Oberachern, 1868 in Kappel, bald darauf in Konstanz, 1862 Geistlicher in Ilmenau und 1873 Domkapitular in Freiburg. — Dramatiker 479 a.

Beitzke, Heinrich Ludwig, Historiker. Leben 915 a. Charakteristik 914 b. 916 b. Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. 864 b. 915 b. Geschichte des Jahres 1815 915 b. Geschichte des russischen Krieges im J. 1812 961 a.

Belke, Uebersetzer 10 b.

Bellermann, Liederbücher der Portugiesen 927 a.
Benary, Franz Ferdinand, geb. 22. März 1805 zu Kassel, stud. seit 1824 in Bonn, Halle und Berlin Theologie und orientalische Sprachen, habilitirte sich 1829 in Berlin und wurde 1831 Professor daselbst. Orientalist 925 a.
Benedix, Jul. Roderich, Schauspieler 51 b. Leben 548 a. Dramatiker 527 b. Charakteristik 548 b. Roman 684 b. Die Männerfeindinnen 549 a. Das bemooste Haupt 549 b. Dr. Wespe 549 a. b. Der Ruf 549 b. Der Vetter 549 b. Das Gefängniß 550 a. Das Lügen 550 a. Die Dienstboten 550 a. Die Herrschaft 550 a. Auf dem Lande 550 a. Der Störenfried 550 a. Andere Lustspiele 550 a. Mündlicher Vortrag 923 a.
Beneke, Friedrich Eduard, geb. 17. Febr. 1798 zu Berlin, stud. seit 1816 in Halle und Berlin Theologie und Philosophie, 1820 Privatdozent in Berlin, 1824 in Göttingen, 1832 Professor in Berlin, vermißt seit 1. März 1854, ward als Leiche am 4. Juni 1855 im Schiffahrtskanal bei Charlottenburg aufgefunden. — Pädagogischer Schriftsteller 921 b.
Benfey, Uebersetzer 10 a. Orientalist 925 a.
Bennigsen, Parlamentarischer Redner 954 a.
Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Moritz, Reichsgraf zu, Westfälischer Dichter 22 b. Soldat 55 a. Lyriker 50 a.
Bequignolles, Hermann d'Artis v., Epos 362 a. Drama 520 b.
Berend, Mich., Hannöverscher Dichter, Jude, Lyrische Gedichte 58 a.
Bereslas = Bäßler.
Berg, O. F. = Ebersberg.
Berger, Carl, Schauspieler, Drama 510 a.
Berger, Jean Baptiste, Niederrheinischer Dichter 24 b.; religiöse Gedichte 68 a. Didaktisches 68 a. 348 b.
Berger, Parlamentarischer Redner 953 b.
Bergmann, Werner, geb. 9. Mai 1804 auf einem Gute bei Gifhorn im Hannöverschen, stud. von 1824 bis 1827 in Göttingen Theologie und war lange Jahre Prediger in Drakenburg bei Nienburg a. d. Weser. Seit 1877 lebt er als Pensionär in Hannover. — Epiker 370 a.
Bermoth, Franz, Dramatiker 501 a.
Bernays, Isaac = Schiff.
Berneck, Gustav Karl v., Lausitzer Dichter 657 a. Drama 514 a. Roman 657 a. 658 a. 660 b. 664 b. 665 a. 666 b. 667 b. 682 b. Novelle 698 b.
Bernstein, Georg Heinr., geb. 12. Januar 1787 in Kospeda bei Jena, 1812 Professor der orientalischen Sprachen in Berlin, später in Breslau, starb am 5. April 1860 in Laubau. — Orientalist 925 a. b.
Bernstein, Aaron, Naturforscher 927 b. Journalist 932 a. b.
Berthold, Franz = Reinhold, Adelheid.
Bethke, Fritz, Töpfer, Lyrische Gedichte 58 b.
Bettina = Arnim, Bettina von.
Bettziech-Beta, Journalist 932 a.
Beust, Graf von, Parlamentarischer Redner 953 a.
Beyer, Friedrich, geb. am 25. März 1803 zu Weimar, war längere Zeit unter dem Namen der „Rothenburger Einsiedler" Wirth auf der Rothenburg bei Kelbra. — Lyrische Gedichte 54 a.
Biblische Dramen 478 b.
Bibra, Ernst Freiherr von, geb. am 9. Juni 1806 zu Schwabheim, stud. in Würzburg anfänglich die Rechte, dann aber Naturwissenschaften und Chemie und veröffentlichte seit 1842 eine Reihe naturhistor. Schriften. Im Jahre 1850 unternahm er eine größere Reise nach Südamerika und ließ sich nach seiner Rückkehr in Nürnberg nieder. Seit 1862 hat er sich ausschließlich der Belletristik gewidmet. Er starb am 4. Juni 1878. — Chemiker 929 a.
Bicking, Franz Anton, Pseud. **Ludwig Rüben,** geb. am 31. März 1809 zu Erfurt, stud. Medizin, praktizierte als Arzt in Erfurt und Umgegend, ging 1842 nach Berlin, wo er nach einigen Jahren Leibarzt des Prinzen Albrecht v. Preußen ward, den er dann auf verschiedenen Reisen durch Europa und den Orient begleitete. Er starb am 14. Januar 1873. — Dramatiker 484 b.
Biedermann, Karl, Dramatiker 507 a. Journalist 932 b.
Biernatzki, Joh. Christoph, Holsteinischer Dichter 20 a. Lyrische Gedichte 69 a. Roman 69 a. 693 a.
Binder, Franz, redigiert die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" 924 a.
Binzer, Frau von, Dramen 515 b. Novelle 700 a.
Bippen, Wilhelm v., Eutiner Skizzen 876 a.
Birch-Pfeiffer, Charlotte, Schwäbische Dichterin 31 b. Leben 551 a. Lyrische Gedichte 31 b. Drama 513 a. 514 a. 516 b. 517 b. 518 b. 521 b. 526 b. Charakteristik 551 b. Der Pfarrherr 552 b. Hinko 552 b. Die Marquise von Villette 553 a.
Bischof, Hermann, Leben und Schriften Sebastian Francks 874 a.
Bischoff, Joseph, Pseudonym **Konrad von Bolanden,** geb. 9. Aug. 1828 zu Gailbach in der Rheinpfalz, stud. in Speier und München katholische Theologie u. war zuletzt Pfarrer zu Börrstedt in der Pfalz. Im Jahre 1870 legte er sein Pfarramt nieder und siedelte nach Speier über, wo er ausschließlich literarisch thätig ist. — Roman 655 a. 660 b. 674 a. 678 b. 679 a. Novelle 698 b.
Bismarck-Schönhausen, Graf von, Parlamentarischer Redner 953 b.
Bissing, Henriette von, Mecklenburgische Dichterin, Roman 661 a. 672 b. 693 a.
Bitter = Haberstich.
Bitzius, Albert. Leben 736 a. Dorfgeschichte 690 a. Charakteristik 736 b. Bauernspiegel 737 b. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Ebd. Uli der Knecht. Ebd. Uli der Pächter. Ebd. Andere Dorfgeschichten 738 a.
Blanckarts, Moritz, Dramatiker. 506 b. 509 a.
Blomberg, Hugo v., 17 b. Ballade und Legende 373 a. Kunst und Kunstgeschichte 373 a.
Blösch, Ed., Parlamentarischer Redner 954 b.
Bloch, Eduard, Dramatiker. 526 a. b.
Blum, Robert, Parlamentarischer Redner 954 a.
Blumer, J. J., Parlamentarischer Redner 954 b.
Bluntschli, Joh. Kaspar, Leben 902 a. Charakteristik 904 a. Geschichte der Republik Zürich 904 a. Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 870 b. 904 a. Kriegsrecht 929 b.
Boas, Eduard, Lyrische Gedichte 17 b. Epos 368 b. Sage 371 b. Drama 513 a. 515 a. 518 b. Komischer Roman 697 a. Novellen 697 a. 698 b.
Bobrik, Eduard, Aesthetik 922 a.
Bock, Adolf, Schlözer 876 a.
Bock, Karl Ernst, Medicinischer Schriftsteller 934 a.
Bockel, Franz, geb. 11. März 1798 zu Klostersande bei Elmshorn in Holstein, erlernte das Schmiedehandwerk, ließ sich als Schmied 1824 in Kellinghusen nieder, wurde später Tabacksfabrikant daselbst, 1840 Seifensieder in Elmshorn, 1842 in Itzehoe, 1844 in Oldesloe, 1852 Gastwirth in Neumünster, 1858 Buchhändler in Heide, 1859 Literat in Itzehoe, später in Elmshorn, lebte zuletzt in Nortorf, wo er 2. Mai 1879 starb. — Novelle 64 b. 701 b.
Bodelschwingh-Velmede, Ernst von, Parlamentarischer Redner 954 a.
Boden, August, Lessing und Goeze 875 b.
Bodenstedt, Fr. Martin, Leben 275 a. Mitglied des „Krokodils" 4 a. Uebersetzer 10 b. 11 a. 277 a. Lyriker 20 b. Elegien 14 b. Gasel 13 b. 15 a. Charakteristik 276 a. Lieder des Mirza Schaffy 276 a. Gedichte 276 b. Epigramme 14 b. Epische Dichtungen 444 b. Ada 444 b. Andreas und Marfa 445 a. Des Zaren Herz 445 b. Dramen 503 b. 506 a. Novellen 701 b. Tausend und ein Tag im Orient 275 b. 867 a. 883 a.
Böhmer, Christ., Pfälzer Lyriker 31 a. 69 a.
Böhmische Dichter 39 b.
Bohn, Eduard, Lyriker 69 b.
Böhringer, geb. 1792 in Wittenberg, stud. Medizin, trat 1813 in preußische, später in russische Dienste u. gieng mit nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr ließ er sich erst in Kottbus, dann in Müllrose als Arzt nieder, durchzog später als Improvisator Norddeutschland, lebte seit 1834 in Wittenberg und starb daselbst 1846. — Improvisator 52 a.
Bohtz, August Wilhelm, geb. 1799 in Stettin, stud. in Halle, Berlin und Göttingen Theologie, Philosophie u. Philologie und wurde 1837 Professor in Göttingen. — Die Idee des Tragischen 922 b.
Boisserée, Sulpiz, Selbstbiographie 881 a.
Bolanden, Konrad v. = Bischoff.
Bölte, Amely, Meklenburgische Dichterin 666 a. Romane 666 a. 667 a. 677 b. 678 a. b. 682 b. 683 b. 693 a. Novelle 698 b.
Börne, Vorläufer des „Jungen Deutschland" 7 a.
Bornhauser, Thomas, Schweizerischer Dichter. Epische Gedichte 361 b. Roman 669 b.
Bernstein, Karoline, Drama 515 b. 521 b.
Börnstein, Karl Hugo, Pseudonym **Karl Hugo,** geb. 1808 in Pesth von jüdischen Eltern, stud. Medizin, trat 1830 als Arzt in die polnische, später in die russische Armee, wandte sich dann der Homöopathie zu, gieng nach Paris, wo er sich für das Theater zu interessieren anfing, nach Hamburg, Wien, wo er wieder einige Jahre als Arzt praktizierte, und begann 1847 sein Wanderleben von neuem. In den letzten Jahren lebte er von einer Pension, die ihm die ungarische Regierung

zahlte. Er starb zu Pesth am 19. Novbr. 1877. — Dramatiker 488 a. 504 a. 509 b. 519 b.
Böttger, Adolf, Sächsischer Dichter 29 b. Leben 243 a. Uebersetzer 10 b. Lyriker 27 b. Charakteristik 243 a. Didaktiker 348 b. Epiker 360 b. Charakteristik 427 a. Till Eulenspiegel 427 a. Hyacinth und Lilialide 427 b. Erzählungen 427 b. Habana 427 b. Der Fall von Babylon 427 b. Das Buch der Sachsen 427 b. Goethes Jugendliebe 427 b. Dramatiker 514 a. 528 a.
Böttiger, Karl Wilhelm, Historiker 860 a. 862 b. 865 a.
Bowitsch, Ludwig, Oestreich. Dichter. Lyrische Gedichte 39 a. Fabel 371 a. Sagen 371 b. Legende 372 b. Ballade 372 b.
Boxberger, Emil von, geb. am 27. Oktbr 1827 zu Fulda, widmete sich von 1844 bis 1847 der Landwirthschaft, dann einige Zeit dem Postfache und lebt seit 1856 als Privatmann in Fulda. — Epos 360 a.
Brachvogel, Albert Emil, Schlesischer Dichter 16 b. Leben 613 b. Kaufmann 53 a. Lyrische Gedichte 16 b. Dramatiker, Charakteristik 614 a. Narciß 614 a. Adalbert vom Babenberge 615 b. Der Usurpator 615 b. Andere Dramen 615 b. Roman 675 b. 676 a. 677 a. b. 693 a. Charakteristik 843 b. Friedemann Bach 843 b. Benoni 844 a. Der Trödler 844 a. Ein neuer Fallstaff 844 a. Schubart und seine Zeitgenossen 845 a. Beaumarchais 845 a. William Hogarth 845 b. Bilder aus dem Mittelalter 845 b. Historische Novellen 845 b.
Brauco, Helene v., Niederrheinische Dichterin 24 b. Lyrische Gedichte 61 b.
Brandenburgische Dichter 17 b.
Brandes, Hermann, Dramatiker 491 a.; redigiert die „Literarische Zeitung" 923 a.
Braß, August, geb. 30. Juli 1818 zu Berlin, besuchte die dortige Universität und beschäftigte sich nach Beendigung seiner Studien mit historischen und belletristischen Arbeiten. Im Jahre 1862 gründete er die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, der er zehn Jahre lang seine Kraft widmete. Er starb am 8. Dezbr. 1876 zu Wochowsee bei Storkow. — Brandenburgischer Dichter. Roman 655 b. 660 b. 668 b. 674 a. 679 a. 684 a.
Bratranek, F. Th., Naturforscher 928 b.
Brauer, Eduard, Mittelrheinischer Dichter, Lyriker 30 b.
Braun, Alex. Karl Herm., Parlamentarischer Redner 954 a.
Braun, giebt mit Schneider die „Fliegenden Blätter" heraus 924 b.
Braun v. Braunthal, Joh. Karl, Oestreichischer Dichter. Lyrische Gedichte 37 b. Dramen 498 b. 515 a. 518 a. b. Roman 672 a. b. 677 b. 678 b. 682 b. 693 a.
Brause, Wilh., Dramatiker 517 b.
Breier, Eduard, Kroatischer Dichter, Roman 659 a. 667 a. b. 668 b. 673 b. 675 a. 676 a. 678 b. 679 a. 686 a. 687 a. 696 b.
Breisgauische Dichter 31 a.
Brendel, Franz, Kunstgeschichte 879 b.
Brehm, Alfred Eduard, Naturforscher 928 b.
Brennglas = Glasbrenner.
Breusing, Hermann, geb. 7. Juli 1815 zu Osnabrück, stud. seit 1835 in Göttingen die Rechte, war bis 1843 als Justizbeamter thätig, unternahm dann bis 1846 große Reisen und ließ sich darauf in Werlte nieder. — Roman 683 a. 692 b. Novelle 698 a.
Brinckmann, Dorfgeschichten 689 a.
Brockhaus, Clemens, Biograph 881 b.
Brockhaus, Hermann, Orientalist 925 a.
Brockhausen, H., Dramatiker 505 b.
Brodtmann, Uebersetzer 10 a.
Broun, H. G., Naturforscher 928 a. b.
Brugger, J. F., Lyriker 43 b.
Bruhin, Kaspar Alons, geb. 14. März 1824 zu Schübelbach (Kanton Schwyz), stud. in München die Rechte und ist seit März 1864 Staatsanwalt des Kantons Baselland. — Epiker 364 b. Dramatiker 503 a.
Brühl, Moritz, Literarhistoriker 9 a. Geschichte der katholischen Literatur 874 a.
Brummer, Bernh., Dramatiker 515 a. 521 a.
Brunier, Ludwig, Kunstgeschichte 880 b.
Brunner, Sebastian, Didaktiker 349 b. Balladen 372 b. Roman 696 b. Novelle 696 b.
Brunnow, Ernst Georg v., Sächsischer Dichter. Lyrische Gedichte 27 b. Ballade 372 b. Roman 663 a. b. 671 a.
Bruno, Arnim, Dramatiker 507 b.
Bube, Adolf, Thüringer Dichter. Leben 92 a. Lyrische Gedichte 25 b. Charakteristik 92 b. Sagen 92 b. 371 b. Balladen 93 a. 372 b.
Buchhändler, Theilnahme derselben an der Poesie 52 a.
Buchholz, Ed., Dramatiker 492 b.
Buchner, Wilhelm, August Buchners Leben u. Wirken 874 a.
Büchner, Friedrich Carl Christian, Materialistische Schriften 934 b.
Büchner, Georg, Hessischer Dichter 25 a. Dramen 495 a.
Büchner, redigiert die „Literarische Zeitung" 923 a.
Büchner, Louise, geb. am 12. Juni 1821 zu Darmstadt, gest. daselbst am 28. Novbr. 1877, nahm großen Antheil an den Bestrebungen für eine vernünftige Frauenemancipation und für Reform des weiblichen Unterrichtswesens. — Lyrische Dichterin 64 a.
Budberg-Bönninghausen, Roman Freiherr, esthländischer Lyriker 40 b.
Buddeus, Aurelio, Reisen 885 b. 886 a.
Bucholm, Roman 685 a.
Bülau, Friedrich, Staatswissenschaft 930 b. Journalist 932 a. b.
Bülow, Eduard von, Novellendichter 699 b.
Bunsen, Ch. Karl Josias Frhr. v., Historiker 859 b. Beschreibung von Rom 859 b. 885 a.
Bürck, August, Dramatiker 518 a.
Burckhardt, Dramatiker 516 b.
Burckhardt, Jacob, Historiker 861 b. 869 a.
Bürger, Isidor = Langrehr.
Bürkner, Robert, Roman 676 b.
Burmeister, Hermann, Naturforscher 928 a.
Burow, Julie = Frau Pfannenschmidt.
Businger, Aloys, geb. 16. Septbr. 1793 zu Stanz, Kanton Unterwalden, stud. Theologie, wurde 1816 zum Priester geweiht, war 1847 Pfarrer in Schwyz und kam 1851 als Kaplan nach Brunnen. — Dramatiker 502 a.
Cadnß, Julius, geb. 15. Januar 1824 zu Schleuis in Graubünden, stud. in Lausanne Philosophie, in Göttingen die Rechte, Geschichte und Nationalökonomie, kehrte 1846 in die Heimath zurück, wo er eine Advokatur übernahm. Er starb nach mancherlei Enttäuschungen, Entbehrungen und Leiden am 9. März 1871 im Kreuzspital zu Chur. — Lyriker 43 b.
Calenbergische Dichter 20 b.
Camenisch, Nina Katharina, Schweizerische Dichterin 42 a Lyrische Gedichte 63 b.
Camphausen, Ludolf, Parlamentarischer Redner 953 b.
Cancan eines deutschen Edelmanns. Roman 661 b. — Verfasser ist **Karl August Bigot von Saint Quentin**, geb. 12. Juni 1805 zu Neuburg in Bayern, trat in österr. Dienste, wurde k. k. Kämmerer, Geh. Rath und General der Cavallerie und lebt seit 1869 pensioniert zu Kwassitz in Mähren.
Candidus, Karl, Elsässischer Dichter 42 a. Lyrische Gedichte 42 a. Poetische Erzählungen 371 b. Balladen 372 b.
Cannot, Maria, Preußische Dichterin 15 b. Lyrische Gedichte 63 a.
Canz, Wilhelmine, Schwäbische Dichterin 31 b; wird für die Verfasserin des Romans Eritis sicut Deus gehalten 680 b.
Carlopago = Ziegler.
Carriere, Moritz, geb. 5. März 1817 zu Griedel in der Wetterau, stud. seit 1835 in Gießen, Göttingen und Berlin Philosophie, beschäftigte sich nach einer größeren Reise seit 1841 mit Kunststudien, wurde 1849 außerordentl. Prof. in Gießen und 1853 ordentl. Prof. in München. — Aesthetisches 922 a. b. Festrede 953 b.
Caspari, Karl Heinr., Roman 663 b. 686 a.
Cerri, Cajetan, Italienischer Dichter 44 b. Leben 262 a. Lyrische Gedichte 262 b.
Chamisso, Adalbert von, nimmt am Musenalmanach von Wendt Antheil 5 a; giebt mit Gustav Schwab einen Musenalmanach heraus 5 a.
Charleswang = Langenschwarz.
Chemnitz, M. F., Politischer Dichter 48 a.
Chézy, Wilhelm von, Sohn der Helmine von Chézy, geb. 21. März 1806 in Paris, stud. seit 1829 in Wien Philologie, in München kurze Zeit die Rechte, widmete sich aber seit 1831 der Belletristik. Er lebte bis 1847 in Baden-Baden, dann in Freiburg, Köln, seit 1850 in Wien, wo er am 14. März 1865 starb. — Dramen 514 b. 515 a. Roman 661 a. 683 b. 684 a. 693 a. Selbstbiographie 881 a.
Cholevius, Leo, geb. 1814 zu Barten in Preußen, seit 1842 Professor der Philologie am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg, starb daselbst 13. Decbr. 1878. — Geschichte der deutschen Poesie 873 a.
Christern, Johann Wilhelm, geb. 11. März 1809 (1811) zu Karolinenhof in Holstein, widmete sich in Hamburg unter Krebs dem Studium der Musik und lebte später als Musiklehrer in Reinbeck, dann in Hamburg, wo er 1877 starb. — Dramatiker 475 b. 519 b. 521 b.
Chrysander, Friedrich, Kunstgeschichte 880 a.

Clarus, Ludwig, Pseudonym für Wilh. Gustav Werner **Volk**, geb. 25. Januar 1804 in Halberstadt, stud. seit 1823 in Göttingen und Berlin die Rechte, gieng 1829 zur Verwaltung über und wurde 1838 Regierungsrath in Erfurt. Er trat 1858 in den Ruhestand und starb am 17. März 1869. — Geschichte der Spanischen Literatur im Mittelalter 878 b.

Clauren, Heinrich = Herloßsohn.

Clausnitzer-Hennes, Maria, Thüringer Dichterin 25 b. Lyrische Gedichte **63 a.**

Clodius, A. H., Epiker 358 a.

Componisten, dichtende 51 a.

Conrad, Guido, Dramatiker 486 a.

Constant = Wurzbach.

Conversationsstücke 478 a.

Corrodi, Wilhelm, Schweizerischer Dichter 42 a. Lyrische Gedichte **50 b.** Dialektdichter 66 a. Epische Gedichte. 368 b. Novellen 700 b.

Corvin-Wiersbitzki, Otto Julius Bernhard von, geb. 12. Oktbr. 1810 in Gumbinnen, im Kadettenhause zu Potsdam gebildet, trat 1830 in die preußische Armee ein, nahm 1835 den Abschied, um in Frankfurt, später in Leipzig literarisch zu wirken. Infolge seiner Betheiligung am badischen Aufstande saß er bis 1855 gefangen und lebte dann längere Zeit im Auslande. Seit 1874 hat er seinen Wohnsitz in Wertheim. — Dramatiker unter dem Pseudonym **Otto von der Weiden** 518 b.

Corvinus, Jakob = Raabe, Wilhelm.

Cotta, Bernhard von, „Briefe über Humboldts Kosmos", **927 b.** Geologisches 927 b. 928 a. Er starb in Freiberg am 14. Septbr. 1879.

Cotta, Heinrich, schreibt über Forstwissenschaft 629 a.

Creizenach, Theodor, Mittelrheinischer Dichter 30 b. Leben **247 b.** Politischer Dichter 45 a. Jüdischer Dichter 57 a. Lyrische Gedichte 247 b.

Crusius, G. F. Eduard, Epiker 368 a.

Curtius, Ernst, Historiker **860 b.** Reisen 860 b. 886 a.

Czilsky, C. J. St., Pietistischer Dichter 74 a. Lyrische Gedichte **74 a.** Drama 518 a.

Daheim, illustrirte Wochenschrift 924 b.

Dahlmann, Joh. Caspar, Politik 931 a.

Dahn, Friedr. Julius Felix, Bayerischer Dichter **33 a.** Mitglied des „Krokodils" **4 a.** Lyrische Gedichte 33 a. Epos 366 b. Ballade 372 b.

Dandelmann, Caroline v., Polnische Dichterin 44 a. Lyrische Gedichte **60 a.**

Daniel, Hermann Adalbert, geb. 18. Novb. 1812 in Köthen, stud. in Halle Theologie und Philosophie, war bis 1870 Professor und Inspektoratsadjunkt am kgl. Pädagogium in Halle und starb am 13. Septb. 1871 zu Leipzig. — Geograph 882 a.

Dannenberg, Georg, Pseudonym **Golo Raimund**, geb. 1823 in Magdeburg, stud. in Halle und Bonn die Rechte, trat aber nicht in den Staatsdienst, sondern unternahm mehrere größere Reisen und wandte sich dann der Belletristik zu. — Roman 696 a. Novelle 696 a. 698 b.

Danzel, Theodor Wilhelm, Gottsched und seine Zeit **875 b.** Lessing, sein Leben und seine Werke 875 b.

Daum, Hermann, geb. am 10. Mai 1818 zu Quedlinburg, stud. von 1839—42 in Halle, wurde, nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer in Pommern und in der Lausitz gewesen war, 1850 Prädikant an der Domkirche in Magdeburg, 1852 Diakonus in Tangermünde, 1858 Archidiakonus daselbst und 1868 Pfarrer zu Groß-Leinungen bei Wallhausen. — Epiker 357 b. 359 a.

Daumer, G. Fr., Fränkischer Dichter 29 a. Leben **132 b.** Uebersetzer 11 b. Lyriker 29 a. Gaselen 13 b. 15 a. Charakteristik 133 b. Lyrische Dichtungen 134 a. Polemische Schriften 935 a.

Dazenberger, Seb. Frz., Bayerischer Dichter **33 a.** Lyrische Gedichte 33 a. Legenden 372 b. Balladen 372 b.

Deeg, J. G., Vogtländischer Dichter. Politische Gedichte **46 a.**

Deinhardstein, Oestreichischer Dichter. Leben 528 a. Lyrische Gedichte 38 a. Dramen 494 a. 509 b. 514 b. 515 b. 516 a. b. 521 a. 527 a. 528 a. Charakteristik 528 b. Frühere Dramen 528 b. Künstler-Dramen 529 a. Uebrige Dramen 530 a. Novellen 700 a.

Delitzsch, Franz, Geschichte der jüdischen Poesie **872 a.**

Des Bordes, Ludovica Freifrau v., Fränkische Dichterin 29 a. 59 a. Lyrische Gedichte **68 b.**

Detmold, Joh. Hermann, Hannöverscher Dichter. Novellen **700 a.**

Deutsch-Katholiken 2 b.

Deutsch-Katholische Dichter 69 a.

Deutschmann, G., Epiker 364 a.

Devrient, Eduard, Schauspieler, Dramatiker 519 b. Leben **542 b.** 521 b. Dramatische Werke 543 a. Geschichte der Deutschen Schauspielkunst 880 a.

Dichterbuch, Deutsches, aus Schwaben 5 b.

Dichterinnen 58 b.

Didaktische Poesie 11 a. 348 a.

Didaktische Prosa 919 b.

Diefenbach, Lorenz, Hessischer Dichter **25 a.** Roman 681 b. 693 a. Novelle 698 a. Germanist 926 a. Romanist 927 a. Celtisches 927 a.

Diefenbach, Christian, Hessischer Dichter 25 a. Lyrische Gedichte **71 a.**

Diepenbrock, Freiherr Melchior v., Westfälischer Dichter 22 b; religiöse Gedichte **67 b.** Katholischer Prediger 952 a.

Diesterweg, Friedrich Adolf Wilhelm, Pädagogischer Schriftsteller **921 a.** Schulreden 952 a.

Dieterici, Karl, Biblisches Epos 357 a. b. Idylle 370 a.

Diez, Katharina, Niederrheinische Dichterin 24 b. Leben **406 b.** Epische Gedichte 59 b. 357 b. 361 a. 363 a. Charakteristik 406 b. Werke 407 a.

Diezel, Gustav, redigiert den „Feierabend" 924 b.; schreibt Flugschriften 933 a.

Diezmann, August, Goethe und die lustige Zeit in Weimar **876 b.**

Dilia Helena = Branco.

Dingelstedt, Franz, Hessischer Dichter 25 a. Leben **136 a.** Politischer Dichter 45 a. 137 a. Lyrische Dichtungen 136 a. Gaselen 15 a. Dramen 502 a. Roman 693 b. Komischer Roman 696 b. Novellen 698 b.

Dittmar, Heinrich, geb. 15. Dezbr. 1792 in Ansbach, stud. seit 1810 erst in Erlangen die Rechte, dann in Würzburg Philosophie und Philologie, wurde 1815 Lehrer bei Pestalozzi, 1817 in Nürnberg, 1826 Subrektor zu Grünstadt in der Pfalz, und 1852 Rektor des Gymnasiums in Zweibrücken, wo er 24. Juli 1866 starb. — Historiker 860 a.

Dohm, Ernst, geb. 24. Mai 1819 zu Breslau, stud. in Berlin und Halle Theologie und Philosophie, gieng nach Berlin zurück, wo er als Schriftsteller und seit 1849 als Redacteur des „Kladderadatsch" thätig ist. — Dramatiker 526 a. 527 a.

Döllinger, Johann Joseph Ignaz von, Historiker 868 a. Ueber das Papstthum 935 a.

Donner, Uebersetzer 9 b.

Dönniges, Wilhelm von, geb. 1814 bei Altstettin in Pommern, stud. in Bonn und Berlin Geschichte u. Staatswissenschaften, lebte 1838 und 1839 in Italien, wurde 1841 Prof. der Staatswissenschaften in Berlin, 1842 Lehrer des Kronprinzen Max von Bayern, in dessen Dienste er 1847 trat, 1852 Ministerialrath, 1855 Attaché der Gesandtschaft in Turin, 1860 Geschäftsträger und 1867 Gesandter in Bern, 1870 abermals in Italien; er starb 4. Januar 1872 in Rom. — Historiker 864 a.

Dorer-Egloff, Edward, Schweizerischer Dichter 42 a. Leben **256 a.** Uebersetzer 10 b. Lyrische Gedichte 256 b. Fastnachtsspiel 527 a. Lenz und seine Schriften 875 b.

Dörfflinger, Feldmarschall, Drama eines Ungenannten 513 a.

Dorfgeschichten 688 a.

Doerr, Adolf, Hessischer Dichter **25 b.** Lyrische Gedichte 25 b. Epiker 366 b. f.

Doerr, Friedrich, geb. am 30. April 1831 zu Schleswig, stud. seit 1852 in Tübingen und an anderen Universitäten Philologie und Philosophie, war dann längere Zeit Vorsteher eines Erziehungsinstituts in Hamburg, redigierte seit 1864 den „Altonaer Merkur", seit 1866 die „Lübecker Zeitung" und ist gegenwärtig an der „Berliner Provinzialkorrespondenz" thätig. — Idyllisches Epos 370 a.

Dorner, Isaak August, geb. 1809 zu Neuhausen ob Eck in Würtemberg, Theologe, 1834 Repetent und 1838 Professor der Theologie in Tübingen, 1839 in Kiel, 1840 in Königsberg, 1847 in Bonn. — Geschichte der protestantischen Theologie in Deutschland 870 b.

Dössekel, Eduard, Schweizerischer Dichter. Lyrische Gedichte **42 b.**

Dramatische Poesie 471 b.

Dräxler-Manfred, Karl Ferd., Galizischer Dichter 44 a. Leben **74 b.** Lyrische Dichtungen 75 b. Gaselen 15 a. Balladen 372 b. Novellen 699 a.

Dreger, Friedrich Samuel, Geistliche Lieder **70 b.**

Dreher, H., Dramatiker 513 a. 521 b. Er starb 1879.

Dreves, Lebrecht Blücher, Hanseatischer Dichter **19 a.** Lyrische Gedichte 19 a. Drama 522 b.

Drobisch, Gustav Theodor, Sächsischer Dichter. Lyrische Gedichte **27 b.** Poetische Erzählungen 371 b. Novellen 698 b.

Dronke, Ernst, geb. am 17. Aug. 1822 zu Koblenz, stud. in Bonn u. Marburg die Rechte, lebte dann als Schriftsteller in Berlin, Leipzig, Dresden, gieng, überall ausgewiesen, in seine Heimat zurück und schloß sich 1848 der extremsten Partei an. — Politische Gedichte 46 b. Criminalgeschichten 683 b. Mysterien 684 a. Novellen 698 b.

Droste zu Hülshoff, Anna Elise, Westfälische Dichterin 22 a. 50 a. 59 a. Leben **139 b.** Politische Gedichte 45 a. Religiöse Gedichte 67 b. 141 a. Lyrische Gedichte. Charakteristik 140 a. Balladen 141 a. 372 b. Dorfgeschichte 689 a.

Droysen, Joh. Gust., Uebersetzer 10 a. Historiker **860 a.** 865 a. 882 a.

Drucker, Martin, Sächsischer Lyriker **28 a.**

Drumann, Karl Wilhelm, Historiker **861 a.** 868 a.

Duboc = Waldmüller.

Dubs, J., Parlamentarischer Redner 954 a.

Duffek = Julius Rosen.

Dulk, Albert Friedr. Benno, Preußischer Dichter 15 b. Leben **570 b.** Dramatiker 479 b. 481 b. 507 a. 521 b. 526 a. Werke 571 b. Orla 571 b. Aristophanische Komödie 571 b. Simson 571 b. Jesus der Christ 572 a. Konrad II. 572 b.

Duller, Eduard, Oestreichischer Dichter 37 b. Leben **380 a.** Uebersetzer 10 b. Politischer Dichter 45 a. Epische Gedichte 360 a. 364 a. Ballade 372 b. Charakteristik 380 b. Roman 656 a.

Dümmler, Ernst, Historiker 863 b.

Duncker, Max Wolfgang, Historiker **860 b.**

Düntzer, Karl Heinrich Joseph, Goethe als Dramatiker 876 b. Götz und Egmont **876 b.**

Düringsfeld, Ida von, Schlesische Dichterin 16 a. Leben **100 a.** Uebersetzerin 11 a. Lyrische Gedichte 59 a. Charakteristik 101 b. Epische Dichtungen 362 b. 364 b. Roman 671 a. 672 b. 682 b. 684 b. 685 a. Charakteristik 796 b. Schloß Goczyn 797 a. Magdalene 797 a. Graf Chala 797 a. Margaretha von Valois und ihre Zeit 797 a. Antonio Foscarini 797 b. Eine Pension am Genfersee 797 b. Esther 797 a. Klotilde 797 b. Die Literaten 797 b. Niko Veliki 798 a. Reisen 885 b. 886 a.

Dürrbach, G., geb. 28. März 1790 zu Straßburg i. E., Professor am Collegium in Buchsweiler, zuletzt Pfarrer an der Nicolaikirche in seiner Vaterstadt. — Elsässischer Dichter, Epos 364 b.

Dürrefeld, Gottfried, Lyriker 23 a.

Duttenhofer, F. M., Schwäbischer Dichter. Uebersetzer 10 a. 520 b. Epische Dichtungen 520 b. Dramen 520 b.

Ebeling, Friedrich Wilhelm, geb. am 15. Januar 1822 zu Halle a. d. Saale, stud. daselbst und in Berlin, wirkte dann zwei Jahre als Lehrer und schlug darauf die literarische Laufbahn ein. Seit 1860 lebt er in Leipzig. — Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts 875 a.

Eberhard, Anton, katholischer Prediger 952 a.

Ebersberg, Otto Franz, Pseudonym **O. F. Berg**, geb. am 10. Oktbr. 1833 zu Wien, beendete dort die Gymnasialstudien u. trat dann bei der Lottogefälls-Direktion in den Staatsdienst, in welchem er 9 Jahre verblieb. Seit 1854 beschäftigte er sich mit dramatischen Arbeiten für die Wiener Vorstadttheater. Im Jahre 1862 gründete er das Witzblatt „Kikeriki" und giebt jetzt, nachdem er die Laufbahn eines dramatischen Schriftstellers verlassen, das „Wiener illustrirte Extrablatt" heraus. — Dramatiker 527 b.

Ebert, Adolf, gründete das „Jahrbuch für Romanische und Englische Literatur" 927 a.

Ebner-Eschenbach, Marie, Baronin, Drama **501 a.**

Ebrard, J. H. Aug., Fränkischer Dichter 29 a. Dramatiker **493 b.** 509 a. 519 b. Roman 660 b. 675 a. Novelle 698 b.

Echtermeyer, Theodor, giebt mit Ruge einen Musenalmanach heraus 5 a und redigiert mit demselben die „Halleschen Jahrbücher" 923 a.

Eckardt, Ludwig, Oestreichischer Dichter 37 b. Dramen **486 a.** 496 a. 511 b. Roman 670 a. 674 b. 675 b. Novelle 698 b. Aesthetik 922 a.

Eckermann, Joh. Peter, Hannöverscher Dichter. Gedichte **21 a.**

Effenberger, Franz Ferdinand, geb. 1795 zu Graupen bei Teplitz, 1819 Weltpriester der Prager Diöcese, später Direktor des Gymnasiums in Prag, lebt daselbst als Pensionär. — Religiöse Dichtungen 67 b.

Egloff, Luise, Schweizerische Dichterin 42 a. Gedichte **60 a.**

Eglofffstein, Gräfin Auguste von und zu, Thüringische Dichterin 25 b. 49 b. Gedichte **59 a.**

Ehrhart, Vinzenz von, Tiroler Lyriker **35 b.** 36 a.

Eichel, K., Uebersetzer 11 a.

Eichendorff, Joseph Freiherr von, Literaturgeschichte **871 b.** 873 b. 875 a.

Eichholz, Socialer Roman 686 a.

Eichner, August Robert, geb. 1816 zu Sorau, Lehrer in Kottbus, seit 1837 in Görlitz, starb 31. Mai 1844 in Sorau. — Epos 365 b.

Eichrodt, Ludwig, Badischer Dichter **31 b.** Epigramme 14 b.

Eickhorn, Fritz, Dramatiker 485 b. 519 b. 521 b.

Eilers, Gerd Friedrich, Selbstbiographie **881 a.**

Eisenmann, Gottfried, Journalist 931 b. **932 b.**

Eitner, K., Uebersetzer 10 a.

Elias, M., Epiker 368 b.

Ellen, Epiker 363 b.

Ellissen, Adolf, Lüneburgischer Dichter, Uebersetzer 11 b. Lyrische Gedichte **21 a.**

Elmar, Karl, Dramatiker 522 a.

Elsässische Dichter 41 a.

Elsholtz, Franz von, geb. am 1. Oktbr. 1791 in Berlin, machte den Befreiungskrieg von 1813 bis 1815 mit, kehrte als Rittmeister heim, wurde 1816 Regierungssekretär in Köln, welche Stelle er indeß bald niederlegte, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Im Jahre 1827 übernahm er die Leitung des Hoftheaters in Gotha, die er bis 1830 führte, und nahm von 1837 bis 1851 als Sachsen-koburg-gothaischer Legationsrath eine diplomatische Stellung in München ein. Er starb in München 22. Januar 1872. — Politischer Dichter 47 b.

Elsner, Oskar, ein Schlesier, anfangs Buchhändler in Breslau, später Schriftsteller in Berlin, jetzt Theatersekretär in Gotha. — Dramatiker 483 a.

Elz, Alexander, Dramatiker 522 b.

Emmeran, Eusebius = Daumer.

Emminghaus, Arwed, Nationalökonom 933 b.

Emmishofen, C. K., Politischer Dichter 46 a.

Endrulat, Bernhard Ferdinand Julius, Brandenburgischer Dichter, Lyrische Gedichte **18 b.** 45 b. Poetische Erzählungen 371 b.

Engelhardt, Johann Georg Veit, Historiker **867 b.**

Englische Dichter 44 b.

Engstfeld, Peter Friedrich, Religiöse Gedichte **73 b.**

Enk von der Burg, Michael, Oestreichischer Dichter, Humoristischer Roman **696 b.** Aesthetisches 922 b.

Ennen, Leonhard, Historiker 864 b. 865 a.

Epigramme eines Unparteiischen 350 b.

Epische Poesie 11 a. 355 a.

Erbach = Baumgärtner.

Erdmann, Joseph Eduard, geb. 1805 zu Wolmar in Livland, stud. seit 1823 in Dorpat und Berlin Theologie und Philosophie, 1829 Pfarrer in Wolmar, 1834 Privatdozent in Berlin, 1836 Professor der Philosophie in Halle. — Geschichte der Philosophie 870 a.

Erdt, Friedrich, Dramatiker 520 a.

Eritis sicut Deus, Pietistischer Roman **680 b**; soll von Wilhelmine Tanz sein.

Erlanger Musenalmanach 3 b.

Ermann, Adolf, Reisebeschreiber **882 a.**

Ernst = Schleiden.

Ernst, Friedrich, Schwäbischer Dichter. Gedichte **32 a.** Epische Gedichte 364 a. 371 b. 698 b.

Ernst, Friedrich, Plattdeutsche Gedichte 65 a.

Ernst, K., Dorfgeschichten 688 b.

Ernst, Karl, Pseud. für **Karl Ernst Eduard Tempeltey.** Dramatiker 517 a.

Erstenberg, Eduard Baron von, geb. 1812, trat in die diplomatische Laufbahn und war bis 1850 herzogl. Braunschweigischer Legationssekretär in Wien, lebt seitdem theils in Wien, theils auf seinen Gütern. — Oestreichischer Dichter 37 b. **Dramatiker 485 b. 502 a.**

Erzählung, Poetische 371 b.

Escher, Alfred, Parlamentarischer Redner 954 a.

Essellen, C., Dramatiker 497 b.

Esthländische Dichter 40 b.

Etlar Ling = Baltzer.

Ettmüller, Ludwig, Leben **408 b.** 16 a. 42 a. Epiker 363 a. Kaiser Karl der Große 409 a. Germanist 409 a. 926 a. Geschichte der deutschen Literatur 872 b.

Ewald, G. Heinrich August (von), Historiker **860 b.** Orientalist 925 b.

Eye, Frhr. Ludolf Aug. von, Biographischer Roman **677 a.** Kunstgeschichte 879 b.

Eyth, Eduard, geb. zu Heilbronn am 2. Juli 1809, trat 1823 in das theologische Seminar zu Maulbronn, stud. von 1827 bis 1831 Theologie in Tübingen, wurde 1835 Oberpräceptor in Kirchheim unter Teck, 1841 Professor am Seminar in Schönthal, 1865 Ephorus daselbst, kam 1868 in gleicher Eigenschaft an das Seminar zu Blaubeuren und trat 1877 in den Ruhestand. — Schwäbischer Dichter 31 b. Religiöse Gedichte 70 a.

Fabel 371 a.

Fabrikanten, Theilnahme derselben an der Poesie 54a.
Falke, Jakob, Culturgeschichte 869b.
Falke, Johann, Culturgeschichte 870a.
Falkner, Novellendichter 701a.
Falkson, Ferd., Roman 678a.
Fallmerayer, Jakob Philipp, Historiker. Leben 899a. Charakteristik 900a. Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt 867a. 900b. Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters 866a. 900b. Fragmente aus dem Orient 886a. 900a. Neue Fragmente aus dem Orient 901b.
Fasching, Joseph, Fränkischer Dichter 29a. Apotheker 54a. Gedichte 54a. Episches Gedicht 362a.
Fechner, Gust. Theod., Lausitzer Dichter 16b. Leben 174a. Gedichte 174b. Didaktische Gedichte 348b. Balladen 372b.
Feddersen, P., Historiker 865b.
Feer-Herzog, Karl, Parlamentarischer Redner 954a.
Feldmarschall Dörfflinger, Drama eines Ungenannten 513a.
Felder, Frz. Mich., Vorarlberger Dichter. Dorfgeschichten 698b.
Feldmann, Leopold, Bayrischer Dichter 32b. Leben 574a. Dramatiker 521b. Charakteristik 575a. Der Sohn auf Reisen 575a. Das Portrait der Geliebten 575a. Uebrige Dramen 575b.
Fercher von Steinwand, Pseudonym für **Johann Kleinfercher**, geb. 22. März 1828 zu Steinwand bei Wildegg in Oberkärnthen, stud. unter mancherlei Entbehrungen seit 1849 in Graz und Wien Philologie, lebte von 1853 bis 1855 in Wien als Erzieher, machte dann Reisen durch Deutschland und ließ sich 1862 dauernd in Perchtoldsdorf bei Wien nieder. — Kärnthner Dichter 36a. Drama 506b.
Fernau = Daxenberger.
Ferrand, Eduard = Schulz-Ferrand.
Festreden 922b.
Fetzer, Carl Aug., Schwäbischer Dichter 31b. Lyrische Gedichte 46a. Drama 509b.
Feuchtersleben, Ernst Freiherr von, Oestreichischer Dichter 37b. Leben 143b. Mitglied des Wiener Kreises 4b. Lyrische Gedichte 50a. Charakteristik 144a. Didaktische Poesie 348b. Diätetik der Seele 920b.
Feuerbach, Anselm, Kunstgeschichte 879a.
Feuerbach, Ludwig Andreas, Geschichte der Philosophie 870a. Theologische Schriften 935a.
Fichte, Immanuel Hermann, Johann Gottlieb Fichtes Leben 878a. Philosophische Schriften 920a.
Fink, Karl, Balladen und Romanzen 373b.
Fircks, Karl Ferd. Freiherr von, geb. am 25. Juli (9. Aug. n. St.) 1828 zu Klein-Drogen in Kurland, stud. seit 1846 in Göttingen und München die Rechte, fungierte seit 1849 in Grobin in Kurland als Friedensrichter, trat bei Ausbruch des Krimkrieges freiwillig in ein Ulanenregiment, mußte aber infolge eines Sturzes nach anderthalb Jahren den Abschied nehmen und übernahm nun die Bewirthschaftung seines Gutes Rythinien. Er starb 20. Febr. (4. März) 1871. — Dramatiker 498a.
Fischbach, Peter, Epiker 372b.
Fischel, Eduard, schreibt Flugschriften 932a.
Fischer, Alexander, geb. am 12. Aug. 1812 in Petersburg, Sohn eines deutschen Apothekers, widmete sich von 1833 bis 1841 in Leipzig belletristischen Studien, lebte später in Dresden und Freiberg und erschoß sich hier am 31. März 1843. — Drama 484b. 498a.
Fischer, Georg, Epiker 360a.
Fischer, Joh. Georg, Schwäbischer Dichter 31b. Leben 293a. Lyriker 31b. Oden 14b. Hymnen 14b. Charakteristik 293b. Dramatiker 480a. 508a. 511b. 514b. Saul 639b. Friedrich II. 640a. Florian Geyer 640b. Kaiser Maximilian von Mexiko 641a. Charakteristik 642a.
Fischer, Kuno, geb. 23. Juli 1824 zu Sonderwalde in Schlesien, stud. seit 1844 in Leipzig und Halle, 1850 Privatdozent in Heidelberg, 1856 Professor der Philosophie in Jena. — Geschichte der Philosophie 870a. Aesthetik 922a. Festrede 953a.
Fischer, Minna, Lyrische Dichterin 59b.
Flammberg, Gottfried = Ebrard.
Fleischer, Heinrich Lebrecht, Orientalist 925b.
Flemming, Karl Friedrich, geb. um 1797 zu Jüterbogk, stud. Medizin, 1823 Arzt in der Irrenanstalt Sonnenschein, 1824 in Schwerin, 1830 dirigierender Arzt der Irrenanstalt Sachsenberg, trat 1854 in den Ruhestand. Er st. 1880 in Wiesbaden. — Dramatiker 506b.
Flir, Aloys, Tiroler Dichter, Lyrische Gedichte 35a. Dramatiker 499a.
Flota, W., Lustspieldichter 254b.
Flugi, Alfons von, geb. 1823 im Kanton Graubünden, stud. in Zürich, Bonn und Berlin besonders Geschichte, Literatur- und Kunstgeschichte und lebt als Privatmann in seiner Heimat. — Epiker 373a. Drama 520b.
Flugschriftenliteratur 932b.
Foglár, Ludwig, Oestreichischer Dichter. Lyrische Gedichte 38a. Dramatiker 509a. 521b.
Fontane, Theodor, Brandenburgischer Dichter 17b. Leben 429a. Mitglied des Berliner Kreises 4a. Lyrische Gedichte 429b. Balladen 429a. b. Reisen 886a.
Formstecher, Jüdischer Dichter 57a. Roman 686b.
Förstemann, Edmund = Herloßsohn.
Förster, Ernst, geb. 8. April 1800 zu Münchengosserstädt a. d. Saale, stud. in Jena und Berlin Theologie, Philologie und Philosophie, wandte sich 1822 der Malerkunst zu, arbeitete in Dresden, München, Bonn, weilte lange in Italien, widmete sich später der Kunstschriftstellerei und lebt in München als Mitglied der Akademie der bildenden Künste. — Thüringischer Dichter 25b. Künstler 51a. Lyrische Gedichte 56a. Kunstgeschichte 879a. Biographie 879a.
Förster, Friedrich, Thüringischer Dichter, Lyrische Gedichte 25b. Humoristischer Roman 697a.
Förster, Heinrich, katholischer Prediger 952a.
Förster, Karl, Obersächsischer Dichter 26b. Lyrische Gedichte 26b. Uebersetzer 26b. Politische Gedichte 45b. Epische Dichtung 362b. Balladen 372b.
Förster, Marie Laura, Meißnische Dichterin 27b. Lyrische Gedichte 63a.
Fr*** = Freiherr von Unterrichter.
Fraas, Karl, geb. 6. Septbr. 1810 zu Rattelsdorf bei Bamberg, stud. in München neben der Medizin besonders Botanik und wurde bald Assistent am Botanischen Garten. Im J. 1835 gieng er als Arzt und Lehrer der gräfl. Saporta'schen Familie nach Griechenland, wurde hier Prof. der Botanik an der Universität zu Athen und Ephor der königl. Gärten. 1842 zurückgekehrt, wurde er Prof. an der Gewerbschule in Freising, 1845 an der Centrallandwirthschaftsschule, 1847 Prof. der Landwirthschaft an der Universität München, 1851 auch Direktor der Centralthierarzneischule. Seit 1866 im Ruhestande lebend, starb er am 9. Novbr. 1875 zu München. — Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft 870b.
Francke, August Herm., Sächsischer Dichter. Epos 366b.
Frankel, Adolf, geb. in Brünn am 20. Oktbr. 1823, gieng 1841 nach Wien, wo er Mathematik, Mechanik u. s. w. studierte, verließ 1848 die technische Laufbahn, stud. in Leipzig und Jena Philosophie und wandte sich dann der Schriftstellerei zu. — Oestreichischer Dichter. Epos 363b.
Fränckel, Moritz, Lyriker 58a.
François, Marie Clementine, Niederrheinische Dichterin 24b. Lyrische Gedichte 60b.
Frank, Gustav Ritter von, Oestreichischer Dichter, Drama 522a.
Franke, Richard, Dramatiker 520a.
Fränkel, Ferd., Dramatiker 516a. 527a.
Fränkische Dichter 29a.
Frankl, Ludwig August, Böhmischer Dichter 39b. Jüdischer Dichter 57a. Leben 386b. Mitglied des Wiener Kreises 4b. Lyrische Gedichte 57a. Epische Dichtung 357a. 362b. Habsburgslied 387a. Colombo 387b. Rachel 387b. Don Juan d' Austria 387b. Uebrige Dichtungen 388a. Lustspiel 521b.
Frantz, Cl., Epiker 365a.
Frantz, H., Epiker 359a.
Frauen S. Dichterinnen.
Frauenstädt, Christ. Mart. Julius, geb. 17. April 1813 zu Bojanowo im Posenschen, stud. seit 1833 in Berlin Theologie und Philosophie, war seit 1844 Lehrer bei dem Fürsten Sayn-Wittgenstein und lebte seit 1848 als philosophischer Schriftsteller in Berlin, wo er am 13. Jan. 1879 starb. — Philosoph 920b.
Freiberg, Günther von, Pseudonym für Signora **Ada Pinelli**, wurde um 1836 zu Frankfurt a. O. als die Tochter eines früheren Offiziers, späteren Legationsraths von Treskow geb., erhielt in Berlin eine vortreffliche Erziehung, lernte auf einer Reise in Italien den Signor Pinelli, einen Justizbeamten, kennen und lebt als dessen Gattin jetzt in Rom. — Novellen 701a.
Freiligrath, Ferdinand, Westfälischer Dichter 22b. Leben 147a. Kaufmann 147a; nimmt Antheil an Chamissos Musenalmanach 5a. Uebersetzer 10b. 11a. 153b. Politische Gedichte 45a. 49a. Lyriker 22b. Charakteristik 146b. 147b. ff. Sprache und Darstellung 150b. Versification 151a. Romanzen und Balladen 151a. Stoffe 151b. Politische Dichtungen 153a.
Frenzel, Karl Wilh. Theod., geb. am 6. Dezbr. 1827 in Berlin, stud. seit 1849 daselbst Philosophie und Ge-

schichte, unterrichtete dann an mehreren höheren Schulen Berlins, widmete sich aber bald ausschließlich der Schriftstellerei und gehört seit 1861 der Redaction der Nationalzeitung an. Kurze Zeit redigierte er auch das „Deutsche Museum" 924 a. Drama 527 b. Roman 675 a 679 a. 693 a. Novelle 693 a. Biographien 881 a.

Frey, Jakob, Schweizerischer Dichter, Dorfgeschichten 690 a. Novellen 698 a.

Freytag, Georg Wilhelm, Orientalist 925 b.

Freytag, Gustav, Schlesischer Dichter 16 b. Leben 577 a. Lyrische Gedichte 16 a. Dramatiker 509 b. 518 b. 519 b. 521 b. Charakteristik 577 a. Die Brautfahrt 577 b. Der Gelehrte 577 b. Die Valentine 577 b. Graf Waldemar 578 a. Die Journalisten 578 a. Die Fabier 578 b. Romane 682 b. 686 a. 693 a. Soll und Haben 827 a. Die verlorene Handschrift 829 b. Culturgeschichtliche Schriften 869 a. Technik des Dramas 922 b.; redigiert mit Julian Schmidt die „Grenzboten" 923 b.

Frick, Ida, Roman 670 b. 674 a. 682 b. 683 b. 693 b. Novelle 698 b.

Fricke, Wilhelm, geb. 2. Febr. 1809 in Bremen, widmete sich seit 1826 vier Jahre lang dem Theater, bezog dann 1832 die Universität München, um Medizin zu studieren, wurde aber durch Krankheit an der Vollendung seiner Studien gehindert. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Schweiz und Oberitalien kehrte er nach Bremen zurück, wo er seit 1837, einen Aufenthalt in Rußland, Schweden und Dänemark abgerechnet, als Schriftsteller lebt. — Dramatiker 521 b. 527 a.

Friedemann, Ottilie, Roman 694 b. Novelle 698 a.

Friedländer, Ludwig, geb. 24. Juli 1824 in Königsberg, stud. seit 1841 daselbst und in Berlin Philologie, wurde 1847 Privatdozent in seiner Vaterstadt und 1859 Prof. der klassischen Philologie und Archäologie daselbst. — Culturgeschichte 869 a.

Friedrich, Friedrich, geb. 2. Mai 1828 zu Groß-Vahlberg im Braunschweigischen, stud. in Göttingen, Halle und Jena Theologie, gieng 1853 nach Leipzig, wo er sich hinfort der Schriftstellerei widmete. Seit 1867 lebte er in Berlin, bezog 1872 seine Villa bei Eisenach, siedelte aber 1876 wieder nach Leipzig über. — Roman 679 b.

Friedrich, Gerhard, Pseudonym **Gustav Waller,** geb. am 2. Januar 1779 zu Frankfurt a. M., stud. seit 1798 in Jena, Marburg und Heidelberg Theologie, wurde 1806 Früh- und Krankenhausprediger in Frankfurt, 1812 Pfarrer in Bornheim, 1816 wieder in Frankfurt. Seit 1858 im Ruhestande lebend, starb er am 30. Oktbr. 1862. — Epiker 359 a.

Friedrich, H., Dramatiker 517 b.

Friedrich, Johannes, Epiker 369 a.

Friedrich, Wilhelm, Dramatiker 523 a.

Friedrich Wilhelm IV. König v. Preußen, politischer Redner 953 b.

Frisch, Gustav = Jahn, Gustav.

Fritze, Ernst, Uebersetzer 10 a.

Fritze, Ernst, Pseudonym für **Louise Reinhardt,** geborne Ditfurth, geb. 31. März 1807 zu Magdeburg, vermählte sich mit dem nachmaligen Stadt- und Kreisgerichtsrath Reinhardt daselbst, wurde 1870 Wittwe und lebt seit 1873 in Merseburg. — Roman 667 a. b. 686 a. Novelle 698 b.

Fröbel, Julius, Thüringer Dichter. Drama 502 a. Politik 931 a. Journalist 932 a. b.

Fröhlich, Karl, geb. am 8. April 1821 in Stralsund, lebt als Bildschnitzer und Silhouettenzeichner in Berlin. — Lyrische Gedichte 54 b.

Frohne, Wilhelm, Dramatiker 481 b.

Frommann, K., giebt die Monatsschrift „Die deutschen Mundarten" heraus 927 a.

Fuchs, C., katholischer Prediger 952 a.

Furrer, Jonas, parlamentarischer Redner 954 b.

Fürst, Julius, Literaturgeschichte 872 a.

Fürst, Livius, Sächsischer Dichter jüdischer Confession. Epiker 363 b.

Fürsten, Theilnahme derselben an der Poesie 49 a.

Fuster, parlamentarischer Redner 953 a.

Gagern, Heinrich Frh. v., parlamentarischer Redner 954 a.

Gaillard, Karl, geb. 13. Januar 1813 zu Potsdam, widmete sich dem Buchhandel und wurde Mitinhaber der Challier'schen Handlung in Berlin, gest. daselbst am 10. Januar 1851, Redacteur der „Berliner Musik-Zeitung". — Brandenburgischer Dichter 17 b. Lyrische Gedichte 49 b. Dramen 497 b. 498 a.

Galen = Lange, Philipp.

Gall, Luise v., verehelichte Schücking, Hessische Dichterin, Drama 523 b. Roman 695 a. Novelle 699 a.

Galle, Friedrich, Religiöse Gedichte 73 a.

Gartner, Anton, geb. 1817 zu Pernstein in Oberöstreich, studierte in Wien Medizin, wurde 1852 Bezirksarzt zu Böklabruck in Oberöstreich, 1853 Militär-Chef-Arzt in Modena, später Leibarzt des Erzherzogs Maximilian von Este, starb 1858 zu Böklabruck. — Oestreichischer Dichter 37 b.; dichtet in der Mundart 67 a.

Gärtner, Karl, Lausitzer Dichter 17 b. Lyrische Gedichte 17 b.

Gärtner, Wilhelm, geb. 4. Mai 1811 zu Reichenberg in Böhmen, Geistlicher, Prediger in Wien, seit 1852 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität in Pesth. — Oestreichischer Dichter. Dramatiker 479 b. 512 b. 518 a Roman 679 a.

Gaßmann, Theodor, geb. 23. April 1828 zu Braunschweig, seit 1847 in einer Buchhandlung Hamburgs thätig, wurde 1852 Theaterregisseur in Altona, später am Kroll'schen Theater in Berlin, kehrte aber bald nach Hamburg zurück, wo er die Redaction des „Theater des Auslandes" übernahm und als Kritiker thätig war. Er starb 2/3. Dezbr. 1871. — Dramatiker 516 b. 521 b. 527 a.

Gätschenberger, Stephan, Dramatiker 513 b. Geschichte der englischen Literatur 878 a.

Gaudy, Franz Bernh. H. W. Freih v., Brandenburgischer Dichter 17 b. Leben 117 a.; nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Uebersetzer 10 b. Politische Gedichte 45 a. Lyrische Gedichte 118 a. Charakteristik 118 b. Epische Dichtungen 118 a. 362 a. 371 b. 372 b. Novellen 699 a.

Gayette, Jeanne Marie von, geb. 11. Oktbr. 1817 zu Kolberg als Tochter eines hohen Offiziers, erzogen in Pillau und Breslau, betrat 1844 die schriftstellerische Laufbahn, gründete 1856 mit ihrem jetzigen Gatten, Jan Daniel Georgens bei Wien eine Heil- und Erziehungsanstalt für geistesschwache Kinder, die sie 1863 an den Staat überließ, lebte dann in der Schweiz, zwei Jahre in Nürnberg und seitdem in Berlin. — Pommersche Dichterin 15 b. Lyrische Gedichte 61 b. Roman 671 a. 693 b.

Gebhard, Albert, Epiker 363 a.

Geburt des Helios, Aristophanisches Lustspiel eines Ungenannten 526 b.

Gedeon v. d. Heide = Berger, Jean Baptiste.

Geibel, Emanuel, Hanseatischer Dichter 19 a. Leben 165 a. Mitglied des Berliner Kreises und des „Krokodils" 4 a. nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Lyriker 19 a. Politische Gedichte 45 a. 166 b. Charakteristik 164 b. 165 a. 168 b. Gedichte 165 a. Juniuslieder 167 b. Neue Gedichte 167 b. Gedichte und Gedenkblätter 168 a. Epos 364 b. Ballade 372 b. Dramen 490 a. b. 498 b. 505 a. 518 a. 521 b.

Geiger, Emilie, verehelichte von Hörmann, s. d.

Geißler, Robert, Novellen 701 b. Gelegenheitsreden 952 a.

Gelpke, E. Fr., Dramatiker 496 a. Kirchengeschichte 868 b.

Gelzer, Johann Heinrich, Historiker 865 b. 875 a.

Genast, Wilhelm, Thüringischer Dichter. Dramen 511 a. 518 a.

Genée, Friedrich, geb. 1796 in Königsberg, stud. daselbst seit 1813 und nachdem er den Freiheitskrieg mitgemacht, seit 1816, widmete sich aber bald der Bühne, wurde 1824 in Berlin, 1826 am Hoftheater in Dresden angestellt, 1828 Opernregisseur in Aachen, gieng 1830 wieder nach Berlin, wo er 1841 die Regie des Königsstädtischen Theaters führte, darauf nach Danzig, wo er 4. März 1856 starb. — Lustspieldichter 522 a.

Genée, Rudolf, Sohn des Vorigen, geb. am 12. Dezbr. 1824 in Berlin, erlernte anfänglich bei Prof. Gubitz die Holzschneidekunst, wandte sich dann der dramatischen Schriftstellerei zu, war längere Zeit Redacteur der „Danziger Zeitung", darauf der „Koburger Zeitung" und begann 1863 in den größeren Städten Deutschlands seine mit Beifall aufgenommenen kritisch-dramatischen Vorträge über Shakespeare. Er lebte bis 1879 in Dresden, seitdem in Berlin. — Lustspieldichter 523 b. 527 a. b.

Gengenbach, Karl, Schweizerischer Dramatiker 502 b.

Genth, Wilhelm, geb. 6. März 1803 zu Kirburg im Nassauischen, stud. seit 1821 in Bonn und Heidelberg die Rechte, wurde 1824 Amtsaccessist in Montabaur, kam später an andere Aemter und 1834 als Amtssekretär nach Wiesbaden, wo er 1841 Kriminalrichter ward. Er starb 16. Juli 1844 in Soden. — Hessischer Dichter 25 a. Politische Gedichte 45 a.

Gentzel, Gottfried, geb. 5. Febr. 1808 zu Kehmstädt bei Nordhausen, stud. in Halle Theologie, später in Berlin Philologie, lebte hier viele Jahre als Redacteur verschiedener Zeitschriften und wurde schließlich Rector in Christianstadt am Bober. — Dorfgeschichte 688 b.

George, Amara = Kaufmann, Mathilde.

Georges, geb. Paalzow. S. Paalzow.

Georgi, Karl Aug., Sächsischer Dichter 26 b. Religiöse Lieder **70 b.**
Gerhard, Wilhelm, Thüringer Dichter 25 b. **53 a.**
Gerhardt, verehelichte Köhler, Julie Caroline Henriette, Brandenburgische Dichterin **64 a.**
Gerichtliche Rede 954 a.
Gerle, W. A., Lustspieldichter **513 a.**
Germanisten 926 a.
Germer, Eduard Wilhelm, Humoristische Erzählung 698 a.
Gerok, Karl, Schwäbischer Dichter 31 b. Leben **322 a.** Gedichte 69 a. 322 a. Predigten 951 b
Gerstäcker, Friedrich, Hanseatischer Dichter 25 b. Leben **781 a.** Ethnographische Romane 691 a. 692 b. Charakteristik 781 b. Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten 782 b. Die Regulatoren 782 b. Die Flußpiraten 782 b. Der deutschen Auswanderer Fahrten 782 a. Mississippi-Bilder 782 b. Achtzehn Monate in Sudamerika 782 b. Die beiden Sträflinge 782 b. Im Busch 782 b. Unter dem Aequator 782 b. Tahiti 782 b. Andere Romane 783 a. Reisen 883 a.
Gerstell, Albrecht, Braunschweigischer Dichter, Balladen **373 a.** Drama 520 b. Märchen 702 b.
Gervais, Eduard, geb. 24. Juli 1808 zu Elbing, stud. seit 1828 in Königsberg Philosophie und Geschichte, habilitierte sich 1832, unternahm 1836 bis 1838 eine wissenschaftliche Reise durch mehrere Länder Europas und wurde 1845 Lehrer am Gymnasium in Hohenstein, wo er bis 1879 wirkte. — Dramatiker 498 b. Historiker 864 a
Gervinus, Historiker. Leben **839 a.** Geschichte der Angelsachsen 890 a. Geschichte der deutschen Dichtung 872 a. 890 b. Ueber den Goetheschen Briefwechsel 890 b. Grundzüge der Historik 891 a. Shakespeare 891 a. Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts 891 a. Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen 891 a; gründet die „Deutsche Zeitung" 932 a. b. Mission der deutschen Katholiken 935 a
Gfrörer, Aug. Friedrich Historiker 862 b. 864 a. **867 b.** 868 a. 878 a.
Giesebrecht, Friedr. Wilh Benjamin (von), Historiker **863 a.**
Gihr, Johann, Schweizerischer Dichter, Roman 679 a. Dorfgeschichte 690 a.
Gildemeister, C. H., Uebersetzer 10 b Johann Georg Hamanns Leben und Schriften 875 b.
Gilm, Hermann v., Tiroler Dichter 34 a. **233 b.** Lyrischer Dichter 36 a. Charakteristik 233 b
Giseke, Robert, Preußischer Dichter. Leben **630 a.** Dramen 513 a. 519 b. 630 b. Roman 681 a. 682 b. Moderne Titanen 804 b. Pfarr-Röschen 804 b. Carrière 804 b. Große und kleine Welt 805 a. Otto Ludwig Brook 805 a. Käthchen 805 a.
Giskra, parlamentarischer Redner 953 b.
Glaser, Adolf, Nassauischer Dichter. Dramatiker **485 a.** Novelle 701 b.
Glaßbrenner, Adolf, Brandenburgischer Dichter 17 b. Kaufmann 53 a. Leben **210 a.** Lyrische Gedichte 53 a. 210 b. Komisches Epos 371 a. Reinecke Fuchs 412 a. Die verkehrte Welt 412 b. Aristophanisches Lustspiel 526 a. Humoristische Gespräche 698 a. Epische Dichtungen 365 a.
Glaubrecht, Otto = Oeser, Rudolf.
Glück, Elisabeth, Oestreichische Dichterin 37 b Leben **179 b.** Lyrische Dichterin 37 b. Charakteristik 179 b. Gedichte 180 a. Roman 694 b.
Gneist, Rudolf. Staatsrecht **929 b.** Parlamentarischer Redner 953 b.
Godin, Amélie = Linz, Amély.
Goedeke, Karl, geb. 15. April 1814 zu Celle im Hannöverschen, stud. von 1834 bis 1838 in Göttingen Philologie und Literaturgeschichte, lebte dann theils in Hannover, theils in Celle und Göttingen seinen Studien, trat 1843 als Korrespondent in die Geschäfte des Hofbuchhändlers Hahn in Hannover, lebte seit 1855 literarisch beschäftigt in Celle, seit 1859 in Göttingen, wo er 1873 zum ordentl. Prof. der Literaturgeschichte an der Universität ernannt wurde. — Hannöverscher Dichter 20 b. Aristophanisches Lustspiel 526 a. Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung 873 a. Goethes Leben 873 a. 876 a Schillers Leben 873 a. 877 a.
Goldammer, Leo, geb. am 7. April 1813 in Berlin, Bäckermeister daselbst, erhielt durch Franz Kuglers Vermittelung vom Könige Friedrich Wilhelm IV. auf 5 Jahre eine Pension, die es ihm möglich machte, sich seinen dramatischen Studien zu widmen. Später wandte sich Goldammer der Novelle zu, da von seinen zahlreichen Dramen keins auf die Bühne kam. Im Jahre 1864 übertrug ihm der Berliner Magistrat das Amt eines Stadtwachtmeisters. — Roman 692 b. Novelle 698 b.
Goldhann, Ludwig, geb. am 8. Dezbr. 1823 zu Wien, stud. daselbst neben modernen Sprachen und altklassischer Literatur die Rechte, trat 1848 zu Brünn bei der Finanzprokuratur in den Staatsdienst, wurde 1860 zum Adjunkten bei derselben ernannt, trat aber schon 1867 seiner geschwächten Gesundheit wegen in den Ruhestand. Er lebt seitdem seinen literarischen Beschäftigungen in Brünn. — Dramatiker 492 b.
Goldschmidt, Karl, Schauspieler und Dramatiker 521 b.
Gollenberger, (pseudonym). Politische Gedichte 46 b. Epos 43 a. 371 a.
Goltz, Bogumil, Polnischer Dichter 44 a. Humoristischer Roman **697 b.** Culturgeschichte 869 b. Selbstbiographie 880 b.
Görner, Karl August, geb. am 29. Januar 1806 zu Berlin, wurde durch Devrient für das Theater gewonnen, wirkte seit 1822 als Schauspieler in Stettin, Köthen, Halle, Chemnitz, Freiberg, Zittau, Bautzen ꝛc., wurde 1827 als erster Charakterspieler an das Hoftheater in Neustrelitz berufen, später auch Oberregisseur und Direktor daselbst. Nach Auflösung des Hoftheaters (1848) gieng er nach Breslau, dann nach Berlin und 1857 nach Hamburg, wo er noch jetzt als Oberregisseur thätig ist. — Lustspieldichter 525 b. Soloscenen 527 b.
Görres, Guido, Niederrheinischer Dichter 24 b. Ultramontane Dichtungen **67 b;** gründet mit G. Philipps die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" 924 a.
Goßmann, Joh. Bartholomäus, geb. 28. Septbr. 1811 zu Frammersbach in Franken, stud. seit 1829 in Würzburg Theologie und Philologie, wurde 1832 Lehrer in Würzburg, 1842 in Landau und 1848 in München, wo er 1854 starb. — Epos 360 a.
Goethe, Wolfgang (von), liefert Gedichte zu Wendts Musenalmanach 5 a.
Goethe, Wolfgang Maximilian v., (Enkel), Thüringischer Dichter. Gedichte **26 a.** Epos 26 a. 364 a.
Gottschalk, Friedrich, Volksmärchen 702 a.
Gottschall, Rudolf, Schlesischer Dichter 16 a. Leben **254 a.** Lyrische Gedichte 16 a. Oden 14 b. Hymnen 14 b. Charakteristik 254 b. Epiker 365 a. Carlo Zeno 452 b. Maja 453 a. Drama 499 a. 500 b. 504 a. 521 b. Charakteristik 567 a. Erste Dramen 567 a. Mazeppa 567 b. Der Nabob 568 a. Karl XII. 568 a. Katharine Howard 568 b. Lustspiele 568 b. Deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 877 a. Aesthetik 922 b.; redigiert die Blätter für literarische Unterhaltung 923 b. und die Zeitschrift „Unsere Zeit" 924 a.
Gottwald, Eduard, Volksschriften **704 a.**
Göttinger, Max Wilhelm, Geschichte der deutschen Literatur **872 b.**
Grabowski, Stanislaus Stephan Albert, geb. am 15. Juli 1828 in Berlin, trat 1845 in die preuß. Armee, wurde Offizier und gieng 1854 zur britisch-deutschen Legion auf den Schauplatz des Krimkrieges, wurde Kapitän, kehrte nach Beendigung des Krieges nach Berlin zurück, wo er sich hinfort der Schriftstellerei widmete. Seit 1866 lebte er in und bei Dresden und siedelte im Oktbr. 1874 nach Berg bei Stuttgart über wo er am 7. Dezbr. 1874 starb. — Roman 672 a. b. 674 a. 678 b. 693 b.
Grahl, Gustav de, eigentlich Dietrich Christian Grahl, geb. am 28. Juli 1795 in Bremen, trat 1811 als Eleve der Medizin und Chirurgie in das Militärhospital, machte als solcher den Krieg gegen Rußland mit, stud. später in Paris und Berlin Medizin, promovierte 1819, war dann kurze Zeit Arzt in Khritz u. ließ sich 1822 als solcher in Hamburg nieder. — Dramatiker 609 a.
Grandjean, Moritz, geb. 1821 zu Wien, wo er noch jetzt als pension. Controleur der Nationalbank und dramatischer Dichter lebt. — Lustspieldichter 524 b. 527 a.
Gräße, J. J. Theodor, Allgemeine Literärgeschichte **870 b.**
Grätz, H., Historiker 860 b.
Grabe, Agnes le = Holthausen, J.
Gregorovius, Ferdin. Adolf, Preußischer Dichter 15 b. Polenlieder 49 b. Epos **358 a.** Drama 492 a. Roman 358 a. 682 b. 693 b. Historiker 861 b. Reisebeschreiber 862 a.
Grein, Germanist 926 a.
Greuter, parlamentarischer Redner 953 b.
Griepenkerl, Wolfgang Robert, Calenbergischer Dichter 20 b. Leben **600 a.** Epos 362 b. Drama 494 b. 496 a. Charakteristik 600 a. Robespierre 600 a. Die Girondisten 601 a. Ideal und Welt 601 b. Auf der hohen Rast 601 b. Auf St. Helena 601 b.
Griesinger, Karl Theodor, Schwäbischer Dichter, Roman 658 b. 667 a. 679 a. 683 b. 684 b. **691 b.** Novelle 698 b.
Grimm, August Theodor von, geb. 1805 zu Stadtilm, stud.

seit 1822 in Jena, Halle und Berlin, anfänglich Medizin, dann aber Philosophie und Geschichte, gieng 1827 nach Petersburg, wo er eine Stellung als Lehrer und 1833 als Prof. der Geschichte an der Universität fand. Seit 1835 Erzieher des Großfürsten Constantin, begleitete er diesen wiederholt auf seinen Reisen, wurde 1847 Erzieher der Großfürsten Michael und Nicolaus und trat 1852 in den Ruhestand. Er gieng nach Dresden, 1858 nochmals als Erzieher an den russischen Hof und kehrte 1860 nach Berlin zurück. Seit April 1872 in Wiesbaden lebend, starb er daselbst am 28. Oktbr. 1878. — Roman 692 b. 693 b.

Grimm, Friedrich, Märchen 702 a.

Grimm, Hermann, Hessischer Dichter. Drama 503 b. Novellen 701 b. Kunstgeschichte 879 a.

Grimm, Jakob, Festrede 952 b.

Grohmann, J. Virgil, geb. 12. Dezbr. 1831 zu Hainspach in Böhmen, lebt als Professor in Prag. — Drama 519 a. Sagen 703 a.

Grönau, Isidore = Sydow, Wilhelmine von.

Groschhetter, Eugen, Epiker 358 a.

Grosewsky, Th. Robert, Kurländischer Dichter 40 b.

Groß-Hoffinger, Anton Johann, geb. 22. Mai 1808 in Wien, stud. seit 1824 in Wien, war seit 1827 ein Jahr Cadet in Iglau, nahm aber dann seine Studien wieder auf, nach deren Beendigung er als Schriftsteller in Halberstadt, Leipzig, Stuttgart und seit 1837 in Wien lebte. — Roman 668 b. 684 a.

Grosse, Julius, Thüringischer Dichter. Leben 455 a. Mitglied des Münchner Vereins und des „Krokodils" 4 a. Lyrische Gedichte 323 a. Politische Gedichte 45 a. Epische Dichtungen 455 b. Das Mädchen von Capri 455 b. Faraf Musa 456 a. Gundel vom Königssee 456 b. Drama 488 a. 497 a. 500 a. 509 a. Charakteristik 587 b. Rienzi 687 b. Johann von Schwaben 688 a. Der letzte Grieche 688 a. Die Ynglinger 688 a.

Großmann, Julie von, geb. 1790 zu Freistadt in Schlesien, wurde 1808 Erzieherin in Dresden, verheiratete sich 1812 mit dem sächsischen Lieutenant von Großmann, mit dem sie seit 1816 in Breslau lebte. Witwe geworden, kehrte sie nach Dresden zurück, wo sie 20. Dezbr. 1860 starb. — Lyrische Gedichte 59 b. Roman 695 b. Novellen 698 b.

Groth, Klaus, Holsteinischer Dichter 20 a. Leben 299 b. Charakteristik 300 a. Plattdeutsche Gedichte 300 a. Epische Dichtungen 368 b. 371 b.

Grötsch, F. George, Dramatiker 494 b.

Grube, Elisabeth, geb. Dies, Niederrheinische Dichterin 24 b. Lyrische Dichtungen 60 a. Dramen 506 a. 511 b.

Grumbrecht, parlamentarischer Redner 954 a.

Grün, Albert, geb. 31. Mai 1822, widmete sich erst dem Bergfache, stud. dann in Bonn Philologie und gieng darauf nach Brüssel, wo er Vorlesungen hielt; 1848 und 1849 an der Spitze der revolutionären Bewegung, mußte er flüchten; er gieng nach Straßburg, wo er Privatlehrer war und nach der Annexion Lehrer an der städtischen höheren Töchterschule ward. — Dramatiker 515 b.

Grün, Anastasius, nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a.

Grüneisen, Karl, Biographie Niklaus Manuels 873 b. 879 b. Predigten 950 b.

Gruppe, Otto Friedrich, Preußischer Dichter 15 b. Leben 367 b; nimmt Antheil an Chamissos Musenalmanach 5 a. giebt einen Musenalmanach heraus 5 b. Lyrische Gedichte 45 b. Epiker 363 a. Charakteristik 377 a. Balladen 377 a. Alboin 377 b. Theudelinde 377 b. Kaiser Karl 377 b. Drama 503 b. 513 b. 514 a. Geschichte der deutschen Poesie 874 a. Reinhold Lenz, Leben und Werke 874 a. 875 b.

Gubitz, Friedrich Wilhelm, geb. am 27. Febr. 1789 zu Leipzig, erlernte die Schriftgießerei und Buchdruckerei und widmete sich dann besonders der Holzschneidekunst. Im Jahre 1805 wurde er in Berlin als Lehrer der Holz- und Formschneidekunst angestellt, verlor aber 1806 sein Gehalt und mußte er sich nun durch Schriftstellerei sein Brot erwerben. Später gründete er eine große Buchhandlung, verband damit Schriftgießerei und Buchdruckerei und suchte gleichzeitig seine großen Leistungen in der Holzschneidekunst zu verwerthen. Er starb am 5. Juni 1870. — Drama 510 b. 519 b. 521 b. 527 a. 528 a.

Guericke, Ernst Heinrich Ferdinand, Kirchengeschichte 867 a.

Guhl, Ernst, Festrede 952 a.

Guhrauer, Gottschalk, Gottfried Wilhelm v. Leibniz 874 a; setzt Danzels Lessing fort 875 b.

Gül, Friedrich Wilhelm, geb. 1. April 1812 zu Ansbach, besuchte seit 1829 das Lehrerseminar in Altdorf, wurde 1831 Lehrer in Markt Flachslanden, 1833 in Ansbach und 1842 an der protestant. Pfarrschule in München. — Lyriker 30 a. 50 b. Er starb 24. Dezbr. 1879.

Gumpert, Thekla von, verehelicht gewesene v. Schober, Jugendschriftstellerin 703 b.

Gundling, Julius, Böhmischer Dichter. Roman 668 b. 676 b. 679 a. 682 b. 684 a. 686 a. 693 b. Novelle 698 b.

Günther, C. F., Uebersetzer 10 a. Altenburgischer Dichter. Ballade 372 b.

Guseck, Bernd v. = Berneck.

Gutzkow, Karl, Brandenburgischer Dichter 17 b. Junges Deutschland 6 b. Leben 535 a. 4 a. Dramen 480 a. 492 a. 504 a. 513 a. b. 514 a. 521 b. Charakteristik 535 a. 536 a. b. Richard Savage 536 b. Werner 537 a. Ein weißes Blatt 537 a. Ottfried 537 a. Die Schule der Reichen 537 a. Komödie der Besserungen 537 b. Uriel Acosta 537 b. Patkul 538 a. Wullenweber 538 a. Antonio Perez 538 a Zopf und Schwert 538 a. Urbild des Tartuffe 538 b Der Königslieutenant 538 b. Lorbeer und Myrthe 538 b. Romane 660 b. 674 a. 679 a. 680 b. 681 a. 682 b 683 b. 696 b. Charakteristik 719 a. b. 720 b. Maha Guru 719 b. Wally 720 a. 535 a. Seraphine 720 a. Blasedow 720 a. Die Ritter vom Geist 720 b. Der Zauberer von Rom 721 a Hohenichwangau 722 a. Novellen 698 b. 722 b. Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte 876 b. Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur 876 b. 877 b. Selbstbiographie 876 b. 880 b.; gründet die „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" 924 a.

Haberstich, Samuel, Schweizerischer Dichter, Dorfgeschichten 690 b. Novelle 698 b

Habicht, Ludwig, Roman 660 b. 683 b.

Häbler, Karl Gotthelf, geb. 7. Januar 1829 zu Groß-Schönau in der Lausitz, stud. in Leipzig Philosophie und lebt seit 1852 als Lehrer der älteren und neueren Sprachen in Dresden. — Dramatiker 518 a.

Hackenschmidt, Johann Christian, geb. 20. Mai 1809 zu Straßburg i. E., Korbmachermeister daselbst, seit 1846 Mitglied und Kassirer der weit bekannten Neuhofanstalt in Straßburg. — Erzählung 674 a.

Hackländer, Friedrich Wilhelm, Niederrheinischer Dichter 24 b. Leben 749 a. Kaufmann 53 a. Dramen 521 b. Charakteristik 606 b. Der geheime Agent 606 b. Magnetische Kuren 607 a. Zur Ruhe setzen 607 a. Uebrige Dramen 607 b. Romane 682 b. 696 b. Charakteristik 749 b. 750 b. Bilder aus dem Soldatenleben 750 b. Das Soldatenleben im Frieden 751 a. Wachtstubenabenteuer 751 a. Handel und Waudel 751 b. Namenlose Geschichten 751 b. Uebrige Romane 751 a. b. 752 a.; gründet mit Edmund Höfer die „Hausblätter" und mit Edmund Zoller „Ueber Land und Meer" 924 b.

Haffner, Karl, geb. 8. Novbr. 1804 zu Königsberg in Preußen, gieng mit 16 Jahren zum Theater, durchzog mit Wandertruppen 10 Jahre lang verschiedene Länder, wurde 1830 Theaterdichter für die Bühne in Pesth, kam dann an das Theater an der Wien, dem er 12 Jahre angehörte und feierte am 5. April 1872 sein 50jähr. Jubiläum als Schriftsteller. Er starb in Wien am 29. Febr. 1876. — Dramatiker 518 a. 519 b.

Hagen, August, Schenkendorfs Leben 878 a

Hagen, Karl, Historiker 862 b. 864 a. 868 a. 869 a. 873 a.

Hagen, Theodor, geb. am 15. April 1823 in Hamburg, widmete sich dem Handelsstande, gieng 1841 nach Paris, wo er ganz dem Studium der Kunst, besonders der Musik, lebte, für die er schon frühe Begabung gezeigt hatte. Nach Hamburg zurückgekehrt, war er als Schriftsteller und Kritiker auf dem Gebiete der Musik thätig, gieng 1850 nach London, später nach Amerika, wo er als Redacteur zu New York am 27. Dezbr. 1871 starb. — Novellen 700 b.

Hagenbach, Karl Rudolf, Schweizerischer Dichter 42 a. Leben 235 b. Lyrische Gedichte 69 a. Charakteristik 235 b. Epische Dichtungen 236 a. 359 a. Balladen 372 b. Kirchengeschichte 868 a.

Hagendorf, Hugo, geb. 1813 in Graudenz, stud. in Berlin die Rechte und fand später eine Anstellung daselbst. Er starb am 17. April 1860. — Preußischer Dichter 15 b. Mitglied des Berliner Vereins 4 a. Lyrische Gedichte 15 b. Episches Gedicht 363 a.

Hahn-Hahn, geb. Gräfin Hahn, Ida Marie Louise Sophie Friedrike Gustave Gräfin, Mecklenburgische Dichterin 20 b. Leben 102 b. Lyrische Gedichte 59 a. 103 a. Epische Gedichte 103 b. 362 b. 363 a. Roman 684 b. Charakteristik 754 b. Aus der Gesellschaft 756 a. Faustine 756 a. Ulrich 756 b. Forster 756 b. Uebrige Romane 756 b.

Hahn, J. G., geb. 1810, war österr. Generalkonsul in Belgrad, bereiste wiederholt Albanien und starb 23. Sept. 1869 in Jena. — Albanesisches 927 b.

Hake, A. von, Dramatiker 489 a.
Hallberg, Emilie Emma v., Niederrheinische Dichterin 24 b. Lyrische Gedichte **62 b.** Epische Dichtungen 62 b. 365 a. Balladen 62 b. 372 b.
Halm, Friedrich = Münch-Bellinghausen.
Haltaus, Ernst = Vömel.
Haltaus, Karl Ferdinand, Historiker 861 b. Thüringer Dichter **26 a.**
Hamerling, Robert, Oestreichischer Dichter 37 b. Uebersetzer 10 a. Leben **314 a.** Lyriker 37 b. Hymnen 14 b. Canzonen 14 b. Charakteristik 314 b. Venus im Exil 315 b. Schwanenlied der Romantik 315 b. Sinnen u. Minnen 316 a. Germanenzug 316 b. Epische Dichtungen 364 a. Ahasverus 463 b. Der König von Sion 464 b.
Hammer, Julius, Sächsischer Dichter 27 b. Leben **263 b.** Lyrische Gedichte 45 a. 264 a. Gaselen 13 b. 15 a. Schau in dich 264 a. Zu allen guten Stunden 264 b. Fester Grund 264 b. Unter dem Halbmond 264 b. Didaktische Gedichte 348 b. Epische Dichtungen 371 a. b. 372 b. Dramen 264 a. 525 a. Roman 264 a. Dorfgeschichte 688 b. 693 b. Novelle 698 b.
Hand, Ferdinand Gotthold, geb. 1786 in Plauen, 1810 Professor am Gymnasium in Weimar, 1817 Prof. der griechischen Literatur in Jena, starb daselbst am 14. März 1851. — Aesthetik der Tonkunst 923.
Handwerker, Theilnahme derselben a. d. Poesie 54 a.
Hanseatische Dichter 19 a.
Hansemann, David Justus Ludwig, parlamentarischer Redner 953 b.
Hansen, C. P., Sagen 702 b.
Hanser, K. F., Historiker 864 b.
Häring, Alexis. S. Pitaval.
Harleß, Gottlieb Christian Adolf, Protestantischer Theolog **936 a.** Predigten 951 a.
Hartmann, Alfred, Schweizerischer Dichter. Roman **669 b.** Dorfgeschichten 670 a. 690 a. Novellen 698 b.
Hartmann, Moritz, Böhmischer Dichter 39 b. Leben **225 b.** Mitglied des Wiener Kreises 4 b. Lyrische Gedichte 39 b. Politische Gedichte 45 a. 49 b. Elegien 14 b. Charakteristik 226 b. Epos 371 a. Charakteristik 435 a. Poetische Erzählungen 435 b. 436 a. b. Parabeln 371 a. 435 b. Epigramme 14 b. Idyllisches Epos 371 a. 436 b. Komisches Epos 371 a. 437 a. Lustspiel 526 a. Roman 672 b. 681 a. Charakteristik 807 b. Der Krieg um den Wald 808 a. Die letzten Tage eines Königs 808 b. Dorfgeschichte 689 a. Novellen 699 a. Erzählungen eines Unsteten 808 a. Von Frühling zu Frühling 808 b. Novellen 808 b. Nach der Natur 808 b. Märchen 702 b. Märchen und Geschichten aus Osten und Westen 808 a.
Haße, Karl August, Historiker **867 b.**
Hasner, Ritter v., parlamentarischer Redner 953 b.
Hauch, J. C., Dänischer Dramatiker **492 a.** 502 a.
Hauenschild, Richard Georg Spiller von, Schlesischer Dichter 16 a. Leben **250 b.** Lyriker 16 a. Charakteristik 251 b. Frühere Gedichte 251 a. Canzonen 14 b. 251 b. Epos 364 b. Cordula 432 a. Ein Frauenbild aus der Bibel 433 a. Romane 682 b. 684 b. 696 b. Nach der Natur 810 b. Aus der Junkerwelt 810 b. Dorfgeschichten 811 a.
Haug, Martin, Orientalist **925 a.**
Haupt, Karl, Sagen 702 b.
Haupt, Moritz, Germanist **926 b.**
Haupt, Otto, Preußischer Dramatiker **504 b.**
Häusser, Ludwig, Historiker. Leben **896 a.** Charakteristik 896 b. Die deutschen Geschichtschreiber 897 a. Geschichte der rheinischen Pfalz 877 a. Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution 879 a. Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes 864 b. 897 a.
Haym, St., Ueber Hegel **921 a**; redigiert die „Preußischen Jahrbücher" 924 a.
Harthausen, August Franz Ludwig Maria Freiherr von, Nationalökonom **933 b.**
Hebbel, Friedr., Holsteinischer Dichter 20 a. Leben **193 b.** Mitglied des Wiener Kreises 4 b. Politische Gedichte 45 a. Lyriker 20 a. Elegien 14 b. Charakteristik 193 a. „Gedichte" **194 a.** Sonette 195 a. Epigramme 14 b. 195 a. 348 b. Poetische Erzählung 371 b. Idyllisches Epos 370 b. Balladen 195 b. 372 b. Epigramme 14 b. Dramen 481 a. b. 485 b. 504 b. 505 a. 514 a. 516 a. 518 a. b. 519 b. Charakteristik 563 a. Judith 563 b. Golo und Genovefa 564 a. Maria Magdalena 564 a. Herodes 564 a. Trauerspiel in Sicilien 564 b. Julia 564 b. Michel Angelo 564 b. Agnes Bernauer 564 b. Gyges und sein Ring 564 b. Die Nibelungen 565 a. Demetrius 565 a. Lustspiele 565 b. Novellen 700 b.
Heege, Frau, Roman 693 b.
Heer, parlamentarischer Redner 954 a.
Heer, Oswald, Naturforscher **928 a.** b.
Heeringen, Gustav von, Thüringer Dichter **663 a.** b. 666 b. 669 b. 677 a. 693 b. Novelle 698 b.
Heffter, August Wilhelm, Jurist **929 a.**
Hegener, Epos 364 b
Heibig, Karl, Christian Ludwig Liscow 875 b.
Heide, Gedeon v d. = Berger, Jean Baptiste.
Heigel, Karl August, geb. 25. März 1835 in München, stud. daselbst von 1854 bis 1858 Philosophie, lebte dann fünf Jahre theils auf Schloß Carolath in Schlesien als Bibliothekar des Fürsten v. Carolath, theils auf Reisen als Begleiter des fürstlichen Neffen, siedelte 1863 nach Berlin über, wo er von 1865 bis 1876 den belletristischen Theil des „Bazar" redigierte, und lebt seitdem in München. — Drama 357 b. Roman 667 a. 681 a.
Heine, Heinrich, Vorläufer des Jungen Deutschland 667 a.
Heine, Wilhelm, Reisebeschreibung 883 a.
Heinemann, Ferdinand von, geb. 23. Oktbr. 1818 zu Bettmar bei Braunschweig, stud. Philologie und Theologie, wurde Lehrer in Braunschweig, Gymnasialoberlehrer in Helmstedt und ist seit 1870 Gymnasialdirektor in Wolfenbüttel, auch Mitglied des Landtags und der Landessynode. — Dramatiker 494 b.
Heinrich, Karl, Pseudonym für **Karl Heinrich Reck**, geb. am 20. März 1824 zu Schleswig, stud. von 1843 bis 1847 in Kiel und Bonn Philologie, machte 1848 den Krieg gegen Dänemark mit, wurde 1849 Lehrer an der Gelehrtenschule in Glückstadt, 1853 in Plön, 1864 Rektor der Domschule in Schleswig und 1870 Direktor des Gymnasiums in Husum. — Idyllisches Epos 369 b. Aristophanisches Lustspiel 526 b.
Heinrich, O., Posse 527 b.
Heins, Julian, Epiker 365 b.
Heinsius, Julius, Dramatiker 507 b.
Heintze, Uebersetzer 10 b.
Heinzen, Karl, Niederrheinischer Dichter **46 b.** Lyrische Gedichte 46 b. Drama 522 b.
Heiter, Amalie = Amalia, Prinzessin v. Sachsen.
Held, Friedrich Wilhelm Alexander, geb. 1813 zu Neiße, wurde 1831 Offizier, nahm aber nach einigen Jahren den Abschied und wurde Schauspieler (1836), später Schriftsteller. Im Jahre 1848 der revolutionären Partei angehörig, machte er bald eine Schwenkung nach rechts, wurde 1850 kgl. Torfinspektor in Ryno bei Freienwalde, lebte später in Frankfurt a. M., Hamburg, Berlin, wo er bis 1871 die „Staatsbürgerzeitung" redigierte. Er starb am 26. März 1872. — Roman 685 a.
Helle, Friedrich Wilhelm, eigentlich in der Hellen, geb. am 28. Oktbr. 1834 zu Böckenförde in Westfalen, Buchbinder, stud. seit 1854 mit Unterbrechungen in Münster, München, Wien, wirkte mehrere Jahre als Erzieher in Oesterreich, lebte 1869—70 in Rom und ist seit 1871 an verschiedenen Zeitungen in Dortmund, Koblenz, Saarlouis, Breslau und seit 1877 in Neiße thätig. — Politische Gedichte 49 a.
Heller, Isidor, geb. 5. Mai 1816 zu Jungbunzlau in Böhmen, stud. seit 1832 in Prag, lebte als Schriftstellrr in Wien, Pesth, Leipzig, Frankfurt a M., Berlin, wurde vom Minister Baron Bruck zum Privatsekretär ernannt, lebte später als Journalist in Wien, dann in Prag, wo er 1879 st. — Roman 682 a.
Heller, Seligmann, geb. am 8. Juli 1831 zu Raudnitz in Böhmen, besuchte von 1845—1853 das Gymnasium in Prag, stud. von 1853 bis 1858 in Wien Philosophie, Rechtswissenschaft und Kirchenhistorie, bis ihn ein Leiden, das mit Erblindung zu enden drohte, diesen Bestrebungen entriß. Nach seiner Genesung war er durch 6 Jahre Referent über das deutsche Theater bei der „Bohemia" in Prag, erhielt an der dortigen Handelsakademie eine Professur für deutsche Sprache und kam 1817 in die Redaction der „Deutschen Zeitung" nach Wien, in welcher er bis 1877 verblieb. — Epos 364 a.
Heller, Joseph, Kunstgeschichte **879 b.**
Heller, Wilhelm Robert, Sächsischer Dichter 27 b. Leben **778 a.** Roman 660 b. Erste Romane 778 a. Die Kaiserlichen in Sachsen 778 a. Florian Geyer 779 a. Der Reichspostreiter in Ludwigsburg 780 a. Novellen 780 a. 699 a.
Henne, Anton, Parlamentarischer Redner 954 a.
Henne-am Rhyn, Otto, Historiker 865 b.
Henneberger, August, das deutsche Drama der Gegenwart **877 b.**
Henrich, Hedwig, Dramatische Dichterin 488 b.
Hensel, Minna, Brandenburgische Dichterin. Lyrische Gedichte 63 b.

Herbert, Lucian = Gundling.
Herbst, parlamentarischer Redner 953 b.
Herbst, Wilhelm, geb. 8. Novbr. 1825 in Wetzlar, stud. seit 1844 in Bonn und Berlin Philologie, wurde 1850 Lehrer in Köln, 1851 in Dresden, 1854 Oberlehrer in Elberfeld, 1858 in Cleve, 1859 Direktor daselbst, 1860 in Köln, 1865 in Bielefeld, 1867 in Magdeburg, 1873 in Schulpforta, trat 1878 in den Ruhestand. — Matthias Claudius 876 a.
Herloßsohn, Karl Georg Reginald, Böhmischer Dichter 39 b. Jüdischer Dichter 58 a. Polenlieder 49 b. Lyrische Gedichte 58 a. Roman 658 b. 663 b. 678 b. 684 b. 696 b.
Hermann, Adalbert, Dramatiker 519 a
Hermann, C., Epiker 361 a. Roman 687 a.
Hermann, Eugen, Pseudonym für Eugen Hermann **von Dedenroth**, geb. 5. März 1829 zu Saarlouis, trat 1847 in die preußische Armee, wurde in der Schlacht bei Schleswig (1848) Offizier, mußte aber wegen einer harmlosen Satire 1855 den Abschied nehmen. Er wurde Schriftsteller und lebt als solcher seit 1873 in Kötschenbroda bei Meißen. — Epiker 359 a
Hermann, Friedrich, Niederrheinischer Dichter. **Winzer und Töpfer**, lyrische Gedichte 54 b.
Hermann, Friedrich Benedikt Wilhelm, Nationalökonom 933 a. Statistiker 934 a.
Hermann, Gotthelf Theodor, Dramatiker 517 **b.**
Hermann, Gustav, Dramatiker 509 b.
Hermann, Karl Friedrich, Archäolog 925 **b.**
Hermann, L. A., Lustspiele 522 a.
Hermann, Improvisator 52 a.
Hermann der Deutsche, Epos eines Ungenannten 358 b.
Hermann von Hermannsthal, Franz, geb. am 14. Aug. 1799 zu Wien, stud. daselbst die Rechte, trat 1824 in den Staatsdienst, wurde 1831 Sekretär bei der Kameral-Gefällen-Administration in Laibach, trat aber schon 1836 wegen schwankender Gesundheit in den Ruhestand. Nach acht Jahren suchte er wieder um eine Anstellung nach. Er kam als Ministerialsekretär ins Finanzministerium nach Wien und wurde 1857 zum Sektionschef befördert. 1864 ließ er sich pensioniren. Er starb zu Wien am 24. Juni 1875. — Lyriker 37 b. Fabel 371 a. Sage 371 b.
Hersch, Hermann, Dramatiker **489 a.** 509 b. 513 a. 519 b.
Hertz, Wilhelm, Schwäbischer Dichter 31 b. Leben **335 a.** Mitglied des „Krokodils" 4 a. Uebersetzer 10 b. 335 b Lyrische Gedichte 31 b Charakteristik 335 b. Epiker 364 a. Lanzelot und Ginevra 461 a Hugdietrichs Brautfahrt 461 b Heinrich von Schwaben 461 b. Balladen 461 b
Hertzberg, Wilh., Uebersetzer 10 a 10 b.
Hertzberg-Fränkel, Leo, geb 1827 zu Brody in Galizien, wandte sich frühe als Schriftsteller der Tagesliteratur zu, lebte 1848—49 in Bessarabien, dann in Wien, wo er in den Redactionen der „Reichszeitung" und des „Oesterr. Lloyd" thätig war, und ist seit Jahren Sekretär der k. k. Handels- und Gewerbe-Kammer in Brody. — Roman 687 a.
Herwegh, Georg, Schwäbischer Dichter 31 b. Leben **176 a.** Uebersetzer 177 b. Politische Gedichte 45 a. Lyrische Gedichte 176 a. Charakteristik 176 a. b. Epische Gedichte 348 b.
Herzenskron, Hermann, Oestreichischer Dramatiker **522 a.** 527 a.
Herzog, Karl, Geschichte der deutschen Literatur **872 a.**
Hesekiel, George Ludwig, geb. am 12 Aug 1819 in Halle a. d. Saale, stud. in Jena und Halle seit 1839 Theologie, in Berlin Geschichte und Philosophie, wandte sich nach beendigten Studien der Journalistik und Schriftstellerei zu und trat 1849 in die Redaction der „Neuen Preuß. (Kreuz-) Zeitung" ein, der er bis zu seinem Tode, 26. Febr. 1874, angehört hat. — Magdeburgischer Dichter 22 a. Preußenlieder 47 a. Roman 659 b. 663 b. 667 b. 671 b 672 a. b. 679 a. b. 681 a. 682 b. 683 b. 684 b. 693 b Novelle 698 b.
Hesse, August. Roman 694 a.
Hesse, G. W., Schauspieler. **Dramatiker 525 b.**
Hesse, W. = Wigand.
Heßemer, Friedrich Maximilian, Hessischer Dichter **25 a.** Architekt 51 a. Lyriker 69 a. Epiker 366 a.
Hessische Dichter 25 a.
Hettner, Hermann Julius Theodor, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts **871 a.** Die romantische Schule 871 a. 877 a. Das moderne Drama 871 b.
Heubner, Otto Leonhard, Voigtländischer Dichter **28 b.** Gedichte 29 a.
Heubner, Gustav, Bruder des Vorigen, geb. am 10 Sept. 1814 zu Plauen im Voigtlande, stud. 1833—1836 in Leipzig Theologie, wurde 1840 Prediger in Döbeln u. 1845 in Zwickau. Wegen seiner Betheiligung an den Maiereignissen in Dresden 1849 wurde er abgesetzt u. bis 1852 interniert. Er war dann Handlungsbuchhalter in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 19. Nov. 1877. — Drama 506 a.
Heuglin, Baron Theodor von, Reisen 884 a.
Heusinger, Ernst Heinr. Chrn., geb. 1793 zu Eisenach, trat 1808 in ein französisch-westfälisches Regiment ein, desertierte u. schloß sich 1809 dem Aufstande des Freiherrn v. Dörnberg an. Gefangen genommen, entgieng er dem Tode durch die Flucht nach England. 1811 ließ er sich in das Husarenregiment des Herzogs v. Braunschweig einreihen und machte mit demselben die Expedition in Spanien mit; 1815 heimgekehrt, bekleidete er einige Jahre eine amtliche Stellung, widmete sich dann aber der Landwirthschaft, der Malerei und Schriftstellerei. — Roman 668 b.
Heußenstamm, Theodor Graf von, siehe Stamm, Theodor.
Heusser-Schweizer, Meta, Schweizerische Dichterin 42 a. Leben **338 a.** Lyrische Gedichte 72 b. 338 a.
Hey, Wilhelm, Thüringischer Dichter. Fabeln **371 a.**
Heyden, von der, (Scävola) Roman 668 a. 682 b. 693 b. Novellen 698 b.
Heyden, Friedr. Aug. Freiherr von, Preußischer Dichter 15 b. Leben **84 b.** Lyrische Gedichte 85 a. Epische Dichtungen, Charakteristik 400 a. Das Wort der Frau 400 b. Der Schuster zu Ispahan 400 b. Die Königsbraut 401 a. Drama 518 b. 519 b. 521 b. Roman 664 a. Novelle 698 b.
Heydrich, Moriz, Sächsischer Dramatiker **490 b.** 527 a.
Heyse, Paul, Brandenburgischer Dichter 17 b. Mitglied des Berliner Kreises und des „Krokodils" 4 a. Uebersetzer 10 a. Lyriker 17 b. 440 a. Elegien 14 b. Epische Dichtungen, Charakteristik **439 a.** Die Brüder 439 a. Die Braut von Cypern 439 a. Die Furie 439 a. Thekla 439 b. Novellen 699 a. Charakteristik 831 a. Novellen 831 b. Die Blinden 831 b. La Rabbiata 832 a. Uebrige Sammlungen 832 a. Das Mädchen von Treppi 832 b. Im Grafenschloß 832 b. Andrea Delfin 832 b.
Heyse, Theodor, Uebersetzer 10 a.
Heyse, Wilhelm, Plattdeutsche Gedichte 64 b. Poetische Erzählungen 371 b.
Hick, Johann Georg Christoph Conrad, Niederrheinischer Lyriker **53 a.** Balladen 372 b. Drama 516 a. 517 a.
Hildebrand, Drama eines Ungenannten 507 b.
Hildesheimische Dichter 20 b.
Hillebrand, Joseph, Geschichte der deutschen Literatur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts **875 a.**
Hilscher, Joseph Emanuel, Böhmischer Dichter 39 b. Soldat **55 a.** Lyrische Dichtungen 55 b.
Hinze, Friedrich Heimbertsohn, Hanseatischer Dichter **19 b.**
Hirsch, Johann Rudolf, Mährischer Dichter **40 a.** Gedichte 40 a. Didaktisches 348 b. Balladen 40 b. 372 b. Drama 519 b.
Hirscher, Johann Baptist von, katholischer Theolog **935 a.**
Hirtz, Georg Daniel. Elsässischer Dichter 41 b. Drechsler 54 b. Lyrische Gedichte 54 b.
Historisches Drama 476 a.
Historisches Lustspiel 477 a.
Historische Prosa 859 b.
Hitzig, J. E., s. Pitaval.
Hobein, Eduard, geb. am 24. März 1817 zu Schwerin in Mecklenburg, stud. seit 1839 die Rechte und ließ sich 1845 in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, fungiert dort auch gleichzeitig als Konsulent des Hoftheaters; 1876 wurde er zum Hofrath ernannt. — Dramatiker 510 a.
Hochegger, Franz, Tiroler Dramatiker **513 b.**
Hochstetter, Ferdinand (von), Reisen **884 b.**
Hocker, Nikolaus, geb. am 22. März 1822 zu Neumagen a. d. Mosel, anfangs für den Militärstand bestimmt, wandte sich bald literarischen Arbeiten zu, übernahm 1848 die Redaction der „Saar- und Moselzeitung", gieng 1856 nach Düsseldorf und 1857 nach Köln, wo er jetzt die Stelle eines Kanzlers des österreichisch-ungarischen Konsulats einnimmt. — Niederrheinischer Dichter 24 b. Epiker 363 a. 372 a.
Höcker, Gustav, geb. 1832 zu Eilenburg in der Provinz Sachsen, widmete sich seit 1858 der Schriftstellerei. — Roman 696 a. Novellen 698 b.
Hofacker, Ludwig, protestantischer Kanzelredner 950 b.
Hoefer, Albert, Uebersetzer 11 a.
Hoefer, Edmund, Pommerscher Dichter 15 b. Leben **824 b.** Lyrische Gedichte 15 b. Novelle 698 b. Charakteristik 824 b. Aus dem Volke 825 a. Aus alter und neuer Zeit 825 b. Schwanwiek 825 b. Bewegtes Leben 825 b. Norien 825 b. Vergangene Tage 825 a. Auf deutscher Erde 825 b. Deutsche Herzen 825 b. Roman 667 b.

693 b. In Sünden 826 a. Die Alten von Ruhneck 826 a. Unter der Fremdherrschaft 826 a. Dorfgeschichte. Eine Geschichte von damals 826 a. Gründet mit Hackländer die „Hausblätter" 924 b.

Hoffinger, J. B. v., Biographien Oestreichischer Staatsmänner u. s. w. 878 a.

Hoffmann, Franz, geb. 21. Febr. 1814 zu Bernburg, wurde Buchhändler, begann 1840 für die Jugend zu schreiben und lebt seit 1855 als Schriftsteller in Dresden. — Jugendschriften 703 a.

Hoffmann, Friedrich, Jugendschriften 703 a.

Hoffmann, Heinrich, Fränkischer Dichter 29 b. Lyrische Gedichte 29 b. Balladen 372 b. Aristophanisches Lustspiel 526 b.

Hoffmann von Fallersleben, Heinrich, Politische Lieder 49 a. Geschichte des Kirchenliedes 873 b.

Hoffmann, J. D., Hanseatischer Dramatiker 515 a. 518 a. b.

Hoffmeister, Karl, Schillers Leben 877 a.

Höfler, Constantin, Historiker 861 b. 864 a. 868 a.

Holdau, Max, Idylle 369 b.

Holland, Ludwig, geb. 11. Aug. 1822 zu Stuttgart, stud. in Tübingen und Berlin germanische und romanische Philologie, habilitierte sich 1847 in Tübingen, wo er später Professor ward. — Romanist 927 a.

Holsteinische Dichter 20 b.

Holtei, Karl von, Schlesischer Dichter, Schauspieler 51 b. Leben 79 a. Dichtet in der Mundart 65 b. Charakteristik 79 b. Poetische Erzählungen 371 b. Drama 515 a. 528 a. Roman 684 b. 693 b. 696 b. Novelle 816 a. Vierzig Jahre 816 a. Die Vagabunden 816 b. Christian Lammfell 817 a. Ein Schneider 817 a. Die Eselsfresser 817 a. Der letzte Komödiant 817 a. Erlebnisse eines Livréedieners 817 a. Novellen 699 a. 817 b. Er † 1880.

Holthausen, Johanna, Niederrheinische Dichterin 24 b. Lyrische Dichtungen 63 b. Oden 14 b. Hymnen 14 b.

Holtrich, Joseph, Volksmärchen 702 b.

Hölty, Hermann, Hannoverischer Dichter. Gedichte 21 b. Balladen 22 a. 372 b. Dramen 480 a.

Holtzmann, H. J., protestantischer Prediger 951 b.

Honcamp, Franz, geb. 24. Mai 1805 zu Welwer bei Soest in Westfalen, besuchte seit 1822 das Lehrerseminar in Soest, wurde 1825 Musik- und Seminarlehrer in Büren, 1851 wegen seiner freimüthigen Anschauungen pensioniert und starb zu Büren am 6. Januar 1866. — Dramatiker 480 a. 514 a.

Honegger, Johann Jakob, Schweizerischer Lyriker 42 b. Literaturgeschichte 871 b.

Hopf, Anton, Posse 527 b.

Hopfen, Hans, geb. 3. Januar 1835 zu München, stud. seit 1853 daselbst die Rechte, verfolgte aber nach Absolvierung des juristischen Examens die richterliche Laufbahn nicht, sondern wandte sich der Literatur zu. Nachdem er seit 1862 Italien und Frankreich bereist, ließ er sich 1864 in Wien und 1866 in Berlin nieder. — Mitglied des „Krokodils" 4 a. Roman 696 b.

Hopp, Friedrich, Dramatiker 527 a.

Höppl, Christian, Fränkischer Dichter 30 a. Mitglied der junggermanischen Schule 8 b. Epische Dichtung 30 a. 365 a.

Hörmann, Ludwig von, geb. am 12. Oktbr. 1837 zu Feldkirch in Vorarlberg, wirkte nach beendigten Studien zuerst als Lehrer am Staatsgymnasium in Innsbruck, war dann Kustos der Universitätsbibliothek in Graz und wirkt seit 1878 in gleicher Eigenschaft in Innsbruck. — Tiroler Dichter 36 a.

Hörmann, Angelika (Emilie) von, geborene Geiger, geb. am 28. April 1843 zu Innsbruck, ist seit 1865 die Gattin des Vorigen. — Tiroler Dichterin 34 a. 36 a. Lyrische Gedichte 64 a.

Horn, Georg, Lustspieldichter 526 a.

Horn, Heinrich Moritz, Sächsischer Dichter 27 a. Leben 442 b. Epiker 362 b. Die Pilgerfahrt der Rose 442 a. Die Lilie vom See 443 a. Magdala 443 b. Roman 685 a. Novelle 698 b.

Horn, Jürgen Friedrich, geb. zu Flensburg am 21. Jan. 1803, stud. seit 1822 in Kiel Theologie, wurde 1828 Gymnasiallehrer in Hadersleben, 1837 Konrektor in Glückstadt, 1838 Rektor daselbst und 1853 Rektor der Gelehrtenschule in Kiel. Neujahr 1866 trat er in den Ruhestand und lebt er jetzt in Preetz. — Dramatiker 489 b.

Horn, Otto = Bäuerle.

Horn, Uffo Daniel, Böhmischer Dichter. Gedichte 39 b. Balladen 39 b. 372 b. Drama 39 b. 513 a. 515 a. 521 b. Roman 39 b. 677 a. 681 a. Dorfgeschichten 689 a. 693 b. Novellen 39 b. 698 b.

Horn, W. O. v. = Oertel.

Horwitz, Ludwig, Brandenburgischer Dichter 17 b. Jüdischer Lyriker 58 b. Mitglied des Berliner Kreises 4 a. Roman 686 a.

Hosäus, Frdr. Wilhelm, geb. am 7. Septbr. 1827 in Dessau, stud. seit 1846 in Halle und Leipzig Theologie, war seit 1849 Hauslehrer, 1850—52 Hilfsprediger bei der altlutherischen Gemeinde in Breslau, lebte dann elf Jahre als Erzieher und Reisebegleiter des jungen Grafen Hahn aus Mecklenburg in den verschiedensten Ländern Europa's, wurde 1863 Oberlehrer am Gymnasium in Dessau, 1866 Erzieher der Prinzen Friedrich und Leopold von Anhalt und 1872 herzogl. Bibliothekar. — Dramatiker 505 a. 513 a.

Hotho, Heinrich Gustav, Kunstgeschichte 879 b.

Hub, Ignaz, Fränkischer Lyriker 29 a. Erzählungen und Balladen 371 b.

Huber, Franz, Idyllisches Epos 369 b.

Hügel, Karl Alexander Anselm Freiherr von, Reisen 883 b.

Hugo, K. = Börnstein.

Hülskamp, Fr., redigiert den „Literarischen Handweiser" 923 b.

Hungari, Anton, geb. am 10. Mai 1809 in Mainz, stud. seit 1830 in Gießen kathol. Theologie, erhielt 1835 die Priesterweihe und wurde 1842 Pfarrer zu Rödelheim bei Frankfurt a. M. — Fränkischer Dichter 29 a. Religiöse Gedichte 68 b.

Hungerbühler, parlamentarischer Redner 954 a.

Hunold, Balthasar, Schweizerischer Lyriker 43 a.

Hurter, Friedrich Emanuel (von), Historiker. Leben 886 a. Geschichte Papst Innocenz' III. 868 a. 887 a. Geschichte Kaiser Ferdinands II. 888 a. Zur Geschichte Wallensteins 864 a. 888 a.

Hutterus, J. M., geb. um das Jahr 1812 zu Rheda in Westfalen, studierte in Bonn die Rechte, kam Ende der dreißiger Jahre als Referendar nach Münster, wurde hier Stempelfiskal, dann ein gleiches wie auch Regierungsrath in Trier, wo er sich in Folge mancher harten Schicksale, die ihn in seinem Familienleben trafen, am 2. Dezbr. 1865 selbst entleibte. — Westfälischer Dichter 23 a. Lyrische Gedichte 23 a. Drama 479 b. 504 b. 519 b. Novellen 701 a.

Illustrierte Zeitschriften 924 a. b.

Immermann, Karl, Selbstbiographie 880 b.

Improvisatoren 51 b.

Industrielle, Theilnahme derselben an der Poesie 52 a.

Ißleib, Ludwig, Kärnthner Dichter 36 b. Gedichte 36 b. Epische Dichtungen 363 a.

Italienische Dichter 44 b.

Iva = Streiter, Joseph.

Jacoby, Johann, Politische Flugschriften 933 a. Festrede 953 a. Parlamentarische Reden 953 b.

Jäger, Hermann, Thüringischer Dichter 25. Leben 267 a. Gärtner 52 b. Lyrische Gedichte 267 a. Dorfgeschichten 267 a.

Jahn, Franz, Politische Gedichte 47 a.

Jahn, Gustav, Anhalter Dichter 26 b. Weißgerber 54 a. Gedichte 73 b. Volksschriften 704 a.

Jahn, Otto, Kunstgeschichte 880 a. Biographische Aufsätze 880 a. 881 a.

Jähns, Max, geb. 18. April 1837 zu Berlin, trat 1854 in das preußische Heer und wurde 1857 Offizier. Seit 1867 gehört er dem Reben-Etat für wissenschaftliche Zwecke des großen Generalstabes an und lebt in Berlin. — Epiker 363 b.

Jakob, Therese Adele Louise von, verehelichte Robinson, Hallesche Dichterin 691 a. Roman 691 a. 693 b.

Jakobi, Otto, Pseudonym **Otto vom Rabensberg**, geb. 1803 zu Bielefeld, starb 1855 als Stadtgerichtsrath in Berlin. — Lyrischer Dichter 44 b. Dramen 44 b. 497 a. 499 b. 500 a. 510 b. 518 b.

Janssen, A., Religiöse Gedichte 58 b.

Jarcke, Karl Ernst, Jurist 930 a. Journalist 932 a. b.

Jean Charles = Braun v. Braunthal.

Jeanne, Marie = Gayette.

Jellinek, Adolf, jüdischer Prediger 952 b.

Jemand, W. = Langewiesche.

Jochmann, Reinhold, Polenlieder 49 b.

Johann, König v. Sachsen. Sächsischer Dichter 27 a. 49 b. Uebersetzer 10 a.

Johns, A., Epiker 365 a.

Jordan, A., Epiker 367 b.

Jordan, Wilhelm, Preußischer Dichter 15 b. Leben 623 a. Uebersetzer 10 a. Dramatiker 488 a. 518 a. 521 b. Charakteristik 624 a. Demiurgos 624 a. Die Wittwe des Agis 624 b. Die Liebesleugner 625 a.

Jörg, Eduard, redigiert die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" 924 a.

Jost, Isaak Marcus, Historiker 860 b.

Journalistik 931 b.
Juden, Theilnahme derselben an d. Literatur und insbesondere an der Poesie 57 a.
Jugendschriften 703 a.
Julius, Geschichte der schönen Literatur in Spanien 878 b.
Julius, Nikolaus Heinrich, schreibt über Gefängnißwesen 931 b.
Jung, Friedrich Alexander, Preußischer Dichter 694 a; wirkt im Sinn des jungen Deutschlands 7 a. Roman 694 b. Novellen 698 b. Goethes Wanderjahre 876 b. Briefe über die neueste Literatur 876 b. Moderne Literatur der Deutschen 876 b. Friedrich Hölderlin und seine Werke 876 b. 877 a. Festrede 953 a.
Junggermanische Schule 4 a.
Jüngst, Ludwig Volrad, Westfälischer Dichter 664 a. Roman 664 a. 681 a. 684 b. 693 b. Novellen 698 b.
Justi, Carl, geb. 2. Aug. 1832 in Marburg, stud. daselbst Theologie und Philosophie, habilitierte sich 1860 und wurde 1867 Professor daselbst. — Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen 875 b.
K., Charlotte, S. Krug.
Kahnis, protestantischer Prediger 951 b.
Kaim, B., Dramatiker 494 b.
Kaiser, Ernst = König, Ewald August.
Kaiser, Friedrich, geb. am 3. April 1814 zu Biberach in Würtemberg, kam frühe nach Wien, wo er seine wissenschaftliche Bildung erhielt, trat 1833 als Praktikant beim Hofkriegsrath in den Staatsdienst, verließ aber nach 5 Jahren denselben und wurde 1839 Theaterdichter für das Leopoldstädter Theater. Nach 20 Jahren gab er diese Stellung auf und wirkte hinfort als Schriftsteller bis zu seinem Tode am 7. Novbr. 1874. — Oestreichischer Dichter 37 b. Lustspiele 523 a. Possen 527 a.
Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel eines Ungenannten 507 b.
Kalisch, David, Jüdischer Dichter 57 a. Possen 527 a.
Kalisch, Ludwig, geb. 1814 zu Lissa in der Provinz Posen, stud. in Heidelberg und München Sprachen und Literatur und lebt seit 1849 als politischer Flüchtling in Paris. — Jüdischer Dichter 57 a. Poetische Erzählungen 371 b.
Kaltenbrunner, Karl Adam, Oestreichischer Dichter 37 b; dichtet in der Mundart 67 a. Leben 81 a. Gedichte 81 b. Poetische Erzählungen 371 b. Dramen 81 b. 488 a. Dorfgeschichten 81 a.
Kampe, Ferdinand. Ueber den Deutschkatholicismus 935 b.
Kannegießer, K. L., Uebersetzer 10 a. 11 a. Epiker 358 a.
Kapper, Siegfried, geb. am 21. März 1821 zu Smichow bei Prag, stud. daselbst bis 1839 Philosophie und in Wien von 1841 bis 1846 Medizin, worauf er 1847 als Arzt nach Karlsstadt an der türkisch-kroatischen Grenze gieng. Nach größeren Reisen durch die slavischen Länder Oesterreichs und durch die Türkei, Italien und Deutschland ließ er sich 1850 als praktischer Arzt in Dobris bei Prag und 1860 in Jungbunzlau nieder. Zuletzt in Pisa (Italien) lebend, starb er daselbst am 7. Juni 1879. — Epiker 362 b.
Karajan, Theodor G. v., Abraham a Sancta Clara 874 a. Germanist 926 a.
Karl, Gustav, = Struve, Gustav.
Kärnthner Dichter 36 a.
Karoli = Bornstein, Karoline.
Kästner, Victor, geb. 1826 zu Kerz in Siebenbürgen, stud. seit 1845 in Hermannstadt die Rechte, trat daselbst in die Dienste der Nationalbehörde und starb 29. Aug. 1857. — Siebenbürger Dichter 44 a; dichtet in der Mundart 67 a.
Kauffer, Eduard, Lausitzer Lyriker 17 a. Novellen 701 b.
Kaufleute, Theilnahme ders. an d. Poesie 53 a.
Kauffmann, Philipp, Uebersetzer 10 b.
Kaufmann, Alexander, Niederrheinischer Dichter 24 a. Leben 280 a. b. Lyrische Gedichte 280 b. Epische Dichtungen 281 a. 371 b. 372 b.
Kaufmann, Mathilde, Fränkische Dichterin. Leben 280 a. Lyrische Gedichte 282 a. Epische Dichtungen 282 b. 371 b.
Kayserling, M., Moses Mendelssohn 875 b. Ephraim Kuh 875 b. Jüdischer Prediger 952 a.
Keferstein, Ludwig, Naturforscher 928 b.
Keil, Johann Georg, Thüringischer Dichter 25 b. Balladen 25 b.
Keim, Theodor, Protestantischer Theolog 936 a.
Kelle, Johann, Germanist, 926 a.
Keller, Adelbert (von), Uebersetzer 10 b. Germanist 926 b. Romanist 926 b. 927 a.
Keller, Augustin, parlamentarischer Redner 954 a.
Keller, Eduard, Roman 679 b.
Keller, Gottfried, Schweizerischer Dichter 42 a. Leben 237 b. Charakteristik 238 a. Roman 685 a. Der grüne Heinrich 822 a. Dorfgeschichten 696 b. 822 b. Novellen 699 a. 822 b. Märchen 702 b.
Keller, Henriette von, dramatische Dichterin 524 b.
Kerner, Theobald, Schwäbischer Dichter 32 a. Gedichte 32 b. Politischer Dichter 45 b.
Kertbeny, Uebersetzer 11 a.
Kette, Hermann, Dramatiker 480 a. 499 a.
Ketteler, Wilh. Emanuel Frh. v., katholischer Prediger 952 a.
Keudell, Rudolf von, geb. 25. Septbr. 1808 zu Königsberg in Preußen, stud. daselbst, gehörte dann bis 1838 der preußischen Armee an und privatisierte in Dresden. Im deutsch-dänischen Kriege von 1849 war er Rittmeister im schleswig-holsteinischen Heere; auch führten ihn die Jahre 1864 und 1866 in die militärische Laufbahn zurück. Er starb zu Berlin am 22. Oktbr. 1871. — Roman 681 b. 692 b. 693 b.
Kiedaisch, Christian und Friedrich, Dramatiker 492 a.
Kilian, Wilhelm, Pfälzischer Dichter 30 b. Religiöse Dichtungen 70 a.
Kind, Rosvitha, Sächsische Dichterin 27 b. Gedichte 60 a.
Kinkel, Gottfried, Niederrheinischer Dichter 24 b. Leben 212 a. Mitglied des Maikäfervereins 4 a. Politische Gedichte 45 a. Lyrische Gedichte 24 b. 213 b. Oden 14 a. Hymnen 14 a. Epische Dichtungen 419 a. Otto der Schütz 419 b. Der Grobschmied von Antwerpen 420 a. Drama 478 b. Novellen 700 b. Kunstgeschichte 879 a.
Kinkel, Johanna, Niederrheinische Dichterin 24 b. 4 b. Roman 685 a. 695 b. Novelle 698 b.
Kirchengeschichte 867 a.
Kirner, M., Dramatiker 497 b.
Kirsch, Karl Eduard, geb. 4. Novbr. 1803 zu Leipzig, stud. daselbst Theologie, wurde 1826 Lehrer in Leipzig, 1830 Lehrer und Diakonus in Königsbrück, 1844 Oberpfarrer daselbst und trat 1875 in den Ruhestand. Seitdem lebt er in Dresden. — Idyllisches Epos 369 a.
Kladderadatsch 924 b.
Kläger, W. Lustspieldichter 526 a. Possen 527 a.
Klähr, Karl, geb. 12. Mai 1773 zu Dresden, war Maler in der Porzellanfabrik zu Meißen. — Lustspieldichter 522 a.
Klänge von der Thur, Gedichte 42 a. — Verfasser ist K. G. J. Sailer; s. d.
Klapp, Michael, geb. 1834 zu Prag, absolvierte daselbst die philosophischen Studien und begab sich 1855 nach Wien, wo er sich seitdem der Schriftstellerei gewidmet hat. Seit 1869 führt er die Redaction der „Montags-Revue". — Roman 686 b.
Klausa, Karl, Dramatiker 494 b.
Klein, Julius Leopold, Ungarischer Dichter 44 a. Leben 558 a. Dramatiker 488 a. 494 b. 496 a. 501 b. 507 a. 515 a. Erste Dramen 558 b. Lustspiele 559 a. Marie 559 a. Voltaire 559 a. Strafford 559 b. Heliodora 559 b. Geschichte des Dramas 871 b.
Klein, Theodor, Elsässischer Lyriker 41 b.
Klemm, Friedrich Gustav, Sächsischer Epiker 358 b. Culturgeschichte 868 b. 869 a.
Klenau, J. C., Didaktischer Dichter 351 b.
Klencke, Hermann, Roman 658 a. 666 b. 671 a. 677 a. b. 678 a. 679 b. 682 b. 693 b.
Klenze, Wolfgang, Dramatiker 512 b.
Klesheim, Anton Freiherr von, geb. 9. Febr. 1816 (1815?) zu Peterwardein, war in früheren Jahren unter dem Namen Platzer Schauspieler in Petersburg, unternahm später größere Reisen durch Deutschland, überall seine Gedichte in östreichischer Mundart vortragend. Für gewöhnlich hat er seinen Wohnsitz in Wien. — Oestreichischer Dichter 37 b; dichtet in der Mundart 67 a.
Kletke, Hermann, Schlesischer Dichter 16 a. Gedichte 16 a. Jugendschriftsteller 703 a.
Klumpp, Fr. W., geb. 1790 zu Kloster Reichenbach im Schwarzwalde, 1821 Professor in Stuttgart, gründete 1831 die Erziehungsanstalt in Stetten, wurde 1833 Prof. am Oberghmnasium in Stuttgart und st. 12. Juli 1868. — Pädagogischer Schriftsteller 921 b.
Klüpfel, Karl Gustav, Schwab, sein Leben und Wirken 878 a.
Knaf, Gustav Friedrich Ludwig, Brandenburger Dichter 17 b. Religiöse Gedichte 73 a.
Kneschke, Emil, geb. am 4. Novbr. 1835 zu Leipzig, stud. daselbst und in Berlin seit 1853 Philologie und Geschichte, speziell Archäologie, Literatur und Kunstwissenschaft, war ein Jahr lang Lehrer in Dresden, 1858 bis 1868 Mit-Redacteur der „Europa" und Referent für das „Leipziger Tageblatt", lebte dann in Berlin als Chefredacteur des neu begründeten „Berliner Tage-

blatts", seit 1873 in Hamburg, später am Rhein und jetzt wieder in Berlin. — Geschichte des deutschen Lustspiels 873 b.

Knoll, Simon, katholischer Prediger 952 a.

Kobbe, Peter v., geb. 1793 in Glückstadt, Soldat, nahm 1820 als Rittmeister den Abschied, Privatdozent in Göttingen, dann Advokat, Bürgermeister und Garnisonauditeur in Wunstorf, privatisiert seit 1831 in Hannover. — Historiker 861 b.

Kobbe, Theod. Christoph Aug. von, Holsteinischer Dichter, humoristischer Roman 697 a. Novellen 698 b.

Kobell, Franz Ritter von, Bayerischer Dichter 37 b. Leben 160 a.; dichtet in bayerischer und Pfälzer Mundart und hochdeutsch 65 b. 67 a. Charakteristik 161 a. Gedichte in oberbayerischer Mundart 161 b. 162 a. In pfälzischer Mundart 132 a. Hochdeutsche Gedichte 162 a. Didaktische Gedichte 348 b. Epische Dichtungen 371 b. Geschichte der Mineralogie 870 b. Mineralogische Schriften 928 a.

Köberle, Georg, Schwäbischer Dichter 494 a.

Koberstein, Karl August, Geschichte der deutschen Literatur 872 a.

Koberstein, Karl Jak. Wilh. Ferd., geb. 15. Febr. 1836 in Schulpforta, gieng nach Absolvierung der dortigen Landesschule 1856 zum Theater, wirkte seit 1860 in Karlsruhe und ist seit 1862 kgl. Hofschauspieler in Dresden. — Dramatiker 511 b.

Köbner, Julius Joh. Wilh., geb. 11. Juni 1806 zu Odense auf der Insel Fünen, kam nach Hamburg, wo er erst als Kupferstecher, dann als Buchdrucker thätig war, wurde 1843 Prediger der Baptistengemeinde daselbst und 1852 als solcher nach Elberfeld und Barmen berufen. — Dramatiker 517 a.

Koch, August, Dramatiker 522 b.

Koch, Philipp, Schwäbischer Dichter 31 b. Epos 363 a.

Kohl, Johann Georg, Selbstbiographie 880 b. Reisen 880 b. 884 b. 885 a. b. 886 a.

Köhler, Ludwig, Fränkischer Dichter 29 a. Politische Gedichte 46 b. Epos 364 a. Roman 662 b. 674 a. 682 b. Novellen 698 b.

Kompert, Leopold, Böhmischer Dichter, jüdischer Herkunft 57 a. Leben 798 a. Roman 686 a. Am Pflug 799 b. Dorfgeschichten, Erzählungen und Novellen 689 a. Charakteristik 799 a. Aus dem Ghetto 799 a. Böhmische Juden 799 b. Neue Geschichten aus dem Ghetto 799 b. Geschichte einer Gasse 799 b.

König, Ewald August, Wupperthaler Dichter, Roman 669 b. 681 a. 682 b. 684 a. 696 b. Novellen 698 b.

König, Heinrich Joseph, Hessischer Dichter 25 a. Leben 709 b. Drama 507 a. Roman 667 b. 672 a. b. 674 a. 677 b. 681 a. 693 b. 696 b. Charakteristik 710 b. Die hohe Braut 711 a. Die Waldenser 711 a. Shakespeare 711 b. Regine 712 a. Veronika 712 a. Die Klubisten 712 a. König Jeromes Carneval 712 b. Novellen 699 a. Georg Forsters Leben in Haus und Welt 876 a. Selbstbiographie 876 b. 880 b.

König, Theodor, Roman 674 b. 679 a. 682 b.

Königsberg, Alfred, Dramatiker 488 b. 508 a. 515 b.

Köpert, H., Pommerscher Lyriker 16 a.

Kopisch, August, Schlesischer Dichter 16 a. Leben 110 a. 5 a. Künstler 51 a. Uebersetzer 10 a. 111 b.; nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Lyriker 15 b. Oden 14 a. Hymnen 14 a. Dithyramben 14 a. Charakteristik 110 a. Gedichte 110 b. Epigramme 14 b. Epische Dichtungen 111 b. Poetische Erzählungen 371 b. Balladen 111 b. Sagen und Märchen 111 a. 372 a. Epos 111 b. Drama 505 a.

Kopp, Joseph Eutychius, Dramatiker 499 b. 502 b. 509 a.

Köppen, Fedor von, Pommerscher Epiker 359 b.

Körte, K. G., Dramatiker 508 b.

Kossak, K. Ludw. Ernst, geb. am 4. Aug. 1814 in Marienwerder, stud. seit 1834 in Königsberg und Berlin Philosophie und Geschichte. Seine gründliche Kenntnis der Musik machte ihn nach Beendigung seiner Studien zum willkommenen Mitarbeiter musikalischer Zeitschriften, doch leitete ihn sein Talent mehr noch auf schriftstellerische Arbeiten kritisch-ästhetischer Natur. Lange Jahre leitete er die von ihm gegründete „Montagspost", die 1868 eingieng, und war seitdem als Feuilletonist für verschiedene Blätter thätig. — Dramatiker 508 a. Humoristische Erzählungen 698 a. Novellen 698 b. † 1880.

Kossarski, Julius, geb. 1812 zu Bromberg, sollte sich dem Kaufmannsstande widmen, gieng aber nach Berlin, wo er Philosophie und Philologie studierte, auch dem jungen Berliner Dichter-Verein angehörte. Krankheit hemmte seine Studien und er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er am 1. Juli 1879 starb. — Jüdischer Dichter 4 a. 57 a. Drama 482 a.

Kossarski, Ludwig, Bruder des Vorigen, geb. am 25. Septbr. 1806 (oder 1807) zu Bromberg, war für das Studium der Theologie bestimmt, widmete sich aber in Berlin medizinischen Studien. Bald nachher wendete er sich ausschließlich der Literatur zu. Er starb zu Berlin am 3. Novbr. 1873. — Jüdischer Dichter 17 b. 57 b. Mitglied des Berliner Vereins 4 a. Lyrische Gedichte 58 b. Sagen 703 a.

Köster, Hans, Mecklenburgischer Dichter 20 b. Leben 561 b. Dramatiker 487 a. 497 a. 501 a. 505 b. 507 a. 508 b. 510 a. 513 a. 517 b. Alcibiades 561 b. Maria Stuart 561 b. Polo und Francesca 562 a. Heinrich IV. 562 a. Luther 562 a. Ulrich von Hutten 562 a. Der große Kurfürst 562 a.

Kösting, Karl, geb. 3. Febr. 1842 zu Wiesbaden, widmete sich dem Handelsstande, trat in Stuttgart den poetischen Kreisen näher und entwarf hier sein Trauerspiel „Columbus". Einen Aufenthalt in Berlin benutzte er zu philosophischen und historischen Studien; 1868 kehrte er nach Wiesbaden zurück, wo er seitdem als dramatischer Schriftsteller lebt. — Dramatiker 499 a. 506 a. 515 a.

Köstlin, Karl, Aesthetik 922 b.

Köstlin, Christian Reinhold, Jurist 930 b.

Köthe, Friedrich August, Lausitzer Dichter. Religiöse Lieder 70 b.

Kotzenberg, H. W. A., geb. 14. April 1813 zu Wasserhorst bei Bremen, stud. neuere Sprachen und lebt seit einer Reihe von Jahren als Lehrer für jene Fächer in Bremen. — Dramatiker 505 b.

Krainer Dichter 37 a.

Krais, Friedrich Julius, Schwäbischer Dichter 31 b. Religiöse Gedichte 69 b. Poetische Erzählungen 371 b. Legenden 372 b. Jugendschriften 703 a.

Kreuzhage, Eduard, geb. am 13. Febr. 1838 zu Göttingen, stud. daselbst Geschichte und besuchte dann das Conservatorium zu Leipzig. Seit 1864 als Direktor des Musikvereins in Osnabrück thätig, lebt er seit einigen Jahren in Witten a. d. Ruhr. — Dramatiker 479 b.

Kreyßig, Friedrich A. Th., geb. 5. Oktbr. 1818 bei Mohrungen in Preußen, Elementarlehrer, stud. seit 1838 in Königsberg Geschichte und Philologie, wurde 1843 Oberlehrer an der Realschule in Wehlau, 1845 in Elbing, 1854 Direktor hierselbst, 1869 Realschuldirektor in Kassel und 1871 in Frankfurt a. M. — Justus Möser 875 b. Shakespeare, seine Zeit und seine Werke 875 b. — † 1879.

Krieg von Hochstetten, G. H., Kunstgeschichte 879 a.

Kritische Zeitschriften 923 a.

Krokodil, Münchener Dichterverein 4 a.

Krug, Charlotte, geb. Schnorr v. Carolsfeld, geb. 1805 in Leipzig, starb am 3. Mai 1877 in Dresden. — Sächsische Dichterin. Poetische Erzählungen und Idylle 369 b.

Krüger, Alb. Pet. Johann, geb. 17. Novbr. 1810 zu Altona, widmete sich seit seinem 18. Jahre dem Theater und wirkte als Schauspieler in Preußen, Sachsen und Thüringen. Im Jahre 1849 verließ er die Bühne und ist seitdem in Hamburg als Schriftsteller ansässig. — Sololustspiel 527 b. Roman 679 b. Novellen 698 b.

Krüger, Hermann, Mitglied der junggermanischen Schule 8 b. Idyllisches Epos 368 b.

Krüger, W., Uebersetzer 10 a.

Krummacher, Friedrich Wilhelm, protestantischer Prediger 950 b.

Kruse, Heinrich, geb. 15. Dezbr. 1815 zu Stralsund, stud. von 1833 bis 1838 in Bonn und Berlin Philologie, hielt sich dann im Auslande auf, wurde 1844 Gymnasiallehrer in Minden, widmete sich seit 1847 der Presse, war besonders an der „Kölnischen Zeitung" thätig und von 1855 Chefredacteur derselben. Seit 1872 lebt er, immer noch an jener Zeitung betheiligt, in Berlin. — Dramatiker 524 b. 527 a.

Krutter, Franz, geb. 1807 in Solothurn, stud. in München die Rechte, besuchte Heidelberg, Dresden, Wien, Paris und Genf und begann 1830 in der Heimat seine praktisch-juristische Laufbahn. Er wurde später Mitglied des obersten Gerichtshofes, des Kriminalgerichts sowie des Schwurgerichtshofes und starb 1873. — Dramatiker 503 a. 518 a.

Kübler, Jakob, geb. 6. Januar 1827 zu Winterthur im Kanton Zürich, stud. seit 1845 in Zürich und Tübingen Theologie, trat 1850 zu Zürich in den praktischen Kirchendienst und ist seit 1851 Pfarrer zu Nestenbach, Kanton Zürich. — Lyrische Gedichte 42 a.

Kuffner, Christoph, geb. am 28. Juni 1780 in Wien, stud. daselbst die Rechte, erlangte 1803 eine Anstellung beim Hofkriegsrath und wurde schließlich Hofsekretär im Geh. Staats- und Conferenzrathe. Er starb 7. Novbr. 1846. — Dramatiker 504 a. 514 a.

Kugler, Franz Theodor, Pommerscher Dichter 15 a. Archi-

tekt 51 a. Leben 83 a. Lyriker 15 b. Glossen 15 a. Tenzone 15 a. Charakteristik 82 a. 83 b. Gedichte 83 b. Epische Dichtungen 83 b. 372 a. b. Dramen 492 b. 496 a. 513 a. 514 a. 521 b. Roman 655 b. 674 a. 685 a. Novellen 698 b. Kunstgeschichte 878 b. 879 a.

Kuh, Emil, geb. 13. Dezbr. 1828 zu Wien, stud. daselbst bis 1846 Philosophie und Geschichte, übernahm im folgenden Jahre das Handelsgeschäft seines Vaters in Triest, das er aber bereits 1848 wieder aufgab, und trat in die Dienste der Nordbahn, in denen er bis 1857 verblieb. Seitdem als Schriftsteller thätig, erhielt er 1864 die Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Wiener Handelsakademie. Er starb in Meran am 29/30. Novbr. 1876. — Lyrische Gedichte 39 a.

Kuhn, Adalbert, Märchen 702 a. Sagen 702 b. Sprachforscher 924 b. Vergleichende Mythologie 924 a.

Kühn, C. G., Epigrammendichter 350 b.

Kühne, Gustav, Magdeburgischer Dichter 22 a. Leben 729 a.; wirkt im Sinne des jungen Deutschlands 7 a. Politische Gedichte 45 b. Dramen 498 b. 502 a. 503 b. 509 b. Roman 670 a. 679 a. Charakteristik 729 a. Eine Quarantaine im Irrenhause 729 b. Klosternovellen 730 a. Die Rebellen von Irland 730 b. Die Freimaurer 730 b. Novellen 729 a. 730 b. 699 a. Männliche und weibliche Charaktere 729 b. 881 a. Mein Tagebuch 865 a.; redigiert die „Europa" 924 a.

Kulemann, Rudolf, Westfälischer Dichter 23 a. Lyrische Gedichte 24 a. Epos 23 b. 357 b. Drama 23 b. 512 b.

Kunisch-Richthofen, Richard, Schlesischer Lyriker 16 b.

Künstler, dichtende 50 a. b.

Künstlerdrama 477 a.

Künzel, Heinrich, geb. 28. Dezbr. 1810 in Darmstadt, stud. seit 1829 in Gießen und Heidelberg Theologie, Philosophie und Literatur, lebte dann mehrere Jahre in Frankreich und England, theils als Erzieher, theils mit Studien beschäftigt, wurde 1842 Lehrer am Gymnasium in Worms, 1843 Lehrer an der Realschule in Darmstadt und unternahm von hier aus 1852 mit einer Elite deutscher Schauspieler eine Reise nach England, um dort das deutsche Musterschauspiel einzuführen. Trotzdem er die größten Triumphe gefeiert, versagte ihm seine Behörde zu einer zweiten solchen Reise 1853 den Urlaub. Er starb in Darmstadt 11. Novbr. 1873. — Hessischer Novellist 699 b.

Kuranda, gründet die „Grenzboten" 923 b. Journalist 932 a. b.

Kurländische Dichter 40 b.

Kürnberger, Ferdinand, geb. am 3. Juli 1821 in Wien, wandte sich nach Beendigung der philosophischen Studien der Journalistik und Publizistik zu, lebte längere Zeit in München, Graz, seit 1867 wieder in Wien, zuletzt in München, wo er am 14. Oktbr. 1879 starb. — Drama 491 a. Roman 691 b. 696 b. Novelle 698 b.

Kurnik, Max, Polnischer Dichter 44 a. Drama 495 a. 518 b. 521 b. Roman 685 a. 693 b.

Kurs, geb. Rosenberg, Auguste, Brandenburgische Dichterin. Lyrische Gedichte 63 a. Epische Dichtungen 365 a. 698 b.

Kurz, Gotthold, Märchen 702 b.

Kurz, Hermann, Schwäbischer Dichter 32 a. Leben 775 b. Lyrische Gedichte 32 a. Roman 667 a. 677 a. 683 b. Schillers Heimatjahre 776 a. Der Sonnenwirth 776 b. Erzählungen 775 b. 776 a. Dorfgeschichten 690 a. 776 b. Novellen 699 a. 775 b.

Kyan, F., Aristophanisches Lustspiel 526 b.

L..., A. v., Roman 678 b.

Lallemant, s. Abé.

Landesmann, Heinrich, Pseudonym **Hieronymus Lorm**, geb. 9. Aug. 1821 zu Nikolsburg in Mähren, seit seinem 15. Jahre taub und fast erblindet, ist daher in seiner Bildung völlig Autodidakt. Sein vorzugsweise kritisches Talent offenbarte sich zuerst in den 1846 erschienenen „Wiens poetische Schwingen und Federn", welches Buch ihn veranlaßte, Wien zu meiden und nach Berlin überzusiedeln; im Jahre 1848 kehrte er nach Wien zurück und lebt seit 1873 in Dresden. — Epiker 367 a. Drama 511 b. 521 a. Novelle 701 a.

Lang, Heinrich, protestantischer Theolog 936 a. Predigten 951 b.

Lang, Ludwig, geb. 2. Febr. 1827 zu Lindau in Bayern, stud. in München, übernahm 1850 die Redaction des „Bayrischen Volksblattes" in Regensburg und 1851 die des „Katholischen Hausfreundes". Im Jahre 1855 wurde er Studienlehrer in Amberg und 1858 in München, wo er noch lebt und gleichzeitig an der Redaction strenggläubig katholischer Blätter betheiligt ist. — Roman 676 b.

Lange = Heseliel.

Lange, Johann Peter, Wupperthaler Dichter 24 a. Religiöse Gedichte 72 b. Didaktische Gedichte 348 b. Dogmatik 936 a.

Lange, Martin Hugo, Sächsischer Dichter 26 b. Religiöse Gedichte 72 a.

Lange, Philipp, Roman 669 a. 685 a. 693 b.

L(angenbeck), H., Dramatiker 509 a.

Langenschwarz, Maximilian, jüdischer Dichter 51 b. Improvisator 51 b. Epische Dichtung 51 b. Dramatiker 52 a. 518 b.

Langer, Anton, geb. am 12. Januar 1824 in Wien, widmete sich nach Absolvierung der philosophischen Studien der Schriftstellerei, besonders der Bühnendichtung. Im J. 1850 übernahm er die im Wiener Volksdialekt gehaltene satirisch-komische Wochenschrift „Hans Jörgel", er starb 7. Dezbr. 1879. — Possen 527 b.

Langer, Karl Edmund, geb. 10. Novbr. 1819 zu Wien, stud. daselbst die Rechte und lebt als k. k. Notar in seiner Vaterstadt. — Poetische Erzählungen unter dem Pseudonym **Marlo** 371 b.

Langer, Johann, geb. 7. April 1793 in Wien, gest. daselbst am 29. Januar 1858, ein Mann, der sich durch Sparsamkeit und Thätigkeit zum Millionar emporgeschwungen und im Dienste der Gemeinde durch Versorgung unzähliger Ehrenämter sich große Verdienste erworben hatte. — Lyrische Gedichte 37 b.

Langewiesche, Wilhelm, Westfälischer Dichter. Buchhändler. Religiöse Dichtungen 52 b. Epische Dichtungen 52 b. 372 b. Drama 52 b.

Langrehr, Ernst, Lüneburgischer Lyriker 21 a.

Lappenberg, Johann Martin, Historiker 866 a.

Lasaulx, Ernst von, Biograph 881 b. Aesthetik 922 a.

Lasker, Improvisator 52 a.

Lassalle, Ferdinand, Rechtsphilosophie 930 a. Nationalökonomie 933 a. b. Gerichtliche Rede 954 b.

Lassen, Christian, Orientalist 925 a.

Lässig, Ernst Gustav, Dramatiker 496 a.

Laubach, Theodor, Hanseatischer Dichter 19 b.

Laube, Heinrich, Schlesischer Dichter 16 a. Leben 580 a. Mitglied des jungen Deutschlands 6 a. Didaktische Dichtung 349 a. Dramatiker 494 b. 500 a. 501 a. b. 502 a. 516 a. 521 b. Charakteristik 580 a. Erste Dramen 580 b. Struensee 581 a. Gottsched und Gellert 581 a. Die Karlsschüler 581 a. Prinz Friedrich 581 b. Graf Essex 581 b. Montrose 582 a. Der Statthalter von Bengalen 582 a. Böse Zungen 582 a. Romane 663 b. 671 a. 673 b. Charakteristik 724 b. Das junge Europa 724 b. Die Bandomire 725 b. Der Prätendent 725 b. Gräfin Chateaubriant 725 b. Der belgische Graf 726 a. Der deutsche Krieg 726 b. Novellen 699 a. Reisenovellen 725 a. Liebesbriefe 725 b. Geschichte der deutschen Literatur 872 b.

Laun, Adolf, Uebersetzer 11 a

Laurenty, Julius, Kurländischer Dramatiker 520 b.

Lausitzer Dichter 16 b.

Laven, Philipp, geb. 11. Januar 1805 zu Trier, stud. in Bonn klassische Philologie, Geschichte und Literatur, war von 1827 bis 1849 Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt und darnach bis zu seinem Tode, 14. April 1859, Bibliothekar der Trierschen Stadtbibliothek. — Gedichte in Trierscher Mundart 65 a.

Lax, Louis, Dessauer Dichter, Romane 672 a. 693 b. 696 b.

Laymburg, Felix, Pseudonym für **Friedrich Leiß**, geb. 12. Juli 1824 in Darmstadt, stud. seit 1843 in Gießen und Heidelberg Theologie und Philosophie, war von 1848 bis 1852 Hauslehrer in Frankfurt a. M. und gieng dann zu weiteren Studien nach Paris. Seit 1867 lebt er in den Vereinigten Staaten Amerikas und gründete 1871 in Milwaukee die Zeitschrift „Der Freidenker". — Lyrische Gedichte 45 a.

Lechler, Karl, Dekan in Heilbronn. Dramatiker 516 b.

Lederer, J. F., Böhmischer Dichter, jüdischer Abkunft. Drama 525 a.

Legeler, Wilhelm, Brandenburgischer Dichter 17 b. Kunstgärtner 52 b. Didaktisches Gedicht 350 a.

Legende 372 a.

Lehmann, Lyrische Gedichte 45 a. Preußischer Dichter 15 b.

Lehmann, Joseph, redigierte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" 923 b.

Leitner, Gottfried von, Steierer Dichter 36 a. Leben 374 b. Epischer Dichter 372 b. Charakteristik 374 b.

Lemble, F. W., Historiker 866 b.

Lembke, Hermann, Pommerscher Dichter 15 b. Gedichte 54 a.

Lemcke, Karl, geb. 1831 zu Schwerin in Mecklenburg, stud. in Göttingen, München und Berlin, habilitierte sich 1862 in Heidelberg für Aesthetik und deutsche Literaturgeschichte, wurde 1867 ordentl. Professor daselbst, siedelte 1871 nach München über, wurde 1873 als Prof. an die Reichsakademie nach Amsterdam und 1876 an das

Polytechnikum in Aachen berufen. — Lyrische Gedichte 45a. Aesthetik 922b.
Lemcke, Wilhelm, Romanist 927a.
Lenau, Nikolaus, nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5a.
Lengerke, Cäsar von, Hanseatischer Dichter, Lyrische Gedichte 19a. Didaktisches 19a. b. Episches 19a. Sagen 372a.
Lennig, Friedrich, geb. 1797 zu Mainz, Kaufmann, lebte mehrere Jahre in St. Gallen und dann als Privatmann in Mainz, wo er 6. April 1838 starb. — Pfälzischer Dichter 30b.; dichtet in der Mundart 65b.
Lentner, Joseph Friedrich, Bayerischer Dichter, Buchhändler 655b. Dorfgeschichten 655b. 667b. 668b. 689b. Novellen 655b. 698b.
Lenz-Kühne, Johann Reinhold, geb. 14. Novbr. 1778 zu Pernau in Livland, Soldat im russischen Heere, dann Schauspieler unter dem Namen Kühne seit 1814 in Hamburg, privatisierte seit etwa 1845 in Riga und starb daselbst 19. Febr. 1854. — Drama 522b.
Leo, Prinz, Hof- und Staatsaction eines Ungenannten 521b.
Leonhardt-Lyser, Caroline, Sächsische Dichterin 27b. Improvisatrice 51b. 59b. Gedichte 59b. Drama 515b. Novellen 59b.
Lepel, Bernhard von, Westfälischer Dichter 22a. Leben 241a. Mitglied des Berliner Vereins 4a. Soldat 55a. Balladen 241b. Komisches Epos 241a. 371a. Dramen 241a. 481b.
Lepsius, Karl Richard, geb. 23. Dezbr. 1810 in Naumburg, stud. seit 1829 in Leipzig, Göttingen und Berlin Philologie, besuchte 1834 Paris, 1835 Italien, 1838 England, 1842—44 Aegypten und ist seit 1846 Professor der ägyptischen Alterthumskunde in Berlin. — Orientalist 925b.
Lertha = Thaler.
Lester, Oskar = Stelter.
Leutrum-Ertingen, Adolf Friedrich Philipp Balduin, Freiherr von, Lyriker 21b. Episches 21b. 371b.
Levitschnigg, Heinrich Ritter von, Oestreichischer Dichter, Lyrische Gedichte 37b. Episches 38a 365a. Drama 38a. 498b. Roman 38a. 684a. b. Novellen 698b.
Lewald, Johann Karl August, Preußischer Dichter 666b. Schauspieler 666b. Romane 666b. 671a. 679a. 684b. 693b. Novellen 698b.; gründet die Zeitschrift „Europa" 924a.
Lewald, Fanny, verehelichte Stahr, Preußische Dichterin jüdischer Abkunft, 57a. Leben 759a. Romane 667b. 682b. 683b. 686a. 693b. Charakteristik 75b. Clementine 760a. Jenny 760a. Diogena von Iduna Gräfin H** H** 760b. Prinz Louis Ferdinand 760b. Liebesbriefe eines Gefangenen 761a. Auf rother Erde 761a. Selbstbiographie 881a.
Lichnowsky, F. M., Fürst, Historiker 865a.
Liebenau, G. H., Dramatiker 515b.
Liebert, Gustav, Uhland 878a. Milton 878a.
Liebig, Justus Freiherr von, Chemiker 929a. Leben 936b.
Liliencron, Rochus von, geb. 1821 zu Plön in Holstein, stud. in Kiel und Berlin Theologie, dann die Rechte, endlich altdeutsche Sprachen, habilitierte sich 1847 in Bonn, trat bei Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges 1848 in die Dienste der holsteinischen Regierung, wurde 1852 außerordentl. Professor der Philosophie in Jena und 1855 Hof- und Kabinetsrath des Herzogs v. Meiningen. — Dramatiker 519a.
Lindau = Francke, August Hermann.
Lindner, Albert, geb. 24. April 1831 zu Sulza im Weimarschen, stud. in Jena Philologie, war 1857 bis 1860 Hauslehrer in Pommern, wurde 1861 Lehrer in Prenzlau, 1862 in Spremberg und 1864 in Rudolstadt, erhielt hier 1866 für seine Tragödie „Brutus und Collatinus" den „König Wilhelms-Preis" und gab nun 1867 sein Lehramt auf, um in Berlin sein dramatisches Talent auch nach der praktischen Seite hin weiter auszubilden. Im Jahre 1872 wurde er zum Bibliothekar des Reichstags ernannt, doch legte er 1875 dieses Amt nieder, um hinfort schriftstellerisch zu wirken. — Dramatiker 483a. 508a. 514b. 515a.
Lindner, Otto, Journalist 932b.
Ling, Otlar = Baltzer, Eduard.
Lingg, Hermann, Schwäbischer Dichter 31b. Leben 302a. Mitglied des „Krokodils" und des Münchener Vereins 4a. Lyrische Gedichte 303a. Charakteristik 303a. Epos 357a. Charakteristik 468b. Die Völkerwanderung 469a. Ballade 303a. 372b. Dramen 491b. 505a.
Linz, geb. Speyer, Amélie, Gallizische Dichterin, Epos 364a. Romane 696a. Märchen 702b.
Literatur-Dramen 476a.
Literaturgeschichte 890b.
Literaturzeitung 923a.
Livländische Dichter 40b.
Loebe, William, schreibt über Landwirthschaft 929a.
Lobedanz, Edmund Ad. Joh., geb. 10. Dezbr. 1820 zu Schleswig, widmete sich nach seiner Confirmation dem Berufe eines Pharmaceuten, nahm dann seine wissenschaftlichen Studien wieder auf und stud. seit 1844 in Kiel Philosophie. Nach einer Reise durch Deutschland gieng er nach Kopenhagen, wo er vorwiegend seinen Wohnsitz bis jetzt gehabt hat. — Uebersetzer 11a. Roman 671a.
Loebell, Johann Wilhelm, Historiker 865b. 875a.
Loën, August Freiherr von, geb. am 27. Januar 1828, ist Generalintendant des Hoftheaters in Weimar. — Roman 685a.
Logau, Gotthold, Dramatiker 510a.
Löher, Franz, Westfälischer Dichter 22b. Epiker 361a. Historiker 866b.
Lohmann, Peter, Niederrheinischer Dichter 24b. Buchhändler 637b.; schließt sich an die junggermanische Schule an 8b. Leben 637b. Dramen 478b. 501a. 514a. 517a. 528a. 637b. Charakteristik 638a. 922b. Musikalisches Drama 638b.
Löhn, Anna Maria, Sächsische Dichterin 27b. Schauspielerin 61b. Uebersetzerin 62a. Lyrische Gedichte 62a. Episches Gedicht 62a. 365a. Dramen 61b. 62a. 525b. Novellen 61a. 701b. Reisen 885a.
Lomnitz, Alexis, Dramatiker 505b.
Loose, H., religiöse Lieder 69a.
Lorenz, Ottokar, geb. 1832 zu Iglau in Mähren, stud. von 1851—54 in Wien Geschichte, habilitierte sich 1856 daselbst und wurde 1860 zum Professor ernannt. — Historiker 864a.
Lorm, Hieronymus = Landesmann.
Lortzing, Albert, Komische Opern 528a.
Löser, Peter, Sächsischer Dichter 27b. Religiöse Gedichte 73a.
Loß, Hans Georg, geb. am 4. Januar 1784 in Hamburg, Kaufmann, lebte als solcher lange Zeit in Marseille, Leipzig, Berlin, wurde hier von einem Augenübel befallen, das in völliger Blindheit endete, und siedelte 1816 nach seiner Vaterstadt über, wo er hinfort schriftstellerisch thätig war und am 28. Januar 1844 starb. — Lyriker 44b. Roman 685a.
Lotze, Hermann, Philosophischer und medicinischer Schriftsteller 920b. 934a. Leben 924b. Logik 945a. Metaphysik 945a. Allgemeine Pathologie und Therapie 945a. Aesthetisches 922a. Ueber den Begriff der Schönheit 945a. Ueber Bedingungen der Kunstschönheit 945a. Allgemeine Physiologie 945a. Medicinische Psychologie 945a. Mikrokosmus 945a. b. Lyrische Gedichte 44b. Epigramme 14b.
Löwe, Feodor, Hessischer Dichter 25a. Schauspieler 51a. Leben 308b. Politische Gedichte 45a. 309b. Hymnen 14b. Elegien 14b. Epigramme 14b. Erzählungen 309a. 371a. Balladen 309a. 372b.
Lubarsch = Schubar.
Lübke, Wilhelm, Kunstgeschichte, Leben 917b. Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des deutschen Mittelalters 918a. Die mittelalterliche Kunst in Westfalen 918a. Geschichte der Architektur 918a. Grundriß der Kunstgeschichte 918b. Geschichte der Plastik 879a. 918b.
Lubojatzki, Franz, geb. 16. Dezbr. 1807 in Dresden, Juwelier, dann Schauspieler, seit 1845 ausschließlich Schriftsteller, lebt in Dresden. — Roman 669a. b. 673b. 674a. b. 680b. 693b. Novellen 698b.
Lucä, Friedrich, Epiker 358b.
Lucas, K., Roman 669b. 696b.
Lücke, Gottfried Christian Friedrich, protestantischer Theolog 936a.
Lüdecke, Karl, Epiker 368a.
Ludwig I., König von Bayern, Lyriker 49b.
Ludwig, Elise, lyrische Dichterin 61b. Episches 327b.
Ludwig, Karl Friedrich Wilhelm, Physiolog 934b.
Ludwig, R., Naturforscher 928b.
Ludwig, Otto, Thüringer Dichter 25b. Leben 626b. Ballade 372b. Drama 481a. 518b. Charakteristik 626b. 627a. Der Erbförster 627b. Die Makkabäer 628a.
Lüneburger Dichter 20b.
Lustspiel, Preisaufgabe, ein Lustspiel 473a.
Lustspiele 427b. 521b.
Lutterotti, Karl von, geb. am 10. Febr. 1793 zu Salurn in Tirol, stud. in Innsbruck, wo er am 12. April 1809 bei Erstürmung der Stadt einen Schuß in den Fuß erhielt. Nachdem er seine Studien in Landshut beendet und beim Gubernium in Innsbruck praktiziert hatte,

wurde er zum Kreisamte nach Imst versetzt, wo er bis zu seinem Tode, 20. Juli 1872, blieb. — Tiroler Dichter 34a.; dichtet in der Mundart 67a.

Lützow, Karl von, geb. 25. Dezbr. 1832 zu Göttingen, stud. seit 1851 daselbst und in München Philologie und ist seit 1864 Professor der Kunstgeschichte an der Akademie in Wien. — Kunstgeschichte 878.

Lützow, Charlotte v. = Bacheracht, Therese.

Lynar, Fürst zu, Dramatiker 50a. 496b. 504b. 518b.

Lyncker, Friedrich, Dramatiker 519a. 521b.

Lyra, Friedrich Wilhelm, Westfälischer Dichter 22b.; dichtet in der Mundart 65a.

Lyrische Poesie 5a. 12a.

Lyser, Johann Peter Theodor, geb. 2. Oktbr. 1804 zu Flensburg, eigentlich Baurmeister geheißen, führte mit seinen Eltern, die Schauspieler waren, ein unstetes Wanderleben, widmete sich in Köln der Tonkunst, verlor aber im 16. Jahre das Gehör und wurde nun Dekorationsmaler, als welcher er seinen Aufenthaltsort häufig wechselte. Von 1823 bis 1828 war er Zeichenlehrer in Flensburg, lebte seit 1830 als Schriftsteller und Skizzist in Hamburg und starb 1859 in Altona. — Holsteinischer Dichter 20a. Maler 50b. Gedichte 50b. Novellen 675b. 698b. Märchen 702b.

Lyser, Karoline Wilhelmine = Leonhardt-Lyser.

Mädler, J. H., Astronom 929a.

Mädler, Minna von, geb. Witte, geb. 15. Oktbr. 1809 zu Hannover, begann in ihrem 16. Lebensjahre mit Erfolg zu schriftstellern, verheiratete sich 1840 mit dem Astronomen J. H. Mädler, mit dem sie noch in demselben Jahre nach Dorpat übersiedelte, lebte nach der Pensionierung ihres Gatten (1865) erst in Bonn, dann in Hannover, wo sie 1874 Wittwe ward. — Hannöversche Dichterin 15b. Lyrische Gedichte 61b.

Magdeburgische Dichter 22a.

Mager, Karl Wilhelm Ernst, geb. 1. Juni 1810 in Gräfrath (Rheinprovinz), 1837 Lehrer in Genf, 1841 in Aarau, 1848—52 Direktor der Realschule in Eisenach, starb 10. Juni 1858 in Wiesbaden. — Geschichte der Französischen Nationalliteratur 878b. Pädagogische Schriften 921b.

Mahler, Heinrich, geb. 26. März 1839 zu Züllichau, trat nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums zu Posen in ein Artillerieregiment, wurde nach 2 Jahren als Invalide entlassen und wandte sich nun der Schriftstellerei zu. In den Kriegsjahren 1864 bis 1870 war er als Korrespondent auf dem Kriegsschauplatz thätig. Er starb zu Berlin 6/7. Juni 1874. — Roman 685a. Novelle 698b.

Mahl-Schedl, Ritter von Alpenburg, Johann Nepomuk, geb. am 23. Oktober 1806 zu Grünberg in Oberösterreich, vereinigte den Namen seines Oheims und Wohlthäters Mahl, mit seinem ursprünglichen Namen Schedl. Er suchte sich auf privatem Wege zu bilden und hörte an der Universität Innsbruck Vorlesungen über Naturwissenschaften; 1832 schloß er eine reiche Heirat, wurde 1833 Wittwer, vermählte sich 1841 zum zweitenmale mit einer altadeligen Dame und beschäftigte sich fortan auf seiner Besitzung mit der Landwirthschaft. Wegen seiner Betheiligung als Schützenhauptmann an der Vertheidigung des Landes Tirol gegen die Italiener (1848) wurde er 1850 in den Ritterstand erhoben. Er starb in Innsbruck am 1. April 1873. — Lyrische Gedichte 35b.

Mähly, Jacob, Schweizerischer Dichter 42a.; dichtet in der Mundart 66a. Hochdeutsche Gedichte 66b. Epos 66a. 368b. Erzählung 66a. 371b. Novelle 66a. Geschichte des Lustspiels 871b.

Mährische Dichter 40a.

Maikäferverein 4a.

Maler, dichtende 51a.

Maltitz, Hermann von = Klencke, Hermann.

Maltzahn, Friedrich von, Dramatiker 508b.

Mand, J. E. = Goldschmidt, Karl.

Manuel, Karl, geb. am 6. Septbr. 1808 in der Nähe von Bern, stud. in Heidelberg die Rechte und nebenbei Sprachen und Literatur, betheiligte sich lebhaft an den politischen Umwälzungen in seinem Heimatlande, ward, nachdem er mehrere Staatsämter bekleidet, Mitglied des Berner Großen Raths und des Amtsgerichts und starb am 23. Juni 1873. — Epigrammendichter 351b.

Marbach, Gotthard Oswald, Schlesischer Dichter 16a. Lyrische Gedichte 16a. Balladen 16b. 372b. Epigramme 16b. 348b. Dramen 483a. 488b. 492a. 508b. 526a. Romane 694a. Novelle 698b. Geschichte der Philosophie 870a. Literaturgeschichte 871a.

Marc, Friedrich, Englischer Dichter 44b. Leben 333a. Gedichte 333a.

Marcard, H. E., Romane 685a. Dorfgeschichten 685a. 688b.

Maercker, Friedrich Adolf, geb. 8. Novbr. 1804 zu Eltville im Nassauischen, lebt in Berlin als Professor und Privatdozent an der Universität. — Gedichte 44b. Drama 488a. 506a.

Marggraff, Hermann, Brandenburgischer Dichter 17b. 4a; schrieb Anfangs im Geiste des jungen Deutschlands 7a. Mitglied des Berliner Vereins 4a. Politische Gedichte 18a. 45b. Balladen 18a. 372b. Drama 499b. 507a. 518b. Humoristischer Roman 697a. Deutschlands jüngste Literaturepoche 877b; redigiert die Blätter für literarische Unterhaltung 923b.

Marggraff, Rudolf, Brandenburgischer Dichter 18a. Mitglied des Berliner Vereins 4a. Gedichte und Sinnsprüche 18a. Kunstgeschichte 879b.

Maria, Franz, Lustspieldichter 526a.

Marlo = Karl Edmund Langer.

Marlow, Friedrich, Pseudonym für F. Wolfram, starb in Dresden. — Drama 514b. 518a.

Martin = Lange, Hugo Martin.

Marx, Adolf Bernhard, Kunstgeschichte 880a. Selbstbiographie 880a. b.

Marx, Friedrich, Kärnthner Dichter 36a. Lyrische Gedichte 56a. Drama 56b. 488a. 502a. 514a.

Masius, Hermann, geb. 7. Januar 1818 zu Trebnitz bei Bernburg, stud. seit 1837 in Halle, wirkte seit 1840 als Lehrer an verschiedenen Schulen und wurde 1862 Professor der Pädagogik in Leipzig. — Naturforscher 927b. 928b.

Mathy, Karl, Parlamentarischer Redner 954a.

Matzerath, Christian Joseph, geb. am 28. Januar 1815 zu Linnich in der Rheinprovinz, stud. in Bonn die Rechte, arbeitete dann beim Landgericht in Köln, wurde 1841 als Hülfsarbeiter ins Ministerium des Kultus nach Berlin berufen, 1847 Justitiar der Regierung in Aachen und 1856 Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahn-Direktion in Köln; 1866 trat er in den Ruhestand. Er starb am 24. März 1876. — Niederrheinischer Dichter 24b. Gedichte 24b. Idylle 24b. 368b. Ballade 24b. 372b.

Mätzner, Eduard geb. 25. Mai 1805 zu Rostock, stud. Philologie, war Gymnasiallehrer in Bromberg und ist seit 1838 Direktor der Louisenschule in Berlin. — Romanist 927a.

Mäurer, Friedrich Wilhelm German, Niederrheinischer Dichter 24b. Gedichte 24b. Politische Gedichte 24b. 45b.

Mautner, Eduard, geb. am 13. Novbr. 1824 in Pesth, kam nach dem Tode seines Vaters (1831) nach Wien, wo er erst Medizin und dann die Rechte studierte. Seit 1848 als Journalist und Feuilletonist thätig, erhielt er 1855 eine Anstellung bei dem Generaldirektorat der französischen Staatsbahn-Gesellschaft, die er bis 1864 inne hatte. Seit 1865 ist er Beamter der kaiserlichen Bibliothek in Wien. — Politische Gedichte 47a. Drama 521a. Lustspiele 523b.

Maximilian II. Bayrischer Dichter 49b.

May, Andreas, geb. am 13. Novbr. 1817 in Bromberg, Dr. juris und Appellationsgerichtsrath in München. — Dramatiker 494b. 519b. 521b.

Mayer, Karl, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen 878a.

Mecklenburg, Emil, Mecklenburgischer Dichter 20b. Politische Gedichte 20b. 45b. Drama 520a.

Mecklenburgische Dichter 20b.

Meddhammer, J. Baptiste von = Albini.

Medicinische Schriften 934a.

Meer, Hugo von = Meerheimb.

Meerheimb, Richard Albert von, Sächsischer Dichter 27b. Militär 56a. Politische Gedichte 45b. Gedichte 56a. Epische Gedichte 360a. 365b.

Meier, Ernst, Märchen 702b. Sagen 703a. Geschichte der hebräischen Poesie 871b.

Meißner, Alfred, Böhmischer Dichter 39b. Leben 230a. Mitglied des Wiener Vereins 4b. Lyrische Gedichte 231a. Elegien 14b. Charakteristik 230b. Epische Dichtungen 359a. Balladen 372b. 414a. Dramen 480b. 500b. 518b. Romane 668b. 679a. 682b. 684b. 693b. Charakteristik 846a. Der Pfarrer von Grafenried 836b. Die Sansara 846b. Zur Ehre Gottes 848a. Neuer Adel 848b. Schwarzgelb 848b. Babel 848b. Novellen und Erzählungen 698b. 848b.

Meißnische Dichter 27b.

Melena = Schwarz, Esperance v.

Melas = Schwarz, Theodor.

Meles, C. C., Dramatiker 519a.

Mendelssohn, Georg Benjamin, geb. 1794 in Berlin,

stud. seit 1811 daselbst, machte die Feldzüge von 1813—15 mit, habilitierte sich 1828 in Bonn, wurde später Professor der Geographie und Statistik daselbst und starb am 24. Aug. 1874 in Horchheim bei Koblenz. — Geograph 882a.

Mendelssohn, Joseph, geb. 10. Septbr. 1817 zu Jever in Oldenburg, kam frühe nach Hamburg, war von 1831 bis 1839 Buchdrucker in Braunschweig, lebte dann zwei Jahre in Paris und war dann in Hamburg als Schriftsteller bis zu seinem Tode, 4. April 1856, thätig. — Posse 527b.

Menzel, Wolfgang, geb. 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, studierte seit 1818 in Jena und Bonn Philosophie und Geschichte, mußte 1820 wegen demagogischer Umtriebe in die Schweiz flüchten, wo er bis 1824 weilte und ließ sich 1825 in Stuttgart nieder, wo er als Redacteur, Landtagsabgeordneter, historischer und literarischer Schriftsteller eine vielseitige Thätigkeit entfaltete und am 23. April 1873 starb. — Deutsche Dichtung 873a; redigiert das „Literaturblatt" 923b.

Merckel, Wilhelm von, geb. 1803 zu Friedland in Schlesien, starb 1861 als Kammergerichtsrath in Berlin. — Lustspiel 522b.

Meſſenhauſer, Wenzel, Mährischer Dichter 40a. Soldat 487a. Dramatiker 487a. Roman 681b. Novelle 698b.

Meßmer, Alois, Tiroler Dichter. Didaktisches Gedicht 34a. 350b.

Meßner, Josef, Roman 686a.

Metellus, E., Dramatiker 506b.

Metz, August, parlamentarischer Redner 954a.

Metzger, Uebersetzer 10a.

Meurer, Theodor, Epiker 368a.

Meyer, Konrad, Schweizerischer Dichter 42a. Gedichte 70b. Epos 70b. 362a.

Meyer, C. H. F., Geschichte der Botanik 870a.

Meyer, Ernst, Dramatiker 497b. 506a.

Meyer, Johann Heinrich Otto, geb. am 5. Januar 1829 zu Wilster in Holstein, erlernte erst das Müller-, dann das Zimmerhandwerk, gieng in seinem 22. Lebensjahre auf die Gelehrtenschule nach Meldorf und bezog 1854 die Universität Kiel, wo er Theologie und Philosophie studierte und 1862 eine Idiotenanstalt gründete, die er noch jetzt leitet. — Dichtet in der Mundart 64b.

Meyer, Martin, geb. 3. Juli 1821 zu Innsbruck, Kaufmann daselbst, bekannt geworden als Landtagsabgeordneter durch sein entschiedenes Auftreten gegen die Ultramontanen. — Tiroler Dichter 34a. Dramatiker 512b.

Meyer-Merian, Theodor, Schweizerischer Dichter 42a; dichtet in der Mundart **66a.** Episches 66a. 368b. Drama 66a. 502b. Dorfgeschichten 66a. 690a. Erzählungen 66a.

Meyern, Gustav von, Magdeburger Dichter 22a. Epos **360b.** 508a. 519b.

Meynert, Hermann Günther, geb. am 20. Dezbr. 1808 zu Dresden, bethätigte sich schon während seiner Studien in Leipzig schriftstellerisch, siedelte 1836 nach Wien über, wo er seitdem als Redacteur verschiedener Blätter und als militärischer und historischer Schriftsteller thätig gewesen ist. — Novelle 700a.

Meyr, Melchior, Schwäbischer Dichter 31b. Leben **319a.** Mitglied des „Krokodils" 4a. Lyrische Gedichte 319a. Oden 14b. Hymnen 14b. Elegien 14b. Charakteristik 319a. Epigramme 14b. 320a. Religiöse Gedichte 320a. Idyllisches Epos 368b. Drama 502b. 510a. 514a. 519b. Franz von Sickingen 617a. Herzog Albrecht 617b. Karl der Kühne 617b. Spätere Dramen 618a Note. Dorfgeschichten 690a. Charakteristik 840b. Erzählungen aus dem Ries 840b. Neue Erzählungen aus dem Ries 840b. Ludwig und Annemarie 841a. Die Lehrersbraut 841a. Ende gut, Alles gut 841b. Regine 841b. Der Sieg des Schwachen 841b. Novellen 841b. Romane 682b. 684b. 693b. Vier Deutsche 841b. Ewige Liebe 842a. Duell und Ehre 842a.

Michael Servet, Tragödie eines Ungenannten 517a.

Michalowska, Angelika von, Preußische Dichterin 15b. Religiöse Gedichte **64a.** Erzählungen 64a.

Milenowski, F., Sagen 702b.

Milford, Lola, Epos 367b.

Militärwissenschaft 929a.

Millenet . ., Thüringischer Dramatiker 522a.

Millenkowics, Stephan von, Dichter aus der Militärgrenze 44a. Gedichte **56b.** Erzählung 57a.

Milow, Stephan = Millenkowics.

Minckwitz, Johannes, Lausitzer Dichter **16b.** Uebersetzer 9b. Lyrische Gedichte 16b. Oden 14b. Hymnen 14b. Drama 513b.

Mindermann, Marie, geb. am 9. Dezbr. 1808 in Bremen, lebt daselbst als Jugendschriftstellerin und Novellistin und wurde 1875 zum Ehrenmitgliede des „Freien deutschen Hochstifts" in Frankfurt a. M. ernannt. — Dichtet in der Mundart 65a. Sagen 702b.

Mises = Fechner.

Mittau = Francke, August Hermann.

Mittelrheinische Dichter 30b.

Möbius, Paul Heinrich August, Sächsischer Dichter 27b. Drama **483a.**

Mohl, Robert von, Geschichte der Staatswissenschaften 870a. Staatsrecht **929b.** Polizeiwissenschaft 931b.

Möhler, Johann Adam, katholischer Theolog **934b.**

Molnike, Uebersetzer 11a.

Mohr, Eduard, Dramatiker 493b.

Mohr, J. F., Epigrammendichter 350b.

Moleschott, Jakob, Physiolog **934b.**

Molitor, Wilhelm, geb. 24. Aug. 1819 zu Zweibrücken, stud. die Rechte und trat 1843 bei der Regierung zu Speier in den Staatsdienst. Im J. 1849 gab er die juristische Laufbahn auf, gieng nach Bonn, stud. Theologie, erhielt 1851 die Priesterweihe und wurde bald Domkapitular in Speier, welche Stellung er jetzt noch einnimmt. — Dramatiker 482a. 492a. als **Ulrich Riesler** 518b. — Er starb 12. Januar 1880.

Möllhausen, Balduin, geb. 27. Januar 1825 zu Bonn, erlernte in Pommern die Landwirthschaft, durchzog seit 1850 zu wiederholten Malen Nordamerika und lebt seit 1859 als Kustos der Bibliotheken in den königlichen Schlössern zu Potsdam. — Romane 692b. Reisen 884a.

Mommsen, Theodor, Historiker, Leben **912a.** Römische Geschichte 912b.

Mommsen, Uebersetzer 10a.

Monica, pseudonyme Dichterin 64a. Ihr wirklicher Name ist **Wilhelmine Nordmann;** sie war am 25. August 1825 zu Süpplingen bei Neuhaldensleben in d. Prov. Sachsen geboren, wo ihr Vater Superintendent war, kam mit diesem später nach Alvensleben, wo sie am 25. März 1869 starb.

Morel, Gall, Schweizerischer Dichter 42a. Leben **283b.** Lyrische Gedichte 67b. Charakteristik 283b. 284a. Fabel 371a. Legende 284b. 372b. Ballade 372b.

Morel, Karl, Schweizerischer Dichter **43a.** Gedichte 43a. Drama 43a. 500a. Historisches 43a. 876a. Culturgeschichte 869b.

Morgenblatt, das, hört 1864 auf 924a.

Mörike, Eduard, Schwäbischer Dichter 31b. Leben **158a.** Lyrische Gedichte 158a. Elegien 14b. Charakteristik 158a. Balladen 159b. Uebersetzer 160a. Epigramme 14b. 348b. Epos 368b. 417b. Roman 676a. 685a. Erzählungen und Märchen 685a. Novellen 698b.

Mörikofer, J. C., Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts 875a.

Moris, Laurian, Pfälzischer Dichter **31a.** Lyrische Gedichte 31a. Politische Gedichte 31a. 45b.

Morning, Richard = Adolf Zeising.

Moritz, Karl, Epiker 357b.

Morwell = Vollmer.

Mosen, Julius, Osterländischer Dichter 28b. Leben **114b.** Lyrische Gedichte 115a. Charakteristik 115a. Politische Gedichte 45a. 115b. Epische Gedichte 364a. 365a. Charakteristik 382a. Lied vom Ritter Wahn 382a. Ahasver 383a. Dramen 497a. 499a. 501b. 506b. 507a. 511a. 513a. 518b. Charakteristik 545b. Heinrich der Finkler 546b. Cola Rienzi 546a. Kaiser Otto III. 546b. Die Bräute von Florenz 546b. Herzog Bernhard 547a. Der Sohn des Fürsten 547a. Johann von Oesterreich 547a. Roman 681a. 693b. Novelle 698b.

Mosenthal, Salomon Hermann, Hessischer Dichter 25a. Leben **593a.** Gedichte 25a. Dramen 496a. 499b. 514a. 515b. 518b. 519b. 521b. Charakteristik 593a. Deborah 593b. Cäcilia von Albano 594a. Der Sonnenhof 594a. Das gefangene Bild 594a. Düweke 594a. Die deutschen Comödianten 594b. Pietra 594b. Uebrige Dramen 593b Note.

Möser, Albert, geb. 7. Mai 1835 zu Göttingen, stud. daselbst Philologie und Philosophie, wurde 1862 Lehrer der klassischen Sprachen und der deutschen Literatur an einer höheren Lehranstalt in Dresden, 1868 Gymnasiallehrer in Bielefeld, kehrte aber 1869 in seine frühere Stellung nach Dresden zurück. — Lyriker 28b. Canzonen 14b.

Möser, Gustav von, geb. am 11. Mai 1825, gehörte von 1843 bis 1856 als Offizier dem preußischen Heere an, garnisonierte zuletzt in Görlitz, verheiratete sich dort und quittierte nun den Dienst, um sich hinfort der Landwirthschaft zu widmen. In der Einsamkeit des Landlebens begann er für das Theater zu schreiben und hat er seitdem, als seine Arbeiten Erfolg zeigten, nach dieser Seite eine große Fruchtbarkeit entwickelt. Er

lebt auf seinem Gute Holzkirch bei Lauban. — Lustspieldichter 525a. Possen 527a.

Moser, Peter, Pseudonym **Waldfreund,** geb. am 3. Jan. 1830 (1829?) zu Alpach in Tirol, legte in Innsbruck die Prüfung als Lehrer für Realschulen ab, wurde dann Reallehrer in Trient und wirkt jetzt als solcher in Roveredo. — Tiroler Dichter 36a. Uebersetzer 10a. Epigramme 36a.

Mowes, Heinrich, geb. 25. Febr. 1793 in Magdeburg, stud. in Göttingen und Halle Theologie, welches Studium er 1814 durch Betheiligung am Freiheitskriege unterbrach, wurde 1817 Lehrer an der Domschule in Magdeburg, 1818 Pfarrer in Angern und Wendsdorf, 1822 in Altenhausen, wo er, nachdem er 1830 in den Ruhestand getreten war, am 14. Oktbr. 1834 starb. — Roman 671a. 696b.

Mügge, Theodor, Brandenburgischer Dichter. Leben 732a. Romane 671b. 674a. 681a. Charakteristik 732a. Der Chevalier 732a. 733b. Toussaint 732b. 733a. Die Vendéerin 732b. 733a. Jakobs letzte Tage 733a. Afraja 733a. Erich Randal 733b. Täuschung und Wahrheit 734a. Der Prophet 734a. Novellen 734a. 699a. Reisen 885b. 886a.

Mühlbach, Louise = Mundt, Klara.

Mühlenfels, Elfriede von, Mecklenburgische Dichterin, Gedichte 60a.

Mühlfeld, Julius, Pseudonym für **Robert Rösler,** geb. 6. Januar 1840 in Köthen, Buchhändler, nebenbei frühzeitig Schriftsteller, lebte seit 1861 in Leipzig, wo er 1864 bis 1866 die „Mitteldeutsche Volkszeitung" redigierte, dann von 1867 bis 1870 vorwiegend in Köthen, dann als Redacteur des „Wächter" bis 1872 in Bielefeld, wurde darauf Chefredacteur der Königsberger „Hartung'schen Zeitung" und gieng 1877 nach Sondershausen, wo er die Zeitschrift „Der Deutsche" ins Leben rief. — Roman 667b. 669b. 679a. 693b.

Müllenhoff, Karl Victor, geb. 8. Septbr. 1818 zu Marne in Holstein, stud. seit 1837 in Kiel, Leipzig und Berlin Philologie, 1843 Privatdozent in Kiel, 1846 außerordentl., 1854 ordentl. Professor der deutschen Sprache 2c. daselbst, seit 1858 in Berlin, 1864 auch Mitglied der Akademie daselbst. — Märchen und Sagen 702a.

Müller, Karl, Naturforscher 927b.

Müller, Arthur, geb. 1826 in Neumarkt in Bayern, stud. in Breslau, wo er relegiert wurde, dann in Jena, hielt sich eine Zeit lang im Dorfe Lichtenhain auf, führte dann ein vagabondierendes Künstlerleben und erschoß sich 1871 in München. — Dramatiker 487b. 506b. 512b. 513a. 517b. 521b.

Müller, Eduard, geb. 13. Novbr. 1804 zu Briegj, stud. seit 1822 in Breslau und Göttingen Theologie und Philologie, wurde 1826 Gymnasiallehrer, 1832 Oberlehrer in Ratibor, 1841 in Liegnitz und 1853 Direktor daselbst, trat 1867 in den Ruhestand und starb am 30. Novbr. 1875 in Liegnitz. — Dramatiker 479b.

Müller, Erdmann, Idyllisches Epos 369b.

Müller, Ernst, Didaktisches Gedicht 348b.

Müller, Fooke Hoissen, geb. 15. Juli 1798 zu Aurich in Ostfriesland, stud. von 1819 bis 1823 in Göttingen Mathematik und Physik, wirkte als Lehrer für diese Fächer in Halle, Torgau, Brandenburg und kam 1842 als Professor an das Gymnasium zum grauen Kloster nach Berlin, wo er am 8. Oktbr. 1856 starb. — Dichtet in friesischer Mundart 65a.

Müller, Friedrich, Sagen 703b.

Müller, Hermann, Dramatiker 501a.

Müller, Isidor, Tiroler Dichter 34a. Epos 370a. Drama 370a. 512b.

Müller, Johann, Physiolog 934b.

Müller, Johann Baptist, Schweizerischer Dichter 42b. Fabrikant 54a. Lyrische Gedichte 42b.

Müller, Johann Georg, Schweizerischer Dichter 42b. Architekt 51a. Gedicht 42b. Ueber Architektur 923a.

Müller, Johann Joseph, Schweizerischer Dichter, Gedichte 42b.

Müller, Johann Wilhelm Baron von, Reisen 884a.

Müller, Joseph, geb. 12. Novbr. 1802 in Aachen, stud. daselbst und in Bonn Philologie und Naturwissenschaften, wurde 1827 als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt, trat 1869 in den Ruhestand und starb am 5. Aug. 1872. — Dichtet in der Aachener Mundart 65a.

Müller, Karl, siehe Mylius, Otfried.

Müller, Julius, protestantischer Theolog 936b. Predigten 950b.

Müller, Max, Uebersetzer 11a. Sprachforscher 925b.

Müller von der Werra, K. Fr., Fränkischer Dichter 30a. Politische Gedichte 45b.

Müller, Niklas, geb. im Novbr. 1809 zu Langenau bei Ulm, erlernte nach seiner Confirmation die Buchdruckerei, durchwanderte von 1828 bis 1830 Oestreich und Ungarn, arbeitete dann in einer Stuttgarter Offizin und reiste 1837 nach England und Paris, um sich im Holzschnittdruck zu vervollkommnen. 1840 kehrte er zurück und ließ sich 1844 in Wertheim als Buchdrucker nieder. Seine Theilnahme an den Volksbestrebungen des J. 1848 zwang ihn, in die Schweiz zu flüchten, von wo er 1853 nach Amerika ging. Er gründete in New York eine Buchdruckerei, der er bis zu seinem Tode, 14. Aug. 1875, vorstand. — Schwäbischer Dichter 31b. Buchdrucker 54b. Gedichte 54b.

Müller, Otto, Hessischer Dichter 25a. Leben 792a. Romane 668b. 676a. 677a. b. 679b. 681a. 684b. 693b. Der Frühlingspark 792b. Bürger 792b. Die Mediatisirten 793a. Georg Volker 793b. Der Tannenschütz 794a. Charlotte Ackermann 794a. Der Stadtschultheiß von Frankfurt 794b. Der Klosterhof 794b. Roderich 695a. Aus Petrarcas alten Tagen 695a. Eckhof und seine Schule 695a. Novelle 695a. 699a.

Müller, Wolfgang, Niederrheinischer Dichter 24b. Leben 184b. Lyrische Gedichte 185a. Epische Dichtungen 361a. Charakteristik 395b. Idyllisches Epos 368b. Balladen und Romanzen 372b. Die Rheinfahrt 395a. Die Maikönigin 395a. Prinz Minnewin 395a. Der Rattenfänger von St. Goar 395b. Johann von Werth 395b. Aschenbrödel 395b. Erzählungen 676a. 677b. 682b. 684b. Dorfgeschichten 689a.

Münch-Bellinghausen, Eligius Franz Joseph Freiherr von (Pseudonym **Friedr. Halm**), Krakauer Dichter 44a. 50a. Leben 554b. Mitglied des Wiener Vereins 4a. Lyrische Gedichte 44a. Dramen 484a. 496b. 497a. 498b. 500b. 505b. 515a. 518a. b. 519b. 521b. Charakteristik 555a. Griseldis 555a. Der Adept 555b. Camoens 556a. Imelda Lambertazzi 556a. König u. Bauer 556a. Der Sohn der Wildniß 556a. Wildfeuer 556b. Frühere Dramen 556b. Der Fechter von Ravenna 556b. Verhältniß desselben zu Bacherls „Cherusker in Rom" 505b. 556b.

Mundarten, Dichtungen in denselben 64b. Grammatische und lexikalische Bearbeitungen derselben 927a.

Mundt, Klara, geb. Müller, Mecklenburgische Dichterin 20b. Leben 665a. Roman 665a. 666b. 667a. 670a. 672a. 674a. 678b. 681a. 682b. 683b. 693b. Novellen 698b.

Mundt, Theodor, Brandenburgischer Dichter, Mitglied des jungen Deutschland 6b. Romane 671b. 674b. 678b. 681a. 683b. 693b. Culturgeschichte 869a. Geschichte der Literatur 870b. 871a. Aesthetik 922a. Dramaturgie 922b. Kunst der deutschen Prosa 923a.; giebt die „Dioskuren" und den „Freihafen" heraus 924a.

Musenalmanache 5b.

Mylius, Otfried, Pseudonym für **Karl Müller,** geb. am 8. Febr. 1819 in Stuttgart, anfangs Buchdrucker, besuchte 1840 die Universität Tübingen, wo er sich humanistischen Studien widmete, führte von 1842 an 26 Jahre lang die Redaction der „Erheiterungen" und ist seit 1868 Mitredacteur an den Schönlein'schen illustrierten Zeitschriften in Stuttgart. — Romane 667a. 672a. 684b. Novellen 698b.

Nadler, Karl Gottfried, geb. 19. Aug. 1809 zu Heidelberg, stud. daselbst und in Berlin die Rechte, wurde 1831 Aktuar beim Obergericht in Heidelberg und 1834 Advokat daselbst. Er starb am 26. Aug. 1849. — Pfälzischer Dichter 30b. Gedichte in Pfälzer Mundart 65b. Poetische Erzählungen 371b.

Nagel, K. Aug. Wilhelm, siehe Angelstern, Wilhelm.

Nägelsbach, K. F., Archäolog 926a.

Nänny, Johann Konrad, geb. am 24. Septbr. 1783 zu Herisau im Kant. Appenzell, starb als Gymnasiallehrer zu Kreuznach 24. Mai 1847. — Gedichte 42b.

Nathusius, Maria, geb. Scheele, Magdeburgische Dichterin, Romane 680a. Novellen 698b.

Nathusius, Philipp Engelhard (von), aus dem Magdeburgischen 22a. Uebersetzer 10a. 54a. Gedichte 54a.

Nationalökonomie 933a.

Naturwissenschaften, Arbeiten über dieselben 927b.

Naumann, Karl Friedrich, Naturforscher 928a.

Nemmersdorf, Franz von, Pseudonym für **Franziska Baronin von Reizenstein,** geb. von Nyß, geb. 19. Sept. 1834 auf Schloß Hardenstein in Schwaben, verheiratete sich 1849 mit dem bayrischen Rittmeister v. R., wurde 1856 Wittwe und lebt seitdem in München oder auf Reisen. — Roman 673a. 682b.

Nesmüller, Ferdinand, geb. 9. März 1818 zu Trübau in Mähren, erst Schuhmacher, dann Seminarist und Lehrer in Olmütz, gleichzeitig Hülfsmusiker am Theater, gieng

1835 zur Bühne über und lebt seit 1854 als Theaterdirektor in Dresden. — Lustspiele 524b. Posse 527a. Opern 528a.

Neubürger, Emil, Niederrheinischer Dichter **24b.** Gedichte 24b. Idyllisches Epos 24b. 368b. Aristophanisches Lustspiel 24b. 526a.

Neumann, Karl Woldemar von, Pfälzischer Dichter 30b. Mitglied des Münchner Vereins und des „Krokodils" 4a. Bayrischer Offizier **55b.** Gedichte 55b.

Neumann, Hermann Kunibert, Preußischer Dichter, Offizier 55a. Leben **403a.** Politische Gedichte 49a. Lyrische Dichtungen 311a. Epische Gedichte 365a. Charakteristik 404b. Frühere Dichtungen 403b. Nur Jehan 404a. Jürgen Wullenweber 404a. Dinonhy 404b. Drama 520a.

Neumann, Karl Friedrich, Historiker **867a.** Orientalist 925b.

Neumann, Johanna, Roman 655a. 670a. 671a. 674a.

Neumann, Johann Kaspar, geb. 10. Oktbr. 1800 zu Wasungen im Meiningenschen, Schuhmacher daselbst u. nach Erscheinen seiner Gedichte vom Landesherrn zum Kastellan auf Burg Landsberg bei Meiningen ernannt, starb 25. Dezbr. 1850. — Gedichte in Hennebergischer Mundart 65b.

Neumeister, Rudolf, Dramatiker 481b. 489a.

Neustädt, Bernhard Ferd. Leop., geb. 16. Oktbr. 1796 in Berlin, gieng 1811 zum Theater, spielte bei den Bühnen in Schleswig, Stettin, Danzig, Königsberg, Berlin, Mainz und seit 1829 in Breslau, wo er auch die Regie des Schauspiels übernahm. — Dramatiker 524a.

Nicol, K. Wilh. Günther, geb. 14. Juli 1806 in Göttingen, stud. seit 1827 daselbst die Rechte, ließ sich nach absolvierter Advokatenprüfung erst in Hameln, dann in Uelzen nieder, zog 1848 nach Hannover und wurde hier 1852 zum Obergerichts-Anwalt ernannt. Er starb am 15. Januar 1858. — Dorfgeschichten 689a. Novellen 698b.

Nicolovius, Alfred, Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken 876a.

Niederrheinische Dichter 24a.

Niedersächsische Dichter 19a.

Nielo, Uebersetzer 10b.

Niemann, Karl, Uebersetzer eines Dramas von Scribe 475b.

Niendorf, M. Anton, Brandenburgischer Dichter 17b. Leben **271a.** Politische Gedichte 45a. 271b. Lyrische Gedichte 271a. Epische Dichtungen 271b. Dramen 271b. 521b. Novellen 701b.

Niendorf, Emma = Suckow, Baronin von.

Nieritz, Gustav, geb. 2. Juli 1795 in Dresden, wurde 1814 Hilfslehrer seines Vaters, 1831 Oberlehrer an der Annenschule daselbst, 1832 Direktor derselben, 1841—64 Direktor einer Bezirksschule und starb 1876. — Jugendschriften 703a.

Nissel, Franz, Oestreichischer Dramatiker. Leben **643a.** Dramen 488a. 508a. 518b. 521b. Frühere Dramen 644a. Perseus 644a. Dido 644b. Heinrich der Löwe 645a. Die Jakobiten 645a. Die Zauberin am Stein 645b.

Nissel, Karl, geb. am 25. Novbr. 1819 zu Neumarkt in Schlesien, Autodidakt, lebt als Schriftsteller in Liegnitz. — Dramatiker 509b. 510a.

Nitzsch, Gregor Wilhelm, Sagenpoesie der Griechen 925b.

Nitzsch, Karl Immanuel, protestantischer Theolog **936a.** Predigten 950b.

Nitzsch, Karl Wilhelm, geb. 22. Dezbr. 1818 in Zerbst, stud. seit 1839 in Kiel und Berlin Geschichte, 1858 Professor in Kiel und 1862 in Königsberg. — Historiker 864a.

Nitzschke, Jul. E. August von, geb. 31. Oktbr. 1818 in Braunschweig, stud. von 1838 bis 1841 in Göttingen die Rechte, diente einige Jahre als Auditor, gab aber dann die juristische Laufbahn auf und lebte der Poesie und den Studien in Braunschweig, wo er im Mai 1878 starb. — Epiker 371b.

Nodnagel, August, Hessischer Dichter, Episches 372a.

Nordheim, Henriette, Dorfgeschichten 690a.

Nordmann, Johannes, Oestreichischer Dichter **38b.** Lyrische Gedichte 38b. Poetische Erzählungen 38b. 371b. Roman 694b. Novellen 698b.

Normann, Hans = Groß-Hoffinger.

Nostitz-Jänkendorf, Clotilde von, Lausitzer Dichterin 16a. Lyrische Gedichte 59a.

Notter, Friedrich, geb. 23. April 1801 in Ludwigsburg, stud. in Tübingen zwar Medizin, übte aber nie die Praxis, sondern beschäftigte sich schriftstellerisch und lebt seit vielen Jahren in Stuttgart. In den Jahren 1848 bis 1856 war er Mitglied des würtembergischen Abgeordnetenhauses. — Ludwig Uhland, sein Leben und seine Dichtungen 878a.

Novellen 698b. f.

Nürnberger, Woldemar, Lausitzer Dichter 17a. Lyrische Gedichte 17a. Episches 364a. Ballade 372b. Romane **687a.** Novellen 698b.

Nüscheler, David, Historiker 865b.

Obersächsische Dichter 26b.

Obrist, Joh. Georg, Neffe des Folgenden, geb. am 26. Mai 1843 zu Jenbach in Tirol, stud. in Innsbruck Philologie, war von 1868 bis 1873 Supplent an der Oberrealschule zu Czernowitz in der Bukowina, dann zu Trautenau in Böhmen, lebte 1874—75 als Mitarbeiter der „Bohemia" in Prag, seit 1875 Beamter an der Universitätsbibliothek in Innsbruck. — Tiroler Dichter 67a.

Obrist, Hans, Tiroler Dichter 34a. 54a. Lyrische Gedichte **67a.**

Oelbermann, Hugo Alexander, Preußischer Dichter 15b. Mitglied der junggermanischen Schule 8b. Lyrische Gedichte **52a.** Episches 365a.

Oelckers, Theodor Hermann, Sächsischer Dichter 28a. Uebersetzer 10b. Lyrische Gedichte 28a. Politische Gedichte 45b. Balladen 372b. Drama 514a. Roman 677a. 682b. 686a. 693b. Novelle 698b. Märchen 702b.

Oldenburgische Sagen 702b.

Olshausen, Justus, geb. 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holstein, stud. seit 1816 in Kiel, Berlin und Paris orientalische Sprachen, wurde 1823 Professor in Kiel und 1833 in Königsberg. — Orientalist 925a.

Oper 478b.

Oppermann, Andreas, Dorfgeschichten 689b. Reisen 884a.

Oer, Maximilian Freiherr von, Westfälischer Dichter **23a.** Lyrische Gedichte 23a. Balladen und Romanzen 23a. 372b. Erzählungen 371b. Novellen 699b.

Oertel, Wilhelm, Niederrheinischer Dichter 24b. Volksschriften **703b.**

Ortlepp, Ernst, Sächsischer Dichter **27a.** Uebersetzer 10b. Lyrische Gedichte 27a. Politische Gedichte 45b. 49b. Roman 676a. 693b.

Osenbrüggen, Eduard, Reisen **885b.** 886a.

Oeser, Rudolf, Hessischer Dichter, Volks- und Jugendschriften **704a.**

Oser, Friedrich Heinrich, Schweizerischer Dichter 42a. Religiöse Gedichte **74a.**

Osiander, Uebersetzer 10a.

Oskar, Friedrich = Wießner.

Osterländische Dichter 28b.

Oestreichische Dichter 14a. 37a.

Osterwald, Wilhelm, Brandenburgischer Dichter **18a.** Lyrische Gedichte 18a. Religiöse Gedichte 18a. 69a. Episches Gedicht 362a. Sagen 18a. 364a. 372a. Fastnachtsmärchen 18a. Trauerspiel 505a.

Ostseeländer Dichter 40b.

Oswalt, Curt = Querfurth, C. O. von.

Ottilie = Friedemann, Ottilie.

Oettinger, Eduard Maria, Schlesischer Dichter **16a**, jüdischer Religion **57a.** Gedichte 57b. Herausgeber mehrerer Witzblätter 57b. Romane 664b. 666b. 667b. 671a. 672a. 674a. 676a. b. 696b. Novellen 698b.

Otto der Große, Episches Gedicht 358b. f.

Otto, Ernst, Dramatiker 504a.

Otto, Luise, verehelichte Peters, Sächsische Dichterin 27a. Gedichte **61a.** Romane 61a. 679b. 680b. 682b. 683b. 686a. 693b. Novelle 698b.

Overbeck, Johann Adolf, geb. am 27. März 1826 zu Antwerpen, erzogen in Hamburg und Bonn, stud. hier Philologie und ist seit 1853 ordentl. Professor an der Universität in Leipzig. — Dramatiker 485b. Kunstgeschichte 879a.

Paalzow, Henriette, geb. Wach, Brandenburgische Dichterin, Leben **740a.** Romane 670a. 671a. 684b. Charakteristik 741a. Godwie Castle 741a. b. Saint Roche 741b. 742a. Thomas Thyrnau 741b. 742a. Jakob van der Nees 741b. 742a.

Paalzow, verehelichte Georges, Sophie, religiöse und politische Gedichte **62a.**

Pädagogik 921a.

Palacky, Franz, Historiker **865a.**

Paldamus, Fr., deutsche Dichter und Prosaisten 873b.

Palleske, Emil, Pommerscher Dramatiker, Schauspieler **483b.** 501b. Schillers Leben und Werke 871a.

Pallmann, Reinhold, Historiker 861b.

Palmer, Christian, Pädagogische Schriften **922a.** Homiletik 936a. Predigten 951b.

Pangkofer, Joseph Anton, geb. 21. Juli 1804 zu Riedenburg in Bayern, stud. in Amberg, Landshut und München die Rechte, wurde 1830 Patrimonialrichter zu

Hexenacker, zog sich schon 1837 ins Privatleben zurück und starb 15. Septbr. 1854 zu München an der Cholera. — Bayrischer Dichter 32 b; dichtet in der Mundart 67 a; grundet die Monatsschrift „Die deutschen Mundarten" 927 a.

Pannasch, Anton, geb. 25. Januar 1789 zu Brüssel, kam frühe nach Wien, besuchte hier die k. k. Militär-Akademie und trat 1809 als Offizier in die kaiserliche Armee ein. Er nahm an den Feldzügen in Polen, Deutschland, Frankreich und Neapel theil, rückte bis zum Obersten auf und erhielt 1849 eine Anstellung im Kriegsministerium. Er starb 6. Oktbr. 1855. — Dramatiker 504 b. 506 a. 509 b. 518 b. 519 b.

Panzer, Friedrich, geb. 1794 zu Eschenfelden in der Oberpfalz, widmete sich der Architektur, diente dem Staate in seinem Fache seit 1818 zu Speier, Bamberg, Würzburg und Nürnberg und wurde zuletzt Oberbaurath in München, wo er 16. Novbr. 1854 starb. — Bayrische Sagen 703 a.

Paoli, Betty = Glück, Elisabeth.

Pape, D., Didaktisches Gedicht 349 a. Epigramme 349 a. Episch-lyrisches Gedicht 349 a.

Pape, Joseph, geb. 4. April 1831 zu Eslohe in Westfalen, stud. seit 1849 in München, Tübingen und Berlin die Rechte, wurde 1858 Assessor, 1861 Rechtsanwalt im Siegen'schen und 1866 in Büren bei Paderborn. — Epischer Dichter 363 b. Dramatiker 515 b.

Pape, Ludwig Matth. Henr., geb. 14. Januar 1802 zu Visselhövede im Hannöverschen, stud. seit 1820 in Tübingen und Leipzig Theologie, wurde 1829 zweiter und 1843 erster Prediger in Buxtehude und starb daselbst 27. Mai 1872. — Lyrische Gedichte 349 a.

Papencordt, Felix, Historiker 861 a.

Parabel 371 a.

Parucker, Karl, Vogtländischer Lyriker 29 a.

Paschalis, Friedrich, Dramatiker 502 b.

Passavant, J. D., Kunstgeschichte 879 a.

Passow, Wilhelm Arthur, geb. 20. März 1814 zu Jenkau bei Danzig, 1855 Gymnasialdirektor in Ratibor, 1858 in Thorn, starb am 3. Aug. 1864 im Bade zu Streitberg. — Das deutsche Drama im 17. Jahrhundert 874 a.

Patuzzi, Alexander Eduard Johann Joseph, Oestreichischer Dichter. Gedichte 39 a. Episches 360 b. 514 a. 518 b.

Pauli, G. Reinhold, Uebersetzer 10 a. Historiker 866 a.

Pausch, Schweizerischer Dichter 43 b.

Pelt, Anton Ludwig Friedrich August, protestant. Theolog 936 b.

Penserosa = Frau Heege.

Percival, Ludwig, Lyriker 45 a.

Perthes, Clemens Theodor, Historiker 864 b. 881 b.

Pertz, Georg Heinrich, Biograph 881 b. 882 a.

Perty, Anton Maximilian, Naturforscher 927 b. 928 b.

Peschel, Oskar, geb. 17. März 1826 in Dresden, stud. seit 1845 in Leipzig und Heidelberg die Rechte, war von 1848—54 bei der Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung beschäftigt und redigierte dann das „Ausland". Seit 1871 Professor in Leipzig, starb er am 31. Aug. 1875. — Geschichte der Erdkunde 870 b. 923 b.

Peter, Karl, geb. 6. April 1808 in Freiburg a. U., stud. seit 1827 in Halle Philologie und Geschichte, wurde 1831 Lehrer an der Latina in Halle, 1835 Gymnasialdirektor in Meiningen, 1853 in Anklam, 1854 in Stettin und 1856 in Schulpforta; 1873 trat er in den Ruhestand. — Historiker 861 b.

Petermann, Jul. Heinrich, geb. 1806 in Glauchau, 1837 Prof. der Orientalischen Literatur in Berlin, starb am 10. Juni 1876 in Bad Nauheim. — Reisen 883 b.

Peters, Adolph, Hanseatischer Dichter 19 a. Leben 172 a. Lyrische Gedichte 172 b.

Peters, August, Sächsischer Dichter 27 b. Mitglied der junggermanischen Schule 8 b. Lyrische Gedichte 46 a. 360 b. Episches 360 b. Roman 683 a. Dorfgeschichten 683 a. 689 a. Novellen 699 a.

Petersen, Marie, Tochter eines Stadtraths in Frankfurt a. O., starb daselbst nach längerer Krankheit 30. Juni 1859. Märchen 702 b.

Pfaff, Alexius Burkhard Immanuel Friedrich, Naturforscher 928 a.

Pfaff, Johann Leonhard, Bischof von Fulda, Epos 358 b.

Pfälzische Dichter 30 b.

Pfannenschmied, Julie, Preußische Dichterin 15 b. Lyrische Gedichte 63 b. Romane 677 b. f. 682 b. 693 b. Novellen 699 a.

Pfarrius, Gustav, Pfälzischer Dichter 30 b. Leben 96 a. Lyrische und epische Gedichte 96 a. Fabeln und Parabeln 363 a. Sagen 363 a. 372 b. Didaktisches 363 b. Dramatisches 363 b. 372 b. Roman 96 b. 661 a. Novellen 699 a.

Pfau, Karl Ludwig, Schwäbischer Dichter 31 b. Leben 126 b. Lyrische Gedichte 127 a. Politische Gedichte 127 a. Epigramme 348 b.

Pfeiffer, Franz, Germanist 926 b.

Pfeiffer, Freimund, Holsteinischer Dichter 20 a. Politische Gedichte 45 b. Posse 527 a.

Pfeiffer, Ida, Reisebeschreibungen 882 b. 886 a.

Pfeilschmidt, Ernst, Sächsischer Dichter 27 b. Leben 326 a. Religiöse Gedichte 326 b. Epische Dichtungen 326 b. Didaktisches Gedicht 351 b.

Pfizer, Gustav, Schwäbischer Dichter 31 b; nimmt Theil an Chamissos Musenalmanach 5 a. Leben 86 b. Uebersetzer 10 b. Politische Gedichte 45 a. 87 b. 49 a. b. Lyrische Gedichte 87 a. Hymnen 14 b. Elegien 14 b. Gaselen 15 a. Charakteristik 86 b. 87 b. 88 b. Balladen und poetische Erzählungen 88 a. 372 b. Geschichte Luthers 868 b. 873 b.

Pfizer, Paul Achatius, Schwäbischer Dichter 31 b. Politische Gedichte 45 b.

Pfyffer, Kasimir, parlamentarischer Redner 954 a.

Philipp August, Drama eines Ungenannten 493 b.

Philipps, Georg, grundet mit Guido Görres die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" 924 a. Juristische Schriften 930 a. b.

Philippson, Ludwig, Anhaltiner Dichter 26 b. Jüdischer Dichter 57 a. Didaktische Dichtungen 351 a. Dramen 351 a. 481 a. Roman 351 b. 686 a. Novellen 351 b. 699 a.

Philologie, klassische 925 b.

Pichler, Adolf, Tiroler Dichter 34 a. Leben 287 a. Charakteristik 287 a. b. Lyrische Gedichte 288 a. Elegien 14 b. Hymnen 14 b. 288 a. Episches 288 a. 371 b. 372 b. Epigramme 14 b. 348 b. Dramen 288 a. 488 a. 498 b. Dorfgeschichten 288 b. 689 a. Reiseschilderungen 288 b. Das Drama des Mittelalters in Tirol 873 b.

Pichler, Louise, geb. am 16. Januar 1823 zu Oberwälden bei Göppingen in Würtemberg als die Tochter des Pfarrers P., vermählt mit dem Gymnasialprofessor Zeller in Stuttgart. — Romane 657 a. Jugendschriften 704 a.

Piening, P. K. Theodor, geb. 16. Juli 1831 zu Meldorf in Holstein, nahm an dem Kriege gegen Dänemark 1849 ff. theil, stud. seit 1851 in Kiel und Göttingen Philologie und ließ sich 1855 in Hamburg nieder, wo er als Privatlehrer und Schriftsteller thätig ist. — Dorfgeschichten 689 a.

Pierson, Karoline Wilhelmine = Leonhardt-Lyser.

Pietistische Dichter 72 b.

Pillersdorf, Franz Freiherr von, parlamentarischer Redner 953 a.

Piringer, Beda Leop., geb. 14. Oktbr. 1810 im Dorfe Zulussen (Oberösterreich), besuchte das Gymnasium zu Kremsmünster, trat 1831 in den Benediktinerorden und ward von seinen Oberen für das Lehramt bestimmt. Seit 1850 Gymnasialprofessor in Kremsmünster, wurde er 1859 Stiftsarchivar und 1865 Gymnasialdirektor. Als solcher starb er 3. Mai 1876. — Didaktisches Gedicht 350 b.

Plate, M., Dramatiker 497 a.

Platen, Mitglied des Berliner Kreises 4 a.

Plath, Orientalist 925 b.

Plattner, Placidus, geb. 1832 zu Untervaz in Graubünden, stud. in Einsiedeln, Chur, St. Gallen, München und Prag besonders Geschichte und Philosophie, wurde 1858 Professor zu Mariahilf, später in Zug und 1866 Prof. der Geschichte an der Kantonsschule in Chur. — Schweizerischer Dichter 43 b. Lyrische Gedichte 43 b. Sagen 372 a. Drama 43 b. 503 a. 509 a.

Pletzer, August Friedrich, geb. 26. Januar 1823 in Bremen, starb am 9. Juni 1868 daselbst als Lehrer an der Handelsschule. Er redigierte seit 1853 das „Bremer Sonntagsblatt" 924 a.

Ploennies, Luise von, Hessische Dichterin 59 a. Leben 218 a. Uebersetzerin 11 a. 219 b. Lyrische Dichterin 69 a. Charakteristik 219 a. Lyrische Gedichte 219 b. Sonettenkranz 220 a. Epische Dichtungen 220 a. 357 b. 363 b. 372 b. Reisen 885 b.

Pitaval, neuer, Sammlung von Criminalgeschichten 684 a.

Pocci, Graf Franz, Bayrischer Dichter 32 b. Lyrische Dichtungen 50 b. Legenden 50 b. 372 b. Dramen 518 b. 521 b.

Poesie 6 a.

Pohl, Emil, Posse 527 b.

Polorny, Eduard, Böhmischer Dichter, Novellen 701 a.

Polenz, Gottlob von, geb. 1792, trat in den sächsischen Militärdienst, lebte später als Major a. D. in Halle und starb daselbst am 20. April 1870. — Kirchengeschichte 868 b.

Politische Dichter 45 a.

Politisches Lustspiel 478a.
Politik 931a.
Politische Rede 953a.
Polko, geb. Vogel, Elise, Sächsische Dichterin, Roman 676b. 685a. 693b. Novellen 676b. 699a. Märchen 676b. 702b.
Polnische Dichter 44a.
Pommersche Dichter 15b.
Pönitz, Karl Eduard, Militärischer Schriftsteller 929a.
Pöppig, Eduard Friedrich, Reisen 884a. Naturforscher 928b.
Pöschl, Heinrich Ernst, Komisches Epos 371a.
Posse 478a.
Postel, Karl = Sealsfield.
Precht, Victor, geb. 14. Juni 1820 in Bremen, stud. in Erlangen und Halle Theologie und Philologie, gründete 1843 in seiner Vaterstadt ein Handels- und Realinstitut, das er bis 1855 leitete, unternahm dann größere Reisen durch England, Frankreich und Spanien und siedelte 1862 nach Amerika über, wo er seitdem als fleißiger Schriftsteller in New York lebt. — Hanseatischer Dichter 19a. Politische Gedichte 48b.
Prechtl, J. Joseph Ritter von, Technolog 929a.
Prechtler, Otto, Oestreichischer Dichter 38b. Lyrische Gedichte 38b. Politische Gedichte 45b. Epos 364a. Drama 497b. 498a. 507a.
Predigt, jüdische 952a.
Predigt, katholische 951b.
Predigt, protestantische 950b.
Preller, Ludwig, Archäolog 926a.
Presber, Hermann, geb. am 9. Dezbr. 1830 in Rüdesheim, stud. seit 1849 in Heidelberg Geschichte, Literatur und Aesthetik, lebte ein Jahr in Paris und ließ sich 1853 in Frankfurt a. M. als Lehrer der Geschichte und Literatur nieder. — Komischer Roman 698b.
Pressel, Paul, geb. 16. Juni 1824 in Tübingen, stud. daselbst Theologie, war bis 1874 Dekan zu Neuenstadt a. L. und ist seitdem Pastor primarius am Münster in Ulm und Dekan der Ulmer Diözese. — Epiker 359a.
Preußische Dichter 15b.
Prinz Leo, Drama eines Ungenannten 518b.
Probst, P. von, Dramatiker 508a.
Pröhle, Heinrich, Magdeburgische Dichter 22a. Roman 695b. Sagen 702b.
Prokesch-Osten, Anton Graf, Steirer Dichter 36a. Soldat und Diplomat, lyrische Gedichte 55b. Historische Schriften 866b. Reisen 866b. 883a. b. 886a.
Prölß, K. Robert, geb. 18. Januar 1821 zu Dresden, erst Kaufmann, jetzt literarisch thätig. — Dramatiker 489b. 500b. 514b.
Prosa 651b.
Prosadichtung 651b.
Proschko, Franz Isidor, geb. 2. April 1816 zu Hohenfurth in Böhmen, stud. in Prag die Rechte und trat dann zu Linz in den Staatsdienst, wurde 1842 Konceptspraktikant bei der Polizeidirektion, 1847 Kommissar, 1861 Oberkommissar, 1865 als solcher nach Graz und 1867 nach Wien versetzt. — Roman 672a. 674a. 678b.
Prüller, Posse 527b.
Prutz, Robert Eduard, Pommerscher Dichter 15b. Leben 187a. Uebersetzer 11a. Politische Lieder 45a. 187b. Lyrische Gedichte 187b. Epische Dichtungen 188b. Balladen 188b. 372b. Dramen 493b. 500a. 509b. 526a. Charakteristik 583a. Nach Leiden Lust 583b. Moritz von Sachsen 583b. Karl von Bourbon 584a. Erich, der Bauernkönig 584a. Roman 682b. 686a. 693b. Charakteristik 813b. Das Engelchen 813b. Felix 814b. Der Musikantenthurm 814b. Oberndorf 814b. Geschichte des deutschen Theaters 873b. Der Göttinger Dichterbund 873b. Geschichte des Journalismus 873b. Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart 873b. 877b. Ludwig Holberg 873b. 878a; gründet das „Deutsche Museum" 924a.
Puchta, Christian Rudolf Heinrich, Fränkischer Dichter 29a. Religiöse Gedichte 69b. Episches Gedicht 69b. 365a.
Puchta, Georg Friedrich, Jurist 930b.
Pudor, Friedrich, Dramatiker 505b.
Pulszky, Therese, Tochter eines Banquiers zu Wien, geb. 1819, vermählte sich 1848 mit dem bekannten Volksmanne Franz Pulszky, mit dem sie alle Geschicke, welche ihm in den Bedrängnissen seines Heimatlandes Ungarn zufielen und zuletzt das Exil theilte. Während ihrer Anwesenheit in Pesth, wo sie persönlich die Zurücknahme der infolge der Vorgänge des J. 1848 über ihr und ihres Gatten Vermögen verhängten Confiscation betreiben wollte, starb sie am 6. Septbr. 1866. — Sagen 703a.
Purtscher, Adolf, geb. um das Jahr 1815 in Tirol, stud. in Wien Medizin, warf sich 1848 mit aller Kraft auf die Politik und wurde in den östreichischen Reichstag gewählt, starb aber bereits 1851 in Wien. — Tiroler Lyriker 36a.
Putlitz, Gustav Heinrich Gans, Edler Herr zu, Brandenburger Dichter 17b. Leben 597a. Episches Gedicht 367b. Dramen 499a. 502a. 513a. Charakteristik 597b. Das Herz vergessen 597b. Familienzwist und Frieden 598a. Seine Frau 598a. Das Testament des großen Kurfürsten 598b. Waldemar 598b. Don Juan de Austria 598b. Wilhelm von Oranien 599a.
Püttmann, Hermann, politische und sociale Gedichte 46b. 48b. 49b.
Putz, Gottlieb, Epiker 363a.
Pyl, Karl Theodor, Pommerscher Dichter 15b. Dramen 481b. 513b. 515b. 516b.
Querfurth, Curt Oswald von, geb. 23. Juli 1826 auf dem Eisenhüttenwerke Schönhayde im sächsischen Erzgebirge, stud. die Rechte und lebt als Advokat und Notar zu Oschatz in Sachsen. — Epiker 365a.
Raabe, Wilhelm, Braunschweigischer Dichter, Romane 662a. 668a. b. 693b. 696b.
Räder, Gustav, Posse 527b.
Radowitz, Joseph von, Staatswissenschaft 930b.
Rank, Joseph, Böhmischer Dichter, Dramen 497a. Leben 768a. Roman 667b. Dorfgeschichten 689a. Charakteristik 768b. Aus dem Böhmerwald 769a. Neue Geschichten aus dem Böhmerwald 769a. Vier Brüder aus dem Volke 769a. Eine Mutter vom Lande 769a. Sein Ideal 769b. Achtspännig 769b. Novellen 699a. 769b.
Ranke, Friedrich Heinrich, protestantischer Prediger 951a.
Rantzau-Breitenburg, Kuno Graf zu, Epiker 358b.
Rapp, Moritz, Uebersetzer 10a. Geschichte des griechischen Schauspiels 872a.
Rappe, Elegien 14b. Glossen 15b. Oden 14b. Hymnen 14b.
Rappaport, Moritz, Gallizischer Dichter 44a. Jüdischer Dichter 58b. Leben 398b. Lyrische Gedichte 58b. 398b. Epische Dichtungen 357a. 371a. Mose 399a. Bajazzo 399a.
Rau, Heribert, Fränkischer Dichter 29b. Lyrische Gedichte 29b. Religiöse Gedichte 69a. Epische Erzählungen 371b. Balladen 372b. Romane 656b. f. 664b. 673b. 676a. 677a. b. 678a. b. 679b. 682b. Novelle 699a.
Raulff = Wickenhauser.
Raumer, Karl von, geb. 9. April 1783 in Wörlitz, stud. in Göttingen, Halle und Freiberg, wurde 1810 Oberbergrath in Berlin, 1811 Prof. in Breslau, 1819 in Halle und 1827 in Erlangen, wo er 2. Juli 1865 starb. — Geschichte der Pädagogik 870a.
Raumer, Rudolf von, Germanist 926b.
Rauscher, Ernst, Steirer Lyriker 36b.
Raveaux, Franz, parlamentarischer Redner 954a.
Raven, geb. Beckmann, Mathilde, Westfälische Dichterin 22b. Gedichte 64a. Erzählungen 64a. 371b. Balladen 372b. Drama 508b. Romane 678a. 683b. 693b.
Ravensberg, Otto vom = Jakobi, Otto.
Rebau = Bauer, Ludwig.
Rebenstock, H., Epiker 357a.
Reber, Balthasar, Schweizerischer Dichter 42a. Epische Dichtungen 373a. Historisches 373a. 882a.
Reber, Franz, Kunstgeschichte 879a.
Rechtswissenschaft 929a.
Reder, Heinrich von, geb. am 19. März 1824 zu Melrichstadt in Franken, widmete sich nach Besuch der Forstschule in Aschaffenburg und der Universität zu München dem Militärstande, wurde 1848 Offizier, nahm an den Feldzügen von 1866 und 1870 theil und ist jetzt als Major in München garnisoniert. — Bayrischer Dichter 55b. Mitglied des Münchener Vereins 4a. Soldat 55b. Gedichte 55b.
Redwitz, Oskar Freiherr von, Fränkischer Dichter 29a. Leben 422a. Reaktionär in Politik, Religion und Poesie 8b. 286b. Lyrische Dichtung 286b. Epische Dichtung 365a. Amaranth 422b. Ein Märchen 422b. Tragödie 518b. Doge von Venedig 496a. Siglinde 496a. Thomas Morus 496b. 500b. Philippine Welser 496b. 514b. Der Zunftmeister von Nürnberg 496b.
Regis, Gottlob, Uebersetzer 10a.
Rehbinder, Nicolai Graf, Estländischer Dichter 40b. Gedichte 40b. Dramen 501a.
Reich, Moritz, geb. 20. April 1831 zu Rokitnitz in Böhmen, stud. in Prag, gieng 1853 nach Wien, kehrte 1857 brustkrank in die Heimath zurück und gab sich hier am 6. April 1857 selbst den Tod. — Dorfgeschichten 689a.
Reif = Frey, Jakob.

Reimar, Reinald = Glaser, Adolf.
Reinbold, Adelheid, geb. 1802 in Hannover, Erzieherin in Wien, lebte dann in Dresden, wo sie am 14. Febr. 1839 starb. — Roman 673 b. Dorfgeschichte 673 b. 688 b. Novellen 699 a.
Reinhard, Fr., Dramatiker 518 a.
Reinhard, Lina, Jugendschriften 703 b.
Reinhold, C. = Köstlin, C. Reinhold.
Reinick, Robert, Preußischer Dichter 15 b. Maler 51 a; nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Leben 120 a. Charakteristik 120 b. 121 a. Lieder 120 b.
Reinsberg = Duringsfeld, Ida von.
Reinsberg-Düringsfeld, Otto Freiherr von, Reisen 886 a. Reisen 882 a.
Reithard, Johann Jakob, Schweizerischer Dichter 42 a. Epische Gedichte 372 b.
Reither, Rudolf, Pseudonym für **Rudolf Schreiber,** geb. am 14. April 1818 zu Nördlingen, stud. Theologie und Philosophie, wurde 1847 Studienlehrer in Ansbach, 1856 Professor daselbst und 1870 auch Kreisscholarch von Mittelfranken. Seit 1873 ist er Gymnasialprofessor und Direktor des protestantischen Kollegiums zu St. Anna in Augsburg. — Fränkischer Dichter 29 a. Lyrische und didaktische Dichtungen 29 a. 348 b. Religiöses Lied 67 a.
Reitstab, Ludwig, Brandenburgischer Dichter, Romane 664 a. 668 a. 676 b. Novellen 664 a. 699 a.
Remy, Max, geb. 9. Juli 1839 in Berlin, stud. seit 1859 in Heidelberg und Berlin Philologie und Literatur, war dann an mehreren Gymnasien als Lehrer thätig, widmet sich aber seit 1869 ausschließlich literarischer Thätigkeit. Er lebt in Berlin. — Dramatiker 484 b.
Rengger, Johann Rudolf, Historiker 867 a.
Retcliffe, John, Pseudonym für **Wilhelm Schröter.** Roman 673 b.
Retcliffe, Sir John, Pseudonym für **Hermann Goedsche,** geb. am 12. Febr. 1815 (1816?) zu Trachenberg in Schlesien, trat 1833 in den kgl. Postdienst, nahm 1848 seinen Abschied, um hinfort ausschließlich als konservativer Journalist thätig zu sein und seine Kraft der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung" zu widmen. Er starb zu Warmbrunn am 8. Novbr. 1878. — Roman 673 b. 674 a. 684 b.
Rettberg, Friedrich Wilhelm, Kirchengeschichte 868 b. Dogmatik 936 a.
Reuchlin, Hermann, Historiker 866 b. 882 a.
Reumont, Alfred von, geb. 15. Aug. 1808 in Aachen, stud. in Bonn und Heidelberg, gieng als Sekretär d. preuß. Geschäftsträgers 1829 nach Florenz, 1832 nach Konstantinopel, kam 1835 ins Ministerium des Aeußern, wurde 1842 Geh. Legationsrath, 1848 Geschäftsträger beim Papst und 1849 in Toskana, wo er bis 1860 blieb. — Sagen 702 b. Geschichte 868 a.
Reuter, Fritz, Mecklenburger Dichter 20 b. Leben 833 b; dichtete in der Mundart 64 b. Poetische Erzählungen 371 b. Drama 525 a. Dorfgeschichten 688 b. Humoristischer Roman 696 b. Charakteristik 834 b. Läuschen un Rimels 835 a. Reis' nah Bellingen 835 a. Hanne Nüte 835 a. Olle Kamellen 835 b. Ut de Franzosentid 835 b. Ut mine Festungstid 836 a. Ut mine Stromtid 836 a.
Reuter, Hermann, Historiker 868 a.
Richter, Friedrich, geboren am 2. Septbr. 1811 zu Crailsheim in Würtemberg, studierte seit 1829 in Tübingen Theologie, wurde 1833 Vikar in Bernstatt, 1839 Präceptor in Besigheim, 1846 Pfarrer in Pfaffenhofen, 1851 Diakonus in Pfullingen und 1856 Stadtpfarrer in Bopfingen, wo er am 28. Aug. 1865 starb. — Dichtet in der schwäbischen Mundart 66 b.
Richter, Karl, Improvisator 52 a.
Rieger, Maximilian, geb. am 8. April 1828 in Darmstadt, lebt als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt. — Dramatiker 505 a.
Riehl, Wilhelm Heinrich, Culturhistoriker 25 a. Leben 906 a. Charakteristik 907 b. Culturgeschichte 868 a. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik 907 a. Die Pfälzer 907 a. Culturstudien aus drei Jahrhunderten 907 b. Kunstgeschichte 880 a. Novellen 701 a.
Riesler, Ulrich = Molitor, Wilhelm.
Rietmann, Johann Jakob, geb. 13. Oktbr. 1815 zu St. Gallen, stud. in Jena Theologie, wurde Pfarrer zu Nußbaumen (Thurgau), dann zu Rapperswyl-Jura, Seelsorger an der Strafanstalt in seiner Vaterstadt und 1847 Pfarrer in Lichtensteig, wo er am 4. Oktbr. 1867 starb. — Religiöse Gedichte 71 a.
Ring, Max, Schlesischer Dichter 16 a. Leben 801 a. Dramen 517 a. 521 b. Roman 665 a. 667 a. 668 b. 677 b. 679 a. 682 b. 686 b. 687 a. 693 b. Charakteristik 803 a. Berlin und Breslau 801 b. Kinder Gottes 802 a. Der große Kurfürst und der Schoppenmeister 802 a. Milton und seine Zeit 802 a. Rosenkreuzer und Illuminaten 802 a. Stadtgeschichten 802 a. Neue Stadtgeschichten 802 a. Verirrt und erlöst 802 a. Ein verlorenes Geschlecht 802 a. b.
Ringler, Alexander, gest. am 11. Oktbr. 1866. — Dramatiker 511 b.
Ringseis, Emilie, Bayrische Dichterin 32 b. Dramen 482 a. 516 b. 519 b.
Ritter, Ernst = Binzer, Frau von.
Rittershaus, Ernst, Wupperthaler Dichter 4 a. 24 a. Leben 306 b. Kaufmann 53 a. Lyrische Gedichte 307 a.
Robe, Dramatiker 506 a.
Röber, Friedrich, Wupperthaler Dichter 4 a. 24 a. Leben 604 a. Kaufmann 53 a. Dramen 408 b. 489 a. 507 a. 508 b. 518 a. 528 a. Appius Claudius 604 a. Kaiser Heinrich IV. 604 a. Märchen vom König Drosiel 605 a. Sophonisbe 605 a. König Manfred, Oper 605 a.
Robin, Eduard, Dramatiker 522 b.
Rochholz, Ernst Ludwig, geb. 1809 zu Ansbach in Bayern, stud. in München die Rechte, gieng, unter Ludwig I. in politische Untersuchung verwickelt, als Lehrer nach Hofwyl in der Schweiz, von dort als Gymnasiallehrer nach Biel und wurde 1836 Professor a. d. Kantonsschule in Aarau, wo er jetzt noch als Konservator der kantonalen Alterthumssammlung lebt. — Sagen 703 a.
Rodenberg, Julius, Hessischer Dichter 25 a. Leben 297 a. Uebersetzer 10 b. 298 a. Politische Gedichte 45 a. 48 b. Lyrische Gedichte 297 b. Epische Dichtungen 298 a. 363 b. 364 b. Dramen 520 b. 528 a. Roman 684 b. 693 b. Die Straßensängerin von London 853 a. Die neue Sündfluth 854 b. Reisen 884 b. 886 a.
Rödlich = Branco.
Rodt = Eichrodt.
Rogge, Friedrich Wilhelm, Lüneburger Dichter 20 b. Lyrische Dichtungen 20 b. Politische Gedichte 49 b. Epigramme 21 a. Dramen 507 a. 508 a. b. 518 b.
Rohde, Friedrich, geb. 25. Dzbr. 1828 im Mecklenburgischen, privatisiert seit geraumer Zeit als Schriftsteller in Dresden. — Idyllisches Epos 370 a. Drama 488 a. 506 a.
Rohmer, Friedrich, Politik 931 a.
Rollet, Hermann, Oestreichischer Dichter 37 b. Leben 222 a. Lyrische Gedichte 222 a. Charakteristik 222 a. Politische Gedichte 222 b. Romanzen und Sagen 222 b. 372 b. Legenden 372 b. Balladen 372 b. Dramatische Dichtungen 222 a. Roman 222 a. 695 a.
Roloff, Oskar, Brandenburgischer Dichter 15 b. Lyrische Gedichte 52 b. Märchen 702 b.
Roman 652 ff.
Romanze 372 b.
Römer, Dr. = Deinhardstein.
Römer, Friedrich (von), parlamentarischer Redner 954 a.
Rommel, Ernst, Hannöverscher Dramatiker 495 b.
Roon, Albrecht von, Geograph und militärischer Schriftsteller 929 a.
Röpe, G. H., Melchior Goeze 875 b.
Roquette, Otto, Posenscher Dichter 44 a. Leben 272 b. Lyrische Dichtungen 273 a. Charakteristik 273 a. Epische Dichtungen 358 b. 361 a. Waldmeisters Brautfahrt 424 b. Der Tag von St. Jakob 425 a. Herr Heinrich 425 a. Hans Heidekuckuck 425 a. Das Doctordiplom 425 b. Dramen 517 b. 519 b. 521 b. Roman 656 a. 685 a. 693 b. 696 b. Novelle 699 a. Geschichte der deutschen Literatur 873 a. Leben Günthers 873 a. 875 b.
Rosa Maria = Assing.
Roscher, Wilhelm, Nationalökonom 933 a. Leben 947 a. Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre 947 b. Ueber Kornhandel 947 b. System der Volkswirthschaft 947 b. Colonien 948 a. Ansichten der Volkswirthschaft 948 a.
Rosen, Julius, mit seinem wahren Namen **Nikolaus Dusset,** geb. 8. Oktbr. 1833 in Prag, stud. die Rechte in Prag und trat 1855 bei dem Gubernium in Siebenbürgen in den Staatsdienst, kam von dort nach Oedenburg und 1860 zur Polizeidirektion nach Prag, legte 1866 sein Amt nieder, um hinfort schriftstellerisch thätig zu sein. Bis 1874 war er als Dramaturg und Regisseur am Carl-Theater in Wien angestellt und leitete später kurze Zeit das Strampfer-Theater. — Lustspiele 525 b.
Rosen, Ludwig = Jüngst.
Rosenkranz, Karl, Aristophanische Komödie 526 b. Literaturgeschichte 871 b. 873 b. Goethes Leben 871 b. 876 a. Hegels Leben 871 a. 878 b. Diderots Leben u. Werke 876 a. Philosophische Schriften 920 a. Pädagogik 922 a. Aesthetik des Häßlichen 922 b. Er st. 14. Juni 1879.

Roſt, Alexander, geb. 22. März 1816 zu Weimar, ſtud. ſeit 1836 in Jena die Rechte, arbeitete dann an mehreren Juſtizämtern und dem Landesjuſtizkollegium, verließ aber 1848 den Staatsdienſt, um ſich ganz der dramatiſchen Poeſie zu widmen. Er ſtarb am 15. Mai 1875. — Dramatiker 514a.
Roß, Ludwig, Reiſen 886a. Archäolog 925b.
Roßbach, Johann Joſeph, Culturgeſchichte 869a.
Rößler, Karl, didaktiſches Gedicht 349a.
Roßmäßler, Emil Adolf, Naturforſcher 928a.
Roten, Leo Lucian von, geb. 7. Januar 1824 zu Raron in Oberwallis, ſtud. in München die Rechte, lebte dann in ſeinem Heimathsorte, wurde 1850 Großrath, 1856 Ständerath, kam ſpäter nach Sitten, wo er als Redacteur, Profeſſor der deutſchen Sprache, Vice-Kanzler u. ſeit 1876 als Staatsrath thätig iſt. — Lyriſche Gedichte 43b.
Rothe, Richard, Proteſtantiſcher Prediger 951a.
Rothenburger Einſiedler = Beyer, Fr.
Rothwell, geb. Hillebrand, Bertha von, Breisgauiſche Dichterin 31a. Lyriſche Dichtungen 64a.
Rötſcher, Heinrich Theodor, geb. 10. Septbr. 1803 zu Mittenwalde bei Berlin, ſtud. ſeit 1823 in Leipzig und Berlin Philoſophie, wurde 1828 Profeſſor am Gymnaſium in Bromberg und gieng 1842 nach Berlin, wo er vielfach für die Bühne wirkte und am 9. April 1871 ſtarb. — Aeſthetiker 922b.
Rotteck, Karl von, Journaliſt 931b. 932b.
Rubens, L. S. = Seeger.
Rückert, Friedrich, nimmt an Wendts Muſenalmanach Antheil 5a; giebt den Erlanger Muſenalmanach heraus 5a. Politiſcher Dichter 49a.
Rückert, Heinrich, Hiſtoriker 860a. 861b. 862b. 869a.
Rudolf, Ad., Dramatiker 506a.
Rüſſer, Eduard, geb. am 27. Dezbr. 1835 auf Schloß Liebenwerd in der Lauſitz, vorgebildet in Berlin und Gotha, ſtudierte in Prag, ſchloß ſich 1860 der Expedition Garibaldi's nach Neapel an und wirkte nach ſeiner Heimkehr als Schriftſteller, ſeit 1864 in Prag, wo er im Novbr. 1878 ſtarb. — Dramatiker 489a. 505b. 518a. 521b.
Rueß, Wilhelm, Pſeudonym **Sebetus**, geb. 1814 zu Ehingen in Württemberg, ſtud. in Rottweil und Tübingen, widmete ſich dem Lehrfache, gieng 1834 nach der Schweiz, wo er ſeit 1863 Rector der kathol. Kantonsrealſchule in St. Gallen war. — Dramatiker 502b. Er ſt. 1879.
Ruge, Arnold, geb. 13. Septbr. 1802 zu Bergen auf der Inſel Rügen, ſtud. ſeit 1821 in Jena und Halle Philologie, betheiligte ſich an den Beſtrebungen der Burſchenſchaften und mußte dafür eine ſechsjährige Haft erdulden. 1830 wurde er Lehrer am Pädagogium in Halle, 1832 Privatdozent an der dortigen Univerſität, gründete 1837 mit Echtermeyer die „Halliſchen Jahrbücher", die er ſeit 1841 in Dresden als „Deutſche Jahrbücher" herausgab, gieng 1842 nach Paris, 1845 nach der Schweiz, gründete in Leipzig 1847 ein buchhändleriſches Geſchäft, betheiligte ſich 1848 und 1849 an der Revolution und mußte flüchten. Er lebt ſeit 1850 zu Brighton in England. — Pommerſcher Dichter und Journaliſt, Herausgeber eines Muſenalmanachs 5a; gründet mit Echtermeyer die „Halliſchen Jahrbücher" 8a. 923a. Drama 511b. Novellen 699b. Aeſthetik 922a.
Rugo, A. M. G., Epiker 358b.
Ruland, Eugen, Dramatiker 491a.
Rump, Hermann, redigiert den „Literariſchen Handweiſer" 923b.
Rumpelmayer, Johann Nepomuck, der eigentliche Name von Johannes Nordmann.
Ruof, Theodor, Ueberſetzer 10b.
Ruperti, Friedrich, Weſtfäliſcher Dichter 23b. Lyriſche Gedichte 23b. Politiſche Gedichte 23b. 49b. Epiſche Gedichte 23b. 371b. Legende 23b. 372b. Balladen 372b. Luſtſpiel 23b. 521b. Novelle 701b.
Rüppell, Wilhelm Peter Eduard Simon, Reiſen 883b.
Ruppius, Otto, Sächſiſcher Dichter, Romane 692a. Novellen 699a.
Ruſſiſche Dichter 40b.
Ruſtige, Heinrich, geb. 12. April 1810 zu Werl in Weſtfalen, bildete ſich ſeit 1828 unter Schadow in Düſſeldorf zum Maler aus, ſiedelte 1836 nach Frankfurt a. M. über und unternahm von dort aus längere Studienreiſen. Im J. 1845 erhielt er eine Lehrerſtelle an der Kunſtſchule in Stuttgart; auch iſt er Inſpektor der Staatsgallerie und der Privatgallerie des Königs. — Dramatiker 497a. 509a. 516a.
Rüſtow, Wilhelm, militäriſcher Schriftſteller 929a.
Rutenberg, Otto von, Dramatiker 505a.
Ruth, E., Geſchichte der Italieniſchen Poeſie 878b.
S . . . ., Novelle 699a.
Saar, Ferdinand von, Oeſtreichiſcher Dichter 37b. Leben 648a. Soldat 55a. Dramatiker 507a. Kaiſer Heinrich IV. 648a. Novelle 701b.
Sacher-Maſoch, Leopold von, Galliziſcher Dichter, Dramen 512a. 521b. Romane 512a. 673b. 678b. Novelle 697a.
Sachſe, Chriſtian Friedrich Heinrich, Oſterländiſcher Dichter 28b. Religiöſe Gedichte 71b.
Sachſe, Rudolf, Oſterländiſcher Dichter 28b. Religiöſe Gedichte 71b.
Sage 371b. 702a.
Sailer, Karl Georg Jakob, geb. am 10. März 1817 zu Wyl, Kt. St. Gallen, früh verwaiſt, ſtud. in Solothurn Philoſophie, in Freiburg Theologie und in Freiburg i. Br. die Rechte, arbeitete lange im Bureau eines Advokaten in St. Gallen, kehrte dann nach Wyl zurück, wo er 1855 Präſident des Kantongerichts und 1864 Mitglied der Regierung und Landammann wurde. Er ſtarb am 3. Oktbr. 1870. — Verf. der „Klänge von der Thur" 42a. 373a.
Sallet, Friedrich von, Schleſiſcher Dichter 16a. Leben 104a. Mitglied des Berliner Kreiſes 4a; nimmt am Norddeutſchen Frühlingsalmanach Antheil 5b. Soldat 55a. Politiſche Gedichte 45a. Lyriſche Gedichte 105b. Didaktiſches 15b. 105b. Epigramme 14b. Balladen, Romanzen und Legenden 106a. 365a. Parabeln 106a. Laienevangelium 106a. Märchen 106a.
Sallmayer, Hermann, geb. am 29. März 1823 zu Wien, anfänglich Kaufmann, widmete ſich ſeit ſeinem 19. Jahre der Bühne, wirkte als Schauſpieler in Lemberg, Bremen, Augsburg, Regensburg, Wien, Königsberg, Leipzig, Frankfurt a. M. u. ſ. w., übernahm 1859 die Leitung der Theater zu Marburg in Steiermark und Klagenfurt, gieng 1866 nach Wien und unternahm von hier aus großartige Reiſen, meiſt zu Fuß, durch die meiſten europäiſchen Länder und lebte dann in Königsberg als Schriftſteller, wo er bis 1871 blieb. Seitdem hielt er ſich einige Jahre in Berlin auf und weilt ſeit 1878 wieder in Wien. — Dramatiker 514b.
Salomon, Gotthold, jüdiſcher Prediger 952b.
Salonluſtſpiel 478a.
Sander, parlamentariſcher Redner 954a.
Sanders, Daniel, Epigramme 350b.
Sandor = Alexander Graf von Würtemberg.
Sangalli, Eliſabeth, Thüringiſche Dichterin 15b. Drama 521a. Roman 686a.
San-Marte = Schulz, Albert.
Sartori = Neumann, Johanna.
Saß, Friedrich, Dorfgeſchichte 688a.
Sayn-Wittgenſtein-Berleburg, Emil Prinz von, geb. am 21. April 1824, trat in ruſſiſche Kriegsdienſte, wurde Generallieutenant und ſtarb Ende Septbr. 1878 in Tegernſee. Als Dichter nannte er ſich **Kaſimir Röſpe**. — Epiker 367b.
Scävola, Emerentius = Heyden.
Schack, Adolf Friedrich Graf von, geb. 2. Aug. 1815 zu Brüſewitz bei Schwerin in Mecklenburg, ſtud. ſeit 1834 in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte, trat 1838 in den preuß. Staatsdienſt, nahm aber bald Urlaub u. bereiſte bis 1840 Italien, den Orient und Spanien, trat nach ſeiner Rückkehr als Kammerherr und Legationsrath in die Dienſte des Großherzogs von Mecklenburg, den er wiederholt auf ſeinen Reiſen begleitete, und lebt ſeit 1855 in München. 1876 wurde er in den Grafenſtand erhoben. — Mecklenburgiſcher Dichter 20b. Ueberſetzer 11a. Lyriſche Gedichte 20b. Literaturgeſchichte 872a.
Schad, Chriſtian, Fränkiſcher Dichter 30a. Herausgeber eines Muſenalmanachs 5b. Lyriſche Gedichte 30a.
Schädelin, J. J., geb. 16. Dezbr. 1804, ſtud. in Bern, war von 1830 bis 1840 Lehrer der deutſchen Sprache und Literatur an zwei ſtädtiſchen Lehrinſtituten in Bern, 1840 bis 1850 Pfarrer in Frutigen und dann bis 1856 Helfer am Münſter in Bern. Er ſtarb am 3. Oktbr. 1859. — Dramatiker 503a.
Schaden, Emil Auguſt von, Bayriſcher Dichter 32b. Lyriſche Gedichte 32b. Briefe 33a. Abhandlungen über Malerei 33a.
Schadow, Wilhelm (von), Brandenburgiſcher Maler und Dichter 675b. Novellen 675b. 699a.
Schäfer, Heinrich, Hiſtoriker 866b.
Schafer, Johann Wilhelm, Hanſeatiſcher Dichter 19b. Lyriſche Gedichte 19b. Geſchichte der deutſchen Literatur 872b. 875a.
Schaller, Julius, geb. 13. Juli 1810 in Magdeburg, ſtud. ſeit 1829 in Halle Theologie und Philoſophie, wurde

1838 Professor in Halle und starb daselbst am 21. Juni 1868. — Briefe über Humboldts Kosmos 927 b.
Schambach, Georg, Märchen 702 a. Sagen 702 b.
Schandein, Ludwig, Pfälzischer Dichter 30 b. Gedichte in westricher Mundart 65 b.
Schanz, Julius, Voigtländischer Dichter **29 a.** Lyrische Gedichte 29 a. Politische Gedichte 29 a.
Schanz, geb. Laich, Pauline, Sächsische Dichterin **367 a.** Lyrische Gedichte 63 a. Epische Dichtungen 367 b.
Schauspiel 437 a.
Schauspieler, Theilnahme derselben an der Poesie 51 b.
Scheele, Karl, geb. 1812 in Magdeburg, war bis 1864 geistl. Inspektor am Gymnasium U. L. Frauen daselbst und privatisiert seitdem in Wernigerode. — Uebersetzer 10 a. Religiöse Gedichte 74 a.
Scheerer, Theodor, Didaktisch-dramatisches Gedicht 349 a. 518 a.
Scheffel, Joseph Victor von, geb. am 16. Febr. 1826 zu Karlsruhe, Sohn eines Oberbaurathes, stud. von 1843 bis 1847 in Heidelberg, München u. Berlin die Rechte, nebenbei auch germanische Philologie und Literatur, begleitete 1848 den Reichskommissär Welker auf seiner Reise nach Skandinavien, arbeitete dann bei mehreren großherzogl. Justizämtern, gab aber bald die juristische Laufbahn auf, um sich ganz den Studien und der Poesie zu widmen. Nach längerem Aufenthalt in der Schweiz und Italien ließ er sich 1856 in München nieder, folgte 1857 einem Rufe des Fürsten v. Fürstenberg zur Ordnung und Geschäftsführung seiner Bibliothek in Donaueschingen, lebte seit 1859 in Karlsruhe und Heidelberg, bis er sich 1872 in Radolfszell am Bodensee dauernd niederließ. Im Jahre 1876 erhob ihn der Großherzog von Baden in den erblichen Adelstand. — Mittelrheinischer Dichter 31 a. Lyrische Gedichte 31 a. Der Trompeter von Säckingen 365 a. Roman 655. Ekkehard 837 b.
Scheifele, Johann Georg, geb. 1825 zu Mindelheim in Bayern, machte seine theologischen Studien in Dillingen, wurde 1850 zum Priester geweiht, 1851 Stadtkaplan in Rain, 1857 Kuratus in Niederschönenfeld und 1869 Pfarrer in Krugzell bei Kempten. — Schwäbischer Dichter 31 b. Gedichte in schwäbischer Mundart 66 b.
Scheitlin, Peter, Naturforscher 928 b
Schenck, Lothar, Dramatiker 505 a.
Schenk, Parlamentarischer Redner 954 a.
Schenk, A. L., geb. 1832 in Innsbruck, absolvierte daselbst die Humaniora, gieng dann zum Theater über und ist jetzt Direktor einiger bayrischen Provinzialbühnen. — Dramatiker 497 a. 514 b.
Schenkel, Daniel, protestantischer Theolog **936 b.** Predigten 951 a.
Scherenberg, Christian Friedrich, Pommerscher Dichter 15 b. Epische Dichtungen **359 b.**
Scherenberg, Ernst, Pommerscher Dichter 15 b. Leben **343 a.** Lyrische Gedichte 343 a. Charakteristik 343 b. Politische Gedichte **343 a.** 344 a.
Scherer, Georg, Fränkischer Dichter 29 a. Leben **345 a.** Lyrische Gedichte 345 b. Charakteristik 345 b.
Scherr, Johannes, Schwäbischer Dichter 32 a. Lieder 32 a. Politische Gedichte 32 a. 45 b. Komisches Epos 371 a. Roman: **674 a.** 677 a. 682 b. Dorfgeschichten 690 a. 691 a. 693 b. Culturgeschichte 869 a. b. Literaturgeschichte 869 a. 870 b. 873 a. Schillers Leben und seine Zeit 869 a. 877 a.
Scherzer, Karl v., geb. 1. Mai 1821 in Wien, Buchdrucker, bereiste 1841—42 England und Irland, betheiligte sich nach seiner Rückkehr an einem Handelshause in Wien, machte 1852—1855 mit Moritz Wagner die Reise in Nordamerika mit, begleitete 1857—59 die Nordpolexpedition, lebte dann in Triest, seit 1861 in Wien, wurde in den erblichen Adelstand erhoben, machte 1869 seine dritte Weltreise nach Ostasien und wurde 1872 Generalkonsul in Smyrna. — Reisebeschreibung 883 a.
Scheurlin, Georg, Fränkischer Dichter 29 a. Leben **268 a.** nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Lyrische Gedichte 268 a.
Schicksalstragödie 477 a.
Schiff, Hermann, Hanseatischer Dichter jüdischer Confession **686 a.** Romane 686 b. 693 b. 696 b.
Schild, Franz Joseph, geb. 14. August 1821 zu Grenchen im Kanton Solothurn, stud. in Solothurn und seit 1844 in München Medizin, ließ sich 1853 in seinem Heimatsorte als Arzt nieder und siedelte 1876 nach Solothurn über, wo er sich nur noch mit Augenheilkunde beschäftigt. — Schweizerischer Dichter 42 a. Gedichte in Solothurner Mundart 66 b.
Schimper, Karl Friedrich, Pfälzischer Dichter 30 b. Lyrische Gedichte 31 a. Charakteristik 30 b.
Schindler, Anton, Kunstgeschichte 880 a.
Schirges, Georg Gottlieb, geb. 16. März 1811 in Lüneburg, stud. erst Pharmacie, dann seit 1834 in Göttingen Philosophie und Naturwissenschaften, weilte von 1837 bis 1840 in Genf, wo er vorübergehend Apotheker, Lehrer und Schriftsteller war, in Italien, Frankreich und England, ließ sich dann in Hamburg nieder, wo er bis 1853 als Buchhändler, Schriftsteller und Redacteur thatig war. Jetzt soll er am Rhein leben. — Dorfgeschichte 688 b. Novellen 688 a. 699 a.
Schirmer, Adolf, geb. 7. Mai 1821 in Hamburg, anfänglich Kaufmann, widmete sich später in Berlin, Göttingen und Leipzig dem Studium der Künste und schönen Wissenschaften und gieng darauf zum Theater über. Ein Nervenleiden machte indeß seinem Wirken als Schauspieler bald ein Ende. Reisen durch Frankreich, Deutschland und Nord-Amerika folgten, bis er sich 1854 dauernd in Wien niederließ, wo er seitdem als Romanschriftsteller eine große Fruchtbarkeit entwickelt hat. — Hanseatischer Dichter 19 a. Lyrische Gedichte 46 a. Plattdeutsche Gedichte 46 b. Roman 684 b. 692 b. 693 b.
Schirrmacher, Friedrich Wilhelm, Historiker 864 a.
Schlagintweit, Hermann, geb. in München 13. Mai 1826 und Adolf, geb. daselbst am 9. Januar 1829, studierten Naturwissenschaften und stellten seit 1846 die umfassendsten physikalischen Untersuchungen der östlichen Alpen an, bereisten 1851 die westlichen Alpen, 1854—57 das Innere Asiens, worauf Hermann mit einer reichen Ausbeute wissenschaftlicher Forschungen nach Deutschland zurückkehrte, während Adolf in Indien zurückblieb und hier im Aufstande 1857 von einem fanatischen Hordenführer der Moslems hingerichtet ward. — Naturforscher 928 a.
Schlegel, A. W. von, nimmt an Wendts Musenalmanach Antheil 5 a.
Schleich, Martin, geb. 1827 (1826?) in München, stud. daselbst Philologie und widmete sich dann publizistischer Thätigkeit. Im J. 1848 gründete er den „Münchener Punsch", ein humoristisches Blatt, das er bis 1871 herausgab und 1875 erneuerte. — Dramatiker 492 b. 521 a.
Schleicher, August, Sprachforscher **924 b.**
Schleiden, Matthias Jakob, Hanseatischer Dichter 20 a. Naturforscher **928 b.**
Schleiermachers Biographie von einem Ungenannten 882 a.
Schleifer, politisches Gedicht 49 a.
Schlemm, Theodor, Dramatiker 509 b.
Schlesinger, Sigmund, geb. 1811 zu Wien, Journalist, Mitarbeiter der „Theater-Zeitung", nebenbei Student der Medizin, wurde 1835 Arzt, gieng als solcher nach Dalmatien, diente 1848 und 1849 in der ungarischen Honved-Armee und ist seitdem verschollen. — Epiker 360 a.
Schlesinger, Sigmund, geb. um das Jahr 1825 in Preßburg, 1856 Redacteur der „Morgenpost", 1863 des Wiener „Fremdenblatts", seit 1867 des „Neuen Wiener Tageblatts". — Lustspiele 525 b.
Schlesische Dichter 16 a.
Schlichtkrull, Aline von, Pommersche Dichterin, Romane **670 b.** 691 a. 693 b. Novelle 699 a. vgl. 635 a. Biographien 881 a.
Schlieben, Erwin, geb. 6. April 1831 zu Gumbinnen, stud. in Königsberg, Leipzig, Berlin und Bonn anfänglich Theologie, dann deutsche Sprachwissenschaft, war dann Erzieher im Hause Rothschilds und lebte seitdem als Privatgelehrter und Schriftsteller in Berlin, Weimar, Jena, jetzt wieder in Berlin. — Dramatiker 514 b.
Schliephake, Theodor, Dramatiker 507 b.
Schlönbach, Karl Arnold, Westfälischer Dichter, Mitglied des Maikäfervereins 4 a. Leben **457 b.** Lyrische Dichtungen 249 a. Epische Dichtungen 359 a. Die Hohenstaufen 458 a. Ulrich von Hutten 458 b. Was sich der Wald erzählt 458 a. Garibaldilieder 459 a. Der Stedinger Freiheitskampf 459 a. Drama 514 a. Roman 682 b. Novellen 699 a.
Schlosser, Friedrich Christoph, Dante-Studien 878 b.
Schlözer, Kurt von, geb. 1822 in Lübeck, stud. seit 1841 in Göttingen, Bonn und Berlin orientalische Sprachen, gieng 1845 Studien halber nach Paris und lebt seitdem in Berlin. — Historiker 864 b. 865 a. 866 b.
Schlumpf, Sigmund, geb. 1818 zu Waidring in Tirol, starb als Dr. med. 1844 in Padua. — Tiroler Dichter 36 a.
Schmarda, L. K., Reisebeschreibung 882 b.
Schmerling, Anton von, parlamentarischer Redner 953 a.
Schmid, Hermann (von), geb. 30. März 1815 zu Weizenkirchen in Oberösterreich, kam frühe nach Bayern, stud. in München die Rechte, wurde 1843 Aktuar bei der

Polizeidirektion in München, später Stadtgerichtsassessor, aber bereits 1850 wegen seiner politischen Haltung in den Ruhestand versetzt. Er lebt seitdem als Schriftsteller in München, leitet daselbst auch das „Volkstheater" und ist als Prof. der Literaturgeschichte am Konservatorium thätig. — Mitglied des Münchener Vereins 4a. Bayrischer Dichter 666b. Dramatiker 501a. 509b. 511b. 513a. b. 516a. 519b. 521b. Romane 658b. 666b. 667a. 679a. Dorfgeschichten 689b.

Schmid, Joseph Karl, Pseudonym **Karl Bruno**, geb. 4. Januar 1801 zu Brünn, stud. in Olmütz, trat dann bei dem mährisch-schlesischen Generalkommando in Dienste, erhielt 1828 in Dalmatien, 1830 in Mailand, 1831 in Mähren Verwendung, wechselte seit 1841 seinen Wohnsitz oft, bis er 1854 nach Brünn versetzt wurde. Er starb zu Olmütz 2. Novbr. 1862. — Dramatiker 483b.

Schmid, Johann Christoph von, Schwäbisches Wörterbuch 927a.

Schmid, K. A., Encyklopädie des Erziehungs- u. Unterrichtswesens 922a.

Schmid, Leopold, katholischer Theolog **935a.**

Schmidt, Eduard, siehe Schmidt-Weißenfels.

Schmidt, Elise, Brandenburgische Dichterin, Leben **634a.** Dramen 482a. 497a. 515b. Charakteristik 635a. Judas Ischarioth 635a. Der Genius und die Gesellschaft 635a. Macchiavelli 635b. Peter der Große 636b.

Schmidt, Ernst Alexander, Historiker 865b.

Schmidt, Julian Heinrich, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod **874b.** Geschichte der Romantik 874b. Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert 874b. 878b. Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 875a. 878b; redigierte mit Freytag die „Grenzboten" 923b.

Schmidt, Karl, geb. 7. Juli 1819 zu Osterinenburg im Anhaltischen, stud. in Halle und Berlin, wurde 1845 Gymnasiallehrer in Köthen, 1863 Seminardirektor und Schulrath in Gotha, wo er am 8. Novbr. 1864 starb. — Geschichte der Pädagogik 870a. Pädagogische Schriften 922a.

Schmidt, Kaspar, Philosophischer Schriftsteller **920b.**

Schmidt, Reinhold, Jurist **930a.**

Schmidt, Siegfried, Dramatiker 505b. 519b. 521b.

Schmidt, W. A., Historiker 860a. **865a.** 865b.

Schmidt-Ebars, Georg, Dramatiker 487b. 505a.

Schmidt-Weißenfels, Eduard, geb. am 1. Septbr. 1833 zu Berlin, bereits 1848 Sekretär der preuß. Nationalversammlung, nahm 1850 an den Kämpfen gegen Dänemark theil, ging 1851 behufs weiterer Ausbildung nach Paris, 1852 nach London, begann noch in demselben Jahre in Berlin seine journalistische und schriftstellerische Thätigkeit, lebte später in Leipzig, Prag, Gotha, seit 1861 wieder in Berlin und seit 1872 in Cannstadt bei Stuttgart. — Epos 367b. Geschichte der französischen Revolutionsliteratur 877b. Frankreichs moderne Literatur 877b. Biographien 877b. 881b. 882a.

Schmieder, Karl Christian, Geschichte der Alchemie 870a.

Schnaase, Karl, Kunstgeschichte **878b.** 879b.

Schneegans, Ludwig, geb. 16. Dezbr. 1842 zu Straßburg i. E., stud. daselbst und in Jena und Berlin Philologie, wirkte 1864 in Le Mans, 1865 in Rennes als Lehrer, siedelte dann nach München über, wo er ausschließlich literarischen Beschäftigungen lebt. — Dramatiker 518a.

Schneider, giebt mit Braun die „Fliegenden Blätter" heraus 924b.

Schneider, Emil, Sächsischer Dichter 26b. Buchhändler **53a.** Lyrische Gedichte 53a.

Schneider, Louis, geb. 29. April 1805 in Berlin, wurde 1820 an der königl. Bühne als Schauspieler angestellt, verließ dieselbe 1848 und siedelte nach Potsdam über, wo er bis 1854 in konservativem Sinne als Schriftsteller thätig war. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn zu seinem Vorleser und zum Hofrath, König Wilhelm I. zum Vorsteher der königl. Privatbibliothek u. 1865 zum Geh. Hofrath. Schneider starb zu Potsdam 16. Dezbr. 1878. — Dramatiker 523b. 527a.

Schneller, Christian, Tiroler Lyriker **35b.** Sage 36a. 364a.

Schnezler, August Ferdinand Alexander, Breisgauer Dichter **31a.** Gedichte 31a. Sagen 31a. 372a. 703a.

Schnitter, Wilhelm, geb. am 26. Febr. 1802 zu Stralsund, stud. in Berlin und Heidelberg die Rechte, trat 1826 in den Staatsdienst, wurde 1836 Direktor des Kreisgerichts in Greifswald und kam 1849 in gleicher Eigenschaft nach Stralsund. Seit 1854 lebt er im Ruhestande in seiner Vaterstadt. — Dramatiker 485b. 518b.

Schober, Franz Adolf Friedrich von, Schwedischer Dichter **44b.** Leben **217a.** Lyrische Gedichte 217b. Erzählungen 217b. 371b.

Scholz, Bernhard, geb. 16. Septbr. 1831 zu Wiesbaden, widmete sich dem Bergbau und stud. in Marburg und Bonn Naturwissenschaften. Von 1853 bis 1856 lebte er in München den Kunststudien, ging 1857 nach Wien, wo er die „Donauzeitung" und „Glocke" redigierte und begründete 1866 in Wiesbaden den „Rheinischen Courier", dessen Redaction er bis zu seinem Tode am 11. Dezbr. 1871 führte. — Dramatiker 508b.

Schön, Friedrich, Dramatiker 497b.

Schönau, Eduard von, politische Gedichte 49a. b.

Schönlein, Johann Lucas, medizinischer Schriftsteller **934a.**

Schönwerth, F., Sagen 703a.

Schopenhauer, Adele, Hanseatische Dichterin, Roman **694b.** Märchen 694b. 702b.

Schöpf, J. B., Tirolisches Idiotikon 927a.

Schöppner, Alexander, geb. 2. April 1820 in Fulda, stud. in Würzburg Theologie und Philologie, trat dann in das dortige Augustinerkloster, wurde 1843 Priester, 1848 Studienlehrer in Neuburg a. D., 1850 in München, trat 1855 in den Ruhestand und starb am 3. August 1860. — Epische Dichtung 371b. Sagen 702b.

Schott, Wilhelm, Orientalist 925a.

Schrader, August, eigentlich **Simmel** geheißen, geb. am 1. Oktbr. 1815 zu Wegeleben bei Halberstadt, mußte wegen Mangel an Mitteln auf das Studium der Rechte verzichten und seine Subsistenz durch Schriftstellerei u. Privatunterricht erwerben. Von Hamburg, wo er längere Zeit thätig gewesen, siedelte er 1846 nach Leipzig über, wo er hinfort als Romanschriftsteller thätig war und am 16. Juni 1878 starb. — Roman 683b. 691a. 693b.

Schrader, Julius, Brandenburgischer Dichter **18a.** Lyrische Gedichte 18a. Elegien 14a. Drama 507b.

Schram, Karl, geb. 13. Juni 1828 zu Raudnitz in Böhmen, ist seit 1851 als Romanschriftsteller thätig u. lebt in Wien. — Roman 683b. 693b.

Schramm, Karl, geb. um 1815, stud. Theologie u. nahm eine Predigerstelle in New-York an, wo er jetzt noch lebt. — Epos 357b.

Schreiber, Name des pseudonymen Reither.

Schröder, Declamationsunterricht 923a.

Schröder, Karl, Komisches Epos 371a. Drama 484a.

Schröer, Julius, Ungarischer Lyriker **44a.**

Schröer, Tobias Gottfried, Ungarischer Dramatiker **504a.**

Schröter, E., Uebersetzer 10b.

Schubar, L., Pseudonym für **Rudolf Lubarsch**, geb. am 5. März 1810 zu Schwerin a. d. Warthe in der Provinz Posen, war anfangs Kaufmann, stud. aber später in Halle und Leipzig Philosophie, ging 1839 nach Berlin, wo er sich der Journalistik und seit 1842 ausschließlich der Romanliteratur zuwandte. — Drama 523b. Roman 668b. 671a. 672b. 684b. 693b. Novelle 699a.

Schubert, Friedrich Wilhelm, Immanuel Kants Biographie 878a. Statistiker **934a.**

Schubart, Gotthilf Heinr. (von), Novellen **699b.** Selbstbiographie 880b.

Schubiger, Anselm, Kunstgeschichte 880a.

Schücking, Levin, Westfälischer Dichter 23b. Leben **771a.** Lyrische Gedichte 23b. Balladen 23b. 372b. Drama 512a. 520b. 521b. Roman 658a. 663b. 667b. 671b. 682b. 683b. 684b. 693b. Charakteristik 770b. 771a. Das Schloß am Meer 772a. Die Ritterbürtigen 772a. Eine dunkle That 772a. Ein Sohn des Volkes 772a. Die Königin der Nacht 772a. Ein Staatsgeheimniß 772a. Ein Bauernfürst 772b. Der Sohn eines berühmten Mannes 772b. Paul Bronckhorst 772b. Die Rheider Burg 773b. Frauen und Räthsel 773b. Verschlungene Wege 773b. Schloß Dornegge 773b.

Schücking, Luise, s. Gall, Luise von.

Schulenburg, C. Gräfin von der, 50a. Roman 695a.

Schulenburg, Friedrich Albert Matthias, Reichsgraf von der, Biograph 882a.

Schuler, Johannes, geb. 11. Dezbr. 1800 zu Matrei in Tirol, erzogen in Salzburg und Innsbruck, stud. seit 1820 in Wien die Rechte und trat dann als Praktikant beim Gubernium in Tirol in den Staatsdienst, wurde 1831 Archivar in Innsbruck, 1849 außerordentl. und 1850 ordentl. Professor der Rechtsphilosophie daselbst und starb 12. Oktbr. 1856. — Dichter 33a. Note.

Schuler, Karl Joseph, geb. 10. Novbr. 1810 zu Zweibrücken, stud. seit 1829 in München, Leipzig u. Heidel-

berg die Rechte, wurde 1844 Gerichtsschreiber in Otterberg bei Kaiserslautern, 1848 Friedensrichter daselbst, 1851 in gleicher Eigenschaft nach Frankenthal u. 1853 nach Bergzabern berufen, ist seit 1862 Landrichter in Otterberg. — Pfälzer Dichter 30b.

Schuler, Michael, Fränkischer Dichter 29a. Politische Dichtungen 47a. Uebersetzer 47a.

Schüller, Eduard, Dramatiker 515b.

Schulte, August, Fränkischer Lyriker 30a.

Schultes, Karl, geb. 9. Juli 1822 im Schlosse Triesdorf bei Ansbach, Sohn eines Militärarztes, trat mit 18 Jahren als Offizier in die bayrische Armee und 1849 zum kgl. bayrischen Hoftheater über. Später war er in Leipzig, Graz, Regensburg, Meiningen u. von 1857 bis 1872 als Hofschauspieler und zuletzt als technischer Leiter des Hoftheaters in Braunschweig engagiert. Seit 1873 ist er artistischer Leiter des Hoftheaters in Wiesbaden. — Lyriker 51b.

Schultz, Adolf, Wupperthaler Dichter 4a. 24a. Kaufmann 53a. Leben **323b.** Lyrische Gedichte 324a. Epische Dichtungen 324b. 359a. 362a.

Schultz, Georg, Lüneburger Dichter 20b. Kaufmann **53b.** Uebersetzer 10b. Gedichte 53b.

Schulz, Albert, Uebersetzer 10b. Roman **673b.** Germanist 926b. Celtisches 926b. 927a.

Schulz-Ferrand, Eduard, Brandenburgischer Dichter 17b. Leben **97a.** Im Berliner Dichterkreis 4a; liefert Gedichte zum Musenalmanach von Chamisso 5a; zum Norddeutschen Frühlingsalmanach 5b. Lyrische Dichtungen 97a. Glossen 15a. Charakteristik 97b. Balladen 97b. 372b. Novellen 699a.

Schulz, Wilhelm, Hessischer Dichter, Epos 367b. Politische Schriften **931a.** Nationalökonom 933a.

Schulze, Georg Wilhelm, Hannöverscher Dichter 20b. Leben **303b.** Geistliche Lieder 331a.

Schulze-Delitzsch, Hermann, Nationalökonom **933b.**

Schumacher, Heinrich August Metard Theodor, Westfälischer Lyriker **22b.** Elegien 22b. Erzählungen 22b.

Schurgraf, Joseph, dichtet in der Mundart des bayrischen Waldes 67a. Erzählungen 67a. 371b. Sagen 67a. 372a.

Schuselka, Franz, Böhmischer Dichter, Roman **694a.** Journalist 932a. Schreibt Flugschriften 933a, über den Deutsch-Katholicismus 933a. 935a. Parlamentarischer Redner 953a.

Schutt, Ado, Epiker 358a. 364b.

Schütze, Karl, Epiker 368a.

Schwab, Gustav, nimmt an Wendts Musenalmanach Antheil 5a; giebt mit Chamisso einen Musenalmanach heraus 5a. Uebersetzer 11a. Schillers Leben 877a.

Schwäbische Dichter 31b.

Schwank 371b.

Schwarz, Espérance von, Reisen **885a.**

Schwarz, Johann Karl Eduard, protestantischer Prediger **950b.**

Schwarz, Karl Heinrich Wilhelm, Theolog 935b. Leben **960b.** Zur Geschichte der neuesten Theologie 961a. Charakteristik 961a. Predigten aus der Gegenwart 962a.

Schwarz, Theodor, Vater des Vorigen, geb. am 1. Septbr. 1778 zu Wieck auf der Insel Rügen, starb als Prediger daselbst am 12. Febr. 1850. — Roman 675b.

Schwarz, Walter, Pseudonym für **Wanda von Dallwitz**, Novellen 701a.

Schwartz, Wilhelm, geb. 4. Septbr. 1821 in Berlin, stud. seit 1838 daselbst und in Leipzig Philologie, wurde 1844 Lehrer am Werderschen Gymnasium in Berlin, 1864 Gymnasialdirektor in Neu Ruppin und 1872 in Posen. — Märchen 702a. Sagen 702b.

Schwarzenberg, Friedrich Fürst von, geb. 30. Septbr. 1800 in Wien, trat 1816 als Kadet in ein Ulanenregiment wurde 1818 Offizier und machte die Expedition nach Neapel 1821 mit; 1830 war er im Heere der Franzosen in Algier, 1838 im Gefolge des Don Carlos in Spanien, 1846 in Galizien, 1848 in Tirol und Italien und 1849 in Ungarn thätig. 1851 zum Generalmajor befördert, zog er sich bald ins Privatleben zurück und starb zu Wien am 6. März 1870. — Lyriker 50a.

Schwarzer, Edler von Heldenstamm, Ernst **929a.**; schreibt über Industrie und Handel 929a. Journalist 932a.

Schwarzschild, Heinrich, Epiker 364a.

Schwedische Dichter 44b.

Schwegler, Albert, Historiker **861b.** 870a; redigiert die „Jahrbücher der Gegenwart" 923a.

Schweitzer, Jean Baptiste von, geb. 12. Juli 1833 zu Frankfurt a. M., stud. in Berlin und Heidelberg die Rechte und ließ sich dann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Im Anfang der sechziger Jahre wendete er sein Interesse der sozialen Arbeiterbewegung zu, führte von 1864 bis 1871 das Präsidium des Allgem. Deutschen Arbeitervereins und starb am 28. Juli 1875 zu Gießbach am Brienzer See. — Dramatiker 487a. 508a.

Schweizer, Alexander, protestantischer Prediger 950b.

Schweizerische Dichter 42a.

Schwerin, Agnes Gräfin von, 49b. Roman 680b. Novellen 699.

Schwerin, Franziska Gräfin von, Schwester der Vorigen, geb. 22. Novbr. 1813 zu Tilsit, lebt zu Königsberg i. Pr. — Dichterin 49b. Lyrische Gedichte 62a. Religiöse Gedichte 69a. Didaktisches 348b. Roman 686b. 693b. Novellen 699a.

Schwerdt, Heinrich, geb. 1810 zu Neukirchen bei Eisenach, stud. Theologie, wurde 1833 Geistlicher in seinem Geburtsorte und 1861 Oberpfarrer in Gräfentonna. — Dorfgeschichten 690a.

Schwerting = Hesetiel.

Scriba, Karl Emil, Hessischer Dichter **25b.** Buchhändler 25b. 52a. Lyrische Gedichte 25b. Politische Gedichte 25b. 45b.

Sealsfield, Charles, Oestreichischer Dichter 37b. Leben **714a.** Roman 691a. Charakteristik 715b. Der Legitime und der Republikaner 716b. Transatlantische Reiseskizzen 716b. Der Virey und die Aristokraten 716b. Lebensbilder aus beiden Hemisphären 717a. Das Kajütenbuch 717a.

See, Gustav vom = Struensee.

Seeger, Ludwig, Schwäbischer Dichter 31b. Uebersetzer 10b. Politische Gedichte **46a.** Balladen 46a. 372b.

Seegmayer, Carl, Dramatiker 504b.

Seemann, Otto, Hanseatischer Dramatiker 520a. Aristophanisches Lustspiel 526a.

Segesser, Ph. von, Parlamentarischer Redner 954a.

Seidel, Heinrich Alexander, geb. 4. Febr. 1811 zu Goldberg in Mecklenburg, stud. seit 1830 in Rostock und Berlin Theologie, wurde 1839 Pfarrer in Perlin, 1851 in Schwerin, 1856 Divisionsprediger daselbst, trat 1859 in den Ruhestand und starb am 30. Januar 1861. — Epos 357b.

Seidel, H., Dramatiker 506a.

Seidler, P. L., Dramatiker 482a. Roman 682a.

Seifart, Karl, Märchen 702a. Sagen 702b.

Seippel, Emil, Epiker 360b.

Seld, A., Freiherr von, Criminalgeschichten **684a.**

Semmig, Hermann, geb. 23. Juni 1823 zu Döbeln in Sachsen, stud. von 1839—44 in Leipzig, flüchtete 1849 nach Frankreich, lebt jetzt in Leipzig. — Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter 878b.

Semper, Gottfried, Praktische Aesthetik **923a.**

Senftleben, G., Posse 527b.

Sengelmann, Heinrich Matthias, geb. 25. Mai 1821 zu Hamburg, stud. seit 1840 in Leipzig und Halle Theologie und Philosophie, wurde 1846 Pastor zu Moorfleth, 1852 an der Michaeliskirche in Hamburg, trat 1867 in den Ruhestand und lebt seitdem in Osterdorf bei Hamburg. — Hanseatischer Dichter 19a. Geistliche Gedichte 72a.

Senn, Johann, Tiroler Lyriker **34a.** Soldat 55a.

Serbet, Michael, Drama eines Ungenannten 517a.

Seyffarth, J. L. K. F., Epiker 362a.

Siebel, Karl, Wupperthaler Dichter 4a. 24a. Leben **327b.** Mitglied der junggermanischen Schule 8b. Kaufmann 53a. Lyrische Gedichte 328b. Epos 328a. 363b. Roman 328b. 693b.

Siebenbürger Dichter 44a.

Siegwart-Müller, Parlamentarischer Redner 954a.

Sievers, Johann Heinrich, geb. am 17. Mai 1811 in Lübeck, Buchhändler, lebte als solcher von 1844 bis 1852 in Wismar, dann Privatmann, viel auf Reisen, ließ sich 1866 in Weimar nieder. — Epischer Dichter 365b.

Sievert, Auguste, Roman 680a.

Sigismund, Berthold, geb. 19. März 1819 zu Stadtilm im Schwarzburgischen, stud. seit 1837 in Jena, Leipzig und Würzburg Medizin und Naturwissenschaften, gieng aus Gesundheitsrücksichten 1843 als Lehrer in die Schweiz, 1844 nach England, 1845 nach Paris, wurde nach seiner Heimkehr 1846 zum Oberbürgermeister von Blankenburg gewählt, welche Stellung er bis 1850 behielt. Dann Professor am Gymnasium zu Rudolstadt, starb er daselbst 13. Aug. 1864. — Lyriker 26b. Didaktisches 26b. 348b.

Silberstein, August, Oestreichischer Dichter. Leben **856a.** Familienroman 693b. Humoristisches 696b. Dorfgeschichten 689a. Dorfschwalben aus Oesterreich 856b. Das Ausgeding 857a. Die Häuslerin 857b. Der

Zierthalerhof 857 b. Die Alpenrose von Ischl 858 a. Herkules Schwach 858 b.
Silesius = Badenfeld, Freiherr von.
Silesius, Minor = Marbach.
Simon, Karl Hermann, geb. 10. Juli 1814 zu Merseburg, stud. von 1832 bis 1835 in Leipzig die Rechte und ließ sich daselbst 1841 als Advokat nieder. — Epiker 359 a.
Simrock, Karl Joseph, Niederrheinischer Dichter 24 a. Leben 215 a. Mitglied des Maikäfervereins 4 a; nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Uebersetzer 10 b. 926 b. 11 a. 215 a Note. Politische Gedichte 45 a. Lyrische Gedichte 215 b. Elegien 14 b. Tenzonen 15 a. Epische Dichtungen 215 b. 363 a. Poetische Erzählungen 371 b. Deutsche Volksbücher 215 b. Handbuch der deutschen Mythologie 926 b. Sagen 215 b. 372 b. Balladen 215 b. 372 b.
Sivers, Jegór von, Livländischer Lyriker 41 a. Reisen 884 a, er starb am 24. April 1879 in Riga.
Smidt, Heinrich, Holsteinischer Dichter. Dramen 520 a. 521 b. 527 a. Historische Romane 656 a. 671 a. Seeromane 692 b. Humoristischer Roman 693 a. 696 b. Novellen 676 a.
Sohn des Atta Troll, Episches Gedicht von einem Ungenannten 350 a.
Soldaten, Theilnahme ders. an der Poesie 55 a.
Solger, E., Epiker 363 b.
Solitaire = Nurnberger.
Soloscenen 527 b.
Solti, Johann Michael (von). geb. 19. April 1797 zu Neuburg vorm Wald in Bayern, stud. seit 1817 in Landshut Philologie, wurde 1821 Lehrer am Erziehungsinstitut für Studierende, besuchte 1824 die Universität Göttingen, wurde dann Lehrer am Gymnasium in München, Dozent der Geschichte an der Universität, im März 1849 außerordentl. und im Septbr. ordentl. Prof. der Geschichte. — Epos 359 a. Drama 506 a.
Sommer, Eduard, Dramatiker 500 b.
Sommer, Emil, Marchen 702 a. Sagen 702 b.
Sonderland = Langewiesche.
Sostmann, Wilhelmine, Schwester des Novelliſten **Blumenhagen,** geb. 21. Septbr. 1788 zu Hannover, verheiratete sich mit dem Dr. jur. M. H. Ph. A. Sostmann, der 1813 in die Hanseatische Legion trat. Seit 1820 lebte sie in Hamburg, ward 1834 Witwe u. starb am 30. Novbr. 1864. — Roman 670 a. 674 a. 686 a. 693 b.
Souchay, Ernst Friedrich, Historiker 863 a.
Spazier, Richard, Uebersetzer 11 a.
Spiegel, Friedrich, Orientalist 925 a.
Spielhagen, Friedrich, Pommerscher Dichter. Leben 849 b. Romane 693 b. Erste Romane 849 b. Problematische Naturen 849 b. Die von Hohenstein 851 a. Roschen am Hofe 851 b.
Spitta, Karl Johann Philipp, Lüneburger Dichter 20 b. Leben 94 b. Religiöse Gedichte 69 a. 95 a.
Spitzipfui = Scheifele.
Sprachwissenschaft 924 b.
Spring, Robert, Roman 691 a.
Staatswissenschaften 930 b.
Stahl, Julius, Jurist 929 b. Leben 958 b. Charakteristik 958 a. 959 b. Philosophie des Rechts 959 a. Ueber das monarchische Prinzip 959 a. Der christliche Staat 959 a Die Kirchenverfassung der Protestanten 959 a. Siebzehn parlamentarische Reden 959 a.
Stahr, Adolf Wilhelm Theodor, Brandenburgischer Dichter, Roman 672 b. 691 a. Lessing, sein Leben u. seine Werke 875 b. Reisen 885 a. Aesthetisches 922 b.
Stälin, Christoph Friedrich von, geb. 4. Aug. 1805 zu Calw, stud. seit 1821 in Tübingen Theologie u. Philosophie, wurde 1825 Bibliothekar in Stuttgart, 1846 Oberbibliothekar und starb 13. Aug. 1873. — Historiker 865 a.
Stamm, Theodor, Pseudonym für Theodor Graf von **Heußenstamm,** geb. 12. März 1801 zu Wien, lebt daselbst seinen Studien und den Wissenschaften. — Epos 365 b. Drama 520 a.
Starklof, Ludwig, Roman 692 b. 693 b.
Staudenmeier, Franz Anton, Katholischer Theolog 935 a.
Stauser, Berthold = Fetzer.
Steger, Friedrich August. Epos 357 b. 365 a.
Stehling, Nikolaus, geb. 1812 zu Düsseldorf, Goldarbeiter, Graveur und Xylograph, lebt als solcher in seiner Vaterstadt. — Epos 357 b. 360 a.
Stein, Leopold, Dramatiker 481 a.
Stein, Lorenz, Staatswissenschaft 930 b. Nationalökonom 933 a.
Stein, Paul, Pseudonym für **Albertine Henrich,** Tochter eines hessischen Pfarrers, Namens Röslin, widmete sich der Bühne und verheiratete sich mit dem Theaterarzt Henrich in Mainz, nach dessen Tode sie nach Darmstadt übersiedelte, wo sie schriftstellerisch thätig war. — Roman 667 b. Dorfgeschichten 667 b. 690 a. 697 b. Novellen 699 a.
Stein-Kochberg, Felix Freiherr von, Dramatiker 501 b.
Steinebach, Friedrich, Oestreichischer Dichter 37 b. Drama 500 b.
Steinbühl, Justus, Herausgeber von Epigrammen 350 b.
Steinmann, Karl, dichtet in der Lahrer Mundart 65 b. Episches Gedicht 370 a.
Steinschneider, Uebersetzer 11 a.
Steirer Dichter 36 a.
Stelter, Carl, Wupperthaler Dichter 4 a. 24 a. Leben 339 a. Kaufmann 53 a. Charakteristik 339 b. Lyrische Gedichte 340 a. Epische Dichtungen 340 a.
Stelzhamer, Franz, Oestreichischer Dichter 37 b. Leben 145 b; dichtet in oberösterreichischer Mundart 67 a. Gedichte 145 b. Hochdeutsche Gedichte 146 a. Epische Dichtung 146 a. 368 b. Novellen 700 a.
Stempfle, Wilhelm, religiöse Gedichte 68 b.
Steppes, Adolf, geb. 16. Januar 1796 zu Hirschhorn in Hessen, begann in Gießen das Studium der Rechte, das er nach seiner Rückkehr aus dem Kriege 1815 in Gießen und Heidelberg fortsetzte und wurde 1826 Hofgerichts- u. Oberappellationsgerichtsadvokat in Darmstadt. — Epische Dichtung 363 b. Drama 521 a.
Stern, Adolf, geb. 14. Juni 1835 in Leipzig, stud. daselbst und in Jena Geschichte, Sprache und Literatur, wurde 1859 Lehrer in Dresden, gieng 1861 zu erneuten Studien nach Jena, siedelte 1863 nach Schandau, 1865 nach Dresden über, wo er seit 1868 Prof. am Polytechnikum ist. — Sächsischer Dichter 27 b. Epische Dichtungen 357 b. 365 a. Erzählungen 357 b. 371 b. Dorfgeschichten 689 b. Novellen 699 a.
Stern, Karl Walfried von, Livländischer Dichter 40 b.
Stern, Julius = Sturm, Julius.
Stern, Otto = Otto, Luise.
Sternberg, Alexander, Freiherr von Unger-, Esthländischer Dichter 40 b. Leben 704 b. 50 a. Romane 667 b. 671 a. 675 b. 676 b. 677 a. 678 a. b. 681 a. 682 b. 684 b. Charakteristik 705 a. Die Zerrissenen 705 b. Eduard 705 b. Lessing 705 b. Molière 705 b. Fortunat 705 b. Palmyra 705 b. Saint-Sylvan 706 a. Kallenfels 706 a. Georgette 706 a. Alfred 706 a. Diana 706 a. Der Missionär 707 a. Jena und Leipzig 707 a. Paul 707 a. Die gelbe Gräfin 707 a. Tutu 707 a. Die Royalisten 707 a. Der deutsche Gilblas 707 b. Novellen und Erzählungen 707 b. Märchen 702 b. 705 b. 707 a.
Sternberg, Karl, Epos 363 a. Dramen 518 b.
Steub, Ludwig, Bayrischer Dichter, Roman 679 a. 681 a. 693 b. 696 b. Novellen 699 a. Reisen 885 b.
Stiebritz, Ludwig, Epiker 367 a.
Stier, Rudolf Ewald, Polnischer Dichter 44 a. Religiöse Gedichte 72 b.
Stifter, Adalbert, Böhmischer Dichter 39 b. Leben 784 a. Romane 693 b. 696 b. Charakteristik 784 a. Studien 785 b. Der Condor 785 b. Der Hochwald 785 b. Die Mappe meines Urgroßvaters 785 b. Abdias 785 b. Der Hagestolz 786 a. Bunte Steine 786 a. Der Nachsommer 786 a. Witiko 786 a.
Stirner, Max = Schmidt, Kaspar.
Stöber, Daniel August Ehrenfried, Elsässischer Dichter 41 b. Leben 199 a; nimmt theil an Chamissos Musenalmanach 5 a. Bemühungen, das Bewußtsein deutscher Nationalität im Elsaß zu erhalten 198 b. Erzählungen 371 b. Sagen 199 a. 372 b. Balladen 199 a. 372 b. Sagensammlungen 703 a. Literarhistorische Schriften 199 a.
Stöber, Karl, Jugendschriftsteller 703 b.
Stöber, Ludw. Adolf, Elsässischer Dichter 41 b. Leben 200 b; nimmt an Chamissos Musenalmanach Antheil 5 a. Lyrische Gedichte 200 a. Epische Dichtungen 200 b. 371 b. 372 b.
Stolberg-Stolberg, Luise Gräfin zu, Königslieder 60 a.
Stolle, Ludwig Ferdinand, Sachsischer Dichter 28 a. Lyrische Gedichte 28 a. Historischer Roman 668 a. 672 a. 673 b. Humoristische Romane 668 a. 696 b. Redigiert die „Gartenlaube" 924 b und den „Dorfbarbier" 924 b.
Stolte, Ferdinand, geb. 14. Febr. 1809 zu Wegeleben bei Magdeburg, sollte Medizin studieren, gieng aber mit 19 Jahren zum Theater und betrat, nachdem er von Tieck in Dresden dramatischen Unterricht erhalten, 1834 in Kassel die Bühne. Seit 1835 spielte er in Nürnberg, Wien, Stettin, Stuttgart und 1842 in Karlsruhe. Von hier aus gieng er in ein Jesuitenkloster an der ungarischen Grenze, entfloh aber schon 1844 u.

wandte sich nach Lemberg, Ratibor, Dresden, Braunschweig, Kassel, überall auf der Bühne und für dieselbe thätig. Seit 1855 trug er in den größeren Städten Deutschlands und der Schweiz seinen „Faust" vor, wirkte seit 1864 in Basel, St. Gallen und Zürich als Theaterdirektor und gründete 1867 in Hamburg eine Theaterschule. Hier starb er am 28. Novbr. 1874. — Dramatiker 518 a.

Stolterfoth, verehelichte Baronesse von Zwierlein, Adelheid von, Thüringische, nicht Niederrheinische Dichterin 24 b Leben **389 b.** Epische Dichtungen 362 a. Balladen 372 b. Charakteristik 390 a. Alfred 390 a. Burg Stolzenfels 390 b.

Stolze, Friedrich, geb. am 21. Novbr. 1816 zu Frankfurt a. M., Kaufmann, wandte sich nach dem Tode seines Vaters den schönen Wissenschaften zu, bereiste Frankreich, lebte von 1841—43 in Thüringen, dann als Hauslehrer in Krefeld und später in seiner Vaterstadt, wo er von 1852—66 die „Frankfurter Krebbelzeitung" herausgab. Seit 1866 lebte er einige Zeit im Exil in der Schweiz, kehrte aber nach der Annexion Frankfurts durch Preußen wieder dorthin zurück. — Fränkischer Dichter, dichtet in der Frankfurter Mundart 65 b.

Stolz, Alban, Breisgauer Dichter **679 a.** Roman 679 a. Kalender 679 a. Charakterisiert sich selbst 679 a.

Storch, Ludwig, Thüringischer Dichter 26 b. Gedichte 26 b. Sagen 26 b. 372 a. Balladen 26 b. 372 b. Roman **661 b.** 671 a. 686 a. Novelle 699 a.

Storm, Hans Theodor Woldsen, Schleswiger Dichter 20 a. Leben **224 a.** Lyrische Dichtungen 224 a. Novellen 700 b.

Strachwitz, Moritz Graf, Schlesischer Dichter 16 a. Leben **206 b.** Mitglied des Berliner Vereins 4 a. Oden 14 b. Hymnen 14 b. Gaselen 15 a. Politische Gedichte 45 a. Lyrische Dichtungen 207 a. Charakteristik 206 b. 207 a. Erzählungen 371 b. Balladen 208 b. 372 b.

Strauß, David Friedrich, Leben **893 a.** Charakteristik 893 b. Leben Jesu 83 a. 894 a. 935 b. **Der Romantiker** auf dem Throne der Cäsaren 894 a. Biographien 881 a. 804 a. Schubarts Leben 894 a. Christian Märklin 894 b. Leben und Schriften des Dichters Nikodemus Frischlin 894 b. Ulrich von Hutten 873 b. 894 b. Hermann Samuel Reimarus 895 a. Kleine Schriften 895 a. Dogmatik 936 a.

Strauß, Viktor Friedrich (von), Westfälischer Dichter 22 b. Leben **190 a**; nimmt Antheil an Chamissos Musenalmanach 5 a. Elegien 14 b. Lyrische Gedichte 191 a. Religiöse Gedichte 69 a. 191 a. Charakteristik 190 b. Epigramme 191 a. 348 b. Epische Dichtungen 365 a. Dramen 483 b. 505 a. 518 b Romane 693 b. Novelle 699 a. Briefe über Staatskunst 931 a.

Streiter, Joseph, Tiroler Dichter 33 b. Note **34 b.** Lyrische Gedichte 34 b. Epische Dichtungen 34 b. Dramen 507 a. 521 b.

Stricker, Wilhelm, Tiroler Dichter 34 a. Episches Gedicht 363 a.

Strodtmann, Adolf Heinrich, Schleswiger Dichter **20 a.** Uebersetzer 11 a. 20 b. Lyrische Gedichte 20 a. Politische Gedichte 20 a. 45 b. 48 b. Epische Dichtung 20 b. 365 a. Biographie Kinkels 20 b. Heinrich Heines Leben und Werke 878 a.

Strohbach, Parlamentarischer Redner 933 a.

Strubberg, Friedrich August, Pseudonym **Armand,** geb. in Kassel, Kaufmann in Bremen, durchstreifte mehrere Jahre Nordamerika, verwaltete dort auch das Direktorium des „Deutschen Fürstenvereins in Texas", gründete hier die Städte Braunfels und Friedrichsburg u. kehrte 1854 nach Kassel zurück, wo er seitdem als Schriftsteller lebt. — Roman 691 b.

Struensee, Gustav Karl Otto von, Pommerscher Dichter, Leben **788 b.** Romane 675 a. 693 b. Novellen 699 a. Das Pfarrhaus zu Aardal 788 b. Rancé 788 b. Die Belagerung von Rheinfels 787 a. Die Egoisten 789 a. Vor fünfzig Jahren 789 b. Zwei gnädige Frauen 789 b. Herz und Welt 789 b.

Struve, Gustav von, Journalist **932 b.** Dramatiker unter dem Pseudonym **Karl Gustav** 516 b.

Stuhr, Peter Feddersen, geb. 28. Mai 1787 in Flensburg, stud. in Kiel, Heidelberg, Göttingen und Halle die Rechte und Philosophie, machte 1813 bis 1815 den Feldzug gegen Frankreich mit, habilitierte sich 1821 in Berlin, wurde 1826 Professor der Philosophie daselbst und starb 13. Mai 1851. — Orientalische Mythologie 925 b.

Sturm, Julius Carl Reinhold, Osterländischer Dichter 28 b. Leben **258 b.** Charakteristik 258 b. Lyrische Gedichte 259 a. Vaterländische Gedichte 259 b. Parabeln 259 b. 371 a. Erzählungen 259 b. 371 b. Balladen 259 b. Legenden 259 b. 372 b.

Sturm, Sigmund = Ebrard.

Stutz, Jakob, geb. 27. Novbr. 1801 zu Isikon, Kanton Zürich, erst Knecht, dann Weber, darauf Lehrer, wirkte als solcher seit 1827 an der Blindenanstalt in Zürich, seit 1836 im Appenzeller Lande, zog sich 1841 ganz in die Einsamkeit zurück und führte das Leben eines echten Sonderlings. Er starb Ende Mai 1877 in Zürich. — Schweizerischer Dichter 42 a; dichtet in der Mundart 66 a. 371 b.

Stützle, Johann Nepomuk, geb. 16. Septbr. 1807 zu Scheer in Würtemberg, stud. seit 1830 im Priesterseminar zu Dillingen, erhielt 1832 die Priesterweihe, wirkte 8 Jahre lang als Helfer an verschiedenen Orten, wurde 1840 Pfarrer zu Ober- und Unterstinningen, 1845 zu Oberstdorf und 1849 zu Balzhausen. — Dramatiker 478 b.

Stübe, Karl Bertram, parlamentarischer Redner 954 a.

Sudow, geb. Gräfin von Pappenheim, Baronin v. . . ., Fränkische Dichterin 50 a. Lyrische Gedichte 63 b. Romane 696 b. Erzählungen 696 b. Novellen 699 a.

Sugenheim, Samuel, Historiker 866 b. 868 b.

Sybel, Heinrich von, Historiker. Leben **909 a.** Geschichte des ersten Kreuzzuges 861 b. 909 a. Entstehung des deutschen Königtums 909 a. Geschichte der Revolutionszeit 862 b. 909 b. Die deutsche Nation und das Kaiserreich **910 a.** Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. 910 a. Prinz Eugen von Savoyen 910 a. Kleine historische Schriften 910 a. Wissenschaftliche Rede 953 a.

Sydow, Friedrich von, geb. 23. Mai 1780 zu Langensalza, trat 1793 in ein sächsisches Infanterieregiment, wurde 1798 Offizier in Dresden, trat 1814 in preuß. Dienste und nahm 1828 als Major den Abschied. Er starb zu Sondershausen 10. Dezbr. 1845. — Dramatiker 518 b.

Sydow, Wilhelmine von, geb. Griegern, Gattin des Vorigen seit 1809, wurde am 26. Novbr. 1789 zu Thumitz in der Oberlausitz geboren. — Roman 666 a.

Sydow, Wilhelm, Festrede 952 b.

Talvj = Jakob, Therese.

Tanner, Rudolf, Parlamentarischer Redner 954 b.

Taschenbücher 4 b.

Tauber, Joseph Sami, geb. 12. August 1822 in Wien, stud. daselbst, unternahm von 1841 bis 1847 Reisen in die entferntesten Länder, betheiligte sich 1848 an der Märzrevolution, war später Journalist, Schriftsteller und nebenbei Börsenjensal. Er starb 9. Januar 1879. — Roman 686 b.

Taura, Elfried von = Peters, August.

Tellkampf, Adolf, Lüneburger Dichter 20 b. Epische Dichtungen 369 b. Lyrische Gedichte 369 b.

Temme, J. D. H., Westfälischer Dichter. Romane 682 a. 683 b. Criminalgeschichten 682 a. 683 b. Familienroman 693 b.

Tempeltey, Karl Ernst Eduard, Brandenburgischer Dichter 18 b. Lyrische Dichtungen 18 b. Dramen 484 b. 508 a. 517 a.

Tenelli = Millenet.

Terpen, C., Novelle 699 a.

Tesche, Walter, geb. 1795, Rittergutsbesitzer auf Ottmuth bei Kosel, starb am 23. April 1848. — Novelle 700 a.

Teuffel, Wilhelm Sigmund, geb. 27. Septbr. 1820 in Ludwigsburg, stud. seit 1838 in Tübingen Theologie, habilitierte sich 1844 daselbst, wurde 1847 Lehrer am Obergymnasium in Stuttgart u. kehrte 1849 als Prof. der klassischen Philologie nach Tübingen zurück, wo er am 8. März 1878 starb. — Uebersetzer 10 a. Geschichte der römischen Literatur 872 a.

Thaler, Karl von, geb. 1836 in Wien, kam früh nach Tirol, stud. seit 1854 in Innsbruck und Heidelberg klassische und orientalische Philosophie, besonders aber widmete er sich germanistischen Studien, die er in Bonn fortsetzte. Im Jahre 1860 gieng er nach Wien, wo er sich seitdem der journalistischen Thätigkeit hingegeben hat. — Politische Gedichte 47 a.

Thaler, Joseph, Tiroler Dichter 33 b. Note. Lyrische Gedichte **34 a.**

Theiner, Augustin, Katholischer Theolog 935 a.

Theiner, Johann Anton, Katholischer Theolog **935 a.**

Theologische Schriften 934 b.

Thereje = Bacheracht, Thereje von.

Thielau, Parlamentarischer Redner 954 a.

Thilda = Siebel.

Thölde, Gustav, Buchbinder, Lyrische Gedichte 54 b.

Thomas, J., Religiöse Gedichte 71 a.

Thüringer Dichter 25 b.

Tiedemann, Oswald, Roman 679 b.

Tiedemann, Ottilie, Roman 693 b.

Tillier, Anton v., Historiker 865 b.
Tiroler Dichter 53 a.
Tittmann, Julius, geb. 20. Juli 1815 zu Northeim, ist Fakultäts-Assessor an der Universität Göttingen. — Nürnberger Dichterschule 874 a.
Tobler, Adolf, Sohn des Folgenden, geb. 24. Mai 1835 in Hirzel, stud. in Zürich und Bonn, war 1861—1866 Lehrer des Französischen in Solothurn, 1867 Prof. der romanischen Sprachen in Breslau, 1870 in Berlin. — Romanist 927 a.
Tobler, Salomon, Schweizerischer Dichter 42 a. Epische Gedichte 361 a. 352 b.
Tobler, Titus, geb. 25. Juni 1806 zu Stein im Kanton Appenzell, stud. in Zürich, Wien und Paris Medizin, ließ sich 1827 in seiner Heimath als Arzt nieder und siedelte später nach Horn in Thurgau über. In den Jahren 1835, 1845, 1857 u. 1864 unternahm er Reisen in den Orient. — Reisen 883 a. Appenzellischer Sprachschatz 926 a.
Todt, Parlamentarischer Redner 954 b.
Tälcken, F. A., Dramatiker 488 b.
Torffstecher, Wilhelm, Politische Gedichte 47 a.
Träger, Albert, Sächsischer Dichter 26 b. Leben 332 a. Lyrische Gedichte 26 b. 332 a. Charakteristik 332 b. Soloscenen 517 b. Novellen 701 a.
Trapp, Ernst Wilhelm, Epiker 360 b.
Trauerspiele 437 a.
Trautmann, Franz, Bayrischer Dichter 32 b. Leben 818 b. Mitglied des Münchner Vereins 4 a. Dramen 491 a. 519 b. 521 b. Romane 658 a. 660 b. 696 b. Charakteristik 818 a. 819 a. Eppelein von Geilingen 819 b. Die gute alte Zeit 819 b. Das Plauderstüblein 820 a. Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern 820 a. Chronika des Herrn Petrus Nockerlein 820 a. Leben, Abenteuer und Tod des Theodosius Thaddäus Donner 820 b. Novellen und Erzählungen 699 a. 819 b. 820 a.
Trautmann, P. F., Theaterdirector, Dramen 524 a. 527 a.
Treitschke, Heinrich von, geb. 15. Septbr. 1834 zu Dresden, stud. seit 1854 in Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg Staatswissenschaften, Philosophie und Geschichte, habilitierte sich 1858 in Leipzig, wurde 1863 Prof. der Geschichte in Freiburg i. Br., 1866 in Kiel, 1867 in Heidelberg und 1874 in Berlin. — Poetische Erzählungen 371 b.
Trendelenburg, Ferdinand Adolf, philosophischer Schriftsteller 920 b.
Tschabuschnigg, Adolf Ritter von, Kärnthner Dichter 36 a. Leben 98 a. Mitglied des Wiener Vereins 4 b. Lyrische Gedichte 36 a. 99 a. Charakteristik 99 b. Balladen 99 b. 372 b. Romane 632 b. 683 b. 684 b. 686 a. 693 b. 696 b. Charakteristik 746 a. Ironie des Lebens 746 a. Der moderne Eulenspiegel 746 b. Die Industriellen 747 a. Grafenpfalz 747 a. Novellen 748 a. 699 a.
Tschudi, Friedrich von, Naturforscher 928 b.
Tschudi, Johann Jakob von, Reisen 884 b.
Türcke, Albert Benno, Lyrische Gedichte 44 b. Epische Dichtungen 359 a. Dramen 500 b. 510 a. b. 517 b. 519 b.
Twesten, Karl, geb. 22. April 1820 in Kiel, stud. seit 1838 in Berlin und Heidelberg die Rechte, wurde Kreisrichter in Wittstock und 1855 Stadtgerichtsrath in Berlin, wo er 1861 mit dem General v. Manteuffel ein Duell zu bestehen hatte, infolge dessen er rasch populär und zum Abgeordneten gewählt wurde, als welcher er bis 1869 thätig war. 1865 schied er aus dem Staatsdienst und starb zu Berlin am 14. Oktbr. 1870. — Dramatiker 488 b.
Ueberhorst, Karl, Epiker 361 a.
Uechtritz, Friedr. von, Roman 674 b. 693 b.
Uhland, Ludwig, nimmt theil an Wendts Musenalmanach 5 a. Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 873 b.
Uhlich, Leberecht, protestantischer Prediger 950 b.
Ule, Otto, Naturforscher 927 a.
Ulrich, Friedrich, Lieder in Altenburger Mundart 65 b.
Ulrich, Titus, Schlesischer Dichter, Leben 352 a. Didaktisches Gedicht 348 b. Das hohe Lied 352 b. Victor 353 b.
Ulrich, Ernst, Dramatiker 510 a.
Ulrici, Hermann, Geschichte der hellenischen Dichtkunst 872 a.
Umbreit, Friedrich Wilhelm Karl, geb. am 11. April 1795 zu Sonneborn bei Gotha, stud. von 1814—17 in Göttingen Theologie, habilitierte sich daselbst, wurde 1820 Prof. der oriental. Sprachen in Heidelberg, 1829 Prof. der Theologie daselbst und starb am 26. April 1860. — Religiöse Gedichte 70 a.
Ungarische Dichter 44 a.
Vangerow, Karl Adolf von, Jurist 929 b.
Varnhagen, Rosa Maria, s. Assing.
Vaudeville 478 a.
Vehse, Karl Eduard, Historiker 863 b. 864 a.
Veit, begründet das Magazin für die Literatur des Auslandes 923 b.
Veltheim, H. Graf von, Dramatiker 506 a. 519 b.
Venedey, Jakob, Historiker 866 a. 881 b. Reisen 866 a. 884 b. 886 a.
Verborgene = Zeller, Cäcilie.
Verklärung der Liebe, aristophanisches Lustspiel eines Ungenannten 526 b.
Verliebten, die, Schauspiel eines Ungenannten 476 a.
Vernaleken, Theodor, Sagen 703 a.
Viehoff, Heinrich, Uebersetzer 10 b. Drama 484 b. Goethes Leben 876 b.
Vierteljahrsschrift, deutsche 923 b.
Vilmar, August Friedrich Christian, Geschichte der deutschen Literatur 872 b. 874 a.
Vincke, Ernst Friedrich Georg Frhr. von, parlamentarischer Redner 953 b.
Vincke, Gisbert Freiherr von, geb. am 6. Septbr. 1813 zu Busch bei Hagen in Westfalen, stud. von 1830 bis 1834 in Heidelberg und Berlin die Rechte, trat später zur Verwaltung über, arbeitete bei der Regierung in Potsdam, wurde 1846 Regierungsrath in Münster, schied 1860 aus dem Staatsdienst und privatisiert jetzt in Freiburg i. Br. — Westfälischer Dichter 24 a. 50 a. Lyrische Gedichte 24 a. Sagen 24 a. 372 a. Balladen 24 a. 372 a. Drama 24 a. 521 b.
Vintler, Hanns von, geb. am 16. Aug. 1837 in Meran, stud. in Innsbruck, Rom und Wien Philosophie Theologie und Sprachen, wirkte mehrere Jahre als Lehrer am Gymnasium in Venedig, an den Realschulen zu Innsbruck und Czernowitz, war 1873—76 als Journalist in Triest thätig und lebt seitdem in Innsbruck. — Tiroler Dichter 36 a.
Virchow, Rudolf, medizinischer Schriftsteller 934 a. Parlamentarischer Redner 953 b.
Vischer, F. Theodor, aristophanisches Lustspiel 526 b. Leben 933 a. Aesthetik 922 a. 940 a. Kritische Gänge 940 b. Rede zur 100jährigen Feier der Geburt Schillers 957 a.
Vogel, Wilhelm, Pfälzer Dichter, Schauspieler 500 a. Dramen 500 a. 513 a. 519 b. 521 b.
Vogt, C. W., Dramatiker 509 a.
Vogt, Karl, Naturforscher 928 b. Leben 942 a. Charakteristik 942 b. Im Gebirg und auf den Gletschern 942 b. Physiologische Briefe 942 b. Ocean und Mittelmeer 942 b. Geologische Briefe 942 b. Bilder aus dem Thierleben 943 a. Untersuchungen über Thierstaaten 943 a. Vorlesungen über den Menschen 943 a. Nord-Fahrten 943 b.
Voigts, Friedrich, Hannöverscher Dichter, Roman 677 a. Novellen 677 a.
Völker, Parlamentarischer Redner 954 a.
Volksschauspiel 477 a. 521 a.
Volksschriften 703 b.
Vollmer, C. F., poetische Erzählungen 365 a. Roman 663 b. 674 a. 679 a.
Vömel, Friedrich Alexander Ernst, Volks- und Jugendschriften 704 a.
Vonbank, F. G., Tiroler Dichter. Sonette 36 a.
Vullers, Orientalist 925 a.
Waagen, Gustav Friedrich, Kunstgeschichte 879 a. b.
Wachenhusen, Hanns, geb. 1827 in Trier, als Tourist u. Journalist bekannt, war von 1853 ab auf allen Kriegsschauplätzen in Europa als Berichterstatter anwesend und gab fast 20 Jahre lang den von ihm gegründeten „Hausfreund" heraus. Jetzt lebt er in Wiesbaden. — Posse 527 b. Roman 673 b. 674 a. 682 b.
Wachsmuth, Ernst Wilhelm Gottlieb, Historiker 862 a. 864 a. 865 b. 869 a. 877 a.
Wächter, Karl Georg von, Jurist 930 a.
Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm, Berliner und Schweizerischer Dichter 47 b. 42 a. Leben 202 b; liefert Beiträge zu Chamissos Musenalmanach 5 a. Lyrische Gedichte 42 a. Tenzonen 15 a. Politische Gedichte 45 a. Charakteristik 202 a. Gedichte eines fahrenden Schülers 203 a. Neuere Gedichte 203 a. Zeitgedichte 203 a. Weinbüchlein 203 b. Geschichte der deutschen Literatur 873 a. Sevilla 873 a. 884 b. Ueber dramatische Poesie 922 b. Lesebuch 926 a. Altfranzösische Lieder 926 a.
Wackernagel, Philipp, geb. 1801, Lehrer zu Stetten in Würtemberg, Prof. in Wiesbaden, 1849 bis 1862 Direktor der Realschule in Elberfeld, starb am 20. Juni 1877 in Dresden. — Geschichte des Kirchenliedes 873 b.
Wagenfeld, Friedrich, geb. 3. Januar 1810 in Bremen, stud. von 1829 bis 1832 in Göttingen Theologie und Philologie, war mehrere Jahre Hauslehrer in Brinkum

und lebte dann als Schriftſteller in Bremen, wo er am 12. Aug. 1846 ſtarb. Berühmt wurde er durch ſeine „Urgeſchichte der Phönizier“, die er 1836 veröffentlichte und für das aufgefundene Werk eines alten Schriftſtellers ausgab. — Sagen 702 b.

Wagner von Lauſenburg, Franz Xaver, geb. 28. Febr. 1805 zu Lauſenburg in der Schweiz, ſtud. in Freiburg i. Br. und Tübingen Theologie und Philologie, wurde 1832 Regierungsſekretär, 1844 Rathsſchreiber des Kantons Aarau, 1850 Regierungsrath und 1851 Landamman des Kantons. 1852 legte er die Stelle eines Regierungsraths nieder und nahm wieder die eines Rathsſchreibers ein, die er noch jetzt bekleidet. — Schweizeriſcher Dichter 42 b. Lyriſche Gedichte 42 b. Epiſche Dichtungen 42 b. Poetiſche Erzählungen 371 b. Legenden 372 b. Balladen 372 b.

Wagner, Moritz Friedrich, Reiſen 883 a. b.

Wagner, Richard, Sächſiſcher Dichter, Componiſt 51 a. Leben 585 b. Anſicht vom Drama 478 b. 585 b. 922 b. Drama 505 a. 518 a. 528 a. Charakteriſtik 585 b. Triſtan und Iſolde 586 a. Der Ring des Nibelungen 586 a.

Wagner, Rudolf, philoſophiſche Schriften 920 a. Phyſiolog 934 b.

Waitz, Georg, Hiſtoriker 863 a. b. 865 a. Politik 931 b.

Waitz, Theodor, Culturgeſchichte 869 a.

Walchner, Alfred, dichtet in Allemanniſcher Mundart und hochdeutſch 66 a.

Waldau, Max = Hauenſchild.

Waldbrühl = Zuccalmaglio.

Waldeck, Parlamentariſcher Redner 953 b.

Wald-Einſamkeit, lyriſch-epiſches Gedicht eines Ungenannten 45 a. 365 a.

Waldfreund = Moſer, Peter.

Waldmüller, Robert, Hanſeatiſcher Dichter 19 a. Leben 290 b. Kaufmann 53 a. Lyriker 19 a. Gaſelen 15 a. Lyriſche Gedichte 290 b. Erzählungen 291 a. Epiſches Gedicht 291 a. Dorfidyllen 291 a. 368 b. Wanderſtudien 291 b. Roman 291 b. 685 a. Novellen 685 a. 698 b.

Walesrode, Ludwig, Satyriſche Schriften 698 b.

Wallace, Sigmund, Drama 602 b. Roman 692 b. Novellen 699 a.

Waller, Parlamentariſcher Redner 954 a.

Wallmont, Luſtſpieldichter 524 b.

Walter, Ferdinand, Kirchenrecht 930 b.

Wangenheim, F. Th., geb. 1805, lebte in Hamburg, ſpäter in Altona und ſtarb hier am 4. Oktbr. 1848. — Dramatiker 494 a. 518 b. 521 b. Criminalgeſchichten 683 b. Roman 686 a.

Wangenheim, Paul Freiherr von, geb. 1818, Sohn des würtemberg. Miniſters v. W., ſtud. ſeit 1836 in Jena die Rechte, gieng ſpäter zum Theater und ſtarb am 1. Febr. 1848 zu München. — Dramatiker 501 a.

Wartenburg, Karl, Oeſterländiſcher Dichter 680 a. Roman 680 a. 681 a. 684 b.

Weber, Orientaliſt 925 a.

Weber, Beda, Tiroler Dichter 33 a Note. 34 b. Gedichte 34 b. Beſchreibung von Tirol 34 b. Hiſtoriſches 34 b. Hiſtoriſche Schriften 865 a. 868 a. Oswald von Wolkenſtein 873 b. Reiſen 885 b.

Weber, Vincenz P., geb. am 11. Januar 1809 zu Trautenau in Böhmen, ſtarb am 5. Auguſt 1859 in Mähriſch Trübau. — Dramatiker 491 a.

Weber, C. A., Epiker 366 b.

Weber, Georg, geb. 10. Febr. 1808 zu Bergzabern in der Pfalz, ſtud. ſeit 1828 in Erlangen und Heidelberg Philologie und Geſchichte, wurde 1836 Lehrer in Bergzabern, 1839 an der höheren Bürgerſchule in Heidelberg und 1848 Rektor derſelben. — Hiſtoriker 860 a.

Weber, F. J., Herausgeber der „Illuſtrierten Zeitung“ 924 b.

Weber, Max Maria von, Sohn des berühmten Komponiſten Karl Maria v. W., geb. 1822 in Dresden, widmete ſich nach Beſuch der Berliner Univerſität der Eiſenbahntechnik, machte große Reiſen und leitete den Bau vieler Eiſenbahnen und Telegraphen, trat 1850 in ſächſiſche, 1870 in öſtreichiſche und 1878 als Direktor für Eiſenbahnangelegenheiten im Miniſterium in preußiſche Staatsdienſte. — Epiker 363 a.

Weber, Wilhelm Ernſt, Ueberſetzer 10 a.

Wegener, Ernſt, Brandenburgiſcher Dichter 19 a. Lyriſche Gedichte 19 a. Balladen 19 a. 372 b.

Wehl, Feodor von, Schleſiſcher Dichter. Leben 609 a. Lyriſche Gedichte 610 a. Gaſelen 15 a. Dramen 521 b. 527 a. Charakteriſtik 609 b. Hölderlins Liebe 610 a. Alter ſchützt vor Thorheit nicht 610 a. Caprice aus Liebe 610 a. Die Tante aus Schwaben 610 b. Ein modernes Verhängniß 610 b. Romeo auf dem Bureau 610 b. Der Kosmos des Herrn von Humboldt 611 a. Das Haus Haaſe 611 a. Graf Thyrſis 611 a. Die drei Langhänſe 611 a. Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen 611 a. Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrh. 875 a.

Wehlen = Wehl.

Weiden, Otto von der = Corvin-Wiersbitzky.

Weil, Guſtav, Hiſtoriker 862 a.

Weil, Joſeph, Böhmiſcher Dichter 39 b. Soldat 55 b. Lyriſche Gedichte 55 b. Dramen 510 b. 518 a.

Weiland, Richard, geb. 9. Juni 1829 in Dresden, gehörte einige Jahre der Bühne an und lebt jetzt als Schriftſteller in ſeiner Vaterſtadt. — Dramatiker 508 a.

Weilen = Weil.

Weill, Alexander, Elſäſſiſcher Dichter, Dorfgeſchichten 690 a.

Weinhold, Karl, Culturgeſchichte 869 a. b. Bearbeitet verſchiedene Deutſche Mundarten 927 a.

Weirauch, Auguſt Schauſpieler. Poſſe 527 a.

Weiß, Hermann, Culturgeſchichte 869 b.

Weiße, Karl, geb. 19. Novbr. 1818 in Halle a. d. Saale, Drechslermeiſter, lebt in Freienwalde a. d. Oder. — Lyriſche Gedichte 54 b.

Weißbrodt, Johannes, geb. 29. Juni 1830 zu Saun bei Koblenz, ſtud. Theologie, erhielt 1853 die Prieſterweihe, war dann Religionslehrer in Kreuznach, ſeit 1859 Pfarrer in Tholey, ſpäter in Eppelborn und iſt ſeit 1868 Pfarrer in Koblenz. — Dramatiker 493 a. 508 a. 516 b.

Weiſſer, Adolf, Romane 677 a. 682 b. Dorfgeſchichten 677 a. 690 a.

Welcker, Friedrich Gottlieb, geb. 4. Novbr. 1784 zu Grünberg in Heſſen, ſtud. in Gießen, wurde 1803 Lehrer daſelbſt, gieng 1806 nach Rom, wurde 1808 Profeſſor der Archäologie und griechiſchen Literatur in Gießen, 1816 in Göttingen, 1819 Prof. der Philologie in Bonn, trat 1859 in den Ruheſtand und ſtarb am 17. Dezbr. 1868. — Archäolog 926 a.

Welcker, Karl, Journaliſt 931 b.

Welcker, Karl Philipp Heinrich, geb. 1794 zu Gotha, war von 1820 bis 1843 Lehrer am dortigen Gymnaſium und dann als Sekretär bei der Herzogl. Bibliothek daſelbſt thätig. — Thüringer Dichter 25 b. Politiſche Gedichte 25 b.

Welki, Parlamentariſcher Redner 954 a.

Wenckeſtern, Otto von, Polniſche Lieder 49 b.

Wendt, Amadeus, giebt einen Muſenalmanach heraus 5 a.

Werder, Karl, geb. 13. Dezbr. 1806 in Berlin, ſtud. daſelbſt Philoſophie, 1834 Privatdozent, 1838 außerordentl. Profeſſor an der dortigen Univerſität. — Dramatiker 599 a.

Werner, Karl, Geſchichte der katholiſchen Theologie 870 b.

Werther, Karl Ludwig, geb. 1. Dezbr. 1809 zu Thurungen, ſtud. in Leipzig und Berlin die Rechte, 1837 Aſſeſſor in Roßla am Harz, 1842 Richter in Nordhauſen, ſpäter Stadtgerichtsrath in Berlin, trat nach dem Tode ſeiner Gattin in den Ruheſtand und ſtarb am 13 Aug. 1861 in Dresden. — Dramatiker 481 a. 501 a.

Wertheimer, Johann, Dramatiker 519 b.

Weſſenberg, Heinrich Ignaz Freiherr von, Dramatiker 508 a. (vgl. Band III).

Weſtfäliſche Dichter 22 a.

Weſtermanns illuſtrirte Monatshefte 924 b.

Weyermüller, Friedrich, Elſäſſiſcher Dichter 41 b. Religiöſe Gedichte 72 a.

Weyrauch, Karl Heinrich von, Livländiſcher Dichter 40 b.

Wichert, Ernſt, geb. 11. März 1831 zu Inſterburg, ſtud. von 1850 bis 1853 in Königsberg die Rechte, wurde 1860 Kreisrichter in Prökuls bei Memel, 1863 Stadtrichter in Königsberg, ſpäter Rath daſelbſt und 1877 Obertribunalsrath. — Dramatiker 508 b. 513 b. 519 b. 521 b. Novellen 699 a.

Wickede, Julius von, Roman 668 a. 685 b. 671 b. 693 b. 696 b.

Wickenhauſer, Rudolf, Oeſtreichiſcher Dichter 37 b. Lyriſche Gedichte 51 a. Novellen 51 a.

Widmann, Adolf, geb. 7. Mai 1818 in Würtemberg, ſtud. in Tübingen und Heidelberg von 1837—1839 Nationalökonomie und Jurisprudenz, hielt ſich dann in Berlin, Hamburg und in der Schweiz auf, arbeitete von 1844 bis 1847 zu Berlin im Miniſterium des Innern, und lebte dann als Privatmann daſelbſt, mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt. Er ſtarb am 26. Mai 1878. — Dramatiker 484 a. 508 a. Novellen 700 b.

Widmann, Joſeph Viktor, geb. 20. Febr. 1842 zu Rennowitz in Mähren, kam frühe nach der Schweiz, ſtud. ſeit 1862 in Heidelberg und Jena Theologie und Philoſophie, wurde 1866 Organiſt und Muſikdirektor in Liestal, 1867 Pfarrhelfer in Frauenfeld und 1868 Direktor der Mädchenſchule in Bern. — Dramatiker 484 a. 519 b.

Widemann, redigiert das „Ausland" 923 b.
Wiedemann, Theodor, Biograph 874 a.
Wieland, Parlamentarischer Redner 954 a.
Wienbarg, Ludolf, Mitglied des jungen Deutschland 6 b. Aesthetische Feldzüge **877 b.** Zur neuen Literatur 877 b. Reisen 886 a.
Wiese, B. v., Roman 696 a.
Wiese, L. = Langewiesche.
Wiese, Sigmund, Preußischer Dichter, Dramen **479 a.** 481 b. 482 a. 505 a. 516 b. 518 a. b. Roman 693 b.
Wießner, Amadeus, Märchen 702 b.
Wietersheim, Eduard von, geb. 10. Septbr. 1787 in Zerbst, stud. von 1804—1807 in Leipzig die Rechte, wurde 1812 Hof- und Justizrath bei der Landesregierung, nahm 1814 an dem Feldzuge in den Niederlanden Theil, wurde 1827 Kreishauptmann, 1831 Präsident der Landesdirektion, 1840 Minister für Kultus und Unterricht, trat 1848 zurück und blieb Vorstand der kgl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. 1853 trat er in den Ruhestand und starb am 16. April 1865. — Historiker 861 b.
Wigand, Paul, Hessischer Dichter 22 b. Idyllen **370 a.**
Wihl, Ludwig, Niederrheinischer Dichter 24 b. Jüdischer Dichter **57 b**; liefert Beiträge zu Chamissos Musenalmanach 5 a. Lyrische Gedichte 57 b. Gaselen 15 a.
Wilbrandt, Adolf. geb. 24. Aug. 1837 in Rostock, stud. daselbst erst die Rechte, dann Philosophie und Geschichte und setzte diese Studien in Berlin und München fort. Nach seiner Promotion beschäftigte er sich ausschließlich schriftstellerisch und lebt seit 1871 in Wien. — Heinrich von Kleist 877 a.
Wildgruber, Adolf, Tiroler Dichter 34 a. Religiöse Gedichte **68 b.**
Wildenhahn, Carl August, Sächsischer Dichter, Roman **674 b.** Dorfgeschichten 689 a.
Wildermuth geb. Rooschütz, Ottilie, Schwäbische Dichterin 31 b. Romane **695 a.** Novellen 695 a. 699 a.
Wilhelmi, Alexander = Zechmeister.
Willatzen, P. J., Uebersetzer 489 a. Epiker und Lyriker **373 b.**
Willkomm, Ernst, Lausitzer Dichter 743 a. Leben **743 a**; wirkte im Sinne des jungen Deutschland 7 a. Dramen 500 a. 511 a. Roman 668 a. 673 b. 676 b. 677 b. 678 a. 679 a. 682 b. 683 b. 686 a. Charakteristik 744 a. Julius Kühn 744 a. Die Europamüden 744 a. Lord Byron 744 a. Eisen, Gold und Geist 744 a. Wallenstein 744 a. Weiße Sklaven 744 a. Die Nachtmahlsfeier in Rom 744 b. Die Familie Ammer 744 b. Rheder und Matrose 744 b. Banco 744 b. Dichter und Apostel 745 a. Männer der That 745 a. Andere Romane 745 a. Märchen 702.
Wilson, A. K. de, Polnischer Dichter 44 a. Lyrische Gedichte 44 a. Erzählungen 371 b.
Winkelmann, Fr., Historiker 864 a.
Winterfeld, Adolf W. E. von, geb. 9. Dezbr. 1824 in Alt-Ruppin, in Kadettenhäusern erzogen, trat 1843 in das preußische Heer, nahm 1853 seine Entlassung und lebt seitdem in Berlin als Schriftsteller. Im Jahre 1861 wurde er zum kgl. Kammerherrn ernannt. — Uebersetzer 10 b. Soldat 685 b. Soldatengeschichten 685 b. Komischer Roman 686 b. 696 b.
Winterfeld, Karl Georg August, Kunstgeschichte **879 b.**
Wirth, Ferdinand, Episches Gedicht 357 b.
Wirth, Georg August, Leben **954 b.** Selbstbiographie 863 a. 880 b. Journalist 931 b. 932 b. Die politische Reform Deutschlands 955 a. Die Rechte des deutschen Volkes 955 b. Geschichte der Deutschen 863 a. Geschichte der deutschen Staaten 863 a. 864 b.
Wirth, Max Wilhelm Gottlob, Nationalökonom **933 b.**
Wittich, Uebersetzer 10 a.
Wittorf, Andreas Wilhelm von, Livländischer Dichter **40 b.**
Witzleben, Ferdinand August. Militairischer Schriftsteller 929 a.
Wodomerius, Fr. = Heringen.
Wohlgemuth, Justus Albert, Buchhändler. Gedichte **52 a.**
Wohlmuth, Leonhard, Bayrischer Dichter **33 a.** Lyrische Gedichte 33 a. Episches 33 a. 371 b. Dramen 482 b. 508 b. 513 b. 516 b. 519 b. 521 b.
Wolf, Ferdinand, Studien zur Spanischen und Portugiesischen Nationalliteratur **878 a.** 927 a.
Wolf, Johann Wilhelm, Pseudonym **Johann Laicus**, geb. am 23. April 1817 in Köln, Kaufmann, entzog sich seinem Berufe durch die Flucht nach Brüssel, siedelte 1847 nach Darmstadt und später zu seiner Schwiegermutter, der Dichterin Louise von Plönnies nach Jugenheim über. Seit 1854 kränkelnd, starb er 28/29. Juni 1855 in Hofheim. — Märchen 702 a. Sagen 703 a.
Wolf, Rudolf, Biographie 881 a.
Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, Holsteinischer Dichter 20 a. Uebersetzer 10 b. Jüdischer Dichter **51 b.** Improvisator 51 b. Lyrische Gedichte 51 b. Epische Dichtungen 51 b. 362 a. Drama 513 b. Roman 51 b. 678 b. Novellen und Erzählungen 51 b. Märchen 702 a. Literarhistorische Schriften 51 b. Geschichte des Romans 871 b.
Wolff, Philipp Heinrich, geb. 2. Mai 1813 zu Berlin, stud. von 1832 bis 1836 in Berlin und Bonn Medizin und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. — Dramatiker 481 a. 502 a.
Wolfsohn, Wilhelm, Russischer Dramatiker **521 a.**
Wallheim da Fonseca, A. E., Hanseatischer Dichter 19 a. Drama 516 b. 518 b. 521 b.
Worosdaw, v. = Klencke, Hermann.
Wulff, Friedrich Wilibald, Hanseatischer Dichter **19 b.** Mitglied der junggermanischen Schule 8 b. Lyrische Gedichte 19 b. Romane und Novellen 19 b.
Wulff, Wilhelm Wilibald, Vater des Vorigen, geb. am 6. Novbr. 1807 in Hamburg, trat mit 16 Jahren als Lehrling in ein Handelshaus, 1830 aber als Beamter in die Dienste des Staats. 1868 trat er in den Ruhestand und lebt jetzt in Schleswig. — Lyriker 19 b.
Wupperthaler Dichter 4 a. 44 a.
Würdig, Louis, Dorfgeschichten 688 b.
Würtemberg, Alexander Graf von, Schwäbischer Dichter 31 b. Leben **123 a.** Soldat 49 b. Lyrische Gedichte 123 b. Liefert Beiträge zu Chamissos Musenalmanach 5 a.
Würtemberg, Wilhelm Friedrich Paul Herzog von, Reisen **884 a.**
Wurzbach, Edler von Tannenberg, Constantin, Krainischer Dichter 37 a. Mitglied des Wiener Vereins 4 b. Soldat 55 b. Lyrische Gedichte 37 a. Epische Dichtungen **362 a.** 372 b. Schillerbuch 877 a.
Wuttke, Mitglied der junggermanischen Schule 8 b.
Xylander, Joseph Karl August, Ritter von, Albanesisches **927 a.** Schreibt über Militärwissenschaft 929 a.
Zachariä, Heinrich Albert, Staatsrecht **929 b.**
Zander, Adolf, Sächsischer Lyriker 28 a.
Zarncke, Friedrich, redigiert das „Literarische Centralblatt" 923 b. Germanist **926 b.**
Zechmeister, Alexander Victor, Ungarischer Dichter 44 a. Dramen **524 a.**
Zeise, Karl Heinrich Theodor, Holsteinischer Dichter 20 a. Leben **245 a.** Fabrikant 54 a. Politische Gedichte 45 a. Lyrische Gedichte 245 a.
Zeising Adolf, geb. 24. Septbr. 1810 zu Ballenstedt am Harz, stud. in Halle und Berlin, war dann Gymnasiallehrer in Bernburg, 1848 Mitglied des Landtags, trat 1853 in Pension, um in Leipzig und seit 1856 in München als Schriftsteller zu wirken. Er starb daselbst am 27. April 1876. — Roman 677 b. 682 b. 696 b. Aesthetik 922 a. Politische Gedichte unter dem Pseud. **Richard Morning** 46 b.
Zeitschriften 923 a.
Zeitungen, politische 931 b.
Zeller, geb. v. Elsner, Cäcilie, Lyrische Gedichte und poetische Aufsätze **62 a.**
Zeller, Eduard, Philosophischer Schriftsteller **920 b.**
Zetter, Johann Georg, Elsässer Dichter, lyrische Gedichte **41 b.** Sagen 41 b. 372 a.
Zeuß, J. Kaspar, Celtisches **927 b.**
Ziegler, Karl, Oestreichischer Dichter. Lyrische Gedichte **38 a.**
Ziehen, Eduard Aug. Phil., geb. 29. Oktbr. 1819 zu Tostedt im Hannöverschen, stud. seit 1840 in Göttingen, Bonn und abermals in Göttingen neuere Sprachen, gieng dann als Privatlehrer nach Frankfurt a. M., wo er seit 1848 ausschließlich als Schriftsteller wirkt. — Epiker 363 a.
Zimmermann, F. = Vollmer.
Zimmermann, Robert, geb. 2. Novbr. 1824 in Prag, stud. daselbst und in Wien Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, wurde 1849 Privatdozent der Philosophie in Wien, 1850 Professor in Olmütz, 1852 in Prag und 1861 in Wien. — Aesthetik 922 b.
Zimmermann, Wilhelm, Schwäbischer Dichter **31 b.** Lyrische Gedichte 32 b. Politische Gedichte 32 a. 45 b. Fabeln 32 a. 371 a. Balladen 31 a. 372 b. Drama 498 a. Geschichte des Bauernkriegs 864 a. Fortsetzung von Wirths Geschichte der Deutschen 863 a. 864 a.
Zingerle, Ignaz Vincenz, Tiroler Dichter **35 a.** Uebersetzer 11. Lyrische Dichtungen 35 b. Sagen 35 b. Balladen 35 b. Märchen 702 b. Historisch-literarische Schriften 35 b.
Zingerle, Pius, Tiroler Dichter 33 b Note. **35 a.** Uebersetzer 35 a. Lyrische Gedichte 35 a. Balladen 372 b. Märchen 702 b.
Zinkeisen, Johann Wilhelm, Historiker **866 a. b.**
Zirndorf, Heinrich, geb. 7. Mai 1829 zu Fürth in Bayern

von jüdischen Eltern, anfangs Kaufmann, stud. dann bis 1855 in München, wurde darauf Lehrer in Wien, 1857 Prediger und Direktor der Schule in einer israelitischen Gemeinde Oberungarns, lebte seit 1858 auf Reisen und in Frankfurt a. M., von 1860 bis 1873 als Erzieher in England, war dann Direktor des jüdischen Lehrerseminars in Münster, gab aber 1876 plötzlich diese Stellung auf und soll nach Amerika gegangen sein. — Thüringischer Dichter 58b. Gedichte 58b. Drama 484a.

Zitz, Kathinka, geb. Hallein, geb. am 4. Novbr. 1801 in Mainz, nahm nach dem Tode ihrer Mutter eine Stelle als Erzieherin in Darmstadt an, wurde 1827 Vorsteherin eines Erziehungsinstituts zu Kaiserslautern, kehrte 1828 nach Mainz zurück, wo sie sich mit dem Advokaten Franz Zitz verheiratete. Dieser verließ nach zwei Jahren seine Gattin, welche ihren Wohnsitz in Mainz beibehielt und dort am 8. März 1877 starb. Sie war seit ihrem 13. Jahre als Schriftstellerin thätig. — Mittelrheinische Dichterin 30b. Lyrische Dichtungen 61a. Politische Gedichte 61b. Novellen 709b

Zuccalmaglio, A. Wilhelm, Niederrheinischer Dichter 24a; macht sich um das Volkslied verdient 372a. Uebersetzer 372a. Epische Dichtungen 372a.

Zumbroof, Ferdinand, geb. am 16. Juni 1816 zu Münster in Westfalen, lebt daselbst als Privatmann. — Westfälischer Dichter 22b; dichtet im Dialekt des Münsterlandes 65a.

Zwangsohn, Jakob = Langenschwarz.

Zwierlein, s. Stolterfoth.

Die

Götter und Heroen

des classischen Alterthums.

Populäre Mythologie

der Griechen und Römer.

Von

H. W. Stoll,

Professor in Weilburg.

Sechste Auflage.

I. Band: Die Götter.

II. Band: Die Heroen.

Mit 42 Abbildungen nach antiken Kunstwerken.

Preis für beide Bände:

geheftet 4 *M.* 50 Pf., eleg. gebunden 6 *M.*

Die Sagen des classischen Alterthums.

Erzählungen aus der alten Welt

von **H. W. Stoll.**

2 Bände. Mit 90 Abbildungen nach antiken Kunstwerken. Vierte Auflage. Preis für beide Bände: geh. 7 *M.* 20 Pf., elegant gebunden 9 *M.*

Die Meister der griechischen Litteratur.

Eine Uebersicht

der classischen Litteratur der Griechen

für die

reifere Jugend und Freunde des Alterthums.

Von **H. W. Stoll.**

8. 1878. geh. 4 *M.* 20 Pf., eleg. geb. 5 *M.* 40 Pf.

Die Meister der römischen Litteratur.

Eine Uebersicht

der classischen Litteratur der Römer

für die

reifere Jugend und Freunde des Alterthums.

Von **H. W. Stoll.**

1881. 8. geh. 4 *M.* 20 Pf., eleg. geb. 5 *M.* 40 Pf.

Geschichte der Griechen und Römer

in Biographien.

Von **H. W. Stoll.**

I. Band: A. u. d. T.: Die Helden Griechenlands im Krieg und Frieden. Geschichte der Griechen in biographischer Form, für Schulen und die reifere Jugend. Mit einem Titelbild in Stahlstich. 2. Auflage. 8. geh. 4 *M.* 50 Pf., elegant gebunden 5 *M.* 70 Pf.

II. Band: A. u. d. T.: Die Helden Roms im Krieg und Frieden. Geschichte der Römer in biographischer Form, für Schulen und die reifere Jugend. Mit einem Titelbild in Stahlstich. 2. Auflage. 8. geh. 5 *M.* 40 Pf., elegant gebunden 6 *M.* 75 Pf.

Bilder aus dem altgriechischen Leben.

Von **H. W. Stoll.**

Mit Abb. 2. Aufl. 8. 1875. geh. 4 *M.* 50 Pf., eleg. geb. 6 *M.*

Bilder aus dem altrömischen Leben.

Von **H. W. Stoll.**

8. 1877. geh. 5 *M.* 10 Pf., elegant gebunden 6 *M.* 60 Pf.

Cäsar und seine Zeitgenossen.

Eine Betrachtung

der römischen Sitten gegen das Ende der Republik.

Von **S. Delorme.**

Deutsch von Dr. **Eduard Döhler.**

Mit einem Stahlstich.

8. 1873. geh. 3 *M.* 75 Pf., eleg. geb. 5 *M.* 40 Pf.

Cicero und seine Freunde.

Eine Studie

über die römische Gesellschaft zu Cäsars Zeit.

Von **G. Boissier.**

Deutsch von Dr. **Eduard Döhler.**

8. Mit einem Stahlstich.

geh. 4 *M.* 50 Pf., gebunden 6 *M.*

Gaudeamus!

Carmina vagorum selecta

in usum laetitiae.

Editio repetita.

16. eleg. gebunden 1 *M.* 60 Pf.

Ovid's Elegien der Liebe.

Deutsch von Hermann Oelschläger.

Eleg. Miniaturausgabe.

1880. geh. n. 2 *M.* 40 Pf., eleg. geb. 3 *M.* 20 Pf.

Fr. Lübker's

Realexicon

des

classischen Alterthums.

Fünfte verbesserte Auflage,

von Prof. Dr. **Max Erler.**

Mit zahlreichen Abbildungen. Lex.-8.

Preis geheftet 12 *M.*, elegant gebunden 14 *M.*

H. C. Andersen's Märchen

in drei illustrirten Ausgaben.

H. C. Andersen's

sämmtliche Märchen.

Illustrirte Prachtausgabe.

Mit 125 Holzschnitten von E. Kretzschmar nach Originalzeichnungen von V. Pedersen.

12. Auflage. Elegant geb. in engl. Leinwand 6 M. 75 Pf.

H. C. Andersen's

ausgewählte Märchen für die Jugend.

Mit vielen Illustrationen.

Siebzehnte Auflage. 8. Eleg. kartoniert 3 M.

Die schönsten Märchen

von

H. C. Andersen.

Für die Jugend ausgewählt.

Mit vielen Illustrationen.

Wohlfeile Ausgabe. Dritter Abdruck. 8. 1873. kart. 1 M. 50 Pf.

Idunn.

Deutsche Heldensagen,

dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt

von **Karl Heinrich Reck.**

Erster Theil: **Gudrun.** Eleg. kart. 1 M. 60 Pf.

Zweiter Theil: **Die Nibelungensage.** Eleg. kart. 3 M. 75 Pf.

Dritter Theil: **Wieland der Schmied.** Eleg. kart. 1 M. 80 Pf.

Friedrich der Große.

Das Leben und Wirken Friedrichs des Großen, Königs von Preußen,

vornehmlich mit Rücksicht auf die reifere Jugend geschildert von

Carl Weidinger.

Vierte Auflage. Mit 12 Stahlstichen. 8. kartoniert 3 M.

Die Helden

des

deutschen Befreiungskrieges

und dessen Geschichte.

Für die reifere Jugend von

C. Goehring.

Mit 12 Porträts in Holzschnitt. 8. kartoniert 4 M. 50 Pf.

Deutschlands Schlachtfelder

oder

Geschichte sämmtlicher großen Kämpfe der Deutschen

von Hermann dem Cherusker bis auf unsere Zeit.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von **C. Goehring.**

Dritte mit Rücksicht auf die reifere Jugend veränderte und verbesserte Auflage.

Mit Holzschnitten und Stahlstichen. 8. kart. 3 M. 75 Pf.

Andreas Hofer

und

seine Kampfgenossen

oder

die Geschichte Tirols im Jahre 1809.

Für die reifere Jugend

von

Carl Weidinger.

Mit Hofer's Porträt.

Dritte durchges. und vervollständigte Auflage. 8. eleg. kartoniert 3 M.

Sigismund Rüstig

der

Bremer Steuermann.

Ein neuer Robinson nach Capitän Marryat frei für die deutsche Jugend erzählt.

Mit 94 Holzschnitten. Fünfzehnte Auflage. 8. kartoniert 2 M. 40 Pf.

Columbus.

Die Entdeckung Amerika's.

Deutschlands wackerer Jugend erzählt

von

C. Goehring.

Fünfte Auflage.

Mit 13 Stahlstichen und einer Karte von Westindien.

Preis kartoniert 3 M. 75 Pf.

Ulrich von Hutten,

der Streiter für deutsche Freiheit

in seinem Leben und Wirken

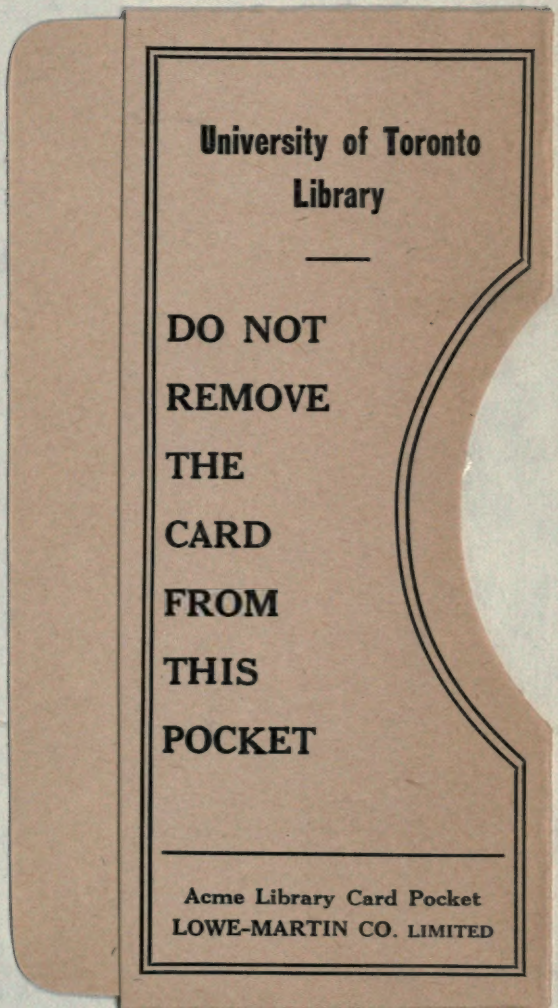
für

das deutsche Volk und die reifere Jugend

dargestellt von

C. Goehring.

Mit 7 Stahlstichen. 8. Preis kart. 3 M. 75 Pf.

528

BINDING SECT. JAN 31 1967